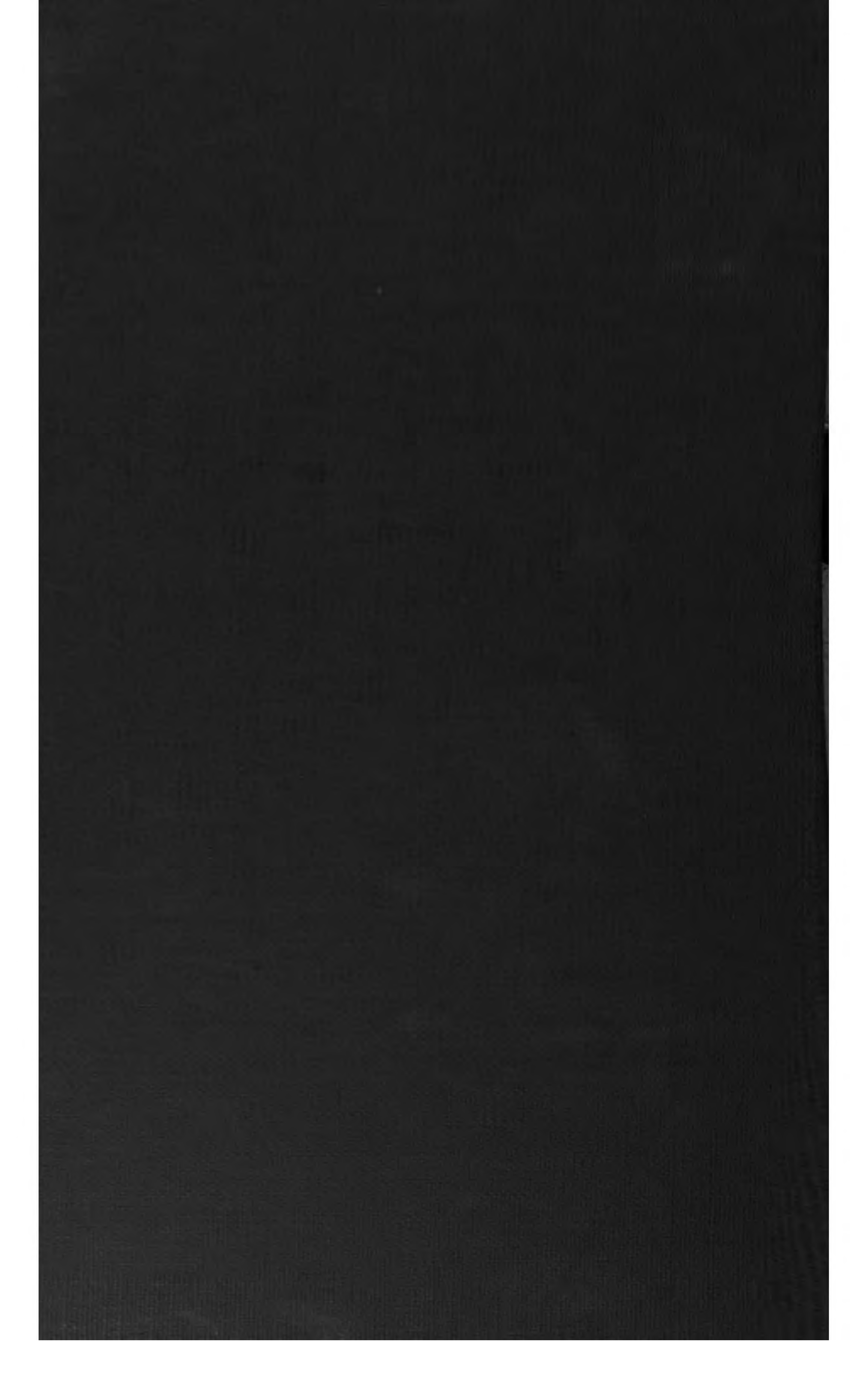


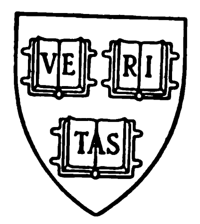
Das litterarische Echo

rster Jahrgang

1898—1899

G-3 (1)
BP 372.4

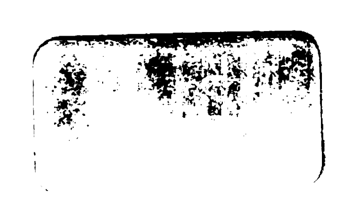
HARVARD UNIVERSITY



LIBRARY OF THE

GERMAN DEPARTMENT

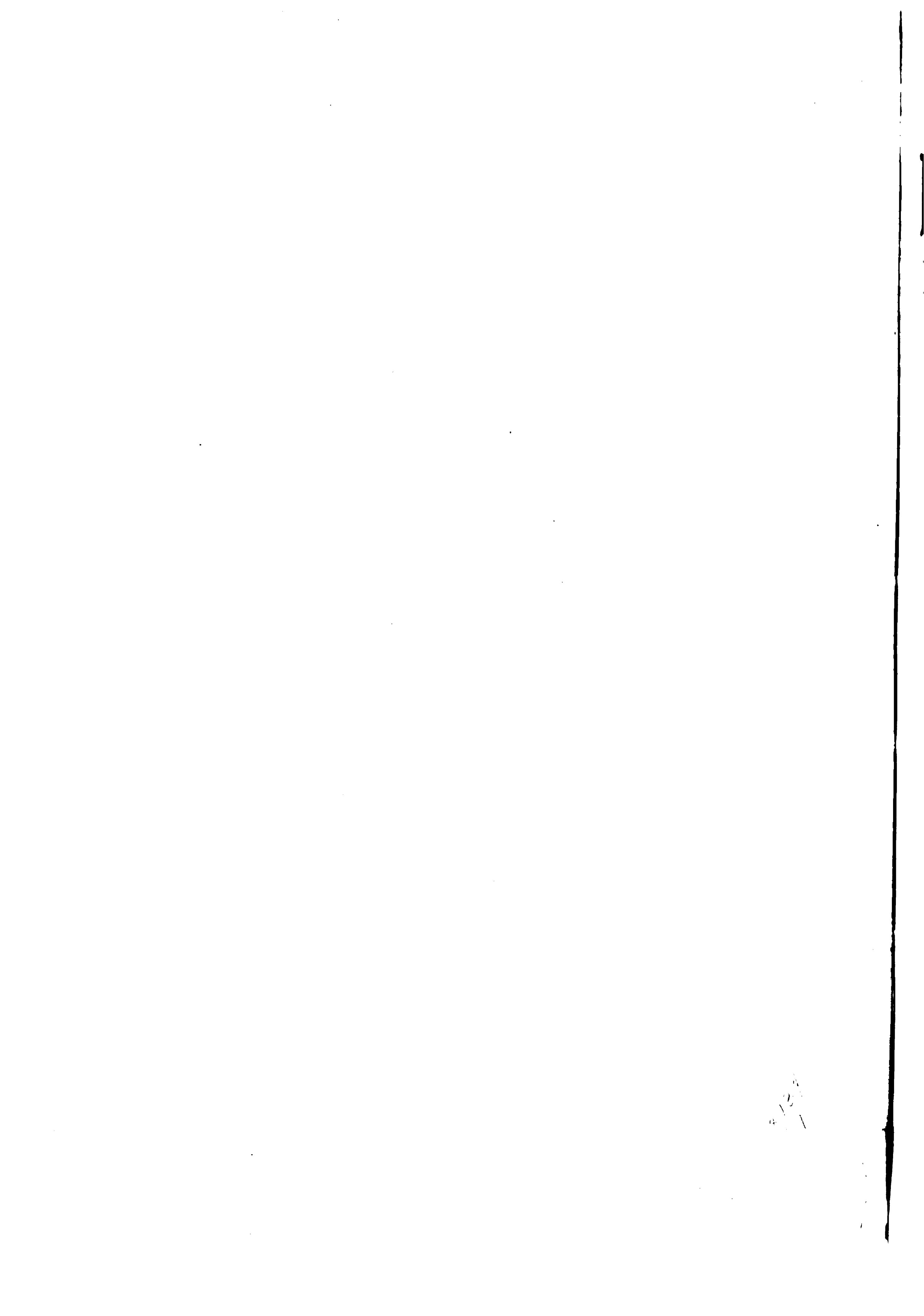
TRANSFERRED
TO
HARVARD COLLEGE
LIBRARY



Das litterarische Echo

ster Jahrgang

1898—1899



Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgegeben
von
Dr. Josef Ettlinger

Erster Jahrgang
Heft 1 bis Heft 24
1898 — 1899



F. Fontane & Co.
Berlin W

BP 372.1 (1)

Inhalts-Verzeichnis

(bearbeitet von Arthur L. Jellinek, Wien).

Vorbemerkung: Die Einteilung der Zeitschrift in feststehende Rubriken, sowie in einen produktiven und einen reproduktiven Teil bedingte eine etwas andere Gruppierung des Registers, als die sonst übliche nach Autoren und Gegenständen. Insbesondere mußte das eigentliche Sachregister notwendig eine Zweiteilung erfahren. In seinem zweiten Teile („Echo der Zeitungen und Zeitschriften") sind vornehmlich die litterarischen Gegenstände berücksichtigt. Nebensächliche Erwähnungen sind außer Acht gelassen. Ausführliche Referate und Rezensionen sind außer unter dem sachlichen Schlagwort auch unter dem Verfasser des betreffenden Buches verzeichnet, z. B. Lees Shaksperebiographie unter „Lee" und „Shakspere". Die unter den Länder- und Städtenamen gebuchten Schlagworte (z. B. Amerika: Roman) gelten nur den allgemeinen Abhandlungen über diesen Gegenstand: einzelne Romanautoren sind unter den jeweiligen Autornamen zu suchen. Außer Betracht blieb im Verzeichnis die Rubrik „Der Büchermarkt", da diese ohnehin schon alphabetisch und nach Gattungen geordnet und daher leicht übersehbar ist.

Autoren-Register.

1. Verfasser der Hauptartikel.

(Einschließlich der Rubriken: „Kurze Berichte", „Erstlingswerke", „Reliquien", „Litteraturbriefe", „Charakteristiken". — Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

Spalte

*Adam, Georg: Das bulgarische Schrifttum . 81—687
Albert, Henri: Französische Zeitromane . . 1516—21
*Alberti, Conrad: Hans Hopfen . . . . . 413—18
— Geschmückte Bücher . . . . 650—51
Arnstein, Philipp: Tennysons Memoiren . 522—523
*Bazan, Emilia Pardo: Spanische Romanschriftsteller . . . . 554—60
Beetschen, Alfred: In Paul Heyses Heim . . 90—93
Berg, Leo: „Eine Lebensgeschichte" von Ernst Thoma . . . . 155—56
— Ein neuer Björnson . . . . . 209—12
— „Vom neuen Weibe" . . . . . 823—24
— Kleists „Amphitryon" . . . . . 988—89
— Zur Bilanz des Jahrhunderts . . . 1210—11
Bettelheim, Anton: Das Grillparzer-Jahrbuch 454—546
*Bienenstein, Karl: Ein berliner Romancier (Theophil Zolling) . . . . 1459—65
*Biese, Alfred: Schleswig-holsteinische Erzähler 266—73
„Bob": Der weiße Esel . . . . 452—54
*Bolza, W.: Konrad Ferdinand Meyer . . 418—22
Bormann, Walter: Zur deutschen Bühnengeschichte . . . . 456—57
— Tiecks Bedeutung als Dramaturg . 1277—78
Bötticher, Georg: An Michel de Montaigne (Gedicht) . . . . 1003—4
Brömse, Heinrich: Eine neue Poetik . . . 753—54
Bunsen, Marie v.: Aus der englischen Bücherwelt . . . . 28—30, 887—92
*Busse, Carl: Anna Ritters Gedichte . . . 154—55
* — Selma Lagerlöf . . . . 273—78
Conrad, Hermann: Murrays Essais . . . . 55—56
— Zur englischen Litteraturgeschichte . . 317—19
Ende, A. v.: Hat Amerika eine nationale Litteratur? . . . . 162—66
— Deutsch-Amerikanische Dichter . . . 997—1003
*Engel, Eduard: John Ruskin . . . . . 549—53
— Zur französischen Litteraturgeschichte . 820—21
*Engelhardt, Alexis v.: Der russische Maupassant 150—54
— Das junge Rußland . . . . . . 1140—46
Ettlinger, Josef: „Marie-Elisa" von Emmy v. Egidy . . . . 156—58
— „Die Alten und die Jungen" von A. Bartels . . . . 752—53
*Ewert, Max: Die Gemeinde Gabelbach . . . 147—50
Fechner, Hanns: Ein paar Fontane-Briefe . 677—78
Feldmann, Sigmund: Pierre Lotis Erstlingsdrama . . . . 287—90
*Flach, Josef: Polnische Erzähler . . . . 93—100
* — Das polnische Drama . . . . . . 1190—95
Fontane, Theodor: An Klaus Groth. Gedicht . 1201—2
*Forke, A.: Blüten chinesischer Dichtung . . 814—18
Fränkel, Ludwig: Der Dichter Uhland . . 1150—51
*Frapan, Ilse: „Auf Leben und Tod" von Hermann Stehr . . . . 489—91
Fred, W.: Physiologie und Dichtung . . . 755—56
*Freiligrath-Kroeker, Käthe: George Meredith 1523—28
Frenzel, Karl: Ein Lobgesang auf die Mosel 428—32
Freytag, Gustav: Meine Verse. (Aus dem ungedruckten Nachlaß) . . . . . . 678—81
Fulda, Ludwig: Theodor Fontane (Gedicht) . . 208
Gaedertz, Karl Theodor: Geibel und Holtei 1202—5
Gagliardi, Ernesto: Italienische Bücher . . 422—26
— Ein illustriertes Dante-Werk . . . 651—52
Garr, Max: Hoffmann als Musikschriftsteller 1533—34
Geiger, Albert: Dänische Novellistik . . . 364—69
* — Das badner Land . . . . 869—79
Geiger, Ludwig: Gottschalls Erinnerungen . 670—73
* — Francisque Sarcey . . . . 1133—38
Gemmel, Ludwig: Memoiren und Briefwechsel 612—18
Glücksmann, Heinrich: Aus der ungarischen Litteratur . . . . 1268—75
* — Adolf Pichler . . . . 1466—70
Gottschall, Rudolf v.: Ueber litterarische Bildung 2—6
*Guglia, Eugen: Gabriele d'Annunzio . . . 84—90
*Gystrow, Ernst: Max Kretzer . . . . . 738—44
Hähnel, Franziskus: Oeffentliche Lesehallen 735—38
Hanstein, Adalbert v.: Vom deutschen Volkscharakter . . . . 1147—49
Hart, Heinrich: „Filippo Lippi" von Eberhard König . . . . 491—92
Hart, Julius: Hauptmanns jüngstes Bühnenwerk . . . . 283—87
— Buddhistische Lyrik . . . . . . 1010—12
*Hegeler, Wilhelm: Max Halbe . . . . . 212—17
*Heilborn, Ernst: Malvida von Meysenbug . 1004—8
Herold, Theodor: Katholizismus und dichterisches Schaffen . . . . 1531—33
*Hildebrandt, Hart: Schwedische Litteratur . 744—51
Jacobs, Dr. Monty: Zur Litteraturgeschichte der jüngsten Dichtung . . . . . 1253—59
Kaupo, Reinhold: Die lettische Litteratur . 1329—32
Kellen, Tony: Luxemburgisches . . . . . 1327—29

Spalte

Kilian, Eugen: Kleist und Oesterreich . . . 356—57
Kirchbach, Wolfgang: Ein neues Schillerbuch 53—55
— Zur Geschichte des deutschen Romans 1275—76
Krauß, Rudolf: Die Schwaben im Winkel . 138-47
— Neue schwäbische Litteratur . . . . 712—14
*Kretzer, Max: Vom Familienblatt-Roman . 977—79
*Lange, Edmund: Von der pommerschen Waterkant' 1061—71
Lemmermayer, Fritz: Die neue Anzengruber-Ausgabe . . . . 122—23
— Aus Friedrich Hebbels Frühzeit . . 1071—76
Leist, Arthur: Die georgische Dichtung 1521—23, 1530—31
Lienhard, Fritz: Zukunftsland 893-94
Lindenberg, Paul: Neue Reisewerke . . . 1125-28
Macris, Constantin: Die moderne griechische Litteratur . . . . 486—89
Mahn, Paul: Zur Hauptmann-Litteratur . 121—22
Mahrenholtz, Rich.: Vom französischen Theater 754—55
*Martens, Kurt: Ernst von Wolzogen . . 1263—68
Marti, Fritz: Neue schweizerische Litteratur . . 25—28
— Ein schweizerischer Klassiker . . . . 361—62
Mauthner, Fritz: Götterdämmerung . . . 225—28
— Die Allerjüngsten und ihre Artistenlyrik 493-96, 560—64
Mayr, M.: Neue französische Belletristik . 217—22
* — Zwei französische Schweizer . . . . 673—77
*Mensch, Ella: Das Großherzogtum Hessen . 1509—16
*Messer, Max: Wilhelm Hegeler . . . . . 1129—32
Meyer, Erich: Viktor Hugos Briefwechsel . 123-24
— Vom historischen Roman . . . . . 316—17
* — Huysmans . . . . 1205—10
Meyer, Richard M.: Goethe-Schriften 410—13, 942—47, 1403—19
Mielke, Hellmuth: Neues von Shakspere . . 388—44
*Minde-Pouet, Georg: Auch ein Kleist-Denkmal 1244—46
*Mont, Pol de: Frederik van Eeden . . . 1322—27
Mörike, Eduard: Ungedruckte Gelegenheitsverse 23—25
Moszkowski, Alexander: Das Plagiat in der Litteratur . . . . 1014—18
*Muncker, Franz: Eine neue Litteraturgeschichte 314—16
Necker, Moritz: Das Buch von der Kaiserin. 520—21
*Oppeln-Bronikowski, Fr. von: Maurice Maeterlinck . . . . 479—86
Osborn, Max: Der Goethe-Tag in Weimar 1183—84
*Paetow, Walter: Dem Andenken Theodor Fontanes . . . . 73—77
Parlow, Hans: Spanische Litteraturzustände 1145—56
Peschel, Emil: Eine Arndt-Biographie . . 751—52
Peschkau, Emil: Spielhagen und die moderne Frau . . . . 344—48
Raché, Paul: Neue holländische Litteratur . 278—83
Reinholdt, Alexander von: Zur neuesten russischen Litteratur . . . . 1012—14
Remer, Paul: Die Mecklenburger . . . . 1317—22
*Ruhemann, Alfred: Belgische Prosa-Litteratur 805—11
*Rullmann, Wilhelm: Der Dichter des Lehrerstandes . . . . 1008—10
Samosch, Siegfried: Ein spanisches Nationaldrama . . . . 56—57
* — Neues von Mark Twain . . . . . 1107—9
Schaumburg, Wolfgang: Australische Litteratur 166—67
Scheurlen, Paul: Ein religiöser Roman . . 427—28
*Schirmacher, Käthe: Französische Schriftstellerinnen . . . . 933—42
Schlaf, Johannes: Adalbert Stifter . . . . 30—35
Schlossar, Anton: Deutsch-Oesterreichs Litteraturanteil . . . . 821—23
— Ein neuer Band Goedeke . . . . . 1470—72
*Schmidt, Erich: Cyrano de Bergerac . 6—12, 77—84
*Schott, Sigmund, Carl Spitteler . . . . 348—53
— Die Frankfurter Goethe-Feier . . . 1567—69
Schrattenthal, Karl: Ein siebenbürgischer Poet 1211—12
Schröder, L. von: Was ist uns Indien? . 1335—38
Seidl, Arthur: Neuere Nietzsche-Litteratur . 1195—1
*Seliger, Paul: Neues von Theodor Körner 357—61
Servaes, Franz: „Die drei Reiherfedern" . 618—21
Sittenberger, Hans: Das historische Drama und seine Stellung in der Gegenwart. 167—74
— Wiener Dramatiker . . . . 474—79

Spalte

Sittenberger, Hans: „Familie Wawroch" von Franz Adamus . . . . . . 1081—83
Sommer, Martha: Aus der norwegischen Belletristik . . . . 947—51
*Stern, Adolf: Friedrich Spielhagen . . . 606—12
— Gutzkows dramatische Entwürfe. . . 819—20
Stilgebauer, Edward: Ein Dichter der Nacht 1084—85
*Stock, Franz: Die Flatey-Handschrift . . 1259—63
Susan, C. V.: Isländische Dichter . . . . 36—39
— Der heimkehrende Gatte 1472-74
Trojan, Johannes: Eine Kinkel-Erinnerung 824—28
*Weitbrecht, Carl: Wilhelm Jordan . . . 541—49
Weltrich, Richard: Eine Jugendarbeit Schillers? . . . . 1409—14
Wiener, Oskar: Neutschechische Litteratur . 362—63
* — Jaroslav Vrchlicky . . . . 803—5
Wilamowitz-Moellendorf, U. von: Ueber die Aufführbarkeit der aristophanischen Komödie . . . . 538—41
*Wille, Dr. Bruno: Ein mystisches Brevier 895-96
*Wohlbrück, Olga: Alexander Puschkin . . 1077—81
*Wolff, Eugen: Klaus Groth im Wandel der Zeiten . . . . 879—87
Wolff, Walter: Moderne religiöse Litteratur . 100—6
Wunderlich, Prof. Dr. Hermann: Deutsche Redekunst im Jahre 48 . . . . . . 202—8
— Bismarck als Schriftsteller . . . . 797—803
*Zobeltitz, Fedor v.: Ein deutscher Romandichter (Th. Hermann Pantenius) . . . . 12—15

2. Verfasser der Besprechungen.

Alberti, Conrad . . . . 310—21
Andreas-Salomé, Lou . . . 189, 195, 248, 255, 461
Arnstein, Philipp 192
Beetschen, Alfred . . . . 526—27, 1364
Benkard, Christian 591
Benzmann, Hans 191, 253, 526, 785, 1049—51, 1498
Berg, Leo . . . . 62, 464, 593—94
Berger, Karl . . . . 982—83, 1360—61
Bertz, Eduard . . . . . . 659—60, 983—84
Bethge, Hans . . . . 1177—78
Beyer, M. 529
Bienenstein, Karl . . . . 393—94
Bittrich, Max . . . . . . 190, 321—22, 1044
Blennerhasset, Lady 857
Bolza, W. . . . . 782—83
Breuning, E. 327, 783
Brömse, Heinrich . . . . 251, 391—92
Busse, Carl 64, 397—98, 462, 858, 1363—64, 1497—98
Carsten, Fritz 253, 394—95, 658—59, 780—81, 1238—39, 1562—63
Conrad, Hermann 128
Conrad, M. G. . . . . 924-25, 1558—59
Dexter, Ludwig 322
Dickinson-Wildberg, B. 256, 661
Doenges, Willy 1363
Eckart, Rudolf . . . . 193, 195, 255, 528, 1243—44
Edgar, Jan . . . . 1113—14
Engel, Eduard . . . . . . 326, 390—91, 1435—36
Ertl, Emil . . . . 460—61, 714, 1110—11
Eschen, E. 1114
Ettlinger, Josef 64—65, 124—125, 131—32, 326—27, 525—26, 653—54, 661, 821—22, 1181—82, 1235—37, 1496
Ewert, Max 395—96, 719—20, 1178—79, 1563—64
Fischer, Rudolf 396
Flach, J. . . . . 592—93
Flachs, Adolf . . . . 461—62
Floß, E. 398
Fred, W. . . . . 1304—5
Freiligrath-Kroeker, Käthe 982
Freund, Erich . . . . 720—21
Gaedertz, Karl Theodor 250, 860
Gagliardi, E. . . . . 984—85
Garr, Max . . . . 981—82
Geiger, Albert . . . . 61, 194, 783—85
Goldschmidt, Arthur . . . . 392—93, 590
Grazie, M. E. delle . . . . 1179—80

Spalte

Greif, Martin 65, 125, 193, 325, 856
Greiner, Leo . . . . 1559—60
Gystrow, Ernst . . . 247, 258—59, 524—25, 656
Häfker, H. . . . . 1174—75
Hähnel, Franziskus 129, 397, 1365
Heilborn, Ernst . . . . 57—59, 1436—37
Heitmüller, Franz Ferdinand 60
Hermann, Max 719
Herzog, Rudolf . . . . 191, 714—15
Höber, Eduard 129—30, 715—16, 1112—13, 1173
1565—67
Hoffmann, Nina 458
Holm, Kurt . . . . 1240—42, 1302—4
Holzamer, Wilhelm . . . . 656, 1045—46
Holzhausen, Paul . . . . . 327—28, 594—95, 1368
Houben, Heinrich H. . . . . 717, 1560—61
Jacobowski, Ludwig . . 59—60, 858—59, 1178, 1564
Jellinek, Arthur L. 528, 1242
Kalbeck, Max . . . . 254—55
Keyserlingk, J. von 325
Kiesgen, Laurenz 593
Kilian, Eugen . . . . 1365—66
Klein, Franz R. . . . . 660—61
Koepp, Laura 1367
Kossak, M. . . . . 781, 1237—38
Krack, Otto 63, 250
Kraus, Otto 63
Krauß, Rudolf . . . . 712—13
Krüger, Hermann Anders 980, 1046—48, 1109, 1234—35
Kupffer, Elisar von 1049
Lange, Edmund 1051
Lederer, Siegfried 529
Lee, Heinrich . . . . 130—31
Lemmermayer, Fritz . . . . 1042—44, 1360
Lienhard, Fritz . . . . 657—58, 1179
Lier, Leonhard . . . . 253, 1499—1500
Linden, A. v. d. 782, 922
Lorenz, Karl . . . . 1180—81
Martens, Kurt . . . . 854—55, 1109—10, 1496—97
Maync, Harry . . . . 1437—38
Mehring, Sigmar . . 254, 527—28, 658, 1181, 1499
Mendheim, Max . . . . 1111—12
Mensch, Ella . . . . . . 252, 716—17, 1564—65
Moest, Friedrich 659
Morris, Max . . . . 823—24
Nagel v. Brawe, Hans . . . . 1361—62
Oppeln-Bronikowski, Fr. v. 128, 655, 1560
Osborn, Max . . . . 462—63, 1432—34
Petsch, Robert . . . . 1500—1
Presber, Rudolf . . 62—63, 247—48, 661, 717—18
Quenzel, Karl 1367
Reichel, Eugen . . . . . . 125, 190, 782, 1359—60
Rilke, Rainer Maria . . . . 1364—65
Rückner, Hermann 126
Schaukal, Richard 1111
Schirmacher, K. . . . . 1367—68
Schlaf, Johannes . . . . 591—92
Schlossar, Anton . . . . 1242—43
Schoener, Reinhold 1502
Scholz, Wilhelm von . 250, 463, 718—19, 1305—6
Schott, Sigmund . . . . 323—24, 1308—9
Schrattenthal, K. . . . . 785—86
Schroeter, Adalbert 394
Seliger, Paul 325—26, 465, 589—90, 925, 1438—39
Semerau, Alfred 1237
Sittenberger, Hans . . . . . . 822—23, 856—57
Sosnosky, Theodor von 60—61, 126, 980—81, 1048
Stein, Philipp . . . . 1434—35
Steinhausen, Georg 984
Stern, Adolf 1046
Stilgebauer, Edward 192
Storck, Karl . . . . 65—66
Susan, C. B. 1438
Taft, Hans 530
Uhle, M. . . . . 396—97, 590—91, 1438
Urban, Erich . . . . . 523—24, 655—56, 1310
Waldberg, Max von . . . . 129, 859—60
Walter, M. . . . . 786, 1306—7
Weiß-Schrattenthal, K. . . . . 398—99

Spalte

Weitbrecht, Richard . . . . . . 389—90, 1175—77
Wengraf, Richard . . . . 820—21, 1174
Werner, Richard Maria 319—20, 459, 855—56, 1239—40
Wilhelm, Paul . . . . 1048—49
Wille, Bruno . . . . 1309—10
Winkler, Paula . . . . 1044—45
Wohlbrück, Olga . . . 324, 459—60, 856, 1173—74
Wolff, Walter . . 463—64, 657, 1051—52, 1307—8
Wychgram, Jakob . . . . 1366—67
Zieler, Gustav 127, 249, 392, 780
Zweig, Stephan . . . . 1498—99

3. Echo der Zeitungen und Zeitschriften.

Adam, Georg: Echo der bulgarischen Zeitschriften 50, 387—88, 976—77
— Echo der kleinrussischen Zeitschriften 48, 388, 852—53, 1172
— Echo der rumänischen Zeitschriften 50, 712, 1232
— Echo der serbischen Zeitschriften . . . 1431—32
Albert, Henri: Echo der französischen Zeitschriften 116—18, 970—72, 1101—3, 1024—26, 1491—92
Bark, Ernst: Echo der spanischen Zeitschriften 119—20
Bie, Oskar: Echo der Kunst-Zeitschriften 442—43, 578—79, 704—5, 844—46, 1030—31, 1162—64, 1423—25
Bolza, W.: Auszüge aus deutsch-schweizerischen Zeitungen . . . . . 957—58, 1540—41
— Echo der Zeitschriften der deutschen Schweiz 640—41, 970
Candide: Echo der französischen Zeitschriften 308—9, 445—48, 581—83, 707—9, 847—48
Dekking, Henri: Echo der holländischen Zeitschriften . . . . 120—21
Ende, A. v.: Echo nordamerikan. Zeitschriften 52—53, 188, 313—14, 519—20, 648—49, 853—54, 1040—42, 1232—34, 1358—59, 1557—58
Engelhardt, Alexis von: Echo der russischen Zeitschriften 47—48, 244—45, 384—86, 516—17, 777—79, 917—19, 1231—32, 1429—30
Ettlinger, Josef: Auszüge aus deutschen Zeitungen Heft 1—24
— Echo der deutschen Zeitschriften Heft 1—24
Flach, Josef: Echo der polnischen Zeitschriften 49—50, 183—84, 311—13, 517—18, 647—48, 739—80, 919—20, 1036—37, 1170—71, 1355—57, 1556—57
Gagliardi, Ernesto: Echo der italienischen Zeitschriften . . . . . 118—19, 242—43
Glücksmann, Heinrich: Echo der ungarischen Zeitschriften 239—41, 512—13, 643—44, 973—75, 1100—1, 1351—53
Grun, James: Echo der englischen Zeitschriften 115—16, 241—42, 382—83, 513—14, 645—46
Hildebrandt, H.: Echo der schwedischen Zeitschriften 184—85
— Echo der isländischen Zeitschriften . . . 1169
Hößlin, J. K. von: Echo der griechischen Zeitschriften . . . . 519—20
Jellinek, Arthur L.: Auszüge aus österreichischen Zeitungen. Heft 4—24
— Echo der österreichischen Zeitschriften Heft 4—24
— Echo der wissenschaftlichen Zeitschriften 908—10, 1289—91
Kaupo, Reinhold: Echo der lettischen Zeitschriften 451—52, 851—52, 1230
Kraus, Ernst: Echo der tschechischen Zeitschriften 386—87, 587—88, 711—12, 1037—39, 1495—96
Kraus, Otto: Echo der serbischen und kroatischen Zeitschriften 50—51, 388, 588—89, 850—51, 975—76, 1171—72
Leist, Arthur: Echo der georgischen Zeitschriften 1106—7
Nooten, E. van: Echo der holländischen Zeitschriften . 448—49, 584—85, 710, 849—50
Olaf: Echo der norwegischen Zeitschriften 185—86, 310—11, 585—86, 775—77, 1035—36, 1167—69, 1298, 1494—95
Onbekend, P.: Echo aus holländischen Zeitschriften 972—73, 126—27, 1428—29

Spalte

Ruhemann, Alfred: Echo der belgischen Zeitschriften 187—88, 447—48, 709—10, 1300—2
Sanders van Loo, A. W.: Echo der holländischen Zeitschriften . . . . 243—44
Schleinitz, O. von: Echo der englischen Zeitschriften 772—74, 914—15, 1032—34, 1165—66, 1294—96, 1427—82, 1551—52
Schoener, Reinhold: Echo der italienischen Zeitschriften 383—84, 515—16, 641—43, 774—75, 916—17, 1103—4, 1227—29, 1353—55, 1552—54
Seidl, Arthur: Echo der Musik-Zeitschriften 508—10, 637—38, 768—70, 911—13, 1096—98, 1291—93, 1487—89
Stegemann, Hermann: Echo der Zeitschriften der deutschen Schweiz 46
Stilgebauer, Edward: Echo der Zeitschriften der französischen Schweiz 46, 307—8, 583, 848—49, 1039, 1299—1300
Styrebjörn: Echo der dänischen Zeitschriften 186—87, 587, 777, 1105, 1229, 1357, 1554—55
Suomi: Echo der finischen Zeitschriften 450—51, 1229—30, 1357—58, 1555
Thjelvar: Echo der schwedischen Zeitschriften 449—50, 646—47, 1034—35, 1166—67, 1296—98, 1493—94
Ungern-Sternberg, Ernst von: Echo der spanischen Zeitschriften 309—10, 583—84, 1039—40, 1355
Valfyr: Echo der isländischen Zeitschriften . . 1299
Wiener, Otto: Echo der tschechischen Zeitschriften 52, 285

4. Verfasser der Bühnenberichte.

Albert, Henri: Pariser Bühnenbericht . . . 1118—19
Bolza, W.: Züricher Bühnenbericht . . . 990—91
Carsten, Fritz: Berliner Bühnenbericht . . 788—89
Conrat, A.: Amsterdamer Bühnenbericht . . . 990
Doenges, Willy: Dresdner Bühnenbericht 329, 926—27
Ettlinger, Josef: BerlinerBühnenbericht 66, 132, 195—96, 399, 595
Faber, L.: Breslauer Bühnenbericht 862
Fastenrath, Johannes: Kölner Bühnenbericht . . 401
Flach, Josef: Krakauer Bühnenbericht . . . . 789—90
Gittermann, Wilhelm: Odessaer Bühnenbericht 1311—12
Greiner, Leo: Münchner Bühnenbericht 1115, 1310—11, 1669—70
Gystrow, Ernst: Leipziger Bühnenbericht 401
Haberfeld, H.: Breslauer Bühnenbericht . . 465—66
Hartwig, Paul: Berliner Bühnenbericht . . 860—61
Heer, J. C.: Züricher Bühnenbericht . . . 402—403
Jellinek, Arthur L.: Wiener Bühnenbericht 196—97, 259, 330—31, 466, 596—97, 724—25, 790—91, 862—63, 1117—18
Klaar, Alfred: Prager Bühnenbericht . . . 258—59
Kraus, Ernst: Prager Bühnenbericht . . . 1152—53
Kraus, Rudolf: Stuttgarter Bühnenbericht . 330, 724
Merry, Th.: Londoner Bühnenbericht . . . 1053—54
Oppeln-Bronikowski, Fr.: Berliner Bühnenbericht 722—23
Presber, Rudolf: Berliner Bühnenbericht 256—57, 328—29, 399—401, 530—31, 662—63, 721—22, 787—88, 987—88
— Wiesbadener Bühnenbericht . . . . 1116—17
Ruhemann, A.: Brüsseler Bühnenbericht 789
Schmidt, Lothar: Breslauer Bühnenbericht 196, 1182, 1503
Scholz, Wilhelm von: Münchner Bühnenbericht 257, 329—30, 402, 596, 723—24, 790—91, 862, 927, 1052—53
Schoener, Reinhold: Neapeler Bühnenbericht 1117—18
Trützschler, H. von: Lübecker Bühnenbericht . . 862
Westien, J.: Rostocker Bühnenbericht 258
Wohlbrück, Olga: Berliner Bühnenbericht 985—87
Zieler, Gustav: Berliner Bühnenbericht 788, 925—26, 1052, 1114—15, 1503

5. Verfasser der „Stilproben".

Aly, Eduard: „Ausklang" (Aus „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone". Berlin 1899) 1138—39
Bierbaum, Otto Julius: „Nach einem Besuche" (Aus „Der bunte Vogel". Berlin 1899) 629—30
Eeden, Frederik van: Aus dem „Kleinen Johannes" (Halle, Hendel) . . . . 1332—35
*Jacobowski, Ludwig: „Lokis erste Nacht" (Aus „Loki, Roman eines Gottes". Minden 1899) . . . . 222—25
Tschechow, Anton: „In der Fremde" (Aus „Starker Tobak". München 1898) . . . . 160—62
Leitgeb, Otto von: „In memoriam . . ." (Aus „Psyche". Stuttgart 1899) . . . 687—91
„Mister Miacca" (Aus „Englische Märchen" von A. u. L. Kellner. Wien 1899) . . 952—54
Paulus, Eduard: „Dill im Kerker" (Aus „Tilman Riemenscheider". Stuttgart, 1899) 1139—40
*Puttkamer, Alberta von: Die Frauen von Ruffach (Aus „Aus Vergangenheiten". Straßburg 1899) . . . . 628—29
Ritter, Anna: Gedichte . . . . 158—60
Rostand, Edmond: Cyrano v. Bergerac 1. Aufzug. Deutsch von Ludwig Fulda . . 16—23
Schreiner, Olive: Aus einer andern Welt (Aus „Träume". Berlin 1899) . . . 1528—30
Sirius, Peter: Ueber Dies und Das (Aus „Tausend u. Ein Gedanken". Münster 1899) . . . . 951—53
Spitteler, Carl: Litterarische Gleichnisse (Zürich, 1892) . . . . 353—56
Vrchlicky, Jaroslav: Gedichte . . . . . . 813—14

Echo der Zeitungen.

Deutschland: Josef Ettlinger . . . . . Heft 1—24
Oesterreich: Arthur L. Jellinek . . . . . . 4—24
Schweiz: W. Bolza . . . . . 957—58, 1540—41

Echo der Zeitschriften.

Belgien: Alfred Ruhemann 187—86, 447—48, 709—10, 1300—02
Böhmen: Oscar Wiener 52, 245
Ernst Kraus 386—87, 587—88, 711—12, 1037—39, 1495—96
Bulgarien: Georg Adam . . 50, 387—88, 976—77
Dänemark: Styrebjörn 186—87, 587, 777 1105, 1229, 1357, 1554—55
Deutschland: Josef Ettlinger . . . . Heft 1—24
England: James Grun, 115—16, 241—42, 382—83, 513—14, 645—46
O. v. Schleinitz 772—74, 914—15, 1032—34, 1165—66, 1294—96, 1427—28, 1451—52
Finland: Suomi 450—51, 1229—30, 1357—58. 1555
Frankreich: Candide . . . 308—09, 445—48, 581—83, 707—09, 847—48
Henri Albert 116—18, 970—72, 1101—03, 1224—26, 1491—92
Georgien: Arthur Leist . . . . 1106—07
Griechenland: J. K. von Hößlin . . . . 519—20
Holland: Henri Dekking . . . . 120—21
E. v. Nooten 448—49, 584—85, 710, 849—50
P. Onbekend 972—73, 1226—27, 1428—29
A. W. Sanders van Loo . . . . 243—44
Island: H. Hildebrandt 1169
Valfyr 1299
Italien: Ernesto Gagliardi . . . 118—19, 242—43
Reinhold Schoener 383—84, 515—16, 641—43, 774—75, 916—17, 1103—04, 1227—29, 1353, 1552—54
Kleinrußland: Georg Adam . 48, 388, 852—53, 1172
Kroatien (s. Serbien).
Letten: Reinhold Kaupo . . 451—52, 851—52, 1230
Nordamerika: A. von Ende 52—3, 188, 413—14, 519—20, 648—49, 853—54, 1040—42, 1232—34, 1358—59, 1557—58
Norwegen: Olaf 185—6, 310—11, 585—86, 775—77, 1035—36, 1167—69, 1298, 1494—95
Oesterreich: Arthur L. Jellinek . . . . . . Heft 4—24
Polen: Josef Flach 49—50, 183—84, 311—13, 517—18, 647—48, 919—20, 1036—37, 1170—71, 1355—57, 1556—57

Spalte
...nien: Georg Adam 50, 712, 1232
...nd: Alexis v. Engelhardt 47—48, 244—45
384—86, 516—17, 777—79, 417—19,
1231—32, 1429—30
...den: H. Hildebrandt . . . . 18, 4—5
Thjelvar 449—50, 646—47, 1034—35,
1166—67, 1296—98, 1493—94
...iz (deutsche): W. Bolza . . 957—58, 1540—41
Hermann Stegemann 46
...iz (französische): Edward Stilgebauer 46, 307—08,
583, 848—49, 1039, 1299—1300
...en: Otto Kraus . . . . 50—1, 388, 588—89
Georg Adam 1431—32, .850—51, 975—76,
1171—72
...ien: Ernst Bark . . . . 119—20
Ernst v. Ungern-Sternberg 309—10, 583—84,
1039—40, 1355
...n: Heinrich Glücksmann 239—41, 512—13,
643—44, 973—75, 1100—01. 1351—1353
...-Zeitschriften: Oscar Bie 442—43, 578—9, 804—05,
644—46, 1030—31, 1162—64, 1423—25
...-Zeitschriften: Arthur Seidl 508—18, 837—38,
766—70, 911—13, 1096—98, 1291—93, 1487—89
...schaftliche Zeitschriften: Arthur L. Jellinek 998—19,
1289—91

Bühnen-Chronik.

...rdam: (A. Conrat) 990
...: (Leo Berg) . . . . 988—89
(Fritz Carsten) . . . . 788—89
(Josef Ettlinger) . 66, 132, 195—96, 399, 595
(Paul Hartwig) . . . . 860—61
(Fr. v. Oppeln-Bronikowski) . . . . 722—23
(Rudolf Presber) 256—57, 328—29, 399—401,
530—31, 662—63, 721—22, 787—88, 977—88
(Olga Wohlbrück) . . . . 985—87
(G. Zieler) 788, 925—26, 1052, 1114—15, 1503
...au: (Lothar Schmidt) 196, 1182, 1503
(L. Faber) 862
(H. Haberfeld) . . . . 465—66
...el: (A. Ruhemann) 789
...en: (Willy Doenges) . . . . . 329, 926—27
... (Johannes Fastenrath) 401
...: (J. Flach) . . . . 789—90
...ig: (Ernst Gystrow) 401
...on: (Th. Merry) . . . . 1053—54
...: (H. v. Trützschler) 862
...eburg: (—ck) 595
...chen: (W. v. Scholz) . . 257, 329—30, 402, 596,
723—24, 790—91, 862, 927, 1052—53
(Leo Greiner) . 1115, 1310—11, 1669—70
...el: (Reinhold Schoener) . . . . . . 1117—18
...a: (Wilhelm Gittermann) . . . . . . 1311—12
...: (Henri Albert) . . . . 1118—19
...: (Alfred Klaar) . . . . 258—59
(Ernst Kraus) . . . . 1182—83
...cf: (J. Westien) 258
...erin: (—) 724
...burg: (H.) 196
...tgart: (R. Kraus) 330, 724
...: (F. S.) . . . . 196—97
(Arthur L. Jellinek) 259, 330—31, 466, 596—97,
724—25, 790—91, 862—63, 1117—18
...baden: (Rudolf Presber) . . . . . 1116—17
...: (J. C. Heer) . . . . 402—3
(W. Bolza) . . . . 990—91

...esprochene Bühnenaufführungen.

...unzio, Gabriele: „Traum eines Frühlings-
morgens" 1115
„Gloria" 1118
... Kurt: „Die Agrar-Kommission" . . 196, 1369
...phanes: „Vögel", „Weiberstaat" . . 662—63
... Hermann: „Der Star" 328, 466
... Paul: „Tiberius Gracchus" 791
...berg, A.: „Eine Liebesheirat" . . . 596, 1052
Berks, Mara v.: „Glück auf" 791
Björnson, Björnstjerne: „Paul Lange und Tora
Parsberg" 790
Blumenthal, Oskar und G. Kadelburg: „Auf der
Sonnenseite" . . . . 195—96
Blumenthal, Oskar und Max Bernstein: „Mathias
Gollinger" 402
Bonn, Franz: „Kiwito" 1310, 1502
— „Der junge Fritz" 1310
Buchbinder, Bernhard: „Leute von heute" . . . 597
Carro, Carl von: „Riesenspielzeug" 331
Chambers, Haddon: „Tyranny of Tears" . . . 1054
Croissant und Westenberger: „Hildegard Scholl" 862
Déry, Juliane: „Magere Jahre" . . . . 790—91
Donnay, Maurice „Le Torrent" . . . . . 1118—19
Dörmann, Felix: „Heimweh" 196
Dreyer, Max: „Liebesträume" 196, 662
— „Großmama" 132
— „Hans" . . . . 987—88
Duimchen, Theodor: „Kupfer" 926
Engel, Alexander u. M. Brociner: „Die neue
Richtung" 789
Engel, Georg: „Die keusche Susanne" 861
Erckmann-Chatrian: „L'Ami Fritz" 196
Ernst, Heinrich: „Gewißheit" 927
Ernst, Paul: „Wenn die Blätter fallen." „Im
Chambre séparée." „Die schnelle Ver-
lobung" 1115
Faber, Hermann: „Ewige Liebe" 197
Falckenberg, Otto: „Erlösung" 596
Friedmann, Oskar: „Das Dreieck" . . . 1117—18
Fuchs-Talab, Otto: „Vicky" 722
Fulda, Ludwig: „Herostrat" . . . . . . 256—57
— „Die Zeche". „Ein Ehrenhandel" . . . 662
Gottschall, Rudolf v.: „Rahab" 132
Gottschalk, Paul: „Fremd" 989
Geißler, Friedrich Adolf: „Abrast" 329
Gettke, Ernst und Alexander Engel: „Coulissen-
zauber" 725
Grabbe, Christian Dietrich: „Don Juan und Faust" 926
Gumppenberg, Hans v.: „Der erste Hofnarr" 1052—53
Halbe, Max: „Die Heimatlosen" 787
— „Lebenswende" 723
Hartleben, Otto Erich: „Die Befreiten" 400
Herzl, Theodor: „Unser Käthchen" . . . . 724—25
Heyermans, Hermann: „Ghetto" 990
Hirschfeld, Georg: „Pauline" 788
Hirschfeld, Leo: „Die Lumpen" 466
Hoffmannsthal, Hugo v.: „Hochzeit der Sobeide"
„Der Abenteurer" 925
— „Der Thor und der Tod" 329
Hoyer, Edgar: „Familie Jensen" 595
Ibsen, Henrik: „Die Frau vom Meere" 927
— „Komödie der Liebe" 1182
Jones, Arthur: „Carnac Sahib" 1054
Karásek Jiri: „Eine brennende Seele" 1183
Karlweis, Carl: „Das liebe Ich" 595
Kirchbach, Wolfgang: „Die letzten Menschen" 787—88
Kleist, Heinrich von: „Amphitryon" . . . 988—89
Koch, Maidy: „Magdalena von Sydow" . . 990—91
Kretzer, Max: „Der Sohn der Frau" 595
Kunetická, B. Viková: „Ein unbekannter Kontinent" 1182
Landsberger, Richard: „Die Pflicht" 595
Lange, Sven: „Iris" 1502
Langmann, Philipp: „Die vier Gewinner" . 330—31
Lauff, Josef: „Der Eisenzahn" . . . . 1116—17
Lienhard, Fritz: „Odilia" 196
Lothar, Rudolf: „Die Gönnerin" . . . . 258—59
Lubliner, Hugo: „Das fünfte Rad" 789
Maeterlinck, Maurice: „Der Eindringling" . . . 790
— „Pelleas und Melisande" . . . . . 722—23
Meyer-Förster, Wilhelm: „Der Vielgeprüfte" . . 259
Müllner, Adolf: „Die Schuld" 724
Nordmann, Richard: „Halbe Menschen" 725
Ompteda, Georg von: „Eheliche Liebe" 66
Ostrowskij, Alex. Nik.: „Wasilissa Melentjewa" 985—86
Pathelin (Maitre) 1246
Paul, Adolf: „König Christian II." 862
Perfall, Anton von: „Die Krone" 330

Spalte
Philipp, Felix: „Der Erbe" 132
Pinero, Arthur W.: „The gay Lord Quex" 1053—54
Possart, Ernst von: „Das Recht des Herzens". . 401
Prange, Ernst: „Kain" 1052
Przybyszewski, Stanislaus: „Das höchste Glück" 789
Reichard, Mea: „Die Kokette" 789
Reuling, Carlot Gottfried: „Der bunte Schleier" 530—31
Rosmer, Ernst: „Peter Kron" (Tedeum). . . . 1118
Rostand: „Cyrano v. Bergerac" 196
Sardou, Victorien: „Pamela" 132, 197
— „Robespierre" 1054
Schlaf, Johannes: „Meister Oelze" . . . 723—24
Schmidt-Häßler, W.: „Herbst" . . . . . 788—89
Schmidt, Lothar: „Sprechstunde". „Luigi Cafarelli" 465
Schnitzler, Arthur: „Das Vermächtnis" . . 195, 466
— „Die Gefährtin". „Der grüne Kakadu". „Paracelsus" . . . . . 862—63, 1114—15
Scholz, Wilhelm von: „Mein Fürst" 1115
Sheridan, Brinsley: „Die Lästerschule" 724
Skowronnek, Richard: „Nr. 17" 399
Spashinski: „Die Zauberin" 985
Stratz, Rudolph: „Jörg Trugenhoffen" 132
Strecker, Karl: „Joachim Gremmling" 257
Sturm, August: „Im wilden Kaiser" 989
Suworin: „Tatjana Repina" 986
Tolstoi, Alexei: „Tod Iwan des Schrecklichen" . 1311
Türk, Julius: „Kraft" 721
Vacano, Stefan: „Mutterherz" 988
Voß, Richard: „Das Wunder" . . . . 402—3
Wassermann, Jakob: „Hockenjos, die Lügenkomödie" 1503
Weber, Leopold: „Kain" 401
Wedekind, Frank: „Erdgeist" 257
Wentzel, H. v.: „Rose Riedel" 1052
Wichert, Ernst: „Die Gräfin von Schwerin" . . 861
Wildenbruch, Ernst von: „Gewitternacht" . . . 663
Woerner, Roman: „Die Richterin". 724
Wolff, Fritz: „Lebemänner" 863
Wolff, Theodor: „Niemand weiß es" 329
— „Die Königin" 1117
Wolters, Wilhelm und K. Gjellerup: „Thörichte Liebe" 400
Wrede, Friedrich von: „Das Recht auf sich selbst" 788
Zobeltitz, Fedor von: „Tamtam" 861

Besprochene Bücher.

Abeken, Heinrich: Erinnerungen (L. Gemmel) 612—14
Adam, Paul: La Force (H. Albert) . . 1520—21
Adamus, Franz: Familie Wawroch (H. Sittenberger) . . . . 1081—83
Adler, Leopold: Das Friedensdenkmal (Friedrich Moest) 659
Alberti, K.: Goethe in Asch (R. M. Meyer) . 1408
Alexis, Guido: Capobianco (A. v. d. Linden) . . 782
Alt, C.: Studien zu Goethes „Dichtung und Wahrheit" (R. M. Meyer) 412
Aly, Eduard: Wolkenkuckucksheimer Dekamerone (Eduard Höber) 1173
Andreas-Salomé, Lou: Fenitschka (Ed. Engel) 390—91
Anzengruber: Gesammelte Werke (Fritz Lemmermayer) . . . . 122—23
Arminius, Wilhelm: Die Amtmännin von Oranienburg (Eugen Reichel) . . . 782
Arnold, Robert F.: Europäische Lyrik. (Sigmar Mehring) 1499
Asenijeff, Elsa: Sehnsucht (Ludwig Jacobowski) 1564
Avenarius, Ferdinand: Wandern und Werden (Carl Busse) 858
Bahr, Hermann: Die schöne Frau (Kurt Martens) . . . . 1496—97
Banner, Max: Das französische Theater der Gegenwart (Rich. Mahrenholtz) . . . 754—55
Bartels, Adolf: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. (J. Ettlinger) . . . . . 752—53
— (Monty Jacobs) . . . . 1254—55
— Klaus Groth (Karl Lorenz) . . . . 1180—81
Batka, Richard: Musikalische Streifzüge (Erich Urban) 1310
Bauer, Anna: Deutscher Frauenkalender für 1899 (ss) 399
Baumbach, Rudolf: Truggold (E. M.) 394
Bazalgette, Léon: L'Esprit Nouveau (W. Fred) 755—56
Bazin, René: La Terre qui meurt (H. Albert) 1518—19
Beetschen, Alfred: Gedichte (R. Presber) . . 62—63
Behnisch, Anna: Blutstropfen (H. A. Krüger) 1234—35
Beiträge zur Kulturgeschichte von Berlin (E. Br.) 529
Benzmann, Hans: Sommersonnenglück (Ludwig Jacobowski) . . . . 858—59
Bergemann, Paul: Die werdende Frau in der neuen Dichtung (Leo Berg) . . 823—24
Berger, Wilhelm: Von Glück und Leid (Adolf Stern) 1046
Berlepsch, G. v.: Bergvolk (R. Weitbrecht) . 389—90
Bettelheim, Anton: Acta diurna (Max Herrmann) 719
Biedermann, Woldemar Freih. von: Goethe-Forschungen (R. M. Meyer) . . 1404—5
Bielschowsky, Albert: Goethe, 2. Aufl. (Hans Sittenberger) . . . . 922—23
Bierbaum, Otto, Julius: Der bunte Vogel von 1899. (Conrad Alberti) . . . 650—51
— Kaktus (Conrad Alberti) . . . . . 320—21
Bischoff, Heinrich: Ludwig Tieck als Dramaturg (Walter Bormann) . . . . . 1277—78
Bittrich, Max: Neue Spreewaldgeschichten (J. Ettlinger) . . . . 124—25
Björnson, Björn: Johanna (A. Geiger) 61
— Björnstjerne: Paul Lange und Tora Parsberg (Leo Berg) . . . . . . 209—11
Bock, Alfred: Wo die Straßen enger werden. (Th. v. Sosnosky) . . . . . . 60—61
Bock, Annie: Der Zug nach dem Osten (Olga Wohlbrück) 856
Böhlau, Helene: Halbtier (Philipp Stein) 1434—35
Bonus, Arthur: Zwischen den Zeilen II (Walther Wolff) . . . . 1051—52
Bormann, Edwin: Shakperes Debut (Hellmuth Mielke) . . . . . . 338—39
Boshart, J.: Im Nebel, Novellen (Fritz Marti) . 28
Brackel, Ferdinande von: Novellen (M. Uhse) 396—97
Brandes, Georg: Dissolving views (Erich Freund) 720—21
— Julius Lange (M. G. Conrad) . . . 924—25
Brausewetter, Ernst: Eifersucht (A. Goldschmidt) 392—93
Breitner, Anton: Litteraturbilder fin de siècle (J. Ettlinger) . . . . 131—32
— (A. L. Jellinek) 528
— Belletristische Archäologie (A. L. Jellinek) 528
Brentano, Clemens: Ausgewählte Gedichte (Carl Busse) . . . . 397—98
Bröcking, W.: Das Rätsel der eisernen Maske. (P. Holzhausen) . . . . . . 327—28
Brun-Barnow, J. von: Er und Sie (M. Kossak) 781
Bruns, Max: Lenz (Rainer Maria Rilke) . 1364—65
Bülow, F. v.: Kara (L. Jacobowski) . . . 59—60
Bülow, Hans von: Briefe (L. Gemmel) . 616—17
Bunsen, Marie von: Auf Riedenheim (J. Ettlinger) 1496
Busse, Karl: Novalis' Lyrik (Bruno Wille) . 1309—10
Christomanos, C.: Tagebuchblätter (Moritz Necker) 520—22
Clausen, Ernst: Henny Hurrah (G. Zieler) . . . 249
Clausen, Ernst: Freiwillige Bekenntnisse (Paul Seliger) 465
Coßmann, Paul Nikolaus: Aphorismen (L. Andreas-Salomé) . . . . 194—95
Conrad, Michael Georg: Salve Regina (Hans Bethge) . . . . 1177—78
Constant, Benjamin: Adolphe, übs. von Josef Ettlinger (Lady Blennerhasset) 857
Dante illustrato nei luoghi e nelle persone di C. Ricci (E. Gagliardi) . . . 651—52
Daudet, Leon Alphonse: Fahrten und Abenteuer des jungen Shakspere (H. Häfker) 1174—75
— Alphonse: Die Stütze der Familie (R. Herzog) . . . . 190—1
Deschaumes, Edmond: Journal d'un Lycéen (Paul Holzhausen 1368
Dessauer, A.: Götzendienst (Richard Wengraf) . . 1174
Deutscher Sprache Ehrenkranz (Karl Berger) 982—83
Dichter, Englische. Uebersetzungen von Gisberte Freiligrath (Ph. Arnstein) 192

Spalte

Dickens, Charles: To be read at Dusken (M. Walter) . . . 1306—7
Dinklage-Campe, F. Freiherr v.: Auf Reitschule (E. Eschen) . . . 1114
— Emmy v.: Letzte Novellen (Willy Doenges) 1363
Dix, Anna: Aus jungem Herzen (K. Schrattenthal) 785—86
Donath, Adolf: Tage und Nächte (H. Benzmann) 191
Dornis, Jean: La Poésie italienne contemporaine (J. Ettlinger) . . . 64—65
Drachmann, Holger: Hamborger Schippergeschichten (Christian Benkard) . . . 591
Dreselly, Anton: Grabschriften (M. B.) . . . 254
Dreyfus-Bilderbuch (Rudolf Presber) . . . 661
Driesmans, Heinrich: Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben (Ed. Bertz) 659—60
Duimchen, Theodor: Cuba insurrecta (Paul Remer) . . . 654
Düntzer, Heinrich: Mein Beruf als Ausleger (R. M. Meyer) . . . 1408—9
Ebers, Georg: Das Wanderbuch (Sigmund Schott) . . . 1308—9
Egidy, Emma v.: Marie-Elisa (J. Ettlinger) 156—58
Eckart, Rudolf: Brauch und Sitte (Paul Seliger) 925
Eckstein, Ernst: Die Hexe von Glaustädt (K. Bienenstein) . . . 393—94
Engel, Eduard: Geschichte der englischen Litteratur (Hermann Conrad) . . . 318—19
Engl, J. B.: 100 lustige Bilder und Witze (Th. B.) 530
Ermatinger, Emil: Meleagros von Gadara (Edmund Lange) . . . 1051
Ermatinger, Emil und Rudolf Hunziker: Antike Lyrik in modernem Gewande (Sigmar Mehring) . . . 658
Eva (Hans v. Kahlenberg): Der letzte Mann (Kurt Martens) . . . 854—55
Ewart, Felicie: Goethes Vater (R. M. Meyer) 1407—8
Eysell-Kilburger: In Seelen-Einsamkeit, Gedichte (E. Stilgebauer) . . . 191—92
Eyth, Max: Hinter Pflug und Schraubstock (Paul Seliger) . . . 1438—39
Fabricius, Dr. Wilhelm: Die deutschen Corps (P. Holzhausen) . . . 594—95
Falke, Baronesse: Erbsünde (E. Reichel) . . . 125
Familien-Almanach, hrsg. von E. M. Hamann (K. Weiß-Schrattenthal) . . . 398—99
Ferdinands, C.: Frauenlob (Hans Benzmann) . 1496
Fischer, Andreas: Goethe und Napoleon (R. M. Meyer) . . . 1406—7
Fischer, Wilhelm: Grazer Novellen (Emil Ertl) 460—61
Flugblätter, Poetische, hrsg. von C. M. Klob und J. Kitir (O. K.) . . . 464
Fontane, Theodor: Der Stechlin (E. Heilborn) 57—59
France, Anatole: L'Anneau d'Améthyste. — Pierre Nozière (Henri Albert) . . . 1517—18
Franke-Schievelbein, Gertrud: Die Hungersteine (G. Zieler) . . . 392
Frapan, Ilse: Die Betrogenen (J. Ettlinger) 653—54
— Wir Frauen haben kein Vaterland (Ernst Heilborn) . . . 1436—37
Frenssen, Gustav: Die drei Getreuen (H. Brömse) 391—92
Friedrichs, Hermann: Gesammelte Werke (Alfred Semerau) . . . 1501
Fuchs, Georg: Till Eulenspiegel (Ella Mensch) 1564—65
Fumagalli Giuseppe: Chi l'ha detto (C. B. Susan) 1438
Gaedertz, K. Th.: Bismarck und Reuter (R. Eckart) 195
Gallwitz, Hans: Friedrich Nietzsche (Arthur Seidl) 1197—98
Gelber, Adolf: Shakspeprische Probleme (Martin Greif) . . . 193
Gemberg, Adine: Der dritte Bruder (L. Andreas-Salomé) . . . 189
Gemmel, Ludwig: Die Perlenschnur (W. v. Scholz) 719
Gerhart, Dagobert v.: Skizzenbuch meines Lebens (L. Gemmel) . . . 616
Gersdorff, Ada von: Von Todes Gnaden (Olga Wohlbrück) . . . 324
Ginisty, Paul: La vie d'un théatre (Jan Edgar) 1113—13
Goedeke, Karl: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. VI. Bd. (Anton Schlossar) 1470—72
Goethe-Vorträge, Straßburger. (R. M. Meyer) 945—46
Goethes Werke. In Auswahl herausgegeben von H. Düntzer . . . 1439
Götter-Moral. Gedichte (Hans Benzmann) . . . 785
Gotthelf, Jeremias: Gesammelte Werke (Fritz Marti) . . . 361—62
Gottschall, Rudolf von: Aus meiner Jugend (Ludwig Geiger) . . . 670—73
Graf, Wilhelm: Leben im Leben (Max Ewert) 1563—64
Gräf, Hans Gerhard: Lyrische Studien (Ludwig Jacobowski) . . . 1178
Greif, Martin: Gedichte (Richard Weitbrecht) 1175—77
Greinz, Rudolf: Ueber Berg und Thal (Max Bittrich) . . . 1044
Greinz, Hugo und Heinrich von Schullern: Jung-Tirol (Wilhelm Holzamer) . . . 1045—46
Grillparzer-Jahrbuch (Anton Bettelheim) . . 454—56
Grotthuß, Jeannot von: Gottsuchers Wanderlieder (Walther Wolff) . . . 1307—8
— Probleme und Charakterköpfe (Max Ewert) . . . 719—20
Haarhaus, J. R.: J. W. von Goethe (R. M. Meyer) . . . 946—47
Hansjakob, H.: Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin (M. Bittrich) . . . 189—90
Hanstein, A. v.: Gerh. Hauptmann (P. Mahn) 121—22
— Achmed der Heiland (Franziskus Hähnel) 1365
Harlan, Walther: Die Dichterbörse (Hermann Anders Krüger) . . . 1047—48
— Im April (L. Lier) . . . 253
Harnack, Otto: Schiller (W. Kirchbach) . . . 53—55
Hart, Julius: Der neue Gott (Fritz Lienhard) 893—94
Hartleben, Otto: Der römische Maler (F. F. Heitmüller) . . . 60
Hartmann: Der arme Heinrich, übs. v. A. Hagedorn (Franz. Hähnel) . . . 129
Hedberg, Tor.: Versöhnt (E. Reichel) . . . 190
Hegeler, Wilh.: Nellys Millionen (R. Presber) 247—48
Heer, J. C.: An heiligen Wassern (Fritz Marti) . 26
Heitmüller, Franz Ferdinand: Tampete (Fr. von Oppeln-Bronikowski) . . . 655
Henckell, Karl: Gedichte (Carl Busse) . . . 1497—98
Henne am Rhyn, Otto: Anti-Zarathustra (Arthur Seidl) . . . 1198—99
Herzfeld, Marie: Die skandinavische Litteratur (Alb. Geiger) . . . 194
Hetzel, S.: Wie der Deutsche spricht (Sigmar Mehring) . . . 1181
Hildeck, Leo: Libellen (W. Bolza) . . . 782—83
Hindersin, Friedrich: Wuotans Ende (Fritz Mauthner) . . . 227—28
Hochstetter, S.: Sehnsucht, Schönheit, Dämmerung (Lou Andreas-Salomé) . . . 248
Hodler, F. L.: Dichterstimmen aus Hohenzollern (L. Kiesgen) . . . 593
Hoffmann, E. T. A.: Musikalische Schriften (Max Garr) . . . 1533—34
Hoffmann, N.: Th. M. Dostojewsky (Eduard Höber) . . . 1565—67
Holländer, Felix: Das letzte Glück (Hermann Anders Krüger) . . . 979—80
Holz, Arno: Phantasus II. (Kurt Holm) . 1241—42
Holzamer, Wilhelm: Auf staubigen Straßen (W. v. Scholz) . . . 250
Hönigsberg, Margret: Rot und andere Gedichte (Stephan Zweig) . . . 1498—99
Horaz, Oden: In freier Nachbildung von H. Leisering (Fritz Carsten) . . . 658—59
Houben, Heinrich: Studien über Dramen Carl Gutzkows (Ad. Stern) . . . 819—20
Hugo, Victor: Correspondance (E. Meyer) . . 123—24
Huppert, Philipp: Oeffentliche Lesehallen (Karl Quenzel) . . . 1367
Jacobowski, Ludwig: Neue Lieder der besten neueren Dichter (Fritz Lienhard) . . . 1179
— Loki (E. Gystrow) . . . 246—47
Jacobsen, J. P.: Gesammelte Werke (Johannes Schlaf) . . . 591—92
Jeitteles, Adalbert: Justus Frey (M. v. Waldberg) 129

Spalte

Jensen, Wilhelm: Das Bild im Wasser (Theodor von Sosnosky) . . . . 980—81
Jeske-Choinski, Theodor: Eine Sonne im Erlöschen (J. Flach) . . . . . 592—93
Jhm, Max: Römische Kulturbilder (R. Schoener) 1501—02
Jordan, Wilhelm: In Talar und Harnisch (Rud. Presber) 718
Julleville, Petit de L.: Histoire de la langue et de la littérature française (Ed. Engel) 820—21
Justus, Th.: Auf heimischer Erde (E. Gystrow) 458—59
Kahlenberg, Hans von: Nixchen. — Die Familie von Barchwitz (Josef Ettlinger) 1236—37
— Der letzte Mann (s. Eva). . . . . 854—55
Kaiser, Paul: Grüß Gott (Walther Wolff) . . 657
Kalina, E.: Fundament und Einheit in Friedrich Nietzsches Philosophie (Arthur Seidl) 1198
Karpeles, Gustav: Litterarisches Wanderbuch (A. L. Jellinek) 1242
Keller, Paul: Gold und Myrrhe (M. Bittrich) 321—22
Kellner, Anna und Leon: Englische Märchen (Käthe Freiligrath-Kroeker) 982
Kerr, Alfred: Godwi (Max von Waldberg) . 859—60
Keuchel, G.: Goethes Religion (R. M. Meyer) 944—45
Kielland, Alexander: Novelletten (H. Houben) . 717
Kinzler, Ad.: Klassisches Immergrün . . 1368—69
Kipling, Rudyard: A Day's Work (J. v. Keyserlingk) . . . . 324—25
Kitir, Josef: Lyrische Radierungen (Carl Busse) 1363—64
Knortz, Karl: Friedrich Nietzsche und sein Uebermensch (Arthur Seidl) 1198
Knuffert, Rudolf: Frauengestalten (Alfred Beetschen) 1364
Kohlenegg, V. v.: Die Zöpfe (Th. v. Sosnosky) 126
Kohlrausch, Robert: In die Freiheit. Novellen (A. Schroeder) 394
König, Eberhard: Filippo Lippi (H. Hart) . 491—93
Krag, Thomas P.: Die eherne Schlange (Lou Andreas-Salomé) 461
Kräger, Heinr.: Der byronische Heldentypus (Dickinson-Wildberg) 256
Kretzer, Max: Der Sohn der Frau (Adolf Flachs) 461—62
Kronegg, Ferdinand: Verkaufte Frauen (Theodor von Sosnosky) 1048
Krüger, Hermann Anders: Der junge Eichendorff (Eduard Höber) . . . . . . 1112—13
Küffner, Georg M.: Die Deutschen im Sprichwort (Rudolf Eckart) . . . . . 1243—44
Kullberg, Emil: Verstreute Blätter (H. A. Krüger) 1234—35
Kunst des Liebes. Hrsg. v. Herm. Kiehne. (—st) . 464
Kupffer, Elisar von: Der Herr der Welt (M. E. delle Grazie) . . . . 1179—80
Kurella, Marie: Dänische Novellen (Alb. Geiger) 364—68
Kürschners Jahrbuch f. 1899 (—ng—) . . . 661—62
Kürschner: Deutscher Litteratur-Kalender (J. Ettlinger) 1182
Lantoine, Albert: La Caserne (K. Schirmacher) 1367—68
Legras, Jules: En Sibérie (Paul Lindenberg) 1127
Leitgeb, Otto von: Psyche (Emil Ertl) 714
Lerchenfeld, Max v.: Was der Vogel singt (Martin Greif) 125
Lesca, Giuseppe: Leggendo e annotando (E. Gagliardi) . . . . 984—85
Leyen, Friedrich v. d.: Indische Märchen (M. Beyer) 529
Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhas, übs. v. Karl Eugen Neumann (Jul. Hart) . . . . 1010—12
Lichtenbergs Briefe an Dietrich (C. Busse) . . 64
Lichtenbergs Nachlaß. Hrsg. v. A. Leitzmann (A. Schlossar) . . . . 1242—43
Lichtenberger, Henri: Die Philosophie Friedrich Nietzsches (Arthur Seidl) . . . 1196—97
Lindau, Paul: Der Agent (Rud. Herzog) . . 714—15
— Tagebuchblätter aus Griechenland (Paul Lindenberg) 1128
Lindau, Rudolf: Reisen in der Türkei (Paul Lindenberg) 1128

Spalte

Lindner, Theodor: Die deutsche Hanse (—ng—) 328
Lingen, Thekla: Am Scheidewege (Paul Remer) 425—27
Löffler, J. H.: Madlene (Rich. Weitbrecht) . 389—90
Lothar, Rudolph: Halbnaturen (Richard Wengraf) 920—21
Lublinski, S.: Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig (Leo Berg) 593—94
Maeterlinck, M.: Der Schatz der Armen (Bruno Wille) . . . . 895—96
— Der Ungebetene (Fr. v. Oppeln-Bronikowski) 128
Maigron, Louis: Le roman historique (Erich Meyer) . . . . 316—17
Mann, Heinrich: Ein Verbrechen (Fr. v. Oppeln-Bronikowski) 1560
Marriot, Emil: Tiergeschichten (M. Uhse) . . 590—91
Martens, Kurt: Roman aus der Dekadence (Ernst Gystrow) . . . . 524—25
Masurin Konst.: Die Jugend (E. Höber) . . 129—30
Maupassant, Guy de: Afrika (Hans Taft) . . . 530
— Bauern. — Zur See (Fritz Carsten) 1238—39
— Vater Milon (Fritz Carsten) . . . . 1562—63
Maydorn, Bernhard: Deutsches Leben im Spiegel deutscher Namen (Rudolf Eckart) . . . 528
Mayreder, Rosa: Idole (W. Fred) . . . . 1304—5
Mayer, Eduard v.: Die Bücher Kains vom ewigen Leben (Elisar v. Kupffer) 1049
Megede, J. R. zur: Von zarter Hand (Max Kretzer) 978—79
Meinhardt, Adalbert: Stillleben (Lou Andreas-Salomé) 248
Meisner, Heinrich und Robert Geerds: Ernst Moritz Arndt (Emil Peschel) . . 751—52
Meisternovellen deutscher Frauen (hrsgg. v. E. Brausewetter), 2. Reihe (E. Höber) 715—16
Mensch, Ella: Die Frau in der modernen Litteratur (Leo Berg) 464
Meyer, Hans: Das deutsche Volkstum (Adalbert v. Hanstein) . . . . 1147—49
Meyer, Richard M.: Goethe (Max Morris) . 923—24
Meyerfeld, M.: Robert Burns (Robert Petsch) 1500—1
Mielke, Hellmuth: Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts (Wolfgang Kirchbach) 1275—76
Möbius, G. J.: Ueber das Pathologische bei Goethe (R. M. Meyer) . . . . 942—43
Möbius, J.: Ueber Rousseaus Jugend (M. Uhse) 1438
Moeller-Bruck, A.: Die moderne Litteratur (Arthur Seidl) 1198
— Monty Jacobs 1259
Morburger, Karl: Wie sie sind (H. A. Krüger) 1234—35
Morgenstern, Christian: Ich und die Welt (C. Busse) 462
Muellenbach, Ernst: Waisenheim (Olga Wohlbrück) . . . . 459—60
Müller-Guttenbrunn, Adam: Kleist und Oesterreich (E. Kilian) . . . . . . 356—57
Müller-Irminger, Hans: Gedichte (Alfred Beetschen) . . . . 526—27
Müller, Klara: Mit roten Kressen (Hans Benzmann) 526
Müller-Rastatt, Karl: In die Nacht (Erich Urban) 523—24
Murray, D. Chr.: My contemporaries in Fiction (H. Conrad) . . . . 55—56
Musen-Almanach f. 1899 hrsg. von Otto Braun (J. Ettlinger) . . . . 326—27
Muth, Karl: Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken (Th. Herold) 1531—33
Nabel, Hermann: Die Hauptwerke der Kunstgeschichte 1439
Nagel, Siegfried Robert: Drollige Geschichten (H. A. Krüger) . . . . 1234—35
Nagl, J. W. und J. Zeidler: Deutsch-Oesterreichische Litteraturgeschichte (A. Schlossar) . 821—23
Nansen, Peter: Judiths Ehe (Albert Geiger) 783—85
Niemann, August: Nur ein Weib (Alfred Semerau) 1237
Nitschmann, Heinr.: Perlen der französischen Dichtung (S. Mehring) 254
Noë, Heinr.: Bozen und Umgegend (M. Greif) . 65
Norberg, Leo: Nur durch den Tod (Fritz Lemmermayer) 1360
Nordau, Max: Doktor Kohn (Fritz Mauthner) 225—27
Nordhausen, Rich.: Ars amandi (Ed. Engel) . . 326

Spalte

Oberländer, Hans: Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert (W. Bormann) . . . . . . 456—58
Oechsler, Robert: Gedichte (R. Krauß) 713
Ompteda, Georg Freiherr v.: Philister über Dir (Hermann Anders Krüger) 1109
Otto, Paul: Die deutsche Gesellschaft in Göttingen (R. Eckart) 193
Padberg, A. v.: Haussprüche und Inschriften (M. B.) 254
Paschkis, Moritz: Osteuropäische Geschichten (M. G. Conrad) . . . . . . 1558—59
Pasqué, Ernst und E. v. Bamberg: Auf den Spuren des französischen Volkslieds (Sigmar Mehring) . . . . . 527—28
Paulus, Eduard: Tilman Riemenschneider (R. Krauß) 713
— (R. Weitbrecht) 1177
Peschel, W. E. u. E. Wildenow: Theodor Körner (Paul Seliger) . . . . 357—61
Pichler, Adolf: Tiroler Geschichten und Wanderungen (Fritz Lemmermayer) . 1042—44
Pfordten, Hermann v. d.: Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners (Franz R. Klein) . . . . . . 660—61
Pfungst, Arthur: Laskaris (Franz. Hähnel) . . 397
Poestion: Isländische Dichter (E. V. Susan) . 37—39
Polenz, Wilhelm v.: Andreas Bockholdt (J. Ettlinger) . . . . 525—26
— Wald (Harry Mayne) . . . . . . 1437—38
Puttkamer, Alberta v.: Aus Vergangenheiten (Fritz Lienhard) . . . . 657—58
Raabe, Wilhelm: Chronik der Sperlinggasse (Ludw. Dexter) 322
— Hastenbeck (Sigm. Schott) . . . . 323—24
Ramberg, Gerhard: Nachklang (H. A. Krüger) 1234—35
Regenhardts Almanach für 1899 (ng) . . . 662
Reichel, Eugen: Die Meisterkrone (Max Mendheim) . . . . 1111—12
Reimann, Heinr.: Berühmte Musiker (Karl Storck) 66
Remer, Paul: Frau Sonne (Fritz Carsten) . . . 253
Renner, Gustav: Neue Gedichte (Max Ewert) 1178—79
Reuling, Gottfried: Das Stärkere. Anno dazumal (Ella Mensch) 252
Ries, C. E.: Der Schnitter und andere Märchen (Olga Wohlbrück) . . . . . . 1173—74
Ritter, Anna: Gedichte (E. Busse) . . . . 154—55
Rittland, Klaus: Sanitätsrat Türkin (Otto Krack) 250
Rod, Eduard: Essai sur Goethe (R. M. Meyer) 410—11
Rosegger, Peter: Idyllen aus einer untergehenden Welt (Emil Ertl) . . . . . . 1110—11
Rostand: Cyrano v. Bergerac (E. Schmidt) 6—12, 77—84
Ruederer, Josef: Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten (Wilh. v. Scholz) . . 1305—6
Saar, Ferdinand von: Nachklänge (Hans Sittenberger) . . . . 856—57
Saitschick, Robert: Goethes Charakter (R. M. Meyer) . . . . 411—12
Salburg, Edith Gräfin: Die österreichische Gesellschaft. — Was die Wirklichkeit erzählt (Max Garr) . . . . 981—82
Salus, Hugo: Neue Gedichte (Max Osborn) 462—63
Sanden, Hans von: Schlafende Augen (Martin Greif) 856
Schäfer, Theo: Sehnen und Sterben (Edw. Stilgebauer) . . . . 1084—85
Scheffer, Thassilo v.: Die Eleusinien (W. v. Scholz) 463
Schlaf, Johannes: Stille Welten. — Leonore. — Helldunkel. — Die Feindlichen (Kurt Holm) . . . . 1302—4
Schlicht, Freiherr von: Armeetypen (Hans Nagel v. Brawe) . . . . 1311—12
Schlitz, Hans v.: Denkwürdigkeiten (L. Gemmel) 615—16
Schloz, Emil: Schwabenalp (R. Krauß) 714
Schmidt, Auguste, und Hugo Rösch: Louise Otto Peters (Laura Koepp) 1367
Schmidt, Lothar: Die Unparteiischen (L. Berg) . 62
Schmitt, Dr. Eugen Heinrich: Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter (Arthur Seidl) . . . . 1200—1

Spalte

Scholz, Wilhelm von: Der Besiegte (Hans Benzmann) . . . . 1049—51
Schoener, Reinhold: Rom (E. Floß) 398
Schönhardt, Karl: Gesammelte Gedichte (R. Krauß) . . . . 712—13
Schott, Fritz: Im Winkel der Großstadt (Ernst Gystrow) 656
Schriftsteller- und Journalistenkalender 786
Schullerus, Adolf: Michael Albert (K. Schrattenthal) . . . . 1211—12
Schwartz, Rudolf: Esther im Drama (R. Eckart) . 255
Schweichel, Robert: Um die Freiheit (P. Seliger) 589—90
Seiler, Friedrich: Gustav Freytag (H. Lee) . 130—31
Servaes, Franz: Gährungen (A. v. d. Linden) . 922
— Präludien (Monty Jacobs) . . . . 1257—59
Shakspere: Der Widerspenstigen Zähmung, bearb. von Eugen Kilian (M. Walter) . . . 786
Siercks, H.: Klaus Groth (Karl Lorenz) . . 1180—81
Sirius, Peter: Tausend und Ein Gedanken (Eduard Bertz) . . . . 983—84
Sittenberger, Hans: Scholastika Bergamin (Nina Hoffmann) 458
— Dramaturgie der Gegenwart (Max Kalbeck) . 254
Sohnrey, Heinrich: Friedesinchens Lebenslauf (Karl Berger) . . . . 1360—61
Sosnosky, Th. v.: Pierres de Straß (Siegfried Lederer) 529
— Shocking (H. A. Krüger) . . . . . 1234—35
Spielhagen, Friedrich v.: Herrin (E. Peschkau) 344—48
Spillmann, Josef: Lucius Flavius (Heinrich Houben) . . . . 1560—61
Spitta, Philipp: Lieder aus der Jugendzeit (Walther Wolff) . . . . 463—64
Splettstößer, W.: Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltlitteratur (E. V. Susan) . . . . 1472—74
Stehr, Hermann: Auf Leben und Tod (Ilse Frapan) . . . . 489—91
Steiger, Edgar: Das Werden des neuen Dramas (Monty Jacobs) . . . . 1256—57
Stiehler, Arthur: Das ifflandische Rührstück (Eugen Kilian) . . . . 1365—66
Stier-Somlo: Große Kinder (H. A. Krüger). 1234—35
Stifter, Adalbert: Werke (J. Ettlinger) 783
Stillfried, Felix: De unverhoffte Arwschaft (K. Th. Gaedertz) 250
Stöfl, Helene: Novellen (E. Breuning) 783
Stona, Marie: Lieder einer jungen Frau (Richard Maria Werner) . . . . 1239—40
Strachwitz, Martha: Miserere! (H. Conrad) 127—28
Stratz, Rudolph: Jörg Trugenhoffen (Gustav Zieler) . . . . 126—27
Stratz, Rudolf: Die letzte Wahl (Eduard Engel) 1435—36
Strecker, Karl: Der Sang vom Mönchgut (Franziskus Hähnel) 397
Stucken, Eduard: Balladen (Paul Wilhelm 1048—49
Stursberg, P.: Im Unkraut (Erich Urban) 655—56
Sudermann, Hermann: Die drei Reiherfedern (Franz Servaes) . . . . . . 618—21
Leopold, Sven: Prinzessin Charlotte (H. Brömse) 251
Swoboda, Heinrich: Des Försters Fritz (R. M. Werner) 459
Tennyson, Alfred: A memoir. By his son (Philipp Arnstein) . . . . 522—23
Theden, Dietrich: Der Friesenpastor (H. Rückner) 125—26
Theimer, Camilla: Die Frau der Zukunft (E. Mensch) . . . . 716—17
Thoma, Ernst: Eine Lebensgeschichte (L. Berg) 155—56
Trinius, August: Ueber Berg und Thal; — Kleinstadtluft (M. Ewert) . . . 395—96
Tuma von Waldkampf, Maria: Silhouetten (H. A. Krüger) . . . . 1234—35
Tümpling, Wolf v.: Erinnerungen aus dem Leben des General-Adjutanten H. v. Boyen (L. Gemmel) . . . . 614—15
Türck, Hermann: Der geniale Mensch (R. M. Meyer) 1407
Twain, Mark: Meine Reise um die Welt (Siegfried Samosch) . . . . . . 1107—8

Spalte

Uchtomsky, E.: Orientreise Sr. Majestät des Kaisers von Rußland (Paul Lindenberg) 1126—27
Uhland, Ludwig: Gedichte. Kritische Ausgabe von Erich Schmidt und Julius Hartmann (Ludwig Fränkel) 1150—51
Verlaine, P.: Gedichte übs. v. H. Kirchner (O. Krack) 63
Viebig, Clara: Dilettanten des Lebens. Roman (R. M. Werner) 319—20
Vitis, Charles de: Der Roman der Arbeiterin (Rudolf Fischer) 396
Vogel, J.: Goethes leipziger Studentenjahre (R. M. Meyer) 1408
Vogeler (Worpswede), Heinrich: Bilder zur versunkenen Glocke (E. Breuning) 327
Vogt-Koch: Geschichte der deutschen Litteratur (Fr. Muncker) 314—16
Voguë, E. M. de: Les Morts qui parlent (Henri Albert) 1519—20
Wagner, Richard: Briefe an Emil Heckel (B. Dickinson-Wildberg) 661
Wallner, Susi: Die alte Stiege (Wilhelm Holzamer) 656
Warncke, Paul: Fritz Reuter (Karl Theodor Gaedertz) 860
Wedekind, Frank: Der Kammersänger (Dr. Richard Schaukal) 1111
Weil, Julius: Töchter (M. Kossak) 1237—38
Weise, O.: Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit (Georg Steinhausen) 984
Weltrich, Richard: Christian Wagner, d. Bauer und Dichter zu Warmbronn (P. Seliger) 325—26
Wendt, G.: Reden aus der Schule und für die Schule (J. Ettlinger) 1181—82
Wengerow, S. A.: Grundzüge einer Geschichte der neuesten russischen Litteratur (Alex. v. Reinholdt) 1012—14
Werckmeister, Karl: Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen (Max Osborn) 1432-34
Wickström, Victor Hugo: Eine moderne Geschichte (H. Hildebrandt) 749—50
Wilbrandt, Adolf: Der Sänger (Eugen Reichel) 1359—60
Wilhelm, Paul: Welt und Seele (O. Kraus) 63
Wolf, Carl: Geschichten aus Tirol (Paula Winkler) 1044—45
Wolff, Eugen: Poetik (Heinrich Brömse) 753—54
Wolff, Johanna und Gustav: Ahasver (Leonhard Lier) 1499—1500
Wolff, Ludwig: Im toten Wasser (R. M. Werner) 855—56
Wolkonsky, Sergei: Bilder aus der Litteratur Rußlands (Lou Andreas-Salomé) 255
Wolters, Wilhelm: Rache (Gustav Zieler) 780
Wolzogen, Ernst von: Das dritte Geschlecht (Leo Greiner) 1559—60
— Das Wunderbare (Kurt Martens) 1109—10
Worms, Carl: Du bist mein. Roman (Paul Scheurlen) 427—28
Wossidlo, Richard: Mecklenburgische Volksüberlieferungen (Paul Remer) 1317—19
Wunderlich, Hermann: Die Kunst der Rede (Jakob Wychgram) 1366—67
Zahn, Ernst: Erni Behaim. Roman (Fritz Marti) 27
Zapp, Arthur: Muttersohn (Arthur Goldschmidt) 590
Zell, B. W.: Fahrendes Volk. Roman (Fr. Carsten) 394
Ziegler, Johannes: Augenblicksbilder (Martin Greif) 525
Ziegler, Theobald: Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts (Leo Berg) 1210—11
Zimmermann, Elsa: Der Tag hat sich geneigt. Gedichte (H. Benzmann) 253
Zobeltitz, Hanns von: Talmi (Fritz Carsten) 780—81
Zobeltitz, Fedor von: Der gemordete Wald (Josef Ettlinger) 921—22
Zorilla José: Don Juan Tenorio übs. von Fastenrath (S. Samosch) 56—57

Sachregister.

1. Allgemeiner Teil.

(Die gesperrt gedruckten Titel bezeichnen die größeren Artikel.)

Spalte

Abeken, Heinrich 612—14
Adam, Paul 1520—21
Adamus, Franz (H. Sittenberger) 1081—83
Agai 1270
Albert, Michael, Ein siebenbürgischer Poet (K. Schrattenthal) 1211—12
Allunan, Juris 1329
Alten, Die, und die Jungen (Die deutsche Dichtung der Gegenwart) (J. Ettlinger) 752—53
Ambrus Zoltán 1271
Amerikanisch-deutsche Dichter (A. v. Ende) 997—1003
Amerikanische Litteratur (A. v. Ende) 162—66
Amerika, Entdeckung durch die Norweger 1260
Amicis, Edmondo de 424
Andrei 1328
Annunzio, Gabriele (E. Guglia) 84—90, 424—25
Anselkis 1330
Anzengruber-Ausgabe, Die neue (Fritz Lemmermayer) 122—23
Aristophanes Komödien aufführbar? (U. v. Wilamowitz-Moellendorff 538—40
Arndt-Biographie, Eine (Emil Peschel) 751—52
Australische Litteratur (Wolfgang Schaumburg 166—67
Bacon-Hypothese 338—39
Badnerland, Litteratur (Alb. Geiger) 869—79
Bahr, Hermann 476, 1257
Balucki, Michael 1191
Bang, Hermann 365
Barack, Max 878
Bárd, Velszi 1274
Baron, Chr. 1329—30
Bartels, Adolf 272
Baumbach, Rudolf 149
Bazin, René 1518—19
Beaumes, George 219
Belgische Prosa-Litteratur (Alfred Ruhemann) 805—11
Benedek, Alexius 1274
Berczik, Arpád 1271
Bertheroy, Jean, Mme. 940—41
Beyer, Karl 1320
Bikelas, Dimitri 487
Bismarck als Schriftsteller (Prof. Dr. Hermann Wunderlich) 612—14, 797—803
Bittrich, Max 876
Björnson, Ein neuer (Leo Berg) 209—11, (Martha Sommer) 947—48
Blauman, Rudolf 1331
Blizinski, Josef 1190
Bock, Alfred 1515
Boltz, August 1516
Bonus, Arthur 103—104
Borthy, Guy 167
Bockhart, J. 28
Boleff, Aristo 681
Boyen, Hermann v. 614—15
Briefwechsel u. Memoiren (Ludwig Gemmel) 612—17
Briegleb, Eland 1512
Brody, Alexander 1270
Brombacher, Friedrich 878
Buddhistische Lyrik (Julius Hart) 1010—12
Bulgarische Litteratur (Georg Adam) 681—86
Bülow, Hans v. 616—17
Burckhardt, Max 475
Buysse, Cyriel 282
Campion, Arturo 558—59
Chinesische Dichtung (A. Forke) 814—18
Citat in der Rede 205
Coloma, Luis 559
Coppée François 217—18
Corelli, Marie 29
Couperus, Louis 281

Spalte
Cyrano von Bergerac (Erich Schmidt) 2—6, 77—84
Dabrowski, J. 98
Dänische Novellistik (Albert Geiger) . 364—68
Dante-Werk, Ein illustriertes (E. Gagliardi) . . . . 651—52
Darmstadt, Musenhof . . . . 1509—10
David, J. J. 475
Deberdt, Raoul 1015
Deglaws, August 1331
Demolder, Eugène . . . . 808—11
Deutsch-Oesterreichs Litteraturanteil (A. Schlossar) . . . . . . 821—23, 1471
Deyssel, Lodewijk van 280
Dicks 1327
Dörmann, Felix 475
Doyle, Conan 891
Drama, das historische (H. Sittenberger) 167—74
— das polnische (J. Flach) . . . . 93—100
Drescher, Martin 1001
Dreyer, Max 1321
Droßinis, Georg 487
Duchêsher, André 1328
Dumas, Vater und Sohn 1016
Eeden, Frederik van (Pol de Mont) 1322—27, 281
Eekhoud, Georges . . . . 809—10
Egidy, Emmy von (J. Ettlinger) . . . 156—58
Emants, Marcellus 282
Engel, Georg . . . . 1065—68
Englische Litteratur (Marie von Bunsen) . . . . . . 28—30, 887—92
— Litteraturgeschichte (H. Conrad) . 318—19
Eristawi, Rafael 1522
Eschricht, E. 1069
Fehrs, Johann Hinrich 270
Fern, Edna 1001
Fischer, Johann Georg . . . . . . 141—42
Flaischlen, Caesar 140
Flaten-Handschrift (Franz Stock) . . . 1259—63
Fogazzaro, Antonio 422
Fontane, Theodor (W. Paetow) . . . . 73—77
— Briefe (Hans Fechner) . . . . . 677—78
— Gedicht (L. Fulda) 208
La Fontaine 1327
France, Anatole 1517
Frankfurter Parlament, Redner des . . . . 202—8
Französische Litteraturgeschichte (Eduard Engel) . . . . . . 820—21
— Belletristik (M. Mayr) . . . . . 217—21
— Schriftstellerinnen (Käthe Schirmacher) . . . . 933—42
— Zeitromane (Henri Albert) . . . 1516—21
Frau in der Dichtung (Leo Berg) . . . 823—24
Fredro, Alexander 1189
Fulda, Ludwig . . . . 82—84
Gabriel, Hans 1322
Gagern, Heinrich v. 204, 206
Galdos, Perez . . . . 556—58, 1451—52
Ganivet, Angel . . . . 1454—56
Ganther, August 878
Gatte, der heimkehrende, in der Litteratur (E. V. Susan) . . . . . . 1472—74
Geibel und Holtei (Karl Theodor Gaedertz) 1202—5
Geiger, Albert 878
Geijerstam, Gustav af . . . . 747—48
George, Stefan (Fritz Mauthner) . . . 560—64
Georgische Dichtung (Arthur Leist) . . 1521—23
Gerhardt, Dagobert von 616
Gladès, André 218
Goedeke, ein neuer Band (Anton Schlossar) . . . . 1470—72
Goekoop de Jonk 283
Goethe und unsere Zeit, Stimmen und Bekenntnisse . . . . 1381—1403, 1456—59
Goethe-Schriften (R. M. Meyer) 410—13, 942—47 1403—9
Goethefeier in Düsseldorf (Georg Fernandes) 1370—71
— in Frankfurt (Sigm. Schott) . . 1567—69
— -Tag in Weimar (Max Osborn) . . 1183—84

Spalte
Gollnow, Ernst 1069
Gorkij, Maxim. . . . . 1141—43
Gött, Emil 878
Gotthelf Jeremias (Fritz Marti) . . . . 361—62
Gottschalls Erinnerungen (Ludw. Geiger) 670—73
Grad, Max 876
Griechische Litteratur (Konstantin Macris) . 486—88
Grimminger, Adolf 143
Groth, Klaus, im Wandel der Zeiten (Eugen Wolff) . . . . 879—87
— Gedicht (Theodor Fontane) . . . . 1201—2
Gueyssie, Eugène de la 219
Gutsch, Friedrich 878
Gutzkows dramatische Entwürfe (Adolf Stern) . . . . 819—20
Gyp . . . . 933—41
Gyulai, Paul 1269
Haack, Robert 871
Haggard, Rider 891
Halbe, Max (Wilhelm Hegeler) . . . 212—17
Hall, Caine 30
Hamann, Ernst 1322
Hamsun, Knut . . . . 950—91
Hansjakob, Heinrich . . . . 871—73
Harnack, Otto 1516
Hauptmann-Litteratur (P. Mahn) . . . 121—22
— jüngstes Bühnenwerk [Fuhrmann Henschel] (Julius Hart) . . . . 283—87
— Florian Geyer . . . . 172—73, 1149
Hausrath, Adolf . . . . 874—75
Hebbel, Friedrich, Frühzeit (Fritz Lemmermayer) . . . . 1071—76
Heer, J. C. 26
Hegeler, Wilhelm (Max Messer) . . . 1129—32
Heiberg, Hermann . . . . 268—69
Heidenstam, Werner von . . . . . . 748—49
Heims, P. G. 269
Hecker, Karl 144
Hessische Litteratur (Dr. Ella Mensch) . 1509—16
Heyse, Paul, in seinem Heim (A. Beetschen) 90—93
Hilty, C. . . . . 104—106
Hoffmann (E. T. A.) als Musikschriftsteller (Max Garr) . . . . 1533—34
Holländische Litteratur (Paul Raché) . 278—83
Holm, Adolf 270
Holtei und Geibel (Karl Theodor Gaedertz) 1202—5
Holzamer, Wilhelm . . . . 1514—15
Hopfen, Hans (Conrad Alberti) . . . . 413—18
Hugo, Viktor, Briefwechsel (Erich Meyer) 123—24
Huysmans, Joris Karl (Erich Meyer) . 1205—10
Jäger, Georg 142
Jean Paul 31
Jehkabs, Apsischu 1330
Jensen, Wilhelm . . . . 267—68
Jeske-Choinski, Theodor 96
Indiens Bedeutung für das Abendland (Leop. v. Schröder) . . . . . . 1335—38
Jókai, Maurus 1269
Jordan, Wilhelm (Karl Weitbrecht) . . 541—49
Isländische Litteratur (Camillo V. Susan) 35—39
Italienische Litteratur (E. Gagliardi) . 422—25
Junosza, Klemens 97
Kaminek, Karel 364
Kapff, Ernst 145
Karásek, Jiri 364
Karlweis, C. 475
Katholische Dichtung (Theodor Herold) . 1531—33
Keller, Gottfried . . . . 25—26
Kerner, Theobald 142
Kinkel-Erinnerung (J. Trojan) . . . 824—28
Kipling, Rudyard 892
Kiß, Josef 1270
Kleist und Oesterreich (Eugen Kilian) . 356—57
— -Denkmal (Georg Minde-Pouet) . 1244—46
Klipstein, Charlotte v. 1512
Knortz, Karl 1000
König, Eberhard (H. Hart) . . . . . 491—93
Konstantinoff, Aleko . . . . 684—86
Körner, Theodor (Paul Seliger) . . . 357—61

Spalte
Korolenko, Wladimir 1141
Kozlowski, Stanislaus 1191
Krag, Thomas P. . . . . 949—50
Krane, Anna v. 1513
Kraszewski 94
Krechowiecki, Adam 96
Kretzer, Max (Ernst Gystrow) . . . . 738—44
Kreutzer, Friedrich 1320
Krez, Konrad 999
Kröger, Timm 271
Kruse, Heinrich . . . . 1061—65
Kurz, Isolde . . . . 141—42
Lagerlöf, Selma (C. Busse) . . . . . 273—78
Lang, Paul 144
Langmann, Philipp 475
Lemonnier, Camille . . . . 808—9
Lenkei, Heinrich . . . . 1270, 1271—74
Lentz, Michel 1327
Lesehallen, öffentliche (Franziskus Hähnel) 735—38
Lesueur, Daniel . . . . 938—40
Lettische Litteratur (Reinhold Kaupo) . 1329—32
Lie, Berndt 366
Lingen, Thekla (Paul Remer) . . . . 426—27
Litterarische Bildung (R. v. Gottschall) . . 2—6
Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen: Baden (Alb. Geiger) . . 869—79
— Hessen (Ella Mensch) . . . . . 1509—16
— Mecklenburg (Paul Remer) . . . . 1318—22
— Pommern (E. Lange) . . . . . 1061—71
— Schleswig-Holstein (Alfred Biese) . . 266—73
— Schwaben (Rud. Krauß) . . . . . 138—47
Litteraturbriefe: Amerika (A. von Ende) . . . . . . 162—66, 997—1003
— Australien (W. Schaumburg) . . . 166—67
— Belgien (Alfred Ruhemann) . . . . 805—11
— Bulgarien (Georg Adam) . . . . . 681—86
— Dänemark (Albert Geiger) . . . . 364—68
— England (Marie v. Bunsen) . 28—30, 867—92
— Frankreich (Henri Albert) . . . . 1516—21
— — (M. Mayr) . . . . . . 217—21
— — (K. Schirmacher) . . . . . 933—42
— Georgien (Arthur Leist) . . . . . 1521—23
— Griechenland (K. Macris) . . . . . 486—88
— Holland (Paul Raché) . . . . . . 278—83
— Italien (E. Gagliardi) . . . . . . 422—25
— Letten (R. Kaupo) . . . . . . 1329—32
— Luxemburg (Tony Kellen) . . . . 1327—29
— Norwegen (Martha Sommer) . . . 947—51
— Polen (J. Flach) . . . . . 93—100, 1189—95
— Rußland (A. v. Engelhardt) . . . . 1140—46
— Schweden (H. Hildebrandt) . . . . 744—50
— Schweiz (Fritz Marti) . . . . . . 25—28
— Spanien (E. Pardo Bazan) . . . . 554—60
— — (Hans Parlow) . . . . . 1445—56
— Tschechen (O. Wiener) . . . . . 362—64
— Ungarn (H. Glücksmann) . . . . 1268—75
Litteraturgeschichte der jüngsten Dichtung (Monty Jacobs) . . . . 1253—59
Lotis Erstlingsdrama (Sigm. Feldmann) 287—89
Lubowski, Eduard 1191
Luxemburgisches (Tony Kellen) . . . . 1327—29
Lyrik, buddhistische (Jul. Hart) . . . . 1010—12
— Artisten- (Fritz Mauthner) . 493—96, 560—64
Maartens, Maarten 30
Machár, J. S 363
Maciejowski, Sewer 97
Maeterlinck, Maurice (Friedrich von Oppeln-Bronikowski) . . . . 479—86, 895—96
Marni, Jeanne . . . . 936—38
Masson-Forestier 220
Max, Hero 878
Mecklenburger in der Litteratur (Paul Remer) . . . . 1317—22
Memoiren und Briefwechsel (Ludwig Gemmel) . . . . 612—17
Meredith, George (Käthe Freiligrath-Kroeker) 1523—28
Merimau 892
Meyer, C. F. (Fr. Marti) . . . . 25—26
— (W. Bolza) . . . . 418—21
Meysenbug, Malvida von (Ernst Heilborn) 1004—8
Michaeli, Otto 878
Mombert, Alfred 878
Montaigne, An Michel de. Gedicht (Georg Bötticher) . . . . 1003—4
Mrštik, Wilhelm . . . . 363—64
Müller, Otto 1514
Multatuli 279
Murger 1017
Narzymski, Josef 1190
Nase in der Litteratur 8
Neikenn, Juris 1330
Neugriechische Litteratur s. Griechische.
Neumann, Stanislav K. 364
Netscher, Frans 280
Niedzwiecki 98
Nies, Konrad 1001
Niese, Charlotte 240
Nietzsche, Friedrich . . . . 89, 545—47
— -Litteratur, Neuere (Arthur Seidl) 1195—1201
Nodnagel, Paul 1512
Norwegische Belletristik (Martha Sommer) 947—51
Oechsler, Robert 713
Oeser, Hermann . . . . . . 101—102, 875, 877
Orzeszko, Elise 96
Pantenius, Th. H. (F. von Zobeltitz) . . . 12—15
Papadiamandis, A. 487
Pardo Bazan, Emilia 560, 1450
Pasqué, Ernst 1514
Paterson, A. B. 167
Paulus, Eduard 142, 713
Physiologie und Dichtung (W. Fred) . 755—56
Pichler, Adolf (Heinrich Glücksmann) . . 1466—70
Plagiat in der Litteratur (Alexander Moszkowski) . . . . 1014—18
Plattdeutsche Litteratur . . . . 1318—22
Poe, Edgar Allan 164
Poetik, eine neue (Heinrich Brömse) . . 753—54
Pol de Mont 280
Polnisches Drama (Josef Flach) . . . 1189—95
— Litteratur (Josef Flach) . . . . 93—100
Pommersche Litteratur (Edm. Lange) . 1061—71
Potapenko, J. 1141
Preuschen, Hermione von 1512
Prus, Boleslaw . . . . 95—96
Prutz, Robert 884
Przybyszewski, Stanislaus . . . . . . 1193—94
Psychari, Jean 487
Pumpurs 1330
Purapuke, J. 1331
Puschkin, Alexander (Olga Wohlbrück) 1077—81
Raskavitza, André 488
Redekunst, Deutsche im Jahre 48 (Herm. Wunderlich) . . . . 202—8
Reisewerke, Neue (Paul Lindenberg) . 1125—28
Reitzel, Robert 1000
Religiöse Litteratur, Moderne (Walter Wolff) . . . . 100—6
Remer, Paul 1322
Reuling, Carlot 1516
Reuter, Fritz 883, 1319
Reyes, Arturo 559
Reymont, W. 98
Ribaux, Adolphe . . . . 673—75
Ritter, Anna (Carl Busse) . . . . . 154—55
Rod, Edouard . . . . 26, 675—76
Rodenbach, Georges 807
Rollett, Hermann (H. Glücksmann) . . 1371—72
Roman, Vom deutschen (W. Kirchbach) 1275—76
— Vom historischen (Erich Meyer) . . 316—17
— Vom Familienblatt- (Max Kretzer) . 977—79
Rosenberg, Elsa 1331
Rosny, J. H. 221
Rostand, Edmond . . . . 2—6, 77—84
Ruskin, John (Eduard Engel) . . . . . 549—53
Russische Litteratur, Neueste (A. v. Reinholdt) . . . . 1012—14
Rußland, das junge (A. v. Engelhardt) 1140—46
Rüttenauer, Benno 875

Spalte

Sarcey, Francisque (Ludwig Geiger) . 1133—38
Sardou, V. . . . . 1015—16
Sawiczewski, Waclaw . . . . . . 1190—91
Schäfer, Karl 1512
Schäfer, Theo, Ein Dichter der Nacht. (Edw. Stilgebauer) . . . . 1084—85
Schaffnit, Karl 1512
Schaumberger, Heinrich, der Dichter des Lehrerstandes (Wilhelm Rullmann) 1008—10
Scherenberg, Ernst . . . . 1068—69
Scheu, Robert . . . . 477—79
Schiller? Eine Jugendarbeit von (Richard Weltrich) . . . . 1409—14
Schillerverein in Württemberg 146
Schleswig-Holsteinische Erzähler (Alfred Biese) . . . . 266—72
Schlitz, Hans von . . . . 615—16
Schloz, Emil 714
Schmidt-Buhl, K. 713
Schnitzler, Arthur . . . . 474—75
Schönhardt, Karl 142, 712
Schupp, Falk 1515
Schwäbische Litteratur (Rudolf Krauß) . 138—47
712—14
Schwedische Litteratur (Hart Hildebrandt) 744—50
Schweizerische Litteratur (Fritz Marti) . 25—28
Sehring, Wilhelm 877
Seidel, Heinrich 1320
Servaes, Franz . . . . 1257—59
Shakspere-Litteratur (Hellmuth Mielke) 338—44
Sienkiewicz, Henrik . . . . 94—95
Sirius, Peter 877
Sirko-Sieroszewski 98
Skram, Amalie . . . . 948—49
Slawejkoff, Pentscho 686
Slejhar, K. 364
Slowacki 1189
Sova, Anton 364
Spanische Litteraturzustände (Dr. Hans Parlow) . . . . 1445—56
— Romanschriftsteller (Emilia Pardo Bazan) . . . . 554—60
Spielhagen, Friedrich (Adolf Stern) . . 606—12
— u. die moderne Frau (Emil Peschkau) 344—48
Spitteler, Carl (Sigmund Schott) . . . 348—54
Stehr, Hermann (Ilse Frapan) . . . . . 489—91
Stender, G. F. 1329
Stevenson, Robert Louis und seine Schule (Marie von Bunsen) . . . 887—92
Stifter, Adalbert (Johannes Schlaf) . . 30—35
Stillfried, Felix . . . . 1319—20
Stinde, Julius 270
Storm, Theodor 267
Stoeßl, Otto . . . . 477—79
Stratz, Rudolf 876
Strindberg, August . . . . 744—47
Sudermann: Drei Reiherfedern (Franz Servaes) . . . . 618—21
— Romane . . . . 1067—68
Swarth, Helene 280
Sytie, Vosmeer de 281
Szász, Karl 1269
Szukiewicz, Maciej . . . . 1193—94
Terberg, Hugo 1002
Tetmajer, Casimir 99
Theater, französisches (Rich. Mahrenholtz) 754—55
— polnisches (J. Flach) . . . . 1189—95
Theiß, Anna 1512
Thoma, Albrecht 878
Thoma, Ernst (Leo Berg) . . . . . 155—56
Tiecks Bedeutung als Dramaturg (Walter Bormann) . . . . 1277—78
Treitschke, Heinrich 1255
Trinius, August . . . . 147—50
Tschawtschawadse 1522, 1530
Tschechische Litteratur (Oskar Wiener) . 362—64
Tschechow, Anton (Alex. Engelhardt) 150—53, 1145—47
Uhland, Ludwig (Ludwig Fränkel) . . 1150—51
Unamuno, Miguel de 559

Spalte

Ungarische Litteratur (Heinr. Glücksmann) 1268—75
Valera, Juan 555
Vierordt, Heinrich . . . . 876—77
Vickström, Victor Hugo . . . . . . 749—50
Villinger, Hermine . . . . 873—74
Vizyïnos, Georgios 488
Vogel, Hedwig 1001
Vogüé, Melchior de . . . . 1519—20
Volksbibliotheken . . . . 735—38
Volkscharakter, Der deutsche (Adalb. von Hanstein) . . . . 1147—49
Volkslieder, lettische 1330
Vrchlicky, Jaroslav (Oskar Wiener) . . 803—5
Wagner, Christian 144
Walloth, Wilhelm . . . . 1510—12
Weber, F. W. 1328
Weitbrecht, Karl 142
— , Richard 144, 713
Wengerow, S. A. . . . . 1012—14
Weressaew . . . . 1143—45
Weyman, Stanley 891
Weystenhoff, Josef 99
Whitman, Walt . . . . 165—66
Wiener Dramatiker (Hans Sittenberger) . 474—79
Wilbrandt, Adolf 1321
Willgeroth, Gustav 1322
Wolfskehl, Karl 1512
Wolzogen, Ernst von (Kurt Martens) . 1263—68
Wuthenow, Alwine . . . . 1069—70
Xenopóulos, Gregor 488
Zack 30
Zahn, Ernst 27
Zalewski, Kasimierz 1191
Zapolska, Gabriela . . . . 1194—95
Zereteli, Akaki 1522, 1531
Zeromski, Steph. 98
Zionismus . . . . 226—27
Zolling, Theophil (K. Bienenstein) . . 1459—65
Zukunftsland (Fritz Lienhard) . . . . 893—94
Zündt, Ernst Anton 999

2. Echo der Zeitungen und Zeitschriften.

(einschließl. „Nachrichten".)

Aasen, Ivar 1494
Aberglaube 181
Adam, Paul 830, 971
Adamus, Franz 960, 1279, 1550
Addison, Joseph 967
Adler, Friedrich 569, 1421
Aeschylus 512, 710
Aho, Juhani 1555
Akademie, französische 1416
Aksakow 1036
D'Albert, Eugen 510. 638, 770, 1093
Alessandri, Pietro 50
Albrecht, Johann Friedrich Ernst 1293
Alexis, Willibald 43, 235, 373, 631, 991
Alfieri, Vittorio 566, 1104
Alija, Cerzeley 1432
Alischan, Ghewond 442
Alkman 375
Allais, Alphonse 1477, 1540
Almanache 694, 1221
Alarcon, Pedro 1167
Alboinsage 1289
Altdorfer, Albrecht 705
Altenberg, Peter 707, 711, 1160
Amaru 1352
Ambrosius, Johanna 712, 1087, 1486
Amerika: Bibliotheken 47
Jugendlitteratur 1486
Katholizismus 308
Kunstschätze 115
Litteratur 375, 1358, — Drama 189, 1041 — Roman 956, 1041, 1159 — Humoristisches 375
Studentenleben 505
Theater 695, 1022, 1547
Universitäten 575
Zeitungswesen 1056

Spalte
Amicis, Edmondo de . . 374, 500, 899, 1025, 1541
Anarchismus 246, 1170, 1287, 1356
Anarchie, litterarische 642
Andrássy, Julius 644
Andreas-Salomé, Lou 178
Andresen, Stine 1087
d'Annunzio, Gabriele 119, 230, 306, 312, 374, 384, 583, 642, 693, 710, 969, 1020, 1025, 1088, 1092, 1099, 1163, 1227, 1547
Anschütz, Heinrich 499
Antara 1354
Antin, Mary 1042
Antisemitismus im klassischen Altertum 112
Anzengruber, Ludwig 48, 832, 1153
Apotheker in der Litteratur 47
Apuchtin, Alexei 566
Aram, Kurt 1221
Arany, Ladislaus 643
Archer, William 1233
Arigo 1290
Aristophanes 1351
Aristoteles 375
Armee, französische in der Litteratur 639
Armenien: Litteratur 1492
Arndt, Ernst Moritz 231, 622, 897
Arnold, Georg Daniel 758
Assenijef, Elsa 711
Assing, Rosa Maria 631
Assissi, Franz v. 47
At'ima 622
Auerbach, Berthold 111, 631
Augustinus 48
Ausonius 576
Austin 625
Australien: Litteratur 433
Autographen 45, 1478
Autoren, Weibliche 42
Avancinus 1432
Avenarius, Ferdinand 1475
Ayrenhoff, Cornelius v. 706
Azeglio, Massimo d' 291
Baccalaureat 581
Baccelli, Alfredo 243, 374
Bach, Sebastian 1489
Bacon 1229
Baden (Name der Bewohner) 566
Baechtold, Jakob 908, 1475, 1541
Bassico, Giuseppe 176
Bahr, Hermann 435, 1155
Bakchylides 185, 375, 512, 773
Bakunin, Michael 381, 770, 1492
Balzac, Honoré de 705, 1086, 1101, 1102, 1152, 1154, 1158, 1164, 1166, 1213, 1222, 1224, 1289, 1353, 1354
Baltz, Johanna 377
Bancroft, H. H. 1341
Bamberger, Ludwig 904
Barbès 695
Bärenhäuter (Sage) 1490
Barrès, Maurice 759
Barrett-Browning, Elizabeth 107
Bársony, Stefan 644
Bartels, A., Die Alten und die Jungen . . . 846
Bartet, Julia 950
Basel (Dialekt) 649
Bassermann, Dantes Spuren 899
Bastian (Elsässischer Dialekt-Dichter) 1218
Bastille, Die 116
Batz, Philipp 1477
Baudelaire, Charles 435, 1550
Bauernkunst 1482
Bauer im französischen Roman 1102
Bauernfeld, Eduard von 1477
Bauernfeld-Preis 928
Baumann, Oskar 1167
Baumbach, Rudolf 518
Bazan, Emilia Pardo 1039, 1040
Beaumachais, Caron de . . 1085, 1152, 1153, 1224
Beck, Karl 377

Spalte
Becker, Nikolaus 1505
Becque, Henry . 1085, 1088, 1121, 1165, 1224, 1223, 1283, 1300, 1301, 1543
Beer, Anton 510
Beethoven, Ludwig van 915, 1488, 1538
Behm, Eduard 1489
Behn, Hermann 509
Behringer, Edmund 298
Belgien: Litteratur 848, 904, 1300
— Malerei 443
Belinski, Wissarion 40, 246, 387, 576
Bellamy, Eduard 833
Bellmann, Karl, Michael 1555
Bendler, Georg 597
Bentzon, Thérèse 1558
Benzmann, Hans 502
Béranger, Pierre Jean de 111
Berg, Leo (Uebermensch in d. mod. Litteratur) . 505
Berger, Alfred 1482
Bergmann, N. 1421
Berlepsch, Emilie von 865, 954
Berlin: Bibliotheken 1416
Couplets 902
Oper 110
Theater . 113, 305, 571, 575, 631, 696, 1023, 1153
Zeitungswesen 632
Berlioz, Hector 148
Bernard, Tristan 1538
Bernays, Michael 1342
Bernhardt, Sarah 959, 1216, 1353
Bernini, Lorenzo 438
Besant, Annie 632
— Walter 772, 1342, 1484
Bessenyei, Georg 1089, 1101
Beyle, Henri (Stendhal) 643, 971
Bibliographie, Oesterreichische 929
Bibliographisches Institut in Leipzig 441
Bibliophilen-Gesellschaft 665
Bibliophile 499, 1341, 1349
Bibliotheken . . . 47, 113, 1222, 1290, 1428, 1416
s. auch: Volksbibliotheken.
Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke . 598
Bierbaum Otto Julius 1218, 1484, 1490
Bildung 831
Bismarck 41, 43, 44, 115, 117, 120, 181, 183, 187, 189, 369, 380, 435, 498, 511, 512, 576, 578, 641, 642, 644, 693, 694, 765, 849, 897, 957, 1033, 1034, 1166, 1169, 1295, 1422, 1478
Björnson, Björnstjerne . . 45, 47, 313, 568, 581, 646, 1289, 1555
Blackwood's Edinburgh Magazine 728
Blau, Tina 964
Bleibtreu, Carl 234
Blennerhasset, Lady Charlotte 197, 236, 632
Bloy, Léon 381
Blum, Robert 290 296, 437
Blumenspiele 726, 837, 1021, 1089, 1119
Bluntschli, Johann Kaspar 512
Blüthgen, Viktor 43
Boas, Eduard 613
Boborykin, Peter 778
Boccaccio, Giovanni 917, 1227
Bockel, Franz 181
Böcking, Eduard 437
Böcklin, Arnold 443, 447, 579, 780
Bodley, J. M. 39
Bodmer, Johann Jakob 43
Böhlau, Helene 1159, 1340, 1345, 1546
Böhme, Jakob 115
Boldrewood, Rolf 433
Bolland 244
Bölsche, W. (Liebesleben in der Natur) . . 238, 502
Bonn (Litteratur) 699
Bonnetain, Paul 928
Bordulak, Timofey 49
Börne, Ludwig 238, 1024
Borowkow 385
Böse Sieben 897, 1342

Spalte

Bourget, Paul 111, 308, 700
Brachmann, Luise 896
Brahms, Johannes 41, 109, 1097, 1291
Brandes, Edvard 1297, 1555
— Georg 110, 180, 451, 647, 832, 1042, 1167, 1172
Brassai, Samuel 1353
Branconi, Gräfin 1478
Braunthal, Braun v. 762
Bréal, Michel, Deux études sur Goethe 236, 292, 506
Brentano, Klemens 624
Bremer, Friederike 1297
Breslau (Litterarische Vereinigung) 1374
Bret Harte, s. Harte
Brevo, Giovanni 46
Briefe 574, 965, 1028, 1033
Brieger, Adolf 571
Brieux 707
Brinvilliers, Marquise v. 231
Brockes, Barthold B. 1213
Bródy, Alexander 513
Broglio, A. M. 118
Bronté, Charlotte 1558
— Emily 183
Brown, F. M. 1104
Browning, Robert und Elisabeth . 107, 117, 241, 773
Bruchmann, K., Poetik 179
Brunetière, Ferdinand . . 53, 440, 447, 1042, 1551
Bruno, Giordano 115
Bryant, William Cullen 711
Brzozowski, Karl 648
Buchausstattung 45
Buchdruck, Anfänge 578, 624, 631, 905
Buchdruck in Ungarn 240
Bücher-Autodafé 969
Bücherproduktion 52, 1021
Buchhandel 68, 1295
Büchmann, Georg 43, 1223
Büchner, Georg 1158
Büchner, Ludwig 839, 1098, 1353
Buchstabenschrift 1088
Buchumschlag 577, 967
Buchwesen, s. a. Exlibris, Selbstverlag, Urheberrecht, Verleger und Autoren, Bibliographisches Institut, Cotta, Vieweg, Verlagsanstalt
Buckle, Henry 910
Buddha, Lehre, Poesie 181, 182, 693, 837, 1420, 1422
Bühnensprache 1161
Bulgakow 1231
Bulgarien: Bücherwesen 52
Litteratur 976
Zeitungswesen 52
Bülow, Hans von 1032
Burns, Robert 1034, 1280
Burckhardt, Jakob 579, 580, 763, 838, 904, 1025, 1299, 1357
Bürger, Gottfried August 180, 632
Burne-Jones 111, 246, 636, 646
Busse, Carl 574
Byron, George . . 312, 313, 388, 645, 1356, 1442
Cady, Elizabeth 502
Cagliostro, Joseph Balsamo 1555
Caine, Hall 649, 766, 1089
Cahan, A. 1089
Calderon, de la Barca Pedro 435, 1430
Capuana, Luigi 779
Carabin 704
Carduni, Giosuè . . . 374, 1020, 1095, 1476, 1552
Carlyle, Jane 42
— Thomas . . . 53, 118, 189, 374, 638, 1552
Casanova, Jakob 369
Caro, Mme. 1558
Carrière, Eugen 1491
Caspari, Karl Heinr. 1537
Castelar, Emilio 1213
Catull 1034
Cauer, Minna (Frau des 19. Jahrhunderts) . . 708
Canitz, Friedr. Ludw. Rud. Freiherr von . . . 1486
Cavour 48
Celakowsky, Franz Ladislaus . . . 711, 1032, 1038
Cellini, Benvenuto 52
Cena, Giovanni 774
Censur . . 111, 174, 198, 230, 240, 301, 1426, 1557
Centrumslied 727
Cerri, Cajetan 1185
Cervantes, Miguel 309, 313, 1479, 1485
Chamberlain, H. St. (Grundlagen d. 19. Jahrh.) 901, 1039, 1342
Chardin, Jean 1492
Chaucer, Geoffrey 642, 773
Chavannes, Puvis de 295, 306, 704
Chenier, André 370
Cherbuliez, Victor 1312, 1340
Chesterfield, Philipp Stanhope 1033
China: Litteratur 957
— Theater 578
Choiseul, Etienne François 1102
Chopin, Friedrich 518, 569, 1556
Christiansen, Einar 1555
Christine von Schweden 896
Christoff, Viril 387
Christomanos, Constantin 572, 638, 833, 847 912, 1353
Christus in der Dichtung und Kunst . . 511, 1548
Chronegk, Ludwig 1019
Cicero 961
Cidherlegende 565
Citate 43, 1223
Clauren, H. 631
Coloma, Luis 369
Comenius, Johann Amos 1496
Comte, Auguste 513, 971
Conrad, M. G. 1153, 1484
Cooper, J. F. 646
Coppée, François 440, 1551
Corelli, Maria 56, 766
Cornelius, H. 1348
— Peter 770
Cottascher Damenalmanach 694
Cottasche Buchhandlung 792, 1055
Couperus, Louis 973
Couplet 902
Courteline, Georges 1294, 1477
Courtot, Cécilie v. 498, 635
Corradini, Enrico 844, 917
Craigie, Pearl 1558
Craven 1558
Crawford, M. F. 519
Cromwell, Oliver 1028, 1032
Croy, Gustav 507
Csástár, Emerich 1101
Csokonai, Michael 974
Curel, François de 898, 960
Curtius, Ernst. 624
Cynewulf 500
Cyrano v. Bergerac. 296, 384, 389
Dahn, Felix 43, 176, 437, 1214
Dalcroze 583
Daly, Augustin 1372, 1558
Dänemark: Litterar. Beziehungen zu Deutschland 699
Studentenwesen 187
Zeitungswesen 587
Dante 250, 567, 644, 899, 916, 962, 1026, 1034, 1170, 1350, 1415, 1553
Danzig: Theater 957
Daudet, Alphonse 848, 1088
— Ernest 1225
Dauthendey 42
David, J. J. 45, 694, 839
Dawison, Bogumil 434
Deák, Franz 240
Degen, Josef Vincenz 636
Dehmel, Richard 301, 635, 1232, 1421
Deinhardstein, J. L. 834
Dekker, Eduard Douves (Multatuli) 439, 710
Delacroix, Eugène 232
Demade, Pol 848
De-Marchi 1553
Demetrius, der falsche 1037

Spalte

Denis, Michael . . . 1342
Denunziation, litterarische . . . 1060
Deroulède, Paul . . . 134, 1551
Dery, Juliane . . . 705, 927, 960, 1032, 1285
Desforges-Mailard . . . 1477
Dessauer, Adolf . . . 1098
Deutschland: s. unter den einzelnen Schlagworten
— -russische Beziehungen . . . 385
Devonshire, Georgina . . . 1427
Dialekt . . 109, 571, 1031, 1092, 1414, 1427, 1545
Dichterdenkmäler . . . 846, 900
Dichterkrönung . . . 187
Dickens, Charles . . . 116, 645, 1094
Diderot, Denis . . . 1416
Dierx, Léon . . . 294, 260, 583
Digenis, Akritis . . . 693
Dichter (als Helden von Dichtungen) . . . 504
Dilettantenbühne . . . 771
Dilettantismus in der Litteratur . . . 1540
Dimitir, Chadzi . . . 576
Dimibrijevica . . . 1432
Dingelstedt, Franz . . . 758, 1477
Döllinger, Ignaz v. . . . 564, 761, 764
Don Juan . . . 565, 964, 968
Donnay, Maurice . . . 582
Dosatij . . . 589
Dostojewski, F. M. . . . 244, 830, 1089, 1342, 1419
Dove, Alfred . . . 574, 903
Drachmann, Holger . . . 313
Draeseke, Felix . . . 1489
Drama: Allgemeines . . . 567, 1551
— Amerika . . . 189, 1041
— Deutschland . . . 177, 179, 1428
— England . . . 708
— Frankreich . . . 579, 1417
— Schweiz . . . 373
— Skandinavien . . . 1555
s. auch Theater, Volksschauspiel.
Dramaturgie 296, 382, 621, 831, 846, 909, 968, 1038, 1098, 1101, 1159, 1214, 1280, 1419, 1486, 1490, 1539
Dresden: Theater . . . 229
Dreyer, Max . . . 230
Droste-Hülshoff, Annette . . . 568, 1475
Dubois-Melly . . . 583
Dudeny, Henry . . . 1234
Duell . . . 42, 176
Dühring, Eugen . . . 245
Dumas . . . 576, 1233
Dunant . . . 775, 1429
Dunkelmännerbriefe . . . 575
Dunne Finley, Peter . . . 854
Düsseldorf: Kunst . . . 578
— Litteratur . . . 699, 1057
— Theater . . . 768
Ebers, Georg 110, 178, 385, 501, 505, 596, 567, 768, 1508
Eckstein, Ernst . . . 441, 1216
Edda . . . 1290
Eeden, Frederik v. . . . 120
Eckermann, Johann Peter . . . 1504
Egerton, George . . . 761, 899
Egidy, Emmy v. . . . 567, 578
— Moritz v. . . . 577
Egler, Ludwig . . . 44
Ehe in der modernen Litteratur . . . 907, 1218, 1227
Eichendorff, Joseph v. . . . 1087
Eichrodt, Ludwig . . . 44
Einheiten im Drama . . . 831, 1486
Eliaslegende . . . 565
Eliot, George . . . 1428
Eloesser, A. (Das bürgerliche Drama) 177, 573, 1341
Elpis, Melena . . . 1054
Elsaß: Litteratur (s. auch Straßburg) 42, 758, 839, 1344, 1414, 1484
Elster, E. (Prinzipien der Litteraturwissenschaft) . 909
Emants, Marcellus . . . 448
Emerson, Ralph Waldo . . . 116, 445, 648, 835, 847
Eminescu, Michail . . . 50
Engel, Georg . . . 301
Engel-Egli . . . 640
England: Censur . . . 1557
— Litteratur 625, 772, 1025 — Drama 708 — Roman . . . 1552
— Malerei . . . 1162, 1356
— Theater . . . 415, 761, 1417, 1557
— Universitäten . . . 43, 112, 513, 581
— Zeitungswesen . . . 728, 1165
Enna, August . . . 1097
d'Ennery, Adolphe . . . 623, 664, 695, 846
Erckmann-Chatrian . . . 830, 863, 1039
Ernst, Otto . . . 759
Ertl, Emil . . . 305
Erwerbsverhältnisse, litterarische . . . 45
Erzählungskunst, primitive . . . 1283
Erziehung . . . 765, 849, 1294, 1491
Esmarch, Christian Hieronymus . . . 1483
Eulenberg, Hubert . . . 1221
Euripides . . . 511, 513
Evans, E. P. (Beiträge zur amerikanischen Litteratur) . . . 375, 1552
Ex-libris . . . 1252, 1552
Extase . . . 47
Ezzelin i. d. Dichtung . . . 1227
Fabrizii, Cintio de . . . 46
Falke, Gustav . . . 437, 844, 1164
Farina Salvatore . . . 374
Farce . . . 1538
Faustsage . . . 238, 505, 909, 1343
Fáy, Andreas . . . 974
Fehrs, J. H. . . . 112
Festspiele . . . 373
Fetzer, Karl . . . 622
Feuchtersleben, Ernst v. . . . 1537
Fichte, J. G. . . . 1022, 1355
Fiebich, Zdenko . . . 638
Fielding, Henry . . . 433
Filon, A. (De Dumas à Rostand) . . . 579, 581
Finland . . . 1429
— Litteratur . . . 1021
— Musik . . . 637
— Volkspoesie . . . 764, 1353
— Urgeschichte . . . 570
— Zeitungswesen . . . 1169, 1229
Fiori di virtù . . . 1290
Fischer, Rosa . . . 380
Fischer, Rudolf (Kunstformen des mittelalterlichen Epos) . . . 1033
Fitzgerald, Edward . . . 180
Fleischl-Marxow, Ida v. . . . 1214
Fleming, Paul . . . 907
„Fliegende Blätter“, Geschichte . . . 440
Flygare-Carlén, Emilie . . . 1297
Foerster, Josef B. . . . 638
Fogazzaro, Antonio . . . 176
Folklore, s. Volkskunde
Fontane, Theodor 43, 106, 110, 111, 114, 115, 133, 139, 178, 179, 182, 230, 231, 232, 236, 246, 299, 302, 306, 307, 312, 385, 498, 574, 579, 582, 623, 649, 779, 836, 907, 929, 1030, 1093, 1339
Forbes, John . . . 772
Forckenbeck, Max v. . . . 109
Ford, Leicester . . . 1159
Forke A. (Blüten chines. Dichtung) . . . 1285
Fouillé, Alfr. (Psychologie du peuple français) . 107
France, Anatole 48, 188, 505, 623, 830, 900, 1093, 1104, 1282, 1352, 1538
Francke, Aug. Herm. . . . 45
Frankfurt . . . 1279
Frankl, Ludw. Aug. . . . 1477, 1478
Franklin, Benjamin . . . 1033
Franko, Iwan . . . 852
Franz Joseph I. . . . 372, 375, 435, 436, 517
Frankreich: Akademie . . . 1416
Litteratur 308, 709, 764, 1550 — Drama 579, 1417, 1538 — Lyrik 587, 1347
Theater . . . 516, 581, 949
Unterrichtswesen . . . 110
Zeitungswesen . . . 760, 1357

Spalte

Frapan, Ilse 1345
Frauendichtung 497, 578, 585, 702, 1087, 1095, 1279, 1486
Frauen im Alterthum 577
— als Bibliothekare 1428
— als Soldaten 640
— gelehrte 1342
— in der modernen Dichtung 776, 849
— im politischen Roman 577
Frauenfrage 179, 389, 502, 514, 710, 711, 775, 832, 838, 849, 917, 972, 1042, 1094, 1105, 1428, 1429, 1558
Frederic, Harold 260, 313, 899, 1358
Fredro, Alexander 779, 1356
Freidanks Bescheidenheit 1349
Freie Bühne 1023
Freiligrath, Ferdinand 829, 1219, 1477
Freiligrath, Ida 726, 764
Freischütz-Komposition 637
Fremdworte 184, 1021, 1089
Freudenthal, August 1024
Frey, Adolf 1421
Frey, Justus 771, 846
Freytag, Gustav 110, 772, 910, 961, 1153
Friedensfrage 117, 180, 182, 245, 643, 1102, 1103, 1226, 1283, 1359, 1429
Friedmann, Edmund 832
Friedrich Christian von Bayreuth 842
Friedrich der Große 847
Friedrich, G. (Hamlet-Problem) 1086
Friedrich Wilhelm IV. 1477
Friedrichs, Hermann 1340
Fries, H. E. (Christine von Schweden) 896
Friesen: Volkskunde 957
Frommel, Emil 697, 837
Froude, James Anthony 116
Fuchs, Reinhold 1476
Fulda, Ludwig 567, 1094, 1479
Fürst, R. (Novelle im 18. Jahrhundert) 1153
Fusinato, Arnold v. 917
Gabelsberger, F. X. 569
Galen, Philipp 726, 915
Galdos, Perez 955
Garborg, Arne 185
Garland, Hamlin 1159
Garnett (History of Italian literature) 241
Garve, Christian 371
Gastronomie in der Litteratur 622
Gaudy, Franz 839, 1537
Gautier, Théophile 1347
Gebauer, Jan 588
Gebirge in der Dichtung 1420
Gebhardt, Eduard von 1162
Gefängnis-Litteratur 1376
Gehrts (Maler) 845
Geibel, Emanuel 304, 631, 644
Geijerstam, Karl von 1034, 1166
Geister, Führende (Biographieen-Sammlung) 567
Geistliche, der, in Goethes Dichtungen 1483
Gelber, A. (Shaksperestudien) 109, 300, 371
Gentz, Friedrich von 500
George, Stefan 580, 759, 1025, 1095, 1164 (s. a. Lyrik, Moderne)
Georgien: Litteratur 1106
Gerhardt, Adele 1285
Gerhardt, Paul 1342
Gerlach, Th. 912
Geschichte als Stoff der Poesie 1481, 1486
Geschichtswissenschaft 633
Geßner-Sommerstorff 109
Gex, Amélie 1153
Gibbon, Edward 296
Giesebrecht, Ludwig 1483
Gille, Karl 945, 1503
Gillette, William 189
Gilm, Hermann 380
Gioberti, Vincenzo 774
Giordano („Andre Chenier", Oper) 638
Gjalski, Sandor-Xaver 51
Gladstone, William 189, 310, 1169, 1299
Glasenapp, C. F. (Richard Wagner) 115
Gleim, Ludwig 1415
Glocken-Sagen 508, 1022
Glinski, Kasimir 779
Gnauck-Kühne, Elisabeth 836
Gobelins 705
Gobineau, J. A. 42, 913
Göhre, Paul 903
Goekoop de Jong 585
Goethe 113, 176, 181, 233, 236, 238, 295, 297, 299, 375, 380, 388, 500, 501, 506, 567, 575, 624, 626, 635, 692, 696, 699, 706, 757, 772, 835, 843, 846, 851, 852, 865, 908, 909, 954, 957, 960, 964, 968, 975, 1022, 1026, 1031, 1090, 1100, 1103, 1152, 1164, 1214, 1232, 1279, 1286, 1293, 1338, 1346, 1353, 1374, 1415, 1423, 1425, 1439, 1474, 1480, 1482, 1483, 1484, 1487, 1534—50
Goldhann, Ludwig 42
Goldmarck, Karl 638, 770
Goltermann, Wilhelm 1372
Goltz, Bogumil 961
Gomperz, H. (Griechische Denker) 230
Gorbunow, Iwan F. 517
Gordon, Adam Lindsay 433, 623
Gorjki, Maxim 517
Görres, Josef von 244
Gotha (als Musenhof) 1415
Gotter, Friedrich Wilhelm 176
Gotthelf, Jeremias 299, 1024
Gottsched, Johann Christoph 909
Grabbe, Christian Dietrich 231, 438, 572, 964
Graf, Wilhelm 693
Graff, Jörg 108
Gral-Sage 1086
Granier, Jeanne 959
Graphologie 639, 1025, 1549
Grasberger, Hans 568, 771, 846, 1022
Grasset, Eugène 1162
Greber (elsässischer Dialektdichter) 1218
Gregori, Johann Gottfried 48
Greif, Martin 179, 1251, 1280, 1344, 1422, 1486, 1547
Grétry, André 770
Greville, Henri 1558
Grillparzer 43, 44, 435, 624, 1020
Grillparzer-Preis 597
Grimm, H., Michelangelo 974, 1419
— Melchior von 293
— Wilhelm 909, 1546
Grimme, F. W. 1215
Gröger, Fannie 581
Grosse, Julius 44
Großstadt-Poesie 833
Groth, Klaus 376, 437, 697, 763, 962, 964, 966, 991, 1018, 1022, 1025, 1029, 1184, 1217, 1223, 1280, 1340, 1375
Grotthuß, J. E. von (Probleme) 298, 919, 1340, 1344
Grübel, Konrad 290
Grün, Anastasius 1477
Grunwaldt, Eduard 899
Gruszecki, Arthur 779
Guaita, Stanislas de 178
Gubernatis, A. de, In terra santa 1213
— La Roumaine 973
Gubitz, F. W. 380
Guerrero, Maria 292, 294
Guilbert, Yvette 765
Gulowsen, Wilhelmine 1298
Gumppenberg, Hans v. 898
Gutenberg 773
Gutzkow, Karl 571, 758, 834, 1087, 1156, 1285, 1475
Gyp 703, 1551
Haggard, Rider 1234
Hahn-Hahn, Ida 580, 1478
Haje, Chr. F. 1429
Halbe, Max 41, 244, 299, 436, 566, 644, 959, 965, 1503, 1558
Hallström, Per 1296

Spalte

Hallwachs, Karl . . . 707
Halm, Friedrich . . . 42, 238, 1426
Hals, Franz . . . 1428
Hamerling, Robert . . . 114, 372, 443, 638, 835, 913, 1426, 1490
Hämmerli-Marti, A. . . . 1421
Hamsun, Knut . . . 449, 1105, 1377, 1481
Händel, Georg Friedrich . . . 912, 1489
Hango, Herman . . . 1155
Handwerker (im französischen Roman) . . . 1102
Hanka, Wencel . . . 850
(s. a. Königinhofer Handschr.)
Hannover: Zeitungswesen . . . 506
Hansjakob, H. . . . 701, 963
Hanstein (Frauen) . . . 1342
Hanson, Hans . . . 1298
Hansson, Ola . . . 180, 1289, 1441
Hanswurst . . . 500, 830, 775, 846
(s. a. Kurz-Bernardon, Nasreddin)
Harden, Maximilian . . . 847
Hardy, Thomas . . . 1041
Hardy, E. (Liebesleben berühmter Männer) . . . 1342
Harlan, Walter . . . 1539
Harnack, O. (Schiller) . . . 109, 111
Harring, Harro P. . . . 112
Hart, Heinrich und Julius . . . 572
— Julius . . . 634, 768, 899
Harte, Bret . . . 1359, 1428, 1540
Hartleben, Otto Erich . . . 292, 898, 959
Hartmann v. Aue . . . 1290
Hartmann, Moriz . . . 829, 1100
Hartmuth v. Cronberg . . . 1087
Hase, Geschichte der Familie . . . 567
Hasse, Adolf . . . 896
— S. F. . . . 39
Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache . . . 304
Hauptmann, Gerhart 41, 44, 49, 133, 134, 187, 244, 299, 332, 377, 436, 444, 506, 515, 516, 518, 567, 573, 575, 583, 647, 703, 711, 712, 719, 760, 831, 836, 852, 1034, 1039, 1042, 1088, 1101, 1161, 1167, 1224, 1232, 1280, 1284, 1287, 1354, 1428, 1496
Haurimonts, Chavel de . . . 1226
Hausegger, Friedrich von . . . 911, 1096, 1489
Hausmusik . . . 637
Hausrath, Adolf . . . 370
Hauß (elsässischer Dialektdichter) . . . 1218
Haydn, Joseph . . . 912, 1489
Hebbel, Christine . . . 706
— Friedrich 109, 434, 567, 631, 851, 908, 955, 1153, 1223, 1293, 1422
Hebel, Johann Peter . . . 640
Hebräische Litteratur . . . 184, 373, 1416
Hedenstjerna, A. von . . . 574
Hehn, Viktor . . . 570
Heidelberger Schloß . . . 233
Heimatkunst . . . 830, 899
Heine, Anselm (Selma) . . . 376
— Heinrich, 41, 109, 175, 241, 303, 381, 564, 571, 583, 624, 832, 955, 1020, 1022, 1033, 1164, 1281, 1285, 1286, 1296, 1316, 1339, 1345, 1478, 1480
— Th. Th. . . . 567
Heinzel, Max . . . 259, 377, 442
Heitler (Ovids Verbannung) . . . 833
Hegyesi, Martin . . . 643
Heldensage, deutsche . . . 1029
Heliand . . . 1027
Hensel, Sebastian . . . 41
Hepp, Carl . . . 1097
Herbart, Joh. Friedrich . . . 1217, 1556
Herder, J. G. A. . . . 438
Herédia, José Maria . . . 1347, 1558
Herlossohn, Karl . . . 834
Hermann, Karl (Kunst des Sprechens) . . . 298
— Otto . . . 974
Hermite, Tristan . . . 760
Herodot . . . 1415
Herondas . . . 375

Spalte

Hertz, Wilhelm . . . 440
Herczeg, Franz . . . 1101
Hervieu, Paul . . . 1298, 1417
Herwegh, Georg . . . 829, 1477
Hevesi, Ludwig . . . 1155
Hexenprozesse . . . 237
Heuberger, Richard . . . 770
Heyermans, Hermann . . . 850
Hiel, Emanuel . . . 1569
Hirschfeld, Georg . . . 244, 843, 964, 1284
Hirschfeld, Leo . . . 445, 928
Hindersin, Franz v. . . . 373
Hlatky, E. . . . 576
Hobbes, John Oliver . . . 1427, 1858
Hofärzte . . . 849
Hoffmann, Clementine . . . 648, 649, 650
Hoffmann, E. T. A. . . . 41, 1292, 1339, 1557, 1569
— Hans . . . 1087
— Nina (Dostojewski) . . . 830, 1342, 1419
Hoffmann von Fallersleben . . . 829, 1544
Hoffmann v. Grünbüchel, Hans Friedrich . . . 1294
Hoffmannsthal, Hugo v. 382, 574, 900, 964, 1025, 1160, 7476
Hohenhausen, Elise v. . . . 664, 768
Hölderlin, Friedrich . . . 498, 1220, 1290
Hollaender, Felix . . . 839, 1556
Holstein: Volkspoesie . . . 760, 830
Hölty, Ludwig . . . 236, 404, 498, 500, 508
Holz, Arno 238, 437, 440, 1095, 1097, 1219, 1224, 1539, 1548 (s. auch Lyrik, Moderne)
Homer . . . 371
Honorare . . . 576
Höritz: Volksschauspiele . . . 1477
Horn, Uffo . . . 834
Horsch (elsässischer Dialektdichter) . . . 1218
Horváth, Balthasar . . . 512
Hope, Anthony . . . 370, 434
Hrabowski, Pawlo . . . 1172
Hrebinka, Eugen . . . 1172
Huber, Alfons . . . 500
— Ludwig F. . . . 1220
— Therese . . . 1222
Huch, Ricarda . . . 49, 759
Hucbald v. Saint Amand . . . 44, 912
Hugo, Victor . . . 186, 504, 624, 1347
Hülsen, Georg v. . . . 296
Humor . . . 379, 1099
Humoristen, Amerikanische . . . 375
Humoristische Blätter (1848) . . . 957
Humperdinck, E. . . . 112
Hutten, Ulrich v. . . . 1343
Huysmans, J. K. . . . 108, 440, 623, 1170
Hypnerotomachea Poliphili . . . 1227, 1353
Jacobowski, Ludwig 581, 625, 694, 904, 1026, 1095, 1282
Jacobsen, J. P. 40, 107, 566, 708, 835, 1080, 1294, 1538, 1539
Jadassohn, Salomon . . . 1160
Jahrhundert, Das XIX. (Wie soll es heißen?) . 1089
James, Henry . . . 1042
Janssen, Peter . . . 578
Janitschek, Marie . . . 376, 504
Jansenismus in Böhmen . . . 246
Japan: Bildungswesen . . . 1021
— Geschichte . . . 848
— Kunst . . . 697
— Litteratur . . . 67, 1554
— Volkslieder . . . 1216
Jászac, Paul . . . 974
Ibsen, Henrik 51, 108, 295, 382, 446, 451, 511, 513, 568, 586, 762, 830, 832, 853, 898, 914, 1171, 1280, 1288, 1289, 1355, 1416
Jean, Paul . . . 570, 1222, 1286, 1475, 1485
Jehkab, Apsischu . . . 1230
Jellinek, Hermann . . . 382, 445
Jelpatjewski, S. . . . 115
Jensen, Wilhelm . . . 841, 1546
Jerome, K. Jerome . . . 56, 899
Jessen, Peter . . . 1030

Spalte
Jesuitendichtung . . . 1342
Jesuitenvertreibung . . . 113
Iffland, A. W. . . . 766, 834
Illustrationswesen . . . 300
Imbriani, Vittorio . . . 1104
Immermann, Karl . . . 572, 1019, 1153, 1280
Impressionismus . . . 117
Indogermanen (Heimat) . . . 113, 182
Index librorum prohibitorum 773, 833, 840, 903, 1027
Indien: Theater . . . 959
— Universitäten . . . 513
Italien: Litteratur . . . 1712
— Lyrik . . . 698
— Reisen . . . 851
— Theater . . . 775, 901, 916, 910, 1088, 1552
— Universitäten . . . 917
— Unterrichtswesen . . . 176
Joachim, Amalie . . . 912
— Joseph . . . 772, 1019, 1034, 1097
Johanna, Päpstin . . . 303, 578
Johannisevangelium . . . 113
Johanovich, Zmaj-Johan . . . 1312, 1431
Jokai, Maurus . . . 513
Jolly . . . 179
Jonas, Emil . . . 1350
Jonge, Kiewert de . . . 243
Indien . . . 1295, 1428
Jordan, Wilhelm 574, 695, 696, 698, 691, 703, 833, 957
Jörgensen, Johannes . . . 1168
Journalismus und Zeitungswesen . . . 1301
Journalistenschule . . . 1225, 1345, 1426
Journalisten, weibliche . . . 116, 1168
Josephine, Kaiserin . . . 117
Irene, die schöne, in der Dichtung . . . 909
Irische Litteratur . . . 1165
Isch. Schachefeth . . . 179
Island: Litteratur . . . 1418, 1550
— Zeitungswesen . . . 1418
Judentum . . . 766
Jude in d. Dichtung . . . 850
Jüdisch-deutsche Litteratur . . . 633, 634, 1042, 1419
Judith . . . 959
Jugendschriften 434, 496, 503 624, 956, 1218, 1224, 1353, 1486
Junges Deutschland . . . 1089, 1475
Junghaus, Sophie . . . 578, 633
Jürs, Heinrich . . . 1289
Jusserand (Shakspere en France) . . . 1088
Kaiser, Friedrich . . . 624
— Isabella . . . 1421
— V. . . . 831
Kalbeck, Max . . . 626, 1489
Kahlenberg, Hans von . . . 113
Kalenderwesen . . . 113
Kalewala . . . 764
Kalidasa . . . 1428
Kalckreuth, Leopold v. . . . 304
Kállay, Benjamin . . . 513
Kalousek . . . 386
Kant, Immanuel 311, 512, 840, 971, 1214, 1226, 1293
Kapnist, W. W. . . . 108
Karikatur . . . 444, 636
Karl Theodor von d. Pfalz . . . 692
Karlsruhe i. Schl. (Theater) . . . 438
Karlweis, C. . . . 928, 1356
Kasprowicz, Jan . . . 780, 1171, 1172
Katholische Litteratur 40, 107, 290, 308, 376, 378, 386, 588, 699, 835, 848, 962, 963, 1020, 1038, 1056, 1348
Katkow, M. N. . . . 174, 1036
Kazinczy, Franz v. . . . 240
Keats, John . . . 505
Keim, Franz . . . 761
Keiter, Heinrich . . . 442
Keller, Gottfried 67, 110, 440, 697, 1416, 1442, 1475, 1541
Kendi, Emerich . . . 695
Kerner, Justinus . . . 112, 175, 176, 507, 909, 1290
— Theobold . . . 229

Spalte
Kertbeny, Karl . . . 240
Key, Ellen . . . 449, 711, 1294, 1296, 351
Kiltgang (=Sitte in der Schweiz) . . . 299
Kind im Drama . . . 834, 1042
Kinderpsychologie . . . 910
Kinderreime . . . 438
Kingsley, Henry . . . 433
Kinkel, Gottfried . . . 763, 829, 904, 1025
— Johanna . . . 1422
Kinkelin . . . 568
Kipling, Rudyard 293, 294, 313, 774, 830, 833, 847, 864, 899, 914, 956, 967, 1040, 1041, 1288, 1359, 1428, 1545
Kirchenmusik . . . 912
Kirchhoff, Theodor . . . 863
Kitasato, T. . . . 955, 1283
Kleinrußland: Litteratur . . . 233, 385, 852
Kleist, Heinr. v. . . . 44, 133, 178, 231, 434, 1345
Kleopatra . . . 238
Klinger, Max . . . 182
Klose, Friedrich . . . 769
Klughardt, August . . . 1097, 1291
Knorring, Freiin v. . . . 1297
Kobylanska, Olga . . . 853
Kochanowskaja, Nadesha . . . 778
Koch, Katharina . . . 1087
Koch-Vogt (Litteraturgeschichte) . . . 232
Koeppel, E. (Tennyson) . . . 1153
Köhler, Reinhold (Kleine Schriften) . . . 898, 973
Kohlrausch, Robert . . . 305
Kollár, G. . . . 851
Kollwitz, Käthe . . . 42
Köln: Blumenspiele . . . 726, 837, 1021, 1089, 1119
— Litteratur . . . 699
Komposition von Liedern . . . 242
Königinhofer Handschrift . . . 851, 1171, 956
Konversationslexikon (Brockhaus) . . . 499
— (Meyer) . . . 441
Kopisch, August . . . 1152, 1154, 1216, 1279
Körner, Theodor . . . 39, 296
Korolenko, Wladimir . . . 244, 307
Kortum, Karl Arnold . . . 1475
Kosciuszko, T. . . . 1102
Kossak, Julius . . . 919
Kostic, Laza . . . 1431
Kotlarewski, Iwan . . . 49, 385, 388, 576, 852
Kowalewski, Sonja . . . 693, 973
Kotzebue, August . . . 198
Krag, Thomas . . . 505
Krakau: Theater . . . 1170
Kralik, Richard . . . 1294
Kranewitter, Franz . . . 1299
Krapotkin, Peter . . . 53, 1358
Krasinski, Gabriel . . . 1037, 1556
Kraus F. X. (Dante) . . . 375, 567
Kreiten, Wilhelm . . . 378, 449
Kretzer, Max . . . 705
Krieg in der Dichtung . . . 694
Kritik . 573, 709, 848, 1094, 1284, 1293, 1416, 1484
Kroatien: Litteratur 975, 1431, — Lyrik . . . 975
Zeitungswesen . . . 589
Krüdener, Barbara Julie von . . . 576
Krüger, H. A. (Eichendorff) . . . 1087
Krupinski, Franz . . . 312
Kruse, Heinrich . . . 567
Küffner (Deutsche im Sprichwort) . . . 1091
Kulinarische Dichter . . . 622
Kulturhistorisches 113, 181, 237, 570, 626, 958, 993, 1088, 1215
(s. a. Briefe, Duell)
Kunst, Wilhelm (Schauspieler) . . . 1223
Kunst . 41, 44, 115, 117, 831, 835, 847, 1100, 1221
Kupffer, Elisar v. . . . 567
Kurauda, Ignaz . . . 1281
Kürnberger, Ferdinand . . . 230, 834
Kurz-Bernardon . . . 228, 498, 1091, 1214
Kurz, Hermann . . . 370
Lacenaire . . . 107, 1376
Lamartine, Alphonse . . . 1347, 1377

Spalte
Lamotte, Antoine Houdart de 909
Lamprecht, Karl 42, 1035
Landois, Hermann 1487
Lang, Andrew 1359
Lange, Julius 187
Langer, Anton 624
Langmann, Philipp 176, 435, 567
Langenscheidt, Paul 373
Lapidoth-Swarth, Helene 710
Lappland (Zeitungswesen) 262
Lasso, Orlando di 1489
Laube, Heinrich 758, 900
Latouche 1102
Lauff, Josef 1293, 1347
Laurence, Max 1505
Lavater, J. C. 380, 957
Lear, König, in Afrika 1153
Lebensquell i. d. Mythologie 112
Lehmann, A. (Aberglauben und Zauberei) . . . 181
Lecky, Edward Hartpole 1089
Leconte de Lisle, Charles 446, 1347
Lee, W. (Shakspere) . . . 692, 759, 914, 956, 1021
Leibniz, G. W. 899, 1338
Leihbibliotheken 113, 567, 758. 1216
Lein, Johannette 956
Leistikow, Walter 705, 844
Leixner, Otto v. 1505
Lektüre (Was und wie sollen wir lesen?) . . . 1485
Lemaître, Jules 1551
Lemonnier, Camille 854, 1550
Lenau, Nikolaus 292, 1091, 1477
Lenkei, Heinrich 644, 975
Lenz, Jakob 1022
Leo, Heinrich 904
Leopardi, Giacomo 48, 118, 184, 242, 312, 916, 1091
Lessing, G. E. . . . 240, 694, 766, 1230, 1293, 1421
Letten: Litteratur 1230
— Sprache 852
— Volkslieder 898
Levetzow, Ulrike v. 975
Leuthold, Heinrich 1426
Lewald, Fanny 1478
Levi, David 1158
Levy-Dhurmer 1225
Lewinsky, Josef 370
Lhomme (Comédie d'aujourdhui) 1417
Lichtenberg, Georg Christoph . 758, 761, 766, 771, 837
Lichtenberger, Henri (R. Wagner) 582
Liebesorakel 436
Lienhard, Fritz 964, 1344
Lieven, Dorothea 113
Liezen-Mayer 705
Liliencron, Detlev . . . 380, 572, 1377, 1421, 1476
Lindau, Paul 899
— Rudolf 1033
Lingen, Thekla 371, 434, 504
Lingg, Hermann 440
Linke, Oscar 108
Liszt, Franz 109
Litterarische Bildung 235
Literaturgesellschaft, Deutsch-österreichische . . . 231
Litteraturgeschichte . 303, 908, 1092, 1284, 1420, 1425
Loewengard, Max 638
Löffler, J. H. 41
Lohengrinsage 571, 1086
Lohmann, Anna de Savornin 850
London: Theater 445, 761
— Zeitungswesen 1165
Lope de Vega 760, 899, 967, 1213, 1484
Loreley 1232
Lothar, Rudolf 904, 1539
Loti, Pierre 708, 1483, 1490, 1545
Louys, Pierre 295, 582
Löwe, Carl 1296, 1483
Lucas, Eduard 1372
Ludwig, Otto 43, 234, 1160, 1349, 1487
Ludwig II. von Bayern 439, 579
Lustspiel, deutsches 1477
Luther, Martin 1099, 1222
Spalte
Lyrik: 41, 43, 242, 569, 770, 1097, 1342
— Deutschland (s. Lyrik, Neue)
— Frankreich 587, 1347
— Italien 698
— Kroatien 975
— Polen 648
— Rußland 777, 1105
— Ungarn 624
Lyrik, Neue 108, 235, 239, 371, 434, 437, 504, 636, 693, 694, 706, 759, 905, 914, 1026, 1095, 1097, 1099, 1161, 1165, 1219, 1224, 1350, 1421, 1548
Mac Manus, Seuma 1558
Macfell, Halden 1216
Mácha, K. H. 246
Mädchenlektüre 1088
Madrigal 637
Maeterlinck, Maurice 175, 179, 241, 370, 378, 502, 582, 585, 693, 829, 847, 915, 976, 1025, 1026, 1033, 1089, 1096, 1098, 1350, 1485, 1504, 1543
Maffei, Clara 838
Mahler, Gustav 179, 638, 1097
Maikow, Apollon 917
Mainländer (Philipp Batz) 1477
Makai, Emil 644, 1101
Mackay, John Henry 1346
Madrid: Theater 901
Malcrais de la Vigne 1477
Malerei 694, 845, 1031, 1172
— Belgien 443
— England 1162, 1356
— Rußland 1028, 1038
— Schweden 184
— Schweiz 641
— Ungarn 644
Mallarmé, Stephan 115, 118, 245, 298, 305, 313, 446, 1554
Malß, Karl 966
Mamin-Sibirjak, D. 388
Mandelsloh, Johann Albrecht von 906
Manessische Liederhandschrift 251, 897
Mang, Richard le 373
Mauke, Wilhelm 110
Mann (Charakter des M. in d. Litteratur) . . . 760
Manzoni, Alessandro 515, 943, 1354
Märchen s. Volkskunde.
Margarethe von Parma 623
Marguerritte, Paul u. Victor 1538
Marholm, Laura 711
Maria Antoinette 42
Maria Stuart i. d. Dichtung 910
Mark Twain 180, 1282
Marlborough, Sarah 969
Marlitt, Eugenie 835, 961
Marlowe, Christopher 4411
Marni, Jeanne 111
Marriot, Emil 1226
Marseillaise 297
Martens, Kurt 309, 1539
Marti, Fritz 1421
Martinsgans 295
Martyn, Edward 708, 1417, 1478
Mascagni, Pietro 383
Masen, Jakob 1342
Masson, F. (Josephine) 833
Mastalier 1342
Masuccio 1291
Masuren 693
Masurin, K. (Jugend) 111, 230
Maupassant, Guy de 180, 1545, 1572
Mayer, Eduard von 623
Mayer, Heinrich 1213
Mayreder, Rosa 1285
Medea 643, 709
Medici, Maria 308
Megede, J. R. zur 965, 1283
Meininger 1019
Meißner, Alfred 829, 897
Melena, Elpis 331, 1054
Meli, Giovanni 434
Meltzer, Henry 1558

Spalte

Mendelssohn, Arnold . . . 769
Mendelssohn, Felix . . . 645, 1536
Menzel, Adolf . . . 580
— Wolfgang . . . 1345
Méri, Karl . . . 1353
Meredith, George . . . 241, 307, 1041, 1359, 1476
Merrick, Leonard . . . 370
Messer, Max (Moderne Seele) . . . 962, 1294, 1427
Metrik (s. a. Rhythmus) . . . 306, 673, 976
Metternich . . . 1418
Meyer, Anton . . . 571
Meyer, Carl Theodor . . . 46
Meyer, Conrad Ferdinand 369, 377, 432, 435, 437, 440, 441, 444, 498, 499, 501, 502, 511, 578, 623, 696, 701, 761, 763, 771, 970, 1090, 1093, 1156, 1228, 1475, 1496, 1541
Meyer, Hans (Das deutsche Volkstum) 692, 759, 901, 1020, 1551
Meyer, Hans Georg . . . 1538
Meyer, Johann . . . 574
Meyer (von Waldeck), Friedrich . . . 1120
Meyerfeld, Max (Burns) . . . 1034, 1280
Meysenbug, Malwida von 299, 634, 764, 833, 846, 1280
Mezzofanti, Giuseppe . . . 830
Michajlowski, Stojan . . . 51
Michelangelo . . . 42, 625, 759
Michelet, Jules . . . 708
Michetti, Paolo . . . 774
Mielke, H. (Der deutsche Roman) . . . 505
Mickiewicz, Adam 50, 52, 184, 246, 312, 403, 498, 505, 518, 569, 576, 638, 639, 648, 849, 976, 1231, 1356
Mikszáth, Koloman . . . 513
Milieu in der Kunst . . . 511
Minnesänger . . . 251, 897, 960, 1355
Mirbach, Margarete . . . 508
Mirbeau, Octave . . . 1538
Miriam . . . 648
Missale speciale . . . 578, 624, 631, 905
Mistral, Fréderi . . . 1340, 1544
Möbius, K. (D. Pathologische b. Goethe) . 229, 567, 1232
Modell, litterarisches . . . 440
Moeser, Albert . . . 440
Molière, J. B. . . . 435, 710, 1086
Molina, Tirso de . . . 964
Mombert, Alfred . . . 779, 1095
Mommsen, Theodor . . . 113
Montenegro: Heldenlieder . . . 850
Moore, George . . . 899, 1418, 1478
Moreau, Gustave . . . 1092
Morf, H. (Gesch. d. franz. Litt.) . . . 567
Morf, Heinrich . . . 958
Morgenstern, Christian . . . 434
Mörner, Birger . . . 1555
Morris, William . . . 1358
Moscherosch, Johann Michael . . . 238, 842
Moselweinlied . . . 68, 197
Mosen, Julius . . . 1056
Motiv-Wanderungen . . . 109
Motschalow, P. C. . . . 955
Mozart . . . 445, 1489
Muellenbach, Ernst . . . 634
Müller, Foocke Hoissen . . . 1093
Müller, Friedrich . . . 696
Müller, Max . . . 175
Multatuli (Dekker) . . . 439, 710
Munch, Edward . . . 115, 312
Munkácsi, Michael . . . 230
Murawjew . . . 517
Murko, M. (Romantik in Böhmen) . . . 910, 1032
Musik: Geschichte . . . 242, 637, 1097, 1292
Böhmen . . . 52
Finland . . . 637
Wien . . . 510
Mussato, Albertino . . . 1227
Musset, Alfred de . . . 1022, 1340
Muth, Karl (Die litterarischen Aufgaben der Katholiken) s. katholische Litteratur.

Spalte

Muttersprache . . . 292
Mysterienbühne . . . 779, 901
Mystik in der Dichtung . . . 838
Mythologie . . . 1029, 1089, 1960
Nachdruck . . . 1033
Namen . . . 693, 899, 1156
Nansen, Peter . . . 1297, 1555
Napoleon . . . 43, 1224
Napoleon in der Dichtung . 228, 229, 829, 839, 1021
Nassredin . . . 644, 646, 830, 1100, 1164
Naturgefühl . . . 43, 1288
Naturalismus . . . 440, 1095, 1160
Neapel: Theater . . . 910
Neera (Anna Radius) . . . 374
Negri, Ada . . . 374, 381, 623, 698
Neidhart v. Reuenthal . . . 1095
Nestroy, Johann . . . 960, 1343
Neuber, Karoline . . . 293
Neumann, K. E. (Lieder der Mönche und Nonnen Buddhas) . . . 693, 837, 1422
— Luise . . . 436
New-York: Theater . . . 1022
Zeitungswesen . . . 1056
Nibelungenlied . . . 50
Nicolai, Otto . . . 1098, 1489
Nikolic, Michael . . . 1431
Nilsen, Karen . . . 1494
Niemojewski, Andrzej . . . 797, 1172
Niese, Charlotte . . . 701
Nies, Konrad . . . 1505
Nikolaus, Sanct . . . 640
Nissel, Franz . . . 758
Nietzsche 53, 69, 177, 178, 183, 308, 446, 447, 467, 507, 567, 583, 586, 833, 838, 1020, 1024, 1034, 1096, 1104, 1220, 1282, 1285, 1350, 1356, 1357, 1477, 1488, 1491, 1492
Nordau, Max . . . 294, 567, 583, 712, 1034
Normand, Jacques . . . 1478
Norwegen: Litteratur . . . 1298
Theater . . . 1538
Notenschrift . . . 510
Nováček, Karl . . . 712
Novalis . . . 829, 905
Novelle . . . 1153
Nuitter, Charles . . . 791
Oberländer, Hans (Schauspielkunst i. 18. Jahrh.) 231, 370
Oeser, Adam Friedrich . . . 896, 900
— Hermann . . . 573
Oesterreich: Bibliographie . . . 929
Censur . . . 174, 230, 1426
Theater s. Wien
Universitäten s. Deutschland
Zeitungswesen . . . 1032
Ojetti, Ugo . . . 374
Ompteda, Ludwig von . . . 664
Opalinski . . . 648
Oper . . . 110, 912, 1093, 1098, 1351
Operette . . . 381
Opitz, Martin . . . 1290
Oppermann, Andreas . . . 904
Or-Ot (Oppmann, A.) . . . 779
Orakelwesen . . . 570
Orthographie . . . 638, 693
Orvieto, Angelo . . . 118, 379
Ott, Arnold . . . 373
Otto IV. als Minnesänger . . . 960
Ouida . . . 504
Ovid . . . 833
Paar, Mathilde . . . 1312
Pagello, Pietro . . . 1022
Pailleron, Edouard 1026, 1055, 1096, 1098, 1101, 1299, 1543
Palacky, Franz . . . 51, 184, 386, 387, 576, 712
— Josef . . . 230
Pantenius, Th. H. . . . 437, 451, 578, 636
Panzacchi . . . 374
Papp, Daniel . . . 513
Päpstin Johanna . . . 303, 578
Papyrusfunde . . . 375

Spalte

Paracelsus . . . 374
Parini, Giuseppe . . . 243, 1538
Paris: litterar. Salons . . . 1215
— Theater . . . 516, 581
Parisismen . . . 848
Parkmann, Francis . . . 519
Pascal, Blaise . . . 701
Pascarella, Cesare . . . 1228
Pathelin, Maitre . . . 1246, 1538
Paulinus von Nola . . . 576
Paulus, Eduard . . . 1481
Paul H. (Prinzipien der Sprachgeschichte) . . . 974
Paulsen, Fr. (Kant) . . . 840
Peel, Robert . . . 1427
Pellico, Silvio . . . 775
Perfall, Anton von . . . 1098
Perosi, Lorenzo . . . 769, 1097
Peschel-Wildenow (Körner) . . . 1279
Pessimismus . . . 1355
Petöfi, Alexander . . . 1353, 1373, 1416, 1418, 1476, 1478, 1495
Petöfi, Zoltan . . . 1101
Petrarca . . . 642, 917
Pettenkofer, Max . . . 503
Pfander, Gertrud . . . 640
Pfizer, Paul . . . 229
Phädra . . . 506
Philippi, Felix . . . 182, 848
Pichler, Adolf 305, 623, 1351, 1372, 1416, 1426, 1486, 1538, 1548, 1549
Pierson, Karoline . . . 928
Pilatus (Sage) . . . 1477
Pinero . . . 313
Piron, Alexis . . . 1477
Pissariew, Dimitri . . . 778, 918
Plagiat i. d. Litteratur . . . 853, 1296
Plattdeutsch . . . 897, 1026, 1093
Plate, J. D. . . . 1087
Platen, August . . . 1339
Plautus und Lessing . . . 766
Plüddemann, Martin . . . 1096
Polák, M. Z. . . . 851
Polen: Historiographie . . . 919
— Litteratur 50, 633, 1172, 1556 — Lyrik 648 — Roman . . . 1556
— Sprache . . . 184
— Theater . . . 779, 1170
— Zeitungswesen . . . 183, 1170
Polenz, Wilhelm v. . . . 567, 1221, 1416
Politische Lyrik . . . 569
Polko, Elise . . . 1121, 1296, 1415
Polonski, Jakob Petrowitsch . . . 331
Ponte, Lorenzo da . . . 565
Possart, Ernst v. . . . 109, 296
Pötzl, Eduard . . . 436, 960
Prag . . . 1038
— Dichtung . . . 1420
Praxiteles . . . 376
Prel, Carl du . . . 910, 1503, 1547
Prellwitz, Gertrud . . . 635
Premlechner . . . 1342
Prometheus . . . 1095
Provence (Litteratur) . . . 707, 1544
Prudentius, Aurelius . . . 840
Prus, Boleslaw . . . 1431
Prutz, Robert Eduard . . . 1477
Przybyszewski, Stanislaus . 920, 1170, 1356, 1556
Pseudonyme . . . 835
Pückler-Muskau, Hermann . . . 961
Pugh . . . 1042
Pulcinella . . . 775
Puttkammer, Alberta . . . 693
Puschkin, Alexander 40, 975, 1033, 1089, 1102, 1152, 1154, 1156, 1212, 1215, 1219, 1221, 1224, 1230, 1231, 1280, 1295, 1298, 1313, 1353, 1357, 1359, 1430, 1431, 1495
Raab, F. (Kurz-Bernardon) . . 228, 498, 1091, 1214
Raabe, Wilhelm . . . 180
Rabener, Gottlieb Wilh. . . . 908
Rachfahl (Margaretha von Parma) . . . 623
Racine, Jean de . . . 1019, 1022, 1028, 1092, 1094
Radó, Anton . . . 500, 973
Raimund, Ferdinand . . . 1343
Ranke, Leopold . . . 307
Rankovic, P. . . . 1431
Rapisardi, Mario . . . 239, 374, 1104
Rau, Heribert . . . 829
Rauber, A. (Don Juan) . . . 968
Rautenstrauch . . . 1350
Reade, Ch. . . . 56
Récamier, Julie . . . 1094
Redekunst . . . 374, 622, 847
Reewe, Heinrich . . . 1355
Regie . . . 239
Reim . . . 898
Reineke Fuchs . . . 498, 506, 571
Reisen: Italien . . . 851
— Persien . . . 906
— Schweiz . . . 958
— Spanien . . . 648
Religion . . . 375
Religion und Kunst . . . 701
Rellstab, Ludwig . . . 955, 960
Rembrandt . . . 516, 1031
Renan, Ernest . . . 710, 1423
Renner, Gustav . . . 377
Rétif de la Brétonne . . . 45
Reuter, Fritz 43, 68, 69, 846, 961, 1019, 1029, 1422
Revere, Giuseppe . . . 1228
Reymont, Wladyslaw . . . 1170
Revolution in der Litteratur . . . 1157
Rhythmus, der neue (s. a. Lyrik) . . 639, 906, 914, 1224, 1350
Ribaux, Adolphe . . . 1300, 1346
Richardson, Samuel . . . 433
Richepin, Jean . . . 111
Richter, Helene (Shelley) . . 514, 1086, 1419, 1476
Riehl, Wilhelm . . . 760
Rieß, Agnes . . . 623
Ries, C. E. . . . 434, 838
Riley, James . . . 53
Rilke, Rainer Maria . . . 1421
Ringseis, Emilie . . . 703
Ringwaldt, Bartolomäus . . . 967
Rippmann, W. (Hints on Teaching German) . 915
Ritter, Anna . . . 371, 504, 578, 1219
Rizal, José . . . 1036
Robert, Emerich . . . 1223, 1224
Robins, Elizabet . . . 569, 854, 1042
Robinsonaden . . . 313, 441
Rod, Édouard . . 47, 107, 233, 295, 313, 583, 1039, 1041, 1042
Rodange, Michel . . . 571
Rodenbach, Georges . . . 581, 583, 643, 708, 709, 1042, 1302
Roeber, Friedrich . . . 1312
Roëll, Paul von . . . 693
Rollett, Hermann . . . 1371, 1539, 1550
Rom (Theater) . . . 1088
Roman . . . 41, 700, 965, 1477, 1546
— dramatischer . . . 295
— historischer . . . 956
— Amerika . . . 956, 1041, 1159
— England . . . 1552
— Polen . . . 1556
— Rußland . . . 778
— Serbien . . . 589
Roman d'aventures . . . 41
Romanistik (Oesterreich) . . . 569
Romantik . . . 66, 631, 763, 961, 1279
— moderne . . . 956
— Polen . . . 50
Rops, Felicien . . . 45, 189, 245
Roquette, Otto . . . 792
Rosacinus . . . 1332
Rosebery, Archibald . . . 1428
Rosegger, Peter . . . 48, 237, 313, 372, 444, 633, 1221, 1426

Spalte

Rößler, Wilhelm 664
Roselli, Amelia 332, 1090
Rosenfeld, Morris 633, 634, 1042, 1414
Rosmer, Ernst 1099
Rossetti, Dante Gabriel 636, 645, 649, 1104
Rostand, Edmond . 111, 181, 373, 513, 520, 853, 1038
Rothenborg, Morten 1105
Rouget de Lisle 297
Rousseau, J. J. 176, 292, 374, 641, 759, 915, 967, 1290
Rovetta, Girolamo 374, 1416
Rübezahl 957
Ruederer, Josef 1416
Rückert, Friedrich 702
Rumänien, Litteratur 504
— Volkspoesie 1232, 1291
Rumford, Graf 1166, 1294
Runeberg, Johann Ludwig 1034, 1341
Runendenkmäler 1035
Ruskin, John 519, 645, 707, 762, 773, 913, 975
1104, 1493
Rußland: Bildung 1219
— Censur 198, 301
— und Deutschland 48
— und Frankreich 778
— Litteratur 188, 233, 702, 920, 1476, Lyrik 777,
1105
— Malerei 1028, 1038
— Theater 572, 955
— Universitätswesen 1021
— Volksbibliotheken 1219
— Volksbildung 1021, 1219
(s. a. Kleinrußland)
Rydberg, Victor 1159
Rydel, Lucian 919
Saar, Ferdinand von . 900, 928, 1089, 1155, 1285
Sachs, Hans 1291
— Otto 1164
Sade, Marquis de 907
Sadowsky 955
Saint-Beuve, Charles 117, 1542
Salburg, Edith von 638
Salons, litterarische 1215, 1558
Salus, Hugo 434, 1421
Sackmann, Jobst 1487
Sanctis, Francesco de 1552
Sand, George 294, 569, 695, 1022
Sandrock, Adele 296
Sarcey, Francisque 1085, 1121, 1152, 1154, 1164
1223, 1283, 1353, 1358, 1359
Sardou, Victorien 1021
Sars, Maren 777
Satire, politische, in Schweden 184
Säugende Tochter, Sage 1290
Saussure, Horace Benoit 970
Sauter, Sam. Friedrich 43
Schabelitz, Jakob 771
Schadek, Moriz 305
Schäferdrama 1551
Schanz, Uli . . . . 132—33
Scharling, Carl Henrik 566
Schauspielkunst . . . 239, 622, 694, 831, 918, 955
959, 1153
Scheffer, Thassilo von 434
Scheffel, J. Victor 692, 1492
Schell, Hermann (s. a. Index) 833
Scherenberg, Ernst 1247, 1350, 1415, 1476
Schikaneder, Emanuel 1343
Schiller, Charlotte 231
— Friedrich 109, 174, 198, 230, 239, 293, 372
507, 568, 622, 631, 692, 702, 758, 762, 768
1056, 1154, 1220, 1290, 1339, 1415, 1431
1442, 1536
Schiller-Stiftung, deutsche 1055
Schilling, Max 509, 912, 1292
Schiff, Emil 634
Schlaf, Johannes 113, 238, 588, 1089, 1172
Schlegel, Brüder 238, 763, 1339
— Dorothea 1478
— Johann Elias 1539

Spalte

Schlegel, Karoline 631
Schleiermacher, Friedrich 1374
Schlenther, P. (Hauptmann) 573, 1351
Schlosser, Johann Georg 954
Schmelzer, Karl 197
Schmid, Christoph v. 1475
Schmidt, Rudolph 1055
Schnaderhüpfel 175
Schneegans, Heinrich 758, 1344
Schnitzler, Arthur 175, 183, 232, 474, 928, 1039, 1160,
1232, 1430
Scholz, Wilhelm von 377, 759
Schönaich-Carolath, Prinz Emil . . . 299, 836, 1095
Schopenhauer, Arthur 50, 1293, 1481
Schottelius, J. G. 702
Schreiner, Olive 1543
Schriftsteller u. Publikum 1342
Schriftstellerhonorare in Frankreich 576
Schriftstellerstand 298, 303
Schtschogoleff, Jakob 49
Schtschepkin 955
Schulbibliotheken 624, 629
Schulerud, Ole 586
Schulten, Annmariek 437
Schultze, Theodor 1910
Schurz, Karl 701, 763, 837
Schuré, Edouard 434
Schütz, Heinrich 1292
Schwaben (Litteratur) 622, 1279, 1285
Schweden Litteratur 184, 449
— Drama 1555
— Malerei 184
— Volkspoesie 185
Schweiz, Kunst 1421
— Litteratur 1421
— Drama 373
— Malerei 641
— Reisen 958
— Theater 373, 1346
Scott, Walter 773
Sedivý 711
Seidl, Arthur 1505
Selbstverlag 772
Seneca 506
Serao, Matilde 374, 634
Serbien, Roman 582
— Volkspoesie 706, 760, 1434
Servaës, Franz 904, 1351, 1530
Servais 773
Seume, Johann Gottfried 39, 232
Séverin, C. 1028
Séverine, Mme. 1161
Sévigné, de 1556
Seydelmann, Karl 115,
Shakspere . . 109, 174, 243, 311, 371, 569, 572, 692,
706, 759, 900, 914, 956, 969, 974, 1021, 1026,
1032, 1055, 1086, 1088, 1121, 1153, 1230,
1346, 1425, 1483, 1486, 1545
Shaw, George Bernard 904, 1233
Shelley, Percy B. 574, 1086, 1419, 1476
Sicilien (Volkspoesie) 237
Siebenbürgen, Litteratur 3222
Sienkiewicz, Henry . . 189, 307, 404, 707, 901, 1556
Silberstein, Adolf 625, 644
Simánek, M. A. 230
Simson, Eduard von 1155
Sinding, Otto Ludwig 776
Sirko-Sieroszewski 1356
Sittenberger, Hans (Dramaturgie) 177, 179, 573, 959, 1215
Skalden 1299
Skandinavien (Litteratur) 623, 919
Slang 646
Slawejkoff, P. 51
Slawophilie 1556
Slowacki, Julius 1037, 1170
Smareglia, Anton 688
Smets, Wilhelm 302, 968
Smollet, Thomas 433
Sofie, Königin von Hannover 896

Spalte
Sogno di Polifilo 1227, 1353
Soldat in der Litteratur 307, 309
Soldatenleben 113
Soldatensprache 698, 701, 1153, 1290
Solothurn 47
Somló, Alex. 1352
Sommer, Wilhelm 570
Sophokles 512, 1415
Sormani, Alberto 306
Sozialismus auf der Bühne 632
– und die Litteratur 1352
Sozialphilosophie 116
Spanien, Reisen 648
— Theater 292, 901, 955
Speidel, Ludwig 372
Spenser, Edmund 566
Spielhagen, Friedrich 41, 292, 578, 635, 698, 701, 703, 757, 761, 763, 767, 768, 791, 792, 842, 957, 958
Spielkarten 1161
Spieß, Heinrich Christian 1475, 1539
Spillmann, Josef 290
Spinoza, Berthold 775
Spiritismus 1039, 1342
Spitteler, Carl 1421, 1486
Spitzer, Daniel 569, 960
Sprachliches 130, 302, 304, 500, 517, 566, 567, 664, 693, 698, 701, 764, 830, 846, 852, 897, 899, 971, 974, 1021, 1031, 1089, 1153, 1161, 1280, 1414, 1416, 1428
Sprichwörter 1215
Ssokolow, N. M. 918
Ssologub, Fjodor 1540
Staël, Mde. de 583, 1478
Stahr, Adolf 481
Stecchetti, Lorenzo 1158
Stehr, Hermann 439, 711
Steiner, R. (Goethes Weltanschauung) 113
Steiger, Edgar (Werden des Dramas) 111, 177, 179, 573, 779, 836, 854, 1038, 1215
Steinhausen, G. (Privatbriefe) 574, 965
Steinmann, Friedrich 381
Steinthal, H. 830
Stelzhammer, Franz 1549
Stendhal (Beyle, H.) 643, 971
Stenographie 588, 956
Stern, Adolf 1279
Stevenson, Robert L. 56, 519, 773, 854, 1041, 1042, 1359, 1428
Steub, Ludwig 133
Stieglitz, Heinrich 1475
Stifter, Adalbert 295, 626, 1491, 1539
Stirner, Max 180, 306, 567
Stoffgeschichtliches: Alboinsage 1289
— Apotheker 47
— Armee, französische 639
— Bärenhäuter 1490
— Bauer 1102
— Cidher 565
— Dichter 504
— Don Juan 565, 964, 968
— Ehe 907, 1218, 1227
— Elias 565
— Ezzelin 1227
— Faust 238, 505, 909, 1343
— Gastronomie 622
— Gebirge 1420
— Geistliche 1483
— Glocke 508, 1022
— Gral 1086
— Handwerker 1102
— Irene, die schöne 909
— Jude 850
— Judith 959
— Kind 834, 1042
— Krieg 694
— Lear 1153
— Lebensquell 112
— Lohengrin 571, 1086

Spalte
Stoffgeschichtliches: Loreley 1232
— Lüge 232, 372
— Mann 760
— Margarethe von Perma 623
— Maria Stuart 910
— Medea 643, 709
— Napoleon 228, 829, 839, 1021
— Pilatus 1477
— Prometheus 1095
— Robinson 313, 441
— Rübezahl 957
— Säugende Tochter 1290
— Soldat 307, 309
— Sozialismus 632
— Tabak 909
— Tannhäuser 646
— Tell 1100, 1542
— Tod 504, 829, 916, 1551
— Utopie 291
— Wahnsinn 774, 1215
— Wahrheit und Lüge 232
— Weiße Frau 1495
— Winter 899
— Wochentage 638
Stofflexikon 1057
Stolberg, Brüder 176, 1289
Stolzenberg, Georg 437
Stona, Marie 504, 1155
Storch, Heinrich 956
Storm, Karl 1156
— Theodor . . 43, 178, 831, 1024, 1479, 1546
Stoskopf, G. 1218
Straßburg (Theater) 1218, 1414, 1484
Strauß, Emil 439, 837
— Johann 1292
— Richard 509, 911, 1225
Strauß und Torney, Victor von 928
Strindberg, August 115, 503, 504, 580, 639, 705, 707 838, 839, 1034, 1039, 1098, 1223, 1228, 1346 1375, 1493
Strube, Henryk 50
Studentenwesen . 52, 180, 187, 505, 570, 1096, 1290 (s. a. Duell, Universitäten)
Stundengebet im Mittelalter 44
Sudermann, Hermann 41, 53, 244, 507, 625, 635, 728, 767, 834, 841, 1039, 1234, 1377, 1428, 1492
Suttner, Bertha von 235
Swedenborg 116
Swetchine, Sophie 374
Swift, Jonathan 645, 1341
Swinburne, Algernon 1358, 1427
Sympathie 44
Symphonie 915
Szewczenko, Taras 49
Tabak in der Dichtung 909
Tabari 299
Taboriten 850
Tagebücher 645
Taine, Hippolyte 1491, 1552, 1553
Tamayo y Bans 569, 1040
Tannhäusersage 646
Tantièmenfrage 509, 637
Tanz (Geschichte des T.) 771
Tasso, Torquato 1289
Tausend und eine Nacht 1226
Tavastjerna, Karl 1555
Taylor, George 370, 1358
Technik, litterarische 111
Tellsage 1100, 1542
Telmann, Konrad 1539
Teloki, Graf, Ladislaus 1100
Temme, J. D. H. 229
Tennyson, Alfred 632, 759, 772, 1153
Tetmajer, Kasimir 648, 919, 1172
Teufelsglaube 113
Thackeray, William 649, 772, 773, 854
Theater: Allgemeines . 372, 584, 621, 765, 962 1482
— Agenturen 377

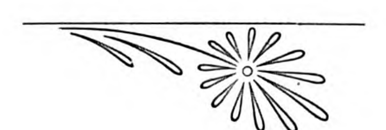
Spalte

Theater: Dilettantenbühne 771
– Erscheinen bei Premièren . . 771, 793, 1101
– Gastspiele 912
– Kinder im Theater 844
– Reklame 370
– Regie 239
– Schulen 298, 767, 1486
– Skandale bei Premièren 291
– Sprache 764
(s. a. Drama, Dramaturgie, Hanswurst, Oper, Volksschauspiele 2c.)
– Geschichte: Berlin 110, 113, 305, 571, 575, 631 696, 1023, 1153
– Carlsruhe (Schlesien) 438
– Danzig 957
– Dresden 229
– Düsseldorf 768
– Kurpfalz 567
– Meiningen 1019
– Straßburg 1218, 1414, 1484
– Weimar 758, 1279, 1536
– Wien . 228, 235, 436, 498, 499, 579, 899, 901 913, 968, 1091, 1214, 1223, 1350, 1351
– China 578
– England 1417, 1557
– London 445, 761
– Frankreich
– Paris 516, 581
– Indien 959
– Italien 775, 901, 916
– Neapel 910
– Rom 1088
– Venedig 1552
– Nordamerika 695, 1547
– New-York 1022
– Norwegen 1538
– Polen 779
– Krakau 1170
– Rußland 955, 572
– Schweiz 373, 1346
– Spanien 292, 955
– Madrid 901
Theimer, Camilla 511, 581, 913, 1419
Theokrit 1042, 1351
Theuriet, André 374, 1538
Thimig, Hugo 372
Thomas von Aquino 230
Thoreau, Henry David 625
Thoresen, Magdalene 1297
Thümmel, Moritz August von 622
Tieck, Ludwig 696
Tinódi, Sebastian 643
Tirol: Litteratur 970
– Volkslieder 1022
Tirso de Molina 435
Tixe de Ysern, Maria 573
Tod in d. Dichtung u. Kunst . 504, 829, 916, 1551
Tolstoi, Alexei 920
Tolstoi, Leo 40, 43, 44, 45, 46, 188, 245, 300, 301, 371, 437, 448, 450, 501, 515, 576, 583, 697, 711, 760, 852, 956, 972, 1161, 1228, 1230, 1248, 1287, 1476
Toorop, Jan 115, 1032
Topelius, Zacharias 1035
Töpffer, Rudolf 692
Torresani, Karl, Baron 238, 297
Tournier, Jaques Louis 307
Tresić-Paričić 975
Trinius, August 1490
Tristan und Isolde 1419
Trojan, Johannes 899
Troubadours 707
Tschaikowski 385, 1293
Tschechen: Litteratur . . . 506, 587, 625, 635, 1551
– Musik 52
– Romantik 910
– Orthographie 387
Tschechow, Anton 967
Tumarkin, Dr. Anna 665

Spalte

Turgenjew, Iwan 313, 516
Türk, H. (Der geniale Mensch) 234
Twardowski 511
Uechtritz, Friedrich von 704
Uhland, Emilie 1091
— Ludwig 107, 299, 567, 829, 1289
Ujejski, Kornel 50
Ungarn: Buchdruck 240
— Litteratur 695
— Lyrik 624
— Malerei 644
— Volkskunde 239, 960
— Zeitungswesen 240
Universitäten: Deutschland . 39, 44, 52, 504, 570, 625, 902, 928, 993
— England 43, 112, 513, 281
— Indien 513
— Italien 917
— Nordamerika 575
Unterricht 45, 110, 176, 448, 567, 708, 831, 837, 841, 1102, 1021
Urheberrecht 300, 1338, 1484, 1551
Urspruch, Anton 510, 770
Utopie in der Dichtung 291
Uz, Joh. Pet. 1415
Vanderem, Ferdinand 446
Vargas, Nemesio 1421
Variété 765
Venanzio 1164
Venedig 515
— Theater 1552
Veremundus (s. Katholische Litteratur.)
Verga, Giovanni 574
Verismus 1090
Verleger und Autoren 772, 972, 975, 1033
Verwandtschaftsnamen 693
Vidakovic, M. 589
Viebig, Clara . 567, 633, 640, 991, 1153, 1214, 1221, 1279, 1373, 1346
Vilmar-Stern, Litteraturgeschichte 377
Virgils Aeneis (Parodien) 385, 388
Vischer, Fr. Theodor 701
— Peter 507
Vivanik, Annie 623, 698, 1025, 1215
Vivisection 1427
Vogel v. Glarus 1121, 1299
Vogeler, Heinrich (Worpswede) 181, 1030
Vogüé, Melchior de 1300, 1540
Voigt, Helene 508
Volksbibliotheken . 372, 567, 625, 696, 915, 968, 1022, 1155, 1167, 1219
Volksbildung 502, 632, 767, 968, 1021
Volkskunde (Bräuche, Lieder, Märchen, Sagen) 43, 116, 175, 180, 237, 239, 370, 706, 760, 764, 777, 830, 849, 898, 910, 960, 912, 973, 1022, 1162, 1164, 1216, 1222, 1223, 1232, 1248, 1294, 1342, 1347, 1358, 1432, 1477
Volksschauspiele, Höritz 1477
— Meran 114
Voltaire 117, 1352
Voß, Richard 644
Vrchlicky, Jaroslaw 1419
Wagner, Christian 1157
Wagner, Richard 40, 381, 384, 435, 445, 510, 519, 579, 584, 624, 638, 708, 768, 897, 902, 903, 1033, 1034, 1097, 1292, 1293, 1355, 1428, 1481, 1487, 1488, 1495
Wagner, Siegfried . . 637, 769, 1032, 1096, 1293
Wahnsinn in d. Dichtung 774, 1215
Wahrheit und Lüge in d. Dichtung 232
Wales (Sprache) 1428
Wallraff, Ferdinand Franz 699
Walpole, Horace 645, 1033
Walter, F. (Geschichte des Theaters am kurpfälz. Hofe) 567
Walther von der Vogelweide 1415
Waltharius 513, 1290
Waniek, Gottsched 909
Ward, Humphry 370, 379, 583, 647, 759, 763, 899, 1352
Wassermann, Jakob (Juden von Zirndorf) . . 579

Spalte
Watson, William 1103, 1233
Watts-Dunton, Theodor 849, 1025
Webb, Beatrice 696
Weber, Carl Maria v. 438, 912
Wechßler, E. (Gralsage) 1086
Wedekind, Frank 1091
Wegele, F. X. 903
Weiber von Schorndorf 568
Weigand, Wilhelm 221
Weihnachtsspiele, englisch 500
Weill, Alexander 993, 1164
Weimar 43
— Theater 758, 1279, 1536
Weingartner, Felix 770, 911
Weinhold, Karl 864
Weiß, Guido 567, 597
Weiß, S. A. 1350, 1476
Weiß, Gustav Adolf 377
Weiße Frau (Sage) 1495
Weißenburger Kodex 973, 974
Weißheimer, W. (Erlebnisse mit Wagner) . . . 1096
Weitbrecht, K. und R. 230
Weckesser, August 970
Wekherlin, Ludwig 39, 1350
Welhaven 310
Weltrich, Rich. (Christian Wagner) . . 292, 438, 623
Weltsprache 570, 1338, 1345
Wengerow, S. A. 1476
Wergeland 586
Westcott, E. N. 1358
Westfälischer Friede 237
Westfälische Litteratur 693
Whitman, Walt 1233
Widmann, J. V. 1421
Wickenburg, Marie 371, 770
Wickström, Victor Hugo 504
Wielopolska, Maryla 1229
Wien, Bibliotheken . . . 696, 968, 1022, 1290, 1344
— Censur 240
— Kunst 705
— Litteratur 51, 761, 963
— Musik 510, 1351
— Theater 228, 235, 436, 498, 499, 579, 899, 901, 913, 968, 1091, 1214, 1223, 1350, 1351
— Volksbildung 696, 1022
— Volkslieder 1223
— Zeitungswesen 1032
Wilamowitz-Moellendorff (Griechische Tragödien) . 901
Wilde, Oscar 829
Wildenbruch, Ernst v. . . . 109, 693, 1091, 1428, 1503
Wilhelm, Paul 376
— Margareta 433
Wilkins, Mary E. 307, 1159
Winter i. d. Dichtung 899
Wirtshausleben 626
Witkiewicz 1171
Wittmann, Carl 1022
Wochentage in der Volkslitteratur 638
Wolff, Eugen, Poetik 1033
Wolf, Hugo 509, 1032, 1097
— Ludwig 1539
— O. L. B. 1415
Wolfrum, Hermann 238, 1024
Wolkonska, Zeneïde 780, 1430
Wolkonsky, S. (Bilder z. russ. Litteraturg.) . 233, 837
Wollstonecraft, Mary 295
Wolzogen, Ernst von 1020
Worms, Carl 902
Worpswede (Künstlerkolonie) 181, 1030
Wörther, Franz 433, 1087
Wurzbach, W. v. Lope de Vega 967, 899, 1213, 1484
Yeats 1478
Zabel, E. (Dramaturgie) 1214
Zählkunst 378, 694
Zahn, Ernst 583
Zaleski, Bogdan 517, 518, 1037
Zamboni, Filippo 230
Zapp, Arthur 303
Zangwill, Israel 313, 766, 1213
Zarathustra 41
Zdziechowski (Byron). 312
Zeitungswesen 440, 580, 624, 963, 956, 1027, 1088, 1156
— Amerika 1056
— Bulgarien 52
— Dänemark 587
— Deutschland 632, 506
— England 1165, 728
— Finnland 1169, 1229
— Frankreich 760, 1357
— Island 1418
— Kroatien 589
— Lappland 262
— Oesterreich 1032
— Polen 183, 1170
— Ungarn 240
s. a. Journalismus, Kritik.
Zichy, Anton von 644
Ziegler, Th. (Geistige und soziale Strömungen des 19. Jahrh.) 582, 692, 759, 90
Zimmermann, Johann Georg 641
— Rob. 45, 299
— Wilhelm 622
Zimmern, Grafen v. 1290
Zobeltitz, Fedor v. 1503
Zola, Emile 41, 112, 833, 959
Zöllner, Heinrich 1292
Zorilla (Don Juan Tenorio) 179, 565, 623
Zuchthauszeitungen 580



Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26 — Telephon: II, 2573. Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506. Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats. Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 1
vom
1. Oktober 1898

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr. Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig. Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig. Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4414 a).

Inhalts-Tafel.

Spalte

Rudolf von Gottschall: Litterarische Bildung 1
Erich Schmidt: Cyrano von Bergerac (mit Bild) 6
Fedor von Zobeltitz: Ein deutscher Romandichter (mit Bild) . 12
Ludwig Fulda: Aus dem I. Aufzug von Rostands „Cyrano von Bergerac 16
Eduard Mörike: Ungedruckte Gelegenheitsgedichte 23
Fritz Marti: Neuere schweizerische Litteratur 25
Marie von Bunsen: Aus der englischen Bücherwelt 28
Johannes Schlaf: Adalbert Stifter 30
Camillo V. Susan: Isländische Dichter 35
Echo der Zeitschriften:
- Deutsches Reich 40
- Oesterreich 45
- Deutsche Schweiz (von Hermann Stegemann) 46
- Französische Schweiz (von Edward Stilgebauer) . . . 46
- Rußland (von Alexis v. Engelhardt) 47
- Kleinrußland (von Georg Adam) 48
- Polen (von Josef Flach) 49
- Rumänien (von G. Adam) 50
- Serbien und Kroatien (von Otto Kraus) 50
- Bulgarien (von G. Adam) 51
- Tschechische Zeitschriften (von Oskar Wiener) 52
- Nord-Amerika (von A. von Ende) 52

Wolfgang Kirchbach: Ein neues Schillerbuch 53
Hermann Conrad: Murray's Essays 55
Siegfried Samosch: Ein spanisches Nationaldrama 56
Besprechungen von Ernst Heilborn, Ludwig Jacobowski, Th. von Sosnosky, Ferd. Heitmüller, Albert Geiger, Leo Berg, Rudolf Presber, Otto Kraus, Otto Krack, Carl Busse, Josef Ettlinger, Martin Greif, Karl Storck 57
Nachrichten 66
Der Büchermarkt 69
Notizen:
- Hans Breitmann 71
- Deutschland in Japan 71

Für Willibald Alexis! (mit Bild) 71

Ueber litterarische Bildung.

Von **Rudolf von Gottschall** (Leipzig).

(Nachdruck verboten.)

Vor einem Jahrhundert, in jener Epoche, die später als klassisch bezeichnet wurde, damals aber noch sehr davon entfernt war, in dieser Glorie zu strahlen, wie besonders der Sturm bewies, der gegen die Weimarischen Dioskuren nach der Veröffentlichung der schonungslosen Xenien von allen Seiten losbrach, war die litterarische Bildung weiter entwickelt und stand höher im Preis als heutzutage, wo die Politik mit immer neuen Anforderungen und die Naturwissenschaften mit immer neuen Entdeckungen das Interesse der Zeitgenossen vorwiegend in Anspruch nehmen.

Litterarische Bildung war damals das gemeinsame Band für die geistigen Bestrebungen, mochten sie sonst in verschiedenen Zweigen der Gelehrsamkeit und Kunst sich bethätigen. Sprachforscher wie Wilhelm von Humboldt, Naturforscher wie Alexander von Humboldt waren mit unseren großen Dichtern aufs engste verbunden, ganz abgesehen von der Philosophie, die ja mit der Dichtung mehr oder weniger Hand in Hand ging; man denke an Schillers Beispiel, der als Dichter und Denker zugleich in unserer Nationallitteratur fortlebt, während Goethe als Naturforscher Entdeckungen machte und Theorien aufstellte, die, wenn gleich vielbestritten, doch in der wissenschaftlichen Welt Aufsehen erregten. So war der Physiker Lichtenberg zugleich als witziger satirischer Schriftsteller eine Zierde des deutschen Parnasses, und in den Erzeugnissen Herders und anderer führender Größen ist die Grenze zwischen Wissenschaft und Dichtkunst eine fließende. Doch auch die strengeren Fachmänner schlossen sich nicht ab von den schönwissenschaftlichen Bestrebungen, und allgemeine Geltung hatte der Goethe'sche Spruch:

> „Denn wer der Dichtung Stimme nicht vernimmt,
> Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei."

Lehrende und Lernende an den Universitäten wollten sich solcher Barbarei nicht schuldig machen.

Das ist jetzt anders geworden. Hat sich doch die Wissenschaft selbst in so viele Fächer und Zweige gespalten und in jedem davon einen so schwer zu bewältigenden Stoff für ihre geistige Arbeit ge-

funden, daß selbst das allgemeine Band, auch soweit es nur wissenschaftlicher Art ist, sehr gelockert erscheint. Unsere Gelehrten sind zum größten Teile Spezialisten; einen weitreichenden Ruhm erringen sie durch Entdeckungen in ihrem engsten Kreise; je mehr sie sich beschränken, desto mehr werden sie zu anerkannten Meistern.

Die Philosophie, die früher ein gemeinsames Band hergab, hat zum Teil durch die Schuld der Philosophen ihr Ansehen verloren; das exakte Wissen, die Losung der neuen Zeit, hat sie verdrängt, und wenn sie sich noch auf ihrem eigensten Gebiete behauptet, so ist doch auch hier ihre Bedeutung und Würde geschmälert durch den Hereinbruch einer modischen Popularphilosophie, die mit ihren Stichwörtern die Salons und die Künstler beherrscht. Was man so wohlfeil auf dem Markte kauft, das braucht man nicht erst mühsam und mit vielen Kosten in den Gärten zu ziehen. Die heutige Fachgelehrsamkeit schüttelt aber den Kopf nicht blos über diese wohlfeile Ware, wenn sie z. B. die Jugend mit den brennenden Gedankenspänen eines Nietzsche herumleuchten sieht; auch die gleichberechtigte Universitätsphilosophie gilt ihr nur für eine abgeschlossene Fachwissenschaft wie die eigene, und es giebt keine Endosmose mehr, mittels deren sie, Wachstum und Leben spendend, durch die Scheidewand hindurchdringt.

Und wenn schon bei der Philosophie eine solche Verschmelzung ausgeschlossen ist — was bleibt da für die Poesie übrig, die schon an sich fremdartiger und durchaus einflußlos ist auf alles Fachwissen. Man darf annehmen, daß die große Mehrzahl der Gelehrten sich auf die Erinnerungen der Schulbildung beschränkt und daß davon wenig mehr übrig ist, als das Zitat, das geflügelte Wort, das in irgend einem rhetorischen Erguß verwandt wird oder bei einer gesellschaftlichen Unterhaltung seine bisweilen etwas lädierten Flügel ausspannt.

Hierzu kommt, daß die technischen Wissenschaften jetzt nach allen Seiten hin einen erfreulichen Aufschwung genommen haben, Wissenschaften, die den hohen Kulturstand unserer Zeit bedingen, aber mit der Poesie gar keine Berührungspunkte haben, während Geschichte, Philosophie und Sprachkunde doch mit ihr in engerem Zusammenhang stehen. Die Bedeutung der Technik wird von maßgebender Seite nachdrucksvoll anerkannt, ihre Vertreter in jeder Hinsicht ausgezeichnet, der Humanismus aber, jene allgemeine Bildung, die aus den klassischen Quellen schöpft, immer mehr eingeschränkt, besonders in bezug auf die sprachlichen Bildungsmittel, wie die bedauerliche Thatsache beweist, daß der lateinische Aufsatz aus den Schülerarbeiten der höheren Gymnasialklassen gestrichen worden ist. Wenn nun aber die Techniker von Fach meistens den schönwissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen wildfremd gegenüberstehen, so hat umgekehrt die Poesie bei der Technologie manches Anlehen aufgenommen; je mehr der sogenannte Wirklichkeitssinn bei ihr zum Durchbruch gekommen ist in einer exakten Darstellung, desto mehr hat sie auch technologische Studien verwertet und ist dabei oft nicht der Gefahr entgangen, in die bare Prosa zu verfallen.

Das Interesse, das die gelehrte Welt an der schönwissenschaftlichen Litteratur nimmt, ist im ganzen heutigentags gering, wenn nicht etwa aus ihren eigenen Kreisen irgend ein archäologischer Roman hervorgeht, mag er nun bei den Aegyptern oder bei den Römern oder bei den alten Germanen spielen. Unsere Juristen und Aerzte werden von ihrer Berufsthätigkeit, ihren Fachstudien, die sie mit den immer neuen Fortschritten der Wissenschaft bekannt machen müssen, so in Anspruch genommen, daß ihnen nur wenig freie Zeit übrig bleibt — und diese ihre Muße widmen sie sowie die meisten Geschäftsmänner der Politik, den Zeitungen, Vereinen, Versammlungen, und wenn sie vor dem Einschlafen einen Roman lesen, so ist es sehr oft ein französischer und Emile Zola macht seinen deutschen Nachahmern dabei bedenklich Konkurrenz. Freilich, es giebt auch ein Kunstinstitut, das noch immer am erfolgreichsten und erfolgreicher als der Buchhandel die neue Litteratur mit dem Publikum vermittelt, das Theater, das die zünftigen und unzünftigen Gelehrten, die Techniker, Geschäftsleute, Offiziere besuchen, obschon hundert gegen eins zu wetten ist, daß sie die Oper dem Schauspiel und „Das weiße Rößl" dem „Johannes" vorziehen und daß ihnen die Namen der Künstler und Künstlerinnen geläufiger sind als diejenigen der Dichter. Immerhin erfreuen sich die Dramatiker, wenn ihre Werke überhaupt die „Runde" über die Bühnen machen, einer größeren Volkstümlichkeit als die übrigen Schriftsteller, und haben vor ihnen voraus, daß man nicht blos ihre Namen, sondern auch ihre Werke kennt.

Im ganzen bleibt als Hauptträgerin der litterarischen Bildung die Frauenwelt übrig, und diese hat auch das Bestreben, nicht wie ein Teil der Männerwelt bei dem Litterarhistorischen stehen zu bleiben, sondern auch alles, was die Gegenwart erschafft, in ihren Kreis zu ziehen. Auch das Litterarhistorische ist ihr heutigentags nicht mehr fremd: auf den höheren Töchterschulen, Gymnasien und Lyceen genießen sie hierin die gleiche Schulbildung wie die männliche Jugend; aber sie machen nicht, wie diese zu thun pflegt, einen Strich hinter Goethe und Schiller oder hinter Uhland und Rückert, sondern ihr Instinkt ist dem Werdenden, der unmittelbaren Gegenwart zugewendet. Die Litteraturprofessoren an den Gymnasien und Universitäten trifft meistens mit Recht der Vorwurf falscher Vornehmheit, daß sie das neue und neueste, über das noch sub iudice lis est und über das auch Hinz und Kunz, die ungeprüften Vertreter des profanum vulgus, ein Urteil zu fällen belieben, von ihrer wissenschaftlichen Schätzung ausschließen und ihnen die Pforten des Nachruhms nicht öffnen, an denen sie Wache halten. Darüber werden sich die neuen Schriftsteller zu trösten wissen, wenngleich der Goethe'sche Spruch: „wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten" auf einen Dichter nicht Anwendung finden kann, dessen Werke überhaupt von den Besten seiner Zeit garnicht gelesen wurden. Da treten nun die Frauen in die Lücke; sie vertreten die litterarische Bildung, von der nur dort die Rede sein kann, wo zwischen den schaffenden und empfangenden Zeitgenossen eine innige Wechselbeziehung besteht. Jene litterarische Bildung, die auf gesammelten Kenntnissen, auf dem Studium des Schrifttums aller Zeiten beruht, schätzen wir wahrlich nicht gering; doch sie bleibt einseitig, wenn sie nicht die Gegenwart in ihre Kreise zieht. Freilich, auch die lebendigste Teilnahme an

den litterarischen Erzeugnissen der Zeitgenossen wird heutzutage sehr erschwert durch die massenhafte Produktion — und hier berühren wir einen Hauptunterschied zwischen der heutigen Epoche und derjenigen unserer Klassiker um die Wende des Jahrhunderts. Unsere Meßkataloge sind überfrachtet mit neuen Erscheinungen, und die schönwissenschaftlichen nehmen darin, wenn sie auch von den vielschreibenden Theologen und Pädagogen geschlagen werden, doch immerhin eine bevorzugte Stelle ein. Dagegen verschwindet die Ansammlung der Dichterwerke aus unserer klassischen Zeit, auch die Aufzeichnung der damaligen Unterhaltungslitteratur, obschon die Lieblinge des Publikums es auch damals nicht an unermüdlichem Fleiße fehlen ließen und unsere Litterarhistoriker, die in diesem Schutte wühlen, Mühe genug haben, ein Verzeichnis des Beachtenswerten zusammenzustellen. Wieviel aber entgeht ihnen noch in der Gegenwart, wo sie in den Buchläden bloß zuzugreifen brauchen! Hier wo alles erreichbar ist, hindert wieder die Fülle des Erreichbaren an einer einigermaßen erschöpfenden Darstellung; ja mehrere dieser Herren haben durch das nächste, was sich ihnen vor's Auge drängte, manches weniger zugängliche sich so verdunkeln lassen, daß sie auch den Maßstab der Wertschätzung darüber verloren haben und Unbedeutendes in erste Linie stellten, während sie dem Bedeutenden, das ihnen nicht so zur Hand war, eine geringere Würdigung und eine lückenhafte Darstellung zuteil werden ließen. Und wenn das den Fachmännern begegnet — wie soll sich da das große Publikum zurechtfinden! Freilich, auch schon in unserer klassischen Zeit begnügte sich dieses oft mit der Kenntnis großer Namen, von deren Werken es nur läuten hörte, und wenn Lessing von Klopstock sagt: „wir wollen weniger bewundert und mehr gelesen sein", so berührt er damit einen wunden Fleck, der in der Gegenwart noch tiefer greift.

Auch an einem tonangebenden und maßgebenden kritischen Tribunal fehlt es heutigentags in Deutschland, und ohne einen solchen Regulator der litterarischen Bildung muß diese sich nach allen Seiten hin zersplittern. Das war anders in unserer klassischen Zeit: — die Jenaische Litteraturzeitung und Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek waren von größtem Einfluß auf die öffentliche Meinung bezüglich der neuen litterarischen Erscheinungen, nicht als ob sie selbst eine so weite Verbreitung gefunden hätten, daß sie in den Händen aller gewesen wären; doch das Urteil, das sie prägten, hatte einen allgemein giltigen Kurs und fand Verbreitung in allen Kreisen der Gelehrsamkeit, der Gesellschaft und auch beim Volke, wo es dann allmählich in kleineren Münzsorten umging. Solche einflußreiche kritische Organe fehlen in unserer Zeit; einige versammeln nur einen kleinen Kreis Gleichgesinnter, die ein gemeinsames Credo haben und in gegenseitiger Bewunderung und Verzücktheit aufgehen, während sie alles andere, was nicht in dies Credo paßt, schroff ablehnen oder vollständig ignorieren. Wenig verbreitet sind andere Litteraturblätter, die ein Sammelsurium von Meinungen und Maßstäben bieten, ein Tummelplatz für eine Kritik, die nach allen Richtungen der Windrose auseinanderstrebt. Was aber die Zeitungen betrifft, die das größte Publikum haben, so ist ihr litterarischer Teil gänzlich von den oft wechselnden Mitarbeitern abhängig, und da sie nicht Raum haben zu einer erschöpfenden oder auch nur gleichmäßigen kritischen Wirksamkeit, so herrscht bei ihnen große Willkür in der Auswahl der Schriftsteller, die sie einer Besprechung würdigen, und Gunst und Ungunst wird oft nach persönlichen Beziehungen verteilt, Bedeutendes totgeschwiegen, Unbedeutendes aufgedonnert.

Bei der großen Menge der litterarischen Erscheinungen, bei dem Mangel eines anerkannten und maßgebenden kritischen Wegweisers ist das Publikum auf das eigene Urteil angewiesen, und es ist Thatsache, daß es in Deutschland Berühmtheiten giebt, die nicht durch die Presse geschaffen wurden, sondern gleichsam hinter deren Rücken sich Bahn gebrochen haben. Wenn indes bei der nicht zu beherrschenden Stofffülle auch oft die Litteraturhistoriker nur ein Urteil aus zweiter Hand fällen können, so muß um so mehr das Publikum sich mit einem solchen begnügen. Dazu geben ihm aber die besten Handhaben diejenigen Blätter, die ihm unbefangen den Inhalt der litterarischen Erzeugnisse und bezeichnende Proben aus solchen darbieten. Denn trotz der großen Erschwerungen gehört die litterarische Bildung nach wie vor zu den Vorzügen des deutschen Volkes, die es vor dem Auslande, auch vor den gebildetsten Nationen voraus hat, und auf den schönen Ruhm, ein Volk der Denker und Dichter zu sein, braucht es nicht zu verzichten, nachdem es ein Volk der geschichtlichen That geworden ist.

Charakteristiken

Cyrano de Bergerac.

Von **Erich Schmidt** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Ein französischer Schriftsteller, der als Dramatiker im Schatten Molières und Corneilles verblieb, hat dieses Frühjahr eine späte, glänzende Auferstehung gefeiert. Denn wenn auch 1872 seine Römertragödie, eine ehrwürdige Mumie, zum flüchtigen Achtungserfolg galvanisiert worden ist, wenn auch Neudrucke seiner Schriften teils in vornehmerem Gewande, teils in löschpapierenen Büchlein noch umliefen und die Leser der besten Molière-Ausgabe anhangsweis ein paar vorbildliche Szenen Cyranos mitgeteilt fanden, wenn auch die gediegene litterarhistorische Forschung Frankreichs mannigfach sein Leben und seine Werke zu ergründen, seine Bildung und seine Wirkung zu entfalten versucht und z. B. Théophile Gautier ihm einen sprühenden Aufsatz gewidmet hat, war er doch für die weiteren Kreise selbst der Litteraturfreunde, zumal des Auslandes, nur ein toter Name. Jetzt ist er lebendig dank der neuschöpferischen Kunst Edmond Rostands, der die anmutige, aber dünne Gabe seiner Romanesques mit dieser vollen Komödie weit hinter sich gelassen hat. Ein seit vielen Jahren unerhörter Theatererfolg begrüßte und begleitete langhin in Paris die Wiedergeburt des romantischen Versdramas als willkommenen Rückschlag gegen die ernsten oder possenhaft gesalzenen Ehestücke und was sonst an moderner Ware die Bretter beherrscht hatte. Man riß sich um die Plätze. Coquelin, dessen

berühmte Stumpfnase stolz ein neues Gewicht trug, wurde in der Hauptrolle bejubelt und empfing von dem dankbaren Dichter die pointierte Zueignung: „Der Seele Cyranos wollte ich dies Gedicht widmen. Aber da sie in Sie übergegangen ist, Coquelin, widme ich es Ihnen.“ Jenseits des Kanals fanden die Triumphe des Stückes ihre Fortsetzung, das überall eifrig gelesen, lebhaft besprochen wurde, während nun auch die Werke des alten Cyrano in neuen Auflagen erschienen, und bald kam uns die frohe Kunde, daß der berufenste Dolmetsch, der den hervorragendsten Dramen Molières in deutschen Reimpaaren gerecht geworden ist, Ludwig Fulda, nach seiner graziösen Vorübung an den „Romantischen“ Rostands den „Cyrano“ künstlerisch übersetze.

Das Leben des Helden hat 1893 Pierre Brun mit gelehrter, ein wenig trockener Analyse seiner Bildung und Schriftstellerei beschrieben, archivalische Funde darlegend, kritischer, doch nicht viel reicher, als es in der Vorrede zum Voyage dans la lune von dem guten, leider etwas einfältigen Lebret zusammengefaßt erscheint. Diesen Schul- und Waffenkameraden, einen verständigen Berater in jugendlichen Krisen, „den teuersten und unantastbarsten Freund“, hatte Cyrano zum litterarischen Testamentsvollstrecker erwählt.

Hercules Savinien de Cyrano Bergerac stammte aus einer angesehenen kinderreichen Adelsfamilie, deren Töchtern Rostand im Schlußakt ohne weiteres das Lebenslicht ausgeblasen hat, um alles Frauenhafte aus der Jugend des sonderbaren Schwärmers zu streichen. Am 6. März 1619 in Paris geboren, war er so stolz auf das Gascognerblut in seinen Adern, daß er sich trotz der Hauptstadt stets als echten Gascogner fühlte und bezeichnete. Aus der Schule eines Landgeistlichen kam er 1631 unter die Zucht des Pedanten Grangier in Beauvais und sammelte in höhnischer Auflehnung reichen Stoff für die Karrikatur des alten gemeinen Schulfuchses, den sein späteres Lustspiel dem Gelächter preisgiebt. 1637 freigesprochen, stürzte er sich in ein tolles Leben und schwere Konflikte mit dem Vater, bis der brave Lebret vermittelnd eingriff und seinen unbändigen Freund 1638 mit sich in die Nobelgarden unter dem berühmten Haudegen Carbon du Castel Jaloux zog, eine Truppe, in der die Uebermasse junger Gascogner den Ton angab: les Cadets de Gascogne, d. h. die jüngeren Söhne, die sich selbst durchschlagen mußten, während die Erstgeborenen auf ihrem Erbe saßen. Hitzige, wortreiche, lärmende Südfranzosen, deren immer rege Einbildungskraft alle Eindrücke und Einfälle potenziert und in hyperbolischer Fülle jenen sprichwörtlichen Ruf der Gascogne erzeugt, wie neuerdings Daudet die allzeit geschäftig übertreibende Phantasie seiner Provençalen aus dem grellen Sonnenlichte der Landschaft ableitet, um launig zu erklären: Tous les Français sont un peu de Tarascon. Man lacht der Gascogner, aber ihre Fanfaronaden finden trotz alledem ein williges Ohr, und Castels tapfre Gesellen fochten nicht bloß mit dem Maul. Allen geflissentlich voran wetzte Cyrano seine Zunge und seinen Degen zu Wortgefechten bis ins Groteskste, zu einer Legion von Duellen. Der démon de bravoure hat später in „Briefen“ und im Lustspiel den Poltron, der da meint: ein lebendiger Floh sei mehr wert als ein toter Alexander, den Capitano, diesen romanischen Nachfolger des alten Gloriosus, mit seinen ungeheuren Rodomontaden scharf aufs Korn genommen. Wenn ein solcher Matamore, dem doch bei der kleinsten Gefahr das Herz in die Hosen fällt, alles ins Riesenhafte steigert, so trug Cyrano eine beständig herausfordernde Hyperbel im Gesicht: seine Nase!

„Es ist weder artig noch christlich“ sagt Lessing einmal, „einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten zu haben“; aber die Versuchung ist groß beim Anblick eines ungewöhnlich verlängerten Profils. Daher jene der römischen Spottlust entsprungenen Namen wie Naso, Nasica, jene Fülle vulgärer Bezeichnungen des Riechers, des Heftes, der Gurke, jene massenhaften Redensarten, die an diesen Gesichtsteil anknüpfen: eine lange Nase machen, an der Nase herumziehen, eins auf die Nase geben, auf die Nase fallen, seine Nase in alles stecken, der Nase nach . . . und auch die erotische Physiognomik zieht verwegene Schlüsse auf die Eigenschaft, die noscitur ex naso. Eigentlich war nun Cyranos Geruchsorgan gar nicht so übel, nach dem Portrait zu schließen, das ich mir gestern auf Desrochers' spätem Blatt des Kupferstichkabinets betrachtet habe: ein stattlicher Mann, römisch drapiert, ein längliches energisches Gesicht, ohne Perrücke von leicht gelocktem Haar umwallt, lorbeerbekränzt, große Augen, ein etwas spöttischer Mund mit dem feinsten Schnurrbärtchen, die Nase allerdings weit über Mittelmaß, eine knochige Hakennase mit breitem Bug, doch keineswegs häßlich oder lächerlich. Aber wie Gautier in den Grotesques nicht umhin kann, sein litterarisches Porträt Cyranos mit einem ausgelassenen Stücklein jener komischen Nasenkunde anzuheben, die von der griechischen Anthologie bis zu Haug und Chamisso wuchert, so soll sich Bergerac selbst zu Schutz und Trutz viel mit seinem Gesichtserker beschäftigt haben. Als Mondreisender tischt er die groteske Erfindung auf, daß es da oben nur Großnäsige giebt, denn eine Kommission prüft alle Neugeborenen und läßt die stumpfnäsigen Knäblein entmannen, da seit dreitausend Jahren die Beobachtung erhärtet ist: qu'un grand nez est le signe d'un homme spirituel, courtois, affable, généreux, libéral, et que le petit est un signe du contraire. Rostand hat sich diese Stelle, wo der Phantast aus der Not eine Tugend macht, nicht entgehen lassen, sie vielmehr gleich im ersten Akt seinen Versen fast wörtlich einverleibt; aber die mächtige Nase war keineswegs, wie unsere Komödie will, das Schicksal des historischen Cyrano.

Dieser hielt sich tapfer, doch mit wenig Glück, im Felde. 1639 bei Mouzon traf ihn eine Musketenkugel, und wir wissen nicht nur von kühnen Ausfällen der Streiter, sondern lesen auch in einem Aufsatz des in Speis' und Trank selbst höchst mäßigen Cyrano (Sur le blocus d'une ville) die Schilderung, daß niemand etwas zu essen und zu trinken hatte, ja daß sogar die saftigen Worte (grasses paroles) verboten waren, damit keiner sich durchs Ohr sättige; in einem anderen Brief (Contre le carême) groteske Beschreibungen des Abmagerns, in der langen gereimten Mazarinade den Bericht, wie das ausgehungerte Paris sich der vollen Zufuhr freute. Lauter Motive, die Rostands reiche Phantasie ganz frei im vierten Akt ausgestaltet; aber ich weise nicht jedes Mal eigens auf solche Spiegelungen des Ueberlieferten hin, die den Dichter ungemein findig erscheinen lassen, bis in vereinzelte Kleinigkeiten: so kommt das aristophanische Tier Hippocampelephantocamelos (1. Akt) in Lebrets Briefen, der Journalist Renaudot (2. Akt) auch in Cyranos

Schrift vor. Sollte nicht die sehr drollige Einführung der ausgehungerten Bettelpoeten in Raguenaus Bäckerladen (2. Akt) auf die Komik des Voyage dans la lune zurückgehen, wo man mit amtlich geschätzten Sonetten, Oden, Eklogen die Zeche begleicht und der Reisende zum Dämon sagt: „Wollte Gott, das wär' auf unsrer Welt auch so! Ich kenne viele ehrliche Poeten, die Hungers sterben und die richtig schmausen möchten, wenn in solcher Münze gezahlt würde?"

Als Cyrano 1640 bei der Belagerung von Arras, vielleicht nicht mehr unter Castel Jaloux' Fahne, einen Degenstich durch den Hals erlitt, verließ er die militärische Laufbahn, um sich nun ganz seiner schon länger bethätigten Liebe zur Litteratur und Wissenschaft zu widmen. Er hielt sich unbefangen an die Neuerer, in Philosophie und Physik an Gassendi und Descartes. Seine nachgelassene „Reise in den Mond", der wir doch die Sonnenreise wegen mancher teils realistischeren, teils stimmungsvolleren Schilderung vorziehen möchten, ist voll davon und behauptet auch durch ihr Verhältnis zu besonderen wissenschaftlichen Problemen einen Platz in der langen Reihe alter und neuer Voyages imaginaires, obgleich Flammarions Apotheose des Gelehrten Cyrano ebenso übertrieben ist, wie die Behauptung, der Satiriker reiche an Swift. Als Dramatiker durfte Cyrano sich rühmen, neben und vor den Großen, die seinem Zeitalter ihr Gepräge aufdrücken, im zweiten Treffen der Talente vorwärts geschritten zu sein. La mort d'Agrippine (um 1646, gedruckt 1654) gilt den Franzosen noch heut als ein formschönes Werk aus der Schule Senecas und Corneilles und interessiert uns durch die Einschläge moderner kritischer Philosophie in den dreisten Atheismus des Sejan; Le pédant joué schlägt eine Brücke von der italienischen Posse zu Molière, der gar wohl wußte, warum er dies zwar uneinheitlich und ungeschickt komponierte, in der Charakteristik überladene, im Wortgesprudel ermüdende Intriguenstück, das zum ersten Mal den Bauer sein Patois in das Kauderwälsch des Aftergelehrten und des Eisenfressers rufen läßt, studierte und, von anderem abgesehen, sich die Scene 2, 14 ihrer Struktur nach samt der wiederholten Wendung Que diable aller faire dans la galère d'un Turc? aneignete. Aber der historische Cyrano war längst begraben, als „Scapins Schelmenstreiche" die Anleihe zur rechten Wirkung brachten, und Rostands Elegie im letzten Akt beruht auf dichterischer Licenz.

Was für Reisen das Pariser Leben des Litteraten unterbrachen, steht dahin; auch von seinen Freunden, deren manche bei Rostand mit ihren geschichtlichen Namen aus dem Lebret, doch ohne schärferen Umriß, aufrücken, ist uns wenig bekannt. Cyrano, nirgend ein bequemer Mann, war gleich stark in Lieb' und Haß. Mit der demütigen Bewunderung großer Vorgänger und seiner eigentlichen Lehrer, dem verzückten Preis eines Dichters wie Tristan L'Hermite, mit echter Freundestreue verbindet er den Hang, Degen und Feder schonungslos zu rühren, sobald ihm ein leidiges Gesicht in den Wurf kommt, nicht in zahmeren allgemeinen Angriffen gleich so manchen Epigrammatikern der Zeit, sondern höchst persönlich, und nicht bloß gegen elende Scribenten, aufgeblasene Adelige und dergleichen, sondern auch gegen die Jesuiten, gegen den mächtigen Mazarin. Er spart die vergifteten Pfeile nicht, schüttet einen Kübel ekler Injurien über das Haupt des ehemals geliebten Dassoucy, der seinen Tod nicht zugebe, obgleich er im Misthaufen begraben liege, und möchte Scarron unter die Erde schimpfen. Er will vernichten. Er schreibt, nach seiner Lieblingsredensart, mit dem Stahl. Die famose Wendung „Wenn Stockschläge schriftlich ergingen, so würden Sie meinen Brief mit den Schultern lesen" braucht er sowohl gegen einen Grafen, als gegen den auch von Molière verhöhnten feisten Schauspieler und Dichterling Antoine Jacob de Montfleury, der ihn irgendwie aufgebracht hatte. Mitten in einer Vorstellung des Hôtel de Bourgogne das ganze Haus brüskierend, verbietet er dem dicken Schächer für einen Monat jedes Auftreten und jagt den Widerspenstigen zwei Tage später von der Bühne. Seine „Briefe" wider den Gros crevé sind leider zu ärgerlich, auch die Hyperbeln nicht lustig genug um zu ergötzen: ich habe, heißt es darin, meinen Blick über einige Bezirke deiner Hemisphäre reisen lassen, ich will Holz auf dies weite Erdenrund pflanzen, ich verbiete dir, dich fürder unter die Lebewesen zu zählen, die Zuschauer halten deinen Fettwanst für ein gespicktes Kalbsviertel.

Ihn selbst sollte eine Affenkomödie als neuen Don Quixote dem Gelächter preisgeben. Es handelt sich um seine trotz Lebrets Beteuerung und Aufrufung von Augenzeugen gewiß in Mythische emporgesteigerte Gascogner Aristria, daß er, von Freund Linière, dessen Verslein gegen einen hohen Herrn durch hundert ihm auflauernde Strolche geahndet werden sollten, um ein Asyl für die Nacht gebeten, ruhig sagte: geh mit der Laterne hinter mir, ich will selbst dich betten helfen! — am nächsten Morgen fand man bei der Porte de Nesle zwei Tote und sieben Verwundete, die übrigen einundneunzig Kerle in Steifleinen waren vor diesem Mähder entflohen. Darauf wünschte der Marschall de Gassion den Helden an sich zu ziehen, doch Cyrano, der später die Huld des Herzogs von Arpajon nicht ausschlagen konnte, lehnte diesen Antrag aus Unabhängigkeitsdrang ab. Ihm ziemt der von Rostand dem Geschöpf seiner Poesie gewidmete schöne Nachruf:

Il a vécu sans pactes,
Libre dans sa pensée autant que dans ses actes.

Ausdrücklich wollte er anders sein als die Menge. Er hatte, sagt Lebret, nur ungewöhnliche Empfindungen und war im Denken, Reden, Handeln bis ins Kleinste eigenrichtig, allen Sklaven und Nachtretern feind, dem kühnen Neuerer hold. Die Tagesmode verachtete er wie Molières Alcest. Er ging der Residenz des marinistischen Schwulstes, dem Hôtel Rambouillet und den Salons der Dame Athenice samt ihren fremdnamigen, in gespreizten Bildern und Umschreibungen redenden Schwestern aus dem Wege. Er lachte über die Polixandres und Alcidianen des Romans und über die leblosen Metaphern von den Frauenreizen: „Gold, Elfenbein, Azur, Korallen, Rosen und Lilien machen nicht den Stoff Ihres Gebäudes, wie bei allen unseren Modeschreibern, die trotz des Eifers, den die Sonne aufwendet, um sich zeitig zurückzuziehen, sie uns dreist mitten am Tag entwenden" . . . Schade nur, daß sein Huldigungssonett an Frl. v. Arpajon sich aus lauter Blümchen eben dieses Ungeschmacks zusammensetzt. Er teilt manche Unart des Zeitalters in Concetti, krausen Gewinden des burlesken Stils, übermäßigen Pointen, deren Lob er ausdrück-

lich verkündet. Phantastereien und Derbheiten laufen auf seinen Blättern durcheinander. Er hat auch dem Volke zugehört, wie der tapfere Aufklärer gegen Hexen- und Zauberwahn und theologische Tribunale allen Volksaberglauben kennt. Der Unnatur manchmal opfernd, war er doch ein Freund und Herold der Natur; denn mögen seine „Briefe“ über die Jahreszeiten noch so frostig und phrasenhaft sein, einmal stapft derb ein lenzfroher Bauer auf den Plan der falschen Idylle, ein dicker Bursch schnarcht im Gras seine zehn Stunden herunter oder hält sich durch den Genuß einer großen Speckseite das Fieber vom Leib, und in den „Reisen“ deutet wiederum die Beseelung der Bäume, das Parlament der Vögel auf einen schwärmerischen Mann, der geheimes Weben zu belauschen wußte und vogelsprachekund war. Mit pessimistischen Wendungen mißt Cyrano das Hoftreiben am Glück des Landedelmanns, er scheint geradezu Jean-Jacques zu verkünden, wenn er die Blumen der alleinigen Gärtnerin Natur und ihren „wilden“ Hauch, die reine Unschuld des ursprünglichen Elementes, die schlichte Schönheit der Hagerose rühmt, die Bäche den Kieseln ihre Reisen erzählen läßt, und ihm jedes Blatt des Gehölzes zur Nachtigallzunge wird. Aus dem Landhause schreibt er: „Ich habe das Paradies Eden gefunden, ich habe das goldne Alter gefunden, ich habe die ewige Jugend gefunden; kurz, ich habe die Natur im ersten Kinderkleid gefunden. Hier lacht man aus vollem Herzen; wir sind Vettern, der Dorfschweinehirt und ich“ . . . Das klingt nun wohl nicht nach den Schäfereien der Mode!

Leider reißen sich die Lettres amoureuses, außer dürftigen Spuren des Erlebten ein bares Witzspiel, nicht aus der Umschnürung durch den affectierten und pointierten Stil los. Sie verzichten auf sinnliche Schmeicheleien und Werbungen, huldigen aber der wesenlosen spröden Dame mit gleichmäßigen Tinten- und Thränengüssen. Die Liebe ist der Anfang des Todes, seine Adresse beim Totengräber zu erfragen. Er spricht vom rauchlosen Feuer der Angebeteten und von sich als Salamander. Kämpfend wünscht er besiegt zu werden, und während er seine Vernunft zum Triumph anspornt, sehnt sich sein Gemüt nach der Niederlage. Die wiederholte Bitte: gieb mir mein Herz zurück oder gieb mir Deines dafür, hat Rostand geschickt im 3. Act, da wo sein Cyrano vor der Preziösen noch blümelt, verwerthet. Lebret aber meldet uns nur Cyranos äußerst respectvolle Zurückhaltung gegen alles Weibliche, und erst am Schlusse seines kurzen Lebens spielen die Frauen eine Rolle, die mit irdischer Liebe nichts zu schaffen hat, sondern in dringlicher Bekehrungssucht dem burlesken Satiriker, dem unbotmäßigen Freigeist das Auge himmelwärts richten will. Der Günstling des Herzogs von Arpajon hatte begreiflicherweise viele Feinde. Eines Abends ins Hotel du Marais zurückkehrend, wurde er von einem herabfallenden Scheit schwer getroffen — war es ein Zufall oder ein tückischer Mordanschlag gegen den armen Kämpfer, der noch über das Grab hinaus verfolgt worden ist, denn Lebret fand plötzlich seinen Koffer eines Theils der nachgelassenen Handschriften beraubt? Nach diesem Unheil siechte Cyrano noch fünfviertel Jahre im Haus eines anderen Gönners dahin. Um sein Lager sammelte sich eine „heilige Verschwörung“, an ihrer Spitze die schier vergötterte Mère Marguérite de Jésus, sodann seine Tante Katharina, als Soeur St. Hyacinthe Priorin des Kreuzdamenklosters, und eine entfernte Verwandte: die schöne und anmuthige Madeleine Robineau, Wittwe des bei Arras als Cyranos Kriegsgenoß gefallenen Christophe de Champagne Baron de Neuvillette, die sich, ohne den Schleier zu nehmen, ganz den Tröstungen der Religion hingegeben hatte. Ihre besorgte Nächstenliebe vor allem soll nach Lebrets frommer Versicherung dem mürben Libertin so erfolgreich zugesetzt haben, daß er sich in melancholischen Bekenntnissen der Reue über sein unseliges Leben erschöpfte. So hätte denn dieser dreiste Mund zuguterletzt zerknirschte Gebete gestammelt, diese tapfere Faust die Kugeln des Rosenkranzes abgefingert! Man glaubt ungern an derlei Bekehrungen eines freien Geistes, dem weibliche Beredsamkeit die Hölle heiß macht. Cyrano ist auch nicht in diesem Konventikel gestorben, sondern hat sich, als sein letztes Stündlein nahte, zu einem Freund aufs Land begeben, wo er im September 1655 verschied. Das Bedürfnis eines Luftwechsels habe ihn entführt, sagt Lebret; wir mögen das anders fassen und uns freuen, daß er dem Tod außerhalb des nonnenhaften Dunstkreises ins Auge sah. Mutter Marguérite forderte den Leichnam und ließ ihn in der Klosterkirche beisetzen, die endlich dem Sturm der großen Revolution fiel. Damals ist Cyranos Asche zerstoben.

Er lag schon manches Jahr im Sarg, als Molières Genie mit seinem Pfunde wucherte; er hat Boileaus gewichtige Anerkennung seiner burlesque audace nicht vernommen; er hat unter seinem Konterfei nicht die Lobverse auf Minervas echten Günstling gelesen:

> Sa valeur le guidait au milieu des combats,
> Et dans le cabinet il avoit sa science.

(Schluß folgt.)



Ein deutscher Romandichter.

Von **Fedor von Zobeltitz** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die Breslauer Professoren Vogt und Koch haben eine neue deutsche Litteraturgeschichte erscheinen lassen, der manches Gute nachzurühmen ist: aber vergebens sucht man den Namen Theodor Hermann Pantenius in ihrem Buche. Auch die meisten übrigen Litteraturgeschichten übergehen ihn oder haben ihn wenigstens bisher übergangen. Pantenius gehört allerdings zu jenen stillen Leuten, die durch nichts peinlicher berührt werden als durch eine aufdringliche Reklame; er zählt auch nicht zu den wagemutigen Posaunisten der Moderne, obwohl schon seine ersten, Anfang der siebziger Jahre erschienenen Romane das Streben nach jener Wirklichkeitsschilderung zeigten, die später der Schlachtruf der modernen Realisten wurde. Auf der anderen Seite steht er freilich den Romangrößen unserer Familienblattlitteratur nicht minder fern. Thatsächlich ist meines Wissens nur eine einzige seiner größeren Erzählungen, und keine seiner besseren, in einem sogenannten Unterhaltungsblatte erschienen; es hält ihm schwer, dem Geschmack der

Menge Konzessionen zu machen. Seine litterarische Physiognomie ist gleich seiner Persönlichkeit eine scharf ausgeprägte: Glattes und Konventionelles ist nicht in ihr zu suchen, eher ein Zug elementarer Knorrigkeit, was von der rüpelhaften Knotigkeit, in der sich beispielsweise Scherr gefiel, allerdings himmelweit verschieden ist. Das Bild, das man sich in der Phantasie von einem Autor entwirft, klappt gewöhnlich selten mit der Wirklichkeit zusammen. Bei Pantenius aber schien mir Phantasieporträt und Leben in jedem Zuge zu stimmen. Er ist ein großer, breitschultriger Mann, ein „Eichenstamm", wie der Held in seinem „Allein und frei" heißt, helläugig, mit kräftiger Stirn und charaktervollen Zügen — und bei vollendeter Höflichkeit sehr geradezu, vor allem bis zum Verletzen wahrheitsliebend.

Diese Wahrheitsliebe hat er auch in seine litterarischen Veröffentlichungen hineingetragen, und man hat ihm dies in seiner baltischen Heimat vielfach verdacht. Man hielt sich für besser als die von ihm geschilderten Gestalten, und doch behauptete man andererseits, dieser und jener habe ihm für seine Romane Modell gesessen. Von Goethe bis zu Spielhagen und Bleibtreu hat man mit der Modellsuche ja nicht aufgehört.

Pantenius ist ein Kurländer und seine großen Romane spielen durchweg in den Ostseeprovinzen. Aus der Heimat sog er die lebendige, erdduftende Frische, die ihm eigen ist und die auch seine Schriften ausströmen; vielleicht mischt sich auch eine Welle Erbschaft in sein Dichterblut, denn schon sein Vater, der Prediger in St. Anna in Kurland war, galt als geachteter lettischer Volksdichter. Erzogen wurde Pantenius auf dem Lande — daher seine genaue Kenntnis agrarischer Verhältnisse —, bezog 1858 das Gymnasium zu Mitau und studierte dann in Berlin und Erlangen Theologie. In Petersburg lernte er die russische Sprache und Litteratur kennen, war hierauf einige Jahre als Lehrer thätig und leitete von 1873 an die „Baltische Monatsschrift" in Riga.

In diesem Jahre erschien sein erster Roman „Wilhelm Wolfschild" unter dem Pseudonym Theodor Hermann. Es war kein Meisterwurf; trotzdem erregte er ein gewisses Aufsehen — nicht nur in den Ostseeprovinzen, sondern auch in Deutschland, wo man eine so realistische Schilderung baltischer Verhältnisse bisher noch nicht kennen gelernt hatte und wo das Interesse für den „vergessenen Bruderstamm" wieder zu erwachen begann. In den Provinzen selbst suchte man natürlich mit Eifer nach der Persönlichkeit, die sich hinter dem schlichten Autornamen verbarg. Auch hier hatte die Erzählung einen kleinen Sturm erregt. Der Verfasser mußte Land und Leute auf das Vertrauteste kennen, mußte auch ein scharfer Beobachter sein; man sah bei der Lektüre des Buches gewissermaßen in einen Spiegel hinein. Litterarisch hat dieses Erstlingswerk noch mancherlei Mängel. Die Proportionen des Ganzen sind ungleich; Pantenius hält sich vielfach bei Nebendingen auf und geht über wichtige Phasen in der Entwicklung seines Helden mit wenigen Worten hinweg. Aber seine dichterischen Vorzüge wie die Eigenart seiner Schreibweise zeigen sich doch auch schon hier. Seine Gestalten wirken außerordentlich charakteristisch, seine Schilderungen atmen eine seltene Naturwahrheit. Und vor Allem lernt



Th. H. Pantenius.

man auch bereits in „Wilhelm Wolfschild" einen Erzähler kennen, der sich zu einer gefesteten, tief sittlichen Weltanschauung durchgerungen hat.

Es wird manche geben, die darüber lächeln, wie man vielleicht auch über den schlichten Gottesglauben des ehemaligen Theologen, der alle seine Schriften, freilich ohne jede Aufdringlichkeit, durchweht, achselzuckend und mit spöttischem Lippenzucken hinweggehen dürfte. Denn man beurtheilt, und nicht ohne Berechtigung, heutzutage ein litterarisches Produkt nicht nach der Reife der Weltanschauung, die sich in ihm ausspricht, sondern nach seinem künstlerischen Werte. Sicher aber sind diejenigen Werke, in denen sich sittlicher Ernst mit starker Künstlerschaft paaren, höher zu stellen als das blendendste Produkt eines frivolen Geistes; sonst könnte man, um ein Beispiel anzuführen, Mussets „Gamiani" mit dem „Wilhelm Meister" in einem Atem nennen.

Man kann mich nicht mißverstehen, wenn ich oben von dem Glaubenszug sprach, der mit zum Charakteristischen der Pantenius'schen Schriften gehört. „Religiös" sind seine Romane nicht und „Erbauliches" hat er nie schaffen wollen; er ist seinem ganzen Wesen nach viel zu sehr Künstler, um sich in einer Tendenz zu erschöpfen. Er besitzt auch einen viel zu weitschauenden Blick, um nicht im höchsten Maße tolerant sein — nicht allein in Sachen des Glaubens, sondern auch politisch, — allerhand soziale Fragen spielen in die meisten seiner Romane hinein. Aber er ist auf der anderen Seite ein zu kraftvoller Charakter, um aus seinen Ansichten ein Hehl zu machen und sie hinter glattem Wort-

schwall und Komplimenten nach rechts und links zu verstecken.

Schon ein Jahr nach der Erstlingsarbeit — 1874 — erschien sein zweiter Roman „Allein und frei", mit dem Pantenius in die vorderste Reihe unserer Erzähler trat: ein Meisterwerk, gleich gelungen im Aufbau wie in der Schilderung der Charaktere und des Landschaftlichen, den Reiz der Spannung nicht verschmähend, dabei aber unendlich fein in der Ausmalung seelischer Stimmungen und Uebergänge. Ich habe den Roman vor etwa zwanzig Jahren zum ersten Male gelesen und jetzt mit gleichem Genusse wie damals die Lektüre wiederholt. Mehr noch als in diesem Werke giebt sich die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers in Bezug auf die politischen und sozialen Verhältnisse seiner engeren Heimat in der Erzählung „Im Banne der Vergangenheit" zu erkennen. Auch die baltische Bauerngeschichte „Um ein Ei" eröffnet dem Leser Einblicke in uns fremde und eigentümliche berührende Kulturen, während die stolze Herbigkeit der vorgeführten Charaktere vielfach an unsere niedersächsischen Bauerntypen erinnert. Der Bauer spielt in der modernen Litteratur wieder eine gewisse Rolle. Zur Zeit Auerbachs pflegte man ihn als einen Ausbund aller Tugenden, als den Bewahrer echter Religiosität und treuherziger Gesinnung darzustellen; jetzt nähert man sich wieder, nicht ohne Uebertreibungen nach der entgegengesetzten Seite hin, der realistischeren Schilderungsart Mösers und Gotthelfs. Bei Pantenius spürt man gewissermaßen, daß er sich von Beschönigung wie von stärkerem Auftragen der Schattenseiten gleich fern hält; man spürt, daß es ihm nur um die Wahrheit zu thun ist und daß er auch in das Seelenleben der baltischen Bauern tief eingedrungen ist, daß es sich bei ihm nicht nur um Aufputz und Maskerade handelt. „Um ein Ei" ist nur eine kleine Geschichte, aber sie reiht sich den beiden besten Arbeiten des Autors, den Romanen „Allein und frei" und „Die von Kelles", würdig an. Eine andere kleine Erzählung „Unser Graf" führt den Leser auf einen kurischen Edelhof und entwickelt ein interessantes Eheproblem mit tragischem Abschluß.

Der 1881 erschienenene einbändige Roman „Das rote Gold" spielt nicht, wie die bisher genannten Erzählungen, auf dem Lande, sondern im ruhelosen Jagen und Hasten einer großen Hafenstadt. Der Titel besagt, was der Verfasser schildern wollte, aber mir scheint, so heimisch wie auf den baltischen Edelsitzen und Pastoraten fühlt sich Pantenius in den städtischen Verhältnissen nicht. Wohl hat auch dieser Roman seine großen Vorzüge; eine Fülle vortrefflich zur Anschauung gebrachter Gestalten defiliert an dem Leser vorüber, die Handlung ist interessant, die Intimität der Schilderungen von großem Reize, — aber man verliert den Eindruck, daß Pantenius sich auf ihm fremden Boden bewegt, nicht so leicht — wenigstens derjenige nicht, der seine übrigen Werke kennt. Um so bedeutender ist sein großer Roman „Die von Kelles" (1885), den man wohl als einen der besten geschichtlichen Romane der neueren Zeit bezeichnen kann.

„Die von Kelles" sind die Frucht jahrelanger historisch-archivalischer Studien. Der aufmerksame Leser merkt das auf jeder Seite. Und bewundernswert ist es, wie Pantenius den riesigen Stoff zu meistern verstanden hat, wie er sich nirgends bei kleinlichem Anekdotenkram und amüsantem Beiwerk aufhält, bei dem bunten Mosaik, das die Autoren historischer Romane als charakteristisches Füllsel gern über ihre Arbeiten zu streuen pflegen. Pantenius hat sich so tief in seinen Stoff versenkt, daß er ein großes und umfassendes Kulturbild geben konnte, ein breites Gemälde aus jener Unglückzeit, da die Horden des Moskowiter zum ersten Male die grünen Gefilde Livlands überschwemmten. Für den, der die Geschichte der Ostseeprovinzen nicht genau kennt, ist es schwer, die frei erfundenen Gestalten des Romans von den historischen zu unterscheiden. Aber das gerade dünkt mich ein Vorzug der Erzählung. Keine Figur fällt aus dem Bilde heraus und nirgends drängt sich modernes Empfinden in die Darstellung jener Tage hinein, deren wildes Leben naturgemäß auch die Herzens- und Seelenregungen der Menschen beeinflussen mußte. In seiner eigenartig schlichten und kernigen Sprache ist dieser prachtvolle Roman ein Markstein in unserer neueren Litteratur und verdient einen Ehrenplatz in der Bücherei des deutschen Hauses*).

*) Die älteren Erzählungen von Pantenius erschienen zuerst in einem Mitauer Verlage. Da sie längst vergriffen sind, so veranstaltete jüngst die Verlagsbuchhandlung von Velhagen & Klasing (Bielefeld und Leipzig) eine neue Ausgabe der gesammelten Panteniusschen Romane, die in neun Bänden oder 54 wöchentlichen Lieferungen (à 50 Pfg.) erscheint und bis nach Weihnachten vollendet vorliegen soll.



Cyrano von Bergerac.

Romantische Komödie in fünf Aufzügen
von **Edmond Rostand.**
Deutsch von **Ludwig Fulda.***)

1. Aufzug (mittlere Szene).
Eine Vorstellung im Hôtel de Bourgogne.

(Der als Theaterraum eingerichtete Saal des Hotel de Bourgogne. Im Hintergrunde die Bühne, oben die Logen für die Damen, im Parterre keine Sitze. Kavaliere, Bürger, Pagen und allerhand Volk haben sich allmählich versammelt, die Damen sind in ihren Logen erschienen, unter ihnen die schöne Roxane, die Marquis haben preziöse Reden gewechselt und dann ihre Stammplätze auf der Bühne eingenommen, die Geiger präludieren und die Vorstellung beginnt: da erscheint Cyrano von Bergerac, einer der Gascogner Kadetten, von dessen gewaltiger Nase und unvergleichlicher Fechtkunst man sich vorher schon vielfach unterhalten hatte. Cyrano hatte dem Schauspieler Montfleury, den er nicht leiden kann, verboten, an diesem Abend aufzutreten; da dieser das Verbot in den Wind schlägt, jagt er ihn jetzt unter Drohungen von der Bühne, und als das Publikum sich wider ihn empören will, fordert er den ganzen Saal vor seine Klinge. Den Schauspielern ersetzt er mit seiner Börse — seiner ganzen Monatsgage — den erlittenen Schaden und veranlaßt sie dadurch, die Vorstellung thatsächlich abzusetzen . . . Man fängt an aufzubrechen. Cyrano bleibt mit seinem Freunde Le Bret zurück. Während sich der folgende Dialog entspinnt, staut sich die Menge wieder. Die Damen, die in den Logen schon ihre Mäntel umgenommen haben, bleiben stehen, um zuzuhören, und setzen sich schließlich wieder hin.)

— — — — — — — — — — — — —

Le Bret (zu Cyrano).
Verrückt!

Ein Mißvergnügter (hat sich Cyrano genähert).
Das gegen einen Montfleury!
Der Graf Candale beschützt ihn. Haben Sie
Auch einen Gönner?

Cyrano.
Nein.

Mißvergnügter.
Gar keinen?

Cyrano.
Nein

*) Die deutsche Buchausgabe erschien soeben im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf., Stuttgart. Preis M. 3,—.

Mißvergnügter.
Der Ihnen beisteht gegen Ihre Dränger?

Cyrano.
Nein, sagt' ich zweimal schon, und damit fertig!
Kein einz'ger Gönner (den Degen anfassend) ist hier gegenwärtig.

Mißvergnügter.
Dann reisen Sie wohl schleunigst ab?

Cyrano.
Kann sein.

Mißvergnügter.
Der Arm Candales ist lang.

Cyrano.
Gewiß nicht länger
Als meiner, (wieder die Hand am Degen) wenn er sich Ergänzung leiht.

Mißvergnügter.
Sie rasen, wenn Sie glauben . . .

Cyrano.
Gut, ich rase.

Mißvergnügter.
Jedoch . . .

Cyrano.
Nun aber marsch!

Mißvergnügter.
Wenn . . .

Cyrano.
Höchste Zeit! —
Warum betrachten Sie denn meine Nase?

Mißvergnügter (eingeschüchtert).
Ja . . .

Cyrano (auf ihn losgehend).
Was erstaunt Sie dran?

Mißvergnügter (zurückweichend).
Nichts!

Cyrano.
Ist sie weich
Wie 'n Rüssel, schlenkert wie ein Perpendikel?

Mißvergnügter (wie oben).
Nein!

Cyrano.
Oder sieht 'nem Reiherschnabel gleich?

Mißvergnügter.
Ich habe . . .

Cyrano.
Sind auf ihrer Spitze Pickel?

Mißvergnügter.
Wenn doch . . .

Cyrano.
Läuft eine Fliege drauf herum?
Wie ein Mirakel?

Mißvergnügter.
Ich . . .

Cyrano.
Ein Unikum?

Mißvergnügter.
Ich sah sie gar nicht an, versichr' ich Ihnen!

Cyrano.
Nicht? Sagen Sie, weshalb Sie das nicht thaten?

Mißvergnügter.
Ich? . . .

Cyrano.
Ekelt Sie's davor?

Mißvergnügter.
Herr!

Cyrano.
Weil zu kränklich
Die Farbe?

Mißvergnügter.
Herr!

Cyrano.
Die Formen zu bedenklich?

Mißvergnügter.
Durchaus nicht!

Cyrano.
Doch ich les' in Ihren Mienen,
Daß Ihnen scheint; sie sei zu groß geraten!

Mißvergnügter (stotternd).
Ich finde sie ganz klein, ganz winzig klein.

Cyrano.
Was?! Eine Mißgeburt soll ich gar sein?
Klein, mein Nase?!

Mißvergnügter.
Gott!

Cyrano.
Sie ist enorm!
Vernimm, stumpfnäsiger Microcephale,
Daß ich voll Stolz mit diesem Vorsprung prahle;
Denn zu erkennen ist an solcher Form
Der Mann von Geist, Charakter, Edelsinn,
Von Herz und Mut, kurz alles, was ich bin,
Und was du nicht bist, du und deinesgleichen,
Du Jammerlappen! Denn dein blöd Gesicht,
Dem ich sofort den Backen werde streichen,
Ist . . . (Er ohrfeigt ihn).

Mißvergnügter.
Au!

Cyrano.
So leer von feuriger Ekstase,
Von edlen Linien, Schwung und Geisteslicht,
Von Prachtaufwand, mit einem Wort, von Nase,
Wie jenes, ... (Er dreht sich um und begleitet seine Worte mit der That.) das mein Stiefel jetzt berührt!

Mißvergnügter (flüchtend).
Zu Hilfe!

Cyrano.
Dieses merke sich ein jeder,
Der mich beehrt mit seines Witzes Proben;
Dem Spötter aber, der ein Wappen führt,
Zahl' ich von vorn und etwas weiter oben
Mit einem Stoß von Stahl und nicht von Leder.

Guiche
(ist mit den Marquis' von der Bühne herabgestiegen).
Er ist recht abgeschmackt.

Valvert (die Achseln zuckend).
Er macht sich wichtig.

Guiche.
Antwortet niemand?

Valvert.
Habe was auf Lager;
Gebt acht; das werd' ich ihm versetzen.
(Er geht auf Cyrano zu und pflanzt sich geckenhaft vor ihm auf.)
Ei,
Sie haben eine sehr . . . sehr lange Nase.

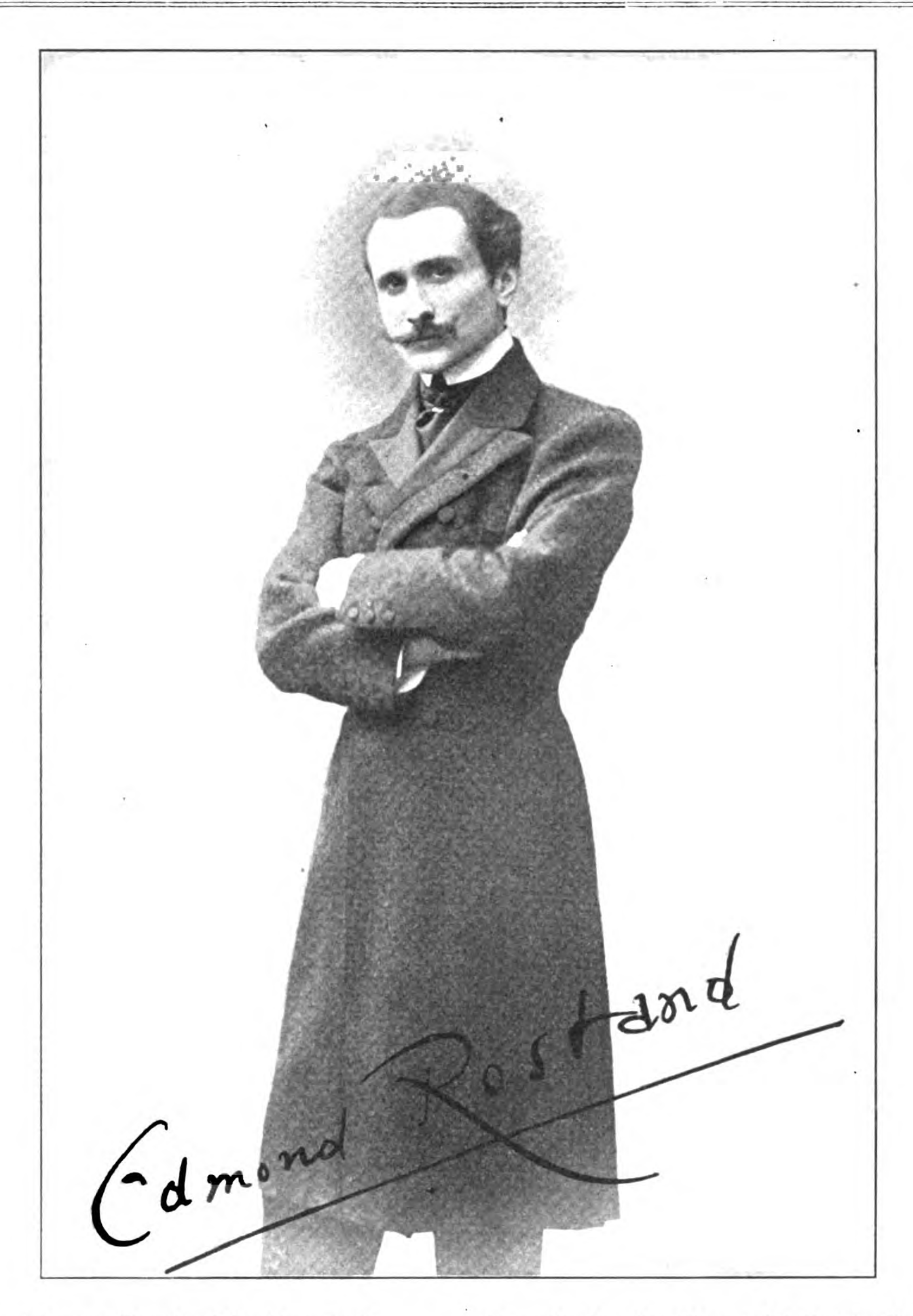
Cyrano.
Richtig.

Valvert (lacht).
Ha!

Cyrano.
Weiter nichts?

Valvert.
Wie?

Cyrano.
Das war etwas mager.
Fällt Ihnen nichts mehr ein? — Mir vielerlei,
Und auch die Tonart läßt sich variieren:
Ausfallend: „Trüg' ich diese Nasenmasse,
Ich ließe sie sofort mir amputieren.“
Freundlich: „Trinkt sie nicht mit aus Ihrer Tasse?
Aus Humpen schlürfen sollten Sie die Suppe.“
Beschreibend: „Felsgeklüfte, Berg und Thal,
Ein Kap, ein Vorland, eine Inselgruppe.“
Neugierig: „Was ist in dem Futteral?
Ein Schreibzeug oder eine Zuckerzange?“
Anmutig: „Sind Sie Vogelfreund, mein Bester,
Und sorgten väterlich mit dieser Stange



Für einen Halt zum Bau der Schwalbennester?"
Zudringlich: „Wenn Sie Tabak rauchen
Und ihr der Dampf entsteigt zum Firmament,
Schreit dann die Nachbarschaft nicht laut: ‚Es brennt?'"
Warnend: „Sie sollten große Vorsicht brauchen;
Sonst zieht das Schwergewicht Sie noch kopfüber."
Zartfühlend: „Spannen Sie ein Schutzdach drüber;
Weil sonst im Sonnenschein sie bleichen muß."
Pedantisch: „Das aristophanische Tier
Hippokampelephantokamelus
Trug ganz unfraglich gleiche Nasenzier."
Modern: „Wie praktisch diese Haken sind,
Um seinen Hut dran aufzuhängen!"
Begeistert: „Wenn sie niest im scharfen Wind,
Braucht nur ein Teil von ihr sich anzustrengen."
Tragisch: „Ein Turm von Babel, wenn sie schwillt!"
Bewundernd: „Für Odeur welch Aushängschild!"
Lyrisch: „Ist dies die Muschel des Tritonen?"
Naiv: „Wann wird dies Monument besichtigt?"
Respektvoll: „Wird nicht jeder Wunsch beschwichtigt
Durch solch ein Häuschen zum Alleinbewohnen?"
Bäurisch: „Potz Donnerschlag, was sagst du, Stoffel?
Zwergkürbis oder riesige Kartoffel?"
Soldatisch: „Dies Geschütz ist schwer beweglich."
Geschäftlich: „Haben Sie vielleicht im Sinn,
Sie zu verlosen — erster Hauptgewinn?"
Zuletzt im Stil des Pyramus, recht kläglich:
„Weil sie das Gleichmaß im Gesicht getötet,
Ist sie voll Schuldbewußtsein und errötet." —
Dergleichen hätten Sie zu mir gesagt,
Wenn Sie Gelehrsamkeit und Geist verbänden;
Jedoch von Geist, dem Himmel sei's geklagt,

Ist keine Spur in Ihren Schädelwänden;
Ihr Kopf ist nicht gelehrt und doch so leer!
Und hätten Sie genug Erfindungskraft
Um hier vor dieser edlen Hörerschaft
Mir all dies Feuerwerk zu bieten und noch mehr,
Dann müßten Sie bereits beim ersten Ton
Vom ersten Wort des ersten Satzes stoppen:
Denn nur mir selbst erlaub' ich, mich zu foppen;
Ein andrer kommt nicht ungestraft davon.

Guiche
(will den ganz versteinerten Vicomte fortführen).
Komm, laß ihn stehen!

Valvert.
Großthun will so einer!
Das will ein Junker sein! Nicht zu begreifen!
Nicht ohne Handschuh, Bänder, Quasten, Schleifen!

Cyrano.
In meinem Innern bin ich um so feiner.
Den Stutzern, die so teuren Aufputz tragen,
Steh' ich an Reinlichkeitsgefühl nicht nach
Und würde nie mich unter Menschen wagen
Mit einer noch nicht abgewaschnen Schmach,
Mit schmutzigem Sinn, schlaftrunkenem Gewissen
Und einem Ruf, der schäbig und zerschlissen.
Ich bin, wenngleich so schmucklos von Gestalt,
Mit Unabhängigkeit und Mut geschmückt;
Zwar hat mich keine Schnürbrust je gedrückt;
Doch in der Brust die Richtschnur giebt mir Halt.
Vollbrachte Thaten dienen mir als Bänder;
Den Witz hab' ich zum Zierat mir erkoren,
Und ritterlich, bei müßigem Geschlender,
Laß' ich die Wahrheit klirren statt der Sporen.

Valvert.
Herr, Sie . . .

Cyrano.
Ja freilich, Handschuh' trag' ich nicht.
Ein linker blieb mir nur — vom letzten Paar,
Und weil mit dem nichts anzufangen war,
Warf ich ihn einem Lumpen ins Gesicht.

Valvert.
Strolch, Tölpel, Hundsfott, Harlekin!

Cyrano
(zieht höflich grüßend seinen Hut ab, als ob Valvert sich ihm vorgestellt hätte).
Aha?
Und ich bin Savinien Cyrano Herkules
Von Bergerac.

(Gelächter.)

Valvert (verzweifelt).
Narr!

Cyrano
(stößt einen Schrei aus, als wäre er von einem Krampf befallen).
Ach!

Valvert
(der nach hinten gehen wollte, dreht sich um).
Was sagt er da?

Cyrano (mit Grimassen des Schmerzes).
Rostig ist sie geworden unterdes!
Es wird Zeit, daß ich Beschäftigung ihr bringe!

Valvert.
Was soll das?

Cyrano.
Ach, mir kribbelt's in der Klinge.

Valvert (ziehend).
Gut!

Cyrano.
Kunstgerecht werd' ich Sie nun bedienen.

Valvert (verächtlich).
Poet!

Cyrano.
Jawohl, Poet — in solchem Grade,
Daß ich beim Fechten aus dem Stegreif Ihnen
Eine Ballade dichten will.

Valvert.
Ballade?

Cyrano.
Sie denken wohl: Was ist das für ein Tier?

Valvert.
Ich . . .

Cyrano (schulmäßig hersagend).
Die Ballade hat drei Strophen von acht Zeilen . . .

Valvert
(stampft ungeduldig mit dem Fuße auf).
Der Mensch . . .

Cyrano.
Und eine Zueignung von vier.

Valvert.
Sie . . .

Cyrano.
Reim und Stoß werd' ich sogleich erteilen
Beim letzten Vers die Abfuhr!

Valvert (spöttisch).
Oder nicht!

Cyrano (deklamierend).
„Ballade, welche das Duell betrifft,
Das Herr von Bergerac ausfocht mit einem Wicht."

Valvert.
Herr, was bedeutet das?

Cyrano.
Die Ueberschrift.

Die Menge
(in größter Spannung und Erregung).
Platz da! — Sehr lustig! — Drängt nicht! — Haltet Ruh'!

(Gruppe. Kreis von Neugierigen im Parterre, die Marquis und Offiziere vermischt mit den Bürgern und Leuten aus dem Volke: Pagen sind andern auf die Schultern geklettert, um besser sehen zu können. Alle Damen vorn an den Logenbrüstungen. Rechts im Vordergrund Guiche und sein Gefolge. Links Le Bret, Ragueneau, Cuigy.)

Cyrano
(nachdem er einen Augenblick nachdenkend die Augen geschlossen).
So! Kopf und Arm sind nun bereit. — Nur zu!
(Er begleitet alles, was er sagt, mit den entsprechenden Handlungen.)
Abseits werf' ich meinen Filz
Und, damit ich Luft mir schaffe,
Auch den Mantel; denn nun gilt's.
Rüstiger als ein Schlaraffe
Greif' ich meine blanke Waffe,
Und zu meinem Gegner sprech' ich:
Sieh dich vor, geputzter Affe!
Denn beim letzten Verse stech' ich.

(Sie beginnen zu fechten.)

In Ermanglung edlern Wilds
Wünsch' ich, daß ein Stich dir klaffe
In der Leber oder Milz.
Schau, mein Arm der kräftig straffe,
Strebt nun, daß er dich erraffe.
Mein verhöhntes Antlitz räch' ich,
Daß es keiner mehr begaffe;
Denn beim letzten Verse stech' ich.

Wirst du grünlich wie ein Pilz?
Gleich der zitternden Giraffe
Muster eines Jammerbilds!
Zeigst du, daß dein Mut erschlaffe,
Eh mein Pulver ich verpaffe?
Heut dein warmes Herzblut zech' ich
Aus krystallener Karaffe;
Denn beim letzten Verse stech' ich.

(Feierlich ankündigend.)

Zueignung.
Beichte schnell! Wo ist ein Pfaffe?
Deinen Widerstand zerbrech' ich:
Finte! Quart! (Zustoßend.) Da hast du's, Laffe!
(Valvert schwankt; Cyrano mit eleganter Verbeugung)
Denn beim letzten Verse stech' ich.

(Beifallsrufe. Händeklatschen in den Logen. Blumen und Taschentücher werden heruntergeworfen. Die Offiziere umringen Cyrano beglückwünschend. Ragueneau tanzt vor Begeisterung. Le Bret ist stolz und betrübt zugleich. Valvert wird von seinen Freunden gestützt und hinausgeführt.)

Die Menge (in einem langen Schrei).

Ah!

Ein Chevauleger.

Prachtvoll!

Eine Dame.

Reizend!

Ein Marquis.

Neu!

Ragueneau.

Pyramidal!

Le Bret.

Wahnsinnig!

Viele

(drängen sich um Cyrano. Man hört abgerissen)

Glückwunsch . . . Kompliment . . . Genial . .

Stimme einer Dame.

Ein Heros!

Ein Musketier

(nähert sich lebhaft Cyrano, ihm die Hand entgegenstreckend).

Darf ich Ihre Hände drücken?
Ich bin ein Fachmann; aber diese Quart . . . !
Ich habe laut getrampelt vor Entzücken.

Cyrano (zu Cuigy).

Wer war das?

Cuigy.

D'Artagnan.

Le Bret (Cyrano unterm Arm fassend).

Nun höre!

Cyrano.

Wart!

(Zu Bellerose.)

Ich bliebe gern, bis dieser Schwarm zerstoben.

Bellerose (respektvoll).

O, bitte!

Scheuert! Löscht nur einen Teil
Der Lichter! Denn wir essen schnell zur Nacht,
Um später noch ein neues Stück zu proben.

(Jodelet und Bellerose verbeugen sich mehrmals tief vor Cyrano und gehen.)

— — — — — — — — — — — — —

Ungedruckte Gelegenheitsverse

von **Eduard Mörike.**

Mitgeteilt von **Rudolf Krauß** (Stuttgart).

1.

An Gretchen und Klärchen.*

(Aus dem Garten.)

Beiden liebsten Patienten
Einen Blumengruß zu senden,
Könnt' ich mir es wohl versagen?
Dennoch thu' ich es mit Klagen:
Fühlten sie auf Augenblicke
Etwas nur von meinem Glücke,
Etwas nur von dieser Stille
Herbstlich warmer Gartenfülle,
Wo mir holde Geister deuten
Liebliche Vergangenheiten
Und dem eingewiegten Herzen
Schmeicheln mit willkommnen Schmerzen!

* Des Dichters Gattin und Schwester.

2.

Zu einem Bildchen.*

Unter anmutsvollen Hügeln,
Die im Teiche sich bespiegeln,
Wählt' ich mir und Dir, mein Schatz,
Unsern künft'gen Ruheplatz.
Gleich am Häuschen, rein und helle,
Graut die alternde Kapelle,
Darin magst Du Dich erbauen,
Darin lassen wir uns trauen.

* Eine Landschaft in Voralberg darstellend.

3.

Mit einem Myrtenstrauß.

(2. Mai 1839.)

Dir, o Liebste, zieht man heut'
Lauter frohe Lose,
Alles Schöne liegt bereit
In der Zukunft Schoße.

Doch das Lieblichste laß mich
Dir prophetisch reichen:
Dieses Sträußchen blüht für Dich,
Nimm's zum guten Zeichen!

Dieser Tag wird über's Jahr
Doppelt herrlich glänzen:
Denn ein schöner Freund fürwahr
Wird ihn dann bekränzen.

4.

Gespräch

zwischen Klärchen und ihrer Freundin Rike am Bügeltische, von Eduard belauscht.

K.: Es ist im Grund ein guter Mensch.
R.: O ja, es geht schon an.
K.: Doch Eigenheiten hat er viel.
R.: Sonst wär' er ja kein Mann.
K.: Zum Beispiel, wenn ich Spatzen*) bring' —
R.: Berührt er sie Dir nicht.*
K.: Und wenn ich keine Spatzen bring' —
R.: So macht er ein Gesicht.

*) Schwäbisches Nationalgericht.

5.

Mit einer Feder.

Weil, wenn ich Freunden sonst an solchem Tage schrieb,
Das beste Wort durchaus mir in der Feder blieb,
So wag' ich heut' (wird mir's zu Danke glücken?),
Nur eben gleich die Feder selbst zu schicken.

6.

Mit der Silhouette des Dichters.*

(Am 28. Februar 1854.)

Dieweil ich noch leibhaftig nicht
Darf kommen vor Dein Angesicht,
Wie sehr ich mich auch manchen Tag
Zu Dir hinübersehnen mag:
So laß derweil (bald komm' ich hinterdrein)
Doch meinen Schatten bei Dir sein!

* An seine Tante, Frau Pfarrer Neuffer.

7.

Ein verwaister Epheu.*

Nimm, o nimm mich freundlich in Schutz, Dionysos geweihter
Liebling! Auf's Jahr im Herbst lohnt es Dir reichlich der Gott.

* Mörike übergab am 12. November 1869 bei seinem Wegzug von Lorch den Stock der dortigen Frau Oberförsterin.

8.

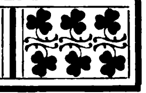
Aus Bebenhausen.*

Wer da hustet und keucht, bei wem kein anderes Mittel
Weiter verfängt, auch kein homöopathisches mehr,
Walke nach Gebons Thal und esse westfälischen Schinken,
Den ihm die gastliche Hand segne! Er ißt sich gesund.

* In dem bekannten Klosterort verbrachte Mörike als Gast einer befreundeten Familie manche Sommertage.



Litteratur-Briefe



Neuere schweizerische Litteratur.

Von **Fritz Marti** (Zürich).

(Nachdruck verboten.)

Durch Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer sehen sich die Schweizer Dichter der Gegenwart in eine ähnliche Lage versetzt wie die deutsche Litteratur eine Zeit lang durch die Klassiker. Die Großen haben die Zinnen und Höhen besetzt und die Nachkommenden mögen sehen, wo sie sich anbauen. Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, daß die Schweiz nach ihren Klassikern der Novelle keine originellen Dichter mehr besitze, vielmehr kann die erfreuliche Thatsache konstatiert werden, daß sie gegenwärtig eine schöne Zahl, und zwar vielsprechender Talente aufweist. Aber es wäre eine übelangebrachte Eitelkeit, wollte man den Einfluß leugnen, den die zwei großen Dichter auf den jüngeren Nachwuchs ausgeübt haben. In der historischen Novelle hat K. F. Meyer Nachahmer gefunden und Gottfried Keller hat mit seiner Art, schweizerisches Kleinleben anzusehen, ebenfalls Schule gemacht. Eine solche Einwirkung, obwohl für den Einzelnen nicht immer von Gutem, war für unser geistiges und litterarisches Leben in mehrfacher Beziehung ein wahres Glück. Denn es war nicht bloß Zufall, daß oft längere Perioden hindurch die Schweiz keine hervorragenden schöpferischen Talente hervorbrachte: die Verhältnisse waren für die Entwicklung solcher ungünstig genug. Wir wollen hier nichts sagen von den äußeren Hemmnissen, der Abwesenheit fast jedes litterarischen Interesses, die verschuldet war durch den Mangel einer sogenannten „Gesellschaft“, weil das wirtschaftliche, politische und öffentliche Leben alle Kräfte beanspruchte, sondern es sei nur daran erinnert, welche Schwierigkeit dem Schweizer Dichter seine Muttersprache, der Dialekt bereitet, zu dem er ein mehr oder weniger reines Deutsch fast wie eine Fremdsprache hinzulernen muß. Freilich läßt sich hierin durch die Schule und eifrige Lektüre vieles nachholen, meist aber behauptet der die naive Gemütlichkeit des engen Kleinlebens atmende Sprachgeist des heimatlichen Idioms seine Macht. Obwohl ja der Grad der Leistungen in der Hauptsache von der Stärke des Talentes bestimmt wird, hängt die Entwicklung des letzteren doch zum Teil auch ab von der geringeren oder vollkommeneren Ueberwindung jenes Bannes, denn dieser Sprachgeist erweist sich zur Behandlung von Stoffen, die über die spezifisch schweizerische Empfindungsweise hinausgehen und einem weltweiten Gefühls- und Gedankenhorizont angehören als spröde.

Nach zwei Richtungen haben nun die beiden anerkannten Dichter Gutes gewirkt und Bahn gebrochen: einmal wiesen sie anderen die Wege, ebenfalls, wenn auch anfänglich nur auf ihren Spuren, zu einem eigenen Stil zu gelangen, dann regten sie zur Nacheiferung an, während gleichzeitig ihr Ruhm die Litteratur in der Schweiz zu Ehren brachte. Dem gesteigerten litterarischen Interesse folgte bald das Auftreten einer respektabeln Zahl von beachtenswerten dichterischen Talenten. Es ist hier nicht der Anlaß, eine umfassende litterarische Revue abzuhalten, aber ein Beweis für ein reges litterarisches Leben ist gewiß darin zu erblicken, daß fast gleichzeitig drei neue Talente auftauchten mit Werken, die in angesehenen deutschen Verlagen erschienen.

Im Verlage von Cotta's Nachfolgern hat der bisher als Dialektdichter, mehr aber als Reiseschriftsteller bekannte J. C. Heer einen Roman („An heiligen Wassern“) herausgegeben, der als starke Talentprobe bei der Kritik die beste Aufnahme gefunden und sogar Aufsehen erregt hat. Heer hat, jedenfalls angeregt von Rosegger, als seine Stoffwelt die Hochalpen erwählt, in seinem Roman speziell den dankbaren, ebenfalls vom Genfer Edouard Rod in „Là-Haut“ behandelten Konflikt, der in einem bisher von der Welt abgeschlossenen walliser Bergdorfe durch das Eindringen der Fremdenindustrie hervorgerufen wird. Diesem Konflikte geht gleichsam als Symbol parallel eine andere Handlung, die den Kampf der Bergbewohner mit den sie umgebenden Naturgewalten zum Gegenstand und als Leitmotiv eine hübsche und tiefpoetische Alpensage hat. Die Existenz der Thalbewohner hängt an einer an hohen Felsen hingezogenen Wasserleitung, den „heiligen Wassern“, die alle 14 Jahre von der Wiltleutlaue, d. h. der Lawine, zerstört wird und zu deren Wiederherstellung sich einer der Thalleute opfern muß. Schon sind viele Menschenopfer gefallen, als der Sohn des letzten Opfers die Blutfrage durch eine neue, unzerstörbare Wasserleitung löst, wobei sich der Kampf zwischen den patriarchalischen Sitten und Anschauungen der Bewohner und den Errungenschaften der modernen Kultur wiederholt.

Aus diesen Elementen hat der Verfasser einen spannenden Roman aufgebaut, für dessen Handlung er die Wahrscheinlichkeit dadurch gewann, daß er sie in eine historisch nicht genau bestimmte Zeit rückte, da Sage und Wirklichkeit im Halbdunkel der Romantik fast unmerklich in einander verfließen. Die psychologische Durchführung ist nicht im gleichen Grade wie die Erfindung und Komposition der Handlung zu loben. Neben gut gelungenen Charakteren finden sich unwahre Schablonenfiguren des Leihbibliothekenromans, sowie Abstürze in übel angebrachte Sentimentalitäten, die zu Verzeichnungen führten. Was aber dem Roman trotz mancher Schwächen

gleichwohl den Stempel eines bedeutenden Wurfes giebt, ist die innige Wechselwirkung zwischen den Menschen und der sie umgebenden großartigen Hochgebirgsnatur, deren poetische Schilderungen geradezu glänzend sind, und die in Verbindung mit der von einem hinreißenden lyrischen Pathos getragenen, spannenden Handlung den Leser trotz der Proteste seines Verstandes wieder einmal als neugieriges und gläubiges Kind der Romantik findet.

Ebenfalls „Bergvolk“ — so lautet auch der Titel eines seiner Novellenbände — nämlich die genügsamen und einfachen, aber an Körper und Empfindungen starken Menschen der Gebirgswelt am Gotthard haben bisher Ernst Zahn den Stoff zu seinen Novellen und Skizzen geliefert. Neben der Vorliebe für tragische Konflikte, unterstützt von einem nicht geringen psychologischen Geschick, das sich innerhalb der Grenzen eines bescheidenen und gemäßigten Realismus bewegte, verriet Zahn in der Betonung lyrischer Landschaftsschilderung die Neigung, diese Schranke zu durchbrechen und zur reinen Kunsterzählung überzugehen. Diesen Schritt hat er nun mit seinem großen Roman „Erni Behaim“*) gewagt. Obwohl seine Handlung ins 15. Jahrhundert verlegt ist, kann man den Roman doch keinen historischen nennen, indem kaum der Versuch gemacht ist, den Geist und das Kolorit jener Zeit zu treffen, die vom Dichter ziemlich willkürlich bestimmt werden. Bei dem Bestreben, möglichst viel Vorgänge in den Rahmen seiner Erzählung zu stopfen, wobei er zwei bedeutende Handlungen einander parallel führte, ist dem Dichter das Mißgeschick passiert, daß der von ihm als Hauptthema behandelte Konflikt durch das von ihm als sekundär betrachtete, aber thatsächlich interessantere psychologische Problem beeinträchtigt und herabgedrückt wird. Ob Erni Behaim, der arme, aber edle und heilkundige Sohn eines Urner Söldners recht daran that, seiner abgöttisch geliebten Mutter die schrecklichen Qualen zugleich mit dem Leben abzukürzen, interessiert uns weniger als die mächtige, wie aus Felsen gehauene Gestalt des Richters von Abfrutt und sein Kampf für die Gemeindefreiheit gegen den herrschsüchtigen Priester und den noch größeren zwischen seiner Amtsehre und der verbotenen Liebe zu einem herrlichen Weibe.

Durch die Bevorzugung des ihm mehr am Herzen liegenden, aber unwichtigern Problems und dessen Erhebung zur ungleich breiter ausgeführten Haupthandlung hat der Dichter die Einheit des Ganzen zerstört, das ist umsomehr zu bedauern, als jedes einzelne Kapitel an und für sich ein mit breitem Pinsel in echtem Freskostil ausgeführtes farbenglühendes Gemälde von großer Plastik ist. Wenn es Zahn auch nicht überall gelang, auf der Höhe seines neu gefundenen Stils mit den an K. F. Meyer erinnernden blitzartigen Effekten der Beleuchtung zu bleiben, wenn er vielmehr hie und da wieder in die gewohnte realistische Kleinkunst und mit lehrhaften Betrachtungen plötzlich aus der Rolle des Erzählers fällt, so weist den getadelten Fehlern gegenüber der Roman geradezu glänzende Vorzüge auf, als da sind: eine Fülle origineller, — notabene wahrer! — Charaktere, die große Linienführung der Handlung, der Aufbau dramatisch großartiger Szenen, große Leidenschaft, auf deren mächtigem lyrischen Pathos strömend die Handlung zu atemloser Spannung hinreißt, endlich ein der virtuosen Kunst der Landschaftsschilderung verdanktes glühendes Kolorit. Zahns Werk darf den besten Schöpfungen Roseggers an die Seite gestellt werden.

*) Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1898.

Gleich mit einem stattlichen Bande vortrefflicher Novellen hat J. Boßhart*) die schweizerische Erzählungslitteratur bereichert. Er ist ein Talent, von dessen Existenz bisher Niemand eine Ahnung hatte, da er wohl zu denjenigen gehört, die ihre Lehrlingsstücke ängstlich, selbst den nächsten Freunden verbergen und jahrelang heimlich und verzweiflungsvoll ringen, bis sie endlich die Welt mit den reifen Früchten ihres großen, aber spröden Talentes überraschen können. So sind denn an Boßharts Novellen kaum mehr Spuren einer Entwicklung, ebensowenig das Tasten des Anfängers zu erkennen, sondern mit der Treffsicherheit des Meisters sind die ursprünglichen, der eigenen Anschauungswelt entnommenen Szenen echter leuchtender Poesie hingestellt. Nur die Wahl der Stoffe, die Kunst, Selbsterlebtes und unscheinbares Alltagsleben zur Höhe dichterischer Anschauung und Empfindung zu erheben, läßt vermuten, daß hier ein reicher und reifer Geist aus dem gründlichen Studium Gottfried Kellers den größten Nutzen gezogen hat. Namentlich die Novelle, „Wenn's langt“, ist mit ihrer einfachen, aber originellen Handlung, der großen Zahl echt poetischer Szenen, der Natur abgelauschter und mit echt künstlerischem Realismus zu großer Plastik und Stimmungsgewalt verwendeter Züge ein wahres Meisterstück einer Dorfnovelle. Aber auch die Erzählungen freier Erfindung zeugen von dem großen Erzählungstalente des Verfassers, den die schweizerische Litteratur mit freudigem Stolze begrüßen darf.

Aus der englischen Bücherwelt.

Von **Marie von Bunsen** (Berlin).

Unzählige englische Romane erscheinen alljährlich, gelangen durch das gewaltige Triebwerk der Leihbibliotheken in unzählige Hände, werden auch ab und zu gekauft. Einige dieser Werke gehören zur Litteratur, müssen einzeln besprochen werden, aber in jüngster Zeit haben die großen Meister geschwiegen, und so ist es heute vielleicht lohnender, einen Blick auf einige herrschenden Strömungen zu werfen.

Natürlich giebt es hier wie überall die Tendenzromane. Soziale Probleme, religiöse Zweifel, neue Moral und Frauenfrage waren vor einigen Jahren besonders beliebt, sind aber augenblicklich etwas veraltet. Selbstverständlich blüht auch der leichteste „Eisenbahnschmöker“, gedeihen die Familienromane mit befriedigendem Abschluß. Weniger auf der Hand liegt jedoch der große Erfolg einiger Romankategorien, für die wir auf dem Festland kein ganz zutreffendes Gegenstück besitzen. Ich möchte diese Schulen in die „pathetische“, in die „historische“

*) Im Nebel. Erzählungen aus den Schweizer Bergen von J. Boßhart. Leipzig, Verlag von H. Häffel, 1898.

und die „schottische“ teilen und man muß zugeben, daß alle drei uns wenig anlockend erscheinen.

Die Königin des pathetischen Romans ist auch die Königin der modernen englischen Litteratur — käme ein Plebiscit, käme die berühmte Stimme des Volks in Betracht. Natürlich meine ich Marie Corelli; ihre Auflagen, ihre Einnahmen schlagen bequem die jeglicher Nebenbuhler aus dem Felde; von der höchsten Frau des Landes bis zur Scheuermagd herunter, Offiziere, Fabrikarbeiter, Pastoren und Börsenspekulanten, kurz in den weitesten Kreisen schwärmt „man“ für Marie Corelli. Schwerlich hat irgend jemand mit etwas verfeinerten litterarischen Ansprüchen mehr als höchstens einen ihrer Romane gelesen, bewunderungs- und bedauernswerte Ausnahmen bilden wohl nur die Kritiker, und Fräulein Corelli selber erzählt uns woher das kommt. Kürzlich wurde sie „ausgefragt“.

„Ihr Kampf mit der Kritik ist sprichwörtlich geworden,“ meinte der Berichterstatter, „wie fing er denn eigentlich an?“

„Die Kritiker haben ihn begonnen,“ meinte Frl. Corelli und lächelte. „Sie warfen den ersten Stein. Hätten sie es unterlassen, hätte ich mich nicht zu verteidigen gebraucht. Als ich meine Laufbahn mit der noch immer beliebten „Romance of Two Worlds“ eröffnete, hatte ich noch einen unbegrenzten Glauben an das Wohlwollen und an die Gewissenhaftigkeit der Schriftsteller, die sich bereits ihren Namen gemacht hatten und deshalb Anfängern hilfreich begegnen könnten. Dieser Glaube wurde mir bald geraubt. Ohne auch nur sich die Mühe zu geben, meine Werke zu lesen, versetzten sie mir eins, wo sie konnten, und da mich die bewußte Ungerechtigkeit dieses Angriffs empörte, that ich dasselbe. Natürlich ist es „weiblicher“, als Opferlamm alle Hiebe und Tritte demütig zu ertragen. Noch heute kann man in einigen Ländern Karren sehen, vor denen je ein Ochse und eine Frau eingespannt werden, während oben der Mann sitzt und mit einem sausenden Peitschenhieb beide gleichzeitig trifft. So verhalten sich einige Männer zu den künstlerischen Leistungen der Frauen. Ich spreche nicht in meinem Interesse — ich spreche im Interesse meines Geschlechts.“

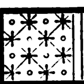
Möglicherweise aus andern Gründen, unleugbar geht die Kritik nicht glimpflich mit Frl. Corelli um. Wie anders der große Gladstone, dieser etwas wahllose Bücherverschlinger, der, so wie ihm irgend ein Roman gefallen hatte, gleich per Postkarte seine Bewunderung aussprach und auch Marie Corelli zu ihrem „Mut“, zu ihrer „Macht, Gutes zu stiften“, zu ihrer „wunderbaren Begabung“ beglückwünschte. Worauf beruht denn nun aber dieser Erfolg? Vielleicht auf ihrer instinktiven Kenntnis der Phantasie unkünstlerischer Leute und auf ihrer unfehlbaren Sicherheit, diese Saiten zu berühren. Ihre Romane sind melodramatisch, aber nie verletzend; Leidenschaften durchtoben die Kapitel — aber der Anstand wird gewahrt; edel sind die Gedanken — nie verwirrend, nur ab und zu satirisch, dann mit karikaturenhaft unterstreichender Deutlichkeit. Der Stil ist hochtrabend, aber niemals eigenartig, immer selbstverständlich und banal, jedes Hauptwort erhält auf das Gewissenhafteste jene Eigenschaftswörter, die der Durchschnitts-Volksschullehrer oder belesene Handlungsgehilfe ebenfalls dafür gewählt haben würde. Marie Corelli versieht die „breiten Schichten“ mit Romantik, interessant ist nur die Thatsache dieses Bedürfnisses.

Hall Caine ist ebenfalls Pathetiker, steht aber bedeutend höher. Er gebraucht erschütternde Motive, liebt laute Akkorde, starke Töne, hier und da klingen sie aber voll und rein. Das eine oder andere seiner Bücher, etwa „The Manxman“, kann man immerhin lesen, seinem letzten Werk „The Christian“ wurde ein lauter Massenbeifall und ein Honorar von 10000 Pfund zu teil.

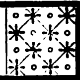
Auch Maarten Maartens, der gleichfalls in diese Klasse gehört, wird sehr stark gelesen. Er ist Holländer, heißt Mynheer Schwartz und ist jüdischer Abkunft. Seine Erzählungen spielen in Holland, die Schilderungen dieser eigenartigen Zustände sind nicht grade subtil, aber immerhin oft anschaulich; hätte er weniger Brustton und etwas Humor, wäre er vielleicht ganz lesbar. In seinem eigenen Land gelten seine Romane nicht viel, desto mehr in Großbritannien. Sein Englisch ist für einen Ausländer erstaunlich gut, das sollte aber doch nicht genügen. Sonderbarerweise scheint es das große englische Publikum dennoch zu befriedigen. In Frankreich würde man schon die gelinde fremde Betonung nicht dulden, ich weiß auch nicht, ob man ihn deutschen Lesern zumuten dürfte.

Ein Erstlingswerk hat gleich beim Erscheinen litterarische Kreise interessiert. Es heißt „Life is Life“ von Zack*), die Verfasserin ist eine noch ganz junge Miß Keat. Sie verfolgt künstlerische Ziele, gehört also eigentlich nicht in diese Gesellschaft, aber auch sie liebt grelle Wirkungen, ein krasses Pathos. Einige ihrer Geschichten spielen in Australien, andere in Devonshire, ihrer Heimat. Hier ist sie gut; hier merkt man wie fein und wahr sie die Leute beobachtet, hier zeigt sich ein echter Humor, ein unmittelbar leidenschaftlicher Ton. Hoffentlich erscheint das Buch nächstens bei Tauchnitz.

Ein anderes Mal kann ich vollklingendere Namen bringen, schreibe ich über Robert L. Stevenson, den hervorragenden, in Deutschland noch so unbekannten Begründer der neuen historischen Romanschule, und über Barrie, den meisterhaften Zeichner des schottischen Lebens.



Echo der Zeitungen



Adalbert Stifter.

Von **Johannes Schlaf** (Magdeburg).

Eine im vorigen Jahr erschienene neue dreibändige Volksausgabe von Adalbert Stifters Werken gab mir Gelegenheit, eine frühe Jugendliebe für die Weise des lieben alten Herrn Schulrates wieder aufzufrischen. Denn von jeder Seite dieser drei starken, enggedruckten Bände sieht mich das freundliche gesunde Gesicht des Herrn Schulrates aus der guten alten Zeit an. . . .

Die chronologische Anordnung der Werke giebt auf das deutlichste eine ebenso dankenswerte wie interessante Uebersicht über die Entwicklung Stifters, dessen Schriften sich so recht als eine Vermittlung und einen Uebergang von der klassischen und roman-

*) W. Blackwoods & Sons, London und Edinburgh.

tischen Periode zu der neueren Litteratur, insbesondere der neueren Novellistik darstellen, wie sie seit dem „jungen Deutschland“ der Gutzkow bis in unsere Zeit herein sich ausgebildet hat. Kein zweiter Schriftsteller dieser Zeit zeigt diesen Uebergang so scharf wie gerade Stifter.

Die ersten Studien und Novellen stehen noch ganz unter dem Einfluß von Jean Paul und Goethes „Werther“. Ihre Tagebuch- und Briefform, die „sentimentalische“ Ueberschwänglichkeit ihres Stiles, die Art ihrer Naturschilderungen sind noch durchaus von Jean Pauls und Goethes Gnaden. Die Aehnlichkeit geht bis zu direkten Entlehnungen oder Anlehnungen, wie z. B. die Kapitelüberschriften der „Feldblumen“ an die beliebte Weise Jean Pauls erinner, seine Kapitel „Blumenstücke“ zu nennen oder ihnen sonstige romantische Ueberschriften zu geben. Auch sind die Menschen dieser Novellen noch durchaus Seitenstücke zu der romantischen Menschheit Jean Pauls und haben etwas von ihrer klassischen Ruhe und ihrer idealischen Schönheit. Aber bald verschwindet dieser Einfluß. Stifters eigene Weise beginnt sich zu kräftigen, und wenn noch von einem Einfluß die Rede sein soll, so wäre es etwa der der späteren großen Goetheschen Romane, an deren edle Gehaltenheit Stifters Novellen vielfach erinnern.

Im übrigen gewähren sie ganz den Eindruck der damaligen Malerei, und namentlich denke ich hier an die der Düsseldorfer Schule. Sie haben dieselben bildhauerisch-plastischen Momente, die diese Malerei von der Klassik übernommen, weisen dieselbe antike Akkuratesse und Prägnanz der Zeichnung und Kontur auf, dieselbe Reinheit und Strenge der Formen. aber wie in den Erzeugnissen jener Malerschule zeigen sie sich gemildert und beseelt durch ein romantisch-koloristisches Element und erinnern, auch hinsichtlich ihres Inhaltes, so recht an die Gemälde der Hildebrandt, Hasenclever, Lessing und wie sie alle heißen. Die Vorliebe, mit welcher Stifter in den Novellen dieser Zeit auf die Malerei Bezug nimmt, ist vielleicht in dieser Beziehung kennzeichnend. Ueberdies hatte Stifter schon früh seine Neigung der Malerei zugewandt, und sie neben Philosophie, Geschichte, Mathematik und besonders den Naturwissenschaften studiert. Namentlich aber hat die Vorliebe für die letzteren Stifters Art über seine ersten Einflüsse hinaus gefördert und ihr das Gepräge gegeben, das uns für Stifter charakteristisch geworden. In dieser Vorliebe mag sich auch jene Neigung zur Malerei gründen. Denn von früh auf wurzelte diese Vorliebe zu den Naturwissenschaften bei ihm in einer umfassenden Liebe zur Natur, die ihn davor bewahrte, zu einem wissenschaftlichen Pedanten zu werden. Der Leineweberssohn, im waldreichen Böhmen geboren, war ja von Kindesbeinen mit der Natur im steten engen Verkehr, und die ersten Eindrücke, die er von ihr empfing, das erste, für das er Sinn entwickelte, kam ihm aus dem großen Zusammenhange des mannigfaltigen Lebens und ihrer Farben, Formen und Laute, in einer Weise, daß wohl seine zwiefache Vorliebe für die Malerei und die Naturwissenschaften in einer engen Wechselbeziehung stand.

Diese Liebe und dieses vertraute Verhältnis zur Natur ist es, das Stifter auch heute noch seine Gemeinde sichert. Es bildete so recht den Uebergang zu unserem, von naturwissenschaftlichem Geiste getragenen modernen Empfinden und wird es durch seine schlichte Intimität ansprechen und nicht zum mindesten auch durch seine Realistik, mit der sich Stifter so bald über die romantisch-überschwängliche, sentimentale Naturschilderung Jean Pauls hinaus entwickelte und die uns, während jene heute kaum noch recht erträglich ist, den Naturbildern Stifters immer noch ein frisches Interesse abgewinnen läßt. Bereits die Schilderung vom Aufstieg des Condor weist ja im Keim diese Realistik auf und wird mit anderen Stücken aus Stifters Studien und Novellen, wie die vielbekannte Haidedürre im „Haidedorf“ oder die Schilderung des Glatteiswetters in der „Mappe meines Urgroßvaters“, wie so viele Stellen aus dem „Hochwald“, wie der Gletscheraufstieg der beiden verirrten Kinder in „Bergkristall“, der Nußberg aus dem „Katzensilber“ und der Hausbrand in derselben Novelle, die in ihrer schlicht einfältigen Art zudem so prächtig an die Sprache der Grimmschen Hausmärchen erinnert, und manchem anderen einen bleibenden Wert behalten. . .

Es ist bemerkenswert, wie Stifter uns mit der Natur vertraut und in ihr heimisch zu machen, wie er uns in das Intimste einer Landschaft, einer Gegend hineinzubringen weiß, wie er es versteht, uns in ihr seßhaft, sie uns wohnlich zu machen! Er begnügt sich nie, uns eine allgemeine Impression zu geben: jede Landschaft hat vielmehr ein individuelles Gepräge und den feinen Reiz ihrer Besonderheit. Bis ins genaueste giebt er ihre jedesmalige Formation; er zeichnet ihre großen Umrisse und Profile, zeigt, aus welchen größeren Teilen sie sich zusammensetzen, und das alles auf das eingehendste und übersichtlichste, eine Eigenschaft, die er mit Goethe gemeinsam hat, wenn er wohl auch an dessen Meisterschaft nicht heranreicht. Es ist gleichsam das mathematische Moment seiner Naturschilderung. So zeichnet er die Umrisse von Bergen, zieht Höhen und Waldzüge, breitet Plateaus, wölbt Hügelrücken, läßt Thäler sich dehnen und ebenen, setzt Flecken, Dörfer und Städte hinein, giebt Fernblicke und zieht das Netz schimmernder Gewässer. Das koloristische Moment kommt nun hinzu. Farbe der Wälder, ihres Laubes, Luft und Licht und das Walten der Athmosphärilien und die mannigfachen Spiele ihres Wechsels werden, zunächst in großen Zügen, auf das eindringlichste veranschaulicht. Und obschon er sich hierbei jedes Redeschmuckes und eines jeden Pathos entschlägt, weiß er doch bei einer durchaus simplen realistischen Benennung alles auf das intimste zu beleben und oft gleichsam sinnfällig zu machen, und allen Stimmungen und Impressionen, mit denen die Natur uns erfüllen kann, von ihrer Größe und Erhabenheit bis zu ihrer einfachsten idyllischen Ruhe und Schlichtheit gerecht zu werden, uns mit all ihren Schauern und mit all ihrem Frieden zu erfüllen.

Und wie die Schilderung der Natur, so die von Land und Leuten. Hat jene neben ihren, ich möchte sagen mathematischen Momenten ihre koloristischen, so hat auch diese ihre kulturhistorischen neben ihren poetischen und intimen, ist sie Sittenschilderung neben Poesie. Er erinnert in dieser Beziehung vielfach an die Schilderungen von Land und Leuten, wie sie Riehl so prächtig zu geben weiß. Die Beziehungen zwischen den beiden springen ins Auge.

Das alles steht aber bei Stifter im engen Zusammenhang und erwächst aus einer Neigung zum Konfessionellen, zum persönlichen Mitteilungsbedürfnis, wie denn alles bei ihm mit eigenen und eigensten Erlebnissen eng verknüpft ist. Es ist die Liebe zu seinem schönen Oesterreich in seiner Vergangenheit und Gegenwart, zu Land und Leuten, zu seiner Natur, seinen Sitten und Gewohnheiten, die der innerste Ansporn seines Schaffens ist. Mit den meisten dieser Menschen, die da in seinen Studien und Novellen ihr schlichtes Alltagsleben leben, hat er in persönlicher Beziehung gestanden, er hat mit ihnen verkehrt und gesprochen, oder er kennt sie aus Erzählungen und Berichten und beschreibt immer aus diesem mehr oder weniger engen persönlichen Anteil an ihnen und ihren täglichen Schicksalen deren allerschlichtesten Verlauf mit ebenso liebevoller Ausführlichkeit, wie er uns mit ihren ungewöhnlicheren Erlebnissen bekannt macht.

Es ist bemerkenswert, was er selbst in dieser Hinsicht über seine Art ausführt. Er bringt Derartiges gern in seinen Vorworten. Ich möchte einige Stellen aus der Vorrede zu den „Bunten Steinen" zitieren. Es heißt da: „Großes oder Kleines zu bilden hatte ich bei meinen Schriften überhaupt nie im Sinn, ich wurde von ganz anderen Gesetzen geleitet . . . Weil wir aber schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen." Er führt nun aus, was er in der äußeren Natur für groß und klein hält, und fährt dann fort: „So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechtes. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit und Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben, halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Thätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Leben geleitet wird."

Das ist der Nerv und die Norm seines Schaffens. Und damit ist er ein Maler des Kleinlebens. Er hat eine geradezu holländische Liebe zur „paysage intime" und zum Alltäglichen. Wie bei den Holländern muß ich auch angesichts Stifters an einen schönen Ausspruch des alten nun verstorbenen Hegelianers Erdmann in Halle denken, der eine Zeit lang mein Lehrer war. Er lautete dahin: wie bewunderungswürdig und heroisch eine Kunst wie die holländische sei, die gerade mit ihrer Bevorzugung gesicherten und wohlgeordneten Kleinlebens die vollständige Lebensfreudigkeit und Behaglichkeit einer Bevölkerung zeige, die auf einem so bedrohten, allmählichem Untergang durch die Meeresfluten preisgegebenen Erdenwinkel ihres Daseins froh zu werden wage. Und ich stelle mir vor, wie unausgesetzt sich dieses kleine behagliche Volk mit Dämmen und Deichen gegen seinen elementarischen Urfeind zu schützen hat, und habe die lustigen, lebendigen Töne der holländischen Nationalhymne und des Guisenmarsches im Ohr mit ihrem fröhlichen Triangelgeklingel. Etwas Aehnliches läßt sich aber aller sogenannten Kleinkunst gegenüber empfinden. Etwas Aehnliches liegt auch in der Art, wie wir Stifter den vergänglichen Lärm großer tumultuarischer Naturereignisse und menschlicher Leidenschaftsausbrüche verachten sehen.

Er liebt das Zuständliche, die Statik der Lebensvorgänge, als das Große, Ruhende, Bleibende, Unverwüstliche, Unerschütterliche und, ob auch leise wechselnd, Immerdauernde. Er scheut sich nicht, selbst das Allertrivialste eines Zustandes, eines Gespräches zu geben, geht wohl auch oft darin zu weit. Seine Schreibweise ist meist von allerepischster Ausführlichkeit, ja Behäbigkeit. Wie er sich denn auch nicht scheut, von dem alten epischen Recht, sich selbst als Erzähler in den Vordergrund zu rücken und das Wort zu ergreifen, Gebrauch zu machen. Wir haben ja dieses gute alte Recht neuerdings in Bann gethan aus dem Bestreben heraus „objektivste Wahrheit" zu geben, Menschen, Zustände und Natur in ihrer jeweiligen charakteristischen Weise aus sich selbst heraus wirken zu lassen. Aber doch wird uns jene alte epische Gewohnheit gerade bei Stifter auch heute noch lebendig und natürlich und bei dem engen Zusammenhang all seiner Stoffe mit eigenen Erlebnissen, bei dem biographischen Charakter vieler seiner Novellen gerechtfertigt erscheinen, abgesehen von dem historischen Geschmack, den wir dieser Art wohl abgewinnen könnten.

Um aber den ganzen echten Geschmack von ihm zu haben, muß man Stifter eigentlich, wie ich wohl zu thun pflege, irgendwo in einer ländlichen oder kleinstädtischen Sommerfrische lesen, etwa im Gebiet der Thüringer Kleinstaaten oder gegen das Hochgebirge hin. Abgesehen von der noch größeren Eindrucksfähigkeit der Naturschilderungen, wird man dann das Menschliche dieser Novellen erst so recht genießen können; in diesen kleinen Nestern, wo der Welt- und Kulturlauf so charmant stehen geblieben ist, und wo die braven, alten gemütlichen Gepflogenheiten der Postchaisenzeit sich neuerdings in liebenswürdiger Unverwüstlichkeit auf den Verkehr der Sekundärbahnen ausgedehnt haben.

Dort muß man Stifter lesen. Und dann ist es besonders das deutsche Bürgertum von Anfang des Jahrhunderts bis zu den Gründerjahren hin, das man in der ganzen Liebenswürdigkeit seiner altfränkischen Tugenden und Schwächen genießen wird, denn Laster und Leidenschaften giebt es im Bereich der Stifterschen Menschheit überhaupt nicht. Seine Menschen sind alle wohlsituiert, und diejenigen, die nichts haben, mit ihrem Los musterhaft zufrieden. Männer und Frauen, Jung und Alt, Vornehm und Gering! Und oh! diese Jünglinge und Jungfrauen! Es giebt eigentlich nur noch bei Stifter so recht eigentlich das, was man den deutschen Jüngling und die deutsche Jungfrau nennen kann! Leibhaft stehen sie alle vor einem in ihren altfränkischen Trachten, alle äußerlich und innerlich sauber, keusch, jungfräulich, mit gesunden Wangen und hellen biederen Augen, würdig in ernster wie in heiterer Stimmung, eine durchweg musterhafte Menschheit, gut bürgerlich und immer von etwas philiströser Korrektheit in ihrer Lebensführung. Man sieht den soliden, altfränkischen Komfort wohlhabender Bürgerhäuser, und es ist

viel von blanken Geräten und sauberer Wäsche die Rede. Alles ist bürgerlich, bis in die Hütte des geringsten Käthlers und Forsthegers hinein. Auch der Adel, den Stifter so häufig darstellt, ist gut bürgerlich geworden, und es ist in dieser Hinsicht interessant, wie ihn Stifter wohl direkt in das Bürgertum übergehen läßt; wie z. B. der verbürgerlichte botanisierende Nachkomme der Rothensteiner, der die Gastwirtstochter aus der Fichtau heimführt und mit ihr als seiner Gemahlin das Schloß seiner Ahnen bezieht. Kaum zeigt sich in der Darstellung des Adels ein Unterschied von der vornehmer bürgerlicher Patrizierfamilien, und diese Rothensteiner lassen sich in eine enge Parallele stellen etwa mit der reichen Kaufherrnfamilie der Roderer in den „Nachkommenschaften“, um deren Töchter sich Grafen und Barone bewerben und von ihnen abgewiesen werden. Alle Tugenden des Bürgerstandes kann man hier finden, die sich auf dem Grunde eines durch rechtschaffene Arbeit und solide Werkthätigkeit erworbenen Wohlstandes entwickeln: Selbstbewußtsein, Ehrbarkeit und Würde, Sauberkeit, Gesundheit und Liberalität, kurz alles, was man Gutbürgerlichkeit nennen kann, und das alles auf der sozialen und kulturellen Basis jener guten altfränkischen Jahrzehnte. Und das ist alles einschließlich seiner braven Hausbackenheit so lieb und gut, so traulich eng und windstill in dem festgezogenen soliden Kreis seines Genügens, und entwickelt sich vor einem in behäbiger Breite.

Heute nimmt sich das deutsche Bürgertum ein wenig anders aus. Aber man fühlt sich durch diese Lektüre so angenehm an das wunderschöne Ritornell Theodor Storms erinnert:

„Duftende Muskathyazinthen!
Ihr blühtet einst in Großmutters Garten!
Das war ein Ort, weltfern, weit, weit dahinten! . . .“

Und diese Impression vermag gerade Stifter heute noch wie kaum ein Zweiter seiner Zeitgenossen zu geben. . . .

Aus der „Vossischen Zeitung“.



Isländische Dichter.

Von **Camillo V. Susan** (Wien).

Kaum anderswo hat der tiefinnerste Drang des germanischen Geistes, die Welt dichterisch zu erfassen, sich herrlicher bethätigt als auf Island. Freilich die Zeiten, in denen germanische Poesie auf dieser so ferngelegenen Insel Blüten von unvergänglicher Schönheit hervorbrachte, sind längst vorüber und kaum mehr werden ähnliche Tage diesem Lande beschieden sein. Aber nirgends hat sich altgermanischer Geist in solcher Weise erhalten, wie auf Island. Die nordischen Götter und Helden sind in der Phantasie seines Volkes bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz überwunden, sie sind der immer wieder verwendete Apparat dichterischer Gestaltung und poetischen Ausdrucks, und der alte germanische Zug, die Natur zu mythologisieren, lebt in den modernen Dichtern der Insel nicht selten fort. Island, menschlicher Besiedelung eines glücklicheren Festlandes so fern abliegend, hätte nicht leicht ein Volk reizen können, es zur bleibenden Stätte zu wählen. „Nackt und kahl oder mit dem Grablinnen ewigen Schnees bedeckt, ragen seine Strandgebirge aus den dort stets bewegten Fluten des Atlantischen und Arktischen Ozeans — bald in der schauerlichen Erhabenheit fast senkrecht aufstarrender geschlossener Massen, bald wild zerrissen und zerklüftet, zerstörten Felsburgen ähnlich. Das Innere des Landes, das diese Berggiganten dräuend bewachen, besteht zumeist aus Sand- und Lavawüsten, Steinfeldern, Schnee- und Eismassen und ist durchquert von hohen, den Süden vom Norden der Insel fast ganz absperrenden Gletscherbergen. Seltsame, oft schauerlich prächtige, oft auch spukhaft unheimliche Naturerscheinungen künden von dem Walten menschenfeindlicher Mächte.“

Aber germanischer Freiheitssinn, mythenhaftes Reckentum und Wikingerlust an kühnen Abenteuern machte auch diese einsame, verlassene und unwirtliche Insel zu einer geliebten Heimat für Menschen. Ihre Bewohner wurden im Norden die Führer altgermanischer Poesie. Was in alter Zeit der germanische Norden an unvergänglichen Werken ins Vers und Prosa hervorgebracht hat, gehört zum größten Teile Island an. Das ist sein unvergänglicher Ruhm, der Alles verdunkelt, was sonst seine Bewohner im weiteren Verlaufe der Jahrhunderte bis in unsere Tage auf dem Gebiete der Dichtkunst geleistet haben. Die erhabene Größe, die herbe Schönheit und die unvergleichliche Kraft der Originalität dieser Schöpfungen haben so sehr das Studium isländischer Dichtung auf jene Epoche beschränkt, daß man sich um die Weiterentwicklung so bedeutender poetischer Anlagen, wie sie diesem kleinen Volke eigen sind, fast gar nicht bekümmerte. Und doch haben die Isländer, wenngleich ihnen in den Zeiten der Abhängigkeit nie mehr jene Höhe der Kunst beschieden war, die sie in der glänzenden Entfaltung eines freiheitlichen Lebens erklommen hatten, noch so viele herrliche Beweise dafür geliefert, daß ihnen nicht nur die Liebe, sondern auch die Fähigkeit poetischen Schaffens niemals verloren gegangen ist! Gerade die neuere Zeit gab diesem Volke Dichter, die es wohl verdienten, daß auch ihre germanischen Brüder, die Deutschen, ihnen einige Aufmerksamkeit schenken.

In neuester Zeit zeigt sich unter den Deutschen eine erfreuliche Zunahme des Interesses für Island. Mehr als bisher wird diese Insel zum Reiseziele gewählt, und was dann in Wort und Schrift über die gemachten Erfahrungen und über die erhaltenen Eindrücke berichtet wird, das sind Hymnen auf die wilde Schönheit und Erhabenheit der Natur dieses Landes, auf den ehrlichen, biederen Sinn und die homerische Gastfreundlichkeit seines Volkes. Und alle wissen nicht genug von der Liebe des Isländers zur Poesie zu erzählen. Mit der isländischen Dichtung der Neuzeit und Gegenwart nun auch die Deutschen näher bekannt zu machen, ist der Zweck des jüngsten Werkes*) von J. C. Poestion, dem trefflichen Kenner des germanischen Nordens, dem unermüdlichen Forscher und Uebersetzer, dem wir Deutsche es wie keinem Zweiten verdanken, daß nun seit einer Reihe von Jahren Island und seine moderne

---

*) J. C. Poestion: „Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung.“ Mit einer Uebersicht des Geisteslebens auf Island seit der Reformation. Leipzig, G. H. Meyer Großoktav, VI und 527 S.

Litteratur immer deutlicher an unserem geistigen Horizonte aufgestiegen sind.

Die Isländer sind ein Dichter- und Schriftstellervolk, wie es nicht leicht ein zweites geben wird. Nicht nur, daß die Liebe zur Poesie bis in die tiefsten Schichten verbreitet ist, wir haben auch die seltene Erscheinung, daß vollständig ungebildete, mit nur sehr geringen Schulkenntnissen ausgestattete Männer, deren Leben in einem niedrig stehenden Dienste aufging, die prächtigsten Gedichte verfaßt haben. Bettler und Vaganten erreichten in ihren Versen eine geistige Höhe, die in einem merkwürdig scharfen Gegensatze zu ihrer Stellung in der Welt sich befindet. Bauern, Fischer und Handwerker schrieben nicht selten formvollendete Gedichte. Ja, der Drang, das Leben mit den schönen Kränzen der Dichtkunst allüberall zu umwinden, hat es dahin gebracht, daß es diesem Volke ähnlich ergangen ist, wie manchem allzu schönheitsdurstigen Menschen: es vernachlässigte in seinem träumenden, sinnenden, poetisch vertändelten Leben die Forderungen der strengen Wirklichkeit, die gerade auf Island zu einem ununterbrochenen Kampfe herausfordert. Noth und Elend aller Art sind über dieses Volk, das beständig von der Natur bedroht wird, gekommen. Aber nichts konnte ihm die Liebe zu seiner Heimat, so wenig diese ihm bietet, rauben. Die Poesie ist es, mit der es sein Land und sein Leben immer wieder verklärt, in der es seine Freude und seinen Trost findet. Man lese das schöne Gedicht Benedikt Gröndals d. J. „Rückkehr aus dem Süden" (Seite 438):

„Niemals wird die Sonne tagen,
Da ich nicht gedenke Dein,
Hehre, schöne Ahnentochter,
Mit dem Brauthelm, licht und rein.

Mit dem Schleier, zart gewoben
Aus Krystall und weißem Schnee,
Feuerglut im tiefen Busen
Trotz der eisumwogten See."

Vor Allem in dieser Liebe zur Heimat liegt die idealisierende Kraft aller Lebensanschauungen, wie sie wohl bei einem zweiten Volke kaum wieder zu finden ist, in ihr auch eine der greifbaren Ursachen, daß sozusagen ein ganzes Volk dichtet. Immer wieder kehrt der Geist des Isländers in seine ruhmreiche Vergangenheit zurück, immer wieder versenkt er sich in jene Sagen, die von den Heldenthaten, von den Schicksalen, von den Kämpfen seiner Vorfahren berichten.

Bei einer solchen Verbreitung des Schaffens, bei einer solchen Leichtigkeit, sich des Metrums und Reimes zu bedienen, ist es natürlich, daß die dichterische Produktion nach den ruhmreichen Tagen ihrer schönsten Blüte keinen Stillstand erlitten hat. Aber aus denselben Gründen ist es leicht erklärlich, daß sich nur wenige wirklich bedeutende Dichter aus der Menge hervorheben. Zur Befreiung aus den allmählich erstarrten Formen der Ueberlieferung trugen dann fremde Einflüsse nicht wenig bei. Von ganz besonderem Interesse ist es, zu beobachten, wie die litterarischen Strömungen des Festlandes, von den Tagen der deutschen Reformation und dem Lutherischen Kirchenliede angefangen bis zu der romantischen Epoche der neueren Zeit, ja bis zu unserem modernen Naturalismus, auf die isländische Poesie fort und fort befruchtend eingewirkt haben, ohne den nationalen Gehalt völlig überwinden zu können.

Eine neue Blütezeit erlebte die isländische Dichtung in unserem Jahrhundert, und diese dauert bis in unsere Gegenwart herein. Da haben wir denn eine ganze Anzahl wirklich bedeutender dichterischer Individualitäten, deren Kraft vor Allem in der Lyrik sich bethätigt, während die Dramatik es noch zu keiner Reife, die Novellistik jedoch zu immerhin verheißungsvollen Anfängen gebracht hat. Die Dichter dieser Periode interessieren uns am meisten. Mit ihnen machen uns Poestions Charakteristiken und Uebersetzungen denn auch vor Allem bekannt.

Fragen wir nun, worin der originale Charakter der modernen isländischen Lyrik besteht, der ihre Verdeutschung rechtfertigt, so müssen wir sagen, daß ihr vor Allem das eigen ist, was seit den Tagen Herders und Aug. Wilh. Schlegels als einer der ersten Vorzüge jeder Dichtung gilt, und was diese allein lebenskräftig und auch für fremde Völker wertvoll macht: die Heimat mit ihrer ganzen Natur und Kultur als Untergrund der poetischen Anschauung. Je mehr wir, die großen Völker, auch in der Kunst einer nivellierenden kosmopolitischen Weltanschauung und Aesthetik zu unterliegen Gefahr laufen, desto mehr ziehen uns jene Völker an, aus deren Kunst und Poesie noch die unverwüstliche Kraft einer heimatlichen Individualität zu verspüren ist. Hat uns Freiligrath die glutenvolle, leidenschaftliche, farbenverschwendende Poesie des Südens besungen, so lernen wir hier die stille, ergreifende Poesie des Eises und Schnees, der durch Schluchten stürzenden Gletscherbäche, der von den nordischen Fluten umbrandeten Buchten, der traulichen Winterabende, die Poesie eines kurzen, spärlichen Grünens und Blühens kennen, und dies Alles verklärt von der Erinnerung an eine auch uns Deutschen heilige Vergangenheit und von der keuschen Sehnsucht nach dem ewigen unvergänglichen Reiche einer schönheitsvollen Welt. Die Empfindungen, die zum Ausdrucke kommen, sind die, die immer dieselben bleiben, soweit die Sonne über Menschen leuchtet. Aber die Mittel, sie auch in dem Leser hervorzurufen, sind der Welt der Umgebung entnommen. Es ist hier nicht der Raum, näher darauf einzugehen, aber ich kann es mir nicht versagen, ein isländisches Frühlingslied von Thoroddsen anzuführen, das in dieser Beziehung lehrreich genug ist.

„Der Lenz ist gekommen, es grünen die Fluren,
Die Schluchtbäche stürzen vom Bergeshang;
Im Busche schon merkt man der Vögelein Spuren,
Und warte, es dauert jetzt garnicht mehr lang,
So ist auch der Brachvogel da und zugleich
Die Drossel im „Tun" und der Schwan auf dem Teich.
Und freundlicher sind nun auch wieder zu schauen
Die Scheeren und Holme draußen im Meer;
Die Eidergans kommt schon, ihr Nest sich zu bauen,
Gefolgt vom Gänserich hinter ihr her.
Es lächeln die Helden des Thals und der brave
Schafhirte ruft wieder sein munteres „Ho!"
Die Lämmlein weiden und tummeln sich froh
Auf grasigen Höhen, und mit den vielen
Meermuschelschalen die Kinder spielen."

Auf eine Charakteristik einzelner moderner Dichter Islands muß ich leider verzichten. Ein tiefes Gefühl für die Schönheiten der Natur ist fast allen größeren Dichtern dieses Landes eigen. Ich verweise, um wenigstens einige Namen zu nennen, nur auf Poestions ebenso geistvoll wie lebendig ge-

schriebene Charakteristiken Bjarni Thorarensens, des ersten großen Dichters Islands in der neueren Zeit, Jonas Hallgrimsons, des großen Lyrikers und Schöpfers der modernen isländischen Novelle, Jon B. Thoroddsens, des feinen, humorvoll angehauchten und anmutigen Schilderers des kleineren Lebens, des genialen, phantasievollen Benedikt Gröndal d. J. und Steingrimur Thorsteinssons, eines Dichters voll wärmster Empfindung und männlicher Kraft.

Aus dem bisher Gesagten mag hervorgehen, daß Poestions Buch eine wahre Bereicherung unserer Litteratur bedeutet, da es in unser großes deutsches Schrifttum eine bisher so gut wie unbekannte Lyrik eines kleinen, aber ungemein hochbegabten Volkes einfügt. Seit Jahren mit dem Studium des isländischen Landes und seines geistigen Lebens beschäftigt, dem wir die Frucht so manchen schönen Werkes verdanken, ist Poestion wie kaum Einer befähigt, der Dolmetsch der modernen isländischen Dichtung zu sein. Zu seinem bis in die letzten erreichbaren Quellen hinabsteigenden Forschersinne, zu seinen kritischen Fähigkeiten, seiner philologischen Genauigkeit kommt dann noch die Gabe eines glücklichen poetischen Nachempfindens, die seinen Uebersetzungen den Stempel der geistigen Wiedergeburt aufdrückt, so daß sie wohl kaum übertroffen werden können. In Island selbst wurde das Werk mit lauter Begeisterung aufgenommen. Ein Deutscher hat ihnen die beste, umfangreichste Darstellung der Geschichte ihrer Litteratur seit dem 16. Jahrhundert geliefert! Möge das Werk unter den Deutschen selbst die Anerkennung finden, die es verdient.

Aus dem Wiener »Fremdenblatt«.

⁂ **Auszüge.** Die sommerliche Stille des Büchermarktes und der ungewöhnlich hohe Wellengang der politischen Ereignisse hat die litterarischen Beiträge in den Zeitungen noch mehr als sonst zur Reise- und Ferienzeit zurücktreten lassen. Zwei neue große Dichterbiographien haben in den letzten Wochen größtenteils die Unterhaltungskosten bestritten: Theodor Körner und die Seinen, von Emil Peschel und Eugen Wildenow (Leipzig, E. A. Seemann, 2 Bde.) und Johann Gottfried Seume, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Oskar Planer (Leipzig, G. J. Göschen), beides umfangreiche Werke, beides vielgelobte Kompagniearbeiten zweier Verfasser, beides Darstellungen von Dichtern, die sich mehr durch ihr persönliches Erleben als durch ihr poetisches Wirken das Interesse der Nachwelt erhalten haben. — Einem Journalisten des 18. Jahrhunderts, dem Schwaben Ludwig Wekhrlin, dem zuerst in dem „Demokrit“-Verfasser Karl Julius Weber vor fünfzig Jahren ein Biograph erstand, gilt ein Feuilleton von E. Guglia im Wiener „Fremdenblatt“ (Nr. 242). — Ein Feuilleton der „Frankf. Ztg.“ (Nr. 243) von Prof. Dr. Fr. W. Förster (Zürich) bespricht das jüngst erschienene Werk des Engländers J. M. Bodley über das moderne Frankreich, das bei aller Objektivität zu völlig vernichtenden Urteilen gelangt. In demselben Blatte (Nr. 246) ruft Dr. Ludwig Holthof (Stuttgart) die Erinnerung an den vor hundert Jahren geborenen ersten Frankfurter Lokalstückdichter S. F. Hassel († 1876) wach. Mit dem gleichen Gegenstand beschäftigt sich ein ausführlicher Artikel des „Frankf. Gen.-Anz. (Nr. 211). — Eine nachgelassene Arbeit des kürzlich verstorbenen Wiener Universitätslehrers Robert v. Zimmermann (Neue Fr. Presse Nr. 12226/7) wirft einen Rückblick auf die Entwickelung der Wiener Universität unter Kaiser Franz Josef. — Als einen „Erzieher seines Volkes“ charakterisiert Alexis v. Engelhardt (Zeitgeist Nr. 36) den russischen Kritiker und Essayisten Belinski, einen tapferen Kämpfer für Aufklärung und Intelligenz, dessen 50. Todestag man unlängst beging. — Der 70. Geburtstag Leo Tolstois hat natürlich die Veranlassung zu zahlreichen Festartikeln gegeben, zumal der alte Herr durch seinen neuesten Bannstrahl wider die moderne Kunst (einschließlich seiner eigenen Dichtungen) den Federn Stoff genug zu reichlichem Tintenverguß gegeben hat. Viel ist bei dieser Geburtstagsserenade nicht gerade herausgekommen. Erwähnt sei wenigstens die kritisch sehr ruhig und kühl urteilende Studie Eugen Zabels in der „Nationalztg.“ (Nr. 509), der die beiden letzten polemischen Schriften Tolstois als „langweilige Salbadereien“ bezeichnet. Von seinem jüngst erfolgten Besuch auf Tolstois Landsitz Jasnaja Poljana erzählt dessen Biograph Dr. R. Löwenfeld (Frankf. Ztg. Nr. 248/49). Interessantes Detail: Alexander III. war einer der fleißigsten Leser von Tolstois Werken und sorgte seiner Zeit persönlich dafür, daß die „Kreuzersonate“ die gestrenge Censur passierte. Seine neuesten Anschauungen über die Kunst (vgl. Echo der Zeitschriften unter „Die Zeit“ und „Die Umschau“) faßte der Graf auch hier dahin zusammen: „Wir sind alle im Irrtum. Wir schaffen nicht für das Volk und das heißt doch unsere ganze Aufgabe verfehlen.“ Erst Hauptmanns „Weber“ seien wieder einmal ein Werk, das den Gefühlen des Volkes den höchsten künstlerischen Ausdruck gebe. Das gleiche Lob gelte Schillers „Räubern“. Trotz seiner sonst überraschend genauen Kenntnis des deutschen Schrifttums war der Name Fritz Reuters dem Grafen bisher fremd geblieben. — Eine kürzlich von katholischer Seite veröffentlichte Flugschrift „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?“ giebt einem Mitarbeiter der „Tägl. Rdsch.“ Veranlassung, sich über „Katholische Belletristik“ auszusprechen. Nach der Behauptung jener Broschüre besteht die katholische Belletristik hauptsächlich aus Tendenzromanen; nur zwei männliche Autoren, Schott und Küppers, verdienten einige Beachtung, etwas mehr die schreibenden Frauen. Der Verfasser, der sich selbst als überzeugten Katholiken bezeichnet, macht den Jesuitismus für diese Verkrüppelung der katholischen Belletristik haftbar, hofft aber „angesichts der immer stärker anschwellenden Bewegung der katholischen Geister wider die alte Enge und Unfruchtbarkeit“ auf einen Aufschwung auch hier. — Auch in der katholischen Presse hat das Büchlein gewirkt: ein Artikel der „Köln. Volksztg.“ (Nr. 731) will zwar vieles darin übertrieben und unbillig finden, giebt aber selbst zu, daß die katholische Belletristik einer „gründlichen Kur“ bedürfe und daß eine „gewisse Rückständigkeit“ vorhanden sei. — Wir notieren schließlich noch aus der ersten Hälfte des September, auf deren Erträgnis wir uns hier beschränken müssen, eine passionierte Studie über das Leben und Dichten Jens Peter Jacobsens von Franz Leppmann in der Sonntagsbeilage Nr. 37 der „Voss. Ztg.“ und einen Artikel über Puschkins Erzählung „Der eherne Reiter“ („Nordd. Allg. Ztg.“ Nr. 213) von J. Norden.

NB. Direkte Einsendungen für diese Rubrik sind stets erwünscht.



Deutsches Reich.

Bayreuther Blätter. 7./9. Stück. — Ernst Meinck setzt seine Untersuchung der poetischen Technik Richard Wagners fort. — Der neuen großen Litteraturgeschichte von Max Koch und Friedrich Vogt spendet Franz Muncker „den reichsten, ja stellenweise unbedingten Beifall“, und nimmt namentlich Koch dafür, daß er Wagner eine epochemachende Stellung in der deutschen

Litteratur angewiesen hat, in Schutz. — Den neuen Roman „Martin Bötzinger" von J. H. Löffler (Leipzig, Grunow) feiert ein Aufsatz von Fritz Lienhard als eine ungewöhnliche Leistung. — Der Pianist José Vianna da Motta giebt eine interessante musik-kritische Analyse von E. T. A. Hoffmanns vergessener Oper „Undine" (nach Fouqué), von der die königl. Bibliothek in Berlin zwei vollständige Abschriften aufbewahrt.

Blätter für litterarische Unterhaltung. Nr. 36. Ueber neue Erzählungslitteratur berichtet Th. v. Sosnosky, über deutsche und fremde Lyrik Richard Weitbrecht, über musikalische Memoirenlitteratur Arthur Seidl. Der einleitende Artikel ist der Biographie Alfred Rethels von Max Schmid gewidmet; er rührt von Veit Valentin her, der selbst vor einigen Jahren mit einer Rethel-Biographie hervorgetreten ist und in Schmids Buche trotz mancher Irrtümer der Methode ein neues Mittel begrüßt, dem größten deutschen Geschichtsmaler zu der verdienten Würdigung zu verhelfen.

Cosmopolis. Internationale Revue. Im deutschen Teile des Septemberheftes entwirft Prof. Max Lenz, im englischen Frederick Greenwood, ein Bild des großen Toten von Friedrichsruh. — In die diplomatische Welt des Vatikans führt auf Grund genauer Personalkenntnisse Sigmund Münz. Niemand im Vatikan sei so naiv, im Ernste zu glauben, daß Rom in denkbarer Zeit an den Papst zurückfallen könne, aber ebenso wenig denke man, wie Optimisten glauben, an Versöhnung mit dem Quirinal. — Der wundervolle Mädchenkopf von Lille hat Friedrich Spielhagen zu einer kleinen poetischen Erzählung begeistert, und Lou Andreas-Salomé steuert eine feinpointierte Novelle „Mädchenreigen" bei. — Aus dem französischen Teil ist eine wertvolle Studie von Gaston Paris über den roman d'aventures des 12. und 13. Jahrhunderts hervorzuheben. Ueber Gerhart Hauptmanns „Hannele" und „la Cloche engloutie", über Sudermanns „Morituri" und „Johannes", endlich über Max Halbes „Mutter Erde" berichtet voll Bewunderung Louis Dollivet seinen Landsleuten. Er findet, daß die Stärke der deutschen Litteratur augenblicklich im Drama beruhe, während im Roman und in der Lyrik (wirklich?) zur Zeit keine „neuen Horizonte" eröffnet würden.

Deutsche Revue. In dem reichhaltigen Septemberheft nimmt Generalmajor Auspitz noch ein Mal das Wort zu der leidigen Heine-Denkmal-Frage, um der tiefen Scham über die mainzer und düsseldorfer Abgeordnetenbeschlüsse Ausdruck zu geben. — In einem polemischen Artikel über „Künstler, Kunstschreiber und der gesunde Menschenverstand" von Heinrich Deiters wird das Zank- und Parteiwesen in unserer Kunstkritik als grober Unfug gegeißelt und das Publikum aufgefordert, sich in seinem eigenen Urteil nicht beirren zu lassen. — Cesare Lombroso („Zola und das Jahr 1789") übt scharfe Kritik an den herrschenden Zuständen in Frankreich, deren „Barbarei" er als stammverwandter Romane mit Schmerz feststellt. Ferner u. a.: „Sein Ehrentag," litauische Novelle von M. zur Megede. Litterarische Berichte.

Deutsche Rundschau. Das Septemberheft eröffnet eine mit blühendem Humor geschriebene Dorf- und Papageiengeschichte „Der Sitter" von Ilse Frapan. Das geschichtliche Bild Zarathustras und die charakteristischen Züge seiner Lehre entwirft Heinrich Oldenberg. Dem verstorbenen Leipziger Philologen Otto Ribbeck widmet sein Freund Wilhelm Dilthey einen herzlichen Nachruf. Eine Lebensskizze des im Januar d. J. verstorbenen Sebastian Hensel, einzigen Sohnes der Mendelssohns Schwester Fanny, entwirft auf Grund einer unveröffentlichten Autobiographie des Toten [illegible] Friedlaender. Hensel war der Verfasser des seit 1879 in neun Auflagen erschienenen, bekannten Buches „Die Familie Mendelssohn" und — beiläufig bemerkt — der Gründer des ersten großen Hotels der Reichshauptstadt, des „Kaiserhof." — Ferner u. a.: „Neue Brahms-Litteratur" von Walter Paetow.

Deutsches Wochenblatt. Nr. 36. Wenig erfreulich ist das Bild, das »Michel Deutsch« von dem geistigen und politischen Leben in Elsaß-Lothringen entwirft. Nach ihm fehlt noch viel dazu, das Land dem Deutschtum zurückzugewinnen, und das meiste muß noch von deutscher Seite, von oben her geschehen. Geist und Gemüt des Volkes müssen gewonnen werden durch Wort und Schrift, durch das Theater! „Wenn dem elsässischen Volke erst wieder einmal das Bewußtsein seiner herrlichen stolzen Vergangenheit im Mittelalter lebendig geworden, wenn es sieht, daß diese Vergangenheit eine deutsche gewesen ist, wenn ihm die Namen seiner Dichter, voran Reinmar von Hagenau und Gottfried von Straßburg, klar machen, daß deutsch die Sprache seiner Lieder ist, wenn die Namen Geiler, Brant, Sturm, Moscherosch, Schöpflin und wie sie alle heißen, bis auf die Stöber herunter, dem Volke zeigen, daß das Fühlen und Denken der Besten aus dem Elsaß stets deutsch gewesen ist . . . dann, aber erst dann wird das Volksbewußtsein deutsch werden, dann erst werden die Elsaß-Lothringer nicht nur deutsch reden, auch deutsch fühlen . . ."

Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit. Septemberheft. Der praktischen Frauenfrage gelten die Beiträge „Zum Wiesbadener Aerztetag" von Sidonie Binder und „Das Vereinsrecht und die Frauen" von Rechtsanwalt Dr. Hinzberg. Ueber Marie Antoinettes letztes Lebensjahr teilt im Anschluß an neue Veröffentlichungen Ernst Heilborn interessante Einzelheiten mit. Felix Poppenberg weist auf die begabten Radiererinnen Käthe Kollwitz und Cornelia Paczka hin. Der Schluß eines Aufsatzes über Jane Carlyle, die Gefährtin des großen Thomas, Novellen von Elisabeth Siewert, Rah, Madame Alphonse Daudet und praktische Mitteilungen füllen das Heft.

Die Gesellschaft. Halbmonatschrift für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik. — In Heft 17 tritt Arthur Moeller-Bruck als begeisterter Herold der neuen Gedichte („Reliquien") von Max Dauthendey auf, dessen „ultraviolette" lyrische Verschrobenheiten vor einigen Jahren gelegentlich von ihm reden machten. Arthur Seidl plaudert über Hamburger Kunstzustände, Georg Winter (Stettin) giebt eine gehaltvolle Studie über Karl Lamprecht, den vielumstrittenen Historiker, mit dessen Portrait das Heft geziert ist. Ferner: „Gedanken über die Macht", Aphorismen von Leo Tolstoi; Novellen von Fritz Zilcken und Bruno Sperani; Lyrik des In- und Auslandes; Kritik.

Die Grenzboten. Nr. 35. Ein größerer Aufsatz gilt dem 1893 verstorbenen Deutsch-Oesterreicher Ludwig Goldhann, dessen nachgelassene Gedichte vor einiger Zeit erschienen sind. Goldhann, Jurist von Hause aus, gehörte zum Freundeskreise Hebbels und folgte als Dramendichter den Spuren Friedrich Halms, ohne den ersehnten Theatererfolg zu finden. Seine Gedichte sind edel in der Form, aber ohne Individualität. — Ein ausführlicher Artikel in Nr. 36 bespricht die Rassentheorie des Grafen Gobineau, anknüpfend an Schemanns soeben erschienene Uebersetzung von dessen „Racenbuch" und kommt mit einigen Vorbehalten zu zustimmenden Schlüssen. — Die Gedichte Michelangelos, die vor einiger Zeit der Berliner Kunsthistoriker Prof. Frey kritisch herausgegeben hat, sind Gegenstand einer (erst beginnenden) Abhandlung. Sämtlichen Beiträgen fehlt nach alter schlechter Grenzbotensitte die Namensunterzeichnung.

Die Kritik. Monatsschrift für öffentliches Leben. Nr. 167. — In einer Studie „Der Autor, seine Person und seine Werke" beklagt Edela Rüst, daß man den Autor nicht von seinem Werke zu trennen verstehe und verlangt demgemäß für den weiblichen Verfasser dieselbe Freiheit in Darstellung und Stoffwahl, wie für den männlichen. — Außerdem u. a.: „Der Schleier der Maja" von Prof. Jos. Meyer (Beginn einer Artikelserie, in der das erkenntnis-theoretische Problem über die Realität der Außenwelt in gemeinverständlicher Form behandelt wird). — „Mensuren und Stiergefechte" von Dr. Ernst Below.

Der Kunstwart. Rundschau über Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst. Erstes September-Heft. Die neuen Gesamtausgaben von Otto Ludwigs, Theodor Storms und Felix Dahns Werken bespricht Adolf Bartels; über ein Schock neuer Dramen berichtet Leonhard Lier. Für die Erhaltung der Volkstrachten, der zu Liebe neuerdings der Freiburger Volkstrachten-verein ins Leben gerufen worden ist, sucht ein Aufsatz von Paul Schumann zu interessieren. Carl Weitbrecht setzt seine Betrachtungen über die Aesthetik des täglichen Lebens fort. — Ferner: Musiklitteratur. — Thiergärten. — Grillparzers Aphorismen. — Das Kunstwerk des Dalai-Lama. — Vom Tage.

Die Nation. Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur No. 50. Den Festartikel über Tolstoi hat hier J. V. Widmann (Bern) geschrieben, der sich zwar den theosophisch-soziologischen und den jüngsten kunstkritischen Schriften des Grafen gegenüber ablehnend verhält, ihn sonst aber mit Wärme als den „im schönsten Sinne demokratischsten Dichter der Gegenwart" feiert. — Carl Busse untersucht, wie das Naturgefühl bei den älteren modernen Lyrikern (Geibel, Bodenstedt u. a.) und wie es sich bei den jüngeren von heute äußert. Dort musikalische, hier plastische Wirkungen. Eine Vereinigung beider, wie sie in Goethe sich verkörpert, muß erst wieder gefunden werden. — Dem 200. Geburtstage des alten Vater Bodmer widmet Franz Blei (Zürich) ein Gedenkblatt, das einige feine Bemerkungen über den spezifisch schweizerischen Schreibstil im Gegensatz zu der gemeindeutschen papierenen Schriftsprache enthält.

Neue deutsche Rundschau. Den litterarischen Beitrag des Septemberheftes stellt Moritz Heimann mit einer lebendig nachempfindenden Studie über Theodor Fontanes autobiographische Bücher. Aphorismen über Bildung von Ellen Key, der neuerdings Vielgenannten, Briefe von Gerhard Rohlfs über Abessinien, von Franz Giesebrecht herausgegeben, ein Artikel von Dr. Arturo Castiglioni über das moderne Spanien, ein agrarpolitischer Aufsatz von Dr. Rudolf Meyer, sowie Novellen von Hermann Bang und Emil Strauß, einem kräftigen, noch wenig hervorgetretenen süddeutschen Talente, bilden den übrigen Inhalt des Heftes.

Das neue Jahrhundert. Unabhängige Wochenschrift für das deutsche Volk (Köln). 1. Heft. Neben einem für den deutschen Leser an interessanten Einzelheiten reichen Aufsatze über die englischen hohen Schulen von Dr. Alexander Tille-Glasgow ist ein Beitrag des rührigen Reuterforschers Karl Theodor Gaedertz „Neues von Fritz Reuter" hervorzuheben, in dem die Beziehungen Reuters zu Hamburg durch ungedruckte Briefe beleuchtet werden. — Sonstiger Inhalt: „Die Marschälle Napoleons und die große Armee" von Karl Bleibtreu; „Kaufmännische Vorbildung" von Prof. Dr. A. Pacius-Konstanz; „Vulkane in Deutschland" von Curt Grottewitz; „Wartburg und Weimar" von Paul Züge.

Nord und Süd. Das Septemberheft bringt eine biographische Studie über Willibald Alexis von Max Ewert-Arnstadt, der augenblicklich mit einer umfassenden Lebensgeschichte des Dichters beschäftigt ist. Manches bisher Unbekannte wird darin mitgeteilt. — Gegenstand einer anderen biographisch-kritischen Studie von Adolf Kohut ist Victor Blüthgen. Man erfährt aus dem Aufsatze, daß Blüthgen nicht nur Dichter, sondern auch der Erfinder einer neuen Technik der Glasmalerei ist, die ihm patentiert wurde. — Dagobert von Gerhardt (Amyntor) frischt Erinnerungen an das „Jahr mit den drei Achten", J. Nover (Worms) solche an die Frankfurter Septembergreuel von 1848 auf. — Ferner: Novellen von Erna Juel-Hansen, S. Baring-Gould und Joseph Glaser.

Preußische Jahrbücher. Septemberheft. — Im Anschluß an die neueste Auflage des vielbefragten „Büchmann" untersucht Fritz Jonas den Begriff des geflügelten Wortes. Er will ihn nur auf wirkliche Zitate, nicht auch auf einzelne Vokabeln angewandt wissen und verwirft andererseits die Einschränkung der Bezeichnung „geflügeltes Wort" auf solche Worte, deren Urheber litterarisch nachweisbar ist, als eine zu enge und mechanische, weil vielfach ein historischer oder litterarischer Ursprung zwar noch nicht nachgewiesen, aber mit Sicherheit anzunehmen ist. — Delbrück: Fürst Bismarck in der Weltgeschichte; Dr. Karl Camillo Schneider: Der Bau der Zelle; Dr. Emil Daniels: General von Göben; Dr. H. Winnefeld: Römische Villen in der Kaiserzeit; Dr. Max Lehmann: Der Ursprung der Städteordnung von 1808.

Schwabenland. Illustrierte Halbmonatsschrift. Im Heft 17 widmet A. Holder dem vor wenigen Wochen verstorbenen hohenzollernschen Kulturhistoriker und Dichter Ludwig Egler ein Gedenkblatt, der von Hause aus Seifensieder, aber schon seit 1857 schriftstellerisch thätig war. — Die halbvergessene Persönlichkeit des badischen Volksdichters Samuel Friedrich Sauter (dessen geistiges Eigentum zum großen Teile die bekannten „Biedermaiergedichte" Ludwig Eichrodts sind!) rückt eine Studie von Carl Voretzsch in hellere Beleuchtung.

Stimmen aus Maria Laach. Katholische Blätter. Im 6. Heft beschäftigt sich L. v. Hammerstein S. J. mit den deutschen Universitäten, anknüpfend an die neueste Schrift von Professor Bernheim (Greifswald) und Prof. Riedel, um den Mangel an Planmäßigkeit und den „einseitig receptiven Charakter" des Unterrichts zu kritisieren. Polemik gegen Harnack, Kuno Fischer, Hinschius. — W. Kreiten S. J. bespricht ausführlich Gerhart Hauptmanns „Hannele" vom katholisch-religiösen Standpunkt aus, zwar entschieden ablehnend, doch ohne Hauptmann antireligiöser Tendenzen zeihen zu wollen. — Ein Aufsatz von Clem. Blume P. J. in Heft 7 „Zur Poesie des kirchlichen Stundengebets im Mittelalter" will als ältesten Dichter der sog. Reimofficien (Responsorien u. s. w.) den Mönch Hucbald von Saint-Amand (geb. 840) nachweisen und verfolgt die Entwicklungsart dieser Dichtungsart durch die verschiedenen Länder und Jahrhunderte.

Die Umschau. In Nr. 37 wendet sich Leo Berg gegen die von Tolstoi jüngst in zwei Schriften kundgegebene Auffassung der Kunst im Allgemeinen und gegen sein Anathem wider die moderne Kunst im Besonderen und weist die Forderung „die Kunst für Alle" ebenso zurück, wie die Verquickung künstlerischer und religiöser Dinge (vgl. unter „Die Zeit") und die triviale Einteilung in eine „wahre" und eine „falsche" Kunst. — Ferner: „Neue Plakate" (illustriert) — „Automobilwagen." — Diverses.

Versöhnung. September-Heft. Für die Ansprüche des Publikums in Kunstdingen tritt A. Dresdner ein. Das Urteil des Publikums werde zu Unrecht von den Künstlern mißachtet und unterschätzt; diese haben die Fühlung mit dem Publikum verloren. Wir haben nur eine Künstler-Kunst, keine Volkskunst. — Ferner: „Zu Bismarcks Tode" von M. v. Egidy; Gedanken über Völkerkunde (im Anschluß an das Friedensmanifest) von Georg Schwabe; ein Artikel über die bekannte Bierck'sche Sammlung moderner Christusbilder von A. Matthes.

Westermanns Monatshefte. September-Heft. Eine anregende Studie von August von Winterfeld geht auf Franz Grillparzers Verhältnis zur Musik und deren zeitgenössischen Meistern näher ein. — Den vielen Artikeln, die den weimarer Dichter Julius Grosse zu seinem 70. Geburtstag im April d. J. gefeiert haben, schließt sich etwas stark post festum ein solcher von Adolf Bartels an. — Ueber „Sympathie und Antipathie" läßt sich Sanitätsrat L. Fürst aus, und den Amsterdamer Festlichkeiten gilt eine reich illustrierte Reiseskizze von G. v. Beaulieu. Ferner: „Fremder Einfluß in Afrika" von F. v. Luschan. Schluß des Romans „Valeska" von Ernst Eckstein. Novellen von Sigrid Holm und Hans v. Buckow.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Doppelheft 5/6. Seinem kürzlich gemachten — kritisch stark bestrittenen — Versuche, die Autorschaft Heinrich v. Kleists für zwei 1803 anonym erschienenen Lustspiele nachzuweisen, läßt

Eugen Wolff (Kiel) die auf eine genaue Text- und Handschriftenkritik gegründete Untersuchung folgen: Inwieweit rührt „Die Familie Schroffenstein" von Kleist her? und kommt zu dem Ergebnis: „Nur die — auf der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrte — Handschrift, nicht der in allen Ausgaben gebotene Druck der „Familie Schroffenstein" ist als Eigentum Kleist's anzuerkennen. — Aus dem sonstigen überaus reichen Inhalt des imponierend ausgestatteten Bandes sei ferner hervorgehoben: ein Jubiläumsartikel über August Hermann Francke von Georg Frick; „Vom deutschen Autographenmarkt" von E. Fischer von Röslerstamm; „Ziele für die innere Ausstattung des Buches" von Ernst Schur; „Zur kunstgeschichtlichen Litteratur" von Johannes Hagen.

Die Zukunft. In Nr. 50 teilt der Moskauer Archivar Nikolaus Zagoskin neue Daten zur Geschichte der Familie Leo Tolstois mit, aus denen man u. a. erfährt, daß die Tolstois deutschen Ursprungs sind, allerdings lebt die Familie schon seit 20 Generationen in Rußland. — Ein Leitaufsatz „Die Teufelsinsel" wägt pessimistisch warnend die Gefahr des Dreyfushandels für den deutsch-französischen Frieden ab. — Ferner: „Die Harmonie der Menschheit", von Mathieu Schwann (eine etwas uferlose zeitkritische Studie über wahre und falsche Auffassungen des Menschheitgedankens bei den Mächtigen der Erde), „Soziologischer Pessimismus" von Dr. Franz Oppenheimer, „Pariser Börsenleben" von Pluto.

Oesterreich.

Heimgarten. Eine Monatsschrift. Das Septemberheft ist fast ganz aus erzählenden Beiträgen zusammengesetzt. Rosegger, Adolf Frankl — auch ein Steirer —, Chiavacci und andere kommen in Prosa, Richard Zoozmann und Christian Schneller in Versen zu Wort. Ueber „Geschichtsunterricht vor 250 Jahren", wie er in den Jesuitengymnasien ehedem erteilt wurde, giebt K. Reiterer allerhand lehrreiche Aufschlüsse. Außerdem ist Rosegger, der Herausgeber, noch mit einem Alpenwanderbrief und einer sehr warmen Besprechung von Beers Roman „An heiligen Wassern" vertreten.

Lechners Mitteilungen aus dem Gebiete der Litteratur und Kunst, der Photographie und Kartographie. Die Septemberausgabe giebt eine Biographie von J. J. David aus der Feder von Franz Christel.

Die Wage. Eine Wiener Wochenschrift. Nr. 36 bringt außer politischen Artikeln zur Friedensfrage einen illustrierten Essai über Félicien Rops von Rudolf Lothar, eine „Anthropologische Rundschau" von Th. Achelis und einen Münchener Brief von Hanns von Gumppenberg, der im wesentlichen von Björnsons „Johanna" handelt. — In Nr. 37 finden sich gleich zwei Tolstoi-Artikel, sonst noch ein Nachruf auf den vielbeklagten Wiener Universitätslehrer Robert Zimmermann und eine mit Skizzen illustrierte Studie „Bei Josef Israëls" von Helene Meyer-Cohn.

Wiener Rundschau. Das sattsam abgewandelte Thema „Litterarische Erwerbsverhältnisse" schlägt in Heft 20 Stefan Großmann (Wien) abermals an, um die Wurzel des Uebels darin zu finden, daß unsere Schriftsteller, denen einmal ein Werk gelungen ist, mit der Litteratur gleich eine „unlösbare Ehe" eingehen und desto produktiver werden müssen, je impotenter sie werden. — Aus dem übrigen Inhalt des Heftes ist ein Vortrag von Ralph W. Emerson über litterarische Ethik (gehalten im Jahre 1838) und ein Essai über den eben verstorbenen Felicien Rops von W. Schölermann hervorzuheben.

Die Zeit. Die Nummer 205 enthält einen sehr lesenswerten Essay von Franz Blei-Zürich über Rétif de la Bretonne (1734—1806), diesen ersten Naturalisten Frankreichs, von dem Assézat sagt, er habe in Frankreich „une époque littéraire toute nouvelle" inauguriert. Leben und Werke dieses eigenartigen Erotikers waren ein und dasselbe. Er schrieb nur, was er erlebte, und er schrieb . . . 212 Bände. — Auf Tolstois kürzlich erschienene Gedanken über die Kunst giebt Hermann Bahr eine Entgegnung, in der er gegen die Verkoppelung der Kunst mit der Religion protestiert und im übrigen die Theorie vertritt: die Kunst hat keinen anderen Zweck, als sich selbst. „Ob sie nützt, ob sie schadet, fragt sie nicht; von Gut und Böse weiß sie nichts: sie kennt nur sich selbst, sie kann nicht dienen." — In Nummer 206 charakterisiert A. F. Wolff zwei vergessene Autoren des Cinquecento: Cintio dei Fabrizii, dessen „Proverbi" s. Zt. durch Henkershand verbrannt und nur in einigen Exemplaren erhalten wurden (das einzige in Deutschland besitzt die herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel), und Giovanni Brevo, einen geistreichen und eleganten Novellisten, dessen Werke gleichfalls zu Raritäten des Buchhandels geworden sind. Ferner: „Die Welt Leo Tolstois" von Fjodor Ssologub: „Sprachpsychologie und Sprachstudien" von Ernst Gystrow.

Deutsche Schweiz.

Selbständige litterarische Zeitschriften finden in der deutschen Schweiz, deren Bedürfnisse durch die Einfuhr deutscher Revuen reichlich gedeckt werden, nicht genügenden Nährboden. Schon mancher hoffnungsfreudige Versuch ist gescheitert und nur durch Opferwilligkeit der Verleger und Herausgeber konnte eine „Schweizerische Rundschau" einige Jahre lang am Leben erhalten bleiben. Aber dieses von Professor Vetter in Bern geleitete Organ ist bereits seit längerer Zeit entschlafen, gleich ihm die bescheidenere litterarische Monatsschrift „Die Rheinquellen", die in Chur aufgelegt wurde. Damit aber die Uebersicht nicht zu einem Nekrolog ausgestaltet werde, wenden wir uns den beiden heute existierenden Zeitschriften „Helvetia" und „Schweiz" zu. Die „Helvetia" ist im Jahre 1877 von Robert Weber gegründet worden und wird seit dem Tode des Herausgebers von der begabten Frau des Gründers fortgeführt. Die Zeitschrift führt den Untertitel Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung des Volkes und sucht Mitarbeiter in den Reihen der schweizerischen Schriftsteller. Die September-Nummer enthält u. a. „Der Kujon", eine Charakterskizze von Adolf Vögtlin und eine Erzählung von R. Keltherer. „Die Schweiz" ist eine im verflossenen Jahre gegründete Halbmonatsschrift, die sich mit den illustrierten Familienzeitschriften Deutschlands vergleichen läßt. Im 11. Heft begegnen wir einem trefflichen, durch zahlreiche Reproduktionen unterstützten Artikel über den basler Landschafter Carl Theodor Meyer in München von Dr. Hans Trog. Der Verfasser giebt mit eindringendem Kunstverständnis eine Skizze von dem Leben und Schaffen des Malers, insbesondere von den Radierungen Meyers. Von Interesse ist ferner die orientierende Skizze über die Passionsspiele in Selzach, einem solothurnischen Dorfe, das mit Glück eine Nachbildung der Oberammergauer Spiele ins Leben gerufen hat. Zu erwähnen ist schließlich noch die „Neuphilologische Rundschau", ein bibliographisch-kritisches Organ, das von A. Hettler in Zürich herausgegeben wird und wohlerwogene Besprechungen bringt. Im übrigen hat sich das litterarische, kritische wie produktive Schaffen, soweit es im Lande bleibt, in die Beilagen der größeren politischen Zeitungen, der „Allg. Schweizer Zeitung", der „Basler Nachrichten", des „Bund" und der „Neuen Züricher Zeitung" geflüchtet, deren wir künftig zu gedenken haben werden, wenn wir die deutsche Schweiz in dieser Revue der Revuen berücksichtigen wollen.

Basel. *Hermann Stegemann.*

Französische Schweiz.

Wenn man das litterarische Leben der französischen Schweiz in wenigen Worten charakterisieren will, so könnte man das der alpinen Republik angehörende Gebiet romanischer Zunge kurzweg als französische Provinz bezeichnen. Paris mit seiner Kunst, Wissenschaft und Litteratur beherrscht, hier den Geschmack und die

Meinung, wie es Geschmack und Meinung in ganz Frankreich beherrscht und mit einiger Aengstlichkeit blickt man hinüber nach der Seinestadt, wenn dort in politischer und moralischer Beziehung nicht alles stimmen will. Freilich übt auch das in Genf und Lausanne zahlreich vertretene deutsch-schweizerische Element seinen Einfluß aus. Freilich kennt man auch hier die besten Dichter vom Ufer der Limmat, die älteren und die jüngeren, wenn auch nur in französischer Uebersetzung. Allein eine eigentlich nationale französisch-schweizerische Litteratur wird man noch immer vergeblich suchen, so große Hoffnungen man auch in den einstigen Genfer Professor, in Edouard Rod, setzte, der der Schöpfer des „Roman romand“ werden sollte und doch am Ende ein pariser Romanschriftsteller geworden ist. — So können auch die französisch-schweizerischen Zeitschriften ein Bild der litterarischen Entwickelung der Heimat nicht bieten, weil eben eine solche typische Entwickelung nicht oder noch nicht vorhanden ist. So weit sie nicht einfache Familien-Journale sind, denen das Prinzip der „Revue blanche“, daß die Litteratur sich vor allem für die höheren Töchterschulen und im speziellen lausanner Falle für die Mädchenpensionate eignen muß, oberster Grundsatz ist, müssen sie sich darauf beschränken, ein Spiegelbild der litterarischen Entwickelung in den großen Nachbarlanden zu geben, oder sie müssen ihr Stoffgebiet erweitern und so das ganze öffentliche, wissenschaftliche und künstlerische Leben in den Rahmen ihrer Betrachtung hineinziehen. Auf diesem Standpunkte stehen die beiden großen Revuen, die allein verdienen in weiteren Kreisen Beachtung zu finden, denn die „Famille“ und das „Foyer romand“, der „Conteur vaudois“ und wie all die anderen Sonntagsblättchen heißen mögen, kommen hier nicht in Betracht. Die in Lausanne erscheinende „Bibliothèque universelle et revue Suisse“ und die in Genf herauskommenden „Semaine littéraire“ aber müssen genannt werden. Jene eine monatlich erscheinende, ansehnliche Zeitschrift, diese ein Wochenblatt, das sich mit Recht großer Beliebtheit erfreut. Das September-Heft der „Bibliothèque universelle“ ist an Aufsätzen rein litterarischer Natur arm. Eine interessante psychologische Studie von E. Murisier über die „Ertase“ verdient Erwähnung, auch der Aufsatz von Albert Schinz über die öffentlichen Bibliotheken in den Vereinigten Staaten Nordamerikas streift das litterarische Leben der Gegenwart. Sehr ausführlich und belehrend sind die verschiedenen Chroniken, die eine allgemeine Uebersicht über das Leben in den wichtigsten europäischen Kulturländern — in Frankreich, Italien, Deutschland, England, Holland und der Schweiz — aus den letzten Wochen geben. Ein Wort über Georg Ebers und eine sehr interessante Mitteilung über eine Broschüre von Martin Gidi — „Französische Schriftsteller in und von Solothurn“ — seien erwähnt. — Die letzten drei mir vorliegenden Hefte der „Semaine littéraire“ bieten wenigstens zum Teil wissenschaftlich und litterarisch anregenden Stoff. Eine Studie von Mario Schiff über Sabatiers neueste Publikation einer lateinischen Biographie des heiligen Franz von Assisi ist durchaus lesenswert, lesenswerter als die Causerie littéraire in dem neuesten Hefte, die Maurice Muret dem Buche eines Herrn Maubach widmet, der sich kurioser Weise über die Rolle geärgert hat, die der Apotheker in der Weltlitteratur spielt, und nun diesem seinem Aerger auf einigen hundert Seiten Luft macht. Die Causerie thut wirklich Herrn Maubach zu viel Ehre an. — Ueber die beiden Björnson, vor allem den Sohn, den Dichter der „Johanna“, macht Lazarille einige nichtssagende und wenig geistvolle Bemerkungen. — Endlich sei auch noch die Novelle „Hjelmar“ der schweizerischen Dichterin Isabelle Kaiser aus dem letzten Augustheft der Semaine littéraire genannt.

Lausanne. *Dr. Edward Stilgebauer.*

Russland.

Die „Russkaja Myssl“ bringt in ihrem letzten Heft, außer einer tief empfundenen Erzählung des begabten Anton Tschechow, „Aufzeichnungen einer Studentin aus dem letzten russisch-türkischen Kriege“, die durch ihre lebensvolle Darstellung der trostlosen Verhältnisse auf dem Verbandplatze fesseln. Gute Uebersetzungen Rosegger'scher und Anzengruber'scher Erzählungen vermitteln dem russischen Publikum die Kenntnis dieser Autoren. Turkowski bespricht die landwirtschaftliche Krisis in Ost-Preußen, während O. Orlow uns interessante Mitteilungen aus Cavours Briefwechsel macht, die auf's neue an die Thatsache erinnern, daß England in erster Linie sich der Einigung Italiens widersetzte. Lemke bespricht die erfreuliche Entwicklung des Volksschulwesens im Gouvernement Orel. — Das Augustheft des „Westnik Jewropy“ bringt einen langen Essay über den geistvollen Anatole France, dessen Schaffen eine bewundernde Würdigung findet. Eine historisch-philosophische Skizze, hervorgerufen durch eine Schrift des Fürsten Trubezkoi „Das religiös-gesellschaftliche Ideal der westlichen Christenheit des XI. Jahrhunderts“ bespricht die Idee des Gottes-Königtums bei Gregor VII. und Augustin. — Interessante Erinnerungen an das Leben des berühmten Imams der kaukasischen Bergvölker Schamyl während seiner ehrenvollen Haft in Kaluga veröffentlicht J. Sacharjin. Selbst in Rußland ist es wenig bekannt, daß zwei Söhne des großen Imams noch jetzt am Leben sind. Der Aeltere, Kasi-Mohamed, nahm als türkischer Divisions-General am Kriege von 1877 gegen die Russen Teil und eroberte die Festung Bajazet, während der zweite Sohn Schamyls als verabschiedeter russischer General-Major auf einem Gut an der Wolga lebt. Wesselowski bespricht in einem fesselnden Essai das Leben und Dichten Giacomo Leopardis. — Im Augustheft der „Nedelja“ finden sich Deblows Sibirische Briefe, aus denen der Leser die Ueberzeugung schöpft, daß an den verwahrlosten Zuständen in erster Linie die Bevölkerung selbst Schuld trägt, die sich ihrer Kulturaufgaben nicht bewußt ist. Der Mangel an Arbeitskraft ist allerdings ein enormer. So zählt z. B. das Amurgebiet auf einem Flächenraume gleich dem des ganzen Königreichs Schweden nur 90000 Einwohner. — Der „Ssewernyi Westnik“ bespricht ausführlich die beiden Werke des deutschen Soziologen Professor Knapp (Straßburg) „Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit“ und „Grundherrschaft und Rittergut“, und gelangt zu dem Resultate, daß die Agrarreform in Oesterreich einen für die bäuerliche Landbevölkerung weit günstigeren Ausgang genommen habe als in Preußen. Aus dem übrigen Inhalt des Hefts ist ein längerer Artikel über den Aussatz im Mittelalter und in der Neuzeit erwähnenswert. Die Zahl der Aussätzigen in Rußland beträgt danach ca. 5000. — Der „Istoritscheski Westnik“ veröffentlicht einen kurzen Lebensabriß und ein originelles Gedicht des Pastors Johann Gottfried Gregori, der in den Jahren 1658—80 Prediger an der Moskauer deutschen Kirche war. Interessant ist, daß Gregori wohl der einzige Ausländer war, der im XVII. Jahrhundert Rußland kennen lernte und es nicht so völlig barbarisch fand, wie alle übrigen, Adam Olearius an der Spitze. Im übrigen bringt das führende historische Journal eine lebendige Erinnerung des Sturmes auf Kars vom 17. September 1855, eine umfangreiche Würdigung des großen russischen Kritikers Belinski und eine Schilderung der neuesten russischen Kämpfe und Erfolge auf dem Pamir-Plateau. Die Berichte über die Ausgrabungen in Rußland während des Jahres 1897, sowie über die Altertümer des polnischen Städtchens Gombin dürften die Archäologen interessieren. — Unsere zweite bedeutende historische Revue, die „Russkaja Starina“ setzt ihre „Geschichte der Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland im XIX. Jahrhundert“ fort.

Petersburg. *A. Frhr. v. Engelhardt.*

Kleinrussland.

Das kleinrussische Volk, politisch teils unter russischer Herrschaft in der Ukraine, Wolhynien, Podolien, teils unter polnischer in Galizien, hat doch, obgleich es seit vielen Jahrhunderten keine staatliche Selbständigkeit mehr besitzt, zwischen seinen beiden großen ihm nahe verwandten Nachbarn seine nationale Eigenart und Sprache bewahrt; und etwa seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts giebt es, abgesehen von der reichen alten Volkspoesie, auch eine kleinrussische Litteratur. Das Bürgerrecht in der Reihe der Litteraturen Europas wurde dieser kleinrussischen Litteratur durch Jwan Kotlarewski, der von 1769 bis 1838 lebte, und vor allem durch den genialen Volksdichter Taras Szewczenko erworben. Szewczenko, der Sohn eines Leibeigenen aus der Gegend von Kiew, wußte in schlichter, ergreifender Sprache und mit tiefer poetischer Gewalt das Lied all der vielen Leiden und der wenigen Freuden seines Volkes, des kleinrussischen Bauern, zu singen. Von der russischen Regierung verfolgt und unterdrückt, fand die kleinrussische Bewegung später ihrem Wirken eine freiere Stätte in dem ruthenischen (östlichen) Teile des österreichischen Galizien, der anfänglich an dem Aufschwung der Ukraine nicht so regen Anteil genommen hatte, und bethätigt sich dort jetzt lebendig und kraftvoll. Der Verbreitung und Förderung moderner Litteratur unter den Kleinrussen, dient die von der „wissenschaftlichen Gesellschaft im Namen Szewczenkos“ in Lemberg herausgegebene Monatsschrift „Literaturno - Naukowy Wistnik“ (Litterarisch-wissenschaftlicher Bote). Unter einem Redaktionskomitee, das aus den kleinrussischen Schriftstellern Michajlo Gruschewski, Ossip Makowej und Dr. Jwan Franko besteht, sucht diese Zeitschrift durch Originalarbeiten und Uebersetzungen in trefflicher Weise ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Das reichhaltige August - September - Heft des Wistnik bringt in seinem belletristischen Teil zwei kleine Skizzen von Jwan Franko und Natalka Poltawka, ein vieraktiges Lustspiel, „Die Tschumaken“, von Jwan Tobilewitsch und eine Anzahl lyrischer Gedichte; dann Uebersetzungen einer Novelle des glänzenden polnischen Realisten Ignaz Dombrowski, einiger Kapitel aus Zolas „Paris“ und einer Erzählung von Mark Twain. Im zweiten Teile, der vornehmlich den Essais über die moderne Bewegung in Litteratur und Leben gewidmet ist, sind von besonderem Interesse die Abhandlungen über die beiden kleinrussischen Dichter Schtschogoleff und Bordulak. Jakob Jwanowitsch Schtschogoleff, im Jahre 1824 im Charkower Gouvernement geboren und im Mai dieses Jahres daselbst gestorben, gehört dem Kreise der älteren ukrainischen Dichter an und war, wenigstens in seinen Jugendwerken, beeinflußt von den russischen Romantikern, vor allem Lermontoff. Offener Sinn und warmes Gefühl für Natur und Volk der Ukraine strahlt aus seinen Versen und bannt den mitempfindenden Leser in seine Kreise, es lebt in ihnen die schwärmerische Begeisterung für die romantische Vergangenheit des Landes, die kriegs- und liederfrohen Tage der saporogischen Kosaken, wie das mitfühlende Verständnis für Not und Elend des heutigen Volkes. Durchaus modern ist der zweite hier behandelte Dichter, der im Jahre 1863 geborene galizische Geistliche Timotej Bordulak. Selbst aus einer Bauernfamilie stammend, widmet er seine beste Kraft der liebevollen Schilderung des Bauernlebens. — Der weitere Inhalt des Heftes besteht in Besprechungen der neuesten Erscheinungen der kleinrussischen Litteratur, Briefen aus der russischen Ukraine und der Uebersetzung eines Artikels von Käthe Schirmacher über die Frauenbewegung in Frankreich und Deutschland. — Erwähnung und Anerkennung verdient ferner, daß von derselben Gesellschaft Anfang dieses Jahres auch Hauptmanns „Weber“, treffend und angemessen übersetzt von Michajlo Pawlik, herausgegeben worden sind, denen ein kurzer Lebensabriß Gerhart Hauptmanns von Jwan Franko sich anschließt.

Berlin. *Georg Adam.*

Polen.

Die September-Nummer der in Krakau erscheinenden Revue „Przeglad polski“ (Polnische Rundschau) eröffnet ein Aufsatz von Prof. Stanislaus Tarnowski, des Präsidenten der polnischen Akademie der Wissenschaften, über den Dichter Kornel Ujejski. Ujejski, der hervorragendste unter den Epigonen der Blüteperiode der polnischen Romantik, dichtete nach dem unseligen galizischen Bauernaufstand von 1846 einen Cyklus von ergreifenden lyrischen Hymnen „Skargi Jeremiego“ (Klagen des Jeremias) und errang mit ihnen, 24 Jahre alt, einen gewaltigen Erfolg. Leider hat ihn die Eintönigkeit des Gefühls und eine gewisse Selbstgenügsamkeit daran gehindert, je wieder die Stufe seiner Jugendgedichte zu erreichen, bis er 1897 als ein Halbvergessener starb. — Aus der Inhaltsfülle der vortrefflich redigierten „Biblioteka warszawska“ (Warschauer Bibliothek) ist hervorzuheben: die Darstellung der Wirksamkeit des polnischen Aesthetikers Henryk Struve, Professors an der Warschauer Hochschule, dessen „Einführung in das Studium der Philosophie“ zu den besten Kompendien gezählt werden kann und den Bekennern der idealistischen Richtung eine erfolgreiche Schutzwaffe in die Hand legt. — „Przeglad powszechny“ (Allgemeine Rundschau), eine von Jesuiten redigierte Monatsschrift, die aber in ihren litterarischen Artikeln keinen einseitig engen Standpunkt einnimmt, befaßt sich in der neuesten Nummer mit dem sonst wenig bekannten, in seiner Heimat aber berühmten rumänischen „Dichterfürsten“ Pietro Alessandri. Als Politiker und Patriot arbeitete er mit an der Renaissance des rumänischen Volkes, als Dichter errang er den ersten Preis an den von einer provençalischen Genossenschaft 1878 zu Montpellier veranstalteten jeux floraux, die alle Völker romanischen Stammes vereinigten. — „Zycie“ (Das Leben), das Krakauer Wochenorgan der polnischen „Moderne“, bringt in jeder Nummer eine Reihe von lyrischen Gedichten der jüngsten Dichter, über die noch bei anderer Gelegenheit des näheren die Rede sein soll. Sehr interessant ist eine längere Abhandlung von Antoni Lange über „Die Romantik vor Mickiewicz“, worin gezeigt wird, wie die polnische Poesie zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts teilweise unter Byrons und der deutschen Dichter Einfluß, teilweise infolge der politischen Ereignisse (Verlust der Reichsunabhängigkeit, Napoleon ꝛc.) sich vom Klassizismus abkehrt und romantische Ideen aufnimmt.

Krakau. *Josef Flach.*

Rumänien.

Die älteste litterarische Zeitschrift in Rumänien, die unter der Zahl ihrer Mitarbeiter schon zu Beginn der siebziger Jahre den größten rumänischen Lyriker, den im Jahre 1889 verstorbenen Mihail Eminescu, nennen konnte, die „Convorbiri literare“ (Litterarische Mitteilungen) erscheint in Bukarest nun bereits im XXXII. Jahrgang. Obgleich die rumänische Litteratur sich bisher freier und mannigfaltiger entfalten konnte, als die der benachbarten Balkanvölker, versäumt man auch hier nicht, rege Aufmerksamkeit den westeuropäischen Litteraturen zu widmen und so sind auch die „Convorbiri literare“ bemüht, ihre Landsleute mit deren Erscheinungen bekannt zu machen. Das letzte Heft dieser Zeitschrift bringt z. B. Schopenhauers Dialog über die Religion, den ersten Akt von François Coppées Drama „Constantin Brancomir“, und eine kleine Abhandlung von Constantin Lacea über das deutsche Nibelungenlied. Diese beschäftigt sich mit einer in der „Biblioteca noua“ erschienenen Studie von Paun über den „Untergang der Nibelungen“, die außer einer Wiedergabe der Handlung des Epos auch eine kritische Analyse davon enthält. Lacea liefert an der Hand der deutschen Nibelungenlitteratur Ergänzungen und Berichtigungen zu der trotz mancher Fehler und Mängel recht verdienstvollen Arbeit Pauns.

Berlin. *Georg Adam.*

Kroatien und Serbien.

Die kroatischen Zeitschriften und Revuen, in denen sich bis vor kurzer Zeit echte und rechte Familienjournal-Litteratur breit machte, haben angefangen ihre Spalten der „Moderne“ zu öffnen. Die „Mladost“ (Jugend), das Organ der Jüngsten, widmet ihre letzte Nummer dem kroatischen Schriftsteller Sandor-Xaver Gjalski, die neben einer vortrefflichen Autobiographie und einer der besten bisher erschienenen Novellen des Dichters, einen kritischen Essai über ihn von Ivanov enthält. Gjalski war der erste, der das soziale Element in die kroatische Litteratur einführte, und es sind vorzugsweise Stoffe aus der unmittelbarsten Vergangenheit Kroatiens, die den Vorwurf seiner Werke bilden. — Das älteste belletristische Blatt Kroatiens, der 30jährige „Vienac“, bringt in seiner letzten Nummer einen beachtenswerten Artikel über die Secession in der Litteratur von Ivo Pilac, die bosnische „Nada“ eine durch mehrere Nummern laufende ausführliche Studie über Henrik Ibsen von Kosko Petrovic und einen Artikel „Neu-Wien“ von Dusdan J. Nikolajew, in dem der Autor die kulturelle und litterarische Entwickelung Wiens in den letzten Jahren schildert. — Eine interessante Erscheinung ist die von Mittelschülern herausgegebene Zeitschrift „Nova Nada“, die bemerkenswerte Arbeiten über Arne Garborg, Fjodor Ssologub, Ralph W. Emerson, Walt Whitman, Nietzsche u. a. bringt. — Das serbische „Delo“ enthält in seinem letzten Hefte psychologische Studien über französische Dramatiker von M. Arez, und einen größeren Artikel zum Tode Bismarcks. — Im slowenischen „Ljubljanski zoon“ widmet Dr. Fran Vidic dem Gedenken Palacky's einen größeren Artikel. — Alles in allem läßt sich überall der Hauch kräftig aufstrebender junger Talente spüren.

Wien. ——— *Otto Kraus.*

Bulgarien.

Unter der verhältnismäßig recht beträchtlichen Zahl periodischer Zeitschriften, die die geistige Bewegung in Bulgarien wiederspiegeln, steht in der ersten Reihe derer, die sich zur Aufgabe gemacht haben, Interesse und thätige Anteilnahme an der modernen Litteratur in dem jung aufstrebenden Lande zu wecken und zu fördern, die Monatsschrift „Misl“ (Gedanke), die unter der Redaktion des Kritikers und Aesthetikers Dr. Krstjo Krsteff, der bereits einen Lehrstuhl an der Sofianer Hochschule inne hatte, jetzt im achten Jahrgang erscheint, — für Bulgarien ein nicht zu unterschätzender Erfolg. Die letzten vorliegenden Hefte enthalten die in anziehender und gewandter Form geschriebene Schilderung einer Reise nach Paris von K. Krsteff. In den ersten Kapiteln schildert der Verfasser in zum Teil launiger Weise die Eindrücke, die er in München, „der Stadt des Bieres und der hungernden Künstler“, empfangen hat. Unter anderem spricht er sein Befremden über die zahllosen Denkmäler aus, die in Deutschland den Fürsten errichtet würden, möchten sie nun um ihr Land sich verdient gemacht haben oder nicht. Aus dem weiteren Inhalt des Heftes sind neben belletristischen Beiträgen der einheimischen Autoren Dantschoff und Schumakoff zwei historische Arbeiten über die jüngste Geschichte Bulgariens hervorzuheben. Beigegeben wird der Zeitschrift in diesem und den folgenden Heften eine Uebersetzung von Ibsens „John Gabriel Borkman“ aus der Feder des Dr. K. Krsteff. — In der in Philippopel unter der Redaktion von Stephan S. Bobtscheff erscheinenden „Blgarska Sbirka“ (Bulgarische Sammlung) finden wir in den letzten beiden Heften zunächst einen Bruchteil eines längeren Epos, betitelt „Lied des Blutes“, von Pentscho Slawejkoff, der für dieses Werk seinen Stoff in den nationalen Befreiungskämpfen des bulgarischen Volkes gegen die Türken gefunden hat. Auch der bekannte Satiriker Stojan Michajlowski ist mit einigen kleinen Beiträgen vertreten. Er richtet hier seinen Spott gegen die bulgarische „Intelligenz“, d. h. besonders jene Klasse von Leuten, die sich kraft ihrer im Auslande erworbenen Bildung, und sei sie auch noch so oberflächlich, berufen wähnen, die Geschicke ihres Vaterlandes zu leiten. Von litterar- und kulturhistorischem Interesse sind die „Historischen Aufsätze“ von P. Kissimoff, der an der Hand persönlicher Reminiscenzen die ersten recht bescheidenen Anfänge des bulgarischen Bücher- und Zeitschriftenwesens vor einem halben Jahrhundert schildert, jener Zeit, da man, um eine neue Druckerei eröffnen zu können, erst von Konstantinopel die Erlaubnis einholen mußte. — Des weiteren bringt das VI. Heft der „Blgarska Sbirka“ Lyrik und kleinere Erzählungen, Buch T der „Odyssee“ in der Uebersetzung von Duschanoff, Uebersetzungen aus dem Russischen, Deutschen, Italienischen, kleine Berichte von dem litterarischen Leben des In- und Auslandes, Recensionen u. ä.

Berlin. ——— *Georg Adam.*

Tschechische Zeitschriften.

Die Septembernummer der gediegenen Monatsrevue „Rozhledy“, die sich mit künstlerischen, politischen und sozialen Fragen befaßt, enthält einen beachtenswerten Beitrag von J. Bolešek über „Unsere musikalischen Tagesfragen“. Ausgehend von den 1878 bei N. Simrock in Berlin erschienenen „Slavischen Tänzen“ des tschechischen Meisters Dvořák, bespricht Bolešek den verderblichen Einfluß, den die böhmische Musikkritik auf die jungen Komponisten gewonnen hat. Im Sinne Dvořáks und Smetanas wurde das nationale Element Vorbedingung, um einem neuen Werke gute Aufnahme zu sichern. Im gleichen Hefte findet sich u. a. der Abdruck eines Vortrags von Jiři Karásek „Ueber das moderne Drama“, die gelungene Uebertragung des Kapitels über „Adam Mickiewicz“ aus dem neuen Brandes'schen Werke über „Polen“, ferner ein historischer Aufsatz Dr. L. Jeřábek's über die Verhandlungen des Großslavischen Kongresses zu Prag im Jahre 1848. — Die unter der Aegide Svatopluk Čech's herausgegebenen „Květy“ bringen eine Anzahl neuer Gedichte des Hauptes der tschechischen Lyrik, Jaroslav Vrchlicky, ferner eine Fortsetzung der Aufzeichnungen aus dem Leben des „Böhmischen Bruders“ Jan Jilkov, eines Emigranten der zu Weihnachten 1734 exkommuniziert wurde. Zwei andere Beiträge befassen sich mit der zwanzigjährigen Wiederkehr der Okkupation Bosniens und der Herzegowina. Jaroslav Květ spricht „über die Einsamkeit“ in einem psychologischen und psychopathologischen Essay. Der bekannte russische Schriftsteller Anton Tschechow ist in diesem Hefte mit seiner „Ariadne“ (übersetzt von Paul Durdik) vertreten. — In der Ceská revue, dem Organe des nationalen Freidenker-Klubs, finden wir an erster Stelle des Septemberheftes eine Abhandlung von Josef Zůbaty über die Litauer im östlichen Teile Preußens, deren nationale Abstammung, Lebensgebräuche und Kultur. In einem Schlußaufsatz behandelt Z. Winter das Universitätsleben im 16. Jahrhundert. Die Aufschlüsse, die er beibringt, beziehen sich zumeist auf das Prager „Karolinum“. Bis zur Hussitenzeit wurden hier circa 20 Promotionen jährlich vorgenommen, später, als die Kämpfe in Böhmen begannen, nur 3, einige Jahre hindurch überhaupt gar keine. Von sonstigen Beiträgen sei erwähnt: „Aus dem Leben des Goldschmieds Benvenuto Cellini“ von Karel B. Mádě. — Die Wochenschrift „Čas“, die meist politischen Inhaltes ist, hat nur durch ihre litterarische Beilage für uns Interesse. Von dieser, wie von den beiden vornehmen czechischen Familienblättern „Zlatá Praha“ und „Světozor“, sowie von der unter Arnošt Procházká's tüchtiger Leitung stehender „Mod. Revue“, die namentlich dem deutschen Schrifttum großes Interesse widmet, soll in der nächsten kleinen Revue ebenfalls die Rede sein.

Prag. ——— *Oskar Wiener.*

Nord-Amerika.

In den amerikanischen Zeitschriften, in denen seit einem halben Jahre das Kriegsmotiv überwältigend vor-

berichtet, haben die Friedenspräliminarien bisher nur einen geringen Umschwung zu Gunsten anderer Gegenstände herbeigeführt. So z. B. enthält das vielgelesene „Century Magazine“ nicht weniger als acht große Artikel und zwei längere Mitteilungen über den Krieg, Cuba, Porto Rico und die Philippinen. Unter ihnen befindet sich ein lesenswerter Beitrag von Emile Ollivier. In einem anderen macht Karl Schurz auf die Gefahren aufmerksam, die Amerika aus der Kolonialpolitik erwachsen könnten, und in einem dritten, von dem ehemaligen amerikanischen Gesandten in Paris, Whitelaw Reid, verrät bereits die Ueberschrift „das Land, das uns bedroht“, den darin vertretenen Standpunkt. Sehr interessant ist ein Artikel über Volksaberglauben mit prächtigen Illustrationen von Castaigne. — „Harper's“ enthält u. A. die Fortsetzung eines Artikels über Gladstone. — Das in Boston erscheinende „Atlantic Monthly“, seiner Zeit das Organ der amerikanischen Klassiker, gehört zu den wenigen amerikanischen Journalen, die auf Illustrationen verzichten und in denen Politik und Sociologie eine untergeordnete Rolle spielen. In der September-Nummer beginnt ein bemerkenswerter Beitrag zur Carlyle-Litteratur: eine Reihe „unveröffentlichter Briefe“, zumeist von Thomas Carlyle an dessen jüngste Schwester gerichtet. Diese war an Robert Hanning verheiratet und wohnte seit 1851 in Hamilton, Canada, wo Ralph W. Emerson sie in den sechziger Jahren besuchte. Sie starb am 13. Dezember vorigen Jahres. Von Peter Krapotkin, der im vergangenen Winter zum geographischen Kongreß in Amerika war, bringt die Zeitschrift den Anfang der „Selbstbiographie eines Revolutionärs“. Ein Artikel über Bismarck von Wm. Roscoe Thayer schließt mit dem bemerkenswerten Passus: „Er gehört zu den Riesen, zu den wenigen, in deren Leben sich eine ungeheure Energie potenziert — von der Art des Wirbelsturms und des Vulkans — als ob sie uns in Staunen versetzen wollten, daß die Grenzen der Menschheit solche Wesen zu umfassen vermögen. Bei dem Gedanken an ihn steigt Thor mit seinem Hammer vor einem auf und Odin mit dem Speer; und die Sage vom Blitze schleudernden Zeus wird glaubhaft.“ Bliß Carmen, eine beachtenswerte Persönlichkeit unter den jüngeren amerikanischen Lyrikern, zollt seinem älteren Kollegen James Whitcomb Riley warme Anerkennung, indem er ihn den typischen amerikanischen Dichter der Gegenwart nennt, der zwar nicht die akademisch gebildeten Klassen vertritt und dem moderner Geist durchaus fremd ist, dessen Welt- und Lebensanschauung aber ihn als normalen amerikanischen Charakter kennzeichnen. — Das litterarische Journal „The Bookman“ enthält außer einer Studie über Nietzsche eine gute Zusammenstellung Bismarck'scher Aussprüche, einen Artikel über Ferdinand Brunetière und die französische Litteratur, und eine Besprechung von Sudermanns „Katzensteg“, der in englischer Uebersetzung erschienen ist. Auch des Todes von Georg Ebers wird an verschiedenen Stellen gedacht.

New-York. *A. von Ende.*



Ein neues Schillerbuch.

Otto Harnack, Schiller. Zwei Bände. Berlin SW. Verlag von Ernst Hofmann & Co. Preis Mk. 4,80, geb. 6,20.

Eine Schillerbiographie, die den Vorzug hat, zum Abschluß gelangt zu sein, ist heutigen Tags eine bemerkenswerte Erscheinung. Die Schillerwerke von Otto Brahm, J. Minor, Richard Weltrich liegen jedes bekanntlich mehr oder minder als Torso vor. Wir werden ans Ende des Jahrhunderts gelangen, ohne daß Schiller seinen „Biographen“ gefunden hat. Wir beklagen es aber auch nicht, weil wir der Ueberzeugung leben, daß Schillers große Mission erst im zwanzigsten Jahrhundert sich voll und wahr erfüllen wird. Dann wird auch der Schilderer seines Lebens, der Denker und Psycholog, der freie Geist erstehen, der diesen großen Geist voll erfassen wird. Dann wird man die europäische Geschichte seit Schillers Tode bis zu Bismarcks Tode und weiter in größeren Gruppierungen erkennen und mit Staunen inne werden, daß Schiller den ethisch-politischen Gesamtgehalt von all dem vorwegnimmt und mit poetischen Kräften verdichtet hat, in einer Art, die bisher einzig dasteht in der Geschichte der Menschheit und der Dichtung. Man wird verstehen, daß Schillers Dramen Dokumente der Menschheit, Testamente des Lebensgehalts moderner Geschichte, modernen Geschehens sind.

Unterdessen ist uns auch eine Arbeit willkommen, die von der Warte gegebener Meinungen über Schiller im Guten und im Tadel einen Ueberblick seiner Dichtung giebt. Otto Harnack hat seine Vorgänger mit Geschick benutzt, dasjenige, was seit Palleske und Hoffmeister zur Berichtigung geschichtlicher Thatsachen und Auffassungen erforscht worden ist, weislich zusammengefaßt, nicht ohne eigene kritische Stellung dazu einzunehmen. Er schreibt einen klaren, gleichmäßig fließenden Stil, gruppiert die erzählenden Momente geschickt zwischen die Entwickelung des geistigen Lebensganges seines Helden und erreicht in diesem ruhigen Flusse jedenfalls das gesteckte Ziel: in einer angenehmen Schreibweise über Schillers Lebensgang zu unterrichten und gleichzeitig einiges zum Verständnis der Werke Schillers zu thun. In die eigentlichen Tiefen Schiller'scher Lebensanschauung taucht er freilich in keiner Weise hinab; auf diesem Wege fanden wir unter den Biographen bisher nur einen, Richard Weltrich, der aber im Ansatz stecken geblieben scheint. Harnack befolgt die Darstellungsmethode, daß er eigentlich die Bekanntschaft mit Schillers Leben schon voraussetzt; er plaudert aus der Fülle des gegebenen Materials, aber es ist die Frage, ob jemand, der nie etwas vorher über Schiller gelesen hat, ein sicheres Charakterbild oder auch nur einen klaren pragmatischen Einblick in des Dichters äußeren Lebensgang aus Harnacks Werk gewinnen würde. Dazu sind die äußeren Grenzen des Buches zu eng umschrieben; man kann billigerweise auf 400 Seiten nicht mehr verlangen, als eine große in sich zusammenhängende Skizze, die vieles voraussetzt und an die gegebenen Streitfragen über Schiller anknüpft. So sehen wir in üblicher Weise der Rezension über Egmont und über Bürger besondere Auseinandersetzungen gewidmet; wir werden bei Gelegenheit der „Braut von Messina“ mit der Schulfrage nach dem antiken Chor und dem „Schicksal“ unterhalten und bei Gelegenheit von „Wilhelm Tell“ fehlt selbstverständlich nicht die übliche Beanstandung der Parricida-Szene. Auch Harnack gehört zu denen, die Schiller die Rezension über Bürger mehr oder minder verübeln. Ein zukünftiger Geschichtschreiber Schillers wird vielleicht die Frage stellen: ja, was ist denn von dem ganzen Bürger übrig geblieben? Außer den fünf, sechs großen Balladen, über deren genialen Wert gar kein Zweifel ist, steht thatsächlich in Bürgers Gedichten soviel Schund, den schon seit Jahrzehnten kein Mensch mehr lesen mag, daß Schiller, wie in vielem, so auch hier, einfach Recht behalten hat im Lobe wie im Tadel. Schillers Urteil ist durch die Geschichte selbst ratificiert; seine Beweggründe sind klar, es waren kunsterzieherische für seine ganze Umgebung, jedes Wort seiner Rezension zeigt es — wozu also jetzt noch so breiten Raum der Diskussion über diese Sache, wo es viel wichtiger wäre, zum Beispiel richtige Vorstellungen über das zu haben, was Schiller bildlich das „Schicksal“ nannte, in Wirklichkeit aber eine der größten Errungenschaften modern-pragmatischen Geistes ist, die in Schillers Dichtung waltet und darin Shakespeare weit überflügelt! Harnack findet in Franz Moor den Mediziner Schiller. Das ist halb richtig. Ein anderer möchte vielleicht mit mehr Recht die französischen Encyklopädisten mit ihrem Skepticismus darin finden, möchte vielleicht dem gegenüber in Karl Moor die Rousseau'schen Elemente erkennen und den großen Geisteskampf

dieser Gegensätze, die gemeinsam zur Revolution drängten, in Schillers Jugendwerke ringen sehen. — Wir bekennen sehr erfreut zu sein, daß Harnack im ganzen seinem Helden sympathisch gegenübersteht. Wir finden uns in den meisten Punkten, wo er für Schiller eintritt, auf seiner Seite. Wo sein Urteil negativ ausfällt, erkennen wir mehr den Einfluß der Schule, wenigstens so weit es sich um den gereiften Schiller handelt. Es ist leicht und berechtigt, über eine gewisse Schwulstlyrik des jungen Schwaben abzusprechen. Aber den reiferen Dichter, der mit „Kabale und Liebe" einsetzt, in seiner ganzen Kraft und Tiefe zu verstehen, dazu werden wir erst im kommenden Jahrhundert gelangen, trotz Harnack, der den Sohn des achtzehnten Jahrhunderts in ihm sieht. Wir halten den Dichter statt dessen für einen der Väter des neunzehnten und für einen sehr lebendigen Faktor des zwanzigsten Jahrhunderts, auch wenn er nur die Worte geschrieben hätte, die er am Abschluß des achtzehnten Jahrhunderts dichtete und die aussehen, als wären sie für den 1. Januar 1900 bestimmt.

Berlin-Steglitz. *Wolfgang Kirchbach.*

Murray's Essays.

David Christie Murray: My Contemporaries in Fiction. London, Chatto & Windus. 1897.

Das Buch von Murray hat vor den anderen Schriften über die Litteratur des Viktoria-Zeitalters, die in den letzten Jahren veröffentlicht worden sind, den Vorzug, daß es nur die Romandichter, deren Stern in den beiden letzten Jahrzehnten aufgegangen ist oder noch geleuchtet hat ausgiebig behandelt und so hervorragend aktuell ist. Miß Harraden freilich, deren Roman 'Ships that pass in the night' und Novellen (zum Teil) dem poetischen Gehalt und dem charaktervollen Stile nach zu dem Besten gehören, das die, wie es scheint, nie versiegende englische Erzählerkunst in neuester Zeit hervorgebracht hat, fehlt ganz. Sir Walter Besant, der als Dichter keine hervorragende Stelle beanspruchen darf, aber als problem-writer einen bedeutenden Einfluß auf das Geistesleben des englischen Volkes gewonnen hat, ist auf wenigen Seiten abgethan. Auch Anthony Hope, nach Thackeray der eleganteste Stilist und ein hochbeanlagter Dichter, der in letzter Zeit freilich sein bedeutendes Talent in den Untiefen des neuerdings in England Mode gewordenen Abenteuer-Romans auf den Sand laufen läßt, hätte etwas mehr Raum beanspruchen dürfen. Dagegen sind wir dankbar, daß der Verfasser einige der novellistischen Handwerksmeister, die sich in Jerome's Sammlung 'My First Book' breit machen dürfen, ihrer Bedeutung nach, d. h. gar nicht behandelt und auch die vielgenannte Vorkämpferin in der Frauenfrage, Sarah Grand, die ihre schmetternden Fanfaren in schlechten Romanen ertönen läßt, unbeachtet gelassen hat.

Murray, den wir bisher nur als bedeutenden Romandichter und als den nach G. Eliot naturwahrsten Schilderer ländlichen Lebens kannten, erscheint hier zum ersten Male als geistvoller Essayist. Als solcher hat er nichts von dem abstrusen und doch phrasenhaften Stile, in dem die englische ästhetische Kritik selbst der vornehmsten Zeitschriften sich zu bewegen liebt, andererseits nichts von der gedankenschweren Schreibart eines Dowden oder der verstandesscharfen Glätte, wie wir sie in dem glänzenden Buche von Herford, 'The Age of Wordsworth', finden. Murray ist ein feiner Feuilletonist mit einer geradezu gallischen Lebendigkeit und Anmut des Ausdrucks, ein Finder glücklicher Aperçus und scharfer Pointen, dessen germanische Natur jedoch gleichzeitig hervortritt in einer tiefen Mitbeteiligung seines Herzens, wenn er von seinen Lieblingen spricht. Es ist ein anregendes und ein liebenswürdiges Buch.

Es beginnt mit der ungemein wahren Bemerkung: „Die heutigen (englischen) Kritiker leiden an einer Art von Freundlichkeits-Epidemie; sie sind nicht mehr Kritiker, sondern Bewunderer von Profession." Wer Jahre lang das „Athenaeum" oder die „Academy" gelesen hat, wird dem Verfasser Recht geben. Wenn wir den dort gegebenen Uebersichten über novellistische Neuerscheinungen glauben sollten, dann müßten in England in jeder Woche mehrere hochbedeutende Romane geschrieben werden; thatsächlich wird es in einem Jahre kaum ein halbes Dutzend geben, die sich über das gewohnheitsmäßige, zum Teil allerdings recht schmackhafte englische Lesefutter erheben. Man sollte aus dieser Bemerkung schließen, daß Murray, unbekümmert um landläufige Anschauungen und den Tadel nicht scheuend, den wahren Wert der zeitgenössischen Dichter zu ergründen bestrebt sein würde — und das ist er in der That. So müssen die maßlosen Bewunderer Stevensons hören, daß dieser „Köstliches schuf, aber nichts Neues", daß er vor allem ein feiner Anempfinder war, der den Duft der Schaffenskunst eines Defoe, eines Lamb, eines Dickens verständnisvoll in sich sog und sie zu einem neuen, komplizierten Parfum in seinen eigenen Schriften verband. Den Kipling-Enthusiasten, zu denen er übrigens selbst gehört, sagt er, daß der Dichter auf der Höhe seines schnell erworbenen Ruhmes nachlässig arbeitete und Unreifes schuf. Jerome K. Jerome, den seichten Nachahmer Mark Twains, mit seinem für große Kinder berechneten Humor, kennzeichnet er in wenigen Zeilen nach Verdienst. Marie Corelli faßt er an der allerdings sehr hohen Selbstschätzung, die sie in der Schilderung ihrer ersten dichterischen Thätigkeit (in 'My First Book') blicken läßt, und weist ihr eine bescheidene Stellung an. Diesen und anderen Fällen, in denen die Beurteilung wohl zu hart ist, stehen andere gegenüber, die zu wenig Schärfe der Einsicht zeigen. Den Epiker Scott Homer zunächst stellen, heißt ihn unerhört überschätzen. Für uns in Deutschland sind die Zeiten vorbei, wo ein Elze ein Buch über Scott in geradezu kritikloser Bewunderung schreiben konnte; man darf doch nicht vergessen, daß Scott in der Zeit seiner finanziellen Bedrängnis nicht novellistischer Dichter, sondern Handwerker war; daß von dem packenden Realismus eines Dickens oder Thackeray, einer Eliot bei ihm keine Rede ist; außerdem schätzt die alternde Kultur unseres Jahrhundertendes die romantische Dichtung tiefer und sicherlich richtiger ein, als frühere Zeitalter. Auch Charles Reade, den peinlichen gewissenhaften Arbeiter, der das umgebende Leben auf Zettel abzog, um ja nicht einen Vorgang in seine Romane aufzunehmen, für den er nicht den Wirklichkeitsbeweis antreten konnte, werden wenige so hochstellen wie Murray; und Mrs. Ward, die, wenn wir 'Tressady' ausnehmen, eine besondere Vorliebe für sorgfältigste Ausmalung dichterischer Einöden an den Tag legt, hätte ebenfalls ablehnender behandelt werden können.

Neben den vielen richtigen Urteilen im ganzen und feinen Bemerkungen im einzelnen fallen diese Ausstellungen nicht sehr ins Gewicht und sind nicht geeignet, das von vornherein gefällte günstige Urteil abzuschwächen. Das Buch sei den Vielen, die in Deutschland sich für die neueste Litteratur Englands interessieren, warm empfohlen.

Gross Lichterfelde. *Hermann Conrad.*

Ein spanisches Nationaldrama.

Don José Zorrilla, Don Juan Tenorio, verdeutscht von Johannes Fastenrath. Dresden und Leipzig, 1898, Carl Reißner.

Nicht selten wird in litterarischen Kreisen Spaniens beklagt, daß die dramatische Kunst durch die sogenannten „Stundentheater" vernichtet werde. Auf der Mehrzahl der Schaubühnen jenseits der Pyrenäen gelangt nämlich von neun Uhr abends bis Mitternacht allstündlich ein neues Stück — „sainete", „zarzuela" oder wie sonst die Bezeichnung lauten mag — zur Aufführung, wobei auch die Zuschauer in der Regel stündlich wechseln. Dasselbe Publikum, das das ganze Jahr hindurch kaum genügende Sammlung und Ruhe des Geistes zeigt, um den Schöpfungen eines Lope de Vega oder Calderón de la Barca zu lauschen, drängt sich in der ersten Novemberwoche zu den Theaterpforten, um immer von

neuem den „Don Juan Tenorio“ in der Bearbeitung Don José Zorrillas sich anzusehen. In einer Uebersetzung Johannes Fastenraths liegt nunmehr auch deutschen Lesern dieses religiös-phantastische spanische Nationaldrama vor, dessen Titelheld auf die Frauen heute noch eine dämonische Anziehungskraft ausübt, während gar mancher „caballero“ in dem „burlador de Sevilla“ ein Vorbild und Muster bewundert. Wer aber Maria Guerrero im Teatro español als Doña Inés de Ulloa sieht, begreift wohl, daß Zorrilla in der Schöpfung dieser holden Mädchenblume den hauptsächlichen Vorzug seines Dramas erblickte. „Wer“, versichert er, „keinen Charakter, wer ungeheure Fehler hat, wer mein Werk befleckt, das ist Don Juan; aber es wird getragen, erhöht und erhellt von Doña Inés; ich bin stolz darauf, der Schöpfer der Doña Inés zu sein, und bedaure nur, daß ich keinen andern Don Juan zu schaffen vermochte.“ Das allzu schroffe Urteil, das der Dichter selbst über seinen Titelhelden fällt, wird jedoch von der weit überwiegenden Mehrzahl der Spanier und vor allem der Spanierinnen nicht unterschrieben. Welches Entzücken leuchtet heute noch, selbst am Allerseelentage, aus den schönen Augen der madrileñas, wenn Doña Inés im Kloster den heiße Liebessehnsucht athmenden Brief Don Juans vorliest! Und jeder Spanier fühlt sich als Hidalgo, sobald die mutvollen und stolzen Verse an sein Ohr schlagen:

„A quien quise provoqué;
con quien quiso me batí,
y nunca consideré
que pudo matarme á mi
aquel á quien yo maté.“

Fastenrath muß hier an scharfer Pointirung hinter seinem Original einigermaßen zurückbleiben, wenn er übersetzt:

„Ging auf einen Jeden los,
Der mir nur kam in die Quer;
Nie war meine Sorge groß,
Ob mich tödten könnte Der,
Dem ich gab den Todesstoß.“

Neben dem Don Quijote stellt Don Juan Tenorio eine andere eigenartige Seite des spanischen Nationalcharakters dar, und wir dürfen Johannes Fastenrath, dem Kenner der spanischen Dichtung, dafür dankbar sein, daß er ein so bedeutsames Werk der Weltlitteratur dem deutschen Publikum zugänglich gemacht hat.

Berlin. *Siegfried Samosch.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Der Stechlin. Roman von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane u. Co. 1899. 8°.

Ueberall in der Welt regt sich's, und neue Wahrheiten kommen zu Tage, machen ein freundlich Gesicht und werben Anhänger. Und auch in der Mark, in Fontanes alter Mark, gucken sie in die Fenster der Hütten und schleichen sie über die Rampen der Schlösser. Und da liegt ein See in der Mark, nicht weit von Rheinsberg, der heißt der Stechlin. Und wenn's irgendwo in der Welt ein Erdbeben giebt oder ein alter Vulkan Feuer fängt, dann fängt's auch in dem stillen Landsee an zu rumoren und eine Wassersäule steigt auf und es zeigt sich wohl gar der rote Hahn. Er macht die Weltereignisse mit, in seiner Art, der kleine Landsee auf märkischem Boden. Und darum ist Theodor Fontane bei ihm eingekehrt, in seinem Spiegel zu sehen, was draußen vorgeht und ob es das märkische Wasser trübt. Den Herren von Stechlin, denen der See gehört und die ein sehr unschloßmäßiges Schloß an seinem Ufer bewohnen, geht's auch nicht viel anders als ihrem See. Sie haben gut märkische Junker sein, der neuen Zeit und ihren „Wahrheiten“ müssen sie doch den Herzens- und Verstandestribut zahlen.

Da ist vor allem der alte Herr von Stechlin selbst. Seit langen Jahren Witwer, haust er allein mit seinem Engelke auf Schloß Stechlin. Aber er ist ein ganzer Mensch und darum kann er's in seiner eigenen Gesellschaft ganz gut aushalten. Eines schönen Tages kommt auch der Sohn, Rittmeister von Stechlin von den Garde-Ulanen, mit zwei Freunden und man verlebt einen plaudersamen Tag. Und zwischen Vater und Sohn kommt's zu einer Art Aussprache über die große Haupt- und Herzensfrage, wie es um die Heiratsaussichten des Herrn Rittmeisters stehe. Denn es wird nun hohe Zeit damit Ernst zu machen. Und dann geht's weiter nach Kloster Wutz zur bösen Schwester und guten Tante, der Domina Adelheid von Stechlin. Und der liegt die Herzensfrage und das gedeihliche Fortbestehen derer von Stechlin noch mehr am Herzen. Nun, so übel sind die Aussichten nicht. Denn im gräflich Barby'schen Hause am Kronprinzenufer — ein köstliches Milieu adligen, verfeinerten Menschentums — sind dem alten, gleichfalls verwitweten Grafen zwei Töchter erwachsen. Und wenn der Rittmeister klug ist, wählt er die ältere Tochter, die geschiedene Gräfin Melusine, denn sie ist ganz Liebenswürdigkeit und überlegner Verstand; aber wenn er weise ist, dann wählt er Armgard, die nur ein gütiges Herz hat, aber das auf dem rechten Fleck. Und der Rittmeister wählt weise. Zu fröhlicher Verlobung mit Armgard kommt es und zu guter Hochzeit. Der alte Stechlin aber hat von der Hochzeit eine Krankheit mit heimgebracht, von der es trotz des Arztes und der alten „Buschen“ keine Genesung giebt. Und der alte Herr schickt sich ungeachtet mancher Bitternisse ruhig und seiner selbst sicher zum letzten Gange an. In Schloß Stechlin aber zieht ein junges Paar ein.

Das alles ist mit jener Kunst geschildert, für die der Name Fontane so gut steht wie ein ästhetisches Urteil; oder vielmehr besser. Zwei Höhepunkte aber giebt es meinem Empfinden nach, an denen diese Kunst in ihrer einzigartigen Intimität und reichen Innerlichkeit wie Offenbarung wirkt. Das ist einmal die Verlobung. Armgard hat den Rittmeister hinausgeleitet, und sie sprechen von Gräfin Melusine. „Sie werden mich eifersüchtig machen,“ sagt sie. — „Wirklich, Komtesse?“ Das „Wirklich?“ steht an Stelle vieler Worte und ist die Verlobung. Und die gleiche innerliche, Worte verschmähende Kunst beim Sterben des alten Stechlin. Engelke, der Diener und treue Kamerad, schickt das Mädchen, daß dem Alten die letzten Lebenstage erheitert hat, in den Garten, ein paar Blumen für den Herrn zu pflücken. Und sie legt sie ihm auf den Schoß, still, seinen Schlaf nicht zu stören; denn sie glaubt, daß er schläft. „Dat sinn de ihrsten,“ sagt Engelke, „un wihren ook woll de besten sinn.“

Ein politischer Roman, dieser neue Roman von Theodor Fontane. Denn der stille märkische See muß ja die großen Weltereignisse da draußen mitmachen. Und doch so gar nicht ein politischer Roman; besser, ein Buch politischer Weisheit. Nicht auf das Alte, sondern auf das Neue kommt es an. „Ja, herabgestiegen ist alles, und es steigt immer weiter nach unten. Das ist, was man neue Zeit nennt, immer weiter runter.“ Das Schwergewicht hat sich verlegt, nach unten verlegt, und die soziale Frage möchte gern den „roten Hahn“ im stillen Stechliner See spielen. Die adligen Familien sind bei Seite geschoben worden und — machen mit. Sie gönnen sich allerlei Gesinnungsluxusse, wie der alte Fontane sagt. Dem einen wird das Neue zu innerlichem Liberalismus, andere führt's zum Bebel-Mode-Mitmachen.

In einer lustigen und einer ernsten Szene hat Fontane die soziale Gegensätzlichkeit verdichtet. In Berlin, am Kronprinzenufer, geben sich die Kutscher eine Gesellschaft, während die Herrschaft zur Landpartie in's Eierhäuschen ist. Und da sieht man die Dinge, die man

sonst von oben zu sehen gewohnt ist, sich einmal von unten an. Da sehen sie anders aus. Und die ernste Szene: Herr von Stechlin, der alte, gute Stechlin hat sich in seinem lieben Kreise zur Wahl aufstellen lassen, und fällt gegen den ersten, schlechtesten Sozialdemokraten durch. Und nach der Wahl fährt er heim, und da liegt auf dem Wege ein Landarbeiter, ganz betrunken, und der kommt auch von der Wahl. Natürlich hat er für den Sozialdemokraten gestimmt. Und der alte Stechlin läßt ihn auf seinen Wagen setzen und fährt ihn heim. Giebt ihm auch noch eine Kleinigkeit zur Versöhnung. Ganz symbolisch mutet die Szene an. Aber andererseits: der alte Stechlin hat einen jungen Arzt in seiner letzten Krankheit als Vertreter seines Hausarztes bekommen. Der kommt frisch aus Berlin und ist sehr für das Neue und voller Sympathien für die Sozialdemokratie. Und den setzt der alte Stechlin vor die Thür; will mit ihm nichts zu schaffen haben. Der junge Mann schließt daraus auf Junkertum und ist auch ganz in seinem Recht. Und zwischen zwei ganz vernünftigen, wohlgesinnten Menschen entsteht das, was man politische Gehässigkeit nennt.

Wer Theodor Fontane nicht kennt, der möchte fragen: in welchem Lager wohnt das Recht? — Nicht bei der Bourgeoisie. Mit der will Fontane nichts zu schaffen haben. Die denkt nur an sich und tanzt um's goldene Kalb. „Oberklasse gutt, Unterklasse serr gutt; Mittelklasse nicht serr gutt," sagte Freund Wrschowitz, der Ungar. Recht hat das freie volle Menschentum, wie's sich auch stellt, diesseits und drüben. Und Typen dieses Menschentums, das innerlich Recht hat, hat Theodor Fontane in seinem neuen Roman fest und klar hingestellt, mit reicher Schaffenskraft und aus reichem Herzen. Es sind noch mehr Fontanesche Menschen in seinem neuen als in den meisten seiner früheren Bücher. Menschen mit klarem Kopf und warmem Herzen, liebenswürdige Causeurnaturen und voll der inneren Tapferkeit, auf die es ankommt. Und die haben auch in politischen Dingen immer Recht. Und wo die nicht aussterben, wird auch das Neue das Alte nicht verdrängen, das Ueberkommene das Junge nicht ersticken. Denn das Menschliche bleibt sich in allen Wandlungen doch gleich. Und in dem Sinne ist das junge Paar, das in Schloß Stechlin einzieht, ein altes, ein innerlich erprobtes Paar.

Man kann dem neuen Roman von Fontane zum Vorwurf machen, daß er eigentlich gar kein Roman ist. Handlung werden die einen vermissen und Oekonomie die andern; und haben damit auch Recht. Aber es giebt so viel Romane und so wenig gute Bücher, daß ich's dem alten Fontane verzeihen möchte, daß er diesmal „nur" ein gutes Buch gegeben. Ein liebes, gutes und reiches Buch.

Berlin. *Ernst Heilborn.*

Kara. Roman in drei Bänden von Frieda Freiin von Bülow. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. 8°. Preis Mk. 4.

Weibliche Talente von Durchschnittsbegabung reichen selten über die Sphäre der Erlebnisse der eigenen Seele heraus. Kaum, daß ihnen die Charakteristik eines Mannes gelingt, noch seltener, daß sie in der Milieu-Schilderung stark sind. Das robuste Können Friedas von Bülow spottet dieser kritischen Erfahrungen. Sie stellt in den Mittelpunkt eine moderne Conquistadoren-Natur mit der ganzen Fülle ihrer Herrscher-Instinkte und der ganzen Wucht eines über Leichen hinweg stürmenden Willens. Dieser Joachim von Bruckring, der Männer und Frauen unterjocht, um seinen großdeutschen Ideen und seinen Launen zu leben, die reiche Umgebung seiner Adelskreise bis herunter zum Diener, ist mit ungewöhnlicher Schärfe beobachtet und dargestellt. Die reichste Kunst verwendet die Dichterin auf die Schilderung der Heldin Kara. Wie diese junge Gräfin vom Lande mit großen Augen das Getriebe der Weltstadt durchlebt und plötzlich dem Banne Bruckrings verfällt, wie sie Ehre, Tradition und Stolz aufs Spiel setzt, um das Weib des großen Egoisten zu werden, wie sie schließlich mit seiner Lebensresignation die ganze Schönheit ihres Charakters wiedergewinnt, um am Ende die Gewißheit zu haben, daß „er" ihr Herz wohl hatte „durchwühlen" aber nicht zerbrechen können, — das ist so mit persönlichen Noten wiedergegeben, daß diese Gestalt der Kara mit leuchtenden Spuren in der Erinnerung haften bleibt.

Kein vorwitziges Wort aus der Küche der Frauenfrage wird vorgesetzt, die Dichterin bildete und sprach nicht, formte Menschen und lehrte nicht, gab Leben und nicht Sätze. Deshalb ist ein lebendiges Werk daraus geworden, nicht besonders tief, aber doch durchzittert von dem Pulsschlag eines ganzen Menschenherzens.

Berlin. *Ludwig Jacobowski.*

Der römische Maler. Von Otto Erich Hartleben, Berlin. S. Fischer Verlag. 1898.

Wenn der Dichter der in ihrer Art klassischen kleinen Meisterwerke, der „Geschichte vom abgerissenen Knopf" und „vom gastfreien Pastor", mit einem neuen Büchlein auf den Plan tritt, dann ist das für den Kreis seiner Kenner ein kleines litterarisches Ereignis. Man ist gern in seiner Gesellschaft und freut sich, wenn man ihn liest, der feingeistigen Art seines Spötterlächelns vielleicht deshalb am meisten, weil man weiß, daß man sich hinterher nicht über sein eigenes Lachen zu schämen braucht. Der Humor liegt bei ihm nicht allein in der Zufälligkeit des äußern Stoffes, der meist auf eine allerdings sehr fein pointierte Anekdote hinausläuft, sondern in dem persönlichen Charme, der sich in seinem feingeschliffenen, graziösen Stile kundgiebt. Die Bagatelle wird zum Kunstwerk. Er hat den Humor der Form. Das ist seine Kunst, wie es die der Franzosen ist. Wir haben bei uns in diesem Sinne bisher nichts Aehnliches gehabt. Bei dem neuen, etwas buntscheckigen Buch fehlt auf dem Titelblatt ein Untertitel, und ich wüßte auch in der That nicht, wie man diese „Geschichten" kategorisieren sollte. Novellen sind es nicht und auch keine Feuilletons — bis auf die kurze schwache Sache „Der Romancier", die hier besser fortgeblieben wäre —, auch keine Mischung aus beiden, sicher etwas eigenes. Am reinsten ist Hartlebens Art, die wir von den Zeiten des abgerissenen Knopfes her liebgewonnen haben, im „Kalbskotelette" und in „Moritz der Sortimenter" wieder zum Ausdruck gekommen. Denn die Auffälligkeit, daß der dünnbeinige Pegasus auf dem unglücklichen Umschlag von W. Caspari sich so energisch von dem lieblich in der Pfanne duftenden Kalbskotelette abkehrt und sich verlangend dem römischen Lorbeer zuwendet, kann man wohl nur aus der vegetarischen Animosität dieses Pflanzenfressers erklären. „Der römische Maler", der der Sammlung mit Recht den Namen gab, ist psychologisch fetter (ohne abgerundeter zu sein) und will mehr und ist es vielleicht auch. Er ist mehr Hartleben als Otto Erich, der „bunte Vogel" mit „diesen beiden langen, dünnen, gewundenen Federn, die auf seinem Kopfe hin- und herschwanken, als wollten sie alles, was fest steht, verhöhnen". Und denen, die es noch nicht wissen sollten, sei es gesagt, „daß er auf dem Rücken ganz bunt, grün, rot und golden gefiedert ist, so daß die Sonne sich ordentlich zu freuen scheint, wenn sie auf seinen Flügeldecken blinkt und schillert und einen gelben Saum um seine Gestalt zieht." Dieser gelbe Saum ist mir teuer. Möge der Vogel nicht zu lange rasten, sondern bald wieder „zu neuem Fluge seine Kräfte sammeln"!

Berlin. *Franz Ferdinand Heitmüller.*

Wo die Straßen enger werden. Geschichten von Alfred Bock. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge, 1898. 8°. 2,50 M.

Der Titel des Buches ist ein wenig weit hergeholt und wohl dem Bedürfnis entsprungen, die sechs verschiedenartigen Geschichten, die es enthält, unter einen leidlich passenden Hut zu bringen. „Wo die Straßen enger werden", — damit meint der Verfasser offenbar die Kleinstädte oder doch die alten Provinzstädte, in denen die Straßen ja thatsächlich enger sind als in den Groß-

…den. Dieses Szenarium ist aber auch das einzige, … die Geschichten gemeinsam haben, denn im Inhalt …gen sie keinen geistigen Zusammenhang, keinen be…mmten Charakter: es sind schlichte, vernünftige und … leidlich interessante Erzählungen, deren ungekünstelte …stellung bei der modernen Affektation angenehm auf…, namentlich in dem lebendigen Tone des Dialogs. …e ersten zwei Geschichten leiden an einer unlogischen …chnik: beide sind sogenannte Ich-Geschichten, die eine …Barbarino") ist einem Sattlermeister in die Feder …, was doch nicht gerade geschickt ist, da Ange…ge dieser Branche in der Regel nicht zu schriftstellern …gen: in der zweiten, „die Meßfahrt" betitelten, be…tet das erzählende Ich auch über Dinge, die es nicht …hen hat. Übrigens ein alter Fehler der Ich-Technik. …es in allem kennzeichnet man das hübsch gedruckte …ch am besten als eine anständige, gute Unterhaltungs…türe: vom Autor aber läßt sich — vorausgesetzt, daß …an unter „Charakter" litterarische Eigenart und unter …alent" die Fähigkeit zu erzählen versteht — das be…nnte Dichterwort umgekehrt anwenden und sagen: …n Charakter, doch ein Talent!

Kremsmünster. *Theodor von Sosnosky.*

Dramatisches.

Johanna. Schauspiel in 3 Akten von Björn Björn…son. Paris, Leipzig, München, Verlag von Albert …gen. 1898. Preis Mk. 2.50.

Zwei Weltanschauungen, wie in so vielen modernen …ramen, stehen einander gegenüber. Auf der einen …te der in der nordischen Litteratur typisch gewordene …tor: der Zelot mit der sittlichen Entrüstung in der …ene und dem glühendsten Verlangen in der geheimen …le: der Bauernsohn mit Bauerninstinkten und der …denschaftlichen Abneigung gegen alle Kunst und alle …ere Kultur; der Grübler und Zweifler à la Brand. …n andern Heerlager die „Kinder der Welt": die Men…en mit dem Spruch: erlaubt ist, was gefällt; jener …al der Schönheit, der Grazie und der Kunst, wie … in der nordischen Welt der Gegensätze sich besonders …rakteristisch ausprägt. Inmitten der beiden die schöne, …nde, hochbegabte Johanna, um die der Streit sich …eht. Ein Gelöbnis, am Totenbette des Vaters gegeben, …ndet sie an den Theologen Otar Bergheim, dessen …steres, argwöhnisches, dämonisch leidenschaftliches Wesen … abstößt, dessen egoistische Liebe sie erschreckt und mit …ngen Zukunftsahnungen für ihr Künstlertum erfüllt. … innerstes Wesen aber zieht sie unwiderstehlich nach …er Seite des Lebens, wo ihr Sonne und Wärme …nken. Der seelische Konflikt in Johanna, das eifer…tige, wilde Ringen Otars um ihren Besitz, das …zwischentreten der Kinder der Welt, denen die er…hende Liebe Johannas zu dem Dichter Sigurd …röm vollends zum Sieg verhilft, das ist der Inhalt …es Dramas „Johanna". Der Schwerpunkt der Wir…ung liegt also in der Psychologie; für ein nordisches …ama allerdings ziemlich selbstverständlich. Und hier …dient der Dichter ein fast uneingeschränktes Lob. Daß … in einigen Figuren, wie dem Impresario Birch und … kühnen Astrid Pihl hart an die Grenze des Er…ten und Möglichen streifen darf ohne abzustoßen, … zeigt seine für eine Erstlingsarbeit erstaunlich feine …n. und den Geist des Vaters, des Dichters von …ber die Kraft", auch im Sohne lebendig. Der Gegen… zwischen der lichten Johanna und der finstern …chnatur Otars ist gut herausgebracht; nur liegt …ade in diesem immer wiederkehrenden Gegensatz, so … seine Varianten sind, ein für ein dreiaktiges Drama …enklich hemmendes und retardierendes Moment. Auch … dramatische Mache ist nicht durchweg geschickt; so ist … Auftreten Ströms beide Male wenig glücklich ein…ährt. Als Stimmungs- und Seelendrama indessen …d Johanna immer einen hohen Anspruch auf Interesse …en. Als Theaterstück leidet es an den Gebrechen, … dem modernen psychologischen Drama nur zu oft …aften.

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Die Unparteiischen. Komödie in 4 Akten von Lothar Schmidt. Oppeln und Leipzig. Verlag von Georg Maske. 1898.

Mit dieser Komödie will Lothar Schmidt das charakterlose Treiben einer gewissen „unparteiischen" Presse geißeln. Wir sehen sie bei der Arbeit. Sie ist natürlich weder unparteiisch, noch viel weniger anständig. Die Parteilosigkeit ist nur ein Aushängeschild, hinter dem diese Art von Presse ihre perfiden Geschäfte betreibt, intriguiert, hetzt, verleumdet, und dabei immer auf die Sensationslust des Publikums spekuliert. Der Verfasser, wenn er wirklich eine Zeitungskomödie schreiben wollte, mußte noch viel weiter gehen. In dem, was wir von den hochwohllöblichem „Stadtanzeiger" kennen lernen, unterscheidet er sich noch nicht prinzipiell von vielen anderen Zeitungen, nur daß die Parteilosigkeit ihm gestattet, nach allen Seiten hin sein Gift auszuspritzen. Den Parteiblättern sind Schranken gezogen, aber dafür blühen hier wieder andre Sumpfblumen. Das Gefährliche der kopflosen Presse ist erstens der günstige Boden unbegrenzter Charakterlosigkeit, denn unparteiisch sein, heißt allen dienen, sich vornehmlich aber den Mächtigen anhängen, den Mantel nach dem Winde drehen; und zweitens macht diese Presse aus einem politischen Volk ein Volk von Strebern und aus einer großen Kommune ein Klatschnest. Dank dieser Presse haben wir es endlich soweit gebracht, daß die Politik, von ernsteren Dingen garnicht zu reden, ihre Rolle hat dem Klatsch, dem Sport, dem Verbrechen abtreten müssen. Selbst der Tod Bismarcks ist in 24 Stunden vergessen, wenn tags darauf ein großes Rennen stattfindet oder ein sensationeller Lustmord geschieht. Schmidt charakterisiert diese Presse also keineswegs in ihrer Eigenart. Auch mußte er, wenn er mal die satirische Geißel schwingen wollte, sie nach verschiedenen Buckeln drehen. Denn die Hauptschuld trifft eben das Publikum, das sich solche Tyrannen selber erzieht und, indem es diesen charakter-, alias parteilosen Blättern die größten Auflagen verschafft, beweist es, daß es politisch noch oder schon wieder unreif ist. — Das Drama von Lothar Schmidt ist recht und schlecht ein Tendenzstück. Das Typische ist schablonenhaft dargestellt. Die Satire geht weder weit noch tief. Die Charakteristik ist oberflächlich, die Handlung dürftig, die Sprache unpoetisch. In der Anlage allerdings zeigt sich dramatische und satirische Begabung. Aber weder der große Groll, der furchtbar macht, noch die weite Ueberlegenheit, die hell macht, haben dieses Drama erzeugt. Ein Dichterwerk ist es nicht. Aber als gesinnungstüchtiges Feuilleton in vier Akten wird es immerhin gute Dienste leisten, falls es, woran freilich der Tendenz wegen sehr zu zweifeln ist, überhaupt auf die Bretter kommt.

Berlin. *Leo Berg.*

Lyrisches und Episches.

Gedichte von Alfred Beetschen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1898.

„Was ich nie geschaut mit eignen Augen — nimmer wird mir's zum Gedichte taugen", singt Alfred Beetschen in dem kurzen Gedicht, das sein geschmackvoll ausgestattetes Bändchen einleitet. Und es ist der Vorzug der Stimmungsbilder, Lieder und Sonette, die er uns bietet, daß sie thatsächlich den Eindruck von Tagebuchblättern machen. Beetschen verschmäht es, sich kokett mit der Erinnerung an düstere Seelenqualen zu drapieren, die er nicht erlitten, verschmäht es, von Freuden zu singen, zu denen ihn nur seine irrenden Träume geführt. Er ist ehrlich als Poet. Das Himmelaufjauchzende liegt seiner Natur so fern, wie das zum-Tode-betrübte und selbst die „Nachtstücke" athmen nirgends die trostlosen Schauer einer kalten, sternenlosen Nacht; es ist eine nicht unfreundliche Dämmerung, die wohl angenehm melancholisch stimmt, aber nie vergessen läßt, daß bald die Sonne wieder im Osten aufgeht. Es ist das ehrliche, von großen Leidenschaften nie zerrissene Leben einer sinnigen Poetenseele, das sich nicht ohne Anmut vor uns aufthut. Wo er die Berge seiner Schweizer Heimat auf

Flügeln der Sehnsucht sucht oder die Alpenwelt mit Lenzfanfaren begrüßt, ist er am stärksten. Gelingt ihm auch nirgends ein großer, neuer, origineller Ton, so sinkt doch seine Lyrik nur ganz selten zu der banalen Mütterlein-Poesie herunter, hält sich von Geschmacklosigkeit frei, ist sicher und korrekt im Versbau und erfreut durch die gefällige Leichtigkeit mancher Strophe. Einige Härten, die leicht zu vermeiden gewesen wären, stören hier und da den Genuß und aus dem „Gelegentlichen" hätte einzelnes ohne Schaden weggelassen werden dürfen.

Frankfurt a. M. *Rudolf Presber.*

Welt und Seele. Neue Gedichte von Paul Wilhelm. Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.

Schon der Eindruck von Paul Wilhelms ersten Poesien („Dämmerungen") war äußerst sympathisch. In diesen neuen Gedichten giebt sich eine in sich gefestigte dichterische Individualität zu erkennen, sie sind wirkliche Herzenslyrik. Wilhelm gehört nicht zu jenen Modernen, die sich darin gefallen, hinter eckigen, grotesken, originell sein sollenden Formen dürftige Gedanken zu verbergen. Er ist ein Meister in Behandlung der Form, und seine Lieder — insbesondere „Und schlägt mir Dein Herz" und „Erinnerung" — sind Perlen moderner Lyrik. Aus allen seinen Gedichten weht uns der Hauch einer warmen, großen Liebe zur Menschheit entgegen. Ohne selbst unter dem Einflusse Liliencrons zu stehen, zeigt der junge Poet doch viel Verwandtes mit diesem größten Lyriker unserer Zeit und ganz besonders darin, daß er seine Gedichte im Strom des Lebens nicht in der Welt der Gedanken entstehen läßt.

Wien. *Otto Kraus.*

Gedichte von Paul Verlaine. Übertragen von Hans Kirchner. Verlag von Otto Hendel, Halle a. S. (Bibliothek d. Gesamtlitt.) Preis M. 0,50, geb. 0,75.

Es ist gewiß ein verdienstvolles Werk, der deutschen Lesewelt die Dichtungen Paul Verlaines zu vermitteln. Denn Verlaine gehört zu den wenigen echten Lyrikern Frankreichs. Wer das unglückliche Leben dieses armen Bohémiens kennt, der mehr durch eigene, denn durch fremde Verschuldung im Hospital enden sollte, dem mag die wunderbare Blüte dieser traumhaften Poesieen fast wie ein Rätsel erscheinen. Man muß an eine weiße Wasserrose denken, die sich aus dunkler Tiefe über Schlamm und Sumpf erhebt. Und doch sind auch hier Leben und Schaffen eng miteinander verwachsen, das Unglück seines Lebens ist das Glück seiner Kunst. Ganz Augenblickmensch, einem jähen Stimmungswechsel unterworfen, hat Verlaine die dichterische Gabe, diese Stimmungen zu beobachten und festzuhalten. Alles Leid löst sich in Wohlklang auf; was ihn bewegt, wird zum Lied. Auch Verlaine hat Anfälle kecker, übermütiger Laune, aber sein Lachen klingt nicht rein und frei, in den Mundwinkeln zukt es von verhaltenem Weh, von bitterem Spott, und in den traurigen Kinderaugen schimmert es feucht. Ein Ton klagender Schwermut klingt durch diese Reime: ein Ton, der in unserem Herzen Wiederhall weckt. Darum erscheint Verlaine uns fast stammverwandt, ein Zug germanischer Sentimentalität geht durch sein Wesen. Ich weiß nicht, ob er deutsches Blut in den Adern hat, aber in seiner Vaterstadt Metz war er jedenfalls von deutschen Einflüssen umgeben. — Von Verlaines Dichtungen hat François Coppée eine Sammlung unter dem Titel „Choix de Poésies" veranstaltet, die Hans Kirchner seiner Übersetzung zu Grunde legte. Man kann nicht sagen, daß eine unglückliche Hand die Auswahl getroffen hat; in dem kleinen Bande sind ohne Zweifel die schönsten Gedichte zusammengestellt. Auch ihr geistiger Gehalt, der Sinn, ist in flüssigen, wohllautenden Versen wiedergegeben, und doch fehlt jenes unerklärliche Etwas, das gerade den Poesieen Verlaines ihren eigenen Reiz verleiht: der Zauber der Stimmung. Ein Übersetzer ist wie ein Schauspieler, er muß Selbstschöpfer sein und doch aufgehen in dem Geist seines Dichters. Diese Aufgabe hat Hans Kirchner nicht restlos gelöst. Aber immerhin ist es ein dankenswerter Versuch, uns mit Verlaine näher bekannt zu machen.

Berlin. *Dr. Otto Krack.*

Litteraturgeschichte.

G. C. Lichtenbergs Briefe an Dieterich 1770—1798. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Weicher) 1898. 8. XI und 145 S. 2 Mk.

Schon in den gesammelten Studien über die deutsche Litteratur seit 1870 hat Ed. Grisebach, der gern seine eigenen Wege geht, für unsere größten Satiriker Zeugnis abgelegt. Er steht für ihn zwischen Kant und Schopenhauer, an wissenschaftlicher Methode zwar dem ersteren unterlegen, dafür jedoch als Nationalschriftsteller sich weit über ihn, den bloßen Fachgelehrten hinausschwingend. Mit der Zähigkeit des Fanatikers hat Grisebach seit Jahrzehnten für die Höherwertung seiner Lieblinge gekämpft, und ob wir auch sein Urteil schwerlich acceptieren: seine Bemühungen und sein Finderglück haben so viel bislang unbekanntes Material beigebracht, daß wir ihm jedenfalls zu danken haben.

Es ist charakteristisch für ihn, daß er gerade die aphoristischen Geister so bevorzugt. Ja noch mehr: die Geister mit negativen Tendenzen. Er hat für Lichtenberg, Heine, Schopenhauer gekämpft. Er hat Blumauer und der Parodie in Oesterreich ein unverhältnismäßig hohe Bedeutung für unsere litterarische Entwicklung zuerkannt. Seine neueste Publikation schlägt wieder in diese Richtung. Er liebt die feinen Köpfe, nicht die großen Herzen. Deshalb kann er mühsam seine Verachtung Klopstocks und Schillers verbergen. Deshalb ist Lichtenberg sein Held, der kleine bucklige Göttinger Professor, der fast nur Liscow den Satiriker anerkannte, dem die Ader für das erregte Gemüt, für die schwärmenden Göttinger, für die Stürmer und Dränger fast ganz fehlte, der dafür jedoch ein geistreicher Denker, ein Mann der Schlagworte, ein genialer Aphoristiker war. In den Briefen an Dieterich kommen diese glänzenden Eigenschaften voll zur Geltung. Diese Briefe lesen sich, als wären sie für den Druck geschrieben. Sie lesen sich wie witzige Feuilletons. Allerdings wünschte ich nicht ihr Empfänger zu sein — ich würde so geistreichen Episteln mißtrauen. Der bucklige Professor kann, wie er selbst sagt, das „Kitzeln" nicht lassen. Er ist oft derb, öfter lüstern, immer geistvoll. Und in all dem Geist erwärmen ein paar einfache Sätze ganz merkwürdig, die nur schlicht und herzlich von seiner Freundschaft sprechen. In Summa: ein auch für den Nichtlitteraten interessantes Buch, das man von zwei Seiten betrachten kann. Grisebach hat Recht, wenn er von den Briefen entzückt ist. Vielleicht kann er sich aber vorstellen, daß es auch einen anderen, einen psychologischen Standpunkt ihnen gegenüber geben kann.

Berlin. *Carl Busse.*

Jean Dornis. La Poésie italienne contemporaine. Paris, Paul Ollendorff, 1898. 328 S. Preis 7 Francs 50.

Seitdem Paul Heyses wundervolle Uebertragungskunst sich zum Vermittler italienischer Lyrik gemacht hat, hat das Interesse an dieser und haben die Versuche sich gemehrt, sie durch Uebersetzungen dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Carducci, der poeta laureatus des neugeeinten Italiens, Ada Negri, die Sängerin des sozialen Mitleids, haben ihre deutschen Umdichter gefunden, und eine in jüngster Zeit erschienene Sammlung ist den beiden Bolognesern Panzacchi und Stecchetti und dem vielumstrittenen d'Annunzio gewidmet. Einen Gesamtüberblick über die Lyrik des jungen Italien zu erhalten, war gleichwohl bisher ohne genauere Kenntnis der Sprache nicht möglich, und in Ermangelung einer einheimischen Darstellung auf diesem Gebiete darf uns die vorliegende französische Anthologie als ein annehmbarer Ersatz gelten. Sie bringt kurze, aber einleuchtende Charakteristiken der verschiedenen poetischen Richtungen und ihrer Hauptvertreter, insbesondere der klassizistischen Schule von

Bologna, die in Carducci, und der romantischen Schule von Palermo, die in Mario Rapisardi ihren Führer verehrt, und bietet von den Dichtungen jedes einzelnen eine kleine bezeichnende Auslese im italienischen Original-text und einer sorgfältigen französischen Prosa-Uebertragung. Besonders eingehende Schlußkapitel sind Ada Negri und Gabriele d'Annunzio gewidmet, deren Porträts der splendid ausgestattete Band enthält. *J. E.*

Verschiedenes.

Bozen und Umgegend. Von Heinrich Noë. Aus dessen Nachlasse herausgegeben vom Heinrich Noë-Denkmal-Comité. Mit zwei Original-Beiträgen von Prof. Franz von Defregger und dem Bildnis des Verfassers. 1898. Verlag des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Sektion Bozen.

Schon sind zwei Sommer dahingegangen, seit dem unermüdlichen Schilderer der Alpen, Heinrich Noë, die Feder im Tod entsunken ist und seine sterbliche Hülle inmitten seiner geliebten tiroler Berge auf dem paradiesisch gelegenen Friedhofe zu Gries bei Bozen der kühlen Erde übergeben wurde. Der unersetzliche Verlust, der uns dadurch betroffen, und an den auch Ludwig von Hörmann uns im rührenden Vorworte ernst gemahnt, wird jedem Empfindungsfähigen klar werden, der dieses sein Andenken uns wehmütig wachrufende, aber keinem seiner Vorgänger nachstehende Buch Noë's voll herrlicher Naturpoesie zur Hand nimmt und es mit der ganzen Seele, nicht blos mit den denkenden Blicken liest. Möchte doch jeder Deutsche mit der gleichen Sehnsucht, die ihn stets aufs neue wieder nach den majestätischen Alpen zieht, auch daheim diesen wundervollen Darstellungen erhabener Naturscenen sein Gemüt und die inneren Sinne öffnen, dann wird auch durch das Scherflein, das der einzelne Leser dazu beiträgt, dem Heimgegangenen, so verdienten Manne auf vaterländischer Erde recht bald ein seiner hervorragenden Bedeutung und mitwirkenden Thätigkeit würdiges Denkmal, nahe seiner geweihten Ruhestätte sich erheben, ihm zum Ruhm und uns selbst auch zum rühmlichen Lobe.

München. *Martin Greif.*

Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister. Herausgegeben von Dr. Heinrich Reimann. Berlin, Verlags-Gesellschaft „Harmonie". I. Band: Brahms. II. Band: Händel. III. Band: Loewe.

Eine fachmännische Beurteilung fordern diese für weite Leserkreise angelegten Werke nicht heraus, denn es ist z. B. klar, daß nach der grundlegenden und alles Bedeutende erschöpfenden Arbeit Chrysanders eine Händelbiographie, die noch nicht 100 Seiten Text umfaßt, keinen Anspruch auf Neuheit der Ergebnisse machen will. Dennoch ist die Arbeit des trefflichen Dirigenten der Mainzer Händelfeste, Fritz Volbach, verdienstlich, da sie dem Musikliebhaber, dem musikfreundlichen Laien das Verständnis für Händels eigenartige Persönlichkeit und ganz in seiner Zeit wurzelnde Thätigkeit eröffnet. Eine Fülle von Bildern und Notenbeispielen belebt die anregende Schilderung und erleichtert das Verständnis. Selbständiger schon war die Aufgabe, die dem Herausgeber der ganzen Sammlung Heinrich Reimann mit der Darstellung des Lebenswerkes von Johannes Brahms (I. Band der Sammlung) zufiel. Ich sage absichtlich Lebenswerk, denn mit dem Lebensgange beschäftigt sich das Buch nicht mehr, als nötig ist, den Rahmen für jenes zu geben. Wenn auch einstweilen noch kein Buch über Brahms weit über den Rahmen eines Nekrologs hinaus gehen kann, die Wirkung seiner Persönlichkeit auf das Volk außerhalb der Kunstzentren noch nicht völlig ermessen werden kann, so darf man doch Reimanns Buch als einer gerechten, liebevollen, aber durchaus nicht einseitigen Würdigung des Mannes, dessen Bild von der musikalischen Parteien Gunst und Haß meistens verzerrt wird, der anderen Darstellungen dieses Gegenstandes den Preis geben. An dritter Stelle der vorliegenden Sammlung ist dem bekannten Dramaturgen Heinrich Bulthaupt die dankbare Aufgabe zugefallen, Karl Loewes Persönlichkeit und Schaffen uns vorzuführen. Dankbar auch deshalb, weil so endlich das in zahllosen Aufsätzen über Loewe brach liegende Material so weit gesammelt wurde, als es dazu beitragen kann, den Balladenkomponisten Loewe ins deutsche musikalische Haus zu bringen. Bulthaupt giebt, bei aller Hochschätzung der Gesamtarbeit Loewes, dessen Opern der verdienten Vergessenheit anheim, auch von einer thatkräftigen Wiederbelebung der Oratorien verspricht er sich nicht viel, selbst auf die Lieder Loewes legt er kein zu schweres Gewicht, dafür aber setzt er seine ganze werbende Kraft ein für Loewe, den „Alleinherrscher im Reich der Ballade". Die große Kunst des Sichbeschränkens hat Bulthaupt hier mit klugem Takt geübt. Sein Buch wird das Verständnis für die Ballade als Dichtung erleichtern, und dadurch der musikalischen Ballade den Weg ebnen. — Hervorgehoben sei die prachtvolle, reiche, aber nicht überladene Ausstattung, die sich nicht auf Bildnisse und Faksimiles von Noten beschränkt, sondern auch selbständige Kunstwerke von der Meisterhand Melchior Lechters, Hanns Fechners und Max Klingers bringt. Letzterer hat insbesondere dem Brahmsbande mit einem Theile seiner Brahmsphantasieen den herrlichsten Schmuck gegeben. Der Preis von je 2,50 bis 4 Mark für den Prachtband ist in der That für das Gebotene sehr gering.

Berlin-Westend. *Karl Storck.*



Nachrichten

Bühnenchronik.

*** Zu Anfang des September wurde der Betrieb in sämtlichen Berliner Bühnenhäusern wieder aufgenommen. Das Lessing-Theater, das unter der neuen Direktion Neumann-Hofer in sein zweites Jahrzehnt trat, beschwor aus diesem Anlaß zum ersten Male Shakespeares gigantischen Schatten herauf und eröffnete mit „Heinrich V." Es war aber nicht so böse gemeint. Schon nach wenigen Tagen wurde das Weiße Rösel des Hauses York vom Weißen Rössel des Hauses Blumenthal wieder friedreich abgelöst. Als erste Novität ward mit freundlichem Erfolge Georg von Omptedas Schauspiel „Eheliche Liebe" gegeben, in dem ein Gatte durch den Erpressungsversuch eines adligen Heiratsvermittlers gezwungen wird, seiner Frau zu gestehen, daß er sie ursprünglich ohne Liebe, nur seiner Schulden und ihres Geldes wegen geheiratet habe, für dieses Bekenntnis aber schließlich ihre Verzeihung findet, da sich die erst in der Ehe erwachsene Liebe als haltbar und echt erweist. — Ebenfalls unter neuer Leitung, unter dem Szepter von Frau Nuscha Butze, trat das Neue Theater in die Saison ein. Man gab eine Schillerpreisdichtung aus der dramatisch noch recht wenig verwerteten Geschichte des Hohenzollernhauses, „Reichsfürst und Landesherr" von E. von Weitra. Da jedoch der Erfolg nicht eben weittragend war und die Hofloge hartnäckig leer blieb, begnügte man sich vom dritten oder vierten Abend ab mit Molières „Tartüffe", um diesem etwas später das anderwärts schon öfter gegegebene Preisschauspiel „Ottilie" von F. A. Triesch folgen zu lassen. — Zwei einaktige Neuheiten, der Schwank „Ramadou" von Emil Peschkau (Berliner Theater) und „Frühlingswende", der Erstling eines begabten jungen Schauspielers, Alfred Halm (Residenz-Theater), wurden hier wie dort mit Beifall begrüßt. — Stark bestritten war die Aufnahme, die des jüngeren Björnson Schauspiel „Johanna" am Deutschen Theater fand. (Vgl. die Besprechung des Stückes auf Spalte 61 dieser Nummer.) Desto bereitwilliger gab man sich an der gleichen Stätte den romantischen Reizen von Rostand-Fuldas „Cyrano de Bergerac" gefangen, deren Erstaufführung am 14. September stattfand. ∞

Man hat vergessen oder doch unterlassen, in diesem Jahre das Jubiläum der Romantik zu begehen, als deren „offizielles" Geburtsjahr das Jahr 1798 zu gelten

hat. Aber der Zufall will es, daß sich die litterarhistorische Forschung heuer besonders stark den Romantikern zugewandt und damit doch eine Art Jahrhundertfeier geschaffen hat. Es erschienen vor kurzem die Bücher über Brentanos vergessenen Roman „Godwi“ von Alfred Kerr (Berlin, G. Bondi) und über „Novalis' Lyrik“ von Carl Busse (Oppeln, G. Maske). In dem letztgenannten Verlage giebt ferner binnen kurzem Hermann Anders Krüger seine Arbeit „Der junge Eichendorff“ heraus, und H. Haessels Verlag in Leipzig bereitet für die Jahreswende ein umfangreiches Werk über die Romantiker von Ricarda Huch vor, auf das man gespannt sein darf. Die wertvollste Gabe aber wird die Goethe-Gesellschaft ihren Mitgliedern in Gestalt von zwei Bänden „Briefe der Romantiker an Goethe“ auf den Weihnachtstisch legen, mit deren Herausgabe Erich Schmidt und B. Suphan beschäftigt sind. Der erste Band soll noch vor dem Jahresende erscheinen und wird voraussichtlich auf das beklagenswerte Mißverhältnis zwischen Goethe und Kleist neue Lichter werfen.

* *

Zwei neue Wochenschriften, die beide den Titel „Das neue Jahrhundert“ führen, beginnen am 1. Oktober in Köln und in Berlin zu erscheinen. Von der ersteren konnten wir bereits im „Echo der Zeitschriften“ Notiz nehmen; das Probeheft der zweiten (Verlagsanstalt „Janus“ Berlin NW. 23), das uns noch nicht vorliegt, verspricht Beiträge von Hans Land (Herausgeber), Janus, Georg Brandes, Richard Berg, Joseph Kainz, B. von Suttner, Paul Scheerbart.

* *

Von sonstigen neuen periodischen Unternehmungen werden zum 1. Oktober angekündigt: „Bühne und Welt,“ eine illustrierte Halbmonatsschrift für die Interessen des Theaters (Herausgeber: Dr. Heinrich Stümcke, Verlag von O. Elsner, Berlin), und „Der Türmer“, Monatsschrift für Gemüt und Geist, herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuß (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart). Die letztere Monatsschrift hat sich unter dem Motto von Goethes Türmer Lynkeus „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt!“ ein besonders eigenartiges Programm gesetzt.

* *

In den Schatz seiner Erinnerungen greift jetzt auch Rudolf von Gottschall, der Fünfundsiebenzigjährige, dessen großes autobiographisches Werk: „Aus meiner Jugend“ in diesen Tagen bei Gebrüder Paetel in Berlin erscheint. Es darf als wertvoller Beitrag zur Kenntnis der künstlerischen und politischen Bewegungen im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts der regsten Beachtung gewiß sein.

* *

Gottfried Kellers Briefwechsel mit seinem verstorbenen Biographen Jakob Baechtold wird demnächst von Erich Schmidt in der „Deutschen Rundschau“ teilweise veröffentlicht.

* *

Unter dem Titel „Acta diurna“ läßt Anton Bettelheim bei A. Hartleben in Wien eine neue Folge von gesammelten Aufsätzen erscheinen, darunter Essais über Mitterwurzer, die Wolter, Helene Hartmann und seine in „Cosmopolis“ veröffentlichten litterarischen Chroniken.

* *

Ein neues verheißungsvolles Buch von Julius Hart unter dem Titel „Ueberkultur. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert“ kündigt Eugen Diederichs Verlag in Florenz und Leipzig soeben an. Das Werk zerfällt in vier Abschnitte und will auf Grund der geistigen Bilanz des scheidenden Jahrhunderts neue Welt- und Kunstanschauungen für das neue aufbauen.

* *

Eine japanische Litteraturgeschichte gab es bisher noch nicht. In Japan selbst ist erst vor kurzem die erste ihrer Art erschienen. Jetzt hat es ein Japaner, Dr. T. Okasaki unternommen, eine Darstellung der gesammten religiösen, wissenschaftlichen, poetischen und belletristischen Litteratur im Rahmen eines mäßig starken Bandes zu geben. Das Werk erscheint binnen kurzem im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

* *

Ein Denkmal für W. H. Riehl, den Meister der kulturgeschichtlichen Novelle, wird in kurzem der Oeffentlichkeit übergeben, allerdings nicht in Erz und Stein, sondern in Gestalt der ersten wohlfeilen Gesamtausgabe seiner „Geschichten und Novellen“, die der Cotta'sche Verlag in 44 vierzehntäglichen Lieferungen zu 50 Pf. vorbereitet.

* *

Eine deutsche Gesamtausgabe der Romane und Novellen von Koloman Mikszáth, dem berühmten ungarischen Humoristen, beginnt lieferungsweise in den nächsten Wochen bei Georg Heinrich Meyer, Leipzig, zu erscheinen. Kleinere Skizzenbändchen von Mikszáth enthält bereits Reclams Universalbibliothek.

* *

Am 3. und 4. September d. J. feierte eine unserer größten buchhändlerischen Anstalten, die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, das Jubiläum ihres 50jährigen Bestehens. Am 1. September 1848 hatte Eduard Hallberger unter seinem Namen eine Firma gegründet, die hauptsächlich dadurch zur Blüte gelangte, daß der Chef mit sicherem Blick die Bedeutung des illustrierten Zeitschriftenverlages erkannte und sich auf diesen Zweig warf. 1881 wurde das inzwischen zu einer buchhändlerischen Macht gewordene Hallbergersche Geschäft als „Deutsche Verlags-Anstalt“ in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und dehnte sich als solche noch weiter aus. Sie besitzt gegenwärtig außer den beiden alten Hallbergerschen Familien-Zeitschriften „Illustrierte Welt“ und „Ueber Land und Meer“ das eigenartige Unternehmen „Aus fremden Zungen“, die neuerdings wieder zu Ansehen gelangte „Deutsche Revue“ und Stuttgarts gelesenste Tageszeitung „Neues Tagblatt“. Ihr Buchverlag berücksichtigt hauptsächlich Prachtwerke, Belletristik und Memoirenlitteratur. Eine aus Anlaß des Jubiläums erschienene Festschrift und eine Festnummer von „Ueber Land und Meer“ führen in Wort und Bild diesen buchhändlerisch-litterarischen Großbetrieb nach seinen verschiedenen Seiten hin vor.

* *

Verlag und Redaktion der „Tägl. Rdsch.“ erlassen zur Belebung unserer kolonialen erzählenden Litteratur ein koloniales Preisausschreiben. Ein Preis von 1000 Mark wird auf die beste Erzählung aus dem Leben der deutschen Kolonieen, zwei Preise von 500 und 300 Mark werden auf die besten Skizzen aus dem deutschen kolonialen Leben (Jagd-, Kriegsabenteuer, Sittenbild u. dgl.) ausgesetzt. — Dieses Preisausschreiben mag sehr gut gemeint sein, scheint uns aber praktisch ziemlich verfehlt, denn die Zahl der Leute, die das Leben in den deutschen Kolonieen aus eigener Anschauung kennen — und nur solche sollten doch in Betracht kommen! — ist leider noch immer sehr klein, noch viel winziger aber die Zahl derjenigen Kolonialkenner, die die Feder zu führen wissen.

* *

Wie die Blätter melden, hat das bekannte Preisausschreiben für ein Moselweinlied bis zum 1. September schon 2140 Einsendungen zur Folge gehabt. An einer ähnlichen poetischen Konkurrenz, die eine rheinische Kohlengrubengesellschaft vor einiger Zeit für ein Gedicht zum Lobe ihrer Preßkohlen ausgeschrieben hat, haben sich bisher 5982 Einsender beteiligt. — Das ist nicht viel aber immerhin ein Anfang.

* *

Der bevollmächtigte Vertreter von Fritz Reuters Erben, Herr Curt Walter in Eisenach, ersucht auch uns um Veröffentlichung der Bitte, daß etwaige ungedruckte Briefe, Gedichte oder sonstige handschriftliche Reliquien des Dichters ausschließlich Herrn Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz, Königlichem Bibliothekar in Berlin, für den

3. Band seines Sammelwerkes „Aus Fritz Reuters alten und jungen Tagen“ leihweise überlassen werden möchten.

* *

Zur Mitherausgabe des philosophischen Nachlasses wurde soeben Dr. Arthur Seidl aus München von Frau Dr. Förster-Nietzsche an das Nietzsche-Archiv nach Weimar berufen. Gleichzeitig ergeht aus dem „Nietzsche-Archiv“ an Dichter, Komponisten, Künstler, Schriftsteller und Verleger die dringende Aufforderung, Werke, Aufsätze und dgl., die durch Nietzsche hervorgerufen oder angeregt wurden, bezw. sich mit seiner Person oder seinen Werken beschäftigen, in einem Exemplar dorthin einsenden oder doch wenigstens davon gelegentlich an Ort und Stelle Kenntnis geben zu wollen. Unkosten sollen auf Wunsch gerne alsbald ersetzt werden.

* * * Der Büchermarkt * * *

*(Die mit * bezeichneten Werke gingen uns zu. — Abgeschlossen am 14. September.)*

a) Romane und Novellen.

Baudissin, J. Gräfin von. Ueber die Alpen. Roman. Berlin, Schall & Grund (Verein der Bücherfreunde). 1898. Preis M. 5,—, geb. M. 6,—.

***Berlepsch**, G. von. Bergvolk. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis M. 2,50, geb. M. 3,50.

Biller, E. Die Andere. Roman. 8⁰. Dresden, Carl Reißner. 1898. Preis M. 3,—, geb. M. 4,—.

***Bittrich**, Max. Neue Spreewaldgeschichten. Leipzig, G. H. Meyer.

Bülow, F. Freiin von. Wir von heute. Zwei Erzählungen. 8⁰. Dresden, Carl Reißner. 1898. Preis M. 3,—, geb. M. 4,—.

***Daudet**, Alphonse. Die Stütze der Familie. Deutsch von A. Berger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis M. 4,—, geb. M. 5,—.

Duimchen, Theodor. Cuba insurrecta. Roman. 8⁰. Berlin W., „Vita“, Deutsches Verlagshaus. Preis M. 3,—.

Bärow, J. von. Der Traum des Herrn von Patrock. Roman. 8⁰. Dresden, Carl Reißner. 1898. Preis M. 3,—, geb. M. 4,—.

Ego. Ketten. Moderner Liebesroman Faust'scher Seelen. Berlin, Carl Duncker. 2 Bde. 8⁰. Preis M. 5,—.

Eschen, M. von. Die Nichten der Hauptmännin v. Weilar. Roman. 8⁰. Dresden, Carl Reißner. 1898. Preis M. 3,—, geb. M. 4,—.

***Gersdorff**, A. von. Von Todes Gnaden. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis M. 3,50, geb. M. 4,50.

Hedenstjerna, A. von. Im Kaleidoskop. Bilder aus dem Alltagsleben. Nach dem Schwed. von H Fick. Halle, Otto Hendel. Preis geb. M. 2,—.

Hope, A. Die Abenteuer des Grafen Antonio. Deutsch v. Rob. Prölß. 8⁰. Leipzig, Philipp Reclam jun. 1898. Preis M. 3,—, geb. M. 4,—.

Jacobsen, J. P. Gesammelte Werke. Aus d. Dänischen v. M. Herzfeld. 2 Bde. Eugen Diederichs Verlag, Florenz. Preis M. 3,—, geb. M. 4,—.

Ilgenstein, Heinrich, der Märchensucher. — Liebe. Zwei Erzähl. Berlin, Schweitzer & Mohr (H. Hildebrandt). M. 1,50.

F. Klinck-Lütetsburg, Alte und neue Geschichten. 2 Bde. Verlag von W. Graf in Höchst a. M. Je M. 2,—.

***Klinckowström**, A. v. Verlorene Liebesmüh. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis M. 3,50; geb. M. 4,50.

***Koubert**, Anna. Holländische Kleinbürger. Novellen. Oppeln, Georg Maske. Preis M. 0,50.

Kromer, H. E. Die Mittendurcher. Novellen und Skizzen. Hamburg, Friedrich Lücke, (A. Lechband Nachf.). Preis M. 2,—.

***Maupassant**, G. de, Gesammelte Werke. Frei übertragen von Georg Frh. v. Ompteda. 40 Lief. à 50 Pf. Lief. 1—20. Berlin, F. Fontane & Co.

***Pantenius**, Th. H. Gesammelte Romane in 9 Bdn. Lieferung 1—19 zu je 50 Pf. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

***Polenz**, Wilhelm von. Der Büttnerbauer. Roman. Zweite Auflage. Berlin, F. Fontane & Co. Preis M. 6,— geb. M. 7,50.

Freiherr von Schlicht, Meine kleine Frau und ich. Humoresken. Charlottenburg, Max Simson. 8⁰. Preis M. 2,—.

***Stillfried**, Felix. De unverhoffte Arwschaft. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis M. 2,50; geb. M. 3,50.

***Theden**, Dietrich. Der Friesenpastor. Kriminalroman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis geb. M. 4,50.

***Thoma**, Ernst. Eine Lebensgeschichte. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co. Preis M. 5.—.

Torrund, J. Sonjas Rache. Roman. 8⁰. Leipzig, Ph. Reclam jun. Preis M. 3,—, geb. M. 4,—.

Westkirch, L. Eine Studentenehe. Roman. 8⁰. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1898. Preis M. 3,—, geb. M. 4,—.

Wothe, Anny. Ragna. Roman. 8⁰. Chemnitz, B. Richters Verlag. 1898. Preis M. 3,50, geb. M. 4,50.

b) Lyrisches, Episches, Aphorismen.

***Coßmann**, Paul Nicolaus. Aphorismen. München, Carl Haushalter. eleg. geh.

***Dreffely**, Anton. Grabschriften, Sprüche auf Marter-Säulen, Bildstöcken ꝛc., Hausinschriften, Wirtsschilder, Trinkstubenreime, Geräteinschriften u. a. Klein Quer-8⁰. Salzburg, Anton Pustet. Preis brosch. M. 1,40, geb. M. 2,—.

Jahrmarktslieder, politische. Gr. 8⁰. von Münchow'sche Hof- und Universitätsdruckerei in Gießen. Preis M. 1,—.

Malybrok-Stieler, O. Minne. Ein Cyclus von Liedern u. kleinen Dichtungen. 12⁰. Berlin, E. Regenhardt. 1898. Preis geb. M. 2,50.

***Masurin**, Die Jugend. Aus dem Russischen von Richard Zoozmann. Berlin, Otto Elsners Verlag.

***Padberg**, Alexander von. Haussprüche und Inschriften in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. 2. verm. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh. Preis M. 1,20.

c) Dramatisches.

Adler, L. Das Friedensdenkmal. Drama. Halle, Otto Hendel. Preis M. 0,50; geb. M. 0,75.

***Harlan**, Dr. Walter. Im April. Lustspiel aus den vierziger Jahren. Leipzig, Constantin Wild. Preis M. 2,50.

***Schillers Werke.** Herausgegeben von J. G. Fischer. Ein Band Lexikonformat. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. Preis geb. M. 3,—.

Schrulz, D. Der Engel um Mitternacht. Phantastisches Drama nach Barrière de Plouvier. Halle, Otto Hendel. Preis M. 0,50; geb. 0,75.

***Strachwitz**, Martha. Miserere. Drama in 1 Akt. Berlin, Ed. Blochs Theaterbuchhandlung. Preis M. 1,—.

Weislein, C. Wahrheit. Schauspiel. Wien, Sallmayersche Buchhdlg. Preis M. 0,40.

d) Litteraturgeschichtliches.

***Alt**, Dr. Carl. Goethes Dichtung und Wahrheit. München, Carl Haushalter. Preis M. 3,—.

***Busse**, Carl. Novalis' Lyrik. Oppeln, Georg Maske. Preis M. 3,—.

***Hanstein**, Adalbert von. Gerhart Hauptmann. (Biogr. Volksbücher. Nr. 21/22).) Mit Bildnis. Leipzig, R. Voigtländer. Preis M. 0,50, geb. M. 0,75.

***Kerr**, Alfred. Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik. Berlin, Georg Bondi. Preis M. 3,—.

***Lublinski**, S. Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig. Litterarische Studien. Berlin 1899, S. Cronbach. Preis M. 2,—.

***Plonsky**, Dr. Georg. Gewissen, Ehre, Verantwortung. Litterarpsychologische Studien (Ibsen, Glab Uspensky, Leo Tostoi) München, Hermann Lukaschik (G. Franz'sche Hofbuchhandlung). Preis M. 2,—.

***Saitschick**, Robert. Goethes Charakter. Eine Seelenschilderung. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 1898. Preis M. 1,80.

***Schmidt**, Auguste und Hugo **Rösch**, Louise Otto-Peters, die Dichterin und Vorkämpferin für Frauenrecht. Ein Lebensbild. R. Voigtländers Verlag, Leipzig. (Biographische Volksbücher Nr. 17—20.) Preis M. 1,—, geb. M. 1,25.

***Seiler**, F. Gustav Freytag. Mit 28 Abbildungen. Leipzig, R. Voigtländer (Biogr. Volksbücher Nr. 48—55). 8⁰. Preis M. 2,—; geb. M. 2,25.

***Steiger**, Edgar. Das Werden des neuen Dramas. I. Band: Henrik Ibsen und die dramatische Gesellschaftskritik. II. Band: Von Hauptmann bis Maeterlinck. — Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. 35. — Preis M. 10,—.

e) Verschiedenes.

***Barth**, Dr. Hans, Türke wehr' dich! 2. Auflage. Leipzig, Rangersche Buchhandlung (Gebhard & Wilisch). Preis M. 3,—.

Leyen, Fr. v. der. Indische Märchen. Mit einem Anhang: Die verschiedenen Darstellungen und die Geschichte der Märchen. Halle, Otto Hendel. In Orig.-Lwd. M. 2,—.

***Trinius**, August. Aus der Chronik der Gemeinde Gabelbach. Mit 7 Bildnissen von Rich. Wintzer. Berlin W., Fischer & Franke. Preis M. 4,—.

***Walther**, K. Bismarck in der französischen Karrikatur. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1898. Preis M. 0,50.

Wir bitten die Herren Verleger, uns nur Werke litterarischen Charakters zur Besprechung einzusenden. *D. Red.*

Notizen.

∾ **„Hans Breitmann“.** Was für uns „John Bull“ oder „Onkel Sam“, das ist für den Angelsachsen „Hans Breitmann“. Diesen Namen haben insbesondere die Amerikaner dem eingewanderten Deutschen wegen seiner oft lächerlichen Versuche beigelegt, sich so rasch als möglich seiner deutschen Nationalität zu entäußern und sich in Sprache und Gehaben englisch zu geberden. Die Spottfigur des „Hans Breitmann“ ist seit einem Menschenalter der populäre Typus des Deutschamerikaners und es giebt eine nicht geringe Breitmann-Litteratur, in der namentlich das Deutsch-amerikanische „Dogs-English“ — ein Seitenstück zu dem elsässischen Wackes-Französisch — ausgiebig zu komischen Wirkungen benutzt wird. Ein Schriftsteller von Begabung, Ch. G. Leland — ein verdienstvoller Uebersetzer Heines, Eichendorffs, Scheffels — hat sich sogar ausschließlich der dichterischen Bearbeitung Hans Breitmanns zugewandt und nicht weniger als sieben Gedichtbände in diesem Stile veröffentlicht. Ihm und seinen Nachahmern gilt eine hübsche Studie von G. A. Crüwell in der „N. Fr. Presse“ Nr. 12230, au der folgende ergötzliche Probe eines solchen Breitmann-Gedichtes entnommen sei:

Hans Breitmann gife a barty
Der all vas Saus und Braus
Wenn de sooper comed in, de gompany,
Did make demselfs to house;
Dey ate das Brot und Gensy broost,
De Bratwurst und Braten vine,
Und vash der Abendessen down
Mit four parrels of Neckarwein.

Hans Breitmann gife a barty
Vhere ish dot barty now?
Vhere ish de lofely golden cloud
Dot float on de moundain's prow?
Vhere ish de himmelstrahlende Stern —
De shtar of the shpirit's light?
All goned afey mit de lagerbeer —
Afay in de Ewigkeit.

∾ **Deutschland in Japan.** In der „Revue des Revues“ bespricht ein Mitarbeiter die in Tokio seit 1885 bestehende Mädchenschule für die Töchter des japanischen Adels und führt als „charakteristisches Detail“ an, daß die Bibliothek dieses — gegenwärtig von 402 Zöglingen besuchten — Instituts unter 25371 Bänden 244 deutsche, aber nur 203 französische Bücher besitze. „Solche Ziffern bestätigen, ach, nur zu deutlich unsere früher gemachte Wahrnehmung, daß die deutsche Sprache ihren Siegeszug im Reiche des Mikado unaufhaltsam fortsetzt.“ — Schaudervoll!

Für Willibald Alexis!

Am 29. Juni d. J. waren hundert Jahre verflossen, seitdem Willibald Alexis in Breslau geboren wurde. Aus diesem Anlaß hat sich zur Errichtung eines Denkmals in des Dichters langjährigem Wohnort Arnstadt ein Ausschuß gebildet, in dessen Aufruf es heißt:

„Durch eine große Anzahl lebensvoller, feinsinniger und geistreicher Erzählungen hat er sich Tausenden von Deutschen zum Freunde gemacht. In wertvollen Reise-Beschreibungen hat er eine Fülle von anziehenden Betrachtungen über die Gegenden und die Menschen, die er kennen gelernt, niedergelegt. Als Herausgeber litterarischer Zeitschriften und als angesehener Kritiker hat er mit heiligem Ernste für eine gesunde Entwickelung der deutschen Dichtkunst gefochten. Auch eine Reihe trefflicher lyrischer Gedichte hat er uns hinterlassen, von denen eines, „Fridericus Rex“, geradezu zum Volksliede geworden ist. Vor allem aber läßt er in acht gewaltigen vaterländischen Romanen unsere geschichtliche Vergangenheit so lebendig vor unseren Augen erstehen, wie das vor ihm noch keinem gelungen war. Hier führt er uns die Heldenthaten der brandenburgischen Markgrafen und Kurfürsten, der preußischen Könige vor Augen und zeigt, was Brandenburg, was Preußen, was Deutschland ihnen zu verdanken hat. Hier liefert er uns glänzende Charakterschilderungen vieler Personen, die in der deutschen Geschichte eine Rolle gespielt haben; hier führt er uns in wahrheitsgetreuen, oft durch köstlichen Humor gewürzten Genrebildern die Leiden und Freuden des Volkes vor Augen; hier versteht er es, wie noch niemand zuvor, der märkischen Heide ihre eigentümlichen poetischen Reize abzulauschen.“



Unterzeichnet ist der Aufruf von einer großen Anzahl hervorragender Persönlichkeiten, Dichter und Schriftsteller, ohne Unterschied der Richtung, darunter Felix Dahn, Hans Delbrück, Ernst Eckstein, Graf Philipp zu Eulenburg, Kuno Fischer, Theodor Fontane, Karl Frenzel, Ludwig Fulda, Martin Greif, Julius Grosse, Heinrich Hart, Gerhart Hauptmann, Paul Heyse, Hans Hopfen, Reinhold Koser, Detlev v. Liliencron, Paul Lindau, Wilhelm Oncken, Wilhelm Raabe, Julius Rodenberg, P. K. Rosegger, Erich Schmidt, Gustav Schmoller, Heinrich Seidel, Friedrich Spielhagen, Richard Voß, Ernst v. Wildenbruch, Julius Wolff u. a. m. Zur Entgegennahme von Beiträgen haben sich die Herren Banquier Meyer-Cohn (Berlin W., Unter den Linden 11) Kommerzienrat Elwin Paetel (Berlin W., Lützowstr. 7), Banquier Wilhelm v. Külmer, Arnstadt, bereit erklärt. Anfragen sind an Herrn Dr. Max Ewert in Arnstadt zu richten.

Für die zahlreichen Verehrer des Dichters, der bekanntlich in seinen letzten Lebensjahren von schweren Leiden heimgesucht war, darf unser vorstehendes Bild von besonderem Interesse sein, da es die bisher noch unveröffentlichte letzte Aufnahme nach dem Leben darstellt Sie stammt aus dem Jahre 1864 und zeigt den damals Sechsundsechzigjährigen im Rollstuhl, behütet von seiner treuen Nichte und Pflegetochter, der jetzigen verw. Frau Hauptmann von Zedlitz in Gotha. Möge das kleine Bildchen manchen an seine Dankesschuld dem heimgegangenen Erzähler gegenüber gerade jetzt erinnern, wo ihm Gelegenheit wird, sie wenigstens teilweise abzutragen!

Die Umschlagszeichnung des Heftes ist von Theodora Onasch in Berlin entworfen.

An unsere Mitarbeiter. Aus technischen Gründen mußte der Redaktionsschluß für dieses Heft schon am 15. September erfolgen; später eingehende Beiträge konnten nicht mehr berücksichtigt werden. Wir bitten freundlichst davon Notiz zu nehmen, daß der Redaktionsschluß für Heft 2 am 3. Oktober, für Heft 3 am 17. Oktober, für Heft 4 am 1. November erfolgt.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Hans Tiesler, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburgerstraße 15/16.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger,
Berlin NW. 52, Calvinstr. 26 — Telephon: II, 2573.
Verlag: F. Fontane & Co.,
Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 2
vom
15. Oktober 1898

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annonzenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4414 a).

Inhalts-Tafel.

Spalte

Walter Paetow: Dem Andenken Theodor Fontanes (mit Bild von Max Liebermann) . . . 73
Erich Schmidt: Cyrano von Bergerac (Schluß) . . . 77
Eugen Guglia: Gabriele d'Annunzio (mit Bild) . . . 84
Alfred Beetschen: In Paul Heyses Heim . . . 90
Josef Flach: Polnische Erzähler (mit Bild) . . . 93
Walter Wolff: Moderne religiöse Litteratur . . . 100
Anzeige . . . 106
Echo der Zeitschriften:
  Deutsches Reich . . . 109
  Oesterreich . . . 114
  England (von James Grun) . . . 115
  Frankreich (von Henri Albert) . . . 116
  Italien (von Ernesto Gagliardi) . . . 118
  Spanien (von Ernst Bark) . . . 119
  Holland (von Henri Dekking) . . . 120
Paul Mahn: Zur Hauptmann-Litteratur . . . 121
Fritz Lemmermayer: Die neue Anzengruber-Ausgabe . . . 122
Erich Meyer: Viktor Hugos Briefwechsel . . . 123
Besprechungen von Eugen Reichel, Th. von Sosnosky, Hermann Rückner, Martin Greif, J. E., Gustav Zieler, Hermann Conrad, Fr. von Oppeln-Bronikowski, Max von Waldberg, Edward Stilgebauer, Franziskus Hähnel, Ed. Höber, Heinrich Lee, J. E. . . . 124
Nachrichten (mit Bühnenchronik) . . . 132
Notizen:
  Theodor Fontane über „Die Weber“ . . . 133
  Paul Deroulède . . . 134
Der Büchermarkt . . . 134
Die Gobineau-Vereinigung . . . 136

Hierzu als Beilage ein Facsimile: „Hans Joachim von Zieten“ von Fontane in der ersten Niederschrift des Dichters.



Zu Theodor Fontanes Gedächtnis.

Von **Walter Paetow** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Am 20. September hat Theodor Fontane die Augen für immer geschlossen; am 24. September ist er zur letzten Ruhe bestattet worden: draußen im Norden Berlins, auf dem Kirchhof der französischen Gemeinde, wölbt sich jetzt ein Hügel. Das Leben der Weltstadt Berlin, von dem er wie kein anderer erzählt hat, flutet hier ...allsam vorüber; hier ist die Stätte, mit der viele seiner Gestalten unlöslich verbunden sind. Lärm und hastiges Getriebe, Unruhe und ein Grau des alltäglichen Lebens sind das Charakteristische dieses Viertels der Reichshauptstadt, und von leisen lyrischen Stimmungen scheint hier kein Hauch zu wehen, dichterische Eindrücke glaubt man hier nicht gewinnen zu können. Aber man denkt weiter — und man lächelt. Denn eben weil das alltägliche Leben hier regiert und in seiner ewig neuen Vielgestaltigkeit zur Geltung kommt — eben deshalb ist ja hier Poesie . . .

In diesem Stadtteile liegt Theodor Fontane begraben, der wie kein anderer die verborgene Poesie des Alltagslebens empfunden und erschlossen hat. Und über seinem frischen Grabe ragt schützend ein mächtiger Akazienbaum empor, wie wenn es auch äußerlich ein Zeichen finden sollte, daß hier von der Natur eines Mannes Obhut übernommen worden ist, der die Menschlein als Kinder der Welt durch die Natur verständlich zu machen und durch sie zu ergründen suchte.

* * *

Vom „alten Fontane“ hat man meist gesprochen, gerade als ob man von einer historischen Persönlichkeit redete; und doch war er uns lebendig und gehörte uns zu, wie einer von denen, auf die wir noch für eine lange Zukunft hofften, weil sie in der Vollkraft einer schaffenden Jugend stehen. Wer in seine hellen Augen geschaut und sich der Elastizität seiner äußeren Erscheinung bewußt geworden war, der dachte nicht an ein Vergehen, an ein Stillestehen dieses förmlich blühenden Lebens. So, glaubte man, müßten diese Augen immer weiter leuchten, eine solche beruhigende und erlösende Freudigkeit souveränen Humors müßte in ihrer Fülle immer weiter strömen. Die siegreiche Kraft eines wahrhaft Weisen fühlten wir, die so viel Jüngeren, von ihm ausgehen, wie ein Beschützer, ein Berater stand er uns gegenüber, und einer jener Einzigen war uns in ihm geschenkt, deren Gedanken und Anschauungen uns aus den Niederungen des Alltagslebens immer wieder den Weg zur Höhe weisen. Von ihm schien uns eine ewige Jugend auszugehen; ein Gefühl inneren Reichtums beherrschte uns, sobald wir in seinen Bannkreis traten; wir griffen zu seinen Schriften, wie nach der Hand eines vertrauten Freundes, weil wir wußten, daß wir in ihnen Herz und Geist eines Mannes fanden, der alle Träume und alle Irrungen der Jugend als ein großer und gütiger Mitempfinder dichterisch wiederzugeben verstand, wie es nur das geklärte Alter vermag, wenn es im Gange der

Zeiten mit Generationen über die Zeiten fortgeschritten ist und das Bleibende vom Flüchtigen zu unterscheiden gelernt hat. So vermischten sich unserer Anschauung geistige und körperliche Bilder: wir verehrten einen Dichter als unvergängliche Gestalt, dem wir doch noch alle Tage gegenüber zu treten die frohe Gewißheit besaßen; eines umfassendenden Schaffens suchten wir als Genießende Herr zu werden, das uns als das Werk eines einzelnen Menschen schon überreich erscheinen wollte — und konnten uns dennoch kaum vorstellen, daß dieses Schaffen schon abgeschlossen sein könnte. Den „alten“ Fontane wußten wir in unserer Gemeinschaft und mit einem ewig jungen Fontane lebten wir in Gemeinsamkeit. Ein Dichter stand uns in ihm vor Augen, dessen Gaben wir als ein unschätzbares Ganzes dankbar empfanden und von dem wir dennoch neue Wunder stetig zu erleben hofften.

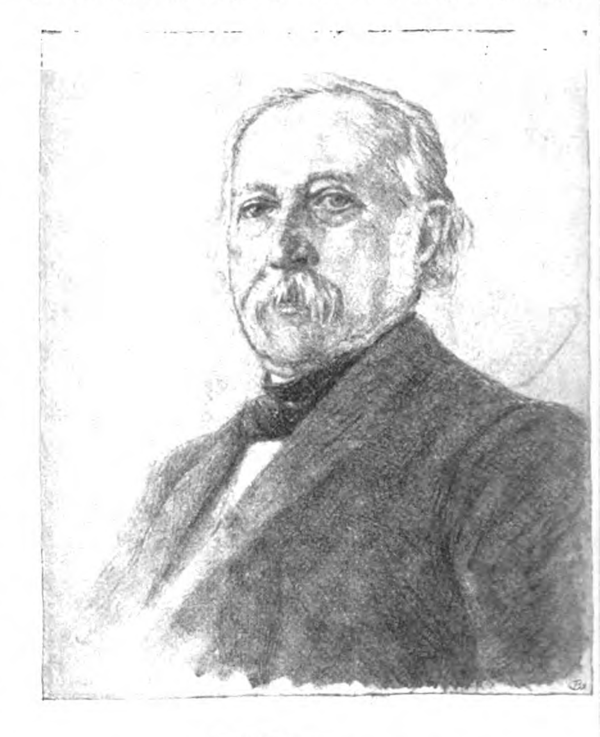
* * *

Am 20. September ist Theodor Fontane gestorben; am 24. September ist er zur letzten Ruhe bestattet worden. Alle Eindrücke, die sich in unserm Innern mit seinem Namen verbinden, leben wieder von neuem auf und stimmen uns zur Dankbarkeit und Liebe. Nach einer ersten herben Trauer über seinen Verlust verlangt die Freudigkeit über das, was er uns als ein Unvergängliches hinterlassen hat, gebieterisch ihr Recht: ganz gewiß in seinem Sinne und seiner eigenen Natur gemäß; denn wie er einem seiner häufigst citierten Worte zufolge kein Freund von Feierlichkeit war, so war er auch kein Freund von falscher Sentimentalität und von nichtswirkender Beschaulichkeit. Dem Leben gehörte seine Natur, und zur Erkenntnis des Lebens wollte er als ein kluger, erfahrener und immer verständnisbegabter Beobachter all' der bunten und nichtigen Zufälligkeiten des Lebens die Menschen führen. Er brauchte nicht vom Tod zum Leben zu „springen“; er wußte eines mit dem anderen zu verbinden und aus einer überlegenen gedanklichen Verquickung der heterogensten Elemente über den Ernst und die Heiterkeit ein gleich goldenes Licht zu bereiten. Er empfand tief, und deshalb ward er nie äußerlich; und er war lebensfreudig, deshalb ward seine Dichtung tiefinnerlich . . .

Und so thut sich uns denn seine Welt auf — eine Welt, in der wir alle, so weit wir für echte Regungen des Herzens und für wahre Empfindungen der Seele ein Verständnis zu besitzen glauben, unser eigenstes Leben wurzeln sehen; in der die Phrase, das Verstiegene verpönt ist und die wahre Herzlichkeit den Frieden bringt; eine Welt, in der das Große patriotischer Thaten, das Große menschlichen Heldentums gepriesen wird und dennoch als ein noch Größeres ein verständiger Kampf mit dem täglichen Leben seine Würdigung findet. Ununterbrochen schlingen sich uns die Gedanken von der Historie zur uns umgebenden Gegenwart, von historischen Gestalten zu unserm eigenen Selbst; und es webt sich aus den mannigfaltigen Bildern verschiedenster Zeiten und verschiedenster Menschen ein neues Bild, das uns als das der Gegenwart erscheint und in dem wir doch alle Zeiten wiederzufinden glauben. Was vor uns war, sehen wir und was um uns ist . . . und ein Ahnen dessen steigt vor uns auf, wie sich auch in Zukunft alles nach dem ewigen Einerlei fortschreitenden menschlichen Fühlens und Empfindens weiterbilden wird.

* * *

Nur in seiner eigenen Sprache möchte man von seinem Leben und von seinem Schaffen reden, denn so von Grund aus eigenartig und individuell war seine Persönlichkeit, daß nur sein eigener Stil ihn selbst charakterisieren könnte. Sein Schaffen war zu persönlicher Natur, als daß ein nachempfindender



Th. Fontane

Dritter die rechte Ahnung von ihm zu geben vermöchte. „Das ist vom alten Fontane“ — ruft man unwillkürlich aus, wenn man irgend ein gutes, kluges Wort aus seinen Dichtungen vernimmt; und „das hätte der alte Fontane schreiben können“ — denkt man nicht minder unwillkürlich, wenn man irgendwo einen markanten Satz zur Charakteristik einer Persönlichkeit, eines Kunstwerkes oder des Interpreten einer Kunstschöpfung findet. Auf die Jugend ist unendliches von ihm übergegangen. Nicht nur die Ueberlegenheit seiner kritischen Anschauung, nicht nur der unausschöpfliche Gehalt seiner dichterischen Kraft kommen dabei in Betracht: — seiner Wesensart als solcher nachzustreben, gilt als vorbildlich, und ganz von selbst ziehen sich dadurch für spätere Geschlechter geheime Fäden vom äußeren zum inneren Leben seiner Persönlichkeit.

Daher kommt es, daß keiner für ihn sprechen kann, wie er selbst es gethan hat. Wenn die Gestalten seiner Werke an uns vorübergleiten, so sehen wir sie mit seinen Augen; und es ereignet sich ein ganz Seltsames der künstlerischen Rückwirkung: die Realistik wird uns bewußt und zugleich ein ausgesprochener Subjektivismus. Das ist, sagen wir uns, alltäglichstes Leben und das sind alltäglichste Figuren, aber wie sie geschaut und dargestellt sind, das ist der Zauber fontanescher Kunst, die doch so wenig

„Kunst“ im schulgerechten Sinne war. Dichtung und Wirklichkeit sind getrennt — und dennoch eins,

der seine Komödie steht und fällt, in Posen und Reden verschwenderisch ausgestattet hat, so ist ihm

Der alte Zieten

Joachim Hans von Zieten,
Husaren-General,
dem Feind die Stirne bieten
thät er die hundert Mal.
Sie hätten nicht erfahren,
wie er die Pelze wusch, —
mit seinen Leibhusaren
der Zieten aus dem Busch.

Hei, wie den Feind sie bläuten
bei Lowositz und Prag,
bei Liegnitz und bei Leuthen
und weiter Schlag auf Schlag;
bei Torgau, Tag der Ehre,
ritt selbst der Fritz nach Haus,
doch Zieten sprach: „ich kehre
erst noch mein Schlachtfeld aus.“

Sie kamen nie alleine
der Zieten und der Fritz,
der Donner war der eine,
der Andre war der Blitz;
es wies sich keiner träge,
drum schlug's auch immer ein,
ob warme, ob kalte Schläge, —
sie pflegten gut zu sein.

veiten und dritten Ranges
zundern wohl seine Fähig-
rscheinung im Gewimmel
reuen uns des humoristisch
, auch des mit ein paar
rtigten Hauptmanns Castel
ichtssagender Confident ist
nell erscheint dieser Guiche,
ite Roxane, der erst nach
chtchen über den Irrtum
ıfgeht und die im Finale
Beichte des vorigen Aktes
hrheit fast durch die fein-
guten Nonnen übertroffen
n Schäden der Motivierung
h dem ersten Blick hinter
des proteischen Vortrages
Einzelerfindung leicht ent-
Rostands Komödie die ihr
rdene Aufmerksamkeit.
dem Dichter nur karge
en, zusammenwachsen und
neuen Haupthandlung ge-
e Nase ist der Wegweiser,
Schicksal des armen genialen
ihm alle Triumphe seiner
e, wenn diese verwünschte,
jede Hoffnung auf Frauen-
gessen in holden Träumen
er nur sein Profil im
aus allen Himmeln zu
chönen auf diesen Zinken
rsticken. Unsichtbar nur,
enträger in eigener Person,
mdes Sprachrohr resigniert
hnsucht ergießen: Rostand
hste Denkmal romantischer
darauf, daß der groteske
die Schätze seines Gefühls
n, natürlich in körperlichen
heim zur Verfügung stellt,
ne Seele in einen schönen
d Dulcinea zu entzücken.
h die dritte Kraft roman-
Frömmigkeit, ganz beiseite
onvertirons der Nonnen im
. ruft er jene uns nur als
ıcherin bekannte Madeleine
sdamenkloster herbei, macht
se zu einer anspruchsvollen,
Seligen, den ganz schatten-
von Neuvillette, der bei
Kameraden unter den „Gas-
ı seinem bildschönen, glück-
soufffliert Bergerac be-
Madeleine Robin, genannt
r listig gegen die Anschläge
ı ehelichen Segen, an seiner
lt er unermüdlich aus dem
ief und setzt die edle Lüge
ntröstlichen Wittwe fast bis
ort. „Ward je in solcher
' Es versteht sich von selbst,
er wie Rostand, obwohl er
seines querköpfigen Phan-

zu, und wenn der Dichter die Hauptfigur, mit

tasten Jahrlings überrumpelt, das Stück nicht bloß auf

Zeiten mit Generation
geschritten ist und das
unterscheiden gelernt hat
Anschauung geistige und
ehrten einen Dichter als
wir doch noch alle Ta
frohe Gewißheit besaß
Schaffens suchten wir
werden, das uns als
Menschen schon überrei
konnten uns dennoch
Schaffen schon abgeschlos
Fontane wußten wir
mit einem ewig jung
Gemeinsamkeit. Ein D
Augen, dessen Gaben
Ganzes dankbar empfan
neue Wunder stetig zu

*

Am 20. Septembe
storben; am 24. Septe
bestattet worden. Alle
Innern mit seinem Na
von neuem auf und st
und Liebe. Nach eine
seinen Verlust verlang
was er uns als ein Un
gebieterisch ihr Recht:
und seiner eigenen Nat
seiner häufigst citierten
von Feierlichkeit war,
von falscher Sentiment
Beschaulichkeit. Dem Le
zur Erkenntnis des Leb
erfahrener und immer
all' der bunten und
Lebens die Menschen
vom Tod zum Leben z
mit dem anderen zu v
legenen gedanklichen
Elemente über den Ern
goldenes Licht zu bere
deshalb ward er nie ä
freudig, deshalb ward s

Und so thut sich
eine Welt, in der wir
Regungen des Herzens
der Seele ein Verständ
eigenstes Leben wurzel
das Verstiegene verpön
den Frieden bringt; ei
patriotischer Thaten, d
tums gepriesen wird
Größeres ein verständ
Leben seine Würdig
schlingen sich uns die
uns umgebenden Geg
stalten zu unserm eig
aus den mannigfaltige
und verschiedenster M
uns als das der Geg
wir doch alle Zeiten
vor uns war, sehen n
und ein Ahnen dessen
auch in Zukunft alles
schreitenden menschlichen Fühlens und Empfindens
weiterbilden wird.

* * *

Der Friede war geschlossen;
Doch Krieges Lust und Qual —
Die alten Schlachtgenossen
Durchlebten's noch einmal.
Wie Marschall Daun gezaudert,
Und Fritz und Zieten nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tisch, in Sanssouci.

Einst mocht' es ihm nicht schmecken,
Und sieh, der Zieten schlief;
Ein Höfling will ihn wecken,
Der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten,
Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten,
Der hat genug gewacht."

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einst, schlicht eingehüllet,
Hans Zieten der Husar.
Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Husch,
So war der Tod gekommen
Wie Zieten aus dem Busch.

[alltägliches Leben und das sind alltägliche Gestalten,]
aber wie sie geschaut und dargestellt sind, das ist
der Zauber fontanescher Kunst, die doch so wenig

„Kunst“ im schulgerechten Sinne war. Dichtung und Wirklichkeit sind getrennt — und dennoch eins,

Original-Niederschrift
des Gedichtes »Joachim Hans von Zieten« von Th. Fontane; facsimiliert nach einem Briefe, den der Dichter im Jahre 1846 an seine Braut richtete.

zu, und wenn der Dichter die Hauptfigur, mit

der seine Komödie steht und fällt, in Posen und Reden verschwenderisch ausgestattet hat, so ist ihm
...onen zweiten und dritten Ranges
...bewundern wohl seine Fähig-
...rscheinung im Gewimmel
...reuen uns des humoristisch
...l, auch des mit ein paar
...rtigten Hauptmanns Castel
...ichtssagender Confident ist
...onell erscheint dieser Guiche,
...öte Roxane, der erst nach
...chtchen über den Irrtum
...ufgeht und die im Finale
...Beichte des vorigen Aktes
...ahrheit fast durch die fein-
...guten Nonnen übertroffen
...en Schäden der Motivierung
...ch dem ersten Blick hinter
...des proteischen Vortrages
...Einzelerfindung leicht ent-
...Rostands Komödie die ihr
...ordene Aufmerksamkeit.
...dem Dichter nur karge
...en, zusammenwachsen und
...s neuen Haupthandlung ge-
...e Nase ist der Wegweiser,
...Schicksal des armen genialen
...n ihm alle Triumphe seiner
...ge, wenn diese verwünschte,
...jede Hoffnung auf Frauen-
...gessen in holden Träumen
...er nur sein Profil im
...n aus allen Himmeln zu
...Schönen auf diesen Zinken
...ersticken. Unsichtbar nur,
...senträger in eigener Person,
...emdes Sprachrohr resigniert
...ehnsucht ergießen: Rostand
...ichste Denkmal romantischer
...darauf, daß der groteske
...e die Schätze seines Gefühls
...ern, natürlich in körperlichen
...geheim zur Verfügung stellt,
...öne Seele in einen schönen
...nd Dulcinea zu entzücken.
...ch die dritte Kraft roman-
...Frömmigkeit, ganz beiseite
...convertirons der Nonnen im
...t, ruft er jene uns nur als
...macherin bekannte Madeleine
...uzdamenkloster herbei, macht
...ase zu einer anspruchsvollen,
...Seligen, den ganz schatten-
...h von Neuvillette, der bei
...Kameraden unter den „Gas-
...zu seinem bildschönen, glück-
...n souffliert Bergerac be-
...Madeleine Robin, genannt
...er listig gegen die Anschläge
...en ehelichen Segen, an seiner
...llt er unermüdlich aus dem
...rief und setzt die edle Lüge
...untröstlichen Wittwe fast bis
...fort. „Ward je in solcher
...?“ Es versteht sich von selbst,
...ller wie Rostand, obwohl er
...s seines querköpfigen Phan-
tasten Jahrings ...umpelt, das Stück nicht bloß auf

Zeiten mit Generatio
geschritten ist und das
unterscheiden gelernt ha
Anschauung geistige un
ehrten einen Dichter als
wir doch noch alle T
frohe Gewißheit besa
Schaffens suchten wir
werden, das uns als
Menschen schon überre
konnten uns dennoch
Schaffen schon abgeschlo
Fontane wußten wir
mit einem ewig jung
Gemeinsamkeit. Ein
Augen, dessen Gaben
Ganzes dankbar empfan
neue Wunder stetig zu

*

Am 20. Septemb
storben; am 24. Septe
bestattet worden. Alle
Innern mit seinem N
von neuem auf und s
und Liebe. Nach eine
seinen Verlust verlang
was er uns als ein Un
gebieterisch ihr Recht:
und seiner eigenen Nat
seiner häufigst citierter
von Feierlichkeit war,
von falscher Sentiment
Beschaulichkeit. Dem L
zur Erkenntnis des Leb
erfahrener und immer
all' der bunten und
Lebens die Menschen
vom Tod zum Leben
mit dem anderen zu v
legenen gedanklichen A
Elemente über den Er
goldenes Licht zu bere
deshalb ward er nie
freudig, deshalb ward s

Und so thut sich
eine Welt, in der wir
Regungen des Herzens
der Seele ein Verständ
eigenstes Leben wurze
das Verstiegene verpön
den Frieden bringt; e
patriotischer Thaten, d
tums gepriesen wird
Größeres ein verständ
Leben seine Würdig
schlingen sich uns die
uns umgebenden Geg
stalten zu unserm eig
aus den mannigfaltige
und verschiedenster M
uns als das der Geg
wir doch alle Zeiten
vor uns war, sehen n
und ein Ahnen dessen
auch in Zukunft alles
schreitenden menschlichen Fühlens und Empfindens
weiterbilden wird.

* * *

alltägliches Leben und das sind alltägliche Gestalten,
aber wie sie geschaut und dargestellt sind, das i
der Zauber fontanescher Kunst, die doch so weni

„Kunst“ im schulgerechten Sinne war. Dichtung und Wirklichkeit sind getrennt — und dennoch eins, weil eine unmittelbar bezwingende Persönlichkeit ihnen die höhere Einheit giebt.

Er selbst hat uns gelehrt, wie seine Natur zu einem solchen rein persönlichen Schaffen ihn hat führen müssen. In zwei Büchern hat er uns erzählt, wie sich sein Leben in seiner Jugend und dann „von zwanzig bis dreißig“ angelassen hat. Es wäre thöricht, auf Einzelheiten einzugehen; auch hier ist der Reiz des Temperamentes, das zu uns spricht, das Ausschlaggebende; nicht ein Einzelnes, sondern das Ganze nimmt uns gefangen und trägt uns mit sich fort. Was wir lesen, lesen wir in seinem Sinne; uns selbst vergessen wir und nehmen alles Sein eines anderen in uns auf; wie er, so wähnen wir, haben wir selbst empfunden oder hätten wir doch empfinden müssen.

Und so wird uns das Unvergeßliche von Theodor Fontanes ewig-heiterem Menschentum und die Lehre seines Lebens bewußt — über den Alltag hinaus. Sein Vermächtnis antreten, heißt ihn ehren, und wir alle wollen Erben sein.



Cyrano de Bergerac.

Von **Erich Schmidt** (Berlin).

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Comédie héroïque hat Edmond Rostand sein Stück genannt, „Romantische Komödie“ heißt es auf unseren Theaterzetteln, und allerdings strömt in hohen Wogen eine lang zurückgestaute Romantik herbei, nur daß hier die vollkommene Beherrschung moderner Bühnenkunst des Schauplatzes waltet, den einst die Figuren V. Hugos ungestüm agierend und deklamierend einnahmen, und ein feiner Geschmack die Zügel festhält. Eine Fülle der Töne schweift von der Posse bis zur Tragödie; den Sprachschatz und die Stilarten mehrerer Jahrhunderte macht der Dichter zwanglos seinen Zielen dienstbar, ein Meister im schlagfertigen witzsprühenden Wortgefecht, wie in der großen Tirade, der die Romanen so gern lauschen, gleich geübt den Modeton eines fernen Zeitalters anzuschlagen, groteske Hyperbeln aufzutürmen, heißer Leidenschaft die Zunge zu lösen und gelegentlich selbst dem Argot eine Scheidemünze zu entlehnen. Seine reiche Bildung hat sich aller Erscheinungen des vergangenen Lebens kostümgerecht bemächtigt, ohne uns mit pedantischen Kleinigkeiten lästig zu fallen. Sein Vers, ein verjüngter, vom zweischenkligen Cäsurzwang freier Alexandriner, folgt jedem Gebot des behendesten Dialogs und des pathetischen Vortrags, er trägt geschmeidig den Hauch einer Preziösen wie die Flüche der Martisöhne, die Komik und den Ernst dieses Dramas, das freilich in manchen Partien den Vorwurf: toujours le mot, la pointe! aus dem vierten Akt auf sich lädt und am Ende mit allen Vorzügen, allen Gebrechen mehr den Eindruck eines glänzenden Virtuosenstückes als eines tiefen Kunstwerkes hinterläßt. Ihm mangelt jene innere Logik, die den romantischen Lustspielen Shakespeares bei aller selbstherrlichen Freiheit der Gestaltung eignet. Die Motivierung ruft uns ein Rührmichnichtan zu, und wenn der Dichter die Hauptfigur, mit der seine Komödie steht und fällt, in Posen und Reden verschwenderisch ausgestattet hat, so ist ihm wenig für die Personen zweiten und dritten Ranges übrig geblieben. Wir bewundern wohl seine Fähigkeit, manche flüchtige Erscheinung im Gewimmel scharf zu umreißen, wir freuen uns des humoristisch ausgearbeiteten Raguenau, auch des mit ein paar Strichen derb vergegenwärtigten Hauptmanns Castel Jaloux, aber welch ein nichtssagender Confident ist dieser Lebret, wie konventionell erscheint dieser Guiche, wie hohl diese vielgeliebte Roxane, der erst nach vierzehn Jahren ein Lichtchen über den Irrtum ihres ganzen Daseins aufgeht und die im Finale oberflächlicher als in der Beichte des vorigen Aktes abgethan, ja an Lebenswahrheit fast durch die feinkomische Duenna und die guten Nonnen übertroffen wird. Und doch! trotz allen Schäden der Motivierung und Charakteristik, die sich dem ersten Blick hinter dem reichen Faltenwurf des proteischen Vortrages und der unversieglichen Einzelerfindung leicht entziehen mögen, verdient Rostands Komödie die ihr allenthalben zu Teil gewordene Aufmerksamkeit.

Die Geschichte bot dem Dichter nur karge Motive, die hier aufquellen, zusammenwachsen und im Nährboden einer ganz neuen Haupthandlung gedeihen. Cyranos groteske Nase ist der Wegweiser, sie ist hier wirklich das Schicksal des armen genialen Gascogners. Was helfen ihm alle Triumphe seiner Zunge und seiner Klinge, wenn diese verwünschte, häßliche, ungeheure Nase jede Hoffnung auf Frauengunst zerstört! Selbstvergessen in holden Träumen dahinwandelnd, braucht er nur sein Profil im Schatten zu sehen, um aus allen Himmeln zu fallen; ein Blick der Schönen auf diesen Zinken muß jede Gegenliebe ersticken. Unsichtbar nur, nicht als der heillose Nasenträger in eigener Person, kann Cyrano durch ein fremdes Sprachrohr resigniert seine Anbetung und Sehnsucht ergießen: Rostand baut also dies wunderlichste Denkmal romantischer Tapferkeit und Liebe darauf, daß der groteske Gascogner Don Quixote die Schätze seines Gefühls und Geistes einem Andern, natürlich in körperlichen Reizen prangenden, insgeheim zur Verfügung stellt, um dergestalt seine schöne Seele in einen schönen Körper zu hauchen und Dulcinea zu entzücken. Indem Rostand weislich die dritte Kraft romantischer Chevalerie, die Frömmigkeit, ganz beiseite läßt und dem Nous le convertirons der Nonnen im 5. Akt keine Folge giebt, ruft er jene uns nur als verwittwete Proselytenmacherin bekannte Madeleine Robineau aus dem Kreuzdamenkloster herbei, macht Cyranos gottergebene Base zu einer anspruchsvollen, jungen Preziösen, ihren Seligen, den ganz schattenhaften Baron Christoph von Neuvillette, der bei Arras fiel, zu Cyranos Kameraden unter den „Gascogner Kadetten“ und zu seinem bildschönen, glücklichen Rivalen. Ihm souffliert Bergerac berauschende Schwüre an Madeleine Robin, genannt Roxane, ihm verschafft er listig gegen die Anschläge eines Grafen Guiche den ehelichen Segen, an seiner Statt schreibt und bestellt er unermüdlich aus dem Feldlager Brief auf Brief und setzt die edle Lüge als treuer Freund der untröstlichen Wittwe fast bis zum letzten Atemzuge fort. „Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?“ Es versteht sich von selbst, daß ein so feiner Künstler wie Rostand, obwohl er uns mit dem Entschluß seines querköpfigen Phantasten jählings überrumpelt, das Stück nicht bloß auf

eine in Humor und Sentimentalität eingewickelte Entsagungskomödie anlegen kann, sondern starke innere Krisen herausarbeiten wird.

Im Hotel de Bourgogne hebt er an, die Verjagung des dicken Montfleury und die Verteidigung Linières gegen die hundert Spießgesellen eines vornehmen Herrn so ineinander flechtend, daß Christoph-Christian, Roxane, Guiche u. s. w. an der Schürzung des Knotens teilhaben und der Aufbruch des Furioso, der ja nicht umsonst den Vornamen Herkules führt, zur Porte de Nesle aus seinem scheinbar begünstigten Liebesfeuer frische Riesenkraft zieht. Eine bewundernswerte Exposition, keineswegs als nebensächliche Einleitung (lever de rideau), sondern als anschwellende Ouvertüre entworfen, zeigt uns im farbigsten Wechsel alles, was eine damalige Theatervorstellung zusammenrief: da wird zuerst getrunken, gespielt und gefochten, da schäkert ein galanter Gardist, da rüsten sich die Beutelschneider, da werden Pagenstreiche ausgeheckt, da lassen geputzte Marquis ihre frechen Fistelstimmen hören und derber tritt der soldatische Adel auf, da füllen sich die Logen mit preziösen Damen, Herrschern der Politik und Poesie, Akademikern, deren „unsterbliche“, heute keiner Seele mehr bekannte Namen ein Bürger mit philisterhaftem Respekt vor Litteratur und Wissenschaft seinem Sohn einprägt, ehe Baros Schäferspiel beginnt. Dazwischen wird durch Lebret wie auch durch Raguenau, einen drolligen Bäcker und Dichterling, der Held spannend vorbereitet, und nachdem er zuerst unsichtbar in die ersten Alexandriner des Dicken hineingewettert hat, springt er empor und zeigt seine Nase, bietet aller Welt Trotz, predigt den Ruhm eines großen Riechers, verdonnert und ohrfeigt einen Mißvergnügten, wetteifert auf eine alberne Anzapfung des von Guiche zu Roxanens Strohmann erkorenen Marquis mit allen Nasenscherzen alter und neuer Epigramme und streckt diesen Valvert, während er zum Duell eine burlesk gereimte Ballade improvisiert.*) Alles jubelt. Er hält mit seinem letzten Geld die Truppe schadlos, muß aber dann dem Vertrauten Lebret gestehen, daß all sein Uebermut nur die Kehrseite melancholischer Liebespein sei, bis eine Botschaft von Roxane, die vorher mit dem schönen Christian geäugelt hat, ihn hinreißt und er nun in dieser höchsten Stimmung, hinter sich den zagen Trunkenbold Lignières, andere Herren und das fröhliche Theatervölkchen, das mondbeglänzte Paris apostrophierend, zur Walstatt zieht; dann — so hofft er leise — zum Stelldichein. Ein prachtvoller Abschluß des Aktes, dessen flinke Dialoge und lange, etwas zu fertige Reden im zweiten keine Abschwächung erleiden.

Er spielt in Raguenaus Garküche, allerliebst ein geleitet durch die konfuse Pein des weichherzigen Biedermanns zwischen dem Musenopfer und dem Backofen. Sein Weib Lise läßt sich von einem Eisenfresser den Hof machen und verwendet die als einzige Bezahlung hinterlassenen Verse der den guten Freund beschmausenden Bettelpoeten zu Düten. Köstlich ist hier alles ausgemünzt: zum erstenmale macht einen armen Reimschmied die Leier, die gebackene Huldigung eines sinnigen Lehrbuben an seinen Herrn, satt, und mit vollen Backen kauend rühmen sie Raguenaus Madrigal auf die Bereitung leckerer Mandeltörtchen. Der aber, den Bratspieß in der Hand, wiederholt vorher entzückt den Schlußtrumpf jener Duellballade Cyranos, der hier fieberhaft auf Roxane wartet und mitten im Lärm sein ganzes Lieben und Werben einem keiner Unterschrift bedürftigen Brief anvertraut. Aber Roxane macht den tapfern Vetter zum Mitwisser und Beschützer ihrer Neigung für Christian, den schönen gefährdeten Neuling in der Gascogner Schar. Mit Theatercoups sucht uns der Dichter über die Risse hinwegzutäuschen. Zu dem Helden der Porte de Nesle stürmt die erregte Menge, seine Kameraden umjubeln ihn tumultuarisch, Guiche wird mit seinen schmeichelhaften Anerbietungen als Patron der hundert Strolche abgefertigt, dem trutzigen Stegreifgedicht zum Preise der Gascogner Kadetten die stolzeste Fanfaronade des ganz auf sich gestellten Mannes nachgeschickt, und nachdem Christian, den man als eingedrungenes Muttersöhnchen hänseln will, in einer prächtigen, wiewohl forcierten Szene Cyranos Erzählung des heroischen Abenteuers mit lauten schlagenden Zwischenrufen auf die unaussprechliche Nase unterbrochen hat, bleiben die beiden allein. Man erwartet Fürchterliches — aber Cyrano läßt dem donnernden „Hinaus“ das freundlichste „Komm an mein Herz!“ folgen und stellt mit diesem Salto mortale seinen Geist in den Dienst des hübschen, doch keiner Schönrednerei mächtigen Jungen, der nun gleich mit dem zwecklos gewordenen Briefe sein Heil bei Roxane suchen und finden soll. Zum Schluß ein rechter Knalleffekt: dem Musketier Lisens trägt der Spaß über Cyranos Riecher ein paar Maulschellen ein.

Dichterisch steht der dritte Aufzug am höchsten: Le baiser de Roxane. Christian versucht sich von Cyranos erfolgreichen Lektionen freizumachen, scheitert aber kläglich; es ist zu spät, neue Floskeln zu lernen, darum souffliert ihm Cyrano unter dem Balkon und nimmt, da dies Vor- und Nachsprechen nur kurze Dauer haben kann, mit gedämpfter Stimme selbst den Platz des Stammlers ein. Ein Meisterstück der Beredsamkeit: was er soufflierte waren Blümchen (fleurettes) des modischen Marinismus, doch was er jetzt in der lauen Nacht selbst zum Altan hinaufflüstert, hingerissen von der Gunst der Stunde, die ihn zum Worte ruft, und hinreißend, das sind ungeschminkte, phrasenlose, an echten Naturbildern reiche Bekenntnisse der Leidenschaft. Roxane hat eben den Vortrag über Minne (Discours sur le tendre) im Hause der preziösen Nachbarin versäumt — nun muß sie überwältigt denselben Gegensatz erfahren, den Molières Alcest zwischen dem Schwulst und der echten Poesie aufstellt: que la passion parle-là toute pure! Entzückt bietet sie einen Kuß. Cyrano verzichtet, aber Christian drängt nach dem süßen Sold und Cyrano schwenkt um; wieder eine psychologische Klippe, an der nur zu loben ist, daß die Sprache mit diesen Bitten ins preziöse Fahrwasser zurückkehrt. Die Hauptszene jedoch, nicht minder dramatisch als jene Calderonsche, wo Cyprian mitten in der Werbung für andere von eigener Glut entbrennt, ist ein Ruhmestitel des modernen französischen Theaters. Ihr schließt sich im Hinblick auf die „Mondreise“, mit glücklichster Verwertung einzelner Motive und freiem Spiel der Phantastik, eine burleske Virtuosenleistung an: wie Cyrano durch einen tollen Bericht seines Himmelsfalls den intriganten Guiche aufhält, damit unterdessen der Ehebund Roxanens und Christians geschlossen werde.

---

*) Vgl. hierzu die in Heft 1 zum Abdruck gebrachte Szene. D. Red.

Leider fällt der Anschlag des hohen Herren, der in der Mönchskutte ein Schäferstündchen feiern wollte und nun schadenfroh den schönen Hochzeiter sogleich ins Feld schickt, und die Kapuzinade der Heirat beinahe dem Operettenstil anheim. Das Drama bewegt sich überhaupt in absteigender Linie, nicht ohne auf seiner Bahn eine Menge bewundernswerter Züge in Scherz und Ernst zu bieten, denn die Erfindsamkeit des Dichters, Situationen auszumalen und geistreiche Einfälle zu spitzen, ziert auch diese Partien. Aber die Szene im 4. Aufzug, dem Kriegsakte, wo Roxane, von ihrem Küchenchef Raguenau begleitet, durch das Heer der galanten Spanier hindurch zu den ausgehungerten Kadetten dringt und ihr Wagen sich in ein ambulantes Restaurant verwandelt, möchte wiederum mehr einer Operette geziemen. Die heroischen Anläufchen der sehnsüchtigen Strohwittwe sind wohlfeil, nicht minder Guiches neue Ränke und die plötzliche Anerkennung seines echten Gascognertums; und wenn Cyrano die heimischen Weisen eines alten Pfeifers mit rührenden Worten über die Fluren der Dordogne begleitet, dann aber die Kriegstrommel erschallt, so entrückt uns der lahmende Akt ins Melodram, das genre mélo, wie der Pariser Bühnenjargon es nennt. Ueber dem Getümmel des Todeskampfes, während Cyrano dem Spanier sein Trutzlied „Wir sind die Gascogner Kadetten" entgegenschreit, sinkt der Vorhang. Christian ist gefallen, den ihm zugesteckten Abschiedsbrief des unermüdlichen Korrespondenten auf der Brust. Er hat endlich, etwas spät, eingesehen, daß Cyrano selbst Roxanen liebt, und die Spur einer Thräne auf dem letzten Ade besiegelt es; das ist jene berühmte erste Zähre, die in unsern alten Ritterstücken fließt! Er hat dann von Roxane erfahren, daß sie nur von seinen Briefen unwiderstehlich herbeigezogen worden ist, weil darin die Glut jener nächtigen Tirade weiterflammt, daß sie ihm den Schimpf einer bloß auf Schönheit zielenden Liebe abbittet, und Cyrano vernimmt von ihm: elle n'aime plus que mon âme, oder wie Fulda es minder naiv drechselt: „in mir liebt sie nur deine Seele." Roxane selbst giebt ihm die Bestätigung: sie würde auch den Häßlichen, Wüsten, Grotesken lieben ob seines inneren Reichtums. Nun dürfte er sich ganz entdecken, aber Christians jäher Tod schneidet das Bekenntnis ab, der Rest ist Schweigen.

Mögen wir uns diese Motivierung noch gefallen lassen, so kann der rührselige Schlußakt, ein Notdach, mit seinen sanften Nonnenscherzen, seinem welkenden Laub, seinen Klosterglocken- und Orgelklängen, die nun die Melodramatik der Schalmei und Trommete ablösen, unsere Skrupel nicht beschwichtigen. Er spielt vierzehn Jahre später bei den Kreuzdamen, und oft genug bedeutet ein solcher zeitlicher Sprung die Verlegenheit des Dramatikers. Unbegreiflich, daß Niemand hier nicht mehr für Roxane aufgeboten wird, daß ihr Gehirnchen binnen vierzehn Jahren, während Cyrano allsamstäglich das Kloster besucht, die Wahrheit niemals von fern ahnt, ganz abgesehen von der gezwungenen Unwahrscheinlichkeit, die ihr die Kenntnis der Handschrift Cyranos vorenthält. Und treibt es die edle aufopfernde Donquixoterie nicht gar zu weit treiben, wenn Cyrano, der doch im Grunde trotz allen Nasen der Welt geliebt weiß, nicht bloß, wie ihm die Ehre befiehlt, das Geheimnis des armen Christian wahrt, sondern Jahr für Jahr sich damit zufrieden giebt, daß Roxane seine regelmäßige Wochenchronik mit Elegien auf den verstorbenen Ausbund aller körperlichen, geistigen und seelischen Vorzüge erwidert? „Es war Ihre Thräne!" schluchzt Roxane nun endlich — „Das Blut war sein" antwortet er ritterlich. Von dem inzwischen bei äußern Ehren mürb gewordenen Guiche, von dem unveränderlichen Lebret und dem in Molière's Lichterschneuzer umgewandelten Raguenau angekündigt, wankt der notleidende Litterat heran, zum erstenmal zu spät, ein Opfer des Todes durch das tückische Scheit getroffen. Jetzt begehrt er den Valetbrief von Arras zu sehen, er liest oder vielmehr spricht ihn im Dunkel des Herbstabends nun als seinen Abschied. Der Dichter, der auch die Rührseligkeit mit manchen feinen und starken Zügen zu vergolden weiß, richtet seinen Helden noch einmal auf: Cyranos Fieberphantasien irren durch alle Reiche, die er leiblich und geistig besucht hat; zum lieben Mond empor, auch auf die Bühne hin, wo nun Molière alles überglänzt; er hat immer nur souffliert — „Doch Christian war schön, Molière ist ein Genie!" Den Degen in der Faust, gegen Lüge und Dummheit ausfallend, bricht er zusammen, seines unentweihten Federbusches froh. Alle Leitmotive klingen noch einmal in diesem Finale zusammen. —

Ludwig Fulda hat das außerordentliche und ungemein schwierige Werk in gereimte fünffüßige Jamben übertragen und eine künstlerische Nachdichtung geschaffen, die ihn unsern gegenwärtigen Meisterdolmetschen, Heyse und Gildemeister, anreiht. Er besitzt die rechte Treue, die rechte Freiheit des Einschmiegens in die fremden Stilarten. Hier galt es nicht, der Prosa nahe französische Alexandriner in Musik zu setzen (nach Carolinens Lobspruch auf Goethe), sondern mit einem überaus tönereichen, stilistisch virtuosen Dichter zu ringen und dafür die Metalle aus vielen Schachten unserer Sprache zu schürfen. Das ist Fulda vollauf gelungen. Seine Verse haben den zwanglosesten ungetrübten Fluß, sie lesen und sprechen sich, wie wir im engeren Kreis oder im Theater mehrfach bewundernd erprobt haben, durchweg gleich einer Originaldichtung. Was genau wiedergegeben bei uns konventionell wirken müßte, bestreitet er aus eigenem Vorrat; also fragt sein Cyrano nicht:

> Non! j'aime Cléopâtre: ai-je l'air d'un César?
> J'adore Bérénice: ai-je l'aspect d'un Tite?

sondern:

> Venus schwärmt für Adonis; Dido freit
> Aeneas. Haben die viel Aehnlichkeit
> Mit mir?

Da es weiteren Kreisen Deutschlands überhaupt nicht leicht fällt, sich in das alte Frankreich zu versetzen, so streicht Fulda entbehrliche Kleinigkeiten, wie die Nennung Voitures oder Dassoucys, auf dessen berüchtigte Mignons der 2. Akt anspielt, aber er läßt dem Musketier, der sich nach dem Balladenduell huldigend vorstellt, seinen Namen d'Artagnan, da Papa Duma's „Drei Musketiere" auch diesseits des Rheins in gutem Rufe stehn. Manchmal vereinfacht der kürzere Vers den Ausdruck: ce nez qui d'un quart d'heure en tous lieux me précède „dies Nasenungetüm" oder fier comme un Scipion triplement Nasica „stolz wie mein Urbild Scipio Nasica". Er spiegelt die preziöse Galanterie zumeist vortrefflich, verzichtet aber etwa auf die Mahnung Délabyrinthez vos sentiments. Nach W. Schlegels

weisem Grundsatz hat Fulda sich von vornherein und im Einzelnen von Fall zu Fall klar gemacht, was unbedingt erobert werden muß, was dagegen als unwesentlich oder unmöglich wegbleiben darf. Er ersetzt französische Wort- und Klangspiele findig durch deutsche, soweit es nur geht, z. B. des pat-pit (im Anklang an ein sehr vulgäres Wort für Nase) durch „Hatschie“, kann aber ein gascognisch ausgesprochenes jeung nicht wiedergeben und muß, da im Deutschen der Tod männlich ist, die stimmungsvolle Antwort auf Roxanens Frage über den störenden Besuch (5. Akt), Un fâcheux? — Une fâcheuse, weglassen. Manchmal ist engster Anschluß erlaubt, z. B. bei dem Stoßseufzer des bankerotten Raguenau:

Mars mangeait les gâteaux que laissait Apollon: —
Alors, vous comprenez, cela ne fut pas long.

Mars aß die Kuchen, die Apoll verschonte;
Kein Wunder, wenn sich das Geschäft nicht lohnte.

Könnte das appetitliche Mandeltörtchen-Madrigal nicht zierlicher wiedergegeben werden, so hat die Duellballade mit ihrer Verschränkung burlesker Reime, die behauptet werden muß, sehr eingebüßt, gleich dem durchgereimten Gedicht auf die Gascogner Kadetten, denn auch für den Meister ist der Reim nicht immer eine Schwinge, sondern oft eine Fessel. Wir wollen es darum dem Dolmetsch nicht als ängstliche Zähmung ankreiden, daß er den forschen Vers: Qui font cocus tous les jaloux und was darauf folgt sittsam wiedergiebt: „Sie stören des Ehemanns Ruh“ . . ., vielmehr sei hier ein Wörtlein an unsere Censur erlaubt, deren weise Vorsicht diese ganze abgeschwächte, dergestalt auch für das „ohrenzart Frauenzimmer“ unanstößige Strophe gestrichen und so das Gedicht gewaltsam verstümmelt hat. Sie las in Raguenaus völlig naive Vorstellung des Soldaten: „Freund meiner Frau“ eine Zweideutigkeit hinein, tilgte die „Hochzeitsnacht“, beseitigte trotz Molière das einem Schoßhund applicierte Klystier und verfocht nach dieser Rettung der öffentlichen Sittlichkeit auch die andern heiligsten Güter, Religion und Monarchie, indem der dumme Kapuziner aus einem „Gottesschaf“ in ein „Klosterschaf“ verwandelt werden mußte, das Magendrücken des Königs kein „Majestätsverbrechen“ mehr heißen durfte. Es ist ergötzlich, aber auch beleidigend zu denken, daß die Censur manchmal jungen Beamten obliegt, die ihre ästhetische Bildung im Wintergarten oder Centraltheater genossen, von einem Majestätsverbrechen an Kunstwerken also keine Ahnung haben. Um ein Kunstwerk handelt es sich aber hier, man mag das Original oder die Uebersetzung ins Auge fassen. Es war mir ein überaus lehrreicher Genuß, beide neben einander zu studieren und gründlich zu erfassen, wie meisterhaft Fulda die raschen Wechsel und die großen Tiraden verdeutscht hat, alle grotesken Nasenreden, das gehäufte »Non, merci« des stolzen Fanfarons, den lyrischen Strom seiner Liebesleidenschaft und seines letzten Abschieds. Man betrachte zwei Proben. Cyrano unter dem Balcon:

Car vous tremblez, comme une feuille entre les feuilles!
Car tu trembles! car j'ai senti, que tu le veuilles
Ou non, le tremblement adoré de ta main
Descendre tout de long des branches du jasmin!

Ja, ja, Sie zittern wie das Laub im Wind!
Du zitterst! Und am leisen Blätterweben
Spür ich, wie deiner Hände süßes Beben
Leicht am Jasmingewinde niederrinnt

Das heißt aus einer Dichtersprache in die andere transponieren. Oder im 5. Akt, als die „venetianisch-blonden“ Blätter fallen:

Comme elles tombent bien!
Dans ce trajet si court de la branche à la terre,
Comme elles savent mettre une beauté derrière,
Et malgré leur terreur de pourrir sur le sol,
Veulent que cette chute ait la grâce d'un vol!

Und wie sich jedes noch im Fallen sonnt!
Trotz ihrer Angst, zu faulen auf der Erde,
Verwandeln sie den kurzen Todeszug,
Damit ihm eine letzte Schönheit werde,
In einen anmutvollen Flug.

Rostand, und wir mit ihm, hat allen Grund diesem ausgezeichneten Mittler zu danken.

Bei den unvermeidlichen Kürzungen und dem lauten Getriebe des Theaters gehen manche dichterische Feinheiten, die den Leser entzücken, verloren. Auch der bühnenkundigste Dramatiker muß es erfahren: „hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Die Inscenierung und Besetzung des figurenreichen Stückes stellt ungewohnte Ansprüche. Unser Deutsches Theater hat sein Bestes aufgeboten; wir wollen nicht sagen: das denkbar Beste, denn wider Erwarten schwang sich Kainz nicht überall auf die Höhen seiner Aufgabe und seines Talents. Direktor Brahm durfte für den fernen Dichter danken, der mit der Ausgestaltung eines neuen Werkes beschäftigt sei. Was wird er uns nach dieser ihn selbst verpflichtenden Gabe bringen? Wirklich einen „Herzog von Reichstadt“? Diesen armen thatenlosen Napoleoniden könnte wohl Sardou für die Bretter besorgen, ein Macher, kein Dichter mehr, kein Tragiker.



Gabriele d'Annunzio.

Von Eugen Guglia (Wien).

I.

(Nachdruck verboten.)

Rapagnetta*) — oder wie er sich selbst mit stolzer Zuversicht nach dem Verkündigungsengel nennt — Gabriele d'Annunzio, wurde im Jahre 1864 an Bord eines Adriaschiffes geboren, wuchs in Francavilla al Mare in den Abruzzen auf, studierte in Prato bei Florenz und in Rom. Heute lebt der nun vierunddreißigjährige meist in Francavilla.

In starkem Selbstgefühl, als ob er dessen sicher wäre, damit einem künftigen Biographen zu dienen, hat er fast bei jedem seiner Werke Zeit und Ort ihrer Entstehung genau vermerkt. Darnach ist die Gedichtsammlung »Canto nuovo« (Das neue Lied), mit der er zuerst Aufsehen in Italien erregte, 1881 abgeschlossen worden. Es folgte 1883 das gleichfalls lyrische Intermezzo, 1884 Erzählungen »Il libro delle vergini« (Das Buch von den Jungfrauen); zwischen 1885 und 1891 entstanden wieder zwei lyrische Sammlungen: »L'Isottèo, La Chimera (1885—1888) und die »Elegie Romane« (1887—1891). Von Juli bis Dezember 1888 arbeitete Rapagnetta an seinem ersten größeren Romane »Il Piacere« (Lust), der den ersten Teil einer epischen Trilogie, der »Romanzi

*) Den wahren Vornamen des Dichters habe ich nicht erfragen können. Er selbst leugnet auch das Rapagnetta und hält an dem Gabriele d'Annunzio fest.

della Rosa« (Romane von der Rose) bilden sollte, er erschien 1889. Von 1889 bis 1894, also fünf Jahre lang, beschäftigte ihn der dritte Teil dieses Cyclus, der »Trionfo della Morte« (Triumph des Todes), gedruckt 1894. Während dieser Zeit erschienen aber auch: die Erzählung »Giovanni Episcopo« — niedergeschrieben im Januar 1891, gedruckt 1892 —, das »Poema paradisiaco«, eine fünfte lyrische Sammlung, und der zweite Teil des Rosencyclus »L'Innocente« (Das Unschuldige), entstanden April bis Juni 1891, erschienen 1892; endlich, das Jahr darauf, die »Odi navali« (Meeresoden). Von 1894 bis 1896 währte die Arbeit an seinem letzten Roman, der »Vergini delle Rocce« (Jungfrauen von den Felsen), die eine zweite epische Trilogie, die »Romanzi del giglio« (Romane von der Lilie) eröffnen. In das Jahr 1897 fällt das Erscheinen des einaktigen Dramas »I fratelli« (Die Brüder), in diesem Jahre endlich trat Rapagnetta mit der fünfaktigen Tragödie »La Città morta« (Die tote Stadt) hervor. Ein neues Drama »Sogno di una notte d'autumno« (Herbstnachtstraum) werden soeben von den Buchhändlern angekündigt.*)



Gabriele d'Annunzio

Mit dem Roman »L'Innocente« wurde Rapagnetta über die Grenzen seines Heimatlandes hinaus bekannt, seit dem »Trionfo della Morte« gilt er als einer der größten Dichter der Gegenwart. Ins Französische sind alle seine Romane, wenn auch nicht unverkürzt, übersetzt worden, ins Deutsche nur »Il piacere«, »Giovanni Episcopo« und der »Innocente.«

II.

Die Dichtungen Rapagnettas waren bis jetzt fast lauter Selbstbekenntnisse. Nur im »Giovanni Episcopo« beobachtet der Dichter eine fremde Mannesseele, konstruiert dabei wohl auch und verwendet Züge, die andere beobachtet haben. In den wenigen Personen seiner Dramen fehlt jede individuelle Charakteristik, die Frauen sind schattenhafte Wesen, die Männer alle nach einem Schlag, alle mit denselben Gelüsten und Heimlichkeiten, es redet einer wie der andere, es ist wieder ein jeder der Dichter selbst.

Diese Selbstbekenntnisse scheinen nichts verbergen zu wollen, sie sprechen rückhaltlos auch das Fürchterlichste aus. Man wird durch sie an ein Wort gemahnt, das Goethe einmal in Bezug auf Michel Montaigne, Hieronymus Cardanus und Benvenuto Cellini gesagt hat, diese Schriftsteller „legen mit einer Art von kühnem Zutrauen der ganzen Welt vor, was bisher nur im Beichtstuhl als Geheimnis dem Priester ängstlich vertraut wurde." Für die neueste Litteratur dieser Art sind denn auch wirklich die asketischen Schriftsteller, die Prediger, die Beichtspiegel des Mittelalters Vorbild gewesen, Rapagnetta führt im Vorwort zum Triumph des Todes eine ganze Reihe von solchen an. Von Autoren der Neuzeit kommen außer den von Goethe genannten noch in Betracht: der Cardinal Retz, Rousseau (dieser am wenigsten), Stendhal, Flaubert. Von allen diesen hat Rapagnetta gelernt, er hat von ihnen gleichsam die Anleitung empfangen, wie man sein Gewissen gut erforscht. Der Inhalt seiner Bekenntnisse ist gewiß von ihm; es bedeutet nichts, daß hie und da ein paar Seiten — etwa aus einer Schrift des h. Franciscus von Assisi, aus den Briefen der heil. Katharina von Siena oder aus einem modernen Franzosen (Péladan) — herüber genommen sind. Nur die Gestalt des Episcopo dürfte gewissen Figuren des Tolstoi oder Dostojewsky nachgebildet sein, so wie einige Nebenpersonen im »Innocente.«

III.

Der Inhalt nun dieser Selbstbekenntnisse bezieht sich fast ausschließlich auf das Liebesleben im weitesten Sinne. Im Canto nuovo ist das vorherrschende Motiv wohl nur die Freude des Dichters an der

*) Vgl. auch die Revue der italienischen Zeitschriften in dieser Nummer. D. Red.

eigenen Jugend und ihrem Kraftgefühl, er singt: „die unendliche Freude zu leben, stark zu sein, jung zu sein, in alle irdischen Früchte mit gesunden weißen gierigen Zähnen zu beißen", „die Hände kühn und begehrlich auf alles Schöne zu legen, den Bogen immer wieder auf neue Beute zu spannen, die die Begierde erreicht." Aber es sind auch hier schon Liebeslieder und zwar von stark sinnlicher Färbung. Im „Intermezzo" ist das sinnliche Element das Charakteristische. In den Gedichten der Isottèo und Chimera und in den römischen Elegien werden fast durchaus erotische Motive behandelt. In dem ersten Roman des Dichters sind alle Reize und Genüsse der sinnlichen Liebe Gegenstand der Schilderung, der Held besitzt die Kunst zu lieben ganz im Sinne Ovids, er kennt jede Art Wollust, die der ersten Blicke, der leisen Berührungen, der Küsse, aber auch die groben und gröbsten, die „Depravazionen", die der Held bei seiner Geliebten Elena kennen lernt. Auch Tullio Hermil, der Held des »Innocente« ist vor allem ein Sinnlich-Liebender: auch seine zartesten Gefühle, alle Wehmut und Sehnsucht tiefer seelischer Zuneigung erscheinen verbunden mit Anfällen von wilder Begier, die ihn auf das geliebte Weib sich stürzen und sie überwältigen lassen. Von Giorgio Aurispa, dem Protagonisten des »Trionfo« wird ausdrücklich gesagt, daß zu sinnlicher Liebe „jede Faser seines Wesens" strebe, überall sonst, auf jedem Gebiet des Lebens ein Dilettant und ein Schwächling, ist er hier ein vollendeter Meister, da er der Geliebten zum erstenmal den Schrei der wahren Wollust entlockt, fühlt er die „zitternde Entzückung eines Schöpfers."

Aber der Dichter gesteht — in den lyrischen Gedichten für seine eigene Person — in den Romanen für seine Helden, daß diese Liebe nichts freudiges hat, sein Eros ist „der schwere Gott", wie ihn ein griechisches Motto des Intermezzo nennt. Schon hier spricht er von dem Reiche „der Lust und des Truges", in das er seine Heerfahrt thun will. Mitten in die Umarmungen Tristans und Isoldes klingt der rauhe Warnungsruf des Wächters vom Turm: „Wachet auf, die Nacht ist kurz, und eitel ist der Traum." In dem Cyclus »Animal triste« (Intermezzo) singt er von der „entsetzlichen Traurigkeit des unreinen Fleisches." Im »Isottèo« lauert beim Palast des Lachens und der Lust der nackte Amor mit seinem Gefolge von „Begierden und von Sünden". Nicht etwa bloß jene süße Melancholie, die so häufig die Liebe junger Menschen begleitet, sondern eine tötliche Schwermut redet aus vielen Liedern des »Poema paradisiaco« In der Widmung des »Piacere« sagt der Dichter, er wolle in diesem Roman „all das Elend der Lust darstellen und in der That — was die voreingenommene moralisierende Betrachtungsweise mehrerer Kritiker übersah oder verschwieg — nicht die Freuden, sondern die Leiden der sinnlichen Liebe bilden das große Leitmotiv dieses Werkes. Unzählig sind dann die Variationen des Gedankens, daß alle Sinnenliebe nur tiefe tiefe Traurigkeit erzeuge, im »Trionfo della Morte«, sie überfällt die beiden Liebenden nach jeder Umarmung, nach jeder sinnlichen Entzückung, und einmal nennt der Dichter die Liebe geradezu „die größte von allen irdischen Traurigkeiten."

Aber ein noch viel düsteres Geleite giebt dieser Dichter seiner Liebe. Eben aus dieser Liebe entspringt der gegenseitige Haß der Geschlechter oder vielmehr — wie es im „Triumph des Todes" heißt — dieser Haß ist das wahre Wesen der Liebe, er äußert sich — bewußt oder unbewußt — in allen ihren Wirkungen, vom ersten Blick bis zum letzten Ueberdruß. Zu diesem Haß gesellen sich dann andere perverse Regungen: alle die Liebenden der Dichtungen Rapagnettas sind grausam, falsch, egoistisch im allerhöchsten Grad. Dabei berühren sie mitunter das Gebiet der Psychopathia sexualis. In den „römischen Elegien" wünscht der Dichter die Geliebte tot, weil nur dann die in ihm schon ersterbende Leidenschaft wieder aufleben würde. Auch in Giorgio Aurispa regt sich früh schon der Gedanke: „wenn sie doch stürbe! Dann würde die Idealität des Todes sie verklären und meine Liebe, jetzt nur unreine Begier des Fleisches, wäre rein." Hier bleibt es aber nicht beim Wunsch: die Katastrophe des »Trionfo« besteht eben darin, daß Giorgio seine Geliebte Ippolita tötet. In den „Jungfrauen vom Felsen" wird eine alte Geschichte aus dem fürstlichen Hause der Montaga erzählt: ein Bruder entbrennt in sündiger Liebe zu seiner Schwester und tötet sie, „um von ihrer reinen Seele den Leib zu trennen, der ihn zu einer so furchtbaren Begierde entflammt, um diesen Leib allein mit seinen Liebkosungen beflecken zu können." Was hier nur als flüchtige Episode erscheint, ist Hauptmotiv in dem Drama »La Città morta.« „Nun bin ich rein," sagt Leonardo am Leichnam seiner Schwester, die er am Perseischen Quell ertränkt hat, „ganz rein." . . .

Nicht bloß in diesen letzten Perversitäten, zu denen die Erotik dieses Dichters führt, gemahnt es uns an das Wort über „Morgenröte": „Sind Liebe und Tod nicht Geschwister?" Rapagnetta stellt auch dort, wo seine Liebenden von solchen Verirrungen fern sind, die Gestalt des Todes neben den Eros, zuweilen erscheint er als der liebliche Genius mit der umgekehrten Fackel, öfters aber als der furchtbare Schnitter, als der Sensenmann, als der blutige Reiter auf schwarzem Roß. Und indem die Liebe bei diesem Dichter mehr denn bei irgend einem andern als die belebende Triebkraft des Alls erscheint, so sieht er denn auch überall die schwarzen Schatten des Todes gebreitet: Das Leben des Menschen und der Natur, es ist ihm ein unabsehbarer Totentanz, ein ungeheurer „Triumph des Todes", wie die alten Meister ihn so oft auf Bildern dargestellt haben. Der tiefste Sinn aller Rosenromane ist eben dieser, in dem letzten ist es nur am deutlichsten ausgesprochen.

Ob der Romancyclus von der Lilie auf den Triumph des Todes den Triumph des Lebens bringen wird, wissen wir noch nicht. Die Titel der beiden letzten Teile, die noch ausstehen, würden darauf schließen lassen: „die Gnade" und „die Verkündigung". Aber der erste Teil, „die Jungfrauen von den Felsen" zeigen nur in den helleren Gestalten des Helden und der opferstarken Anatolia einen Ansatz dazu: alles andere ist auch hier Schatten, Tod und Verwesung. Das Haus der Montaga, wo Claudio Cantelmo seine Brautschau hält, ist im Aussterben: der greise Fürst, ein treuer Anhänger der verschiedenen Bourbons, verzehrt sich in eitler Hoffnung auf deren Rückkehr, die Fürstin ist wahnsinnig, die beiden Söhne nahe daran, von den Töchtern wird die eine den Schleier nehmen, die andere tötet sich langsam mit Wohlgerüchen. Die Familie haust in einem einsamen Schloß am Ufer eines Wildbachs, in dem verwilderten Garten spiegeln sich verstümmelte Statuen im Wasser leis rauschender Fontänen. Wo immer der Held seinen Schritt hinlenkt, flattern

Gedanken des Todes auf und — er freut sich dessen; auch ihm wie den Wollüstigen der lyrischen Gedichte und der Rosenromane ist der Tod nur wie ein letzter Reiz im Genuß des Lebens und der Liebe. Der Unterschied ist nur, daß es hier ein rein ästhetisches Genießen ist, daß der Geist des Helden über dem großen Schauspiel des Todes gleichsam in heiterer Ruhe schwebt.

IV.

Alle diese Dinge, wie furchtbar sie auch sein mögen, verletzen indes nicht, weil sie den Stempel der Wahrheit an sich tragen, sie erscheinen als Beiträge zur menschlichen Seelenkunde. Als solche will sie der Dichter auch genommen wissen. In der Widmung des „Piacere“ an seinen Freund, den Maler Michetti, sagt er ausdrücklich, er habe seinen Vorwurf — „die große Verderbtheit, Entartung, Falschheit, Grausamkeit (seines Helden)“ — „studiert.“ Ebenso sagt er im Vorwort zum Giovanni Episcopo, er habe die Person seines Helden „genau beobachtet und studiert“. Ein andermal spricht er von der „Strenge seiner Methode“, von der „Exaktheit seiner Analysen“, von dem „streng logischen Gang seiner Entwicklungen“. Nicht anders könnte ein gelehrter Psychologe in der Vorrede zu einer wissenschaftlichen Untersuchung sprechen.

In gewissem Sinne aber kann man auch von einer moralischen Tendenz dieses Dichters reden. Allen seinen Helden gegenüber ist er ein unbarmherziger Richter. Nachdem er eine Zeit lang ihre Schwächen und Laster dargestellt hat, urteilt er dann wortkarg, aber hart und schneidend über sie ab. So über Andrea Sperelli, über Tullio Hermil, über Giorgio Aurispa, alle die Helden der Rosenromane. Nur jener Giovanni Episcopo, der eben nicht Fleisch von seinem Fleisch ist, wird geschont. Selbst in den lyrischen Gedichten verschwindet die Tendenz nicht ganz, indem auf die wildesten Ausbrüche der Sinnlichkeit und auf die scheinbar frechsten Geständnisse ungeheurer Verderbtheit immer wieder eine reuevolle Einkehr und Abkehr „von jenen schrecklichen Dingen“, wie der Dichter sie selbst nennt, folgt: ein warmes Lob der Unschuld, der Kindheit, des patriarchalischen Lebens in der Familie und unter dem unverdorbenen Volk abgelegener Berge und Küsten.

Er schafft denn auch Gestalten, die zu seinen Helden in einem ausgesprochenen Kontrast stehen. Sie sind alle wenig individualisiert, sie lernen sie auch gewöhnlich nicht direkt, sondern meist nur durch die Helden kennen, aber sie sind da und bezeichnen in ihrer Idealität deutlich die Tendenz des Dichters, von der Verderbtheit seiner Helden loszukommen und erhebende Gegenbilder aufzustellen. In den Rosenromanen sind es nur Episodenfiguren, in den „Jungfrauen von den Felsen“ aber versucht Rapagnetta in dem Helden Claudio Cantelmo selbst einen reinen, höheren Typus zu zeichnen, der solcher Schwächen und Niedrigkeiten, wie sie seine früheren Hauptpersonen zeigten, nicht mehr unterworfen ist. Dieser Typus ist kein anderer als der Uebermensch Nietzsches, und der Roman ist der erste bedeutende Versuch, diesen als moderne Erscheinung künstlerisch zu gestalten. Ausdrücklich heißt es schon im Vorwort zum Triumph des Todes: „Lasset uns aufhorchen auf die Stimme des erhabenen Zarathustra, bereiten wir in der Kunst mit fester Treue die Ankunft des Uebermenschen.“

In letzter Linie endlich verfolgt Rapagnetta rein künstlerische Ziele, den künstlerischen Forderungen und Absichten ordnet er die psychologischen und philosophischen unter. Schon daß er so viele lyrische Poesien geschaffen hat, zeigt, wie hoch er die künstlerische Form schätzt. In einer von ihnen sagt er geradezu: „Der Vers ist alles“ und der Held des »Piacere«, der ein Dichter sein soll, wiederholt dieses Wort. In allen überlieferten Formen des italienischen Verses hat sich denn auch Rapagnetta versucht und die feinsten Kenner der Sprache, wenn sie ihm auch sonst feind sind, geben zu: mit Glück. Vorzüglich hat er sich jedoch an die älteren toskanischen Lyriker angeschlossen, denen er auch sehr häufig die Mottos für seine Gedichte entlehnt. Aber auch seine Romane sind von der formlosen Manier anderer psychologischer Erzähler und Seelenmaler weit entfernt. Charakteristisch ist nur, daß wir den Helden keinen Moment aus den Augen verlieren, er bleibt immer auf der Scene. Alle anderen Personen, selbst die Geliebte des Helden, lernen wir nur soweit kennen, als der Held sie kennt, in ihre Seele führt uns der Dichter nicht ein.

In den Dramen ist die Technik die herkömmliche, aber sehr schwach, auf Theatereffekte scheint von vornherein verzichtet zu sein, die Handlung ist so dünn, daß keine dramatische Spannung aufkommen kann. Szenerie und Sprache dagegen sind auch hier wahrhaft künstlerisch behandelt.



In Paul Heyses Heim.

Von **Alfred Beetschen** (Chemnitz).

(Nachdruck verboten).

Wer zu München auf dem klassischen Königsplatze steht und in Bewunderung der prächtigen, ganz in antiker Größe gehaltenen, durch keine grellen und schreienden Firmentafeln verunzierten Anlagen mit ihren im Sonnenschein hell funkelnden Kunsttempeln versunken ist, weiß gewöhnlich nicht, daß er sich hier in nächster Nähe der Villen von Franz Lenbach und Paul Heyse befindet. Der Fremdling braucht nur die Glyptothek rechts liegen zu lassen und durch das monumentale Thor der Propyläen, wo sich vor Jahren die glanzvolle Bismarckhuldigung abspielte zu schreiten, so befindet er sich an einer Kreuzung der Luisenstraße, wo die genannten großen Vertreter der Malerei und der Dichtkunst seit Jahrzehnten ihr Heim aufgeschlagen haben.

Professor v. Lenbachs pompös aufgebaute, mit Terrassen, Erkern und üppigen Gartenanlagen geschmückte Villa, die einen ganzen Gebäudekomplex allein in Anspruch nimmt, läßt eher auf ein fürstliches Lustschloß, denn auf die Behausung eines deutschen Malers schließen. Der aufmerksame Beobachter, der seine neugierigen Blicke durch das kunstvoll geschmiedete Thorgitter schweifen läßt, wird freilich gewahr, daß hinter den breitfächrigen Pflanzen weißschimmernde Statuen hervorleuchten und daß der Springbrunnen, der seine Wasserperlen in die Luft stäubt, von Tritonen und Delphinen, lauter kunstvollen Gebilden umringt ist.

Anders ist des Dichters Tusculum beschaffen, das an den waldigen Hintergrund der Glyptothek angrenzt. Die mannshohe Mauer, die sich dem Glyptothek-Terrain

entlang hinzieht, findet vor Heyses Villa ihre Fortsetzung, — nur die erste Etage des von Bäumen umgrünten, eleganten, einstöckigen Hauses wird dem vorbeieilenden Passanten sichtbar.

Im Frühjahr und Herbst sind die Fensterrouleaux meist herabgelassen; zu dieser Zeit zieht es den Sänger Sorrents und Salòs nach dem Süden, an seinen geliebten Gardasee oder nach Schloß Labers bei Bozen, wenn nicht in die Stadt der Löwen von St. Marco. Im Winter ist der Dichter seit mehr als vier Jahrzehnten seinem lieben München treu geblieben, wohin ihn seinerzeit bekanntlich der kunstsinnige König Maximilian aus Berlin berufen hatte.

Wir drücken in dem nach pompejanischem Muster in dunkelroter Farbe gehaltenen Hausflur an der elektrischen Klingel und geben dem erscheinenden dienstbaren Geist im weißen Häubchen unsere Karte ab. Wehe dem Fremdling, der in den Vormittagsstunden hier vorsprechen will, die der Dichter immer seiner Arbeit widmet; er wird ausnahmslos unverrichteter Sache wieder abziehen müssen. Dafür geht Paul Heyse, wenn er in München siedelt, aufs freigiebigste mit seiner Nachmittagszeit um. Von 4 Uhr an steht das Haus fast immer seinen Freunden und Bekannten offen, die denn auch oft genug unter dem gastlichen Dach der Villa Heyse einkehren, um ein Thee- und Plauderstündchen in der denkbar liebenswürdigsten und anregendsten Gesellschaft zuzubringen.

Heyse empfängt seine Besuche in seinem Arbeitszimmer, zu dem man über eine breite, mit Statuen, Gypsabgüssen und Blumen geschmückte Treppe gelangt. In dem mit Bücherregalen besetzten Vorraum hält an der Thüre zum eigentlichen „Studio" eine Marmorbüste Wacht; sie trägt das zarte, feinlinige Gesicht eines Knaben, dessen frühes, in blühendster Jugend erfolgtes Hinscheiden dem Vater als ein Schmerz fürs Leben nachgeht und dessen Andenken der Dichter in dem vor kurzem neu erschienenen Gedichtsbande („Neue Gedichte und Jugendlieder", Verlag von Wilh. Hertz, Berlin 1897) diese rührenden Strophen gewidmet hat:

Nun wir getrennt für immer sind,
Kann ich im Geiste nur dir nahn,
Doch all' mein Tagwerk, teures Kind,
Ist immer auch für dich gethan:
Dir bracht' ich stets das Beste dar
Von meinen Lebensernten allen,
Und wenn ein Werk vollendet war,
Fragt' ich mich: würd' es ihm gefallen?

Umsonst! Es kehrt aus jenem Reich
Kein Laut des Anteils je zurück,
Und einem blassen Schatten gleich
Ist dieser Freundschaft Geisterglück.
Doch sammel' ich heut' die Herbstfrucht ein,
Gereift in Sonn- und Sturmeswettern,
Dem Toten soll zu eigen sein,
Was leben wird in diesen Blättern.

Dem Freunde und Verehrer der Heyse'schen Muse scheint es seltsam, aus des ewig jungen Dichters eignem Munde das nach stiller Resignation klingende Wort „Herbstesfrucht" zu vernehmen. Paul Heyse ist — Goethe ähnlich — nicht nur ein Künstler der Feder, sondern auch ein Lebenskünstler. Niemand würde diesem unverändert edlen Lockenhaupte, aus dem zwei tiefblaue große Augen leuchten, den werdenden Siebziger anmerken. Freilich ist ihm, dem „Göttersohn", wie man ihn gelegentlich nannte, allzeit mehr „Sonne" als „Sturmeswetter" beschieden gewesen; auf seinem Lebensweg überwucherten von Jugend auf „himmlische Rosen" das stachlige Sorgengedörn, in dem tausend andere sich verwickeln und straucheln. Daher seine enorm vielseitige, unglaubliche Schaffenskraft, die ihm bis heute treu geblieben ist. Einzig die Aufzählung von Heyses Werken nimmt in Brockhaus' Konversationslexikon eine volle Seite in Anspruch. Seine gesammelten Werke, die wie diejenigen von Gottfried Keller im Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin erschienen sind, umfassen heute allein 25 stattliche Bände, ohne daß die zahlreichen Bände musterhafter Uebersetzungen italienischer Dichter (Leopardi, Giusti, Alfieri, Manzoni 2c.) darin eingerechnet wären.

... Und nun steht der, dessen großem Dichterherzen wir solch eine Fülle von Schönheit und Geistestiefe zu danken haben, auch schon selbst vor uns und ersucht uns artig und herzlich, es uns an seinem Rauchtisch bequem zu machen. Gedämpftes Licht drängt in das hohe, mit vornehmstem Geschmack ausgestattete Gemach, in dem sich alle Künste ein harmonisches Stelldichein gegeben zu haben scheinen. Da hängt eine Böcklin'sche Landschaft und dort grüßt uns eine Lenbach'sche Bismarckskizze, mit ein paar genialen Strichen hingeworfen. Und wie liebenswürdig, heiter und ungezwungen es sich mit Heyse plaudern läßt — vorausgesetzt, daß der Gast, was oft erst nach mehrmaligem Besuch der Fall ist, die erste Scheu überwunden hat — das muß man selbst dankbar erfahren haben.

Und da naht auch sie, des Hauses milde Herrin, mit dem schmalen, carmenartigen, feinen Gesicht und den klugen dunklen Augen. Nun begreift man des Dichters schöne Verse:

Der Tag ist trüb, die Welt ist grau,
Doch warm und heiter ist's im Haus,
Das Lächeln einer lieben Frau
Treibt alle bösen Geister aus.

Warm und heiter, — so läßt sich die Atmosphäre, die in Paul Heyses Heim herrscht, am besten charakterisieren. Warm ist der von dem freundlichen Hausherrn eigenhändig bereitete Thee, und heiter das Gespräch, das sich um die dampfenden Schalen entspinnt. Inzwischen sind wir in einem anderen Zimmer, zu ebener Erde angelangt, dessen Wände neben anderen kostbaren Kunstwerken ein großes, seltenes Bild, den Pädagogen und Volkserzieher Pestalozzi vorstellend, sowie ein Lenbach'sches Porträt von Heyses zweiter Gemahlin aufweisen. Letzteres Gemälde trägt das für Heyses geklärte Lebensanschauung bezeichnende Motto: „Memento vivere!" Daß Paul Heyse übrigens auch den Zeichenstift mit bemerkenswerter Geschicklichkeit handhabt, kann der Schreiber dieser Zeilen als ein in zwiefacher Weise „gut Aufgenommener" bestätigen.

Eine seltsame Rührung beschlich mich, als Heyse mir einmal jenes hölzerne Krokodil zeigte, das vor Jahren den Tisch der berühmten Münchener Dichtertafelrunde zierte, um den sich — o tempora, o mores! — ein Geibel, Leuthold, Lingg, Schack, Scheffel, Hertz, Grosse u. a. zu fröhlichem Thun zu versammeln pflegten. Die Gesellschaft „Krokodil" ist längst in alle Winde zerstoben, die meisten der lustigen Troubadoure haben längst ihr letztes

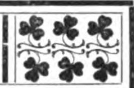
Lied gesungen — nur das glotzäugige, hölzerne Krokodil-Tier, daß bei Heyse einen Unterschlupf gefunden, ist aus jener Zeit als kaltes Symbol geblieben.

Warm und heiter ist auch Paul Heyse's Blick heute noch, trotzdem seine Augen lebenslang getrunken „was die Wimper hält von dem gold'nen Ueberfluß der Welt", um mit den Worten seines von ihm hochverehrten „großen Freundes" Gottfried Keller zu reden.

Und sie fragen, was mich jung erhält,
Da ich lang schon wand're durch die Welt,
Und sie staunen, daß noch nicht sich satt
Meine Seel' am Licht getrunken hat.

Fangt nur auch, so wie ich stets gethan,
Jedes Frührot neu zu leben an,
Jedes Tag's alltäglichen Gewinn,
Als ein neues Wunder nehmt ihn hin.

Oft betrogen, immer neu vertrauen,
Freudig auf den Sieg der Wahrheit baun
Als ein arglos frommes Kind der Welt —
Und sie fragen, was mich jung erhält!

 Litteratur-Briefe 

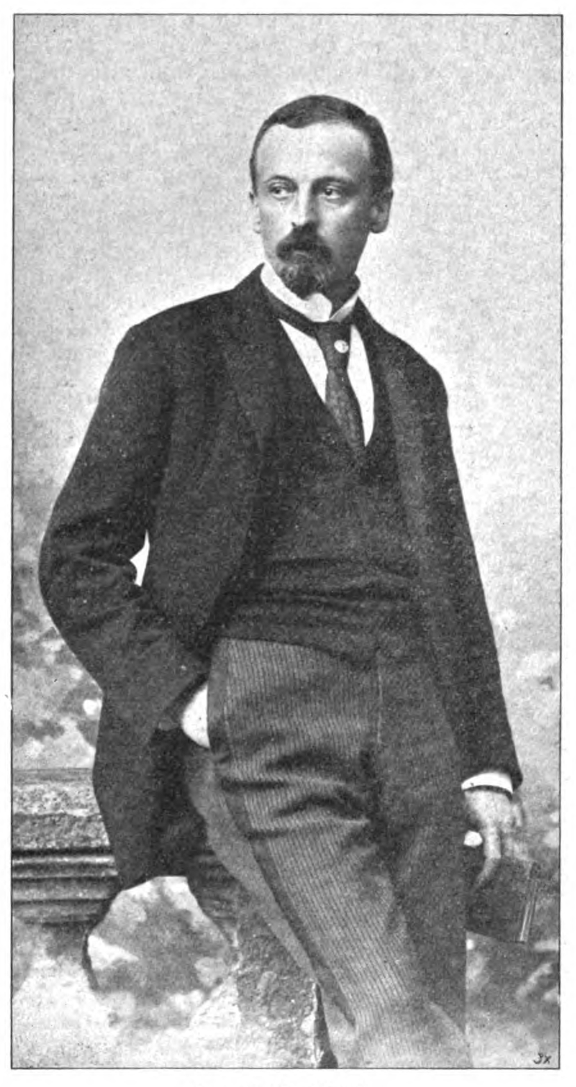
Polnische Erzählungslitteratur.

Von **Josef Flach** (Krakau).

(Nachdruck verboten.)

Mehr denn ein Jahrhundert schon trauert Polen um die verlorene Unabhängigkeit. Politisch zerrissen und zwischen drei mächtige Reiche aufgeteilt, hat es trotz mannigfacher Schicksale seine Nationalität bewahrt, vor allem aber das, was das Palladium eines jeden Volkes ist, die Sprache. Mag man selbst der polnischen Nation angehören oder nicht, mag man als Fremder ihr freundlich oder feindlich gesinnt sein, so ist es für jeden Denkenden interessant zu beobachten, wie die polnische Litteratur trotzalledem lebt, sich entwickelt, ja sogar trotz der im höchsten Grade ungünstigen Verhältnisse — Polnisch ist ja nichts weniger als eine Weltsprache — die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt für sich gewinnt. Dies ist umso überraschender, als die polnische Litteratur der Gegenwart und der Vergangenheit gerade dort quantitativ und qualitativ die stärkste ist, wo die polnische Nationalität den ärgsten Verfolgungen und Unterdrückungen ausgesetzt ist, wo die polnische Sprache in allen Schulen kaum als außerobligater Gegenstand geduldet und russisch gelehrt wird — nämlich in Kongreßpolen.

Abgesehen von der wissenschaftlichen Litteratur, die hier nicht berücksichtigt werden soll, wiederholt sich bei uns die allgemein beobachtete Thatsache, daß der Roman die dominierende Gattung der Belletristik ist, in allen seinen Formen und Unterarten, von der kleinen Novelle oder Skizze aufwärts. Während wir im Drama mit anderen Nationen, etwa Frankreich oder Deutschland, gar nicht wetteifern können und in der Lyrik das Unklare, Chaotische, die Erwartung einer neuen Epoche mit ihnen gemeinsam haben, hat sich unsere Erzählungslitteratur in den letzten Dezennien verhältnismäßig schön



Henryk Sienkiewicz.

entwickelt und besitzt sogar einen Namen von unbestrittenem Weltruhme. Diese Erscheinung ist insofern befremdend, als der polnische Roman, abgesehen von sporadischen Erzeugnissen, kaum älter als hundert Jahre ist. In seinen Anfängen stark von fremden Litteraturen beeinflußt, fand er in Kraszewski (gest. 1887), einem Manne von staunenswerter Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit einen Romanschriftsteller, der das Publikum, das bis jetzt fast nur französische Unterhaltungslektüre las, für die polnische gewann. Als Zeitgenossen Kraszewski's leben viele andere Männer, die vor allem den großen historischen (aus der Geschichte Polens) und den sozialen Tendenzroman pflegen; Novellisten gab es vor 1880 sehr wenige. Diese ganze Generation ist schon ausgestorben; als letzter schied vor kurzem Kaczkowski und die wenigen Ueberlebenden jener Epoche schweigen oder dichten nur noch Mittelmäßiges.

Polens größter Romanschriftsteller der Gegenwart, der einzige große, der einzige, der nicht nur in seiner Heimat, sondern auch in ferner Fremde gelesen und bewundert wird, ist Henryk Sienkiewicz. Er ist auch gegenwärtig der einzige polnische Autor, dessen Name jedem gebildeten Deutschen bekannt ist.

Vor 26 Jahren trat er mit kleinen realistischen Novellen auf und offenbarte in einigen von ihnen, wie „Hania“, („Aennchen“), „Die Kohlenskizzen“ oder „Janko, der Musikant“, eine Tiefe und Frische des Gefühls, eine Energie und Selbständigkeit des Geistes, die ahnen ließ, daß Polen einst an ihm den ersten Meister der Novelle haben würde. Unerwarteter Weise ließ er zunächst eine gewaltige historische Trilogie aus dem 17. Jahrhundert („Mit Feuer und Schwert“, „Die Sintflut“, „Herr Wolodyjowski“) erscheinen, die seinen Namen mit einem Schlage über die ganze zeitgenössische Belletristik erhob. In seinem jüngst erschienenen Buche über Polen nennt Georg Brandes Sienkiewicz einen Vielschreiber und Nachahmer Dumas' des Aelteren. Das ist ein entschiedener Irrtum und leider nur eines der vielen falschen oder oberflächlichen Urteile des sonst so interessanten Werkes. Es muß vielmehr betont werden, daß seit George Sand kein Romanschriftsteller eine solche Plastik und Lebendigkeit der Figuren, eine so edle Phantasie und einen solchen Zauber der Darstellung und Sprache aufzuweisen hatte, als Sienkiewicz, gar nicht zu reden von der Innigkeit des von Chauvinismus gänzlich freien patriotischen Gefühls, die selbstverständlich nur ein Pole zu würdigen vermag.

Der Erfolg dieses Historien-Cyklus war ungewöhnlich, ungeheuer. Statt aber in ähnlichen Bahnen weiter zu schreiten, überraschte der Dichter die Lesewelt mit einem etwas langatmigen, zeitgenössischen Roman „Ohne Dogma“, in dessen Mittelpunkt ein Mann steht, der von der Natur verschwenderisch veranlagt ist, aber durch den Mangel jedweden Glaubens höherer Art zugrunde geht. Dieser streng psychologische Roman — mit Bourgets „Disciple“ verwandt, obwohl unabhängig von ihm entstanden — konnte natürlich keine so große Popularität erlangen als die vorhergehenden, dennoch wird heutzutage der Name seines traurigen Helden Ploszowski geradezu als Gattungsbegriff gebraucht und das Buch selbst hat eine Menge von Nachahmungen hervorgerufen. Der rege Schaffensdrang des Dichters aber verlangte nach immer neuen Gattungen, und so ließ der Roman »Quo Vadis« die Neronen-Zeit in ungewohnter Lebenswahrheit aus dem Dunkel auferstehen, wie ohne Zweifel in keiner der zahlreichen Geschichten aus der Epoche der Christenverfolgungen. Endlich erscheint jetzt in einem Warschauer Wochenblatte Sienkiewicz, neuester Roman, der zu dem Genre seines ersten Historien-Cyklus zurückkehrt und mit koloristischer Meisterschaft die blutigen Kämpfe Polens mit dem Deutschen Orden schildert, die in der schrecklichen Niederlage des letzteren bei Grunwald (1410) ihren vorläufigen Abschluß gefunden haben.

Mit Sienkiewicz wird oft ein anderer Schriftsteller verglichen: Boleslaw Prus (Pseudonym für Alexander Glowacki). Sehr mit Unrecht, denn Beide sind so grundverschieden als möglich. Bei jenem herrscht das Gefühl und die Phantasie vor, Prus ist nüchterner und verstandesmäßiger und treibt am liebsten Statistik. Sein Humor hat nichts von dem echt polnischen, oft ins Derbe fallenden, niemals blasierten Humor des Sienkiewicz' Prus ist vielmehr witzig sarkastisch und neigt zur Karrikierung. Seine Beobachtungsgabe ist ungemein sicher und scharf, die Komposition seiner Romane aber hie und da zerfahren. Scheint Sienkiewicz' Hauptstärke in dem historischen Genre zu liegen, so holt sich Prus die Fabel aus dem Wirrwarr der ihn umgebenden Welt. Seine Novellen und Romane sind entweder Humoresken oder Karrikaturen, oder aber sie verfolgen eine soziale Tendenz. So in der „Placówka“ („Der Posten“), wo er einheimische polnische Bauern im Kampfe mit deutschen Kolonisten darstellt, oder in „Lalka“, („Die Puppe“), wo die aristokratische Gesellschaft den soliden, aufstrebenden Handelskreisen gegenübergestellt wird, so auch in den „Emancypantki“, wo ein energievolles Mädchen, von allen mißverstanden den harten Kampf ums Dasein führt. Prus' neuester Roman „Pharao“ behandelt in großartiger Weise eine Episode jenes ewigen Kampfes des kirchlichen und weltlichen Prinzips, der das Sujet so vieler Werke der schönen Litteratur bildet von Sophokles' Antigone bis auf Wildenbruchs König Heinrich.

Auf gleicher Linie mit Prus, der neben Sienkiewicz der mittleren Generation angehört, steht eine Frau, Elise Orzeszko. Sie pflegt ausschließlich den zeitgenössischen Sozialroman und zwar behandelt sie mit Vorliebe die Kreise des kleinen adeligen Grundbesitzes in Littauen, wo sie selbst heimisch ist. In früheren Jahren nicht frei von Parteileidenschaft schafft sie jetzt Vortreffliches. Ihre auch in Deutschland bekannten Romane aus dem jüdischen Milieu, z. B. „Meir Ezofowicz“, lassen sich vor dem Vorwurfe starken Idealisierens nicht freisprechen.

Sienkiewicz, Prus und Frau Orzeszko sind nicht die Häupter, wohl aber die hervorragendsten Vertreter der älteren Generation der polnischen Erzähler. Sie haben viele Nachahmer neben denen, die unabhängig von ihnen dieselben Bahnen gehen. Vor allem sind es zwei Arten des Romans, die in Polen gepflegt werden. In keinem Lande hat vielleicht der historische Roman so viele Federn, so viele Herzen zu Gebote. Dies läßt sich leicht erklären. Der Blick des Polen verweilt so gerne auf den Karten der Geschichte, auf denen es noch ein polnisches Königtum gegeben hat. Schon Kraszewski hatte den Plan gefaßt, die vaterländische Geschichte in einer Reihe von Romanen aufleben zu lassen; neuerdings hat wieder Sienkiewicz' Beispiel anregend gewirkt. Der talentvollste unter den Romanschriftstellern dieser Richtung ist unstreitig Adam Krechowiecki, der auch gute zeitgenössische Romane verfaßt. Ein sehr fruchtbarer Autor, Jeske-Choinski, trägt sich mit der Idee, die Hauptmomente der Weltgeschichte in einem historischen Cyklus darzustellen und schreibt eben jetzt den Roman „Tiara und Krone“ aus der Epoche des vielbehandelten Konfliktes Heinrichs IV. mit Papst Gregor VII. Was die andere Hauptart des Romans, den zeitgenössischen Roman betrifft, so ist es auch für einen Fremden interessant zu beobachten, wie ihn die sozialen Verhältnisse Polens beeinflussen. Vergebens würde man in der polnischen Erzählungslitteratur nach einem Roman in der Art des vortrefflichen „Sylvester von Geyer“ von Georg von Ompteda suchen; ein solcher wurde noch nicht und kann von keinem Polen geschrieben werden. Polens Söhne wählen eben höchst selten die militärische Carriere, die sie unter fremden Fahnen hätten dienen müssen; werden sie aber doch Militärs, dann sind sie für die nationale Sache verloren, ja sie entäußern sich naturgemäß ihrer Nationalität. Dafür aber spielt im Leben wie im Roman, der ja

das Abbild des Lebens ist, der Landbewohner die wichtigste Rolle, sei er Großgrundbesitzer oder Bauer. In keiner anderen Litteratur giebt es so viele Romane und Novellen, deren Vorgänge auf dem Lande spielen, wie in der polnischen. Gewöhnlich wird dieses Thema mit einer stärker oder schwächer ausgesprochenen didactischen Tendenz behandelt, die etwa dahin geht, den Landedelmann zur größeren Sparsamkeit, zum treuen Festhalten an der heimatlichen Scholle zu bewegen. Manchmal betrachtet man auch den Bauer ohne jede moralische Tendenz, bloß um seines eigenen charakteristischen Temperaments, seiner besonderen Sitten willen. Der Beste auf diesem Gebiete ist Sewer Maciejowski, der kleine, lebensfrische Dorfgeschichten veröffentlicht. Es ist ferner bekannt, welch einen wichtigen Platz im polnischen Leben der Jude, besonders der Dorfjude, seit langen Dezennien einnimmt, als Factotum des Gutsbesitzer, als Pächter der Dorfschenke, schließlich als Wucherer. Diese Seite unserer Zustände schilderte mit Vorliebe der nun vor Monaten verstorbene Klemens Junosza.

So stellt sich die polnische Litteratur dar, soweit man die ältere Generation der Autoren ins Auge faßt. In den neunziger Jahren trat aber eine Reihe von frischen, jugendlichen Talenten auf, die, wenn sie auch keine Revolution hervorgerufen, so doch jedenfalls der Litteratur neue Ideen zugeführt haben. Sie waren größtenteils von ausländischen Schriftstellern beeinflußt und zwar entweder von den älteren russischen Meistern, wie Dostojewski, Tolstoi u. a., oder von neueren französischen und skandinavischen, hie und da auch von deutschen. Es soll hier gleich gesagt werden, daß der konsequente Naturalismus des Zola auf die polnische Erzählungslitteratur nur einen sehr schwachen Einfluß ausgeübt hat. Ehe er zu uns kam, war sein Kunstbekenntnis in seinem Wiegenlande bereits ein überwundener Standpunkt, konnte also keine feste Wurzel mehr schlagen. Eine umso größere Bedeutung muß dagegen dem Einflusse zweier anderen Erzähler zugeschrieben werden, Maupassants, des Meisters der kleinen Erzählung und Bourgets, dessen psychologische Analyse besonders seit Sienkiewicz' „Ohne Dogma“ bei uns sehr beliebt geworden ist. Auch skandinavische Autoren, wie J. P. Jakobsen und Hamsun fanden Nachahmer oder Bekenner. Charakteristisch ist für diese Zeit auch der hohe Aufschwung der Novelle und der kleinen Erzählung; umfangreiche mehrbändige Romane werden von jüngeren Talenten nur höchst selten geschrieben. Der kleinen Novelle dagegen nehmen sich auch Zeitungen an, veranstalten Preisausschreiben, wie der Krakauer „Czas“, („Die Zeit“) oder das Organ der Moderne, „Życie“ („Das Leben“), und eine Reihe von bisher unbekannten Federn debütieren bei dieser Gelegenheit. Das historische Genre tritt ganz zurück, nur das zeitgenössische Leben wird realistisch geschildert. Spielten sich die Werke der früher erwähnten Autoren gewöhnlich in höheren Gesellschaftssphären ab, so enthüllen die jüngeren Dichter die oft grauenvollen Geheimnisse der armseligen Bauernhütten oder Handwerkstätten. Der Idealismus und Optimismus der älteren Generation ist jetzt verschwunden, zugleich auch ihre sozial-nationalen Tendenzen. Die jüngeren Schriftsteller sind pessimistisch und wollen in ihrem Realismus frei von jedweder Tendenz bleiben, oder verfolgen allgemein menschliche, internationale Ideen des Arbeiterschutzes, des Frauenrechts u. dgl. m.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier das ganze Namensregister jüngerer Erzähler herunterzählen. Von wirklichen Talenten möge hier zuerst Ignaz Dąbrowski genannt werden. Mit seinem Erstlingswerke „Śmierć“ („Der Tod“), den Aufzeichnungen eines an der Lungenschwindsucht langsam absterbenden Jünglings hat er Aufsehen erregt, wenn auch der Einfluß von Hamsuns „Hunger“ unverkennbar war. Freilich hat Dąbrowski die Hoffnungen seiner Verehrer getäuscht, denn sein zweites Werk, die „Felka“, das Journal einer armen Näherin, die in ihrer Liebe betrogen wird, trieb den Kultus des realistischen Details allzu weit. Ein anderer, Niedźwiecki, einer der wenigen konsequenten Naturalisten Polens, steht noch fortwährend im Uebergangsstadium. Dagegen ist Sirko-Sieroszewski ein anerkanntes Talent. Seine Bilder aus Sibirien, dessen bloßer Name schon so blutig schmerzliche Erinnerungen in dem Herzen des Polen erweckt, sind mit ergreifender Kraft und packendem Realismus gemalt; sie können mit den berühmten sibirischen Skizzen Adam Szymanskis verglichen werden. Ein Meister des Stils, versteht er die Natur wahr und erschütternd zu schildern, wie auch ein anderer junger Dichter Stephan Zeromski, dessen kleine Erzählungen mit dem Nebel des tiefsten Pessimismus verschleiert sind.

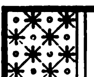
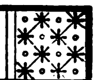
Aus der ganzen jüngeren Generation scheint aber am meisten Talent Wladislaw Reymont zu besitzen. Vor einigen Jahren veröffentlichte er eine Reihe von kleinen Novellen und Erzählungen, die scharfe Beobachtungsgabe, jugendliche Energie und Ungeniertheit, entschiedenen Realismus und Vorliebe für dramatische Situationen verrieten. Hier offenbarte er schon sein reges Interesse für das Theater, das Leben der fahrenden Leute, das bunte Treiben der herumwandernden Schauspielertruppen. Aus diesem Hintergrunde baut er seinen ersten größeren Roman „Die Komödiantin (Komedyantka) auf. Im Mittelpunkt der Erzählung steht hier Janka, ein junges Fräulein von ungewöhnlicher geistiger Selbstständigkeit, eine Natur, die keine Fesseln ertragen will, die nicht einmal die Gewalt ihres Vaters duldet, die Familie in der Nacht allein verläßt, sich einer Schmiere verschreibt, alle Bitternisse des elenden flitterhaften Komödiantenlebens durchkostet, sich in ihrer Sehnsucht nach Freiheit und Liebe betrogen und zu Fall gebracht sieht, und schließlich gebrochen an Leib und Seele einen Selbstmordversuch begeht. Der Verfasser läßt sie aber in seinem zweiten Romane („Fermenty“) gerettet werden, führt sie in das Haus des strengen Vaters zurück, zeigt, wie um Jankas Hand ein edelsinniger, einfacher Mensch wirbt, der ihr aber zuwider ist, wie Janka sich sträubt, seinem und des Vaters Wunsche zu entsprechen, wie das Blendwerk der Bühne sie wieder verführt, bis sie endlich doch nachgiebt und des treuen Bewerbers Frau wird. Vortrefflich ist in dem ersten Bande dieses Cyclus die Charakteristik Jankas, geschickt die Gegenüberstellung ihres stürmisch-leidenschaftlichen Charakters der patriarchalisch-eigensinnigen Despotie des Vaters. In den folgenden Bänden, besonders aber zum Schlusse sind hie und da Lücken und Inkonsequenzen in der Durchführung zu bemerken. Reymont veröffentlicht jetzt in polnischen Feuilletons einen neuen Roman „Ziemia

obiecana“ („Das gelobte Land“) aus dem Leben der polnisch-russischen Stadt Lodz, des polnischen Manchesters.

Abseits von allen bisher besprochenen Erzählungen stehen zwei Bücher, über die in den letzten Wochen in polnischen Zeitungen viel geschrieben und in der polnischen Gesellschaft noch mehr gesprochen wird. „Anioł śmierci“ („Der Engel des Todes“) heißt das eine, ein Roman aus der Feder des Casimir Tetmajer, des talentvollsten unter den jüngsten Lyrikern. Ein Bildhauer wird von seiner Verlobten verschmäht und kann diese Liebe nicht vergessen. Als er erfährt, daß seine ehemalige Verlobte einen reichen Mann heiratet, um hinter dessen Rücken ein Liebesverhältnis unterhalten zu können, da faßt ihn Wut und er rächt sich auf seine Weise, indem er eine Marmorgruppe meißelt, die ein Weib mit den Zügen seiner treulosen Maria als schamlose Dirne darstellt. Die Statue soll gerade am Trauungstage Marias öffentlich ausgestellt werden, da kommt in Romans Atelier ein junges Mädchen, das den Künstler selbst hoffnungslos liebt, um seinen niedrigen Racheplan zu vereiteln. Auf ihre Bitten zerschlägt Roman mit einem Hammer die Marmorgruppe, fällt aber gleich darauf tot zu Boden. Der Roman leidet an zu großer Redseligkeit des Helden, der geradezu weibisch lamentiert, und die Darstellung des gesellschaftlichen Milieus ist ziemlich fleckig: ein neuer Beweis dafür, daß ein vortrefflicher Lyriker nicht immer ein guter Epiker ist.

Hat „Der Engel des Todes“ des Namens seines Verfassers wegen Aufsehen gemacht, so ist ein anderes Buch ein litterarisches „Evènement“ der letzten Monate, obwohl der Autor bisher so ziemlich unbekannt war. „Żywot i myśli Zygmunta Podfilipskiego“ („Leben und Gedanken Sigismund Podfilipski's“) von Josef Weyßenhoff darf eigentlich kein Roman genannt werden, da er keine einheitliche, sich organisch entwickelnde Handlung hat; er enthält vielmehr die Lebenserinnerungen eines Mannes, der sich als Träger der westlichen Kultur betrachtet, in Ausübung dieses Amtes geringschätzend auf die polnische Barbarei niederblickt, dem Koche Unterrichtsstunden in der Zubereitung der Saucen erteilt, allen durch seine ästhetisierenden Vorträge imponieren will, im Grunde genommen aber aller Moral bar, kein Herz und kein Blut besitzt. Die ausgezeichnete, im leichten Tone geschriebene Satire ist ein Produkt der feinen Ironie, die sonst keine nationale Gabe der Polen zu sein pflegt.

Erschöpfende Vollständigkeit konnte die Aufgabe dieses kurzen Abrisses unserer zeitgenössischen polnischen Litteratur nicht sein. Aber auch aus dem, was gesagt wurde, kann ein unbefangen urteilender Leser schließen, daß die polnische Belletristik nicht den letzten Platz in der Litteratur der Kulturnationen einnimmt. Originelle, von uns zuerst eingeschlagene Richtungen haben wir freilich nicht, höchstens die oben charakterisierte Art des sozialen Tendenzromans. Wir brauchen uns aber dieses Umstandes nicht zu schämen. Denn erstens ist die zweite Hälfte des zu Ende neigenden Jahrhunderts die Zeit des Internationalismus in der Litteratur, der gemeinsamen Eigenschaften, zweitens aber haben wir viele originelle Talente, die mit Selbstständigkeit die allgemein herrschenden Formen der Erzählungslitteratur kultivieren. Und das war seit jeher das Streben der Besten in Polen: in der Aneignung der Kulturideen des Westens die nationale und persönliche Selbstständigkeit zu behalten und zu entwickeln. Manchen ist das gelungen, in der Litteratur freilich keinem so glänzend wie Heinrich Sienkiewicz, dessen Ruhm beide Hemisphären umfaßt.

 **Echo der Zeitungen** 

Moderne religiöse Litteratur.

Von **Walther Wolff** (Czenrath).

Noch in unseren Tagen beherrscht weite Kreise die ausgesprochene oder unausgesprochene Ueberzeugung, daß das Christentum eine konservative, oder genauer gesagt, eine reaktionäre Macht in der Entwicklung der Menschheit ist. In dem stolzen Bewußtsein, daß die Bildung unserer Zeit durchaus weltlich ist und daß rein weltliche Kräfte sie am machtvollsten voran treiben, hat man den Blick dafür verloren, daß diese Kräfte zumeist auf religiösem Boden gewachsen sind. Gewiß ist das Christentum eine konservative Macht, einfach schon deshalb, weil es in allen Wandel der Zeiten hinein dieselbe Botschaft als das allein Ewige und Giltige hineinruft. Aber wie wandlungsfähig hat sich dieser ewige Gehalt in der Geschichte erwiesen! Und wie oft ist er in immer neuen Formen dargeboten worden! Welche reiche Mannigfaltigkeit von den derben Erbauungsbüchern, an denen der schlichte Mann seine Seele erquickt, von den einfachen Geschichten, deren Moral sich auch dem ungeschulten Denken aufdrängt und die tausendfach die Weisheit predigen: die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, zu den Schriften mit und ohne Goldschnitt, in denen christliche Frömmigkeit sich mit den Ansprüchen eines verfeinerten gesellschaftlichen Lebens auseinandersetzt, bis zu jenen litterarischen Erzeugnissen, die die zartesten Bewegungen der Seele wiedergeben und mit psychologischem Tiefblick die Spiegelungen des Ewigen im menschlichen Gemüt schildern! Und wie für jede Volksschicht das gerade Zusagende und Passende sich anzubieten scheint, so hat sich auch jede Zeit das geschaffen, was ihren Bedürfnissen entsprach und entgegenkam. Es ließe sich wohl auch eine Geschichte der religiösen Litteratur schreiben, die einen beachtenswerten Ausschnitt aus der Kulturgeschichte unseres Volkes bilden würde — und so dürfen wir auch von einer modernen religiösen Litteratur reden.

Wir meinen damit nicht die Schriftstellerei, die mit ihren kurzlebigen Erzeugnissen alljährlich um die Weihnachtszeit unter dem Titel „Christliche Erzählungen“ den Büchermarkt überflutet, die auf das religiöse Gebiet die Unwirklichkeiten des Durchschnittsromans überträgt und Lebenswahrheit wie künstlerische Form einer einseitigen Tendenz opfert. Ihre Werke passen in keine Zeit und in jede Zeit. Unter modern-religiöser Litteratur verstehen wir die allerdings nicht zahlreichen Bücher, die uns zeigen, daß man auch in religiös gestimmten Kreisen eine deutliche Empfindung und ein liebevolles Verständnis für moderne Stimmungen hat, sie in ihrem

Recht anerkennt, ohne sich ihre Gefahren zu verhehlen, und neue Wege zu alten Wahrheiten sucht. Drei Namen seien da nur genannt, die man wohl als die eigenartigsten Vertreter der gekennzeichneten Litteratur ansehen kann: Hermann Oeser, Arthur Bonus, C. Hilty.

Wir leben in einer eisernen Zeit, die sich nur allzu treffend selbst gekennzeichnet hat, als sie das Wort von dem „Kampf ums Dasein" schuf. In dem hochgesteigerten Schaffen auf allen Gebieten, das alle guten wie bösen Kräfte entfesselt, feiert die Selbstsucht ihre Orgien und lernt als sentimentale Thorheit verlachen, was früher für Humanität und zarte Rücksichtnahme galt. Mit tiefer Besorgnis sehen die wahren Freunde unseres Volkes, wie uns über dem Jagen nach materiellen Gütern mit dem sittlichen Ernst auch die köstlichen Kräfte des Gemütes verloren gehen. Was das für die Religiosität unseres Volkes bedeutet, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Gerade dies hastige und selbstsüchtige Treiben des Modernen empfindet nun Oeser als das Haupthindernis für einen religiösen Menschen. Er hat eine tiefe Empfindung dafür, daß dabei gar Viele vor ein Entweder-Oder gestellt werden, und er thut nichts, um das abzuschwächen. Das ist ihm das Ziel, dem wir zuzustreben haben: die Bewältigung des Irdischen und Gemeinen durch das Himmlische und Heilige, der Unterwerfung des Kreatürlichen unter das Göttliche des Hastens unter die Ruhe, des Lauten unter das Stille, der drängenden Arbeit unter die innige Heimlichkeit des Gemütslebens, der Ungeduld unter das Vertrauen, des Zweifels unter den Glauben, des Werktags unter den Sonntag. „Sei kein Mensch moderner Hast, sondern der ewigen Stille!" mahnt er wohl. „Laß Dir Deine Seele nicht zerteilen und unkräftig machen, indem Du mit Welt, Ehre, Freude und frohem Außenwerk Dich herauslocken läßt." Ihm giebt es keine größere Verfehlung, als die Schädigung der Stille, der Tiefe, der Kraft, des Ernstes und der Ursprünglichkeit des Gefühls. In der Helianthusstaude, die ihre schönen, flammenden Sonnenblumen mit dem Lichte gehen läßt, das früh vom fernen Osten sich naht und das im Westen leise heimgeht, wenn es die Schlummerdecke der Nacht hinter sich hergezogen und weithin ausgebreitet hat, sieht er das Sinnbild der Menschenseele, die sich vom Ewigen erleuchten läßt.

Es geht ein tief ernster, fast asketischer Zug durch alle seine Werke hindurch. Und doch ist er nichts weniger als ein Asket. Er hat ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur, für alles Hohe und Edle, was der Menschengeist geschaffen hat, und wenn ihm, der sich lieber unter die „Irrenden" und „Suchenden", als unter die „Selbstgewissen" stellte, etwas zuwider ist, dann ist es die fette Tugend und zahlungsfähige Moral, die das liebevolle Verständnis für das Menschentum verloren hat. Das Kind an der Seite der Mutter, das mit der freien Hand die Blumen bricht, so wie sie am Wege hoch herauf wachsen, mit der anderen aber sich an der Mutter festhält, damit es nicht strauchelt, ist ihm ein Bild des frommen Menschen. — Gewiß ist damit für den Menschen unserer Zeit die religiöse Frage mehr gestellt, als gelöst; sie kann wohl auch nur in der eigenen Erfahrung gelöst werden. Wie groß ihre Schwierigkeiten sind auch für Oeser, wie er ihnen unbewußt gerecht geworden ist, zeigt uns schon die eine Beobachtung, daß seine „Helden" zumeist „Ferien" haben oder ohne einen bestimmten Beruf leben. Und deutlicher noch die andere, die uns wahrhaft ergreifend anmutet, wie sehr Oeser die Empfindung hat, daß das innere Leben, wie er es führen will, ein steter Kampf ist. Seine „Frommen" sind nicht Besitzende, sondern Kämpfer, nicht Selbstgewisse, sondern Suchende. Die Sehnsucht nach dem Ewigen ist ihm schon Seligkeit. Er erzählt von einem Volke, das des Glaubens war, seine Väter hätten von Alters ein Wort besessen, das verloren gegangen sei, ein Wort, das Alle, die es kannten, beseligt, das dem Hause Glück, dem Einzelnen Kraft, dem Volke seine Zukunft gegeben hätte, und wie nun das Volk voll Trauer dies verlorene Wort suchte. „Sie wußten nicht, daß das verlorene Wort längst gefunden sei und das Volk beselige, daß es in der Trauer um das Verlorene, in der Sehnsucht, es wieder zu finden, in dem Willen, sich seiner wert zu machen, enthalten sei, und daß es so lange gegenwärtig bliebe, als Niemand ahne, daß es in dem Nichtwissen von der erlösenden Kraft der Sehnsucht verborgen liege."

Noch auf einen anderen Punkt von allgemeinem Interesse dürfen wir hinweisen, der uns auch zeigt, wie er aus der Zeit für die Zeit schreibt. In weiten Kreisen ist heute das Verständnis für das Recht und die Eigenart der Einzelpersönlichkeit verloren gegangen. Der Mensch soll ein Erzeugnis seiner Umgebung sein, und man scheut sich förmlich vor Eigenart. Oeser wendet sich mannhaft gegen Schlagwörter und Redensarten, gegen das Nachgeschwätzte und Nachgeahmte. „Habe den Mut, Du zu sein. Du sollst Dir nicht durch Modewörter das Gemüt herunterbringen, verschlechtern und entwerten, Dich nicht aus einem Original zu einer Kopie, aus einem reinen und starken Klang zu einem seelenlosen Echo machen lassen!" Die großen „Individualisten" sind seine Helden, Michel Angelo, der große Glaubende und Könnende, Thomas Carlyle, der geistvolle, geistesmächtige und willensstarke Sohn des Puritanismus, Sören Kierkegaard, der tiefsinnige, lodernde, wahrhaftige, schmerzensreiche. „Auf zehntausend Individuen kommen zehn Individualitäten." „Die Individualität prägt aus eigenem Metall die Doppelkronen und die Scheidemünze, die sie ausgiebt. Die Individuen aber, das liebe, gedankenlose Völkchen, schnappen geradezu nach einem Individualitätsersatz. Die geistige Welt ist eine große Leih- und Bestehlanstalt. Kein stolzer Mensch und kein Christ läßt sich durch die Albernheit des Zeitalters weg- und mitschwemmen."

Auch abgesehen von ihrem Inhalt gewährt die Lektüre von Oesers Werken einen wahrhaft künstlerischen Genuß. Eine glückliche Kunst der Kleinmalerei, eine tiefe Seelenkenntnis, die mit feinstem Verständnis auch den zartesten Regungen des Gemütslebens folgt, ein hoher, sittlicher Ernst, der auch die Satire nicht scheut, eine außerordentliche Gestaltungskraft der Phantasie, eine vollendete Beherrschung der Sprache wirken zusammen mit einem vollkommen ausgebildeten Sinn für die Schönheiten der Natur und einem zwar seltenen, aber liebenswürdigen Humor. Nur schwer versage ich mir, Proben davon zu geben. Gewiß wird sich Keiner dem wundersamen Stimmungszauber entziehen können, der über den Skizzen ausgebreitet ist, wie: „Solitudo nobilis" und „Glockenklänge" in „Am Wege

und abseits", oder in der reizvollen Erzählung: „Wie Herr Philippus entdeckt, daß Ludwig zweifarbige Augen hat", in „Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse". Oft streift er hart an die Grenze, wo das Wort zur Musik wird und versucht, das Unsagbare zu sagen. Oft sind die Linien seiner Bilder so zart und der symbolische Zug seines Wesens läßt ihn manchmal so geheimnisvoll werden, daß das Verständnis erschwert wird. Aber gewiß ist Alles, was er schreibt, wert, nachgedacht zu werden in stiller Feier des Gemüts.

Eine ganz andere Welt tritt uns bei Arthur Bonus entgegen. Sein erstes Büchlein: „Zwischen den Zeilen" ist vielleicht noch mehr theologisch geartet, als die Oeserschen Schriften, und wird namentlich für den anziehend sein, der darauf geführt worden ist, sich aus innerer Teilnahme mit den Problemen des christlichen Glaubens zu befassen. Ein Feind all der abgegriffenen Wendungen der Erbauungssprache, selbst ein moderner Mensch mit einer deutlichen Empfindung für die Schwierigkeiten, die den christlichen Glauben in unserer Zeit drücken, sucht er hier inhaltlich und formell neue Wege, die ewigen Wahrheiten erkennen zu lassen, oft noch rätselvoller und mehr Nachdenken fordernd, als Oeser, aber mit einer Fülle feiner und eigenartiger Gedanken. Stärker noch kommt seine Eigenart in dem Buche zur Geltung: „Deutscher Glaube", zugleich in einer Weise, die ihm ein Recht giebt, in unserem Gedankengang berücksichtigt zu werden.

Es bleibt immer ein übles Ding, Persönlichkeiten zu schildern auf Grund der Umgebung, aus der sie hervorgingen und in der sie leben. Aber wenn wir von Oeser zu Bonus kommen, werden wir gleichsam unwillkürlich dazu geführt. Dort die gemütvolle Innigkeit des Süddeutschen, hier etwas von des Norddeutschen strenger und herber Kampfesnatur. Ist es uns bei Oeser oft zu Mute, als säßen wir, stille sinnend, im traulichen Gemach, in das die letzten Strahlen der Abendsonne fallen, oder ruhten auf lieblicher Bergeshalde, von der die Blicke hinausschweifen in die schimmernde, duftige Ferne, — so führt uns Bonus in wilder Sturmnacht auf die Haide des Nordens, wo die Kiefern hausen, der Nebel über Moor und Brache gespenstisch geistet und der Mond sein bleiches Licht durch zerrissene Wolken strahlen läßt. Dort eine stille, abgeklärte Sprache, wenn auch einem starken und tiefen Gemütsleben abgerungen, vor dem man anhält zu innerer Sammlung, hier eine aufgeregte und aufrüttelnde, fast zudringliche Rede, die wie ein Kampfruf wirkt und fast zu lautem Lesen zwingt. Dort das Zeitliche und Natürliche ein bedeutsames Sinnbild des Ewigen und Geistigen, hier wilde Gesichte, in denen die Geister, die um die deutsche Volksseele ringen, gespenstische Gestalt annehmen, Szenen aus der groben Wirklichkeit des Lebens, Bilder von packendem Realismus. Dort das holde, schöne Maß in Allem, feine zarte Zeichnung; hier manchmal ein Vergreifen im Ton, klirrende Disharmonien bisweilen, oft Bilder im grellbunten, scharf umrissenen Plakatstil. So ist Bonus im Ganzen noch ein gut Stück „moderner" als Oeser, und er greift noch energischer in die Kämpfe und Bewegungen unserer Zeit ein.

Unsere Zeit ist beherrscht vom Sozialismus in seinen tausend Erscheinungen, in Streit und Widerstreit. Aber wo diese Bewegung ihre stärksten Wellen schlägt, da empfindet man dem großen Ganzen gegenüber vor Allem das Recht, Forderungen zu stellen. Lieber etwas haben, als etwas thun! Bonus vertritt mit Eifer die Berechtigung dazu. Aber mit welch schneidendem Ernst vertritt er den Sozialismus der Pflicht! Man lese nur einmal nachdenklich den Abschnitt: „Träume" aus: „Deutscher Glaube"; es sind gewiß keine Träume, sondern Bilder aus dem Leben. „Sage mir, wo sind die Spuren Deines Lebens in Deiner Gemeinde? Ich bins abgegangen, alle Schritte, die Du gethan hast, alle Winkel und Stuben, alle Herzen und Gewissen in Deinem Dorfe. Ich habe Deine Spur nicht gefunden. Verwaschene Spuren, schmutzige habe ich gesehen, sonst gar nichts. Ich habe die Gemeinde gewogen, bevor Du erwachsen warst, und ich habe sie heute gewogen, ich habe kein Mehrgewicht gefunden. Du solltest Sauerteig sein, nicht Mehlbrei; ein Mensch, der Gährungskraft in sich hat. Das Leben der Menschen ist wie ein Gewebe von vielen Fäden, die in einander laufen und machen zusammen ein Werk aus. Von jedem einzelnen laufen hundert Fäden aus, laufen zum Nachbar und Uebernachbar und Ueberübernachbar. Sinds goldene, leuchtende Fäden? Deine Worte, Deine Gedanken und Thaten? Hast Du mit Andern zusammen „Oedlandkultur" getrieben in Kampf gegen unfruchtbaren Boden und fliegenden Unkrautsamen, gegen alles Häßliche, Boshafte, Verlogene und Schlechte? Hast Du den Damm gestützt gegen die Fluten aus der Tiefe? Ist es nicht etwas Ernstes um unser Leben, darum, daß es eingekeilt und eingeschmiedet ist in Vergangenheit und Zukunft? Wir sind nicht nur Erben, sondern auch Erblasser. Die Väter berauschen sich und des Kindes Sinne werden stumpf. In des Kindes Hirn kriecht sie, die Vätersünde, des unschuldigen Kindes Hirn verwüstet sie. Das ist das Arge: wo Vätersünde zum Samen der Sünde in den Kindern wird. Nicht das ist das Grausamste, daß Vätersünde an unschuldigen Kindern gerochen wird. Das ist das Grausamste: daß Vätersünde Sünde und Schuld wird in Kindern und an schuldig gewordenen Kindern gerochen. Wehe den Erben und den Erblassern!"

Das ist ein Stück Sozialethik, und unsere Zeit bedarf solcher Predigt. Aber Bonus ist auch noch in anderem Sinne „modern". Seit unserem Volke der nationale Staat geschenkt worden ist, ist auch der Stolz erwacht auf die Eigenart unseres Stammes, und man hat ein Auge gewonnen für die besonderen sittlichen Kräfte, die uns darin gegeben sind. Wie ein Evangelium rufen tausend Stimmen die Botschaft in unser Volk hinaus, daß „die Welt genesen soll am deutschen Wesen". Man pocht auf unsere selbstwachsene Art und glaubt, wir könnten und müßten entbehren, was nicht aus ihr heraus geschaffen ist. Es ist hier nicht der Ort, diese Richtung auf ihre Berechtigung zu prüfen. Bonus kommt ihren Vertretern weit entgegen.

Bonus will das Volk, den Glauben, die Kirche, unser heutiges Christentum neu gestalten; sein Blick ist aufs Ganze gerichtet. Hiltys Ausführungen sind überall von dem Grundgedanken beherrscht, daß nur aus dem Gesundwerden des Einzelnen die Gesundung des Ganzen kommt, die sonst in den meisten Fällen auch nur eine thörichte, täuschende Hoffnung sei. In ihm stellt sich uns eine der eigenartigsten Erscheinungen in der neueren religiösen Litteratur dar. Auch in der Form ist er der gerade Gegensatz zu Bonus: nichts von Symbolismus oder

auch nur etwas von dem, was man landläufig poetisch nennt. Schlicht, nüchtern und klar fließt seine Darstellung dahin, und doch scheint sie mir künstlerisch vollendet zu sein, weil sie die adäquate Form ist für die Gedanken, die sie übermittelt. Hilty zeigt uns eine erstaunliche Belesenheit, aber er geistreichelt nicht in Zitaten, sondern darf die Goldkörner fremder Weisheit mit als seinen Besitz ausgeben, weil er selbst über eine Fülle kraftvoller, eigener Gedanken verfügt. Er ist Schweizer und aus seinen beiden Büchlein „Glück" weht es wie herbe, gesunde Alpenluft hinein in den schwülen Brodem des modernen Lebens, das um die beiden Pole: Gewinn und Genuß allein zu kreisen scheint, ob man Beides nun sinnlich oder geistig nehmen mag. Er ist eine durch und durch praktische Natur, dem Thun zugewandt, und manchmal ist es, als schwebe über seinen Worten der ernste und strenge Geist eines Zwingli und Calvin. Hilty ist möglichst weit entfernt von allem Romantischen und Gefühligen, und nichts ist ihm verhaßter, als in der Religiosität auch nur eine Erregung, einen Genuß zu finden. Es ist ein bürgerliches, gesundes, mannhaftes, willensstarkes, ein echt protestantisches Christentum, das er vertritt. Daß er dabei unter den Zitaten aus den geistigen Schätzen der Menschheit mit Vorliebe die uralte Weisheit der Bibel zu Worte kommen läßt, mag Manchem allzu altmodisch und „ehrenfest" vorkommen, soll aber doch auch zeigen, wo die gesundeste Nahrung für die religiöse Sehnsucht zu finden ist, die hier und da die Kinder unserer Zeit wieder ergreift.

Ich meine, daß gerade Denen Hilty ein guter Wegweiser werden kann. Er ist im besten Sinne modern. Ich denke dabei nicht an den materialistischen Zug unserer Zeit, der gleichsam für alle Bewegungen und Wellenschläge des modernen Lebens den dunklen Unterstrom bildet. Dagegen wendet sich Jeder, der so oder so die von der Geschichte tausendfach bestätigte alte Weisheit predigt: Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Hilty begegnet einer anderen Gefahr, der, daß die Erhebung über den Materialismus, die wir nötig haben, eine rein ästhetische bleibt, die vielleicht dem Einzelnen genügt, aber dem Ganzen nur Schaden bringt. Was wir bedürfen, ist sittliche Bildung, eine Stählung des Willens. Wer das bietet, der thut auch Denen genug, die der anderen Gefahr unserer Zeit zu erliegen drohen, der Verbildung des Denkens, die handgreifliche Beweise fordert für Dinge, die nun einmal nicht sinnenfällig sind, die Menschen schafft, denen man mit denkmäßigen Erörterungen nicht nahe kommt, die aber vielleicht noch ein Verständniß für das Faustische Wort: Im Anfang war die That! haben.

Es soll hier nicht einmal versucht werden, das, was Hilty will, auf eine kurze, klare Formel zu bringen. Das möchte seine Zustimmung am wenigsten finden. Wie sehr er an die Wirklichkeiten des Lebens denkt, zeigt schon der Titel seines Buches. Alle Menschen verlangen nach Glück, und man kann nur dann darauf rechnen, ihre Kräfte in Bewegung zu setzen, wenn man ihnen den Weg dazu zeigt. Wohl wächst die Zahl Derer, die da meinen, das Wort habe einen melancholischen Klang". Aber er ist der Meinung, das Glück könne gefunden werden. „Der Pessimimist, der daran zweifelt, ist immer in Gefahr, in die eitle Selbstbespiegelung hineinzugeraten, die die moralische Impotenz an sich und Andern interessant findet." Allerdings ist der Weg, den Hilty uns führen will, nicht leicht, und er sagt das auch ganz offen. Es ist ein Weg der Arbeit, der Selbstzucht, ja der Rücksichtslosigkeit gegen uns selbst. Aber wer ihn gefunden hat und sich entschloß ihn zu gehen, der erlebt schon gleich Glück in dem Wohlgefühl, das ihn überkommt bei dem Bewußtsein, auf dem rechten Wege zu sein. Die Art, wie ihn Hilty schildert, oder vielmehr, wie er uns Mut zu machen sucht, ihn zu gehen, erinnert im Anfang ein wenig an ein Handbüchlein der Moral, schließlich jedoch faßt er sich zusammen in das Wort: Religiöser Glaube, christlicher Glaube. Aber er beweist ihn nicht, sondern er mutet uns zu, es einmal mit ihm zu versuchen, die persönliche Entscheidung zu fällen, und er versichert uns, das sei der einzige Weg, vollkommen glücklich zu werden. So ernst er redet, er macht uns zugleich auch Mut, das auf uns zu nehmen, was er fordert. In weiten Kreisen sucht man heute nach einem „männlichen Christentum." Hier ist es.

Man kann die Bücher, von denen hier geredet wurde, auch mißbrauchen zu einem rein ästhetischen Genuß. Wer sie recht versteht, wird sie nicht aus der Hand legen ohne eine seelische und sittliche Erhebung. Unsere Zeit ist in Gefahr, die Lehre der Geschichte zu vergessen, daß einem Gemeinwesen, das nur nach materiellen Gütern trachtet, mit dem religiösen und sittlichen Ernst auch die Kraft zu gesundem Fortschritt abhanden kommt. Dem entgegenzuwirken, kann das „moderne" Christentum, wie es hier geboten, ist, wohl mithelfen.

Aus der »Täglichen Rundschau«.

*** **Auszüge.** Das plötzliche Hinscheiden Theodor Fontanes hat ein vielstimmiges Echo der Trauer im deutschen Blätterwalde geweckt, doch blieb es naturgemäß bei mehr oder minder flüchtigen Charakterskizzen; für die alles umschließende Würdigung dieser erlesenen Persönlichkeit kann die Tagespresse nicht die richtige Tribüne sein. Indessen bleibt festzustellen, daß alle Nachrufe auf denselben Ton aufrichtiger Verehrung abgestimmt waren, und daß hier der Tod einmal einigend, nicht trennend gewirkt hat. Viele Gedenkblätter trugen den Stempel persönlicher Erinnerungen — so das von Fritz Mauthner (Berl. Tagebl. v. 20. Sept.) und von Paul Schlenther (N. Fr. Presse Nr. 12 247) — und kaum in einem fehlten einer oder mehrere jener originellen kleinen Fontane-Briefe, die von der unermüdlichen Artigkeit des alten Herrn noch lange Zeugnis ablegen werden.

Auf die neulich an dieser Stelle gestreifte Broschüre „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?" geht nun auch ein Artikel der „Köln. Ztg." („Der katholische Roman", Nr. 904) näher ein, um den Begriff einer spezifisch konfessionellen Belletristik überhaupt abzulehnen. „Wir haben eine deutsche, aber keine protestantische, katholische oder jüdische Litteratur, wie wir eine nationale Kultur haben. Zu Sonderkulturen liegt gar kein Bedürfnis vor." Der Artikel sucht auch im einzelnen die kunstfeindlichen Elemente des orthodoxen Katholizismus klarzulegen, die dem freien Schaffen des Künstlers auf Schritt und Tritt entgegenstarrten. „Wenn es nun auch einem einzelnen gelänge, trotz dieser Fußangeln der kirchlich-transszendenten Moral ein volles Kunstwerk aufzubauen, so würde doch diese katholische Litteratur immer sofort der Schablone verfallen, denn der Spielraum des sittlichen Urteils ist viel zu eng, um individuelle Anschauungen in genügendem Wechsel

zuzulassen." Umgekehrt wendet sich in der „Köln. Volksztg." (Nr. 846) G. Gietmann S. J. gegen „Aesthetische Irrlichter", wie jene Schrift von Veremundus sie aufstecke, und protestiert dagegen, daß man die Kunst „auf den Isolirschemel" setze und als Selbstzweck betrachte. Nur der moderne Unglaube könne ein Interesse daran haben, die Kunst derart abzusperren, „damit sie in ihren destruktiven Tendenzen ja nicht von Religion und Moral behindert werde."

In der „Allg. Ztg." (Beil. 206) giebt Dr. M. J. Minckwitz eine eingehende Analyse der didaktisch-epischen Dichtung „Aurora Leigh" von Elizabeth Barrett-Browning, der bei uns wenig gekannten englischen Dichterin, die 1861 in Florenz gestorben ist. Minckwitz sieht in der Heldin dieses Gedichtes — das Eduard Engel in seiner Englischen Litteraturgeschichte „einen der schönsten englischen Romane höherer Gattung" nennt — eine Art von weiblichem Uebermenschen im edlen Sinne, eine Trägerin ganz moderner ethischer Ideen und Ideale, die „überraschend neu" seien für die Zeit, in der sie erwacht sind. — An der gleichen Stelle (Beil. Nr. 209) geht der Tübinger Litterarhistoriker Prof. Hermann Fischer auf Uhlands unlängst von J. Hartmann herausgegebenes Tagebuch (1810—1820) näher ein, hauptsächlich auf die Entstehungszeiten der einzelnen Gedichte.

Jens Peter Jacobsen, über den wir erst im letzten „Echo d. Ztg." einen Essai zu notieren hatten (s. Heft 1), hat in Alfred Semerau (Nat.-Ztg. Nr. 519 und 527) neuerdings einen Herold gefunden. „Alle, die nach ihm kommen, haben von ihm gelernt. Er hat den größten Einfluß auf die Litteratur seiner Heimat geübt."

Der Frage, ob Frankreich von einer Entartung ergriffen sei, die es dem Ende seiner politischen und kulturellen Weltstellung rettungslos entgegenführt, oder ob es nur wie andere Völker eine Krisis durchzumachen habe, die eine Wende zu neuem Aufschwung bringen werde, hat nach vielen anderen jetzt auch der Philosoph Alfred Fouillé in einem vielseitigen Buche „Psychologie du peuple français" behandelt, das in einer Studie von Erich Meyer (Nat.-Ztg. Nr. 525) eine eingehende kritische Interpretation findet. Fouillé glaubt, daß nur eine Krisis vorliege, und hofft auf eine „Renaissance des Idealismus" in seinem Vaterlande.

Den neuen Roman von Edouard Rod, „Le ménage du pasteur Naudié", der Aufsehen erregt, bespricht ein Feuilleton der „Neuen Züricher Zeitung" (Nr. 263). Das Werk, das in seiner mehr schildernden, als erzählenden Art an Bourgets „Kosmospolis" erinnert, behandelt das Unglück und die Enttäuschung, die dem Pastor Simeon Naudié in La Rochalla aus der Ehe mit einer ihn nicht verstehenden jungen Frau erwächst, so daß er sich scheiden läßt und als Missionar nach Afrika geht. Der Verfasser des Artikels legt dem Buche eine unausgesprochene antiprotestantische Tendenz unter, weil er bei dem französischen und katholischen Leser unwillkürlich die Bemerkung wecken müsse, daß der katholische Geistliche, den keine Familien- und Liebessorgen ablenken, doch ein ganz anderer Seelsorger sei. Die französische Kritik habe denn auch den Roman geradezu „un roman des mœurs protestants" genannt. Felix Vogt dagegen („Neue französische Romane", Frankf. Ztg. Nr. 274) rühmt dem Roman große Unparteilichkeit nach und meint, er beweise nichts für oder wider die Priesterehe.

Sehr interessante Mitteilungen macht der bekannte Prager Dichter und Litteraturprofessor Jaroslav Vrchlicky (Wiener Fremdenbl. Nr. 266) über die Memoiren des Dichter-Mörders Lacenaire, die aus dem Buchhandel längst verschwunden und nur in Privatbibliotheken noch anzutreffen sind. Sie erschienen 1836 in einer luxuriösen Ausgabe von zwei starken Bänden und enthalten die breit angelegten Aufzeichnungen eines begabten, aber früh zum Verbrechen neigenden Menschen aus gutem Hause, der nach verschiedenen Mordthaten unter dem Fallbeil endete. Die Memoiren, die er im Gefängnis schrieb und die damals in der Blütezeit der Romantik gierig verschlungen wurden, sollen beweisen, daß er nur ein Opfer der Verderbtheit und Entartung der Menschheit geworden sei. Seine Gedichte, meist politische und soziale Chansons, erschienen zusammen mit den Memoiren; er stellt sich darin mit Vorliebe — ganz wie die heutigen Propagandisten der That — als einen „Genius der Rache" an der verrotteten Gesellschaft hin und treibt in cynischer Weise seinen Spott mit Religion und Hölle.

Von seinen biographischen Forschungen über den blinden Nürnberger Volksliederdichter Jörg Graff, einen Zeitgenossen des Hans Sachs, berichtet zusammenfassend Dr. Th. Hampe, der Sekretär des Germanischen Museums (Beil. z. Allg. Ztg. 210). Die merkwürdigen Schicksale des Mannes der vom Verhängnis und seinen Leidenschaften schwer verfolgt wurde, rechtfertigen nicht nur ein litterarisches, auch ein rein menschliches Interesse an seiner Person. Erst Gürtler, dann Landsknecht in allerhand Kriegen Maximilians I., verlor er bei einem Brande in Nürnberg 1518 das Augenlicht. Seine Lieder hatten ihn damals schon populär gemacht, schützten aber ihn und die Seinen nicht vor bitterer Not. Sein Jähzorn ließ geschehen, daß er einen Menschen tötlich verletzte, so daß er ausgewiesen wurde; da er aber dem Befehl aus Trotz nicht folgte, warf man ihn ins Gefängnis und schob ihn ein Jahr später nach Regensburg ab, wo er sich der Reformation anschloß und ihr durch seine kirchenpolitischen Lieder ein starker Vorkämpfer ward. Später kam er nach Nürnberg zurück und verfiel einer zunehmenden Verlotterung und Verkommenheit. Er endete im Spital um 1542.

Am Petersburger Alexandertheater fand am 28. September die Jubiläumsaufführung des satirischen Lustspiels „Chicane" von W. W. Kapnist statt, das seit 1798 der russischen Bühne gehört. In Nr. 259 der deutschen „St. Petersburger Ztg." widmet Dr. Alexis Markow dem Stücke eine Betrachtung und kennzeichnet es als einen Vorläufer und das vermutliche Vorbild zu Gogols „Revisor". Kapnist, dessen Familie seit 1875 den Grafentitel führt, kam 1757 zur Welt und starb 1823. Veranlassung zu der Komödie „Chicane" gab dem Dichter ein Prozeß, den er selbst zu führen hatte und der ihn die verfaulten russischen Gerichtszustände kennen lehrte. Das in Alexandrinern abgefaßte, fünfaktige Lustspiel ist dem Zaren Paul I. gewidmet, der die Widmung auch annahm. Aber schon nach der vierten Aufführung wurde es verboten und der Rest der Buchauflage konfisziert. Seither blieb es unaufgeführt und ist erst jetzt wieder neubelebt worden.

Mit J. K. Huysmans, dem Vielkommentierten, beschäftigt sich ein kleiner Essai von Paul Kelving in der „Posener Ztg." (Nr. 678). — Neue Lyrik von Konrad Telmann, Gustav Falke und Oskar Linke zeigt Ernst Ziel in der „Frankf. Ztg." (Nr. 269/70) an, wobei den „Liedern des Agasti", die Oskar Linke als das Werk eines jungen indischen Poeten herausgegeben hat, die harmlose Entlarvung widerfährt, daß hier eine der bekannten, heute nicht mehr zugkräftigen Herausgeber-Mystifikationen vorliegt. — Die Wiener Neuaufführung von Ibsens „Bund der Jugend" hat Ludwig Hevesi Veranlassung zu einem Feuilleton gegeben (Fremdenbl. Nr. 259) in dem er zu dem Schlusse gelangt, das Stück komme heute um 25 Jahre zu spät. „Selbst das Neue daran, denn Ibsen hat uns diese Motive in reicherer und tieferer Ausgestaltung vorgeführt." — Eine eindringliche Studie über „Das historische Drama und seine Stellung in der Gegenwart" von Hans Sittenberger (Sonntagsbeilage zur „Voss. Ztg." Nr. 38 und 39) werden wir in einem der nächsten Hefte reproduzieren.



Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Blätter für litterarische Unterhaltung. In einem Aufsatze über Harnacks neue Schillerbiographie (Nr. 38) stellt Karl Berger fest, daß im letzten Jahrzehnt sich das Interesse und Verständnis für Schillers Persönlichkeit wieder ganz neu belebt habe, wie denn Schiller immer am tiefsten wirkte „in Tagen des Kampfes um ideale Güter, geistige Freiheit, politische Unabhängigkeit . . . War aber der Sieg errungen, traten die Zeiten beschaulicher Ruhe und behaglicher Friedensfülle ein, da konnte Goethes bewegliche Weisheit ihren Einzug in die warmen befriedigten Herzen halten.“ — Ein Dutzend neuer litterarhistorischer Schriften bespricht (Nr. 39) Richard Opitz. Gegenstand einer Kritik von Ernst v. Sallwürck sind zwei neue Shakespearebücher: eines von Ed. Coßmann, das die Schlegel-Tiecksche Hamlet-Uebersetzung „berichtigen“ will, wird als verfehlt abgethan, dagegen Alfred Gelbers jüngst erschienene Schrift über „Troilus und Cressida“ als interessante Studie den Shakespearefreunden empfohlen.

Bühne und Welt. Das erste Heft dieser neuen illustrierten Theaterzeitschrift beginnt mit einer Huldigung für Ernst von Possart, in der Georg Schaumberg den Allgewaltigen der Münchener Hofbühne als Künstler, Regisseur und Theaterleiter preist. Richard M. Werner (Lemberg) schreibt über „Friedrich Hebbel als Dramatiker“. Max Kahlenberg erzählt, wie Wildenbruch durch eine Aufführung seines Erstlingswerkes „Swanihild“ seitens des berliner Akademisch-litterarischen Vereins seine theatralische Feuertaufe empfing. Ein illustrierter Artikel gilt dem sympatischen Künstlerpaar Geßner-Sommerstorff und Ilka Horovitz-Barnay giebt eine Anzahl ihrer unversieglichen Liszt-Erinnerungen zum Besten.

Deutsche Dichtung. Heft 1 des neuen Jahrganges enthält außer kleinen lyrischen und belletristischen Gaben eine vergleichende Studie „Motiv-Wanderungen“ von Rich. M. Meyer (Berlin), worin u. a. die Wirkungen und Wanderungen von Heines vielkomponiertem „Fichtenbaum und Palme“ durch die Lyrik bis auf Liliencron verfolgt werden. — Prof. Ernst Elster (Leipzig) theilt das erste, d. h. älteste, bisher unbekannte Gedicht Heinrich Heines mit, einen vielstrophigen Sang auf Deutschland, der vom Jahre 1815 datiert ist und also anhebt:

„Deutschlands Ruhm will ich besingen,
Höret meinen schönsten Sang!
Höher will mein Geist sich schwingen,
Mich durchbebet Wonnedrang“ u. s. w.

Deutsche Revue. Das Oktoberheft eröffnen ungedruckte Briefe Forckenbecks aus den sechziger Jahren, die sein Verhältnis zum Kronprinzen und dem Grafen Bismarck betreffen. Aehnlicher Natur sind die Mitteilungen des greisen Ludwig Aegidi über seinen Eintritt als Preßdezernent ins Auswärtige Amt und seinen ersten Besuch in Varzin. Die alte Klage über die zunehmende Gehässigkeit des politischen Kampfes stimmt Max Nordau an. Admiralitätsrat Koldewey erörtert die Frage, „Wird Andrée zurückkehren?“ und erklärt das ganze Unternehmen für einen aus eitlem Ehrgeiz hervorgegangenen Sport und „ernster, wissenschaftlicher Forschung nicht würdig“. Sein Fachgenosse Vizeadmiral Livonius bespricht die Gefahren der Seefahrt im Anschluß an die Katastrophen der „Elbe“ und „Bourgogne“ und urteilt, daß die meisten Unglücksfälle auf See nicht durch die Naturgewalten, sondern durch die Schiffsleitungen verschuldet werden. Den Dialekt im modernen Drama sieht Rudolf von Gottschall als einen Rückschritt der litterarischen Entwicklung an. Mehr als belanglos sind die Brahms-Erinnerungen von Ilka Horowitz-Barnay, während die Gespräche mit Fritz von Uhde, die Hermine Diemer mitteilt, manches neue und interessante über die Kunstauffassung des Meisters enthalten. — Den belletristischen Beitrag des Heftes stellt Ilse Frapan mit einer plattdeutschen Geschichte, die in ihren unheimlich packendem Realismus an Hogarths Kunst erinnert.

Deutsche Rundschau. Oktober. Das erste Heft des neuen Jahrganges führt mit Novellen von Marie Ebner-Eschenbach und Paul Heyse und einem orientalischen Reisebriefe von Rudolf Lindau die Klassiker dieser Zeitschrift ins Feld. Erich Schmidt giebt die angekündigten Mitteilungen aus Gottfried Kellers Briefen an Jacob Bächtold. Bächtold war 1877 mit dem Plane einer Biographie Kellers hervorgetreten, dieser aber bat ihn ernstlich, davon abzustehen, weil er trotz seines Alters „noch nicht fertig“ sei. „Es kommt das von den 15 Jahren Amtsleben und von vorheriger ungeschickter Zeitverschleuderung . . . . Daß ich selbst eine Autobiographie vorhabe, kommt hier nicht in Betracht, weil es mehr eine Geschichte meines Gemütes und der mit ihm verbundenen Menschen und auch zum Teil etwas poetische Geschichte sein wird, wenn ich überhaupt dazu komme.“ Auch später wollte Keller von solchem Vorhaben nichts wissen und kränkte den Freund gelegentlich durch das unwirsche Wort: „Sie spielen meinen Eckermann und zählen meine Räusche“, so daß für eine Weile ein Zerwürfnis eintrat. — Einen warmen Nachruf widmet Wilhelm Bölsche dem heimgegangenen Georg Ebers, den er als einen Kämpfer, als eine „edle, reine, neidlose Natur“ feiert, ohne ihn als Dichter „aufzufärben.“

Deutsches Wochenblatt. In Nr. 38 bespricht Prof. Engelhaaf-Stuttgart die jetzt fertig vorliegende neue Gesamtausgabe von Gustav Freitags Werken und teilt dabei ein ungedrucktes Schreiben des Dichters über dessen Jugendballade „Der Nachtjäger“ mit. — Interessant sind die Ausführungen Emil Zimmermanns, eines früheren Sozialdemokraten, über die „Propagandisten der That“, in deren Kreisen zu verkehren er Gelegenheit gehabt und deren Anschauungen er kennen gelernt hat. Der Propagandist der That sucht im Gefühl seiner Ohnmacht durch Schrecken zu wirken. „Die Spitzen dieser Gesellschaft müssen in beständiger Todesangst schweben, sagt er sich, dann wird es anders werden, und demgemäß handelt er . . . Eine harte Gesetzgebung wäre diesen Leuten gegenüber also völlig verfehlt, da sie keine auch noch so harte Strafandrohung abhalten würde, ihre wahnwitzigen, von ihnen für notwendig gehaltenen Thaten auszuführen (vergl. auch unter „Das Magazin für Litteratur.“) — In Nr. 39 schreibt Carl Busse über Fontanes Lebenserinnerungen mit einem kurzen Nachruf auf den Toten. — Ein Artikel „Neue deutsche Colonisten“ macht auf die wirtschaftspolitischen Aussichten aufmerksam, die sich dem Deutschtum gegenwärtig in Ungarn öffnen, und wünscht eine Art friedlicher Eroberung des von alters her deutsch besiedelten Landes. — Mit dem höheren Schulwesen in Frankreich beschäftigt sich Max Rosbund-Danzig, mit der neuen Berliner Oper im Theater des Westens Dr. Karl Storck.

Die Gesellschaft. Heft XVIII. Für den jungen Münchener Komponisten Wilhelm Mauke, einen Schüler von Hans Huber und Josef Rheinsberger, sucht ein mit Porträt und Notenbeispielen versehener Essai von Ludwig Schiedermair zu interessieren; Willy Lentrodt schreibt über „Polen“ von Georg Brandes, Adolf Gottschewski über den Niedergang des Handwerks, Josef Cohn über die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin. Kunstbriefe aus Leipzig, München, Wien, deutsche und ausländische Lyrik, Skizzen von H. de Régnier, Anna Ritter, Max v. Holzing, Curt v. Leupoldt, Julius R. v. Hößlin und Bücherbesprechungen vervollständigen das Heft.

Die Grenzboten. Einen wunderlich begründeten Beitrag bringt Nr. 37 unter dem dunkeln Titel: „Der technische Chiliasmus in der neuern Dichtung.“ Unter Chiliasmus versteht man den uralten Glauben an die irdische Wiederkehr des Heilands, an das tausendjährige Reich des Friedens. Mit technischem Chiliasmus bezeichnet der Verfasser „eine jüngste Grundstimmung,

einen Glauben oder vielmehr Aberglauben, der die heutige Welt durchdringt und sich nun auch in der Litteratur geltend macht . . . daß alles Mühen um sittliche, um intellektuelle, um persönliche wie um nationale, um litterarische wie um künstlerische Kultur fernerhin überflüssig erscheine, da dies alles in der reißenden und blendenden Fortentwicklung der Technik mit inbegriffen sei.“ Der Verfasser giebt allerdings selbst zu, daß von dieser Richtung nur „Anfänge“ vorhanden seien, und weiß außer Bellamys letztem Werk nur den Marsroman „Auf zwei Planeten“ von Kurt Laßwitz anzuführen, den er eingehend bespricht, will aber „von vornherein die Hohlheit und poetische Unfruchtbarkeit des neuen technischen Chiliasmus feststellen.“ Dieser Protest gegen eine vollständig imaginäre Richtung kann nur Kopfschütteln erregen: außer in der Phantasie des Verfassers hat diese „neue Gefahr für die lebendige Dichtkunst“ bisher wohl noch nicht existiert. — Unter dem Titel „Eine Zwickauer Dramaturgie“ wird in Nr. 39 Edgar Steigers Werk „Das Werden des neuen Dramas“ besprochen und vom Grenzboten-Standpunkt aus zu widerlegen versucht.

Das Magazin für Litteratur. In Nr. 39 verlangt John Henry Mackay, daß man die wirklichen, die individualistischen Anarchisten nicht mit den revolutionären Kommunisten verwechsele, da die ersteren, zu denen sich Mackay selbst zählt, absolute Gegner jeder Propaganda der That und nur Erstreber „einer unblutigen Umgestaltung der Verhältnisse“ seien. (Den gleichen Standpunkt vertritt im Oktoberheft der „Versöhnung“ M. v. Egidy, der den deutschen Anarchisten rät, zur Vermeidung solcher Mißverständnisse eine andere Parteibezeichnung anzunehmen.) — Ueber das auch im vorliegendem Hefte des „L. E.“ angezeigte Epos „Die Jugend“ von Masurin spricht sich Ed. Höber aus; dem historischen Cyrano de Bergerac gilt eine Studie von Hans Landsberg.

Die Nation. Als „Lyriker des Proletariats in Frankreich“ betrachtet in Nr. 51 Sigmar Mehring Béranger und seinen modernen Nachfolger Jean Richepin, der 1876 mit seiner Liedersammlung „La chanson des gueux“ zuerst auftrat und sich dafür 30 Tage Haft und die Beschlagnahme der ersten Auflage gefallen lassen mußte. Von beiden Dichtern giebt Mehring mustergiltig übersetzte Proben. — In Nr. 52 flicht Felix Poppenberg dem entschlafenen Theodor Fontane den Trauerkranz; Ernst Heilborn giebt seine Eindrücke von Paul Bourgets neuem Novellenbande „Complications sentimentales“ wieder; G. F. Sela-London entwirft die Charakteristik des im Juni d. J. verstorbenen Malers Edward Burne-Jones, in dessen Werken die romantische Kunst der englischen Prä-Raphaeliten ihre höchste Blüte erreichte. — In Nr. 1 des neuen Jahrgangs teilt H. J. Horwitz Persönliches von Theodor Fontane mit. Interessiren darf ein Urteil über Berthold Auerbach: . . . „Ein guter, kluger, geistvoller und auf seinem Gebiete hochbegabter Mann, aber als Gesamtpersönlichkeit doch zu kleinen Stils. Alles dreht sich um seine Person. Und das ist doch noch was andres als Eitelkeit. Eitelkeit stört mich nicht sehr, jeder hat sie, aber Fragen danach zu bemessen, ob man drin vorkommt, das geht mir doch zu weit.“ — Im gleichen Hefte spricht sich Wolfgang Kirchbach über Harnacks neue Schillerbiographie ausführlich in dem Sinne aus, wie er es in gedrängter Form in Heft 1 des „Litt. E.“ gethan hat, und Paul Jonas erzählt unter anderen „Censurstreichen“ auch diejenigen, die am Schlusse des Artikels „Cyrano de Bergerac“ im vorliegenden Heft mitgeteilt werden. — Premièrenberichte von Alfred Kerr über Dreyer, Ompteda, Stratz.

Das neue Jahrhundert. Berliner Wochenschrift. Heft 1. Auf die französische Schriftstellerin Jeanne Marni (richtig: Jeanne Marie Françoise Marnière) macht ein Essai von Georg Brandes aufmerksam. In der Meisterschaft der Dialogform übertrifft sie die Gyp und in der Vielseitigkeit und Schärfe ihrer Gesellschaftssatire kann sie als ein weiblicher Forain bezeichnet werden. Als ihre vorzüglichste Arbeit preist Brandes ihren letzterschienenen Band „Fiacres.“ — Ferner u. a. „Internationale Gerechtigkeit“ von A. G. von Suttner. — „Gesetzgebungspolitik“ von Rechtanwalt Berg. — Unter einer Anzahl formschöner Strophen „Aus Manfred“ steht als Verfasser Josef Kainz: man hätte sonst darauf schwören mögen, sie seien von Byron.

Das neue Jahrhundert. (Köln a. Rh.) In der zweiten Nummer skizzirt Dr. Alexander Tille das Leben an und in den britischen Universitäten. Otto Röse schreibt über das Deutschtum in Paris, W. Berdrow über zwei neue Erfindungen auf dem Gebiete elektrischer Fernwirkung. Der Leitartikel gilt der Friedensfrage und spricht sich gegen eine Abrüstung aus, die übrigens — wie man inzwischen eingesehen hat — der Zar bei seinem Manifest gar nicht im Sinn gehabt hat.

Niedersachsen. Halbmonatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache und Litteratur Niedersachsens. — Zwei holsteinischen Dichtern, einem toten und einem Lebenden, gelten die litterarischen Beiträge von Heft 24: dem revolutionären Dichter Harro Paul Harring (geb. 1798), der nach einem stürmisch bewegten Leben 1870 auf der Insel Jersei starb, und dem niederdeutschen Poeten Johann Heinrich Fehrs (geb. 1838), der als liebenswürdiger Lyriker und Erzähler in plattdeutschen Landen seine Gemeinde besitzt.

Nord und Süd. Im Oktoberheft analysiert Kurt Walter Goldschmidt (Breslau) Zolas „Trois villes“, die ihm „nicht mehr und nicht weniger als Zolas Verinnerlichung“ bedeuten, den Fortschritt von der Massenpsychologie zur Individualpsychologie; ein Werk, das die „Rougon-Macquart“ überdauern werde, falls sie vergehen sollten. — Vier ungedruckte Briefe Justinus Kerners an Levin Schücking, teilt L. L. Schücking-München mit. In einem bittet Kerner den Freund, doch seinen Klopfgeist (das Tischrücken war kurz vorher aufgekommen und grassierte allenthalben) um Rat zu fragen, durch was die Furunkel geheilt werden könnten, an denen seine Gattin Friederike zu leiden hatte. Schückings „Tisch“ riet zu Umschlägen mit frischen Feigen. Der letzte und größte Brief behandelt sehr ausführlich einen seltsamen Fall aus Kerners spiritistischer Praxis. — Ein Beitrag „Zum Ursprung des siebenjährigen Krieges“ von A. v. Ruville (Halle) sucht zwischen der Auffassung von Lehmann-Delbrück und Koser-Naudé zu vermitteln. — Eine eingehende Würdigung und biographische Skizze von Engelbert Humperdinck giebt Otto Reitzel-Köln. — In die Urtiefen der Menschheit versenkt sich eine vergleichende mythologische Studie „Der Lebensquell in den Mythen der Völker“ von Aug. Wünsche (Dresden).

Preußische Jahrbücher. Das Oktoberheft eröffnet ein sehr klarer, sachlicher und aufschlußreicher Aufsatz von Prof. Karl Zacher-Breslau über „Antisemitismus und Philosemitismus im klassischen Alterthum“. Die volkspsychologischen Motive des modernen Antisemitismus waren je nach Epochen und Ländern auch zu jenen Zeiten schon vorhanden, nur das antikapitalistische Motiv fiel damals noch weg. Das Religionsedikt des syrischen Königs Antiochus Epiphanes, das den Aufstand der Makkabäer und den Sieg der pharisäischen Richtung zur Folge hatte, bezeichnet Zacher als den Entstehungspunkt des Antisemitismus. — „Die moderne Stilbewegung“, die vor etwa einem Jahrzehnt von England ausging, ursprünglich aber auf japanische Einwirkungen zurückreicht, bespricht G. Ebe. Das Ausschlaggebende der neuen Richtung ist das Prinzip der japanischen Ornamentik, „die unbedingte Anlehnung an frische Naturbeobachtung“, die heimatliche Neubelebung des Pflanzenornaments. Wie die neue Geschmacksrichtung in allen Künsten gewirkt, wie sie insbesondere das Kunstgewerbe, die „angewandte Kunst“ zu reichster Blüte gebracht hat, stellt der Artikel zusammenfassend dar. — Ferner: Max Lorenz: „Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung“. Samuel Eck: „Der Verfasser des

Johannesevangeliums". Dr. J. C. Schwartz: „Die Mitarbeit unserer deutschen Städte am deutschen Zivilprozeß". Geh. Mediz.-R. Hüpeden: „Zur Medizinalreform IV. Die Gründe des Fehlschlagens". — Mit großer Anerkennung bespricht Max Lorenz die drei bisher erschienenen Romane von Hans v. Kalenberg (Helene v. Monbart).

Stimmen aus Maria Laach. Im 8. Heft beginnt M. Hagen S. J. zusammenfassend darzustellen, was die Glaubensquellen über die Existenz des Teufels berichten, zur Erhärtung der „echt katholischen Glaubensüberzeugung, daß es einen Satan und andere böse Geister giebt." — Den Pauperismus und die türkische Mißwirtschaft im heiligen Lande bespricht L. Fonck S. J. — Ueber die juristische Seite der römischen Christenverfolgungen, zum Teil mit Polemik gegen Mommsens neueste Publikationen läßt sich C. A. Kneller S. J. aus. — Ein Artikel von B. Duhr S. J. beschäftigt sich mit dem neapolitanischen Minister Tanucci, der im vorigen Jahrhundert die Vertreibung der Jesuiten aus dem Königreich Neapel bewirkte und deshalb auch wohl „der Pombal Neapels" genannt wurde.

Die Umschau. Eine Reihe von praktischen Vorschlägen über „Wissenschaftliche Fortbildung in der Kleinstadt" macht in Nr. 38 Fabrikbesitzer Trillich auf Grund von selbstgesammelten Erfahrungen. Der Kleinstädter habe es ungleich schwerer, „auf dem Laufenden zu bleiben", wie der Großstädter und Bewohner einer Universitätsstadt. Er bespricht die Errichtung von Lesezirkeln, kleinen Bibliotheken, Unterhaltungs- und Vortragsabenden, womöglich mit Lichtbildern (für die der Kosten wegen von einer Reihe von Vereinen Sammel- und Austauschstellen einzurichten wären), schließlich die Veranstaltung von wissenschaftlichen Ausflügen. Bei etwa 40 Mitgliedern würde ein Jahresbeitrag von 12—18 Mark für alle Kosten genügen. — Ausführliche illustrierte Mitteilungen macht Dr. Ernst Schulze über das römische Soldatenleben in den Taunuskastellen. — In Nr. 40 beginnt eine Artikelserie des Greifswalder Dozenten Dr. J. W. Bruinier über die „Heimat der Indogermanen und die Möglichkeit ihrer Feststellung".

Westermanns Monatshefte. Im Oktoberheft beginnt ein neuer, 1196 einsetzender Roman „Die Rose von Hildesheim" von Wilhelm Jansen und eine Novelle „Der Väter Sünden" von Ernst Wichert, die in den Kreisen des preußischen Landadels spielt. Friedrich Spielhagen steuert zwei kleine Verserzählungen „Aus der Jugendzeit" bei. Reicher Illustrationsschmuck begleitet die Artikel über „Sitzmöbel" von Oskar Bie und über „Peter Paul Rubens" von Adolf Rosenberg. Die internationale Einheit des Kalenders behandelt im Hinblick auf den Jahrhundertwechsel Wilhelm Förster, der Direktor der Berliner Sternwarte, um für eine rechtzeitige Einigung aller Kulturvölker in dieser Frage, insbesondere für eine Festlegung des Osterfestes einzutreten. Arthur Kleinschmidt erzählt von der russischen Fürstin Dorothea Lieven, die in den politischen Händeln der metternichianischen Zeit eine bedeutsame Rolle spielte; Paul Neubaur stellt den Schiffsbau der Gegenwart in einem ersten Artikel über die deutsche Handelsflotte dar.

Die Zukunft. In Nr. 52 geht Dr. Alexander Tille auf „Goethes Weltanschauung" im Anschluß an Rudolf Steiners gleichnamiges Buch näher ein, das übrigens nach seiner Ansicht nur „Goethes Naturanschauung" heißen dürfte. Er bringt zahlreiche poetische Belagstellen aus Goethes Werken für dessen Weltanschauung bei und stellt fest, daß Goethe den Zwiespalt des Platonismus in der Epoche seiner Vollendung überwunden habe, „um im Greisenalter, als seine Denkkraft nachgelassen hatte, wieder in ihn zurückzufallen". — Johannes Schlaf erzählt, wie er dazu gekommen sei, sein dreiaktiges Drama „Gertrud", das die Berliner „Dramatische Gesellschaft" im April d. J. aufgeführt hatte, zu vernichten: ein Beitrag zur Naturgeschichte unserer inneren berliner Bühnenverhältnisse, wie er in seiner ruhigen, fast humoristischen Sachlichkeit schneidender und vernichtender nicht gedacht werden kann. — Nr. 1 des neuen Jahrgangs bringt dem toten Theodor Fontane den Zoll warmer Ehrung dar. . . „Er ruht in der Heimat, die dem Bescheidenen so schlecht gelohnt hat. Ihm ging nie eine Gnadensonne auf, die Bücher des stärksten Dichters, der seit Hebbels Tagen dem deutschen Norden erstanden ist, sind nur einer kleinen Gemeinde bekannt und an seinem Grabe gab es kein Gedränge der Offiziellen. Was thut es ihm? Er war glücklich. Er ging lächelnd stets, mit der tapferen Herzensheiterkeit des aufrechten Mannes, seinen Weg, ließ das neue Kribbeln und Wibbeln an sich kommen und ruht nun in seinem geliebten Preußenland, an das er glaubte, trotzdem er es kannte". — In demselben Hefte gelangt ein Kapitel über „Sklaverei in Griechenland" aus dem zu Weihnachten erscheinenden Nachlaßwerke Jakob Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte" zum ersten Abdruck. Ferner: „Die Vernichtung des Gelehrten-Sozialismus" von Albert Schäffle und „Meraner Volksschauspiele" von Peter Rosegger.

Oesterreich.

Heimgarten. Oktober-Heft. Ueber „Robert Hamerlings Nachfolger" plaudert heiter gestimmt Josef Wichner und meint damit die kleinen Sängerknaben im Cisterzienserstift Zwettl, zu deren Gilde einst auch der kleine Hamerling als strebender Lateinschüler gehört hatte. Erfreulich ist es, zu hören, daß in einem Gange des alten Klosters eine Marmorbüste des Dichters sich befindet: ein seltener Beweis von klerikaler Vorurteilslosigkeit! — Im gleichen Hefte aber stellt Rosegger über „Hamerlings Unstern" schmerzliche Betrachtungen an: . . . „Jetzt ehren sie ihn, jetzt, jetzt, jetzt. Jeder hält angeblich seine Dichtungen hoch, die sie gar nicht kennen. Es ist ja eine so große Heuchelei in unserm lieben „litterarischen" Volk. — Als er auf der Bahre gelegen, sah ich über seiner Stirn einen Stern stehen. Es war der Unstern des Genius, der Tag für Tag niedergefunkelt hat auf die Widerwärtigkeiten und das Unheil, in dessen Wirrnissen sich seine Dichtungen entzündet hatten. In der Jugend Armut, in der Manneszeit Krankheit und frühes Siechtum. Er war ein Lehrer seines Volkes als Poet und Ethiker und mußte in das Joch eines Mittelschullehrers. Dazu war er nicht geschaffen, es brachte ihm nur Ungemach und Spott. Sein Familienleben war eine ununterbrochene Kette schwerer Leiden und Konflikte, schmerzvoller und trostloser, als es die meisten ahnen. Sein Privatleben ist mißverstanden und dumm bekrittelt worden, seine Werke sind besonders von der Großstadt-Presse in den Staub gezogen worden, so lange er lebte. Als er tot war, haben sie ihn sehr gelobt. Es war ihm gelungen, sich über den Parteiströmungen zu halten, aber als er tot war und sich nicht mehr wehren konnte, haben sie ihn — der ein Dichter für die Menschheit war — zu einem politischen Parteipoeten herabgezogen, den Geist, den sie priesen, nur diskreditiert. Als von Graz aus für sein Denkmal gesammelt wurde, sollen aus Deutschland nur — siebzehn Mark eingegangen sein . . ." Der Herzenswunsch des Dichters — eine Volksausgabe seiner Werke — sei leider auch jetzt, ein Jahrzehnt nach seinem Tode, noch immer unerfüllt, da der Hamburger Verlag, dem Hamerling die Rechte auf seine Dichtungen „fast wie ein Geschenk" überlassen, die Einlösung seines Versprechens von Jahr zu Jahr hinausschiebe.

Die Wage. Ein Berliner Theaterbrief von Julius Hart (Heft 39) geht sehr kräftig auf Grund selbstgemachter Erfahrungen dem Wahn zu Leibe, daß das „Volk" als solches ästhetische Bedürfnisse hege. Das Volk suche ganz andere Dinge im Theater als Kunst. Man solle keine neuen „Volksbühnen" gründen, denn alle unsere Theater seien so wie so schon Familienbühnen, Publikumsbühnen, die nicht erziehen, sondern sich dem Geschmack der Menge fügen. „Nicht Volksbühnen gilt es zu errichten, sondern zuerst einmal eine — eine

einzige Kunstbühne, die wirklich nichts ist als ein Theater der Kunst, der Kunst in ihrer höchsten Entwickelungsform. Wir müssen die entscheidende Trennung vornehmen zwischen dem Kunsttheater und dem Unterhaltungstheater". — In Heft 40 feiert J. J. David Theodor Fontane. „In Heinrich von Kleist fand das Preußentum seinen stärksten, in Menzel seinen schärfsten, in Fontane seinen liebenswertesten Ausdruck in diesem Jahrhundert. Das ist ein Dreiklang. Wer will bestimmen, welcher Ton der mächtigste sei? Sie gehören eben zusammen."

Wiener Rundschau. In Nr. 22 unterzieht sich Karl Bleibtreu, der uns schon Moltkes mangelhafte Begabung zum Schlachtenlenker gelegentlich nachgewiesen hat, der ruhmwürdigen Aufgabe, dem toten Altreichskanzler — noch ehe er unter der Erde ruht — den Lorbeer von der Stirn zu zerren. Mit der Fabel, daß Bismarck ein großer Mann gewesen sei, wird gründlich aufgeräumt (auch mit der „Legende" von deutscher Treue und Biederkeit) und es zum Schlusse „einfach eine Frechheit" genannt, Bismarck mit Napoleon I. in einem Atem zu nennen. Dem kann man freilich auch anders zustimmen, als Bleibtreu es meint. — Vittorio Pica (Neapel) giebt eine bewundernde Charakteristik der eben verstorbenen Stephane Mallarmé und Gabriele d'Annunzio verherrlicht die durch ihren Tod verklärte Kaiserin Elisabeth. Ferner enthält das Heft u. a. eine feine novellistische Skizze „Dear little girl!" von Elsbeth Meyer-Förster.

Die Zeit. Dem siegreichen Vordringen des Kapitalismus, insbesondere der Großindustrie, in Rußland entgegenzutreten, ist das Bestreben der „Narodniki", d. h. Volkstümler, die in der Erhaltung des gemeinschaftlichen Grundbesitzes, der Hausindustrie und der Artelle (einer primitiven Form der Arbeitergenossenschaft) das Heil des russischen Volkes erblicken. In der russischen Belletristik haben diese Narodniki zahlreiche Vertreter, unter ihnen als den bekanntesten Gljeb Uspjenski, den genialen Sittenmaler des russischen Volkslebens. Mit einem jüngeren Vertreter dieser Richtung, S. Jelpatjewski, beschäftigt sich in Nr. 205 der „Zeit" P. Russow. — Ueber zwei bizarre Vorausläufer symbolischer Malerei, den Norweger Edward Munch und den Malayen Jan Toorop schreibt Arthur Holitscher (München). — Die Enthüllung des Görlitzer Jakob Böhme-Denkmals giebt Prof. Adolf Lasson (Nr. 206) Gelegenheit, sich über den schlesischen Schuster und Mystiker zu äußern und ihn in Parallele zu seinem italienischen Zeitgenossen Giordano Bruno zu stellen. — Ueber Strindbergs letzte Bücher „Inferno" und „Legenden" giebt Laura Marholm ein ziemlich skeptisch gefärbtes Urteil ab. — In Nr. 209 beschäftigt sich Prof. Rudolf Eucken (Jena) mit dem interessanten Problem: „Die innere Bewegung des modernen Lebens." Was damit gemeint ist, mögen diese Sätze zeigen: „Das moderne Leben hat seine Eigentümlichkeiten gefunden an der Forderung eines Ausgehens vom Menschen, es bewegt sich in der Richtung vom Subjekt zum Objekt, vom Menschen zur Welt. Das bedeutet den schroffsten Gegensatz zu der vom Griechentum aufgebrachten und im Mittelalter festgelegten älteren Art." — Sehr anerkennend bespricht ein Feuilleton von Dr. Wilhelm Kienzl (Graz) C. F. Glasenapps Richard Wagner-Biographie, Ernst von Wolzogen giebt „Erinnerungen an Fontane" und dem toten Stephane Mallarmé widmet sein Landsmann Henri de Régnier, den man selbst als Nachfolger dieses ungekrönten Königs der jungfranzösischen Lyriker ansieht, einen Nachruf.

England.

Unter den englischen Zeitschriften vom September verdient die laufende Nummer der „Nineteenth Century" besondere Beachtung. Ein Artikel von W. Sharp „Ueber die Kunstschätze Amerikas" dürfte allgemeines Interesse wecken. Der Autor weist nach, daß, durch fortgesetzte ungeheure Ankäufe, Amerika auf dem besten Wege ist, „das Louvre der Nationen" zu werden. In New York, Boston, Baltimore, Washington, Chicago, New-Orleans und vielen anderen Städten befänden sich bereits so reichhaltige öffentliche und private Sammlungen der Bilder aller Schulen und Nationen, daß es schon jetzt für den Kunstjünger unnötig sei, die Vereinigten Staaten zu verlassen, um praktisch erfahren zu können, was diese oder jene Schule oder Nation zum Fortschritt ihrer Zeit beigetragen hätte. Trotzalledem ist Mr. Sharp der Meinung, daß die Malerei in Amerika vorläufig nicht gedeihen könne: der überall sich fühlbar machende kommerzielle Geist störe den beschaulichen, künstlerischen Werdeprozeß! Ein zweiter Artikel der „Nineteenth Century" kritisiert die Auffassung und den Styl des berühmten englischen Historikers Froude. Es wird nachgewiesen, daß er zwar in hervorragendem Maße die Gabe besitze, das richtige Maß der Dinge zu finden und anschaulich und fesselnd zu beschreiben, — anderseits jedoch ungenau und voreingenommen sei und somit als zuverlässige Autorität nicht gelten dürfe. — Aus demselben Hefte seien schließlich noch äußerst interessante Mitteilungen über ein altes, 1797 zu Paris gedrucktes, längst verschollenes Werk erwähnt, das von den pariser Gefängnissen zur Zeit der „Schreckensherrschaft" handelt, und von ehemaligen Gefangenen geschrieben ist. Danach scheinen Tortur und Frauenschändung in den Gefängnissen an der Tagesordnung gewesen zu sein. Halb verhungert schmachteten die Unglücklichen in den von Latrinen verpesteten und von Ungeziefer wimmelnden Räumen. Paris allein zählte 96 „provisorische" (außer den 36 ständigen) Gefängnissen. Und in Frankreich überhaupt schuf man 40000 derartige Institute. — In das gleiche historische Gebiet schlägt ein Artikel in „Macmillans Magazine", der von den Archiven der Bastille und dem Schicksal dieser Papiere nach der Zerstörung des berüchtigten Gefängnisses Nachricht giebt. Ein Teil davon hat seinen Weg in die Petersburger Nationalbibliothek gefunden. Nach den amtlichen Dokumenten zu urteilen, scheinen die reichen und aristokratischen Gefangenen ein flottes Leben in Saus und Braus geführt und physische Uebel durchaus nicht erlitten zu haben. — „Cassells Magazine" beschreibt „Interessante Erfahrungen von Journalistinnen", speziell von Mrs. Crawford, der pariser Correspondentin der „Daily News" und „New York Tribune". Im Jahre 1871 machte diese Dame kühn ihren Weg über sämtliche Barrikaden nach dem Hotel de Ville und unterzog dort die Führer der Kommune einem Interview. Aus der „New Century Review" seien Artikel über Swedenborg, Dickens und Emerson erwähnt. — Die „Contemporary Review" enthält ebenfalls lesenswertes. Prof. Caldwell bespricht das Eingreifen der sozialen Wissenschaft in die moderne Philosophie. Er ist der Ansicht, daß in Zukunft eine Philosophie ohne ernsthafte und eingehende Beachtung der Sozialwissenschaft unmöglich sein wird. Mit Stolz erwähnt er die bedeutenden sozialphilosophischen Werke seines Landsmannes Herbert Spencer, — läßt daneben aber auch volle Gerechtigkeit dem Verdienste des verstorbenen berliner Professors Gizycki wiederfahren. Das allgemeine Interesse der heutigen Generation an den Werken Tolstois, Hauptmanns, Zolas, Ibsens und Schopenhauers läßt Prof. Caldwell einer großen Blüte der Philosophie und Sozialphilosophie hoffnungsreich entgegensehen. Ein zweiter Artikel der „Contemporary Review", von Miß Goodrich-Freer geschrieben, bespricht merkwürdige christliche Volkssagen, die sich in den Hebriden seit vielen Jahrhunderten hindurch durch mündliche Ueberlieferung erhalten haben. Sie sind von rührender Naivität und zum Teil in rythmische Form gekleidet.

London *James Grun.*

Frankreich.

In der altehrwürdigen Revue des deux Mondes (15. September) publiziert Frédéric Masson, der bekannte Napoleon-Forscher unter dem Titel „L'éxistence

d'une Impératrice" interessante Einzelheiten über die Lebensweise der Kaiserin Josephine in den Tuilerien. Besonders reizend sind die Schilderungen der Toiletten der Kaiserin. Napoleon legte besonderen Wert darauf, daß diese aus lyoner Seide- und Sammet-Stoffen gefertigt seien, damit durch das maßgebende Beispiel die inländische Industrie gehoben würde. — Charles Bénoit schreibt über französische Wahlsitten, und zitiert Beispiele von . . . sagen wir, von Beeinflussungen während der letzten Wahlkampagne, die in der Kammer, von der Tribüne herab, ruhig gutgeheißen werden. — Ueber die diplomatische Carrière Voltaires spricht René Domnic bei Gelegenheit des neuen Buches des Grafen d'Haussonville über den „Freund" Friedrich des Großen.

Die Revue de Paris, die vor vier Jahren als Konkurrenz der vorher genannten Zeitschrift gegründet wurde und sich seitdem eine ebenbürtige Stellung verschafft hat, bringt in ihrem ersten Septemberheft den Schluß des merkwürdigen Romans von Paul Adam „La Force" und aus der Feder des Dichters Sully Prudhomme ein Vorwort zur „Bible de l'Humanité" von Michelet. Das zweite Septemberheft enthält den ersten Teil eines sehr gründlichen Aufsatzes von Ch. Andler über den Fürsten Bismarck. Herr Andler ist Professor an der Ecole Normale supérieure. Er ist einer der wenigen Franzosen, die eine genaue Kenntnis deutscher Verhältnisse besitzen. Sein umfangreiches Werk über die Anfänge des deutschen Sozialismus wurde sehr bemerkt. Sein Bismarck-Artikel zeigt ein tiefes Verständnis der Persönlichkeit des Reichskanzlers sowie genaue Durcharbeitung der bis jetzt bekannten Dokumente. Die Aeußerungen über die Talente des Fürsten als Redner sind besonders originell: „Jamais diction plus médiocre n'eut un plus grand charme littéraire" schreibt Andler und meint, die Zukunft werde eine wahre Bismarck-Philologie heranbilden, die den geheimen Reiz Bismarckscher Satzkonstruktionen aufs genaueste analysieren werde. — Mary Darmsteter, die Frau des verstorbenen Orientalisten James Darmsteter, erzählt unter der Ueberschrift „Ménage de Poëte" hübsche Einzelheiten aus dem Leben des englischen Dichters Robert Browning und der Dichterin Elizabeth Barrett Browning (vgl. die Rubrik „Auszüge" im „Echo der Ztgn.", Sp. 107 dieses Heftes). Von besonderer Wichtigkeit ist der Schlußartikel des bekannten Historikers Ernest Lavisse, der den historischen und philosophischen Teil der Zeitschrift leitet, über „die Verurteilung des bewaffneten Friedens" anläßlich des Zaren-Manifestes.

In der „Nouvelle Revue" vom 15. September ist nur ein Essai von Etienne Bricon über „die impressionnistische Kunst im „Musée du Luxembourg" bemerkenswert. Das Luxemburg-Museum hat in den letzten Jahren, unter einer modern gerichteten Direktion eine ähnliche Umwandlung erfahren, wie die berliner Nationalgalerie. Durch den Zuwachs, den ihr das Vermächtnis des Malers Caillebotte brachte, wurde eine gewisse Anzahl von Bildern der großen Impressionisten Degas, Monet, Renoir 2c. Besitztum des Museums und trugen viel dazu bei, dessen Charakter zu verändern.

Die Wochenschrift „Revue Bleue" hat viel von ihrem früheren Glanz einbüßen müssen, ist aber in Universitätskreisen immer noch das leitende Organ. Vor zehn Jahren brachte sie Artikel von Jules Lemaitre, Bourget, Anatole France, jetzt muß sie sich mit Schülern von Herrn Faguet begnügen. In der Nummer vom 24. September bringt Henry Béranger einen polemischen Artikel, der direkt in die Geschehnisse des Dreyfus-Handels eingreift. Er analysiert die Persönlichkeit des Schwindlers Ernest Judet, des Leiters des „Petit Journal" und diejenige des genialen Reformators des Volksunterrichts Ferdinand Buisson, den Herr Judet im Kote herumzieht, und zeigt den Unterschied, der zwischen einem sogenannten „Nationalisten" und einem ehrlichen Patrioten besteht. — Emmanuel des Essarts benutzt die Gelegenheit der Enthüllung einer Sainte-Beuve-Büste im Luxembourg-Garten, um die Thätigkeit des großen Kritikers als Professor der Ecole Normale (1859—61) zu besprechen.

Das Oktoberheft des „Mercure de France", das soeben erscheint, enthält als Kopfartikel ein Nekrolog des Dichters Stéphane Mallarmé aus der Feder von Henri de Régnier. Dort wird der große Einfluß, den der Verstorbene durch seine Gespräche auf seine Umgebung ausübte, hervorgehoben. Als Dichter mag man ihn abstrus und geschraubt finden, der Reiz seiner Persönlichkeit war ein unvergleichlicher. Er ist von der breiten Straße der menschlichen Ehren fern geblieben und als Einsiedler gestorben. — Einen bandwurmlangen Aufsatz über Thomas Carlyle, der sich durch mehrere Hefte hindurchzieht, bringt Edmond Barthélémy. Besonders interessant ist diese Zeitschrift durch ihre reichhaltige Monatsrevue, die einzig in ihrer Art dasteht. Einheimische, wie ausländische Litteratur und Kunst werden dort in zwanzig verschiedenen Rubriken, jedesmal von geeigneten Persönlichkeiten, eingehend besprochen.

Paris. *Henri Albert.*

Italien.

In der Rivista d'Italia vom 15. September veröffentlicht G. Mestica einen interessanten Aufsatz über die Beziehungen des Dichters Leopardi und dessen Familie zu der gleichfalls aus Recanati stammenden Familie der Grafen Broglio. Der Aufsatz ist in historischer Beziehung insofern von Bedeutung, als der Graf Andrea Massimiliano Broglio, ein Altersgenosse und Freund des Dichters, zu den Getreusten Napoleons I. in Rußland zählte und neben Byron bei Missolunghi fiel, getroffen durch die letzte von den Türken abgefeuerte Kugel, die ihm buchstäblich den Kopf vom Rumpfe trennte. Giulia, eine Schwester dieses Helden, war Leopardis erste Liebe. Ihr ist das schöne Gedicht „Il primo amore" gewidmet.

Sowohl die Rivista d'Italia wie die Nuova Antologia beschäftigen sich in ihrem letzten Heft mit den soeben veröffentlichten Erstlings-Gedichten des jugendlichen Dichters Angelo Orvieto. In der Rivista d'Italia ist es der angesehene Kritiker und Dichter Panzacchi, der die Gedichte einer eingehenden Besprechung würdigt, in der Nuova Antologia spricht Nemi dem vielversprechenden jungen Talente seine Anerkennung und Bewunderung aus. Das Bändchen zerfällt in zwei Teile, von denen jeder einen besonderen Titel trägt. „La sposa mistica" (die heimliche Braut) und „Il velo di Maya" (der Schleier der Maja). Beide Teile aber bilden ein Ganzes, das uns das abgerundete Bild eines Dichters von Gottes Gnaden vor Augen führt. „Wer den ganzen Band aufmerksam durchliest" — sagt Nemi — „dem wird der intime Zusammenhang der beiden Teile, unter den vielleicht etwas gesuchten Titeln einleuchten. Von den jugendlichen Gedichten der ersten Seiten, die teils in zartsinniger, inniger Weise dem Gedächtnis der Großmutter und Mutter gewidmet sind, teils flüchtigen Liebeständeleien, geht der Dichter allmählich zu der Verherrlichung der allgewaltigen Natur, und zu einer Stimmungspoesie über, in der sich starkes soziales Empfinden bekundet, um dann allzu schnell in Weltschmerz zu verfallen. Immer aber fühlen wir uns im Banne eines wahren Poeten." Nur müsse sich Orvieto noch von der modernen litterarischen Tendenz frei machen, die auf Kosten des wahren und echten Inhalts nur Sinn für den künstlerischen Wohlklang habe. Besonders rühmend hebt Nemi hervor, daß der Dichter alles obscöne und frivole zu vermeiden gewußt hat, und er ist der Meinung, daß diese schöne Lyrik auf keinem Familientische fehlen dürfe. Unter vielen Beispielen, die er vorführte, verdient eines, das in seinem kleinen Rahmen eine ganze Elegie voller unendlicher Melancholie vor uns entrollt, auch an dieser Stelle erwähnt zu werden. Es heißt: Verso l'ignoto (Ins Unbekannte).

Kleine Station, im Dorngebüsch versteckt
Dicht an den Fels gelehnt, von Moos bedeckt!
Und in den leeren Zug steigt blond und schlank
Ein Jüngling todeskrank.

Es grüßen stumm den Sterbenden die Frauen,
Sein schweigsam starrer Blick sie bannte.
Langsam entschwand der Zug den heimatlichen Auen
Ins Unbekannte.

Oh stazione piccola. tra i cupi
Irti cespugli e le muscose rupi!
Sul treno vuoto sale un moribondo
Giovine biondo.

Donne, mute, salutano il morente.
Egli le fissa tacito ed immoto.
Il treno si dilegna lentamente
Verso l'ignoto.

Die neugegründete Rivista moderna veröffentlicht in ihrem zweiten Septemberheft einen in litterarischer, wie sozialer Beziehung bedeutsamen Artikel: „Die kleinen weißen Sklaven.“ Man kann nicht ohne Empörung von den Irrfahrten dieser Tausende von blühenden italienischen Kindern lesen, die von ihren, durch das bitterste Elend dazu getriebenen Eltern um wenige Lire auf Jahre hinaus herzlosen Unternehmern abgetreten werden, die sie im Ausland als Orgeldreher, Sänger, Affenführer und Gipsfigurenhändler in unbarmherzigster Weise ausnützen. Dieser auf Grund offizieller Mitteilungen geschriebene Essai rührt aus der Feder des Mailänder Staatsanwalts Ferriani, ein Nacheiferer der Lombroso, Scipio Sighele, Ferri u. s. w.

Eine eingehendere Betrachtung verdiente die überaus rührige, lebensfrohe und kampfesfrische Wochenschrift Il Marzocco, die Vertreterin der Moderne, die das jüngste Italien zu ihren Mitarbeitern zählt. In der Nummer vom 18. September gelangt ein Bruchstück aus dem neuesten Roman von Gabriele d'Annunzio „Il Fuoco“ zum Abdruck, der demnächst in Italien, Frankreich und Amerika gleichzeitig erscheinen wird. Das veröffentlichte Fragment betitelt sich: Il Mito del Melagrano (die Legende vom Granatapfel). Bekanntlich wurde der Granatapfel, seitdem es Jupiter nicht gelang, Proserpina aus der Unterwelt zu befreien, weil sie mit Pluto einen Granatapfel geteilt hatte, von den Alten als das Symbol der ewigen Verjüngung der Natur verehrt. Der Dichter Stelio Efrena und die Schauspielerin Perdita — die beiden Helden des Romans — folgen mit den Augen vom Gestade aus einem mit Granatäpfeln beladenen Kahn, der träge auf dem Wasser dahingleitet. Der Anblick ruft in beiden Erinnerungen an das klassische Altertum wach, in dem sie leben und weben. Perdita erscheint dem Dichter als eine Proserpina, in sich selbst erblickt Stelio die Verkörperung der Mythe vom Granatapfel, der ewigen Verjüngung des Menschengeschlechts, das in dem durch Auslese entstandenen Uebermenschentum gipfelt. „Wenn ich zu jener Zeit gelebt hätte“, — sagt er — „da die Menschen bei den Ausgrabungen der griechischen Marmorstatuen, in der Erde die noch frischen Keime der alten Mythen fanden, hätte mich kein Maler auf die Leinwand bringen dürfen, ohne den Granatapfel in meine Hand zu legen . . .“ Nach der im „Marzocco“ mitgeteilten kleinen Probe wird allgemein angenommen, daß trotz der krystallnen Klarheit, der wohlthuenden Harmonie der Sprache und der Schönheit der Bilder, dieses neue Werk des gefeierten Dichters keine enthusiastische Aufnahme bei dem großen Publikum finden dürfte. Es entbehrt jedoch insofern nicht des Interesses, als in den beiden Hauptfiguren des Romans Eleonora Duse und der Dichter selbst verkörpert sein sollen.

Berlin. *Ernesto Gagliardi.*

Spanien.

Bekanntlich lebt Spanien geistig blos von den Brosamen, die vom deutschen, englischen und besonders französischen Tische fallen. Sowohl die Bücher, wie die Revuen- und Zeitungsartikel sind meistens „Lesefrüchte“ aus dem Auslande. Nur die leichte Tages-Belletristik der Wochenblätter, besonders der „Illustracion Española y Americana“, steht auf der Höhe der Wochenblätter des Auslandes, und einige Zeitschriften, wie die monatlich erscheinende „España Moderna“ und die halbmonatliche „Revista Contemporánea“ dürften weitere Kreise interessieren, sie werden von der Regierung subventioniert und dienen nur leider zu ausschließlich als Ruhmestrompete unserer hohlen und unwissenden offiziellen Welt. Das zweite Septemberheft der „Revista Contemporánea“ bringt unter anderem eine stark klerikal gefärbte Studie über „Die Arbeiterfrage“ von Manuel Gil Maestre, dem Verfasser eines kürzlich erschienenen Buches über den spanischen Sozialismus und Anarchismus. Für alle Uebel findet er die selbe einfache Lösung: die Konventssuppe und das Zuchthaus. Auf dem selben Standpunkte stand der ermordete Canovas und stehen alle leitenden Staatsmänner Spaniens, nur die Republikaner Salmeron und der berühmte Dramatiker Dicenta haben es gewagt außerhalb des Katholizismus das soziale Problem lösen zu wollen. — Das Septemberheft der „España Moderna“ bringt an erster Stelle Sudermanns Novelle „Der Wunsch“ (El Deseo) und eine lobhudelnde Studie über den Urheber alles gegenwärtigen Unglücks, Canovas, der der Reaktion in Spanien zum Siege verhalf, bis sie schließlich im Kriege gegen Amerika ihr klägliches Fiasko machen sollte. Interessant ist im selben Hefte eine etwas verschrobene Studie über Bismarck aus der Feder des berühmten Emilio Castelar, stark deutsch-feindlich und bisweilen sogar lächerlich gehässig. Dem deutschen Wesen gerecht wird eine hübsche Arbeit von Aranjo in der gleichen Nummer über die deutschen Universitäten. —

Madrid. *Ernst Bark*

Holland.

Die holländische Zeitschriftenlitteratur ist im Verhältnis zu der anderer Länder ähnlicher Größe — z. B. Belgien — ungewöhnlich blühend und reichhaltig und durch die meisten dieser Revuen geht ein sehr frischer und lebhafter Zug, ebenso wie durch unsere junge Litteratur, seitdem sie sich von dem akademischen und klerikalen Schul- und Gedankenzwang befreit hat. Die Septemberhefte standen natürlich im Zeichen der Krönungstage, die zu allerhand Betrachtungen Anlaß gaben. So bespricht in „De Gids“ (Der Führer) Professor G. Kalff die Gesamtverhältnisse der Niederlande und führt im einzelnen aus, worin das Land des Fortschrittes noch bedürftig sei, um seinen Rang im europäischen Staatenverband in Ehren zu behaupten. J. N. van Hall tritt der Frage näher, welchen Einfluß ein Fürst auf die Litteratur seines Landes zu üben im Stande sei und kommt zu dem Ergebnis, daß in den meisten Fällen das Interesse der Monarchen der Litteratur eher verderblich als nützlich werde. „Den Segen von oben kann die Kunst entbehren.“ — Auch „De Hollandsche Revue“ in Haarlem, eine von Frans Netscher vortrefflich geleitete Monatsschrift in Stil und Qualität der londoner „Review of reviews“, hat ihr Septemberheft zum Teil der jungen Königin Wilhelmina gewidmet. Eine große Studie mit Illustrationen giebt die Charakteristik der Frau Nellie Van Kol, der Gattin des einen unserer drei sozialistischen Kammermitglieder und eifrigster Vorkämpferin der Frauenrechte in Holland, außerdem bekannt und gefeiert als Verfasserin der entzückendsten Kindergeschichten, die die holländische Litteratur besitzt. — „De nieuwe Gids“ ist das Organ des hochbegabten, von Jung-Holland sehr verehrten Dichters Wilhelm Bloos, der in der jüngsten Nummer mit eigenen Versen und einem Artikel über die eben erschienenen Gedichte seines Freundes in Apoll, Frederik van Eeden vertreten ist. — Die sozialistische Zeitschrift „De jonge Gids“, die in ihrem zweiten Jahrgang unter der Leitung von Herman Heijermans steht, bringt aus dessen Feder Uebersetzungen aus den Werken von Karl Marx und das herzlich belanglose Resultat einer „Enquête“ über die Frage, ob Holland eine Armee und eine Flotte benötige. — „De Arbeid“ wurde zu dem Zwecke gegründet, dem vulgarisierenden Einfluß des jungholländischen „Nieuwe Gids“ entgegenzuarbeiten; sie besitzt in J. Querido einen litterarischen Chronisten von erstaunlicher Belesenheit, namentlich in den ausländischen

Litteraturen. — Das Organ der jungen Vlamen ist „Van Nu en Straks", eine von dem gelehrten August Vermeylen geleitete Zeitschrift, die die gleiche kampflustige Tendenz in Flandern verfolgt, wie in Holland „De nieuwe Gids". Im letzten Heft zieht Vermeylen heftig gegen eine litterarische Preisrichter-Kommission zu Felde, die über eine Art vlämischen „Schillerpreis" alle drei Jahr zu bestimmen, diesmal aber verfügt hat, daß der Preis nicht verteilt werden soll, obgleich in dem Drama „Starkadd" von Hegenscheid die beste Bühnendichtung vorlag, die Flandern bisher besitzt. Immerhin ließ sich der Minister auf Vorschlag der Jury herbei, dem jungen Dichter eine „letternkundige aanmoediging", d. h. eine „litterarische Ermutigung" ausdrücken zu lassen! —

Rotterdam. *Henri Dekking.*

[Das Echo der ungarischen, schwedischen, norwegischen Zeitschriften folgt wegen Raummangels im nächsten Heft.]



Kurze Berichte

Zur Hauptmann-Litteratur.

Adalbert v. Hanstein, Gerhart Hauptmann. (Biographische Volksbücher Nr. 21/22). Mit Bildnis. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Preis M. 0,50, geb. 0,75.

Ueber Gerhart Hauptmann beginnt sich allmählich eine eigene Litteratur herauszubilden. Den im vorigen Jahre erschienenen Büchern von Woerner, Schlenther, Bartels reiht sich neuerdings noch ein schlanker Band von Adalbert von Hanstein an, der in knappen Umrissen Kritik und Wissenwertes zu geben sucht. Hanstein hat wenigstens den guten Willen, seinem Autor gerecht zu werden. Er hat früher selber in freundschaftlichen Beziehungen zu Hauptmann gestanden; sein Takt und seine Sinnesart bewahrten ihn vor so kleinlichen, unwürdigen Ausstellungen, wie sie das Bartels'sche Buch überviele enthält. Er erkennt die hohe dichterische Begabung Hauptmanns an, was allerdings heute niemand mehr unterlassen kann, ohne sich lächerlich zu machen: er geht sogar zum Schluß gelegentlich der „Glocke" in einen warmen, glückwünschenden Ton über. Er hat dabei häufiger Richtiges im Auge, aber die Art, wie er es giebt, ist selten frei von Schiefheit und Befangenheit. Verallgemeinernder Einschachtelung zuliebe werden häufig die Thatsachen verbogen. „Die Stimmung des weich empfundenen Mitleids" soll für Hauptmann „die Atmosphäre seines Schaffens" sein, der „Biberpelz" wird ausdrücklich den „sozialen" Dramen zugerechnet. Wo ist im „Friedensfest", in „Einsame Menschen" das weich empfundene Mitleid? Unter „sozial" und „soziale Frage" versteht man heute wesentlich Dinge, die die Wirtschaftsverhältnisse angehen. Die Satire im Biberpelz aber ist reine Gesellschaftssatire, ihrer Art nach etwa der Beaumarchais'schen im Figaro verwandt. Vom Vater Hilse im fünften Akt der „Weber" heißt es: „der einzig Unschuldige ist der Einzige, den wir auf der Bühne sterben sehen. Mit diesem schrillen Mißton endet das Stück." Von dem Sieg der Aufständischen über die Soldaten, mit dem thatsächlich das Stück endet und der die sozialen Idee des Stückes sozusagen den letzten Trumpf in die Hand giebt, wird nichts gemeldet. Die „Unschuld" Hilses hat hier nichts zu schaffen. Sie kommt garnicht in Betracht. In Hilse fällt symbolisch die patriarchalische Wirtschaftsanschauung, als deren Vertreter er sich so klar und charakteristisch bekannt hat, jener Anschauung, die nicht sich selber zu helfen weiß, sondern alle Rettung von oben und höchstens einmal von hoher Obrigkeit erwartet. Was heißen Sätze wie „Hauptmann sieht immer nur Situationen, nie Entwickelungen"? Enthalten „Friedensfest", „Einsame Menschen", „Hannele", „Weber" keine Entwicklung? Solche Behauptungen müssen doch genauer ausgeführt werden, bevor man sie aufpflanzt. Im allgemeinen zeigt sich das alte Uebel der Kritik: aus den natürlichen Grenzen einer dichterischen Begabung Mängel zu machen, statt zu charakterisieren zu tadeln, ein Werk nicht nach dem zu beurteilen, was es sein will, sondern nach dem, was der Rezensent sich aus dem eigenen Hirne heckt. In den „Webern" fehlt Hanstein der Verkünder der Idee, im „Hannele" soll der Heiland noch ganz extra aus den Traumgesicht des Kindes zu den Erwachsenen predigen. Ja, das wären dann eben das Hannele und die Weber Hansteins, nicht die, die Hauptmann wollte. Die Weber wollen die soziale Bewegung von unten herauf zeichnen, von denen aus, die sie an sich selbst erfahren haben. Die Idee soll sich gewissermaßen induktiv ergeben. Gott sei Dank, daß in diesem Rahmen das alte Phrasengeklingel der „Führer" und „Genossen" nicht wiederkehrt; Gott sei Dank, daß das wirre, so unbewußt sinnvolle Träumen des Hannele so viel ergreifender zu uns sprechen kann, als die Salbadereien ex cathedra. Zum Schluß noch Eins. Der Unternehmer Dreißiger in den Webern ist für Hanstein ein Heuchler und Blutsauger. Nichts ist falscher. Dreißiger ist durchaus nur der mittlere Fabrikant, der zwar vom Mitgefühl nicht viel behelligt wird, aber zu seinen Hungerlöhnen im wesentlichen nur durch die Konkurrenz getrieben ist. Er ist von dem Dutzendschlage, der von der Not umher nichts merkt, so lange er selber im Trockenen sitzt. Wer das nicht sieht, der legt hinein und nicht heraus. Die Weber für ein Tendenzdrama zu erklären, dürfen sich heute eigentlich nur noch Regierungsräte leisten, denen auf Zensurfesseln mit der guten Gesinnung plötzlich auch die Kunde deutscher Dichtung aufgeht.

Berlin. *Paul Mahn.*

Die neue Anzengruber-Ausgabe.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. 3. Aufl. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.

Mit Befriedigung darf die Thatsache erfüllen, daß die zehnbändige Ausgabe der „Gesammelten Werke" unseres größten österreichischen Volksdichters im Verlauf einiger Jahre nunmehr zum dritten Male dem Lesepublikum übergeben werden kann. Die meisten kennen die wuchtige Individualität des in der Vollkraft dahingeschiedenen nur aus jenen seiner Bauernstücke, die sich auf der Bühne erhalten haben. Und doch bilden seine Dramen nur einen Teil seiner schriftstellerischen Thätigkeit und nicht einmal den besseren. Bei ihnen überwiegt eine häufig schroff vortretende Tendenz den künstlerischen Feingehalt: der dramatische Bau scheint bisweilen wie mit der Holzart gezimmert; das technische Können versagt. Anders in seinen Romanen „Der Sternsteinhof" und „Der Schandfleck". Nach ihnen mag greifen, wer Anzengruber auf der Höhe seines Schaffens kennen lernen will. In menschlicher wie rein litterarischer Hinsicht zeigen sie sein markiges Talent von der reinsten und feinsten Seite. Keines seiner Stücke ist von so fester Geschlossenheit, gleichsam von einem eisernen Ring umspannt, wie diese beiden Werke erzählender Kunst, und in keinem offenbart sich die realistische Kraft seiner Gestaltung mit solcher Ursprünglichkeit. Dorfschicksale tragischer Art, hinter denen hin und wieder auch das Schellengeklingel des Schalksnarren hörbar wird, werden mit jener Herbigkeit, jenem Räsonnement, in jenem eigenartig harten Stil lebendig veranschaulicht, der ebenso für den Dichter als für seine Bauerngestalten charakteristisch ist. Er weiß den Leser zu packen und festzuhalten, ohne äußerliche Kunstkniffe, ohne Phrase und Blendwerk, bloß durch die innere Gediegenheit und Wahrheit. Besonders Scenen, in denen das Schauervolle obwaltet, sind wirkungsvoll gemalt, meist grau in grau und voll Stimmung; es weht darin der geisterhafte Hauch der Poesie. Aber am größten zeigt sich sein Talent in der Menschendarstellung, sowohl im Roman als im Drama. Mit wenigen festen und sicheren Strichen hat er seine Charaktere hingestellt, un-

verfälschte Naturmenschen, denen der Erdgeruch anhaftet; keine frisierten und pomadisierten Schemen in der Art eines Auerbach. Die innere Verwahrlosung, die sich bis zum Verbrechen steigert, hat besonders an seinem Meineidbauer eine machtvolle Verkörperung gefunden. Jedoch sein volles Herz liegt in solchen Gestalten, die, von Schuld und Unglück heimgesucht, im Leben Schiffbruch gelitten haben. In diese Reihe gehört der schroffe und trutzige Wurzelsepp im „Pfarrer von Kirchfeld“, der, an einem edlen Beispiel sich läutert, und die prächtige Gestalt des Steinklopferhanns, der das Lebensweh durch eine Art pantheistischer Naturphilosophie und einen sonnigen Humor überwindet. Man könnte, namentlich unter Heranziehung des Weiblichen, diese Gallerie meisterlich gelungener Gestalten in Anzengrubers Dramen leicht vermehren.

Will man indessen auch bezüglich der Charakteristik sein Bestes kennen lernen, muß man wieder zu seinen Romanen zurückkehren, zu dem Sternsteinhofer mit seiner verknöcherten bäuerlichen Herzenshärtigkeit und seiner mit furchtbarer egoistischer Energie begabten Schwiegertochter Helene, die der geldprotzige Bauer haßt und mit der er sich aber schließlich versöhnt, als er in ihr seine überlegene Meisterin findet. Dieser Roman mit all' seinen Menschen, seinen Problemen, seinen Reflexionen, die sich oft wie in die Bauernsprache übersetzte Bibelsprüche lesen, so kernig, bildlich, drastisch, spitzfindig sind sie, dieser Roman „Der Sternsteinhof“ ist aus der schauderhaften Tiefe des Lebens geschöpft, er ist typisch und fatalistisch, er ist wahr wie die Natur selbst, er ist im Lapidarstil der Leidenschaft geschrieben und in seiner grausamen Sachlichkeit, in seiner überzeugenden Selbstverständlichkeit von erschütternder Wirkung. Verhältnismäßig nur wenig bekannt, enthält er die Quintessenz von dem Dichten Anzengrubers.

Die „Gesammelten Werke“ hat Anton Bettelheim mit einer Einleitung versehen. Der Freund hat hier über den Freund gesprochen und eine Fülle von Licht über diesen ausgegossen. Das Bild wäre vollständiger, wenn auch die Schatten nicht fehlten.

Wien. *Fritz Lemmermayer.*

Victor Hugos Briefe.

Victor Hugo, Correspondance, Band 1: 1815—1835, Band 2: 1836—82, Paris, Calman Lévy 1896 und 1898. à 7 Fr. 50.

Seit dem Frühjahr 1896 beschäftigte sich die öffentliche Meinung sehr eingehend mit dem Verhältnisse Victor Hugos zu Sainte-Beuve. Dies Verhältnis hat ein gewisses litterarhistorisches Interesse. So lange Sainte-Beuve treu zu der Fahne der Romantiker von 1830 hielt, verband ihn mit deren Führer eine innige Freundschaft. Als er sich dann aber abwandte, selber die Lyra an den Nagel hing und nur noch die kritische Feder führte, nahm auch diese Freundschaft ein Ende. Man wußte, daß persönliche Zerwürfnisse vorgelegen hatten und bezeichnete Sainte-Beuves Beziehungen zu Madame Victor Hugo als den Grund. Die bösartigen Dinge, die Alphonse Karr weiland darüber erzählt hatte, waren verdientermaßen vergessen worden. Vor zwei Jahren aber, als man die peinliche Geschichte der Beziehungen zwischen George Sand und Alfred de Musset wieder aufrührte, suchte man auch diese „pikante Affaire“ wieder hervor und behandelte sie in einer Weise, die nur dem skandallustigen großen Publikum in Paris gefallen konnte. Mir schrieb damals der noch lebende Sekretär von Sainte-Beuve, Herr Jules Troubat, einen ausführlichen Brief, der meine anderweitig geäußerte Anschauung über Sainte-Beuve vollkommen bestätigte: ein sittlicher Konflikt hatte allerdings vorgelegen, Alphonse Karr ihn aber in verleumderischer Weise entstellt. Natürlich griff ich mit gespanntem Interesse nach dem ersten Bande der Hugo'schen Korrespondenz, den bald darauf die Verwalter seines litterarischen Nachlasses, Paul Meurice, der Dichter Emile Blémont und der Enkel Georges Hugo, der Oeffentlichkeit übergaben. Aus ihm geht nun gleichfalls hervor, daß Hugo wie Sainte-Beuve redlich bemüht gewesen sind, die sittliche Frage, die an sie herantrat, zu lösen, aber auch, daß ihre Freundschaft darüber in Stücke gebrochen ist. Der Grund zur endgiltigen Trennung der Freunde, die im Februar 1834 stattfand, lag in litterarischen Streitigkeiten. Die Feststellung dieser Thatsache ist wohl der größte litterarhistorische und biographische Gewinn, der aus der Korrespondenz zu ziehen ist. Wenn auch die großen litterarischen Kämpfe der Romantiker hie und da hereinklingen, so ist doch die Ausbeute für alle dahin gehörenden Fragen ganz geringfügig. Für die Kenntnis von Victor Hugos Familienleben liefern die Briefe des ersten Bandes viel wertvolle Beiträge und lehren uns den Dichter von der wohlthuendsten Seite kennen; ich hebe die Briefe an seinen Vater, seine Frau und seine Kinder hervor und unter den letzteren besonders die an seine Tochter Léopoldine, die ja mit ihrem jungen Gatten ein so tragisches Ende in den Wellen der Seine fand. Der zweite Band aber fällt stark gegen den ersten ab. Es ist fast zu vermuten, daß die Herausgeber absichtlich nur ganz belanglose Briefe veröffentlicht haben, um der litterarischen Skandalsucht keine Nahrung zu reichen. Leider haben sie über die Grundsätze, die sie bei ihrem Unternehmen geleitet haben, keine Auskunft erteilt. Eine dürftige Notiz am Schlusse des zweiten Bandes läßt erkennen, daß für den letzten der auf drei Bände von vornherein berechneten Sammlung die Briefe an Auguste Vacquerie und Paul Meurice zurückgelegt sind, sowie natürlich die Briefe der letzten Lebensjahre Hugos 1882—1885. Warum aber gerade diese drei Jahre ausgeschieden sind, wird mit keinem Worte angedeutet. Ueberhaupt ist die gesamte Anlage der Korrespondenz so uneinheitlich und unübersichtlich, als wenn ihre litterargeschichtliche Verwertung nach Möglichkeit erschwert werden sollte. Der erste Band ordnet die Briefe nach Empfängern, greift aber über die auf dem Titel angegebene Jahreszahl hinaus. Der zweite ordnet nach Jahreszahlen. Ein alphabetisches Verzeichnis ist keinem Bande angefügt. Solange die Herausgeber sich nicht über den Umfang des ihnen vorliegenden Materials und die Vollständigkeit des Dargebotenen äußern, ist der wissenschaftliche Wert der Veröffentlichung sehr gering, und den Freunden des Dichters, die einen Blick in sein Inneres thun wollen, wird auch nur der erste Band etwas bieten.

Weimar. *Dr. Erich Meyer.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Neue Spreewaldgeschichten. Von Max Bittrich, Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1898.

Aus dem wendischen Spreewald mit seinen schnurgeraden Fließen, seinen Erlen und Sümpfen hat Max Bittrich, selbst ein Kind der Lausitz, schon in einem früheren Buche Bilder, Studien und Geschichten veröffentlicht, die ihm rasch den Ruf eines begabten Erzählers eintrugen. Auch von diesen neuen Bauernnovellen wirken die meisten bei aller Eigenart echt, kräftig, blutwarm und windfrisch. Jede giebt ein eigenes Stück Menschenschicksal, manchmal mit tragischem Ausgang, manchmal mit Humor, fast immer mit feiner Beobachtung der Volksseele und der Volkssitten. Da und dort thut sich ein Ausschnitt aus jenem zwangslos fröhlichen Spreewaldleben auf, dem ein Teil der Berliner Säuglinge seine anerkannt vortreffliche Ernährung dankt, uralte Volksweisen klingen an, Heidentum und Aberglauben flechten sich hinein. Da und dort fällt wohl auch ein Wort aus dem Stil und wirkt affektiert, die Situationen sind manchmal unverknüpft und unklar, die Darstellung gelegentlich allzu sprunghaft: namentlich „Bauernblut“ zeigt diese Mängel künstlerischer Technik. Aber als Ganzes

genommen sind die Geschichten neue, liebenswürdige Proben eines gesunden, fest auf eigenem Boden stehenden Talentes. *J. E.*

Was der Vogel im Käfig singt. Novellen von Max Graf von Lerchenfeld. Regensburg. Verlag von W. Wunderling. 1898.

Im Vorwort dieses Büchleins teilt der anspruchslose Verfasser mit, wie „die nachfolgenden Geschichtchen das Licht der Welt erblickt haben". Im regenreichen Sommer des Jahres 1895 hatte er auf der äußeren Schloßtreppe daheim einen schweren Sturz gethan und die dadurch entstandene unfreiwillige Muße veranlaßte ihn, zum besseren Zeitvertreib „auf seine alten Tage unter die Schriftsteller zu gehen" und bei dieser Gelegenheit eine Reihe von Erzählungen zu verfassen, die alle ebenso gelungen in der Empfindung, wie in der Ausführung sind, wiewohl wir der Schlußnovelle, „Rache" betitelt, um ihrer unübertrefflichen Lebenswahrheit und erschütternden Tragik willen vor den übrigen die Palme zuerkennen müssen. Gründliche Kenntnis von Land und Leuten seiner altbayerischen Heimat, das stammverwandte Oesterreich mit eingeschlossen, hat den Verfasser dazu befähigt, Kultur- und Sittenbilder von treuer Echtheit zu schaffen, die alle in dem gleichen Volksboden wurzeln, wenn sie auch sonst einer freigestaltenden Poeten-Phantasie entsprungen sind. In der That dürfen wir uns seit dem Erscheinen dieses kleinen Werkes um einen heimatlichen Erzähler reicher schätzen und wir können den Unglücksfall, dem wir diese anmuthende Gabe zu danken haben, von unserem Standpunkte aus jedenfalls als einen Glücks-Fall betrachten.

München. *Martin Greif.*

Erbsünde. Roman von Baronesse Falke. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden. 1898.

Nicht eigentlich ein Roman in herkömmlichem Sinne ist es, was das Buch uns bietet; es ist oder soll doch sein die Zergliederung der Seele eines jungen Dichters, der den Erfolg nicht finden kann, den er erstrebt, der dann das Weib eines andern an sich reißt, um sich aus der qualvollen Einsamkeit zu retten, und die Geliebte gerade zu der Zeit verliert, als ihm der erste Erfolg eine sonnigere Zukunft zu verheißen scheint. Abgesehen davon, daß die Verfasserin manchmal zu sehr in weibliche Redseligkeit verfällt und uns ein und dasselbe mehrere Male vorsetzt, giebt sich das ganze würdig und darf für eine verheißungsvolle Leistung gelten. Die Qualen des jungen Autors sind sehr anschaulich und im großen und ganzen echt geschildert; nur scheint mir die Individualität des jungen Menschen nicht ganz glücklich gewählt zu sein. Es ist schon ein Fehler, daß die Verfasserin den ringenden Autor zugleich Feuilletonredakteur einer großen Zeitung sein läßt. Wer sein Brod hat, wer festen Boden unter den Füßen fühlt, kann sich nie eigentlich in einem so qualvollen Zustande befinden, in dem hier der 26- oder 27-jährige Otto Holand geschildert wird. Andererseits ist es kaum glaublich, daß ein Autor, der so aufs geratewohl hin arbeitet, ohne recht zu wissen, was er eigentlich fertig bringt, jemals einen echten Erfolg erringen wird. Echte Erfolge werden mit großer Besonnenheit und meistens erst im reifen Alter erzielt. Im übrigen zeigt Baronesse Falke auf mancher Seite ihres Buches, daß sie ein anständiges Deutsch zu schreiben versteht; um so bedauerlicher ist es, daß der größte Teil des Buches stilistisch herzlich schlecht ist. In Zukunft wird sie mehr auf ihre Feder achten müssen; denn ein Autor, der schlecht schreibt, ist wie ein Componist, der zwar Erfindung hat, aber wenig oder nichts von der Harmonielehre versteht. Auch die vielen Fremdworte stören; doch das ist wohl österreichisch.

Berlin. *Eugen Reichel.*

Der Friesenpastor. Kriminalroman von Dietrich Theden. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1898. Preis geb. M. 4,50.

Es ist nicht ganz leicht, zu dem Thedenschen Buche Stellung zu nehmen, umsomehr, als die ominöse Bezeichnung „Kriminalroman" den Verdacht erwecken muß, daß man es weniger mit einem psychologisch vertieften Kunstwerke als mit einem Sensationslocker zu thun habe. Das Motiv an sich ist nicht eben neu, noch unlängst hat es Georges Ohnet in seinem Romane „Der Pfarrer von Favières" äußerlich ähnlich verwertet. Der Friesenpastor Niels Johannsen ist von einem rachsüchtigen jungen Großbauern, dem des Pastors Tochter Helge einen Korb gegeben hat, eines Mordes verdächtigt worden. Das raffinierte Vorgehen des heimtückischen Burschen wird nur übertroffen durch das noch geschicktere Betreiben eines jungen Rechtsanwalts und einiger Kriminalbeamter, die den Schurken schließlich in seinen eigenen Schlingen fangen. Der Hauptwert des Thedenschen Buches liegt in der lebenstreuen Wiedergabe des Friesen-Charakters, und es muß gesagt werden, daß dem Verfasser seine Figuren ohne Ausnahme trefflich gelungen sind. Es ist durchaus kein leichtes Unterfangen, das Volk der Nordsee in den Höhepunkten seelischer Erregung packend zu schildern, denn es ist zäh und starr, rauh in seinen Aeußerungen, und es gehört eine genaue Vertrautheit und viel Beobachtungsgabe dazu, um das Charakteristische an ihm zu empfinden und zum Ausdruck zu bringen. Der Roman leidet unter einigem Ueberschuß an idealem Edelmut, dafür entschädigt die scharfe und manchmal sogar schneidige Logik und eine ganze Reihe poetisch wertvoller Stellen, die das Buch hoch über den Rahmen landläufiger „Kriminalromane" erheben. Eben deshalb wäre vielleicht der veraltete Untertitel besser fortgeblieben.

Wilhelmshaven. *Hermann Rückner.*

Die Höpfe. Eine Art Familienroman von Victor von Kohlenegg. Berlin, Otto Janke 1898. 8°. Preis 5 Mark.

Wollte man den Versicherungen jüngstdeutscher Organe glauben, so wüchsen die Genies in der deutschen Litteratur wie die Pilze, denn fast an jedem schönen oder trüben Tage wissen sie von einer neuen Größe zu berichten. In Wahrheit kann man leider die Genies mit der Diogeneslaterne suchen und muß froh sein, wenn man auf diesen Streifzügen durch die deutsche Litteraturwüste hie und da auf ein Talent stößt. Eine derartige erfreuliche Begegnung hat mir das vorliegende Buch verschafft. Sein bisher ganz unbekannter Autor zeigt sich in diesem Roman als ein entschiedenes humoristisches Talent, das Beachtung verdient und vorausgesetzt, daß es sich nicht dem flachen Familienroman zuwendet, zu schönen Hoffnungen berechtigt. „Die Höpfe" sind zwar ein Familienroman, aber doch nur, wie unter dem Titel steht, „eine Art" Familienroman, d. h. mit anderen Worten: keine Schablone im üblichen Gartenlaubestil. Es ist die Geschichte einer kleinen Berliner Beamtenfamilie, in der es recht knapp zugeht, und deren weibliches Oberhaupt, Frau Hopf, genannt die Höpfin, stets darauf bedacht ist, den Nimbus aufrecht zu erhalten, was bei den kargen Mitteln ein wirkliches Kunstück ist. Diese Frau ist vortrefflich gezeichnet und ihre Bemühungen, ihre kleinen Kämpfe mit den doch so sehr geliebten Söhnen sind mit seltener Lebenswahrheit geschildert. Nur das Schlußkapitel hätte sich der Autor schenken können. In seiner banalen Glücksmalerei erinnert es zu sehr an die famosen häuslichen Gruppen auf den Umschlägen und Titelvignetten der Familienblätter.

Kremsmünster. *Theodor von Sosnosky.*

Dramatisches.

Jörg Trugenhoffen. Ein deutsches Schauspiel in fünf Aufzügen, von Rudolph Stratz. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Preis Mk. 2,— (3,—).

Der Eindruck, den die Aufführung des Stückes hinterließ, wird beim Lesen des Buches noch verstärkt. Eifriges Forschen in alten Chroniken hat es Stratz

wohl ermöglicht, das äußere Gewand seiner Personen nach den Regeln der Kostümkunde zu drapieren und ihnen eine Sprache in den Mund zu legen, wie sie zwar so überfüllt mit Bildern und Sentenzen nie in Wirklichkeit gesprochen worden ist, immerhin aber den gewünschten Eindruck des Altertümlichen hervorbringt. Daß jedoch zur lebenswahren und künstlerischen Darstellung der entfesselten Leidenschaften einer tiergewordenen Rotte, wie der rebellischen Bauern von 1525, Malerei im Freskostil und Komposition aus großen Gesichtspunkten heraus nötig sind, dessen ist sich Stratz leider nicht bewußt geworden, als er an den Stoff seines Dramas heranging. An solch ernste und große Kunst reicht seine Bühnenbegabung nicht heran. Auch das psychologische Thema, das die Aufgabe in sich schloß, hat er nicht bewältigt. Weder im Stück, noch in dem Roman „Der arme Konrad“, der (vor dem Drama erschienen) im großen und ganzen den Stoff für dieses geliefert hat. In dem geächteten Ritter Jörg Trugenhoffen hätte Stratz den tragischen Typus des Uebergangsmenschen darstellen können, der an der Schwelle eines neuen Zeitalters steht, zur neuen Zeit hinüberschaut, jedoch nicht die Kraft hat, die Schwelle zu überschreiten, und zu Grunde geht. Gewisse Züge in der Figur lassen auch vermuten, daß Stratz solche Gedanken vorschwebten. Sie sind aber in den Hintergrund getreten vor einem anderen Motiv, das dafür freilich recht erklügelt und unerquicklich wirkt. In dem Roman „Der arme Konrad“ ist die Kraft, die Ritter Jörg beseelt, die Liebe zu einem Mädchen, das er seit früher Jugend liebt, das ihm, dem Geächteten, ein anderer abspenstig gemacht hat. Sein ganzes Trachten geht fortan darauf, sie diesem zu entreißen, und für sich zu gewinnen. Im Stück ist dieses gute Motiv aufgegeben und an seine Stelle Haß und Rachedurst getreten! Jörg hat vor Jahresfrist seine heißgeliebte Gattin verloren; sein Todfeind hat sie ihm gemordet, Rache an ihm wird seines Lebens einzige Losung. Dieser Rachedurst aber treibt ihn zu einer That, die einfach roh und niederträchtig, vor allem aber eines tragischen Helden unwürdig ist: er entreißt seinem Feinde, der im Begriff steht, die schöne Engele Weßern als Herzenstrost für das nahende Alter zur Frau zu nehmen, die ersehnte Braut und zwingt sie, wie ein geschulter Hypnotiseur, sich ihm zu eigen zu geben als sein eheliches Weib, ohne selbst auch nur ein Gran Liebe für sie zu empfinden, ja mit der tiefsten Trauer für die erste Gemahlin im Herzen. Das ist brutal. Vermutlich hat dann Stratz beabsichtigt, durch die Macht der reinen Liebe, von der Engele beseelt ist, Jörgs Seele zu läutern und ihn schließlich im Tode Sühne für seine schwere Schuld finden zu lassen. Aber die Szene, in der sich diese Entwicklung vollziehen soll, ist weder psychologisch überzeugend, noch poetisch schön, sondern spitzfindig und erzwungen. Das ganze Motiv hat nicht Zeit, sich auszuleben, da das eigentliche Hauptmotiv, Jörgs Uebertritt von der Ritterschaft zum Bauernheer, zum Schluß wieder hervortritt, ebenfalls aber ohne sich überzeugend zu entwickeln. Wenig erfreulich endlich berührt die Wandlungsfähigkeit, die Stratz in der zwiefachen Behandlung desselben Stoffes in Roman und Drama beweist: dort ein sogenannter befriedigender Ausgang, in dem Jörg das ersehnte Liebesglück gewinnt, hier der Ausblick auf den Tod, den Jörg und Engele von der Hand des kurfürstlichen Heeres finden werden.

Berlin. *Gustav Zieler.*

„Miserere!“ Mysterium in einem Akt von Martha Strachwitz. Berlin, Eduard Bloch. 1898. Preis 1 Mk.

Ein einaktiges, enggeschlossenes Drama von beschränkter äußerer Handlung, in dem nur der tiefe, mächtige Strom einer leidenschaftlich wogenden Empfindung den Hörer hinreißt, ist so ziemlich das Gegenteil von dem, was man in der Litteraturgeschichte ein Mysterium nennt. So also kann die Verfasserin das Wort nicht verstanden haben; sie will offenbar damit die Art der Vorgänge kennzeichnen, die sich auf die geheimnisvollen Beziehungen der Seelen untereinander gründen. Zwillingsschwestern —

> Zwei Blüten schienen sie an einem Stengel,
> Zwei Thränen aus den Augen eines Engels,
> Die er voll Mitleid auf die Erde weinte —

lieben den Prinzen Renzo, der mit der einen, Viola, verlobt ist, aber in geheimer Liebe zu der andern, Stella, entbrannt ist, sobald er diese kennen lernt. Die feurige Stella wünscht der zarten Mimose, ihrer Schwester, den Tod, und diese, die schlecht verborgene Liebe der anderen erkennend, siecht dahin in ein frühes Grab. Stella fühlt sich als die Mörderin der Geliebten und tötet sich vor unseren Augen, wie Penthesilea, gewissermaßen durch die Leidenschaft ihres Schmerzes. Ein dunkler Zug reißt den Prinzen aus der Ferne an den Sarg der allein Geliebten — er erweckt sie vom Tode durch die dämonische Gewalt seiner Liebe. — Also ein auf Suggestion gegründetes Drama? Glücklicherweise nicht. Die Vorgänge sind trotz des wunderbaren Anscheines natürlich. Viola ist mit dem Keim zur Schwindsucht geboren, der Gram bringt sie zum Ausbruch. Stella stirbt nicht, sondern sinkt in einen Starrkrampf, der durch Wochen seelischer Aufregung und schlafloser Reue, sowie durch längere Nahrungs-Entziehung hinreichend motiviert ist. Die Erweckung vom Tode ist also nur eine scheinbare. Diese Scene ist eine glänzende Leistung und muß, von einem großen Künstler gespielt, eine überwältigende Wirkung hervorbringen. Ueberhaupt zeichnet sich das in Jamben geschriebene Drama durch edle Diktion und schönen Empfindungs-Ausdruck aus, und die effektvolle Emporführung dieser verinnerlichten Handlung zeugt von einem tüchtigen dramatischen Talent.

Gross Lichterfelde. *Hermann Conrad.*

Der Ungebetene (L'Intruse) von Maurice Maeterlinck. Deutsch von Otto Erich Hartleben, Theaterverlag Ed. Bloch, Berlin W. 8.

Das kleine Stück erscheint binnen sechs Jahren nun schon zum dritten Mal in deutscher Uebertragung, nachdem die Ausgaben von Robert Fischer bei Weiß in Wien und von L. von Schlözer bei Albert Langen in München vorausgegangen sind. Es ist gewiß eine Empfehlung für einen im Grunde höchst unzeitmäßigen Autor, wie der vlämische Mystiker Maeterlinck es ist, wenn ein einziges seiner unheimlichen symbolistischen Dramen von verschiedensten Seiten immer wieder auf den Buchmarkt gebracht wird. Die beiden ersten Uebersetzer haben diesem Märchenstück den französischen Namen „Der Eindringling“ besser erhalten als Hartleben in seinem „Ungebetenen“. Auch sonst möchte man deren Uebersetzerkunst in manchen Einzelheiten höherstellen. Im allgemeinen jedoch dürften alle drei Verdolmetschungen sich die Wage halten: die Ausstattung ist bei der vorliegenden die gediegenste. Der „Ungebetene“ — besser „Eindringling“ — ist der Tod. „Es ist der Tod, der unser Leben lenkt,“ sagt Maeterlinck an anderer Stelle, „und unser Leben hat kein anderes Ziel als den Tod.“ Ein trüber Fatalismus geht durch seine mystische Weltanschauung hindurch, und ist es darum nur zu natürlich, wenn Maeterlinck ein ganzes Stück schreibt, dessen Held — der Tod ist. Er giebt darin keine psychologische Analyse von Tod und Sterben, sondern faßt den Tod symbolisch, gleichsam als Abgesandten des Schicksals auf, der, in die Kreise des Lebens tretend, eisiges Erstarren um sich verbreitet. Ihm ist der Tod ein unerforschliches Rätsel und eine brutale Thatsache. Die ganze unheimliche, schwüle, sammtene Athmosphäre einer warmen Sommer- und Mondnacht umrauscht das Stück und legt sich dem Leser auf die Brust, ahnende Unruhe erzeugend. Und in dieses Milieu hinein setzt Maeterlinck die sorgenvoll hoffende Familie der Wöchnerin und läßt hinter jedem schlichten, oft geradezu kindlichen oder trivialen Wort ein unheimliches Etwas hervorklingen, daß jedes dieser Worte so ganz anders, so unheimlich und prophetisch macht. Müde rückt die Handlung vorwärts, bis plötzlich, jäh wie der Blitz, der Tod den verhängnisvollen Schritt zum Bette der Wöchnerin thut und Alle dem Jammer überantwortet.

Berlin. *Fr. von Oppeln-Bronikowski.*

Lyrisches und Episches.

Justus Frey. Ein verschollener österreichischer Dichter. Von dessen Sohne. Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer. 1898. 8° VIII + 104 S.

Adalbert Jeitteles in Graz, ein vielseitiger eifriger Forscher auf dem Gebiete der älteren deutschen Litteratur, macht mit diesem kleinen Schriftchen den pietätvollen Versuch, für die verschollenen — unter dem Pseudonym Justus Frey veröffentlichten — Dichtungen seines Vaters Andreas Ludwig Jeitteles (geb. 1799 in Prag, gest. 1878 in Graz) das Interesse zu erregen, das sie bei ihrem Erscheinen nicht zu gewinnen vermochten. Und der Herausgeber dürfte seinen Zweck erreichen. Freys Gedankenlyrik ist eine fast typische Erscheinung in der sogenannten Epigonenlitteratur unseres Jahrhunderts, die in Oesterreich noch dauernder als in Deutschland, fast bis in die siebziger Jahre, unselbständig die Wege ging, die von anderen, größzeren schon ausgetreten waren. In der großzen Menge gleichartiger Erscheinungen mußzte sie verschwinden. Jetzt, wo die Lyrik nicht mehr dem lähmenden Quietismus der damaligen österreichischen Dichtung huldigt, gewinnen Freys Gedichte einen Anspruch auf historische Beachtung, als charakteristischer Ausdruck des Fühlens und Denkens einer vergessenen Vätergeneration, die in der von unseren Klassikern geschaffenen Sprache, in den von ihnen geschaffenen Formen ihr inneres Sein enthüllte. Auch in Freys Gedichten tritt uns aus jeder Zeile das Bild eines feingebildeten, einsamen Mannes entgegen, eine beschauliche, von moderner Nervosität freie Individualität, die mit mildem Auge den Weltlauf betrachtet, und selbst in seinen satirischen Gedichten einen harmlosen, wohlwollenden Zug nicht unterdrücken kann. Frey ist der charakteristische Vertreter jener vormärzlichen österreichischen Lyrik, der ein vergnügtes, kontemplatives Dasein als erstrebenswertes Ideal erscheint, deren Weltanschauung sich in ihren Versen spiegelt:

> Ein Herz dem andern geben,
> Beglückt in Liebe leben,
> Ist einzig wünschenswürdiger Beruf!

Heidelberg. *Max von Waldberg.*

Der arme Heinrich Hartmanns von Aue. Eine schwäbische Sage. Aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von August Hagedorn. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) 1898. Preis Mk. 1. geb. M. 1,80.

An Uebersetzungen der bekannten und mit Recht berühmten schwäbischen Sage, wie Hartmann von Aue sie gestaltete, fehlt es nicht, und es mag etwas gewagt erscheinen, mit Simrock, Fr. Koch, G. A. Marbach u. a. in Wettbewerb zu treten. Immerhin hat Hagedorn eine recht schätzenswerte Uebertragung geliefert, die einmal der naiven Erzählungsweise Hartmanns vollkommen gerecht wird und zum andern glücklich die lebendige Sprache des höfischen Sängers, in modernem Gewande freilich, wiedergiebt. Im Einzelnen wird der Uebersetzer gut thun, bei einer Neuauflage noch manches zu feilen. Die dilettantenhaften Formen „übet", „krönet", „rühmet" u. s. w. sollten um so mehr vermieden werden, die auch hier nur dazu dienen, die gewählten vierfüßigen Trochäen nicht hinken zu lassen. Vielleicht gewinnen dann auch die Verse 1485/88

> „Also daß sie mußten froh sein
> Ob des Ziels, das er erreicht,
> Ob der Gnade die des Himmels
> Ewger Herrscher ihm erzeigt . . ."

etwas reinerer Gestaltung.

Bremen. *Franziskus Hähnel.*

Die Jugend. Ein Poem von Konstantin Masurin. Frei aus dem Russischen von Richard Zoozmann. Mit farbigem Schmuck von W. Leo Arndt. 1898, Verlag von Otto Elsner, Berlin. Preis geb. Mk. 9.—.

Töne, die nur selten in der russischen Dichtung angeschlagen worden sind, klingen uns aus dem epischen Gedicht „Die Jugend" entgegen, mit dem ein bis heute fast so wie unbekannter junger slavischer Poet auf den litterarischen Schauplatz tritt. Während fast alle wertvollen und bekannten russischen Dichtungen dieses Jahrhunderts fest in dem Boden ihrer Heimaterde wurzeln und aus ihm ihre beste Kraft saugen, schwingt sich Masurins Poem in die Höhen der Phantasie, läßt Geister und überirdische Schattengestalten an unserm Auge vorüberziehen und senkt sich selten nur auf diese Welt herab. Verwandt aber ist Masurin den übrigen Dichtern seines Vaterlandes in der Melancholie, die ihre dunkeln Schleier auch über sein Gedicht breitet. Von der Unrast im Leben und von der Unrast im Tode singt der Dichter. Einem unglücklichen Jüngling verkündet der Tod, daß auch im jenseitigen Leben nur wenige Menschen Ruhe fänden und Frieden: alte Wünsche, Leidenschaften und Sorgen in der Seele, irrten die Meisten auch nach dem Tode ruhelos umher. Und es erscheinen die Schatten eines Arztes und eines Weisen, einer liebenden Jungfrau und einer getäuschten Gattin, und alle klagen dem Jüngling dasselbe Lied des Unfriedens und des Unglücklichseins. Falsch aber ist es, den Tod zu fürchten; kein Mensch kann ihm entgehen, er ist ihr täglicher Begleiter „vom ersten Tage an, der sie gebiert". Das klar zu erkennen, schenkt der Tod dem Jüngling ein wunderbares Prisma. Und überall, wo es leuchtet wie blühendes Leben, erschaut der hellsichtige Jüngling nur den nahen Tod: in der Kirche und auf der Bühne, in der schwärmenden Gesellschaft, in der bewegten Volksmenge und im bunten Maskenjubel. Unrast im Tode, Todesnähe im Leben — das predigt Masurins düsteres Poem. Es ist dem jungen Dichter nicht immer gelungen, seinen Gedanken klaren Ausdruck zu geben und sie immer in poetische Form zu kleiden. Es fehlt der Komposition noch der feine innere Zusammenhang, und in der dichterischen Wiedergabe des Gedankengehalts vermißt man noch die kräftig gestaltende Hand des starken Künstlers. Aber das Talent des Verfassers spürt man in vielen Partien; vielleicht wandelt es noch auf unrichtiger Bahn und beschert uns eines Tages Werke, die ganz anders aussehen, als dies melancholisch-phantastische Jugendgedicht. — Die Uebersetzung von Richard Zoozmann liest sich gut, ist aber ungleich an Wert: neben kraftvoll und schön gelungenen Abschnitten finden sich andere, deren Ausdrucksweise nüchtern und wenig poetisch ist. Da mir das russische Original nicht vorliegt, weiß ich aber nicht, wieviel davon auf Rechnung Masurins zu setzen ist. Der Verlag hat die Dichtung überaus prächtig ausgestattet. Die Illustrationen Arndts sind allerdings recht unbeträchtlich; geschmackvoll und kostbar aber ist der Einband, wie die ganze äußere Gestalt des Werkes. Ob sich die düstere und schwere Dichtung freilich besonders zur Herausgabe als sogenanntes Prachtwerk eignet, erscheint mir sehr fraglich.

Oldenburg. *Eduard Höber.*

Litteraturgeschichtliches.

Gustav Freytag. Von Friedrich Seiler. (Biographische Volksbücher Nr. 48—55.) R. Voigtländers Verlag, Leipzig. Preis 2 Mark, geb. 2,25. Mit 28 Abbildungen.

Im Vorwort bemerkt der Verfasser, daß die Zeit für eine umfangreiche, den Anforderungen der Litteraturwissenschaft entsprechende Lebensbeschreibung Gustav Freytags noch nicht gekommen ist, denn die auf sein Leben bezüglichen Papiere sind augenblicklich noch unzugänglich. Sein Buch will nur ein Volksbuch sein, ohne gelehrten Apparat. Ohne oberflächlich zu werden, will es doch allgemein verständlich bleiben und das deutsche Volk in der Wertschätzung eines seiner besten Lieblingsschriftsteller kräftigen und klären. Diese Aufgabe ist dem Verfasser, der sich dabei auf die eigenen Lebensaufzeichnungen Freytags und auf seine augenscheinlich persönlichen Beziehungen zu dem Dichter stützen konnte, ganz ausgezeichnet gelungen. Die Darstellung ist lichtvoll, schlicht und knapp, warm empfunden und stellenweise von plastischem Reiz; so heißt es von dem Begräbnisse des Dichters: „So wurde Gustav Freytag von deutschen Bauern zu Grabe getragen, ein Anblick, der die volkstümliche Bedeutung des Dichters

besser veranschaulichte, als lange Reden am Sarge es vermocht hätten. Auch die Vögel gaben ihrem alten Freunde das Geleit .... Während die Freunde und Nachbarn die drei Hände voll Erde auf den Sarg warfen, flatterten die Dorfschwalben im Frühlingssonnenschein fröhlich zwitschernd über dem offenen Grab, als wollten sie den Leidtragenden verkünden, daß der Geist des Dahingeschiedenen nicht der Erde, sondern der Luft und dem Lichte angehöre, daß er in deutschen Landen seine erquickende und erhellende Thätigkeit nach wie vor ausüben und dem deutschen Volke nicht verloren gehen werde." Auch der Schwierigkeit, in den engbemessenen Rahmen die politischen Zeitverhältnisse anschaulich hineinzuziehen, wird der Verfasser gerecht. Die Analysen der einzelnen Werke berücksichtigen ganz im Geiste des Dichters selbst nicht sowohl deren künstlerische, als ihre technische Seite. Der Verfasser führt dabei aus, daß die Volkstümlichkeit Freytags zum nicht geringen Teile darauf beruht, daß er bei allem Realismus doch auch das berechtigte Herzensbedürfnis seiner Leser zu berücksichtigen nicht verschmähte — daß die Guten bei ihm ihren Lohn, die Schlechten ihre Strafe finden. Wertvoll für die Kenntnis des Menschen Freytag sind die vielerlei persönlichen Züge, die der Verfasser von ihm erzählt. Von seiner Stellung zur modernen Litteratur berichtet er, daß er an Hauptmann, als den Begabtesten, große Hoffnungen knüpfte, ohne das Eklektische, ja Nachahmerische, was ihm eigen sei, zu verkennen. Auch in Sudermann wußte er den Dramatiker wohl zu würdigen, und er hätte ihn gern für den Schillerpreis empfohlen, wenn er sich mit den „herausfordernden" Tendenzen seiner Stücke hätte befreunden können. Wie der Verfasser aber die wunderbare Vielseitigkeit Freytags erfaßt — im nachdrücklich betonten Gegensatz zu Paul Lindau, der sie in seiner Weise mit einer schlau geschäftlichen Absicht begründen will — und ihre Bedeutung auf das deutsche nationale Leben, das verdient in dem Buche selber nachgelesen zu werden. Dem Werkchen beigegeben sind Abbildungen aus der Welt, in der der Dichter lebte, und sein Porträt nach dem Gemälde von Karl Stauffer in der berliner Nationalgalerie.

Berlin. *Heinrich Lee.*

Litteraturbilder fin de siècle. Herausgegeben von Anton Breitner. I. Bändchen: „Scheffel". — II. Bändchen: „Ebers". 2. Auflage. Leipzig-Reudnitz, Verlag von Robert Baum. Preis je Mk. 1,50. 16°.

An diesen allerliebsten Bändchen ist die äußere Ausstattung das beste, der Titel entsetzlich und der Inhalt mindestens recht gemischt. Das erste enthält — in wunderlicher Zusammenstellung — einen Essai des Hamerling-Biographen Dr. Michael Rabenlechner, worin die nationale Seite in Hamerlings Dichtungen behandelt wird, eine Studie über Scheffels treffliche Mutter Josephine von Dr. Bernhard Münz und eine Untersuchung „Der Scheffelbazillus" vom Herausgeber. Der zweite Band bringt eine gut abgewogene Würdigung des verstorbenen Georg Ebers von Rudolf von Gottschall, eine biographisch-kritische Studie über Ferdinand von Saar von W. A. Hammer, die nach Form und Gehalt an Dilettantismus ihresgleichen sucht, einen Essai über Adalbert Stifter von Dr. Hans Widmann und eine Darstellung der Mythe, die den seligen Charles Sealsfield-Postl bei seinen Lebzeiten umgab, von M. Rabenlechner. Die Thätigkeit des Herausgebers bei dieser Sammlung scheint sich — außer dem Beitrag im ersten Bändchen — auf eine möglichst wahllose Zusammenstellung und auf die Abfassung der sinnreichen „Vorreden" zu beschränken, die sich teils durch ihre betrübende Ueberflüssigkeit, teils durch den anmaßend schulmeisterlichen Ton auszeichnen, in dem den „Haupt- und Sudelmännern" (welch netter Witz!) der modernen Litteratur der Text gelesen wird. Herr Breitner braucht allerdings nicht zu befürchten, daß ihn jemand, der zur modernen Litteratur gehört, in seinem kritischen Bestreben ernsthaft nimmt; aber schade um die hübschen Bändchen bleibt es immerhin, daß sie in der Wahl ihres Herausgebers nicht vorsichtiger gewesen sind.

J. E.

Nachrichten

Bühnenchronik.

Berlin. Wie ein knurriger Hagestolz in seinem friedlichen Gehäuse von weiblichen Verwandten überfallen und durch eine noch sehr wohlkonservierte jugendliche „Großmama" zum Glauben an das Sakrament der Ehe gebracht wird, giebt Max Dreyers neuer Schwank (Lessingtheater, 22. September) mit den geläufigen Mitteln moderner Lustspieltechnik zum Besten. Die Hoffnungen auf Dreyers litterarische Höhenentwicklung hat das Stück zwar enttäuscht; aber so lange er nicht ins Flache gerät, kann man es einem Autor nicht verdenken, wenn er seinen reichlichen Ueberschuß an Humor zeitweilig in die Doppelwährung ergiebiger Tantièmen umsetzt. — Im königlichen Schauspielhause forderte am 24. Sept. Rudolph Stratz Arm in Arm mit Goethe und Hauptmann das sechzehnte Jahrhundert in die Schranken: sein Bauernkriegsstück „Jörg Trugenhoffen", dessen Werth in den Besprechungen dieses Heftes näher betrachtet wird, fand ablehnende Hörer und hielt sich nur während einer Woche auf dem Spielplan. — Die goldene Zeit von „Madame Sans-Gêne" gedachte das Lessingtheater mit Herrn Sardous neuestem Papiermaché-Stück „Pamela" (4. Oktober) wieder heraufzubeschwören. Aber es kam anders, und die Litteraturgeschichte wird auch künftig nur eine berühmte Pamela, die englische Romanheldin des vorigen Jahrhunderts, auf ihren Tafeln zu verzeichnen haben.

Leipzig. Zur Feier von Rudolf von Gottschalls 75. Geburtstag brachte das Neue Stadttheater am 29. September zum ersten Male dessen neues biblisches Drama „Rahab" zur Aufführung. Im Mittelpunkte des Stückes, das in Jericho spielt, steht Rahab, die Hohepriesterin, die von Joab bei den Astarte-Mysterien unverhüllt erschaut und von ihm geliebt wird. Sie erwidert seine Liebe und verschmäht die des Königs von Babylon, der sich, nachdem er das Paar überrascht hat, grausam dadurch rächt, daß er Rahab zur Tempeldirne erniedrigt. Diese ihrerseits liefert zur Rache Jericho dem Heere Israels aus und geht freiwillig durch Gift in den Tod. Die Aufnahme war außergewöhnlich warm und nötigte den Dichter nach dem dritten Akt fünf, nach dem letzten drei Mal vor dem Vorhang zu erscheinen.

München. Am 27. September hat Felix Philippis neues Schauspiel „Der Erbe" am Residenztheater einen starken, äußeren Erfolg davongetragen. Den Höhepunkt des Stückes bildet eine Szene, in der der „junge Herr", der Besitzer eines großen Stahl- und Eisenwerks im Krupp'schen Stile, dem greisen Ratgeber seines verstorbenen Vaters, des „alten Herrn", seine Entlassung giebt. Nachdem die darob empörten Arbeiter dem „jungen Herrn" die Fenster eingeworfen haben, sucht dieser die Versöhnung mit dem entlassenen Alten. — Man kann nicht sagen, daß Herr Philippi in der Wahl seiner Stoffe sehr schüchtern ist. In „Wohlthäter der Menschheit" ließ er die traurige Krankheitsgeschichte Kaiser Friedrichs wieder heraufsteigen; in „Wer war's?" stickte er die Kotze-Angelegenheit auf den theatralischen Stramin; diesmal .... Auf das nächste Stück darf man jedenfalls gespannt sein.

Seinen 70. Geburtstag beging, wie wir verspätet erfahren, am 19. September in Leipzig Professor Uli Schanz, als Dichter einst ein Vertreter der Schule Platens, als Uebersetzer ein feinsinniger Kenner der italienischen und spanischen Litteratur. Zu Oelsnitz i. V. geboren, dichtete er als Zwanzigjähriger 1848 das berühmt gewordene „Heckerlied", wurde 1849 politischer

Gefangener und verbüßte seine Haft bis 1853 in Zwickau. Wenig später, 1856, begründete er die heute stark verbreiteten „Dresdener Nachrichten“. Von 1865—1880 lebte er als akademischer Lehrer des Deutschen in Italien, zuletzt in Rom. Nach längeren Reisen, zu denen ein Augenleiden ihn zwang, nahm er 1886 seinen ständigen Wohnsitz in Leipzig.

* *

Dem vor zehn Jahren verstorbenen Dichter **Ludwig Steub**, dem unermüdlichen Erforscher und Schilderer Tirols, hat man in Brixlegg ein schlichtes Denkmal gesetzt, das am 25. September enthüllt wurde.

* *

Der Verlag der Halbmonatsschrift „**Die Gesellschaft**“ (herausgegeben von M. G. Conrad & L. Jacobowski) ist mit dem 1. October in den Besitz von J. C. C. Bruns in Minden übergegangen.

* *

Die „Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst“, die seit zwei Jahren im Verlag von Siegfried Cronbach in Berlin erschien, ist eingegangen. Statt ihrer hat der genannte Verlag mit dem 1. Oktober das „Magazin für Litteratur“ übernommen.

* *

Max **Halbes** neue fünfaktige Tragödie „**Der Eroberer**“ erscheint gleichzeitig mit ihrer ersten Bühnenaufführung Mitte Oktober im Buchverlag von Georg Bondi, Berlin.

* *

Eine Schrift von Adam **Müller-Guttenbrunn** wird unter dem Titel „Kleists Hermannsschlacht — ein Gedicht auf Oesterreich!“ von Carl Graesers Verlag in Wien angekündigt. Darin soll auf Grund neuer Quellen dargelegt werden, daß Kleist seine Dichtung in direktem Hinblick auf die politische Situation im Jahre 1809 geschrieben habe, so zwar, daß er in den Cheruskern die Oesterreicher, in den Sueven unter Marbods Führung die Preußen verstanden haben wollte. Zum Beweise dieser Behauptung will das Büchlein Kleist selbst mit seinen Briefen als Kronzeugen anführen.

Notizen.

∞ **Theodor Fontane über „Die Weber“.** Die letzte Theaterkritik, die Theodor Fontane noch geschrieben hat, stammt aus dem Oktober 1894 und galt Gerhart Hauptmanns Weberdrama, dessen Erstaufführung unter so stürmischen Zeichen im Deutschen Theater stattfand. Die kleine Besprechung, die frisch unter dem Eindruck der Première entstand und in ihrer Art für Fontanes Welt- und Kunstanschauung ungemein bezeichnend ist, kam damals nicht an die Oeffentlichkeit; wir sind in der Lage, sie heute mitteilen zu können:

„Es ist ein Drama der Volksauflehnung, das sich dann wieder, in seinem Ausgange, gegen diese Auflehnung auflehnt, etwa nach dem altberlinischen Satze: Das kommt davon!

Was Gerhart Hauptmann für seinen Stoff begeisterte, das war zunächst wohl das Revolutionäre darin; aber nicht ein berechnender Politiker schrieb das Stück, sondern ein echter Dichter, den einzig das Elementare, das Bild von Druck und Gegendruck reizte.

Die „Weber“ wurden als Revolutionsdrama gefühlt, gedacht, und es wäre schöner und wohl auch von unmittelbarer noch mächtigerer Wirkung gewesen, wenn es sich ermöglicht hätte, das Stück in dieser seiner Einheitlichkeit durchzuführen. Es ermöglichte sich aber nicht, und Gerhart Hauptmann sah sich, und zwar durch sich selbst, in die Notwendigkeit versetzt, das, was ursprünglich ein Revolutionsstück sein sollte, schließlich als Anti-Revolutionsstück ausklingen zu lassen. Es ließ sich nicht anders thun, nicht bloß von Staats- und Obrigkeits- sondern, wie schon angedeutet, auch von Kunstwegen. Todessühne, Zugrundegehen eines Schuldigen, das ist ein Tragödienschluß, Radau mit Spiegelzertrümmerung nicht. Das ist einerseits zu klein, andererseits die reine Negation. Wir wollen das Unrecht unterliegen, aber zugleich auch das Recht (das kein absolutistisches zu sein braucht) triumphieren, sich als rocher de bronze stabilisieren sehen. Was triumphiert, muß des Triumphes würdig sein. Hier aber, am Schluß des vierten Aktes, hätte der abschließende, revolutionäre Sieg nichts bedeutet, als — was eben zu wenig ist — den Sieg der Rache. Das Einsehen davon schuf den 5. Akt. Auch in ihm — wiewohl er nicht bloß ein Verstandes-, sondern sogar ein Widerspruchsprodukt ist — bewährt sich noch Gerhart Hauptmanns großes dichterisches Talent, aber doch mit der Einschränkung, die sich aus dem alten „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie!“ wie von selbst ergiebt.

Der 5. Akt ist ein Notbehelf, ein Zwang, aber doch, was uns trösten muß, ein Zwang, der nicht bloß in Klugheitserwägungen oder wohl gar in von außen kommenden Einflüssen, sondern viel viel mehr in der eigenen Einsicht von der Unvermeidlichkeit solcher Zuthat wurzelt.

Daß dadurch etwas entstand, was revolutionär und anti-revolutionär zugleich ist, müssen wir hinnehmen und trotz des Gefühls einer darin liegenden Abschwächung doch schließlich auch gutheißen. Es ist am besten so, denn das Stück erhält durch dieses Doppelgesicht auch eine doppelte Mahnung, eine, die sich nach oben, und eine andere, die sich nach unten wendet und beiden Parteien ins Gewissen spricht.

In einer gewissen Balancierkunst des 5. Aktes gegen die vier voraufgegangenen erinnert das Stück an Schillers Tell.“

∞ **Paul Deroulède.** Unser treuester Feind jenseits der Vogesen, der erst kürzlich wieder von dem allgemeinen Menschenrechte, sich öffentlich zu blamieren, erfolgreichen Gebrauch gemacht hat, gehört nicht nur der Politik, sondern nebenbei auch der Litteratur an. Zunächst durch seine Abkunft, denn seine Mutter war eine Schwester von Emile **Augier**. Sein Vater war Advokat, und auch er selbst wandte sich zuerst dem juristischen Studium zu. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges jedoch ließ er sich als Freiwilliger in das 3. Zuavenregiment einstellen. Er focht an der Seite seines Bruders André (der fiel), bei Sedan, wurde gefangen genommen und nach Breslau gebracht. Von dort gelang es ihm, zu entfliehen, und über Böhmen, Oberitalien, Lyon nach Frankreich zurückzufahren, wo er sich alsbald Gambetta vorstellte. Nach dem Kriege ergab er sich der Schriftstellerei. Er hat sechs oder sieben Romanbände veröffentlicht, die mittelmäßig und schwach sind, dagegen lebt in seinen Kriegs- und Soldatenliedern, die sich großer Verbreitung erfreuen und natürlich hauptsächlich vom Revanche-Gedanken zehren, eine stürmische und wilde Kraft, die ihren Erfolg begreiflich erscheinen läßt. Auch als Dramatiker hat Deroulède, der vor einigen Wochen sein 50. Lebensjahr zurückgelegt hat, ein paarmal debütiert, aber ohne Erfolg.

Der Büchermarkt

*(Die mit * bezeichneten Werke gingen uns zu. — Abgeschlossen am 3. Oktober.)*

a) Romane und Novellen.

Achleitner, A. Der Jagdbischof. Roman. Illustr. v. R. Storch. Gr. 8°. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. Preis M. 1,— (1,50).

***Andreas-Salomé**, Lou. Fenitschka. — Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen. Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfl Preis M. 2,50 (3,50).

Arminius, W. Die Amtmännin von Oranienburg. Sittengeschichtlicher Roman. Berlin, Otto Janke. Preis M. 2,—.

Berger, W. Vom Glück und Leid. Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel. Preis M. 3,— (4,—).

Boßhart, J. Im Nebel. Erzählungen aus den Schweizer Bergen. Leipzig, H. Haessel. Preis M. 4,— (5,—). *(Besprochen in Heft 1 des „Litt. Echo" auf Spalte 28.)*

***Clausen**, Ernst (Claus Zehren). Henny Hurrah! Roman. Berlin 1899 F. Fontane & Co. Preis M. 3,50.

Daudet, Ernest. Herzenswirren. Roman. Deutsch von L. Wechsler. Höchst, W. Graf. Preis M. 3,—.

Dincklage, E von. Letzte Novellen. 8° Dresden, E. Piersons Verlag Preis M. 3,—.

Evers, E. Blumen am Wege. Ernste und heitere Geschichten. 2. Aufl. Leipzig, H. Ebbecke. Preis M. 1,70 (geb. 2,—).

Foucher, P. Ein Vermächtnis. Roman. Deutsch v. L. Wechsler. Höchst, W. Graf. Preis M. 3,—.

***Franke-Schievelbein**, Gertrud. Die Hungersteine. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. Preis M. 3,—.

Frapan, J. Die Betrogenen. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel. Preis M. 5,— (6,—).

Goncourt, E. de. Juliette Faustin (La Faustin). Roman e. Schauspielerin. Deutsch v. W. Thal. Berlin, Hugo Steinitz. M. 2,—.

***Hegeler**, Wilhelm. Nellys Millionen. Ein fröhlicher Roman. Berlin 1899, F. Fontane & Co Preis M. 3,—.

Hill, H. Um eines Haares Breite. Aus d. Engl. v. F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorns Romanbibliothek. 15. Jahrg. 3. Band. Preis M. 0,50 (0,75).

Hopfen, Hans. Der Väter zweie. Eine Geschichte aus dem modernen Berlin. Stuttgart, Engelhorns Romanbibliothek. 2 Bde. Preis M. 1,— (geb. 1,50).

Jeske-Choinski, Th. Eine Sonne im Erlöschen. Historischer Roman aus d. Zeit des Marc Aurel. Aus dem Poln. v. J. Glinkiowicz. 2 Bde. 8° Köln, J. P. Bachem. Preis M. 6,— (9,—).

***Junghans**, Sophie Der Bergrat. Roman. 3. Auflage. (Wohlfeile Ausg. in 1 Bande.) Berlin, F. Fontane & Co., Gr. 8°. Preis M. 5,—.

Kohlrausch, Rob. In die Freiheit. 2 Novellen. Stuttgart, Rob. Lutz. Preis M. 4,— (5,—).

Kühns, C. Glück. Roman. Jena. Hermann Costenoble. Preis M. 4,—.

Meinhardt, Adalbert. Stilleben. Berlin, Gebr. Paetel. M. 2,— (3,—).

Phil, H. Ellen Troutwood. Eine Erzählung. 8°. Dresden, E. Piersons Verlag. Preis M. 2,—.

***Rittland**, Klaus. Sanitätsrats Türkin. Eine Kleinstadtgeschichte. Berlin 1899, F. Fontane & Co. Preis M. 3,—.

Rümly, P. Bellina. Erzählung aus San Marino. Berlin, A. Frantz. Preis M. 1,—.

Russel's, C., Seeromane (1. Bd.: Das Wrack des Grosvenor; 2. Bd.: Die Piraten.). Stuttgart, Rob. Lutz. Preis je M. 2,50 (3,50).

Schlicht, Freiherr von. Die Regiments-Walküren. Erzählung aus Offizierskreisen. Berlin, Freund & Jeckel. Preis M. 3,—.

Schmidt-Kuhl, K. Ung'schminkt. Volksg'schichten aus Schwaben und Franken. Stuttgart, Rob. Lutz. Preis M. 2,— (2,75).

Stave, L. Verschneite Glut. Roman. 8° Leipzig, Aug. Dieckmann. Preis M. 2,—.

Stüben, L. Die Hochstapler und andere Geschichten. Berlin, Freund & Jeckel. Preis M. 2,—.

***Viebig**, C. Dilettanten des Lebens. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. Preis M. 3,50.

b) Lyrisches und Episches.

Ernst, A. Wittekind. Ein nationales Heldengedicht. Berlin, A. Frantz. Preis M. 1,80.

***Gräf**, Hans Gerhard. Lyrische Studien. Weimar, Hans Lüstenöder. Preis M. 0,90.

Kaiser, P. Grüß Gott! Gedichte und Lieder. 12°. Leipzig, Georg Wiegand. Preis geb. M. 3,50.

Weiß, K. Von der Lebensreise. Gedichte. Leipzig, Julius Baedecker. Preis M. 1,20 (2,—).

c) Dramatisches.

Arno, H. Die Kraft des Glaubens. Schauspiel. Gr. 8°. Brandenburg Martin Evenius. Preis M. 1,75.

Bettelheim, J. Der Retter. Komödie. Berlin, A. Hoffmann's Verlag. Preis M. 0,50.

Friedrich, H. Fredegundis. Trauerspiel. Hannover, Heinrich Ahlfeld. Preis M. 0,50.

***Langmann**, Philipp. Die vier Gewinner. Lustspiel in drei Akten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Preis M. 2,- (3,—).

Laverrenz, V. Jaczo, der Wende. Historisches Schauspiel (m. Bildnis). Berlin, Struppe & Winckler. Preis M. 2,—.

***Ompteda**, G. Frhr. von. Eheliche Liebe. Schauspiel. 8°. Berlin, Fontane & Co. Preis M. 2,—.

Planta, P. C. Rhätische Parteigänger. Historisches Trauerspiel, Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 12°. Preis M. 1,—.

***Schrutz**, Demetrius. Das Theater im Salon. Eine Sammlung leichter Stücke zur Aufführung in Gesellschaftskreisen, sowie auf öffentlichen Bühnen. Zweite Serie, Bd. 1—3. Halle, Otto Hendel. Preis für den Band M. 0,50 (geb. M. 0,75).

Stendall, Ch. Franzesko Nadda. Soziale Tragödie. Leipzig, Otto Weber. Preis M. 2,— (3,—).

d) Litteraturgeschichte.

Brandes, Georg. Das junge Deutschland. Uebers. von A. v. d. Linden. Mit Namen- u. Sachregister. 4. Aufl. Gr. 8°. Leipzig. H. Barsdorf. Preis M. 6,— (geb. M. 7,50).

Pietsch, O. Schiller als Kritiker. Gr. 8°. Königsberg, Gräfe & Unger. Preis M. 2,—.

Rösch v. Geroldshausen, G. Tiroler Landreim und Wunschbuch von allerlei Welthändeln, Werkleuten und Gewerben ꝛc. Zwei tiroler Gedichte des XVI. Jahrh. Mit dem Lebensabriß des Verf., geschichtl. u. sachliche Erläuterungen, herausg. von E. Fischnaler. Innsbruck, Wagnersche Univ.-Buchhandlung. Preis M. 3.—.

Weltrich, Richard. Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn. Eine ästhetisch-kritische und sozial-ethische Studie. Mit dem Bildnis des Dichters. Stuttgart, Strecker & Moser. 8°. Preis M. 6,— (geb. M. 7,—).

Die Gobineau-Vereinigung.

Seit dem Frühjahr 1894 existiert in Deutschland eine „Gobineau-Vereinigung". Das wissen leider nur wenige Leute außer denen, die ihr angehören, und auch deren Zahl ist nicht eben groß. Da aber auf der Mitgliederliste Namen, wie Paul Bourget, Cosima Wagner, Max Müller-Oxford, Hermann Levi, Philipp Graf Eulenburg, Edouard Schuré, Hans v. Wolzogen u. a. stehen, sollte die Vereinigung eigentlich kein so landfremdes Dasein führen und um ihres idealen Zweckes willen bekannter sein, als sie es bisher war. Die Bewegung der sie ihre Entstehung dankt, gilt einem der außerordentlichsten Männer unserer Epoche, einem Manne, den schon das neunzehnte Jahrhundert, wenn es ihn gehört und nach Verdienst beachtet, verstanden und gewürdigt hätte, zu seinen führenden Geistern hätte zählen müssen, und der nun wenigstens für die Gedankenkämpfe des zwanzigsten Jahrhunderts nach Möglichkeit uns gewonnen werden soll. Dieser Mann, Graf A. von Gobineau, der durch die Vielseitigkeit und den Tiefgang seiner Schöpfungen, durch die Weite seines Ideenkreises und die Wucht seiner — vielfach prophetischen — Erkenntniß berufen, ein bedeutsames Glied der Weltlitteratur zu werden, hat zunächst, und wohl auf lange hinaus, seine Hauptheimat in Deutschland gefunden, dank dem Umstande, daß — ähnlich wie bei Hektor Berlioz — seine Werke (die zum Teil in einer Verherrlichung der germanischen Race und des germanischen Gedankens gipfeln) in Deutschen das begeistertste Echo erweckt haben; nicht zum wenigsten bei Richard Wagner, mit dem Gobineau enge persönliche Beziehungen verbanden. Ein Deutscher ist es denn auch, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, diese ungemeine Dichter- und Denkergestalt unter uns zum Leben erstehen zu lassen. In dem seiner Uebersetzung der „Asiatischen Novellen" (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 3103) vorausgeschickten Lebensbilde giebt Ludwig Schemann eine eingehende Gesamtdarstellung dieses wunderbar reichen Lebens und Schaffens. Das dichterische Hauptwerk, „Die Renaissance", ein grandioses Culturbild in dramatischer Form, (— ebenfalls in Schemanns Uebersetzung bei Reclam erschienen —) ist allerorts mit Enthusiasmus aufgenommen, auch mehrfach in privaten und öffentlichen Kreisen zum Vortrag gebracht worden. Der entscheidende Schritt aber zur Einbürgerung Gobineaus in Deutschland ist neuerdings geschehen durch Inangriffnahme der Verdeutschung seines wissenschaftlichen Hauptwerkes: „Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen" (erschienen bis jetzt Band I. 1898., Band II. 1899., Stuttgart, Fromman). Dieses Werk, das die Race ganz anders wie bisher in den Vordergrund der historischen Betrachtung stellt, dürfte im Laufe der Zeit eine völlige Umwälzung nicht nur in unseren geschichtlichen Anschauungen, sondern auch in deren Nutzanwendung für die zukünftige Gestaltung unseres nationalen Lebens hervorrufen. Zur Unterstützung des letztgenannten groß angelegten Unternehmens, zur Erschließung der Nachlaßschätze Gobineaus, wie überhaupt zur Beförderung möglichster Ausbreitung seiner Werke ist vor einigen Jahren die „Gobineau-Vereinigung" ins Leben gerufen worden, auf die die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu lenken wir unser bescheidenes Teil gerne beitragen möchten. Die Statuten und Drucksachen sind, wie jede sonst gewünschte Auskunft stets zu erhalten von dem Vorsitzenden, Professor Ludwig Schemann Freiburg i. B., Maximilianstr. 22.

☛ *Das auf Spalte 4 d. Heftes wiedergegebene Porträt Th. Fontanes ist eine Verkleinerung der Originallithographie von Max Liebermann aus Jahrgang II, Heft 1 der Zeitschrift „Pan".*

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Hans Tiesler, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburgerstraße 15/16.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26 — Telephon: II, 2573.
Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 3
vom
1. November 1898

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annonzenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4414 a).

Inhalts-Tafel.

Spalte

Rudolf Krauß: Die Schwaben im Winkel 138
Max Ewert: Die Gemeinde Gabelbach (mit den Bildern von A. Trinius und Rudolf Baumbach) 147
Alexis v. Engelhardt: Der russische Maupassant (mit dem Bilde von Anton Tschechow) 150
Carl Busse: Anna Ritters Gedichte 154
Leo Berg: Eine Lebensgeschichte 155
Josef Ettlinger: „Marie-Elisa" 156
Anna Ritter: „Gedichte" (mit Bild) 158
Anton Tschechow: „In der Fremde" 160
A. von Ende: Hat Amerika eine nationale Litteratur? 162
Wolfgang Schaumburg: Australische Litteratur 166
Hans Sittenberger: Das historische Drama und seine Stellung in der Gegenwart 167
Auszüge 174
Echo der Zeitschriften:
Deutsches Reich 176
Oesterreich 182
Polen (von Josef Flach) 183
Schweden (von H. Hildebrandt) 184
Norwegen (von Olaf) 185
Dänemark (von Styrebjörn) 186
Belgien (von Alfred Ruhemann) 187
Nordamerika (von A. von Ende) 188
Besprechungen von Lou Andreas-Salomé, Max Bittrich, Eugen Reichel, Rudolf Herzog, Hans Benzmann, Edward Stilgebauer, Philipp Arnstein, Rudolf Eckart, Martin Greif, Albert Geiger 189
Nachrichten mit Bühnenchronik aus Berlin, Breslau, Straßburg, Wien 195
Notizen 198
Eine vergessene Strophe Schillers 198
Kotzebue in Wien 198
Der Büchermarkt 199
Antworten 200

Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen.

I.

Die Schwaben im Winkel.

Von **Rudolf Krauß** (Stuttgart).

(Nachdruck verboten.)

Die Kultur des schwäbischen Stammes hat unter dem Einfluß eigentümlicher geographisch-ethnographischer wie politisch-historischer Verhältnisse in mannigfacher Hinsicht eine von der der übrigen deutschen Stämme stark abweichende Entwicklung genommen. So haben die Schwaben auch auf litterarischem Gebiete seit Beginn der neuhochdeutschen Poesie eine Sonderexistenz geführt. Während die hervorragendsten Geister, die unter ihnen erstanden sind, ein Wieland, ein Schiller, sich frühzeitig ihrer engeren Heimat entfremdeten, für diese und ihre geistige Entwicklung keine größere Bedeutung gewannen, als für die deutsche Nation überhaupt, pflegten den litterarischen Ton im Lande selbst die dort zurückbleibenden Talente mittleren Ranges anzugeben. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts herrschte in Schwaben die klassizistische Richtung, deren Vorkämpfer hauptsächlich die beiden innig befreundeten Satiriker Friedrich Weisser und Friedrich Haug waren. Man huldigte dem ziemlich einseitig aufgefaßten klassischen Ideale, staunte den in Stuttgart ansässig gewordenen Matthisson als Genie an und schuf sich im „Morgenblatt für gebildete Leser" (später: „Stände") ein Organ, das — freilich nur wenige Jahre lang — die Ansichten der Koterie energisch verfocht. Im Kampfe mit der emporstrebenden Romantik erhielt der schwäbische Klassizismus bald den Todesstoß, wobei er den Schmerz erleben mußte, daß sich die stammesgenössische Jugend seinen Gegnern zugesellte und zu seiner Ueberwindung das meiste beitrug.

Nun trat die romantische Dichtung unter der Führung Justinus Kerners und Ludwig Uhlands ihre Herrschaft in Württemberg an. Und damit hatte die Zeit der Isolierung für das Land aufgehört. Die schwäbischen Romantiker, die sich untereinander zu einem engen Bunde zusammenschlossen, wuchsen zu

einer Macht innerhalb der deutschen Litteratur heran. Zu Ludwig Uhlands edler Poesie wie zu seiner charakterfesten Männlichkeit schauten Tausende im Reiche bewundernden Sinnes und erhobenen Gemütes empor, das Weinsberger Haus des originellen Erzromantikers Justinus Kerner wurde zu einem förmlichen Wallfahrtsorte, der vielgewandte Gustav Schwab bemühte sich unablässig, die Bande zwischen seinen Landsleuten und den litterarischen Kreisen im übrigen Deutschland möglichst festzuknüpfen. Eine stattliche Schar jüngerer Talente, darunter ein Mörike, reihte sich den älteren an. Man stand mit den norddeutschen Romantikern in enger Fühlung, man trat durch Nikolaus Lenaus Vermittlung mit der österreichischen Poetengruppe in ein nahes Verhältnis. Die schwäbischen Romantiker leiteten das inzwischen allgemein litterarischen Interessen dienstbar gewordene und zur angesehensten deutschen Zeitschrift emporgestiegene „Morgenblatt", Schwab redigierte im Vereine mit Chamisso den Deutschen Musenalmanach, den hervorragendsten unter seinen zahllosen Kollegen.

In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre nahm diese Herrlichkeit ein Ende. Die Fehde zwischen Heine und dem Jungen Deutschland einerseits und dem schwäbischen Dichterbund andererseits störte dauernd die vertrauten Beziehungen zwischen den litterarischen Kreisen des Südens und des Nordens. Die Schwaben wehrten sich tapfer gegen die maßlos heftigen Angriffe ihrer Gegner, die sie übrigens durch eine gewisse Engherzigkeit zum Teile selbst verschuldet hatten; Schwab brach in seinem Kampfgedichte „Die Schwaben im Winkel" eine kräftige Lanze für die landsmannschaftliche Ehre, aber schließlich gab er, mißmutig und des Gezänkes satt, seine Machtstellung in Stuttgart freiwillig auf, um sich in der Einsamkeit einer Dorfpfarrei zu vergraben. Wohl fehlte es auch in den folgenden Jahrzehnten an herzlichen Freundschaften zwischen einzelnen schwäbischen und norddeutschen Poeten nicht. Aber die enge litterarische Verbindung zwischen dem Süden und Norden war gelöst, und die schwäbischen Dichter zogen sich wieder mehr und mehr auf sich selber zurück.

Diese rückläufige Bewegung hat sich bis in die Gegenwart fortgesetzt. Wenn man den Beginn der neuesten deutschen Litteratur von der Errichtung des deutschen Kaiserreiches datiert, so ist dies keineswegs ein so rein äußerlicher Markstein, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Berlin, nunmehr die anerkannte politische Hauptstadt des geeinigten Vaterlandes, entwickelte sich rasch auch zum geistigen Mittelpunkte der Nation, Berlin riß die Oberherrschaft in der Kunst, in der Litteratur mit außerordentlicher Energie an sich, um fortan allein den Ton anzugeben, ausschließlich die Mode zu machen. Daß diese Zentralisierung für die deutsche Poesie ihre großen Nachteile habe, ist von Einsichtigen längst erkannt worden. Da und dort regt sich die leise Hoffnung, durch eine Reaktion der Provinzen gegen den Berolinismus könne vielleicht eine Gesundung unserer litterarischen Zustände herbeigeführt werden. Damit, daß jene ihre besten Kräfte nach der Reichshauptstadt entsenden, wird freilich wenig erreicht, weil diese dort mit dem Strome zu schwimmen und sich der herrschenden Richtung hinzugeben pflegen.

Die litterarischen Kreise in Schwaben bringen den modernen Bestrebungen mit ihrem unsicheren Hin- und Hertasten nach Stoffen und Formen, ihrer Stillosigkeit, ihrer Anbetung der fremden naturalistischen Götter und Götzen besonders geringe Sympathie entgegen. Sie halten desto mehr die Tradition der großen klassisch-romantischen Vergangenheit in Ehren, hängen sich desto hartnäckiger an die alten Ideale. Dort, am sausenden Webstuhle der Moderne, achtet man wenig auf sie, und auch ihre größten Talente, ihre ersten Dichter und Schriftsteller zählen kaum mit in der litterarischen Bewegung der Gegenwart. Allerdings verstehen sie selbst auch wenig von der Kunst, sich Geltung zu verschaffen. Zu sehr der Welt entrückt, in Träume verloren, achten sie nicht genug der Dinge, die sich außerhalb des schwäbischen Winkels abspielen. Ihr Widerstand gegen die litterarische Moderichtung ist zu unbewußt, zu passiv, zu vereinzelt, nicht klar genug empfunden, nicht systematisch, nicht konzentriert genug. Und dann verhalten sie sich auch der Moderne gegenüber allzu ablehnend, statt von ihr zu lernen. In dem gewaltigen Gährungsprozesse, der da vor sich geht, sind doch neue Kräfte emporgetaucht, die Beachtung fordern, ja zur Bewunderung zwingen. Das machtvolle Ringen nach neuen Stoffen und Formen ist gewissermaßen der Ausdruck eines unabweisbaren Naturbedürfnisses der deutschen Poesie, insofern die alten Stoffe und Formen so völlig verbraucht und abgenutzt sind, daß wahrhaft Großes und Vorbildliches mit ihnen kaum noch geschaffen werden kann. Wohl ist das Neue noch ein wüstes Chaos, aber wir stehen vermutlich auch erst in den Anfangsstadien einer langen Entwicklungsreihe. Wohlan! Die Schwaben mögen mit ihrem Stil- und Formgefühle, mit ihrem geläuterten Kunstgeschmacke kräftig in die Bewegung eintreten, sie mögen sich der neuen Ideen bemächtigen, zugleich aber versuchen, das rein Substantielle, das roh Materielle, das sich allzu dreist hervordrängt, einzudämmen! Vielleicht gereicht es der deutschen Litteratur zum Heile.

Die Zahl der poetischen Talente, die Württemberg (wie Süddeutschland überhaupt) nach dem litterarischen Zentrum entsandt hat, ist sehr klein. An ihrer Spitze steht Cäsar Flaischlen, der Redakteur der bekannten großen Kunstzeitschrift „Pan". Er verleugnet übrigens in seinem litterarischen Wirken trotz Anschluß an die Moderne sein Schwabentum keineswegs. Er hat sich mit schwäbischer Litteraturgeschichte beschäftigt, ein Bändchen schwäbischer Dialektpoesie veröffentlicht und endlich in der zuerst in Leipzig mit Erfolg auf die Bühne gebrachten Schauspielstudie „Martin Lehnhardt. Ein Kampf um Gott" die innere Befreiung eines württembergischen Kandidaten der Theologie geschildert, der im orthodoxen Geist erzogen worden ist, die einheimischen geistlichen Bildungsstätten durchlaufen hat und dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Berlin gekommen ist. In dieser Tendenzdichtung, zu der gewisse vielbesprochene Vorfälle innerhalb der evangelischen Kirche Württembergs den Anlaß gegeben haben mögen, prallen die Gegensätze wuchtig aufeinander; aber leider weiß der Held nicht ebenso gut, was er will, wie sein Gegner, der pietistische Oheim, und macht sich überdies dadurch verdächtig, daß er nicht nur Freiheit des Denkens und Glaubens, sondern auch Freiheit der Liebe für sich beansprucht. Hier wie in seinen späteren Dichtungen, dem Novellenbande „Professor Hardtmuth" und den Prosagedichten „Von Alltag und Sonne" zeigt Flaischlen Talent, Gewandtheit und hohes Streben; es fehlt ihm nur

noch an der Festigkeit und Ruhe, der Sicherheit und Reife des fertigen Künstlers.

Sicherer und zielbewußter ist Isolde Kurz, die Tochter des unvergeßlichen, vom Leben vielfach mißhandelten und weder einst noch jetzt nach Gebühr gewürdigten Dichters Hermann Kurz, ihren Weg gegangen. Auch sie ist der Enge des schwäbischen Landes entflohen: aber nicht nach Berlin, nach Italien hat sie sich gewandt, hat sich dadurch die volle künstlerische Selbständigkeit, die mit Recht ihren höchsten Stolz bildet, gewahrt. Das ist ein starkes Talent, das Befangenheit oder Rücksichtnahme nicht kennt. Mit männlicher Energie des Denkens verbindet sie echt weibliches Empfinden. Ihre Gedichte zeichnen sich durch kühne Eigenart aus, in ihren Florentiner Novellen geht das freie Spiel einer glutvollen Phantasie mit festem Erfassen der kulturhistorischen Aufgabe Hand in Hand, in ihren Märchen und Phantasien herrscht anmutiger Geist und tiefer Sinn. Dann hat sie sich dem Studium des italienischen Volkslebens zugewandt und aus diesem eine Reihe Erzählungen geschöpft, die durch Schärfe der Beobachtung und Reife der psychologischen Kunst Bewunderung erregen. Isolde Kurz ist Realistin im Stile der großen schweizer Dichter G. Keller und K. F. Meyer, hat aber mit der modern naturalistischen Richtung nichts zu schaffen. Langsam und sorgfältig produziert sie, als durch und durch ernsthafte Künstlerin hält sie sich von Vielschreiberei, von materieller Ausbeutung ihrer Begabung und ihres Dichterruhmes fern.

Und nun zu den poetischen Talenten, die im schwäbischen Winkel selber sitzen! Die Lyrik ist seit den Tagen der Minnesänger fast ohne Unterbrechung von den Schwaben mit ebenso großem Eifer als Erfolg gepflegt worden. Neigung wie Veranlagung haben sie besonders auf diese poetische Gattung hingewiesen. Das ist auch jetzt noch nicht anders. Die schwäbische Muse läßt ihre Lieblinge oftmals zu hohen Jahren kommen, und so haben die Reste des berühmten Sängerkreises, als dessen Haupt Uhland verehrt worden ist, bis in die Gegenwart hereingeragt. Erst im vergangenen Jahre hat Johann Georg Fischer das Zeitliche gesegnet, nicht allzu lange sind ihm Friedrich Notter, Fr. Th. Vischer, Gustav Pfizer, Ludwig Pfau im Tode vorangegangen. Mit J. G. Fischer ist der letzte bedeutende Vertreter einer großen Vergangenheit vom Schauplatz abgetreten. Seine Stammesgenossen haben den jugendfrischen und bis zum letzten Augenblicke schaffensfrohen Greis als Patriarchen der einheimischen Muse verehrt, und bei der Feier seines 80. Geburtstages sowie bei seinem Heimgange hat es sich gezeigt, daß sich sein Ruhm allmählich doch auch über den deutschen Norden verbreitet hat. Diese Wahrnehmung that dem Dichter selbst wohl, dem Anerkennung ein tief gefühltes Bedürfnis war. Fischer gehörte zu den Hohenpriestern seiner Kunst. Mit Schiller'schem Idealismus hatte er sich vollgesogen, er kannte, wie wenige, die Trunkenheit göttlicher Begeisterung. Die Natur, mit deren Leben und Walten der Sohn des Dorfes von früher Jugend an sich auf's innigste vertraut gemacht hatte, gab den hauptsächlichen Stoff seiner Poesie ab, und die Leidenschaft für das Weib floß ihm mit jener in eines zusammen. Seine Anbetung der ewigen Natur und der ewigen Liebe steigerten sich bis zum Mystischen, und so wurde er manchmal allzu geheimnisvoll, dunkel, schwer verständlich. Aber noch immer findet sich unter seinen zahlreichen Erzeugnissen genug, was eigenartig und schön zugleich ist und bleibenden Wert besitzt. Der Nestor auf dem württembergischen Parnaß ist jetzt der 81jährige Theobald Kerner, der zu Weinsberg im berühmten Heime seines Vaters sitzt, in dessen Fußtapfen er als Arzt wie als Sänger getreten ist. Auch sonst noch freuen sich ein paar ältere Poeten des Daseins, deren Jugend in die Glanzzeiten der schwäbischen Dichtung gefallen ist. Oberstudienrat Dr. August Wintterlin, Oberbibliothekar an der K. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, auch Verfasser von Lustspielen, hat sich dereinst schon im Cotta'schen Morgenblatte die Sporen als Lyriker verdient. Generalstaatsanwalt Dr. Karl Schönhardt ist manches Jahrzehnt mit dem litterarischen Leben der Residenz eng verwachsen, mit den einheimischen und zugewanderten Männern der Muse und Feder treu verbunden gewesen. Ihm ist namentlich auf dem Gebiete der Zeitdichtung Schönes gelungen, und dieses Jahr noch wird er durch eine Sammlung alter wie neuer Lieder seinen bisherigen Freunden ein Vergnügen bereiten und sich wohl auch neue dazu erwerben. Hauptmann a. D. Georg Jäger hat aus dem 70er Kriege als einer, der dabei gewesen ist, zahlreiche lyrische und epigrammatische Stimmungsbildchen geliefert und sich dann auf die komische Gelegenheitsdichtung verlegt. Er zählt der Schwab'schen Familie zu, in der die Gabe der Poesie noch immer besonders heimisch ist. Von den Liedern Schönhardts wie Jägers sind manche komponiert worden. In diesem Zusammenhange darf auch des trefflichen Wilhelm Hertz gedacht werden, eines geborenen Stuttgarters, der freilich seine Adoptivheimat in München gefunden hat.

Doch die Palme gebührt unter den lebenden württembergischen Lyrikern seit J. G. Fischers Tod Eduard Paulus, der als Oberstudienrat an der Spitze der Sammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale steht. Er ist echter Schwabe im Leben wie in der Kunst. Mit tiefem Empfinden verbindet er bald harmlos gutmütigen Humor, bald sarkastisch scharfen Spott. Inniges Heimatgefühl hindert ihn nicht, bitteren Hohn über Einrichtungen und Sitten seines engeren Vaterlandes auszugießen. Weiche Wehmut, sehnsüchtiges Klagen, schmerzliches Todesahnen bilden die Grundzüge seiner Muse, und er erinnert in diesem Stück an Justinus Kerner. Aber alle seine Eigenschaften treten in durchaus origineller Mischung auf. Seine Poesie ist vielleicht nur zu subjektiv, um in weiteren Kreisen gebührend gewürdigt zu werden. — Neben Paulus besteht als Lyriker in Ehren Karl Weitbrecht der gegenwärtig die einst von Fr. Th. Vischer verwaltete Litteraturprofessur an der technischen Hochschule in Stuttgart inne hat. Auch Oberjustizrat Eduard Eggert soll nicht vergessen werden, der dem schweren, von ihm ideal auf- und angefaßten Berufe des Zuchthausdirektors Muße für die Pflege der Kunst abzuringen weiß. Mehr als seine lyrischen Gedichte haben zwei Schöpfungen erzählender Art seinem Namen guten Klang verliehen: der im volkstümlichen Tone gehaltene Sang „Der Bauern-Jörg“ und „Der letzte Prophet“ worin das Schicksal Johannis des Täufers im großen Epenstile behandelt ist.

Natürlich hat diese Aufzählung die Summe der im Lande vorhandenen lyrischen Kräfte bei weitem

nicht erschöpft. Man kann getrost behaupten, daß noch immer jeder zehnte Schwabe oder jede zehnte Schwäbin Verse mache. Die einen thun es insgeheim, die andern öffentlich. Die Erzeugnisse vieler sind nur in Zeitungen, Zeitschriften, Almanachen zerstreut, eine beträchtliche Anzahl älterer und jüngerer Talente ist aber auch mit Sammlungen vor das Publikum getreten. Sucht man auch nach einer deutlich unterscheidbaren Physiognomie bei der Mehrzahl vergebens, so hält doch wenigstens der Durchschnitt an der guten ästhetischen Tradition fest, besitzt Formgefühl und huldigt einer idealen Vorstellung von den Aufgaben und Zielen der Poesie, so daß man selbst bei den Dichtern niederen Ranges manchen schönen Stücken begegnet.

Neben der weltlichen Lyrik hat in Württemberg, dem Eldorado des Pietismus, die religiöse von jeher eine Rolle gespielt. Im laufenden Jahre hat man zwei Erinnerungsfeste begangen, die sich an die Namen der beiden bedeutendsten geistlichen Sänger Schwabens im 19. Jahrhundert knüpfen: die Feier von Albert Knapps hundertjährigem Geburtstag und die Enthüllung des Stuttgarter Gerokdenkmals. Diese Namen bedeuten starke Gegensätze innerhalb der christlichen Welt. Knapp war ein strenger pietistischer Eiferer, Karl Gerok eine durch und durch fromme, aber dem Irdischen nicht abgekehrte, humane und duldsame Natur. Jener war wohl an Ursprünglichkeit der poetischen Begabung überlegen, aber dieser erzielte durch seine milde, liebenswürdige Art, seine meisterhafte Darstellungsgabe stärkere Wirkung. Der große Beifall, den Gerok fand, hat viele seiner Landsleute zur Nacheiferung angespornt. Die Erbauungsblättchen, an denen Württemberg Ueberfluß hat, sind mit gereimten Ergüssen frommer Seelen gefüllt, und immer wieder tauchen neue Sammlungen geistlicher Lieder auf.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts ist in Schwaben die Dialektlyrik aufgekommen. Karl Weitzmann hat sie nach dem Vorgange des alemannischen Hebel begründet, während vorher das schwäbische Idiom fast ausschließlich für dramatische Zwecke Verwendung gefunden hatte. Weitzmann und seine Nachahmer verfügten zwar über kräftige Naturwüchsigkeit und derben Humor, ließen aber diese Eigenschaften in's Rohe, Unflätige, Gemeine ausarten. In der Gegenwart hat sich die mundartliche Lyrik ihrer Gassenbubenmanieren entledigt: sie ist stark abgeschliffen und damit salonfähig geworden. Freilich hat sie dieses Ziel auf Kosten ihrer Ursprünglichkeit erreicht, und ein süßlich sentimentaler Zug hat sich ihr beigemischt. Der beliebteste Vertreter dieser Richtung ist Adolf Grimminger, der sich als Sänger, bildender Künstler und Dichter einen dreifachen Namen gemacht hat. Er hat manches wirklich hübsche Stück geschaffen, aber sein vielfach zu verwässerter Dialekt ist häufig bloße Maskerade, insofern durchaus schriftdeutsch und aus der Empfindungssphäre des Gebildeten heraus Gedachtes darin eingekleidet ist. Verschiedene weniger berühmte Dialektlyriker, wie Gustav Seuffer, Mathilde Franck, wissen den Volkston echter und unverfälschter anzuschlagen. Leider hat sich gerade in der mundartlichen Lyrik der Dilettantismus übermäßig breit gemacht: jeder brave Schwabe meint schwäbisch dichten zu können oder zu müssen, und man stößt darum allerorten auf die trivialsten Reimereien im Dialekt.

Während die Dichter in schwäbischer Volkssprache durchweg unter den Gebildeten zu suchen sind, befleißigen sich umgekehrt die aus dem Volke hervorgegangenen Poeten, an denen es in Württemberg so wenig wie anderswo fehlt, vorzugsweise einer hohen Tonart. Als typische Erscheinung mag der Schorndorfer Eisenarbeiter Ludwig Palmer genannt sein. Er versteht Verse zu machen, deren sich kein Studierter zu schämen brauchte, hinter deren Glätte aber das Charakteristische verschwindet. Viel mehr Eigenart besitzt das Bäuerlein Christian Wagner aus dem Dorfe Warmbronn beim Oberamtsstädtchen Leonberg. Das kleine bejahrte Männchen mit den listig blinzenden Augen läßt sich in der nahen Residenz häufig sehen, wohin er oftmals über die Berge wandert, um sich geistig aufzufrischen. Zwar hat auch er seiner Muse gar hohe Ziele gesteckt: er bewegt sich in kunstvollen metrischen Gebilden, hat ein Epos über den römischen Kaiser Hadrian verfertigt, gefällt sich in einem wunderlichen Mystizismus und legt seine naturphilosophischen Ideen gern in schlechter Prosa nieder. Aber in seinen Gedichten bewährt er sich als ein tiefer Kenner der ihn umgebenden Natur, versteht er Blumen und Pflanzen auf's sinnigste auszudeuten, an solche reizende Märchen und Legenden anzuknüpfen, die aus einer üppig strömenden Dichterphantasie geschöpft sind. Selbst auf dem Gebiete der reinen Lyrik ist ihm manches überraschend gut gelungen. Leider ist er in den letzten Jahren einigermaßen in Mode gekommen und zum viel aufgesuchten Wundertiere geworden, was ihn mit seinem Lose nicht zufriedener gemacht hat.*)

In der erzählenden Litteratur ist der Sinn der Schwaben mehr auf das Gediegene als auf das Unterhaltende oder Sensationelle gerichtet. Fruchtbare Belletristen, wie der 1889 verstorbene Romanschriftsteller Otfried Mylius gehören zu den seltenen Erscheinungen. 1896 hat das Land den feinsinnigen Novellisten Ludwig Laistner, 1897 den nicht eben tief veranlagten, aber liebenswürdigen Humoristen Karl Hecker, Kavallerieoffizier und später Redaktionsmitglied des Familienblattes „Vom Fels zum Meer“ verloren. Hecker trat in Hackländers Fußtapfen und schilderte mit froher Laune und kecker Satire in seinem vielgelesenen Erstlingswerke „Aus den Memoiren eines Lieutenants“ wie in anderen Erzählungen die Freuden und Leiden des deutschen Offiziersstandes. Ganz andere Wege hat der erst in diesem Jahr abgeschiedene Paul Lang, Dekan in Urach, eingeschlagen. Seine historischen Erzählungen, für reife Leser freilich eine gar zu ungesalzene Kost, bilden für die heranwachsende Jugend eine gute und empfehlenswerte Lektüre. Unter den lebenden Novellisten verdienen die Brüder Weitbrecht Hervorhebung: neben dem schon erwähnten Karl, dessen satirischer Zeitroman „Phaläna. Die Leiden eines Buches“ besonderes Interesse erregt, der jüngere, Richard, jetzt Stadtpfarrer im hessischen Wimpfen a. N., mit seinen „Ketzergerichten“. Beide haben auch ge-

---

*) Ausführlich behandelt wird diese originelle Erscheinung in dem eben erschienenen Werke von Prof. Richard Weltrich: „Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn.“ Mit Wagners Bildnis. Stuttgart, Strecker & Moser. Mk. 6.--. D. Red.

meinsam die schwäbische Dorfgeschichte im Dialekte begründet, indem sie zuerst diesen nicht bloß für den Dialog, sondern auch für die fortlaufende Erzählung verwendeten. Sie sind vorzügliche Kenner des schwäbischen Volkes und handhaben dessen Sprache meisterhaft; ihre hübschen „Schwôbagschichta“, woran übrigens Richard Weitbrecht der Löwenanteil zukommt, weisen einen großen Reichtum an bald heiteren, bald ernsten Motiven auf und bewegen sich durchaus innerhalb der Empfindungs- und Gedankensphäre der Bauernwelt. Die beiden Weitbrecht haben auf diesem Gebiete viele, darunter einzelne nicht ungeschickte Nachahmer gefunden.

Am wenigsten wird in Schwaben auf dramatischem Gebiete geleistet. Hier ist die Begabung für edel stilisierte Lesedichtungen von jeher größer gewesen, als die für leidenschaftlich bewegte und szenisch wirksame Bühnenstücke. Uhland, J. G. Fischer und viele andere liefern hierfür die Belege. Schiller, der durch Vereinigung des stärksten dramatischen Instinktes mit den höchsten poetischen Eigenschaften seine wunderbaren Erfolge erzielt hat, bildet eben eine Ausnahme. Buchdramen werden auch jetzt noch im Lande viele verfertigt, wenn auch verhältnismäßig nur wenige gedruckt. Gerade in der Gegenwart trägt indessen der Beruf des Bühnenautors so große äußere Vorteile und Ehren ein, daß sich auch manche Schwaben finden, die danach geizen. Die Verhältnisse liegen für sie insofern günstig, als der jetzige Intendant des Stuttgarter Hoftheaters darauf erpicht ist, den anderen großen Bühnen mit Vorführung von Neuheiten bekannter wie unbekannter Dramatiker den Rang abzulaufen. Naturgemäß ist er gerne bereit, bei diesem löblichen Streben die einheimische Produktion ausgiebig zu berücksichtigen. Bis jetzt ist es ihm jedoch nicht gelungen, Bedeutenderes hervorzulocken. Das moderne Sittendrama „Wer hebt den Stein auf?“ eines ganz unfähigen Neulings bereitete die erste große Enttäuschung. Auch ein geschickt gemachtes Bühnenspiel zur Columbusfeier von Ernst Kapff, mehrere lokalpatriotische Stücke aus der württembergischen Vergangenheit, verschiedene einaktige Lustspiele vermochten sich nicht zu behaupten. Vergeblich stellte sich der vielseitig begabte, als Lyriker, Erzähler, Litterarhistoriker und Aesthetiker erfolgreich thätige Karl Weitbrecht in die Bresche. Zwar verleugnet er weder in seinem altgermanischen Trauerspiel „Sigrun“, noch in dem eine Episode aus Schillers Leben behandelnde Lustspiele „Doktor Schmidt“ den gebildeten und geschmackvollen Poeten, und hier wie dort überragen seine Verse das Mittelmaß weit. Aber das echte Bühnenblut fehlt ihm. Sein tragisches Pathos in „Sigrun“ erwärmt nicht, und seine — übrigens vorübergehend auch auf den Brettern des Berliner Schillertheaters erschienene — Schillerkomödie, worin der Held eine gar klägliche Rolle spielt, ist bei aller Sorgfalt der Kleinmalerei ein schmackloses Werk.

Das litterarische Leben in Württemberg hat seit langer Zeit in der Landeshauptstadt seinen natürlichen Mittelpunkt. Die großen Verlagsinstitute, deren Sitz Stuttgart bildet, die zahlreichen, belletristischen Zeitschriften verschiedener Art, die am Ort erscheinen, bringen es mit sich, daß sich hier neben den einheimischen Dichtern und Schriftstellern eine stattliche Zahl zugewanderter aufhält. Sehr eng sind die Verbindungen unter den Berufsgenossen nicht. Vor fünfzig Jahren, zur Blütezeit des litterarischen Lebens in Stuttgart, war das ganz anders. In der noch kleinen Stadt fand sich damals alles, was Anspruch auf geistige Bedeutung erheben durfte, zusammen. Inzwischen ist Stuttgart eine Großstadt geworden, und die Wege und Interessen, die gesellschaftlichen Stellungen und Verhältnisse der Litteraten und litterarisch Gebildeten gehen auseinander. Bis vor wenigen Jahren hat es an einer spezifisch litterarischen Vereinigung völlig gefehlt, während an sonstigen Künstlergesellschaften wie an gelehrten Verbänden kein Mangel ist. Der 1894 begründete litterarische Klub bedeutet immerhin einen Fortschritt. Süd- und Norddeutsche, Gelehrte, Dichter und Journalisten, Berufs- und sonstige Schriftsteller, Männer, die sich wenn nicht für Litteratur so doch für Geselligkeit interessieren, sitzen darin friedlich beieinander. Mit einer Reihe gelungener Veranstaltungen, namentlich Karnevalsfeiern, hat sich der Klub weiteren Kreisen gut empfohlen. Aber von einer engeren Verbindung der schwäbischen Dichter und Schriftsteller untereinander kann schon lange nicht mehr die Rede sein. In der Absicht, für sie ein gemeinsames Organ zu schaffen, ist zwar letztes Jahr die illustrierte Halbmonatsschrift „Schwabenland“ begründet worden. Diese hat aber von vornherein das Schwabentum in zu trivialer Weise aufgefaßt und bewegt sich auf einem zu populären Niveau, um ihrer Aufgabe in würdiger Weise gerecht zu werden. Einen günstigeren Begriff von der poetischen und schriftstellerischen Leistungsfähigkeit des schwäbischen Stammes erhält man, wenn man das im vergangenen Spätjahre zu Heilbronn erschienene Jahrbuch „Hie gut Württemberg allewege!“ zur Hand nimmt. Leider ist der materielle Erfolg des Unternehmens, obgleich es unter der Flagge der Wohlthätigkeit segelte, nicht so groß gewesen, daß die Lust zur beabsichtigten Fortführung beim Verleger angedauert hat.

Einen sicheren Gewinn bedeutet für das litterarische Leben in Württemberg der 1895 in's Leben gerufene Schillerverein. Von der besonderen Gunst des Landesherrn getragen, erfreut er sich der Teilnahme der weitesten Schichten der Bevölkerung und kräftiger Unterstützung von Seiten ökonomisch wie geistig Leistungsfähiger. Er verfügt über einen außerordentlichen Reichtum an handschriftlichen Schätzen wie sonstigen Reliquien, die sich nicht bloß auf Schiller, sondern auch auf Uhland und andere schwäbische Dichter beziehen, und bald wird in Schillers Geburtsstadt ein Bau erstehen, der die Sammlungen des Vereins aufnehmen und sich zu einer Art von Nationalmuseum für schwäbische Dichter ausgestalten soll. Die Begründung eines Schillerjahrbuches dürfte auch nicht lange auf sich warten lassen. Dient der Verein zunächst nur dem Kultus der Vergangenheit, so muß von ihm unmittelbar doch auch das litterarische Leben der Gegenwart einen frischen Anstoß empfangen.





Gabelbach zur Zeit Kaiser Heinrichs I.

Die Gemeinde Gabelbach.

Von **Max Ewert** (Arnstadt).

(Nachdruck verboten.)

Weiß wirklich jemand noch nicht, wo sich die höchste Spitze des Deutschen Reiches befindet? So will ich's ihm sagen: — im Rathaus der Gemeinde Gabelbach. Und weiß jemand noch nicht, wo das nördlichste Stück des Nordkaps zu finden ist? — Desgleichen: im Rathaus der Gemeinde Gabelbach! Eine seltene Gemeinde, nicht wahr? Welche andere besäße wohl ein Rathaus, das zwei solche Merkwürdigkeiten aufzuweisen hätte? Und dazu ist sie obendrein die höchste Gemeinde im ganzen Großherzogtum Sachsen — ihr Rathaus steht 2332 Fuß über dem Meeresspiegel — und, was noch viel schwerer wiegt, die älteste Gemeinde ganz Deutschlands! Denn Kaiser Heinrich I., genannt der Vogler, gründete sie am 1. April 933 — darum nennt man ihn ja auch den Städtegründer! — und ihm sowohl, wie seinen ruhmvollen Nachfolgern verdankt die Gemeinde ihre denkwürdige Gesetzsammlung, die allen Stadtvätern bei ihren wohlweisen Verordnungen zum Muster dienen sollte.

Allsonnabendlich kommen da oben die wackeren „Ortsmannen“ zusammen, tagen nach altem Brauche bei gefüllten Krügen und dampfenden Pfeifen und beraten ihre heiligsten Angelegenheiten. Nicht leicht sind die Aufgaben, die sie hier zu erfüllen haben. Besonders dem Gemeindeschulzen liegen gar ernste Pflichten ob: Er hat dafür zu sorgen, daß „der Himmel an jedem Sonnabend mindestens von nachmittags 3 Uhr ab vollständig klar und sonnigheiter“ und der Weg zum Rathause „fest, sauber und ohne jeglichen Stein des Anstoßes“ sei — muß er ja doch für jeden Schaden „billigen Ersatz leisten durch kostenfreie Lieferung von einem Paar neuer Stiefeln“; er muß darauf achten, daß der Gemeindejagdpächter alljährlich „ein paar Tage vor Weihnachten seinen Deputathasen an den Gemeindeschreiber abliefere“; und er hat „die besondere Aufgabe, die Ortsnachbarn mit ausgesuchter Freundlichkeit und Zuvorkommenheit zu behandeln, auch für angenehme Unterhaltung derselben bemüht zu sein“ — giebt es wohl noch eine zweite Gemeinde, in der so liebevoll für das Wohl aller „Ortsnachbarn“ gesorgt würde?

So aber jemand diese Dinge mit eitel Unglauben vernimmt und Zweifel in ihre Richtigkeit setzet, derselbige erstehe sich die „Chronik“ dieser weltberühmten Gemeinde, die der „Reichshistoriograph“ von Gabelbach, August Trinius — Vielen schon als der „thüringische Wandersmann“ in Gutem bekannt — mit Fleiß und Sorgfalt niedergeschrieben hat.*) Aus ihr erhält er die urkundlichen und unanfechtbaren Beweise, daß diese „älteste Gemeinde Deutschlands“ schon eine ehren- und ruhmreiche Vergangenheit hinter sich hat. War doch der Altreichskanzler Fürst Bismarck ihr „Ehrenschulze“, Victor v. Scheffel ihr erster „Gemeindepoet“, und stand sie doch mit gekrönten Häuptern stets auf dem bestem Fuße! Und daß sie dieser Vergangenheit treu bleiben will, das zeigt die stolze Liste ihrer „Beamten im ordentlichen und außerordentlichen Dienst“, in der als „Gemeindevorsitzender“ der Geheime Justizrat Schwanitz, der die Gemeinde schon seit mehr denn 25 Jahren mit gediegener Umsicht und Thatkraft leitet, als „Welthistoriker der Gemeinde“ der Geh. Hofrat Prof. Dr. Oncken, als jetziger „Gemeindepoet“ Rudolf Baumbach figurieren. Diese Chronik schildert auch die wunderbar idyllische Lage des von Tannenduft und „Champagnerluft“ umwehten Rathauses auf dem Kickelhahn und dessen für jeden Freund der Poesie so denkwürdige Umgebung, das alte Jagdschlößchen, das Goethehäuschen und den Hermannstein, in dessen Höhle unser Dichterfürst mit Charlotte v. Stein manche selige Stunde genossen hat. Auch die innere Einrichtung der kuriosen Oertlichkeit lernt man aus dem Buche kennen, so die hohe, gläserne, mit Nordhäuser gefüllte „Trompete von Säckingen“, dann das eigenartige Wappen der Gemeinde und vor allem die wertvolle „National-Galerie“, die einen seltenen Schatz von Bildnissen der deutschen Kaiser und der großherzoglich sächsischen Familie, Goethes und der klassischen Tafel-



August Trinius,
Reichshistoriograph der Gemeinde Gabelbach.

runde, Scheffels, Baumbachs, Bismarcks und eine Fülle anderer „Gabelbachiana“ enthält. Das gücklichste Kapitel des ganzen Buches aber ist dasjenige, in dem „eine Kirmse auf Gabelbach“ so lustig geschildert wird, daß ich den sehen möchte, der nicht beim Lesen dieser Seiten das lebhafteste Verlangen empfände, auch einmal mit dabei sein zu dürfen.

Aber nicht jedem ist es vergönnt, Mitglied der Gemeinde zu werden. Denn diese ist, wie man schon aus meinen kargen Mitteilungen erspürt haben wird, einem eigenen Geiste geweiht, dem des Humors, des goldigen, urwüchsigen und doch innigen, deutschen Humors, und nur, wer diesen als nachweisbare Mitgift mitbringt,

*) Aus der Chronik der Gemeinde Gabelbach. Von August Trinius. Mit 7 Bildnissen von Richard Wintzer. Fischer & Francke, Buch- und Kunstverlag, Berlin W. 2. Auflage, 1898, eleg. geb.



Rudolf Baumbach, Gemeindepoet von Gabelbach.

wird von den wackeren Ortsmannen als der Ihrigen einer aufgenommen:

„Nicht jedem freilich wird der Eintritt glücken,
Nur solchen öffnet sich das goldne Thor,
Die jene blaue Wunderblume pflücken,
Aus Poesie entsprossen und — Humor!“ —

Und nun errät man auch, worüber die „Ortsnachbarn“ jeden Sonnabend, oft bis lange nach Mitternacht, dort oben so wichtige und dauerhafte Sitzungen abhalten: Poesie und Humor stehen immer auf ihrer Tagesordnung; und was in anderen, profanen Gemeinden die würdigen Köpfe der Ratsherren beschwert, darum scheren sich die fröhlichen Gabelbacher dort oben nicht einen Pfifferling:

„Es wohnt der lachende Humor
In Gabelbachs trauten Wänden.
Die Poesie steht grüßend am Thor
Und winkt uns mit Augen und Händen.

Wir lassen ins Meer der Vergessenheit
Des Werktags Lasten versinken,
Wenn in Gabelbachs heiligem Zauberreich
Den Willkomm wir dürfen trinken.“ —

So wird denn auch die größere Hälfte des liebenswürdigen Buches von den Gedichten eingenommen, die entweder dort oben, inmitten des Tannenduftes und Waldfriedens, im Kreise der kernigen Mannen entstanden oder der Gemeinde von ihren Mitgliedern und Freunden als „Opfergaben“ zu ihren Kirmsen und zu anderen Gelegenheiten gespendet worden sind. Die drei einander folgenden „Gemeindepoeten“ Scheffel, Friedrich Hofmann und Baumbach sind mit einer Anzahl trefflicher Gedichte dort vertreten; auch Johannes Trojan und Heinrich Seidel finden sich unter den Spendern. Mehr als der vierte Teil des ganzen Buches wird aber von dem „Beamten in partibus fidelium“, dem „Poeten z. (steten) D.“, Heinrich Schäffer aus Magdeburg, in Anspruch genommen, der hier eine Menge der humorvollsten Verse ausschüttet. Der müßte schon ein unheilbarer Griesgram sein, der nicht beim Lesen der Gedichte „Der Posthilfsbote Säbelbein“, „Oberförster Polykrates“, „Ein Seidel Schmiedefelder“ u. a. auf kurze Weile alles Ungemach vergäße.

Wer solcherlei Bedürfnis hegt und aus begreiflichem Wissensdurste Näheres über die eigenartige und weltberühmte Gemeinde Gabelbach zu erfahren wünscht, dem giebt die innerlich wie äußerlich schmuck anzuschauende Chronik des „Reichshistoriographen“ über alles gewissenhaft und gründlich Aufschluß. Für die wackere Gemeinde im thüringer Bergwald aber und ihre treu zusammenhängenden Mannen mag noch lange das Scheidewort des Buches fröhliche Geltung behalten:

„Herrsche auf Gabelbach nach wie zuvor,
Meister des Lebens, gold'ner Humor!“

Charakteristiken

Der russische Maupassant.

(Anton Tschechow.)

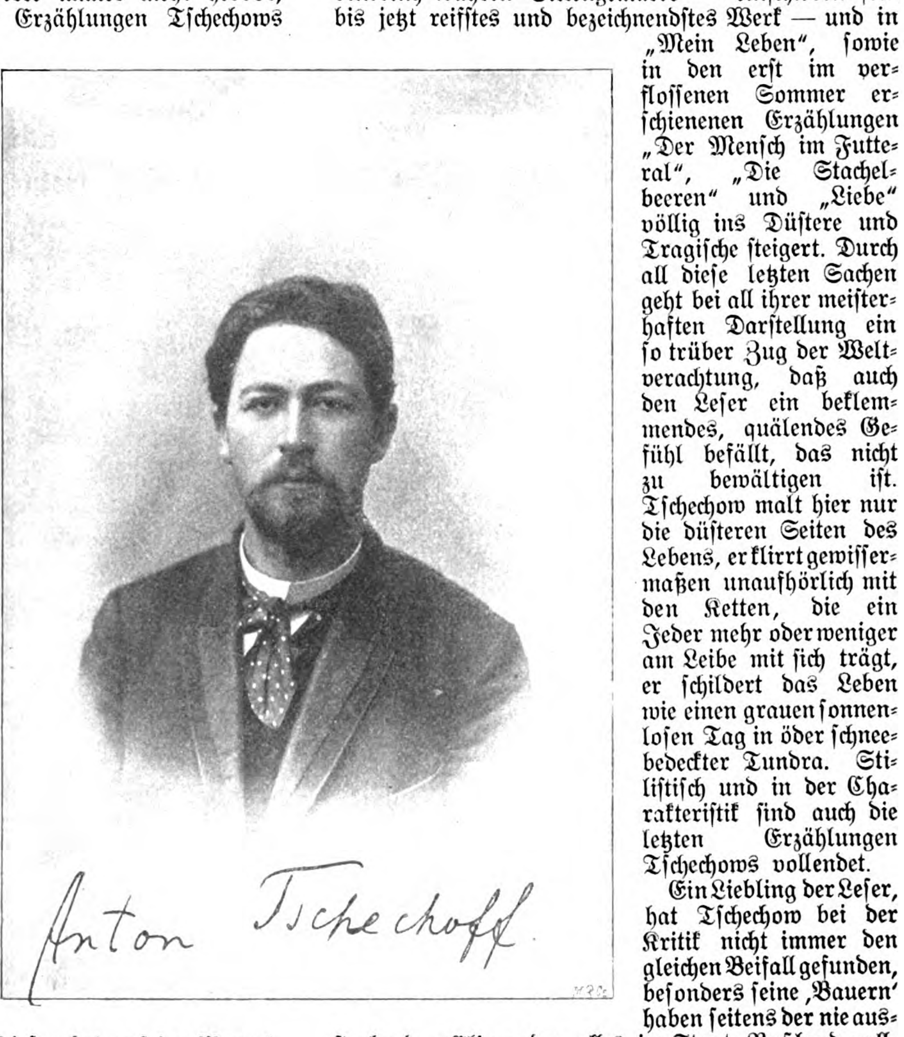
Von **Alexis Freiherrn von Engelhardt** (Petersburg).

(Nachdruck verboten).

Anton Pawlowitsch Tschechow ist unter den jüngeren Erzählern Rußlands der Fesselndste und Begabteste. Wenn auch die heutige belletristische Litteratur nicht gerade arm an aufstrebenden und Beachtung verdienenden Talenten ist — Namen, wie Potapenko, Korolenko, Boborykin und von den Jüngsten Gorjkij, Bulygin und Alexandrowski haben in Rußland einen guten Klang — so findet und verdient doch keiner dieser Epigonen der großen Zeit des russischen Romans ein gleich lebhaftes Interesse seitens des Lesenden wie Tschechow.

Schon die ersten kleinen Erzählungen, die er vor etwa zwölf Jahren im Feuilleton der „Nowoe Wremja“ veröffentlichte, richteten sofort das Augenmerk des lesenden Publikums und der Kritik auf dieses ungewöhnliche Erzählertalent, das es verstand, in dem knappsten Rahmen einer oft nur 5—6 Seiten umfassenden Novellette dem Leser ein einheitliches, mit wenigen sicheren Strichen skizziertes Bild eines stets packenden, bezeichnenden Vorgangs zu geben. Ein Meister des kurzen prägnanten Stils, ein souveräner Künstler im Aufbau, in der Komposition, stellt Tschechow die Gestalten seiner glücklichen Eingebung so unmittelbar und lebensvoll vor den Leser, daß sie vor dessen geistigem Auge meist greifbarer und eindrücklicher erscheinen, als die mit zahllosen Details geschilderten Persönlichkeiten dickleibiger Romane anderer Autoren. So war man bald darüber klar, daß man es in Tschechow mit einem Novellisten ersten Ranges zu thun hatte, der seinem französischen Meister Guy de Maupassant nicht allzu weit nachstand, mit dem man ihn auch seiner ganzen Schreibweise nach am ehesten vergleichen muß. Dieselbe glänzende Kunst der Charakterprägung, die gleiche verblüffende Klarheit, der selbe derb zugreifende und rücksichtslos enthüllende Wahrheitsdrang kennzeichnen beide Dichter — wenn auch der geniale Franzose dem Russen an Tiefe, an Fruchtbarkeit der Phantasie und an Schaffenskraft zweifellos überlegen ist.

Seine „Erzählungen“ und die darauf folgenden „Bunten Erzählungen“ machten Tschechow mit einem Schlage zum Liebling der russischen Lesewelt und spannten die Erwartungen aufs Höchste. Ein leiser Zug von Melancholie und ein gesunder Sarkasmus, der bereits in diesen kleinen Erzählungen neben der feinen Beobachtungsgabe hervortrat, durfte bei einem echt russischen Schriftsteller nicht fehlen, dessen Lebensgang überdies von Kindheit an ein schwerer und aufreibender gewesen war. Und diese grübelnde, pessimistische Ader des Autors trat dann mit fast jedem seiner folgenden Werke immer mehr hervor, bis sie sich in den letzten Erzählungen Tschechows zum proklamierten, fast hoffnungslosen Pessimismus entwickelte, einem Pessimismus, der in den russischen Kultur- oder vielmehr Halbkulturzuständen seinen Urgrund hat und an dem die Werke der besten Romanschriftsteller Rußlands und seiner edelsten Geister — eines Turgenjew, Dostojewski, Gontscharow, Schtschedrin und auch Tolstoi — gleicherweise krankten. Oder auch nicht „krankten“. Denn der russische Pessimismus ist kein Krankheitssymptom, sondern eine ganz natürliche Erscheinung. Wie ein Spiegel das getreue Ebenbild des vor ihm Stehenden zurückwirft, so konnte und durfte der unbestechliche Wahrheitsdrang der großen russischen Erzähler von dem Boden einer senilen, morschen und in jeder Beziehung ruinierten Gesellschaft keine Idealgestalten loslösen und nachschaffen, sondern nur ihr der Wahrheit entsprechendes Konterfei wiedergeben. Nicht die Erzähler schaffen den Pessimismus, sondern die Zustände; in diesen hat er seine Wurzel.



So sehen wir heute auch das große Talent Tschechows dem Pessimismus schon fast gänzlich anheimgefallen — weil es eben ein großes und echtes Talent ist, das mit den Besten seines Volkes die furchtbaren Schäden mitfühlt und mitlebt, an denen die russische Gesellschaft leidet. Und wenn auch die kleinen Erzählungen Tschechows, die der vorliegende Band in Uebersetzungen vereinigt*), Kabinetstücke feiner Charakteristik und Detailmalerei, Proben glänzenden Stils und subtilster Seelenanalyse sind — man nehme nur die Skizze „Die Kinder“ oder die folgende „Adonis“ zur Hand — so packt Tschechow die Seelen seiner Leser im Innersten doch erst mit seinen späteren Werken.

Bereits in der Novelle „Der Zweikampf“ behandelt Tschechow ein tieferes Problem und entwirft in der Figur des triumphierenden Siegers in diesem Kampfe, des anscheinend sittlich völlig verkommenen Lajewski, ein Stück echten Menschentums. Noch deutlicher klingt aus „Düstere Leute“ und „In der Dämmerung“ eine tiefe Melancholie und Lebensunlust, die sich in Tschechows letzten Erzeugnissen „Die Bauern“, diesem ergreifenden und bitterlich wahren Sittengemälde — entschieden sein bis jetzt reifstes und bezeichnendstes Werk — und in „Mein Leben“, sowie in den erst im verflossenen Sommer erschienenen Erzählungen „Der Mensch im Futteral“, „Die Stachelbeeren“ und „Liebe“ völlig ins Düstere und Tragische steigert. Durch all diese letzten Sachen geht bei all ihrer meisterhaften Darstellung ein so trüber Zug der Weltverachtung, daß auch den Leser ein beklemmendes, quälendes Gefühl befällt, das nicht zu bewältigen ist. Tschechow malt hier nur die düsteren Seiten des Lebens, er klirrt gewissermaßen unaufhörlich mit den Ketten, die ein Jeder mehr oder weniger am Leibe mit sich trägt, er schildert das Leben wie einen grauen sonnenlosen Tag in öder schneebedeckter Tundra. Stilistisch und in der Charakteristik sind auch die letzten Erzählungen Tschechows vollendet.

Ein Liebling der Leser, hat Tschechow bei der Kritik nicht immer den gleichen Beifall gefunden, besonders seine ‚Bauern‘ haben seitens der nie aussterbenden Clique der alles im Staate Rußland vollkommen und gut Findenden lebhafte Verurteilung gefunden, was freilich den Dichter nicht im geringsten kümmerte. Zu hoffen ist es gleichwohl und zu wünschen, daß ein so starkes Talent wie Tschechow sich durch den aussichtslosen Pessimismus seiner Weltanschauung durchringe und seinem Volke in Werken, die seines Talentes würdig sind, die Wege weise, wie es sich durchringen kann zu höheren Idealen und freierer Kultur und Gesittung.

Geboren wurde Anton Pawlowitsch Tschechow in der Stadt Taganrog am Asowschen Meer, in einer Kaufmannsfamilie, im Jahre 1859. Seine erste Ausbildung erhielt er im väterlichen Hause, machte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt durch und bezog die Universität zu Moskau, wo er das medizinische

*) Eine kleine feine Charakterskizze aus der russischen Gesellschaftswelt geben wir in den „Stil-Proben“ d. H. wieder. D. Red.

Studium absolvierte. Während seiner ganzen Studienzeit ernährte er nicht nur sich selbst durch litterarische Thätigkeit und Privatstunden, sondern erhielt auch seine zahlreiche Familie, die aus seinen Eltern und mehreren jüngeren Brüdern bestand. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den täglichen Sorgen um eine ganze Familie zu vereinigen, war hart und schwer, diese frühen Sorgen in so jungen Jahren haben wohl auch den Grund zu seiner jetzigen Kränklichkeit gelegt. Seine ersten litterarischen Versuche erschienen in den russischen humoristischen Journalen „Splitter" und „Die Grille", später in der „Nowoe Wremja".

Zu der Eigenheit seines dichterischen Schaffens gehört es, daß er nicht in Zwischenräumen thätig ist und die „Impression" erwartet, sondern täglich fest bestimmte Stunden am Schreibtisch arbeitet. Jede seiner Arbeiten schreibt er persönlich ab und unterwirft sie einer eingehenden Durcharbeitung und Korrektur. Erwähnt sei noch, daß Tschechow sich auch auf dramatischem Gebiet erfolgreich versucht hat. Seine besten Stücke sind „Iwanow" und „Die Möve".

Ueber den Gesundheitszustand Tschechows kursierten neuerdings sehr übertriebene ungünstige Gerüchte. Der Dichter befindet sich augenblicklich in Jalta am Südufer der Krim und fühlt sich dort recht wohl, wird jedoch den Winter voraussichtlich in einem noch milderen Klima verbringen müssen. Aufrichtig wünschen wir dem reich begabten Poeten Genesung von seinem Leiden und erneute Kraft zum Schaffen.

Erstlingswerke

Das Erstlingswerk eines Autors verdient eine abgesonderte Betrachtung. Darum sollen in dieser Zeitschrift die poetischen Erstlinge einen eigenen Platz und ihre eigene Rubrik erhalten, sofern sie ein unzweifelhaftes neues Talent ankündigen. Denn die Beurteilung einer Anfangsarbeit verlangt in dreifacher Hinsicht anderes Maß und anderes Gewicht, als das zweite oder siebzehnte Werk eines schon eingeführten Verfassers. Man muß sie nachsichtiger hinnehmen, weil es doch immerhin der erste Versuch einer kaum erwachten Begabung ist, die noch der Schonung und Ermunterung bedarf, um zu erstarken. Man muß sie andererseits mißtrauischer und mit Zurückhaltung im Urteil betrachten, weil es Talente giebt, die sich mit ihrem ersten Werke schon erschöpfen und darin alles geben, was sie zu geben haben, dann aber, durch den ersten Erfolg bethört, immer weiter schaffen zu müssen glauben. Und zum dritten: man steht dem ersten Werke anders gegenüber als dem folgenden, weil der Vergleich wegfällt, der über Fortschritt oder Rückschritt entscheidet, weil man nicht mit vorgefaßten Ansprüchen an das neue Opus herantritt. Diese Gründe mögen es rechtfertigen, wenn wir solche Anfangswerke aus der Reihe der übrigen herausstellen und ihren Verfassern eine besondere Einführung zuteil werden lassen.

Die Redaktion.

Anna Ritters Gedichte.

(Hierzu: „Stilproben.")

Die Geschichte der deutschen Lyrik, beinah hätte ich gesagt der deutschen Dichtung im allgemeinen, predigt auf jeder Seite die alte Wahrheit: das erste Buch eines Autors ist das entscheidende. Entweder der Dichter beweist sich sofort als König und nimmt den Thron ein, oder er ist eben kein König von Geburt. Man soll jedem Lyriker mißtrauen, dessen erste Bücher schlecht sind und der allmählich, Stufe für Stufe, aufklimmt zur Höhe. Er wird nie und nimmer waschecht sein. Auch der geborene Lyriker kann gewiß seine ersten Lieder später übertreffen, aber sie sind es, die seinen Namen festlegen und begleiten bis in die spätesten Tage.

Solch ein entscheidendes Erstlingsbuch sind die „Gedichte" von Anna Ritter. Ein Buch, das stehen bleiben wird, das ein paar Verse enthält, die nicht eher sterben werden, als bis sie aufgegangen sind in das Allgemeinleben der Nation. Ein Buch, vor dem litterarisches und volkstümliches Empfinden sich einst scheiden werden wie vor den ersten Gedichten Geibels. Es wird nicht nur Hunderte von sehr feinen Geistern geben, die sich achselzuckend von diesen Versen abwenden, es wird auch Hunderte geben, die sie darüber hinaus als Durchschnittsware verspotten werden.

Denn darin liegt der Sieg des Buches: es ist kein Buch, das nur der exklusive Litteraturmensch versteht — es ist im Gegenteil ein Buch, das die kleine Näherin mit dem gleichen Verständnis liest wie die Prinzessin. Das geistige Niveau Anna Ritters ist im Grunde nicht höher als das durchschnittliche Volksniveau. Zu den einsamen Höhenmenschen zählt sie nicht. Sie ist eine Frau, die liebt, leidet, fühlt wie Millionen anderer Frauen — vielleicht etwas stärker und leidenschaftlicher. Nur kann sie ihre Empfindungen wundervoll aussprechen. Deshalb mag mancher ihre Gedichte geistlos nennen. Sie sind geistlos, wie Blumen, wild blühende, geistlos sind.

Dieses Fehlen des Litteratentums erquickt aber gerade in einer Zeit, wo die Dichtung sich verrannt hat in die Sackgasse schärfster Exklusivität. Wo man hinblickt, alles Litteraturdichter. Conrad Ferdinand Meyer, der Meister der älteren Generation, ebensogut wie die Dehmel, Falke, Holz. Sie alle, und ihre Bewunderer mit ihnen, werden über Anna Ritter die Achseln zucken, wie die Stormianer über Geibel. Das thut nichts. Die Hauptsache bleibt schließlich doch, wer den stärksten Widerhall im Volke (nicht etwa in der Masse) findet.

Wie jedes gute Gedichtbuch ist auch das von Anna Ritter eine Beichte. Der Mittelpunkt dieses Frauenlebens ist die Liebe. Die Liebe als Sehnsucht und als Erfüllung, als schaffende und vernichtende Kraft; die Liebe, die die ganze Welt zusammendrängt in eine Gestalt, die alle Schätze der Erde vergißt über den zwei kleinen Fenstern, hinter denen „der Schatz" wohnt, und die Liebe, die über Gräber hinein- und empordringt in alle Himmel. Und das ist das Ursprüngliche an den Gedichten. Sie sind echt fraulich alle auf die Liebe gestellt; sie ist Anfang, Mitte und Ende. Nicht Geist und Phantasie gehen voran, wie bei allen Litteraturdichtern, sondern das Gefühl, wie bei allen echten Lyrikern.

Und lächelnd wird man in diesem so ganz weiblichen Buche auch die kleinen speziell weiblichen Schwächen finden, ohne sich zu wundern. Es ist etwas leise Renommistisches in manchen Versen. Es spricht eine Frau, die sehr genau weiß, daß sie schön ist. „Sie sagten mir alle, wie lieblich ich war," erzählt sie ganz naiv. Sie kokettiert ein kleines bischen mit ihren weißen Armen und ihren roten Lippen. Siehe das abgedruckte Gedicht: „Wach auf, mein Lieb." Wenn man sagen würde, sie strecke wild die Arme aus, nicht allein weil eben ein übermächtiges Gefühl der Sehnsucht sie zwingt, sondern auch, weil die Arme sehr schön und weiß sind, so wäre das gewiß eine Uebertreibung. Aber jeder Uebertreibung liegt ein Körnchen Wahrheit zu Grunde.

Ich spreche über die Dichterin, nicht über die Gedichte. Ich darf das, weil eben beide untrennbar sind. Das ist wieder ein Lob. Und ich wiederhole noch einmal: diese Anna Ritter wird die übergroße Mehrzahl ihrer Schwestern in Apoll, wird sehr, sehr viele Dichter daneben schlagen, die an sich geistig viel bedeutender, umfassender, origineller sind als sie, weil sie ein so sehr glückliches Talent ist. Ein glückliches, denn eines, dessen Empfinden adäquat ist dem Empfinden des Volksdurchschnittes. Sie hat das Zeug dazu, im Laufe der Jahre sich das große Publikum zu erobern.

Berlin. *Carl Busse.*

Eine Lebensgeschichte.

Von **Ernst Thoma.** Zürich und Leipzig. Verlag von Karl Henckel u. Co. Preis 5 Mk.

Dieser Lebensroman stellt in psychologisch analytischer Weise die innere und äußere Entwickelung eines jungen Mannes dar. Da wir erst den ersten Teil haben, der schon den beträchtlichen Umfang von rund 400 Seiten aufweist und erst bis zum Abiturientenexamen Heinrich Waldows reicht, läßt sich das Ziel der Entwicklung und die Lebenstendenz noch nicht übersehen. Heinrich entwickelt sich vermutlich von einem Extrem zum andern. Als kleiner Heiliger hat er begonnen, als ein Wunderkind, in dem sein Vater schon den zukünftigen Bischof verehrt und die Erfüllung alles dessen, was ihm selbst das Schicksal verwehrt hat, und den die Mädchen als den Märchenprinzen anschwärmen; und nachdem wir alle Art von innerem und äußerem Abfall erlebt haben, verlassen wir ihn, während er in den Bannkreis einer zielbewußten, strebsamen Sozialdemokratie tritt.

Der Verfasser hat wahrscheinlich ein Höheres gewollt: Wir sollen in und mit seinem Helden die ganze gesellschaftliche und geistige Entwicklung unseres bewegten Zeitalters mitmachen. Ich denke mir: er wollte in ihm alle Strahlen unserer Zeit reflektieren lassen. Aber diese doppelte Zeichnung, indem der Held und sein Schicksal immer noch etwas über sich hinaus bedeuten, hat das Bild um seine innere Stetigkeit und Wahrheit gebracht. Trotz allen Einzelheiten in der Psychologie geschieht die Entwicklung doch ruck- oder abbruchweise. Verwirrend ist auch der doppelte Standpunkt, den der Dichter einnimmt: bald versenkt er sich in die ekstatisch aufgeregte Jünglingsseele und versucht sie von innen heraus zu entwickeln; bald beschreibt er sein Leben in äußerlich analysierender Art. Zuweilen mutet der Roman an wie ein großes Selbstbekenntnis; und dann wieder haben wir das Gefühl, als sei der Held nur ein psychologisches Versuchskaninchen. Einmal ist er so einzigartig, daß uns nur diese bestimmte Individualität interessiert; und dann wieder ist alles typisch an ihm und alles Zweck oder Symbol. Das hindert, neben der großen Breite und beinahe behaglichen Wissenschaftlichkeit in der Darstellung den künstlerischen Genuß. Ueberhaupt gilt von diesem Buch, was sich von ganzen Serien moderner Romane und Dramen sagen läßt: vor lauter Psychologie sind die Menschen zu Leichen geworden. Man hat so viel an ihnen herum seziert, bis schließlich das Leben von ihnen entwich. Und speziell hier kommt noch dazu, was wieder von anderen Kreisen moderner Kunst gilt, z. B. besonders bei Bourget und seiner Richtung: vor lauter psychologischer Neugier verpassen die Dichter das Tempo der Darstellung. Es ist stets ein böses Kriterium für ein poetisches Werk, wenn man es beliebig aus der Hand legen kann, weiter lesen, zurück- und vorwärtsschlagen, wie es einem beliebt. Denn das zeigt, daß dem Werke der innere Organismus zerstört ist. Es besteht dann nur noch aus Stellen, die schön und interessant, ja sogar bedeutend sein mögen, aber nie ein Ganzes machen. Viele unserer Schriftsteller sind so zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Erziehung hin und hergezogen, daß sie sich nie entschließen können, ob sie sich künstlerisch oder wissenschaftlich äußern sollen; und was sie schaffen, sind Zwitter.

Bei den kleinen Talenten ist das am Ende auch ziemlich gleichgültig. Hier ist es bedauerlich, denn wir haben in Ernst Thoma ein starkes und ehrliches Talent. Von feuriger Phantasie, mit scharfem Blick für geheime Vorgänge im Innersten einer Seele und mit menschlichem Verständnis für die verbotenen Gänge der Psyche, hätte der Dichter, der glänzende Farben auf der Palette hat, nicht ohne Darstellungskraft ist und eine starke Intelligenz besitzt, sicherlich etwas Bedeutendes und Zeittypisches schaffen können, wenn er sich seinen künstlerischen Willen frei gemacht hätte. Unsere Dichter mit ihren sogenannten „neuen Augen" sehen ja vieles und vielerlei, was die älteren nicht zu sehen vermochten oder wagten. Aber weil sie zu viel sehen wollen, fangen sie an zu schielen, ihre Hand wird unsicher und sie machen Zeichenschnitzer, schlimmer, als was der verlogenste Idealismus früherer Epochen zu stande gebracht; oder sie werden stillos. Darum gelingt bei starkem Können und größerem Wollen so selten etwas. Es nützt nichts, daß etwas richtig gesehen ist, wenn es bei der einmal angenommenen Stellung des Zeichners nicht gesehen werden konnte. Dieses Elementargesetz der Kunst muß man beinahe bei jedem sogenannten „psychologischen Roman" in Erinnerung bringen. Sie wollen uns alle einreden, der Mensch könnte auch ausnahmsweise seine Augen im Hinterkopfe oder auf den Schultern haben.

Ich mache alle diese Bemerkungen, abgesehen von ihrer allgemeinen Bedeutung, mit Rücksicht auf ein reiches und interessantes Buch, das stellenweise hinreißend geschrieben und außerdem das Werk eines mutigen Mannes ist. Nicht am geringsten rechne ich ihm an, daß er ebenso wie Strindberg ausnahmsweise das wichtigste Moment in der erotischen Entwicklung des Mannes nicht unterschlug. Das Unglück war eben nur, daß sein Held, den er subjectiv und objectiv zugleich darstellt, ein Schatten wurde, gleichsam ein Paradigma und kein Mensch. Die innerlichsten Erregungen und Verirrungen kann man subjektiv nur von sich selbst darstellen; und will man schon ehrlich sein, so soll man es ganz sein. Mindestens war für diesen Roman die Ichform geboten. In dieser Weise glaubt man die inneren Erlebnisse nur dem, der sie selbst gehabt hat. Und von solchen Erlebnissen ist der Roman voll, sowohl in erotischer wie in intellectueller Hinsicht.

Berlin. *Leo Berg.*

„Marie-Elisa."

Roman von **Emmy von Egidy.** Dresden, E. Piersons Verlag. Preis 3 Mk.

Die große Seelenfrage der Ehe, dieses tiefste und weiteste aller individuellen Lebensprobleme, beherrscht den modernen Roman in dem Maße mehr und mehr, als die weiblichen Talente sich immer zahlreicher an der Produktion betheiligen. Eine Psychologie der Ehe, wie sie in Frankreich Balzac oder Michelet darzustellen versuchten, haben wir zwar noch nicht, aber die deutschen Eheromane des letzten Jahrzehnts würden schon eine sehr stattliche Kasuistik dafür ergeben. Das Gemeinsame dieser Fälle ist natürlich, daß die Ehe jeweils unglücklich ist oder es im Verlaufe der Dinge wird, denn eine glückliche, ungetrübte Ehe wäre eben kein Romanstoff mehr. Gemeinsam ist aber auch fast allen, daß ein Dritter oder eine Dritte, bewußt oder unbewußt, das Schicksal wird, vor dem der eheliche Frieden flieht, manchmal auf immer, manchmal um nach Sturm und Wetter sich wieder einzustellen. Ganz verschwindend selten nur fehlt dieses Motiv, um durch ein anderes ersetzt zu werden; aber zum ersten Male überhaupt, so weit meine Kenntnis reicht, wird es jetzt in dem kleinen Erstlingsromane von Emmy von Egidy unternommen, das seelische Verhältnis zweier Gatten einmal ganz ohne äußere Zuthaten, ohne Nebenliebe und Gedankensünde, ohne Eifersucht oder falschen Verdacht, ohne das Tremolo erotischer Leidenschaft und die Schminke gesellschaftlicher Gewohnheitslügen darzustellen und wirken zu lassen.

Man würde in Verlegenheit kommen, sollte man den Inhalt dieses Buches nacherzählen. Auch mit aller Kunst der Interpretation könnte man von der merk-

würdigen Leuchtkraft, die es besitzt, nichts wiedergeben. Es entwickelt den Aufschluß einer Mädchenseele in eine Frauenseele, die Leidensgeschichte einer modernen Peri, die in der Ehe das erträumte Paradies lange irrend sucht und endlich findet.

Ohne alle Hindernisse, im schönsten Einklang mit sich, ihren Eltern und der Welt haben Marie-Elisa von Plassen, die blutjunge einzige Tochter eines kleinstaatlichen Ministers, und Wolf von Giesack, der kluge, an Herzens- und Geistesbildung reiche Offizier einander geheirathet. Sie lieben sich, wie zwei junge schöne Menschen einander lieben, ihr äußeres Leben läßt keinen Wunsch unerfüllt, die denkbar glücklichste Ehe scheint eingeleitet. Und doch ist Marie-Elisa nicht glücklich, nein, oft elend zum Sterben. Was will sie noch? Was kann sie noch wollen? . . . Dem oberflächlichen Verstand erscheint's unfaßlich. Der aufmerksame Leser aber hat der kleinen „Ma-Lisa" schon auf den ersten Seiten des Buches in die seltsam forschenden Augen gesehen und aus ihren ersten Fragen und Reden herausgehört, daß sich in dieser jungen, unberührten, spiegelklaren Seele Welt und Leben anders malen als sonst in Menschenköpfen. Und unberührt ist sie, auch im geistigen Sinne, selbst die Freundinnen hat sie abgeschafft, denn: „man giebt nicht so ein Stück her von sich zum Anfühlen nach einer Seite und dann nach einer anderen Seite wieder ein Stück. Wer mich nicht ganz und gar will, soll mich gar nicht haben." Und das ist es, was ihr in der Ehe die bitterschwere Enttäuschung bereitet: daß ihr Mann sich ihr nicht „ganz und gar" geben, daß er sie nicht ganz zu sich emporheben will, daß sie nicht ganz „in ihm zu Hause sein" soll, wie er in ihr, daß sie von irgend einem Gedanken ausgeschlossen sein soll, der ihn bewegt.

Wolf selbst fühlt deutlich, was sie an ihm entbehrt und daß seine ruhige, etwas verschlossene Natur die hochgespannten Illusionen Marie-Elisas nicht erfüllt, aber er sieht keinen Weg, es zu ändern, und er weicht ängstlich jeder Auseinandersetzung aus, bis sie selbst eines Tages den Bann bricht, weil sie „die Luft mit den vielen unausgesprochenen Worten" um sich her nicht mehr ertragen kann. „Es ist eben dies, daß du immer nur mit einem Teil bei mir bist! von dem anderen bin ich ausgeschlossen", klagt sie ihm rührend. Wolf aber, der durch ihre Worte tief getroffen ist, sucht ihr klar zu machen, wie und wodurch er so geworden ist und werden mußte, wie sie ihn nun einmal gefunden hat. Und sie begreift ihn. „Ein Verstehen brach in ihr auf, daß es Dinge geben könnte, die nicht zu ändern wären." Daß er selbst unter seiner Halbnatur zu leiden hat und es doch ohne Murren erträgt. Und sie versucht es, ihm gerecht zu werden, nicht mehr in ihn einzudringen, nicht mehr alles vor ihm auszuschütten, was sie beschäftigt. Aber auch das ist das Richtige nicht: sie fühlt, wie ihr „treibender, hoffender Sinn" dabei verdorrt, ihr Begehren erstarrt, ohne daß doch jemand etwas von diesem Opfer hat. Und während Wolf über einer großen historischen Arbeit, in die er sich ganz versenkt hat, ihr Leiden kaum bemerkt, sucht und tastet und quält sich ihre arme Seele weiter, — bis er selbst eines Tages, wie durch ein Wunder, den Weg zu ihr findet und erkennt, was sie ihm sein will und was sie ihm sein **muß**, um glücklich zu sein. Ein neuer kritischer Tag in ihrer Ehe zeigt ihm plötzlich, daß er nun erst in Wahrheit von Marie-Elisa Besitz ergriffen habe, nun, da er um sie zu kämpfen entschlossen ist. „Erst dadurch hatte er sie mit seinem Wollen ergriffen."

Die einzelnen Stadien dieser eigenartigen Herzensirrungen nachzuskizzieren, geht nicht an und hieße die Blüten des Buches entblättern. Es ist als Ganzes, strenge betrachtet, durchaus kein fertiges Meisterwerk. Es fehlt nicht an matten und unklaren Stellen, mancher Uebergang ist zu unvermittelt, manche kleine Wendung unnotwendig. Aber es ist ein Buch, das mit seinem feinen, durchläuterten Geist und seinem reinen Athem viel geben, viel klären kann, wo es empfänglich gestimmte Herzen findet. Seine Sprache ist in ihrer ungeschmückten Einfachheit und ungebrochenen Klarheit reizvoll und oft ergreifend, ganz besonders die gleichsam in sich gekehrte Redeweise, die Marie-Elisas Eigentümlichkeit ist. Was liegt nicht allein in den wenigen Worten, wenn sie dem Geliebten klagt: „Du hast keinen Willen zu mir!" Mit so einfachen Mitteln beherrscht die Verfasserin schon jetzt das zarteste Pianissimo des Gefühls, damit allein schon hätte sie den Beweis ihrer Begabung erbracht. Das warm empfundene Vorwort, mit dem Wilhelm von Polenz dies schöne Erstlingswerk der Tochter seines einstigen Rittmeisters Moritz von Egidy in die Bücherwelt geleitet hat, gereicht ihm selbst nicht weniger zur Ehre, wie seinem Schützling. *J. E.*



Gedichte

von

Anna Ritter (Frankenhausen i. Th.) *)

Wach auf mein Lieb.

Fernab der Zeit liegst du in deinem Grabe
Und träumst und träumst,
Mich aber jammert es der schönen Tage,
Die du versäumst.

Mit roten Rosen kränz' ich deinen Hügel —
Spürst du den Duft?
Dringt's nicht wie Sonnenglanz und Liebesodem
In deine Gruft?

Wach' auf mein Lieb! Willst du den Lenz verschlafen
Und seine Pracht?
Der kleine Vogel, den du liebst vor allen,
Singt jede Nacht.

Weiß ist mein Arm und meine Lippen brennen,
Der Ampel Licht
Blitzt wie ein Sternlein durch das Kammerfenster —
Du siehst es nicht!

Die Sehnsucht kreist mir ruhelos im Blute,
Ach, daß du kämst
Und all mein Leid und meine große Liebe
An's Herze nähmst!

Im Felde.

Die Luft geht schwer.
Zittert ein seltsames Licht
Ueber die Felder her . . .
Grad als ob's ein Gewitter wär . . .
Küsse mich nicht. —
Wiegt sich die Weide dort
Her und hin,
Wackelt grad
Wie die Nachbarin.
Laß es die Alte
Um Gott nicht sehen,
Daß wir hier unten
Beisammen stehen!
Hat gar ein böses Maul,
Bringt's noch heute
Unter die Leute,
Zeigen sie mit den Fingern auf mich. —
Sahst du, wie's eben vorüberschlich?
Mit heißem Atem
Und huschenden Schritten?
Hat eine braune Kutte an,
Einen Strick um die Mitten
Und zwei glühende Augen im Gesicht.

*) Aus dem ebenso betitelten Bande (Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig. Preis eleg. geb. Mk. 3.—).



Anna Ritter.

Küsse mich nicht! —
Ich wollt', ich wär' erst zu Haus!
Ist keine Seele im Feld —
Alles so still und so dunkel und heiß —
Faß mich nicht an
Und sprich nicht so leis,
Komm lieber und laß uns geh'n.
Ist mir doch bang, dich zu seh'n,
Dich und dein bittend Gesicht —
Küsse mich nicht . . . ach . . .
Küsse mich nicht!

Ballnacht.

Ich hab' getanzt! Von einem Arm zum andern
Warf mich des Tanzes ungestüme Lust,
Die ganze Nacht.
Und dennoch war's ein wohlbehütet Wandern,
Denn heimlich und mir selber unbewußt
Hast du gewacht,
Daß mir das Treiben nicht den Sinn verwirrte.
Wie eine Mutter trugst du die Gedanken
Still in dein Haus,
Daß auch nicht einer sich von dir verirrte;
Da ruhten sie in all dem bunten Schwanken
Sich selig aus.
Nun, da es Morgen ist und alle Leute
Verdrossen aus verwachten Augen sehen
Und müde sind,
Geh' ich umher in einer stillen Freude,
Als sei mir wunder was zur Nacht geschehen —
Recht wie ein Kind.

Du und ich.

Du und ich . . . und über uns Beiden die Nacht!
Neige die Stirn, damit ich dich küssend umfange.
Neige das Ohr — ich raune dir Süßes hinein,
Wonne und Weh, so wie's mir emporblüht im Herzen. —
Du und ich . . . Es ward uns nichts andres beschert
Als dieses Glück, das wir der Sonne verbergen.
Sieh, schon senkt sich abwärts der einsame Pfad —
Selige Lust steht lächelnd im Thale des Todes.



In der Fremde.

Skizze von **Anton Tschechoff.***)

Es ist Sonntagnachmittag. Der Gutsbesitzer Herr von Kamischew sitzt bei sich im Speisezimmer am luxuriös gedeckten Tisch und frühstückt gemächlich. Seine Mahlzeit teilt der alte, glattrasierte und etwas zimperliche Franzose Monsieur Champogne. Dieser Champogne war einst Gouverneur bei den Kindern Kamischews, lehrte sie gute Manieren, den richtigen pariser Accent und das Tanzen. Später, als Kamischews Kinder erwachsen und Lieutenants geworden waren, blieb Champogne im Hause, als eine Art männlicher Bonne. Die Pflichten des ehemaligen Gouverneurs waren nicht sehr kompliziert. Er mußte sich anständig kleiden, gut parfümiert sein und ein williges Ohr für die müßigen Reden Kamischews haben; sodann essen, trinken und schlafen — und sonst, glaube ich, nichts mehr. Dafür erhielt er freie Station und ein unbestimmtes Gehalt.

Kamischew speist und treibt dabei wie gewöhnlich Zungengymnastik.

„Au, ich sterbe!" sagte er, sich mit der Serviette die Thränen, die ihm nach einem mit Senf dick bestrichenen Stück Schinken in die Augen getreten waren, trocknend. — „Au! Das fährt einem in den Kopf und durch alle Glieder. Bei Eurem französischen Senf giebt's so was nicht, wenn man auch ein ganzes Glas davon frißt."

„Manche lieben französischen und manche russischen Senf . . ." entgegnet sanft Champogne.

„Niemand liebt französischen, höchstens vielleicht die Franzosen selbst. Der Franzose aber ißt alles, was man ihm giebt: Frösche, Ratten, Schwaben . . . brrr! Ihnen zum Beispiel schmeckt dieser Schinken nicht, weil er russisch ist, setzt man Ihnen aber ein gebratenes Glas vor, und sagt, daß es französisch ist, so werden Sie es schmunzelnd verzehren . . . Ihrer Ueberzeugung nach ist alles Russische abscheulich . . ."

„Das sag' ich ja gar nicht."

„Alles Russische ist abscheulich, das Französische aber — oh, c'est très joli! Sie meinen, daß Frankreich das schönste Land der Welt ist, und ich . . . was ist denn, wenn man die Wahrheit sagen soll, Frankreich? Ein kleiner Flecken Erde! Schicken Sie unseren Polizeiaufseher dorthin, und in einem Monat wird er um seine Versetzung nachsuchen: man kann sich dort ja nicht umdrehen! Ihr ganzes Frankreich kann man an einem einzigen Tag durchqueren . . . Und bei uns, wenn man vors Thor hinaustritt, sieht man keine Grenzen und kein Ende! Man fährt und fährt . . ."

„Ja, Monsieur, Rußland ist ein großes Reich."

„Aha! Sie bilden sich ein, daß es keine vortrefflicheren Leute als die Franzosen giebt. Ein gelehrtes, kluges Volk! La civilisation! Jawohl, die Franzosen sind alle gelehrt und gebildet . . . das ist richtig . . . Der Franzose wird sich niemals etwas Unpassendes erlauben: er reicht einer Dame rechtzeitig den Stuhl, ißt Krebse nicht mit der Gabel, spuckt nicht auf die Diele, aber es fehlt ihm dieses . . . dieses . . . Das hat er nicht! Ich verstehe das nicht auszudrücken, aber ihm fehlt, wie soll ich nur sagen, so was . . . so was . . . (der Redner macht mit den Fingern) etwas vom . . . Ich entsinne mich irgendwo gelesen zu haben, daß Ihr einen künstlichen, aus Büchern geschöpften Verstand habt, während wir einen natürlichen, angeborenen besitzen . . . Wenn man einen Russen ordentlich ausbildet und ihm die Wissenschaften eintrichtert, so kommt gegen ihn keiner von Euren Professoren auf."

„Vielleicht . . ." sagt etwas widerwillig Champogne.

„Nein, nicht vielleicht, sondern sicher! Schneiden Sie keine Gesichter, ich rede die Wahrheit! Der russische Geist — ist ein erfinderischer Geist! Aber natürlich,

*) Aus der Sammlung „Starker Tobak" und andere Novellen (Kleine Bibliothek Langen Bd. XVII). München, Albert Langen.

man läßt ihn nicht aufkommen, und auch das Prahlen versteht er nicht. Er erfindet etwas und zerbricht es wieder oder giebt es den Kindern zum Spielen, während euer Franzose etwas heraustiftelt und dann in der ganzen Welt herum damit renommiert. Neulich hat der Kutscher Jonas aus Holz ein Männlein fabriziert: man zieht dieses Männlein am Faden und sofort macht es was Unanständiges . . . Aber sehen Sie, prahlt denn Jonas damit? Ueberhaupt . . . sie gefallen mir nicht, diese Franzosen! Ich spreche nicht von Ihnen, sondern im allgemeinen . . . Ein unsittliches Volk! Was das Aeußere anlangt, sind sie ja gleichsam gebildet wie Menschen, ein Leben führen sie aber wie die Hunde . . . Nehmen wir zum Beispiel die Ehe. Bei uns, wenn einer geheiratet hat, muß er sich an sein Weib hängen und damit basta, während bei euch weiß der Teufel was vorgeht. Der Mann sitzt den ganzen Tag im Café und die Frau ladet sich das ganze Haus voll Franzosen und kankaniert dann mit ihnen . . ."

„Das ist nicht wahr!" fährt Champogne, der das nicht mehr ertragen kann, auf. „In Frankreich wird das Familienprinzip sehr hoch gehalten!"

„Wir kennen dieses Prinzip! Und Sie schämen sich nicht, so was noch zu verteidigen . . . Man muß unparteiisch sein: was einmal Schweine sind, sind Schweine . . . Den Deutschen sei's gedankt, daß sie euch durchgehauen haben . . . Jawohl gedankt . . . Gott vergelte es ihnen . . ."

„In diesem Falle begreife ich nicht, Monsieur," ruft der Franzose aufspringend und mit funkelnden Augen, „wenn Sie die Franzosen hassen, wozu halten Sie mich denn?"

„Ja, wo soll ich Sie denn hinstecken?"

„Lassen Sie mich, und ich werde nach Frankreich zurückkehren!"

„Wa—as? Wer wird Sie denn jetzt nach Frankreich hineinlassen? Sie sind ja ein Verräter an Ihrem Vaterlande! Bald regiert bei Ihnen Napoleon der Erste, bald Gambetta . . . der Teufel soll aus euch klug werden!"

„Monsieur!" spricht Champogne auf Französisch, wutschäumend und die Serviette zerknitternd. — „Eine größere Kränkung, als Sie meinem Gefühl eben angethan haben, hätte auch mein ärgster Feind nicht erdenken können! Alles ist aus!!"

Und mit der Hand eine tragische Geste machend, wirft der Franzose die Serviette effektvoll auf den Tisch und stolziert mit Würde zum Zimmer hinaus.

Drei Stunden später wird das Service auf dem Tisch gewechselt und zu Mittag gedeckt. Kamischew setzt sich allein an den Tisch. Nach dem Schnaps und dem Imbiß erwacht in ihm das Bedürfnis nach Zungengymnastik. Er möchte reden, der Zuhörer aber fehlt . . .

„Was macht Alfons Ljudowikowitsch?" fragt er den Diener.

„Herr Champogne packt den Koffer . . ."

„Ist das ein Rinozeros, Herr du mein Gott! . . .

Champogne sitzt bei sich im Zimmer mitten auf der Diele und packt mit zitternden Händen in den Koffer seine Wäsche, Parfümerien, Hosenträger, Gebetbücher . . . Seine ganze zierliche Figur, der Koffer, das Bett und der Tisch strömen ein Air von Eleganz und Weiblichkeit aus. Aus seinen großen blauen Augen tropfen schwere Thränen in den Koffer hinab.

„Was thun Sie denn?" fragt Kamischew, nachdem er eine zeitlang dagestanden hat.

Der Franzose schweigt.

„Wollen Sie verreisen?" fährt Kamischew fort. „Nun, wie Sie wollen . . . Ich darf Sie nicht aufhalten . . . Nur eins ist sonderbar: wie wollen Sie denn ohne Paß fahren? Das verstehe ich nicht! Sie wissen ja, daß ich Ihren Paß verloren habe! Ich habe ihn irgendwo zwischen meine Papiere gesteckt und finde ihn nicht mehr . . . Ja und bei uns ist es in dieser Hinsicht ziemlich streng. Kaum fünf Werst werden Sie fahren können, und da hat man Sie schon."

Champogne hebt seinen Kopf und schaut Kamischew ungläubig an.

„Jawohl . . . Sie werden schon sehen! Man wird es an Ihrem Gesicht erkennen, daß Sie ohne Paß sind, und sofort: wer sind Sie? Alphonse Champogne. — Wir kennen diese Alphonse Champognes! Wollen Sie nicht vielleicht gefälligst auf Staatskosten eine Expedition hinter den Ural unternehmen? . . . . Mineralogie studieren?"

„Sie machen doch Spaß?"

„Was brauch ich zu spaßen? Fällt mir nicht ein! Aber eins bitte ich mir aus, eine Abmachung: daß Sie mir dann nicht später jammern und Briefe schreiben. Nicht einen Finger werde ich rühren, wenn man Sie dann gefesselt vorbeiführt!"

Champogne springt auf und beginnt bleich und mit aufgerissenen Augen im Zimmer auf und abzulaufen.

„Was machen Sie mit mir?!" ruft er, sich verzweifelt nach dem Kopf fassend. „Mein Gott! O, verflucht sei die Stunde, in der mir der unheilvolle Gedanke kam, mein Vaterland zu verlassen!"

„Nun, nun, nun . . . ich hab' doch nur gescherzt!" sagte Kamischew mit veränderter Stimme. — „So ein komischer Kauz, versteht keinen Spaß! nicht ein Wort darf man sagen!"

„Mein Teurer!" schreit Champogne auf, durch den Ton Kamischews beruhigt. „Ich schwöre Ihnen: ich hänge mit ganzer Seele an Rußland, an Ihnen und an Ihren Kindern. Sie zu verlassen wäre für mich eben so schwer, wie zu sterben! Aber jedes ihrer Worte schneidet mir ins Herz!"

„Sind Sie ein Mensch! Wenn ich über die Franzosen schimpfe, was brauchen Sie dann den Beleidigten zu spielen! Ueber was schimpft man denn nicht, braucht sich denn da jeder beleidigt zu fühlen? Spucken Sie darauf . . . Zum Beispiel der Pächter Lazarus Isakowitsch . . . Auf jede Weise suche ich ihm beizukommen, Jud' nenn' ich ihn und Dreckfink, mach' ihm aus dem Rocksaum ein Schweinsohr, fass' ihn an den Peisken . . . und er fühlt sich doch nicht beleidigt!"

„Aber das ist ja ein Sklave! Um einen Kopeken läßt er sich ins Gesicht speien!"

„Nun, nun, nun . . . schon gut! Gehen wir zu Tisch! Friede . . ."

Champogne pudert sein verweintes Gesicht und folgt Kamischew ins Speisezimmer. Der erste Gang wird schweigend verzehrt und nach dem zweiten beginnt dieselbe Geschichte und so haben die Leiden des armen Champogne kein Ende.



Hat Amerika eine nationale Litteratur?

Von A. von Ende (New-York).

(Nachdruck verboten.)

Wenn ein Volk auf der großen internationalen Weltbühne Hauptrollen zu spielen und sich allmählich als Weltmacht zu fühlen beginnt, dann äußert sich der erwachte Nationalstolz in einem erhöhten Interesse an der Geschichte des Landes und in einem Hang zur Volkstümelei. Jedes Land macht dieses Entwicklungsstadium durch, und auch in Amerika, seit es sich Sitz und Stimme im Kongreß der Nationen erworben hat, läßt sich diese Erscheinung verfolgen.

War das amerikanische Volk früher in rastlosem Vorwärtsdrang bemüht alle Spuren primitiver

Entwicklungsstufen zu verwischen und sich den Anschein des Fertigseins zu geben, so bemüht es sich jetzt, die Baudenkmäler vergangener Zeiten vor dem allmähligen Verfall zu retten und sie den Nachkommen zu erhalten, um an der Hand dieser zeitlichen Grenzsteine, stummberedter Zeugen der Vergangenheit, den Fortschritt nachzuweisen. Vor einem halben Jahrhundert lächelte das Durchschnittsamerikanertum über die Ruinen der alten Welt und konnte es nicht begreifen, daß ein altersgeschwärztes Portrait einen höheren Wert repräsentieren könne, als eine noch nach Farbe und Firniß riechende Leinwand. Heute beschließt es, die wenigen vaterländischen Ruinen, die noch nicht dem Erdboden gleich gemacht worden sind, vor dem alles nivellirenden Geschäftsgeiste des Landes zu schützen, und sammelt mit rührender Pietät die Reliquien der Vergangenheit.

Aber nicht bloß diese erscheint ihm nun im zauberhaft verklärtem Lichte. Ein Wiederschein davon fällt auch auf die Gegenwart. Das einheimische Leben und Treiben wird mit dem Auslande verglichen. Einheimische Zwecke, einheimische Sitten und Gebräuche werden mit einem an Fanatismus grenzenden Eifer gefördert und gepflegt. Alles wird vom Standpunkt der Volkseigentümlichkeit aus betrachtet und beurteilt. Alle Produkte der Industrie, alle Aeußerungen des Volksgeistes sollen das unverkennbare Nationalkolorit tragen. Es dürfte aber sehr schwer fallen zu sagen, worin dieses „Nationale“ besteht.

Die ungeheure Ausdehnung dieses Landes, das innerhalb seiner Grenzen fast alle klimatischen Schattirungen aufweist, läßt eine Einheit der geistigen Atmosphäre kaum aufkommen. Die Bevölkerung der pacifischen Küste, die Bürger der Golfstaaten, die Kinder der inländischen Prairie und die Bewohner des Ostens, sie haben der Naturbeschaffenheit ihrer speziellen Heimat halber mehr oder weniger gesonderte Interessen. Auch die zahlreichen Kämpfe gegen äußere Feinde, die in anderen Ländern die äußere Einigkeit und die innere Einheit großzuziehen pflegen, fehlen in der Geschichte der amerikanischen Republik. Nachdem das britische Joch abgeschüttelt war, machten sich die Bewohner friedlich daran, Wälder auszuroden, Felder zu bepflanzen und Städte zu gründen. Ueber diesem Streben, das manchen mühevollen, zähe Ausdauer und eherne Muskelkraft erfordernden Kampf mit der ihrer Zivilisierung widerstrebenden Natur nötig machte, mußten geistige Interessen auf lange Zeit hinaus in den Hintergrund treten. Man hatte sich vorher damit begnügt, was zur geistigen Nahrung nötig war, aus der alten Welt zu beziehen; und die kleine Schar, die sich den Luxus gestattete, Kunst, Musik und Litteratur zu treiben, stand völlig im Banne Europas. So drückte die alte Heimat den Kindern und Kindeskindern ihrer abtrünnigen Söhne den Stempel ihres Geistes auf.

Bis zum Jahre 1809, denkwürdig durch das Erscheinen von Irvings unvergänglicher Knickerbocker Geschichte New-Yorks, bestand die amerikanische Litteratur fast ausschließlich aus theologischen Abhandlungen und geschichtlichen Monographien. Erstere führten die religiösen Controversen Altenglands, die den Abfall der Quäker, Puritaner und anderer Sekten veranlaßt hatten, auf dem Boden der neuen Heimat fort; letztere entsprang dem natürlichen Drange, die Geschichte der Gründung der einzelnen Kolonien der Nachwelt zu überliefern. Beide waren in so trockenem nüchternen Tone gehalten, daß sie wohl als kulturgeschichtliche Dokumente, aber nicht als litterarische Kunstwerke gelten können. Diese setzen ein künstlerisches Milieu voraus, dem die rigorose Einfachheit und Nüchternheit des in Neuengland herrschenden Puritanismus durchaus feindlich war. Nur in einer Stadt Amerikas konnte sich die geistige Atmosphäre zu einem solchen verdichten — damals wie jetzt die kosmopolitischste Hauptstadt des Landes, New-York. Hier war es, wo, als dem Frieden der Wohlstand folgte, der Wunsch nach gegenseitiger geistiger Anregung zur Gründung von Klubs führte, in denen die Schöngeister der Zeit ihr Licht leuchten und ihren Witz an einander schärfen und schleifen lassen konnten.

Mit Irving, der die Seele dieser Bewegung genannt werden kann, beginnt die klassische Periode der amerikanischen Litteratur. Ihre Vertreter waren meistens akademisch gebildete und mehr oder minder an alten europäischen Vorbildern geschulte Kräfte. Der schier unerschöpfliche Schatz volkstümlicher Stoffe wurde in der mannigfaltigsten Weise behandelt. Irving verschmolz die holländisch-amerikanischen Kolonialtraditionen zu einem harmonischen Ganzen, und prägte sie so individuell um, daß sie Gemeingut der Weltlitteratur geworden sind. Cooper kann der Walter Scott des Indianerromans genannt werden, Hawthorne der Romantiker des Puritanismus; Lowell verkörperte den typischen Yankee in seinem Hosea Bigelow; Whittier wurde der Lyriker des amerikanischen Landlebens und Longfellow errang sich vermöge seiner vielseitigen poetischen Gestaltungskraft den Ehrenplatz. In Bryants feierlicher Naturpoesie und Holmes' geist- und gemütvoller Prosa fanden sich der nationalen Züge wenige vor, so daß es nicht Wunder nimmt, wenn ein amerikanischer Kritiker unlängst sagte, Dr. Holmes und andere amerikanische Dichter hätten eines Tages die Entdeckung gemacht, daß sie Lerchen und Primeln und andere Vögel und Blumen besängen, deren Bekanntschaft sie nur in der englischen Prosa gemacht hätten. Ralph W. Emerson hingegen gab dem fortschrittlichen Amerikanertum in seiner aus deutschen Quellen geschöpften und in fesselnd geschriebenen Essais niedergelegten transcendentalen Philosophie eine Weltanschauung, die dessen eklektischem Geiste zusagte, ohne die pietätvoll behüteten puritanischen Ideale umzustoßen.

Gänzlich verschieden von diesen Wortführern des amerikanischen Klassizismus stellten sich in jener Periode nur zwei Individualitäten vor, Edgar Allan Poe und Thornau. In Beiden lebte ein Stück Weltseele; aber während sie bei dem Dichter jenseits von Raum und Zeit schwebte, im Nebelheim der Mystik, begnügte sich sein Widerpart mit dem Diesseits, fühlte sich eins mit der Natur. Poe war der erste amerikanische Dichter, der in Form und Inhalt neue Bahnen einschlug; Thornau der erste amerikanische Schriftsteller, der auch in seines Lebens Form und Inhalt von der Schablone abwich, und daran nicht zu Grunde ging. Ihr starrer Individualismus machte keine Schule; in die Fußstapfen ihrer Zeitgenossen hingegen trat eine Legion Epigonen.

Es soll hier nicht behauptet werden, daß es der nachklassischen Litteratur Amerikas an genialen Kräften

fehlte. Sie waren unzweifelhaft vorhanden, aber sie konnten sich nicht frei entwickeln, denn durch die geistige Hegemonie, die Neuengland bis in die neueste Zeit übte, war der Puritanismus dem amerikanischen Volke in Fleisch und Blut übergegangen. Von der Reaktion, die sich im Mutterlande vollzogen hatte und dem geistigen Leben neue Lehren wies, völlig unberührt, hielten die Abkömmlinge der alten Puritaner anfangs mit rührender Pietät, dann mit zähem Fanatismus an religiösen und sittlichen Idealen fest, die sich überlebt hatten, und erachteten es als ihre Pflicht, diese der Nachwelt zu erhalten. Bei der ungeheuren sozialen Macht, die die Kirche in Amerika repräsentiert, hielt es nicht schwer. Aus der Pietät für die Vergangenheit erwuchs nach und nach ein Konservatismus, der gegen alles Neue und Ungewöhnliche Front machte, das ganze Dichten und Fühlen des Amerikanertums infizierte und so zum Hemmschuh einer zeitgemäßen geistigen Entwicklung wurde. Nur in den entlegenen Gegenden des Landes, im Süden, wo das aus dem Frankreich Ludwigs XIV. stammende Kreolentum eine Art Rococo-Oase bildete, und im Westen, wo die Unrast der durch das Goldfieber zusammengetriebenen abenteuerlichen Bevölkerung keine Stagnation aufkommen ließ, stand der Volksgeist nicht unter puritanischer Zuchtrute. Die Poesie und Belletristik, die von dort aus in die Welt gesandt wurde, war daher von einer köstlich unconventionellen Frische. Die Dichtungen eines Sidney Lainer und Joaquin Miller, und die novellistischen Schöpfungen von Cable und Bret Harte sind ursprünglicher, und obgleich auf eine Lokalität beschränkt, im weiteren Sinne amerikanischer, als die ihrer nördlichen und östlichen Kollegen.

Allein neben dem Puritanismus machte sich noch ein anderes, die freie Bethätigung individuellen Geisteslebens hinderndes Element geltend — ein gewisser nüchterner Materialismus, der alles auf Thatsachen und auf Zahlen reduzieren möchte, und sich besonders auf dem Lande in einer tiefgewurzelten Abneigung gegen alles Künstlertum äußert. Die Biographien mancher vom Lande stammenden Künstler und Schriftsteller Amerikas — und sie sind auffallend zahlreich — enthalten ungeschriebene Kapitel von aufreibenden Kämpfen zwischen dem Kunsttrieb der Jugend und der Kunstverachtung des in praktischer Thätigkeit seßhaften Alters. Das Volk, in dessen Sprachidiom der Mensch so und so viel wert ist, hat für das Traumreich derjenigen, die bei der Teilung der Erde zu spät gekommen sind, nur ein geringschätziges Achselzucken. Es ist nutzlos, diese traurige, das künstlerische Streben lähmende Thatsache leugnen zu wollen. Der Kampf gegen solche Verhältnisse ist für feinfühlige, zartorganisierte Naturen ein Martyrium. Die Leidensgeschichte Edgar Allan Poes steht nicht vereinzelt da. Auch Sidney Lainer ging daran zu Grunde, ehe sein Talent sich voll entfaltet hatte.

Der einzige nachklassische Dichter Amerikas, der sich das Recht seiner Persönlichkeit mit einer wahrhaft souveränen Selbstverständlichkeit wahrte und seine reckenhafte Individualität ungehindert entwickelte, war der von Freiligrath 1868 so warm begrüßte Walt Whitman. Ein urweltlicher Hüne trat er unter dieses stets ängstlich nach dem Nachbar schielende Volk, und wagte es, sein Leben zu leben, das Leben eines Diogenes und Epikur, Cosmopoliten und Patrioten — und seine Lieder zu singen, Lieder in deren frei dahinflutenden Rhythmen er seiner allumfassenden Liebe für Welt und Mensch Ausdruck verlieh. Diese Liebe für das Größte wie für das Geringste der Lebewesen, diese Liebe, die keine Rassen-, Religions- und Rangunterschiede kannte, war ein offener Protest gegen den Puritanismus, und es dauerte lange, ehe sich die amerikanische Kritik mit dieser unbequemen Erscheinung aussöhnte. Sie hat es schließlich gethan und räumt ihm jetzt den aus formellen und sittlichen Gründen lange vorenthaltenen Ehrenplatz auf dem amerikanischen Parnaß ein. Es mag sein, daß die poetische Bedeutung Walt Whitmans vielfach überschätzt wird, da seine zuweilen an das Geschmacklose streifende Formverachtung den Kunstwert seiner Schöpfungen beeinträchtigt. Aber als die individuellste und zugleich naturächteste dichterische Persönlichkeit bildet Whitman gleichsam einen Merkstein. In Walt Whitman sieht das junge litterarische Amerika die Verkörperung des ursprünglichen Freiheitsgedankens, den die Väter der Republik in der Bundesverfassung niederlegten, die Söhne aber niemals ernstlich zur That machten. Das ist es, was Whitman zu einer Größe stempelt, mit der man künftig rechnen muß.*)

Whitman war der geistige Führer, dessen das litterarische Amerika bedurfte; an seinem Beispiel konnte es sich aufrichten. Sein idealer Patriotismus eröffnete ihm eine neue Welt. Noch ist kein Jahrzehnt seit seinem Tode vergangen, und schon sproßt die Saat, die er ausgestreut. Durch die neueste amerikanische Poesie weht Geist von seinem Geiste; durch einzelne Erscheinungen der neuesten Novellistik geht ein individueller Zug, den man in den Schöpfungen der Nachklassiker bisher vermißte. Es ist eine geistige Regeneration, die sich ankündigt; und diese Regeneration bedeutet Ueberwindung des steifen, zopfigen Puritanismus und Assimilirung des Neuen und Ungewöhnlichen, das in der Fremde wächst. Es ist eine Herkulesaufgabe; aber das jüngste Amerika hat erkannt, daß es nicht ewig an Kolonialtraditionen zehren kann, und wird seiner Mission im zwanzigsten Jahrhundert gewachsen sein.

Australische Litteratur.

Die sieben australischen Kolonien sind auf dem Wege, sich politisch zu vereinigen und eine Nation zu werden. Erst wenn dies geschehen ist, wird man auch von einer australischen Litteratur im engeren Sinne des Wortes reden können. Australische Autoren giebt es auch heute schon in Menge. Deren Arbeiten gehören aber bis jetzt noch so ausgesprochener Maßen zur englischen Litteratur, daß sie in Australien selber kaum für vollwertig angesehen werden, so lange sie auf dem Londoner Büchermarkt kein „success“ gewesen sind. Die ersten frischen Regungen australischer Selbständigkeit lassen sich indes auch in der Litteratur schon spüren. In Melbourne ist ein Schriftstellerverein gegründet worden, dessen Hauptzweck ganz speziell in der Pflege australischer Litteraturprodukte besteht und den Autoren der sieben Kolonien den Weg in die Oeffentlichkeit bahnen will. Die Anfänge sind auch dafür überall schon gegeben, und wer etwa den Australiern vorwerfen wollte, sie hätten keine litterarischen Talente aufzuweisen, der sei nur daran erinnert, daß z. B. die weltbekannte Romanschriftstellerin Mrs. Humphrey Ward, die Verfasserin von „Robert Elsmere“ u. a., eine geborene Tasmanierin ist, oder sei auf Autoren von so vorzüg-

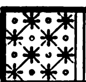
*) Eine feinsinnige Würdigung des Dichters giebt der Essai „Walt Whitman“ von Johannes Schlaf, Leipzig 1898. Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr) — D. Red.

lichem Ruf wie Rolf Boldrewood und Ada Cambridge verwiesen.

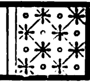
Von den jüngsten Erscheinungen seien nachstehend einige Werke zur Kenntnis gebracht, eingerechnet solche Veröffentlichungen, die entweder über Australien reden oder doch australisches Gepräge tragen, obwohl ihre Verfasser selbst nicht alle „australian born“ sein mögen. Die Sommermonate 1898 brachten auf den Büchermarkt: „Dead men's tales.“ A story of the Australian desert. Von Charles Junor, — ein Buch dessen Tendenz und Inhalt durch den Titel genügend gekennzeichnet werden. — „Roberry under Arms.“ Von Rolf Boldrewood, — ein kleines Meisterstück australischer Schilderungskunst. — „Wheat in the ear.“ Von „Alien“ — einer offenbar dem zarten Geschlecht entstammenden Feder, wenn anders der „häusliche“ Inhalt des Buches einen Anhalt dafür bietet, denn es beschäftigt sich hauptsächlich mit dem häuslichen Leben neuseeländischer Kolonisten. — „The last Lemurian“ von G. Firth Scott; führt uns nach West-Australien und spielt sich hauptsächlich im Goldsucherleben dieser Kolonie ab, durchsetzt mit der phantastischen Schilderung angeblich dort vorhandener und verborgener unterirdischer Wunder, wobei auch das Liebesleben nicht vergessen ist. — „Dikinbar“ von Herbert C. Mc. Ilwaine, endlich ist ein Roman, der ausschließlich den australischen Busch zum Schauplatz hat.

Eine spezifisch australische Litteratur beginnt sich aber auch auf anderen Gebieten, als der herkömmlichen Schilderung des im allgemeinen recht monotonen Busch-Lebens bemerkbar zu machen. Als fünfter Band einer Sammlung australischer Dichtungen erschien unlängst „At Dawn and Dusk“ (Zur Morgen- und Abenddämmerung), das Beste, was uns seit Kendall's Gedichtsammlung in gebundener Sprache geboten wurde. — Auf dem Gebiete der Prosa-Erzählung verdient der Band eines ultra-australischen Autors A. B. Paterson's, „Man from mowy River“, besondere Erwähnung, von dem soeben das 15. Tausend erschienen ist. Guy Borthy's Buch: „Billy, Binks, Hero“ ist eine Sammlung von kleinen Skizzen, deren Titel eigentlich nur der ersten Erzählung der Sammlung zugehört. Billy Binks ist ein Charakter von zweifelhafter Vergangenheit und ein Vertreter jenes australischen Typus, den man wegen seiner mindestens ungezwungenen Gewohnheiten am besten mit dem Worte „hemdsärmlig“ bezeichnen kann. Die Erzählung spielt in Queensland und erhebt sich für einen Autor, der doch Land und Leute genau kennt, gleichwohl nicht über den Wert der Durchschnittsproduktion hinaus. Besser geraten sind eigentlich diejenigen Erzählungen des Bandes, die das Leben im Osten behandeln.

Sidney. *Wolfgang Schaumburg.*



Echo der Zeitungen



Das historische Drama und seine Stellung in der Gegenwart.

Von **Hans Sittenberger** (Wien).

So viel auch bisher über das historische Drama geschrieben wurde, es handelte sich immer nur und konnte sich um nichts anderes handeln als um die Frage, inwieweit der Dichter an den geschichtlichen Stoff gebunden sei. Die ältere Theorie, von den Griechen angefangen bis zu den Zeiten unserer Klassiker, war im allgemeinen geneigt, dem Dichter das denkbar größte Maß an Unabhängigkeit zuzugestehen. Als letzter Trumpf der Beweisführung galten die Worte des Aristoteles: „daß nicht die Darstellung des Geschehenen Aufgabe des Dichters ist, sondern dessen, was hätte geschehen können, und zwar einzig nach Maßgabe der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit“. Allein man beachtete nicht genug, daß die Stoffe, die Aristoteles im Auge hatte, nicht eigentlich historische, sondern sagenhafte waren. Dieser Unterschied ist aber von großer Wichtigkeit; Geschichte ist organisches Leben, in die Sage mischt sich willkürliche Erfindung, und mit dieser kann der Dichter ganz gewiß nach Belieben verfahren. Die Worte des Aristoteles besagen also das nicht, was man aus ihnen folgern wollte, und wenn man ferner betonte, daß es im Drama nur auf innere Wahrscheinlichkeit, nicht aber auf historische Wahrheit ankomme, so ist auch das nur ein sehr schwaches Argument. Was soll damit auch gesagt sein? Doch nur daß ein Schauspiel, in dem die geschichtlichen Thatsachen nach Willkür verändert sind, deswegen nicht notwendigerweise ohne Wirkung bleiben müsse. Kein vernünftiger Mensch wird das bezweifeln; ob man aber auch das Recht hat, ein solches Schauspiel noch historisch zu nennen, das ist eine ganz andere Sache.

„Ist es nicht einerlei,“ fragt Lessing, „ob die Wahrscheinlichkeit von gar keinen Zeugnissen und Ueberlieferungen bestätigt wird oder von solchen, die zu unserer Wissenschaft noch nicht gelangt sind?“ Er hat recht. So lange das Publikum dem Dichter nicht auf die Finger sehen kann oder will, mag dieser mit dem geschichtlichen Stoffe beginnen, was ihm beliebt und er wird, wenn er anders geschickt genug ist, Erfolg haben. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß sein Werk diesen Erfolg just in seiner Eigenschaft als historische Dichtung erzielen wird. Ganz in demselben Sinne ist aufzufassen, was Goethe über die Römerdramen Shakespeares sagt: dieser Dichter habe recht daran gethan, seine Römer zu Engländern zu machen. Denn wenn Goethe als Begründung hinzufügt, Shakespeare wäre sonst von seinen Landsleuten nicht verstanden worden, so beweist er damit allenfalls, daß das Publikum der Elisabethanischen Zeit nicht fähig war, römische Geschichte zu begreifen, keineswegs aber, daß Shakespeares Römerdramen wahrhaft historisch sind. Uebrigens mag man sich erinnern, daß Goethe selbst den Standpunkt, den er als Theoretiker einnahm, als schaffender Künstler durchaus nicht immer festhielt: gar nicht in seinem „Götz“, nur zum Teil im „Egmont und in der „Iphigenie“.

Will man also damit, daß man die Unabhängigkeit des Dichters vom geschichtlichen Stoffe betont, nichts anderes sagen, als daß die Wirkung einer sogenannten historischen Dichtung nicht von ihrer Uebereinstimmung mit den Thatsachen abhängt, so wüßte ich nicht, was man dagegen einwenden könnte. Wenn man damit aber mehr sagen und behaupten will, daß der Dichter sich von der historischen Wahrheit emanzipieren müsse, um den Aufgaben seiner Kunst gerecht zu werden, so ist das eine Auffassung, die sich einerseits auf keinen Beweis stützen kann, andererseits von großem Mangel an historischem Bewußtsein zeugt. Erklärlich wird sie aber gar wohl durch die ganz unzureichende Art, mit der bis in unser Jahrhundert hinein die Geschichtswissenschaft betrieben wurde.

Was nannte man denn Geschichte? Eine Sammlung von schlecht unter einander vermittelten

Daten; um den inneren Zusammenhang der Ereignisse kümmerte man sich wenig oder garnicht. Der Philosophie, die überhaupt in den Wissenschaften führte, blieb die Deutung überlassen. Sie schrieb dem Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandeln wollte, die Wege vor, sie lenkte ihn von dem wirklichen Leben ab und zwang ihm ihre Abstraktionen auf; nach dem mißverstandenen Worte des Aristoteles unterschied sie an dem historischen Ereignisse Notwendiges und Zufälliges, und es war dann ganz selbstverständlich, daß sie erklärte, nur jenes sei für den Dichter zu brauchen. So dachten noch Schiller und Goethe, und besonders in Schiller war der Philosoph allzeit stärker als der Historiker. Die der Hauptsache nach biographische Auffassung der Geschichte brachte es ferner mit sich, daß schon in der wissenschaftlichen Darstellung die Person im Mittelpunkte aller Vorgänge stand. Die Dichtung, die ja ihrem Wesen nach Vereinfachung ist, ging darin naturgemäß noch weiter und führte das historische Ereignis ausschließlich auf ein persönliches Lebensschicksal zurück, indem sie das eigentlich Historische daran, das heißt alle Umstände, die den persönlichen Fall zu den allgemeinen Verhältnissen einer bestimmten Zeit in Beziehung setzen, als zufällig und sonach überflüssig, ja störend, nach Möglichkeit beschnitt.

Diese Anschauungen haben nun allmählich eine gründliche Wandlung erfahren. Die Naturwissenschaften, die in unserem Jahrhundert so mächtig emporblühten, haben unbedingte Achtung vor allem Realen gelehrt, und wir können über die historische Wahrheit nicht mehr so gleichgültig hinweggehen wie frühere Zeiten. Den Unterschied zwischen Zufälligem und Notwendigem kennen wir nicht mehr; für uns ist das geschichtliche Ereignis, da es doch wirklich geschehen ist, in all seinen Theilen etwas mit Notwendigkeit Geschehenes. Glauben wir aber darin in der That da oder dort einen zufälligen Zug zu entdecken, so wissen wir ganz genau, daß dies nur an unserer mangelhaften Erkenntnis liegt, und wir werden uns bemühen, auch diese scheinbaren Zufälligkeiten in ihrem notwendigen, weil ursächlichen Zusammenhang erkennen zu lernen. Wir erblicken in den geschichtlichen Vorgängen auch nicht mehr die Beziehungen weniger auserlesener Menschen zueinander, wir sehen in ihnen vielmehr das Zusammenwirken unendlich vieler Bedingungen. Die Massen treten für unsere Betrachtung entschieden in den Vordergrund, die historische Person als solche verliert merklich an Bedeutung; sie ist uns das Produkt ihrer Zeit, der Ausdruck gewisser Bestrebungen der Menge, also selbst nur eine Folge, die freilich weiter wirkt, aber keineswegs die ausschließlich bewegende Ursache. Damit kompliziert sich uns das geschichtliche Ereignis gar sehr, und selbst soweit es den einzelnen betrifft, erkennen oder ahnen wir vielfältige Beziehungen zum Allgemeinen. Es ist freilich nicht ausgeschlossen, daß wir in dieser Auffassung etwas gar zu weit gehen und den Einfluß einer machtvoll überragenden Persönlichkeit ebenso sehr unterschätzen, wie er ehedem überschätzt wurde. Allein das eine ist sicher, daß die historische Dichtung heutzutage, wenn sie sich nicht in Widerspruch zur richtigeren Erkenntnis setzen will, über den persönlichen Fall hinausgehen und ihm eine breitere Grundlage historischer Realität geben muß.

Das ist schon durch die Entwickelung der modernen Geschichtsforschung bedingt. Zwar ist es richtig, daß der Dichter kein Gelehrter sein muß, und Kunst und Wissenschaft sind gewiß sehr verschiedene Dinge. Aber eine Dichtung, die unter dem Wissen ihrer Zeit steht, ist und bleibt Afterpoesie ohne Wert und Bedeutung. Dazu kommt der Unterschied zwischen der modernen Kunstanschauung und jener unserer Klassiker. Diese — und vor allen andern Schiller — faßten die Dichtung im wesentlichen vom moralischen Standpunkt auf. Es konnte sie also am geschichtlichen Ereignisse nur der rein menschliche Fall interessieren, und auch dieser nur insoweit, als in ihm sittliche Beziehungen zum Ausdruck kamen. Da nun das Leben kaum jemals einen solchen Fall in voller Deutlichkeit und Reinheit ausbildet, so hielten sich die Klassiker für berechtigt, ja für verpflichtet, das Leben in ihrer Dichtung gleichsam zu korrigieren. Ihre Schöpfungen wuchsen also nicht eigentlich aus der Geschichte heraus, selbst dann nicht, wenn diese ursprünglich die Anregung gegeben hatte, der historische Stoff bot vielmehr nur das Material für die Verkörperung der Idealbilder, die in der Seele des Dichters bereits fertig dastanden. Goethe sagt: „Für den Dichter ist keine Person historisch, es beliebt ihm, seine sittliche Welt darzustellen, und er erweist zu diesem Zwecke gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen.“ Schärfer kann man das äußerliche Verhältnis zwischen Geschichte und Dichtung nicht bezeichnen; diese habe von jener nichts weiter als die Namen zu entlehnen! Allerdings muß man auch hier auf den Gegensatz zwischen dem Aesthetiker Goethe und dem Dichter Goethe hinweisen; so abstrakt sich jener geberdet, so sehr hängt dieser am Konkreten, am wirklichen Leben und seinen Gestalten, und nur selten läßt er sich, wie etwa im „Tasso“ verleiten, den geschichtlichen Stoff nur als Maskerade für die Geschöpfe seiner „sittlichen Welt“ zu benützen. Heute hat auch der Dichter gelernt, mit den Augen des Naturforschers zu schauen, es fällt ihm durchaus nicht mehr ein, seine oder irgend eine sittliche Welt im poetischen Bilde zeigen zu wollen, sondern er sucht ein Stück organisches Leben — wirklich oder mögliches, das gilt gleich — zu ergründen und darzustellen, just wie das der Dichter des „Götz“ mit geringeren Kenntnissen zwar, aber mit genialer Intuition gethan hat. Nun entspricht es der sittlichen Auffassung menschlicher Verhältnisse, zu verallgemeinern, dagegen ist es der unbefangenen, gleichsam naturwissenschaftlichen Lebensbetrachtung gemäß, weit mehr aufs Konkrete und Einzelne zu gehen. So kompliziert sich also auch von Seite der Dichtkunst selbst die Darstellung geschichtlicher Stoffe, und die denkbar größte historische Treue wird geradezu zu einem Kennzeichen für die Lebenswahrheit der dichterischen Behandlung einer historischen Begebenheit.

Was heißt es nun: vom Dichter historische Treue verlangen? Heißt das, von ihm die Genauigkeit eines Geschichtsprofessors fordern, der jede Einzelheit seiner Darstellung sorgsam auf Quellen zurückführt? Heißt das, von ihm verlangen, daß er auch in keinem einzigen Zuge von dem thatsächlichen Verlaufe der Ereignisse abweicht? Das kann es unmöglich heißen; denn dann wäre die Dichtung in der That nur eine Dienerin der Geschichte, und eine schlechte obendrein, weil sie nur viel wortreicher und umständlicher, aber um nichts genauer und deutlicher

wäre. Von dem Dichter historische Treue verlangen, kann also nur soviel heißen, als von ihm fordern, daß er nicht gegen unser historisches Bewußtsein verstoße. Nun hängt aber der Umfang des historischen Bewußtseins von dem jeweiligen Stande und der Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse ab; daraus ergiebt sich, daß man unter historischer Treue zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedenes verstehen wird. Nun sind heutzutage geschichtliche Kenntnisse ungleich verbreiteter und genauer als jemals früher, aber freilich allzu weit reichen sie noch immer nicht. Es ist wahr, kein halbwegs gebildeter Mensch wird heute noch in den Familienbeziehungen der Fürstenhäuser das eigentliche Agens der Geschichte erblicken, und selbst der minder Gebildete wird eine Ahnung von der Bedeutung der Massen haben. Wenn sich der Dichter also durch rein biographische Darstellung gegen die Auffassung von dem Wesen geschichtlicher Werdeprozesse versündigt, so wird er am allerempfindlichsten verletzen. Auch hat das Publikum eine mehr oder minder deutliche Vorstellung von der Kultur, den sittlichen und sozialen Verhältnissen gewisser Epochen. Der Dichter wird also in seiner Schöpfung den Geist der historischen Zeit festhalten und die Fabel aus allgemeinen Verhältnissen herausspinnen müssen. Allein das Detail im Verlaufe der geschichtlichen Begebenheiten ist dem Publikum keineswegs geläufig, und nur etliche Hauptpunkte stehen in der allgemeinen Erinnerung fest. Mit den einzelnen historischen Fakten wird der Dichter also — so weit es sich nicht ganz um bekannte Thatsachen handelt — ziemlich frei schalten können, ohne Widerspruch befürchten zu müssen.

Gewisse Freiheiten in der Behandlung historischer Stoffe sind also möglich; aber noch mehr: sie sind berechtigt, ja unerläßlich. Selbst der Historiker ist nicht im Stande, alle Fäden aufzudecken, die in einem geschichtlichen Vorgange zusammenlaufen, um wie viel weniger der Dichter; er ist durch seine Kunst zu einer Auswahl einfach gezwungen. Nun ist zwar jede Auswahl an sich eine Veränderung, allein sie wird unerbittlich gefordert durch das Gesetz der Konzentration, das jede Darstellung, auch die wissenschaftliche, ganz besonders jedoch die dichterische, und vor allem die dramatische, beherrscht. Ueber eine Auswahl kommt also der Dichter, besonders der Dramatiker, nicht hinaus, er mag sich stellen, wie er will. Alles, was er thun kann, ist: eine geschickte Auswahl treffen. Wir unterscheiden zwar am geschichtlichen Vorgange nicht mehr notwendige und zufällige Züge, aber notwendig und zufällig ist nicht dasselbe wie wesentlich und unwesentlich. Auch der kleinste Zug ist, objektiv genommen, ein notwendiges Glied der Ereignisse, aber für die Darstellung mag er uns wohl entbehrlich scheinen, weil er vielleicht nur eine ganz unmerkliche Nuance bewirkt. Der Dichter wird also seine Auswahl so treffen müssen, daß sie alle wesentlichen Züge umfaßt und alles andere leicht daraus zu begreifen ist. Dazu gehört natürlich auch das belebende Detail, das uns das Kleinleben des Tages vorgaukelt. Das frischt das dichterische Bild auf und läßt es uns als vollständig erscheinen. So verfährt ja auch der Historiker, nur ist seine Darstellung breiter, abstrakter, die Dichtung dagegen ist enger umgrenzt, dafür aber konkreter und lebendiger.

Aber nicht nur eine bestimmte Auswahl, sondern auch gewisse Veränderungen werden wir dem Dichter zugestehen müssen. Es wird sich zum Beispiel manchmal als unbedingt nötig erweisen, den Verlauf der Ereignisse zu kürzen. Dabei kann es aber sehr leicht geschehen, daß dann irgend eine wichtige That, irgend ein bedeutender Vorfall ohne genügende Erklärung bleibt. Da wird dann die Erfindung des Dichters einsetzen und er wird, um die Lücke zu füllen, ein Motiv unterschieben müssen. Das bedeutet freilich ein unzweifelhaftes Abweichen von der geschichtlichen Wahrheit, aber auch hier gilt, was ich oben über wesentliche und unwesentliche Züge gesagt habe. Der Mann der Wissenschaft darf auf die Lücken hinweisen, darf sagen, daß für dies oder jenes die Erklärung mangelt. Der Dichter aber darf nichts unerklärt lassen, und wenn er durch gewisse Veränderungen den Schein eines lückenlosen und glaublichen Zusammenhanges zu erwecken vermag, so muß er sie vornehmen und thäte geradezu unrecht, sie zu unterlassen.

Dabei wird er sich zunächst von seiner individuellen Auffassung leiten lassen. So lange es keine vollständige Erkenntnis giebt, muß das Urteil Ersatz bieten. Auch der Historiker nimmt ja das Recht in Anspruch, geschichtliche Charaktere und den Zusammenhang der Ereignisse nach seiner Weise zu deuten; auch er wägt die Einzelheiten nach ihrer Wichtigkeit gegen einander ab. Wie sollte dieses Recht dem Dichter versagt sein? Es hängt natürlich von seiner Fähigkeit ab, ob er es angemessen und mit eindringendem Verständnis zu üben vermag oder nicht. Außerdem wird für ihn nur die Technik seiner Kunst maßgebend sein, sie wird ihm gewisse Veränderungen am geschichtlichen Stoffe von selbst vorschreiben. Besonders das Drama setzt enge Grenzen. Es verlangt seinem Wesen nach ein bedeutungsvolles persönliches Geschick. Der Dramatiker wird also von Haus aus nur solche Vorgänge brauchen können, die sich um eine starke Persönlichkeit gruppieren, wie etwa im „Götz“ oder im „Florian Geyer“. Die Veränderungen werden hauptsächlich in einer geschickten Konzentration der Wechselwirkungen bestehen, insofern nämlich, als indirekte Einflüsse nach Möglichkeit in direkte umgesetzt werden. Gerade daran aber hat es Gerhart Hauptmann in seinem „Florian Geyer“ empfindlich fehlen lassen. Eine große Volksbewegung wird da vor uns aufgerollt, aber sie setzt sich aus einer Menge von Einzelheiten zusammen, die schon durch ihre Fülle allein verwirren; noch schlimmer ist es, daß diese vielfachen Geschehnisse wohl in ihrer Summe das Endergebnis herbeiführen, nicht immer aber einander bedingen. Es kommt viel zusammen, wie man zu sagen pflegt, aber es geht wenig aus einander hervor. Die Ereignisse liegen nicht in einer Linie, und das vermehrt die Verwirrung. Die Gestalt Florian Geyers, so bedeutend sie ist und so genial der Dichter sie zu zeichnen verstand, steht zu wenig im Mittelpunkte der Dinge. Ganze Partien der Handlung vollziehen sich, ohne daß Geyer einen merklichen Einfluß darauf nähme; er greift immer nur nach gewissen Abschnitten ein. Daraus ergiebt sich etwas Sprunghaftes; es scheint, als ob der organische Zusammenhang fehle, der doch in Wirklichkeit vorhanden ist. In der Dichtung entscheidet aber, wie in jeder Kunst, der Schein. Ein weiterer Uebelstand ist der, daß sich die Begebenheiten auf viele Orte verzetteln, der Dichter aber nicht wagt, innerhalb des Aktes die Szene zu wechseln. So kommt es, daß von

vielen Dingen nur erzählt wird, ja daß bisweilen geradezu entscheidende Wendungen sich hinter der Szene vollziehen; das mindert natürlich die Deutlichkeit in verhängnisvoller Weise. Hauptmann ist des großen Stoffes nicht völlig Herr geworden; er hat ihn genial erfaßt, aber er vermochte nicht, ihn darzustellen. Sein Fehler war es, daß er gar zu treu an der Geschichte hing; durch übergroße Genauigkeit hat er sein Werk um die nötige Deutlichkeit gebracht.

Worin besteht also der Unterschied zwischen der alten und neuen Methode? Freiheit dort und Freiheit hier — das kommt auf dasselbe hinaus. Ich dächte, doch nicht ganz. Die ältere Aesthetik nimmt für den Dichter das Recht in Anspruch, mit dem geschichtlichen Stoffe ganz nach seinem Belieben zu schalten. Die dichterische Laune war also allein entscheidend, und es blieb dem Poeten unverwehrt, auch an dem Wesen zu ändern, so viel er mochte, wenn nur seine Schöpfung an sich billigen Anforderungen entsprach; das Historische bildete dabei eigentlich nur eine Zugabe. So kennzeichnete wenigstens die Theorie das Verhältnis zwischen Geschichte und Dichtung. In der Praxis verhielt sich die Sache freilich nicht immer so. Die großen Realisten, wie Shakespeare und Goethe, wollten in ihrer Weise gewiß historisch sein, allein auch sie sahen gemäß den geringen geschichtlichen Kenntnissen ihrer Zeit in der historischen Begebenheit zu sehr den einzelnen, rein persönlichen Fall. Selbst wo sie ersichtlich darüber hinausgehen wollen, fehlt der organische Zusammenhang. Wie äußerlich ist zum Beispiel das Geschick Götzens von Berlichingen mit dem großen Bauernaufstand verbunden! Von den Strömungen der Zeit ist eigentlich nur der Gegensatz zwischen dem freien Reichsrittertum und der feilen Vasallenwirtschaft kräftig genug betont; dabei hat Goethe noch stark schöngefärbt. Wir empfinden heute diese Mängel, aber es muß betont werden: Für das Jahr 1773 war das Schauspiel im eminenten Sinne historisch, ja es ist geradezu führend geworden.

Dort, wo Goethe aufgehört hat, müssen wir Modernen weiter bauen; wir haben keine reifere Kunst, wohl aber reichere Kenntnisse einzusetzen. Freiheiten in der Behandlung des geschichtlichen Stoffes dürfen auch wir uns gestatten, aber nicht nach Willkür, sondern nur nach dem Gebote der Notwendigkeit. Ein Dichter, der darin weiter geht, als er muß, scheint mir seiner Aufgabe und unserer Zeit nicht gerecht zu werden. Wir dürften es nicht wagen — wie Goethe das theoretisch verlangt und Schiller es praktisch ausführt — die Geschöpfe unserer sittlichen Weltanschauung in historische Masken zu stecken, wir begnügen uns auch nicht mehr damit, aus dem historischen Ereignisse einen psychologischen Konflikt allgemeiner Natur herauszuschälen, wir streben ganz und gar nicht danach, diesen Konflikt von allen sogenannten Zufälligkeiten zu säubern. Im Gegenteil, dieses scheinbar Zufällige ist uns ungeheuer wichtig geworden, wir erkennen darin notwendige Zusammenhänge, wir wissen, daß ein bestimmter Konflikt ohne seine historischen Bedingungen nicht gedacht werden kann, und wir wollen den ganzen Menschen sehen, wie er leibte und lebte. Aus seiner Zeit heraus wollen wir ihn begreifen, in der er doch mit allen Fasern seines Daseins wurzelte, und darum wollen wir auch ein lebendiges Bild der historischen Zeit selbst, nicht blos als flüchtigen Aufputz, sondern als solide Grundlage der Dichtung. Es kommt dabei auf das Geschick des Autors an, dieses Zeitbild immer im Zusammenhang mit der Person zu halten. Ueber diese Schwierigkeit aber, die freilich weit größer ist, als man denkt, ist auch ein Dichter von der hervorragenden Begabung Hauptmanns bisher nicht hinweggekommen. Der Sieg muß da noch erst erfochten werden.

Aus der „Vossischen Zeitung“.

⁎ **Auszüge.** Den roten Faden in den Feuilletons der beiden letzten Wochen bildeten die Jubiläumsartikel für Schillers „Wallenstein“, dessen Jahrhundertfeier bekanntlich auf den 12. Oktober fiel. Bei den meisten dieser Gedächtnisblätter handelte es sich um die Auffrischung der historischen Thatsachen. Vom kritisch-modernen Standpunkt aus betrachtet Fritz Mauthner (Berl. Tgbl. Nr. 521) das Werk, zu dessen wärmsten Bewunderern er sich zählt, um doch zu sagen: „Die Intellecktuellen in Deutschland glauben nicht mehr an Schillers Philosophie und an Schillers künstlerische Technik; aber auch sie mit ihrem ganzen Volke beugen das Haupt vor dem Glanze, den Schillers Persönlichkeit heute so hell, wie vor hundert Jahren ausstrahlt.“ — Sehr zeitgemäß für unsere heutige Censurmisère kommen die Mitteilungen, die August Fournier über „Schillers Wallenstein und die österreichsche Censur“ in der „N. Fr. Presse“ (Nr. 12261) macht. Der Vergleich der damaligen Censoren mit den heutigen fällt dabei für diese viel weniger schmeichelhaft aus als man denken sollte. Im Gegensatze zu so vielen Verfügungen der heutigen Censur kann man hier wenigstens begreifen, weshalb der damalige sehr gewissenhafte Censor, Regierungsrat v. Hägelin, aus politischen Gründen die Aufführung der Trilogie, obwohl er „sie selbst zu sehen wünschte“, für unzulässig erklärte, so daß sie in Wien (bis auf ein flüchtiges Auftauchen im Jahre 1814) erst in den vierziger Jahren, dank Schreyvogels Bemühungen, für die Bühne freigegeben wurde. Die Buchausgabe war jedoch unbeanstandet geblieben, wenn sie auch nur knapp dem Verbot entging.

Ein merkwürdiges Werk, dem wir in Deutschland jedenfalls nichts ähnliches zur Seite zu stellen haben, ist vor kurzem in Rußland erschienen. Es sind die sämmtlichen, in 25 Bänden gesammelten Leitartikel, die der bekannte russische Schriftsteller und Panslavist M. N. Katkow von 1863 bis zu seinem Tode 1887, in der Moskauer Zeitung veröffentlicht hat. Dem Werke ist auch eine größere Anzahl von Katkows Briefen beigegeben, darunter eine Reihe aus Deutschland datierte, von denen Dr. Adolph Heß in einem Artikel (N. Fr. Pr. Nr. 12259) verschiedene mitteilt. Sie stammen aus Katkows Studienzeit, die ihn 1840 nach Berlin führte und dort am meisten von Schelling und Karl Werder beeinflußt werden ließ. Von Schelling schwärmt er sehr und rühmt sich, das beste Kollegheft von seinen Vorlesungen zu haben, so daß er von allen Seiten darum angegangen werde. Seine geringe Sympathie für Deutschland tritt auch aus den damaligen Briefen schon gelegentlich zu tage, hat ihn aber nicht abgehalten, Stücke aus Goethes, Heines und Rückerts Werken ins Russische zu übertragen. Uebrigens war er auch der erste Uebersetzer von Shakespeares „Romeo und Julia“, das in den vierziger Jahren auf Moskauer und Petersburger Bühnen ausschließlich in seiner Uebersetzung gegeben wurde.

Die Ansichten bedeutender Ausländer über uns und unsere einheimischen Zustände zu hören, war uns mit Recht von jeher wertvoll. Insofern dürfen auch die Eindrücke interessieren, die der gefeiertste, englische Theaterkritiker William Archer von seinen Reisen in Deutschland und Oesterreich mitgebracht und über die er sich einem Mitarbeiter des „N. Wien. Tagbl.“ gegenüber (Nr. 278) ausgesprochen hat. Im Burgtheater hat er außer dem „Wintermärchen“ Schnitzlers „Liebelei“ gesehen, an dem er namentlich merkwürdig fand, daß

es trotz des simpeln Dialogs ein „überaus wirksames und bedeutendes Stück“ sei. Dieser einfache Dialog unserer modernen Stücke fällt ihm auf, weil man ihn in England nicht kenne, wo „der Witz um jeden Preis“ dem Dramatiker bei der Dialogführung vorschwebe. Dieser befragt beim Schreiben „nicht in erster Reihe sein Gedächtnis darüber, wie Leute von dem und dem Charakter in der und der Lage sprechen, sondern er sucht nach einem Wortspiel, einem Situationswitz, einem Epigramm . . . Die gekünstelte Technik und der oft bei den Haaren herbeigezogene Witz des Dialogs sind nach meinem Gefühle der Fluch des englischen Theaters; sie sind fast so arg, wie die seligen drei Einheiten Racines und Voltaires.“ Auch in dem Mangel eines gemischten Repertoires sieht Archer einen Krebsschaden des englischen Bühnenwesens und hat speziell daraufhin in Berlin und Wien seine Studien gemacht.

Ueber „Volkstümliche und kunstmäßige Elemente in der Schnaderhüpfelpoesie“ stellt Dr. John Meier (Halle) in der Allgemeinen Zeitung (Beil. Nr. 226) eine eingehende Untersuchung an, um zu beweisen, daß es einen organischen Unterschied zwischen Volks- und Kunstpoesie nicht gebe und daß auch im Schnaderhüpfel, dieser Urzelle des Volksgesangs, vielfach Volkstümliches und Kunstmäßiges untrennbar gemischt sei. Die Beobachtungen, die nach dieser Richtung schon Hans Grasberger in seiner „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels“, Fritz Gundlach u. a. aufgestellt haben, werden weiter verfolgt und nachgewiesen, wie zahlreiche, für ganz volksecht gehaltene und vielverbreitete Vierzeiler auf Franz v. Kobell, J. F. Castelli, J. G. Seidl u. a. m. zurückzuführen sind. In den bayrischen Alpen hat namentlich Kobell den Volksschatz an Schnaderhüpfeln ungemein bereichert. Viele davon dürften bei jenen Bockpartieen im Mai entstanden sein, die in Kobells Wohnung alljährlich stattfanden und zu denen ein großer Teil der geistigen Elite Münchens erschien: Herzog Maximilian in Bayern, Defregger, Riehl, Robert von Hornstein, Carrière, Stieler u. s. w. Von 318 gedruckten Vierzeilern Kobells sind nach Meier rund 120 als im Volksmund lebende Schnaderhüpfel nachweisbar.

Maurice Maeterlinck hat ein neues Buch unter dem Titel „Weisheit und Schicksal“ geschrieben, das in diesen Tagen gleichzeitig französisch und englisch in Paris, London und New-York erscheinen soll. Aus dem Inhalt des Werkes giebt Maeterlincks deutscher Uebersetzer F. von Oppeln-Bronikowski in einem Feuilleton der Frankf. Ztg. (Nr. 282) einige Auszüge, aus denen zu entnehmen ist, daß es sich in den philosophischen Gedanken des belgischen Dichters und Mystikers um eine Art neuen Eudämonismus handelt, um eine Bekämpfung „falscher Entsagung und Opfersucht“ und eine Verteidigung der berechtigten und gesunden Eigenliebe.

Max Müller (Oxford) hat Erinnerungen aus seinem langen Leben zu einem Bande vereint („Auld lang syne“, Longmans, Green & Co. 1898), denen G. A. Crüwell allerhand litterarisch Interessantes entnimmt (N. Fr. Presse Nr. 12 256). Kaum bekannt dürfte es sein, daß der gefeierte Orientalist mütterlicherseits ein Urenkel des Pädagogen Basedow ist, des „Prophete rechts“ aus Goethes bekanntem „Diner zu Coblenz“. Enge Beziehungen verbanden Müllers Vater Wilhelm, den Griechensänger, mit der schwäbischen Dichterschule, besonders mit dem Hause Kerner. Ein vertrauter Freund von Müllers Eltern war auch Karl Maria v. Weber. Webers Gattin und Frau Müller sahen zu gleicher Zeit der Geburt eines Kindes entgegen und beide Frauen beschlossen, ihren Kindern Namen aus dem „Freischütz“ zu geben. So kam es, daß der Musikersohn (später österreichischer Beamter) und das Poetenkind den Namen Max erhielten. Max Müller selbst kam mit verschiedenen deutschen Dichtern in Beziehung, mit Rückert, Arndt, Uhland, später auch mit Heine, den er tief verehrte, aber nur ganz flüchtig noch in Paris 1846 sehen sollte.

Andere Erinnerungen an Justinus Kerner (vgl. auch „Nord und Süd“ im vorigen Hefte, Sp. 112) macht Dr. Ernst Müller-Tübingen in Gestalt von vier ungedruckten Briefen bekannt („Neues Tagblatt“, Stuttgart, No. 242). Der eine ist an Kerners Freundin Emma Niendorf gerichtet und handelt von seiner neuerfundenen Kunst der „Klecksographie“ und von der Art, wie er darauf gekommen war . . . „Ich fand die Kunst durch die vielen Tintensäue, die ich auf die Briefe mache meiner üblen Augen wegen. Ich schlug den Brief mit solchen Säuen zusammen und da entstand ein Bild . . . Es geht mit Buchstaben auch, aber Säue geben kräftigere Bilder. Probiere Du es nur auch.“ Ein anderer Brief ist an den Prinzen Adalbert von Bayern, Bruder des jetzigen Prinzregenten, gerichtet, der mit Kerner in reger Korrespondenz stand.

Von litterarhistorischen Beiträgen sind noch zu erwähnen: ein Aufsatz von Alfred Semerau über die Brüder Stolberg, der an des Aelteren 150. Geburtstag anknüpft („Nat.-Ztg.“ No. 561 und 571), und ein solcher von P. von Ebart über Goethe und Gotter (Sonnt.-Beil. der „Nat.-Ztg. Nr. 536 und 549). Dieser behandelt zusammenfassend die Beziehungen des jungen Goethe zu dem einst geschätzten, heut vergessenen älteren Dichter Gotter, die aus der Wetzlarer Zeit datieren. Gotter starb 1797 in Gotha, wo ihm kürzlich eine Gedenktafel gestiftet wurde; seine geistvolle Tochter Pauline wurde später die zweite Frau des Philosophen Schelling. — In die Reihe der Goetheartikel gehört auch eine Studie über „Goethe und das studentische Duell“ von A. Langguth („Voss. Ztg.“, Sonntagsbeil. Nr. 47), in der alle Zeugnisse dafür beigebracht werden, daß Goethe ein entschiedener Gegner des akademischen Duells (auch der studentischen Verbindungen) und Anhänger des Ehrengerichtsgedankens war.

Mit Jean Jacques Rousseau und seiner Wirkung deren jüngsten Ausläufer er in Nietzsche sieht, beschäftigt sich Th. Achelis (Hamb. Corr., Litterar. Sonntagsbeil. Nr. 21) im Anschluß an des kopenhagener Professors Höffding Rousseau-Werk (Stuttgart, Frommann). — Der Halbjahrhundertrückblick auf das Sturmjahr 1848 giebt Fritz Lemmermayer Anlaß zu einer Studie über das dämonische Element im Volkscharakter, das sich z. B. an dem diabolischen Vergnügen erregter Volksmassen an Feuersbrünsten beobachten lasse (Nat.-Ztg. Nr. 567). — An Philipp Langmanns neues Stück „Die vier Gewinner“ knüpft ein Feuilleton von Hugo Klein (Berl. Tagebl. 512) „Die Tragikomödie des Zahlenlotto“ an. — In der „Kölnischen Ztg.“ (No. 952) teilt „ein Vater, der seit sechs Jahren genötigt ist, seine Kinder auf italienische Schulen zu schicken“ seine gesammelten Erfahrungen über das italienische Volksschulwesen mit, das in den großen Städten gut sei, auf dem Lande noch sehr im Argen liege, so daß z. B. in Rom noch über die Hälfte der vom Lande stammenden Dienstboten aus Analphabeten besteht. — Ueber den ungeheuren Erfolg von Antonio Fogazzaros neuem Roman „Piccolo mondo antica“ (Aus der guten alten Zeit) berichtet Dr. Hans Barth (Zeitgeist No. 42), ebenso über neue Novellenbände von Giuseppe Baffico, einem hochbegabten jungen Genuesen, der sich vor zwei Jahren durch den psychologischen Roman eines Blinden („Nelle tenebre“) mit einem Schlage bekannt gemacht hat.

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich

Blätter für litterarische Unterhaltung. Der Kopfartikel der Nr. 40 von Richard Weitbrecht gilt Felix Dahn und der jetzt größtenteils vorliegenden Gesamtausgabe seiner poetischen Werke (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 21 Bände). Den bleibenden Wert Dahns begründe sein starkes Temperament und seine lodernde Begeisterung

„für das Beste, was wir haben, für unser Germanentum“. Die übliche Zusammengruppierung mit Ebers, den Dahn weit überrage, unter der gemeinschaftlichen Marke des „Professorenromans“ habe Dahn ebensoviel geschadet, wie der Ruhm Freytags, der noch jetzt häufig gegen Dahn ausgespielt werde, obwohl dieser „entschieden der bedeutendere epische Dichter ist.“ Dahns Schwächen werden daneben nicht verkannt, insbesondere bedauert, daß seine Liebe „offenbar nicht dem Christentum gehöre“, durch das nach Dahns Auffassung das echte Germanentum einen Bruch erlitten habe. — In Nr. 41 beginnt eine Studie von Leonhard Lier, „Vom modernen Drama“, in dem die neuen dramaturgischen Werke von A. Eloesser (Das bürgerliche Drama), Edgar Steiger (Das Werden des neuen Dramas) und Hans Sittenberger (Studien zur Dramaturgie der Gegenwart) beleuchtet werden. „Zur Beurteilung des modernen Dramas tragen sie alle drei eine stattliche Reihe von bedeutsamen Momenten herbei.“

Cosmopolis. Oktoberheft. Im englischen Teile geht John G. Robertson dem Einfluß Friedrich Nietzsches auf die deutsche Litteratur im einzelnen nach. Von der Litteratur über Nietzsche erscheint ihm nur weniges von bleibendem Wert: Rudolf Steiners Schrift „Friedrich Nietzsche, ein Kämpfer gegen seine Zeit“, Weimar 1895; Ludwig Steins (1893 in der deutschen Rundschau zuerst erschienener) Essai „Friedrich Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren“, Aloys Riehls Buch „Friedrich Nietzsche, der Künstler und der Denker“ (2. Aufl. Stuttgart 1898) und endlich Lou Andreas-Salomés Arbeit „Friedrich Nietzsche in seinen Werken“ (Wien 1894), „der einzige Versuch in Nietzsches Gedankenwelt ein System zu entdecken.“ Als wichtiger biographischer Beitrag zu Nietzsches Kenntnis wird natürlich „Das Leben Nietzsches“ von seiner Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche nicht vergessen, dessen zweiter Band im vorigen Jahre erschien. Aelter und stärker als der Einfluß Nietzsches auf die deutsche Litteratur ist nach Robertsons Meinung der des Dänen Sören Kierkegaard, der gleich Nietzsche mehr Dichter, als Philosoph war; und der „Uebermensch in der modernen Litteratur“, wie ihn Leo Berg in seinem so betitelten Buche dargestellt habe, sei mehr der Individualist im Sinne Kierkegaards, als der Uebermensch Nietzsches. Man müsse sich hüten, des letzteren speziellen Einfluß mit einer allgemeinen geistigen Bewegung der Zeit zu verwechseln. Dieser Einfluß sei weit geringer, als man vielfach in Deutschland annehme. Sudermanns Magda z. B. sei um nichts mehr ein Produkt von Nietzsches Einwirkung, als Ibsens Nora, der sogenannte „Herrenmensch“, wie Röcknitz in „Glück im Winkel“, sei nur eine modernisierte Ausgabe des älteren Bonvivant à la Konrad Bolz, Sudermanns Romanhelden nur Abkömmlinge der Oswalds und Leos in Spielhagens ersten großen Romanen. Ebenso wenig sei Nietzsches Einfluß bei Gerhart Hauptmann zu spüren. Dagegen fänden Nietzsches Ideen eine objektive Behandlung in Wilbrandts Roman „Die Osterinsel“, J. V. Widmanns Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse“ und Otto v. Leixners Erzählung „Also sprach Zarathustras Sohn“. Am tiefsten reiche die Wirkung Nietzsches in der modernen deutschen Lyrik, wo er dazu beigetragen habe, den Einfluß Heines und der „morbiden Sentimentalität“ des „Buch der Lieder“ zu überwinden. Als typisches Beispiel für die jungen Dichter, die ihren Geist von Nietzsche durchfluthen ließen, nennt Robertson Franz Evers. An Nietzsches eigene wundervolle Sprachkunst freilich reiche keiner seiner lyrischen Jünger heran; mit dieser Prosa sei höchstens Flauberts „tentation de St. Antoine“ an Vollendung vergleichbar. Trotzdem sei ein stärkerer Einfluß seines Stils auf die deutsche Prosa nicht zu wünschen und bis jetzt auch nicht zu bemerken, wie denn überhaupt neun Zehntel von allem, was man auf Nietzsches Konto setze, nicht auf ihn, sondern auf skandinavische Einwirkungen zurückgehe. Und Robertson wirft angesichts dessen die Frage auf, ob nicht vielleicht zu viel Undeutsches in Nietzsches Philosophie enthalten sei, ob nicht dieser „Päan des triumphirenden Optimismus“ dem germanischen Geiste, wie er seit sieben Jahrhunderten die deutsche Dichtung durchdrungen habe, allzutief widerstreite? — Im französischen Teile des Bandes erzählt Maurice Barrès Erinnerungen an seinen von kurzem gestorbenen Freund und Schulgefährten Stanislas de Guaita, den er „un rénovateur de l'Occultisme“ nennt. Ueber ausländische Dramen, die in der Saison 1897/98 in Paris aufgeführt wurden, berichtet G. Trarieux. Es waren 4 Stücke von Ibsen, Björnsons „Fallissement“, d'Annunzios „Città morte“, Heibergs „Balkon“, Bulwer-Lyttons „Richelieu“, Goethes „Clavigo“ und Hauptmanns „Weber“, deren großer Erfolg die Mißwirkung der „versunkenen Glocke“ vom Jahre vorher wieder wett machte. Die verblüffende Aermlichkeit dieses Auslandrepertoires giebt Trarieux den Anlaß zu berechtigten Klagen über die geistige Absperrung Frankreichs gegen die Weltlitteratur. Ein Artikel über Nietzsche findet sich auch in diesem Teile: er gilt einem eben erschienenen Werke über den deutschen Philosophen von Henri Lichtenberger, worin Schopenhauers Metaphysik als der Wurzelboden von N.'s Weltanschauung bezeichnet wird. — In der deutschen, diesmal vergleichsweise schwächsten Abteilung rollt Heinrich Linder (Santiago de Chile) die Geschichte des Jahrzehnte alten Grenzstreits zwischen Chile und Argentinien auf, Anton Bettelheim bespricht einige deutsche Bücher und Felix Poppenberg die ersten Berliner Premièren dieses Winters.

Deutsche Dichtung. Heft 2 bringt Jugendbildnisse von Th. Fontane und Georg Ebers und Nachrufe auf beide von K. E. Franzos. Von Fontane heißt es: „Er war der einzige Dichter der Gegenwart, den die Alten liebten, die Mittleren schätzten, die Jungen ehrten.“ Von Ebers wird erzählt, er habe es beklagt, daß er „fast nur Lobredner oder Schmäher, aber selten Kritiker“ gefunden habe. Ein Gedicht von Ebers existirt, das er „obwohl es sein geistvollstes und eigentümlichstes ist“, niemals in Buchform veröffentlicht hat. Es heißt: „Aus dem Jenseits. Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuche des Doktors Modestus“ und erschien seinerzeit in der D. D., Band II, 83 ff.

Deutsches Wochenblatt. Von dem Festtage der Stormgemeinde, der Enthüllung des Husumer Denkmals am 14. September, erzählt in Nr. 40 ein von persönlichen Erinnerungen an den Dichter wehmütig durchwehter Beitrag Alfred Bieses. — In Nr. 41 erörtert Hauptmann Karl von Bruchhausen als Kenner die akut gewordene Faschoda-Frage, die im November zwischen Frankreich und England verhandelt werden soll, und spricht die Ansicht aus, daß sich daraus weitere internationale Auseinandersetzungen und „vielleicht sogar eine Aufrollung der ägyptischen Frage“ entwickeln dürften. — Ein Artikel „Der große Idealist“ von Emil Mauerhof will in Hermann dem Cherusker und Bismarck „zwei in Charakter und Lebensart (?) durchaus gleichartige thatkräftige Idealisten“ nachweisen. Kleist sei mit seiner Hermannsschlacht „zugleich der Homer des Ersteren und der Prophet des Letzteren“ geworden.

Die Frau. Oktoberheft. Mit der eigenartigen dichterischen Persönlichkeit von Lou Andreas-Salomé beschäftigt sich eine biographisch-kritische Studie von Ernst Heilborn. Als Tochter eines russischen Generals hugenottischer Herkunft in Petersburg geboren, ging sie, um Theologie zu studieren, nach Zürich, mußte aber krankheitshalber das Studium abbrechen. Aus diesen Zeiten stammt ihr erster Roman „Im Kampf um Gott“ (1885). Dann genoß sie jahrelang Friedrich Nietzsches persönliche Freundschaft, dessen Schülerin und Interpretin sie ward. Ihre noch nicht zahlreichen, aber reifen novellistischen Arbeiten zeigen eine „seltene Verbindung abstrakten Denkbedürfnisses mit weiblicher und finnenweicher Empfindungsgabe“. — Ein Leitartikel über „Bildungsfragen“ von Helene Lange kämpft gegen

die Halbbildung im weiblichen Erziehungssystem unserer Tage an. Die Halbbildung sei es, die das Frauenkönnen auf allen Gebieten heute noch discreditire. Man solle der Frau alle Bildungsquellen freigeben, denn die Bildung sei „keines Geschlechts."

Die Gesellschaft. Heft XIX. Eine Studie über Martin Greif von Franz Himmelbauer, (München), feiert insbesondere die „ganz einzig dastehende Knappheit" in Greifs Naturlyrik. „Mit dieser Eigenart beeinflußte er unverkennbar einen großen Teil der zeitgenössischen Lyrik und ward ein herrschender Stilpräger von solch zwingender Kraft, wie in diesen Jahrzehnten, allerdings in ganz anderer Art, wie einer noch: Friedrich Nietzsche. Und es wird manchen Freund der Dichtkunst wundern, wenn er erfährt, daß eine lyrische Form, die ihm wohl schon vertraut ist, das Naturbild, geradenwegs auf Greif zurückzuführen sei. Die olympische Größe Goethes ahnte wohl einmal diesen neuen Zweig der Lyrik voraus. Aber begründet hat ihn erst Martin Greif. . . ." Franz Held (München) bespricht Zorillas „Don Juan Tenorio" in Fastenraths neuer Uebersetzung (vergl. „Litt. E." Sp. 56) und nennt ihn „kein großes Kunstwerk, aber ein brillantes Theaterstück mit viel lyrisch-dramatischem Schwung." Aus dem übrigen Inhalt des Heftes sind Proben jung-amerikanischer Lyrik (deutsch von A. von Ende), ein Bericht über die Londoner Aufführung von Maeterlincks symbolistischem Drama „Pelleas und Melisande" (von Ernst Clausen) und der erste Akt der Komödie „Die Agrarkommission" von Kurt Aram (s. d. „Bühnenchronik" in diesem Heft) besonders hervorzuheben.

Die Grenzboten. Eine Artikelserie in den Heften 40/42 stellt „Betrachtungen über das Drama, insbesondere das deutsche" im Anschlusse an drei neu erschienene Werke an: Karl Bruchmann, „Die Poetik, Naturlehre der Dichtung" (Berlin, Wilh. Hertz), Edgar Steiger, „Das Werden des neuen Dramas" (Berlin, F. Fontane u. Co., 2 Bände), und Hans Sittenberger, „Studien zur Dramaturgie der Gegenwart" (Erste Reihe, München, C. H. Beck). — Ein Beitrag in Heft 41 lenkt unter der Aufschrift „Ein Neulutheraner" die Aufmerksamkeit auf einen dem Namen nach unbekannten deutsch-amerikanischen Geistlichen, dessen Aufzeichnungen in 2 Bänden unter dem Titel „Ephemeriden des Isch Schachefeth" (d. h. Mann der Schwindsucht) im vorigen Jahre erschienen sind (Verlag von C. Bertelsmann in Güterloh), prosaische und poetische Ergüsse eines durchaus modern gebildeten, aber orthodoxen Kopfes, die sich teils in scharfer Polemik gegen den Darwinismus, die modere Bibelkritik u. a. m. richtete, teils auch praktische Tagesfragen, wie das Duell, das Temperenzlertum u. a. behandeln. — Das Lebensbild des einstigen badischen Staatsministers Jolly, eines hervorragenden Mitarbeiters an der Reichsgründung, zeichnet Prof. Otto Kaemmel (Leipzig) im Anschluß an die kürzlich erschienene Jolly-Biographie von H. Baumgarten und Ludwig Jolly.

Der Kunstwart. Im ersten Oktoberheft, das den durch Kunst- und Notenbeilagen erweiterten neuen Jahrgang einleitet, weiht Ferdinand Avenarius dem Tode Theodor Fontanes warmgestimmte Worte; in der unverwüstlichen Gesundheit seines Wesens findet er den Exponenten seiner Bedeutung. Richard Batka bespricht die Gefahren der öffentlichen Musikpflege. „Das edle Musizieren daheim oder in kleinerem Kreise nimmt erschreckend ab . . . Das Ständchen, das Hochzeitslied u. a. gehören bereits der mythischen Ueberlieferung an; für unsere Volkslieder müssen wir die Gelegenheit, sie zu singen, mühselig suchen oder gewaltsam herbeiführen; die alten Volkssänger sind ausgestorben oder in den Dienst des Tingl-Tangl getreten . . ." Ein Artikel aus der gleichen Feder würdigt Gustav Mahler als Komponisten und nennt ihn einen der auffallendsten Charakterköpfe unter den namhaften Tonkünstlern der Gegenwart, den man allerdings gelegentlich auch „in Irrnis wild verloren" finde. Die Rubrik „Lose Blätter" bringt u. a. ein Stück aus Cäsar Flaischlens Prosagedichten „Von Alltag und Sonne" (Berlin, F. Fontane & Co.). Den Beschluß des Heftes bildet die sehr reichhaltige „Rundschau".

Das Magazin für Litteratur. In Nr. 41 schreibt Dr. Erich Urban über Guy de Maupassant im Anschluß an die neue Gesamtausgabe von Georg Frhrn. von Ompteda und über Tovotes letzten Novellenband „Abschied". Ernst Brausewetter teilt Näheres über die kürzlich in Kopenhagen erschienenen Jugendgedichte von Georg Brandes mit, die aus den Jahren 1858—75 stammen und zwar im formalen Sinne keine Meisterwerke, aber an Empfindung und Farbe keineswegs arm seien.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. III. Jahrgang, Heft 1 bringt populär geschriebene Beiträge über Bürgers „Lenore", Raabes „Hungerpastor", Marc Twain, den Hohenasperg und allerhand moderne Lyrik. Ein Artikel von Hans Eschelbach beklagt bitter den Niedergang unseres Volksgesangs und den Sieg des blöden Gassenhauers. Das schlimmste seien die heutigen Soldatenlieder. „Gegen das Zotenlied im Heere müßte sich ein scharf ausgeführter Armeebefehl richten, der das Absingen anstößiger Texte auf den Märschen sowohl wie auch in den Quartieren verböte." Auch die Arbeitergesangvereine in den Fabriken, die Fortbildungs- und Gewerbeschulen, Arbeiter- und Gesellenvereine u. s. w. könnten sich um die Pflege des Volksgesangs verdient machen.

Die Nation. In Nr. 2 bespricht Leon Kellner den neuesten Modeliebling der englischen Litteratur, den bei uns fast völlig unbekannten Dichter Edward Fitzgerald, einen Freund Thackerays und Carlyles, der von 1809 bis 1883 lebte und erst in jüngster Zeit eine ans Trilby-hafte grenzende Beliebtheit gewonnen hat. Die Erscheinung ist um so merkwürdiger, als der Gegenstand des allgemeinen Begehrens nur ein dünnes Büchlein ist, das 101 Vierzeiler enthält und das — trotzdem die spekulative Verlagsfirma (Macmillan & Co.) es um den Preis von Mk. 10 verkauft — Auflagen über Auflagen erlebt. Es nennt sich „Das Rubaiyat des Omar Khâyyâm" und ist nur eine (nicht fingierte) Uebersetzung der Sprüche des persischen Dichters und Astronomen Omar mit dem Beinamen Khâyyâm, d. h. der Zeltmacher. Ende der 70er Jahre haben fast gleichzeitig Bodenstedt und Graf Schack seine Verse ins Deutsche übertragen, ohne ihn dadurch viel bekannter zu machen. Die Seltsamkeit, daß diese handvoll orientalische Spruchweisheit in England jetzt so enthusiastische Verehrer findet, erklärt Kellner damit, daß Fitzgerald sich nur äußerlich an seine Vorlage gehalten habe: „in Wahrheit machen wir in den englischen Strophen die Bekanntschaft eines modernen Kulturmenschen von höchster Bildung und geläutertem Geschmack, der im Namen Omars das bittere Getränk eines nicht sehr tiefgehenden Pessimismus in der goldenen Schale wundervoller Verse kredenzt." In London existiert bereits ein eigener Omar-Khâyyâm-Klub, der zu den vornehmsten seiner Art gehört, und auch in Amerika macht dieser englische Mirza-Schaffy-Kultus rapide Fortschritte. — In Nr. 3 sucht Prof. von Bar (Göttingen) dem Friedensmanifest des Zaren durch den Vorschlag einer internationalen Akademie mit gutachtlicher Befugnis die positiv-praktische Seite abzugewinnen. Ueber die neu erschienene Biographie Ludwig Windthorsts von J. Knopp (Dresden, Reißner 1898) schreibt Alexander Meyer, über Ola Hanssons Buch „Goldene Jugend" („Nordisches Leben", Band 1; Berlin, Carl Duncker), worin das Leben und Treiben der schwedischen Studentenjugend geschildert wird, Albert Geiger.

Neue deutsche Rundschau. Oktoberheft. Eine äußerst scharfe, aber für den Unbefangenen geradezu bezwingende Kritik übt Prof. Karl Joël an dem neumodischen Cultus Max Stirners, insbesondere an John H. Mackays biographischem Werke, das trotz des aufgewandten Sammelfleißes über Stirners Leben eigentlich nur die Klarheit gebracht habe, daß es uns dunkel bleiben müsse. Stirner war nach Joël „der Philosoph der

Bohème", sein Geist „der vom Katheder auf die Gasse gefallene, in stechende Scherben zerbrochene, der kritisch zersetzte Hegelianismus. In der sauren Luft der nüchternsten, weil naturärmsten Großstadt schwoll die Kritik zur Herrschermacht, das Berliner Räsonnement füllte die Bank der Spötter und aus den Decadents der Hegelschen Dialektik wuchs ein geistiges Messerheldentum. Als der größte der Kritiker und der ärgste der Spötter stand endlich Stirner auf dem Plan und nach der Abschlachtung des letzten Ideals warf er das Messer weg, das kritische Subjekt schüttelte die Kritik ab, schlug sich lachend auf die Brust und proklamierte sich als der „Einzige" zum König, dem niemand gehorchte. . . . . Nach fünfzig Jahren aber kam ein junger Dichter des Weges und fand das Messer und sah es an mit frommen Kinderaugen und es glänzte rot in der neuen Sonne — er aber wußte nicht, daß es der Rost war vom Blute des letzten Ideals und betete es an als Fetisch." Joël geht dann mit eingelegter Lanze gegen Stirners Lehre vor, die er nicht ernst genommen wissen will und deren innere Hohlheit er bloßlegt. — Wie hier an dem Heiligen des Anarchismus, so wird an diesem selbst, seiner Theorie und Taktik in einem Artikel von Prof. Georg Adler der Nachweis der Richtigkeit geführt. — Zu dem Reifsten, was in der letzten Woche über Th. Fontane geschrieben wurde, gehört der hier erschienene Essai von Felix Poppenberg. — Alfred Kerr sieht in Rostands „Cyrano" nur eine Niedlichkeit, keine Erweiterung bisheriger Kunstgebiete, noch weniger einen „Vorstoß der alten Richtung im Drama gegen die neue".

Das neue Jahrhundert. Berliner Wochenschrift. Im 2. Heftchen skizziert Th. Achelis-Bremen die Bedeutung des Aberglaubens für die Religion und das Recht, im Anschluß an das verdienstvolle Werk des dänischen Professors Alfred Lehmann: „Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart" (eine autorisierte Uebersetzung erschien soeben im Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart). Für die Wirkung des Aberglaubens auf das Rechtsleben sei nur an die Hexenprozesse und Gottesurteile erinnert. Auch in der Idee des Eides als einer „Selbstverfluchung für den Fall der Unwahrheit" steckt ein interessantes Kapitel menschlichen Aberglaubens, worüber der berliner Rechtslehrer Josef Kohler in seinem Buche „Aberglaube und Strafrecht" (Berlin, 1897) die näheren Aufschlüsse gegeben hat. — Ein Artikel „Die Aufteilung Chinas" von Paul Ernst warnt vor einer optimistischen Unterschätzung des chinesischen Kolosses und seiner angeblich verfallenden Kräfte.

Niedersachsen. Der neue, vierte Jahrgang dieser sorgfältig redigierten Zeitschrift setzt sehr kräftig ein. Wertvoll wird das Heft hauptsächlich durch einen großen Artikel über „Die Kunst in Niedersachsen," d. h. über Worpswede und die Worpsweder, der mit einigen guten Nachbildungen von Werken Modersohns und Mackensens geschmückt ist. Der hübsch illustrierte Artikel „Ein Husumer Bürgerhaus", eine Studie über den holsteinischen Volksdichter Franz Bockel von Wilhelm Röseler, dem Herausgeber seiner Schriften, und einige Volksmärchen aus Mecklenburg verdienen gleichfalls Erwähnung. Die belletristischen Beiträge haben Heinrich Sohnrey und Hans Biermann beigesteuert.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Das erste Heft dieser neuen Revue bietet in geschmackvoller Ausstattung vielerlei. In einer größeren Studie „Goethe und Bismarck" sucht der Herausgeber J. E. Frhr. v. Grotthuß die Wahlverwandtschaft der beiden größten Deutschen nachzuweisen. Er findet die Aehnlichkeit in der stürmischen Jugend beider, in ihrem eigenartigen Verhältnis zu ihren Landesherren, in gewissen Uebereinstimmungen zwischen dem Faust des II. Teils und bismarckischer Weltanschauung. — L. v. Schroeder giebt ein Gesamtbild von Buddha und seiner Lehre im Anschluß an die Werke von Koeppen, Oldenberg und das jüngste von Joseph Dahlmann S. J., die in ihrer Reihenfolge eine „zunehmende Abkühlung und Ernüchterung der Forschung gegenüber Buddha und dem Buddhismus" bedeuten. Dahlmanns glänzend geschriebene Kritik der buddhistischen Lehre sei, wenn berechtigt, vernichtend für diese. Buddha war nach Dahlmann weder der große soziale Reformator, zu dem man ihm gemacht hat, noch ein bedeutender Denker, denn die vier großen „heiligen Wahrheiten," denen er seinen Erfolg verdankte, sind nicht von ihm, sondern schon in dem indischen Riesenepos „Mahâbhârata" enthalten. Schröder tritt dieser Ansicht entgegen. — In der Rubrik „Rundschau" finden sich Situationsberichte aus dem evangelischen und katholischen kirchlichen Leben, Artikel über Berliner Theater und Kunst, über Fortschritte in der Medizin. Kritiken neuerer Bücher, „Stimmen des In- und Auslandes" ferner belletristische Beiträge von Ernst Eckstein, Richard Nordhausen und dem Herausgeber vervollständigen das Heft, dem als Kunstbeilage eine schöne Photogravüre von Kügelgens Goethe-Porträt beigegeben ist.

Die Umschau. Eine knappe Würdigung Theodor Fontanes giebt in Nr. 41 Leo Berg. „Dieser Dichter geht aus von der Prosa und wächst hinein in die Poesie. Es fängt an wie ein kräftiges Zeitungsfeuilleton und endigt zuweilen wie eine erschütternde Tragödie." Als das bedeutendste seiner Bücher bezeichnet Berg „Effi Briest." — Gustav Meinecke, der Leiter der „Deutschen Kolonialzeitung", spricht sich in großen Zügen über „Die Aufteilung Afrikas" aus, die mit der Klärung der Verhältnisse im östlichen Sudan und im Nilthal im großen und ganzen als erledigt anzusehen sei. — Das Thema „China und Rußland" behandelt in Nr. 42 Dr. Albrecht Wirth: der Gegensatz zwischen Rußland und China, so meint er, verwandle sich mehr und mehr in einen solchen zwischen Rußland und Großbritannien. — Dr. J. W. Bruinier kommt am Schlusse seiner Untersuchungen über die Heimat der Indogermanen zu einem non liquet: „Es geht nicht. Die Heimat der Indogermanen bestimmen zu wollen, ist ein faustisches Beginnen, dem nie die Palme wird."

Die Zukunft. Ein Bericht „Aus Klingers Werkstatt", den in Nr. 2 Hans Merian giebt, geht zunächst auf die jüngsten Schöpfungen des Leipziger Meisters ein, das Riesenbildwerk „Christus im Olymp" (das 7 Jahre gekostet hat), die Marmorstatue einer „Badenden" (für die Klinger in Wien heuer die große goldene Medaille erhalten hat) und die 6 Radierblätter des zweiten Cyklus „Vom Tode", die demnächst im Handel erscheinen, und schildert dann sein Atelier, das in Leipzig-Plagwitz mitten im Grünen liegt und sich durch eine fast nüchterne Einfachheit von den Prunk-Ateliers mancher Modekünstler unterscheidet. Hier steht u. a. das Modell zu Klingers nächster großer Arbeit, seinem „Beethoven", einer überlebensgroßen Statue, die wieder polychrom ausgeführt werden soll. — Nr. 3 bringt u. a. Proben aus den demnächst (bei Ernst Hofmann & Co., Berlin) erscheinenden „Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhas" von Dr. Karl Eugen Neumann, fragmentarische Lieder, die noch nie in eine fremde Sprache übersetzt wurden und einen Blick in die älteste buddhistische Poesie gewähren, wie sie im elften Jahrhundert v. Chr. Geb. im östlichen und mittleren Indien blühte. — Prof. Ludwig Stein (Zürich) zieht die Parallele zwischen dem Zarenmanifest und Kants Schrift „Zum ewigen Frieden", um die auffallende Uebereinstimmung der Ideen nachzuweisen.

Oesterreich.

Die Wage. In Heft 41 überwiegen die politischen Tagesfragen. Ein Münchener Brief von Hans von Gumppenberg geht mit unverdienter Ausführlichkeit auf Philippis neues Sensationsstück „Der Erbe" ein (vergl. die Bühnenchronik im vorigen Heft), an dem er einzig die technische Kunst der ersten beiden Akte anerkennenswert findet. — Zwei kleine Skizzen von

Heinrich Bulthaupt, eine medizinische und eine pädagogische Rundschau seien außerdem erwähnt.

Wiener Rundschau. Nr. 23 bringt einen Essai von Maurice Maeterlinck über Emily Bronté, der dessen neuem Bande „La sagesse et la destinée“ (vgl. „Auszüge“) entnommen ist. Emily Bronté (Ellis Bell) die Maeterlinck um ihres einzigen Romans „Wuthering Heights“ willen „das seltsamste, unbestreitbar genialste Weib der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts“ nennt, lebte von 1819 bis 1848. Ihre ältere Schwester war die bekannte Romanschriftstellerin und Schülerin Thackerays, Charlotte Bronté, deren 1847 erschienener Roman „Jane Eyre“ in der Birch-Pfeifferschen Bühnenbearbeitung als „Waise von Lowood“ noch heute fortlebt. Emilys kurzes Leben verstrich in größter Eintönigkeit im Hause ihres Vaters, der in Yorkshire Pfarrer war. An diesem Dasein, das ganz und gar „im Warten verfloß“ will Maeterlinck zeigen, wohin die „falsche Entsagung“ führe. — Aus dem übrigen Inhalt des Heftes: Paul Lanzky, Friedrich Nietzsche als Mensch; Rainer Maria Rilke: Die neue Kunst in Berlin; Skizzen von Peter Altenberg und Jonas Lie.

Die Zeit. In Nr. 210 bespricht Else Otten den bekannten Weltfriedensroman des Holländers Louis Couperus, der jetzt durch das Zarenmanifest die Aufmerksamkeit auf sich zieht (deutsch von Paul Raché, Dresden, H. Minden), ohne übrigens ein Tendenzroman wie der Suttnersche zu sein, und theilt einen interessanten Brief des Dichters an sie über den Werdegang seines Werkes mit. — Der italienische Deputirte Colajanni spricht sich über „Das anarchistische Verbrechen und die Verantwortlichkeit Italiens“ aus und beklagt bitter die moralische und ökonomische Inferiorität, in der ein absurdes nationales Vorurteil die Italiener verharren lasse. — In Nr. 211 bespricht Lehrer J. Hellmann die „elenden“ Verhältnisse im österreichischen Schulwesen, insbesondere die klägliche materielle und Rechtslage der Volksschullehrer. — Auch hier erscheint ein Abschnitt aus Maurice Maeterlincks neuem Werke (vergl. Wiener Rundschau). — Hermann Ubell (Graz) zeichnet mit feinen Linien das Bild von Arthur Schnitzlers künstlerischer Persönlichkeit. Er findet in seinen Werken etwas von jener typischen Lebensstimmung, die für das vormärzliche Oesterreich charakteristisch war, jener „tiefen Bangigkeit vor dem Leben, die unseren Grillparzer und die ganze Kultur, die ihn umgab, niedergehalten hat.“ — Max Burckhardt, der frühere Burgtheaterdirektor beginnt seine neue kritische Thätigkeit mit einer Besprechung des „Cyrano de Bergerac.“

Polen.

Ein glänzender Essay steht an der Spitze des Oktoberheftes des „Przeglad polski“ (Polnische Rundschau). St. von Kozmian, der Verfasser der berühmten, auch ins Deutsche übersetzten Geschichte des polnischen Aufstandes vom Jahre 1863, behandelt leidenschaftslos, vom Standpunkte einer reinen Kunst der Politik die Wirksamkeit des großen deutschen Kanzlers. Er weist nach, wie Bismarck, wenn er auch an Großartigkeit und Weltallgemeinheit der politischen Ideale von Napoleon übertroffen wurde, mit genialer Kraft, Energie, Konsequenz, Geschicklichkeit und Rücksichtslosigkeit Preußen zu einem der mächtigsten Staaten gemacht habe. In der inneren Politik sei er freilich — nach des Verfassers Meinung — kleiner und weniger glücklich gewesen; die „polnische Gefahr“ habe er absichtlich übertrieben und das Polentum nicht nur mit politischer Gegnerschaft, sondern auch mit leidenschaftlichem Hasse verfolgt. — Beachtung verdient u. a. auch der Anfang einer größeren Arbeit von L. Dembicki, der aus Anlaß des nunmehr fünfzigjährigen Bestandes des angesehensten polnischen Tagblattes, des „Czas“ (Die Zeit), dessen Jahrgänge aus den Revolutionsjahren 1848 und 1849 durchblättert. — Im „Przeglad powszechny“ (Allgemeine Rundschau) führt Jan Pawelski S. J. scharfe Polemik gegen das in dem polnischen Organe der Moderne aufgestellte Programm der „nackten Seele“. Er sucht darzulegen, wie der polnischen Dichtung auf diesem Wege die Gefahr der Einseitigkeit, der kunstwidrigen Vorliebe für pathologische Zustände und des Sexualismus drohen und wie sie dadurch allen Einfluß auf das Herz des Menschen einbüßen würde. — Die bestens redigierte Lemberger Monatsrevue „Przewodnik naukowy i literacki“ (Wissenschaftlich-litterarischer Führer) veröffentlicht in diesem Jahre aus Anlaß der Mickiewicz-Säcularfeier eine Reihe von darauf bezüglichen Aufsätzen. In der letzten Nummer schreibt Wladislaw Mickiewicz, der einzige Sohn des Dichters, über den ersten deutschen Uebersetzer des „Pan Tadeusz“, Otto Spazier (1803—1854). Aus teilweise egoistischen Beweggründen habe er die um 1830 populäre Sache Polens vielfach in deutschen und französischen Schriften behandelt und sich in das Vertrauen der angesehensten Polen eingeschmeichelt. Seine Uebersetzung des „Herr Thaddäus“, 1834 veröffentlicht, sei sehr mittelmäßig und werde von der S. Lipiners bedeutend übertroffen. Das Heft enthält ferner eine Fortsetzung von M. Weißbergs Geschichte der neuhebräischen Litteratur in Polen und Rußland. — In der „Bibliotheka warszawska“ (Warschauer Bibliothek) erörtert A. Brückner, Universitäts-Professor in Berlin, den Zusammenhang zwischen den jeweiligen Kulturverhältnissen und der Sprache und zeigt, was der polnische Wortschatz aus dem Tschechischen, Deutschen, Ungarischen hergenommen habe. Die Dichterin Maria Konopnicka sucht die einzelnen Fragmente der zwei ersten Teile der „Dziady“ (Todtenfeier) von Adam Mickiewicz gehörig aneinander zu reihen, indem sie die volkstümlichen Elemente von den subjectiv-sentimentalen scheidet. — In der Warschauer Monatsrundschau „Athenäum“ übersetzt W. Nawrocki zwei kleine Gedichte von Rudolf Baumbach und Julius Wolff. Ein Aufsatz über Leopardi führt auf Grund des „Epistolario di Giacomo Leopardi“ in das Innere der Seele des unglücklichen Dichters. Fr. Bujack würdigt die Verdienste des Historikers Franz Palacky um die Wiedergeburt Böhmens. — „Zycie“ (Das Leben), der Tummelplatz der jüngsten Talente wird vom 15. Oktober an als Halbmonatsschrift unter der Redaktion Stanislas Przybyszewskis erscheinen, der vor kurzem Berlin und die deutsche Litteratur verlassen hat. Freilich ist es fraglich, ob er in Krakau festeren Fuß fassen wird als in Deutschland.

Krakau. *Josef Flach.*

Schweden.

„Ord och Bild“ („Wort und Bild“). Eine illustrierte Monatsschrift. Das soeben erschienene Oktoberheft wird durch einen reich illustrierten Artikel aus der Feder Johan Kruses über schwedische Malerei und Bildhauerkunst bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts eingeleitet. Der Artikel schöpft eine Reihe kritisches Material im wesentlichen aus den Darbietungen der im Frühjahr zu Stockholm abgehaltenen historischen Kunstausstellung, die auf Anregung der Königlichen „Akademie for de fria Konsterna“ zustande kam. Die retrospektiven Betrachtungen des Verfassers legen dar, daß die Blütezeit der sog. Gustavianischen Zeit in der Kunst durch ausschließliche Pflege der Porträtmalerei gekennzeichnet wird. — Demnächst folgt ein Drama des jungen dänischen Dichters Helge Rode: „Kain und Abel“, das mit freier Benutzung der biblischen Legende auf feinsinniger psychologischer Grundlage die That des ersten Brudermörders behandelt.

Atenäum, Zeitschrift für Kunst und Litteratur. Band IV. enthält Beiträge zur schwedischen Litteratur aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, insbesondere würdigt der Verfasser, W. Söderhjelm, die zu jener Zeit recht stark florierende Schmähschriften-Litteratur und Erzeugnisse der politischen Satire, zu denen die damaligen trüben Verhältnisse Schwedens in seiner ziemlich machtlosen Stellung zum Auslande allerdings einen recht fruchtbaren Untergrund darboten.

Varia. Eine schwedische Monatsschrift. Heft 8 weist, wie gewöhnlich, eine äußerst reichhaltige Inhaltsfülle auf. K. P. Leffler plaudert über die schwedische Volksweise und Volksdichtung der Gegenwart. Fredrik Nycander bietet eine „Der Liebling der Götter“ betitelte Bluette, die in drastisch pointierter Form das Paradoxon vertritt: groß und schön ist nur, was sich seiner Größe und Schönheit geistig wie körperlich nicht bewußt ist. Als Unterlage hat Nycander die Narcissussage verwendet.

Nordisk tidskrift. Das Septemberheft behandelt in einer historisch-kritischen Studie von A. B. Drachmann die Gedichte des griechischen Sängers Bacchylides. D. stützt seine Untersuchungen auf einen im British Museum aufbewahrten Papyrusfund, der fragmentarische Proben der Bacchylidäischen Muse bietet. — Georg Nordensvan, der bekannte Essayist und Kunstkritiker, liefert einen von dem erfahrenen Blicke des Kenners zeugenden Rückblick auf eine Rundreise durch die größeren Städte Deutschlands.

Dagny, Zeitschrift für soziale und litterarische Tagesfragen. Eine überaus stimmungsvolle Skizze von Cecilia Bååth-Holmburg behandelt unter dem Titel „Zur Hochsommerzeit im Neckarthale“ die in Poesie und Prosa niedergelegte Verherrlichung süddeutscher Natur und Denkungsart. Besonderen Eindruck hat Scheffels „Alt Heidelberg, du feine“ auf die schwedische Verfasserin gemacht, die deshalb eine (übrigens treffliche) Uebertragung dieses frohen und gemütstiefen Studentenliedes an die Leser der Zeitschrift übermittelt. Zum Beweise, wie gut die Eigenart des Originals in der klangvollen schwedischen Uebersetzung gewahrt worden ist, möge hier die erste und die Schlußstrophe des Scheffelliedes wiedergegeben sein:

„Du Heidelberg, som talar
om gamla minnens glans,
i Rhens och Neckars dalar
din like aldrig fanns.

— — — — — — — —

och blickar nornan dyster
och blir mig världen kal,
zög sporrar springarn yster
file ridt i Neckars dal . . .

Stockholm. *Dr H Hildebrandt.*

Norwegen.

Noch vor wenigen Jahren würde es seine Schwierigkeiten gehabt haben, die wesentlichen Strömungen in unserer litterarischen Tagesproduktion von spezifisch norwegischen Gesichtspunkten aus zu beurteilen. Unausgesetzte Bemühungen der jüngeren litterarischen Schule, die dann durch gewisse legislative Vorkehrungen des Storthings auf das Wirksamste unterstützt wurden, hatten indessen allmählich den Erfolg, die bisherige Abhängigkeit vom dänischen Litteraturmarkte einzuschränken. Das vornehmste Verlangen (nicht allein der jüngeren Kreise) richtete sich auf die Beschaffung bezw. Ausbildung einer eigenen norwegischen Schriftsprache, die unter Anlehnung an das in weltentlegenen Fjeld-Thälern gesprochene Volks-Idiom — das sog. Altnorwegische — der selbständigen Stellung des norwegischen Schrifttums im allgemeinen zum Ausdruck helfen soll. Die Pflege dieser neu erwachten Sprache hat sich einer der fruchtbarsten und zugleich begabtesten Vorkämpfer Jungnorwegens, Arne Garborg, zum Ziel gesetzt. In einem eigenen Blatte, das ausschließlich das Altnorwegische in seinen Spalten kultiviert, bietet der Verfasser in bunter Abwechselung Stichproben aus allen Gebieten des norwegischen Volkslebens. Den größten Raum beansprucht natürlich — wie überall in Norwegen — die politische Debatte. Schon der Titel der Garborg'schen Zeitschrift: „Den syttende Maj“ (der 17. Mai ist der norwegische Nationalfeiertag) zeigt auf den ersten Blick, daß wir es mit einem stark vom Parteidienste beeinflußten Organ zu thun haben. Daneben aber finden sich unter den rein litterarischen Rubriken die Namen unserer besten Essayisten und Erzähler vertreten, von Kjelland bis auf die von Jahr zu Jahr sich vergrößernde Schaar der sog. „Maalsmenn“, deren Wünsche in einer möglichst zusammenhängenden Ausbildung und Verfeinerung der neugeschaffenen Schriftsprache und ihrer litterarischen Hilfsquellen beruht.

Einen besonders kühnen Griff wagte unlängst der junge Litteraturhistoriker und Sozialpolitiker Dr. Sigurd Ibsen — ein Sohn des Altmeisters —, als er sich unter der Mitwirkung des Professors J. E. Sars und des nimmer ruhenden Kämpen Björnstjerne Björnson daran gab, eine litterarische kritische Wochenrevue herauszugeben, die über den Charakter eines litterarischen Lokalblattes hinaus in ihren Spalten die Stellung Norwegens zur Weltlitteratur ins Auge fassen sollte. Klarheit und zielbewußtes Vorgehen verschafften dem „Ringeren“ (der Glöckner) — dies der Name der neuen Zeitschrift — sehr schnell eine glänzende materielle Unterlage. Auf der Mitarbeiterliste finden wir die Namen Björn Björnson, Knut Hamsun, Henrik Ibsen, Gerhard Munthe, Fridjof Nansen, Nils Collet Vogt, Erik Werenskjold u. v. a. wieder. Der Inhalt der trefflich illustrierten Nummern ließ schon unmittelbar nach dem Inslebentreten des Blattes erkennen, daß man es mit einem ernst zu nehmenden und verständnisreich durchgeführten Unternehmen zu thun hatte. In einem durch mehrere Nummern gehenden Leitaufsatze bot der „Ringeren“ seinen Lesern soeben eine detailliert ausgeführte Charakterstudie Kaiser Wilhelms II. von Dr. R. Bestborn. Mit einer für einen nichtdeutschen Schriftsteller geradezu erstaunlichen Vertrautheit in den historischen Einzelfragen des neuen deutschen Reiches, hat der Verfasser aus seiner sympathischen Empfindung für die geistige Bedeutung, die Unternehmungsstärke und den politischen Ehrgeiz des deutschen Herrschers als eines „Friedenskaisers“ im modern-nationalen Sinne keinerlei Hehl gemacht. Chr. Collin entwirft eine kurze, aber zutreffende Skizze von der dichterischen Stellung Victor Hugos. — Auf ein ganz eigentümliches Feld hat sich Dr. A. M. Hansen begeben, der in einer elf Spezialartikel umfassenden Studie: „Norwegische Volkspsychologie“ nach äußeren Anhaltspunkten für die Gegensätze innerhalb des norwegischen Nationalcharakters und der nationalen (!) Sinnesart sucht. Dr. Hansen glaubt diese angeborenen und vererbten Gegensätze auf ethnographischem Wege lösen zu können, indem er die durch dolychokephale Kopfbildung (Langschädel) ausgezeichnete Bevölkerung als Vertreterin des konservativen (!) Prinzips im nationalen Sinne, alle Brachykephalen (Rundschädel) jedoch als dem geistigen Fortschritte und der politischen Aufklärung zuneigende Staatsbürger hinstellt. Der erzählende Teil des „Ringeren“ wird durch Skizzen von Anton Tschechow, Maupassant und François Coppée ausgefüllt. Einheimischen Autoren auf dem Gebiete der Novellistik scheint der „Ringeren“ nur ausnahmsweise das Wort verstatten zu wollen.

Schließlich sei noch ein Blick auf zwei andere Revuen geworfen, denen ein weitreichender Einfluß zugesprochen werden muß. Die eine trägt den Titel „Urd“ und beschäftigt sich mit der Vertretung der Frauensache im norwegisch-nationalen Sinne. Fast ausschließlich aus Produktionen norwegischer Schriftsteller zusammengesetzt, entwickelt dieses Organ auf dem alten Lieblingsgebiete der skandinavischen Autoren, dem Kampf der beiden Geschlechter um den intellecktuellen Vorrang, eine außerordentliche Vielseitigkeit und trotz aller Entschiedenheit der aufgestellten Forderungen maßvolle Zurückhaltung. — Weniger spezialistisch gehalten ist die von Olaf Norli herausgegebene Revue, „Kringsjan“ („Umblick“), von der ein anderes Mal die Rede sein soll.

Christiania. *Olaf.*

Dänemark.

Tilskueren („Der Zuschauer“). Ein Kopenhagener Monatsblatt. Das 10. Heft dieser gut und umsichtig

geleiteten Revue enthält eine vielseitige Auswahl litterarischer und politischer Aufsätze, die sowohl das innere Geistesleben des Königreiches, als auch die bewegenden Strömungen des Auslandes ins Auge fassen. Der bekannte Historiker C. Sarauw schildert in einer längeren Abhandlung die Bedeutung des heimgegangenen Altreichskanzlers mit dem vorurteilslosen und gerecht abwägenden Blicke des berufenen Geschichtsforschers. Dalhoff-Nielsen stellt vergleichende Untersuchungen über die Opfer an Menschenleben an, die die Kriegführung der Gegenwart im Gegensatz zu vergangenen Zeitläuften herausfordert. Professor Höffding teilt einige typische Stilproben aus den Briefen Julius Langes mit, die sich auf philosophische Meinungsäußerungen des verstorbenen Schriftstellers beziehen.

Nord og Syd, Illustrierte Monatsschrift. E. Chigas teilt eine Auslese alter Archivfragmente mit, u. a. die Klageschrift Kopenhagener Studenten an ein hochwürdiges Episkopat über allzu dürftige körperliche Verpflegung. Das sonderbar anmutende Schriftstück gewährt einen eigenartigen Einblick in die keineswegs luxuriöse Lebensführung und „mores" der Herren Musensöhne in älterer Zeit. Es scheint danach den hochgelehrten Protektoren der alma mater in höherem Maße die Klassizität des vorgeschriebenen akademischen Lehrplanes als die „harmonische" Pflege des körperlichen Wohlbefindens ihrer Untergebenen am Herzen gelegen zu haben. Der Artikel verdient die Beachtung des Kulturhistorikers.

Kopenhagen. *Styrebjörn.*

Belgien.

Ein neues Unternehmen, das sich „L'Aube et Revue Novelle" nennt, ist anscheinend zum Sammelplatz der jüngsten litterarischen Geister, namentlich weiblichen Geschlechts, in Belgien bestimmt. Der Inhalt teilt sich in Poesie, lyrische Ergüsse, in Prosa und Novelletten und gestattet vorläufig noch kein bestimmteres Urteil. — Eine andere Halbmonatsschrift, die „Revue Mauve", so genannt nach der dem Umschlage und den Illustrationen gegebenen Farbe, giebt technisch den besten deutschen und französischen Revuen nichts nach. Sie hatte kürzlich, nach berühmten Mustern, eine Umfrage bei den erleuchtetsten Geistern des Landes über die „L'âme belge" erlassen. In ihrer Nummer vom 10. Oktober veröffentlicht sie die treffliche Rede, die der Staatsminister und Präsident der Kammer, Auguste Beernaert, bei der Eröffnung des jüngst in Brüssel stattgehabten ersten internationalen Kongresses für öffentliche Kunst gehalten hat. Pierre Denis kanzelt unter dem Titel „Un drame du journalisme", anknüpfend an die Vorgänge in der Pariser „Lanterne", die französischen Frauen ab, die ihre Aufgabe als Erzieherinnen vergessend, die Schuld daran tragen, daß den Männern jeder Adel der Empfindung im Kampfe für das Leben abhanden gekommen ist. — Das Oktober-Heft der „Revue générale" bringt die Fortsetzung der begonnenen Aufsätze und einen politisch hochbedeutsamen Artikel des Führers der Klerikalen, Woeste, über die „Wahlen von 1898 und die katholische Sache". — In Heft 41 der „L'Art Moderne" wendet sich der sozialistische Senator und hervorragendste Stilist Belgiens, Edmond Picard, gegen die „Kinderei" der Wahl eines „Dichterkönigs", welche erhabene Würde bekanntlich durch den Tod Stephane Mallarmé's kürzlich frei geworden ist. — Endlich ist noch eines litterarischen Aufsatzes zu gedenken, der im hiesigen „Petit Bleu" der großen illustrierten Tageszeitung, erschienen ist (10. Oktober). Dieser „Aladin" gezeichnete Artikel beschäftigt sich mit dem „Spiritualismus" von Gerhart Hauptmann, anläßlich der Aufführung der „Weber" im Brüsseler „Nouveau Théâtre". Der Verfasser kehrt sich darin mit aller Entschiedenheit gegen die klerikalen Umtriebe, die ein Verbot des Stückes wegen angeblicher aufrührerischer Tendenzen durchzusetzen trachteten. Er bezeichnet Hauptmann als eine unendlich vielseitigere Natur als gerade das Stück „Die Weber" erkennen lasse und folgert, daß der realistische Dichter sein ideales Christentum vom Jenseits nicht als eine revolutionäre Propaganda für diese Welt betrachtet wissen wolle.

Brüssel. *Alfred Ruhemann.*

Nord-Amerika.

In den amerikanischen Wochenschriften lenkten in jüngster Zeit die Tragödie im Hause Habsburg und die Krönung der jungen Königin von Holland die Aufmerksamkeit von dem schier unerschöpflichen spanisch-amerikanischen Kriege ab. Aber auch die litterarischen Ereignisse gaben zu interessanten Artikeln Veranlassung: der Tod Stephan Mallarmés, des Hauptes der französischen Symbolisten, der in Amerika eine kleine Gemeinde warmer Anhänger gefunden hat; dann der siebzigjährige Geburtstag Tolstois, der von dessen Verehrern unter den in New-York wohnhaften amerikanischen Schriftstellern durch ein Bankett im Hotel St. Denis gefeiert wurde, und endlich die Aufführung von Rostands „Cyrano de Bergerac".

Ein Ereignis in den Spalten der amerikanischen Magazinlitteratur kann der Artikel in der Oktober-Nummer des „Cosmopolitan" genannt werden, worin Professor Harry Thurston Peck von der Columbia Universität in New-York der amerikanischen Pseudo-Aristokratie einen Spiegel vorhält, indem er ihrem Ursprung nachforscht. Daß er dabei zu anderen Schlüssen gelangt und weniger erfreuliche Entdeckungen macht, als die genealogischen und heraldischen Autoritäten dieses Landes, die den Eisenbahn-, Börsen- und anderen Magnaten einen Stammbaum liefern, der beinahe auf die Pharaonen zurückreicht — und daß er seine „New American Aristocracy" nicht mit dem idealistischen Glorienschein umgiebt, mit dem sie in den Romanen von Richard Harding Davis und anderen einherwandelt, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Nach einer vortrefflichen Charakteristik der Gesellschaft, die sich vermöge ihres Geldes berechtigt glaubt, in Amerika die Allüren des europäischen Adels nachzuäffen, ohne dessen Anerkennung zu genießen — weil es hier keine durch Jahrhunderte krystallisierte Rangordnung giebt und weil die heterogenen Interessen der Bevölkerung dieses großen Landes eine kompakte Einheit irgend einer Kaste ausschließen — bemerkt Prof. Peck:

„In der That würde sich für kein Land in der Welt das Vorhandensein einer Aristokratie im besten und höchsten Sinne des Wortes als so vorteilhaft erweisen, wie gerade für das unserige. Denn solche Aristokratie würde dem Staate eine Klasse uneigennütziger, hochgebildeter und intelligenter Männer liefern. Ihr Reichtum könnte Kunst und Wissenschaft fördern und wohlthätige Stiftungen gründen, die weise und ehrlich verwaltet würden. Ihr Einfluß und ihr Beispiel könnten allmählich die Schroffheiten des Nationalcharakters abschleifen, ihm die mangelnde Würde und Gewandtheit verleihen und uns als einem Volksganzen den Wert guter Lebensart lehren. Sie würde nicht blos den Ton des gesellschaftlichen Lebens erhöhen, sondern auf das ganze Volk dauernd wohlthuend einwirken."

Die selbe Nummer des „Cosmopolitan" enthält einen Bericht von Tolstois „Was ist Kunst?" von Israel Zangwill, dem bekannten englischen Feuilletonisten, der sich augenblicklich auf einer Vortragstour in den Vereinigten Staaten befindet. Zangwill erklärt sich mit manchem einverstanden, was Tolstois „Stimme in der Wüste" verkündet, verwahrt sich aber gegen die Grenze, die dieser der Kunst setzen möchte und bedauert, daß manche Stellen des Buches Seitenstücke zu Nordaus „Entartung" bildeten.

„Tolstois Evangelium der Kunst" betitelt sich auch ein Artikel in dem litterarischen Journal „The Bookman". Dieses bringt neben einer Fülle von Notizen über neue litterarische Erscheinungen hier und in Europa, am Anfang einer Nummer Essais über den russischen Roman, mit Portraits von Tolstoi und Turgenjeff und in dem Cyklus „Zeitgenössische europäische Kritiker" eine Charakteristik von Anatole France. Bismarcks journalistischer Thätig-

keit wird in einem humorvollen, mit Anekdoten gespickten Artikel gedacht; und zur Gladstone-Litteratur liefern die „Litterarischen Ansichten Gladstones“ einen interessanten Beitrag. — Von großem Wert für die Geschichte des amerikanischen Dramas ist die chronologische Zusammenstellung aller Dramatisierungen novellistischer Werke, die in diesem Jahrhundert über die hiesige Bühne gingen; und dem amerikanischen Dramatiker William Gillette, der sich in diesem Jahre in London Anerkennung verschaffte, wird besondere Anerkennung zu teil. Die Oktober-Nummer des „Century Magazine“ enthält u. a. „Persönliche Erinnerungen an Bismarck“ von Professor Wm. M. Sloane; und „Atlantic Monthly“ neben vielem Lesenswertem die Fortsetzung der Correspondenz Carlyles und seiner Schwester Mrs. Hanning.

Die illustrierte Wochenschrift „The Criterion“, die als eine Art „Freie Bühne“ ins Leben trat, aber ihr Programm bedeutend erweitert hat, brachte neuerdings Artikel über den deutsch-russischen Künstler Sascha Schneider, über die Litteratur der Anarchie in Frankreich, und unter anderen Recensionen eine vortreffliche Würdigung der „Dritten“ von Sienkiewicz. — Im „Musical Courier“, dessen Kunst-, Litteratur- und Theaterspalten sehr lesenswert und meistens individuell gefärbt sind, wird dem vlämischen Künstler Félicien Rops ein begeisterter Nachruf gewidmet.

New York. *A. von Ende.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Der dritte Bruder. Novellen von Adine Gemberg. Berlin, Verlag von Schuster u. Löffler. Preis 3 Mk.

Die einleitende Skizze, nach der das Buch benannt ist, erläutert allegorisierend den dritten Bruder als den dritten im Bunde von Schlaf und Tod — als den Wahnsinn. Der Allegorie folgen nun neun Bilder aus dem Irrenhausleben, in streng realistischer Färbung und Zeichnung, die dem Talent Adine Gembergs sichtlich am homogensten ist. Man denkt an Amalie Skram, wenn man diese Auswahl von Peinlichem und genau Beobachtetem liest, — noch ist es ja nicht lange her, daß A. Skrams großer Tendenzroman „Professor Hieronymus“ uns mit der Welt des Irrenhauses in ähnlicher Weise bekannt machte. A. Gemberg ist jedoch nicht tendenziös, wenigstens nur hier und da sehr leise; ihr geht das feurige starke Temperament von Frau Skram, nebst allen künstlerischen Schwächen und Größen, die es bedingen, ab. Es ist aber seltsam zu bemerken, wie es oftmals gerade das Tendenziöse ist, was so rein realistischen Werken erst eine lebendig pulsierende Seele verleiht: freilich schlägt sich damit der Realismus im Prinzip selbst ins Gesicht, indessen kann er es schwer ändern. Wahrhaft tendenzlos wird immer nur die beseelteste Kunst wirken dürfen, eine Kunst, aus deren entzückter und hingebender Liebe die Dinge emporsteigen wie gebadet von ihrem eigenen Goldlicht.

Berlin. *Lou Andreas-Salomé.*

Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin. Von H. Hansjakob. Illustriert von W. Hasemann. Stuttgart, Verlag von A. Bonz u. Co. Preis 3 Mk.

Der Freiburger Stadtpfarrer Hansjakob hat sich mit seinen Erzählungen aus dem Schwarzwalde eine treue Gemeinde herangezogen, die sich nicht nur auf Süddeutschland beschränkt. So oft er erscheint, bringt er ungezählte, in ihrer echt bäuerischen und oft zugleich herrischen Eigenart fesselnde Schwarzwald-Leute zur Anschauung. Sie treten immer saft- und kraftvoll vor uns, ob er persönliche Bekannte schildert oder Gehörtes in seiner Art weiterträgt. Seine oft gerügte Manier ist, wo es ihm gerade paßt, allerhand persönlichen Empfindungen (zum Teil ganz anziehender Art) Ausdruck zu geben und so den Wert einer vollendeten Technik, einer straffen Handlung, außer Acht zu lassen. Er hat früher ausgesprochen: wie das erzählende Volk seine eigenen Gedanken willkürlich einflechte, so wolle auch er thun. Doch der Vergleich stimmte nicht völlig, weil Hansjakob zwar das Gefüge solcher Erzählweise des Volkes überraschend gut zu benützen verstand, doch auch viele fremde Brocken zum Ausfüllen nahm, die dem Munde eines schlichten Mannes aus dem Volke nicht entstammen konnten. Die Bücher waren also trotz ihrer Eigen-Art nicht einer Art. Im neuesten Buche ist diese Zwiefältigkeit vermieden: eine alte Hausierkiste, die seines Großvaters, und der Verfasser selber erzählen in buntem Wechsel von alten Tagen und alten Leuten, und Hansjakob schiebt seine Urteile über Gott und Menschen dazwischen. Doch die Mischlinge aus fremden Sprachen fehlen. . . Hansjakob steht einzig da in der deutschen Litteratur als Entdecker merkwürdiger Volksgestalten. Er zeigt den nach frischem Wasser Schmachtenden auf den ausgedorrten Feldern echter kerniger Volksschilderung Brunnen um Brunnen. Doch er hat uns so viele Quellen zu zeigen, daß er sich nicht Zeit nimmt, daraus voll zu schöpfen. Nähme er sie sich, so würden wir zwar weniger sehen, aber inniger, mit tieferem Behagen genießen.

Freiburg i. Br. *Max Bittrich.*

Tor Hedberg, Versöhnt. Novelle (4. Band der „Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik“). Oppeln und Leipzig. Georg Maske. 1898. Preis Mk. 0,50, geb. Mk. 0,75.

Das alte Motiv, daß zwei Menschen mehr aus Zufall als aus zwingender Notwendigkeit einen Bund fürs Leben schließen, sehr bald erkennen, daß sie nicht für einander passen und sich trennen, ist von dem schwedischen Autor mit Glück noch einmal aufgenommen. Eick Torsten, der Sohn eines Landwirtes, wird von diesem mehr als Knecht, denn als Sohn gehalten; Eik entläuft schließlich dem Vaterhause, um erst nach dem Tode des Vaters als Besitzer dorthin zurückzukehren. Er bemüht sich dann um die Hand eines Mädchens, das eigentlich nur deshalb seiner Werbung Gehör schenkt, weil ihr die Flucht des Liebhabers aus dem Vaterhause romantisch oder irgendwie imponierend erscheint. Weder er noch sie merkt, daß sie grundverschiedene Naturen sind und nicht zu einander passen. Erst in der Ehe wird es ihr klar, daß sie ein elendes Leben führt. Sie reist dann eines Tages mit ihrem Töchterchen davon und schreibt an den Gatten einen erklärenden Brief, der dann die Scheidung zur Folge hat. Später heiratet sie einen Maler, der an der Schwindsucht stirbt, und auch sie stirbt bald darauf. Die inzwischen erwachsene Tochter kehrt dann zum Vater zurück — und als dieser von der Tochter die Geschichte der Verstorbenen erfährt, versöhnt er sich mit dem Schatten der Toten. Dies ist, in dürftigen Worten wiedergegeben, der Inhalt der kleinen Geschichte, die auch ihrerseits das Problem der Ehe ein wenig zu beleuchten versucht. Das Ganze ist fesselnd, wenn auch ohne hervorragende künstlerische Qualität erzählt. Sehr schön sind einige Stimmungsmomente wiedergegeben, nur die Charakteristik der Personen ist etwas flau und flach.

Berlin. *Eugen Reichel.*

Die Stütze der Familie. Roman von Alphonse Daudet. Uebersetzt von A. Berger. Stuttgart und Leipzig: Deutsche Verlags-Anstalt. Preis M. 4,—, geb. M. 5,—.

Je weiter man in der Lektüre dieses Buches vordringt, desto bekannter mutet es einen an. Woher kennen wir sie doch, diese in ihrer größeren Hälfte korrumpierte Gesellschaft von Paris, dies tout le monde, das sich von der demi-monde nicht mehr unterscheidet, es sei denn durch größere Raffiniertheit im Genusse, diese junge und greise Lebewelt, in der der Sohn nicht vor der Mutter des Freundes, der Vater nicht vor der Stieftochter Halt macht? . . . Ah, die Familie Rougon-Macquart ist es, wenn auch aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs in die der dritten Republik verschoben, doch in derselben

Färbung! Der Sittenkodex ist derselbe geblieben, die Laster, die Stellenjägerei; und Panamas in der Kammer gab es dort wie hier. Nur daß bei Zola alles naturalistischer, aber auch echter und mutiger geschildert wird, während Daudet ängstlich besorgt bleibt, seinen Naturalismus mit einem Moralmäntelchen gefälliger zu drapieren.

Das Grundmotiv ist weder sonderlich originell, noch in der Behandlung erschöpft. Daudet zeichnet einen jungen Mann, der, noch in den Kinderschuhen steckend, beim Tode des Vaters das Erbe der Familienrepräsentation erhält. So wird der Gymnasiast das Oberhaupt, die Stütze der Familie, läßt sich in unreifer Auffassung des Wortes von einem falschen Ehrgeiz ergreifen, gefällt sich in Selbstberäucherungen und sieht in seinem Leben ein einziges Opfer, der Familie dargebracht, während es gerade die Familie ist und bleibt, die ihn, den Schwächling, in ihrer Affenliebe über Wasser hält. Dies Spiel mit gegenseitig verdeckten Karten, das Aufblitzen der Wahrheit und das Bemühen, den Nimbus wiederherzustellen, wird von Daudet mit der bekannten fesselnden Erzählerkunst geschildert und mit Episoden aus dem Leben russischer Nihilisten zu Paris sensationell gewürzt. Dabei lag ihm daran, im Gegensatz zum geistigen Proletariat auf den Mann des praktischen Lebens, der werkthätigen Arbeit als den Vertreter der Gesundheit und Gesundung Frankreichs hinzuweisen. „Laßt meinen Sohn kein Latein lernen, keine klassischen Studien machen", fleht die Stütze der Familie. „Damit, daß mein Vater das Gegenteil für mich erbat, hat er mich ins Unglück gebracht." Mit diesem Satze will Daudet in erster Linie die Erziehungsmethode geißeln, die in französischen Gymnasien herrscht und die Zöglinge weniger zum Ehrgeiz des Lernens anspornt als zu dem Ehrgeiz, mit dem Erlernten prunken zu gehen. Der Roman — Daudets letztes Werk — bedeutet kein litterarisches Ereignis, da die Probleme vom Autor nicht zu lösen versucht wurden, aber er präsentiert sich als annehmbare und fesselnde Unterhaltungslektüre.

Hamburg. *Rudolf Herzog.*

Lyrisches und Episches.

Tage und Nächte. Gedichte von Adolf Donath. Mit einem Briefe von Georg Brandes und einer Umschlagzeichnung von H. Rauchinger. Verlegt bei Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig 1898. Preis M. 1,50.

„Es liegt ein eigentümlicher Wohllaut in diesen Versen. Manches ist originell, sehr fein, oder zart und hat den in deutschen Versen so seltenen naiven Klang. Die Musik dieser Verse ergötzt mich, eine jugendliche Musik, die etwas Bethörendes hat. Dann die Mängel: nach meinem Geschmack, zu wenig Plastik." So charakterisiert Georg Brandes dieses Erstlingswerk eines talentvollen jungen Wieners. Ich finde, daß manches dieser zierlichen melodischen Gedichte allzu naiv ist: Donath folgt den Wortklängen, den Reimen allzu willig, wie der Märchenprinz dem Singen des Zaubervogels. Man sucht dann vergebens nach Sinn und Inhalt. Allerdings haben wiederum viele dieser weichen und zarten Verse eine so wunderliebliche Melodie, daß man, den Klängen lauschend, verzichtet, nach Sinn und Empfindungsinhalt zu suchen. Die allzu geringe Plastik möchte ich dem Dichter gar nicht einmal so sehr zum Vorwurf machen. Wir müssen in der Lyrik entschieden wieder mehr nach musikalischen Wirkungen streben. Donath hat gewiß Talent, aber dieses gleicht, wie ich befürchte, einem zierlichen Brunnen, den man bald ausschöpfen kann.

Berlin. *Hans Benzmann.*

In Seelen-Einsamkeit. Gedichte von Clara Eysell-Kilburger. Verlag von Ed. Moos in Erfurt. 1898.

Aus den hundert Seiten dieses kleinen Buches tritt dem Leser eine eigenartige Persönlichkeit entgegen, und das ist schon viel, wenn man es mit gutem Gewissen sagen kann. Das Leben, das sie gelebt, die Menschen, die ihr entgegengetreten sind und die sie liebte, beides ist in dem Herzen der Verfasserin haften geblieben und hat seine tiefen Spuren darin zurückgelassen. Was sie erlebt hat, hat sie durchdacht und durchempfunden, in vollem individuellem Denken und Empfinden, und aus diesem Grunde hebt sich das Bild ihres seelischen Wesens aus ihrem kleinen Buche heraus. Aber ein wichtiges fehlt der Verfasserin, fehlt ihr völlig, ich zweifle sogar daran, ob sie es jemals wird erreichen und erarbeiten können. Beim besten Willen kann ich die Aeußerungen ihres Gefühlslebens, die sich in diesem Buche finden, nicht Gedichte nennen. Denn das Gedicht fordert die Form. Formlos und leider auch geschmacklos im schlimmen Sinne ist aber das, was Frau Clara Eysell-Kilburger sich in diesem Buche leistet. Keine Seite, auf der nicht die gröbsten Verstöße gegen den Rythmus sich befinden, keine Seite, auf der nicht die alltäglichsten Ausdrücke, ja geschäftsmäßige Fremdwörter, der Sprache das Siegel der Banalität auf die Stirne drücken. Diese reimlosen, aus ihrem Rythmus immer wieder herausfallenden Verse sind keine poetische Sprache, nicht einmal eine prosaische Sprache, sie sind ein Gestammel, das man als Sprechenwollen und Nichtsprechenkönnen bezeichnen muß. Ich wette, die Briefe der Verfasserin sind weit besser als ihre Gedichte, — warum Verse machen, wenn man keine Verse machen kann? — Die über jeden Tadel erhabene Form ist das erste, was man von dem Gedichte fordern muß, ohne sie ist es eine welke Blüte, der der Hauptreiz mangelt. Weil die Verfasserin keine Reime finden kann, vermeidet sie den Reim, den schönsten Schmuck des deutschen Liedes, und meint, man könne nun auch darüber hinwegsehen, daß ihre freien Rythmen meistens gar keine Rythmen sind.

Lausanne. *Dr. Edward Stilgebauer.*

Englische Dichter. Uebersetzungen nach Percy B. Shelley, Thomas Moore, John Keats, Algernon Charles Swinburne u. andern von Gisberte Freiligrath. Otto Hendel, Halle. 1 Mk., geb. 1,25 Mk.

Der Name Freiligrath hat in der Geschichte der Wechselbeziehungen der englischen und deutschen Litteratur einen guten Klang. Ferdinand Freiligrath hat sein Exil dazu benutzt, uns mit einigen der schönsten Blüten, die die englische Dichtung seit Robert Burns gezeitigt hat, in formvollendeten Nachbildungen bekannt zu machen. In seine Fußtapfen tritt die Verfasserin der vorliegenden Uebersetzungen. Ein Drittel ihres Buches ist Shelley gewidmet, dem Idealisten unter den englischen Dichtern, dessen Feuergeist sich im Kampf gegen die Tradition und in revolutionären Träumen von einer Welt der Freiheit und Schönheit verzehrte. Die Uebersetzerin giebt in der Einleitung an der Hand seiner Biographen Dowden und Symond einige Erläuterungen über den Charakter der Dichtung Shelleys, die sie übersetzt hat. Die gebotenen Gedichte selbst, „Alastor", „Adonais" und eine Reihe von kleineren Dichtungen, sind glänzend übertragen, sodaß sie sich wie deutsche Gedichte lesen. Die Uebersetzerin hat es verstanden, dem hohen Gedankenfluge des Dichters zu folgen und zugleich den Schmelz und die Harmonie seiner Sprache wiederzugeben. Ein gleiches gilt von den Proben aus den irischen Melodien, in denen Thomas Moore, der sangbarste unter den englischen Lyrikern, den Ruhm, den Schmerz und den Freiheitsdrang seines unglücklichen Vaterlandes besingt. Dem folgen Wordsworth, der Dichter der Natur und der einfachen Beziehungen des Menschen, mit nur vier Gedichten, Keats, der früh verstorbene Sänger des Griechentums, der Schönheit und Romantik mit sechs und der noch lebende Altmeister der englischen Poesie, Algernon Charles Swinburne, mit vier Gedichten, aus denen wir allerdings keinen Begriff von der Eigenart dieses Sängers der Revolution und des anderen Heidentums gewinnen können. Einzelne Gedichte von einer großen Anzahl englischer und amerikanischer Dichter beschließen die Sammlung, die durch die vollendete Meisterschaft der Uebersetzung wohl zu tieferer Beschäftigung mit den Originalen anzuregen vermag.

Berlin. *Dr. Philipp Arnstein.*

Litteraturgeschichtliches.

Die deutsche Gesellschaft in Göttingen (1738—1758). Von Dr. Paul Otto, München, Carl Haushalter, 1898. 92 S. Preis 2 Mk.

Die Schrift bildet das 7. Heft der „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Franz Muncker in München“ und zeichnet ein treues Bild von dem akademisch-litterarischen Verein, der unter dem Namen „Deutsche Gesellschaft“ in Göttingen von 1738 bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges bestanden hat. Im Anhang enthält sie außerdem eine kurze Uebersicht über die zweite Periode der Gesellschaft, die vom Ende des Krieges bis ins letzte Dezennium des 18. Jahrhunders dauerte. Das reiche Aktenmaterial, das die Göttinger Universitätsbibliothek aufbewahrt, sowie die Unterstützung hervorragender Gelehrter haben es dem Verfasser ermöglicht, eine zusammenhängende kritische Darstellung der Geschichte, Leistungen und Urteilsstimmen der Mitwelt zu liefern, die jeder Litterarhistoriker und Freund der deutschen Litteratur mit hohem Interesse lesen wird, zumal der Gegenstand hier zum ersten Male bearbeitet wird. Der Verfasser hat es verstanden, seinen Stoff lebendig und anschaulich zu gestalten; seine Schrift hebt sich vorteilhaft gegen ähnliche litterarhistorische Monographien ab, die oft ganz ungenießbar trocken sind. So wird die dankenswerte Arbeit nicht nur in gelehrten Kreisen gern begrüßt werden: vor allem dürften sich auch in Hannoverland viele Hände nach ihr ausstrecken.

Nörten. *Rudolf Eckart.*

Shakespeare'sche Probleme. Neue Folge. Troilus und Cressida. Bearbeitet und mit einem erklärenden Vorwort versehen von Adolf Gelber, Wien. Verlag von Karl Konegen. 1898.

Bekanntlich gehört „Troilus und Cressida“ zu den wenigen Dramen Shakespeares, denen sich nach der Auferstehung des großen Dichters auch bei uns die Bühne bisher noch nicht erschlossen hat. Diese immerhin befremdende Thatsache steht jedenfalls mit der seit Langem herrschenden und von der Litteraturhistorie noch fast durchwegs verfochtenen Ansicht im engsten Zusammenhang, daß Shakespeare entweder aus mangelnder Kenntnis Homers oder infolge einer gegen die Homerschen Dichtungen vorgefaßten Meinung die uns als unantastbar geltenden Helden, namentlich die auf griechischer Seite befindlichen, mit abstoßender Geringschätzung, ja geradezu parodistisch behandelt habe. Diese nahezu allgemeine Annahme — Goethe weicht von ihr auffälliger Weise schon ab — zu entkräften und eine gegenteilige Beurteilung unserer den Stempel des Shakespeare'schen Genius durchwegs an sich tragenden Historie anzubahnen, hat Gelber, der bereits durch seine gedankenvolle Deutung des Hamlet seinen Beruf hierzu glänzend dargethan, den kühnen Versuch unternommen, der ihm nach unserem Dafürhalten auch in überraschender Weise geglückt ist. Besonders stellt sich die von ihm geistreich durchgeführte Hypothese, daß wir es in dem Drama mit einem Torso zu thun haben, indem es dem Plan einer die nachhomerische Sage vom Untergang Trojas umfassenden Trilogie angehöre, als ein so fruchtbarer Gedanke dar, daß er allein schon den Keim einer völligen Umwandlung der seitherigen Ansicht in sich zu tragen scheint. Deßhalb hat auch der scharfsinnige Ausleger Recht daran gethan, in der beigedruckten Bearbeitung des Stückes für die heutige Bühne, die einen gewissermaßen gereinigten d. h. unseren Begriffen von Homer mehr entsprechenden Text wiedergiebt, das im Original noch außer Betracht gelassene Ende des Heldenpaares, wenigstens was Troilus betrifft, zu ergänzen und uns dadurch mit einem jedem Schwanken entzogenen und völlig befriedigenden Eindruck aus dem Banne der machtvollen Dichtung zu entlassen.

München. *Martin Greif.*

Die skandinavische Litteratur und ihre Tendenzen nebst anderen Essais von Marie Herzfeld. Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig 1898. Preis M. 3.—

Marie Herzfelds Buch wird in seiner ersten Hälfte lebhaftem Widerspruch begegnen. Es ist ein eigentümliches — wenn ich boshaft wäre, würde ich sagen: etwas frauenhaftes Beginnen, die Tendenzen der skandinavischen Litteratur in einem schmächtigen Essai abthun zu wollen. Den Kenner der modernen nordischen Litteratur wird es insbesondere überraschen, in Kapitel II als Einleitung die Behauptung zu finden: „Man beginnt die Zeitrechnung der modernen skandinavischen Litteratur mit dem Anfang der siebziger Jahre und dem Auftreten von Georg Brandes als Dozent an der Kopenhagener Universität.“ „Man.“ Wer ist dieses „Man?“ Doch kaum die Allgemeinheit der Litteraturforscher- oder Kenner; oder auch nur derer, die sich einigermaßen mit diesem Thema bekannt gemacht haben; denn die müssen wissen, daß Ibsen z. B. seine Stücke „Komödie der Liebe“, „Brand“, „Peer Gynt“, „Bund der Jugend“ schon vor 70 geschrieben hat und ohne von Brandes dazu begnadet worden zu sein. Aber wir hören gleich, warum Marie Herzfeld das nicht berücksichtigt. Die führenden Tendenzen verdichten sich für sie zu zwei Polen: den Nationalismus Georg Brandes und seiner Anhänger; und dem Sensibilismus Ola Hanssons. Ibsen und Björnson stehen außerhalb dieser Kreise; sie gehen für die Litteraturbetrachtung Marie Herzfelds neben Brandes her; sie sind also keine Litteraturzentren. Für diese gewaltige Einseitigkeit hat Marie Herzfeld einen Beweis nicht erbracht; sie hat sich damit begnügt, es mit dem ihr eigenen lapidaren Nachdruck zu konstatieren. Ibsen und Björnson kommen beide schlecht weg; Ibsen ist für sie — und darin wandelt sie auf Marholm'schen Spuren — „die Verkörperung des auflösenden kritischen Geistes, der uns bis zum Nihilismus, und damit an den Rand der Weltverzweiflung getrieben hat.“ (Vergl. Laura Marholm: „Wir Frauen und unsere Dichter“: S. 101 ff.) Björnson ist „als Dichter genial, als Denker mittlerer Durchschnitt . . . Wahre Meisterwerke dichterischer Gestaltung mißlingen ihm, weil die Idee gar so kindisch und die Gesinnung philiströs . . .“ Dazu rechnet M. Herzfeld z. B.: „Ueber die Kraft.“ Wie übrigens „Meisterwerke“ „mißlingen“ können, ist mir nicht ersichtlich . . . Die ganze Betrachtung in ihrer Schiefheit würde etwa dem Versuch entsprechen, in der neuen deutschen Litteratur Schlegel und Heine als deren beiden Pole aufzufassen und Goethe und Schiller nebenher gehen zu lassen.

Im andern Teile dieses Essais, den Marie Herzfeld hauptsächlich den Vertretern des von Hansson inspirierten mystisch-romantischen Sensibilismus widmet, zeigt sie, wo ihre Begabung liegt: sie bekundet hier ein sehr feines, fast krankhaftes Nachempfinden poetischer Schöpfungen. Wo sie sich auf ihr Gemüt, auf den Instinkt verläßt, wird sie immer interessieren. Der Verstand, der zusammenzufassen weiß, der große und scharfe Blick ist ihr weniger eigen. Wo sie anfängt, zu dozieren, bringt sie manchmal erstaunlich abgedroschene Wahrheiten zu Tage. Der Stil des Ganzen ist bei aller charakteristischen Keckheit oft allzu preziös. Die manchmal mehr geistreichelnde, als geistreiche Essayistin à la Marholm verleugnet sich hier nicht. Z. B. S. 61: „Allerdings klingeln dabei auf dem Blumenszepter der Phantasie gar oft bedenkliche Silberglöcklein, die an die Narrenpritsche gemahnen.“ Immerhin: wollte uns Marie Herzfeld noch ein Dutzend solch feinempfundener Essais wie im zweiten Teile ihres Buches schenken, so wäre dies sehr dankenswert; sie nützt dadurch mehr als durch Versuche, die Gesichtspunkte einer ganzen großen Litteratur- und Geistesepoche in einigen aphoristischen Blättern festlegen zu wollen.

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Verschiedenes.

Aphorismen. Von Paul Nikolaus Coßmann, München, 1898 Verlag von Carl Haushalter.

Von den allzu zahlreich erscheinenden Sammlungen dieser Art, ist das kleine, sehr sympathisch ausgestattete Buch von Coßmann eine der besseren. Man hat Freude daran, es zu lesen, man kehrt gern zum einen oder anderen seiner Aussprüche zurück und stellt sich eine Unterhaltung mit dem Autor als anregend vor. Das ist schon sehr viel. Es handelt sich in diesem Büchlein weniger um breitere Aphorismen, als um pointierte Sentenzen, die im knappen Ausdruck oft glücklich gefaßt sind. Hier und da fallen sie freilich in's Bereich bloßen Witzes, aber dafür sagen sie auch manchmal mit warmer, leiser Stimme ein feines Wort. Sehr lesenswert — ganz besonders geschmackvoll — ist das Kapitel über die Liebe!

Berlin. *Lou Andreas-Salomé.*

Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Ein Gedenkblatt von Karl Theodor Gaedertz. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1898. Groß-Lexik.-F. Preis M. 1.— Bismarcks Angehörigkeit und Treue zum niedersächsischen Stamme, seine vollständige Beherrschung der plattdeutschen Sprache und seine Vorliebe für diese, seine Wertschätzung des großen mecklenburgischen Volksdichters, sowie dessen Verehrung und Begeisterung für den gewaltigen Staatsmann bildet die Grundlage dieses Gedenkblattes, das mancherlei gegenseitige Beziehungen und briefliche Aeußerungen hier zum ersten Male mitteilt. Mit Wärme und Pietät schildert Gaedertz, der beste Reuterforscher, aus den reichen ihm zu Gebote stehenden Quellen die verschiedenen Berührungspunkte beider Männer und bietet damit den Verehrern Bismarcks und Reuters eine willkommene Gabe. Die festlich ausgestattete Schrift hat dem verewigten Altkanzler noch im Manuskript vorgelegen und seine Billigung gefunden.

Nörten. *Rudolf Eckart.*



Nachrichten

Bühnenchronik.

Berlin. Arthur Schnitzler, im Augenblick das entschiedenste dramatische Talent des jungen Oesterreich — vielleicht wird man dieses Prädikat schon bald auf Philipp Langmann übertragen müssen — läßt seine Stücke regelmäßig zuerst in Berlin aufführen. Auch sein Schauspiel „Das Vermächtnis“ bestand am Deutschen Theater seine erste Bühnenprobe (8. Oktober) und übte gleich den früheren Arbeiten eine spannende und äußerlich starke Wirkung, der doch das letzte und echte Merkmal des inneren Erfolges fehlte. Das „Vermächtnis“ des jungen Dr. jur. Losatti, der an einem Sturz vom Pferde stirbt, ist das Mädchen, mit dem er vier Jahre lang glücklich gewesen war und das er zusamt seinem kleinen Bübchen sterbend seiner bürgerlich-korrekten Familie ans Herz legt. Die Familie geht auch um des Kindes willen auf seinen Wunsch ein und nimmt die verlassene Toni in ihr Haus, als aber das Bübchen stirbt, wird man ihrer überdrüssig, weist sie ziemlich unzweideutig aus dem Hause und treibt sie damit in den Tod. Die feine Zeichnung der handelnden Menschen und der lebensechte Dialog schufen dem Stücke seine Wirkung; die psychologische Glaubwürdigkeit der Vorgänge aber erschien doch zu Gunsten des rein Theatralischen vergewaltigt. „Liebelei“ gegenüber bedeutet „Das Vermächtnis“ keinen Fortschritt. — Am selben Abend wurde dem Publikum des königlichen Schauspielhauses die jüngste Compagniearbeit der Zusammendichter Blumenthal und Kadelburg, das dreiaktige Lustspiel „Auf der Sonnenseite“ vorgesetzt, das nach dem Muster älterer Volksstücke einen armgewordenen Adeligen und einen reichgewordenen Bürgerlichen (diesmal einen Töpfermeister) in familiäre „Wechselbeziehungen“ treten und in seinem Verlaufe vornehme Nichtsthuer ehrliche Arbeit schätzen lernen läßt. Dank den zahlreichen Witzrosinen, die in dem altbackenen Kuchen steckten, und dem glorreichen Spiel des Komikertrios Schramm-Vollmer-Thomas kam auch hier das zustande, was Kassirer und Agenten einen Erfolg nennen. — Die „Neue Freie Volksbühne“, die sich in anerkennenswerter Weise neuer Talente annimmt, brachte am 9. Oktober die dreiaktige Bauernkomödie „Die Agrarkommission“ von Kurt Aram (Pseudonym eines in Frankfurt a. M. ansässigen Pastors) vor einem beifallsfrohen Publikum zur ersten Darstellung. Trotz starker technischer Mängel und merklicher Anlehnung an berühmte Muster, besonders Hauptmann, ließ das Stück in der sicheren Charakteristik der dörflichen Gestalten und der typischen Regierungsbeamten ein bemerkenswertes Bühnentalent erkennen, das einstweilen nur noch zu sehr im Banne des politischen Leitartikels steht.

Breslau. Als lever de rideau zu Max Dreyers „Großmama“ gab man uns am 15. Oktober im Lobe-Theater desselben Verfassers bisher noch nirgends aufgeführte, einaktige Komödie „Liebesträume“. Max Dreyer machte sich dabei selber gefährliche Konkurrenz: der famose Einakter schlug den lustigen 4aktigen Junggesellenschwank an Wirkung. Ein verfluchter Schwerenöter von Freier, der auf dem Nullpunkt der Vermögenslage angelangt ist, wirbt um die Hand seiner reichen Cousine, während er gleichzeitig erfolgreich eine doppelte Liebelei mit deren Nichte und dem Dienstmädchen anknüpft, wird aber schließlich als gewissenloser Mitgiftjäger entlarvt und mit der Reitpeitsche traktiert. Das Dramolet ist ein kleines Meisterwerk an kurzgedrängter Charakteristik, stimmungsvollen Kontrasten und liebenswürdigem Humor. Regie und Darsteller leisteten Vortreffliches. Ganz besonders warme Anerkennung verdiente Frl. Gabri.

Breslau. *Lothar Schmidt.*

Strassburg i. E. Das „Elsässische Theater“, eine neugegründete Vereinigung, die durch künstlerisch abgerundete Aufführungen von wertvollen Dialektstücken unsere elsässische Dialektlitteratur heben will, ist am 2. Oktober mit einer Aufführung von Erckmann-Chatrians „L'Ami Fritz“ zum erstenmal in die Oeffentlichkeit getreten, und zwar mit denkbar bestem Erfolge. Die Uebertragung des Stückes in den elsässischen Dialekt, die von dem Redakteur und Reichstagsabgeordneten Hauß besorgt worden war, ist vorzüglich, in ihr kommt dieses spezifisch elsässische Stück überhaupt erst voll zur Geltung. Die Aufführung, durchweg mit Dilettanten besetzt, stand auf einer sehr beachtenswerten künstlerischen Höhe; sie machte den Darstellern wie dem früheren Direktor des Straßburger Stadttheaters Alexander Heßler, der die Einstudierung übernommen hatte, alle Ehre. Auch der Prolog von Ferdinand Bastian, mit dem der Abend einsetzte, verdient alle Anerkennung. — Am 11. Oktober brachte auch das Stadttheater durch die Erstaufführung von Fritz Lienhards dreiaktiger Legende „Odilia“ der einheimischen elsässischen Litteratur seinen Tribut dar. Die Dichtung, zu der Heinrich Wiltberger die Musik geschrieben hat, konnte es trotz sprachlicher Schönheiten wegen des geringen dramatischen Gehalts zu keiner Wirkung bringen.

Dr. H.

Wien. Der Beginn der Spielzeit steht unter dem Zeichen des französischen Theaters. Das Burgtheater brachte Rostands „Cyrano de Bergerac“, der jedoch hier nicht viel Glück hatte. Dem Publikum gefiel seine dramatische Nase nicht, und Herr Hartmann, der sie trug, wußte ihr keine Freunde zu gewinnen. Eine der vornehmsten französischen Künstlerinnen, Jane Hading eröffnete ferner ein Gastspiel am Carltheater und spielte einige Rollen des Dumas'schen Repertoires. Sie ist keine hochragende Größe wie die Duse oder die Bernhardt, aber jedenfalls eine Künstlerin von Talent, Schönheit und hinreißendem Temperament. Sie hat viel Beifall gefunden. — Ein trauriges Schicksal hatte an dieser Bühne das neue Schauspiel Felix Dörmanns: „Heimweh“. Der Verfasser hat sich durch eine neue und geistvolle Schilderung zweifelhafter Milieux („Ledige Leute“) hier gut eingeführt. In seiner zweiten Arbeit

wollte er das Heimweh eines politischen Agitators, der dem philiströsen Kleinbürgertum zu verfallen droht, nach den aufregenden Kämpfen des politischen Lebens schildern, die ihn schließlich auch zurückgewinnen. Leider fand der junge Dichter keine kraftvolle Handlung für seinen Vorwurf und brachte ein Opus zu stande, das dem schlimmsten Genre, nämlich dem langweiligen, angehört. Das Stück wurde ziemlich unmutig abgelehnt. — Ein Thesenstück ist auch die September-Neuheit des Burgtheaters, Hermann Fabers „Ewige Liebe". Daß es keine „ewige Liebe" giebt — welche dankbare Beweisführung für einen dramatischen Satiriker von Talent! Faber nimmt leider die Sache furchtbar ernst. Er stellt seinen Helden zwischen zwei Frauen, eine die frischweg liebt, den Mut der Hingebung findet und sich für ewig nicht binden will, und einer andern, die alte Rechte nach sieben Jahren des Harrens und Hoffens geltend macht. Aus den Konflikten, die sich da ergeben, hat der Verfasser viele starke Wirkungen geholt, ohne an den geistigen Kern seines Problems zu dringen. Man fühlte sich durch theatralische Geschicklichkeit des Autors gefangen, aber nicht befriedigt. — Ein klaftertief niedriger stehendes Werk ist Sardous „Pamela", die im Deutschen Volkstheater aufgeführt wurde. Pamela ist eine hübsche Putzmacherin, deren List und Verwegenheit eine Verschwörung zum Siege führt, die sich zur Zeit der großen Revolution die Befreiung des „kleinen Capet", des unglücklichen Dauphin, zum Ziele gesetzt hat. Es geht in dem Stücke zu, als wären die große Revolution eine Posse und ihre Männer Operettenhelden gewesen. Ein solches Werk ernst zu nehmen, ist eine schwere Zumutung für ein deutsches Publikum. Aber — Frau Odilon kann als Pamela lachen und weinen, schönen Affekt und schöne Schultern zeigen. Und so wird die Vorstellung sehenswert gefunden, ohne weiteres Interesse zu erwecken. — Neuestens tummelt sich auch das „Weiße Rössel" der Herren Blumenthal und Kadelburg auf der Bühne des Volkstheaters. Man hat viel darüber gelacht, hinterher auch viel kritisiert. Man kann weder die Lacher tadeln, noch die Kritiker. *F. S.*

Die philosophische Fakultät der Universität München hat die rühmlichst bekannte Biographin der Frau von Staël, Lady Blennerhasset, geborene Gräfin Leyden, für ihre hervorragenden Verdienste um die Erforschung deutscher, französischer, englischer und italienischer Litteratur einstimmig zum philosophischen Ehrendoktor ernannt.

* *

Am 7. Oktober starb in Berlin der pensionierte Gymnasialdirektor und Landtags-Abgeordnete Karl Schmelzer, ein geschätzter Schulmann (1876—1895 in Hamm) und verdienstvoller Herausgeber der platonischen Dialoge, aber auch als Humorist und Dichter begabt. Er war u. a. der Verfasser der bekannten „Novae epistolae virorum obscurorum", die im „Kladderadatsch", erschienen.

* *

Mitte November erscheint ein neuer Band von Paul Heyse: „Der Sohn seines Vaters", der außer der Titelnovelle noch vier andere Novellen enthält.

* *

Bei dem Wettbewerb um ein Moselweinlied haben die Preisrichter Trojan, Seidel und Hans Hoffmann kein Gedicht des Preises für wert befunden, sondern diesen auf die vier vergleichsweise besten verteilt. Verfasser der vier Lieder sind die Herren Julius Wolff, Georg Bötticher, Franz Siegfried Kayser und Frl. Emmy von Spillner. Ihre und die besseren der übrigen Lieder sollen zu einem Album vereint von Johannes Trojan herausgegeben werden. Inzwischen werden die preisgekrönten Lieder zur Komposition ausgeschrieben (Schlußtermin 31. Dezember). Der Preis besteht wiederum in 500 Flaschen Mosel.

* *

Bekanntlich ist eine große Zahl ausländischer, insbesondere deutscher Bücher in Rußland, dem Eldorado der geistigen Zensur, verboten. Aus der neuesten Liste dieser im Zarenreiche verpönten Werke führen wir nur von solchen der schönen Litteratur u. a. an: Adolf Pichler, „Spätfrüchte" (Gedichte); Richard Dehmel, „Weib und Welt"; Franz Evers, „Hohe Lieder"; E. Eschricht, „Reine Liebe" (Novellen), Wilhelm v. Polenz, „Reinheit"; Fannie Gröger; „Himmelsgeschichten"; Hans Olden, „Die offizielle Frau"; Maximilian Harden, „Litteratur und Theater"; ferner von nichtbelletristischen Werken: Bruno Wille, „Sibirien in Preußen" und Ludwig Pfau, „Politisches und Polemisches" aus dem Nachlaß.

Notizen.

Eine vergessene Strophe Schillers. Die ursprünglich von der Censur unterdrückte 8. Strophe des Reiterliedes aus „Wallensteins Lager" wird anläßlich des Wallenstein-Jubiläums in den „Münchener Neueste Nachrichten" mitgeteilt. Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschien 1807 das Reiterlied in Steindruck, das eben dadurch von besonderem Interesse und Wert ist, daß in dieser Ausgabe, einer äußerst seltenen Incunabel der Lithographie, die unterdrückte 8. Strophe des Liedes enthalten ist. Sie lautet:

„Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
Drum froh, wer den Degen jetzt führet,
Und bleibt nur wacker zusammengefügt,
Ihr zwinget das Glück und regieret,
Es sitzt keine Krone so fest, so hoch,
Der mutige Springer erreicht sie doch.
Es sitzt keine 2c. 2c.

Kotzebue in Wien. Bei dem zu Anfang dieses Jahres erfolgten Direktionswechsel am Wiener Hofburgtheater war bekanntlich viel von allerhand Schauspielerintriguen die Rede, denen Direktor Dr. Max Burckhard angeblich habe weichen müssen. Diese Vorgänge, gleichviel ob sie Wahrheit oder Dichtung oder von beiden etwas waren, hätten die Erinnerung an eine andere Theaterkabale wachrufen dürfen, der genau hundert Jahre früher, 1798, an demselben Wiener Hoftheater August von Kotzebue zum Opfer fiel. Kotzebue war durch den Baron Braun, dem seit 1793 die Leitung der beiden Hoftheater übertragen war, zunächst als „Theatersekretär" nach Wien berufen worden und verstand es in dieser Stellung, in der er sich ein bischen als den Wiener Lessing zu fühlen schien, durch Rücksichtslosigkeit und Überhebung rasch sich unbeliebt zu machen, wiewohl seiner Thätigkeit Fachkenntnis und richtige Absichten ohne Zweifel zu Grunde lagen. Aus den Kreisen der Schauspieler heraus, die in ihrem alten Schlendrian nicht gestört sein wollten, wurde gegen den „Ausländer" eine systematische Hetze organisirt, deren Seele der Schauspieler Stephanie gewesen zu sein scheint. Kotzebue selbst schadete sich durch die Geschmacklosigkeit, in der „Wiener Zeitung" Rezensionen erscheinen zu lassen, die seine eigene Thätigkeit dem Publikum empfehlen sollten. Die Anfeindungen seiner Person gingen so weit, daß er schließlich selbst eine Untersuchung gegen sich beantragen mußte, bei der aber, da sein Vorgesetzter und Gönner Baron Braun sie führte, nichts herauskam. Sie endete mit einer Niederlage Stephanies, der einen scharfen Verweis erhielt und sich dafür nachher durch einen giftigen, anonymen Artikel über Kotzebues Direktionsführung im Berliner „Archiv der Zeit" revanchirte. Kotzebue blieb die Antwort nicht schuldig, seine Stellung aber war doch so erschüttert, daß er noch im Dezember 1798 seine Entlassung nahm. Er behielt den Titel Hoftheaterdirektor und ein Jahresgehalt von 1000 Thalern. Die Geschichte seiner Theaterleitung hat er im Jahre darauf in seiner Schrift „Mein Aufenthalt in Wien und meine erbetene Dienstentlassung"

niedergelegt. Was er wollte, war besser, als was er wirkte: verdienstlich bleibt in jedem Falle sein Streben, das herrschende Bühnenpathos durch einen natürlichen, ungespreizten Conversationston zu ersetzen.

* * * Der Büchermarkt * * *

*(Die mit * bezeichneten Werke gingen uns zu. — Abgeschlossen am 17. Oktober.)*

a) Romane und Novellen.

Albing, A. Moribus paternis. Erzählung aus der modernen Hamburger Gesellschaft. 2 Bde. Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagshandlung. M. 4,— (geb. 6,—).

Arminius, W. Verschieden Waidwerk. Eine Geschichte aus dem Thüringer Walde. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 4,— (geb. 5,—).

Bock, A. Der Zug nach dem Osten. Roman. „Vita". Deutsches Verlagshaus in Berlin. M. 3,— (geb. 4,—).

***Brausewetter**, Ernst. Eifersucht. Novelle. Berlin. Schuster & Löffler. M. 2,50.

Erler, J. Vom Theater! Eine Skizze aus dem Leben. Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhdlg. M. 2,—.

***Hansjakob**, H. Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, niedergeschrieben v. H. 1. u. 2. Aufl. (Illustrirt von W. Hasemann, Stuttgart, Adolf Bonz & Co. M. 3,— (geb. M. 4,20).

***Höchstetter**, S. Sehnsucht. Schönheit. Dämmerung. Die Geschichte einer Jugend. Roman. Berlin. Schuster & Löffler. M. 4,—.

***Holm**, Korfiz. Schloß-Uebermut. Novelle. (Kleine Biblioth. Langen, Bd. XVI). München, Alb. Langen M. 1,—.

***Holzammer**, Wilhelm. Auf staubigen Straßen. Skizzen. Berlin, Schuster & Löffler. M. 2,—.

***Jacobowski**, Ludwig Werther der Jude. Roman. 3. Auflage. (Mit einem Geleitwort.) Dresden. E. Pierson's Verlag. M. 3,—.

Justus, Th. Auf heimischer Erde. Ein Geschichtenbuch. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 3,— (geb. 4,—).

Lemmermayer, F. Haschisch. Eine orientalische Erzählung. Illustrirt von G. Sieben. Gustav Grimm, Budapest. M. 2,—.

***Löffler**, J. H. Martin Böttinger. Ein Lebens- und Zeitbild aus dem 17. Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig, F. W. Grunow (geb. M. 10,—).

***Löffler**, J. H., Madlene. Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben. Leipzig, F. W. Grunow. M. 2,— (geb. M. 3,—)

***Maupassant**, Guy de. Das Brillanthalsband und andere Novellen (Kl. Biblioth. Langen, Bd. XVIII.) München, Alb. Langen. M. 1,—.

Mikszath, K. Gesammelte Schriften (1. Serie in 6 Bdn.) 1. Band Leipzig. Georg Heinrich Meyer. M. 1,20 auch in 18 Lfngn. à M. 0,40.

***Norberg**, Leo. Nur durch den Tod! Roman. Leipzig, Grübel & Sommerlatte.

Paschkis, M. Osteuropäische Geschichten. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 3,— (geb. M. 4,—).

***Raabe**, W. Die Chronik der Sperlingsgasse. 14. Auflage. Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhandlung. M. 3,— (geb. M. 4)

Römer, A. Schelmenkinder. Fröhliche Geschichten. Eßlingen, M. Harburger. M. 1,50.

Rosegger, P. Idyllen aus einer untergehenden Welt M. 4 — (geb. M. 5 Leipzig, L. Staackmann.

Schott, F. Im Winkel der Großstadt. Ein Geschichtenbuch. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 3,— (geb. 4,—)

***Servaes**, Franz Gährungen. Roman. Dresden. Carl Reißner. M. 5,—.

Spillmann, J. Lucius Flavus. Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems. 2 Bde. Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagshandlg. M. 5,60 (geb. M. 7,60).

***Verbeck**, O Einsam. Roman. Leipzig, F W Grunow. Fein geb. M 7,—.

Wohlbrück, Olga. Aus eigener Kraft. Roman. Mit Illustr. Kürschner's Bücherschatz No. 107. Berlin, Hermann Hilger. Preis M. 0,20.

b) Lyrisches und Episches.

***Benzmann**, Hans. Sommersonnenglück. Neue Gedichte. Berlin. Schuster & Löffler. M. 3,—.

***Bethge**, Hans. Die stillen Inseln. Ein Gedichtbuch Berlin, Schuster & Löffler. M. 1,50.

***Bruns**, Max. Aus meinem Blute. Minden, Bruns Verlag. M. 2,—.

***Cotta**'scher **Musenalmanach** für das Jahr 1899. Herausgegeben von Otto Braun. Neunter Jahrgang mit 6 Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta. M. 4,— (geb. 6,—).

***Donath**, Adolph Tage und Nächte. Mit einem Brief von Georg Brandes. Berlin, Schuster & Löffler. M. 1,50.

***Pfungst**, Arthur. Laskaris. 3. Auflage. Wohlfeile Volksausgabe. Berlin. Ferd. Dümmler, M. 2,40 (geb. M. 3,60).

***Scheffer**, Thassilo v. Die Eleusinien. Berlin, Schuster & Löffler. M. 1,50.

***Strecker**, Karl. Der Sang vom Mönchgut. 3. Aufl Bergen, Fr. Beckers Verlag (geb. M. 2,—).

c) Dramatisches.

Braune, R. Künstlerseele. Drama. R Braune's Verlag in Roßla (Harz). M. 1,50.

***Dreyer**, Max. Der Sohn der Frau Schauspiel in 3 Aufzügen, Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2,—.

Nordau, M. Doktor Kohn. Bürgerliches Trauerspiel aus der Gegenwart. 1. und 2. Aufl. Ernst Hofmann & Co. Berlin. M. 2,— (geb. 3,—).

***Remer**, Paul. Frau Sonne. Komödie in 1 Aufzug. Berlin, Theaterbuchhdlg. von Eduard Bloch.

***Reuling**, Carlot. Das Stärkere. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen. Berlin, Theaterbuchhandlg. von Eduard Bloch. M 2,—.

***Reuling**, Carlot. Anno dazumal. Ein deutscher Schwank in 3 Aufzügen. Berlin, Theaterbuchhdlg. von Eduard Bloch. M 2,—,

***Stendall**, Christoph. Franzesko Nadda. Soziale Tragödie in 5 Aufzügen. Leipzig, Otto Weber. M. 2,— (geb. 3,—).

d) Litteraturgeschichte.

***Kraeger**, Dr. Heinrich. Der Byron'sche Heldentypus. München, Carl Haushalter. M. 3, .

***Vogt**, Prof. Dr. Friedr. und Prof. Dr. Max Koch. Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstichen und Holzschnitten und 34 Facsimile-Beilagen. Leipzig. Bibliograph. Institut. Halbleder M. 16,—.

***Wolkonsky**, Fürst Sergei. Bilder aus der Geschichte und Cultur Rußlands. Autoris. Uebersetzung von A. Hippius. Basel, Friedrich Emil Perthes aus Gotha M. 5,—.

e) Verschiedenes.

***Brandes**, Georg. Dissolving views. Charakterzeichnungen von Land und Leuten, Natur und Kunst. Gr. 8°. Leipzig, H Barsdorf, 1899. Preis M. 4,— (geb. M. 5,—).

Gerhardt, D. v. (G. v. Amyntor). Das Skizzenbuch meines Lebens, 2 Teil. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. M. 4,—, geb. M. 5,—.

***Gobineau**. Graf. Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen. Deutsche Ausgabe von L. Schemann. Stuttgart, Fr. Frommann. 2 Bde. Gr. 8°. Preis je M. 4,20 (5,20).

***Gottschall**, Rudolf v. Aus meinen Jugend-Erinnerungen. Berlin, Gebrüder Paetel. M. 8,— (geb. M. 9,50).

Heckel, Karl. Briefe Richard Wagners an Emil Heckel. Zur Entstehungsgeschichte der Bühnenfestspiele in Bayreuth. Berlin, S. Fischer. M. 3,50 (geb. M. 5,—).

Kraus, Karl Eine Krone für Zion (Satirische Streitschrift wider den Zionismus.) Wien, Moritz Frisch, I. Bauernmarkt 3.

Antworten.

Dr. H. in Arnsberg. Sie haben natürlich Recht. Das Citat mußte heißen: „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein". Freundlichen Dank!

Fr. K. in Köln. Sie sind vollständig im Irrtum, wenn Sie glauben, wir würden ungünstige Besprechungen von Büchern unserer Mitarbeiter nicht aufnehmen. Unsere Mitarbeiter genießen hierin nicht den geringsten Vorzug vor anderen Autoren und müssen sich jede Kritik, für die ihr Urheber mit seinem Namen einsteht, gefallen lassen. Daß die Redaktion sich mit den einzelnen Urteilen nicht identifizieren kann (oft sogar entgegengesetzter Ansicht ist), versteht sich für jeden Vernünftigen von selbst.

Neue Züricher Zeitung Für ihre eingehende und sympathische Besprechung von Heft 1 verbindlichen Dank! Ihren Vorwurf, daß wir die Schweiz unter die auswärtigen Litteraturen eingereiht hätten, und Ihren Wunsch, „daß wir keine schweizerische Litteratur bilden, sondern zur deutschen gehören wollen", haben wir uns zu Herzen genommen. Ob es sich freilich nicht auch durch andere, als politisch-geographische Gründe rechtfertigen läßt, die schweizerische Produktion als einen besonderen Zweig der deutschen Litteratur zu betrachten, lassen wir dahingestellt Gerade die von Fritz Marti besprochenen Werke scheinen eher dafür, als dagegen zu sprechen. Ihrem begründeten Verlangen, Werke schweizerischer Autoren durch nichtschweizerische Kritiker besprechen zu lassen, werden wir sehr gerne nachkommen.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Hans Tiesler, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburgerstraße 15/16.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger,
Berlin NW. 52, Calvinstr. 26 — Telephon: II, 2573.
Verlag: F. Fontane & Co.,
Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 4
vom
15. November 1898

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75
für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux
des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4414 a).

Inhalts-Tafel.

Spalte

Prof. Dr. **Hermann Wunderlich**: Deutsche Redekunst im Jahre 48 . . . 202
Ludwig Fulda: Theodor Fontane (Gedicht) 208
Leo Berg: Ein neuer Björnson 209
Wilhelm Hegeler: Max Halbe (mit Bild) 212
Prof. **M. Mayr**: Neue französische Belletristik 217
Ludwig Jacobowski: „Lolis erste Nacht" (mit Bild) . . . 222
Fritz Mauthner: Götterdämmerung 225
Auszüge:
Deutsche Zeitungen 228
Oesterreichische Zeitungen 230
Echo der Zeitschriften:
Deutsches Reich 230
Oesterreich (von A. L. Jellinek) 238
Ungarn (von Heinrich Glücksmann) 239
England (von James Grun) 241
Italien (von E. Gagliardi) 242
Holland (von A. W. Sanders van Loo) 243
Rußland (von A. von Enlgehardt) 244
Tschechische Zeitschriften (von Oskar Wiener) 245
Besprechungen von Ernst Gystrow, Gustav Zieler, Lou Andreas-Salomé, Rudolf Presber, W. von Scholz, Heinrich Brömse, Karl Th. Gaedertz, Otto Krack, Leonhard Lier, Fritz Carsten, Ella Mensch, Hans Benzmann, Siegmar Mehring, M. B., Max Kalbeck, Rudolf Eckart, Bodo Wildberg 246
Bühnenchronik:
Berlin 256
München 257
Rostock 257
Prag 258
Wien 259
Nachrichten 260
Notizen:
Die Manessische Liederhandschrift 261
Ein „Unikum" 262
Der Büchermarkt 262
Antworten 264

Deutsche Redekunst im Jahre 48.

Von Prof. Dr. **Hermann Wunderlich** (Heidelberg).

(Nachdruck verboten.)

Die Stürme des seltsamen Jahres, von dem uns nun ein halbes Saeculum trennt, sind über unser Volk gebraust, ohne in der Erinnerung zu haften; auch die Gedenktage des ablaufenden Jahres konnten nur ein flüchtiges Aufleben anregen, der nachhaltige Wiederhall blieb aus. Unsere Zeit ist mit sich selbst und mit den Aufgaben der Zukunft vollauf beschäftigt, sie liebt es nicht rückwärts zu schauen auf die Anfänge, denen wir entwachsen sind. Späteren Geschlechtern, wenn sie sicherer und gemächlicher auf den neuen Wegen wandeln, mag es vorbehalten sein, des Sturm- und Drangjahres der deutschen Einigung dankbarer und eindringlicher zu gedenken.

Vorläufig werden es nur Einzelne sein, die für eine einzelne Erscheinung, für einen bestimmten Gedanken den Ausgangspunkt in der Mitte unseres Jahrhunderts finden. Denn wer mit historischem Blick irgend ein Problem des Geisteslebens ins Auge faßt, wird fast immer auf diese Periode hingelenkt als auf einen Wendepunkt in den Anschauungen und in den Lebensformen. Der Litteraturfreund wird Strömungen, die unsere Dichtung heute beherrschen, dort im ersten Aufquellen belauschen können, in dem erwachenden öffentlichen Leben des gesamten deutschen Volkes. Dieses neu erwachende Leben suchte seinen Nährboden zunächst in den Volksversammlungen, die mit jähem Lärm die stillen Gassen Deutschlands überfluteten. Aber dem zerrissenen und haltlosen Treiben wurde ein Mittelpunkt in dem ersten deutschen Parlamente, der allgemeinen Nationalversammlung, die am 18. Mai 1848 im Kaisersaale des Römers in Frankfurt zusammentrat, um das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes, die sogenannte Souveränität, in Anspruch zu nehmen. Den Anspruch hat sie auch glücklich formuliert, aber die Ausübung ist nicht geglückt, und der leichtwiegende Hohn der Menge spottet ihrer darum noch heute. Aber der Kundige weiß, daß auf diesen Formeln die Verfassung unseres Deutschen Reiches beruht. „Als ob Reden Bajonette wären", so lautete der Machtspruch, den die politische Geschichte über jene Versammlung fällte, für die Ge-

schichte unseres Geisteslebens sind diese „Reden" doch immer „Thaten" gewesen.

Es war eine Klärung der Anschauungen, die den Abschluß dieser Reden bildete; man kam klüger zur Paulskirche hinaus, als man hineingegangen war. Die persönlichen Beziehungen, die die Redner aus Nord und Süd, aus Osten und Westen mit einander knüpften, stärkten nicht nur den Einheitsgedanken, sie ließen vor allem etwas aufkommen, was man ein Gemeinbewußtsein von deutscher Eigenart nennen könnte; ihm ist es zu danken, daß der Faden der deutschen Einheit auch in den Jahren der Reaktion nicht mehr abreißen konnte. Und das erwachende öffentliche Leben fand seinen nächsten und kräftigsten Ausdruck in einer Form, die den Litterarhistoriker wie den Sprachforscher in gleichem Maße in Anspruch nimmt, in der Kunstform der Rede. Doch es ist nicht meine Absicht, alle Früchte des Jahres 48 hier zusammenzutragen, ich möchte nur das eine litterarische Problem, das sich eng mit sprachwissenschaftlichen Fragen berührt, aus diesem Rahmen herausnehmen.

Das deutsche Nationalgefühl beruht bis zur Mitte unseres Jahrhunderts in erster Linie auf der Gemeinsamkeit litterarischer Bildung, auf den Ausdrucksmitteln der deutschen Schriftsprache. Die sozialen und politischen Interessen, die sich anfangs nur leise bemerkbar machten, erfahren nun von der persönlichen Berührung der führenden Männer ungeahnte Steigerung; Interessengemeinschaft und trennende Streitpunkte werden in mündlicher Rede vertreten und bekämpft, der gemeinsamen Schriftsprache treten die ersten Ansätze einer mündlichen Gemeinsprache zur Seite. Und diese Ansätze liegen zunächst auf dem Boden der Redekunst, die mit dem Jahre 1848 ein Bindemittel für das gesammte Deutschland wurde.

Im Anfang schien es, als ob auf der deutschen Rednerbühne nur die Sprache der Dichtung geredet werden sollte. Wer zu den Vertretern des ganzen Volkes sprechen wollte, mußte sich der Gepflogenheiten seiner alltäglichen Sprechweise entschlagen, er griff zu den Wendungen, die als Gemeingut der Nation galten und geriet so in den Garten der Poesie. Ein Reichtum von Ausdrucksmitteln war von der absterbenden Dichtung aufgehäuft worden, eine Ueberfülle von Bildern und poetischen Wortverbindungen, in deren Gedränge der freie Dichtertrieb erstickte. Dieses ganze Wortgeklingel drohte anfangs auch die aufstrebende Redekunst niederzudrücken, um so mehr als die leidenschaftlich erregte Volksstimmung einen Untergrund bildet, auf dem gerade die bloßen Klangwirkungen der Rhetorik sich entwickeln. Aber der gesunde Kern deutscher Eigenart machte sich auch hier geltend und so zeigen uns die Sommertage des Jahres 48, wie rasch sich in der Behandlung realer Aufgaben die deutsche Redekunst den Fesseln der Litteratur entwand. Es giebt kaum einen größeren Gegensatz auf diesem Gebiete als die Reden des sogenannten Vorparlamentes vom Anfang April und diejenigen, die vom Mai ab in der Paulskirche gehalten wurden. Der Präsident des Vorparlamentes, Mittermaier aus Heidelberg, der von sich sagte, „auch ich als Präsident, der Sie sonst mit einer schönen Rede begrüßen möchte, habe nichts anderes zu thun, als Ihnen für Ihr Vertrauen zu danken", er kleidete seine Eröffnungsrede doch in das Gewand „schöner" Worte und ungewöhnlicher Konstruktionen: „Deutsche Männer und Freunde! Was ist es denn, das die Bewohner dieser Stadt bewegt, so festlich ihre Häuser und Straßen zu schmücken? Was ist es, das die Freunde aus allen Teilen des lieben deutschen Vaterlandes nach Frankfurt ruft? Was ist es, das sie hier in diesen heiligen Hallen versammelt? Es ist das Erwachen des Riesen. Dieser Riese heißt Volksgeist. Er ist erwacht u. s. w." Wie einfach und natürlich muten uns demgegenüber die Eröffnungsworte des Alterspräsidenten in der Nationalversammlung an: „Meine Herren! Das sehr zweideutige Glück, einer der Aeltesten in dieser Versammlung zu sein, verschafft mir die Ehre, an diesem Tage das Präsidium einer Versammlung zu führen, wie sie Deutschland noch nie gesehen, einer Versammlung, deren Beruf es ist, ein bedeutendes Stück der Weltgeschichte zu machen, einen Abschnitt in unserer Zeit, der, so Gott will, Segen bringend von der fernsten Zukunft begrüßt wird. Ich wünsche, daß der Himmel uns stärken möge, diesen hohen Beruf, der uns geworden ist, würdig zu erfüllen" u. s. w.

Volltönender sind allerdings die Worte, mit denen Heinrich von Gagern nachher das Amt des ersten Präsidenten antrat, der Mann, von dem Bismarck sagte, die Sprache der Volksversammlung sei ihm so zur zweiten Natur geworden, daß er sich ihrer auch im Zwiegespräch unter vier Augen bediene. Gagern führt sich zunächst mit einer ausgesprochen rhetorischen Konstruktion ein, die heutzutage — freilich nach sehr langem Gebrauch und großer Beliebtheit — veraltet und aus der Mode gekommen ist: „Ueberwältigt wie ich bin von dem Eindruck, den Ihre Abstimmung auf mich hervorbringen mußte, bin ich nur im Stande, wenige Worte zu Ihnen zu reden." Die Präsidentenpflichten, wie er sie auffaßt, schließt er in ein feierliches Gelöbnis ein, dem ein gewisser rhetorischer Schwung wohl ansteht: . . . . „Ich gelobe hier feierlich vor dem ganzen Deutschen Volke, daß seine Interessen mir über alles gehen, daß sie die Richtschnur meines Betragens sein werden, so lange ein Blutstropfen in meinen Adern rinnt; ich gelobe hier feierlich, als das von Ihnen gewählte Organ Ihrer Versammlung, die höchste Unparteilichkeit. Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen. Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation." (Stürmisches Bravo.) Da es dem außerordentlichen Augenblicke wohl entsprach, wenn der Präsident auch ein politisches Programm verkündete, so findet der Redner hier mit sicherem Takte die Grenzlinie zwischen den geschäftlichen Bemerkungen, die einfache Darstellung erfordern, und den allgemeineren Teilen der Ansprache, denen der Schwung der Rede zur Zierde gereichte: „Wenn über manches Zweifel besteht, und die Ansichten auseinandergehen, über die Forderung der Einheit ist kein Zweifel, es ist die Forderung der ganzen Nation. Die Einheit will sie, die Einheit wird sie haben, sie befestigen; sie allein wird schützen vor allen Schwierigkeiten, die von außen kommen mögen, die im Innern drohen. Und so, Vertreter des Volkes, bitte ich Sie, für die kurze Zeit, wo ich diese Versammlung zu leiten habe, um Ihre Unterstützung und um Ihre Nachsicht, deren ich in so hohem Grade bedarf u. s. w." (Stenographischer Bericht I, 17b).

Schon im Vorparlamente läßt sich beobachten, daß es im Wesentlichen die Kritik der Zuhörer ist, die den Redner aus dem Irrgarten des Schwulstes und der Verzückung in die Wirklichkeit zurückruft, die ihn zur verständlichen schlichten Sprache mahnt. Die Zwischenrufe, die der stenographische Bericht verzeichnet, sind hier sehr belehrend. „Eine Stimme“ z. B. ruft: „Wir sitzen hier wie in einem Schauspielhause!“ (Offizieller Bericht 19b.) Ein anderer fragt: „Was soll das heißen? Das ist ja ganz unklar!“ (S. 17b). Der Abgeordnete Pittschaft aus Mainz, der vor lauter Eröffnungsformen nicht zur Rede selbst kommen kann, wird wiederholt zur Sache gerufen: „Meine Herren, ich habe gestern oftmals von dem Worte abgestanden, weil ich zu sehr fühle, daß es vorzüglich hier den Männern gebührt, welche sich als Fürsten der Volksfreiheit gezeigt und zugleich bewiesen, daß ihre Namen einen guten Klang haben, weil sie sich sowohl im Wort als in der That bewährt haben. (Stimme: Zur Sache!) Meine Herren, ich gehe zur Sache. Heute stehen wir ganz fest, wir wissen, auf welchem Boden wir uns zu bewegen haben, nachdem wir gestern nach langer Diskussion dazu gekommen sind, und gestern würde noch der Mann, dessen Wiege in dem Orte stand, wo wir uns versammelt haben, gesagt haben: Uns Deutschen wird alles schwer, und alles war gewiß manchem von uns gestern, als wären wir noch in der Zopfzeit, wo man einige Stunden antichambrieren mußte, um Audienz zu erhalten.“ (Viele Stimmen: Zur Sache!) Als dieser Redner nun endlich mit den Worten schloß: „Ich stimme nicht für 21 Jahre, weil da die Blüte zu frisch ist. Sie werfen sich auf die Höhe platonischer Politik, und Sie wissen, daß diese so wenig realisiert werden kann, als platonische Liebe!“ verzeichnet der Bericht (S. 26a) „ungeheure Heiterkeit“, eine Stimmung, die jedesmal wieder einsetzte, wenn der Redner später das Wort ergreifen wollte, so daß der Abgeordnete überhaupt kein Gehör mehr fand.

Neben solchen Zeichen der Kritik macht sich nun freilich im Vorparlament eine auffallende Empfänglichkeit für die Phrase geltend, die namentlich in der polnischen Frage zum Ausdruck kommt. Der Ausruf eines Nassauers: „Meine Mitbrüder! Ich glaube diejenigen, die eine Schuld auf sich geladen haben, eine heilige Schuld, sollen sie ganz und vollständig bezahlen. Kein Vorteil für den Schuldner bleibe zurück. Darum muß vor allen Dingen Polen wieder hergestellt werden“ (S. 17) fand Beifall, und als derselbe Redner über die Lage der im preußischen Polen angesiedelten Deutschen mit den Worten hinweg ging: „Es ist richtig, das deutsche Posen wird Nachteile haben. Wer anders ist aber daran Schuld als diejenigen, die den Raub an Polen begangen haben?“ hatte niemand an dieser Kinderlogik etwas auszusetzen; vielmehr wurde die Phrase „daß es heilige Pflicht des deutschen Volkes sei, Polen wieder herzustellen“ fast einstimmig zum Beschluß erhoben (Offizieller Bericht S. 19).

Auch ein anderer Faktor der Rede macht sich im Vorparlament auffallend breit und tritt in ungewöhnlichen Formen auf, das Citat. Ich habe in anderem Zusammenhange (in meinem Buche „die Kunst der Rede“, das im Dezember dieses Jahres erscheinen wird), dargelegt, in wie weit die Phrase und das Citat Auswüchse des rednerischen Stils sind, in wie weit andererseits das Citat den natürlichen Bedürfnissen dieser Stilform entspricht. Im Vorparlament macht sich am Citat mehr der Charakter des Mißbrauches geltend, es ist vor allem Lückenbüßer und hilft dem Redner die Armut an Gedanken und Ausdrucksmitteln verdecken: „Ich kann an der Sonne Klarheit, an der Sonne Flimmer und Licht zweifeln, nur nicht mehr daran, daß endlich die Freiheit Deutschlands zur Wahrheit wird“ (Kaiser aus Düsseldorf 22). Die Verwendung des Citats in seiner natürlichen Gebrauchsbestimmung, zur Veranschaulichung oder Bekräftigung der Ansichten, die der Redner ausspricht, finden wir nur bei einem schlauen Polen, der das Parlament auffordert, die deutsche Grenze nur soweit zu ziehen, „soweit die deutsche Sprache klingt, soweit die deutsche Zunge singt“ (S. 82).

Nahe verwandt mit dem Citate ist der Bilderschmuck, je nachdem dieser mehr oder weniger erborgt oder frei gebildet erscheint. Im Vorparlamente drängt sich dieser Schmuck noch in unliebsamer Ueberladung auf, namentlich sind es die Redeschlüsse, die davon Zeugnis ablegen: „Schwarz ist das Pulver, rot ist das Blut! Deshalb wollen wir in Ruhe durch das Dunkel zu dem Morgenrot des Lichts schreiten, und dies können wir nur dann, wenn Sie den Mut haben, hier zu bleiben.“ (Moritz Carrière S. 39). Entgleisungen im Gebrauche der Bilder sind in der Rede überhaupt weniger zu vermeiden, als in der Abhandlung, sie stellen sich um so häufiger ein, je weniger die gebrauchten Bilder im Anschauungsvermögen des Redners haften, je mehr der Schmuck ein erborgter ist. Auch hier ein Beispiel aus dem Vorparlament: „Daß allerdings die Mitglieder des früheren Bundestags nicht mehr existirten, daß sie Leichen sind . . . Meine Herren, ich mag nicht verhandeln mit Leichen, mir ist der Leichengeruch zuwider. Dieser Geruch würde den heiligen Hauch der Freiheit, der jetzt durch Deutschland weht, vergiften und unreife Früchte zur Welt bringen.“ (Blöde aus Dresden, S. 57).

Es scheint sehr fraglich, ob sich der bilderreiche Stil, den der Präsident des Vorparlaments auch in die eigentlichen Geschäftsverhandlungen legte, in der Nationalversammlung lange hätte aufrecht erhalten lassen. Schon die viel einfachere und natürlichere Sprache Heinrichs von Gagerns entäußert sich dort von Tag zu Tag ihrer Besonderheiten, ihrer auffallenderen Züge; ja sogar das individuelle Gepräge geht am Ende in der Formel verloren. Das zeigt sich schon in den unbedeutenden Einzelheiten. Aus der Anrede „Deutsche Männer und Freunde“ wird bei Gagern, nachdem er einmal noch zu den „Vertretern des Volkes“ gesprochen hatte, die kurze moderne Formel „meine Herren“! Hatte Mittermaier die Ausführungen eines Redners mit den Worten zusammengefaßt: „Sie fühlen, daß das ein Unterantrag ist,“ so heißt es jetzt schlankweg, „das ist ein Unterantrag“. Die Variation der Verba, die Gagern anstrebte, als er die Versammlung in 15 Abteilungen teilte und 15 mal ein und denselben Gedanken auszuführen hatte, ist der letzte Versuch des Präsidenten, der Wiederholung geschäftsmäßiger Formeln aus dem Wege zu gehen: „Die erste Abteilung bitte ich bei Dr. Jucho sich zu versammeln, die zweite und dritte Abteilung bitte ich, die beiden Lokale einzunehmen, welche im Sarasinschen Hause zur Disposition gestellt sind. . . Die vierte, fünfte, sechste und

siebente Abteilung lade ich ein, die Lokale im Weidtschen Hause hinter dem Römer zu benutzen. Die achte bis elfte Abteilung ist eingeladen, die vier Lokale im Gontardschen Hause einzunehmen, am Eck der Sandgasse und Neuen Kräme. Die zwölfte Abteilung ist eingeladen, das Lokal einzunehmen, welches der lutherische Kirchenvorstand zur Disposition gestellt hat; die dreizehnte Abteilung möge einen Saal mit Nebenzimmern bei Dr. med. Kloß einnehmen" u. s. w. (I, 24b) Auch die Einwürfe und Zwischenrufe aus dem Schoße der Versammlung, die, unter dem Einfluß der augenblicklichen Stimmung frei gebildet, anfangs in der Form von runden Sätzen auftraten, nehmen bei steter Wiederholung derselben Situation allmählich das Gepräge der kurzen Formeln an, die wir noch heute gebrauchen: „Zur Sache!" „Zur Ordnung!" „Hört, hört!" „Schluß!" „Zur Abstimmung!" Aus dem „Redner vor mir" oder dem „Redner der vor mir auf der Tribüne war", wird der Vorredner, und so bildet sich endlich ein Geschäftsstil der Rede aus, der es ermöglicht, die notwendigen Dinge mit etwas weniger Worten abzuthun und die gehobene Sprache für bedeutsamere Augenblicke aufzusparen.

Ein allgemeiner Ueberdruß an der „schönen Rede" bildete die Grundstimmung der Abgeordneten, die zur Nationalversammlung zusammenkamen. Sie alle hatten sich durch die Wortgefechte der Volksversammlungen durchringen müssen und mochten mehr als genug davon bekommen haben. Und wer des Phrasendreschens noch nicht überdrüssig war, wer vielleicht die wohlvorbereitete Rede schon im Kopfe trug, dem mochten die ersten tumultuarischen Szenen der ersten Sitzungstage die Lust nehmen, sie Preis zu geben. Es war im Anfang schon akustisch nicht möglich, sich andauernd verständlich zu machen. Dazu hatte jeder Lust zu reden und niemand Neigung zu hören. So war es anfangs nur einer unter den rhetorischen Kunstgriffen, der zur Anwendung kam, die „captatio benevolentiae" des Redeeingangs, die darin bestand, daß der Redner versicherte, kurz sein zu wollen: „Nur zwei Worte", „Nur ein einziges Wort". Es ist überhaupt auffällig, wie kurz die Redner der Frankfurter Nationalversammlung sind im Vergleich mit den Reden des späteren deutschen Reichstages. Man hatte bestimmte Zeitgrenzen festgesetzt und nicht bedacht, daß mit einer Reihe kurzer Reden oft mehr Zeit verschwendet wird, als mit einer einzigen großen und guten Rede.

Einen wichtigen Faktor wies die Frankfurter Nationalversammlung auf, den das Vorparlament nicht besessen hatte, die stärkere Vertretung des norddeutschen Elementes. Die Norddeutschen galten als Neulinge in der parlamentarischen Redekunst, sie brachten dafür aber auch einen neuen Stil der Rede mit, dem die Zukunft gehörte, die Gesprächsform im Gegensatze zum rhetorischen Schwung. Der Plauderton der Geselligkeit und die Verkehrsformen des Geschäftsmannes nahmen von der Tribüne Besitz und breiteten sich hier im Dienste der größeren Zwecke aus. Und wenn auch die nüchterne Geschäftsmäßigkeit anfangs frostig berührte, so half sie doch die Debatte rascher vorwärts treiben; und später nahm sie unter den mannigfachen Anregungen des Hauses vor allem durch Berührung mit süddeutscher Lebendigkeit und Wärme gefälligere beweglichere Formen an. Von Anfang an jedoch war dem Konversationsstil der vornehmen Kreise der Erfolg sicher. Ein Redner wie Fürst Lichnowsky hatte das Ohr auch der erbittersten Gegner; die einfache Eleganz seiner Kampfesweise entwaffnete ohne Mühe den schwerfälligen Ansturm des Pathos, er war der eigentliche Todtengräber der alten Rhetorik. In diesem letzteren Gegensatze berührt er sich teilweise mit seinen Feinden. Unter den Männern der Linken hatte mancher, so schon Hecker, der das Vorparlament sogar mit „Ihr" anredet, noch mehr Carl Vogt in der Nationalversammlung Züge von Naturwüchsigkeit und echt volkstümlicher Derbheit in die Rede aufgenommen. Ich habe an anderem Orte eingehender dargelegt, wie diese beiden neuen und belebenden Elemente, die Sprechweise der Aristokratie wie die des Volksmannes, in der Redekunst des Fürsten Bismarck sich vereinigen.



Theodor Fontane.

Prolog zur Gedächtnisfeier der „Freien Bühne"

von

Ludwig Fulda.

(Nachdruck verboten.)

Im Denken zu stolz und im Reden zu schlicht —
Er liebte die Feierlichkeiten nicht.

Und heute vereint uns des Herzens Gebot
Nicht um zu trauern; er ist nicht todt.

Nicht um ihn zu feiern mit prunkendem Wort;
Lebendig wirkt er unter uns fort.

Nur um es laut zu verkünden aufs Neu',
Daß wir ihn lieben, daß wir ihm treu.

Er war dem erblühenden geistigen Reich
Ein Fürst und ein Freund und ein Vater zugleich.

Wie ein Eichbaum fußend wurzelstark
Im Erdreich der Heimat, in den Schollen der Mark,

Die Wipfel, darin es von Liedern schallt,
Hochragend aus niedrem Gebüsch und Wald,

Und dennoch beschirmend als wackrer Genoß,
Was drunten von Knieholz und Blümlein sproß.

Er wußte zu herrschen, doch ohne Zwang;
Denn sein Scepter war Güte, sein Schwert war Gesang.

Er wußte zu dienen, doch nicht als Lakai;
Denn sein Nacken war aufrecht, sein Herz war frei.

Und er wußte zu lieben, doch ohne Weh,
Daß die Glut überdeckt ward vom Winterschnee.

Drum hat er auch fröhlich zu öffnen vermocht,
Als die Jugend keck an die Thüre gepocht,

Und wenn sie rumorend sich überschrie,
Er lächelte fein und verstand und verzieh.

Und wenn sie vergeudete Kampf und Kraft,
Der Alte bewies ihr: Wer jung ist, schafft. —

Nun sind wir verlassen, doch nicht verwaist;
Denn uns klärt und erwärmt und leitet sein Geist

Und zeigt uns ein Ziel, so erhaben wie schwer:
Zu herrschen, zu dienen, zu lieben wie er.



Ein neuer Björnson.

Von **Leo Berg** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Ein Drama über die Politiker. Björnson hat die Politik schon öfters dramatisch behandelt, indem er politische Motive oder Zeitfragen benutzte. Beinahe die ganze mittlere Dramatik der beiden heute berühmtesten Norweger kann als politische Tendenzlitteratur zusammengefaßt werden. Das neue Werk aber handelt von den Politikern, ist so etwas wie eine dramatische Naturgeschichte des Zoon politikon. Zugleich aber ist es die psychologische Enthüllung eines Einzelnen, der im Kesseltreiben zu Tode gehetzt wird. Diese beiden Teile aber sind nur sehr äußerlich oder zufällig zusammengefügt, und es muß gesagt werden, daß das neue Schauspiel Björnsons „Paul Lange und Tora Parsberg"[1]) ein künstlerisch und dramatisch schwächliches Werk ist, eins jener Werke, die nur konzipiert sind, weil sich der Dichter seinen Aerger von der Seele schreiben wollte, ohne tiefere Notwendigkeit, ohne innere Freiheit, ohne Größe. Aber wenn dieser Dichter Björnson heißt, d. h. wirklich ein Dichter und ein feiner Kopf ist, so wird sich auch in solchem Werke manches Gute finden, feine Beobachtungen, gelegentlich tiefe Blicke ins Seelenleben des Helden, tüchtige Ansätze in der Charakteristik, aus denen gute Schauspieler vortreffliche Rollen schaffen können, trotzdem, vielleicht gerade weil hier die handelnden oder vielmehr redenden Menschen gar keine freien, auf sich selbst stehenden, lebendigen Gestalten, sondern nur Abrisse, Bemerkungen über Menschen sind.

Der Held, Paul Lange, hat in seiner Jugend viel Demütigendes erlebt, es wird uns auch einiges von diesen Demütigungen berichtet, die indessen nichts Zwingendes zur Bildung gerade dieses Charakters haben. Er hat zuweilen Körbe bekommen und sich lächerlich gemacht, und er fürchtet sich vor dem Lächerlichen. Er gerät in Schulden und Elend. Das alles ist anderen Politikern auch schon passiert, und sie haben darum doch keinen Schaden an ihrer Seele genommen. Aber Lange ist von übertriebener Empfindlichkeit. „Da ist auch nicht eine Stelle an mir, die nicht eine Wunde hätte! Wenn alle diese Wunden anfangen wollten zu reden!" Er ist eingeschüchtert worden von Jugend auf. Er hat seine Gefühle eindämmen müssen und wagte nicht mehr, er selbst zu sein. Er hat einen „eigenen, magnetisch lebendigen Instinkt für das, was Schande ist." Wenn er sich einmal vom öffentlichen Leben zurückzieht, wie er am Beginn des Stückes zu thun gewillt ist, dann hat er das Gefühl, daß nun alles aus ist, daß er nicht mehr zurückkann aus dem Dunkel. Aber er ist ein Sanguiniker, ein Illusionist, und die Sehnsucht nach Licht lebt in ihm, und er ist zu schwach, es zu ertragen. Das ist seine Krankheit. Dieser Charakter ist das Interessante in dem Werk, wiewohl wir den Menschen nicht sehen, sondern immer nur von ihm hören.

Es geschieht zweierlei in dem Stück. Die Kammer will dem Ministerpräsidenten ein Mißtrauensvotum geben. Lange soll, ehe er sich zurückzieht, das ist der Wunsch des Königs, den alten Mann verteidigen. Denn das, meint man, wird in diesem Augenblick eine gute Wirkung üben. Dafür wird ihm der Gesandtschaftsposten in London in Aussicht gestellt. Nun hat er aber selbst von diesem Ministerpräsidenten in seiner Jugend Schlimmes erfahren. Was das ist, können wir nicht erraten. Die eigentlichen politischen Vorgänge sind vermutlich der norwegischen Tagesgeschichte entnommen, die nur Landsleute des Dichters verstehen werden. Und Lange hat sich früher über den Charakter des Ministerpräsidenten seinerseits böse geäußert. Und daraus macht man ihm jetzt einen großen Skandal. Es ist indessen garnicht zu ersehen, was vorgeht, worüber die Leute sich aufregen. Kurz, Lange ist plötzlich der Gegenstand allgemeiner Verfolgung, allgemeiner Verachtung.

Parallel mit diesen Vorgängen vollzieht sich ein anderes Ereignis: Lange ist wieder Witwer geworden und freit um Tora Parsberg, schüchtern und verschlossen, wie seine Natur gebietet. Aber Tora kommt zu ihm. Sie ist stärker, heller, mutiger. Sie bietet sich ihm an, will ihn aufrichten. Sie will ihm das Licht, das Leben sein. Sie kennt ihn durch seine Frau, mit der sie befreundet war. Er ist ein Guter und sein ist die Zukunft: „So empfindlich, so feinfühlig müssen die sein, die entdecken können, daß andere leiden, und daß hier Gefahr vorhanden ist. . . Die schwachen Gefäße werden ausgewählt, nicht die eisernen Kessel, um Heilmittel zu tragen. So wenig selbstisch schwer müssen sie sein, und da sind sie oft schwach." Denn „die Menschenliebe, — — die geht umher und befühlt die Hände, ob die Haut zart genug ist. Und denen, die eine weiche Haut haben, werden die Initiativen anvertraut. Sie, die das Unrecht am tiefsten kränkte. Sie, die durch eigene Leiden lernten Ehrfurcht vor dem Unglück haben." Und sie will mit ihm ins Ausland fliehn. Aber er darf es nicht mehr: „Denn ein Mensch hat kein Recht, seinen Schmerz über den andern ausströmen zu lassen." Zweimal hat sie ihn umgestimmt. (Wie diese Umstimmung vor sich geht, verrät keinen Meister der Psychologie und Dramaturgie.) Sie kam und nahm ihn hinein ins „Reich der Musik und des Lichts und in das Gebrause der Menschen." Zweimal glaubt er, es sei die Zukunft, der sie entgegen gingen: zwei Seelen, „die sich einander umschlingen und sich in einer gemeinsamen Aufgabe emporschwingen." Aber, schon rüsten sie sich zum Aufbruch, da kommt ein Telegramm. Was es enthält? Wer weiß es? Aber es bedeutet einen neuen Sturz. Und während Tora herbeieilt, ihn zu holen, hat er sich im Nebenkabinett erschossen. „Wir Alle," sagt sein Jugendfreund, Arne Kraft, „haben ihn mißbraucht." Warum muß es auch sein, klagt Tora, „daß die Guten so oft Märtyrer werden? Kommen wir nie so weit, daß sie die Führer werden?"

Das ist das letzte Wort über ihn, und damit kommen wir zur eigentlichen Tendenz des Stücks. Dieses politische Zukunftsprogramm aber ist verschwommen. Die Politik soll wieder ehrlich werden, die ehrliche Beratung braver Leute. Dazu hat Lange geholfen. Die Politik ward uns gegeben als Freiheit, die größte Form der Menschenliebe daraus zu machen. Aber sie wurde zur gehässigsten Menschenjagd: „Sie ging aus, um der Menschheit guten Mut und gesunde Lebensbedingungen zu schaffen, unterwegs aber vergiftet sie viele Gemüter." Und Paul Lange soll oder kann der Mann sein, die Politik der Menschenliebe

---

[1]) Paul Lange und Tora Parsberg. Von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Mathilde Mann. Paris, Leipzig, München. Verlag von Albert Langen. 1899. Preis 2,50 Mk.

heraufzuführen. So schwächliche und unklare Charaktere aber führen nichts herauf, es sei denn eine neue Konfusion. Das Ideal ist freilich zuweilen nur umgekehrte Kritik. Positiv wert-, weil inhaltlos, ist es negativ oft eine gute Waffe. Das Beste im Stück ist die Kritik des politischen Lebens. „Je länger ich lebe“, sagt der Kammerherr, „je gründlicher verabscheue ich die Politiker. . . Von den Schahs, Mikados, Cäsaren, Königen bis hinab zu den Zeitungsjungen.“ Am liebsten nähm' er einen großen Besen, der bis nach Konstantinopel oder Madagaskar reichte, um der Welt den Frieden zu bringen. Dann wär' wenigstens Ruhe, bis ein neuer Nachwuchs von Gesindel herauf ist. In der Politik giebt es nämlich keine Moral. Und das Ganze läuft hinaus auf eine schwächliche Moralpredigt. — Die andern Politiker, Langes Feinde, Freunde und Parteigänger wirken, charakterisiert durch ihre Reden, als Programmfiguren. Gewissermaßen wie in Björnsons großer Zeit- und Menschheitstragödie „Ueber unsere Kraft“. Aber hier stehen hinter den Programmen und Parteiphrasen, abgesehen davon, daß sie größer sind, schwunghafter, inhaltreicher, komprimierter, charakteristischer, mehr zusammenfassend, Menschen und Schicksale, Interessen und Postulate. In dem neuen Drama haben wir nur Zeitungsausschnitte, die durch für uns ganz zufällige Namen gedeckt werden. Dem neuen Drama fehlt der Resonanzboden. Es steht Alles so einzeln da, so nüchtern, so trostlos, nur zuweilen vibriert eine Saite und läßt uns ahnen, daß das Holz einem klangreichen Instrument entnommen ist. Und es ist kein Spiel, sondern nur eine ungefähre Andeutung, wie das Spiel sein sollte. Vieles bleibt unverständlich, das Meiste gleichgültig. Bald ist der Ton zu allgemein, bald zu speziell. In seiner Heimat hat Björnson Weltdichtungen geschaffen, allgemein gültige Werke, außerhalb davon scheint ihn die Kraft verlassen zu haben, weil er den Boden nicht mehr unter den Füßen fühlt. Oder hat der Politiker den Dichter verdorben? Weil der Dichter dem Politiker zuweilen den Text verwirrt hat?

Auch technisch ist das Stück unbeholfen, des Meisters wirkungsvoller Dramen nicht würdig, der sonst sicher sieht und mit fester Hand sein Werk aufbaut. Alles hat hier etwas Zufälliges. Die Motive sind unklar, die Verknüpfung willkürlich. Entscheidende Momente werden durch einen Diener herbeigeführt, der sich merkwürdig dreist in die Angelegenheiten der Herrschaft hineinmischt. Mehrfach hält Lange Monologe, und noch dazu ungeschickte. Zu ihnen hat der Dichter seine Zuflucht nehmen müssen, weil er in das innere Getriebe der Seele nicht hineindrang. Die Entwickelung, sofern überhaupt davon die Rede sein kann, bleibt äußerlich. Freilich, durch ein Gemisch von Volksrednerei und Poesie wirkt auch manches andere Schauspiel von Björnson peinlich. Aber hier hat der Redner den Dichter tot geredet. Zum Glück steckt auch in dem Redner Björnson ein prachtvoller Mensch. Und deshalb ist auch hier etwas, das menschlich zu uns spricht. Und das ist das, was auch diesem Werke seinen Wert giebt.



Charakteristiken

Max Halbe.

Von **Wilhelm Hegeler** (Grunewald).

(Nachdruck verboten.)



Max Halbe wurde im Jahre 65 im Dorfe Gütland auf dem Gute seiner Eltern geboren. Seit vielen Generationen sind seine Vorfahren Bauern. Vor zweihundert Jahren aus dem Land der roten Erde nach Westpreußen eingewandert, haben sie des öfteren ihr westfälinger Blut mit slavischem vermischt — noch der Urgroßvater des Dichters hieß Iwan Alex — ohne daß sie darum aufhörten, echte Bauern zu bleiben. In mühsamer Arbeit mehrten sie den Besitz, so daß sie aus kleinen Anfängen sich zu stattlichen Grundbesitzern emporarbeiteten.

Max Halbe war der erste, der sich von der Scholle und dem Beruf der Vorfahren losriß. Die derbe Bauernfaust, die geschaffen schien, den Pflug zu führen und damit die dunkle Erde aufzureißen, griff zum Federkiel und brachte aus dem Menscheninnern verborgene Triebe und Blüten ans Tageslicht.

In Marienburg besuchte er das Gymnasium, in Heidelberg studierte er auf den Wunsch seiner Eltern Jura, aber unbefriedigt von diesem Studium, das seiner Phantasie keine Nahrung geben konnte, versuchte er sich als Germanist und Historiker. Mit zweiundzwanzig Jahren promovierte er zum Doktor. Liebe zur historischen Wissenschaft, ein offener Blick, der verschlungene Verhältnisse klar übersieht, ein außergewöhnliches Gedächtnis und vor allem echt deutsche Gründlichkeit, die stets den Kern auch aus noch so viel Schalen hervorsucht — all diese Eigenschaften machten ihn geschaffen für einen Gelehrten. Aber gerade der Spritzer slavischen Bluts treibt ihn aus der Bahn ruhiger stetiger Verstandesarbeit heraus. Ihm verdankt er den stürmischen ungestümen Lebensdrang, der ihn nach jeder Bethätigung, nach jedem Genuß verlangen läßt, und damit unauflöslich verbunden den finsteren Erdenekel, der ihn in Kampfstellung der Welt der Wirklichkeit gegenüber versetzt. So, Lust und Schmerz in erhöhtem Maß fühlend, ein potenzierter Mensch, und doch von allem was ist, nie befriedigt, thut sich ihm notwendig die Welt der Phantasie auf, und er wird nach und nach ein Dichter. In mühsamem Kampf muß er sich zum Künstler durchringen, um seinem allerinnersten Wesen gerecht zu werden, scheinbar ein kräftiger, nüchterner Mensch, keineswegs ein Träumer. Und wenn bei den meisten Dichtern der Entwicklungsgang vom Ueberschwang und von der Verschwommenheit der Jugend zur Klarheit und zum Maß führt: so ist bei ihm der Gang umgekehrt. Qualvoll muß seine Phantasie sich losreißen, seine ersten Arbeiten sind wie spröde Felsen, machen den Eindruck mühsamer Verstandesarbeit, nur vereinzelt springt hier und da der Quell der Dichtung. Das hat nun außer in der Persönlichkeit des Dichters seinen Grund zum großen Teil auch in dem damals aufkommenden Naturalismus, dessen Fürkämpfern Halbe sich zugesellte. Statt des schönen Scheins wollte man Wahrheit, statt poetisch klingender Phrase die Sprache des Alltags. Aber in diesem berechtigten

Wunsch nach Leben und nochmals Leben vergaß man, daß alle Kunst nur Symbol des Lebens ist, und daß alle wiedergegebene Wirklichkeit farblos und nichtssagend ist gegenüber den Gebilden der Kunst, die doch nur Wahrscheinlichkeit sein kann und soll. Wie notwendig also diese Fesseln auch waren, ebenso notwendig mußten sie zerrissen werden, und Halbes Entwickelung ist eine allmähliche Ueberwindung des Naturalismus.

Das erste Stück freilich steht noch nicht auf diesem Boden. Im „Emporkömmling" sprechen die Bauern hochdeutsch, vieles ist alte Schule und von anderswoher geholt. Ueberhaupt ist das Stück, so starkes Interesse es beansprucht, weil es manche Ge-



Max Halbe

stalten der späteren Stücke schon im Keime aufweist und den Weg, den der Dichter nehmen wird, voraus ahnen läßt, als Ganzes doch ein Embryo und nicht lebensfähig. Der Anfänger mußte sich erst mausern, die fremden Federn, die ihm anhaften, abstoßen. In dem zweiten Stück „Freie Liebe" zeigt er schon mehr sich selbst, freilich noch spärlich und kahl. Das Thema ist folgendes: Ernst Winter, ein junger Student, lebt mit seinem Mädchen zusammen in „freier Liebe". Er will sich nicht durch die Ehe an sie binden aus Haß gegen jeden Zwang. Er fürchtet, daß, wenn diesem verschwiegenen, zarten und ganz besonderen Verhältnis der gesetzliche Stempel aufgedrückt würde, es auch vergröbert würde zum Allerweltsverhältnis, zur gewöhnlichen Alltagsehe. Auch rechnet er mit seinem veränderlichen Herzen. So heiß es jetzt für Luise schlägt, vielleicht schlägt es einmal für eine andere. Und dann will er frei sein. Sehr fein wird dies Gefühl noch dadurch bei ihm motiviert, daß er es bei seinen eigenen Eltern mitansehen mußte, wie diese ohne innere Bande, nur durch die Fesseln des Gesetzes aneinander gekettet, in dumpfer Abneigung gegeneinander ein freudloses Leben hinschleppten. Natürlich kommt das Liebespaar in Conflikt. Gerade von einer Person, die nur gemeine Sinnlichkeit kennt, mit Schmutz beworfen und denunziert, fallen sie in Aechtung bei allen Wohlgesinnten, schließlich kommt sogar die Polizei und stellt die Alternative: entweder man trennt sich oder heirathet sich. Der Held wählt ein Drittes: er verläßt Deutschland, wo man für feinere Nüancen so gar keinen Sinn hat, und wandert mit der Geliebten aus. — Ich muß sagen, daß ich diesem Conflikt nie rechtes Verständnis habe abgewinnen können. Es ist mehr kindischer Eigensinn als Klugheit in diesem Studenten. Die Bande, die das Verhältnis von Mann und Weib trotz gegenseitiger Abneigung oft so schwer lösbar machen, sind doch ganz andere als der gesetzliche Ehekontrakt. Ehen lassen sich lösen, wenn nur der gute Wille vorhanden ist. Und andererseits giebt es gerade der „freien Verhältnisse" genug, die sich hinschleppen ohne innere Berechtigung, und wenn man nach den Gründen fragt, so sind es fast immer solche, die in der Natur des Menschen selber liegen.

Breiter und wuchtiger holt der Dichter im dritten Stück aus, im „Eisgang". Hugo Tetzlaff ist ein moderner Mensch, durchdrungen von der einen großen Forderung der Zeit nach sozialen Umwandlungen. Er hat davon geträumt ein wenig an der Entwicklung der Menschheit mitzuarbeiten. Aber das Schicksal stellt ihn an den ungünstigsten Platz. Er muß das Gut seines Vaters übernehmen. Es sind durch und durch verrottete, hoffnungslose Verhältnisse, in die er kommt. Die Tagelöhner und Bauern eine wilde, rohe, für jeden Fortschritt unempfängliche Gesellschaft. Das Gut selbst verschuldet. Der Vater schon zu Grunde gegangen an diesem aussichtslosen Kampf; dazu steht dem Sohn noch im Oheim Leidigkeit ein Widersacher gegenüber, der, indem er verstandlos mit brutaler Faust den Karren aus dem Sumpf ziehen will, ihn noch tiefer hineinzerrt. Und der Sohn geht auch zu Grunde. Er stürzt sich verzweifelt in die vom Eisgang hochgeschwellten Fluten der Weichsel, die den Damm durchbrechend, das Gut überschwemmen und alles vernichten. Dieser Eisgang — zugleich ein Symbol der drohenden sozialen Revolution — bildet einen Naturhintergrund von machtvoller Stimmung für die trostlosen Vorgänge.

Es ist gewiß ein gewaltiger Stoff, und mit großer Kraft gestaltet. Die Bauern scharf umrissene packende Figuren. Der Oheim Leidigkeit und seine hagere Frau zwei Gestalten, die man so leicht nicht vergißt. Aber gerade beim Helden läßt des Dichters Kunst nach. Wir ahnen, er ist ein Stückchen Hamlet, zu schwach für die Aufgabe, ein Geistmensch, der grübelt, statt zuzugreifen. Wir folgen seinem Tode mit dem dumpfen Gefühl, daß er zu Grunde gehen muß. Aber daß wir seinen Untergang wirklich mit erleiden, dahin vermag der Dichter uns nicht zu bringen. Diesem Hugo Tetzlaff gab kein Gott zu sagen, was er leidet, er kanns nur mühsam stammeln. Manchmal öffnet er den Mund zu einem Wort, das wie ein Blitz sein Seeleninneres erleuchten könnte, aber ehe er es ausgesprochen hat,

bricht er ab mit einem „Aeh!“ einer vielsagenden Handbewegung. So sehen wir ihn enden, gewiß nicht ohne Schauder, aber doch ohne wirkliches Mitgefühl.

Ein Jahr nach dem „Eisgang“ erschien ein neues Stück — und da ist das Eis plötzlich gebrochen, Märzenkahlheit und -Kargheit sind vorbei, der Frühling ist gekommen und hat, wenn auch kein gewaltiges, so doch ein wunderbar liebliches Werk gebracht, eine echte Frühlingsblüthe, die „Jugend.“ Ich brauche über diese Dichtung am wenigsten zu sagen, kaum einer, der sie nicht kennte oder darüber gelesen hätte.

Während der Erfolg dieses Stückes noch das Theater füllt, ist schon ein neues durchgefallen. Das Scherzspiel „Der Amerikafahrer“ hätte vielleicht gewirkt, wenn nicht der derbe Spaß, dessen Stoff gerade für einen Einakter ausreichte, sich über drei Akte hinausgezogen hätte. So wirkte er langweilig und das Stück wurde an einem stürmischen Theaterabend unsanft abgelehnt.

Ein längerer Zeitraum liegt zwischen diesem und dem neuen Werk. Ermüdet und angeekelt von dem Berliner Leben übersiedelte Halbe nach dem Bodensee und verbrachte dort fast ein Jahr. Aber plötzlich aus dem Strudel des Großstadtlebens in diese ländliche Einsamkeit versetzt, wirkt die Natur, die ihm neue Kraft geben soll, zu stark auf ihn. Eine dumpfe Betäubung drückt ihn nieder. Er fühlt sich krank und kann nicht arbeiten. Lange Zeit dauert dies qualvolle Ringen mit sich selbst. Schließlich siedelt er vom Bodensee nach München über. Hier kommt er langsam zur Klarheit, und neuer Schaffensdrang erwacht.

Die Krisis, die der Dichter durchmachen mußte, machen auch die Menschen in der „Lebenswende“ durch. So heißt das neue Stück. Im Leben eines jeden Menschen tritt ein kritischer Zeitpunkt ein, der für den Gang seiner Weiterentwicklung maßgebend ist. Aber wenn diese Lebenswende nicht einfach eine äußerliche Schicksalswendung — in diesem Fall könnte man den Titel ungefähr über jedes Stück setzen — sondern einen inneren Prozeß bedeutet, einen Kampf, den jeder mit sich und aus sich selbst erlebt, so folgt daraus, daß ein Stück mit einem solchen Problem von vornherein undramatisch sein muß. Und in der That hat Halbe ein wirkungsloses Theaterstück, aber ein tiefgründiges, gehaltvolles Werk geschaffen. Das Stück wurde bei der Aufführung abgelehnt, was begreiflich war, aber auch die spätere Kritik wurde ihm nicht gerecht. Gewiß ist noch vieles nur gedacht und nicht gestaltet, aber in den Menschen steckt doch mehr, als man beim flüchtigen Lesen vermutet, und manches was verschwommen erscheint, löst sich bei tieferem Eindringen auf.

Wenn Halbe in der „Lebenswende“ mit einem Stück eigener Vergangenheit Abrechnung hält, giebt er in der „Mutter Erde“ der Sehnsucht nach der Heimat Ausdruck. Paul Warkentin, Redakteur einer Frauenzeitschrift, kommt nach langer Entfremdung, durch den plötzlichen Tod seines Vaters veranlaßt, auf das heimatliche Gut zurück. Ihm, der Jahrzehnte lang ein Leben am Schreibtisch geführt, und seine Zeit ausgefüllt hat, für und wider Theorieen zu kämpfen, steigt in der Heimat, wo man keine Theorieen kennt, wo die Menschen, den Boden bebauend, fraglos ihr Leben hinbringen, die plötzliche Erkenntnis auf, daß seine ganze Vergangenheit ein großer Irrtum war. Ueber der grauen Theorie hat er das Leben versäumt, in der unaufhörlichen einseitigen Bethätigung des Verstandes sind ihm Herz und Sinne verkümmert. Die Entfremdung von seiner Frau Hella, einer kalten Verstandesnatur, steigert sich zum Bruch, als ihm in Antoinette ein echtes Geschöpf der Heimat entgegentritt, ein Wesen, ganz Empfindung und Naivität, voll heißer Sinnlichkeit. Vor Jahren hat er sie geliebt, jetzt flammen die alten Gluten rasch wieder auf. Aber überdrüssig des Lebens rein geistiger Bethätigung, zu verfeinert und kritisch für das einfache Leben des Landmanns, steht er vor einer Leere. Weder so, noch so kann er leben und geht deshalb mit der Geliebten in den Tod.

Wenn man konstatieren will, wie der Dichter gewachsen ist, wie seine Phantasie sich entfesselt hat, braucht man nur dies Stück mit dem früheren „Eisgang“ zu vergleichen. Hier noch der unbeholfene Stammler, der mühsam und mager ein charakteristisches Wort neben das andere setzt, eine Beobachtung an die andere reiht, dort der gereifte Künstler, der mit vollen Händen giebt, dem aus dem inneren Schauen ein großes lebensvolles Bild aufsteigt.

In diesen Tagen dann, am 29. Oktober, ging im Lessingtheater Halbes neuestes Stück über die Bühne: „Der Eroberer“, eine Tragödie aus der Renaissance. Es wurde von einem Teil des Publikums ausgelacht und zum Schluß sang- und klanglos begraben. Dieses Benehmen, gegenüber einer großgewollten, trotz aller Fehler an Schönheit reichen Dichtung war pöbelhaft. Was das Stück angeht, so klafft meiner Ansicht darin ein innerer Zwiespalt.

Lorenzo, der Eroberer, findet, aus siegreicher Seeschlacht heimkehrend, Gefallen an der hübschen Ninon, die eine Art von Gesellschafterin seiner Gemahlin ist. Während er mit den Vorbereitungen zu einem großen Unternehmen, der Eroberung der benachbarten reichen Seestadt beschäftigt ist, benutzt er die Mußestunden zu einer Tändelei mit dem Mädchen, das, zugleich naiv und verdorben, sich dem Helden geradezu an den Hals wirft. Aber sein Weib, die schon alternde, doch keineswegs zum Verzichten geneigte Agnes, empört sich darüber. Sie will ihn mit keiner andern teilen; er wiederum, am wenigsten gesonnen, sich von seinem Weib Gesetze vorschreiben zu lassen, setzt die Liebschaft jetzt erst recht fort. Die Frau, in rasender Eifersucht entbrannt, vergiftet die Geliebte und verursacht dadurch den Tod des Mannes, der von Ninons Bräutigam erstochen wird.

So gestaltet, ist nicht Lorenzo, sondern Agnes die Hauptfigur des Stückes. Es ist nicht die Tragödie des Eroberers, sondern die Tragödie des beiseite gestoßenen Weibes. Aber dafür, daß das Stück, auf die Frau gestellt, hätte wirken können, ist diese doch nicht reich genug ausgestaltet. So prachtvolle Momente diese Agnes hat, namentlich im dritten Akt, wo sie bacchantisch rast und mit dem Kranz im Haar jung sein will, während sie doch fühlt, daß die Jugend vorüber ist: im Grunde ist sie doch eine einfache, mit wenig Strichen gezeichnete Figur. Sollte aber die Tragödie des Eroberers die eigentliche Handlung sein, des gewaltigen Helden, der von Kampf zu Kampf eilend eine Welt von Gefahren übersteht, um schließlich nah am Ziel an einem geringfügigen Fehl zu scheitern und den Tod

zu finden — ein echt tragisches Schicksal — so hätten die fünf Akte ausgefüllt sein müssen mit dem gewaltigen Kampf- und Siegeszug des Lorenzo. Er hätte vor allem Eroberer und nur nebenbei in einem Augenblick der Ruhe, der Vergessenheit, Liebhaber sein müssen. So aber sehen wir ihn nur auf dem Feld der Liebe kämpfen und Sieg erringen; was die wirkliche Eroberung angeht, so bleibt's beim Wollen, bei Worten... Er, der Held, wird von seinem Weib, die doch wiederum nicht die Heldin des Stückes ist, einfach erdrückt. An diesem Zwiespalt krankt die Tragödie und kann keine einheitliche Wirkung hervorbringen, und da man einmal der ganzen Sache ablehnend gegenüberstand, fand man überall Mängel und nur Mängel, blind die großen echten Schönheiten des Stückes übersehend. —

Drei schöne Siege hat Halbe in seiner Dichterlaufbahn davongetragen, mit dem „Eisgang", der „Jugend", der „Mutter Erde", dreimal ist er unterlegen, im Auf und Nieder das typische Loos des Dramatikers erfahrend, des modernen Eroberers. Als er am letzten Premièrenabend das Lessingtheater verließ, reckte er trutzig die Bauernfaust aus und meinte: „Auf Wiedersehen!" Das kann rascher eintreten, als man denkt, und vielleicht früher als sie glauben, werden ihm die Leute, die ihn eben noch ausgehöhnt haben, wieder zujubeln und Beifall klatschen.



Neueste französische Belletristik.

Von Prof. **M. Mayr** (Fiume).

(Nachdruck verboten.)

Man ist bei uns gemeinhin gewohnt, in der französischen Belletristik eine einzige Fundgrube für Frivolitäten jeder Art zu sehen und — zu suchen. Eine kleine Auslese aus der letzten Ernte des französischen Büchermarktes mag zeigen, daß dies Vorurteil ungerecht ist, daß auch jenseits der Vogesen ein starker Teil der Erzählungslitteratur in meistens gesunden Anschauungen über Religion, Familie, Gesittung sich bewegt und daß die moderne Romanlitteratur Frankreichs in dieser Hinsicht besser ist, als ihr Ruf.

Charakteristisch dafür ist das neue Werk „La bonne souffrance" von François Coppée (Paris, Lemerre), ein aufrichtiges Bekenntnis seiner Bekehrung. In den verschiedenen Serien seines „Mon franc parler" haben wir den körperlich leidenden Coppée als entschiedenen Gegner der herrschenden Strömung in Sitten, Politik und Litteratur kennen gelernt, als einen jener vielen, die vom modernen Weltgetriebe sich abwenden und zur reinen Moral des Christentums zurückkehren; so Brunetière, so J.-K. Huysmans in „La Cathédrale" und „En Route", und wer kennt nicht den durch das bitterste Leid bekehrten Verlaine! In dieser Zeit des „désastreuse fin de siècle" ruft nun Coppée durch die schlichte Erzählung seiner „moralischen Revolution" der entchristlichten Menschheit zu: „Fais comme moi! Rouvre ton Evangile et reviens vers la Croix." Echt christlich erzogen, glaubt er im Grunde nie den Christenglauben verloren zu haben. Er lernte Elend und Kummer kennen, kämpfte mit den Fragen über Leben, Schmerz und Tod; doch keine menschliche Lösung konnte ihn befriedigen, überall drängte sich ihm das Bedürfnis nach dem Gottesbegriffe auf, der Tod ohne vorhergegangenes Bekenntnis schien ihm schrecklich. Niemand konnte ihm seine Zweifel lösen (Cloches et Lilas), bis ihm endlich körperliches Leiden den Priester zuführte, der ihn an dem Worte Gottes das Leiden lieben, darin die Wahrheit erkennen, die Kunst zu leiden und christlich zu sterben lehrte. — „Cent fois bénie soit la souffrance qui m'a ramené vers lui" (d. h. zu Gott), ruft er beglückt aus.

Diese Krisis der Seele, diesen Kampf gegen den Materialismus und andere philosophische Doctrinen des endenden Jahrhunderts stellt nun Coppée in einer Reihe tief gedachter, echt dichterischer Erzählungen dar, die nicht an kleine idyllische Ereignisse und Zustände anknüpfen, sondern das Leben von Nationen, ja der Menschheit umfassen. In seiner hohen Auffassung der Religion steht Coppée viel höher als z. B. Huysmans in „En Route", wo zwar der an Leib und Seele kranke Durtal dem frommen Priester ins Kloster folgt, aber schon recht bald bei der mageren Kost, bei Kartoffeln mit Oel, das Bedürfnis fühlt — eine Cigarette zu rauchen und sich wieder ins wilde Weltgetriebe zu stürzen.

Das selbe Sehnen nach dem Troste der Religion, der selbe Sieg des christlichen Leidens, durch den der Mensch Herr der Schöpfung wird, findet sich auch, wenngleich in anderer Art, in „Résistance" von André Gladès (Paris, Perrin). „A quoi bon vos luttes, vos larmes, vos agonies, vos aspirations, vos travaux, vos sacrifices ...!" Ja, wozu diese Leiden der armen Christine, die von allen verstoßen, Eltern, Geschwister und Verwandte verlassen hat, um dem rohen, reichen Trunkenbolde Lionel nach Paris als seine Geliebte zu folgen? Ihr heißes Bemühen, diesen auf bessere Wege zu bringen, ist umsonst, und so muß sie gegen alle kämpfen. Zum Glück hat ihr die gütige Vorsehung Neigung zur Wissenschaft ins Herz gelegt; sie besucht bei einem Freunde ihres Vaters medizinische Vorträge. Darob prügelt sie der rohe Geliebte; in der Verzweiflung eilt sie in die nahen Fluten, wird gerettet, und im Spitale findet sie der Vater wieder, mit dem sie in die Heimat zurückkehrt. Aber auch hier lächelt ihr keine barmherzige Seele zu, und so eilt sie wiederum, Glauben und Vertrauen auf die Vorsehung und ihre Arbeit im Herzen, zum Studium zurück, um hier Trost für ihre Leiden, Brot für sich und ihr Kind und vielleicht noch das Glück zu finden. Wirklich faßt ein junger Mediziner Neigung zu ihr; doch ihr Kind mahnt sie an die Vergangenheit, und so schwindet wieder das Hoffnungsbild der Zukunft. Da erkrankt das Kleine, der Freund trifft die trauernde junge Mutter an dessen Bettchen, das Leiden des Kindes bringt Beide einander näher, und bald sind Beide im Herzen ein Paar. So findet die arme Christine, der alles im Leben feind war außer den unschuldigen Blumen, ein neues Leben an der Seite ihres Freundes, nach zehn Jahren bitteren Leidens und schweren Kampfes ein spätes, hart errungenes Glück.

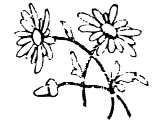
Daß dieses von Allen gesuchte und ach, so selten erjagte Glück für die meisten Menschen nicht an der breiten Heerstraße, sondern meist fernab vom Weltgetriebe, im stillen Winkel der Häuslichkeit blüht, hat uns der bekannte Romancier Eugène de la Gueyssie in seinem dreiteiligen Werke „Les Actes" schon gezeigt, und thut es jetzt neuerdings wieder in „Les bonnes gens", dem ersten Teile seiner „Confessions" (Paris, Plon). Gegen den Willen der Eltern eilt ein junger Musikus aus Clermont-Ferrand in die Welt hinaus, um dort Erfolg und Künstlerruhm zu suchen. Zu seinem Glücke findet er in einer Familie an der musikliebenden Tochter Marie eine Freundin, und beide sind entschlossen, dem Ruhme alles zu opfern; aber weder nähert sich die erste Komposition den vollendeten Meistern Beethoven, Mozart und Händel, noch findet eine folgende Symphonie Anklang. Zu allem Mißerfolg kommt hinzu, daß die Freundin Waise wird. Das Unglück bringt jetzt beide noch näher, und so schließen sie den sonderbaren Ehebund der Freundschaft — par le seul lien d'une noble amitié ... Sie will Brot erwerben, damit er ganz der Kunst lebe, dieser „mauvais pianiste, ce mendiant, ce bohème", wie ihn die Verwandten tituliren. Das Elend treibt sie in die Heimat, wo endlich dieses unnatürliche Bündnis aufhört, denn „l'ouvrage de Dieu ne saurait être censuré en aucune de ses parties", meint nun die Gattin. Doch für das häusliche Glück der Familie sind sie noch nicht reif, und noch einmal eilen sie nach Paris, dem Ruhme und dem größten Elende nach. Da wird Marie krank und fühlt sich Mutter; eine andre Pflicht regt sich in ihrem Herzen, der die vage Illusion des Künstlerlebens weichen muß. Sie kehren in die Heimat zurück, wo sie, mit den Verwandten versöhnt, nach „einer langen mühsamen Reise" am Familienherde das langersehnte Glück endlich finden und genießen. — Die reizende Erzählung wird nicht blos dem Sohne des Autors zur Lehre dienen, sondern auch tausend anderen, denn sie enthält ein gutes Stück unseres modernen gesellschaftlichen Lebens.

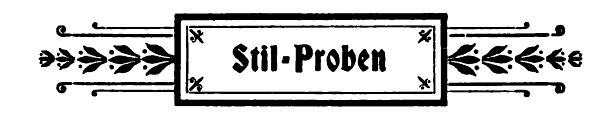
Dies gemahnt uns an die anziehenden Romane und Novellen George Beaumes, wo auch der Segen der ehrlichen Arbeit und besonders das friedliche Walten der Frau im Kreise der Familie im Vordergrunde steht. Beaume behandelt mit Vorliebe den heiteren Süden Frankreichs mit dessen gesunden, biederen und oft urwüchsigen Bewohnern in Leid und Freud. Daß es in diesem Lande auch an Zauberern und Wundern nicht fehlt, ist jedem Lourdeskenner klar. So dreht sich auch in Beaumes jüngstem Romane „Les Guissera" (Paris, Plon) die Erzählung um einen auf dem Plateau von Cerdagne versunkenen Schatz. Mancher faselt davon, doch niemand vermag ihn zu heben. Da kommen zwei Damen aus Paris, Mutter und Tochter, ins Land. Der kleinen Fee aus Paris zuliebe kehrt Daniel Guissera nicht mehr zu seinem Rechtsstudium zurück und will mit dem Vater den Besitz mehren, doch ein Brand vernichtet Hof und Herden, und Daniel sucht mit dem mütterlichen Erbe der Wirtschaft wieder aufzuhelfen. Der düstere Vater aber sinnt Böses, er giert nach dem Gelde des reichen Geizhalses, und nur weil ihm erlaubt wird, nach dem Schatze zu graben, giebt er seine Zustimmung, daß der Sohn die durch den Panamakrach auch verarmte Jeanne heimführe. Es soll ein freudiges Fest werden, selbst der Geizhals Onkel Berthomieu soll sich für kurze Zeit von seinem Schatze trennen; nur Krankheit hindert ihn daran, doch hat es ihm die liebreizende Jeanne mit ihrem Unglück und ihrer Schönheit angethan: er verschreibt ihr mit zitternder Hand 50 000 Franken. Segen zieht nun ins Haus ein, selbst der alte Guissera, nahe daran, ein Verbrecher zu werden, wandert jetzt ehrliche Wege, nur zum Schatze zieht es ihn hin. Man gräbt und gräbt, doch umsonst, bis Jeanne mit divinatorischem Sinne die rechte Stelle bezeichnet. Und man findet: eine Madonnenstatue mit dem Jesukind, die Jungfrau von Saillagouse, bei der Tausende und Tausende fortan Trost suchen und gewinnen Und woher dies Glück? Von der „Fee" aus Paris. Auch hier also der Segen der züchtigen Frau, der Familie!

Wie aber bei gänzlichem Mangel an Sinn für den Familiengeist kein Glück bestehen kann, dafür finden wir in der Erzählung „Sommations respectueuses" aus der Sammlung „Angoisses de juge" von Masson-Forestier (Paris, Colin) ein Beispiel. Wir erfahren darin die skabröse Vergangenheit eines Mannes, mit allen ihren üblen Folgen für die Familie, in die kein ruhiger Geist, keine echte Religiosität und somit auch kein Glück einzieht. Der alte Sasserel hat allen Grund, seine Abenteuer von einst und sein thörichtes Verhältnis mit einer rohen und unsittlichen Dirne der unschuldigen sechzehnjährigen Tochter zu verheimlichen, versteht es aber dabei nicht, das durch die Klostererziehung allzuempfindsame Kind durch ehrliche Vaterliebe an sich zu fesseln, und so bricht diesem das Herz, als es von des Vaters Vergangenheit hört, und es sucht im Kloster Zuflucht. Das Kind ward dem Vater durch zwei Faktoren entfremdet: durch die Klostererziehung, die nur resignirte gedankenlose Gottergebung einimpfte, mehr aber noch durch den gänzlich mangelnden Sinn für Familiengeist, der das Band zwischen Vater und Kind hätte erhalten sollen. In dieser Hinsicht ist die Erzählung lehrreich, wiegt manch dickleibigen Roman auf und ist charakteristisch für gewisse Zeiterscheinungen und Zeitstimmungen. In diesem Sinne gewährt auch die Titelnovelle des Bandes „Angoisses de juge" ein besonderes Interesse. Man gewinnt aus ihr den Eindruck, als habe der Autor selbst oft mitangesehen, vielleicht auch amtlich dabei mitgewirkt, wie mancher moralisch Unschuldige vor dem starren Buchstaben des Gesetzes als schuldig erkannt wurde. Unwillkürlich drängt sich einem der Gedanke auf, Masson-Forestier habe schon die jüngsten Ereignisse des französischen Rechtswesens darstellen wollen. Sein im Dienste ergrauter Untersuchungsrichter ist von der Unschuld des des Diebstahls Angeklagten so fest überzeugt, daß er vom Amte zurücktritt und den Präsidenten beschwört, keinen Unschuldigen in die Verbannung zu schicken, die Dinge nicht so sehen zu wollen und darzustellen, wie es ihm und der großen Menge zusagt, denn, um mit Bossuet zu reden: „La pire des erreurs c'est de voir les choses comme on veut qu'elles soient". Doch die Richter sind anderer Meinung, der Angeklagte wandert nach Neukaledonien, und der Präsident glaubt, die herrschende Ordnung und die öffentliche Sicherheit verlangen zur Beruhigung der öffentlichen Meinung und Erhaltung der Gerechtigkeit ein Opfer: „Il importait donc, pour rassurer les consciences, apaiser l'opinion et conserver à la justice tout

son prestige, qu'un employé de ladite Compagnie fût atteint par le glaive des lois“. Gewiß! Nur möchte mancher von uns sich wohl erlauben zu korrigieren: nicht „ein“ Beamter, sondern der schuldige Beamte.

Wenn wir hier stark an Vorkommnisse der Gegenwart gemahnt werden, so lenkt J.-H. Rosny in seiner Novellensammlung „Un autre monde“ (Paris, Plon) uns geradewegs in die Zukunft. Rosny ist einer der originellsten neurealistischen Romanciers; es ist schwer, ihn in eine Schule einzureihen, denn er wandelt seine ganz eigenen Wege. Wissenschaft und Philosophie sind ihm die Erzieherinnen und Wohlthäterinnen der Menschheit, und so sind im Grunde seine Romane und Erzählungen wissenschaftlich-humanitärer Art. In das Phantasiereich einer Zukunft, in der weder die jetzt noch allgemein geltenden ethischen, noch wissenschaftlichen Gesetze mehr Anerkennung finden werden, führt uns insbesondere die erste Erzählung, nach der die genannte Sammlung betitelt ist. Es ist die Lebensgeschichte eines für uns fremdartigen und unverständlichen Wesens, das sich durch seinen blaßvioletten Teint und zerbrechlichen Körper ebenso von den übrigen anderen irdischen Wesen unterscheidet, wie durch die Fähigkeit, alles anders wie gewöhnliche jetzige Menschenkinder zu sehen. Wenn diese bei guter Milch gedeihen, so gedeiht dies Sonderwesen bei Alkohol; wenn unser Auge das direkte Sonnenlicht meidet, so macht es diesem ein Vergnügen, den hellen Strahl zu suchen; es sieht dort, wo wir eine Farbe unterscheiden, deren ein Dutzend, sein Auge dringt durch den Wald und die Wolken bis zur Sonne und unterscheidet in der Luft Wesen, von denen wir keine Ahnung haben. Kein Wunder, daß zwischen ihm und der Welt eine unüberbrückbare Kluft ist, es in Zweifel und Träumereien verfällt, eine andere Welt es fesselt, das Reich des Geheimnisvollen, in das es allein blickt. Von niemandem, selbst Eltern und Lehrern verstanden, kommt dieser Sondermensch zu einem Gelehrten, der in ihm bald ein Wunder der Natur erkennt, das durch verschlossene Thüren sieht, dreimal schneller als andere spricht, schneller als ein Windspiel läuft, die zartesten Wunder der Natur durchschaut — kein Idiot, sondern ein übernatürliches Wesen. Dies findet nun trotz seiner abnormen Häßlichkeit an einem armen hysterischen, nervösen Mädchen eine Lebensgefährtin, der seine Nähe, seine Berührung mit der Hand Freude und Ruhe einflößt. Sie schenkt ihm einen Knaben, das Ebenbild des Vaters, und damit ist die Aussicht gegeben, daß sich das seltsame neue Geschlecht fortpflanzt und die Welt des Unsichtbaren sich dem Menschen künftig ganz erschließe. Ein romanhafter, aber in seiner Ausführung reizvoller Versuch, die Brücke aus der Gegenwart in das Nebelland einer fernen, erkenntnisreicheren Zukunft zu schlagen!





Lokis erste Nacht.

Von *)

Ludwig Jacobowski

In schwerem Schlafe lag der Göttervater Odin. Die schwarzen Brauen deckten die dicht bewimperten Lider halb zu und der rötliche Bart lag regungslos auf der mächtigen Brust. Weit von ihm gestreckt ruhte die rechte Faust auf mattglänzendem Schwerte und stieß an einen rotgoldenen Schild, der gegen die braune Balkenwand lehnte. Wenn der finstere Nachtwind durch die Götterhalle fuhr, ging ein helles Klingen durch die Brünnen und Schilde, daß Odins Raben, die an der Seite hockten und abwechselnd schliefen, emporfuhren, die breiten Flügel aufwärts stießen und sie dann langsam und träge wieder fallen ließen.

Ganz in Finsternis starrte der Himmel. Dicke Wolken schoben sich übereinander und verschlangen langsam Stern an Stern. Nicht ein matthelles Fleckchen ließ die goldene Himmelsferne hinten ahnen, und langsam verschwand auch der blutrote Mond in einem Meer von Wolken, Nebel und Dunst.

Plötzlich fuhr ein Sturmwind gegen den düstern Himmel und riß die finstere Decke entzwei. Durch den schmalen Wolkenspalt schimmerte jetzt in leichenhaftem Glanze ein riesiger Halbmond hervor, desgleichen nie am weiten Himmel gesehen war. Noch ein brausender Stoß des Nachtsturms, und die Raben Odins flatterten ängstlich empor und hockten auf dem Gebälk des Giebels nieder. Ihre blitzenden Glutaugen starrten erschrocken auf das seltsame Himmelszeichen und plötzlich stießen sie gurgelnde Laute aus. Schrill und hohl klangen sie an den Wänden wieder.

Da fuhr Odin auf.

Mit schlaftrunkenen Augen sah er zur Seite, wo sein Weib Frigg ruhte.

Aber nur schwarzer Nebel stieg aus ihrer Lagerstatt auf.

Da sprang er mit einem Satz auf und griff nach seinem Schwerte.

Als er mit einem Sprung an ihre Lagerstätte eilte, rieb er sich verwundert die Augen. Was war das wieder? Sein Weib schlief dort ruhig; nur helle Schweißtropfen klebten an der weißen Stirn, und ihre Brust atmete schwer, als wäre sie eben von einer weiten Reise heimgekehrt. Da schüttelte er den Kopf und schlich zu seinem Bärenfell zurück.

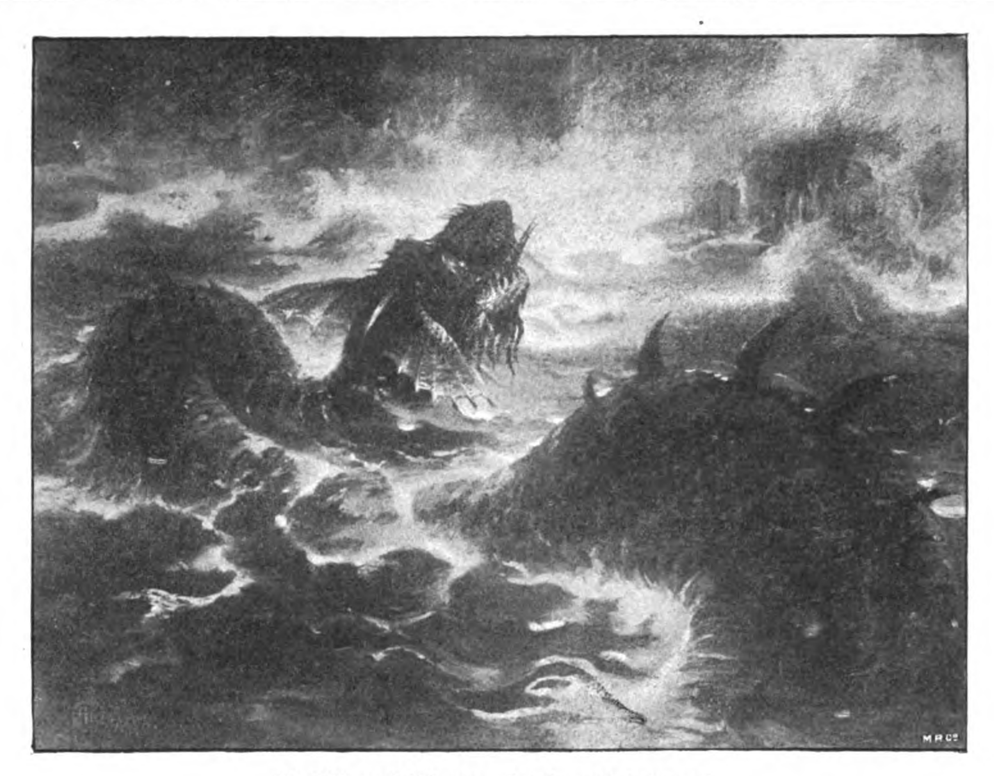
Unruhig kreischten die Raben fort, und Odin, verwundert über ihr hastiges Auf- und Niederflattern, folgte forschend ihren Blicken. Da sah auch er den leichenbleichen Halbmond im Himmelsgewölk und erschrak. Das war das grausige Wahrzeichen der Schicksalsgöttin Urd, deren geheimes Walten die Geschicke der Götterwelt lenkte, die Riesen im hohen Norden gefügig machte, den Zwergen im Innern der Berge gebot und die wimmelnde Menschenwelt tief unten auf der Erde unmerklich leitete.

„Die Asengötter werden schwere Träume haben. Urd dräut aus dunklem Himmel“, sprach Odin für sich. Und bang und unruhig schlief er ein.

. . . .

Rotes Frühlicht schwamm durch Walhall. Odin stand mit ernstem, brütendem Gesicht an einem Pfosten und sann über das Traumbild nach, das ihn diese Nacht geschreckt hatte und noch immer in ihm sonderbares Bangen

*) Erstes Kapitel aus: „Loki, Roman eines Gottes“. S. unter „Besprechungen“ in vorliegendem Hefte.



Die Midgardschlange. Von Hermann Hendrich
Illustrationsprobe aus „Loki, Roman eines Gottes“ von Ludwig Jacobowski. (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.)

weckte. Achtlos glitt sein Blick über den lichten Wald Glasir, der um die Götterhalle rauschte, achtlos über die tiefschwarzen, eiskalten Wogen des Thundstromes, der lautlos seine Wässer um den Himmel rollte. Längst war Frigg auf die frühe Erde hinuntergefahren, und als beim Abschied Odins forschender Blick auf ihrem strengen Gesichte ruhte, las er aus der Ruhe der ahnungslosen Augen ihre Unkenntnis von den drohenden Schrecknissen der letzten Nacht.

Da hörte Odin Schritte hinter sich. Er sah sich um und begrüßte den schweigsamen Asengenossen Widar. Als ihre Blicke ineinanderfielen, sahen sie plötzlich beiseite und tiefes Erschrecken durchzitterte ihr Herz.

„So hast auch Du Urds Botschaft gesehen?“

„Den bleichen Halbmond? Ja!“

„Soll ich zu Urd fahren und forschen, was die Asen bedroht?“

Widar schüttelte abweisend das mächtige Haupt, daß der lange, graue Bart zitterte: „Du weißt, Urd's Schicksalsmund spricht ungewollt. Gefragt, schweigt er meist still“.

Dann, nach bangem Schweigen fuhr er fort: „Und Seltsames ist mir nachts begegnet, der Sturm schrie, und die Wölfe heulten aus den Schluchten empor in meine Halle. Da fahr' ich auf. Und schaue mich um. Und mir ist, als ruht mein Weib nicht neben mir, sondern brauender, schwarzer Nebel steigt aus ihrem Lager empor.“

Und Odin fuhr erregt fort: „Und wie du auffährst und mit dem Blick das Lager von neuem streifest, da fährst du zurück; denn sie liegt da und schlummert.“

Entsetzt schaute ihn Widar an.

„Woher ist dir diese Kunde? Keiner in allen neun Welten kennt die Zukunft außer Urd. Und keiner weiß alles, außer der dunklen brütenden Urd!“

Und dumpfen Tones fuhr Odin fort:

„Auf ihrer weißen Stirne klebten plötzlich helle Schweißtropfen und sie atmete schwer.“

Ihre Augen hingen aneinander, als wartete jeder vom andern die Lösung der fremden Geheimnisse der letzten Nacht. Sie achteten nicht, daß die Asengötter Wali und Bragi in die goldene Halle traten und die Speere an den Wänden vor ihren Schritten klirrten. Ihr bleicher Mund und ihre Erregung verrieten Unheil. Und ehe das letzte klingende Echo in der weiten, ragenden Halle verstummt war, wußten die vier Götter, daß Unheil über ihrem Haupte brütete, daß die Asinnen in dieser Nacht das Lager verlassen und mit Schweißtropfen auf der Stirn und schwerem Atem sich wieder auf's Fell geworfen hatten, um sofort tief einzuschlafen.

Sie schwiegen und schauten einander an.

Nur Urd konnte ihnen künden, was in dieser Nacht geschehen, nur sie allein. Aber es war hoffnungslos, sie zu befragen.

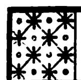
Da rauschte es hoch über ihnen in der Luft. Odins Raben kreischten auf, denn ihre scharfen Augen hatten Urd's Boten erkannt, den schwarzen Bergfalken. Pfeilschnell schoß er nieder, legte neun Zweigrunen vor Odin hin, und noch ehe sie emporschauen konnten, glitt er wieder wie ein dunkler Punkt durch die goldene Pracht des Sonnenhimmels in's Unsichtbare.

Odin las die Runen und wurde weiß wie Mondlicht.

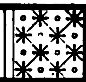
Urd kündete den Asen: ein Asenkind schlug in dieser Nacht die Augen zum ersten Male auf. Eine Asin ist seine Mutter. Wer, weiß Urd nicht, auch nicht seinen Vater, ob er in Walhall sitzt, oder im Jötunheim der Riesen bellt, ob er unter den Zwergen hockt, oder auf den Aeckern der Erde wandert. Alle Asinnen sollten ihn abwechselnd nähren und pflegen und aufziehen. Und er sollte „Loki“ heißen.

Wenn selbst Urd nichts wußte von Stamm und Art und Herkunft, nur daß er einer ihresgleichen sei und würde .... dann wußte niemand in allen neun Welten mehr. Wohl dachte jeder der Asen an sein Weib, aber die Lippen jedes schlossen jeden finstern Gedanken zu. Dafür sprachen sie immer wieder den fremdlichen Namen „Loki“.

Und sie sprachen ihn mit heimlichem Groll. ....



Echo der Zeitungen



Götterdämmerung.

Von **Fritz Mauthner** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Ein Zufall hat es veranlaßt, daß ich über zwei ganz neue Buchdramen hier berichte und, was zu sagen ist, unter der Ueberschrift „Götterdämmerung“ zusammenfasse. Ich las vor einigen Tagen die Telegramme über die Palästinafahrt des deutschen Kaisers. Da war von Vielem die Rede: von der Stadt Jerusalem, in welcher Jesus Christus lehrte, litt und starb; von der Stadt Konstantinopel, einst Byzanz genannt, wo der Sieg des Christentums entschieden wurde, wo das Christentum seine Herrschaft über die halbe Welt antrat, eine Herrschaft von anderthalb Jahrtausenden; da war die Rede von Politik und Religion, von einer Kohlenstation und von der Grabeskirche, von Frankreich, vom Papste und sogar vom preußischen Kultusminister. Nur von der Antike war nicht die Rede. Das wäre noch vor einem Menschenalter nicht möglich gewesen. Noch vor einem Menschenalter wäre ein deutscher Mann an jene Gestade nur gesegelt, um die Reste griechischer Tempel fromm zu betrachten, um Homer auf dem Schauplatz des trojanischen Krieges mit gesteigerter Andacht zu lesen. Mit einer Freude, die nicht ganz frei von Wehmut war, empfand ich das als ein sicheres Zeichen, daß das Ende der Renaissance wirklich gekommen wäre, daß endlich auch Andere dieses Zeichen verstehen müßten. Und eben hatte ich einen Band Heine heruntergelangt, um wieder einmal zu lesen, was der geniale Gassenjunge, der gern den Hellenen spielte, über die Götterdämmerung der Antike, über die „Götter im Exil“ ernst und witzig zu plaudern wußte: da kam der Briefträger und brachte zwei dünne Büchersendungen. Man wird durch den Empfang frischer Bücher nicht immer heiter gestimmt; es kommen ihrer zu viele in den Herbstmonaten. Nun gar Buchdramen! Aber jetzt waren die Umschläge abgerissen und die beiden Büchlein mit ihren Titeln dicht neben einander sichtbar: „Doktor Kohn“ und „Wuotans Ende“. Mir schien ein gewisser Humor über diesem Stillleben zu liegen. Die beiden Bücher rührten sich nicht, sie rückten nicht von einander ab, in der Farbe des Einbandes bestand sogar eine gewisse Harmonie zwischen Kohn und Wuotan. Das reizte, hineinzublicken, und die ersten Seiten schon verführten zum Weiterlesen. „Doktor Kohn“ und „Wuotans Ende“ sind Werke sehr ungleicher Talente und Menschen. Dennoch tragen sie beide den Stempel der unruhigen Jahrhundertwende an sich, dennoch summt es in beiden von einer Götterdämmerung, von dem Aufhören uralter Glaubenslehren. Um das Ende des Judentums handelt es sich in „Doktor Kohn“, um das Ende des germanischen Heidentums und des Christentums handelt es sich in „Wuotans Ende“.

Der Verfasser von „Doktor Kohn“*) ist Max Nordau, der geistreiche Essayist, der sich seit einigen Jahren leider allzu eifervoll in Ibsen-Tödterei und Zionismus verrannt hat. An Ibsen werden wir diesmal ganz und gar nicht erinnert; mehr an den Zionismus, diesen wunderlichen Plan, das Rad der Weltgeschichte rückwärts zu drehen.

Die Handlung von „Doktor Kohn“ könnte eine lebhafte Phantasie aus dem Titelblatte allein erraten. Da der Held Kohn heißt, Doktor ist, und das Stück ein bürgerliches Trauerspiel aus der Gegenwart, so muß es sich um den tragischen Konflikt zwischen einem geistig hervorragenden Juden und dem Antisemitismus handeln; nur daß die Zeit nicht genau die Gegenwart ist. Man muß sich vielmehr etwa fünfzehn Jahre zurückdenken in die Tage, als der Antisemitismus mehr eine Modesache war. Doktor Kohn ist natürlich ein ausgezeichneter Gelehrter, Privatdozent der Mathematik, und liebt natürlich ein Fräulein Christine, deren Vater ein reicher Geheimer Kommerzienrat, ein Landwehrhauptmann a. D., aber selbst ein getaufter Jude ist. Dieser Kommerzienrat scheint mir die beste Figur und die eigentlich tragische Gestalt des Dramas zu sein. Er ist nach der Schlacht von Sedan zum Christentum übergetreten, nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern in dem idealen Wunsche, in allem, auch in den kleinen Gewohnheiten und Formen des Lebens, eins zu sein mit dem ganzen Volke; seine tragische Schuld ist es, daß er seine freidenkerische Gesinnung verleugnete, die Leitung seines Hauses der adeligen Sippschaft seiner Frau überließ, daß er seine Söhne in engherziger Unduldsamkeit aufwachsen ließ. Daran muß seine Tochter Christine mit ihrem geliebten Doktor Kohn zu Grunde gehen. Ihr Bruder, ein schneidiger Lieutenant, will einen Kohn in der Familie nicht dulden, fordert den Doktor heraus und erschießt ihn im Duell.

Den Zionismus des Stückes kann man nicht recht ernst nehmen; Doktor Kohn mag wohl solchen Träumen nachhängen, doch nur in verzweifelter Stimmung; kriegte er seine Christine, so würde er mit Vergnügen im Lande bleiben und seinem uralten Namen als ein berühmter Professor der Mathematik Ehre machen. Die letzte Tendenz des Stückes läßt der Verfasser seinen klugen Geheimen Kommerzienrat aussprechen: wenn er mit seinem hochmütigen, protestantisch-orthodoxen Schwager rede, so fühle er in sich eine unvertilgbare Zugehörigkeit zum Judentum; sehe er aber den jüdisch-orthodoxen Vater des Doktor Kohn vor sich, so sei ihm, als habe er mit ihm nichts mehr gemein. Und zum Doktor Kohn sagt er, da dieser den Uebertritt zum Christentum verweigert: Gerade der durch die neue Verfolgung geschürte neue jüdische Fanatismus werde, „vielleicht den notwendigen und heilsamen Auflösungsprozeß des Judentums beschleunigen ...; wenn die Juden sich in die Schrulle eines besonderen jüdischen Volkstums verbohren, so werden sie nur die Tragödie Ahasvers verlängern.“

Max Nordau hat nicht den Mut gehabt oder doch nicht den Standpunkt gefunden, die letzte Frage zu stellen, die Frage nämlich: ist die Religion, zu der die Juden nach der Ansicht des Kommerzienrats übertreten sollen, wirklich noch eine feste dogmatische Glaubenslehre, ist sie nicht vielmehr blos eine Pietät, mit der die moderne Kultur eine alte Weltanschauung in Formen und Sitten aufrecht hält? Ist das Christentum gerade für die Kreise, die sich dem symbolischen Doktor Kohn gegenüberstellen, für die

*) Doktor Kohn, bürgerliches Trauerspiel aus der Gegenwart in vier Aufzügen von Max Nordau. (Berlin, Ernst Hoffmann & Co.)

Studenten, die Offiziere und die Professoren, noch ein Dogma oder schon eine dogmenfreie Kulturerscheinung? Hat nicht für die gebildeten Deutschen zunächst Goethe sein ketzerisches Leben gelebt, seine ketzerischen Werke geschrieben? Hat nicht für das gebildete Deutschland Strauß, unser größter Kritiker seit Lessing, die Frage gestellt und beantwortet, ob „wir“ noch Christen sind? Hat nicht für sie der alte Vischer seine prachtvolle und lästerliche Pfahldorfgeschichte geschrieben? Nicht für sie Eduard v. Hartmann seine „Selbstzersetzung des Christentums“? Nicht für sie Nietzsche das heidnische Phantasiewerk, das doch die beliebteste Philosophie unserer Jugend geworden ist? Und sind die städtischen Arbeitermassen wirklich ungläubiger, als die höher gebildeten Leute? —

Der Verfasser von „Wuotans Ende“*), Friedrich von Hindersin, wird eine Wirkung wie die genannten Dichter und Denker sicherlich nicht ausüben; seine poetische Kraft ist nicht groß, nicht stramm genug, er vermischt zu sehr realistisch-historische Darstellung mit Wagnerschen Bildern. Doch seine Tendenz stammt von Nietzsche. Das Schauspiel spielt im fünften Jahrhundert nach Christus und zeigt unfreundlich den Sieg des Christentums über Wuotan, den Gott der Franken und Alemannen. Wir sollen erfahren, eine wie irdische Angelegenheit die Religion auch damals war, wie niedrige Motive den Frankenkönig zum Uebertritt bewogen, wie schwache Menschen, hochmütig und sündhaft, die Heidenbekehrer waren. Wuotan tritt persönlich auf; der Fluch, der ihn bei Richard Wagner verfolgt, scheint auch bei Friedrich v. Hindersin nachzuwirken; er philosophiert zu viel (er ist nicht mehr ein Anhänger Schopenhauers, sondern ein Anhänger Nietzsches), und man wundert sich, daß ein lebendiger Gott so schrecklich ohnmächtig ist, so furchtbar viel zu sagen und so entsetzlich wenig zu befehlen hat. Er flieht vor dem Christentum; doch Wuotans oder Odins Trost ist es, daß auch das neue Reich nicht ewig dauern werde, daß — wie in Ibsens „Kaiser und Galiläer“ — das dritte Reich bevorstehe. Wuotan phrophezeit: „Das Reich der Götter vergeht, das Reich der Christen wird gehen. Alles wandelt die Zeit.“ Wuotan redet viel, zu viel; doch als ob der dichtende Verfasser noch etwas Unausgesprochenes auf dem Herzen behielte, läßt er seinen verehrten Gott Wuotan einmal die hübschen Worte finden: „Alles lebt, was die Erde birgt, auch der Gedanke der schweigend stirbt.“ Friedrich v. Hindersin denkt dabei wohl, man werde sein Schauspiel nicht aufführen, so wie einst Lessing die Aufführung seines „Nathan“ späteren Nachkommen überlassen zu müssen glaubte und nicht ahnte, daß schon Goethe und Schiller seine Testamentsvollstrecker sein würden.

Friedrich v. Hindersin täuscht sich vielleicht über den poetischen Wert seiner Arbeit. „Wuotans Ende“ ist ebenso wenig ein Epoche machendes Werk wie „Doktor Kohn“. Eine weltbewegende Frage hat den einen Schriftsteller gereizt, ein kleiner Teil dieser Frage den andern; aber beide Dramen sind nicht zu übersehende Symptome der gährenden Jahrhundertwende, einer langsam weiter brennenden Götterdämmerung.

*) Wuotans Ende. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich v. Hindersin. (Leipzig, C. G. Naumann, 1898.)

Vor tausend Jahren ist das gewaltige althochdeutsche Gedicht vom Götterbrande niedergeschrieben worden, in dem der Untergang der germanischen Götterwelt, die Vernichtung der Lichtgötter durch den Wolf, die Schlange und die Hölle in großartigen Einzelkämpfen geschildert ist. Nach dem Götterbrande soll die Erde ein Paradies werden, das goldene Zeitalter soll anbrechen, das dritte Reich eines neuen, ungenannten Gottes. So prophezeihten die Dichter vor tausend Jahren wie heute. Denn nichts ist unsterblicher als die Utopie.

Aus dem „Berliner Tageblatt“.

Auszüge.

Deutschland. Die stattliche Reihe theatergeschichtlicher Werke aus neuerer Zeit, deren größerer Teil sich in der bekannten von Berthold Litzmann herausgegebenen Sammlung „Theatergeschichtliche Forschungen“ befindet, ist kürzlich durch eine größere Arbeit von Ferdinand Raab (aus dessen Nachlaß) über den Schauspieler Johann Joseph Felix von Kurz-Bernardon vermehrt worden (Frankfurt a. M., Rütten & Loening), der ein Feuilleton von Dr. L. Holthof in der „Frankfukter Zeitung“ (291) gilt. Kurz kam als Sohn eines Schauspielers 1717 in Wien zur Welt; Stranitzky, der berühmte Hanswurst und damalige Prinzipal seines Vaters hob ihn aus der Taufe. An der von Stranitzky gegründeten ersten stehenden Wiener Bühne, dem „allerh. kaiserl. privil. Theater bey dem Kärntner-Thor“, fand der junge Kurz 1737 Anstellung, wo damals die Stegreifkomödie unter Mitwirkung eines Prehauser u. A. florirte. Er war Vertreter der jüngeren Hanswurstrollen und besaß ein vielseitiges Improvisirtalent, das ihm rasch außerordentliche Beliebheit verschaffte. Mit der Darstellung eines dummpfiffigen Burschen, namens Bernardon, hatte er in einer Stegreifposse solches Glück, daß aus der Rolle ein Typus wurde, der bald ein neues dramatisches Genre, die „Bernardoniade“ neben der älteren Hanswurstiade zeitigte und jahrzehntelang die damaligen Bühnen beherrschte. Die Stücke dazu, „eine Mischform von Ausstattungsstück, Zauberposse und Oper“ verfaßte Kurz selbst, und zu einem davon hat der junge Joseph Haydn noch die Musik geschrieben. Mit größeren Unterbrechungen wirkte Kurz bis 1753 in Wien, dann mußte er der hanswurstfeindlichen Neuberin das Feld räumen und auf Reisen gehen. 1772—1781 leitete er die deutsche Komödie in Warschau, wo er den Freiherrntitel erhielt (den von seinem Vater abgelegten Adel hatte er schon vorher wieder angenommen). Er starb in Wien. Für die deutsche Litteratur hat sein Wirken noch eine besondere Pointe. Bei seinem Gastspiel in Frankfurt a. M. (1768) führte er auch ein Drama vom Doktor Faust auf, das, wie man ziemlich bestimmt annehmen darf, der junge Goethe gesehen und von dem er damals die erste nachwirkende Anregung zu der größten Dichtung seines Lebens empfangen hat. Einen inneren Beweis dafür glaubt Holthof in dem „Vorspiel auf dem Theater“ zu sehen, das durchaus auf die damaligen Theaterverhältnisse, das „enge Bretterhaus“, die Haupt- und Staatsaktion mit der „lustigen Person“ u. s. w. zurückweise.

In eine spätere Epoche führt eine Studie von Paul Holzhausen über „Die Anfänge Bonapartes im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Dichtung“ zurück (Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 234). Von den poetischen Reflexen, die die Gestalt des korsischen Eroberers in der deutschen Dichtung anfangs des Jahrhunderts gefunden hat, lebt heute nichts mehr fort, schon zu seiner Zeit aber war seine Wirkung auch in dieser ersten Epoche nicht unbeträchtlich, wenigstens quantitativ. Die frühesten Lobgesänge auf den Sieger von Marengo, die Holzhausen auf seinem Forschungswege gefunden hat, stammen von deutschen Frauen her und finden sich in den damaligen Zeitschriften verstreut. Ein typischer Vertreter der rheinischen Bonaparte-Dichtung war der Mainzer Friedrich Lehne,

nach Holzhausen bei weitem der begabteste der damaligen Bonaparte-Sänger. Interessant an diesen vergilbten Bardengesängen sind immerhin die typischen Prädikate, die dem Helden beigelegt werden. Er heißt bald der neue Brennus, bald der neue Hannibel oder Cäsar. Auch mit Cromwell wurde er (sehr zu seinem Aerger) verglichen und häufig auch mit Timoleon, der einst als Feldherr von den Korinthern nach Sizilien geschickt wurde, um Syrakus von den Karthagern zu befreien: eine etwas komplizierte Parallele, die nur durch eine nähere historische Erläuterung verständlich wird.

An der selben Stelle (Beilage Nr. 235 und 243) werden zwei Dichter der älteren schwäbischen Dichtergeneration charakterisiert. Rudolf Krauß, der uns hier im letzten Hefte das litterarische Württemberg von heute zeichnete, beschäftigt sich mit Paul Pfizer (1801–1867), dem Verfasser des einst berühmten „Briefwechsel zweier Deutschen“ und energischem Vorkämpfer des Einheitsstaats unter preußischer Hegemonie (wodurch er sich von Uhland und den anderen schwäbischen Demokraten isolirte). Er war im Märzministerium von 1848 Kultusminister und Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, mußte aber beidem körperlicher Leiden wegen entsagen und lebte den Rest seiner Jahre in Tübingen. Seine nicht sehr zahlreichen Gedichte, meist patriotisch-politischen Inhalts sind nie gesammelt worden (Krauß giebt die einzelnen Fundstellen an), heben sich aber durch die „ungewöhnliche Tiefe des Gemüts, den edlen Schwung des Gedankens, die begeisterte Kraft der Ueberzeugung weit über den Durchschnitt der Zeitdichtung seiner Tage hinaus.“ Sie sind zumeist von der Trauer über die hoffnungslose Zerfahrenheit ihrer Zeit durchweht.

Einige dieser Dichtungen erschienen im Cottaschen „Morgenblatt“ und von hier gingen auch die ersten Poesieen Theobald Kerners aus, des Seniors der lebenden schwäbischen Dichter, dem Ernst Müller (a. a. O.) eine Betrachtung widmet. Er hat als Dichter ebenso, wie als Mediziner, die Anschauungen seines Vaters Justinus ererbt, dem er aber in der Beherrschung der Form überlegen ist. Schon 1845 erschienen seine ersten gesammelten „Gedichte“, dann 1852, und eine größere Sammlung unter dem Titel „Dichtungen“ 1879, in der auch seine zahlreichen kleinen Prosaerzählungen enthalten sind. Den hier mitgeteilten Proben seiner Lyrik läßt sich allerdings eine höhere poetische Eigenart beim besten Willen nicht nachrühmen.

Im übrigen war die Ausbeute an litterarisch merkenswerten Zeitungsbeiträgen in den letzten beiden Wochen höchst dürftig. Die Schrift des Leipziger Psychiaters Möbius über „Das Pathologische bei Goethe“ findet in einem Artikel von Dr. Wilhelm Weygandt (Heidelberg) ihre Würdigung (Frankf. Ztg. 292). — Der 100. Geburtstag des Kriminalschriftstellers J. D. H. Temme (22. Oktober), dessen Romane heute nur noch von den Abonnenten kleinstädtischer Leihbibliotheken gelesen werden, wurde wenig beachtet. Die Berliner „Volkszeitung“ (Nr. 495) widmet ihm als altem Achtundvierziger und demokratischem Parlamentarier einen Leitartikel. Temmes „Lebenserinnerungen“ hat 1882 sein vor kurzem in Basel verstorbener Schwiegersohn Prof. Stephan Born herausgegeben, derselbe dessen „Erinnerungen eines alten Achtundvierzigers“ in diesem Jahre (bei G. H. Meyer, Leipzig) erschienen sind. — Einem Werke des Berliner Predigers H. von Soden über das moderne Palästina widmet Karl Frenzel in der „Nat.-Ztg.“ ein Feuilleton. — Ebenda (Sonnt.-Beilage Nr. 42) erzählt Robert Waldmüller die denkwürdige Geschichte eines alten Dresdener Hauses, des sog. Marcolinischen Palais, das seit 1849 als städtisches Krankenhaus benutzt wird. August der Starke machte es einst der Gräfin Lubomirska zum Geschenk. Im Sommer 1813 hatte Napoleon hier sein Absteigequartier und in der Orangerie wurde unter Mitwirkung von Talma und der Mars Theater gespielt. Und in den vierziger Jahren wohnte und komponierte dort als Mieter eines der vielen Zimmer (jetzt Krankenzimmer 94) — Richard Wagner. ∾

Oesterreich. In der „Neuen Freien Presse“ (15. X.) spricht Hieronymus Lorm über Thomas von Aquino und die Bewunderung, die ihm noch zuletzt durch Ihering in dessen „Zweck im Recht“ gezollt wurde. — Leopold Rosner teilt einen bisher unbekannten, ziemlich umfangreichen Brief des früh verstorbenen Novellisten Ferdinand Kürnberger vom Jahre 1850 mit, ohne die Herkunft des Schreibens anzugeben oder den Versuch einer Erläuterung zu machen. (18. und 20. X.). — S. Münz giebt (26. X.), auf Franz Xaver Kraus' neuestes Werk gestützt eine hübsche Würdigung Dantes. Von dessen Wohnhaus in Padua erzählt A. Weißl in der „Reichswehr“ (18. X.) — Unter dem Titel „Bajuvarisches“ plaudert der kenntnisreiche Johannes Ziegler im „N. Wr. Tagblatt“ (15. X.) sehr anregend über die durch Wustmann aufgerollte Frage der Sprachschäden. Ebenda (16. X.) findet sich ein Aufsatz über Filippo Zamboni, einen der hervorragendsten italienischen Dichter, der in den Revolutionstagen des Jahres 1848 seine Heimat verlassen hat und jetzt in Wien, den meisten unbekannt, als Sprachlehrer lebt. Sein bedeutendstes Drama ist „Roma nel mille“ das die Verhältnisse Roms um die Wende des Jahres 1000 schildert; es hat den Beifall berufener Kenner der italienischen Litteratur, eines Hamerling und Hillebrandt gefunden. — D'Annunzios Roman „Le vergine delle roche“ wird ebenda von Julius von Werther besprochen (18. X.). — In der Prager „Politik“ setzt Dr. Josef Peckar seine umfassenden, durch mehr als zwanzig Nummern gehenden Veröffentlichungen über Josef Palacky, den Vater der tschechischen Romantik, fort. Ueber einen Dichter der tschechischen Moderne, M. A. Simánek, findet sich ebenda (27. X.) ein guter Aufsatz. — Die Centenarfeier von Schillers „Wallenstein“ hat neben vielen sehr überflüssigen Festartikeln auch manches Gute zu Tage gefördert; so neben der schon in voriger Nummer erwähnten Studie von Dr. Aug. Fournier über Schillers Wallenstein und die Censur (Neue Fr. Presse) eine Geschichte der Wallenstein-Trilogie am Burgtheater von L. Hevesi (Fremdenblatt 13. Oktober), die viel Statistisches bringt, und schließlich ein paar sehr feinsinnige scenische Bemerkungen von Felix Salten in der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ (16. X.).

A. L. J.

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich

Blätter für litterarische Unterhaltung. In Nr. 42 gilt ein Artikel von H. Kräger den „Erinnerungen“ von Michael Munkácsi, ein anderer von Rudolf Krauß den „Schwôbagschichta“ der Brüder Karl und Richard Weitbrecht. Ludwig Jacobowski äußert in einer Besprechung neuer Lyrik die Vermutung, daß der „russische“ Dichter Konstantin Masurin, dessen Werk „Die Jugend“ Richard Zoozmann in einer deutschen Prachtausgabe hat erscheinen lassen, mit Zoozmann ein und dieselbe Person sei. — Der Kopfartikel in Nr. 43 (von Moritz Necker) ist Th. Fontanes Selbstbiographie gewidmet. Otto Immisch rühmt in einem Aufsatz das schöne Werk „Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie“ von Theodor Gomperz, dessen 1. Band jetzt abgeschlossen vorliegt.

Der Bote für deutsche Litteratur. Im Oktoberheft zeichnet Eugen Kalkschmidt das Bild von Max Dreyers Persönlichkeit, des rasch zu Erfolg gekommenen mecklenburgischen Poeten. Wir entnehmen daraus, daß Dreyer 1862 als Sohn eines Volksschullehrers in Rostock geboren wurde, ursprünglich Theologie, dann Philologie studierte und mit dem Doktor- und Oberlehrerexamen seine akademischen Studien abschloß. Nach vierjähriger Lehrerthätigkeit trat er 1888 in die Redaktion der „Tägl. Rdsch.“ ein, der er bis vor kurzem angehörte. Zwei Skizzen, die unter dem Titel „Liebestraum“ 1890 er-

schienen, waren sein Erstlingswerk. Zwei Jahre später folgte das moderne Schauspiel „Drei“ und ein Novellenband „Frauenwille“, hierauf das Forsthausdrama „Winterschlaf“, der Landsknechtschwank „Eine“ und das Kleinstadtlustspiel „In Behandlung“. — Ein Artikel von Dr. M. Necker knüpft an den kürzlich erschienenen Aufruf zur Begründung einer deutsch-österreichischen Litteraturgesellschaft an, die dem belletristischen Verlagswesen in Oesterreich aufhelfen will. Es wird darauf hingewiesen, daß Oesterreich jährlich 40 Millionen an Deutschland für Bücher bezahle, weil der deutsche Verlagshandel alles an sich gezogen habe und alle großen und besseren österreichischen Autoren, wie Grillparzer, Hamerling, Anzengruber, Ebner-Eschenbach, neuerdings auch Rosegger, in Deutschland verlegt würden. Einer Gesellschaft der geplanten Art ständen große Aufgaben bevor.

Bühne und Welt. Im 2. Oktoberheft spricht sich Eugen Wolff über den künstlerischen Wert der von ihm ans Licht gezogenen beiden Jugendlustspiele Heinrichs von Kleist aus, die über die Jugenddramen eines Lessing oder Goethe „in vieler Beziehung weit hinausragen“. — Eine kleine Studie über Grabbes „Napoleon“ im Anschluß an die jüngste Aufführung des Berliner Belle-alliance-Theaters giebt Carl Bleibtreu. — Unter den zahlreichen Illustrationen des Heftes befindet sich auch ein Lichtbild von „Theodor Fontane in seinem Arbeitszimmer“ (Originalaufnahme), dazu ein Nachruf von Heinrich Stümcke.

Deutsche Bühnen-Genossenschaft. Ein Feuilleton vom Oberregisseur Max Grube in Nr. 42 dieses Fachorgans unserer Bühnenkünstler bespricht mit großem Lobe Hans Oberländers Werk „Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert“ (Hamburg, Leopold Voß), das an einer Fülle historischen Materials anschaulich mache, wie sich die deutsche Schauspielkunst vom „fränk'schen Regelzwang“ befreit und den ihr von Lessing gewiesenen Standpunkt gefunden habe, den der Verfasser sehr glücklich als „idealisierten Naturalismus“ bezeichne und der trotz vieler Schwankungen bis heute der geltende geblieben sei.

Deutsche Dichtung. Das 3. Heft enthält außer den lyrischen und belletristischen Beiträgen einen langen ungedruckten Brief von Charlotte von Schiller aus dem Jahre 1818, der an einen unbekannten Freund gerichtet ist, über unbekannte Personen Urteile abgiebt und im übrigen auch unbekannt hätte bleiben dürfen, da er schlechterdings nichts thatsächliches oder charakteristisches enthält.

Deutsche Revue. Im Novemberheft teilt Heinrich Meisner, Oberbibliothekar an der berliner königlichen Bibliothek, Ernst Moritz Arndts noch ungedruckte „Fragmente über Leben und Kunst“ zum ersten Male mit, deren Original sich bei den Schätzen der Litteraturarchiv-Gesellschaft in Berlin befindet. Die Schrift entstand in Schweden, wo Arndt von Greifswald aus vor den Nachstellungen der Franzosen Zuflucht gesucht hatte (1808). Sein Interesse und Verständnis für die Kunst war durch die Werke des schwedischen Admirals Grafen Ehrensvärd (1745—1800) geweckt worden, dessen tief eindringende „Philosophie der freien Künste“ sowie seine „Reise nach Italien“ Arndt selber ins Deutsche übersetzt, aber nie veröffentlicht hat. Das Manuskript ist erst später aufgefunden worden und gleichfalls im Besitze der genannten berliner Gesellschaft. Mit diesen beiden Ehrensvärdschen Schriften zusammen sollten die „Fragmente“ erscheinen, die Meisner hier zum ersten Male mitteilt. „Sie zeigen uns den Mann, der in unserer Litteratur als der Hauptvertreter des Franzosenhasses während der napoleonischen Zeit gilt, als philosophierenden Kosmopoliten, dem man es nicht ansieht, daß er zwei Jahre nachher seinen „Geist der Zeit“ gegen Napoleon geschrieben hat.“ — Ein schauervolles Bild fühlloser Unmenschlichkeit enthüllt die Darstellung, die Frantz Funk-Brentano (Paris) auf Grund neuer Forschungen von der Marquise von Brinvilliers, der berüchtigtsten Gestalt in den Annalen der französischen Justiz entwirft. Ihr Giftmordprozeß spielte 1676. Während der zehn vorangegangenen Jahre hatte die Marquise mit Hilfe ihrer verschiedenen Geliebten zahllose Personen durch Gift aus dem Wege geräumt, zunächst ihren Vater, an dessen Vergiftung sie 8 Monate „arbeitete“, dann ihre Brüder, die sie beerben wollte. — Das Heft enthält außerdem bemerkenswerte Beiträge von Max v. Pettenkofer, M. v. Brandt, Prof. Dr. Moriz Benedikt, dem englischen Viceadmiral Colomb u. a. m.

Deutsche Rundschau. Das ethische Problem von „Wahrheit und Lüge“, d. h. den Zwiespalt, der darin liegt, daß wir die Lüge als unsittlich betrachten und zu bekämpfen gewohnt sind und uns ihrer doch im Leben fortwährend ohne Skrupel bedienen, untersucht im Novemberheft Prof. Dr. W. Jerusalem. Wie weit dieses Problem die Dichter aller Zeiten beschäftigt hat, ist schon sehr eingehend (an etwa 50 Dichtungen) von Jakob Minor im „Euphorion“ (Bd. III) dargestellt worden. Jerusalem zieht nur die wichtigsten Werke zur Betrachtung heran, in denen die Wahrheitsfrage der Angelpunkt bildet: Sophokles' „Philoktet“, Goethes „Iphigenie“, Grillparzers „Weh dem, der lügt!“, Ibsens „Volksfeind“, Björnsons „Fallissement“, Echegarays „Wahnsinn oder Heiligkeit?“ und Ebner-Eschenbachs Novelle „Unsühnbar“. Hieran anschließend wird die Entstehung der ganzen Frage historisch-psychologisch entwickelt. In primitiven Zeiten und noch heute bei primitiven Völkern gilt die Lüge nicht für verwerflich, sondern als Zeichen geistiger Ueberlegenheit, als ein Mittel sich aus einer mißlichen Lage zu retten. Mit diesem Entstehungsgrund hängt auch eine andere Form der Lüge zusammen, das Erfinden von Geschichten und Märchen. Lüge und Dichtung wären demnach beide dem Wurzelboden der Phantasie entsprungen. — Ein Essai von Walther Gensel ist dem französischen Meistermaler Delacroix gewidmet, dessen 100. Geburtstag man in diesem Frühjahr gefeiert hat, und sucht das Urteil über den Künstler in verschiedenen Punkten zu berichtigen. — Erich Schmidt hat hier seine starkempfundene Gedächtnisrede auf Th. Fontane niedergelegt, Ernst Häckel seinen Vortrag vom jüngsten Zoologenkongreß in Cambridge „über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen“, worin namentlich die Mitteilungen über das nach Häckels Ansicht endlich gefundene „missing link“, d. h. das vermißte Mittelglied zwischen Affen und Menschen, interessieren.

Deutsches Wochenblatt. Die von ihm sehr hoch gestellte neue Litteraturgeschichte von Koch und Vogt rühmt Veit Valentin (Nr. 42) besonders um der Art willen, wie die Schwierigkeit einer zugleich litterarhistorischen und ästhetischen Behandlung von Goethes Faustgedicht durch Koch gelöst worden sei. — Dr. Cajus Möller berichtet in Nr. 43 über die fortschreitende „evangelische“, d. h. antiultramontane Bewegung im französischen Katholizismus, die namentlich im niederen Klerus Boden findet. Eine vor Jahresfrist durch eine Gruppe katholischer Geistlicher in diesem Sinne begründete Zeitschrift „Le Chrétien français“ hat es binnen kurzem auf 6000 Exemplare gebracht „und erhält zahlreiche Zuschriften katholischer Geistlicher, die offiziell noch nicht mit Rom brechen zu dürfen glauben.“ — Bei einer Besprechung von Arthur Schnitzlers „Vermächtnis“ fällt Carl Busse das folgende wenig schmeichelhafte Urteil über das junge Wien in der Litteratur: „Arthur Schnitzler ist der interessante Wiener. Und der interessante Wiener ist eigentlich entsetzlich. Ich kenne viele von der Gilde, aber ich habe nie ein so trauriges Pack gesehen. Eine Gesellschaft, die in der Litteratur erstickt, die keine Ahnung hat vom Gesamtleben ihres Volkes, denen die neue Rolle einer Sandrock tausendmal interessanter ist, als der ganze Kampf der Deutschen Oesterreichs, die keine Begeisterung, keine Großherzigkeit, kein Feuer aufbringen, sondern durch den ewigen Klatsch, durch die Kaffeehaussitzerei, die ‚geistreiche‘ Thesenwirtschaft zu Eunuchen geworden sind.“ — Nun mag Jung-Wien sich wehren.

Die Gegenwart. Albert Scholz knüpft (in No. 42) mit einem Aufsatze „Zur neueren russischen Litteraturgeschichte“ an den neuerschienenen Band Essais des Fürsten Wolkonsky an (s. auch unter „Besprechungen“), den er begrüßt, obwohl uns seit Jahren die ausgezeichnete russische Litteraturgeschichte des Balten A. von Reinholdt vorliege. Der Glanzpunkt des Buches sei der Abschnitt über Turgenjew. — Mit dem „berühmten Pechvogel“ J. G. Seume beschäftigt sich in Nr. 43 ein Artikel von Emil Moldenhauer im Anschluß an die schon mehrfach erwähnte neue große Seumebiographie von Planer und Reißmann. — Die reichbewegte Geschichte des Heidelberger Schlosses skizziert Heinrich Melzer.

Die Gesellschaft. Heft XX enthält eine wertvolle Studie von Ossip Makowej (Lemberg) über „die Wiedergeburt der kleinrussischen Litteratur“. Sie führt im einzelnen aus, was schon im 1. Hefte unserer Zeitschrift (Spalte 49) über die aufblühende kleinrussische Litteratur gesagt worden ist. Makowej klagt, daß man im Westen Europas, sogar in Oesterreich selbst keine Ahnung von der alten Kultur des kleinrussischen Volkes habe, trotzdem dieses eine Nation von 30 Millionen Seelen bilde, die sich (im Gegensatz zu den anderen slavischen Stämmen) noch in den Dienst der europäischen Kultur und Politik stelle. Fünf Sechstel der Kleinrussen leben in Rußland, etwa 4 Millionen (Ruthenen) in Oesterreich. Während in der russischen Ukraine die nationale Bewegung der Kleinrussen schroff unterdrückt wird (es darf z. B. nichts in kleinrussischer Sprache in Rußland gedruckt oder Gedrucktes eingeführt werden!) entwickelte sie sich im konstitutionellen Oesterreich desto lebhafter, obwohl sie hier in ihren eigenen Reihen eine starke, durch russisches Geld unterstützte russophile Gegnerschaft zu bekämpfen hat. Heute besitzen die österreichischen Kleinrussen in Galizien und der Bukowina an 2500 Volksschulen, 5 Mittelschulen, einige Professuren an den Universitäten Lemberg und Czernowitz, 20 periodische Zeitschriften, hunderte von Volkslesehallen mit beinahe 40000 Mitgliedern u. s. w. Ihre nationale Litteratur feiert in diesem Jahre das Jubiläum ihres 100jährigen Bestehens. Unter den zahlreichen gegenwärtig schaffenden kleinrussischen Schriftstellern nennt Makowej auch Olga Kobylanska (Czernowitz), von der dasselbe Heft der „Gesellschaft“ eine dichterisch wundervolle Skizze aus den Karpathen „Die Schlacht“ enthält, die Tragödie eines uralten Bergwalds, dessen stolze Riesen unter der Axt verbluten müssen. (Von derselben begabten Dichterin erscheint augenblicklich ein Roman „Die Unzivilisierte“ im Feuilleton der Stuttgarter Wochenschrift „Neue Zeit“.)

Die Grenzboten. In No. 42 wird Edouard Rods „Essai sur Goethe“ sehr abfällig beurteilt. Es sei ein Buch ohne Gründlichkeit und ohne Ehrlichkeit, voller Lücken, Uebertreibungen und Entstellungen. Rod habe seinen Sturmlauf gegen Goethe in ein Jubiläumsjahr gelegt: gerade vor fünfundzwanzig Jahren, im Jahre 1873, erfolgte der Angriff des jüngeren Dumas gegen Goethe in der Einleitung, die er der französischen Faustübersetzung des Deutschen Bacharach mitgab. „Dumas beurteilte und verurteilte Goethe, obgleich er überhaupt kein Deutsch verstand. . . Die einsichtigen Franzosen, soweit die Revancheidee ihr Urteil nicht getrübt hatte, waren über diese Perfidie ihres Landsmanns entrüstet, und die „Revue des deux mondes“ schrieb sogar, daß Dumas Einleitung allem, was schicklich sei, ins Gesicht schlage. Rod hat nun den Kampf wieder aufgenommen, allerdings wohlweislich nicht mit Dumasscher Unverschämtheit, sondern in vorsichtigerer, darum aber vielleicht noch verwerflicherer Form. Es sind im wesentlichen dieselben Vorwürfe, zumteil zweifellos Dumas entlehnt. . . Und dieselbe Revue des deux mondes, die Dumas damals abfertigte, veröffentlicht nun Rods Essai vor seinem Erscheinen in Buchform und singt ihm dann ein Loblied!“

Die Kritik. No. 169. Ein zwanzig Seiten langer Beitrag „Der geniale Mensch“ von Carl Bleibtreu knüpft zwar äußerlich an Türks so betiteltes Werk an, konnte aber ebenso gut einfach „Carl Bleibtreu“ überschrieben sein, da er nichts anderes als eine mit ebenso starkem Temperament als Selbstbewußtsein vorgetragene Abrechnung Bleibtreus mit seinen zahlreichen Kritikern, um nicht zu sagen mit seinen Zeitgenossen überhaupt darstellt. Sehr energisch weist er den Vorwurf des Größenwahns von sich und meint ehrlich: „Ich kann versichern, daß dies trotzige und protzige Selbstanpreisen bei mir nur aus natürlicher Reaktion entstand, weil ich das Mißverhältniß meines Dichtertums zum litterarischen Gemüsemarkt nicht zu ertragen vermochte. Zu viel seichte Unfähigkeit der Wert-Abschätzung hatte ich wahrgenommen, um derlei ruhig zu verdauen. Als Bodenstedt und Julius Wolff große Lyriker, Lindau und Blumenthal göttliche Theaterherrscher, Dahn und Ebers herrlichste Epiker, später Wildenbruch und Voß geradewegs Genies hießen, da mußte einem Lamm die Geduld reißen. Ich war so frei, der Welt mitzuteilen, daß auch andere Leute sich erlaubten zu existieren, daß es eine unendlich größere und tiefere Litteratur geben könne als diese. Nun, die Jetzt-Epoche urteilt ja genau wie ich damals. Außer Wildenbruch, dem und Voß ich übrigens höheres Dichtertum zuspreche, hat nicht einer der damals Gefeierten sich auch nur äußerlich aufrecht erhalten; dagegen herrscht ein neues Geschlecht von Göttern, das seinen Sieg doch nur dem Ausmisten des Augiasstalls verdankt, dem sich die ältere „Bewegung“ unterzog. . . Sie alle, die einst (1885) einen berechtigten „Namen“ erwarben, die Kretzer, Conrad, Walloth, Arent, Conradi, Alberti u. s. w. sind heute auf der Litteraturbörse vergessen. Sogar der gefällige Heiberg zählt schon lange nicht mehr, Liliencron fristet ein ausschließliches Cliquendasein, ohne je ins Publikum zu dringen, sogar die von der Pike auf gedienten Litteraten Hart haben erlebt, daß geistig unmündige Schüler ihres Messias-Kreises ihnen weit über den Kopf wuchsen. Bei mir hielt lediglich mein massenhaftes Essai- und Artikelschreiben in großen Blättern, sowie meine Militärschriftstellerei mein Ansehen aufrecht: in der „schönen“ Litteratur, der Theater und Leihbibliotheken bleibe ich aber ein Moriturus.“ Der Artikel ist trotz vieler Uebertreibungen und persönlicher Schroffheiten ein lesenswerter Beitrag zur modernen Litteraturpsychologie. Dem Unbefangenen zeigt er, daß Bleibtreu, dessen Bedeutung als Poet unzweifelhaft heute nur von sehr wenigen nach Verdienst gewürdigt wird, zwar ein hypertrophisches Selbstgefühl, aber nicht die bornierte Eitelkeit besitzt, die ihm oft nachgesagt worden ist. Nur sollte er nicht in die Manier minder begabter „Verkannter“ verfallen und zum alleinigen Sündenbock für seinen Mangel an Erfolg und Schätzung die bösen Kritiker und ihren Unverstand machen. Er selbst tröstet sich in buddhistischer Gelassenheit darüber, daß Dante, Shakespeare, Milton u. a. von ihren Zeitgenossen verkannt worden seien: gewiß nicht durch die Schuld einer böswilligen Kritik. Jedenfalls ist es just nicht das Kennzeichen des „genialen Menschen“, sich fortgesetzt als das Opfer einer „Clique“ hinzustellen, die ihn nicht aufkommen läßt, anstatt die Gründe für dies Nichtaufkommen in den eigenen Werken und ihrem inneren Verhältniß zu den herrschenden Geschmacksrichtungen zu suchen.

Der Kunstwart. 2. Oktoberheft. Adolf Stern, der verdienstreiche Biograph Otto Ludwigs, teilt ein bisher ungedrucktes Romanbruchstück aus des Dichters Nachlaß mit. Es ist das vollendete Einleitungskapitel zu einem „Dämon Gold“ oder „Geld“ betitelten Romane, das Mitte oder Ende der fünfziger Jahre, nach der „Heiterethei“ (diese war 1855 im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ erschienen) niedergeschrieben wurde. Der Roman sollte nach des Dichters Absicht und Worten „die verschiedenen Wirkungen des Geldes (Besitzes) auf die Menschen, sowohl auf ihren Charakter im Thun als im Meinen von Anderen“ darstellen und teils in und bei Dresden, teils in einer Kleinstadt spielen. Der Plan liegt in Umrissen und Skizzen vor, ausgeführt ist nur das erste Kapitel, in dem das kleine Liesle sich wunder

daß es schwarze Kleider anziehen muß und daß sie seinen Papa „in einen Kasten legen“: ein kleinbürgerliches Begräbnisbild mit liebevoller und sorgsamer Ausmalung aller kleinen und kleinsten Züge. — Adolf Bartels spricht über „Zukunftslyrik“ und meint damit den „Phantasus“ von Arno Holz und dessen neugepredigte reim- und rhythmuslose Technik. Er will diese vielbespottete Theorie nicht nur komisch genommen wissen, wie die „Durchschnittspresse“, meint aber, Neues enthalte Holzens Formgebung nicht, denn Lyrik in Prosa habe es in Deutschland schon länger, als seit Jean Pauls Streckversen gegeben.

Der Kynast. Ostdeutsche Wochenschrift für Volkstum und Kunst, herausgegeben von Ernst Wachler. I. Jahrgang. — Das Oktoberheft dieser neuen Zeitschrift, die gegen das vordringende Slaventum die Ostwacht halten will, ging uns leider vom Verlage — G. Maske in Oppeln — um einen vollen Monat verspätet zu. Es ist reich an tüchtigen Beiträgen in sorgfältig durchdachter Anordnung. Prof. Dr. Erich Liesegang bespricht an leitender Stelle die polnische Frage. Nur allzu berechtigte Klage führt Geh. Rat v. Massow über „Die Unkenntnis unserer öffentlichen Einrichtungen“, in der unsere heranwachsenden Staatsbürger gelassen würden, weil selbst die elementarsten Dinge der Staatslehre und Bürgerkunde in unseren Schulen nicht gelehrt werden und auf der Universität jeder nur sein Fachstudium treibt. Dr. Th. Achelis untersucht den Begriff einer nationalen Kultur; ergänzend dazu rühmt ein Artikel von Wilh. Kolfs den hohen Wert der in Vorbereitung stehenden deutschen Nationalfeste auf dem Niederwald und zieht Hans v. Wolzogen (Bayreuth) eine Linie vom Wagnerischen Musikdrama zum Volksschauspiel der Zukunft. Ueber die Volkstheaterbewegung in Wien, die zu den Gründungen des Deutschen Volkstheaters (1889), des Raimundtheaters (1893) und in diesem Jahre zu der des „Kaiserjubiläums-Stadttheater“ (ein fürchterlicher Zehnsilbner!) geführt hat, berichtet der Leiter der neuen Bühne, Adam Müller-Guttenbrunn. Max Ewert, der Alexis-Biograph, teilt eine kleine historische Jugenderzählung von Willibad Alexis mit (aus seinem 16. Jahre), die mit der neuen Zeitschrift den Titel „Der Kynast“ gemein hat. Poetische und erzählende Beiträge des Herausgebers, von Joh. Peter, Wilh. Arminius und Fritz Lienhard beschließen das Heft.

Das Magazin für Litteratur. No. 42. Ein Artikel „Litterarische Bildung“ von Rudolf Steiner knüpft an den ebenso betitelten Eröffnungsaufsatz Rudolfs von Gottschall im 1. Hefte des „Litt. Echo“ an, um ihn in einzelnen Punkten zu bekämpfen. Es ist nicht unsere Absicht, diese Polemik fortzuspinnen, da hier nicht eine litterarische Meinung, sondern eine ganze Weltanschauung der anderen gegenübersteht. Wir haben deshalb an Herrn von Gottschall garnicht erst die Bitte gerichtet, für seinen angefochtenen Artikel einzutreten. Nur daß Herr Dr. Steiner, der Herausgeber des „M. f. L.“, im Schlußpassus des Gottschallschen Artikels „einen Ausfall auf die bestehenden litterarischen Zeitschriften“ sehen will, müssen wir unsererseits zurückweisen, da dieser Vorwurf uns mitberührt. Herr von Gottschall hat einfach konstatiert, daß uns ein wirklich einflußreiches und führendes litterarisches Organ in Deutschland fehlt, und dazu ganz allgemein bemerkt, weshalb „einige“ und „andere“ der bestehenden Zeitschriften für eine derartige führende Stellung keine Eignung besitzen. Einen „Ausfall“ gegen die anderen litterarischen Zeitschriften können wir in der motivierten Feststellung eines so allseitig empfundenen, auch von Herrn Dr. Steiner nicht bestrittenen Mangels nicht entdecken, höchstens den Ausdruck einer persönlichen Meinung, also gerade das, was Herr Dr. Steiner als sein und Anderer gutes Recht so eifervoll in Anspruch nimmt. — Ein Aufsatz von H. Häfker beschäftigt sich mit Bertha von Suttners jüngstem Phantasieroman „Schach der Qual!“ und nennt das Buch „eine edle That der Aufrichtigkeit“, voll Anregung und keimfähiger Gedanken, „aber doch nur für den müßig Lesenden. Wer kämpft, dem graut's nicht vor der Qual — er heißt sie willkommen.“

Die Nation. No. 4. Während man sich anderwärts mit Edouard Rods neuem Goethebuche beschäftigt (s. „Die Grenzboten“) oder Herrn Emile Faguets alberne Auslassungen über Goethe (in der „Revue bleue“) erörtert oder Paul Bourgets empfindungsvolle Skizze über seinen Besuch im Frankfurter Goethehause aus dem „Figaro“ abdruckt, lenkt Prof. Bolin-Helsingfors die Aufmerksamkeit auf einen Essai über die „natürliche Tochter“ von Michel Bréal, der kürzlich zusammen mit einer Abhandlung über den Königslieutenant erschienen ist (Deux études sur Goethe. Paris, Hachette). „An der Hand der dem Schauspiel zugrunde liegenden Memoiren der Prinzessin Stéphanie Louise Bourbon-Conti entfaltet Bréal ein durch weitere Nachforschungen ergänztes und berichtigtes Lebensbild der Dame, zeigt die Charakterzüge auf, welche den Dichter zu seinem Schauspiel angeregt, wie sie darin verwendet worden und wie mit den übrigen den Memoiren entnommenen Gestalten verfahren wird und beantwortet schließlich auch die Frage, weshalb das Drama habe Fragment bleiben müssen“, d. h. warum die ursprünglich geplante Trilogie nicht fortgesetzt wurde. Der Stoff hätte durchaus eine realistische Behandlung, wie Götz oder Clavigo verlangt, und dem war der Dichter des Tasso und der Iphigenie mittlerweile völlig entwachsen. — Die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Lady Charlotte Blennerhasset durch die Münchener Universität hat Ernst Heilborn (in No. 5) Gelegenheit zu einer kurzen Würdigung dieser geistigen Kosmopolitin gegeben, die im Essai und in der Biographie so hervorragendes geleistet hat. Ueber ihr Leben erzählt sie selbst, daß sie 1843 in München geboren wurde und früh ein lebhaftes Interesse für alles historische besessen habe. 1854 kam sie zur Vollendung ihrer Erziehung in das Kloster Blumenthal bei Aachen, wo sie vier Jahre blieb, um das nächste Jahrzehnt bei ihren Eltern, teils in München, teils auf Reisen zu verbringen. Entscheidend für die hohe Richtung ihrer wissenschaftlichen Bildung wurde 1864 die Bekanntschaft und Freundschaft mit Döllinger. Von 1869 an verbrachte die junge Gräfin Leyden (die 1870 eine Lady Blennerhasset wurde) ihre Jahre im Ausland, in Belgien, Paris, Rom und England, wo ihr Gatte 20 Jahre lang einen irischen Wahlkreis im Parlament vertrat, und lernte überall die bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit näher kennen. 1879 begann sie ihre schriftstellerische Thätigkeit in den großen englischen Zeitschriften, später (von 1883 ab) in der „Deutschen Rundschau“. Zwölf Jahre Arbeit allein erforderte die große dreibändige Biographie der Frau von Staël, die 1888 erschien. Später, 1894, folgte die einbändige große Studie über Talleyrand. Aus ihren persönlichen Mitteilungen citiert Heilborn zum Schlusse den denkwürdigen Satz: „Da ich das Glück hatte, Mutter von vier Kindern zu werden, von welchen zwei Söhne und eine Tochter leben, so mußte ich größtenteils des Nachts arbeiten, um meinen häuslichen Pflichten keinen Eintrag zu thun.“ — Von zwei Briefen Theodor Fontanes, die R. Werner mitteilt, handelt einer von der Entstehung der berühmt gewordenen Ballade „Archibald Douglas“. Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1853 und ward durch eine Stelle in Scotts „Tales of a Grandfather“ angeregt. Der Dichter schrieb es größtenteils „auf dem kalten, weißgetünchten Flur des kgl. Schauspielhauses“. „Ich holte meine Frau ab und sah mich noch stehn, wie ich ein kleines Blatt nach dem andern an den Wandpfeiler legte, um mit dem Bleistift, der keine Spitze mehr hatte, besser schreiben oder doch das Nötigste festhalten zu können.“

Niedersachsen. Der bevorstehende 150. Geburtstag Ludwig Höltys (21. Dezember) hat Karl Nußhorn die Veranlassung zu einem Skizzenblatt über den frühverblichenen hannoverischen Dichter gegeben. Höltys Geburtshaus steht noch in Mariensee. In Hannover, wo er als Achtundzwanzigjähriger starb, bereitet man ihm ein Denkmal vor. — Aus dem übrigen Inhalt des

Heftes (No. 3) sei eine Studie über „Hexenprozesse und Aberglaube in Angeln“ von P. Andresen hervorgehoben. Manches Interessante findet der Sprachforscher und Volkskundige in der Rubrik „Der Sammler“.

Stimmen aus Maria Laach. Ein Beitrag von W. Kreiten S. J. will „P. Roseggers religiöse Tendenz“ in seinen Werken prüfen, d. h. ob es wahr sei, daß „Rosegger ein unorthodoxer und teilweise gefährlicher Autor ist oder nicht“. Des steirischen Dichters „gute Absicht und Ehrlichkeit“ wird zwar in Ehren gelassen, aber er muß sich doch im Laufe der Polemik sagen lassen, daß er, „was religiöse Bildung anlange, noch auf dem Standpunkte des Schneidergesellen stehe“, und daß er die religiösen Anschauungen des katholischen Volkes verwirre. Eben weil er so volkstümlich schreibe und wirke, sei es Pflicht, vor ihm zu warnen.

Die Umschau. No. 43. Eine geschichtsphilosophische Studie von Karl Lory gilt der Erinnerung an die 250jährige Feier des westfälischen Friedens (24. Oktober 1648). „Nichts wäre verkehrter, als die Zeit nach dem Kriege für die traurigste, freudloseste, unerquicklichste Periode der deutschen Geschichte zu halten . . . Mit Stolz und Verehrung müssen wir gerade auf die Kulturperiode zurückblicken, die seit 1648 langsam sich vorbereitete, sie führt uns an den Musenhof von Weimar und in den Hörsal des Königsberger Weltweisen, sie führt uns auf die Schlachtfelder Friedrichs des Großen und in das Arbeitskabinett Josephs II, und die unsterblichen Töne Mozarts und Beethovens sind ihr entsprungen und geweiht.“ Die äußere Schwächung, die der 30jährige Krieg dem deutschen Volke bereitet hatte, sollte seine innere Stärkung herbeiführen, ihr danken wir geradezu die mächtige Kulturentwickelung Deutschlands. Der Gedanke religiöser Duldung brach sich Bahn, Sprache und Dichtung wurden in neue Pflege genommen, der Glaube an das morsche alte römisch-deutsche Reich brach zusammen und die politische Rettung des deutschen Volkes, die Ausbildung gesunder, starker Territorialstaaten bahnte sich an.

Westermanns Monatshefte. Novemberheft. Die sizilianische Volkspoesie charakterisiert Heinrich Schneegans als die reichste aller italienischen Volksdichtungen; nach d'Ancona wäre Sizilien sogar die Wiege des italienischen Volksliedes überhaupt, und die poetische Begabung der Sizilianer ist in der That erstaunlich. Die beliebteste und bedeutendste Gattung ist die canzuni, das Liebeslied (das toskanische rispetto). Es besteht meist aus 8 Elfsilbnern mit abwechselnden Reimen oder Assonanzen. Die Liebesglut des Dichtenden äußert sich dabei in den ungeheuerlichsten Uebertreibungen, mit denen er die Angebetete besingt und die oft ans Blasphemische grenzen. Neben dem Liebeslied bevorzugt die sizilianische Volkspoesie das Spottgedicht, wofür ihr ein beißender Witz zu Gebote steht, doch erstreckt sich diese Gattung nicht auf politische Dinge, die der Sizilianer sehr ernst nimmt; wo er politische Satire übt, wird er sofort leidenschaftlich bitter. Auf dieses Gebiet gehört die Spezies der carcerati, das sind die „Gesänge der Gefangenen“, ganz kurze Gedichte von nur drei Zeilen, in deren erster merkwürdigerweise regelmäßig irgend eine Blume angerufen wird, z. B. etwa: „Citronenblume, wer weiß, was meine Mutter thut, wer weiß, ob sie noch an mich denkt! u. s. w.“ Daher die kleinen Gedichte auch kurzweg ciuri = fiori, Blumen genannt werden. Daneben giebt es noch allerhand geistliche, Scherz-, Karnevalslieder und eine Art dialogischer Dichtung (contrasti), die meist erotischen Inhalts ist, eine uralte Gattung, die schon im 13. Jahrhundert florierte. Die Lieder leben im Volke fort, obgleich fast niemand lesen oder schreiben kann. Es giebt auch besonders begabte Improvisatoren, die dann und wann öffentlich poetische Wettspiele veranstalten. Einer der berühmtesten Volksdichter Siziliens war der im 16. Jahrhundert lebende Steinklopfer Petru Fudduni (Pietro Fullone), von dem noch hunderte von Anekdoten im Umlauf sind. — Im selben Hefte entwirft ein illustrierter Aufsatz von Hugo Willrich das Bild der gekrönten Halbweltdame Kleopatra auf Grund der historischen Quellen.

Die Zukunft. In No. 4 ergreift Arno Holz gegen seinen einstigen litterarischen Zwillingsbruder Johannes Schlaf das Wort, der kürzlich bei den Mitteilungen über sein „zerrissenes“ Drama „Die Feindlichen“ (nicht „Gertrud“, wie es in Heft 2 des „Litt. E.“ irrtümlich hieß) behauptet hatte, der Hauptanteil an den gemeinschaftlichen Arbeiten, speziell an der „Familie Selicke“, diesem ersten Muster des modern-naturalistischen Dramas komme ihm, Schlaf, zu. Holz sucht durch Citate aus seinem Briefwechsel mit Schlaf nachzuweisen, daß in der litterarischen Ehe, die sie beide geführt hätten, er der Mann gewesen sei, nicht das Weib. — In No. 4 spricht sich Laura Marholm über „Die Frau in der Gegenwart“ in dem schon in ihrem letzten Buche von ihr vertretenen Sinne, d. h. für eine mehr weibliche und dem natürlichen Beruf des Weibes angemessenere Auffassung der Frauenfrage aus, und Lou Andreas-Salomé widmet dem neuen Buche von Wilhelm Bölsche „Das Liebesleben in der Natur“ (Leipzig, Eugen Diederichs) Worte hoher Anerkennung, nicht ohne eigene, andere Anschauungen geltend zu machen.

Oesterreich.

Euphorion. Zeitschrift für Litteraturgeschichte. V. Band. In Heft 3 dieser vortrefflich geleiteten Zeitschrift setzen Johannes Niejahr einerseits und M. H. Jellinek und C. Kraus andererseits ihre anläßlich eines schon 1893 von den beiden letztgenannten publizierten Aufsatzes „Widersprüche in Kunstdichtungen“ entstandene Polemik noch immer fort. — A. Hauffen teilt einen „Faustsplitter“ aus dem 16. Jahrhundert mit, Rudolf Wolkan bestimmt die Entstehungszeit des Speculum vitae humanae des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, das Jacob Minor neuerdings herausgegeben hat. — „Urkundliches zur Lebensgeschichte Johann Michael Moscherosch's“ steuert der karlsruher Archivrath Karl Obser bei. — Sehr reichhaltig ist ein Beitrag Robert Hassenkamps, der aus dem Nachlasse der Sophie La Roche, Wielands bekannter Freundin, Briefe von Arndt, G. Forster, W. Heinse W. v. Humboldt, Just. Möser, C. F. v. Moser, G. Konrad, Pfeffel und Seume enthält. — Zwei bisher ungedruckte Briefe Goethes aus dem Besitz der Wilhelmshöher Schloß bibliothek, jetzt Kasseler Landesbibliothek, veröffentlicht Carl Scherer. In reinem Kanzleistil legt hier der Staatsminister v. Goethe sein letztes Exemplar der 1789er Quart-Ausgabe mit ausgemalten Kupfern des Römischen Carnevals dem Kurfürsten auf dessen Verlangen zu Füßen. — Auch G. Bäumer teilt einen ungedruckten Brief und zwar von A. W. Schlegel an Schleiermacher mit, und giebt eine dankenswerte eingehende Erläuterung. — Die Person Hermann Wolfrums, eines der Agitatoren unter den deutschen Revolutionären in Paris, von Börne und Heine wiederholt genannt, wird durch den Auszug aus der Familienchronik des verstorbenen österreichischen Reichsratsabgeordneten C. Wolfrum, eines Bruders des Genannten, in helleres Licht gerückt. — Boltes stoffgeschichtliche Arbeit „Zu Halms Gedicht: Die Brautnacht“ soll erst zur Sammlung ähnlicher Fassungen anregen. — Aus den Besprechungen sei hier der äußerst inhaltsreichen Dr. E. Horners über „Warkentins Nachklänge der Sturm- und Drangperiode in Faust-Dichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts“ rühmend gedacht. Sie ist ebenso für die Geschichte des Volksschauspieles von Dr. Faust, wie für die Biographie Johann Friedrich Schinks ein wertvoller Beitrag. — Durch eine vorzügliche Bibliographie der Zeitschriften- und Buchlitteratur gewinnt der „Euphorion“ vor anderen Fachblättern an Wert.

Oesterreichisch-Ungarische Revue. 24. Band. Heft 2. „Ein österreichischer Romanschriftsteller“ ist der Aufsatz betitelt, den der Lemberger Universitäts-Professor Richard Maria Werner dem einstigen Ulanenrittmeister Karl Baron Torresani, dem Autor der „schönen wilden Lieutenantszeit“, „Die Juckercomtesse“, „Schwarzgelbe

Reitergeschichten", der „Steyrischen Schlösser" u. a. Romane widmet. Er spendet ihm reiches und verdientes Lob. Torresani, heißt es, ist seit dem Beginn seiner Schriftstellerthätigkeit sichtlich fortgeschritten, von der losen zur geschlossenen Composition, vom leichten Sittenbilde zur psychologischen Analyse, von dieser zum sozialen Problem, aber seine scharfe Beobachtung, seine reiche Phantasie, seine Erfindungsgabe und seine Kunst zu unterhalten, zu ergreifen und zu interessieren, sind ihm treu geblieben. — Im gleichen Hefte führt Hans Lambel seine Untersuchungen über Böhmens Kunstleben unter Karl IV. fort. In der „Dichterhalle des Heftes" teilt Robert F. Arnold die Uebersetzung einiger ungarischer Volkslieder aus der Erdélyi'schen Sammlung mit.

Die Wage. Nr. 42 dieser Wochenschrift, die im allgemeinen für Litteraturgeschichte wenig Ausbeute gewährt, bringt ebenfalls aus dem Manuskripte des — inzwischen französisch und englisch veröffentlichten — Werkes von Maeterlinck einen Abschnitt „Vernunft und Weisheit." — Filippo Zamboni (siehe oben die „Auszüge" der österreichischen Zeitungen) spricht über Mario Rapisardi, einen „modernen italienischen Dr. Faust", den Dichter, Weisen, Seher und Magier Siziliens, von der Bevölkerung seiner Heimat Catania ebenso vergöttert, wie von der Geistlichkeit, die sein Hauptwerk, das Epos „Luzifer" verbrannte, gehaßt. Zamboni teilt die Anekdoten mit, die über den merkwürdigen Mann im Umlaufe sind und charakterisiert seine bedeutendsten Dichtungen „Lucifero", „Il Giobbe" (Job), „Poesie Religiose" und „L'Atlantide". — Nr. 43 enthält einen Aufsatz von F. Schick über „Innere Regie". Der Verfasser versteht darunter die Gruppierung der seelischen und geistigen Eigenschaften im Schauspieler, die ihn befähigen, moderne Menschen darzustellen, im Gegensatz zu der über Gebühr geschätzten und gepflegten äußeren Regie oder Meiningerei. Er beklagt dann die Zurücksetzung der ersteren zu gunsten der letzteren; heute sei es schon so weit gekommen, daß das leblose Milieu der Bühne deutlicher spreche, als die mit Sprache begabten Lebewesen und dies sei dann nichts weiter als ein Puppentheatertriumph.

Die Zeit. In Nr. 212 erklärt Franz Servaes das Wesen impressionistischer Lyrik. Hervorgegangen ist sie aus dem Bestreben, die unmittelbaren, momentanen Eindrücke festzuhalten und wiederzugeben, unverkümmert durch die poetische Hülle der „Form", Rythmus, Versmaß, Strophe und Reim. Was in der Seele sich regt, soll ganz nackt und klar, primitiv ausgesprochen werden. Der alte Kämpe Arno Holz hat Definition und Regeln für diese neue Poesie geschaffen, deren Poetik die Regellosigkeit ist (vgl. „Der Kunstwart"). In seinen Bahnen wandeln heute Paul Victor, Georg Stolzenberg, Paul Ernst und Karl v. Levetzow. Ich glaube, für keinen gilt, was Byron einmal von Grillparzer sagte, man werde seinen Namen aussprechen lernen müssen, denn die Jahrhunderte werden ihn kennen. — Auf festeren Boden führt uns Hermann Bahr; der Aufsatz, den er „Im weißen Rössel" überschreibt, und der eine Kritik der Wiener Aufführung sein soll, handelt natürlich gar nicht von dem Stück, sondern vom Wesen des Theaters und des Dramatischen, was es ist und was es erfordert, gehört aber zu dem besten und natürlichsten, was dieser Autor geschrieben hat. — Max Burckhard berichtet über die Wallenstein-Centenarfeier im Burgtheater.

Wien. *Arthur L. Jellinek.*

Ungarn.

Nicht viele Länder und Völker von denen, die unter dem Sonnenblick der Kultur für die innere und äußere Freiheit reif geworden sind, können auf den Besitz einer so völlig freien und dabei so völlig gesunden Presse hinweisen wie Ungarn. Es ist fast wundersam, mit welcher Raschheit die sogenannte „ritterliche Nation", die sich bis vor etwas über einem halben Jahrhundert wirklich nur noch in Krieger und Ackerbauer spaltete, auf allen Gebieten der Civilisation die Höhe ihrer Zeit erklommen hat. Auf dem Gebiete der periodischen Litteratur ist sie sogar älteren Bestrebungen weit vorgestürmt und darf hier in Manchem als nachahmenswertes Muster hingestellt werden. Vor allem darin, daß sich in den, selbst den ernstesten Disziplinen gewidmeten Organen der Wissenschaft der Geist vermählt, daß immer und überall in den Fachzeitschriften der tiefe Gehalt sich in angenehmer, zumeist sogar populärer Form darbietet, daß sich der Forscher auch bemüht, seine Arbeit als Künstler zu geben, während umgekehrt die belletristischen Wochen- und Monatsrevuen möglichst oft und unter Berücksichtigung der praktischen Interessen die Gelehrsamkeit zu Gaste laden. Und diese gediegenen Darbietungen müssen auch ein ihrer Vorzüge dankbar bewußtes, ihrem Verständnis gewachsenes Publikum finden, denn ihre Zahl nimmt immer zu, während anderwärts — so z. B. in der Reichshaupt- und Residenzstadt der österreichischen Länder — eine weitaus geringere Empfänglichkeit für eine gute periodische Presse vorhanden ist. Im Jahre 1850 erschienen auf dem Gebiete der Stefanskrone gerade 9, sage: neun Blätter in ungarischer Sprache; heute — also nach 48 Jahren — dürfte das Tausend voll sein, eine Entwicklung, der kaum etwas Aehnliches auf anderem Boden in oder außer Europa an die Seite zu stellen sein wird.

Wir können hier selbstredend nur die innerlich bedeutendsten Zeitschriften, die vom internationalen Bildungsstandpunkt aus geleitet sind, ob sie auch auf der nationalen geistigen Produktion fußen, in Betracht ziehen. Da steht denn in erster Reihe die monatlich erscheinende allgemeine Revue der ungarischen Akademie der Wissenschaften, von deren Generalsekretär Ministerialrath Koloman v. Szily redigirt. Das Oktoberheft des „Akadémiai Értesitö" (Berichte der Akademie) bietet u. a. eine Würdigung des unter der Aegide der ungarischen Akademie publizierten Briefwechsels des nationalen Poeten Franz v. Kazinczy, der die Reform- und Revolutionsbewegung im deutschen Schrifttum des vorigen Jahrhunderts den litterarischen Bestrebungen in seiner Heimat zuführte und Lessing zuerst seinen Landsleuten vermittelte; auch die Briefe weisen den Dichter als einen, seinen nationalen Zeitgenossen weit überlegenen Mann aus. — Eine Zeitschrift vornehmster Art ist die von der Franklin-Gesellschaft herausgegebene, von dem als Poet, Aesthetiker und akademischer Lehrer vom ganzen Volke hochverehrten Paul Gyulai geleitete Budapesti Szemle (Budapester Rundschau), deren Septemberheft mir vorliegt. Ich erwähne aus seinem reichen Inhalt ein lebendiges Charakterporträt der Mutter des großen Napoleon, gezeichnet auf Grund des Werkes von Larrey von Viktor Kubinyi; den Weisen der Nation und geistigen Schöpfer des jetzt heiß umkämpften Ausgleichs, Franz Deák behandelt als Kriminalisten Samuel Bleuer, und ein Anonymus giebt lehrhafte und amüsante Betrachtungen über „Die Wiener Theaterzensur im vorigen Jahrhundert." — Unter den periodischen Publikationen des von Ministerialrat Emerich v. Szalay ausgezeichnet geführten Nationalmuseums nimmt die von Julius Schönherr redigierte Magyar Könyvszemle einen hohen Rang ein. Im 3. Heft des VI. Jahrgangs, das das Quartal Juli-September umfaßt, beschließt Ludwig Abafi-Aigner interessante Mitteilungen aus den „bibliographischen Fragmenten von Karl Kertbeny", dem ersten und beharrlichsten, wenn auch nicht berufensten Mittler zwischen ungarischer und deutscher Litteratur. Koloman v. Szily äußert sich über die erste ungarische volkswirtschaftliche Zeitschrift, die im Jahre 1796 — in Wien erschienen ist und berichtigt in Einigem den bewährten Historiker des ungarischen Zeitungswesens Josef Szinnyei senior. — Bausteine zur Geschichte der Buchdruckerei in Ungarn steuert Dr. Johann Illéssy bei. Mit anderen vortrefflichen litterarischen, belletristischen und wissenschaftlichen Zeitschriften, wie „Hét", „Uj idök", „Magyar Szalon" u. a. mehr werden wir uns noch des Oefteren zu be-

schäftigen haben. Daß auf diesem Boden ein frisches, freies, reges Leben herrscht, das der Aufmerksamkeit des Auslandes nicht unwürdig ist, das erhellt wohl schon aus diesem flüchtigen Umblick.

Wien. *Heinrich Glücksmann.*

England.

Die Literary World vom Anfang Oktober bringt eine vorzügliche Arbeit über die vielgelobte „Geschichte der italienischen Litteratur“ von Dr. Garnett, dem Bibliothekar des Britischen Museums. Dr. Garnetts Auffassung von Dante wird besonders hervorgehoben. Dem englischen Litterarhistoriker erscheint Dante als ein großer Seher, aber nicht als ein Prophet. Er krystallisiere das tiefste Wissen seines Volkes und Zeitalters, greife ihnen aber nicht voraus. Daher gleiche Dantes unsterbliches Werk am meisten dem Gedichte Homers, dem glorreich verkörperten Volksgeist. — Die Review of Reviews enthält einen langen Artikel über das famose Bismarck-Werk von Moritz Busch. Das Endurteil lautet bezeichnenderweise folgendermaßen: „Das Bild, das Busch von Bismarck entrollt, bestätigt das Allerschlimmste, das seine Feinde je ihm zugeschrieben haben.“ — Die Academy vom Ende des Monats lenkt die Aufmerksamkeit auf die in England rapide wachsende Maeterlinck-Litteratur. Frl. Alma Tadema und der bekannte Romanschriftsteller Hall Caine hätten beide schon mehrere von Maeterlincks dramatischen Werken übersetzt; jetzt bringe Alfred Sutro die Uebertragung von „Weisheit und Schicksal“ auf den Markt. — Den deutschen Leser darf die Besprechung von „Heinrich Heine's letzten Tagen“ von Camilla Selden interessieren, Heines bekannter „Mouche“, die vor Jahr und Tag gestorben ist. In Sachsen geboren, ward sie in jungen Jahren verheiratet. Ihr Gatte, ein Franzose, verjubelte ihr ganzes Vermögen und ließ sie dann in einem englischen Irrenhause internieren. 1855 lernte sie Heine in Paris kennen, nur 15 Monate vor seinem Tode. Von ihm sagte sie: „Sein Lächeln ist wie das Lächeln Satans auf dem Gesichte eines agonisierenden Christus“. „Der deutsche Geist“, meint sie ein andermal, „hat sein Haupt in den Wolken und seine Füße in der Küche.“ Das Nähere über ihr Verhältnis zu dem totkranken Dichter ist den deutschen Heine-Verehrern bekannt. — In derselben Nummer der „Academy“ wird die Lyrik von George Meredith, dem populären Novellisten, kritisiert (über den wir demnächst eine besondere Studie veröffentlichen. Red.). — Das Athenaeum vom Ende des Monats zeigt eine wissenswerte Neuigkeit an: Emile Zola arbeitet an einer neuen Roman-Tetralogie: „Die Fruchtbarkeit“, „Die Arbeit“, „Die Wahrheit“, „Die Gerechtigkeit“. Die Helden dieser Werke sind die vier Söhne seines Abbé Froment aus „Les trois villes“. Eine Hälfte des ersten Bandes ist bereits vollendet. — Eine zweite Anzeige, die das hohe Interesse der englischen Lesewelt erregt, kündigt das baldige Erscheinen der Liebesbriefe von Robert und Elisabeth Browning, dem berühmten Dichter-Ehepaar an (vgl. Litt. E. Sp. 107 und 117). — The Nineteenth Century berichtet über die heimliche Untergrabung der protestantisch-freiheitlichen Geistesrichtung in breiten Schichten der modernen englischen Gesellschaft, durch römisch-katholische Geheimgesellschaften, die sich in der englischen Staatskirche allmählich festgesetzt haben oder mit letzterer indirekt zusammenhängen. Das Haupt der katholisierenden Bewegung ist Lord Halifax, und mindestens 2000 für protestantisch geltende Geistlichen gehören ihr bereits an. Es dürfte nach Ansicht des Verfassers wenig Zweifel darüber bestehen, daß die englische Staatskirche in absehbarer Zeit an diesem inneren Zwist zu Grunde gehn, d. h. entstaatlicht werden wird. (Vgl. oben als interessantes Gegenstück zu dieser Mitteilung den Auszug aus dem „Deutschen Wochenblatt“). — Ein zweiter Artikel bespricht den Charakter und Geist der Franzosen. E. H. Jerningham zeichnet darin den Franzosen als ein großes Kind, ebenso intensiv persönlich in seinen Zuneigungen wie in seinen Abneigungen. Das abstrakte Gesetz gelte ihm wenig. Eindruck macht nur der konkrete Fall. Das unzerlegbare Uratom der französischen Nation bildet die Familie, nicht das Individuum wie bei der germanischen und angelsächsischen Race. Daher eine gewisse Unselbständigkeit des Franzosen, ein Blicken auf seine Umgebung als Richtschnur des Handelns! Daher für ihn die Unangemessenheit parlamentarischer Einrichtungen, die auf der Voraussetzung freier Individualität beruhen! Das wahre Parlament Frankreichs sei in den „Conseils généraux“ zu suchen, bei den patriarchalischen Häuptern der Departements, die die „Familie en gros“ repräsentieren. Auf den Conseils généraux sollte die Konstitution Frankreichs ruhen. So aber könne der erste beste „starke Mann“ die Republik stürzen, und die Zügel der Regierung an sich reißen. — Rafiüddin Ahmed, ein Mohamedaner, macht auf eine neue Bewegung zur Vereinigung aller mohamedanischen Völker aufmerksam. Das Ziel der Bewegung ist die Konstituierung eines permanenten „Rats“ zu Mekka, in dem die Völker des Islam sämtlich repräsentiert sein sollen. — Die Contemporary Review untersucht die Stellung der Kirche und Sozialdemokratie zu einander in Deutschland, und meint u. a.: der arbeitenden Klasse erscheine der orthodoxe Christ schon als solcher als ein Feind ihrer Freiheiten und Rechte, und die Geistlichkeit im Besonderen als eine „Polizei in schwarzen Röcken.“ — Ein anderer Artikel bietet eine neue Theorie vom Ursprung der religiösen Anschauung bei den Juden und macht auf die erstaunliche Aehnlichkeit zwischen primitiven chaldäischen Mythen und Gebräuchen und den ältesten jüdischen religiösen Lehren und Vorschriften aufmerksam. — Macmillan's Magazine enthält einen Essai unter dem Titel: „Worte für Musik“, worin der Versuch gemacht wird, festzustellen, welche Art von Gedichten sich zur Komposition bisher am geeignetsten erwiesen haben. Die einfache stimmungsvolle Lyrik, ohne schärfer hervorspringenden abstrakten Gedankeninhalt, trägt den Preis davon.

London. *James Grun.*

Italien.

Das tragische Ende der Kaiserin Elisabeth, über das das Entsetzen im Herzen aller Kulturvölker noch heute nachzittert, ist auch in Italien aufs Schmerzlichste empfunden worden, und dieser Stimmung haben die größten unter den lebenden Dichtern des sonnigen Landes Ausdruck gegeben. Neben dem Papst selber, der seine in lateinischer Sprache verfaßte Ode auf den Tod der Kaiserin dem kaiserlichen Gemahl überreichen ließ, ist es Gabriele d'Annunzio, der ihr in seiner blumenreichen Sprache einen Nachruf — nicht in Versen, aber in schwungvoller Lyrik — widmete, in dem er den edlen Geist, die hohe, phantastische Seele der Verblichenen preist, „die in Schönheit starb“. — Und in dem zweiten Oktoberheft der „Rivista d'Italia“ ist es der Poet Italiens, der wegen der Kühnheit und Originalität seiner Gedanken weit über die Grenzen seines Vaterlandes berühmte Giosuè Carducci, der eine Ode veröffentlicht für die Leichenfeier der Kaiserin Elisabeth: „An die Walküren“, in der er in seiner kraftvoll markigen und plastischen Sprache die Walküren auffordert, die Schwester in das Elysium zu geleiten, an die blauen Gestade des jonischen Meeres, wo unter blühenden Orangen, beim weißen Licht des Mondes, Achill sie erwartet. — In demselben Heft finden wir noch einmal eine längere Abhandlung über „Leopardi und die Naturdichtung“ von A. Chiapelli, worin der Verfasser die verspätete Anerkennung des genialen Dichters dadurch zu erklären sucht, daß wir erst allmählich, an der Jahrhundertneige, dahin gelangen konnten, die breite Grundlage zu erkennen, auf der das Leopardi'sche Dichterwerk sich aufbaut. „Er gehört nicht der nationalen, sondern der europäischen Litteratur an.“ Den Pessimismus Leopardis nennt er — im Gegensatz zu dem Hartmann'schen und Schopenhauer'schen, den er als repräsentativen und intellektuellen darstellt — empfunden und erlebt. „Wenn Schopenhauer Zuschauer

und Dichter dieser Tragödie ist, die sich auf dem Theater des Lebens abspielt, so ist Leopardi zugleich auch der Schauspieler, jener lehrt und demonstriert den Schmerz, dieser erlebt und erleidet ihn.“ — Von anderen litterarischen Beiträgen bringt dasselbe Heft eine Studie über die 154 Sonette von Shakespeare von E. Sanfelice und eine einaktige Idylle von G. Bassico: „Flügellahm“ (Ala ferita). — In der „Nuova Antologia“ veröffentlicht Raffaello Barbiera einen Artikel: Ueber unveröffentlichte oder seltene Sonette von Parini. Barbiera erinnert zunächst an die Ehrungen, die die Stadt Mailand und die Lombardei dem großen, vor nun fast hundert Jahren verstorbenen Satiriker angedeihen ließen, Ehrungen, die durch das Denkmal, an dem der namhafte Bildhauer Luigi Sacchi eifrig arbeitet, und das im nächsten Jahr, dem hundertsten Jahrestag seines Todes, in Mailand enthüllt werden soll, erst vollständig sein werden. Barbiera veröffentlich unter anderen ein Sonett (das zwar schon von De Castro herausgegeben war, aber ohne daß man den Verfasser kannte) auf den Tod von Maria Theresia, und das ein neuer Beweis gegen die Legende ist, als habe Parini sich geweigert, der Kaiserin eine Lobrede zu halten. — Professor Giuseppe Mantica bespricht in derselben Nummer der „Nuova Antologia“ neue Gedichte von Alfredo Baccelli, dem Deputirten und Neffen des berühmten Arztes und gegenwärtigen Kultusministers. Es ist der fünfte Band, den der jugendliche Dichter unter dem Titel „Iride umane“, soeben veröffentlicht hat und der sich eng an einen der vorangegangenen „Diva Natura“, anschließt und ihn ergänzt. Mantica stellt als besonders anerkennenwert die Einfachheit und die Aufrichtigkeit der Ueberzeugung des jungen Dichters hin, das Fernhalten, trotz der modernen Auffassung, von dem unklaren Symbolismus des Dekadentums. Er sieht in „Iride umana“, was Reichtum und Tiefe des Gehalts anbelangt, einen bedeutenden Fortschritt gegen die früheren Werke des Dichters.

Berlin. *E. Gagliardi.*

Holland.

Der Inhalt der verschiedenen nordniederländischen Zeitschriften vom Oktober war im Ganzen ziemlich unbedeutend. In „De Gids“ wird von Professor Quack dem kürzlich in Amsterdam verstorbenen Philanthropen A. C. Wertheim, der eine Art holländischer Moses Montefiore war, ein von persönlicher Verehrung getragener Essai gewidmet. Henri Borel schreibt in seiner reichen und gewählten Sprache über Miß Augusta de Wit's Buch „Facts and Fancies about Java“ (Singapore, 1898) und begrüßte es als das erste Werk, das von den Schönheiten Niederländisch-Indiens einen Begriff gebe. Prof. Molengraaff stellt einen gründlichen Vergleich zwischen dem deutschen und dem neu einzuführenden holländischen Gesetz über die Vatersbestimmung und Versorgung unehelicher Kinder an, der stark zu Gunsten der deutschen Gesetzgebung ausfällt. Ein sehr sympathischer Artikel von Henri Viotta gilt der Dresdener Hofkapelle und ihrem jüngst gefeierten 350jährigen Jubiläum. — In „Elsevier's Maandschrift“ stellt der auch in Deutschland als Romanschriftsteller bekannte Frits Lapidoth betrübte Betrachtungen über die Sintfluth mittelmäßiger Poesieen an, die das Krönungsfest heraufbeschworen habe. „Von ganzer Seele will ich hoffen“, meint er, „daß Ihre Majestät diese Dichtungen schleunigst wieder vergißt. Sie weiß und soll wissen, daß in Holland noch etwas andere Verse gemacht werden, als diese. Verse mit Poesie. Mit belletristischen Beiträgen ist in der Nummer u. a. die feinsinnige Novellistin Helene Swarth, die Gattin Lapidoths, vertreten. — Die „Hollandsche Revue“ bringt eine Charakterskizze über Kiewert de Jonge, den Vorkämpfer der allniederländischen Idee und Gründer des „Algemeen Nederlandsch Verbond“, der alle Niederländer der Erde in sich schließen will und seit August vorigen Jahres existiert. Einige wohlgetroffene Porträts von Vertretern dieses Gedankens begleiten den Artikel, seltsamerweise hat man dabei Pol de Mont vergessen, der doch mehr für die niederländische, ja sogar für die holländische Sprache gethan hat, als irgend ein Anderer. — Aus „De katholieke Gids“ sei ein großer Aufsatz über Joseph von Görres erwähnt, von dem es heißt, er sei als der eigentliche Vater der deutschen Centrumspartei anzusehen und alle katholischen Führer nach 1870 seien nur Söhne seines Geistes gewesen. — Verschiedene Zeitschriften, u. a. „De nederlandsche Spectator“ sprechen sich sehr abfällig über Professor Bollands neues philosophisches Buch „Een levensbeschouwing“ (Eine Lebensbetrachtung) aus, das sich als ein Conglomerat schopenhauerscher Ansichten darstelle. Bolland gilt für eine der ersten philosophischen Autoritäten Hollands.

Amsterdam. *A. W. Sanders van Loo.*

Russland.

Wohl die eigenartigste Erscheinung unter den modernen russischen Schriftstellern ist Wladimir Korolenko, der begabte und tief gemütvolle Verfasser von „Makars Traum“ und „Der blinde Musikant“. Diesem unermüdlichen Naturforscher in der Volksseele widmet die „Obrasowanie“ (Bildung) in ihrem Oktoberheft einen ausführlichen und warmen Essai. Korolenkos Kraft liegt in der Wahrheit seiner Volksschilderungen, in der psychologischen Feinheit und Plastik seiner lebensvollen Typen, deren packende Gestaltung ihm seine unvergleichliche Kenntnis des Volkes „dieser rätselhaften, ihrer Urkraft sich nicht bewußten Macht“ ermöglicht. Schön und poetisch sind auch seine Schilderungen der kleinrussischen und der sibirischen Natur, der unermeßlichen Steppe und des unergründlichen Urwalds. Das Geheimnis seines Schaffens liegt in Korolenkos Mitleben mit dem Volke, in seiner Beobachtungsweise. Als Bauer gekleidet sucht er das Volk in seinen Behausungen auf, geht auf die kleinsten Sorgen und Bedürfnisse ein, versenkt sich ganz in den Ideenkreis des kleinen Mannes und bemüht sich auf diese Weise das Wesen der Volksseele zu erfassen. So sieht man ihn im Hungerjahre mit wahrer Selbstaufopferung in den betroffenen Dörfern leben und thätig sein, welcher Thätigkeit die herzzerreißenden Studien „Aus dem Hungerjahr“ ihren Ursprung verdanken. So sucht er die Altgläubigen und Sektirer bei ihren geheimen Zusammenkünften auf und treibt zwei Jahre hindurch diese beschwerlichen Beobachtungen, um uns später ein vollendetes Bild ihres Seelenlebens zu geben. In dem berühmten Menschenopfer-Prozeß von Jelabuga tritt er als Verteidiger der ihr Verbrechen garnicht begreifenden, in abergläubischem Wahn befangenen Bauern auf, und sein Feuer des Wortes und der Schrift bewirkt es in erster Linie, daß die unglücklichen, vertierten Opferer freigesprochen werden, ein Resultat, das die ganze russische Gesellschaft jubelnd begrüßt. So ist die ganze Thätigkeit und Arbeitsweise Korolenkos ein Schöpfen aus dem unversieglichen Bronnen des Volkslebens. — In derselben Nummer finden wir eine Abhandlung über „Deutsche Dramatiker“, in der vor allem Gerhart Hauptmanns großes Talent hervorgehoben wird. Als das genialste Drama Hauptmanns im Aufbau und als sein packendstes Werk bezeichnet der russische Kritiker „Die Weber“. Wildenbruch, Halbe und der jugendliche Hirschfeld werden kurz abgethan, während Sudermann vollere Würdigung findet. — Das „Journal Journalow“ (soviel wie „Revue des Revues“ bespricht die im Septemberheft der „Cosmopolis“ (russische Ausgabe) veröffentlichten Aussagen Dostojewskis in der für den genialen Schriftsteller so verhängnisvollen Angelegenheit Petraschewski. Bekanntlich wurde Dostojewski mit seinen Gefährten zum Tode verurteilt, vor das Schaffot geführt, jedoch angesichts dessen zu lebenslänglicher Zwangsarbeit „begnadigt“. Interessant ist es nun, aus Dostojewskis Munde zu hören, wofür er verurteilt wurde. „Bis jetzt“, schreibt er, „weiß ich noch nicht, wessen man mich beschuldigt. Man hat mir nur erklärt, daß ich an den allgemeinen Gesprächen bei Petraschewski Teil genommen,

und dort „freidenkerisch“ gesprochen habe und daß ich schließlich den litterarischen Artikel „Belinskis Korrespondenz mit Gogolj“ laut vorgelesen habe“ .... Für diese „Verbrechen“ also wurde eins der größten Genies des russischen Volkes in Ketten gelegt, nach Sibirien geschleppt, physisch völlig gebrochen und in seiner geistigen Entwicklung erstickt! — Alle großen Revuen widmen Leo Tolstoi, der sein siebzigstes Lebensjahr kürzlich vollendet hat, umfangreiche Artikel. Tolstois kolossales Lebenswerk, sein Genie, gehört nicht Rußland allein — es gehört der Welt, das ist der Grundgedanke der in vielen dieser Besprechungen ausgedrückt wird, und als Künstler muß er von der gesamten Zivilisation verehrt und gewürdigt werden. Doch als innerpolitischer religiöser Agitator und Philosoph findet Tolstoi wenig Anerkennung. Sein Verhalten der Kirche und Gesellschaft gegenüber wird nur von sehr Wenigen gebilligt, die Anschauungen, die er in seinem Buche „Was ist die Kunst?“, seinem letzten Erzeugnis, niedergelegt hat, finden allgemeine Gegnerschaft. Im übrigen liebt man es in Rußland, über die religiös-ethische Seite der Thätigkeit des großen Volksfreundes möglichst hinwegzugehen. Tolstoi wird hier unbequem — er spricht, was kirchliche und gewisse gesellschaftliche Verhältnisse betrifft, zu viel Wahrheiten aus, die eben nur er aussprechen darf, deren breiterer Auseinandersetzung und Erörterung jedoch die Zensur alsbald einen festen Riegel vorschieben würde. — Im Vordergrunde des Interesses steht natürlich auch die Friedenskundgebung des Zaren. Im Anschluß an diese wird im Oktoberheft der „Westnik Jewropy“ das groß angelegte Werk Bljochs „Der zukünftige Krieg in technischer, ökonomischer und politischer Beziehung“ eingehend besprochen. Es ist eine Riesenarbeit, die der genannte Autor bewältigt hat, und die angesichts der zarischen Kundgebung doppelte Aufmerksamkeit verdient. Im übrigen bringt diese leitende Revue Uebersetzungen eines französischen und eines englischen Romans, der „Nabljudatelj“ („Der Beobachter“) übersetzt fortlaufend Bertha von Suttners Roman „Traviata“, „Mir Boshij“ („Die Welt Gottes“) überträgt Hall Caines Roman „The Christian“ ins Russische — wie es denn überhaupt heute charakteristisch für den relativen Mangel an einheimischen Talenten in Rußland ist, daß jede der großen Revuen mit endlosen Uebersetzungen aus fremden Litteraturen geradezu gespickt ist und nur dadurch ihren respektablen Umfang erreicht. — Aus dem „Nabljudatelj“ sei noch eine scharfe Beurteilung Eugen Dührings und besonders seiner Selbstbiographie „Sache, Leben und Feinde“ erwähnt. Dührings „Reform der Wissenschaft“ wie seine ganze historische Methode werden hier als völlig schief, verfehlt und unverständig verurteilt.

Petersburg. *Alexis von Engelhardt.*

Tschechische Zeitschriften.

Das Oktoberheft der „Moderni revue pro literaturu“ wird eingeleitet durch Max Stirners Abhandlung über „falsche Erziehungsprinzipien“ (Humanismus oder Realismus). Weiter findet sich in diesem Hefte eine Würdigung des am 24. September d. J. verstorbenen genialen Malers Félicien Rops, der als der berufenste Interpret des Dämonischen bezeichnet wird. Jiři Karásek interessiert durch seine kritische Studie über Stéphane Mallarmé. — In einer der letzten Nummern des Realistenorgans „Čas“ findet sich die Uebertragung der Novelle „Bei Beiden“ von Georg Hirschfeld und eine Polemik gegen Leo Bergs Tolstoi-Artikel in der „Umschau“ (vgl. Litt. E., Heft 1, Sp. 44). — In den „Květy“, einem vornehm redigiertem Blatte, veröffentlichen die beiden größten Dichter der Tschechen ihre Poesien. Auch diesmal hat sich sowohl Vrchlicky mit zwanzig Distichen, als auch Svatopluk Čech mit einem Teile seines dramatischen Gedichtes „Roháč na Sioně“, eingefunden. Unter Vrchlickys Versen befindet sich auch einer auf den Tod Bismarcks, das den großen Kanzler als der Urzeit barbarischen Sohn in modernem Gewande bezeichnet. — Im gleichen Oktoberheft begegnet uns ein Aufsatz von J. Arbes über den unglücklichen Sänger des „Máj“ K. H. Mácha, der auch als Schauspieler gewürdigt wird (vgl. unten). — In seinen „Wanderungen durch die „Hohe Tatra“ teilt K. Drož eine deutsche Volkssage mit, die den Karfunkelturm — einen über 2000 m hohen Felsen — geheimnisvoll umwebt. Ein Bursche sollte seiner stolzen Liebsten den kostbaren Karfunkel bringen, fällt dabei aber einer Nixe zum Opfer. Die Ballade, die das Zöpser Volk singt, schließt im Dialekt, wie folgt:

Halt, Häichen, itzt spröng ich, itzt stäi ich vor dir.
Meine Orem sain stark und itzt schlän dich mött mir!
„Main Libbster, main Libbster, die poßt dich! o wäi,
Itzt zieht se dich roper of äiwich ens Säi! —

In den „Naše doba“ erbringt eine verdienstvolle Arbeit Professor Jar. Večeks den Beweis, daß der Jansenismus auch in Böhmen Anhänger gefunden hat. Sein erlauchter Schirmherr war Graf Fr. Anton Sporck (1662—1738). Der „Jansenismus“, so genannt nach seinem Begründer Cornelis Jansen, hat trotz päpstlicher Bannflüche in vielen Klöstern und bei angesehenen Theologen eine Heimstätte gefunden. Heute noch steht neben Zolas „Rom“ Jansens „Augustinus“ (der 1640 erschien) auf dem Verdammungsindex. — Ein neues Unternehmen, die „Slovansky prehled“, hat sich die Aufgabe gestellt, ein Echo slavischen Lebens dem tschechischen Volke zu sein. Seine erste Nummer bringt aus der Feder J. Baudouin de Courtenays eine Abhandlung über das Verhältnis der Slowaken (eines den Tschecho-Slaven angehörenden Stammes) zur St. Stephanskrone. Wladislaw Mickiewicz bespricht ein Manuskriptwerk „Bücher der Pilgerschaft“ seines großen Vaters. Im gleichen Hefte findet sich auch ein Erinnerungsblatt zum 50jährigen Todestage des berühmten russischen Kritikers Belinski (vgl. Litt. Echo, Sp. 40), der ein Bildner und Erwecker der Intelligenz seines Volkes war. — „Rozhledy“ (Heft 1) wird eingeleitet durch ein Essay über den Anarchismus. Die Deutschen Stirner und Nietzsche seien nicht als die geistigen Urheber der Schreckensthat eines Luccheni oder Caserio anzusehen, sie würden sich gewiß dagegen verwahrt haben, daß man diese Blutmenschen und unwissenden Mordbuben überhaupt als „Anarchisten“ bezeichne. — Nach den Aufzeichnungen des in den vierziger Jahren verstorbenen tschechischen Poeten Karel Hynek Mácha, entwirft hier J. Arbes eine Charakteristik dieses unglückseligen Mannes, der seinem Volke schon als ganz junger Student das unsterbliche Gedicht „Máj“ geschenkt hatte, das jedoch die damalige Kritik verständnislos verwarf. Es wird nachgewiesen, das Mácha im „Máj“ sich und seine treulose Geliebte Lori gezeichnet habe. — Im gleichen Hefte findet sich eine biographische Würdigung des hingeschiedenen Theodor Fontane, sowie des im Juni d. J. verschiedenen englischen Malers Burne Jones.

Prag. *Oskar Wiener.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Loki. Roman eines Gottes. Von Ludwig Jacobowski. Bilderschmuck von Hermann Hendrich. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. Preis 4 Mk.

Unter grausigen Zeichen wird Loki geboren; keiner weiß, wer ihn zeugte und empfing. Den Asinnen befahl Urd, ihn zu nähren; sie martern und verlassen ihn. In einer alten Elbin Pflege wächst er heran. Er kennt der Asen Geschick, und das ist ihr Entsetzen; aber keiner kann ihn bezwingen. Nur Balders Sonnenauge hält er nicht stand, und die keusche Nanna liebt er. Sie aber wird Balders Weib. Da schafft er den Asen Pein durch freche Streiche, und der schönen Freyja, die ihn liebt, bereitet er Schändung. Endlich erreicht er sein

Endziel: Balders Tod. Und die Baldersöhne läßt er von rohen Bauern überfallen und demütigen. Aber einer der Goldhaarigen bezwingt mit seinem Auge die verhetzte Menge, und geht unberührt hinaus in die Freiheit mit Weib und Kind, das ein Kreuzesmal auf der Stirn trägt. Und Loki sieht, daß er Balder unterlegen ist . . .

Jacobowski hat den nordischen Mythus mit souveräner Phantasie gestaltet und mit reicher Episodik umkränzt. Aber er ist über den Mythus hinausgegangen; dem Erlösungsgedanken hat er die Auferstehung Balders hinzugefügt. Und das ist ja die Grundidee der modernen Weltanschauung, daß in neuem Leben, nicht im Sterben die Erlösung ruht. Loki ist das Erzeugnis all des Niedrigen, Grausamen, Hochmütigen, Lüsternen der alten Welt; die letzte Ausgeburt ihrer Fäulnis, und als solche fühlt er sich von Verantwortung frei, und darf das Alte zersetzen. Aber in dem Reinen, das es noch barg, erlöst das Untergehende sich zu frischem Leben. Es ist die mächtige Idee, die auch unsere Zeit stürmisch bewegt, die in anderer Ausgestaltung Klinger seinen „Christus im Olymp“ schaffen ließ und im sozialen Klassenkampf nach Ausdruck ringt. Die letztere Beziehung scheint auch Jacobowski vorgeschwebt zu haben.

Die Form ist von sehr wechselndem Werte. Wo der Mythus bindend war, zeigt sich eine gewisse Schüchternheit der Phantasie, die stellenweise bis zur Kahlheit und Trockenheit geht. In den Episoden entschädigt sich dann der Künstler für das Versäumte so stark, daß er an vielen Stellen durch das Häufen einzelner Züge die Plastik des Gesammtbildes verdirbt, ohne gleichzeitig bis zu wilder Romantik vorzudringen. Man kann sagen, daß die Darstellung zu der Höhe, die das erste Kapitel*) uns weist, nirgends wieder aufsteigt, höchstens in „Freyjas Sturz“ ihr sich nähert. Aehnliches gilt für die Diktion, die immer wieder mit starker nordischer Wucht einsetzt, um ebenso regelmäßig in Gliederungen sich zu verlieren, die mehr an den psalmistischen Stil erinnern. Ich habe den Eindruck empfangen, als sei der verschleierte Norden mit seinen abgedämpften, verfließenden Tönungen kein fruchtbarer Boden für Jacobowskis Phantasie, die sich in einzelnen seiner früheren Schöpfungen mit fast hallucinatorischer Kraft offenbarte. Man empfindet das um so mehr, als man in der Ausgestaltung der Idee ein herrliches dichterisches Können bewundern darf.

Leipzig. *Ernst Gystrow.*

Nellys Millionen. Ein fröhlicher Roman von Wilhelm Hegeler. Berlin, F. Fontane & Co. Preis 3 M.

Nelly ist ein Waisenkind. Sie wird aufgezogen im Hause eines prächtigen, gutherzigen Landpfarres, der in Gottesfurcht und Kindersegen eine knappe aber fröhliche Wirtschaft führt. Der kleine Peter, in dem früh der Stolz und das Talent des werdenden Dichters erwachte, wächst mit Nelly auf. Eine Kinderliebe verbindet sie. Dann geht Peter hinaus in die Welt und Nelly hört lange nichts mehr von ihm. Eine geizige alte Tante holt sie ab; denn Nelly ist erwachsen und muß in die Welt eingeführt werden und in noch Schlimmeres — in das große Geheimnis, daß sie die Erbin von Millionen ist. Im Hotel in Montreux, wo die Damen absteigen, erfährt „man“ früher von ihrem Reichtum, als Nelly selbst. Ein verschuldeter Lieutenant, ein Maler und ein Referendar legen ihr an einem Tage ihr Herz zu Füßen. Sie aber entdeckt den wahren Magneten, der diese Würdigen anzieht. Zum Schrecken der Tante zeigt sie sich rasch als Herrin ihrer Entschlüsse, ihres Reichtums und ihres Herzens. Der stolze Peter, der ihr entflieht, weil sie so reich ist, wirbt um ihre Liebe, als er selbst als erfolgreicher Bühnenschriftsteller die Goldquelle gefunden hat, und die letzte Seite des Romans vermeldet von einem glücklichen Paare. — Obschon ein Pistolenschuß, der dem Leben des verschuldeten Lieutenants ein Ende macht, unsanft hineinknallt, darf man das Buch ein fröhliches und, was mehr ist, ein erfreuliches nennen. Ein gesunder Humor, der nicht gegen die Schwächen der Menschen anpoltert, sondern lustige Sonderlinge liebevoll porträtiert eine frische Lebensfreude und ein glücklicher Optimismus, das sind die gewinnenden Eigenschaften des liebenswürdigen Werkes. Daß kleine Unwahrscheinlichkeiten mit unterlaufen und der Faden der Handlung nicht eben stark ist, das wiegt nicht schwer als Vorwurf bei einem Buche, das klug zu plaudern und angenehm zu unterhalten versteht. Einzelne Figuren — wie der Pastor und die famose Tante — hätten nach ihrer flotten Anlage eine breitere Ausmalung schon verdient.

Berlin. *Rudolf Presber.*

Sehnsucht, Schönheit, Dämmerung. Die Geschichte einer Jugend. Roman von S. Hochstetter. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin 1898. Preis 4 M.

Im ersten Teile Sehnsucht nach Liebe, deren verherrlichter Gegenstand ein schönes, maßlos ideales junges Mädchen sowohl für den sehnsüchtigen jungen Mann als auch für dessen etwas „männlich geartete“ Freundin ist. Die Freundin muß auf Ausschließlichkeit ihrer Beziehung zur Erkorenen verzichten, denn der junge Mann führt die Unvergleichliche heim und durchlebt im zweiten Teil mit ihr ein Eheidyll von so unerhörter Schönheit, daß sie am Ende dieses Teiles Hand an sich legt, weil es eine Steigerung nicht mehr geben kann. Begreiflicherweise enthält infolgedessen der dritte Teil lauter Dämmerung; der junge Mann und die ehemalige Freundin thun sich zusammen, um der Toten gemeinsam nachzutrauern. Es ist schwer, diesen Roman gerecht zu beurteilen, denn kaum vermag man ihm mit Aufmerksamkeit von Seite zu Seite weiter zu folgen; anstatt auf Gestalten und Gedanken stößt man auf Schemen und Nietzsche-Phrasen; mit einem förmlichen Hunger nach etwas Wirklichkeitsschlichtheit legt man endlich das Buch aus der Hand. Leider ist es kein Anfänger-Roman. S. Hochstetter hat schon besser und, im litterarischen Sinne, ernster geschrieben.

Berlin. *Lou Andreas-Salomé.*

Stillleben. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1898. Preis Mk. 2.— (geb. 3.—).

„Stillleben“ ist ein stilles und anspruchsloses Buch. Die Geschichte zweier Freundinnen, von denen das Schicksal der einen — der sanften, blonden, sittsamen Ellen — in der That nur ein Stillleben beschert, während die andere — die dunkle, leidenschaftliche, ehrgeizige Nora — ein wildbewegtes Dasein erwartet. Ellen bleibt beim Großmütterlein und entwickelt sich allgemach zu einer „geachteten“ Schriftstellerin, in deren Novellen Großmütterleins goldenen Lebensgrundsätzen niemals ins Gesicht geschlagen wird, — man denkt sich unwillkürlich, daß sie ähnliche Novellen schreiben mag, wie die vorliegende eine ist. Nora wird zu einer mittelmäßigen Sängerin mit bezauberndem Aeußern, verstrickt sich in ein großes Liebesdrama, macht dann Jahre trostloser Vereinsamung durch, und heiratet schließlich den Geliebten, einen Grafen, dessen Leidenschaft für sie zwar im Laufe der Jahre erloschen ist, der jedoch ihren durch seine Schuld vernichteten Ruf wiederherstellen und nebenbei an ihr eine treue Pflegerin seiner durch lange Forschungsreisen zerrütteten Gesundheit finden möchte. Im letzten Kapitel, dem bestgeschriebenen des Buches, sehen die beiden Freundinnen einander wieder: Ellen als verheiratete Frau, fast ganz unverändert in ihrem Wesen, als habe die Zeit stillgestanden, denn auch die Gattenliebe erlebt sie nur als „stille“ Liebe; Nora verblüht und zerrüttet, eine Wittwe, die jedoch nicht dem toten Gatten, sondern dem einstigen, für sie längst gestorbenen Jugendgeliebten, nachtrauert, und sich nicht stolz fühlt auf ihre Heirat mit dem Grafen, sondern vielmehr „auf das, was vorher war“. Es ist, ohne alles Phrasenwerk, auch ohne psychologische Tiefe, an diesem halb konventionellen Buche schön, wie die beiden so verschieden entwickelten Frauen sich dennoch innerlich finden und verstehen.

Berlin. *Lou A.-S.*

*) S. oben unter „Stil-Proben.“

Henny Hurrah! Roman von Ernst Clausen (Claus Zehren). Berlin, F. Fontane & Co. Preis 3,50 Mk.

Ernst Clausen zeigt in diesem Roman die gleichen liebenswerten menschlichen Eigenschaften, die in seiner Novellensammlung „Der Ehe Ring" trotz der offenkundigen künstlerischen Schwächen sympathisch berührten: eine kraftvolle, unerschrockene, vorurteilslose Weltanschauung, der nichts Menschliches fremd ist und eine aufrichtige Sympathie für die tüchtigen, ehrlichen, vornehmen Naturen, zugleich auch eine glückliche Gestaltungskraft für solche Charaktere. Seine Eigenschaft als früherer Offizier giebt ihm eine genaue Kenntnis der Menschen und Anschauungen in den preußischen Offizierskreisen, die auch diesmal wieder den Schauplatz der Erzählung bilden. Sein weiter und freier Blick erlaubt ihm zugleich, die großen Schäden zu sehen, die in der Familie des preußischen Offiziers infolge der gesamten modernen sozialen Entwickelung emporgewachsen sind. Das weitverbreitete Uebel der Mittellosigkeit bei gesteigerten materiellen Ansprüchen auf der einen Seite, das Andringen moderner nivellierender Anschauungen gegen die altererbte, vornehm-müßige Exklusivität auf der andern Seite erzeugen eine Reihe neuer sozialer Typen, die in der Gegenwart schon mehrfach zu dichterischer Gestaltung angeregt haben. Neben dem schweigend duldenden, schweigend zu Grunde gehenden Helden auch den einsichtsvollen modern fühlenden Mann, der kurzer Hand das Band der konventionellen Rücksichten zerschneidet und vorurteilsfrei mit entschlossener Kraft in den Kampf des Lebens heruntersteigt. Und zwischen diesen beiden Extremen die halben Naturen, die Mitgiftjäger nnd Streber, die von allem das Vorteilhafteste für sich zu erringen wissen, oder die kurzsichtigen dünkelhaften Raisonneure, die sich den bequemen Sündenbock der „modernen Verhältnisse" als Opfer ihrer mangelnden Energie ausersehen. Allen diesen Typen hat Clausen in seinem Roman eine Stelle gegeben, und fast alle sind sie ihm wohlgelungen. Aber neben diesen Partieen des Buches finden sich auch andere, die erkennen lassen, daß hier dem Dichter nicht die genaue Kenntnis der Wirklichkeit zur Seite stand. Ueberall da, wo er seelische Wandlungen darstellen will, versagt seine gestaltende Kraft. Die junge Offizierstocher, die nach Vaters Tode sich als Kassiererin in einem Ladengeschäft ihr Brot verdient und nach einigem Ringen innerlich sich mit dem neuen Loose so weit versöhnt, daß sie frei und gern eines ehrlichen Kunstschlossers Weib wird, wirkt nicht eben glaubhaft, weil die Hauptsache, die innere Wandlung, hinter den Kulissen vor sich geht. Eine andere Schwäche des Romans ist seine mangelhafte Komposition. Mancherlei Motive werden angeschlagen, ohne zum Ausklingen zu kommen. Der Gedanke endlich, der zum Schluß einmal angedeutet wird und auch im Verlaufe des Romans einige Mal hervorschaut: „Es ist zu wenig Hurrah in dieser Generation!" ist nicht genügend hineingearbeitet, sonst hätte sich mit seiner Hilfe wohl ein treffendes und packendes Zeitbild entwerfen lassen. Trotz dieser verschiedenen künstlerischen Schwächen aber liest man das Buch mit seiner gesunden und vornehmen Lebensphilosophie gern und mit Interesse, weil eine sympathische Persönlichkeit aus jeder Seite spricht.

Berlin. *Gustav Zieler.*

Auf staubigen Strassen. Skizzen von Wilhelm Holzamer. Schuster und Loeffler, 1898. Preis Mk. 2.—

Mehrfach habe ich die Beobachtung gemacht, daß selbst bedeutende Lyriker als Prosaisten zunächst den Erwartungen nicht entsprachen, die man nach ihren Gedichten glaubte an sie stellen zu dürfen. Die lyrische Kunst, das Runden eines Gedankens, eines Gefühls in die kürzeste Form, die noch seine Eigenart erkennen läßt, gewöhnt den Dichter daran, leicht überall abgeschlossene, lyrische Motive zu sehen, eine Stimmung nur um ihrer selbst willen zu betrachten. Darunter leidet die Komposition, und es ergiebt sich keine rechte Einheit zwischen dem größer angelegten Plane des zusammenhängenden Ganzen und den oft schlecht verbundenen Einzelheiten der Ausführung. So wird ein Dichter, der von Hause aus zunächst Lyriker ist, wohl erst in den Jahren der Reife, der vollen Klarheit und Herrschaft über den Stoff wertvolle künstlerische Prosa schreiben. Es wäre darum verkehrt, wenn man aus dem vorliegenden, nicht sehr ausdrucksvollen Bändchen Skizzen einen ungünstigen Schluß auf das ziehen wollte, was Holzamer als Novellist noch leisten wird. Alles, was hier geboten ist, macht den Eindruck des Gequälten; es scheint, daß diese Skizzen des jungen hessischen Dichters weniger seinem künstlerischen Triebe als dem willkürlichen Wunsche entsprangen, sein Kunstgebiet zu erweitern. Die Motive fand Holzamer im Leben des Volkes, nur die letzte behandelt ein Problem aus der Gesellschaft. Mir gefielen am besten „Stille Leute" und „Hochsommerglück".

München. *Wilhelm von Scholz.*

De unverhoffte Arwschaft. Erzählung von Felix Stillfried. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt, 1898. Preis Mk. 2,50, (geb. 3,50).

Die Geschichte spielt in Rostock. Die Charaktere sind vortrefflich geschildert und gut durchgeführt; wenn man auch die „Schwögigkeit" der Tante Jette übertrieben finden möchte, so versöhnt diese alte verschrobene, etwas schmutzige Jungfer, die nebenbei an dichterischen Ergüssen leidet, uns doch immer wieder durch ihr amüsantes Wesen und ihre Gutherzigkeit. Zudem erregt ihre verlassene Lage unser Mitleid und wir gönnen ihr von Herzen den Ausblick in ein sorgenfreies Alter. Sie scheint uns nach dem Leben gezeichnet. Tante Jette redet bei ihrer Bildung natürlich hochdeutsch, während die übrigen Personen sich meistens ihrer mecklenburgischen Muttersprache, des Plattdeutschen, bedienen. Sie bildet gleichsam den Mittelpunkt der ganzen Handlung und leitet, ohne es zu wissen und zu wollen, die Geschicke der kleinbürgerlichen Familie Mamcke, die durch eine mysteriöse Erbschaft in allerlei Aufregungen und Abenteuer verwickelt wird. Tante Jette ist obendrein, im eigentlichen Sinne, die Ehestifterin zwischen der jungen prächtigen Anna Mamcke und ihrem Jugendfreunde, dem jahrelang fern gebliebenen und nun zurückkehrenden braven Steuermann Karl Holz, dem wirklichen Erben. Das alles, an und für sich recht harmlos und ohne große Tiefe, liest sich ganz angenehm und unterhaltend.

Berlin. *Karl Theodor Gaedertz.*

Sanitätsrats Türkin. Eine Kleinstadtgeschichte von Klaus Rittland. Berlin, F. Fontane u. Cie. Preis Mk. 3.50 (5.—).

Den Inhalt dieser Kleinstadtgeschichte bildet ein Liebeshandel mit den üblichen Hindernissen, aber durch die exotische Heldin erhält die Erzählung ihren besonderen Reiz. Sanitätsrats Türkin ist nämlich eine junge Dame der großen Welt, die in ein kleines mecklenburgisches Nest verschlagen wird, um einem alten lieben Onkel die Wirtschaft zu führen. Hier lebt sie stille, einförmige Tage, bis das Schicksal in Gestalt eines jungen Mannes auf der Bildfläche erscheint. Man merkt sogleich, daß die beiden Verliebten für einander bestimmt sind, aber so leicht kommen sie nicht zusammen. Sie müssen erst eine ganze Weile Blindekuh spielen, ehe sie sich kriegen dürfen. Dafür ist die Freude zum Schluß dann um so größer. Diese Geschichte ist im Zuschnitt gewiß nicht neu, aber Klaus Rittland hat sie auf ihre eigene Weise mit sehr ergötzlichen Kleinstadtschilderungen gewürzt. Und diese Schilderungen wirken echt. Ich sehe das Städtchen meiner geliebten Heimat, das hier auf's Korn genommen ist. Die Klatschbasen männlichen und weiblichen Geschlechts, die in „Sanitätsrats Türkin" eine Rolle spielen, werden vielleicht nicht sehr erbaut sein, wenn sie sich im Spiegel sehen. Aber sie müssen sicher getroffen sein: ein guter Freund von mir, der da oben zu Hause ist, hat sie alle der Reihe nach mit Vergnügen wiedererkannt.

Berlin. *Dr. Otto Krack.*

Prinzessin Charlotte. Roman der Mutter Frederik VII. von Dänemark. Von Svend Leopold. Uebersetzt von E. Brausewetter. Berlin, S. Fischer 1898.

Eine mecklenburgische Prinzessin, die Tochter des lebensfrohen Friedrich Franz I., die von ihrem Vater das leichte Blut und den derb-lustigen Sinn geerbt hat, langweilt sich unter den staren Formen der Hofetikette zum Sterben. Ihr Vetter, Christian Frederik von Dänemark, zieht auf die Brautschau, verliebt sich in seine „charmante“ Kusine und führt sie nach Ueberwindung einiger kleiner Hindernisse heim. Charlotte folgt ihm nur, um aus dem lästigen Zwang, in dem sie lebt, befreit zu werden und sich im Glanze eines reichen und prächtigen Hofes zu sonnen. Ihre Sehnsucht ist: sich einmal an all dem „lumpigen und häßlichen Pack“, das ihr Vorschriften machen will, rächen zu können. „Ich bekomme eine Königinnenkrone, und dann liegen sie alle auf der Nase vor mir — aber dann stoße ich nur mit dem Fuße nach ihnen, ja, das thue ich; ich trete sie nieder, denn sie sind nichts weiter wert.“ Aber ach, das nach Macht und Lebensgenuß lüsterne Prinzeßlein täuscht sich bitter. Ihre Umgebung ist zwar eine andere geworden, aber gleich langweilig geblieben. Ihr Gemahl, ein trefflicher, aber pedantischer Mensch, der Fichte und Schelling studiert und ein naturwissenschaftlicher Gelehrter sein möchte, sieht seine Hauptaufgabe ihr gegenüber darin, ihr Erzieher zu sein, sie allmählich in die Welt seines Geistes zu erheben. Er ist ein braver, willensschwacher Mann, der ihrer starken Natur machtlos gegenübersteht. Eine Katastrophe ist unabwendbar: durch allerlei Liebschaften sucht sich die gelangweilte Prinzessin Trost zu schaffen. Aber schon die erste — mit dem Sänger und Kapellmeister Dupuy — wird entdeckt und führt zur Scheidung. Die Ereignisse, die dieser Wendung folgen, sind nur kurz skizziert: die Verbannung der Heldin, ihr leichtfertiges Treiben während dieser Zeit, ihre Bemühungen, die alte Stellung wiederzuerlangen, endlich ihr Aufenthalt in Rom, wo sie durch fromme Buße als Diakonissin im Benediktiner-Hospital Vergebung ihrer Sünden zu erlangen strebt.

Der Verfasser hat alle Kunst darauf verwendet, die Gestalt der Prinzessin klar und scharf herauszuarbeiten, aber freilich nur diese; alles andere ist mit knappen Zügen angedeutete Staffage. So ist es weniger eine Erzählung als eine interessante Charakterstudie, eine an mannigfaltigsten Episoden reiche Lebensgeschichte. Das Künstlerische leidet darunter, aber der Dichter gewinnt so mehr Gelegenheit, seine Sicherheit in der psychologischen Analyse zu zeigen. Auch ist anzuerkennen, daß das Milieu, aus dem sich das Bild der Heldin scharf abhebt, mit wenigen klaren Strichen gut getroffen ist, besonders der mecklenburgische Hof mit seinen langweiligen, aber doch originellen Gestalten.

Dem Buche haftet ein etwas sensationeller Beigeschmack insofern an, als es gerade zu der Zeit erschienen ist, da das jüngste Ehebündnis zwischen dem dänischen und dem mecklenburgischen Hofe, dem Sohne des dänischen Thronfolgers und der Herzogin Alexandrine, geschlossen wurde.

Rostock. *Heinrich Brömse.*

Dramatisches.

Das Stärkere. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen, von Carlot Gottfried Reuling. Berlin, Theater-Buchhandlung Eduard Bloch. Preis Mk. 2,—

Anno dazumal. Ein deutscher Schwank in drei Aufzügen, von Carlot Gottfried Reuling. Berlin, Theater-Buchhandlung Ed. Bloch. Preis Mk. 2.—

Carlot Gottfried Reuling gehört zu den Autoren, die ernst genommen werden und deren Arbeiten auf der modernen Bühne ihren Platz beanspruchen dürfen, weil sie zumeist wirklich aus dem Leben geschöpft sind und sich an die Lebenden wenden. Namentlich gilt das von dem Charakterschauspiel „Das Stärkere“, das zwar offenbar in der Atmosphäre von Hauptmanns „Einsame Menschen“ entstanden scheint, aber dennoch Züge selbständiger Empfindungsweise und Gestaltungskraft in der ganzen Anlage aufweist. Die große Frage ist auch hier wieder diese: wie hat sich der geistig höher entwickelte Mensch gegenüber seiner auf einer unteren Stufe zurückgebliebenen Umgebung zu verhalten, mit der ihn Bande der Dankbarkeit und Gewohnheit verknüpfen. Wo gebietet ihm die Achtung vor sich selbst den Kampf um die innere Freiheit, wo und bis zu welchem Grade muß er sich gebunden fühlen durch die Rücksicht auf andere? — Dieses Thema erscheint im Reulingschen Schauspiel exemplificiert durch den jungen Pfarrer Johannes Küster, der seinen ersten Wirkungskreis in einem kleinen Landstädtchen des Odenwaldes erhalten hat und sich nur schwer in den engen Anschauungskreis seiner Pfarrkinder zu finden vermag, zumal er dem geistlichen Beruf mehr durch die äußeren Verhältnisse als durch innere Neigung zugeführt worden ist. Zu einem Konflikt zwischen dem, was er sein möchte und dem, was er sein soll, kommt es jedoch erst, als ihm klar wird, daß seine durch viele Jahre währende Verlobung mit der weltklugen, praktischen, aber nicht sehr herzenswarmen Sophie Walz allmählich jeden tieferen Zauber für ihn eingebüßt hat. In der frischen und alles Menschliche ohne Vorurteile auffassenden, jungen Cousine Frieda Bügler erkennt er die richtige weibliche Ergänzung zu seinem eigenen Wesen. Aber sein Wort der verlobten Braut, die sich mit aller Zähigkeit des Egoismus an ihn festklammert, zu brechen, wird dem jungen Pfarrer doppelt schwer gemacht durch den Umstand, daß er von dem Gelde seiner Verlobten studiert hat und diese sich somit ein unverletzliches Recht auf seine Zukunft erworben zu haben glaubt. — Wie löst nun Reuling den Konflikt? Sein Johannes geht nicht ins Wasser wie der Johannes in den „Einsamen Menschen“, denn er steht auf dem Grunde einer sittlichen Weltanschauung. Indem er sein Privatglück opfert oder vielmehr jene Glücksaussicht, die ihm die neu entstehende Neigung zu eröffnen schien, erwirbt er sich die Freiheit, in geistigen und geistlichen Dingen nur nach seinem Gewissen entscheiden zu müssen. Die Braut Sophie, der es vor allem darauf ankam, daß ihr künftiger Gatte sich mit den geistlichen Vorgesetzten gut stünde und nicht etwa durch zu freie Anschauungen bei der hohen Kirchenbehörde Anstoß erregte, sie wird ihn nun nach dieser Richtung nicht mehr beeinflussen können. Als Johannes den Sieg über seine persönlichen Herzenswünsche davongetragen hat, begiebt er sich geradeswegs in vollem priesterlichen Ornat zu dem Leichenbegängnis einer jungen Selbstmörderin, deren unselige That ihm in einem milderen Lichte erscheint als den strenggläubigen Gemeindekindern. — Die Gestalten des Dramas wirken mit voller Lebenswahrheit und einige mundartliche Wendungen, die der Sprache eine gewisse volkstümliche Kraft geben, lassen den geborenen Odenwälder erkennen.

Das zweite Stück „Anno dazumal“ ist ein echter deutscher Schwank. An der Gattung ist gerade kein Ueberfluß in unserer Bühnenlitteratur. Denn was sich in der Regel unter dieser Aufschrift giebt, ist meist nichts anderes als eine von haarsträubendem Blödsinn strotzende Posse. Das Reulingsche Stück spielt in einer deutschen Reichsstadt — gemeint ist Frankfurt a. M. — im Anfang dieses Jahrhunderts und zwar zu einer recht windstillen Zeit, in der noch Fragen wie diese: ob die Jäger ein oder zwei Hörner bekommen sollen, als Staatsfragen von höchster Wichtigkeit betrachtet wurden. Aus dem breitspurigen, gravitätischen Ernst, mit dem „Anno dazumal“ mehr oder minder große Kleinigkeiten im bürgerlichen Leben behandelt werden, ergiebt sich die Komik der einzelnen Situationen und die Lustspielwirkung des Ganzen.

Darmstadt. *Dr. Ella Mensch.*

Frau Sonne. Komödie in einem Aufzug von Paul Remer. Verlag der Theaterbuchhandlung Eduard Bloch, Berlin. Preis M. 1.—

Das beste Kompliment, das man Paul Remer machen kann, ist, daß seine kleine Komödie nach der Bühne schreit. Eine Künstlerin wie Agnes Sorma, die das Stückchen auf ihren Gastspielreisen mit sich führt, muß aus dieser „Frau Sonne“ eine entzückende Gestalt schaffen, die sich ihren berühmtesten Rollen würdig anreihen dürfte. Frau Charlotte versteht es, mit kluger Grazie ihrem Mann ein gemütliches Heim zu bereiten, mit gutem Humor über die kleinen Schwächen ihres etwas leicht-

sinnigen Bruders hinwegzusehen, mit frauenhafter Würde einen Jugendfreund von seiner Leidenschaft für das Ideal seiner Träume, das „Fräulein Sonne", gründlich zu heilen und mit schalkhaftem Ernst die Othello-anwandlungen ihres Gatten auf ewige Zeiten zu bannen. Es liegt eine sonnige Poesie über dem Werkchen, das von einer liebenswürdigen Dichternatur Zeugnis giebt.

Berlin. *Fritz Carsten.*

Im April. Lustspiel aus den vierziger Jahren. Von Walter Harlan. Leipzig, Constantin Wilds Verlag. Preis Mk. 2,50.

Das Lustspiel, das in diesen Tagen in Leipzig seine erste Aufführung erlebte, zeigt Bismarck am Scheidewege. Liberal oder konservativ — das ist die Frage. Zur Linken locken Corvin, der Fortschrittsmann und eine kokette Engländerin, zur Rechten Johanna von Puttkamer, die deutsche Tochter eines altpreußischen Junkers, der bis auf die Knochen monarchisch ist. Politik und die Wahl zwischen englischer und deutscher, um nicht zu sagen irdischer und himmlischer Liebe setzen dem Junker auf Kniephof arg zu. Die deutsche Liebe siegt, Johanna führt den Zweifelnden den rechten Weg. Eine dramatisierte Szene aus Bismarcks Leben! — Harlan will nicht sensationell sein, die Lorbeeren Philippis locken ihn nicht; er faßt sein Thema ernst, sachlich und offen an, aber sein Bismarck bleibt nur ein Schatten des historischen. Wäre er nicht das Abbild eines Größeren, man würde ihn herzlich uninteressant finden, so verschwiegen, so doppeldeutig, so unentschlossen ist er. Die politische Situation ist zu unklar gelassen; infolgedessen ist die Tragweite des endlichen Entschlusses des Helden nach der Person wie nach der Sache unanschaulich geblieben. Wie die Situation, verbleiben auch die auf sie einwirkenden Personen, die mysteriöse Engländerin, der redselige Corvin, der vermittelnde Blankenburg in dämmernder Ferne. Das Ganze ist merkwürdig leblos und schemenhaft. Im Einzelnen bringt der Dialog viel Feines, Zartes und Charakteristisches, da er aber vier Akte hindurch sich fortspinnt, ohne innerlich oder äußerlich eine Handlung zu entwickeln, vermag er auf die Dauer kaum zu fesseln.

Dresden. *Leonhard Lier.*

Lyrisches und Episches.

Der Tag hat sich geneigt. Gedichte von Elsa Zimmermann. Verlag von E. Pierson, Dresden 1898.

Elsa Zimmermann ist eine Dichterin von eigenartiger Begabung. Fast alle ihre Gedichte zeichnen sich aus durch eine ruhige, ebenmäßige Form, viele durch Bilderreichtum und tiefes Empfinden. Die Dichterin gehört zu denjenigen, die gern ihre Persönlichkeit geben möchten. Bei Frauen tritt hierbei oft der Mangel an vielseitiger Ideen- und Gestaltungskraft zu Tage: sie werden in diesem Bestreben auch zumeist zu reflektierend. Diesen Fehler bemerkt man auch oft in den Gedichten von Elsa Zimmermann. Sie wiederholt sich, sogar in den blanken Worten. Oft allerdings überwältigt sie das Reflektorische durch die Kraft ihrer Empfindung und Phantasie. Dann reißt uns die Schönheit ihrer Sprache mächtig fort. Ein wenig ist der Einfluß Lenaus bemerkbar, und von neueren Dichtern haben auf sie Liliencron und Richard Dehmel eingewirkt. Diese Dichterin muß sich erst noch ganz selber finden. Möglich, daß sie uns einmal mit einem lyrisch-epischen Gedicht großen Stiles überrascht. Dies zu hoffen, bestimmt mich das wundervolle Fragment „Gotik".

Berlin. *Hans Benzmann.*

Perlen der französischen Dichtung. Von Heinrich Nitschmann. Cöthen, Verlag von Paul Dünnhaupt, 1898.

In einem zierlich ausgestatteten Bändchen hat der Verfasser in eigener Auswahl eine Reihe von Uebersetzungen aus dem Französischen vereinigt, deren Originale sich auf eine Schaffensperiode von rund tausend Jahren erstreckte. Die 96 Nummern beginnen mit einem kleinen Ausschnitt aus dem „Rolandslied", das im neunten Jahrhundert entstanden ist, und reichen bis zu den Dichtern unserer Tage. Es ist selbstverständlich, daß diese zahlreicher vertreten sind, als ihre Vorgänger aus den früheren Jahrhunderten, dennoch scheint die Auwahl nicht ganz mit der nötigen Strenge vorgenommen zu sein, denn es fehlen unter den älteren Dichtern doch gar zu hervorragende, wie Louise Labé, Boileau und Lafontaine, während unter die Jüngeren Poeten zweiten und dritten Ranges eingereiht wurden, deren Reimereien die Mühe der Uebertragung wirklich nicht wert sind. Ein so banales Gedicht wie „Der gute Pfarrer" von dem in den weitesten Kreisen unbekannten Emile Barateau, Reimschwätzereien, wie die vier Probestücke einer gewissen Clotilde Surville, dilettantische Süßigkeit, wie „Der Maikäfer" von Adélaide Montgolfier, gehören schwerlich in einen tausendjährigen Verband von Dichtern, zu dessen Bildung Molière, Viktor Hugo und Musset bemüht worden sind. Allerdings sind es gerade die singbaren Poesieen, die dem formgewandten Uebersetzer am besten liegen. Das Scherzgedicht: „Ja und Nein" von Collin d'Harleville ist ebenso trefflich wiedergegeben, wie das etwas weitschweifige, aber lustige Epos „Vert-Vert" des Jesuiten Louis de Gresset aus dem vorigen Jahrhundert.

Berlin. *Sigmar Mehring.*

Haussprüche und Inschriften. In Deutschland, in Oesterreich und in der Schweiz gesammelt von Alexander von Padberg. Zweite vermehrte Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1898. Preis Mk. 1.20.

Grabschriften, Sprüche auf Marterfäulen und Bildstöcken 2c., dann Hausinschriften, Wirtsschilder, Trinkstuben-Reime, Geräthe-Inschriften u. A. Gesammelt und geordnet von Anton Dreselly. Salzburg, Anton Pustet. Preis Mk. 2.—

Den Inhalt der Bücher verraten die Titel. Beide Herausgeber haben fleißig gesammelt. Das erste Werkchen wird mehr von denen in die Hand genommen werden, die die alte Sitte der Sprüche und Inschriften fortsetzen wollen, ohne die Kraft zu haben, die ihnen liebe Spruchweisheit selber hervorzubringen. Das zweite Werkchen ist für Liebhaber konzentriertester Tragi-Komödien, an die wohl einzelne Aeußerungen derbster Volksempfindung gemahnen, geeigneter. Doch wie in dem ersten Werkchen auch der Humor, selbst der urkräftigste, nicht fehlt, so hat Dreselly der dauernden, die gute deutsche Häuslichkeit preisenden Spruchweisheit ihren Platz nicht versagt. *M. B.*

Litteraturgeschichtliches.

Studien zur Dramaturgie der Gegenwart. Von Hans Sittenberger. 1. Reihe: Das dramatische Schaffen in Oesterreich. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (O. Beck). Preis Mk. 7.

Sittenberger gehört glücklicherweise nicht zum Troß der Kritik, der hinter einem selbstgewählten oder octroyierten, wahren oder vermeintlichen Genie herläuft, um ihm durch Dick und Dünn Heeresfolge zu leisten. Nur bei Urteilslosen werden ihn seine scharfen Ausfälle gegen die Wiener „Moderne" in den Verdacht eines Zopfes bringen, wie andererseits wieder nur Unkundige es ihm verübeln werden, daß er entschieden Front macht gegen die blutlosen und gedankenarmen Epigonen der Klassiker. Er besitzt mit dem Mute seiner von der Tageskritik vielfach abweichenden Ueberzeugung auch die seltene Fähigkeit, sie zu begründen und in klarer, eindringlicher Weise verständlich zu machen. Man hat bei der Lectüre seines Buches allenthalben das wohlthuende Gefühl, daß es dem Verfasser nicht darauf ankommt, zu blenden, sondern zu erleuchten, daß es ihm weniger um seine Meinung, als um die Erkenntnis der Wahrheit zu thun sei, und dieses Gefühl erwärmt den Leser auch da, wo er sich nicht überzeugen läßt. Sittenberger giebt uns ein schönes Beispiel für die anregende Wirkung einer produktiven Kritik, deren Wesen nicht im Niederreißen, sondern im Aufbauen besteht. Seine eingehende Würdigung Anzengrubers ist ein Denkmal, das den Kritiker ebenso ehrt, wie den Dichter. Hier, wie überall in seinen Studien, wird Sittenberger vom Besonderen zum All-

gemeinen geführt. Aus einer Fülle seiner Beobachtungen setzen sich die geistigen Porträts der Dramatiker zusammen, die er uns vorführt, und sie scheinen uns, mit wenigen Ausnahmen, zum Sprechen ähnlich. Da erhebt sich der Kritiker zum Künstler, der sich in der um ihn versammelten Gesellschaft sehen lassen darf. Künstlerisch wie die Ausarbeitung ist die Anlage des Buches. Dadurch, daß Sittenberger der analytischen Methode folgt, gelangt er zu Gesichtspunkten, die weite Aussichten eröffnen. Sein Weg führt ihn bergan zur freien, allumblickenden Höhe, und wenn der Aufstieg zu steil, die Landschaft zu einförmig wird, macht er einen Abstecher in ein anmutiges Seitenthal, ohne die rechtzeitige Rückkehr zu versäumen. Deshalb unterhält er, wo er belehrt. Der Litteraturhistoriker und Systematiker in ihm, werden immer wieder abgelöst von dem gewandten, an eigenen Gedanken reichen Schriftsteller, der mit seinen gesunden Beinen weiter kommt, als ein auf dem lahmen Rosse der Theorie einher stolzierender Pedant.

Wien. *Max Kalbeck.*

Bilder aus der Geschichte und Litteratur Rußlands. Von Fürst Sergei Wolkonskij. Autorisierte Uebersetzung von A. Hippius; Verlag von F. E. Perthes, Basel, 1898. Preis 5 Mark.

Die Uebersetzung dieses Buches in die deutsche Sprache ist sehr dankenswert. Gäbe es mehr dergleichen Bücher, die, ganz speziell für den Nicht-Russen, Rußlands Geisteskultur zugleich so pragmatisch und philosophisch erläutern, dann könnte man auf ganz anders gefesteter Grundlage als bisher die Werke russischen Lebens und russischer Dichtung vergleichend in die Betrachtung unserer eigenen geistigen Entwickelung hineinziehen. Das Buch besteht aus einer Reihe von Vorträgen, die ursprünglich in englischer Sprache erschienen sind, und weckt im Leser den Wunsch, mehr von demselben Verfasser kennen zu lernen. Vielleicht wird in nächster Zeit noch eine kleine Broschüre von ihm übersetzt, die bis jetzt nur russisch vorliegt; sie führt den Titel: „Das Wesen des künstlerischen Genusses" und ist ganz ausgezeichnet geschrieben. Unter den vielen philosophisch-ästhetischen Fachschriften unserer Tage ist es eine Freude, den intim-geistigen Erörterungen dieser feinen Individualität zu folgen, die der unfruchtbaren metaphysischen Spekulation eben so fern steht, wie einem rationalistischen Banausentum.

Berlin. *Lou A.-S.*

Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters. Eine litterarhistorische Untersuchung von Rudolf Schwartz. Zweite durch einen Nachtrag vermehrte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei, (A. Schwartz) 1898. 307 S. Preis 4 M.

Wissenschaftliche Untersuchungen über Dramen-Gruppen aus der sturmbewegten Epoche des Reformationszeitalters, die biblische Stoffe behandeln, sind von Litterarhistorikern wiederholt angestellt worden, so von Weilen und Pilger über die Joseph- und Susanna-Dramen, von Franz Spengler über den verlorenen Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts u. a. Diesen Arbeiten schließt sich die vorliegende würdig an. Der Verfasser giebt hier zum ersten Male eine zusammenfassende Abhandlung über die Dramatisierungen des Buches Esther und bereichert die Litteratur um einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Dramas im Reformationszeitalter. Die für eine Dramatisierung trefflich geeignete Geschichte von der Königin Esther und Hamann bot den Dichtern jener Zeit stets von neuem Anlaß, diesen Stoff für die Bühne zu bearbeiten. Schwartz behandelt in seinem Werke in übersichtlicher Anordnung die große Anzahl der Estherdramen und legt dabei das Hauptgewicht auf die Beobachtung der Unselbständigkeit und Abhängigkeit der einzelnen Produktionen unter einander, ohne die Würdigung der technischen und ästhetischen Seite zu unterlassen. Die Ausstattung des Werkes ist gut, der Preis im Verhältnis zum Umfang sehr mäßig.

Nörten. *Rudolf Eckart.*

Der Byronsche Heldentypus. Von Dr. Heinr. Kräger. München 1898, Carl Haushalter. („Forschungen zur neuesten Litteraturgeschichte", herausgegeben von Dr. Franz Muncker, Prof. an der Universität München. II. Heft.) Preis M. 3.—.

Byron interessiert uns Moderne mehr als irgend ein anderer englischer Dichter seiner Zeit. Wir wissen längst, daß Shelley ein bedeutenderer Poet, Keats ein größerer Künstler, Coleridge ein viel zarterer Wortmusiker war. Aber eben weil jene Dichter, besonders die letztgenannten, ihre Persönlichkeit mehr hinter ihr Werk zurücktreten lassen, stehen sie uns nicht so nahe wie der himmelstürmende Dichterlord. Und weil sie mehr Künstler waren, als dieser, genießen wir wohl ihre einzelnen Schöpfungen mehr als die Byronschen, aber der romantische und doch dem modernen Geiste noch immer so verwandte Charakter Byrons regt uns viel eher zu Reflexionen über sein Wesen an, über die Beziehungen dieses Wesens zu seiner und unserer Zeit. — Krägers Schrift geht von der Annahme aus, daß Byrons Helden Kopien des von Milton geschaffenen Titanentypus sind. Miltons Satan soll ihr Stammvater sein. Auch Schillers Einfluß auf Byron wird erwogen, der Räuber Moor geradezu als Zwischenglied in der Kette Satan-Manfred genannt. Der Satantypus in den kleineren Dichtungen wird in interessanter Weise beleuchtet, ausführlicher wird „Manfred" behandelt, doch zeigt der Verfasser nicht das volle Verständnis für die seltsamen Schönheiten dieser Höhendichtung. Daß Manfreds Verhältnis zur Astarte und seine geheimnisvolle Verschuldung in die Vergangenheit zurückverlegt sind, das giebt ja eben dem Drama seine unvergleichliche Einsamkeitsstimmung! „Einsame Menschen" sind fast alle Helden Byrons — aber freilich ganz andere Kerle als der Schwächling Johannes Vockerath. Auch die Bedeutung des „Kain" erscheint nicht genug gewürdigt. Im „Don Juan" sehe ich nicht mit dem Verfasser die heitere Schöpfung eines Geheilten, sondern ich glaube daraus vielmehr das cynische Lachen eines Verzweifelnden zu vernehmen. Der Schluß-Aufsatz „Byron und Carlyle" erscheint mir etwas deplaziert, der Connex erzwungen. Byrons „Ueberwindung" durch Carlyle war nur vorübergehend. An der neuen Jahrhundertwende scheint vielmehr die durch Carlyle inaugurierte und in keinem Geringeren als Bismarck gipfelnde diesseitige Richtung an Stärke zu verlieren. Zwar ist Nietzsche ein „Diesseiter", aber in ihm hat doch der wiedererstandene Byron den nüchternen Carlyle überwunden, der Dichter den Prediger, der Hellene den Barbaren, der Heroenmensch den „Heldenanbeter". Der „religiöse" Carlyle kommt mir in seiner Beschränktheit heidnischer vor, als der „böse Feind", den dieser Fanatiker in Byron zu erblicken glaubte.

Dresden. *B. Dickinson-Wildberg.*



Bühnenchronik.

Berlin. Die Tragödie des ungestillten Ehrgeizes zu schreiben, hat Ludwig Fulda vorgeschwebt, die Tragödie des Talentes, das in heißen Mühen sich quält und doch von dem sorglos in glücklicher Stunde schaffenden Genie spielend besiegt wird. „Von des Lebens Gütern allen — ist der Ruhm das Höchste doch"; wer solchem Wahlspruch sich ergeben, für den ist wahrlich das Leben Mühe und Arbeit gewesen, aber oft auch Schlimmeres: Haß und Neid. Jenen berüchtigten Epheser, von dem nichts auf die Nachwelt kam, als sein schmachbedeckter Name und seine ruchlose That, hat Fulda zu seinem Helden erkoren und nannte die fünfaktige Tragödie, der das Publikum des königlichen Schauspielhauses am 27. Oktober eine sehr warme Aufnahme bereitete: Herostrat. Sein Held fühlt in sich den Drang zu großer künstlerischer That; er entsagt der verachteten

Kleinkunst, die ihm Gold und bescheidene Ehren bringt und will dem Tempel der Diana das neue Götterbild schaffen. Der Lohn der Mühen soll unsterblicher Ruhm und der Besitz Klytias, der schönsten Ephesierin sein. Aber der junge Athener Praxiteles, der zum künstlerischen Wettkampf berufen ist, sieht in Klytia selbst die Göttin; er will sie unsterblich machen im Bilde und besitzen als Weib. Bezaubert von der sonnigen Heiterkeit, der attischen Grazie des Praxiteles gewährt ihm Klytia die erbetene Gunst. Und wie das Weib entscheidet, wird die Welt urteilen: das mühelos schaffende Genie besiegt das grüblerisch sich quälende Talent. Zermartert von neidvollem Haß will Herostrat das Werk des Rivalen zerschlagen. Er vermag es nicht, von seiner hohen Schönheit gebannt. Aber eines vermag er: das Gedächtnis seines Namens der undankbaren Welt aufzuprägen durch unerhörten Frevel. Hohnlachend wirft er die Fackel in das Heiligtum und läßt sich, berauscht von seinem furchtbaren, untilgbaren Ruhme, zum Tode führen. Klytia aber, von Praxiteles verlassen, der das Weib in vielen Gestalten liebt und nur seiner Kunst getreu ist, stürzt sich aus dem Fenster von Herostrats Gefängnis ins Meer. — Das Werk Fuldas, das den Dichter auf ganz neuen Bahnen nach dem edelsten Kranz der Tragödie strebend zeigt, hat in seinem dritten und vieten Akt klug erwogene Szenen von echt dramatischer Wirkung, während die Expositionsakte ein tieferes Interesse kaum zu erwecken vermögen, und der letzte Akt überflüssig erscheint. Die Sprache, glatt und geschmackvoll gehandhabt, läßt manchmal die Wucht und Kraft vermissen, die der Stoff verlangt. Dem nachprüfenden Leser mag auffallen, wie wenig neue Bilder, treffende Worte diese Sprache des „Herostrat" geprägt hat. Die lieblichen Szenen sind die gelungensten; der Abschied des Praxiteles von Klytia liegt dem Fuldaschen Talente besser, als der Abschied eines Herostrat vom Leben.

Rudolf Presber.

München. Am 29. Oktober wurde im hiesigen Schauspielhaus Frank Wedekinds „Erdgeist" zum ersten Mal öffentlich aufgeführt. Das Stück ist schon einmal von der Litterarischen Gesellschaft in Leipzig gegeben worden und hat damals bei all den Leuten Interesse und Beifall gefunden, die ihrer Modernität noch nicht recht sicher waren und fürchteten, man könne sich kompromittieren, wenn man mit Hilfe des gesunden Menschenverstandes auch einmal ein modernes Werk ablehne. Hier war man verständiger. Der geringe (wohl Freundes-) Applaus wurde am Ende dieser „Tragödie" durch Lachsalven und pfeifende Schlüssel erdrückt. Es war in der That eine Grausamkeit des Publikums, daß es die Schauspieler nicht früher ihrer traurigen Pflicht entband; ihr mißmutiges und unsicheres Spiel war eine fortwährende Bitte darum. Nur der Autor, der die männliche Hauptrolle gab, hielt sich heldenmütig. — Man nennt das Stück verrückt. Das ist es. Aber etwa ein genialer Exzeß? Leider nein! Eine langweilige Reihe blöder Plattheiten. Im Mittelpunkt steht eine Frauengestalt, die Wedekind einem Großen nachgestümpert hat, ein Nana-Charakter. Akt I: Erster Gatte, Untreue, Schlaganfall; Akt II: Zweiter Gatte, Untreue, Selbstmord; Akt III: Tänzerin; Akt IV: Dritter Gatte, sechsfache Untreue, er verlangt von ihr Selbstmord, aber mit dem dargereichten Revolver erschießt sie ihn. . . Von den fünf im Text vorgeschriebenen Schüssen wurden dem Publikum vier erspart . . . sonst leider nichts.

Wilhelm von Scholz.

Rostock. Im hiesigen Stadttheater ging am 21. Oktober zum erstenmale „Joachim Gremmling", Schauspiel in fünf Akten von Karl Strecker mit unbestrittenem Erfolg in Szene. Das Stück ist das dramatische Erstlingswerk des Verfassers und als solches nicht frei von einzelnen psychologischen Unklarheiten, doch vermögen diese den packenden Gesamteindruck des Werkes nicht zu schmälern. Aufbau und Durchführung verraten eine bühnensichere Hand und ein starkes dramatisches Talent. Das Stück spielt in einer deutschen Universitäts- und Handelsstadt, deren Hochschule Joachim Gremmling zu ihren bedeutendsten Lehrern zählt. Der berühmte Gelehrte ist eine anerkannte Leuchte der Wissenschaft, er hat mit seinem fünf Jahre vorher verstorbenen Kollegen Schumacher eine wissenschaftliche Arbeit begonnen, deren noch nicht abgeschlossene Ergebnisse er vorderhand sorgsam geheim hält, um das Werk erst seiner Vollendung entgegenreifen zu lassen. Aus diesem Grunde hat er auch den handschriftlichen Nachlaß Schumachers nach dessen Tode an sich genommen und hält ihn trotz aller Nachforschungen von Seiten der Universität verborgen. Thea, die schöne, aber sittenlose Gattin des Professors Gremmling, weiß um das Geheimnis ihres Mannes, sie bringt der geistigen Bedeutung ihres Mannes nicht das geringste Verständnis entgegen, und als dieser sie bei einem Zusammensein mit einem ihrer Liebhaber, dem Verleger Balduin, überrascht und aus dem Hause jagt, verrät sie aus Rache das Geheimnis ihres Mannes dem Staatsanwalte. Der Gelehrte wird von seinem Lehramte suspendiert und wegen Unterschlagung zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Da faßt Gremmling, seiner Sinne kaum noch mächtig, den Entschluß, daß das Weib, das ihn um alles gebracht hat, was ihm teuer ist, von seiner Hand sterben soll. Er weiß Thea unter dem Vorwande, daß er mit ihr in Gegenwart eines Rechtsanwalts über die Scheidung verhandeln wolle, noch einmal in sein Haus zu bringen und ersticht sie. Seine That der Selbstgerechtigkeit sühnt er im Zuchthause und vollendet hinter Kerkermauern sein wissenschaftliches Werk. — Die Aufführung des Schauspiels auf der hiesigen Bühne war durchweg trefflich. Die Darsteller teilten sich mit dem Verfasser, der nach jedem Aktschlusse hervorgerufen wurde, in die Ehren des Abends.

J. Westien.

Prag. Rudolf Lothar, der sich durch seine geistig frische publizistische Thätigkeit und manche seiner gestimmte Dichtung einen Namen gemacht hat, konnte aus dem Versuch, den unser deutsches Landestheater mit seinem Schauspiel „Die Gönnerin" anstellte, wenigstens einen Gewinn an bühnenpraktischer Erfahrung ziehen. Das Stück ist eine Gesellschaftsstudie ohne kräftigen dramatischen Puls, ein Spiel mit dem Zuständlichen, in das die fertigen Charaktere eingesponnen sind und das darum bei aller äußeren Veränderung keine rechte innere Bewegung darbietet. Die Voraussetzungen liegen ähnlich, wie in der „Goldprobe" von Augier und in „Sodoms Ende" von Sudermann. Es handelt sich um ein angebliches Talent, das in der Ueppigkeit und Sittenverderbnis der „Welt" zu Grunde geht. Der junge Dramatiker, der im Vordergrunde der Ereignisse steht, lügt sich vor, daß er der geborene Demokrat und Weltverbesserer sei und daß sein neues Theaterstück die sittlich verkommene Gesellschaft erschrecken, entlarven und beschämen werde; im Grunde aber sehnt er sich nur aus seiner dürftigen Mansarde in den Flitterglanz des Salons hinaus und trachtet mit der gewöhnlichen Gier der genußsüchtigen Jugend nach den Süßigkeiten des Erfolgs. Kaum daß eine einflußreiche Dame der Gesellschaft, die für ihren Salon Berühmtheiten braucht und im Notfalle solche prägt, ihm ihre Gunst zuwendet, wird er sich und der hingebungsvollen Geliebten, die ihm in den Tagen der Not beistand, untreu und geht ohne inneren Kampf in das Lager des gleißenden Glückes über. Die „Gönnerin", die ihn in ihre Netze zieht, ist eine Buhldirne in der Toilette der Salondame, ein feiles Weib, das den Gatten und den Liebhaber um Gold und Edelsteine betrügt, und sich im vertrauten Kreise cynisch zur Schmach bekennt. Sie kann ebensowenig fallen wie ihr Opfer, das von allem Anfang an moralisch tief steht. Mit dem fraglichen Dichter treibt diese geschäftliche Dame eine Art Börsenspiel; sie bringt ihn erst in die Höhe, ist sofort bereit, ihn fallen zu lassen; da man seinem Stücke einen Mißerfolg vorhersagt und giebt sich ihm völlig hin, da ein glücklicher Zwischenfall — das Verbot des Dramas — ihn für eine kurze Weile populär macht. Aber der er-

schlaffte, unfähige Mensch vermag die Kosten der unverdienten Berühmtheit nicht zu bestreiten; die Reklame hat ihn auf einen Platz gestellt, auf dem er sich nicht behaupten kann, und alle Welt sagt ihm auf den Kopf zu, daß er sich gegenüber den Forderungen, die die Welt an ihn stellt, insolvent erklären muß. Die rettende Hand der alten Geliebten wird von ihm verschmäht, und die Gönnerin, an die er sich klammert, stößt ihn brutal von sich. Zuletzt drängt er sich gewaltsam an das zynische gemeine Weib heran, und da er noch rücksichtsloser abgewiesen wird, rächt er sich durch einen Selbstmord, den er in der Wohnung der kaltherzigen Spekulantin begeht, um diese dadurch gesellschaftlich unmöglich zu machen. In dieser an sich folgerichtigen, aber innerlich nicht dramatischen Handlung hat es Lothar zweifach verfehlt: indem er die modernen Dichter der kühnen Enthüllungen zu überbieten versucht, gelangt er dazu, ein Extrem der Gemeinheit darzustellen, das keinen Kampf mehr kennt und keine Entwicklung mehr hat, und die Ueberspannung seines Naturells in dieser Richtung führt ihn sogar zu bedenklichen Uebertreibungen. Die Salonszenen, in denen die Gönnerin mit verblüffender Plötzlichkeit und Ungenirtheit die Gegenstände ihrer handgreiflichen Neigung wechselt, grenzen hart an die Parodie und erweckten eine bedenkliche Stimmung im Hause. Die gesündere Natur Lothars, die man aus seinen sonstigen Dichtungen kennt, meldet sich in den feinen Reflexionen, die über der Handlung schweben, zum Worte. Aber wohlvorgetragene Gedanken und einzelne lebenswahre Züge, die man dem Stücke gleichfalls nicht absprechen kann, machen ein Schauspiel ohne dramatische Spannkraft nicht lebensfähig. Das Publikum ehrte den Mann vom Geist, der auch aus dieser verfehlten Arbeit spricht, indem es den Autor mit den Darstellern nach den Aktschlüssen öfter hervorrief; einen echten Erfolg gab es nicht, und das Schauspiel wird trotz der guten Aufführung wohl nur eine Episode im Spielplan bilden. *Alfred Klaar.*

Wien. Mit dem am 25. Oktober aufgeführten dreiaktigen Lustspiel „Der Vielgeprüfte“ von Wilhelm Meyer-Förster hat das Burgtheater eine wirkliche Première gebracht. Die vorhergehenden Novitäten hatten schon auch anderwärts die Bühnentaufe empfangen. Das Stück ist von der Kritik fast einmütig abgelehnt worden. Wäre es in einem andern Schauspielhause als dem ehrwürdigen Musentempel am Franzensring aufgeführt worden, wo der mit Unrecht so viel gehaßte Schlenther die Direktion führt, und stünde etwa Karlweis als Verfasser auf dem Zettel, wer weiß ob der Schwank, der immerhin viel zum Lachen gibt, nicht Lob gefunden hätte. Litterarisch ist er allerdings wertlos. Wieder einmal das „Motiv der bevormundeten Ehe“, wie ich es nennen möchte, das seit Kadelburg-Schönthans „Der Herr Senator“ neuerdings durch das deutsche Lustspiel spukt. Ein Referendar, der jung geheiratet, beim ersten Assessorexamen durchgefallen, von seinem ehrgeizigen Schwiegervater in's zweite getrieben wieder durchfällt, die staatlich anerkannte Juristerei an den Nagel hängt, um beim Fragekasten einer Zeitung Rechtsbeistand zu werden, und nach Jahren seinem Schwiegervater aus der Klemme hilft, das wäre der „Inhalt“. Glücklicher als in der Gestaltung des Stoffes ist der Verfasser in der Charakterzeichnung gewesen. Sein Reporter Blobel hat nichts mit den Freytagschen „Journalisten“ der alten Schule gemein, er ist ein moderner Journalist, der das Schreiben bis in die Seele haßt. Thimig hat ihn vorzüglich gespielt, wie überhaupt die Darstellung vollstes Lob verdient.

Wien. *A. L. Jellinek.*

Der in Schlesien vielbekannte und beliebte Dialektdichter Max Heinzel ist am 2. November in Schweidnitz gestorben. Er war 1834 geboren und hatte eine bewegte journalistische Laufbahn hinter sich. Anläßlich seines 60. Geburtstag gewährte ihm der schlesische Provinziallandtag einen lebenslänglichen Ehrensold von jährlich 500 Mark: eine bescheidene Summe, aber immerhin noch gerade 500 Mark mehr, als das nichtschlesische Deutschland für seine alternden Dichter übrig zu haben pflegt.

* *

In London starb der als Journalist und Novellendichter berühmte Schriftsteller Harold Frederic im Alter von 42 Jahren. Er war deutsch-holländischer Abstammung und in Amerika geboren. Seit 1884 lebte er in England, war aber viel auf Reisen, auch in Deutschland, wo er den Stoff zu seinem 1890 erschienenen Buche über Kaiser Wilhelm II. sammelte. Seine geschätzten Novellen und Romane — der neueste „Gloria mundi“ erschien den Tag nach seinem Tode — spielen zumeist auf amerikanischem Boden.

* *

Die Würde des „Königs der Poeten“, die das dichtende junge Frankreich vor Jahren auf Paul Verlaine und nach dessen Tod auf den jüngst verstorbenen Stephan Mallarmé übertragen hatte, ist jetzt durch eine Abstimmung, die der „Temps“ veranstaltete, auf Léon Dierx übergegangen, einen der älteren Lyriker, der nur zwei kleine Bändchen Dichtungen hat erscheinen lassen, und bisher ziemlich abseits von der Oeffentlichkeit existiert hat. Er ist der letzte aus der Gruppe der sogenannten „Parnassiens“.

* *

Julius Wolffs neueste Dichtung nennt sich „Der Landsknecht von Cochem, Ein Sang von der Mosel“ und ist im Verlag der Groteschen Verlagsbuchhandlung soeben erschienen.

* *

Heinrich Kruses, des vierundachtzigjährigen, Schaffenskraft scheint das Alter nicht gebrochen zu haben: sein neuestes 5aktiges Trauerspiel „König Heinrich VII.“ wird vom S. Hirzelschen Verlage in Leipzig angekündigt.

* *

In „Meyers Klassiker-Ausgaben“, aus dem Verlage des Bibliographischen Instituts ist eine dreibändige Ausgabe von Friedrich Hebbels Werken, mit Einleitung von Karl Zeiß in Aussicht genommen.

* *

Neu angekündigt werden zwei Zeitschriften: „Die Volksunterhaltung, Zeitschrift für die gesammten Bestrebungen auf dem Gebiete der Volksunterhaltung“, herausgegeben von Raphael Löwenfeld (Preis jährlich Mk. 2.—, erscheint monatlich, Verlag von Ferd. Dümmler, Berlin); ferner: „Der Rückblick“. Eine Unterhaltungszeitschrift für Geschichts- und Litteraturfreunde (Preis jährlich Mk. 6.—, erscheint halbmonatlich, Verlag von H. Lüstenöder, Weimar).

* *

Den Mangel einer vollständigen Geschichte der italienischen Litteratur, den wir noch kürzlich hier zu beklagen Gelegenheit hatten, hilft jetzt ein neu erscheinendes, reich illustriertes Werk von Dr. Berthold Wiese und Prof. Dr. Erasmo Pèrcopo ab, das in 14 Lieferungen zu je 1 Mark im Verlage des Bibliographischen Instituts (Leipzig und Wien) zu erscheinen begonnen hat. Die vorliegende erste Lieferung verspricht eine glänzende und sorgfältige Ausstattung.

* *

Unter dem Titel „Drei Jahrhunderte russischer Geschichte“ wird in den nächsten Tagen eine kurzgefaßte Darstellung der russischen Geschichte seit der Thronbesteigung der Romanow bis heute (1598—1898) von Dr. Arthur Kleinschmidt, Universitätsprofessor in Heidelberg, erscheinen. Nachdem der auf seinem Gebiete als genauer Kenner geschätzte Verfasser in seinen früheren Schriften erst einzelne Epochen der modernen russischen Geschichte der Beurteilung unterzogen hatte, behandelt er in diesem neuen Werke die Gesamterscheinung der Entwickelung Rußlands während der letzten drei Jahrhunderte.

Wissenschaftliches.

Für die Bibliothek des Stuttgarter litterarischen Vereins bereitet C. Schüddekopf in Weimar eine Ausgabe des Briefwechsels zwischen Gleim und Uz vor. — Eine Biographie Philipp Zesens wird von R. Dissel in Hamburg erwartet. — Robert F. Arnold in Wien ist mit einer umfassenden Arbeit über die deutsche Polendichtung des 18. und 19. Jahrhunderts beschäftigt. — In den von Schönbach und Seuffert herausgegebenen „Prager Studien“ wird eine Untersuchung von Johann Ranftl über Tiecks „Genoveva“ angekündigt. — Erich Schmidt wird in der Sammlung der „Führenden Geister“ eine Uhlandbiographie erscheinen lassen. Uhlands Gedichte wird er gemeinsam mit Hermann Fischer (Tübingen) bei Cotta herausgeben. — Die schmerzlich empfundene Lücke einer Neubearbeitung des 3. Bandes der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen von 1856 will Johannes Bolte mit Zuhilfenahme der Köhlerschen Kollektionen ausfüllen. — Von Georg Steinhausen, dem bekannten Jenenser Kulturhistoriker, der die vortreffliche „Geschichte des deutschen Briefes“ geschrieben hat, erscheint demnächst im Verlage von R. Gaertner in Berlin als I. Abteilung, einer von der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften subventionierten Sammlung: „Denkmäler der Deutschen Kulturgeschichte“ ein Band „Deutsche Privatbriefe des Mittelalters.“

Eine ganze Reihe sehr interessanter Werke kündigt der rührige Felbersche Verlag in Weimar für die nächste Zeit an, so: Reinhold Köhlers „Kleine Schriften“, herausgegeben von Johannes Bolte. 1. Band: Schriften zur Märchenforschung. — Dr. Markus Landau, Geschichte der italienischen Litteratur im 18. Jahrhundert. — C. Brockelmann, Geschichte der arabischen Litteratur. 1. Band. — H. Richter, Percy Bysshe Shelley. — Alex. Tille, Die Faustsplitter in der deutschen Litteratur (vollständig, ein Heft liegt bereits vor, als erster Teil einer Faustbücherei, Neudrucke zur Geschichte der Faustsage). — In der Sammlung „Litterarhistorische Forschungen, herausgegeben von Schick und Waldberg“ sollen als nächste Hefte Sieper, Les Echecs amoureux, und Stockman, Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts, erscheinen. *-ai-*

Notizen.

Die Manessische Liederhandschrift. Die große Heidelberger Liederhandschrift, früher nach ihrem langjährigen Verbannungsort die Pariser, auch wohl die Manessische genannt, wird jetzt, wie die „Nationalztg.“ mitteilt, von Dr. Friedrich Pfaff, Universitätsbibliothekar in Freiburg, mit Unterstützung des badischen Unterrichtsministeriums, in getreuem Textabdruck herausgegeben. Diese berühmte Liedersammlung besteht aus 426 Pergamentblättern von 0,355 Meter Höhe und 0,25 Meter Breite, die von verschiedenen Händen der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in zwei Spalten beschrieben sind. Fast alle der hundertvierzig Dichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, die die Handschrift in einziger Vollständigkeit enthält, ziert zu Anfang ein blattgroßes Bild, daß den Dichter bei der Arbeit oder in einer seine gesellschaftliche Stellung kennzeichnenden oder in seinen Liedern angedeuteten oder sonst aus seinem Leben bekannten Handlung darstellt. Es sind mehrere Maler zu unterscheiden. Den meisten Bildern ist das Wappen des Dichters beigegeben. Ohne genügenden Grund hat man in dieser Handschrift die Zusammenstellung der Liederbücher erblicken wollen, als deren Besitzer der Dichter Hadlaub den Züricher Rüdiger Manesse rühmt. Allerdings mag die Handschrift in der Gegend von Zürich entstanden sein; dafür spricht neben anderen Umständen die Mundart der Schreiber.*) Sichere Nachricht von ihr hat man jedoch erst um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Sie befand sich damals im Besitz des kunstsinnigen Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz in Heidelberg. Wahrscheinlich ist sie bei der Einnahme Heidelbergs im Jahre 1622 entwendet worden. Erst 1657 erscheint sie plötzlich wieder als Geschenk der beiden französischen Altertumssammler Pierre und Jacques Dupuy an die königliche, jetzt National-Bibliothek in Paris. Dort blieb sie, und auch die Jahre 1814 und 1871 konnten unserem Vaterlande das Kleinod nicht wieder zuführen, bis sie endlich durch friedlichen Kauf und Tausch im Jahre 1888 vom deutschen Reiche erworben und an ihrer alten Heimatsstätte, unter den Handschriftenschätzen der Heidelberger Universitäts-Bibliothek, niedergelegt ward. Von dem auf fünf Abteilungen berechneten Werke ist die erste erschienen. Ihr ist eines der schönsten Bilder der Handschrift, das des Grafen Rudolf von Neuenburg am See in Farbendruck beigegeben.

Ein „Unikum“. Die schwedische Zeitung „Luleåposten“ brachte vor einiger Zeit die Mitteilung, daß ein Volksschullehrer, Namens H. Akre in Radsö, im Besitz einer Anzahl Nummern von einer alten lappländischen Zeitung sei, der einzigen, die jemals in der Sprache der nordschwedischen Nomaden erschien. Der fragliche Moniteur wurde zu Beginn der achtziger Jahre von einem königlichen Länsverwalter redigiert und trug den beschwerlichen Namen „Muitalagje“. Diese Notiz wurde alsbald von südschwedischen Blättern nachgedruckt und von hier aus fand sie weiteren Eingang in die englische Presse. Ein Londoner Sammler, der zufällig in abgelegten Zeitungen „macht“, setzte sich daraufhin unverweilt mit dem besagten norwegischen Schulmagister in Verbindung und kaufte diesem nach einigem Feilschen das halbe Dutzend defekter Nummern für 500 £ ab. Der Kauf wurde von dem englischen Konsul in Tulea ins Reine gebracht. Jetzt hat sich reichlich ein halbes Dutzend anderer lappländischer „Makulatur“-Besitzer gemeldet, die ihr kostbares Eigentum zu gleich annehmbaren Liebhaberpreisen veräußern möchten. Reflektanten scheinen sich jedoch seither für das „Unikum“ nicht gefunden zu haben. *H. H.*

Der Büchermarkt

*(Die mit * bezeichneten Werke gingen uns zu. — Abgeschlossen am 1. November.)*

a) Romane und Novellen.

Björnson, B. Ueber den hohen Bergen. Bauerngeschichten 2 Bde. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Geb. in Damast M. 10,—.

Bonnet, J. Ring und Schwert. Roman aus der Zeit der Gegenrevolution im Ruhrthal. Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg. M. 4,— (geb. M. 5,—).

***Constant,** Benjamin. Adolphe. Roman Deutsch bearbeitet und eingeleitet von Josef Ettlinger. Halle a. S Otto Hendel. M. 0.75 (geb. M. 1,—, eleg. geb. M. 2,—).

***Eckstein,** Ernst. Die Hexe von Glaustädt. Roman. Berlin, Grote'sche Verlagshandlung. M. 7,— (geb. M. 8,—).

Eckstein, Ernst. Willibald Menz. Lavafluten. Stuttgart, Engelhorns Allgem. Roman-Bibl. 15. Jahrg. Bd. IV. Preis M. 0,50 (0,75).

Edler, K. E. Die Lindenbühler. — Das Geburtstagsgeschenk. (Kürschners Bücherschatz Nr. 108). H. Hillger. Preis M. 0,20.

***Fischer,** Wilhelm. Grazer Novellen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 2 Bde. M. 4,—.

---

*) Nach der Ansicht von F. X. Kraus in Freiburg sollte Konstanz ihr Ursprungsort sein. Für diese Hypothese trat neuerdings der Vorsitzende des Bodenseegeschichtsvereins, Graf Zeppelin in einer besonderen Publikation und in „Der deutsche Herold“ (Nr. 10) mit sehr gründlichen Beweisen ein. Sind diese stichhaltig, so verliert natürlich der Name „Manessische“ Handschrift seine Berechtigung vollends.

***Friedmann,** Alfred. Vorleben. Eine moderne Geschichte. Berlin, Hugo Steinitz.

***Friedmann,** Alfred. Verkehr. Novelle. Breslau, S. Schottlaender. M. 0.75 (geb. M. 1,—).

***Fontane,** Th. Der Stechlin. Roman 1. u. 2. Aufl. F. Fontane & Co., Berlin. M. 6,— (geb. M. 7,—).

Glaß, L. Im Mund der Leute. Erzählung. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Geb. in Damast M. 6,—.

Gnade, E. Sarkoschin. Roman. Dresden, C. Reißner. M. 5,— (M. 6,—).

Harder, A. Im Kaleidoskop. Roman. 3 Bde. Berlin, Otto Janke M. 10,—.

Höcker, P. O. Die Frau Rat. Roman. Leipzig, Paul List. M. 4,— (M. 5,—).

***Jüngst,** A. Strandgut des Lebens. Gesammelte Novellen. I. Bd Paderborn, Ferd. Schöningh. M. 2,60.

Jensen, W. Das Bild im Wasser. Roman. Dresden, Carl Reißner. M. 7,— (geb. M. 8,—).

***Keller,** Paul. Gold und Myrrhe. Erzählungen und Skizzen aus dem Erzieherleben. Paderborn, F. Schöningh. M. 1,60.

***Lans,** J. R. van der. König Karl und Widukind. Historische Erzähl. Autorisierte Uebersetzung von J. Olandus. Dülmen i. W., J. Horstmann.

***Mikszáth,** Koloman. Humoristische Romane und Novellen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Andor von Sponer und Jos. Jul. Graf Zamoyski. Bd. 1—3. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 1,50 (geb. M. 2,50) jeder Band.

***Müller-Rastatt,** Carl. In die Nacht! Ein Dichterleben. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs.

Mehr, A. B. Anna und andere Novellen. Adolf B. Mehr in Lemberg, Kopernika 9. M. 1.—.

Niemann, A. War sie schuldig? Roman. (Eckfteins illust. Romanbibliothek I. Jahrg. 7. Bd.) Berlin, Richard Eckstein Nachf. Preis M. 1,— (1,50).

Nielsen, Z. Die Kohlenbrenner. Erzählung. Aus dem Dänischen von P. Klaiber. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Geb. in Damast M. 4,—.

***Riehls,** W. H. Geschichten und Novellen. Gesamtausgabe in 44 Liefergn. zu 50 Pf. 1. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf.

***Spielhagen,** Friedrich. Herrin. Novelle. Leipzig, L. Staackmann. M. 3,— (geb. M. 4,—).

Stefan, H. Die Beichte einer Thörin. Berlin, August Deubner. M. 2,—.

Stenglin, F. v. Die Landpomeranze. Eine heitere Familiengeschichte. Berlin, Otto Janke. M. 4,—.

***Stursberg,** P. Im Unkraut. Roman. Leipzig, C. F. Müller. M. 4,— (geb. M. 5,—).

Telmann, K. Tod den Hüten! Eine sizilianische Geschichte. Dresden, Carl Reißner. M. 5,— (geb M. 6,—).

***Thieberg,** Alfons. Märchen aus dem deutschen Dichterwald. Berlin N. 28, Ernst Cummis Deutschverlag. M. 1,80.

Tödter, H. Heiderose. Leipzig, M. Heinsius Nachf. M. 2,50 (geb. M. 3,50).

***Trinius,** August. Ueber Berg und Thal. Thüringer Wanderskizzen. Berlin W., Fischer und Franke. Karton. M. 3,—.

***Trinius,** August. Kleinstadtluft. Allerlei Geschichten aus Lerchenthal. Berlin W., Fischer und Franke. Karton. M. 3,—.

Walther, L. Alltagsbilder mit Oberlicht. Geschichten aus dem Leben. Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg. M. 2,— (geb. in Leinwand M. 3,—).

Wichert, E. Vom alten Schlage. Roman in 3 Büchern. 3 Bde. Dresden, Carl Reißner. M. 8,— (geb M. 10).

b) Lyrisches und Episches.

***Avenarius,** Ferdinand. Wandern und Werden Erste Gedichte. Zweite neugestaltete Auflage. Buchschmuck von J. V. Cissarz. Florenz und Leipzig. Eugen Diederichs. M. 3,— (geb. M. 4,—).

***Brentano,** Clemens. Ausgewählte Gedichte. 2. Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh. M. 1.40.

***Ermatinger,** Emil und Rudolf **Hunziker.** Antike Lyrik in modernem Gewande. Frauenfeld, J. Huber. Geb. M. 1,60.

Jaenicke, A. Der Bergfried. Ländliche Dichtung in 3 Gesängen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1,50 (geb. M. 2,50).

***Jüngst,** A. Conradin der Staufe. Episches Gedicht in 20 Gesängen. 3. Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh. M. 3.—.

***Renner,** Gustav. Neue Gedichte. Charlottenburg bei Berlin, Schillerstraße 94a. Selbstverlag des Verfassers.

***Souchay,** Theodor. Lieder des Lebens. Neue lyrische und epische Dichtungen. Leipzig. Georg Heinrich Meyer. M. 3,—.

***Webers,** Fr. W. Spruchschatz. Aus dessen Werken gesammelt, geordnet und herausgegeben von Ludw. Wills. Paderborn, Ferd. Schöningh. M. 0,60.

***Spitta,** Philipp. Lieder aus der Jugendzeit. Herausgegeben von Sanitätsrat Dr. Peters (Bad Elster). Leipzig, C. G. Naumann.

***Witte,** A. M. Der Adler in Mark Brandenburg. Ein Hohenzollernlied. Berlin, Max Hochsprung. M. 2,50 (geb. M. 3,—).

c) Dramatisches.

***Felis,** Emmo. Ein Liebesdrama. Soziales Zeitbild in 3 Akten. Leipzig, Robert Friese. Sep.-Conto M. 2,—.

Grabbow, M. Geknickt. Drama. Berlin, Carl Hinstorff. M. 0,50.

Hübel, F. Apostel. Schauspiel. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—.

Keim, F. Münchhausens letzte Lüge. Lustspiel. Dresden, E. Pierson's Verlag M. 2,—.

Lähm, A. Zwischen den Dünen. Schauspiel. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1,—.

Lenz, L. Knospenfrevel. Drama. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1,50.

Lienhard, F Odilia. Legende in 3 Aufzügen. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. M. 2,—.

Lorenz, L. Gerettet. Lustspiel. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 0,75.

Rafael, L. Heinrich. Familien-Drama. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1,50.

Rafael, L. Der Prinz kommt. Lustspiel. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1,50.

Schäfer, M. Der Fremde. Dramatisches Gedicht. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 0,75.

d) Litteraturgeschichtliches.

***Meusch,** Dr. Ella. Die Frau in der modernen Litteratur. Ein Beitrag zur Geschichte der Gefühle. Berlin W. 35, Carl Duncker. M. 2,—.

Schönaich, Ch. O. Frh. v. Die ganze Aesthetik in einer Nuß oder neologisches Wörterbuch (1754). Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von A. Köster. M. 0,60 (geb. M. 0,80). Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. (Deutsche Litt.-Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben v. A. Sauer. Neue Folge Nr. 23—25.)

e) Verschiedenes.

***Ars amandi.** Zehn Bücher der Liebe. Herausgegeben von Richard Nordhausen. I. Bd.: Goethe, Byron, Heine, Lenau. Reich geb. M. 6,—. II. Bd.! Laclos; Les liaisons dangereuses, deutsch bearbeitet. Reich geb M. 7,50. Berlin, Fischer & Franke.

***Batka,** Richard. Musikalische Streifzüge. Mit Buchschmuck von J. V. Cissarz. Leipzig. Eugen Diederichs Verlag. M. 4,—.

***Borel,** Henri. Weisheit und Schönheit aus China. Autorif. Uebersetzung aus dem Holländ. von Ernst Keller-Soden. Halle a. S., Otto Hendel. M. 0,75.

***Bruchmüller,** Dr. W. Beiträge zur Geschichte der Universitäten Leipzig und Wittenberg. Berlin, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Weiser). M. 1,20.

***Katscher,** Leopold. Was in der Luft liegt. Zeitgemäßes. Berlin, Freund & Wittig. M. 4.—.

***Luther,** P. Deutsche Volksabende. Ein Handbuch für Volksunterhaltungsabende. Für die Praxis zusammengestellt. Berlin, Alexander Duncker. Geb. in Leinwand M. 3,—, elegant geb. mit Goldschnitt M. 4,—.

Antworten.

An zahlreiche Einsender. Es gehen uns fortwährend von Autoren direkt Bücher zumteil älteren Datums mit der Bitte um Besprechung zu. Wir können von den meisten dieser Einsendungen keine Notiz nehmen, auch im „Büchermarkt“ nicht, der nur Neuerscheinungen meldet, und uns ebensowenig mit einer Rücksendung solcher unverlangter Zustellungen abgeben. Besprochen werden nur neu erschienene Bücher und auch unter diesen nur solche, deren Wert es irgendwie rechtfertigt. Die Menge der Novitäten wird künftig eine noch genauere Auswahl nötig machen, als sie in den ersten Heften möglich war.

Herrn **P. H.** in **Lechenich.** Der Irrtum war bereits bemerkt worden. Sie finden ihn im „Echo d. Zeitschr.“ dieses Heftes unter „Die Zukunft“ richtiggestellt.

Berichtigung. In der Besprechung des Buches von Marie Herzfeld „Die skandinavische Litteratur“ (Heft 3, Sp. 194, Z. 24) ist zu lesen: „Der Nationalismus Georgs Brandes“ statt „Nationalismus“.

An die Mitarbeiter. Wir schließen die Redaktion für Heft 5 am 21. November, für Heft 6 am 5. Dezember, für Heft 7 am 17. Dezember

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Fr. Theinhardt, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburgerstraße 15/16.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger,
Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2573.
Verlag: F. Fontane & Co.,
Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 5
vom
1. Dezember 1898

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Inhalts-Tafel.

Spalte

Alfred Biese: Schleswig-holsteinische Erzähler (mit den Bildern von Wilhelm Jensen und Hermann Heiberg) 266
Carl Busse: Selma Lagerlöf (mit Bild) 273
Paul Raché: Neue holländische Litteratur 278
Julius Hart: Hauptmanns jüngstes Bühnenwerk 283
Sigmund Feldmann: Pierre Lotis Erstlingsdrama 287
Auszüge 290
Echo der Zeitschriften:
- Deutsches Reich 296
- Oesterreich (von A. L. Jellinek) 305
- Französische Schweiz (von Edward Stilgebauer) . . . 307
- Frankreich (von Candide) 308
- Spanien (von E. v. Ungarn-Sternberg) 309
- Norwegen (von Olaf) 310
- Polen (von J. Flach) 311
- Nordamerika (von A. von Ende) 313

Franz Muncker: Eine neue Litteraturgeschichte (mit zwei Bildern) 314
Erich Meyer: Vom historischen Roman 316
Hermann Conrad: Zur englischen Litteraturgeschichte 317
Besprechungen von Richard Maria Werner, Conrad Alberti, Max Bittrich, Ludwig Dexter, Siegmund Schott, Olga Wohlbrück, J. v. Keyserlingk, Paul Seliger, Eduard Engel, E. Breuning, Paul Holzhausen . 319
Bühnenchronik:
- Berlin 328
- Dresden 329
- München 329
- Stuttgart 330
- Wien 330

Nachrichten 331
Der Büchermarkt 333
Zuschriften 336
Antworten 336



Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen.

II.

Schleswig-holsteinische Erzähler.

Von Prof. Dr. **Alfred Biese** (Coblenz).

(Nachdruck verboten.)

Unsere moderne Kultur wirkt nivellierend. Tausende von Beamten- und Offizierssöhnen werden so oft von Ort zu Ort, von West nach Ost, von Süd nach Nord verschlagen, daß sie nicht mehr wissen, wo sie eigentlich zu Hause sind; ihre Sprache, ihre Art schleift sich ab. Gegen diese Vermischung und Verwischung der Stammeseigenart bäumt sich mit Recht das Kraftgefühl, das in Heimatliebe wurzelt, auf. Und so sammeln denn die einzelnen Lande und Provinzen nicht nur ihre Kunstdenkmäler, sondern halten Ueberschau über alles, was von anderen sie unterscheidet, vor anderen sie auszeichnet. Besonders aber der Dichter weiß nur zu wohl, daß seine Stärke nicht am wenigsten in der Tiefe dieses Heimatgefühls, in der Echtheit seiner Farben, in dem Erdgeruch liegt, der durch seine Dichtungen weht.

Was macht auch die schleswig-holsteinischen, Dichter, was macht Hebbel, Groth, Storm so groß? Ist es nicht das Heimatgefühl, ist es nicht die Kraft, die in diesem wurzelt? So herb und knorrig manches an dem einen und an dem andern, so lieblich und weich wieder anderes ist: ist dieses Widerspiel nicht ein Abbild der zwiespältigen Reize jenes so wundersam reich von der Natur ausgestatteten Ländchens? Wie anmutig lockt dich die Ostküste, mit ihren blauen Föhrden, mit ihren herrlichen Buchenwaldungen, ihren schweigenden Seen, ihren üppigen Wiesen und Kornfeldern! Und im Westen braust die Nordsee an das von Dünen umgürtete Land, das in seinem Marschboden unerschöpflichen Reichtum birgt, aber auch in seiner grünen Weide mit den blinkenden Gräben und den weidenden Ochsen, mit den von Bäumen und Hecken umfriedeten Höfen des ästhetischen Reizes nicht entbehrt. Und den mittleren Streifen Landes nimmt die „Geest“ ein. Der Boden ist leicht und sandig; das Korn gedeiht hier nicht in seiner üppigsten Fülle; weite Strecken sind von

Kiefern bewachsen, andere sind Moor- und Heideland. — Und doch welcher Zauber liegt über der Heide! Wie am Meer ergreift uns das Gefühl der Abgeschiedenheit und der Einsamkeit und der Unendlichkeit des Raumes; mit seiner Einförmigkeit wirkt eben das weite, waldlose Land wie die weite blaue See, wie der weite blaue Himmel. Es schleicht sich wie Ahnung des Ewigen ins Herz. Alles das bildet gleichsam den Grundakkord der Dichtung Storms, die getragen ist bald von Schwermut über die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit, bald von Daseinslust und unverwüstlichem Lebensgefühl.

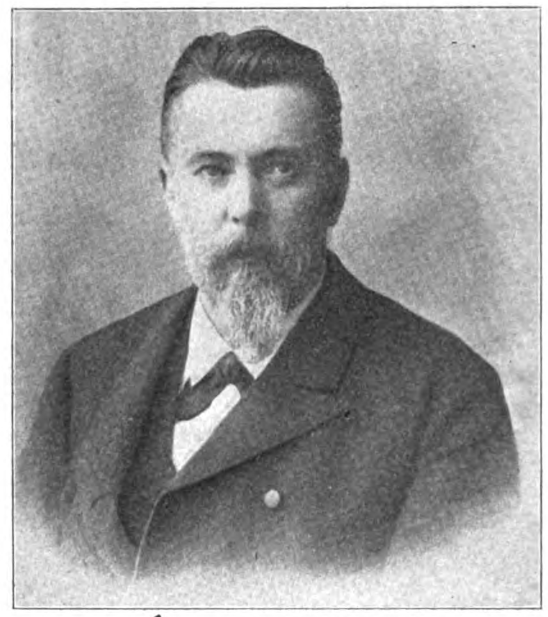
Storm starb am 4. Juli 1888. Sein Einfluß ist noch heute im Wachsen begriffen, so klein der Kreis seiner Gemeinde war, ehe er starb.*) Weil Storm gleichsam dem norddeutschen Empfinden die Zunge löst, ist sein Einfluß auf alle schleswig-holsteinischen Erzähler nach ihm sehr bedeutend. Dankbar bekennen es vor allem Wilhelm Jensen, der 1837 in Heilighafen geboren, seit 1866 eine erstaunliche Produktion an den Tag gelegt hat, und Hermann Heiberg, der 1840 in Schleswig geboren, seit 1881 nicht minder unerschöpflich sich gezeigt hat bis auf den heutigen Tag. Beide schaffen in ungestümem Drange des Gestaltens; was sie bieten, ist daher vom ästhetischen Standpunkte aus recht ungleich; sie wollen weniger in sich vollendete Kunstwerke der Novelle oder des Romans schaffen, als vielmehr spannen, unterhalten.

Storm war ein großer Künstler, ein Meister unter den Dichtern, Jensen und Heiberg sind hochbegabte Erzähler, erheben im einzelnen sich zu künstlerischer Höhe, aber sie zeigen nicht wie Storm — eine sich in sich selbst vollendende Entwicklung ihrer Kraft und Begabung; sie bleiben sich im ganzen wesentlich gleich, mag die Fülle der Personen, die Mannigfaltigkeit der Zeit- und Ortbilder, die sie entrollen, noch so groß sein; die Vorzüge und Mängel zeigt der eine Roman mehr oder weniger als der andere.

Betrachten wir z. B. von Jensen den im Todesjahre Storms erschienenen Roman „Die Runensteine“, etwas näher. Bestechend wirkt zunächst die farbenreiche Phantasie, der gedankenreiche, von nordischer Wehmut durchzitterte Geist, die oft glänzende Behandlung der Sprache, sodann, und zwar vor allem, das tiefe Heimatgefühl; auch durch seine Romane klingt es hindurch, was er in seinen Liedern singt:

Es legt die Heimat sich mit goldenen Banden
Um unsre Wollensfreiheit ernst und weich;
Die Scholle, drauf das Kind zuerst gestanden,
Ist heiliger Boden, dem kein andrer gleich.

Der Roman führt uns mit vortrefflicher Stimmungsmalerei an die See. Windeshauch und



Wilhelm Jensen.

Wellenrauschen, ja auch die große Naturorgel, der Sturm, und das Wüten des Weltmeeres durchtönen die Geschehnisse, die uns dargestellt werden. In der todeseinsamen Oede des Strandes sieht der Dichter drei Runensteine, auf jedem eine weibliche Gestalt; sie sind ihm Symbole der verschiedenen Lebensanschauungen: sub specie aeternitatis — vanitatis — brevitatis. Auf diese Begriffe hin werden nun die Gestalten des Romans zugeschnitten; schon dadurch kommt etwas Konstruiertes, Künstliches, Unwahrscheinliches hinein; der Geistliche, der bloß geistlich, aller Sinnlichkeit bar, neben seinem reizvollen Weibe dahinlebt, ist nicht minder unwahrscheinlich. Lange Exkurse über die Zeitverhältnisse stören den Eindruck der zweiten Hälfte; die Grundidee wird mit Bezug auf die edle Heldin dahin ausgesprochen: das Herz macht die Größe des Menschen, das ist das Ewig-Alte und doch Ewig-Neue und Unauslöschliche, was allein des Lebens Rätsel, wenn nicht zu lösen, doch zu binden vermag! „Der irdische Herzschlag der Menschenliebe“, oder wie Paulus sagt: „Hätte ich der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“

Wilhelm Jensen ist ein virtuoser Erzähler, aber der Gesamteindruck ist selten rein, die Vertiefung und psychologische Entfaltung der Charaktere ist selten eindringend und zwingend, so sehr wir auch manche großartig entworfenen, kulturhistorischen Bilder bewundern; namentlich in den letzten Romanen überwuchert eine künstlich gesteigerte Phantasie die Plastik der Linien und das edle Maß des Gefühls.

Bei Hermann Heiberg, den die stürmende, drängende Jugend in den 80er Jahren zeitweise auf den Schild erhob, ist besonders die Mischung von Romantik, Phantastik und dem die Zeit beherrschenden Wirklichkeitssinn, der bis ins kleinste Detail sich erstreckt, interessant. Er hat scharfe Beobachtungsgabe, ein erstaunliches Gedächtnis, das bei der Vielseitigkeit seines bewegten Lebens ihm

*) An Litteratur sei verzeichnet: Ed. Tempeltey (Vortrag, Kiel 1867), Th. Plüß (Vortrag v. J. u. O.), Ludw. Pietsch, Lebensskizzen (Westerm. Monatsh. Okt. 1868), Ludw. Pietsch, Wie ich Schriftsteller geworden bin (Bd. II, Berlin 1894), Emil Kuh in der „Wiener Abendpost“ (1874). Erich Schmidt. (Deutsche Rundschau 1880, Charakteristiken 1886), Paul Schütze (Th. Storm, sein Leben und seine Dichtungen, Berlin, Gebr. Pätel 1887), Joh. Wedde (Hamburg, Grüning 1888), Paul Remer (Berlin, Schuster und Löffler 1897). Ich selbst bin. — wie ich wohl sagen darf — unermüdlich für den herrlichen Mann eingetreten: Ed. Mörike und Th. Storm (18. Mai 1884, Litteraturbeil. z. Hamb Korresp). Theodor Storms Novellendichtung (ebenda 5 Essays, Juli 1884. Zu seinem 70. Geburtstage (Preuß. Jahrb. 1887, Sept.) Theodor Storm und der moderne Realismus (Berlin, Eckstein 1888) vergl. auch die Anmerkungen und Exkurse in m. kl. Schrift „Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie“ (Berlin 1889). Zur Erinnerung an Theodor Storm (Münch. Allg. Ztg., Nov. 1891); ferner vgl. m. „Lyrische Dichtung und neuere Deutsche Lyriker“ S. 94—119.

eine unerschöpfliche Quelle des Stoffes darbietet; er kann in seinen kleineren Skizzen charmant plaudern; überhaupt wird er nie langweilig; er spannt, reizt, stachelt, aber er erwärmt selten, erhebt noch seltener. Er kann hinreißend schreiben, um dann wieder durch einen häßlichen Ausdruck, ein überflüssiges Detail abzustoßen. Er ist oft zu herbe, zu peinigend in der Ausmalung des Entsetzlichen. Einzelheiten sind oft meisterhaft; die Gesamtwirkung ist oft unerfreulich, weil es an der künstlerischen Durchdringung fehlt. Der Humor blitzt aus mancher Erzählung heraus, aber ist er jemals alles beherrschende und versöhnende Kraft? Er kennt die Regungen der Kindesseele so genau, wie die Genüsse der Großstadt; er kennt das Leben in der kleinen Stadt bis ins Intimste; er ist im Salon zu Hause nicht minder als in der Wohnung der kleinen Leute; er beobachtet auch das Landschaftliche, die Stimmung in der Natur auf das schärfste; gar duftige, gar romantische Schilderungen sind in seinen Erzählungen verstreut; er kennt besonders aber die dämonischen Gewalten des Menschenherzens, daß wir erbeben („Ein Weib“; „Todsünden“; „Drei Schwestern“; „Eheleben“; „Fieberndes Blut“; „Graf Jarl“ u. s. w.).

Zu seinen besten und reifsten Erzählungen gehören „Die vornehme Frau“ und „Die Spinne“ (1890); das widerspenstige, schließlich gebändigte junge Mädchen ist eine Lieblingsgestalt Heibergs; da giebt er vortreffliche Momentbilder herzloser Selbstsucht und Backfischsprödigkeit, starren Eigenwillens, der da spricht: „Ich hasse die Schablone von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte.“ In dem Roman waltet eine sittliche Idee, das eiserne Sittengesetz „du sollst!“, während in anderen so oft der heiße Brodem der Leidenschaft, die Schwüle einer gewitterschwangeren Atmosphäre uns den Atem benimmt.

Zu den neueren Unterhaltungsschriftstellern Schleswig-Holsteins gehört auch P. G. Heims. (Pseud. Gerhard Walter), 1847 in Kopenhagen geboren, in Flensburg aber aufgewachsen und erzogen. Als kaiserlicher Marinepfarrer sammelte er auf seinen Seereisen reiche Eindrücke, die er in trefflichen Jugendschriften („Rund um die Erde“, „Kreuzerfahrten in Ost und West“, „Seespuk“. „Im Rauschen der Wogen, im Branden der Fluth“, in humoristischen Skizzen („Seemannslatein“), aber auch in manchem Novellenbande niedergelegt hat. Die Titel sind bezeichnend: „Fernab von der Straße“, „In stillen Winkeln“, „Auf einsamen Wegen“, „Unter einsamen Menschen“. Es ist ein frisches, fröhliches, aber mehr lyrisch-weiches, als episch-dramatisches Talent. Die Stimmungsbilder aus der Landschaft sind meisterlich, oft von echtem poetischen Duft; auch die Darstellung ist klar, knapp, straff; die Bilder treten in plastischem Leben, von Empfindung durchströmt, vor unsere Seele; der Stil grenzt oft ans Forsche und Burschikose des Studenten oder ans Schneidige des Offiziers; die Erfindung ist oft anfechtbar, und der Grundton wiederholt sich zu häufig, es fehlt an Modulationsfähigkeit. Das zeigen besonders auch die letzten kleinen Erzählungen, die im Ecksteinschen Liebhaberbande erschienen sind. („Hexe Lorelei“, „Wandlungen“).

Zweifelt man bei Gerhard Walter nicht selten an der Wahrscheinlichkeit seiner „Wandlungen“, so ist man in dieser Hinsicht auf sicherstem, nüchternstem Boden bei Adolf Holm, dessen „Holsteinische Gewächse“ (Leipzig, Liebeskind 1896) weder sentimentale Ergüsse noch gekünstelte und gedrechselte Menschen wie Auerbachs Dorfgeschichten u. a. zeigen, sondern ganz waschechte Dorfgestalten, sei es nun Krischan Dreier mit seiner Orgel oder Line, „das kräftige, dralle wohlgeformte Mädchen, das da auf dem Höker melkend die Milch in den Eimer strollen läßt“, oder Heineri der Burvogtsknecht, oder der Halbknecht Detlef. Nicht minder echt holsteinische Gewächse sind die Muh-muh-Kuh und Mutter Fanni-Pferd mit ihrem Füllen Süde, deren Leben und Empfinden sich aufs engste mit dem der Menschen verflicht; denn keine Kluft trennt sie, sondern sie sind gleichsam erd- und sinnverwandt und tauschen vertraute Zwiegespräche. Es sind echteste, unverfälschte Naturlaute in diesen anspruchslosen Dorfskizzen; sie heimeln den Kenner und Liebhaber ungemein an; alles ist farbenecht, sei es nun die Zeichnung der beiden Buben, die wie zwei Kampfhähne sich gegenüberstehn, in dem Geschichtchen „Post holen“ oder der Aberglaube in „Hexenkram“ oder die Leiden und Freuden nicht nur eines Gänsehirten, sondern auch der Gänse selbst im „Gausharr“; die Detailmalerei ist von allerhand kleinen humoristischen Lichtern durchflimmert. Vielleicht würden diese harmlosen Erzählungen noch mehr wirken, wenn sie ganz — nicht bloß in den Reden, — im biederen holsteinischen Platt gehalten wären. Von scharfer Beobachtung des niederdeutschen Volkslebens zeugen auch die neueren zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben „Köst und Kinnerbeer (Leipzig, Liebeskind 1897); da fehlt es nicht an gewisser Breite hie und da, und so geringfügig auch das ist, was so die kleinen Leute bewegt, für sie selbst ist es groß und zwingend, und der Erzähler versteht es, unsere Theilnahme zu wecken, uns mitleiden und mitfreuen zu machen. Es steckt gesundes, kerniges Bauernwesen in dem Buche; wer das liebt, dem klingen seine Laute traulich, heimlich.

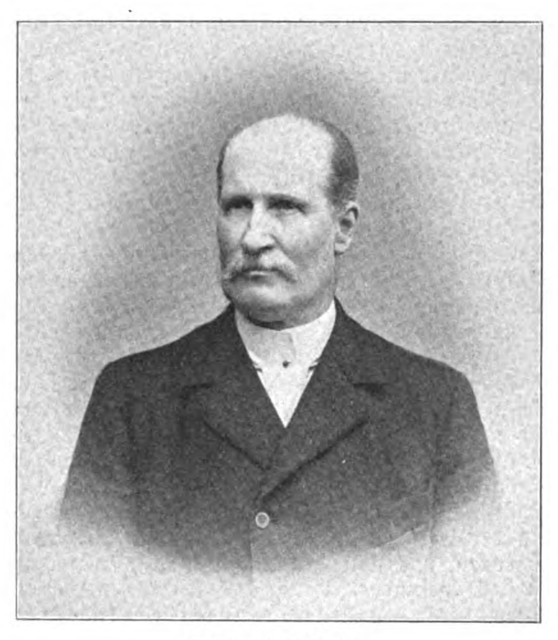
Unter den plattdeutschen Erzählern, die dem trefflichen Altmeister Klaus Groth und dem kleineren Talente Johann Meyers nachgeeifert haben, ragt Johann Hinrich Fehrs (zu Mühlenbarbeck bei Kellinghusen 1838 geb.) hervor, der schon 1876 das allerliebste Büchlein „Lütj Hinnerk“ herausgab und dann 1887 „Allerhand Slag Lüd, plattdeutsche Erzählungen“ folgen ließ. Gemütswärme und Schärfe der Beobachtung vereinen sich hier mit Schlichtheit.

Den platten, alltäglichsten Philister-Humor hat Julius Stinde (in Kirchnüchel bei Eutin 1841 geboren) in seinen Buchholziaden verkörpert.

Feine realistische Genre-Bilder des kleinstädtischen Lebens, besonders vor 1864 in Holstein, bietet Charlotte Niese (auf der Insel Fehmarn geboren) in ihren meisterhaften Skizzen „Aus dänischer Zeit“ (Gesamtausgabe bei F. W. Grunow in Leipzig). In das gemütvoll geschilderte Kindertreiben spielen gar ernste Ereignisse hinein und spiegeln uns trefflich die Zeit wieder, und ein bald liebenswürdig heiterer, bald etwas herber Humor umleuchtet alle diese etwas altväterischen Gestalten einer versunkenen dörflichen Welt. Man spürt auch bei den Geschichten aus Holstein und in der Hamburger Erzählung „Licht und Schatten“, daß das Erzählte erlebt ist, und zwar erlebt mit scharfem Auge und mit einem warmen Gemüt. Das soziale

Elend der Cholerazeit findet hier eine herzbewegende Darstellung.

Von Storm, aber auch von Liliencron[1]), der als ein Erzähler, wenigstens in flotter Zeichnung, namentlich von Schlachtenscenen (Krieg und Frieden, Unter flatternden Fahnen, Eine Sommerschlacht) Großes erreicht, im übrigen keine psychologische Entfaltung der Charaktere anstrebt, ist unter den neuesten Dichtern besonders Timm Kröger (zu Haale in Holstein 1844 geboren, Justizrat in Kiel) beeinflußt. Seine ersten Novellen („Eine stille Welt“) und besonders „der Schulmeister von Handewitt“ (die 2. Auflage erschien kürzlich unter dem gerade nicht sehr glücklichen Titel „Schuld?“ in Kiel) zeigten neben einem überaus feinen und



Hermann Heiberg.

eigenartigen Natursinne, der der Düneneinsamkeit all' ihren Zauber zu entlocken weiß, neben der scharfen, halbsatirischen Schilderung der Bauern und Knechte, eine kraftvolle, sichere Führung der Handlung, eine meisterhafte Psychologie des Lasters und des Schuldgefühls, die an dem ungleichen Ehepaar Jörg eine so tragische Katastrophe herbeiführen. Vielleicht noch höheren Genuß gewinnen wird vor allem, wer den Reiz schleswigholsteinischer Landschaft an sich erfahren hat, beim Lesen des Büchleins „Die Wohnung des Glücks“ (Berlin, Schuster und Löffler, 1897). Wer die wunderbare Elegie der Natureinsamkeit um Eider und Giselau empfunden hat, wer den flimmernden Sonnenglanz um Heide und Moor und Au zittern oder das Licht hat ersterben sehen im farbigen Herbstwald, der wird das beseligende Heimatgefühl nachempfinden, das den Zurückkehrenden erfüllt und hier einen so köstlichen Ausdruck findet. Man spürt, es ist ihm alles heilig, was er da wiederschaut, alles ist seinem Herzen nahe. Bald verwebt uns der Erzähler Rausch und Heimatsinn und Metaphysik in einander, bald enthüllt er uns die Geheimnisse eines Bauernlebens, das auch nicht frei von innerem Kampf, von schrecklicher Gewissensangst ist. Namentlich diese ist wahrhaft grotesk geschildert.

Erst in diesem Jahre hat sich als Erzähler und Dichter hervorgethan, der als Kritiker im „Kunstwart“ sich einen Namen gemacht hat und zu großen Hoffnungen berechtigt — weshalb er auch in dem Prachtwerke „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“, (Kiel, Lipsius u. Tischer 1897) in bengalischer Beleuchtung erscheint —: Adolf Bartels. Er ist, wie sein engerer Landsmann Hebbel, in Wesselburen geboren (1862). Einen sehr interessanten Roman hat er unter dem Titel „Die Dithmarscher“ vor kurzem veröffentlicht (Kiel, Lipsius u. Tischer 1898). Aus ihm tritt uns die ganze urwüchsige, elementare Kraft dieses nordischen Volksstammes entgegen, der Mark in den Knochen, Eisen im Schädel, aber auch ein Herz von Stahl hat, das wohl biegsam ist, aber nicht bricht. Das erste Buch ist betitelt „Die Schlacht von Hemmingstedt“; in kurzen Zügen zeichnet der Erzähler darin die Vorgeschichte, die Schlacht von Bornhövede, in der der Dänenkönig Gerhard der Große aufs Haupt geschlagen ward, und den jähen Untergang seines Enkels in der Hamme; und dann entrollt sich vor uns ein reiches Zeitbild aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Es ist eine herbe, derbe, hochfahrige, halsstarrige Menschenart, die sich da in dramatischer Lebendigkeit, vor allem in Gesprächen und noch mehr in Thaten kundthut, die schlicht und doch eindrucksvoll ohne rhetorische Mittel geschildert werden. Wohl stehen im Mittelpunkt der düstere, kalte Karsten Holm und sein stürmischer, heißblütiger Bruder Johannes, aber der Held des Romans ist doch das ganze Volk, das in allen seinen Schichten, in seinen Männern und Frauen, in seinen Regenten, in den alten Geschlechtern der verschiedenen Städte, in Bauern und Handwerkern anschaulich und lebensvoll uns vorgeführt wird. Die Schlacht selbst ist ein Meisterstück der Schilderung, nicht minder die Psychologie des Landesverrates durch Karsten Holm und sein Tod unter dem Beil des Bruders. Der ganze Roman ist gleichsam die Tragödie eines Volkstums; er wirkt erschütternd durch seine tragische Konsequenz, durch die Unerbittlichkeit eines Geschickes, das den Hochmütigen zu Fall bringt, das die Stärke und Kraft umwandelt zu Bedingungen des Sturzes und Unterganges. Aber in das düstere Bild spielen auch heitere, milde Lichter hinein, auch hier wirft die Liebe einen versöhnenden Schimmer über die herben Thatsachen, und selbst die Starrheit eines Johannes Holm löst sich schließlich in Milde und Frieden.

Es ist, wie man sieht, eine Fülle von Gesichten, die uns grüßen, wenn wir die schleswig-holsteinische Litteratur des letzten Jahrzehnts vor uns passieren lassen. Die deutsche Erzählungskunst hat hier eine Reihe ihrer besten Vertreter gefunden. Aber auch die Lyrik (über die ich in meinem Buche „Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker“, Berlin, Wilhelm Hertz 1896, eingehend gehandelt habe) besitzt unter den Lebenden in Groth, Jensen, Liliencron Namen von Glanz und Rang. Nur für die deutsche Bühne hat der Boden Schleswig-Holsteins seit Hebbels Lebzeiten keine Früchte von Dauer mehr getragen.



[1]) Eine besondere Studie über Liliencron zu bringen, behalten wir uns vor, ebenso über Klaus Groth, der als Lyriker in diesem Zusammenhang außer Betracht blieb. D. Red.

Charakteristiken

Selma Lagerlöf.

Von **Carl Busse** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die Dichter des skandinavischen Nordens tragen fast alle Waffen. Sie stehen in einem heimlichen Kampfe. Sie sind, wie es der Titel eines Romans von Kristian Elster nennt, „gefährliche Leute". Unser Land, heißt es in diesem Buche, ist eines von den stillen Plätzen, wo die Ideen, die sich ausgelebt haben, eines friedlichen Todes sterben.

Aber der Tod ist nicht einmal friedlich. Wenn man sich den kleinen Norden mit seiner Fülle von Talenten vorstellt, die nicht genug Spielraum haben, dann versteht man erst das Wort von Georg Brandes, daß die deutschen, französischen, englischen Dichter gar nicht wüßten, wie glücklich sie seien. Die nordischen sind wie die Dichter in einer Kleinstadt. Das ist ihr Glück und Unglück. Sie finden so wenig Verständnis; das Echo ihres Wirkens kommt aus der Ferne, aus den großen Kulturländern; ihre Umgebung feindet sie an; ihr eigenes Land ist ohnmächtig. Dadurch kommen sie in einen ewigen Gegensatz erst zur Masse, dann aber auch zu ihrem Volke — in einen Gegensatz, der ihnen für die Zeit viel giebt, ihnen für die Dauer aber mehr nimmt.

Man kann genau unterscheiden, wie unter den gleichen Verhältnissen die nordischen Poeten sich in zwei Richtungen scheiden. Die einen sind die ewigen Kämpfer, und Ibsen ist hier voran. Sie sind die Unversöhnlichen und Unerbittlichen. Ironie und Satire sind ihre Hauptwaffen. Die Gesellschaftsmoral, die kleinliche Korrektheit ihre Hauptfeinde. Sie kommen selten oder nie von der Tendenz los. Björnson, Strindberg, A. Skram, Kristian Elster, Kjelland, die Leffler, A. Garborg und wie sie heißen — sie alle standen in Kämpferstellung, sie alle warfen ihrem Volke einst „den Totenkopf" auf den Tisch. Das unterschied sie; das machte auf sie aufmerksam. Aber das machte sie auch unfrei. Sie wurden keine Könige, keine befreienden Götter. Ich glaube, man darf schon heute sagen, daß der Ruhm der meisten zeitlich begrenzt sein wird; daß das Gewicht ihrer Namen das ihrer Leistungen übertrifft und beides über kurz oder lang sich wird ausgleichen müssen.

Bei einer zweiten Gattung nordischer Dichter giebt es keinen Kampf. Sei es, daß er aufgegeben ward aus Schwäche, sei es, daß er aus der Einsicht seiner Vergeblichkeit gar nicht erst unternommen wurde. Aber der Gegensatz zum Volke auch hier. Die Dichter werden ganz exklusiv. Sie glühen alles in sich hinein, sie sind müde Seelen. Das Leben der Gegenwart, das wache Licht des Tages vermeiden sie. Ueber dieser schlechten Welt bauen sie sich eine herrliche, andere, phantastische. Die Phantasie erhält Macht über sie. Die Phantasie führt sie in verklungene Zeiten, zu entschwundener Größe, in Glanz und Pracht der Vorzeit. Oder sie schaffen sich mit ihrer kranken, weil alleinherrschenden Phantasie Geschöpfe voll merkwürdiger Unwirklichkeit. Arne Garborg's „Müde Seelen" sind dafür typisch; Jens Peter Jacobsen ist der Klassiker dieser Richtung.

Wenn wir alle diese Bücher lesen, so müssen wir ein total falsches Bild vom Norden bekommen. Es wäre interessant, einen nicht litterarischen Skandinavier einmal über das Verhältnis der Dichtergestalten zum allgemeinen Volkstypus reden zu hören. Dann erst würden wir, die wir Fremde sind, die ungeheure Kluft einsehen, die sich im Norden zwischen Volk und Dichter, zwischen Wirklichkeit und Phantasie geschoben hat. Dann erst würden wir erkennen, wie wenig befreiend diese nordischen Götter sind. Sie haben keine hellen Augen, da diese Augen zornig sind oder träumend. Sie haben keine freie Seele, da diese Seele verbittert ist oder müde. Sie können nicht lachen.

Auch die Dichterin, die seit kurzem in den Kreis der nordischen Erzähler getreten ist und an Bedeutung die meisten überragt, kann den Zwiespalt nicht ganz verleugnen. Aber ihre Größe ist, daß sie der freien Seele am nächsten kommt. Sie würde unbedingt in die zweite unterschiedene Richtung fallen. Sie ist tendenzlos; sie kommt ohne Rüstzeug, ohne Groll, ohne Anklage. Ihr Herz will sich freuen, sie liebt das Strahlende, das Schöne und Starke. Sie liebt deshalb die Vergangenheit; sie liebt die Helden und die Märchenprinzen. Aber sie hat gleichfalls diesen Ueberschuß an Phantasie, dieses Sich-Abwenden von der Gegenwart; sie stellt sich nicht kämpfend ihr gegenüber, jedoch ablehnend. Sie sieht das Gebrochene, Graue in der Zeit; sie sieht das Vernichtende des Geistes der Selbstkritik; sie ist selbst vielleicht nicht unberührt davon und deshalb nahm sie die Macht ihrer Schwingen zusammen und flog mit allem, was ihr Herz an Glauben, an Träumen, an Lebenslust hatte, in jene Tage zurück, da das Leben ein Fest war, ein Märchen, ein goldner Leichtsinn, eine Kette kühner Abenteuer. Diese Dichterin heißt Selma Lagerlöf.

Man muß den Namen Selma Lagerlöf wiederholen. Denn er würde verdienen mit stärkster Betonung genannt zu werden, wenn er nur vor diesem einzigen Buche „Goesta Berling"*) stände. Der Haessel'sche Verlag in Leipzig, dessen einheitliche Leitung wohl manchen andern Verlegern zum Muster dienen darf, hat uns Deutschen das Buch vermittelt. In Kürze werden sich unsere Uebersetzer auf alles stürzen, was diese Selma Lagerlöf herausgiebt. Und nach den bisherigen Proben werden sie ausnahmsweise Recht daran thun, denn ein so starkes Talent hat lange nicht zu uns gesprochen.

„Die Kavaliere auf Ekeby" würde das Buch besser heißen als Goesta Berling. Denn Goesta ist nur einer aus der Tafelrunde, allerdings der Strahlende und Glänzende, der Sieger und Poet, der „Stärkste und Schwächste unter den Menschen." Selma Lagerlöf ist so verliebt in ihn wie alle Weiber ihres Buches. Er tritt immer wieder in den Vordergrund, er erlebt die kühnsten Abenteuer und die interessantesten Geschichten, sein früheres Leben wird in der Einleitung vor uns aufgerollt,

*) Goesta Berling. Eine Sammlung Erzählungen aus dem alten Wermland von Selma Lagerlöf. Aus dem Schwedischen vortrefflich übersetzt von Marg. Langfeld. Zwei Teile. Leipzig, H. Haessel.

bis es in den Rahmen tritt, in dem es sich ganz entfaltet. Und wunderbar genug ist dieser Rahmen. Der langgestreckte märchenhafte Lövsensee, die üppige Ebene, die blauen Berge Wermlands — das ist der Schauplatz. Auf einem der Herrenschlösser regiert die Majorin Sanzelius, die reichste und mächtigste Frau der Gegend. Sie hat ein Kavalierhaus gebaut für die Kavaliere — die zwölf leichtsinnigen, fröhlichen, kühnen, armen Kavaliere. Das sind merkwürdige Männer. Irrende Ritter, Abenteurer, pensionierte Offiziere, die hier einen Hafen fanden, die alle ein stürmisches Leben hinter sich haben, deren jeder sich von dem andern in einer Hauptbegabung unterscheidet. Diese Kavaliere erhalten ein ganzes Jahr lang die Herrschaft über alle Güter der Majorin; ein ganzes Jahr lang schwingen sie in tollster Lustigkeit das Szepter; ihre Streiche und Abenteuer erzählt Selma Lagerlöf. Der Schauplatz bleibt stets derselbe; die Personen gleichfalls. Aber die Geschichten unter sich hängen im übrigen nicht zusammen. Sie spiegeln alle ein Leben, an das wir Kinder der Gegenwart mit Sehnsucht denken; ein Leben der Vergangenheit, das eine Kette von Festen war; ein tolles Genießen, ein Sich-Berauschen an Pracht und Glück. Die Menschen, die da vorbeiziehen, sind nicht wie wir. Die Männer sind brutal und kinderfröhlich, die Frauen schöner, kräftiger. Alle aber sind naiver als wir, unzersetzter, in jedem Augenblick ganz ihr Leben auskostend, ohne Gedanken an die Vergangenheit, ohne Gedanken an die Zukunft. Wie Fremdlinge staunen wir sie an.

Selma Lagerlöf hat sie mit Legenden umkleidet. Sie hat sie weit von uns entfernt. Alles scheint größere Macht zu haben als heute. Die Lustigkeit ist wilder, sinnloser; der Schmerz zermalmender. Höchstes Glück und herbste Tragik stehen so dicht zusammen. Wir würden uns nicht wundern, wenn diese Menschen Unmögliches thun; wir wundern uns nicht über Zufälligkeiten. Denn wir atmen fast die Luft des Märchens. Und doch wieder krystallisiert sich das Menschliche so klar heraus wie selten. Man kann die Kunst dieser Dichterin gar nicht genug bewundern. Mir war bei einigen Szenen zu Mute, als ob ich Shakspere lese: mit so kühnem Pinsel sind die Gestalten gleichsam in die freie Luft gemalt, Gestalten voll höchsten Lebens, die doch wieder kaum die Erde berühren, die nicht unwirklich, aber überwirklich sind, die sich auswachsen zu Symbolen. Es ist etwas primitiv-großartiges darin. Die Striche, mit denen einige dieser Gestalten umrissen sind, erscheinen, wenn ich an unsere deutschen Erzähler denke, fast roh, aber wie kühn, wie sicher! Man könnte diese Erzählungen vermenschlichte Legenden nennen. Der Hauch der Legende liegt noch darüber.



Mit kluger und reicher Kunst hat die Dichterin diesen mythischen Zug bis zu Ende festgehalten. Uralte Sagenmotive klingen an, geheime Naturmächte sind wirksam, unter dem Einfluß der Naturmächte stehen die Menschen. Die heilige Zwölfzahl, das ist die Zahl der Kavaliere. Die berühmte Tafelrunde der Sage scheint vor uns aufzusteigen. Goesta Berling ist eine Art ins Nordische übersetzter Don-Juan-Typus. Sintram, das ist der Böse, der Teufel, der schlaue Verführer. Der Tod geht vor uns mit seiner Sense. Die Hexe vom Dovrefjeld bettelt am Seeufer, und rote Erdschnecken, die Eiter spritzen, kommen in ihrem Gefolge an die Thürschwellen gekrochen. Und wie eine Gestalt der Legende wandelt die Majorin mit dem grauen Haar, verstoßen, mit dem Mutterfluch beladen, ihre graue Straße auf und ab.

Der Stil paßt sich dem an. Es ist fast der Stil alter Gedichte. Er erhebt sich an manchen Stellen zu großer Höhe. Er liest sich wie sich Verse lesen. Er scheidet alles Nebensächliche aus. Weshalb die Ehe der jungen Gräfin getrennt wird, ist gleichgültig; die Hauptsache bleibt: sie wird getrennt. Darüber verliert Selma Lagerlöf wenig Worte. In ein paar Sätze faßt sie oft ganze Novellen. So beginnt eine ihrer Skizzen: „Ein Bauer, der einen Mönch ermordet hatte, floh in die Wälder und wurde geächtet. Er traf dort einen andern Vogelfreien an.“ Darauf zwei Sätze, daß sich beide zusammenthaten, auf die Jagd gingen und das Wildpret heimlich „in den Wohnungen der Menschen“ vertauschten. „Hierdurch wurden die Vogelfreien in Stand gesetzt, ihr Leben zu fristen.“ Welcher moderne Dichter schreibt so? Wer wagt es, so königlich einfach zu reden und so frei mit seinem Stoffe zu schalten? Aber so spricht Selma Lagerlöf nicht immer. Sie mischt sich selbst im Gegenteil fortwährend ein; sie unterbricht die Erzählung fortwährend lyrisch. Sie beginnt: „Still, um Gotteswillen still! Es summt über meinem Haupte . .“; sie redet die Wälder an und die Landzunge, sie sagt „liebe Freunde“ zu uns und schilt und tröstet die Kavaliere, sie erhebt den Finger und spricht: „O ihr Kinder der Jetztzeit!“ oder zärtlicher: „O ihr Frauen vergangener Zeiten!“ Sie reflektiert dazwischen und läßt dann wieder die Personen sich selbst aussprechen, ihre Wünsche, Stimmungen, Gedanken, um schließlich objektiv und in grandioser Klarheit zu erzählen. Und man hat das Gefühl, als müßte das alles gerade so und nicht anders sein.

Das Aeußere ihrer Menschen entspricht bei ihr gewöhnlich ganz dem Inneren. Sintram der Böse hat einen plumpen Affenleib, lange Arme, einen kahlen Schädel und eine grinsende Fratze. Goesta dagegen erhält alle Attribute der Schönheit. „Er

war jung, hochgewachsen, schlank und blendend schön. Hätte man ihm einen Helm aufgesetzt, so hätte er zum Modell für die Marmorstatue des schönsten Atheners gepaßt." Er besitzt die tiefen Augen des Dichters und das runde feste Kinn des Feldherrn; alles an ihm ist von Genialität durchglüht. Gerade im Gegensatz zu Sintram ist er der „Lichtbringer", der junge Gott. Er wird der „Unbesiegbare", der „geborene König" genannt. Auch die Hexen erkennt man gleich. Sie sind die richtigen Hexen, wie wir sie als Kinder uns vorstellen, alt und zahnlos und humpelnd, direkt herausgeschnitten aus dem Märchenbuch. Wir grüßen sie als gute Bekannte. Und ebenso natürlich ist es, daß die arme junge Gräfin, die so edelmütig ist und mit ihren zarten Füßen in der Fremde umherirrt wie eine Magd, auch bildschön ist. Ihre volle Meisterschaft, in einigen Sätzen ein plastisches Bild zu geben, bewährt Selma Lagerlöf aber erst in der Zeichnung einiger Kavaliere. Man sieht den „Vetter Kristoffer", der mit Napoleon durch die Welt gezogen, ordentlich vor sich, wenn das ihm gewidmete Kapitel beginnt: „Im Kavalierhause lebte ein alter Raubvogel. Er saß stets in der Ofenecke und paßte auf, daß das Feuer nicht ausging. Er war grau und plusterig. Der kleine Kopf mit dem großen Schnabel und den erloschenen Augen hing traurig an dem langen mageren Halse, der sich aus einem dichten Pelzkragen erhob. Denn der Raubvogel trug auch im Sommer einen Pelz." Sieht man nicht ebenso in den Lagerlöf'schen Novellen*) den Krämerkommis, der „schneckenfett" ist?

Selma Lagerlöf liebt überhaupt die Vergleiche aus der Natur. Hauptmann Lennart, „Gottes Wandrer" wird er genannt, entdeckt am Sterbebett eines Bauern, daß über ihn die Gabe des kraftvollen Wortes und der großen That gekommen ist, ohne daß er es gewußt hat. Und nun zittert er vor diesem Neuen „wie ein Schmetterling auf der soeben verlassenen Puppe, dessen Flügel sich schimmernd im Sonnenschein entfalten". Ein schöneres Bild hat die Dichterin nie gefunden, so verschwenderisch sie auch mit Metaphern ist. Sie verlebendigt alles. Die leidenschaftlichen Wünsche und Begierden, das sind keine Begierden mehr, sondern Greife, Sturmvögel mit feurigen Flügeln und stählernen Klauen. Der Geist der Selbstkritik, das ist kein Abstraktum, das ist etwas, was mit gekrümmten langen Fingern in uns sitzt und unser Wesen zerpflückt, wie alte Frauen wollene und seidene Lappen auseinanderzupfen. Und umgekehrt wieder: wenn Anna Stjärnhök ewig hinter sich die Schellen vom Schlitten des bösen Sintram läuten hört, so sind das gar keine rechten Schellen, es ist der Zweifel, das böse Gewissen, die Angst. Und ebenso sind die Wölfe, die hinter Goesta's Schlitten jagen, noch ganz etwas anderes als bloße Wölfe; und die Elstern, die Gräfin Märta belagern und auffressen wollen, das sind eigentlich keine Elstern. Das sind ihre Phantasien; der Geist, der Ewighungernde, der von Spiel und Schein nicht leben kann, zerfleischt sich selbst schließlich.

Damit kommen wir auf die allgemeine sittliche Tendenz des Buches. Denn nicht nur eine dichterisch großartiges, nicht nur ein geistvolles, sondern auch ein sittliches Buch ist dieser Goesta Berling. Es ist ein Buch der Phantasie gegen die Phantasie. Ein Buch der Schönheit gegen die Schönheit. Wohlgemerkt nur gegen die Phantasie und die Schönheit, die völlig die Lebensführung übernommen haben, die unsere Bahn nicht mehr begleiten, sondern leiten. Das Leben wird durch sie zu Spiel und Schein; der Geist hungert ewig und zerfleischt erst andere, dann sich selbst. Das Regierungsjahr der Kavaliere in Ekeby ist die Probe darauf. An die Stelle der sittlichen Mächte des Lebens treten die ästhetischen. Alles geht daran zu Grunde.

*) Unsichtbare Bande. Novellen von Selma Lagerlöf. Leipzig, G. H. Meyer.

Aber wie Faust gerettet wird, wird Goesta Berling gerettet. Zwar, ich glaube nicht an den Schluß, ich glaube nicht an die Zukunft. Die Kavaliere müssen doch eben Kavaliere bleiben. Es liegt in ihrer Natur. Sie werden es nicht mehr so gut haben und sich zwar nicht mehr im Schönheitsgenuß, aber in der Schönheitssehnsucht verzehren. Goesta wird gerettet, sagte ich, wie Faust. Die Arbeit läutert ihn, das „Ewig-Weibliche" trägt auch ihn empor. Labor vincit omnia steht auf Onkel Eberhards Kiste, doch eigentlich, sagt Selma Lagerlöf, müßte darauf stehn: Amor vincit omnia. Labor und Amor — sie bewirken Don Juans Erlösung wie die Faust's. Es ist der Sieg der sittlichen Lebensmächte über die ästhetischen.

Auch ein andrer nordischer Erzähler, einer der besten, ist einst einer ähnlichen Tendenz nahegekommen: Knut Hamsun. Aber er blieb zu früh stehn, er sah nicht tiefer. Er schrieb nur ein Buch gegen die Dichter. Selma Lagerlöf das bedeutendere gegen die Schönheit. Knut Hamsuns Werk war ein Befreiungsversuch. Das der Lagerlöf vielleicht auch. Ich sage vielleicht, weil dieser Goesta Berling zu bedeutend ist, als daß man ihn gleich übersehen könnte und weil wir in Deutschland noch so garnichts Näheres von der Dichterin wissen. Ich habe oft geschwankt, ob ich hier eine Dichtung voll höchsten Raffinements vor mir habe, oder eine Dichtung voll der natürlichen Einfachheit und Größe des Genies. Beides wird sich wohl darin verbinden. Aber unleugbar fest steht das Eine, daß dieser „Goesta Berling" eins der gewaltigsten Bücher ist, die der Norden uns je herübersandte. Ein Buch, mit dem wir schwerlich so bald fertig werden dürften.



Neue holländische Litteratur.

Von **Paul Raché** (Hamburg).

Nachdruck verboten.

Es giebt kaum ein Land in Europa, das so wenig von sich reden macht, wie Holland, und kaum eine andere Litteratur, die trotz ihrer geistigen Regsamkeit und einer erstaunlichen Produktivität so wenig bekannt ist im Auslande, wie die holländische. Es ist das zu bedauern im Interesse Hollands und seiner Litteratur. Denn Land und Schrifttum verdienten mehr bekannt und weniger verkannt zu werden, als es thatsächlich heute der Fall ist. Man weiß wohl was Holland, die einstige Beherrscherin der Meere,

das Land Rembrandts, de Ruyters und Joost van den Vondels, einst war, aber man weiß nicht, was das Holland von heute noch ist, man weiß nicht, daß es weit mehr ist, als die Ruine einer großen Vergangenheit. Man stellt sich Holland vielfach vor als ein Land, das sich im Glanze seiner Vergangenheit sonnt und in diesem Rückerinnern an die einstige Größe und Herrlichkeit die Fühlung mit dem modernen Leben verloren hat. Und doch ist Holland ein Land, das mitten drin steht in dem wirtschaftlichen und geistigen Zusammenstreben der modernen Zeit, als ein vollwichtiger Faktor, der nicht unbeachtet gelassen werden darf. Die Krönungstage, die in den ersten Septembertagen dieses Jahres die Aufmerksamkeit der gesamten gebildeten Welt wieder nach Holland lenkten und das staunende Europa Zeuge sein ließen von einem an dem kühlen Holländer sonst nie gewohnten Begeisterungstaumel, da es galt, die „inhuldiging" der jungen Königin Wilhelmine zu feiern, haben einen großen Fremdenstrom in das Land geführt, der dieses nicht, wie sonst üblich, lediglich als Durchgangsstation betrachtete, sondern die Gelegenheit wahrnahm, einmal Umschau zu halten und Leute und Land sich anzusehen. Und aus all den Berichten jener Tage, die anläßlich des Krönungsfestes in der europäischen Presse verbreitet wurden, klang das Erstaunen heraus, daß Holland so ganz anders sei, als man es sich vorgestellt hatte, durchaus nicht so großväterlich und spießbürgerlich, durchaus nicht so weltfremd und zurückgeblieben hinter dem übrigen Europa.

Es soll hier nicht untersucht werden, ein wie großer Teil der Schuld, daß sein Vaterland so wenig gekannt wird, dem Holländer selber zuzuschreiben ist. Der Holländer hat das Recht, stolz zu sein auf seine Vergangenheit, aber er hat nicht das Recht, diesen Stolz so übertrieben zum Ausdruck zu bringen, wie er es thatsächlich thut. Der Holländer erwartet, daß Europa zu ihm kommt, und Europa thut ihm natürlich diesen Gefallen nicht. Der holländische Charakter ist nicht jedermanns Sache. Das Steife, Zugeknöpfte, ungemein Vornehme an ihm wirkt ernüchternd und der Gast, der auf einen liebenswürdigen, warmen Empfang gerechnet hat, zieht sich enttäuscht zurück und kehrt dem ungastlichen Lande den Rücken, ohne sich die Mühe zu geben, den Charakter näher zu ergründen. Und schnell ist man fertig mit seinem Urteil über das Land.

Und wie mit dem Lande, so geht es auch mit seiner Litteratur, in dem der Charakter des Landes und seiner Bewohner sich getreulich widerspiegelt. Dieses Spiegelbild mag dem allgemeinen Geschmack nicht entsprechen, aber es ist Unrecht, die holländische Litteratur deswegen als ungenießbar und langweilig kurzer Hand abzuthun. Die holländische Litteratur der Gegenwart ist himmelweit verschieden von jener Litteratur der Vergangenheit, die mit ihrem Ueberfluß an moralisierenden und didaktischen „Dichtungen", ihrer unerträglichen Breitspurigkeit, ihrem Mangel an wärmeren Gefühlstönen, ihrer Reimerei für den Hausbedarf, wo es in endlosen Variationen von Jantjes ersten Zähnen fortging bis zum seligen Sterben Großvater Jans, im Auslande geradezu berüchtigt war. Selbst so epochemachende Erscheinungen wie der geniale Multatuli, dessen „Max Havelaar" in Deutschland zwar viel genannt wird, aber so gut wie gar nicht bekannt ist, vermochten nicht durchzudringen gegenüber dem damals allerdings noch berechtigten Odium, das der holländischen Litteratur anhaftete.

Erst in dem letzten Jahrzehnt ist in der holländischen Litteratur eine markante Wandlung wahrnehmbar. Die „Revolution in der Litteratur", die in den achtziger Jahren mit so vielem alten Schlendrian aufräumte, ist auch an Holland nicht unbemerkt vorüber gegangen. Ein kosmopolitischer Zug kam in die Litteratur. Sie war nicht mehr so spezifisch holländisch, wie bisher, man wandte sich Problemen zu, die vorher unbekannt waren und holte Stoffe herbei, die den Schrecken der Philister bildeten. Noch mehr, als in irgend einem anderen Lande, machte sich die litterarische Revolution in Holland bemerkbar. Denn hier galt es mehr, als anderswo, gegen das Veraltete ankämpfen und der Kampf, den die „jongste richting" in den Niederlanden zu führen hatte, war in Anbetracht des stark ausgeprägt konservativen Charakters des Holländers ein ausnehmend harter.

Eine eigene Revue wurde aufgerichtet, die im Gegensatz zu der führenden Monatsschrift, dem altehrwürdigen „Gids" (Führer, franz. guide) den Titel „Nieuwe Gids" bekam und alles, was zur Fahne der „jongsten" schwur, sammelte sich um die neue Zeitschrift. Der Streit ging aus, wie anderswo auch. Man wandte sich von dem Alten ab, aber man wandte sich nicht bedingungslos dem Neuen zu, das in seiner Uebertreibung abschreckend wirkte, man lavierte sich hindurch zwischen beiden Extremen und das Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit sorgte in wenigen Jahren dafür, daß eine neue große Kunst entstand, eine Litteratur, die denselben Anspruch machen darf auf gerechte Würdigung, wie die Litteraturen anderer Völker.

Das erste Bestreben, das die junge Richtung in den Niederlanden verfolgte, war ein formales. Es galt, mit dem alten Schlendrian, der sich in der Behandlung der Form und Sprache eingenistet hatte, zu brechen und in Prosa und Poesie nach neuen Ausdrucksformen zu suchen. Dieses formale Bestreben brachte es mit sich, daß die jüngeren holländischen Dichter sich mit Vorliebe der bisher so arg vernachlässigten Lyrik zuwandten und die holländische Lyrik auf eine bis dahin ungeahnte Höhe brachten. Am bekanntesten unter den holländischen Lyrikern der Gegenwart ist der Antwerpener Pol de Mont, der auch in zahlreichen kritischen Aufsätzen den neuen Ideen den Weg bahnte. Ihm ebenbürtig zur Seite steht Helene Swarth, deren zahlreiche Dichtungen in zwei Sammelbänden „Poezij" und „Vaerzen" vereinigt sind, die das Schwerstwiegende sind, was die holländische Lyrik hervorgebracht hat. Der früh verstorbene Jacques Perk, Albert Verwey, Hermann Gorter und Frederik van Eeden sind neben diesen beiden als die hauptsächlichsten Vertreter der modernen holländischen Lyrik zu nennen.

Weniger glücklich waren die ersten Versuche auf dem Gebiet der Prosa. Vergessen sind heute die „Studien nach dem nackten Modell", einer Reihe realistischer Novellen von Frans Netscher, vergessen der realistische Roman „Liebe", mit dem Lodewijk van Deyssel kraftgenialisch debutierte und von all denen, die um die Mitte der achtziger Jahre so lautrufend in die litterarische Arena traten, hat nicht einer gehalten, was er versprach. Netscher und van Deyssel sind heute nur noch kritisch thätig,

hierin aber mit größtem Erfolge. Netscher, als Herausgeber der „Holländischen Revue“, einer Nachbildung der englischen „Review of Reviews“ hat es verstanden, sich mit diesem Blatt eine erste litterarische Position zu erringen und in noch höherem Maße trifft dies bei van Deyssel zu, bei dem die Kunst der kritischen Analyse verbunden mit einer seltenen Meisterschaft in der Form ihren vollendetsten Ausdruck gefunden hat.

Das einzige litterarisch hervorragende Werk aus jener Zeit der jonge Gids-Bewegung, das bleibenden Wert hat, ist Frederik van Eedens reizvolle Märchendichtung „Der kleine Johannes“, die allerdings durchaus nichts Modernes an sich hat. Eine deutsche Uebersetzung des Werkes ist erschienen in Hendels Bibliothek der Gesamtlitteratur (Halle a. S.).

Als der selbständigste und künstlerisch hervorragendste unter den neueren holländischen Schriftstellern ist Louis Couperus zu nennen, geb. 1863. Als Zwanzigjähriger debutierte er mit einer Gedichtsammlung „Een lent van vaerzen“ (Liederfrühling), die ihn sofort in die erste Reihe der holländischen Lyriker stellte. Seinen Ruhm als Romanschriftsteller begründete er durch seinen zweibändigen Roman „Eline Vere“, 1889, mit dem er der holländischen Litteratur ihren ersten modernen Gesellschaftsroman schenkte. Der Roman spielt im Haag und ist ein getreues Spiegelbild des gesellschaftlichen Lebens der holländischen Residenz. Der Roman hat in Holland ungeheures Aufsehen erregt und den Namen Couperus mit einem Schlage in den weitesten Kreisen bekannt gemacht. Zu diesem Aufsehen mögen Anspielungen auf bekannte Persönlichkeiten der haager Gesellschaftskreise, die der Roman enthält oder die man wenigstens in ihn hineinzulegen suchte, nicht wenig beigetragen haben. Ein besonderer litterarischer und Kunstwert ist dem Roman nicht zuzusprechen. Die dichterische Individualität von Couperus, sowie seine psychologische Menschenschilderung, seine anatomische Sezierkunst im Zergliedern psychologischer Vorgänge, die Kunst seiner Stimmungsmalerei kommt zum ersten Mal zum Ausdruck in seinem kurzen Roman „Noodlot“ (Schicksal), der den Namen des Dichters auch zum ersten Mal in Deutschland bekannt machte. Eine Uebersetzung des Romans erschien 1892 bei der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart. Auch seine späteren Werke „Mejesteit“ (Majestät) und „Wereldvrede“ (Weltfriede), in denen die Kunst des Dichters bis jetzt ihren vollendetsten Ausdruck gefunden hat, sind in deutscher Uebersetzung erschienen (Dresden, Heinrich Minden). Weniger zu befriedigen vermag Couperus letztes großes Werk, der Dichterroman „Metamorfoze“, der ein zu echter Couperus ist, um weitere Kreise fesseln zu können. Couperus hat sich in den letzten Jahren immer mehr zu einem stilistischen Spezialisten ausgebildet, dem die Form alles, die Handlung Nebensache ist. Und in „Metamorfoze“ ist mehr als in irgend einem früheren Werk alles Stimmungsmalerei, alles stilistische Ciselierarbeit, es ist ein Werk, das durch eine Ueberfülle von künstlerischen Feinheiten im Einzelnen als Ganzes leidet.

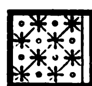
Von dem Erstlingsroman von Vosmeer de Spie „Een Passie“ (Eine Leidenschaft) ist ebenfalls eine deutsche Uebersetzung erschienen (München, Albert Langen). Der Roman gehört zu dem Besten, was die moderne Romanlitteratur überhaupt hervorgebracht hat. Auf des Autors letzten Roman „Maria van Magdala“ der in Jerusalem zur Zeit Christi spielt, hoffe ich in einer der nächsten Nummern ausführlicher zurückkommen zu können, als es in dieser kurzen, orientierenden Uebersicht der Fall sein kann.

Das Erstlingswerk von Cyriel Buysse „Het Recht van den Sterkste“, ein farbensattes, derbrealistisches Gemälde aus dem vlamischen Bauernleben, groß angelegt und groß durchgeführt, ließ für die Zukunft dieses Autors das Allerbeste hoffen. Buysse ist seitdem noch mit einer ganzen Reihe von Romanen an die Oeffentlichkeit getreten, aber keiner reicht auch nur annähernd an die virtuose Kraft heran, die in diesem „Recht des Stärkeren“ zum Ausdruck gelangte.

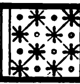
Eine gewichtige Stellung unter den gegenwärtigen holländischen Romanschriftstellern nimmt Marcellus Emants ein. Emants ist keiner von den Jüngeren. Als seine erste und bedeutendste poetische Schöpfung an die Oeffentlichkeit kam, 1879, war von einer litterarischen Umwälzung in dem holländischen Schrifttum noch nicht die Rede. Und doch bedeutete damals das Erscheinen von „Lilith“, das den Kampf des ersten Menschen (Adam) mit der Wollust (Lilith) schildert, eine That. Hatte doch bis dahin die holländische Litteratur so gut wie nichts aufzuweisen, das in gleich vollendeter äußerer Form und mit solcher Kühnheit einen etwas heiklen Stoff behandelte. Emants hat seit dem Erscheinen von Lilith unermüdlich fortgeschafft. Aber erst die letzten Jahre haben ihn so recht als einen vollwichtigen litterarischen Charakter, als eine Nummer Eins unter den holländischen Schriftstellern der Gegenwart erkennen lassen. Sein psychologischer Roman „Een nagelaten bekentenis“ ist wohl das einwandfreieste und litterarisch wuchtigste Werk, das die holländische Romanlitteratur im letzten Jahrzehnt überhaupt geschaffen. Der Roman hat durchaus nichts sensationelles an sich, wie Emants überhaupt ein Feind alles sensationellen gewesen ist. Er ist ein Künstler, der seine ureigene Individualität zum Ausdruck bringt, ohne dem herrschenden Modegeschmack auch nur die geringste Konzession zu machen. Er ist deshalb nicht das geworden, was man einen populären Schriftsteller nennt, sein Verehrerkreis ist nur ein kleiner, der sich aber um so inniger an ihn schließt. Der Inhalt von „Ein nachgelassenes Bekenntnis“ ist in wenigen Worten erzählt: es ist die Beichte eines Mannes, der seine Frau getötet hat. Willem Termeer, der Mörder, empfindet für seine That auch keine Reue, aber auch keine Freude. Er muß sich nur Gewalt anthun, sie nicht laut herauszuschreien in alle Welt. Das einzige Mittel, sich nicht zu verraten, scheint ihm darin zu liegen, daß er dem Lebensprozeß, der ihn zum Morde führte, in allen Einzelheiten nachspürt und ihn zu Papier bringt. So entstand das „Bekenntnis“. Es ist ein Seelengemälde voll düstrer Tragik, ohne irgend einen Lichtblick. Ein großer Mut gehört dazu, einen solchen Stoff überhaupt in Angriff zu nehmen, eine noch größere Kunst, ihn in folgerichtiger psychologischer Entwicklung zu Ende zu führen und so zu gestalten, daß er nicht abstoßend wirkt. Das ist Emants vollkommen gelungen. Man erhält den überzeugenden Eindruck, daß dieser Mann durch seine Veranlagung, seine Erziehung und seine Ehe mit Naturnotwendigkeit

dazu getrieben werden mußte, seine Frau zu töten.*) Ein Werk, grau in grau gemalt, ein Werk, dessen Lektüre nicht Jedermanns Sache ist, aber ein Werk, das ein glänzendes Zeugnis ist für die dichterische Kraft von Marcellus Emants.

Einer ganz besonderen Vorliebe erfreut sich neuerdings in Holland der soziale Roman, namentlich der soziale Frauenroman. Die Frauenbewegung ist in Holland gegenwärtig sehr im Schwunge. Es giebt wohl kaum ein anderes Land in Europa, wo zur Zeit so viel in Frauenbewegung „gemacht“ wird, als in Holland. Es gehört bei den Damen im Haag und auch sonst im Lande nun einmal zum guten Ton, für die Frauenbewegung etwas übrig zu haben und man weiß aus Erfahrung, wie eine Sache floriert, wenn sich die Mode ihrer erst bemächtigt hat. Anders ist es kaum zu erklären, daß der soziale Roman „Hilda van Suylenburg“ von Frau Goekoop de Jong van Beek en Donk, der vor einem halben Jahr erschienen ist, es bereits auf vier Auflagen bringen konnte, ein für holländische Verhältnisse ganz außergewöhnliches Ereignis. Unvergleichlich höher als Frau Goekoop steht Fräulein von Savornin Lohman, die mit ihren Romanen „Vragensmoede“ und „Het eene Noodige“ („Fragensmüde“ und „Das einzig Nötige“) ebenfalls einen außerordentlichen Erfolg erzielt hat, der allerdings genau so verdient ist, wie der von Cornelie Huygens mit ihrem trefflichen sozialen Roman „Barthold Meryan“. Diese Romane verdienen eine eingehendere Würdigung. Ich werde in meiner nächsten Uebersicht auf diese Frauenlitteratur zurückkommen.



Echo der Zeitungen



Hauptmanns jüngstes Bühnenwerk.

Von **Julius Hart** (Berlin).

Es war noch in der Zeit vor dem „Sonnenaufgang“ Hauptmanns und sein Name noch gänzlich unbekannt. Da las er uns in seiner Wohnung, draußen in Erkner, eine eben fertig gewordene Novelle „Bahnwärter Thiel“ vor. Ich war an jenem Abend nicht nur überrascht durch das neue starke Talent, dessen Flügelschlag ich damals zum ersten Mal verspürte, sondern ebenso sehr durch das ungewöhnlich Abgeschlossene und Sichere, durch die Reife und die Fertigkeit der Arbeit, die bei jugendlichen Werken so außerordentlich selten sind. Da stand jeder Satz und jedes Wort. Solche Schöpfungen entstehen aber nur, wenn der Künstler genau und gerade das giebt, was sein Eigentlichstes ist, was durch alle seine Werke immer wieder sich hinzieht, was in ihm heranwuchs und nicht nur äußerlich angeeignet wurde. In dem „Fuhrmann Henschel“ ist aber der „Bahnwärter Thiel“ noch einmal vollkommen wieder aufgestanden, und Hauptmanns letztes Werk gleicht auffällig jener Jugendarbeit, in der zum ersten Mal sein Wesen durchbrach. Innerlich ist es wohl reicher, aber kaum reifer. Bei den eigentlich großen Poeten trifft man nie auf solche Uebereinstimmung. Die kommen immer neu, immer anders, immer mächtiger. Denn es ist eines der untrüglichsten Kennzeichen des Genies, daß es sich ewig entwickelt, der Stillstand charakterisiert das Talent, welches stets dasselbe schreibt und dadurch gerade die große „Korrektheit“ erzielt, die dem Genie gewöhnlich so ganz fern, ja zumeist ganz unverständlich bleibt.

Fand sich Hauptmann zum konsequenten Naturalismus zurück? Das wäre nicht ganz richtig ausgedrückt. Er hat diesen Weg nie verlassen, er hat ihn nie überwinden können, und durch allen Schein brach sein wirkliches Sein immer viel zu kräftig durch, als daß man sich darüber hatte täuschen dürfen. Nur eine ganz naive Aesthetik und Kritik, die an den äußeren Formen haftet und die Form nicht bis an die Würzel verfolgt, sah im „Hannele“, „Florian Geyer“ in der „Versunkenen Glocke“ einen neuen Geist und einen neuen Stil. Weil Hauptmann Verse gab, Märchengestalten statt hungernder Proletarier, statt eines Straßenaufrührers einen Revolutionär der Geschichte! Als wäre das etwas Entscheidendes. Und nicht die innere Natur, aus der das Kunstwerk hervorsprießt, wie der Baum aus der Erde. Gewiß, auch dieser Dichter irrlichterte umher. Er litt an der allgemeinen Krankheit unserer Kunst. Er wollte sich aufpumpen und mehr scheinen, als er war. Er „elektrisierte“, tastete hierhin und dorthin, suchte nervös nach Neuem, wollte der Shakspere, der Goethe, der Schiller sein, für den seine geschworenen Anhänger ihn bereits bei dem ersten Augenaufschlag ausgaben. Aber ich habe immer wieder an allen seinen Werken auseinanderzuhalten gesucht, was darin die wirklich Hauptmannsche Kunst und was anempfunden, angeflogen, angelesen und darum verworren war, zusammenhanglos und abgerissen dastand und organisch dem Ganzen sich nicht einpaßte. Und jedes Werk Hauptmanns zeigt immer wieder genau dieselbe Kraft und genau dieselben Grenzen seines Könnens. Er steht und fällt mit dem konsequenten Naturalismus. Er ist der ausgezeichnetste Beobachter und besitzt das schärffste Natur- und Wirklichkeitssehen, er ist Impressionist, Klein- und Feinmaler, er besitzt eine durch und durch gefühlvolle, mitleidende Seele; aber zum Großen fehlt es ihm an Geist und an Weltanschauung. Daß die Poesie Geisteskunst ist, vor allem Anderen Geisteskunst, das läßt er uns nicht merken. Wie er uns etwas sagt, das ist vortrefflich, was er uns sagt, das ist arm und dürftig — dumpfe Alltäglichkeit. Als er auftrat, kam er mit einem ganzen Gepäck nur gelesenen Wissens aus Zola, Ibsen, Tolstoj und aus der sozialistischen Litteratur. Er breitete es vor uns in Gesprächen und Leitartikeln aus, und die Naiven erblickten in ihm einen Vorkämpfer für „neue Ideen“ und die „moderne Weltanschauung“. Sie sahen garnicht, daß gerade all diese Weisheit immer nur geredet und nie künstlerisch gebildet war. Gleich die unglücklichste Gestalt seines Erstlingsdramas, Loth, der Held und Agitator, zeigte, was Hauptmann nicht kann. Aber dieser Loth kehrte auch in jedem Drama wieder, ebenso verworren und ebenso hilflos. Zuletzt noch als Glockengießer Heinrich. Einmal als Studentin Anna Mahr. Immer waren es blutlose Schemen, die das ganze Werk künstlerisch in Unordnung brachten. Der Dichter widersprach sich; er redete „modern“, — er fühlte „konventionell“,

---

*) Ein ganz ähnlicher Stoff, wie ihn Emil Marriot in ihrem Romane „Seine Gottheit“ behandelt hat. D. R.

und die Handlung vollzog sich deshalb nach den Moral- und Schuldbegriffen und -Gesetzen, die seit dreihundert Jahren in der Dramatik gang und gäbe sind. Seine sozialen, seine geistigen Fern- und Durchsichten waren immer falsch. Mit ihnen hat Hauptmann in seinem jüngsten Schauspiel auch jene rein künstlerischen Kompositionstheorien über Bord geworfen, die nicht er, sondern die Genossen vom „jüngsten Deutschland" ausgeheckt hatten. Ein Drama sollte überhaupt nicht „komponiert" werden. Auch diese Stilrevolution war bei Hauptmann nichts Echtes, Notwendiges und erfolgte aus keinem klaren ästhetischen Wollen und Bewußtsein. Von Anfang an habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß hier bei dem Dichter nur technisches Ungeschick vorlag, daß diese Verwirrung im Aufbau nur folgte aus einer Unklarheit des Denkens und der Gedankenverbindung, und der „Jüngle" gespottet, die gerade in diesen Schwächen das Geniale sahen. Sie werden in sich gehen, wenn sie aus dem „Fuhrmann Henschel" das fast allzu peinliche Bemühen Hauptmanns nach der allerkorrektesten Komposition wahrnehmen, so wie sie wunderbar akademisch Gustav Freytag in seiner „Technik" vorgeschrieben hat.

Die alten Schwächen und Gebrechen des Dichters sind nun keineswegs in seinem jüngsten Schauspiel etwa nicht vorhanden, neu, anders ist er eben nicht geworden. Aber jede Kunst, jeder Stil, jede Persönlichkeit tragen ihre Gesetze in sich; wenn sie das erreichen, was sie erreichen wollen und können, dann werden wir sie in sich fertig, abgeschlossen, „vollkommen" nennen: wobei dann ruhig bestehen bleibt, daß von außen her noch sehr viel zu wünschen übrig bleibt. Im „Fuhrmann Henschel" sehe ich für meine Person das reifste, beste und vollendetste Werk, das der neuere Naturalismus in Deutschland hervorgebracht hat, aber im Naturalismus sehe ich nicht die reifste, vollendetste und beste Kunst. Keineswegs. Jede naturalistische Poesie ist vielmehr im innersten Wesen unfertig, halbwüchsig, das Werk von Lehrlingen und Gesellen, die noch nicht ausgelernt haben und vor Allem sich noch mit dem Technischen beschäftigen müssen. Die Kunst will erst noch werden und steckt noch erst in der Knospe. Daher all unser Sinn für das Praerafaelitische, für die Arbeit in der Kunst, für das Trockene, Steife und Eckige, unser unsicheres, schülerhaftes und eklektisches Umhertasten und Nachahmen, unser Suchen nach einem Stil. Jede naturalistische Poesie wird stets Flachlandsdichtung, Alltäglichkeitskunst sein, — nicht Kunst der freien Bergeshöhen und des entwickelten Geistesmenschen. Es ist doch gewiß kein Zufall, daß die Darstellung der bête humaine gerade den Naturalisten vor allem Anderen lockt und anzieht. In ihr wurzelt auch das Hauptmannsche Drama, und in seinem „Fuhrmann Henschel" hat er noch einmal den Zolaistischen Stoff des „Bahnwärter Thiel" aufgenommen.

Die „Geschichte" ist so einfach wie nur möglich. Fuhrmann Henschel, ein einfacher, derber, plumper Gesell, brav und gutmütig, hat seiner sterbenden Frau versprochen, nie wieder zu heiraten. Aber so etwas läßt sich leichter versprechen, als halten, besonders in proletarischen Verhältnissen. Schon das Geschäft verlangt nach einer Hausfrau. Und ohne besondere Gewissensskruppel geht denn der Witwer auch eine neue Ehe ein. Leider bekommt er diesmal in der Hanne Schäl ein Weib, an dem jeder gutmütige und anständige Mensch zu Grunde gehen muß — und der Strick ist auch Fuhrmann Henschels letzte Zuflucht. Die meisterhafte Darstellung alltäglichen Daseins, die sehr sorgfältige und doch kraftvolle Charakteristik einfacher und beschränkter Menschen machen diese Tragödie des Familienelends zu einem echten Kunstwerk. Freilich tappen wir dabei in dem dumpfen und stickigen Nebel des alten Schicksalsdramas, das ja auch durch und durch naturalistischen Wesens war, und an demselben Mangel litt, der bei Hauptmann so fühlbar wird: an der Enge und Beschränktheit des Geisteslebens. Daraus erwächst bei unserem Dichter die völlige Unfähigkeit, zu „motivieren". Ebenso ausgezeichnet, wie er als Charakteristiker ist, ebenso schlecht ist er als Psychologe. Wie immer springt er unruhig und zerfahren von einer Szene zur anderen; die Szenen sieht er, aber nicht was zwischen ihnen liegt. Er giebt Stücke einer Handlung, aber er verknüpft sie nicht miteinander, das Seelenleben steht bei ihm fest und kennt kein Werden und kein sich Entwickeln. Wie eine That aus der anderen herauswächst, die psychologische Begründung — das ist ebenso kurios und wunderlich, so gar nicht zu geben versucht, wie bei Zacharias Werner, Müllner, Houwald und ähnlichen Geistern. Es hat doch seinen tieferen Grund, daß Hauptmann zuerst der Bildhauerkunst und dann erst der Poesie sich zuwandte. Thatsächlich sieht er die Welt mehr mit dem Maler-, als mit dem Dichterauge an, und man könnte auf seine ganze Art des Schaffens alles anwenden, was Lessing über den Unterschied beider Künste sagt. Wie der Maler giebt er ein Porträt des erstarrten Augenblicks; seine Gestalten leben wie die eines Leibl, aber er sieht sie auch immer nur in einer und derselben Stellung. Und ebenso ist er ausschließlich Situationen- und Szenendarsteller, darin Wildenbruch auffallend ähnlich. Aber die Poesie will nicht das Neben-, sondern das Nacheinander, sie verlangt nach Motivierung und innerer Handlungsentwicklung, und gerade da versagt Hauptmann so völlig. Kennzeichnender Weise gehört denn auch der „Fuhrmann Henschel" zu jenen stets bedenklichen Schauspielen, wo immer jeder Akt „ein Jahr später" spielt. Und thatsächlich reißt die Handlung auch überall auseinander. Was hat denn eigentlich das Versprechen, das Henschel seiner sterbenden Frau gab, mit dem unglücklichen Verlauf seiner zweiten Ehe zu thun? Hätte er ein anständiges Weib bekommen, dann wäre er trotz seines Versprechens ein glücklicher Mensch geblieben. Aber diese Klugheit in der Wahl seiner Frau hängt geistig doch nicht mit jener „Untreue" zusammen! Hauptmann hat die Sache sogar noch viel wirrer gemacht. Die sterbende Frau wirft im Fieber dem Gatten allerhand vor, was er garnicht verdient und nur um sie zu beruhigen, leistet er das Versprechen. Dabei ist Henschel ganz Alltagsmensch, der so etwas durchaus nicht sentimental auffaßt. Seine erste wie seine zweite Ehe tragen durchaus den Charakter nüchternen Geschäftsgeistes, und von der Liebe, von innerlicher Auffassung der Ehe ist bei ihm keine Rede. Die Schuldmoral wie sie Hauptmann verwendet, ist thatsächlich noch allerunterste Moral, Wilden-Moral, Altweibergeschwätz vom „Finger Gottes", vollkommener Fetischismus, und der Dichter endet denn auch genau dort, wo die Schicksalsdramatiker endigen. Aber dieser Fatalismus ist nichts als geistige Bankerotterklärung und

der bequeme Deus ex machina, der sich immer einstellt, wenn die Kunst überhaupt nicht zu begründen und zusammenzuhalten weiß. Von solchen Wirrheiten ist aber das Drama ganz und gar voll. Ein Kunstwerk gewiß, — aber ein naturalistisches, und darum bei aller Meisterschaft dennoch unreif. Sehr ähnlich Werners Drama „Der 29. Februar", das zu Beginn dieses Jahrhunderts die Litteratur revolutionierte und eine ganz neue Blüthe zu versprechen schien. Aehnlich auch jenem Drama aus der Shakspere-Zeit, das man nicht ohne allen Grund Shakspere selber zugeschrieben hat: „Der Mord von Yorkshire." Da steht auch der Naturalismus jenes Jahrhunderts auf seiner Höhe, und man verspürt wohl in ihm einen Hauch vom künstlerischen Wesen des großen Briten. Doch bei solchen Werken kann nie die Kunst stehen bleiben. Wenn der einzelne Dichter stehen bleibt und sich nicht zu entwickeln vermag — sie geht ihren ehernen Gang weiter, ohne ihn, über ihn hinweg. Der Sache müssen wir dienen, und sie bedeutet unendlich mehr, als eine Persönlichkeit. Wir können uns jetzt nicht länger am Naturalismus, an Schicksalsdramen und Yorkshirer Familientragödien genügen lassen — jetzt nicht mehr. Wir müssen den Blick zu der Kunst der Geisteshöhen emporrichten, auf der die einzig und die wahrhaft Großen stehen. Der Weg zur Dichtung der Idealitäten liegt wieder frei und offen vor uns. An dieser Kunst ist Hauptmann immer wieder hilflos zusammengebrochen. Es ist nicht seine Kunst. Wir ehren in ihm den ersten unserer Naturalisten, aber er hat es selber bekannt, er führt uns nicht zu den Bergestempeln hinauf. Eine neue Jugend kommt, die ohne ihn dort hinauf gelangen muß. Sie wird auch von ihm abfallen, wie sie einst von Wildenbruch abfiel: aber das sind die ehernen Gesetze der Entwicklung, vor denen wir uns alle beugen müssen.

Aus der „Täglichen Rundschau".

Pierre Lotis Erstlingsdrama.

Von **Sigmund Feldmann** (Paris).

Unterhalb La Rochelle, fast schon verloren im Ozean, liegt die Insel Oleron; aber so weit sie unseren Blicken auch entzogen ist, wer Theodor Fontanes Kriegstagebuch aus dem Jahre 1870 gelesen hat, kennt dieses Eiland, das nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes ein Schauplatz der wüstesten Greuel durch den Fanatismus des Sonnenkönigs wurde. Es war eine wunderbare Fügung, die den deutschen Dichter, der ein Sprößling französischer Emigranten war, als Kriegsgefangenen gerade nach der Insel führte, auf der seine Vorfahren um ihres Glaubens willen so Hartes erleiden mußten. Der reformierte Glaube hatte auf diesem von den Wogen umbrandeten Boden frühzeitig eine Heimstätte gefunden. Protestanten des Festlandes hatten daselbst Zuflucht gesucht, und einige Gemeinden gegründet, deren Mitglieder über ein halbes Jahrhundert lang in Ruhe und Wohlstand mit ihren katholischen Mitbürgern leben und unter ihnen die neue Lehre verbreiten konnten. Oleron war hugenottisch geworden, wie Poitou, wie die beiden Charente und der ganze Küstenstrich zwischen St. Nazaire und Bordeaux, wo mehr als die Hälfte der Bevölkerung dem neuen Bekenntnis sich zugewendet hatte. Nirgends war die Eintracht früher hergestellt als auf der Insel Oleron. Durch das Meer vom Kontinent abgeschnitten und auf einer engumgrenzten Scholle mehr aufeinander angewiesen, haben die Angehörigen beider Bekenntnisse einander zwar nicht lieben, aber kennen und gegenseitig dulden gelernt, bis der Friede zerstört wurde, der bereits eine Brücke von Haus zu Haus zu bauen begonnen hatte und nur noch weniger Zeit bedurfte, um sie auch von Herzen zu Herzen zu schlagen.

Man muß sich in diese Zustände hineindenken, um die Gestalt des Pfarrers Aubry zu verstehen, die Pierre Loti in sein Erstlingsdrama „Judith Renaudin" hineingestellt hat, das im Théâtre Antoine am 1. November d. J. das Licht der Rampen sah. Von ihm erfahren die des Lesens unkundigen Kleinbürger den Inhalt des an ihrem Gotteshause angeschlagenen Edikts, das die Glaubensfreiheit vernichtet; er ist aber auch der Erste, der ihnen einige Worte des Mitgefühls spendet. Und der katholische Priester ist es auch, der Samuel Renaudin, der noch bis gestern Prokurator war und neben seiner blinden 90jährigen Mutter im Kreise zahlreicher Kinder und Enkel glücklich lebte, den Trost bringt, dessen der Verfolgte so dringend bedarf. Pfarrer Aubry ist es, der später dessen kleine Enkel nebst anderen Protestantenkindern in seiner Sakristei aufnimmt und sie selbst hinter dem Marien-Altar versteckt, als die Dragoner kommen, um ihm die Würmer zu entreißen und sie gewaltsam taufen zu lassen, und dieser Mann Gottes ist es, der schließlich der Familie zur Flucht auf ein holländisches Schiff verhilft und in das „Vater Unser" des mit seiner greisen Mutter als Bettler zurückgebliebenen Samuel Renaudin schmerzgebeugt sein „Ave Maria" mischt.

Die Hauptfigur des Stückes jedoch ist nicht Aubry, sondern Judith Renaudin, die Tochter Samuels. Ihre Schönheit berückt den Dragoner-Kapitän d'Estelan, der an der Spitze seiner Truppen die Häretiker im Namen des Königs zur Vernunft bringen, d. i. sie von Haus und Hof verjagen, sie in Ketten legen und jene, die sich widersetzen, niedermachen soll. Er entledigt sich dieser Aufgabe auch gewissenhaft, sodaß schließlich nur die Familie Renaudin und einige andere Protestanten, im ganzen 30 Personen, auf der Insel bleiben. Für diese 30 kommt Judith eines Abends heimlich um Gnade flehen. Der Kapitän möge ein Auge zudrücken, um ihnen ungefährdet die Flucht zu gestatten. Der Kapitän will ihr dies unter einer Bedingung gewähren: sie möge Katholikin und seine Frau werden. In glühenden Worten schildert er ihr seine Leidenschaft und den Wunsch, an ihrer Seite im Schlosse seiner Väter das Glück zu finden, dem er seit zehn Jahren mit dem Schwerte in der Hand vergebens nachjage. Wenn er unstät sei, wenn er grausam scheine, wenn er nichts kenne als den Gehorsam des Soldaten, der, ohne zu zucken, selbst die Henkerspflicht erfüllt, so sei dies nur, weil ihm die Liebe fehlte. Judith hört ihn mit fliegendem Atem an. Denn auch sie kämpft eine Neigung für den glänzenden, jungen Offizier gewaltsam nieder, trotzdem er auch in ihren Kreis wie das leibhaftige Verderben getreten ist. Allein von ihrem Glauben wird sie nie abfallen, und die Ihrigen würden um diesen fluchwürdigen Preis ihr die Rettung auch nicht

danken wollen. Nach dieser Weigerung bricht d'Estelan in wilde Verwünschungen aus und schwört, daß ihm die Hugenotten diesen Trotz büßen, daß er wie ein Würgeengel unter sie fahren werde; jedoch ein Blick aus Judiths Augen besänftigt ihn plötzlich, und er erbittet Verzeihung für sein sündhaftes Toben. Das Mädchen reicht ihm die Hand, die er mit Ungestüm an seine Lippen drückt. Dann legt sie ihm zum Abschied eine kleine Bibel auf den Tisch. Er beginnt unmutig darin zu blättern, und der Vorhang fällt.

Wenn er sich zum letzten Male hebt, sind wir wieder im Hause Renaudins. Die schwere Stunde der Trennung hat geschlagen. Renaudin und seine blinde Mutter dürfen, wenn auch aller Güter entblößt, im Lande bleiben, denn sie haben das sechzigste Jahr überschritten. Alle Andern aber, die drei Söhne, Judith und die Enkelschaar, müssen übers Wasser, in die Fremde, fürs ganze Leben. Draußen rüttelt der Sturm an den Mauern, und die bange Frage schwebt auf aller Lippen, wie es den Heimatlosen auf dem Schiffe ergehen werde, das ihrer unweit des Strandes wartet. Allein die größere Gefahr ist, bis an den Strand zu gelangen. Da klopft es an die Thür. Nach langem Zögern entschließt man sich, zu öffnen. Alle fahren entsetzt zurück, zwei Dragoner dringen in den Saal. Doch es sind Boten des Friedens. Der Kapitän hat sie entsendet, den Flüchtlingen sicheres Geleit zu geben. Renaudin und die Seinen trauen diesen Worten nicht; sie wittern eine Falle und wehren sich gegen diesen Schutz, bis der gute Pfarrer Aubry die Verzweifelten beruhigt. Denn auf seine Fürsprache hat der Kapitän die Soldaten geschickt. Ja noch mehr, der Kapitän selber, der sich ihm anvertraute, harrt ihrer auf dem Schiffe. Er ist zum Deserteur geworden, um in Judiths Nähe bleiben und sie nach Holland begleiten zu können. Judith ist von dieser Kunde so bewegt, daß ihr Vater sie zurückrufen muß, um sie noch einmal in seine Arme zu schließen, so fliegen ihre Füße und ihre Gedanken bereits dem Boote entgegen.

Damit schließt das Stück, mit einer Ueberraschung, gegen die manche sich sträuben werden. Es versteht sich von selbst, daß der Kapitän in Holland selber Protestant und der Gatte der schönen Judith geworden ist. Das kommt zwar in dem Drama nicht mehr vor, aber es ist nichtsdestoweniger wahr, denn was Pierre Loti hier auf die Bretter brachte, hat sich wirklich zugetragen. Wenn nur der künstlerische Gehalt des Werkes dem dokumentarischen die Wage halten wollte! Aber damit hat es gute Wege. Antoine war — wie übrigens die ganze Darstellung — schlankweg ausgezeichnet und kann sich eines neuen künstlerischen Erfolges rühmen. Ob der Direktor die gleiche Genugthuung genießen wird wie der Schauspieler, ob „Judith Renaudin" ihm „Die Weber" von Gerhart Hauptmann ersetzen wird, die nun seit Monaten auf dem Zettel standen, ist allerdings sehr zweifelhaft. Dank den „Webern" konnte Antoine kürzlich den Aktionären seines Theaters eine Dividende von 28 Prozent auszahlen. Auf seinen Teil entfielen im abgelaufenen Spieljahre, Gehalt und Tantièmen zusammengerechnet, just hunderttausend Franks. Die Kunst geht nach — Kuchen.

Aus dem „Berliner Lokal-Anzeiger".

Auszüge.

Deutschland. Ein gemeinschaftliches Thema für zahlreiche Artikel bot in den letzten Wochen die 50. Wiederkehr von Robert Blums traurig-denkwürdigem Todestag (9. November). Die radikale Presse feierte sein Andenken von politischen Gesichtspunkten aus („Vorwärts" Nr. 263, „Volkszeitung" Nr. 525), anderwärts trat mehr das reinmenschliche Interesse an seinem Märtyrergeschick hervor. („Leipz. Tagebl." Nr. 568, „Frankf. Ztg." Nr. 310 u. a.). Blums Laufbahn begann mit dem Amte eines Theaterdieners am kölner Stadttheater, dann avancirte er zum Theatersekretär in Leipzig. Hier veröffentlichte er sein Schauspiel „Kandia" und gab mit Herloßsohn und Markgraff das „Theaterlexikon" heraus. Seine bekannteste That auf litterarischem Gebiete war 1840 die Gründung des Schillervereins. Was er als glühender Freiheitsheld erlebt und erlitten hat, ist jedem geläufig; unter anderen hat vor zwanzig Jahren sein Sohn, Dr. Hans Blum, ihm ein biographisches Denkmal gesetzt und wird noch weiteres Material in seinem demnächst erscheinenden Werke „Vorkämpfer der deutschen Einheit" zum Vorschein bringen.

Die unlängst aufgerollte Frage über die katholische Belletristik und ihren Wert oder Nichtwert will noch immer nicht zur Ruhe kommen. Die wiederholt genannte Schrift von Veremundus hat noch mehrfache Entgegnungen in der katholischen Presse nach sich gezogen („Köln. Volksztg." Nr. 939 und 960), aus denen doch deutlich die Erkenntnis herausklingt, daß die Anklage als solche genugsam berechtigt war. Zu dem selben Kapitel meint in einem Artikel über „Jesuitische Belletristik" Leopold Karl Goetz (Passau) in der Allgemeinen Zeitung (Beilage 250): „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der moderne Ultramontanismus es ist, der durch eifrige Agitation sich bemüht, zwischen Katholisch und Protestantisch eine Scheidewand aufzurichten, auch da, wo sie gar keine Berechtigung hat . . . nicht nur in der wissenschaftlichen, auch in der schönen Litteratur, die doch sicherlich ein neutraler Boden für beide Teile sein sollte. Der Katholik, natürlich der, der den Anschauungen des politischen und religiösen Ultramontanismus huldigt, soll auch seine eigene Unterhaltungslitteratur haben. . . . Wie überall, wo es sich um den Kampf der ultramontanen Ideen gegen die moderne Gesellschaft handelt, stehen auch da die Väter der Gesellschaft Jesu im Vordertreffen und stellen ihre besten Kräfte, kenntnisreiche Männer und fleißige Arbeiter, in den Dienst einseitiger Entfremdung des Katholiken von der gemeinsamen Nationallitteratur." Der Artikel handelt insbesondere von den Werken des Jesuitenpaters Josef Spillmann, einem der fruchtbarsten katholischen Autoren, der für die Jugend eine Reihe von Reisewerken, für die Erwachsenen verschiedene historische Romane und Novellen geschrieben hat. (s. auch „Büchermarkt.") —

Rudolf Genée, der verdienstvolle Hans Sachs-Biograph, hat kürzlich das Gedächtnis eines anderen nürnbergischen Volksdichters, des 1809 gestorbenen Konrad Grübel wieder aufgefrischt (Voss. Ztg., Sonntagsbeilage Nr. 44 45). Gerade vor 100 Jahren (1798) erschienen die Gedichte Grübels, die in Flugblättern und durch mündliche Ueberlieferung schon lange im Umlauf und volksbeliebt waren, zum ersten Male in einer Sammlung. Daß Grübel außerhalb seiner Vaterstadt nicht bekannt geworden ist, hat seinen Grund darin, daß er alle seine Gedichte in dem schwer verständlichen alten nürnberger Volksdialekt schrieb. In Nürnberg selbst aber hat sich seine Popularität bis heute lebendig erhalten. Noch 1857 erschien eine neue Ausgabe seiner Gedichte und 1881 hat man ihm sogar ein erzenes Denkmal gesetzt; auch eine Straße heißt nach ihm. Seine Gedichte hat Goethe 1805 in der „Jenaischen Litteraturzeitung" mit anerkennender Wärme rezensiert und den Dichter „ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick" bezeichnet, der zugleich „mit Bewußtsein ein nürnberger

Philister" sei. Genée giebt eine Reihe von Proben in gemilderter Mundart, darunter die auch anderwärts bekannte Humoreske von dem Schlossergesellen, der „der Erste in der Schüssel drin, der letzte wieder draus" zu sein pflegte.

Der hundertste Geburtstag von Massimo d'Azeglio gab einem Mitarbeiter der „Nat.-Ztg." Veranlassung, dieser ebenso glänzenden, als sympathischen Gestalt aus Italiens neuerer Geschichte eine eingehende Studie zu widmen (Nr. 603, 605, 613). D'Azeglio, der sich als Politiker unvergeßliche Verdienste um sein Vaterland erworben hat, bis er 1852 seine führende Rolle an Cavour abtrat, war in seiner Jugend erst Offizier, dann ein geschätzter Maler und weiterhin Verfasser mehrerer Romane im Walter Scott-Stile, die viel Anerkennung fanden. Manzoni, dessen Tochter d'Azeglio 1831 heiratete, meinte damals: „Ein seltsames Handwerk, das des Schriftstellers. Wer will, ergreift es. Dieser Massimo kommt auf den Einfall, einen Roman zu schreiben, und es glückt ihm gar nicht übel." D'Azeglio, der bis zu seinem Tode (1866) ein naher Freund und Berater König Viktor Emanuels blieb, hat später sehr interessante Lebenserinnerungen geschrieben, die seine Tochter aus dem Nachlaß herausgab.

Das Thema „Ueber die utopischen und phantastischen Elemente in der deutschen Dichtung" wäre an sich lohnend und untersuchenswert genug. Aber in der gedrängten, historischen Darstellung, die ihm eine größere Arbeit von Dr. Kohlfeld (Allg. Ztg., Beilage 254, 255) zu geben versucht hat, verliert es allzu sehr die festen Umrisse und Grenzen. Das Phantastische in der Gesamtdichtung eines Volkes versteht sich derart von selbst und umfaßt einen so überwiegenden Teil aller Dichtungen, daß eine so allgemein gehaltene Skizze seiner Entwicklung meist nur landläufige Dinge anführen kann. Der Artikel bespricht im einzelnen u. a. die utopischen Elemente in den Amadisromanen und Robinsonaden und weist nach, daß diese Elemente auch dem Jahrhundert der Aufklärung nicht fehlen, um dann in der Romantik eine neue, überreiche Blüte zu erleben, bis das junge Deutschland die Dichtung aus ihrem Phantasiehimmel wieder auf den festen Boden der praktischen Wirklichkeit niederzog. Erst in den letzten Jahren sei wieder durch Bellamys bekannte Schrift und die sozialistischen Theorien eine utopistische Litteratur im engeren Sinne hervorgerufen worden. Die Poesie bleibe jedoch einstweilen noch scheu an der Schwelle dieses Zukunftslandes stehen, mit dem sich zunächst noch mehr Reflexion und Witz, als dichterische Phantasie beschäftigten. Dagegen habe sie sich gerade in jüngster Zeit in ein anderes Land der Märchen und der Wünsche, in das alte Traumland der Wunder und der Geister geflüchtet und mit deren Hilfe sich der Gemüter bemächtigt (Märchendrama, Symbolismus). So macht immer wieder die Phantasie ihr altes Recht der Wirklichkeit gegenüber geltend.

Die berliner Zeitungen hat in diesen Wochen ein Vortrag beschäftigt, in dem der Direktor des Schillertheaters Dr. Löwenfeld sich über den „Theaterskandal" aussprach, veranlaßt durch die häßlichen Lärmszenen bei der Première von Max Halbes „Eroberer". Die meisten Stimmen machten sich dafür geltend, daß das Publikum ganz das selbe Recht auf Aeußerungen seines Mißfallens, wie seines Beifalls besitze. In der satirischen Form einiger Fabeln hat bei dieser Gelegenheit Fritz Mauthner (Berl. Tagebl. Nr. 573) den alten Konflikt zwischen Kritik und Autor neu behandelt und einleitend bemerkt: „. . . . Die Theaterschriftsteller sollten sich hüten, zu schlecht von der Tagesschriftstellerei zu reden; denn der Ehrgeiz der meisten hängt am Tagesruhm. Später einmal oder unter vier Augen wollen sie die Fehler ihrer Arbeit sich vorhalten lassen; nur am Tage nach der Aufführung möchten auch die besten unter ihnen in den Zeitungen das einzige Wörtchen lesen: Erfolg. Dächten die Theaterschriftsteller alle an Nachruhm, schrieben die Kritiker nur dicke Litteraturgeschichtswerke, dann würde man sich säuberlich vertragen; nur das Ringen um das bischen Tageserfolg erzeugt den alten Gegensatz zwischen dem guten und dem schlechten Prinzip, zwischen der braven Dichterei und der bösen Kritik."

Die „St. Petersburger Zeitung" (298) widmet der originellen Persönlichkeit Otto Erich Hartlebens die an dieser Stelle seltene Ehre eines ganzen Feuilletons. „Man ist oft geneigt, Hartleben nicht ernst zu nehmen, ihn für einen amüsanten und pikanten Causeur zu halten, der auf die Entwicklung der Litteratur keinen Einfluß hat. Ich kann dem nicht beipflichten. Ganz davon abgesehen, daß seine Leser nach vielen tausenden zählen, seine ganze Art und Weise, seine Anschauungen einen großen Teil der deutschen Lesewelt mittelbar oder unmittelbar erfüllen, ist er ein leidenschaftlicher Kämpfer für die Ideen der „Jungen", ein mit großem Talent ausgerüsteter Kämpfer, der konsequent und zielbewußt vorgeht . . . Dennoch wirkt er nicht so verletzend, wie man annehmen sollte, erstlich, weil er nie lasciv wird, sondern mit einem geistreichen Bonmot, mit echt französischem Esprit über das zweideutige hinweghuscht, und dann, weil sich auch in der scheinbar frivolsten Novelle eine Idee nachweisen läßt, der nach der Ansicht des Verfassers zum Siege verholfen werden muß . . . Sprache und Form sind bei Otto Erich immer vollendet; jedes Wort ist an seinem Platze und selbst dort, wo der Sprachpurist Anstand nehmen will, erscheint die vermeintliche Nachlässigkeit und Schlappheit als eine Feinheit, die den künstlerischen Wert des Ganzen nur erhöht und die der litterarische Feinschmecker um keinen Preis missen möchte." Dagegen bleibt Hartleben der Vorwurf nicht erspart, daß er sich fortwährend wiederhole, anstatt sein Talent an größeren Aufgaben fortschreiten zu lassen.

Mit dem neu erschienenen Werke von Richard Weltrich über Christian Wagner (s. „Besprechungen") beschäftigen sich in sehr anerkennender Form zwei Feuilletons des „Schwäb. Merkur" (254) und des Stuttgarter „Neuen Tagblatt" (254) — Ueber Spielhagens neuen Roman „Herrin" schreibt Karl Frenzel in der „National-Zeitung". Er sieht in der Hauptperson des neuen Romans („Faustulus") die weibliche Spielart des modernen Uebermenschen, wie es dort die männliche war. — Michel Bréals Schrift über die „natürliche Tochter" (über die Heft 4 unter „Die Nation" näheres mitteilte) ist der Gegenstand eines Essais von Georg Ransohoff in der „Voss. Ztg." (Sonnt.-Beil. Nr. 46). — An derselben Stelle spricht sich R. Eule über „Die Muttersprache in Deutschland und Frankreich" aus, um zu zeigen, wie sorgfältig der Franzose seine Sprache pflege und wie unverzeihlich wenig der Deutsche sich nach dieser Richtung in Selbstzucht nimmt. Den Grund dafür sieht Eule in der verschiedenen historischen Entwicklung beider Völker, die es auch erkläre, daß den Franzosen das Interesse für Litteratur gleichsam im Blute liege, während es sich bei uns noch immer auf enge Kreise beschränkt. Viel Schuld sei auch unserem Schulunterricht beizumessen, wo das Deutsche im Lehrplan der Stundenzahl nach erst an vierter Stelle oder gar erst fünfter Stelle stehe, während in Frankreich etwa die doppelte Anzahl Stunden wöchentlich der Muttersprache gewidmet werde. — In das Gebiet der Sprachpflege und Sprachgeschichte gehört auch ein Aufsatz über „Der Bedeutungswandel der Wörter" in Nr. 1046 der „Köln. Ztg." — Von Rousseau und seinem „Emile" handelt eine Studie von H. Trier in Nr. 45 und 46 von „Die Neue Welt". — Ueber Lenaus Verhältnis zu Karoline Unger, der gefeierten Sängerin, beginnt Adolf Wilhelm Ernst eine Artikelserie in der „Belletristisch-litterarischen Beilage" der Hamburger Nachrichten (Nr. 45 ff.). — Das bevorstehende Gastspiel der „spanischen Duse" Maria Guerrero in Deutschland giebt einem Mitarbeiter der „Allg. Ztg." (in Nr. 303) den Anlaß zu einer Studie über das moderne spanische Theater (s. auch unten unter „Oesterreich"), dessen niedrige Leistungsfähigkeit erst neuerdings eine Hebung erfahren habe, seitdem Ramon Guerrero, der Vater der genannten

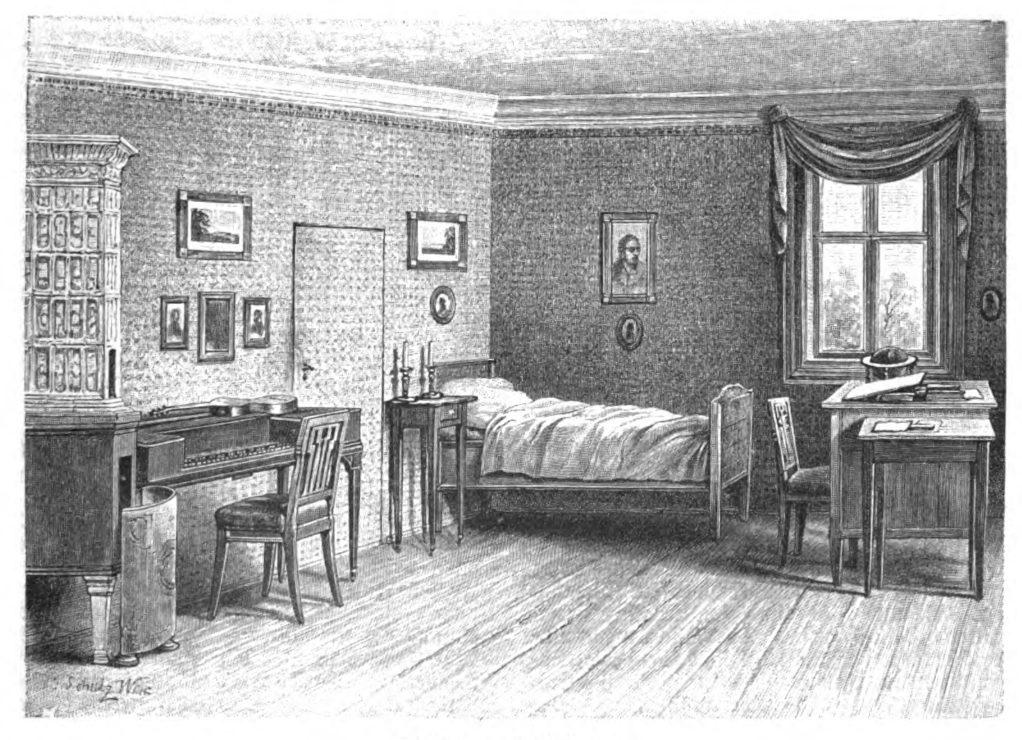
Künstlerin, 1895 das „Teatro Español“ in Madrid übernommen und das klassische Repertoire wieder zu Ehren gebracht hat.

Noch ist schließlich einiger historischer Beiträge zu gedenken, die in das vorige Jahrhundert zurückführen. Robert Waldmüller hat in einem Artikel über „Die Jugend der Neuberin“ („Nat.-Ztg.“, Sonnt.-Beil. Nr. 45) gesammelt, was über die Frühzeit der verdienstvollen Frau zu finden war und beklagt das Fehlen einer Neuberin-Biographie. — In der „Frkf. Ztg.“ Nr. 313 wird daran erinnert, daß der Dorfkirchhof zu Siebleben, auf dem Gustav Freytag bestattet liegt, auch die sterblichen Reste zweier litterarischer Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts birgt, nämlich die der Frau von Buchwald, der Oberhofmeisterin von Gotha, die einst Voltaire als „Meisterin der Herzen“ gefeiert hat und die Friedrich dem Großen, Wieland, Goethe und Dalberg in ihrem langen Leben nahetrat; und ferner diejenige von Friedrich Melchior von Grimm, des deutschgeborenen französischen Encyclopädisten, der durch die Revolution von Paris verscheucht wurde und seinen Lebensabend in Gotha beschloß. Seine verfallene Grabstätte hat Gustav Freytag 1865 wiederherstellen lassen. — Endlich brachte der „Würtembergische Staatsanzeiger“ am 8. November (Beilage 15/16) eine noch unbekannte Arbeit des 17jährigen Schiller „Ueber den Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes“ zum ersten Abdruck, auf die wir noch zurückkommen werden.

Oesterreich. In der „Neuen freien Presse“ (Nr. 12284) findet sich ein hübscher Aufsatz von G. A. Crüwell über „Rudyard Kiplings Märchen“ der an des Dichters jüngstes Buch „The Day's Work“ (London 1898) anknüpfend (vgl. unter „Besprechungen“) untersucht, warum das Märchen in England ein Aschenbrödel geblieben ist. Dem streitfrohen Herrschergeschlechte der Anglo-Normannen sei das Verständnis für das Märchen, das keuscheste und sinnigste Kind der Poesie, verloren gegangen. Crüwell übersieht dabei, daß gerade in England für die Sammlung und wissenschaftliche Erforschung des Märchens viel, wenn nicht das Meiste gethan worden ist. Freilich die modernen Kunstmärchen, wie sie Rudyard Kipling geschrieben, athmen nicht die Luft des finsteren Tann, wo der einsame Bach rauscht, wo der Wind den Bäumen seine ewigen Weisen singt und die Schatten über den heimlichen Grund huschen. Seine Helden sind indische Ingenieure, die über den ergrimmten Wogen Brücken spannen, Beamte die einem in Nacht versunkenen Lande die Leuchte der Gesittung bringen, Schaffer, deren Arbeit Welten verbindet, und nicht zuletzt der Dichter, der für die feinsten Regungen der Menschenseele Formen findet. — Einen Besuch bei Kipling schildert Leon Kellner (Neues Wiener Tagblatt Nr. 310, 11). Er zeigt den Verfasser der „Kasernenlieder“ und der „Geschichten aus den Bergen“ als den großen Realisten, der auch das kleinste Detail seiner Erzählung aus der Anschauung genommen hat, er spricht über seine politischen und litterarischen Anschauungen und sucht das Geheimnis seiner Natur, in der sich drei Volksarten, englisches, schottisches und irisches Blut kreuzen, zu erklären.

Von Max Nordau liegen zwei Aufsätze vor. In dem ersten (Neue Freie Presse Nr. 12287) giebt er Bericht über seine spanischen Theatereindrücke, vom Spiel der Frau Maria Guerrero, die nächstens mit ihrer Truppe auch in Deutschland gastieren wird. Der zweite Aufsatz (in Nr. 12296) handelt über Léon Dierx, den von der litterarischen Jury Frankreichs neugewählten Dichterkönig, als solcher der Nachfolger Mallarmés. Nordau sucht die Einflüsse und Anregungen aufzudecken, die auf ihn gewirkt haben, vergleicht ihn mit Heine, und rühmt die meisterhafte Handhabung der Form, die vollendete Beherrschung der Sprache. Endlich ein Dichter, den Nordau lobt! — Er selbst kommt dafür als Dichter diesmal übel fort. Sein neuestes Stück „Doktor Kohn“ das hier im letzten Hefte von Fritz Mauthner besprochen wurde, findet durch Prof. Dr. S. Lederer im „Prager Tagblatt“ (Nr. 295) eine sachlich begründete Ablehnung.

Ein sehr anregender Aufsatz von W(ittmann), ebenfalls in der Neuen Freien Presse (Nr. 12294) ist George Sand, der Schloßfrau von Nohant gewidmet. Edmond Planchut's neues Buch „Autour de Nohant“ giebt dem Meister des Feuilletons die Unterlage für eine



Schillers Arbeitszimmer.

Illustrationsprobe aus Vogt und Koch, Deutsche Litteraturgeschichte. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.)

warme Charakteristik dieser heute verkannten und fast vergessenen Frauenrechtlerin. — Eine andre Frauenkämpferin, die erste in der langen Reihe, Mary Wollstonecraft, findet ihren Biographen in Dr. Frankfurter (Wiener Zeitung Nr. 250, 251) der die kürzlich erschienene Uebersetzung ihres vor mehr als hundert Jahren geschriebenen Buches „A vindication of the rights of woman with strictures on political and moral subjects“ bespricht. — Das „Wiener Tagblatt“ (30. X.) brachte eine Studie Marco Brociners über Pierre Louys, den „Dichter der Liebe“.

Ein Feuilleton von Marie Wehr im „Fremdenblatt“ (Nr. 315) beschäftigt sich mit dem „Gesprächsroman“. Sie folgert sein Entstehen aus der Abkehr von der Lektüre von Romanen, die heute nur noch von unreifen Köpfen beiderlei Geschlechts, den Frauenzimmern, die nichts zu thun haben, von Abgelebten, ob alt oder jung, denen Tage und Nächte nichts mehr gewähren, und schließlich von einigen unfreiwilligen Rezensenten betrieben werde. Das wäre also nach Marie Wehr das Publikum, das einen Gottfried Keller, Fontane, Sudermann u. a. erhoben und bewundert hat! Das Publikum, das mehr und mehr vom Roman abfällt, widmet sich in parallel steigendem Interesse dem Theater und das sei nicht allein eine Wirkung des Bühnenzaubers, es sei das Bedürfnis nach unmittelbarer Mitteilung oder danach, in knappster Ausdrucksweise zu sagen, was man zu sagen hat, nach dem Miterleben, nach dem „Thatsächlichen“ in der Dichtung. Wir müssen mitthätig sein können, um mitfühlend zu sein, und wir schätzen heute ein Werk um so höher, je stärker es auf unsere Mitarbeiterschaft rechnet. So sei dem „Roman in Briefen“ der „Roman in Gesprächen“ gefolgt, dem „Ich-Roman“ der „Wir-Roman“, für den die Franzosen Pathe gestanden sind. Der beliebteste Roman in Frankreich ist heute der „roman dialogue“, von H. Lavedan, Gyp, Hervieu, Donnay u. a., zujüngst von Jeanne Marni gepflegt. Ihr Buch „Fiacres“ sei eine Sammlung realistischer Bilder aus dem Paris der Liebe, Dramen zwischen „Ihm“ und „Ihr“, zwischen Mutter und Tochter, zwischen Freunden und Rivalen (vgl. L. E. Sp. 111 f.).

Im Fremdenblatt (Nr. 298) widmet ferner Karl Fuchs Adalbert Stifter einen Jubiläumsartikel; Hevesi dem verstorbenen Maler Puvis de Chavannes einen Nekrolog (Nr. 303); Carduccis Ode auf die ermordete Kaiserin, wird mit einer Charakteristik des Dichters in gewandter Uebersetzung abgedruckt (Nr. 299). — Die kürzlich neu aufgelegten „Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler Müller“ bespricht ausführlich Dr. Eugen Guglia (Wiener Zeitung Nr. 299, 260). — Ed. Rods „Essai sur Goethe“, der jüngst in den „Grenzboten“ so abfällig beurteilt worden ist, (vergl. Echo der Zeitschr., Heft 4 Sp. 233) findet in Ugo Ojettis Aufsatz, den die „Politik“ (Nr. 247) in Uebersetzung bringt, begeisterten Preis. Es sei dem Autor gelungen, den herrlichen Olympismus, oder besser gesagt, den ruhigen und unerbittlichen Egoismus des großen Wolfgang in Leben und Kunst nachzuweisen. Sein Buch, dem vor zwanzig Jahren ein kurzer Essai des Vittorio Imbriani in seinem glühenden Werke „Fame usurpate“ vorangegangen ist, sei mehr wert als zwanzig Bände von Cesare Lombroso.

Anknüpfend an die Aufführung der „Nordischen Heerfahrt“ im Raimundtheater würdigt Fr. Schütz (Neue Fr. Presse Nr. 12290) dieses Jugendwerk Ibsens und vergleicht es mit Hebbels Nibelungen. — Die Aufsätze Karl Vogels „Martinsgans und Martinslieder“ und „Zur Geschichte des deutschen Schwankes“ (Deutsche Zeitung Nr. 9639 und 9651) sind schülerhafte Wiedergaben veralteter Kollegienhefte. Die Absicht macht eine Bemerkung über Auerbach klar, bei ihm seien „die vollwertigen Münzen deutschen Humors meist bis zur Entstellung beschnitten“, und das „Schatzkästlein des Gevattermannes“ erwecke in uns oft die peinliche Empfindung, als erblickten wir die Kleinode unserer Vorfahren in den Schaufenstern eines Trödlerladens, in den entweihenden Fingern eines jüdischen Geldwucherers. — Ueber Robert Blum, der vor fünfzig Jahren in Wien erschossen worden ist, bringen einige Zeitungen Blätter der Erinnerung (N. Fr. Presse Nr. 12296, Ostdeutsche Rundschau Nr. 310, Grazer Tagespost Nr. 310, Oesterr. Volkszeitung Nr. 308.) — Eine sehr anekdotenhaft klingende Geschichte über die Schicksale von Gibbons Bibliothek, die nach der Schweiz gekommen, dort in einer langweiligen Stunde von einem reichen Sonderling Albions, dem Dichter Beckford, gekauft und zwanzig Jahre später dem Genfer Bankier Suermont, der ihm einmal ein Paar Schuhe geliehen hatte, geschenkt worden sein soll, bringen die Wiener „Neueste Nachrichten“ (Nr. 44).

A. L. J.

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Bühne und Welt. Heft 3 macht vor dem wiesbadener Intendanten v. Hülsen, Heft 4 vor dem dresdener Intendanten Graf Seebach in Wort und Bild seine Reverenz. Hans Zimmer erzählt von Theodor Körners Wiener Theatererfolgen; Ernst Possart setzt in einem „offenen Briefe“ über Gesamtgastspiele die Verdienste Ernst Possarts um das Münchener Gesamt-Gastspiel von 1880 in ein schönes Licht. Über den wunden Punkt der meisten Bühnenwerke, den „letzten Akt“, spricht sich Hans von Gumppenberg in dem Sinne aus, daß der ganze Wert oder Unwert eines Dramas sich durch den letzten Akt entscheide, der das Ziel und der Zweck der ganzen Entwickelung sei. — In Heft 4 entwirft Heinrich Stümcke, durch eine Reihe Illustrationen unterstützt, das Bild des historischen Cyrano de Bergerac. J. J. David charakterisiert die jetzt wieder so vielgenannte Adele Sandrock als eine „durchaus eigene und, bei manchen Mängeln, eine höchst merkwürdige und allen Respektes werte Erscheinung in der Bühnenkunst der Gegenwart, eine der sehr wenigen Instinkt- und Nervenschauspielerinnen, die wir haben.“

Deutsches Wochenblatt. Ueber das Oesterreichertum in der deutschen Litteratur sitzt (in Nr. 45) Theodor Ebner (Heilbronn) zu Gericht, ausgehend von der Thatsache, daß alles neue Leben in unserer Litteratur einzig vom Norden und wieder vom Norden ausgegangen ist. „Man kann in der neueren Litteratur von einem eigentlichen Gegensatz zwischen Nord und Süd nicht mehr reden. Gegensätze bedingen auf beiden Seiten zielbewußtes Arbeiten und einen energisch geschlossenen Charakter, sie bedingen vor allem auch die Kraft steter Fortentwickelung und Weiterbildung. Von alledem aber weiß das Oesterreichertum in der Litteratur nichts . . . Hinter einer Litteratur steht immer ein Volk; es giebt in Oesterreich kein politisches Leben in deutsch-preußischem Sinne, und es giebt dort kein litterarisches Leben im deutschen Sinne, weil es keinen Fortschritt in diesem Reiche giebt.“

Die Frau. Novemberheft. A. von Cotta schreibt über „Moderne Mädchen-Erziehung in England“ und stellt den Wandel des „english gentlewoman“ aus der Byron-Thackeray-Periode der heutigen Zeit gegenüber fest. Früher war das englische Mädchen ein Typus der Zartheit, Bescheidenheit und „mimosenhaften Verletzlichkeit allen gröberen Eindrücken der Außenwelt gegenüber. In solch einen spezifischen Dunstkreis gehüllt erscheinen noch die Heldinnen der Romane aus dem Anfang bis zur Mitte des Jahrhunderts, sagen wir von Miß Edgeworth und Miß Austen bis zu Dickens und Thackeray. Charlotte Bronté (vgl. Litt. E. Sp. 183) hatte mit ihren weiblichen Charakteren, die fast wie ein Aufschrei aus gequälter Brust wirken, die Befremdung und zumteil den Widerwillen der herrschenden Gesellschaftsklassen erregt, aber erst George Eliot brach erfolg-

reich mit dem Bann, indem sie die entwickelte Individualität des Kulturmenschen in mannigfaltigen weiblichen Spielarten zur Erscheinung brachte. Immerhin ward auch von ihr die Grenze nicht überschritten, innerhalb deren für die beiden Geschlechter ein verschiedener ästhetischer Maßstab gilt. Damit aber hat die moderne Mädchenerziehung in England zum größten Teil gebrochen. Sie bezweckt in erster Linie und beinahe ausschließlich, die körperliche sowohl wie die geistige Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts zu erhöhen, und bedient sich dazu genau derselben Mittel, wie die Knabenschule." Der wohlhabende englische Mittelstand schickt heute sein Mädchen, ebenso wie seither schon die Knaben, mit 11—13 Jahren auf eine der zahlreichen High-Schools, wo sie ein paar Jahre in Pension verbringen und eine zum Universitätsstudium befähigende Ausbildung erhalten. Diese ist allerdings ziemlich einseitig und läßt den höheren Zusammenhang der einzelnen Lehrfächer vermissen, die wir als allgemeine Bildung bezeichnen. Dafür wird auf die körperliche und Charakterbildung der jungen Engländerinnen desto erfolgreichere Sorgfalt verwendet.

Die Gegenwart. Neuere Untersuchungen, auch einiges noch unbekannte handschriftliche Material will (Nr. 44) J. R. Metz in seiner Studie „Goethe bei Napoleon" verwertet haben. Goethes eigener, 16 Jahre nach der denkwürdigen Audienz skizzierter Bericht und derjenige Talleyrands in seinen Memoiren bildeten seither die Hauptquellen für die Kenntnis der Vorgänge, weisen aber verschiedene scharfe Widersprüche auf; namentlich enthällt Talleyrands Bericht kein Wort von „Werthers Leiden", auf das sich nach Goethe ein Teil des Gespräches bezogen haben soll. Im Einzelnen hat das schon Ludwig Geiger in seinem Buche „Aus Alt-Weimar" überzeugend nachgewiesen; Metz will einiges davon auch auf das Konto von „Goethes ganz unnötiger Geheimniskrämerei" gesetzt wissen. Etwas bemerklich neues über Geiger hinaus enthält seine Arbeit nicht. — Ueber den Componisten der „Marseillaise" besteht seit langem ein Streit, dessen Stadien ein Aufsatz von Josef Kirchner (Nr. 45) im Anschluß an Eduard von Bambergs neueste Forschungen verfolgt (E. v. Bamberg und Ernst Pasqué: „Auf den Spuren des französischen Volksliedes". Frankfurt a. M., Rütten und Loening). Daß der straßburger Genieoffizier und Redakteur Rouget de Lisle der Dichter des weltgeschichtlichen Sanges war, ist unbestrittene Thatsache, daß aber auch die Komposition von ihm herrührt, hat man vielfach angezweifelt. Nicht weniger als zehn verschiedene Komponisten hat man im Laufe der Zeit zu Urhebern des Revolutionsliedes stempeln wollen; namentlich wurde die Behauptung verfochten, daß die Melodie deutschen Ursprunges sei. Auch Bamberg kommt nach Prüfung der vielen verwickelten Thatsachen zu dem Schlusse, daß Rouget bei der Komposition seines Kriegslieds eine ihm in Marschform bekannte deutsche Melodie zugrunde gelegt habe. Dazu würde u. a. eine Aeußerung Rougets selbst stimmen, daß er einen Marsch benutzt habe, der herrenloses Gut gewesen sei. Entschieden ist der Streit aber auch jetzt noch nicht und wird es vermutlich nicht mehr werden.

Die Gesellschaft. Heft XXI ist zum Teil Oesterreichs glänzendstem Erzähler Carl Baron Torresani gewidmet, von dessen in Vorbereitung stehenden Lebenserinnerungen es das erste Kapitel bringt. Eine eingehende Würdigung aus der Feder Th. von Sosnoskys spricht sich zum Schlusse dahin aus: „Wollte man Torresani in eine bestimmte Kategorie von Schriftstellern einreihen, so geriete man arg in Verlegenheit, denn er paßt in keine hinein. Er steht in der deutschen Litteratur eigentlich ganz vereinzelt da, auch mit jenen Berufsgenossen, die gleich ihm das Schwert mit der Feder vertauscht haben, verbindet ihn kaum etwas Gemeinsames. Seine Art zu charakterisieren, erinnert vielleicht manchmal ein wenig an Ossip Schubin, aber er ist weit origineller und kräftiger, nicht boshaft und nicht affektiert. Im Uebrigen ist Torresani im herkömmlichen Sinne der Worte weder ein Idealist, noch ein Realist, kein Naturalist und kein Symbolist, überhaupt kein „-ist". Er ist einfach — Torresani." — Im gleichen Hefte findet sich ein Nachruf Henri de Régniers auf seinen verstorbenen Landsmann und Genossen in Apoll Stephan Mallarmé, dem in der Würde des „Dichterkönigs" nachzufolgen ihm bekanntlich nicht beschieden war.

Die Grenzboten. Sehr anregend skizziert in No. 44 Friedrich Ratzel die Entwicklungsgeschichte der deutschen Landschaft von den Zeiten der hohen Burgen und malerischen Klöster bis zu denen der Eisenbahnen und des Telegraphennetzes; eine Entwicklung vom Vielgestaltigen zum Einförmigen. — In No. 45 erzählt Ernst Borkowsky nach unveröffentlichten Quellen die Geschichte des Schönbrunner Attentats von 1809, das der naumburger Predigerssohn Friedrich Staps auf Napoleon I. machte, um für sein mißglücktes Unterfangen mit dem Tode zu büßen. Dem Artikel liegen Aktenstücke zu grunde, die im Archiv des naumburger Oberlandesgerichts liegen und bisher unbekannt geblieben sind. Die erste Darstellung des auf Napoleons Befehl verheimlichten Attentats brachte s. Z. der russisch-deutsche Volksbote (29. Mai 1813), herausgegeben von Kotzebue, unter dem Titel „Ein deutscher Brutus". Ueber das Schicksal des jungen Staps blieb man lange im Unklaren, erst zwanzig Jahre später erhielt das naumburger Oberlandesgericht anläßlich eines Erbschaftsprozesses von der wiener Polizeidirektion den Bescheid, daß der Delinquent s. Z. unweit des Schlosses Schönbrunn erschossen worden sei. — Tony Kellen entrollt im selben Hefte anschauliche Bilder aus dem vlämischen Bauernkrieg von 1798, der sich in Belgien und Luxemburg gegen die französische Fremdherrschaft erhob.

Die katholische Welt. Illustrirtes Familienblatt (M. Gladbach, A. Riffarth). Im Novemberheft findet sich eine Studie über den katholischen Lyriker Edmund Behringer, (geb. 1828), der als Gymnasialrektor in Aschaffenburg lebt und sich durch zahlreiche Dichtungen einen Namen gemacht hat. Er war dereinst in Bonn ein Schüler von E. M. Arndt und von Karl Simrock, mit dem er lange in Briefwechsel gestanden hat. Wissenschaftlich hat er sich namentlich mit Forschungen über den „Heliand", die altsächsische Evangelienharmonie, beschäftigt, von der er kürzlich eine neuhochdeutsche Uebertragung, die Frucht einer 43jährigen Arbeit, hat erscheinen lassen.

Der Kunstwart. 1. Novemberheft. Unter Anführung zahlreicher Gründe will Eugen Kalkschmidt den Theaterschulen und „der dramatischen Stundenlehrerei" den Krieg erklären, weil sie weit mehr Schaden, als Nutzen stifteten. Das Dienen von der Pike auf, das Anfangen bei kleinen Bühnen bleibe für den angehenden Schauspieler noch immer der einzig richtige Bildungsweg. — Ein Essai von Adolf Bartels beschäftigt sich zum Teil polemisierend mit dem Bande „Probleme und Charakterköpfe" von J. E. von Grotthuß, dem er vorwirft, daß er die Kunstwerke allzu sehr aus dem Gesichtswinkel der christlichen Weltanschauung, anstatt vor allem vom ästhetischen Standpunkt aus beurtheile. — Dem neuen Werke über „Die Kunst des Sprechens", das der Frankfurter Schauspieler Karl Hermann herausgegeben hat, widmet Anton Ursprung sehr eingehende und anerkennende Betrachtungen. Bruchstücke aus Fontanes letztem Roman „Der Stechlin" bilden den belletristischen Teil des Heftes.

Der Kynast. Im Novemberheft, das wiederum sehr reichhaltig auftritt, wirft Leonhard Lier die leider sehr begründete Frage auf: Für wen schreibt der deutsche Schriftsteller? Unser vielgehätscheltes Publikum bekommt dabei allerlei bittere Wahrheiten zu hören, oder auch nicht zu hören, denn die es angeht, erreicht solche Wüstenpredigt fast nie. „Das rohe äußerliche Geschehen pflegt mehr zu interessieren als das Wie der Darstellung, der allmählichen Vorbereitung, der kunstvollen Motivierung, der Komposition der Geschehnisse . . . Es gehört zur Bildung, dies oder jenes Werk gelesen zu haben, danach wie man es gelesen hat, frägt die Tyrannis der

öffentlichen Meinung, die den armen Deutschen in die Leihbibliotheken hineinpeitscht, zumeist nicht ... Am ehesten vermag den deutschen Leser, der sich etwas mehr Muße gönnt, irgend ein Nebeninteresse, das die Dichtung gewährt, ein geschichtliches oder philosophisches, auf die Dauer festzuhalten. Weit weniger fragt er gemeinhin nach der Tiefe und Folgerichtigkeit der Psychologie, nach den Unterschieden zwischen typischer und individueller Wahrheit, nach der Komposition, nach den Bedingungen des Stoffes, der sie bildet, am wenigsten aber wohl nach der äußeren Form, dem Stil, der Sprache, Fragen, für die z. B. der Franzose einen weit empfindlicheren Sinn besitzt." — Karl Berger stellt gut unterlegte Betrachtungen über „Die Bedeutung Theodor Fontanes" an, Ernst Wachler spricht in Form eines Briefes Gedanken über Goethes „Tasso" aus.

Das Magazin für Litteratur. Nr. 44. In Rudolf Steiner ist der totgehöhnten „Eroberer"-Tragödie von Max Halbe ein Retter erstanden. Nach seiner Meinung ist am 29. Oktober nicht Max Halbes Stück, sondern das Publikum und am Tage darauf die Kritik durchgefallen. „Am 30. Oktober mußte man die Erfahrung machen, daß es in Berlin nicht einen einzigen Tageskritiker giebt, der einer bedeutenden Dichtung gewachsen ist." — Mit der in Rom lebenden greisen Dichterin Malwida von Meysenbug, der Revolutionärin von 1848 und späteren Freundin Richard Wagners und Nietzsches, beschäftigt sich ein Aufsatz von Ernst Brausewetter. Da im Verlage von Schuster und Loeffler demnächst der „Lebensabend einer Idealistin" aus der Feder der nun über neunzigjährigen Dame erscheint, werden wir Gelegenheit haben, auf diese eigenartige und seltene Persönlichkeit noch eingehender zurückzukommen. — In Nr. 45 spricht Max Aram über „Gerhart Hauptmann als Ethiker," um den leicht auffindbaren ethischen Zug nachzuweisen, der durch fast alle Werke des Dichters geht und am stärksten in den „Webern" hervorspringt. — Dem im August verstorbenen Aesthetiker Robert Zimmermann von der wiener Universität widmet Dr. Hans Schmidkunz einen Nachruf, worin er den Entschlafenen als den hervorragendsten Vertreter jener Weltanschauung feiert, die sich an den Namen Herbart und das Schlagwort „realistisch" knüpfe. Sein Hauptwerk, die „Geschichte der Aesthetik als philosophischer Wissenschaft" (1858) sei auch heute nur erst in Einzelheiten überholt.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. Novemberheft. Julius Lohmeyer, der früher während seines tübinger Aufenthalts mit einer Reihe der letzten noch lebenden Freunde Ludwig Uhlands bekannt ward, teilt einige charakteristische Züge aus dem Leben des großen schwäbischen Dichters mit. — Der dichterischen Persönlichkeit des Prinzen Emil von Schönaich-Carolath sucht ein Essai von Hans Eschelbach gerecht zu werden.

Die Nation. Ueber „Bernische Kiltgangsitten" spricht in Nr. 6 J. V. Widmann (Bern) im Anschluß an die neu erscheinende Volksausgabe von Jeremias Gotthelfs Werken (Bern, Schmid und Francke). Kiltgang nennt man den „uralten und durch Tradition sanktionierten Brauch, wonach der ländliche Liebhaber sein Mädchen nachts nicht nur vor ihrem Fensterchen besuchen, sondern von ihr ins Kämmerchen hineingelassen werden und mit ihr bis zum frühen Morgen die Nacht zubringen darf, ohne daß jemand ein Recht hätte, dem Mädchen oder gar dem Burschen hieraus einen Vorwurf zu machen." Ihre Bezeichnung tragen diese nächtlichen Liebesstelldicheins von dem altalemannischen Worte Kilt oder Chilt, das nächtliche Dunkelheit, Finsternis bedeutet. — In Nr. 7 macht der straßburger Orientalist Prof. Nöldecke interessante Mitteilungen über die mit großem Aufwand an Mühe und Kosten hergestellte erste Gesamtausgabe der arabischen Chronik des Tabari, des wichtigsten orientalischen Geschichtswerkes aus dem 10. Jahrhundert, von dem man lange nur verstreute Bruchstücke kannte, bis es den Anstrengungen des holländischen Orientalisten de Goeje gelang, unter Mithilfe der Fachgenossen, Regierungen und gelehrten Gesellschaften eine vollständige Ausgabe herzustellen, deren Herausgabe seit 1879 fast zwanzig Jahre erfordert hat. Das Werk umfaßt 13 Bände mit 8000 Seiten und ist bei Brill in Leyden erschienen. — Leon Kellner macht in einem Artikel über Gelbers Neuausgabe von Shaksperes „Troilus und Cressida" (vergl. Litt. E. Heft 4, Sp. 193) darauf aufmerksam, daß schon 1856 der vor einigen Jahren verstorbene englische Privatgelehrte William Watkiß Lloyd in einem Essai (neu abgedruckt in „Critical Essays on the Plays of Shakespeare", London, Bell, 1875) ähnlich wie Gelber eine Rettung des Stückes versucht habe.

Neue deutsche Rundschau. Novemberheft. Ein Essai von Lou Andreas-Salomé über Leo Tolstoi sucht in volkspsychologischen Gedankengängen an das Wesen dieser weithin schattenden Persönlichkeit vorzudringen und erklärt den innigen Zusammenhang der russischen Dichtung mit der Volksseele, „indem ihre Vertreter von der westeuropäischen Kulturhöhe, zu der sie erzogen waren und auf der sie größtenteils lebten, mit allen Träumen und aller Sehnsucht ihrer Poesie niederstiegen zum russischen Volk .... Um das Problem Tolstoi — eines der interessantesten und seltsamsten Menschenprobleme, die es je gegeben — zu lösen, müssen wir betrachten, wie jene Hinneigung der westeuropäisch erzogenen Bildungs-Elite zum Volk sich allmählich immer erweiterte und vertiefte ... immer stärker und bewußter die Reaktion des Russentums gegen die Bildungsrichtung der „Spaducki", d. h. der Anhänger sogenannter westeuropäischer Kultur, hervortritt." Tolstois religiös-christliche Richtung ist nur ein Ausfluß des russischen Nationalcharakters. „Im russischen Wesen liegt ganz unstreitig eine tief vertrauende Einfalt und eine menschenliebende Passivität, die mit einer gewissen Seite des Evangeliums übereinstimmt: sie ist die tiefste Quelle für die Religiosität des Russen. Grade im Volke hat über einen Wust von Aberglauben und stumpf vererbtem Dogmenglauben weg sich eine warme und lebendige Kraft herausgestaltet, in der es seine eigenen urrussischen Ideale anbetet. Die byzantinische Form liegt darüber gepreßt, wie ein goldener juwelenbesetzter Panzer, aber unter ihm schlägt ein ganz kindlich russisches Herz." Der Artikel geht dann zu Tolstois jüngsthin proklamierten Anschauungen über die Kunst über, um zu zeigen, was uns von ihnen trennt und worin der logische Fehler liegt, den Tolstoi bei seiner Verdammung der modernen Kunst begeht: darin nämlich, daß er die suggestive Wirkung der Kunst, ihr Kennzeichen also, für ihr Motiv, ihre Tendenz erklärt.

Das neue Jahrhundert. (Berlin.) In Nr. 7 spricht sich Conrad Alberti über das „Urheberrecht" im Anschluß an die neulich abgehaltene berliner „Sachverständigen"-Konferenz mit großer Schärfe dahin aus, daß „erst das moderne Urheberrecht die Korruption und Nichtigkeit der modernen Litteratur geschaffen hat." „Das Schriftstellern wurde, was es bis dahin nie gewesen und was es nie sein dürfte, ein Beruf, den man trieb, um davon zu leben, während es früher eine Sache edlerer Triebe, des Ehrgeizes, des Verlangens nach künstlerischer Ausgestaltung des Lebens gewesen. Natürlich nahm dieser neue Beruf in Deutschland, dem Lande der jüngsten und unreifsten Zivilisation, die brutalsten und unangenehmsten Formen an ... Nur bei uns konnten die antipathischen Gestalten eines Blumenthal und Kadelburg, einer Eschstruth entstehen, deren litterarisches Schaffen eine ununterbrochene glückliche Spekulation auf die plattesten und gewöhnlichsten Empfindungen der Masse ist. Nur unter der Herrschaft des Urheberrechts sind solche Erscheinungen möglich: vordem hätte es auch nicht an gutem Willen dazu gefehlt, aber der Nachdruck, die Tantièmenfreiheit hätten den Erfolg ihrer Spekulationen verhindert."

Das neue Jahrhundert. (Köln). In No. 6 zieht E. Isolani mit Schärfe gegen „Die Illustrationen in der deutschen Presse" los, die er als „kindisches Treiben und Spekulation auf die Borniertheit des Publikums" bloßstellt. Es ist in der That die höchste Zeit, daß sich gegen diesen

immer ärger werdenden Unfug endlich eine Stimme erhebt, nachdem sich auch große Zeitungen von dem Illustrationsbacillus haben infizieren lassen. Die meisten Porträts, mit denen uns neuerdings die Blätter oder die rasch sich vermehrenden Cliché-Correspondenzen täglich beschenken, haben nur den einen Vorzug, daß man nach ihrem Anblick wenigstens genau weiß, wie die dargestellte Person nicht aussieht. Während des spanisch-amerikanischen Krieges ist uns kein noch so geschlagener Vize-Admiral erspart geblieben. Jeder noch so säkularisierte Fürst, wenn er stirbt, wird rettunglos porträtiert. Jeder Franzose, dem der Zufall für vier Wochen ein Ministerportefeuille beschert, macht in effigie die Runde durch die deutsche Presse. Und da Schnelligkeit der Konkurrenz wegen die Hauptsache ist, pflegt es mit der Aehnlichkeit oft selbst bei ganz bekannten Persönlichkeiten höchst verzweifelt zu stehen. Was die deutschen Blätter beispielsweise anläßlich des genfer Attentats an beleidigender Entstellung eines edlen Frauenangesichts geleistet haben, gehört von Rechtswegen in das Rubrum der Majestätsbeleidigungen. Indessen, so lange sich das geduldige Papier und das noch geduldigere Publikum diese Bilderkinderei lammfromm gefallen läßt, verdient es nichts Besseres. — Im gleichen Hefte der Zeitschrift hat Wilhelm Holzamer der neuen Auflage von Richard Dehmels Gedichtband „Erlösungen“ einen Essai gewidmet. — No. 7 bringt u. a. Beispiele aus der Spruchweisheit der Japaner.

Nord und Süd. Im Novemberheft giebt Albert Heiderich die Silhouette des durch manchen Erfolg in Roman und Drama bekannt gewordenen Georg Engel, von dem das Heft auch ein radiertes Porträt und das Vorspiel seiner demnächst auf einer berliner Bühne erscheinenden Komödie „Die keusche Susanna“ enthält. Engel ist 1866 in Greifswald geboren, war erst in Breslau Kaufmann, studierte dann eine Weile in Berlin Germanistik, wirkte kurze Zeit als Redakteur und lebt seit einigen Jahren ganz seiner Schriftstellerei in Berlin. Heiderich hebt besonders den pantheistisch-romantischen Zug seiner — meist in Pommern spielenden — Dichtungen und seinen glücklichen Humor hervor. — Eugen Heinrich Schmit (Budapest) veröffentlicht zum ersten Male zwei Bruchstücke von Leo Tolstoi: „Gedanken über Gott“ und „Aus meinem Tagebuche“ auf Grund teils von russischen Handschriften, die Tolstoi an den wegen der Angelegenheit der Duchoborzen*) verbannten Wladimir Tschertkoff, teils Briefe, die er an den s. Zt. wegen Verweigerung des Militärdienstes eingekerkert gewesenen Redakteur des „Vrede“ in Haarlem, J. K. van der Veer schrieb. Es sind zahlreiche einzelne Gedanken, aus Tolstois bekannter Weltanschauung heraus geschöpft und geeignet, diese dem Verständnis näher zu rücken.

Preußische Jahrbücher. Novemberheft. Höchst interessante Schlaglichter auf die russischen Zensurverhältnisse wirft eine auf sehr genauen Kenntnissen beruhende Arbeit von G. M. Libanoff, aus der man mit Verblüffung ersieht, wie unumschränkt die Zensur im Zarenreiche noch ihres Amtes walten darf, wie sie über alles einen dichten Nebel legt, mit welchen kleinlichen Mitteln sie arbeitet, ja, wie sie in manchen Dingen sogar mächtiger ist, als der Zar selbst. So geschildert, erscheint die russische Zensur als das Negativ der öffentlichen Meinung, auf die sie in ihrem Bereiche einen weit größeren Einfluß hat, als in freien Ländern die Großmacht, die Presse. Die russische Presse befindet sich in einem Zustande der Knebelung und Bevormundung, der dem einer völligen Rechtlosigkeit nahezu gleichkommt. — Für ein „Mustergiltiges Deutsch“ und eine dem entsprechende Reform unserer Schreibweise will Georg Kewitsch (Freiburg) Gesinnungsgenossen werben. Für die Bühnenaussprache wird die hier verlangte Einheitlichkeit bekanntlich seit längerem mit Erfolg angestrebt (vgl. „Deutsche Bühnenaussprache“ von Prof. Siebs: Köln, Alb. Ahn, Preis 2 Mk.). Kewitsch tritt vor allem für eine lauttreue Schreibung ein. Er will also z. B., daß man der Aussprache gemäß Daks und Fuks statt Dachs und Fuchs schreibe. Er schreibt „ist“ und „mustergiltig“ zur Unterscheidung der Aussprache von st in „Stock“ und „Stein“ u. s. w. Diese Bestrebungen haben ohne Zweifel ihre praktische Bedeutung und Berechtigung, sie durchzuführen wäre aber nur möglich, wenn Staat und Schule dafür zu gewinnen sind. — Max Lorenz würdigt Theodor Fontane „als Dichter und Kritiker“ und füllt mit seinen Ausführungen über den letzteren Punkt eine Lücke in den zahlreichen Fontane-Nekrologen der letzten Wochen aus.

*) Eine russische Sekte, die den Kriegsdienst verweigert.

Rheinisch-Westfälische Schulzeitung. Einem vergessenen Toten des Jahres 1848, dem Dichter Wilhelm Smets widmet (in Nr. 7) Adalbert Schiel-Erfurt ein Erinnerungsblatt. Smets kam 1796 in Reval zur Welt, sein Vater war als Schauspieler unter dem Namen Stollmers thätig, seine Mutter Sophie ließ sich nach kurzer Ehe scheiden und ward unter dem Namen ihres zweiten Gatten als Sophie Schröder der bekannte glänzende Stern am deutschen Theaterhimmel. Der junge Smets suchte seine berühmt gewordene Mutter später in Wien wieder auf und blieb ihr fortan bis zu seinem Tode ein treuer Sohn. Er war mit seinem Vater nach dessen Scheidung nach Aachen übergesiedelt und hatte sich dem geistlichen Lehrberufe ergeben. 1822 erhielt er in Köln die Priesterweihe und ward Religionslehrer am dortigen Marzellen-Gymnasium, dann 1832 Oberpfarrer und Schulpfleger in Münstereifel, zuletzt Kanonikus in Aachen. Seine Lyrik ist vorwiegend geistlichen Charakters, aber ohne konfessionelle Färbung und von einem tiefen romantischen Zug durchweht. Die Litteraturgeschichten und Lexika wissen fast ausnahmslos nichts von dem begabten Poeten; dafür hat ihm J. Müllermeister eine eigene Schrift gewidmet (Aachen, Rudolf Barth). — Die litterarische Rundschau des Blattes versieht Laurenz Kiesgen (Köln).

Der Türmer. Novemberheft. Die Frage „Hat Deutschland eine Hauptstadt?“ glaubt ein Artikel von „Caliban“ verneinen zu sollen. Berlin sei nur politisch die Hauptstadt des neuen deutschen Reiches, es ist „nicht wie Paris die Quintessenz des Landes, es ist fast ein Fremdkörper darin ... Es ist die Aufgabe des geeinten Deutschlands, Berlin erst einmal deutsch zu machen.“ Der Verfasser scheint dabei ziemlich ausschließlich das Theater im Auge zu haben und insofern stellt sich sein Artikel nur als eine Variante der alten Klage von Berlins Vorherrschaft auf dem Gebiete der Bühne dar. Wenn er dabei „Sodoms Ende“ und „Einsame Menschen“ als die Höhepunkte dieser berlinisch-neudeutschen Theaterlitteratur und unserer nationalen Litteratur überhaupt anführt, so ist das objektiv falsch. Die Sehnsucht nach einer „nationalen Kunst“ teilen wir wohl alle, aber auf das moderne Theater angewandt ist dies auch eines jener vielgebrauchten Worte, die sich einzustellen pflegen, wo die Begriffe fehlen. Auch der kritikfertige Caliban hat nur einen unbestimmten Dunst davon, wenn er schreibt: „Nationale Kunst ist nicht möglich ohne einen gemeinsamen Brennpunkt aller nationalen Interessen. Und erst wenn die Liebe zum eignen Volkstum die Herzen so durchglüht, daß dies Volkstum wie eine innere Offenbarung wirkt; wenn alles Sinnen und Denken der Feierabendstunden seiner Hebung und Vertiefung gewidmet ist, erst dann kann die nationale Kunst kommen. Sie läßt sich nicht aus dem Boden stampfen und der Befehl eines Mächtigen weckt sie nicht. Es hieße den Begriff der Kunst in hunnischer Weise verkennen, forderte man von ihr, daß sie nationales Empfinden wecke. Solche Magddienste lehnt sie ab. Sie muß in den Seelen derer, zu denen sie spricht, die völkische Liebe (?) schon leuchten sehen.“ — Die Studie, die Fritz Lienhard dem verschiedenen Theodor Fontane widmet, ist reich an feinen und treffenden Bemerkungen, obwohl oder weil sie in ihrem Urteil ruhiger und zurückhaltender verfährt, als die große Masse der Nekrologschreiber.

Die Umschau. In den Nummern 45/47 giebt Leo Berg eine Uebersicht über die Neuerscheinungen der letzten beiden Jahre auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte, im ganzen etwa dreiviertelhundert Schriften. Als die bedeutsamste Neuheit dieser Periode bezeichnet er Georg Brandes' Werk „Polen", das allerdings nur zum kleineren Teile litterarischen Zwecken dient. Unter den Monographien werden drei Byronschriften (von Bleibtreu, Lewes, Engländer) erwähnt, zu denen als vierte noch die in Heft 4 d. Zeitschr. besprochene Arbeit von Kraeger zu rechnen wäre, ferner drei Kleist-Schriften (Wolff, Minde-Pouet, Ruland), ein halbes Dutzend Heine-Schriften und anderes mehr über ältere Litteratur. Von Neueren hat Wilhelm Raabe in Paul Gerber einen tüchtigen Biographen gefunden, die meisten Federn aber haben Hauptmann und Nietzsche mobil gemacht. Ueber Hauptmann sind in den beiden Jahren nicht weniger als zehn Bücher geschrieben worden, darunter vier allein über die versunkene Glocke; ungefähr ebenso fruchtbar war im gleichen Zeitraum die Nietzschelitteratur in Deutschland.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Heft 7. Einen Beitrag zur Kuriositätenlitteratur nennt Fedor von Zobeltitz eine sehr gründliche, reich illustrierte Studie über die „Päpstin Johanna", jene Ausgeburt einer mittelalterlichen Legendenbildung, die bis in unsere Tage ein Gegenstand des Streites gewesen ist. Die Sage schreibt ihr während der Jahre 847 bis 855 den Besitz des heiligen Stuhles zu, und eine umfangreiche Litteratur hat sich mit ihrer mystischen Person beschäftigt. Aufgrund seiner eingehend belegten Forschungen führt Zobeltitz an, daß die erste beglaubigte Erwähnung des weiblichen Papstes sich in dem „Chronicon" des Marianus Scotus (1028—1086) findet, wo es für das Jahr 854 heißt: „Papst Leo starb am 1. August; ihm folgt Johann, der sich als Weib erwies, während zweier Jahre, fünf Monate, acht Tagen." In den folgenden Jahrhunderten spinnt sich dann ein immer reicherer Kranz von Einzelzügen um das Bild der „päpstlichen Dame," mit der Verbreitung der Buchdruckerkunst drang die Mär auch ins Volk, und im Reformationszeitalter schwoll die Flut der Einzelschriften über das dankbare Thema höher und höher. Auch die Dichtkunst begann sich der Päpstinsage zu bemächtigen, zuerst 1480 mit dem „schön spil von fraw Jutten, welche Babst zu Rom gewesen." Noch aus diesem Jahrhundert kann Zobeltitz zehn Schriften über die Johannasage anführen und ebenso viel Werke der Litteratur, darunter auch Achim von Arnims Drama „Die Päpstin Johanna", das übrigens auf das eben erwähnte „Spiel von Frau Jutten" zurückgeht. Ein Epos „Frau Jutta, die Päpstin" von Fritz Löwe (2 Tle., 1892) nennt Zobeltitz als letzte Bearbeitung des Stoffes. Das Trauerspiel „Päpstin Johanna" von Adolf Bartels (1891) scheint ihm nicht bekannt geworden zu sein. — In demselben, gleich seinen Vorgängern reich ausgestatteten Heft ergreift Prof. Dr. Anton Klette (New-York) das Wort, um nochmals für das Jahr 1799 als Geburtsjahr Heinrich Heines einzutreten, im Gegensatze zu Hermann Hüffer (Bonn), der im vorjährigen Dezemberheft der „Dtsch. Rdsch." den Streit für 1797 entschieden wissen wollte. Hüffer hat sich über diesen Punkt noch im September dieses Jahres in der Beilage zur „Allg. Ztg." wiederholt ausgesprochen: seine dortigen Ausführungen haben jedoch Klette beim Schreiben seines Artikels noch nicht vorliegen können.

Die Zukunft. Selten noch sind unsere öffentlichen litterarischen Zustände durch die einfache Erzählung von Thatsachen greller und ergreifender beleuchtet worden, als mit dem Stückchen Selbstbiographie, das Arthur Zapp (in No. 7) unter der Aufschrift „Schriftstellerleiden" zum Besten giebt. Zapp hat vor etwa acht Jahren mit seinem ersten Roman „Im neuen Sparta" Aufsehen und Hoffnungen erregt. Heute ist er ein sogenannter „beliebter Erzähler", dessen Durchschnittsromane von unseren Zeitungen und Familienblättern mit Vorliebe gedruckt, von den litterarischen Kennern aber als flache Marktwaare verachtet werden. Wie es dahin gekommen, wie er unter dem Drucke unserer gesegneten Verhältnisse aus einem Künstler ein Handwerker, aus einem Romandichter ein Romanfabrikant geworden ist, erzählt hier Zapp selbst mit grausamer Selbstironie und Ehrlichkeit. „Es klingt wie unsinnige Uebertreibung und ist doch, wie alles vorher von mir gesagte, buchstäblich wahr und mit Zahlen kann ich es belegen: je oberflächlicher, konventioneller, schablonenhafter, kurz je unlitterarischer ich eine Arbeit geschrieben habe, desto rascher setzte ich sie ab und desto höher war das Honorar, das sie mir eingetragen hat, — und umgekehrt." All das ist nicht neu, aber ein weiteres Dokument dafür, daß der deutsche Schriftsteller, der leben will, sich in das Joch der reichen Familienblätter einschirren und für den Gesichtskreis des „jungen Mädchens" schreiben muß, wenn ihm nicht ererbte Glücksgüter gestatten, in künstlerischer Freiheit zu bleiben. — Als „Eine Riesenthorheit" geißelt Eduard Engel, hauptsächlich vom Standpunkt des Stenographen aus, das jetzt fertig vorliegende „Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache" von F. W. Käding (Steglitz, Selbstverlag). Fünf Jahre lang haben 700 Mitarbeiter an fast 11 Millionen Wörtern gezählt, um die Verteilung des deutschen Sprachschatzes auf die einzelnen Wortgattungen, Wörter, Laute und Lautzusammensetzungen festzustellen. Engel verurteilt diesen ganzen ungeheuren Apparat als unnütz, weil ein einziger Zähler in wenigen Monaten im Effekt dasselbe erreicht und statt eines dickleibigen Werkes wenige Seiten genügt hätten, das Ergebnis zusammenzufassen.

Deutsche Kunst und Dekoration (Alexander Koch, Darmstadt). Der Koch'sche Verlag hatte durch seine „Zeitschrift für Innendekoration", die in großem Format allerhand dekoratives Material brachte, stets eine ausgeprägte Stellung in der Reihe deutscher Kunstverleger. Die seit einem Jahre daneben erscheinende „Deutsche Kunst und Dekoration" hat das handlichere Lexikonformat und trägt in Inhalt wie Reproduktionsart den neuzeitlichen Bestrebungen mehr Rechnung. Eine Beschränkung auf das Deutschtum findet statt, ohne zum engen Prinzip zu werden: verwandte Völker, wie Skandinavier und Engländer sind nicht ausgeschlossen. Das letzte Heft (November 98) ist das Spezialheft einer der vorzüglichsten Gruppen deutscher Künstler: der durch ihren Natursinn hervorragenden Karlsruher. Der Text macht uns mit den Zielen und den einzelnen Mitgliedern des „Künstlerbundes Karlsruhe" bekannt; besondere Abhandlungen sind Leopold v. Kalckreuth, dessen Figuren so intensiv mit der Erde verwachsen sind, und den ausgezeichneten Lithographien dieser Gruppe gewidmet, von denen eine kolorierte Probe (Bergabhang mit Straße von dem diskret-feinsinnigen Hans von Volkmann) dem Hefte beigegeben ist. Im übrigen interessieren unter den Bildern vor allem die Reproduktionen nach Kalckreuth, Schönleber, Kallmorgen, als weniger bekannte Stiche Lithographien von Heinrich Heyne und plastische Studien Poetzelbergers. Die Gießbüchsen-Dekoration der Läuger'schen Thon-Gefäße ist bereits in weiten Kreisen geschätzt; seine anderen dekorativen Arbeiten müssen dagegen zurücktreten.

Berlin. *Oskar Bie.*

Eine neue deutsch-vlämische Zeitschrift erscheint unter dem Titel „Germania" seit kurzem in Brüssel (Misch & Throns Kommissionsverlag). Als Herausgeber zeichnet H. Diez (Antwerpen). Das erste Heft des Unternehmens „dessen Ziele sich durch seinen Namen und den Untertitel »Tijdschrift voor Vlaam'sche Beweging« kennzeichnen, enthält in bunter Reihe Beiträge in deutscher und vlämischer Sprache u. a. „Holland und seine Bewohner" von Otto Mühlbrecht, „Luxemburger Zustände" von Baron von Ziegesar, „Emanuel Geibel" von K. Th. Gaedertz u. s. w. Unter den aufgezählten Mitarbeitern finden wir die Namen Richard Andrée, H. Brunner, Wilh.

Seelmann, Ernst Martin, Oskar Walzel, Georg Witkowski, Eugen Wolff u. a. m. Wir wünschen dem Blatt um der großen Sache willen, die es vertritt, alles Gedeihen (Jahrespreis 10 Mark für zwölf Hefte).

Bei dieser Gelegenheit sei noch einiger anderer deutscher Zeitschriften gedacht, die teils im Auslande erscheinen, teils die Vermittelung zwischen deutschen und ausländischen Interessen zu ihrer Aufgabe gemacht haben. In Berlin erscheinen „Der Orient" (deutsch und französisch, Herausgeber Heinrich Bothmer) und die „Südamerikanische Rundschau" (Herausgeber Hugo Kunz), beide vorwiegend handelspolitischen Interessen dienend. Ferner giebt seit einiger Zeit der rührige japanische Schriftsteller Kisak Tamai die Monatsschrift „Ost-Asien" heraus (Verlag von S. Calvary & Co.), die sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens rasch Geltung verschafft, leider nur für künstlerische und litterarische Dinge noch allzuwenig Raum übrig hat. Das Organ der Deutschen in Holland ist die angesehene „Deutsche Wochenzeitung in den Niederlanden", das derjenigen in London die wöchentlich erscheinende „Londoner Zeitung", früher „Hermann" genannt, die einst vor vierzig Jahren kein Geringerer als Gottfried Kinkel begründet hat. Die deutsche Sache in Australien endlich vertritt tapfer und ausdauernd die „Deutsch-Australische Post" in Sidney (Verlag des German Institute, Oskar Schultze, Herausgeber W. Schaumburg), von der uns insbesondere vor kurzem eine überraschend gut ausgestattete Bismarck-Gedächtnisnummer vorlag.

Oesterreich.

Lechners Mitteilungen aus dem Gebiete der Litteratur und Kunst. Nr. 6 bringt einen Artikel von Leopold Hörmann, dem Verfasser des Büchleins „Biographisch-kritische Beiträge zur niederösterreichischen Dialektlitteratur" über Moriz Schadeck, einen der bedeutendsten Vertreter dieser Litteratur. — Ein Aufruf fordert auf, die Ehrenschuld an Adolf Pichler, einen Meister unserer heimischen Dichtung, auf den jüngst auch Lewinsky hingewiesen hat, durch die Verbreitung seiner Werke, die jetzt bei G. H. Meyer in Leipzig in neuer Ausgabe erscheinen, abzutragen. — Nr. 7 enthält einen Aufsatz über Emil Ertl, einen jungen Wiener Schriftsteller, der gegenwärtig in Graz lebt, die Besprechung der steierischen Schriften Roseggers, sowie eine Autobiographie von Robert Kohlrausch, der in Wien mit seiner Novelle „Wie Maler Vincenz romanisch lernte" einen Preis und mit seinem Schauspiel „Das goldene Kalb" am Burgtheater einen starken Erfolg errang.

Die Wage. No. 49 bringt einen illustrierten Artikel von Richard Wengraf über Berliner Ateliers. Genannt werden Max Liebermann, Lesser Ury und Otto Eckmann. Von Marie E. delle Grazie ist eine dramatische Phantasie „Arme Seelen" abgedruckt. — In seinem Berliner Theaterbrief „Entwicklung?" (No. 45) hebt Julius Hart den Stillstand hervor, der in dem Theaterkampfe in Berlin heute eingetreten sei. An Stelle des ernsthaften Ringens und heißen stürmischen Beifalls sei heute eine wohlwollende Achtung getreten, die dem Backfischschwänkchen dieselbe gute Aufnahme verschaffe wie dem modernen Problemdrama. Denn in der That, was man heute an modernen Ideen von der Bühne herab zu hören bekomme, sei lange nicht mehr neu. Von den Stücken der vier Dramatiker, Schnitzler, Dreyer, Fulda und Halbe, die in den letzten Wochen wienerisch, pommerisch, griechisch und italienisch gekommen sind, bedeute keines eine Entwicklung über den Naturalismus hinaus. — In Heft 46 schreibt Georg Brandes über „Stephan Mallarmé". Seine Dichtung und Schule ist entstanden im Gegensatz zu der der „Parnassiens", die der Vollendung der Form huldigen. Deren Gründer ist Leconte de Lisle, ihr Haupt José Maria de Hérédia, bei dem die Gegenstandstreue eine vollendete und die Versbehandlung ein non plus ultra von künstlerischer Bündigkeit, gestählter Kraft eines in der Feuerprobe des Emails erworbenen Farbenglanzes ist. Wie unsere Impressionisten (vergl. L. E. Heft 4, Sp. 239) habe auch Mallarmé und seine Anhänger die regelmäßige Form verworfen, und nach Befreiung von allem Zwange, auch von den Fesseln metrischer Form, gestrebt. „Der Vers", heißt es, „soll nur die flüchtige Aeußerung einer auf der Fahrt nach anderen Himmeln begriffenen Seele sein." In träumenden Worten zaubert uns der Dichter, unbestimmte, verschwommene Bilder vor die Seele. Manche seiner Gedichte sind in einem Grade unbegreiflich und wahnwitzig, daß kaum in einer Irrenanstalt etwas Unfaßbareres produciert werden dürfte. Die unverblümte Wahrheit ist, daß dank Mallarmé und seinen Genossen die französische Poesie am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die dunkelste, nebelhafteste in Europa geworden ist, ja die unverständlichste, die wohl je auf Erden existiert hat. Die Oden Pindars sind Butterbrote im Vergleiche zu ihr. Als Mensch war Mallarmé, schließt Brandes, der schlichte vornehme Mann, als der er von einem Gemälde Whistlers her bekannt ist, als Dichter war er ein sphinxartiger Hierophant künstlerischer Mysterien, der alles in allem genommen keineswegs sonderlich tief war.

Wiener Rundschau. In Nr. 24 spricht Adele Sandrock, die bisherige Heroine des Burgtheaters, über eine ihrer Gastspieltourneen, die sie, von den Fesseln der Hofbühne nun glücklich befreit, unternehmen will. „Aehnlich wie Werner in der Minna von Barnhelm nehme ich mir aber vor, über Jahr und Tag als Theatergeneralin zurückzukehren, selbst eine moderne Bühne zu leiten oder vielleicht als Theaterkritikerin meine Erfahrungen nutzbar zu machen." — Ein Aufsatz von Dr. Sigurd Ibsen in Christiania „Nationales Königtum" gipfelt in dem Gedanken, daß neben der Majestät der Könige eine Majestät der Nation entstanden sei, die von den ersteren am allerwenigsten übersehen oder verletzt werden dürfe: denn die Monarchie habe aus dieser steigenden Nationalitätsbewegung Vorteil gezogen, und die Fürsten, die früher als die natürlichen Feinde der Nationen dastanden, sind jetzt die vornehmsten Träger der Nationalitätsidee geworden.

Die Zeit. In Nr. 213 giebt Paul Mongré eine eingehende Würdigung von Max Stirners Leben und Schriften aufgrund der beiden im Frühjahr erschienenen Mackayschen Bücher. Antonio Cippico erzählt von seinem Besuch, bei Gabriele d'Annunzio. Sein Heim ist ein Museum der erlesensten Kunstwerke, von einem Kenner mit Fleiß zusammengebracht. Hier sprach der Dichter von seinen Plänen und Idealen, der Gründung eines Festspielhauses an den Ufern des Albaner Sees, der Leitung einer Truppe aus den besten Schauspielern Italiens — an ihrer Spitze die Duse und Zacconi — die seine und junger italienischer Dichter Dramen in Florenz aufführen sollen; er berichtet auch von seinen Dramen und Entwürfen, der „Gioconda", des „Frate sole", der „Tragedia della Folla", von seinem Romanstoff „Il fuoco", seinen Versen „Sogni delle stagioni", die er mit andern Zwischenspielen vielleicht an einer deutschen Bühne aufführen lassen möchte, weil sie bei einem italienischen Publikum, dem die Wollust des Traumes und die zarten Schleier, die die Schönheit umgeben, ganz und gar unbekannt seien, keinen Anklang fänden. — In No. 214 ist dem letzten Buche Fontanes „Der Stechlin" von Paul Linsemann eine Kritik gewidmet. Richard Muther beschäftigt sich eingehend mit dem jüngst verstorbenen Puvis de Chavannes. In den Werken, die er zur Zeit seiner Kraft geschaffen, steht er als festumrissene große Persönlichkeit da; als der einzige wirklich monumentale Künstler dieses unmonumentalen Jahrhunderts. Einen warm empfundenen Nachruf widmet die italienische Dichterin Neera dem früh verstorbenen Poeten Alberto Sormani (in No. 215.) Er hat nur zwei Novellen „Speranza triste", die Liebesleidenschaft zwischen Bruder und Schwester und „Gesù e Maria", das Gespräch zwischen Jesus und Maria, bevor

er den Weg zu seinem Golgatha betritt, geschrieben; beide sind durchweht von einem hehren Idealismus, der auch seine Reden und Verse belebt. *A. L. J.*

Französische Schweiz.

Eine Fülle interessanten Lesestoffes bieten die letzten mir vorliegenden Hefte der genfer Semaine littéraire. Die litterarisch-kritischen Artikel der Zeitschrift finden ihre Stoffe in den Litteraturen fast aller gebildeten Völker. Der europäische Geist, von dem Virgile Rossel im Anschlusse an ein Buch von Texte „Etudes de littérature européenne" eingehend spricht, er weht dem Leser auch aus der Zeitschrift selbst entgegen, ja er ist mehr als europäisch, er ist universell. So erzählt Albert Schinz von dem großen Erfolge des historischen Romans von H. Sienkiewicz „Quo vadis?", den dieser durch seine englische Uebersetzung in Amerika davongetragen hat.*) Interessante Schlaglichter fallen hierbei auf den englisch-amerikanischen Geist, der den biblischen Stoffen in romanhaftem Gewande immer eine besondere Vorliebe entgegenbrachte, wie vor allem der große Erfolg von Wallace's „Ben Hur" gezeigt hat. — Einen alten Ritter des 12. Jahrhunderts erweckt Gustav Schlumberger in einer eingehenden Monographie zu neuem Leben: „Renaud de Châtillon" — ein Buch, das Philippe Godet in der Semaine littéraire trefflich analysiert. — Antoine Guillaud spricht über unseren großen Historiker Leopold von Ranke, des verstorbenen Theodor Fontane gedenkt Lazarille, ein wenig eitel hervorhebend, daß dieser preußischste der zeitgenössischen Dichter französischen Ursprungs gewesen. — Miß Mary E. Wilkins erfährt durch L. Charlier eine eingehende Würdigung, vor allem ihr neuester Roman „Jérôme, a poor man". — Besonderes Interesse verdient eine Studie von Maurice Muret: „Littérature militaire". Der Artikel ist im Hinblick auf die gegenwärtigen Verhältnisse in Paris und die Affaire Dreyfus ungemein zeitgemäß. Von Alfred de Vignys „Servitude et grandeurs militaires" ausgehend zeigt uns der sachkundige Verfasser, welchen litterarischen Niederschlag die Armee in der französischen Publizistik gefunden hat, wie die Autoren von einem Extreme zum anderen schwanken und man ebenso gut auf einseitige Verherrlicher des Militarismus wie auf dessen erbittertste Gegner stoßen kann. Ein Bewunderer der Armee ist z. B. Art Roë in seinem Aufsatz „Le rôle social de l'officier", während der naturalistische Roman, soweit er sich mit der Armee beschäftigt hat, eine ganz entgegengesetzte Seite hervorzuheben bemüht ist. So wurde Abel Hermants „Cavalier Miserez" in den Kasernen verboten und auch Lucien Descaves bekanntes Buch „Sous-offs" stellte diesem Stande kein schönes Zeugnis aus. Bei den Humoristen kommt der Soldatenstand weit besser davon. Hier sind vor allem Georges Courteline und Charles Leroy mit ihren Soldatenhumoresken hervorzuheben, der erstere wird sogar mit Rabelais und Molière verglichen, während M. Hamons Psychologie des Soldatenstandes, wieder in den Wegen der Sous-offs wandelnd, nach einer Aeußerung Georges Renards eher criminalogie du militaire professionel als psychologie heißen sollte. — Des englischen Romandichters George Meredith, der seinen 70. Geburtstag feierte, gedenkt Henri Jacottet in einem längeren Essai; über den sozialen russischen Schriftsteller Wladimir Korolenko in Rußland handelt Albert Roussy. J. V. Widmanns Buch über Brahms wird von Lazarille in der letzten Nummer besprochen. — Aus der in Lausanne bei Bridel erscheinenden Wochenschrift „La Famille" sei eine Studie über den jüngst verstorbenen genfer Pastor und Kinderliederdichter Jaques-Louis Tournier aus der Feder Berthe Vadiers rühmend hervorgehoben. Der Genfer Pastor verfügte über ein tief poetisches Empfinden und, was für die französische Lyrik ja von der höchsten der Bedeutung ist, er war ein Meister in der Beherrschung der Form. — Im Oktoberheft der „Bibliothèque universelle", handelt Emile Trolliet über die weiblichen Dichter des modernen Frankreichs, während der pariser Chronist dem jüngst verstorbenen Stephane Mallarmé seinen Nachruf widmet. — Gestützt auf Elisabeth Förster-Nietzsche, Lou Andreas-Salomé, L. Stein, Gallwitz, H. Lichtenberger und G. Brandes beginnt Maurice Muret im Novemberheft mit einer interessanten biographischen Studie über Friedrich Nietzsche. —

Lausanne. *Dr. Edward Stilgebauer.*

*) Vgl. „Litt. E." Sp. 95. — Eine deutsche Uebersetzung des Romans erscheint augenblicklich in der illustrierten Zeitschrift „Die alte und die neue Welt" (Einsiedeln, Benziger). D. Red.

Frankreich.

Die Revue des deux Mondes vom 1. November bringt 20 Seiten aus der Feder des früheren Ministers Hanotaux über Richelieu und Maria Medici. Er schildert den Kampf der Königin, die den aufstrebenden Richelieu gegen Lugnes, den mächtigen Günstling ihres Sohnes, Ludwigs XIV., zu halten versuchte. Die Königin erntete nur Undank für ihre Bemühungen: als Richelieu sich erst im Sattel fühlte, wandte er sich von seiner Gönnerin ab. Er hatte eingesehen, „daß die bedeutendsten Staatsgeschäfte zwischen Männern nie so gefährlich sind, wie eine Politik, die zum Teil von Frauen gemacht wird." Ferdinand Brunetière bespricht sehr eingehend den Katholizismus in Amerika. Die katholische Kirche in Amerika habe stets den engen Zusammenhang mit Rom gesucht, inmitten protestantischer Gemeinden habe sie die orthodoxe Lehre in ihrer Reinheit und Strenge erhalten. Trotz partikularistischer Regungen seien die amerikanischen Katholiken gute Patrioten und ihre Religion steht nicht im Gegensatz zu dem demokratischen Charakter ihres Landes. „Nichts desto weniger blicken sie nach Frankreich um eine Leitung auf ihren Wegen, und wenn Frankreich in seiner Mission schwankend wird, leidet die katholische Kirche Amerikas mit."

Im zweiten Novemberheft erörtert Pierre Leroy de Beaulieu die chinesische Frage. Der kranke Mann in Peking, sagt er, ist weit reicher als der in Konstantinopel. Letzterem wird man das Dasein so lange fristen, bis man ersteren vom Leben zum Tode und seine Habe an die lachenden Erben gebracht hat. Zu diesen lachenden Erben wird auch Amerika gehören: dies die Bedeutung der Annexion der Philippinen. Etienne Lamy stellt in einem Artikel „Frankreich im Orient" fest, daß Deutschland im letzten Jahre den Gipfel seiner Macht im Orient erreicht gehabt hatte, daß aber die Befreiung Kretas von der türkischen Herrschaft für Deutschland eine Lehre sei (?) und daß Frankreich seine frühere Machtstellung bald wieder erreichen werde.

André Beaumer bespricht in der Revue Bleue (12. XI.) Paul Bourgets neuen Roman „La duchesse bleue". Es ist eine Liebesgeschichte, in der ein Schriftsteller, eine Frau von Welt, eine kleine Cocotte, genannt „la duchesse bleue", und ein sentimentaler Brackenburg die Hauptrollen spielen. Beaumier nennt den Roman „verfehlt, interessant und traurig". Verfehlt, weil so gar nichts Neues mehr darin sei, weil man das alte Rezept sofort herausschmecke, interessant, weil Bourget beweisen will, daß der ideale Schriftsteller in der Praxis nicht nach seinen Idealen handelt, traurig, weil sämtliche Personen des Buchs glücklos durchs Leben gehen.

Die Revue de Paris vom 1. November veröffentlicht Pierre Lotis Erstlings-Drama „Judith Renaudin", über das die Leser d. Bl. im vorliegenden Hefte eingehender unterrichtet werden. In einer Vorrede verwahrt sich Loti dagegen, in seinem Stücke irgendwie auf Zeitereignisse angespielt zu haben. — Das zweite Novemberheft der Zeitschrift ist fast ausschließlich philosophisch-politischen Inhalts. Boutroux' Rede „Du devoir militaire" ist hier abgedruckt. Der bekannte Philosoph bemüht sich darin, den seit Horaz nicht mehr ganz neuen Satz zu beweisen, daß die Pflicht, das Vaterland zu verteidigen, eine edle, ja die höchste von allen sei. Der wahre Soldat, sagt er, hat ein Ideal, das Vaterland, dem er alles zu opfern entschlossen ist. Dieses gemein-

same Ideal giebt dem Heer seine Einigkeit, seine sittliche Kraft, es lehrt gehorchen, und es lehrt gerne mit Verständnis gehorchen. Nun wird man sagen: Liebe läßt sich nicht befehlen, auch nicht die zum Vaterland. Boutroux entgegnet: „Puisque tu dois, tu peux" u. s. w. Es ist die schönste metaphysische Sphärenmusik! Und damit vergleiche man die Wirklichkeit: die Sous-offs von Descaves, die Soldatengeschichten von Courteline (s. oben unter „Französische Schweiz".) Nein, die Armee ist nicht, wie Boutroux sie schildert, eine Schule der Moral, des Idealismus, der Selbstlosigkeit. Sie ist ein Stück Barbarei, das wir leider mit uns schleppen müssen. Dieser Gedanke bricht sich auch in Frankreich Bahn, und wenn Boutroux verlangt, daß die Gesellschaft, die Schule, die Familie darauf hinwirke „Soldaten" zu bilden, so wird er von den Müttern Frankreichs hoffentlich eine glänzende Absage erhalten. Die Frauen und Mütter Frankreichs beginnen zu glauben, daß es noch einen anderen Weg zum Welt-Frieden giebt als den durch die Greuel der Vernichtungskriege, die Boutroux voraussagt.

Die Revue Blanche (1. XI.) widmet einer eigenartigen Unternehmung, genannt „La Coopération des Idées" eine eingehende Besprechung. „La Coopération des Idées" war zuerst eine kleine Wochenschrift, die ein Schriftsetzer, G. Deherme, in der Absicht herausgab, „de régénérer l' individu pour améliorer l'état social". Er versuchte dann unter den Arbeitern des Faubourg St. Antoine eine Lese- und Debattirgesellschaft zu gründen. Namhafte Denker und Schriftsteller leisteten ihm dabei Hilfe, und jetzt besteht in der Rue Paul Bert ein Versammlungslokal, in dem die „Intellectuels" den Arbeitern Vorträge über soziale, ethische, politische, litterarische und wissenschaftliche Fragen halten. Man hofft, daß bald auch die Arbeiter als Vortragende auftreten werden.

Henri Albert bespricht im Novemberband des „Mercure de France" einige deutsche Bücher, darunter Maria Janitscheks „Kreuzfahrer", „Satan lachte" von L. Jacobowski und den „Tod der Barmekiden", von Paul Scheerbart, den er „ein Feenstück in 24 Stücken mit Zwischenspielen" nennt. Der Kritiker macht sich über die „hellblauen Löwen" des Stücks lustig, die sich von Gurkensalat nähren und in der Scheerbart'schen Phantasterei eine große Rolle spielen. Mit besonderer Wärme spricht sich der französische Rezensent über den „Roman aus der Décadence" von Kurt Martens aus, den er als ein Meisterwerk in seiner Art bezeichnet. „Martens, der Huysmans „A. Rebours", Garborgs „Müde Seelen" und Prévosts „Demi-Vierges" gelesen, ließ es sich nicht daran genügen, Paris abzuschreiben, er hat das Leben einer deutschen Stadt geschildert. Leipzig war dazu sehr geeignet, ist es doch ein klein Paris." Albert tadelt nur den Titel des Romans: der Held sei kein Dekadent. Auch die revolutionären Sympathien des Verfassers mißfallen ihm.

Paris. *Candide.*

Spanien.

Den beiden bisher einzig beachtenswerten spanischen Revuen, der „Revista Contemporanea" und der „España moderna" in deren Spalten sich oft sehr gut geschriebene und originell gedachte Artikel finden, stellt sich in neuerer Zeit die erst seit einigen Monaten erscheinende Wochenrevue „Vida nueva" (Neues Leben) ebenbürtig zur Seite. Die besten Dichter und Denker Spaniens steuern hier meist kurze, aber immer interessante Artikel bei. Auch wird den ausländischen Dichtern und Schriftstellern in dieser Revue ein bevorzugter Platz eingeräumt und bisher u. a. namentlich den Werken von Nietzsche und Sudermann eine eingehende Aufmerksamkeit geschenkt. In der letzten vorliegenden Nummer vom 13. November beschließt der bekannte spanische Novellist Perez Galdos eine Studie über „Cervantes und die Blütezeit der spanischen Wissenschaften und politischen Größe". Er kommt zu dem Schlusse, daß der einzige Don Quijote von Cervantes Spanien mehr Ruhm gebracht hätte, als alle Eroberungskriege Philipps II., und daß die Ausländer wenn sie zufällig einen Spanier sehen, nicht vom Herzog von Alba, sondern stets von diesem unvergänglichen Buche zu sprechen beginnen. Er schließt mit den Worten, daß die Sonne über den politischen Reichen Spaniens nun schon lange unter den Horizont gesunken sei, die Ruhmessonne über den großen Werken der spanischen Litteratur aber stets hoch am Zenith leuchten werde. — Die Revista Contemporanea, die halbmonatlich erscheint, bringt in ihrer letzten Nummer einen bedeutenden politischen Aufsatz aus der Feder des Grafen Tejada de Valderosa „Algo mas sobre Cuba" und einen hübschen Essai von Juan Ortega Rubio über Gladstone, worin besonders das Interesse Gladstones für die Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern und seine Bemühungen den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich aufrecht zu erhalten, gewürdigt werden. — Im gleichen Hefte wird dem, von dem österreichischen Generalstabsoffizier Otto Berendt in Wien veröffentlichten Buche „Die Zahl im Kriege" eine eingehende Besprechung gewidmet. — Echegaray, Castelar und Emilia Pardo Bazan erfreuen das Publikum durch ihre Mitarbeit in dem litterarischen Beiblatte, das die große Tageszeitung „El Imparcial" jeden Montag unter dem „Los Lunes del Imparcial" veröffentlicht, und das es wohl verdient gelesen und gekannt zu werden. —

Madrid. *Ernst v. Ungern-Sternberg.*

Norwegen.

Es ist eine charakteristische Erscheinung in unserer schöngeistigen Litteratur, daß sich eine ganze Anzahl befähigter Schriftsteller zumal der jüngeren Linie neuerdings in erhöhtem Maße der Behandlung altnordischer Motive zuzuwenden beginnt. Angeregt durch die lebhafter denn je nach freiem Ausdruck ringenden nationalen Impulse hat diese Geschmacksströmung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ihre Eindrücke hinterlassen. Wir erkennen sie in den eigentümlich anmutenden altskandinavischen Tableaux Gerhard Munthes ebenso getreulich wieder, wie in den genialen Architekturschöpfungen des auch in Deutschland bekannten Künstlers Holm Munthe, — jene Bestrebungen, die ihr ganzes Gewicht darein legen, die Schönheiten des alten „Norge" der modernen Gegenwart vorzuführen. Die Litteratur als solche hat auf diesem Gebiete eine schwere und teilweise recht undankbare Aufgabe zu lösen. Nur wenigen Dichtern, darunter merkwürdigerweise einigen nicht-norwegischer Nationalität, wie u. a. dem Dänen Oehlenschläger, war es vergönnt, in ihren Bearbeitungen das geeignete Stimmungs-Milieu zu ermitteln, um die rauhe Kost altnorwegischer Eigenart dem durch Ibsen'sche Mystik und Björnson'sche Realistik verwöhnten Gaumen des „modernen" Leserkreises schmackhaft zu bereiten. Am meisterhaftesten unter allen Dichtern früherer Jahrzehnte hat ohne Zweifel Welhaven das intime Kolorit der großen Vikingerzeit zu treffen gewußt. Seine mythologische Romanze „Frey Elskow", ebenso der klassische Heldengesang „Koll med Bilen" („Kolls Streitart") geben in haarscharfen Konturen ein farbenechtes und stimmungsreiches Kulturbild aus den geschichtlichen Anfangsstadien der westskandinavischen Bevölkerung wieder. Es verlohnte sich somit vollauf der Mühe, den historischen Grundlagen nachzuspüren, auf denen sich Welhavens dichterische Schöpfungen aufbauten, insbesondere betreffs der letztgenannten Arbeit, über deren Entstehung selbst in litterarhistorischen Kreisen Unsicherheit und Zweifel herrschten. T. Betlesen hat es sich angelegen sein lassen, das hierfür inbetracht kommende Material zu sammeln und in dem trefflich redigierten „Ringeren" (Nr. 44), der von Dr. Sigurd Ibsen, dem Sohne Henriks, herausgegebenen litterarisch-kritischen Wochenschrift, im Zusammenhange mitzuteilen. B.'s Untersuchungen haben ergeben, daß der Welhaven'schen Dichtung die halbvergessene „Saga" vom Fjägesund-Krieger zu Grunde liegt, dessen unbesiegbare Streitaxt

jedesmal ein seltsames Tönen und Klingen vernehmen ließ, wenn ihrem Herrn und Meister ein neuer „Holmgang“ (Duell) bevorstand. Welhaven hat dieses Motiv mit außerordentlicher Vollendung zu den Gepflogenheiten der uralten Blutrache in Verbindung gesetzt und somit im Ganzen eine ergreifende Darstellung nordisch-germanischer Sinnesart mit all' ihren warmherzigen, doch auch rauhen und zügellosen Neigungen geliefert.

Unter den illustrierten Zeitschriften, die sich über das flache Niveau der Familienblattlitteratur erheben, hat sich unser „Folkebladet“ noch immer eine leitende Stellung zu sichern gewußt. Seiner ganzen Anlage nach vorwiegend auf einen künstlerisch feingebildeten Leserkreis zugeschnitten, bietet das Blatt in Wort und Bild einen trefflichen Reflex der verschiedenartigen Strömungen, die das öffentliche und litterarische Leben der norwegischen Landeshauptstadt bewegen. Das jüngst erschienene Heft 20 bietet eine von Jacob Bull verfaßte und von Th. Kittelsen illustrierte Blüette „Gammal Jakob“, die sich als eine formvollendete Schilderung aus dem Leben des norwegischen Fjeldbauern darstellt. Es ist schade, daß diese dialektisch gefärbten Arbeiten die Uebersetzung nicht vertragen, ohne des größten Reizes hinsichtlich ihrer dichterischen Eigenart verlustig zu gehen. Wie wäre es, wenn von berufener Feder einmal der Versuch gemacht würde, diese dem niederdeutschen Gemüte so nahe liegenden Schöpfungen in der Sprache Fritz Reuters wiederzugeben? Ein solcher Versuch ist meines Wissens bisher noch nicht mit zielbewußter und glücklicher Hand unternommen worden, dürfte aber dennoch wohl geeignet sein, die von plattdeutschen Dichtern so oft bewiesene Ausdrucksfähigkeit des niederdeutschen Idioms in handgreiflicher Art zu belegen.

Eine ganz eigentümliche Stellung innerhalb unserer Journallitteratur nimmt die von mir bereits kurz citierte Halbmonatsrevue „Kringsjaa“ („Umschau“) ein. Hat sich der „Ringeren“ die Aufgabe gestellt, Norwegens litterarische Entwickelung unter vergleichender Betrachtung der ausländischen Strömungen zu verfolgen, so begnügt sich der „Kringsjaa“ damit, die bewegenden Kräfte im sozialen, politischen und litterarischen Getriebe des Auslandes an den eigenen Darbietungen der fremden Schriftsteller, denen man ohne Einschränkung das Wort verstattet, abzuschätzen. Ein derartiges Unternehmen — sofern im wirklich unbefangenen Sinne und von weiten Gesichtspunkten aus geleitet — besitzt auf die Bildung des litterarischen Geschmackes im Inlande naturgemäß die größte Einflußmöglichkeit. Man muß es dem „Kringsjaa“ zur Ehre nachsagen, daß er ungeachtet der äußeren Beschränkungen, die die Lage des kleinen norwegischen Litteraturzirkels auferlegt, seine Aufgabe mit Takt und Umsicht zu erfüllen weiß. Zur Erläuterung mag hier eine kurze Inhaltsangabe aus dem jüngst erschienenen 8. Hefte am Platze sein: „Sozialpolitische Streifzüge“ (Nach Prof. Adler in der „Zukunft“); Der deutsche Kaiser in Palästina (aus „Fortnightly Review“); Die „Welt des Vatikans“ (von Sigmund Münz in der „Cosmopolis“); „Kant und der Zar“ (Ludwig Stein, „Zukunft“) u.a. Daneben bietet der „Kringsjaa“ eine litterarische Umschau, in der knappe Uebersichten aus dem Inhalte der jüngsten skandinavischen und ausländischen Neuerscheinungen mitgeteilt werden.

Christiania. *Olaf.*

Polen.

Aus der Reihe der litterarischen Aufsätze der neuesten (November-)Nummer des Krakauer „Przeglad polski“ (Polnische Rundschau) ist vor allem A. Strzeleckis Studie über Shakespeares Jago hervorzuheben. Der Verfasser sucht zu beweisen, Jago sei keineswegs die Verkörperung des Bösen an und für sich, ein Mensch, der Verbrechen aus teuflischer Schadenfreude ohne jedes Motiv begeht, sondern er stürze Othello ins namenlose Elend aus Rache, weil er Verdacht hegt, der Mohr habe ehemals ein strafbares Verhältnis mit seiner Gattin Emilia unterhalten. Freilich verliert der Aufsatz an Ueberzeugungskraft, da der Verfasser gar nicht daran denkt, die Argumente seiner Gegner, zu denen ja Männer wie Gervinus und Brandes gehören, anzuführen und zu entkräften. J. Flach bespricht in einem längeren Artikel mehrere deutsche Dramen aus der neuesten Litteratur, insbesondere Driesmans „Judas“, G. Hirschfelds „Agnes Jordan“, E. Rosmers „Themistokles“, G. von Omptedas „Eheliche Liebe“. — Aus der reichhaltigen litterarischen Rundschau erwähnen wir eine Besprechung von Fontanes autobiographischem Buche „Von Zwanzig bis Dreißig“. — Im „Przeglad powszechny“ (Allgemeine Rundschau) legt A. Mazanowski seine Reiseerinnerungen aus Rußland nieder; staunenswert erscheint da der Bücherreichtum der St. Petersburger Bibliotheken und die reiche staatliche Dotierung der russischen Hochschulen. J. Kallenbach rezensiert Zdziechowskis zweibändiges Werk über „Byron und Byrons Zeitalter“, in dessen erstem Teile auch Lenau und Heine berücksichtigt werden. — Von hohem Interesse ist in der „Biblioteka warszawska“ (Warschauer Bibliothek) der erste Teil einer Abhandlung über „Abenddämmerung und Morgengrauen auf der europäischen Bühne“. Der Verfasser, Wladislaw Boguslawski, unstreitig einer der feinsten Theaterkritiker Polens, analysiert zuerst die Dramen d'Annunzios, vor allem seine Tragödie „La Città morte“ (Die tote Stadt). Maßvoll bestimmt er die fremden Einflüsse auf den italienischen Dichter, wie Ibsen, Maeterlinck und Nietzsche, betont, wie trotz aller pseudo-spiritualistischer Symbolik der Verfasser von „Lust“ doch ein Kind des Naturalismus sei, und charakterisiert vortrefflich die in Hallucinationen krank gewordenen Sinne des Dichters und den Somnambulismus seiner Seele, die schöne Träume hegt und bei hellem Tageslicht auf Höhen und über Abgründen des Unbewußten irrend herumwandelt. Der warschauer Universitäts-Professor Heinrich Struwe würdigt die hohe Bedeutung des vor kurzem gestorbenen polnischen Philosophen Franz Krupiński, der Schweglers bekannte „Geschichte der Philosophie“ selbständig polnisch bearbeitet, auch mehrere Original-Werke veröffentlicht hat und sich einen Namen als katholischer Philosoph gemäßigter Richtung erwarb. — In dem „Przewodnik naukowy i literacki“ (Wissenschaftlich - litterarischer Führer) entrollt Wladislaw Mickiewicz das Bild der Intriguen, die 1845 von einigen Franzosen gegen drei Professoren des Pariser Collège de France, Adam Mickiewicz, Guinet und Michelet, geführt wurden; die Regierung Louis Philipps ließ sich einschüchtern und das Ministerium entsetzte den polnischen Dichter der Professur der slavischen Litteraturen. In einem weiteren Artikel bespricht Schnur-Peplowski Mickiewicz' Thätigkeit als Journalist, vor allem seinen Anteil an der stark sozialistisch angehauchten „Tribune des peuples“, die eine Zeitlang im Jahre 1849 in Paris erschien. — In der warschauer Monatsschrift „Ateneum“ untersucht Leo Winiarski, Privatdozent an der genfer Universität, die Bedeutung des dritten Bandes von Marx' „Kapital“. — Ein anonymer Aufsatz versucht das Wesen der Dichtung Leopardis zu charakterisieren. Die Epoche, in der er lebte, das Zeitalter der Restauration, der berüchtigten heuchlerischen „Heiligen Allianz“ warf viele hervorragende Männer in die Arme jener Philosophie, die jedes Menschenglück verneint. Leopardi ist der konsequenteste Vertreter dieser Richtung. Die verschiedenen Phasen seines Weltschmerzes, der bald an Schopenhauer, bald an Heine erinnere, werden treffend charakterisiert. Ferner werden auch einige hervorragende Gestalten aus dem Leopardi-Kreise wie Guerazzi, Giusti und Ranieri vorgeführt. — Das Krakauer „Zycie“ (Das Leben) erscheint jetzt unter Przybyszewskis Redaktion wöchentlich und ist nach wie vor der Sammelpunkt der jüngsten polnischen Lyrik. Von größeren Aufsätzen verdient Beachtung Przybyszewskis „Auf den Wegen der Seele“, eine psychologische Charakteristik der Kunst des Malers Eduard Munch und des Bildhauers Gustav Vigeland. Wl. Kozlowski würdigt die Bedeutung des polnischen Soziologen Limanowski. — Zum Schlusse sei auf die in

St. Petersburg erscheinende Wochenschrift „Kraj“ (Das Land) hingewiesen, die in sinnreicher Gegenüberstellung der berühmten Gestalten des Don Quichote und des Robinson den Kontrast des nationalen Wesens der Spanier und der der anglo-saxonischen Race angehörenden Amerikaner darstellt.

Krakau. *Josef Flach.*

Nordamerika.

Die amerikanische Magazinlitteratur hat mit dem 1. November eine äußerst interessante Bereicherung erfahren. Frisch, froh und frei, stark dekolletirt und kurz geschürzt springt „Mlle. New York“ auf dem Titelblatt ihrer ersten Nummer durch einen Zirkusreifen, den ein beschlafmützter Philister und ein grinsender Clown halten, auf das Podium, und pirouettiert daselbst mit französischem Chic und jungamerikanischer Ungebundenheit. Die strengen puritanischen Moralisten mögen sich wohl darob entsetzen, denn schon der erste Satz des Leitartikels lautet: „Mlle. New York ist vielleicht eine leichte Person — aber sie sieht gewisse Dinge und redet von ihnen“. Sie redet, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, und man muß nicht blos ihren Mut bewundern, sondern ihr auch in mancher Beziehung Recht geben. Von bedauerlichen Einseitigkeiten abgesehen, dürfte sich dieses halbmonatliche Organ der raffinierten Décadence als ein brauchbarer Sauerteig für das Geistesleben des Landes erweisen, denn „Mlle. New York teilt ihre Schläge rücksichtslos rechts und links aus. Ihr eignes Volk nennt sie „eine lügnerische, meineidige Race, die geistig unehrlich ist, nicht zu denken und ihre Gedanken nicht auszusprechen wagt, und so lange mit Lügen Handel getrieben hat, daß sie die Wahrheit nicht kennt“ und ihre ketzerischen Aeußerungen gipfeln in den Bemerkungen: „Die Scheinheiligkeit des Liberalismus, die Schmach der Demokratie, die niedere Basis des Sozialismus sind vergebliche und verwerfliche Gedankenströmungen. Nur in einer Aristokratie — einer Aristokratie des blitzenden Schwertes und herrschenden Geistes — liegt der Keim des Fortschritts, des Aufwärtsstrebens“. „Mlle. New York“ enthält Uebersetzungen aus dem französischen des Marcel Schwob und Charles Cros, eine Studie über den in Australien lebenden französischen Dichter Lingwood Evans, und geistvolle Causerien und Allegorien. „Mlle.“ schwärmt für „die stolzen belgischen Dichter“ — für Deutschland hat sie keine Sympathien, aber in ihrem Appell an eine Geistesaristokratie spürt man deutlich genug den Hauch eines deutschen Geistes: Friedrich Nietzsche. — „Criterion“ enthielt in den letzten Nummern interessante Artikel über Zangwill, der mit seinem Vortrag über das Drama in New-York in ein Wespennest stach; über den Gründer des roten Kreuzes, Henri Dunant; über Eduard Rod; Björn Björnsons „Johanna“; Rostands „Cyrano“, der neben Richard Mansfields prächtiger Wiedergabe auch in einem untergeordneten Theater gespielt wird; Holger Drachmann, den dänischen Poeten, der zur Zeit in Amerika weilt und Harold Frederic, den amerikanischen Schriftsteller, der kürzlich in England starb (vgl. Litt. E. Heft 4, Sp. 260). — „Book-buyer“, für November bespricht die Dramen des englischen Dramatikers Pinero, dessen „Prinzessin und Schmetterling“ in der vorigen Saison amerikanische Erfolge erzielten, Rudyard Kiplings neuestes Buch „A day's work“ und Albert Lavignacs in amerikanischer Ausgabe erschienene „Musikdramen Richard Wagners“, und widmet Stephane Mallarmé und Harold Frederic Nachrufe. — Im „Bookman“ schreibt Kuno Francke über Peter Rosegger, in den Essais über russische Novellistik wird Turgenjew behandelt und Stephane Mallarmés gleichfalls gedacht. — Der „North American Review“ bietet der Briefwechsel zwischen Bismarck und dem amerikanischen Historiker Motley Anlaß zu interessanten Reminiscenzen. Edmund Gosse schildert Reiseeindrücke aus Norwegen; Andreas Lang schreibt über litterarische Verhältnisse in London, Prof. Francesco Nitti über italienische Anarchisten und Dr. H. Pereira Mendes über die Zionisten-Konferenz. Den kürzlich vielbesprochenen — auch von uns in Heft 3 erwähnten — aristokratischen Neigungen des Amerikanertums widmet Maurice Francis Egan eine geistvolle Studie unter dem Titel „Die Passion für Auszeichnungen“, worin der amerikanischen Großmannssucht starke Wahrheiten gesagt werden.

New York. ***A. von Ende.***



Kurze Berichte

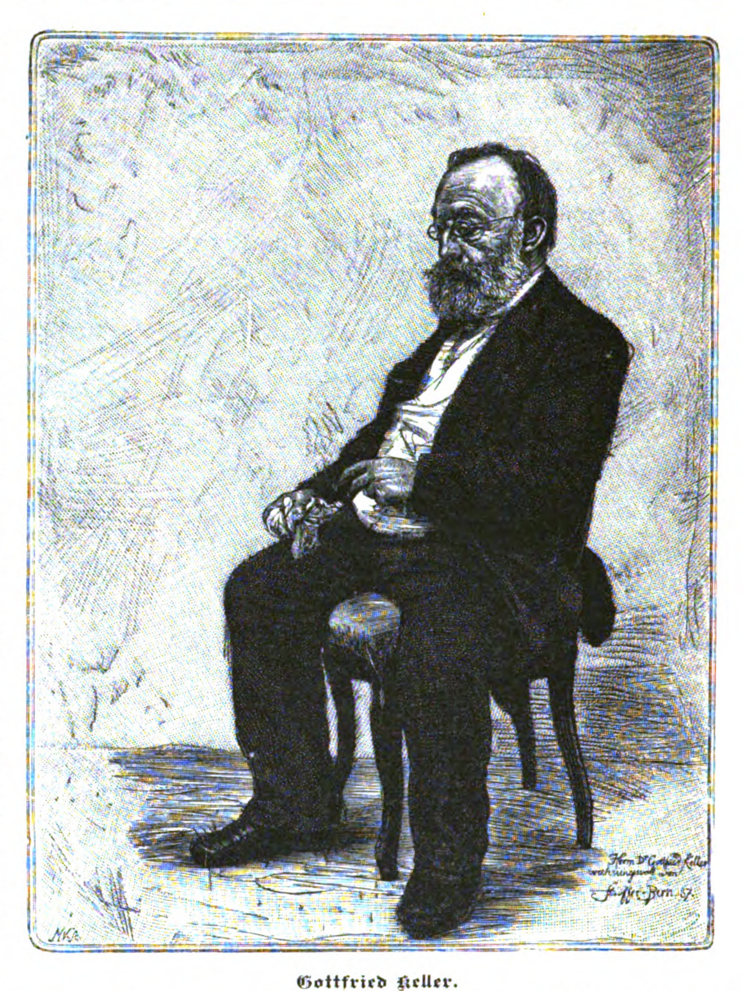
Eine neue deutsche Litteraturgeschichte.

Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr Max Koch. Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt, 2 Buchdruck- und 32 Faksimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1897. (X, 760 S. 8°.)

Mit einem reichhaltigen, meist vortrefflichen Bilderschmuck ausgestattet, tritt diese neue, auf die weitesten Kreise gebildeter Leser berechnete deutsche Litteraturgeschichte an die Oeffentlichkeit, seit mehreren Jahren wieder das erste populärwissenschaftliche Buch seiner Art, das auch von fachmännischer Seite freudige Zustimmung verdient. Es ist das Werk zweier Verfasser; ihm fehlt also jene höchste Einheitlichkeit des persönlichen Gepräges, der stilistischen Darstellung, die erst das Ganze zu einem litterarischen Kunstwerk zu machen vermag. Darin vor allem ist ihm Wilhelm Scherers herrliches Buch weit überlegen. An Gründlichkeit hingegen und erschöpfender Vollständigkeit wetteifern die beiden jüngeren Litterarhistoriker erfolgreich mit dem älteren Meister; namentlich aber spannen sie den Rahmen ihrer Darstellung weiter und führen die Geschichte unserer Litteratur, die Scherer mit Goethes Tod abgebrochen hatte, bis auf die Gegenwart fort. In allen Grundfragen der Kunst und der Wissenschaft wie des geistig-sittlichen Lebens überhaupt stimmen die beiden Verfasser mit einander überein; sachliche Gegensätze wird man deshalb schwerlich in ihren Urteilen aufspüren können. Nur ihr Naturell und ihr Stil, ihre Geistesart und ihre Auffassung des Einzelnen ist mannigfach verschieden. Vogt ist immer gediegen und zuverlässig, durchweg korrekt im Inhalt wie in der Form, aber manchmal etwas nüchtern, ohne eine kräftig hervortretende Persönlichkeit. Eine solche offenbart sich deutlich zusammen mit einer hervorragenden schriftstellerischen Begabung bei Koch. Er schreibt lebhaft und fesselnd, oft mit geistreicher Pointierung, er ist beweglicher und vielseitiger als Vogt, faßt die deutsche Litteraturgeschichte immer im innigsten Zusammenhange mit der Entwicklung der Künste und Wissenschaften überhaupt, mit der Geschichte des ganzen europäischen Geisteslebens auf; aber im einzelnen irrt er auch öfters, und von seinen Urteilen fordert mehr als eins zum Widerspruch heraus. Freilich ist ihm auch zur Bearbeitung die neuere und neueste Zeit zugefallen, bei der eine allgemein gültige, geschichtlich abschließende Schilderung noch nicht möglich ist, während Vogt in der glücklicheren Lage war, sich fast durchaus auf die gesicherten Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung stützen zu können.

Vogt erzählt uns die ältere Geschichte unserer Litteratur von der Urzeit bis zur formalen Umgestaltung der deutschen Dichtung durch Martin Opitz im Beginne des 17. Jahrhunderts; von da an löst Koch ihn ab. Mir scheint diese Teilung verfehlt zu sein; die neue Zeit in unserer Litteratur und in unserem ganzen Geistesleben beginnt meines Erachtens nicht mit Opitz, sondern mit Hutten und Luther, mit dem Humanismus und der Reformation. Und doppelt schlimm dünkt mich die Arbeitsteilung zwischen Vogt und Koch, weil ihr zufolge nunmehr das sechzehnte Jahrhundert mit seiner gewaltigen Fülle des Neuen und für die Zukunft Hochbedeutenden wie ein bloßer Anhang zum Mittelalter

behandelt ist. Ueberhaupt ist die äußerliche Gliederung und Gruppierung des Stoffes nicht immer innerlich begründet, bisweilen unfrei und schablonenhaft. Aber ganz ausgezeichnet schildert dafür Vogt das Werden und Wachsen, Blühen und Welken unserer mittelalterlichen Dichtung. Meisterhaft sind die Abschnitte über die Urzeit und die Bildung der Heldensage, vorzüglich, was über die Gipfelpunkte unserer Litteratur im 13. Jahrhundert, über die „Nibelungen" und die „Kudrun", über Wolfram und Walther und ihre Vorgänger und Genossen gesagt ist, trefflich die Charakteristik Luthers und des biedern Hans Sachs. Und nicht minder glücklich ist gar manche litterarische Strömung auch in den weniger erfreulichen Jahrhunderten des Uebergangs und des Verfalls gezeichnet; so gehört z. B. die Darstellung des Fastnachtsspiels vor Hans Sachs zu den besten Abschnitten des ganzen Werkes. Ebenso tüchtig, nur für den populärwissenschaftlichen Zweck etwas zu reichlich mit Namen und Büchertiteln gespickt, schließt sich Kochs Schilderung des 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts an. Bedeutsam heben sich dann im Zeitalter Friedrichs des Großen die Bilder ab, die Koch von Klopstock, Lessing und Wieland entwirft, neben ihnen besonders die begeisterte Charakteristik Winckelmanns. Durchaus gediegen und vortrefflich geschrieben ist das ganze Kapitel über den Sturm und Drang, alles Lobes würdig die Darstellung des jungen und des zum Manne reifenden Goethe, während bei der zweiten Hälfte seines Lebens und Schaffens und noch mehr bei dem letzten Jahrzehnt von Schillers Wirken leider der Raummangel den Verfasser zu einer allzu gedrängten Kürze zwang.



Gottfried Keller.

Nach einer Radierung von Karl Stauffer-Bern (1897.) Illustrationsprobe aus Vogt und **Koch**, Deutsche Litteraturgeschichte (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut).

Der schwierigste Teil des ganzen Werkes war zweifellos die Darstellung des 19. Jahrhunderts. Hier mußte nicht selten eine gewisse Subjektivität der Auffassung und des Urteils zum Ausdruck kommen, die nicht auf allgemeinen Beifall rechnen kann. Gerade bei einer so entschiedenen Persönlichkeit, wie Koch sie besitzt, war das nicht zu vermeiden. So scheint er mir z. B. über Arnim, Platen, Immermann, Wienbarg, Laube, Meißner und manche andere Schriftsteller neuerer und neuester Zeit bis auf Sudermann und Hauptmann einseitig, bald zu günstig, bald zu absprechend zu urteilen. Aber ich glaube nicht, daß irgend ein anderer Litteraturhistoriker, wären seine Kenntnisse und seine Gewissenhaftigkeit auch noch so groß, von einem derartigen Vorwurfe ganz verschont bliebe. Und Koch bemüht sich wenigstens mit dem redlichsten Eifer, unparteiisch zu sein. Und in allen Hauptsachen ist er es auch meines Erachtens geblieben. Wer möchte dieses Lob seinen Worten über die Lyrik der Freiheitskriege, über Rückert und Uhland, über Grillparzer und die österreichischen Dichter, über die große Mehrzahl der verschiedenartigen Autoren, die zwischen 1848 und 1880 den deutschen Parnaß beherrschten, mit Recht vorenthalten? Aber seine unbedingte Bewunderung Richard Wagners, aus der er auch hier kein Hehl macht, hat ihm manchen Tadel zugezogen. Doch sicherlich nicht bei solchen Lesern, die vorurteilslose Objektivität vom Geschichtschreiber fordern! Denn von ihnen wird keiner mehr die geschichtliche Thatsache leugnen, daß Wagner nicht nur als Musiker, sondern auch als dramatischer Dichter ungewöhnlich begabt war und daher auch in unserer Litteratur eine sehr bedeutende Rolle gespielt hat. Gesteht man aber so viel zu, so kommt nur wenig mehr darauf an, ob Koch vielleicht hie und da den Ruhm Wagners etwas zu volltönend verkündet haben sollte oder nicht; ich für meine Person wäre allerdings geneigt, jedes Wort in seiner Charakteristik Wagners zu unterschreiben. Aber auch Andersdenkende sollten wegen solcher Meinungsunterschiede nicht ungerecht von dem ganzen Werke urteilen. In allen seinen Teilen ist es ein anregendes, belehrendes Lesebuch, das sich zur gründlichen Einführung in die Geschichte der deutschen Litteratur vortrefflich eignet und seinen beiden Verfassern den Dank aller wahren Kenner und Freunde unserer Dichtung sichert.

München. *Franz Muncker.*

Vom historischen Roman.

Louis Maigron Le roman historique à l'époque romantique. Essai sur l'influence de Walter Scott. Paris, Hachette 1898. gr. 8° XV. und 443 S. Preis 7 fr. 50.

Den Beziehungen der europäischen Litteraturen zu einander wird heutzutage in Frankreich eine eingehendere Aufmerksamkeit gewidmet, als in weiteren Kreisen bei uns bekannt sein dürfte. Ich will im Vorbeigehen auf das 1897 erschienene Buch von Virgile Rossel: Histoire des relations littéraires entre la France et l'Allemagne hinweisen. An ihm ist der angeschlagene Ton sehr wohlthuend und zeigt in erfreulicher Weise, daß man drüben einer unbefangenen Würdigung deutschen Geistes fähig ist. Dann aber wird jeder Leser durch die Masse des hier zum ersten Mal in solcher Vollständigkeit zu-

sammengetragenen Materials überrascht und zum Nachdenken angeregt werden. Anders geartet ist, was uns Maigron darbietet. Statt des gewaltigen Gebietet, das Rossels Buch umfaßt, haben wir hier eine auf einen engen Ausschnitt beschränkte, dafür aber mit unendlicher Geduld in alle Einzelheiten eindringende Untersuchung über die litterarischen Beziehungen Frankreichs und Englands. Solche Arbeiten sind mit großem Dank hinzunehmen. Man muß sich nur vorstellen wie schwer zu fassen, wie mühselig nachzuweisen die geistige Beeinflussung eines Autors durch einen andern, räumlich und sprachlich von ihm getrennten ist, sobald es sich nicht um glatte Nachahmung handelt, deren Anzeichen sich natürlich auch dem kurzsichtigsten Beobachter aufdrängen. Die Thatsache, daß die englische Litteratur von den Zeiten Voltaires an einen immer stärkeren Einfluß auf die französische übt, um dann in der Glanzzeit der Romantik eine ganz bedeutsame Rolle zu spielen, ist ja allerdings ebenso handgreiflich, wie diejenige des Goethischen Einflusses. Aber wie unsicher fühlt sich jeder, wenn er diesen Einfluß in seiner Eigenart und seiner Stärke genauer bestimmen will, oder gar versucht zu unterscheiden, ob er Segen oder Nachteil gebracht hat. Sonderuntersuchungen erweisen auf Schritt und Tritt, daß man sich hier immer noch mit einer Masse unerwiesener und unrichtiger Anschauungen schleppt, daß ganz besonders in der Zeit der Romantik die Legende eifrig bemüht gewesen ist, die Thatsachen zu überwuchern. Es ist nun Maigrons Vorzug, in seinem Buche, das übrigens sein Erstlingswerk ist, mit wissenschaftlicher Vorsicht und Gründlichkeit vorgegangen zu sein und seinen Lesern auch ausführlich das Material vorgelegt zu haben, an dem er seine Aufstellungen nachprüfen kann. Die Ergebnisse sind kurz folgende.

Wie bekannt, war der Roman überhaupt berufen, in der Entwicklung der französischen Romantik eine große Rolle zu spielen. Die Schule, die sich gegen jeden Regelzwang auflehnte, mußte sich mit Vorliebe in einer Litteraturgattung versuchen, für die es eine Theorie nicht gab. Die viel und auch zu viel gepriesene Lokalfarbe ließ sich nirgends dicker auftragen, ohne beschwerlich zu fallen, als im Roman, besonders im historischen und dieser kam dem neuerwachten, mächtigen geschichtlichen Interesse entgegen. Scotts Romane waren eine Offenbarung, ihr Erfolg in Frankreich ungeheuer. Naturgemäß war die Zahl der Nachahmer Legion. Erst Alfred [de] Vigny's „Cinq Mars" (1826) hebt sich bedeutungsvoll hervor, ohne jedoch mit Scott rivalisieren zu können. Dann scheint es, als solle Balzac mit seinem „Le dernier Chouan" (1829) ein französischer Scott werden. Aber wie die Zeiten, in denen diese Erzählung spielt, nur um ein Menschenalter zurückliegen, so wendet sich Balzac alsbald vollständig der Darstellung gegenwärtiger Zustände zu und befreit sich von der Nachahmung des Engländers. Fast gleichzeitig fällt Mérimées „Chronique de Charles IX", auch deutlich nachweisbar unter Scotts Einfluß geschrieben. Wenn aber Maigron Recht hat, und man muß ihm wohl beipflichten, daß damit der historische Roman der Romantiker seinen Höhepunkt erreicht hat, um sich dann bereits mit Hugos „Notre-Dame de Paris" dem Verfall zuzuwenden, der in A. Dumas Werken bereits in vollem Gange ist, so ergiebt sich, daß auch diese litterarische Blüte der französischen Romantik nach kurzer, farbenprächtiger Dauer abgefallen ist, ohne eine Frucht zu reifen, die dem glänzenden Frühling entsprach. Es bleibt nur noch übrig zu erforschen, welchen Einfluß Walter Scotts historische Romane auf die eigentliche Geschichtsschreibung unseres Jahrhunderts geübt haben — Thierry, Michelet — und was ihm der realistische Roman besonders Balzacs verdankt. Dieser Aufgabe ist das letzte Viertel von Maigrons Buch gewidmet. Trotz einiger Längen und Wiederholungen und trotz der zahlreichen Exkurse in Anmerkungen wird sich das Werk auch in weiteren Kreisen bei uns Freunde zu erwerben imstande sein.

Weimar. *Erich Meyer.*

Zur englischen Litteraturgeschichte.

Eduard Engel: Geschichte der englischen Litteratur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit einem Anhange: Die nordamerikanische Litteratur. Vierte Auflage. (In neuer Bearbeitung.) Leipzig, J. Baedeker. Preis M. 4— (geb. 5—).

Wenn nicht die Thatsache, daß eine englische Litteraturgeschichte in Deutschland im Laufe von 14 Jahren vier Auflagen erlebt hat, so rechtfertigt jedenfalls der Zusatz: „In neuer Bearbeitung" — eine Besprechung des Buches. Ein sehr bedeutender Teil des Buches ist gegenüber der 3. Auflage neu redigiert, darunter auch das inhaltreiche Kapitel über Shakspere; ganz neu sind z. T. die Kapitel über die jüngste Litteratur mit ihrer litterarhistorischen Quellenangabe.

Engel will nicht die Kreise der Fachmänner, sondern die gebildete deutsche Gesellschaft überhaupt über die Entwickelung der englischen Litteratur unterrichten. Dieser Zweck erfordert es als selbstverständlich, daß er die älteste Litteratur, die — Chaucer allein ausgenommen — dem Nichtfachmann uninteressant ist, vor der modernen (seit Shakspere) zurücktreten läßt und das Hauptgewicht auf die Litteratur unseres Jahrhunderts legt. Das hat Engel gethan: die Geschichte der ältesten Litteratur bildet etwa ein Sechstel des großen Oktavbandes (ca. 100 Seiten). Davon ist ein Fünftel Chaucer gewidmet. Die 75 Jahre, die man das Zeitalter Shaksperes nennen kann — 1550 bis 1625 — beanspruchen mit Recht 130 Seiten; das relativ unfruchtbare 17. Jahrhundert wird auf 40 Seiten, das 18. Jahrhundert auf 80, das 19. dagegen auf 160 und die amerikanische Litteratur außerdem auf 70 Seiten behandelt. Da nun das Interesse an den litterarischen Erscheinungen mit dem Quadrat ihrer Annäherung an die Gegenwart wächst — gewisse wissenschaftliche Litterarhistoriker scheinen von dem Gegenteil überzeugt zu sein — so hat Engels Stoffordnung die allein richtige Perspektive.

Die formelle Behandlung des Stoffes muß der eines nur für Studenten und Professoren berechneten Kompendiums; wie Morleys „A First Sketch of English Literature" und Körtings „Grundriß der Geschichte der englischen Litteratur", der beiden besten wissenschaftlichen Litteraturgeschichten, nahezu entgegengesetzt sein. Das letztere kann den historischen Boden, aus dem die Litteratur emporwächst, nur in knappen, graphischen Zügen charakterisieren, die Entwickelungsstufen eines bedeutenden Dichters nur in Ueberschriften geben, über seine Werke nur summarische Urteile fällen — lauter Gebiete, die der für das größere Publikum arbeitende Gelehrte sorgfältigst anbauen muß — dagegen wird es die litterarischen Daten sowie die Litteratur über die Litteratur mit äußerster Vollständigkeit und Genauigkeit bringen müssen. Engel leistete auf diesem letzteren Gebiete viel mehr, als für seinen Zweck erforderlich ist, ganz besonders in dem auch wissenschaftlich gehaltvollen Kapitel über Shakspere; die Charakteristik der Dichter ist in dem aus seiner „Psychologie der französischen Litteratur" so vorteilhaft bekannten geistvoll lebendigen Feuilleton-Stil gegeben; die Urteile — die ich ebensowenig wie irgend ein anderer Leser alle unterschreiben kann — sind durchgängig gesund und zutreffend.

So z. B. haben sich mehrere Litterarhistoriker durch die anmaßende Selbstgewißheit Ben Jonsons und das litterarische Ansehen, das er aus anderen Ursachen erreichte, verführen lassen, diesem Manne eine bedeutende dichterische Gabe zuzuschreiben und ihn objektiv als Nebenbuhler Shaksperes hinzustellen, Engels Urteil ist mit Recht ein abschätziges, und er befindet sich damit in unbewußter Uebereinstimmung mit dem größten deutschen Shaksperekenner, Alexander Schmidt, der nicht bloß Philologe, sondern ein feiner Kunstverständiger war; Engel kennt den bedeutenden Aufsatz Schmidts über Ben Jonson in seinen „Abhandlungen" nicht, sonst würde er ihn genannt haben. Engel stimmt auch mit der besonders in seinem Essay über Milton entwickelten

Ansicht Schmidts überein, daß der Dichter nur zum geringsten Teile aus seiner Zeit und seiner Umgebung, vor allem aber aus dem innersten Kern seiner angeborenen Individualität zu erklären sei, zu dem man durch keine noch so kleinliche litterarhistorische Forschung, sondern nur durch das Studium des Dichters selbst, oder durch Intuition gelangen könne. Den materialistischen Litterarhistorikern, wie Taine und Scherer, hält Engel Burns entgegen: der hatte von seiner Zeit nichts, von seiner menschlichen Umgebung — man darf sagen — weniger als nichts.

Thackeray läßt Engel seine volle Bedeutung als Sittenschilderer und genialer Menschenschöpfer; aber er meint, seine Dichtungen werden nicht ewig leben, da sie nicht aus der „Güte und Größe" eines echten Dichterherzens hervorgegangen sind. Das ist vortrefflich gesagt: der Pessimismus ist allerdings eine von außen aufgenommene Geistesrichtung, aber zugleich ein individuelles Charakteristikon, insofern diese Seelenkrankheit den Keimboden eines beschränkten Geistes und eines engen Herzens voraussetzt, Eigenschaften, die zur allerhöchsten Verwertung der dichterischen Gabe unfähig machen. Es war mir erstaunlich, wie wenige Kritiker dieser in meinem „Thackeray" entwickelten Ansicht beistimmen konnten. — Hinsichtlich der allerneuesten Litteratur, die Engel im Gegensatz zu allen anderen Litteraturgeschichten ausgiebig behandelt, empfehle ich die Dichter Anthony Hope, Maclaren und Christie Murray zur Berücksichtigung in einer neuen Ausgabe.

Gross-Lichterfelde. *Hermann Conrad.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Dilettanten des Lebens. Roman von C. Viebig, Berlin, F. Fontane u. Co. 1899. Preis Mk. 3,50.

Es ist eine wahre Freude, zu beobachten, wie sicher die Künstlerin in Clara Viebig sich entwickelt. Wer ihren eben erschienenen Roman „Dilettanten des Lebens', mit seinem Vorgänger „Rheinlandstöchter" (1897) vergleicht, wird zwar alle Vorzüge wiederfinden: die scharf beobachteten Figuren, die spannende Handlung, die zart abgetönten Landschaftsstimmungen, die interessante Charakterzeichnung, aber er wird in allem eine strengere Geschlossenheit entdecken. In den „Rheinlandstöchtern" noch mancher Ruck, dessen Notwendigkeit nicht einleuchtet, eine Menge Personen und Details, die zur Schilderung des gesellschaftlichen Milieus gebraucht werden, ohne daß sie unzweifelhaft zur eigentlichen Handlung gehörten, überhaupt ein gewisser Ueberfluß an Motiven, wie er in Anfängerwerken so leicht eintritt und so unangenehm wirkt. In dem neuen Werke zeigt C. Viebig, daß sie mit wenigen Personen, einfachen Mitteln nicht nur bedeutsam wirken, sondern den Eindruck eines umfassenden Ausschnitts aus dem modernen Leben hervorrufen kann. Viel sorgfältiger als früher sind Licht und Schatten verteilt, wenn auch dem Wesen eines Kunstwerks entsprechend die Hauptpersonen in den Mittelpunkt der Beleuchtung gerückt wurden. Für die „Dilettanten des Lebens", für jene glücklich Unglücklichen, Rastlosen, die sich gleich dem flügellahmen Storch (S. 245) trotz der kalten Winterszeit nicht wollen in den warmen Stall einsperren lassen, die immer nach den zuhöchst hängenden Früchten langen, auch wenn sie vom Ast herabfallen, die sagen: „es wird schon wieder gehen" und nicht immer mit einem „Aber, Aber" hintendreinhinken, für diese großen Kinder galt es die Sympathie zu gewinnen, nicht für die satten, selbstzufriedenen Lebenskünstler. Darum werden die Gegenspieler mehr im Dunkel gehalten, ohne daß für sie die schwarze Farbe zu dick aufgetragen wurde. Darin zeigt sich auch der künstlerische Fortschritt der Dichterin. Weiter fällt angenehm der gleichmäßige Ton der Erzählung auf, der ohne Sprünge voll Ebenmaß und innerlicher Geschlossenheit das Ganze zusammenhält. Dabei erklingt als sinnvolles Leitmotiv die Schumannsche Musik, besonders die ergreifende Strophe: „Daß ich trag' Todeswunden" durchzieht mit immer steigendem Ausdruck die Komposition und erhebt sich durch einen feinsinnigen Parallelismus zu lebensvoller Bedeutung. Ueberhaupt versteht es Clara Viebig den Parallelismus in durchaus künstlerischer Vollendung zu verwerten und durch ihn den Anfang mit dem Ende zu verknüpfen. In dramatisch bewegten Scenen hält sie die Höhepunkte zusammen, zu denen sie ohne Gezwungenheit die Erzählung stetig und sachte leitet. Die Charaktere entfalten sich mit solcher Notwendigkeit, daß die Konflikte sich wie von selbst ergeben, sich steigern und dabei wieder zur Entfaltung der Charaktere dienen. Die Dilettanten des Lebens sind keineswegs, wie man wohl glauben könnte, problematische Naturen, die „keiner Lage gewachsen sind", vielmehr Unglückliche, deren Kraft sich entfaltet, sobald sie an ihrem Platze stehen, die nur diesen Punkt ihres Daseins selten genug erreichen; stärker im Ertragen des Leidens, als im Erschaffen des Glückes, weil äußeres und inneres Glücklichsein bei ihnen nicht zusammenfallen. Feinfühlige Menschen, leicht verletzt, darum von Anderen so schwer zu verstehen, Bedauernswerte, die nach Meister Antons Wort die Stacheln nach innen tragen und sich in stolzen Trotz verbeißen, auch wenn sie darüber zu Grunde gehen. Man folgt dem Schicksal der beiden Hauptpersonen, Lenas und Richards, mit tiefster Rührung, da ihr Naturell ihre Geschicke bedingt und dieses sich mit vollster Notwendigkeit aus den Verhältnissen ergiebt. Sie können zwar in der Spannung des aufgeregten Fühlens die Miseren des Alltags vergessen, sobald aber die Sensationen ihrer Künstlerseele schwinden, leiden sie um so furchtbarer unter dem Druck eines mühseligen Daseins. C. Viebig rückt diese Charaktere dem Verständnisse nahe, sie will aber keineswegs Muster in ihnen aufstellen. Ohne daß sie es irgendwie ausspräche, liegt doch der Nachdruck auf der Pflicht, sich sein Schicksal mit Kraft zu gestalten, sich zu bezwingen, um höheren Interessen zu genügen.

Der neue Roman der rasch zu hohem Ansehen gelangten Dichterin ragt durch die hervorgehobenen Eigenschaften aus der Masse der Unterhaltungslektüre hoch heraus und wird allenthalben dankbare Leser finden. In der kürzesten Zeit hat sie uns nun außer zwei wirksamen Dramen vier Bände mit Novellen und Romanen beschert; wir haben es mit einem starken beachtenswerten Talente zu thun, von dem wir noch weitere Fortschritte erwarten dürfen.

Lemberg. *Richard Maria Werner.*

Kaktus und andere Künstlergeschichten von Otto Julius Bierbaum. Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler.

Geschichten aus der Münchener Bohème sind's, die Bierbaum zu einem wohlgedruckten Bande zusammengerichtet hat, eigentlich nur Skizzen zu Skizzen, wie sie der Künstler als Hilfsmodelle für sich anfertigt, um hirndurchwallenden Wünschen erst mal vorläufige Gestaltandeutung zu geben, bevor er an die glorreiche Ausführung geht und tiefere Bedeutungen und Beziehungen hineinarbeitet. Gesunde Harmlosigkeiten, fröhliche Aktstudien, in denen, wie es der Zufall der Stunde mit sich bringt, Nebensächliches oft behaglich breit modelliert und wichtige Umstimmungen knapp angedeutet sind. Alles ist noch primäre Freude an der Thätigkeit des Thonknetens selbst — nirgends noch ein Hauch von der Absicht, mit dem Gebilde auch etwas ausdrücken zu wollen, und nie erwacht der Eindruck des bewußten Arbeiters, den man doch in einer Zeit verlangt, die an

die unbewußte Naivetät eines Kunstwerks nicht mehr glaubt und ironisch lächelt, wenn man ihr von Künstlern unserer Tage erzählt, deren Schaffen kindliche Göttlichkeit sei. „Et ta soeur?..." wie die Pariser sagen.

Wie der Maler Kaktus nach einander, um sich einen Namen zu sichern, alle Moderichtungen der Malerei durchmacht und jedesmal einen Posttag zu spät kommt und den Anschluß verpaßt, wie ein antisemitischer Kammersänger durch die Liebe zu einem kleinen Judenmädel dazu gebracht wird, sich des arischen Stammeszeichens entschlossen zu entäußern, wie ein grüner Décadenceschwärmer in Italien von einer Hochstaplerin um seine Ideale und seine Brieftasche betrogen wird — das und noch verschiedenes andere melden diese 200 Seiten, die gelegentlich wohl dem Auge einen größeren Dienst erweisen, als dem Geist.

Es ist nicht alles gute Litteratur darin, aber wenigstens alles echter Bierbaum — und das ist schon einiges. Halb romantisierender Minnesänger, halb „montmartrisierter" Blagueur, möchte Bierbaum Heinrich von Ofterdingen und Maurice Donnay zugleich sein, und dadurch kommt etwas hybrides in seine Verse wie in seine Prosa. Jeder stimuliert sich zum Schreiben schließlich mit dem Getränk, das am kräftigsten auf ihn einwirkt, aber ich glaube, daß man eine Mischung von Hofbräu und petit bleu nicht ungestraft jahrelang braucht. Wenn der Schriftsteller zu viel davon trinkt, sieht der Leser schließlich Mäuse tanzen. In einem sehr witzigen Vorwort verwahrt sich Bierbaum gegen die professorale Forderung der Ernsthaftigkeit jeder Kunstschöpfung und verkündet das freie Recht des spielenden Humors. Aber Spiel ist am Ende nicht Spielerei — ist Kunst Zwecklosigkeit, so muß das Kunstwerk, das einzelne Buch doch seinen Zweck haben, und wenn Einer uns fortwährend mit scharf geschliffenem Dolch vor der Nase herumfuchtelt, so darf man uns schließlich die Frage nicht verübeln: „Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!?"

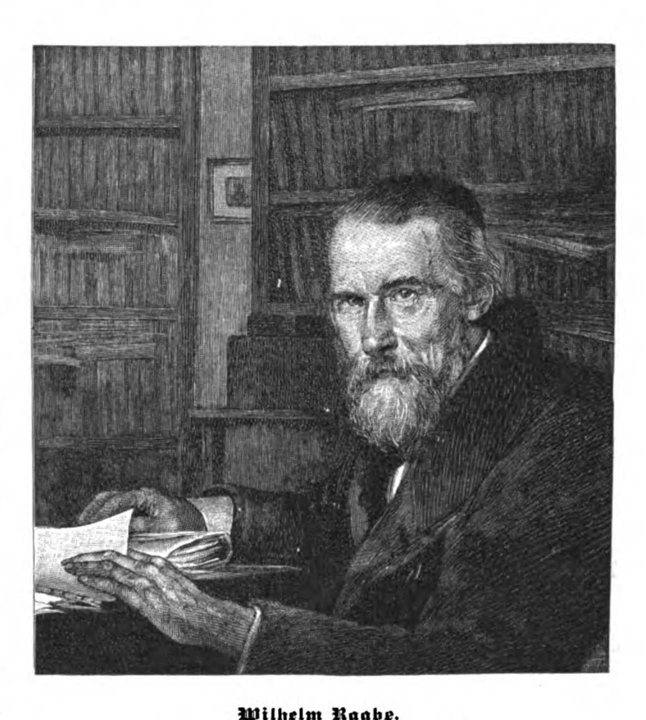
Das ist Bierbaums Schwäche: er fuchtelt ein bischen viel. Wenn ich vom litterarischen Kunstwerk schließlich nur eines verlange: uns neue Aufschlüsse über das Menschliche im Menschen zu geben, „das das Auge nicht sieht, das Ohr nicht hört" — das vermittelst gestaltender Anschauung zu zeigen, was keine Analyse ausschärfen und ausschmelzen kann — das verlange ich aber von ihm. Und da ist der Punkt, an dem in der heutigen Litteratur gerade Bierbaum einzusetzen berufen wäre, einer der paar Poeten unter unseren vielen Schriftstellern. Wenn er seinen zu üppigen Formensinn, seine immerfrohe Subjektivität bändigen und sie in den Dienst eines gestaltenden Zwecks stellen wollte, der mehr als Spiel erstrebt — er wäre vielleicht im stande, den Tristram Shandy des kommenden Jahrhunderts zu schaffen. Ich kenne die Münchener Bohème zu wenig, um sagen zu können, ob sie den Stoff zu einer humoristischen Weltspiegelung liefern könnte — was ich in München gesehen habe, hat auf mich immer nur den Eindruck von Ungebundenheit ohne Anmut gemacht. Aber wenn preußische Sehkraft bayerische Urwüchsigkeit fest anpackte, könnte schon Tüchtiges zustande kommen, und vielleicht würde jene Lücke von keinem besser ausgefüllt, als von einem Norddeutschen, der sich, wie Bierbaum, im Süden festgelebt hat.

Berlin. *Conrad Alberti.*

Gold und Myrrhe. Erzählungen und Skizzen aus dem Erzieherleben. Von Paul Keller. 1898. Paderborn. Verlag von Ferdinand Schöningh. Preis Mk. 1.60.

Der Verfasser dieser zehn Geschichten und Skizzen versteht nicht nur zu erzählen, sondern auch lebenskräftig zu gestalten. Ich würde ihn noch höher schätzen, könnte er, der mit einer gesunden Phantasie begabte, sich entschließen, seinen trotz skizzenhafter Zeichnung oft kräftige Wirklichkeit atmenden Personen auch natürlichere Reden in den Mund zu legen. Das würde ihm, wie ich meine, wahrscheinlich leicht fallen, denn mich befriedigt da weniger das Wie, als das Was. Wer natürliche Bewegung und Handlung giebt, muß auf entsprechende individuelle Belebung der Rede sehen. Paul Keller wird, worauf die den inneren Drang verratende Art seines Schreibens hinweist, mehr schaffen. Möge ihn ein achtbarer Erfolg dieses anregenden Buches dazu ermutigen!

Freiburg i. Br. *Max Bittrich.*



Wilhelm Raabe.
Nach einem Portrait von Hanns Fechner.

Die Chronik der Sperlingsgasse. Von Wilhelm Raabe. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 14. Auflage. Mk. 3.— (4.—).

Ein Buch, das Wilhelm Raabe lieben muß, wie man den Erstling seines litterarischen Ruhms zu lieben pflegt, das er aber resigniert betrachten wird, weil es den volleren Ruhm später gereifter Werke überleuchtet hat. Für das Publikum der Vielzuvielen ist dieser 67jährige Dichter immer nur der Verfasser der „Chronik der Sperlingsgasse." Leider! Wohl ist die ganze Behaglichkeit seines tiefinnerlichen Humors schon hier zu fühlen, wohl schwebt die Stimmung des Buches auch hier schon die weiten Schwingungen zwischen dem holden Leben und dem bitteren Sterben durch, seine Vorliebe für Originale, forsche, hellsichtige Frauen u. s. f., das alles ist hier vorbereitet. Und auch die besondere Raabe'sche Technik, die den Durchschnittsleser um alle Spannung bringt! Und wenn auch Raabes folgende Werke weit darüber hinausgewachsen sind, es bleibt ein glückliches liebes Buch, diese Chronik des 23jährigen Jünglings! Unter einem Dache soll es nur eine trübe Stunde verscheuchen, eine schwere Stunde sanfter machen, eine Thräne nur oder ein Lächeln hervorrufen! Das ist Raabes Wunsch. Wie weit ab liegt die Gesundheit dieser Seele von der l'art pour l'art-Theorie so vieler krauser Talente unserer Zeit! Wieviel Lebenskunst hier und wieviel Lebenskünstelei dort! Steht doch am Schlusse des altväterischen Buches des Johannes Wachholder ein Gruß an die „große schaffende Gewalt, die ewige Liebe." Und hinterher ein frommes „Amen"!

Dessau. *Ludwig Dexter.*

Hastenbeck. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Berlin 1899, Otto Janke.

Wieder einmal eine Geschichte, in der nur gar wenig geschieht. Doch am Stoff ist's diesmal nicht gelegen. Denn dieser bot vielerlei, was sich zu rührenden, fesselnden und aufregenden Szenen hätte verwerten lassen. Aber Raabe geht Derartigem geflissentlich aus dem Wege und überläßt es dem Leser, sich ein gut Teil dessen, was in seinen Geschichten vorgeht, selbst hinzuzudenken und zu dichten. Wir sind bei ihm und mit ihm mitten unter den Menschen, den Dingen und Begebenheiten, und wir sehen sie darum nicht aus der Vogelperspektive, wie etwa der Puppenspieler seine Figuren. Wir leben mit ihnen, und da haftet unser Blick, wie im wirklichen Leben, nur an einer Seite der Erscheinungen, der wesentlichen, und die übrigen nehmen wir nur unbewußt in uns auf. Die Technik Raabes, die ganz sein eigenstes Eigentum ist, hat es in diesem neuesten Buche wieder in bewunderungswürdiger Weise zuwege gebracht, daß wir uns ganz in die Zeit und in die Szenerie hineinversetzt fühlen, wie wenig er auch erzählt oder beschreibt und wie oft er ganz persönlich in die Handlung hineinredet. So nehmen wir gleich von Anfang an warmen Anteil an dem Idyll im Pfarrhause zu Boffzen, wir begreifen auch, wie es kam, daß der fürstenberger Porzellanmaler Pold Wille vor der gestrengen Pastorin die Flucht ergriff und wie er dann dem hannoverschen Werber in die Arme lief. Wir durchleben die Aengste des Boffzener Immekens um den im Landwehrturm bei der Wackerhahn'schen geborgenen kranken Liebsten, und wir begleiten die Beiden dann, wie sie unter dem Schutz der wegekundigen Försterin und Marketenderin, das Taubenpaar unter den Fittichen des Sperbers, den Verfolgern entrinnen, und im Blankenburger Asyl beim Herzog Karl in Sicherheit kommen.

Gerade zehn Jahre nach dem „Odfeld" ist Raabe wieder zu einem historischen Stoff zurückgekehrt und wieder ist es einer aus dem siebenjährigen Kriege, wieder in der gleichen Gegend spielend. Wie kein anderer weiß Raabe die Schrecknisse der Kriege zu veranschaulichen, die Verwilderung, die sie mit sich führen, die Mißachtung des Menschenlebens, die Atmosphäre voll Pulverdampf und Blutgeruch. Es ist derselbe Hintergrund in Hastenbeck, wie im „Odfeld", in „Else von der Tannen", in der feinen Geschichte „Die Innerste" in „Höxter und Corvey". Die Schlacht bei Hastenbeck, die der Cumberland, der Metzger von Culloden, so schmachvoll verlor, die Konvention von Kloster Zeven bilden den Ausgangspunkt, das Asyl des Herzogs Karl von Braunschweig in Blankenburg das Ziel der Handlung. Bei Hastenbeck entkam der Blumen- und Porzellanmaler Pold Wille und nach Blankenburg flüchtete er. Wie das geschah, das bildet den Inhalt des Buches. Es sind ein paar wunderschöne Stellen darin. So wie die Wackerhahn'sche den Pastor Emanuel Störemfrede überredet, daß er das geflüchtete Paar ohne Aufgebot, ohne väterlichen Konsens mit einander traut, wie die kleinen Prinzessinnen, während die Wackerhahn'sche und ihre Schützlinge bittend vor dem Herzogspaare stehen, plötzlich in der alten Försterin das Urbild der Porzellanweserhexe erkennen und kichernd das Abbild herbeiholen, wie der schweizerische Söldner, Hauptmann Uttenberger, auf seinem Krankenlager zum erstenmale seit seiner Kindheit den Frieden wiederfindet, „mit dem Bienchen von Boffzen zur Pflegerin und dem auf dem Schlachtfelde gefundenen Büchlein Salomon Geßner neben der Nachtlampe an seinem Bette zum wunderlichen Tröster? — Die Wackerhahn'sche ist eine Prachtfigur und schließt sich der Galerie weiblicher Charakterköpfe würdig an, die sich jedem Leser Raabescher Bücher unvergeßbar einprägen, der Frau Claudine in „Abu Telfan", der Wendeline Kruse vom „Alten Eisen" und vor allem der Dorfgeherin Jane Warwolf vom „Schüdderump". Ihre Weisheit und Erfahrung ist sogar glaubhafter motiviert, weil sie mehr in der Welt herumgeschleudert worden, viel Leben und Sterben gesehen hat.

Wer etwa ein Zuviel an historischen und litterarischen Zwischenbemerkungen bemängelt, dem wird Raabe mit seiner Försterin sagen: „Für Eure Lieb' und Güte habt Dank, doch müßt Ihr mich lassen, wo ich bin." Was hier nur heißen muß: „wie ich bin." Und wir wollen ihn auch gar nicht anders haben.

Frankfurt a. M. *Sigmund Schott.*

Von Todes Gnaden. Roman von A. von Gersdorff. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt 1898. Mk. 3,50 (4,50).

Ein Majoratsherr, der in Schönheit dahinsiecht, um schließlich als flotter Kürassier seine Pflegerin zu heiraten, eine Wirtschafterin mit Taubenaugen und Giftkügelchen, ein trivialer verschuldeter Lieutenant mit einer klugen, intriganten Mutter, eine „Idealgestalt", die zur Erhöhung ihrer Idealität das Häubchen einer barmherzigen Schwester auf ihr weiches Haar setzt, um den poesievollen Majoratsherren einem sanften Tode entgegenzuführen und später, als Gattin des verschuldeten Lieutenants und Majoratserben die Schloßherrin zu spielen — das sind die Hauptfiguren, um die sich der Faden der nichts weniger als originellen Handlung in derben, grellen Farben schlingt. Die Giftmischerin wird — nachdem sie entlarvt ist — wahnsinnig, die „Idealgestalt" löst ihre Verlobung, um sich ihrem gewesenen Patienten in die Arme zu werfen, die kluge Lieutenantsmama begeht den Fehler, ihrer Köchin zu kündigen, und diese Köchin wieder rettet das moralische Prinzip des Buches, indem sie ihrer neuen Herrin, einer reichen Baroninwitwe — die mit ihren Millionen die pekuniäre Lage des Lieutenants aufbessern soll — erklärt, der junge Herr habe die Absicht, „nur ins Geld hineinzuheiraten, um das Geld flott durchzubringen." Es ist vermutlich dieses gemeinsame glänzende Talent zur Intrigue, das die beiden Damen — die kluge Baronin und die Köchin — zur Beruhigung des Lesers am Schlusse des Romans doch wieder in Eintracht zusammenführt. Das beste in dem Buche sind die zwei Briefe des auch sonst ganz charakteristisch gezeichneten brutalen Schwächlings Lieutenant Wohlbeck an seine Braut, Briefe, aus denen man den schnarrenden Offizierston förmlich heraushört und die an ein älteres, mit Recht beliebt gewordenes Buch derselben Verfasserin gemahnen. „Ein schlechter Mensch" heißt dieses Buch, das bereits gezeigt hat, daß A. von Gersdorff mehr kann, als sie uns in ihrem neuesten, mit nur äußerlichen Mitteln wirkenden, stellenweise salopp geschriebenen Roman bietet, der allenfalls zum Lesefutter, aber keineswegs zur Litteratur gehört.

Berlin. *Olga Wohlbrück.*

A Day's Work. By Rudyard Kipling. London, Macmillan & Co. Pr. 6 sh.

Seit das erste „Jungle Book" erschien, ist Rudyard Kipling unstreitig einer der beliebtesten englischen Autoren geworden. Und gewiß nicht mit Unrecht. Den Gedanken, der in den „Jungle Books" (Dschungel-Büchern) vorherrscht, die Sprache der Tiere zu deuten, uns ihre Gedanken- und Gefühlswelt nahe zu bringen, hat er unstreitig genial durchgeführt, und sich dabei als echten Poeten und wiederum als den genauen Kenner des indischen Lebens gezeigt. Rudyard Kipling hat nicht umsonst Jahre lang in Indien gelebt und Studien an Ort und Stelle gemacht. Die Eindrücke, die er dort empfangen, hängen ihm nach, ein reiches märchenhaftes Empfinden, wie es die bunte fremde Welt gezeitigt, geht durch seine Schriften, gepaart mit dem stolzen Nationalbewußtsein, das die Engländer im Besitze von Indien zeigen. Das macht ihn nicht allein beliebt, sondern auch populär unter seinen Landsleuten. Einen Beweis dafür liefert eine kleine Episode, die neulich in Banbey Bay in Irland passierte. Die Channel Squadron lag dort, und auf dem Admiralsschiff „Majestic" fand ein Bankett statt, bei dem Rudyard Kipling anwesend war. Er hatte die Flotte als Gast des „Pelorus" begleitet. Auf allgemeinen Wunsch trug er einige Gedichte vor, in richtiger Erken-

nung der Sachlage patriotische „Soldier and sailor too“. und „The flag of England“. Der Jubel war unbeschreiblich. Mehrere junge Subalternoffiziere hoben ihn hoch empor und trugen ihn im Triumph herum, während der ganze Chorus sang „He's a jolly good fellow“.

Man kann nicht sagen, daß sein letztes Werk „A Day's Work“ die Höhe seiner Vorgänger erreicht. Vieles davon ist schon in Monatsschriften bekannt geworden, nicht zum Vorteil des Ganzen, denn die einheitliche Wirkung tritt erst in dem Bande hervor. Trotzdem ist der Inhalt durchaus nicht gleich im Wert. „The Tomb of his Ancestors“ läßt sich dem Besten, was Kipling je geschrieben, an die Seite stellen. Die anderen Novellen zeigen, daß selbst ein so bedeutender Schriftsteller wie Kipling in den Fehler der Wiederholung verfallen kann. Der Ruhm seines „Jungle Book“ hat ihm zugesetzt; er findet jetzt überall sprechende Tiere und das wirkt auf die Dauer ermüdend. Der eigentümliche Reiz, den der Hindukuabe Mowgli und seine wilden Gefährten auf uns ausübten, verblaßt bei einer absichtlichen Wiederholung.

Seine Verehrer hat das neueste Buch Kiplings etwas enttäuscht, weil sie gewöhnt sind, ihre Erwartungen zu hoch zu spannen. Aber es wird sich doch bei der Beliebtheit seines Verfassers Freunde genug machen.

Liverpool. *J. von Keyserlingk.*

Litteraturgeschichtliches.

Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn. Eine ästhetisch-kritische und sozialethische Studie von Richard Weltrich, Stuttgart, Verlag von Strecker & Moser 1898. Preis M. 5— (6—).

Es ist ein Bild von eigenartigem Reize, das uns der bekannte Schillerbiograph von dem Leben und Dichten Christian Wagners, des schwäbischen Bauernpoeten, entwirft, eigenartig, wie dieser selbst ist, den ein künftiges Geschlecht, um mit Weltrich zu reden, als Seher, als Förderer menschlicher Gesinnung und Gesittung, wie ihrer nicht viele sind, als Heiligen des Lebens und Hohenpriester des Schönen verehren wird.“ Die hohen Erwartungen, mit denen man nach diesen einleitenden Worten an das Buch herantritt, werden in vollstem Maße erfüllt; mit dem liebevollsten Versenken und verständnisvollstem Nachschaffen führt uns Weltrich in das reiche Geistesleben des einfachen Mannes aus dem Volke ein; er zeigt, wie „Wald und Flur, das Naturleben und die tausendfältige Schönheit der Pflanzenwelt der Mutterboden, der nährende Schoß für die Dichtung Christian Wagners sind“, wie sich ihm die Natur beseelt und in unmittelbare Beziehung zu mancherlei Menschenschicksalen gesetzt wird, wie tiefsinnig seine Blumenmärchen sind, wie z. B. die von den Anemonen, von dem blühenden Kirschbaum, dem Hinwelken der Pflanzenwelt im Herbst, und so viele andere. Meisterhaft führt Weltrich weiterhin aus, wie diese Umdeutung kein bloßes Phantasiespiel bei Wagner sei, sondern in dem engsten Zusammenhange mit seiner religiösen und philosophischen Weltanschauung stehe und wie somit diese dichterische Arbeit „zu ihrem ästhetischen Wert auch die Bedeutsamkeit einer in das religiös-sittliche Gebiet hinüberreichenden kulturgeschichtlichen Erscheinung gewinnt“. Wagners Weltanschauung lehnt sich an die indisch-eleatische Lehre der Einheit des Seins an; in wundervollen Versen schildert er den Schöpfungsprozeß mit den verschiedenen Weltaltern — alles in die Sprache brahmanischer Weisheit gekleidet; auch die Seelenwanderung findet ihren Platz in seiner Gedankenwelt — die Wiederkehr wird dabei unter dem Gesichtspunkt des ewigen Formwechsels des Seins gefaßt. Ganz indisch ist auch die Idee der Tierschonung und die Anerkennung des gleichen Rechtes alles Lebendigen auf Genuß des Daseins. Damit ist auch seine Stellung als Prediger des Mitleids und der Menschenliebe gegeben. Als edelster und umfassendster Ausdruck seiner Welt- und Lebensanschauung ist wohl „Oswalds Vermächtnis“ anzusehen, ein Gedicht, in dem die Wahrheit gepredigt wird, daß alles Glück des Menschen nur aus ihm selbst hervorgeht:

> Dein ist alles, all und jede Wonne,
> Wenn sie aufgeht dir als eigne Sonne,
> Jeder Tag, vom Licht emporgetragen,
> Wenn er aufgeht dir als eignes Tagen.
>
> Dein ist alles, was in Thal und Hügeln
> Lichtvoll sich in dir kann wiederspiegeln;
> Dein die Himmel selbst und selbst die Sterne,
> Wenn du Glanz hast für den Glanz der Ferne.

Am Schluß seines Buches, in dem Weltrich zeigt, daß er einen offenen Blick auch für die sozialen und ethischen Fragen unserer Zeit hat, zieht er eine Parallele zwischen Wagner und Tolstoi. Beide sind Apostel der Menschenliebe und Widersacher aller Gewalt, aller Ehrgier und Machtgier. Doch hat Wagner den Vorzug vor Tolstoi voraus, daß er sich in seiner kernigen, durchaus gesunden Natur von der Hinneigung zur Askese freihält, der sich der russische Graf ergeben hat. — Alles in allem genommen, haben wir das Buch mit warmer Freude begrüßt: wir betrachten es als Ehrendenkmal sowohl für den lange verkannten Dichter als auch für Weltrich selbst.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Verschiedenes.

Ars Amandi. Zehn Bücher der Liebe. Herausgegeben von Richard Nordhausen. Berlin, Fischer und Franke. I. Bd. Mk. 6.—, II. Bd. Mk. 7.50.

Zwei zierlich gebundene und durchweg reizend ausgestattete, bildgeschmückte Büchlein! Ob der Titel zweckmäßig gewählt ist, ob die Auswahl des Inhalts weise getroffen ward, darüber ließe sich streiten. Aeußerlich zunächst gehören diese Bändchen zu dem Reizendsten, was wir an Litteratur dieser Art besitzen. Die Sammlung läßt sich etwa bezeichnen als eine Zusammenstellung des Besten der erotischen Litteratur im höheren Sinne. Boccaccio, das Heptameron der Königin von Navarra, Ovid, das hohe Lied Salomonis, die Lysistrate des Aristophanes, der Amphitryon von Kleist, natürlich auch Goethe, Byron (Don Juan), Heine und was sonst als erotische Litteratur bezeichnet werden mag, soll in Originalen und guten Uebersetzungen geboten werden. Die beiden ersten Bändchen beweisen, daß der Herausgeber die Grenze zwischen Zimperlichkeit und sittlich Zulässigem feinsinnig gespürt und innegehalten hat. Bedenken hatte ich beim Blick auf den 2. Band: Liaisons dangereuses von Laclos, ob ein solches Buch überhaupt in diese Sammlung hineingehörte. Mir ist es nämlich früher als ein ziemlich langweiliger Schmarren erschienen. Indessen läßt sich doch Manches für diese Wahl anführen: es ist immerhin noch das Zulässigste aus der ungeheuren erotischen Erzählungslitteratur des 18. Jahrhunderts in Frankreich, und es ist in seiner offenherzigen Teufelei wohl auch das kulturhistorisch Merkwürdigste dieser Gattung.

Die Auswahl des ersten Bandes: Goethe, Lord Byron, Heinrich Heine und Nikolaus Lenau, ist eine vortreffliche. Auch die Aufnahme des Goethe'schen „Tagebuchs“ mag hingehen. Weniger gefällt mir die Auswahl aus Byrons Don Juan. Wer nur die Liebe zwischen Don Juan und Julia und die Szene aus dem Harem giebt, aber das Meisterwerk geadelter Erotik: die Liebe Don Juans und Haydens beiseite läßt, giebt kein volles Bild von Byrons Liebesdichtung. Auch hätten einige leidenschaftliche Liebeslieder Aufnahme finden müssen.

Alles in Allem ein sehr eigenartiges und kühnes Unternehmen, mit Geschmack angefaßt und hoffentlich auch mit guten Aussichten auf Erfolg.

Berlin. *Eduard Engel.*

Cottascher Musen-Almanach für das Jahr 1899. Herausgegeben von Otto Braun. Neunter Jahrgang. Mit 6 Kunstbeilagen. Preis Mk. 4,— (in Damast geb. 6,—).

Als ein wohlbekannter und gern begrüßter Weihnachtsgast kehrt der Braunsche Almanach zum neunten Male mit

seiner reichen und wohlgeordneten Füllung von poetischen Blumen und Früchten wieder. Er ist noch immer ein Sammelplatz der älteren Dichtergeneration. Spielhagen, Wilbrandt, Gottschall, Greif, Jensen, Jordan, Lingg, Dahn, Rodenberg, Scherer, Waldmüller u. a. bestreiten fast die gesamten Kosten. Das mittlere Alter vertreten u. a. Hans Hoffmann, Kalbeck, Vierordt, Bulthaupt, Schönaich-Carolath. Von dem jungen Lyrikergeschlecht haben einzig Busse, Falke und Albert Geiger Zutritt gefunden. Das ist ein Mangel, denn gerade in der Lyrik hat die Jugend zur Zeit so viel frohe, blühende und fördernswerte Talente, daß die Verteilung auf Alt und Jung mindestens gerechter vorgenommen werden müßte. Davon abgesehen, zeugt der Band auch diesmal von dem Feinsinn und Geschmack des Herausgebers, und dem gewählten Inhalt entspricht das festliche Gewand des Buches und sein Bilderschmuck. Mehr als das erste Drittel des Ganzen nimmt die Novelle „Das Weihnachtsoratorium“ von Adolf Stern ein, eine vortrefflich stilisierte Studie aus der deutschen Zopfzeit, in der die Kultur- und Kunstverhältnisse der Epoche mit großer Ton- und Farbentreue zum Ausdruck kommen.

J. E.

Die versunkene Glocke von Gerhart Hauptmann. In Bildern von Heinrich Vogeler (Worpswede). Verlegt bei Fischer u. Franke, Berlin 1898. 12 Blatt Folioformat, in Mappe. Preis Mk. 3.— auf Kupferdruckpapier, Mk. 30.— auf Japanpapier.

Heinrich Vogelers Märchenzauberkunst ist bekannt. Hier, an Hauptmanns lyrisch stärkster Dichtung konnte er sie bewähren. Sehr zart und poetisch sind diese Blätter, poetisch in ihrem Stimmungsgehalt, zart in Umrissen und Tönung, ganz im romantischen Märchensinn aufgefaßt. Die Hälfte gilt allein dem ersten Akt, der fünfte hat zwei, die andern haben je eine Illustration erhalten. Rautendelein im fließenden Gewand und goldener Lockenzier kehrt auf fünf Bildern wieder, nur etwas zu ernst und herb in der Erscheinung. Dabei zeigt sich freilich die Schwäche aller derartiger Cyklen, die man z. B. schon auf dem Faust-Cyklus von Cornelius beobachten kann: die selben Personen sehen auf jedem Bilde anders aus. Aber man hat doch den Eindruck, daß hier ein Dichter von einem Künstler in seiner Höhe nachempfunden worden ist: bei uns noch immer ein seltener Fall. Doppelt schätzen wird diese Blätter, wer sich der schauderbaren Illustrationen Julius Exters zur ersten — wohlweislich nicht wieder aufgelegten — Ausgabe des „Hannele“ erinnert. Der Preis des Werkes ist ungewöhnlich mäßig.

Berlin. *E. Breuning.*

Das Rätsel der Eisernen Maske und seine Lösung. Gemeinverständliche Darstellung von Dr. phil. W. Bröcking. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking, 1898, 605, 8⁰, Mk. 1,—.

Ein wertvolles Schriftchen, das, im Anschluß an die Forschungen des französischen Gelehrten Funck-Brentano in knapper, conciser Form die geschichtlichen Thatsachen, die Legendenbildung, die Hypothesen und Lösungsversuche und die — anscheinend endgiltige — Lösung des vielbesprochenen Rätsels zusammenfaßt. Von großem Interesse sind Kapitel 2 und 3, in denen der Verfasser die ganz eigenartige Sagenbildung, die mit dichtem Laubwerk die geschichtlichen Thatsachen umhüllte, und die geradezu zahllosen Entzifferungsversuche dieses dunkeln Geschichtsrätsels beleuchtet. Von besonderer Bedeutung dürfte das Faktum erscheinen, daß ein Aufklärer wie Voltaire, der freilich dem alten Königtum am Zeuge flickte, wo er eben konnte, hier als Sagenvater auftritt. Denn gerade ihm verdankt der Mythus sein Dasein, daß der Mann in der eisernen (eigentlich samtenen) Maske ein Bruder Ludwigs XIV. gewesen sei. Funck-Brentano und Bröcking kommen zu dem Schlusse, daß die 1770 zuerst aufgestellte Hypothese recht habe, wonach der Gefangene der italienische Graf Mattioli gewesen, der auf einen Antrag Ludwigs XIV., die Festung Casale den Franzosen zu überliefern, anfangs eingegangen war, später aber aus patriotischen Gründen die Verhandlung an andere Höfe verraten hat. Der Stil des kleinen Buches ist etwas archivalisch trocken, die beigefügten Noten dagegen von großem Werte und — was die Hauptsache sein muß —: die Entschleierung des Geheimnisses scheint nunmehr endlich geglückt.

Bonn. *Paul Holzhausen.*

Die deutsche Hanse, ihre Geschichte und Bedeutung. Für das deutsche Volk dargestellt von Theodor Lindner, ord. Prof. der Geschichte an der Universität Halle. Mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet 4 M., in Prachtband 5 M. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Der Verfasser, der bereits in mehreren Werken die deutsche Geschichte für die Gebildeten dargestellt hat, giebt eine Uebersicht über die äußeren und inneren Zustände, unter denen der Hansa-Bund seinen Ursprung nahm, erzählt seine Schicksale und großartigen Thaten, berichtet von seinem Wesen, Handel und Verkehr. Die Darstellung ist wissenschaftlich begründet, doch berechnet auf das allgemeine Verständnis; wie sie belehren will, soll sie auch anregen, der Gegenwart zum Sporn werden, das Werk der Vorfahren aufzunehmen und glücklicher weiterzuführen. Zahlreiche Abbildungen mit Sorgfalt ausgewählt und zum Teil nach schwer zugänglichen Quellen beschafft, beleben und erläutern den Text; eine Karte in Farbendruck, die das Gebiet der Hanse um 1400 darstellt, erleichtert es dem Leser, dem verschlungenen Gange der Dinge zu folgen.

-ng-



Bühnenchronik.

Berlin. Aus dem wiener Theaterleben, dem er in seinem Roman „Theater“ schon interessante Züge abgelauscht, hat Hermann Bahr den Stoff für sein wiener Stück in drei Aufzügen „Der Star“ gewählt, das am 12. November im Lessingtheater vom Publikum mit Beifall aufgenommen wurde. Diese Stoffwahl erscheint zunächst als der kecke Griff eines Satirikers in die Alltäglichkeit der vielbestaunten Welt des Scheins; und wie eine gute treffende Satire setzt denn auch das Stück ein, um dann leider mit Sentimentalität durchwirkt im gröberen Possen-Genre zu enden. Der bewunderte Star einer Wiener Bühne — so fabuliert Bahr, und das Leben wird ihm mehr als ein Vorbild geliefert haben — ist in dem Stück eines krassen Dilettanten ausgelacht worden. Der unglückliche Verfasser, ein biederer Postbeamter, kommt am nächsten Tag zu der Diva, halb um sich zu entschuldigen, halb um ihr zu danken. Ihre Wut über den Mißerfolg schmilzt vor der rührenden Hilflosigkeit dieses Dichterlings; ja schlimmer noch, die verhätschelte Frau, die eben mit ihrem letzten aristokratischen Geliebten zu brechen im Begriff ist, sehnt sich aus all dem Raffinement und Luxus nach der einfachen Schlichtheit, nach dem soliden Glück. Schwarzbrot will sie statt Austern und Kaviar. Der brave Biedermann, den sie als Autor gehaßt, wird als Mensch ihr Freund und mehr; schließlich macht er ihr einen Heiratsantrag, den sie in ihrer Sehnsucht nach philiströser Ehrbarkeit freudig annimmt. Bald aber wachsen aus kleinen Mißhelligkeiten: Streit, Zank und Zwist heraus. Der gute Postbeamte kann sich in die freien Sitten des Milieus nicht finden, aus dem seine angebetete Lona nun einmal nicht herauskann. Und die große Lächerlichkeit, die das Leben unzähligemal begeht, zwei Menschen zusammenzuspannen, die über eine flüchtige Schäferstunde hinaus aber auch gar kein gemeinsames Interesse haben, führt schließlich zu einer letzten heftigen Auseinandersetzung, zum Bruch. Der „Star“ kehrt ernüchtert von dem kurzen soliden Glück in seine alte Welt zurück, zu Soupers im intimen Kreis, Luxus und geräuschvoller Bewunderung, und der enttäuschte, uniformierte Dichter zu korrekter Beamtenthätigkeit. Das Satirische voll zu erschöpfen,

das in dieser einfachen Fabel liegt, ist dem Feuilletonisten Bahr nicht gelungen. Im ersten und besten Akte hat er die Farben für das Milieu keck und flott getroffen, und sein beweglicher wiener Witz wirft schillernde, funkelnde Lichter. Die beiden späteren Akte, reich an guten Bemerkungen, halten doch nicht, was der gute Anfang versprach.

Rudolf Presber.

Dresden. Im Königlichen Schauspielhause ging am 17. November zum ersten Male in Deutschland das dreiaktige Trauerspiel „Adrast" des hiesigen Dichters Friedrich Adolf Geißler in Szene. Man erlebt in ihm eine Auferstehung der Schicksalstragödie. Zugrunde liegt dem Werke die bekannte lydische Sage, nach der dem König Krösus bei der Geburt seines Sohnes Atys ein Traumgesicht erschien, das ihm den frühen Tod des Atys durch einen Speer verkündete. Geißler, dessen Drama sich durch edle, wenn auch nicht plastische Sprache auszeichnet, formt diese Fabel für sein Stück so zurecht: Der Lyderkönig Krösus hat bei der Geburt seines Sohnes Hylas (so nennt der Dichter den Atys) das delphische Orakel nach dessen Schicksal befragen lassen. Das Orakel antwortet: er wird durch einen Speerstoß sterben. Erschreckt über diese Deutung erzieht Krösus den Hylas fern von allen Waffenspielen und verlobt ihn in jungen Jahren. An den Hof des Krösus kommt ein phrygischer Flüchtling, Adrast, des Königs Gordios Sohn, der dem Könige eingesteht, daß er um eines Weibes willen seinen Bruder erschlagen habe, von seinem Vater vertrieben worden sei und von den Eumeniden verfolgt durch die Welt irre. Krösus reinigt den Schuldbeladenen am Opfertische der Götter und führt ihn Hylos zu, dessen vertrauter Freund er wird. Hylas' Braut aber, Hermione, ist eben das Weib, um derenwillen Adrast seinen Bruder erschlug. „Als er sie wiedersieht, loht aufs Neue die Leidenschaft in ihm empor, aber das Gute in seiner Brust siegt, er entsagt seiner Liebe zu ihr und schwört ihr, Hylas' Schützer zu sein." Eines Tages kommen Abgesandte aus dem Thale Mysa zu Krösus, klagen ihm, daß ein Eber ihre Felder verwüste und bitten ihn um Hilfe gegen diese Göttergeißel. Hylas weiß es bei dem Vater durchzusetzen, daß er mit Adrast selbst zur Erlegung des Ebers nach Mysa ziehe, und hier wird er durch einen unglücklichen Speerwurf Adrast's getötet, der sich aus Verzweiflung über diese That an der Bahre des Hylas selbst den Tod giebt. — Aus dieser kurzen Skizzierung der dramatischen Fabel ist ersichtlich, daß dem Werke die innere Begründung fehlt. Der tragische Held geht nicht an einer inneren Schuld zu Grunde, sondern als das Opfer einer Schicksalsgewalt. Neben dem Fehlen dieses grundlegenden Faktors mangelt der Handlung auch im Allgemeinen die dramatische Bedeutung. Wenn das Werk trotzdem einen freundlichen Erfolg erzielte, so war dieser wohl zum nicht geringen Teile der hervorragenden Darstellung durch die Mitglieder unserer Hofbühne zuzuschreiben.

Willy Doenges.

München. Am 13. November wurde von der münchner Litterarischen Gesellschaft Hugo von Hofmannsthals Jugenddichtung „Der Thor und der Tod" — zusammen mit dem schon an anderen Bühnen ohne größere Wirkung gegebenen japanischen Stück „Niemand weiß es" von Theodor Wolff — zum ersten Male aufgeführt. Das Stück des zur Zeit der Abfassung neunzehnjährigen Dichters steht stark unter fremden Einflüssen, vor allem unter dem von Goethes Faust. Eröffnet wird es durch einen langen Monolog, der auf ein kühl gelebtes Leben zurückblickt: Musik tönt hinein: die Erinnerungen werden selige wie im Faust. „Kling fort, Musik —" heißt es weiter. Der Tod als „ein großer Gott der Seele" tritt auf und läßt durch sein Saitenspiel drei Gestalten aus dem nie bis zur Tiefe ausgeschöpftem Leben des Thoren vorüberziehen: die Mutter, die Geliebte, den Freund. Und in den Augenblicken, wo er sie sieht und hört, erlebt und genießt er alle die unendlichen Gefühle, die er versäumt. Er hat das Leben einmal geehrt, ehe er es endete; so forderte der Tod von ihm Und nun stirbt er willig. Die Gestalt des Todes mit dem Saitenspiel erinnert auch an eine ältere Gestalt, den Pausanias in Wilbrandts „Meister von Palmyra". Aber die wunderbare Musik der tief strömenden Verse, die lebendige Seelengestaltung und der blühende Reichtum des jungen Dichters verschafften dem sonst nicht eben dramatisch wirksamen Stück einen wohlverdienten, begeisterten Beifall. Das Stück erschien ehedem im „Modernen Musenalmanach" von 1894. — Von Erstaufführungen wird die Gesellschaft in dieser Saison D'Annunzios „Traum eines Frühlingsmorgens" und „Mein Fürst!" von W. von Scholz bringen. An dem historischen Abend soll ein Versuch mit Heinrich Leopold Wagners vergessener „Kindermörderin" gemacht werden.

Wilhelm von Scholz.

Stuttgart. Anton Freiherr von Perfall, der bisher mehr als Roman- und Novellendichter, denn als Dramatiker bekannt geworden ist, hat aus seiner Erzählung „Die Krone" ein fünfaktiges Schauspiel gleichen Namens geformt, das am 5. November auf der hiesigen Hofbühne seine, wie es im Theaterjargon heißt, „überhaupt erste" Aufführung erlebte. Der Verfasser hat sich der Strömung überlassen, die im Gegensatz zu den logischen und psychologischen Rechenexempeln unseres modernen Ehestands- und sonstigen sozialen Dramas wieder der frei waltenden Phantasie zu ihren Rechten verhelfen will. Seine bunt romantische Handlung führt in ein fernes Jahrhundert und in einen wenig bekannten Winkel der kleinasiatischen Landkarte. Er zeigt uns einen Prinzen, der, ohne sich selbst zu kennen, ja sogar im Widerspruche gegen seine wirkliche Person, sein Land von dem Tyrannen befreit und nach einer Prüfungszeit den Thron seiner Väter besteigt. Perfall hat sich bemüht, kräftige Charaktere und eindrucksvolle Bühnenbilder zu schaffen, aber bei aller Anhäufung der verschiedenartigsten Effekte, deren Aeußerlichkeit dem weniger naiven Zuschauer manches Lächeln entlockt, ist es ihm nicht gelungen, eine tiefergehende dramatische Wirkung zu erzielen. Derartigen Stoffen, denen keinerlei historische Bedeutung zukommt, wohnt eine höhere Berechtigung nur dann inne, wenn die phantastische Hülle den gediegenen Kern einer weit tragenden sittlichen Idee umschließt. Dessen ist sich der Dichter der „Krone" wohl bewußt gewesen, nur ist es ihm nicht geglückt, den Grundgedanken deutlich und greifbar herauszuarbeiten. Eine Wunderkrone, deren gewaltiger Rubin nur auf dem Haupte des rechtmäßigen Herrschers leuchtet, dient als sichtbares Symbol. Darnach sowie nach den Wandlungen in dem Schicksale des Helden zielt das Drama offenbar auf eine Verherrlichung des legitimen Königtums ab. Vielleicht trägt die Umgestaltung der epischen Dichtung in eine dramatische, die Schuld daran, daß die Absichten des Autors nicht klar genug ausgeprägt erscheinen. Jedenfalls bleibt diese Krone hinter Fuldas Märchenspielen zurück, und man braucht kein großer Prophet zu sein, um ihrer Bühnenlaufbahn eine nur kurze Dauer vorauszusagen.

Rudolf Krauss.

Wien. Die Hoffnungen, die Philipp Langmann mit seinem Erstlingswerk „Bartel Turaser" erweckte, hat er mit seinem zweiten Stücke, „Die vier Gewinner", das am 12. November über die Bretter des Deutschen Volkstheaters ging, nicht erfüllt. Nur weil ein nicht allzu kritisches Publikum in ihm noch immer den umjubelten Verfasser des „Turaser" sah, ist die Ablehnung seiner neuen Komödie nicht entschiedener gewesen, als sie es verdient hatte. Ein Lotteriestück, wie es seit den Tagen Nestroys unzähligemal diese Erbschwäche des Oesterreichers gegeißelt hat, verbrämt mit dem Aufputz jahrzehntelang erprobter Bühnenmittel, wie die Dorfunschuld, die sich die Kluge dünkt, und dabei zuerst dem Betrüger in die Falle geht, der Vater, der in einem Artistensöhnchen sein verloren geglaubtes Kind wiederfindet und dgl. mehr. Der karge Inhalt: — drei Ar-

beiter und eine Arbeiterin einer Weberei gewinnen in der Lotterie, fahren in die Stadt, um das Geld zu beheben, verlieren es aber gleich wieder, der eine im Spiel, der andere im Trunk, der dritte beim Kauf und die vierte in der Sparkasse eines Schwindlers. Sie kehren gebessert und reuig zurück, der eine schwört, nie wieder zu spielen, der andere nicht mehr zu trinken, der dritte zieht zu seinen Kindern und die vierte kehrt wieder gerne zu dem armen Liebhaber zurück, dem sie des Gewinnstes wegen stolz den Rücken gekehrt hat. Das füllt drei lange Akte, von denen der dritte auch für den naivsten Theaterbesucher überflüssig ist.

In eine andere Sphäre, aber auf die gleiche Stufe führt uns das „Riesenspielzeug“ aus dem Nachlaß von Carl von Carro, das das Raimundtheater gebracht hat. Wenigstens hat es Karlweis, der Bearbeiter, verstanden, die Handlung dramatisch bewegt zu gestalten und für die lachlustigen Wiener mit den üblichen „Schlagern“ auszustatten. Die Tochter des Vorderhauses spielt mit dem Sohn des Hinterhauses, um aus ihm den „Verbrecher aus Liebe“ zu machen, und der Sohn des Vorderhauses spielt mit dem Töchterlein, bis Chamissos Wort „Der Bauer ist kein Spielzeug“, von dem Herrn des Hinterhauses, einem Biedermann der Anzengruber-Schule, im kritischen Augenblick gravitätisch gesprochen, die Lösung bringt. — Was sonst noch auf andern wiener Bühnen jüngsthin neu gegeben worden, verdient kaum über die Grenzen unserer Stadt hinaus genannt, geschweige denn gekannt zu werden. *Arthur L. Jellinek.*

Am 8. November d. J. feierte in Ermatingen am Bodensee die Schriftstellerin Elpis Melena (das griechische Pseudonym für ihren wahren Namen Espérance von Schwartz) ihren 80. Geburtstag. Sie kam als Kind deutscher Eltern — ihr Vater hieß Brandt — 1818 in England zur Welt, war zweimal — das zweite Mal mit dem Hamburger Bankier v. Schwartz — unglücklich verheirathet und zog sich dann nach Italien zurück, wo sie zu schriftstellern begann. In den fünfziger Jahren trat sie Garibaldi nahe und machte verschiedene Reisen mit ihm; später übergab er ihr seine Memoiren, die sie ins Deutsche übertrug. Seit 1865 hat sie ihr Heim in Khalepa auf der Insel Kreta aufgeschlagen, über die sie das noch heute beste Werk geschrieben hat. Dort lebt sie noch jetzt zumeist in ihrer freiwilligen Abgeschiedenheit, die nur durch zeitweilige Reisen nach Italien und der Schweiz unterbrochen wird. Von Kreta oder Garibaldi handeln die meisten ihrer Bücher.

* *

Der russische Dichter J. P. Polonski, der für den bedeutendsten Lyriker Rußlands seit Puschkin galt, ist am 30. Oktober in Petersburg, achtundsiebzigjährig gestorben. Er war einer der engsten Freunde Turgenjews gewesen. Viele seiner Gedichte sind von Rubinstein, Tschaikowski u. a. in Musik gebracht worden.

* *

Den Verehrern Gottfried Kellers wird die Nachricht willkommen sein, daß Anfang Dezember eine „kleine Ausgabe“ von Jakob Baechtolds Biographie des Dichters — ohne die Briefe und Tagebücher — im Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin erscheint (Preis 3 Mk.). Die Ausgabe rührt noch von Baechtold selbst her, der ihr Erscheinen leider nicht mehr erlebt hat.

* *

Eine „Geschichte der deutschen Juden“ von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart beginnt als ein groß angelegtes und reich illustriertes Lieferungswerk soeben zu erscheinen (Berlin, Deutscher Verlag, 10 Lieferungen zu 2 M.). Verfasser ist Dr. Adolf Kohut, den Bildschmuck hat der Maler Th. Kutschmann übernommen. Das Werk ist auf reichem, neuem Quellenmaterial angelegt und vom Verlage vortrefflich ausgestattet.

* *

Ein neues Werk von Georg Ebers wird in diesen Tagen unter dem Titel: „Das Wanderbuch. Eine dramatische Erzählung aus dem Nachlaß und gesammelte kleine Schriften“ von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegeben. Die Verehrer des verewigten Dichters werden ihn in diesem Buche von einer ganz neuen Seite, als Dramatiker und als Humoristen, kennen lernen.

* *

Eine Gesamt-Ausgabe von Grillparzers Werken in serbischer Uebersetzung von Stefan B. Bodi beginnt soeben in Belgrad lieferungsweise zu erscheinen.

* *

Eine Volksausgabe von Maximilian Schmidts gesammelten Werken in 50 Heften (zu 20 Pf.) erscheint seit kurzem im Verlage von Enßlin & Laiblin in Reutlingen.

* *

Gerhart Hauptmann hat einem Reporter seine dramatischen Pläne anvertraut. Danach beabsichtigt er, eine „Florian Geyer-Trilogie“ zu schaffen — ob sein schon bekannter „Florian Geyer“ zu dieser Trilogie gehören soll, wird nicht gesagt —, dann die schlesische Kynast-Sage dramatisch zu gestalten und endlich „als ein Hauptwerk seines Dichterlebens die Figur von Wieland dem Schmied in ihrer ganzen strotzenden Kraft als Mittelpunkt eines groß angelegten Dramas hinzustellen.“ — Diesen Gedanken hat bekanntlich schon Richard Wagner gehabt, in dessen Werken sich ein ziemlich vorgeschrittener Entwurf zu einem Wieland-Drama findet.

* *

Der glänzende Erfolg des Mosellied-Preisausschreibens hat die Leute an der Lahn nicht schlafen lassen. Der Jagdverein in Ems hat für tausend Mark Preise auf ein Lahnlied ausgesetzt, in dem speziell Ems gefeiert werden soll. Das „Wirtshaus an der Lahn“ und „König Wilhelm saß ganz heiter“ scheint dem lokalpatriotischen Ehrgeiz nicht mehr zu genügen. Die unvorsichtigen Preisausschreiber sollten doch an das ernste Wort des Dichters denken: „Gefährlich ist's den Lai'n zu wecken“.

* *

Der vom Herzog von Koburg-Gotha ausgesetzte Preis von 1000 Mark für ein volksthümliches Schauspiel, das die Veste Koburg verherrlicht, wurde unter 44 Einsendungen dem Volksbühnenspiel „Veste Koburg“ für dreiteilige Bühne von Wilhelm Henzen in Leipzig zuerkannt. Die erste Aufführung wird im nächsten Sommer im Burghof der Veste Koburg stattfinden.

* *

Bei dem dramatischen Wettbewerb, der anläßlich der turiner Ausstellung veranstaltet wurde, hat eine Dame, Amelia Roselli in Rom, den Preis von 2000 Lire für ihr Schauspiel „Anima“ erhalten. Sie stammt aus einer venezianischen Familie und lebt seit einigen Jahren als die Gattin des Komponisten Giuseppe Roselli in Rom. Ihr Name ist jetzt zum ersten Male an die Oeffentlichkeit gedrungen.

* *

Ein beliebter Ratgeber für die Weihnachtszeit, Hirts Festgeschenk-Katalog ist wiederum erschienen und durch jede Buchhandlung oder auch direkt von der Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig kostenfrei zu beziehen. Dieser alljährlich erscheinende Katalog zeichnet sich durch übersichtliche Gruppierung und ausführliche Angaben über Inhalt, Zweck und Ziel der einzelnen Bücher aus. Für die Wahl von Jugendschriften ist Eltern und Erziehern damit ein praktischer Führer an die Hand gegeben. Die inhaltliche und äußere Gediegenheit der Hirt'schen Jugendschriften bedarf kaum noch einer Erwähnung. Die dem Kataloge beigegebenen zahlreichen Probeabbildungen bieten einen Anhalt für die anerkannt künstlerische Illustrierung der Hirt'schen Geschenkwerke.

Der Büchermarkt

*(Die mit * bezeichneten Werke gingen uns zu. — Abgeschlossen am 20. November.)*

a) Romane und Novellen.

***Adlersfeld-Ballestrem**, Eufemia von. Die Augen der Assunta und andere Novellen. Dresden, E. Pierson. M. 3,—.

Bach, O. Im Hause des Senators. Roman in 2 Bdn. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag. M. 6,—, geb. M. 8,—.

***Bierbaum**, Otto, Julius. Kaktus und andere Künstlergeschichten. Berlin, Schuster & Löffler.

Birnbacher, A. M. Aus dem Sanatorium. Erzählung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Blomberg, A. von. Ein Fels im Meer. Kulturhistorischer Roman. Leipzig. E. Ungleich. M. 3,—, (4,—.)

Boy-Ed. Ida. Die Schuldnerin. Roman. Bielefeld, Velhagen & Klasing. geb. M. 6,—.

***Brackel**, Ferdinande Freiin von. Novellen. Stuttgart, Jos. Roth. M. 2,—, geb. 2,80.

Bulcke, C. Ein altes Haus. Ein Blatt der Erinnerung. Dresden, Carl Reißner. M. 1,—, geb. M. 2,50.

Dauthendey, E. Im Lebensdrange. Roman. J. C. C. Brun's Verlag in Minden. M. 2,25, geb. M. 3,—.

***Eysler**, Robert. Klein-Geld. Skizzen. Dresden, E. Pierson.

***Frenssen**, Gustav. Die drei Getreuen. Roman. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhdlg. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Gerlach, C. (C. Gerhard.) Nur ein Künstler. Roman. — Aus eigener Kraft. Novelle. — Berlin, Hermann Hillger. Verlag (Kürschner's Bücherschatz Nr. 112). M. 0,20.

Gottschall, R. von. Das verzauberte Schloß. (Kürschner's Bücherschatz. Nr. 111). Berlin, Hermann Hillger, Verlag. M. 0,20.

Heitmann, K. F. Madonna der Sünde und anderes. Seelenskizzen. Berlin, Deutscher Autoren-Verlag. M. 2,—.

***Heitmüller**, Franz Ferdinand. Lampete. Novellen. S. Fischer's Verlag, Berlin. M. 2,—.

***Jacobowski**, L. Loki. Roman eines Gottes. Bilderschmuck von H. Hendrich. J. C. C. Brun's Verlag in Minden. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Kniest, P. Aus Sturm und Not. Neue Geschichten von der Wasserkante. (Ges. Schriften, 5 Bd.) Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Kornig, C. Ueber die Barriere. Roman. Mannheim. J. Bensheimer's Verlag. M. 4,—, geb. M. 5,—.

***Kohlrausch**, Robert. In die Freiheit. Zwei Novellen. Stuttgart, Robert Lutz.

Krause, H. v. (C. v. Heller) Wort und Waffen. Roman aus der Zeit der Reformation. Leipzig, E. Ungleich. M. 3,50, (4,50.)

Lohmeyer, J. Die Bescheidenen. Novellen. Dresden, Carl Reißner. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Maltzahn, E. v. Der Hofprediger Ihrer Durchlaucht. Erzählung aus der Reformationszeit Mecklenburgs. Schwerin, Fr. Bahn. M. 3,50, geb. M. 4,50.

***Muellenbach**, Ernst (E. Lembach). Waisenheim. Roman. Dresden, Carl Reißner.

***Perfall**, Anton v. Die Sonne. Roman. Berlin W. 10, R. Taendler.

Pfannschmidt-Beutner, R. Aus dem Hochgebirge. Sieben Erzählungen. Schwerin, Fr. Bahn. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Rauch, C. Joschua ben Joseph. Eine Erzählung aus der Herodierzeit. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhdlg., Nachf. M. 6,—, geb. M. 7,—.

Römer, A. Ebenbürtige Gefährten. Roman. Dresden, Carl Reißner. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Rüdiger, M. Treue Minne. Aufzeichnungen Bruder Eilands, des Pfarrers zu Buchhorn. Schwerin, Fr. Bahn. M. 1,50, geb. in Leinw. M. 2,50.

Rüdiger, M. Aus freien Reichsstädten. Erzählungen aus Hamburgs und Lübecks Vergangenheit. Schwerin, Fr. Bahn. M. 1,50, geb. in Leinw. M. 2,50.

Schlicht, Frhr. v. Armeetypen. Humoresken. Berlin, Alfred Schall. (Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde. 8. Jahrg. Oktober 98 bis September 99). 2 Bde. M. 2,50, geb. in Leinw. M. 3,50.

***Schloz**, E. Schwabenalbum. Historien und Sagen. Schwäbisch-Hall. Wilh. German's Verlag. M. 2,—.

***Schmidt-Buhl**, K. Ung'schminkte Volksg'schichten aus Schwaben und Franken. Stuttgart, Robert Lutz.

Schrill, E. (S. Keller). Doktor Vorwärts' zweite Trauung. Roman. 2 Bde. M. 5,50, 7,25.

Schulze-Smidt, B. Eiserne Zeit. Eine Familiengeschichte aus den Befreiungskriegen. Bielefeld, Velhagen & Klasing. geb. M. 6,—.

Schröder, C. Sonnenblume. Roman. Bielefeld, Velhagen & Klasing. geb. M. 5.50.

***Schweichel**, R. Um die Freiheit. Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachfolger. (Mit Bildniß). M. 6,—, geb. M. 7,50.

Sloboda, K. Morgenrot. Ein Gebirgsmärchen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1,50, geb. M. 2,50.

***Spillmann**, Josef S. J. Lucius Flavius. Roman aus den letzten Tagen Jerusalems. 2 Bde. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhdlg. M. 5,—, geb. M. 7,—.

***Stehr**, Hermann. Auf Leben und Tod. Zwei Erzählungen. S. Fischer's Verlag, Berlin. M. 2,—.

Stökl, H. Novellen. Berlin, Alb. Goldschmidt. 12°. geb. M. 4,—.

***Wolzogen**, Ernst v. Das Wunderbare. Eine Erzählung. („Collection Fischer" Band X). S. Fischer's Verlag, Berlin. M. 2,—.

***Zapp**, Arthur. Muttersohn. Roman. Berlin W. 10, R. Tändler.

***Zell**, B. W. Fahrendes Volk. Roman. Leipzig. F. E. Neupert's Nachfolger. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Aagaard, G. Starke Hände. Erzählung. Deutsch von H. Hansen. Schwerin, Fr Bahn. M. 2,—, geb. M. 2,80.

El Necrar, Seine Mutter. Preisgekrönter Original-Roman aus dem französischen Familienleben. Prag, H. Dominicus Verlag. M. 6,—.

Kielland, A. L. Zwei Novelletten. Treuherz. — Karen. Aus dem Norw. von L. Bloch. Mit dem Portrait Kiellands und einer einleitenden Studie des Uebersetzers. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst. M. 1,—.

***Krag**, Thomas P. Die eherne Schlange. Roman. Deutsch von C. v. Enzberg. München, Albert Langen. M. 3,—.

***Maupassant**, G. de. Afrika. (Im Lande der Sonne). Aus dem Französ. von Mia Holm. München, Albert Langen. M. 3,—.

***Maupassant**, Guy de. Bauern. Novellen. München, Albert Langen. M. 3,50.

***Hansen**, Peter. Judiths Ehe. Ein Roman in Gesprächen. S. Fischer's Verlag, Berlin. M. 2,—.

Ohnet, G. Nimrod & Cie. Roman. Aus dem Französ. J. Engelhorn, Stuttgart. (Engelhorn's Allgemein. Romanbibliothek. 15. Jahrgang 6. Bd.) M. 1,—

***Prévost**, Marcel. Die Sünde der Mutter. Roman. München, Albert Langen. M. 4,—.

***Prévost**, M Pariser Ehemänner. München, Albert Langen. M. 3,50.

Tolstoi, Sohn, (Graf) L. Ein Präludium Chopin's. Deutsch von W. Thal. Berlin, Hugo Steinitz. M. 1,—.

b) Dramatisches.

***Arno**, Hermann. Die Kraft des Glaubens. Schauspiel. Brandenburg a. H., Martin Evenius.

***Bahr**, Hermann. Josephine. Ein Spiel. S. Fischer's Verlag, Berlin. M. 2,50.

***Bauer**, Fritz. Ideal und Leben. Schauspiel. Nebst einem Prolog. Würzburg, Stahel'sche Verlags-Anstalt.

***Björnson**, Björnstjerne. Paul Lange und Tora Parsberg. Schauspiel. München, Albert Langen. M. 2,50. (Vergl. Litter. Echo, Heft 4.)

Burchard, G. Treulieb. Märchenschauspiel. Hamburg, Conrad Kloß. M. 0,60.

Geppert, F. Beleidigte Frauen. Lustspiel. München, Rubinverlag. M. 1,—.

***Gleichen-Rußwurm**, Alexander, Freiherr von. Die Komödie des Gewissens. Schauspiel. Würzburg, Stahel'sche Verlags-Anstalt. M. 1,—.

***Halbe**, Max. Der Eroberer. Tragödie. Berlin, Georg Bondi. M. 2,—. geb (M. 3,—.)

Hauer, H. Der Pfeifer von der Sterning. Bauerntragödie. Wien. Friedrich Schalk. M 1,60.

***Hauptmann**, Gerhart. Fuhrmann Henschel. Schauspiel. S. Fischer's Verlag, Berlin. M. 2.—.

Hochfeld, H. Ypsilon-Strahlen. Schwank. München, Rubinverlag. M. 2,—.

***König**, Eberhard. Filippo Lippi Trauerspiel. S. Fischer's Verlag, Berlin. M. 2,—.

Kruse, Heinrich. König Heinrich VII. Trauerspiel. Leipzig, S. Hirzel. M. 2,—, (3,—.)

Léon, V. Gold. Phantastische Komödie. (Teilweise nach O. M. Möller's Roman „Gold und Ehre"). München, Rubinverlag. M. 2,—.

Millen-Meierhof, H. v. Seine Tochter. Dramatischer Scherz. München, Rubinverlag. M. 1,—.

***Oehler,** Hugo. Schicksal. Komödie. Graz „Leykam“.

Pohl, R. Die fliegende Holländerin. Schwank nach dem Französ. des Ch. Bossu. München, Rubinverlag M. 2,—.

***Polenz,** Wilh. von. Andreas Bockholdt. Tragödie. Dresden, E. Pierson. M. 2,—.

Sallis, W. Jocko's Abenteuer. Burleske nach dem Englischen des J. Carlisle. München, Rubinverlag. M. 1,—.

Schmidt-Häßler, W. Die Wunde der hl. Cäcilie. Märchenspiel. München, Rubinverlag. M. 2,—.

Wassermann, J. Lorenza Burgkmair. Karnevals-Stück. München, Rubinverlag. M. 1,50.

Wassermann, J. Hockenjos oder die Lügenkomödie. München, Rubinverlag. M. 1,50.

Weber, C. F. Nach ernstem Kampfe. Vaterländisches Schauspiel. Kaiserslautern, Eugen Crusius. M. 0,70.

c) Lyrisches und Episches.

Püring, Th. von. Iracema. Ein Sang aus den Urwäldern Brasiliens. Hamburg, C. Boysen. M. 3,—, geb in Leinwand M. 4.—.

Fliedner, F. Das Paradies. In 30 Gesängen. Mit einem Verzeichniß der Bibelstellen und einem Sachregister. Carl Winter's Universitäts-Buchhadlung in Heidelberg. M. 2,—, geb. in Leinwand M. 3,—.

Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M 1,50, geb. M. 2,50.

Hanstein, A. von. Achmed. der Heiland. Eine epische Dichtung. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1,50, geb. in Halbleinw. M. 2,—.

***Hausmann,** Otto. Mosaik. Gedichte. Elberfeld, Baedeker'sche Buch- und Kunsthandlung (A. Martin & Grüttefien). M. 3,—, geb. M. 4,50.

Herter, F. Allerhand ut plattem Land. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts. Neue Folge. (2. Bdchn). In Komm. Gebr. Laderigs in Wilhelmshaven. M. 1,—.

Krämer, M. Stimmungen und Sehnsuchtsklänge. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2,—, geb. M. 3.

***Lingen,** Thekla. Am Scheidewege. Gedichte. Berlin, Schuster & Löffler.

Maier, R. Immortellen. Trostlieder, beim Tode ihres Kindes gesammelt. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. M. 0,80.

***Morgenstern,** Christian. Ich und die Welt. Gedichte. Berlin, Schuster und Löffler. M. 3,—.

***Müller,** Clara. Mit roten Kressen. Ein Gedichtbuch. Großenhain, Baumert & Ronge.

Müller-Irminger, H. Gedichte. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1,50, geb. in Leinw. M. 2,50.

***Oechsler,** Robert. Gedichte. (Zweite Sammlung.) Heilbronn, Eugen Salzer. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Oertzen, G. von. Worte für Augenblicke. Ein Spruchbuch. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. Geb. in Leder M. 3.—.

Pütz, E. H. von. Herbstliches Laub. Dresden, E Pierson's Verlag M. 1,50, geb. M. 2,50.

***Rudies,** Walther. Ein Walpurgisnachtstraum. Mit einem Briefe von Friedrich Spielhagen. Dresden, Heinrich Minden. M. 1,—.

***Salus,** Hugo. Neue Gedichte. München, Albert Langen. M. 2,—.

***Schmitz,** Oscar A. H. Orpheus. Gedichte. Berlin W, Herm. Lazarus.

Tschebull, H. Ernst und Scherz für's Kärntnerherz. Dichtungen in kärntner Mundart. Villach. Liegels Buchhdlg. M. 1,75.

d) Litteraturgeschichte.

Baumstark, R. Der Pessimismus in der griechischen Lyrik. Ein Vortrag. Carl Winter's Universitäts-Buchhdlg. in Heidelberg. M. 1.

***Greitner,** Anton. Belletristische Archäologie. Randglossen zur deutschen Litteraturgeschichte. München, J. Schweitzer (Jos. Aichbichler). M. 1,50.

***Greitner,** Anton, Litteraturbilder fin de siècle. III. Bändchen: „Greif“. Leipzig und Reudnitz, Rob. Baum. M. 1,50.

Heichen, P Charles Dickens. Sein Leben und seine Werke. Mit 3 Bildnissen und einem Autogramm von Charles Dickens. (Ergänzungsband zu Charles Dickens sämmtl. Romanen und Erzählungen.) Naumburg, Verlagsbuchhdlg. Albert Schirmer. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 3,50.

Jean Paul-Gedenkbuch. Herausgegeben von der Urenkelin des Verfassers, L. Kallenberg. Illustrirt von A. E. Baworowski (mit zwölf Monatsbildern.) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Geb. in Leinwand M. 3,—.

***Kerner,** Justinus. Die Geschichte des Mädchens von Orlach. Mit einem litterar-geschichtlichen Anhang von Wilh. German, und zwei Bildern. Schwäbisch-Hall, Wilh. German's Verlag. M. 1,—.

***Keuchel,** G. Goethe's Religion und Göthe's Faust, Riga, Jonek & Poliewsky.

***Maydorn,** Dr. Bernhard. Deutsches Leben im Spiegel deutscher Namen. Zwei Vorträge. Thorn, Ernst Lambach.

***Pasqué,** Ernst, und **Bamberg,** Eduard von. Auf den Spuren des französischen Volksliedes. Dichtung und Wahrheit. Frankfurt a/M. (Litterarische Anstalt) Rütten und Loening. M. 4,—.

e) Verschiedenes.

***Clausen,** Ernst Freimütige Bekenntnisse. Mahnwort und Warnungsruf für das gebildete Deutschland. Berlin, F. Fontane & Co. M. 2,—.

***Priesmans,** Heinrich. Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben. Leipzig, C. G. Naumann.

***Familien-Almanach.** Unter Mitwirkung hervorragender Schriftstellerinnen herausgegeben von E. M. Hamann. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshdlg. Eleg. geb. M. 4,50.

***Heilborn,** Dr. Adolf. Allgemeine Völkerkunde in kurz gefaßter Darstellung. Mit 156 Abbildungen. Leipzig, Ferd Hirt & Sohn M. 3,—, geb. M. 4,—.

***Lindner,** Theodor. Die deutsche Hansa. Ihre Geschichte und Bedeutung. Für das deutsche Volk dargestellt. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte in Farbendruck. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. M 4,—, geb. M 5,—.

***Magnus,** Viktor. Der Siegfried des Geistes. Ein neues Menschheitsideal. Dresden, E. Pierson. M. 4,—.

***Oberbreyer,** Dr. Max. Kissinger Badeplaudereien. Würzburg. Stahel'sche Verlags-Anstalt. M. 1,20.

***Schullerus,** Adolf Michael Albert. Sein Leben und Dichten. Hermannstadt, W. Kraft.

***Twain,** Mark. Meine Reise um die Welt. Deutsch von M. Jacobi. Stuttgart. Robert Lutz.

***Wrede,** Dr. Richard. Brotneid, Männerfreundschaft, Thron, Ehrenrath. Enthüllungen aus den Berliner Schriftsteller- und Schlaraffen-Kreisen. (Moderne Vehmgerichte. Heft 2.) Berlin W 9, C A. Schwetschke & Sohn. M. 1,—.

Zuschriften.

In Heft 3 bemerkt Herr Martin Greif anläßlich des Adolf Gelber'schen Buches „Shakspereсhe Probleme“, daß sich dem Drama „Troilus und Cressida“ die Bühne bisher noch nicht erschlossen habe. Das ist nicht richtig. Gerade zu München hat die Litterarische Gesellschaft, der Herr Greif allerdings nicht besonders wohl will, dies seltsame Stück am 18. und 19. April 1898 auf der Shakspere-Bühne gegeben.

München. Wilhelm v. Scholz.

* * *

Ich habe in den Nekrologen und sonstigen Artikeln über Theodor Fontane, die mir zu Gesicht kamen, mehrfach den Vergleich mit einem anderen Autor gallischer Abkunft gefunden, der ein durchaus deutscher Schriftsteller geworden ist, mit Willibald Alexis, noch nirgends aber einen Hinweis auf die merkwürdige Erscheinung eines Vollblutfranzosen, Louis Charles Adelaide de Boncourt, der unter dem Namen Adalbert von Chamisso ein heute noch populärer deutscher Dichter ist und mit dem der Balladendichter Fontane zweifellos gewisse Aehnlichkeit hat.

Frankfurt a. M. S. Schott.

* * *

In der sonst trefflichen Kritik des Herrn Leo Berg über das neue Björnsonsche Drama (Heft 3) vermisse ich den Hinweis auf den Staatsminister Ole Richter, der Björnson als dramatisches Modell vorschwebte. Die offenkundigen Beziehungen des Stücks auf diese bekannte Persönlichkeit sind von der ganzen nordischen Presse in diesen Tagen lebhaft erörtert worden.

Stockholm. Dr. H. Hildebrandt.

Antworten.

Herrn **O. H.** in **Pöbern.** An uns soll's nicht fehlen, aber Talente wie A. R. sind leichter suchen als finden. Ein paar neue „Erstlingswerke“ deutscher Autoren werden Sie in Heft 6 oder 7 besprochen sehen.

Fräulein **M. U.** in **Nürnberg.** Der bloße Abdruck einiger Gedichtsproben in Heft 3 hat genügt einen ganzen Parnaß lyrischen Dilettanten gegen uns mobil zu machen. Ihnen und den anderen Leidensgefährten zur Kenntnis, daß wir keinerlei Gedichte oder sonstige produktive Beiträge verwenden können. Die Rubrik „Stilproben“ ist nur für gelegentliche Proben aus neuerschienenen Werken von Bedeutung bestimmt.

Herrn **Klaus W.** in **Danzig.** Auf Ihre Anfrage teilen wir Ihnen mit, daß der Verlag unverlangt eingesandte (für Verlagswerke bestimmte) Manuscripte ausnahmslos zurückgeben läßt. Sie wollen in jedem Falle erst vorher anfragen, ob die Einsendung erwünscht ist.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Fr. Theinhardt, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburgerstraße 15/16.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26 — Telephon: II, 2578.
Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 6
vom
15. Dezember 1898

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Inhalts-Tafel.

Spalte

Hellmuth Mielke: Neues von Shakespeare 338
Emil Peschkau: Spielhagen und die „moderne" Frau 344
Sigmund Schott: Carl Spitteler (mit Bild) 348
Carl Spitteler: Litterarische Gleichnisse 353
Eugen Kilian: Kleist und Oesterreich 356
Paul Seliger: Neues von Theodor Körner (mit 2 Illustrationen) 357
Fritz Marti: Ein schweizerischer Klassiker 361
Oskar Wiener: Neutschechische Litteratur 362
Albert Geiger: Dänische Novellistik 364
Auszüge:
Deutsche Zeitungen 369
Oesterreichische Zeitungen 371
Echo der Zeitschriften:
Deutsches Reich 373
Oesterreich (von A. L. Jellinek) 380
England (von James Grun) 382
Italien (von Prof. Dr. R. Schoener) 383
Rußland (von Alexis v. Engelhardt) 384
Tschechische Zeitschriften (von Prof. Dr. Ernst Kraus) . . 386
Bulgarien (von Georg Adam) 387
Kleinrußland (von Georg Adam) 388
Serbien-Kroatien (von Otto Kraus) 388
Besprechungen von Richard Weitbrecht, Eduard Engel, Heinrich Brömse, Gustav Zieler, Arthur Goldschmidt, Karl Bienenstein, Adalbert Schroeter, Fritz Carsten, Max Ewert, Rudolf Fischer, M. Uhse, Carl Busse, Franziskus Hähnel, E. Floß, R. Weiß-Schrattenthal 389
Bühnenchronik:
Berlin 399
Köln 401
Leipzig 401
München 402
Zürich 402
Nachrichten 403
Notizen:
Ein Hölty-Denkmal (mit 2 Illustrationen) 404
Der Büchermarkt 405
Geschäftliche Mitteilungen 408



Neues über Shakespeare.

Von **Hellmuth Mielke** (Barmen).

(Nachdruck verboten.)

Seit dem Jahre 1856, wo die verrückte Miß Delia Bacon ihr Attentat auf den Namen Shakespeare verübte, hat der Unfug der Bacon-Hypothese nicht aufgehört, Verwirrung in die weiten Kreise der Shakespeare-Verehrer zu tragen. Ganze Ströme von Tinte sind von berufenster Seite vergossen worden, um den Irrwahn, daß der Verfasser der „Essays" und des „Novum organum" auch der Dichter der Shakespeare-Dramen sei, zu ersticken, aber auch jetzt noch geht er gespensterhaft um und fordert seine Opfer an gesundem Menschenverstand. In neuster Zeit ist bekanntlich Edwin Bormann, der geschätzte leipziger Dialektdichter als Anwalt für Bacons Autorschaft an den Shakespearischen Dramen mit dicken und dünnen Büchern auf den Plan getreten; dem „Shakespeare-Geheimnis" ließ er eine Reihe anderer Schriften: „Der Anekdotenschatz Bacon-Shakespeares", „Neue Shakespeare-Enthüllungen I und II", „Der historische Beweis der Bacon-Shakespeare-Theorie" und in diesem Jahr: „Shakespeares Debut 1598"*) folgen.

Wenn Don Quixote die wirkliche Welt nur im Lichte seiner romantischen Ritterromane betrachtet, so sieht Bormann Shakespeares Bücher durch die Brille seiner „parabolischen Methode" an, die ihm alle Dramen und alle Figuren des großen Poeten als Parabeln und Allegorien wissenschaftlicher Schätze Bacons erweist, wobei nur wunderbar ist, daß der große Gelehrte so seltsam-dumme Wege eingeschlagen hat, um sein „Geheimnis" zu verstecken. Bormann wittert dies „Geheimnis" in den unschuldigsten und harmlosesten Dingen, er stellt die haarsträubendsten Kombinationen auf, zieht die kühnsten unlogischen Schlüsse und treibt mit seiner „Methode" derart allen poetischen Geist aus den Dramen, daß man schließlich an dem gesunden Sinn Bacons, der das alles gedacht haben soll, verzweifeln müßte. Wer eines dieser Bücher nur eine Stunde ernsthaft liest, hat das Gefühl, als ob ihm nicht ein, sondern zehn Mühlräder im Kopf herumgehen. Am meisten verwunderlich erscheint dabei, daß Bormann, der doch selber ein Stück Poet ist, so gründlich

*) Leipzig, E. Bormanns Selbstverlag 1898.

die Verschiedenheit poetischer und wissenschaftlicher Auffassungsart verkennen kann. Ein außerordentlicher Fleiß ist in geradezu unheimlicher Weise auf die groteskſten Spintisiereien vergeudet worden, während er in der Beschränkung auf die Aufgabe, in wie weit auch Baconsche Gedanken in Shakespeares wissenschaftlichen und ethischen Anschauungen sich wieder finden, vielleicht ein nicht uninteressantes Ergebnis geliefert hätte. Denn Shakespeares gewaltiger Geist sammelte in dem „Schoße seines Hirns“ auch die Kenntnis und Erkenntnis seiner Zeit und verarbeitete sie in den Schöpfungen seiner Phantasie; es wäre durchaus erklärlich, wenn er auch aus dem großen Wissensschatz seines Zeitgenossen geschöpft hätte.

Doch es ist weder interessant noch erfreulich, auf die anderswo genugsam erörterte Methode Bormanns hier weiter einzugehen. In seinem „Shakespeare-Debut“ müht sich Bormann ab, einen neuen Beweis für Bacons Autorschaft an der „Verlornen Liebesmüh“ zu schaffen, in welchem Shakespeareschen Lustspiel er früher Bacons Lehre vom „Licht und den Leuchtstoffen“ erkannt zu haben vermeinte. Man liest das Büchelchen mit Kopfschütteln; es widerlegen zu wollen, wäre schade um den Raum, von seinen Ideen wird man Bormann doch nicht abbringen, sonst wäre es schon längst der Fall gewesen. Also — „Unheil, du bist im Zuge, nimm welchen Lauf du willst.“

Diese ganze Bacon-Hypothese, ursprünglich aus dem verwirrten Geist einer amerikanischen Miß hervorgekrochen, hat dennoch ein Gutes gehabt. Sie hat die Forschung genötigt, ihre Kenntnis von dem Leben und Charakter des großen Dichters einer Revision zu unterziehen, und sie hat den Spürsinn angestachelt, im Staube der Vergangenheit nach neuen Dokumenten zu dem alten, überlieferten Material zu suchen. Die deutsche Shakespeare-Forschung steht bei ihrem philologisch-ästhetischen Gesamtcharakter diesem Bemühen etwas gleichmütiger gegenüber; für sie ist Shakespeare ein großer Geist und Dichter und darum auch ein großer Mensch, und ein Buch wie Rümelins realistische Shakespeare-Studien wird noch heute von manchem Shakespeare-Philologen als eine arge Ketzerei angesehen. Und doch war es ein wackeres und ein wahres Buch, denn es blies zum erstenmal kräftig in den Schwadendunst der romantischen Verhimmelung hinein und suchte in dem Abgott die Schranken seiner Zeitlichkeit und seiner Menschlichkeit. Wer da freilich meint, der Mensch Shakespeare beanspruche neben dem Dichter kein weiteres Interesse, der verkennt nicht nur die Aufgabe der Wissenschaft, sondern er verkennt auch das dichterische Element selbst, das nur aus dem Born einer echten Menschlichkeit gespeist wird. Oder meint man, es wäre gleich gewesen, ob Shakespeare uns in seinen Dramen ein auf minutiösem Philologenfleiß beruhendes Bild des Altertums oder, wie in Wahrheit, das große Zeitalter englischer Renaissance, das lebendige Fühlen und Denken seiner Tage geschildert hätte?

Die Bacon-Hypothese lenkte also das Interesse auf den M e n s c h e n Shakespeare zurück und in weiterer Folge auf die Dichtungen, in denen er sich von der menschlichsten Seite, wenn auch in rätselhafter Weise zeigt: auf die S o n e t t e. Die alte Streitfrage, ob wir es hier mit persönlichen oder erdichteten Bekenntnissen zu thun haben, ist wieder in den Vordergrund getreten, namentlich nach dem Erscheinen des Buches eines englischen Gelehrten, Th. Tyler, über diese Dichtungen (1890). Oft und lebhaft haben sie schon die Geister beschäftigt. Goethe meinte, daß in ihnen kein Buchstabe sei, der „nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre“; gleich ihm traten seine Mitpoeten, von den Engländern Coleridge, Wordsworth, von den Franzosen Viktor Hugo, von den Deutschen Jordan und Heyse für das autobiographische Element in diesen Dichtungen ein. Die Philologen, von den Deutschen namentlich Elze und Delius, erhoben Widerspruch. Bekanntlich sind die ersten 126 dieser Sonette an einen Freund gedichtet, die übrigen, mit Ausnahme der beiden letzten, an eine Frau, eine Geliebte. Die Philologen haben geltend gemacht, daß die Formen dieser dichterischen Empfindungen nicht individuell, sondern dem gesamten Zeitalter der Renaissance konventionell sind, daß nicht nur bei Shakespeare, sondern auch bei anderen Zeitgenossen die Liebe zu einem schönen Jüngling und die Untreue einer schwarzen oder dunkeln Dame, wie sie den Gegenstand dieser Sonette bilden, in gleicher Weise besungen werden und daß man überdies gerade kein schönes Charakterbild von Shakespeare empfinge, wenn man den Inhalt der Gedichte für wahr gelten ließe. Wie man sieht, wirkt auch der moralische Standpunkt auf die Wissenschaft ein; noch heute faßt man das Verhältnis Goethes zu der viel älteren Charlotte von Stein mit ihren sieben Kindern so behutsam wie möglich an.

Das kann freilich niemand, der offene Augen gegenüber erotischen Dingen und Verständnis für den Persönlichkeitsausdruck besitzt, hindern, in den Sonetten die echten Töne des Herzens zu erkennen, die individuell gefärbt aus der Dichterbrust klingen. Der Dichter, der in seinen Dramen hunderterlei Anspielungen auf Zeitverhältnisse und Zeitdinge oft sehr unwesentlicher Art vorbringt, der das Elend seines Schauspielerstandes in diesen selben Sonetten so ingrimmig gen Himmel schreit, sollte dort, wo es sich um Liebes- und Freundschaftsverhältnisse handelt, nur in Fictionen sich bewegen, die zudem für alle, nicht bloß seine Freunde, in ihren Einzelheiten unverständlich gewesen sein müßten? Und wie, wenn die hier angedeuteten Beziehungen sich wirklich geschichtlich nachweisen ließen?

Th. Tyler hat in seiner Ausgabe der Sonette sich mit erstaunlichem Scharfsinn an diese höchst schwierige Aufgabe gemacht. Seine Ergebnisse seien kurz zusammengefaßt. Der Freund, an den die Sonette gerichtet sind, ist Mr. William Herbert, seit 1601 Graf von Pembroke, derselbe, dem später Shakespeares Kollegen ebenso wie seinem Bruder die erste Folio-Ausgabe der Werke des Dichters widmeten. Er kam 1598, achtzehn Jahre alt, nach London und trat dort, wie schon vor ihm Graf Southampton, mit Shakespeare in Beziehungen, deren poetisches Ergebnis eben die Sonette sind. Diese Auffassung wurde schon früher von anderen Shakespeare-Forschern aufgestellt und gerechtfertigt. Nun wissen wir, daß William Herbert mit einem Hoffräulein ein Verhältnis unterhielt, das nicht ohne Folgen blieb und 1601 zu Herberts Verbannung vom Hofe der Königin führte. Tyler ist den Spuren dieser Dame eifrig nachgegangen; er hat ermittelt, daß Mary Fitton — dies ist ihr Name — etwa 1595 an den Hof nach London kam, daß sie schon vorher ein eheliches, aber rasch wieder ge-

löstes Verhältnis geschlossen hat und daß sie dem Stammbaum der Familie zufolge zweimal verheiratet gewesen, daneben aber — was auf ihre ganze Sinnes- und Charakterart schließen läßt — von zwei Liebhabern drei Bastarde besessen hat. Noch ist eine gefärbte Büste dieser interessanten Dame erhalten, die ihrem ganzen Aeußeren nach nicht übel zu dem von dem Dichter entworfenen Bilde der „dark lady" stimmen würde. Tyler sucht nun darzulegen, daß auch die übrigen Charakterzeichen in den Sonetten zutreffen und daß Mary Fitton demgemäß das Urbild jener dämonisch-reizvollen Koketten der Sonette sei, die der Dichter liebte und die ihn mit seinem Freunde, dem jungen Pembroke schmählich betrog.

Es kann hier im Einzelnen nicht nachgewiesen werden, wie bestechend diese Ergebnisse auf den Leser der Sonette zu wirken geeignet sind. Dennoch hat von den deutschen Shakespeare-Forschern sie keiner rückhaltlos angenommen. Professor Brandl meint in seinem „Shakespeare" (1894), es sei nicht gelungen, zwischen Mary Fitton und Shakespeare — daß die Sonette an den jungen Pembroke gerichtet sind, erkennt auch er an — eine Spur von Verbindung nachzuweisen. „Ein ähnliches Weib wird dem Dichter vorgeschwebt haben, mehr ist mit Sicherheit nicht zu behaupten. Nur ein allgemeines Erleben und Erfahren pflegt solchen episch-lyrischen Cyclen zu Grunde zu liegen." Brandl beruft sich auf Goethe, der in seinen römischen Elegien nicht ein römisches Liebchen, sondern Christiane Vulpius im Auge gehabt habe; offen gestanden, mir scheint, diese Berufung richtet sich gegen Brandl. Wülcker in seiner „Englischen Litteraturgeschichte" meint, es sei durchaus nicht nötig, daß ein wirkliches Liebesverhältnis vorgelegen, und spricht sich mehr im Sinne einer Erdichtung aus. Ed. Engel in dem gescheiten, trefflichen Auszug „Shakespeare" aus seiner englischen Litteraturgeschichte (1897) schillert in seinen Ansichten; einmal wendet er sich heftig gegen die „übertriebene" autobiographische Deutung der Sonette und gegen die Philologen, die diesen Standpunkt vertreten (in Wahrheit sind es grade die Dichter), dann giebt er zu, daß die „dunkle Dame" wohl in Wirklichkeit gelebt und Shakespeare Freude und Qual bereitet habe, um schließlich in Bezug auf Mary Fitton sein Votum dahin abzugeben: „Was hat man damit gewonnen? Und ob sie es wirklich gewesen?" Vollständig abweichend von diesen Autoren nimmt Prof. Hermann Conrad in seinem Buch „Shakespeares Selbstbekenntnisse" (1897) an, daß die Sonette garnicht an Pembroke, sondern an Lord Essex gerichtet gewesen sind, und ist geradezu entrüstet, daß Shakespeare sich in „ein kleines, unansehnliches Weib mit einem in seiner Ausdrucksöde häßlichen Gesicht" wie diese Mary Fitton verliebt haben sollte. Einer Dame, die zwei Männer, zwei beurkundete Liebhaber und drei uneheliche Kinder gehabt hat, von ihrem Verhältnis zu Pembroke ganz abgesehen, wird man indessen immerhin Einiges zutrauen können. Eine jüngste englische Publikation von Lady Newgate: „Gossip from a Muniment Room, being Passages in the lives of Anne and Mary Fitton 1574—1618" bringt noch mehr Aufschlüsse über das Leben dieser jedenfalls interessanten Persönlichkeit. Gleichzeitig wie mit Pembroke hat sie danach auch ein Verhältnis mit einem verheirateten 51jährigen Hofbeamten der Königin, William Knollys unterhalten und sogar mit ihm einen Ehekontrakt für den Fall des Todes seiner Gattin geschlossen, doch machte der Skandal, in den sie durch Pembroke gezogen wurde, diesen Beziehungen ein Ende. Leider fehlt in diesen Papieren jede Erwähnung Shakespeares, doch ist es nicht unangemessen, in den wortspielenden Versen des 135. Sonetts:

„Manch Einer ward ihr Wunsch, dir ward dein Will'
Und Will' genug und Will' recht übervoll" —

einen Hinweis des Dichters auf die drei Williams, die sie in ihre Netze gezogen — Shakespeare, Pembroke und Knollys — erkennen zu wollen.

Mit Eifer hat sich im Gegensatz zu den genannten Autoren Georg Brandes in seinem geistvollen, großen Werk über „Shakespeare" (1896) der Hypothesen Tylers angenommen. Der dänische Litteraturhistoriker giebt in seinem Buch, dem besten, das wir über den großen William bisher erhalten, eine seelische Entwicklungsgeschichte des Dichters, die er mit künstlerischem Spürsinn aus dessen Dichtungen schöpft und zu deren Aufbau er in blendendster Weise das Material der gesamten zeitgenössischen Ueberlieferung aus Shakespeares Tagen heranzieht. Er findet die „schwarze Dame" auch in den Dramen wieder; sie ist ihm das Modell der Rosalinde in der Umarbeitung der „Verlorenen Liebesmüh" von 1597, das Vorbild der Beatrice und selbst in der dunkeln „Zigeunerin" Kleopatra und der leichtfertigen Cressida entdeckt er ihre Züge. Vielleicht geht er in seinen Kombinationen zu weit, aber das Entscheidende ist doch die Empfindung, daß bestimmte weibliche Figuren Shakespeares in ihren gemeinsamen, wenn auch immer anders gewandten Charakterstrichen auf ein gleiches Modell hindeuten. Das läßt sich freilich weniger philologisch beweisen, als psychologisch nachfühlen. Warum aber sollte der Dichter ein anderes Modell als die dunkle Dame seiner Sonette, die er in ähnlicher Weise schildert, vor Augen gehabt haben?

Die von Conrad aufgestellte Hypothese, daß Graf Essex der Freund des Dichters gewesen, hat keine Wahrscheinlichkeit für sich. Ihr steht schon die buchhändlerische Widmung der Sonette entgegen, die „Mr. W. H." d. h. William Herbert, „the only begetter" dieser Gedichte, die ihm vom Dichter in Aussicht gestellte immerwährende Unsterblichkeit wünscht; Graf Essex war aber schon acht Jahre vor dem Erscheinen der Sonette hingerichtet worden. Auch wirkt es sonderbar, daß Shakespeare den nur drei Jahre jüngeren Essex einen „lovely boy" genannt haben sollte, dem gegenüber er sich in der Rolle des alten Mannes gefällt, von anderen schwerwiegenden Momenten, die hier nicht näher erörtert werden sollen, ganz abgesehen.

Sehr interessant ist indessen, daß dies neue, hier dargelegte Material zur Biographie Shakespeares auch zu anderen Deutungen neuerdings benutzt worden ist. Die rätselvolle Figur Hamlets hat bisher den deutschen Scharfsinn wesentlich nur nach ihrer ästhetischen Seite beschäftigt; der Gedanke, daß Hamlet einem „Urbilde" in der Wirklichkeit entsprochen habe, ist wohl einmal aufgetaucht, aber rasch wieder fallen gelassen worden. Conrad hat nun in dem zweiten Teil seines Buches eine lange Betrachtung über „Hamlet und sein Urbild" gegeben, die eine ganze Reihe bedeutsamer Momente sehr geschickt zusammenstellt. Nach ihm tritt Prof. A. Döring in seinem neuesten Werk

über „Hamlet“ (1897) mit einer andern Hypothese hervor, die von dem Conrad'schen Ergebnis wesentlich abweicht.

Döring stützt sich auf den unanfechtbaren Nachweis des Engländers Sullivan, daß Hamlet in der ersten Quartausgabe von 1603 als 19jähriger Jüngling, in der zweiten Quartausgabe von 1604 dagegen als 30jähriger Mann erscheint, wobei freilich in dieser zweiten Bearbeitung eine Reihe von Kenntniszeichen für das Jünglingsalter stehen geblieben sind. Unzweifelhaft steht fest: der Dichter hat in Jahresfrist das Alter seines Helden geändert. Aus welchem Grunde hat er das gethan? Schon Brandes giebt dafür eine Erklärung: Shakespeare habe eingesehen, daß das Jünglingsalter für die aus seinem eigenen Mannesleben geschöpfte Weltweisheit kein geeigneter Rahmen sei, in keiner Figur aber trete des Dichters Individualität in einer bestimmten Lebensepoche stärker hervor als im Hamlet. Döring genügt diese Ansicht nicht. Er acceptiert die Nachweise von Tyler und Brandes über die Beziehungen zwischen Shakespeare, Pembroke und Mary Fitton; ursprünglich habe Shakespeare im Hamlet seinen Freund Pembroke dargestellt, als aber die Beziehungen zwischen ihm und jenem sich lockerten, habe er das Band auch „äußerlich“ zerschneiden wollen, indem er Hamlets Alter änderte. Weder dieser Grund noch was Döring zu seiner Erläuterung anführt, vermag mir jedoch als stichhaltig zu gelten und in meiner Beurteilung Brandes' Begründung umzuwerfen.

Nach Hermann Conrads Hypothese ist Graf Essex auch das Urbild des Hamlet. Er verweist auf Essex' Familiengeschichte, in der man in der That einen deutlichen Anklang an die Handlung im „Hamlet“ nicht verkennen kann. Essex' Mutter unterhielt mit Lord Leicester, der Conrad als das Urbild des Königs Claudius erscheint, schon zu Lebzeiten ihres Gatten ein Liebesverhältnis, und als Lord Essex' Vater starb, gingen dunkle Gerüchte um, daß er von Leicester vergiftet worden sei. Noch mehr läßt es Conrad sich angelegen sein, die Charakterähnlichkeiten zwischen dem jungen Essex und Hamlet hervorzuheben, jene Eigenschaften, die Ophelia in ihrem Jammerruf schildert:

„Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
Das Merkziel der Betrachter.“

Meiner Ansicht nach sind es vier Momente, die der Dichter auf die Gestaltung des Hamlet-Charakters hat Einfluß gewinnen lassen: 1. Der Typus des englischen Lords, wie er Shakespeare in seinen hochherzigen Freunden Essex, Southampton und Pembroke entgegentrat; 2. Die Welt- und Lebensanschauungen des Dichters selbst; 3. Nach der Richtung des Temperaments ein bestimmtes Vorbild der Wirklichkeit und 4. Rücksichten auf die schauspielerische Darstellung. Diese vier Punkte wären einer eigenen Untersuchung wert. Unzweifelhaft — und der Nachweis dafür wird als Conrads eigenstes Verdienst gelten müssen — spiegelt Hamlet den englischen Lordtypus in seiner glänzenden Renaissance-Gestalt wieder; daß aber auch das Temperament Hamlets sich ebenso wie des Dichters Weltanschauung in dem Charakter des Grafen Essex erkennen läßt, erscheint mir nach genauerer Prüfung doch zweifelhaft.

So sehen wir die neuere Shakespeare-Forschung im heißen Bemühen, den Nebel der Vergangenheit zu durchdringen und schwankende Schatten mit dem Fleisch und Blut des historischen Lebens zu erfüllen. Ob dem Versuch einst ein unbestrittener Erfolg erblühen wird? Wer vermag es zu sagen? Eduard Engel, der die Anschauung vertritt, daß man von dem Leben des Dichters genug wisse, verlangt doch, daß man planmäßig alles in und außer England durchforsche, was vielleicht Aufschluß über Shakespeare gäbe, daß man die Archive aller großen englischen Adelshäuser, die Gesandtschaftsberichte europäischer Staaten inbezug auf Angaben über Shakespeare u. s. w. durchforsche.

Tylers Beispiel beweist, daß der Vorschlag nicht aussichtslos ist. Doch noch ein anderer Wunsch liegt dem Shakespeareforscher wie dem Shakespearefreund nahe: die Herausgabe eines Quellenwerkes über Shakespeare im großen Stil, das das gesamte zeitgenössische biographische Material, soweit es auf Shakespeare, seine Freunde, seine dichterischen Wettbewerber und schauspielerischen Genossen, auf das englische Theaterwesen u. s. w. sich erstreckt, nach Wort und Bild in einem Bande vereinigte. Heute ist es noch in den verschiedensten, meistens zudem englischen Schriften zerstreut und wird von jedem Bearbeiter willkürlich herangezogen. Es wäre eine würdige Aufgabe für die deutsche Shakespeare-Gesellschaft, die eines ihrer Jahrbücher damit füllen könnte. Man hätte dann die ganze Ueberlieferung über Shakespeare beisammen, ein für die Shakespeare-Forschung geradezu unentbehrliches Hilfswerk.



Spielhagen und die „moderne“ Frau.

Von **Emil Peschkau** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Der oberflächliche Leser wird, wenn er über die ersten, etwas spröden Kapitel des neuen Spielhagenschen Romans*) hinüber ist, wahrscheinlich das Buch in einem Zug zu Ende lesen und dann sagen: „Das war wieder 'mal eine schöne Liebesgeschichte; schade, daß sie so traurig ausgeht!“ Der weniger Oberflächliche, wird dem Dichter den traurigen Ausgang nicht übel nehmen, weil er ihn als notwendig empfinden muß. Aber er wird sich durch den Ton der Erzählung, durch die Kunst des Verfassers, durch die temperamentvolle Darstellung nicht täuschen lassen und die Liebesgeschichte gar nicht schön finden. Die erste Bedingung für eine schöne Liebesgeschichte ist doch immer — die Liebe! Spielhagens Heldin kommt aber erst auf Seite 283 — das ganze Buch zählt 305 Seiten — zu der Erkenntnis, daß der Mann, dem sie eben die Thür gewiesen hat, „der einzige Mann auf Erden ist, den sie hätte lieben können!“ Und auch dieser Mann verliebt sich erst in der Nähe von Seite 200, ganz abgesehen davon, daß uns seine Empfindungen weit weniger Interesse einflößen, als die der Heldin. Daß sich ein solches Buch doch von den ersten Seiten angefangen wie eine „Liebesgeschichte“ liest, verdient vom Standpunkte der Erzählungstechnik aus gewiß

*) „Herrin.“ Leipzig. Verlag von L. Staackmann. Preis M. 3.— (geb. M. 4.—)

besonders bemerkt zu werden. Aber wir gehören nicht zu den oberflächlichen Lesern, wir lassen uns von der Stimmung nicht berauschen, wir merken bald, daß der Autor nicht die Absicht hat, uns ein neues Lied von Liebeswonne und Liebesqual zu singen, daß er vielmehr unsere Aufmerksamkeit für ein modernes Problem in Anspruch nimmt. Und so kommt es, daß wir bald bedenklich den Kopf schütteln, daß wir immer mehr Neigung fühlen, uns mit dem Verfasser herumzuzanken, bis er uns dann doch wieder geradeso wie den oberflächlichen Leser fortreißt, so daß auch wir, ein wenig berauscht, nur so über die Seiten hinfliegen, um dann plötzlich am Schlusse wieder an das „moderne Problem" gemahnt zu werden. Da sagt nämlich ein Freund des Helden von dem Roman, der mit dem Tod der Heldin geendet hat: „Daß die Sache, die sonst wohl ins Banale verläuft, hier eine so tieftragische Wendung nahm, scheint mir die Folge von Momenten, die zweifellos zum Teil individueller Natur sind, zum Teil aber sicher mit gewissen krankhaften Dispositionen und Tendenzen der Menschen von heute in innigstem Konnex stehen.

Betrachten wir nun die „Herrin" — sie heißt Rebekka Lombard — etwas näher. Was ist „modern" an ihr? Daß sie schön ist — gewiß nicht. Daß sie eine Millionärstochter ist — ebenso wenig. Daß sie Jüdin ist . . . halt, hier dürfen wir nicht ohne weiteres „nein" sagen. Sie ist zwar auch als Jüdin nicht gerade „modern", denn sie will sich absolut nicht taufen lassen. Sie ist aber auch nichts weniger als altmodisch, denn ihr liegt garnichts an ihrem Judentum. Unter anderen Umständen würde sie sich vielleicht taufen lassen und dann — ebenso wenig Christin sein, wie sie jetzt Jüdin ist. Nur weil ihr Verlobter, der Graf Kurt Bassedow, den Uebertritt verlangt, ist sie entschlossen, Jüdin zu bleiben. Und zwar aus Eigensinn — weil sie die Herrin sein will — nicht etwa aus der Feindseligkeit des Atheismus gegen ein religiöses Bekenntnis heraus. Hier lag ein Keimpunkt, von dem aus Rebekka sich zu einer modernen Heldin hätte auswachsen können. Spielhagen hat aber auf eine Entwicklung nach dieser Richtung hin verzichtet und dann am Schlusse diese Differenz zwischen den beiden nur benutzt, um die Katastrophe, die auch ohne die Bedingung, auf der der Graf besteht, unausbleiblich ist, zu beschleunigen.

Kann Rebekka Lombard also auch in dieser Beziehung nicht modern genannt werden, so stellt sie sich dem Leser in einer andern sofort als „moderne" Frau vor. Sie hat studiert. „Sprachen, Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaften — alles was in den Schulen und auf den Universitäten gelehrt wird." Sie hat sogar in Zürich den Doctor philosophiae gemacht und war auf dem Wege, auch noch den medizinischen hinzuzufügen. Sie that es jedoch nicht und zwar aus dem Grunde — weil ihr „die Konkurrenz zu groß" war. „Ich wollte etwas besonderes", erklärt sie, „etwas worin ich allein dastehen würde, was mir doch wenigstens nicht jede Grete und Liese so leicht würde nachmachen können." Spielhagen will damit wahrscheinlich nur einen Uebergang dazu finden, daß er uns Rebekka als Landwirtin vorführt, als Beherrscherin eines großen Gutes, das früher dem jetzt verarmten Grafen Bassedow gehörte. Aber auch wenn er tiefere Absichten gehabt hat, wenn dieser jähe Abbruch der Studien nur darauf deuten soll, daß der rechte Trieb zu diesen eigentlich doch fehlte, daß sie nur als eine Art Spielerei, aus Eitelkeit u. dgl. betrieben wurden . . . für unsere Geschichte bleibt auch dieser entschieden moderne Zug der Heldin ganz belanglos, obgleich er sogar ein in heißer Liebe befangenes Paar rasch trennen würde, wenn der männliche Teil ein Graf Bassedow ist. Eine Frau im Besitze moderner Bildung kann, auch wenn sie es nicht zum Doctor philosophiae gebracht hat, nicht mit einem Manne zusammenleben, der nie mehr war als ein schneidiger Soldat und ein guter Pferdekenner, dem nicht blos die Wissenschaften und Künste fremd sind, der auch als starrer Aristokrat der alten Gattung den Geist, der von diesen Wissenschaften und Künsten ausströmt, nur wie etwas Feindliches betrachtet. Aber Spielhagen hat auch diese Gelegenheit, moderne und alte Weltanschauung gegen einander zu führen, nicht benutzt. Man könnte die Studiengeschichte des Fräulein Rebekka aus dem Buch herausstreichen, ohne daß man in der ganzen Entwicklung irgend etwas zu ändern brauchte. Die „Herrin" ist eben nicht der Roman einer „modernen" Frau, sondern der Roman einer Frau, wie sie zu allen Zeiten denkbar ist, und ob man nun die „gewissen Dispositionen und Tendenzen der Menschen von heutzutage", insofern sie bei Rebekka Lombard vorhanden sind, wie Spielhagen „krankhaft" nennt, oder ob man darüber anderer Anschauung ist — diese Dispositionen haben mit der Geschichte, die unser Dichter von seiner Heldin erzählt, gar nichts zu thun. Danach würde der nachdenkliche Leser ein vernichtendes Urteil über das Buch fällen müssen, wenn nicht gerade dieser nachdenkliche Mann auch dahinter kommen müßte, daß der Dichter Spielhagen dem Analytiker Spielhagen, der sich dem modernen Fühlen nicht gewachsen zeigte, zu Hilfe kam, sodaß ein Werk entstand, das trotz seiner bereits charakterisierten Schwächen, doch auch als psychologische Studie über das Wesen der „modernen" Frau — oder besser gesagt, der „Uebergangsfrau" — sehr interessant und kaum ohne Wert ist.

Hätte der Dichter Spielhagen nicht modern sein wollen, dann hätte Rebekka Lombard nicht studiert, sie hätte an irgend einen Gott geglaubt u. s. w. und ihre Geschichte wäre doch genau die Geschichte der „Herrin" gewesen, nämlich die folgende: Auf dem großen Gute Palchow als unumschränkte Monarchin residierend, ist Rebekka verdrießlich, daß ihr nicht auch der Rest des Bassedow'schen Besitzes, das Herrenhaus Selchow, gehört. Das verlockt ihre Phantasie zur Beschäftigung mit dem eben — Geldmangels halber — nach seinem verfallenden Familiensitze zurückkehrenden Grafen, und als ihr Vater ihr eines Tages sagt, daß es Zeit für sie wäre, zu heiraten, entgegnet sie ihm: „Von der Liebe sehe ich ganz ab. Nach meiner Auffassung — um von der physischen Seite ganz zu schweigen, die man ja nicht gern berührt — ist sie seelisch schlechterdings nichts als eine Illusion, die bei mir nicht vierundzwanzig Stunden anhalten würde. Um so größeres Gewicht muß ich auf die äußeren Bedingungen der Ehe legen. Sie müßten durchaus glänzend sein . . . Was ich unter glänzenden Bedingungen verstehe? Einen vornehmen Namen des Mannes, der ihm allein schon seine Stellung in der Gesellschaft sichert . . . Um es kurz zu machen: würdest Du sehr unglücklich sein, wenn ich einen vornehmen Herrn, sagen wir den Grafen Bassedow, heiratete?" Nun — der Vater,

ein guter, liebenswürdiger alter Mann, hat natürlich nicht das Geringste dagegen, aber Graf Bassedow will von der jüdischen Nachbarschaft nichts wissen und so muß eben schon ein bischen altväterischer „Roman“ dazu kommen, damit Kurt sich in Rebekka verliebt. Auf einem Spaziergange überrascht ihn ein Gewitter und während eines Blitzschlages kommt die Krankheit, die schon in ihm steckt, zum Ausbruche. Er taumelt, bricht zusammen und wird von Rebekka, die eben in ihrer Kutsche vorüberfährt, aufgenommen. In ihrem Hause, das er nach dem Ausspruch der Aerzte einstweilen nicht verlassen kann, wird er aufs sorgfältigste gepflegt und zuletzt verliebt er sich eben in das prachtvolle Weib. Aber wie gewaltig ihn auch die Leidenschaft gepackt hat und was für Schwächen er auch haben mag — er ist ein Mann, ein ganzer Mann. Das Weib, das herrschen will, steht also dem Manne gegenüber, der herrschen muß. Und so folgen der Verlobung dieser zwei Menschen, die einander ganz frei gewählt haben, nicht Tage der Seeligkeit, sondern Tage des Kampfes. In der Schilderung, wie die beiden Naturen sich aneinander zerreiben, bewährt sich die Kunst Spielhagens wieder glänzend und man glaubt ihm so selbst den Ausbruch der Katastrophe, obwohl diese doch mehr Ergebniß der Grübelei als der Lebensbeobachtung sein dürfte. Nach der bereits erwähnten letzten Auseinandersetzung der beiden Verlobten wird Rebekka wahnsinnig. Sie hält sich für eine Königin, kommt mit ihrem Abendmantel daher, als wärs der Mantel einer Herrscherin und: „ich bin die Königin, ich bin die Herrin!“ ist der Inhalt aller ihrer Reden. Ein Gehirnschlag macht bald darauf ihrem Leiden ein Ende.

Die Darstellungskunst Spielhagens macht, wie gesagt, diesen Schluß glaubhaft und in irgend einem besonderen Falle kann ja die Geschichte wirklich so enden. In der Mehrzahl der Fälle freilich bleibt die herrschsüchtige Frau recht gesund und der Mann leidet irgend welchen Schaden an seiner Seele. Doch niemand kann dem Dichter einen Vorwurf daraus machen, daß er gerade diesen Fall und nicht einen andern behandelte — ich muß nur davon sprechen, weil eben die Geschichte des Grafen Bassedow und der schönen Rebekka Lombard — abgesehen von dem Schlusse — nicht einen Einzelfall behandelt, sondern ein typisches Verhältniß. Und zwar ist dieses Verhältniß typisch für alle Zeiten und alle Lebenskreise, es rührt an eines der dunkelsten Rätsel der Natur, an die angeborene Feindseligkeit der beiden Geschlechter. Es würde hier viel zu weit führen, wollte ich auf dieses Thema näher eingehen, aber der aufmerksame Beobachter des Lebens wird wahrscheinlich mit mir diese Feindseligkeit verfolgen bis zu dem oft nur wie das Salz der Liebe erscheinenden, köstlichen Necken und Sträuben einer Frauennatur, die im übrigen wirklich dem hingebungsvollen Ideale gleicht, das man uns im Lauf der Jahrhunderte so oft überschwänglich ausgemalt hat, bis es endlich ganz allgemein als „die Frau“ betrachtet wurde. Daß aber die angeborene Lust des Weibes, sich dem Manne gegenüber durchzusetzen, ihn zu beherrschen, auch durch Lebensverhältnisse, welche auf Bekämpfung des Weibes nach dieser Richtung seit vielen Jahrhunderten angelegt sind, daß sie selbst durch die „Sklaverei“ des Weibes nicht unterdrückt wird, giebt mir gewiß jeder Kenner des Orients zu. Wie viele stöhnende Pantoffelhelden habe ich dort kennen gelernt, während man bei uns allgemein glaubt, die orientalische Frau sei nur eine Sklavin ihres Mannes! Der Kampf der „modernen“ Frau scheint ja nun nach manchen Richtungen hin von der Reflexion auszugehen, von der Betrachtung einzelner Vorurteile gegen die Befähigung der Frau, die gewiß nicht berechtigt sind, und von der Betrachtung einzelner Verhältnisse, die sich mit der Gestaltung des sozialen Lebens in den modernen Kulturländern nicht mehr vereinen lassen. Aber der eigentliche Antrieb zu diesem Kampfe, der auch zu den bekannten Ausartungen desselben geführt hat, scheint mir doch in jenem Herrschaftsgelüste zu liegen, das in dem kleinen, unbedeutenden Philister-Weibchen ebenso steckt wie in der „Ueberfrau“ von der Art Rebekka Lombards, in jener angeborenen Feindseligkeit, die selbst durch die Liebe nur selten ganz beseitigt wird. Und wenn ich Spielhagens neues Werk trotz seiner Schwächen nach dieser Richtung hin doch als besonders interessant für den Betrachter moderner Probleme bezeichne, so geschieht es, weil der Dichter in Spielhagen, der Nachfühler der weiblichen Natur, indem er uns eigentlich eine uralte Geschichte erzählt, doch instinktiv den Punkt traf, von dem — nach meiner Ueberzeugung wenigstens — das „moderne“ Problem seinen Ausgang nimmt. Alle Züge, durch die der Beobachter Spielhagen seine Rebekka Lombard zu einer „modernen“ Gestalt machen wollte, sind nur äußerlich angeschminkt. Indem der Dichter Spielhagen aber seinen Liebesroman durch den ewigen Kampf der Geschlechter wachsen und zuletzt zerstören läßt, hat er uns immerhin zur „modernen“ Frau geführt und zwar zu ihrem Keime. —

Charakteristiken

Carl Spitteler.

Von **Sigmund Schott** (Frankfurt a. M.)

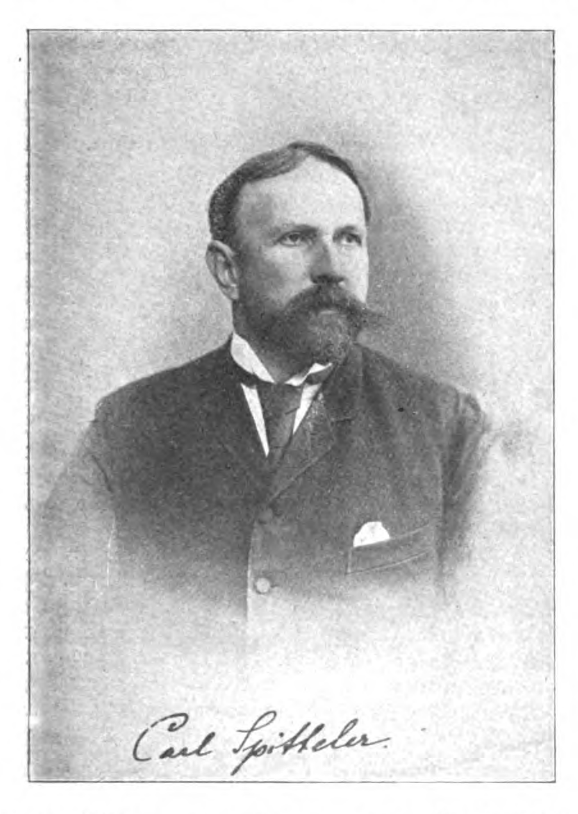
(Nachdruck verboten.)

In welches Zeitalter wohl der Forscher eines künftigen Jahrtausends die Entstehung der paar Bücher von Carl Spitteler verlegen möchte, die Dank einer Laune des Zufalls sich etwa mit anderen Ueberbleibseln aus dem heutigen Litteraturbestande in jene Zukunftsfernen hinübergerettet haben sollten? Bei einzelnen würde seine Untersuchung durch Aeußerlichkeiten gefördert, bei anderen aber und gerade jenen, die von der Individualität des Autors am meisten in sich tragen, hätte er tüchtig zu knabbern. Vielleicht würde jener Litteraturprofessor, wenn ihm die verwegenen Angriffe der „Extramundana“[1]) auf Schöpfer und Schöpfung zu Gesicht kämen, versucht sein, in dem Verfasser einen Zeitgenossen Voltaires zu suchen, während es ihm bei manchen der „Litterarischen Gleichnisse“ und der „Balladen“ schwer werden dürfte, Anknüpfungspunkte mit unserem scheidenden Jahrhundert zu finden und er wahrscheinlich mit großem Scharfsinn beweisen würde, daß Inhalt und Ton auf das zwanzigste hindeuten.

Man könnte Spitteler vielleicht einen Zeitlosen nennen. Wohl nimmt er in seinen Essais stramm zu vielen Fragen Stellung, die seine

[1]) Leipzig, H. Häßel 1883.

Zeit bewegen, in seinen Gedichten aber steht er der Gegenwart fern und ist in diesen seinen Versen überhaupt ohne Gefährten. Form und Einkleidung ist darin fast immer anders, als bei irgend einem anderen zeitgenössischen Autor. Selbst Stoffe aus dem Alltagsleben bekommen ein fremdartiges Gepräge, sobald sie einmal durch seine Werkstatt gegangen sind. Derartige Stoffe bilden übrigens nur die Minderzahl, die meisten sind der Mythologie, der Sage, der Tier- und Fabelwelt entnommen. Ganz objektiv ist er nur in ein paar kleinen Prosaerzählungen; was er sonst geschrieben, läßt sich von seiner Persönlichkeit nicht loslösen. Wie verschiedenartig seine Bücher auch nach Inhalt, Form und Wert sind, manche Züge haben sie, die ihre gemeinsame Abstammung erkennen lassen. Kraft, Stolz und Selbstbewußtsein treten in den überschäumend fröhlichen „Lachenden Wahrheiten" hervor, wie in den schwungvollen „Litterarischen Gleichnissen", und auch sein Hauptwerk „Prometheus und Epimetheus" ist davon erfüllt. Das Selbstgefühl einer adeligen Natur, die Geringschätzung dessen, was Allen gemein ist, kommt zuweilen so bizarr und ungestüm zum Ausdruck, daß man es schon begreifen kann, wenn Viele davon den Eindruck der Originalitätssucht, der Effekthascherei, der Manier gewinnen. Doch ist ein solches Urteil ungerecht. Spitteler redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, sein Schnabel ist eben von ganz besonderer Form. Als Prosaist und Causeur ist Spitteler genießbarer, denn als Dichter, uns aber steht dieser am höchsten. Das dünne Bändchen „Litterarische Gleichnisse"[1]) zählt nach unserem Dafürhalten zu dem Hervorragendsten, was in der neueren Zeit auf dem Gebiete der schönen Litteratur erschienen ist. Bei manchen dieser Gedichte wird es aber dem Leser nicht leicht werden, zur Klarheit darüber zu gelangen, was der Dichter wohl damit gemeint haben mag. Und in noch stärkerem Maße ist dies bei den „Balladen" der Fall. Poesie aber will empfunden, mit dem Gemüte erfaßt werden und soll nicht dem Verstande Rätsel aufgeben. Göthe und Storm und Mörike, ja selbst das „Poetische Gedenkbuch" von David Friedrich Strauß sind schlicht und einfach, wenn man sie mit Spitteler vergleicht. Spitteler giebt uns in seinen Gedichten starken und edlen Wein, aber „süffig" ist er nicht. Was schadets indessen, daß uns der tiefere Sinn des Gedichtes „Der gute Besuch" verborgen bleiben wird? Dem Zauber der wundervollen Stimmung, die in diesen Versen liegt, können wir uns darum nicht minder hingeben. Und welcher Art die litterarischen Beziehungen bei „Roland im Himmel" sein mögen, das springt auch nicht gleich in die Augen. Das lebendige, farbenreiche Bild sehen wir aber mit voller Deutlichkeit vor uns, und es weht uns wie ein heißer Athem aus dem Gedichte entgegen. Solche Helden, die, wie Roland, den geraden, glatten, ehrsamen Weg zum Himmel verschmähen, die lieber die andere Richtung einschlagen und wär's auch die zur Hölle, weil sie That und Bewegung brauchen und in der quietistischen Himmelsfreude Atemnot bekämen, das sind die Naturen, die Spitteler liebt. Ein Thema, das er häufig und in den verschiedensten Variationen behandelt, ist das Genie in den Fesseln der Alltäglichkeit, verkannt, verschmäht, verspottet von Unverstand und Niedrigkeit, und nur gehoben und aufrecht gehalten durch das ihm unentreißbare und unerschütterliche Bewußtsein des eigenen Wertes. Am prägnantesten kommt dieser Gedanke in dem „Adler in der Tanzstunde" zum Ausdruck. Ein wirksames Bild ist auch das von dem armen Goldschmied, dem alles zu Golde wird, was nur seine Hände berühren und der mitten im Golde friert und verhungert. Nach Jahren aber kommt die Königstochter und bringt das Geschmeide zu Ehren, das Huf- und Grobschmied und die Menge mißachtet hatten. Ein ganzes Drama von erschütternder Wirkung steckt in dem Gedichte: „Nur ein König."



Von diesen Gleichnissen läßt sich die Brücke zu dem einsam stolzen Dichter leicht finden. Bei vielen anderen ist es schwer, den tieferen Sinn zu entdecken, schwer sogar, zu verstehen, was der Dichter überhaupt auch ohne Rücksicht auf die symbolische und allegorisierende Seite damit gemeint haben mag. In solchen Fällen darf man wohl das anwenden, was Gottfried Keller in einem Briefe an J. V. Widmann über Spittelers Hauptwerk, das Gleichnis „Prometheus und Epimetheus" äußerte:

„Das Buch ist von vorn bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten. Schon der wahrhaft epische und ehrwürdige Strom der Sprache in diesen jambischen, jedesmal mit einem Trochäus abschließenden Absätzen umhüllt uns gleich mit eigentümlicher Stimmung, ehe man das Geheimnis der Form noch wahrgenommen hat.

„Was der Dichter eigentlich will, weiß ich nach zweimaliger Lektüre noch nicht. Trotz aller Dunkelheit und Unsicherheit aber fühle ich Alles mit und empfinde die tiefe Poesie darin. Ich weiß den Teufel, was das Hündlein oder der Löwe und der Mord ihrer Kinder und diese selbst bedeuten sollen. Aber ich bin gerührt und erstaunt von der selbst-

[1]) Zürich, Albert Müllers Verlag 1892.

ständigen Kraft und Schönheit der Darstellung der dunkeln Gebilde.

„Trotz der kosmischen, mythologischen und menschheitlich zuständlichen Zerflossenheit und Unmöglichkeit ist doch alles so glänzend anschaulich, daß man im Augenblick immer voll aufgeht.

„Ist es aber noch eine Zeit für solche sibyllinischen Bücher? Ist es nicht schade um ein Ingenium dieser Art, wenn es nicht das wirkliche nicht allegorisierte Leben zu seinem Gegenstande macht?"

In diesen bemerkenswerten und charakteristischen Urteilsworten Kellers ist der Grund dafür ausgesprochen, warum Spitteler bis jetzt nicht über einen kleinen Kreis hinauszudringen vermochte und warum er für sein Hauptwerk wohl schwerlich jemals viele Leser finden wird.

Prometheus und Epimetheus[1]) ist eine großangelegte Gleichnisdichtung, in wuchtiger, an den biblischen Ton erinnernder Sprache, die, ohne sich an ein bestimmtes Metrum zu halten, doch durch die Form als Poesie wirkt. Das Buch ist ein Evangelium des freien Individualismus, des souveränen Rechtes der Persönlichkeit. Prometheus ist der Adelsmensch, der sich selbst genügt. Er lauscht dem Flüstern seiner eigenen Seele, die „sein Gott ist in Freud und Leid." Zu seinem Bruder Epimetheus spricht er: „Auf, laß uns anders werden, als die Vielen, die da wimmeln in dem allgemeinen Haufen! Denn so wir nach gemeinem Beispiel richten unseren Brauch, so werden wir gemeinen Lohnes sein und werden nimmer spüren adeliges Glück und seelenvolle Schmerzen!"

Im Gegensatz zu Prometheus verhandelt sein Bruder Epimetheus seine freie Seele und erwirbt dafür ein Gewissen. Prometheus ist ein Einsamer, Epimetheus geht mit den Heerdenmenschen. Er erringt Macht und Größe, aber der Bruder, der die Seele rein und hoch hält, hat, wie Jener selbst schließlich erkennt, doch das bessere Teil erwählt. In dem Buche ist ein verschwenderischer Reichtum an Bildern voll Kraft und Anschaulichkeit, und es wird sich wohl Niemand der mächtigen Wirkung entziehen können die davon ausgeht, aber auch kaum Jemand wird sagen können, daß er bis in die innersten Tiefen eingedrungen sei. Einzelne Leser, Träger glänzender Namen, hat dies Werk noch neben Keller gefunden, die alle hohe Meinung davon hatten, im Allgemeinen aber hat der Verfasser damit auch von den Besten seiner Zeit zuviel verlangt.

Daß die zu den höchsten Ehren Auserwählten die Hoheit ihrer Natur, den Adel ihrer Seele unter schweren Prüfungen bewahren müssen, ist ein von Spitteler mehrfach behandelter Gedanke. Zu Prometheus spricht die Göttin:

„Und Menschen-Glück und -Freude soll Dir nicht geschehen, doch was da heißet „Herzeleid" im Menschenland, das werde reichlich Dir zu Teil: Entbehrung, Kränkung und die ungelöschte Gier, und das erstickte Würgen in den stummen Nächten."

Und dem ob der ihm widerfahrenden Behandlung grollenden Herakles erwiedert lächelnd Jupiter:

Halbgöttisch auf den Pharaonenschenkeln
Im Thron sich wiegen und die niedre Welt
Sich ferne halten kann ein jeder Krönling.
Allein im Knechtsgewand, in Augias Stall
Unterm Gesind, verlacht, beschmutzt, mißachtet,
Dennoch die Heldenstirne hart und rein
Mit ungebeugtem Haupte hoch erheben —
Das können Andre nicht, drum spart ichs Dir."

Eine lockende und lohnende Aufgabe wäre es nun für den hochsinnigen Dichter gewesen, in einem Unglücklichen, dessen Geschicke seit vielen Monaten überall Gegenstand eifriger und erregter Erörterungen bilden, das lebende Beispiel eines zu derartiger Probe, zur Bewährung des inneren Heldentums unter tiefstem Leide Auserwählten zu erblicken und darzustellen! Aber Spitteler hat den Fall des Verbannten auf der Teufelsinsel nicht mit dem Seherauge des Dichters und nicht mit dessen mitleidendem Herzen geschaut. Es lüstete ihn, hier wieder einmal den nüchternen Politiker herauszukehren. Und das eben ist Spitteler nicht. Die Kundgebung in einem schweizer Blatte, zu der er sich in dieser Frage ohne eigentliche Mission veranlaßt sah, erregte weithin förmliche Verblüffung, ja noch mehr, schmerzliche Entrüstung. Namentlich der Ton mochte manchen an der Ritterlichkeit des Verfassers irre machen, dieses überlegene Lächeln über das Mitleid mit dem Opfer und seiner Familie wäre selbst einem unzweifelhaft Schuldigen gegenüber häßlich gewesen. Indessen darf man überzeugt sein, daß Spitteler großzügig genug ist, aus freien Stücken einen Irrtum einzugestehen, den er begangen hat, wenn er erst einmal die Ueberzeugung gewonnen hat, daß er auf falschem Wege war. Und wenn er einsieht, daß seine Angriffe auf diejenigen, die ein frevles Spiel enthüllen wollten, ebenso übel angebracht waren, wie seine Verbeugungen vor dem französischen Generalstabe, dann wird er schon von selbst wieder und anders reden.

Daß er sich übrigens berufen fühlte, in dieser Frage das Wort zu ergreifen, obgleich bei ihm die nationalen Scheuklappen nicht vorhanden sind, die so viele sonst vernünftige Franzosen der Urteilskraft beraubten, das liegt eben in seiner Eigenschaft, von vornherein „den anderen Weg" einzuschlagen, da zu gehen, wo er von dem großen Haufen getrennt ist.

Diese Lust am Kampfe mit den Meinungen der Menge tritt besonders hell und freudig in der prächtigen Essaissammlung „Lachende Wahrheiten"[1]) hervor. Ein fröhliches, ein herzhaftes Buch. Auf jeder Seite wird der Leser gefesselt und angeregt, gar oft auch zum Widerspruch herausgefordert. Welch eine Fülle von Geist, von seinen entzückenden Bosheiten steckt in dem Vortrage über „das Epigonenthum" in den Betrachtungen über „die Persönlichkeit des Dichters". Wie originell, zuweilen bizarr, aber immer das Gepräge einer starken Persönlichkeit tragend, sind die Aeußerungen über „Entrüstungslitteratur und ihre Mache" (gelegentlich des Kennanschen Buches über Sibirien) über „den sittlichen Standpunkt in der Kritik" über „Revolverhumanität". Und wenn er an der Darstellung des Amorbübchens in der Kunst es widrig und verletzend findet, daß ein Kind als bewußter Kuppler erscheint, wenn er in der Plauderei „Ohne es" für das hartverfolgte Wort „derselbe" eine Lanze bricht, sich über Alters- und Datumsjubiläen lustig macht, wenn er sich über musikalische Dinge oder über Gartenkünste ausläßt,

[1]) Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichnis von Carl Felix Tandern (Pseudonym unter dem die ersten Bücher Spittelers erschienen) Aarau, H. R. Sauerländer ohne Jahrzahl.

[1]) Florenz und Leipzig. Eugen Diederichs 1898.

immer sieht er Besonderes. Ein Buch, das den Leser nicht losläßt, das in seiner forschen und flotten Art für sich selbst und den Verfasser einnimmt, das freilich auch den Leser manchmal ganz zornig machen wird. Aber langweilen oder ermüden wirds Niemanden.

Von den mannigfachen Erzählungen und Skizzen, von den Gedanken über Alltägliches und Fernliegendes, die Spitteler vorwiegend in schweizerischen Blättern und in der leider allzu früh eingegangenen Wochenschrift „Deutschland" veröffentlichte, hat er nur einen Teil in Buchform aufbewahrt. Schade! Denn in Allem, was er schrieb, ist „das Handgelenk des Karolingers", es liegt Saft darin und Mark und Nerv. Ein paar Novellen und Skizzen sind in dem Bändchen „Friedli der Kolderi"[1] gesammelt. In dieser Dorfgeschichte hat Spitteler gezeigt, daß er nicht nur in außerweltlichen Regionen, nicht nur im Phantasieland zu Hause ist, daß er auch auf realem Boden fest und sicher auftreten kann, wenn ers nur versucht. Das gilt auch von dem Idyll „Gustav"[2], einer anmutigen Kleinstadtgeschichte von Jean Paulscher Gemütswärme. Weitaus die bedeutendste seiner Prosaerzählungen ist die neueste, das herbe Nachtstück „Conrad der Leutnant"[3]. Hier ist es ihm in noch höherem Grade, als in der Novelle Friedli gelungen zu zeigen, wie er mit einfachen Mitteln Großes erreichen kann. In der Technik, in der Vermeidung alles überflüssigen Beiwerks, in der sicheren Gestaltungskraft der plastischen Darstellung ist diese Dorftragödie einfach muster- und meisterhaft. Einzelne Szenen darin. die Schilderung des Handgemenges, in dem der Held einem heimtückischen Messerstiche erliegt, die wir mit fliegenden Pulsen durch die Augen der prachtvollen Bernerin sehen, der Kampf der beiden Frauen an dem Sterbelager Conrads dürfen dem Allerbedeutendsten zur Seite gestellt werden, was die Weltlitteratur auf dem Gebiete epischer Darstellung aufzuweisen hat. Und das sagen wir mit vollem Bedacht. — In Dramen hat Spitteler sich auch einige Male versucht, aber ohne Glück, auch sind sie nicht Fleisch von seinem Fleisch.

Von seinen Erzeugnissen in poetischer Form seien noch die „Schmetterlinge"[4] erwähnt, die große Anschauungskraft und reiche Fülle an Bildern und Gedanken enthalten. In den Balladen endlich ist verschwenderischer Reichtum an Bildern von berückender Schönheit, Aeußerungen des Hoch- und Kraftgefühles einer stolzen freien Seele wechseln mit lustigen Schnurren, die für sich allein, ohne jede Nebenbeziehung wirken. Manche Gedichte aber bleiben uns dunkel und vielleicht wird erst ein künftiges Geschlecht diese enträtseln und genießen können. Hier und da versucht Spitteler auch den schlichten Volkston zu treffen und das ist ihm in „Der Jäger und das Wichtchen" und dem lieben „Hausspruch" gut gelungen, das Heuherchen scheint uns minder geglückt. Mit ungetrübtem Genuß kann man sich der Schilderung des Frühlingszaubers in dem Gedichte „Kommissionsfriede" hingeben. Da sind wirklich alle Künste vereinigt, das feinhörige Ohr des Musikers, das Auge des Malers und die Gestaltungskraft des Dichters. Spitteler hat sich wohl zuweilen mit der Palette versucht und daß er von musikalischen Dingen als ein Kundiger sprechen kann, das beweisen viele seiner Gedichte, wie auch manche Aeußerungen in den „Lachenden Wahrheiten". Auch hier geht er ganz eigene Wege.

Carl Spitteler wurde 1845 als Sohn eines hohen Gerichtsbeamten in Liestal (Basel-Land) geboren. Nach Beendigung seiner Studien hat er acht Jahre als Hauslehrer in Rußland und Finnland verbracht und ist dann in die Heimath zurückgekehrt. Dort war er kurze Zeit an einer Mädchenschule angestellt und ging dann zum Journalismus über. Zuletzt leitete er das Feuilleton der Neuen Züricher Zeitung. In seiner Redaktionsführung wich er auch gar sehr von der Schablone ab; oft bot er „Caviar for the general", aber Kaviar feinster Sorte, wahre Leckerbissen für den Feinschmecker. Seit mehreren Jahren lebt er völlig unabhängig in Luzern an der Seite einer anmutigen Gattin und der Erziehung seiner beiden heranblühenden Töchter gewidmet, das hohe Glück genießend, die alte treue Mutter am eigenen Herde zu haben. Zuweilen fährt er über den Gotthard, um irgend eine Ceder oder eine andere Südpflanze heimzubringen, die er in seinem Garten zu akklimatisieren sucht. Denn mehr als an seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist ihm jetzt an seiner Gartenkultur gelegen. Doch dürfen wir wohl auch von dem Poeten noch manches erwarten, vielleicht sein Reifstes und Bestes. Vielleicht werden in seinen künftigen Werken noch manche der Dornen und Hecken schwinden, die jetzt den Zugang zu der Poesie erschweren. Der Quell aber sprudelt noch in voller Mächtigkeit und mit dem empfänglichen Dichterauge vereinigt Spitteler die Naivität des Dichterherzens.

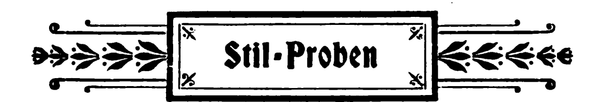
Die Schweiz hat schon ein paar ganze Kerle hervorgebracht, und zu ihnen darf man auch Carl Spitteler zählen. Zu der Entwickelung seiner Eigenart hat gewiß nicht wenig beigetragen, daß er in den Jahren stärkster Eindrucksfähigkeit die einförmige Natur und das eigentümliche ursprüngliche Volksleben in Rußland und Finnland kennen lernte, daß der junge Schweizer russische Art in sich aufnahm und so zwei Bestandteile zusammenkamen, die jeder für sich schon wichtig und ergiebig sind. Die Eigenschaft, die Spitteler als „Europäisches Signalement" feiert, ist bei ihm selbst in hohem Grade ausgebildet: „Verstand, der scherzt, und Größe, welche lächelt."

1) Zürich. Albert Müllers Verlag 1891, — auch in französischer Uebersetzung unter dem Titel Récits et legendes in Neuchatel bei Attinger frères 1892 mit sehr hübschen Vignetten erschienen.

2) Zürich. Albert Müllers Verlag 1891.

3) Berlin Verlag der Romanwelt 1898.

4) Schmetterlinge von Felix Tandem (Carl Spitteler). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter) 1889.



Litterarische Gleichnisse

von

Carl Spitteler (Luzern).*)

Die Ballade vom lyrischen Wolf.

Frühlingslüfte lispelten im Haine
Und ein Wolf im Silbermondenscheine,
Aufgeregt von lyrischen Gefühlen,
Strich, in seinem Innersten zu wühlen,
Melancholisch durch Gebirg und Strauch,
Liebe spürt' er, etwas Weltschmerz auch.

* Erschienen im Verlage von Albert Müller, Zürich.

Davor mög' uns Gott der Herr bewahren:
Nachtigallenseufzer ließ er fahren.
Eine Rose hielt er in den Knöcheln,
Schwanenlieder in den Kelch zu röcheln,
Und mit honiglächelndem Gemäul
Flötet er ein schmachtendes Geheul.

Orpheus hörte diese Serenade,
„Herr Collega“, bat er ängstlich, „Gnade!“
Nutzlos quälst und quetschest Du die Kehle,
Denn die Bosheit bellt Dir aus der Seele.
Und mit einem Herzen voll von Haß
Bleibe, Bestie, ferne dem Parnaß.

Zwar auf Tugend mag die Kunst verzichten,
Liederliche sieht man Lieder dichten,
Aber Drachen mit Musik im Rachen, —
Liebster, das sind hoffnungslose Sachen.
Aller schönen Künste weit und breit
Grundbedingung ist Gutherzigkeit.“

Der „Dichterfürst.“

Hausknechte müssen etwas bügeln oder bürsten,
Darum verlangt sie jetzt nach einem Dichterfürsten.

Natürlich um in Ihro Durchlaucht Namen dreister
Einherzutölpeln gegen die lebend'gen Meister.

Sie würden nämlich — dafür braucht man nicht zu sorgen —
Uns gütig einen wohlbegrab'nen Toten borgen.

Sie sähen hoffnungslos sich um nach einem Erben
Und möchten schmunzelnd selbst das Regiment erwerben.

Dabei begegnet ihnen dieses Mißgeschick:
Die Kunst wird sein und bleiben eine Republik.

Aristokraten einzig kennt die Poesie
Und ihres Adels goldne Bibel schließt sie nie.

Man kann sich vor den Todten schützen allenfalls,
Doch immer hat man wieder Leben auf dem Hals.

* * *

Noch etwas And'res kommt daneben in Betracht:
Wer Teufel hat zu Königmachern Euch gemacht?

In welchem Land der Erde wählt die Landesväter
Der erste beste Pfeifer oder Stadttrompeter?

In welchem Heer empfangen ihre Generals
Die Offiziere aus der Hand des Korporals?

Der Dichter wird berufen, denk' ich, nicht gewählt
Und Eure Stimme wird beim Urteil nicht gezählt!

Böotisches Behagen.

„Hier bring' ich Ihnen, hochverehrte Frau,
Den jüngsten Band böotischer Heimatschau;
Wie immer redigiert mit Akribie,
Gediegen, fesselnd, spannend wie noch nie.
Die erste Stelle ziert ein Referat
Ueber das Tydeusbild im Großen Rat;
Von unserm heiligen Bacchusoberhaupt
Asinobulos; Nachdruck unerlaubt.
Dann kommt von unserm lieben Bruder Pinx:
„„In welcher Sprache hustete die Sphinx?““
Grundlegend; schulebildend schlechterdings.
Des Fernern fragt sich ein Anonymus:
„„Auf welchem Beine hinkte Oedipus?““
Fließend geschrieben; liest sich mit Genuß.
Noch manch charmantes, prächtiges Problem
Steht in dem schönen Hefte außerdem.
Vor allem aber scheint mir von Gewicht
Speziell der attische Lokalbericht;
Worin mit überleg'ner Gründlichkeit
Gegeißelt wird die Oberflächlichkeit,
Der schale Witz und die Geistreichigkeit
Der Schwätzer Sophokles, Euripides
Und der gesamten Bande Perikles.
Ja, ja, böotische Tiefe und Gemüt!
Man merkt halt stets das kadmische Geblüt!
Berichterstatter ist Busikratos,
Ein Sohn des Archon von Orchomenos,
Student von ganz erstaunlichem Talent,
Musik und Dichtkunst ist sein Element.
Er schwimmt und reitet, tanzt und singt Tenor;
Ich stell' ihn Ihnen nächstens einmal vor.
Doch wird man niemals dann aus Ihrer Feder
Die Ehre haben? Sagen wir entweder
Ein ungedruckt Rezept für Drachentätzchen,
Jokastekräpfchen oder Kadmusplätzchen?
Etwas in diesem Stil. Versprochen? Wie?
In allem Ernst! Böotien zählt auf Sie!“

Der Stradivarius.

In einem Schalt- und Gnadenjahr am letzten Februarius
Ward jüngst entdeckt ein echter Stradivarius.
Die Telegraphenagentur vernahm die Kunde,
Und jubelnd flog die frohe Mär von Mund zu Munde.
Man schloß den Schatz in ein Museum ein,
Und überall entstand ein Stradivariusverein.
Doch als Joachim einfach wollte darauf geigen,
Da hießen sie empört den Geigenschänder schweigen.

Die Sonne im Examen.

Die Wandel-, Schwanz- und Nebelsterne nahmen
Einmal die Sonne peinlich ins Examen.
Die Theorie der Wärme und des Lichts,
Den Farbenbruch, den Grund von Nacht und Tag
Begehrten sie mit wicht'gen Kennermienen.
Die Sonne sprach: „Davon versteh' ich nichts.“
Dann stand sie auf, die klaren Augen schienen
Vor Lust und Mut — und ringsum ward es Tag

Nur ein König.

Konsul Cornelius Clemens sprach: „Ich will,
Daß jeder meiner Sklaven seine Arbeit
Erhalte zugeteilt nach Wunsch und Neigung.
Nur was man gerne thut, das thut man recht.
Ein Mann am falschen Platz ist halb ein Mann;
Der beste Töpfer pfuscht im Gärtner-Handwerk.“

Doch als er nun zu mustern kam sein Landgut,
Bemerkt er einen Sklaven, der, verhöhnt
Vom großen Haufen, ungeschickt und hülflos
Arbeitete am Weg, mit seines Hammers
Unsicherm Schlag verwundend seine Finger.

Unwillig zu dem Majordomus wandte
Sich nun der Konsul und sein Auge forschte
„Verzeiht“, versetzte jener, „jeglich Handwerk
Vom Walker bis zum Weber hab' ich schon
Mit ihm versucht. Zu keinem einzigen taugt er.“

Jetzt ungeduldig von dem Stümper heischte
Cornelius Clemens: „Was denn warst du nur
In deiner Heimat von Beruf und Handwerk?“
Sein gramumwölktes Antlitz hob der Sklave
Mit finsterm Stolz empor: „Herr, nur ein König.“

Da schwieg, von Mitleid übermannt, der Konsul
Und sein Gedanke wog des Menschen Schicksal.
Dann gnädig zu den Dienern: „Tötet den!“



Kurze Berichte

Kleist und Oesterreich.

Adam Müller-Guttenbrunn: Kleists Hermannsschlacht — ein Gedicht auf Oesterreich. Anläßlich der Aufführungen im Kaiserjubiläums-Stadttheater erläutert und eingerichtet. Wien, C. Graeser, 1898.

Den Hauptinhalt dieser Schrift bildet der Text der „Hermannsschlacht“ in der von Adam Müller-Guttenbrunn besorgten und für die Aufführungen im Kaiserjubiläums-Stadttheater zu Wien bestimmten Bühneneinrichtung des Stückes. Was der Herausgeber in der Einleitung voranschickt, bietet dem Fachmann im wesentlichen nichts neues. Doch sind diese Ausführungen insofern verdienstlich, als sie die namentlich in der neueren

Kleist-Litteratur zu wenig berücksichtigte Thatsache in Erinnerung rufen, daß der Dichter die eigentliche Anregung zu dem Drama von Oesterreich empfing, daß er sich mit der ganzen glühenden Begeisterung seines politischen Denkens damals an Oesterreich anschloß, und daß er von hier aus die Befreiung Deutschlands von dem Joche des korsischen Eroberers erhoffte. Kleists Traum von der Wiederherstellung des Reiches unter Oesterreichs Führung, ein Traum des Dichters, für den wir auch durch seine patriotische Begriffe und vor allem durch den „Katechismus der Deutschen" unzweideutige historische Belege besitzen, hat speziell in der „Hermannsschlacht" seine mannigfachen und unverkennbaren Spuren hinterlassen. Ob der Dichter dabei unter Hermann direkt Oesterreich, unter Marbod Preußen verstanden wissen wollte, worauf allerdings verschiedene Stellen des Stückes mit Bestimmtheit zu deuten scheinen, oder ob die entgegengesetzte Beziehung wahrscheinlich ist, entsprechend der geographischen Lage der von Marbod und Hermann beherrschten Gebiete, das ist im Grunde ziemlich belanglos und der müßige Streit über diese Frage verkennt das Wesen dichterischen Schaffens. Genug, daß Kleist in der Verbrüderung der beiden deutschen Großmächte das einzige Mittel zur Befreiung des Vaterlandes erblickte, und daß er gemäß der politischen Lage von 1809 in erster Linie von Oesterreich die entscheidenden Schritte erhoffen mußte. Wenn Müller-Guttenbrunn die unleugbare Thatsache der begeisterten Hingabe Kleists an Oesterreich in jenen Tagen mit kräftigen Worten in Erinnerung bringt, so mag das berechtigt erscheinen gegenüber einer in der Kleist-Litteratur allerdings vielfach zu Tage tretenden Neigung, den Dichter auf Kosten seiner österreichischen Sympathien zum Typus des preußischen Nationaldichters zu stempeln. Allein verkehrt ist es, den Kleist-Biographen hierbei absichtliche Entstellung in die Schuhe schieben zu wollen. Wenn Müller-Guttenbrunn in seiner diesbezüglichen Polemik etwas allzu tendenziös verfährt, wenn er einer Einseitigkeit der von ihm Befehdeten seinerseits die Hyperbel gegenübersetzt und das gewaltige, fernab von jedem partikularistischen Gedanken entstandene Hohelied der deutschen Vaterlandsliebe, gemäß dem Titelblatt als ein „Gedicht auf Oesterreich" und als eine „Verherrlichung Oesterreichs" bezeichnet, so mag das seine Erklärung und seine Entschuldigung finden in dem festschriftartigen Charakter des Buches, das den dankenswerten Zweck verfolgt, der geplanten Aufführung des von den österreichischen Bühnen bis dahin unglaublicherweise so gut wie ignorierten Werkes die Wege zu ebnen. Die Bühneneinrichtung selbst ist in der Hauptsache eine treue Wiedergabe des Originals, von dem es sich nur durch die der meininger Einrichtung entnommene veränderte Akteinteilung und eine Reihe mehr oder minder berechtigter Striche unterscheidet. Abweichend von dem Texte der Meininger ist die Szene getilgt, wo Fust und Hermann um die Ehre fechten, wer den verwundeten Varus erlegen soll. Dieser Strich ist eine kleine Inkonsequenz. Wollen wir in der „Hermannsschlacht" streichen, was unser Kunstgefühl peinlich berührt, weil der fanatische Haß der Patrioten den Dichter überrumpelt hat, so muß auch manches andere, vor allem die Bären-Szene, dem Rotstift zum Opfer fallen. Wollen wir aber, unter Beibehaltung aller Excentrizitäten, das Werk in seiner ganzen charakteristischen Eigenart auf der Bühne wiedergeben, so darf auch jene für den erbarmungslosen Haß des Dichters sehr bezeichnende Szene auf dem Theater nicht fehlen.

Karlsruhe. *Eugen Kilian.*

Neues von Theodor Körner.

Theodor Körner und die Seinen. Geschildert von Dr. W. Emil Peschel, Begründer des Körnermuseums der Stadt Dresden, und Dr. Eugen Wildenow, Gymnasialoberlehrer in Greifswald. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Texte, Faksimiles und zwei Karten. 1. 2. Band. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. Preis eleg. geb. M. 15.—.

Zum erstenmale liegt in den beiden vornehm ausgestatteten Bänden eine erschöpfende Darstellung des Lebens und des Werdeganges Theodor Körners vor. Wie aus dem Titel hervorgeht, ist jedoch die ganze Umgebung des Dichters mit in den Kreis der Betrachtung hineingezogen, — getreu dem naturhistorischen Zuge, der sich in der neueren Richtung der litterarischen Forschung kundgiebt, bei der Schilderung der Entwickelung eines Schriftstellers vor allem die Verhältnisse ins Auge zu fassen, aus denen er herausgewachsen ist, die Momente klarzulegen, die fördernd oder hemmend



Theodor Körner als Kind.
Nach dem Dora Stock'schen, von Emma Körner als Miniaturbild angefertigten Pastellgemälde.
Illustrationsprobe aus „Theodor Körner und die Seinen" (Leipzig, E. A. Seemann),

auf ihn eingewirkt haben. An und für sich läßt sich gegen dieses Prinzip wenig einwenden, obgleich es häufig auf die Spitze getrieben wird, so daß zuletzt die einheitliche Persönlichkeit vollständig verschwindet und in ein Konglomerat von einzelnen Anregungen aufgelöst wird. An dieser Klippe sind die Herausgeber glücklich vorbeigesteuert, indem sie das sehr reichhaltige Material, von dem sie einen großen Teil zum erstenmale verwendeten, mit richtiger Abschätzung seines Wertes gebraucht haben.

Das Bild des Dichters hebt sich von dem sorgfältig und getreu gezeichneten kulturhistorischen Hintergrunde ab. Wir werden zuerst in den Kreis der Vorfahren des Dichters eingeführt, lernen als ältesten ermittelten den „wohlgelittenen Bürger und Bierschröter" in Leipzig Hans Körner (1651—1702) kennen. Sein Sohn Johann Christoph (geb. 1688), der Urgroßvater Theodors, studierte schon Theologie und habilitierte sich in Leipzig, er heiratete die älteste Tochter des bekannten Theologen Olearius. Von da an blieb wissenschaftliche Bildung und reger Sinn für geistiges Leben ein gemeinsamer Familienzug, so daß Theodor (oder Karl, wie er stets im Elternhause genannt wurde) auch schon erblich sehr günstig beeinflußt war. Mit großer Liebe wird das Bild des Vaters gezeichnet, des Mannes, der für alle Bestrebungen der Zeit, poetische, philosophische, politische, das lebhafteste Verständnis besaß und dazu den aufopferndsten Freundessinn, der nur gedacht werden kann. Schiller hat ihn in der trübsten Zeit seines Lebens erfahren. Besonders hervorzuheben ist seine kerndeutsche Gesinnung und sein Haß gegen Napoleon, die für den Sohn eine unverlierbare Mitgift bildeten. Zwar mußte er nach der Schlacht bei Jena notgedrungen seinen Groll zurückhalten, aber er pries Schiller glücklich, weil er diese Schmach nicht mehr erlebt habe. Friedrich Laun schrieb darüber: „Den Gipfelpunkt der Fülle des Körnerschen Hauses und seines Ansehens bildeten vielleicht die Jahre der napoleonischen Gewaltherrschaft . . . . Aber wie Körners den absoluten Weltbeherrscher haßten, so sehr wachte doch der Vor-

steher des Hauses darüber, daß dieser Haß nie in demselben öffentlich zur Sprache kam. Um der Kunst, Wissenschaft und Geselligkeit willen! Alle politischen Fraktionen und Nüancen wurden darin gehegt und vertreten; aber sie wußten zu gut, daß ihnen der Aufenthalt im dortigen Gesellschaftskreise sofort würde entzogen werden, wenn sie ihrem Napoleonhasse Worte gestatten wollten.“ Treffender kann der Mann wohl schwerlich gekennzeichnet werden, dem es zu sehr auf eine allseitige Bildung und geistige Anregung ankam, als daß er, wenn auch innerlich damit einverstanden, je eine vereinzelte Richtung auf Kosten der anderen hätte bevorzugen sollen.

So wuchs der Sohn denn unter den günstigsten Einflüssen auf; von dem liebevollsten Verständnis der Seinen getragen, konnten sich seine Anlagen auf das schönste entwickeln, und man kann wohl sagen, daß selten ein Dichter so glückliche Verhältnisse von frühester Jugend auf kennen gelernt hat wie Körner. Von seinem Vater mehr als jüngerer Freund denn als Sohn behandelt, konnte er die Selbstständigkeit seines Charakters voll entfalten — wie schön die Beziehungen zwischen Vater und Sohn in dieser Beziehung waren, das ersehen wir aus so manchem Briefe, der in dem Werke mitgeteilt wird. Auch in künstlerischer Hinsicht konnte sich der Sohn keinen treueren und einsichtsvolleren Berater wünschen; so schreibt ihm der Vater, als er in der ersten Zeit seines Wiener Aufenthaltes sich in kleinere Gelegenheitsdramen zersplitterte: „Es ist eine gefährliche Klippe für den Künstler, wenn er sich eine gewisse Fertigkeit erworben hat und mit dem, was er in kurzer Zeit fertig macht, eine günstige Aufnahme bei seinem Publikum findet. Er bleibt dann leicht auf einer niedrigen Stufe stehen. Du bist, deucht mich, zu etwas Höherem bestimmt, als kurrente Ware für das Wiener Theater zu liefern . . . . Zu bedauern ist jeder, der von der Gunst der Muse U n t e r h a l t erwartet. Nähren soll den Mann sein Geschäft . . . Zu der Kunst treibt ihn die Liebe, und was sie ihm dagegen darbietet, hat er blos als Geschenk anzunehmen, aber nie als auf einen Sold zu rechnen.“—Das Jahr 1813 sollte in fünf kurzen Monaten dem Jüngling die höchste Entfaltung seiner dichterischen und menschlichen Vorzüge bringen, bis ihn an jenem verhängnisvollen 26. August die feindliche Kugel traf. Diese letzte kurze Spanne Zeit ist denn auch in dem Werke mit dem liebevollsten Eingehen auf jede Einzelheit zur Darstellung gekommen, und wir erhalten reiche neue Belehrung über manche entscheidende Punkte.

Wenden wir uns nun zu der Beurteilung von Körners dichterischer Persönlichkeit im allgemeinen, so wird sich schwerlich darüber Uebereinstimmung erzielen lassen. Darüber sind zwar wohl alle Beurteiler einig, daß mit Ausnahme seiner Kriegslyrik kein einziges seiner Werke Anspruch auf wirkliche Bedeutung erheben kann; selbst sein „Zriny“ leidet, wie die Verfasser selbst zugeben, an den schwersten Mängeln gerade in der dramatischen Gestaltung, der schlagendste Beweis, daß Körner überhaupt nicht zum Dramatiker geboren war. Seine Verehrer weisen nur immer darauf hin, was er hätte leisten können, wenn ihm längeres Leben beschieden gewesen wäre — ein Wechsel auf die Zukunft, von dem sich unmöglich voraussehen läßt, ob er eingelöst worden wäre oder nicht. Für uns besteht kein Zweifel, daß der letztere Fall eingetreten wäre; wenn schon beim ersten größeren Werke die Anempfindung und die Anlehnung an Schiller so deutlich hervortreten, so kann dies nur in einem gänzlichen Mangel an dichterischer Originalität seinen Grund haben. Eher könnte man dem Dichter wilde Phantasie und Ungeheuerlichkeiten aller Art zu gute halten, wie z. B. Kleist in der „Familie Schroffenstein“, als diese glatten und zierlichen Verse, die ebensowenig den Wert eines Dichtwerkes ausmachen, wie die hohe Gesinnung „von Freiheits- und Vaterlandsliebe, von Liebe und Treue bis in den Tod“. Ganz



Komposition von Theodor Körner.

Faksimile aus dem Werke „Theodor Körner und die Seinen.“ (Leipzig, E. A. Seemann.)

verfehlt scheint uns der Versuch, den Mangel an „festen Konturen“, an „scharfen individuellen Zügen“ auf „den überreichen Schaffensdrang“ des Dichters zurückzuführen, der „noch nicht zur Abklärung gelangt ist“. Ein „überreicher Schaffensdrang“ äußert sich anders als im „Zriny“; ein solcher verschmäht alle äußeren Anlehnungen und bahnt sich selbständig den Weg. —

Liegt somit die Stärke der Biographie nicht in der Schärfe der Kritik, so bleibt doch unser anfängliches Urteil bestehen, daß sie ein außerordentlich fesselndes und gut geschriebenes Buch ist, das mit der Darstellung einer sehr sympathischen und menschlich anziehenden Dichtergestalt zugleich eine der wichtigsten Perioden unserer Geschichte schildert und durch zeitgenössische Zeugnisse belebt uns vor Augen führt. Sehr wertvoll ist der Bildschmuck des Werkes, der mit wenigen Ausnahmen nur zeitgenössisches Material verwertet, sowie die zahlreich beigegebenen Faksimiles. Meisterhaft ist die Titelphotographie, die das von Hachnel modellierte Dresdener Denkmal des Dichters wiedergiebt.

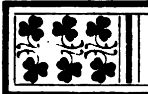
Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Ein schweizerischer Klassiker.

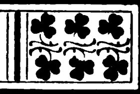
Im Gegensatz zu vielen Jubiläumsfeierlichkeiten, deren Wirkung oft nicht länger als die Festesfreude dauert, scheint die im Oktober vorigen Jahres in der Schweiz begonnene Feier des 100. Geburtstages Jeremias Gotthelfs zu einer eigentlichen Auferstehung des großen Volksschriftstellers zu führen. Erfüllt sich diese Erwartung, so hätte Gotthelf damit seine Lebensfähigkeit bewiesen, die bisher nicht über allen Zweifeln stand. Denn es wäre falsch gewesen, aus dem Umfang der ihm beinahe wie zu einem Nationalheiligen stempelnden Gedächtsfeierlichkeiten den Schluß zu ziehen, daß Gotthelfs Werke in gleichem Grade populär geblieben seien. Die Wahrheit ist, daß er so ziemlich vergessen war, nur noch von einer Zahl Gebildeter gelesen wurde, während das Volk sich mit den einzelnen kleineren Erzählungen begnügte, die die wohltätig wirkenden Vereine für Verbreitung guter Schriften ihm vorsetzten.

Die Gründe dieser Erscheinung sind nicht allein in dem Umstande zu suchen, daß Gotthelf von dem größern Künstler Gottfried Keller in den Hintergrund gedrängt wurde, sondern sie liegen in den Werken Gotthelfs selbst. Der Pfarrer von Lützelflüh hatte in seinen epischen Dichtungen so viele ungehaltene Predigten des Theologen und Moralpredigers und, was noch schlimmer war, so viel bittere Galle des verärgerten Politikers ausgeleert, daß nicht nur der ästhetische Genuß seiner Werke stark verringert, sondern deren Verständnis für eine spätere Zeit bedeutend erschwert worden war. Der Gedanke lag deshalb nahe, mit ihm vorzunehmen, was schon oft für Jean Paul vorgeschlagen wurde, nämlich seine Schätze von den unkünstlerischen Schlacken zu befreien und so dem Volke, sogar der Familie wieder näher zu bringen. Eine reich illustrierte ausgewählte Prachtausgabe seiner Werke, über die vielleicht bei einer anderen Gelegenheit hier berichtet wird, that dies, wie es scheint, mit großem Erfolg, jedoch nicht ohne Widerspruch zu finden. Denn trotz seiner künstlerischen Fehler und Schwächen ist Albert Bitzius litterarisch und kulturhistorisch eine so bedeutende Erscheinung, und seine Werke sind, auch abgesehen vom poetischen Gehalt, in der getreuen Schilderung des Lebens eines ganzes Volksstammes von so hohem kulturhistorischen und sprachgeschichtlichen Wert, daß auch diejenigen Recht haben, die den ganzen und ursprünglichen Gotthelf verlangten. Diesem Wunsche willfahrt die im Erscheinen begriffene billige Volksausgabe von Gotthelfs Werken im Urtext (Verlag von Schmid und Francke in Bern; Preis: 11 Bände à Mk. 2,20 oder 40 Lieferungen zu je 40 Pf.). Da die Originalausgaben der einzelnen Werke sehr selten sind, ihre späteren Auflagen teilweise Aenderungen erfuhren und auch die Springersche Gesamtausgabe mit Rücksicht auf das außerschweizerische Publikum vielfach verändert wurde, so ist diese erste kritische Gesamtausgabe des ursprünglichen Textes in erster Linie für den Litterarhistoriker unentbehrlich. Jedem Gebildeten aber, der sich für Gotthelf interessirt, wird sie nicht weniger willkommen sein. Die berufensten Männer wie Prof. Dr. Ferd. Vetter, Alt-Rektor Fr. Kronauer und Alt-Inspektor Fr. Wyß teilen sich in die Aufgabe. Der Ausgabe parallel gehen „Beiträge zur Erklärung und Textgeschichte“. Diese für einen Ergänzungsband bestimmten Sacherklärungen, namentlich aber das ausführliche Gotthelf-Wörterbuch werden die neue Gesamtausgabe besonders auch dem Verständnis des ausländischen Lesers nahe rücken. Bis jetzt sind 3 Bände erschienen, enthaltend das Erstlingswerk von Bitzius, „Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf“ und „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“. Druck und Ausstattung dieser billigen Bände sind durchaus zu loben und rechtfertigen den Wunsch, daß sie eine möglichst große Verbreitung finden möchten. Denn Gotthelf ist nicht allein eine gewaltige Persönlichkeit, deren starke Subjektivität die Nachwelt in seinen Werken leichter erträgt als einst seine Zeitgenossen, sondern er ist einer der größten Herzenskündiger überhaupt und ein echter großer Dichter, den kein Geringerer als Gottfried Keller „das größte epische Talent“ nannte, „das seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit gelebt hat.“

Zürich. *Fritz Marti.*



Litteratur-Briefe



Neutschechische Litteratur.

Von **Oskar Wiener** (Prag).

(Nachdruck verboten)

Das tschechische Volk darf mit Stolz sein Schrifttum als eines der reichsten „Allslaviens“ bezeichnen und doch wollte man ihm vor kaum hundert Jahren das Sterbeglöcklein läuten. Damals durchstöberten die Jesuiten alle Bibliothekswinkel und suchten nach tschechischen Druckwerken. Aber so änderten sich die Zeiten: in den zwanziger Jahren zählte der Besitz eines böhmischen Buches zu den Seltenheiten, und heute versorgen weit über 3000 tschechiche Schriftsteller ihre Nation mit litterarischer Kost.

Die Tschechen, dieser westlichste Vorposten des Slaventums, empfangen die Segnungen westeuropäischer Kultur aus erster Hand; dafür sind sie aber auch allen fremden Einflüssen am ehesten unterworfen. Dies zeigt sich am meisten in ihrer Litteratur. Eine ausgeprägte nationale Eigenart, wie sie z. B. die Skandinavier haben, und wie sie beispielsweise der tschechischen Musik (Dvořák, Smétana!) zu eigen ist, besitzt das tschechische Schrifttum nicht; dennoch vermochte es sich in kurzer Zeit im Reiche der Weltlitteratur einen Platz zu erwerben.

Anfangs der neunziger Jahre fand eine litterarische Epoche (es war die vierte) ihren glänzenden Abschluß. Das Dreigestirn Vrchlický — Čech — Neruda stand am böhmischen Litteraturhimmel und drohte, mit seinem Glanze alle anderen Poetensterne zu verdunkeln. Aber Vrchlický*) und Čech hatten ihr Lebenswerk bereits vollendet und Jān Neruda, der Gründer des böhmischen Feuilletons und der Sänger der „kosmischen Lieder“, war gestorben. Da

*) Eine besondere kleine Studie über diesen interessantesten böhmischen Dichter werden wir demnächst bringen. D. Red.

erstand seiner Nation in J. S. Machár ein neuer hochbegabter Poet: Böhmens Heine! Der in Wien als Beamter der österreichisch-ungarischen Bank lebende Dichter ist ein seltenes Talent. Er hat die Sprache des Volkes, die einfache Umgangssprache, litteraturfähig gemacht. In der Schlichtheit des Ausdrucks, der auf jeden retorischen Bombast Verzicht leistet und manchmal geradezu trocken und nüchtern anmutet, liegt eben der besondere Reiz seiner Dichtungsart. Anfangs Romantiker, hat sich Machár nach und nach zum scharfsichtigen Beobachter geheimster Herzensregungen entwickelt. Er hat die intimsten Seelenzustände des Weibes mit Meisterhand gezeichnet. Er hat als glänzender Psychologe problematische Naturen längst vergangener Zeiten dargestellt. Er hat sich ferner, seinem deutschen Vorbilde gleich, auch als politischer Tendenzdichter mit Erfolg versucht:

„Die kranke Gesellschaft ohne Blut
Hat mit Schmerzen geboren uns alle,
Uns nährte der Grimm, uns nährte die Wut
Und unsere Kraft ist die Galle.“ —

Eines seiner bedeutendsten epischen Werke „Magdalena“, schildert ergreifend ernst das Leben einer Dirne. Das Buch ist von packender Wirkung und wird in Eugen Tragers Uebersetzung auch der deutschen Leserwelt bald zugeführt werden.

Als eigentlicher Begründer der tschechichen „Moderne“ muß Jaromir Borecky genannt werden. Allerdings steht er noch in der Machtsphäre Vrchlickýs, dessen poetischer Realismus ihm die Wege gewiesen hat, trotzdem aber bildet seine „Mystische Rose“ schon den Uebergang zur neuen Richtung.

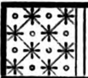
Diese „neue Richtung“ will nichts mehr vom kalten Alltagsrealismus wissen; sie verzichtet darauf durch rhetorische Mittel zu blenden, sie haßt die traurigen Heimatsverhältnisse, sie hat sich aber auch von der Schilderung sogenannter „Weltthemen“ abgewandt. Ihre Aufgabe ist die Entwirrung psychologischer Zustände — die Seelenphotographie. Es ist sonderbar, aber alles drängt heute zur kurzen inhaltsreichen Skizze und zum Prosagedicht; selten daß sich jemand an größere Arbeiten heranwagt. So ist auch die Ausbeute auf dem Gebiete der neuböhmischen Erzählerkunst eine geringe. Dieses Genre zeigt zum Teile die Einwirkung von Anton Tschechows Schreibweise, hauptsächlich aber hat der Deutschpole Stanislaus Przybyszewski auf die Entwicklung der tschechischen Moderne einflußreich gewirkt.

Der fleißigste der böhmischen jungen Romanziers nennt sich Wilhelm Mrštik. Er ist von einer Einfachheit der Diktion, die wohlthuend gegen die frühere überladene Schreibweise absticht. Dabei versteht er, intime Seelenstimmungen trotz der Flüchtigkeit, mit der sie gezeichnet sind, meisterlich heraus zu arbeiten. Die thatsächlich vorhandene Stoffarmut macht uns Wilhelm Mrštik durch eine Fülle reizvoll eingestreuter Stimmungsbilder vergessen. Ein prächtiges Buch ist z. B. das große Prosagedicht „Pohádka máje.“ Dieses „Maimärchen“ voll lyrischer Schönheit schildert die Liebe eines etwas angejahrten Bruder Studio, dem ein lenzfrisches Dorfkind den Kopf verdreht. „Santa Lucia“, ein zweiter Roman desselben Autors, spielt in Prag. Mütterchen Prag, diese sonderbare, an historischen Erinnerungen überreiche Großstadt, diese Zentrale eines jungen Kulturvolkes, bildet den Hintergrund für eine tieftraurige Studentengeschichte, die in all ihrer rührenden Einfachheit überwältigend wirkt.

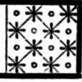
Unstreitig noch talentvoller, wenn auch viel unklarer in seinen Bestrebungen, als Mrštik ist der Lyriker Antonin Sova, der eine größere Anzahl von Novellen geschrieben hat. Sova und der begabte Jiři Karášek wenden sich in ihren Prosaarbeiten an eine numerisch schwache Gemeinde. Sie huldigen dem verkehrten Grundsatze: „Die Kunst dem Künstler“, gegen den unlängst erst wieder Tolstoi so entschieden Front gemacht hat. Diesen überzarten Seelenmenschen, diesen dekadenten Schwächlingen, die Sova und Karášek sich als Helden ihrer Darstellung erkoren haben, werden nur wenige Leser Geschmack abgewinnen. — Menschlich näher steht uns die fein nüancierte Erzählung „Dies ire“ von Karel Kaminek. Er zeichnet die Gemütsverfassung eines nervösen Komponisten, dessen Werk der Erstaufführung entgegengeht. Wie Wahnsinnsgluthauch weht es aus dieser erschütternden Novelle. — Ein Pessimist von reinstem Wasser, der Interpret der „Bestie im Menschen“ ist K. Šlejhar. Auf dem Gebiete der Kinderpsychologie begegnet er sich mit dem Neurussen Fjodor Sologub.

Und nun noch ein Wort über die jungen Lyriker Böhmens. Wer sich mit dem Studium der Litteratur etwas näher beschäftigt, dem muß es auffallen, daß die „Moderne“ ihre ersten Siege der Lyrik verdankt. So war es in Deutschland, so ist es auch hier und die jungböhmische Dichtergeneration kann in der Lyrik manch schönen Erfolg aufweisen. Diese Neu-Romantiker beginnen volkstümlich zu werden; selbst die Familienblätter öffnen ihnen ihre Spalten. Manche schöne Individualität findet sich unter diesen jungen Poeten. Der schon als Prosaist genannte Jiři Karášek sehnt sich zurück in die Mysterien toter Jahre; Otokar Březina träumt Zukunftsträume, die uns bizarr und geheimnisvoll anmuten; Antonin Sova ist der Dichter einsamer Menschenseelen, die hoffnungslos leiden.

Allen diesen Poeten, so sehr sie auch ihre eigenen Wege gehn, ist die Sehnsucht gemein, die von unserer Wirklichkeit nichts wissen will und sich ins Reich der Ideale flüchtet. — Unabhängig von dieser Gruppe, eigene Pfade wählend, schafft Stanislav K. Neumann. Ein Schüler Richard Dehmels, ein Anarchist im edlen Sinne dieses vielmißbrauchten Wortes, bekämpft er leidenschaftlich jeden Herrschaftszwang. „Siehe, ich bin der Apostel eines neuen Lebens!“ Die Muse der anderen Poeten aber, ist eine blasse, schwermütige Frau, mit weltenfremden Märchenaugen und nervös zuckenden Lippen, von denen sich müde Worte lösen.



Echo der Zeitungen



Dänische Novellistik.

Von **Albert Geiger** (Karlsruhe).

(Nachdruck verboten.)

Wer als Ideal moderner dänischer Prosa die Novellen und Romane Jakobsens, des zweifellos bedeutendsten Vertreters derselben vor Augen hat, der wird sich etwas enttäuscht fühlen, wenn er die dänischen Novellen von Hermann Bang, Sophus Schandorf, Erna Juel-Hansen u. A. liest, die uns Marie Kurella in ihrer neuen Sammlung

übersetzt hat.*) Bei Jakobsen die blühende, glühende, bis zur Mimosenhaftigkeit fein empfundene Schilderung einer weichen, üppigen Natur, in der sich Menschen mit romantischem Bedürfnis und romantischen Ideen bewegen — hier nichts Ueppiges, Berauschendes; die Natur grau in grau, wo sie Hintergrund ist; die Konturen der handelnden und sprechenden Menschen schärfer, trockener, weniger verschwimmend. Eine gewisse Eintönigkeit, die den nicht tiefer Dringenden abschrecken kann. Aber doch im einzelnen wie viel feine Beobachtung, wie viel Stimmung in Schattierungen, deren Verschiedenheit das Auge des Litteraturfreundes entzückt! Alle diese Novellen zeigen eine Virtuosität der Technik, eine Treffsicherheit, ein plastisches Können, die den geschärften Blick und das unablässige, gewissenhafte Herausarbeiten der Realisten des Nordens aufs neue dokumentieren.

Wenn man mit einem Bilde die wehmütig-heitere Stimmung der Eingangsnovelle; „Ein schöner Tag" von Hermann Bang ausdrücken wollte, so möchte ich am liebsten an das silberne Licht eines Oktobertages nach einer Reihe von trüben Tagen denken, wenn die sterbende Sonne noch ein müdes, mildes, letztes Lächeln durch graue Schleier sendet und die letzten Blätter an den Bäumen zittern. Im Leben des Schuladjunkten Etvos und seines Weibes Adolfa ist es schon lange, lange Herbst geworden. Ein dürftiges Einkommen, neun Kinder — das alte Lied. Aber hier singen es zwei Menschen, die mit ihrer Begeisterungsfähigkeit für alles Hohe, Schöne, Gute es wert wären, ein besseres Los zu haben, als die ewige Katzbalgerei mit der Not des Daseins in den vier Wänden, die von Jahr zu Jahr schmuckloser geworden sind. Da beschert ihnen das Schicksal in übermütiger Laune einen schönen Tag, vielleicht den letzten Goldblick ihres Lebens. Eine berühmte Klavierkünstlerin soll im Musikverein des kleinen Städtchens spielen. Und wie es nun kommt, weiß niemand — sie lädt sich gerade zu Adjunkt Etvos zum Mittagessen ein, der als Komiteemitglied des Vereins sie an der Bahn hat abholen helfen. Welch ein Glück für ihn, den Musikenthusiasten und eifrigen Sänger! Welche Ehre, dem General und all den anderen vornehmen Komiteemitgliedern vorgezogen zu werden! Aber die Kehrseite der Medaille: woher das Geld nehmen, das viele, viele Geld, das solch eine Bewirtung kostet? Denn sie müssen doch der Künstlerin zu Ehren eine große Gesellschaft geben; das ist klar . . . . Und sollten sie sich nachher noch einmal so sehr abrackern müssen . . . . Etvos entschließt sich, 100 Kronen zu entleihen; und beim Delikatessenhändler holt man auf Borg. Eine Köchin wird engagiert. Und nun entwickelt sich in dem kleinen Haushalt ein wahres Tohuwabohu. Ueberall sind die Kinder im Weg; kein Service ist da; in der Küche fehlt es am Nötigsten; das Zimmer soll festlich dekoriert werden u. s. w. Aber alles kommt ins Blei und das Gastmahl kann vor sich gehen. Ebenso ergötzlich wie der vorhergehende Trubel ist dieses Gastmahl geschildert mit der steten Furcht der Wirte vor unvorhergesehenen Zwischenfällen: nebenan sind unter Obhut der klugen, kleinen Emmeline die Kinder, die ab und zu mit einem heftigen Fall an die Thüre ihre Anwesenheit kundthun; dann wünscht die Pianistin plötzlich Bier und die letzten Oere des Adjunkten werden aufgewendet, diesen Wunsch zu befriedigen; in dem engen Gemach muß der Lohndiener förmlich seiltanzen, um nicht jeden Augenblick ein Saucenunglück anzurichten — schließlich aber kommt doch Stimmung ins Ganze. Und endlich setzt sich die Pianistin gar ans Klavier und spielt einige Kleinigkeiten; und Etvos wird aufgefordert, seinen Tenor erschallen zu lassen! Die berühmte Künstlerin begleitet ihn. Die beiden Leutchen sind wie berauscht. Frau Etvos ist es, als sehe sie eine Vision — mitten im Zimmer. Und Etvos schwimmt in Wonne — ja, er fragt ernsthaft den Reisebegleiter der Pianistin, den Tenoristen, „ob es schon zu spät wäre zum Ausbilden —?" O, es ist ein wundervoller Tag für das Ehepaar. Aber als alle Gäste gegangen sind, Etvos mit ihnen, um den Tenoristen zum Hotel zu begleiten, als die tiefe Stille um Frau Etvos her liegt, da faßt sie eine unsägliche Beklemmung. „Lange ging sie im Zimmer hin und her — überall standen die verlassenen Stühle und auf dem Tische eine Menge leerer Gläser; sie löschte die Lichter und Lampen aus, eine nach der andern, und ließ nur ein Lämpchen brennen — das alte Halbdunkel war wieder da . . . . Dann sank sie plötzlich auf einem Stuhl zusammen, lehnte den Kopf an ihr altes Klavier und weinte bitterlich . . . ." Der Alltag ist wieder eingekehrt, und sie fühlt es: für immer!

„Metje Kajsa" von Berndt Lie ist eine höchst interessante Novelle. Sie mutet zwar nicht so sympathisch an wie die vorige. In „Ein schöner Tag" sind die Menschen uns näher; und der Sonnenstrahl in ein sonst freudearmes Leben hinterläßt einen warmen Nachglanz in uns, eine elegische und doch angenehme Stimmung. In Berndt Lie's Novelle erhalten wir einen tiefen Einblick in das Norweger Bauernleben. Ungeschmeichelt, in harten Strichen, stellt uns der Verfasser zwei Typen vor Augen: die Wittwe Metje Kajsa, eine Finländerin, und Henrik Eliesersen, ehemals ihr Knecht, jetzt ihr Geliebter und Herr. Metje Kajsa ist unschön; aber aus ihrem Auge leuchtet eine Flamme unter den schwarzen Haarsträhnen hervor. Sie ist zäh und leidenschaftlich zugleich. Wie die herbe, karge Natur eines Teiles dieser Länder die Menschen zwingt, sich förmlich in sie einzubohren, um ihr Früchte abzuringen, so läßt auch sie ihr Gefühl sich an eine Persönlichkeit festsaugen, sei's in der Liebe, sei's im Haß. Metje Kajsa hat sich für ihren Geliebten geopfert; er hat einen Postdiebstahl begangen; sie hat sich statt seiner der That bezichtigt. Auf sie, die übelgelittene „Kvänin", die Eingewanderte, hat sich von vornherein der Verdacht gelenkt; man nimmt keinen Anstand, sie zu schwerer Strafe zu verurteilen. Aus dem Gefängniß zurückkehrend, hört sie auf dem Schiff, das sie nach Beivi, ihrem Hof, und zu ihrem Geliebten tragen soll, daß er sich mit ihrer verhaßten Nebenbuhlerin verheiratet hat. Das trifft sie wie ein Blitz vom Himmel. Mit ihrem Opfer hat sie geglaubt, sich ihn zu sichern. Und nun! . . . Da kehrt sich ihre Liebe in Haß. Sie scheint der böse Dämon Henriks geworden zu sein; Unglück verfolgt ihn, Brand, Viehschaden, alle möglichen Unglücksfälle, für die man in der Umgegend allgemein Metje Kajsa verantwortlich macht. Dieweil scharrt sie Thaler auf Thaler zusammen; ihre einzige Freude ist, an dem Elend Henriks sich zu weiden. Aber eines Tages,

*) Kollektion Wigand (Georg H. Wigand). Leipzig 1898.

da sie Henrik ein Pferd weggesteigert hat, das ihm die Umwohner nach einem Uebereinkommen ohne Hinaufbieten überlassen wollten, da geht er zu ihr hin, den Jammer im Blick und der gebrochenen Gestalt. Und wie er zu ihr redet mit dem Ton, den sie seit 20 Jahren nicht mehr gehört hat, flehend, da wandelt sich's in ihr. Die alte Liebe wird wach. Beim Pfarrer des Kirchspiels, dem Einzigen, der ihr, der „Hexe des Dorfes“, freundlich gewesen war, hinterlegt sie ein Testament, worin sie Henrik ihre gesamte Habe vermacht. Auf dem Rückweg vom Pfarrer erfriert sie in den Bergen . . . . Man sieht; es lebt auch in dieser armseligen Finin etwas vom Geiste der nordischen Brünhild; groß im Lieben wie im Hassen.

Noch düsterer in der ganzen Färbung ist die Novelle „Rinderpest“. War bei der vorigen Novelle das Hochgebirge und das stürmische Meer ein Hintergrund, der etwas Befreiendes hatte, so vereinigt sich hier das dänische Flachland in trostlosen, unendlichen Nebelschleiern mit dem Niederdrückenden des ganzen Vorgangs zu einer tief beklemmenden Wirkung. Hart, wie die Figuren eines alten Holzschnittes, treten die Gestalten der Geschichte heraus. Sie spielt zu der Zeit, da in den Städten die Aufklärung sich zu regen beginnt, auf dem Lande aber der platteste und krasseste Aberglaube, oder — wie in diesem Falle der Rinderpest — statt des Verlangens nach Selbsthilfe die stumpfe, fatalistische Gottergebenheit herrscht; etwa in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ein Professor von Kopenhagen, der das Land bereist, um über die Seuche Erhebungen anzustellen, kommt in ein elendes Dorf, dessen Bewohner, dem Verzweifeln nahe, teils zu allerhand Zaubermitteln ihre Zuflucht nehmen, teils mit dem Pastor zusammen das Unglück, das ihre Existenz untergräbt, als eine Prüfung Gottes ansehen. Zwischen dem Pastor, einem jener Fanatiker, die sich Gott nicht anders als im Strafgericht und die Kreatur nicht anders als duldend denken können, und dem gelehrten, aufgeklärten Professor kommt es zu einer heftigen Kontroverse: Weltanschauung gegen Weltanschauung. Da die Bauern sich auf die Seite ihres Seelenhirten stellen, verläßt der Professor, von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt, das Dorf. Den tragisch abschreckenden Schluß des Ganzen bildet die Hinopferung eines Findelkindes. Zuerst haben die Bauern ein Stück Vieh lebendig begraben, um die Seuche abzuwenden; es mögen hier Reste des heidnischen Kultus im Spiele sein. Nun wird es mit einem Menschenopfer versucht: die alte Maren Smeds rät es, und Rasmus Gasse, der sie befragt hat, der Dorfweise, führt es aus. An der Landstraße hat sich ein Teil der Böschung infolge des endlosen Regens abgelöst und ist hinabgestürzt; ein anderer Teil droht nachzufolgen; eine geringe Nachhilfe kann ihn zum Fall bringen. Unter der Böschung sitzt das Findelkind, ein scheues, elendes Wesen, und verzehrt sein Vesperbrot. Da folgt ein Ruck mit Rasmussens Schaufel; die Erde stürzt hinab und begräbt das Kind. . . . In dunkler Nacht ziehen die Bauern ihre kranken Tiere über das unheimliche Grab. Dadurch glauben sie die Rinder heilen zu können.

Zu einem gewissen trockenen Humor raffen sich die beiden Novellen auf: „Madam Larsen und ihr Mittelkind“ und „Der Vater“. Dennoch wird man eine trübe Stimmung während des Ganzen nicht los, und die Schlußwendung ist in beiden Stücken durchaus elegisch. Die erste Novelle führt uns in Arbeiterkreise, in eine Familie, die mit den bekannten sozialistisch-utopistischen Ideen durchsetzt ist. Madam Larsen hat die Theorien über die freie Liebe ins Praktische umgesetzt und, während ihr Mann in Amerika war, eine Art von Gewissensehe mit einem halbgebildeten Schriftsetzer geführt: die Frucht des Bundes ist das „Mittelkind“, von ihr so geheißen, weil es zwischen den beiden Söhnen aus rechtmäßiger Ehe das Licht der Welt erblickt hat. Madam Larsen ist im übrigen eine tüchtige Person, sauber und arbeitsam und sucht die Kinder zu was Ordentlichem zu erziehen. Ihr kühnes Sichhinwegsetzen über die gesetzlichen Schranken wird entschuldbar, wenn man ihren Mann, einen stark vergröberten Sam Weller, mit dem feineren und für sie im Besitze aller Bildungsschätze befindlichen Schriftsetzer Simonsen vergleicht. Als Simonsen nun nach Amerika geht, fühlt sie sich sehr verlassen; ihr größtes Glück ist sein Kind, das Mittelkind, das sehr gute Anlagen zeigt. Aber nun kommt die Strafe der unerbittlichen Gesellschaft. In der Schule wird der kleine Ferdinand verhöhnt mit Knittelversen:

Mein Bruder ist ein Mittelkind,
Ist nicht seinem Vater sein Sohn,
Von wem er ist, das weiß ich nicht,
Doch die Mutter weiß es schon.

Und endlich wirft ihr ältester Sohn ihr mit höhnenden Worten ihren Fehler vor. Da verläßt sie mit ihrem jüngsten Sohne und dem Mittelkind die Stadt. . . Larsen tröstet sich mit philosophischer Ruhe über den Verlust der Gemahlin. . . Die Gestalten sind gut gezeichnet; eine knappe Charakteristik berührt wohltuend. Die Novelle zeigt übrigens, welch empfindliche Schädigung gewisse Ideen für die Familie insbesondere des Arbeiterstandes bedeuten, wo die sittlichen Bande leichter zerrissen werden denn sonstwo, aber auch das Familiengefühl nicht so stark ist. . .

Bedenklicher ist das Problem in der Novelle: „Der Vater“. Ein Dienstknecht, der zur Zeit seine Militärpflicht erfüllt, wird auf Anerkennung eines Kindes verklagt, obwohl er bestimmt weiß, daß nicht er diese Verpflichtung zu erfüllen hat. Da aber die Mutter mittlerweile stirbt, nimmt er statt des wirklichen Vaters sich des Säuglings an und bringt ihn in der Stadt bei einer Frau unter, die ihm für solche Dienste empfohlen worden ist. Rührend ist es nun, wie der halb einfältige, halb rohe Bauer allmählich das Kind liebgewinnt. Er wüßte sich selbst nicht zu sagen, ob das Mitleid mit dem armen, hilflosen, verstoßenen Ding ihn so erfaßt; aber als es endlich stirbt, da weint er wie um sein eigenes Kind.

Es wäre zu verwundern, wenn in einer dänischen Novellensammlung nicht auch das eine oder das andere Stück die feinen und delikaten Seelenvorgänge der erwachenden Sexualität des Weibes behandeln würde. Am interessantesten ist meiner Ansicht nach hier das kleine Genrestück „Johannisnacht“ von Jakob Worm-Müller, während die Bagatelle: „Liebe und Geographie“ von Erna Juel-Hansen und die Novelle: „Ein Lehrer“ mir weniger den Eindruck bestimmt auftretender Originalitäten machten. An einer Reihe feiner und stimmungsvoller Züge fehlt es auch bei diesen Novellen nirgends.

Hinsichtlich ihrer Stellung in der Entwicklung der dänischen Prosaliteratur bekunden diese Novellen im großen ganzen eine Neigung zum Gegenständlichen, eine Entfernung vom allzu Stimmungshaften, die nur mit lebhafter Freude zu begrüßen ist.

Aus der „Allgemeinen Zeitung“.

Auszüge.

Deutschland. Das Erscheinen der Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen", die es in den zwei Wochen seit ihrem Erscheinen auf den beispiellosen Absatz von 318000 Exemplaren gebracht haben sollen, beherrschte in dieser Zeit die Spalten der Blätter über und unter dem Striche. In zweiter Linie gab das Hinscheiden Konrad Ferdinand Meyers ein gemeinsames Thema ab, doch waren die eingehenden Würdigungen nur spärlich, sei es, daß die Zahl der genaueren Kenner des schweizer Dichters nicht eben groß ist, sei es, weil man ihm erst vor wenigen Jahren anläßlich seines 70. Geburtstages biographische und huldigende Gedenkblätter gewidmet hatte. Außer in den schweizerischen Blättern fanden sich größere Essais über den Toten, soweit ersichtlich, nur in der „Nordd. Allg. Ztg." (284/85), dem „Hamb. Correspondenten (562 f.) und der „Frankf. Ztg." (335).

An der selben Stelle, wo jüngst der Erzähler und Jesuitenpater Spillmann mit der Schärfe gegnerischer Kritik behandelt worden war, wird seinem spanischen Ordensbruder Luis Coloma durch H. Keller-Jordan (Beilage zur Allg. Ztg. 266) eine ebenso eingehende, als lobvolle Beurteilung. Sein berühmter Roman „Pequeñeces" (Bagatellen), der s. Zt. in der „Romanwelt" und dann in Buchform auch deutsch erschienen ist, wird als eine der besten Gaben der spanischen Prosalitteratur seit Jahrzehnten geschätzt. Er selbst ward als Sohn eines Arztes 1858 in Jerez de la Frontera geboren, kam erst auf die Marineschule, dann auf die sevillaner Universität, wo er die Rechte studierte, und wurde dank seiner glänzenden Gaben und blendenden Erscheinung ein Liebling derselben Gesellschaft, die er später so unerbittlich darstellt. Er geriet dabei in die politischen Parteihändel der siebziger Jahre, nahm leidenschaftlich Partei für die Bourbonen, und durchlebte zahlreiche Abenteuer und Intriguen. Eines Tages fand man ihn mit durchschossener Brust in seiner Wohnung. Die Aerzte hatten ihn aufgegeben, er genas jedoch und trat in die Gesellschaft Jesu ein. Als Jesuitenpater begann er zuerst von der Kanzel herunter so heftig wider die Laster der Gesellschaft zu predigen, daß ihm von König, Nuntius und Minister die Predigten untersagt wurden. Daraufhin griff er zur Feder und enthüllte mit größter Rücksichtlosigkeit die Beulen und Schäden jener markfaulen Kreise, in denen er sich vordem bewegt hatte. Das Aufsehen des Romans „Pequeñeces", der wie eine Bombe einschlug, war ungeheuer. Seine seither erschienenen Werke, die ausgesprochenermaßen kirchlich-tendenziös wirken, erreichen nicht annähernd den Wert des ersten.

Ueber Jakob Casanova, dessen Memoiren so ungerechter Weise im Rufe einer pornographischen Lektüre stehen, ist im Juni d. J. anläßlich seines hundertjährigen Geburtstages allerhand geschrieben worden. Als ein Nachtrag dazu stellt sich eine Studie von Viktor Ottmann in der „Voss. Ztg." (Sonnt.-Beil. 47) dar, worin gleichfalls gegen den üblen Leumund des berühmten Buches und seines Verfassers Protest erhoben wird. Nach Ottmanns Ermittelungen waren die Memoiren ursprünglich gar nicht für den Druck bestimmt und wurden von Casanova erst 1797, ein Jahr vor seinem Tode, auf Anraten seines Freundes, des Grafen Marcolini, in eine für die Veröffentlichung geeignete Form gebracht. Sie erschienen aber zu seinen Lebzeiten nicht mehr. Erst 23 Jahre später wurden sie dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig angeboten. Die ersten Bruchstücke erschienen 1822 in der „Urania" und ihr Erfolg veranlaßte Brockhaus, eine deutsche und eine französische Ausgabe der Memoiren vorzubereiten. Dank den Schwierigkeiten, die ihm die Zensur in den Weg legte, erforderte die Drucklegung des umfangreichen Werkes sieben Jahre und war erst 1827 mit dem 12. Bande abgeschlossen; die französische Ausgabe erschien 1826—1838. Eine unverkürzte Wiedergabe war erst nach dem Eintritt der Preßfreiheit möglich: sie erschien 1850/51 in 18 Bänden bei Gustav Hempel in Berlin, bearbeitet von Ludwig Buhl, und ist die einzig vollständige geblieben.

Die Bestrebungen für die Pflege einer vernünftigen Volkskunst greifen ersichtlich um sich. Hat doch Berlin in diesen Tagen schon seine erste Volks-Kunstausstellung erhalten! Und in Wien hat eine populäre Schillervorlesung Lewinskys einen derartigen Erfolg erzielt, daß ihr Anton Bettelheim in der Allg. Ztg. (Hauptblatt Nr. 334) ein ganzes Feuilleton widmet und sie als ein wegweisendes Beispiel für das gesamte Volksbildungswesen und die „künstlerische Erziehung der Massen" feiert. — Einen anderen, ziemlich wunden Punkt dieses Gebietes berührt in der Beilage 267 des genannten münchner Blattes Dr. Franz Bachmann mit einer größeren Abhandlung über „Volkslied und Volksgesang". Er beklagt den gänzlichen Mangel einer „volksliedbildenden Thätigkeit." Die an sich guten Bestrebungen nach Restituierung des Volksliedes und Volksgesanges würden von solchem musikalischen Unverstand geleitet, daß ein Erfolg nicht eintreten könne. „Der Gesangsunterricht, den das Volk von Staatswegen erhält, ebenso der Gesangsunterricht an höheren Mädchen- und Knabenschulen wird nicht von wirklich musikalischen Gesichtspunkten aus gegeben," er wandelt „auf Bahnen der äußeren Kunstgesangsmache. Die musikalische Volksbildung von heute ist auf einem Punkte angelangt, daß sie nicht trauriger werden kann. Die Mißachtung wirklich musikalischer Gesetze, der Nachdruck, der auf die Beherrschung des äußeren Tones gelegt wird, trägt die Schuld daran." Bachmanns Reformvorschläge beruhen auf den von dem eislebener Gesangspädagogen Karl Eitz entwickelten Theorien, die vor allem auf Stärkung des Tonalitätsgefühls und frühzeitige Uebungen im mehrstimmigen Gesang ausgehen.

Die Aufführung der Oper „André Chenier" von Giordano in Berlin hat Erich Urban (im „Zeitgeist" Nr. 49) veranlaßt, das von dem Textdichter Illica arg verhunzte Bild des unglücklichen Dichtermärtyrers historisch richtig zu stellen, dessen zart-idyllische Poesien mit seinem unverschuldeten Opfertod unter der Guillotine in so schaurigem Kontraste stehen. — Das neue poetisch-philosophische Werk Maeterlincks „Weisheit und Schicksal" nennt Felix Vogt, der es ausführlich bespricht (Beilage zur Allg. Ztg. 261) ein „Brevier des Optimismus." — Ebenda (262) ist ein Artikel „Zur Geschichte der deutschen Schauspielkunst" von Eugen Kilian dem schon mehrfach erwähnten Werke Hans Oberländers gewidmet, auf das hier ebenfalls noch die Rede kommen soll. — Zu den Theaterverhältnissen der modernsten Gegenwart liefert eine Plauderei über „Theaterreklame" von Heinrich Lee (Frankf. Ztg. Nr. 322), aus der zu ersehen ist, „wie's gemacht wird", einen ergötzlichen Beitrag. — Aus dem englischen Theaterleben schöpft Leonard Merrick den besten Stoff zu seinen Büchern, dessen neuestem „The Actor-Manager" Leon Kellner (Frankf. Ztg. 324) eine sehr sympathisch gehaltene Studie widmet. — Die beiden jüngsterschienenen Romane von Mrs. Humphry Ward (s. unten unter „Die Umschau") und Anthony Hope sind Gegenstand kritischer Erörterung im „Hamb. Korresp." (Sonnt.-Beilage Nr. 24). — Der unter seinem englischen Pseudonym George Taylor bekannte heidelberger Kirchenhistoriker Hausrath hat nach 12jähriger Pause wieder einen historischen Roman aus der Reformationszeit erscheinen lassen („Pater Maternus", Leipzig, Hirzel), über den sich Fritz Mauthner in einem Feuilleton (Berl. Tagebl. Nr. 661) weniggünstig ausspricht. — Eine liebevoll ausgeführte Studie über Leben und Wirken des schwäbischen Dichters Hermann Kurz giebt Hermann Fischer-Tübingen (Beilage zur Allg. Ztg. 271/72), der es mit Recht beklagt, daß fast alles, was Kurz geschaffen hat, vor allem seine kurzen Erzählungen und die beiden Romane „Schillers Heimatjahre" und „Der Sonnenwirt" für die heutige Generation der Vergessenheit angehören. Er erhofft eine litterarische Auferstehung des Dichters, wenn in 5 Jahren dessen Werke verlagsfrei werden. — Ueber einen neuen Stern am lyrischen Dichterhimmel, die in Petersburg lebende

Thekla Lingen, deren erste Gedichte „Am Scheidewege“ soeben erschienen sind (Berlin, Schuster u. Loeffler) berichtet Paul von Kügelgen in einem vierspaltigen Feuilleton der „St. Petersb. Ztg.“ (Nr. 321). — Christian Garves 100jähriger Todestag (1. Dezember) giebt G. Kerber den Anlaß, diesem von seiner Zeit so hochgeschätzten schlesischen Popularphilosophen einen Gedächtnisartikel zu widmen (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. Nr. 48). — Dem originellen „Tolstoi-Klub“ in Rom, einer karnevalistisch angehauchten Vereinigung aller römischen Journalisten, die im vorigen Jahre einging, sendet Dr. Albert Zacher (Frankf. Ztg. 321) eine nekrologartige Betrachtung nach.

Oesterreich. Die Bilanz des ablaufenden Litteratur-Jahres zu ziehen, beschäftigt sich eine Reihe von Aufsätzen mit neuen Büchern. Der „Neuen Lyrik“ ist Karl von Thalers Aufsatz in der Neuen Presse (Nr. 12307) gewidmet. Er bespricht u. a. die auch in diesen Blättern gewürdigten Gedichte Anna Ritters, in denen er echte Herzensklänge fühlt, die darum auch wieder zum Herzen dringen. Ihr Buch gleiche einem Frauenantlitz, das ein Trauerschleier deckt. Denn im Schmerz ist Anna Ritter zur Dichterin gereift, und Poesie war ihre Trösterin. Ihr Widerspiel ist die Grazerin Jenny von Reuß (»Tempi passati«). Soweit wir uns auch in der neuen deutschen Litteratur umschauen, wir finden keine zweite Frau, die so glühende Liebesgedichte geschrieben hätte. Jenny v. Reuß ist keine Dichterin der modernen Schule, aber sie ist ein modernes Weib. Die edle gute Weiblichkeit, die ihr fehlt, besitzt Ottilie Bibus, der sie in ihren Gedichten mit dem vertrackten Titel X-Strahlen Ausdruck verliehen hat. Auch die Gräfin Alvine Wickenburg, die mit einem Bändchen „Neue Gedichte“ auftritt, verdient Anerkennung. Daß diese nicht allgemein sei, daran ist nach Thalers Ansicht vielleicht wie bei dem Grafen Schack das Adelsdiplom schuld, das in der litterarischen Carriere sich immer als Hindernis erweise. — Demselben Thema, der neuen Lyrik, widmet auch Jaroslaw Kamper in der „Politik“ (Nr. 323) ein Feuilleton; er konstatiert das Wachsen der poetischen Produktion nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe. Die Poesie gewinne immer mehr an Kraft, an Farbe, an Klang und Feinheit, sie verfüge über tausend neue Nüancen und neue Mittel, die der alten Poesie fremd waren.

Eine sehr eingehende und fördernde Studie unter dem Titel „Homer und Shakspere“ widmet Max Kalbeck dem 2. Bande von Gelbers „Shakspere-Problemen“, die das Drama „Troilus und Cressida“ behandeln. Er giebt eine knappe Uebersicht über die Geschichte der Auffassung und Wertschätzung Homers im Laufe der Jahrhunderte, eine Arbeit, der der verstorbene Michael Bernays so manche Stunde seines rastlos thätigen Lebens gewidmet hat, die aber zu vollenden ihm nicht mehr beschieden gewesen ist. Daran knüpft Kalbeck die Geschichte des Shakspereschen Dramas in der neueren Forschung, wobei er sich öfters zu Gelber in Widerspruch setzt, und sucht die vermeintliche Homerparodie des Dichters durch dessen Homer-Fremdheit zu erklären. Er rühmt das praktische Verdienst, das sich Gelber um „Troilus und Cressida“ durch die Bühnenbearbeitung erworben habe. Sie rette das Drama für das heutige Theater; es habe nun aufgehört, ein Buch-Drama zu sein; der zwischen Homer und Shakspere klaffende Abgrund sei überbrückt, und eines der gedankenvollsten und gestaltenreichsten Werke der unsterblichen Bühne könne einziehen in das Reich des Sichtbaren. — In Nr. 327 des gleichen Blattes bespricht Kalbeck Zittenbergers „Studien zur Dramaturgie der Gegenwart“ und lobt, daß der Verfasser sich von einseitiger Pedanterie fern halte. Er unterhalte wo er belehre. Der Litterarhistoriker und Systematiker in ihm würden abgelöst von dem gewandten, an eigenen Gedanken reichen Schriftsteller, der mit seinen gesunden Beinen weiter komme, als ein auf dem lahmen Rosse der Theorie einherstolzierender Pedant.

Eine ergötzliche Uebersicht über Bücher der „Modernen Litteratur“ giebt M. (arie) W. (eyer) im Fremdenblatt (Nr. 327), indem sie erst zum Schlusse verrät, daß sie ihre eigenen noch ungedruckten Bücher besprochen oder vielmehr „verrissen“ habe. Stellung muß man aber gegen die journalistisch oberflächlichen Phrasen nehmen, die das Büchersammeln als eine Krankheit, einen schädlichen Bazillus verdammen. — Ebenso fordert ein ziemlich flüchtiger Artikel „Die Deutsche Litteratur in Oesterreich unter Kaiser Franz Joseph I.“ in der Montags-Revue (Nr. 97) sehr zum Widerspruche heraus, wenn er neben kurzer Erwähnung von Grillparzer, Holm, Hebbel, Anzengruber u. a. besonders den Kritiker der N. Fr. Presse, Ludwig Speidel, als eine gewaltige, litterarisch-künstlerische Erscheinung, von unermeßlicher erzieherischer Wirkung rühmt. „Wenn die dramatische Kunst in Produktion und Darstellung noch immer in Wien ihr Heiligtum (!) verehre, wenn in der Malerei und Plastik die heimische Mittelmäßigkeit und Kameraderie nicht triumphiere (soll wohl den Künstlern der Sezession gelten), so sei dies dem großen Lehrmeister Speidel zu danken, der die Wiener führt, ihre gerechte Begeisterung anfeuert, ihre Irrtümer rücksichtslos korrigiert, ihre künstlerische Empfindung wachhält und fortbildet und sie nicht versumpfen läßt . . . Speidel schafft, indem er kritisiert. Wie viel und wie großes er geschaffen — auch er wird sich gefallen lassen müssen, erst in Nekrologen mit Lessing und Börne verglichen zu werden.“ Gegenüber solch blinder und völlig unbegründeter Vergötterung schweigen die verschiedensten Flöten.

Auf festeren Boden führt uns ein gehaltvoller Essai von Ferdinand Groß „Holde Lüge“ (Fremdenblatt Nr. 323.) Trotz der strikten Forderung des Realismus und Naturalismus nach Wahrheit sei das Bedürfnis nach Lüge, nach holdem, gaukelndem Truge ein tiefeingewurzeltes. Die Lüge sei notwendig. Ohne diese kann kein schaffender Genius sich bethätigen; es locke ihn der Fesseln zu spotten, in die die Wahrheit ihn legen möchte. Selbst Schiller, sittlich so ohne Tadel, gestehe, daß für unseren Geist, für unsere Einbildungskraft das Nachweisbare die geringste Anziehungskraft habe, „nur was nie und nimmer sich begeben, das allein veraltet nie.“ So sei man des Realismus bald müde geworden. Von Sehnsucht nach Halbverlorenem erfüllt, schreite man wieder zur Romantik zurück, zur blauen Blume, zum schönen Lenz, sogar Mondenschein mit Nachtigallenschlag scheine wieder in Mode zu kommen und es fehle nicht viel, daß man Romeo und Julia den Ruhmestitel der Modernität zuerkenne.

Im „Wiener Tageblatt“ (Nr. 324) erzählt S. Schlesinger von der geradezu einzig dastehenden Sammlung zur Geschichte des Theaters, die der Hofburgschauspieler Thimig besitzt. Zu den Seltenheiten dieser Sammlung, die 8000 Nummern zähle, darunter allein 266 Ifflandbildnisse, gehöre unter anderem das Tagebuch des Souffleurs des mannheimer Theaters von 1779—1825, also der ganzen großen historischen Gewaltepoche. Wie mutet es einen an, wenn man darin mit der Gleichförmigkeit einer gewöhnlichen Theaternotiz verzeichnet liest „13. Januar 1781 — Die Räuber.“ Es war die erste Aufführung des Stückes, von dem die Revolution des deutschen Dramas ausgehen sollte!

Ueber die englischen Volksbibliotheken handelt ein Feuilleton „Geistige Wärmestuben“ in der Oesterreichischen Volkszeitung (Nr. 325), bei dem der geschmacklose Titel allein Eigentum des anonymen Verfassers ist, alles andere hat er ohne Quellenangabe aus der Beilage zur Münchener Allg. Zeitung (Nr. 229, 230) verballhornt. — Einen ungedruckten Brief Robert Hamerlings teilt Ottilie Ehlen in der „Bohemia“ (Nr. 325) mit. — Im „Prager Tageblatt“ (Nr. 324) rühmt Julius Kehlheim Roseggers jüngsten Roman „Erdsegen“, ein Buch von der Mutter Erde, als eine der vollendetsten Schöpfungen des Dichters. — Ebenda (Nr. 325) konstatiert M. Necker anläßlich der Schilleraufführungen im Burgtheater das neuerliche Wachsen Schillerschen Einflusses. Der litterarische Instinkt der Zeit kehre heute zu demselben Schiller zurück, gegen dessen Rhetorik und Reflexion in der Poesie sich

die kritische und künstlerische Bewegung der letzten vier bis fünf Jahrzehnte mit solchem Eifer gekehrt habe. — Ein Aufsatz „Geschichtliche Schauspiele der Deutschen“ von Hans Weber Lutkow in der „Ostdeutschen Rundschau (Nr. 325) würdigt das auch in diesem Blatte (Sp. 227) besprochene Schauspiel von F. v. Hindersin „Wuotans Ende“, Langenscheidts „Herzogin Agnes“ und Richard le Mangs „Hermann“ und streift auch frühere Behandlungen und Bearbeitungen dieser Stoffe.

Wien. *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Aus fremden Zungen. Heft 23 bringt eine gut orientierende kleine Studie über die moderne hebräische Litteratur, von deren Existenz man im allgemeinen keine Ahnung zu haben pflegt, da das Hebräisch als eine tote Sprache betrachtet wird. Diese Litteratur gedeiht in Rußland, Litauen, Polen, Galizien und datiert als solche erst um ein Jahrhundert zurück. Die von Moses Mendelssohn und seinen Schülern verfaßte deutsche Uebersetzung und hebräische Erklärung der Bibel gab den Anstoß für eine neue hebräische Litteratur, zunächst in Deutschland, wo sie jedoch bald wieder erlosch, während sie im Osten, wo die Absonderung der Juden bis heute eine größere geblieben ist, zur Blüte gelangte und starke poetische Talente zu Tage förderte. Nachdem dann in den siebziger und achtziger Jahren während der russischen Judenverfolgungen eine Stagnation eingetreten war, hat sich in diesem Jahrzehnt wieder eine Schule von jüngeren hebräischen Poeten entwickelt, deren litterarische Zentren hauptsächlich Warschau und Odessa bilden. Zwei vielgelesene Tageszeitungen „Hameliz“ in Petersburg und „Hazephira“ in Warschau sind die publizistischen Organe, daneben existiert eine aufstrebende Monatsschrift „Haschiloa“ im Stil der europäischen Revuen, und zwei Verlagsanstalten haben sich ganz in den Dienst dieser Produktion gestellt. — Dasselbe Heft bringt als Probe der hebräischen Litteratur eine Novelle „Heimgang“ von Benjamin Segel.

Bühne und Welt. Nr. 5. Alfred Beetschen läßt sich über „Die dramatische Kunst in der Schweiz“ aus und stellt fest, daß unter der in den schweizer Landen herrschenden „Festspielwut“, die für jeden historischen Gedenktag ein eigenes Festspiel mit großem Apparat verlange, die eigentliche Berufsbühne zu leiden habe, da „der Sinn für das echte Drama durch diese patriotisch verbrämten Liebhabertheater-Veranstaltungen großen Stils, der vulgären Schaulust zuliebe, geschwächt und abgestumpft“ werde. Die Dichter dieser Festspiele seien meist Dilettanten, ihre Worte fallen rascher Vergessenheit anheim. Die Ansätze zu schweizerischen Nationaldramen (Adolf Frey, Erni Winkelried; Karl Bleibtreu, Der Weltbefreier) seien kläglich ausgefallen, ebenso der Versuch von Richard Voß, Conrad Ferd. Meyers großartigen Roman „Jürg Jenatsch“ zu dramatisieren. Ein Einziger habe Aussicht, als ein schweizerischer Dramatiker zu gelten, das sei Arnold Ott, ein Schaffhausener, der als Arzt in Luzern wirkt und dessen Drama „Agnes Bernauer“ zuerst auf Veranlassung des Herzogs von Meiningen an dessen Hoftheater aufgeführt worden sei. In seiner Heimat kam Ott erst im vorletzten Winter mit seinem tragischen Einakter „Die Frangipani“ zu Wort. Sein größtes Werk, das dreiteilige Volksschauspiel „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ harrt noch der Aufführung und wird ihrer noch lange harren müssen, da es ein nach hunderten zählendes Personal erfordert und sehr ins Breite gedehnt ist (erschienen in Luzern, Buchdruckerei Keller). — Die wenig bekannten Beziehungen Willibalds Alexis zum Theater verfolgt ein Artikel von Max Ewert, dem Biographen des Dichters. Sein erster dramatischer Erfolg war ein fünfaktiges Lustspiel „Der Prinz von Pisa“, das sich an Shakspere und Calderon anlehnt und 1825 mehrfach auf der Berliner Hofbühne gegeben wurde. Nachdem schrieb er für das mit der Hofbühne konkurrierende Königstädtische Theater mehrere Dramen und späterhin noch mit Gustav zu Putlitz zusammen zwei Lustspiele, die aber alle ohne Wirkung blieben. — Ueber die Redetechnik auf der Bühne spricht sich eine Studie von Wolfgang Kirchbach aus.

Cosmopolis. Novemberheft. Im englischen Teile behandelt ein Beitrag von Francis Gribble „Rousseaus erste Liebe“, d. h. die aus den „Confessions“ bekannte Madame de Warens. Helen Zimmern giebt die Uebersicht über die italienische Litteraturbewegung des abgelaufenen Jahres, deren geringen Ertrag sie auf die politische und finanzielle Depression des Landes zurückführt. Als die bemerkenswerten Bücher des Jahres nennt sie Rovettas Roman „L'Idolo“, dessen Held ein Bellac-Typus und dessen Zielscheibe die litterarischen Zustände Italiens sind, und den psychologisch hyperfeinen „Vecchio“ von Ugo Ojetti; von Dramen d'Annunzios vielumstrittene „Città Morta“; von Poesien Carduccis Dichtung „La Chiesa di Polenta“, die stellenweise an Dante heranreiche, und Panzacchis „Rime novelle“. Als bedeutsame jüngere Talente werden die Lyriker Angiolo Orvieto und Alfredo Bacelli hervorgehoben, die unseren Lesern schon aus der italienischen Zeitschriftenschau von E. Gagliardi (Heft 2 und 4) bekannt sind. — Das Seitenstück zu diesem Artikel bildet eine Studie von Ernest Tissot über die moderne italienische Litteratur, die sich im französischen Teile des Heftes befindet und in erster Linie von d'Annunzio, in zweiter von Fogazzaro, Neera, Matilda Serao, de Amicis, Farina, Verga, Capuana, Ada Negri, Rapisardi u. a. handelt. — Mit dem Salon der Madame Swetchine, geb. Sophie Soymonoff (1782—1857), einer Russin, die 40 Jahre ihres Lebens in Paris verbrachte, beschäftigt sich Viktor du Bled. Ihre Kinderzeit fiel in die letzten Regierungsjahre der großen Katharina, mit 17 Jahren wurde sie Ehrendame der Kaiserin Maria und heiratete dann den General Swetchin, mit dem sie fünfzig Jahre in glücklicher Ehe lebte. 1811 trat sie vom russisch-, zum römisch-katholischen Glauben über, in dem Augenblick, als Alexander I. die Jesuiten aus Moskau und Petersburg vertrieb. Trotzdem stand und blieb sie beim Kaiser in großem Ansehen, und als ihr Gatte 1816 Hofkabalen weichen mußte und nach Paris übersiedelte, wurde sie dort die „Korrespondentin“ des Kaisers, wie es ähnlich Frau v. Staël für König Gustav von Schweden gewesen war. Diese Korrespondenz dauerte bis zu des Kaisers Tode und existiert noch, aber unveröffentlicht. In Paris lernte sie noch die Staël kennen die kurz danach starb. Eine zweijährige Reise in Italien (1823 bis 1824) ließ ihr ungewöhnliches Briefschreibetalent zur Reife kommen. Ihr eigener Salon florierte von 1825 ab neben dem der Mme. Récamier, mit der sie sich eng befreundete. De Maistre, Alexis de Tocqueville u. v. a. gehörten zu den Stammgästen ihres Hauses. Sie selbst war Royalistin und als Katholikin strenggläubig: neben ihren Salons befand sich die Hauskapelle, in der sie täglich die Messe hörte; ein Teil ihres Tages gehörte der Wohlthätigkeit, die sie weitgehend übte, ein Teil ihrer Korrespondenz und Lektüre, ein Teil den Freunden. Kinder besaß sie nicht. Ihre Schriften sind ethisch-religiöser Natur. Ihre Briefe liegen veröffentlicht in 4 Bänden, ihre Biographie vom Comte de Falloux in 2 Bänden vor. — Aus dem deutschen Teil ist das einaktige Vers-Schauspiel „Paracelsus“ von Arthur Schnitzler hervorzuheben, das zu Basel anfangs des 16. Jahrhunderts spielt und den Theophrastus Paracelsus als regelrechten Hypnotiseur vorführt.

Deutsche Revue. Einen Besuch bei André Theuriet schildert im Dezemberheft Frédéric Lolié (Paris). Theuriet, der jetzt Vierundsechzigjährige, wohnt in Bourg-la-Reine auf seiner ländlichen Besitzung, seitdem er aus dem Verwaltungsdienste ausgeschieden ist. Er ist der Maire

seines Wohnortes, in dem hauptsächlich Rosenzüchter leben. Sein nächster Roman, der „In den Rosen" heißt, wird in dieser Gegend spielen. Er selbst stammt aus Bar-le-Duc, wo er bis zu seinem neunzehnten Jahre blieb; dann nahm er eine Stelle im Finanzdepartement an, lebte lange in Savoyen und kam erst spät nach Paris. Die innigste Vertrautheit mit der Natur, die er sich durch sein langes Landleben erworben und erhalten hat, spiegelt sich deutlich in seinen Romanen wieder. Seit 1896 gehört er der Akademie an. — Die wichtigeren litterarischen Funde an griechischen Papyrosrollen aus der jüngsten Zeit bespricht Dr. F. Kenyon, Bibliothekar des britischen Museums. Es sind namentlich: sechs Reden des Hyperides, ein Teil einer Ode des Alkman, die Abhandlung des Aristoteles über die Verfassungsgeschichte von Athen, sieben Mimen des Herodas und zwanzig Oden des Bacchylides.

Deutsche Rundschau. Dezemberheft. Unlängst sind Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller in zweiter, stark vermehrter Auflage erschienen (Stuttgart, Cotta), nachdem sie 1869 zuerst C. A. H. Burkhardt zwanzig Jahre nach Müllers Tode aus den Aufzeichnungen herausgegeben hatte. Herman Grimm hat daraus den Anlaß zu einer feingründigen Studie „Goethe aus nächster Nähe" entnommen, um zu vergleichen, wie verschieden sich Goethe in den drei Büchern, die am meisten von seiner Persönlichkeit berichten, darstellt: in den Aufzeichnungen des jüngeren Voß, in Eckermanns Gesprächen und Müllers Unterhaltungen. Jeder der drei Männer entnahm dem Umgang mit Goethe, was er zumeist begriff, und Goethe dem Umgang mit ihnen, was sie zumeist begriffen. Aber „einsam mit sich, steht er der Menschheit im ganzen gegenüber". Und Grimm kommt zu dem Schlusse, daß wir heute im Besitze eines unübersehbaren Materials, das über Goethes Verkehr mit Menschen jeder Art und über seine innersten Gefühle Kunde gebe, seine Persönlichkeit besser und näher kennen, als seine Zeitgenossen, die zu nahe an ihm standen, um ihn ganz erfassen zu können. Die Kenntnis der Werke und der Schicksale Goethes", schließt Grimm, „ist ein Teil des Nationalreichtums der Deutschen." — In demselben Hefte werden in besonderen Artikeln das neue Werk über Dante von Franz Xaver Kraus (Berlin, Grote) und das in der vorliegenden Nummer des „L. E." eingehender behandelte Buch „Theodor Körner und die Seinen" (Leipzig, E. A. Seemann) besprochen. F. Max Müller erörtert in gedankenreicher Weise „Die Vernünftigkeit der Religion", August Fournier umschreibt das politische Lebenswerk des Kaisers Franz Josef, Eduard Strasburger führt in seiner Abhandlung „Die Dauer des Lebens" anregend und lehrreich zugleich ein Kapitel aus der Makrobiotik des Tier- und Pflanzenreiches vor. Das langlebigste unter den Tieren dürfte danach die Riesenschildkröte sein. Der zoologische Garten in London besitzt ein solches Tier, das noch „sehr lebensfroh und munter" ist, obgleich es auf ein nachweisbares Alter von etwa 300 Lenzen zurückblickt. In der Pflanzenwelt erreichen die Mammuthbäume Kaliforniens das höchste Alter. Es gibt dort Stämme von 16 m Durchmesser, deren Alter über 5000 Jahre beträgt.

Die Gegenwart. Ueber „Amerikanische Humoristen" plaudert in Nr. 47 Frank W. Miller im Anschluß an das eben erschienene Werk „Beiträge zur amerikanischen Litteratur- und Kulturgeschichte" von E. P. Evans (Stuttgart, Cotta), auf das wir noch zu sprechen kommen. Der amerikanische Humor niedriger Gattung pflegt in den Zeitungen des Landes seinen Niederschlag so reichlich zu finden, daß eigentliche Witzblätter dort fast gar nicht gedeihen. Die zünftigen Litteraturhumoristen, die den komischen Roman, die Humoreske, die short stories kultivieren, treten eigentümlicher Weise ausnahmslos hinter — meist grotesken — Pseudonymen auf, wie das ja bekanntlich auch bei Mark Twain (Samuel L. Clemens) der Fall ist. Fast alle dieser Humoristen, mit Ausnahme Mark Twains, bedienen sich zur Erhöhung ihrer komischen Wirkungen der Kakographie, d. h. einer absichtlich entstellten Orthographie, wie sie eben nur im Englischen möglich ist, einer Sprache, in der „im Lauf der Zeit der Laut sich von der Schrift so weit entfernt hat, daß die Aussprache einer Uebereinstimmung mit der Schreibung in auffallender Weise ermangelt." — Klaus Groth, der augenblicklich mit dem Niederschreiben seiner Lebenserinnerungen beschäftigt scheint, giebt in Nr. 48 einiges aus seinen „Lehr- und Wanderjahren" zum besten. Er erzählt von seinem Aufenthalt in Bonn (1844/45), wo er mit Otto Jahn, Welcker, Simrock, Arndt u. a. verkehrte. Vor seinem Besuch bei Arndt hatte Jahn ihm gesagt: „Nehmen Sie sich in Acht, der Alte hat die Beintheorie; wenn ihm Ihre Beine nicht gefallen, sind Sie verloren." Groth war nicht sehr gutes Muts, denn mit der Magerkeit und Länge seiner Beine war „kein Staat zu machen." Aber Arndt war gleich so liebenswürdig, daß er die Beintheorie schon vergessen hatte, bis ihm der Alte plötzlich mit der Faust aufs Bein schlug und ausrief: „Das sind noch einmal ein paar ordentliche, lange dithmarscher Beine! Ja, mager müssen wir sein und bleiben! Wie würde es sich schicken, wenn wir einen Bauch hätten!"

Die Gesellschaft. Heft XXII. Den jungen wiener Lyriker Paul Wilhelm, dessen Bild das Heft begleitet, charakterisiert Karl Bienenstein in einem Essai als einen „Dichter des Vergehens, des Sterbens", der gleich Arnold Böcklin „sein Ohr den Klängen des Todes zuneigt, während sein Auge in heiliger Trunkenheit an der Schönheit der Erde hängt." Bisher liegen die Sammlungen „Dämmerungen" und „Welt und Seele" (1898; besprochen im 1. Heft des L. E.) von ihm vor. — Das Heft enthält ferner die Fortsetzung der mit großer Schärfe geschriebenen Artikelserie „Aus Oesterreich. Politische Skizzen von einer Frau", eine Studie über die moderne Baukunst von M. G. Conrad, eine begeisterte Würdigung des Buches „An der Wende des Jahrhunderts; Kanzelreden über die sozialen Kämpfe unserer Zeit, gehalten in der St. Martinikirche zu Bremen vom Pastor Dr. A. Kalthoff", sowie zahlreiche poetische Beiträge.

Die Grenzboten. Die vielbesprochene Flugschrift von Veremundus über die katholische Belletristik, die in der kurzen Zeit ihres Erscheinens in mehreren tausend Exemplaren abgesetzt worden ist, findet auch hier eine eingehende und im ganzen lebhaft zustimmende Beurteilung (Nr. 47). Sie wird als ein weiteres Anzeichen dafür angesehen, daß sich die unabhängig denkenden Katholiken von der klerikalen Bevormundung freizumachen trachten. „Wird auf dem hier eingeschlagenen Wege fortgeschritten, so ist zu hoffen, daß der jetzt schlummernde Edelsinn in den Reihen unserer katholischen Deutschen zu neuem Leben aufwache und mit uns andern arbeite an der gemeinsamen Kultur, auf dem gemeinsamen Wurzelboden des Vaterlandes." Zugleich wird gegen die verschiedenen Auslassungen der katholischen Presse, speziell gegen den Artikel des Jesuitenpaters Gietmann polemisiert, dessen wir im „Echo der Ztgn." (Heft 21 Spalte 106 f.) bereits gedacht haben. Weiteres zu diesem Thema s. unter „Stimmen aus Maria Laach." — Eine Anzahl nordischer Erzählungswerke aus den Verlagen von F. W. Grunow und Georg H. Wigand, darunter die erdfrischen Bauerngeschichten „Ueber den hohen Bergen" von Björnson, werden in Heft 48 besprochen. Ferner beschäftigt sich hier ein Artikel mit der neuen Monographie über Praxiteles von Wilhelm Klein (Leipzig, Veit & Co.), dem prager Professor für Archäologie. Von Praxiteles hatte man nicht viel mehr als den Namen gewußt, bis im Mai Mai 1877 zu Olympia der seitdem populär gewordene Hermes-Torso aufgefunden wurde. Alle Versuche seither, noch ein zweites echtes Praxiteleswerk zu entdecken, haben bisher noch zu keinem greifbaren Resultat geführt.

Internationale Litteraturberichte. In Nr. 24 spricht Erich Rena über zwei moderne Novellistinnen, Marie Janitschek und Anselm (Selma) Heine, die er beide bewundernd auf gleiche Höhe stellt. — Dr. Adolf Kohut setzt seine Mitteilungen aus dem ungedruckten Brief-

wechsel Karl Becks, des heute bei uns ziemlich vergessenen Lyrikers aus dem einstigen „jungen Oesterreich“, fort.

Die Kritik. Nr. 170. Prof. Max Schneidewin tritt dafür ein, das Hoffmannsche „Deutschland, Deutschland über alles“ als Nationallied abzuschaffen, da es — wie er in einer Einzelkritik des Textes nachzuweisen strebt — „für ein tieferes Nachdenken und Gefühl zu große Anstöße bietet, als daß es die große Rolle, die es bei allen unseren patriotischen Festen allmählich gewonnen hat, zu spielen berechtigt wäre.“ Ein Ersatz sei dringend zu wünschen. — Aus demselben Hefte notieren wir einen Angriff von Johannes Schlaf auf Adolf Sterns bekannte Fortsetzung zu Vilmars Litteraturgeschichte, die soeben in neuer 24. Auflage erschienen ist. Schlaf bemängelt die Behandlung, die Stern der „Moderne“ widerfahren lasse.

Der Kunstwart. Das 2. Novemberheft enthält u. a. eine kritische Besprechung von Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“, in der Adolf Bartels es mit Betrübnis konstatiert, „daß Hauptmann auch mit diesem Werke nicht aus dem Kreise des naturalistischen Volksstücks zur bürgerlichen Tragödie emporgekommen ist.“ Eine innere Notwendigkeit, den Stoff als Drama zu gestalten, bestehe nicht, er hätte ebenso gut wie der „Bahnwärter Thiel“ in erzählender Form gegeben werden können. — Ein Artikel „Die Theaterbörse“ beschäftigt sich eingehend mit dem Theateragentenwesen, diesem gefräßigen Parasiten der deutschen Bühne, gegen dessen schlau eingerichtetes Ausbeutungssystem sich bisher alle Abschüttelungsversuche seitens der zinspflichtigen Bühnenkünstler wirkungslos erwiesen haben.

Das Magazin für Litteratur. In Nr. 47 und 48 finden wir den in der Bühnenchronik dieses Heftes besprochenen Einakter „Der Fremde“ von Otto Erich Hartleben abgedruckt. Hans Benzmann widmet den Dichtungen von Wilhelm v. Scholz („Hohenklingen“) und Gustav Renner („Neue Gedichte“) je eine Studie. — In einem Artikel „Eine berühmte Dichterin“ von J. Elb muß sich die bekannte patriotische Prologdichterin des Ruhr- und Rheinlandes, Johanna Baltz, recht böse Dinge über die Art sagen lassen, wie sie zu ihrem dichterischen Ruhme gelangt ist. Diesen „Ruhm“ scheint der Verfasser indessen doch zu überschätzen: außerhalb des Ruhrkohlenreviers wissen nicht viel Leute davon.

Monatsblätter. Organ des Vereins „Breslauer Dichterschule“. 24. Jahrgang. Das 11. (November-)Heft ist dem verstorbenen Max Heinzel gewidmet (L.E. Sp. 259), über den es ein Trauergedicht und einen Nekrolog mit Wiedergabe der schlesischen Zeitungsstimmen auf seinen Tod bringt. — Ein anderer Artikel gilt dem breslauer Schriftsteller Gustav Adolf Weiß, der sich als Lyriker und Verfasser einer „Chronik der Stadt Breslau“ verdient gemacht hat. Anläßlich seines 60. Geburtstages hat ihm kürzlich die breslauer Stadtverwaltung ehrenhalber ein Jahresgehalt ausgesetzt.

Die Nation. Die dichterische Entwicklung des heimgegangenen Conrad Ferdinand Meyer zeichnet (in Nr. 10) Richard M. Meyer in großen Linien. „Gottfried Keller, der andere große Züricher, hat immer etwas Kleinbürgerliches, fast etwas Bäuerisches behalten; Conrad Ferdinand Meyer vertritt in seiner litterarischen Erscheinung das städtische Patriziat so rein wie kaum ein zweiter Autor. Reicher, saftiger, ursprünglicher floß dem Sohn des armen Drechslers die dichterische Ader; in künstlerischer Durchbildung blieb ihm der Nachkomme einer alten, in befestigtem Wohlstande dahinlebenden Familie überlegen. Sie liebten sich nicht sehr, weder als Menschen, noch als Künstler; aber sie waren in beiderlei Hinsicht zu bedeutend, um sich nicht mit Hochachtung zu betrachten. Und, was merkwürdig genug ist: der strengere Künstler hat auf das größere Genie Einfluß geübt, während das Umgekehrte sich nicht beobachten läßt. Kellers letzte und beste Balladen, wie „Der Narr des Herrn von Zimmern“ und der „Has von Ueberlingen“ stehen unter der Wirkung von Meyers Balladen. Dieser aber ist allzeit streng und gerade den Weg geschritten, den seine Natur ihm vorschrieb .... Er war ein eigenwilliger Aristokrat in der exklusiven Stoffwahl, wie in der überfeinen Formgebung. „Brokat“ nannte Gottfried Keller die Arbeiten seines Nebenbuhlers; aber im Brokatkleid kommt man nicht so weit im Land herum, wie im grauen Jagdrock.“

Nord und Süd. Ein Teil des Dezemberheftes gehört Maurice Maeterlinck, dessen Bild sich hier in einer vortrefflichen Radierung findet, dazu ein Abschnitt aus seinem neuesten Werke „La sagesse et la destinée“, einige Gedichte in fließender Uebertragung von Sigmar Mehring und ein Essai über „Maurice Maeterlinck und der Mystizismus“ von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski, der in eben dem neuesten Werke des vielgenannten Belgiers die entscheidende Wendung seines Schaffens von der Mystik zur Realität sehen will. — Helene Zimpel (Breslau) schließt sich in einer Studie über Heinrich von Kleist und die beiden ihm von Eugen Wolff zugeschriebenen Lustspiele rückhaltlos und mit verstärkten Argumenten der Ansicht an, die schon im Juli d. J. Dr. Spiridion Wukadinović in der „Allgemeinen Zeitung“ vertreten hatte: daß nicht Kleist, sondern sein Freund Ludwig Wieland der Verfasser der beiden 1802 anonym bei Geßner in Zürich erschienenen Lustspiele „Das Liebhabertheater“ und „Coquetterie und Liebe“ sei. — Eine anregende ethnologische Plauderei von Hermann Hirt (Leipzig) geht näher auf die Merkwürdigkeit ein, daß in unserer Zählweise zwei Zahlensysteme sich verbunden haben: das indogermanische Zehnersystem und das babylonische Zwölfersystem (das in unseren Monats-, Stunden- und Minutenzahlen steckt); ferner wird die mystische Bedeutung der Drei- und Neunzahl im Volksglauben erörtert. — Belletristische Beiträge: A. von Hollmann (Dresden): „Miß Anna-Belle“, Roman (Schluß). — Marga von Rentz (Breslau): „Christkind“ (Novelle). — Gustav Jäger (Berlin): „Pan“, dramatisches Gedicht.

Stimmen aus Maria Laach. Katholische Blätter. Das letzte 10. Heft des Jahrgangs bringt die erwartete Antwort auf die Schrift von Veremundus „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?“ Die 25 Seiten lange Erwiderung rührt von W. Kreiten S. J. her, den Veremundus in seiner Broschüre besonders angegriffen hatte, und enthält insofern eine Ueberraschung, als Kreiten darin das Recht für sich in Anspruch nimmt, schon neun Jahre vor Veremundus, im 36. Bande der „Stimmen“, auf die von diesem gerügten Mängel der katholischen Belletristik hingewiesen zu haben, im besonderen auf „die zunehmende Mittelmäßigkeit und den anwachsenden Dilettantismus“, „den Mangel an Interesse, den das katholische Publikum der katholischen Litteratur entgegenbringe“, und auf die Thatsache, „daß die Durchschnittsproduktion katholischerseits nicht auf jener Höhe der Bildung stehe“, wie es erwartet werden dürfte. Veremundus habe aber diese unzweifelhaft richtige These „mit sehr vielen unhaltbaren und bedauerlichen Dingen, besonders aber mit einer sehr bedenklichen und geradezu falschen Anklage verquickt“, der Anklage nämlich wider die klerikale Bevormundung des katholischen Lesepublikums. Gegen die Behauptung, daß die katholische Männerwelt sich für Belletristik gar nicht interessire, führt Kreiten Sätze aus dem Artikel Rudolfs v. Gottschall in Heft 1 des „Litt. Echo“ zum Beweise dafür an, daß dieser Mangel an Interesse nichts spezifisch katholisches sei und vertheidigt dann eingehend die angefochtene Berechtigung des Priesters zur litterarischen Kritik. „Die Geistlichen haben nie ein Monopol der Kritik beansprucht und haben teilweise nur allein geredet, weil andere eben schwiegen. Jede ernste Bundesgenossenschaft wird ihnen erwünscht sein, aber sich selbst zum Stillschweigen verurteilen lassen sie sich bis auf weiteres nicht. Sie haben das Recht und teilweise auch die Pflicht mitzusprechen.“ Im übrigen vertritt die entschieden, doch maßvoll gehaltene Entgegnung den priesterlichen Standpunkt, daß Kunst und Moral und

somit auch Kunst und Religion innerlich untrennbare Dinge seien.

Die Umschau. In Nr. 49 nimmt W. Fred bei Besprechung des neuesten Romans von Mrs. Humphry Ward Gelegenheit, vom englischen Roman überhaupt und dem niedrigen Stand seines künstlerischen Gehalts zu sprechen. „Es ist sicher, daß man in England mehr liest, oder daß wenigstens mehr Leute lesen, als in Deutschland oder Frankreich. Während bei uns nur bestimmte soziale Schichten Belletristik lesen und insbesondere die Männer den geringsten Teil des Lesepublikums ausmachen, liest in England alles. So entsteht eine große Nachfrage nach immer neuer Tageslitteratur und jene Arten von Dichtung, die ewige Gedanken behandeln, finden im Gedränge des Marktes keinen Absatz. Dazu kommt dann das Bedürfnis nach stetiger Aktualität. Deshalb werden auch Tagesereignisse jeder Art immer in einer ganzen Reihe von Romanen ihren Ausdruck finden . . . Wenn man das rein Aeußerliche betrachtet, so erkennt man, daß die Engländer einen Band von 600 Seiten mit einem Stoff füllen, den ein Deutscher oder Franzose in 200 erschöpft hätte (d. h. heutigentags! Die Zeit der drei- bis sechsbändigen Romanungeheuer liegt doch erst recht kurz hinter uns. D. Red.). Dabei ist diese Breite der Diktion nicht etwa veranlaßt durch eine starke Psychologie, sondern durch einen übermäßigen Hang zur Beschreibung . . . Immer mehr hat sich die englische Romandichtung zur Tendenzpoesie herangebildet. Wie in den Zeiten von Dumas fils und Sardou in Frankreich auf dem Theater, so wird jetzt in England mit dem Romane „um Thesen gestritten". Ein solcher religiöser Thesenroman war der ungeheuer vielgelesene „Robert Elsmere" von Mrs. H. Ward, worin zum ersten Male der Versuch gemacht wurde, das religiöse Leben in England darzustellen. Auch ihr neuester Band „Hellbeck of Bannisdale" behandelt eine religiöse Frage, nämlich die: ob ein protestantisch erzogenes Mädchen mit einem katholisch-gläubigen Manne glücklich werden könne.

Die Zukunft. Nr. 9. Mit dem Rüstzeug moderner Wissenschaftlichkeit untersucht Karl Ludwig Schleich die „Psychophysik des Humors" in einem sehr scharfsinnigen und gut disponierten Aufsatze. Er giebt zunächst die rein physiologisch-funktionelle Definition des Lachens und seiner Entstehung, um auf dieser Basis dann zu der Psychologie des Humors vorzudringen. Für den letzteren Punkt führt er aus einem vor drei Jahren in der „Revue d. d. mondes" erschienenen Essai „Pourquoi rit-on?" von Mélinand die treffende Formulierung an: Lachen erzeuge das, was von der einen Seite betrachtet wunderbar, phantastisch, ungewohnt, illusionistisch, und von der andern Seite lange gewohnt, ganz natürlich, familiär und alltäglich sich präsentiere. Der Humor als solcher erscheint ihm im allgemeinen „als eine besondere Disposition zu gleichzeitiger Betrachtung der Welt und ihrer Erscheinungen von zwei Seiten." Die einzelnen Formen der Humoräußerung werden dann besprochen, der Kalauer und sein vornehmerer Zwillingsbruder, das Bonmot, das Paradoxon und das Aphorisma, die humoristische Novelle und der humoristische Roman. Daß die obszönen Witze meist die witzigsten sind, kommt daher, „daß die prüde Verhüllung aller, auch der natürlichen und an sich nicht obszönen Realitäten es dem Spötter so leicht macht, die Idee der guten Sitte und das Bedürfnis der Natur in eine Art sensationeller, rasch überrumpelnder Konflikte zu bringen." — Ueber den Mörder Luccheni sprechen sich von ihrem Standpunkt im selben Hefte Cesare Lombroso und die Sozialistin Oda Olberg aus. — In Heft 10 äußert sich Prof. Rudolf Eucken (Jena) über „die moralischen Triebkräfte im Leben der Gegenwart", und Leo Tolstoi eifert von neuem wider die Völkerpest des Alkoholismus.

Aus den illustrierten Familienblättern, die im allgemeinen von unserer Litteratur nicht viel wissen wollen, notieren wir an litterarischen Beiträgen einen Essai von Rudolph Genée über den „alten Gubitz" (Velhagen & Klasings Monatshefte, Heft 4), bei dem Genée selbst einst als Jünger der Holzschneidekunst in der Lehre gestanden hat. Gubitz war bekanntlich ehedem Verleger und Herausgeber des berliner „Gesellschafter", in dem u. a. Heine seine ersten Gedichte veröffentlichte, und späterhin Theaterkritiker der Vossischen Zeitung, ein Amt, an dem er mit mehr Zähigkeit als Glück bis zu seinem 1870 erfolgten Tode festhielt. — Neue Bücher bespricht in dieser Zeitschrift Heinrich Hart. — Die stuttgarter Familienzeitschrift „Ueber Land und Meer", in der gegenwärtig neue Romane und Erzählungen von Heinrich Seidel, Bernhardine Schulze-Smidt und Johanna Niemann im Gange sind, bringt in ihrem 4. Heft ein prächtiges Holzschnittbild von Detlev von Liliencron, zu dem Hans Benzmann die Charakteristik des Dichters geliefert hat.

Oesterreich.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins Nr. 5/6: Hermann Rollett, der Verfasser der „Goethe-Bildnisse" weist auf eine im Besitz des amerikanischen Industriellen und Goetheliebhabers William A. Speck befindliche Goethe-Silhouette von 1786 hin, die man entschieden die lebendigste und sprechendste von allen bisher bekannten nennen könne. Einen noch älteren, ähnlichen Schattenriß von 1774 weist er in Nr. 9 nach. Nr. 5/6 bringt ferner einen Auszug aus dem schönen Vortrage des jüngst verstorbenen Professors Kerner von Marilaun über „Goethes Verhältnis zur Pflanzenwelt". — In Nr. 7 erörtert J. Minor „Goethes Anteil an Lavaters Abraham" und kommt zu dem Schlusse, daß Goethe an dieser Dichtung Lavaters keinen Anteil gehabt habe. Gleichfalls in den Lavaterkreis führt uns S. M. Prem mit seinem kurzen Aufsatze über Bäbe Geßner-Schultheiß, die Goethe in Zürich kennen gelernt hatte und die nachmals eine bedeutsame Rolle in seinem Leben spielte. Den Schluß des Heftes bildet ein ungedruckter, hier im Faksimile mitgeteilter Brief Goethes an den Geh. Rat von Voigt aus Anlaß des ihm (Goethe) verliehenen österreichisch-kaiserlichen Leopoldsordens und ein Schreiben Eckermanns an Auguste Kladzig. — Nr. 8 und 9 sind sehr reich an Handschriftenproben. C. A. Burkhardt setzt seine Veröffentlichungen: „Zur Kenntnis der Goethe-Handschriften" fort, und aus Grillparzers Selbstbiographie ist der Abschnitt, in dem er von seinem Besuche bei Goethe erzählt in der Handschrift reproduciert. Albert Tursky erläutert die bisher unverstandene Anspielung in den „Mitschuldigen" auf den „Fünfundvierziger".

Heimgarten. Ueber Hermann Gilms bekanntestes Gedicht „Allerseelen" spricht im November-Heft Victor Feldegg und weist die Entstehung aus dem Verhältnisse des Dichters zu Sophie Petter nach, der Heldin der „Sophienlieder", in die auch das Gedicht „Allerseelen" vom Dichter eingereiht wurde. — Sehr hübsch ist die Autobiographie „Wie ein steirisches Kleinbauern-Dirndl Dichterin wurde", von Rosa Fischer. Weniger Dichter Selbstbekenntnisse sind schlichter und rührender erzählt, als das dieser Kleinhäuslerstochter aus Hartberg, die kein Geringerer als Ludwig Anzengruber, der tiefe Kenner des tiroler Völkleins, entdeckt hat. Der Brief, mit dem er als Redakteur des „Figaro" ihre Einsendungen beantwortet, zeigt, wie ernst der Dichter seine Aufgabe als Herausgeber eines Blattes betrachtet hat, mit welch liebevoller Sorgfalt er den gewiß auch nicht spärlichen Einlauf prüft, der Individualität des Autors nachgeht, und mit welch inniger Teilnahme er die Entwicklung seines dichterischen Pflegekindes verfolgt. Als sie ihn einmal in einem Briefe mit „Herr Doktor" statt „lieber Herr" tituliert, ist er lange Zeit verstimmt. — In den Betrachtungen an der Totenbahre Bismarcks bewundert auch Rosegger den Schöpfer der deutschen Einheit. Es freut ihn, daß Bismarck nicht bis zu seinem Lebensende der Mächtige von der Wilhelmstraße blieb, daß er auch einmal der Weise vom Sachsenwalde wurde.

Die Wage. In Heft 48 beanspruchen die „Heine-Apokryphen“ von Gustav Karpeles das Hauptinteresse. Karpeles führt uns in die heute längst vergessene Geschichte der Heine-Fälschungen, Nachahmungen und Bearbeitungen. Kein Dichter hat deren so viel erfahren als Heine. So hat ein Friedrich Steinmann eine ganze bändereiche Heine-Litteratur, Gedichte, Briefe, satirische Epen auf den Markt gebracht, in denen kein Wort von dem Dichter selbst herrührte! In dem Kampfe um die Aufdeckung dieser Fälschungen haben sich Gustav Kühne und Adolf Strodtmann in den sechziger Jahren besondere Verdienste erworben. Schon vorher haben aber Freunde und Verwandte Heines seine Lyrik nicht in böswilliger Absicht travestiert und manches von diesen Gedichten hat sich dann lange unter seinem Namen fortgeerbt, so seines Vetters Hermann Schiff oder Josef Lehmanns spöttische Liederpointen wie etwa folgende:

Nun sing ich bei nächtlicher Lampe
Den Kummer, der mich traf
Er ist bei Hoffmann und Campe
Erschienen in Klein-Oktav.

oder:

Die Träume sind verflogen,
Erstorben der Jugendmut,
Mein Glaube hat mich betrogen
Der Magen allein ist noch gut.

Sehr wichtig ist auch ein Aufsatz, den Nikolaus Golant über Michael Bakunin, den Apostel der Weltrevolution, veröffentlicht. Er deckt die interessanten Beziehungen Bakunins zu Herzen, Murawiew und andern auf, er zeigt den Hohepriester des Anarchismus in seiner Ueberzeugungslosigkeit, seiner Herrschsucht, dem Schwanken oder vielmehr Fehlen ethischer Grundsätze, das ihn trotz des gegebenen Ehrenwortes eine abenteuerliche Flucht aus Sibirien wagen läßt, die, wie in sibirischen Archiven neu aufgefundene Akten zeigen, eigentlich nur durch den Bureaukratismus der russischen Behörden ermöglicht wurde. Mit Recht sagt ein berühmter französischer Revolutionär über Bakunin: „Quel homme! Quel homme! Am ersten Tage einer Revolution ist er ein Schatz, am zweiten verdient er, erschossen zu werden!“ — Ueber Wesen und Entwickelung der Operette berichtet Rudolf Lothar.

Wiener Rundschau. Heft 1. Mit dem neuen, dritten Jahrgang hat die Wiener Rundschau einen neuen Herausgeber erhalten. An Stelle Gustav Schönaichs tritt Constantin Christomanos, der bekannte frühere Lehrer der österreichischen Kaiserin, in die Redaktion der Zeitschrift, die auch äußerlich jetzt in modern-sezessionistischem Gewande erscheint. Arthur Eloesser, ein deutscher Litterathistoriker, der in Paris lebt, spendet einen Aufsatz „Das Tagebuch eines Bettlers“, in dem er den zeitgenössischen französischen Mystiker Léon Bloie zu charakterisieren sucht. Seine Stelle hat er zwischen Barby d'Aurevilly und Hello. Seine Bücher sind „Le Désespéré“, das seine Jugend erzählt, „Sueur de sang“, ein Band Novellen aus dem deutsch-französischen Kriege, und „Le Mendiant Ingrat“ (Journal de l'Auteur 1892—1895), das Tagebuch, daß die innere und äußere Geschichte seiner letzten Jahre berichtet. In seinen Werken erscheint er als ein begeisterter Katholik. Jede andere Doktrin als die des Katholizismus sei verwerflich und pervers. Er hat keinen andern Gedanken, keinen Schmerz und keine Freude mit seinem Zeitalter gemein, er kämpft für die katholische Kirche; er schmäht die Zierden des französischen Parnasses, nennt sie eine Bande von Verbrechern und Eseln, Daudet ist ein Copist von Dickens, Zola ein Idiot. — Bemerkenswert sind bisher ungedruckte Aphorismen von Friedrich Nietzsche über Richard Wagner, so insbesondere einer über das falsche „Germanentum“ bei Richard Wagner. „Diese höchst moderne Mischung von Brutalität und Verzärtelung der Sinne und die psychologische Falschheit ist mir ebenso zuwider, wie das falsche Römertum bei David; ebenso wie Walter Scott oder das falsche englische Mittelalter Walter Scotts, das unseren verschärften Sinnen nicht mehr möglich zu ertragen.“

Die Zeit. In einem münchener Brief in Nr. 216 berichtet Ludwig Ganghofer, der Vorstand der münchener litterarischen Gesellschaft über die daselbst veranstaltete Erstaufführung von Hofmannsthals „Der Thor und der Tod.“ Dr. Bruno von Franke-Hochwart beginnt seine Veröffentlichungen über die Beziehungen zwischen Hermann Jellineck, einem der Revolutionäre des Jahres 48, und Amalie Hempel auf Grund unveröffentlichter Tagebuchblätter der letzteren — In Nr. 217 beschäftigt sich Herman Bahr in seinem Aufsatze das „Wort im Drama“ im Zusammenhang mit den jüngsten Litteraturströmungen mit der sonst selbstverständlich klingenden Thatsache, daß das Drama des Wortes nicht entbehren könne, daß es nicht blos Pantomime und Scenarium sein dürfe. Die jungen Dramatiker, vom Lyrischen kommend, hatten das „Wort“ verachtet. Sie haben eine unmittelbare Beziehung zum Leben haben wollen, und das Wort täusche und lüge, mache die unmittelbare Beziehung unmöglich. So schwur man dem Worte ab und kam, den wahren Gedanken extrem verfolgend, zur Pantomime. Die Reaktion, die eintreten mußte, erkannte bald, daß der Schauspieler des Wortes bedürfe, daß es zum dramatischen Wesen selbst gehöre. So probte und experimentierte man herum, alles für die Nachkommen. „Denn“, so schließt Bahr, „Ordnung zu machen sind wir da, dies ist der Sinn unserer Experimente. Später wird man es uns danken, und der Germanist, der sich in 100 Jahren mit einer Dissertation über uns habilitieren wird, wird doch sagen müssen: sie sind mutig und von schöner Unruhe gewesen, sie haben nicht abgelassen, sie haben alles versucht, sie haben vieles gefunden und durch sie erst ist die große Zeit möglich geworden, die nach ihnen aufgebrochen ist. Damit sollen wir zufrieden sein. Mehr ist uns halt nicht zugeteilt.“

Wien. *Arthur L. Jellinek.*

England.

„Das Drama der Ideen“, so betitelt Herr Norman Hapgood in der „Contemporary Review“ seine, das moderne Drama mißbilligende Abhandlung. Er sagt: „Die geniale Conception der dramatischen Fabel ist Alles: denn in ihr sind bereits alle jene abstrakt-philosophischen und moralischen Werte enthalten, die später veräußerlicht und ausgesprochen werden. Die ethischen Tendenzen im „genialen“ Drama sind stets sekundär, sind gewissermaßen nur beiläufig eingestreut. Als Beispiel diene „König Lear.“ Dieses Werk strotzt von philosophischem Gehalt. Aber wem dürfte es deswegen einfallen, nach dem „Sinn“, der Pointe des Stückes zu fragen? Oder wer könnte überhaupt den „Sinn“ des Ganzen fixieren und in kurze Worte fassen? Hingegen kann es nicht schwer halten, den „Sinn“ etwa von Ibsens „Nora“ in wenigen Aphorismen zureichend darzulegen. Warum? Weil Bühnenwerke dieser Gattung auf eine Pointe direkt angelegt sind. Solches ist nicht der Fall bei Werken erster Größe, wie „Lear“, „Macbeth“, „Hamlet“, „Julius Cäsar“ oder „Othello“. Bei letzteren empfindet man erstens alle philosophischen Erkenntnisse und Maximen überhaupt nur als Details der Handlung, nicht als Hauptsache; und zweitens flutet die Handlung stets breit und majestätisch über den dargestellten „individuellen Fall“ hinaus. So gipfelt z. B. der „Fall Hamlet“ in etwas Größerem, Typischem, das mit Fortinbras abschließt. Bei dem „intellektuellen“ Dramatiker aber, dem älteren „sozialen“ Ibsen z. B. schnappt die Handlung mit der letzten Katastrophe kurz ab. Hierdurch wird die Pointe des Stückes scharf accentuiert, — auf Kosten des breiten Ausklingens und des Eindrucks höchster künstlerischer Objektivität. Siehe „Baumeister Solneß“, „Hedda Gabler“ 2c. Zum Schluß weist Hapgood noch darauf hin, daß typische, allgemeinmenschliche Tragödien nur von großen Charakteren getragen werden können; daher sei der Versuch, die Tragödie auf kleinliche Naturen aufzubauen, ein künstlerischer Fehltritt. Diesen Fehltritt habe Ibsen z. B. in „Hedda Gabler“ gemacht. Hedda sei ein so beschränkter

Charakter, daß ihr Lebens-Drama nicht als Tragödie, sondern höchstens als ein individuelles „Mißgeschick“ empfunden werden könne. Als Charakter gehöre sie in die Komödie. Im Uebrigen meint der Autor: Ibsen sei ein derart genialer Dichter, daß seine dramatischen Fabeln trotz der philosophischen Abstraktionen ihre Wirkung nicht verfehlen könnten.

Einen kuriosen Bericht über die Eheschließungsgebräuche der irischen Bauern liefert M. Macdonald in „Macmillans Magazine“. Oft arrangieren Eltern die Ehe für ihre Kinder, während diese selbst noch ganz klein sind. Es wird bei solchen Gelegenheiten tapfer gefeilscht, wie groß das Erbteil des Sohnes (in Land), oder die Mitgift der Tochter (in Geld) sein soll. Da ruft dann wohl einer oder der andere: „Meiner Seel', sag' noch hundert Pfund, und du kannst den Kleinen (resp. die Kleine) zeichnen!“ — Beim Ankauf von Vieh wird nämlich letzteres durch den neuen Besitzer mit Koth „gezeichnet“! Dank dem zärtlichen Sinn der Irländer soll die Mehrzahl der so geschlossenen Ehen glücklich werden. Untreue kommt selten vor.

Chambers Journal beschreibt den Eindruck eines Stiergefechtes in Frankreich (Bayonne) auf englische Touristen. Der Autor sagt: wer, gleich mir, dieses Schauspiel mitangesehen hat, der braucht weiter keine Belehrung darüber, warum die lateinischen Rassen den anglo-germanischen unterliegen müssen. Das tapfere Publikum brach einmal nach dem anderen in frenetischen Jubel aus beim gräßlichen Schinden von sechs Ochsen und mehreren Pferden, denen die Gedärme aus dem Leibe heraushingen. Marineoffiziere waren zugegen, und spanische und russische Flaggen wehten lustig neben den vaterländischen in dem für solch edlen „Sport“ eigens erbauten Amphitheater.

London. *James Grun.*

Italien.

In den beiden Novemberheften der Nuova Antologia setzt der Deputierte L. Pullè seine „Vaterländischen Erinnerungen an Kriegsmänner, Litteraten und Bühnenleute fort, in denen u. a. G. Battaglia, A. Ponti, Raff. Barbiera, E. Fano, Adelaide Ristori, C. Blasis, G. B. Rubini, G. Prati in charakteristischen Zügen uns vorgeführt werden. — Edmondo De Amicis bewährt seine Meisterschaft der Milieu- und Charakterschilderung in äußerst stimmungsvollen turiner Straßenbildern, „November“ betitelt und einem soeben bei Treves erscheinenden Buche „La carozza di tutti“ („der Omnibus“) entnommen. Angehende Feuilletonisten können dadurch zu dem Glauben verführt werden, daß man nur ein paar Fahrten in der Pferdebahn zu machen brauche, um viele Spalten mit unterhaltenden und ergreifenden Federzeichnungen füllen zu können. An einigen Stellen verrät es sich, daß die Scenen nicht durchweg beobachtet sind; aber stets fesseln sie durch innere Wahrheit, Ungesuchtheit und Gefühlsinnigkeit. — Ugo Ojetti erzählt von einer Reise in den Vereinigten Staaten und von den sonderbaren Begleiterscheinungen des Krieges mit Spanien; den Charakter der Yankees und ihres öffentlichen Lebens weiß er mit scharfen Strichen zu kennzeichnen. — Im zweiten Novemberheft ist die auf der Versammlung der „Dante-Alighieri-Gesellschaft“ zu Turin gehaltene Rede des Senators Villari abgedruckt. Sie beschäftigt sich mit den Fortschritten des Deutschtums in Südtirol und stellt es als Aufgabe der — unserem deutschen Sprachverein entsprechenden — Gesellschaft hin, unter Enthaltung von irredentistischen Bestrebungen namentlich im deutschen und slavischen Grenzgebiete italienische Sprache und Kultur zu schützen. — Eugenio Chechi, der gegenwärtige Chefredakteur des römischen „Fanfulla“, der neuen Aufschwung zu nehmen bestimmt scheint, plaudert geistvoll über den von ihm mit entdeckten und berühmt gemachten Pietro Mascagni aus Anlaß der Première der neuen Oper „Iris“, deren von Illica verfaßtes Textbuch Valetta bespricht. — Die mit männlichem Stile ausgerüstete Tochter des früheren Ministers und Rechtsgelehrten Mancini, Grazia Pierantoni, beginnt eine Studie über Cyrano de Bergerac als Dichter und Philosophen. — Die Poesie ist im ersten Hefte durch acht Sonette Giovanni Cenas, im zweiten durch „Alpenidyllen“ Giosuè Carduccis vertreten. Jene machen ihrem Titel „Rebellionen“ alle Ehre; es sind Zorn- und Racheschreie eines mit der Welt Zerfallenen von solcher Selbstüberhebung, daß man verführt wird zu fragen: „Warum bei so titanenhaftem Thatendrang nur Sonette schmieden?“ Der Weltweise Carducci hat von der Natur und den Menschen in den Thälern von Piemont, im Angesichte des Monte Rosa etwas ganz anderes gelernt:

„. . . Hell leucht's aus tiefem Thal herauf; so werde
Mein Herz nun stille. Still, mein Herz! Es ist ja
So kurz das Leben und so schön die Erde.“

Das 3. Heft der Rivista Moderna beginnt mit einem Artikel Max Nordaus über die alternierenden Geschmacksperioden, in dem das Sinken und Wiedersteigen der Schätzung von Kunst- und Dichtwerken in Perioden von je 30 Jahren auf den Wandel der Generationen zurückgeführt wird. — L. Roncoroni schildert an der Hand der Glasenapp'schen Lebensbeschreibung und der „Gesammelten Schriften“ Richard Wagners Lebens- und Kunstfehden mit Hervorhebung der physischen und psychologischen Elemente, die zur Erklärung seiner Eigenheiten dienen können. — Eine Novelle von L. Natoli „Il più forte“ (Der Stärkere) behandelt das Problem des Kampfes zwischen einer Liebe und den religiösen Vorurteilen im Herzen eines weltfremd und überfromm erzogenen, durch die pietistische Umgebung beherrschten zarten Mädchens, dem die Einschüchterung und die Kasteiungen den Tod bringen.

In Nr. 40 des der Moderne in Schrifttum und Kunst gewidmeten florentinischen Wochenblattes „Marzocco“ kämpft Giuseppe Lipparini mit durchaus nietzschischen Argumenten für „das Heroische“ im Leben, d. h. für einen Kultus der körperlichen Kraft, Schönheit und Energie als Grundlage aller höheren Vollkommenheiten und als Gewähr der Lebensfreude, die der eigentliche Zweck des Lebens sei. „Der Mensch soll sich selber auf jede Weise zu erhöhen, sein geistiges und leibliches Dasein so intensiv zu machen streben, daß diese Intensität zu einem unerschöpflichen Quell der Freude wird.“ Fort mit dem Streben nach gemächlicher Ruhe, nach Frieden und Gleichmaß! nur Kampf, nur Ringen, nur Anstrengung bringt Glück. Fort mit der allgemeinen Gleichheit! Nur das Höhersteigen, das Ueberwinden schafft Genuß. Alles dieses zugegeben, folgt freilich durchaus nicht, wie Lipparini folgert, daß es der Natur und der Moral zuwider sei, „die eigenen Kräfte in den Dienst anderer zu stellen.“ — Als ein „Schauspiel der Kraft und Schönheit“ schildert in Nr. 41 desselben Wochenblattes der Herausgeber Enrico Corradini den „Traum eines Herbst-Sonnenuntergangs“ von D'Annunzio, den er als den Erneuerer der antiken Dichtergröße in Kenntnis des Lebens, Beredsamkeit und poetischer Kraft feiert. — Ugo Ojetti erscheint hier mit einer scharfen Satire auf die „Schule der Gelehrigkeit“ d. h. die überfüllten und trotz der miserabeln Gehälter durch Heere von Anwärtern bestürmten Amtsstuben Italiens; und fast ebenso scharf ist Edoardo Colis Verspottung der Verständnislosigkeit, die noch immer in Italien dem Genius und der Musik Wagners entgegengebracht wird.

Rom. *R. Schoener.*

Russland.

Allgemeines Interesse darf die Meldung der russischen Wochenschrift „Niwa“ (Die Flur) erwecken, daß ihr Graf Leo Tolstoi sein neuestes Werk zum Abdruck zugesandt hat. Der neue Roman Tolstois ist „Wosskressenie“ (Auferstehung) betitelt und wird dem Umfange nach an dritter Stelle unter den Werken des großen Romanciers stehen — nur „Krieg und Frieden“ und

„Anna Karenina" sind umfangreicher. Die Redaktion der „Niwa" versichert, daß dieser neue Roman an Frische der Empfindung, geistiger Tiefe, großartigem Realismus und an Kraft und Wahrheit der Schilderung den besten Werken Tolstois nicht nachstehe. — Sämtliche russische Revuen gedenken in warmen Nachrufen des kürzlich verstorbenen bedeutendsten Lyrikers Rußlands aus der nachpuschkinschen Zeit, Jakob Petrowitsch Polonski. Polonski war im wahren Sinne des Worts ein „edler Sänger". Reiner Schönheit voll sind seine Lieder, in denen er gleichermaßen formvollendet seelische Zustände seines Volkes wie die von ihm so heiß geliebte Landschaft der heimatlichen Erde ausmalt. Ein warmherziger Schilderer der Armen und Elenden und ihres kalten, öden Daseins, fand Polonski herzzerreißende, wahre Töne in seinen Bildern aus der leidenden großen Masse des Volkes. Liebe und Mitgefühl zur Menschheit geht durch alle seine dem Russen so vertraut gewordenen Dichtungen, wie denn auch diese große Menschenliebe der Grundzug seines Wesens als Mensch war und es bewirkte, daß an seiner Bahre die ganze intelligente Gesellschaft einmütig trauernd steht, denn Polonski hatte keine Feinde. Mit ihm ist der letzte intime Freund Turgenews ins Grab gestiegen, es ist anzunehmen, daß in seinem Nachlasse sich interessante Briefe Turgenews finden, deren Veröffentlichung man erwartet.

Bekannt ist es, daß die großrussische Litteratur wenig Sympathie für die kleinrussische hat, während im kleinrussischen Volke eine beachtenswerte litterarische Thätigkeit sich zu regen beginnt. In der Zeitschrift „Kiewskaja Starina" erinnert nun Daschkewitsch daran, daß genau ein Jahrhundert seit dem Erscheinen von Kotljarewskis kleinrussischer Aeneïde verflossen ist, dem breit angelegten burlesken Volksepos der Kleinrussen (s. unten unter „Kleinrußland"). Kotljarewskis Aeneïde ist natürlich von den in anderen europäischen Litteraturen vorhandenen Parodien auf das Virgil'sche Poem beeinflußt worden, doch bietet sie noch heute eine vorzügliche Charakteristik des kleinrussischen Geistes, der Traditionen und Bestrebungen des kriegerischen Kosakentums der Ukraine und prächtige Sittenschilderungen aus dem Leben der Kleinrussen. Es berührt jedenfalls angenehm, in einem russischen Journal eine so rückhaltlose Würdigung Kotljarewskis zu finden.

Besonders reichhaltig ist seit jeher die russische Memoirenlitteratur gewesen und auch in den großen Revuen wird sie mit Eifer gepflegt. So werden jetzt in der „Russkaja Starina" die Memoiren Borowkows und die historisch sehr interessanten Erinnerungen des Polen Tschaikowski aus der Zeit des Krimkrieges veröffentlicht. Dasselbe Journal setzt noch immer die Geschichte der Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland im 19. Jahrhundert fort, die in höchst unparteiischem und deutschfreundlichem Sinne verfaßt ist und daher von anderen russischen Monatsschriften scharf angegriffen wird.

Von den neueren deutschen Romanschriftstellern ist in Rußland nächst Friedrich Spielhagen Georg Ebers der beliebteste. Im „Journal Journalow" findet sich ein sehr warmer Nachruf, der das Talent Ebers in ein ungewöhnlich helles Licht rückt. Auch seine wissenschaftlichen Verdienste werden hervorgehoben, so heißt es u. a.: „Wenn wir jetzt eine Schule deutscher Egyptologie haben, so verdankt die Wissenschaft diese vor allem Georg Ebers." Ebers „Arachne" erscheint zur Zeit im Feuilleton des „Westnik innostrannoi Litteratury" in russischer Uebersetzung. Auch die „Erinnerungen Bismarcks" wird die letztgenannte Zeitschrift in russischer Sprache bringen. In dem letzten mir vorliegenden Hefte dieses „Westnik" findet sich ferner eine schöne Würdigung Theodor Fontanes. „Fontane," heißt es da am Schluß, „idealisiert die Menschen nie, sondern er „vermenschlicht" sie. Aus dieser Besonderheit seines Talents erwächst die Intimität der Figuren, die in seinen Romanen so frappiert. Er liebte die Menschen, er verstand es, die Poesie des gewöhnlichen Lebens zu schauen und sie fröhlich und herzlich seinen Zeitgenossen vor Augen zu führen."

St. Petersburg. *Alexis v. Engelhardt.*

Tschechische Zeitschriften.

Die in dieser Zeitschrift schon vielfach erwähnte Brochüre von Veremundus über die katholische Belletristik wird auch in dem Novemberheft des „Nový život" (Neues Leben) ausführlich excerpiert. Das ist sehr begreiflich, da ja dieses Organ der katholischen Moderne den gleichen Erwägungen sein Dasein verdankt und Zeit seines dreijährigen Bestehens mit denselben Gegnern, den offiziellen litterarischen Verfechtern des Katholizismus, zu kämpfen hat. Nicht blos in ihrem litterarischen, auch in ihrem künstlerischen Teil steht diese Zeitschrift auf dem Standpunkt eines weitgehenden Symbolismus; ihr heimischer Künstler ist der Bildhauer F. Bílek, der in den Spalten des Blattes seine tiefsinnig-unverständlichen, die Sprache mißhandelnden Bekenntnisse niederlegt. — In den letzten Heften der „Květy" (Blüten) teilt F. Holeček seine Reiseeindrücke aus Bosnien und der Herzegowina mit, wobei der alte Kenner von Land und Leuten die Dinge freilich nicht in dem rosigen Lichte sehen will, das in andern Reiseberichten darüber ausgegossen ist. Wenn Holeček mit seinen Beobachtungen und Behauptungen Recht hat, so demonstriert die zwanzigjährige Geschichte der bosnischen Okkupation die Nutzlosigkeit aller Geschichtsschreibung auf drastische Art. Man glaubt, Karl Lamprechts Beobachtungen über den unheilvollen Einfluß des Kontrastes zwischen Geld- und Naturalwirtschaft auf die deutschen Bauern des 15. und 16. Jahrhunderts zu lesen und fragt sich verzweifelt, ob es wirklich nötig ist, daß die alten Mißgriffe und Mißverständnisse in Bezug auf Grundbesitz und Nutzungsrecht sich jetzt bei dem besten Willen, Gutes zu stiften, wiederholen. Diesen guten Willen erkennt nun freilich Holeček in den seltensten Fällen an, aber wie es scheint mit Unrecht. Er erweckt überhaupt ganz nutzlos Zweifel an der Objektivität, mit der er den Verhältnissen im okkupierten Land gegenübersteht, durch Stellen, wie die folgende: „Serbisch, fragte der Wirt, diese Sprache kenne ich nicht, falls Sie nicht deutsch zu sprechen wünschen, kann ich mit Kroatisch oder Böhmisch dienen, aber serbisch kenne ich nicht. — Diese Worte sprach er serbisch!" Wenn man nun bedenkt, daß serbisch und kroatisch eine und dieselbe Sprache ist, so begreift man, daß durch einen Satz wie den letzten Holeček sich des Rechtes begibt, über die Narrheit des Gastwirts sich lustig zu machen. Im allgemeinen haben ja die Tschechen den Vorzug, innerslavischen Streitigkeiten mit größerer Unparteilichkeit gegenüberzustehen als irgend ein anderer slavischer Stamm. — In der „Česká Revue" vom November handelt Professor Zucker über strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit und polemisiert dabei gegen mehrere deutsche Juristen; sein Aufsatz gipfelt in dem Vorschlage einer besonderen Justiz für jugendliche Verbrecher, die nach Art der Militärjustiz durch ein „Erziehungsamt" gehandhabt werden soll. — In der ältesten böhmischen Zeitschrift, dem „Časopis Českého Musea" (Museumszeitschrift, 72. Jahrgang) ist ein Heft drei Jubiläen gewidmet. Im selben Jahre, in dem der hundertste Geburtstag Palackys, des Begründers der Zeitschrift, gefeiert wird, feiert der Geschichtsschreiber Prags, W. W. Tomek, seinen achtzigsten und der Gehilfe Palackys, Professor Kalousek, seinen sechzigsten Geburtstag. — Im letzten Hefte behandelt Lisický die Geschichte eines Streites, bei dem vor siebzig Jahren viel Tinte nutzlos verspritzt wurde, des sogenannten „Ypsilonkriegs". Die Reform der tschechischen Orthographie, die die „y" zum großen Teile durch „i" ersetzte, war eine echte Philologenreform, genau den gleichzeitigen Bemühungen Jakob Grimms entsprechend, der durch seine historische Schreibung gleichfalls viele Vereinfachungen erzielte, jedoch zugleich die Orthographie an die Kenntnis der historischen Entwick-

lung der Sprache knüpfte. Dem „Historischen“ Grimms entsprach im Tschechischen das Etymologische, und der Sieg der Reform über die Verfechter des „y“ bewirkte, daß heute eine ganz korrekte Orthographie fast als Zeichen einer bedeutenden Bildung gelten kann. Es giebt jedoch Anzeichen, daß etwa hundert Jahre nach jenem Streite bei fortschreitender Demokratisierung der Litteratur die tschechische Orthographie den damals leider unterlassenen Schritt wird dennoch wagen müssen, nämlich die unbequemen „y“ durchwegs durch „i“ zu ersetzen.

Prag. *Ernst Kraus.*

Bulgarien.

Fast überall in den bulgarischen Zeitschriften trifft man jetzt den Namen Kiril Christoffs, eines jungen Lyrikers, welcher sich in kurzer Zeit durch seine wildleidenschaftlichen erotischen Lieder zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit und Bewunderung gemacht hat. Fast alle bringen Beiträge von ihm oder über ihn. So die vornehme Sofiaer Monatsschrift „Blgarski Pregled“ (Bulgarische Rundschau) im ersten Heft ihres neuen Jahrgangs ein Gedicht, „Im Licht des Mondes“, das die letzten Augenblicke und zauberhaften Visionen eines versinkenden Schiffbrüchigen schildert, im zweiten (Oktober-) Heft einige Stücke aus seiner neuen, in Vorbereitung befindlichen Sammlung „Abendschatten“, so die „Misl“ eines, „Letzter Abschied“, wo der Dichter, froh der gewonnenen Freiheit, sein Scheidewort der Geliebten zuruft, die ihn gequält, seine Jugend verzehrt, der Feindin seines Glücks und seiner Ruhe. Die Philippopeler „Blgarska Sbirka“ bringt eine Uebersetzung von Lord Byrons „Kain“ aus Christoffs Feder, und die in Widin erscheinende „Prag“ (Die Schwelle) einen polemischen Artikel, der sich mit seinen Kritikern beschäftigt. — Im Septemberheft des „Blgarski Pregled“ finden wir ferner u. a. einen würdigen Artikel von B. Tsoneff, dem Hauptredakteur der Zeitschrift, zur Feier des hundertsten Geburtstages des tschechischen Historikers und Politikers Franz Palacky, der sich in seiner Nation den Namen eines Vaters des Volkes erworben, und des gewaltigen polnischen Dichterfürsten Adam Mickiewicz, dessen 100. Geburtstag bevorsteht. Ein zweiter Artikel von E. Georgoff feiert den großen russischen Aesthetiker und Kritiker Belinski, dessen fünfzigsten Todestag in diesem Jahre die liberalen Kreise Rußlands begehen. Dieser Mann, dessen überaus nutzbringendem Wirken für sein russisches Vaterland die Schwindsucht ein frühes Ende bereitete, — er starb im Alter von 38 Jahren — hat durch seine kritische Thätigkeit die russische Litteratur in die Bahnen gelenkt, auf der sie jetzt gleichberechtigt in die Reihe der europäischen Litteraturen eingezogen ist. Nach einer traurigen Jugend frühzeitig in den harten Kampf um das Leben hinausgestoßen, wo er nie ein Sieger wurde, hat er sich durch alle Widernisse sein ideales Streben, seine heiße Liebe zur Wahrheit rein erhalten. Für die ideale Humanität seiner Lebensanschauung charakteristisch sind seine Worte: „Was nützt es mir, wenn die Gesellschaft lebt, während das Individuum leidet? Was nützt es mir, wenn der Genius der Erde im Himmel wohnt, während die Masse sich im Staube wälzt? Was nützt es mir, wenn mir die Welt der Ideen sich öffnet in der Kunst, der Religion, der Geschichte, wenn ich sie nicht teilen kann mit jenen allen, die meine Brüder sein sollen in der Menschheit, meine Nächsten in Christus, die mir aber fremd sind und Feind in ihrer Unwissenheit? Fort mit allem Glück, das nur mir allein erreichbar ist unter Tausenden! Ich will es nicht, wenn ich es nicht teilen darf mit meinen schwächeren Brüdern!“ Diese Auffassung der Welt und des Lebens bestimmte auch seine Richtung in der Kunst. Er verwarf alles Scheinwesen und Unwirkliche und forderte eine reale Kunst, eine Vereinigung von Kunst und Leben. So wurde er, den man auch den russischen Lessing genannt, der Herold des modernen Realismus. — Heft VII der „Misl“ beschäftigt sich in einer sozialpolitischen Revue u. a. mit den Wahlen in Deutschland und giebt einen kurzen Abriß von Bismarcks Leben und Wirken. — Aus dem Oktoberheft der „Blgarska Sbirka“ sei eine kleine Skizze von Nespaloff erwähnt, die sich, in das Gewand einer persischen Erzählung gekleidet, gegen die Gegner der Verschwörung richtet, die den Battenberger vom Throne stürzte. — Heft V der Monatsschrift „Prag“ enthält eine Uebersetzung von Goethes „Trost in Thränen“ und eines seiner weniger bekannten Gedichte aus dem Jugendsingspiel „Erwin und Elmire“: „Sieh mich, Heiliger, wie ich bin“; ferner pädagogische und ökonomische Abhandlungen u. a. m. — Vornehmlich mit national- und sozial-ökonomischen Fragen beschäftigt sich die in Philippopel unter der Redaktion von D. Blageeff erscheinende Monatsschrift „Nowo Wreme“ (Neue Zeit). So bringt Heft 9 dieses Jahrgangs einen polemischen Artikel zur Verteidigung des historischen Materialismus von Dr. K. Rakowski; „Die ökonomischen Folgen des Krieges“ von Novicow, aus dem Französischen übersetzt, daneben belletristische Originalbeiträge und Revuen.

Berlin. *Georg Adam.*

Kleinrussland.

Das Oktober-Heft der in Lemberg erscheinenden kleinrussischen Zeitschrift „Literaturno-Naukowy Wistnik“ bringt die Uebersetzung einer von den in diesem Jahre erschienenen „tartarischen Legenden“ des russischen Novellisten D. Mamin-Sibirjak. Mamin ist eine recht originelle Erscheinung der modernen russischen Litteratur; als Sohn eines uralischen Geistlichen im Jahre 1852 geboren, hat er, nachdem er alle Fakultäten durchgekostet, sein Heil in der Litteratur gefunden, die er mit bemerkenswerten und eigenartigen Schöpfungen bereichert hat. Er schildert in seinen sibirischen und uralischen Erzählungen in vollendeter Form und lebenswahrer Darstellung die noch vom Zauber des Geheimnisvollen und Unbekannten umwobenen weiten Gebiete Sibiriens, vornehmlich des südlichen Teiles, das zum Teil noch wildromantische Leben der Völker jenes Wunderlandes. — Von bedeutendem litterar-historischen Interesse ist ferner ein Artikel von Gricko Kowalenko über Iwan Kotljarewsky, der mit einer Parodie der „Aeneis“, die im Jahre 1798 erschien und in der Sprache des kleinrussischen Volkes geschrieben, unter der antiken Maske kleinrussische Zustände schilderte, der Pfadfinder für die kleinrussische Litteratur geworden ist. Seine „Aeneis“ und seine Volksdramen, in denen ebenfalls das heimatliche Leben zur Darstellung kommt und deren Blüte noch heute nicht verwelkt ist, machten ihn, bevor der neue Stern Szewczenkos erschien, zum populärsten und beliebtesten Dichter der Ukraine, wo seine Werke trotz der ungünstigen äußeren Verhältnisse weiteste Verbreitung fanden und in Abschriften von Hand zu Hand gingen.

Berlin. *Georg Adam.*

Serbien-Kroatien.

Der in Agram erscheinenden Zeitschrift „Prosvjeta“ wird von ihrem serbischen Correspondenten aus Belgrad berichtet, daß einige Slavisten von Ruf in der letzten Zeit ihre Aufmerksamkeit der aufstrebenden serbischen National-Bibliothek gewidmet hatten. Hervorgehoben wird unter Anderem die verdienstvolle Thätigkeit des Docenten der Wiener Universität Dr. M. Murko, der in der Nationalbibliothek Material zu seinem Werke „Der deutsche Einfluß auf die slovenische Litteratur“ sammelte. Auf dieses Werk selbst werde ich bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen. — Zu der bosnischen „Nada“ zieht Professor Vl. Dukat in einem längeren Essay eine Parallele zwischen Byrons „The Corsair“, und einer ähnlichen Erscheinung in der kroatischen Litteratur: Kukuljević's „Gusar.“ Der Verfasser spricht begeistert über Byron, und glaubt die großen Erfolge des genialen Engländers zum Teil auch auf Rechnung dessen setzen zu können, daß seine Werke jener überaus romantische Geist durchwehte, der ein Grundzug seiner Zeit war. Es ist daher nicht zu

verwundern, wird weiter ausgeführt, wenn die typischen Helden Byrons ihren Einzug in alle europäischen Litteraturen hielten, und auch in dem Kukuljeriéschen Werke ist Byrons Einfluß unverkennbar. Der diesem Werke gemachte Vorwurf der Unzulänglichkeit ist indeß unbegründet, da es nicht mit den Prätensionen eines großen Epos auftritt, sondern lediglich das orientalische Milieu der betreffenden Zeit zur Darstellung bringen soll. — Einen interessanten Beitrag zur modernen Frauenbewegung dürfte die Gründung der slovenischen Zeitschrift „Slovenka“ bilden, die auf einem ganz modernen Standpunkt steht, und in ihrem jüngsten Hefte u. a. dem Grafen Tolstoi einen Essai widmet, worin ganz besonders seine litterarische Thätigkeit besprochen und sein, wenn auch vielleicht indirecter Einfluß auf die moderne Frauenbewegung kritisch beleuchtet wird. — Im „Vienac“ findet sich ein größerer Essai über „Cyrano de Bergerac“, worin der kroatische Kritiker den Mißerfolg des Stückes in Berlin (?) und Wien auf Rechnung nationaler Antipathieen gesetzt wissen will.

Wien. *Otto Kraus.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Bergvolk. Novellen von G. v. Berlepsch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898. Preis 2,50 Mark (geb. 3,50).

Madlene. Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Löffler. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1898. Preis 2 Mark (geb. 3.—)

Neben der Litteraturströmung, die aus den Großstädten flutet, fließt noch immer das ansehnliche Bächlein der Dorfgeschichten. Und es giebt Leute, die sich die in jener Strömung und ihrem unvermeidlichen Schlamm etwas schmutzig gewordene Seele mit Vergnügen reinbaden in dem klaren Bächlein der Dorfgeschichte. Nur ist es manchmal so seicht, daß man schwer untertauchen kann, dann auch wieder munter plätschernd und leichte Wellen werfend, wie Berlepsch' „Bergvolk“, selten ein zur Tiefe gestauter See, wie Löfflers „Madlene“.

Die Berlepschischen Skizzen und Novelletten lesen sich alle anmutig und natürlich, sind nicht ohne Humor und zeigen die wahre Natur des Bergvolks irgendwo in den Alpen. Irgendwo! Denn wenn man die Geschichten aus den Bergen liest, und es erscheint deren eine stattliche Anzahl jedes Jahr, so muß man vermuten, daß die Natur überall in den Alpen die gleiche ist, etwa so, wie Berlepsch seine erste Geschichte beginnt: „Ein Bergbach, wild, wasserreich, zieht durch das enge Thal und erfüllt es mit seinem Rauschen. Ueber gewaltige Felstrümmer stürzt und schäumt er in tollen Zügen, in reißenden Strudeln und hochstäubenden Garben dahin. An ebenen Stellen aber, wo mehr Raum ist, wo Bach und Straße sich nicht nur gerade zwischen den Bergen durchzwingen können, fließt das Wasser still und klar, als könnte es kein Hälmlein am Ufer knicken. Vergißmeinnicht blühen hier in hellen Mengen, und die Forellen schießen lustig durch die Wellchen, in denen die Sonne spielt.“ Kann man Allgemeines aus den Alpen allgemeiner schildern?

Und die Menschen scheinen in den Alpen auch überall die gleichen zu sein, wenigstens kehren immer dieselben Stoffe und Probleme wieder — man braucht sie nicht aufzuzählen. Neues ist also wohl schwerlich mehr aus den Alpen herauszuholen, nur die Darstellung könnte hier neues bieten.

Das war offenbar J. H. Löfflers Gedanke, als er seine oberfränkische Dorfgeschichte schrieb.*) Auch hier ist der Stoff nichts neues: zwei trotzige Herzen, die es acht Jahre lang aushalten, bis sie sich endlich ihre Liebe gestehen. Löffler hat die moderne Seelenzerfaserung auf die Dorfgeschichte angewendet, und zwar bis ins kleinste und umständlichste. Ich weiß nicht, ob Otto Ludwigs Dorfgeschichten hierbei von Einfluß auf ihn gewesen sind, aber er hat mich sofort an ihn erinnert, und er hat ihn noch übertrumpft. Ob auch der Geist des verflossenen Auerbach darübergeschwebt hat, lasse ich ebenfalls dahingestellt sein. Nun will ich durchaus nicht leugnen, weiß es vielmehr genau, daß auch die Seele einer Dorfmaid und ihres Geliebten ein viel complicierteres Ding sein kann, als die Städter gewöhnlich meinen; nur daß die Knoten anderswo und anderswie geschlungen werden als in den Kreisen der sogenannten Gebildeten. Ich weiß auch, daß es sich oftmals ebenso, ja noch mehr verlohnt, den Irrungen und Wirrungen des Herzens eines Dorfkindes nachzugehen, wie denen einer Weltdame oder eines modernen Mannes, und ich bezeuge gerne, daß Löffler das mit dem feinsten Spürsinn gethan hat und kaum je fehl gegangen ist. Aber ich meine, der Dichter muß auch das Verwickeltste einfach darstellen; der Dorfgeschichtenschreiber muß versuchen, der Seelenstimmung in den kurzen, schlagenden Worten des Volkes Ausdruck zu geben, statt seitenlang mit seinen eigenen Worten Seelenstimmungen zu schildern, und dabei seine dichterische Phantasie auf allen möglichen und unmöglichen Wegen, selbst auf dem der „Aepfel der Idun“ spazieren gehen zu lassen. Die Dorfgeschichte erträgt dies einfach nicht, sie wird zu schwer dadurch, und ich fürchte, sie wird sogar manchem Leser, der nicht gerade nachfühlender Dichter oder Studierender der Volkspsychologie ist, langweilig. Ich hatte das Gefühl, einmal eine solche Studie eines Kenners und Dichters zu lesen, ist höchst interessant; ob ich aber öfter solche Dorfgeschichten lesen möchte, das ist mir doch zweifelhaft. Löffler wird vielleicht durch diese Dorfgeschichte berühmt; sollte diese Art Manier werden, wie die Erzählung dem Verfasser selbst schon teilweise manieriert geworden ist, so würde sie das Ende der Dorfgeschichten bedeuten, oder man würde sich nur um so mehr, an dem plätschernden Bächlein Berlepschischer Dorfgeschichten ergötzen, mag Löffler sonst auch hoch über Berlepsch stehen.

Wimpfen. *Richard Weitbrecht.*

*) J. H. Löffler (geb. 1833) lebt in Pößneck (Meiningen) als Lehrer und Organist und trat erst im vorigen Jahre, als Vierundsechziger, mit seinem ausgezeichneten historischen Roman „Martin Bötzinger“ (2 Bde., Leipzig, Grunow) hervor, der ihm sofort eine hervorragende Stelle unter den deutschen Erzählern sicherte. D. Red.

Fenitschka. — Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen von Lou Andreas-Salomé. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Preis M. 2,50 (3,50).

Zu meiner Schande bekenne ich, daß ich von Frau Lou Andreas-Salomé bisher zwar mancherlei philosophische und litterarhistorische Arbeiten gelesen, aber noch keines von ihren dichterischen Werken auf erzählendem Gebiete. Das ist ein Mangel, aber selbst mein Tag hat nur 24 Stunden. Diese Unkenntnis gewährte mir indessen wenigstens den Vorzug, daß ich ohne Vorurteil diese beiden Erzählungen zur Hand nahm. Mein Eindruck nach aufmerksamer Prüfung ist derselbe, den ich bei der Lektüre so mancher erzählender Dichtungen kluger moderner Frauen gehabt habe: sie sind gar zu klug, um Dichter zu sein. Oder drücken wir uns so aus: sie haben so schrecklich viel studiert und nachgedacht, und sie freuen sich dieser von den modernen Frauen als seltene Errungenschaften betrachteten Güter, daß sie um keinen Preis bei dichterischen Versuchen sie unter den Scheffel stellen möchten. Zweifellos haben erzählende Dichter wie Gottfried Keller, Storm, Otto Ludwig und wie viele andere unserer ganz Großen mindestens eben soviel Philosophie, Geschichte, Ethik, Litteraturkunde und dazu noch einige Mannsgeschäfte bemeistert, wie alle unsere klugen, nachdenklichen und gelehrten Frauen neuester Litteratur. Aber sie haben das, wie Vischer das Moralische, für etwas Selbstverständliches gehalten und kein Aufheben davon gemacht. Sie haben gebildet, aber nicht geredet, und in der Kunst bleibt nur das Bildnerische, nicht das Gerede. Die

meisten unserer so sehr gebildeten Schriftstellerinnen haben für mich, ich kann mir nicht helfen, etwas durch und durch Snobbistisches: sie prahlen mit ihrer frisch gebackenen, allerdings mühselig errungenen Weisheit und lassen darüber ihr kleines oder auch großes Talent zum Bilden verkümmern. Und doch ist uns das winzigste Püppchen aus Tanagra viel mehr wert, als alles Kunstgeschwätz darüber, gleichviel ob von Männern oder Frauen. Lou Andreas-Salomé besitzt vielleicht ein bildnerisches Talent, aber ganz sicher kann man dessen nicht werden, weil sie selbst offenbar weit größeres Gewicht auf die klugen Reden ihrer Wortführer legt, als auf das einfache Hinstellen menschlicher Gestalten. Gewisse Feinheiten in der Charakterschilderung lassen ahnen, daß hier ein Talent vorhanden ist oder war; doch verschwinden die Bröckchen bildnerischen Fleißes unter dem Ueberguß des klugen Geredes.

Als ein seltener Vorzug aber herausgehoben sei das vortreffliche Deutsch der Verfasserin; es giebt manchen berühmten Mann, der davon lernen könnte.

Berlin. *Eduard Engel.*

Die drei Getreuen. Roman von Gustav Frenssen Berlin. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Mk. 3,50 (4,50).

Das Buch gehört zu denen, bei deren Lektüre man den Gedanken nicht aufgeben kann, daß eine tüchtige Kraft ein ihr fremdes Feld bearbeitet. Schon die äußere Technik zeigt dies. Der Verfasser hat sich die Sache sehr schwer gemacht, denn er begnügt sich nicht damit, den breit angelegten Stoff seines Romans um einige wenige Hauptcharaktere zu gruppieren, sondern setzt eine große Anzahl Mitwirkender in Bewegung, die sich gegenseitig das Interesse des Lesers streitig machen, ohne daß einer dies voll erreichte. Es fehlt an orientierenden und beherrschenden Höhepunkten, weil der Verfasser zu viele hat errichten wollen.

Die Geschichte spielt an der Küste Westholsteins; „die drei Getreuen" sind drei Jugendfreunde, die nach vielerlei Irrung und Zwiespalt ihr bescheidenes Glück auf der heimischen Scholle finden. Die Handlung ist viel zu weit verzweigt, um hier auch nur annäherungsweise erschöpfend wiedergegeben werden zu können. Den eigentlichen Mittelpunkt — soweit von einem solchen überhaupt die Rede sein kann — bildet das tragische Ende eines sehr weich und wehmütig gezeichneten jungen Mädchens, das in treuester Zärtlichkeit einen der drei Helden liebt, ohne ihn einem andern Weibe abgewinnen zu können, einer herzlosen Schönen, die ihn zu fangen trachtet. Jene sucht den Tod in den Wellen, nachdem sie — etwas unbegreiflicher Weise — den Antrag eines andern aus dem Bunde der „Getreuen" angenommen. Die Lieblingsperson des Autors scheint indessen der Dritte zu sein, ein träumerischer Geselle, der schließlich zugleich als Landwirt und Romanschriftsteller von dem Leser Abschied nimmt, nachdem er recht romantische Dinge erlebt hat. Er schenkt als Junge einem kleinen Mädchen, das mit ihren Angehörigen durch das Land zieht, eine goldene Spange. Er trifft als Student in Heidelberg zufällig eine holde Jungfrau, die ihm wohl gefällt. Er nimmt als Landmann eine junge Haushälterin, die Ordnung in sein Heim bringt. Drei Dinge, die weiter nicht auffällig wären, wenn es sich nicht herausstellte, daß diese drei weiblichen Wesen dieselbe Person sind!

Hiernach ist die Bemerkung überflüssig, daß die Handlung an starken Unwahrscheinlichkeiten leidet. Aber daraus allein soll dem Verfasser kein großer Vorwurf gemacht werden, ebensowenig aus der etwas absonderlichen Art, wie er schließlich aller drei „Getreuen" zur glücklichen Hochzeit verhilft. Nicht so sehr auf die Wahrscheinlichkeit der äußeren Begebenheiten kommt es an als darauf, daß die innere psychologische Begründung anschaulich und überzeugend sei. Hieran gerade mangelt es aber dem Buche leider sehr. Doch soll auch das Gute an dem Werke nicht vergessen sein. Das ist die Kunst des Verfassers, lyrische Stimmungsbilder zu schaffen. Hier ist sein Gebiet, und hier darf sein Name mit dem Storms zusammen genannt werden. Denn an diesen erinnert Frenssen, wenn er mit knappen, oft durchaus plastischen Zügen den geheimen Reiz der Heidelandschaft und des Wattenmeeres schildert oder die Natur als Symbol für den Gefühlsinhalt einer Menschenseele reden läßt. Dieser feine lyrische Nerv ist das Wertvolle an dem Roman, dem zweiten erst, den Frenssen auf den Markt bringt.

Cuxhaven. *Heinrich Brömse.*

Die Hungersteine. Roman von Gertrud Franke-Schievelbein. Berlin, F. Fontane & Co. Pr. 3 M.

Im Mittelpunkt dieses mehr von Nachdenken und Lebenserfahrung als von künstlerischer Gestaltungskraft zeugenden Romanes steht der Gedanke, den die Verfasserin dem Ganzen als Leitspruch vorgesetzt hat: „Wo eines Menschen höchste Kraft ist, da ist auch seine höchste Pflicht." Ein Gedanke, der im Verlaufe der Handlung von dem Dichter Hubert Schwarz, der Verkörperung dieser These, noch weiter wie folgt, erläutert wird: „Sich selber zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, das kann doch nur der Sinn dieses Lebens sein. Und wo liegen meine besten Kräfte? . . . In meinem Talent. Ergo?" Der Künstler, als Ausnahmemensch, will nach Ausnahmegesetzen, d. h. nach seinen eigenen Gesetzen beurteilt sein: Alles, was zur Förderung seiner Schaffenskraft dient, ist erlaubt. Ob er Menschenglück auf seinem Wege vernichtet, danach darf er nicht fragen: „Er braucht Menschen, aber er verbraucht sie auch", wie es einmal heißt: „er nahm ihr Leben in sich auf, aber er gab nichts dafür." Er ist ein Einsamer, ein Höhenmensch und „die müssen allein sein", die haben „das bischen Liebe, an dem wir andern uns wärmen", nicht nötig. Hubert Schwarz vergißt dies und kettet das Schicksal einer Frau an sich, einer Künstlernatur gleich ihm, mit der im Bunde er das Höchste erreichen zu können glaubt. Sie aber, Charlotte Berghauer, ist keine von den „ganz Starken", die Liebe und Kunst in sich zugleich zur Blüte zu bringen vermögen. Sie muß daher einem ihrer Berufe untreu werden, dem des Weibes oder dem der Künstlerin, und so entschließt sie sich denn, nur Weib zu sein. Damit aber versündigt sie sich gegen das oberste Gesetz, dort ihre höchste Pflicht zu sehen, wo ihre höchste Kraft liegt. Sie scheitert daher, während in Hubert, wie immer, so auch in diesem Konflikt der Künstler der Stärkere bleibt. Für ihn bedeutet Lottes Tod nur eine weitere Erfahrung und eine Vertiefung. Er kann ohne sie leben, denn sein Leben ist Schaffen, und wie er unbekümmert bei seiner Eheschließung das Leben einer Frau, die ihm vorher angehört hat, zerstörte, da ihre Liebe seiner Persönlichkeit nichts mehr zu geben vermochte, so kommt er auch über Lottes Tod hinweg. Als Vollmensch geht er schließlich aus allen Stürmen und Konflikten hervor. „Ich weiß jetzt meinen Weg. Und glaube an mich . . . Einsam, einsam ja! Aber keine Klippen, keine Härten, keine Dürre mehr. Fülle und Kraft und breites Strömen nach dem unendlichen Meer, in das alles Lebendige einmal mündet." — Schroffer und folgerichtiger ist der Satz von dem eigenen Sittengesetz des Künstlers noch kaum durchgeführt worden. Nach der Seite des Künstlerischen freilich läßt der Roman vieles zu wünschen übrig: an einheitlicher Komposition, an Umsetzung der philosophischen Dispute in lebensvolle seelische Konflikte, an einer Durchmodellierung der Gestalten. Trotzdem wird jeder Denkende sich von dem Buche in hohem Maße angezogen fühlen.

Berlin. *Gustav Zieler.*

Eifersucht. Eine Liebesnovelle. Von Ernst Brausewetter. Berlin, Schuster & Löffler. Preis M. 2,50.

Ernst Brausewetter, der verdienstvolle Uebersetzer nordischer Autoren, hat hier beherzt einmal selber den Sprung ins Dunkle der Poesie gewagt. Das Werk ist, wenn es auch vorwiegend den Eindruck des Reflektierten macht, eine sehr respektable Leistung, die von entschiedenem Talent zeugt. Es behandelt eine Eifersuchts-

tragödie, bei der die furchtbare innere und äußere Katastrophe einer verhängnisvollen Täuschung entspringt. Die psychische Wechselwirkung zwischen dem Eifersüchtigen und den beiden anderen an dem unschuldig-schuldigen dreieckigen Verhältnis Beteiligten ist völlig aufgehoben. Um die Fiktion dieser Isolierung des Helden aufrecht zu erhalten, bedient sich der Verfasser mit bemerkenswerter Geschicklichkeit der Methode der Icherzählung in Tagebuchform. Das Liebesidyll, von unausbleiblicher Monotonie, ist ermüdend weit ausgesponnen. Die Verwicklung tritt etwas spät ein, ist aber mit großer Feinheit komponiert. Leider verdirbt der gewaltsame brutale Schluß, der natürlich auf die Anlage des Ganzen drückt, alles. Die feierliche „Moral der Geschichte" will Blut sehen; Blut ist ein ganz besonderer Saft. Zum Unglück wird aus dem Roman eine schiefe Moral gezogen. Ganz unberechtigter Weise wird als Konsequenz einer Welt- und Lebensanschauung bezeichnet, was nur eine Frage des persönlichen Taktes und des psychologischen Verständnisses ist. Uebrigens ist die Blindheit des Hausfreundes und der Frau des Eifersüchtigen, deren egoistische Naivetät zum Verbrechen wird, nur partiell, mehr eine Folge der dichterischen Taktik als der Beschränktheit ihrer Naturen.

Berlin. *Arthur Goldschmidt.*

Die Hexe von Glaustädt. Roman von Ernst Eckstein. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1898.

Ernst Ecksteins Muse fühlt sich am wohlsten, wenn sie fern unserer Zeit und ihrer quälenden Probleme auf historischem Grund und Boden wandeln kann. Mit warmem Interesse verfolgt sie die großen Ereignisse der Vergangenheit, und am liebsten verweilt sie dort, wo die düsteren Farben menschlicher Leidenschaften und menschlichen Aberwitzes den Hintergrund des historischen Gemäldes beherrschen. Auch der neue Roman spielt sich in düsterer Zeit ab. In Glaustädt waltet das Schreckensregiment des blutgierigen und habsüchtigen Hexenrichters Balthasar Noß. Kein Mensch ist vor ihm sicher, eine anonyme Anzeige genügt, den Unschuldigsten in seine Hände zu liefern, aus denen es kein Entrinnen giebt. So verhaßt ist sein Regiment, daß sich unter den aufgeklärten Männern der Stadt eine Verschwörung gegen ihn bildet. Aber noch fühlt man sich zu schwach, um ihm entgegentreten zu können, bis plötzlich ein Ereignis den heimlichen Brand zur hellen Lohe entflammt. Auf die anonyme Anzeige des Tuchkrämers Lotesend, den Liebesraserei zu diesem Mittel greifen ließ, wird Hildegard, die schöne, unschuldige und wohlthätige Tochter des Magisters Leuthold als Hexe eingezogen. Wenn Hildegard sieht, daß sie nur mehr zwischen einem schandvollen Tode und einem üppigen Leben mit dem reichen Lotesend zu wählen hat, werde sie letzteres bevorzugen, so kalkuliert Lotesend. Er hat den Hexenmeister bestochen, daß er Hildegard nicht durch Tortur versehre und den Kerkermeister hat eine Summe bewogen, das Mädchen gegebenenfalls entwischen zu lassen. Doch an der treuen Liebe Hildegards zu Dr. Ambrosius, einem Mitgliede der Verschwörung, scheitert Lotesends Plan. Hildegard wird zum Tode geführt. Aber als ihr eben auf dem Richtplatze nochmals das Todesurteil vorgelesen wird, bricht Ambrosius mit seinen bewaffneten Getreuen hervor, ihm schließt sich die Bürgerschaft an, Noß mit seinem Anhang wird gefangen und die Stadt von seinem Schreckensregiment endgiltig befreit.

Das ist in kurzen Worten der Inhalt des Romans. Wie in allen seinen Werken zeigt sich Eckstein auch hier als gewandter Fabulist, der es versteht, den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung zu erhalten und seiner Phantasie durch eine Reihe von teils anmutigen, teils buntbewegten oder düsteren Bildern reichlichen Stoff zuzuführen. Er komponiert in Bildern, die den Illustrator geradezu herausfordern, so klar und plastisch ist ihre Ausführung. Auch ein warmer Herzensanteil an den Geschicken seiner Personen, der sich dem Leser mitteilt, verdient hervorgehoben zu werden. Dem gegenüber stehen freilich Ecksteins Cardinalfehler, die sich mehr oder weniger in jedem seiner Werke nachweisen lassen. Da ist zuerst die Charakteristik. Sie hängt sich zu sehr an das Aeußerliche, das Augenfällige und entbehrt der Tiefe, der psychologischen Akribie. Welch ein Reichthum an psychologisch Interessantem liegt in den Seelenzuständen der gerichteten Hexen, ihrer Richter und der ganzen vom Hexenwahn ergriffenen Zeit! Welche furchtbaren Abgründe von Verzweiflung, Wahn und Bestialität thun sich vor uns auf! Und wie wenig von all dem weiß Eckstein seinem Stoff abzugewinnen. Und wie die Personen des Romans der psychologischen, so entbehrt die Komposition sehr häufig der feineren logischen Motivierung.

Ecksteins Roman wird gewiß viele Leser, ja vielleicht sogar Bewunderer finden. Moderne Leser freilich, die weniger Wert auf eine gut erfundene Fabel, als vielmehr auf tiefe und minutiöse Charakteristik und Motivierung legen, werden an Unterhaltungsbüchern, wie „Die Hexe von Glaustädt" kaum eine höhere Befriedigung finden.

St. Leonhard a. Forst. *Karl Bienenstein.*

Truggold. Erzählung aus dem 17. Jahrhundert von Rudolf Baumbach. 11. Auflage. Mit 8 Illustrationen von Ph. Grot Johann. Berlin 1899, Albert Goldschmidt.

Die zweistellige Zahl der Auflagen, die diese gewinnend liebenswürdige Erzählung erreicht hat, zeugt sprechend für ihre Beliebtheit. Auch bei ihrer elften Wiederkehr hat die wechselvolle Geschichte des Baccalaureus und Adepten Fritz Hederich, der schließlich trotz aller Hindernisse mit der Apothekerstochter Else Thomasius glücklich werden darf, von ihrer Unterhaltlichkeit und die Darstellung nichts von der Frische und heiteren Helle ihrer Farben eingebüßt. *E. M.*

In die Freiheit. Zwei Novellen von Robert Kohlrausch. Stuttgart, Robert Lutz. 1898.

Die beiden Novellen — ihre Sondertitel thun nichts zur Sache — sind mit großer Feinheit angelegt und mit liebevoller Sorgfalt ausgeführt. Eine jede stellt grauenvolle Bilder aus dem katholischen Kirchenleben früherer Tage dar. Die Einmauerung einer Nonne von Wülfinghausen und die Verbrennung eines ehemaligen Mönches zu Verden bilden dort und hier den Gipfel der Begebenheiten, so daß mancher Leser beim Schließen des Buches befreit aufatmen mag. Kohlrauschs Muse ist spröde. Sie überschattet ihn selten. Doch wenn sie ihm naht, dann sind ihre Eingebungen ernster Natur, und der Dichter vergilt ihre Gunst, indem er mit der Gründlichkeit und Zähigkeit seines Volksstammes die Einflüsterungen ihrer Zärtlichkeit in gediegene Prosa bannt. Nur diesmal hat er sich die Verwertung eines Hauptmotivs doch allzu leicht werden lassen. Auf welchem Wege und durch welche Mittel weiß der Erzbischof die kaum vermählte Frau des Pfarrers an St. Remberti im Handumdrehen zu verführen? Der Glanz seiner juwelenstrotzenden Erscheinung und seine „weichen blonden Haare" wollen uns dichterisch nicht genügen. Der Fall des Weibes aber bildet den Angelpunkt der zweiten Erzählung. So gebricht der Kettenreihe ihrer bunten, im Uebrigen lebendig und wahrscheinlich genug verlaufenden Ereignisse das wichtigste Bindeglied. Auch das sprachliche Kolorit entbehrt einigermaßen historischer Abstimmung: gelungener ist das lokale.

Wiesbaden. *Adalbert Schroeter.*

Fahrendes Volk. Ein Künstler-Roman von B. W. Zell. Leipzig, F. E. Neuperts Verlag M. 5.— (6.—).

Man darf bei dem Titel nicht an den von Ort zu Ort rollenden Thespiskarren denken, nicht an das leichtsinnige und liebenswürdige Völkchen der vagierenden Mimen, die in Gasthäusern und Scheunen vor einem p. t. Publiko Ritter- und Räuberstücke verzapfen, oder an Schwertschlucker, Seiltänzer und Gaukler, die auf den Jahrmärkten ihre brotlosen Künste produzieren. Nein — wenn es sich auch um Schauspieler und Sänger

in diesem Roman dreht, „fahrendes Volk“ in dem landläufigen Sinne sind sie nicht. Handelt es sich doch um die Hofbühne einer größeren deutschen Residenz — mit Geschick ist ein bestimmtes Lokalkolorit vermieden und dem Leser zu Kombinationen reichlich Gelegenheit gegeben, — deren Mitglieder vom Intendanten bis zum Maschinisten herab in bunten, fesselnden Bildern vorgeführt werden. Den breitesten Raum nimmt die Ehegeschichte einer bedeutenden Tragödin ein, die in harter Schule des Lebens, im steten Kampf mit einem unwürdigen Gatten, in hingebender mütterlicher Liebe zu ihren Kindern, in der aufreibenden Sorge um das tägliche Brot sich ihre Stellung in der Kunst aus eigner Kraft erringt und der endlich die Befreiung aus den niederziehenden Ehefesseln wird. Zu dieser Ehe hat die Verfasserin sehr geschickt das glückliche Paar Toni Ghika und Josi Ehrenberg in Parallele gestellt. Wie in der Sängerin, deren Beruf die lange Trennung von Mann und Kind bedingt, allmählig aus reiner Kunstbegeisterung eine strafbare Neigung zu ihrem Partner sich entwickelt, das ist mit psychologischer Feinheit erzählt und die reuige Rückkehr zur Tugend, nach kurzem Rausch, würde man dieser Frau auch glauben, wenn der unglückliche Sänger nicht ums Leben käme. Dieser Tod, der mit den Intriguen des im Ganzen wohl zu schurkisch gezeichneten Theaterdirektors Baron Pflugk, in Verbindung steht, ist etwas gewaltsam. Es wäre feiner gewesen Tonis Ehe ohne diesen Gewaltstreich wieder einzurenken. Sonst sind Uebertreibungen, zu denen der Stoff so leicht verführt, nach Möglichkeit vermieden.

B. W. Zell hat bereits in einer größeren Zahl von Romanen viel schriftstellerisches Können gezeigt; neuerdings hat sie als Nachfolgerin der in weiten Kreisen geschätzten Thekla von Gumpert die Herausgabe der allbekannten Jugendwerke „Töchter-Album“ und „Herzblättchens Zeitvertreib“ (Glogau, Carl Flemming) übernommen. Das erstere besonders, das bereits im 44. Jahrgang erscheint, wird ihr Gelegenheit geben, ihr Talent der Aufbesserung unserer jungen Mädchen-Lektüre zu widmen.

Berlin. *Fritz Carsten.*

Ueber Berg und Thal. Thüringer Wanderskizzen von August Trinius. Verlag von Fischer und Franke, Berlin W., Preis 3 Mk.

Kleinstadtluft. Allerlei Geschichten aus Lerchenthal von August Trinius. Verlag von Fischer und Franke, Berlin W., Preis 3 Mk.

Seiner „Chronik der Gemeinde Gabelbach“ (vergl. Heft 3) hat der unermüdliche „Thüringer Wandersmann“ schnell zwei neue Werke folgen lassen, die ebenfalls seine geliebte thüringer Heimat zum Gegenstand haben. Das erste enthält frische, anmutige, zuweilen von echt poetischem Geiste durchwehte Plaudereien über Ausflüge, die der Verfasser zu Fuß, im Wagen oder im Schlitten durch einige der schönsten Gegenden Thüringens gemacht hat, und liefert dabei anziehende Bilder vom Thüringer Walde zu allen Jahreszeiten, wovon als die gelungensten diejenigen zu bezeichnen sind, die uns Friedrichroda und Ilmenau im prächtigen, erhabenen und doch anheimelnden Winterschmuck zeigen. Auch die Schilderungen eines Besuches beim Großherzog von Sachsen auf der Wartburg, der Herstellung des Christbaumschmucks in den höchsten Dörfern des Waldes, einer Fuchsjagd mit glücklichem Ausgang und andere thüringische Genrebilder sind recht unterhaltend. Die Skizzen sind bei verschiedenen Gelegenheiten und zu verschiedenen Zeiten entworfen worden, und man findet infolgedessen ab und zu störende Wiederholungen. Eine einheitliche Ueberarbeitung, die auch den sprachlichen Ausdruck berücksichtigt hatte, wäre dem Büchlein jedenfalls von Vorteil gewesen. Aber auch so wird seine Lektüre jedem Freunde des Thüringer Waldes ein paar genußreiche Stunden verschaffen.

Daß August Trinius ein Dichter ist, der mit Herz und Geist die Eigenheiten seiner Heimat zu betrachten und darzustellen weiß, zeigt auch das zweite Bändchen, dem seine Kunst, das eigenartige Leben und Treiben einer kleinen thüringischen Stadt und charakteristische Vertreter von allen Kreisen ihrer Bewohner mit fester Hand in scharfe Beleuchtung zu rücken, einen ganz besonderen Reiz verliehen hat. Diese „Geschichten aus Lerchenthal“ sind nicht kunstvoll durchgeführte, spannende Novellen; aber es sind muntere, oft mit feinem Humor und gutmütigen Spott durchtränkte Skizzen, die uns die Leiden und Freuden der echten thüringischen Kleinstädter, ihre Vereinsmeierei, ihre Kaffeeklätsche, ihre Großmannssucht und ihre Beschränktheit vor Augen führen. So bieten auch diese anspruchlosen „Geschichten“ eine leichte, unterhaltende und gesunde Lektüre. Beide Bücher haben die Verleger sehr vornehm und durchaus modern ausgestattet.

Arnstadt. *Max Ewert.*

Der Roman der Arbeiterin. Preisgekrönter Roman aus dem pariser Leben von Charles de Vitis. Köln am Rhein, J. P. Bachem. Preis 4,50 M.

Dieser pariser Roman erzählt die Geschichte eines aus vornehmer Familie stammenden jungen Mädchens. Fräulein von Orchamps ist in reichen Lebensverhältnissen aufgewachsen und nach den in der vornehmen Welt von Paris gebräuchlichen Grundsätzen erzogen worden. Sie ist verlobt. Da sterben ihr rasch nach einander Vater und Mutter, nach deren Tode es sich herausstellt, daß ihr als Erbteil nur ein kleines Vermögen bleibt. Ihr Verlobter will von einer Ehe in beschränkten Verhältnissen nichts wissen und zieht sich von ihr zurück. Und nun beginnt die Verlassene das entbehrungsreiche Leben einer Arbeiterin inmitten einer Stätte großstädtischen Elends und großstädtischer Verkommenheit, inmitten aber auch eines Kreises von kleinen Leuten, die viel prächtige Charaktere aufweisen und die Hilfsbereitschaft und Opferwilligkeit des mutigen Mädchens mit aufrichtiger Hingebung und Treue belohnen. Wie nun schließlich die in schweren Prüfungen bewiesene Seelenstärke des jungen Mädchens sich, ihr selbst unbewußt, die Liebe eines edlen jungen Mannes erringt und sie durch diese Verbindung wieder in ihre früheren Kreise gebracht wird, wie sie aber trotzdem nicht aufhört, in christlicher Nächstenliebe für die Besserung des Loses der weiblichen Arbeiter in Paris zu kämpfen: das möge man selbst nachlesen. Dieser in gutem Sinne soziale Roman ist spannend geschrieben, aber frei von aller verletzenden Realistik. Die Uebersetzung bietet ein gutes Deutsch dar und liest sich wie ein Original Auch die Ausstattung ist vorzüglich.

Weissenfels. *Rudolf Fischer.*

Novellen. Frühlingsrausch und Herbststürme. — Nur eine kleine Erzählung. — Von Ferdinande Freiin von Brackel. Stuttgart, Joseph Rothscher Verlag. Preis 2 M., eleg. geb. 2.80 Mk.

Das Buch verleugnet seine weibliche Herkunft nicht: es ermangelt weder der herkömmlichen stilistischen Unebenheiten, noch der unvermeidlichen Sentimentalität bei der Ausgestaltung männlicher Figuren, die dem Minnedienst im Leben des Mannes eine größere und zeitraubendere Rolle zuweisen, als sich mit seinen sonstigen Geschäften, resp. Daseinskämpfen verträgt. Diese Art Sentimentalität bringt denn auch in das sonst gar nicht üble Bild des Grafen Wrechen („Frühlingsrauschen und Herbststürme“) einen störenden Zug. Er hat in jungen Jahren einer geliebten, ihm aber unerreichbaren Frau den Schwur abgelegt, niemals zu heiraten; bricht dann zwar später diesen Eid nicht, unterhält aber empfindsame Beziehungen zu einem ganz jungen Mädchen seines Kreises, das in Folge dessen völlig in der Liebe zu ihm aufgeht. Als ihm dann von anderer Seite das Sträfliche solchen Thuns vorgehalten wird, entsagt er freilich — doch wird er dadurch nicht sympathischer. Ein Edelmann in des Wortes eigentlicher Bedeutung und vollends ein Mann in so reifen Jahren hätte aus der eigenen Erkenntniß heraus handeln müssen. Sehr viel frischer ist dagegen die jugendliche Heldin dargestellt in ihrem anfänglich trotzigen Abwehren des von dem Grafen ausgehenden Einflusses auf ihr Innenleben und ihrer späteren Hingabe, ihrer anspruchslosen Liebe und ihrem rührenden Verzicht auf jedes andere Glück, als das ist, sich im

Denken und Empfinden eins zu fühlen mit dem Geliebten. Daß sie dann später doch dem treu ausharrenden Jugendfreunde die Hand reicht, beweist, daß es der Verfasserin nicht um die Darstellung einer hyperidealen Frauennatur, sondern um die eines wohl hochherzig, aber doch auch schlicht menschlich denkenden Mädchens zu thun war. — Die zweite Novelle ist ganz entzückend eingeleitet. Sie führt uns mitten in eine Engelschaar hinein, die gerade beschäftigt ist, mit gemeinschaftlichen Kräften ein kleines Mädchen zu erschaffen. Leider war es schon recht spät und nur noch wenig Material vorhanden: die griechischen Nasen waren alle schon vergeben, darum mußte sich die Kleine mit einem Stumpfnäschen behelfen, auch von Haarfarben war nur noch Rot vorhanden, aber was das schlimmste war, kein zusammenpassendes Augenpaar konnte mehr aufgefunden werden, und so kam's, daß das jüngste Menschenkind ein blaues und ein braunes Auge mit auf die Welt brachte. Schön wars also nicht, aber es hatte von den lieben Engeln auch viel Heiterkeit und Gutheit mit auf den Weg bekommen und diese beiden Gaben machtens, daß die kleine Häßliche sich vor den schönen Schwestern viel Liebe erwarb und selbst bei dem Geliebten nur die treuen Augen und nicht die verkrüppelte Gestalt sieht.

Leipzig. *M. Uhse.*

Lyrisches und Episches.

Laskaris. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Dritte Auflage (Wohlfeile Volksausgabe). Berlin 1898, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Preis 2,40 M., eleg. geb. 3,60 M.

Der Sang vom Mönchgut. Dichtung in zehn Gesängen von Karl Strecker. Dritte Auflage. Bergen auf Rügen 1898, Verlag von Ferdinand Becker.

Es ist mir eine ganz besondere Freude, mit der Anzeige dieser beiden Bücher feststellen zu können, daß auch heute noch epische Gedichte in verhältnismäßig kurzer Zeit es zu wiederholten Auflagen bringen können. Sie müssen freilich so vortrefflich sein, wie diese beiden. Arthur Pfungsts prächtiges, philosophisches Gedicht „Laskaris“, das mit Recht viele Freunde gefunden hat und gewiß auch ferner finden wird, erscheint jetzt mit der dritten Auflage, um einem oft geäußerten Wunsche zu entsprechen, als wohlfeile Volksausgabe, in der die früher als einzelne Bände erschienenen drei Teile „Laskaris Jugend“, „Der Alchemist“ und „Philalethes“ zu einem Bande vereinigt sind. Ich wünsche dem bereits wiederholt gewürdigten, formschönen und tiefgründigen Epos auch in diesem neuen schmucken Gewande die weiteste Verbreitung; vor allem sollte es nun in keiner Volksbibliothek mehr fehlen. — Karl Streckers „Sang vom Mönchgut“ ist ein echter Preisgesang des Meeres. Wer dieses kennt und liebt, wird das Wellenrauschen und Wogenbranden aus der Dichtung wiederhallen hören. Mögen sich noch viele sinnige Leser dem Zauber der schlichten Handlung ergeben und mit dem Dichter erkennen lernen:

> „Wem Glaube, Liebe in der Brust
> Mit seiner Menschheit Leid und Lust
> Festinnig sich verwoben haben:
> Der sieht hoch über Tod und Leben
> Die ewige Versöhnung schweben.“

Bremen. *Franziskus Hähnel.*

Ausgewählte Gedichte von Clemens Brentano. Paderborn, Ferdinand Schöningh. Mk. 1.40.

Es war ein reiches Herz, aber ein Herz voller Unruhe. Es wollte den Frieden, aber es jagte danach. Man kann wehmütig werden vor diesen Gedichten. Da ist einiges, was goldecht und herrlich ist für alle Zeiten — aber es steckt in Wust und Trümmern, es sind nur Zeilen, Strophen, fast nie ein ganzes Lied. Vielleicht das der Spinnerin, obgleich der Wiederholungen beinahe zu viele sind. Doch im Einzelnen steht Brentano ebenbürtig neben Heine. Seine Lorelei hat wundervolle volksliedmäßige Strophen. Er selbst besaß Leidenschaft, Innigkeit, Melodie, kurz alles, was den großen Lyriker macht. Fehlte nur eins: die Kraft der Konzentrierung Das war vielleicht mehr ein Manko der sittlichen Persönlichkeit als des Talents. Aber an diesem Manko ging Clemens Brentano zu Grunde. Wie sagt ich doch? Man kann wehmütig werden vor diesen Gedichten.

Berlin. *Carl Busse.*

Grüsse deutscher Dichter. Sammlung der schönsten Dichtungen. Herausgegeben von M. von Hochfeld. Berlin, W. Vobach & Co. Preis eleg. geb. M. 3,—.

Ein Poesiealbum für Damen, das zwar inhaltlich vor zahlreichen ähnlichen Geschenk-Anthologien keinen bemerklichen Vorzug hat, sich aber durch eine tadellose Ausstattung und mäßigen Preis für seine Zwecke wohl empfiehlt.

K.

Verschiedenes.

Rom. Von Dr. Reinhold Schoener. Mit 290 Originalillustrationen von Aleardo und Amadeo Terzi, G. Bacarisas, M. Barbasan, E. Benlliure, O. Brioschi, E. Fuchs, F. von Lenbach, F. Lionne, S. Macchiati, M. Pagani. Herausgegeben und verlegt von Emil M. Engel, Wien. Groß 4°, in Prachtband. Preis M. 30.— (18 Fl. ö. W.).

Für den nicht minder, der den unvergleichlichen Zauber der Siebenhügelstadt schon selbst hat genießen dürfen, wie für den, dem dieses hohe Glücksgeschenk noch vorenthalten blieb, birgt dies überaus vornehm und glanzvoll ausgestattete Buch eine kaum zu erschöpfende Fülle genußreicher Anschauung, Erinnerung, Belehrung und Unterhaltung. Es zeigt in Bild und Wort das heutige Rom, die „Roma terza“, wie einst vor über hundert Jahren Vasis „Vedute di Roma“, das bisher bedeutendste Bildwerk über die ewige Stadt, das päpstliche Rom in ihren Kupfertafeln vorgeführt hatten. Mit allen Mitteln unserer hochgediehenen Illustrationstechnik ist hier alles festgehalten, was irgend das Auge des Beschauers bannt: die Menge historischer Stätten, Bauwerke und Denkmäler, die reichen Kunstschätze jeder Art, der Reiz landschaftlicher Bilder, Volkstypen und Straßenscenen, Ruinen und Kircheninterieurs, das alles von Künstlerhand und mit dem Blick des Künstlerauges erfaßt und tadellos reproduziert. Den anregend, gut und fesselnd geschriebenen Text, in dem viel blankes historisches Wissen steckt, hat Prof. Dr. Schoener, unser in Rom ansässiger Landsmann und Mitarbeiter, verfaßt, der dabei insbesondere für das moderne Rom, das angeblich „zerstörte“ und durch banausische Um- und Neubauten „geschändete“, mit Wärme und Nachdruck eintritt. An der sehr splendiden Ausstattung des schönen Werkes ist noch besonders der Einband in imitierter Goldmosaik und das stilvoll illuminierte Vorsatzpapier hervorzuheben.

Berlin. *C. Floss.*

Familien-Almanach. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftstellerinnen herausgegeben von E. M. Hamann. Stuttgart, Jos. Rothsche Verlagsbuchhandlung 1899. 8°. eleg. geb. 4,50 Mk.

Als Werk der Geschenk-Litteratur d. h. seiner äußeren Gewandung nach, erscheint das vorliegende Buch elegant, geschmackvoll und reizend. So weit aber sein litterarischer Wert in Betracht kommt, muß ich gegen den Titel protestieren, der meiner unmaßgeblichen Meinung nach richtiger hätte lauten müssen: „Familien-Almanach für katholische Leser“ oder dergleichen. Warum nicht gleich Farbe bekennen? Es ist diese Richtung; in dieser Währung sind die Geistesmünzen der Mitarbeiter zumeist ausgeprägt, folglich wendet man sich damit auch an gleichgesinnte Leser. Daß das Buch dadurch eine einseitige Färbung erhält, kann und darf nicht geleugnet werden, und wir müssen auch einsehen, daß es schwer hielt, unter den wirklich hervorragenden Vertreterinnen des deutschen Frauenschrifttums zahlreichere Mitarbeiter dafür zu werben. Im Geleitswort sagt die Herausgeberin: „Was unser Familien-Almanach bietet, ist nicht nur etwas gewiß Wertvolles, sondern — das hoffen wir fest — ein verheißungsvolles Versprechen für die Zukunft.“ Nun, ich gebe gerne zu, daß Frl. Hamann mit Ernst an ihre Arbeit ging, aber ihr Almanach wird in seiner einseitigen Zusammensetzung immer den Stempel konfessioneller Ausschließlichkeit tragen und das ist für

seinen litterarischen Wert unter allen Verhältnissen nicht eben vorteilhaft. Das Unternehmen an sich ist gewiß dankenswert; vielleicht findet sich ein Verleger, der einen ähnlichen Frauen-Almanach für den — nicht speziell katholischen oder protestantischen — Weihnachtstisch herausgiebt; der könnte sich leicht zu einem Jahrbuch der deutschen Frauendichtung herauswachsen. Dazu die Anregung gegeben zu haben, wäre dann Frl. Hamanns Verdienst.

Pressburg. *K. Weiss-Schrattenthal.*

Deutscher Frauenkalender für das Jahr 1899. Herausgegeben von Anna Bauer. 2. Jahrgang. Elberfeld, Druck und Verlag von Sam. Lucas. Preis Mk. 2,—.

Dieses hübsch gedachte und mit Geschmack ausgeführte Unternehmen würde sich noch mehr Freunde gewinnen, wenn es im Format weniger plump gehalten wäre. Das Prinzip des Abreißkalenders ist mit dem des Buches ganz praktisch dadurch verbunden, daß immer nur ein schmaler Coupon an jedem Blatt zum Abreißen bestimmt ist; damit das Buch jedoch schließlich seinen Dauerwert behält, müßte der Text der Quere nach gedruckt und das Ganze zum Aufstellen eingerichtet sein. Die Fülle des gesammelten Unterhaltungs- und Bildungsstoffes ist beträchtlich genug, diesen Wunsch zu rechtfertigen.

— *ss.*



Nachrichten

Bühnenchronik.

Berlin. Im Königlichen Schauspielhause meldete sich am 22. November Herr Richard Skowronneck mit einer „Dorfkomödie" zum Wort, die an der polnisch-preußischen Grenze spielt und „Nr. 17" betitelt oder richtiger beziffert ist. Nummer Siebzehn ist ein alter Gewohnheitssträfling, der ursprünglich unschuldigerweise die Bekanntschaft mit der Gefängniszelle Nr. 17 gemacht, dann aber ein gewisses Wohlgefallen an dem geregelten Gefängnisleben gefunden hat und nach jeder Freilassung durch irgend einen Holzdiebstahl wieder dafür sorgt, daß er aus seinem Dorfe, wo er doch nur verhöhnt wird, in die Herberge der Gerechtigkeit zurückkehren darf. Leider besitzt dieser an sich wohl bühnenfähige Gemeindelump, in dem der Keim zu einer Anzengruberschen Gestalt steckt, eine Tochter, um die der Sohn der reichen Krugwirtin Frau Kalinka trotz Gift und Galle seiner gewinnsüchtigen Mutter ehrlich freien will. Infolgedessen sorgt Mutter Kalinka dafür, daß Vater und Tochter den in preußischen Grenzgebieten bekanntlich sehr locker sitzenden Ausweisungsbefehl erhalten, wird aber ihrerseits von Nr. 17, ihrem alten Widersacher, der Beihilfe am Schmuggel überführt und steht dicht vor der Aussicht, Nr. 18 zu werden, als der Alte im kritischen Moment im Interesse seiner Tochter und ihres mitschmuggelnden Liebsten die Schuld auf sich nimmt und sich gutwillig in sein altes Gelaß abführen läßt. Mit dem Titel Komödie, den diese dreiaktige Kalendergeschichte als Etikette trägt, ist noch nicht oft ein ärgerer Mißbrauch getrieben worden. Unwillkürlich muß man sich bei dieser Dorf- und Diebskomödie an eine andere, an Hauptmanns „Biberpelz" erinnern. Aber Herr Skowronneck ist eben kein Hauptmann, kaum ein kleiner Fähnderich in der deutschen Bühnenlitteratur und mußte sich gefallen lassen, daß seine Komödie von den Einen nicht ernst und von den Andern nicht komisch genommen wurde. Schlimm, schlimm! *J. E.*

— Neben einer Aufführung von Rudolf von Gottschalls „Rose vom Kaukasus", — einer respektvollen Verbeugung gegen den 75jährigen leipziger Dichter, die das Publikum kühl aber höflich mitmachte — brachte das Berliner Theater am 25. November ein dreiaktiges Schauspiel von Wilhelm Wolters und K. Gjellerup: „Thörichte Liebe". Das Stück ist einer russischen Novelle nachgebildet und man merkt ihm an, daß die Novelle gut ist. Als Drama aber macht es den Eindruck einer von talentvollen und klugen Leuten ersonnenen Rechenaufgabe, wirkt aufdringlich in seinem Problem und gewährt eine reine Freude nur in seinem humoristisch-satirischen Beiwerk. Die schöne Tochter einer verarmten fürstlichen Familie soll durch Heirat mit einem älteren Millionär die Ihrigen retten. Er aber durchschaut, vom Zufall unterstützt, das Spiel der Fürstin-Mutter und fragt das innerlich ehrliche und starke Mädchen, ob sie ihm auch jene „thörichte" Liebe entgegenbringen kann, die alles in dem einzigen Manne sieht und an ihm die Welt mißt. Ehe er sie aber fragt, hat er ihr die Zusicherung gegeben, daß er durch Ankauf eines verschuldeten Gutes ihre Familie auf alle Fälle sicher gestellt habe. Die junge Fürstin, gequält von seinem Edelmut, doch zu ehrlich, ihn zu betrügen, antwortet ausweichend. Er versteht und geht. Aber nach Jahren, gereift und erstarkt, sucht sie den einstigen Wohlthäter auf. Er ist verarmt durch Wohlthun, der Regierung verdächtig und ein einsamer Mann. Nun weiß sie, daß sie ihn liebt, daß sie ihn „thöricht" liebt und sie reicht ihm die Hand. Die Hauptpersonen des Stückes bleiben nur Figuren in der Hand der dichtenden Spieler, das ist das Schlimme. Aber in einzelnen Nebenfiguren — so im Typus eines alten vertrottelten Fürsten — pulsiert Leben. So wirkt das Ganze nicht übel als Theaterstück, aber es bleibt ein Stück Theater.

Von den vier Einaktern Otto Erich Hartlebens, die das „Lessing-Theater" am 29. November unter dem etwas erzwungenen Gesamttitel „Die Befreiten" herausbrachte, waren zwei alte Bekannte für Berlin: „Die sittliche Forderung" und „Lore". Neu hingegen waren die beiden ersten: „Der Fremde" und „Abschied vom Regiment". Der erste dieser beiden neuen Akte schildert die nüchterne, langweilige Ehe des Rentiers Rautenberg in der Villa auf einer Nordseeinsel. Er: kränklich und ohne Beruf, gutmütig aber interesselos, fürsorglich aber beschränkt; sie: krankend an Einsamkeit, unterdrückter Jugend, Sehnsucht nach Welt, Kampf und Leben. Der einstige Jugendgeliebte taucht nach Jahren wieder auf, und die Frau, die zwölf Jahre lang nur ein lässiges Pflanzendasein geführt hat, fühlt nun, an wessen Seite ihr Platz ist. Sie folgt ihm in's Leben hinaus, den armen hilflosen Philister, der ein Dutzend Jahre lang ihr Mann hieß, allein zurücklassend. Ibsensche Einflüsse sind unverkennbar von der ganzen Anlage bis in die Sprache hinein. Die knappe Anlage gestattet keine Entwicklung der Charaktere und das Ganze wirkt unwahr und läßt kalt. — Anders der „Abschied vom Regiment", ein nicht unebenbürtiges Seitenstück zu Sudermanns „Fritzchen". In diesen kurzen Scenen gewinnt die sicher festgehaltene Stimmung, fesselt die energisch geführte Handlung. Der Hauptmann von Griesfeld, ein strammer Soldat, hat seine Frau des Geldes wegen geheiratet. Sie hat das bald gefühlt, ist eine kokette Frau geworden — was ihr Mann beobachtet — und hat, was er nicht ahnt, die Liebe, die sie suchte, bei einem seiner Kameraden gefunden. Aus der kleinen Garnison, in der er sich wohl gefühlt hat, wird der Hauptmann versetzt; er spürt die Strafversetzung heraus und weiß, daß das auffallende Benehmen seiner Frau daran Schuld ist. Vom Abschiedsmahl ein wenig angeheitert kommt er nach Hause und hat eine Aussprache mit ihr. Er will endlich seinen Frieden im Hause wieder; sie soll wieder sein werden, wie in der ersten Zeit, ehe das Kind starb. Sie aber, die noch die letzten Küsse ihres Geliebten auf den Lippen trägt, weist ihn kühl zurück. Da wird er herrisch, brutal; er faßt sie rauh an, und sie in ihrer Todesangst schreit den Namen des Geliebten. Der stürzt zur Hilfe herein, und der betrogene Gatte greift ihn in sinnloser Wut mit dem Säbel an und fällt nach kurzem Gefecht, in's Herz getroffen von des Anderen besonnener Parade. Es ist ein kleiner Lebensausschnitt von überzeugendem Realismus. Zwischen einer mäßigen Ibsenkopie, einer geistreichen leicht-frivolen Salonplauderei und einer breit ausgesponnenen dramatisierten Humoreske steht es als einziger aber voller Beweis, daß der burschikose Erzähler

Otto Erich Hartleben auch das Zeug zum dramatischen Dichter hat. *Rudolf Presber.*

Cöln. Einer der Lorbeerkränze, die Ernst von Possart nach der hiesigen Erstaufführung seines zweiaktigen Schauspiels: „Das Recht des Herzens" empfing (30. November), trug eine Schleife mit der Inschrift: „Dem Proteus Ernst von Possart." Und ein Verwandlungskünstler ist in der That der wunderbare Mann zu nennen, der bald die Züge Richards III. trägt, bald als Rabbi Sichel, als Alter Fritz oder Napoleon auftritt, den Johannes mit allen seinen Rollen in einer Vorlesung dramatisch gestaltet, oder den Manfred im Konzertsaal deklamiert und zugleich als Opern- und Schauspielregisseur meisterlich wirkt, ja selbst trotz seiner Intendantenwürde zur Not als — Souffleur aushilft. „Das Recht des Herzens" zeigt ihn uns auch als gewandten Schriftsteller, der selbst ein nicht mehr neues Thema anmutig zu behandeln weiß. Wir sehen den Grafen Karl von Werdenberg, der sein 50. Jahr zu einem Markstein seines Lebens machen will, indem er, der bis dahin einer Geliebten nachgetrauert hat, mit der er wegen der Standesvorurteile seines Vaters sich nicht vermählen konnte, die Komtesse Helene, die Tochter seiner Stiefschwester zum Altar führen möchte. Als er aber seinen Arzt, den jungen Dr. Eckhardt, um Rat frägt, erfährt er, daß dieser selbst schon tags zuvor das Jawort Helenens erhalten hat. Dem Nebenbuhler gegenüber verschanzt sich der Graf, der Wohlthäter Helenens, der ihr am gleichen Tage, kurz nach Dr. Eckhardt, seine Liebe erklärt hatte, hinter Standesvorurteile. Aber aus dem heftigen Wortwechsel, der dadurch zwischen beiden Männern entsteht, ergiebt sich plötzlich, daß Dr. Eckhardt der Sohn jener Geliebten des Grafen und eines tüchtigen Handwerkers ist. Da schmilzt der Zorn in der Seele des Grafen und er giebt dem jungen Paar seinen Segen. Eine sehr gelungene Figur des Stückes ist der sechzigjährige Oberförster Reiner, der seinem Herrn zuredet, sich doch auch zu verheiraten, habe er doch auch noch auf seine alten Tage ein junges Weib genommen, mit dem das Glück in sein Haus eingezogen sei. Die Reden von Helenens Bruder, dem Assessor Dr. Hermann von Treuenfels, sind in moderne Ironie getaucht und bilden so einen wohlthuenden Gegensatz zu der vom Gefühl oft allzu sehr überströmenden Sprache des Grafen von Werdenberg. Um die erfolgreiche Aufführung, der der Dichter-Intendant mit seiner Gemahlin beiwohnte, machten sich die tüchtigen Schauspielkräfte unseres Stadttheaters wohlverdient. *Johannes Fastenrath.*

Leipzig. Die „Litterarisch-dramatische Abteilung der Leipziger Finkenschaft" (d. h. der nichtinkorporierten Studenten) brachte im Krystallpalast vor vollbesetztem Hause eine biblisch-philosophische Tragödie „Kain" von stud. phil. L. Weber zur Aufführung. Das Machwerk behandelte die biblische Urzeitsage, indem es sie mit philosophischen (natürlich nietzscheanischen) Phrasen und moderner „Verhältnis"-Pikanterie bereichert, die Perle hebräischer Dichtung damit zur Ungenießbarkeit herabziehend. Die Sprache ist blutigste Epigonie von — Theodor Körner, und an der ganzen Technik sogut wie an den einzelnen Gestalten klebt der bitterste Dilettantenschweiß. Das Publikum, d. h. die „Finkenschaft", sorgte für genügenden Beifall, und die kleine Opposition begnügte sich mit lächelndem Schweigen. Weiteres über das Fabrikat zu sagen, wäre zu viel Würdigung. Die Darstellung war minderwertig, bis auf den ziemlich erträglichen Luzifer. In den schlimmsten Händen lag die Titelrolle. *Ernst Gystrow.*



Höltys Geburtshaus in Mariensee.

München. Am 27. November wartete das Kgl. Residenztheater zum dritten Mal in dieser Spielzeit mit einer Erstaufführung auf: „Matthias Gollinger", ein Lustspiel von Oskar Blumenthal und Max Bernstein. Das Stück errang nur einen bestrittenen Erfolg; doch konnte das Verfasserpaar noch rasch aus dem Chaos der Meinungsverschiedenheiten sich verneigend emportauchen. Ein „Lustspiel" ist das Stück natürlich nur auf dem Theaterzettel; in Wirklichkeit ist es eine seichte Posse, wie die anderen eingetragenen Doppelfirmen sie ebenfalls liefern, nur um mehrere Grade witzloser und langweiliger. Es handelt sich um den Gegensatz von Nord und Süd, Berliner in München und Münchener in Berlin! Dieser Gegensatz, der schon im „Weißen Rößl" genugsam hat herhalten müssen, ist in oberflächlicher und leidlich geistloser Art zur Darstellung gebracht: für den Baiern steht den Herren Verfassern als Charakteristikum eigentlich nur der Maßkrug oder genauer gesagt, mehrere Maßkrüge zur Verfügung, für die norddeutschen Personen des Stückes lediglich Schneidig- und Schnoddrigkeit, die sich in schnarrender Stimme und unterschiedlichen Kalauern auslebt. Was die Berliner z. B. von der nach Berlin verheirateten Tochter des Herrn Gollinger sprachlich verlangen, ist für jeden, der Berlin auch nur flüchtig kennt, schon lächerlich. So soll die unglückliche Resi z. B. im Plauderton statt „abknapsen" immer nur sagen: „Abbruch thun." Wie lebenswahr! — Um die Bezeichnung „Lustspiel" zu rechtfertigen, ist der dritte Akt zu jener mit Plattheit so wahlverwandten, widerlichen Kuplet-Sentimentalität hinaufgeschraubt, die an innerer Verlogenheit ihres Gleichen sucht. Schon die erste Wiederholung des Stückes wurde vor halbleerem Hause gegeben. *Wilhelm von Scholz.*

Zürich. Am 29. November fand im Stadttheater zu Zürich die Erstaufführung des Legendenspiels „Das Wunder" von Richard Voß vor glänzend besetztem festlichen Hause statt. Das Stück, ein mittelalterliches Mysterium, setzt im Augenblick des Todes Christi ein, wo der sterbende Kaiser Tiberius zum ersten Mal auf der Insel Caprera von dem „neuen Gotte" vernimmt. Es schildert in vier wenig zusammenhängenden Abteilungen unter Zuhilfenahme der Wunder, die sich der Legende zufolge mit und nach dem Tode Christi begeben haben, die mächtige Wirkung des Ereignisses auf die Zeitgenossen und schließt in dem Augenblick, wo Veronica vor Kaiser Tiberius das Schweißtuch Christi entfaltet und der „Cäsar", der sich selbst als Gott hat feiern lassen, überwältigt von dem vergeistigten Angesicht des Erlösers, den neuen Gott erkennt und stirbt, während die Engel jubilieren über den Sieg. Das Spiel ist ein Melodrama großen Stils, eine Feerie oder wenn man mit den bösen Zungen reden will, ein „frommes Varietétheater". Mit allen Mitteln modernen Bühnenraffinements, besonders mit effektvoller Stimmungsmalerei wirkend, verdankt es den unbestreitbaren Erfolg, den es vor dem als kühl und zurückhaltend bekannten züricher Publikum erlebte, ebenso sehr der diskreten schönen Musik, die Lothar Kempter, der Dirigent der zürcherischen Oper dazu geschrieben hat, der für Zürich unerhörten Pracht der Inscenierung durch den Theaterdirektor Prof. Skraup und dem tadellosen Zusammenspiel aller Kräfte in den herrlich bewegten Massenscenen, wie der Kunst des Dichters, der sein Libretto mit einer Fülle poetischer Einzelschönheiten geschmückt hat, ohne ihm die Stärke einer in ihrer Gesamtwirkung hinreißenden Dichtung gegeben zu haben. Der Beifall war

besonders nach dem zweiten Bild, das im Hof des Landpflegers Pontius Pilatus spielt und mit der Erscheinung des Engels vor den Frauen schließt, die das Grab Christi leer finden, ein außerordentlicher; Dichter und Direktor wurden unzählige Male gerufen. Leider zerstörte dann die langatmige dritte Abteilung, die selber wieder in vier scenisch verschiedene Bilder zerfällt, die starke Stimmung, die die zweite erzeugt hatte, die Anteilnahme des Publikums ermüdete unter der Länge der Aufführung, die gegen vier Stunden in Anspruch nahm, vielleicht lag auch ein passiver Widerstand des protestantischen Zürich gegen die stark katholisierende Art des Legendenspiels darin, kurz, weder die dritte noch die vierte Abteilung vermochten mehr die überraschenden Beifallsäußerungen für Dichter und Dichtung wie die zwei ersten zu erzeugen und das Spiel endete mit einem warmen Achtungserfolg, wie ihn das Publikum nach den ersten stürmischen Beifallsäußerungen sich selbst schuldig war. Der vorherrschende Eindruck war wohl, daß die Aufführung mehr die außerordentliche Leistungsfähigkeit des züricher Stadttheaters unter der Direktion Prof. Skraups bewiesen, als daß sie uns eine langhin wirkende, große Dichtung offenbart hätte, obwohl sich Voß, wie nicht anders zu erwarten war, in der eigenen poetischen Erfindung, die sich mit der Legende verwob, als ein Dramatiker von glücklichen Mitteln zeigt und ein vornehmer Geist durch die ganze Dichtung weht.

J. C. Heer.

Aus Zürich kam uns am 28. November die trübe Kunde, daß **Conrad Ferdinand Meyer** in Kilchberg gestorben sei. Seinem Dichten hatte die Krankheit schon seit Jahren ein Ziel gesetzt, nun hat sie auch sein Leben eingefordert, das vor kurzem ins 74. Jahr getreten war. Noch in den letzten Tagen hatte ihn Richard Voß als Freund besuchen und den Kranken bei hellem Geist und Auge finden dürfen; aber es war wohl nur das letzte Aufflackern der entfliehenden Seele, der ein schmerzloser Abschied vergönnt sein sollte . . . Das Erbe, das er uns hinterläßt, ist reich, zu reich, um in raschem Ueberschlag abgeschätzt zu werden, zu reich auch, um nicht die Trauer über sein Scheiden in Wehmut zu mildern. Die Schweiz hat einen ihrer stolzesten Söhne begraben, aber in allen schönheitsfrohen deutschen Herzen lebt er so fort, wie er sich selbst einst charakterisiert hat:

„In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten."

Die polnische Nation begeht am 24. Dezember d. J. mit großer Feierlichkeit den 100jährigen Geburtstag ihres Dichterfürsten **Adam Mickiewicz**. Sein Lebenswerk war der Wiederherstellung des polnischen Staates, der Befreiung seines Volkes gewidmet, und konnte ihm dies auch nicht gelingen, so war doch sein Streben nicht umsonst, er wurde einer der Gründer des neuen polnischen Reiches des Geistes. Der Gedanke der Freiheit und des Vaterlandes spricht begeistert aus allen seinen Werken: das Meisterstück seines dichterischen Schaffens, „Pan Tadeusz" (Herr Tadäus), verdient den Namen: das polnische Epos. Mickiewicz schildert in ihm in noch heute unübertroffener packender Lebendigkeit sein Volk und seine Heimat, die er mit aller glühenden Liebeskraft seines Herzens umschloß. Dieselben Gedanken, dieselben Gefühle lohen in stürmischer Wucht aus seiner leider unvollendet gebliebenen Tetralogie „Dziady" (Die Totenfeier), deren Hauptheld ein Dulder und Kämpfer ist, wie er. Kampf war sein Leben und als Kämpfer ist er gestorben. Das war am 28. November 1855 in Konstantinopel, wo er im Begriff stand, eine polnische Legion zum Kampfe gegen den russischen Erbfeind um sich zu sammeln.

* *

Die internationale dreisprachige Revue „**Cosmopolis**", die seit 1. Januar 1896 bestand, stellt mit diesem Dezemberheft ihr Erscheinen ein. Der unerwartete finanzielle Zusammenbruch des englischen Verlagshauses hat zu dieser von allen Lesern des interessanten Blattes sicher lebhaft bedauerten Wendung geführt.

* *

Dem **jungen Goethe** soll anläßlich der Wiederkehr seines 150. Geburtstages im nächsten Jahre ein Denkmal in **Straßburg** errichtet werden, mit dem sich bekanntlich eine entscheidende Periode seines Lebens verknüpft. Ein Komitee, unter dem Protektorat des Großherzogs von Sachsen, erläßt einen Aufruf um Beiträge.

* *

In der „**Revue de Paris**", die schon öfters Werke deutscher Autoren in guten Uebersetzungen gebracht hat, erschien soeben Hermann Sudermanns Novelle „Die indische Lilie."

* *

Von dem schon mehrfach in diesen Blättern erwähnten großen Roman aus der Zeit Neros „Quo vadis?" von Heinrich **Sienkiewicz**, der es in der englischen Uebersetzung auf einen Absatz von 800000 Exemplaren gebracht hat, ist die autorisierte Uebersetzung in Buchform soeben bei Jakob Lutz in Lindau (Bayern) erschienen. Der Preis für das zweibändige, gebundene Werk beträgt 5 Mark.

* *

Mit einem eigenartigen Buche tritt soeben das Bibliographische Institut in Leipzig und Wien vor die Lesewelt Deutschlands. In diesen Tagen erschien die erste Lieferung des unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten von Dr. Hans **Meyer** herausgegebenen Werkes „**Das deutsche Volkstum.**" Sie enthält aus der Feder des Herausgebers in Form einer sorgfältigen und wohlgelungenen Analyse des deutschen Volkscharakters gleichsam das Programm des Ganzen, und die folgenden Abschnitte werden diesen Volkscharakter und sein Walten in der deutschen Geschichte, Sprache, Religion, Musik, Dichtung, Sitte 2c. nachweisen. Jedem der einzelnen Abschnitte sind einige Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt oder Kupferätzung beigegeben, die (zusammen 30) hervorragende Verkörperungen des deutschen Volkstums zur Anschauung bringen, und ein sorgfältiges Register soll das wertvolle Werk gleichzeitig zu einem vielseitigen Nachschlagebuch machen. Das Buch ist in 13 Lieferungen zu je 1 Mark zu beziehen, erscheint aber bereits vor dem Weihnachtsfest in einem eleganten Halblederband zum Preise von 15 Mark.

Notizen.

Ein Hölty-Denkmal ist für Hannover geplant. Bis jetzt erinnerte in Hannover nur eine Gedenktafel am Hause Leinestraße 8 und die Höltystraße in Hannover an den Dichter, der zu Hannover so viele Beziehungen hatte. In der nächsten Umgebung Hannovers, auf dem Gute Mariensee bei Neustadt a. Rbge., wurde vor 150 Jahren, am 21. Dezember 1748, der Dichter geboren. Am 1. September 1776 starb Hölty in Hannover und wurde auf dem Nikolaifriedhofe beigesetzt. Sein Grab ist leider unbekannt. Schon lange war es ein Wunsch der Verehrer dieses echt niedersächsischen Dichters, ihm ein Denkmal zu errichten: dieser Wunsch ist jetzt seiner Erfüllung nahe. Am 13. September d. J. beschloß, wie wir einer Mitteilung der Zeitschrift „Niedersachsen" (Bremen, C. Schünemann) entnehmen, auf Anregung der Höltyloge in Hannover eine Versammlung, die Angelegenheit energisch in die Hand zu nehmen. Ein Modell lag bereits vor. Der Bildhauer Karl Gundlach in



Das Hölty-Denkmal für Hannover.

Hannover hat es geschaffen; seit seinen Knabenjahren war es ein Lieblingswunsch des Künstlers gewesen, dem Dichter der Jugend ein Denkmal zu schaffen. Das Modell, dessen Abbildung wir obenstehend bringen, zeigt auf zweistufigem, quadratischem Sockel eine kräftige niedrige Säule, die eine flache, leicht ornamentierte Vase trägt. An der Vorderseite der Säule hängt ein Medaillon mit dem lebensgroßen Profile Höltys nach dem bekannten Stiche von Chodowiecky. Am Fuße der Säule, zwischen Kränzen, liegt die Harfe des Dichters. Rechts lehnt ein Jüngling in trauernder Haltung an der Säule, in der linken Hand einen Zweig haltend. Schlicht und einfach, wie es Hölty in seinem Leben und in seinen Liedern war, wird auch das Denkmal sein. Es wird in einer Ausbuchtung der geplanten Denkmalhalle auf dem Nikolaifriedhofe errichtet werden. Beiträge nimmt Senator Brauns in Hannover, Vorsitzender des Ausschusses für die Erhaltung von Kunstdenkmälern, entgegen.

Der Büchermarkt

*(Die mit * bezeichneten Werke gingen uns zu. — Abgeschlossen am 4. December.)*

a) Romane und Novellen.

***Alexis, G.** Capobianco. Paderborn, Ferd. Schöningh. M. 3,— (geb. in Leinw. M. 4,40).

***Brackel, F.** Freiin von. Novellen. Frühlingsrausch und Herbststürme. Nur eine kleine Erzählung. Stuttgart, Jos. Rothsche Verlagshdlg. M. 2,— (geb. M. 2,80).

Broczner, M. Das Blumenkind und and andere Novellen. (Kollektion Hartleben.) Wien, A. Hartleben's Verlag. Geb. in Leinw. M. 0,75.

***Brun-Barnow, J.** von. Er und Sie. Zeitroman. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. M. 4,— (geb. M. 5,—).

Bock, A. Die Familie Rizzoni. Roman. „Vita“, Deutsches Verlagshaus in Berlin. M. 4,—.

Elcho, R. Freiland. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. M. 4,— (geb. M. 5,50).

Forbydes, M. Die Leere. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich. M. 2,—.

***Gerhard, A.** Beichte. Novellen. Berlin, Rosenbaum & Hart. M. 2,—.

***Golm, R.** Bäume, die in den Himmel wachsen. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 3,—.

***Hartner, E.** (E. v. Twardowska). Ohne Gewissen. Roman. 2. Aufl. Halle, Otto Hendel. In Orig.-Bd. 2,50.

Hausrath, Adolf (George Taylor). Pater Maternus. Roman aus dem 16. Jahrhunde t. 1.—14. Tausend. Leipzig, S. Hirzel. M. 6,—, geb. in Leinw. M. 7,— (in Halbfrz. M. 8,50).

Heigel, K. v. Der Roman einer Stadt. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. M. 3,— (geb. M. 4,50).

Höcker, P. O. Was die Leute sagen. Novelle. „Vita“, Deutsches Verlagshaus in Berlin. M. 2,50 (geb. M. 3,50).

Hofmann, E. Erlauschtes und Erträumtes. Leipzig, Paul List. M. 3,— (geb. M. 4,—).

Klob, A. „Ein Jeder lebt's.“ Skizzen und Novellen. Wien, Gesellschaft für graphische Industrie. M. 2,— (geb. M. 3,—).

***Kronegg, Ferdinand.** Verkaufte Frauen. Roman. München, „Neuer Verlag“. M. 4,—.

Lacroma, P. M. Noli me tangere. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 4,—.

László, A. Aus meiner Heimat. Ernste und heitere Erzählungen aus Ungarn. Mit einem einleitenden Briefe von J. Stettenheim. Berlin, Ab. Bodenburg. M. 1,20 (geb. M. 2,—).

***Lindau, P.** Der Agent. Roman. 2. Tausend. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. M. 5,— (geb. M. 6,—).

***Mann, Heinrich.** Ein Verbrechen und andere Geschichten. Leipzig. Rob. Baum. M. 3,—.

***Marriot, Emil.** Tiergeschichten. Berlin, Freund & Jeckel (Carl Freund). M. 2,— (geb. M. 3,—).

Megede, J. R. zur. Von zarter Hand. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 6,— (geb. M. 8,—).

***Meisternovellen** deutscher Frauen. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Zweite Reihe. Mit 16 Porträts. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 6,—.

Niemann, A. Nur ein Weib. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag M. 3,—.

Ohorn, A. Der Tempelhauptmann. Historische Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. Leipzig, Heinrich Bredt. M. 3,60 (geb. in Leinw. M. 4,50).

Poritzky, J. E. Das Buckelchen und andere Skizzen. Berlin, R. Bolls Verlag. M. 2,—.

Raabe, W. Hastenbeck. Eine Erzählung. Berlin, Otto Janke. M. 6,— (geb. M. 7,25).

Rosen, F. Geheimnisse. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag M. 3,—.

Richter, E. De Fahrt nach Werl'z und Anderes. Humoresken in Dessauer Mundart. 3. Aufl. Dessau, C. Dünnhaupt. M. 1,—.

Richter, H. Um Ar und Halm. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. M. 4,— (geb. 5,50).

***Ries, C. E.** Der Schnitter und andere Märchen. München, C. H. Beck (Oskar Beck). M. 3,50 (geb. M. 4,50).

Riotte, F. Hermione. Roman Paulinus-Druckerei in Trier. M. 0,75 (geb. M. 1,—)

Schubin, O. Vollmondzauber. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn M. 6,— (geb. in Leinw. M. 7,—).

Stier-Somlo, F. Große Kinder. Novellen. Berlin, Märkische Buchhandlung. M. 1,50.

***Stökl, Helene.** Novellen. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 4,— eleg. geb.

***Stratz, Rudolph.** Die letzte Wahl. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta, Verlag. M. 3,50 (geb. M. 4,50).

***Swoboda, Heinrich.** Des Försters Fritz. Eine Erzählung. Dresden E. Pierson's Verlag.

***Weil, J.** Töchter. Idyllen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei rc. M. 2,— (geb. M. 3,—).

***Wilbrandt, Adolf.** Vater Robinson. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta Verlag. M. 3,— (geb. M. 4,—).

***Wolters, Wilhelm.** Rache. Roman. Leipzig, Rob. Friese. Sep.-Conto. M. 3,— (geb. M. 4,—).

Worms, Carl. Du bist mein. Ein Zeitroman in 2 Büchern. Stuttgart, J. G. Cotta Verlag. M. 4,— (geb. M. 5,—).

***Barrie, J. M.** Der kleine Pastor. Roman. Autoris. Uebersetzung von Barnewitz. Groß-Lichterfelde, Edwin Runge. M. 4,— (geb. M. 5,—).

Daudet, L. A. Fahrten und Abenteuer des jungen Shakespeare

Historischer Roman. Uebersetzt von A. Berger. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. M. 3,— (geb. M. 4,—).

Guidi, O. Isabella Fianelli. Roman in 2 Bdn (Kollektion Hartleben.) Wien, A. Hartlebens Verlag. Geb. M. 0,75.

Harte, Bret. Eingeschneit. Kalifornisches Lebensbild. (Kürschners Bücherschatz No. 113.) Berlin, Hermann Hillger. M. 0,20.

***Huysmans**, J. K. Ein Dilemma. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 2,50 (geb. M. 4,—).

Lindhé, W. Ragnhild. Roman aus dem Schwedischen von L . . . . . r „Vita", Deutsches Verlagshaus in Berlin. M. 2,50.

Maclaren, J. Beim wilden Rosenbusch. „Lang, lang ist's her." Schottische Erzählungen. Uebersetzt von L. Oehler. Stuttgart, J. F. Steinkopf. M. 4,— (geb. in Leinw. M. 5,—),

Tolstoi, Graf L. L. Ein Präludium Chopins. Uebersetzt von W. Czumikow. Stuttgart, Carl Malcomes. M. 0,75.

Valera, J. Superklug. Roman aus dem Spanischen von R. Fleischner. Dresden, Piersons Verlag. M. 3,—.

b) Dramatisches.

Bastian, F. D'r ney Jean. Schwank in Straßburger Mundart. Straßburg, Schlesier und Schweickhardt. M. 0,80.

Domanig, K. Der Gutsverkauf. Schauspiel aus der Gegenwart. Neue Ausgabe. Stuttgart, Jos. Rothsche Verlagshandlg. M 1,50 (geb. M. 2,20).

* **Langmann**, Philipp. Unser Tedaldo. Drama. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolg. M. 2,— (geb. M. 3,—).

Mossig, A. Göttliche Liebe. Drama. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2,—.

Panizza, O. Nero. Tragödie. Zürich, Verlag der Züricher Diskussionen. M. 2,—.

Roeber, F. Appius Claudius Tragödie 3. Aufl. Leipzig, Julius Bädecker. M. 0,75, geb. in Leinw. M 1,—.

* **Schen**, Robert und Otto **Stössl**, Tote Götter. Drama. Leipzig, Rob. Friese Sep.-Conto. M. 2,—.

Schlumpf, M. Das Ländermädchen Schauspiel aus den Tagen der französ. Internierg. 1871 (Bibliothek vaterländischer Schauspiele) Aarau, H. R. Sauerländer & Co. M. 1,—.

c) Lyrisches und Episches.

Berberich, W. A. Tannenburg. Ein Sang vom Spessart. Donauwörth, L. Auer. Geb. in Leinw. mit Goldschnitt M. 4,—.

Casanova, S. della Valle di. Lieder und Gedichte. Jena, Hermann Costenoble. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 4,—.

***Grotthuß**, J. E. Freiherr v. Gottsuchers Wanderlieder. Dichtungen. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. M. 4,— (geb. in Leinw. mit Goldschnitt M. 5,—).

* **Henckell**, Karl. Gedichte. Mit Buchschmuck von Fidus. Zürich, Karl Henckell & Co. M. 7,— (geb. M. 8,—).

* **Hochfeld**, Margarethe v. Grüße deutscher Dichter. Berlin W, Bobach & Co. geb. M. 3,—.

* **Schäffer**, Heinrich. Hokus-Pokus in Vers und Reim. Berlin, Fischer & Franke.

Stradal, H. Gedichte. 3. Bd. Leipzig, Breitkopf und Härtel. M. 2,—, geb. M. 3,—.

* **Stucken**, Eduard. Balladen. Mit Buchschmuck von Fidus. Berlin, S. Fischers Verlag. Büttenpapier. In Leinw. geb. M. 6,—.

Vormeyer, M. Säksche Boesien. Beriehmde Gedichde von Geehde'n, Schillern, Uhland'n u. s. w. in's reenste Deitsch iwerdragen un Egenes. Leipzig, Max Vormeyer. M. 1,20.

d) Litteraturgeschichte.

* **Banner**, M. Das französische Theater der Gegenwart. Rengersche Buchhdlg. in Leipzig. M. 4,— (geb. M. 5,—).

Bernays, M. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. 3. Bd. Zur neueren und neuesten Litteraturgeschichte (mit Bildnis). Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshdlg. M. 9,— (in Liebhaberband M. 10,20)

* **Houben**, Dr. Heinrich. Studien über die Dramen Karl Gutzkows. Düsseldorf, Gebr. Tönnes, Buchdruckerei.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Red. von C. Glossy. 8. Jahrgang. Wien, Carl Konegen. Geb. in Leinw. M. 10,—.

* **Karpeles**, Gustav. Litterarisches Wanderbuch. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Litteratur. M. 5,— (geb. M. 6,—).

* **Lamprecht**, des Pfaffen Alexanderlied. In neuhochdeutscher Uebertragung nebst Einleitung und Kommentar von R. E. Ottmann. Halle, Otto Hendel. M. 0,25 (geb. M. 0,50).

* **Mielke**, Hellmuth. Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 4,50 (geb. M. 6,—).

Pick, A. Schiller in Erfurt. Halle, C. A. Kaemmerer & Co. M. 1,20.

* **Splettstößer**, W. W. Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltlitteratur. Litterarhistorische Abhandlung. Berlin, Mayer und Müller. M. 2,40.

Tennyson, A. Lord. In Memoriam. Aus dem Englischen von J. Feis. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. Geb. in Leder M. 8,—.

Novalis sämtliche Werke. Herausgegeb. von C. Meißner, eingeleitet von B. Wille. 3 Bde. (mit Bildnis) Florenz, Eugen Diederichs Verlag. Geb. in Leinw. M. 7,50.

Tolstoi, L. Reife Aehren. Betrachtungen, Gedanken und Bekenntnisse aus den Schriften und Briefen. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von W. Henckel. Mit einer Lebensskizze des Verfassers, seinem Bildnis und einem Verzeichnis seiner in deutscher Uebersetzung erschienenen Werke. Zürich, Karl Henckell & Co. M. 1,60.

* **Wittekindt**, Dr. Wilhelm. Joh. Christian Krüger. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Mayer und Müller. M. 3,—.

e) Verschiedenes.

* **Gerhardt**, Dagobert von. (Gerhart von Amyntor). Das Skizzenbuch meines Lebens. 2. Bd. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt.

* **Hahn**, Arthur, Adolf **Pochhammer** und Fritz **Volbach**. Franz Liszt, sein Leben und seine Werke. Frankfurt a. M., H. Bechhold. Geb. M. 3,—.

Hase, K. A. v. Unsre Hauschronik. Geschichte der Familie Hase in vier Jahrhunderten (mit 235 Abbildungen und einer Stammtafel). Leipzig, Breitkopf und Härtel, M. 6,— (geb. M. 7,50).

* **Kügelgen**, Wilh. v. Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Billige Geschenk-Ausgabe. Berlin W. 8., Richard Wöpke. M. 2,— (geb. M. 2,50).

* **Juvenal**, Roms Weiber. (Kulturhistorische Satire aus der Weltlitteratur.) Deutsch von Dr. Maximilian Kohn. Hamburg, Adolf Will.

Kußmaul, A. Jugenderinnerungen eines alten Arztes. Mit dem Porträt des Verfassers nach einem Gemälde von F. Lenbach. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 7,20 (geb. in Hlbfrz. M. 8,50).

* **Landau**, S. R. Unter jüdischen Proletariern. Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Rußland. Wien I., L. Rosners Buchhdlg.

* **Lesca**, Giuseppe. Leggendo e annotando. Roma. Ermanno Loescher & Cie. Via del Corso 307.

Liliencron, D. v. Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Mit 2 Buntdruck-Bildern und ca. 98 Illustrationen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. M. 10,—, geb. in Leinw. M. 12,—.

Mathy, K. Aus dem Nachlaß. Briefe aus den Jahren 1846—1848. Mit Erläuterungen herausgegeben v. L. Mathy. Leipzig, S. Hirzel. M. 9,— (geb. M. 11,—).

***Riegel**, Hermann. Unter dem Striche. — Italienische Blätter. I. Bd. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 2,—.

***Scherl**, August. Berlin hat kein Theaterpublikum. Vorschläge zur Beseitigung der Mißstände unseres Theaterwesens. Berlin, A. Scherl.

Stettenheim, J. Wippchens sämtliche Berichte. 12. Bd. Berlin, Hermann Paetel. M. 1,50 (geb. M. 2,25).

***Pollert**, Ernst. Beiträge zur Kulturgeschichte von Berlin. Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Korporation der Berliner Buchhändler. Berlin, Verlag der Korporation der Berliner Buchhändler.

***Pollert**, Ernst. Die Korporation der Berliner Buchhändler. Festschrift zur Feier ihres 50jährigen Bestehens. Berlin, Verlag der Korporation der Berliner Buchhändler. M. 3,—.

***Ziegler**, Th. Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. 1. bis 5. Tausend. Mit 13 Bildnissen. (Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschland's Entwickelung. Bd. I.) Berlin, Georg Bondi. M. 10,— (geb. in Halbleder M. 12,50).

Geschäftliche Mitteilungen.

Bei der stets wachsenden Beliebtheit, deren sich die Dilettantenarbeiten in Holz 2c. (Laubsäge-, Schnitz-, Einlege- und Holzmalerei-, Holzbrand-, Flach- und Kerbschnitt, Kleineisen und Metall) in immer weiteren Kreisen erfreuen, sind auch die Lieferanten in den Stand gesetzt, immer reichhaltigere Mustervorlagen zu bieten. In erster Linie empfiehlt sich dafür die Firma: Mey & Widmayer Verlag, Amalienstraße 7 in München, die alle Hilfsmittel für derartige Arbeiten, wie Anleitungen zu allen Arbeitsarten, Beschäftigungsbücher für Alt und Jung, rohes Holz in Tafeln, fertige Gegenstände, auf Holz gedruckte Vorlagen, alle Werkzeuge und Materialien, Laubsäge- und andere Maschinen, Dreh- und Hobelbänke, komplette Werkzeugkasten, Brandapparate etc. etc, vornehmlich aber künstlerisch ausgeführte Vorlagen auf Papier liefert. Die 64 Großfolioseiten starke Preisliste mit über 2500 Abbildungen, die für 30 Pfg. in Briefmarken zu haben ist, gibt den treffendsten Beweis für die große Leistungsfähigkeit des Hauses.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: A. Winckler, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburgerstraße 15/16.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2573. Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506. Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats. Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 7
vom
1. Januar 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr. Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig. Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig. Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Inhalts-Tafel.

Spalte

Richard M. Meyer: Goethe-Schriften 410
Conrad Alberti: Hans Hopfen (mit Bild) . . . 413
W. Bolza: Conrad Ferdinand Meyer (mit Bild) . 418
Ernesto Gagliardi: Italienische Bücher 422
Paul Remer: „Am Scheidewege" (mit Bild) . . 426
Paul Scheurlen: Ein religiöser Roman 427
Karl Frenzel: Ein Lobgesang auf die Mosel . . 428
Auszüge:
Deutsche Zeitungen 432
Oesterreichische Zeitungen 435
Echo der Zeitschriften:
Deutsches Reich 436
Oesterreich 443
Frankreich 445
Belgien 447
Holland 448
Schweden 449
Finland 450
Lettische Zeitschriften 451
Bob: „Der weiße Esel" 452
Anton Bettelheim: Das Grillparzer-Jahrbuch . . 454
Walter Bormann: Zur deutschen Bühnengeschichte . 456
Besprechungen von: Nina Hoffmann, Ernst Gystrow, Rich. Maria Werner, Olga Wohlbrück, Emil Ertl, Lou Andreas-Salomé, Adolf Flachs, Carl Busse, Max Osborn, W. von Scholz, Walther Wolff, Leo Berg, Paul Seliger . . . 458
Bühnenchronik:
Breslau 465
Wien 466
Nachrichten 466
Der Büchermarkt 469
Antworten 472

Goethe-Schriften.

Von **Richard M. Meyer** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

I.

Im ganzen Umkreis der Weltlitteratur ist, trotz den mythischen Bavius und Maevius, trotz den Lieblingen von Boileaus oder Voltaires Satire, wohl Niemand so oft und gründlich totgeschlagen worden wie Friedrich Nicolai. Die Feinde der Aufklärung fingen an; Goethe und Schiller thaten das Hauptwerk; Fichte und die Romantiker bliesen das Finale. Liest man aber Nicolai selbst, so hat man den Eindruck, als habe er im Stillen gedacht: schlagt mich nach Belieben tot; ich überlebe euch doch alle! Wer weiß, ob der Alte in Berlin nicht recht hatte? So unsterblich wie seine größten Gegner ist er gewiß. Der freudige Optimismus, mit dem Anastasius Grün in dem letzten Menschen den letzten Dichter sah, ist uns verloren gegangen; ich fürchte fast, der letzte Mensch wird eher der letzte Rezensent sein und seine letzten Worte ein verdrießliches: „War das nun Alles?"

Und wäre er nur unsterblich! wäre er nur der letzte der Menschen! Aber das ist das Schlimmste, daß der alte tote Nicolai in jedem neuen Avatar, jeder neuen Existenzform wieder Bewunderer und Verehrer findet, die ihn für einen Lessing erklären!

Der neueste Fall dieser Art ist der des Herrn Eduard Rod, in spe „de l'Académie Française". Ungefähr zu derselben Zeit, in der sein Gesinnungsverwandter Ferdinand Brunetière aus einem Kritiker ein Prediger wurde, verwandelte sich der schweizerische Prediger in einen Kritiker. Er schadet dem Absatz der verbreitetsten Zeitschriften durch endlose Abwickelungen eines dünnen Gedankenfadens über die moralischen Ideen der Gegenwart; er überträgt die Oede seiner Romane in die sonst so anregende französische Litteraturkritik. Schließlich beschloß er, alle seine Fähigkeiten auf Eine große That zu konzentrieren. Und er ging hin und richtete Goethe. Und sein „Essai sur Goethe" (Paris 1898, Perrin & Cie.) fand in Deutschland eifrige Beifallsspender, die die Unparteilichkeit, die Belesenheit und sogar den Geist des Verfassers priesen. Nun, geistreich muß ja wohl ein Autor sein, der Goethe so von oben herab behandeln darf, der ihm schulmeisterlich nachweist, weder „Werther" und die „Wahlverwandtschaften" reichten

an Eduard Rods Romane heran, der ihm als unvergleichlicher Psycholog „unwiderleglich“ Affektation und Unwahrheit in seinen Liebesbriefen aufdeckt, und der nur mit einigem Zögern zugesteht, der „Faust“ werde wohl dauern. Einen so überlegenen Geist wagen wir nicht zu richten, das bleibe Männern von der Bedeutung des unvergleichlichen Mr. Mézières überlassen, dessen „meisterhaftes Buch“ über Goethe (wir Armen fanden es so leer und fade!) der gegen den Dilettanten Goethe so strenge Richter höchlich lobt. Auch den Menschen Goethe hat er wieder einmal als Egoisten und Philister entlarvt; und wer wollte meinen, sein Auge sei vielleicht ein wenig gar zu wenig sonnenhaft? Rod wird seinen Platz in der Akademie finden zwischen Mézières und Brunetière und die geistvolleren Mitglieder der illustren Körperschaft, die Anatole France und Lemaitre und Bourget und Loti werden es nicht verhindern. Denn — und hier kommen wir auf Herrn Rods Unparteilichkeit — sein Werk ist auch eine patriotische That (patriotisch nämlich in dem Sinne, daß der Schweizer damit Frankreich einen Dienst leisten wollte). Aus guter Quelle ward mir bezeugt, der neue Nicolai habe an einen deutschen Autor die Bitte gerichtet, ihm allerlei gegen Goethe gerichtete Litteratur zu vermitteln. Da dieser den freundlichen Auftrag ablehnte, beschränkt sich die von deutschen Kritikern gerühmte Belesenheit des Herrn Verfassers auf die neuesten Goethe-Biographien und ein paar zufällige Renommiernummern zu Götz und Goethe in Italien u. dgl. Es wäre auch schade gewesen, mehr zu lesen. Denn Mr. Rod wollte ja weniger lernen, als für eine vorgefaßte Meinung Autoritäten zitieren. Aber bald erkannte er, daß wir deutschen Litterarhistoriker mit unserm komischen Kultus der Thatsachen eigentlich nur stören . . .

Immer wieder drückt Rod sein Erstaunen aus, daß die Verehrer Goethes so viel veröffentlichen und studieren: sie schadeten damit ja doch nur dem Idealbild des Dichters. Die Idee kommt ihm einfach nicht, daß die Männer, die er „Goethefanatiker“ tituliert, den wahren, den ganzen Goethe lieben und erkennen wollen und deshalb forschen und suchen, unbekümmert, ob die Thatsachen sich gleich in Panegyriken ausmünzen lassen! Wie viel näher steht uns die leidenschaftlich eindringende „Seelenschilderung“ des Russen **Robert Saitschik** („Goethes Charakter“, Frommann, Stuttgart 1898). Der geistvolle Essayist, der schon über Gottfried Keller, C. F. Meyer, H. Leuthold und andere schweizerische Dichter Untersuchungen von ungewöhnlicher Tiefe und Originalität veröffentlicht hat, nimmt freilich auch seinerseits auf die Breite des vorliegenden Materials zu wenig Rücksicht. Daß er andere Darstellungen ignoriert, hat sein Gutes; aber auch in der Benutzung der eigenen Zeugnisse des Dichters vermissen wir Objektivität. Wenn z. B. auch Saitschik die unendlich oft zitierte Klage des gealterten Dichters, wie wenig glückliche Stunden er genossen habe, anführt, weil sie zu seiner Grundanschauung paßt, so hätte er sich doch der von Glück sprühenden Jugendbriefe erinnern sollen, die über die Gefühle langer Jahre zuverlässiger aussagen, als der Rückblik des einsamen Alters. Ueberhaupt trübt der mit Energie eingenommene Standpunkt Saitschiks die Ruhe der Betrachtung. Goethe ist ihm eine innerlich leidenschaftliche Natur, die mühsam sich zur Ruhe durchkämpft, Personen fast nur danach bewertet, ob sie ihn dämonisch zur Ruhe zwingen oder aber aufregen, Dinge fast nur danach beurteilt, ob sie seiner inneren Glut Nahrung geben, ohne die er sich verzehren müßte. Nun aber wird bei Saitschik alles zweckdienliche Absicht: der Respekt Goethes vor Fürstlichkeiten, vor Titeln und Orden soll auch nur ein Bollwerk, alles soll nur gewollte äußere Form sein, was dem Reichsstädter, dem Sohn des loyalsten Volkes, dem Beamten selbstverständlich war. Wenn Rudolf Steiner treffend nachgewiesen hat, daß Goethe sich selbst gar nicht kennen wollte, meint Saitschik, er habe sich sehr gut gekannt; und auch zu August setzt er ihn in eine Intimität, die zwischen Vater und Sohn leider gänzlich fehlte. Aber das Buch ist an treffenden Beobachtungen, an tiefen Blicken in Goethes Wesen so reich, es ist so selbständig durch und durch, daß wir Neckers geistreiches Urteil (Beilage zur Allg. Ztg. 1898, Nr. 102) nicht billigen können, wir erhielten nur „ein mit einem Blick in die Dekadenz ausgestattetes Goethebild, das den Dichter seinem Tasso näher rückt als seinem Antonio“ (und stand er denn nicht seinem Tasso näher?). Einseitig ist Saitschik freilich, sicherlich betont er die „nervösen“ Momente zu stark, aber ernster Nachprüfung ist jeder seiner Sätze wert und mancher wird sie bestehen.

Nicht so verkehrt wie Rod, nicht so eindringend wie Saitschik, aber tüchtig und fördernd stellt **C. Alt** sich mit seinen „Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit“ (Carl Haushalter, München 1898) dar. Er untersucht in drei Kapiteln Goethes Quellen — wobei er die von Goethe aus der weimarer Bibliothek entliehenen Bücher überwiegend, wenn auch leider (S. 27) nicht vollständig, sorgsam durchgenommen hat; dann die Entstehung des Werkes; endlich seinen biographischen Wert, wie er sich insbesondere auch aus der Eigenart der Komposition ergiebt. Indem er sich für den Begriff der „Wahrheit“ auf des Dichters Wort zu Eckermann beruft: ein Faktum unseres Lebens gelte nicht insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hat, erhält er für Goethes historischen Standpunkt den richtigen Schlüssel. Auch im Einzelnen wird durch den Hinweis auf die Gespräche Goethes, durch ein ausführliches Beispiel für die Entwickelung vom Schema zur Ausarbeitung, durch Untersuchungen zu Bettinens Briefen so viel gefördert, daß wir dem Verfasser das schreckliche Wort „Lililiebe“ (S. 77) verzeihen wollen — aber er darf es nicht wieder gebrauchen! Wo Alt eigentliche Erfindungen Goethes annimmt (S. 51), bleibe ich freilich bedenklich; ich glaube sowohl an den über „Erfahrung“ scherzhaft schwadronierenden Offizier, wie an den sokratischen Schuster. Mir scheint jeder Grund zu fehlen, der Goethe zu der Improvisation solcher „Kontrastfiguren“ hätte veranlassen können; und es spricht schlechterdings nichts gegen ihre Existenz.

Sich mit Ehrfurcht in eine große Erscheinung vertiefen, wie Saitschik; mit Ernst ihre Fußspuren verfolgen, wie Alt — das wird immer der Weg bleiben, wie man sich den Großen naht. Den Nicolais diesseits und jenseits der deutschen Grenzen aber lassen wir billig die Freude, zu erklären, die Sonne sei nur eine handgroße gelbe Oblate; meinen das doch unsere Kinder auch, und wer spricht die Wahrheit? Kinder und — Uebergescheite!



Charakteristiken

Hans Hopfen.

Von **Conrad Alberti** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Hans Hopfen kannte ich, als er der verzärtelte Liebling der berliner Tiergartendamen und der deutschen Zeitungsverleger war. Ging man an seiner Seite die Leipzigerstraße hinunter, so ruinirte man sich vor Grüßen die Hutkrämpe, und nannte man die höchsten Honorare, so wurden die seinen genannt. Ich kannte ihn, da das Premièrenpublikum bei „Helga“ und dem „König von Thule“ Zeter schrie und die Pächter der reichshauptstädtischen Aesthetik ihn in ihren Wochenschriften todtschlagen wollten. Und nun kenne ich ihn als vorortlichen Hausherrn, der in der anmutigen Stille von Groß-Lichterfelde, fern von den parfümierten Salons der Berliner Börsengrößen und fern von den überhitzten Foyers der Modetheater nur seiner Familie und seiner Arbeit lebt und der Briefe und Verträge seitens der „großen“ Verleger und Redakteure harrt, die gleichmäßig und sicher und lockend wieder den Weg in seine Dichterklause zu finden wissen. Und ich muß bekennen, er ist heut nicht im geringsten Zuge anders, nicht stolzer, nicht bescheidener als er zur Zeit seines höchsten Ruhmes oder seines scheinbaren Vergessenseins gewesen. Voll aufflammenden Temperaments, bei der Arbeit wie beim Bier leicht erregt und heißblütig, Neigung und Unwillen nie diplomatisch verhüllend, Urteil und Aburteil stets unbesorgt aussprechend, nie um des Freundes willen schönfärbend, nie auf des Gegners Aerger Rücksicht nehmend, eigensinnig weil eigenartig, zählt er doch zu jenen glücklichen Menschen, die an einer Welt gewonnenem Besitz ohne Uebermut, an einer verlorenen ohne Verzweiflung vorüber gehen können, ohne das Eine oder das Andere für Nichts zu halten. Voll stürmischer Unruhe, trägt er doch ein Stück vom mittelalterlichen Ideal der staete in sich. Der junge münchener Corpsbursche und Musenschwärmer, der geadelte Ordensritter, der Hausfreund Bismarcks, der von sogenannten tonangebenden Blättern bis auf die Namensnennung in Spalten-Acht Erklärte, der behaglich lächelnde Rosenzüchter und Landlord sind nicht nur leiblich eine Person: sie bilden zusammen das schöne Beispiel einer Individualität, die den Mut hatte, sich nie um das zu kümmern, was die Anderen über sie dachten und klatschten, die den Wert des Lebens nur darin sah, ganz und immer zu sein, was sie vorstellen wollte und nur den eignen, rein und vornehm gezüchteten Instinkten zu folgen. Er, der nicht wie mancher Andere Ideen und Personen nachlief, nur weil diese in Mode kamen und er selbst aus der Mode zu kommen spürte, der der Welt keine Konzessionen machte, weil er sich selbst keine machen zu dürfen glaubte, hatte den Mut, sich zu dem Worte Hiobs zu bekennen, das allzeit mein Lieblingswort und der Sinnspruch auch meines Lebens war:

„Irre ich, so irre ich mir.“

Und so ist Hopfen, der grimmigste Feind Nietzsches, eigentlich sein echtester praktischer Schüler gewesen. Er hat es verschmäht, sich eine Klique zu bilden, als er dazu in der Lage gewesen wäre, er hat sich nie für zu „vornehm“ gehalten, für seine künstlerische Ueberzeugung auch kritisch und theoretisch auf den Fechtplatz zu treten, (vide seine „Streitfragen und Erinnerungen“) und er schlug als alter Korpsstudent eine gute Klinge — aber er hat nie versucht, anderen anders Strebenden die Wege zu verbauen und die Luft wegzufangen, wie es die Art mancher Hauptmann- und Sudermann-Agenten ist. Gefeiert wie einsam wollte er stets sich selbst genug sein — und so hat er sein Dasein wie seine Arbeit keinem zu Liebe, keinem zu Leide gestaltet.

Der Geschmack ist schließlich etwas persönliches, ganz besonders der litterarische, nicht bloß in Bezug auf den einzelnen Dichter, sondern auch in Bezug auf das einzelne Werk. Ich bekenne offen: ich bewundere sehr viele Schöpfungen Hopfens, und ich kann mich mit einzelnen gar nicht befreunden. Aber was thut das für die Wertschätzung einer liebgewonnenen Persönlichkeit? Diese ist es doch schließlich, die den großen Reiz auf die Zeitgenossen und auf die Späteren übt. Die bürgerliche Anschauung sagt: die Person des Künstlers ist mir ganz gleich; sie mag entzückend, sie mag abscheulich sein — wenn nur sein Werk eine gewisse Wirkung auf mich übt. Das ist der Egoismus des Genießenden. Was sind Wirkungen, was sind Werke? „In der Litteratur gelten nur die Spitzen,“ sagt Hebbel — und nicht nur in der Litteratur, nein, in der Kunst überhaupt. „Bach — Beethoven — Brahms: alles Andere ist Füllsel“, schrieb einst Hans von Bülow einer Dame ins Stammbuch. Ich bin überzeugt, daß von der ganzen heutigen Weltlitteratur nur Zola und Ibsen die Jahrhunderte überdauern werden — Alles Uebrige wird vergehen. Wenn wirklich in der Litteraturgeschichte der Zukunft Hauptmann drei Zeilen erhält, ich nur eine halbe — ist das ein Ziel leidenschaftlicher Kämpfe und Aufregungen wert? Was ist Ruhm? Wer außer ein paar Kunstgelehrten und Malern kennt heut unter uns die Namen und Werke eines Nicolas Maes, eines Bartholomäus v. d. Helst — jenen nennt nicht einmal das Konversationslexikon. Wer, den der Zufall nicht nach Amsterdam führte, weiß, daß sie Bilder von märchenhafter Schönheit und ewiger Jugend geschaffen haben, die „Träumerin“ und die „Schützenmahlzeit“? Die Namen Rembrandt und Franz Hals schlagen Alles neben sich tot. Aber der Zauber der fesselnden, der liebenswürdigen Persönlichkeit bleibt ewig. Villons Lieder, Marlowes Schöpfungen sind vergessen, ihre Gestalten werden unsere Phantasie immer aufs Neue beschäftigen.

Nur die ganz gewaltigen, himmelragenden Kunstwerke bleiben stehen, die Wallenstein und die Faust — Alles Andere bildet einen großen Bücherhaufen, in den ein Müßiger vielleicht gelegentlich hineingreift; und es scheint mir preislicher, durch eine volle Persönlichkeit der Welt das Beispiel einer Hochzucht des menschlichen Typus der Künstlernatur gegeben zu haben, als durch halbleere Werke die Weltmakulatur zu vermehren. Ich weiß, daß solche Gedanken Ketzereien vor der bürgerlichen Vernunft unserer Zeit sind, aber ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß das wirkliche Künstlertemperament schon längst nicht mehr in unserer Zeit sich zurechtfinden kann, da es weder bürgerlich noch vernünftig zu empfinden vermag.

Hopfen braucht nicht zu befürchten, mit der vielbändigen Arbeit seines Lebens zu der rudis indigestaque moles des großen Weltbücherhaufens geworfen zu werden: er hat in den verschiedenen Hebungen seines Schaffens Werke hervorgebracht, die ihn zum mindesten lange überdauern werden, weil es ihm gelungen ist, in ihnen Abdrücke seiner fesselnden Persönlichkeit, seines geschlossenen Wesens niederzulegen.

Hopfen ist sozusagen gelernter Lyriker. Das italienische Blut, das in seinen Adern rollt, hat ihm die Freude an der Klarheit und Rundung der Form gegeben — der Vers ist seine natürliche Sprache und eine stille Sehnsucht hat ihn immer der Sonne des Südens zugetrieben. Geibel und Halm sind seine ersten Vorbilder gewesen, als er in die Kreise des münchener Dichterbundes trat — und das Ohr des Lesers, das auf rhythmische und sprachliche Feinheiten eingeübt ist, hört auch aus manchen seiner Gedichte Heine und Scheffel verwandte Klangfiguren heraus. Die Verse der „Sendlinger Bauernschlacht" schreiten mit elastischer Landsknechtkraft vorwärts, im „Pinsel Mings" ist die Ottaverime mit romanischer Grazie gehandhabt, und spielend fließt der leichte Plaudertakt der „falschen Gräfin" dahin. Zu seinen reizvollsten Eingebungen gehören die zahlreichen Widmungs- und Einleitungsstrophen, die Verse an seine Kinder vor „Kleine Leute" u. a. m., und es giebt Bücher von ihm, deren gereimte Vorworte beinahe den ganzen Prosainhalt aufwiegten — z. B. das „Allheilmittel" mit seiner waldbachkräftig rauschenden Zueignung an Schweninger. Auch diese Verse sind ein schöner Beweis seines Persönlichkeitsgefühls, das sich trotzig gegen die Aechtung auflehnte, die damals der berliner Professoren- und Bankierliberalismus gegen den Arzt des Kanzlers aussprach.

Am blühendsten entfaltet Hopfens Verskunst sich in zwei Dramoleten: „Hexenfang" und „Der König von Thule", in denen alle Kobolde liebenswürdiger Dreistigkeit Purzelbaum schlagen. Es ist unmöglich, ein so an der äußersten Grenze des gesellschaftlich Aussprechbaren stehendes Motiv wie das Blocksbergabenteuer des jungen Hexenfängers gewandter und eleganter zu behandeln, und der drollige Einakter kann sich an pikantem Reiz mit den zierlichsten Schöpfungen Wielands, ja mit Goethes „Tagebuch" messen.



Man wird den großen Einfluß, den Halm (Münch-Bellinghausen) nach Hopfens eigenem Geständnis auf ihn geübt, am meisten in Hopfens Auffassung vom Wesen der Erzählung wiederfinden, die sich an die Boccacciosche und Goethische Behandlung der Novelle anlehnt. Die Handlung, oder vielmehr das Geschehnis ist der Teil der künstlerischen Arbeit, auf den Fleiß und Bedeutung vor allem gelegt werden, das Leben der Welt wird als eine rasche Folge von ineinandergreifenden Katastrophen aufgefaßt; die Freude am Wechsel menschlichen Wesens oder an der Gestaltung gesellschaftlicher Organismen ist noch nicht ausgebildet. Es ist die höchste Entfaltung der ursprünglichen Form epischer Darbietung: des mündlichen Berichts, der persönlichen Erzählung, die immer den Hauptwert auf die Geschehnisse legen wird, während die psychologische und soziale Auffassung abgeleitete Erzeugnisse einer späteren Zeit sind. So sind auch Halms Dramen in Wahrheit Romane oder Novellen in dramatischen Formen.

Der Einfluß dieses ein wenig verspäteten Romantikers offenbart sich bei Hopfen vielleicht am deutlichsten in „Mein Onkel Don Juan". Eine üppige Phantasie versteigt sich hier bis zu verkleideten Nonnen und capa y espada-Intriguen — die bunten Szenen toller Liebeslust, die sich auf der westindischen Blumeninsel abspielen, haben mit historischer Dichtung ungefähr so wenig zu thun, wie etwa Heines „Vitzliputzli" oder „Bimini".

Hopfen war sein Leben lang, auch noch im Philisterium, ein eifriger Korpsstudent, und ist es noch heute — man entsinne sich seiner schönen Rede auf der Rudelsburg zur Einweihung des Jung-Bismarck-Denkmals! Wie tief gerade die Eindrücke der frischen, wilden Burschenzeit in ihm hafteten, beweist, daß er erst in vorgerücktem Leben dazu gekommen ist, sie künstlerisch auszugestalten — in einer Zeit, da man sich an das hält, was Einem am tiefsten ans Herz gewachsen ist. „Der letzte Hieb" und die „50 Semmeln des Studiosus Taillefer" zählen zu seinen gelungensten Stücken — es ist bewunderungswürdig, wie glücklich Uebermut und Ernst des süddeutschen akademischen Lebens von ihm rekonstruiert worden sind.

Der Jurist in Hopfen hat sich litterarisch nie sonderlich hervorgetraut — eine ganz bemerkenswerte Sympathie hat ihn dagegen stets zum Soldatischen

gezogen, wie denn auch einer seiner Söhne Offizier geworden ist. Die „Geschichten des Majors“, (denen später „Neue Geschichten“ folgten) waren einer seiner größten künstlerischen Erfolge: das Abenteuer des unglücklichen Leutnants, der als das Opfer einer rachsüchtigen Kellnerin endet, ist volkstümlich geworden und hat Hopfen, der ein Romantiker ist wie kein Anderer, den Realisten zugesellt, und „Schabernacks Wette“ wäre ohne eine gewisse fatale Aehnlichkeit mit Meilhacs „Attaché“ das glänzendste Stück Tragikomödie in der deutschen Erzählungskunst.

Den breitesten Boden für die Gestaltungskraft seiner Phantasie bot Hopfen die mütterliche Erde, das bairische Hochland und das angrenzende Tirol. „Kleine Leute“ enthält eine der Perlen seiner Kunst, „Um einen Engel“ (unlängst unter dem Titel „Die Engelmacherin“ in illustrierter Separatausgabe erschienen) die erschütternde Schilderung des dumpfen Religionsfanatismus nnd der bäurischen Heuchelei, die sich zur Größe eines Anzengruber aufreckt und Hopfen eben so viele Anfeindungen durch einen pfäffischen Fanatismus eingetragen hat, wie dem wiener Dichter seine Werke. Und wie rührend und lieblich als Gegensatz dazu, im selben Bande, die humorsprühende Darstellung des seltsamen Treibens auf dem Pfaffengymnasien („Gewitter im Frühling“) mit zahllosen Einzelzügen eigener Beobachtung und Erfahrung. Legte Hopfen hier fast unbewußt, nur von der Freude am künstlerischen Gestalten geleitet, den weisenden Finger auf eine der schwersten Wunden deutschen Volkslebens, so hatte er schon vorher in dem Roman „Verdorben zu Paris“ ein leider nur zu wahres Nachtstück aus der modernen Zeit in der Schilderung der Hilflosigkeit des jungen deutschen Weibes im Auslande gegeben.

Nach 1866 war Hopfen nach Berlin übergesiedelt. Mit klarem Dichterblick hatte er erkannt, daß die notwendige Folge des „Bruderkriegs“ der engere Zusammenschluß des Nordens und des Südens sein werde, und er hat 30 Jahre lang als Künstler redlich dazu beigetragen, das Wort wahr zu machen, das er in einem Festspiele dem Münchener Kindl in den Mund legt: „Ein guter Baier heißt ein guter Deutscher sein.“ Zu Beginn seines Aufenthalts im Norden noch aus den aus der Heimat mitgebrachten Erinnerungsschätzen schöpfend, konnte er schon nach einigen Jahren daran denken, seine berliner Eindrücke und Stimmungen gestaltend zusammenzufügen. So entstand eine Reihe berliner Geschichten, deren Krone ohne Zweifel „Robert Leichtfuß“ ist, für mich einer der liebenswürdigsten und charakteristischsten Romane, die wir aus der neueren Zeit besitzen. Hopfen hat ein Stück Berlin gründlich kennen gelernt: das Tiergartenviertel; und wie er es in seiner protzenhaften Anmaßung und Plumpheit in den Roman gebracht hat, mit all seiner geistigen Leere, seiner Verachtung alles dessen, was nicht Geld und Geldeswert ist, mit seiner brutalen Hinwegsetzung über die zartesten Fäden der Blutsverwandtschaft, seinem Hohn auf fremden, nie verstandenen Idealismus: so lebt es, so ist es.

Wie richtig Hopfen den kunsttötenden Gifthauch dieses Parvenutums empfunden hat, beweist leider ein Stück seines eigenen Schicksals. Man ist nicht ungestraft Jahrzehnte lang der Lieblingsschriftsteller des Potsdamer Viertels: kein Goethe hätte sich auf die Dauer dem Einfluß dieser Kreise entziehen können, die mit ihrem rücksichtslosen Materialismus, ihrer rohen Verspottung jedes über bloßen Geldgewinn hinausgehenden Strebens und Schaffens die Höhenlage auch des stärksten und entschlossensten Charakters hinabdrücken müssen. Bei aller Anerkennung der geschickten Fadenverknüpfung wird man in einigen der letzten Arbeiten Hopfens, wie in dem jüngsten Roman „Der Väter Zweie“ den Einfluß einer Umgebung nicht abläugnen können, die zu allem andern imstande ist, als auf eine Künstlernatur freudige Anregung auszuüben.

Gottlob, Hopfen ist stark genug gewesen, sich mit einem Ruck dieser verderblichen Umgebung zu entziehen, und dahin zu gehen, wo der echte Dichter noch stets volle Sammlung und gute Gedanken gefunden: in die Stille ländlicher Natur. Ein Mann, der in Hopfens Jahren einen so plötzlichen Entschluß fassen kann, sein Leben gänzlich umzugestalten, jahrzehntelange Beziehungen abzureißen, seine Geselligkeit völlig seiner Arbeit zu opfern, hat noch viel zu sagen und zu schaffen; und wer den jetzt 64jährigen, aber kaum leise Angegrauten so rasch und daseinsfreudig einherschreiten sieht, zweifelt nicht, daß er uns von seinem jüngst errungenen Alterssitz aus erst seine besten Werke senden wird, die Erfüllung seines eigenen schönen Wortes: „Wer den Schmerz nicht scheut, darf an die Flamme glauben.“

Conrad Ferdinand Meyer.

Ein Erinnerungsblatt von **W. Bolza** (Zürich.)

(Nachdruck verboten.)

Mild leuchtende Wintersonne lag verklärend über den schneebestäubten Hügelhängen des Zürichsees, als am Vormittag des 1. Dezember Conrad Ferdinand Meyer in dem Friedhofidyll seines geliebten Kilchberg zur letzten Ruhe eingebettet wurde. Ganz nahe dem Kirchlein, dessen Glocken er poetisch verklärte, hat der Dichter sein Grab gefunden. An hellen Tagen wird der Firnen reines Licht, das „große, stille Leuchten“, bis zu seiner Liegerstatt dringen ...

Früher schon, als das zeitliche Maß der Stunden dem Lebenden erfüllt ward, hatte der dichterische Genius C. F. Meyers seine Fackel gesenkt. Aber es war kein langsames Auslöschen, kein Abschwächen zu immer matterem Scheine. Vor dem langsamen litterarischen Absterben, vor der schleichenden Senilität der Produktion hat ein gütiges Geschick den Dichter bewahrt. Was er geschaffen, schuf er in Kraft. Lebend noch glitt er hinter sein Werk zurück. Sein heimliches Reifen hatte dereinst keiner belauscht, und unvermerkt entschwand der Vollendete.

Wenn man den Namen C. F. Meyers nennt, so drängt sich ein zweiter unwillkürlich mit auf die Lippen: Gottfried Keller. Sie beide gehören zusammen. Nicht daß sie wesensverwandt wären. Ein Jeder von einem andern Geiste getrieben, zogen sie verschiedene Bahnen. Aber die Duplizität der Erscheinung verband sie, und ein Doppelstern, aber verschiedenen Lichtes ein jeder, standen sie über der gleichen Heimat. Wir lieben es, den Charakter dieser Heimat in ihren Söhnen auszuspüren. Wir suchen gerne nach landsmannschaftlichen Bezügen, nach der Bodenständigkeit, nach Einzelspiegel-

ungen der Volksgemeinschaft. Bei Gottfried Keller wird unser Suchen nicht vergebens sein. Wir finden bei ihm, was man schweizerdeutsche Eigenart nennen mag. Anders bei Conrad Ferdinand Meyer. Es möchte schwer fallen, etwas spezifisch Schweizerisches in seinen Schöpfungen aufzudecken. Das Stückchen Volksseele, das in einem Jeden sich entwickelt, kam in dem litterarischen Schaffen Meyers nicht zum Ausdruck. Daß er seine Heimat liebte und die Berge seiner Heimat, das hat er mit Andern in andern Landen gemein. Heimatliebe blüht allerwärts. Ich möchte fast sagen, der Dichter war zu sehr Künstler, um sich nicht völlig von dem Volkscharakter zu objektivieren, der für ihn eine Art Beschränkung, Beengung bedeutete. Ihn aber zog das Ursprüngliche und deshalb Allgemeine in der Menschennatur. Er suchte es bei den Einzelnen. Gewaltige, über Menschenmaß hinausragende Gestalten hat er aus dem Halbdunkel der Ueberlieferung herausgelöst. Mag der Historiker daran berichtigen, für den Psychologen, den Künstler, den nachgenießenden Leser fällt diese Möglichkeit nicht in die Wagschale.

So hoch nun auch die Kunst C. F. Meyers steht, ihre Wirkung ist doch eine begrenzte. Sie wird nicht in die Allgemeinheit dringen, sondern auf den Kreis der wirklich Gebildeten beschränkt bleiben. Die Wahl des Stoffes und der Zeit wirken neben der Behandlungsweise dabei mit. Einmal nur ist der Novellist Meyer der großen Allgemeinheit näher gekommen, in seinem „Jürg Jenatsch.“ Durch ihn wird er auch in seiner Heimat weiterleben. Meyers Neigungen gehören der Vergangenheit an. Der Patriziersohn, klassisch gebildet, mit dem vom Vater vererbten Sinn für die Historie, sucht nicht die Gegenwart zu halten. Ein Bewunderer versunkener Tage und Menschen, läßt er sie dichtend wieder aufleben. Und es ist mehr ernstes denn heiteres Licht, das er über sie ausgießt. Nach dem Italien der Renaissance lockt es ihn am meisten. Die alte Kunstgröße und der süße Himmel Italiens haben nach des Dichters eigenen Worten einen starken Einfluß ausgeübt. Sie haben seine Bewunderung und dann seine Schöpferkraft aufgeweckt. Die italienische Renaissancezeit hat in C. F. Meyer einen dichterischen Erklärer gefunden, wie sie — ein eigentümliches Zusammentreffen — in Jakob Burckhardt ihren philosophisch-historischen Interpreten fand. Zwei Vermittler aus dem Grenzlande, in dem deutscher und wälscher Geist sich scheiden . . . .

Die Verse Goethes sind bekannt, darin er die Charakterelemente andeutet, die aus Vater und Mutter in ihn übergeflossen. Conrad Ferdinand Meyers Wesen erklärt sich leichter, wenn wir auch bei ihm auf diese doppelte Quelle sehen. Das Vornehme, Zurückhaltende in seiner Natur hatte er vom Vater überkommen, aber den stärkeren Teil seines Naturells von der Mutter. Von ihr hat der bekannte Jurist J. C. Bluntschli in seinem Buche „Denkwürdiges aus meinem Leben“ mit Meisterhand — wie der Sohn es selber bekennt — ein Bildnis entworfen. Sie erschien Bluntschli wie das lebendig gewordene Ideal der Wirklichkeit. „In ihr — so schreibt er — fand ich die edelsten Eigenschaften des Geistes, schnellen und klaren Verstand, tiefen Durchblick, feines sittliches Gefühl mit lieblichster Anmut, Sanftheit und Milde gemischt . . . . Sie war tief religiös, aber nicht unduldsam und nicht kopfhängerisch. Die Religion gab ihr einen Halt, dessen sie um so mehr bedurfte, als ihr beweglicher und entzündlicher Geist sie leicht hätte ins Maßlose und ins Weite fortreißen können. Es war etwas Ungewöhnliches und daher Unberechenbares in ihr. Darum war sie ihrem Manne, so hochgebildet er war, doch geistig überlegen. Seine Tugend war schulgerechter als die ihrige. Sie konnte wagen, wozu ihm der Mut schwankte.“ Auf den Sohn ist von dieser Schwermut ein Teil übergegangen, aber auch von ihrem beweglichen und selbstbewußten Geiste, dem die Heiterkeit nicht fremd war. Sie selbst hat sich einst dahin charakterisiert: „Heiterer Geist und trauriges Herz.“ Diese Charakterisierung trifft einigermaßen auch auf Conrad Ferdinand zu, der vom Vater hinwieder eine gewisse Scheu und Abneigung vor allem Heftigen und Gewaltsamen ererbt hatte.



Conrad Ferdinand Meyer.

Nicht frühe ist C. F. Meyer litterarisch hervorgetreten. In sein 40. Lebensjahr fällt die erste Veröffentlichung. In diesem Alter haben die Meisten der Schaffenden schon die Höhe erklommen. Es giebt Bäume, deren Früchte erst spät im Jahre, wenn der Segen der andern schon geschüttelt ist, reif werden. Aber die Früchte sind deswegen nicht minder süß. Dieser Spätlinge einem war C. F. Meyer vergleichbar. Auch sein Lebensglück reifte dem Dichter spät. Im 50. Jahre schritt er zur Ehe. Aber die litterarisch-späte Reife war keine verspätete und keine spärliche Reife. Es war gedrängte Fülle, schwerwiegende Frucht, die er in einer Spanne von zwanzig Jahren ernten durfte. Die Fülle seines Schöpfertriebes bedrückte und beglückte den Dichter zugleich. Er konnte sich kaum selber genügen. Keine Phrase war es, wenn er sang:

„Eine Flamme zittert mir im Busen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Frist.
Die entzündet durch den Hauch der Musen
Ihnen ein beständig Opfer ist.

Und ich hüte sie mit heil'ger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungekränkt;
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt."

Seinem designierten Biographen, dem Professor Adolf Frey in Zürich gegenüber äußerte er einmal, es sei ihm, als überschreite er eines Tempels Schwelle, wenn er zum Arbeiten sich niedersetze. Sein Schaffen war dem Dichter heilig. Er war ein Priester seiner Kunst. Dieses Priestertum paßte zu seiner Natur. Es schied ihn von der Menge, von dem lauten Treiben des Tages, dem er abhold war. Und da er einem Heiligen diente mit seiner Kunst, konnte das Beste ihm nur genügen. Immer und immer wieder schuf er um, bis ihm die Vollendung gewonnen schien. Es ist interessant, in den verschiedenen Fassungen einiger Gedichte den Dichter bei seiner künstlerischen Arbeit zu verfolgen, wie er dem Gesetze der Konzentration gerecht zu werden sucht. Dieses künstlerische Gesetz war für ihn um so mehr Notwendigkeit, als sein lebhafter Gestaltungsdrang eine Gefahr für ihn bildete. Aber ein in eminentem Grade „architektonischer" Sinn half ihm die Massen ordnen, die ein überaus plastisches Schauen auf ihn einwogen ließ. Und wiederum ist es hier interessant, zu vergleichen, wie der Dichter manchmal dasselbe Thema kurz in gebundener Rede und in Prosa breiter entwickelt. Ein Wesenszug in der künstlerischen Natur Meyers ist das Dramatisch-drängende, oft fast Hastige seiner Gestaltung, das zuweilen eine so zusammengedrängte Kürze bedingt, daß Unverständlichkeit droht. Zuweilen verspürt man es wie einen heißen Athem. Die Kunst der Objektivation ist Meyer dem Erzähler besonders eigen. Er findet die rechte Entfernung zu denen, die er schildert. Sie leben durch ihn, aber er nicht in ihnen. Selbst in seiner Lyrik, wo es am besten noch erklärlich und verzeihlich wäre, herrscht — man ist versucht, paradoxisch zu sagen — eine objektivierte Subjektivität, und man möchte diese Lyrik episch nennen. In Bezug auf die Meyersche Lyrik hat irgend wer das Wort von der Kälte und Glätte des Dichters ausgesprochen und viele sprechen es nach. Aber was Kälte und Glätte genannt wird, ist nur künstlerische Form, in der die Leidenschaft gebändigt ist. So lebt auch in dem Marmor eines Michelangelo die Leidenschaft und aus des Bildwerks Glätte verspürt man doch die körnige Schwere und Glut des Steines. In der Leidenschaft aber wurzelt wie jeder schöpferische Künstler, so auch Conrad Ferdinand Meyer.

Durch die Schule wälschen Geistes gegangen, aber sein germanisches Gemüt bewahrend, ward der Dichter zu dem Künstler, dem es gelang, das Leichte mit dem Schweren zu paaren. Ob er größer war als Erzähler, größer als Lyriker, wie Gottfried Keller meinte, was soll uns dieser Entscheid? Was er war, das war er ganz. Und ein Großer ist mit ihm dahingegangen.





Italienische Bücher.

Von **Ernesto Gagliardi** (Berlin).

Nach einer langen Zeit stagnierenden Lebens hat die schöne Litteratur Italiens in den letzten fünfzehn Jahren einen Aufschwung genommen, dessen frischer, lebenskräftiger Hauch auch bis über die Alpen dringt. Und wenn wir auf der einen Seite die Gruppe der Veristen, Dekadenten, Symbolisten u. s. w. haben, die sich um Gabriele D'Annunzio als ihren Führer scharten, so haben wir auf der andern Seite die Vertreter der alten Schule, die Idealisten, deren Altmeister Antonio Fogazzaro die Italiener gern den ersten Platz einräumen.

Fogazzaro, der Dichter und Denker, ist, wie Theodor Fontane mit der Mark, mit seinen italienischen Alpenseen verwachsen, die er wie keiner liebgewonnen und besungen hat. Unter allen Italienern steht er dem deutschen Geist zweifellos am nächsten. Seine Landsleute haben ihn oft mit Heine und Platen verglichen, wir mir scheinen will, nicht sehr mit Recht. Jedenfalls besitzt er für deutsches Wesen und deutsche Gefühlsweise überraschendes Verständnis. Sein bekannter Roman „Daniele Cortis" spielt auf deutschem Boden, in Nürnberg und am Rhein, und die Anschaulichkeit der Schilderungen giebt uns einen Begriff von der Gründlichkeit des Studiums, das der Autor auf seine Arbeit verwendet haben muß. Einen ähnlichen Erfolg wie mit „Daniele Cortis" erzielte Fogazzaro mit seinem zuletzt erschienenen Roman „Piccolo Mondo antico", der, obschon nur für ein gewähltes Publikum geschrieben, bereits wenige Monate nach seiner Veröffentlichung zwölf Auflagen erlebte.

„Aus der guten alten Zeit" hat ein deutscher Kritiker kürzlich den Titel nicht ungeschickt übersetzt. Die Sehnsucht der italienischen Nordprovinzen, sich von dem Joche der österreichischen Herrschaft zu befreien, die verzweifelten Anstrengungen Oesterreichs, dem elementaren Ereignis der Wiedervereinigung Italiens Einhalt zu thun, das Emigrantentreiben in Turin, die Vorbereitungen zu dem Nationalkrieg: das ist der historische Hintergrund, auf dem sich der Roman abspielt. Das in diesem Rahmen sich abwickelnde psychologische Drama ist von größter Schlichtheit und Einfachheit. Franco Marinoni heiratet am Sterbebett ihrer Mutter Luisa Negey. Er hofft auf diese Weise den Widerstand seiner herrschsüchtigen, kleinherzigen Großmutter zu brechen. Aber obschon sie weiß, daß ein Testament ihres verstorbenen Gatten vorhanden ist, durch das der größte Teil ihres Vermögens ihrem Enkel Franco zufallen würde, stößt die alte Frau das junge Ehepaar von sich. Auch Franco hat Kenntnis von dem Vorhandensein dieses Testaments, es widerstrebt ihm jedoch, gegen die Mutter seines Vaters vorzugehen. Das junge Paar nimmt seine Zuflucht zu einem alten Sonderling, einem Onkel der Frau, einem wahren Prachtmenschen, den der Dichter aufs liebevollste ausgestaltet hat. Franco, ein Idealist, ist religiös aus Ueber-

zeugung, während Luisa, eine mehr positive Natur, keine andere Religion kennt, als die der That und der Pflichterfüllung. Der Gegensatz der Anschauungen entfremdet die Eheleute einander und zeitigt innere Konflikte. Als Franco erfährt, daß er wegen seiner politischen Gesinnungen verfolgt wird, flüchtet er nach Turin, wo er sein Leben, wie viele hunderte der Emigranten aus allen Gauen Italiens, mühsam fristet. Luisa, die in der höchsten Bedrängnis nicht aus noch ein weiß, entschließt sich zu einer abenteuerlichen Reise zu der Großmutter ihres Gatten, um vor ihr seine Rechte zu vertreten. Während ihrer Abwesenheit ertrinkt ihr vierjähriges Töchterchen Maria, das sie der Obhut einer nachlässigen Wärterin anvertraut hat, in dem See bei dem Landhaus. Nun bricht das ganze Gebäude der zu Tode getroffenen Mutter zusammen. Sie sieht in ihrem Unglück die Strafe des zürnenden Gottes für ihre Ungläubigkeit, für ihre allzugroße, an Härte streifende Aufrichtigkeit gegen den Gatten. Nichts fürchtet sie jetzt mehr als die Rückkehr des Mannes, den Gedanken, daß ein zweites Kind die Erinnerung an ihren Liebling verdrängen könne. Der sonnige Kirchhof am Bergesabhang ist das Ziel all ihrer Wanderungen, der Kultus ihres toten Lieblings ihr Lebenszweck.

Inzwischen ist es Franco gelungen, durch Dina, damals einen der bekanntesten Journalisten Italiens, in dessen Redaktion er eingetreten war, die Aufmerksamkeit Cavours auf sich zu lenken, der ihn ins Auswärtige Amt beruft. Als Franzosen und Piemontesen gemeinsam gegen Oesterreich vorgehen wollen, tritt Franco als Freiwilliger in die Armee. Bevor er jedoch ausrückt, möchte er Luisa noch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen. Und so treffen die Gatten nach dreijähriger Trennung am Tage vor der Schlacht, die Luisa zur Wittwe machen kann, auf einige Stunden in Isola Bella am Lago maggiore zusammen. Die Seelen fliegen einander zu, und keusch und gewaltig sprießt eine neue Liebe in beiden auf. Und während Franco sich mit den Kameraden einschifft zu seinem Regiment und Luisa gegen die Brüstung am See gelehnt bei dem Rauschen der Wellen Zukunftsträumen nachhängt, haucht der alte Oheim, der weise Sonderling, seinen edlen Geist ganz in ihrer Nähe, von niemand bemerkt in einem Hain von Lorbeern aus: „. . . Wie die alte unschuldige Blume, war auch Oheim Piero vom Blitz getroffen. Sein Körper wurde durch die Lehne der Bank gestützt, der Kopf war auf die Brust gesunken, die Augen weit geöffnet, starr, blicklos . . . Er war gekommen, um sich zu stellen, Gott wollte ihn in eine höhere Armee berufen, und nun der Apell erklungen war, hatte er geantwortet. Die Trommeln in Pallanza wirbelten, wirbelten das Ende einer Welt, die Ankunft einer neuen. In Luisas Schoß keimte ein neues Leben, dem die neue Zeit neue Kämpfe, andere Freuden, andere Schmerzen vorbehielt, als jene, von denen dieser Mann der alten Zeit in Frieden dahinschied, gesegnet im Augenblick des Todes, ohne es zu wissen, durch jenen unbekannten Priester von Isola Bella, dessen heilige Worte vielleicht niemals für einen Würdigeren gesprochen wurden.“ — So schließt Fogazzaro sein Buch, in dem er das Ziel erreicht hat, das jedem wahren Künstler vorschwebt. Seine Menschen sind Wesen, die leben und fühlen, sie prägen sich wie bildnerische Werke dem Gedächtnis ein. Ein gutes Stück italienischer Volksseele lebt in diesem Buche. Es ist wie eine intime Geschichte seiner moralischen und poetischen Wiedergeburt. — Der Dichter arbeitet gegenwärtig an einem neuen Roman — „Piccolo Mondo moderno“ — der eine Art Fortsetznng zu dem letzten bilden wird und mit dem er vor der Jahrhundertwende fertig zu sein gedenkt.

Neben Fogazzaro ist es Edmondo de Amicis, dessen Neuerscheinungen in Italien als litterarische Ereignisse begrüßt werden. Ein vornehmer Schriftsteller, gleichfalls der alten Schule angehörend, steht er seit dreißig Jahren in der Litteratur und behauptet trotz der Moderne unentwegt seinen Platz. Gerade in diesen Tagen erschien ein neues Buch des gefeierten Dichters, das geeignet scheint dem Kranze seines Ruhms ein frisches Blatt hinzuzufügen. „La Carrozza di tutti“ — zu deutsch etwa „Auf der Pferdebahn“ heißt das neue Werk. Ein ganzes Jahr lang — im Jahre 1896 — hat der in Turin ansässige Dichter Tag für Tag dieses dem gewöhnlichen Sterblichen so garnicht poetisch erscheinende Verkehrsmittel benützt und die Früchte dieser seiner Beobachtungen auf der Pferdebahn bietet uns sein neuestes Werk dar. Draußen auf dem Perron stehend oder im Innern des Wagens sitzend, studierte de Amicis die menschliche Komödie, wie sie sich im Fluge in diesem „Fuhrwerk für Alle“ abspielt. Mit lebhaftem Geist und scharfer Beobachtung dringt er in die verschiedensten Arten der sozialen Existenzen ein; mit weitem und mitfühlendem Herzen sieht er das menschliche Elend und die allzumenschlichen Schwächen und findet ein tröstendes und nachsichtiges Lächeln. Er ist ein Meister des Stils und der Form, und doch bleibt er bei aller Vornehmheit, mit der er die Feder zu führen weiß, immer liebenswürdig und einfach, man könnte fast sagen populär.

Man darf dieses neueste Buch von De Amicis, um zu dem vollen Genuß zu gelangen, nicht hintereinander lesen. Trotz der fortwährenden Abwechselung — es wird uns eine Art Momentaufnahmen geboten — dürfte es sonst leicht monoton wirken. Um einen Faden zu haben, der durch das Buch geht, führt uns der Autor gleich im ersten Kapitel mit großem Geschick eine Gruppe von Personen vor, der wir im weiteren Verlauf seiner Fahrten immer ab und zu wieder begegnen und an deren Geschicken wir Anteil gewinnen. Er weiß Mannigfaltigkeit zu schaffen in dem Gemisch von heiteren und traurigen Episoden, er läßt die Jahreszeiten an uns vorüberziehen und jedem Kapitel, das immer den Namen eines Monats trägt, weiß er neue Interessen zu geben. Den Reiz seiner ihm ans Herz gewachsenen Heimatstadt weiß er in allen Einzelheiten mit wahrer Hingebung zu schildern und das Lokalkolorit, das dem Buch dadurch zu eigen wird, trägt nicht den geringsten Teil zu seinem Erfolge bei. Daß gerade in dem Augenblick, wo sein Vaterland den Dichter feiert und der Erfolg ihm schmeichelnd entgegenlachte, den Mann das schwerste Unglück treffen mußte, das einem Menschen begegnen kann — sein in blühender Jugend stehender Sohn nahm sich wegen eines nicht bestandenen Examens das Leben — ist eine jener tragischen Ironieen des Schicksals, denen wir fassungslos gegenüberstehen.

Von Fogazzaro und De Amicis zu Gabriele d'Annunzio, dem jetzt meist genannten Dichter Italiens, ist ein großer Sprung. „I Sogni delle

Stagioni“ — Die Träume der Jahreszeiten — unter diesem Gesamttitel will dieser Revolutionär und Reformator der italienischen Dichtkunst vier Dramen veröffentlichen, Dramen die nicht für die Bühne geschrieben scheinen, aber Dichtwerke sind von berauschender Kunst betäubender Musik, rührenden und bezwingenden, gewaltigen Leidenschaften. D'Annunzio will den Geschmack des Publikums, das heute in der Gesamtheit nur noch Sinn für die Zote oder die Ausstattungspantomime hat, heben, es zum antiken klassischen Theater zurückführen. Seinem „Sogno d'un mattino di primavera“, ließ er den „Sogno d'un tramonto d'autunno“ („Herbstdämmerungstraum“) folgen*), ein tragisches Poem, wie er es nennt, obwohl in Prosa geschrieben. Aber D'Annunzios Prosa ist so rhythmisch, so musikalisch abgetönt, jedes Wort zu dem andern abgestimmt, daß der Titel seine vollste Berechnung hat. Der Herbsttraum ist die Tragödie der begehrenden Leidenschaft, einer so gewaltigen Leidenschaft, die uns bei der Lektüre ergreift, uns fortreißt, wie ein gewaltiger Orkan rast, tobt und braust, in Feuersgluten auflodert, eine grausig schöne Vision.

In ihrem herrlichen Palast an der Brenta, der umgeben von dem in herbstlicher Pracht prangenden Garten, in dem die Früchte überreif an den Bäumen lasten, siecht die Gradeniga, die Witwe des Dogen dahin. Wie ein Tier im Käfig rüttelt sie an dem Gitter ihres Parkthors, von Leidenschaft und Eifersucht geschüttelt. Von der Höhe einer von dem Altan nach obenführenden Treppe sieht und meldet die Kammerfrau die Vorgänge auf dem Flusse. Die Dogaressa liebt einen schönen Jüngling, der ihr seine erste Liebe geweiht hat und dessen Liebe so groß war, daß er aus Schiavona eine Zauberin herbeiholte, deren Künste dem alten Dogen den Tod brachten. Dann aber, vielleicht ihrer herbstlichen Reize überdrüssig, verließ er die Gradeniga, um Panteas willen. Pantea, die schöne Courtisane, die ihren Geliebten auf ihrer Barke, dem Bucentoro, entführt, die vor einem Gefolge, dem die edelsten Venetianer und das Volk angehören, entkleidet tanzt — ein Bild aus dem alten Griechenland — Pantea muß sterben, so beschließt die Dogaressa. Noch einmal muß die Schiavonerin ihre Zauberkünste üben. Und während die Mägde, die die Gradeniga ausgeschickt hatte, um ihr Späherdienste zu leisten, berichten, was sie von der Hetäre und ihrem neuen Liebhaber erschaut haben, formt die Zauberin aus Wachs ein Bild und murmelt bei einer Flamme ihre Beschwörungen. Pantea muß sterben. Und plötzlich von der Brenta her ein wilder Lärm, aufschlagende Flammen. Das Triumphschiff der Courtisane gleicht einem Feuermeer, brennende Leichen bedecken es. „Es blitzen die Schwerter . . . tausend Schwerter . . . . Feuer und Blut!“ Wahnsinnig vor Schrecken und Schmerz ruht der Blick der Dogaressa auf dem Schauspiel. „Und auf ihrem bleichen, verzweifelten Antlitz, das im Widerschein des Blutes leuchtet, drückt sich die ganze Größe und die ganze Schönheit der tragischen Vision aus.“

*) Turin, Fratelli Treves 1898.



Erstlingswerke

„Am Scheidewege.“

Dichtungen von **Thekla Lingen.** Berlin, Schuster und Loeffler, 1898. Preis Mk. 2,—.

Die Frau gelangt zu einer eigenen Lyrik erst verhältnismäßig spät. Ein starkes Gefühl innerer Freiheit und Selbstständigkeit mußte in ihr schon lebendig sein, bevor sie den Mut und die Kraft besaß, ihr Seelenleben in der Lyrik ans Licht zu heben. Die große Annette von Droste-Hülshoff ging noch mit fast ängstlicher Vorsicht aller subjektiven Gefühlsäußerung aus dem Wege und beschränkte sich im wesentlichen auf die objektiv-erzählende Dichtung. Es war wie eine Scheu und eine Scham in der Frau, sich selber vor der Welt bloßzustellen. Aber mit ihrer fortschreitenden, inneren



Thekla Lingen.

und äußeren Befreiung von Zwang und Vorurteil gewann die moderne Frau auch das sichere Persönlichkeitsgefühl, aus der ihr eine eigene Lyrik erwachsen konnte und mußte. Das letzte Jahr hat uns zwei neue Dichterinnen von hervorragender Bedeutung gebracht: die Thüringerin Anna Ritter und die Deutsch-Russin Thekla Lingen. So grundverschiedene Persönlichkeiten beide Frauen sind, so verschieden geartet demnach auch ihre Kunst ist, eins haben sie gemein, den Mut und die Kraft, ganz Weib zu sein und ihre Aengste und Nöte, ihre Kämpfe und Siege in ihrer Dichtung zu bekennen. Anna Ritter ist ausschließlich deutsch und breitet in deutscher Weise den feinen Frauenschleier der Stimmung über ihre Empfindungen und Erlebnisse. Die Deutsch-Russin Thekla Lingen, der slavisches Blut in den Adern fließt, stellt dagegen mit einem fast trotzigen Wahrheitsmut ihre Empfinden nackt und bloß vor uns hin.

„Reiß dir die Maske vom Gesicht,
Zeig ihnen, wie die Wunden bluten,
Wo sie nur eitle Lust vermuten —
Reiß ab die Maske, zögre nicht!“

Es ist die Tragödie der modernen Ehe, die die Dichterin in ihrem Erstlingswerk „Am Scheidewege“ vor uns aufrollt. Wir lernen die Enge einer Alltagsehe

kennen, wo die Gewohnheit leise ihren Zauberstab schwingt und Mann und Weib still und sicher in ihre trägen Kreise herabzieht. Wir sehen das Weib erwachen, sich aus der Enge heraussehnen und träumen von einem schöneren Glück, als es ihr die Ehe gegeben hat. Wir sehen die Frau in Sehnsucht und Sünde untergehen und dann aus dem läuternden Feuer der Reue emporsteigen zu einer höheren freieren Menschlichkeit, wo sie die Dornenkrone der Pflicht tragen und „in Fleiß die weißen Finger regen“ wird. „Am Scheidewege“ ist wie jede wahre Dichterarbeit ein fortschreitendes Werk der Selbstbefreiung, und das gilt so gut für den Inhalt wie für die Form. Während die Dichterin in ihren ersten Gedichten noch ganz im Banne der Konvention steht, wird ihre Form in den späteren Dichtungen immer freier und eigener, bis sie schließlich alle Regel überwunden hat und mit sicherem Sprachgefühl ihre freien Rhythmen bildet. „Am Scheidewege“ ist ein Erstlingswerk, daß seiner Dichterin eine große Zukunft verspricht — vielleicht nicht auf dem Gebiete der Lyrik? Die Dichtungen von Thekla Lingen sind in ihrem innersten Wesen nicht lyrisch, sondern psychologisch, und so weist sie ihre eigentliche Begabung wohl aus dem Bereich der Lyrik hinaus in das des Romans oder vielleicht gar des Dramas. Die Dichterin hat bereits in einer kleinen Novelle „Eine Stunde“ (im „Zeitgeist“ erschienen) den Beweis erbracht, daß sie Menschen gestalten und eine eigene Prosa schreiben kann. Ich glaube, man wird sich den Namen „Thekla Lingen“ merken müssen — er bedeutet eine neue Hoffnung unserer jungen Frauenlitteratur.

Berlin. *Dr. Paul Remer.*

Ein religiöser Roman.

Du bist mein. Ein Zeitroman in 2 Büchern von Carl Worms. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Preis 4 Mk.

Der religiöse Roman ist eigentlich uralt. Schon die Gnostiker des 2. Jahrhunderts haben ihn begründet. Lange Zeit vernachlässigt, erkämpft er sich bei uns erst seit wenig Jahren unter dem Einfluß Englands einen Platz in der Litteratur, um die mehr oder weniger erbauliche, meist aber wässerige, christliche Erzählungslitteratur, die ins Maßlose auszuwachsen drohte, zurückzudrängen.

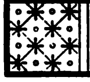
Die Kritik des religiösen Romans bietet heute noch besondere Schwierigkeiten, weil feste Maßstäbe der Beurteilung fehlen und so kommt es denn, daß fast alle hierhergehörigen litterarischen Erscheinungen der letzten Jahre einen Sturm des Für und Wider entfesselt haben; man denke z. B. an Grotthuß' „Segen der Sünde“ und Ernst Kilchners „Lucas Heland“.

Der Gedanke an das letztere Buch begleitete mich beständig beim Lesen des obengenannten Romans und darum empfiehlt sich mir bei der Besprechung des Wormsschen Buchs ein kurzer Vergleich mit dem Kilchners, zumal beide sich ein und dasselbe Problem stellen und, um es gleich zu sagen, an ein und demselben Problem scheitern. Das Problem liegt nicht ferne, sondern gewissermaßen in der Luft, es ist der Konflikt zwischen religiöser Ueberzeugung und kirchlichem Amt. Lucas Heland wird Universitätsprofessor. Benni Eichfeld, der Held unseres Romans, will ursprünglich Religionslehrer werden, die Umstände verhindern dies, da wirkt er in der Diaspora, auf die Dauer hält er es auch da nicht aus, und als ihm vollends das Konsistorium eine Untersuchung ansagt, kommt ihm der Gedanke, „über die Grenze“ zu gehen. Er macht sich nachts auf und davon, findet aber, ehe er den Zug erreicht, im angeschwollenen Fluß auf nicht ganz aufgeklärte Weise den Tod.

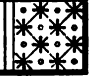
Das wird nun niemand eine Lösung des Problems nennen. Das heißt den Schwierigkeiten aus dem Weg gehen, ist, ich möchte fast sagen, Drückebergerei. Wie, wenn Benni die Flucht gelungen wäre? Niemand wäre da in eine größere Verlegenheit gekommen, als Worms selbst, denn mit seinem Helden war rein gar nichts anzufangen. Er ist ein Mensch ohne Rückgrat. Am Schluß nicht minder wie am Anfang verrät er dieselbe Unsicherheit des Auftretens. Wenn man nicht immer hinter ihm steht, ihn berät und antreibt, zeigt er eine geradezu unbegreifliche Indolenz. Und der Mensch, der nie recht weiß, was er will, wenn er überhaupt etwas will, soll die „neue Zeit“ im Kampf mit der alten repräsentieren! Nach einer kurzen Zeit praktischen Christentums kommt er in seinen gelehrten Studien darauf, daß er das Johannesevangelium nicht für urchristlich halten und an eine Verbalinspiration der Schrift nicht glauben kann — als ob beides heutzutage noch einem vernünftigen Theologen einfallen könnte. Und bei diesem doch so zahmen dogmatischen Standpunkt glaubt der gute Benni, der bisweilen etwas schwärmerisch ist, nicht in der Kirche bleiben zu können, während er gar keine Gewissensbisse empfindet, wenn er mit einer früher von ihm verschmähten, hübschen jungen Frau in wilder Ehe lebt! Also der Held. Sympathischer berührt die unglückliche Asta, der naive Wildfang von ehemals, den Kuppelei, — ach, was wird in diesem Buche alles gekuppelt! — Eifersucht und Rache in die Arme eines Roué treiben, dem sie bald entflieht, um nach einer kurzen Zeit sonnigen Liebesglücks in den Armen Bennis den Tod in den Wellen zu finden. Am besten gelungen ist Bennis Vater, ein hartgesottener Orthodoxer, und der Förster Veit, ein unbehauener Waldklotz, der gute Kobold im Roman, originell und konsequent.

Die Schilderung im ganzen ist viel zu breit, oft von einer geradezu öden Weitschweifigkeit; der Roman ließe sich auf die Hälfte reduzieren. Auch fehlt die straffe Komposition, die strenge Einheit und namentlich die psychologische Entwicklung. Damit hängt zusammen, daß Zufälligkeiten eine bedauerliche Rolle spielen und die Situationen nicht selten gesucht sind. Das sind ja Fehler, an denen teilweise auch „Lucas Heland“ krankt, aber während dort poetisch-schöne Stellen erfreuen, verletzt hier ein trockener, mitunter pedantisch lehrhafter Ton, und da und dort, besonders in der Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, vermißt man die Wucht einer gewaltigen Sprache. Endlich ist das Buch nicht frei von Stilblüten, so S. 270: „mit furchtbarem Blick krallten sich seine Finger gegen sie“, auch ist der Vergleich schwankender „Riesenbäume“ mit phantasierenden Typhuskranken mindestens gewagt (S. 294) und einen Menschen sollte man nicht einmal in einem russischen Gouvernement „verrecken“ lassen (S. 320). Anzuerkennen ist ja der Ernst und das ehrliche Suchen nach Wahrheit, das uns in diesem Buche entgegentritt, aber Dilettanten sollten sich an dieses schwierige Problem nicht wagen, sonst macht sich bald in dem erst in der Entwicklung begriffenen religiösen Roman das elende Gewäsch breit, das manchen sozialen Roman verhunzt hat.

Tübingen. *Paul Scheurlen.*



Echo der Zeitungen



Ein Lobgesang auf die Mosel.

Von **Karl Frenzel** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Von allen Flüssen Deutschlands ist die Mosel zuerst besungen worden. Jahrhunderte, ehe in den Urliedern der „Nibelungen“ des Rheins und der Donau gedacht wurde, hat die Mosel in Decimus Magnus Ausonius einen ebenso anmutigen und begeisterten, wie gewandten Dichter gefunden. Unser Mosel-Wanderer Johannes Trojan weiß ihn zu schätzen, und vielleicht hätten in geschickter Bearbeitung einige Dutzend seiner Hexameter selbst bei der jüngsten Preisbewerbung nicht

ohne Aussicht auf den Sieg sich beteiligen können. Ausonius hat ein langes Leben arbeitsam und genußreich in Gallien verbracht: um 310 in Bordeaux geboren, ist er nach dem Jahre 393 auf seinem Landgute in der Nähe dieser schon damals ansehnlichen Handelsstadt gestorben. In jener Zeit der untergehenden Antike ein berühmter Lehrer der Beredsamkeit und Grammatik. Unter seinen Gedichten nehmen zwanzig Idyllen einen hervorragenden Platz ein; eine davon „Mosella" betitelt, schildert eine heitere Fahrt den schönen, vielfach gewundenen Strom hinab, dessen Ufer rebenbekränzt und waldumsäumt dem Reisenden liebliche wechselnde Bilder darbieten und bewundernde Ausrufe entlocken. Julius Wolffs jüngste Dichtung: „Der Landsknecht von Cochem. Ein Sang von der Mosel" (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung) hat mich an den alten lateinischen Dichter erinnert, in dem der letzte Hauch Vergilischer Poesie melodisch verweht. Denn mit Ausonius wetteifert Wolff in der Schilderung der landschaftlichen Schönheiten des Moselthales und wenn man dem lateinischen Dichter vorgeworfen hat, daß er zu oft in das rein Topographische und Zoologische verfällt, so weiß auch der moderne nicht immer die Klippe des „Reisebuchs" zu vermeiden. Dann wird uns kein Dorf und kein Städtchen verschwiegen, an dem das Moselschiff vorüberfährt. Daß die verschiedenen Weinsorten, die auf den Bergabhängen reifen, mit Kennerzunge geprüft und nach ihren Vorzügen gerühmt werden, verträgt sich schon besser mit einem „Sang von der Mosel", ja wird Vielen als dieses Sanges innerstes Wesen erscheinen. Jedenfalls ist es ergötzlicher, die Eigenheiten und Verdienste eines guten Trunkes in klingenden Versen, die für das Ohr eine gewisse „Süffigkeit" haben, geschildert zu hören, als dem alten Ausonius bei der Aufzählung und Beschreibung der verschiedenen Gattungen von Fischen zu folgen, die in dem Wasser der Mosel leben.

Und welch' ein erfahrener Kenner und ausbündiger Trinker ist dieser alte Landsknecht von Cochem, Lucas Fink! Während wir von seinen kriegerischen Heldenthaten nur durch den Mund seines Sängers Kunde erhalten — denn er selbst befleißigt sich für einen treuen und tapferen Landsknecht, der fast dreißig Dienstjahre hinter sich hat, einer anerkennenswerten Bescheidenheit — sehen wir desto deutlicher seine Leistungen im Keller, bei Gastfreunden und in der Schenke. Die Handlung ist, wenn wir an den „Rattenfänger von Hameln" und den „wilden Jäger" aus der ersten, an „Renata" und den „Fliegenden Holländer" aus Wolffs zweiter Periode denken, von übergroßer Einfachheit. Lukas Fink ist der Sohn des Totengräbers von Cochem. Seiner früh verstorbenen Jugendliebe hat er selber das Grab geschaufelt. In einem Streit mit einem seiner Jugendfreunde, Niklas Stork, der die Gestorbene ebenfalls umworben, hat er das Messer gezückt und ihn erstochen. Um der Strafe zu entgehen, ist er geflohen und bei den Landsknechten eingetreten. Noch zu des frommen Frundsbergs Zeiten. Die Leute in Cochem glauben, er habe den Tod in der Mosel gesucht und gefunden. Statt dessen hat er die Schlacht bei Pavia mitgemacht, ob auch die Plünderung Roms weiß ich nicht, aber er hat es bis zum Doppelsöldner gebracht, frisch und frei, mutig immer voran, mehr noch beim Sturm, als bei der Jagd auf Beute. Bei der Belagerung Magdeburgs, im Heere des Kurfürsten Moritz von Sachsen, hat er das linke Bein verloren und humpelt jetzt auf einem Holzbein am Moselufer entlang. In den Tagen des Interims. So um das Jahr 1550 herum, mit der billigen Freiheit des Poeten, der sich nicht gar zu ängstlich um historische Daten zu kümmern braucht. Er ist nicht allein, sein Töchterchen, ein anmuthiges, sittsames Jungfräulein, hübsch von Angesicht und munter mit der Zunge, begleitet ihn auf seiner Wanderung. Für einen Landsknecht, wie wir sie uns vorstellen, ist Lukas Fink ein merkwürdig sentimentaler Geselle: der Mord des Jugendfreundes nagt ihm noch immer am Gewissen und das Heimweh quält ihn. Zum Glück lenkt er mit seinem Geständnis, daß er in Cochem in die ehrsame Schneiderzunft eintreten wollte, da er als Junge das Handwerk gelernt und Niemand ihm die Arbeit als einem Stadtkinde weigern dürfte, aus dem Weinerlichen wieder in das Feuchtfröhliche zurück.

Im grauen Hecht zu Bernkastel halten die Wanderer die erste Rast. Zum Verdruß des Landsknechts setzt sich ein feiner Herr, zwischen Junker und Magister, der des Weges ermüdet daher kommt, an ihren Tisch. Lukas vermutet in jedem Manne einen Verführer der Tochter, aber der Fremde führt ein anregendes freundliches Gespräch, das dem Alten keinen Anstoß giebt, mit dem Mädchen und bei der Trennung lächelt der Leser weil er ahnt, daß der Dichter die Beiden über kurz und lang an den Traualtar führen wird. In Traben gewährt ein ehemaliger Reiter, der seines Vaters Haus und Weinberg ererbt und wegen einer schweren Verwundung am Bein das Kriegshandwerk hat aufgeben müssen, dem Landsknecht und seiner Tochter großmütige und glänzende Gastfreundschaft. Nicht blos Obdach, Trank und Speise bietet er seinen Gästen, er erheitert auch durch Gesänge ihr Gemüt und würzt die Mahlzeit durch Sprüche aus Jesus Sirach. Ueber Beilstein kommen sie im Toben eines Gewitters in Cochem an und nehmen mit leerem Beutel im weißen Schwan Quartier. Der erste Gang des Landsknechts in seiner Vaterstadt ist der nach dem Friedhof. Zu den Gräbern seiner Eltern und seiner Geliebten. Nicht ohne Furcht sucht er auch nach dem Grabstein des Niklas Stork, den er erstochen. Aber o Wunder! er findet den Stein nicht. Doch er hat keine Zeit, darüber nachzusinnen, denn ein größeres Wunder nimmt bald alle seine Gedanken in Anspruch. Das Grab Josephinens ist mit frischen Blumen und Kränzen geschmückt. Der Totengräber Driskes Wittig, auch ein Freund aus seiner Jugend, löst ihm das Rätsel. Niklas Stork pflegt täglich das Grab der einst Geliebten. Er ist nicht an seiner Wunde gestorben, sondern lebt als wohlhabender Sattlermeister und behaglicher Hagestolz. Von unseres Landknechts Herzen fällt ein Stein. Am Grabe Josephinens wird die alte Freundschaft von neuem geschlossen und in des Sattlermeisters Wohnung mit einem ausgiebigen Trunk besiegelt. Inzwischen hat auch Gisela, des Landsknechts Tochter, den Herrn aus dem grauen Hecht in Bernkastel wiedergefunden. Es ist kein Geringerer als der Junker Rudhard von Lahnstein, dessen Vater in der Bischofsburg über der Stadt Cochem als Befehlshaber sitzt: ein hochgelehrter Herr, der sich zu der neuen Lehre bekennt und bald eine Professur in Mainz anzu-

treten gedenkt. Die Verheiratung eines Edelmannes mit einer Landsknechtmagd möchte ihre Schwierigkeiten gehabt haben, aber der Dichter weiß Rat. Gisela ist gar nicht Lukas Finks rechte Tochter: sein Hauptmann Edwin von Eschbach, der in der Schlacht von Lauffen fiel, hat ihm sterbend sein Töchterchen übergeben, ein silbernes Amulett, das Gisela um den Hals trägt, hat ihrer verstorbenen Mutter gehört; Rudhard erkennt darauf das Familienwappen derer von Widwinden, eine der Töchter des Hauses war eng mit der Mutter befreundet. Unter diesen Umständen wird Gisela mit Freuden in die Burg aufgenommen und festlich und feierlich die Hochzeit begangen. Im schön geschmückten Schiff fährt das junge Ehepaar die Mosel hinunter dem Rheine und dem goldenen Mainz zu und der alte Landsknecht, der in der Wirtsstube des weißen Schwans sich die Achtung des Ratsherrn erworben, zum wohlbestallten Stadtwachtmeister von Cochem in diesen gefährlichen Kriegszeiten erhoben.

Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch. Die harmlose Geschichte beginnt und klingt wie ein Märchen aus. Die Erfindung ist weder reich noch neu, aber sie paßt zu der weinfröhlichen Stimmung des Ganzen. „Gern hätte ich den Markgrafen Albrecht Alcibiades die Stadt Cochem berennen, meinen alten Landsknecht auf den Wällen einen sieghaften Heldentod sterben lassen und ihm eine Grabrede gehalten“, schreibt mir der Dichter. „Das wäre ein ergreifender Abschluß des Ganzen gewesen. Ich wagte es jedoch nicht, der geschichtlichen Wahrheit so ins Gesicht zu schlagen, denn der Markgraf hat Cochem nicht angegriffen.“ Auf dem Kerbholz des Albrecht Alcibiades stehen so viele schlimmere Dinge, daß ein erdichteter Sturm auf Cochem es nicht sonderlich beschweren würde, aber ich glaube doch, daß der Dichter Recht gehabt hat, der historischen Wahrheit treu zu bleiben. Seine Dichtung ist vom ersten zum letzten Verse humoristisch, jeder heroische Klang würde ihre Harmonie stören. Er würde uns reizen mehr von dem alten Stelzbein zu verlangen, als er in Wirklichkeit leisten kann. „Der alte Landsknecht, hochgestaltig Schritt er dahin an seinem Speer, Als ob er, wuchtig und gewaltig, Feldhauptmann schon von Cochem wär'“ — er paßt mir nicht recht, für die Feldschlacht. Wir glauben ihm seine Tapferkeit auch ohne Beweis, vor Allem, weil er so gar keinen Gebrauch von seinen Kriegsabenteuern macht, wir sehen ihn am liebsten am Tisch der Zecher. Die rührselige Kirchhofsschwärmerei und selbst die Gewissensnot wegen des verübten Todschlags stehen dem ewig durstigen Trinker wenigstens nach meinem Geschmack besser zu Gesicht als einem Helden. Trotz seines Spießes und seines martialischen Fluches gehört Lukas Fink nämlich zu den Tiefenbachern, den Gevattern Schneider und Handschuhmacher. Alle Figuren und Vorgänge des Gedichts wurzeln im Humoristischen und Idyllischen. Von dem Humor empfangen der abgedankte Reiter zu Traben, der Burgwart zu Beilstein, der Wirt und die Wirtin zum weißen Schwan, der Totengräber und der Sattlermeister von Cochem wie der alte Landsknecht ihr Licht; die Fahrt auf der Mosel, das Rißbacher Blumenfest, das Wiedersehn der Liebenden in der Lindenlaube, die Hochzeit, schildern heitere Zustände und Begebenheiten im Bereich der Idylle. Der Erstochene ist am Leben geblieben, die Landsknechttochter ist ein adeliges Fräulein, selbst das Grab der Geliebten, das nach dreißig Jahren verfallen und verwahrlost, unkenntlich daliegen müßte, prangt im schönsten Rosenschmuck. Dieser erfreuliche und vergnügliche Verlauf der Dinge entspricht dem Charakter der Mosellandschaft und dem Naturell ihrer Bewohner. Innig ist der Dichter mit beiden vertraut und wird nicht müde, uns ihre Vorzüge immer aufs Neue, immer einschmeichelnder zu schildern. Sieben Lieder, wenn ich richtig gezählt habe, sind dem Lobe des Moselweins gewidmet, eins sucht das andere zu überbieten. Hierin, in diesen lyrischen und beschreibenden Stellen heimelt die Dichtung mich am freundlichsten an. Wie im echten Moselwein ist in ihr kein Falsch und kein Arg. Glatt und blank und perlend fließen die Lieder dahin, ein Glanz wie Sonnenschein und ein Duft wie vom alten Wein ruhen darauf. Das fröhliche Gemüt, die warme Empfindung und der Optimismus des Dichters kommen hier im Verein mit seiner Verskunst und seiner Reimfülle zum gefälligen Ausdruck. Schwächer sind die rein erzählenden und berichtenden Kapitel gerathen. Sie fallen zu oft in den trockenen Ton der Chronik. „Sachsens Kurfürst Moritz hatte mit dem mecklenburger Herzog Johann Albrecht und mit Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg sich jüngst verbunden gegen Kaiser Karl den Fünften, und der Markgraf Albrecht, hieß es, war mit einem Heer im Anzug, um die obere Moselgegend heimzusuchen und die Städte mit Gewalt zu okkupieren.“ Solche Sätze sind weder dem Inhalt noch der Form nach poetisch und durch den Zwang, welcher der Wortstellung angethan wird, um eine Art Rhythmus heraufzurufen, geraten sie noch mehr in das Ungelenke und Geschmacklose. Auf mehr als einer solchen Sandbank bleibt leider das buntbewimpelte leichte Fahrzeug des Poeten sitzen und der Leser atmet erst wieder auf, wenn eine lyrische Flutwelle es mit einem Ruck darüber hinwegträgt. Aber wie der Bernkastler Doctor nur nach dem Krampner in seinem vollen Wert und seiner Süffigkeit gewürdigt wird, so geht es auch hier, die Schatten verhelfen dem Licht, die holprigen und dürren Verse den glatten, saftigen und blinkenden zu desto größerer Wirkung.

Aus der „National-Zeitung“.

Auszüge.

Deutschland. Unter den Stimmen, die noch zu Conrad Ferdinand Meyers Tode laut wurden, sind zu erwähnen eine Studie von Ernst Heilborn in der Frankfurter Zeitung (335) und ein Artikel von C. Lent in der Vossischen Zeitung (Sonnt.-Beil. zu Nr. 579). Dieser letztere hebt insbesondere das Dämonische in vielen Werken des Dichters hervor, das geradezu als „das unterscheidende Merkmal seiner Charakterdarstellung“ bezeichnet wird. „Die am schärfsten umrissenen, die eigenartigsten Gestalten, die er geschaffen, sind dämonische Naturen. Jürg Jenatsch und Lucrezia Borgia sind die höchsten Noten dieser Skala des Dämonischen, die Meyer anschlägt.“ — Aber auch feindliche Stimmen haben sich über den Toten vernehmen lassen. Der Nekrolog der „Kölnischen Volkszeitung“ (1068) stellt sich scharf auf den katholischen Standpunkt, der in Meyer nur den antikatholischen, genauer gesagt, den romfeindlichen Schriftsteller sieht. Seine dichterischen Erzeugnisse seien „überschwänglich aufgebauscht“ worden, seinen Ruhm habe er einer „rührigen Claque“ zu danken. „Ein bedeutendes Talent besitzt er, und er schafft mit bewußter Kunst; freilich wird sie auch oft zur Künstelei. Aber

man bleibe uns mit Uebertreibungen vom Halse, als ob er über einem Dickens und Walter Scott stehe, deren frische, kräftige Gestalten noch leben werden, wenn Meyers Novellen nur mehr in litterarhistorischen Mumien-Sammlungen zu finden sind."

Gegen den Ausdruck „Naturdichter", der neuerdings, seit den Tagen des „ambrosianischen Lobgesangs" auf die ostpreußische Naturdichterin, anfängt eine Geschäftsmarke zu werden, hat schon Gustav Freytag gelegentlich (Grenzboten, 1866) Verwahrung eingelegt. Max Ewert erinnert daran in einem längeren Artikel (Sonnt.-Beil. zur Voss. Ztg., Nr. 49 und 50), in dem er die beiden neuesten, von Karl Weiß-Schrattenthal eingeführten Volksdichter Franz Wörther und Margareta Wilhelm bespricht. Wörther, dessen „Gedichte und Betrachtungen" eine eigenartige, denkende Persönlichkeit verraten, ist ein angehender Siebziger und gehört der durch Hans Sachs und Jakob Böhme geadelten ehrsamen Zunft der Schuster an. Er lebt in seinem Geburtsort Klein-Heubach am Main. Ein starkes Heimatsgefühl macht seine in der Form natürlich etwas primitiven Dichtungen anziehend. Minder günstig lautet das Urteil über die als Tochter eines Bahnwärters in Brandenburg blind geborene Dichterin Wilhelmine Deppermann, deren Poesien K. Schrattenthal unter dem oben genannten Pseudonym und dem Titel „In einsamen Stunden" herausgegeben hat.

Des 150jährigen Jubiläums dreier englischer Romane gedenkt Dr. Fritz Friedrich in der Allgem. Ztg. (Beilage 278). Im Jahre 1748, das auch als das Geburtsjahr der neueren deutschen Litteratur angesehen werden kann, erschienen Richardsons „Clarissa", der erste bürgerliche Gefühlsroman, Fieldings „Tom Jones" und Smolletts „Roderick Random". Von diesen erklärt Friedrich den ersteren „in seiner Art originellsten" für verschollen (— nicht ganz mit Recht, da erst noch vor einigen Jahren eine gute deutsche Bearbeitung davon erschienen ist), weil er „abstrakte Mustermenschen" zeichnet, während sich die beiden anderen, auf den Abenteurer- und Schelmenroman zurückgehenden Werke durch ihr realistisches Wesen und ihre Originalität lebensfrisch erhalten haben und von hohem kulturgeschichtlichem Werte für die Beurteilung ihrer Zeit geblieben sind. Unter sich sind sie ungleich an Wert: Fielding stand auf der Höhe seiner Kunst, Smollett schrieb sein Erstlingswerk. Die öfters betonte Aehnlichkeit des „Roderick Random" mit dem „Gil Blas" besteht weniger in dem Charakter des Helden, als in dem Gegenstande des Romans und seiner Anlage. Smollett schafft einseitige Zerrbilder, wo Fielding mit sicherer Hand charakterisiert. Beide Romane schildern vornehmlich den englischen Landadel ihrer Zeit in satirischem Lichte, der sittlich und geistig auf einer sehr niedrigen Stufe angelangt war. Auf diese kulturhistorische Seite geht Friedrich dann im einzelnen ein.

Auf ein Seitengebiet der englischen Litteratur, die australische, führt an der gleichen Stelle (281) ein Beitrag von Dr. G. A. Crüwell (Wien). Ueber das Verhältnis des australischen Schrifttums zu dem des Mutterlandes wurde schon in Heft 3 dieser Zeitschrift kurz berichtet. Als die besten englischen Autoren führt Crüwell Henry Kingsley (einen Bruder des berühmten Charles, der fünf Jahre in Australien lebte) und den kürzlich auch hier erwähnten Rudolf Boldrewood (Pseudonym für Thomas Alexander Browne) an, deren beider Hauptwerke auch in der Edition Tauchnitz erschienen sind, ebenso wie die Romane aus der Queensländer Gesellschaft, die die talentvolle Mrs. Campell-Praed-Prior geschrieben hat. Sehr beachtenswert ist auch der Balladendichter Gordon, der in jungen Jahren 1870 durch Selbstmord in Melbourne endigte. In seinem lyrischen Drama „Ashtaroth" sieht Crüwell den höchsten Ausdruck australischer Dichtkunst, um sich im übrigen dahin zusammenzufassen: „Die australische Gesellschaft, noch schwankend zwischen den autochthonen Einflüssen eines kaum dem Urzustand abgerungenen sozialen Daseins und dem Genusse der feinsten Blüten uralter angelsächsischer Gesittung, ist heute noch nicht fähig, die Geistesgeschichte der Welt mit neuen lebendigen Thaten zu bereichern. Was wir vorläufig von australischen Dichtergrößen hören, ist meist nur ästhetische Falschmeldung. Es sind Böotier, welche vorgeben, aus Arkadien zu stammen."

Eine ganze Serie neuer Romane des vielgelesenen englischen Romandichters Anthony Hope, der auch in unseren deutschen Familienblättern nicht ungern als Gast gesehen wird, wird in einem Feuilleton des „Hannov. Courier" (21679) besprochen. — Neue Lyrik von Christian Morgenstern, Thekla Lingen, Hugo Salus u. a. kritisiert Max Geißler im „Frankf. Gen.-Anzeiger" (289 und 294); über die beiden Erstgenannten und Thassilo v. Scheffer äußert sich auch Bodo Wildberg in der Dresdener „Deutsche Wacht" (338). — Mit der allerjüngsten lyrischen Schule, die er als „Artistenlyrik" bezeichnet (Stefan George) geht Fritz Mauthner in zwei Artikeln (Berl. Tagebl. 623 und 636) scharf und kühl ins Gericht. — Auf das verheißungsvolle Talent von C. E. Ries, die mit ihren „Novellen vom Genfersee" im vorigen Jahre vortrefflich debütiert und soeben einen Band moderner Märchen („Der Schnitter") herausgegeben hat, macht Franz Muncker in einer eingehenden Anzeige (Beil. z. Allg. Ztg. 279) aufmerksam. — An der gleichen Stelle (282) teilt Dr. K. Zeiß (Dresden) interessante ungedruckte Briefe Friedrich Hebbels an Dawison (aus der Dresdener kgl. Bibliothek) zum ersten Male mit. Beide Männer standen sich anfangs der fünfziger Jahre nahe. Den plötzlichen Bruch führte, wie Adolf Stern, der Freund Hebbels, dem Verfasser mitteilte, die Bemerkung Dawisons herbei, daß er ein Stück, wie „Gyges und sein Ring" nicht „protegieren" könne. Diese anmaßenden Worte entrüsteten Hebbel so, daß er die Beziehungen zu dem Künstler abbrach. — Ein neuer Beitrag zur Kleistforschung liegt in einem Artikel von Dr. Geppert (Allg. Ztg. Beil. 276) vor, der hier Eugen Wolffs Ausführungen über die fremden Eingriffe in den Text der „Familie Schroffenstein" (s. Litt. E. Sp. 44 f.) im einzelnen zu entkräften sucht.

Ein Feuilleton der „Straßb. Post" (982) beschäftigt sich mit dem französisch-elsässischen Schriftsteller Edouard Schuré, der 1841 in Straßburg geboren und auf deutschen Universitäten gebildet wurde, während des Krieges aber für Frankreich optierte und seitdem meist in Paris lebt. Er ist in Deutschland durch manche seiner Arbeiten, insbesondere durch seine „Histoire du Lied" und durch seine eifrige Propaganda für Richard Wagner bekannt geworden. Sein jüngster Band betitelt sich „Sanctuaire d'Orient" (Paris, Perrin 1898) und giebt eine auf poetischer Höhe gehaltene Reiseschilderung von Aegypten, Palästina und Griechenland, wobei allerdings ein schwärmerisches Gefühl und eine zum Okkultistischen neigende Phantasie die Wirkung beeinträchtigen. — Auf zwei andere neue große Reisewerke, die „Orientreise des Kaisers von Rußland als Großfürst-Thronfolger" vom Fürsten Uchtomskij (Leipzig, Brockhaus) und das neueste Prachtwerk von C. W. Allers „Rund um die Erde" (Stuttgart, Union) geht Paul Lindenberg in der „Nationalzeitung" (679) näher ein. — Ebenda (674 und 676) behandelt Dr. M. Landau den einst gefeierten sizilianischen Dichter Giovanni Meli, über den neuestens eine Biographie von Pipitone erschienen ist. Meli hat u. a. ein Epos „Don Chisciotte" gedichtet; seine Lieder hat ehedem Gregorovius deutsch herausgegeben.

Zum Schluß sei eines sehr ernsthaften Artikels über „Jugend-Litteratur" gedacht, der sich in Nr. 289 des berliner „Vorwärts" findet und der Erbärmlichkeit unserer den Markt beherrschenden Jugendschriften gegenüber für eine Hebung dieses ungeheuer wichtigen Volkserziehungsmittels eintritt. Der Verfasser verlangt, daß die Jugendschriften, die heute meist von dilettantischen Händen hergerichtet werden, den Ansprüchen eines Kunstwerks genügten, bekämpft die Flachheit und Seichtheit, die

sich in diesem „Industriezweig" breitmache und die Kinderseelen vergifte und verlangt von den Eltern, daß sie vor allem erst selbst kennen lernen sollten, was andere ihren Kindern als geistige Nahrung verabreichen. „Was für Euch nicht gut ist," schließt er, „taugt auch Euren Kindern nichts." ∾

Oesterreich. Drei Ereignisse haben in den letzten Wochen unseren Tagesblättern willkommenen Stoff für die Feuilleton-Spalten geboten, das fünfzigjährige Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs, das Erscheinen der Bismarckschen Memoiren und der Tod Conrad Ferdinand Meyers. Anläßlich des Jubiläums haben die meisten Blätter am 2. Dezember des verflossenen Jahres Uebersichten aus der Feder der führenden kritischen Geister über die Entwickelung der österreichischen Litteratur in den letzten fünfzig Jahren gebracht, ohne daß auch nur ein einziger dieser Aufsätze selbst bescheidenen Ansprüchen hätte genügen können. Bei der Besprechung der Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen" haben die Kritiker es mit Recht vorgezogen, zum größten Teil diese selbst sprechen zu lassen und so sind statt der Besprechungen Auszüge entstanden. Auch der Tod des schweizerischen Dichters hat eine Reihe von Federn in Bewegung gesetzt. Von den zahlreichen Artikeln (Oesterreichische Volkszeitung Nr. 330, Prager Tageblatt Nr. 330, Deutsches Volksblatt Nr. 3569, Wiener Tagblatt Nr. 330 u. a.) verdienen nur zwei besonders genannt zu werden, der Aufsatz von J. J. David im „Neuen Wiener Journal" (Nr. 1833) und dann der von Ferdinand Groß im „Fremdenblatt" (Nr. 340), der nach einer hübschen Analyse der Technik C. F. Meyers zu dem Schlusse kommt, daß der Dichter trotz seiner bedeutenden Vorzüge kaum jemals volksthümlich werden dürfte. Er ist dazu bestimmt, von der Elite, von den Feinschmeckern genossen zu werden, wie eine feine seltene Frucht, die nicht auf den Markt gebracht wird. Er bleibe nämlich eines schuldig: sich selbst; und nur der Dichter, der sein Ich offenbar hingiebt, kann die Palme der Popularität gewinnen.

Nach Spanien führt uns ein recht mittelmäßiger Aufsatz von Conrad Pasch („Vaterland", Nr. 329) über Tirso de Molina (Gabriel Tellez), den spanischen Aristophanes. Im gleichen Blatte (Nr. 338) schreibt ein Anonymus ziemlich oberflächlich über Calderon und die unbefleckte Empfängnis. Abgesehen von den zahlreichen Erwähnungen bei Calderon, dem Dramatiker des heiligen Sakraments, sind zwei Stücke, „Der Ritterorden" und „Das Edelfräulein des Thales" diesem Dogma besonders gewidmet. — Viel mehr spricht Friedrich Schütz, einer unserer ernstesten Kritiker, an. Sein Essai, der „neuen und alten Stücken" gewidmet ist, beschäftigt sich neben Langmanns „Vier Gewinnern" und Bahrs kürzlich auch hier mit schwachem Erfolg gespielter „Juana", vornehmlich mit der kürzlich wieder aufgeführten Komödie „Der eingebildete Kranke" und ihrem Verfasser Molière. Von ihm entwirft Schütz eine glänzende Charakteristik, die gegen das haltlose Geschwätz gehalten, das über den großen Dichter anläßlich der Neuaufführung seines letzten Lustspiels überall zu hören war, durch ihre quellenmäßige Grundlage und ruhige Sachlichkeit wohlthuend wirkt.

In der „Wiener Zeitung" (Nr. 280, 281, 282) bespricht Univ.-Prof. Friedrich Jodl in einem umfangreichen Feuilleton Grillparzers ästhetische Anschauungen, die er auf ihr Verhältnis zu den Lehren der zeitgenössischen philosophischen Aesthetik prüft. — Auf die Uebereinstimmung der Bestrebungen Richard Wagners und Charles Baudelaires weist ein aus dem Tschechischen übersetzter Aufsatz von Jaroslav Vrchlicky in der Prager „Politik" (Nr. 330) hin. Was sie einander nahe brachte, war das unbezähmbare Sehnen nach Neuem und Ungewöhnlichem in der Kunst. Wie Wagners dramatische Kunst nach den Worten Baudelaires nichts anderes sei, als ein Aufschrei und Aufschluchzen der Leidenschaft, das durch Noten und Rhythmus ausgedrückt werde, so sei seine Poesie gleichfalls ein Aufschrei wahnwitziger Leidenschaft, ausgedrückt durch die Musik des Wortes. — In der „Ostdeutschen Rundschau" Nr. 232 spricht Hugo Greinz über Max Halbe und Gerhart Hauptmann. Er findet den jüngsten Mißerfolg Halbes in dem Ueberschreiten der seiner Dichtung gesteckten Grenzen. Er werde wieder zur Poesie seines Landes, zur „Mutter Erde" zurückkehren müssen, die zwar der schönen Pracht des Südens entbehre, aber über die mächtige Form deutscher Innigkeit und Zartheit verfüge. Daß Hauptmann in seinem Fuhrmann Henschel dieses Stoffgebiet betrat, sei die Ursache seines Erfolges gewesen.

Zu den jüngsten Erscheinungen des Büchermarktes wendet sich F. Armin im „Wiener Tagblatt" (Nr. 336) wo er die jüngsten lustigen Eingebungen von Pötzl und Schönthan sehr unterhaltend bespricht. Hier feiert auch Sigmund Schlesinger (Nr. 337) die heute achtzigjährige Schauspielerin Louise Neumann, vor vierzig Jahren ein Stern des Burgtheaters. Treffend hebt er hervor, daß der Begriff schauspielerischer Lebenswahrheit derselbe sei wie vor fünfzig Jahren, daß die Darstellungskunst die Wandlungen des Darstellungsinhalts nicht mitgemacht habe. Eine eigene „moderne" Kunst gebe es daher nicht, das habe auch Kainz, der bedeutendste der lebenden „modernen" Schauspieler zugestanden.

Ueber die Fürstin Eleonore Liechtenstein bringt das „Fremdenblatt" (Nr. 336) einen Aufsatz, dadurch interessant, daß über das Verhältnis dieser einflußreichen Freundin Kaiser Josephs II. zur Litteratur ihrer Zeit berichtet wird. Von allen Wissenschaften besaß sie nur in der Geschichte und Litteratur gründliche und umfassende Kenntnisse, die sie sich durch fleißige Lektüre erworben hatte. Diese fing mit den französischen Klassikern an und endete mit den deutschen. Nur Rousseau blieb ihr zeitlebens fremd. „Ich danke Gott", sagt sie anno 1800, „daß ich niemals die Werke dieses verführerischen Autors gelesen habe, mein Abbé hielt mich immer davon zurück und hätte mir eher Voltaire erlaubt." Sie selbst erlernte zwar im wiener Verkehr Deutsch, den tieferen Gehalt der Sprache hat sie aber nicht erfaßt, so wenig, wie deren Wohllaut, Kraft und Innigkeit. Bei ihren Kindern drang sie aber frühzeitig darauf, daß sie deutsch denken, sprechen und schreiben lernten. Sie muntert ihre Tochter auf, deutsche Briefe zu schreiben, „wenn du auch nicht so gut schreibst, als Frau Herder, welche sich durch ihr ganzes Leben geübt hat, und unter einem solchen Meister, wie ihr Mann ist."

Dem interessanten folkloristischen Thema der Liebes- und Heiratsorakel geht Karl Bienenstein in der „Ostdeutschen Rundschau" (Nr. 339) nach, vornehmlich auf Grund der Reinsberg-Düringsfeldschen Buches „Das festliche Jahr der germanischen Völker", das er nach einigen Richtungen hin ergänzt. — Eduard Kabos endlich berichtet im „Pester Lloyd" (Nr. 295) von einer neuen großen Weltgeschichte in ungarischer Sprache, etwa nach dem Muster unserer Onckenschen oder Groteschen, die die Franklin-Gesellschaft im Verlage der Gebrüder Revai herausgiebt. Das Werk ist auf 12 Bände berechnet, von denen der erste vorliegt.

Wien. *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Bühne und Welt. Das zweite Dezemberheft, an Bildschmuck reich, ist dem wiener Kaiserjubiläum, im besonderen dem Burgtheater gewidmet. Ueber „Kaiser Franz Josef und das Burgtheater" spricht Oscar Teuber und führt eine Anzahl von Belegen für den künstlerischen Freisinn des Kaisers an. J. J. David giebt einen kurzen geschichtlichen Abriß der wiener Privattheater. Josef Lewinsky, selbst ein Jubilar, spendet dem gutem „alten" Burgtheater einen wehmütigen Nachruf; das neue prunkvolle Haus sei nur das Grabmal

des alten geworden. Andere Beiträge gelten Sonnenthal und Johann Strauß; die vier wiener Komiker Girardi, Blasel, Straßmeyer und Tewele werden von Max Garr behandelt.

Deutsches Wochenblatt. Nr. 49. Harry Mayne charakterisiert Conrad F. Meyer, mit dem ihn persönliche Beziehungen verbanden: „Er war mehr der Landsmann Arnold Böcklins und Jakob Burckhardts als der Gottfried Kellers und Jeremias Gotthelfs. In der Schweiz hafteten seine Wurzeln, aber seine Krone schaute weit darüber hinaus. War er doch ein echt deutscher Dichter, der im Jahre 1871 vor seines Hutten Seherblick ein greises Kaiserhaupt auftauchen ließ, um das alle Stämme sich scharten." — Dr. Gustav Manz giebt „Orient-Eindrücke" von der Kaiserreise wieder, und Carl Busse bespricht die neuen Gesamtausgaben von Dahn, Storm, Pantenius und Mikszáth.

Die Gegenwart. Nr. 49. Ueber die schriftstellerische Thätigkeit Robert Blums, dessen Andenken man kürzlich ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode gefeiert hat, ist nur wenig bekannt, weil sie geringe Spuren hinterlassen hat. In den vierziger Jahren war er ein fleißiger Mitarbeiter verschiedener leipziger Zeitschriften, insbesondere der „Zeitung für die elegante Welt", die damals Gustav Kühne redigierte. Eine Anzahl damals ungedruckt gebliebener Rezensionen Blums hat sich in Kühnes Nachlaß erhalten, von denen hier drei größere und für die ästhetischen und Weltanschauungen des Schreibers bezeichnende Bruchstücke mitgeteilt werden. — Klaus Groth setzt die Erinnerungen an seine Lehr- und Wanderjahre, speziell an seinen Aufenthalt in Bonn (1855/56) fort und zeichnet mit besonderer Liebe die interessante Persönlichkeit seines Freundes und Gönners Böcking, des geistreichen Juristen, Historikers und Huttenforschers, dessen Umgang für sein Leben von entscheidendem Einfluß wurde. Auch von David Friedrich Strauß, der zeitweise in Böckings Hause wohnte, um dessen Material zu seiner Huttenbiographie zu benutzen, wird bei dieser Gelegenheit ein charakteristisches Erlebnis erzählt. Den Beschluß bildet die Schilderung von Groths Promovierung zum Ehrendoktor, mit der er damals überrascht ward. Dahlmann, Welcker, Simrock, Jahn und andere Professoren überreichten ihm das Diplom in Böckings Wohnung.

Die Gesellschaft. In Heft XXIII bespricht Kurt Holm „Arno Holz und seine Schule." Was diese Schule unter lyrischen Gedichten versteht, dafür seien aus dem hier näher behandelten Bande „Polymeter" von Paul Ernst zwei Proben angeführt, die nicht etwa Bruchstücke sind:

Es hat aufgehört zu regnen.
Die Sonne bricht vor.
Ein Frosch sitzt mitten auf dem Weg.
Geruch nach gelöschtem Chausseestaub.

Und zweitens:

Winter. Schnee.
Der Mond zwischen den nackten Zweigen.
Auf dem Schnee die Schatten der Zweige.
Verkrochene Häuserchen.

Besser kommt in Holms Artikel ein anderer Holz-Schüler, Georg Stolzenberg weg, der seinem Meister an stärkster Konzentration der lyrischen Stimmung noch über sei. — Mit Tolstois bekannter neuer Schrift „Was ist die Kunst?" weiß sich M. G. Conrad (München) gelassen abzufinden. „Wir gehen durch unsern Weg, Tolstoi blickt mit den Augen des Siebzigjährigen auf den seinigen zurück. Sein Kunstbuch ist ein Feierabendwerk. Sollen wir mit ihm darüber rechten, daß wir noch im hellen Mittag stehen, während ihm die Abendschatten die Welt verdunkeln?" — Eine scharfe Antikritik gegen ein kritisches Feuilleton von Ernst Ziel in der Frankfurter Zeitung (vergl. L. E. Sp. 108) liefert Gustav Falke, dem Ziel Anlehnungen an alle möglichen älteren Lyriker nachgesagt hatte.

Die Grenzboten. Nr. 49. Auf die außerhalb ihrer pommerschen Heimat kaum bekannte plattdeutsche Dichterin Annmariek Schulten lenkt Edmund Lange die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Sie heißt thatsächlich Alwine Wuthenow und kam 1820 unweit Greifswald als Tochter eines Pastors zur Welt. Ihr Geist war früh rege, aber nicht immer normal, so daß sie schon mit 17 Jahren eine Heilanstalt aufsuchen mußte, die sie scheinbar genesen verließ. Späterhin trat jedoch die Krankheit wiederholt wieder und stärker auf; erst seit Mitte der siebziger Jahre lebt die seit längerem verwitwete Frau wiederhergestellt in Greifswald. Ihre Gedichte erschienen 1857 unter dem Titel „En par Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren von A. W., herausgegeben von Fritz Reuter." An diesen hatte Alwinens Gatte, ein Leidensgefährte Reuters aus dessen „Festungstid", einige Gedichte Alwinens geschickt, der sich ihrer mit großem Interesse annahm. Später erschienene Gaben reichten an diese erste nicht heran, zum Teil weil sie hochdeutsch waren und deshalb der Ursprünglichkeit ermangelten. „In ihrer heimatlichen Mundart aber", so sagt Lange, „ist Alwine Wuthenow zweifellos eine echte Dichterin; außer Klaus Groth übertrifft sie kein plattdeutscher Dichter an echt lyrischer Begabung". Eine Auswahl ihrer besten Dichtungen hat vor zwei Jahren unter dem alten Titel der ersten Sammlung Marx Möller neu herausgegeben. (Greifswald, Julius Abel, 1896).

Der Kynast. Dezemberheft. Dem hundertfünfzigjährigen Bestehen des einstigen, schlesischen Musenhofs Carlsruhe (in Oberschlesien) widmet Adalbert Hoffmann einen Rückblick. Der kleine Ort dankt seine Entstehung dem Herzog Carl Erdmann von Württemberg-Oels, der in seinem dort 1748 gegründeten Jagdschlosse bis 1792 allsommerlich einen kunstsinnigen Hofhalt führte. Eine vortreffliche Kapelle und ein eigenes Theater unterstützten diese Bestrebungen, die Carl Erdmanns Sohn und Nachfolger Herzog Eugen fortführte. Hier fand der junge Carl Maria von Weber eine Zuflucht, als er im Jahre 1806 durch die Aufgabe seiner breslauer Dirigentenstellung in Bedrängnis geriet. Anfang 1807 mußten Kapelle und Theater der traurigen Zeitverhältnisse wegen aufgelöst werden, doch sorgte der Herzog für die entlassenen Künstler und verschaffte Weber eine Stellung am stuttgarter Hofe. Später unter dem Nachfolger Herzog Eugens begann 1821 nochmals eine angeregte Kunstpflege am carlsruher Hofe und das Theater wurde wieder eröffnet, um u. a. verschiedene Opern des regierenden Herzogs aufzuführen. Diese zweite Glanzperiode des schlesischen Fürstensitzes erreichte 1857 mit dem Tode dieses Herzogs ihr Ende. — Professor Theobald Fischer (Marburg) schildert das Leben des deutschen Pfarrers in Siebenbürgen, den er als den alleinigen „Bewahrer der ehrlichen deutschen Namen" inmitten des Andrangs der magyarisierenden Bestrebungen bezeichnet. — Selbstgesammelte Kinderreime und Inschriften aus Mittel- und Süddeutschland teilt Franz Binhack (Passau) mit.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. Einen beträchtlichen Teil des 3. (Dezember-)Heftes nimmt eine Studie über „Herder und das alte Testament" von Th. Kupsch ein. Herders theologische Schriften richteten sich nicht nur an die Fachgenossen, sie waren für die Gebildeten seiner Zeit überhaupt bestimmt und wurden von diesen gelesen und geschätzt. Mit besonderer Liebe hat er seine Forschungen von jeher dem Alten Testament und der hebräischen Poesie zugewendet: seine einzelnen Werke auf diesem Gebiete werden hier der Zeitfolge nach gewürdigt. — Ein ungenannter Mitarbeiter geht auf die vielfach schief beurteilte Persönlichkeit Grabbes ein, für dessen Verfehlungen er Nachsicht und für dessen unkünstlerische Maßlosigkeit er ein berichtigendes Verständnis verlangt. — Das Heft enthält ferner u. a. eine Skizze von Ludwig Jacobowski mit dessen Porträt.

Die Nation. Nr. 11. Das Werk Richard Weltrichs über den schwäbischen Bauerndichter Christian Wagner wird hier von E. P. Evans eingehend gewürdigt. Dem römischen Baumeister Bildhauer Lorenzo Bernini, dessen 300. Geburtstag in diesem Dezember wiederkehrt, gilt eine Studie von E. Gagliardi. Wie viel das

alte päpstliche Rom diesem phantasiebegabten Mann verdankt, wissen heute kaum seine Landsleute selbst mehr, die ihn bisher nicht durch durch das bescheidenste Denkzeichen geehrt haben. Er schuf die weltberühmte Fontana Trevi, die Säulenhalle auf dem St. Petersplatz und zahlreiche Paläste, Kirchen, Brunnen, Bildwerke, die noch heute der ewigen Stadt zur Zierde gereichen. — Ueber „Metternich und das Zeitalter der Befreiungskriege“ läßt sich im Anschluß an das kürzlich bei Cotta erschienene Werk von Demelitsch M. Philippson vernehmen.

Neue Deutsche Rundschau. Dezemberheft. Eine Fülle biographischen Materials über die schicksalsreiche Persönlichkeit des holländischen Dichters und Denkers Multatuli (richtig: Eduard Douves Dekker) schüttet ein großer Aufsatz von Wilhelm Spohr aus, der sich das Studium Dekkers zur speziellen Aufgabe gemacht, seinen Lebenswegen nachgeforscht hat und demnächst bei J. C. C. Bruns in Minden die ersten drei einer auf 8 Bände berechneten deutschen Multatuli-Ausgabe erscheinen läßt. Dekker kam am 2. März 1820 zu Amsterdam als Sohn eines Schiffskapitäns, der Menonit war, zur Welt, wurde Kaufmann und kam mit achtzehn Jahren als „Klerk“ nach Niederländisch-Indien. Dort stieg er rasch aufwärts und bekleidete schon mit dreißig Jahren die verantwortliche Stellung eines Assistent-Residenten. Da er sich jedoch der Sache der unterdrückten und mißhandelten Javanen energischer annahm, als der Regierung erwünscht war, mußte er sein Amt infolge eines Konfliktes mit dem Generalgouverneur 1856 niederlegen und kehrte nach Holland zurück, wo er sein erstes und bekanntestes Buch „Max Havelaar, oder die Kaffeeauktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft“ schrieb und 1860 veröffentlichte. Der Roman, dessen Held er selbst war, schilderte in glühenden Farben die barbarischen Zustände und das Ausbeutungssystem in den Kolonieen und bot zugleich ein künstlerisches Bild von Dekkers eigenen, äußeren und inneren Kämpfen. Aber trotz des anfänglichen ungeheuren Aufsehens blieb der praktische Erfolg des Buches aus: die Regierung ignorierte es und die Bevölkerung war zu indolent, um sich in eine dauernde Bewegung bringen zu lassen. Dekker selbst geriet in materielle Not; er verließ 1866 sein Vaterland ganz, um zunächst ein armseliges Wanderleben im deutschen Rheinland zu führen und sich 1870 für zehn Jahre in Wiesbaden niederzulassen. Nach Ablauf dieser Zeit, die dichterisch sehr fruchtbar gewesen war, kaufte er sich in Niederingelheim unweit Mainz an und lebte dort ein Einsiedlerdasein, bis ihn am 19. Februar 1887 der Tod abrief. Kurz vorher noch, anfangs der achtziger Jahre hatte man in Holland eine Subskription für ihn eröffnet, die 20,000 Gulden ergab. Von seinen Werken ist noch der 1861 erschienene Briefroman „Minnebriefe“ zu nennen, ein sehr merkwürdiges Buch, das wenig verstanden wurde. Den wirklichen Multatuli aber enthalten seine sieben starke Bände umfassenden „Ideen“. Mit diesen ist er nach Spohrs Urteil „seines Landes größter Erzieher geworden, der, unabhängig von Nietzsche und Ibsen und all den Ruhestörern der Neuzeit, die Menschen zwang, ihre Auffassungen vom Leben zu revidieren.“ Sie sind ein „Zeitspiegel, in dem uns die tausend Lächerlichkeiten der menschlichen Beziehungen in typischer Schärfe erscheinen.“ — Im selben Hefte bespricht M. Heimann zwei neue Dichtertalente, den schlesischen Lehrer Hermann Stehr und den Badener Emil Strauß, der am Bodensee ein weltfernes Leben führt. Beider erste Novellen sind eben erschienen und werden in diesen Blättern noch behandelt werden.

Das Neue Jahrhundert. Köln. Mathieu Schwann vertieft sich in einer drei Nummern (9, 10, 11) durchlaufenden, von großer Verehrung für den gekrönten Schönheitsucher getragenen Studie in die Persönlichkeit des „Märchenkönigs“ Ludwig II. von Bayern. Den Anlaß dazu bot das eben erscheinende populäre Prachtwerk „König Ludwig II. und die Kunst“, das Louise von Kobell, die Tochter Franz' von Kobell, bei Jos. Albert in München herausgiebt. Schwann sucht die tragische Entwickelung dieser königlichen Künstlerseele auf psychologischem Wege möglichst zu enträtseln. — Von den kürzlich erschienenen Memoiren der verstorbenen Marie Seebach handelt ein Aufsatz von Dr. Hellmuth Mielke in Nr. 10.

Psychische Studien. Leipzig. Im XI. Hefte dieser den Problemen des Seelenlebens gewidmeten Monatsschrift, deren Leitung von Neujahr ab Prof. Friedrich Maier in Tübingen übernimmt, setzt Dr. Richard Wedel-München seine schon seit längerem laufenden Studien über „das Uebersinnliche in der deutschen Litteratur unseres Jahrhunderts“ fort. In den Kreis seiner Betrachtungen zieht er diesmal Conrad Ferdinand Meyers „Richterin“, mehrere Gedichte und Balladen von Hermann Lingg, Albert Moeser, Wilhelm Hertz und einige Romane von E. Juncker (Else Schmieden). — An einer anderen Stelle des Heftes wird Gottfried Kellers Stellung zum Spiritualismus erörtert, anknüpfend an die bekannte Episode zwischen Keller und Lassalle (s. „Daheim“, 18. August 1894), die sich 1861 in Zürich abspielt.

Der Türmer. Im Dezemberheft läßt sich der Würzburger Dogmatiker Prof. Hermann Schell über die Frage „Schöpfung oder Entwicklung?“ aus, um zu untersuchen, ob wirklich durch die naturwissenschaftliche Annahme einer natürlichen Weltentwicklung „die christliche Lehre von der göttlichen Weltschöpfung irgendwie entbehrlich geworden sei?“ Nach seinen Darlegungen führt die moderne Entwicklungslehre von der Notwendigkeit einer Schöpfungs-Annahme nicht weg, sondern gerade zu ihr hin. Ein Gegensatz zwischen beiden Annahmen bestehe nicht. Indem die mechanische Welterklärung einen Zweck, ein Endziel bei der Entwicklung des Kosmos voraussetzt und voraussetzen muß, setzt sie notwendig auch das Wirken eines reinen, eines göttlichen Geistes voraus, als dessen wirkende Kraft sich die Materie darstellt. — H. v. Gerlach sieht in „François Coppées Bekehrung“, die dieser in seinem neuesten Buche „La bonne souffrance“ (L. E. Sp. 217 f.) bekannt hat, ein Zeichen des neuen Geistes in Frankreich, der „Reaktion gegen den blöden Atheismus“, als deren Bannerträger er Ferdinand Brunetière unter den Gelehrten, Huysmans unter den Romanschreibern, Verlaine unter den Dichtern angesehen wissen will.

Die Umschau. Friedrich v. Oppeln-Bronikowski bespricht in Nr. 50 die letzten Ereignisse und Erscheinungen auf dem Gebiete der französischen Litteratur. — Der Frage, wie weit der Dichter sich seine Modelle aus seiner Umgebung zu holen oder „seine Bekannten abzuschreiben“ berechtigt ist, tritt Leo Berg in einer Studie „Dichter und Modell“ (Nr. 51) näher. Ein Teil unserer realistisch genannten Litteratur lief ursprünglich auf solches Abschreiben, auf Klatsch hinaus. Als letzte Beispiele dieser Art litterarischer Reportage führt Berg das Schauspiel „Sozialaristokraten“ von Arno Holz an, das eine ganze Reihe mehr oder minder bekannter Persönlichkeiten in durchsichtigen Masken aufmarschieren ließ, sodann Wolzogens „Lumpengesindel“ und dessen Roman „Der Kraft-Mayr“, der die musikalischen Kreise um Franz Liszt persifliert. Berg verlangt vom Dichter, daß er zu seinem Modell in demselben ästhetischen Verhältnis stehe, wie der Maler zu dem seinigen, derart, daß man über dem Werke das Modell vergißt, weil dieses in jenem künstlerisch aufgegangen ist. Nicht nur ästhetische, auch Rücksichten des Anstandes, Taktes und der Diskretion sprächen dabei mit.

Zeitschrift für Bücherfreunde. In dem Doppelheft 8/9 giebt Georg Boetticher (Leipzig) die Geschichte der münchener „Fliegenden Blätter“, die heute auf ein 54jähriges Dasein zurückblicken. Vor den „Fliegenden“ besaß Deutschland kein der Allgemeinheit dienendes humoristisches Blatt. Das Bedürfnis danach erkannten der Maler und Holzschneider Kaspar Braun und der Schriftsteller Friedrich Schneider in München, die sich 1843 zusammenfanden und 1844 die erste Nummer der „Fl. Bl.“ her-

ausgaben. Sie enthielt eine kleine Erzählung „Das Heidelberger Faß", vier illustrierte Sprichwörter und acht Bilderscherze politischen Charakters. Letztere stammten vom Grafen Pocci, das übrige von den Herausgebern. Zu den Mitarbeitern der ersten Jahre zählten dann Geibel, Kerner, Ludwig Pfau, v. Kobell, der fröhliche „Pälzer" Nadler, Gerstäcker, Spindler u. a. Die in Band V erschienenen „Lieder eines fahrenden Schülers", unterzeichnet „v. S.", waren die Erstlinge Josef Viktor v. Scheffels, der fortan durch lange Jahre ein treuer Mitarbeiter blieb und fast alle seine Gaudeamus-Lieder (aber auch andere, die später in keine Sammlung aufgenommen wurden) dort veröffentlicht hat. Seit 1859 trat Wilhelm Busch in die Reihe der Mitarbeiter ein, in den sechziger Jahren tauchten Felix Dahns Balladen auf, 1870 findet sich Heinrich Seidel hinzu, und ein Ereignis in seiner Art war das Erscheinen von Ernst Ecksteins „Besuch im Carcer", der in der Buchausgabe binnen einem Jahr 50 Auflagen erlebte. Fortan fehlte fast keiner der vielgelesenen Erzähler und Dichter in den Spalten des allbeliebten Blattes, bis heran zu den Modernen Liliencron, Mackay u. a. — Eine Artikelserie über die großen deutschen Verlagsanstalten beginnt mit einer Monographie über das Bibliographische Institut in Leipzig von Th. Goebel (Stuttgart). Begründer des Instituts war Carl Joseph Meyer (1796 bis 1856), der es am 1. August 1826 in Gotha mit zwei Handpressen eröffnete. Sein erstes größeres Unternehmen war die „Miniaturbibliothek deutscher Klassiker", die rasch große Verbreitung fand. Nach einigen Jahren siedelte das Institut nach Hildburghausen über, wo es bis zu seiner 1874 erfolgten Verlegung nach Leipzig blieb. Von 1839—55 entstand die erste Auflage von „Meyers Konversations-Lexikon", dessen Redaktion Joseph Meyer allein leitete und für das er zahlreiche Artikel selber schrieb. Ein ähnliches, encyklopädisches Unternehmen des rastlos thätigen Mannes war das „Universum", zu dessen 17 ersten Bänden er ganz allein den Text geschrieben hat und das die für die damalige Zeit unerhörte Auflage von 80,000 Exemplaren erreichte, auch in 12 Sprachen übersetzt wurde. Die Entwicklung des Instituts mag es charakterisieren, daß es schon im vierten Jahre seines Bestehens 450 Menschen beschäftigte. Die ungeheure Arbeitsleistung warf den Chef des Hauses 1856 nieder. Sein Sohn Hermann Julius ward sein Nachfolger; seitdem hat sich das Geschäft zu seiner bekannten gewaltigen Höhe aufgeschwungen und steht heute unter der Leitung seiner Söhne Hans und Ernst Moriz. Es beschäftigt zur Zeit 650 Angestellte im Hause. — Ueber eine neue Bibliographie der Robinsonaden von Dr. H. Ullrich (Weimar, Felber) berichtet ausführlich F. von Zobeltitz.

Die Zukunft. In Nr. 11 betrachtet Carl Busse Conrad Ferdinand Meyer als Lyriker. „Was Theodor Fontane nicht besaß, besitzt Conrad Ferdinand Meyer im höchsten Grade: den Sinn für Feierlichkeit. Er trägt stets die Tiara der Ausnahme auf dem Haupt; liest man seine Verse, so hört man's rauschen wie einen schweren faltigen Purpurmantel oder einen Talar. Es ist immer hoher Feiertag, wenn er zu seiner Gemeinde spricht. Er spricht in großen königlichen Worten. Jedes ist wie in Marmor gehauen; es läßt sich nicht mehr dran drehen und deuteln. Aber unter dem Marmor hört man heißes Leben kochen, als ob es nicht heraus kann. Man denkt unwillkürlich an jene Nixe Gottfried Kellers, die mit ersticktem Jammer an der festen Eisfläche hin- und hertastet, ohne sie brechen zu können ... Man hat niemals vor einem Gedichte C. F. Meyers das Gefühl, daß es eine volle Erlösung für ihn sei, daß es in wildem Ungestüm, alle Schranken niederreißend, hervorgebrochen sei. Sondern jedes kommt mit gemessenem Schritt, voll Würde im Schmerz, voll Würde im Glück, und wandelt vorüber. Es bleibt etwas Ungesagtes, etwas scheu Verhaltenes, etwas Keusches darin. Conrad Ferdinand Meyer ist ein schamhafter Dichter". — Die in vielfacher Hinsicht interessante Erscheinung des im Mechitaristenkloster S. Lazzaro zu Venedig lebenden Patriarchen Ghewond Alischan, eines Armeniers von erstaunlicher Gelehrsamkeit, auch als Dichter von Bedeutung, erfährt durch Alfred Semerau im selben Hefte eine Würdigung.

Aus den illustrierten Familienblättern sind zu erwähnen: ein Nachruf auf Conrad Ferdinand Meyer von Ludwig Salomon in der leipziger „Illustrierten Zeitung" (Nr. 2893), ein gleicher auf den schlesischen Dialektdichter Max Heinzel an derselben Stelle und ein Gedächtnisartikel für den am 30. August ds. Js. in Regensburg verstorbenen Heinrich Keiter in „Die katholische Welt" vom Dezember. Der letztere Beitrag rührt von M. Herbert her und rühmt den — 1853 in Westfalen geborenen — fleißigen Publizisten als feinsinnigen Aesthetiker und begabten Dichter, von dem allerdings wenig Verse vorhanden seien, denn „sein kurzes arbeitsreiches Leben war ein Kampf mit Schmerz, Schwäche und unsagbaren körperlichen Beschwerden." Wir besitzen von ihm u. a. den Versuch einer Theorie des Romans und Studien über Weber, Heine, Grillparzer, Eichendorff, die Hahn-Hahn u. a.

Kunst-Zeitschriften.

Dekorative Kunst (München, Bruckmann) widmet ihr Dezemberheft einem Spezialgebiet: dem Glas. Es wird ein Bild gegeben der ganzen europäischen Glasindustrie, soweit sie künstlerisches Interesse hat — und auch der amerikanischen, die ja gerade dadurch so wichtig geworden ist, daß dort La Fargue und Tiffany die Reorganisation des Kunstglases begannen. Tiffany arbeitet in seinen Scheiben, Vasen und Lampen mit dem opaleszenten Glas, das durch Zusammenfließen mehrerer Farbschichten seine wunderbaren musikalischen Wirkungen erreicht. Er begann mit Mosaikarbeit, und einige seiner Einrichtungen in dieser Art (es führt zum byzantinischen Stil) sind hier abgebildet. Die „Dekorative Kunst" hat das sehr löbliche Bestreben, weniger durch Artikel, die die wenigsten Menschen lesen und vor allem die Wenigsten auf diesem Gebiete gut schreiben können, als durch Bilder zu wirken. Van de Velde schreibt einige Worte über die Gläser von Val St. Lambert, geblasene Gebrauchsgläser und geschnittene Gläser, auch farbig (sie werden hier farbig reproduziert). Julius Lessing hat einiges über altvenezianische Gläser zu sagen. Die Abbildungen bringen auch hiervon Beispiele, und von der großen Nancher Glasfabrikation (die Ueberfanggläser von Gallé und Daum) sehen wir ebenso Proben. Reproduktionen nach Gemälden des eben verstorbenen Puvis de Chavannes und die Van de Velde'sche mustergiltige Einrichtung des berliner Kunstsalons von Keller und Reiner füllen das übrige Heft.

Deutsche Kunst und Dekoration (Darmstadt, Koch) giebt in ihrem Dezemberheft eine bunte und lehrreiche Zusammenstellung aller möglichen modernen dekorativen Erzeugnisse, unter denen wir Eckmann'sche Stühle und Teppiche, Riemerschmid'sche Leuchter, Möbel von Berlepsch und — recht bemerkenswert — von Michael, München finden. Der Text beschreibt die Zimmer, die auf der in Darmstadt im September eröffneten Ausstellung unter Kochs Leitung eingerichtet wurden. Keine Ausstellungsräume, sondern wirkliche, brauchbare und behagliche Zimmer, wie das „blaue" Zimmer von Michael in rotgebeizter Eiche, die Füllung aus grüner Steineiche Koch führte hier in größerem Maßstabe die Idee seiner Verwandlungsmöbel durch, die man bei jedem Umzug, ohne ihrem Gebrauchswert zu schaden, beliebig umstellen und mit einander neu gruppieren kann.

Das Museum (Berlin, Spemann) ist eine der eigentümlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunstzeitschriften: zugleich Sammelmappe vorzüglicher Tafeln, laufender Text als Erklärung und außerdem kleine, noch besonders illustrierte Abhandlungen über allerlei kunstgeschichtliche Fragen. Die Tafeln reproduzieren die be-

rühmtesten und eigenartigsten aus den Kunstwerken aller Herren Länder, Antikes und Modernstes. Sie zeichnen sich durch einen sehr geschmackvollen je nach dem Stoff nuancierten Ton aus. Im letzten Heft finden wir das famose Selbstbildnis des Simon de Vos aus Antwerpen; die Schattenheilung von Masaccio aus der Coranacci Kapelle in Florenz, eines der Pionierbilder der Renaissance; Rembrandts „Nachtwache“, mit der die große niederdeutsche Helldunkelmalerei ihre Geschichte beginnt; Courbets Ornan-Begräbnis, das am Anfang des modernen Naturalismus steht; Watteaus Konzert aus dem Sanssouci-Schloß als Muster der galanten Malerei, und anderes. Im Text spricht sich W. v. Seydlitz sehr anregend über die Farbengebung der Frührenaissance aus: wie sich allmählich aus der Art die Farben auf ihren absoluten Wert nebeneinander zu setzen die naturalistischere Methode entwickelt, innerhalb der Farbe Schatten und Lichter zu modellieren — wozu die Verbreitung der Oeltechnik das ihrige beitrug.

Pan (Fontane u. Co., Berlin), die feudalste unter den modernen Kunstzeitschriften, widmet einen großen Teil ihres jüngsten Heftes den Neo-Impressionisten, einer Gruppe von belgisch-französischen Malern, die in der letzten Zeit mit großem Erfolg hervorgetreten sind. Die Hauptnamen: Signac, Luce, Rysselberghe, Palit-Jean, Croß. Signac schreibt im „Pan“ selbst über das Programm der Künstler, unter Vermeidung von Schwarz und Weiß nur durch Nebeneinandertupfen von ungefirnißten Flecken in den Spektrumsfarben den leuchtenden Eindruck der Wirklichkeit zu erreichen. Soweit sich diese Technik auch für Reproduktion eignet, ist hier versucht worden, in mehreren farbigen Original-Lithographien Proben davon zu geben. Signac führt in seinem Aufsatz dieses Non plus ultra der impressionistischen Technik auf Ruskin, Delacroix u. a. zurück, denen es schon als Ideal vorgeschwebt hätte. Und er beruft sich auch auf wissenschaftlich-optische Autoritäten. Seine beste Bestätigung aber fand er darin, daß diese Bilder auch bei uns (sie waren bei Keller und Reiner ausgestellt) einen reinen künstlerischen Genuß gewährten, der der Interpretation gar nicht bedarf. — Im übrigen interessiren in diesem Pan-Hefte sehr stark (namentlich von der soliden technischen Seite) die Schick'schen Tagebuchaufzeichnungen über Böcklin, die Tschudi herausgiebt.

Die Schweiz nennt sich eine illustrierte Zeitschrift, die im Züricher Polygraphischen Institut erscheint und schon durch die abwechselnden Umschläge, die in einem großen dekorativen Stil gehalten sind, an unsere „Jugend“ erinnert. Im Innern steht sie den deutschen Familienblättern in illustrativer Beziehung näher, aber einige Zierleisten und kleine ornamentale Freiheiten zeigen auch hier einen guten modernen Willen. Am nettsten sind einige Niggli'sche Kompositionen von Adolf Freyschen Liedern, gut im Volkston, und von Hermann Hirzel verziert, einem der wenigen Zeichner, die es bisher unternommen haben, auch die so schmerzlich daniederliegende Notendekoration ein bischen zu heben.

Berlin. *Oscar Bie.*

Oesterreich.

Heimgarten. Im Dezemberheft teilt Dr. Michael Maria Rabenlechner „Hamerling-Erinnerungen“, bisher Unbekanntes von, an und über Hamerling mit, verbrämt mit einer ans Groteske streifenden Polemik gegen alle, die an dem Ruhme des Hamerling-Biographen kritteln. Interessant ist der Brief Anzengrubers, damals Redakteurs der „Heimat“, in dem er seine Bewunderung für den Dichter des „Homunkulus“ und des „Ahasver“ gesteht. Des Dichters Beatrice ist Minona — Frau Clotilde Gstirner — gewesen, deren Freundschaft und Teilnahme er wiederholt in Vers und Prosa rühmt. Einiges bisher Ungedruckte aus diesem Kreise wird hier abgedruckt. — Peter Rosegger teilt aus seinem Tagebuche „Spaziergänge in der Heimat“ mit, eine vollendete Schilderung von Natur, Land und Leuten, die in der Stimmung stark an Turgenjew erinnert. — In einer offenen „Postkarte des Heimgarten“ an W. Kreiten und als Antwort auf dessen Artikel in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (L. E. Sp. 237) verwahrt sich Rosegger dagegen ein „katholischer Schriftsteller“, der ausschließlich im Sinne katholischer Dogmen schreibe, zu sein. „Ich bin wohl“, sagt er, „von Haus aus Katholik, wenn es aber einem solchen verboten ist, an kirchlichen Zuständen nach gewissenhaftem Dafürhalten Kritik zu üben, nun dann weiß ich nicht, was wir thun. Von meiner Natur kann ich nicht lassen und von meinem persönlichen Gottesglauben auch nicht. Ist gleichwohl in meiner Jugend manch schalkhaftes Wort gefallen; in dem Maße, als mein Leserkreis wuchs, bin ich mir der Verantwortlichkeit bewußt geworden, alles, was ich veröffentlichte, vorher zu prüfen und zwar einzig nur nach dem Maßstabe meines Gewissens. Man kann es besonders heute, wo wieder mehr Neigung zur Religion da ist, nicht tief genug beklagen, daß der Katholizismus sich so ablehnend verhielt gegen denkende Menschen, gegen versöhnlichere duldsamere Gemüter.“

Die Wage. Nr. 49 bringt einen illustrierten Artikel über politische Karikatur, der die neuen Bücher von Fuchs über das Jahr 1848 in der Karikatur und Walther, Bismarck in der Karikatur, ergänzt. — Die Briefsammlung der „Hofdamen über das Jahr 1848“ wird mit einem sehr interessanten Schreiben, das die österreichische Kaiserkrönung im Jahre 48 schildert, fortgesetzt. Rudolf Lothar bespricht in einem längeren Essai Arthur Schnitzlers „Vermächtnis“. — Heft Nr. 50 bringt den Nekrolog für Conrad Ferdinand Meyer. Nach dem Kollektivismus der Gegenwart sei er der Vorläufer einer individualistischen Zeit. Und es sei denkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit in der Schweiz die beiden großen Verkünder des Individualismus wirkten, die beiden gewaltigen Vorkämpfer jener Weltanschauung, die uns wieder Könige des Lebens schenken soll, die beiden Wiedergeborenen der Renaissance — Nietzsche und C. F. Meyer. — Ueber das Burgtheater spricht durch den Mund eines Berichterstatters Direktor Paul Schlenther. In Halbes „Eroberer“ sieht er viel litterarisch Interessantes und meint, es brauchten sich die Wiener von dem Radaupublikum des Berliner Lessing-Theaters nicht ihr künstlerisches Urteil vorweg nehmen zu lassen. — Sachlich und belehrend ist der Aufsatz von Paul Ernst (Berlin) über das „geistige Proletariat in Deutschland“.

Wiener Rundschau. In Nr. 2 beginnt Dr. Susanna Rubinstein (München) ihre gründliche Abhandlung „Ueber das Interessante im Bösen“, in der sie die litterarische Verwertung des Motivs vorübergehend streift. Moriz Heimann (Berlin) bespricht Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“. Er warnt die Kritik davor, den Entwicklungsgang des Dichters in ein mit dreister Subjektivität festgestelltes Schema zu zwängen, denn ihr fehle vor allem die Grundlage des sicheren Wissens um über einen Mitlebenden genaue Kenntnis zu haben, sei ein Geschenk des Zufalls. Auch ist es schließlich kein nützliches Beginnen, der Zukunft eine Aufgabe wegzunehmen, die nämlich, Vergangenes zu registrieren; der Gegenwart zieme es, zu sehen und leidenschaftlich zu sein; die Historie eines Lebens sei nicht sein Inhalt, sondern das Gefäß seines Inhalts. Gegen solche berechtigte Auffassung hat ein anderer berufener Kritiker, Alexander v. Weilen, an anderem Orte (Zeitschr. f. österr. Gymnasien, Heft 12) geltend gemacht, daß die Biographie eines lebenden Dichters ja nicht den Grabstein mit schöner Goldinschrift darstellen müsse, sowenig wie die Kritiker die Raben sind, die erst niedersteigen, wenn das Opfer liegt. „Ist es nicht ein viel hübscherer Gedanke, dem Dichter auf seinem Schaffenswege die Bahn zu ebnen, zwischen dem neuen Schaffen, das er bringt, durch ein kluges erklärendes Wort eine Brücke zu schlagen und so dem Lebenden durch lebendige Gabe zu nützen?“

Die Zeit. Nr. 218 bringt einen Essai über Conrad Ferdinand Meyer von Richard Specht. Ein Theater-

brief aus London von Siegfried Trebitsch in Nr. 219 berichtet über die geringen Leistungen der englischen Bühnen, so werden die drei Musketiere, eine Bearbeitung des Dumas'schen Romans täglich in zwei Theatern aufgeführt. Selbst die Novität des Criterion, des gewissermaßen modernen Theaters in London, vermag nicht dauernde Zugkraft auszuüben. Der helle Punkt in diesem Dunkel sei nur die Hamlet-Aufführung am Royal-Lyceum mit Mr. Forbes Robertson in der Titelrolle. Sein Dänenprinz könne sich getrost neben Kainz und Zacconi zeigen (Berlin hat ihn im vorigen Frühjahr gesehen. Red.). — Mozart und Richard Wagner werden von Edvard Grieg verglichen. Wenn wir bei Wagner die Tiefe und Energie des Menschengeistes bewundern, so bei Mozart den göttlichen Instinkt. Seine höchsten Inspirationen scheinen unberührt von menschlicher Arbeit. — Seinem Oheim Hermann Jellinek, der vor fünfzig Jahren eines tragischen Todes starb und dessen Beziehungen zu Amalie Hempel in den letzten Nummern der „Zeit" eine eingehende Darstellung erfahren haben, widmet der heidelberger Universitäts-Professor Georg Jellinek Worte der Erinnerung. — Hermann Bahr bespricht Leo Hirschfelds „Lumpen", wie immer die allgemeinen Gesichtspunkte hervorkehrend. Ob Hirschfeld ein „Dichter" ist, sei gleichgültig. Er sei ein Kämpfer. Es handle sich in Oesterreich jetzt gar nicht so um einen Dichter, es handle sich um eine Litteratur und die Anfänge einer Kultur. Eine solche zu schaffen, sei das junge Wien aufgestanden. „Ob dann der eine oder der andere von uns noch ein Dichter, ein Künstler sein wird, das geht nur ihn an . . . Wenn ihm auch Stücke durchfallen, wenn Bosheit und Neid ihn verfolgen. Er soll sich nicht beirren lassen. Was thut es schließlich, wenn einem einmal ein Stück nicht gerät? Das ist so, wie wenn einem ein Ziegel aus der Hand fällt und zerbricht, man nimmt einen andern. Es schadet dem Bau nicht, er wird doch fest werden. Der einzelne ist nichts, das Werk muß uns alles sein."

Wien. *Arthur L. Jellinek.*

Frankreich.

Graf d'Haussonville bespricht in der Revue des deux Mondes vom 1. Dezember die wirtschaftliche Lage der Arbeiterin, die durch ihren geringen Erwerb (2 fr. 20 durchschnittlicher Tageslohn) von den Versicherungskassen jeder Art meist ausgeschlossen ist. Frankreich zählt 5,326 Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit, die nur Männer aufnehmen, 2143 für Männer und Frauen, 227 für Frauen allein. Der Verfasser schildert die Schwierigkeiten, mit denen die junge Arbeiterin zu kämpfen hat, und meint, hier läge ein Romanstoff vor, den Alphonse Daudet meisterhaft zu behandeln vermocht hätte. — Reiseskizzen aus Neu-England veröffentlicht Th. Bentzon. Sie findet die Bewohner des Staates in jeder Hinsicht „dignified", die Abwesenheit der Bauern und Arbeiter frappiert sie, Neu-England ist „bourgeois". Von ihrem Ausflug nach Concord, Ralph W. Emersons Wohnstätte, bringt sie die folgende Schilderung mit: Niedrige Hügel mit Zwischenthälern, schöne Wälder — ein schlichtes Landhaus mit einer Eingangsthür, von zwei Säulen getragen und einem Peristil. In dem Garten pflegte Emerson selbst zu arbeiten, jedoch so ungeschickt, daß sein kleiner Junge sagte: „Papa, grabe dir nicht das Bein ab." Emersons Tochter bewohnt jetzt das Vaterhaus: im Arbeitszimmer ist alles unberührt geblieben. Die Bände der verhältnismäßig umfangarmen Bibliothek sind stark benutzt: Plato, Plutarch, Montaigne, Tennyson. Eine häßliche Büste Emersons, die in dem Zimmer aufgestellt ist, stört die Stimmung. Außer Emerson zählte Concord noch zwei Berühmtheiten, Hawthorne, der gegen Fremde ebenso abweisend war wie Emerson liebenswürdig, und Alcott, den Gründer eines verunglückten Phalansterismus. Seine Tochter Louise hat sich durch ihre hübschen Geschichten „Little Woman", „Good Wives" 2c. einen Namen gemacht. — Louis Tiercelin widmet der Jugend Lecontes de Lisle eine lange Studie. 1837 verließ der junge Mann seine Heimat, die Insel Bourbon im Indischen Ocean, um in Cannes Jura zu studieren. Aber wie der junge Goethe vernachlässigte Leconte das Recht über Litteraturstudien, ging spazieren und spielte Flöte. Als er seine Eltern durch diese Liebhabereien erzürnt, nahm er endlich das Studium ernst und legte 1841 sein erstes juristisches Examen ab. Trotzdem hörte er nie auf, sich mit Poesie zu beschäftigen, und bereits 1840 gab er eine litterarische Zeitschrift „La Variété" heraus, die dem Cultus Chateaubriands und der christlichen Weltanschauung gewidmet war. Erkennt man in ihm auch noch nicht den späteren Führer der Parnassiens, so zeigt sich schon hier bereits seine Vorliebe für alles „Vornehme".

In der Revue dramatique bespricht Doumic „Le Calice" von F. Vanderem. Das Stück behandelt folgendes Problem. Eine Frau weiß, daß ihr Mann sie hintergeht, sie liebt ihn. Was soll sie thun? Lange Zeit wollte die Theatermoral, daß die Frau sich rächte — indem sie ihrerseits untreu wurde, was nicht sehr edel war — oder indem sie ihre Nebenbuhlerin vernichtete, was nicht als großmütig zu bezeichnen ist. Dann herrschten christliche Anschauungen vor: die Frau vergab. Heute fragt man sich: Kann Liebe vergeben? — nennt man nicht Vergebung und Verzeihung, was im Grunde Verachtung ist, Verachtung, der ein sinnliches Bedürfnis zu Grunde liegt? Vanderem ist dieser Ansicht, läßt seine Heldin ihre Gefühle in dieser Art beurteilen, und um nicht vor sich selbst erröten zu müssen, sich töten.

Camille Mauclair schildert Stephane Mallarmé in der Nouvelle Revue (1. Dezember). Nie, sagt er, hat Mallarmé versucht, junge Talente auf seine Fahne einzuschwören. An seinen Empfangsdienstagen begrüßte er selbst seine Gäste in einfachster Weise, er versammelte sie in seinem Eßzimmer. Zehn waren stets dort, die Getreuen: Henri Régnier, Debussy, Louys 2c. Hin und wieder kam eine ausländische Berühmtheit, Mallarmé besuchen. Der Meister, stets elegant, dank seiner natürlichen Vornehmheit, sprach mit weicher, etwas verschleierter Stimme. Seine Unterhaltungen, die von ganz schlichten Dingen ausgingen, endigten „in einer Art Rausch und Traum, den seine magnetische Gegenwart hervorrief". Wie Daudet der „marchand de bonheur" war Mallarmé „le marchand de rêves. Seine Hochachtung vor der Sprache und sein Streben nach Vollendung gingen so weit, daß, wenn er eine seiner Causerien aufschrieb, „etwas ganz anderes", ein Stück tiefer Philosophie daraus wurde. Mallarmé war nicht dunkel (obscur), nicht unsinnig (insensé). In einen Versen liegt „musikalische, blasse Mondscheinstimmung". Sie mag vielen unverständlich sein, wer sie aber empfindet, versteht sie auch.

Jules de Gaultier führt in der Revue Blanche Henri Alberts neue Uebersetzungen von Friedrich Nietzsches „Zarathustra" und „Jenseits von Gut und Böse" bei dem Publikum ein, die er als ein Ereignis bezeichnet. In der „Science Sociale" vom 1. Dezember beantwortet G. d'Azambuja die Frage „Was bedeutet der Erfolg Ibsens?" wie folgt: „Hinlenken des modernen Dramas auf die moralische Erörterung, Verherrlichung des Willens, des Individualismus." Aus Ibsens Leidenschaft zu Moralisieren entsteht ein Hang zum Symbolischen: überall sieht er Bezüge auf das Unsichtbare und die geringsten Details gewinnen dadurch bei ihm eine Bedeutung. Beides, das Moralisieren wie das energische Wollen, mußten den in sich gekehrten und doch thätigen Norwegern gefallen. Ibsen ist aber zu gleicher Zeit revolutionär, und das mißfiel in Norwegen. In Frankreich gefiel Ibsen zuerst als der Ausländer, die Mode nahm ihn auf, reiche Leute pflegten ihn wie eine Luxuspflanze. Das dunkle, unverständliche war „vornehm". Außerdem stimmten seine Ideen über Ehe und Religion mit denen eines gewissen Kreises in Frankreich. Was ihm in Norwegen von seiner Popularität raubte, machte seinen Erfolg in Frankreich.

Die gediegene und vornehme, im übrigen durchaus nicht sozialistische Revue de Paris (1. Dezember) bringt einen „Socialisme et liberté“ genannten Aufsatz des bekannten Sozialistenführers Jean Jaurès. „Sozialismus und Individualismus“, ein bedeutsames Zeichen der Zeit.

Paris. *Candide.*

Belgien.

Die heutige Uebersicht über litterarische Aufsätze aus den letzten Nummern belgischer Zeitschriften und Zeitungen prunkt ebenfalls nicht durch reiche Auswahl. Nicht daß der litterarische Geist hier so ganz tot wäre, aber er äußert sich in anderer, bequemerer Form. Die jetzt Woche für Woche in den brüsseler Theatern stattfindenden litterarischen Matineen scheinen die schriftlichen Ergüsse über Litteratur abgelöst zu haben. Das lebendige Wort hat für den Augenblick dem Buchstaben, den man ja ohnehin einen toten nennt, das Grab gegraben. Sehr bezeichnend ist es jedenfalls, daß die wenigen Litteratur-Brocken, die ich in den verflossenen Wochen mir zu sammeln vermochte, fast ausschließlich unter dem Zeichen unseres unglücklichen Dichterphilosophen Nietzsche stehen. Das Buch von Henry Lichtenberger über die Philosophie Nietzsches und das Erscheinen der ersten Werke Nietzsches in französischer Sprache haben dem richtigen Verständnisse dieses erhabenen Geistes endlich ein breites Thor geöffnet. Selbstredend haben sich auch schnell zwei kompakte Heere gebildet, die in allen Tonarten für und gegen Nietzsche zu Felde ziehen und seinen Einfluß entweder in den Himmel heben oder zur Hölle verdammen. Zu den Zweiflern an der von Nietzsche gepredigten Theorie des „Ich“ gehört Henry Gauthier-Villars, der im Dezemberheft der klerikalen „Revue générale“ sich im Anschluß an Lichtenbergers Buch über den „Fall Nietzsche“ ausläßt und Nietzsche als Charakter eine merkwürdigere Erscheinung nennt denn als Schriftsteller, als Schriftsteller merkwürdiger denn als Philosoph. Nach der ersten Prüfung, so meint der Verfasser, glaubt man in Nietzsche einen hyperbolischen Geist zu erkennen, der sich ganz seinen Leidenschaften des Augenblicks hingiebt. Studiert man ihn jedoch näher und aufmerksamer, so begegnet man in diesem kapriziösen, heftigen Geiste einem mächtigen Willen. Man begreift, daß seine schnelle Wandlungsfähigkeit eine Reihenfolge logischer Abwechslungen und zwar als eine Folge des von ihm erwählten Gegenstandes darstellt. Man erkennt, daß Nietzsche trotz seines vielgestalteten Wesens sehr „Einer“ ist. Zum Unglück zögen ihn sein ganz von Ehrgeiz erfüllter Wille und seine, derjenigen John Ruskins sehr ähnelnde Logik unwiderstehlich zum Aeußersten hin. — Mit Nietzsche beschäftigte sich auch Georges Dwelschauwers, Professor an der hiesigen Universität, in einem längeren Vortrage im „Cercle artistique et litteraire“, dem vornehmsten Klub Belgiens. Die Tageszeitungen resümierten kurz diesen Vortrag, der in einer einwandslosen Huldigung für den deutschen Philosophen gipfelte. Dwelschauwers wies nach, wie Nietzsche zuerst von den Griechen beeinflußt wurde, welche Früchte er aus den Lehren Kants und Schopenhauers zog und wie er zuletzt von Richard Wagner abfiel, trotzdem dieser sein bester Freund war. — Auch Beck de Druween mahnt in seiner Abkanzelung des Brunetière'schen Idealismus, die er unter dem Titel „Betrachtungen über das Fallissement des Ideals“ im Novemberheft der „Revue de Belgique“ veröffentlicht, den Herausgeber der „Revue des deux Mondes“, sich über die Renaissance des Ideals und über den Idealismus bei den Symbolisten weniger bei Wagner als bei Nietzsche und seinen Schülern Rat zu holen; ebenso, wenn er kindlicher Weise vom Idealismus des soeben verstorbenen Puvis de Chavannes spricht, doch lieber Arnold Böcklins zu gedenken. Dieser, der zuletzt gekommene Maler von Genie, der sich durch seine allegorischen Kompositionen einen Weltruf schuf, habe nie etwas anderes als die innigste und reinste Apologie des Heidentums gemalt. Der Sozialismus, den Brunetière für seinen Idealismus in das Feld führt, sei bisher nur auf rein wirtschaftlichem Gebiete erfolgreich gewesen: „Die jungen Männer der verflossenenen Generation unterlagen dem Einflusse Schopenhauers, aber die unserer Zeit unterliegen dem Einflusse Nietzsches, der die Sklaverei wieder hergestellt wissen will.“ — Auch in einem vom „Petit Belge“ (Nr. 347) veröffentlichten Aufsatze von Leblé über die „Gedanken Tolstois“ wird Nietzsche herangezogen, und gesagt, daß er die individualistischen Paradoxe verkörpert, Tolstoi dagegen die kommunistischen, und daß Ibsen, den man mit Vorliebe einen Apostel des Individualismus nenne, vielleicht nur der getreue Maler einer durch eine intellektuelle und moralische Revolution aufgescheuchten Gesellschaft sei. Der Verfasser greift alsdann auf die Doppeltheorie Nietzsches von der Moral der Herren und der der Sklaven zurück und erinnert daran, daß gelehrte Darwinianer behauptet haben, die Doktrin des weimarer Philosophen stimme sehr wohl mit der Theorie von der Auserwähltheit der menschlichen Rasse überein. Leblé erklärt schließlich, in Anknüpfung an das Buch von Ossip-Lourié über Tolstoi, daß die Theorien von Nietzsche und von Tolstoi, jede in ihrer Art, gefährlich seien, weil sie das Gleichgewicht der Gesellschaft zu zerstören suchen, und in dieser jede Individualität und jeden Charakter.

Brüssel. *Alfred Ruhemann.*

Holland.

Im Novemberheft von „De Gids“ findet sich ein sehr lesenswerter Artikel von Marcellus Emants (über den hier kürzlich, in Heft 5, Paul Raché Näheres berichtet hat und von dem drei Werke „Tot“, „Lilith“ und „Monte Carlo“ in deutscher Uebersetzung existieren) über „Kunst und Zukunft“, gewissermaßen als Erwiderung auf eine vor mehreren Monaten erschienene Abhandlung von Herman Gorter „Kritik der litterarischen Bewegung in Holland seit 1880“ in der eine gewisse Beziehung zwischen der Kunst der Zukunft und der Sozialdemokratie angestrebt wird. Emants spricht sich sehr energisch darüber aus, wie jede Tendenz das rein Künstlerische eines Werkes niemals fördern, wohl aber es wesentlich beeinträchtigen könne, und weist besonders darauf hin, wie jeder Zwang der Kunst schädlich und wie es beinahe ein Verbrechen sei, wollte man sie gerade in den Dienst der Sozialdemokratie stellen, die mehr noch wie jede andere Bewegung einen eisernen Zwang auferlege. Von dieser Kunst könnte man dann, ebenso wie von dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat behaupten, daß, wenn sie überhaupt zu Stande komme, ihre ganze Macht in der Tyrannei liegen werde. —

Im Novemberheft der „Tweemaandelyksch Tydschrift“ verdienen eine sehr eingehende historische Studie über Hegel von Prof. G. J. P. Bolland und ein Aufsatz über den „Natur-Unterricht des Mittelalters“ von J. Koopmans besondere Beachtung. Koopmans weist nach, auf wie elementarer Basis das ganze damalige Unterrichtswesen begründet war, und führt das in nachstehendem Passus in interessanter Weise aus: „Man verkündete Fabeln, deren Wahrscheinlichkeit man niemals ergründete, und die man späteren Geschlechtern ohne Weiteres wie unumstößliche Wahrheiten überlieferte. Man klammerte sich ängstlich an die Traditionen und wollte von der ganzen heterogenen Masse, die man von den Griechen und Römern, den Juden und den Egyptern übernommen hatte, auch nicht das geringste preisgeben. Wenn eine Thatsache der anderen widersprach oder sie gar aufhob, so war das nur scheinbar. Bei Gott war Alles Eins. Und was Hippokrates, Aristoteles und Herodot gesagt hatten, war ebenso gut wie die Natur und die Bibel eine höhere Offenbarung gewesen. Die Bibel, das war das Buch, mit dem jede Lehre begründet wurde. Matthäus hatte gesagt, daß Gott nach den vier Enden der Welt Boten entsendet; die Psalmen hatten das bestätigt. Und so kamen Justinus,

Lactantius, Augustinus und andere Kirchenväter überein, daß die Erde viereckig sein müsse und unmöglich rund oder gar eine Kugel sein könne.“ Der sehr gehaltvolle und lesenswerte Aufsatz schließt mit den Worten: „Jedes Jahrhundert ist eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürzt, sobald ihr Rätsel gelöst ist.

Die „Hollandsche Revue“ bringt in ihrer letzten Nummer außer den regelmäßigen wertvollen Zeitschriften-übersichten mehrere eingehende Besprechungen von hervorragenden Neuerscheinungen. Da wird zunächst ein zweibändiges Werk von Willem Kloos, Hollands bedeutendstem Lyriker, besonders gelobt. „Vierzehn Jahre Litteraturgeschichte (1880—1893)“ lautet sein Titel, und es enthält sämtliche Kunstkritiken und Bücherbesprechungen, die Kloos von Beginn seiner künstlerischen Laufbahn an geschrieben hat. Ein wie lebhaftes Interesse man Kloos entgegenbringt, spricht deutlich aus der Thatsache, daß das erst kürzlich erschienene Werk bereits in zweiter Auflage vorliegt. Einen spaltenlangen Aufsatz widmet die „Hollandsche Revue“ ferner dem eigenartigsten holländischen Romanschriftsteller Louis Couperus und seinem neuesten Werke „Psyche“.

Amsterdam. *E. van Nooten.*

Schweden.

Varia, Illustrierte Monatsschrift. Die Hefte 10 und 11 dieser von Torwald Nyström mit Geschmack und Feinsinn geleiteten Monatsrevue kennzeichnen aufs neue den weiten Vorsprung, den die „Varia“ unter den fast täglich aus der Erde emporschießenden Litteraturblättern Schwedens zu erringen gewußt haben. Besondere Erwähnung verlangt ein längerer kritischer Artikel über das neuerdings vielkommentierte Drama „Ved rigets port“ (An des Reiches Pforten) von dem norwegischen „Modedichter“ Knut Hamsun. Der schwedische Referent stellt einleitend einige orientierende Vergleiche der vorgenannten Bühnenarbeit und dem neuerschienenden Romane „Sult“ („Hunger“) des gleichen Verfassers an. Bei beiden rühmt er die geniale Diktion Hamsuns, dessen packende Seelenmalerei und dessen hervorstechendes Vermögen, mit den denkbar einfachsten Mitteln das intime Milieu der auftretenden Personen zu schraffieren. Dahingegen lasse sich nicht bestreiten, daß Hamsun in seinem Bühnenstücke sich einen derartigen Mangel an Kompositionstechnik habe zu Schulden kommen lassen, wie ihn ein Schriftsteller, der die Nachfolgerschaft eines Björnson und Jonas Lie anstrebe, ernstlich vermeiden sollte.

Dagny, Zeitschrift für soziale und litterarische Interessen. Ein vor kurzem erschienenes Doppelheft (15/16) wird fast ausschließlich von einem sehr eingehenden Essai aus der Feder Anna Sandströms in Anspruch genommen. Der Artikel trägt die Ueberschrift „Moderne Romantik und Ethik“. Zum besseren Verständnis hätte die in Schweden als Vorkämpferin für Erziehungswesen und -Reform hochgeschätzte Verfasserin gleich hinzufügen dürfen, daß sie bei ihren Ausführungen speziell eine spezifisch schwedische Litteraturrichtung im Auge hatte; und unter Anwendung dieser Einschränkung dürfen die Bemerkungen der Verfasserin in der That als mustergültige bezeichnet werden. Frau Sandström wägt einleitend die Gegensätze des in den achtziger Jahren so stark protegierten Realismus zu der neuerlich in den Vordergrund tretenden symbolistischen und sensibilistischen Romantik in vorurteilsfreier Weise ab. Die Verfasserin hegt die Ansicht, daß die jüngste Litteraturrichtung in ganz evidentem Maße von den Intentionen der weiblichen Schriftstellerwelt beeinflußt wurde; insbesondere erscheint ihr die auch in Deutschland wohlbekannte Essayistin und Frauenrechtlerin Frl. Ellen Key als die am schärfsten hervortretende Interpretin der modern-litterarischen Anschauungsweise. Ellen Key besitzt einen Stil, der einen gegebenen Lehrsatz bis zur handgreiflichen Ueberzeugung erläutert; dieser Stil schmeichelt und höhnt, er seufzt und weint, erhebt sich zu himmelhochjauchzender Ertase und sinkt nieder in demütig anbetender Bewunderung, — er kann und vermag sozusagen alles, dieser blendende Stil; nur zu lachen versteht er nicht. Die Bleischwere ihrer äußeren Darstellung, die alles mit dem autoritären Ernst eines im Seziersaal arbeitenden Professors vorträgt, kennzeichnet Ellen Keys Schwäche auch auf ethischem Gebiet. Das große Evangelium der neuen Gesellschaftsmoral, das die schwedische Frauenrechtlerin in halb dekadenter, halb romantischer Art zusammen konstruiert hat, schießt in seiner halsstarrigen Einseitigkeit weit über Maß und Ziel der bestehenden Formen hinaus. Ellen Key hat eine auf ihr neuestes Steckenpferd — die Reform der Ehe — bezüglichen Artikel geschrieben, der unter dem charakteristischen Titel „Der Torpedo unter der Arche“ in der großen Ibsen-Festschrift veröffentlicht wurde. Jener Torpedo, durch dessen Explosion jedwede überlieferte Gesellschaftssitte und Moral kurzer Hand beseitigt werden soll, liegt nach Meinung der Verfasserin in der Initiative des modernen Weibes, das sich von dem Zwange der Tradition frei macht. Ellen Key deklariert jede Ehe für unsittlich, für unhaltbar, sobald die erotischen Instinkte des einen oder gar beider Gatten in „Passivität“ geraten. Darum gilt es nur den Kampf um die persönliche Würde und Freiheit, wenn das Weib in demselben Augenblicke, wo ihm der Gatte gleichgültig zu werden droht, ein Band löst, das bei frivolen Menschen nur aus Gründen fauler Bequemlichkeit und allenfalls der landläufigen Furcht vor dem Eklat respektiert zu werden pflegt. Frau Anna Sandström verfolgt in ihrem vorerwähnten Aufsatze die Idee, die von Ellen Key verteidigte „Religion der Glückseligkeit“ mit drastischen Beispielen aus der Kulturgeschichte der jüngsten Jahrzehnte zu belegen, wobei sie sich der schwierigen, wenn auch nicht undankbaren Aufgabe unterzieht, die inneren Gegensätze der von jener Vorkämpferin des schwedischen Frauenrechtlertums angestrebten Zukunftsformel des Weibes κατ' ἐξοχήν einander gegenüber zu stellen. Man muß der Verfasserin hierbei rückhaltlos die Meinung aussprechen, daß es ihr in glücklichstem Maße gelungen ist, die Inkonsequenzen der neuschwedischen Romantik und ihrer hervorragendsten Fürsprecherin sachlich und einsichtsvoll darzulegen. Als Kritik der litterarischen Neuzeitströmungen Schwedens verdient die Sandströmsche Arbeit vollste Beachtung.

Stockholm. *Thjelvar.*

Finland.

„Die Neue Zeit.“ Eine Monatsschrift. Die Fürsorge der schwedisch redenden und an schwedischer Litteratur sich erbauenden Bevölkerungskreise unseres „selbständigen“ Großfürstentums hat in der vorliegenden Zeitschrift von jeher eine wachsame und verständnisvolle Fürsprache gefunden. Ist auch das eigentliche litterarische Gebiet nur als Unterrubrik dem Gesamtplane der Zeitschrift untergeordnet, so darf dieser dennoch nicht das Verdienst abgesprochen werden, durch frische Fühlungnahme mit den geistigen Strömungen des alten Heimatlandes Schweden einen sicheren Stützpunkt für die glückliche Fortentwickelung des spezifisch finischen Kultur- und Litteraturlebens dargeboten zu haben. Das jüngst erschienene Heft 9 enthält außer der vom russischen Zensur-Gespenst ersichtlich stark beeinflußten allgemeinen „Tagesumschau“ eine Reihe eingehender Besprechungen der jüngsten Erscheinungen des schwedischen Litteraturmarktes.

Das November-Heft der „Finischen Zeitschrift“ enthält eine sehr lesenswerte Abhandlung Nils Erdmanns über die Stellung Leo Tolstois zur Kunst. Nach einer allgemeinen Definition des spezifisch Tolstoischen Kunstbegriffs bekennt sich der Verfasser zu der These, daß die Kunst an sich als Mittel menschlichen Fortschritts zu gelten habe und somit — und zwar nur aus diesem Grunde — eine Kulturaufgabe überhaupt in sich trage. Als sehr sympathisch bezeichnet E. die Wege, die Tolstoi eingeschlagen habe, um die darstellende und plastische Kunst dem Volke zugänglich zu machen, wennschon er sich nicht verhehlt, daß Tolstoi bisher wenig mehr als die theoretische Anerkennung seiner dies-

bezüglichen Bestrebungen seitens einer kleinen Gemeinde zu erreichen vermochte. — In einer längeren Kritik über Georg Brandes neuestes Buch: „Henrik Ibsen" entwickelt S. Leopold die verschiedenen Phasen, die der berühmte dänische Essayist in seiner persönlichen Stellung zu dem nordischen Dichterfürsten während der zurückliegenden drei Jahrzehnte eingenommen hat. Gewagt scheint die Behauptung Leopolds, daß es f. Z. ausschließlich das Bemühen des kopenhagener Privatdozenten und Kritikers gewesen wäre, dem norwegischen Wahrheitskünder die Wege zu bereiten und dem p. t. Publikum die „Bedeutung" des damals noch ringenden und kämpfenden Ibsen mit heißem Bemühen vor Augen zu führen. Ich glaube, daß niemand weniger ein derartiges Verdienst für sich beansprucht als Herr Georg Brandes selbst, der selber in seinem Buche zu erkennen giebt, daß er über die höheren Ziele der Ibsenschen Mission erst spät, etwa eingangs der achtziger Jahre, zu voller Kenntnis und Einsicht gelangt sei. Daß der dänische Schriftsteller im Uebrigen zu den besten und berufensten Interpreten Ibsenscher Eigenart gezählt werden darf, daß er zugleich ein Kritiker ist, der den überschwenglichen Phantastereien der sog. Ibsenforschung — es giebt ja gottseidank auch schon eine solche — mit Nachdruck entgegentritt, möchte ich nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit ganz besonders und in voller Uebereinstimmung mit dem, was S. Leopold in seiner Studie nach dieser Richtung hin ausführt, auszusprechen.

Helsingfors. *Suomi.*

Lettische Zeitschriften.

Es sind noch nicht zwanzig Jahre her, daß die erste lettische Zeitschrift herausgegeben wurde. Nach einigem Stocken in der ersten Zeit wurde 1885 der noch jetzt erscheinende „Austrums" (Osten) begründet. Alles, was mit den Letten irgend welche Berührung hat, bringt diese monatlich erscheinende Zeitschrift in Wort und Bild sorgfältig zum Ausdruck. Sie versucht auch ferner stehende Männer, die sich für das Lettische interessieren, in den Kreis ihrer Wirksamkeit zu ziehen. So hat sie in den letzten Jahrgängen über die Letten und die lettische Sprache Artikel gebracht, die aus der Feder der Professoren Dr. Bezzenberger in Königsberg, Josef Zubaty in Prag und Fortunatoff in Moskau herrührten. In der letzten Hälfte des abgeschlossenen Jahrganges finden wir die Erinnerungen von Th. H. Pantenius aus seiner Kindheit mit einigen Anmerkungen und Zusätzen. Fast alle Werke dieses Dichters sind ins Lettische übersetzt. Sein Vater Wilhelm Pantenius war selbst ein lettischer Schriftsteller, der Redakteur der „Latweeschen Awises". In seiner Gemeinde, der er als Pastor vorstand, wurde er so geliebt, daß man sein Grab, ohne die Schaufel zu gebrauchen, mit den Händen zuschüttete. Weiter finden wir daselbst ein in der lettischen wissenschaftlichen Kommission erstattetes Referat über die Belletristik in den zwei lettischen Tageblättern im Jahr 1897 abgedruckt. Daraus ergiebt sich, daß die Uebersetzungen aus dem Russischen auf Kosten der Uebersetzungen aus dem Deutschen im Feuilleton der Tagespresse einen immer breiteren Raum einnehmen. Unter den Uebersetzungen aus dem Deutschen befanden sich Roseggers „Jakob der Letzte", Ecksteins „Nero", ein Roman von Spielhagen, kleinere Sachen von Zapp, Wildenbruch, Meyer-Förster, aus dem Russischen Romane und Erzählungen von Dostojewsky, Potapenko, Tschechow, Grigorowitsch. — Der „Mehneschrakfts", eine zweite in würdiger Ausstattung bei Plates in Riga erscheinende Monatsschrift, versucht die Ergebnisse der internationalen Wissenschaft zu popularisieren und die hervorragendsten Erscheinungen der Weltlitteratur ins Lettische zu übertragen. Wir finden daselbst die „versunkene Glocke" von Gerhart Hauptmann, den astronomischen Roman „Das Ende der Welt" von C. Flammarion, „Das ästhetische Ideal" von Dr. Otto Liebmann. Auch zählt diese Zeitschrift einige der besten lettischen Belletristen zu ihren Mitarbeitern. Im letzten halben Jahre brachte sie belletristische Beiträge von Rudolf Blauman, August Deglaws, Poruku Janis.

Riga. *Reinhold Kaupo.*



Der weisse Esel.

Von Fob.

Elegantes Schreibzimmer. An den Wänden Bücherschränke mit den Werken früherer Lustspiel- und Possendichter, stark mitgenommenen Jahrgängen aller Witzblätter, Anekdotensammlungen u. s. w.

Personen: Zwei deutsche Dichter, — A. und B., Männer von einnehmendem, gewinnendem Aeußern in den einträglichsten Jahren.

A.: Lieber Freund! Die Saison kommt, die Welt schreit nach Kunst und wartet auf unser neues Stück. Haben Sie denn noch gar keine Idee?

B.: Eine Idee? — Kleiner Schäker! — Ne, aber einen famosen Titel: „Der weiße Esel!"

A.: Acceptiert! Der weiße Esel ist brillant! Der weiße Esel ist großartig! In diesem Esel erkenne ich so ganz Ihren Geist!

B.: Notieren Sie sich den Witz für das Stück!

A.: Scherz bei Seite! Ich bin entzückt! Der Titel riecht förmlich nach Tantièmen! Das wird ein Bombenerfolg! Sie Goldmensch! — Einen Augenblick! (Eilt ans Telephon.) Bitte 2576 Correspondenzbureau! . . . . . Hier A.! Morjen Cohnstein! Wollen Sie eine kleine Theaternotiz lancieren? Ja? Schreiben Sie: das Dioskurenpaar A. und B. . . . .

B.: Dioskuren is jut!

A.: Das Dioskurenpaar A. und B. legt eben die letzte Hand an ein abendfüllendes — was ist es denn gleich, lieber Freund? Lustspiel oder Posse?

B.: Lustspiel, wegen der Hoftheater! Die können es sonst nicht geben!

A.: Also Lustspiel! — Es heißt „Der weiße Esel". — Machen wir's in Reimen oder Prosa?

B.: Prosa! Costümsachen ziehen nich mehr!

A.: (diktiert weiter.) Das Stück spielt in unserer Zeit und verspricht, wie Eingeweihte versichern —

B.: Oller Haruspex! Er weissagt aus den Eingeweiden!

A.: Au! (diktiert weiter) ein Werk von übersprudelndem Humor zu werden. Die neue Dichtung — — —

B.: Dichtung is sogar sehr jut!

A.: — — wird bereits anfangs nächsten Monats ihren Siegeslauf über die Bühnen antreten . . . . .

B.: Siegeslauf is reizend!

A.: . . . . Haben Sie Siegeslauf? Schön! Was sagen Sie zu der „Henri Clay" von gestern? Der reine Zucker, nicht? Sollen ein Stück Hundert haben, wenn der Rummel einschlägt. n' Morjen, Onkel Cohnstein — Schluß!

B.: So, das wäre das Wichtigste! Und nu wollen wir ordentlich anfangen, zu arbeiten. Den Titel hätten wir. Was nun?

A.: Wasser muß auf jeden Fall auf die Bühne, sonst sitzen wir auf dem Trockenen! Wasser zieht besser als alles Andere. Naß müssen ein paar werden! Wie wärs, wenn wir einen Akt auf 'ne Wasserrutschbahn verlegten?

B.: Brillant! Aber erst den zweiten oder dritten. Man muß die ganz großen Wirkungen nicht zu schnell verpuffen!

A.: Vielleicht könnten wir den ersten Akt einmal auch im Dampfbad spielen lassen — das läßt sich so leicht machen, Dampf haben sie überall.

B.: Und zum Aktschluß fällt die komische Alte in eine Moorbadewanne.

A.: Herrlich! Für den zweiten Akt habe ich auch einen neuen Trick! Es kommt ein Mensch vor, der in Etwas hineingetreten ist. Alles wendet sich von ihm mit Grausen —

B.: Das wird furchtbar komisch!

A.: Stellen Sie sich nur vor: Wenn sich Alle die Nasen zuhalten! Ich habe daran gedacht, daß man mit Ammoniak und Schwefelwasserstoff wirklichen Gestank machen könnte . . . .

B.: Das geht noch über den wirklichen Regen und ist auch für die kleinen Bühnen nich so theuer!

A.: Wie machen wir es aber mit der Liebe? In den zweiten Akt gehört was fürs Gefühl! Eine Liebeserklärung mit zugehaltenen Nasen? Was?

B.: M. w.! Aber es muß auch was sein zum Heulen, 'ne arme Waise oder 'n Stiefkind, oder sonst was Süßes! Ich habe der kleinen Lilli Meier derartiges versprochen, sie macht das so nett! Ich will die Szene auf meine Kappe nehmen.

A.: Aber recht viel Schmalz, wenn ich bitten darf! Und mit was schließen wir den Akt? — Mir fällt gar nichts ein.

B.: Halt, ich hab's! Ein Mensch, der seine Schwiegermutter in spe los haben will, läßt sie von einem Freunde auf dem Tandem entführen. Unter furchtbarem Spektakel wird die Alte davon gefahren, der Schlaumeier bleibt mit seinem Schatz allein und hinter der Szene hört man klingeln und schreien.

A.: Dieser Einfall ist unter Dichtern seine zwanzigtausend Mark wert. Sie sind großartig, lieber B. Also für den zweiten Akt wäre gesorgt. Reichlich sogar. Den dritten muß die Wasserrutschbahn ausfüllen . . . . .

B.: Da ist in den „Fliegenden" ein Witz über Ansichtskartensammler . . .

A.: (liest den Witz) O Sie Verschwender: aus dem Ansichtskartensammler machen wir ja ein neues Stück! Nehmen wir was Gebrauchtes, Solideres Bewährtes!

B.: Sie haben Recht. Wir verstecken den Komiker in einen Kleiderschrank und lassen den Schlüssel verlieren —

A.: Und die Schwiegermutter in spe wird mit einer berüchtigten Anarchistin verwechselt, eine Situation, aus der sie der Liebhaber ihrer Tochter befreit . . . . .

B.: Versöhnung!

A.: Verlobung!

B.: Der dupierte zweite Liebhaber erscheint in einem weißen Flanellanzug . . . . . .

A.: „Der weiße Esel!" — Das Publikum lacht sich schief!

B.: Vorhang! Stürmischer Beifall Die Autoren verbeugen sich. — Ich denke, die Sache wird grandios! Und jetzt die Rollen. Die Hauptsache sind gute Rollen. Und namentlich auch gute Episoden . . . . .

A.: Der Komiker ist natürlich ein reich gewordener Knote, das ist immer . . . . vielleicht einmal ein Schornsteinfeger a. D. zur Abwechslung?

B.: Nicht übel! Da kann man auch den Witz anbringen „Da geht er hin und kehrt nicht wieder".

A.: Die komische alte Radlerin, nich?

B.: Aber sehr! Immer das Aktuellste, wo man hat! Sie muß in Hosen auftreten, je dicker sie ist, desto komischer wirkt das!

A.: Der erste Liebhaber radelt auch, desgleichen seine Flamme! Die Leute spielen gerne in Sport-Dreß.

B.: Dann muß auch ein vom Rad gestürzter Bicyclist mit verbundenem Kopf vorkommen!

A.: Und ein Amateurphotograph!

B.: Und ein zerstreuter Gelehrter, ein Botaniker . . .

A.: Sie altmodischer Mensch! Botaniker sind vieux jeu und wir wollen doch was Modernes machen! Nehmen wir einen Meterologen, der immer das falsche Wetter prophezeit! das giebt Witz über Witz!

B.: Einverstanden. Dann noch Eins! Körperliche Gebrechen sind sehr en vogue: wie wäre ein junger Mann mit einer Hasenscharte . . . .

A.: Und ein junges Mädchen, das schielt und ihn liebt?

B.: Entzückend! Kostbar!

A.: Dann will der Dings da, der Alexander eine Verlegenheitsrolle haben —

B.: Der kann ja den Jüngling spielen, der in was getreten ist . . . .

A.: Richtig! — Aber er möchte auch irgendwo hinausgeworfen werden und in irgend was hineinfallen!

B.: Das Erstere kann er haben, das Letztere is schon verjeben an die komische Alte! Die Leute sollen sich halt bescheiden. Aber so 'n Bühnenkünstler ist unersättlich!

A.: Vielleicht genehmigen wir ihm dafür eine geplatzte Hose?

B.: Meinetwegen! Und jetzt die Episoden! Vom letzten Stück ist uns noch ein Tyroler übrig geblieben, der immer „Woll, woll!" sagt. Stecken wir ihn in den „weißen Esel."

A.: Sehr jut. Dialekt wird jetzt stark gefragt. Vielleicht auch ein Kurgast, der sächselt . . .?

B.: Und gelbe Nankingkleider trägt. Das thun die Sachsen immer!

A.: Und dann noch einen witzigen Frankfurter Bankier!

B.: Is jut! Für die Gallerie noble muß auch was gethan werden! — Haben Sie sonst noch was?

A.: Nein, ich dächte das genügt!

B.: Ach ja freilich! Es fehlt nur noch so 'n bissel verbindende Handlung . . . . —

B.: Sie unverbesserlicher Pedant! Nun haben wir einen Sturz ins Moorbad, eine Velozipedszene, eine Wasserrutschbahn und 'nen Jüngling mit Hasenscharte — und Sie wollen auch noch Handlung dazu. Mir scheint, Sie wollen sich noch zum deutschen Klassiker ausbilden!

Aus der „Jugend".



Das Grillparzer-Jahrbuch.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigiert von Carl Glossy. Wien, Carl Konegen, 1890—1898. Preis 10 M.

In der Grillparzer-Gesellschaft sollte — nach den Worten des Aufrufes gelegentlich der Centenar-Feier der Geburt Grillparzers — „ein Mittelpunkt geschaffen werden für alle Bestrebungen, die darauf abzielen, die Werke dieses großen Genius zu verbreiten, sie wissenschaftlich zu erforschen, durch die lebendige Rede, wie durch das gedruckte Wort für die Vertiefung ihrer Volkstümlichkeit einzutreten, das Andenken an den Stolz unseres Landes wach zu erhalten, seinen Ruhm zu mehren." Gleich von Anfang an wünschten indessen berufene Stimmen, obenan August Sauer, den Kreis dieses Arbeitsgebietes nicht auf den Namen und das Wirken Grillparzers eingeschränkt zu sehen; Sauers Anregung, die ganze deutschösterreichische Litteratur seit dem 16. Jahrhundert einzubeziehen und eine Zeitschrift zur Geschichte der neueren deutschen Litteratur in Oesterreich herauszugeben, stieß zwar auf Widerstand; allein in der Hauptsache behielt er mit seinen Gesinnungsgenossen Recht: wie für die Grillparzer-Ausstellung im neuen Rathaus kommt auch für die Vorträge, sowie für die Jahrbücher der Grillparzer-Gesellschaft Grillparzer und seine Zeit in Betracht.

Im Sinne dieses Programms werden als Vorleser nicht nur Gelehrte und Recitatoren, sondern auch Dichter geladen: Ferdinand von Saar hat in der Grillparzer-Gesellschaft seine bis dahin ungedruckten „Wiener Elegien" und den ersten Akt seines Ludwig XVI. zum Besten gegeben; Neues oder nach langjähriger Verschollenheit Neugewordenes, Verse von Pichler, Milow, Halm, Marie Eugenie delle Grazie 2c., kam hier zu neuer Geltung; die Aesthetiker und Dramaturgen Oesterreichs und Deutschlands Burkhard, Bulthaupt, Schlenther, Jodl, Berger 2c. wählten einzelne Dichtungen Grillparzers oder weitergreifende, Grillparzers religiöse und philoso-

phische Ansichten ergründende Themen zum Gegenstand ihrer Erörterungen. Kein Wunder, daß die Grillparzer-Gesellschaft allgemach den älteren Wiener „Verein der Litteratur-Freunde“ überflüssig machte und zuletzt zur formellen Auflösung veranlaßte.

In den „Jahrbüchern“ der Grillparzer-Gesellschaft waltet als Leiter und Liebling Aller, die deutschösterreichische Dichtung hegen und pflegen, der Direktor des städtischen Museums, Karl Glossy. Als der liebenswerte Mann im Frühling dieses Jahres seinen 50. Geburtstag feierte, stifteten ihm Freunde und Landsleute „Ein Wiener Stammbuch“ (Wien, Carl Konegen, 1898) zum Zeichen herzlicher Treue und Dankbarkeit für rege, selbstlose Förderung; von unseren Germanisten waren so ziemlich alle zur Stelle (Erich Schmidt, Minor, Weilen, Fellner, Rich. M. Werner ꝛc.); von unseren Feuilletonisten haben sich, Speidel an der Spitze, die namhaftesten eingezeichnet; desgleichen die ganze heimische Dichtergilde, die Ebner, Saar, Graf Wickenburg und die andern secundum ordinem. Die persönlichste Widmung brachte Alfred Berger mit seinem humoristischen Märlein „Die Heinzelmännchen“, als dessen Doppelgänger der selbstlose, vielerfahrene Nothelfer aller, die sich mit wiener und deutschösterreichischer Poesie und Historie befassen, schalkhaft verewigt erschien. Unser Bibliothekar Karl Glossy kennt manchen altverborgenen Schatz, den er großmütig jedem weist, der nicht nur auf die Regenwürmersuche ausgeht. Altwiener Volkstheater, die Geschichte des Burgtheaters, die Biographien Schreyvogels und Raimunds haben zur Stunde keinen besseren Kenner als Glossy; nicht minder bewandert ist er aber auch in der Kenntnis von Land und Leuten der Gegenwart und nicht minder fürsorglich bedacht ist er, den Forschern der Heimat ihr Recht werden zu lassen. Mit sicherem Geschmack wählt er die rechten Stoffe für die rechten Leute; mit überlegener Sachkenntnis greift er selbst in die seiner Obhut anvertrauten Archive und bescheert uns einmal die Tagebuchblätter von Bauernfeld, ein andermal Briefe von Raimund, ein drittes Mal die Geschichte der vormärzlichen Wiener Theater-Censur. Ueberdies läßt er als Präses unserer deutschösterreichischen Gelehrten-Republik im richtigen Augenblick den richtigen Ruf an den richtigen Redner ergehen: so hat er in Band VIII J. Minor das Andenken der großen, wenn nicht gar der größten Grillparzer-Darstellerin Charlotte Wolter feiern lassen, in einer meisterhaften Charakteristik; so läßt er Dingelstedts Candidaten-Briefe für die Direktion des Burgtheaters (an Friedrich Halm gerichtet) von A. von Weilen einbegleiten; so überrascht er mit großen und kleinen Gaben Grillparzers (u. A. dessen Briefe an Marie v. Ebner); so läßt er den jungen Kenner und Kritiker Castle (mit einer Studie über Zedlitz), Necker (mit Proben aus einem Essay über die Ebner), Wurzbach (mit einer Abhandlung über das spanische Drama am Burgtheater zur Zeit Grillparzers) sich versuchen.

So rühmlich das und anderes ist — uns erweckt es den Wunsch nach Weiterem, Höherem. Wer auch noch so flüchtig in die Handschriften der im Wiener städtischen Museum aufbewahrten Grillparzer-Papiere geblickt, der weiß, daß die sechs von Sauer mit musterhafter Sorgfalt herausgegebenen Ergänzungsbände, sowenig wie die Jubiläums-Ausgabe der Gedichte, den Reichtum dieses Nachlasses erschöpfen. Eine vollständige, chronologische und kritische Sammlung wäre, wie für Lessing, Schiller, Goethe, Herder sehr empfehlenswert; nicht minder eine Gesamt-Ausgabe der Briefe an und von Grillparzer, wie sie Fritz Jonas wenigstens für die Briefe Schillers zuwege gebracht hat. Ob eine noch so große Verlagshandlung zu bestimmen wäre, eine solche Publikation auf eigene, alleinige Gefahr zu wagen, steht dahin. Ehrensache der Grillparzer-Gesellschaft wäre es, nach dem Vorbilde der Goethe-Gesellschaft eine solche kritische Gesamtausgabe zu ermöglichen. Und gleicherweise wäre es lohnend, das Gedächtnis von Poeten und Prosaikern zweiter und dritter Ordnung aufzufrischen durch Auswahl ihrer lebenswürdigen Werke und Werklein; Volks-Ausgaben in Zehnkreuzerheften von Stifter, Lenau, Halm, Bauernfeld, Nestroy ꝛc. besorgen selbstverständlich Reclam und seine Leute; die (nicht verächtlichen) Studien der bedeutenderen altwiener Burgtheater-Kritiker (Wittheuer, Emil Kuh, Rudolf Valdeck), die Nachlaßpapiere von Kürnberger und manches Echte, Tüchtige, mit Unrecht Vergessene mehr würde verdienen, durch die Grillparzer-Gesellschaft oder durch einen neu nach dem Vorbild des stuttgarter litterarischen Vereins zu begründenden deutschösterreichischen Litteratur-Verein in Buchform gesammelt zu werden. Bin ich recht berichtet, so wäre Glossy mit seinem Kreis für einen solchen Vorschlag leicht zu gewinnen. Hören wir, welchen Widerhall ihm das „litterarische Echo“ bescheert.

Wien. *Anton Bettelheim.*

Zur deutschen Bühnengeschichte.

Hans Oberländer, Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. (Theatergeschichtliche Forschungen, herausg. von Berth. Litzmann. XV) Hamburg u. Leipzig, Leop. Voß. 1898. Preis: 5 Mk.

Dieses tüchtige Buch zeigt uns in gründlichen Forschungen über die Entwicklung unsrer Schauspielkunst, wie Theorie und Praxis fortwährend Hand in Hand gingen, wie die Gesammtbewegung des Geisteslebens, die Philosophie und insbesondre Psychologie abstrakter Denker zuerst auf die ästhetische Zeitanschauung und dann auf die Schauspielkunst unwiderstehlich einwirkten. Dem Verfasser fällt es nicht ein, jede Regung freier Kunst in die spanischen Stiefel der Theorie einzuschnüren. Die Kunst ist ihm unabhängig; doch meint er, daß sie nur wohl daran thue, ihre Augen dem Lichte allgemein erkannter Geisteswahrheiten und Gesetze zu öffnen. Einleuchten freilich muß ihr alles zuvor, was ihr fruchtbringend werden soll. Wir haben heute, wo so viele Künstler nicht laut genug beteuern können, wie sehr sie alle Theorie verschmähen, so viel mehr Grund, aus Oberländers Schrift zu lernen. „Eine Kunst ohne Grundsätze verliert sich in's Ungewisse und hört auf, Kunst zu sein.“ (S. 25) Ohne daß Oberländer sich zum aufdringlichen Prediger dieses Satzes macht, verkünden alle Seiten des Buches dessen Wahrheit. Wir lernen, wie mit dem Kunstbewußtsein beim deutschen Schauspieler des vorigen Jahrhunderts die stolze Freude an seinem Berufe wuchs. Cartesius, die Engländer Home und Hume, Batteux und Dubos, noch unmittelbarer die beiden Riccoboni, Vater und Sohn, der Abbé Rémond, Diderot, Cahüsac, Noverre, Marmontel, Grimm, in Deutschland selbst dann Chr. Wolff, Gottsched, Joh. Elias Schlegel, Lessing und Mendelssohn, Mylius, Engel, Löwen, v. Sonnenfels, Reichard, Sulzer, Schink, v. Göz außer manchen andern und zuletzt die Genien von Goethe und Schiller sind es gewesen, die empfangend und zurückgebend eine Schauspielkunst förderten, die so geistesrege Jünger besaß, wie Konrad Ekhof, Fr. W. Schröder, Brockmann, Iffland, Dav. Beil, Fr. Fleck, Pius Alex. Wolff. Der Verfasser bemerkt, nie sei der Nutzen einer Theorie der Schauspielkunst klarer hervorgetreten, als nach dem siebenjährigen Kriege. Der Besitz einer Ästhetik habe ihr ein Ansehen gegeben, gegen das die Nation sich nicht mehr verschließen konnte, während eine recht- und würdelose Kunst nach diesem Kriege auf Förderung nicht den geringsten Anspruch gehabt hätte. Und über die Blüte des mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg, mit der bei Erörterung von allerhand Kunstfragen zugleich die vorausgegangene Theaterakademie Ekhofs nochmals auflebte, lesen wir, daß keine Epoche so den Wert der Theorie bekräftigt habe wie diese, da „die Theorie hier als Seele der körperlichen Praxis immanent geworden sei.“

Einen Mangel des Buches nur, den es mit vielen andern Schriften teilt, dürfen wir nicht verschweigen. In Oberländers ästhetischer Ausdrucksweise vermissen wir philosophische Bestimmtheit. Die Wörter „Idealismus“, „Schönheit“, „Pathos“ werden immer wieder in

üblem Sinne gebraucht, der ihrer eigentlichen und echten Bedeutung keineswegs gebührt. Idealismus und Schönheit sind die obersten Bedingungen aller Kunst und, wenn Natur und Wahrheit ihr unentbehrlich sind, ist zu sagen, daß es echte Schönheit ohne Wahrheit, deren lauterster Ausdruck sie ist, nicht giebt und daß Idealismus, der freilich mit sinnlichem Realismus auf das Verschiedentlichste sich mischt, ohne Anschluß an die Natur eine Krankheit ist. Der „idealisierte Naturalismus" dagegen kann nicht das Richtziel der Kunst sein, wie Oberländer es will. Spräche er von idealisierter Natur oder Natürlichkeit, stimmten wir eher zu; aber das Wort „Naturalismus" hat eine Bedeutung, mit dem sich die Höhe einer geläuterten Kunst nicht verträgt. Zudem ist es doppelsinnig und bedeutet bald eine Kunstübung, die blind der Eingebung der eignen Naturtemperamente folgt, bald eine Kunst, die in allem die Treue der gemeinen Wirklichkeit anstrebt. Trotz ihrer Liebe zur Natur standen dem Naturalismus in beiden Gestalten alle großen Schauspieler des 18. Jahrhunderts feindlich gegenüber und der naturfrische Beil sagt, Ekhofs und Schröders Beispiel voranstellend, was ihre Natur zeige, das gerade sei „hohe, hohe Kunst." Man vergißt auch immer wieder, daß die Grenzen für das Natürliche in der Kunst nicht blos da liegen, wo etwa das sinnlich Gefällige oder gar höfische Wohlanständigkeit verletzt werden, sondern vor allem da, wo die erweiternde Wahrheit der Kunst, deren Seelengemälde namentlich im Drama erheblich über die bloße Natürlichkeit hinausreicht, in ihrem Treffendsten verkürzt wird.

Und wenn Oberländer das höchste ästhetische Gesetz der Schauspielkunst bei Lessing findet, können wir ihm ebenfalls nicht beipflichten. Nicht daß er Lessing überschätzte; denn wenn man Lessings dramaturgische Lehren zusammennimmt, ist das Gewicht ihrer Wahrheiten so groß, daß es, ob auch manchmal in etwas gröberen Erzen, dem Feingolde, das unsre klassische Zeit als Theorie ausgab, annähernd die Wage hält. Gleichwohl nimmt den höchsten ästhetischen Gipfel Lessing weder als Dichter noch als Theoretiker ein, und wenn Oberländer ihn unsympathisch findet, obwohl er bei ihm das Sehnen nach umfassender Bestimmtheit in der Kunst bemerkt, hängt das mit einem Mangel letzter Klarheit zusammen, die dieser klare Geist sich in seinen Kunstbegriffen, wie stark er sie ahnte, noch nicht erobern konnte. Verehrt haben ihn die Dioskuren Weimars aufs höchste; aber, wenn sie ihn unseren Achill hießen, blieb ihnen die Achillesferse seiner Theorie und seiner Kunst nicht verborgen. Die Natürlichkeit bedeutete ihm fast alles und daher zu viel, obschon er manchmal sagt, daß „von der Natur Vieles abgezogen und ihr Schranken gezogen werden sollen." Daß aber die Kunst nicht enger, sondern weiter ist, als die uns wenigstens zugängliche Natur, erkannte er noch nicht, wenn auch manche seiner Lehren, wie über die dichterische Freiheit in der Behandlung geschichtlicher Charaktere, dahin weisen. Daß Goethe und Schiller der dramatischen Kunsttheorie nichts Neues hinzugefügt hätten, sollte der Verf. nicht sagen. Schiller, den Oberländer der Natürlichkeit der Schauspielkunst weitaus geneigter findet als Goethe, sollte doch nicht umsonst das Gedicht „An Goethe, als er Voltaires Mahomet auf die Bühne brachte", die Vorrede zur „Braut v. Messina" und seine großen ästhetischen Schriften verfaßt haben, die nicht am Wenigsten die Schauspielkunst angehen. Daß die Kunst nicht Einengung, sondern Erweiterung der Natur sei, daß, „wer über die Wirklichkeit nicht hinauskommt, nie die Wahrheit erobert," ist das helle, von Schiller der Aesthetik angezündete Licht. Wie nahe und doch abgewandt der Wahrheit Lessing stand, kann sein bekannter Spruch zeigen: „Kunst und Natur sei (auf der Bühne) Eines nur; Wenn Kunst sich in Natur verwandelt, dann hat Natur mit Kunst gehandelt." Wahr und klar wird erst der Spruch, sobald wir lesen: „Wenn sich Natur in Kunst verwandelt." Die Unterlage, das Baumaterial liefert ja der Kunst nichts, als die Natur und die Kunst führt durch sie die Form ihres Baues aus, die Natur ist der Ausgang, die Kunst das Ziel und die Natur handelt mit Kunst nur, indem sie sich in Kunst verwandelt; denn, wenn sich die Kunst in Natur wandelte, wäre überhaupt die Kunst nicht mehr vorhanden.

München. *Walter Bormann.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Scholastika Bergamin. Von Hans Sittenberger. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin 1898.

„Eine Geschichte aus der Franzosenzeit", — wie altmodisch, dacht' ich mir, als ich das kleine Büchlein zur Hand nahm. Heute Geschichten aus der Franzosenzeit erzählen, das heißt abseits stehen von den großen Interessen des Tages, das heißt unbrüderlich sein! Man ist durch die Tendenz- und Elendslitteratur unserer Tage, die ja ein ernstes Symptom der Zeit ist, hart gegen die Kunst geworden. Es wäre denn — sie trüge ein Stückchen Ewigkeit in sich, die ja Not und Schönheit aller Tage einschließt. Und siehe da! Die kleine Klagenfurterin hat diese Ewigkeit in sich. Das anmutige Ding von siebzehn Jahren, das da in ihrem Tagebuch mit lachenden Augen den Schrecken und die stelzbeinige Wichtigkeit ihrer Stadtpatrioten einträgt, wie sie beim Herannahen der Franzosen tapfer aus dem Wege laufen, das wächst in der Situation, die ihr der Einmarsch des feurigen jungen Generals bereitet, zur Heldin eines Liebes-Augenblicks, wie ihn freier und anmutiger auch das zwanzigste Jahrhundert nicht ersinnen könnte. Bonaparte bemerkt sie, weiß sich ihr zu nähern und führt eines seiner tollsten Reiterstücke aus, was wir aber durch die Kunst des Dichters nur durch die Augen des liebenden Mädchens ansehen können, das da ganz Bewunderung und Liebe sich ihm hingiebt und diesen einen Augenblick des Glücks mit Spott und Schmach vor den Stadtleuten bezahlt, aber am Fleck aushält, allem die Stirne bietet und dieser Erinnerung unwandelbar bis in den Tod treu bleibt. Es kann nichts reiner sein, als diese schlichte Erzählung des Erlebnisses durch das Mädchen selbst, und nichts feiner disponiert, als der Umstand, daß der Korse nirgends selbst zu Wort kommt, so daß wir ihn nur als den liebenswerten feurigen Sieger vor uns sehen. Das kleine Buch ist ein Kunstwerk und ein Meisterstück zugleich.

Wien. *Nina Hoffmann.*

Auf heimischer Erde. Ein Geschichtenbuch von Th. Justus. Leipzig bei Georg Heinrich Meyer. 1899. 3 Mk.

Einfach und wahr, ohne erkünstelte Probleme, ungeschminkt, wie sie sind, treten uns in diesen Geschichten die treusinnigen, wortkargen Gestalten der norddeutschen Marschen und Moore entgegen. Wer die düstere Unendlichkeit dieser Küstenstriche mit dem nagenden, grauen Meere kennt und lieb hat, der wird sie in Justus Erzählungen wiedergespiegelt finden. Die seltsam herbe Stimmung ist am besten in „Kein Kind im Haus" getroffen, das mir überhaupt am wertvollsten scheint, da hier auch die Motivierung dem Verfasser außerordentlich fein gelungen ist. In „Verwirrt" ist dagegen ein Stoff zusammengepreßt, der von schöner Erfindungsgabe zeugt, aber eines großen Romans bedürfte, um sich künstlerisch nach allen Seiten hin ausschöpfen zu lassen.

Die Form der Geschichten ist im allgemeinen trefflich; der richtige, und das ist hier der einfache, ungezierte Erzählerton ist fast durchgehends gut getroffen. Höchstens in „Lanvei" hat er eine etwas lehrhafte, kulturgeschichtliche Nüance. Abgesehen von dem nicht immer glaubwürdigen „guten Ausgange", den Justus überall anstrebt, wüßte ich keine hervorstechenden Mängel des Buches zu nennen, außer dem ganz überflüssigen, gespreizten Vorwort, das man erst vergessen muß, ehe man die

Stimmung der Erzählungen mitempfinden kann. Hoffentlich beseitigt es die zweite Auflage.

Im Ganzen glaube ich, daß Justus wohl das Zeug dazu hat, bei fortschreitender Vervollkommnung ein deutsches Seitenstück zu den Bauernnovellen Björnsons zu schreiben — wenn er sich auf das rein künstlerische Motiv zurückzieht und auf die im Vorwort angedeuteten Nebenzwecke verzichtet.

Leipzig. *Ernst Gystrow.*

Des Försters Fritz. Eine Erzählung von Heinrich Swoboda. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag, 1899.

Der Verfasser, weiteren Kreisen als Mitglied des österreichischen Reichsrats bekannt, bezeichnet seine Erzählung ausdrücklich als „Tendenzwerk", dem er viele Gegner prophezeit, freilich auch für die Zukunft eine starke Gemeinde. Seine Tendenz richtet sich gegen „Rückwärtserei", „Jesuiterei", gegen den Feudalismus, die antinationale Haltung vieler böhmischer Adeliger, gegen die Arbeiterausbeutung auf den großen Feudalherrschaften, gegen den Standeshochmut u. s. w. Es sind zum großen Teil Themen einer früheren Epoche, die leider noch immer nicht veraltet sind und während der gegenwärtigen leidenschaftlichen Kämpfe zwischen den österreichischen Nationalitäten wieder ganz besondere Wichtigkeit erlangen. Man wird einem national- und liberalfühlenden Dichter gewiß das Recht nicht bestreiten, in aufgeregten Zeiten von seiner Kanzel mit seinen Ausdrucksmitteln Stellung zu nehmen und alles ihm verkehrt, verderblich und zerstörend Erscheinende zu bekämpfen. Man wird gerne mit dem Dichter auf die Verhältnisse blicken, die er in einem Bilde besonders anschaulich vorführen kann; man wird sogar dem leidenschaftlich Erregten manche Uebertreibung nicht übelnehmen. Aber es giebt eine Grenze, die nicht überschritten werden darf, wenn das Tendenzwerk noch ein Kunstwerk bleiben soll. Und diese Grenze hat Swoboda nicht beachtet. Mit einer Fabel, wie er sie erzählt, wird garnichts bewiesen. Wenn er uns die furchtbare Lage der Armen im Böhmerwald vorführen wollte, dann mußte er Lebensbilder der kleinen Leute, Kämpfe, die für sie typisch sind, charakteristische Situationen wählen. Das hat er aber nicht gethan. Der Konflikt zwischen dem Förstersohn Fritz Lebrecht und dem Fürsten Waldensee nimmt zwar einen Anlauf zu sozialem Symbolismus, verliert sich dann aber so vollständig in die abgebrauchtesten Motive des Leihbibliothekromans, ist zudem mit so geringem Geschick erzählt, daß wir trotz aller Sympathie für die Tendenz immer mehr abgekühlt werden. Der Verfasser hat aus Fritz ein Ideal in jeder Hinsicht gemacht, ihm steht in der Baronesse Bertha von Eck ein ähnliches weibliches Ideal gegenüber, das ihm schließlich zuteil wird, nachdem der ins Schwarze gezeichnete Fürst Waldensee trotz niederträchtigen Verhaltens, trotz Verbrechen, wie Meuchelmord, vergebens die Verbindung beider zu verhindern versucht hat. Der Roman ist aus einer mir nicht bekannten älteren Erzählung Swobodas erweitert, er verwertet zwar manches wichtige Motiv; behandelt die Arbeiterfrage, die Fabrikverhältnisse, aber alles mit einer wahren künstlerischen Unbekümmertheit, an der alle neueren Richtungen spurlos vorübergegangen sind. Nicht Gegner seiner Ansichten, aber Gegner seiner Erzählungsweise möchte ich dem Verfasser prophezeien, man wird höchstens in dem Werk ein Zeugnis für die Ansichten sehen, die einen Teil des deutsch-österreichischen Stammes heute noch immer oder wieder bewegen, aber hoffentlich kein Zeugnis für die künstlerische Kraft unseres Stammes. Am besten hat mir der Verfasser gefallen, wo er seinen politischen und sozialen Ansichten Ausdruck leiht. Aber aus Leitartikelfragmenten soll man keinen Roman zusammensetzen wollen.

Lemberg. *Richard Maria Werner.*

Waisenheim. Roman von Ernst Muellenbach (E. Lenbach). Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner 1898.

Ein ernstgemeintes, ehrlich durchgearbeitetes Buch, das sich durch einen gewissen vornehmen Grundton vorteilhaft von den litterarischen Eintagsfliegen abhebt, mit denen der Büchermarkt überschwemmt ist. Daß alle weiblichen Idealgestalten einer gewissen Art von Romanen das Häubchen der Kranken oder die Latzschürze der Kinderpflegerinnen aufweisen, ist vielleicht mehr ein Zeichen unserer Zeit als der Erfindungsarmut unserer Autoren. Der Stoff ist primitiv und giebt eine nur dürftige Handlung. Frau zur Linden hat im Andenken an ihre verstorbenen Kinder ein Waisenheim errichtet, das zugleich auch ein unbeabsichtigtes Rettungsasyl für junge Mädchen wird, die entweder einen unbestimmten aber sehr modernen Drang nach nützlicher Thätigkeit haben oder aber durch eine reinigende, arbeitsreiche Bußzeit die leichtlebig verbrachten Stunden wieder gut zu machen bestrebt sind, um geläutert in die Ehe zu treten. Kurz, dieses Waisenhaus ist ein sanftes Purgatorium, aus dem man sich perfekte Dienstmädchen, Gouvernanten und Ehefrauen holen kann. Der Fehler des Romans ist, daß alle seine Personen sehr viel reden und sehr wenig handeln. Zur Entschuldigung mag dienen, daß der Ort der Handlung eine kleine Universitätsstadt ist, in der allerdings wenig Gelegenheit zu Thaten geboten wird, aber um so mehr Zeit, sich über alle ethischen, religiösen und sozialen Fragen auszusprechen. Wie gesagt, mit dem Reden geht da sehr viel Zeit verloren, und die Herrschaften, die das große Wort führen, sind bei aller Bravheit nicht übermäßig interessant. Das derbe, urwüchsige Lenchen, das in resoluter Weise trotz der Schwagerschaft mit einem Privatdozenten sich einem Handwerker verlobt, ist die bestgezeichnete Figur, und das hauptsächlich, weil der Autor sie uns nicht mit Bädekernotizen aufoktroiert, sondern sie ruhig selbst handeln und gewähren läßt. Da wo statt der Schilderung der Personen die Schilderung des Milieus einsetzt, ist die Arbeit vortrefflich. Durchwegs gutes Deutsch, mitunter ein wenig trocken, im Humor zu viel Verschnörkeltes und Gezwungenes, aber ab und zu ein kleiner Lichtstrahl, wenn das Stückchen Poet, das in Ernst Muellenbach steckt, zum Durchbruch kommt. Das sind die hübschesten Stellen des Buches; schade, daß der Verfasser sie so eingeschränkt hat.

Berlin. *Olga Wohlbrück.*

Grazer Novellen, von Wilhelm Fischer. Leipzig, Verlag von G. H. Meyer. 2 Bde. Preis 4 Mk.

Wer in diesen beiden nicht ohne Aufwand, aber ohne geläuterten Geschmack ausgestatteten Bänden provinzielle Eigenart zu finden hofft, der wird sich enttäuscht sehen. Oder sollte eine seltsame Verschlossenheit, ein Mangel an Weltläufigkeit bei innerer Bravheit und Tüchtigkeit das Hervorstechendste im Volkscharakter der steirischen Hauptstadt sein? Vorhanden ist dieser Zug, der in dreien der hier vorliegenden vier Novellen das Hauptmotiv bildet, im steirischen Volke zweifellos, aber es dürfte eher einer Einseitigkeit des Dichters, als des Volkes zuzuschreiben sein, wenn andere als derartig ausgestattete Charaktere aus seinem Buche kaum mit wünschenswerter Deutlichkeit hervortreten. Im Uebrigen ist es nur das Aeußere der Szenerie und hie und da ein historischer Name, was uns daran erinnert, daß wir auf grazer Boden stehen, der sich leicht gegen ein beliebiges Irgendwo, stellenweise wohl auch gegen das Märchenland, tauschen ließe. Denn auch die knappen Schilderungen der Landschaft sind ohne Charakteristik. In der ersten Novelle „Frauendienst" tritt freilich ein historischer Steirer, der Minnesänger Ulrich v. Liechtenstein handelnd ein. Allein vom bloßen Namen abgesehen, ist er nichts anderes als der aus lyrischen Epen bekannte, nicht näher definierte Ritter und Sänger, der sich als „fahrender" verkleidet und sonst allerlei anstellt, um seine Liebste zu gewinnen. Diese ist nicht minder typisch gehalten, als der Held. Wenn er von allen guten Frauen des Landes gepriesen würde, nur dann böte sie ihm die Hand zum Bunde, so schwört sie. Und Ulrich geht hin und holt sich als „Frau Venus" den

Dank aller guten Frauen. Dies die Handlung. Die zweite Novelle „das Licht im Elendhause“ hebt mit der glücklichen Zeichnung eines verschlossenen, eigenartigen Mädchens an, verliert sich aber bald ins Verschwommene, Märchenhafte, Unglaubhafte. Eine ohne Geschick altertümelnde, geschraubte Sprache trägt nicht dazu bei, diese Arbeiten annehmbarer zu machen. — Weitaus höher stehen die beiden Erzählungen des zweiten Bandes. „Wastel“, ein tüchtiger Uhrmacher und Mechaniker, ist abermals ein Mensch, dessen wahrer Wert nicht leicht zu Tage tritt. Darum verliert er seine Geliebte an einen Offizier der französischen Invasionsarmee, 1809. Wastel tödtet ihn, flieht und fällt im Kampf um den grazer Schloßberg. Hier finden wir mit Vergnügen einen gut fließenden, natürlichen Erzählerton. Die Geschichte ist übrigens einem Manne in den Mund gelegt, der nichts davon gesehen und miterlebt hat und dennoch die geheimsten Gedanken der Handelnden genau zu berichten weiß. Ein alter technischer Fehler! Das letzte Stück, „Frühlingsleid“, ist keine Novelle, wohl aber eine vorzügliche Charakterstudie über einen eigenartigen, tiefangelegten Knaben, der auf Schritt und Tritt mit dem Leben und der Wirklichkeit in Konflikt gerät. Hier zeigt sich der Dichter auf seiner Höhe. Er hat im „Frühlingsleid“ ein an liebevollen Beobachtungen und Feinheiten reiches Einleitungskapitel für einen Lebensroman geliefert.

Graz. *Emil Ertl.*

Die eherne Schlange. Roman in 3 Büchern von Thomas P. Krag, übersetzt von Eugen v. Enzberg. München, Albert Langen. 1898. Preis M. 3,—.

Dies ist ein Buch von Eigenart und Kunstwert, und dennoch hätte es möglicherweise nicht übersetzt werden dürfen. Während man es liest, argwöhnt man, daß es nur da, wo es seinem Lande nach hingehört, ganz nach Verdienst genossen werden kann. Aber es wirkt interessant, indem es seinen Schwerpunkt anderswo hin verlegt, als es üblich zu sein pflegt: nicht in das Psychologische und auch nicht in die Schilderung der äußeren Umgebungen und Ereignisse, — beides ist vielmehr, wie mit einer gewissen Absichtlichkeit, bald unwahrscheinlich oder übertrieben, bald fast banal hingezeichnet. Der Schwerpunkt liegt in etwas Ungreifbarem zwischen den Menschenseelen und deren Außenleben, — in einem feinen, seltsamen Zusammenhang und Ineinanderwirken des Naturwaltens, der seelischen Regungen und der Geschehnisse, dem sich die eherne Schlange des unentrinnbaren Schicksals kalt und sonderbar vor uns erhebt. Hier und da enthält ein Kapitel von kaum einer einzigen Seite Länge, ebenso viel, und viel mehr, als lange vorangehende oder folgende Kapitel voll bewegter Erzählung — und dennoch berichtet es nur mit wenigen sparsamen Strichen etwa vom Vorrücken der Jahreszeit. Das ist hier nicht Nachlässigkeit, sondern die eigentliche Kunst des Buches: man glaubt es ihm zuletzt, daß alles auf einem Niveau steht, denn vor ihm ist nichts groß noch klein — wie vor Gott. Dieser Eindruck ist der größte, den es mit seiner Art von Technik und Auffassung mitunter erreicht, aber wo er versagt, fühlt der Leser plötzlich stark das mangelnde Interesse für die faktisch vorgeführten Menschen und Verhältnisse und selbst für den Autor — das Buch liegt dann weit, weit fort, und ist wie ein Fremder, der irgend wann, in der Dämmerung, an uns vorüberging.

Berlin. *Lou A.-S.*

Dramatisches.

Der Sohn der Frau. Schauspiel in drei Aufzügen von Max Kretzer. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig, 1899. Preis 2 Mk.

Ueber Kretzers neueste dramatische Arbeit läßt sich beim besten Willen nicht sehr viel gutes sagen. Das Thema ist tragisch zwar, aber auch alltäglich, wie an einer Stelle die Heldin, nämlich Agnes, die Mutter des Sohnes Richard Schmidt, ganz richtig bemerkt; und dem Verfasser gebrach es an dramatischer Kraft, das Alltägliche tragisch zu gestalten. Frau Agnes besitzt aus einem illegitimen Verhältnis einen Sohn: sie hat späterhin einen älteren, wohlhabenden, sehr simplen Mann, den Albumfabrikanten Möbius geheiratet, dem sie den Fleck auf ihrer Vergangenheit bekannt, dagegen die Existenz des Sohnes verheimlicht hatte. Nach längerer, leidlich glücklicher Ehe schmuggelt Frau Agnes Möbius ihren Sohn als einen angeblichen Neffen in Haus und Geschäft ihres Gatten ein. Er bewährt sich auch als tüchtiger und redlicher Mann und gewinnt bald das Vertrauen und die Sympathie seines Chefs. Schließlich aber bekommt dieser Wind von dem Pseudo-Neffentum, und nun soll die große Szene, die scène à faire des Stückes kommen — sie kommt auch, aber nicht so, daß sie packt, erschüttert. Die Aussprache zwischen Möbius und Agnes, sowie zwischen ersterem und dem Sohne der Frau läßt kühl. Ausschlaggebend für Möbius scheint im kritischsten Momente des braven Schmidt Replik zu sein: „Wer sich über das eine hinwegsetzt, setzt sich auch über das andere (d. h. den Sohn) hinweg!“ Und der edle Möbius verzeiht. Daneben treten noch andere Personen handelnd auf, die streng genommen überflüssig sind — Ballast für die Handlung, die sich ohnehin, zumal im Beginne, stellenweise mühselig wie ein schwer beladener Wagen auf regendurchweichter Landstraße fortschleppt. Eine gewisse technische Unbeholfenheit verrät sich u. a. in dem tête-à-tête, wo — zur Information des Publikums — Möbius und Agnes einander gemächlich-breit erzählen, wie, wo, wann, warum sie seinerzeit geheiratet haben. Andererseits fehlt es auch nicht an einigen ganz hübsch erdachten und gut geschriebenen Szenen, und ein Bühnenerfolg läßt sich dem Stücke immerhin prognostizieren.

Berlin. *Adolf Flachs.*

Lyrisches und Episches.

Ich und die Welt. Gedichte von Christian Morgenstern. Berlin, Schuster & Loeffler 1898. Preis M. 3,—.

Christian Morgenstern ist „ein Murmeltier auf den Alpen passiver Begriffe.“ Und er möchte gern ein Maurer sein und vom Gerüst stürzen, damit man ihn in das Haus des geliebten Mädchens tragen könnte und er unter ihren Händen stürbe.

Beides steht wörtlich im Gedichtbuch. Und wenn man diesen Unverstand mit Wehmut genossen hat, ist man eigentlich fertig. Es ist der Ehre beinah zu viel, daß man ein ernstes Wort über diesen höheren Blödsinn verlieren soll. Ich will mich auch kurz fassen. Da ist ein junger Mann, der sich an Nietzsche den Magen verdorben hat und dessen faculté maitresse eine ungeheuerliche blutrünstige Phantasie ist. Nichts andres hat er lyrisch einzusetzen, als eben diese Phantasie. Keine Spur von Ursprünglichkeit, aber gedichtet soll oder muß werden. Früher reimten die Leute Herz und Schmerz; jetzt ist das Dichten noch billiger. Man sagt etwas möglichst Paradoxes, was dem gesunden Menschenverstand komisch erscheint, und schreibt es ungereimt untereinander. Das ist dann modern, großartig, neue Dichtung. Christian Morgenstern reitet ewig aufgestachelte Phantasierosse, stellt die lyrisch so billigen „großen Menschheitsfragen“ und schreibt eine vaterländische Ode nach dem bekannten Schema: Weh Dir, daß Du ein Deutscher bist! Weshalb da Weh geschrieen wird, erfährt man nicht. Vielleicht weil das deutsche Volk noch immer Morgensterns Gedichte nicht liest.

Berlin. *Carl Busse.*

Neue Gedichte von Hugo Salus. Paris, Leipzig, München, Verlag von Albert Langen. 1899. Mk. 2.—

Dem beifällig aufgenommenen ersten Bändchen seiner Gedichte, das vorm Jahre erschien, hat Hugo Salus eine zweite kleine Sammlung nachgeschickt. Die fleißigen Leser der „Jugend“ und des „Simplicissimus“ werden darin manche hübsche Strophe wiedertreffen, an der sie früher schon ihre Freude gehabt. Es ist kein Zufall, daß Salus gerade in diesen Blättern für seine liebenswürdigen Verse Unterkunft suchte und fand. Denn all diesen graziösen Gedichten ist ein charakteristischer Zug gemein: das Streben nach einer Pointe. Salus ist im Grunde, kein Mann der reinen Stimmung, er ist,

wenn man so will, nicht eigentlich ein Lyriker. Aber er besitzt ein außerordentliches Geschick, einem Gedanken in gebundener Form knapp und anmutig zugleich Ausdruck zu verleihen, ein Bild, eine Szene, eine Situation zu fassen und mit dem vollen Klang leicht dahinfließender Rhythmen treffend zu schildern. Klar und anschaulich mitunter sogar ein wenig allzu klar und anschaulich, entwickelt er seine Idee, sicher und gewandt spielt er mit Vers und Reim, mit Strophenformen und Refrains Nicht aus einem allgewaltigen poetischen Gefühl stammen seine geistreichen Verse, sondern „aus dem Reiche des Verstandes und des Witzes", wobei man „Witz" in der alten wie in der neuen Bedeutung nehmen kann. Nicht immer ist, was er zu sagen hat, neu und ungesagt; nicht immer ist seine Form frei von dagewesenem. Aber oft gelingen ihm originelle kleine Dichtungen von großer Feinheit und apartem Reiz, und seine Sprache hat, so wenig sie das Emanzipationsbestreben der modernen deutschen Lyrik teilt, so gern sie sich nach älteren Mustern bildet, doch stets einen persönlichen, eigenen Zug. Kein Revolutionär steht vor uns, der neue Bahnen weist, keine Ewigkeitstöne erklingen in Salus Büchlein, aber es sind entzückende Sachen darin, die man mit wachsendem Vergnügen immer wieder liest.

Berlin. *Max Osborn.*

Die Eleusinien. Gedichte von Thassilo von Scheffer. Berlin, Schuster u. Loeffler 1898. Preis Mk. 1,50.

Herr von Scheffer erscheint in diesem Jahre bereits mit seinem zweiten Gedichtband. Bei dieser schleunigen Produktion darf es nicht Wunder nehmen, daß Herr von Scheffer seit seinem ersten verfehlten Buche keine Fortschritte gemacht hat. Trotz eines nicht ganz stimmungslosen Gedichtes (S. 78) muß das Endurteil über dies — Arnold Böcklin gewidmete — Buch noch ungünstiger ausfallen, als über „Seltene Stunden". Der Verfasser hat in den Rahmen der eleusinischen Mysterien hineingedichtet; trotzdem ist alles, was er schreibt, das schlimmste Widerspiel aller Mystik: Plattheit! Zwar bewegen ihn die hohen mystischen Themata: Leben und Tod, Zeugen und Sterben. Aber gerade über die liegen in den Bibliotheken schon so viele schöne und tiefe Gedanken aufgeschichtet! Herr von Scheffer bringt uns denn auch nur einen dünnen Aufguß uralter Gedanken. Ueber den Tod weiß er uns z. B. folgende Trivialitäten mitzuteilen: „Furchtbar bist Du, Bringer der Schrecken Du, dunkeler Tod. Der Dir nicht Schönheit heilig ist, noch des Geistes Gewalt, die Dich lächelnd verachtet. Ewig änderst Du, ewig zerstörst Du des Lebens Gestaltung" u. s. w. Mit wenigen Ausnahmen sind die Gedichte in freien Rhythmen geschrieben. Das ist eine Versform, in der sich der Meister bewegen mag, der sich arbeitsvoll zur Konzentration durchgerungen hat, nicht der tastende Dilettant. Von Konzentration ahnt Herr von Scheffer nichts. Eine halbe Seite von ihm bedeutet eigentlich nur ein langes Herumdrücken um das einzige Wort, das gesagt werden mußte, und selbst an grammatikalischen Böcken fehlt es nicht.

München. *Wilhelm von Scholz.*

Lieder aus der Jugendzeit. Von Philipp Spitta. Herausgegeben von Sanitätsrat Dr. A. Peters. Leipzig, E. G. Naumann, 1898.

Pietätvolle Erinnerung an einen längst heimgegangenen trefflichen Mann und nicht schlechten Poeten hofft mit der Veröffentlichung dieser Jugendgedichte Spittas nicht nur vielen seiner Verehrer zu dienen, sondern auch den Ruhm des Dichters zu mehren. Ich bedaure, diese Hoffnung trügerisch nennen zu müssen; sie sind nicht besser und nicht schlechter, als vieles in deutscher Zunge „Gedichtete", was zum Glück ungedruckt im engsten Familienkreis bleibt. Es soll uns genug sein, wenn sie hier und da einem Verehrer Spittas einen Einblick in das Werden des Dichters verschaffen; religiöse Dichtung finden wir allerdings verschwindend wenig darin. Die beiden mitgeteilten Fragmente einer Selbstbiographie sind zu dürftig, als daß sie nachhaltiges Interesse erwecken könnten. Viel eher thut das der die Hälfte des Buches einnehmende „Briefwechsel in Versen zwischen Philipp Spitta und Adolf Peters", zumal er die verhältnißmäßig ansprechendsten Poesieen bietet und auch für die Kulturgeschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nicht unergiebig ist.

Otzenrath. *Walther Wolff.*

Poetische Flugblätter. Herausgegeben von Carl Maria Klob und Josef Kitir. Wien. 1898.

Die Herausgeber versuchen es, mit diesen in loser Folge erscheinenden Flugblättern, die moderne Lyrik dem großen Publikum näher zu bringen. Die bisher erschienenen Hefte waren Dehmel, Liliencron, J. J. David, v. Saar, Gustav Falke, Paul Wilhelm und Martin Greif gewidmet. Die P. F. zeichnen sich vor ähnlichen, derartigen Publikationen, durch eine sehr gefällige Ausstattung aus. Sie geben von jedem Dichter das Porträt mit kurzer Biographie. *ok.*

Kunst des Liedes. Herausgegeben von Hermann Kiehne. Selbstverlag, Nordhausen. Jahrespreis 2 M.

Auch dieses kleine Unternehmen, im zierlichen Diamantformat gehalten, stellt sich in den Dienst der lyrischen Dichtung. Dreiwöchentlich erscheint eines der kleinen Heftchen. Im gleichen Format und Ausstattung sind des Herausgebers eigene poetische Gaben „Kleine Lieder" und „J'y pense" gehalten, in denen eine liebenswürdige und liederfrohe Dichternatur sich ausprägt. *-st.*

Litteraturgeschichte.

Die Frau in der modernen Litteratur. Ein Beitrag zur Geschichte der Gefühle. Von Dr. Ella Mensch. Berlin 1898. Verlag von Carl Duncker. Preis 2 Mk.

Die Verfasserin ist eine sehr fleißige und trotz ihrer Tüchtigkeit bescheidene Schriftstellerin, die schon manch verdienstvolles Sammelwerk über moderne Litteratur veröffentlicht hat. Sie hat einen guten kritischen Verstand und schreibt vernünftig. Das vorliegende Werkchen freilich hält nicht, was der Titel verspricht. Weder die Frau als Objekt der Litteratur noch die Frau als Dichterin erfährt eine grundsätzliche Behandlung. Das meiste, was die Verfasserin sagt, ist zu allgemein. Sie stellt nicht einmal (d. h. das ist auch nicht so leicht) die Probleme scharf, ihre Kritik und Analyse ist nicht eindringend. Sie hält es mit den Mäßigen und den Schroffen, im Ganzen, glaube ich, ist sie über die sogenannte Frauenfrage und die ebenfalls sogenannten Kultur-Ideale im Irrtum begriffen, wie alle Welt. In der Hauptsache kommt es ihr wohl auch nur darauf an, der Welt zu sagen: wie herrlich weit die Frauen es schon gebracht, sowohl in der Schriftstellerei, wie als Objekt. Da hören wir denn von allerlei schreibenden Frauen und ihren Werken, nur daß uns nichts überzeugen kann. Denn das eben, das Ueberzeugende fehlt dem Stil wie der Kritik dieser Schriftstellerin. Man hat fast niemals Grund, sich über sie aufzuregen, auch nicht über die Frauen, von denen sie redet. Wie sie den Nebentitel „Ein Beitrag zur Geschichte der Gefühle" verstanden wissen will, weiß ich ganz und gar nicht. Das, nämlich der Glaube an neue Gefühle und neue Menschen, ist offenbar der zweite große Irrtum der Verfasserin. Der größte aber und merkwürdigste ist der, daß sie an die Echtheit der emanzipierten und modernen Frauen in der Litteratur glaubt, z. B. die Aerztin Sabine in Ernst Rosmers „Dämmerung." In ihr wird sogar nach Ella Mensch „ohne jede tendenziöse Absichtlichkeit die wissenschaftlich gebildete Frau der Arbeit auf die Bühne gebracht." Wo ist nun das Feingefühl der Frau, von dem man uns so viel erzählt hat, wenn die Schriftstellerin an so aufdringlichen Tendenzpuppen, die falsch sind bis in die Nieren hinein, nicht mal mehr die tendenziöse Absichtlichkeit merkt? Entweder die moderne Emanzipation oder gar die Hochschule hat es den Damen abgewöhnt, oder das Feingefühl war wohl nur ein Mythos? Eine tiefere Anregung oder Belehrung kann man durch das Büchlein nicht erfahren. Die Verfasserin steht nirgends über der Situation. Und so bleibt sie in Halbheiten stecken.

Berlin. *Leo Berg.*

Verschiedenes.

Freimütige Bekenntnisse. Mahnwort und Warnungsruf für das gebildete Deutschland. Von Ernst Clausen. Berlin W., F. Fontane & Co. 1899. Preis 2 Mk.

„Viel Feind', viel Ehr'!" wird der Verfasser des vorliegenden Buches wahrscheinlich sehr bald ausrufen können. Der Wert der Schrift liegt nicht in der Neuheit der aufgestellten Gesichtspunkte — der Verfasser betont selbst mehrfach, daß er nur das ausspreche, was in jedes Gebildeten Bewußtsein übergegangen sei —, sondern in der mannhaften Unerschrockenheit und der vor nichts zurückschreckenden Konsequenz, mit der er seiner nur auf Erkenntnis der Wahrheit gerichteten Ueberzeugung Ausdruck verleiht. In seiner Tendenz läßt sich das Buch wohl am ehesten mit Strauß' „Altem und neuem Glauben" vergleichen; wie dieses deckt es schonungslos den Zwiespalt auf, in den das Denken und Fühlen der gebildeten Kreise mit den Ueberlieferungen der Kirchen geraten ist. Der Verfasser will „einen ehrlichen, fehlerfreien Rechenschaftsbericht" über die Ergebnisse des zu Ende gehenden Jahrhunderts geben, hauptsächlich im Interesse der heranwachsenden Generation; er unterzieht zunächst den Religionsunterricht, wie er auf unseren Schulen unbekümmert um die Ergebnisse der modernen Forschung im Anschluß an das Alte und Neue Testament gehandhabt wird, einer erbarmungslosen Kritik und weist auf den unersetzlichen Schaden hin, den die Jugend dadurch an ihrer Wahrheitsliebe mit Notwendigkeit erleiden muß. Der übrige Teil des Buches beschäftigt sich mit den unheilvollen Folgen, die eine solche Erziehung in politischer und sozialer Beziehung haben muß. — Man wird dem Verfasser nicht in allen Einzelheiten beizupflichten brauchen, um anzuerkennen, daß er thatsächlich den Finger auf eine sehr wunde Stelle unseres öffentlichen Lebens gelegt hat.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*



Nachrichten

Bühnenchronik.

Breslau. Der letzte Premièrenabend des Lobetheaters brachte Lothar Schmidt jenen Erfolg, der bisher seinem dramatischen Schaffen versagt war. Der Einakter „Sprechstunde" mußte nach zwei Vorstellungen vom Repertoire verschwinden, da sich über einen mit Satire gezeichneten Arzt allzulaut die Fachkollegen entrüsteten. „Die Unparteiischen" eine Komödie, die das Treiben einer bestimmten Presse mit erbittertem Humor geißelt, kamen aus naheliegenden Gründen noch nicht zur Aufführung. In beiden Stücken war es also der Stoff, der sich dem Weg über die Bühnen hinderlich erwies. Mit seinem „Luigi Cafarelli" ging diesmal Lothar Schmidt solcher Gefahr aus dem Wege. Er deckt nichts auf, spottet nicht über die Verkehrtheit gewisser Einrichtungen, zeigt nicht die Armseligkeit großthuerischen Philistertums. Er wollte mit graziöser Leichtigkeit heitere Scenen gestalten, wollte unterhalten, ohne unkünstlerisch zu werden, und daß es ihm gelang, das Schwierige zu vereinen, beweist der einstimmige Beifall des Publikums und der Kritik. Es geschieht nicht viel in der lustigen Komödie. Ein junger, hübscher Italiener, den ein interessantes Schicksal aus seinem Vaterlande getrieben, lebt in Berlin und giebt in einem Musikinstitut italienischen Unterricht. Er wird natürlich von allem, was da weiblichen Geschlechtes ist, geliebt und angeschwärmt, vom jüngsten Backfisch an bis hinauf zu der reifen Würde der Vorsteherin. Besondere Gnade vor seinen Augen findet jedoch eine blonde Amerikanerin, die eine kleine Hand und ein großes Vermögen besitzt. Diese Tochter der neuen Welt ist nach Deutschland gekommen, um sich einen Grafen zu kaufen, darum will sie wohl die Geliebte, nicht aber die Frau des armen, titellosen Luigi werden. Doch als auch ihm ein tönender Titel wird und er als Capitano zur italienischen Armee zurückkehren darf, die er einer Insubordination wegen hatte verlassen müssen, da wirft sich ihm die kluge Miß unter Beteuerung ihrer legitimen Liebesgefühle an die Brust. Er aber weist sie stolz ab und eilt ab nach Florenz. Das ist alles. Diese kleine Handlung aber ist straff und lebendig geführt, die Steigerungen sind geschickt über die drei Akte verteilt und die episodischen Scenen voller Plastik und Stimmungsreiz.

Hugo Haberfeld.

Wien. Das war die große Theaterwoche, die uns die Sensationsstücke der Saison brachte, von Hirschfelds „Lumpen" über Schnitzlers „Vermächtnis" zum „Star" von Hermann Bahr,*) von dem jüngsten Kämpfer für die „neue Kunst" bis zu ihrem Schöpfer und Verkünder, dem litterarischen Vater der Moderne. Als ihr Meister hat sich Arthur Schnitzler erwiesen. Er löst sich los von der gesellschaftlichen Satire seiner Mitstrebenden und rührt an das gesellschaftliche Problem und an eines der tiefgreifendsten und am schwersten lösbaren, an das des Kampfes gegen die bürgerliche Moral, in dem der Angreifer immer der Schwächere bleibt. Mit der Kunst des reifen Meisters bannt er die Welt des Scheins in die Welt, in der wir leben, in der wir heimisch sind und mit vollendeter dramatischer Technik steigert und löst er den tragischen Konflikt zwischen Pflicht und Sitte, zwischen Forderung der Welt und Willen des Menschen. Das Schauspiel ist im Burgtheater gegeben worden. Die Darstellung, mimisch und scenisch vollendet, zeigte, daß der Glanz dieser einst bedeutendsten Bühne noch nicht verblaßt ist. — Nicht minder lebhaft war der Beifall, den Hermann Bahr mit seinem Wiener Stück „Der Star" gefunden hat, das auch schon in Berlin mit Erfolg über die Bretter gegangen ist (vergl. Sp. 328). Wenn auch der Vorwurf — zwischen fremden Welten kann selbst die Liebe keine Brücke bauen — aus dem Rahmen lokaler und zeitlicher Beziehungen heraustritt, so verleugnet doch keine Scene des Stücks seine Wiener Heimat. Darum hat auch das Werk in seine Heimat erst volle Kraft und Wirkung und jubelnden Beifall gefunden. Es war der erste wirklich große und unbestrittene Erfolg, den der Autor des Romans „Theater" mit seinem in ziemlich gleichartigen Geleisen sich bewegenden Theaterschauspiel errang. Er hat damit die Grenzen seines Könnens und die Ziele seines künftigen Schaffens aufgedeckt. — Noch mehr in lokalen, ja eng begrenzten Anschauungen wurzelt das dritte der genannten Schauspiele, „Die Lumpen" von Leo Hirschfeld. Wie bei Bahr spielt auch hier das Theaterleben in das Stück wirkungsvoll herein, ein Zeichen, welch ungleich größeren Raum es in unserem gesellschaftlichen Leben einnimmt, als anderwärts. Eine Litteraturkomödie, nimmt das Spiel seine Gestalten aus der Wiener Kaffeehauslitteratur. Das berühmte Kaffeehaus Jung-Wiens wird mit seinen litterarischen Kellnern, mit seinen Stammgästen, den alten Künstlern, die nichts erreicht haben und grau geworden sind und den jungen, die noch hoffen und schwärmen können, auf die Bühne gebracht. In der naturwahren Zeichnung dieses Bohème-Milieus liegt der Hauptwert der Komödie, die sich an dem Motive von dem Dichter, der nach seinem ersten Erfolge zu Ruhm und Bedeutung gelangt, seinen alten Freunden und alten Anschauungen und Idealen den Rücken kehrt, emporrankt. Der innere Kampf, den der Dichter Heinrich Ritter mit sich kämpft, vor die Wahl gestellt, sein Stück den Forderungen der Menge anzupassen oder seine künstlerische Ueberzeugung zu opfern oder allmählich von allen verlassen und verlacht unterzugehen, giebt den tragischen Hintergrund, der aber angesichts der heiteren Bilder aus der Welt der Lumpen bald verblaßt. Das Stück wurde am Karltheater gegeben, vorzüglich gespielt, aber elend insceniert.

Wien. *Arthur L. Jellinek.*

Am 11. Dezember ist in Wien Hans Grasberger im Alter von 62 Jahren gestorben. Ueber ihn ent-

*) Alle drei Schauspiele sind soeben in Buchform bei S. Fischer in Berlin erschienen.

nehmen wir einem Nachruf, den Anton Bettelheim dem Freunde in der Allg. Ztg. widmet, einige nähere Angaben. „Kürnberger und Karl Beck förderten ihn als Poeten: seine hochdeutschen Erstlinge „Singen und Sagen“ (1869), die „Sonette aus dem Orient“ (1873), der „Karneval der Liebe“ (1873) hätten nicht ahnen lassen, daß und welch ein urwüchsiger Dialektdichter in ihm steckte. In diesen mundartlichen Trutzbildern und Geistli'ng'schicht'n („Zan Mitnehm“, „Plodersam“, „Nix für unguat“ 1880, 1884 und 1885) hat er sein bestes geleistet, wie das Rosegger in dem schönen Festartikel der „Gartenlaube“ zu Grasbergers 60. Geburtstag (1896) mit überströmender Wärme anerkannt hat. Was Grasberger sonst als Erzähler, Essayist, Kunstschriftsteller und Uebersetzer (der Rime di Michelangelo) in die Welt geschickt hat, macht eine kleine Bibliothek aus. Achtung und Liebe genoß er in außerordentlichem Maße. Wer ihm näher trat, mußte ihm gut werden, gut bleiben. Die besten Poeten und Prosaiker Deutschösterreichs, Bauernfeld, Saar, die Ebner, die Paoli, das Ehepaar Wickenburg, Adolf Pichler, Schlögl, Rosegger betrachteten und behandelten ihn als ihresgleichen. An seinem 60. Geburtstag ehrte die Stadt Wien sich und ihn durch einen Glückwunsch, der seines Charakters mit derselben Auszeichnung gedachte wie seiner litterarischen Wirksamkeit. So hatte es der Gerberssohn aus Obdach, der engste Landsmann seines Jugendfreundes Rudolf Falb, auch in der Großstadt zur richtigen Anerkennung seines Wesens gebracht.“

* *

In Halle starb am 13. Dezember der Verlagsbuchhändler Otto Hendel, weiten Kreisen bekannt als Begründer und Besitzer der „Saale-Zeitung“ und der vielverbreiteten „Bibliothek der Gesamtlitteratur.“ Erst vor einigen Wochen hatte der hochbetagte Mann sein Verlagsgeschäft in andere Hände gelegt, um sich nach einem arbeitsschweren Leben zur Ruhe zu setzen.

* *

Unter dem Namen „Verein Historisch-Moderne Festspiele“ hat sich in Berlin eine Vereinigung zu dem bemerkenswerten Zwecke gebildet, Aufführungen solcher Theaterwerke aus allen Zeitaltern zu veranstalten, die durch ihre litterarisch-historische und dramatisch-künstlerische Bedeutung, durch ihren geistigen Inhalt oder ihre Weltanschauung ein tiefergehendes Interesse hervorzurufen geeignet sind. Die Aufführungen sind als festliche Matineen großen Stils gedacht und finden unter Mitwirkung hervorragender Künstler und talentvoller Laien im Neuen Theater statt. In Aussicht genommen sind zur Aufführung zunächst zwei Stücke von Aristophanes, Kleists „Amphitryon“, Shakspeares „Troilus und Cressida“, Kalidasas „Sakuntala“, „Die letzten Menschen“ von Wolfgang Kirchbach, „Kupfer“ von Theodor Duimchen u. a. Das vorbereitende Komité besteht aus angesehenen Künstlern und Schriftstellern, darunter Leo Berg, Wolfgang Kirchbach, Ernst v. Wolzogen, Eugen Zabel.

* *

Die „Deutsche Revue“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) kündigt für ihren neuen, 24. Jahrgang u. a. Ungedrucktes aus dem Briefwechsel von Gottfried Kinkel, die Korrespondenz zwischen Friedrich Hebbel und Gustav zu Putlitz an, ferner von Klaus Groth „Wie mein Quickborn entstand“, von Dr. Cabanès „Sainte-Beuve im Privatleben“, von Ernest Tissot „Jules Lemaitre als Dramatiker.

* *

Die Neue Deutsche Rundschau kündigt für ihren neuen Jahrgang den unveröffentlichten Briefwechsel zwischen Friedrich Nietzsche und Richard Wagner, Jakob Burckhardt, Hans v. Bülow, Heinrich v. Stein, Malwida v. Meysenbug, Liszt, Taine, Brahms u. a. an; ferner Fontane-Erinnerungen von Otto Brahm, Lebenserinnerungen von Wilhelm Liebknecht, Gabriele d'Annunzios Roman „Der Triumph des Todes“ u. v. m.

* *

Das „Oesterreichische Litteraturblatt“, das unter der Redaktion von Dr. Franz Schnürer von der österreichischen Leo-Gesellschaft herausgegeben wird, erscheint von Neujahr ab unter dem Titel „Allgemeines Litteraturblatt“ im Verlage von Joseph Roth in Stuttgart.

* *

Von Carl Busses „Gedichten“ ist soeben die 4. Auflage im Verlage von A. G. Liebeskind, Leipzig, in der dort üblichen vornehmen Ausstattung erschienen. Von einem neuen Vierzeiler abgesehen, der bereits den Vorzug genießt, in Chantants gesungen zu werden, ist die Sammlung unverändert geblieben. Es ist die erste, die Busse s. Z. herausgab — die späteren „Neuen Gedichte“ erschienen bei Cotta — und die ihn vor sechs Jahren mit einem Schlage in die erste Reihe unserer modernen Lyriker gestellt hat.

* *

Das unlängst in Paris erschienene Buch von Prof. Henri Lichtenberger über „Die Philosophie Friedrich Nietzsches“ erscheint im Februar k. J. in einer deutschen Bearbeitung und eingeleitet von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche im Verlage von Carl Reißner, Dresden.

* *

Von englischen Novitäten mögen hervorgehoben werden: Saintsbury, Geschichte der englischen Litteratur; — Apon, Geschichte der japanischen Litteratur; — Macdonell, Geschichte der Sanskrit-Litteratur; — Zoltan Beöthy, Geschichte der ungarischen Litteratur; — Brandes, Geschichte der skandinavischen Litteratur; — ebenso eine englische Ausgabe von Brandes, „Hauptströmungen“; — Hereford, Geschichte der deutschen Litteratur; — Henderson, Geschichte der schottischen Volkslitteratur; — Douglas Hyde, Geschichte der irischen Litteratur; — Jacob, Martin Luther; Mekendrik, Spinoza; — Gwynn, Tennyson, — Lee' Shakspere; — Headlam, Die Begründung des Deutschen Reiches 1815—71.

* *

Von neuen russischen Büchern zur Litteraturgeschichte werden angezeigt. Bobrow, E.: Philosophie einer Litteratur Bd. I; Schljapkin, Zarewna Natalia und das Theater ihrer Zeit; — Nezebnov, Geschichte der russischen Litteratur. — Eustaviev, Geschichte der alten russischen Litteratur; Geschichte der neuen russischen Litteratur. — Kamensky, Geschichte der russischen Kritik; — Protopopov, Charakteristiken; — Millerr Untersuchungen zur russischen Volkspoesie; — Smanovsky, Geschichte der russischen Litteratur im 19. Jahrhundert; — Aleksandrowsky, Nekrasow und seine Poesie; — Tscherniaew, Puschkins „Kapitänstochter“; — Zelinski, Die russische kritische Litteratur über Alexander Puschkin; — Strakov, Studien über Puschkin; — Kotliarevsky, Geschichte der neueren russischen Litteratur seit Gogol; — Radtschenko, Obradovitsch und seine litterarische Thätigkeit; — Solovjev, Tolstoi, sein Leben und seine Dichtung; — Bulgakow, Graf Leo Tolstoi; — Zelinski; Die russische kritische Litteratur über L. Tolstois Werke; — Tschebychew, Das englische Schauspiel am Ende des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. — Chakov, Göthe und seine Zeit; — Staroschenko, Die Philosophie des Don Quixote; — Abramow, Ibsen und Björnson.

* *

Einen Preis von tausend Mark setzt die Kölnische Zeitung auf die beste Erzählung im Umfang von zwei ihrer Spalten. Die Arbeiten müssen unveröffentlicht, in sittlicher und politischer Hinsicht einwandsfrei sein und sind in der üblichen Form bis 1. März 1899 einzusenden. Andere geeignete Arbeiten erwirbt der Verlag zum einmaligen Abdruck für 75 Mark. Preisrichter sind die Herren Paul Heyse, Otto v. Leixner, Georg von Ompteda und die Redakteure August Schmits und Karl v. Perfall.

Der Büchermarkt

*Die mit * bezeichneten Werke gingen uns zu. — Abgeschlossen am 17. December.)*

a) Romane und Novellen.

Achleitner, A. Bergquellen. Altes und neues aus d. Alpenwelt. Dessau, C. Dünnhaupt. M. 3,—, geb. M. 4.
Alisander, Ph. Beß. Roman. Mannheim, J. Bensheimers Verlag. M. 3,—, geb. M. 4,—.
Behnisch, A. Blutstropfen. Novellen und Skizzen, Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2,50.
Birnbacher, A. M. Aus dem Sanatorium. Erzählung. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2,—.
Blankenfels, E. Stille sein ist Alles! Erzählung. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2,—.
Böhmer, E. Sehnsucht. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3,—.
Endorff, H. Carmoisin und andere Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4,—, geb. M. 5,—.
Fern, E. Venusmärchen. Geschichten aus einer anderen Welt. Zürich, Verlags-Magazin. M. 2.40.
Gersdorff, A. v. Fluch des Talentes. Roman. 3 Bde. Berlin, Otto Janke. M. 10,—.
Greinz, R. Ueber Berg und Thal. Ernste und heitere Geschichten aus Tirol (mit Bildnis). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3,—, geb. M. 4,—.
Heimburg, W. Anton's Erben. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nachf. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 4,—.
Hoffeld, M. v. Ein Justizmord und andere Studenten-Geschichten. München, Seitz und Schauer. M. 0,50.
Hoffet, F. Aus der Heimat. Elsässische Erzählungen. Straßburg, Verlag der „Heimat". geb. M. 1,—.
Joachim, A. Das Geheimniß eines Testaments. Novelle. Bonn, P. Hauptmann. M. 2,—.
*Leitgeb, O. v. Psyche. Novellen. 2 Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3,—, geb. M. 4,—.
De Nora, A. Am Rande des Abgrunds. — Das dürre Blatt. Novellen. München, Seitz und Schauer. M. 0,50.
De Nora, A. Das Rätsel. — Die Diebin. Novellen. München, Seitz und Schauer. M. 0,50.
Oehmke H. Maienfrost. Novelle. (Unterwegs und Daheim). Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. M. 0,75, geb. M. 1,—.
Olinda, A. Im Herzen Centralamerikas. Historischer Roman in 3 Büchern. Köln, Albert Ahn. M. 5,—, geb. M 6,—.
Piper, O. Ut 'ne lütt Stadt, 'ne plattdütsch Geschicht. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhdlg., Verlagskonto. M. 2,—, geb. in Leinwand M. 3,—.
Pötzl, E. Hoch vom Kahlenberg. Heitere und ernste Skizzen aus dem Wiener Leben. 3 Bdchn. (Universal-Bibliothek). Leipzig, Philipp Reclam jun. à M. 0,20.
Schäfer, G. Der wilden Frauen Gestühl. (Der welle Fra Gestäuls). Oberhessischer Volksroman aus den Zeiten der deutschen Befreiungskriege. (1807—1814). Lauterbach, H. May Nachf., geb. M. 3,—.
Schäfer, G. Die Hexe von Bingenheim. Oberhessischer Volksroman aus den Zeiten der Hexenprozesse. Lauterbach, H. May Nachf., geb. M. 2,—.
Schmidt, L. Allegro, ma non troppo! Skizzen. (Unterwegs und Daheim.) Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. M. 0,75, geb. M. 1,—.
Selbitz, H. v. Unter dem Raupenhelm. Bayerische heitere Soldaten-Geschichten aus vergangener Zeit. Augsburg, Gebr. Reichel. 2 Bde. M. 2,—, geb. M. 3.
*Sosnosky, Th. v. Pierres de Strass. Imitationen. Wien, A. Hartlebens Verlag. M. 2,—.
*Strauß, Emil. Menschenwege. Erzählungen. Berlin, S. Fischer Verlag. M. 3,—.
Theden, D. Frauenliebe. Novellen. Unterwegs und Daheim). Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. M. 0,75, geb. M. 1,—.
*Theimer, Camilla. Die Frau der Zukunft. Wien, Gesellschaft f. graphische Industrie. Preis M. 2,—.
Vivenot, A. v. Rauchspiele. Reiseskizzen. Dresden, Heinrich Minden. M. 3,— geb. M. 4,—.
Werder, H. Im Inselmeer. — Prinzessin Halszka, Zwei Erzählungen. Berlin, Otto Janke. M. 4,—. geb. M. 5,—.

Drachmann, H. Hamborger Schippergeschichten. In plattdeutsche Art und Sprache übertragen von O. Ernst. Hamburg, M. Glogau jun. M. 2—, geb. in Leinw. M. 3,—.
Geijerstam, Graf. Das Haupt der Medusa. Roman. Aus dem Schwedischen von F. Maro. 3. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2,—, geb. M. 3,—.
* Gjellerup, Karl. Minna. Roman. Berlin, Schuster und Loeffler. M. 4,—.
Griffiths, A. Im Expreß-Zug. Rom—Paris. Aus dem Englischen von F. Mangold. Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. Stuttgart, J. Engelhorn. M. 0,50, geb. M. 0,75.
Valera, J. Juanita la Larga. Roman. (Kürschners Bücherschatz). Berlin, H. Hillger, Verlag. M. 0,20.

b) Lyrisches und Episches.

Bergmann, J. Znaimer Schnecken. Gedichte. Salzburg, Anton Pustet. M. 1,—.
Breuer, A. Bunte Blätter. Gedichte. Elberfeld, Baedeker'sche Buchhdlg Geb. mit Goldschnitt M. 3,50.
Brodtbeck, W. Junges Blut. Gedichte. Liestal, Gebrüder Lüdin. M. 1,50.
*Busse, Carl. Gedichte. Vierte Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind. M. 3.—
*Dix, Anna. Aus jungen Herzen. Gedichte. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. geb. M. 3,—.
*Graf, Wilhelm. Leben im Leben. Gedichte Worms, Julius Stern.
Gutmann, P. Elegien. Frühling. München, Caesar Fritsch. M. 1,20.
*Liebmann, O. Weltwanderung. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhlg. Nachf. M. 2,50, geb. M. 3,50.
Pfau, L. Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben von E. Ziel. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf. M. 2,50, geb. M. 3,—
* Spannuth-Bodenstedt, Ludwig. Neue Gedichte. Göttingen, Lüder Horstmann. M. 1,50, geb. M. 2,50.
Willgeroth, G. Gedichte. Wismar, Willgeroth und Menzel. geb. in Leinw. m. Goldschnitt. M. 2.—.

---

*Leist, Arthur. Armenische Dichter. Uebersetzt von Arthur Leist. Dresden, E. Pierson. M. 1,50.

c) Dramatisches.

Brinkmann, F. Palm. Historisches Trauerspiel. Duisburg, Duisburger Verlags-Anstalt. M. 1,50.
Eulenberg, H. Wogenglück. Tragödie. Berlin, Joh. Sassenbach. M. 2,—.
Gottschall, R. v. Rahab. Drama. (Universal-Bibliothek). Leipzig, Philipp Reclam jun. M. 0,20.
*Hirschfeld, Leo. Die Lumpen. Komödie. Berlin, S. Fischer, Verlag. M. 2,—.
*Hornstein, Ferdinand v. Buddha. Legende in 3 Akten. München, C. H. Beck'sche Verlagshdlg. (Oskar Beck). M. 3,—.
Léon, V. Gebildete Menschen. Volksstück. (Universal-Bibliothek). Leipzig, Philipp Reclam jun. M 0,20.
Litschel, J. W. Lisi. E-Beld ois dem Liewen än 4 Aofzägen. Hermannstadt, W. Kraft. M. 0,85, geb. M. 1,28.
Marck, L. Till Eulenspiegel in Schilda. Eine Märchenposse. Höchst, W. Graf. M. 1,20.

*Schnitzler, Arthur. Das Vermächtnis. Schauspiel. Berlin, S. Fischer Verlag. M. 2,—.
Sternheim, C. Der Heiland. Komödie. Hamburg, Hoffmann und Campe, Verlag. M. 1,—.

Nani, G. E. Seelenstürme (Una tempesta nell' ombra) Drama. Aus dem Italienischen von M. Claar. (Universal-Bibliothek). Leipzig, Philipp Reclam jun. M. 0,20.

d) Litteraturgeschichtliches.

Arndt, Ernst Moritz. Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Quellen. Herausgegeben von J. Meisner und R. Geerds. Berlin, Georg Reimer. M. 7,—.
Baechtold, J. Gottfried Kellers Leben. Kleine Ausgabe ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters. Aus dem Nachlaß des Verfassers. Berlin, Besser'sche Buchhdlg. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 3,80.
*Bartels, Adolf. Die deutsche Dichtung der Gegenwart. (Die Alten und die Jungen). Zweite sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius. M. 3,60.
*Bergemann, Dr. Paul. Die werdende Frau in der neuen Dichtung. Leipzig, Hermann Haacke. M. 0,80.
Buchholzer, E. Die Volkspoesie der Siebenbürger Sachsen. Hermannstadt, W. Krafft. M. 0,25.
*Ermatinger, Dr. Emil. Meleagros von Gadara, ein Dichter der griechischen Dekadence. (Virchows Sammlung gemeinverständlicher Vorträge. Heft 304.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A. G. (vorm. J. F. Richter). M. 0,80.
Fischer, Th. A. Leben und Werke Alfred Lord Tennysons. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. (mit einem Porträt), geb. in Leinw. M. 5,—.
Gisi, M. Französische Schriftsteller in und von Solothurn. Eine historisch-litterarische Untersuchung. Festschrift des histor. Vereins von Solothurn. Solothurn, Theod. Petri. M. 2,40 (mit Bildnis von Besenval M. 2,80).
*Jahrbuch, biographisches und deutscher Nekrolog. Unter ständiger Mitwirkung von F. v. Bezold, A. Brandl, A. Fournier 2c. Herausgegeben von A. Bettelheim. 2. Bd. Mit den Bildnissen von Burckhardt und Brahms in Heliograv. Berlin, Georg Reimer. M. 12,—, geb. in Halbfrz. M. 14,—.
Konrad von Würzburg. Das Leben des hlgn. Alexius. Von R. Henczynski. [Aus: „Acta Germanica"]. Berlin, Mayer und Müller. M. 3,—.
Kronenberg, M. Moderne Philosophen. Porträts und Charakteristiken. (Hermann Lotze — F. Alb. Lange — Viktor Cousin — Ludwig Feuerbach — Max Stirner) München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg. M. 4,50, geb. M. 5,50.
*Krüger, Hermann Anders. Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Oppeln, Georg Maske. Preis M. 3,—.
Piper, C. A. Beiträge zum Studium Grabbes. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von F. Muncker. VII und VIII.) München, Carl Haushalter. M. 2,40.
Pleitner, E. Hinrich Janssen, der butjadinger Bauernpoet. Sein Leben und sein Dichten, mit einer Auswahl seiner Dichtungen. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. M. 0,80.
Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente. Aus dem Nachlaß zusammengestellt von G. Kettner. Ergänzungsband zu Schillers Werken. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachfl. M. 2,—, geb. M. 3,—.
Uhland, L. Gedichte. Vollständige kritische Ausgabe auf Grund des handschriftl. Nachlasses besorgt von E. Schmidt und J. Hartmann. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachfl. M. 14,—, geb. M. 16,—.
Weddigen, O. Geschichte der Berliner Theater. In ihren Grundzügen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart dargestellt. Berlin, Oswald Seehagens Verlag, geb. in Leinw. M. 1,50.
*Lee, Sidney, a Life of William Shakespeare. With Portraits and Facsimiles. London, Smith, Elder & Co. sh. 7/6.
*Leisering. Die Oden des Horaz. In freier Nachbildung. Hamburg, G. A. Rudolph.
Shakespeare, W. Troilus und Cressida. Tragikomödie. Nach der Uebersetzung von Herzberg bearbeitet von E. Frhr. v. Wolzogen. (Universal-Bibliothek). Leipzig, Philipp Reclam jun. M. 0,20.

e) Verschiedenes.

Adelmann, A. Graf. Gesammelte Werke. 5 Bd. Am blauen Meere. Die Naturpracht der Riviera di Ponente. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3,— geb. M. 4,—.
Bie, O. Das Klavier und seine Meister. Mit zahlreichen Porträts, Illustrationen und Faksimiles, sowie musikalischen Original-Beiträgen von E. d'Albert, W. Kienzl, M. Moszkowski, Ph. Scharwenka und R. Strauß. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. M. 10,— geb. M. 12,—
*Bonus, A. Zwischen den Zeilen. Noch etwas für besinnliche Leute. 2 Bde. Heilbronn, Eugen Salzer. M. 2,—, geb. M. 3,—.
Ebers, G. Das Wanderbuch. Eine dramatische Erzählung aus dem Nachlasse und gesammelte kleine Schriften. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5,—, geb. M. 6,—.
*Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth. Memoiren. Von ihr selbst geschrieben. 10. Auflage. Leipzig, H. Barsdorf. M. 4,— (5,—).
*Gotthilf, Karl. Von Berlin nach Konstantinopel. Rathenow, Max Babenzien. M. 1,20.
Hanstein, A. v. Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts. 1. Bd. In der Zeit des Aufschwunges des deutschen Geisteslebens. Mit 11 Kunstbeilagen. Leipzig, Freund und Wittig. M. 8,60.
Horn, P. Die deutsche Soldatensprache. Gießen, J. Ricker'sche Buchhdlg. M. 2,50, geb. M. 3,50.
*Pfordten, Hermann von der. Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners. 2. Ausgabe. Berlin, Trowitzsch & Sohn. Hochelegant geb. M. 6,—.
Schmidt, J. Das Gesetz der deutschen Prosa. Mahnung für Schriftsteller nnd Journalisten. Wien, Friedrich Beck. M. 0,50.
Scholz, F. Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg bis zum Jahre 1374. (Aus „Acta Germanica".) Berlin, Mayer und Müller. M. 8,50.

---

*Ginisty, Paul. La vie d'un théâtre. Petite encyclopédie populaire illustrée Paris. Schleicher frères, Editeurs. Frcs. 1.

Antworten.

Herrn Prof. **W.** in **Prag.** Der Artikel von Faguet, der ebenfalls an Edouard Rods „Essai sur Goethe" anknüpft, stand in der „Revue bleue" vom 17. September d. J.

Herrn Dr. **Kr.** in **Würzburg.** Wir schreiben „der Essai" und nicht „das Essay", weil das Wort französisch ist und auch der Begriff seinen Ursprung in Frankreich hat. Montaigne, der als Begründer der Gattung gilt, hat seine Essais früher geschrieben (1580) als Lord Bacon (1595). Eine befriedigende Verdeutschung für das Wort kennen wir nicht.

An unsere **Mitarbeiter.** Wir schließen die Redaktion für Heft 8 am 2. Januar, für Heft 9 am 23. Januar, für Heft 10 am 6. Februar, Heft 11 am 25. Februar, wir bitten jedoch, wo thunlich, die Einsendungen nicht bis zu diesen äußersten Terminen hinausschieben zu wollen.

☞ *Neu hinzutretende Abonnenten, die den I. Jahrgang vollständig zu besitzen wünschen, können das I. Quartal (Heft 1—6) zum Preise von M. 2.— durch jede Buchhandlung oder Postanstalt, sowie direkt durch die Expedition des „Litt. Echo" nachbeziehen. Wir bitten um zeitige Bestellungen, da der Vorrat begrenzt ist.*

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: A. Winckler, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburgerstraße 15/16.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger,
Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2578.
Verlag: F. Fontane & Co.,
Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 8
vom
15. Januar 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Inhalts-Tafel.

Spalte

Hans Sittenberger: Wiener Dramatiker 474
Fr. von Oppeln-Bronikowski: Maurice Maeterlinck (mit Bild) 479
Constantin Macris: Die moderne griechische Litteratur 486
Ilse Frapan: „Auf Leben und Tod" (mit Bild) . 489
Heinrich Hart: „Filippo Lippi" 491
Fritz Mauthner: Die Allerjüngsten und ihre Artistenlyrik (I.) 493
Auszüge:
Deutsche Zeitungen 496
Oesterreichische Zeitungen 499
Echo der Zeitschriften:
Deutsches Reich 501
Oesterreich 511
Ungarn 512
England 513
Italien 515
Rußland 516
Polen 517
Griechenland 518
Nordamerika 519
Moritz Necker: Das Buch von der Kaiserin . . . 520
Philipp Arnstein: Tennysons Memoiren 522
Besprechungen von: Erich Urban, Ernst Gystrow, Martin Greif, Hans Benzmann, Alfred Beetschen, Sigmar Mehring, A. C. Jellinek, Rudolf Eckart, M. Beyer, Siegfried Lederer, Hans Taft 523
Nachrichten 530
Der Büchermarkt 533
Antworten 536



Wiener Dramatiker.

Von **Hans Sittenberger** (Wien).

(Nachdruck verboten).

Sie sind just keine Himmelstürmer, die wiener Modernen; aber wenn es auch an wahrhaft Bedeutendem vorderhand noch fehlt, wenn sich neben allerlei Tüchtigem auch noch gar zu viel Unreifes breit macht, ein Gutes hat die neue Schule doch auf alle Fälle gestiftet; sie hat unserer behaglichen Stadt, in der die Geister so angenehm duselten, den litterarischen Kampf gebracht. Das kam vor allem der Bühne zu gute; die Lust, am Streite mitzuthun, lockt die Leute ins Theater. Es ist natürlich noch viel Mode dabei und albernes Schönthun, allein das Interesse dringt in immer weitere Kreise, und Echtes bereitet sich damit vor: die Freude am Erkennen des wahren Menschen verdrängt das gedankenlose Behagen an den süßlichen Idealbildern des Lebens, wie sie sich das Publikum früher so gerne vorgaukeln ließ.

Es ist ein Grundsatz der modernen Dichtung — freilich nicht erst von ihr entdeckt — die Figuren in ganz bestimmte Verhältnisse zu stellen. Natürlich bezog man das zunächst auf's Aeußerliche, auf das, was man „Kostüm" nennt. Die Stücke spielten nicht mehr in einer „Residenz" oder „in einer Kleinstadt", wie früher, sondern etwa „in Berlin" oder „in Dingshausen"; ja manchmal wurde sogar der Stadtbezirk und die Gasse angegeben. Die Personen redeten auch nicht mehr das leblose Schriftdeutsch Marlittscher Romanhelden, sondern bedienten sich getrost der ortsüblichen Umgangssprache, und selbst in den Salon drang ein leiser Hauch des Dialektes hinein. Auf diesem Boden entstand das „Wiener Stück". So viel ich weiß, hat Bahr es zuerst eingeführt, wenigstens unter dieser Bezeichnung. Für ihn erschöpft sich eine litterarische Richtung immer in einem Namen, und mehr hat er auch dem wiener Stück nicht abzugewinnen vermocht. Weitaus innerlicher hat es dagegen Arthur Schnitzler erfaßt; in seiner „Liebelei" ist ihm das Muster der Gattung gelungen. Freilich, was in dem Stücke geschieht, könnte sich ebenso gut in Berlin ereignen wie in Wien. Aber darauf kommt's doch nicht an: alle Figuren zeigen echt wienerischen Einschlag, ihr Herz und ihre Gedanken sind in unserer schönen Stadt daheim. Hier leben sie, nicht bloß der Laune des Autors gehorchend, sondern wirklich und

wahrhaftig, mit Leib und Seele wiener Kinder. Sie in eine andere Umgebung versetzen hieße sie entwurzeln. Das verleiht dem Schnitzlerschen Stücke Eigenart, das macht zum nicht geringen Teile seinen Wert aus.

Viel derber griff Felix Dörmann zu, der mit seinen „Ledigen Leuten" einen beachtenswerten Erfolg errang. Das Stück ist nicht ohne Talent gemacht; manche wienerische Eigenart ist darin in amüsanter Weise mehr persifliert als dargestellt, allein irgend welche Bedeutung darf das seichte Ding wohl nicht beanspruchen. Es bereichert uns nicht; wir lernen ein paar gelungene Chargen kennen, aber keine Menschen. Auch J. J. David hat sich auf dem Gebiete des Wiener Stückes versucht, den Namen hat er freilich verschmäht. Er ist so wenig wie Schnitzler ein Nachahmer, sondern ein durchaus selbständiger Mann. Ja, er ist wohl eine tiefere Natur als der Dichter der „Liebelei", aber sein ehrlicher Realismus hat einen bitteren Beigeschmack, und dieser herbe Einschlag verletzt nur zu leicht das verzärtelte Publikum. Auch fehlt es David an der leichten Geschicklichkeit, durch die besonders Schnitzler zu fesseln versteht. Sein Lustspiel „Ein Regentag" blieb ohne Erfolg. Das feine und interessante Problem, aus dem man die zierlichste Novelle drechseln könnte, erfuhr durch die dramatische Form eine äußerst verhängnisvolle Vergröberung. Auch das letzte Stück Davids „Neigung" vermochte nicht durchzugreifen; und doch ist es eine tüchtige Arbeit, das Werk eines ehrlichen Mannes, der glaubt, was er sagt, die Schöpfung eines ernsten Dichters, der in der Welt noch mehr kennt als das „süße Mädel" und den leichtsinnigen Liebhaber. Uebrigens trug an dem Mißerfolg auch die völlig verfehlte Besetzung schuld, die das Schauspiel im Burgtheater fand.

Das „Wiener Stück" bedeutet nichts Anderes als eine Annäherung des sogenannten litterarischen Dramas an das längst gepflegte heimische Volksstück, das von Anzengruber zu ungeahnter Höhe emporgehoben wurde. Auch nach dem Tode dieses Großen blieb die Gattung nicht verwaist, die letzten Jahre haben eine Reihe beachtenswerter Erscheinungen gebracht. Karlweis, eine liebenswürdige und anspruchslose Natur, wendet sich vorwiegend dem fröhlichen Schwank zu; aber er will doch mehr als bloß Spaß machen, und in der That entbehrt sein leichter Scherz nicht einer gewissen Bedeutung. Tieferen Problemen geht er zwar aus dem Wege, aber die kleinen Schwächen der Menschen weiß er mit feiner Satire zu geißeln. Frau Rosa Langkammer — unter dem Pseudonym Richard Nordmann bekannt — hat in zwei Stücken aus dem Volke Proben eines starken Talentes gegeben. In jüngster Zeit hat sich auch der ehemalige Direktor des Burgtheaters Max Burckhardt im Volksstücke versucht — nicht ohne Glück. Allein die „Bürgermeisterwahl" ist nichts Anderes als eine bunte Reihe satirischer Einfälle ohne jeden dramatischen Zusammenhang, „'s Katherl" dagegen — dramatisch viel besser geraten — schöpft gar zu tief aus der falschen Sentimentalität einer überwundenen Zeit. Am bedeutendsten hebt sich wohl die Gestalt des mährischen Dichters Philipp Langmann ab, dessen „Barthel Turaser" einen ebenso großen als ehrlichen Erfolg errang. Es steckt eine ungewöhnliche Kraft in dieser Dichtung, und wie sehr man ihr auch den Einfluß der Anzengruber und Ibsen anmerkt, sie ist doch das Werk eines Mannes, der mit seinen eigenen Augen ins Leben zu blicken vermag.

Aus diesem künstlerischen Milieu sind einige neue Theaterstücke hervorgegangen, die mir im Druck vorliegen. Hermann Bahrs „Josephine" (Berlin, S. Fischer) kennt man schon von etlichen Aufführungen her. Sie hat nicht gefallen, diese lockere Schöne, und mußte sehr bald wieder von der Bühne verschwinden. Als gewissenhafter Autor hat Bahr seither über den Grund dieses Mißerfolges eifrig nachgedacht, und wie nicht anders zu erwarten stand, ist er auch glücklich dahinter gekommen. Die Schuld lag nämlich am Publikum: es war einfach zu dumm, den Dichter zu verstehen. So belehrt uns wenigstens die Vorrede zur Buchausgabe. Aber leutselig und großmütig, wie Bahr einmal ist, begnügt er sich nicht mit dieser schönen Entdeckung, sondern läßt sich zu uns Armen herab und unterweist uns, wie wir es hätten anfangen sollen, ihn zu begreifen. Er teilt uns mit, daß seine „Josephine" nur das erste Stück einer Trilogie ist, die nicht mehr und nicht minder bedeuten soll, als die Trilogie des Lebens überhaupt, „die drei Teile unseres Daseins enthaltend: wie der Mensch für sich zu leben glaubt, aber dann vom Schicksal eingefangen wird, bis er sein Amt gethan hat . . . und nun wieder vom Schicksal entlassen werden kann." . . . „Shakspere", erläutert Bahr, „würde meine Meinung vom Schicksal so ausdrücken." Und nun vergleicht er des weiten und breiten das Leben mit einer Komödie, die Menschen mit Schauspielern und das Schicksal mit dem Direktor. Ich weiß nicht, ob Shakspere je sich so hoch verstiegen hätte, Bahrsche Gedanken auszudrücken, aber das weiß ich, daß diese Bahrschen Gedanken mindestens so alt sind, wie Shakspere.

Uebrigens wäre daran nichts gelegen. Aber Bahr will diese einfache Idee an dem Leben eines „unzweifelhaft großen" Menschen demonstrieren, und das ist fatal. So oft er sich nämlich mit einem Großen zu schaffen macht, kommt immer einer zu kurz: entweder dieser Große oder Bahr selbst; manchmal sogar beide, und das scheint mir hier der Fall. „Josephine" soll doch zeigen, wie Napoleon trotz alles Sträubens „vom Schicksal eingefangen" und in die ihm gewiesene Bahn gedrängt wird. Das wäre zwar schwer, aber doch einfach: Napoleon hat sich selbst noch nicht gefunden, ihm graut noch vor der Gewalt und Größe, die in ihm schlummert, er will davor fliehen; ein Troubadour will er sein, nichts weiter, und ein Leben der Liebe mehr verträumen als verleben. Doch umsonst! Seiner eigensten Natur kann er nicht entfliehen, sie zwingt ihn, sie reißt ihn fort. „In seiner Brust sind seines Schicksals Sterne." Der Ausgangspunkt des ganzen Konfliktes müßte also die Größe Napoleons sein. Wie aber faßt Bahr die Sache auf? Sein Napoleon ist klein, klein zum Erbarmen, an Geist und Energie ein Dreikäsehoch. In ihm schlummert nichts von seiner Zukunft, wenn er auch einmal zu Josephinen sagt: „Weck' mich nicht auf — dann ist kein Halt mehr!" In ihm drängt nichts, ihn lockt keine geheime Kraft, er ist in der That für die Schlafmütze geboren. Aber Josephine will, daß er berühmt werde — eigentlich will sie ihn sich nur vom Halse schaffen — und gehorsam geht er zur Armee nach Italien. Auch hier bleibt er aber immer noch der philiströse Einfaltspinsel, den wir schon sattsam kennen. An den Siegen, die er erficht, hat der letzte Korporal

mehr Anteil als er selbst. Doch er siegt eben, und so wird der kleine korsische Bauer über Nacht ein großer Mann. Er kann nichts dafür, er ist zur Größe einfach gezwungen worden, von Josephinen, vom Zufall, vom Schicksal, wenn man will; von allem, nur nicht von seiner eigenen Natur. So versteht Bahr das Schicksal; ihm ist es nichts weiter, als eine eigensinnige, alte Vettel, die zu einer der glänzendsten Heldenrollen just den Untauglichsten auswählt.

In dem Stück blendet eine gewisse lockere Eleganz; es ist das jene leichte Geschicklichkeit, die nur der Oberflächliche hat, der die Schwierigkeiten seiner Aufgabe gar nicht sieht. Geschickt und bisweilen sogar amüsant ist alles niedrig Menschliche an Napoleon und seiner Umgebung verwertet; aber der Zug ins Gigantische fehlt, auf den es doch eigentlich ankommt. Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das hat Bahr seinem Helden glücklich abgeguckt, und in allem äußerlichen ist vielleicht niemand dem wahren Napoleon so nahe gekommen wie er; aber auch niemand hat das innerste Wesen des großen Korsen so jämmerlich, so geradezu stümperhaft verkannt wie Bahr. „Held gefällig?“ läßt er seine Muse sagen. „Bitte gleich!“ Und sie präsentiert ihm den Napoleon. Sie ist offenbar eine Kellnerin, und von der muß man nicht allzu viel verlangen. Aber das ist auch gar nicht nötig, es fügt sich hier ja so schön: der Napoleon, wie ihn eine Kellnerin versteht, das ist ja eben der Napoleon, den Bahr begreift.

Viel bescheidener als diese mißratene „Josephine“ giebt sich ein anderes Stück „Waare“, ein Dreiakter von Robert Scheu und Otto Stoeßl (Leipzig, Robert Friese). Das Schauspiel war im wiener Volkstheater bereits angenommen, aber die Zensur verbot die Aufführung. Sonderlich schade drum ist es freilich nicht. Die Psychologie der Mätressen wird nachgerade langweilig, und man muß just nicht drei Akte über sich ergehen lassen, um zu begreifen, daß ein ausgehaltenes Mädchen Ware ist, die man beiseite wirft, wenn man die Lust daran verloren hat. Viel mehr aber wissen die Autoren nicht zu sagen. Ein Advokat hat das Prinzip, seine Mätressen je nach ihren Fähigkeiten zu irgend einem Berufe ausbilden zu lassen. Hansi, die Tochter eines pensionirten Herrschaftskutschers hat er ins Konservatorium geschickt. Er ist eine duldsame Natur und gönnt ihr den Konservatoristen, den sie sich „fürs Herz“ ausgesucht hat. Aber mit der Zeit wird er ihrer doch überdrüssig, darum verschafft er ihr einen Engagementsantrag nach Stettin. Hansi sträubt sich wohl, sie will sich nicht wegschicken lassen. Zuerst versucht sie's mit erneuter Zärtlichkeit ihrem „Wohlthäter“ gegenüber; das fruchtet aber nicht, und so will sie ihren Konservatoristen heiraten. Allein der mag davon nichts wissen, und jetzt begreift sie erst, was sie ist: Ware, elende Ware. Sie geht nach Stettin. Resi, die Tochter ihrer Bedienerin, gefällt dem Advokaten. Das Mädchen liebt zwar einen braven Studenten. Der sieht die drohende Gefahr, er beschwört das Mädchen, mit ihm nach Graz zu gehen, wo er eine kleine Anstellung bekommen hat; allein das junge Ding ist zu schwach, die eigene Mutter lockt, und so wird die schöne Resi über Nacht — buchstäblich über Nacht — die Nachfolgerin Hansis. Der Doktor wird ihr einen Modesalon kaufen. Den breitesten Raum im Stücke nimmt die Sippschaft Hansis ein: ihr Vater, ihr Bruder, ihre Schwester, ihr Schwager und was sonst noch drum und dran hängt, die ganze Schmarotzerbande, die von dem Schandgelde des Mädchens zehrt, und dabei noch so unverschämt patzig thut. Sie ist vortrefflich gezeichnet, diese räudige Gesellschaft. Allzuderbes und Allzurohes ist glücklich vermieden, und manche gelungene Einzelheit, die von guter Beobachtung zeugt, überrascht und gefällt.

Bei alledem ist dieses „Wiener Stück“ eine sehr bequeme Arbeit. Personen wie der Advokat sind nicht schwer zu zeichnen, und noch weit weniger Schwierigkeit macht die Verwandtschaft Hansis. Der Effekt stellt sich durch den Gegensatz zwischen gespielter Würde und innerer Gemeinheit von selbst ein, in epigrammatischen Wendungen wird er ungesucht komisch. Mehr aber ist aus derartigen Personen nicht hervorzuholen; man braucht weder ein Menschenkenner zu sein, um sie zu begreifen, noch ein großer Künstler, um sie darzustellen. Auch Hansis Gestalt ist unbedeutend; wohl wäre hier Gelegenheit, ein gesellschaftliches Problem anzupacken, aber die Autoren gehen mit einigen flüchtigen Andeutungen leicht darüber hinweg. Am meisten interessiert Resi, das Mädchen, das erst zur Ware wird. Bedauerlicherweise versagt gerade hier die Kraft der Autoren. Die Szenen zwischen Resi und dem Studenten sind wohl eine geschickte Paraphrase der Situation, behend und ohne Künstelei, aber das echte Wort, das aus dem Herzen kommt, das findet sich leider nicht. Die Situation ist gut durchgeführt, die Charaktere kommen zu kurz. Ueber diese Mängel hilft aber vielfach die Frische des Ausdrucks hinweg, wie auch die mühelose Geschicklichkeit in der Szenenführung angenehm berührt.

Dieselben Autoren machen in dem Drama „Tote Götter“, das gleichfalls im Verlage von Robert Friese in Leipzig erschien, den Versuch, ein wichtiges Problem zu behandeln. Die toten Götter, von denen sie sprechen, sind jene, die vom Menschen die Erfüllung einer übernommenen Pflicht verlangen. Dem gegenüber verkünden die Autoren das Recht jedes Individuums, seiner Natur nachzuleben; ja in gewissem Sinne wird dieses Recht nach ihrer Anschauung sogar zur Pflicht, der einzigen, die überhaupt gilt. Auf den konkreten Fall des Dramas angewendet, lautet diese Formel so: eine verheiratete Frau, die einen fremden Mann liebt und von ihm wiedergeliebt wird, begeht ein Verbrechen, wenn sie trotz alledem entsagt und ihrem Gatten treu bleibt. Ueber das Problem und seine Anwendung auf den einzelnen Fall läßt sich streiten; ich möchte den Autoren da keineswegs unbedingt widersprechen. Aber so wie sie die Sache darstellen, wird das Problem ganz und gar verbogen. Die Heldin entsagt ihrer Liebe; siebzehn Jahre vergehen, und in dieser langen Zeit überwindet sie auch innerlich. Ihr Herz wendet sich wieder ganz ihrem Manne zu, und die Leidenschaft von einst ist ihr nur mehr ein Traum. Da erst erfolgt die Katastrophe, indem der einst Geliebte wieder in ihr Leben tritt. Das wäre nicht möglich, wenn die Frau in den siebzehn Jahren einmal den Mut gefunden hätte, ihrem Gatten ein Geständnis abzulegen, das für sie nichts Erniedrigendes haben könnte. Das ist der springende Punkt; es handelt sich gar nicht mehr um die Frage: Pflicht gegen sich oder Pflicht gegen andere, es handelt sich nur mehr um die Frage: ge-

stehen oder verschweigen? Doch auch so wird die Katastrophe nur durch ein Mißverständnis herbeigeführt. Der Gatte, der endlich hinter das lange gehütete Geheimnis kommt, glaubt, seine Frau habe sich dem andern ergeben; deshalb, nur deshalb ist er so schwer getroffen, und deshalb geht — sie in den Tod. Diese armselige und nichtssagende Handlung ist mit auffallendem Ungeschick komponiert; die Szenen fügen sich meist recht übel aneinander. Der Dialog bedient sich ausschließlich Ibsenscher Phraseologie, und es ist ungemein lächerlich zu hören, wie da die abgeschmacktesten Nichtigkeiten mit kindischer Wichtigthuerei als große philosophische Wahrheiten vorgetragen werden. Dazu kommt noch der verschwommene Stil, der offenbar mystische Ahnungen in uns erwecken soll, in Wirklichkeit aber nichts thut, als den Personen den letzten Rest der Persönlichkeit rauben und damit das Ungenießbare noch ungenießbarer macht.

So ist den Herren Scheu und Stoeßl wohl ein leichtes „Wiener Stück" passabel gelungen, größeren Aufgaben scheinen aber ihre vereinten Kräfte nicht gewachsen zu sein.

Charakteristiken

Maurice Maeterlinck.

Von **Friedrich von Oppeln-Bronikowski** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

„Die Zeiten des Heroismus sind vorüber, die der Verneinung sind noch nicht wiedergekehrt, folglich — bleibt uns nur der Alltag. Ein Jahr und mehr vergeht ohne Leidenschaften, ohne Heldenthaten, ohne Abenteuer. Lehrt uns die kleinen Stunden des Lebens ehren. Wenn ich glaube, einen Tag in nichtsnutzigen Unternehmungen verloren zu haben, und Ihr könnt mir beweisen, daß ich doch so tief gelebt habe, wie ein Held, und daß meine Seele keines ihrer Rechte verloren hat, so habt Ihr mir mehr gethan, als ob Ihr mich dazu gebracht hättet, einen Feind zu retten. Denn Ihr habt in mir die Stärke, Größe und Bejahung des Lebens gemehrt, und morgen weiß ich vielleicht mit Ehrfurcht zu leben."

Diese höchst zeitgemäße Einsicht äußert in einem Essai über seinen Lehrer und Erzieher Emerson der vlämische Dichter-Philosoph **Maurice Maeterlinck**, der erst vor wenigen Wochen wieder das Schweigen zweier Jahre unterbrochen hat, um uns ein neues Werk zu bescheren: das philosophische Moralbuch „Weisheit und Schicksal"*), das unter seinen philosophischen Schriften den bisher höchsten Rang einnimmt und aus einer reiferen, gesünderen, festeren und lebensfroheren Weltauffassung geboren ist, als seine düsteren Schicksalstragödien. In Frankreich und England hat dieses Buch schon in den ersten Tagen seines Daseins nicht geringes Aufsehen gemacht; aber auch diesseits des Rheines scheint es berufen, die Beachtung zu finden, die seinem inneren Werte gebührt. Denn Maeterlinck, der bisher als höchst subjektiver Künstler und Denker gemieden wurde, dessen Werke einer vorbereitenden Erklärung dringend bedurften und auch dann noch viel des Unverständlichen bargen, hat sich in diesem neuen Buche in anscheinend jäher Wendung zu größerer Klarheit, Objektivität und Gemeinverständlichkeit durchgerungen.

*) „La Sagesse et la Destinée." Paris, Eugène Fasquelle. Eine deutsche Ausgabe erscheint demnächst bei Eugen Diederichs in Florenz und Leipzig in meiner Uebersetzung.

Maurice Maeterlinck steht jetzt in der Mitte der Dreißiger; er ward 1862 in Belgien geboren und lebte bis vor Kurzem als Advocat in Gent, von wo er jetzt nach Paris übergesiedelt ist, um im geräuschvollen Mittelpunkte **der Nation** zu leben, deren Sprache er sich bedient, und mit der er durch die Jahrhunderte lange Tradition seines vlämischen Vaterlandes ebenso verknüpft ist, wie durch Geburt und Abkunft mit germanischem Wesen und Denken. Maeterlinck ist arm an äußeren und desto reicher an inneren Erlebnissen. Es genügt für uns vollauf, daß er jenem brabanter Erdenwinkel entstammt, der von jeher die Heimat der Mystik war und dank seiner politischen und geographischen Lage halb zu Deutschland, halb zu Frankreich gehört. Eben diese Jahrhunderte alten Milieuverhältnisse haben sich in Maeterlinck verkörpert; er **mußte** mit einem Fuße in der romanisch-katholischen Welt stehen und aus ihrem neukatholischen Altruismus hervorgehen, wie er andererseits einen dem Romanen versagten Sinn für die germanische Rassenkunst eines Shakspere, besonders dessen durchgeistigte Natursymbolik, und für den christlich-germanischen Ideenkreis hat, sich in Swedenborg, Schopenhauer, Lavater, Jakob Boehme und den deutschen Romantikern auskennt, Teile des Novalis und das Hauptwerk seines wunderbaren Landsgenossen, des doctor extaticus Johann Ruysbroeck seinen Franzosen verdolmetscht hat, für Goethe stets ein gutes und großes Wort bereit hat und Nietzsches amerikanischen Halbbruder Emerson als seinen Lehrer und nächsten Geistesverwandten empfindet, in dessen Fußtapfen er auch in seinem letzten Buche mit Glück getreten ist.

Sein Debut war ein unmögliches „weihrauchdüftelndes Sinnespreizen" im Stile französischer Décadence, ein Gedichtbuch, dessen schwüler Absonderlichkeit Maeterlinck in gerechter Selbstkritik den Titel „Treibhauspflanzen" (Serres chaudes) gegeben hat. In seinem 1889 erschienenen Erstlingsdrama, „Princesse Maleine,*) suchte er dann wieder Anlehnung an Shakspere und seine tiefe, ahnungsreiche, oft grauenvolle Natursymbolik,

„Als Botin, die dem Schicksal stets vorausgeht,
Und Vorspiel der Entscheidung, die sich naht",

wie es im Hamlet heißt. Es ist das Düstere, Fatalistische, Unheimliche, das kommende Verhängnis und das Gefühl der Angst vor diesem Verhängnis, vor der Zukunft, vor dem Tode, ja, vor dem Leben, was Maeterlinck als sein eigenstes in Shakspere wiederfand, und bald, seinen Lehrer überflügelnd, mit einer Virtuosität auszudrücken lernte, wie keiner vor ihm, keiner mit ihm. „Wer von uns verbringt nicht die längste Zeit seines Lebens im Schatten eines Ereignisses, das noch nicht stattgefunden hat?" und „welcher Mensch arbeitet

*) Deutsch von Hermann Hendrich. Berlin 1892, S. Fischer.

nicht unaufhörlich daran, den Schmerz zu schmieden, der den Wendepunkt seines Lebens bilden wird?" — sind die rhetorischen Grundfragen seiner Programmatik. Maeterlinck hat auf seiner Leier nicht viele Töne, aber die wenigen, die er hat, üben trotz der primitiven Einfalt seiner Technik — oder vielleicht gerade wegen dieser Einfalt — einen so dämonischen Zauber, einen so tiefen und bleibenden Eindruck aus, wie ihn eben nur ein Großer auszuüben vermag. Wir werden seiner Weltanschauung vielleicht nicht beitreten, aber wir können uns seiner künstlerischen Eigenart und ihrer fascinatorischen Wirkung nicht entziehen. Und dies alles, trotzdem seine Kunst und Denkweise völlig irrationell ist. „Es ist nützlich, von vornherein darauf aufmerksam zu machen", sagt er in der Einleitung des neuen Buches, „daß man darin vergeblich nach einer exakten Methode suchen möchte. Es besteht nur aus unterbrochenen Betrachtungen, die sich mit mehr oder weniger Ordnung um zwei oder drei Gegenstände drehen". Und wie in diesem philosophischen Buche an einer strengen Methode, so gebricht es in seinen Dramen an jedem scenischen Aufbau, jeder äußeren logischen Motivierung der Figuren. Shakspere konnte bei der Primitivität seines Theaters das erstere wagen und in buntem Gemisch lange und kurze, abgerissene und nicht endenwollende Scenen entwerfen, er konnte die äußere Einheit von Zeit und Ort willkürlich zerbrechen, um die innere Einheit und Logik der Handlung desto schrankenloser auszugestalten. Maeterlinck verzichtet auch auf diese. Das „je ne sais quoi", jenes „ich weiß nicht, was soll es bedeuten" unseres deutschen Volksliedes, das körperlose — oder gerade verkörperte — unberechenbare, unerbittliche Fatum von draußen, das ebenso unberechenbare Unbewußte in uns, das „innere Schicksal", herrscht in seinen Dramen und überspringt mit souveräner Nichtachtung alle Schranken und Stilgesetze, alle Forderungen methodischer Logik. „Unser wirkliches Leben geht tausend Meilen über dem Bewußtsein von statten", und „wir kennen uns in Gegenden, von denen wir nichts wissen" — so lauten die Grundsätze seiner Seelentragödien. Und das wunderbarste ist, daß er uns zwingt, keinen Anstoß an der willkürlichen Nichtachtung der sonst so peinlich geforderten Wirklichkeit zu nehmen, daß er uns in seinem transcendentalen, überweltlichen Schwunge fortreißt und die Realität, den Maaßstab unserer Sinne und unseres Bewußtseins, als unwesentliche, zufällige Hülle unter uns versinken läßt. Die Thatsachen sind ihm nur „die Spione oder Nachzügler der großen Gewalten, die man nicht sieht", und „wir alle handeln nach Regeln, die wir nicht kennen, und die doch allein gewiß sind". So gelingt es Maeterlinck, in farblosen und blutlosen Figuren, in verschwimmenden Umrissen und im Gewande der ärmlichsten, primitivsten, kindlichen Sprache, etwas Uebersinnliches fühlbar und sichtbar zu machen.

In dem ersten strudelköpfigen Drama Prinzeß Maleine ist die Natursymbolik noch überladen, wie



M. Maeterlinck.

die Gestalten der Menschen übertrieben; in der Folge hat sich Maeterlinck vom Ueberbieten Shaksperes frei gemacht und seine Tendenz verinnerlicht und vereinfacht. „Es giebt eine alltägliche Tragik, die viel wahrer und tiefer ist, und unserem wahren Wesen weit mehr entspricht, als die Tragik der großen Abenteuer. Mein Leben erreicht seinen Gipfel nicht nur dann, wenn ich vor einem nackten Schwerte fliehe, und ist nicht nur im Kusse hocherhaben. Ein einfacher Augenblick der Ruhe oder des Glückes enthüllt mir gewichtigere und beständigere Dinge als der Aufruhr der Leidenschaften." Man sieht: dies ist eine Verschmelzung des zeitlosen Maeterlinckschen Fatalismus mit der zeitgemäßen Alltagsphilosophie Emersons, auf die wir Anfangs hinwiesen. Die beiden nächsten Werke „Die Blinden" (Les Aveugles*) und „Der Eindringling" (l'Intruse**) stehen in diesem Sinne bereits auf der Höhe. Sie mögen sogar seine besten

*) Deutsch von Leopold von Schlözer. München bei Albert Langen.

**) Deutsch von Robert Fischer Wien 1892, bei L. Weiß. Ebenso von L. von Schlözer in München, bei Alb. Langen. Die dritte Uebersetzung mit dem abgeschwächten Titel „der Ungebetene" erschien 1898 im Theaterverlag Ed. Bloch in Berlin und ist in Heft II dieser Zeitschrift S. 128 besprochen worden.



Initial von Melchior Lechter.
Buchschmuckprobe aus „Der Schatz der Armen“ von M. Maeterlinck (Leipzig & Florenz, bei Eugen Diederichs).

sein, und jedenfalls sind sie die dramatisch packendsten und reifsten. Die „Blinden“ sind die rettungslosen, blinden Opfer eines erbarmungslosen Schicksals; ihr Führer, ein alter Priester, der einzig Sehende, ist, so meinen sie, an den Strand gegangen, während er dort in ihrer Mitte ermattet hingesunken und von dem Schlummer überwältigt ist, aus dem man nie mehr erwacht. Mit Hoffen und Harren und kleinlichem Geschwätz vergeht den Umhertastenden die Zeit. Ob es Mittag, ob Mitternacht ist, sie wissen es nicht, sie schließen es nur aus der bitteren Kälte; und wenn ein scharfer Windstoß durch das dürre Laub fährt, zucken sie zusammen, und wähnen in überfeinerten Spürsinn, es hätte sie jemand angerührt. Schließlich hören sie auch Tritte; etwas Warmes berührt ihre Hände. Es ist der Hund vom Hospize, der seinen Herrn sucht. Sie folgen ihm — und der Hund führt sie zur Leiche. Sie fühlen etwas Kaltes; sie rufen sich bei Namen; sie wissen, daß ihr Retter tot ist — und der Hund weicht nicht von der Stelle. Und wie sie noch jammern und mit kleinlichem Hader die Zeit vergeuden, hören sie ein neues Geräusch. Der Säugling der irren Mutter, der einzig Sehende, wird hochgehalten, um nach dem neuen Retter auszuspähen. Er sieht und begrüßt mit lauten Aufschrei — das anrollende Meer, das die Dämme durchbrochen hat. . .

Es ist unmöglich dieses kurze Stück in kurzen Worten wiederzugeben. Es ist so reich an unbestimmten Nuancen, unbestimmbaren Bedeutungen, unbestimmbaren Tiefen, daß es sich gar nicht in knappe, streng geschlossene Formen zwängen läßt. Seine furchtbare Wirkung liegt eben in dem Unbestimmten, Räthselvollen, in dem Contrast zwischen dem ärmlichen Geplapper der Blinden, und der ungeheuren Tiefe, die dahinter aufgähnt. Es ist das ewige Lied des Erbarmens mit der hilflosen und blinden Menschheit, das grausige Lied vom erbarmungslosen Schicksal. „Seine Figuren“, sagt ein französischer Kritiker, „sind keine Abstraktionen, sondern Synthesen. Sie sind Zustände der Seele, ja der Menschheit, Augenblicke und Minuten, die ewig sind und wirklich, kraft ihrer Unwirklichkeit“.

„Pelléas und Melisande“) ist das Lied von der verbotenen Liebe — wenn man es realistisch, nüchtern oder moralisch ausdrücken will. Aber das Stück ist in Höhen und Tiefen concipiert, wo alle äußeren Schranken — auch die moralischen — in wesenlosem Scheine zurückbleiben, und das Unberechenbare, Unbewußte, Tyrannische, das in jedem Wesen schläft, gebieterisch erwacht, um den Bruder und das Weib Golauds zur verhängnisvollen Umarmung zu zwingen. „Niemals lieben wir Die, die wir umarmen, am meisten“, klagt der Dichter des Unbewußten an anderer Stelle; es ist das wehmütige, die letzten Seelentiefen aufrührende Leitmotiv dieses an Poesie vielleicht reichsten Dramas.

Nach einer Unterbrechung durch tiefe Studien in den christlichen Mystikern, die die Uebersetzung des Ruysbroeck förderten, ließ Maeterlinck drei „Marionettendramen“ folgen. „Aladine und Palomides“ ein wunderbar zarter Nachklang der im Pelléas angeschlagenen Saite, die Studien „Intérieur“ und „Tod des Tintagiles“ berühren wieder das Thema vom Tode, hier den Tod eines hoffnungsvollen Knaben, dort die furchtbare Wirkung einer plötzlichen Todesbotschaft auf ahnungslose Menschen:

> „Wenn auf einmal in die Kreise
> Der Freude mit Gigantenschritt,
> Geheimnisvoll, nach Geisterweise
> Ein ungeheures Schicksal tritt,
> Da beugt sich jede Erdengröße
> Dem Fremdling aus der andern Welt.
> Des Jubels nichtiges Getöse
> Verstummt und jede Larve fällt.“

Wieder folgte ein stilles Jahr philosophischer Studien, die die Uebersetzungen aus Novalis („Fragmente“ und „Lehrlinge von Saïs“) zeitigten und ihren Abschluß in dem 1896 erschienenen „Trésor des Humbles“ fanden, von dem noch die Rede sein wird. Gleichzeitig erschien — zeitlich etwas später als das philosophische Essaibuch — das letzte innigste Drama, die höchste, letzte und zarteste Blüte Maeterlinckscher Dramatik, „Aglavaine und Selysette“.*) Es ist bemerkenswert, daß in diesem Drama das Schicksal sich bereits völlig verinnerlicht und vermenschlicht hat, daß es sich um den ewigen Konflikt zweier Rivalinnen um einen haltlos zwischen beiden schwankenden Mann handelt, des Schicksals Sterne also in ihrer Brust ruhen, wie bei Shakspere. Und doch hat Maeterlinck seine ganze moderne und komplizierte Seele auch in diesen uralten, ewig einfachen Konflikt gelegt. Selysette ist seine rührendste, eigenste Mädchengestalt.

Vielleicht auch seine letzte. Die Abwendung vom Drama und der Weltanschauung, die er darin vertrat, bereitete sich für jeden Tieferblickenden schon mit seinem philosophischen Essaybuche „Der Schatz der Armen“**) vor, das als „Generalabrechnung“ als Schlußstein seines bisherigen Schaffens, als Aesthetik seiner Kunst, als philosophische Kanonisierung seiner Weltanschauung den Schlüssel zu allen jenen produktiven Werken bietet. Das Buch be-

*) Paris 1896, noch unverdeutscht.

**) „Le Trésor des Humbles“, Paris 1895. Mercure de France. 12. Auflage. London (Englisch) 1896. George Allen. 8. Tausend. Deutsch von Fr. von Oppeln-Bronikowski, Florenz und Leipzig 1898 bei E. Diederichs.

steht aus 13 Essais, die in verschiedenen Phasen seiner Entwicklung entstanden, und seinen Werdegang theoretisch verfolgen lassen, wie wir es praktisch an der Hand seiner produktiven Werke thaten. Das neue Buch „La Sagesse et la Destinée“ mußte danach etwas Neues bringen, wofern nicht Maeterlinck in alte Phasen zurückfallen wollte. Und in der That hat er diese Probe der Regenerationsfähigkeit in einer Weise abgelegt, die noch sehr Großes von ihm hoffen läßt. Leise klang das Lied seiner Genesung, seiner neuen Lebenslust, als Unterton schon im Trésor an. Seitdem Maeterlinck aus Emersons Alltagsweisheit geschöpft, seitdem er sich mit Ketten an den Menschen angebunden hatte, begann die Zunahme seiner vitalen Energie, langsam, in kleinen Dosen, wie bei allen Rekonvaleszenten. Aber sie mußte einmal zur völligen Genesung, zur „tapferen vollständigen Bejahung des Lebens“ führen — und folglich auch zu einer Auseinandersetzung mit der außermenschlichen, unmenschlichen Macht des Schicksals, dem er sich bisher in thatloser Resignation ergeben hatte, wenn auch nicht in dem Maße, wie die Griechen es thaten. „Woher kommt das Unglück?“ hatte er immer gefragt. „Wohin geht es, und woran steigt es herab? Danach fragten die Griechen kaum,“ sagt er im Trésor. Und in der That hat er durch das „Interpellieren“ des Verhängnisses jene trotzige analytische Unabhängigkeit gegen seine verderbliche Macht nach und nach gemehrt und damit, von einer gewissen Kraftstufe ab, das Gefühl der Freiheit, auch dem Schicksal gegenüber, geerntet. „Es ist immer noch besser, sich mit Hilfe leerer Worte zu trösten, als untröstlich zu bleiben“ und „Wenn wir einen Augenblick aus uns heraus könnten, und das Unglück der Helden kosteten: wie viele unter uns würden dann noch ohne Bedauern zu ihrem engen Glück zurück wollen?“ — „Für den Weisen ist vom Schmerze zur Verzweiflung ein langer Weg, den die Weisheit nie durchläuft“ und „Es ist leichter, mir zu sagen, warum du dich beklagst, als mir schlecht und recht die mächtigeren und tieferen Antriebe mitzutheilen, aus denen dein Instinkt dieses Leben, über das du dich beklagst, nicht von sich stößt —“ und zuletzt das stolze Wort: „Was die Schwachen erschüttert, bestärkt die Starken“: dies sind etwa die Stufen seiner Genesung, die mit jener „völligen Bejahung“ endet, wo — in feiner Variation des bekannten Sprichworts tout comprendre, c'est tout pardonner — selbst das „Verzeihen nur ein halbes Verstehen ist“ und nur noch eines gilt: die objektive Realität. Nichts mehr von dem verzückten Stammeln und Lallen des Mystikers, der noch nach dem Ausdruck ringt. Das ganze Buch ist wie gesagt eine Auseinandersetzung des neuen „Sterns“ der menschlichen Weisheit mit dem Unstern des unmenschlichen, menschenfeindlichen Schicksals, und der Mensch geht als Sieger, als Zukunftsfroher, Hoffender, Genesender daraus hervor.



Die moderne griechische Litteratur.

Von Konstantin Macris (Athen).

(Nachdruck verboten).

Die Sprachverhältnisse Griechenlands, die Diglossie, wie man hier zu sagen pflegt, haben viel zur verspäteten Entwicklung unserer Litteratur beigetragen. Zwei Parteien standen einander schroff gegenüber; auf der einen Seite die Verfechter der populären, sogenannten Nationalsprache, die trotz allgemein beliebter, herrlicher, griechischer Gesänge — wahre Meisterstücke der griechisch-modernen Kunst — lange Zeit verachtet war, und auf der andern die Anhänger der korrekten, sorgfältig ausgearbeiteten Sprache, die gelehrte Professoren mit der alten zu identifizieren versuchten. Diese Zwistigkeiten fangen heute, dank der auf der einen oder andern Seite schweigend gemachten Konzessionen, langsam an, sich auszugleichen, ein Resultat, das wir in erster Reihe den Dichtern zu danken haben. Denn wenn die korrekte Sprache auch von den Professoren und dem Staat begünstigt wurde, so begeistert andererseits die populäre Sprache alle Schriftsteller. Fast alle, in erster Reihe unsere besten Dichter, der Stolz der griechisch-modernen Poesie: Dennys Solomos und Aristoteles Valaoritis, machten sie sich zu eigen und haben in dieser Sprache ihre besten, an Formschönheit und dramatischer Kraft gleich hochstehenden Gedichte geschrieben.



Schlußstück von Melchior Lechter. Buchschmuckprobe aus Maeterlinck, Der Schatz der Armen. (Deutsch bei Eug. Diederichs, Leipzig und Florenz).

An der Spitze dieses litterarischen Kampfes stand Jean Psychari, Lehrer am französischen Collège, dessen Werk: „Meine Reise“ einen bedeutenden Erfolg hatte. Ein Anderer, der noch wirksamer für die Verbreitung der populären Sprache thätig gewesen ist, M. E. Roïdis, erwies sich als Freidenker und Schöngeist und nimmt deshalb auch eine einflußreiche Stellung in der neuzeitigen griechischen Litteratur ein. Es sieht fast so aus, als sollte die populäre Sprache, die lebhaft, außerordentlich reich und ausdrucksfähig, sich täglich neu bereichert, in Griechenland den Sieg davontragen und die ausgetrocknete, von Professoren künstlich gehütete Gelehrtensprache vollständig verdrängen.

Erst in neuester Zeit fängt die moderne griechische Litteratur an, sich durch einzelne Werke bemerkbar zu machen, die, obgleich keine Meisterwerke, doch viel Kraft und wahre litterarische Schönheiten enthalten. Durch sie ist es denn auch gelungen, die ausländische Uebersetzungslitteratur, die Griechenland bisher fast ganz beherrschte, ziemlich zu verdrängen.

Nach der Revolution in Griechenland begann eine litterarische Bewegung. Aber die Romantik und die Sucht nachzuahmen, schadeten der aufblühenden Kunst sehr und so brauchte sie lange Zeit bis sie ihren eignen Weg fand. Selbst Alexander Rhangabé, dessen bedeutende Werke allgemein anerkannt wurden, gelang es nicht, ihr einen neuen Anstoß zu geben. Obgleich uns seine Werke heute ziemlich fade schmecken, ist es doch merkwürdig, daß er auf die jüngeren Schriftsteller nicht einen größeren Einfluß ausgeübt hat.

Die erste neukünstlerische Anregung ging von Dimitri Bikelas aus. Mit seinem vor zwanzig Jahren erschienenen Roman „Loukis Laras“ blieb er zwar anfangs unbeachtet, wurde dann aber später der anerkannte Schöpfer des modernen griechischen Romans. Sein Beispiel wirkte auf den größten Teil der jüngern Schriftsteller, die von nun an ihre Werke aus dem griechischen Leben schöpften und dessen Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche schilderten. Zu dieser Gruppe gehören, um mich kurz zu fassen, u. a. G. Drossinis, der unglückliche, im Wahnsinn gestorbene G. Vizyïnos und A. Papadiamandis.

Georg Drossinis bezaubert mehr als alle Andern. Alles was er in Prosa oder in Versen geschrieben hat, atmet die Anmut des griechischen Lebens und die Schönheit des griechischen Landes. Seine besten Werke sind „Amaryllis“, „Chrissoula“, „Feldbriefe“, „Idyllen“ und zwei oder drei kleine Gedichtsammlungen. Die Lektüre dieser Schriften giebt einen nachhaltigen Eindruck von der Poesie des Landlebens und erinnert vielfach an den Reiz der klassischen hellenischen Litteratur.

A. Papadiamandis ist der Sänger des Meeres. Sein Lieblingsthema bilden die griechischen Seefahrer, das Leben der armen Fischer, die schönen Inseln des ägeischen, oder die veilchenübersäten Inseln des jonischen Meeres. Kleine Fischerboote in der blauen Flut, große im Gewittersturm an rauher Felsenklippe, zerschellte Segelschiffe bilden eine fast ständige Staffage seiner reizenden Geschichten. Durch ihn wurde in Griechenland der Geschmack an diesem schildernden Genre rege. Seine Erzählungen und Novellen erschienen in verschiedenen Zeitschriften oder Zeitungen, besonders in „Hestia“ (s. unten „Echo d. Zeitschriften“) oder in der „Akropolis“ einer Tageszeitung. Sie alle zeigen uns seine unbezwingliche Liebe zum Meere. Er liebt es zärtlich und schildert es uns oft als eine verführerische holde Nymphe. Aber grollend und erregt wird sie ihm zur gefährlichen Sirene, die mit den Herzen der Männer spielt und den verzweifelten Kampf des Einen und die Todesangst des Andern mit Wollust genießt.

Georgios Vizyïnos endlich ist der Verfasser der schönsten Werke der neugriechischen Litteratur. Er ist der geborene Psycholog. Er untersucht die geheimsten Falten der menschlichen Seele. Griechenland beweint in ihm einen seiner besten Söhne, der einst zu so stolzen Hoffnungen berechtigte, um dann leider geistiger Umnachtung zu verfallen. Seine ersten Versuche gleichen kleinen zarten Blumen, deren Duft ein großes Feld nicht zu erfüllen vermag. Von ihm sind uns nur einzelne Gedichte, einige sehr eindrucksfähige kleine Novellen und ein Roman „Moskof-Sehim“, sein letztes Werk erhalten. Es ist die Geschichte eines alten türkischen Soldaten und Russenfreundes, in großem Stil und mit echter Kunst geschrieben; obgleich die Darstellung noch nicht künstlerisch gezügelt ist, dürfte es doch das beste seiner Werke sein.

Ein anderer Schriftsteller, André Raskavitza ist durch seine schönen Ethnographieen, seine Bilder aus Rumelien, „Die Schmiegsame“, „Bilder aus Thessalien“ und „Der Bettler“, ein sehr beliebter Erzähler unserer Tage geworden. Als begeisterter Verehrer des Lebens und der Natur seines Vaterlandes hat er die Sujets seiner Romane und Novellen stets dem heimatlichen Boden entnommen. Bauern, Hirten, und die ganze Welt, die in erster Reihe in den populären griechischen Gesängen sich wiederfinden, erscheinen abwechselnd in seinen Erzählungen, deren Lektüre wirklichen Genuß bereitet. Er zeigt uns die Seele der Griechen in ihrer ganzen Eigenart. Zuweilen aber erhebt er sich bis zur Höhe epischer Poesie, wenn er wie in „Zachos“ die heroischen Gestalten der neugriechischen Zeit schildert. Er ist der griechische Schriftsteller im besonderen Sinne des Wortes, der poetische Herold seines Landes, dessen Schönheit und Wesen er mit soviel Liebe schildert und von dessen glorreicher Vergangenheit und Größe seine Phantasie sich ausschließlich nährt

Gregor Xenopoulos, um noch diesen zu nennen, ist in erster Reihe Künstler. Von der entzückenden Insel Zante im jonischen Meer, diesem meerumspülten Blumengarten, spricht er uns in seinem letzten Werk „Margarita Stefa.“ Er schildert sie in der märchenhaften Pracht ihrer hochzeitlichen Schönheit, führt uns in das blumendurchduftete Land und unter seine Bewohner, die fern vom Getriebe des übrigen griechischen Lebens eine Welt für sich bilden. „Margarita Stefa“ ist ein Gedicht in Prosa, das unsere ganze Aufmerksamkeit fesselt, denn wir finden darin fast die vollständige Geschichte dieser Insel. Und obgleich jede Seite des Buches ein Gemälde ist, verrät es doch alle Eigenschaften des realistischen Schriftstellers, der lebensächte Gestalten zuschaffen weiß.

(Aus der „Revue des Revues“.)



Erstlingswerke

„Auf Leben und Tod."

Zwei Erzählungen von **Hermann Stehr.** Berlin. S. Fischer, Verlag; M. 2,—.

Ein neues Buch. Ein neuer Schriftsteller. Ein neuer Dichter! — Es ist nicht ganz leicht, sich über den Eindruck Rechenschaft zu geben, den dieses in vieler Beziehung merkwürdige Buch hinterläßt, aber daß der Eindruck ein tief poetischer ist, daß eine ungewöhnliche Anschauungs- und Vorstellungskraft in diesen Erstlingserzählungen steckt, das muß jedem sofort auffallen.

Erstlingserzählungen! Sie lesen sich nicht wie solche. Sie sind bewußt und reif. Nicht immer nach der technischen Seite. Da stört mancher flache Ausdruck, manche dürre Phrase, die irgend jemand anderes in das farbig glühende, von Leidenschaft zitternde Buch geschrieben zu haben scheint. Jemand, den des Autors springende, lückenhafte Darstellung erschreckte, der sie vielleicht für unzugänglich, unverständlich hielt. Sie sind ziemlich häufig, diese Stellen, wo man erschrocken ausruft: „dürr! philiströs!" Aber unendlich viel zahlreicher sind die Stellen, wo man staunt: „Hinreißend! schön! ergreifend!"

Unwillkürlich hab' ich damit begonnen, von Einzelheiten zu reden, ehe ich den Gesamteindruck beschrieb. Das ist nicht recht, aber vor diesem Buche kommt man leicht dazu. Es ist wie ein Wald, den man vorläufig nicht sieht, vor lauter saftstrotzenden, grünen, rauschenden Bäumen. Sie rauschen machtvoll. Man blickt hierhin und dorthin, überall Bäume, starke Bäume, die rauschen, und eine rote Sonnenuntergangsbeleuchtung, in der jedes Gräschen zu brennen scheint. Und so von einem Ende des Bildes bis zum andern. Kein Berg und kein Thal, immer dieselben dichten, die Aussicht versperrenden Bäume; kein Tag und keine Nacht, immer dieselbe erhöhte rote Beleuchtung, wo jedes Gräschen brennt.

Traumschrecken! Freilich ist's ein wunderbar wirklicher Traum. Aber mit Motivierung befaßt er sich doch nicht, und daher bleibt der Traumeindruck obenauf. Auch im Zauberhaften. Oder, in der Malersprache: eine ausgezeichnete Farbenfreudigkeit mit Bevorzugung der starken, lebhaften, satten Töne, die aber gleichmäßig auf die Figuren des Bildes wie auf den Hintergrund verteilt sind, und daher die Gesamtwirkung etwas gleichförmig-unruhig machen. Die Zeichnung hintangesetzt, fast nur spurweise angedeutet. Der Gesamtwert liegt in der Stimmung.

Soviel vom „Wie". Jetzt das „Was".

Die erste Erzählung heißt: „Der Graveur, eine psychologische Monographie". Man sieht, der Dichter befindet sich nicht mehr im Stande der Unschuld. „Eine psychologische Monographie". Diese Unterbezeichnung, die von der schönen Naivetät des Namens „Erzählung" so litterarisch-angekränkelt absticht, scheint von demselben Schalk herzurühren, der dem stürmenden Poeten die dürren Erklärungen in sein Manuskript geschrieben. Es thäte gut, wenn der Herr Verfasser diesen Mitarbeiter fortjagte*) Dieser wissenschaftlich gebildete Mitarbeiter ist untauglich für Hermann Stehr, der den Winteranfang schildert wie folgt:

„Darnach fiel der Winter aus dem toten Himmel auf die tote Erde. Er stürzte herunter wie ein Wüterich, in jeder Faust einen Sturm. Und als er die beiden Fäuste öffnete und die Stürme freiließ, da schien die Welt verloren. Peitschende, beißende Schneewolken gingen nieder, die Wälder donnerten, die Schindeldächer knarrten, die schutzlosen Sträucher auf dem Felde lagen vor ihm auf den Knieen und flehten ihn um Gnade an; die mitleidigen Sterne aber schlossen vor Grauen ihre schönen tiefen Augen, als das Unwetter losbrach."

Nun, mich freut es, wenn einer den Winter hinstellt, „herunterstürzend auf die tote Erde wie ein Wüterich, in jeder Faust einen Sturm." So haben alte Germanen den grimmen Frostriesen dräuen sehen, so sehen phantasievolle Kinder die Natur an. So sieht der Dichter. — Aber Psychologie? — Keine Frage, daß der Dichter die Psychologie in den Fingerspitzen hat, wenn er ein rechter ist, aber er muß es nicht wissen, das geht ihn selber gar nichts an! Die lesen nachher die andern aus seinen Werken heraus, wie aus dem Leben selbst, nur hat er das Ding für dies Herauslesen vorbereitet, hat es in einen Rahmen gefaßt, hat es „mit allen Würzlein ausgegraben". Drum studiert sich's an ihm oft leichter, als direkt am Leben.



Stehr hat sich in dem „Graveur" die furchtbar schwierige Aufgabe gestellt, das Innenleben eines Schwerverletzten, ins Hirn Getroffenen, zu malen. Furchtbar schwierig, weil er durch die Verwundung auch der Sprache beraubt worden ist. In diesem kranken Kopfe hat sich Stehr häuslich niedergelassen und sieht Punkt für Punkt die Krankheit immer mehr gesundes Gebiet erobern. Wir müssen ihm glauben. Es giebt zwingende Stellen in dieser Schilderung. Aber die Schwierigkeit des Gesunden, einen Kranken, geistig Gehemmten zu verstehen, liegt wie ein ängstlicher Bann über dem Leser. Wunderbar ist die Stelle, wo der unselige Graveur zum Gedankenhören gelangt. Er hört, was die Pferde sprechen, ganz deutlich. Hier berühren sich Märchen und pathologische Wissenschaft, Intuition und Empirie aufs Ueberraschendste. Da reicht Stehr an Dostojewsky, da kann man das Höchste, das Größte von ihm erhoffen: Die Fälschung der Sinneswahrnehmungen ist hier und bei dem Morde meisterhaft dargestellt, das Schweben zwischen geistiger Verworrenheit und dem Verantwortungsgefühl des Gesunden unübertrefflich. Ob freilich das Ende selbst ganz zutreffend ist, ob einem derartig Kranken noch einmal die volle Selbstbeurteilung möglich wird,

---

*) **Bei einer zweiten Auflage wäre auch eine Austilgung der unzähligen sinnentstellenden Druckfehler notwendig.**

und ob er dann seine Krankheit als Verbrechen ansehen kann, ist mir etwas zweifelhaft. Man glaubt eher an ein vollständiges Versinken.

„Meicke, der Teufel“ ist reicher, da sind die Nebenpersonen voller mit beleuchtet. Auch hier handelt es sich um einen bösen Kranken. Aber während der Graveur aus sittlicher und intellektueller Höhe durch die Krankheit langsam herabsinkt, versucht Marx den umgekehrten Weg zu finden. Er strebt verzweiflungsvoll hinauf. Ja, wenn nicht Meicke, der Teufel, hinter ihm drein wäre und ihn immer wieder ins Elend, in Verkommenheit und Schuld hinabzöge! Da hält das Hinaufkommen schwer.

Wer ist Meicke? Wie sieht der Teufel des armen, trunksüchtigen, mit Phosphornekrose gequälten Arbeiters von der schlesisch-russischen Grenze aus? Es ist ein schwarzer häßlicher Hund, borstig und schmutzig, bissig und zudringlich und von verzweifelter Anhänglichkeit an den Verkommenen. Da haben wir wieder den Dichter Hermann Stehr! Diese Hundegestalt ist wundervoll. Ganz Hund und ganz Symbol; ein echtes Gespenstervieh, das sich, als sein Herr endlich im Grabe liegt, „einem Andern an die Fersen heftet“.

Marx strebt aufwärts, vergebens, aber er strebt. Und gleich ihm ist in der Frau Strumpf, mit der er zusammenlebt, der inbrünstige Drang nach Reinheit, nach Aufschwung. Hier wird der Dichter zum innig und barmherzig mitempfindenden Bruder. Hier mehr als irgendwo in seinem tiefsympathischen Bu[illegible]e. Die arme Seele, die Frau erringt etwas, sie darf sterben für ihr Kind, mit jenem Lächeln, das sie so jung macht“. Und das Kind selbst, die Mariela, das ist eine Figur wie aus einem altdeutschen Holzschnitt, so herb, so schmal, so in sich versteckt und doch so voll vom keuschen Liebreiz des Vorfrühlings. Ich freue mich auf ein neues Werk von Hermann Stehr. „Sie haben den Teufel im Leib, diese Schlesier“, darf man mit einer kleinen Variation von ihm sagen. Scharfer Wirklichkeitssinn, überquellender Reichtum des Gefühls, eine volkstümlich schaffende Phantasie — Alles ist da, aber die Form wird bei ihnen nicht mit dem Inhalt zugleich geboren, ist nicht eins mit ihm. Und deshalb verachten sie die Form.

Aber — wir stehn ja hier vor einer neuen Kraft, die sich unzweideutig groß ankündigt. Warten wir, was uns Hermann Stehr bringt, wenn er das Gebiet des Pathologischen und der äußerlichen Gewaltsamkeiten verlassend nicht in Monographien mehr, sondern in Kompositionen sich auslebt. Glück auf!

Zürich. *Ilse Frapan.*

Filippo Lippi.

Trauerspiel in 5 Aufzügen von **Eberhard König.**
Berlin, S. Fischer, Verlag. Preis M. 2.—

In seinen „Vite de' più excellenti pittori“ erzählt Vasari von dem Maler Filippo Lippi (1406—1469) ein Geschichtchen, in dem sich die Frührenaissance mit ihren Ahnungen eines neuen freieren Geisteslebens gleichsam selbst symbolisiert. Lippi war Karmelitermönch dem Kleide nach, in Gesinnung und That aber einer der leichtfertigsten Kerle, die das leichtlebige Florenz gezeugt. Eines Tages, als er in Prato bei den Nonnen von Santa Margherita eine Tafel für den Hauptaltar malte, sah er durch Zufall Lucrezia Buti, die Tochter eines edlen Florentiners, die als Novize im Kloster war. Ihre Schönheit berückte ihn derart, daß er im Wachen und Traum nichts anderes mehr empfand, als den Zauber ihrer Reize. Um mit der jungen Maid in näheren Verkehr zu kommen, bat er sie, ihm als Modell zur Mutter Gottes seines Bildes zu dienen. Sie willigte ein; der Adonis im Mönchsgewand hatte es ihr ebenso angethan, wie den Florentinerinnen, die er früher mit einem Blick gewonnen. Diesmal aber war es kein Spiel, in das er sich eingelassen. Von Tag zu Tag wuchs die Leidenschaft in ihm wie in ihr. Und als sich dann die günstige Gelegenheit traf — Lucrezia war ausgegangen, eine Reliquie, den Gürtel der heiligen Jungfrau zu beschauen — entführte Fra Filippo die Geliebte. Natürlich machte die Sache ein böses Aufsehen und dem Pärchen drohte eine zeitlang Gefahr für Leib und Leben. Cosmo Medici nahm sich aber der beiden an und ihm gelang es auch, den Papst zur Nachsicht und Milde zu stimmen, so daß schließlich der hl. Vater dem Bruder pittore Dispens zur Ehe erteilte. Ein Ehebund zwischen Mönch und Klosternovize, eingesegnet vom christlichen Pontifex — ist das nicht das Ende des Mittelalters? Mit einem Hochzeitsreigen hebt die neue Zeit des Humanismus und der Lebensfreude an.

In diesem Sinne habe ich stets das Geschichtchen aufgefaßt, als einen fröhlichen Prolog zu dem großen Schauspiel: Renaissance, in diesem Sinne es auch selbst in meiner Dichtung „Menschheitsfrühling“ verwertet. Einen Augenblick war ich daher erstaunt, als ich vor etwa Jahresfrist das Manuskript eines Dramas empfing, dessen Titel „Fra Lippi“ lautete, das aber nicht als Lustspiel, sondern als Trauerspiel bezeichnet war. Aber was liegt schließlich daran, aus welcher Stimmung heraus, unter welchem Gesichtspunkte der Poet einen Stoff betrachtet, wenn nur die Stimmung eine innerlich poetische, der Gesichtspunkt ein wahrhaft künstlerischer ist. Und das wurde mir beim Lesen des Manuskripts bald gewiß, daß das Werk in seiner Art vollauf berechtigt war, daß ich es in dem Verfasser des Dramas, Eberhard König, mit einem noch jungen, aber ebenso hochstrebenden wie tief empfindenden Dichter zu thun hatte. Noch ist die Eigenart Königs erst im Werden, in der Sprache finden sich noch reichlich Spuren des Angelernten, in das Pathos klingen Töne Hebbels oder auch Wildenbruchs hinein, und auch die Charakteristik ist noch nicht ganz frei und selbständig. Und doch ist ein starker Unterstrom eigenen Sinnens und Gestaltens nirgends zu verkennen; es geht ein Rausch brünstigen Gedanken- und Leidenschaftslebens durch das Werk, das mit Religion im tiefsten und reinsten Sinne des Wortes gesättigt ist. Was ich dem Dichter nach dem Lesen des Manuskripts schrieb, das darf ich jetzt, wo sein Drama im Druck erschienen ist, vor der Oeffentlichkeit bezeugen. Wie mir scheint, hat König die Anregung zu seinem Werk durch Hagens Florentiner Künstlergeschichten, die bereits fünfzig Jahre alt sind, gewonnen. Sicherlich aber hat er dem Erzähler, der Vasaris Notiz zu einem Roman mit tragischem Ausgang ausgesponnen, die Handlung und sämmtliche Personen entlehnt. Unnützer Weise auch das geschichtliche Durcheinander, das in der Erzählung sich breit macht. Riccardo Albizzi, von dem bei Hagen und König die Rede ist, wurde bereits 1434 endgültig aus Florenz vertrieben; um diese Zeit aber war Benozzo Gozzoli kaum vierzehn Jahre alt, Enea Silvio in bescheidener Sekretärstellung, keineswegs schon Papst (Pius II.) und Borbottone kann schwerlich Schüler Giottos sein, denn dieser starb bereits 1337. Wenn ein Dichter um höherer künstlerischer Zwecke sich die Geschichte nach seiner Weise zurechtstutzt, so ist nichts dagegen einzuwenden; aber da wo die Genauigkeit dem Kunstzweck keinen Eintrag thut, ist sie für den Dichter Pflicht, wie für alle Welt sonst.

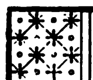
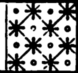
In der Erzählung Hagens wird die einfache Liebesgeschichte Fra Lippis, wie sie Vasari berichtet, zu einer Art Kriminalroman erweitert. Lippi hat eine alte Hexe zur Verwandten, die wie ein Dämon immer wieder in sein Leben eingreift, um ihn, wo sie nur kann, zu erniedrigen, ihn in den Schmutz, in dem ihr eigenes Dasein verrinnt, aus dem aber der Künstler sich emporgerungen hat, zurückzuziehen. Unter ihrem Einfluß steht der verkommene Maler Borbottone, dessen ursprünglich große Natur sich nur noch durch den gewaltigen Neid kundgiebt, den jeder Erfolg der Andern in ihm wachruft. Besonders verhaßt ist dem Finsteren das Sonnen- und Glückskind Lippi. Und als dieser sich die Liebe Lucrezias gewinnt, desselben Mädchens, das den Neidling wie ein ekles Thier von sich gestoßen hat, erhebt sich Borbottones Haß ins Tollwütige. Mit dem Messer stößt er Lippi nieder . . . König hat diese Handlung mit all ihren Einzelheiten übernommen, hinzuerfunden hat er, wenn

ich mich recht erinnere, keinen irgendwie wichtigen Zug. Aber er hat jeden Zug unendlich vertieft, er hat all die schattenhaften Andeutungen Hagens in Blut und Leben umgesetzt und die Victor Hugosche fast kriminale Romantik der Erzählung ganz in Psychologie und ethische Symbolik verwandelt. Vor allem aber auch die Prosa in klingende, stürmende, jubelnde Poesie. Dieser Lippi, wie ihn König auffaßt, muß zu Grunde gehen; er ist nicht reif für ein reines, höchstes Lebensglück, weil eine trübe Vergangenheit auf ihm lastet und er das Glück, seinem Gefühl nach, nur durch Frevel zu erringen vermag. Der Charakter des Helden wie die meisten andern Gestalten sind groß empfunden und groß angelegt. Aber es verrät sich doch an ihnen die Jugendlichkeit des Dichters. Sie sind alle überaus wortreich und zeichnen mit Vorliebe Selbstporträts, d. h. sie geben mit allzu starker Absichtlichkeit fortwährend ihr Innerstes preis und sind sich ihrer geheimsten Triebe und Regungen allzudeutlich bewußt (z. B. S. 33). Von der Sprachgewalt des Dichters mag die folgende Stelle Zeugnis ablegen:

. . . . . . O wir verstehn uns,
Der Bruder Sturm und ich! Wenn er den Eichen
Mit beiden Fäusten in den busch'gen Schopf
Wollüst'gen Grimms gefahren, sie geschüttelt,
Und ihren Trotz geohrfeigt und dann — heidi!
Wie'n hungrig lechzend Raubtier, wie ein Wolf
Rennt er aufheulend über's dunkle Feld,
Und ringsum alles johlende Empörung,
Wie einer Pöbelrotte! Das war Spaß!
Ich war dabei! Da jauchzte die Seele mit,
Und Sturmwinds schwarze Drachenschwingen trugen
Den Unruhaufschrei mit sich meines Innern;
Ja! Was sich wühlend in den Arno stürzte
Und seinen Gischt wild über die Ufer warf,
Das war mein Grimm und mein Ungestüm,
Mein Aufruhr! (Jauchzend.) Hörst Du mich da draußen toben?

Bruder Sturm! Der Pantheismus, den dieses Wort birgt, geht mächtig durch die ganze Dichtung. So bestimmt aber, wie das Werk den Dichter, den reichbegabten Dichter, so sicher bekundet es den kraftvollen Dramatiker. Noch wird allerdings das Dramatische durch Reflexion vielfach überwuchert. Und wie das Drama theatralisch wirken wird, darüber wage ich nichts vorauszusagen.

Charlottenburg. *Heinrich Hart.*

 **Echo der Zeitungen** 

Die Allerjüngsten und ihre Artistenlyrik.

Von **Fritz Mauthner** (Berlin).

Die graue Theorie.

I.

Seit Monaten sorge ich mich um die undankbare Aufgabe, von der allerneuesten Entwicklung der deutschen Lyrik ein richtiges Bild zu gewinnen und den Eindruck ohne ein spöttisches und ohne ein rühmendes Wort des Vorurtheils wiederzugeben. Undankbar ist diese Aufgabe ganz besonders, weil die stillen Herren aus dem neuen lyrischen Bunde sich gewiß sagen werden: „Was stört er unseren Kreis, wenn er uns nicht bekämpfen oder auf den Schild erheben will? Warum will er Stellung zu uns nehmen, wenn er nicht heiß und nicht kalt ist, sondern lau gegenüber unseren unerhörten, unvergleichlichen und unsterblichen dichterischen Wunderwerken?" Nun, es muß nicht immer Lauheit sein, wenn ein Leser von einem Dichter sehr gemischte Gefühle erfährt, wenn ich mich zum Beispiel eine ganze Weile dem musikalischen Sprachzauber dieser allerjüngsten gern träumerisch hingebe, die anmuthigen Bewegungen der Reime behaglich verfolge, zu den flotten Purzelbäumen der Verse beifällig lächle, bis dann plötzlich ein allzu kühner Purzelbaum mißlingt, der Bann gebrochen wird, und ich den Traum, höchste und reinste Poesie genossen zu haben, mit einem herzlichen Gelächter oder gar mit einem Fluche abschüttele. Diese starke Empfindung, zugleich ergriffen und gefoppt zu sein, ist eine Thatsache meines Bewußtseins, genau so, wie für die französischen und deutschen Pfleger der Artistenlyrik die wunderlichsten Stimmungen Thatsachen des Bewußtseins sind.

Zwischen den französischen und den deutschen Dichtern bestehen einige Unterschiede. Auf französischem Boden ist die merkwürdige Pflanze fast natürlich erwachsen und hat schon vor etwa zehn Jahren ihre üppigsten Blüten getrieben. Ein Franzose, der berüchtigte Verlaine, hat echte poetische Töne gefunden, die gelegentlich packen können wie die melancholischen unter den Gedichten Heines; ein Franzose, der verstiegene Mallarmé, hat den Preis der unfreiwilligen Komik davongetragen; die Deutschen, die nur zu ihrem eigenen Schaden das äußerliche Wesen dieser Pariser Clique nachzuahmen versucht haben, zählen unter sich einige zuverlässige Herren, die das weite Feld der unfreiwilligen Komik bebauen und dabei trotzdem von Zeit zu Zeit ein verblüffend feines Wort für ihre dichterische Stimmung finden, aber eine Persönlichkeit von der Kraft Verlaines besitzen sie nicht. Ihr gegenwärtig anerkanntes Haupt, Stefan **George**, ist ein Dichter, ein wirklicher; es ist ihm gegeben, in der Geheimsprache seiner Schule zu sagen, was er leidet; in unserer deutschen Muttersprache, mit der doch Goethe gar nicht so übel ausgekommen ist, seine Geheimnisse zu verraten, ist ihm leider nicht gegeben. Es hängt das aufs Engste damit zusammen, daß diese ganze Dichterei vorerst nur für die Eingeweihten da sein, daß sie als Artistenlyrik leben oder sterben will. Ich muß diese Bezeichnung zunächst erklären.

In Frankreich ist, auch für das Drama und den Roman, vor etwa 20 Jahren das Schlagwort „l'art pour l'art" aufkommen, „die Kunst um der Kunst willen". Wir haben das Schlagwort bis zur Sinnlosigkeit wiederholt und es ist doch, mit Verlaub, von Hause aus ein Unsinn. Kunst wird niemals für die abstrakte Kunst geschaffen, sondern nur für Menschen, die sie aufnehmen können, für Menschen mit Augen und Ohren. Die überfeinerten oder nervenkranken Leute, die das Schlagwort l'art pour l'art aufgebracht oder auf ihre Fahne geschrieben haben, stellten sich natürlich auch nur lebendige Menschen als ihr Publikum vor, freilich auserlesene Menschen mit künstlerisch ausgebildeten Augen oder Ohren. Weil sie in sich nicht die Kraft fühlten, gemeinverständlich wie Homer und Shakspere und Goethe dem ganzen Volke zu suggerieren, was sie Neues mitzuteilen hatten, darum erfanden sie, durch Armut stolz gemacht, die traurige Weisheit: es schreibe so ein neumodischer Dichter nicht für sein Volk, sondern nur für seine Gemeinde. Für Künstler,

wie er selbst einer ist, für die Leute vom Bau, die die Schwierigkeiten des Versmaßes und des Reims zu würdigen wissen, für Artisten. So giebt es bei einem vornehmen Zirkus in jeder großen Vorstellung besondere Nummern der Pferdedressur und der Gymnastik, die nur bei Fachmännern Beifall finden können. Der Vergleich wäre gewiß unwürdig der hohen Dichtkunst, wenn es sich bei dieser Artistenlyrik um die Seelenkünderin Poesie selbst handeln würde und nicht zunächst um Versdressur und Reimgymnastik. Dieser Auffassung scheint die Behauptung der jungen Dichter in Frankreich und in Deutschland gegenüber zu stehen, daß ihnen die Form Nebensache sei, daß die künstliche Form nur der funkelnagelneuen Aufgabe diene, Stimmungen auszudrücken, die angeblich bisher nicht zu Worte gekommen sind. Was die Maler mit Recht für sich beanspruchen und die Musiker, aus den wenigen Farben ihrer Palette, aus den wenigen Tönen ihres Klaviers unbekannte Akkorde versuchsweise zu mischen, das verlangen die Dichter billig auch für sich. Als ob Lessing nie gelebt und nicht mit seiner glänzenden Klinge für immer eine Grenze gehauen hätte zwischen der Poesie und der Malerei (die Musik lag ihm ferner), so taumeln die großen und kleinen Talente der Artistenschule zwischen den Künsten umher. Ihr Ideal scheint ein Mischmasch zwischen Poesie, Malerei und Musik zu sein, während Manchem von uns schon die Modefarbe einer Saison, schon die Harmonien junger nachahmender Komponisten wie Mischmasch erscheinen. Hier trennt ein Abgrund die deutsche Lyrik von der französischen.

Die französischen Dichter hatten alle Ursache zu dem Versuche, neue Darmseiten auf ihre alte Lyra zu ziehen. Die französische Lyrik ist für unsern Geschmack, offenbar jetzt auch für den Geschmack der jungen Franzosen, zu nüchtern, zu regelrecht. Schon zu Anfang unseres Jahrhunderts trat so der geniale Alfred de Musset dem klassischen Schulmeister Frankreichs mit dem übermütigen Verlangen entgegen, die Poesie müsse unvernünftig werden (déraisonner); es war der Kriegsruf einer Revolution gegen die langweilige Herrschaft der Regel und Konvention. Für unser Empfinden ist Musset der einzige große französische Lyriker geblieben. Verlaine hat in einem hübschen Gedichte, das sich nur zu sehr auf die technische Poetik einläßt, vor etwa fünfzehn Jahren das Programm Mussets wieder aufgenommen. Dieses Programm ist für uns fast unübersetzbar, weil es die Gewohnheiten der französischen Dichtkunst zur Voraussetzung hat. Einige Forderungen müssen uns genügen: vor allem Musik; nichts sei kostbarer als die trunkene Dichtung, in der das Unbestimmte mit dem Klaren sich verbindet; keine Farbe, nur die Nüance, die allein die Flöte dem Horn vermählt, den Traum dem Traume; und wieder und wieder Musik. Verlaine selbst hat zu diesem Programm (sicherlich nicht nach ihm) viele ganz entzückende Gedichte geschrieben.

Die Streber der Artistenschule, die Verlaines Talent nicht besaßen, haben sich strenger an sein Programm gehalten, als er selbst. Musik und Unbestimmtheit müssen für Poesie gelten. Und wenn es noch Musik wäre! Da giebt es einen Reimer, der uns in einem Sonette die Mysterien der fünf Vokale beibringen will, so zwar, daß dabei Vokale und Konsonanten einen wahnsinnigen Tanz ausführen. Die von Verlaine gewünschte Unbestimmtheit geht schon ins Aschgraue, die Trunkenheit bis zum Torkeln. Man könnte glauben, ein Deutscher verstehe die Feinheiten der französischen Sprache nicht genügend, um ein französisches Gedicht unverständlich erklären zu dürfen. Da muß ich mich denn auf Jules Lemaître berufen, vielleicht den feinsten Pariser Kritiker, der sich einmal über den schon genannten Mallarmé in köstlicher Weise lustig gemacht hat. Anläßlich eines Gedichtes von Mallarmé, das ins Englische übersetzt worden war, sagt er ironisch: „Die Ausländer sind vielleicht fähiger als wir, diese Poesie zu verstehen; sie brauchen den französischen Sprachgebrauch nicht zu vergessen, bevor sie lesen.“

Die litterarische Revolution gegen verknöcherte Regeln ist in Frankreich für den Lyriker eine Notwendigkeit; seit hundert Jahren beinahe begann jedes starke Talent mit der Auflehnung gegen den klassischen Schulmeister. Die Jünger der deutschen Artistenlyrik hatten wahrhaftig nicht nötig, das nachzumachen. Wonach die besten Franzosen sich sehnen, das besitzen wir in den Versen Goethes, Heines, Lenaus, um nur drei Namen zu nennen. Aber seltsam: die um Stefan George berufen sich nicht auf unsere großen Lyriker (den fast liturgischen Bückling vor der Gottheit Goethes abgerechnet), sondern auf Wagner, auf Nietzsche, auf Böcklin, auf Klinger. Sie meinen es gut; jedem Bereiche möchten sie das wertvollste entnehmen, der Philosophie Gedanken, hoch bis zur Unsichtbarkeit, der Musik die Fähigkeit, Lieder ohne Worte zu dichten, der bildenden Kunst zugleich starre Statuenhaftigkeit und impressionistische Farben. Daß sie es dabei leicht versehen und namentlich Philosophie mit der unklarsten Mystik verwechseln, daß sie Beschreibung von Bildern und geistlose Tonmalerei für farbenprächtige oder für wohllautende Poesie halten, das ist der Irrthum, in dem gerade ihre Talente befangen sind. Einige haben es dem schrecklichen Mallarmé abgeguckt, keinen Punkt und kein Komma zu schreiben und so schon für das Auge die Sätze durcheinander fließen zu lassen, zur Qual des Lesers; so machen sie auch keinen Punkt und kein Komma zwischen den einzelnen Künsten. Sie glauben, Lessings Lehren überwunden zu haben, weil sie nicht im Stande sind, sie zu befolgen. (Schluß folgt.)

Aus dem „Berliner Tageblatt.“

Auszüge.

Deutschland. In die Klage über den Tiefstand unserer Jugendlitteratur, über die schon neulich (Sp. 434) zu berichten war und noch an anderer Stelle zu berichten ist (s. unten „Der Kunstwart“), stimmt auch ein Artikel von Dr. J. Wiese in der „Tägl. Rundschau“ (295) ein, dessen Ausführungen wir u. a. entnehmen, daß in den größeren Städten, auch in Berlin, seitens der Lehrervereinigungen besondere Ausschüsse zur Prüfung von Jugendschriften thätig sind, die es sich zur Aufgabe machen, den Büchermarkt zu durchforschen und der Oeffentlichkeit mitzuteilen, was sie empfehlen können oder ablehnen müssen. Wiese verlangt von der Jugendschrift, daß sie bildende Elemente enthalte. Die sogen. Schriften „zur Unterhaltung der Jugend“ sollten ausgeschlossen werden. „Das Kind hat gar kein Bedürfnis nach Unterhaltung in dem Sinne, wie wir, die Großen, sie suchen. Einmal kennt die Jugend eine solche geistige Ermüdung überhaupt nicht — oder sollte sie wenigstens

nicht kennen —, in der der Erwachsene nach abspannender, konzentrierter Geistesarbeit zum Feuilleton greift, und andererseits läßt eine gesunde Erziehung das Kind seine Erholung im Spiele suchen.“ Unter den einzelnen Arten der Jugendschriften seien die historischen und kulturhistorischen zu bevorzugen. Märchen, deren pädagogischer Wert von vielen Autoritäten bestritten wird, seien nur sparsam zu reichen, insbesondere alle Grusel- und Gespenstergeschichten zu verwerfen. Zu warnen sei auch vor der sogen. Indianerlitteratur, nicht den Robinsonaden und ethnographischen Reisegeschichten, sondern vor den zahllosen Machwerken, „die von gewinnsüchtigen Verlegern als Kolportagelitteratur Kindern und Halberwachsenen in Tausenden von Exemplaren in die Hände gespielt werden und mit ihren Blut- und Schauerszenen verwildernd auf die Jugend wirken.“

Für das wachsende Interesse an unserer modernen Litteratur dient als Symptom die Thatsache, daß immer mehr Tageszeitungen, auch von den kleineren, das Bedürfnis empfinden, von Zeit zu Zeit in zusammenhängenden Feuilletons oder ganzen litterarischen Beilagen ihren Lesern über neue Belletristik zu berichten. Eine solche belletristische Rundschau der „Frankf. Ztg.“ vom 21. Dez., die sich mit dem oft bemerkten Umstand beschäftigt, daß die Zahl der schreibenden Frauen rasch und rascher zunimmt, sucht die verschiedenen Gruppen dieser modernen Schriftstellerinnen zu charakterisieren. Die Mehrzahl bestehe aus solchen, die „gar nicht die Absicht haben, künstlerisch zu wirken, sondern die lediglich sagen wollen, was sie leiden. Das Schicksal ihrer Beicht- und Anklageromane mag ihnen gleichgiltig sein, nachdem sie sie sich vom Herzen gesprochen . . . Ueberhaupt zeigen sich die Frauen in der Litteratur als große Kinder. Und ihr schönstes Märchen heißt: die Liebe. An dem hängen sie mit ganzer Seele. Da werden ihre Seiten lebendig, ihre Worte beginnen zu tönen, eine schwere, süße Stimmung greift Platz. Man fühlt, das ist das Schicksal, ihr Schicksal, das sie besingen. Zwischen den Zeilen bebt es von verhaltener Innigkeit. So kann kein Mann die Liebe schildern; dieses völlige Sichauflösen im Andern, diese rastlose Hingabe, diese überwältigende Güte und diese lächelnde Kraft der Seele ist Frauenart und Mutterart. Aber dann wieder die erkältenden, thörichten Blätter von der Liebeserfüllung. Hier versagt ihre Darstellung. Sie wird verwirrt, unglaubhaft. Die Natur hat die Frauen nicht zum Werben geschaffen, höchstens zur Sehnsucht. Und Sehnsucht wissen sie wieder auszudrücken, oh wie gut, wie hinreißend zum Mitempfinden! Aber Erotik zu schildern, bleibt ihnen versagt. Ich wüßte kein Frauenbuch, dem es gelungen wäre, und die ganz reinen, gefestigten Autorinnen, die sich selbst verstehen und nicht in der Irre einer litterarischen Mode wandeln, haben dies auch gar nie versucht. Sie sind vornehm und Frau geblieben, trotzdem sie mit ihren Arbeiten aus den Anschauungen einer Kaste in die Welt getreten sind.“

Den drohenden Niedergang der Race in Frankreich mit Feder und That zu bekämpfen, hat sich eine Gruppe von Männern zur Aufgabe gemacht, an deren Spitze der Afrikaforscher Bonvalot und der Kritiker Jules Lemaitre stehen. Theodor Wolff berichtet über diese bei uns auch sonst wohlbeachtete Bewegung im „Zeitgeist“ Nr. 51. Man will sich die englische Erziehungsweise zum Vorbild nehmen, um die jungen Franzosen aus ihrer „Muttersöhnchenbehaglichkeit“ aufzurütteln. Das heutige Erziehungsziel der französischen Bürgerfamilien besteht einzig darin, ihre Söhne zu Civil- und Militärbeamten heranzubilden. Der ganze Mittelstand möchte aus der Staatskrippe fressen. Während es noch 1846 in Frankreich nur 188000 Beamte gab, zählte man 1896 deren 400000, obgleich bekanntlich die Bevölkerung sich in dieser Zeit nicht vermehrt hat! Die Gehälter für diese Beamtenschaft verschlingen jährlich 616 Millionen. Die Connexions- und Protektionswirtschaft hat dementsprechend den denkbar höchsten Grad erreicht.

Ein neues Memoirenwerk hatte sich in diesem Sommer starker Beachtung zu erfreuen: Die „Memoiren der Baroneß von Courtôt“, herausgegeben von Moritz von Kaisenberg (Verlag von Schmidt & Günther, Leipzig). Ein Mitarbeiter der Nationalzeitung (689) setzt die Echtheit dieser Erinnerungen in starke Zweifel und weist der Verfasserin „eine fast unglaubliche Unkenntnis der Geschichte, der Personen und der Verhältnisse“ nach, will indessen nicht so weit gehen, eine bewußte Fälschung anzunehmen, sondern stellt die Möglichkeit auf, daß man es vielleicht mit „schriftstellerischen Versuchen der Familie von Alvensleben“ zu thun habe, in deren Hause Cäcilie von Courtôt als Emigrantin acht Jahre verlebte, derart, daß das Buch sich als ein damals entstandenes Gewebe aus Wahrheit und Dichtung darstelle.

Noch knapp vor Jahresschluß ist des 400jährigen Jubiläums eines deutschen Volksbuchs, des Reinecke Fuchs, gedacht worden, dessen erste niederdeutsche Ausgabe „Reynke de vos“ 1498 in Lübeck erschien. Eine sehr eindringliche Arbeit von Carl Voretzsch (Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 293) unterzieht sich der Aufgabe nachzuweisen, daß der Anteil germanischen Geistes an diesem Tierepos thatsächlich weit größer ist, als eine oberflächliche Betrachtung ahnen läßt, trotzdem die deutsche Fassung aufgrund französischer Vorbilder entstanden ist.

Ein anderer Gedenktag, die 150. Wiederkehr von Ludwig Höltys Geburtstag, gab zu einigen Rückblicken auf Höltys kurzes Leben und Wirken Anlaß, so in der „Magdeb. Ztg.“ (635) und dem „Hannov. Courier“ (21697). Auch die „Kölnische Volkszeitung“ widmete dem Gedächtnis des protestantischen Predigersohnes aus Mariensee eine mit Wärme geschriebene Charakterskizze. — Größere Beachtung fand dagegen bei uns der fast auf den selben Tag fallende 100. Geburtstag von Adam Mickiewicz, Polens größtem Dichter. An seine Beziehungen zu Goethe erinnert ein Artikel von Dr. Alexander Karlowitz (Magdeb. Ztg. Nr. 650). Mickiewicz kam im August 1829 mit seinem Freunde und Landsmann Eduard Odyniec nach Weimar und suchte, mit Empfehlungen der gefeierten Sängerin Szymanowska versehen, den achtzigjährigen Dichter auf, in dessen Kreisen er einige Wochen lang verkehren und dem er u. a. zu seinem 80. Geburtstage gratulieren durfte. Auf den Wunsch Goethes ließ sich Mickiewicz von dem Porträtmaler Schmeller malen; das Bild befindet sich im weimarer Goethemuseum. Er blieb auch in der Folge noch mit Goethes Schwiegertochter Ottilie in Briefwechsel. — Dieselben Vorgänge behandelt Georg Adam in der Sonntagsbeilage zur „Voss. Ztg.“ (No. 1 vom 1 Januar). Andere ausführliche Studien über Mickiewicz brachten Alfred Semerau in der „Nationalzeitung“ (703) und W. Bronisch in der berliner „Volkszeitung“ (600), der die Verdienste des Dichters um die polnische Litteratur mit denen Lessings um die deutsche vergleicht. — Einen ungedruckten Brief Hölderlins an seine Mutter aus dem Jahre 1792 oder 1793 teilt Ernst Müller in der Allg. Ztg. (Beilage 288) mit. — Ebenda (284) spricht Hans Sittenberger über den Wiener Bernardon im Anschluß an das von uns schon (Sp. 228) erwähnte Buch von Raab, und Hans Trog-Basel erweist (283) dem Gedächtnis Conrad Ferdinand Meyers die letzten Ehren. — Voll hoher Bewunderung spricht sich Fritz Mauthner (Berl. Tageblatt. 660) über den „Schriftsteller Otto v. Bismarck“ aus: „Bismarck war kein Stilkünstler und dennoch als Meister der Sprache . . . . ein so schöpferischer Geist, daß er da fast nur mit Luther und mit Goethe verglichen werden kann.“ — Mit liebevoller Ausführlichkeit wird Ernst Seraphim in der rigaer „Dünazeitung“ (269, 270, 271) der Persönlichkeit Theodor Fontanes gerecht. — Erwähnt seien schließlich zwei Artikel über die jüngsten Erscheinungen der Frauenlyrik von Dr. J. Löwenberg (Hamb. Correspondent, Sonnt.-Beil. 25, 26) und eine Studie über „Kirche und Schule in Spanien“ von Conrad Ernst-Madrid (Zeitgeist Nr. 52), worin als Vorbedingung für eine Gesundung der spanischen Volksschule die Beseitigung der kirchlichen Schulaufsicht bezeichnet wird.

∞

Oesterreich. Seit Jahren wetteifern unsere Tagesblätter in Bezug auf Inhalt und Ausstattung der Weihnachtsnummern. Von den rührseligen Weihnachtsgeschichten, die die Spalten der meisten Zeitungen an diesem Tage füllen, sehen diesmal fast nur die „Neue Freie Presse“ und das „Prager Tagblatt“ ab. Wie dieses novellistische und lyrische Beiträge von Marriot, Schnitzler, J. Bauer u. a. bringt, so enthält jene einige Scenen aus dem bisher unvollendeten Drama „Helios“ von Gerhart Hauptmann, einige witzige Vierzeiler von Friedrich Spielhagen, die nur in den gegen die Goethe-Pfaffen gerichteten Versen ziemlich schal sind, ferner Briefe Conrad Ferdinand Meyers an Dr. Hans Blum, den bekannten Historiker und Publizisten, gerichtet, und von diesem herausgegeben. — Von großer Sachkenntnis zeugt ein Aufsatz von Hugo Wittmann im gleichen Blatte (Nr. 12311, 12325—27) „Wiener Theater zur Zeit des Kongresses“, der ein Abdruck aus dem durch seinen hohen Preis und seine gering bemessene Auflage schwer zugänglichen Kongreß-Werke (siehe unten) ist und mit Recht verdient, hier einem größeren Leserkreise als dem begrenzten des Artariaschen Prachtwerkes bekannt gemacht zu werden. Schreyvogels reformatorische und ertragreiche Thätigkeit wird hier in helleres Licht gerückt, die Geschichte der Beziehungen deutscher Dichter zum wiener Theater erfährt mannigfache Aufklärung, und die Gestalt des Hanswurst wird in seinen Nachkommen Bernardon, Kasperl, Thaddädl und seinen Seitenlinien Lippel, Quargl, Zweckerl, Klepperl und anderen ergebnisreich verfolgt. Nicht nur dem, was gespielt wurde, sondern auch dem, wie gespielt wurde, spürt Wittmann nach. Sehr zahlreich waren in jenen Tagen die Liebhabervorstellungen. Der Kongreß, der heute zusah, spielte morgen selbst Komödie und er war keiner der schlechtesten Schauspieler. — Das Werk, dem diese Skizze entnommen ist, hat Wittmann zugleich mit einem anderen Prachtwerk, J. Schnitzers „Franz Josef I. und seine Zeit“ (Preis 500 fl.) in einem späteren Artikel (Nr. 12333) mit fördernden Ausblicken auf Bücherliebhaberei und Bücherausstattung besprochen. Er hebt den Unterschied hervor, der in den Geschenkwerken von heute und den aus dem vorigen Jahrhundert, etwa einem Widmungsexemplar des Schillerschen Musenalmanaches aus dem Jahre 1796 besteht. Wie genügsam war damals das Prunkbedürfnis, wie hausbacken der Luxus, ein wenig Blattgold, feines Velin, ein Stückchen Seide, das war das höchste, was unsere Voreltern für die sichtbare Ausstattung ihrer Bücher leisteten. Es hat lange gebraucht, bis man nach dem Vorbilde Englands und Frankreichs auch in Deutschland erkannte, daß ein würdiger Inhalt auch ein Recht auf würdige Ausstattung habe. Jetzt macht man bei uns Bücher, ebenso schön gedruckt und vornehm geschmückt, wie in Paris und London. Wir würden sogar die ersten auf diesem Gebiete sein können, wenn alle, die es können und haben, auch das Buch in ihre kostspieligen Luxusbedürfnisse einbezögen. Es ist eine uralte Weisheit: ohne Gunst keine Kunst. — Aus dem zweiten der hier besprochenen Werke bringt das Wiener Fremdenblatt (Nr. 356) als Probe Josef Lewinskys Anschütz-Aufsatz, der ein plastisches Bild der für die Nachwelt völlig verblaßten Kunst des großen Schauspielers giebt.

Besprechungen haben auch sonst Stoff für manches Feuilleton geboten. Vornehmlich ist es die neue Jubiläumsausgabe des Brockhausschen Konversationslexikons gewesen, die von allen Blättern mit den stereotypen Wendungen, die erst vor zwei Jahren für das Meyersche Konversationslexikon gebraucht wurden, aber unter den verschiedensten Titeln „Ein treuer Freund“, „Ein alter Bekannter“, „Der Helfer in der Not“, „Der Fortschritt des Jahrhunderts“, „F. A. B.“ u. s. w. gerühmt worden ist. Einer dieser Kritiker („Deutsches Volksblatt“ Nr. 3584) hat sogar ausgerechnet, daß alle Textspalten des neuen Konversationslexikons zu einem fortlaufenden Bande zusammengelegt eine Länge von 7420 m oder rund einer geographischen Meile ergeben würden. Man erhält also für 170 Mark eine Meile gediegener Wissenschaft oder das Meter Wissenschaft für $2^1/_4$ Pfennige!

Unter der Aufschrift „Tramway-Philosophie“ würdigt der gelehrte Kenner alter und neuer italienischer Litteratur Dr. M. Landau im „Fremdenblatt“ (Nr. 348) Edmondo de Amicis neuestes, hier im letzten Heft besprochenes Buch „La carozza di tutti“. — Manches bemerkenswerte bringt auch ein an neue Erscheinungen anknüpfendes Feuilleton im „Pester Lloyd“ (Nr. 308) von Max Rothauser. Besprochen wird u. a. Anton Radó, der der ungarischen Litteratur die Schätze fremder Poesie eines Leopardi, Giacosa, Cavallotti, Petrarca, Ariost, Byron, Coppée, Euripides und Firdusi erschloß. Sein jüngstes Werk ist eine Uebersetzung Mussets, „Alfred de Musselböl“. Ein andrer Dichter, einer der ausgeprägtesten Charakterköpfe Jung-Ungarns ist Emil Makai, ein Troubadour, der den schreienden Realismus der Straße mit dem Golde echt poetischer Empfindung bekleidet. Er verwendet Motive, in denen die Poesie der großen hebräischen Dichter des 16. Jahrhunderts auf moderne Vorwürfe übertragen scheint. Nicht umsonst hat er einst sein Talent auf die Umdichtung jüdischer Poesie verwendet. — Nach England führt uns G. A. Crüwell mit einem Essai „Englische Weihnachtsspiele“ („Neue Freie Presse“ Nr. 12331), der eine kurze Geschichte dieses Stoffes von der dramatischen Einlage in Cynewulfs „Crist“ bis zu den Weihnachtspantomimen unserer Tage geben will, aber vom Thema abschweifend die Mittelglieder dieser Entwicklung nicht nennt, dagegen manches über den Londoner Hanswursttypus „Pinkethman“ mitteilt. — Sehr verworren ist ein Artikel des Fremdenblatt (Nr. 353) „Feuerseelen. Ein Blick in die Handschriftensammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin“, der einige Briefe und Billette von Emilie Flygare-Carlén, Christine Belgioso, Balzac u. a. enthält.

Zur deutschen Litteraturgeschichte ist neben einem Aufsatz Philipp Steins in der „Reichswehr“ (Nr. 1751), der das Gedächtnis an den 150. Geburtstag Höltys wachruft, vor allem der in Form und Inhalt gleich vorzügliche Vortrag „Goethe und Gentz“ hervorzuheben, den Eugen Guglia in der Wiener Zeitung (Nr. 291, 292, 293) abdruckt. Auf Grund der Tagebuchnotizen und Briefe der beiden Männer sucht er Umfang und Absichten ihres Verkehrs und ihrer Beziehungen zu geben, die — allerdings mit großen Pausen — über ein Vierteljahrhundert währten. Besonders herzlich sind diese Beziehungen trotz wiederholter persönlicher Begegnung in Weimar und Karlsbad niemals geworden. Die katholisierende Richtung der Romantik, der sich Gentz zuneigte, hat ihn Goethen entfremdet und der Alte von Weimar wird zu dem „schlauen Fuchse“, wie er Gentz nannte, erst wieder warm, als er sich bei dem deutschen Bundestag um ein Privileg bewirbt, das seine Werke gegen Nachdruck schützen sollte und hierfür die Unterstützung des allzeit gefälligen Gentz anruft. Als Goethe starb, war dieser aufs tiefste erschüttert. Niemand in Wien empfand vielleicht so lebhaft wie er die Bedeutung dieses Hinscheidens. Er begreife nicht, schreibt er, wie man das so ruhig hinnehmen könne, wie alles so seinen Gang fortsetzen könne. Es sei eine ungeheure Veränderung, dieses Aufhören der Lebensgemeinschaft mit Goethe. — Das gleiche Blatt (Nr. 294) bringt auch einen Nachruf auf den kürzlich verstorbenen österreichischen Historiker Alfons Huber, der sich sehr wohlthuend von jeder Ueberschwenglichkeit frei hält. Er war keiner von den Gottbegnadeten, die von der Höhe herab mit dem Blick des Genius die Dinge überschauen und daß seinen Werken der große Zug fehlt, ist durch den Mangel an künstlerischer Begabung zu erklären. — Ein Aufsatz über „Schularbeiten“ endlich von Prof. Dr. Siegfried Lederer im „Prager Tagblatt“ (Nr. 355), der vielfach an Ebner-Eschenbachs Meister-Novelle „Der Vorzugsschüler“ anklingt, beschäftigt sich mit der von François Gouin in seinem „L'art d'enseigner et d'étudier les langues“ erfundenen Methode, Sprachen zu lehren, die in England zahlreiche Anhänger gefunden hat, und auch hier lebhaft empfohlen wird.

Wien. *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Deutsche Rundschau. Januarheft. Hier, wo die meisten Schöpfungen Conrad Ferdinand Meyers zuerst die Oeffentlichkeit sahen, ergeht sich Julius Rodenberg in persönlichen Erinnerungen an den Toten, den er zuletzt noch in Kellers Sterbejahr 1890 besucht hatte. „Wie Meyer mir bereits früher mitgeteilt, war er noch im Winter bei ihm (Keller) gewesen, hatte ihn erträglich wohl gefunden und zwei Stunden im herzlichen Gespräch an seinem Bette gesessen. Die Beiden, die sich im Leben immer ein wenig fremd und ablehnend gegeneinander verhalten hatten, sind mit dem Gefühl innerlicher Versöhnung von einander geschieden; und dieser Gedanke hatte für Meyer offenbar etwas sehr wohlthuendes und beruhigendes. Er erzählte mir, daß der Kranke bei seinem Eintritt seine Karte zwischen den Händen hin und her bewegt, so daß es ihn zuletzt ganz nervös gemacht und er sie ihm habe fortnehmen wollen. Aber Keller habe ihn gebeten, ihm etwas darauf zu schreiben, einen Vers; er wolle sie dann in der Hand behalten, wenn er im Grabe läge“ . . . Damals erzählte Meyer auch von einem geplanten Roman „Der Dynast“ der das Gegenstück zum „Jenatsch“ werden sollte und von einer Tragödie „Kaiser Friedrich II.“ Es war immer sein Traum gewesen, ein Drama zu schreiben. Dieses sollte durch den Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler etwas Aktuelles bekommen. „Er bewunderte die Kühnheit, mit der unser junger Kaiser sich von seinem alten Kanzler getrennt habe. Den deutschen Angelegenheiten ist er von je mit der äußersten Teilnahme gefolgt, immer hat er an den Beruf Preußens geglaubt.“ — Willy Pastor übt an Leo Tolstois Schrift „Was ist die Kunst?“ eine zerreißende Kritik. Er wirft Tolstoi vor, daß er über Dinge rede, die er garnicht oder ganz flüchtig kenne, und kommt zu dem Schlusse, „daß hier nicht ein fanatischer Theoretiker, sondern ein armer Monomane das Wort führt.“ — Unter den wissenschaftlichen Beiträgen des Heftes ist eine größere Studie über „Panislamismus und islamitische Mission“ von J. T. von Eckardt hervorzuheben, der zwar in der panislamitischen Bewegung (vergl. L. E. Sp. 242) keine politische, wohl aber in dem „unversöhnlich fortschrittfeindlichen Mystizismus“ und der „reaktionären Geistesströmung“ des Islams eine moralische Gefahr drohen sieht, die im schwarzen Erdteil den Sieg der christlichen Civilisation bedenklich in Frage stelle.

Deutsches Wochenblatt. Für das Thema „Goethe als Politiker“ entnimmt ein Aufsatz von Fritz Tyrol (Nr. 50/51) den neu erschienenen Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler Müller allerhand Material, um die Grundlosigkeit der Behauptung zu erweisen, daß Goethe politisch ein Reaktionär und Fürstendiener gewesen sei. — Carl Busse bespricht die Gesamt-Ausgabe von Georg Ebers Romanen: „Wir müssen uns freimachen so weit es geht, von dem Vorurteil, das gegen Ebers in allen Litteraturkreisen besteht. Wir müssen versuchen, seinen großen Erfolg zu begreifen und nicht nur den Dichter, sondern auch ein Stück Volkspsychologie damit kennen zu lernen . . . Denn seine große Wirkung ist doch ein Beweis von dem litterarisch vielleicht schlechten, aber moralisch sicheren und gesunden Instinkt unseres Volkes. Und ein moralisch gesundes Volk ist schließlich mehr als ein künstlerisch feinfühliges . . . Es ist schade um Ebers. Er ist doch ein Dichter, aber einer, der sein ganzes Leben fast sein Talent verfehlt hat. Ohne den Erfolg der ersten ägyptischen Romane hätte er seinen Weg gefunden und ein deutsches Idyll geschaffen, das Jahrzehnte lang und weiter das Brevier für deutsche Bräute und Hausfrauen geworden wäre.“ (Vgl. unter „Nord und Süd“ und „Westerm. Monatsh.“)

Die Frau. Januarheft. Ein kürzlich erschienenes Buch „Eighty years and more“ von Elizabeth Cady Stanton giebt Helene Lange Gelegenheit, das Bild dieser ältesten lebenden Führerin der amerikanischen Frauenbewegung (geb. 1815) zu zeichnen. Unter ihrer Aegide wurde am 18. Juli 1848 die erste „Woman's Right Convention“ abgehalten und ihr 80. Geburtstag wurde vor einigen Jahren gleich dem einer Königin gefeiert. — P. Berthold tritt für eine Reform der Mädchen-Waisenerziehung ein: höhere Pflegegelder, damit bessere Familien sich der Pfleglinge annehmen, Ausübung der Vormundschaft durch Frauen, kleine Waisenhäuser mit höchstens je 20—30 Insassen, nicht Waisenkasernen. — Oskar Bie wünscht eine künstlerische Neubelebung der von malenden Damen mit Vorliebe kultivierten „Stillleben“. Mit den ewigen Hummern und Pfirsichen sei es nicht mehr gethan . . . „eine Schreibtischecke mit ihren Bildchen, Ständern, Briefbeschwerern, Kalendern; ein Lesetischchen mit dem eigentümlichen Ensemble der bunten Umschläge, halbaufgeschnittener Bücher und dem Falzbein dazu. Die Atmosphäre der dekorativen Liebhabereien: der bewußten in tausend Anordnungen unserer Umgebung und der unbewußten im charakteristischen Bric-à-brac auf den Schränken, in den Bücherbrettern. Und gar die Winkel der Natur, in die unsere Seele zum Stillleben flüchtet: die Bänke, auf denen Erinnerungen lagern; die Seeufer, die von Träumen umwoben sind; ein Asyl im Schilf, in den Gräsern, unter den Libellen, an den Millionen Blumen. Wo ich hinsehe, habe ich ein Plätzchen meiner Seele . . .“

Die Gegenwart. Eine dem Hause Conrad Ferdinand Meyers anscheinend nahestehende Persönlichkeit teilt eine Menge kleiner Lebenszüge des Dichters aus eigenen Erinnerungen mit (Nr. 50). Man erfährt hier ebenfalls (s. oben „Deutsche Rundschau“), daß sein letzter größerer Plan der Roman „Der Dynast“ gewesen: der letzte Graf von Toggenburg, wie er seiner Herrschaft beraubt wird. Mit ihm war er bis 1892 beschäftigt, wo seine Nerven ihn nötigten, eine Heilanstalt aufzusuchen. — Ernst Gystrow unterzieht (in Nr. 51) die deutsche Volkshochschul-Bewegung einer Kritik, die im Gegensatz zu den gleichen Bestrebungen in Skandinavien und England bei uns mit bemerkenswertem Ungeschick praktiziere. Er tadelt namentlich die Form des Einzelvortrags, von der man in München glücklicherweise abgegangen sei, während man bei den leipziger und berliner Hochschulkursen daran festhalte. Für diejenigen, an die man sich mit diesen Kursen zu wenden gedachte, für die intelligenten, strebsamen Arbeiter, existierten sie kaum. „In Berlin hat die ganze Sache den Punkt erreicht, wo sie anfängt, lächerlich zu werden . . . Warum es so gekommen ist? Weil man sich scheut, die unumgängliche enge Fühlung mit den inbetracht kommenden Kreisen zu nehmen. Weil man alles mit einer Geste vornehmer Herablassung behandelt und die akademische Würde nicht altereiren will.“ — In Nr. 51 schreibt Arthur Goldschmidt über „Maeterlinck als Dichter und Denker“ in Anknüpfung an des vlämischen Dichters jüngstes Werk. Bisher sei Maeterlinck ein tiefer Künstler für wenige gewesen, aber „La sagesse“ sei „ein herrliches Buch für alle.“ „Wenn er die ästhetische Konsequenz seiner jetzigen Lebensanschauung zieht, . . . dann wird er vielleicht zu den Großen zählen, die für viele dichten.“

Die Gesellschaft. Heft XXIV. Einen eigenen Essai widmet Josef Adolf Bondy dem neuen Gedichtbande „Sommersonnenglück“ von Hans Benzmann (Berlin, Schuster & Loeffler). — Otto Werneck greift die vielverbreitete „Wiener Mode“ und ihre litterarische Beilage „Im Boudoir“ wegen des in ihr herrschenden rückständigen Geistes an, an dem sich eine halbe Million Abonnenten nähren sollen. — Bölsches neues Werk über das „Liebesleben in der Natur“ wird von Gustav Landauer gewürdigt. — Karl Henckell weiht dem verstorbenen Landsmann C. F. Meyer einen poetischen Nachruf.

Die Grenzboten. In Nr. 50 giebt ein Mitarbeiter eine sehr ins Einzelne gehende Analyse von August Strindbergs autobiographischem Buche „Inferno“, in dem chemische, religiöse und mystische Dinge zu einem wunderlichen Strudel gebraut sind. Zutreffend bezeichne sich Strindberg darin selbst als einen Bankrottier der Gesellschaft. „Auf dem geretteten Boot der Mystik treibt der schwedische Dichter in den ruhigen Hafen der allein selig machenden Kirche, wie vor ihm zu Anfang dieses Jahrhunderts Zacharias Werner, der deutsche Dichter, der mit Strindberg in seiner Lebensführung und in seiner inneren Entwicklung so sehr viel Aehnlichkeiten bietet.“ — Mit der deutsch-böhmischen Frage beschäftigt sich ein Artikel in Nr. 52, der ein zur Palacky-Feier erschienenes Buch von Rudolf Vrba bekämpft und u. a. auf die Behauptung: „Die Tschechen sind heute kulturell so entwickelt, daß sie als Nation die Deutschen ebensowenig brauchen, wie die Deutschen sie,“ die Antwort bereit hat: „Wie würde eine tschechische Universität aussehen, an der keine Werke von deutschen Gelehrten gebraucht würden? Bedarf dagegen der deutsche Student auch nur eines einzigen tschechischen Autors? Und wieviel Stellen in Handlungshäusern und Fabriken, in Bergwerken und Elektrizitätsanlagen, bei Bahn- und Brückenbauten stehen einem tschechischen Kaufmann oder Techniker oder Ingenieur, der nicht deutsch kann, offen? Wie wenig dagegen verliert der stellungsuchende junge Deutsche, wenn er nicht tschechisch kann?“ — Mit einer anderen Sprachenfrage beschäftigt sich ein späterer Artikel desselben Heftes, der die Verschiebungen der deutschen Sprachgrenzen historisch verfolgt unter Verweis auf das unlängst erschienene Buch von Otto Behaghel (Straßburg, Trübner).

Der Kunstwart. 2. Dezemberheft. Eine Betrachtung über „Jugendschriften“ verwirft die Ansicht, daß Jugendschriften eine Tendenz haben müssen, um erziehlich zu wirken. „In unseren spezifischen Jugendschriften herrscht im großen und ganzen diese Blendlaternenbeleuchtung der Tendenz. Sie ist oft noch was schlimmeres: die Verfasser haben in ihren Blendlaternen Laterna magica-Bilder, die sie auf die Dinge werfen; der sogenannten religiösen, moralischen und patriotischen Tendenz zulieb wird die Wirklichkeit auf das Unbefangenste gefälscht. Dann denkt man wieder an die Unterhaltung, und so kommt nach einem Kapitel Gottseligkeit ein Kapitel Grausamkeit oder nach einem Kapitel Byzantinismus ein Kapitel Läppischkeit dran . . . Was aber ist die Folge von solcher Jugendlektüre? Entweder: sie wird den jungen Lesern langweilig, sie sehen hinter dem Weltbild den aufgehobenen Schulmeisterfinger durchscheinen, den verhaßten, und flüchten sich vor ihm zur Bücherei des Vaters oder zur Leihbibliothek. Oder: sie sehen auf den pädagogischen Leim. Armer Junge, armes Mädel, das moralisch so bleichsüchtig ist, daß es durch das litterarische Hämatogen von Tendenzjugendschriften aufgebessert werden kann! Lange vorhalten wird's nicht.“ Es wird dann empfehlend auf die in Hamburg erscheinende „Jugendschriften-Warte“ (jährlich M. 1,20) hingewiesen und erwähnt, daß die überwiegende Masse der Jugendschriften nicht durch den Buchhandel ins Volk geworfen werde, sondern durch ca. 500 „Grossogeschäfte“, die ungefähr 3000 Reisende jahraus, jahrein bei allen möglichen Buchbindern, Kurzwarenhandlungen, Krämern, Kolporteuren „in“ diesem Schund „machen“ lassen, der dann in vielen hundert Exemplaren unter die Leute komme. „In all diesen Fällen sind die Zwischenhandelskosten so groß, daß die Herstellung des betreffenden Dings nur ein paar Pfennige kosten darf. Und wir wundern uns, wenn die ästhetische Kultur der Deutschen heruntergekommen ist.“

Internationale Litteraturberichte. Daß Max von Pettenkofer, der große Hygieniker, dessen 80. Geburtstag man vor einigen Wochen beging, in jungen Jahren auch den schönen Künsten huldigte, geht aus einem Beitrag in Nr. 25 hervor, in dem u. a. mitgeteilt wird, aß der nachmalige große Gelehrte dereinst versuchsweise auch Schauspieler war und unter dem Namen Tenkof in Augsburg den Brackenburg spielte. Außerdem hat er in den Vierzigerjahren eine Anzahl „chemische Sonette“ gedichtet, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden. Die Sonette „besingen die Heroen der Chemie in alter und neuer Zeit, behandeln aber auch einzelne Spezialfragen mit tiefem poetischem Gefühl und feinsinnigem Verständnis“. — In Nr. 26 wird von E. Brausewetter neue skandinavische Litteratur besprochen u. a. der neuerdings vielbeachtete junge schwedische Erzähler Viktor Hugo Wickström. — Bertha Katscher würdigt den jüngsten Roman der Ouida „The Massarenes“, ein dramatisch bewegtes Genrebild aus dem fin de siècle-Highlife Englands“. Die Massarenes sind eine in Dakotah reich gewordene irische Familie niedrigster Abkunft. Der Roman, in dem auch ein verlumpter deutscher Prinz eine Rolle hat, „spielt überall, wo die vornehme Welt Europas ihre Stelldicheins hat, in London und Paris, an der Riviera, in Homburg und in Indien, in Egypten und zum Teil sogar im „dunkelsten“ Afrika.“ Andere neue Bücher von Ouida, die hier besprochen und empfohlen werden, sind „An Altruiste“ und ein Novellenband mit Erzählungen aus dem toskanischen Volksleben (beide bei T. Fisher Unwin, London).

Das Magazin für Litteratur. Allgemeines und besonderes über Frauenlyrik schreibt in Nr. 49 Paul Remer. Im einzelnen geht er auf die Lyrik von Marie Janitschek, Ricarda Huch, Marie Stona, Anna Ritter und Thekla Lingen ein. — Die Uebersetzung einer Studie über die rumänische Litteratur von Ernest Tissot findet sich in Nr. 49 und 50. Allzu schmeichelhaft für die Rumänen, denen Mangel an eigenen Gedanken und Nachahmungssucht des Französischen nachgesagt wird, sind diese Auslassungen nicht. — „Hochschule und öffentliches Leben“ sind zwei Artikel von Rudolf Steiner in Nr. 50 und 51 benannt, die für die neuerdings um sich greifende Bewegung zugunsten einer Reform des Hochschulwesens eintreten. Es werden einerseits für die einzelnen Wissenschaften bessere Unterrichtsmethoden, andrerseits eine mehr auf allgemeine Bildung abzielende Hochschulpädagogik verlangt, wie sie der höheren sozialen Stellung des akademisch Gebildeten entspreche. Die tote und mechanische Form der „Vorlesung“ wird verworfen. — In Nr. 51 feiert Georg Adam die Persönlichkeit Adams Mickiewicz. Ernst Brausewetter würdigt Strindbergs neuestes Drama „Till Damaskus“ als ein neues Anzeichen dafür, daß des Dichters Seele „ihren Halt nach allen Richtungen verloren hat und in folternden Selbstqualen und irrendem Hin- und Hertasten herumwandert.“ Das Buch ist „eine legendenhaft wirkende Darstellung der neuesten Seelenwandlungen des Dichters (s. oben „Die Grenzboten“) in der Vergröberung und Uebertreibung einer schmerzdurchwühlten und verbitterten Geistesauffassung.“ — Eine stoffgeschichtliche Studie über „Litteraturkomödien“ von der Sturm- und Drang-Zeit bis zur Romantik giebt Hans Landsberg (51/52). — Eine im Thema verwandte Arbeit ist der Artikel „Dichter als Helden“ von Max Aram, der die Fälle bespricht, in denen Dichter selber wieder Helden einer Dichtung wurden (No. 52).

Die Nation. Die persönliche Einführung des Todes in moderner Dichtung und Kunst hält J. V. Widmann (No. 13) für „eines der zahlreichen Zeichen von Verfall und Entartung, die überhaupt zur Signatur mancher neuerer Kunstbestrebungen gehören.“ Er führt Hauptmann, Maeterlinck, Voß im Drama (auch Wilbrandt und Hofmannsthal hätten genannt werden können), und aus der bildenden Kunst die Thatsache an, „daß in allen Gemäldeausstellungen, ja auch in illustrierten Zeitschriften, z. B. der münchener ‚Jugend‘, die sensationslüsterne Spielerei mit der Figur des personifizierten Todes kein Ende nehmen will, wobei dann neben besseren Bildern allerlei herzlich geschmackloses mit unterläuft.“ Was bei den Modernen mystisch-symbolistische Spekulation und Nervenirritation, sei bei den mittelalterlichen Totentänzen nur urwüchsige Derbheit und der Ausdruck des demokratischen Gedankens gewesen, daß der Tod alles gleich mache. — Neuen Büchern gelten

zwei Essais: einer von Felix Poppenberg (in Nr. 12) über Thomas Kragš Roman „Die eherne Schlange", (s. L. E. Sp. 461) und einer von Ernst Heilborn über den neuesten Roman von Anatole France „Le Mannequin d'Osier" (Paris, Calmann Lévy.)

Das Neue Jahrhundert. Köln a. Rh. Das kurze Dichterleben des englischen Lyrikers John Keats, dem vor kurzem Marie Gothein eine zweibändige Biographie gewidmet hat (Halle, Max Niemeyer), läßt in Nr. 12 eine Studie von Arthur Arden (Bremen) vorüberziehen. — Bilder aus dem amerikanischen Studentenleben, das in so vielen Stücken von dem unsrigen abweicht — nicht immer zu seinem Nachteil — rollt ein Artikel von Dr. Edwin Rödder (in Nr. 13) auf. — Ueber „moderne Faustbilder" spricht Dr. Alexander Tille, insbesondere über den 14 große Gemälde umfassenden Cyklus Augusts von Kreling, dem 1876 verstorbenen Direktor der nürnberger Kunstschule, ferner über die bekannten Bilder von Liezen-Mayer, die weniger ein Faustcyklus, als ein „Gretchen-Cyklus für die Familienblätter" seien, und die unvollendeten 48 Skizzen zum „Faust" von Gabriel Max, die 1866 entstanden sind. — Unter dem Titel „Die Alten und die Jungen" läßt sich (in Nr. 14) Dr. Max Zwickert (Detmold) über das eben in 3. Auflage erschienene Buch „Der deutsche Roman im 19. Jahrhundert" von Hellmuth Mielke rühmend aus.

Die Neue Zeit. Mit Adam Mickiewicz (gesprochen: Mitskjewitsch, und seiner Weltanschauung beschäftigt sich M. Beer in Nr. 13. Es gebe keine bessere „repräsentative Gestalt des slavischen Stammes" als ihn. Er war es, der zum ersten Male den Gedanken systematisch ausbaute, daß „das Slaventum die Mission habe, die kranke, in ihren Doktrinen erstickende westeuropäische Zivilisation durch eine erlösende That zu heilen." Aber eine moderne Weltanschauung besaß er noch nicht: „er blieb litthauischer Schlachziz sein Leben lang." Der Zwiespalt zwischen seinem slavischen Ideal und seinem polnischen Patriotismus, dem der Haß gegen Rußland zugrunde lag, ließ eine einheitliche Weltanschauung nicht aufkommen. — Die „Litterarische Rundschau" dieses Heftes gilt dem Werke Leo Bergs über den „Uebermenschen in der modernen Litteratur". — In Nr. 14 spricht sich Klara Zetkin vom sozialdemokratischen Standpunkte über das jüngst erschienene „Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) dahin aus, daß es lediglich ein Bild der bürgerlichen deutschen Frauenbewegung gebe, aber keinerlei Einblick in das Los der Proletarierinnen. „Wir verwahren uns dagegen, daß die Flagge mit der Inschrift ‚Frauenwelt', ‚weibliches Geschlecht' stets gehißt wird, wenn die bürgerlichen Damen allein inbetracht kommen." — Von Franz Mehring bringen die letzten Hefte fortlaufende „Aesthetische Streifzüge", die bisher polemisch hauptsächlich auf Edgar Steigers Werk über „das Werden des modernen Dramas" und mit besonderer Schärfe auf Schlenthers Hauptmann-Biographie eingingen.

Nord und Süd. Januarheft. Aus einigen Briefen von Georg Ebers, die Alfred Friedmann veröffentlicht, verdient eine Stelle wiedergegeben zu werden. Auf die Aufforderung „auch endlich einmal etwas für Männer zu schreiben", erwiderte der Dichter: „ . . . Ich habe noch nie etwas anderes geschrieben, als wozu mich meine Eigenart, meine Geistes- und Gemütsrichtung gedrängt hatte, und will mich auch nicht gewaltsam an das Gegenteil wagen . . . zudem habe ich, wie Jeder, ein gewisses Publikum, das mir beim Schreiben vorschwebt und an der Spitze des meinen steht meine Frau mit meinen erwachsenen Kindern. Das Schreiben würde aufhören, mir Vergnügen zu machen, wenn ich denken müßte, daß ihnen das Geschaffene abstoßend vorkommen würde. Ich habe eine wilde Jugend hinter mir und mehr Vergnügen auf dem Pfade der Sünde genossen als viele Andere, denn ich war ein hübscher, lebhafter, mutiger und in allen körperlichen Uebungen besonders geschickter Bursch, dem Frauengunst nur zu willig entgegenkam. Dann lernte ich den Genuß an ernster Arbeit kennen; nachdem ich das Weib meiner Liebe zu meiner Gattin gemacht, klärte sich, was in mir gebraust und gegohren . . . Was mir jetzt Lebensbedingung geworden, kommt mir weit schöner vor und mehr wert, poetisch behandelt zu werden, als der Sumpf, den ich einmal durchwatet, und ich gestehe gerne, daß ich tausendmal lieber den „Vicar of Wakefield" geschrieben haben möchte, als Zolas „La Terre" oder „Nana" . . . Ich mag mit keiner Strömung schwimmen und will das bleiben, wozu mich das Leben gemacht hat und die Neigung drängt." — Michel Bréals schon wiederholt erwähnte Studie über Goethes „Natürliche Tochter" wird hier in einem Aufsatze von E. Kroll (Halberstadt) eingehend interpretiert. Ferner enthält das Heft u. a. einen Essai von Wilhelm Henzen über Carl Reinecke, den greisen leipziger Meister, und ein dreiaktiges Lustspiel „Die Falkenburg" von Karl Jaenicke.

Preußische Jahrbücher. Im Dezemberheft wirft Max Lorenz einen Rückblick auf Gerhart Hauptmanns Schaffen während der letzten zehn Jahre. Er stellt die „Weber" und „Hannele" am höchsten, will dagegen in die Begeisterung für die „Versunkene Glocke" nicht einstimmen. „Das Werk ist zart und innig, auch sinnig, aber ohne Kraft und Tiefe. Es ist etwas Weichliches und Weibisches in dieser Dichtung." Das Ergebnis dessen, was Hauptmann sich in diesem ersten Jahrzehnt seines Schaffens erworben habe, sei mit dem Schopenhauerschen Worte zusammenzufassen: „Die Meeresstille des Gemüts." — Einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Presse giebt Dr. Otto Kuntzemüller unter dem Titel: „Das hannoversche Zeitungswesen vor dem Jahre 1848". Die älteste gedruckte deutsche Zeitung, deren Jahrgang 1609 die heidelberger Universitätsbibliothek fast vollständig aufbewahrt, erschien in Straßburg i. E. Nicht viel später, 1619, kam das erste Blatt in Hannover, die Hildesheimische Zeitung, heraus. Die erste politische Tageszeitung des Landes war die 1831 von der Regierung für ihre Zwecke gegründete und zuerst von Georg Heinrich Pertz (dem Herausgeber der Monumenta Germaniae historica) geleitete „Hannoversche Zeitung", die bis 1848 die einzige ihrer Art in der Stadt Hannover blieb. In diesem Jahre wurde die „Bremer Zeitung" unter dem Titel „Zeitung für Norddeutschland" nach Hannover verlegt, die noch heute als der „Hannoversche Courier" floriert und in den letzten Wochen des abgelaufenen Jahres das Jubiläum ihres 50jährigen Bestehens feiern konnte. — Eine Studie von Walther Ribbeck „Phädra und Messalina" untersucht das Verhältnis von Senecas „Phädra" zu ihrem Vorbild, der „Phädra" des Euripides, und geht auf den schon von Willamowitz gegebenen Hinweis, daß Seneca in seiner wesentlich schwärzer gezeichneten Heldin seine Zeitgenossin Messalina habe treffen wollen, genauer ein, um zu zeigen, daß das Motiv Senecas zu dieser Veränderung des Phädracharakters persönlicher Haß gegen die kaiserliche Dirne gewesen sei. Aus der Feststellung dieser Thatsache will er auch die genauere Datierung des Dramas ableiten und den Zweifel beseitigen, wonach der Philosoph Seneca und der Tragiker dieses Namens zwei verschiedene Personen gewesen sein sollten. — Im selben Hefte findet sich eine vergleichende Statistik über deutsche und tschechische Litteratur, aus der, falls sie richtig ist, hervorgeht, daß auf 10 000 Tschechen nur 0,54 eines Buches kommen, auf 10 000 Deutsche dagegen nahezu 4 Bücher und daß z. B. die Zahl der deutschen litterarischen Erscheinungen des einzigen Jahres 1895 (nämlich 23607) nahezu doppelt so groß ist, als die Summe sämtlicher seit 450 Jahren erschienenen tschechischen Druckwerke (rund 15000).

Westermanns Monatshefte. Januar. Das Lebensbild Georgs Ebers giebt Erich Petzet mit dem Tribut der Verehrung, ohne die künstlerischen Schwächen seiner Dichtungen zu übergehen. Von den biographischen Details dürfte die Entstehung des Leidens interessieren, das den Dichter eine so große Zeit seines Lebens an den Rollstuhl fesselte. „Auf einer nassen Jagdpartie zog er sich eine Erkältung zu, deren er nicht weiter achtete: eine zweite, schwerere, folgte, als er kurz vor Ostern 1858

eines Nachts heiß vom Tanze im bloßen Frack — sein Ueberzieher war vertauscht worden — nach Hause ging (es war während seiner Studienzeit in Göttingen), wo es ihm erst nach längerem Warten gelang, seinen Wirt zu wecken und eingelassen zu werden. In der Nacht erfolgte ein Blutsturz; schlimmer aber noch war der Beginn eines chronischen Rückenmarkleidens, das den bisher so Ungebundenen zu grausamer Regungslosigkeit auf das Schmerzenslager bannte." Siebzehn Jahre hintereinander gebrauchte er dann die Kur in Wildbad und war halbwegs hergestellt, bis ihn ein schwerer Rückfall von neuem niederwarf. — Ein Artikel über den nürnberger Handwerkerkünstler Peter Vischer von Luise Hagen und ein anderer über Padua und seine Kunstschätze von Paul Schubring, beide reich illustriert, bilden den kunsthistorischen Teil des Heftes. — Alles Interesse verdient auch ein von vielen Abbildungen begleiteter Essai über die Bilderschrift und Symbolik der Chinesen von M. von Brandt, dem ehemaligen pekinger Gesandten. Die scheinbare Unverständlichkeit so vieler Darstellungen auf Gegenständen des chinesischen Kunstgewerbes erklärt sich durch eine oft recht tiefsinnige Symbolik, die in der Technik etwas von unserer Art des Bilderrätsels hat.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Ueber das Buch von S. Hetzel: „Wie der Deutsche spricht. Phraseologie der volkstümlichen Sprache" (Leipzig, Grunow), das neben der offiziellen Schriftsprache die von allen Deutschen in Werkeltagskleidern wirklich gesprochene Sprache festlegen oder „verbuchen" will, spricht sich in einer kritischen, vielfach aus Eigenem ergänzenden Abhandlung Dr. Carl Müller (Dresden) aus. — Aus dem unlängst erschienenen Briefwechsel zwischen Justinus Kerner und seinen Freunden stellt ein Aufsatz von Dr. Eduard Arens (M.-Gladbach) alles zusammen, was auf die in Schule und Unterricht vorkommenden Dichtungen des schwäbischen Dichterkreises Bezug hat. — Einen „Fleck" in Sudermanns „Johannes" nennt Prof. Max Schneidewin (Hameln) die Stelle im 2. Akt, wo Johannes zu Herodes sagt: „Was ist der, der den Speichel frißt aus dem Munde des Herrschenden? Ein Knecht?" und macht diese verstärkte Paraphrase des Ausdrucks Speichellecker zum Gegenstand einer längeren Kritik. — Die reichhaltige Rubrik „Sprechzimmer" bringt u. a. einen wichtigen Brief über den Tod der Jungfrau von Orleans, den Dunois, der Bastard von Orleans nach der Hinrichtung Johannas an seinen Waffengefährten Faintrailles gerichtet hat und der abschriftlich in einem uralten französischen, in Gotha befindlichen Memoirenwerke erhalten ist. Dunois klagt über den Tod des tapferen Mädchens und fordert den Freund auf, den „falschen, rasenden Engländern" Rache zu schwören. — Eine ausführliche Anzeige des Goethe-Jahrbuchs giebt Heinrich Düntzer (Köln).

Die Zukunft. Eine Studie über „Nietzsche und die Frauen" von Hedwig Dohm (in Nr. 13) giebt vom Standpunkte der Nietzscheverehrung aus dem Schmerze über die feindliche Stellung des Dichterphilosophen zum anderen Geschlechte Ausdruck. Die Widersprüche in Nietzsches Aeußerungen über das Weib werden offengelegt und die Thatsache festgestellt, daß er niemals intimere Beziehungen zu Frauen gehabt haben könne. „Es zwingt uns fast ein Lächeln ab, wenn Friedrich Nietzsche so überzeugt von den Tigerkrallen der schönen, gefährlichen Katze Weib, von ihrer unbezähmbaren Wildheit redet, — dieser keusche, frauenfremde Mann, der sicher nie die kleinste weibliche Tigerkralle an seinem eigenen Leibe gespürt, nie erfahren hat, wie diese raubtierartigen Kreaturen, gleich der Tragödie, ‚entzücken, indem sie zerreißen'." — Auf ein neues großes zeichnerisches Talent, den deutschböhmischen Bahnbeamten Gustav Croy, will J. J. David (in Nr. 14) aufmerksam machen. Seine erste große Talentprobe hat Croy soeben in dem von J. Schnitzer herausgegebenen monumentalen Prachtwerk, das der Erinnerung an das österreichische Kaiserjubiläum dient, abgelegt. Demnächst sollen seine schönsten Künstlerpostkarten auf den Markt gebracht werden.

Einen Gedächtnisartikel von A. von Winterfeld über Ludwig Heinrich Christoph Hölty mit dessen Bild enthält die leipziger „Illustrierte Zeitung" Nr. 2895. — Einen Beitrag zur volkspoetischen Forschung giebt J. E. Platter in der „Gartenlaube" (Nr. 52) mit dem Artikel „Das Kinder-Neujahrssingen in Tirol". — Der in katholischen Leserkreisen bekannten Dichterin Margarete Mirbach († 6. Oktober v. J. in Königswinter a. Rh.) widmet „Die katholische Welt" einen mit Porträt versehenen Nachruf. Sie war 1852 geboren und zeitlebens schwer leidend. Ihre Produktion trug vorwiegend einen religiösen Charakter. — Als einen weiblichen und norddeutschen Rosegger charakterisiert Heinrich Sohnrey die schleswig-holsteinische Erzählerin Helene Voigt in der „Rheinisch-Westfälischen Schulzeitung" Nr. 13.

Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Band XXIX. In der bekannten mustergiltigen typographischen, illustrativen und kartographischen Ausstattung veröffentlicht der deutsche und österreichische Alpenverein in seinem neuen Jahrgang eine Fülle interessanter Beiträge zur alpinen Litteratur. In der Hauptsache rein fachwissenschaftlich enthält der jüngste Band an Aufsätzen von allgemeinem Interesse u. A.: eine eingehende Abhandlung von Hans von Zwiedineck-Südenhorst „Die Ostalpen in den Franzosenkriegen". Hierzu die Reproduktion von drei „Franzosenbildern", deren sich acht im Orts-Museum des Marktes Eisenerz befinden und von dem Maler Johann Tendler, dem Sohn des berühmten Automatenverfertigers Mathias Tendler, herrühren. Eine beachtenswerte kulturgeschichtliche Studie ist der Beitrag von Richard von Strele über „Wetterläuten und Wetterschießen". Besonders hervorzuheben sind die alten Sagen über die verschiedenen Glockensagen, sowie die wörtlich zitierten „Verbote gegen das Wetterläuten", die mit dem Jahre 1500 begannen und noch in den Jahren 1785—1787 nachgewiesen werden. — Die ethnographische Skizze von Dr. August Kübler „Das Tannheimer Thal" enthält u. a. eingehende Studien über den dort heimischen Dialekt und illustriert die Unterschiede, die einerseits zwischen den Mundarten des Thales selbst, andererseits zwischen diesen und denen der Nachbarthäler besteht, durch Anführung von Proben Auch eine Auswahl der Sagen aus dem Tannheimer Thal, in mundartlicher Form wiedergegeben, sowie die Deutung der „Hausmarken" bieten viel Anregung. —*el.*

Musik-Zeitungen.*)

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun. Wo Berlioz, Liszt, Wagner, Bruckner, Brahms, Cornelius, Ritter, Bülow, Tschaikowski u. a. geschaffen haben, ein Strauß, Mahler, Weingartner, Hugo Wolf, Ansorge, Draeseke, Dvorak ꝛc. noch schaffen, da setzen sich viele Musikschriftsteller-Federn in Bewegung und setzt es mancherlei Musik-Fachblätter ab. Die früher für die neuere Richtung so sehr wichtige (ehemals Rob. Schumannische) „Neue Zeitschrift für Musik" haben wir zur selben Zeit etwa, da sie auch der „Allg. D. Musik-Verein" mit guten Gründen als sein Organ aufgab — aus unserer Liste der tonangebenden Musik-Organe gestrichen. Immer noch bleiben aber dann — der Anciennität nach aufgezählt — als maßgebende Stimmen zu berücksichtigen: „Musikalisches Wochenblatt" (E. W. Fritzsch, Leipzig);

*) Um das „Echo der Zeitschr." möglichst vielseitig zu gestalten, hielten wir es für nötig, auch die Kunst- und Musikzeitschriften zum Gegenstande regelmäßiger Referate zu machen, um unseren Lesern so wenigstens einen ständigen Ausblick auf die künstlerischen Nachbargebiete unserer Litteratur offen zu halten. Die Berichte über die Kunstzeitschriften haben bereits im vorigen Hefte begonnen und werden mit denen über die musikalische Presse Heft um Heft abwechseln. D. Red.

„Allg. Musik-Ztg." (Otto Leßmann, Charlottenburg); „Neue Musik-Ztg." (Carl Grüninger, Stuttgart); „Oesterreichische Musik- und Theater-Ztg." (B. Lvovsky, Wien); „Neue musikalische Presse" (Karl Kratochwill, Wien); „Redende Künste" (Constantin Wild, Leipzig); „Berliner Signale" (Max Loewengard, Friedenau-Berlin); „Blätter für Haus- und Kirchenmusik" (Prof. E. Rabich, Gotha); „Der Kunstgesang" (Prof. Schultze-Strelitz, Berlin); „Die Kammermusik" (A. Eccarius-Sieber, Zürich; Verlag von C. F. Schmidt in Heilbronn); allenfalls auch die von Hans von Wolzogen herausgegebenen „Bayreuther Blätter" sowie der in seinem musikalischen Teile von Dr. Richard Batka in Prag sehr umsichtig redigierte „Kunstwart" — insgesammt also etwa ein Dutzend zu verfolgen.

Einen ziemlich breiten Raum nahmen da in der letzten Zeit die Auslassungen für und wider die „Tantièmen-Misère" (geplante Aufführungssteuer auch für Konzert-Vorträge) ein. Nur scheint in den Kreisen der Beteiligten noch beträchtliche Unklarheit über die eigentliche Tendenz dieser Bestrebungen zu herrschen — wie derjenige wohl kritisch dazu vermerken darf, der seinerzeit dem Dresdner Urheberrechts-Kongreß, sowie der so sehr mißverstandenen letzten Tonkünstler-Versammlung zu Mainz persönlich angewohnt hat. Ein solcher weiß nicht nur, daß der Ausbau einer „Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht" lediglich die Ausführung dringender Majoritätsbeschlüsse jenes Kongresses bedeutet, daß sich der vielangegriffene Dr. Oskar v. Hase (von Breitkopf & Härtel) damals mit aller Energie erfolgreich gegen eine verderbliche Schablonen-Uebertragung auswärtiger Bestimmungen auf unser so individuell entwickeltes deutsches Musikleben wehrte, und daß es für das deutsche Reich bereits die „höchste Eisenbahn" ist, den internationalen Anschluß nicht zu verpassen; er ist sich auch darüber klar, daß der Verleger nicht (wie der Agent) nur der Makler des Komponisten ist, sondern vielmehr nach deutschem Verlagsrecht in dem Verlagsvertrag die Uebertragung und Abtretung des geistigen Eigentums an eine andere Person, eben den Verleger, stattfindet; ja, er muß es sogar aufs Tiefste beklagen, daß die Herren Tonkünstler alle diese Erörterungen seit Jahren offenbar verschlafen haben und der Komponisten-Gegenring von heute demnach auf ganz falscher Fährte sich befindet. — Mit aufrichtiger Genugthuung hingegen durfte man in den letzten Wochen ein ebenso warmes als nachdrückliches Eintreten für die Bedeutung von Max Schillings' Oper „Ingwelde" (nach ihrer jüngsten, sehr erfolgreichen Aufführung am schweriner Hoftheater) in mehreren Fachblättern — „Mus. Wochenbl." „Neue mus. Presse", „Berl. Signale", „Red. Künste", „Kunstgesang" — feststellen. Der ganz unmodern werdende Herr Weingartner hat also anscheinend dem Komponisten nur den größten Dienst erwiesen, als er kürzlich dessen Orchesterstück „Zwiegespräch" nach der Generalprobe des berliner Hofkapellen-Konzertes so ostentativ vom Programm strich: das einfache Gerechtigkeitsgefühl regt sich jetzt für den so brüsk Gemaßregelten. Auch sonst beginnt man dem modernen Wesen in der musikalischen Fachpresse neuerdings mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. So geben Wilhelm Klatte und Ernst Otto Nodnagel in den „Berliner Signalen" (No. 22 u. 24) sehr lesenswerte Charakteristiken der zeitgenössischen Liederkomponisten Hermann Behn und Hugo Wolf. Im „Kunstwart" (Heft 6) bespricht R. Batka sehr warm des Letzteren „Mörike-Lieder", in den „Red. Künsten" (Heft 7 u. 8) wiederum Cäsar Hochstetter Kompositionen von Max Reger. Richards Strauß jüngster Amtsantritt auf dem berliner Hofkapellmeisterposten gab mehrfach erwünschten Anlaß zu Auslassungen auch über seine kompositorische Begabung samt entsprechenden Lebensskizzen u. dgl. Im „Kunstgesang" (No. 24) hat ferner soeben eine Studie über „Das neue Lied" begonnen, in der einer von der „modernen Note" selber, Wilhelm Mauke, „Materialien zur Erkenntnis der modernen musikalischen Lyrik" beizubringen sich bemüht — während allerdings wenige Nummern vorher Aug. Ludwig in einem „Das Orchesterlied" betitelten Vorschlage ziemlich wunderliches Zeug vorbrachte. Die „Bl. f. Haus- und Kirchenmusik" haben jüngst sehr einläßlich mit dem unverdient zurückgesetzten Wiener Komponisten Julius Zellner dankenswert bekannt gemacht, und ein erst neuerdings öfter genannter süddeutscher Komponist, Namens Hermann Hutter wird von der „N. Musik-Zeitung" ihren Lesern sogar in effigie vorgestellt. Auch für den Münchener Anton Beer wird seit einiger Zeit etwas tendenziös Stimmung gemacht: wir unsererseits halten ihn zunächst noch für ein „reaktionäres" Talent. Sehr interessant war ferner die Kontroverse zu W. Kienzl's neuer, im Kerne wahrscheinlich doch verunglückter „Don Quixote"-Tragikomödie (vgl. „Berl. Signale" Nr. 19, 20 und 23 u. a.). Auch über die Première von D'Alberts „Abreise" erfuhr man gelegentlich der Besprechungen von Arthur Smolian u. a. genau genommen doch mehr Negatives, wogegen Heinrich Chevalley an mehreren Orten gar manches Erfreuliche „Aus dem musikalischen Norden" („Hiob" von H. Lederer u. a.) zu berichten wußte und Anton Urspruchs Oper „Das Unmöglichste von Allem" allseitig übereinstimmendes Lob erhielt. — Neue Wagner-Briefe hat R. Heuberger in den „Berl. Signalen" mitgeteilt, wo auch W. Wendlandt unter der Ueberschrift „Eine kunstgeschichtliche Barbarei" gegen die schon von anderer Seite mit Recht beanstandete Geschmacklosigkeit einer Verquickung von „Wagner-Museum", und „Fritz Reuter-Haus" protestiert.

Mehr oder minder anregende, weil durch persönliche Zuthaten selbständige Referate über die neuen „Bülow-Briefe", haben bisher erst die „Allg. Mus. Ztg." und die „N. mus. Pr." gebracht. — Sehr willkommene, weil von einem vorzüglichen Gedächtnis unterstützte und darum auch recht aufschlußreiche Memoiren: „30 Jahre Wiener Musikleben" von dem Wiener Musikkritiker Prof. Dr. Th. Helm ziehen sich schon seit längerer Zeit durch die „Oesterr. Musik- u. Theater-Zeitung", die — wie die „Red. Künste" durch ihre stärkere Betonung des litterarischen Elements — durch periodische Beigabe einer Litteratur-Zeitung „Jung Oesterreich" nicht unangenehm auffällt. Eine vortreffliche kenntnisreiche Oratio pro domo lieferte Dr. Hans Schmidkunz in den letzten Nummern des „Musik. Wochenblattes" vom 29. Jahrgang mit dem Artikel „Hochschulpädagogik der Musik", worin er (nicht ohne Umschweife) zu ganz vernünftigen Grundsätzen gelangt, nur leider bezüglich der Vollständigkeit im historischen Teil noch recht zu wünschen übrig läßt — was ja gerade den eigentlichen individuellen Wert seiner Ausführungen hätte bilden können. In der „Allg. Musik-Ztg." wiederum bricht Dr. O. Neustädter nach motivirter Ablehnung der „vereinfachten Notenschrift" nach Dr. Heinrich für das Ernst Weigandsche System einer Notenschrift-Reform eine Lanze — ob mit einiger Aussicht auf Erfolg, untersteht natürlich der Beurteilung enger Fachkreise. — Endlich müssen an dieser Stelle doch auch noch die „Bayreuther Bl." hervorgehoben werden wegen einer sehr sachgemäßen Besprechung neuerer Musiklitteratur aus der Feder des Leipziger Privatdocenten Dr. Arthur Prüfer in ihrem XII. Stück des vorigen Jahrgangs, die uns jedenfalls weit lieber ist als die einen ungleich gelehrteren Ton anschlagende, aber doch so wenig vorurteilslose Rezension Prof. H. Kretzschmars über Erscheinungen des musikalischen Büchermarktes aus dem letzten Jahre im „Jahrbuch der Bibliothek Peters 1897", (die sich soeben auch durch Peter Raabe in der „Allg. M. Ztg." eine gerechtfertigte Heimleuchtung gefallen lassen muß).

Weimar. *Dr. Arthur Seidl.*



Oesterreich.

Die Wage. In Heft 51 charakterisiert Michael Georg Conrad (München) die Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen" vom demokratischen Standpunkt aus. — Der Erzählung „Die Frau der Zukunft" von Camilla Theimer, einer jungen wiener Schriftstellerin, wird von Moritz Necker in einer ausführlichen Anzeige gesunder Sinn und selbständiges Denken nachgerühmt und die Stellung des Buches in der frauenrechtlerischen Litteratur bestimmt. — In Heft 52 schreibt Dr. Leonhard Lier über „das Milieu", allerdings mit Beschränkung auf die Dichtung. Von einer Fixierung und Erörterung des auch litterarhistorisch wichtigen Begriffs sieht er ab. Sehr treffend wird betont, daß die Verwendung des Milieus als Kunstmittel durchaus nichts neues sei, und daß der ganze Aufwand an Unkenntnis der litterarischen Entwicklung, über den die heißblütigen Verteidiger der „Moderne" verfügen, dazu gehöre, das Gegenteil zu behaupten. Nur wessen Blick bei der Modelitteratur der Siebzigerjahre haften bleibe, könne von einer verschwommenen Allerweltslitteratur reden. „Trotzdem sind auch die neuen Dichter insgesamt, von Zola bis Hauptmann, die alle die Forderungen des Milieus zu erfüllen suchten, noch nicht in das letzte Geheimnis, noch nicht in das Reich, in dem man alle Kräfte der Außenwelt an der Bildung des verwickelten Organismus des Menschen wirken und schaffen sieht, vorgedrungen. Das Milieu in diesem Sinne bleibt für die Kunst noch eine Forderung, ein Ideal von dem wir noch weit entfernt sind und voraussichtlich noch lange bleiben werden." — Genannt wenigstens muß auch ein reich illustrierter Artikel werden über „Christus in der modernen Kunst".

Wiener Rundschau. Heft 3. Aus einer Uebersetzung der Euripideischen Alkestis teilt Hugo von Hofmannsthal Bruchstücke mit, die an Formvollendung und dichterischer Empfindung, sich dem Besten, was wir an Verdeutschung von klassischer Poesie besitzen, an die Seite stellen dürfen. — Hans von Basedow (Berlin) schreibt den Nekrolog für C. F. Meyer; er nennt ihn einen schweizerischen Fontane. Beiden Dichtern sei das feste Wurzeln im Heimatsboden und der Sinn für das Historische gemeinsam. Dieser Sinn habe aber bei ihnen sehr verschiedene Basis, Meyer schwelgt in der Vergangenheit, weil sie für ihn die große Zeit war, Fontane ehrt wohl das Alte, vertraut aber auf das Kommende; Meyer wendet sich zur Vergangenheit, weil ihn die Jetztzeit fremd anmutet, Fontane, weil er die Jetztzeit liebt und zeigen will: so sind wir geworden. Deshalb war Fontane auch der weit frischere, ja Packende, der, als er alt wurde, erst recht jung war, und empfand, während Meyer, ein müder kranker Mann, verstummte. — Wenig zutreffend überschreibt Ria Claßen einen auch inhaltlich unklaren Aufsatz „Das Wunderbare bei Ibsen." Eigentlich ist es das oft und besser behandelte Thema der Frau bei Ibsen. Zwei Frauentypen treten aus seinen Dichtungen hervor, die sich schroff gegenüberstehen, die einen mit selbstloser, opfermutiger Liebeskraft in seinen früheren Werken, und in den späteren die mit dem Hunger nach den großen Pflichten. Aber es muß noch etwas dazu kommen, um in diesen Frauen die Kraft der Erneuerung thätig zu machen und das ist die Kraft des Glaubens, eines halb unbestimmten, unbewußten und unerschöpflichen Glaubens. Als glimmendes Fünkchen finden wir diesen Glauben schon bei den ungeduldig sich hinaussehnenden Mädchen Ibsens, dann bei seinen Frauen von der Frau Alving der Gespenster bis zu Nora, die auf das „Wunderbare" hofft, bis zu Hedda Gabler und Rebekka West.

Die Zeit. In Heft 220 findet sich ein Aufsatz von A. R. Harzen-Müller über den slavischen Faust: Twardowski. Die Entstehung dieser Sage ist vielleicht auf den auch im deutschen Volksbuche berichteten Aufenthalt Fausts in Krakau und Prag zurückzuführen. Von da ab hat sich aber die polnische Faustsage mit der historischen Gestalt des Pan Twardowski verknüpft, parallel der deutschen, aber unabhängig von ihr entwickelt. Als ersten Bearbeiter nennt Müller den südpreußischen Regierungsrat J. L. Schwarz, der seine Dichtung 1802 in der berliner Zeitschrift „Brennus" veröffentlichte. Dann kam Mickiewicz mit seiner Ballade „Frau Twardowska", die zum ersten Male von Carl von Blankensee übersetzt und später von Carl Loewe in Musik gesetzt wurde. Wiederholt ist aber auch der polnische Faust über die Bühne gegangen. Angeführt wird nur die kroatische Oper „Twardowska", zu der Joseph Eugen Tomi das Libretto und Ivan v. Zajc die Musik schrieb. Hätte Harzen-Müller nur Engels „Bibliotheca Faustiana" oder Riemanns Opernlexikon, wohl das Naheliegendste, aufgeschlagen, so wäre ihm nicht so manches entgangen. — Im folgenden Hefte 221 setzt Hermann Bahr seine Studien über die Kunstausstellung der Secession fort. Franz Servaes charakterisiert Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" nach ihrer Wirkungskraft auf einen, der darin nicht Politik, Historie, Memoiren oder Gelehrsamkeit, sondern nur den Künstler und Menschen sieht. Wie Bismarck sich im Leben oft der gewohnten Maskentracht ledig dargeboten habe, so zeigt er sich auch hier nach seinem Tode. „Er steht vor uns gespenstisch als der vom Schicksal erkorene, einsame Mann, Furchtlosigkeit im Auge, Unerbittlichkeit auf der bleichen, magisch leuchtenden Stirne. Gift, Geifer und Galle spritzen zu ihm empor, er schreitet unbeirrbar vorwärts, er thut was ihm befohlen ist, befohlen vom Schicksal und seinem Gott. Wahrlich ein Künstler, wie Dante einer, wie Galilei und Michel Angelo und wie Beethoven, wie Nietzsche."

Wien. *Arthur L. Jellinek.*

Ungarn.

Aus der Reihe der Zeitschriften, die die ungarische Akademie der Wissenschaften herausgiebt und die immer Bedeutendes bieten, die Arbeitsfrüchte der führenden Geister der Nation, nenne ich den Akadémiai Ertesitö (Anzeiger der Akademie), in dessen Oktoberheft sich die prächtige Rede findet, die der Vertreter der Akademie, Prof. Karl Böhm bei der Enthüllung des Honterus-Denkmals in Kronstadt gehalten hat. Nicht minder hervorragend ist die Trauerrede Desider Szilágyis, des früheren Ministers und Parlamentspräsidenten, gehalten an der Bahre Balthasar Horváths, der gleich groß war als Politiker wie als Rechtsgelehrter und Publizist. Das Novemberheft, das durch dieses rhetorische Meisterwerk eingeleitet wird, enthält noch u. a. eine fesselnde Studie über den aus egyptischen Gräbern ausgegrabenen Dithyrambensänger Bakchylides, als Auszug aus dem Akademie-Vortrag des ungarischen Uebersetzers dieses Pindar-Vorläufers, Stefan Hegedüs.

Im letzten Quartalsbande der philosophischen und staatswissenschaftlichen Zeitschrift „Athenäum", die Klassensekretär Dr. Emerich Pauer redigiert, drängen sich interessante Arbeiten. Einem gründlichen Essai „Bluntschli und die Staatswissenschaft" von Dr. Arthur Balogh folgt der Abschluß einer großen Arbeit voll neuer Gesichtspunkte und Forschungen: „Plinius und die Geschichte der griechischen Malerei" von Julius Mitrovics jun. Ladislaus Stromp endet seine Abhandlung über „Kant's Glaubenslehre", die auf liebevollem Studium deutscher Vorarbeiten basiert. In dem der Litteraturkritik gewidmeten Teile würdigt Dr. Joseph Budarg „Die Sozialpolitik Bismarcks", anknüpfend an eine Arbeit von Georg Adler: „Die imperialistische Sozialpolitik. D'Israeli, Napoleon III., Bismarck. (Tübingen, 1897). Einem Vortrage, den der heidelberger Professor Dr. Jellinek kürzlich in der wiener juristischen Gesellschaft gehalten hat, „Das Recht der Minoritäten" widmet ein Anonymus eine Besprechung, die in Vielem eine Neubearbeitung des Themas ist.

Die unter der Aegide der Akademie von Paul Gyulai geleitete Budapesti Szemli (Budapester Rundschau) bringt viel Gediegenes. Dazu gehört die, den „drei griechischen Tragikern" (Aeschylus, Sophokles,

Euripides) gewidmete Studie von Eugen Pöterhy, die manchen beachtenswerten Wink zur Belebung dieser Großmeister des echten tragischen Stils für die moderne Bühne enthält; dazu auch die Abhandlungen „Leben und Philosophie Auguste Comtes“ von Ludwig Rácz. In der Litteratur-Rubrik finden sich liebevoll eindringende Anzeigen deutscher Werke, wie Otto Harnacks „Schiller“, Hans Trogs „Jakob Burckhardt“ und Jakob Burckhardts posthume Publikation „Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien“. Mit Interesse erfährt man auch aus einer längeren Besprechung, daß Dr. Andreas Körös die Nachdichtung des deutschen „Waltharilied“ gelungen ist. — Josef Kiss' treffliche „Woche“ (A Hét) reproduziert in ihrem Heft vom 13. November die launige Vorrede Koloman Mikszáths zu seinem diesjährigen „Almanach“, in der er den Kaiser-Jubilar Franz Josef I. als Erzähler darstellt. Das Heft vom 27. November bietet eine feine kritische Betrachtung über Jókais neues Drama „Schwarzes Blut“; nicht minder geistvoll und treffsicher urteilt im Heft vom 11. Dezember Ignotus über Ibsens „John Gabriel Borkman“, das in einer trefflichen Uebersetzung der genialen Tragödin Marie Jászai der ungarischen Bühne einverleibt wurde. Dasselbe Heft widmet dem letzten Romane Alexander Bródys, des kraftvollsten unter den jüngeren nationalen Epikern, einen einsichtigen Artikel. Ein anderer, rassiger Vertreter der jungungarischen Litteratur, Daniel Papp findet im letzten Heft (18. Dezember) klare Beleuchtung. Das herrliche Widmungsgedicht zu der Volksausgabe der Gedichte von Josef Kiss und eine Musterszene aus Emil Ábrányis kongenialer Nachdichtung von Rostands „Cyrano de Bergerac“ geben diesem Hefte dichterischen Wert. — Die mit wechselnden Titelblättern in modernstem Kunstgeschmack erscheinende Wochenschrift „Magyar Géniusz“ (Ungarischer Genius; Herausgeber: Árpád Basch) hat durch ihre letzten Hefte ein reizvolles einaktiges Versschauspiel von Heinrich Lenkai geführt, betitelt „Meister Jacopo“. In der jüngsten Nummer (18. Dezember) interessiert eine litterarische Satire „Jour bei Apollo“ von Rosina Márkits und ein Artikel über den Reichsfinanzminister Benjamin Kállay, in dem der Plauderhistoriker Graf Alex. Vary den Staatsmann insbesondere von seiner schriftstellerischen und journalistischen Seite betrachtet und hierüber interessante Aufschlüsse giebt.

Wien. *Heinrich Glücksmann.*

England.

In der „Nineteenth Century“ vom Dezember findet sich ein Artikel von weitreichendem Interesse. Der schon früher genannte Mitarbeiter des Blattes, Rafiüddin Ahmad, berichtet über „Eine vorgeschlagene muselmanische Universität in Indien“, zu der bereits 150,000 Rupien gestiftet worden sind. Der Plan wird von leitenden mohamedanischen Kreisen wie von der anglo-indischen Regierung unterstützt; und der mohamedanische Kongreß für Erziehung, der zu Ausgang des Jahres 98 tagte, sollte die Details festsetzen. Es handelt sich, genauer gesagt, um die Erweiterung und Umgestaltung des 1877 gegründeten „Anglo-Oriental College“ zu Aligarh, in eine moderne, Oxford und Cambridge gleichwertige Universität. Der Zweck des Instituts soll sein, einheimische Beamten für die höheren und höchsten Verwaltungsposten zur Verdrängung der europäischen heranzubilden. Bisher hatten die Mohamedaner bestehende Schulen und Universitäten nur in geringer Zahl besucht, weil ihre Religion nicht zu den Lehrfächern gehörte. Dem soll nun abgeholfen werden. Da bereits Mohamedaner von Burma, Beluchistan, Afghanistan, und Ungada kamen, um das „Anglo-Oriental College“ zu besuchen, wird erwartet, daß als Universitätsort Aligarh die „Gläubigen“ auch von China, Java und Ost-Afrika herbeiziehen wird. — In einem zweiten Artikel der „Nineteenth Century“ sind die Eindrücke eines jungen, in Oxford studierenden Franzosen über die englischen Universitäten aufgezeichnet. Er sagt: „Kaum kann ich das Staunen des an kasernenartig gebaute Lyceen gewohnten Franzosen schildern, wenn er Oxford zum erstenmal sieht, und nicht minder wenn er es näher kennen lernt!“ Er wird von der Schönheit der Gebäude, wie von der Schönheit des „freien athletischen Lebens“ überwältigt. Beim Vergleiche der französischen und englischen Studenten sagt er: „Die englischen Studenten bilden nicht annähernd eine so intellektuelle Elite, wie die französischen; wohl aber bilden sie eine politische und vor allem eine moralische Elite“. Den stärksten Eindruck in Oxford empfing er von dem kraftvollen Eingreifen der Universität in die sozialen Probleme. Eine ganze Reihe von Arbeiter-Fortbildungsschulen verdanken Oxford ihre Gründung und ihr Fortbestehen. An einem bestimmten Tage im Jahre entsenden diese ohne Ausnahme „Arbeiter-Studenten“ zum Besuch nach Oxford, die dort aufs herzlichste empfangen und bewirtet werden. Der Franzose schließt: „Wenn man in fremden Ländern reist und politische und technische Vorzüge wahrnimmt, so ist das leicht zu verwinden; was aber schmerzt, das ist die Anerkennung einer moralischen Ueberlegenheit“. Und diese gerade habe er in England anerkennen müssen. — Die „Contemporary Review“ enthält Artikel über: „Wissenschaftliche Ballonfahrten“; „Einiges von der modernen französischen Litteratur“; und „Nachtszenen vor St. Juan“, — eine Beschreibung typischer Gräuelvorkommnisse aus dem spanisch-amerikanischen Kriege. Die entsetzlichen Leiden der amerikanischen Verwundeten, für die nichts vorgesorgt worden war, werden besonders kraß dargestellt. — Die „Leisure Hour“ vom Januar erzählt, wie „manche Damen ihr Brod in Amerika verdienen“: als Fahrrad-Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Pfarrer, Gärtner, Lootsen und Schiffskapitäne! Als Omnibuskutscher und Annoncen-Reimkünstler! Einige verdienen ein gutes Auskommen, indem sie zu Hause die allerfeinsten Sorten von Pickles und Eingemachtem herstellen oder von sonstigen Delikatessen, die fabrikmäßig in solcher Güte nicht hergestellt werden können. Andere machen glänzende Einnahmen durch die Herrichtung der kostbaren Puppen für reiche Kinder. Kurz, die Amerikanerin hat Unternehmungsgeist. — Der Hauptbeitrag der „Quiver“ (Dez. 98), reich illustriert, handelt vom segenreichen Wirken der englischen weiblichen Aerzte unter barbarischen und unzivilisierten Völkern. Die Hindu-Frauen, so wird erzählt, sterben lieber, als daß sie sich von einem männlichen Arzte behandeln ließen. Aber auch die weiblichen Aerzte stoßen auf viele Schwierigkeiten. Die Patienten schlucken z. B. das Papier herunter und werfen das Pulver heimlich weg; oder sie weigern sich, Milch zu trinken, weil sie fürchten nach dem Tode deshalb in Cobraschlangen verwandelt zu werden! In einem Falle sollten die Verwandten der Kranken einen heißen Leinsamen-Umschlag machen: sie legten der Patientin den trockenen Samen auf die Brust und gossen dann kochendes Wasser darauf! — Nicht nur in Indien, auch in China und bei den Mohamedanern dürfen Frauen nur von Frauen behandelt werden. Ein Hindu sagte: „Wir fürchten für unsere Unabhängigkeit mehr von euren Frauenärzten als von euren Soldaten und Predigern. Die Frauen-Aerzte dringen in unser Heim und in unsere Herzen: — was bleibt uns da noch übrig?“ — In „Cassel's Magazine“ (Jan. 99) schreibt W. Chesney einen, auf mehrere Interviews gestützten, Artikel über den König und die Königin von Portugal. Don Carlos I. ist ein vorzüglicher Schütze, Reiter und Fahrer; daneben ein talentierter Aquarellmaler, Bildhauer und Musiker. In seiner Jugend nahm er aus Uebermut öfters incognito an den Stiergefechten als „Banderillo“ teil und verlor bei solcher Gelegenheit einmal beinahe das Leben. Seine Gattin, die „die schönste der lebenden Königinnen“ genannt wird, ist ebenso sportfreundlich angelegt wie ihr Gemahl. Durch Errettung zweier Ertrinkenden kam sie in den Besitz der Medaille für Lebensrettung. — „Chambers's Journal“ (Januar) beschreibt eingehend die Bienenzucht-Schule in Zug (Schweiz). — Der „Idler“ berichtet im Dezemberheft „vom Unglücksstern des Hauses Habsburg“, den er von den Zeiten Napoleons bis auf die jüngsten Ereignisse verfolgt.

London. *James Grun.*

Italien.

Ein manchen geistvollen Gedanken und scharfe Beobachtungen enthaltender Aufsatz Cesare Lombrosos „Woher die Größe Venedigs?“ in der Nuova Antologia vom 1. Dezember hat alsbald Entgegnungen von Seiten gründlicherer Kenner der venetianischen Geschichte hervorgerufen. Lombroso führt den gewaltigen Aufschwung der Lagunenstadt im Mittelalter zunächst auf die glückliche Mischung verschiedener Völkerelemente, auf die natürliche Auswahl, die durch Schwierigkeit und Besonderheit der Existenz auf den Lagunen-Inseln herbeigeführt wurde, in erster Linie aber auf die große politische Freiheit des einzigartigen Gemeinwesens zurück. Dem wird entgegengehalten, daß schon unter den ersten Ansiedlern, lauter Flüchtlingen aus den von den Barbaren überwältigten festländischen Städten Venetiens, nach Sanudo viele Edle waren, die sicher sofort in dem neuen Gemeinwesen ihre Vorrechte geltend gemacht und die Herrschaft geübt haben. Aus diesen Patriziern ging die eigentümliche venetianische Aristokratie, aus den mit ihnen geflüchteten Klienten ging das Volk hervor. Schon um 700 n. Chr. wurde die Staatsgewalt von den Tribunen auf ein beinahe monarchisches Oberhaupt, den Dogen (dux) übertragen, und als 1172 dessen Erwählung dem Volke entzogen ward, war es mit den demokratischen Freiheiten vollends vorbei. Unter dem Dogen- und Adelsregimente ist Venedig auf die Höhe seiner Macht und Blüte gelangt. In den Familien der erblichen Oligarchie bildete sich die politische Kunst und Weisheit aus, die das Gemeinwesen davor schützte, von einem Tyrannen unterjocht oder durch Volksleidenschaften zerrissen zu werden. Der Große Rat Venedigs war stets bereit, Gewalt gegen den Dogen zu gebrauchen, wenn er sich mehr Macht, und gegen das Volk, wenn es sich mehr Freiheiten und Rechte anmaßte, als ihm zugestanden war. Pompeo Molmenti rügt auch, daß Lombroso aus der angeblichen Volksfreiheit Venedigs Schlüsse auf die Angemessenheit größerer Volksfreiheiten im modernen Italien ziehen will, da die ganz verschiedenen Bedingungen keinen Vergleich zuließen.

Im zweiten Dezemberhefte stellt Enrico Panzacchi einen Vergleich zwischen Manzoni und Tolstoi bezüglich ihrer Auffassung des Sittlichen in der Kunst an. Er will aller anscheinenden Verschiedenheit zum Trotz eine Uebereinstimmung finden erstens in der ehrlichen Entschlossenheit, mit der Beide überwundene religiöse, philosophische und litterarische Anschauungen über Bord warfen, ferner in der hohen und strengen Auffassung von der Litteratur und der Kunst im allgemeinen und ihren sozialen und erzieherischen Aufgaben, in der Einführung eines moralischen und religiösen Prinzips in die Litteratur, in der Abneigung gegen das Frivole, Unreine, Genußsüchtige, Leidenschaftliche der realistischen und materialistischen Richtungen. Im Einzelnen weist Panzacchi auf die Anschauungen der beiden großen Schriftsteller über die Liebe, die Schönheit und das Christentum hin. Manzoni hat in allen seinen Werken mit Bedacht vermieden, die Liebe so zu schildern, daß der Leser dieser Leidenschaft zustimmen könne; denn nach ihm gab es davon schon in der physischen Welt mindestens sechshundertmal mehr als zu deren Erhaltung nötig sei, so daß es sich nicht empfehle, sie durch Schriften noch zu fördern. Und Leo Tolstoi geht in der Geringschätzung der Liebe noch über Schopenhauer hinaus; ihm ist an der Erhaltung des Menschengeschlechtes garnichts gelegen. Die Schönheit ist für Manzoni wie für Tolstoi ein untergeordnetes Erfordernis des Kunstwerkes. Das Gute geht ihr weit voran, und sein Reich ist das Christentum, das für Beide auch das Reich der Wahrheit ist. — In einer kritischen Besprechung des „Fuhrmann Henschel“ spricht Cesare De Solis Gerhart Hauptmann die fruchtbare Erfindungsgabe, die Fähigkeit schneller und scharfer Auffassung realer Charaktere, Situationen und Verknüpfungen ab; hingegen sei Hauptmann, der sich in seinen Typen wiederhole, sich ganz auf die Familienprobleme beschränke und immer die Anregung durch anderes Geisteswerk nötig habe, ein meisterhafter Ausarbeiter der Charaktere und Situationen. Mit staunenswerter Willenskraft und Sicherheit schreite er auf seinem Wege voran, sei er nach und nach der Hohepriester des Naturalismus, Ibsenismus, Tolstoiismus, Symbolismus gewesen und sei er aus verständigem Gehorsam gegen die einsichtige Kritik von dem romantischen Symbolismus der „Versunkenen Glocke“ wieder zur Realität des schlesischen Fuhrmannshauses übergegangen.

Der „Fanfulla della Domenica“ (Nr. 51) beschäftigt sich ebenfalls mit Gerhart Hauptmann, dessen „Fuhrmann Henschel“ er einen noch größeren und nachhaltigeren litterarischen Erfolg weissagt, als dem Hauptwerke, den „Webern“ zu Teil geworden sei. Dem „Fanfulla“ fällt es auf, daß mehrere der jungdeutschen Dichter, so z. B. auch Halbe, sich am stärksten, sichersten und wirksamsten erweisen, wenn sie im Kreise des heimatlichen Volkslebens bleiben. Ihren Beweggrund findet er in der Teilnahme am Loose der Gedrückten, die sie zu liebevoller und eindringender Beschäftigung mit deren Leben veranlasse; doch will er von Hauptmann noch Leistungen höheren Ranges erwarten und zwar auf einem Wege, der zwischen den symbolischen Dunkelheiten und der nackten Wirklichkeitsdichtung in der Mitte liege.

In Florenz hat sich eine „Italienische Gesellschaft für die Kunst in der Oeffentlichkeit“ gebildet, die bereits die Unterstützung angesehener und einflußreicher Kreise genießt und den Zweck hat, alles Unschöne und Banale in den öffentlichen Erscheinungen zu bekämpfen und „den Aeußerungen des Kulturlebens im neuen Italien den Stempel der Kunst aufzudrücken“. Die kunstbegeisterte moderne Wochenschrift „Marzocco“, die den Plan lebhaft gefördert hat, führt aus, daß das Vulgäre und Geschmacklose überall überhandgenommen habe, daß alle Gebildeten die Pflicht hätten, dagegen zu reagiren, daß die Kunst ein Hauptfaktor der Gesittung und des materiellen Wohlseins und eine wichtige soziale Funktion sei und daß namentlich Behörden und Schriftsteller dahin wirken müßten, daß zunächst alles öffentlich Sichtbare, demnächst auch die privaten Gebrauchsgegenstände u. s. w. wieder ein würdiges, ästhetisches, gefälliges Aussehen bekämen. — Von der Bedeutung Rembrandts handelt (in Nr. 46 des „Marzocco“) Th. Neal in einer Schilderung des „Städtischen Museums zu Amsterdam“, von „Paris und seinen Theatern“ Romualdo Pantini.

Rom. *R. Schoener.*

Russland.

Hervorragendes Interesse beanspruchen die Briefe Turgenews an Frau Viardot-Garcia, mit deren Veröffentlichung das „Journal Journalow“ sich um die russische Litteraturgeschichte verdient macht. Diese Briefe haben ihre Geschichte. Im Jahre 1870 mußte die Familie Viardot nach erfolgter französischer Kriegserklärung Baden-Baden verlassen und dabei gingen diese Briefe verloren oder wurden gestohlen. Erst vor zwei Jahren entdeckte ein russischer Litterat diese wertvolle Korrespondenz in einer Bücherschatulle, die er bei einem Berliner Antiquar erstanden hatte. Der letztere hatte die Schatulle von der Wittwe eines französischen Arztes erworben; weiter ließen sich die Spuren nicht verfolgen. Frau Viardot hat nun in die Veröffentlichung der Briefe unter ihrer Kontrole gewilligt. Bekanntlich hat Turgenew selbst die Viardotsche Besitzung Courtavenelle in Rosay en Brie als seine litterarische Wiege bezeichnet. 1847/48 verlebte Turgenew daselbst, als er infolge eines Konflikts mit seiner Mutter jeglicher Existenzmittel beraubt war, den Winter und dort entstand dann das wundervolle „Tagebuch eines Jägers“. Das russische Publikum wird mit Spannung die Entwicklung dieses interessanten Briefwechsels des größten Künstlers unter seinen Romanciers verfolgen. Leider soll Frau Viardot starke Kürzungen an den Originalbriefen vornehmen. — Im letzten Heft des „Westnik Jewropy“ beendigt der hervorragende russische Jurist und Publizist A. Koni seine eingehende

Charakteristik des berühmten russischen Rezitators, Schauspielers und Erzählers Iwan Feodorowitsch Gorbunow. Nach Konis richtigem Urteil verlor die russische Gesellschaft in Gorbunow einen seltenen Künstler, in dessen Lebenswerk eine unvergleichliche Kenntnis des Volkslebens mit wunderbarem Humor und tiefem philosophisch angelegtem Sinn und Gemüt sich die Hände reichen. Meines Wissens sind Gorbunows prächtige Skizzen und Erzählungen in Deutschland leider so gut wie unbekannt und nicht ins Deutsche übertragen.

Im „Nabljudatelj“ findet sich wie in den meisten russischen Revuen des verflossenen Monats, anläßlich der Denkmals-Enthüllung in Wilna ein Panegyrikus auf Murawjew, diesmal aus der Feder eines der wenigen noch lebenden „Mitarbeiter“ des Diktators, des dim. Wilnaschen Schulen-Kurators Kornilow. Selbstverständlich wird Murawjews Wirken fürs Vaterland in den Himmel gehoben, wenn jedoch versichert wird, daß Murawjew nur 142 Hinrichtungen veranlaßt habe, so ist das die — Kehrseite der Wahrheit; Augenzeugen aus militärischen Kreisen wissen das besser und nehmen keinen Anstand der obenerwähnten Ziffer eine Null anzufügen womit annähernd das Richtige getroffen sein dürfte.

Ein neues und vielversprechendes Erzählertalent ist der russischen Litteratur in der Person von Maksim Gorjki erwachsen. Die beiden von Gorjki in diesem Jahre veröffentlichten Bändchen Erzählungen sind jedenfalls ein litterarisches Ereignis. So ist insbesondere die Erzählung „Aus Langeweile“ ein Meisterwurf, der Gorjki mit einem Schlage an die Seite Tschechows stellt; es ist unfraglich, daß wir es hier mit einer großen künstlerischen Kraft zu thun haben, die hoffentlich halten wird, was sie verspricht. Diesem jungen Schriftsteller, der einstweilen seine Helden in den, von ihm allerdings mit einem gewissen Glorienschein — der Glorie des Märtyrertums — umgebenen, untersten Schichten der Bevölkerung sucht, widmet N. Michalowski in der interessanten Revue „Russkoe Bogatstwo“ einen umfangreichen Essai, in dem er den jungen Künstler vor den ihm drohenden Gefahren des Dekadententums warnt.

Petersburg. *Alexis v. Engelhardt.*

Polen.

Die Dezember-Nummer des Krakauer „Przeglad polski“ (Polnische Rundschau) schmückt ein vortreffliches Portrait des Kaiser Franz Joseph I. aus Anlaß dessen 50jährigen Regierungsjubiläums. Stanislaus Tarnowski, Präsident der polnischen Akademie der Wissenschaften widmet einen schwungvollen Festartikel dem Monarchen, dessen Leben zwei seiner eigenen Aussprüche charakterisieren: die Worte „Lebe wohl, meine Jugend“, die er 1848 bei der Thronbesteigung und die wehmutsvolle Klage „Mir bleibt nichts erspart“, die er 1898 gebrauchte. Regierungsrat Leo Kulczynski, ohne Zweifel einer der besten polnischen Pädagogen, behandelt objektiv und maßvoll, aber auch sicher und überzeugend das Thema des klassischen Sprachunterrichtes in den Mittelschulen und giebt den Anhängern desselben kräftige Schutzwaffen in die Hand. — Der „Przeglad powszechny“ (Allgemeine Rundschau) enthält außer bis jetzt ungedruckter Briefe des polnisch-ukrainischen Dichters Bohdan Zaleski, eine Fortsetzung der bereits im Heft 5 hier erwähnten Reiseerinnerungen aus St. Petersburg von A. Mazanowski. Der Verfasser schildert da die berühmten Kunstsammlungen der Ermitage nnd giebt interessante Beispiele des russischen Zarenkultus an. Hervorzuheben ist auch eine Rezension des Buches von Georg Mycielski über den Maler Alexander Kucharski, denjenigen Künstler, von dem das letzte Portrait der unglücklichen Königin Marie Antoinette stammt. Kucharski hatte freien Zutritt zum Gefängnisse im Temple, später in der Conciergerie. — In der „Bibliotheka warszawska“ (Warschau. Bibliothek) untersucht S. Askenazy die Entstehung und Bedeutung des Bündnisses, das 1790 das damals noch unabhängige Polen mit Friedrich Wilhelm II. von Preußen schloß. Nikolaus Mazanowski bespricht das innige Verhältnis des größten polnischen Dichters Adam Mickiewicz mit dem oben erwähnten Bohdan Zaleski. Dieser, ein talentvoller, wenn auch nicht genialer Lyriker, schaute voll Bewunderung und Ehrfurcht zu dem größeren Freunde hinauf und erst Mickiewicz mystische Ideen späterer Zeit trübten diese Freundschaft. Als Mickiewicz 1855 starb, sang Zaleski eine tief ergreifende Klage um den verlorenen „Engel der Dichtung“. Ferdinand Hösick zeigt, welche Schätze an Documenten zur Biographie Chopins das Krakauer Museum der Fürsten Czartoryski enthält; es befindet sich hier u. a. das von Frau George Sand gezeichnete Portrait Chopins, dann zahlreiche Briefe von ihm, ferner eine vollständige Sammlung von Artikeln aus französischen, englischen und deutschen Zeitschriften, die nach dem Tode des Meisters erschienen. Die bibliographischen Notizen dieses Heftes würdigen auch die Bedeutung des „Echo“. — Im Warschauer „Ateneum“ findet sich u. a. eine längere Besprechung der unter dem gemeinsamen Titel „Gaudeamus“ gesammelten lyrischen Gedichte von Rudolf Baumbach, Scheffel und Julius Wolff in anmutiger Uebersetzung von Jankowski, Letowski, Nawrocki, Niemojewski und Zagórski. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß vor kurzem eine vortreffliche, wahrhaft poetische Uebertragung der „Versunkenen Glocke“ von Johann Kasprowicz, einem der markantesten polnischen Lyriker erschienen ist. — Der „Przewodnik naukowy i literacki“ (Wissenschaftlich-litterarischer Führer) bringt einen interessanten Aufsatz, der die sehr verbreitete Meinung widerlegt, als sei auf einem religiösen Bilde des berühmten französischen Malers Ary Scheffer, „Christus der Tröster“ Mickiewicz nach dem Leben gemalt worden. Auf Grund der Briefe der Tochter des Künstlers wird dargethan, Scheffer habe niemals den polnischen Dichter gesprochen. Hahn zitiert eine deutsche Stimme über den „Herrn Thaddäus“ von Mickiewicz und zwar H. Normanns Lob in der Sammlung „Perlen der Weltlitteratur“. — In dem „Zycie“ (Das Leben) veröffentlicht der moderne Dichter und Maler zugleich, Wyspianski ein dramatisches Gedicht „Warszawianka“ (Die Warschauerin), das in zarten stimmungsvollen Scenen den Zustand der Gemüter unmittelbar vor der für Polen glorreichen Schlacht bei Grochow aus dem Aufstande von 1830—31 wiedergiebt. Wyspianskis echt originelle, im modernen Stile gehaltene Bilder zu Homers Ilias schmücken eines der Hefte. Frau Doktor Daszynska, ehemaliger Professor an der Berliner Humboldt-Akademie, ist aus der Redaktion, wo sie das Ressort der Sozialwissenschaften führte, ausgetreten mit der Motivierung, „die moderne Kunst sei exklusiv, wolle die Menschen hypnotisieren, sie von allen sozialen Aufgaben abwenden, verachte die Wissenschaft und jede selbstbewußte, zweckmäßige Wirksamkeit und sehe in dem Volke ein Hindernis für die Individualität echter oder vermeintlicher großer Männer!

Krakau. *Josef Flach.*

Griechenland.

Es ist charakteristisch, daß in Griechenland mit den Fortschritten der Litteratur, in technischer sowohl wie geistiger Hinsicht, das Verständnis und die Liebe des Publikums für die Litteratur abgenommen hat. Die geistigen Qualitäten des Durchschnittshellenen reichen nicht aus, um die verfeinerten Formen und die tieferen Gedanken des Neuen zu erfassen und die Kluft, die das Publikum von den Werken des Geistes trennt, ist immer größer geworden. Alle Zeitschriften, die noch vor wenigen Jahren existierten, sind, als sich in ihnen der neue Fortschrift wiederzuspiegeln begann, eine nach der anderen eingegangen. Als letzte fiel „*Ἑστία*“, der langjährige Hort des Besten, was griechischer Geist erzeugte, diesem Schicksal anheim. Die neue litterarische Bewegung nahm alsbald einen mehr privaten Charakter an. Die wenigen Bücher, die gedruckt wurden, wurden nur in einem ganz engen Kreise von Kunstfreunden gelesen.

Erst Petros Wasilikos ist es gelungen, trotz aller Schwierigkeiten eine neue Zeitschrift zu gründen, die als ihre Aufgabe ansieht, die Aufmerksamkeit des Volkes für die neue griechische Poesie zu erkämpfen. Das erste Heft dieser Schrift: „Ἡ τέχνη“ (Die Kunst) liegt vor uns. Es enthält Beiträge der allerbesten Schriftsteller. Von Kostis Palamas, einem echten Dichter von Gottes Gnaden, der der Mittelpunkt der neuen Bewegung — besonders in der Lyrik — ist, sind zwei Aufsätze enthalten, von denen der zweite einen Ueberblick über die Ansichten gewährt, die seit der Zeit von Solomos über die neugriechische Volkssprache zutage gefördert wurden, als der einzigen möglichen Sprache für Poesie und Litteratur im Gegensatz zu dem bisher herrschenden Hochgriechischen. — Von Gryparis, dem Meister der Form, der mit seinen Versen bizarre Schöpfungen gleichsam plastischen kleinen Gebilden aus Elfenbein und Korallen erzeugt, sind zwei Gedichte da. Gedichte sind ferner von Mabillis, Malakases, Nirwanas vorhanden. Von Episkopopoulos, einem jungen Schriftsteller, der d'Annunzio nacheifert, sowie von Xenopoulos und Theotokis Novelletten. Von Kambysis ein feuilletonistischer Aufsatz über die „Alten und die Jungen.“ Und zum Schlusse Bücherbesprechungen und Berichte über die letzten Erscheinungen in der ausländischen Kunst und Litteratur.

Athen. *J. K. v. Hösslin.*

Nord-Amerika.

Die Feiertagsausgaben zeichnen sich mit jedem Jahre durch reicheren Inhalt und gediegenere Illustrationen aus. In ganz besonders prächtigem Gewande ist dieses Jahr „Scribners Magazine“ erschienen. Es enthält einen vortrefflichen Artikel von M. H. Spielmann über „John Ruskin als Maler“, mit Reproduktionen von Oel-, Aquarell-, Bleistift- und Sepiaskizzen des Meisters, die sich teils im Privatbesitz, teils in der Universität Oxford und im Ruskin-Museum befinden und hier zum ersten Male zur weiteren Kenntnisnahme gelangen. — Ein anderer interessanter Beitrag ist eine Uebertragung der Rheingold-Dichtung Richard Wagners in das Englische von F. F. Stimson mit höchst künstlerischen, eigenartigen Illustrationen von Maxfield Parrisch. Richard Harding Davis, der Novellist der Gesellschaft, liefert persönliche Reminiscenzen an den kubanischen Feldzug. Lloyd Osbourne, der Stiefsohn Robert Louis Stevensons, bietet einen unschätzbaren Beitrag zur Biographie des liebenswürdigen englischen Dichters, der ebenso sehr Kind als Mann war, in dem Artikel „Stevenson at Play“, worin er schildert, wie der Dichter stundenlang mit ihm Krieg gespielt und für seine Zinnsoldaten nicht blos Schlachtenpläne gezeichnet, sondern ihnen auch Elegien gewidmet habe. — „The Bookbuyer“ enthält einen Artikel der Novellistin Mary Hartwell Catherwood, in dem sie gelegentlich einer Neuausgabe der Werke Francis Parkmanns, des amerikanischen Historikers, dessen Genius Tribut zollt. Sie nennt ihn den besten und wahrsten Schilderer der amerikanischen Rothaut und fährt fort: „Hätte Francis Parkmann weiter nichts geleistet, die Lehren allein, die seine Werke über die Franzosen in Amerika verbreiten, müßten einer angelsächsischen Rasse heilsam sein, die an ererbtem Haße gegen alles Französische und Indianische leidet. Noch heute nährt Neuengland die alte Feindseligkeit, weil sie Deerfield und andere Brandstätten nicht vergessen hat. Im Westen hingegen, wo Spuren der friedlichen kanadischen Ansiedlungen erhalten sind, würdigen wir den heitern, nun verschwundenen Pionier unserer Zivilisation viel mehr.“ — Marion F. Crawfords neuestes und anspruchsvollstes Werk, die historische und ethnographische Studie über die Stadt Rom, in der der amerikanische Dichter fast sein ganzes Leben zugebracht hat, „Ave Roma Immortalis“ (soeben vortrefflich illustriert, im Verlag der Macmillans erschienen) wird eingehend besprochen; desgleichen Lewis Wallaces „Fair God“, ein Roman aus Alt-Mexiko. Harriet Prescott Spofford macht auf Mrs. Delands „Chester Tales“ aufmerksam und vergleicht diese mit ihrer britischen Zeitgenossin Mrs. Humphry Ward. — Im „Forum“ schreibt Cesare Lombroso über die ethnologischen und soziologischen Ursachen der Größe Venedigs. — „Criterion“ kritisiert die drei englischen Uebertragungen von Rostands „Cyrano“, die in Amerika erschienen sind und erkennt unter ihnen derjenigen von Howard Thayer Kingsbury die Palme zu. — Eine interessante Novität ist das „American German Magazine“, das die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern fördern soll, doch beschränkt es sich vorläufig ausschließlich auf Beiträge politischer Natur.

New-York. *A. von Ende.*



Kurze Berichte

Das Buch von der Kaiserin.

C. Christomanos: „Tagebuchblätter“. Wien, Verlag von Moritz Perles. 1899.

Dieses Buch hatte einen „Sensationserfolg“. Vier Tage vor Weihnachten wurde es ausgegeben; eine große wiener Zeitung brachte am selben Tage einen ausführlichen Auszug daraus, und die Buchhändler konnten nicht genug Exemplare bestellen, um der stürmischen Nachfrage des Publikums nach diesen Tagebuchblättern zu genügen. Natürlich hatte dies sein Inhalt bewirkt: es erzählte von der tragischen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Constantin Christomanos war seit Mai 1891 vier oder fünf Jahre lang griechischer Vorleser bei Ihrer Majestät gewesen, die sich für Griechen und griechische Sprache sehr interessierte, wie man ja das schon aus ihrer Bevorzugung Corfus als Winteraufenthalt schließen konnte. In seiner bevorzugten Stellung konnte Christomanos viele Aeußerungen der Kaiserin nicht blos über Dichter und Bücher, sondern auch über Hof und Politik, über alles Mögliche zwischen Himmel und Erde vernehmen, denn gemeinsame Lektüre giebt ja reichlich Gelegenheit dazu. Daß diese Kaiserin einmal so tragisch enden sollte, konnte natürlich Christomanos 1891 noch nicht wissen, aber er bewies Verstand und Urteil, als er die Aeußerungen der Kaiserin in seinen Tagebüchern aufzeichnete; er war zu jener Zeit noch Student der Philosophie und wenig über zwanzig Jahre alt. Der tragische Tod der hohen Frau und die Teilnahme der ganzen Welt an ihrem Schicksal erhöhte natürlich nur den Wert seiner Tagebuchblätter, und wenn er sich beeilte, sie jetzt schon zu publizieren, so kann man ihm kaum einen Vorwurf daraus machen. Gewiß ist, daß die Kaiserin sowohl durch ihre Persönlichkeit als auch durch ihr tragisches Schicksal als Mutter schon lange vor ihrem Tode den Völkern Oesterreichs rein menschlich außerordentliche Teilnahme abgewonnen hatte. Man wußte, daß sie eine der hervorragendsten Frauen am wiener Hofe war, daß sie zuweilen klärend und besänftigend in die Politik eingegriffen hatte; ihre Scheu vor prunkvollen Staatsaktionen nahm gerade die besseren Geister in Oesterreich für sie ein; mit ihrer Vorliebe für Heine hatte sie sich die Sympathien der freisinnigen Litteratur gewonnen. Um so reizvoller war das Geheimnis, das ihre Gestalt im Uebrigen umgab, um so begieriger suchte man nach Nachrichten, die ihre Persönlichkeit charakteristisch hervortreten ließen — und dieser Neugier kam das Buch von Christomanos entgegen, daher sein „sensationeller“ Erfolg.

An dieser Stelle Citate aus den Gesprächen der Kaiserin zu geben, nachdem schon die Tageszeitungen Auszüge gebracht haben, ist wohl nicht nötig. Wir möchten nur einige Worte über die litterarische Seite der „Tagebuchblätter“ von Christomanos sagen, die anderwärts kaum berührt wird. Es liegt eine eigene Ironie des Schicksals darin, daß dieselbe Kaiserin, die so ängstlich die Oeffentlichkeit vermied, in ihren nächsten Kreis einen jungen Mann zog, der alles was

sie sagte, so treu aufzeichnete und ihr stilles Seelenleben nun also doch früher oder später der Welt mitzuteilen gedachte. Aber das Schicksal hatte es doch auch in seiner Ironie nicht schlecht gemeint, denn dieser treue Schreiber war zugleich ein Dichter, und nur ein Dichter konnte überhaupt solche Tagebuchblätter schaffen. Sie sind sehr wesentlich verschieden von Werken ähnlicher Art, z. B. von Louis Schneiders Buch über Kaiser Wilhelm, sie gleichen vielmehr Schriften wie der „Günderode" von Bettina von Arnim. Der konkrete historische Stoff wird vom poetischen Rankenwerk des für seine Gestalt begeisterten Berichterstatters vollständig überwuchert, man erfährt nicht weniger von der Kaiserin als von Christomanos selbst. Er geht auch von vornherein nicht einzig auf das Ziel des Biographen aus. Ihm wurde die Majestät zu einer metaphysisch gesteigerten Größe. Der fast märchenhafte Umschwung in seinen eigenen Verhältnissen, der schon durch den Wechsel seiner Wohnung allein stattfand — bis zu seiner Berufung lebte Christomanos nicht gerade ärmlich, aber doch bescheiden bürgerlich in der wiener Studentenvorstadt als „Zimmerherr" gemeinsam mit seinem älteren Bruder Anton, der Medizin studierte, dann wurde er in der Hofburg einquartiert — dieser Wohnungswechsel allein versetzte den Tagebuchschreiber in einen wahren Rausch von Begeisterung, er kam sich wie in einer anderen Welt vor, und dieser Rausch ließ ihn die Wirklichkeit, in der er sich bewegte, mit den Augen des Enthusiasten betrachten. Nicht der höfische Prunk, der ihn umgab, berauschte ihn, sondern die Persönlichkeit der Kaiserin einzig und allein. Sie wurde ihm zu einem höheren Wesen in eigentlich märchenhaft poetischer Weise, so zwar, daß er sich zuweilen verwunderte, wenn sie nicht Flügel hatte, wenn sie ganz nüchtern von nüchternen Dingen sprach: „Ich erkannte, daß die Brunnen in ihrer Nähe anders sangen, daß die Umrisse der Felsen in lauter Schönheitslinien sich bogen und die Steine selbst einen duftenden Atem von sich gaben, daß die Blätter der Bäume bei ihrem Erscheinen erbebten, wie sie thun, wenn sie die Sonne erwarten und traurig sich senkten, wenn sie sich wieder entfernte. Die Blumen schienen mir alle erregt in ihrer Nähe. Die einen lächelten goldig bei ihrem Anblicke, andere nickten leise mit ihren Glockenköpfchen oder schlugen wundervolle Augen auf" u. s. w. Diese Anschauungsweise des Tagebuchschreibers ist unzweifelhaft reich an Poesie, mag er auch in seiner Ueberschwänglichkeit oder in seinem Bestreben, die ganze Natur zu beseelen, mitunter den guten Geschmack verletzen — das Buch ist nichts anderes als ein Strom lyrischer Begeisterung, der als solcher meines Erachtens einerseits wohl der Würdigung wert ist, andererseits aber auch den historisch realen Wert der Aufzeichnungen von Christomanos sehr beschränkt. Denn er hat das Bild der hohen Frau — gleichviel ob bewußt oder unbewußt — zu einer dichterischen Schöpfung umgewandelt; er hat ihr — wozu er als Dichter allerdings berechtigt war — ein Stück seiner eigenen Seele, seiner eigenen schwermütigen Betrachtungsweise und platonisierenden Weltanschauung untergeschoben. Einzelne Aeußerungen der Kaiserin, die Christomanos selbst verzeichnet, lassen sie, unbeschadet ihres Idealismus, als einen (sehr zu ihrem Vorteil) nüchterneren Geist erscheinen, als ihr jugendlicher Vorleser war. So z. B. wenn sie sagte: „Man muß nicht glauben, daß die sogenannten schönen und edlen Seelen allzu wenige sind, und zumal in Deutschland. Leider, leider! Es giebt nämlich nichts Lächerlicheres als die menschlichen Begeisterungen. Gerade die Begeisterten sind die unerträglichsten Leute." Man merkt den Wink, den die hohe Frau ihrem Begleiter auf dem Spaziergange gab, er aber merkte ihn nicht. Sie mochte sich den jungen, dichterisch begabten Schwärmer wohl gefallen lassen, aber sie war zu reif, zu klar und verständig, um mit ihm zu schwärmen. Einmal gab sie ihm mit Heines Worten eine kalte Douche, als er vor einem schönen Sonnenuntergang in Miramare schwärmte. „Mein Herrlein!" zitierte sie, „seien Sie munter, das ist ein altes Stück, hier vorne geht sie unter, und kehrt dort hinten zurück . . . ." Christomanos ist redlich genug, auch dergleichen zu verzeichnen; aber daß solche Aeußerungen in seine Darstellung selbst einen Widerspruch bringen und zum Zweifel an deren objektiver Wahrheit anregen, merkt er nicht, oder will er nicht merken. Souverän schaltet er mit seinem Stoff, und schwerlich hat jemals ein Dichter mit solcher — Naivetät sich eines erhabenen Gegenstandes bemächtigt, um ihn nach seinem Belieben auszunützen, obendrein, wo uns dieser Gegenstand zeitlich noch so nahe steht. In all dem Enthusiasmus dieses Dichters steckt daher doch etwas, worüber man nicht recht hinwegkommen kann. Man kann es nicht eigentlich Indiskretion nennen . . . Aber vielleicht ist auch dies nur wieder ein Stück desselben Zeitgeistes, dem die rechte Liebe mangelt.

Wien. *Moritz Necker.*

Tennysons Memoiren.

Alfred Lord Tennyson. A memoir. By his son (Hallam Tennyson). Zwei Bände. London, Macmillan & Co.

Von allen neueren englischen Dichtern reicht keiner auch nur entfernt an Volkstümlichkeit und Einfluß an Alfred Tennyson heran. Er hat die Poesie in seinem Vaterlande in der Blütezeit des phantasielosen Utilitarismus und Manchestertums wieder zu Ansehen und Ehre gebracht, indem er besonders auch dem poetischen Lorbeer einen äußeren Erfolg hinzugefügt hat, wie noch kein Dichter vor ihm. Die Muse, der er in einer Zeit des einseitigsten Ringens nach Geld und Gut, trotz schlimmer Erfahrungen treu geblieben ist, hat ihn schließlich reichlich belohnt.

Die Memoiren Tennysons, die von seinem Sohne Hallam herausgegeben sind und das ganze Leben des Dichters von 1809—1892 umfassen, sind nichts weniger als eine kunstvolle Biographie. Es fehlt ihnen ganz an Anordnung, an Scheidung des wesentlichen von dem unwesentlichen. Sie enthalten kunstlos aneinandergereiht neben der Lebensgeschichte Briefe, Aeußerungen, bisher unbekannte Aufzeichnungen und Entwürfe des Dichters, sowie Erläuterungen zu seinen Werken — kurz, das Material zu einer abschließenden Würdigung Tennysons. Aber gerade in dieser Objektivität liegt ihre Bedeutung: sie zeigen uns die Triebfedern dieses stillen Poetendaseins, das Werden und Wachsen einer großen Dichterpersönlichkeit und ihre Stellung in dem Ideenkampfe, den Strömungen und Strebungen der Zeit.

In einem poetischen Heim, einem von Winden umrankten und von Ulmen, Lärchen und Ahornbäumen umgebenen alten Pfarrhause in Somersby in Lincolnshire wächst Alfred Tennyson heran. Er scheint zur Poesie vorausbestimmt. Alles dichtet in der zahlreichen Familie, einem wahren „Neste von Nachtigallen", wie Leigh Hunt sagt. Alfred, der dritte Sohn, ist nur der begabteste unter den Brüdern. Vom achten Jahre an schreibt er Gedichte im Style von Thomson, Pope, Walter Scott. „Er will berühmt werden", wie er mit 14 Jahren zu seinem jüngern Bruder sagt, und die Familie setzt die höchsten Hoffnungen auf ihn. Mit 18 Jahren veröffentlicht er zusammen mit seinem Bruder Charles eine Gedichtsammlung „Gedichte von zwei Brüdern", allerdings ohne den gehofften Erfolg.

Dann studiert er zwei Jahre in Cambridge. Dort schließt er Freundschaften mit gleichstehenden jungen Leuten, von denen viele später eine bedeutende Laufbahn gemacht haben, und treibt mit Eifer litterarische und philosophische Studien, auch an dem politischen Leben lebhaften Anteil nehmend. Im Klub der „Apostel", dem auch Fredrick Maurice, der Vater des christlichen Sozialismus in England, John Sterling, der Freund Carlyles, und Arthur Hallam angehören, erörtert man religiöse und philosophische Fragen und vertieft sich in Dante und die durch Coleridge in England eingeführte deutsche Litteratur.

Unterdessen hatte Tennyson wieder eine Gedichtsammlung (1830) veröffentlicht, der zwei Jahre später

eine neue folgte. Hier erscheint zuerst die Eigenart des Dichters ausgeprägt, seine Vereinigung der höchsten Formvollendung mit tiefem ethischen Gehalt, das Durchdringen eines romantischen Stoffes mit modernen sittlichen Ideen. Der Grundgedanke der schönsten dieser Gedichte, der „Dame von Shalott" und des „Kunstpalastes" ist, wie Trench, der spätere Erzbischof von Dublin, zu Tennyson sagte, „daß wir nicht in der Kunst leben können, und daß das gottgleiche Leben ein Leben mit den Menschen und für die Menschen sein muß". Aber der äußere Erfolg ist noch gering, und mißmutig zieht sich der Dichter von der Oeffentlichkeit zurück. Da trifft ihn im Jahre 1833 ein schwerer Schlag durch den frühzeitigen Tod seines besten Freundes, des hochbegabten Arthur Hallam. Dieser Verlust, den er lange nicht verwinden kann, wird ihm eine Anregung, sich tiefer in die großen Fragen des Daseins, des Woher und Wohin und den Streit von Wissen und Glauben zu versenken. Ernst und melancholisch erscheint er den Freunden um diese Zeit. Carlyle, der ihn hochschätzt, nennt ihn „einsam und traurig, in einem Elemente des Dunkels wohnend, ein Stückchen Chaos mit sich führend, das er in Kosmos umformt". Im Jahre 1842 erst erschienen wieder neue Gedichte von ihm, die zum erstenmale einen durchschlagenden Erfolg hatten. Carlyle und Dickens schrieben ihm begeisterte Briefe, und die Regierung bewilligte ihm eine Pension von £ 200.

Jetzt beginnt für Tennyson eine Zeit des glänzendsten Erfolges. Rasch folgen aufeinander „Die Prinzessin", der Heroldsruf für eine höhere Erziehung der Frau, wie man dies Gedicht genannt hat, die Gedichtsammlung „In Memoriam", dem Andenken Arthur Hallams gewidmet und die Weltanschauung des Dichters darlegend,*) das Monodrama „Maud", eine Kriegserklärung gegen den Geist des Mammonismus, des Manchestertums und Friedens um jeden Preis, die herrlichen Idyllen „Dora", „Der nordische Farmer", „Aylmers Feld", „Enoch Arden" u. a. und endlich sein Lebenswerk, „Die Königsidyllen", in denen Tennyson den uralten Stoff von König Arthur mit modernem Geiste durchdringt, sein Ideal des vollkommenen Mannes und den Kampf zwischen Seele und Sinnen darstellend.

Ueber die Tendenzen dieser Dichtungen und des Dichters Stellung zu den Fragen der Zeit, besonders den religiös-philosophischen Problemen, gewähren die Memoiren mancherlei Aufschluß. Im allgemeinen erscheint Tennyson hier als der dichterische Dolmetscher der modernen Weltanschauung, die auf Darwins Entwicklungslehre fußt, als ein Vermittler zwischen den wissenschaftlichen Wahrheiten und dem religiösen Gefühl. Die Männer der Forschung, wie die der Religion, zählen ihn zu den Ihren und begrüßen seine Wirksamkeit. Die Versöhnung von Wissen und Glauben war das vornehmste Ziel Tennysons. Er ist der Dichter der englischen Aufklärung unseres Jahrhunderts, der neuen „Reformation", wie Huxley diese Bewegung genannt hat, und diese seine Bedeutung, auf der sein großer Erfolg beruht, setzen die Memorien erst in das rechte Licht.

Berlin. *Dr. Philipp Arnstein.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

„In die Nacht!" Ein Dichterleben. Von Carl Müller-Rastatt. Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig, 1898.

Das anspruchslose Werk ist eine Ergänzung zu des Verfassers Hölderlin-Biographie, eine anmutige Verwertung wissenschaftlicher Forschungen zu Unterhaltungszwecken. Der Ton jener empfindsamen, thränen- und gefühlsseligen Zeit ist gut getroffen, die Sprache gebildet, oft zart, aber ohne größere Kraft und Charakter.

Mit seinem kugelrunden Freunde Bilfinger bezieht der ätherische Hölderlin das Klosterstift zu Maulbronn. Eine heftige Neigung erfaßt den Dichter zu der schwärmenden Luise Nast, der die blonden Gretchenzöpfe lastend im Nacken hängen und auf deren rosigen Lippen die Lieder von „Schwabens größtem Dichter" ruhen. Die träumerische Luise hat die kecke, aufgeweckte Schwester Sophie zur Seite, der sich ein bildhübscher Vetter versprach, und damit der Konflikt zu Stande komme, wirbt um Luise ein Mann in guter Stellung, mit dem sich ein Dichter ohne Gegenwart und mit einer ungewissen Zukunft nicht messen kann. Der strenge Vater Nast will von dem Hungerleider nichts wissen, und als der Liebesroman der beiden jungen Menschen an den Tag gezogen wird, zwingt er die Tochter zu einer Ehe mit dem Substitut Ludwig, eben jenem Jüngling mit den wohlgeordneten Verhältnissen. Luise sträubt sich energisch, sie läßt vom Fritz nimmer und wenn der Vater sie totschlägt. Da nimmt der Arzt des Städtchens den Alten in's Gebet, er erweicht sein hartes Gemüt — Hölderlin und Luise Nast sind nun verlobt. Aber ein Augenblick des Glücks nur lacht den Liebenden. Der Bräutigam zieht nach Tübingen auf die Universität und dort — aus den Augen, aus dem Sinn — vergißt er in den Armen der schönen Elise Lebret seine holde Rose von Maulbronn. Ein böser Stern treibt den Dichter von einem Mädchen zum anderen, er rastet niemals auf der Jagd nach der „Seele, die ihre Schwester sucht". Das ist seine Entschuldigung, als die verstoßene Braut nach Tübingen eilt, um den Ungetreuen zu ermahnen. Nun gehen sie in Frieden auseinander, der Substitut Ludwig — ein wirklicher „Substitut" — nimmt den müden Schmetterling mit Freuden auf: aus der schlanken, überzarten Luise Nast wird eine behäbige Madame Ludwig, die in strotzender Gesundheit nach einigen zwanzig Jahren den wahnsinnigen Hölderlin auf seinem Turm besucht, um sich zu überzeugen, daß seine Seele noch immer nicht die Schwester fand. . . .

Berlin-Halensee. *Erich Urban*

Roman aus der Dekadence. Von Kurt Martens Berlin, F. Fontane & Co. 1898. 4 Mk.

Eine weiche, kranke Stimmung; Menschen, müde zu leben, feige zu sterben; keine Liebe, kein Haß, keine Freude, kein Schmerz — nur noch ein mitleidiges Lächeln. Auch der „Ich" des Romans gehört zu ihnen. Nicht der Umgang mit einem jungen Mädchen, nicht der mit Freunden, oder mit radikalen Schwarmgeistern befriedigt ihn. Im Hause eines jüdischen Mädchens, in einem seltsamen Milieu, genießt er zum ersten Male das Wohlige der mystischen Glaubensstimmung. Und langsam bereitet sich seine Konversion zur römischen Kirche vor, die er endlich vollzieht. Aber auch hier kein Frieden. Erst ein Aufenthalt in der Einsamkeit Rügens, im Angesicht des Meeres, und im Umgang mit den nordischen Menschen, zeigt ihm alle Hohlheit seines bisherigen Daseins, alle Nichtigkeit seiner Selbstrettungsversuche. Er kehrt nach Leipzig zurück. Die früheren Verhältnisse stoßen ihn ab, er wirft den katholischen Glauben wieder von sich. In emsiger wissenschaftlicher Arbeit, im Umgange mit seiner inzwischen verheirateten Freundin, im Harren auf die Eine, die ihn beglücken wird, und in der Vorbereitung zum Revolutionär der bestehenden Ordnung und Anschauungen findet er endlich die Gesundung. —

Martens hat mit diesem Buche viel erfüllt; mehr als seine ersten Schöpfungen versprachen. In den Anfangskapiteln denkt man wohl an Garborg oder d'Annunzio; aber das Ganze zeigt, wie wenig Martens sich vergleichen und einschachteln läßt, wie sehr er eigene Individualität ist. Die intimen Beziehungen auf ein bestimmtes, sehr bekanntes Milieu, die genrebildlichen Schilderungen, wie die Gerichtssitzung, die Konversion oder der Gewandhausball sind mit gleicher Kunst geschaffen, wie die einzelnen Personen, die jede für sich ein Kabinettsstück darstellen: Esther, Tönnies, Dimitri,

*) Eine neue Uebersetzung dieses Werkes von Jakob Feis, der sich durch seine verdienstvollen Uebertragungen von Schriften John Ruskins bekannt gemacht hat, erschien soeben im Verlage von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) in Straßburg (Preis eleg. geb. M. 3.—) D. Red.

Alice und vor allem Erich Lüttwitz, dessen Zeichnung als eine der erstaunlichsten und feinsten Leistungen in der modernen Litteratur gelten darf. Das Beste an dem Buche ist aber die Gesundung des Dekadents, die Martens so rastlos aus allen gegebenen Einwirkungen hervorgehen läßt, daß wir wirklich an sie glauben als an eine Notwendigkeit. Der „Roman aus der Dekadence“ hat somit die Dekadence selbst überwunden; und darin ist zugleich ein eminenter ethischer Wert gegeben, der sich aber nirgends aufdrängt, sondern in der ästhetischen Einheit festgegliedert ruht.

Die Sprache ist von einem klassischen Ebenmaß, und hält sich auch von der naheliegenden Gefahr übergroßer Weichheit frei — abgesehen vielleicht von der Amaryllis-Episode, die mir überhaupt am wenigsten Wahrheit zu enthalten scheint.

Im Vergleich zum Drama ist gerade die Romandichtung der jüngsten Periode deutscher Litteratur stark im Rückstande, was Höhe der Leistungen betrifft. Martens' Buch ist ein bedeutender Schritt zur Ausgleichung dieser Lücke. Es zählt zu dem Besten, was in den letzten Jahren geschaffen worden ist.

Leipzig. *Ernst Gystrow.*

Augenblicksbilder von Johannes Ziegler, Berlin. Schall & Grund. Verein der Bücherfreunde 1898.

Schon der Titel sagt, was wir in diesem erlesenen Buche finden: plötzlich erblickte Scenerien der Natur und des Menschenlebens, die ohne Beimischung daran geknüpfter Betrachtungen der Reflexion und ohne jeden Versuch ästhetischer Verschönerung uns vorgeführt werden. Das Auszeichnende, was neben dem sich in bewunderungswürdiger Schärfe offenbarenden Künstlerauge an diesen buchstäblichen Feder-Skizzen hervortritt, ist der eigenartige und gesunde Humor, der diese der gewöhnlichen Wirklichkeit entnommenen Bilder aus ihr durch seinen Gemütston wieder herauszuheben und zu vergolden scheint. In dem gleichen Verlag ist schon früher eine Sammlung von ähnlichen Skizzen dieses Autors „Vom grünen Wasser“ betitelt, erschienen, auf die die Aufmerksamkeit feinsinniger Leser bei dieser Gelegenheit gelenkt sei.

München. *Martin Greif.*

Dramatisches.

Andreas Bockholdt. Tragödie in 4 Akten von Wilhelm von Polenz. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—.

Es ist nicht der erste Schritt ins dramatische Bereich, den Polenz mit dieser modernen Tragödie unternimmt. Aus der ersten Zeit seines Schaffens existiert das Schauspiel „Heinrich von Kleist“, das interessante Ansätze zum Charakterdrama aufweist, ohne Bühnenfähigkeit zu versprechen. Im vorigen Jahre wurde dann in Dresden das Lustspiel „Heimatluft“ gegeben, das noch nicht im Druck erschienen und mir nicht bekannt geworden ist. Das neue Drama erhebt schon durch den Untertitel Tragödie Anspruch darauf, ernster und höher genommen zu werden. Um so bestimmter kann man sagen, daß es als Ganzes eine verfehlte Arbeit ist, die keinen Bühnenwert und nur wenig Buchwert hat. Andreas Bockholdt ist Arzt an einer Strafgefangenen-Anstalt und ein leidenschaftlicher Verfechter der Theorie, die in dem Verbrecher nur ein Produkt der Verhältnisse sieht und es insbesondere für eine Pflicht der Menschlichkeit hält, die entlassenen Strafgefangenen als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft zu behandeln. In dem fanatischen Bestreben, diese Theorie in Praxis umzusetzen, läßt er selbst die Rücksicht auf Frau, Tochter, Häuslichkeit außer acht, bis er an einem entlassenen Zuchthäusler, der die ihm aufgedrängten Liebesbeweise höhnisch und verständnislos abweist, das gänzliche Fiasko seines Strebens erleben und sich selbst für einen Narren erklären muß.

Das Problem des entlassenen Strafgefangenen als solches ist in der Bühnenlitteratur nicht ganz neu — Max Kretzer z. B. hat es behandelt — und auch die edle Donquixoterie eines Mannes, der für sein Gerechtigkeitsideal jenen „Parias“ gegenüber durch Dick und Dünn und schließlich zu Grunde geht, ist es wohl wert, daß sich ein warmfühlendes Dichterherz ihrer annimmt. Polenz besitzt dieses Herz, aber leider hat er nicht auch die Fähigkeit besessen, den Fall Bockholdt auf eine dramatische Höhe zu führen. Es ist keine Macht in diesen Vorgängen, die Handlung schiebt sich an allerlei Zufälligkeiten und Uebertreibungen ziemlich mühsam vorwärts, Personen, denen anscheinend eine entscheidende Rolle zugedacht war, fallen aus, um durch andere ersetzt zu werden, und die verschiedenen Konflikte zwischen Bockholdt und den Seinigen sowohl, als zwischen ihm und der Gesellschaft werden nur angedeutet, ohne zur Entwicklung zu kommen. Irgend ein boshafter berliner Kritiker könnte nach einer Aufführung des Stückes nicht ganz unzutreffend behaupten, es gebe in dieser Handlung überhaupt keinen Knoten, außer dem Strafgefangenen Brutke, an dem Bockholdt seine schwere Enttäuschung erleben muß. Daß er sie aber gerade an diesem rohen Subjekt erlebt, nimmt wieder dem ganzen Ausgang seine zwingende Beweiskraft. Ein Mann von dem ungeheuren Idealismus, wie ihn Andreas Bockholdt besitzen soll, wäre durch diese eine starke Enttäuschung noch lange nicht aus seiner Bahn geworfen, es müßte denn gleichzeitig alles um ihn her zusammenbrechen, seine gesellschaftliche Stellung, sein Familienleben und was er noch sonst in seiner Ueberspanntheit auf die eine Karte gesetzt hat. Polenz hat das alles auch angedeutet, aber unterlassen, es auszuführen. So erscheint sein Bockholdt als ein unpraktischer, schwärmerischer Kopf ohne Klarheit, als ein Mensch, der von einer fixen Idee besessen ist, nicht als ein tragischer Charakter, wie etwa Ibsens „Volksfeind“, an den das Stück situationsweise erinnert. Einen Beweis dafür, daß der Schöpfer des „Büttnerbauer“ und des „Grabenhäger“ auch zum dramatischen Dichter berufen ist, vermag ich in diesem, auch an kleinen technischen Mängeln reichen Stücke noch nicht zu sehen.

Berlin. *J. E.*

Lyrisches und Episches.

Mit roten Kressen. Gedichte von Klara Müller. Verlag von Baumert u. Bonge, Leipzig und Großenhain. Mk. 2,—.

Unter den dichtenden Frauen der Gegenwart findet man wenige, die das eigentümliche Empfindungsleben des Weibes in lyrischer Weise und in einem natürlich-originellen — ich möchte sagen: weiblichen Stile darzustellen vermögen. Unsere heutige Frauendichtung ist zum größten Teil episierende Lyrik oder Romandichtung, in diesem Sinne Reflexionsdichtung. Was natürlich ist, mutet uns daher heute oft eigenartig an. So ging es mir bei der Lektüre der Gedichte von Klara Müller. Es ist die natürlichste Poesie des Weibes, die uns überall aus diesem Buche entgegenklingt. Kraftvoll und leidenschaftlich bewegt ist die Diktion, überall im höchsten Grade subjektiv. Dieser rhythmisch-musikalische, fortreißende Stil ruht ganz und ausschließlich auf Empfindung. Dennoch wirken die Gedichte sehr plastisch. Inhaltlich stellt das Buch eine Entwicklung dar. Es ist das Werk eines Lebens, ein Tagebuch, ein Bekenntnisbuch in Versen, alle Stadien weiblicher Entwicklung behandelnd, die Seele des Mädchens und des Weibes offenbarend. Ein Abschnitt ist dem sozialen Leben gewidmet. Hier finden wir echte soziale Gedichte, die uns von eigner Not und dem Elend anderer in leidenschaftlicher Sprache erzählen. Ich erwähne vor allem das feine Stück: „Fabrikausgang.“

Berlin. *Hans Benzmann.*

Gedichte. Von Hans Müller-Irminger. Berlin, 1899. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Preis Mk. 1,50, geb. 2,50.

Der eine liebenswürdige, still beschauliche Poetennatur verratende Inhalt des kleinen Büchleins besteht der Hauptsache nach aus einem „Freud und Leid“ betitelten Zyklus Liebeslieder. Es sind mit bemerkenswerter Sorgfalt gearbeitete Nippessächelchen, mit denen

sich der Verfasser seinerzeit den Lesern der „Deutschen Dichtung“ wiederholt vorstellen durfte. Daß der Autor dieser empfindungswarmen, aus ein und derselben Tonart klingenden, meist leicht dahingleitenden oder auch leicht wiegenden Verse noch recht jugendlich fühlt, lehrt gleich sein erstes Lied, in dem — am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts! — unsere Erde als „erhab'ner Dom göttlicher Glückseligkeiten“ gepriesen wird. Sehr hübsch sind mehrere der Miniatur-Stimmungsbilder wie „Beglückendes Schweigen“ und „Auf dem Berggipfel“. Auch das episch gehaltene, in der Umgebung Berlins spielende „Mückenfang“-Idyll liest sich ganz reizend. Daß dem Verfasser, wie Riehl gesagt haben würde, ein „landschaftliches Auge“ eigen ist, das durch Traum und Dämmerung zu schauen versteht, bekunden seine das Weben der Natur veranschaulichenden Gedichte, die bisweilen, so namentlich „Herbstwanderung“, nach Form und Inhalt an Pfaus Lyrik erinnern. Daß der Sänger aus Helvetiens Gauen stammt, wie der Verlag zu betonen für nötig erachtet, geht aus keiner Zeile der Müllerschen Erstlinge hervor; höchstens könnte ein mit dem Züricher Dialekt Vertrauter aus den auf S. 12 vorkommenden „lieb' und leiden Dingen“ — leid im Sinne von „bös“, „unangenehm“ — auf des Autors Heimatschein schließen. Daß „der junge Schweizer Dichter in seiner Heimat längst nach Gebühr geschätzt“ sei, wie die Deutsche Verlagsanstalt Concordia im Reklameteil ihrer „Deutschen Dichtung“ zu behaupten nicht müde wird, mag glauben, wer Lust hat. Wer aber mit den einschlägigen Verhältnissen im Lande Gottfried Kellers vertraut ist, kann es leider nicht. Als ob es nicht gerade dort vor dem Gelesen- und Geschätztwerden keinen probateren Schutz gäbe, als eben ein „junger“ — ein „Schweizer Dichter“ zu sein.

Chemnitz. *Alfred Beetschen.*

Litteraturwissenschaft.

Auf den Spuren des französischen Volkslieds. Dichtung und Wahrheit von Ernst Pasqué und Eduard von Bamberg. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt (Rütten & Loening.) Preis Mk. 4.— (5.—)

Der Untertitel, zumal hier anders als bei Goethe die Dichtung der Wahrheit vorangestellt ist, erweckt die Befürchtung, daß die Phantasie allzu frei in diesem Buche walte und unter litterarischer Maske nichts als Anekdoten biete. Man wird aber gleich nach den ersten Seiten ein ernsteres Urteil gewinnen. Die Angabe „Dichtung“ bezieht sich nur auf die dichterische Darstellung der Kulturepochen, aus denen die Entstehung von einem Dutzend in Frankreich populär gewordener Lieder mit allen gründlichen Quellenangaben nachgewiesen wird. Mit einer höchst liebenswürdigen Gelehrsamkeit schildert Bamberg nach den Forschungsergebnissen Pasqués in glänzenden Bildern das Volk der verschiedenen Zeitabschnitte und jene Dichter, die ihm seine Lieblingsgesänge schenkten. Der Verfasser schlägt gleich einen warmen Plauderton an, wenn er uns im ersten Abschnitt in das Schäferdorf der Königin Marie Antoinette führt, in den Kuhstall mit dem weißen Marmorboden und mit dem Melkschemel aus Mahagoniholz. Wir erfahren, wie ein nun längst vergessenes, aber vor der großen Revolution in allen Städten und Dörfern verbreitetes Schäferlied: „Pauvre Jacques“ von einer dilettierenden Hofdame ausging, die nur der falschen Schwärmerei des Hofes für die übertünchte Natur sentimentalen Ausdruck verlieh. Und im Weiterblättern merkt man kaum bei der Anschaulichkeit des Vortrags den litterarhistorischen Untergrund des Buches. In der unterhaltendsten Weise wird man über die wandelbaren Wirkungen der Marseillaise unterrichtet, kurz nach ihrer Entstehung und bei ihrem späteren wiederholten Auftauchen zur Zeit der Juli-Revolution, im deutsch-französischen Kriege und zuletzt in den Tagen der Russenverbrüderung. Nicht minder interessant ist der Nachweis, wie sich die „Parisienne“ von Delavigne musikalisch und dichterisch aus einem deutschen Soldatenlied entwickelt hat, und manches andere, das nachzulesen keinen reuen wird, der für die Zusammengehörigkeit von Volkspoesie und Kulturgeschichte Verständnis hat.

Berlin. *Sigmar Mehring.*

Belletristische Archäologie. Randglossen zur deutschen Litteraturgeschichte von Anton Breitner, München. J. Schweitzer, Verlag. 1898, 16°, Mk. 1,50.

Litteraturbilder fin de siècle. Herausgegeben von Anton Breitner. III. Bändchen: „Greif.“ Leipzig-Reudnitz. Verlag von Robert Baum. 1898, 16°. Mk. 1,50.

Wes Geistes Kind der Herausgeber der „Litteraturbilder fin de siècle“ ist, zeigt sich erst recht in der von ihm selbstverfaßten „Belletristischen Archäologie“, nachdem der Pferdefuß sich bei seiner Thätigkeit als Herausgeber noch halb verborgen gehalten hatte. Er bläht sich auf mit dem wütenden Haß gegen Philologen, Zunftgelehrten, Litteratur-Hausknechte à la Erich Schmidt, Jakob Minor und August Sauer. Besonders der letztere scheint es ihm angethan zu haben; über ihn die Lauge schalen Spottes auszugießen wird er nicht müde. Herr Breitner entdeckt eine Reihe österreichischer Dichter, die die heimische Presse bisher beharrlich totgeschwiegen hat, wie Karl Erdmann Edler, J. Dirnböck-Schulz, Sophie Barazetti neben den bekannteren Arthur Achleitner, Guido List und dem vor kurzem verstorbenen Victor Wodiczka. Was er von seinen Schützlingen sagt, wird sie kaum zur Unsterblichkeit führen, und bereits anerkannte Dichter, wie Achleitner, werden sich für solche „Einführung“ wohl bedanken. Für Herrn Breitners Manieren mag es als Probe dienen, wenn er z. B. sagt: „Jene saubere Gesellschaft Gelehrter (soll man sie nicht lieber mit zwei „e“ schreiben?), die sich übrigens die Hände über den ganzen Erdball reicht . . .“ Das nennt der Verfasser „im Tone der Causerie den Litteraturfreund mit einigen österreichischen Poeten bekannt machen.“ Einen sehr gelehrigen Schüler scheint er in Dr. Michael Maria Rabenlechner gefunden zu haben. Dieser „ständige Mitarbeiter“ der Litteraturbilder spendet zu deren dritten Bändchen einen Beitrag: „Das Weibliche im litterarischen Wien.“ Er gleicht seinem Meister an Geschmacklosigkeit und übertrifft ihn noch an Finderglück. Auch er entdeckt über ein Dutzend neuer Dichterinnen und darüber kommen die wirklichen, eine Marriot und Ebner-Eschenbach zu kurz. Besser gemeint, aber leider nicht viel besser gemacht ist der Greif-Aufsatz von Dr. Karl Siegen, der vielleicht infolge der „herzlichen Freundschaft des Autors zum Dichter“ fast durchwegs im Biographisch-Bibliographischen stecken bleibt. Den kleinsten und besten Aufsatz des Bandes hat Oskar Pach über Richard Voß geschrieben. Man hätte der Skizze gerne bessere Gesellschaft gewünscht.

Wien. *A. L. Jellinek.*

Deutsches Leben im Spiegel deutscher Namen. Zwei Vorträge von Dr. Bernhard Maydorn, Direktor der höheren Mädchenschule zu Thorn. Thorn 1898, Verlag von Ernst Lambeck.

Als einen neuen wichtigen Beitrag zu den mannigfachen Forschungen auf dem Gebiet der deutschen Namenkunde begrüßen wir das Buch mit Freuden. Innig versenkt sich der Verfasser in das altdeutsche Volks- und Familienleben und entwickelt daraus in edler Darstellung die Bedeutung der deutschen Vor- und Familiennamen. Auf dem kleinen Raume von 53 Seiten wird der Gegenstand ziemlich vollständig erschöpft und uns ein Kabinettstück deutscher Kultur geboten. So fühlen wir, wenn die Reihen der deutschen Namen an uns vorüberziehen, einen Hauch echt deutschen Volksgeistes und finden in ihnen eine anheimelnde Erinnerung an die Lebensgewohnheiten unserer Väter in alten Tagen.

Den edlen Zielen des allgemeinen deutschen Sprachvereins will diese Schrift dienen und alle, denen das Gefühl für die Schönheit unserer Muttersprache noch nicht abhanden gekommen ist, werden gern das hübsche Buch lesen und in ihren Kreisen zu eigener Forschung auf diesem wichtigen Gebiete angeregt werden.

Nörten. *Rudolf Eckart.*

Indische Märchen von Fr. v. d. Leyen. Mit einem Anhange: Die verschiedenen Darstellungen und die Geschichte der Märchen. Halle, bei Otto Hendel. Geh. 1 Mk., geb. 1,25 Mk. —

Es ist gewiß ein dankenswertes Unternehmen des Uebersetzers und der Verlagsbuchhandlung, daß sie durch diese Ausgabe jene bisher noch wenig bekannte und doch an poetischen Schönheiten so reiche Gattung der indischen Litteratur einem größeren Publikum zugänglich machen. Die Auswahl enthält zwölf der schönsten und charakteristischen Märchen aus der großen im 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstandenen Sammlung des Sanadeva, und zwar aus demjenigen Teile, der den Titel „Die fünfundzwanzig Erzählungen des Dämons“ führt. Die indischen Märchen verdienen unser Interesse nicht nur durch die glänzende, phantasiereiche Darstellung, sondern auch durch die nahe Verwandtschaft, in der sie zu vielen allgemein bekannten deutschen Volksmärchen stehen. In dem Anhange verfolgt der Verfasser die Wanderungen und Wandlungen der von ihm mitgeteilten Märchen in den verschiedenen Märchensammlungen des Orients.

Saarbrücken. *M. Beyer.*

Verschiedenes.

Pierres de Strass. Imitationen von Theodor von Sosnosky. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag 1899. M. 2,—.

Sechzehn Prosa-Autoren und zwölf Dichter werden in dem hübsch ausgestatteten Büchlein imitiert. Der als feinsinniger Kritiker bekannte Autor entschuldigt dies Imitieren in einem ausführlichen Vorwort und überdies in einer ebenso ausführlichen Einleitung. Qui s'excuse, s'accuse. Darf sich ein geachteter Künstler alles Ernstes unter die Stimmporträtisten und Verwandlungsmimiker begeben, also in die Kategorie des fahrenden Volkes, das einer lachlustigen Menge in Variété-Theatern oder im Café-chantant seine Späße zum Besten giebt? Sosnosky bemerkt, gegen so offen eingestandene Imitationen lasse sich weder vor der Moral noch vor dem Gesetze etwas einwenden. Ganz richtig. Aber auch der litterarische Geschmack und Takt stellt Forderungen, die nur auf Kosten der Selbstachtung verletzt werden. Ganz anders steht es mit angepaßten parodistischen Imitationen, wie sie Fritz Mauthner geschrieben hat, oder mit glänzenden Mystificationen, wie Walladmor von Willibald Alexis. Vermag man sich über diese prinzipiellen Bedenken hinwegzusetzen — und die breite Masse, um die es dem Verfasser diesmal wohl zu thun ist, hegt sie wirklich nicht — dann darf man die Geschicklichkeit bewundern, mit der Sosnosky je nach seiner Vorlage bald ernst, bald scherzhaft, jetzt klar, jetzt dunkel, in knappen, scharfzugespitzten Sätzen oder in breiten, blumigen Perioden, immer aber geistvoll und unterhaltend seine Muster zu kopieren versteht. Besonders gelungen sind die Nachahmungen von Jensen, Maupassant, Rosegger, Sardou und Schubin.

Prag. *Prof. Dr. Siegfried Lederer.*

Beiträge zur Kulturgeschichte von Berlin. Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Korporation der Berliner Buchhändler (1. Nov. 1898.) Berlin, Verlag der Korporation der Berliner Buchhändler. Preis Mk. 4.— (geb. 6.—).

Dieser ansehnliche Band ist mehr als eine Gelegenheitsschrift. Er enthält eine große Zahl wertvoller Beiträge, die zumteil auch ein rein litterarisches Interesse beanspruchen dürfen. Max Ring, Julius Rodenberg, Richard Schmidt-Cabanis, Fedor von Zobeltitz, Otto von Leixner Ernst Wichert u. a. haben beigesteuert. Der greise Max Ring giebt seine persönlichen Erinnerungen an den letzten litterarischen Salon in Berlin, den Varnhagens von Ense, zum Besten. Julius Rodenberg skizziert die denkwürdige Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung (1713 gegründet), deren Name in der deutschen Litteraturgeschichte eine so bedeutende Rolle spielt und deren bekanntester Inhaber Friedrich Nicolai als „Achtung gebietender Vertreter des fridericianischen Berlinertums“ durch ein Relief am berliner Lessingdenkmal seine Verewigung gefunden hat. Auf Grund eigener Forschungen erzählt Fedor v. Zobeltitz Interessantes aus dem fünfzigjährigen Leben des „Kladderadatsch“; Hermann Bachmann schildert den Werdegang der „Vossischen Zeitung“, die in wenigen Jahren auf zwei Jahrhunderte zurückblickt; Schmidt-Cabanis teilt Tagebuchblätter aus seinen Buchhändler-Wanderjahren mit. Eine ungewöhnliche Leistung an zahlenmäßiger Trockenheit ist der Beitrag Ernst Wicherts über den „Verein Berliner Presse“.

E. Br.

Afrika. Im Lande der Sonne. Von Guy de Maupassant, Aus dem Französischen von Mia Holm. München. Albert Langen. Preis 3 Mk.

Die Franzosen haben die Reisebeschreibung zu einer Kunst ausgebildet. Von den Tagen Stendhals bis auf die Reiseschilderungen Taines, Bourgets ꝛc. haben sie die ganze impressionistische Kunst ihrer Stils dazu verwandt, die objektiven Schilderungen durch aparte reizvolle Stimmungsbilder zu ersetzen. Maupassants „Afrika“ gehört in diese Kategorie. Im Jahre 1881 hat er eine Reise nach Algier gemacht und die Eindrücke seiner Route mit geradezu glänzender Meisterschaft wiedergegeben. Die ganze reiche und reife Kunst des großen Franzosen ist hier zu spüren; die Momentbilder aus den algerischen Städten, die Schilderung der gelben, ausgedürrten Landschaft, die Typen der Bewohner u. s. w. treten mit unheimlicher Deutlichkeit hervor. Der Ethnologe freilich wird seine Rechnung nicht finden, denn Maupassants Dichterauge sieht weniger die Objekte als die Seele einer Landschaft. Leider ist die Uebersetzung flüchtig und voll von Wendungen, die nach französischem Ursprung förmlich riechen.

Bremen. *Hans Taft.*

100 lustige Bilder und Witze. Von J. B. Engl, München Albert Langen. Querfolio, geb. M. 3,50

Seinem lustigen Buche „Die Indianer“ hat Engl diese Sammlung seiner humoristischen Einfälle folgen lassen, in denen so ziemlich jeder Stand und jedes Alter die Pritsche zu fühlen bekommt. Es steckt ein urkräftiges Behagen in den meisten dieser Blätter, die nirgends verletzend werden und doch hinter ihrer oft satirischen Lustigkeit den Ernst des Lebens spüren lassen. Am liebsten und erfolgreichsten nimmt Engl die egoistische Gefühllosigkeit des vollgegessenen Philisters und die falschthuerische Frömmelei aufs Korn: auf diesem Gebiet bekommt seine scheinbare Gemütlichkeit oft einen rabelaisischen Zug.

Th. V.



Nachrichten

Bühnenchronik.

Berlin. Wohl mehr aus der Neigung, dem Geschmack der modernen dramatischen Produktion entgegenzukommen, als aus innerstem Herzensbedürfnis ist Carlot Gottfried Reulings Märchendichtung „Der bunte Schleier“ entstanden, mit der uns das „Berliner Theater“ noch kurz vor Weihnachten bekannt machte. Ein junger Künstler, der strebend sich bemüht, und an dem auch, wie uns ein im Geisterreiche spielendes Vorspiel zeigt, die „Liebe von Oben“ teilgenommen, wird durch die uralten, nimmermüden Feinde des schöpferischen Genies Armut, Sorge, Enttäuschung in die breitgetretenen Bahnen flacher Alltäglichkeit niedergezwungen. Mit der Reinheit und Hoheit der Ideale stirbt aber auch die Vornehmheit des Charakters. Der arme Himmelstürmer hat in seiner kalten, kahlen Dachkammer reine Liebe und herzliche Freundschaft um sich gesehen. In Glanz und Reichtum, in den Freuden und Ehren, die der Tagesruhm verleihen kann, setzt er leichtsinnig sein Bestes auf's Spiel. Er verliert den Freund, er täuscht das treue hingebende Mädchen, das ihm einst die

reine Göttin seiner reinen Kunst war, mit der Tändelliebe einer herzlosen Kokette, die ihn betrügt, und erst am Ende seines hohlen Lebens führt die letzte Sehnsucht seines geläuterten Herzens den verarmten Reichen zu dem Traum und Glück seiner Jugend zurück. Auch ohne die offensichtlichen Anlehnungen an so große Dichtungen, wie „Faust“ und an so kleine aber gefällige wie Augiers „Goldprobe“ zu vermischen, hätte Reuling aus dem nicht neuen, aber noch lange nicht veralteten Stoff besseres machen können. In den Scenen, die im Geisterreiche spielen, lehnt er sich bald an Goethe an, ohne in seinem Festspielpathos die schlichte Tiefe des Prologs im Himmel zu erreichen, bald an Raimund, ohne dessen Leichtigkeit zu gewinnen. In den Akten, die auf der Erde spielen, bleibt er ganz in der Schablone, und nur einzelne hübsche Züge (so das Wiedererscheinen der einst Geliebten und die dämmernde Erinnerung im Herzen des Helden) zeigen ein Fünkchen eigenen poetischen Feuers. So bleibt Reulings neustes Stück, was seine Vorgänger in anderem Genre waren, nicht mehr und nicht weniger: die schwache Arbeit eines talentvollen Mannes, der vielleicht noch einmal Zeit, Kraft, Ernst und eigensten Impuls gewinnt, auch ein Starkes zu schaffen. *Rudolf Presber.*

Der plattdeutsche Volksdichter Johann Meyer hat am 5. Januar seinen 70. Geburtstag gefeiert. Er kam in dem Marschenstädtchen Wilster zur Welt; sein Vater war Müller, auch er selbst erlernte erst die Müllerei, dann das Zimmerhandwerk, bis ihn sein Wissensdrang veranlaßte, noch mit 22 Jahren in die Tertia des Meldorfer Gymnasiums einzutreten. 1854 konnte er die Universität Kiel beziehen, wo er erst Theologie, dann Philosophie und Litteratur betrieb; 1859 übernahm er die Redaktion der „Itzehoer Nachrichten“ und siedelte 1867 nach Kiel über, um dort eine Privat-Idiotenanstalt zu gründen, die er noch heute leitet. Seine „Dithmarscher Gedichte“, die 1858 und 1859 erschienen, wurden namentlich von Hebbel warm anerkannt und begrüßt. Sein Epos „Gröndunnersdag bi Eckernför“ behandelt den siegreichen Kampf der schleswig-holsteinischen Batterien gegen die dänischen Kriegsschiffe bei Eckernförde (5. April 1849). Auch eine Reihe Volksstücke, Festspiele, Erzählungen u. s. w. haben seinen Ruf verbreitet. Bemerkenswert ist außerdem seine gelungene Uebertragung von Hebels Alemannischen Gedichten ins Plattdeutsche.

* *

Einer der vornehmsten belgischen Dichter, Georges Rodenbach, ist an Weihnachten in Paris gestorben, wo er seit Anfang der achtziger Jahre seinen ständigen Wohnsitz hatte. Er war 1855 in Tournai (Belgien) geboren. Als seine bedeutendste Dichtung gilt das Verspoem „Le règne du silence“ und der Roman „Bruges la morte.“ Wir kommen auf ihn demnächst bei der Würdigung der modernen belgischen Litteratur des näheren zurück.

* *

In Brighton starb am 10. Dezember der Romanschriftsteller William Black, der in den letzten 25 Jahren eine reichliche Romanproduktion entfaltet hatte. Sein erstes bedeutendes Werk war „A princess of Thule“ (1873), das auf den Hebriden spielt und auch deutsch erschienen ist. Außerdem war er der Verfasser einer guten Biographie von Oliver Goldsmith. Black war in Glasgow 1841 geboren und hatte sich nach einem bewegten journalistischen Leben — u. A. war er 1866 als Kriegsberichterstatter in Böhmen — 1874 in Brigthon niedergelassen.

* *

Die „Blätter für litterarische Unterhaltung“, das älteste deutsche Litteraturblatt (Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig), haben seit Neujahr ihr Erscheinen eingestellt. Sie wurden 1818 unter dem Titel „Litterarisches Wochenblatt“ im Verlage der Hoffmannschen Hofbuchhandlung in Weimar von August von Kotzebue begründet, der fast allein die Beiträge schrieb und darin besonders die romantische Schule bekämpfte. Nach seiner Ermordung wurde Adolf Müllner in der Zeitschrift tonangebend. 1820 ging sie durch Kauf in den Besitz der Firma F. A. Brockhaus über, deren Begründer Friedrich Arnold Brockhaus selbst an die Spitze der Redaktion trat. Seit 1826 führte die Zeitschrift den Titel „Blätter für litterarische Unterhaltung und erschien bis 1851 täglich, seither wöchentlich. 1822—53 führte Heinrich Brockhaus, der zweite Sohn Friedrich Arnolds, die Redaktion, dann bis 1864 Hermann Markgraff, von 1864—1887 Rudolf von Gottschall, hierauf bis 1891 Friedrich Bienemann, von da an bis zum 1. Oktober 1898 Karl Heinemann. Die hohe Bedeutung, die dem Blatte im Entwicklungsgange unserer Litteratur lange Zeit zukam und die vornehme Haltung, die es stets — auch in Zeiten des schlimmsten Zensurdrucks — bewahrt hat, sichern ihm seine bevorzugte Stelle in der Geschichte deutschen Geisteslebens.

* *

Das „Deutsche Wochenblatt“, das im Sommer in den Verlag von B. Brigl übergegangen und seither bis vor kurzem vom Grafen Hoensbroech geleitet worden war, erscheint seit Neujahr in vergrößertem Umfange im Verlage von Wilhelm Süsserott. Als Herausgeber zeichnen Heinrich Rippler und Carl Busse.

* *

Das vornehmste publizistische Organ der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen, die in Riga erscheinende „Baltische Monatsschrift“ ist vom Minister des Innern „wegen ihrer schädlichen Richtung“ auf 3 Monate suspendiert worden und wird erst Anfang März wieder erscheinen. Die Zeitschrift scheint sich vorwiegend durch ihre regelmäßige „Baltische Chronik“ mißliebig gemacht zu haben, in der u. a. alle Maßregeln zur Unterdrückung des Deutschtums sorgfältig ohne Commentar registriert werden. Verlag und Herausgeber sind entschlossen, das Blatt durch diese erneuten Zensurchicanen in seiner freimütigen deutschen Haltung nicht erschüttern zu lassen und dürfen dabei der Sympathien ihrer reichsdeutschen Sprachgenossen versichert sein.

* *

Unsere neuliche Notiz über das Eingehen der dreisprachigen Revue „Cosmopolis“ beruhte insofern auf einem — uns sehr bedauerlichen — Irrtum, als nicht das englische Verlagshaus, sondern der bisherige alleinige Besitzer, Herr F. Ortmans, ein Franzose, einen finanziellen Zusammenbruch erlitten hat, der die Weiterexistenz des Blattes zeitweilig in Frage stellt. Die Firma T. Fisher Unwin in London, eines der bestangesehenen englischen Verlagshäuser, die den Kommissions-Verlag von „Cosmopolis“ führt, hatte mit dieser ungünstigen geschäftlichen Wendung nicht das geringste zu thun; die Mitteilung von einem Zusammenbruch hatte sich demgemäß nicht auf sie, sondern auf den französischen Besitzer zu beziehen. Wir stellen dies auf den Wunsch der londoner Firma ausdrücklich fest, dürfen uns aber zur Rechtfertigung unserer in der Form ungenauen Mitteilung auf die ziemlich komplizierten Erscheinungsverhältnisse der Zeitschrift berufen, die einen französischen Eigentümer und in fünf europäischen Staaten Kommissionsverleger besitzt. Wie wir übrigens hören, ist alle Aussicht vorhanden, daß die so erfolgreich eingeführte Revue die Krise übersteht und unter gesicherten, neuen Verhältnissen erhalten bleibt.

* *

Die Weihnachtsgabe der Goethe-Gesellschaft an ihre Mitglieder besteht diesmal in einem umfangreichen Bande, der als erster Teil „Goethe und die Romantik“ behandelt. Die Herausgeber sind Karl Schüddekopf und Oskar Walzel. Eine an den Anfang gestellte Darlegung giebt ein Bild der Berührungen Goethes mit der Romantik. Daran schließen sich Goethes Briefwechsel mit August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel, Karoline Schlegel, mit Schelling, Steffens und Tieck. Den Briefen sind erläuternde Anmerkungen beigegeben. Als Redaktor ist Erich Schmidt an dem Werke be-

teiligt. Zu Weihnachten 1899 soll ein zweiter Teil folgen, der die jüngeren Romantiker mit einbeziehen wird.

* *

Leon Kellner, Privatdocent an der Wiener Universität ist seit längerer Zeit mit einer Geschichte der englischen Dichtung im Zeitalter der Königin Viktoria beschäftigt.

* *

Mit der Vorbereitung eines Lexikons der deutschen Anonyma, dessen Fehlen, wer immer bibliographisch zu arbeiten hatte, schmerzlich feststellen mußte, ist der Amanuensis der Wiener Universitätsbibliothek Dr. Michael Holzmann beschäftigt. Er wird auch im Verein mit Dr. Hanns Bohatta ein „Adreßbuch der österreichischen Bibliotheken“ herausgeben, das im Verlage von Carl Fromme in Wien erscheinen soll.

* *

Ein für die Geschichte des deutschen Theaters wichtiges Werk aus der Feder des Dr. Eduard Wlassak soll demnächst die Presse verlassen. Es betitelt sich „Burgtheater-Handbuch“ und soll gleich den eben genannten Werken, als Nachschlagebuch und Quellenwerk dienen. Es enthält die Titel sämtlicher vom Jahre 1876 bis zum Jahre 1888 im Burgtheater aufgeführten Stücke in alphabetischer Folge. Bei jedem ist nebst dem Originaltitel auch die Geschichte des einzelnen Stückes mitgeteilt, die dessen oft merkwürdigen Schicksale berichtet.

* *

Nach der Wahl des Fürsten der französischen Dichtkunst hatte die „Volonté“ den Gedanken angeregt, auch einen Fürsten der Prosa zu erwählen. Ueberaus zahlreiche Schriftsteller und Literaturfreunde beteiligten sich an diesem Votum, das gleichzeitig zu einer pikanten politischen Kundgebung Veranlassung gab. Von den 5522 abgegebenen Stimmen entfiel nämlich die überwältigende Mehrheit auf die Schriftsteller, die in dem Kampfe um Wahrheit und Gerechtigkeit die Vorkämpferrollen übernommen haben. Emile Zola vereinigte die meisten auf sich, nämlich 2357; ihm folgte der Satiriker Anatole France mit 1723 Stimmen. Ferner erhielten Pierre Loti 443 und Octave Mirbeau 426 Stimmen. Die nationalistischen Intellectuellen vereinigten sich auf den Namen Maurice Barrès, brachten jedoch nur 130 Stimmen auf.

* * * Der Büchermarkt * * *

*Die mit * bezeichneten Werke gingen uns bisher zu. — Abgeschlossen am 1. Januar.*

a) Romane und Novellen.

*Asenijeff, Elsa. Sehnsucht. Skizzen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Barack, M. Novellen aus dem Hofleben. Freiburg i. B. Paul Waetzel. M. 1,80, geb. in Halbleinw. M. 2,80.

Bartels, A. Dietrich Sebrandt. Roman aus der Zeit der schleswig-holsteinschen Erhebg. 2 Tle. in 1 Bd. Kiel, Lipsius und Fischer. M. 7,—, geb. in Leinw. M. 8,—.

Bernhard, M. Im Strom der Zeit. (Eine unverstandene Frau.) Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. 2 Bde. M. 8,—.

Flach, J. Gräfin Magda. Roman. München, Rudolf Abt (Roman- und Novellen-Schatz). M. 0,50, geb. in Leinw. M. 0,75.

*Hildeck, L. Libellen. Dresden, Heinrich Minden. M. 3,—, geb M. 4,—.

Josika, K. Frhr. v. Comtesse Tini. Roman. (Collektion Hartleben.) A. Hartlebens Verlag in Wien. Geb. in Leinw. M. 0,75.

*Kronegg, F. Verkaufte Frauen. Roman. 2 Tle. in 1 Bd. München, Neuer Verlag. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Larpe, K. von der. Die gefangene Ostseewelle. Erzählg. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 5,—.

Lauff, Joseph. Advent. Zwei Weihnachtsgeschichten. Köln, Albert Ahn. M. 1,50, geb. M. 2,50.

Lothar, R. Halbnaturen. Ein Wiener Roman. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 3.50, geb. in Leinw. M. 4,50.

Möller, M. Radlers Träume am Kamin. 5 Erzählg. Leipzig, Willy Werner. M. 0,75.

Raberti, R. Immaculata. Roman aus dem römischen Leben der Gegenwart. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf. M. 8,—, geb. M. 10,—.

Salburg, E. Gräfin. Was die Wirklichkeit erzählt. Drei Bücher, die das Leben schreibt. 1. Buch. „Carrière“. Skizzenbuch aus der großen Welt (mit Bildnis). Leipzig, Grübel und Sommerlatte. M. 3,—.

Schlicht, Frhr. v. Exzellenz kommt! Humoresken. Mit Illustr. von M. Ränike (Kürschner's Bücherschatz Nr. 119.) Berlin, Hermann Hillger, Verlag. M. 0,20.

*Sittenberger, H. Scholastica Bergamina. Berlin, „Vita“. Deutsches Verlagshaus. M. 2,—, geb. M. 3,—.

*Stoeßl, Otto. Leile. Novelle. Berlin, „Vita“, Deutsches Verlagshaus. M. 2,—, geb. M. 3,—.

*Wolf, Carl. Geschichten aus Tirol. Vierte Sammlung. Innsbruck, A. Edlingers Verlag. M. 3,20, geb. M. 4,—.

Winterer, K. Aus Herz und Natur. Gedichte. Freiburg i. B. Lorenz und Waetzel. M. 2,—.

Winterfeld-Warnow, E. v. Mein Lied. Gedichte. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. M. 2,50 geb. in Leinw. M. 3,—.

b) Lyrisches und Episches.

Adler, F. Neue Gedichte. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 1,50, geb. in Leinw. M. 2,50.

Arnold, R. F. Europäische Lyrik. Uebersetzungen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Brieger, A. Verirrt und heimgefunden. Zwei Novellen in Versen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 1,50, geb. M. 2,50.

*Claar, Emil. Weltliche Legenden. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.

*Dichterstimmen aus Hohenzollern. Herausgeg. von F. X. Hodler. Haigerloch, Carl Albrecht. M. 3,—, geb. M. 3,60.

*Gemmel, L. Die Perlenschnur. Eine Anthologie moderner Lyrik. Buchschmuck von H. Heise. Berlin, Schuster & Loeffler, geb. in Leinw. M. 6,—.

Gröger, F. Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österr. Gebirge. Leipzig, H. W. Theodor Dieter. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Keller, F. Sämtliche Gedichte in schwäbischer Mundart. 2 Tle. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung, geb. in Leinw. M. 8,20.

Kreowski, E. Schlagende Wetter. Soziale Gedichte. Bamberg, Handelsdruckerei und Verlagshandlung, geb. in Leinw. M. 1,60.

Salburg, E. Gräfin. Des armen Mannes Liederbuch. Ein Zeitgedicht. Mit Illustrat. von R. Jettmar. Leipzig, Grübel und Sommerlatte, geb. in Leinw. M. 5,—.

*Schäfer, Th. Sehnen und Sterben. Gedichte. Bern, Steiger & Cie. M. 1,—.

*Schoenhardt, Karl. Gesammelte Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Schücking, L. L. Der Sommerkönig. Ein erzählendes Gedicht. Göttingen, Lüder Horstmann. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Strauß & Torney, L. v. Gedichte. Göttingen, Lüder Horstmann. M. 2,—, geb. M. 3,—.

c) Dramatisches.

*Bahr, Hermann. Der Star. Ein Wiener Stück. Berlin, S. Fischer Verlag. M. 2,—.

Blumenthal, O. Abu Said. Lustspiel. Charlottenburg, Max Simson. M. 2,—.

Blumenthal, O. Niobe. (Nach H. Paulton und E. A. Paulton). Charlottenburg, Max Simson. M. 3,—.

Fischer, G. Bertha Steiger. Trauerspiel. Aarau, H. R. Sauerländer u. Co. M. 1,—.

*Fuchs, Georg. Till Eulenspiegel. Komödie. Florenz u. Leipzig, Eugen Diederichs.

Fulda, L. Herostrat. Tragödie. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf. M 2,—, geb. M. 3,—.

*Halter, Eduard. Die Straßburger litterarische „Bescgard". Eine Satire in 4 Abschnitten. Jllstadt 1899. M. 0,40.

*Hartleben, Otto Erich. Die Befreiten. Ein Einakter=Cyklus. Berlin, S. Fischer Verlag. M. 2,50.

*Kupffer, Elisar v. Der Herr der Welt. Tragödie. Berlin, E. Ebering. M. 2,—.

Lune, W. v. Kund Laward, Herzog von Schleswig. Histor. Schauspiel m. einem Vorspiel. Die Wenden in Schleswig. Flensburg, G. Soltau. M. 2,—.

*Prellwitz, Gertrud. Oedipus oder das Rätsel des Lebens. Tragödie. Freiburg i. B. Ernst Fehsenfeld. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Stoskopf, G. D'r Herr Maire. Luschtspiel. Mit =e=re Deckezeichnung vun E. Schneider. Straßburg, Schlesier u. Schweickhardt. M. 2,—.

Weber, H. Hans Waldmann. Ein vaterländ. Drama. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. M. 1,—.

Rangabé, Cleon. Die Bilderstürmer. Drama. Deutsch von K. Dieterich. Charlottenburg, Max Simson. M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaft.

Matthes, B. Italienische Dichter der Gegenwart. Studien und Uebertragungen. Berlin, Carl Duncker. M. 4.—, geb. M. 5,25.

Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhdts: Murner, Th. An den großmächtigsten und durchlauchtigsten Adel deutscher Nation. 1520. Herausgeg. von E. Voß, — Cronberg, H. v. Schriften. Herausg. von E. Kück. Halle, Max Niemeyer. à M. 0,60.

*Pick, A. Schiller in Lauchstädt im Jahre 1803. Unter Benutzung eines von O. E. Seidel hinterlassenen Manuskriptes dargestellt. (23. Heft der „Neujahrsblätter". Herausgeg. von der histor. Kommission der Provinz Sachsen). Halle, Otto Hendel. M. 1,—.

Rittershaus, Julius. Emil Rittershaus. Nach seinen selbstbiogr. Aufzeichngn. und nach Erinnergn. (mit 2 Portraits). Leipzig, Ernst Keil's Nachf. M. 0,75.

Schoof, W. Marburg, die Perle des Hessenlandes. Ein litterar. Gedenkbuch. Herausgeg. v. S. (m. 22 Abbildgn. u. 1 Lichtdr.=Tafel). Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhdlg. M. 2,—, geb. M. 2,75.

*Warnke, Paul. Fritz Reuter. Mit 9 Abbildungen. (Biograph. Volksbücher Nr. 56—63). Leipzig, R. Voigtländers Verlag. M. 2,—, geb. M. 2,25.

Wolff, Eugen. Poetik. Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtl. Entwicklg. Ein Grundriß. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Zabel, E. Das ausländische Theater. (Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken. II. Bd.). Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Zoeller=Lionheart, Ch. Geister unserer Zeit. Roman. (Kürschners Bücherschatz 117 Bd.). Berlin, Hermann Hillger, Verlag. M. 0,20.

Lesueur, D. Hassende Liebe. Roman. (Kollektion Hartleben.) Wien, A. Hartlebens Verlag, geb. in Leinw. M. 0,75.

Lie, J. Susamel und andere Geschichten. Uebers. von E. Brausewetter. (Kürschners Bücherschatz Nr. 118.) Hermann Hillger, Verlag, Berlin. M. 0,20.

Rouchette=Carry, R. Baron Gottfrieds Enkelinnen. Roman. Nach dem Englischen. Berlin, J. Harrwitz Nachf. Verlag. M. 5,—, geb. in Leinw. M. 6,—.

Sienkiewicz, H. Quo radis? Historischer Roman. Uebers. von J. Bolinski. 2 Bände. Lindau, Jacob Lutz, Verlag, geb. in Halbleinw. M. 5,—.

e) Verschiedenes.

Beyschlag, W. Aus meinem Leben. 2 Tle. Erinnerungen und Erfahrungen der reiferen Jahre. 2. Hälfte. M. 5,—. Halle, Eugen Strien.

*Bierbaum, Otto Julius. Der bunte Vogel von 1899. Ein Kalenderbuch. Buchschmuck von Peter Behrens. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 6,—.

*Dincklage, S. Frhr. v. Auf der Reitschule. Ernstes und Heiteres vom Königl. Militär=Reit=Institute. Hannover, M. & H. Schaper. M. 7,50, geb. M. 8,—.

Ewert, E. Bei den Unseligen. Charlottenburg, Max Simson. M. 3,—.

Gehrmann, H. Carl Maria von Weber. (Berühmte Musiker. Hersg. von H. Reimann. 5. Bd.) Berlin, Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst „Harmonie". Geb. in Leinw. M. 4,—.

Hamann, L. Der Umgang mit Büchern und die Selbstkultur. Leipzig, Ludwig Hamann. M. 4,—, geb. in Leinw. M. 5,—, in Leder M. 7,—.

Jung=Tirol. Ein moderner Musenalmanach aus den Tiroler Bergen. Herausgeg. von H. Greinz und H. von Schullern (mit 1 Bildnis). Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 3,—, geb. in Leinw. M. 4,—.

Kalbeck, M. Opern=Abende. Beitrag zur Geschichte und Kritik der Oper. — Deutsche und ausländische Opern, 2 Bde. (mit 16 Bildnissen). Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst. M. 6,—, geb. M. 8,—.

*Meysenbug, M. v. Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu den „Memoiren einer Idealistin." Berlin, Schuster und Loeffler. M. 6,—, geb. M. 7,50.

Schoenau, M. Allerlei Coulissenscherze. Aus franz. Quellen gesammelt. Charlottenburg, Max Simson. M. 2,—.

Siebs, Th. Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache. Im Auftrage der Kommission herausgegeben. Köln, Albert Ahn. M. 2,—.

*Sirius, P. 1001 Gedanken. München, Carl Andelfinger. Gebd. in Leinw. M. 3,—.

Soffé, E. Bunte Blätter. Studien. Brünn, Friedr. Irrgang's Verlag. M. 2,50.

Thouret, G. Friedrich der Große als Musikfreund und Musiker. Mit 7 Abbildungen und 1 Notenfaksim. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 3,—.

Trinius, A. Hamburger Schlendertage. 3 Bde. Minden, J. C. C. Bruns Verlag. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Friis, H. E. Königin Christine von Schweden 1626 bis 1689. Ein Lebensbild. Aus dem Dänischen von P. Klaiber (mit 1 Bildnis). Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 4,—, geb. in Leinw. M. 5,—.

*Maeterlinck, Maurice. Der Schatz der Armen. In die deutsche Sprache übertragen durch Friedrich von Oppeln=Bronikowski. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. M. 6,—.

Antworten.

Kölnische Volkszeitung. Ihr Artikel über C. F. Meyer ist keineswegs unerwähnt geblieben; er traf nur für Heft 6 zu spät ein und konnte erst im 7. Heft besprochen werden.

H. M. in Breslau. Der Cyclus „Aus dem Engeren" wird in einem der nächsten Hefte wieder aufgenommen. Es folgen vorläufig: Baden, Pommern, Bayern, Schlesien, Hessen, Mecklenburg, Oldenburg=Bremen, Königreich Sachsen, Ost= und Westpreußen, Elsaß.

Berichtigung. In dem Artikel „Zur deutschen Bühnengeschichte" (Heft 7) ist auf Spalte 457, Zeile 36 v. u. zu lesen: „unsystematisch" statt „unsympathisch"

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburgerstraße 15/16.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26 — Telephon: II, 2578.
Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 9
vom
1. Februar 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Inhalts-Tafel.

Spalte

U. von Wilamowitz-Moellendorf: Ueber die Aufführbarkeit der aristophanischen Komödie . . 538
Carl Weitbrecht: Wilhelm Jordan 541
Eduard Engel: John Ruskin 549
Emilia Pardo Bazan: Spanische Romanschriftsteller 554
Fritz Mauthner: Die Allerjüngsten und ihre Artistenlyrik (II. Stefan George) 560
Auszüge 564
Echo der Zeitschriften:
Deutsches Reich 570
Oesterreich 579
Frankreich 581
Französische Schweiz 583
Spanien 583
Holland 584
Norwegen 585
Dänemark 587
Tschechische Zeitschriften 587
Serbien-Kroatien 588
Besprechungen von Paul Seliger, Arthur Goldschmidt, M. Uhse, Christian Benkard, Johannes Schlaf, Laurenz Kiesgen, Leo Berg, Paul Holzhausen. 589
Bühnenchronik:
Berlin 595
Magdeburg 595
München 596
Wien 596
Nachrichten 597
Die Münchener Litterarische Gesellschaft 599
Der Büchermarkt 601
Mitteilungen 604
Antworten 604

Hierzu die Bilder von:
Wilhelm Jordan, John Ruskin, E. Pardo Bazan.



Ueber die Aufführbarkeit der aristophanischen Komödie.

Von **Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die Redaktion dieser Zeitschrift hat mir die Frage gestellt, wie ich über die Aufführbarkeit des Aristophanes auf der modernen Bühne dächte.*) Ich will darauf mit keinem Gutachten und keiner Prophezeihung antworten, aber eine Anzahl Thatsachen vorführen, die dem Leser zuverlässiges Material liefern, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Die Komödien des Aristophanes sind nur für einen Tag gedichtet; der Dichter hat zwar mit einem Lesepublikum, aber mit keiner zweiten Aufführung gerechnet. Seinen „Fröschen“ ist sie zwar zuteil geworden, aber das war bald nach der ersten Aufführung und eine so seltene Auszeichnung, daß die Ausnahme uns überliefert ist. Jahrhunderte später scheint das antiquarische Interesse römischer Kaiser den Versuch einer Aufführung gemacht zu haben; das war aber eine gelehrte Rarität. Es ist undenkbar, daß man etwa für Augustus die Komödien annähernd so wie Aristophanes es gedacht und gethan hatte, zur Darstellung gebracht hätte; das verfeinerte Leben ertrug die derbe Zote nicht, obgleich es in der Operette und dem Ballet Dinge hinnahm, die dem Aristophanes unerhört gewesen wären. Die griechische Komödie ist eben Fastnachtsspiel und hat die Freiheit, die der Kultus für die geheiligten Tage nicht nur gestattete, sondern forderte. In Folge der Herkunft der Personen, die ursprünglich gar keine Menschen gewesen waren, trugen sie ein Kostüm, das sie ebenso über das menschliche hob, wie die heroische Tracht des tragischen Schauspielers. Sollte jener höher und erhabener erscheinen, so waren diese dicker, namentlich in der Körpermitte nach vorn und hinten, und der lederne Phallos gehört auf das notwendigste dazu. Schon wenige Jahrzehnte nach dem

*) Anläßlich der Aufführung zweier Stücke des Aristophanes durch den Verein Historisch-Moderne Festspiele in Berlin (29. Januar).
D. Red.

Tode des Aristophanes hat man das aufgegeben, und erst dadurch ist die Komödie zum Lustspiel geworden. Der Theaterdichter benutzt natürlich, was ihm das feste Kostüm bietet: das erscheint uns als ein unmöglicher Anblick. Aber die Zote, eine im Grunde unschuldige, gesunde, burleske Zote, wie sie der junge Goethe, zuweilen auch der alte, liebte, durchdringt auch die Handlung und die witzsprühende Diktion, und bisweilen ersetzt sie einem anspruchslosen Publikum den Witz. Im „Weiberparlament“ ist es für die Handlung mit die Hauptsache, daß die Männer allesammt erbärmlich sind, und der Mann der Heldin muß erst recht das sein, was Goethe Gottern mit Schurk zu ersetzen bat, als er die garst'gen Worte linderte. Als solcher exhibirt er sich auf offener Szene; das ist ein Haupttrumpf, ist unentbehrlich — und ist doch nicht darstellbar, wirklich nicht, auch abgesehen von der hochwohlweisen Zensur.

Aus einem ganz anderen Grunde werden andere wichtige Teile ganz um ihre Wirkung kommen. Es ist schon sehr schlimm, daß wir die Musik, auch nur als Rhythmus, und den Tanz der Lieder nicht nachzubilden im Stande sind, woran doch kein leidlich Sachverständiger zweifeln kann. Schlimmer ist, daß fast in jedem Stücke sich Lieder finden, die auch inhaltlich nicht mehr auf das Publikum wirken können. In dem eigentümlichen Teile, der auch erst durch die Geschichte des Spieles verständlich wird, der Parabase, pflegen Lieder zu stehen, die ganz ernsthaft an Götter gerichtet sind, oder doch Töne anschlagen, in denen jeder Athener altbekannte Choräle oder sonst altgeheiligte Lieder wiedererkannte. Teils redet der komische Dichter wirklich ernsthaft, teils wirkt er durch den Anklang an das ernste und feierliche. Das merken, wie ich aus Erfahrung weiß, die Leser der sonst so bewunderungswerten Uebersetzung Droysens gar nicht, und so erscheint gerade das als totes Beiwerk, was ein Gegengewicht gegen die tolle Faschingsausgelassenheit bildete und seinerseits das Spiel als das, was es war, erscheinen ließ, einen Teil des Gottesdienstes. Wer meint, ich unterschätze das, der lese den zweiten Teil der Thesmophoriazusen einmal daraufhin durch; wahrscheinlich wird er die Lieder zu überspringen gewohnt sein. Und wenn sie ihm konventionell erscheinen, so bedenke er, daß das gerade die Wirkung halb kirchlicher Gesänge steigert, freilich nur für die Zugehörigen der Kirche.

Damit ist gesagt, daß es unmöglich ist, die Komödien auch nur von fern so zur Darstellung und dem entsprechend zur Wirkung zu bringen wie es der Dichter gethan hat. Daß eine Masse politischer und persönlicher Anspielungen unter den Tisch fallen oder durch neue ersetzt werden müssen (was Droysen zum Teil gethan hat), sei als selbstverständlich bei Seite gelassen. Aber daß es dadurch unmöglich werde, Aristophanes aufzuführen, ist damit mit nichten gesagt. Probieren geht über studieren, und der Philologe hat darüber gar nichts zu sagen. Es muß doch wohl immer noch so viel Reiz in den Hauptmotiven und dem unmittelbar packenden Witze vieler Szenen liegen, daß der Versuch immer von neuem wiederholt wird. Der „Reichtum“ ist schon zu Zwinglis Zeiten griechisch in Zürich gespielt worden, und man liest jetzt öfter von Aufführungen des Aristophanes in Frankreich und England; auch bei uns hat eine Zusammenarbeitung der Lysistrata und des Weiberparlamentes von A. Wilbrandt Beifall gefunden. Möge das denn weiter versucht werden und gelingen.

Aber eins kann der Philologe noch sagen, und er muß es, weil man es von ihm am wenigsten erwartet, und weil er das doch wissen muß, sonst ist er keiner. Gelingen kann die Erneuerung der antiken Bühnenwerke nur, wenn sie behandelt werden wie andere auch, wenn es nicht ein antiquarisches Experiment ist. Es kann zwar die Grundlage der Inszenirung und Einstudirung nur das möglichst allseitig vollkommene Verständnis des Originales sein, denn die Dichter wußten am besten was sie wollten, und ihnen gilt die Arbeit. Aber dann muß mit den gegebenen Größen, unserer Sprache, Musik, Schauspielkunst, unserer Sitte und Konvention, mit der Art und Unart unseres Publikums gerechnet werden. Ist schon die rechte Uebersetzung nicht die Schaffung eines neuen Kleides, sondern eines neuen Körpers für die Seele des originalen Kunstwerkes, so wiederholt sich das ähnlich bei der Vorführung des übersetzten Werkes. Die sogenannte Treue ist hie wie da vom Uebel; oder sollen wir statt die Antigone zu spielen die Aufführung der Antigone vom Jahre so und so viel v. Chr. imitiren? Leider hat sich im Publikum namentlich über die Bühne der Athener eine Meinung festgesetzt, die nicht die mindeste Berechtigung haben würde, auch wenn sie historisch begründet wäre, denn wir spielen Shakspere und Calderon auch auf unserer Bühne. Sie ist aber falsch. Als König Friedrich Wilhelm IV., der für alles Große in der Kunst empfänglich war, griechische Tragödien aufführen ließ, haben die damals kompetentesten Sachverständigen geglaubt die Errichtung einer besonderen Bühne fordern zu müssen; man sah damals in dem Griechischen an sich das anstrebenswerthe Muster. Man konnte damals aber nicht wissen, wie ein griechiches Theater aussah, und man war nicht gewöhnt, die Dichtungen als theatralische Werke zu erklären. Das haben wir gelernt, Theater sind in großer Zahl aufgedeckt, und mag noch so viel dem Zweifel unterliegen, das ist ausgemachte Thatsache, daß die Schauspieler und der Chor auf demselben Niveau aufgetreten sind, und daß nicht, alle Illusion durchbrechend, ein großer Altar, die sogen. Thymele, mitten auf dem Spielplatze gestanden hat. Eine Inszenierung, wie sie früher die Antigone im berliner Schauspielhause fand und wohl noch findet, entfernt sich von der des Sophokles genau so weit wie von dem, was uns geläufig ist. Aristophanes wird durch die Einführung eines doppelten Spielplatzes für Schauspieler und Tänzer ganz unsinnig. Hier stimmt also unsere Bühne viel eher zu der antiken, als die angebliche treue Nachahmung. Aber auch wenn es anders wäre: die Aufgabe ist doch nicht, dem Publikum eine antiquarische Lektion zu geben, sondern die Poesie, nicht die alte, sondern die ewig junge unmittelbar zur Wirkung zu bringen. Wenn sich das nicht ohne manchen rücksichtslosen Gewaltstreich thun läßt, Aristophanes wird nicht böse sein; er war kein Pedant und in keiner Weise zimperlich, und er hat genug lebendige Poesie in sich, er kanns darauf ankommen lassen, daß nur das Lebendige sein Recht behält; das aber möglichst ganz.



Charakteristiken

Wilhelm Jordan.

Zu seinem 80. Geburtstage.

Von **Carl Weitbrecht** (Stuttgart.)

(Nachdruck verboten.)

Es werden alljährlich viele, nur viel zu viele Geburtstage litterarischer Größen und Scheingrößen gefeiert, deren Feier geradesogut unterbleiben könnte, ohne daß wir etwas Wesentliches verlören. Wenn am kommenden 8. Februar Wilhelm Jordans achtzigster Geburtstag gefeiert wird, so ist es gut; denn diese Feier mag viele kurze Gedächtnisse bloßer Gegenwartsmenschen daran erinnern, das aus einer bedeutenden Vergangenheit unserer Litteratur in die ihre Bedeutung überschätzende Gegenwart ein deutscher Dichter rüstig lebend hereinragt, dessen geistige Gesamtpersönlichkeit noch der Zukunft zu denken geben wird, wie man auch jetzt und im einzelnen über die bloß ästhetische Seite seiner Dichtungen urteilen möge.

Es beginnt ja unter den Einsichtigen am Ende des Jahrhunderts die Erkenntnis aufzugehen, daß der Schwerpunkt der deutschen Poesie etwa seit Goethes Tod weder im Zeitalter Heines und des „jungen Deutschlands" liegt noch in den jüngstvergangenen Jahrzehnten, welche aus der großen Entartung nach dem großen Kriege „die Moderne" hervorgehen ließen — vielmehr in der äußerlich scheinbar trüben Zeit, welche von der verunglückten nationalen Erhebung am Ende der vierziger Jahre zu der nationalen Neugestaltung von 1870 hinüberleitet. Und die andere Erkenntnis, daß die Bedeutung dieser Zeit sich nicht so sehr an das heftet, was man mit der Bezeichnung „Münchener Schule" so obenhin zusammenzufassen liebt, als vielmehr an eine Reihe von keiner „Schule" zugehörigen, fest in eigenen Schuhen stehenden Persönlichkeiten, an Namen wie Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Gustav Freytag, Gottfried Keller, an Reuter, Scheffel, Raabe, Storm, um nur diese zu nennen — auch Mörike lebte ja damals noch. Und zu ihnen gehört auch Wilhelm Jordan.

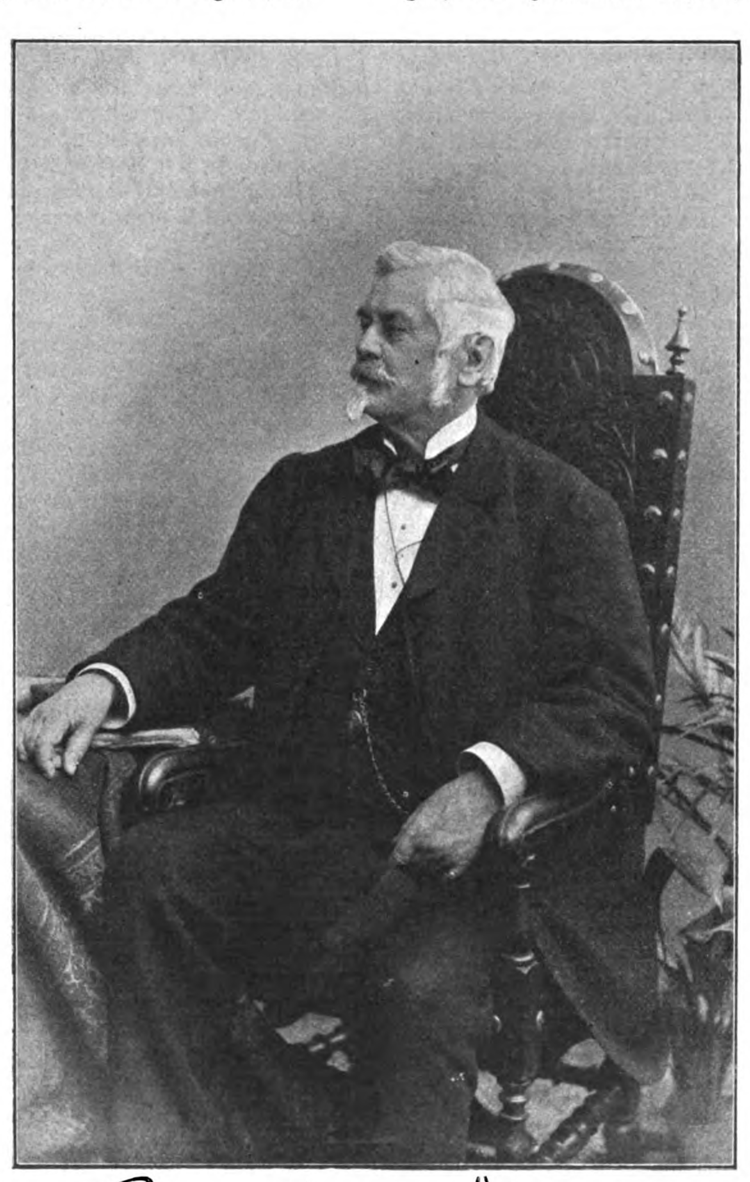
Wer die Bedeutung eines Dichters nur im ästhetisch Formalen sucht, wird einem Dichter wie Jordan nie völlig gerecht werden. Es gilt, die geistige, die ethische Persönlichkeit zu fassen, welche die Formen füllt; es gilt die persönliche Weltanschauung zu sehen, welche in die ästhetischen, die dichterischen Anschauungen sich umsetzt, in ihnen sich ausspricht. Was so viele Talente bei allem formalen Können doch nur zu kleinen oder rasch verpuffenden Leistungen kommen läßt, ist eben der Mangel an diesem Persönlichen, die Untiefe ihrer Weltauffassung; was einem Wilhelm Jordan seine Bedeutung für die Nation sichert, das ist — trotz aller Kritik, die einer an seinen Formen üben mag — die Weite und Tiefe einer durchaus persönlichen und zugleich kerndeutschen Weltanschauung.

Der pessimistisch angekränkelten Verdrossenheit der jüngsten Jahrzehnte mit ihrem freudlosen Hineinstarren in die Verwesungsprozesse des Daseins ist die optimistische Kraftnatur Jordans eine fremdartige Erscheinung geworden; die Sucht nach dem Modernsein um jeden Preis hat übersehen lassen, wie modern Jordan ist; unreife Begeisterung für das, was an Nietzsche Mode werden konnte, hat die Thatsache verschleiert, daß alles Gesunde und Fruchtbare an Nietzsche schon vor ihm bei Jordan da war. Und die nach 1870 zunächst eingetretene Verflachung und Fälschung des deutschen Geistes ist der Erkenntnis im Licht gestanden, wie kräftig Jordan in die deutsche Zukunft weist. Wenn jetzt die Nation anfängt, sich wieder mehr auf sich selbst zu besinnen und eine kraftvolle Faust nach ihren Zukunftsaufgaben zu strecken, so wird man allmählig auch erkennen, daß wir in dem Dichter Jordan nicht nur einen Lobredner der Vergangenheit oder einen Deuter der Gegenwart, sondern auch einen Seher der Zukunft haben.

Die Masse kennt ihn als den Dichter und Rhapsoden der „Nibelunge", pflegt aber zu meinen, dieses Werk sei nur eine mehr oder weniger gelungene Nachdichtung oder Neudichtung des mittelalterlichen Nibelungenliedes. Die Kritik wirft — bei aller sonstigen Hochachtung vor dieser Leistung Jordans — dem Werke vor, es sei zu modern, sei nicht echt genug gegenüber dem Nibelungenlied. Nun aber sind Jordans „Nibelunge" nichts weniger als eine Nachdichtung oder Neudichtung des Nibelungenliedes, das uns an der Schwelle des 13. Jahrhunderts entgegentritt; das wären etwa Hebbels „Nibelungen", wenn man ein Drama in ein derartiges Verhältnis zu einem Epos setzen wollte. Was Jordan bringt, ist vielmehr eine völlige Neudichtung des ganzen uralten nationalen Mythen- und Sagenstoffes, der sich kurz unter dem Namen „Nibelunge" zusammenfassen läßt. Dieser Stoff liegt aber schon dem mittelalterlichen Nibelungenlied auch nur eben zu Grunde — und dieses war zu seiner Zeit gerade so modern, wie es Jordans „Nibelunge" heute sind. Wie das Nibelungenlied viel ältere Sagen und Sagendichtungen im Geiste des zwölften Jahrhunderts verarbeitet und mit seiner Weltanschauung durchsetzt, so verarbeitet Jordan denselben Stoff im Geiste des neunzehnten Jahrhunderts zum dichterischen Ausdruck einer Weltanschauung, die sich in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts zu bilden begonnen hat und in der Zukunft erst reifen soll. Denn Jordan ist wie Richard Wagner, mit dem er im tieferen Grund der Weltauffassung wenig gemein hat, der grundsätzlichen Ueberzeugung, daß Mythus und Sage einer Nation für alle Zeit unerschöpflich seien, daß dieses uralte Gold immer wieder geeignet sei, mit dem Zeichen einer neuen Zeit geprägt zu werden. Und diese neue Prägung mit dem Stempel einer neuen Weltanschauung ist es, was in Jordans „Nibelungen" mindestens ebensoviel Interesse beansprucht als die formell ästhetische, künstlerische Bewältigung des alten epischen Gegenstandes. Was Jordan schon am Anfang der fünfziger Jahre mit seinem „Demiurgos" versucht hatte, die Grundlinien einer deutschen Weltanschauung der Gegenwart und Zukunft zu ziehen — woran er in seinen „epischen Briefen", seiner „Erfüllung des Christentums", seinen „Andachten" gearbeitet hat — was durch seine Romane sich hindurchzieht, gedämpfter und leiser selbst aus seinen Lustspielen herausklingt: das hat er von Anfang der sechziger bis in die siebziger Jahre hinein in seinen „Nibelungen" konzentriert, in den ältesten

und unvergänglichsten germanischen Sagenstoff hineingebildet; und er hat so das einzige große Epos des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen, das — was man auch im Einzelnen daran aussetzen möge — sein Recht eben dadurch erweist und behauptet, daß es einen lebendigen Sagenstoff der Nation mit der Weltanschauung einer bestimmten Zeit füllt.

Was dabei formell der Stabvers leistet, das ist eine Frage für sich, die mehr den Fachmann interessirt. Aber man wird über ihn ohne Zweifel etwas anders urteilen, als manche Kritiker Jordans heute noch thun, wenn das deutsche Ohr sich einmal gründlicher gewisser Vorurteile aus den klassischen Schulstuben entwöhnt hat und das jahrhunderte alte Lauschen nach der romanischen Welt gründlicher aufgegeben hat, als heute noch der Fall ist.



Das Grundpathos der „Nibelungen“ kann man zugleich als das Lebenspathos Jordans betrachten. Ueber den unseligen, zum Fluch des Jahrhunderts gewordenen Zwiespalt zwischen Kopf und Herz, Intellekt und Phantasie, Denken und Wollen hinauszukommen, die neuen Erkenntnisse des Jahrhunderts mit Phantasie und Gemüt zu vermitteln und dadurch erst zu einer neuen religiösen Weltanschauung, zum „deutschen Glauben“ der Zukunft zu kommen — das Beste in unserer heutigen Weltauffassung mit dem Echten am Griechentum und Christentum in Eins zu schauen und zu fühlen — aber durchaus in der Weise, wie es dem germanischen, dem deutschen Geiste entspricht, durchaus auf der Grundlage des angeborenen nationalen Naturells und mit energischer Abstoßung alles dessen, was dem deutschen Geiste nicht gemäß ist, ihm nur trotz alles Widerstrebens immer wieder aufgedrungen wurde, ihn gefälscht hat — das aber in dem Willen schlagen zu lassen und die Welt zu erobern, nicht in plump chauvinistischem Sinn, sondern im Geiste und in der Kraft, in der Kraft des deutschen Gewissens, der deutschen Zucht und Herrenart: dieses heiße Ringen, an dem die Besten des Jahrhunderts sich abmühen und von dessen Erfolg unsere nationale Zukunft und gewissermaßen die nächste Zukunft der Menschheit abhängt — das ists, was in Jordan arbeitet und aus seinen Werken spricht. In den „Nibelungen“ aber nimmt er zum dichterischen Ausdruck dafür die Bilder- und Gestaltenwelt, die recht eigentlich unsere nationale Sage heißen darf.

Von den Grundgedanken, die dabei besonders stark hervortreten, ist der eine allerdings alt, mindestens so alt als die Tragödie: daß das Menschengeschick im Einzelnen und im Ganzen weder vom Menschenwillen allein noch von einem übermächtigen Götterwillen allein gewoben wird, sondern immer von beiden zusammen; daß die ewigen Ordnungen und Gesetze, welche der Mensch entweder als solche erkennt oder in Gestalt seiner Götter anschaut, den Zettel des Gewebes bilden, in den des Menschen sittlicher Wille den Einschlag fügt — zum Heil oder zum Unheil, je nachdem, aber immer so, daß, sowie das Gewebe verwirrt ist, die Scheere der Schuld es zerschneidet. Aber eng damit verbunden ist der andere Gedanke, den man einerseits modern nennen kann, der aber andererseits in der altgermanischen Sage mindestens vorgebildet ist: der Gedanke von der „allmähligen Mehrung des mensch-

lichen Maßes", von einem Höherkommen der Menschheit auf Grund der jeweils vergangenen Entwicklung, einem Höherwachsen, das zwar in letzter Hinsicht geistiger und ethischer Art ist, aber nur auf Grundlage gesunder physischer Entwicklung geschehen kann, durch Auslese und Vererbung der besten Anlagen, während umgekehrt die Züchtung des Schlechten und Lebensuntüchtigen zur Entartung führen muß. Dieser Gedanke kehrt bei Jordan immer wieder, findet sich aber nicht erst in den „Nibelungen", sondern schon im „Demiurgos", der ein halbes Jahrzehnt vor Darwins „Entstehung der Arten" im Druck erschienen ist. Schon dort spricht Jordan geradezu von der „Züchtung einer neuen Herrschergattung für den Erdkreis", spricht er also das Wort, das für breite Strecken der Philosophie Nietzsches zur alles beherrschenden Idee geworden ist — und das andere ebenso bedeutsame Wort, daß alle Völker, die „erfolglos um den Wuchs der neuen Herrschergattung werben," dem Untergang geweiht seien. In den „Nibelungen" sind die Träger dieses Gedankens hauptsächlich Siegfried und Brunhild; übrigens ist der ganze Stammbaum der Wölsungen und Burgunden aus diesem Gedanken erwachsen. Aber er ist — im Unterschied von seiner einseitigen Betonung bei Nietzsche — aufs engste mit jenem andern Grundgedanken verknüpft: an die physische Natur des Menschen, die für seine Entwicklung so wichtig ist, knüpft sich auch seine „erdige Schwere", durch sie ist er verwickelt mit der „Nachtwelt", der dunkeln von blinder Gier getriebenen Nachtseite des Daseins; hier liegen die Anknüpfungspunkte für die Schuld, die zum Schicksal wird. Dies aber keineswegs im Sinne des modernen Vererbungspessimismus, vielmehr: hat das schuldig gewordene Geschlecht sein Geschick ereilt, so kommen bei späteren Geschlechtern nicht nur die Sünden der Väter zur Wirkung, sondern auch das und noch mehr das kommt heraus, was an den Vorfahren tüchtig, kraftvoll und verheißungsvoll war. Brunhild und Siegfried, nicht minder Kriemhild bereiten sich ihr tragisches Geschick — aber Schwanhild, Siegfrieds Tochter von Kriemhild, mit des Schwabenfürsten Hildebrand Sohn vermählt, wird die Stammmutter des Geschlechts, das erreichen soll, was Siegfried, von Kriemhild gestachelt, zu früh begehrt hat: die Führerschaft der geeinigten germanischen Welt, in der das Zeug zu jener „neuen Herrschergattung" liegt.

Es mag den Biographen Nietzsches überlassen bleiben, festzustellen, wie weit es der direkte Einfluß Jordanscher Ideen war, was Nietzsche von den Wegen Schopenhauers auf die Bahnen Zarathustras getrieben hat. Aber das ist deutlich, daß objektiv bei Jordan schon die Anknüpfungspunkte, ja mehr als nur diese — für Nietzsches Idee vom „Uebermenschen", für seine „Herrenmoral", auch für sein „jenseits von Gut und Böse" liegen, wenn man dieses letzte nur nicht allzu plump faßt. Es liegen bei Jordan aber auch schon die Ergänzungen zu dem, was Nietzsche ins Einseitige getrieben hat.

Besonders deutlich tritt das zutage, wenn man den Gegensatz von Hagen und Siegfried ins Auge faßt, der eines der poetischen Grundmotive in den Nibelungen abgiebt. Hagen ist ein schroffer Vertreter des Herrenstandpunktes, der „Herrenmoral" gegenüber der „Sklavenmoral", der Moral der Kraft und Lebenstüchtigkeit, die „jenseits von Gut und Böse" der landläufigen Moral den Unterschied von Gut und Schlecht betont, unter dem Guten das Starke, Mutige, Lebenstüchtige, für die Zukunft Lebensfördernde versteht, unter dem Schlechten das Schwache, Feige, Lebensuntüchtige, deswegen für die Zukunft Entartung Verheißende, der „Mehrung des menschlichen Maßes" Hinderliche. Man glaubt einfach Nietzsche vor Nietzsche zu hören, wenn man Hagen hört, wie er gegen Brunhild sich ausspricht, da wo er Siegfrieds Tod mit ihr beredet — wenn er da z. B. von dem „Zuchtfleiß des Ungeziefers" spricht, von den „Schwachen", welche „anstatt zu verschwinden und als Dünger zu dienen, zur Daseinsfristung die Starken umkriechen, um krumenweise ihr Brot zu mausen und Mämmen zu brüten". Wohl, das ist die eine Seite der Sache, die Jordan mit Nietzsche gemein hat! Hagens Standpunkt entspricht einer realen Macht und Notwendigkeit in der Welt. In der Geschichte des Geistes gewiß (das zeigt am deutlichsten die Litteraturgeschichte) verschwinden in der That die Schwachen und dienen als Dünger, und wenn sie zeitweilig durch Massenherrschaft irgendwelcher Art gezüchtet werden, so ist Entartung die unausbleibliche Folge; und wenn das für das Leben des Geistes gilt, für das physisch-natürliche Leben ohnedies, so wirds wohl auch im nationalen und sozialen Leben nicht viel anders sein. Und insofern kann es gar nichts schaden, mag sogar einer gewissen Notwendigkeit entsprechen, daß diese eine Seite der Sache gerade in unserer von Masseninstinkten mehr als billig beherrschten Zeit durch Nietzsche zeitweilig einseitig betont worden ist. Aber bei Jordan ist Hagen nicht alles: neben ihn und ihm gegenüber tritt mit gleicher Berechtigung und höherer Bedeutung ein anderer Starker, Siegfried. Seine Kraft ist nicht die brutale, rücksichts- und gewissenlose der **bloßen** Stärke und Ueberlegenheit gegenüber dem Schwachen, seine Kraft hat Seele und Wärme, behält auch für andere etwas übrig, er zertritt den Schwachen nicht nur, sondern ist als Sieger auch der „Seelenbezauberer", der die Besiegten gewinnt und nützt. Darum kennt er am rechten Platz auch das dem Hagen so verhaßte Ding, genannt Mitleid und Menschenliebe. Hagen legt dem untüchtigen Söhnlein Kriemhilds von Etzel mit kaltem Lächeln den Kopf vor die Füße, Siegfried küßt das arme allverachtete Bübchen der Brunhild von Gunther, er „liebt es leidvoll", obwohl oder weil er aus dem Schwächling nichts besseres machen kann. Beide sind da und haben ihre Geltung, Hagen und Siegfried — sie müssen da sein in der Welt und zeitweilig kann sogar Siegfried dem Mordspeer Hagens erliegen, weil auch er, eben als Großer und Starker nicht ohne tragische Verstrickung bleiben kann. Aber seine Art ersteht wieder in einem neuen Geschlecht, und welche Art am Ende Sieger sein wird, darüber giebts bei Jordan keinen Zweifel. Er weiß eben, daß zwar mit den schwächlichen Masseninstinkten der bloßen Daseinsfristung und dem aus **dieser** Quelle fließenden Mitleid nie etwas Großes und Bleibendes geschafft wird, daß allerdings auf die Dauer nur dem Starken und Tüchtigen, den geborenen Herrennaturen die Welt gehört — daß aber andererseits jede Kraft Bleibendes schaffen und siegende Kraft bleiben kann nur dann, wenn sie sich aus der

bloßen brutalen Naturkraft und ihren egoistischen Instinkten vergeistigt, mit dem Gewissen und der Zucht den Bund eingeht — und mit der Liebe. Denn diese braucht nicht schwächliche Versimpelung zu sein, wie Hagen meint, nicht feiges nervöses Allerweltsmitleid, das nur das Lebensuntüchtige erhält und zur Entartung weiterzüchtet — sie kann selbst höchste Kraft sein und doch für andere dienend sich verzehren.

Und was nun weiter den „Uebermenschen“ betrifft, so ist ja dessen Entstehen eigentlich Zweck und letztes Ziel der ganzen „Herrenmoral“, des „Willens zur Macht“ — bei Nietzsche und bei Jordan. Jordan gebraucht das — bekanntlich von Goethe stammende Wort „Uebermensch“ nicht, wenn er auch von „mehr als nur menschlich“ spricht, im „Demiurgos“ und in den „Nibelungen“; bei Nietzsche ist „Uebermensch“ das bekannte viel mißbrauchte Wort für das, was bei Jordan die „neue Herrschergattung“ heißt. Auch dieses Uebermenschliche aber sieht Jordan noch von Seiten, von denen es Nietzsche nicht mehr oder nicht mehr scharf genug sieht. Allerdings kennt auch Nietzsche als einen wesentlichen Bestandteil in der Moral der Herrennaturen die Selbstüberwindung, die Ergänzung der berechtigten Selbstsucht durch Selbstzucht und sein „jenseits von Gut und Böse“ ist keineswegs die absolute ethische Gleichgiltigkeit, wie thörichte Nachbeter meinten. Aber ethisch tiefer geht es denn doch, wie Jordan das, was vom „Uebermenschen“ in Siegfried und Hagen liegt, ergänzt durch seine Brunhild.

Nietzsches „Uebermensch“ hat ja etwas Schillerndes und man kann im Zweifel sein, wo er selbst eigentlich in letzter Linie hinaus will. Im allgemeinen geht er wohl auf den Spuren von Jordans Gedanken, und andererseits klingt auch schon bei Jordan gelegentlich etwas heraus von der Möglichkeit eines göttererſetzenden mehr als menschlichen Geschlechtes der Zukunft, von dem, was Nietzsche eine „Ueberart“ nennt und zu deren Erzeugung schonungslose Vernichtung alles Entartenden und Parasitischen Mittel und Bedingung wäre. Aber im übrigen scheint Nietzsche doch zu sehr an dem etwas doktrinären Gedanken der Züchtung einer solchen Ueberart für die Zukunft zu haften und zu wenig Nachdruck darauf zu legen, daß die Erhebung zum Uebermenschlichen in kraftvollen Naturen auf einem schlichten ethischen Wege auch vor jener Zukunft schon für die Gegenwart möglich ist, in der Vergangenheit möglich war und da oder dort Person geworden ist. Die kläglichen Karikaturen des „Uebermenschen“ vollends, die massenhaft in der modernen Litteratur spuken, kann man ja ruhig dem „Teufel und der Statistik“ überlassen, denen nach Nietzsche selbst die Massen verfallen sind. Das Uebermenschliche aber, das Jordan aus seiner Brunhild herausarbeitet, sieht ganz anders aus. Er hat ja gewagt, was kein anderer Nibelungendichter gewagt hat: zwischen Brunhild und Kriemhild an der Leiche Siegfrieds eine Versöhnung zu stiften. Brunhild ist es, die sich in riesiger Selbstüberwindung den Gedanken dazu abgerungen hat und so lange an der Seele der Kriemhild rüttelt, bis auch diese dafür gewonnen ist. Brunhild spricht dabei das Wort: „seien wir mehr als nur Menschen!“ — verlangt, daß das „Menschenunmögliche“ geschehe, daß die Stunde „den Stolz ins Unermessene steigere“, daß „die Tapferkeit wachse mit der Tiefe des Schmerzes, mit dem Trauergeschick des Ertragenden Kraft“, daß die beiden Königinnen, wenn sie es „nicht durch Kronen und Tand, nein, durch Kraft und Natur“ seien, „das Schicksal betrügen durch göttlichen Trotz“ — eben infolge ihrer menschenunmöglich scheinenden Selbstüberwindung an Siegfrieds Leiche, die ihm den „Lichtweg nach Walhall“ bereiten soll, werden sie beide „als Riesengestalten in unbegreiflicher heiliger Größe die Zeitenferne durchragen“. Die Versöhnung zwischen Brunhild und Kriemhild ist also nicht das Erzeugnis einer lahmen Schwäche, der Unfähigkeit, seinem Haß und seiner Liebe getreu zu bleiben; sie ist auch nicht die Befolgung eines von außen kommenden religiösen oder sittlichen Gebotes; vielmehr: zwei in Liebe und Haß starke Naturen, und die stärkere zuerst, zwei Naturen von gewaltiger Lebensleidenschaft — sie bringen angesichts eines vernichtenden Geschickes die übermenschliche Kraft und Größe stolzer Seelen auf, sich selbst zu vergessen um eines gemeinsamen hohen Zweckes willen, eben um dessen willen, was der Gegenstand ihrer ganzen Lebensleidenschaft war. Das Uebermenschliche im Sinne der Brunhild ist die Erhebung einer großen selbstlosen Seele über die „elende Ohnmacht und erbliche Sünde des Menschenlooses“, die Steigerung der Kraft und des Mutes gerade durch Leiden und Not, die höchste tragische Erhebung des Menschen, die vom Lebenwollen durchs Leidenmüssen zum Sterbenwollen geht und darin die unzerbrechliche Lebenskraft bewährt, die „Wunderkraft menschlicher Würde, die möglich macht auch das Ungemeinste“. Das ist also ein Uebermenschliches, das allerdings nur großen und starken Naturen möglich scheint, das aber ethisch doch da sein kann und da ist, auch ohne daß und ehe in einer fabelhaften Zukunft eine „Ueberart“ gezüchtet ist. Nimmt man aber andererseits Jordans sonstige Anschauungen von der allmählichen Mehrung des menschlichen Maßes hinzu, so kann ja keine Frage sein: solche ethische Uebermenschen müssen nun weiterwirken von Geschlecht zu Geschlecht für allgemeinere Erhebung des Menschendaseins, zunächst im Leben einer Nation und dann und dadurch wohl auch weiter hinaus. Für das Ethische ist nun freilich auch bei Jordan die physische Kraft und Lebenstüchtigkeit Grundlage und Vorbedingung, auch sie und sie zuerst soll durch Vererbung sich steigern, und wenn das Lebensuntüchtige dabei zu Grunde geht, so ist das nur recht und billig. Aber auch das Tüchtige und Kräftige nimmt sich seinen Anteil an Schuld und Sühne, an tragischem Geschick und Untergang — und die ethische Selbstüberwindung und Zucht wird doch bei Jordan stärker und weitergreifend betont als bei Nietzsche, das Ethische wird nicht vom Physischen überwachsen.

Das Gesagte mag genügen, um zu zeigen, daß Wilhelm Jordans Dichterpersönlichkeit, obwohl sie auf anderem geistigen Boden gewachsen ist als auf dem des im engeren Sinne Modernen, doch gerade auch für das modernste Leben und Denken seine weitgreifende Bedeutung hat. Es ist ihm deswegen auch durchaus nicht zu verargen, daß der sich gegen „die Moderne“ im engen und verengten Sinn durchaus ablehnend verhalten hat: ein Starker schüttelt gerne rücksichtslos von sich ab, was ihm als schwächliche Verzerrung seines Eigenen erscheinen kann, und er hat das gute Recht dazu. Wenn aber in der

That, wie das Jordan hofft, aus der germanischen Welt ein neuer weltbezwingender Glaube und mit ihm und durch ihn eine neue Herrschergattung für den Erdkreis entstehen sollte, so hätte Jordan gewiß ein fruchtbares Samenkorn dafür in die lockere Erde der geistigen Entwickelung unseres Jahrhunderts gelegt. Zu sehen, daß es aufginge und anders aufginge als in dem oberflächlich rohen Nietzscheanismus des Tages — aufginge im Beginn einer gesunden und kraftvollen Erneuerung der deutschen Nation, von innen heraus und in großzügiger Erfassung ihres Weltberufes: das müßte für den achtzigjährigen Dichter mit der ungebeugten Reckengestalt das Herrlichste sein, was ihm sein Lebensabend bringen könnte.



John Ruskin.

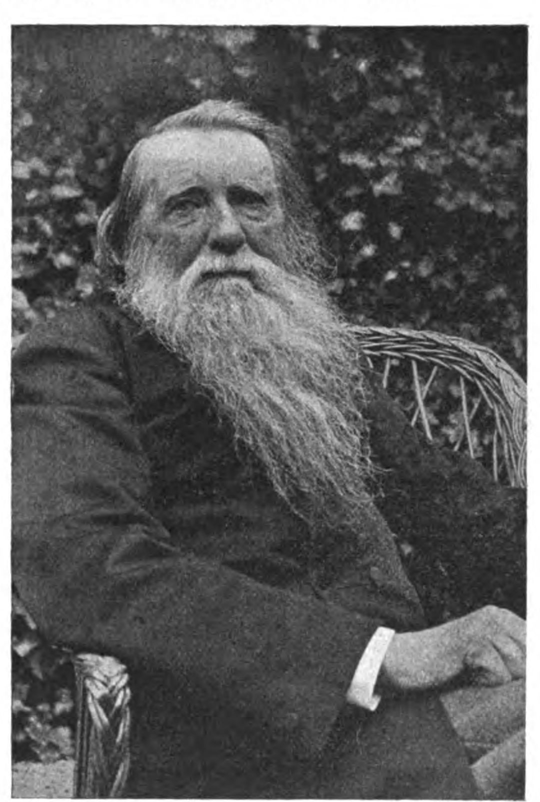
Von **Eduard Engel** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Am 6. Februar werden alle auf Erden in englischer Sprache erscheinende Zeitungen, d. h. mehr als 10000, ihren vielen Millionen von Lesern von der unvergleichlichen Bedeutung des Schriftstellers und Reformators John Ruskin erzählen, der an jenem Tage sein 80. Lebensjahr vollendet. In Tausenden von Aufsätzen über diesen seltenen Mann wird er gepriesen werden als Englands gedankenreichster und wirkungsvollster Prosaschriftsteller des 19. Jahrhunderts, als der Wiedererwecker oder Neubegründer ganzer großer Gebiete englischen Geisteslebens, als eine der stärksten sittlichen Kräfte der modernen englischen Welt und zugleich als einer der größten Meister der verbreitetsten Kultursprache auf Erden.

Und nun begiebt sich etwas ganz Wunderbares: in Deutschland, dem Lande, von dem immer gerühmt wird, daß es fremder Geistesgröße fast wie der eigenen und in manchen Fällen mehr als der eigenen gerecht zu werden versteht, ist der Mann, ja ist der Name John Ruskin so gut wie unbekannt, und die ihn kennen, d. h. die seine Werke gelesen haben, nicht nur irgend eine Bemerkung über ihn, lassen sich zählen. Es wiederholt sich, nur in viel auffälligerer Weise, das Verhältnis Shakespeares zur nichtenglischen Kulturwelt. Im hellen Lichte des Zeitalters unbeschränkter Oeffentlichkeit, in dem Jahrhundert der vielgeschwätzigen Presse konnte es sich ereignen, daß einer der größten Zeitgenossen Englands in Deutschland unbekannt blieb! In der Königlichen Bibliothek zu Berlin sind nur wenige Werke Ruskins vorhanden, und gerade seine wichtigsten fehlen vollständig. Dies wäre nicht gerade etwas Erstaunliches, denn wir haben uns längst daran gewöhnen müssen, in der größten deutschen Landesbibliothek die kläglichste Armseligkeit selbst in der unentbehrlichen Litteratur unserer Nachbarvölker andauern zu sehen. Aber selbst in einer der neueren Darstellungen der englischen Literatur, in der sogenannten Geschichte der englischen Litteratur („bis zur Gegenwart"!) von Richard Wülker fehlt mit vielen anderen englischen Erscheinungen ersten Ranges auch Ruskin, dessen schriftstellerische Thätigkeit mehr als die Hälfte des Jahrhunderts umfaßt.

In England herrscht jetzt, nachdem die Kämpfe, die Ruskin hervorgerufen, ausgekämpft worden, allgemeine Uebereinstimmung, daß dieser achtzigjährige Patriarch der englischen Litteratur etwas selbst in dieser reichsten Literatur Europas noch nicht Dagewesenes ist. Es giebt nicht wenige Engländer, für die Ruskin längst aufgehört hat, ein Schriftsteller wie andere Schriftsteller zu sein, die mehr in ihm einen Heiligen verehren und ihn geradezu mit dem Namen eines Heiligen nennen. Vieles in seiner Lebensführung, in seiner mehr als halbhundertjährigen geistigen Bethätigung macht diese Verehrung erklärlich: Ruskin erinnert wirklich mit einem starken Stück seines Lebens an Heilige wie etwa Franciscus von Assisi. Die Franzosen haben keinen ihm annähernd ähnlichen Schriftsteller und Menschen aufzuweisen, und in Deutschland wüßte ich zur Not nur Friedrich Theodor Vischer ihm an die Seite zu stellen, der eben „Auch Einer" war.



John Ruskin.

Von Ruskin nur als Schriftsteller zu sprechen, würde der Bedeutung des Mannes nicht genügen. Trotz der vollendeten Kunst seiner Prosa ist Ruskin noch anderes und noch mehr denn Schriftsteller gewesen. Von dem ersten seiner Prosawerke an, den mit 24 Jahren begonnenen „Modern painters" (1843), hat er bewußtermaßen nicht blos Schriftstellerei leisten wollen, sondern sittliche Großthaten für sein Volk und für die Menschheit. Es kann bei dieser Gelegenheit mir nicht beikommen, eine eingehende Darstellung von Ruskins Leben zu geben; über die Aeußerlichkeiten bieten die gewöhnlichen Handbücher das Nötigste, und Solchen, die dem Manne auch menschlich näher treten wollen, sei das zweibändige Werk über Ruskin von Collingwood empfohlen. Auch in der vor einigen Jahren erschienenen vortrefflichen Uebersetzung einer Ge-

dankenlese aus Ruskins Werken von Jakob Feis unter dem Titel „Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen“ (Straßburg, Heitz) findet sich eine nicht üble Einführung in das Leben Ruskins.*) Eine Aufzählung selbst nur seiner Hauptwerke unterlasse ich; wer sich nicht näher mit dem großen Schriftsteller beschäftigen mag, dem sagen Büchertitel doch nichts und gerade Ruskinsche Büchertitel weniger als andere; und die ihn eingehender studieren wollen, werden schon den Weg zu seinen Werken zu finden wissen. Mit Ausnahme seiner Jugendarbeit über die moderne Malerei tragen so ziemlich alle Schriften Ruskins Titel, die den Inhalt kaum andeuten; am verständlichsten sind noch etwa „Die sieben Lampen der Baukunst“ (1849) und „Die Steine von Venedig“ (1850). Sonst wählte er, ganz entsprechend seinem von ihm gefühlten und erkannten Beruf als Prediger des Volkes, eine apokalyptische Betitelung, die den Kennern des Inhalts Freude macht und sich sogar besser behalten läßt als nüchterne den Inhalt andeutende Titel. Da heißt ein Buch „Coeli enarrant“ und handelt von Wolkenstudien; ein anderes Buch benennt sich „In montibus sanctis“ und enthält Studien über Bergformen. Wieder andere Schriften kündigen sich an als „Munera pulveris“ (eine Anspielung an Horaz I Ode 28) oder als „Sesam und Lilien“, und das Buch, das er als das Hauptwerk seines Lebens betrachtete: die 4 Bände Briefe an die englischen Arbeiter, heißt mit einem ganz unübersetzlichen Titel „Fors clavigera“, was nicht weniger als 9 Deutungen zuläßt, die er alle denn auch beabsichtigt hat.

Ruskin selbst erzählt, der Anblick der Berge bei Schaffhausen sei für ihn in seinem 14. Jahre die erste große und bestimmende Offenbarung seines Lebens gewesen; dort und damals habe sich ihm die Natur in ihrer Erhabenheit und Schönheit enthüllt. Der Blitz, der damals in seine Seele schlug, hat fortgeleuchtet bis in den dunkeln Abend seines Lebens. Die Ueberzeugung von der innigen Zusammengehörigkeit von Natur, Kunst und Religion — Religion im Goetheschen und Schillerschen Sinne —, das etwa läßt sich, wenn mit kurzen Formeln überhaupt ein so überreiches Leben ausgeschöpft werden könnte, als Ruskins Grundgedanke bezeichnen. „Sei aufrichtig, sei ehrlich, sei religiös im Umgange mit der Natur,“ gleichviel ob als Künstler oder als gewöhnlicher Arbeiter“, — dieser Gedanke klingt auf jeder Seite Ruskinscher Schriften durch. Bis in sein 40. Jahr war er überwiegend, was man etwa Kunstschriftsteller nennen könnte, obgleich auch als solcher schon etwas durchaus Anderes als die Aesthetiker gewöhnlichen Schlages. Wer Vischers „Auch Einer“ gelesen, und das darf ich von allen Lesern dieser Zeitschrift wohl annehmen, wird verstehen, was ich meine. Etwa seit dem Jahre 1860 wandte er sich von der überwiegend ästhetisierenden Betrachtung der Welt und selbst der Kunst ab; er erweiterte seine Ziele von rein künstlerischen zu sittlichen und sozialen. Die Kunstbewegung, die durch ihn und fast ausschließlich durch ihn, allenfalls unterstützt durch die präraffaelitische Schule, in England hervorgerufen war, hatte begonnen ihre Früchte zu tragen, und ihres Fortganges war Ruskin sicher. Er hat es erlebt, daß die Engländer durch ihn aus einem der in künstlerischen Dingen stumpfsinnigsten Völker zu dem in vielen Kunstfragen bestimmenden Volke geworden sind. Wer heute nach England kommt und in den Museen wie in den Privathäusern die reiche Entfaltung echt künstlerischen Sinnes bewundert, der sei eingedenk, daß so gut wie alles dieses auf den einen Mann John Ruskin zurückzuführen ist. Die Engländer sind hierüber völlig klar, und kein Lob für diese seine Thätigkeit dünkt ihnen zu überschwänglich. Darüber hinaus aber sind ihm die Engländer nicht durchweg gefolgt, und es wäre auch unmöglich gewesen, ihm zu folgen. Was er nach dem Jahre 1860 anstrebte, was er besonders in dem Hauptwerk seines späteren Lebens, in der Fors clavigera (1871 ff.), anstrebte, läßt sich nicht anders bezeichnen als mit dem jetzt abgedroschenen und durch manche Spielereien gemißbrauchten Wort „ethische Kultur“. Neben der sozialistischen Bewegung Europas läuft dieses Bestreben Ruskins, die Arbeiter sittlich und künstlerisch zu heben, — wobei er die Besserung ihrer äußeren Lebenshaltung nicht vergißt —, als ein außerhalb Englands nicht genügend beachteter Strom, der sicher mit Ruskin nicht verschwinden wird. Er ist eines der wundervollsten Beispiele für die so oft übersehene Thatsache, daß ein einziger genialer Mann viel mächtiger ist, als die gesammte Staatsgewalt. Kein Staat, keine Regierung — am wenigsten eine der Polizeiregierungen des europäischen Festlandes — hätte mit dem Aufgebot aller Gewaltmittel und mit dem bewußtesten Willen das erreichen können, was jener eine Mann erreicht hat: die künstlerische Ausbildung und Hebung des sittlichen Bewußtseins eines ganzen Volkes und nicht zum wenigsten in dessen breiten unteren Schichten. Dabei hat Ruskin alle seine Erfolge erzielt, wie sich das eigentlich bei einem so bedeutenden Menschen von selbst versteht, im Widerstand gegen die herrschende Meinung und im steten Widerspruch gegen die Presse.

Man hat Ruskin oft genug mit Carlyle verglichen. Gewiß, diese beiden großen Engländer schottischen Ursprungs weisen mehr als eine Aehnlichkeit auf. Die entscheidende Trennungslinie zwischen ihnen wird gezogen durch die Unterschiede des Temperaments und der Weltanschauung. Auch hier reichen natürlich Schlagwörter nicht aus, zwei so große Naturen gegen einander abzuschätzen; wer aber keine lange Abhandlung über diese Frage schreiben darf, der muß sich mit solchen Schlagwörtern wie Pessimismus und Optimismus behelfen. Carlyle war ein hoffnungsloser Mensch, und bei aller Bewunderung für seine wuchtige Prosa bleibt man doch nach dem Lesen selbst seiner wertvollsten Schriften trübe und niedergedrückt. Ruskin dagegen ist wie einer der altjüdischen Propheten: er schilt und donnert, er verwirft und verflucht ganze Menschenklassen, ganze Kulturen, aber er bleibt der begeisterte Seher und darum begeistert er. Selbst aus seinen bittersten Kampfschriften klingt ein versöhnlicher, hoffnungsvoller Ton heraus, und überall, wo er zerstören will, zeigt er zugleich, wie aufgebaut werden kann. Er hat ja auch gebaut und nicht bloß geredet und geschrieben: die 4 Millionen Mark väterlichen Vermögens, die er ererbte, hatte er in etwa 15 Jahren bis auf den letzten Pfennig für öffentliche Zwecke,

*) In neuester Zeit erschienen von demselben Uebersetzer: John Ruskin, Wege zur Kunst (Bd. I, geb. M. 2,50. Bd. II, geb. M. 2 — bei J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Straßburg.

meist für den Kunstunterricht an Arbeiter, für Kunstsammlungen u. dgl. hingegeben, und ohne die reichen Erträge aus seinen Schriften hätte er einen trüben Lebensabend erdulden müssen.

John Ruskin wird schwerlich lange mehr unter den Lebenden weilen und, wie viele Jahre ihm noch beschieden sein mögen, die Litteratur seines Landes nicht mehr bereichern, denn seit einigen Jahren ist die Geisteskraft von ihm gewichen und er lebt nur noch als ein müder, von der Arbeit seiner Jahre geistig ganz erschöpfter Mann dahin. Soviel aber darf schon heute gesagt werden: kommende Geschlechter werden in Ruskins Werken einen Höhepunkt der englischen Sprache und Litteratur erblicken. Auch wenn der Gedankeninhalt seines Lebenswerkes längst aufgehört haben wird, unmittelbar befruchtend zu wirken, wird der große Schriftsteller bleiben. Er ist Englands Dichter in Prosa, dem kein englischer Prosaiker der früheren Jahrhunderte an die Seite gestellt werden kann. Er ist bei aller Gedankenfülle klar und einfach, wenn er will, dann wieder majestätisch bis zum höchsten Aufschwung der Lyrik. Er ist witzig und feierlich; er überzeugt und verletzt, aber selbst den Verletzten hält er fest und reißt ihn mit sich fort. Er ist als Prosaiker mannigfaltiger als Macaulay, wirkungsvoller als Carlyle. Man könnte an ihm tadeln, daß er sich mit Vorliebe in Uebertreibungen gefällt. Ja, dies thut er; aber es ist kein angenommener Stil, es ist keine Manier, sondern es ist seine Feuerseele, die sich in diesen Uebertreibungen entlädt, wie bei den Propheten des Alten Bundes, — denn an diese muß man immer wieder denken, wenn man Ruskin liest.

Ich schreibe dies für ein hochgebildetes litterarisches Leserpublikum und doch weiß ich, daß die Meisten nie eine Zeile von Ruskin gelesen haben. Da kann ich all dies Gerede über einen so unbekannten Schriftsteller gewiß nicht besser abschließen als durch eine kleine — natürlich ganz ungenügende — Stilprobe und kann es dann nur dem natürlichen Lauf der Dinge und der unausweichlichen Vernunft der litterarischen Entwicklung überlassen, daß auch der deutschen Welt das große Licht Ruskin bald ganz aufgehe.

* * *

Also spricht John Ruskin:

„Ihr habt eure ganze Wissenschaft der Nationalökonomie gebaut auf das, was ihr den konstanten Instinkt des Menschen nennt: die Gier, seinen Nachbarn zu betrügen.

Und eure Frauen habt ihr wahnsinnig gemacht, so daß sie weder Liebe noch Zusammenhalten mehr verlangen, sondern wider euch aufstehen und Gerechtigkeit fordern.

Giebt es welche unter euch, denen dies alles zum Ueberdruß wird? Gutsherrn, Pächter, Arbeitgeber oder Arbeiter?

Gutsherrn oder Meister, die sich lieber von Menschen bedienen lassen?

Pächter und Arbeiter, welche gegen ihre Führer loyal bleiben und treu unter sich zusammenhalten wollen? Die geloben wollen, für die Freuden ihres Herds treuherzig zu schaffen und zu leben?

Wollen welche von euch den Zehnteil ihres Besitzes und Lohns hergeben — nicht um auszuwandern, sondern damit in England zu bleiben, um mit ihren Händen und Herzen ein glückliches England daraus zu machen?

Ich bin nicht reich (was man heutzutage reich nennt), und ein großer Teil dessen, was ich habe, wird bereits darauf verwendet, um Kunstarbeiter zu erhalten, oder andere mehr oder minder öffentliche nützliche Dinge zu fördern. Das Zehnteil dessen, was ich noch besitze, so genau abgeschätzt, als ich es vermag (ihr sollt die Bücher sehen), will ich euch zu Weihnachten dieses Jahres für immer auf dem sichersten Wege des englischen Gesetzes vermachen und mich verpflichten, das Zehnteil meines Einkommens hinzuzufügen. Wer will sonst, mit wenig oder viel, helfen? Zweck solchen Besitzes soll sein, allmählich anzufangen, thut nichts wie langsam englisches Land zu kaufen und festzuhalten, worauf nicht gebaut, sondern welches von Engländern mit ihren eigenen Händen kultiviert werden soll, mit Hilfe solcher Kraft, die Wind und Welle ihnen zu Gebot stellt. —

Ich frage nicht, wie Viele oder wie Wenige diese Sache unternehmen, auch nicht nach dem Umfang — sei es auch nur in zwei oder drei armer Leute Gärten. Soviel kann ich wenigstens kaufen und geben. Wenn Hilfe ausbleibt, dann habe ich gethan und gesagt, was ich vermochte, und die Sache ist zu Ende. Wenn Jemand mir hilft, so sind die Bedingungen folgende: Wir wollen ein Stückchen englischer Erde schön, friedsam und fruchtbar machen. Wir wollen keine Dampfmaschinen und Eisenbahnen darauf haben; keine Wesen darauf haben, die wir unbedachtsam verkümmern lassen; niemand soll leiden als die Kranken, niemand müßig sein als die Toten. Wir wollen keine Freiheit darauf haben, sondern unablässigen Gehorsam vor dem Gesetz und den erlesenen Führern; keine Gleichheit darauf, sondern jedem höheren Vorzug, den wir finden können, wollen wir huldigen, jedes Uebel bekämpfen. So wir irgendwohin gehen wollen, wollen wir es thun ruhig und sicher; wenn wir etwas tragen wollen, so geschehe es auf dem Rücken von Bestien, in Karren oder Booten; wir wollen eine Fülle Blumen und Gemüse in unsern Gärten haben, eine Fülle Korn und Gras auf unsern Feldern, und wenig Gemäuer. Wir wollen Musik und Dichtung haben; die Kinder sollen tanzen und singen lernen; vielleicht auch die Alten — mit der Zeit. Mehr noch: wir wollen etwas Kunst haben; wir wollen wenigstens wie die Griechen versuchen, ob wir nicht Töpfe machen können. Die Griechen versuchten, Götter auf die ihren zu malen; so viel wird uns wahrscheinlich nicht gelingen; aber wir können Gebilde von Insekten, Schlangen, Schmetterlingen und Fröschen, wenn nichts besseres, darauf anbringen. Es gab einen ausgezeichneten alten Töpfer in Frankreich, der pflegte zur Bewunderung Aller auf seinen Schüsseln Frösche und Nattern anzubringen; uns soll sicher etwas hübscheres gelingen. Nach und nach mag höhere Kunst und Phantasie bei uns zum Vorschein kommen und mögen Dämmerstrahlen der Wissenschaft tagen. Auch eine Botanik, wiewohl zu langweilig, um den Bestand von Blumen zu läugnen, und Geschichte, wiewohl zu schlicht, um die Geburt der Menschen zu läugnen; — ja, vielleicht auch eine Wissenschaft ohne Berechnung, ohne Gier, wie die der primitiven Weisen, welche bei solch einer Geburt Gold und Weihrauch spendeten."

(Deutsch von J. Feis.)



Spanische Romanschriftsteller.

Von **Emilia Pardo Bazan** (Madrid).

(Nachdruck verboten.)

Wenn auch die litterarische Produktion in Spanien kaum merklich abgenommen hat, so hat doch die Litteratur an und für sich sehr darunter gelitten, daß sie durch die Politik, die mehr als je im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses steht, so sehr in den Hintergrund

gedrängt wurde. Eigentlich behauptet nur der Roman noch seinen Platz und auch er wird heute fast nur noch durch diejenigen Schriftsteller vertreten, denen er vor Jahren sein Wiederaufblühen verdankte. Nur wenige neue Namen sind hinzugekommen. Aber der Kampf zwischen den Anhängern der Romantik und denen des naturalistischen Realismus hat aufgehört. Man reicht sich brüderlich die Hand, um gemeinsam den Kampf gegen die stets wachsende Gleichgültigkeit des Publikums aufzunehmen, dessen Interesse von den politischen Ereignissen vollständig absorbiert wird.

Juan Valera ist und bleibt der Meister des Idealismus. Obgleich schon alt und von allerhand Gebrechen, besonders von einem Augenleiden, das ihn am Lesen hindert, stark gequält, hat er sich die reine heitere Schaffensfreude bewahrt, die fast jedem spanischen Roman ihren besonderen Stempel aufdrückt, und die inmitten all der politischen Wirren besonders befremdend sein muß. Spanische Romane wirken selten verstimmend auf den Leser, da sie fast immer von einer heiteren optimistischen Lebensanschauung zeugen.

Ich nannte Valera einen Idealisten, nur um mich der herkömmlichen Klassifikation anzuschließen. Er gilt aber hauptsächlich deshalb dafür, weil er einst als Kritiker gegen den krassen Naturalismus zu Felde zog. Valeras Eigenart zeigt sich am besten in seinen letzten drei Romanen: "La buena fama" („Der gute Ruf"), „Juanita la larga" („Juanita, die Schlaue") und „Genio y figura", dessen Titel sich in deutscher Sprache kaum genau wiedergeben läßt. „La buena fama" ist eher eine Novelle als ein Roman zu nennen; im großen und ganzen sehr phantastisch. Die Erzählung spielt in keiner bestimmten Epoche; man glaubt sich abwechselnd in's XII., in's XIV. und in's XVII. Jahrhundert versetzt. Das Sujet ist einer volkstümlichen, ziemlich schlüpfrigen Erzählung entlehnt, die nur durch die vornehme und elegante Darstellung Bedeutung gewinnt. Die Heldin der „Buena fama" ist die hübsche Stickerin Calitea, die Geliebte des Königs, der sie später heiratet; sie erinnert lebhaft an Angelique in Zolas „Le Rève", während die Figur des Magikers Kriasacti, der diese Ehe vermittelt, das Geschöpf einer grotesken Phantasie ist, würdig eines Rabelais.

„Juanita la larga" ist viel bedeutender, ein Roman, in dem ein Frauencharakter sehr fein studiert und entwickelt ist. Alle Heldinnen Valeras personifizieren den Typus der klassisch-idealen Frau, der Frau des XVI. Jahrhunderts und der spanischen Renaissance: diskret, gelehrt trotz aller Weiblichkeit, klug und entschlossen, philosophisch, weder sentimental noch nervös, mehr Theologin als Gläubige, kühn und frei in ihrer Sprache, ungestüm und leidenschaftlich in der Liebe, aber dabei doch stets ängstlich um ihre Ehre besorgt. Von diesen allen ist „Juanita la larga" wohl die intelligenteste. Als einfachem Mädchen aus dem Volke — sie ist das uneheliche Kind einer Hebamme — gelingt es ihr doch durch ihre guten Eigenschaften allgemein beliebt und geachtet und endlich die legitime Gattin eines hochstehenden Mannes zu werden. „Juanita la larga" ist nicht nur eine höchst amüsante Erzählung, sondern bietet auch eine vortreffliche Schilderung andalusischer Sitten und Gebräuche.*)

*) Eine deutsche Ausgabe erschien kürzlich in „Kürschners Bücherschatz" Preis M. 0,20. Ferner erschien vor einiger Zeit in E. Piersons Verlag, Dresden, der Roman „Superklug" von Juan Valera, deutsch von Richard Fleischer. (Preis M. 3.—, geb M. 4.—). D. Red.

In „Genio y figura" finden wir einen anderen Frauentypus, der sich im Grunde genommen von Juanita weniger unterscheidet als man anfangs glauben möchte; scheinbar besteht zwischen diesem einfachen Mädchen, das so besorgt ist um seine Ehre, und Rafaela, der galanten Frau, ein scharfer Kontrast.

Auch Rafaela ist ein Mädchen aus dem Volke; seit ihrer frühesten Jugend ein Opfer der Prostitution gelangt sie nach vielfachen Abenteuern nach Brasilien, wo sie einen sehr reichen, sehr einfältigen und sehr geizigen Wucherer heiratet, den sie im Laufe ihrer Ehe in einen anständigen, beinahe distinguierten Menschen verwandelt. Rafaela selbst vereint alsbald in ihrem glänzenden Salon die geistige Elite und die Aristokratie des Landes. Sie ist eine zweite Juanita in höherer Sphäre; eine Frau, die alles ihrer eigenen Initiative zu verdanken hat, und die an Würde und Intelligenz immer mehr gewinnt, je höher sie steigt. Weit davon entfernt tugendhaft zu sein, weiß sie es so einzurichten, daß ihre Liebesabenteuer die Ruhe ihres Gatten nicht stören. Sie verfährt dabei mit der größten Geschicklichkeit, und derjenige Teil des Romans, der das neue Leben Rafaelas in Rio de Janeiro schildert, zählt zweifellos technisch zu dem Besten, was Valera je geschrieben.

Rafaela hat ein Kind, eine einzige Tochter, die Frucht ihrer Liebe zu einem Engländer, John Maury. Sie hat die kleine Lucie in einem strengen Kloster erziehen lassen, und nachdem sie Wittwe geworden, siedelt sie nach Paris über und findet fortan ihr ganzes Glück in der Sorge um dieses schöne, reine Geschöpf. Dieses Stadium in Rafaelas Seelenleben ist vom Dichter psychologisch besonders schön vertieft. Rafaela lebt in der ewigen Illusion aller Mütter, die in ihren Kindern das Ideal verkörpert sehen wollen, das ihnen selbst unerreichbar war. Dann aber erwacht der Zweifel in ihr, ob sie auch recht daran thut gerade ihr Kind so völlig unschuldig in's Leben hinauszuschicken. Es zeigt sich bald, wie begründet Rafaelas Zweifel waren, denn als sie John Maury veranlaßt das Kind zu adoptieren und es von dem Makel seiner Geburt zu befreien, nimmt das junge Mädchen den Schleier und flüchtet in ein Kloster. Nun sie sich so plötzlich ihres Kindes, ihres einzigen Glückes, beraubt sieht, erwachen Todesgedanken in der Seele Rafaelas; sie sehnt sich, den langen Schlaf zu thun, in dem sie ihren fleckenvollen Lebenswandel vergessen kann, und an demselben Abend, an dem sie ihrem letzten Verehrer das erste erbetene Rendezvous geben soll, nimmt sie ein schnell tötendes Gift.

Ich habe diesen Roman so ausführlich erzählt, weil er zu Valeras bedeutendsten Arbeiten gehört, und weil die ganz moderne Gestalt seiner Heldin ein vollendetes Kunstwerk ist. Das Publikum allerdings hat die tiefe Poesie der Enttäuschung, die den Roman durchzieht, nicht verstanden: es hat darin nur die bunten Lebensbilder und die — freilich oft recht bedenklichen — galanten Abenteuer einer Courtisane gesucht und sich mit der ungesunden Neugier eines halbwüchsigen Schulknaben um das Buch gerissen. Und die Kritik hat das Mißverständnis verstärkt und den Autor mit Pigault-Lebrun und Casanova verglichen! —

Volkstümlicher und fruchtbarer als Valera ist Perez Galdos, der ununterbrochen seine Dramen und Romane veröffentlicht. Ich will von den

letzteren nur „Nazarin“, „Halma“, „Misericordia“ und „El Abuelo“ („der Großvater“) erwähnen. In den drei ersten herrscht der mystische Einfluß vor. Die Wendung zur modernen Betrachtung menschlicher Leiden und religiöser Fragen datiert erst fünf oder sechs Jahre zurück; vorher stand Galdos ganz im Banne des krassesten konsequenten Realismus.

„Nazarin“ ist, wiewohl der Einfluß Tolstois unverkennbar vorwiegt, doch eine liebenswürdige und humoristische Erzählung. Der Pfarrer Nazarin ist einer jener wunderlichen Gesellen, wie wir sie aus den picarischen Romanen des 17. Jahrhunderts kennen: eine Art Don Quixote, ein moderner, ein geistlicher Don Quixote, der zwar, wie sein klassisches Vorbild, im Herzen ein gutgläubiger Christ, nach außen hin aber ein Träger kommunistischer Ideen und Bekämpfer jeglichen Eigentums ist. Obwohl er sich einen Bart stehen läßt, die Sutane und das geheiligte Gewand ablegt, obgleich er das Leben eines Sonderlings führt und bettelnd in Begleitung zweier Frauen, von denen die eine eine Sünderin niederster Art war, durch Berge und Thäler streift, hört er doch keinen Moment auf an die katholische Religion zu glauben und ihre Gebote zu befolgen. Sein seltsames Wesen tritt nur äußerlich zutage; in seinem Innern ist er ein Priester wie alle andern, durchaus kein Pierre Froment, kein religiöser Neuerer und Ketzer, viel eher ein Stück von einem Heiligen. Alle Verunglimpfungen, die schweren Beschuldigungen und die schlechte Behandlung, die Nazarin erfahren muß, finden in seiner befremdlichen Lebensweise ihre Erklärung und beweisen, daß selbst die tugendhaftesten und reinsten Menschen den Schein zu wahren haben. Anstatt religiös zu erbauen, erregt Nazarin überall, wo er hinkommt, Skandal und Anstoß. Seine irrende Religion gleicht Don Quixote's irrender Ritterschaft: man staunt sie an und lacht sie dann aus.

So wird der wunderliche Heilige zwar nicht vom großen Haufen, wohl aber von der Komtesse Halma richtig gewürdigt und verstanden. In „Halma“, dem zweiten Teil des Romans, kehrt der Held, nachdem er die abenteuerliche Lebensweise, die er bisher geführt, aufgegeben hat, wieder zum realen Leben zurück. Wir haben Nazarin schwer erkrankt im Hospital verlassen und finden ihn in „Halma“ als Genesenden wieder. Sein Ruf dringt bis zu Catalina von Artal, der verwittweten Gräfin Halma-Lautenberg. Diese romantische und durch unglückliche Lieben und ihre Ehe mit einem deutschen Träumer zur Exaltation geneigte Frau kommt, nachdem sie viel Mißgeschick und Unglück erlitten und Wittwe geworden ist, nach Spanien und findet in der Lehre, oder besser gesagt in der Lebensweise Nazarins den Ausdruck ihres eigenen mystisch-leidenschaftlichen Sehnens. Während aber die Brüder und Verwandten der Komtesse Halma ihre religiöse Hinneigung und ihre frommen Gründungsprojekte ins Lächerliche ziehen und verurteilen, wird einer ihrer Vettern, Pepe Urrea, ein Schmarotzer, Thunichtgut und Pflastertreter, der anfangs kein anderes Ziel hatte, als seiner Kousine das Geld aus der Tasche zu ziehen, um es zum Fenster hinauszuwerfen, durch ihr Beispiel bekehrt und verwandelt und läßt sich als ein Büßender in die von Halma in dem alten Schloß von Pedralta begründete landwirtschaftlich-religiöse Kolonie aufnehmen. Aber schließlich erweist sich die ideale Kraft der Liebe stärker als alle altruistischen Ideen und Pläne, und der Roman endet zuletzt ebenso einfach als praktisch: Halma kehrt auf Nazarins Rat in das reale und normale Leben zurück, nimmt die Hand ihres Vetters Pepe an, verzichtet auf ihre halb unmöglichen Gründungsprojekte und beschränkt sich fortan auf das Wohlthun im engen Kreise. Diese Lösung ist gerade in ihrer Harmonie und Anmut echt spanisch.

In „Misericordia“ findet sich dieselbe Mischung von gesundem Verstand, Offenheit, Humor und Nächstenliebe wie in „Nazarin“ und „Halma“. Das Buch schildert die Sitten, die Lebensweise und die Sprache der Madrider Bettler. Zum Verständnis dessen muß man wissen, daß Madrid von Armen buchstäblich überschwemmt ist. In den Straßen wird man förmlich umlagert; von rechts und von links flehen sie jammernd um Almosen und erzählen ihr tausendfaches Unglück. Jeder neue Bürgermeister kündigt bei seinem Amtsantritt eine neue Verordnung an, kraft deren die Armen in Hospitäler und Asyle unterzubringen seien. Aber die Armen sind populär; es giebt Adelige, die, wie der Marquis von Cerralbo an ihrem Schloßportal noch heute nach alter Sitte Almosen verteilen, und jeder, der daran denkt, sie verfolgen und einsperren zu lassen, gilt für herzlos. Der Galdossche Roman „Misericordia“ bewegt sich auf diesem Boden. Anstatt uns die herkömmlichen Bettlergestalten vorzuführen, die im Grunde verstockte Schurken sind, wie es die Bettler von Cervantes und Hurtado de Mendoza waren, schildert er uns die wahren Armen als sympathische, beklagenswerte Geschöpfe und gefällt sich darin, uns ihre schönen Charaktere und den Reichtum ihres Gefühlslebens zu zeigen. Die beiden Gestalten „Bennina“ und „Mordejai“, die treue Dienerin, die betteln geht, um ihre Herrin und den blinden Mauren vor dem Hungertode zu schützen, sind originelle und außerordentlich schöne Typen. Trotzdem ist „Misericordia“ mit „Nazarin“ nicht zu vergleichen.

„El Abuelo“ (der Großvater), die letzte Veröffentlichung von Galdos, steht auch nicht auf der Höhe seiner besten Werke. Bei seiner Fruchtbarkeit sind solche Ungleichheiten nicht verwunderlich; zumal in diesem Falle nicht, wo sich der Dichter nicht seiner eigenen Erfindung überlassen, sondern versucht hat, dem großen britischen Dichter seinen „König Lear“ nachzuschaffen. Die für „El Abuelo“ gewählte Form des Dialogs wirkt bei der Lektüre ermüdend. Dem Anschein nach hat Galdos mit „El Abuelo“ zuerst überhaupt nur eine Bearbeitung des „König Lear“ für die spanische Bühne beabsichtigt, wobei dann aus dem anfänglichen Drama allmählich ein dialogisierter Roman geworden ist.

Die anderen spanischen Romanschriftsteller, die der Erwähnung wert wären, haben in letzter Zeit wenig oder gar nichts hervorgebracht. **Pereda** hüllt sich nach „Pachin Gonzalez“ — dessen Höhepunkt die Schilderung einer schrecklichen Schiffskatastrophe infolge einer Dynamitexplosion bildet — völlig in Schweigen.

Unter den neuen Romanschriftstellern verdient Arturo **Campion** als ein sehr ernster und wahrer Schilderer der Natur und des Charakters der baskischen Provinzen besondere Beachtung. Campion ist von Hause aus ein Gelehrter, der zuerst mit philologischen Arbeiten an die Oeffentlichkeit

getreten ist, und u. a. eine Grammatik der vier euskarischen Dialekte herausgegeben hat, der die hohe Anerkennung der Fachkenner zuteil geworden ist. Er ist reich und konnte sich ganz seiner Familie, der Politik und dem Studium widmen, bis plötzlich der Künstler in ihm erwachte. Sein künstlerischer Beruf ist aus Begeisterung, aus einer Art von patriotischem Partikularismus entstanden: er schildert das Leben in den baskischen Provinzen, beweint den Verlust ihrer „fueros“ und ihres ungezähmten Freiheitssinns, ihrer keuschen, christlichen Sitten, ihrer Traditionen, ihrer alten und mysteriösen Sprache, dieses philologischen Rätsels; — er stellt die Wirkungen der Bürgerkriege dar, des vergossenen Blutes, der Brandstiftungen und zahllosen Unglücksfälle, die die Provinzen sich durch ihre treue Anhänglichkeit an ihren Prätendenten Don Carlos von Bourbon zugezogen haben. Die hohen Gaben Arturo Campions hatten sich schon in seinen bedeutenden Novellen gezeigt; sein zuletzt erschienener Roman „Blancos y negros“ („Die Schwarzen und die Weißen“) stellt ihn in die Reihe unserer ersten Romanschriftsteller. Farbenreiche, knappe Darstellung und warme Empfindung zeichnen ihn aus. Campion gehört keiner Schule an. Er ist er selbst, kein Schüler Peredas, kein Naturalist und Gott sei Dank auch kein Symbolist; er ist gesund, kraftvoll und poetisch.

Auch Miguel de Unamuno gehört der Wissenschaft an; er ist Universitätsprofessor. Sein etwas zerfahrener Roman „Paz en la guerra“ („Frieden im Kriege“) ist reich an tiefen Gedanken und erregt durch einige eigenartige neue Streiflichter die Aufmerksamkeit der Kritik. Unamunos Talent gehört nicht der lateinischen Rasse an. Dieser Baske erinnert zuweilen merkwürdig an Carlyle; er ist eigenartig, seltsam, schreckt vor keiner Kraßheit zurück und hat oft geniale Gedankenblitze.

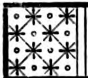
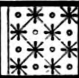
Ein anderer „Junger“ ist Arturo Reyes aus Malaga; er hat bisher zwei Bände veröffentlicht, in denen eine südländische Farbenglut sich offenbart: „Cartucherita“ (Beiname eines Stierkämpfers) und „El lagar de la Vinuela“ („Die Kelter des kleinen Weinberges“). Unsere neue litterarische Generation unterscheidet sich wenig von der alten; die Jungen folgen den Traditionen der lokalen Sittenschilderung und der Romantik in realistischem Gewande.

Der Jesuitenpater Luis Coloma, dessen satirische Schilderungen der besten Gesellschaft in seinem Roman „Pequeñeces“ („Lappalien“) soviel Aufsehen erregt haben, hat seinen neuen Roman „Boy“ erst teilweise in einer spanischen Zeitschrift erscheinen lassen. Wenn „Boy“ ebensoviel von sich reden machen sollte, wie „Pequeñeces“, würden alle Kriegs- und politischen Unterhaltungen schweigen und man würde zwei Monate hindurch von nichts anderem sprechen, als von diesem Buch, und Karikaturen, Artikel, Streitschriften und Erläuterungen würden auf das Werk herabregnen. Doch scheint es mir sehr zweifelhaft, daß sich der damalige Spektakel nochmals wiederholt.

Ich habe es übrigens versäumt, hier eine Form zu erwähnen, die heute in Spanien sehr volkstümlich und außerordentlich entwickelt ist: das Märchen. Davon vielleicht ein andermal.

* *

Nachwort. Bei dieser Aufzählung der heute in Spanien bekannten Romanschriftsteller darf Frau Emilia Pardo Bazan selbst nicht unerwähnt bleiben, deren Porträt wir nebenstehend bringen. Ihre letzten Bücher heißen, (wie wir der „Revue des Revues“ entnehmen) „Doña Milagros“ (Frau Wunder), „Memorias de un solteron“ (Memoiren eines Junggesellen) und „Novelas ejemplares“. Die beiden erstgenannten Romane sind Sittenschilderungen und Provinzbilder, und behandeln zumteil auch die Frauenfrage; von diesem Gesichtspunkt aus bieten die „Memoiren eines Junggesellen“ ein ganz besonderes Interesse. Von ihren Novellen ist „Mujer“ (Frauenehre) ins Deutsche und Englische übersetzt. Die „Memoiren“ und „Doña Milagros“ werden nächstens in deutscher, englischer, italienischer und tschechischer Uebersetzung erscheinen. Der Roman „Saludo de las Brujas“ (Hexenorakel), das neueste Werk der hochbegabten Verfasserin, ist bereits in französischer Sprache erschienen, noch bevor er in Spanien veröffentlicht war.

 **Echo der Zeitungen** 

Die Allerjüngsten und ihre Artistenlyrik.

Von Fritz Mauthner (Berlin.)

(Nachdruck verboten.)

II. (Schluß.)

Stefan George.

In dem ersten Aufsatze ist der Ausdruck „Artistenlyrik“ erklärt worden. Weil die neumodischen Dichter nicht die Kraft fühlten, gemeinverständlich wie Homer und Shakspere und Goethe ihrem Volke zu suggerieren, was sie etwa Neues mitzuteilen hatten, darum erfanden sie bettelstolz die traurige Weisheit: es schreibe ein jeder von ihnen nicht für sein Volk, sondern nur für seine Gemeinde.

Um so eine Gemeinde eines Dichters ist es eine schöne Sache, wenn sie natürlich entsteht, wenn an hundert Orten zugleich empfängliche Menschen, die weder einander noch den Dichter kennen, seine Werke liebgewonnen haben, wenn sie einander gelegentlich an dieser Liebe wie an einem Freimaurerzeichen erkennen, wenn sie dann eines Tages froh erfahren, daß ihr Liebling allgemein, das heißt von ein paar Tausend Landsleuten, bewundert wird. In dieser Weise entstand vor Jahren eine Keller-Gemeinde, ähnlich, wenn auch unter Führung leidenschaftlicherer Anhänger, eine Wagner-Gemeinde, eine Nietzsche-Gemeinde. Unsere lyrischen Artisten versuchen, an die Stelle dieser natürlichen Entwickelung eine künst-

liche Gemeindebildung zu setzen. Die unerfreuliche Seite der einstigen Agitation für Richard Wagner dient ihnen als Muster; sie vergessen leicht, daß nur die außerordentliche künstlerische Macht von Wagners ganzer Persönlichkeit jene Ausschreitungen entschuldigte oder berechtigte. Die Herren wollen ihre Gemeinde bilden ohne das genügende Kapital von Schaffenskraft. Bleibt darum die Gemeinde nur klein, beschränkt sie sich auf fünfzig oder fünf Seelen, so möchte sie dennoch von sich reden machen. Und ist am Ende nur eine einzige Seele da, nämlich der Dichter selbst, so ernennt er sich zu seiner Gemeinde, ist Vorstand, Schreiber und Volk in einer Person; er ist der Einzige, und die Welt ist sein Eigentum. Der Individualismus, der gegenwärtig in der Philosophie einen Sieg erfochten zu haben scheint, verlangt sein Recht auch in der Poesie, und man müßte sich ihm beugen, wenn nur die Individualitäten der Herren Dichter groß genug wären. Liest man die Gemeindeblätter der Lyriker, so erfährt man, daß die neue Dichtung aristokratisch geworden sei, was wohl so viel heißen soll wie: nur für Standesgenossen verständlich. Wäre mit dem Worte Aristokratie nur gemeint, daß zu den Aristokratien des Geistes, der Geburt und des Geldes noch eine neue Aristokratie des Gefühls zu treten habe, so ließe sich dagegen nicht viel einwenden, höchstens die sprachliche Bemerkung, daß Aristokratie immer eine Herrschaft oder ein Streben nach Herrschaft mit bedeutet, und daß die Hyperästhesie unfähig ist, zu herrschen, daß der künstlerische wie der politische Individualismus gar nicht herrschen will. Nach seiner Theorie wenigstens nicht. Ich will aber gerecht sein und zugeben, daß denen um Stefan George, daß besonders ihm selbst mitunter Verse gelingen, deren Stimmung nur von feinfühligen Lesern aufgenommen werden kann. Solche Stellen beweisen gewiß, daß die jungen Verfasser Talent besitzen, beweisen sogar, daß dieses Talent den Weg vorausahnt, auf dem vielleicht der nächste große Lyriker schreiten wird. Lohnt es aber, den ganzen Wust von Geziertheit und Undeutlichkeit zu durchforschen, um einige wenige hübsche Verse zu finden? Wer diese Frage verneint, der muß offenbar auf die Ehre verzichten, ein Aristokrat zu heißen.

Es ist kein Zufall, daß dieser vermeintlich aristokratische Zug der lyrischen Garde auch in Aeußerlichkeiten zum Vorschein kommt. Mir würde übrigens das ehrlich hochmüthige Bestreben, schlichte Leute vom Lesen dieser Bücher durch absonderliche Ausstattung abzuschrecken, sogar gefallen, wenn nur die kleinen Mittel, durch Druck, Papier und Zierat sowie durch eine unglaubliche Behandlung der Interpunktion das Lesen für den uneingeweihten Pöbel zu erschweren, nicht doch dem Wesen der guten Buchdruckerkunst widersprächen.

Die typographische Maskerade der Artistenlyrik würde freilich ein besonderes Kapitel beanspruchen. Herr Ernst Schur, ein anderer junger Lyriker, der das Ziel der Unverständlichkeit durch ganz besondere Mittel anstrebt und darum für seine Sammlung von Gedichten trotz einiger Begabung nichts anderes als Hohn und Spott einheimsen konnte, dieser Herr Schur hat vor einigen Monaten Aufsätze veröffentlicht, nach denen er der Philosoph der Buchausstattung genannt zu werden verdient. Man sollte nicht glauben, wie viel Tiefsinn sich mit geduldigen Worten über Format der Bücher, über Papier und Druckschrift sagen läßt. „Eine schlanke Form hat für den feinnervigen Menschen einen unsagbaren Reiz . . . das Papier soll als Persönlichkeit mitsprechen . . . die Hand fühlt die wohlthuende Berührung mit dem starken, rauhen Papier.“ Die Darstellung dieses blaublütigsten unter den Aristokraten gipfelt in einer Philosophie „der unbedruckten Fläche“ und ist hier darum zu erwähnen, weil Stefan George und seine Leute belobt werden, „weil sie — der Erkenntniß folgend, daß schnelle Lesbarkeit, also alltägliche Deutlichkeit, nicht immer das oberste Gesetz bildet — statt der großen Anfangsbuchstaben der Worte die kleinen setzen; sie geben auch keine Interpunktion.“ Es ist wirklich schwer, diese Verteidigung der Unlesbarkeit ernsthaft zu widerlegen. Druckschrift wie jede andere Schrift ist doch nur ein Ersatz für die lebendige Sprache; der Tonfall eines Satzes wird durch die Notenzeichen der Interpunktionen ebenso ausgedrückt wie die Sprachlaute durch die Buchstabenzeichen. Läßt man die Interpunktionen fort, die mühsam genug im Laufe der Jahrtausende eingeführt worden sind, so entsteht für unser lesendes Auge das gleiche unerträgliche Gefühl, das für unser Ohr durch das tonlose und ungegliederte Ableiern einer Rede erzeugt wird. So kann allerdings das letzte Ziel erkämpft werden, die vollendete Undeutlichkeit.

Allen diesen Grundsätzen ist Stefan George in der ersten Ausgabe seines „Jahrs der Seele“ unentwegt treu gewesen. Kein Komma verstattet dem Leser, Atem zu holen. Eine demokratische, plebejische Hand wie die meine empfand sogar die Berührung mit dem haarigen Papier des Umschlags wie eine Belästigung, was darauf schließen läßt, daß aristokratischere Hände eben von diesem Papiere den unsagbaren Reiz einer feinen Persönlichkeit erhielten. In der neuen Ausgabe seiner Gedichte*), die soeben in drei Bändchen bei Georg Bondi erschienen ist, wird er den treuesten Mitgliedern seiner Gemeinde beinahe wie ein Abtrünniger erscheinen, weil eine bescheidene Zahl über den Druck hingestreuter Interpunktionen dem gemeinen Bedürfnis der alltäglichen Deutlichkeit ein kleines Zugeständnis macht. Und nun zum Inhalt, den doch selbst die Philosophie des unbedruckten Papieres als verzierende Beigabe der Bücher wird gelten lassen müssen.

„Jedes einzelne Gedicht ist ein Bild,“ sagt rühmend ein Bewunderer Georges von der ersten Sammlung. Wenn jedes dieser Gedichte ein gutes Bild wäre, so müßten wir uns freuen und hätten nur zu bedauern, daß die um Stefan George nicht wissen, wie hoch die Ausdrucksmittel der Poesie über denen der bildenden Kunst stehen. Mit dieser Unterschätzung ihrer eigenen Kunst stehen leider die um George nicht allein; es ist so viel bequemer, sich in einer Ausstellung zu zeigen oder Teppiche und Porzellan zu kaufen, als gehaltvolle Bücher zu lesen, daß müßige Männlein und Weiblein ihrem George gewiß zustimmen werden, wenn er in einer seiner hohepriesterlichen Vorreden sagt: er habe den wachsenden Wünschen nach Veröffentlichung seiner Verse nachgeben zu dürfen geglaubt, weil „heute mit dem freudigen Aufschwunge von Malerei und

*) Stefan George. — 1. Hymnen. Pilgerfahrten. 2. Jahr der Seele. 3. Bücher der Hirten- und Preisgedichte. — 2. Ausgabe. (Georg Bondi, Berlin 1899.)

Verzierung bei uns vielerorten ein neues Schönheitsverlangen erwacht." Ich habe schon zugegeben, daß hier und da so eine Nachzeichnung eines Bildes recht hübsch gelungen ist. Um den Dichter zu Worte kommen zu lassen, will ich die besten Verse aus Georges Winterreise (er sagt dafür in seiner gespreizten Weise „Waller im Schnee") hersetzen:

„Ich möchte langsam auf dem weißen Plan
Mir selber unbewußt gebettet sein.
Doch wenn die Wirbel mich zum Abgrund trügen,
Ihr Todeswinde mich gelinde träft:
Ich suchte noch einmal nach Thor und Dach.
Wie leicht, daß hinter jenen Höhenzügen
Verborgen eine junge Hoffnung schläft!
Beim ersten lauen Hauche wird sie wach."

In allen drei Bändchen habe ich, natürlich nur von meinem unmaßgeblichen Geschmacke geleitet, zusammen gerade drei so vornehme, verständliche, wirkliche Gedichte gefunden. Dazwischen sind weite Strecken ausgefüllt mit Versuchen, Tizian, Watteau und Böcklin mit stammelnden Worten nachzuahmen. Dafür eine buchstabengetreue Probe:

„Wie unsre glorreichen himmel — bruder im stolz!
So breitet dein glänzendes gelb und wie reifender lohn,
Es zittern in deinem lila und wehen grün
Gestaltlose stunden mit ihrem mühsamen rinnen
Und lange seufzer aus kerkern ohne erhebung.
Dein strahlendes blau umkleidet die wunschlosen götter,
In deinem veilchendunkel voll purpurner scheine
Ist unser tötliches sehnen — bruder im leid!"

Ist es nicht traurig genug, wenn der freudige Aufschwung von Malerei und Verzierung manchen impotenten Malersmann dazu treibt, die unschuldigen Farben seiner Tuben so sinnlos zu den Harmonien der Mode durch einander zu werfen? Muß das auch noch in der Sprache Goethes nachgemacht werden? Ungestaltet und unvorstellbar ziehen die Träume Georges zu häufig an uns vorüber.

Daneben würde er, wäre der Inhalt nur reicher, ernstliche Anerkennung verdienen für sein Streben nach Beherrschung der Form. George bietet auf silberner Schale ungenießbare Früchte. Nachdem verwandte lyrische Gruppen die Formlosigkeit bis zur unfreiwilligen Parodie übertrieben haben, ist dieses Verlangen nach Formschönheit eine wahre Wohlthat, und das Erreichte oft so vortrefflich, daß man die sauber gearbeitete Schale mit Vergnügen von allen Seiten betrachten kann und sich tröstet, wenn die Früchte dabei fortrollen. Man wird in günstigen Fällen an Platen erinnert; aber von Platens Sprachmeisterschaft ist George doch weit entfernt. Bei artistischen Leistungen muß alles leicht erscheinen, darf man niemals an die Schwierigkeit erinnert werden; so mühelos erscheinen Georges Reime nicht immer, zu oft müssen ungebräuchliche Worte, gequälte Satzstellungen und ab und zu selbst grammatische Freiheiten nach veraltetem Poetenrecht mithelfen.

Die alltägliche Deutlichkeit wird mit Glück vermieden. Ich verzichte darauf, die Lacher auf meine Seite zu ziehen und Proben äußerst schwer verständlicher Strophen zu geben. George, in dem ja trotz alledem — nur nicht mit alltäglicher Deutlichkeit — etwas von einem Dichter steckt, könnte sich am Ende und nicht ganz mit Unrecht darauf berufen, daß auch das Verständnis von Dante, vom zweiten Teile des Faust, von Leopardi nicht auf der Heerstraße liegt. Nach einiger Anstrengung ist es doch selbst meinem plebejischen Verstande gelungen, den wahrscheinlichen Sinn mancher Verse zu entziffern, die mich zuerst nur verblüfft hatten; vielleicht gelingt das einem Aristokraten überall. Es scheint mir da einzig und allein auf das Verhältnis anzukommen zwischen der aufgewandten Mühe und dem gewonnenen Genusse. Ich fürchte, das Verhältnis liegt ungünstig für Stefan George. Es ist ja wahr, die Allgemeinverständlichkeit, mit der zum Beispiel der Frühling von tausend Dichtern in Reime gebracht worden ist, die sangen, wie der Vogel singt, war trivial geworden; man verlangte nach neuen Weisen. Aber darum ist der Frühling immer noch so übel nicht, und es ist bedenklich, wenn George eingesteht:

„Mein Garten bedarf nicht Luft und nicht Wärme,
Der Garten, den ich mir selber erbaut,
Und seiner Vögel leblose Schwärme
Haben noch nie einen Frühling geschaut."

Sollten diese Zeilen ein bischen Aergernis erregen bei der Gruppe der Artistenlyriker und bei den noch jüngeren Damen und Herren, die in ihrem heißen Sehnen nach einem neuen Messias und in dem minder erfreulichen Wunsche nach funkelnagelneuen Sensationen zu jeder Saison einen anderen Dichterfürsten entdecken möchten, so will ich dagegen das Wort des alten herrlichen Lichtenberg umkehren und fragen: Wenn die Köpfe eines Dichters und eines Lesers zusammenstoßen, und es klingt hohl, muß es immer der Leser gewesen sein?

(Aus dem „Berl. Tagebl.")

Auszüge.

Deutschland. Ueber den Aufenthalt Heinrich Heines in München (1827), eine der wenigstbekannten Episoden aus dem Leben des Dichters, giebt ein neues Werk einige Aufschlüsse, von dem man es seinem Gegenstande nach schwerlich erwartet hat: die Biographie Ignazens von Döllinger von Prof. J. Friedrich, deren erster Band kürzlich (München, bei C. H. Beck) erschienen ist. Sie verbreitet zum ersten Male Licht über die Beziehungen Heines zu dem großen katholischen, später altkatholischen Kirchenhistoriker, der damals als junger Mensch ein fleißiger Mitarbeiter der von Görres und seinen Freunden geschriebenen münchener Zeitschrift „Eos" war. Hier ließ er im August 1828 einen scharfen anonymen Artikel gegen Heine los, in dem er u. a. sagte, Heine besitze doch wenigstens die erste für einen politischen Journalisten nötige Eigenschaft: Frechheit und Unverschämtheit. Dieser Vorwurf wurde mit Heines Angriffen auf den katholischen Klerus begründet, doch tritt der Heine-Biograph Gustav Karpeles („Zeitgeist" Nr. 1) der von Friedrich wiederholten Behauptung entgegen, daß Heine gegen die katholische Kirche als solche von Haß erfüllt gewesen sei; vielmehr habe er „zeitlebens, namentlich aber in jüngeren Jahren, eine gewisse romantische Schwärmerei und eine ganz bestimmte Vorliebe gerade für die katholische Religion gezeigt und diese niemals mehr ironisiert, als die protestantische oder die jüdische." Seine stets sehr persönlichen Angriffe setzte Döllinger noch eine Weile fort, ohne daß Heine darauf antwortete; es ist nicht festgestellt, ob er damals schon Kenntnis von den Artikeln erhalten hat, denn er war in Italien und wartete auf das Ernennungsdekret zum Universitätsprofessor, das ihm in München von dem Minister Eduard von Schenk versprochen worden war. Daß er es nicht erhielt, hatte er eben den Angriffen seiner katholischen Gegner und der Feindschaft „einer Dichterklique mit dem Grafen Platen an der Spitze", wie Karpeles meint, zu danken.

Aus dem Zorn darüber gingen nach seiner Rückkehr aus Italien die in großer Hast geschriebenen Kapitel der „Reisebilder“ mit der bekannten Polemik gegen Platen hervor, „die Heine sicher bei ruhigerer Ueberlegung erheblich gemildert hätte.“ Hier hielt er auch seine Abrechnung mit Döllinger oder vielmehr mit der „Eos“ und ihren Hintermännern. Döllinger selbst hat er nur einmal im „Romanzero“ genannt, in dem Gedichte „Der Exnachtwächter“, in dem die ganze münchener Kongregation jener Zeit verspottet und auch Döllinger mit einigen beißenden Strophen bedacht wird:

„Apropos! Der erzinfame
Pfaffe Dollingerius,
Das ist ungefähr sein Name,
Lebt er noch am Isarfluß?“

Worauf sich diese Verse beziehen und woher Heines Haß gegen Döllinger seinen Ursprung hat, ist erst jetzt durch Friedrichs Buch erwiesen worden. —

Ein vor kurzem erschienenes Buch des Italieners Giurati über Lorenzo da Ponte, den Textdichter von Mozarts „Don Juan“, hat Hermann Pilz den Anlaß zu einer Untersuchung über die verschiedenen Behandlungen des Don Juan-Stoffs in der Weltlitteratur gegeben (Leipz. Tagebl. Nr. 14), der ihrerseits wieder Johannes Fastenraths gehaltvolle Einleitung zu seiner Uebertragung des „Don Juan Tenorio“ von Zorilla zugrunde liegt (vgl. hierzu Heft 1, Spalte 56 f.) Die erste Bearbeitung der Sage, deren Heimat Spanien ist, rührt von Tirso de Molina (Barcelona 1630) her. Noch im Laufe des Jahrhunderts erschien der Stoff auch in Italien und in Frankreich, wo sich u. a. Molière und Corneille vorübergehend damit beschäftigten, ebenso tauchten in England und Holland Don Juan-Dramen auf. In Deutschland spielte zuerst der bekannte Schauspielprinzipal Magister Johannes Velten 1690 in Torgau einen „Don Juan“, eine Uebersetzung aus dem Französischen. Auch Prehauser in Wien, die Neuberin und die Puppenkomödie ließen sich den dankbaren Stoff nicht entgehen. In Spanien brachte das 18. Jahrhundert eine beachtenswerte Bearbeitung von Zamora, in Italien ließ Goldoni 1736 einen Don Juan Tenorio aufführen. Die erste Oper gleichen Inhalts wurde 1713 in Paris gegeben und rührte von Le Tellier her. Ihr folgten verschiedene andere — auch Glucks Don Juan-Ballet (1760) muß erwähnt werden — bis Mozart 1789 sein Meisterwerk schuf, das alle anderen verdrängte. Als poetischer Stoff aber wurde der galante Sünder auch im 19. Jahrhundert noch fleißig verwertet: 1812 von E. T. A. Hoffmann, 1828 von Grabbe, 1834 von Holtei u. s. w. Bekannt ist Lenaus Don Juan-Fragment, nach dem Richard Strauß seine symphonische Dichtung schuf; in neuester Zeit haben Paul Heyse, Julius Hart, Alfred Friedmann die Gestalt dichterisch behandelt. Von ausländischen Bearbeitungen ist auf diejenige Byrons, des Dänen J. L. Heiberg, des Schweden Almquist hinzuweisen, Puschkin und Tolstoi haben sich daran versucht, Balzac hat den Stoff novellistisch, Musset und Dumas haben ihn dramatisch ausgemünzt. Seine großartigste Gestaltung aber hat er in neuerer Zeit in seiner spanischen Heimat gefunden, eben in Zorillas „Don Juan Tenorio“, von dem wir seit kurzem Fastenraths Verdeutschung besitzen.

Von den Schicksalen einer an Alter ehrwürdigeren Sage, der morgenländischen **Chidher-Elias-Legende** handelt eine größere Untersuchung des dresdener Orientalisten Professor August Wünsche in der Allgemeinen Zeitung (Beilage 292). El Chidher, der „ewig junge“ — seine Name bedeutet „der Grüne“, weil er als Symbol des Wachstums und der Wiederverjüngung galt — ist in den Vorstellungen der Türken, Araber und Perser mit der Person des alttestamentarischen Propheten Elias verschmolzen worden. Aus der sehr mannichfaltigen Ueberlieferung orientalischer Quellen stellt Wünsche die wichtigsten Behandlungen des Stoffes zusammen. Den meisten zufolge war Chidher ein großer Weiser und Lehrer, dem Moses sich als Schüler anbot und ihn auf seinen Reisen begleitete, und dessen sich auch Alexander der Große auf seinem Zuge nach dem Quell des Lebens als Wegweisers und Führers bediente. Gleich Chidher gilt aber auch Elias für den Wächter und Hüter des Unsterblichkeitsquells, und dieses Moment mag zu der Verschmelzung beider Personen wesentlich beigetragen haben. Die zwei hauptsächlichen Sagengebilde, in denen Chidher oder Chidher-Elias (Chiser-Iljäs) eine hervorragende Rolle spielt, sind die Sage von Mose, wie er von Chidher Weisheit lernen will, und die Sage von Alexanders Zuge nach dem Lebensquell, den Chidher findet, und durch den er Unsterblichkeit gewinnt. Die Mosessage erzählt schon der Koran (Sure XVIII), die Alexanderepisode findet sich in dem persischen Heldenepos Schähnähme des Firdusi und bei anderen persischen Autoren. In einem persischen Prosaroman tritt dann Elias geradezu an Chidhers Stelle. Zu der Vereinigung beider Figuren mag auch noch der Umstand geführt haben, daß Chidher die Gabe der Totenerweckung zugeschrieben wurde, was im 1. Buch der Könige auch von Elias berichtet wird. Bemerkenswert ist es, daß nicht nur Elias, sondern auch der hl. Georg im morgenländischen Glauben mit Chidher identifiziert worden ist.

Zu der neulich in der Presse erörterten Frage, ob „Badener“ oder „Badenser“ der richtige Name für die Bewohner des badischen Landes sei, ergreift in der „Magdeb. Ztg.“ (Montags-Beiblatt Nr. 2) Dr. Albrecht **Förstemann** das Wort, um über „Verschnörkelung deutscher Wörter und Wortstämme“ einiges zu sagen. Zwölf germanistische Professoren deutscher Universitäten, die um ihre Meinung befragt worden waren, hatten sich einstimmig für Badener als das „Richtige“ erklärt. Förstemann bestreitet demgegenüber, daß man in Sachen des Sprachgebrauchs überhaupt von „richtig“ oder „falsch“ reden könne. „Die Wissenschaft kann die Grammatik selbst nur nach der Sprache des Lebens gestalten und würde zur Willkür, wenn sie nicht **alle** ihre Erscheinungen mit gleicher Liebe betrachten und gleicher Treue verzeichnen wollte.“ Es wird dann mit einer größeren Reihe von Beispielen belegt, daß Schnörkelbildungen wie „Badenser“ keineswegs alleinstehende Erscheinungen seien, wofür zum Beweise u. a. angeführt werden: Grobian, Schlendrian, Pfiffikus, Futteral, Schmieralie, Randal, die latinisierten weiblichen Vornamen Albertine, Rudolfine, Wilhelmine u. s. w.

Eine Anzahl von Veröffentlichungen gilt einzelnen Persönlichkeiten, historischen und lebenden. Den 300-jährigen Todestag von Shaksperes Zeitgenossen **Edmund Spenser** (13. Januar) hat Alfred Hoffmann zu einer biographischen Studie über diesen bedeutenden englischen Epiker benutzt (Leipziger Ztg., Wissensch. Beilage Nr. 6). — Auch **Alfieris**, des größten italienischen Tragödiendichters 150jähriger Geburtstag (16. Januar) ist nicht unbemerkt geblieben: in der Kölnischen Volks-Zeitung (Nr. 52) und in der Frankfurter Zeitung (Dr. M. Landau, Nr. 17) sind ihm Erinnerungsartikel gewidmet. — Die neue Gesamtausgabe von **J. P. Jakobsens** Werken (vgl. die „Besprechungen“ in diesem Heft) hat Paul Ernst den Anlaß zu einer Charakteristik des Dichters gegeben (Posener Ztg. Nr. 4). Auf einen anderen dänischen Dichter, **Carl Henrik Scharling** (geb. 1836 in Kopenhagen), dessen Erzählung „Meine Frau und ich“ ihn auch in Deutschland bekannt gemacht hat, lenkt Alfred Semerau (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. Nr. 2/3) die Aufmerksamkeit deutscher Leserkreise. — Mit dem russischen Lyriker **Apuchtin**, der nach einem leidenreichen Leben im Herbst 1893 starb, beschäftigt sich Alexis v. Engelhardt im „Zeitgeist“ (Nr. 1). Apuchtin war ein Schüler und schwärmerischer Verehrer Puschkins, geistig glänzend begabt, doch in seiner Schaffenskraft durch körperliche Leiden gehemmt. Ein kleiner Band Gedichte und ein Band Prosa sind sein ganzes Lebenswerk. — Auf deutschen Boden führt ein Essai über **Max Halbe**, mit dem Leo Greiner in der „Münch. Ztg.“ (Nr. 11) einen Cyklus „Münchener

Dichterporträts" beginnt. — Erwähnt sei ferner ein Beitrag Erich Klossowskys in der Breslauer Zeitung (Nr. 19), der den interessanten Versuch macht, die Persönlichkeit des Maler-Satirikers Th. Th. Heine aus der Psychologie unserer Zeit heraus zu erklären.

Zahlreiche Beiträge der letzten Wochen knüpften wieder an neu erschienene Werke an. In dieser eingehenden Weise wurden besprochen: die Neuausgabe der Uhlandschen Gedichte durch Hermann Fischer (Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 296); die neuen Dante-Werke von F. X. Kraus und Alfred Hoffmann durch Oskar Bulle (ebenda Nr. 297); die französische Litteraturgeschichte des 16. Jahrhunderts von Heinrich Morf durch Heinrich Schneegans (ebenda, neuer Jahrgang Nr. 10); die Biographieensammlung „Führende Geister" durch Arthur L. Jellinek (ebenda Nr. 6); die „Geschichte der Familie Hase" durch Felix Dahn (ebenda Nr. 10); die „Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe" von F. Walter durch G. Ellinger (Nat.-Ztg. Nr. 7); ein französisches Werk über Schulreform („L'éducation nouvelle" von Edmond Demolins, Paris, Firmin-Didot) durch Eduard Engel (Hamb. Fremdenbl. Nr. 12). Belletristischen Neuerscheinungen galt ein Feuilleton von Karl Frenzel über den nachgelassenen Band von Georg Ebers (Nat.-Ztg. Nr. 13), ein solches von Rudolf von Gottschall über die letzten Dramen von Fulda, Hauptmann, Nordau, v. Polenz, v. Kupffer, Kruse, Schaffheitlin, Langmann (Leipz. Tagebl. Nr. 6 und 8), eine Studie von Schulte vom Brühl über neue Frauenlitteratur (C. Viebig, E. von Egidy) im Wiesbadener Tageblatt (Nr. 4). — An das Möbiussche Werk „Das Pathologische bei Goethe" knüpft Ed. Goldbeck (Posener Ztg. Nr. 9) eine eingehende Besprechung, und in dasselbe Fach schlägt eine kleine Skizze „Goethe als Frankfurter Rechtsanwalt" von Dr. R. Petsch-Würzburg (Frankf. Ztg. Nr. 7).

Es bleiben aufzuzählen: „Aus Friedrich Hebbels Tagebüchern" von Erich Schlaikjer (Freiburger Ztg. Nr. 9, 10, 11, 12); „Guido Weiß". Ein Nachruf (Frankf. Ztg. Nr. 16); „Das moderne Drama" von Paul Ernst, der das naturalistische Drama für ausgelebt erklärt und ein neues, nationales Drama herbeiwünscht (Posener Ztg. Nr. 36); „Sprachlicher Unsinn im Munde der Gebildeten" von Julius Maßmann (Hamb. Fremdenbl. Nr. 12); „Englische Romanschreiber" (Hamb. Corresp., Litt.-Beilage Nr. 2); „Stirners und Nietzsches Erziehungsideal" von Dr. Paul Menzer-Berlin (Hamb. Nachr. Nr. 4); „Sollen Schriftsteller heiraten?" von E. F. Hardy (Münch. N. Nachr., 9. Jan.); „Die Bücher- und Lesehallenbewegung" von R. Passow (Rostocker Ztg. Nr. 13). ∞

Oesterreich. Mit dem deutschen Drama, seiner Entwicklung und seinem gegenwärtigen Stand beschäftigt sich ein Essai von Ernst von Wildenbruch, der für die amerikanische Zeitschrift „The Forum" geschrieben wurde, und dessen Orginaltext das Neue Wiener Tageblatt (1898 Nr. 357, 358, 360, 1899 Nr. 3) abdruckt. Von Namen bringt er sehr wenig, etwa Schiller, Richard Wagner, Wildenbruch, Ibsen und Anzengruber, sucht aber dafür die Strömungen in der deutschen Dichtung zu zeichnen und ihren organischen Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung des Volkes darzulegen. Denn zu allen Zeiten, heißt es, ist das Drama auf das innigste mit dem Schicksal des Volkes verknüpft gewesen, aus dem es entstand. Das Schicksal des Volkes ist aber seine Geschichte. Darum ist und bleibt das historische Drama das eigentliche und je mehr ein Drama sich davon entfernt, umsomehr büßt es den Charakter seiner Gattung und damit seinen Wert ein. In Schiller sieht Wildenbruch vor allem den Dramatiker mit der Begabung für Aufbau und Architektur des Dramas, während der dichterische Gehalt seiner Schauspiele gegen die Shakspeares gehalten blaß, abstrakt und doktrinär erscheine. Weder die Romantik noch das junge Deutschland habe eine wirklich dramatische Dichtung geschaffen. Der genialste Dramatiker seit Schiller bis auf unsere Tage sei erst Richard Wagner. Daß die Kritik seine Gewalt nicht empfand, so wenig wie sie früher die Schillers empfunden hatte, so wenig wie sie heute ein Verständnis für die allgemein giltigen Gesetze der Dramatik hat, ist der schwerste Schaden für die dramatische Kunst. In ganz Deutschland giebt es heute nicht eine kritische Persönlichkeit, die auf wirklich überragendem, die dramatische Kunst überschauenden Standpunkte stünde. 1870 brachte den Deutschen nichts weiter als eine mit den Flittern einstiger wirklicher Dichter aufgeputzte Scheindramatik. Die seichte Anschauungsweise in den theaterleitenden Kreisen Deutschlands hat niemand bitterer erfahren, als Wildenbruch selbst, als er seine der deutschen und anglonormannischen Geschichte entnommenen Dramen schrieb, denen sich sämtliche Theater Deutschlands wie eine Mauer hermetisch verschlossen. Die Folgezeit brachte dann das Aufkommen der Jugend, „die kurze aber gräßliche Epoche der naturalistischen Dramatik", das unheilvolle Eindringen Ibsens und Ibsenscher Lehre, die zum Schaden Deutschlands das Werk eines zweiten Norwegers, Björnsons, verdrängte. Denn dieser ist ein großer, aus warmen Organen schaffender Dichter, der der deutschen Jugend keine fremden Elemente brachte, in die sie sich erst künstlich hineinzuleben hatte, sondern Geist von ihrem Geiste, Blut von ihrem Blute. Ibsen gelte in Deutschland für einen viel größeren Dichter als Björnson, und sei in Wahrheit ein viel geringerer. Heute sei der Naturalismus zwar überwunden, aber eine andere Gefahr stehe am Horizonte und das sei der Mystizismus und die „Stimmung", die einzelnen begabteren Dichtern der jüngsten dramatischen Litteratur die Köpfe verdrehe und die Seelen verwasche. Die Seele des Dramas sei aber Handlung und That, der Mystizismus dagegen erzeuge eine Scheindramatik, die schlimmer sei als alles, schlimmer sogar als der brüllendste Naturalismus war.

Wenden wir uns von diesem allgemeinen Ueberblick zu den Veröffentlichungen, die an einzelne Dichter anknüpfen, so verdient ein Aufsatz von Dr. Anton Schlossar „Aus Schillers Geburtsstadt" (Wiener Abendpost, Nr. 3, 4) Erwähnung, der zwar über die Heimat des Dichters wenig bringt, was nicht bei Minor stünde, dafür aber die Erinnerung an die „Kinkelin", die Bürgermeisterin von Schorndorf, wachruft, die mit den übrigen Bürgersfrauen die Stadt 1688 gegen die Franzosen verteidigte und für ihre That in der Erinnerung und in der Dichtung fortlebt. Unter anderen hat Paul Heyse sie zur Heldin seines Schauspiels „Die Weiber von Schorndorf" gemacht. — Für Annette von Droste spendet Ella Hruschka ein Gedenkblatt (Neues W. Tagblatt, Nr. 10). — Einen warm empfundenen, stimmungsvollen Nachruf für den kürzlich verstorbenen österreichischen Poeten Hans Grasberger giebt Karl v. Thaler in der (Neuen Freien Presse Nr. 123 39). Von frommen Anfängen — Sängerknabe am Benediktiner-Stift St. Lamprecht — ist er ausgegangen und erst spät Schriftsteller und Redakteur geworden. Dem klerikalen Lager ist er bald entsprungen, hat in Italien Volk und Kunst kennen und verstehen gelernt, um dann nach dem Worte eines hervorragenden Malers lange Jahre über Bilder zu schreiben, obwohl er davon etwas verstand. Als Erzähler ist Grasberger nach seinen italienischen Novellen bald zur heimischen Muse zurückgekehrt, um bald im Dialekt, bald in der Schriftsprache mit gesundem Humor seine Leser zu vergnügen. Nicht minder stark ist er in der Behandlung des sozialen Problems, dem er in seiner Gedichtsammlung „Aus dem Carneval der Liebe" erschütternde Töne abgewonnen hat. Er wäre berühmt geworden, wenn er sich nach dem Beispiel schlauer Genossen auf Reklame verstanden hätte. Doch er hat im Leben nie posiert, weder Stirnlocke noch geniale Halsbinde getragen. „Er war eben ein kreuzbraver, durch und durch rechtschaffener Mann." Aehnlich spricht sich auch ein zweiter größerer Nekrolog aus, den das „Neue Wiener Tagblatt" (Nr. 9) bringt.

Grasberger wird der „Mirza Schaffy der Lodenjoppe" genannt. — Eine der liebenswürdigsten Gestalten aus dem schriftstellerischen Oesterreich, den berühmten, heute mit Unrecht schon halb vergessenen „Wiener Spaziergänger" Daniel Spitzer, ruft Max Kalbeck wieder wach, indem er nach einer hübsch charakterisierenden Einleitung drei an Spitzer gerichtete Briefe von Holtei, Paul Lindau und Stettenheim mitteilt, die ebenso anschaulich die Schreiber wie den Adressaten charakterisieren. (Neues W. Tagblatt Nr. 8). — Der in Prag lebende Lyriker Friedrich Adler findet durch Moritz Necker im „Prager Tagblatt" (Nr. 11) eine eingehende Würdigung, in der der ungemein fein entwickelte Sinn des Dichters für die lyrische Form gerühmt wird. An derselben Stelle (Nr. 360) werden ebenfalls von Necker zwei Briefe des jüngst verstorbenen Moriz von Egidy mitgeteilt, in denen dieser seine Stellung zu Tolstoi bespricht und hervorhebt, daß er Tolstoi als einen Dichter allerersten Ranges würdige, nicht aber seine Lehren huldige. Er wolle ein Gegenwartsmensch sein und bleiben. — Ueber „Politische Lieder aus Oesterreichs Gegenwart" bringt die „Ostdeutsche Rundschau" (Nr. 3) einen orientierenden Artikel, der eine Reihe von Gedichtsammlungen von Karl Pröll, Karl Reuleaux, Alexander Fichtner, die „Egerländer Histörchen" von Joseph Hoffmann u. a. bespricht.

Zu der Dichtung der fremden Nationen leitet ein Aufsatz über das Kriegertum bei William Shakspere in der Reichswehr (Nr. 1763) hinüber, der sich aber auf die Sammlung einiger Stellen über Mut, List und Heldentum beschränkt. Nicht mehr Lob verdient ein etwas unklarer Aufsatz von Leon Kellner „Der Wille zum Leben" im Neuen Wiener Tagblatt (Nr. 359), der an das Buch der Tragödin Elizabet Robins, The Open Question anknüpft. — Chopins Beziehungen zu George Sand werden in einem Artikel des „Fremdenblatt" (Nr. 11) erörtert. Hier (Nr. 10) berichtet auch Marie Weyr über den spanischen Dichter Tamayo y Baus, der, ein Schauspielerkind, schon mit 10 Jahren mit einem Stücke, in dem seine Mutter die Hauptrolle spielte, Genoveva di Granada vor die Rampe getreten sein soll. Nach weiteren zehn Jahren erschien von ihm eine mäßige Nachahmung von Kabale und Liebe. Sein eigentliches Können zeigt der Dichter erst 1853 in der Tragödie Virginia. Er ist nun zum Vollmenschen gereift und schafft fort an Menschen, so in seinem großen historischen Schauspiel „Liebeswahnsinn", der meisterhaften Tragödie Juanas von Castilien, der unglücklichen Gattin Philipps des Schönen, so in seinem „Neuen Schauspiel", mit dem er den unbestrittensten Triumph errang; seither schweigt er, wenigstens auf dem Theater, wenn er auch, wie es heißt, im Stillen an der Geschichte seines Lebens, einer Art künstlerischen Glaubensbekenntnisses arbeitet. — Den 100. Geburtstag Adams Mickiewicz, haben — einen Aufsatz von Goldscheider in der „Wiener Allgemeinen Zeitung" (Nr. 6245) abgerechnet — fast alle Blätter mit Stillschweigen übergangen. Dafür hat das Jubiläum F. X. Gabelsbergers zahlreiche Federn in Bewegung gesetzt. — Die „Wiener Zeitung" (Nr. 2, 3) bringt einen Aufsatz von Dr. R. Beer, der in raschem Ueberblick eine Geschichte der romanischen Philologie in Oesterreich giebt. Epochemachend seien für diese Wissenschaft, die als Wirkung des romanischen Gegendruckes gegen den Slavismus entstand, die Vorlesungen gewesen, die die beiden Schlegel zu Anfang des Jahrhunders zu Wien hielten. Eine streng philologische Forschung nimmt erst mit Ferdinand Wolf ihren Anfang, während die Versuche von Schreyvogel, Grillparzer und Halm, die Meisterwerke der romanischen Litteratur unserem Volke vorzuführen, nebenher gingen. Die Universitätsreform nach Thun-Hohenstein brachte dann Adolph Mussafia auf den Lehrstuhl für romanische Philologie, dessen fast vierzigjährige Lehrthätigkeit und reges wissenschaftliches Schaffen die verkörperte Geschichte der romanischen Philologie in Oesterreich darstellt. An seine Seite wurde später Ferdinand Lotheissen, der Geschichtsschreiber der französischen Litteratur im 17. Jahrhundert und Biograph Molières, berufen. Der Nachfolger des zu früh Verstorbenen wurde Meyer-Lübke. Dadurch ist, was Beer nicht hervorgehoben hat, an unserer Hochschule Grammatik und Sprachforschung sehr gut, neuere Litteraturgeschichte der romanischen Völker aber fast gar nicht vertreten. — Dem Papyrusfund in Oxyrhynchos widmet die „Bohemia" (Nr. 11) einen längeren Artikel. Das neuentdeckte Gedicht der Sappho bringt in Uebertragung die „Deutsche Zeitung" (Nr. 9715). — Einen Vortrag über das Problem einer künstlichen Weltverkehrssprache von Dr. S. Lederer, einem bekannten und beredten Verkünder der Idee des Volapük, druckt das „Prager Tagblatt" (Nr. 11) ab. Heute scheint trotzdem die Bewegung, die vor einigen Jahren noch viele Kreise ergriffen hatte, im Abnehmen begriffen zu sein. — Zur Kulturgeschichte liegt einiges vor, was hier erwähnt werden kann, voran ein sehr gründliches Referat von Dr. Frankfurter über die neue Geschichte der Wiener Universität in den letzten 50 Jahren, „Wiener Zeitung" (Nr. 297, 298), dann E. Brünner, Die deutschen Frauen im Mittelalter „Ostdeutsche Rundschau" (Nr. 5), worin Weinholds bekanntes Buch wohl nicht genannt, dafür aber desto fleißiger ausgeschrieben wird und schließlich einen Aufsatz zur Volkskunde, „Das Orakelwesen in den Zwölften", d. i. in den zwölf Nächten von Weihnachten bis zum 6. Januar, im Deutschen Volksblatt (Nr. 3594, 3595).

Wien. *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Baltische Monatsschrift. Riga. Die beiden Schlußhefte des abgelaufenen Jahrgangs brachten eine neue Folge des Briefwechsels zwischen Viktor Hehn und Georg Berkholz aus dem Jahre 1864. Berkholz war damals der Herausgeber der „Balt. Monatsschr.", für die Hehn aus Petersburg korrespondierte. Die Briefe behandeln hauptsächlich die politischen Tagesereignisse, aber auch Fragen wissenschaftlicher Natur, z. B. über die Urgeschichte der Finen. — In Heft 12 wird „aus hinterlassenen Papieren" einiges über studentische Geheimbünde im vorigen Jahrhundert mitgeteilt, speziell über den 1774 von Bernh. Friedrich Schütz in Halle gegründeten „Bund der Eintracht", der sich aus Halle bald nach Leipzig, Jena, Göttingen, Rostock, Greifswald, Frankfurt a. O. und Königsberg verbreitete. In Greifswald war Ankarström sein Mitglied, der spätere Mörder Königs Gustav III. von Schweden, was nachmals Schlözer in Göttingen veranlaßte, gegen den Bund der Unitisten, der „Königsmörder ausbrüte", vom Katheder herab zu wettern. Der Bund entartete bald zu einem „Vereine trotziger Jünglinge", der sich an die alten Gelübde des Schweigens u. s. w. nicht mehr hielt und um die Wende des Jahrhunderts allmählich einging. Einzelne Logen erhielten sich unter anderen Formen und Namen fort, so insbesondere die in Halle, der der spätere Turnvater Jahn angehörte. Ein neuer Bund ging 1794 in Reval aus früheren Mitgliedern des alten hervor, der bald auch in Petersburg und Dorpat Boden fand. — Ueber „Neue Belletristik" berichtet in zusammenfassender Weise ein Artikel von Prof. Leopold v. Schröder (Innsbruck).

Der Bote für deutsche Litteratur. In Heft 3 giebt Moritz Necker die Charakteristik des verstorbenen schweizerischen Dichters Wilhelm Sommer, von dem drei Bände „Elsässische Erzählungen" (Basel, Benno Schwabe) vorliegen. Er stammte aus dem berner Land, wo er 1844 geboren war, und war von Hause aus Kaufmann, Geschäftsreisender einer baseler Lumpenhandlung. Dauernde Krankheit führte ihn poetischen Beschäftigungen zu, denen sein 1888 erfolgter Tod ein Ziel

setzte. Er ist ein frischer, gewinnender Erzähler, dessen Art nach Neckers Ansicht der Hackländers gleichzusetzen wäre, ohne Auerbach zu erreichen. — F. Hartwig beschäftigt sich mit dem jetzt nahezu siebzigjährigen hallischen Lyriker Adolf Brieger. — In Heft 4 spendet J. J. David Conrad F. Meyer Worte ehrender Erinnerung, und dem verstorbenen Hans Grasberger widmet sein Verleger Georg Heinrich Meyer einen Nachruf, aus dem u. a. hervorgeht, daß Rosegger Grasbergers ausgewählte Werke in 5—6 Bändchen herausgeben wird, deren Reinertrag den Hinterbliebenen zufällt.

Bühne und Welt. 1. Januarheft. Einem historischen Rückblick auf die Entwickelung des berliner Schauspielhauses, der Heinrich Harts Feder enstammt, folgt eine Studie über Heinrich Heines dramatische Pläne von Gustav Karpeles, in der es u. a. heißt: „Den Wunsch ein Stück zu schreiben, wurde der Dichter auch im späteren Leben nicht mehr los. Ja, wie es scheint, hat er im Jahre 1832 sogar ein Stück von Heinrich von Kleist für die französische Bühne übersetzt oder bearbeitet. Die Angelegenheit ist nur aus einem etwas unklar gehaltenen Briefe an den französischen Schauspieler P. M. Bocage vom 7. Mai 1834 bekannt und alle Nachforschungen über dieses Unternehmen sind bis jetzt leider resultatlos geblieben. Alexander Dumas der Aeltere scheint der Vermittler in der Sache gewesen zu sein und diese nach seiner Art verbummelt zu haben“. Nach einer nicht sehr glaubwürdigen Mitteilung Gérards du Nerval, die uns Schmidt-Weißenfels überliefert hat, habe Heine noch in der Zeit seiner Gesundheit eine Komödie geschrieben, die von Arsène Houssaye für das Théâtre français abgelehnt und darauf in Gegenwart Gérards von dem gekränkten Dichter ins Feuer geworfen worden sei.

Deutsche Dichtung. Ueber neue Erscheinungen in der luxemburgischen Dialekt-Litteratur berichtet (in Heft 8) Dr. Nicolaus Sevenig, insbesondere über Michel Rodange, einen Architekten, der ein satirisches Tierepos „de Renert“ (Reineke Fuchs) geschrieben und damit den alten Stoff an der Stätte wieder behandelt hat, die auch der Heimatsboden der Tiersage war. Die Dichtung ist politischen Charakters und spielt auf die luxemburgischen Vorgänge und Zustände in den Siebziger Jahren an. Ferner werden genannt der Lyriker Anton Meyer (ehedem Mathematikprofessor in Lüttich), der Lyriker und Operettendichter N. Steffen, dem viel Humor nachgerühmt wird und der begabte Dramatiker Jean Baptist Weber, der Verfasser des einzigen nationalen historischen Dramas in Luxemburg, „Der Schäfer von Asselborn“.

Deutsche Revue. Im Januarheft veröffentlicht Rudolf Meyer-Krämer ungedruckte Briefe von Jakob Burckhardt an Gottfried Kinkel aus dem Anfang der vierziger Jahre. Burckhardt hatte sich in Bonn mit dem drei Jahre älteren Kinkel befreundet und blieb, als er an die berliner Universität übersiedelte, mit ihm in schriftlichem Verkehr. Er selbst war damals neben seinen Studien noch stark mit belletristischen Dingen beschäftigt. Interessant ist es, daß er 1842, vier Jahre vor der Entstehung von Wagners Lohengrin, an einem Operntext arbeitete, der die Sage vom Schwanenritter behandelte. Viel Sympathie äußert er u. a. für Gutzkow, dessen „Savage“, „Werner“, „Ein weißes Blatt“ er damals sah. „. . . Er hat einen immensen Fortschritt gemacht und seine Stücke sind alle wunderbar ergreifend, weil sie alle aus dem Herzen-gekommen sind. Dazu will ich stehen, weil ich sie gesehen habe. Der scheußliche gebildete Janhagel von Berlin hat mit frommer Miene darüber abgesprochen, bloß weil Gutzkow, wie einst Mirabeau, aus seiner Jugend ein Stück schlimmen Rufes am Fuße nachschleppt, und weil es vornehm und courmäßig war, sich über Gutzkow zu indignieren. Es ist rein unmöglich, sich von der Erbärmlichkeit der hiesigen öffentlichen Meinung und ihrer Lenker einen Begriff zu machen. Der Fortschritt Gutzkows ist der: die ernste Behandlung sozialer Fragen der Poesie vindiziert zu haben“. — Joseph Lewinsky berichtet über theatralische Eindrücke, die er in Moskau empfangen hat und ist voll Bewunderung für das Theater Korsch, das sich nur etwa mit der Truppe des großen Schröder in ihrer Glanzzeit vergleichen lasse und seine erziehlichen und litterarischen Aufgaben mit großer Hingebung erfülle. Es wird ferner von einem Gespräch mit Tolstoi berichtet, das im wesentlichen die schon bekannten Anschauungen des Grafen über die Kunst wiedergiebt. — Ueber „Shakspere als Kenner der Musik“ spricht Prof. Heinrich Ehrlich im Anschluß an eine Schrift von Edward W. Naylor („Shakspere und die Musik“ London, Dent u. Co.). Aus nicht weniger als 32 Stücken des Dichters wird dort seine genaue Kenntnis der Musik nachgewiesen.

Deutsches Wochenblatt. Die beiden ersten Hefte dieser Wochenschrift, die jetzt in vorteilhaft veränderter Gestalt und unter neuer Leitung erscheint, bringen „Erinnerungen an Karl Immermann“ aus der Feder des hochbetagten Albert Ellmenreich in Lübeck, des Seniors der großen Theaterfamilie dieses Namens und Vaters von Franziska Ellmenreich. Er ist der letzte Ueberlebende aus der Schar der Künstler, die unter Immermanns Leitung an dessen denkwürdiger düsseldorfer Musterbühne (1834—37) thätig waren. Von Immermanns Art, die Stücke vorzubereiten und einzustudieren, von seiner Tyrannei gegen die Schauspieler, seinem Verhältnis mit Frau von Lützow, der „wilden Jagd“, wie man sie allgemein nannte, wird allerhand erzählt. Interessanter aber noch ist, was Ellmenreich über seinen Verkehr mit Grabbe erzählt, für dessen genialische Persönlichkeit er vermutlich der letzte lebende Augenzeuge sein dürfte. Seine Bekanntschaft machte er in Grabbes Stammkneipe bei Stange in der Zollstraße, wo der damals schon körperlich und geistig stark heruntergekommene Dichter fast ausschließlich verkehrte, teils im Kreise gewöhnlicher „Spießer“, teils im Verkehr mit den Schauspielern, denen er mit Vorliebe zotige Scherze vorsetzte. Hier saß er stundenlang und bei einem Glase Wein oder Grog, denn dem eigentlichen Alkoholgenuß fröhnte er nur heimlich zu Hause. „Dieser meist stumme Gast mit dem gespenstisch hohlen Blick, dem glanzlos-graublauen Auge, der hochaufsteigenden Stirne, der schlottrigen ausgemergelten Figur, dieser seltsame Mensch im altmodisch braunen Frack, den weiten ausgewaschenen Nankinghosen, der wohl aus der Militärzeit herübergeretteten hohen Roßhaarkravatte — wer hätte in diesem Ritter von der traurigen Gestalt, an der Wäsche durchaus unsichtbar blieb, wohl den Inbegriff genialischer Dichterkraft erkannt?“ — „Suchte man ihn in seinem Tuskulum auf, so lag er fast zu jeder Tagesstunde auf seinem Lotterbette, auf den Knieen sein Manuskript. So arbeitete er.“ Thatsache sei es auch, daß der Dichter am frühen Morgen nicht eher zum Arbeiten fähig war, bis er sein Quantum „schieren Rums“ vertilgt hatte. — Zu erwähnen bleibt aus Heft 1 noch ein großer Essai über Liliencron von Carl Busse und aus dem 2. eine scharfe Verurteilung des „Griechenjünglings“ Christomanos, die Ludwig Jacobowski dessen „Tagebuchblätter“ aus dem Leben der Kaiserin Elisabeth zuteil werden läßt.

Die Gesellschaft. Erstes Januar-Heft. Den neuen Jahrgang, der auch äußerlich in neuem, von H. Hirzel entworfenen Umschlagsgewand erscheint, leitet eine sarkastische Studie über „Seine Majestät“ den Präsidenten Felix Faure von S. Lublinski ein. — In großen, kräftigen und doch intimen Zügen schildert Wilhelm Bölsche die Persönlichkeiten der Brüder Heinrich und Julius Hart, die er als die eigentlichen Einleiter der modernen deutschen Dichtung bezeichnet. „Nachher haben andere die Sache viel gröber und lauter gemacht und wohl den Ruhm beansprucht, auch kritisch die neue Bewegung geschaffen zu haben . . . Aber wer selber jene Krisen der achziger Jahre noch mitgemacht hat, der weiß genau, wie damals gar kein Zweifel war, von wo auch

hier der erste frische Hauch eingesetzt hat: eben von den Haidebrüdern aus Münsterland." Neben der hohen dichterischen Bedeutung, die dem älteren Heinrich als Epiker, dem jüngeren als Lyriker im weiten Sinne zukommt, wird ihrer ergebnisreichen Thätigkeit als Theaterkritiker gedacht. „Im Tohuwabohu der Tagesdummheiten hat Heinrich den Humoristen in sich entdeckt, der mit köstlicher Satire den Bühnencarneval geißelte. Julius aber wahrt sich den Ruf als der ernsteste, unerbittlichste Urteiler großen Stils, den die berliner Theaterkritik zur Stunde besitzt." Mit besonders warmer und persönlicher Färbung wird auch das innerlich reiche Bohème-Leben dargestellt, das die beiden Brüder in früheren Jahren geführt und das Wolzogen bekanntermaßen in seiner Komödie „Lumpengesindel" später künstlerisch zu verwerten gesucht hat. Aber er hat diesen originellen „Bohémien-Haushalt" aus eigener Anschauung nie gekannt, meint Bölsche, „und was ihm, der an sich ein so prächtiger Kerl und sonniger Humorist ist, schließlich dabei herauskam, ist in Hinsicht des Modells ein arger Unsinn."

Die Grenzboten. In den drei ersten Heften des Jahrganges unternimmt es Karl Kinzel, eine Charakteristik Gerhart Hauptmanns an der Hand von Paul Schlenthers Biographie des Dichters, doch mit Vertretung einer meist gegensätzlichen Standpunkts zu geben. In den selben Nummern spricht Wilhelm Wetz (Gießen) über die „imperialistische Bewegung" in England auf Grund eigener Eindrücke. „Imperial" ist im heutigen England alles, was sich auf die Interessen des „größeren Britanniens", des britischen Weltreichs bezieht, wie es nicht nur die Cecil Rhodes, auch Männer wie Rudyard Kipling und Walter Besant verkünden. „Die Väter des englischen Imperialismus sind Carlyle und Beaconsfield, die sein Programm entworfen und ihm seine Ziele wiesen. Weitere Kreise ergriff die Bewegung jedoch erst, als Cecil Rhodes in Südafrika wirkte. In den letzten Jahren und namentlich im Jubiläumsjahre begann man dann systematisch darauf hinzuarbeiten, die englische Politik, statt wie bisher auf eine kleinenglische, auf eine imperialistische Grundlage zu stellen, meist mit dem Hintergedanken, den engen Zusammenschluß der unter britischer Flagge lebenden Engländer mit einer Verbrüderung der angelsächsischen Rasse, der Engländer und Amerikaner, zu krönen, die dann der Welt ihre Gesetze diktieren könnten."

Internationale Litteraturberichte. Ueber eine spanische Lyrikerin berichtet im 1. Heft des neuen Jahrgangs mit zahlreichen Uebersetzungsproben Johannes Fastenrath (Köln). Es ist die Sevillanerin Maria Tixe de Ysern, deren Sonettsammlung „Thränen einer Mutter" im vorigen Jahre erschien. Die Totenklage gilt ihrem früh verstorbenen Sohne. „Man merkt es diesen Elegieen an, daß die Dichterin den Himmelsmaler Murillo zum Landsmann hat, denn so wie er hat auch ihr Auge himmlische Visionen erblickt und ihr Ohr dem süßen Sange der Engel gelauscht."

Der Kunstwart. Der Leitartikel des ersten Januarheftes richtet sich gegen die „wohlwollende" Litteraturkritik, d. h. gegen die namentlich um die Weihnachtszeit florierende Waschzettelkritik der Zeitungen und die Lobhudelei aus geschäftlichen Interessen. „Der wirklichen, großen Begabung wird das Aufkommen durch solches Wesen natürlich unsäglich erschwert, wenn sie nicht besondere Glücksumstände emportragen." Ob der Kritiker selbst im besonderen Maße urteilsfähig sei, könne als nebensächlich gelten, wenn er nur aufrichtig und ehrlich und gewissenhaft urteile. Die wirklich fähigen und feinen Kritiker seien so selten, daß nicht einmal die großen Tageszeitungen sich alle solche halten könnten. — Leonhard Lier bespricht die drei schon mehrfach hier erwähnten dramaturgischen Werke des letzten Jahres von Edgar Steiger, Arthur Eloesser, Hans Sittenberger.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. Im Heft 4 betrachtet Th. Stromberger den religiösen und sozialen Erzähler Hermann Oeser, der hier schon früher (Heft 2) eine Würdigung erfahren hat. Ein anderer Beitrag gilt dem Jubilar Wilhelm Jordan, und eine längere Studie über Carl Busses Geschichtenband „Träume" steuert Karl Ernst Knodt bei.

Die Nation. Georg Steinhausens verdienstreiches Werk „Deutsche Privatbriefe des Mittelalters", von dem der erste Band seit kurzem vorliegt (Berlin, R. Gaertners Verlag), findet in Nr. 15 durch Richard Böhme eine eingehende Würdigung, die erkennen läßt, wieviel es zur Kenntnis vergangener Geschlechter, ihrer Lebenshaltung, ihrer Geselligkeit, ihres Familienlebens beizutragen geeignet ist. — Ferdinand Svendsen erklärt in einer kleinen Studie seine Sympathien für den schwedischen Erzähler A. von Hedenstjerna. — Von Alfred Dove, dem Schüler Rankes und Freunde Freytags, der seit Jahresfrist wieder in Freiburg als Hochschullehrer wirkt, ist ein Band „Ausgewählte Schriftchen" (bei Duncker & Humblot, Leipzig) erschienen, von dem in Nr. 16 Anton Bettelheim viel Rühmliches zu sagen weiß. Gleich warmes Lob wird in einem Essai von Leon Kellner der großen neuen Shelley-Biographie von Helene Richter (Weimar, E. Felber) zu teil, von der es heißt, sie bezwinge „die ehrliche Kritik durch die Macht der Thatsachen, die immer aus erster Quelle geschöpft sind, unhaltbar gewordene Aussprüche fallen zu lassen und an Stelle der rein subjektiven, oft recht willkürlichen Phrasen unbestreitbare Wahrheiten zu setzen."

Niedersachsen. 1. Januarheft. Den holsteinischen Dichter Johann Meyer, dessen 70. Geburtstag kürzlich in Kiel festlich begangen wurde, feiert Karl Theodor Gaedertz als den „plattdeutschen Hebel", der das alte Wort „Holsatia non cantat" wieder einmal gründlich Lügen gestraft habe. — Hermann Hartmann erzählt von der „mittelalterlichen Dorfveste" Ankum bei Osnabrück, in der sich ein interessantes Stück mittelalterlichen Volkstums erhalten hat.

Neue deutsche Rundschau. Januarheft. Das Wirken und Wollen des jungen wiener Dichters Hugo von Hoffmannsthal, der neuerdings aus der esoterischen Treibhausatmosphäre der „Artistenlyriker" um Stefan George in eine freiere Oeffentlichkeit herauszutreten sich anschickt, strebt ein Essai von Felix Poppenberg dem Verständnis weiterer Kreise nahe zu rücken. Sein ganzes Dichten sei „ein Werben um eine verfeinerte Existenz". Ihm scheint „der Alltag nur Banalität und Gewöhnlichkeit, und die Kunst wird ihm die goldene Stiege, aus der er sich in Räume rettet, die keine Fenster nach der Straße haben . . . Daher die orphischen Dunkelheiten in manchen seiner Gedichte. Sie rufen nicht nach einem Kommentator. Sie wollen nicht gedeutet sein. Sie wollen nicht verkünden, sondern wie die Töne einer Mitternachtsglocke mit schwebendem Läuten Gefühle wecken, Unnennbares erklingen lassen". Um Hoffmannsthal weht „die Atmosphäre, in der die Künstler d'Annunziocher Romane atmen"; aber er selbst fängt schon an, der Rolle des „artistischen Zuschauers" müde zu werden, aus der „fieberhaften, von der Luft des Lebens abgesperrten Anbetung der Schönheit" sich hinauszusehnen nach dem frischen Odem der Wirklichkeit. In einem kleinen Exkurs legt Poppenberg die Fäden offen, die diese ganze Richtung des „illusionierenden Scheins", der ästhetischen Selbstbefriedigung, des weltflüchtigen Wundersuchens mit der älteren deutschen und französischen Romantik verbindet, und betont den stark schauspielerischen Zug, der ihr anhaftet. Ein deutliches Zeichen der Zeit scheint es ihm, daß Hoffmannsthal „und die, die ihm nahe stehen, die so lange der Stilleren und Heimlichen heimliche Freude waren, jetzt, da man allerorten an edlen Gläsern, getriebenen Gefäßen, farbenflutenden Stoffen neue Schönheit und Zierde sucht, zu Oeffentlichen werden." — In diesem Heft findet sich außerdem die Gedächtnisrede, die Otto Brahm bei der Trauerfeier der Freien Bühne für Theodor Fontane gehalten hat und die namentlich reich ist an Belegen für Fontanes großes und warmes Interesse an der

jungen Dichtergeneration, insbesondere an Gerhart Hauptmann, dessen Erstlingsdrama „Vor Sonnenaufgang“ er selbst s. Zt. dem Verein „Freie Bühne“ zur Aufführung empfahl, allerdings mit der brieflichen Bemerkung: „Wenn Sie aber diese Kühnheiten auf die Bühne stellen, was werden da wohl die Madams im ersten Rang dazu sagen?“

Das neue Jahrhundert. Köln. In Nr. 15 stellt Dr. Armin Tille (Bonn) die Entstehung und Wirkung der Dunkelmännerbriefe (epistolae virorum obscurorum) dar. Wilhelm Holzamer spricht über die unkünstlerischen Straßenanlagen unserer Großstädte und wünscht wenigstens für die Landstädte Besserung: freistehende Häuser mit Vorgärten, keine schnurgeraden Straßenzeilen, sondern gebrochene Linien und individuelle Freiheit für jede einzelne Hausanlage. — Weiteres über die Einrichtungen amerikanischer Universitäten teilt in Nr. 16 Dr. Edwin Roedder mit. Darnach giebt es insgesamt in den Vereinigten Staaten 475 Universitäten, colleges und technische Schulen. Die colleges sind meist Internate — vielleicht mit unseren Lehrerseminaren zu vergleichen — und verdanken ihr Dasein Privatstiftungen oder Beiträgen einer kirchlichen Genossenschaft. Auch von den eigentlichen Universitäten ist eine große Anzahl durch großartige Schenkungen von Privatleuten entstanden. Die stärkstbesuchte ist die 1637 gegründete Harvard University in Cambridge bei Boston, die nächstgroße die Universität Michigan (1837), die im letzten Jahre 3200 Hörer zählte. Die Lehrfreiheit der Dozenten ist fast unbeschränkt, dagegen unterliegt der Kollegienbesuch der Studenten einer genauen Ueberwachung. Es werden von Stunde zu Stunde Aufgaben und während der Vorlesung mündliche Fragen gestellt. Sämtliche Universitäten, die privaten wie die staatlichen, und sämtliche akademische Grade stehen auch den Frauen offen.

Das neue Jahrhundert. Berlin. In Nr. 15 beleuchtet Conrad Alberti die berliner Theaterzustände. Das Deutsche Theater sei das einzige, bei dem von künstlerischer Arbeit die Rede sein könne. „Es ist ein Cliquentheater: nur fünf oder sechs Dichter kommen da überhaupt zu Wort, immer dieselben . . . aber wenigstens ist überhaupt ein Geist, ein Stil, eine Führung zu spüren. Was sonst an den ersten berliner Bühnen geleistet wird, ist haarsträubend . . . Der aufmerksame Beobachter kann sich nicht verhehlen, daß wie bei den meisten Dingen, so auch in Theatersachen, die berliner Verhältnisse sich langsam aber sicher den londonern nähern. In England, dem Lande dem man gewiß nicht den Vorwurf geistiger Interesselosigkeit machen kann, da in ihm die meisten Bücher gekauft werden, spielt das Theater schon längst nur die Rolle einer gesellschaftlichen Unterhaltung — und nicht einmal einer besonders hochstehenden . . . . Fade Salonstücke im Kriterion, Schauerdramen im Haymarket und Lyceum, süßliches Gedudel im Prince of Wales — das heißt in London Theater: ein förderliches Verdauungsmittel nach dem schweren dinner, ein bequemes Stelldichein für müßige Sportsmen, vielgeplagte Cityherren und diamantenleuchtende professional beauties.“ Im weiteren verficht Alberti die Ueberzeugung, daß das Drama eine überwundene Kunstform und die Schauspielerei im besten Falle ein Kunstgewerbe, Sache der Routine sei, und tritt dem „weitverbreiteten Irrtum“ entgegen, daß der Theaterbesuch den unteren Klassen des Volkes ein Bedürfnis und seine Förderung eine Pflicht der Menschenfreundlichkeit sei.

Preußische Jahrbücher. Die Frage: „Ist Goethes Egmont ein historisches Drama?“ wirft im Januarheft Richard M. Meyer auf, um sie nach eingehender Untersuchung zu verneinen. Weder ein historisches Drama sei „Egmont“ — daß es dazu „verdorben“ sei, hatte schon Schillers Rezension von 1788 dargelegt — noch eine soziale Tragödie, wie sie aus dem Gegensatz zwischen Vorderhaus und Hinterhaus leicht hätte hervorgehen können; sondern ein „Drama der typischen Charakterform“, der „Durchgangspunkt vom historisch-individualisierenden zum typisch-charakterisierenden Drama“, für Goethes ästhetische Weltanschauung im höchsten Sinne „ein wunderbares und wohl noch kaum genügend gewürdigtes Zeugnis“. — Eine Menge Kuriosa von den „Honoraren französischer Schriftsteller“ weiß Tony Keller zu erzählen. Der Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, der das größte Einkommen besaß, war Voltaire, der dank seinem Geschäftssinn und seinem Geiz ein Vermögen von mehreren Millionen erwarb. Auch Beaumarchais gelangte teils durch Spekulationen, teils durch seine Stücke mehrfach zu Reichtum. Béranger blieb zeitlebens arm. Viktor Hugo fing arm an und hinterließ bei seinem Tode 5 Millionen. Die „Misérables“ allein hatten ihm 400 000 Frks. Honorar gebracht. Noch größere Summen verdienten Dumas, Vater und Sohn (letzterer erhielt bloß an Uebersetzungshonoraren für „Francillon“ 60 000 Frks.), ebenso Eugène Sue, dem sein „juif errant“ 190 000 Frks. einbrachte. Murger bekam für seine köstlichen „Scenes de la vie de bohème“ 400 Frks., dem Verleger haben sie über 100 000 Frks. eingetragen. Flauberts „Madame Bovary“ brachte ihrem Verfasser 800 Frks. Die Riesenhonorare der Daudet, Zola, Ohnet sind bekannt; auch Jules Verne ist Millionär geworden. Maupassant verdiente zuletzt etwa 80 000 Frks. jährlich, die er aber auch verbrauchte.

Stimmen aus Maria Laach. 1. Heft. Mit einer neuen Erscheinung der katholischen Dichtung, dem dramatischen Gedicht „Weltenmorgen“ von E. Hlatky (Freiburg, Herder), beschäftigt sich W. Kreiten des näheren. In drei „Handlungen“ führt das Werk die Geschichte des Falles der Engel, des Sündenfalls im Paradiese und des ersten Mordes auf Erden vor. Die Wahl der dramatischen Form wird als unglücklich bezeichnet, der Dichtung als solcher Reichtum an „hohen und fesselnden Gedanken“ nachgerühmt. — In die nachklassische lateinische Litteratur führt eine eingehende Untersuchung A. Baumgartners über die Dichter Ausonius und Paulinus von Nola, als zwei Vertreter des weltlichen und geistlichen Humanismus im 4. Jahrhundert.

Der Türmer. Im 4. Heft würdigt Professor Theodor Schiemann (Berlin) Bismarcks Memoirenwerk. „Es bedeutet an sich eine ungeheure Revolution in dem politisch-historischen Denken unserer Nation, daß hier zum erstenmal ihr ein unverhülltes Spiegelbild der eigenen Geschichte gezeigt wird, mit der vollen Rücksichtslosigkeit einer subjektiven Wahrhaftigkeit, wie sie vielleicht niemals schonungsloser zutage getreten ist . . . Wenn Fürst Bismarck es für möglich hielt, dem deutschen Volke die Summe von Illusionen zu nehmen, in denen es sich über die großen Jahre des Werdens bewegte, so hat er ihm damit ein Reifezeugnis ausgestellt, von dem wir hoffen wollen, daß es sich in der Generation, die unter den neuen Anschauungen aufwächst, bewahren wird.“ — Georg Adam bespricht die verschiedenen slavischen Jubiläen des abgelaufenen Jahres und ihre Helden: Mickiewicz, den polnischen Dichter, Palacky, den tschechischen Historiker, Belinski, den „russischen Lessing“, Kotlarewski, den Begründer der kleinrussischen Litteratur. In demselben Zusammenhang wird auch des 70. Geburtstags Leo Tolstois und der Gedenkfeier für zwei bulgarische Freiheitskämpfer, Chadzi Dimitr und Wasil Lewski gedacht. — Max Osborn stellt in einer Betrachtung („Der Berliner Kunstsegen“) die seit kurzem eingetretene „Hausse“ im berliner Kunstleben fest, die sich in der fast gleichzeitigen Gründung neuer Kunstsalons kundgiebt und durch ihre Plötzlichkeit wohl Anlaß zu Bedenken bietet. — In den „Stimmen des In- und Auslandes“ gelangt u. a. der Artikel „Die Schwaben im Winkel“ von Rudolf Krauß aus dem 3. Hefte des „L. E.“ teilweise zum Abdruck.

Velhagen & Klasings Monatshefte. Im Januarheft verbreitet sich Arendt Buchholtz über die vielfach ungerecht beurteilte Persönlichkeit der Frau von Krüdener, der abenteuerlichen Livländerin, die von Jean Paul so glühend verehrt wurde — sein Briefwechsel mit ihr liegt im Besitze der berliner königlichen Bibliothek — und

vorübergehend einen mystischen Einfluß auf Kaiser Alexander I. gewann. Sie erinnert in vieler Hinsicht an Frau von Staël, mit der sie zeitweise befreundet und deren Gast sie gelegentlich in Schloß Coppet war. Mit ihr hatte sie nicht nur Aeußerlichkeiten, wie das unruhige Wesen, den Titel einer Gesandtin, die Scheidung vom Gatten und — nebenbei — den kupfrigen Teint gemein, sie wurde auch durch sie zur Abfassung des selbstbiographischen Briefromans „Valérie“ angeregt, der ähnlich wie Frau von Staëls „Delphine“ das Unglück hatte, dem Ersten Konsul zu mißfallen. Nach einem unstäten und leichtfertigen Leben ward sie plötzlich von einem religiösen Mystizismus erfaßt, der fortan Macht über sie behielt und sie zu Großthaten wirklicher Aufopferung und Hingabe befähigte, so in den trüben königsberger Tagen nach Pr.-Eylau, wo sie nach Achims von Arnim Berichten außerordentliches an Pflege und Fürsorge für die Verwundeten geleistet haben soll. Dann ließ sie sich in Karlsruhe von Jung-Stilling in die Ideenwelt Swedenborgs einweihen und geriet weiterhin in die Klauen eines Betrügerpaars, des elsässischen „Wunderthäters“ und Pfarrers Fontaines in Markirch und der „Hellseherin“ Marie Kummer. 1814 fand sie Gelegenheit auf Kaiser Alexander I. durch ihre Predigten einzuwirken, doch ist ihr behaupteter Anteil an der Errichtung der „heiligen Allianz“ nicht mit Sicherheit erwiesen. Später verlegte sie den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit in die Schweiz, wo sie so großen Zulauf hatte, daß man sich ihrer durch Ausweisung entledigte. 1818 kehrte sie auf ihr Gut Kosse nach Livland zurück, versuchte noch 1821 den Kaiser Alexander für den Freiheitskampf der Griechen zu gewinnen und starb 1824 in der Krim, wohin sie übergesiedelt war, um eine deutsche Kolonie zu gründen.

Versöhnung. Das Januarheft ist zumteil dem Gedächtnis an den so rasch dahingeschiedenen Herausgeber M. von Egidy gewidmet. H. Weiße spricht über „Die Frau im Altertum“ im Anschluß an Prof. Scheibles Buch über diesen Gegenstand (Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchhandlung, 1898). Die Schätzung der Frau bei den einzelnen Nationen war sehr verschieden. Unter den östlichen Völkern des Altertums stellten die Spartaner die Frau am höchsten, demnächst die Aegypter, bei denen jedoch Polygamie und die Vorschrift herrschte, daß der definitiven Ehe ein einjähriges Ehe-Noviziat vorausgehe. Daß die Germanen ihre Frauen mit großer Ehrfurcht betrachteten, ist bekannt, ebenso das gegenteilige Verhältnis bei den Athenern und Römern. — Den Zusammenhang von Gesundheit und Lebensfreude erörtert Heinrich Pudor (Edhinburg). „Es ist schon eine Rücksichtslosigkeit, wenn ein Kranker sich in Gesellschaft begiebt; es ist aber ein Verbrechen, wenn ein Kranker Bücher schreibt und seine giftigen Lebenssäfte in alle Winde spritzt.“

Zeitschrift für Bücherfreunde. Januarheft. Dem künstlerischen Buchumschlag in Frankreich und Nordamerika gilt eine reich illustrierte Darstellung von Walter von Zur Westen (Berlin). Der Buchumschlag aus Papier kam erst in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts infolge der starken Steigerung der Bücherproduktion auf. Vor etwa zwanzig Jahren begann man dann zuerst in Frankreich die Umschläge von Künstlerhand dekorieren zu lassen und dieser Gebrauch pflanzte sich bald ins Ausland fort. Während aber die französischen und amerikanischen Umschläge (in England kennt man bekanntlich noch immer fast nur gebundene Bücher) als „Affichen en miniature“ gedacht und daher hauptsächlich mit Rücksicht auf ihre Plakatwirkung komponiert sind, herrscht bei einem großen Teile der selbständigen deutschen Arbeiten eine illustrative Tendenz vor, das Bestreben, den litterarischen Charakter des Buchs oder die Quintessenz seines Inhalts durch eine besonders charakteristische Szene oder eine allegorische Composition zum Ausdruck zu bringen. Daneben gewinnt neuerdings der beziehungslose Schmuck durch naturalistische Pflanzenornamente immer mehr und mehr an Verbreitung. Diese letztere Dekorationsweise ist in den skandinavischen Ländern die beliebteste, während in Belgien und Holland das rein lineare Ornament vorherrscht. — Ueber einen kürzlich entdeckten „Vorläufer des Psalteriums von 1457“ berichtet F. von Zobeltitz. Dieses Psalterium galt bisher als das früheste datierte, mit beweglichen Typen gedruckte Werk. Von älteren, nicht datierten Buchdruckwerken gab es nur die 42-zeilige und die 36-zeilige Bibel, zu diesen gesellt sich nun als drittes ältestes Buch ein mit Psaltertypen gedrucktes Missale speciale, zurzeit im Besitze des Antiquariats von Ludwig Rosenthal in München. — Zahlreiche bibliographische Ergänzungen zu dem kürzlich (Heft 5) hier besprochenen Aufsatze über die „Päpstin Johanna“ in der Litteratur giebt A. L. Jellinek, der im selben Heft mit einer ständigen „Rundschau der Presse“ (Zeitschriften- und Zeitungsschau) den Anfang macht.

Die Zukunft. Ein Beitrag in Nr. 15 „Männerurteil über Frauendichtung“ von Frida Freiin von Bülow weist darauf hin, daß die Kritik den Wert eines Frauenbuches fast durchweg danach bemesse, wie nahe es einer tüchtigen Männerarbeit komme, derart, daß Bezeichnungen wie „stark frauenhaft“ oder „echt weiblich“ geradezu als Tadel gebraucht würden. „Wir Frauen sind heute noch eigene Wege suchende, tastende Anfänger im Vergleich zu der alten reifen Schulung der Männer. Die Männer sind heute noch unsere Lehrer und Meister. Doch kommt in jedem Schüler- und Lehrer-Verhältnis der Zeitpunkt, da der Schüler fühlt, daß er sich von dem Meister entfernen muß, um er selbst zu werden.“ Dieser Wendepunkt sei für die heutige Frau nun eingetreten. Laura Marholm habe auf diese interessante Thatsache zuerst hingewiesen. „Die Emanzipation der Frau ist das gerade Gegenteil einer Vermännlichung. Sie ist das Besinnen der Frau auf ihre vollwertige und vollkommene Weib-Eigentümlichkeit; und daraus folgt, daß die weibliche Besonderheit in der Litteratur bewußt hervorzutreten wagt“. Und Frau v. Bülow selbst meint: „Selbst die Inferiorität der weiblichen Künstlerfähigkeit vorausgesetzt, würde die ausgeprägteste Frauenart immer doch Wertvolleres bedeuten, als anempfundene und nachgeahmte Männerart“.

Ueber „die moderne chinesische Bühne und das jetzige chinesische Theaterrepertoire“ teilt Professor Carl Arendt in „Vom Fels zum Meer“ (Heft 10) allerhand Einzelheiten mit. — Der Nachruf des „Daheim“ (Nr. 15) auf Conrad Ferdinand Meyer rührt von Heinrich Hart her. In der folgenden Nummer äußert sich Th. H. Pantenius über die neuen Romane von Spielhagen, Hausrath, Ida Boy-Ed, Elisabeth Gnade, E. von Egidy. — Ueber „Anna Ritter, eine deutsche Dichterin“, spricht Laurenz Kiesgen in der „Rheinisch-Westfälischen Schulzeitung“. — Heft 1 der breslauer „Monatsblätter“ enthält größere Beiträge von Kurt Walter Goldschmidt über „Bismarck und die Litteratur“ und von Clara Müller über C. F. Meyer. — In der casseler Zeitschrift „Hessenland“ (Nr. 2) beginnt Sophie Junghans, eine geborene Casselerin, ihre Selbstbiographie zu geben.

Deutsche Kunst und Dekoration. Das Januarheft ist wiederum eine kleine interessante Separatausstellung, diesmal von Düsseldorf. Wie auf den großen Ausstellungen machen sich auch innerhalb des Massenandrangs der Zeitschriften solche Sonderkabinette sehr gut. Der einleitende Aufsatz von Rudolf Klein schildert eingehend die Entwicklung des heutigen Düsseldorf: den Pionier der modernen düsseldorfer Schule und jetzigen Akademiedirektor Peter Janssen, dann die naturalistische Gruppe von Arthur Kampf, Gerhard Janssen und Klein-Chevalier, die mehr modern-dekorative der Spatz, Franz und Beckerath. Diese und andere gingen aus der Janssenschen Schule hervor, der die Gebhardtsche gegenübersteht: Pfannschmidt, Heichert u. a. Einige isolierte schließen sich an, und zuletzt wird den Landschaftern

Jernberg, Ed. Kampf, Hermanns, Liesegang u. a. ein Wort gewidmet. Bergmann als Kuhmaler, der die Frische Karlsruhes nach Düsseldorf brachte, wird vielleicht nicht genügend geschätzt. Die zahlreichen Reproduktionen nach düsseldorfer Bildern sind sehr gut und passend ausgewählt, besonders sticht das Wallotporträt von Petersen hervor.

Pan. Das jüngste Heft (1898, 2) bringt das wertvolle Facsimile des letzten Gedichtes von Theodor Fontane, daß der alte Herr in so merkwürdiger Vorahnung seiner letzten Stunde verfaßte: ein Abschlußgedicht, wie der Stechlin ein Abschlußroman war. (Vgl. unten die Briefkasten-Notiz. D. Red.) Hugo von Hofmannsthal veröffentlicht das Meisterwerk seines bisherigen Schaffens: die „Frau im Fenster", die als Madonna Dianora von der freien Bühne aufgeführt wurde. Die Schickschen Tagebuchblätter, die meist Arnold Böcklin gewidmet sind, werden fortgesetzt, und Bode hat einen sehr interessanten, persönlich gefärbten Nachruf an Burckhardt, dessen Kunstsinn er sehr lehrreich mit dem von Morelli, Cavalcaselle und anderen vergleicht. Der sechsfarbige Krügersche Holzschnitt der Boticellischen Venus, das lithographische Porträt Liliencrons von Olde, eine farbige Lithographie (Kraniche) von Leistikow und ein ganz famoser Originalholzschnitt Krügers: das Porträt Jacob Burckhardts, sind unter den Kunstbeilagen die wertvollsten. *O. B.*

Oesterreich.

Unser Wissen. Bilder aus Natur und Leben. Diese neue von Hans Fehlinger herausgegebene Monatsschrift will dem freien Worte und dem Fortschritt auf allen Gebieten dienen. Die vorliegenden Hefte 1 u. 2 bieten Gewähr für die Erfüllung dieses Programms. Für uns kommt in Betracht ein vorsichtig abwägender, aber im allgemeinen anerkennender Essai von Richard Specht über Wassermanns Roman „Die Juden von Zirndorf" und aus derselben Feder ein Ueberblick über die Geschichte des Wiener Burgtheaters im letzten Dezennium, gemessen an dem Worte Laubes, der die Aufgabe des Burgtheaters dahin zusammengefaßt hat: „Gute Stücke gut spielen" und „jedem Gaste aus der Fremde sagen zu können: Bleibe ein Jahr in Wien, und du wirst im Burgtheater alles sehen, was die deutsche Litteratur seit einem Jahrhundert Klassisches oder doch Lebensvolles für die Bühne geschaffen; du wirst sehen, was Shakspere den Deutschen hinterlassen, wirst sehen, was von den romanischen Völkern unserer Denk- und Sinnesweise angeeignet werden kann." Nicht unerwähnt bleiben soll die „Religionsgeschichtliche Rundschau" und die „Uebersicht über die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Völkerkunde" von Dr. Thomas Achelis (Bremen).

Die Wage. Der neue Jahrgang beginnt mit der Veröffentlichung bisher ungedruckter Briefe Ludwigs II. von Bayern an Richard Wagner. Es sind Briefe aus den Jahren 1864 und 1865, der Zeit, in der Wagner der Verzweiflung nahe, plötzlich von der Gunst des Königs „auf den Sonnenweg unbegrenzter Glückseligkeit gehoben wurde." „Schwärmer-Briefe", wie sie Schumann nennen würde, zeigen sie die abgöttische Verehrung und Bewunderung des „Jünglings auf dem Königsthron" für den Meister. — Ein Aufsatz im gleichen Hefte (Nr. 1) von Rudolph Lothar handelt sehr einsichtsvoll und vertrautere Kenntnis verratend, vom modernen französischen Drama, anknüpfend an ein vor kurzem erschienenes Buch von Augustin Filon: „De Dumas à Rostand. Esquisse du mouvement dramatique contemporain." Als der Dichter des „mot" wird Augier, als der Dichter der Tirade Dumas charakterisiert, Meilhac wird „mondain" und geistvoll, Labiche ein Spaßvogel, Feuillet ein Melancholiker und raffinierter Tugendbold genannt, Sardou ein Prestidigitateur, der die Scribesche Technik bis zur Virtuosität ausbildete, Pailleron gleichfalls ein direkter Nachkomme Scribes, freilich der dramatisch am schwächsten begabte. Heute, wo der Naturalismus auf dem französischen Theater Niederlage auf Niederlage erlebt hat, kehrt man reuig wieder zu Scribe zurück. „Die Neuesten, Lavedan, Hervieu, Donnay, Brieux, üben wieder die bewährten Scribeschen Künste und wandeln in Dumas und Augiers Stapfen. Frankreich ist in seiner kulturellen Entwicklung stehen geblieben. Wie sein Heer heute noch politisch von der Glorie des großen Napoleon zehrt, so zehrt seine Bühne von der Glorie des großen Scribe". — Nr. 2 bringt einen Egidy-Nekrolog von Dr. Bruno Wille (Berlin), Nr. 3 den Anfang einer Artikelserie „Führende Meister". Als erster wird Adolf Menzel gerühmt. In die Worte, die sein alter Fritz vom Großen Kurfürsten gesagt habe, dürfe man füglich auch den Ruhm und Preis Menzels zusammenfassen: „Messieurs! Der hat viel für uns gethan!" — Kaum bekannt dürfte ein — natürlich amerikanischer — Litteraturzweig sein, über den uns Dr. Hans Schukowitz (Graz) belehrt, nämlich die Zuchthauszeitungen der amerikanischen Gefangenhäuser, die von Sträflingen unter Aufsicht der Gefängnisbehörde redigiert, gedruckt und im Pflichttausch mit den Zeitungen der übrigen Gefangenenhäuser verbreitet werden. Solcher Blätter sind über zwanzig bekannt geworden. Viele Bände davon besitzt das Forckenbeck'sche Zeitungsmuseum in Aachen. Der Inhalt ist mannigfaltig und die Mitarbeiter, die nur mit ihrer Sträflingsnummer zeichnen, recht vielseitig. Lyrik wechselt mit Erzählung und Autobiographie, eine Rätselecke mit einer Spalte „Humoristisches", daneben Abhandlungen über Magie, Spiritismus, Bücherbesprechungen, Essais über Bismarck und Napoleon, Aufsätze über das Zweirad und den Luftballon im Dienste des internationalen Gaunerverkehrs und ähnliches.

Wiener Rundschau. In Nr. 4 widmet Karl von Levetzow dem Lyriker Stefan George einen wohlüberdachten Aufsatz, der in seinem Gesamt-Urteil von dem Mauthners abweicht, wenn er auch zugiebt, daß der Dichter die Menschheit nicht zu neuen Gedanken reiße, uns keine neuen Erlösungen sage, uns keine neuen Worte gebe. „Er ist wie ein prächtiger Wanderstern, der an unserer Welt leuchtend vorüberfliegt. Wir sehen ihn kommen und aufflammen, wir sehen ihn verglühen und weiterziehen...." Erich Holm setzt seine Untersuchung über Strindbergs Drama „Die Schlüssel des Himmelreichs" fort, ebenso Dr. Susanna Rubinstein ihre Abhandlung „Ueber das Interessante im Bösen."

Die Zeit. Eine Verkannte nennt Richard M. Meyer in einem gehaltvollen Essai (Nr. 222) die Gräfin Ida Hahn-Hahn, die unter den Hohnrufen einer feindlichen Kritik und einer nicht immer vorurteilslosen Litteraturgeschichte das Martyrium fortführt, von dem sie einen reichlichen Teil schon bei Lebzeiten zu ertragen hatte. Weil sie das Unglück gehabt hat, zu einer Zeit zum Katholizismus überzutreten, in der dieser Schritt längst nicht mehr „Mode" war, warf man ihr innere Unwahrheit vor und fand ihren Schritt lächerlich oder schrieb wohl gar ihre Bekehrung eitler Effekthascherei zu. Unsere Zeit versteht die Dichterin vielleicht besser als frühere Generationen. Denn vielfach klingen die geistvollen Bekenntnisse ihrer Romanheldinnen so merkwürdig modern! Die unbefriedigte Sehnsucht, so gewiß sie von George Sands „Lelia" (1834) stark beeinflußt ist, erhält eine an Huysmans und Maupassant gemahnende Form, wenn die „Erfahrung" als solche der böse „Entzauberer" heißt; der Konflikt zwischen idealisierendem Traum und wirklichem Anblick etwa einer berühmten Landschaft wird in einer Weise ausgeführt, die an Jacobsens „Niels Lyhne" erinnert. „Eine leidenschaftlich suchende, strebende Natur, hat sie oft genug gefehlt, im Leben wie in der Dichtung; aber so tief innerlich hat selten eine weibliche Seele um die höchsten Probleme gerungen wie diese verkannte und verlachte Bekennerin ihres Suchens und ihres Friedens". Im gleichen Hefte bespricht Emil Schäffer (Florenz) Burckhardts nachgelassene Erinnerungen aus Rubens, und Ernst von Wolzogen plaudert

über das „ungereimte Jahrhundert", das aus lauter Widersprüchen bestehe. — Heft 223 bringt drei ausführliche Würdigungen neuer Bücher. Ellen Key (Stockholm) betrachtet Björnstjerne Björnsons neues Drama „Paul Lange und Tora Parsberg", Paul Göhre giebt eine sehr vernünftige Würdigung des auch hier besprochenen Romanes „Loki" von Ludwig Jacobowski, der das Werk Richard Wagners, die Wiedererweckung der alten Götter, die Belebung eines Stückes der Urmenschheitsgeschichte, vollendet habe. „In nie versagendem Reichtum feinster Modulationen und Nuancierungen", heißt es da, „zeichnet er die Charaktere der Götter in ihren Beziehungen zu den großen Naturkräften und Naturerscheinungen und bringt so die Eigenart jedes von ihnen nur noch stärker zum Ausdruck: das Sonnige, das Hehre, das Liebliche, das Grandiose, das Nichtige, das Gemeine, das Leidenschaftliche, das Träumerische, das Thatfrohe, das Traurige. So schafft er seinem Roman zugleich den groß angelegten, anziehenden Hintergrund, auf dem sich das Treiben der Götter wundervoll abhebt: das ganze weite Weltall". Hermann Bahr nennt die von Fannie Gröger gesammelten „Hirten- und Weihnachtslieder" (Leipzig, Dieter) ein wunderbares Buch, voll der reinsten Poesie und von einer ruhigen, manchmal fast unheimlichen Kraft. — Auch das folgende Heft (Nr. 224) bringt ein größeres Buchreferat von Bahr, worin Camilla Theimers Roman „Die Frau der Zukunft" im Gegensatz zu der früher erwähnten Kritik Neckers (Sp. 511) als schlecht gemacht und schlecht erzählt abgelehnt wird.

Wien. *Arthur L. Jellinek.*

Frankreich.

Seit längerer Zeit führen eine Anzahl geistiger Größen Frankreichs Krieg gegen das Baccalaureat, d. h. gegen die klassisch-philologische Erziehung und ihren Abschluß durch das Abiturientenexamen. Der neueste Angriff dieser Art kommt von Erneste Lavisse. Die Revue de Paris vom 15. Dezember bringt die Rede, die er kürzlich in der Sorbonne „Contre le baccalauréat" gehalten hat. Er spottet über die abergläubige Verehrung, deren sich das Baccalaureat, das Abiturientenexamen, bei Eltern und Erziehern erfreut, weil es den Schlüssel zur Staatsbeamtencarrière, zur sicheren Versorgung (vgl. L. E. Sp. 497) bedeutet, und tritt energisch für die Abschaffung dieser uralten Einrichtung ein. Die Ecole polytechnique, die Ecole centrale, die Schule von Saint Cyr u. a. hätten Eintrittsprüfungen, die das Abiturientenexamen völlig entbehrlich machen. Auf den Universitäten würden die unfähigen Elemente durch die ersten Fachprüfungen bald genug ausgesiebt werden. Indeß muß Lavisse selbst zugeben, daß für eine völlige Abschaffung augenblicklich keine Aussicht sei. Er schlägt daher vorläufige Aushilfswege vor. — Dem kürzlich dahingegangenen Georges Rodenbach widmet Fernand Gregh in der selben Zeitschrift (1. Januar) einen Nachruf. Rodenbach erschien im Leben etwas kalt und korrekt, sprach aber mit ungewöhnlichem Nachdruck, obgleich er stets in Nebel und Einsamkeit verloren schien. Seine fünf Anfangswerke (1878—84) pflegte er nicht mehr zu zählen. Er datirte seine Schriftstellerlaufbahn erst von 1886, von „La Jeunesse Blanche". Seitdem brachte jedes Jahr ein neues Werk, meist Verse, obgleich seine Prosa allein ihn dem großen Publikum bekannt gemacht hat.

René Doumic giebt in der „Revue des deux Mondes" eine ausführliche Besprechung von Filons neuem Buch: „De Dumas à Rostand" (vergl. oben „Die Wage".) Solange Augier und Dumas lebten, blieb die Intriguen-Komödie in der Mode. Eine Aenderung trat erst 1887 mit der Gründung des Théâtre Libre ein. Antoine und seine Mitarbeiter brachten den Naturalismus zur Herrschaft. Da sie aber vor einem ganz kleinen Publikum von Abonnenten spielten, hatten sie nach etwa 30 Vorstellungen mit dem Naturalismus abgewirtschaftet. Was nun? Dem Théâtre libre folgte die ähnliche Gründung „L'Oeuvre" wo ausländische Autoren, namentlich Russen und Norweger aufgeführt wurden. Was hat man dabei gewonnen? Man ist in erster Linie mit dem Intriguenschauspiel, das Beaumarchais begründet, Scribe, Dumas und Augier entwickelt haben, fertig. Die Intrigue war damals die Hauptsache, Charakterschilderung, Erörterung sittlicher oder socialer Fragen waren ihr untergeordnet. Heute verfährt man gerade umgekehrt: man wählt zuerst das Gefühl, das man zergliedern, die Frage, die man studieren will, und sucht dann die Handlung dazu. Damit ist man zu der Tradition des 17. Jahrhunderts zurückgekehrt. Die Moral auf dem Theater hat eine gleichfalls große Wandlung erfahren. Unter Dumas-Augier war sie ein Gemisch von Romantik und Philisterhaftigkeit. Aber sie bestand noch in einer Anzahl von Grundsätzen. Heute zweifelt man an allem. Die Frau empört sich, will genießen, sich ausleben. Seitdem „l'amoureuse" ihre Rechte verlangt, ist die „honnête femme" verschwunden. Die Männer des zeitgenössischen Theaters sind allerdings derart, daß die Frauen sie um ihrer seelischen Vorzüge willen nicht lieben können. Und bei dem Beifall, den das Schauspiel allgemeiner Zersetzung im Theater erregt, kann Doumic sich schwerer Befürchtungen für Frankreichs Zukunft nicht erwehren. — Theodor de Wyzéwa, der verdienstliche Uebersetzer von Th. Fontanes „Kriegsgefangen", widmet des Dichters letztem Roman „Der Stechlin" eine Besprechung von zehn Seiten. Er findet den rein litterarischen Wert des Romans geringer, den persönlichen Erinnerungswert dagegen bedeutender als bei den früheren Büchern Fontanes. Als Proben fontanischer Darstellungskunst führt Wyzéwa seinen Lesern einige Stellen in eigener Uebersetzung vor. — Theobald Zieglers großes Werk über die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts (Berlin, G. Bondi) bespricht A. Valbert in derselben Zeitschrift (1. Januar). Obgleich die Deutschen mit dem scheidenden Jahrhundert zufrieden sein könnten, singe Ziegler doch keineswegs Hosiannah. Er wisse, daß es in diesem reichen Deutschland viele Unzufriedene gebe. Wir lebten zu hastig, sage er, wir leiden an Nervenüberreizung, wir haben weder politische, noch religiöse noch sittliche Grundsätze mehr, und das Hauptproblem, das uns bedrücke, sei dieses, wie die Rechte des Individuums sich mit denen des Staates vereinigen ließen. Die Demokratie sei eine Macht geworden. Könne aber eine Demokratie ohne Aristokratie bestehen? Diese Frage scheine Ziegler zu beängstigen, der sowohl Sozialist wie Individualist sei, er erhoffe vom 20. Jahrhundert „Helden", die sowohl tapfer als milde seien und das große Problem auf solche Art zu lösen wüßten.

Ein neues Buch von Pierre Louys, dem Verfasser der berüchtigten „Aphrodite" ist erschienen: „La femme et le Pantin", von dem es in einer Besprechung der Revue Blanche (15. Dez.) heißt: „Unter dem Einfluß von Mérimée und Goya hat Louys ein Meisterwerk der Erzählungskunst geleistet, das Buch ist klassisch, trotz des brutalen Gegenstandes und der Einförmigkeit der Fabel. Technisch ist es „Aphrodite" noch überlegen. — Maurice Donnays neues Stück „Georgette Lemeunier" wird im 1. Januarheft der „Revue blanche" besprochen. Der Kritiker ist von dem Stück — einer Ehebruchsgeschichte, die mit Rückkehr und Aussöhnung der getäuschten Frau endigt — entzückt. Donnay ist ihm der „schärfste und herbste, der verliebteste und geistreichste Beobachter", in dem er einen großen Moralisten und Sociologen prophezeiht.

Maeterlincks schon bekanntes neues Buch „La sagesse et la destinée" wird von R. de Souza im Mercure de France vom Januar besprochen. — Henri Lichtenbergers Werk über „Richard Wagner poète et penseur" nennt H. de Bréville eins der klarsten, vollständigsten und beredtesten Bücher über diesen Gegenstand. — Sehr sympathisch und schmeichelhaft wird das „Litterarische Echo" im gleichen Hefte besprochen. — In der neuen berliner Zeitschrift „Das neue Jahrhundert" sieht Henri Albert eine ehrgeizige Neben-

buhlerin der „Zukunft". — Die „Neue Deutsche Rundschau" wird wegen ihrer guten Uebersichten und ihrer wohl dokumentierten Aufsätze gelobt. Die Studie von Lou Andréas-Salomé über Tolstoi (Novemberheft) wird als „surprenante" bezeichnet. Der „Mercure" selbst giebt gleichzeitig einen ausgezeichneten Bericht des Artikels über Tolstoi, den der Dichter Minsky in den „Novosty" zu Tolstois siebzigstem Geburtstag veröffentlicht hat.

Paris. *Candide.*

Französische Schweiz.

Das Dezemberheft der Bibliothèque universelle bringt den Schluß von Maurice Murets interessanter Studie über Nietzsche unter dem Titel „une âme d'aristocrate". Aus den in jedem Heft sich wiederholenden Chroniken interessieren dieses Mal vor allem die deutsche und die schweizerische. Jene giebt fesselnde Berichte über die Berliner Premièren des „Herostrat", „Eroberer" und „Fuhrmann Henschel", giebt Mitteilungen über Cyrano von Bergerac und die Censur und über Hardens Prozeß. Diese weist in der Besprechung des Buches „Au foyer romand" auf Dichter der französischen Schweiz hin und wendet sich in Bezug auf Eduard Rods neueste Studien gegen die litterarische Kritik des früheren Genfer Professors, der diesmal nicht an Goethe — was sich ja die Franzosen wohl gefallen lassen — sondern an Victor Hugo — was sie sich aber nicht gefallen lassen — sein Mütchen kühlt. Höchst charakteristischer Weise wird Conrad Ferdinand Meyer der deutschen Chronik und nicht der schweizerischen zugeteilt, denn sein Rufen soll reichen „so weit die deutsche Zunge klingt". Die schweizerische Chronik berichtet von einem neuen historischen Roman „Dragonette Cerisier" von Dubois-Melly, einer genfer Geschichte und von Dalcrozes populären Gesängen (chansons romands), die man in Genf und Lausanne öffentlich vorgetragen hat, und die sich als Volkslieder und -Tänze geben.

Reich an Inhalt aller möglichen Gebiete und vor allem die Litteraturen umfassend ist die Semaine littéraire auch in ihren letzten Nummern. In No. 254 bringt Bovet eine treffliche Analyse von Gabriele d'Annunzios bisheriger litterarischer Wirksamkeit. Louis Duchosal erzählt von dem jüngst in Paris zum Dichterfürsten gewählten Léon Dierx. Ueber das litterar-historisch so interessante Schloß von Coppet (bei Genf), den Wohnsitz der Madame de Staël, das so viele berühmte Geister im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des jetzigen sah, plaudert Pierre Valjean in No. 255. Gaspard Valette beginnt in der folgenden Nummer eine Artikelserie über Heinrich Heine. Lazarilles Nachruf auf Conrad F. Meyer sei aus diesem Hefte noch hervorgehoben. Mit der englischen Schriftstellerin Humphry Ward beschäftigt sich Henri Jacoltet (Nr. 258). Mit Recht wird im folgenden Hefte des (hier schon in Heft 1 besprochenen) deutsch-schweizerischen Novellisten Ernst Zahn gedacht, der in seinen Bauernnovellen das Leben und Treiben, vor allem aber das Seelenleben der Urner Bevölkerung so tief erfaßt hat und nebenbei als Bahnhofsrestaurateur in Göschenen den durch den Gotthard Eilenden das Mittagbrot bereiten läßt. — In der schön ausgestatteten Weihnachtsnummer (260) macht uns auch Lazarille mit dem schon oben erwähnten Genfer Dichter Dubois-Melly bekannt. Des toten Georges Rodenbach wird an gleicher Stelle von ihm gedacht, während in Heft 263 Louis Duchosal eine eingehende Würdigung dieses Dichters giebt. Aus dem Heft vom 7. Januar sei schließlich noch Maurice Murets Aufsatz „Ames juives" (Nordau: „Doktor Kohn".) hervorgehoben.

Lausanne-Ouchy. *Dr. Edward Stilgebauer.*

Spanien.

Alle spanischen Revuen und illustrierten Zeitschriften haben mit dem Beginn des neuen Jahres ihren Lesern eine besonders interessante und vielseitige Nummer zu bringen versucht. Diesen Vorsatz zu erfüllen, ist in erster Linie der Wochenrevue „Vida Nueva" gelungen. Sie bringt in ihrer Nummer vom 8. Jan. interessante Aufsätze aus der Feder der ersten spanischen Schriftsteller und Denker, wie Pérez Galdós, Mendez Pelayo, Jacinto Benavente, Luis Taboada, Zeda, Piz Margall, Castelar, Eusebio Blasco, Canalejas und vieler anderer. Mendez Pelayo, dessen Ruf als Kritiker und Schriftsteller weit über die Grenzen Spaniens hinausgedrungen ist, und der hier als der erste Gelehrte gilt, widmet Richard Wagner eine hübsche Studie. Er klärt seine Leser darüber auf, daß durch Wagner eine große Revolution in der Theorie der Kunst angeregt worden sei, über deren Ergebnisse man aber nicht vorzeitig urteilen dürfe, bevor die „alles reinigende Zeit" nicht den Charlatanismus und den Spektakel von ihr getrennt habe. Dann berichtet Mendez Pelayo, daß der Spanier Padre Arteaga schon vor etwa 100 Jahren, trotz seiner Vorliebe für die italienische Musik, von ähnlichen Reformen wie Richard Wagner geträumt habe. Auch er habe das Libretto auf jene ideale künstlerische Höhe erhoben sehen wollen, in der Musik und Dichtung allein sich vereinigen können. Er führt darauf eine Reihe von Wagnerbiographen an und schließt mit der Bemerkung, daß die deutsche Aesthetik, die durch Lessing und hauptsächlich durch Kant begründet worden sei, nun in Richard Wagner ihre herrlichen Früchte trage. — Jacinto Benavente äußert sich in derselben Revue in seinem Aufsatze „Teatro artistico" darüber, daß man in einer Theateraufführung Darstellung und Kunstwerk auseinanderhalten müsse, und daß das große Publikum für letzteres im allgemeinen schlecht erzogen sei. Nur so ließe es sich erklären, daß viele Theaterstückfabrikanten, die kaum einen kleinen Zeitungsartikel zu schreiben vermöchten, enorme Erfolge auf der Bühne erzielen. Diese schwache Seite der Theaterbesucher auszubeuten, meint er, sei etwa der Verführung Minderjähriger gleichzustellen, und sollte nicht zulässig sein, da die Bühne geistig bildend und nicht verflachend wirken soll. „Immerhin", schließt er, „dürfen wir uns noch damit trösten, daß noch kein wirkliches Kunstwerk beim Publikum durchgefallen ist." (Glückliches Spanien!)

Die „España moderna" und die „Revista Contemporanea" bringen in ihren Nummern vom 1. Januar wenig neues, wenn sie sich auch nach wie vor auf der Höhe der "ersten Revuen" Spaniens erhalten. Einer der eifrigsten Mitarbeiter der „España Moderna" ist der berühmte Emilio Castelar, der frühere Präsident der spanischen Republik. — „Madrid Comico", eine in Madrid erscheinende Wochenrevue mit Illustrationen, gewinnt in der letzten Zeit, besonders durch das Beiblatt „Vida literaria" eine gewisse Bedeutung. Sie ist hübsch geschrieben und bringt manche durchaus lesenswerte und interessante Artikel. — Der „Imparcial" bringt in seiner Beilage „Los Lunes del Imparcial" vom 16. Januar einen wissenschaftlichen Artikel aus der Feder von Don José Echegaray über die „Kraftübertragung durch Elektrizität", berichtet über die Erfindung von Tesla und macht noch auf andere Erfindungen und Forschungen auf diesem interessanten Gebiet aufmerksam. — Manuel Manrique de Lara beginnt im selben Blatte eine längere Reihe von Artikeln über die „Spanische Musik"; er erzählt u. a. vom Juden Agras Nunes, der die ersten Noten in Spanien geschrieben habe, von Cancionero Vaticano, Cancionero General und anderen Denkmälern der alten spanischen Musik. Im Ganzen ist die Arbeit wenig eindringlich und etwas oberflächlich gehalten.

Madrid. *Ernst v. Ungern-Sternberg.*

Holland.

Verschiedene Zeitschriften bringen in ihrer letzten Nummer Abhandlungen über soziale Fragen, die weitere Kreise interessieren dürften und aus denen ich zunächst einen in „De Economist" veröffentlichten Aufsatz von Freiherrn J. K. W. Quarles von Ufford über kolo-

niale Angelegenheiten hervorheben möchte. Es werden der holländischen Regierung in Bezug auf die Behandlung der „Kulis“, speziell aber auf die Ausbeutung der dortigen höchst günstigen Bodenverhältnisse sehr praktische und nutzbringende Winke erteilt. — „De Gids“ bringt in seinem letzten Heft eine eingehende Würdigung des für die Frauenbewegung kämpfenden Romans „Hilda von Suylenburg“ von Frau Goekoop de Jong. (Vgl. L. E. Sp. 283). „Unsere modernen jungen Mädchen empfinden es sehr wohl“, schreibt diese vornehme Führerin der in Holland bereits zu hoher Blüte entwickelten Frauenbewegung, „daß, wenn auch ihr eigenstes Glück in der Erfüllung ihres ihnen von der Natur zuerteilten Berufes liegt, sie dieses Glück völliger und mit mehr Bewußtsein auskosten könnten wenn auch ihre geistigen Fähigkeiten so viel wie möglich entwickelt wären. Und sie verlangen und fordern das, um ökonomisch unabhängig sein und der Ehe als solcher frei gegenüber stehen zu können, ohne sich von den Rücksichten auf eine anständige Versorgung leiten lassen zu müssen.“

Das Heft enthält außerdem eine ausführliche und sehr lesenswerte Besprechung des Maeterlinckschen Werkes: „La Sagesse et la destinée.“ — Im Anschluß an jenen den Frauen und ihren Interessen gewidmeten Artikel verdient ein anderer genannt zu werden, der unter dem Titel „Frauenarbeit in der Litteratur“ im Dezemberheft von „Elsevier's Geillustreerd Maandschrift“ erschienen und dessen Verfasser Frits Lapidoth, einer der bekanntesten jung-holländischen Romanschriftsteller und Gatte der außerordentlich talentvollen und hochgeschätzten Dichterin Helene Lapidoth-Swarth ist. „Die Frauen, denen wir in litterarischer Beziehung wirklich etwas zu verdanken haben“, sagt Lapidoth, dem als Redakteur verschiedener Blätter unzählige Arbeiten eingereicht werden, und der also wohl aus Erfahrung spricht, „entbehren der durchaus nötigen entsprechenden Vorbildung nicht; Fleiß und Energie, zwei gute Eigenschaften, die die Holländerinnen in hohem Maße besitzen, können über manche Schwierigkeit hinweghelfen. Mögen sie also diese Eigenschaften ausnützen, dann haben wir von ihnen auf litterarischem Gebiete noch viel Gutes zu erwarten.“

Außerdem liegt noch manches vor, das Beachtung verdienen würde; ich muß mich aber hier darauf beschränken, nur noch die letzte Nummer der vortrefflich redigierten, stets neue Anregungen bietenden und über die modernsten litterarischen Fragen aufs Genaueste orientierten „Hollandsche Revue“ zu erwähnen, die auch diesmal wieder eine Fülle neuer und interessanter Mitteilungen aus den Litteraturen der verschiedensten Kulturländer bringt.

Amsterdam. *E. van Nooten*

Norwegen.

Urd, norwegische Wochenrevue. Die Frauenfrage hat in Norwegen von jeher eine große Reihe zielbewußter und energischer Vorkämpferinnen auf ihrer Seite gehabt. Unter denjenigen Zeitschriften, die insbesondere die Stellung der modernen Frau in ihren Beziehungen zu Haus und Heim, dann aber auch die Aufgaben derselben auf künstlerischem, wissenschaftlichem und — man lebt ja in Norwegen! — politischem Gebiete streifen, dürfte der von Anna Böe redigierten Wochenschrift „Urd“ unbedingt die leitende Stelle einzuräumen sein. Einen prächtigen Maßstab für den hohen Grad künstlerischen und litterarischen Geschmackes, der die Haltung dieses Blattes auszeichnet, bietet die jüngst erschienene Julinummer dar, die im Gewande altnordischer Embleme eine feingesichtete Blütenlese litterarischer Gaben unserer ersten Verfasser in ihren Spalten vereinigt. Wir müssen uns leider darauf beschränken, hier nur die beiden Hauptartikel: „Schweden und Schwedens Frauen“ von Alvilde Prydz und „Unsere norwegische Schwester“ von Ellen Key kurz zu erwähnen. In beiden Darstellungen liegt eine Doppelkritik des modernen Charakters der norwegischen und schwedischen Frau zu Grunde, die durch ihre Teilnahme am schöngeistigen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Leben ihres jeweiligen Heimatslandes dazu beitragen soll, für die höheren idealen Interessen der schon äußerlich mit einander verbundenen Bruderreiche das innere geistige Band zu schaffen.

Kringsjaa, norwegische Halbmonatsschrift. In einem ausgezeichnet geschriebenen Artikel behandelt Aasta Hansten unter dem Titel: „Der erloschene Stern“ die Stellung Friedrich Nietzsches zur modernen Dekadenz und die Einflüsse seiner Philosophie auf die allgemeine Denkart unserer Tage. Sehr eingehend behandelt der Artikel Nietzsches Botschaft des neuen Zeitalters, wie er sie in seinem Hauptwerke „Also sprach Zarathustra“ niedergelegt habe. „Friedrich Nietzsche hat uns Kunde aus höheren Luftlagen überbracht, er war der Vorläufer, der mit prophetischer Sehergabe das Kommende näher andeutete; er hat uns die ersten Ahnungen, die dämmernde Vorempfindung eingeflößt einer neuen und großen Aera, die den Söhnen des alt gewordenen Europa neuen Lebensgeist einhauchen wird.“ Der Verfasser bestätigt im übrigen subjektiv durch seine Ausführungen die wohlbekannte Thatsache, daß unter den großen Denkern der Gegenwart der unglückliche Einsiedler von Weimar auf das Geistesleben des Nordens die tiefsten und — wie es scheint — bleibendsten Eindrücke hinterlassen hat.

Ringeren. Ein jüngst erschienenes Doppelheft dieser litterarisch-kritischen Wochenrevue enthält zunächst einen längeren Aufsatz über „Henrik Ibsen und Ole Schulerud“. Mit der Geschichte des ersten litterarischen Auftretens Altmeister Henriks wird der Name Schulerud auf immer unlöslich verknüpft bleiben. Die freundschaftlichen Beziehungen des jungen Ibsen zu dem lebensfrohen Grimstader Juristen setzen zu jenem Zeitpunkte ein, als der strebende Dichter sein erstes Drama „Catilina“ soeben vollendet hatte. Schulerud, der mit der Felsentreue des überzeugten Freundes an Ibsens litterarische Mission glaubte, unterzog sich der keineswegs angenehmen Aufgabe, mit dem sauber kopierten Manuskript Jung-Henriks bei seiner nächsten Anwesenheit in Christiania auf dem Theaterbureau vorzusprechen und das Drama zur Aufführung zu empfehlen. Ibsen hatte es vorgezogen, seine Autorschaft hinter dem Pseudonym Brynjolf Bjarme zu verbergen, eine Vorsicht, die leider völlig überflüssig erscheinen sollte, da — wie bekannt — weder die Leitung des damaligen Christiania-Theaters, noch einer der hauptstädtischen Verleger der Ibsenschen Muse Geschmack abzugewinnen vermochte. Aus jener dichterischen Sturm- und Drangperiode, in der Ole Schulerud seinem schwankenden und verzweifelnden Freunde mit feinfühlendem Verständnis zur Seite stand, sind einige Briefe von Ibsens Hand erhalten geblieben, in denen der Dichter eine ganze Anzahl litterarischer Zukunftspläne entwickelt. So trug er sich damals — man schrieb das Jahr 1850 — mit der Idee „seines Hauptwerkes“ nämlich einer geschichtlichen Arbeit aus dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts, die unter dem Titel „Der Gefangene auf Aakershus“ erscheinen sollte. Das Werk sollte freilich über ein paar Anfangskapitel niemals hinaus gedeihen. Von litterarischem Werte erscheint jedoch der Umstand, daß der damals knapp zweiundzwanzig Jahre zählende Dichter in der Aakershus-Erzählung ein dem Catilina naheverwandtes Sujet wählte. Sein „Gefangener“ war nämlich niemand anders als der tyrannische und skrupellose Bauernagitator des norwegischen Westlandes Chr. Jensen Lofthus. Ole Schulerud starb als „Untergerichts-Anwalt“ in Christiania 1859 infolge eines Schlaganfalles. Ibsen bewahrte seinem treuesten Jugendfreunde stets ein dankbares Gedächtnis. — In einem weiteren Artikel behandelt T. Vetlesen ein halbvergessenes Jugendgedicht Wergelands, das für die spätere dichterische Eigenart des berühmten Volks-Skalden charakteristische Schlüsse gestattet.

Christiania. *Olaf.*

Dänemark.

„Tilskueren" (Der Zuschauer). In einer längeren Abhandlung über „französische Lyrik" tritt Georg Brandes der landläufigen Auffassung entgegen, als ob die unbestimmteren Nuancen der französischen Rythmik entscheidend seien für das angeblich tiefe Niveau der französischen Lyrik überhaupt. An der Hand eines sehr reich zusammengetragenen Belegmaterials — vorzugsweise aus der dichterischen Produktion zur Zeit Viktors Hugo — führt Brandes den Nachweis, daß der „gering ausgeprägte Taktschlag der französischen Sprache gerade einem französischen Gedichte den Reiz eines leichtbeweglichen, geschmeidigen und eleganten Reimes verleihe." Die letzten Jahrzehnte hätten beachtenswerte Erfolge seitens des jüngeren Frankreich zutage gefördert, um die Lyrik ihres Vaterlandes auf eine den verwandten Zweigen der Prosa-Kunst gleiche Höhe zu erheben.

Illustrered Tidende. Heft 16 bietet in einem gut illustrierten Leitartikel einen geschichtlichen Rückblick auf den Lebenslauf der kopenhagener Zeitung „Berlingske Tidende", die am 3. Januar auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückschauen konnte. Die Geschichte der „dänischen Times", wie man das weitaus größte und gelesenste Blatt der Oeresund-Residenz nennen könnte, kann in gewissem Sinne auch als eine Geschichte der ganzen Publizistik während der letzten Hälfte des Jahrhunderts gelten. Emporgehoben durch die ihm seiner Zeit erteilte Privilegierung als amtliches Organ des Königreiches, hat inzwischen der Zeitgeist mit seinen modernen Forderungen auch die exklusive Richtung der altehrwürdigen „Tante aus der Pilesträdet" stark beeinflußt, wenn schon ihre Stellung zum Publikum auch in Zukunft kaum irgend welche Veränderung erfahren dürfte.

Kopenhagen. *Styrebjörn.*

Tschechische Zeitschriften.

Ein gewisses Aufsehen weckte in der tschechischen Publizistik ein Artikel im Dezemberheft der „Preußischen Jahrbücher", überschrieben „Die tschechische Litteratur" (vergl. Heft 8, Sp. 506), der die absolute und relative Bedeutungslosigkeit dieser Litteratur ziffernmäßig darthun wollte, wobei die deutsche Litteratur einerseits, die deutschböhmische Literatur andererseits das Vergleichungsobjekt abgaben. Bei vorgenommener Prüfung (von F. T. in der „Politik") jedoch erwies sich der ganze Artikel als mißlungene Schulübung eines Anfängers in der Bibliographie. Gewisse Verzeichnisse in den Katalogen der Prager Universitätsbibliothek hatte der Autor ohne einen Schatten von Berechtigung für vollständige bibliographische Angaben genommen und so Zahlen herausgerechnet, die ihm bei einiger Ueberlegung hätten selber unglaublich erscheinen müssen. Andererseits hatte er jede Litteraturangabe in der „Uebersicht über die Leistungen der Deutschen Böhmens" und beträfe sie auch nur einen Aphorismus in der „Frühlingsfestzeitung", als selbständige Publikation gezählt, und so noch abenteuerlichere Zahlen herausgebracht. Schon der Standpunkt des Autors ist unrichtig: man kann zu keinem gerechten Urteile kommen, wenn man die Litteratur eines kleinen und nicht einmal selbstständigen Volkes an der einer Weltsprache mißt; es wäre aber auch ungerecht, die Litteratur eines kleinen Bruchteils einer großen Nation mit der Litteratur eines ganzen Volkes zu vergleichen. Die Nebeneinanderstellung von statistischen Angaben über deutsche, tschechische und deutschböhmische Litteratur berechtigt nach keiner Richtung hin zu Schlüssen auf die kulturelle Höhe der betreffenden Völker. Die Zahl von 15000 Werken, die der Verfasser des Artikels, Dr. Sch., für die gesamte tschechische Litteratur angibt, ist natürlich viel zu niedrig, sie entspricht vielleicht einem Viertel der wirklichen Zahl; genau läßt sich diese augenblicklich überhaupt nicht angeben, da die böhmische Bibliographie große Lücken aufweist, die auch die Jubiläumspublikation der böhmischen Akademie, eine Uebersicht über die Leistungen der böhmischen Poesie und Wissenschaft in der Regierungszeit des Kaisers Franz Josef I. nicht ausgefüllt hat.

Im Januarheft der „Osvéta" (Aufklärung) beginnt ein Aufsatz von K. Kálal über die Zukunft der Slovaken mit tief betrübenden Angaben über die moralischen und kulturellen Zustände dieses Zweieinhalbmillionenvolkes. Ungeachtet der fabelhaft kleinen Zahlen, die seine Uebersicht der slovakischen Zeitschriften und ihrer Auflagen ergibt, gelangt der Autor schon in diesem Teile seiner Arbeit zu dem Schlusse: „Trotz der rohen Magyarisierung, die so viel Kraft aufwendet, um die slovakische Bildung zu hemmen, schreitet das slovakische Volk in der Kultur fort." Ein schwacher Trost, denn da die anderen Völker nicht stillestehen, kann ein Volk auch im Vorwärtsschreiten noch weit genug zurückkommen. Vor sechzig Jahren hatten die Slovaken weniger Zeitschriften und mehr Analphabeten als jetzt, sie gehörten aber zu den gebildetsten Völkern der Monarchie, heute sind sie auf dem besten Wege, trotz ihrer reichen Anlagen, die sich in ihrer Volkspoesie und Volkskunst so herrlich äußern, zu den geistig ärmsten Völkern von Europa zu gehören, ein trauriges Los, an dem die erfolgreiche Maalstraeveri zum nicht geringen Teile die Schuld trägt.

„Nový život" (Neues Leben) erwägt im ersten Hefte seines 4. Jahrganges, warum die katholische Moderne gerade in Böhmen ihre älteste Zeitschrift habe, und schreibt das Verdienst der besonders großen Unduldsamkeit und dem Unverständnis der offiziellen Vertreter der katholischen Litteratur zu. — Die „Česká Revue" bringt in ihrem Dezemberheft aus der Feder J. Zubatys eine Biographie des Slavisten Prof. J. Gebauer, dessen große historische Grammatik der tschechischen Sprache eben bis zu ihrer ersten Hälfte (Laut- und Formenlehre) gediehen ist, und dessen sechzigster Geburtstag allen Zeitschriften Gelegenheit zu anerkennenden und sympathischen Aufsätzen gegeben hat. Ein sicheres Zeichen, daß die Verblendung, die vor zwölf Jahren Gebauers Namen zu dem verhaßtesten im Lande zu machen vermochte, endlich gewichen ist. Damals hatte Gebauer seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Königinhofer und Grünberger Handschriften Fälschungen Hankas seien, und hatte durch eine erst auf Grund seiner früheren Forschungen mögliche Prüfung ihrer Sprache die Fälschung zur vollsten Evidenz bewiesen. Jetzt wird dem Gelehrten eine verspätete, aber reichliche Genugthuung zuteil für die vielen Unbilden, die er damals erlitten. — Die „Rozhledy" (Heft 6) bringen eine Uebersetzung von Johannes Schlafs „Volksversammlung" (aus „Sommertod") von K. Sezima.

Prag. *Ernst Kraus.*

Serbien-Kroatien.

Im letzten „Vienac" giebt M. Bamberger anläßlich der Besprechung eines neu erschienenen Buches von Ivan Jamnicky „Siegel und Kürzungen der kroatischen Stenographie" einige interessante Details über die Entwickelung und den Stand der südslavischen Stenographie. Unter den südslavischen Nationen hat die Stenographie die liebevollste Pflege, und demzufolge die größte Entwickelung bei den Kroaten gefunden. Im Laufe der letzten vierunddreißig Jahre erschienen in kroatischer Sprache vier Lehrbücher größeren Umfanges über die Stenographie, es wurde dann ein Stenographie-Verein gegründet, in dessen Verlag das trefflich redigierte Blatt „Stenograf" erscheint, das den Interessen der Stenographie im Allgemeinen und der kroatischen Stenographie im speciellen gewidmet und durchwegs in stenographischer Korrespondenzschrift gedruckt ist; an der Hochschule wird Stenographie vorgetragen, an den Mittelschulen wird sie als fakultativer Unterrichtsgegenstand gelehrt, und Stenographielehrer erhalten nach den einschlägigen Prüfungen ein spezielles Diplom. Es ist das ein gewiß recht erfreuliches Resultat für die so kleine, aber regsame kroatische Nation. — In derselben Nummer

wird über die Entwickelung des Romans bei den Serben gesprochen. Gerade vor achtundachtzig Jahren ist der erste serbische Roman erschienen. Es war der Roman „Vereinsamte Helden“ von M. Vidakovic, der im Jahre 1841 starb. Vidakovic führte die Romantik in die serbische Litteratur ein, doch war die Tendenz seiner Romane eine überaus didaktische, und näherte sich sehr der didaktisch-mönchischen Litteraturströmung des XVIII. Jahrhunderts. Gleichwohl war es nur wenigen Dichtern seines Volkes vergönnt, so sehr auf ihr Volk einzuwirken. Er erweckte in den Herzen seiner Zeitgenossen eine Begeisterung für seine Romane, die wir heute nicht mehr gut nachempfinden können. Als dann die Ideen des Jahres 1848 hervorbrachen, verlangte man auch von Romanen mehr Aktualität, der romantisch-historische Roman begann in Mißkredit zu kommen, und Hand in Hand mit den politischen Umwälzungen gewann auch die Litteratur neue Ziele. Der Realismus begann sich zu regen, und in keiner Litteratur-Periode Serbiens fand die Idee des Romanciers Dosatij, daß Serben und Kroaten trotz konfessioneller Unterschiede ein Volk seien, so beredten Ausdruck in der Litteratur, wie damals. Das Jahr 1848 hat den Realismus in der serbischen Litteratur gezeitigt. — In Nr. 1 der in das IV. Semester eintretenden Halbmonatsschrift „Novi Viek“ (Das neue Jahrhundert), werden der kroatischen litterarischen Jugend, soweit sie zur Moderne zählt, leidenschaftliche Vorwürfe wegen des Mangels an Patriotismus gemacht, der in allen ihren Publikationen zu Tage tritt. Als einer der Hauptgründe für die Fehlgriffe der modernen kroatischen Jugend wird die politische Zerfahrenheit im Lager der kroatischen Opposition und das Fehlen wirklich idealer Männer als Führer der Jugend bezeichnet. Anknüpfend daran bespricht der Kritiker des „Novi Viek“ die Geschichte der Gründung zweier moderner kroatischer Zeitschriften und die Gründe von deren Eingehen. Es sind das die Revuen „Nova Nada“ in Agram und „Mladost“ (Jugend) in Wien.

Wien. *Otto Kraus.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Um die Freiheit. Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525 von Robert Schweichel. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) 1899. (Mit dem Bildnis des Verfassers.)

Seit Goethes Götz ist die Zeit des deutschen Bauernkrieges ungezähltemal Gegenstand der kunstmäßigen Darstellung in Roman und Drama gewesen. Der Grund für diese Erscheinung ist leicht einzusehen. Der Stoff bietet auch für die geringere Begabung ein breites Feld der Bethätigung: schneidende Gegensätze, buntes, bewegtes Leben, eine Handlung, die sich aus der Geschichte selbst ergiebt, eine Fülle von markanten Gestalten auf beiden Seiten, besonders aber unter den Anführern der Bauern, auf Schritt und Tritt sich bietende Gelegenheit zu packenden und leicht zu entwerfenden Volksscenen — das sind einige der Vorzüge, die der Gegenstand vor vielen anderen voraus hat. Der hinterlassene Roman von Robert Schweichel gehört zu den besseren seiner Gattung. Die Stärke der Erzählung liegt allerdings nicht in der Erfindung — diese ist im Gegenteil eher dürftig zu nennen — wohl aber in der geschickten Anordnung des weitschichtigen Stoffes, so daß alle Gesellschaftsklassen — der rohe Adel, der hochmütige Stadtpatrizier, die murrenden Zünfte, die gedrückten Bauern alle in höchst lebendig gezeichneten Gestalten verkörpert sind. Von den Führern der Bauern, von Wendel Hipler, Florian Geyer und Götz von Berlichingen an bis zu Georg Metzler, Jäcklein, Rohrbach, der schwarzen Hofmännin und wie sie sonst heißen mögen, treten uns alle mit greifbarer Lebendigkeit vor Augen. Was man freilich an dem Romane aussetzen muß, ist der Mangel an Handlung und das Ueberwiegen der Gespräche wenigstens im ersten Teile. Doch entschädigt auch hier der Verfasser durch scharfsinniges Erfassen der die Zeit bewegenden Gedanken, wie es überhaupt einen Vorzug des Buches bildet, daß die geistige Physiognomie des Jahrhunderts voll zum Ausdrucke gelangt.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Muttersohn. Roman von Arthur Zapp. Berlin, Verlag von Richard Taendler. 1899.

Arthur Zapps „Muttersohn“ ist in dem Geiste einer „Erzählung für das Volk“ geschrieben; Kunst und Volk verlieren zu gleichen Teilen dabei. Die Handlung ist mit ganz außerordentlichem Geschick aufgebaut, aber die Akteure sind unsäglich konventionelle Typen, denen nichts Romanhaftes fremd ist. Das Problem ist sehr interessant, doch die Menschen zu dem Problem sind nicht interessant genug; sie haben nichts Individuelles, die tiefere Entwicklungsfähigkeit geht ihnen ab. Dafür fehlt es dem Buche nicht an spannenden und pikanten Situationen von tragischer Ironie. Der Roman behandelt die Schuld und Sühne eines leichtsinnigen Muttersöhnchens, eines Studenten der Rechte, der zum Verbrecher wird und einen Unschuldigen, so lange es geht, gewissenlos die Folgen seiner That tragen läßt. Er sündigt unter den erschwerendsten Umständen: er stiehlt seinem Vater, einem armen Kassenboten, seinen sauer ersparten Notgroschen, um den Kavalier zu spielen, und läßt den Verdacht auf seinem Halbbruder, einem unendlich braven und edlen Menschen, jahrelang sitzen. Die Tugend leidet unschuldig, aber das Verbrechen geht nicht straflos aus; doch wendet sich schließlich alles zum Guten. Der Schuldige läutert sich und findet überall Verzeihung. Von den Erinnyen befreit, zieht er, in Begleitung von Frau und Kind nach Amerika ab, einem neuen Glücke entgegen. — Bei all der Tragik des Vorwurfs ist von dem furchtbaren Ernst des Lebens in dem Werke wenig zu spüren. Es fehlt den Charakteren an tragischer Fallhöhe.

Berlin. *Arthur Goldschmidt.*

Tiergeschichten von Emil Marriot. Verlag von Freund und Jeckel (Carl Freund), Berlin 1899. Preis Mk. 2.—.

Das Buch verfolgt dieselbe Tendenz, wie die vor einigen Jahren veröffentlichte Novelle „Der Heiland der Tiere“ des Prinzen Emil von Schönaich-Carolath. Dieser läßt seinen Helden sich opfern, „sein Herzblut vergießen, um den tiefen, alten Irrwahn zu tilgen, daß dem Menschen die Creatur überantwortet sei zu blinder Willkür“. Ebenso plaidieren die „Tiergeschichten“ der unter dem Pseudonym Emil Marriot schreibenden Verfasserin für die Bewahrheitung des alten Satzes „der Gerechte erbarmet sich seines Viehes“. Doch während Prinz Carolath sein Thema mit außergewöhnlich dichterischer Kraft anpackte und eine bis ins Mark dringende Wirkung erreichte, behandelt E. Marriot die meisten ihrer Geschichten mit einer „Niedlichkeit“ und altjungferlicher Sentimentalität, die durchaus nicht zu dem Ernste des Stofflichen passen will. Dieser Zug befremdet um so mehr, als sie doch in ihrem sonstigen schriftstellerischen Wirken Ernst und Tiefe der Auffassung wahrlich nicht vermissen läßt. Von beiden ist aber nicht das Geringste zu spüren, wenn sie z. B. von ihrem „Lieblinge“, der Schoßhündin „Lilly“, in einem Tone erzählt, den eine Mutter sonst nur in Bezug auf ihr Kindchen anschlägt. Lilly hat ihren Anbeter, um den sie die Qualen der Eifersucht erduldet, mit dem sie ausgeht, der sie seiner Don Juan-Natur entsprechend schließlich treulos verläßt. Lilly hat auch Nerven, und als sie stirbt, da ist's ihrer Herrin „zu Mute, als ob man ihr ein Glied abgeschnitten hätte“. Und mit allen diesen Schilderungen ist's der Verfasserin Ernst, blutiger Ernst, wie sie auch ganz im Ernst die Auffassung, daß der Mensch etwas Anderes, Besseres, Höheres sei, als das Tier für —

„einen öden Gemeinplatz“ erklärt. Für ihre lediglich sentimentale, jeder tieferen Kenntnis des Tierlebens ermangelnde Anschauung spricht ferner, daß sie ihre Tiere stets nach menschlichen Motiven handeln läßt, in ihren Augen auch immer nur menschliche Empfindungen zum Ausdrucke gelangen sieht. Das ist aber gründlich verkehrt: grade dadurch, daß das Tier bei seiner instinktiven Ursprünglichkeit beharrt, daß seiner freien Farbe der Entschließung nie des (lediglich menschlichen) Gedankens Blässe angekränkelt wird, wird es uns als Hausgenosse zum erfreulichen Gefährten, dem wir auch dann noch Anhänglichkeit zu bewahren vermögen, wenn menschliche Bosheit und Niedertracht unser Herz verhärtet. Sehr viel günstiger als die „Geschichten“ des Bandes wirken dagegen die beiden durchaus sachlich gehaltenen Schilderungen „Die ärmsten Arbeiter“, womit die Arbeitspferde der Großstädte gemeint sind, und „Der Vogel-Massenmord in Südtyrol.“ Dieser Appell an Kopf und Herz der Menschheit verdient die weiteste Verbreitung.

Leipzig. *M. Uhse.*

Hamborger Schippergeschichten von Holger Drachmann. In plattdeutsche Art und Sprache übertragen von Otto Ernst. Hamburg. M. Glogau jr. Preis 2 M., geb. 3 M.

Der Umschlag zeigt an Stelle der jetzt so beliebten grasgrünen Jungfrauen und wahnsinnig gewordenen Levkojen einen Ewer unter der hamburgischen Flagge und im Want steht ein biederer alter Elbschiffer mit Südwester und Kalkstummel. Das „Kontor“, wie der Seemann die Rhederei nennt, heißt Holger Drachmann und Otto Ernst. Mit diesem Fahrzeug kann man eine Reise riskieren, sagte ich mir, und der Entschluß hat mich, weiß Gott, nicht gereut, denn je weiter ich kam mit den Schippergeschichten, um so mehr ging mir das alte Seemannsherz auf. Ja, so sehen sie aus, so denken und fühlen sie, diese Kernnaturen von der nordwestdeutschen „Waterkant“, und wenn sie den Mund aufthun, dann kommt meist etwas Derbes heraus, lüstern ist aber ihre Erzählungsweise nie, selbst wenn „vun Leevste, Froonslüd un so wider“ die Rede ist. In den deutschen Büchern spuken leider noch gar zu viele Salonmatrosen herum, die weiter nichts thun als breitbeinig gehen und Grog trinken, Drachmann und Ernst haben indessen ihren Originalen etliches mehr abgelauscht und Gestalten geschaffen, die auch vor dem kritischen Blick des Fachmannes bestehen können. Ich glaube, das fühlt auch der Laie beim Lesen sofort heraus, gerade weil er in dem Buche keiner Fachsimpelei begegnet und weil der Ausspruch Theodor Fontane's über Otto Ernsts „Die größte Sünde“ auch für die Hamborger Schippergeschichten ganz genau paßt: „Ganz außerordentlich gelungen ist die Darstellung des Menschlichen in diesen Kraftmenschen.“

Oberursel a. Taunus. *Christian Benkard.*

Gesammelte Werke von J. P. Jacobsen. Aus dem Dänischen von Marie Herzfeld. Lieferungsausgabe, verlegt bei Eugen Diederichs in Florenz und Leipzig. Complett in 18 Lieferungen à 50 Pf.

Ein so lebhaftes Interesse im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte bei uns in Deutschland der nordischen Litteratur entgegengebracht wurde, gerade J. P. Jacobsen hatte sich seiner bisher nur in einem sehr geringen Maße zu erfreuen. Nicht besonders verwunderlich in diesen Zeitläuften der Fragen und Probleme, die im leidenschaftlichen, wenn nicht gar rohen Lärm ihrer Diskussionen und Debatten, wenn nicht Kannegießereien nur wenig Verständnis und Muße für feinere künstlerische Vorzüge aufzubringen vermag, wie sie gerade Jacobsen zu eigen sind. Und nicht nur in einer breiteren Oeffentlichkeit, auch im Bereiche der Schaffenden ist bei uns bis daher nur ein geringes Maß von wirklich eindringendem Verständnis für seine feine Kunst vorhanden gewesen. Vielleicht daß sich das in der nächsten Zukunft ändern wird und daß eine Generation, deren Streben über das, was man in den letzten Zeiten namentlich mit Bezug auf Zola unter Naturalismus verstand, neuerdings hinaus auf eine neue Höhenkunst gerichtet ist, auch endlich einem Künstler wie Jacobsen die ihm gebührende Wertschätzung zu Teil werden läßt, ohne sich hoffentlich im übrigen durch seine kranke Ueberfeinheit und psychologische Geistreichigkeit beeinflussen zu lassen, wozu freilich leider viel Neigung vorhanden ist. In diesem Sinne können wir nun wohl auch das vorliegende buchhändlerische Unternehmen als symptomatisch bezeichnen, das sich zum ersten Mal bei uns in Deutschland mit Liebe und Sorgfalt dem Schaffen Jacobsens annimmt.

Nur vereinzelt und in großen Zwischenräumen wurde Jacobsen bisher ins Deutsche übertragen, und ich wüßte nicht, daß eine dieser Uebersetzungen schon eine zweite Auflage erlebt hätte. Nun endlich übernimmt es ein deutscher Verlag, der Verdienste gerade für eine feinere und intimere Seelenkunst anstrebt — eben erschien im gleichen Verlag auch eine neue Ausgabe von Novalis — eine einheitliche Uebersicht über das Schaffen des größten Künstlers der nordischen Moderne zu ermöglichen. Und diese Gesamtausgabe verdient, was Inhalt und Ausstattung anbetrifft, alles Lob und darf als eine durchaus würdige sowohl vom Bücherliebhaber wie vom Freunde Jacobsens bezeichnet werden. Zwei Feinkünstler unsrer deutschen Zeichner haben sich erfolgreich bemüht, der Ausgabe einen würdigen Bildschmuck zu geben: der bekannte H. Vogeler-Worpswede und Müller-Schoenefeld, der freilich, was Eigenart und was Geschmack in einer gewissen decorativen und ornamentalen Anordnung seines Bildschmuckes anbetrifft, hinter seinem Kunstgenossen zurücksteht, im übrigen aber doch dem Geiste Jacobsens gerecht wird und oft, namentlich im Landschaftlichen, seine sehr glücklichen Momente hat. Er hat die Illustration, eine Illustration, die im übrigen vernünftigerweise sich ebenso wie die Vogelers, mehr als Glosse zum Text verhält, zu „Niels Lyhne“ und den Novellen, Vogeler die zu der „Maria Grubbe“ übernommen.

Was Marie Herzfelds Uebersetzung anbelangt, so ist ja wohl ein gewisses Persönlichkeitsmoment zu schätzen, das sich mit der sensiblen und feinnervigen Kunstart des Originals in glücklicher Uebereinstimmung zeigt, sich freilich aber oft auch als outriert und manieriert darstellt, wobei allerdings hier und da das Original ein gut Teil Schuld tragen mag. In dieser Hinsicht habe ich z. B. die durchgehende und consequente Anwendung dessen, was die englische Grammatik den angelsächsischen Genetiv nennt, oft geradezu als lästig empfunden.

Magdeburg. *Johannes Schlaf.*

Eine Sonne im Erlöschen. Historischer Roman von Theodor Jeske-Choinski. Genehmigte Uebersetzung aus dem Polnischen von J. Glinkiewicz. 2 Bände. Preis M. 6.— (9.—). Verlag von J. P. Bachem, Köln a. R.

In dem polnischen Litteraturbrief (siehe Heft 2) wurde unter den Verfassern von historischen Romanen auch Th. Jeske-Choinski genannt. Der Roman „Eine Sonne im Erlöschen“ (polnisch vor zwei Jahren in Warschau erschienen) zeigt den Verfasser im Großen und Ganzen als Nachahmer des großen Meisters Sienkiewicz, freilich ohne dessen Plastik und glänzende Gabe der Darstellung jener fernen Zeiten. Wer aber nicht weiß oder vergißt, wie Sienkiewicz in Quo Vadis das alte Rom wiedergiebt, der wird für den Roman ein milderer Richter. Zwei Handlungen laufen parallel nebeneinander. Servius, Präfekt der germanischen Legion, sucht in Rom nach seiner Braut Thusnelda, die von einem Sklavenhändler geraubt wurde. Sein Freund aber, P. C. Varus, verliebt sich in die tugendhafte Patriziertochter Mucia Cornelia. Beide Jungfrauen werden in den Katakomben aus der Mitte der Christen heraus von römischen Soldaten gefangen und sollen eines Märtyrertodes sterben. Servius befreit sie aber und flieht mit ihnen in die heimatlichen Urwälder. Eine Zeitlang steht die Handlung still. Dann zieht Servius, der inzwischen

Thusneldas — selbstverständlich glücklicher — Gemahl geworden, an der Spitze der Germanen gegen die Römer, fällt aber im Kampfe mit des Varus Legionen. Alles längst bekannte Situationen, aber nicht ohne merkliches Geschick dargestellt. Das geschichtliche Moment ist ohne historische Schnitzer gezeichnet, aber man vermißt doch eine tiefere Kenntnis jener Epoche.

Krakau. *J. Flach.*

Lyrisches.

Dichterstimmen aus Hohenzollern. Herausgegeben von F. X. Hodler. Haigerloch, 1898, Carl Albrecht. Preis brosch. 3 M., eleg. geb. 3,60.

Durch die Beschränkung auf ein geographisch eng umgrenztes Gebiet, dem die beisteuernden Autoren angehören müssen, gewinnt eine Sammlung wie die vorliegende unzweifelhaft den Vorzug des Charakteristischen und Originellen; anderseits aber verurteilt sie sich auch zu einer Verbreitung in nur begrenztem Kreise. Denn wer anders als ein heimatstreuer Bewohner des Hohenzollern-„Ländle“ interessiert sich wohl für die gutgemeinten, aber ziemlich hausbackenen Poesien z. B. des „Stadtpfarrers und Schulrates Silvester Milters“ oder des „Lehrers Leo Lacher“ oder gar der „Emilie Scotzniovsky geb. Mattes von Glatt“? Der Einheimische kennt diese Leute und interessiert sich schon aus Lokalpatriotismus für sie. Er wird sich das Buch zulegen, weil die Gedichte des „Schuhmachermeisters“ Alexander Barth aus Gammertingen, oder des „Hofverwaltungssekretärs“ Harrer in Sigmaringen, oder des Ansgar Pöllmann von Hechingen, „Mönch in Beuren“, darin enthalten sind. Und wer möchte ihm solches verargen? Für den Fernstehenden aber entsteht zunächst die Frage nach dem litterarischen oder künstlerischen Wert der Erscheinung. Und da zeigt sich nun das eine, vielmißhandelte Wort wieder einmal bestätigt, daß „die Gabe der Poesie viel mehr verbreitet ist, als wir gewöhnlich meinen“. Aus all den überzähligen Versfüßen, unreinen Reimen, wilden Strophen, vergriffenen Bildern und wüsten Hieben gegen die liebe, deutsche Grammatik leuchtet doch oft das Lächeln der wahren Poesie herzerfreuend hindurch. Es ist unter all den kleinen Talenten, die sich hier ein Stelldichein gaben, wohl keins, an dem sich eine hingebende Schulung verlohnte; aber einen kleinen Trunk aus der Hippokrene thaten doch die meisten. Und wenn die Poesieen ja nur die Heimatsliebe der Dichter dokumentierten, dies allein schon könnte uns mit der Herausgabe der „Dichterstimmen aus Hohenzollern“ befreunden. Druck und Ausstattung könnten manchem „großen“ Verleger zum Muster dienen.

Köln. *Laurenz Kiesgen.*

Litteraturgeschichte.

Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig. Litterarische Studien von S. Lublinski. Berlin 1899. Verlag Siegfried Cronbach.

Der Verfasser untersucht bei den genannten Dichtern die Behandlung der jüdischen Charaktere und jüdischen Probleme. Ohne mir alle seine litterarischen und historisch-philosophischen Ausführungen zu eigen zu machen, kann ich dies Büchlein in seiner Art und Ausführung loben. Wir finden sehr feine und eindringende Bemerkungen in den Abhandlungen. Außerdem sind alle Untersuchungen nützlich, die einem modernen oder allgemeinen Problem zu Leibe gehen, und die besonders interessant werden, wenn man merkt, der Verfasser hat mit seinem Problem ehrlich gerungen und ist, bei allen Klippen und Gefahren, doch mit heiler Haut davon gekommen. Was die Judenfrage betrifft, als großes historisch-religiöses Problem betrachtet, nicht als moderne Parteifrage, so giebt es ja überhaupt nicht viele Menschen, denen man darüber zuhören mag: den Juden nicht, weil sie bei aller Modernität geistig meist noch immer im Ghetto stecken, wo sie nicht im Rationalismus völlig verflacht sind; den andern nicht, weil ihnen die Vorkenntnisse und Vorbedingungen des Urteils fehlen, und weil sie meist über Dinge reden, die sie weder kennen noch verstehen. Der Verfasser, weder ein Ghettojude noch ein compositum mixtum von allerhand faulen Zeitideen, rasseecht und geistig im Stadium der Befreiung, hat dem Problem gegenüber sowohl ein untrügliches Gefühl als geistige Perspektive. Freilich glaubt er sich oft im Interesse der neuen oder modernen Ideen zu weiteren Konzessionen verpflichtet als nötig war (das ist das Unfreie und Unsichere auch noch bei ihm), und dann wird er unkritisch, wie in der maßlosen Ueberschätzung von Grillparzers schlechter Tragödie „Die Jüdin von Toledo“, wo auch nicht mit einer Spur das jüdische Problem gelöst, ja nicht einmal richtig gestellt oder begriffen wird, und wo alle Konflikte, wie meist bei Grillparzer, aus einer Gefühlskonfusion entstehen und durch neue Gefühlskonfusionen gelöst werden. Grillparzer glaubt, er löst Konflikte, wenn er einen Wasserkübel über die Dinge gießt und alles in einen Brei vermischt. Das Problem, worauf es hier ankommt, trifft der tiefe Grübler Hebbel noch am ehesten, der in der Schule Hegels gelernt hat, wo die historischen Probleme sitzen und wie man sie zu stellen hat. Und Hebbel, der unerbittliche Bohrer, bohrt, bis irgend ein Quell springt, oder eine Unfruchtbarkeit sich erwiesen hat. Und dabei behandelt er das jüdische Problem nur so nebenher, da es ihm, wo er jüdische Geschichte behandelt, nicht auf die Juden als vielmehr auf die Menschen ankommt und nicht das jüdische, sondern das sexuelle Problem *sein* Problem ist („Judith“, „Herodes und Mariamne“). Nur daß Hebbels absoluten Forderungen gerade die jüdischen Legenden und Charaktere mit ihren Fanatismen recht waren. Vortrefflich sind die Parallelen, die Lublinski zwischen Holofernes-Herodes und Judith-Mariamne zieht, und die er geschickt aus einer altjüdischen Tradition ableitet: Herodes der dekadente Holofernes, und Holofernes ein verworrener Ton aus der alten trotzigen Naturreligion, beide ein letzter gewaltiger Individualitätstrotz, dem mit dem Weibe ein neuer Individualitätstrotz entgegentritt. Und das Ende, daß sie sich gegenseitig zerreiben. — Das verständnisvolle Eingehen auf Hebbel und die kritiklose Ueberschätzung Grillparzers, dessen Vorzüge ganz wo anders zu suchen sind, als in Behandlung tragischer, kultureller oder historischer Konflikte, — diese Stärke und diese Schwäche des Buches zeigt uns, was tüchtig ist im Autor und wo er noch unfrei ist In der Hauptsache nehm' ich mein Lob nicht zurück.

Berlin. *Leo Berg.*

Verschiedenes.

Die deutschen Corps. Eine historische Darstellung mit besonderer Berücksichtigung des Mensurwesens, von Dr. Wilhelm Fabricius, Berlin, Hans Ludwig Thilo, 1898, 431 S., 4°.

Der Verfasser dieses in einer äußerst geschmackvollen, mit prächtigen Vollbildern und zierlichen Vignetten ausgestatteten Werkes hat sich schon in früheren Jahren durch wertvolle Untersuchungen über die Geschichte der Studentenorden und den seltsamen Brauch der akademischen Deposition als gewissenhafter Erforscher und gründlicher Kenner der Geschiche des deutschen Hochschullebens bewährt. Sein neuestes Werk ist eine auf Grund eines ungemein reichhaltigen litterarischen Akten- und Stammbüchermaterials unternommene, mit wissenschaftlichem Ernste, Glück und Geschick ausgeführte Darstellung der historischen Entwickelung des heutigen Corpslebens und in weiterem Sinne des studentischen Verbindungslebens überhaupt. Beginnend mit den „Nationen“ der mittelalterlichen Universitäten, entwirft der Verfasser ein lebenstreues Bild der Landsmannschaften des 16. und 17. Jahrhunders, weiht uns in die Arkana der geheimnisvollen Studentenorden, der Zeitgenossen der Illuminaten und Rosenkreuzer, ein und zeigt, wie sich aus diesen untergegangenen Gebilden die heutigen Corps entwickelt und, nachdem sie den Gegenstrom der burschenschaftlichen Bewegung überwunden, ihre Stellung auf den Universitäten und im sozialen

Leben der Gegenwart errungen haben. Wenn auch kaum geleugnet werden kann, daß der Verfasser als alter Corpsstudent in eigener Sache nicht immer parteilos geblieben ist und daß er sich allen Reformbestrebnngen, denen der Orden wie der Burschenschaft und der neueren Reformverbindungen, gegenüber schroff ablehnend verhält, so muß man doch andrerseis zugeben, daß er, soweit es von einem so ausgesprochenen Standpunkte möglich war, nach Objektivität gestrebt und bei seinem umfangreichen Wissen und seiner gewissenhaften Benutzung der Quellen ein Werk von erheblichem kulturgeschichtlichen Werte geschaffen hat, das auch über die Kreise alter Korpsstudenten hinaus unter allen, die sich für Universitäts- und Kulturgeschichte interessieren, zahlreiche Leser und Freunde zu finden verdient.

Bonn. *Paul Holzhausen.*



Bühnenchronik.

Berlin. Der Bühnenerfolg, der dem Schauspiel „Der Sohn der Frau" von Max Kretzer in der Besprechung der Buchausgabe hier kürzlich (Heft 7) vorausgesagt wurde, hat sich bei der Erstaufführung des Stückes am Neuen Theater (17. Januar) thatsächlich in beträchtlichem Maße eingestellt, wiewohl seine inneren Mängel auch im Bühnenlichte noch deutlich genug hervortraten. — Ein paar Tage vorher brachte das Lessingtheater „Das liebe Ich" von C. Karlweis zur Aufführung, das in Wien sehr gefallen hatte, hier aber leider vor eine falsche Instanz geriet und mit seiner gesunden Volksstücknaivetät keinen rechten Widerhall bei dem blasierten Premièren-Stammpublikum finden wollte. — Dasselbe Publikum erfreute sich dagegen auf das herzlichste an dem grob und grell gepinselten Sittenstück, das der dänische Autor Edgar Hoyer unter dem Titel „Familie Jensen" dem berliner Theater zur Aufführung überlassen hat. Man erlebt hier in vier Akten, wie die ältere Tochter eines leichtsinnigen Trottels von Vater und einer willensschwachen, dummen Mutter, das Elternhaus aus Trotz und Ungeduld verläßt, um zum Variété zu gehen und von der Schande zu leben, in die sie allmählich die Ihrigen mit hineinreißt. Daß solche Stücke in dem bis vor kurzem so streng behüteten „Berliner Theater" zur Aufführung gelangen, ist zwar bezeichnend, aber nach dem ungewöhnlichen, noch nicht erschöpften Erfolge von „Zaza", in dem auch eine Tingeltangel-Diva die tragende Rolle spielte, nicht verwunderlich. ∾

Magdeburg. Mit dem Drama „Die Pflicht", das am 14. Januar im hiesigen Stadttheater seine erste Aufführung und einen entschiedenen Erfolg erlebte, folgt Richard Landsberger den Spuren Felix Philippis. Aehnlich wie in dessen „Dornenweg" eine Mutter, hat sich hier ein Vater aus Elternliebe zu einer gesetzwidrigen Handlung hinreißen lassen, die sich später gegen ihn kehrt: der Fabrikbesitzer Mühlenborn, der einst dem leichtsinnigen Sohn zulieb eine Unterschlagung begangen hat. Und ähnlich wie in „Wohlthäter der Menschheit" der alte Medizinalrat muß hier der alte Mühlenborn schließlich freiwillig in den Tod gehen, weil sein ehemaliger Mitschuldiger und Kassierer ihn in dem Augenblick verraten will, da dem angesehenen Manne von seinen Mitbürgern die Ehrenbürgerschaft verliehen wird. Die Handlung des Stückes ist mit bemerkenswertem Geschick eingefädelt und auf dramatische Spannung angelegt, auch im einzelnen wirksam durchgeführt; die Schwächen liegen in der Motivierung der Vorgänge und in kleineren theatralischen Ungeschicklichkeiten, die den Anfänger verraten. Die Wirkung war, wie gesagt, bei vortrefflicher Darstellung stark und der Verfasser — praktischer Arzt seines Zeichens — wurde mehrfach gerufen.

—ck.

München. Der Akademisch-Dramatische Verein hat seit langem wieder einmal das Erstlingswerk eines jungen Autors zur Darstellung gebracht: „Erlösung" von Otto Falckenberg (7. und 8. Januar). Die Wahl dieses Stückes war keine glückliche. Es gehörte nicht viel Sehergabe dazu, den Mißerfolg, den das Stück erlebte, zu prophezeihen. Drei lahme, technisch mangelhafte, psychologisch unwahre Akte nahmen dem Publikum alle Stimmung, den letzten, volleren Akt, der technisch fein gedacht ist und tragischer Momente keineswegs ermangelt, zu genießen. Die grause, tragikomische Wirkung, die Falckenberg erreichen wollte, schlug in Heiterkeit um. Und das mußte kommen, weil das Publikum seit dem zweiten Akte nur mehr Schauspieler auf der Bühne sah, nicht Menschen! Mehr aber als alle technischen Mängel hatte die verfehlte Wahl des Stoffes an dem Mißerfolg Schuld, eines Stoffes, der eine so unendlich feine und kunstvolle Behandlung forderte, daß ihn nur ein großer Dichter auf der Höhe seines Schaffens, etwa der Ibsen der achtziger Jahre, hätte bewältigen können. Ich deute an, was Falckenberg geben wollte: ein reines, ganz unwissendes Mädchen hat einen Mann geheiratet, den sie zu lieben meinte; als er ihre sinnliche Liebe, von der sie nichts weiß, verlangt, wird er ihr widerwärtig, sie versagt sich ihm, und er zwingt sie nicht, weil eine große, seelische Erregung — sie ist herzleidend — sie töten kann. Ein Jugendfreund des Gatten, der lange in der Fremde war, kommt zu ihnen zu Gast; er ist der „rechte", ihn liebt sie, ihm gelingt spielend zu erreichen, was sie dem Gatten versagte. . . Trotz des Mißerfolges war die Vorstellung nicht ohne Zweck. Sie hat dem jungen Autor sein Stück rücksichtslos vorgeführt. Er hat um den Preis dieses Mißerfolges Anhaltspunkte gewonnen für sein weiteres Arbeiten. Und wenn er alle Schlüsse zieht, wenn er vor allen Dingen lernt, alles Unechte zu vergessen, dann wird diese mißlungene Aufführung vielleicht wertvoll für ihn sein, wirklich eine „Erlösung".

München. *Wilhelm von Scholz.*

Wien. Die Zahl der Wiener Theater ist wieder um eine vermehrt worden. Das aus Anlaß des Regierungsjubiläums des Kaisers zum Teil aus Gemeindemitteln errichtete und im Dezember eröffnete „Kaiserjubiläums-Stadttheater" will, ähnlich dem Raimund-Theater, vornehmlich das Volksstück, auch das älteren Datums, pflegen und daneben weniger geläufige Stücke des klassischen Repertoires auffrischen. Die Leitung des Theaters hat Adam Müller-Guttenbrunn, einer der bestgehaßten Männer, und es ist wieder ein beschämendes, aber kein neues Zeichen für die Parteilichkeit des weitaus größeren Teiles der Wiener Theaterkritik, daß sie die Stücke des neuen Hauses nicht nach ihrem Werte, sondern nach der politischen Ueberzeugung des Direktors und der Gründer des Theaters beurteilt. Während also auf der einen Seite maßlos gelobt, wird auf der anderen ebenso wahllos getadelt, oder völlig todtgeschwiegen. Daß das zur Eröffnung des neuen Hauses gegebene Festspiel von Fritz Wolf „An der Währinger Linie", oder Thilo von Trothas altertümliche „Hofgunst" dieses Schicksal verdienen, ist unzweifelhaft. Dagegen verrät das Lebensbild „Liebesheirat" einer jungen Wienerin, die sich unter dem Pseudonym A. Baumberg verbirgt, bei einiger Unsicherheit in der Technik und in der Schilderung der Charaktere, doch ein starkes dramatisches Können und verdient gewiß Beachtung. Ein Cavallerieoffizier hat, um das Mädchen seiner Wahl, ein adeliges aber nicht allzu begütertes Mädchen, heiraten zu können, quittiert und ist Postbeamter geworden. Mühsam findet er sein Auskommen, die Schulden wachsen trotz dürftigen Lebens und ewiger Arbeit, trotzdem die nicht verzogene Frau den Haushalt selber besorgt, ja sogar heimlich für einen Modesalon Stickereien anfertigt; zwischen den Gatten, die beständig gereizt sind, ewiger Streit und verhaltene Vorwürfe. Da kommt das Regiment, bei dem er früher als Offizier gedient hat, nach Wien. Das junge Paar nimmt eine Einladung zum Oberst

an. Dort neue Kränkung, als es sich herumspricht, daß die junge Frau für Geld arbeitet. Der Postbeamte spielt, verliert, kontrahiert eine Ehrenschuld, die seine Mittel übersteigt. Als auch die Hoffnung auf die Unterstützung des Erbonkels fehlschlägt, nimmt der ehemalige Lieutenant das Anerbieten des Besitzers jenes Modesalons, bei ihm als Gestütsverwalter einzutreten, an, obwohl er ahnt, daß es diesem nur darum zu thun ist, seine Frau zu gewinnen. Diese beschwört ihren Gatten, den Antrag nicht anzunehmen, weil sie doch vor der Welt als die Geliebte jenes Mannes gelten werde, wenn sie es auch nicht sei. Er weigert sich, nach langer Entbehrung will auch er genießen und leben. Man hört unten den Schlitten, der ihn und seine Kinder dem Gute zuführt, vorüberklingeln. Anstatt daß nun, wie üblich, aus dem Nebenzimmer ein Schuß fällt, der hier ja doch die richtige Lösung wäre, setzt sich die verlassene Frau, vielleicht eine Lösung des Direktors mit zarter Rücksicht auf sein Familienpublikum, hin und schreibt ihrer Schwester, daß sie zu ihr komme. — Ein anderes Sittenbild, „Leute von heute“, von Bernhard Buchbinder, das am Raimundtheater aufgeführt wurde, ist ein mißgestalteter Sprößling aus einer Verbindung hausbackener, gutherziger Wiener Posse und modernster französischer Ehebruchsdramatik, heitere Situationen, im Ganzen unmögliche Handlung, unmögliche Verwicklung, unmögliche Menschen.

Arthur L. Jellinek.

In Berlin starb am 8. Januar der Novellist Georg Bendler (Georg Meyer) im 64. Lebensjahre. Von Hause aus Kaufmann, hatte er erst vor wenigen Jahren begonnen, von seiner Erzählergabe Gebrauch zu machen. Er veröffentlichte seit 1893 vier Bände Novellen und den zweibändigen Roman „Die Eine“, durchweg tüchtige und gehaltvolle Arbeiten, denen ein vornehmer Zug eigen ist.

* *

Ein Veteran der deutschen Journalistik. Guido Weiß, ist am 15. Januar in Frankfurt a. M. gestorben. Er war 1822 in Schlesien geboren und nahm mit Johann Jacoby u. a. thätigen Anteil an der Bewegung des Jahres Achtundvierzig. Seine Feder, die formvollendet und geistvoll zu schreiben wußte, stellte er als Journalist in den Dienst der demokratischen Sache, zu deren Vertretung er nach dem deutsch-österreichischen Kriege die ehedem vielgenannte Tageszeitung „Die Zukunft“ und später, in den siebziger Jahren, die Zeitschrift „Die Wage“ ins Leben rief. In den letzten Jahren — er war erblindet — lebte er zurückgezogen in Frankfurt a. M.

* *

Der Grillparzer-Preis von 2400 fl. wurde einstimmig Gerhart Hauptmann für „Fuhrmann Henschel“ zugesprochen. Auch den letzten Grillparzer-Preis vor drei Jahren hat Hauptmann erhalten, damals für „Hanneles Himmelfahrt“.

* *

Der Posten eines Dramaturgen der Königlichen Schauspiele in Berlin, den zwei Jahre lang provisorisch Herr Richard Skowronneck versehen hatte, war in Verbindung mit dem Professortitel Herrn Dr. Ludwig Fulda angeboten worden. Fulda hat jedoch den Antrag abgelehnt.

* *

Die erste deutsche Zeitung in Kiautschou hat unter dem Titel „Deutsch-Asiatische Warte“ Ende November v. J. zu erscheinen begonnen. Sie erscheint wöchentlich im Verlage von Picker & Pickardt, als verantwortlicher Redakteur zeichnet Gustav Picker in Tsintau.

* *

Der berliner Wochenschrift „Die Gegenwart“ wurde wegen eines Artikels „Franzseppel“ von Caliban (in Nr. 49) das Postdebit in Oesterreich entzogen.

* *

An neuen Biographieen sind in Vorbereitung und erscheinen demnächst: Die Brüder Grimm. Ihr Leben und Wirken in gemeinfaßlicher Weise dargestellt von Dr. Carl Francke (Dresden, Carl Reißner); M. Th. Dostojewsky. Von A. Hoffmann (Wien) und: Tennyson von Prof. Dr. Emil Koeppel (Straßburg), beide im Verlage von Ernst Hoffmann & Co., Berlin SW.

* *

Ein neues Werk von Georg Brandes unter dem Titel „Julius Lange“ erschien soeben im Verlage von H. Barsdorf in Leipzig. Es giebt eine Darstellung seines Freundschaftsverhältnisses zu dem bekannten dänischen Kunsthistoriker Julius Lange.

* *

Die Gesellschaft für deutsche Litteratur zu Berlin hat die Errichtung einer „Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke“ beschlossen, d. h. solcher Drucke aus dem Gebiete der deutschen Litteratur, die nicht in den Buchhandel gelangt sind. Am stärksten kommt hierfür die dramatische Produktion inbetracht, von der rund 90 Prozent nur als Manuskriptdrucke dem Verkehr zwischen Agenten und Direktoren dienen, ohne in den öffentlichen Buchhandel zu gelangen. Die Erhaltung dieser Werke, die der späteren Forschung doch manches Wichtige bieten, will sich die genannte Gesellschaft zur Aufgabe machen und erläßt einen dahin gehenden Aufruf an die litterarische Welt, der u. a. die Unterschriften von Erich Schmidt, Otto Brahm, Ludwig Fulda, Theodor Mommsen, Paul Schlenther, Heinrich Seidel, Friedrich Spielhagen, Karl Weinhold, Ernst von Wildenbruch trägt. Alle Sendungen und Zuschriften sind an Dr. Max Herrmann, Berlin W., Augsburgerstraße 47, zu richten.

* *

Eine stoffgeschichtliche Untersuchung über die Balladen der Annette von Droste-Hülshoff bereitet Dr. E. Arens in M.-Gladbach vor. Proben davon hat er in den Historisch-Politischen Blättern, Band 117, Heft 8 u. 9, gegeben.

* *

Der eben erschienene 21. Band der monumentalen Sophien-Ausgabe von Goethes Werken enthält die ersten drei Bücher von Wilhelm Meisters Lehrjahren und giebt zum erstenmale authentische Auskunft über Werden und Wachsen des Romans, dessen ursprüngliche Fassung — sie hieß, den Inhalt charakteristischer kennzeichnend, „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ — verloren ist. In den am Schlusse des Bandes von Karl Schüddekopf sorgfältig benutzten und zusammengestellten Lesarten werden noch einige Splitter der ersten Bearbeitung aus Archivalien mitgeteilt, die vieles Interessante bieten.

* *

Im Verlag von Schuster und Loeffler in Berlin wird demnächst eine „Geschichte der modernen Litteratur“ in Gruppen- und Einzeldarstellungen von Arthur Moeller-Bruck erscheinen. Es sollen zwölf Bändchen mit folgenden kuriosen Titeln werden: I. Tschandala Nietzsche. II. Neutöner. III. Europäer. IV. Die deutsche Nuance. V. Richard Dehmel. VI. Nationalismus. VII. Dekadence. VIII. Form! IX. Die Frau in der Dichtung. X. Variétéstil. XI. Der neue Humor. XII. Propheten!

* *

Bei Georg Bondi in Berlin wird im Laufe der folgenden Jahre eine Sammlung von biographischen Essais unter dem Titel „Vorkämpfer des Jahrhunderts“ erscheinen. Als Herausgeber zeichnet Dr. Anton Bettelheim, der Begründer der erfolgreichen Sammlung „Führende Geister“. Es soll nach dem Prospekte der Sammlung vornehmlich danach getrachtet werden, der Hauptaufgabe des Biographen — wie sie Goethe im Vorwort von „Dichtung und Wahrheit“ gefaßt hat — gerecht zu werden: „Den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt.“

* *

Aus der münchener Litterarischen Gesellschaft.

Als am 4. November 1897 die münchner Litterarische Gesellschaft gegründet wurde, gab es manche Skeptiker, die freien Bühnen heute keine Bedeutung mehr beimessen wollten und nur den geschichtlich gewordenen freien Bühnen, die die ersten Heimstätten der modernen Bewegung gewesen waren, noch eine Existenzberechtigung zuerkannten. Und gar mancher dieser Skeptiker wird jetzt, nach einjähriger Thätigkeit der Gesellschaft, auch nicht zugeben, daß er eines Besseren belehrt worden sei. —

Zwar ist der Durchbruch unserer Litteratur ins Leben und auf die öffentliche Bühne längst erfolgt, und litterarische Gesellschaften brauchen im allgemeinen die junge Kunst nicht mehr vor der Urteilslosigkeit des großen Publikums zu schützen. Die herrschende Richtung wertet Individualität so hoch, daß selbst ihr widersprechende Richtungen, wofern sie nur etwas Eigenes bringen, der Beachtung und gerechten Beurteilung sicher sein können. Dennoch sollte man den Wert, den freie Bühnen als dauernde Institute für uns haben und wohl immer haben werden, ja nicht unterschätzen. Nicht nur wegen ihrer Freiheit von den Einengungen der Zensur, die — wie das aus nicht recht ersichtlichem Grunde in Berlin erfolgte Verbot des „grünen Kakadu" von Schnitzler wieder bewies — noch gar nicht so harmlos geworden ist, als man anzunehmen scheint; sondern vor allen Dingen wegen ihrer Unabhängigkeit von pekuniärem Erfolge, die den freien Bühnen bei verständiger Leitung die Möglichkeit sichert, sich immer auf einem künstlerischen Standpunkt zu halten.

Die Gründung einer freien Bühne war hier in München mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Die moderne Gemeinde war klein und reichte nicht, wie etwa in Berlin, allein aus, für die Kosten des Unternehmens einzutreten. Und in dem Publikum, das pekuniär die Gründung unbedingt unterstützen mußte, herrschten die Dichter älterer Richtung, die gerade hier ihre litterarischen Ansprüche durch Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr unterstützen können. Man suchte sie für die Sache zu interessieren. Aber weder Heyse, dem das Ehrenpräsidium angetragen wurde (ein Posten, der, seit Heyse ihn abgelehnt hat, resigniert aufgehört hat zu existieren), noch Lingg, dessen Fernbleiben allerdings Alter und Krankheit vollauf rechtfertigten, noch Greif traten bei. Nur Georg Ebers, der stets ein lebhaftes und herzliches Interesse für die Jungen hatte und der zukunftsreichen Bewegung kritisch innerlich viel näher stand, als diese sich je hat träumen lassen, gehörte zur litterarischen Gesellschaft und ließ sich von Niemandem in seinen Sympathieen beirren. Schließlich gelang der vereinigten, energischen Thätigkeit Ernst von Wolzogens und Ludwig Ganghofers dennoch eine Gründung großen Stils. Die Gesellschaft umfaßt heute gegen 1600 Mitglieder. Ihr Programm ist wie das aller freien Bühnen: dem Publikum dramatische Dichtungen zu vermitteln, die aus anderen als künstlerischen Gründen von den öffentlichen Bühnen ausgeschlossen sind, jungen, unbekannten Talenten den Weg zur Bühne zu eröffnen und in Vorträgen und Vorlesungen das Interesse für die Litteratur rege zu erhalten.

Der erste Theaterabend, der 8. Februar vorigen Jahres, brachte Tolstois „Macht der Finsternis". Es war ein geschickter Griff, mit dieser kolossalen Schöpfung, die ragend am Anfang der neuen Kunstepoche steht, zu beginnen.

Die in jeder Beziehung glänzende Aufführung erwies von neuem schlagend die eminenten Bühneneigenschaften des Stückes, die es auf der Zukunftsbühne einbürgern würden, wenn nicht die Kraßheit des vierten Aktes — er wurde selbverständlich mit der Variante gegeben — allzu physisch wirkte. Der Erfolg war unbestritten und erweckte die größten Hoffnungen, zumal sich die schlimmsten in den Zeitungsveröffentlichungen angekündigten Stücke — wie Harlans „Im April" — auf dem Theaterzettel nicht in der Liste der nächsten Darbietungen der Gesellschaft befanden. Dieser Erfolg ist — außer dem Glückszufall, daß alle wichtigen Rollen mit sehr guten Kräften besetzt werden konnten — allein Ernst von Wolzogens Meisterregie zu verdanken. — „Die Erziehung zur Ehe", die am 13. und 14. März gegeben wurde — die rasch gestiegene Mitgliederzahl machte bereits eine Doppelaufführung nötig — gehört ja zweifellos nicht zum Besten, was Hartleben für die Bühne geschrieben hat. Zwischen zwei echt hartlebenschen humorvollen Akten steht ein gar nicht hartlebenscher, ein Akt, der mit seinem trüben Gesicht die Lustigkeit der beiden andern stört und dessen Ernst doch auch keine künstlerische Basis hat. Diese Schwäche des Stückes, sowie zu vorgerückter Zeit eintretende Schwierigkeiten in der Rollenbesetzung ließen den künstlerischen Erfolg der Vorstellung weder dem Autor noch den Mitgliedern zu Dank ausschlagen. Um den Abend zu füllen, wurde noch ein als mißlungen zu betrachtender Versuch mit einem Erstlings-Werke gemacht: „Notturno" von C. A. Piper. —

Der dritte Theaterabend, der 18. und 19. April, mit dem die Gesellschaft ihre Mitglieder in die große Pause, den Sommer, entließ, versprach viel zu bieten: „Troilus und Cressida" sollte sich als echtester Shakspere und als vorzügliche Bühnendichtung erweisen. Das arme Stück fand bei der Art, wie es inszeniert und aufgeführt wurde, dazu wenig Gelegenheit. Und so wurde der Abend leider einer der mißlungenen. Ich will hier auf die strittige Frage nach der Auffassung des Stückes, mit der sich Gelber und andere berufene Forscher neuerdings beschäftigt haben, nicht näher eingehen. Zweifellos ist auf den ersten Blick klar, daß Shakspere nur die Griechen, nirgends aber die Trojaner parodistisch behandelt, daß er mithin Partei nimmt und daß daher das Stück nie und nimmer als eine Verspottung der ganzen homerischen Welt aufzufassen ist, nicht einmal der romantischen Zerrbilder, aus denen Shakspere diese Welt kannte. Wenn man den wunderlich gemischten Charakter des Thersites betrachtet, auf dem des Dichters gestaltender Blick länger geruht hat als auf den anderen Personen des Stückes, in dem er die Stimmung einer Weltanschauung personificiert hat, so wird man sich auch über die beabsichtigte Stimmung des ganzen Stückes klar. Man erkennt, daß der Theaterzettel Recht hatte, wenn er es eine „Tragikomödie" nannte. Warum setzte sich der Regisseur mit dem Theaterzettel in Widerspruch und versuchte es mit dem Werk einmal als einer Burleske? Der wunderbar lebenstiefen, vollendeten Darstellung des Thersites durch Herrn Albert Heine (vom Hoftheater in Berlin) war es zu danken, daß der Zuschauer einen tieferen Einblick in das Stück gewann, als es der Regisseur hatte zulassen wollen. Denn noch durch mancherlei Anderes war das Verständnis des Stückes in seiner Bühnenwirkung erschwert worden. Die diesbezüglichen Erfahrungen dürften für jede fernere Aufführung des Werkes — erfreulicherweise plant für Berlin der Verein „Historisch-moderne Festspiele" schon eine solche — von Nutzen sein. Die Absicht, das historisch-getreue Bild einer Aufführung zu Shaksperes Zeiten zu geben, sollte dadurch erreicht werden, daß man ein Theater auf dem Theater darstellte, die primitive Shakspere-Bühne in einer prächtigen Dekoration, die uns das Bild eines altenglischen Schauspielhauses gab. Das hieß schon, das Interesse des Publikums teilen! Nun aber spielte in diesem altenglischen Schauspielhause ein buntes, kostümiertes Publikum die Rollen eines wolzogenschen Zwischenstückes, das, wenn es auch das Interesse nicht auf sich zu ziehen vermochte, doch das Interesse an „Troilus und Cressida" störte; es war auch an allzu erheblichen Streichungen an dem Shakspere-Drama schuld. Ferner war die Einheit des Publikums — des englischen auf der Bühne und des deutschen im Parterre und den Rängen —, die zum Mitfühlen der Wirkung des Dramas von dieser einfachen Bühne herab unbedingt not-

wendig war, zwar durch das über dem Orchester-Raum schwebende Regiebrückchen allegorisch angedeutet; vorhanden war sie nicht. Ein einfacher Vorbau von der dekorationslosen Bühne ins Parterre, sodaß wirklich in der Mitte des Publikums gespielt worden wäre, hätte weniger gekostet und den historischen Eindruck zusammen mit dem künstlerischen dem Publikum vermittelt. Dieser künstlerische Eindruck schien aber als absolute Nebensache angesehen zu werden.

Am 13. und 14. November begann die Saison mit dem Hofmannsthalschen Einakter „Der Thor und der Tod" über den ich schon in Heft 5 dieser Zeitschrift berichtet habe, und mit „Niemand weiß es" von Theodor Wolff. Den heiteren Schluß dieses ersten Jahres bildete Max Burckhards „Bürgermeisterwahl" am 26. und 27. Dezember. Ganghofers brillante Regie, das vorzügliche Spiel des Gärtnerplatz-Ensembles, das diesmal allein wirkte und auf ganz bekanntem Boden stand, machten diesen Schluß zu einem vollen Erfolge. Das Gärtnerplatztheater hat den lustigen Schwank, dessen Wirkung in mehreren, planlos aneinander gereihten, sehr komischen Situationen besteht, sofort zur öffentlichen Aufführung erworben. Man konnte sich der Einsicht nicht verschließen, ein litterarischer Mißerfolg wäre wertvoller gewesen, als dieser absolut unlitterarische Erfolg. —

Aus der Zahl der Vorträge sei der des Herrn Professor Haushofer über München unter Max II. sowie Possarts glänzende Rezitation des „Johannes" hervorgehoben. Auch Herr Basil zeigte sich an dem ersten Münchener Autoren-Abend als ein vorzüglicher Rezitator. Von Roseggers und Bredenbrückers Vorlesungen ging leider dem Publikum wegen der schlechten Akustik des Kaimsaales viel verloren. Nur ein Vortragskünstler wie Wolzogen, der auch über ein starkes Organ verfügt, beherrscht diesen Saal und erntete am zweiten Münchener Autoren-Abend reichen Beifall.

Wenn wir auf das für die großen Schwierigkeiten, mit denen die Gesellschaft fortwährend zu kämpfen hatte, an Erfolg doch reiche erste Jahr zurückblicken, dürfen wir nicht vergessen, daß wir das nur Ludwig Ganghofers unermüdlicher Arbeit verdanken. Er hat die Gesellschaft glücklich über alle Krisen hinweggebracht.

München. *Wilhelm von Scholz.*

* * * Der Büchermarkt * * *

*Die mit * bezeichneten Werke gingen uns bisher zu. — Abgeschlossen am 20. Januar.*

a) Romane und Novellen.

Gehring, H. Schilch Braunrock, der Spatz. Bilder aus d. Dorfleben Thüringens. Berlin, Alfred Schall. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Hülter, C. Unner frümder Kreone. Eine Erzählung aus d. Zeit des Königr. Westfalen in plattdeutscher Mundart. (Bibliothek niederdeutscher Werke. 30. Bd.) Leipzig, Otto Lenz. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Jonas, H. Fimf Geschichderchen vun Kaseläneren, die de in d'r Wulle gefärwet sin. Kassel, E. Döll. Geb. in Leinw. M. 1,50.

*Kahlenberg, Hans von. Nixchen. Briefwechsel eines Idealisten m. einem Realisten. Ein Beitrag zur Psychologie der höheren Töchter. Dresden, Carl Reißner. M. 1,50 (2,50).

Lancken, B. v. der. Der Günstling. Roman in 2 Bdn. (Kollektion Hartleben. 7. Jahrg. 10 Bd.). Wien, A. Hartleben. Geb. in Leinw. je M. —,75.

Nerese, M. Ut ollen Tiden. (Aus Pommern. Erzählungen in plattdeutscher Mundart. 2. Bd.). Leipzig, Otto Senf. M. 3,50, geb. M. 4,—.

Oelwein, A. Suchende. Drei Novellen. Wien, Carl Konegen. M. 3,—.

*Ohlert, Arnold. Modern u. andere Novellen. Dresden, Carl Reißner. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Overveeg, R. Abgründe. (Diamant Bibliothek. 6. Bd.). Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 1,—.

*Pichler, Adolf. Allerlei Geschichten aus Tirol. 3. Aufl. Leipzig, G. H. Meyer. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Riesenthal, O. v. Onkel Martin. — Zugvögel. 2 Erzählungen. (Kürschners Bücherschatz Nr. 121). Berlin, Herm. Hillger. M. —,20.

*Ruederer, Josef. Wallfahrer-, Maler-, u. Mördergeschichten. Berlin, Georg Bondi.

Siedmogradzka, H. v. Regina, das Schweizer Maidli u. a. Erzählungen. Berlin, Hugo Steinitz. M. 1,—.

*Sohnrey, Heinrich. Die Leute aus der Lindenhütte. I. Band: Friedesinchens Lebenslauf. 3. Aufl. Leipzig, G. H. Meyer. M. 3,—, geb. M. 4,50.

Stave, L. Der Schreiber. Eine Geschichte aus Mecklenburg. (Kollektion „Brillant". 1. Bd.). Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 1,—.

Steinberg, G. Nahbarkels. Erzählung u. Gedichte in niedersächs. Mundart. Hannover, M. u. H. Schaper. M. 3,—.

*Wallner, Susi. Die alte Stiege. Novelle. Leipzig, August Schulze.

Weitbrecht, Richard. Der Blomabäure ihr Domme. A Schwobagschicht. (Neue Schwobagschichte. 6 Bdnch.) Ulm, J. Ebner. M. —,80.

*Wiegand, J. Leidenschaften. 3 Geschichten. Leipzig, G. H. Meyer. M. 3,—, geb. M. 4,—.

*Wolff, Ludwig. Im toten Wasser. Ein Wiener Roman. Mit Vorw. v. J. Wassermann. Dresden, Carl Reißner. M. 3,—, (M. 4,—).

*Zobeltitz, Hanns von. Talmi. Roman. 2 Bde. Stuttgart, J. Engelhorn. M. 1,—, geb, M. 1,50.

Lugowoi, A. In der Werkstätte des Lebens. Roman in 5 Büchern. Aus dem Russischen. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus. M. 6,—.

*Maupassant, Guy de. Zur See. München, Alb. Langen. M. 3,50.

Potápenko, J. N. Gesunde Ansichten. Memoiren e. vernünft. Menschen. Roman. (Kürschners Bücherschatz Nr. 120). Berlin, Herm. Hillger. M. —,20.

*Prévost, M. Camilla. Roman. München, Albert Langen. M. 4,—.

Prévost, M. Erblich belastet. (Le scorpion). Roman. Deutsch v. L. Wechsler. Berlin, Neufeld u. Henius. M. 4,—.

Theuriet, A. Raymonde. Roman. (Kürschners Bücherschatz Nr. 122.). Berlin, Hermann Hillger. M. —,20.

Yorke, C. Um des Kindes willen. Eine Geschichte ohne Handlung. Aus dem Engl. (Engelhorns Romanbibliothek). Stuttgart, J. Engelhorn. M. —,50 (—,75).

c) Dramatisches.

*Eulenberg, Herbert. Dogenglück. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Berlin, Joh. Sassenbach. M. 2,—.

Friedrich, H. Der Doge v. Venedig. Trauerspiel. Hannover, Herm. Ahlfeld. M. —,60.

*Meyerhof-Hildeck, Leonie. Abendsturm. Schauspiel in 3 Akten. Frankf. a. M., Karl Scheller.

Michael, F. Verspielt. Lebensbild in 1 Akt. Graz, Hans Wagner. M. 1,—.

*Rossig, Alfred. Göttliche Liebe. Drama in 3 Aufzügen. Dresden, E. Pierson. M. 2,—.

*Reichel, Eugen. Die Meisterkrone. Eine Märchentragödie in 3 Aufz. Berlin, Ferd. Dümmler.

*Schäfer, W. Faustine, der weibliche Faust. Tragödie nebst Vorspiel u. Prolog. Zürich, Selbstverlag. M. 3,60.

*Scholz, W. v. Der Besiegte. Mystisches Drama. München, Caesar Fritsch. M. 1,50.

* Sudermann, Hermann. Die drei Reiherfedern. Ein dramatisches Gedicht in 5 Akten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhlg. Nachf. M. 3,—.

Schrader, E. Ideale. Schauspiel. Hannover, M. u. H. Schaper. M. 2,—.

Thun-Salm, Ch. Gräfin. Des Kaisers Traum. Festspiel. (Musik v. A. Rückauf). Wien, Gerold u. Co. M. 2,80, geb. M. 4,—.

*Weigand, Wilhelm. Tessa-Savonarola. (Die Renaissance. Ein Dramencyklus. I. Bd.). München, Herm. Lubaschik. M. 3,—.

*Weigand, W. Cäsar Borgia. — Lorenzino. (2 Bd. von „Die Renaissance. Ein Dramencyklus"). München, Herm. Lubaschik. M. 3,—.

b) Lyrisches und Episches.

Draeger, K. F. Deutschtreu zur See. Vaterländisches Marine-Epos. Berlin, Alfred Schall. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Fahlweid, A. Schwalben. Sagen, Märchen u. Gedichte. Mit dem Bildnis d. Verf. Glarus, Schweizer Verlags-Anstalt. M. 2,—, geb. M. 2,70.

*Ferdinands, C. Frauenlob. Heft 1. Köln, Carl Gerling.

Koegel, F. Der Mosel Rache im Jahre des Heils 1898. Ein rhein. Echo zum Trarbacher Sängerkrieg. Düsseldorf, Herm. Michels' Verlag. M. —,50.

Kordon, H. Männer heraus! Weckrufe u. Streitlieder in drangvollen Tagen. Wien, Friedr. Schalk. M. 1,—.

Meyer, U. T. Aus dem Leben. Gedichte. Emden, W. Haynel. Geb. in Leinw. M. 3,—.

*Puttkamer, Alberta von. Aus Vergangenheiten. Ein elsässisches Balladenbuch. Straßburg, Schlesier und Schweikhardt. M. 6,—.

Sacher, K. Aus dem Herzen. Gedichte. Braunschweig, Rich. Sattler. M. 2,—, geb. M. 3,—

Sprache, deutscher Ehrenkranz. Was die Dichter unserer Muttersprache zu Liebe u. zu Leide singen u. sagen. Berlin, Verlag des allg. deutschen Sprachvereins. M. 2,40, geb. M. 3,—.

d) Litteraturgeschichte.

Beiträge, Bonner, zur Anglistik. Hg. v. M. Trautmann. 2. Hft. Bonn, P. Hanstein. M. 4,80.

Brandes, F. H. Heinrich Kruse als Dramatiker Hannover, Herm. Ahlfeld. M. 1,—.

Brockelmann, C. Geschichte der arabischen Litteratur. 1. Bd. Weimar, Emil Felber. M. 20,—.

Carnot, M. Im Lande der Rätoromanen. Kulturhistorisch-litterar. Studie. Chur, Jul. Rich. M. 1,—.

*Eremita, Stichproben moderner Litteratur. (Sonderabdruck aus d. kirchl. Monatsschrift). Groß-Lichterfelde, Edwin Runge. M. —,50.

*Friedrich, G. Hamlet und seine Gemütskrankheit. Heidelberg, Georg Weiß. M. 3,—.

Hoffmann, F. Julius Sturm. (Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge, hg. v. R. Virchow. Neue Folge. 306. Hft.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. M. —,80.

e) Verschiedenes.

* Christomanos, C. Tagebuchblätter. 1. Folge Wien, Moritz Perles. M. 3,50, geb. M. 4,50.

*Dreyfus-Bilderbuch. Karikaturen aller Völker über die Dreyfus-Affaire. Berlin, Dr. Eysler u. Co. M. 1,—.

*Eckart, Rudolf. Brauch u. Sitte. Ges. kulturhistor. Skizzen u. Miscellen. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. M. 1,20, geb. M. 2,—.

*Eyth, Max. Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. 2 Bde. 3. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Hart, Julius. Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrh. Mit Kopfleisten von W. Caspari. (Im Kampf um Zukunftsland. Eine Weltanschauung. 1. Bd.). Florenz, Eugen Diederichs. M. 5,—, geb. M. 6,—.

*Kohut, Adolph. Geschichte des deutschen Juden. Voll-Lieferung II. Berlin, Deutscher Verlag. M. 2,—.

*Kopf, Prof. Josef von. Lebenserinnerungen eines Bildhauers. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst.

Kritik, katholische, u. Hyperkritik. Auch e. Antwort auf „Veremundus" von Justus Benevolus. München, Rudolf Abt. M. —,40.

Brandes, Georg. Julius Lange. Uebers. v. A. Forster. Leipzig, H. Barsdorf. M. 4,—, geb. M. 5,—.

*Ruskin, John. Wege zur Kunst. Aus dem Englischen übers. von Jakob Feis. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. Bd. I. geb. M. 2,50; Bd. II. geb. M. 2,—.

Mitteilungen.

Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kulturgeschichte von Hans Kraemer in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. Band I (1795—1840). 504 S. Groß-Oktav. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Preis 16,— Mark in Pracht-Halblederband. — Von den großen illustrierten Prachtwerken, die in jüngster Zeit auf dem Büchermarkt erschienen, verdient die monumentale Säkularrevue Hans Kraemers mit an erster Stelle genannt zu werden. Nicht nur die Geschichte der Staaten und Völker, sondern auch die Entwickelung der wichtigsten Zweige des wissenschaftlichen, künstlerischen und praktischen Lebens in drei stattlichen Bänden selbst in großen Zügen darstellen zu wollen, das erscheint zunächst so verwegenes Beginnen. Aber schon ein Blick auf die Mitarbeiterliste, die eine Reihe ausgezeichneter und erprobter Fachmänner aufweist — wir nennen nur Geh. Rat Prof. W. Förster, Geh. Rat Prof. F. Reuleaux, Prof. Pagel, Reg. Rat Evert, Prof. Galland, Dr. Rud. Steiner u. s. w. — läßt erkennen, daß der Herausgeber mit dem denkbar besten Rüstzeug an die Lösung seiner schwierigen Aufgabe herangetreten ist. Neben der politischen und allgemeinen Geschichte vornehmlich der alten Welt, führt uns das Kraemersche Werk so ziemlich alles vor Augen, was das scheidende Jahrhundert an bedeutsamen Neuerungen, Entdeckungen und Erfindungen hervorgebracht hat, was es für Wissenschaften und Künste bedeutete, was es umwälzte und aufbaute, mit Recht zerstörte und neu schuf. Was immer den Gebildeten und den, der sich fortzubilden strebt, interessieren kann und m. ß, findet Erwähnung, Rechtspflege und Gesetzgebung so gut, wie Frauenfrage und Sozialpolitik, die Utopieen revolutionärer Schwärmer ebenso wie die phantastischen Wunder der Allherrscherin Mode. Die Sprache des Werkes ist klar und frisch, nirgends durch unnützen Ballast beschwert, die Ausstattung von ungewöhnlicher Reichhaltigkeit

Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Die Erweiterung des internationalen Verkehrs nötigt die Völker, die Mittel gegenseitiger Verständigung mehr als bisher zu pflegen. Dem Bedürfnisse, nach einem Mittel, das die Beherrschung einer fremden Sprache in denkbar kürzester Zeit sichert, entsprechen die Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbriefe. Ihr Erfolg, von den vorurteilsfreien Gelehrten und Fachmännern anerkannt, steht als ein litterarisches Unikum da. Die Verfasser geben dem Schüler keine von den großen Grammatiken in die Hand, deren Anblick allein manchen demütigt, sondern überweisen ihm den Lehrstoff in kleinen Mengen, dabei aber stets in großer Mannigfaltigkeit. In den Unterrichtsbriefen, von denen jeder bei einem Zeitaufwande von täglich etwa zwei Stunden vierzehn Tage erfordert — das Studium eines Kurses von 18 Briefen erfordert 9 Monate —, steht der Lehrer jederzeit zur Verfügung. Nicht wenige, die sich ihre Kenntnis des Französischen und Englischen auf dem Wege dieses Selbstunterrichts aneigneten, bestanden ihr Examen als Lehrer der betreffenden Sprache vor amtlichen Prüfungskommissionen mit „gut". Alle den Unterricht betreffenden Anfragen sind an die Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 46, zu richten.

Antworten.

Frau **P. Kg.** in **Hannover.** Die kleine Strophe, die sich auf Th. Fontanes Schreibtisch vorfand und vermutlich das letzte war, was der Dichter niedergeschrieben hat, bezieht sich auf die Veröffentlichung seiner letzten beiden umfänglichen Bücher „Von Zwanzig bis Dreißig" und „Der Stechlin" die im vorigen Sommer kurz hintereinander erschienen waren, und lautet:

„Zwölfhundert Seiten auf einmal
Und mit 78 (beinah' ein Skandal)!
Könntest es doch auf vier mal verteilen—"
Ihr könnt's: aber bei mir heißt's eilen,
Allerorten umklingt's mich wie Rauschen im Wald:
„Was du thun willst, thue bald."

Herrn **A. v. G.** in **Kiel.** Hermann Stehr ist Volksschullehrer in Pohldorf bei Alt-Lomnitz (Schlesien).

Herrn **D. M.** in **Mailand,** Portici settentrionali. Sie haben Recht, der auf Spalte 422 erwähnte Roman „Daniele Cortis" spielt durchweg in Italien selbst, nicht teilweise in Deutschland. Aber es lag ein einfaches Titel-Versehen unseres Mitarbeiters vor: ein anderer älterer Roman von Fogazzaro „Il mistero del poeta" spielt zumteil in Nürnberg und am Rhein, und dieser war bei jener beiläufigen Erwähnung gemeint. Ein Kenner von Fogazzaros Werken hätte diese kleine Ungenauigkeit wohl leicht aus eigenem Wissen berichtigen können.

Herrn **O.** in **Kristianstad.** Wir haben Ihren Beitrag an einen unserer schwedischen Mitarbeiter zur Begutachtung und event. Uebersetzung gesandt. Sie werden dann direkte Nachricht erhalten. Besten Dank!

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26 — Telephon: II, 2578.
Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 10
vom
15. Februar 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Inhalts-Tafel.

Spalte

Adolf Stern: Friedrich Spielhagen 606
Ludwig Gemmel: Memoiren und Briefwechsel . . 612
Franz Servaes: „Die drei Reiherfedern" 618
Auszüge:
Deutschland 621
Oesterreich-Ungarn 624
Schweiz 626
Alberta von Puttkamer: „Die Frauen von Ruffach". 628
Otto Julius Bierbaum: „Nach einem Besuche" . . 629
Echo der Zeitschriften:
Deutsches Reich 630
Oesterreich 638
Deutsche Schweiz 640
Italien 641
Ungarn 643
England 645
Schweden 646
Polen 647
Nordamerika 648
Conrad Alberti: Geschmückte Bücher 650
E. Gagliardi: Ein illustriertes Dantewerk 651
Besprechungen von Josef Ettlinger, Paul Remer, Fr. v. Oppeln-Bronikowski, Erich Urban, Ernst Gystrow, Wilhelm Holzamer, Walther Wolff, Fritz Lienhard, Sigmar Mehring, Fritz Carsten, Friedrich Moest, Eduard Bertz, Bodo Wildberg, Rudolf Presber 652
Nachrichten 662
Notizen 665
Der Büchermarkt 666
Antworten 668

Hierzu die Bilder:
Friedrich Spielhagen, Anna Tumarkin und zwei Buchschmuckproben.



Friedrich Spielhagen.

Von **Adolf Stern** (Dresden.)

(Nachdruck verboten.)

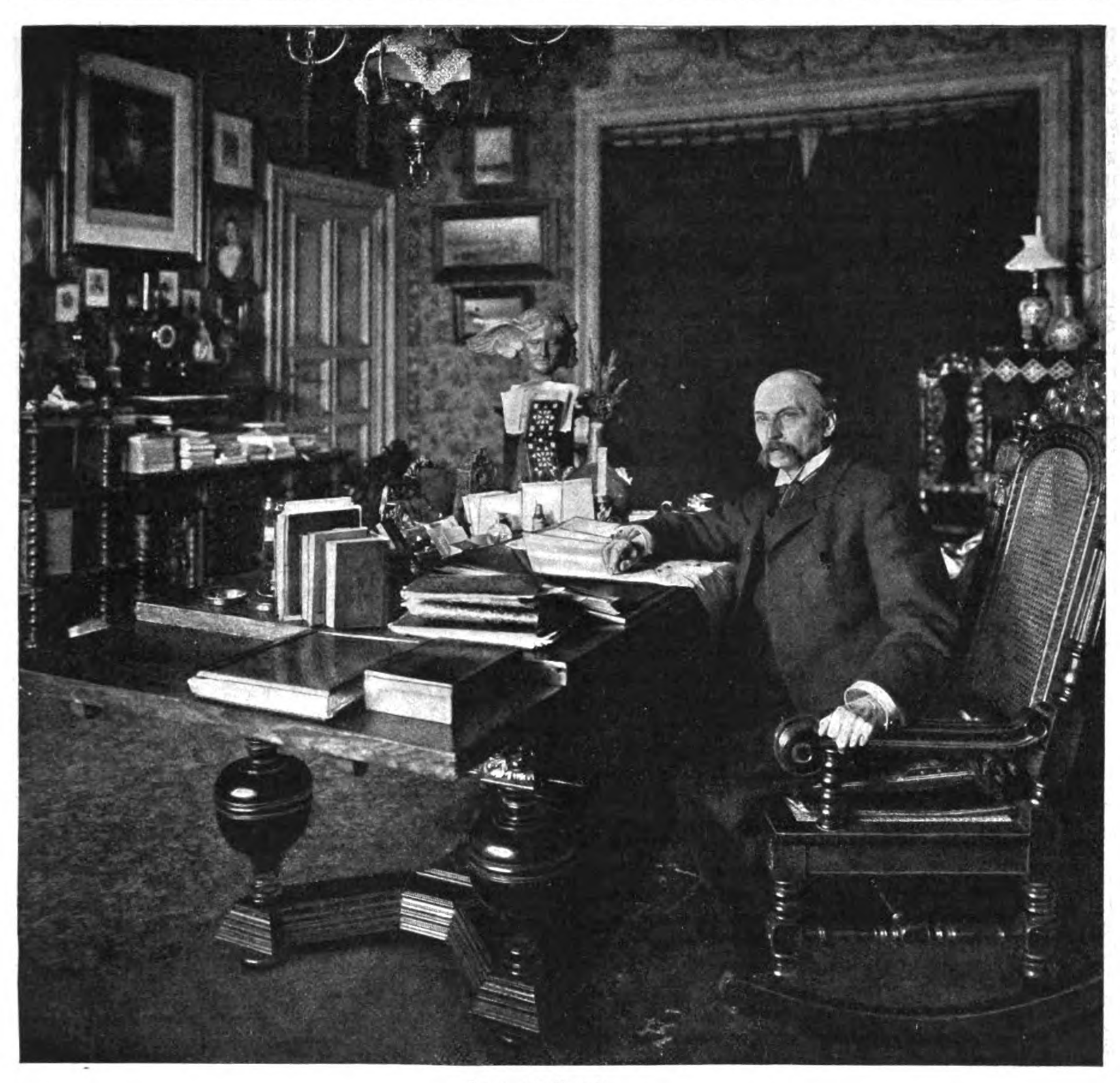
Nicht weil es üblich geworden ist, den siebzigsten Geburtstag deutscher Dichter und Schriftsteller festlich zu begehen und als Anlaß zu Erinnerungen und abschließenden Betrachtungen zu benutzen, gedenken wir heute und hier des siebzigsten Geburtstages von Friedrich Spielhagen. Bei wie vielen halb vergessenen oder nie zu rechter Wirkung gelangten Schriftstellern die mahnende Erinnerung vonnöten, ja eine Pflicht sein mag, der anerkannte Meister, der gefeierte und weithin gelesene Romanschriftsteller bedarf ihrer nicht. Und die abschließende Betrachtung mag sich wohl besinnen, ob ihr nicht durch neue Arbeiten des noch schaffenskräftigen und schaffenslustigen Dichters Ueberraschungen bereitet werden könnten, die jedes abschließende Wort in Frage stellen. Viel eher legt es der siebzigste Geburtstag des Verfassers der „Problematischen Naturen" der „Sturmflut" und der glänzenden Sittenbilder von „Platt Land" nahe, diesem Dichter einmal dadurch zu danken, daß man nicht wieder aufzählt, was seit Jahrzehnten in jedem Konversationslexikon, jedem leidlichen Abriß der neueren deutschen Litteraturgeschichte zu lesen steht, sondern eine Reihe von Fragen zu lösen trachtet, die sich bei dem schärfer prüfenden Blick auf Vorzüge und Mängel, Gesamterscheinung und Gesamtwirkung gerade dieses bedeutenden Erzählers einstellen.

Bei dieser Gelegenheit, wie bei hundert andern Anläßen zeigt sich, wie viel wichtige Erscheinungen und Beziehungen des Litteraturlebens bald völlig ununtersucht, bald einmal flüchtig gestreift, aber nicht ergründet sind. Es ist das Recht wie die Pflicht eines hervorragenden Schriftstellers, eines Dichters von weitreichender Wirkung, dessen Name der Geschichte der Litteratur längst bleibend einverleibt ist, die unumwundene Wahrheit zu fordern und zu hören. Daß es für den Augenblick nur subjektive Wahrheit sein kann, die sich erst im Lauf der Jahre zu objektiver Wahrheit, zur Ueberlieferung wandeln mag, leuchtet ohnehin ein. Aber auch subjektive Wahrheit soll sich bewußt bleiben, daß lebendige Erscheinungen niemals schlechthin mit einigen abstrakten Sätzen charakterisiert werden können, daß namentlich der Gesichtspunkt unter dem heute die

Schranken eines Talents festgesetzt werden, morgen nicht mehr der entscheidende und maßgebende sein wird. Wie alle großen Erzähler hat Friedrich Spielhagen die Massen des Publikums durch lange Jahre wahl- und widerstandslos hinter sich dreingezogen und mit seiner Auffassung des Lebens hunderte von kleinen Erzählern beeinflußt, dann ist eine Periode gekommen in der die eigentümliche Verbindung seiner Kunst mit gewissen Elementen der politischen Tagesstimmung und des Parteilebens, die gleiche Verbindung, die Jahre hindurch seine Erfolge unterstützt und gesteigert hatte, der tiefern Würdigung des Dichters, in dem man nun vorwiegend einen Tendenzschriftsteller sah, gefährlich wurde. Folgerichtig und nach historischem Gesetz müßte jetzt für Spielhagen die Zeit gekommen sein das ursprüngliche poetische Vermögen, den bleibenden, von allen Tagesstimmungen und politischen Wandlungen unabhängigen menschlichen Gehalt seiner Dichtungen, die rein künstlerische Entwickelung des großen Finders der doch, wie oft, auch Erfinder gewesen ist, des phantasie- und geistvollen Erzählers vom Zeitlichen und Vergänglichen seiner Schöpfungen zu trennen und ihm damit eigentlich erst gerecht zu werden.

Ob es möglich wäre das Durchschnittsurteil über einen Dichter wie John Milton aus den ersten sechziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, vor dem Erscheinen des „Verlornen Paradieses“ und nach der Besiegung aller von ihm seit zwei Jahrzehnten als Poet und Publizist verfochtenen Ideale, ans Licht zu stellen, weiß ich nicht, jedenfalls ist es nicht versucht worden. Daß es die kurzsichtigste Ungerechtigkeit eingeschlossen hätte, läßt sich auch ohne Forschung sagen. Und der naheliegende Vergleich deckt sich nicht einmal völlig. Der Lyriker, der nur die leidenschaftliche Empfindung der eigenen Seele ausströmte, der nur den lautersten Abglanz großer zeitgeschichtlicher Vorgänge in seinen Gedichten spiegelte, der große Puritaner, der, trotz seines republikanischen Irrtums, immer ein mächtiges Stück Zukunft Englands in seinem Freiheitspathos vertrat — um wie viel mehr auf sich selbst gestellt, um wie viel selbstherrlicher erschien er, als der Romandichter des neunzehnten Jahrhunderts, der von der Wucht zufälliger Einzelheiten schier erdrückt, von Scheinbewegungen des Augenblicks getäuscht, ein allzubreites Stück Leben im trügerischen Licht einer überwundenen Parteianschauung gesehen und dargestellt hat. Es ist ja wahr, daß die Entwickelung unsres deutschen Lebens, die raschschreitende Geschichte, die Gedankengänge und einen Teil der Gestalten von Romanen, wie „Die von Hohnstein“, „In Reih und Glied“, „Was will das werden?“ noch in ganz anderer Weise Lügen gestraft haben, als die englische Restauration die Sonette Miltons an Henry Vane, Fairfax, Cromwell, Cyriack Skinner und andere. Es bleibt zu beklagen, daß der Erzähler unserer Tage in gewissen Werken seine Wurzeln nicht tiefer in den Volksboden erstreckt, sich den eigentlichsten Grundmächten des deutschen Lebens nicht voller vertraut, die Einwirkung der Parteikämpfe des Augenblicks nicht fester abgewehrt, für die Betrachtung gewaltiger Lebens- und Zeiterscheinungen die Unzulänglichkeit der Fortschritts- wie der berliner Weltstadtbrille nicht entschiedener erkannt hat. Nichtsdestoweniger ist das Urteil, das Friedrich Spielhagen in die Reihe der bloßen Partei- und Tendenzpoeten hinüberdrängen will, nicht nur unbillig und oberflächlich, sondern genau so falsch, wie etwa das gewesen wäre, das im Jahre 1663 ein im „Hudibras“ schwelgender englischer Squire über John Milton abgegeben hätte. Der Dichter der „Problematischen Naturen“ will denn doch in seiner Ursprünglichkeit, seinen eigensten Anlagen, Bildungselementen und Lebenseindrücken, mit schärferer Unterscheidung des Wesentlichen und des mehr Zufälligen in seiner künstlerischen Entwickelung erfaßt sein und der Zug seines Blutes, die Besonderheit seines Empfindens ist für die Einsicht in Natur und Wert seiner litterarischen Gesamterscheinung zuletzt viel wichtiger, als die Bezüge gewisser Empfindungen zu vergessenen Vorgängen und Stimmungen, die kaum die Geschichte aus dem Wust der Tageszeitungen ausgraben kann.

Auf sein poetisches Naturell, sein Temperament, seine empfängliche Einbildungskraft, die echte Lust des Fabulierens und den künstlerischen Sinn für die volle Belebung seiner Träume angesehen, steht Spielhagen in einem ganz andern Lichte vor unseren Augen, als wenn sein Zusammenhang mit den Konflikten der fünfziger und ersten sechziger Jahre den Hauptgesichtspunkt abgeben muß. Ganz entscheidend ist, daß auch die mißgünstigsten und schärfsten Kritiker den Abglanz echt poetischer Jugenderlebnisse und Jugendstimmungen in Spielhagens Romanen und Erzählungen niemals in Zweifel gezogen haben. Was das aber heißen will, ermessen nur die Wenigen, die genau wissen, daß, was auch der Dichter im Leben erobern und erwerben mag, der Gewinn immer in keinem Verhältnis zur verschwenderischen Mitgabe einer dichterisch anregenden Jugend steht. Die feinsten Wurzelfasern, namentlich des lyrischen und epischen Talents, reichen in die Bilder und Träume der Knabentage hinab und selbst der unvergängliche Hauch des Meeres ist doch nur für den der rechte und lebenweckende, den er früh umspielt hat. Die vorpommerschen Küsten und die große Insel mit ihren Wäldern, Haiden, Dünen und Kreideufern sind nicht nur für eine Hälfte von Spielhagens Erfindungen ein überaus glücklicher, in seinem Stimmungsreichtum geradezu unerschöpflicher Schauplatz, sondern sie sind auch der Nährboden für hundert Abenteuer, Erinnerungen und Gestalten, die vielfach das Beste in den großen Romanen wie in den kleineren, ein idyllisches Gepräge tragenden Gebilden Spielhagens sind. Wenn man anfangen wollte, alle poetischen Einzelheiten zu charakterisieren, die vom Idyll „Auf der Düne“ bis zum Roman „Sonntagskind“ auf die Heimat- und Jugendeindrücke des Dichters zurückweisen, würde man einen guten Teil der Kapitel und Scenen aus den „Problematischen Naturen“, aus „Hammer und Amboß“, aus „Was die Schwalbe sang“, aus „Sturmflut“ und „Platt Land“ aufzählen müssen. Umgekehrt läßt sich viel eher sagen, daß überall, wohin die Fülle seiner poetischen Nachwirkungen der Knaben- und ersten Jünglingsjahre nicht reicht, ein unbewußter Reiz fehlt. Natürlich kann sich kein Dichter, am wenigsten ein so leidenschaftlich angeregter, so energisch nach Aufnahme und Durchdringung neuen Lebens verlangender, ganz und gar an seine Jugend binden, aber die ersten und stärksten Regungen eines erhöhten Lebensgefühls, die lebendigsten Gestalten schaffender Phantasie und die reinsten Beglückungen, die die Fülle und Mannich-



Friedrich Spielhagen.

faltigkeit der Erscheinungen dem Epiker giebt, lassen sich gerade bei Spielhagen auf das Land zurückführen, in dem er gewachsen ist.

Mit der Gunst einer eindrucksreichen, lebensvollen Jugend hängt bei ihm die unverwüstliche Lust am Abenteuer, an ungewöhnlichen Schicksalen und Lebensläufen zusammen, die der Schriftsteller so hundertfältig gezeigt und so energisch bewahrt hat, als nur je einer der großen Finder, die ihm vorausgegangen. Man kann das auch akademisch ausdrücken und sagen, daß wer wie er je zu den Füßen Homers gesessen und die Abenteuer der Odyssee recht gelesen hat, den Sinn für die ursprünglichste Poesie des Wechsels von Thaten und Leiden, von Glück und Schmerz für immer bewahren wird. Sagt er doch selbst (in seiner Vorlesung über Homer) an das ewig junge Lied von Odysseus anknüpfend: „ja, das ewig junge Lied! denn heute, nach so viel Jahren, nachdem ich, wenn auch kein Held, so doch, gleich dem Helden jenes Liedes, vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt, hin und wieder auch wohl herzkränkende Leiden erduldet habe in meiner lieben Seele, heute, nachdem ich die homerischen Gedichte, ich weiß nicht wie oft gelesen, ergreifen sie mich mit derselben magischen Gewalt; wieder vergesse ich über diese Lektüre die trocknen Regeldetri-Exempel des Lebens; die Welt liegt wieder vor mir da, wie sie des Knaben gefeietem Auge in der thauigen Frische jenes Sommermorgens erschien und durch das Rollen der Droschken hindurch höre ich das dumpfe Brüllen der Rinder, die zur Weide ziehen, und den Hornruf der Hirten, das Bellen des Hundes.“

Liegt es nicht nahe die frische und tiefe Empfänglichkeit für die Welt epischer Abenteuer, mit der geheimen Nachwirkung einer Jugend in Verbindung zu setzen, die an Küsten und Eilanden verbracht, von Schiffer- und Fischergestalten erfüllt, von früh auf an die schillernden „Garne“ der Seemannserzählungen gewöhnt ward? Und ist es nicht natürlich, daß ein Dichter dieses Ursprungs auf die ursprünglichsten und wirkungsreichsten Elemente aller epischen Erzählung: auf die Abenteuer und die jähen Wandlungen des Lebens nur ungerne Verzicht leistet und sich lieber der Gefahr aussetzt, dem unwahrscheinlich Abenteuerlichen mitten in seinen aus reichster Lebens-

kenntnis erwachsenen Darstellungen der modernen Gesellschaft, moderner Probleme und Konflikte einen zu breiten Platz einzuräumen. Will man sich recht vergegenwärtigen mit welcher elastischen, jugendfrohen Unbefangenheit sich Spielhagen dem direkt aus der ältesten epischen Welt stammenden Abenteuer noch überläßt, so braucht man nur an seine einzige Erzählung mit historischem und exotischem Hintergrund zugleich, an den kleinen Roman „Deutsche Pioniere" zu erinnern.

Der Dichter gleicht einem umgetriebenen Odysseus, der doch mitten in allem Wechsel der Welt nur den Drang zur Heimat zurück empfindet, nicht nur darin, daß er jederzeit wieder an der Küste seines poetischen Ithaka, seiner großen Insel, landet, sondern auch mit dem geheimen Zuge, der ihn stets aufs neue zur epischen Darstellung zurückführt. Seine „Gedichte" und poetischen Uebertragungen sind Zeugnisse, daß das ursprünglichste Talent des echten Poeten, das lyrische, ihm nicht fehlt, seine Schauspiele, namentlich „Hans und Grete", „Liebe für Liebe", „Gerettet" hätten mit ihren Erfolgen für unzählige Tantièmenjäger hingereicht hartnäckig auf der Spur des großen sensationellen goldbringenden Erfolgs weiterzujagen, seine autobiographischen und kritischen Schriften bewähren ihn als geistvollen Denker und bekunden den Reichtum historischer und litterarischer Bildung, den übrigens auch gewisse Partien der großen Romane offenbaren. Gleichwohl hat ihn die ursprüngliche, ihm gemäße Darstellungsform des Romanes immer wieder angezogen und er hat es selbst auf bewußte und unbewußte Wiederholungen ankommen lassen, wenn er wieder in der Fülle lebendigen Erzählens mitten innen stand.

Unvergessen, wie sich auch das letzte Urteil über die Aufnahme und Gestaltung zeitgenössischer Konflikte und Kämpfe in seinen Romanen gestalten mag, wird es bleiben, daß Spielhagen der erste war, der dem Zeitroman die feste künstlerische Form zu geben suchte und die epischen Gesetze des Gleichmaßes der Teile, der warmen Belebung jeder Einzelheit auf seine spröden und widerstrebenden Stoffe mit Energie und in seinen besten Werken, als die wohl auch künftige Generationen die „Problematischen Naturen", Hammer und Amboß", „Sturmflut" und „Platt Land" ansehen werden, mit Glück anzuwenden strebte. Es giebt eine litterarische Richtung in der Gegenwart, die unter allen Umständen trachtet, die Natur und das Wesen, wie die Kunst und den Stil eines poetischen Schriftstellers in e i n e m seiner Werke zu erkennen und die sich sträubt die Gesamtleistungen und Gesamtwirkungen zu würdigen. Daß diese Sinnes- und Urteilsweise ein Rückschlag der litterarischen Ueberproduktion unserer Tage ist, liegt auf der Hand. Wer den Ausspruch, daß der „Faust" und ein paar lyrische Gedichte im Grunde genommen der „ganze Goethe" seien, für mehr als eine geistreich blasierte Redensart gelten läßt, kann dann ohne Schwierigkeit den „ganzen Spielhagen" in den „Problematischen Naturen" finden. Der Dichter selbst aber hat glücklich, treffend und für mehr als für seinen besondren Fall giltig, diese falsche Verkürzung des guten Rechts einer lebendig schaffenden, nach großen Zielen strebenden Künstlernatur zurückgewiesen. „Auch die individuelle Phantasie ist keineswegs immer dieselbe, vielmehr nicht blos quantitativ, sondern auch qualitativ einem beständigen Wechsel unterworfen. Jedes Werk wird unter einem besonderen Himmel geboren, dessen Farbe sich in ihm widerspiegelt; erwächst aus einem besonderen Boden, dessen Geruch ihm anhaftet. Aber beschränkt man sich nun auch auf die Analyse eines bestimmten Werkes eines bestimmten Autors und bringt glücklich alle Momente zusammen, die möglicherweise bei seiner ersten Konception, seinem allmähligen Wachsen und Ausreifen mitgewirkt haben, kann man mit wünschenswerter Bestimmtheit angeben, wie der Stand seiner Bildung war, als er an das Werk ging und während er daran arbeitete und wie seine Lebenslage im engeren und in dem weiteren Sinne des ihn umgebenden, ihn beeinflussenden Milieu, vermag man die litterarischen Quellen aufzudecken, aus denen er schöpfte und die Vorbilder zu nennen, nach welcher er sich wissentlich oder unwissentlich richtete, kennt man die Landschaft, die er zum Hintergrund seiner Handlung nahm, vielleicht sogar die Modelle, nach denen er seine Menschen formte, nur dann hat man besten Falles die Teile sämtlich in der Hand, aber die Hauptsache fehlt: Das geistige Band, das die Teile durchflechtend und umschlingend sie erst zu einem Ganzen macht."

Diese Worte aus einer Skizze in der „Geschichte des Erstlingswerkes" sind eine Mahnung, daß die Analyse der weitangelegten, vielumfassenden und zahlreichen Werke Friedrich Spielhagens eine ernste und tiefreichende Aufgabe ist, die nicht in den Raum eines Artikels zusammengedrängt werden kann. Sie mahnt in Anknüpfung an den siebzigsten Geburtstag des Dichters zugleich, daß dieser eine solche nach allen Seiten hin gerechte und sachliche Erörterung des ästhetischen und kulturgeschichtlichen Wertes seiner Werke, ihres Verhältnisses zur lebendigen schöpferischen Persönlichkeit wie zur Litteratur der Gegenwart, längst vollauf verdient hat. Wenn diese Blätter, die im Grunde nur ein Dank sein sollen, nebenher einige Andeutungen gegeben haben, was alles bei einer Gesamtcharakteristik des Dichters Friedrich Spielhagen ins Gewicht zu fallen hat und gerechterweise nicht vergessen werden darf, so würden sie zwar keine Festgabe sein, aber eine solche, sofern sie nicht schon erfolgt ist, anregen helfen.



Memoiren und Briefwechsel.

Von **Ludwig Gemmel** (Berlin.)

(Nachdruck verboten.)

I.

Die bei weitem bedeutendste der jüngsten Publikationen der Memoirenlitteratur — von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" selbstverständlich abgesehen — ist das Buch: „H e i n r i c h A b e k e n. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt."[1]) Es ist ein reiches Leben, das uns hier in schlichten Worten, meist von Abeken selber, erzählt wird. Nicht in der meist zugestutzten Art von Erinnerungen, sondern in seinen Briefen, die dieser reiche Geist viel und gern schrieb, rollt sich ein bedeutendes Leben vor unseren Augen ab; alles atmet Frische, Unmittelbarkeit, Wahrhaftigkeit und Treue. Ja, Treue ist das richtige Wort, um diesen Mann zu charakterisieren: Treue gegen seinen Gott,

[1]) Berlin 1898. E. S. Mittler & Sohn.

Treue gegen seinen König, Treue gegen seine übernommene Pflicht, Treue gegen seine Freunde, Treue gegen sich selbst. Diese Treue hat den jungen Theologen seine gesicherte Stellung als Gesandtschaftsprediger in Rom aufgeben lassen, ohne daß er gewußt hätte, was er nun beginnen sollte; nicht infolge von Glaubenszweifeln, sondern weil er erkannte, daß er zum praktischen Geistlichen nicht tauge. „Durch die spezielle Theologie, wie sie jetzt steht, kann der Kirche nicht geholfen werden, welche anderer Dinge bedarf als der theologischen Wissenschaft. Im höchsten Sinne ist freilich alle Wissenschaft Theologie, und in dem Sinne möchte ich nun erst recht Theologe werden.“ Und nun begann für den jungen Mann, dessen Erziehung schon von Jugend auf eine freiere gewesen war, als sie im allgemeinen deutschen Kindern gegönnt wird, die eigentliche Zeit der Lehr- und Wanderjahre. Nicht gedrillt zu werden für einen bestimmten Beruf, sondern für das Leben in seinen mannigfachen Anforderungen gebildet zu werden, diesem Ideal der englischen vornehmen Erziehung hat Abeken nachgestrebt. Seinem Verkehr mit Bunsen von Rom her verdankte er die Einführung bei Friedrich Wilhelm IV. Er trat diesem hochgebildeten und geistvollen Manne sehr nahe, der ihn für seine Pläne der Gründung eines Episkopats in Jerusalem gewann. Abeken machte in dieser Angelegenheit Reisen nach England und wurde auch sonst zu vertraulichen Missionen zwischen dem König und Bunsen verwandt, nebenher aber mit der Ausarbeitung einer neuen Liturgie beschäftigt. Mit diesen Plänen hing auch die Reise nach dem Orient zusammen, die Abeken mit Lepsius zusammen 1842—45 unternahm; leider sind die interessanten Schilderungen dieser Fahrt durch Egypten, Syrien und Palästina in dem Buche etwas knapp gehalten, und es wäre freudig zu begrüßen, wenn aus dem Nachlaß das vollständige Tagebuch und die Briefe aus dieser Zeit herausgegeben würden. Nach seiner an wissenschaftlichen Ergebnissen und gewonnenen Anschauungen sehr reichen Reise wurde er als Hilfsarbeiter in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen. Hier bot sich ihm ein Arbeitsfeld dar, das ihn befriedigte; er hat mit seltener Treue und Arbeitsfreudigkeit bis zu seinem Tode im Ministerium seine Pflicht bis zur Aufopferung gethan. Seine ruhige, bescheidene, anschmiegsame Natur, die dabei nichts knechtisches hatte und sehr wohl ihre Selbständigkeit zu wahren wußte, befähigte ihn besonders zum Mitarbeiter des Ministers; unter Manteuffel und Bismarck hat er, zuletzt als Geheimer Legationsrat, die Tage von Olmütz bis zu den Siegestagen des deutsch-französischen Krieges als treuer und geschätzter Helfer in der unmittelbaren Gefolgschaft seiner Chefs mitgemacht; vom Jahre 1864 an folgte er dem König auf jeder Reise, teils unter Bismarck, teils allein, wo er dann die Vorträge nach Depeschen seines Chefs zu halten hatte, wobei ihm oft die nicht ganz leichte Vermittlung zwischen dem Kanzler und seinem „alten Herrn“ zufiel.

So zieht die ganze Geschichte der letzten 30 Jahre an uns vorüber, von einem Manne aufgezeichnet, der von seiner bevorzugten Stelle aus manches näher und eingehender betrachten durfte, als es uns anderen gegönnt ist. Es ist rührend, die Bescheidenheit dieser „Feder Bismarcks“ (Bismarck's Pen wurde Abeken genannt), die sich in jeder Weise der nervösen und im allgemeinen schwer umgänglichen Persönlichkeit Bismarcks unterordnete, zu beobachten; wie er Entwürfe, Exposés, die Früchte stundenlanger Denkarbeit, lächelnd verwirft, weil sie dem Chef nicht zusagen; rührend die Freude, wenn er seiner Gattin bescheiden meldet, daß Bismarck seinen Entwurf ohne jede Aenderung acceptiert habe. Wie hoch sein Chef von seiner Mitarbeit gedacht, geht aus einer im Abgeordnetenhaus gehaltenen Rede im Jahre 1873 hervor, als er das Amt des Ministerpräsidenten für einige Zeit niederlegte. Er begründete das unter anderem, indem er sagte: „... Es kam dazu, daß ich gerade in dem Auswärtigen Amte, welches ich vorzugsweise als meine spezielle Aufgabe betrachte, eine Hilfe hatte, deren ich gern bei dieser Gelegenheit gedenke, es war der Geheimrat Abeken, der seitdem verschieden ist.“

Für die Erkenntnis des Menschen Bismarck ist das Buch eine wahre Fundgrube; es ergänzt das Buch des in letzter Zeit in Mißkredit gekommenen Moritz Busch: „Graf Bismarck und seine Leute“ nach mehr als einer Seite. Von den treffenden Beurteilungen Bismarcks, die an Wert gewinnen durch die Zeit, in der sie gefällt wurden, sei nur eine hier angeführt: „Mit dem Minister ist manchmal schwer auszukommen. Das Schlimmste ist immer, wenn er nicht hören will, während man ihm nur einfache Thatsachen vorlegen will, die er kennen müßte, manchmal freilich will er sie nicht kennen und manchmal hat er sogar Recht daran. Ich muß oft, wenn der erste Aerger vorbei ist, über ihn und über mich lachen. Ich will immer sehr genau auf das antworten, was die Leute gefragt haben. Er antwortet sehr oft garnicht darauf, antwortet oft auf etwas ganz anderes, hört nicht, was sie sagen, er denkt nur an das, was er sagen will, und das alles geschieht oft ganz unabsichtlich, oft, sehr oft absichtlich. Da haut er denn manchmal sehr daneben, und, was mir leid thut, es kriegt mancher einen Klapps weg, den er garnicht verdient hatte. Aber oftmals ist es auch gerade das rechte und es kommt meistens wirklich mehr darauf an, was Bismarck sagen, als was der andere hören wollte. Es ist gerade dies Nichtachten des anderen auch in dieser Beziehung ein notwendiges Element seiner Größe, welches ihn befähigt, mit eiserner Energie auf sein Ziel, wenn auch oft auf sehr schiefem, ja krummem Wege loszugehen.“ (12. Sept. 1870.)

Das Bild des alten Königs Wilhelm erhält durch die Schilderung Abekens, der ihm so nahe treten durfte, wie wenige, keine neuen Farben; aber seine Herzensgüte, Gemütstiefe, Bescheidenheit und Dankbarkeit leuchten aus jeder Schilderung aufs neue heraus. Höher aber denn als ein wertvoller Beitrag zur Memoirenlitteratur steht das Buch als das Denkmal ines köstlichen, harmonisch gelebten und erfüllten Menschendaseins. Wie Goethe selber und weimarische Beziehungen in sein Leben oftmals eingriffen, so scheint der Geist Goethes über diesem Leben zu schweben, das ganz der Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit, treuer Pflichterfüllung, einem edlen Freundschaftsdienst und der Liebe gewidmet war, die ihm noch spät erblühte und ihm die letzten sieben Jahre seines Lebens vergoldete, nachdem der Tod ihm seine erste Gattin nach fünfzehnmonatlicher Ehe dahingerafft hatte. Im Glück und Unglück aber stand ihm sein Gott immer am nächsten, und wie er zu den Königen und Gewaltigen dieser Erde immer gleich in persönliche, rein menschliche Beziehungen kam, so gewann er durch seine schlichte, innige und hingebende Natur auch zu seinem Gott ein rein persönliches Verhältnis. Und weil es auch ein ehrliches Verhältnis war, blieb er frei von jeder Heuchelei oder Unduldsamkeit; darum wird auch der Nichtgläubige durch das häufige Hineinziehen Gottes in die täglichen Verhältnisse nicht etwa befremdet, sondern angeheimelt, denn es ist ein Ausdruck mehr seiner großen, gütigen und edlen Persönlichkeit. Jeder, der sie aus diesem Buch, das die Witwe liebevoll zusammengestellt, kennen gelernt und der in die treuen Augen des Mannes, dessen Porträt dem Buche beigegeben ist, geschaut hat, wird diese Bekanntschaft für einen Gewinn seines Lebens ansehen.

Auch die „Erinnerungen aus dem Leben des General-Adjutanten Kaiser Wilhelms I., Hermann von Boyen“[2]) sind nicht ein Memoirenwerk im eigentlichen Sinne; sie sind ebensowenig wie das Lebensbild Abekens „von ihm selbst“ geschrieben; da aber bei beiden Werken die Herausgeber sich darauf beschränkt haben, die Tagebuchaufzeichnungen, Berichte, Briefe nur mit dem notwendigsten verbindenden Text zu versehen, so haben wir fast durchweg den Eindruck, als schilderten beide Männer selber ihr Leben. Auch sonst haben beide Bücher große

[2]) Von Wolf von Tümpling. Berlin 1898. E. S. Mittler u. Sohn.

Aehnlichkeit: Boyen, der als General-Adjutant Kaiser Wilhelms seinem Herrn zwei Jahre im Tode voranging, hat, ebenso wie Abeken, den Vorzug gehabt, den intimsten Verkehr mit dem König pflegen zu dürfen. 1848, in den kritischen Märztagen, wurde er dem Prinzen von Preußen als Adjutant beigegeben und ist auf diesem Ehrenposten, mit ganz wenigen Unterbrechungen, die der Dienst erforderte, bis zu seiner Pensionierung, die 1880 seiner Kränklichkeit wegen sehr gegen den Wunsch des Kaisers erfolgen mußte, geblieben. Er hat seinen Herrn auf fast allen Reisen begleitet, nach England und Rußland, auf die Inspektionen, in die Kriege. Und wenn es dem General auch nicht vergönnt war, infolge seiner Stellung, die ihn immer in der Nähe des Königs hielt, Schlachtenruhm zu ernten, so ist er doch weiteren Kreisen bekannt geworden als derjenige Offizier, der Napoleon als Gefangenen nach Wilhelmshöhe geleitete. Auch sonst ist seine Stellung immer mehr eine höfisch-diplomatische als eine militärische gewesen und schon sein Kommando im polnischen Aufstande 1845 nach Krakau gab seiner Feder mehr Gelegenheit zur Arbeit als seinem Degen. Die eingehenden Berichte, die er seiner vorgesetzten Behörde über die Zustände in Polen und über die unglaubliche Zerfahrenheit der österreichischen Occupationsarmee nach Berlin sandte, sind die interessantesten Teile des Buches: sie sind mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit in Auffassung und Stil geschrieben, die manchen zünftigen Litteraten beschämen könnten. Sehr interessant ist bei aller Aehnlichkeit der Stellungen und Anschauungen der Gegensatz der geistigen Atmosphäre, die Abeken und Boyen umgiebt. Dort der große und weite Ueberblick, den das Vertiefen in Wissenschaft und Kunst durch Generationen hin giebt: man spürt alte Kultur in ihren feinsten Verästelungen. Hier der etwas enge Standpunkt des preußischen Armeeadels: wenig differenzierte Gefühle, die alle durch das eiserne Pflichtgefühl im Zaum gehalten werden; strenge militärische Zucht auch in den Gedanken, und ein tüchtiges, gediegenes Wissen. Dieser Armee- und Beamtenadel hat Preußen zu dem gemacht, was es ist; wer in eine dieser Pflanzstätten der künftigen Größe Deutschlands einen Blick thun möchte, der lese das Leben Boyens. Sein Lebenslauf ist vielleicht nicht ganz typisch: getragen durch den Namen seines großen Vaters und von der andauernden Gunst eines dankbaren Fürsten, fehlt seinem Leben das eigentliche Ringen um Beachtung und Anerkennung, dieses oft verzweifelte und tragische Ringen des jungen tüchtigen Offiziers, in dem großen Strom der mitschwimmenden Mittelmäßigkeit bemerkt und der besonderen Befähigung entsprechend beschäftigt zu werden. Aber man hat das Gefühl, daß dieser in der Schule eines strengen und weisen Vaters erzogene, in der Tradition preußischer Pflichterfüllung aufgewachsene Offizier seine ihm zukommende Stellung sich erkämpft hätte, auch wenn er größere Schwierigkeiten hätte überwinden müssen. —

In eine weiter zurückliegende Zeit führen uns die „Denkwürdigkeiten des Grafen **Hans von Schlitz**, von den letzten Lebensjahren Josephs II. bis zum Sturze Napoleons I.“[3]). In einer etwas krausen Einleitung sucht der Herausgeber, Albert Rolf, die Grundsätze, die ihn bei der Herausgabe leiteten, darzulegen. Es geht daraus hervor, daß er den Stoff „bearbeitet und verteilt“ hat. Das klingt verdächtig: solche Denkwürdigkeiten sollten für sich wirken, ohne nachbessernde Hand des Vermittlers; dem Historiker, der das Material späteren Forschungen dienstbar machen will, kommt es zu, zu „bearbeiten und zu verteilen“ und zu entscheiden, was nebensächlich ist oder nicht. Wozu in einem Anhange das schillersche Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“, noch dazu unvollständig, abgedruckt wird und außerdem eine Reimerei, die zuerst ein schillersches Gedicht genannt, dann aber als „nach vorhandenen Bruchstücken und Andeutungen Schillers zusammengesetzt und ergänzt“ uns vorgesetzt wird, dürfte nur dem Herausgeber klar sein. Im übrigen lernen wir in dem Grafen Schlitz einen durch mannigfache Reisen gebildeten, ernsten und strebsamen Adligen von durchaus vornehmer Gesinnung kennen. Wenn er schreibt: „Es war Grundsatz bei mir: der Edelmann müsse, so lange sein eigen Vermögen hinreichend, dem Staate durch Besoldung nicht zur Last fallen. Ich habe auch nie dergleichen verlangt, noch je in meinen Dienstverhältnissen erhalten“, so wird man durch diese hochherzige Auffassung des noblesse oblige gleich für ihn eingenommen und man verfolgt seine diplomatischen Irrfahrten mit Interesse. Er hat zu verschiedenen Zeiten aktiv an wichtigen Zusammenkünften teilgenommen und der Historiker findet viel Material; besonders wird die Ansicht des Grafen über den vielerörterten Rastatter Gesandtenmord, als dessen Anstifter er bestimmt den österreichischen Gesandten Lehrbach nennt, interessieren. Dankbar wird auch der Kulturhistoriker das Buch benützen und auch der Leser, der nur Unterhaltung sucht, kommt auf seine Kosten: denn der Graf ist ein lebenslustiger Herr, der mit frischen Augen in die Welt schaut, sie genießt und uns von seinen Liebesabenteuern (in denen er allerdings seltsamer Weise immer die Joseph-Rolle spielt) und von den Affairen anderer manch pikantes und gepfeffertes Stücklein erzählt.

Fast zur gleichen Zeit haben zwei Dichter ihre Erinnerungen herausgegeben: **Rudolf v. Gottschall** und **Dagobert von Gerhardt** (Amyntor). Da aber die Jugenderinnerungen Gottschalls von anderer Seite in diesen Blättern gesondert besprochen werden, soll hier nur von Gerhardts Lebens-Skizzenbuche[4]) die Rede sein, dessen erster Teil schon vor einigen Jahren erschienen ist. Aus diesem Buche spricht keine große Persönlichkeit. Ein guter und wohlmeinender, aber etwas enger Mensch tritt aus ihm hervor. Die Luft, die einem aus seinen Blättern entgegenweht, ist die reine, aber nicht sehr frische Luft jener Landhäuser, in denen der norddeutsche Land- und Armeeadel lebt. Etwas Bildung, etwas Aufklärung, etwas geistige Unabhängigkeit; sieht man näher zu, so schrumpft das alles sehr zusammen und es bleibt eine große Portion Halbbildung und Viertelverständnis und Gesinnungsabhängigkeit zurück. Aber der Mensch in Gerhardt interessiert immerhin; namentlich seine mit heroischem Mute getragenen Leiden, die ihn als Andenken aus dem deutsch-französischen Kriege Jahrzehnte lang verfolgen; seine Kriegsabenteuer, seine Begegnungen mit dem ewig mit seinem Geschick hadernden Grafen Schack, mit Eduard v. Hartmann, mit Schweninger sind lesenswert. Von dem **Künstler** Gerhardt allerdings gewinnt man aus der Art seiner Darstellung, die nur zu oft in den Jargon des Romanschreibers alten Stils verfällt, eine sehr schwache Meinung.

Von Hans **von Bülows** Briefen, die seine Gattin Marie von Bülow herausgiebt, ist der dritte Band erschienen.[5]) Er umfaßt die Zeit von 1855 bis 1864 und ist von den bisher erschienenen Bänden nicht nur äußerlich der stärkste, sondern auch inhaltlich der interessanteste. Die Entwicklung des jungen Mannes, die in den ersten beiden Bänden den größten Raum einnimmt und von höchstem Interesse ist, ist natürlich auch in dem vorliegenden Bande noch nicht abgeschlossen. Dieser lebendige, mit wahrhafter Leidenschaft in die Tiefen der verschiedensten Künstlerindividualitäten eindringende Geist hat überhaupt nie aufgehört, sich zu entwickeln: wir werden jedenfalls in seinen letzten Briefen — wenn sie erst gesammelt vorliegen werden — dasselbe unruhvolle Feuer der Jugend finden, das nur die Wenigsten im Kampf mit dem „Widerstand der stumpfen Welt“ sich zu bewahren wissen. Und diesen Kampf hat der junge Künstler mit Freudigkeit aufgenommen und mit seltener Zähigkeit durchgeführt. Mit nie erlahmendem

[3]) Hamburg 1898. Verlag von G. A. Rudolph.

[4]) Skizzenbuch meines Lebens. II. Teil. Breslau, Schlesische Buchdruckerei und Verlagsanstalt (vorm. S. Schottländer).

[5]) Leipzig 1898, Breitkopf & Härtel.

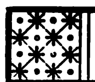
Eifer durchfliegt er Deutschland von Stettin nach Baden-Baden, von Danzig nach Bonn, um als Klaviervirtuose und Dirigent der „Musik der Zukunft" die Wege zu bereiten. Er nimmt keine Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit und kann sich oft nur mit Mühe aufrecht halten, wenn er von einer anstrengenden Tournée zurückgekehrt wieder in die Frohn seiner Unterrichtsstunden muß. Und auch materielle Opfer bringt er diesen Konzerten. „Ich rechne, daß meine beiden Konzerte mich 300 Thlr. Zuschuß kosten werden (ohne daß ich Virtuosen kommen lasse, die in Berlin einmal nichts mehr machen), es ist dies ein Opfer, das meine Frau und ich der Sache bringen, indem wir uns andererseits Entbehrungen auferlegen" schreibt er 1857. Und wo er es für erforderlich hält, da kämpft er nicht blos als Virtuos und Dirigent für die gute Sache, sondern er nimmt auch die Feder zur Hand und geht gegen die unwissenden oder übelwollenden Rezensenten scharf los. Aber es passiert ihm dann wohl, daß er im Kampfesmut leicht über das Ziel hinausschießt; das geht ihm sogar mit seinen Freunden so. Er selbst schreibt darüber an Raff: „Die Feder ist ein böses Werkzeug; es besteht zwischen ihr, Papier und Tinte eine heimliche Verschwörung gegen den gemeinsamen Herrn, der öfters selbst zum Werkzeug herabsinkt und mit Befremden Resultate fixiert sieht, an deren Hervorbringung er kaum ein heimliches Gelüste empfindet. So habe ich den vorigen Passus gänzlich wider Willen geschrieben."

Es lag überhaupt bei aller Reinheit und Größe seiner Seele etwas Zwiespältiges in seiner Natur, das ihn bedrückte und von dem er sich nur in den Stunden erregten Schaffens und Nachschaffens ganz befreite. Das äußerte sich dann in einer galligen Schärfe, in dem beißenden Witz, in der hochfahrend erscheinenden Unduldsamkeit, die dem Fernerstehenden bisweilen diese großangelegte, im wahren Sinne aristokratische Natur kleinlich erscheinen ließ.

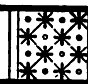
Sehr zu bedauern ist, daß Bülows Briefe an Wagner, Liszt und Berlioz in diesem Bande fehlen. Die Briefe an den französischen Meister sind leider unauffindbar; Bayreuth grollt noch immer und scheint auch dem Toten gegenüber die Rolle weiterspielen zu wollen, die es dem Lebenden gegenüber annahm, so daß Frau von Bülow nicht einmal Auskunft über die Briefe von dort bekommen konnte. Die Briefe an Liszt endlich hat die Herausgeberin in hochherziger Weise La Mara überlassen, die ihre Liszt-Publikationen mit einem Briefwechsel Liszt-Bülow beschließen wollte. (Der Band ist inzwischen erschienen und soll uns in dem nächsten Bericht beschäftigen.) Wenn nun auch der vorliegende Band der Bülow-Briefe dadurch verloren hat, so ist andererseits durch die Publikation La Maras ein einheitliches, abgeschlossenes Bild dieses wahrhaft idealen Verhältnisses zwischen dem jungen und dem viel älteren Manne ermöglicht worden.

Vollständigkeit scheint übrigens auch sonst nicht in der Sammlung angestrebt. Im Vorwort ist allerdings von Kürzungen, die durch Rücksichten auf Lebende geboten waren, die Rede. Warum aber fehlt Bülows Brief vom 10. Sept. 1858, der sich im Wagner-Museum befindet? Und der Brief an Bronsart von Schellendorf vom 30. Juli 1859, der nur in einer Anmerkung auf S. 254 citiert wird? Von einem so bedeutenden Manne, wie Bülow es war, kann jedes Zeugnis von Wichtigkeit für den künftigen Biographen werden, wenn es auch dem zeitlich Nahestehenden vielleicht nebensächlich erscheinen mag; in dieser Hinsicht bedaure ich auch die vielen Auslassungen, die vielleicht nicht ganz so rücksichtsvoll hätten gemacht werden brauchen. Doch diese Bedenken sollen uns die Freude an dem schönen Werke nicht nehmen, dessen glückliches und rüstiges Fortschreiten nicht nur jeder Musikfreund, sondern auch Jeder, der sich für große Persönlichkeiten und für ihr Werden und Wachsen interessiert, mit Ungeduld erwarten muß.





Echo der Zeitungen



„Die drei Reiherfedern."

Von **Franz Servaes** (Berlin).

Sudermanns neuestes Stück setzt den Rezensenten in eine eigentümliche Verlegenheit. Er müßte, bevor er es unternimmt, eine Kritik darüber auszusprechen, zunächst einen ausführlichen Kommentar darüber schreiben. Diesen Kommentar kann er aber nicht schreiben, denn er kann nicht wissen, was sich hinter diesem Stück an rein persönlichen Motiven und Stimmungen alles verbirgt. Er gewinnt den Eindruck, daß viel Derartiges hineingeheimnißt sei; aber er hat keine Handhaben, es zu enträtseln — wohl auch ein wenig Scheu, es zu berühren. Somit wird das letzte Wort über dieses Dichtwerk weniger vom rein-ästhetischen Verständnis abhängen, als von der biographischen Forschung, zu der (das versteht sich von selber) die Zeit noch nicht gekommen ist.

Aber auch das rein-ästhetische Verständnis ist schwierig und eine völlig genügende Aufklärung von heute auf morgen eine bare Unmöglichkeit. Ich will nicht entscheiden, ob die Schuld hier ausschließlich beim Rezensenten liegt. Man wird, wie ich glaube, den Dichter nicht davon freisprechen können, daß er durch langes Hintermbergehalten mit seinen leitenden Absichten, durch bedauerliche Unklarheiten im Aufbau, durch unnötiges Anhäufen pragmatischer Motive den Genuß und das Verständnis seines Werkes erschwert hat. Es giebt eine alte Regel des Aristoteles, die etwa so lautet: „Die Menschen auf der Bühne dürfen im Dunkel tappen; der Zuschauer aber muß klar sehen." Diese Regel halte ich für unverbrüchlich. Indem Sudermann gegen sie verstößt, hat er sein Drama verzwickt und undurchsichtig gemacht, hat ihm die Einfachheit und Größe der Linie genommen und weckt im Beschauer ein Gefühl von geistigem Unbehagen.*)

Das blinde Ungenügen einer dem Höchsten zustrebenden Menschenseele hat offenbar Sudermann in seinem Drama gestalten und symbolisieren wollen. Er wählt dazu als Unterlage ein Märchen, dessen Ziel indes erst im letzten Akt sich zu enthüllen beginnt. Drei Reiherfedern sind die Träger eines Zaubers. Prinz Witte hat sie (man erfährt nicht, warum) auf das Geheiß einer alten Unholdin, der „Begräbnißfrau", in gefährlichem Abenteuer erbeutet. Als ein Siegfried und Hüon kehrt er zurück, und nun soll ihm zum Lohne das schönste Weib werden. Verbrennt er die erste Reiherfeder — und das geschieht sogleich — so soll er die Geliebte in großen Nebelumrissen am Meereshimmel erblicken. Verbrennt er die zweite, so soll ihm die Geliebte als Nachtwandlerin nahen, und er wird ihrer Umarmung froh werden. Verbrennt er die dritte, so wird die Geliebte plötzlich sterben. Die Begräbnißfrau verbindet — doch die Kenntnis davon unterschlägt uns der Dichter — mit ihrer Gabe

*) Die Buchausgabe des Werkes ist bei J. G. Cotta in Stuttgart erschienen. Preis M. 3,—.

einen listigen Hintersinn. Prinz Witte wird die Geliebte finden, aber ohne zu wissen, daß sie es ist. Er wird bei der gefundenen seine Sehnsucht und Ruhelosigkeit nicht verlieren. Er wird sich angekettet fühlen, er wird weiterstürmen. Er wird dann, wenn er sie nach fünfzehn Jahren zielloser Irrfahrt endlich wiederfindet, beim Verbrennen der letzten Reiherfeder die Geliebte plötzlich umsinken und sterben sehen. Und er wird dann erkennen, daß er in Blindheit sein Glück umarmt und in Thorheit verschmäht hat. Er wird damit selber der Begräbnißfrau verfallen sein. Daß dieser Hintersinn vorhanden ist, lehrt uns der Gang des Stückes, in dem alles so kommt, wie eben erzählt wurde. Aber alles trifft uns unvorbereitet, weil wir den Hintersinn nicht kannten. Die Wirrsale, in die Prinz Witte sich stürzt, werden für uns ebenso viele Wirrsale, aus denen wir uns ebenso wenig als er hinauszufinden wissen, weil wir ebenso wenig als er sehend sind. Es müßte — und mit einer vagen Andeutung wird im ersten Akt darauf hingezielt — klar und deutlich die Frage gestellt sein, ob Prinz Witte die verhängnisvolle Gabe der drei Reiherfedern ausschlagen wolle. Thäte er das, so würde er zwar jenes Weib nicht erhalten, aber Ruhe und Seelenfrieden würden ihm gewahrt bleiben. Thäte er es nicht, so bestände die dunkle Drohung, daß er seiner Sehnsucht niemals Meister werde. Prinz Witte müßte dann lachend erwidern, daß er seine Sehnsucht tragen wolle, um das Weib seiner Träume zu erringen. Und die Lösung wäre alsdann, daß Weib und Sehnsucht das Gleiche wären, so daß der Prinz das erträumte Weib zwar körperlich umarmen aber seelisch niemals besitzen könne, so lange das Fieber der ziellosen Sehnsucht in ihm rase. Wie dieses vom Zuschauer Geahnte sich langsam vollzöge, würde den Inhalt des Dramas ausmachen. Wir sähen den Helden straucheln und sich verstricken, gegen die Stricke toben und blindlings von dannen stürzen, und wir wüßten dabei still in unserem Innern, daß all dieses scheinbar Willkürliche sich mit tiefer Notwendigkeit vollzöge, und daß der hochfahrende Held, der, dem Schicksal zum Trotz, Widersprechendes in sich vereinen wolle, einem unentrinnbaren Verhängnis verfallen sei, das ihn mit Zaubermacht langsam umgarne. Das Theater bedarf durchaus solch klarer Problemstellung; sie wird bedingt durch die psychische Natur des beim Zuschauer zu erweckenden Genusses. Der Zuschauer darf sich nicht unausgesetzt Rätseln gegenübersehen, sonst kommt er nicht zu sich selber. Er muß aber in erster Linie sich selbst genießen, wenn er ein Dichtwerk genießen soll. Er muß sich den Personen des Dichtwerks, mag er auch noch so bewundernd zu ihnen aufschauen, doch in einem Punkte überlegen fühlen: in dem Bewußtsein seiner größeren Ruhe, die darauf gegründet ist, daß er die Fäden überschaut, die Jene nicht zu entwirren wissen. Es mag sein, daß dies ein Appell an die menschliche Eitelkeit ist. Dann ist dieser Appell aber eben ein seelischer Faktor, mit dem der Dramatiker zu rechnen hat, wenn er sein Ziel erreichen will.

Das Hauptgebrechen des sudermannschen Dramas glaube ich damit aufgedeckt zu haben. Alles Uebrige ist davon abzuleiten. Vom zweiten Akt an befinden wir uns, bis hart an den Schluß hin, überall auf unsicherem Boden. Wir empfinden die Ereignisse als willkürliche Querzüge, wir leiden unter der Anhäufung plötzlich auftretender Motive. Prinz Witte kommt an den Hof der Königin von Samland. Das bekannte Motiv greift ein, daß der Sieger im Turnier ihre Hand erringen soll. Prinz Witte muß nun diese Hand bekommen und darf doch nicht danach trachten; denn er soll ja das Weib, das er sich erringt, als das Weib seiner Sehnsucht nicht erkennen. Folglich muß Prinz Witte widerwillig ins Turnier gedrängt werden, widerwillig muß er den Kampfpreis gewinnen. Dieses kann nur durch Einführung eines neuen Motives möglich gemacht werden: Es ist das so häufig bei Shakspere verwendete vom räuberischen Usurpator und vom vertriebenen Thronerben. Prinz Witte erkennt im Bewerber um die Hand der Königin einen tückischen Verwandten, der ihm meuchlings die Krone seiner Väter geraubt hat. Von diesem wird er zu dem Kampf gedrängt, dem er sich sonst entziehen würde. So ist von vornherein Alles auf Schrauben gestellt. Nur durch spitzfindige Klügelei wird die Handlung vorwärts geschoben. Alles kommt anders, als man erwartet hat, und der in die Absichten des Dichters nicht genügend eingeweihte Zuschauer wird verwirrt und verdrießlich. Die psychologischen Lücken zwischen den einzelnen Vorgängen werden immer klaffender, um so mehr als die überraschenden Seelenwandlungen sich meist in den Zwischenakten vollziehen. Und wir sehen die Erregung des Helden wachsen, ohne das wir sie verstehen und teilen können. Der anfangs wie eine lichte Siegfried-Figur auf uns wirkte, wird nach und nach zu einem blinden verzweifelten Wüterich, der an Macbeth erinnert. Daneben entwickelt er eine Gefühlsdialektik, wie wir sie im Hamlet und bei Hebbel finden. Und zum Schluß wird er weisheitsvoll und abgeklärt wie eine Grillparzersche Resignationsfigur.

Trotzdem würde ich es für ungerecht halten, über das Werk in seiner Gesamtheit den Stab zu brechen. Es weist zwar viel Verfehltes auf, es enthält aber im einzelnen schöne Züge, und es bekundet ein sehr ernstes literarisches Wollen. Es wäre Sudermann doch ein Leichtes gewesen, mit einem Stück nach Art der „Ehre“ zu siegen; es ist ehrenvoller für ihn, mit diesen „Drei Reiherfedern“ vor der Kritik zu unterliegen. Es beweist, daß er weiter will, daß er sich bei dem Errungenen nicht beruhigt, daß er die Ansprüche an sich selber höher stellt. Gewiß mögen ihm die Lorbeern, die Andere errungen haben, das Einschlafen auf den eigenen verleidet haben. Doch wäre es gar zu wohlfeil, hier Beispiele anzuführen. Sudermann hat sich sogar gedrungen gefühlt, in Versen zu schreiben. Er wird sich, gleich Anderen, sagen lassen müssen, daß dieses seiner Begabung nicht entspricht, daß ihm namentlich der Reim eine wahre Daumschraube geworden ist. Natürlich hat er auch seine alte Art der kniffligen Berechnung nicht lassen können, hat schwülstige Empfindungen mit sophistischen Motivierungen verbrämt, hat gelegentlich in der geschmacklosen Ausbreitung brutaler Kraft geschwelgt. Aber er hat doch Dasjenige thunlichst gemieden, wodurch er bisher zumeist am tiefsten verstimmte: das Protzen mit interessanten Weibern und das lüsterne Spielen mit der wurmstichigen Unschuld. Er sucht sogar, freilich mit dichterisch unzulänglichen Mitteln, das ideale Bild eines reinen aufopferungsfähigen Weibes zu gestalten. Ein bischen Wüstlingtum mischt er ein, aber er spekuliert doch nirgends auf Erregung

der Sinnlichkeit. Daneben gelingt ihm manches sehr schön, vor allem das, was ich die dekorative Ausgestaltung des Stoffes nennen möchte: der Aufbau der Szenerie, der Gegensatz der Bilder, der Wechsel in den Auftritten, die farbige Abtönung der Gestalten, die historisch-mythische Atmosphäre. Dabei kam ihm manchmal die Regie des „Deutschen Theaters" in ausgezeichneter Weise zu Hilfe. Mit hohem Genuß erinnere ich mich zumal des Anfangsbildes des vierten Aktes: Man sieht in eine dunkle hohe Halle, am kreisförmigen Deckenleuchter flackern einige Lichter. Eine lange verödete Tafel dehnt sich aus, mit allen Anzeichen eines unlustig abgebrochenen Banketts. Dahinter eine steile Treppe, die nach einem Vorraum führt, der sich gänzlich im Dunkel verläuft. Dann vorn an der Seite der Tafel ein zusammengekauertes Weib. Es ist Unna Goldhaar, eine Gespielin der Königin, jetzt entehrt, im weißen Büßerinnenkleid und in grauem Schleier. Langsam tritt der König ein, der sie verführt hat. Hoch von der Treppe her, aus dem Dunkel. Spricht erst einige trübe Worte in den rotflackernden Kamin und sitzt dann vorn an der verwüsteten Tafel, während sich das zerknirschte Weib in Seelenängsten an ihn schmiegt. Zwei vom Schicksal ereilte Menschen in einem düsteren Raume, durch den gespenstische Lichtscheine matt und unheimlich hin und wieder gleiten. Ich erinnere mich aus meiner Bühnenerfahrung nur sehr weniger Momente, wo das Tragische einer Situation mit solcher Stimmungsmacht zum Bilde geworden war. Und ich glaube, daß nur ein Dichter dergleichen ersinnen kann.

Somit ist kein Anlaß, Sudermann zu schelten, mag man auch Das, was an seinem neuen Drama mißlungen ist, aufs lebhafteste bedauern. Möge man vor allem eingedenk sein, daß das Werk in der That noch Rätsel birgt, die sich unserer Lösung entziehen, und daß es in der Stellung des sittlich-künstlerischen Problems eine Höhe erreicht, wie sie diesem Dichter bisher versagt war! Ob Sudermanns Kraft ausreichen wird, den neu eingeschlagenen Weg festzuhalten oder gar zu Ende zu gehen, das ist die Frage, die wir nunmehr an die Zukunft zu stellen haben.

Aus der „Vossischen Zeitung".

Auszüge.

Deutschland. Eine weit ausholende Studie „Dramatisch und Theatralisch" von Hans Sittenberger (Beilage z. „Allg. Ztg." 12, 13, 14) sucht vornehmlich das eigentliche Wesen des Dramatischen festzustellen. Es werden die Aeußerungen und Definitionen aller Autoritäten auf diesem Gebiete, vor allem des Aristoteles, dann die von Diderot, Lessing, Eschenburg, Sulzer, Goethe, Schiller, A. W. Schlegel, Hegel, Freytag, v. Berger kritisch durchgeprüft und schließlich das Wesen des Dramatischen zu der folgenden Formel verdichtet: „Dramatisch ist die einheitliche Geschichte eines auf Hemmungen stoßenden Willensaktes von seiner Entstehung bis zu seinen Folgen, dargestellt in unmittelbarer und gegenwärtiger Handlung." Der letzte Abschnitt des Essais ist der Abgrenzung des Theatralischen vom Dramatischen gewidmet, wobei der üblichen Verachtung des Theatralischen entgegengetreten wird. „Das Drama ist nicht reine Dichtung und alle Mittel, die es heranziehen kann, darf es auch verwenden, sofern dadurch in den Vorgang nichts störendes sich einmischt. Nur dann, wenn die theatralischen Effekte unorganisch, also willkürlich, mit auffallender Absichtlichkeit eingeschaltet sind, darf man sie tadeln."

Ueber die vielen „Spielfehler und Geberdenfehler", die oft auch unsere ersten Schauspieler sich zuschulden kommen lassen, spricht sich Wolfgang Kirchbach („Tägl. Rundschau" 18, 19) unter Anführung zahlreicher Beispiele aus. Er verwirft das Bestreben, durch „malende Geberden" das Wort des Dichters übermäßig zu verdeutlichen und wünscht mehr Beachtung des italienischen und französischen Darstellerstils, der die Geberde hauptsächlich als einen die Rede vorbereitenden Akt gebraucht. — Von der Kunst der Rede allein, zumal der parlamentarischen, handelt ein Artikel De oratore von Emil Rechert (Wien) in der „Vossischen Zeitung" (Sonnt.-Beil. 6), der an das kürzlich erschienene Werk des französischen Deputierten Joseph Reinach, „L'éloquence française depuis la révolution jusqu'à nos jours" und an das Handbuch „Die Schule des Redners" von Conrad Alberti (Leipzig, Otto Wigand) anknüpft. — Auf ähnlichem Gebiet, wie diese beiden Beiträge, bewegt sich eine kleine Studie von S. Hoechstetter (Beil. z. „Allg. Ztg." 15) über „Interpretation", die vom Interpreten eines Kunstwerkes nicht die vielgepriesene Objektivität, sondern die „Preisgabe des eigenen Fühlens" verlangt, den Untergang in der Persönlichkeit des interpretierten Künstlers.

Von speziell litteraturgeschichtlichen Arbeiten ist ein größerer Essai von Paul Horn: „Ein persischer kulinarischer Dichter" (Beil. z. „Allg. Z." 71) hervorzuheben. Er beschäftigt sich mit der originellen Erscheinung des persischen Poeten At'ima, der in Schiras geboren ward und in Ispahan 1424 oder 1427 starb. At'ima, seines Zeichens ein Baumwollzupfer, hat seine Gedichte zu einer Sammlung, einem Diwân vereinigt, von der noch Handschriften in Wien und London liegen, während eine gedruckte Ausgabe 1886 in Konstantinopel erschien. Diese Gedichte, von denen das hauptsächlichste den Titel trägt „Die Schatzkammer des Appetits", sind ganz ausschließlich der Verherrlichung kulinarischer Genüsse und Genußmittel gewidmet. Eines davon, das komische Epos „Safranreis und Maccaroni" ahmt parodistisch Firdusis Meisterwerk Schâhnâhme nach. Bei dieser Gelegenheit giebt Horn auch einen kleinen historischen Exkurs über kulinarische Dichter in der Weltlitteratur überhaupt, deren Zahl nicht ganz so gering ist, als man glauben sollte; denn so reiche lyrische Anregung die Dichter aller Zeiten bekanntlich aus dem Trinken gewonnen haben, so wenig gilt im allgemeinen das Essen als eine poesiehaltige Thätigkeit. Eine berühmte Sammlung der Litteratur dieses Gebiets besitzt Herr Auguste Michel in Schiltigheim bei Straßburg.

In die lange Reihe der Erinnerungsartikel, die das 50jährige Gedächtnis an das tolle Jahr veranlaßt hat, gehört noch ein Beitrag von Dr. Rudolf Krauß (Stuttgart) über „Die schwäbischen Dichter im frankfurter Parlamente" („Didaskalia" 9, 10), der nicht nur die bekannten schwäbischen Größen der Paulskirche, wie Uhland, Pfizer, Friedrich Th. Vischer, sondern auch die heute Verschollenen bespricht: den Advokaten Karl Fetzer, der damals zu den besten politischen Lyrikern Württembergs zählte, und Wilhelm Zimmermann, hervorragender durch seine ungewöhnliche Häßlichkeit, denn durch seine Dichtungen, die sich an Uhland anlehnen († 1878). — Mit einem anderen, unvergessenen Mitglied des frankfurter Parlaments, mit Ernst Moritz Arndt und den Beziehungen, die ihn im Laufe seines Lebens mit Leipzig verbanden, beschäftigt sich Dr. Robert Geerds im „Leipziger Tageblatt" (59), während ein Artikel der „Frankf. Ztg." (33) auf das Thema „Schiller als Politiker" eingeht, um den Dichter der „Räuber" nicht minder wie den Sänger des „Tell" als einen Geistesangehörigen der Demokratie in Anspruch zu nehmen.

Von Schillers älterem Zeitgenossen Moritz August von Thümmel, dem Autor des kecken kleinen Epos „Wilhelmine", entwirft Paul von Ebart auf Grund

archivalischer Forschungen eine biographische Skizze („Nat.-Ztg.", Sonnt.-Beil. 4/5), die von der Thatsache ausgeht, daß „bis auf den heutigen Tag sich kein Biograph gefunden, der das Leben dieses merkwürdigen Mannes geschildert hätte." — Im übrigen gehören die biographischen Studien der letzten Wochen vorwiegend der zeitgenössischen Litteratur. In der „Köln. Ztg." (82) wird von dem eben verstorbenen Adolf D'Ennery (vgl. unter „Nachrichten") allerhand anekdotisches erzählt. Anatole France, „wohl der feinste Stilist, den Frankreich heute besitzt," ist Gegenstand einer Skizze von K. Schirmacher („Nat.-Ztg." 43), die insbesondere auf seinen jüngsten, aus dem modernen pariser Leben geschöpften Roman „Le mannequin d'osier" eingeht. Ebenda (80) läßt sich Erich Meyer unter dem Titel „Eine moderne Bekehrung" über J. K. Huysmans aus, der zum Erstaunen seiner Bewunderer auf dem Wege ist, sich in den Schoß der Kirche zu flüchten. „Wenn gewisse Verhandlungen mit Leo XIII. abgeschlossen sind, die noch in dieser Angelegenheit geführt werden, so wird dieser glühende Bewunderer Emile Zolas im Schutz und Schatten eines Benediktinerklosters Unterschlupf finden, und der einstige Naturalist in des Wortes verwegenster Bedeutung wird uns demnächst mit der Lebensbeschreibung der heiligen Lydwina von Schiedam erbauen." — Mit dem australischen Balladendichter Adam Lindsay Gordon macht uns Arthur Ploch (Nürnberg) in der „Vossischen Zeitung" (Sonnt.-Beil. 4) bekannt, der ihn den berufensten Interpreten der australischen Landschaft und des australischen Menschenlebens nennt. Er allein — seine Art erinnere an Lenau — habe für die aufstrebende australische Litteratur repräsentative Bedeutung (vgl. auch L. E., Sp. 433). — Die soziale Lyrik der Ada Negri erfährt durch Albertine Nachtweih („Hamb. Korresp.", Sonnt.-Beil. 3) eine Würdigung, während ihrer in Deutschland weniger bekannten Landsmännin Annie Vivanti — deren „Lirica" vor kurzem schon in 5. Auflage erschienen — eine Darstellung von Otto Piltz in der „Magdeburgischen Zeitung" (36) gilt. — Für eine deutsche Volksdichterin, Agnes Rieß, die Karl Schrattenthal in die Oeffentlichkeit eingeführt hat, sucht ein Feuilleton des „Leipz. Tagebl." (52) zu interessieren. Sie stammt aus der Gegend von Halberstadt, wo sie 1842 geboren wurde, und hat das Unglück, seit ihrer Mädchenzeit vom Blitz gelähmt zu sein. Jetzt lebt sie in Mallmitz in Preußisch-Schlesien. — Ein nachträglicher Gedächtnisartikel auf C. F. Meyer findet sich in der „Düna-Zeitung" (3, 4, 5), und auf den nun bald achtzigjährigen tiroler Dichter Adolf Pichler, dessen Werke gegenwärtig in einer Gesamtausgabe erscheinen, ist eine Skizze von W. Bruchmüller in der „Voss. Ztg." (Sonnt.-Beil. 5) gemünzt.

Theodor Fontanes „Stechlin" widmet Dr. Georg Minde-Pouet in der „Posener Ztg." (85) ein größeres Feuilleton, an dem nur auszusetzen ist, daß der Verfasser zu seiner Einleitung in mindestens ungenierter Weise ganze Sätze aus einem Artikel der „Umschau" (Jahrgang 1897, S. 602) übernommen hat, ohne von dem Institut der Anführungszeichen den bescheidensten Gebrauch zu machen. — Von neuen Uebersetzungen aus der skandinavischen Litteratur handelt ein Beitrag von Adolf Stern im „Dresdner Journal" (25). — Auf Fastenraths deutsche Ausgabe von Zorillas „Don Juan Tenorio" geht S. Samosch in der „Nat.-Ztg." (46) in ausführlicher Analyse ein. — Moritz Necker bespricht das hier öfters genannte Buch Richards Weltrich über den Bauerndichter Christian Wagner (Beil. zur „Allg. Ztg." 25). — Eine neue epische Dichtung von Eduard von Mayer, „Die Bücher Kains vom ewigen Leben" (Zürich, Henckell) wird in einem Feuilleton der „St. Petersb. Ztg." (22) gewürdigt. — Das Werk „Margarethe von Parma" von Felix Rachfahl (München, Oldenbourg, 1898) liegt einer längeren Studie von Emil Daniels („Nat.-Ztg." 63, 74, 77) zugrunde, in der die Stellung der Generalstatthalterin in Poesie und Geschichte beleuchtet wird. Während Rachfahl kein gutes Haar an dem Gegenstand seiner Forschungen läßt, will Daniels sich der günstigen Charakteristik anschließen, die Goethe der Fürstin in seinem „Egmont" und die Schiller ihr im „Abfall der Niederlande" gegeben hat.

Es bleiben anzuführen: „Welches ist das älteste bekannte Buch?" („Köln. Volkszeitung" 55). — „Die Lektüre der Jugend" von R. Franceschini („Berl. Lok.-Anz." 49). — „Wartburgsprüche" von Julius Riffert („Leipz. Ztg.", Wissensch. Beil. 14). — „Zwei weimarische Festschriften" von Prof. Veit Valentin („Frankf. Ztg." 34). — „Der Ungar und sein Lied" von R(obert Waldmüller?) in den „Hamb. Nachr." (Sonnt.-Beil. 4). — „Ernst Curtius in Göttingen" von Gustav Lange („Nat.-Ztg." Sonnt.-Beil. 6). — „Die vlämische Bewegung, I." von Prof. Heinrich Bischoff-Lüttich (Beil. z. „Allg. Ztg." 22.) — „Konfessionelle Brunnenvergiftung durch Schülerbibliotheken" („Köln. Volks-Ztg." Nr. 11 und 32). — „Zur Biographie Jakob Grimms" von W. Scheel („Voss. Ztg.", Sonnt.-Beil. 4.). — „Die Entstehung des Zeitungsanzeigewesens" von H. Schacht (Beil. z. „Allg. Z." 11). — „Das etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache" von O. Breuer (ebenda 13.) ∞

Oesterreich-Ungarn. Goethe und Viktor Hugo werden in einem aus den Studien Jaroslaw Vrchlickys übersetzten Feuilleton („Politik" 43) verglichen, vornehmlich mit Rücksicht auf Goethes Gespräche mit Eckermann und die Tischgespräche Hugos, die dessen Sekretär Richard Lesclide gesammelt hat. Der Unterschied zwischen diesen beiden Büchern sei im Nationalcharakter der Schriftsteller begründet. Der Deutsche grübele und philosophiere gerne und werde dadurch mitunter langweilig. Der Franzose wolle sich amüsieren und werde dadurch mitunter oberflächlich. Viktor Hugo hat sich selten und nur vorübergehend über Goethe geäußert; jedenfalls hat er ihn nicht als den größten deutschen Dichter anerkannt. Dieser müßte erst geboren werden. Es werde der Sänger der Menschlichkeit, Begeisterung und der Freiheit sein. Goethe dagegen hat sich eingehend mit Viktor Hugo beschäftigt und trotz einer im ganzen ablehnenden Haltung seinem Talente Achtung gezollt. Bezeichnend ist das Urteil, das Goethe anläßlich der Marion Delorme abgab: „Wie soll einer nicht schlecht werden und das schönste Talent zu Grunde richten, wenn er die Vermessenheit hat in einem einzigen Jahre zwei Tragödien und Romane zu schreiben, und ferner, wenn er nur zu arbeiten scheint, um ungeheuere Geldsummen zusammenzuschlagen: ich schelte ihn keineswegs, daß er reich zu werden, auch keineswegs, daß er den Ruhm der Tugend zu ernten bemüht ist, allein wer lange der Nachwelt zu leben gedenkt, der muß anfangen weniger zu schreiben und mehr zu arbeiten."

Den schon sattsam abgehetzten Vergleich zwischen Heines Lorelei und Brentanos gleichnamigem Gedicht führt Halusa im „Vaterland" (24) nochmals durch und meint diesen „Raub Heines" entdeckt zu haben. — Das jüngst von Richard Batka in seinen „Musikalischen Streifzügen" behandelte Thema, Grillparzers Verhältnis zur Musik, gibt auch für ein Feuilleton des „Wiener Tageblatt" (25) den Stoff. — Ein englisches Buch von Bernard Shaw „The Perfect Wagnerite", das aus den Musikdramen Richard Wagners dasselbe macht, was Louviers „Sphinx locuta est" aus Goethes Faust, wird im Neuen Wiener Tageblatt (31) „Wagner als Symbolist" gebührend abgefertigt. — Einen früher vielgelesenen, heute vergessenen, österreichischen Volksdichter Friedrich Kaiser, der 138 Stücke geschrieben hat, widmet Heinrich Piller im „Deutschen Volksblatt" (3608) ein Blatt der Erinnerung. Ebenda (3622) wird auch ein anderer „Dichter", dessen Muse einige hundert „Volksromane" geschaffen, Anton Langer, von Carl Schreder eingehend gewürdigt. Ein Zeitgenosse Anton August

Naaff wird als „volksdeutscher Lyriker“ von F. Kuehn in der „Ostdeutschen Rundschau“ (24, 31) gerühmt.

Ueber die englische Dichtung bringt die „Neue Freie Presse“ einiges, so in Nr. 12366 einen Essai von Karl Federn über den Freund Emersons Henry David Thoreau. A. G. Crüwell berichtet (12362) über „Englische Gartendichtungen“, als deren Vertreter er Austin, den derzeitigen poëte laureate mit seinen „Lamias Winter Quarters,“ Thomas Alexander Browne und einige andere nennt. — Ueber die bosnische Litteratur im 18. Jahrhundert spricht im Anschluß an Bloeks Geschichte der böhmischen Litteratur Jaroslaw Kamper in der „Politik“ (26). Ebenda gibt K. Arnosti in gemeinfaßlicher Form die Resultate der kürzlich erschienenen Geschichte der böhmischen Sprache und schließt mit dem Ueberblick über die Leistungen der tschechischen Poesie in unserem Jahrhundert. — Die Geschichte der Universität im Hannakenlande zu Olmütz bringt die „Oesterreichische Volkszeitung“ (28). Im Jahre 1848 gegründet, als die Pforten der Alma mater Rudolfina zu Wien geschlossen wurden, bestand sie blos ein Semester. Im Herbst des folgenden Jahres, als den Studenten wieder der Besuch der wiener Universität gestattet worden war, kehrten von den 400 Hörern die meisten dahin zurück.

Nach Ungarn führt uns der Nekrolog für Adolf Silberstein („Budapester Tagblatt“ 12), einen der bedeutendsten und wirkungsvollsten Kritiker Transleithaniens. Mit Recht wird er ein Kämpfer der Wahrheit genannt, einer jener talentierten Journalisten, dessen Ideal die lichten Höhen der Kunst sind, und der nun im Staube Alltagsarbeit verrichten mußte, die wohl vielleicht Brot, aber keinen Ruhm bringt.

Einige Beiträge beschäftigen sich mit neuen Büchern. Unter dem Titel „Apokalyptische Litteratur“ giebt F. W(ittmann) („Neue Fr. Presse“ 12370) eine sehr beachtenswerte Kritik von Sudermanns „Drei Reiherfedern“ (nach der Buchausgabe). Nicht daß ein Dichter schwer verständliches schreibe, sei zu verübeln, sondern, daß er es in eine Form zwinge, die vor allem Licht und Sonne brauche, die dramatische. Ein Buch, ein Bild gebe Gelegenheit zum Innehalten und Ueberdenken, nicht aber die rasch vorübergleitende Darstellung auf der Bühne. Und auch der 2. Teil des Faust, des schönsten, was je in deutschen Lauten gesagt und gesungen wurde, tauge nicht in die rauhe Luft der Bühne, so gut auch die scenische Wirkung im einzelnen sein möge. „Heute will jeder gleich seinen 2. Teil Faust schreiben. Auch gut. Nur beweise er zuvörderst, daß er den ersten Teil zu schreiben versteht.“ — Der auch in dieser Zeitschrift mehrfach erwähnte Roman „Loki“ von Jacobowski findet in einem Feuilleton von F. Groß im „Wiener Fremdenblatt“ (29) reiches Lob. Ebenso wird Björnstjerne Björnsons Drama „Paul Lange und Tora Parsberg“ von Otto Stöckl im „Neuen Pester Journal“ (10. 1.) gerühmt.

Die in Oesterreich immer weitere Kreise ziehende Bewegung zur Schaffung von Volksbibliotheken giebt S. Frankfurter Gelegenheit in der „Neuen Freien Presse“ (12344) kurz Geschichte und Ziele der Bewegung darzulegen und auf das bereits Geleistete hinzuweisen. Im gleichen Blatte (12356) veröffentlicht einer der Vorkämpfer dieser Richtung, Prof. Eduard Reyer seinen gehaltvollen Aufruf „Helft die Volksbildung heben!“

Erwähnt werden mögen noch einige kulturgeschichtliche Aufsätze: Guido List, „Das Weib im Lichte des Wotanskultes in altchristlicher Beleuchtung und in der modernen christlich-germanischen Auffassung“ (Ostdeutsche Rundschau 17); Georg Brandes, „Die Vorbilder Michel Angelos“ (Neue Fr. Presse 12368); „Aus einem alten Kalender“ (Deutsche Zeitung 9706); „Das Cabinet Noir“ (Reichswehr 1762); „Hexenprozesse und Gottesgerichte in Ungarn“ (N. Pester Journal 345).

Wien. *A. L. J.*

Schweiz. Dem Chronisten, der die deutschschweizerischen Tagesblätter auf ihren litterarischen Inhalt hin — den Begriff im weitesten Sinne genommen — zu durchsuchen hat, bietet sich kein reiches Feld zur Ausbeute. Der Zeitungen zwar sind viele, ein jedes Städtlein hat sein Blättlein, allein nur fünf oder sechs Blätter führen ein selbständig zu nennendes Feuilleton, darin man litterarisch interessierende Originalartikel antrifft und auch dies nur in Zeitabständen. Wenn die deutsch-schweizerische Zeitungsrubrik im „Echo der Zeitungen“ dieses Blattes mager und spärlich aufrückt, so ist die Teuerung, die in den heimischen Tagesblättern herrscht, dafür verantwortlich zu machen. Der Entschuldigungsgrund bleibt aber, wie anderwärts, auch für die Zeitungen der deutschen Schweiz bestehen, nämlich daß das Feuilleton eben möglichst wenig kosten soll. Am liebsten werden begreiflicherweise die Artikel gelesen, die speziell auf die Schweiz und Schweizerisches Bezug haben. Sie machen auch die Mehrzahl aus, sind indeß manchmal auch von allgemeinem Interesse. So werden in einem Aufsatze in den Basler Nachrichten (Nr. 16) Mitteilungen gemacht über „die Taxen unserer Wirte in früheren Zeiten“, aus denen hervorgeht, daß die Wirte, namentlich an Wallfahrtsorten, es schon vor Jahrhunderten praktizierten, die Reisenden „auszumelken“, so daß gegen die mißbräuchlichen Ueberforderungen behördlicherseits eingeschritten wurde, und zwar versuchte man es mit der Einführung bestimmter Taxen. Anno 1480 setzte der Große Rat von Bern fest, daß für Beherbergung von Mann und Pferd täglich nicht mehr als 10 Schillinge (1 Franken 50), für eine Mahlzeit höchstens 2 Plappert (etwa 60 Centimes) verlangt werden durften, und der Rat des Städtchens Brugg im Aargau verfügte 1484, daß aus einem Pfunde Fleisch nur drei Portionen dürften geschnitten werden. Ein eidgenössischer Taxsetzungsbeschluß von 1532 befaßte sich gleichfalls mit den Wirtstaxen. Für eine gute Mahlzeit sollten nicht mehr als 6 Kreuzer, für Morgensuppe, Abendbrot und Schlaftrunk nicht mehr als 3 Kreuzer verlangt werden; nur wenn ein Gast dem Schlaftrunke unziemlich zusprach, sollte der Wirt einen höheren Betrag fordern dürfen. Auch in der Folgezeit beschäftigte die Frage der Wirtstaxen noch öfters die Behörden. — Die Bekanntschaft mit einem Palästinapilger, dem schaffhausenischen Junker Hans Stocker, vermittelt ein Artikel „Eine schweizerische Palästinafahrt 1519“ in den Nummern 13, 14 und 16 der „Neuen Zürcher Zeitung“ von Dr. Ad. Nabholz. Die gegebene Schilderung hält sich eng an die von dem Pilger selbst verfaßte Beschreibung. Zur Vergleichung mit einer modernen Jerusalemfahrt bietet der Artikel mannigfach Anlaß. Kulturhistorisch interessant ist die Detailschilderung der Beschaffenheit und Ausrüstung eines Pilgerschiffes und der Pilgerausrüstung selbst. — Der „Bund“ (Nr. 3) bringt in einem eigenen Feuilleton eine sehr empfehlende Besprechung des Max Kalbeckschen Buches „Opernabende“, sowie unter dem Titel „Ergebnisse neuester Goetheforschung“ eine solche des Bandes „Goethe und die Romantik“ von Schüddekopf und Walzel aus der Feder von J. V. Widmann. In dem ultramontanen Luzerner „Vaterland“ (Nr. 23 und 24) erinnert ein Anonymus anläßlich der Druckfreigabe der Schriften Adalberts Stifter (gest. 28. Januar 1868) in eindringlicher Weise an diesen dichterischen Naturspezialisten, den er als katholischen Dichter in Anspruch nimmt. Alles, was seither von katholischen Romanschriftstellern verfaßt worden sei, habe sich an die sittlichen Maßstäbe Stifters gehalten.

Zürich. *Dr. W. Bolza.*





Bilderschmuck-Probe aus **Puttkamer**, „Aus Vergangenheiten." (Straßburg, Schlesier & Schweickhardt).
Gezeichnet von Carl Spindler.

Die Frauen von Ruffach.

Von **Alberta von Puttkamer**
(Straßburg i. E.).*)

Das war um des fünften
Heinrich Zeit,
Der brach dem Bischof von
Straßburg den Eid.

„Und wer mir Clemens als
Papst nicht erkennt,
Den treffe in Rache, was
sticht und brennt."

Und er raubte ihm Ruffach,
das Bistum und Schloß,
Und er stürmte die Stadt
mit Heer und Roß.

Herr Vogt, geht hin, zeigt
eiserne Hand,
Bis sie Clemens als Herren
von Rom erkannt!

Der Vogt übte Willkür mit
Wut und Graus —
Das Glück schlich weinend
zum Thor hinaus . .

Einst blaute ein schimmern-
der Ostertag,
Da glimmten die Blüten
wie Kerzen am Hag;

Da stieg es wie Weihrauch
vom Blumengefild,
Vom Kirchlein sangen viel
Stimmen mild —

Und ängstlich huschen die Bürger hinein,
Als könnt' wer die heilige Schwelle entweihn.

Grad fällt ein Goldstrahl ins Kirchenthor,
Da wandelt ein herrliches Mädchen hervor.

So rein ist die Stirn, und so scheu ihr Tritt —
Da trotzt ihr entgegen ein eherner Schritt.

Es bricht sich der eiserne Vogt die Bahn:
„Euch hat der Kaiser in Acht gethan;

Ihr alle seid mir zu eigen und Frohn.
Ich such' meiner Lust den süßesten Lohn."

Zwei Knechte schleppen die Maid hinweg;
Da tritt in die Reihen der fahle Schreck.

Und die Mutter sinkt flehend zur Erde hin:
„Auf, Männer! Macht eisern die Faust und den Sinn!

Wenn der Kaiser und Vogt unser Heiligstes zwingt,
Und die Freiheit mit Wildheit niederringt,

Dann ist's Zeit, daß das Gräßliche, was sie gesät,
Das Schwert der Verzweiflung niedermäht . . ."

Die Männer schau'n wie verwirrt und gebannt,
Und keiner regt zu Thaten die Hand.

Da erhebt sich die Mutter in höchster Not,
Ihr Wort klingt gewaltig wie ein Gebot:

„Und knebelt er Eure Männerkraft,
So ruf' ich ein Höheres aus der Haft,

Ihr Frauen, aus Eures Herzens Glut
Erweck' ich der Mutter heiligen Mut!

Wem warmes Blut in den Adern rinnt,
Der eile zum Kampf für ein schuldloses Kind!"

Da fahren sie stolz wie Löwinnen auf —
Sie entreißen den Männern der Schwerter Knauf.

Und die Entflammten wachsen zum Heer,
Und greifen in heiliger Wut zum Speer —

Und wie sie den Bergpfad stürmen hindann,
Da fällt's von den Männern wie dumpfer Bann.

Die Ruffacher strecken mit Hieb und Stich
Den Vogt und alles, was kaiserlich . . .

Und Heinrich der Fünfte enteilt zu Roß
Nach Colmar mit seinem zerschmolzenen Troß . . .

Die Sage kündet: Der Kaiser vergaß
Die Krone, und ward gar schreckensblaß;

Und Mantel und Szepter fand er nicht mehr,
Noch fürstlich Gewaffen und Manneswehr.

Doch die siegenden Frauen haben zur Nacht
Noch Krone und Szepter zum Kirchlein gebracht;

---

*) Entnommen dem neuen Balladenbuche „Aus Vergangenheiten" (Straßburg, Schlesier & Schweikhardt). Buchschmuck von Carl Spindler. Preis Mk. 6.— (s. unter „Besprechungen").

Und den Mantel, purpurdunkel und fein,
Den hüllten sie um den Altarschrein . . .

— Wenn die Liebe im Frauenherzen erwacht,
So loht sie empor zu reinerer Macht,

Als Mannesmut und Herrschergewalt,
Und alles Schöne in freier Gestalt;

So wird sie in heiliger Leidenschaft
Des Weltenrundes tiefinnerste Kraft.



Schlußstück von Carl Spindler.

Nach einem Besuche.

Von **Otto Julius Bierbaum** (Englar).*)

Kürzlich besuchte mich ein berühmter alter Herr. Es scheint, daß er mich eigentlich nicht besuchen, sondern nur meinen Garten ansehen wollte, der wirklich eine kleine Sehenswürdigkeit ist, weil er zwischen den Mauern eines alten Kastells liegt. Aber nun, als er in meinem Garten war, wollte er auch höflich sein und nicht gleich wieder fortgehen. Er betrat also, wie es im alten Stile heißt, „meine Schwelle". Und siehe, da geschah etwas Sonderbares mit dem alten Herrn. Er hatte anfangs ein etwas muffiges Gesicht gemacht, so ein Gesicht, aus dem man eine gewisse Angst lesen konnte: Herr des Himmels, was steht mir bevor! Aber kaum hatte er sich in meinem Zimmer umgesehen, so hellte sich das Gesicht auf, und es sahen mich zwei Augen mit einem Blicke der Erleichterung an.

„Wie? Sie haben Lithographien von Thoma an den Wänden? Und in Goethes Gesprächen lesen Sie? Und das da! „Eduards Traum" von Wilhelm Busch? Ja, ich denke, Sie sind ein Moderner?"

Ich begriff den alten Herrn nicht gleich. Warum wollte er mich zum Besten halten? Weshalb gab er mir Rätsel auf? Oder . . . meinte er wirklich . . .?

Ja, er meinte wirklich. Er meinte wirklich, ein „Moderner" könne an solchen Büchern, an solchen Bildern doch eigentlich keinen Geschmack finden. Er dachte, ein „Moderner" läse unausgesetzt Gerhart Hauptmanns Dramen und fände sein künstlerisches Genüge an Max Liebermann.

Es fehlte nicht viel, und ich hätte eine laute Rede gehalten. Aber zum Glück verstanden wir uns bald. Und wir verstanden uns so gut, daß wir ganz vergnügt wurden.

„Das ist ja himmlisch!" rief der alte Herr einmal übers andre aus. „Die Jungen sind keine Wilden. Wir beten ja zu den selben Göttern! Ihr habt allerdings ein paar mehr als wir. Aber das ist bloß natürlich. Denn, daß diese überproduktive Zeit auch einige neue Götter schafft, ist nicht verwunderlich. Aber im Grunde, im Grunde können wir in demselben Tempel opfern. Ich hatte gedacht, Ihr haltet alles, was uns heilig ist, für Kehricht und betet bloß die Besen an, die den wegräumen wollen."

*

Wir haben uns dann noch öfters gesehen und recht herzlich ausgesprochen. Ich habe viel dabei gelernt. Vor allem eines: Die Rede von der unüberbrückbaren Kluft zwischen den Generationen ist auch bloß ein Klapperwort, das zum Handwerk der Allzuschnellen gehört.

Es ist gar nicht wahr, daß wir uns nicht verstehen können. Wir mißverstehen uns nur zu leicht, weil eine Weile lang so ein infames Schlagwortgestöber geherrscht hat, bei dem einem Hören und Sehen verging.

Die künstlerisch Empfindenden der älteren Generation haben genau so wie wir die breite Mittelmäßigkeit der Nachtreterschaft verabscheut, nur wandten sie, wie es im Wesen des Alters liegt, die Blicke rückwärts, indessen wir vorwärts schauten. Das irritierte uns, und wir wurden ungeberdig darüber, daß man nicht gleich mit uns glauben wollte, die wir das neue Heil in uns fühlten. Aber, eigentlich, es war den alten Leuten nicht zu verdenken. Denn nun eben hob ja das Gestöber der Worte auf -ismus an und verdunkelte den Blick. Und was an Werken wurde, das sah den Augen, die ans Fertige gewöhnt waren, natürlich unerquicklich aus.

Wir sahen darüber hinweg, wie über den Staub der Landstraße, an deren Ende das offene Thor winkt. Sie aber drehten sich nun erst recht um und meinten, das Staubgewirbel des Neuen sei auch nicht vergnüglicher, als der Sumpf des Epigonischen.

*

Nun aber, da der Staub sich gesenkt hat, ist es an der Zeit, daß sie nicht mehr bloß nach hinten sehen. Sie werden, wenn sie sich umschauen, merken, daß das Wort „Besen, Besen, seid's gewesen" mit Erfolg gesprochen worden ist, und sie werden, wie mein bekehrter alter Herr, mindestens die Empfindung gewinnen, daß die Schaffenden von heute nicht mehr Schlagworten, sondern der Kunst dienen, und daß diese Kunst mit starken Bändern und unmittelbar an die große Vergangenheit gebunden ist, heiße sie nun Goethe oder Dürer.

Diese Bänder sind freilich keine Leitschnüre, daran tappende Kinder das Gehen lernen.

Die neue Kunst ist, da sie nun ihre Rüpeljahre hinter sich hat, mündig geworden, und sie wuchert jetzt mit eigenen Pfunden. Sie schätzt das Alte, das sie als köstliches Vermächtnis erbte, aber sie will nicht bloß von dessen Zinsen leben. Das kleinbürgerliche Rentiersbehagen der Epigonenzeit ist ihr fremd, sie fühlt sich Mannes genug, neue Werte aus sich selber zu schaffen.

Wer die Kunst wirklich liebt und sie als wesentlichen Lebensfactor der Menschheit begreift, wer es fühlt, daß wirkliches Kulturleben gar nicht möglich ist ohne freischaffendes Kunstleben, der muß sich, welcher Generation er auch sei, dieses Umstandes als einer Gewähr dafür freuen, daß die mageren Jahre einer bloß verdauenden Kulturepoche vorüber und Zeiten angebrochen sind, die innere Fülle und eigenes Gepräge, ja, wer weiß, vielleicht sogar einen Stil verheißen.

*) Aus: „Der bunte Vogel". Ein Kalenderbuch von O. J. Bierbaum. Berlin, Schuster & Löffler. M. 6,—. (Vergl. „Kurze Berichte.)

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Der Bär. Neben einem Roman von F. von Zobeltitz „Das Heiratsjahr", mit dem der Verfasser in die Fußtapfen Th. Fontanes, des Schöpfers des modernen märkischen Romans, tritt, enthalten die ersten Hefte des Jahrganges u. a. interessante Rückblicke, wie „Die Berliner Gesellschaft in den letzten 25 Jahren" von Ludwig Pietsch, „25 Jahre Berliner Kunstentwicklung"

von Georg Malkowsky und „25 Jahre Theater in Berlin“ von J. Landau. Eine litterarische Erinnerung ruft Paul Warncke in Heft 3 mit seinem Artikel „Geibel in Berlin“ wach, indem er zeigt, wie bestimmend Geibels Aufenthalt in der Reichshauptstadt im Jahre 1836 für sein ganzes späteres Leben wurde. Denn hier erhielt er durch Bettinas von Arnim Vermittlung den Ruf, als Hauslehrer nach Athen in das Haus des Fürsten Katakazy. Im übrigen klagt der junge Dichter, trotz vieler gesellschaftlicher Beziehungen und seines regen Verkehrs mit Curtius, Heinrich Kruse, Graf Schack, Kugler u. a., daß der „Staub und Sand der großen Stadt ihm nichts biete.“ In Nr. 4 bespricht Prof. Th. Pyl das „älteste Buch der deutschen Typographie“, das von Otto Hugg herausgegebene: „Ein Missale speciale. Vorläufer des Psalteriums von 1457“. Seine Entstehung verweist der Herausgeber in das Jahr 1450 (vgl. Heft 9, Sp. 578).

Bühne und Welt. Im 2. Januarheft teilt Prof. Richard Maria Werner ein bisher unbekanntes Lustspielfragment aus dem im weimarischen Goethe- und Schiller-Archiv befindlichen Nachlasse Friedrichs Hebbel mit. Es heißt „Der Turmbau zu Babel“ und stammt aus Hebbels bester Zeit, etwa 1856—57. Der Inhalt sollte nach Werners Rekonstruktion etwa dieser sein: Drei Studenten, Zeisig, Schwalbe und Wachtel*), kommen auf einer Wanderung, bei der ihnen das Geld ausgegangen ist, in ein abgelegenes Dorf und fassen beim Anblick des Kirchturmes den tollen Entschluß, ihn abzudecken, verschaffen sich vom Pastor die Kirchenschlüssel und gehen an die Arbeit, die im Dorf große Aufregung hervorruft. Sie knüpfen mit Mädchen in dem Dorfe Beziehungen an, kommen ins Wirtshaus, wo sich wohl Zwistigkeiten mit den eifersüchtig gewordenen Dorfburschen anspinnen, doch gelingt es den drei Studenten, in der Nacht einen „anständigen Dieb zu erwischen, der dann wohl notgedrungen die Versöhnung mit Hilfe der Mädchen herbeiführt.“ — An die hundertjährige Gedächtnisfeier der ersten Wallenstein-Aufführung knüpft ein Artikel von Otto Harnack an. Er hält es für möglich, die Trilogie so weit zu kürzen, daß sie in einem Zuge gegeben werden könnte, wenn auch nicht innerhalb eines gewöhnlichen Theaterabends, so doch in 4 bis 5 Stunden, etwa entsprechend der Dauer eines wagnerischen Musikdramas.

Deutsche Dichtung. Das 9. Heft bringt je einen ungedruckten Brief von H. Clauren, Rosa Maria Assing, Johann Ludwig Deinhardstein, Willibald Alexis, Berthold Auerbach und Eduard Boas. Einiges Interesse bietet nur der Brief von Willibald Alexis. Er kennzeichnet den maßvollen Mann als entschiedenen Feind der Reaktion. „Für mich war das unangenehmste“, schreibt Alexis an Deinhardstein, „daß ich mich durch einige Rücksichten hier genötigt sah, die erklärende Abfertigung gegen Börne drucken zu lassen. Ja wenn alle Leute Ironie verstünden! Die Menzeliaden und die übrigen Schmutzerzeugnisse haben nichts zu bedeuten.“

Deutsche Rundschau. Februarheft. Eine Reihe von „Studien zur romantischen Schule“ eröffnet Ricarda Huch mit einem kleinen Essai über Karoline Schlegel, deren widerspruchsvolle Persönlichkeit sie mit großer Anteilnahme aber ohne Blindheit für ihre Schwächen und Fehler darstellt. Daß Karoline die Ehe mit Wilhelm Schlegel einging und es vermochte, sich „halb aus spielender Verliebtheit, halb aus Bequemlichkeit in Liebe hineinzulügen“, rechnet sie ihr als Sünde an, um aber doch eine ganze Anzahl von Gründen beizubringen, die diesen Schritt und auch ihre spätere Ehe mit Schelling psychologisch begreiflich machten. „Nichts von allem ist doch so wundervoll, wie die Unschuld ihres Selbstbewußtseins, das auf der zweifellosen Ueberzeugung von der ursprünglichen Güte ihres Herzens beruhte.“ — Ueber

*) Es scheint Werner nicht aufgefallen zu sein, daß diese drei Namen möglicherweise dem Körnerichen Lustspiel „Der Nachtwächter“ entnommen sind, in dem es sich ebenfalls um den Streich einiger lustiger Studenten handelt. D. Red.

die Volkshochschulbewegung und verwandte Bestrebungen spricht sich Prof. H. Albrecht in zustimmendem Sinne aus. Nach einem historischen Rückblick wird die Bedürfnisfrage bejaht und der Einwand widerlegt, als ob durch die volkstümlichen Hochschulkurse nur Halbbildung erzeugt werde. Die versöhnende soziale Bedeutung der Kurse sei sehr hoch anzuschlagen. — Lady Blennerhassett entwirft im Anschluß an die auch hier kürzlich besprochenen Memoiren von Lord Alfred Tennyson das Lebens- und Charakterbild dieses Poeten, dessen Leben und Dichtung ein so harmonisches Ganze darstellen.

Die Frau. Im Februarheft skizziert Ernst Heilborn das litterarische Porträt der Lady Blennerhassett. Wir haben das Wesentliche über sie schon in Heft 4 seinem Essai in der „Nation“ entnommen. — Ada Deintz erzählt von dem Mädchen- und Frauenleben im italienischen Mittelstande. Bemerkenswert ist der Mangel an Geschmack in diesem Lande der alten Kultur und das geringe Kunstinteresse namentlich in den größeren Städten. Musik- und Gesangsunterricht sind viel seltener als bei uns, gelesen wird sehr wenig, eine Leihbibliothek giebt es selbst in Städten von 20—30000 Einwohnern nicht. In bürgerlichen Häusern findet man kaum den Dante oder Petrarca, von neueren Werken nicht zu reden. Andererseits steht der Besuch der Universitäten den Frauen unentgeltlich offen. Die Ehen im Mittelstande sind fast durchweg Vernunftehen, Ehebruch demgemäß sehr häufig; desto enger ist das Verhältnis der verheirateten Frau zu ihren Kindern, insbesondere zu den Töchtern, die oft bis zu ihrer Verheiratung buchstäblich nicht eine Stunde von ihrer Mutter getrennt sind. Andere Wege zu einer Versorgung, als die Ehe, giebt es für die Mädchen der bürgerlichen Kreise noch fast gar nicht. Geselliges Leben mit Einladung und Bewirtung kennt man in größeren Städten kaum, in den kleineren gar nicht, auch im Hause giebt es keine festen gemeinsamen Mahlzeiten oder doch höchstens einmal am Tage. — Ueber einige weibliche Prediger in England berichtet Else Neuhaus-Child, unter anderem auch über die berühmte Annie Besant, die übrigens mit dem bekannten Schriftsteller Walter Besant nicht verwandt und die geschiedene Frau eines Geistlichen ist. Sie hat sich neuerdings ganz und gar der Theosophie ergeben, für die sie Propaganda zu machen sucht.

Die Gegenwart. Von einem verschollenen satirischen Witzblatt, das unter dem Titel „Die ewige Lampe“ in Berlin 1848—50 mit Unterbrechungen erschien, berichtet (in No. 2) Prof. Hugo Blümner (Zürich). Seinen Titel führte das Blättchen von der Siechenschen Bierstube „Zur ewigen Lampe“ in der Burgstraße, der Vorläuferin des bekannten Siechenschen Bierlokals in der Behrenstraße, das als Künstlerkneipe lange berühmt war. Von dem dortigen Stammtisch ging das Blatt aus, das erst von Dr. Carl Siechen, dann von einem Dr. Arthur Mueller redigiert wurde. — Ueber den „Sozialismus auf der französischen Bühne“ spricht mit Beziehung auf „Les mauvais bergers“ von Octave Mirbeau und „Le repas du Lion“ von François de Curel A. Brunnemann in No. 4. Im folgenden Heft wird Ungedrucktes von Gottfried August Bürger aus W. von Maltzahns Nachlaß mitgeteilt. Es ist ein großer Brief an Gleim nach Halberstadt, den Bürger aus Göttingen im September 1771 schrieb, um dem väterlichen Freunde für die Summe von 5 Pistolen zu danken, die ihm dieser auf seine Bitte geschickt hatte; daran angeschlossen sind vier Gedichte, galante Tändeleien im Hagedorn-Gleimschen Stil, den Bürger erst zwei Jahre später, nach der Bekanntschaft mit den englischen Balladen überwinden sollte. Von diesen war nur das vierte und kleinste bisher unbekannt, die anderen sind an verschiedenen Stellen späterhin erschienen. — „Tennyson als Dramatiker“ ist der Gegenstand einer Studie von F. W. Westercamp, die sich an Th. A. Fischers soeben erschienene Tennysonbiographie (Gotha, Perthes) anschließt. Auch als Dramatiker sei Tennyson ein „Vollblutpoet“, wenn er auch als solcher wenig Erfolge errungen habe.

Die Gesellschaft. Zweites Januarheft. In einer eingehenden Analyse der Werke von Clara Viebig, die Prof. Richard M. Werner giebt, heißt es allgemeinhin: „Sie hat etwas urwüchsiges, etwas ungemein frisches, etwas wohlthuend ungekünsteltes. Sie lebt auf freier Höhe und erblickt darin das Treiben und Irren der Menschen klarer und reiner. Das Elementare der Leidenschaften sieht sie aus den Umschnürungen durch Verhältnisse, Rücksichten, Vorurteile hervorbrechen und sucht das Verständnis für diese Vorgänge zu erschließen ... Sie ruft durchaus den Eindruck einer ursprünglichen Natur hervor, die in sich gefestigt ist und mit offenen Augen ins Leben blickt; vor dem Menschlichen erschrickt sie nicht, weil sie seinen Wert erfaßt hat, darum wendet sie sich auch nicht zimperlich ab, wo es weniger reinlich zugeht.“ Es werden dann im einzelnen die Novellenbände „Kinder der Eifel“, „Vor Tau und Tag“, die Romane „Rheinlandstöchter“, „Dilettanten des Lebens“ und die Dramen „Barbara Holzer“ und „Pharisäer“ mit hohem Lobe besprochen. — In dem selben Hefte beginnt ein groß angelegter Essai „Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder“ von Karl Lamprecht, dem vielumstrittenen leipziger Historiker, und findet sich eine längere Erwiderung von Ernst Ziel auf den kritischen Angriff Gustavs Falke (vgl. Sp. 437).

Hessenland. In Nr. 3 setzt Sophie Junghans ihre Selbstbiographie fort, und Wilhelm Schoof nimmt in einem größeren Essai Anna Ritter als „hessische Dichterin“ in Anspruch, weil sie den größeren Teil ihrer Jugendjahre in Cassel verlebt hat. Geboren wurde sie 1865 in Koburg, wurde im zartesten Kindesalter von ihren Eltern mit nach Amerika genommen und kam 1869 mit diesen nach Cassel, wo ihr Vater sich ankaufte. Ihre Schulbildung erhielt sie teils hier, teils in der französischen Schweiz. Nach dreijähriger Verlobungszeit heiratete sie den Regierungsassessor Rudolf Ritter, der in der Folge nach Berlin, Köln, Münster und zuletzt als Regierungsrat nach Cassel zurückversetzt wurde, wo er kurz danach starb. Seine Witwe zog mit den drei Kindern nach Frankenhausen in Thüringen. Erst vor zwei Jahren erwachte ihre lyrische Begabung. Ihre ersten Gedichte erschienen in Leixners Deutscher Romanzeitung.

Internationale Litteraturberichte. Ein in Nr. 2 beginnender Aufsatz „Aus Polens neuester Litteratur“ von Heinrich Nitschmann berichtet über eine Anzahl von polnischen Schriftstellern, die unseren Lesern zumteil aus dem polnischen Litteraturbrief in Heft 2 dieser Zeitschrift bereits bekannt sind. — Ferd. Gruner widmet Peter Rosegger einen Essai, dessen Schluß noch aussteht. „Roseggers Kraft wurzelt im Bauerntum. Ihm gilt der heiße Drang seines Herzens, mit ihm leidet er und freut er sich. Er leidet mehr, denn es ist ja leider kein Zweifel, daß diese Urgrundlage aller Staaten erschüttert ist ... Die Thatsache steht fest, und Rosegger blutet das Herz darüber. Diesen Grundton fühlt man aus allen seinen Geschichten heraus.“ Der Verfasser nimmt den steirischen Dichter insbesondere gegen den ihm von klerikaler Seite öfters gemachten Vorwurf des Atheismus und der Freigeisterei angelegentlich in Schutz.

Die Kritik. Nr. 172. Im Anschluß an eine Publikation („Jüdisch-deutsche Volkslieder aus Galizien und Rußland“) des Institutum Judaicum in Berlin, einem evangelischen Verein, der unter den Juden im Osten christliche Mission treibt, schreibt Max Aram über „Jüdische Volkslieder“. Er stellt fest, daß es eigentliche jüdische Volkslieder nicht gebe, da Religion und Bildung bei den allein in Betracht kommenden Juden der östlichen Länder „der Sangeslust entgegenwirken“. Was vorhanden sei, unterscheide sich nicht wesentlich von anderen Kunstgedichten, ähnlich wie etwa bei den Gedichten der Ambrosius. Die meisten Lieder sind politischer Art, ein echter Naturklang ist höchst selten (vgl. unten „Die Nation“).

Der Kunstwart. 2. Januarheft. Adolf Bartels bespricht Ernst Muellenbachs auch hier schon angezeigten Roman „Waisenheim“, den er einen besseren modernen Durchschnittsroman nennt. Bartels begrüßt das Buch als Symptom eines Umschwungs vom Familienblattroman zum guten Familienroman. Er läßt aber auch dem naturalistischen Roman sein Recht und tritt der Anschauung Muellenbachs und vieler anderer entgegen, „als ob die ‚moderne Wahrheitskunst‘ ohne den Untergrund realer Vorkommnisse geschaffen, also gleichsam gelogen oder doch übertrieben habe.“ — Ein Artikel über „Volkskunst“ beschäftigt sich mit dem ehemaligen Hamburger Verein gleichen Namens, der sich die Aufgabe gestellt hatte, ein Kunstgewerbe zu schaffen mit wenig, da und dort sogar ganz ohne Luxus. Alle Grundsätze des Vereins, die Avenarius vor elf Jahren im „Kunstwart“ niedergelegt hat, seien heute anerkannt. Damals aber seien „die Herren vom Fach mit verächtlichem Spott über diese von keinem Kapital und von keiner akademischen Würde getragenen jugendlichen Bestrebungen hinweggegangen.“

Das Magazin für Litteratur. In No. 3 und 4 wird Julius Hart von Hans Benzmann charakterisiert. „Julius Hart suchte frühzeitig für seine Lebensbegeisterung die eigene dionysische Form sich zu schaffen. Nicht mit Seelenstimmungen, nicht mit Natur- und Liebesliedern begnügte er sich; er ließ das Weltall in seiner großartigen Harmonie, im Wechsel seiner Erscheinungen stetig auf sich wirken, er genoß die Bitterkeiten des Lebens wie ein Glück und entnahm seiner Zeit große soziale Motive und Zukunftsperspektiven. Aus diesem kosmischen Empfinden heraus dichtete er, dichtete er auch seine bacchantischen Weinlieder, seine Liebesnächte und seine Nirwanastimmungen. Ihn charakterisiert ein erotisch-phantastisches Empfinden“. — Rudolf Steiner läßt (in No. 5) dem jüngst in Berlin verstorbenen Journalisten Emil Schiff, der eine erstaunlich vielseitige Bildung besaß, hohes Lob widerfahren und feiert ihn als eine Art idealen Vertreter des journalistischen Berufs.

Die Nation. Nr. 17. Eine Studie von Franz Blei (Philadelphia) über „Lieder aus dem Ghetto“ stützt sich auf ein jüngst in Boston erschienenes Buch „Songs from the Ghetto“ von M. Rosenfeld, einem jüdischen Schneider. Es sind 24 Gedichte, in denen sich „Seelenzustände, Gedanken, Träume eines jüdischen Proletariers“ abspiegeln. Die Sprache ist jüdisch-deutsch, das „jidisch“ der armen Juden in polnischen und russischen Dörfern, in dem sogar hebräisch gedruckte Zeitungen erscheinen, doch ganz ohne die komischen Wirkungen, die mit diesem Dialekt gewöhnlich verbunden werden (vgl. oben „Die Kritik“). — In Nr. 18 wird Malwida von Meysenbug, deren „Lebensabend einer Idealistin“ vor kurzem erschien, von Professor Alfred Stern (Zürich) gewürdigt als ein edler weiblicher Charakter, der in „den Kämpfen des inneren und äußeren Lebens gestählt, sich zur Höhe reinen Menschentums hindurchrang“. — Die bekannte italienische Romanschriftstellerin Matilda Serao erfährt in Nr. 19 durch Paolo Zendrini (Mailand) eine eingehende Betrachtung. Sie wurde 1856 als Tochter einer griechischen Mutter geboren, machte in Italien das Lehrerinnen-Examen und begann seit 1878 schriftstellerisch thätig zu sein. Gemeinsam mit ihrem Gatten E. Scarfoglio übernahm sie dann die Leitung des „Corriere di Napoli“, der verbreitetsten Zeitung Süditaliens. Seit 1881 erscheinen ihre Romane, die aus Zolas Schule hervorgegangen sind. Ihr Hauptwerk ist der große neapolitanische Sittenroman „Il paese di cuccagna“ (Das Schlaraffenland, 1891), der die sozialen Wirkungen des Lottospiels behandelt.

Nord und Süd. Februarheft. „Es scheint an der Zeit“, schreibt Richard Dehmel, „die mehr und mehr erstarkende Schaulust des Volkes, wie sie sich in der Abkehr von rührsamen Theaterstücken und in dem allenthalben wachsenden Andrang zu der sinnlich kräftigeren Kost der Singspielhallen, Ausstattungsbühnen, Ballets und Zirkusse äußert, mit geistig höheren Empfindungsgenüssen in Ein-

klang zu setzen." Es handle sich darum, aus den „rohen Sinnenreizen der modernen Ausstattungspossen eine seelisch feinere, geistig weitere, künstlerisch ernst zu nehmende Einheit zu entwickeln." Diesem Zwecke soll das pantomimische Drama „Luzifer, ein Tanz- und Glanzspiel" dienen, aus dem Dehmel gleichzeitig ein größeres, in sich geschlossenes Bruchstück mitteilt. — Dehmel als Dichter wird in einem daran anschließenden Essai von Arthur Moeller-Bruck gewürdigt und Einer der sehr Wenigen genannt, „an die sich heute schon die Zuversicht knüpfen darf, daß die Litteraturgeschichte der Zukunft ihre Namen mit unserer Gegenwart identifizieren wird." In der künstlerischen Gestaltung des menschlichen Daseinstriebs, der Erkenntnis des Geschlechtlichen sei er Félicien Rops zu vergleichen. Des Menschendaseins großer Zweck sei ihm offenbar geworden: das bewußte Genießen des individuellen Lebens intensiver auszugestalten und in immer größere Formen zu bringen. „Gerade weil das Wissen um alle Vergänglichkeit so fraglos, so schmerzhaft fraglos geworden und die schönen Träume einer bewußten Ewigkeit, die Jahrtausende die Menschheit getröstet hatten, in das Nichts zerronnen waren!" Die Form sei bei ihm herausgeboren aus der Situation eines jeden Stoffes; er habe ein „neues Mitteilungsvermögen" in seiner Lyrik gefunden.

Preußische Jahrbücher. Februarheft. Die im vorigen Jahre erschienenen „Memoiren der Baronesse Cécile de Courtot, herausgegeben von Moritz v. Kaisenberg", deren Echtheit schon von anderer Seite (vergl. Sp. 498) stark angezweifelt worden war, werden von dem Bibliothekar des preußischen Abgeordnetenhauses Dr. A. Wolfstieg durch eine gründliche Einzelkritik als eine „rein phantastische, aus verschiedenen, nicht recht nachweisbaren Quellen geschöpfte Kompilation" bezeichnet und nachgewiesen, daß das Buch „Roman und nichts als Roman" sei, das freilich der Phantasie und der historischen Anempfindung des Verfassers alle Ehre mache. — Goethes Stellung zur Religion erörtert Prof. Otto Harnack an Hand der unlängst erschienenen Goetheschriften von M. Saitschick und G. Keuchel. „Goethe sah in jeder Individualität eine Manifestation des Göttlichen . . . Er trug in sich das Bewußtsein, mit der vollen Entfaltung und Auslebung seines Wesens auch den göttlichen Willen, den er über sich verehrte, zu erfüllen." — Dem Erstlingsdrama einer jungen Dichterin: „Oedipus oder das Rätsel des Lebens" von Gertrud Prellwitz (Freiburg, Fehsenfeld) rühmt ein Artikel von Charlotte Broicher trotz mancher dilettantenhafter Züge ursprüngliche poetische Kraft und Tiefe nach. — Max Lorenz nimmt sich in einem großen Essai der „Drei Reiherfedern" von Sudermann mit Wärme der Tageskritik gegenüber an, die diesmal „an intellektuellem Verständnis so gut wie alles zu wünschen übrig" gelassen habe. Für ihn bedeutet das Stück eine Art Konfession, eine Entladung, eine Reinigung und „eine ganz persönlich empfundene Dichtung", in der Sudermann in die Tiefen der eigenen Seele gestiegen sei. Seine eigenen Verse seien auf ihn anwendbar: „Es loht in Dir gedämpfte Kraft. Und selbstgebändigt glüht stiller nun der grelle Lebenswille". — Eine Polemik in Sachen der tschechischen Litteratur (vergl. Sp. 506 und 587) von Dr. Sch. weist die in der prager „Politik" veröffentlichte Gegenstatistik zurück und will die früher mitgeteilten Zahlen durchweg aufrecht erhalten.

Velhagen und Klasings Monatshefte. Februarheft. Dem siebzigjährigen Geburtstagskinde Friedrich Spielhagen gilt eine Charakteristik von Richard M. Meyer. Meyer tritt wie sein Meister Wilhelm Scherer der spielhagenschen Romantheorie entgegen, die im Ich-Roman die Grundform moderner Epik sieht, läßt aber im übrigen dem greisen Dichter alle Ehre widerfahren, der dem Roman großen Stiles wieder zu seinem Rechte verholfen habe. „Wie seine Helden trägt er die Spuren zwiefacher Abstammung an sich, ein Sohn des Klassizismus und des jungen Deutschlands, der Epoche zeitloser Kunstideale und der Zeit leidenschaftlicher Tageskämpfe angehörig; aber wie seine Helden wird auch er durch diese Mischung uns doppelt interessant." — Th. H. Pantenius erzählt schlicht und anspruchslos allerhand aus seinen in Kurland verlebten Kinderjahren, und Georg Frh. v. Ompteda giebt eine sehr frische, von zahlreichen photographischen Aufnahmen unterstützte Schilderung der tiroler Berge, ihrer Reize und Gefahren.

Westermanns Monatshefte. Im Februarheft giebt A. Wilmersdoerffer eine Charakteristik des englischen Dichtermalers Dante Gabriel Rossetti, den er „die treibende Kraft der englischen Präraphaeliten nennt. „Er erlöste die englische Malerei jener Zeit aus den Banden des öden Klassizismus und der spießbürgerlichen Sentimentalität." U. a. schildert der Artikel das Verhältnis von Rossetti zu Burne-Jones, seinem größten Schüler, der bald über den Meister hinauswuchs. — In einem Aufsatz „Uhrenwesen und öffentliche Zeitangaben am Ende des Jahrhunderts" berichtet Wilhelm Foerster über die gegenwärtige Entwickelungsstufe in der Genauigkeit der öffentlichen Zeitangaben und kommt zu dem Resultat, daß die Vervollkommnung der Präzisions-Einrichtungen vor allem dem Emporkommen der elektrischen Technik zu verdanken sei. — Interessante Ausführungen über das afrikanische Kinderleben enthält ein Artikel von Karl Weule, der mit anschaulichen Illustrationen über Säuglingspflege, Elternpflichten, Kinderspielzeug, Jugendspiele u. dgl. im dunkeln Erdteil unterrichtet

Zeitschrift für Bücherfreunde. Einen Beitrag zur Geschichte der Karikatur in Deutschland, die ihrer zusammenfassenden Darstellung noch immer harrt, giebt Dr. Rudolf Wolkan in Czernowitz mit der durch Abbildungen unterstützten Studie „Politische Karikaturen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges." Während im 16. Jahrhundert religiöse Fragen die Holzschnitt-Karikatur beherrschten, traten im Jahrhundert des großen Krieges die politischen in den Vordergrund und zeitigten eine ungeheure Menge Spottbilder, die als Flugblätter in Umlauf kamen. Nicht sowohl Privatspekulation rief sie ins Leben, als die Agitation der Parteien. Inhaltlich schwankten die Bilder noch zwischen eigentlicher Karikatur und allegorischer Darstellung, die meisten nahmen den Papst und die Jesuiten zum Stichblatt. — Ueber die großen Prachtausgaben, die anfangs dieses Jahrhunderts aus der Offizin des wiener Verlegers Josef Vincenz Degen hervorgingen, berichtet Anton Schlossar (Graz). Die glänzendste Leistung war eine zweibändige Prachtausgabe der „Poetischen Werke" von Johann Peter Uz in Quartformat und großen Antiqualettern, deren Preis 13 Thlr. 8 Groschen betrug; ferner eine Folioausgabe von Wielands „Musarion", die 18 Thlr. kostete.

Eine neue zweisprachige Halbmonatsschrift unter dem Titel „Deutsch-französische Rundschau" (Revue franco-allemande) hat soeben im Verlage von Caesar Fritsch in München zu erscheinen begonnen. Sie zählt auf deutscher Seite M. G. Conrad, Ludwig Ganghofer, Max Halbe, Hermann Lingg und jüngere Poeten, auf französischer neben anderen Paul Adam, Maurice Barrès, Lucien Descaves zu ihren Mitarbeitern. Die Beiträge erscheinen gleichzeitig deutsch und französisch. Aus dem 1. Heft ist ein Artikel von Paul Adam hervorzuheben, der im Gegensatze zu der von Lemaître, Lavisse u. a. eingeleiteten Bewegung gegen die klassische Gymnasialbildung energisch für diese eintritt, wenn er auch Reformen wünscht. Ein Aufsatz von J. Wengler über die neue deutsche Lyrik schließt sich an Gemmels kürzlich erschienene Anthologie „Die Perlenschnur" an. Belletristische Beiträge, Berichte und Kritiken füllen das hübsch und vornehm ausgestattete Heft, dessen Einzelpreis 50 Pfg. beträgt (vierteljährlich Mk. 3,—). Beklagenswert ist es, daß der Verlag für die französischen Beiträge noch keinen bessern Uebersetzer gefunden hat. Die Verdeutschung des Artikels von Paul Adam z. B. kann einem Alpdrücken verursachen.

Musik-Zeitschriften.

Auch in diesem Berichts-Monat spielte die Konzerttantièmen-Frage noch mit herein; recht vernünftig erörtert im befürwortenden Sinne von August Ludwig in der Zeitschrift „Kammer-Musik" (Nr. 14 15), etwas wohlfeil auf die Spitze getrieben durch einen humoristisch sein sollendes Feuilleton in Form eines Wirtshaus-Dialoges von Heinrich Zöller (im Musik. Wochenblatt Nr. 4), während in den „Berliner Signalen" der Unterzeichnete einen unparteiischen Vorschlag zur Güte und zur Verständigung macht, der mit den Beschlüssen der jüngsten außerordentlichen Versammlung des „Vereins der Musik-Verleger" zu Leipzig wie mit den Interessen der Komponisten-Gruppe gleicherweise konform gehen dürfte. Sehr treffend sagt Ludwig über den prinzipiellen Punkt der Sache: „Man hat gesagt, wer ein Musikstück kauft, muß auch die Berechtigung, es auszuführen haben. Die hat er ja auch vor Freundes- und geladenem Zuhörerkreis; will er aber damit öffentliche Einnahmen erzielen, so ist es recht und billig, daß der Konzertkomponist gleiches Anrecht an seine Werke habe, wie der Bühnenkomponist." — Mit einem Artikel über „Die französische Ouverture (Orchestersuite) in der ersten Hälfte des 18. Jahrh." von Dr. Hugo Riemann und einer Studie über „Das Madrigal" von A. R. Harzen-Müller (deren Fortsetzungen freilich wegen erwiesener Unzuverlässigkeit der benutzten Quellen — was immer mißlich — nach der 4. Nummer eingestellt werden mußten) erinnerten sich unsre beiden führenden Hauptblätter „Musikal. Wochenbl." und „Allg. Musik-Ztg." wieder einmal der ihnen durch das bedauerliche Eingehen der „Vierteljahresschrift für Musikwissenschaft" auferlegten musikhistorischen Verpflichtungen. Auch die Wiener „Neue mus. Presse" (in der man übrigens neuerdings Dr. Rob. Hirschfeld sehr vermißt) brachte einen die Musikforscher alarmierenden Leitaufsatz „Eine bisher unbekannte Komposition des Freischütz" aus der Feder Oswald Kellers, wonach die auf der Hofbibliothek in Wien vorhandene Ouverture und Schauspielmusik zu einer „Freischütz"-Tragödie unbekannten Autors, komponiert sieben Jahre vor der bekannten klassischen Volks-Oper von einem gewissen Carl Neuner, höchst merkwürdige Beziehungen zu Kind-Weber aufwiese — es ist aber doch nicht ganz so schlimm, wie es zu allerst den Anschein hat. Immerhin, „die Geschichte des Freischütz-Textes ist nicht einwandfrei" und „es ist wahrscheinlich, daß Carl Maria von Weber (1815 zu München) mit besagtem Neuner zusammengekommen" ist. Für die Geschichte des Freischütz-Textes „bleibt die Neunersche Komposition von großer Bedeutung". — Recht anschaulich, nur leider zu wenig eingehend, schildert Walter Petzel in der „Neuen Musik-Ztg." (Nr. 2) das „Musikleben in Finland", das jüngst erst durch eine preisgekrönte nationale Oper die Augen auf sich gelenkt hat. In den „Bl. für Haus- und Kirchenmusik" (Nr. 1) hinwiederum finden wir „Begriff und Wesen der Hausmusik" von Ernst Linde ebenso geschickt als fachgemäß entwickelt (—: der Salon sei zwar auch ein Teil des Hauses; dennoch soll Salonmusik gerade dann ausgeführt werden, wenn die Familie nicht „bei sich zu Hause" ist, vielmehr ihren Schwerpunkt außer Haus in die „Gesellschaft" verlegt!); während im „Kunstwart" (Heft 8) ein „hochangesehener Berliner Musiker" — nach Versicherung der Redaktion, denn es fehlt der Name — eine lesenswerte „sozial-musikalische Studie" mit praktischen Vorschlägen über das „Konzertwesen der Gegenwart" veröffentlicht, bei dem Passus über Presse und Kritik aber merkwürdiger Weise von dem kürzlich öffentlich ergangenen Vorschlag: „Kritikertage!" keinerlei Notiz nimmt.

Siegfried Wagners in München und Leipzig aufgeführter „Bärenhäuter" wurde bisher eingehender behandelt in der „Allg. Musik-Ztg.", „Neuen mus. Presse" und den „Berl. Signalen", Chabriers „Briseïs", die Novität der berliner Hofoper, in der „Allg. M.-Ztg.", Giordanos „André Chénier" (Theater des Westens, Berlin) im „Mus. Wochenbl.", und „Kunstgesang", Karl Goldmarcks „Kriegsgefangene" (Wiener Hofoper) in der „A. M.-Z.", im „Mus. Woch." und in der „N. mus. Pr.", Verdis letztes Werk „Vier Kirchenstücke" in der „Allg. M.-Z."; endlich brachten die „Berl. Signale" soeben von ihrem Redakteur Max Loewengard eine ebenso originelle wie sympathische Selbstbesprechung über die berliner Premiere seiner eigenen Oper „Die vierzehn Nothelfer", von welcher Kritik sich nur sagen läßt: es wäre wahrlich gut bestellt im deutschen Kritikerstande, wenn alle seine Vertreter solche Persönlichkeiten wären und in gleicher Weise auch über sich selber zu stehen vermöchten. An Propagierungen moderner Tonkünstler, d. h. neuer Talente und zum Teil noch wenig bekannter musikalischer Charakterköpfe, verzeichnen wir aus dem letzten Monat an dieser Stelle noch Carl Gleitz (Selbsteinführung) und „Eugen d'Albert als Liederkomponist" (von Fritz Volbach) — beides in den „Berl. Sign."; Gustav Mahler (H. Geißler) in der „N. mus. Pr."; Josef B. Foerster und Johannes Doebber in den „Bl. f. Haus- und Kirchen-Musik"; Zdenko Fiebich und Anton Smareglia in der „Oesterr. Musik- und Theater-Ztg."; Josef Stransky („Kunstw."); Alex. Zemlinsky und Lorenzo Perosi in der „Neuen Musik-Ztg."; Kapellmeister Max Pohle-Chemnitz (von R. Holzhauer) im „M. W." und Kapellmeister Gustav Kogel-Frankfurt a. M. in den „Red. Künsten", die letzten drei zugleich mit den Bildnissen der Betreffenden. Weit über sein Ziel hinaus schießt dagegen in der zuletztgenannten Zeitschrift ein Panegyrikus auf den Pianisten Jos. Hofmann von Rudolf Maria, denn es handelt sich nun einmal um kein „Genie" in diesem Falle — Schließlich möchte rein litterarische Kreise wohl noch interessieren, daß der „Kunstgesang" Ernst v. Wildenbruchs anerkennendes Urteil über Richard Wagner (vgl. L. E. Sp. 568) zum Abdruck bringt und in den „Red. K." Erwin Bauer die Gräfin Edith v. Salburg als „eine Anklägerin der österreichischen Gesellschaft" nicht kritiklos, aber doch etwas überschwänglich feiert.

Weimar. *Dr. Arthur Seidl.*

Oesterreich.

Akademie. In Heft 4 dieser vornehm ausgestatteten sozialistischen Revue, als deren Herausgeber Otto Pohl zeichnet, beginnt Julian Borchardt eine Studie über die materialistische Geschichtsauffassung, Rivus giebt aus den „Memoirs of old friends from the journals of Caroline Fox" einige Carlyle-Notizen. Er hebt aus dem Buche, auf das als Quellenwerk Alexander Bain, der Biograph John Stuart Mills zuerst hingewiesen hat, vornehmlich jene Stellen aus, in denen sich Carlyle über die Lage der arbeitenden Klasse äußert. Ein Beitrag „Elisabeth von Oesterreich und ihr Vorleser" von Stephan Großmann bespricht sehr scharf das Tagebuch von Christomanos, an dem er besonders den Schwulst und das Hervorkehren der eigenen Person des Chronisten tadelt. Von den übrigen Aufsätzen seien u. a. genannt: Enrico Ferris Festrede über Wissenschaft und Leben im 19. Jahrhundert: Johannes Gaulke, Thomas Paine und der tschechische Artikel über Adam Mickiewicz von Karl Dvořák.

Heimgarten. Der Frage „Warum hat in unseren Volksschulen der deutsche Sprachunterricht so wenig Erfolg?" geht Hans Trunk in Heft 4 nach. Er findet die Ursache in der Schwerfälligkeit und dem Mangel an Folgerichtigkeit in unserer Rechtschreibung von dem J. Grimm klagte: „Es schmerzt mich tief, gefunden zu haben, daß kein Volk unter allen, die mir bekannt sind, seine Sprache so barbarisch schreibt wie das deutsche", weiter in dem häufigen Gebrauche überflüssiger Fremdwörter, wie in den Fehlern bei Erteilung des Unterrichts. Heft 5 bringt aus Roberts Hamerling Nachlaß eine Skizze „Das Wetter im Sprichwort" und eine folkloristische Untersuchung von Theodor Vernaleken über die Wochentage, ihre Benennung und Bedeutung in

Leben und Brauch. Hans Malser plaudert „Ueber das Verhältnis des Volkes zur bildenden Kunst“.

Wiener Rundschau. Den Jubiläumsartikel über Mickiewicz steuert Hermann Menkes bei (Heft 5). Die Tragik seines Lebens war, daß er der größte Sänger des Hasses wurde mit einem Herzen, das für die Liebe geschaffen war. Hätte er in einem glücklicheren Zeitabschnitte gelebt, seine dichterische Ernte wäre dann eine größere gewesen und vielleicht hätte er in seiner Totalität Gemeingut der Welt werden können; aber er hatte sich seinem Volke opfern müssen und deshalb selbst sein Gold getrübt. Uns bleibt nur ein Bruchteil seines Lebenswerkes, er selbst wirkt aber als eine der größten und tragischsten Erscheinungen der Litteratur. — Eine kurze Geschichte der Graphologie giebt Dolphine Poppee. Als deren Schöpfer nennt sie den französischen Abbé Jean Hypolite Michon († 1881), der der „Wissenschaft“ den Namen gab, Handbücher dafür schrieb und eine Gesellschaft zu ihrem Studium begründete, die Société de Graphologie, die heute noch besteht, und deren Ehrenpräsident Alex. Dumas fils war. Abbé Michon besaß zahlreiche Vorgänger. Schon 1622 erschien von dem Bologneser Arzt Camillo Baldo ein Buch unter dem Titel „Trattado come da una lettera missine si conossano la nature e qualità del scrittore“. Als ein anderes gleichzeitiges Urteil wird eine Aeußerung Shaksperes angeführt: „Zeigt mir die Handschrift einer Frau und ich werde Euch ihren Charakter angeben.“ Zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde die Bewegung eine lebhaftere. Die Namen W. v. Humboldt, Großmann, Henze, besonders aber Lavater müssen hier genannt werden. Durch Langenbruch und Beyer wurde dann eine streng wissenschaftliche Erörterung der Psycho-Graphologie in Deutschland angebahnt.

Die Wage. Eine Reihe von Büchern, Romanen und Novellen, die die französische Armee behandeln, wird in Heft 4 besprochen, so Lucien Descaves „Sous offs“, die traurige Geschichte der Unteroffiziere, die den Staat bestehlen und den Soldaten betrügen, oder Abel Hermants „Cavalier Misery“, das die trostlosen sittlichen Zustände im Offizierskorps schildert, Georges Dariens „Biribi“, das das Leben in der Kolonialarmee behandelt. Die meisten dieser Bücher stammen noch aus der Zeit vor der Dreyfus-Campagne. Diese hat natürlich eine Menge ähnlicher Schriften zu tage gefördert, deren Widerlegung, auch von bekannten Namen, unternommen, wenig thatsächliches beibringen konnte. — Im gleichen Hefte giebt Dr. Heinrich Monat einen Jubiläumsartikel über Adam Mickiewicz.

Die Zeit. Heft Nr. 225. Zum 50. Geburtstage August Strindbergs stimmt sein Landsmann und Freund Gustav af Geijerstam einen Hymnus an auf den Mann, „der rätselhafter denn je, reich, wechselvoll, selbstwidersprechend und doch stets derselbe, mit ungebrochener Mannes- und Dichterkraft unter uns weilt. Periodenweise hat er den wechselnden Strömungen der letzten 30 Jahre intensiver, heftiger tiefer und rückhaltsloser Ausdruck verliehen, als irgend einer. Einmal hätte er alle um sich sammeln können, und statt dessen kann man jetzt bei einem Rückblick auf sein Werk sagen, daß in ihm sich alles sammelt.“ — Im folgenden Heft 226 widmet Karl Freiherr von Levetzow, wie kürzlich Servaes an gleicher Stelle (vgl. L. E. Sp. 239), dem „neuen Rhythmus“ eine eingehende Untersuchung. Er bekämpft die Lehren von Arno Holz. Denn wenn auch Reim und Rhythmus Aeußerlichkeiten sind, so sei ohne diese Aeußerlichkeiten, die die Form bilden, ein Kunstwerk doch nicht denkbar. Mit Recht wird auch die naturalistische Tendenz der modernen Lyrik, das Pathos zu ersticken, abgelehnt; diese sei geradezu antipoetisch, antikünstlerisch und antikulturell. Prosaisch könne man die Worte einer Sprache nicht brauchen, sonst wäre das Gedicht eine Prosa mit Hebungen und Senkungen, ein rhythmischer Vers. Der Rhythmus dürfe nicht der Ausfluß der Betonung des rein akustischen Klanges der Worte sein, sondern müsse auf der verhältnismäßigen Stärke ihres Wertes, ihres innersten Wesens, auf der psychischen Betonung beruhen.

Wien. *Arthur L. Jellinek.*

Deutsche Schweiz.

Einer Wochen- oder Monatsschrift nach Art der deutschen litterarischen Zeitschriften entbehrt die deutsche Schweiz, und sie ist in dieser Hinsicht auf den Import angewiesen. Von den belletristischen Blättern ist für unsern Zweck nur die Halbmonatsschrift „Die Schweiz“ heranzuziehen, die sich bestrebt, den guten illustrierten Familienjournalen Deutschlands es gleichzuthun und schon manchen hübschen novellistischen Beitrag gebracht hat, wie jetzt wieder in Heft 21 eine kraftvoll geschriebene Skizze „Der Heilige“ aus der Feder von Clara Viebig. Eine originelle Bekanntschaft verschaffte uns ein ausführlicher Bericht von Julius Wiedenkeller (Heft 18), der eine 1825 und 1828 in 2 Bänden erschienene Selbstbiographie einer Frau Oberst Engel-Egli behandelt. Das Buch führt den bezeichnenden Titel: „Die schweizerische Amazone. Abenteuer, Reisen und Kriegszüge einer Schweizerin durch Frankreich, die Niederlande, Egypten, Spanien, Portugal und Deutschland mit der französischen Armee unter Napoleon I.“ Der weibliche Odysseus, aus Zürich stammend, heiratete mit 17 Jahren den französischen Sergeanten Florian Engel, der es unter Napoleon bis zum Obersten brachte. Ein Menschenalter lang teilte sie mit ihrem Gatten ein Kriegs- und Wanderleben. Die Freundschaft, welche das Ehepaar mit Napoleon verband, datierte schon aus der Zeit des egyptischen Feldzuges. Bei einem Zwillingspaare, welches Frau Engel während dieses Feldzugs im Pharaonenlande gebar, stand Bonaparte Gevatter. Im übrigen brachte es die Amazone fertig, ihrem Gatten insgesamt 21 Kinder zu schenken. Die seltsam bewegte Frau machte die Schlacht bei Austerlitz mit, wobei sie einen Säbelhieb über den Kopf erhielt, ebenso die Leipziger Völkerschlacht und stand in Uniform bei Waterloo im Kugelregen. Hier wurde sie schwer verletzt, während ihr Mann und zwei Söhne fielen. Mit den Ihrigen hatte sie vorher Napoleon ins Exil auf Elba begleitet. Zwei ihrer Söhne, die beiden Patenkinder Napoleons, folgten dem depossedierten Imperator nach St. Helena. Nach der Rückkehr von einer Amerikareise, die sie gemacht hatte, um einen ihrer Söhne aufzusuchen, wollte sie sich selbst nach St. Helena begeben, jedoch gab ihr die englische Regierung hierzu die Erlaubnis nicht. Die Frau Oberst begab sich darauf nach Frankreich zurück und verbrachte teils hier, teils in der Schweiz ihre letzten Lebensjahre. — Heft 21 bringt eine kleine Skizze über den „Samichlaus (= St. Nikolaus) in der Urschweiz“ (Bräuche am St. Nikolaustage), sowie einen kurzen Nekrolog von H. Thurow über die im November vorigen Jahres in Davos im Alter von 24 Jahren einem Lungenleiden erlegenen Gertrud Pfander, deren von Karl Henckell herausgegebenen Gedichte „Passifloren“ auf ein ursprüngliches lyrisches Talent schließen lassen.

Vielleicht ist es gestattet, an dieser Stelle auch der alljährlich wiederkehrenden Publikationen schweizerischer Gesellschaften zu gedenken, wie sie zum Jahresbeginn teils in Buch- teils in Broschürenform als Taschenbücher oder Neujahrsblätter verausgabt werden. Der Allgemeinheit weniger zugänglich, da sie zumeist nur in Kommissionsverlag erscheinen, bieten sie trotz ihrer oft stark lokalen Begrenzung manchmal doch auch für weitere Kreise Wissenswertes. Litterarisches bietet das „Basler Jahrbuch“ in einer „Vor Thorichluß“ betitelten Plauderei von R. Kelterborn über den stadtbasler Dialekt, wobei auch die lokale Kulturhistorie gestreift wird, sowie in einem Aufsatze von Dr. Albert Geßler über „Basel in Hebels Werken“. Der Verfasser zeigt an Hand der Gedichte, Erzählungen und Briefe Joh. Peter Hebels die mannigfachen Beziehungen des Meisters alemannischer

Dichtung zu Basel, das für diesen mehr als Freiburg oder Karlsruhe „die Hauptstadt“ bedeutete. — Im „Berner Taschenbuch“ handelt Dr. R. Ischer über J. J. Rousseau und Joh. Georg Zimmermann. In dem Artikel wird nachgewiesen, daß der Verfasser des einst viel gelesenen Buches „Ueber die Einsamkeit“ von seinem Lieblingsschriftsteller Rousseau anfangs mannigfach beeinflußt wurde, namentlich in bezug auf Naturverherrlichung. Später wendete sich Zimmermann von Rousseau ab, wie Briefe an Albrecht von Haller, einem Gegner des genfer Philosophen, beweisen, doch kehrte er schließlich wieder zu einer gerechten Würdigung zurück. Ischer bemerkt, daß Zimmermann, der ja als Arzt einen großen Ruf genoß, einer der wenigen gewesen sei, die das in dem unglücklichen Philosophen (Rousseau) sahen, was er war, einen Kranken. Zu dem Verhältnis Voltaire-Rousseau ist eine Stelle aus einem Briefe Zimmermanns an Haller zu vergleichen, worin getadelt wird, daß die Kabalen Voltaires gegen Rousseau, der mehr wert sei als 1000 Voltaires, in Bern Gehör gefunden hätten. Es bezieht sich dies auf die 1762 verfügte Ausweisung Rousseaus aus dem Kantone Bern. — Das Neujahrsblatt der „Antiquarischen Gesellschaft“ in Zürich endlich bringt eine Abhandlung von Robert Durrer und Rudolf Wegeli: „Zwei schweizerische Bilderzyklen aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts“. Der erste Zyklus dieser neu aufgedeckten Wandmalereien ist religiöser Natur, der kulturhistorisch bedeutendere der zweite, der Minne- und Trinkscenen, Illustrationen zur Volksdichtung und Tierfabel zum Gegenstande hat. Diese Malereien wurden im Haus zur Zinne in dem thurgauischen Dorfe Diessenhofen am Rhein (bei Schaffhausen) entdeckt, in der sog. „Herrenstube“, der Trinkstube oder „Klubstube“ der in der Umgegend ansässigen Ritterschaft. Unter den Schildereien befindet sich auch die malerische Wiedergabe von Neidhart von Reuenthals bekanntem übelriechenden Gedichte „Das Veilchen“. Es ist dies litterarhistorisch insofern interessant, als dadurch die Existenz dieses burlesken Erzeugnisses der Dörperpoesie über 100 Jahre vor dessen erste schriftliche Ueberlieferung (im sog. Narrenbuch XV. Jahrh.) hinaufgerückt und so der Lebenszeit Neidharts näher gebracht wird. Eine aus dem Jahre 1350 stammende Wandmalerei, die sich in einem Herrenhause in Winterthur befand, und nun in Reproduktion im schweizerischen Landesmuseum in Zürich zu sehen ist, hat übrigens gleichfalls das Neidhart'sche „Veilchen“ zum Sujet. Das Gedicht scheint wohl sehr bekannt, jedenfalls recht beliebt gewesen zu sein und läßt auf den derben Geschmack jener fernen Tage einen genügenden Schluß zu.

Zürich. *W. Bolza.*

Italien.

Die mit guten Aussichten und daher mit berechtigtem Selbstgefühl in ihr drittes Lebensjahr eintretende „Rivista politica e letteraria“ enthält einen Kommentar zur Palästinafahrt des deutschen Kaisers, aus dem, wie aus den meisten italienischen Besprechungen dieses Ereignisses, das Bedauern über die Rückschritte hervorleuchtet, die der einst so kraftvolle Einfluß Italiens in der Levante gemacht hat, und eine Besprechung der „Gedanken und Erinnerungen“ Bismarcks, in dem der Kritiker „die Gaben des Ulysses und Achill wunderbar vereinigt“ sieht. Seine Bewunderung gilt mit einem hier nicht sehr häufigen Verständnis des deutschen Charakters und Innenlebens nicht nur der großartigen Einheit, Folgerichtigkeit, Kraft und Beharrlichkeit des politischen Strebens des Titanen, „der nicht einmal den Ehrgeiz hatte, Minister zu werden“, sondern auch den Herzens- und Gemütseigenschaften, der Aufrichtigkeit, Selbstverleugnung und adligen Gesinnung. Wir haben wenige ausländische Veröffentlichungen gelesen, die dem Schöpfer der deutschen Einheit und Größe und nach seinem eigenen Beispiel auch dem greisen Monarchen so gerecht werden, wie der Aufsatz der „Rivista pol. e lett.“ „Die Dienste“, sagt der Verfasser mit warmer Ueberzeugung, „die Bismarck seinem Vaterlande geleistet hat, sind so groß, daß die Erinnerung an sie dauern wird, so lange die Welt besteht“. Schade, daß die italienische Uebersetzung, deren er sich bedienen mußte, ihrem großen Gegenstande so wenig gerecht wird. — Wie sich in anderen Köpfen ein Bismarck spiegelt, können folgende Worte einer neuen Zeitschrift zeigen, die sich „Educazione Politica“ betitelt: „Ein Hofschranze und Jünger Metternichs, hat er den Bürger immer nur als Unterthan aufgefaßt. Aus Widerspruch gegen die Gleichmacherei unterschrieb er „von Bismarck“, und die ehrenvollsten Denkwürdigkeiten waren für ihn die höfischen Vorzimmergeschichten“.

Ein Aufsatz A. Contis im Florentiner „Marzocco“ (No. 51) stellt das neue D'Annunziosche Werk „Gioconda“ als den Schlußstein einer Entwickelung dar, deren Stufen durch die „Città Morta“, das „Sogno d'un mattino di primavera“ und das „Sogno d'un tramonto d'autunno“ bezeichnet werden. Das äußerst tiefe Naturgefühl, das alles Schaffen D'Annunzios seit der Jugend beherrsche, trete in der „Totenstadt“ (Mycenä) als Parallelismus der inneren Hoffnungslosigkeit und der starren unfruchtbaren Felsgegend, im „Frühlingsmorgentraum“ als Erweckung des Lebensgefühles in der Seele durch die erwachende Natur, im „Herbst-Sonnenuntergangs-Traum“ als Ineinanderfließen der verzehrenden Leidenschaften der Dogaressa und der glutvollen venetianischen Szenen auf. In der „Gioconda“ endlich habe der Dichter vollkommen erreicht, wonach er in jenen Stücken gerungen: „den Beweis, daß die klare und tiefe Vision der Natur nur dem gegönnt ist, der gelitten und dadurch verdient hat, sie als eine Trösterin anzuschauen und als eine Entführerin anzurufen“. Aus der „Gioconda“ zieht Conti den — nach seinem eigenen Geständnis wahrscheinlich durch Viele mit ungläubigem Lächeln aufgenommenen — Schluß, daß jetzt D'Annunzio, „der größte lebende Dichter“, sein eigenstes wahrstes Sein gefunden und enthüllt habe: das eines mystischen Idealisten und sozusagen eines Franziskanermönches“. D'Annunzio will mit diesem Drama die Chormusik als die eindringlichste und erhebendste unter den Künsten wieder auf die Bühne zurückführen. Sein Herold im „Marzocco“ ist der Ueberzeugung, daß eine Erneuerung des Trauerspieles überhaupt nur unter dieser Bedingung möglich sei. — In No. 50 des „Marzocco“ beklagt Ugo Ojetti die litterarische Anarchie, d. h. die schreienden geistigen und seelischen Dissonanzen und Widersprüche, die sich wie in dem französischen, so auch im italienischen Schrifttum immer greller bemerkbar machen. Er fragt, ob man noch von italienischer Volksseele und von nationaler Litteratur reden könne, wo zahllose, durch persönliche Willkür bestimmte Richtungen, Gattungen, Gedanken- und Stoffkreise sich das Feld streitig machen und Anhänger finden. Ojetti hofft, daß „aus der beharrlichen Arbeit Aller sich unvermutet wieder ein Einverständnis ergebe“ und daß die Dichter wieder etwas hervorbringen, was den Geist und die Seele Italiens repräsentieren könne.

In der „Nuova Antologia“ (1. Jan. 1899) bespricht Carlo Segrè die alte Streitfrage, ob eine persönliche Begegnung zwischen Petrarca und dem ersten großen Dichter der Engländer, Geoffrey Chaucer, dem genialen Verfasser der „Canterbury Tales“, stattgefunden haben könne. Teilweise an der Hand neuerer englischer Untersuchungen, namentlich Hamilton Brombys, kommt er zu dem Ergebnisse, daß 1368 gelegentlich der Reise des Herzogs von Clarence nach Mailand Chaucer vielleicht mit dorthin gekommen sei, aber Petrarca nicht gesehen habe. Hingegen schließt Segrè im Widerspruche gegen Herzberg und Ward aus der Erklärung Chaucers in der „Erzählung vom Oxforder Kleriker“, daß er 1373 in Padua mit Petrarca verkehrt haben müsse.

Paolo Mantegazza, der florentiner Anthropologe und Ethnologe, wagt sich unter ernsthaften und scherzhaften Vorbehalten mit den epigrammatischen Ergebnissen langer Studien über die Nationalcharaktere hervor. Nach

ihm sind „die Italiener ästhetisch und erotisch, die Franzosen reizbar, erotisch und unbeständig, die Deutschen naiv und enthusiastisch, die Engländer egoistisch, religiös, beharrlich, vielleicht auch heuchlerisch und hochmütig, die Spanier aufrichtig, selbstbewußt und stolz, die Portugiesen eitel, herzlich und stolz, die Russen nervenschwach". Zu einer zuverlässigen Feststellung der Nationalcharaktere bedarf es nach ihm statistischer Erhebungen über Verbrechertum, Wohlthätigkeit, Kultusaufwendungen, Aberglauben, Selbstmorde u. s. w.

Die „Nuova Antologia" vom 16. Januar bringt einige dem österreichischen Polizei-Archiv in Mailand entstammende, von biographischen Schilderungen begleitete Dokumente über Manzoni und Henri Beyle-Stendhal. Es geht aus ihnen hervor, daß sogar der unantastbare Dichter der „Promessi Sposi" von der österreichischen Polizei überwacht und Stendhal wegen seiner vielgelesenen anekdotenreichen Schriften „Rom, Neapel und Florenz" und „Geschichte der Malerei in Italien" 1828 aus Mailand ausgewiesen wurde.

In No. 2 der „Vita Internazionale" begegnen wir einer ziemlich paradoxen, aber gedankenreichen Auslassung Tolstois über den Weltfrieden und einem feinsinnigen Essai über Sarah Bernhardt von San Giuliano, der der großen Darstellerin einen Teil des Verdienstes der Wiederannäherung Frankreichs an Italien zuschreibt. — Der „Fanfulla della Domenica" endlich beschäftigt sich in den beiden ersten Nummern dieses Jahres mit Georges Rodenbach, dem im Alter von 35 Jahren dahingerafften originellen Dichter der „Jeunesse blanche" und des „Règne du silence", der in Paris das vlämische Herz treu bewahrt hatte und immer ein stilles Heimweh nach den Stätten seiner Jugend, namentlich Bruges-la-Morte (Brügge) fühlte, das er so ergreifend und poetisch geschildert hat.

Rom. *R. Schoener.*

Ungarn.

Paul Gyulais vornehme Monatsschrift „Budapesti Szemle" (Budapester Rundschau) giebt mit jedem ihrer Hefte überzeugende Beweise für die emsige Forscherarbeit der ungarischen Geisteswelt. Aus dem reichen Inhalte der beiden ersten Hefte des neuen Jahrgangs (des dreiundzwanzigsten) ist manches herauszugreifen, das nicht nur für den nationalen Leser Reiz und Interesse hat. Durch beide Hefte führt Ignaz Acsády eine wohl umfangreiche, aber fesselnde Studie über Sebastian Tinódi, eine Art ungarischen Tyrtäus aus der Epoche der großen Türkenkriege, über dessen Leben und Schaffen und über dessen dichterisches Charakterbild trotz eines sehr reichen schriftstellerischen Nachlasses bisher nur sehr wenig bekannt war. Acsády entrollt ein sehr farbiges Lebensbild auf dem bewegten Hintergrunde einer der wildesten Perioden der Weltgeschichte, beweist aber, daß bei näherem Hinblick vom Tyrtäus, ja, vom Poeten überhaupt bei Tinódi nicht viel zurückbleibt, daß er aber als Chronikenschreiber, als Historiograph seiner Zeit, als höherer Reporter eine bedeutsame Erscheinung ist, der das dichterische Kolorit seiner Darstellungsweise ein besonders pikantes Relief verleiht. Deutsche Litterarhistoriker dürfte es interessieren, daß dieser Tinódi schon im Jahre 1542 eine dichterische Bearbeitung der Schicksale Jasons und Medeens veröffentlichte, also einer der ersten abendländischen Schriftsteller war, die diesem Stoffe näher getreten sind. — Im Januarheft referiert Martin Hegyesi in sachlicher Form über die Schriften Ludwig Kossuths und entwirft Paul Gyulai ein treffsicheres Porträt des jüngst in der Vollkraft des Mannesalters verblichenen Ladislaus Arany, den einzigen Sohn des großen nationalen Poeten, der aus Bewunderung für das überragende Genie seines Erzeugers das eigene nicht unbedeutende dichterische Talent unterdrückte und sein Lebensgenügen an der, immer weitere Volkskreise durchdringenden Kenntnis und Erkenntnis der Bedeutung Johann Aranys fand. Was an poetischer Arbeit von ihm da ist, zeigt ihn als würdigen Geisteserben seines Vaters, an dessen Monument er nicht — nach dem, Mozarts unglückseligem Sohne gewidmeten Ausspruche Grillparzers — als trauernde Cypresse steht. Im Februarheft publiziert Karl Badnay feinsinnige, wie Röntgenstrahlen in die verborgensten Tiefen des Wesens leuchtende Erinnerungen an Anton von Zichy, der als Gelehrter, wie als Schöngeist breite Spuren in die junge ungarische Zivilisationsarbeit gezogen hat; daß er „Nathan den Weisen" übersetzt und seine Nation für die Schöpfungen der deutschen Klassiker begeistert hat, das dürfen auch wir ihm gedenken. Josef Kónyi, der bewährte Herausgeber der Briefe Andrássys, beleuchtet das Verhältnis dieses Staatsmannes zu Bismarck.

Im Dezemberheft des vom Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften, Koloman v. Szily redigierten „Akadémiai Ertesito" (Akademischer Anzeiger) findet sich dagegen ein Akademie-Vortrag des Nestors der Familie Szász, des greisen Bischofs Karl Szász über „Dantes Paradies", der den verdienstvollen Dichter und Nachdichter in erfreulicher Geistesfrische erscheinen läßt. Das Bekenntnis, daß ihn deutsche Uebersetzungen Dante zugeführt haben, und daß seine ersten Dante-Uebertragungen auf deutscher Vorarbeit basieren, quittieren wir mit Genugthuung. Eine pikant-reizvolle Plauderei liefert der Orientalist Ignaz Kunos mit seinen „Scherzen Nassredin Hodschas", des bekannten orientalischen Eulenspiegels.

An der Spitze der Wochenschriften hält sich Josef Kiss' „A Hét" (Die Woche) Nr. 1 widmet einer sezessionistischen Künstlergruppe, den Malern von Nagybánya, die im ungarischen Kunstleben die Rolle der Worpsweder spielen, aufmerksame Betrachtung und stellt in den belletristischen Teil u. a. die meisterhafte Uebersetzung eines Geibelschen Abendpoëms von Fruzina Szalay. In Heft 2 findet Stefan Bársonys „Buch von der Liebe" liebevolle Würdigung, ebenso Emil Makais neue lyrische Sammlung. Das nächste Heft enthält außer einer Humoreske Altmeisters Jókai: „Ist es ein Verbrechen, die eigene Frau zu küssen?" eine gute Uebertragung von Theodor Fontanes „Unterm Birnbaum", ferner einen geistvollen Nekrolog auf den Aesthetiker Adolf Silberstein-Oetvös und eine Charakteristik des Dichter-Komponisten Graf Giza Zichy. In Heft 5 giebt Paul Pató eine schneidige Kritik von Richard Voß' Effektdrama „Schuldig" auf Grund der Aufführung im budapester Nationaltheater. Was der Referent über Voß und sein Werk im besonderen sagt, kann man unterschreiben; seine Ausfälle gegen die deutsche Litteratur sind aber entschieden zurückzuweisen. Wir haben gegen die Routiniers à la Richard Voß nicht nur den einzigen Hebbel als dramatischen Dichter großen Stiles auszuspielen. Von der klassischen Zeit nicht zu sprechen, war auch Grillparzer jemand, und Anzengruber und Gerhart Hauptmann dürfte die ungarische dramatische Litteratur kaum etwas entgegenzustellen haben.

Die Wochenschrift „Magyar Géniusz" (Ungarischer Genius) ist durch den Eintritt des Abgeordneten Johann Hock, des geistigen Oberhauptes der ungarischen Moderne (trotz seines Priesterkleides), in die Redaktion eine Kunstzeitschrift und eine Kunststreitschrift geworden, die sich sehr hübsch präsentiert und ihre neu-ästhetischen Lehrsätze illustrativ wirksam unterstützt. Aber auch die Litteratur findet nach wie vor aufmerksamste Beachtung und Förderung. In den Heften des neuen Jahrganges findet sich unter anderem eine Partie des in der Kisfaludy-Gesellschaft zur Vorlesung gebrachten dramatischen Gedichts „Kains Tod" von Heinrich Lenkei und eine kritische Würdigung dieses hochbegabten Poeten, weiter ein knapper, aber treffender Nachruf für den schon oben erwähnten Kritiker und Philosophen Adolf Silberstein, der, obgleich er vornehmlich in deutscher Sprache schrieb, zu den grundlegenden und schulemachenden ungarischen Aesthetikern gehörte.

Wien. *Heinrich Glücksmann.*

England.

In „Blackwoods Magazine" (Januar) findet sich ein Artikel, der litterarisches Interesse beansprucht: „Ueber Männer, die Tagebücher geführt haben" von W. Sichel. Der Autor läßt darin flüchtig alle diejenigen Revue passieren, die seit dem klassischen Altertum bis auf moderne Zeiten in persönlichen Aufzeichnungen Hervorragendes geleistet haben. Natürlich werden insbesondere die englischen Dichter berücksichtigt. Von Swift, dem Dichter von „Gullivers Reisen", sagt er, sein Tagebuch (The Journal to Stella) beweise, daß unter seiner galligen Bitterkeit ein warmes und liebevolles Herz schlug. Swift diente seinen wenigen Freunden mit aufopfernder Treue, was ihm das eigene Fortkommen bedeutend erschwerte. Ja, noch mehr: er diente auch politischen Gegnern oft und gern, z. B. Addison und Steele, sobald er ihre hohen Gaben erkannte. In seinem Tagebuche heißt es: „Ich schulde es meiner Ehre wie meinem Gewissen, Männern von Wert ihr Fortkommen in der Welt nach Kräften zu erleichtern." Er starb nach langer Krankheit, dürftig und verlassen, „wie eine vergiftete Ratte im Loch", um seine eigenen Worte zu gebrauchen. Es folgen längere Auszüge aus dem Tagebuche Horace Walpoles, des berühmten Staatsmannes, der das Leben am Hofe Georgs I. und II. schildert: er wird als der „Vater des Anekdotenstils" in der Litteratur bezeichnet. Ueber Boswell, den Biographen Johnsons, sagt Herr Sichel: „Ich kann mich nicht dem Urteile Macaulays anschließen, der Boswell lediglich für einen fanatischen, klatschsüchtigen Kleinigkeitskrämer hält. Ebensowenig freilich finde ich das Wort Carlyles zutreffend: Boswell sei ein mit idealen Anwandlungen behafteter Sancho Pansa. Seinem Tagebuche nach erscheint er einfach als eine schwache Natur, die einer Stütze bedurfte und diese in Johnson suchte und fand. Seinem erkorenen Meister gegenüber bewies er eine nie versagende Geduld. Seine Frau, die dieses sonderbare Abhängigkeitsverhältnis ihres Mannes nicht billigte, sagte einmal: „Ich habe oft einen Bären von einem Menschen führen sehen. Aber hier haben wir die verkehrte Welt: ein Bär führt einen Menschen." Das Tagebuch Lords Byron ist zwar vernichtet worden; Fragmente jedoch sind in Thomas Moores (des irischen Dichters) „Leben" erhalten geblieben. An einer Stelle findet sich der charakteristische Ausspruch: „Man ziehe von dem menschlichen Leben die Zeiten frühester Kindheit, die Zeiten des Essens, Schlafens und Verdauens ab, — was bleibt da für eine wirkliche, wahrhaft menschenwürdige Existenz übrig? . . . Der Sommer einer Feldmaus." Die Fragmente von Byrons Tagebuch zeigen, gleich seinen Schriften, eine zügellose Offenheit. Sie sind elementare Gefühlsergüsse. Felix Mendelssohns und Dickens Briefe und persönliche Aufzeichnungen bilden naturgemäß einen starken Kontrast zu denen Byrons. Sichel vergleicht Mendelssohns Briefe mit dessen „Lieder ohne Worte"; in beiden verbinde sich Melancholie mit anmutsvoller Zartheit. Auch Dickens zeigt sich als Persönlichkeit eins mit seinen Werken, wenn er sich selber charakterisiert als einen „Commisvoyageur für die Firma: Menschliche Interessengemeinschaft und Konsorten".

Das „Athenaeum" bringt einen langen Aufsatz über das jüngst erschienene Buch: „Ruskin, Rossetti, Prae-Raphaellitism". Es besteht in 150 Briefen und Fragmenten aus Tagebüchern von Dante Gabriel Rossetti, dem Dichter-Maler, dessen Braut Miß Siddal; von John Ruskin, dem Kunstgelehrten; von dem Maler Maddox Brown; von dem Dichter Robert Browning und anderen Berühmtheiten, die einen Freunden- und Bekanntenkreis bildeten. Das Material ist chronologisch geordnet und illustriert herausgegeben von William Rossetti, dem Bruder des verstorbenen Dante Rossetti (vgl. unter „Nord-Amerika"). Neben vielem Tragischen enthält das interessante Buch auch manches Humoristische. Dante Rossetti, ein unverfälschtes Genie, stand dem praktischen Leben wie ein Kind gegenüber. Nie wollte er irgend etwas anderes thun, als was ihn interessierte — so klagte sein väterlicher Freund, Gönner und Bewunderer Ruskin. Durch Ruskins großherzige Hilfe allein ward ihm die Existenz durch Jahre hindurch ermöglicht; dieser kaufte seine Bilder regelmäßig, so viele wie nötig, um ihm ein von Sorgen ungestörtes Schaffen zu gestatten. Auch Miß Siddal, Rossettis Braut, kaufte Ruskin Bilder bis zu Mk. 3000 jährlich ab. Mit einem Wort: Ruskin bedeutete für Rossetti was der König von Bayern für Richard Wagner bedeutete. Maddox Brown erzählt mit gutem Humor wie Rossetti zu pumpen und das Wiederzahlen lange zu vergessen pflegte, wie er drei Wochen lang statt drei Tage zum Besuche blieb; wie er die Nächte hindurch schwärmte und erst um elf Uhr aufstand, und wie er mancherlei andere Gewohnheiten hatte, die den Philister entsetzen. Miß Siddal war ein Liebling des ganzen Kreises; ihre große Schönheit und ihr zartes, künstlerisches Gemüt wirkten auf alle. Rossetti blieb ihr, viele Jahre vor seiner anderthalbjährigen Ehe mit ihr, auf das Innigste zugethan. Ihr Tod vernichtete ihn. — Das Buch ist deutschen Malern und Schriftstellern sehr zu empfehlen.

Die „Nineteenth Century" vom Januar bringt: „Einige Erinnerungen an Burne Jones", den hervorragenden Schüler Rossettis. — „Good Words" erzählt von einem Besuche beim amerikanischen Dichter Greenleaf Whittier. — Die „Leisure Hour" giebt „Fabeln von Nasreddin" wieder, die im Volksmunde orientalischer Rassen umgehen. — „Macmillans Magazine" (Januar) enthält eine Studie über Coopers Erzählungskunst. Im „Lederstrumpf" wiederhole er sich zwar fortwährend, was die Fabel seiner Erzählungen anbelange; aber seine frische Naturschilderung und eine gewisse Mannigfaltigkeit in der Psychologie seiner Helden gäben den Romanen ein stets sich erneuerndes Interesse.

London. *James Grun.*

Schweden.

Das jüngst erschienene Heft von Ord och Bild (Wort und Bild) wird durch einen längeren Artikel von Aug. Hahr über „Einen Besuch in der Münchener Glyptothek" eingeleitet. Die trefflich illustrierte Abhandlung bietet einen verständnisvoll eindringenden Rundblick über die Schätze des vornehmen Münchener Kunstinstituts, über dessen äußere Entwickelung und seine Stellung zu den verschiedenartigen Strömungen der modernen Malerei während der letzten Jahrzehnte. — W. Söderhjelm plaudert in einer (gleichfalls illustrierten) Abhandlung über den Ursprung der Tannhäuser-Sage unter besonderer Anlehnung an die Wagnersche Bearbeitung des altdeutschen Sagenstoffes. — R. Geete geißelt in einer scharfen Philippika unter dem Titel „Das Dorn- und Distelgestrüpp der Sprache" die Einbürgerung roher Volksausdrücke, speziell auf dem Gebiete der Tageslitteratur. Kraft- und Kernworte seien nach Ansicht gewisser Autoren berufen, sogenannten Volksskizzen und Studien das Gepräge frischer Urwüchsigkeit zu leihen, eine Auffassung, durch die das natürliche Feingefühl des sprachlich gebildeten Lesers empfindlich beleidigt werde. Erläuternd muß allerdings hinzugefügt werden, daß eine nicht ganz vereinzelte Richtung unter den jüngeren Autoren Schwedens gerade mit den hier gerügten Mitteln eine Art „Bauernhumoristik" geschaffen hat, die auf litterarische Qualitäten kaum dem Namen nach Anspruch hat.

In „Dagny" giebt eine treffliche Studie über „Paul Lange und Tora Parsberg" von Nils Erdmann interessante Aufschlüsse über die „historische" Entstehung des vielbesprochenen neuen Dramas von Björnstjerne Björnson. Erdmann erörtert zunächst das persönliche Verhältnis Björnsons zu dem Helden des Dramas, dem unglücklichen norwegischen Staatsmanne und Ministerpräsidenten Ole Richter, der im Jahre 1888 durch einen Revolverschuß seinem Leben ein Ziel setzte, nachdem er durch die zweideutige Politik seines Freundes Sverdrup vor den eigenen Parteigenossen als schmählich

verratenes Opfer dastand. Insofern, d. h. im Hinblick auf die geschichtliche Unterlage des Stückes hat Björnson von dem Rechte der dichterischen Freiheit so gut wie gar keinen Gebrauch gemacht. Ob es für ihn als Autor ein einwandfreies Unternehmen war, den Lebenslauf eines Freundes und Gesinnungsgenossen in dieser Form dichterisch zu verwerten und die kaum vernarbte Erinnerung an ein politisches Drama, wie es trübseliger nicht gedacht werden kann, wieder wachzurufen, mag hierbei unerörtert bleiben. Eine „Rechtfertigung", als was Björnson seine neueste Arbeit selbst sozusagen bezeichnet hat, ist sie jedenfalls nicht, höchstens eine Art Totengericht, auf dem die politischen Epigonen Ole Richters als Beisitzer zu Worte kommen sollten. Was aber der Björnsonschen Arbeit ihren bleibenden Wert verleiht, ist die dichterische Vollendung, mit der er den szenischen Aufbau, die Entwickelung der einzelnen Charaktere handhabt. Der Löwenanteil entfällt nach Erdmanns Ansicht auf die Figur der Tora Parsberg, „jene norwegische Portia, welche mit John Gabriel Borkmans Schwägerin in Ibsens letztem Stücke so unverkennbare Verwandtschaft verrät, jenes großartige Weib, das mit seiner offenen rücksichtslosen Ehrlichkeit, seinem Wahrheitsdurste alle „halbdunkle Moral und halbdunkle Intelligenz" haßt und nicht an die konventionelle Lüge glauben will." Tora Parsberg ist ein norwegischer Ideal-Typus; in ihr haben die Nachfolger Brands, die Vertreter der Wahrheits- und Persönlichkeits-Idee im gesellschaftlichen Leben ihr höchstes Vorbild erhalten. Daß es mit diesem echt norwegischen Wahrheits-Ideal in Wirklichkeit nicht ganz so bestellt ist, wie der Dichter durch den Mund seiner Figuren verkünden läßt, scheint Björnson selbst einräumen zu müssen.

Stockholm. *Thjelvar.*

Polen.

Im „Przeglad powszechny" (Allgemeine Rundschau) prüft Johann Pawelski S. J. das in neuester Zeit so überschwänglich gepriesene Werk von Georg Brandes „Polen" auf seinen echten, dauernden Wert und kommt zu dem Resultate, daß in diesen geistreich und anziehend geschriebenen Reiseerinnerungen wohl manche scharfe Beobachtung oder polenfreundliche Reflexion enthalten sei, daß sie aber doch im großen und ganzen kein vollkommen wahres Bild des polnischen gesellschaftlichen, politischen und intellektuellen Lebens geben. — In der Januar-Nummer des „Przeglad polski" (Polnische Rundschau) betrachtet Josef Flach, der Verfasser einer polnischen Monographie über Gerhart Hauptmann, das neueste Bühnenwerk des Dichters. Er nennt den „Fuhrmann Henschel" das vollendetste Meisterwerk der realistischen Kunst, rühmt vor allem die straffe Komposition und den vortrefflich geführten Dialog und verteidigt das Drama gegen den Vorwurf, als gehöre es zu den sog. Schicksalsdramen, indem er darauf hinweist, Henschel begehe den Selbstmord einfach aus diesem Grunde, weil er eine subjektive Schuld auf sich geladen hat und deshalb nicht weiter leben könne und wolle. — Ein anderer Artikel gilt dem vor kurzem erschienenen und bereits berühmt gewordenen Roman „Hellbeck of Bannisdale" von Mrs. Humphry Ward, die in der Gestalt des Titelhelden mit glänzender Gabe der Charakteristik und echt dichterischer Objektivität einen streng katholisch gesinnten, beinahe asketischen Mann darstellt und zum Grundmotiv des Romans dessen Verhältnis zu einem ungebundenen, freisinnig-protestantisch erzogenen, temperamentvollen Mädchen macht. — Das Organ der polnischen Moderne, „Zycie" (das Leben) erscheint im neuen Jahr unter Stanislaus Przybyszewski's Redaktion und hat die Sozialwissenschaften vollständig aus seinem Programme ausgeschlossen. Man wird dies mit Genugthuung begrüßen, schon aus dem Grunde, weil von nun an die junge Zeitschrift rüstiger ihren litterarischen Bestrebungen wird dienen können, ohne sich in den politischen Parteikampf einzumischen; nur zu oft identifizierte man bis jetzt die beiden ganz heterogenen Begriffe „modern" in der Kunst und „radikal" in der Politik. Przybyszewski entwickelt in dem ersten Hefte der Halbmonatsschrift deren Programm nach der Theorie des l'art pour l'art. — In der „Biblioteka warszawska" (Warschauer Bibliothek) würdigt Jerlicz die Bedeutung der 1798 geborenen Frau Clementine Hoffman, die in der Geschichte der polnischen Pädagogik, insbesondere der Mädchenerziehung, und der Jugendlitteratur eine der hervorragendsten Stellen einnimmt. Stanislaus Dobrzycki sondiert die Satiren des Opalinski (XVII. Jahrh.) auf ihren politischen Gehalt. — Zur Zeit, da das Interesse für Spanien infolge des letzten Krieges neu geweckt ist, verdient ein Artikel des berühmten polnischen Platoforschers Lutoslawskis im Warschauer „Ateneum" (Athenäum) Beachtung, betitelt „Iberische Wanderungen". Der Verfasser hat mehreremale beinahe ganz Spanien zu Fuß durchwandert, und gestützt auf seine psychologischen Kenntnisse und Erfahrungen, dringt er tiefer in das Wesen des Volkes ein, als es sonst in solchen Reiseerinnerungen der Fall ist. — Im Gegensatze zu den deutschen Familienblättern, die eigentlich zur Litteratur nicht gerechnet werden dürfen, wendet sich das polnische, in Warschau erscheinende illustrierte Wochenblatt „Tygodnik ilustrowany" an ein höher gebildetes Publikum. Hier erscheint Sienkiewicz' neuestes Werk „Krzyzacy" („Die Kreuzordensritter"), und Frau Orzeszko, die zweite Romangröße Polens, veröffentlicht hier ihren letzten Roman „Die Argonauten". Anton Lange, selbst ein bedeutender Lyriker, schreibt eine Studie über „Die zeitgenössischen polnischen Lyriker". Er sucht sie zu gruppieren und charakterisiert vor allem die beiden Dichter Miriam und Tetmajer; bei dem ersteren herrsche die Reflexion, die Analyse vor, bei diesem dagegen die impulsiven Naturtriebe; Tetmajers Muse sei pantheistisch, antisozial, egoistisch. Bei nächster Gelegenheit werden wir noch auf diesen Aufsatz zurückkommen. — Der Lemberger „Przewodnik naukowy i literacki" (Wissenschaftlich-litterarischer Führer) teilt aus Adam Mickiewicz' ungedruckten Autographen kleine Bruchstücke aus des Dichters mystischer Periode mit. — In der galizischen Landeshauptstadt beschloß der dortige „litterarisch-künstlerische Verein" vom Januar l. J. an eine Monatsschrift herauszugeben, die sich „Iris" nennt. Das Unternehmen ist um so interessanter, als in Lemberg bis jetzt keine litterarische Zeitschrift für die Dauer gedeihen, ja nicht einmal vegetieren konnte. Das erste Heft bringt das Portrait des Dichters Karl Brzozowski, wohl des letzten noch lebenden Epigonen der polnischen Romantik. Schnür-Peplowski charakterisiert ihn und hebt besonders seine dramatischen Werke („Malek Erik IV.") hervor. Der bekannte Litterarhistoriker Peter Chmielowski untersucht die Beziehungen Adams Mickiewicz zu Ralph W. Emerson. Das Heft enthält auch ein Bild des preisgekrönten Modells für das Lemberger Mickiewicz-Denkmal in Gestalt einer hochaufragenden Säule.

Krakau. *Josef Flach.*

Nordamerika.

Seit langer Zeit hat kein Werk eines deutschen Schriftstellers der Gegenwart in der litterarischen Presse dieses Landes so viel Berücksichtigung erfahren wie Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel". In der „Nation" widmet Prof. Kuno Francke von der Harvard-Universität ihm eine Besprechung, in der er zu folgenden Schlüssen gelangt: „Von Hauptmanns meisterhaftem Geschick in der Schilderung krankhafter Geisteszustände giebt es vielleicht kein besseres Beispiel als die erschütternde Gestalt dieses Menschen, der an reiner geistiger Zersetzung zu Grunde geht. Aber es giebt auch kaum ein besseres Beispiel von dem unvermeidlichen Bankerott der rein pathologischen Poesie. Offen gestanden ist das ganze Drama ebenso unausstehlich, wie meisterhaft. Es ist auch nicht eine Spur von höherem Leben darin; nicht ein einziger Charakter, der unsere Teilnahme herausfordert; nicht einmal ein Appell an unsere Ent-

rüstung oder an unseren gerechtfertigten Zorn; nichts als die kalte Analyse eines wissenschaftlichen Beobachters. Und das von dem Verfasser der „Weber“, der „Einsamen Menschen“ und der „Versunkenen Glocke“! Wahrlich, der Reichtum und die Vielseitigkeit des Hauptmannschen Genius ließen sich durch nichts deutlicher veranschaulichen als durch eine Gegenüberstellung dieses Werkes und der genannten drei Vorgänger. Und dies berechtigt zu der Hoffnung, daß sein nächstes Werk wieder eine Ueberraschung sein und uns in jene höheren Regionen führen wird, die er in diesem Werke gar nicht berührt.“ (Das „höhere Leben“ ist eine hier häufig gehörte Phrase, die auf des Amerikanertums Hang zur Metaphysik beruhen mag.) — Auch „Literature“ beschäftigt sich mit Hauptmanns Werk, urteilt aber ganz anders darüber. „Fuhrmann Henschel“ wird darin eines der besten Werke des Dichters genannt, dramatisch betrachtet, vielleicht das beste. Hauptmann habe Dramen geschrieben, die von Ibsen inspiriert schienen, andere von Tolstoi; er habe den Bauernkrieg des sechzehnten Jahrhunderts mit einer Treue geschildert, an die die archäologischen Romane eines Ebers oder Dahn nicht heranzureichen vermöchten; er habe uns ein herrliches Märchendrama geschenkt, und im Biberpelz eine köstliche Satire. Aber im „Fuhrmann Henschel“ habe er Besseres gethan; er habe mit einer geradezu einzigen Zielsicherheit eine Tragödie nach rein aristotelischen Grundsätzen geschaffen, eine Tragödie, die uns erhebe, indem sie Mitleid und Furcht erwecke. Fuhrmann Henschel möge ein niedriger poesieloser Bauer sein, aber kein Herrscher Shakspeares oder Corneilles trage ein tragischeres Los. — Dieselbe Wochenschrift widmet auch Theodor Fontane ein paar Worte des Nachrufs und spricht sich sehr anerkennend über den „Stechlin“ aus. Durch Fontanes Feder sei die Mark Brandenburg ein ebenso kostbares Besitztum der deutschen Litteratur geworden, wie das schleswig-holsteinische Moor durch Storms Schriften, die Ostseeküste durch Spielhagens und die österreichische Gebirgswelt durch Roseggers Erzählungen. Conrad Ferdinand Meyers wird gleichfalls gedacht und dessen „Heiligen“ das Lob gezollt, daß der Charakter Thomas Becket's darin tiefer erfaßt sei, als in Tennysons Dichtung. — Die oben erwähnte „Nation“ bringt unter dem Titel „Chips of Great Workmen“ einen kräftigen Protest gegen den Unfug, den Nachkommen und Verehrer großer englischer Schriftsteller neuerdings mit deren Nachlaß treiben, indem sie Fragmente, welche jene nie zu veröffentlichen gedachten, in Magazinen oder in Buchform auf den Markt bringen. Dem Bruder Dante Gabriel Rossettis sei es neulich passiert, daß er ein Manuskript des Dichterkünstlers „zum ersten Male“ veröffentlichte, das bereits in der 1886 erschienenen Ausgabe von dessen Schriften enthalten war. Auch der Wert der Thackerayana, die die Tochter des englischen Schriftstellers ihrer Gesamtausgabe seiner Werke einverleibt, wird darin bezweifelt. — „Independent“ enthält ein interessantes „Interview“ mit Hall Caine, dem Verfasser des vielgelesenen Romans „The Christian“, der sich hier in der Dramatisierung eines großen Bühnenerfolges erfreut. — Als Seitenstück zu dem „American-German Magazine“, das im Dezember sein Debüt machte, ist jetzt die erste Nummer eines „Anglo-American Magazine“ erschienen, dessen Daseinsberechtigung noch weniger ersichtlich ist. Das Blatt erklärt, die gegenwärtige Höhe der Kultur sei angelsächsischem Blut und Hirn zu verdanken, und ist ausschließlich den Interessen der „angloamerikanischen Nation“ gewidmet. — „Scribner's“ beginnt eine interessante Serie von Artikeln über die „rauhen Reiter“, die sich in dem kubanischen Feldzug auszeichneten. Der Verfasser der Studien ist Theodore Roosevelt, weiland Oberst der tapferen Reiterschaar, und zum Gouverneur des Staates New-York erwählt, ein Mann von hoher litterarischer Bildung. Sidney Colvin, der Freund Robert Stevensons, beginnt in derselben Nummer mit der Veröffentlichung von Briefen dieses in Amerika sehr beliebten englischen Schriftstellers.

New-York. *A. von Ende.*



Geschmückte Bücher.

Der bunte Vogel von 1899. Ein Kalenderbuch von Otto Julius Bierbaum, mit Buchschmuck von Peter Behrens. Berlin. Verlag von Schuster u. Loeffler. Preis Mk. 6,—.

Der Geschmack kommt mit dem Besitz. Es ist leicht gewünscht, auch das äußere Dasein in angenehme und schmeichelnde Formen zu hüllen — dazu gehört vor allem Vermögen, ein wenigstens leidlicher Wohlstand, der der Befriedigung der dringendsten Grundbedürfnisse sicher ist. So lange Deutschland ein blutarmes Land war und sich durch die Welt hungern mußte, hieß es mit engen Betten, mit Oeldrucken und Makartboukets vorlieb nehmen, und wir blickten mit scheuer Ehrfurcht zum englischen Comfort empor. Jetzt trifft man doch schon ab und zu in einer Privatwohnung ein breites Bett, einen bequemen Stuhl, ein gutes Bild. Und der sicherste Beweis für den zunehmenden Wohlstand in Deutschland ist, daß man sogar anfängt, Bücher reich auszustatten. Denn da der bier- und skatversunkene Deutsche das Buch für das überflüssigste und entbehrlichste Ding in der Welt hält, so ist der Bücherluxus das unfehlbare Zeichen seines höchsten materiellen Wohlbefindens. Wenn der Deutsche schon Bücher kauft und sich an ihnen erfreuen will, muß es ihm ganz außerordentlich gut gehen. Es ist mir zwar nicht recht klar, wer die Käufer der Bücher aus dem Schuster und Loefflerschen Verlage sind, denn es gehört schon ein besonderer Geschmack zu manchen Autoren dieser Herren — aber daß überhaupt ein deutscher Verlag, der doch in der Regel nicht aus selbstloser Liebe zur Litteratur sein Geld in Makulatur verwandeln will, für Erzeugnisse einer kostspieligen Buchausstattung, wie das vorliegende Werk (über dessen litterarischen Wert ich hier gar nicht sprechen will) einen Käuferkreis zu interessieren sucht, ist schon der Beweis einer Verbesserung der Büchermarktverhältnisse in Deutschland.

Wir haben zwar seit langem in Deutschland die sogenannten „Prachtwerke“ gehabt, aber jeder wird mir zugeben, daß es etwas geschmackloseres und weniger künstlerisches als sie nicht geben kann. Sie sündigen gegen das erste Gebot der Aesthetik: ihre Form, ihr Druck, ihre Ausstattung sprechen dem Zwecke jedes Buches Hohn, gelesen, und zwar bequem gelesen zu werden. Auch soll in einem Buche nicht der Bilderschmuck den Text erdrücken, sondern ihn nur verdeutlichen, so gut wie in einer Oper die Musik nicht die Handlung zu töten, sondern sie zu erläutern, seelisch zu begründen da ist.

Die Franzosen und ganz besonders die Engländer haben in Bezug auf Buchausführung ganz gewaltige Vorteile über uns: zunächst den älteren Reichtum, der sie gewöhnte, an Comfort zu denken, während man bei uns noch von Luxus sprach. Die Engländer sind das litterarischeste Volk der Welt, eine Bibliothek ist für jede Familie unerläßlich: die ganze Kultur des Einfamilienhauses zeigt sich darin, und es ist nur natürlich, daß jemand, der viele und gute Bücher hat, auch schöne zu besitzen wünscht. Und wir wissen jetzt, was der Engländer unter einem „schönen“ Buche versteht — nicht ein prächtiges, sondern eines, das mit zum „Comfort“ gehört — das Behaglichkeit ausströmt.

Schon äußerlich, schon durch seinen Einband. In den Hunderten prächtiger Bände der Kings Library hat die englische Buchbinderei ganz wundervolle Muster. Und so hoch steht die Kunst des Einbindens dortzulande in der Schätzung, daß die Prinzessin von Wales sie selbst mit Vorliebe übt und pseudonym, als Mrs. Matthews auf einer Ausstellung unlängst einen Preis errang. Es giebt auch kaum eine Arbeit, die sich als Liebhaberei wie als Erwerbsberuf für eine

Frau besser eignet als die Buchbinderei. Das Vollendetste darin sah ich bei Kerslake in London (Charing Cross Road): Ausstellungen von Arbeiten des Edinburgher weiblichen Buchbinderverbandes. Einbände ganz in naturfarbenem Schweinsleder mit handgeschnittenen Zieraten im alten Mönchsstil, in ganz feinem Niederrelief, wie hingehaucht, daneben pergamentene Einbände mit Handmalerei verziert — und in der Ausstellung der Royal school of Art Needlework beim South-Kensington-Museum Einbände mit Handstickereien, Blumen im japanischen Stil oder Figuren nach Motiven der Miniaturen alter Handschriften. Natürlich sind solche Arbeiten teuer: 3 Guineen das Stück und mehr — aber was Schöneres im Zimmer läßt sich nicht denken, und mein Erstaunen wuchs, als man mir sagte, daß die Lederarbeiten zum Teil das Werk ganz armer, ungebildeter schottischer Fischerfrauen sind, denen vornehme Edinburgher Ladies in den langen, einsamen Wintermonaten diese feinen Künste beibrachten.

Aber die Ausstattung des Buches selbst steht in England auf einer sehr hohen Stufe. Was leistet nicht der Verleger Nichols in diesem Punkte! Das erste Gebot ist in England immer, die Ausstattung — Druck, Schrift, Illustration — dem Zweck, dem Charakter des Buches anzupassen. Wendet der Engländer archaisierende Formen an, so geschieht es in einem Werke, das eben selbst altertümelt. Darin beruht das Geheimnis der Erfolge der Schule von Hammersmith, der Werke eines William Morris, eines Walter Crane. Dem ritterromantischen Charakter der Schriften, die in Hammersmith aus der Kelmscott Preß hervorgegangen sind, entspricht der Cinquecento-Charakter der Buchstaben, Zierleisten und Illustrationen. Das vollkommenste Beispiel dieser Art scheint mir „The story of the glittering plain“ — vielleicht das schönste Buch, das seit Gutenberg auf mechanischem Wege hergestellt wurde. Aber es würde z. B. Nichols nicht einfallen, die Werke von Coleridge im Präraphaëlitenstil herauszugeben — da entspricht dem still-melancholischen Charakter der Seeschule ein Arbeiten in wenigen langen, leichtgeschwungenen, klaren Umrißlinien, ein Verzichten auf ermüdendes Detail, ein vornehmes Andeuten und vorsichtiges Erratenlassen. Wir Deutsche haben den zweifellos genialsten Bücherausstatter zu den unseren gezählt: den jüngeren Holbein, aber zur Geltung ist er erst in England gekommen, und in Bezug auf den wichtigsten Teil der Buchausstattung, die Uebereinstimmung mit dem Buchcharakter, können auch Schuster und Loeffler noch viel von den Engländern lernen. Einstweilen ist aber auch schon der gute Wille zu künstlerischen Fortschritten aller Anerkennung wert, wie er aus dem vorliegenden Buche zu Tage tritt, und Bierbaums Versuch, dem alten Kalender eine neue litterarische Form zu geben, verdient schon um der Idee willen eine sympathische Aufnahme.

Berlin. *Conrad Alberti.*

Ein illustriertes Dante-Werk.

Dante illustrato nei luoghi e nelle persone. (Die Divina commedia mit Abbildungen der darin erwähnten Landschaften und Personen.) Von Corrado Ricci. Mailand, Ulrico Höpli.

Unter allen Dichtern moderner Zeiten hat kaum einer eine ähnliche Anziehungskraft auf so viele folgende Geschlechter ausgeübt wie der allumfassende Dante. Während aber die Dantelitteratur auf dieser weiten Gotteswelt einen kaum übersehbaren Umfang angenommen hat, sind die Illustratoren dem großen Florentiner nie gerecht geworden. Unter den berühmten Meistern der Renaissance haben Luca Signorelli und Sandro Botticelli (letzterer im berliner Kupferstichkabinet), unter den namhafteren modernen Künstlern Gustave Doré und Scaramuzza graphische Kommentare zu der göttlichen Komödie geliefert, aber keinem ist es gelungen, die tiefsinnigen Gedanken des Dichters zu erfassen und zu ergründen. 1840 kam der Danteforscher Lord Vernon auf die Idee, der unsterblichen Dichtung statt subjektiver Illustrationen die Abbildung der darin vorkommenden Personen und Ortschaften in der ursprünglichen Gestalt, wie sie der Dichter mit eigenen Augen sah, beizufügen. Unter verhältnismäßig hohen materiellen Opfern ließ der reiche Engländer nach der Natur Illustrationen zur Danteschen Hölle aufnehmen. Die technische Schwierigkeit der Daguerreotypie machte jedoch die Vervielfältigung unmöglich und zwang ihn, seinen Plan aufzugeben. Für diese Enttäuschung tröstete er sich dann damit, daß er sich in Paris mit seinem Freunde Rossini um die Wette eigenhändig allerhand kulinarische Leckerbissen bereitete. Bei der Gelegenheit des 600. Geburtstag Dantes (1865) ließ Filippo Lacaita die von Lord Vernon hinterlassenen Ansichten und Portraits zur Hölle in Kupfer stechen und veröffentlichen. Der italienische Dante-Verein und später die italienische Regierung nahmen den Plan Lord Vernons wieder auf, aber auch sie konnten die Schwierigkeiten, die dem Unternehmen im Wege standen, nicht überwinden.

Die Genugthuung, das erstrebte Ziel zu erreichen, war Corrado Ricci vorbehalten, der nicht nur einer der ersten Aesthetiker Italiens ist, sondern dem auch die Erhaltung aller klassischen Denkmäler in Italien obliegt. Mehr denn 20 Jahre hat er mit Eifer und eisernem Fleiß daran gearbeitet, unzählige Enttäuschungen hat er erfahren, bis er in dem mailänder Verleger Höpli einen geradezu idealen Bundesgenossen gefunden hat. Die von Höpli herausgegebene Prachtausgabe der Divina Commedia enthält 400 Zinkotypien und 21 Heliotypien in vorzüglichster Ausführung. Die naturgetreuen Abbildungen so vieler historischer Landschaften, berühmter Denkmäler, fast legendarischer Persönlichkeiten wie z. B. Cimalene, Giotto und Dante selbst verleihen dem Werk, das in keiner besseren italienischen Familie fortan fehlen wird, einen unendlichen Reiz und machen es sogar zu einem höchst nützlichen Nachschlagebuch. Auch hat es die gesamte italienische Presse mit uneingeschränktem Lobe begrüßt. Uebrigens hat Lord Vernon in Deutschland, wenn auch in engerem Rahmen, Nachahmer gefunden. Abbé Berthier, Professor der Theologie an der Universität zu Freiburg (Schweiz) hat es übernommen „Die göttliche Komödie illustriert durch die Wiedergabe archäologischer Denkmäler“ in Lieferungen herauszugeben. Auch Bassermanns Werk „Auf Dantes Spuren“ hat diesseits der Alpen gebührende Anerkennung gefunden.

Hochgesinnte Aristokraten und bekannte Künstler, die mit ihm den Dantekultus teilen, haben Ricci mit Rat und That beigestanden. So hat der Dichter Lorenzo Stecchetti (Olinto Guerrini), der ein vorzüglicher Photograph ist, es sich nicht nehmen lassen, alle die von Dante erwähnten Ortschaften auf dem Wege von Torli nach Bibliona aufzunehmen. Es ist dies eine besonders interessante Strecke, denn Dante legte sie mit den aus Florenz vertriebenen Ghibellinen zurück, als er sich auf das Schlachtfeld von Compaldino begab, wo seine Hoffnung, sich die Rückkehr in seine undankbare Vaterstadt zu erkämpfen, für immer vereitelt wurde. „Ich legte den Weg im Hochsommer mit meinem Sohn, einem Führer und einem Esel zurück“, erzählt Stecchetti. „Nach der zweiten oder dritten Etappe wurde der Esel müde und störrisch. Wir versuchten ihn durch Anschreien, Prügel und Fußtritte, die er gewissenhaft erwiderte, vorwärts zu schleppen. Schließlich waren wir froh, ihn für 5 Lire los zu werden, — uns hatte er über 100 Lire gekostet — dann setzten wir den Weg zu Fuß fort. Obgleich der Führer nun unser Gepäck selbst tragen mußte, freute er sich, von der mühsamen Arbeit, einen Esel auf den Spuren Dantes zu treiben, befreit zu sein.“

Zu einer deutschen Prachtausgabe der Divina Commedia wären Riccis Illustrationen jedenfalls eine geradezu ideale Ergänzung. Vielleicht wagt sich ein deutscher Verleger an die Aufgabe, sie zu schaffen?

Berlin. *E. Gagliardi.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Die Betrogenen. Roman von Ilse Frapan. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. M. 5.— (6.—).

Die Novelle, die Spielhagen gelegentlich die Grundform aller epischen Poesie genannt hat, wird von der heutigen litterarischen Generation viel zu sehr als poetische Scheidemünze und Gelegenheitssache behandelt. Ein Fetzen Stoff in Stimmung getaucht heißt den meisten schon eine Novelle. Impromptus von wenigen Takten, poetische Stenogramme werden als „Skizzen" in koketten Bänden herausgegeben, Rand breit, Inhalt schmal. Primitive Atelierstudien müssen mit Hilfe des Rahmens fertige Gemälde ersetzen: Kunst aus dem Handgelenk, die von Fleiß und Technik nichts weiß. Zu den wenigen, die mit immer gleicher Liebe und Sorgfalt die Kunstform der Novelle pflegen und ihr bisher standhaft treu geblieben sind, zählt Ilse Frapan, deren zehn oder elf Bände ausnahmslos vollwertige und ausgereifte Früchte, darunter manche von prachtvollem Arom enthalten, und die nie ein Buch in die Oeffentlichkeit entläßt, bei dem nicht der künstlerischen Höhe eine peinlich gewissenhafte Durchbildung der Form entspräche. In dieser strengen Beschränkung auf ein einzelnes Schaffensgebiet liegt ein gut Stück Selbstzucht und Enthaltsamkeit; denn ähnlich wie die Kammermusik ist auch die ächte Novelle kein Genußmittel für die große Menge, die Verwicklung und Spannung verlangt, und so hoch man Ilse Frapan in allen litterarisch gebildeten Kreisen schätzt, zu den Günstlingen der Leihbibliotheken hat sie nie gehört, und ihren Büchern ist der Segen neuer Auflagen zumeist versagt geblieben.

Ihren ersten jetzt erschienenen Roman durfte man nach alledem mit der Zuversicht zur Hand nehmen, daß diese reiflich wägende und in Wollen und Können stets übereinstimmende Künstlerin sich nur von einem Stoffe habe anziehen lassen, den zu gestalten ihr Bedürfnis war, und dessen sie sich mächtig fühlte. Diese Erwartung täuscht auch nicht, im großen ganzen wenigstens nicht. Wie das Verhältnis zwischen Sibylle Bauer, der Züricher Studentin, und ihrem Kommilitonen Rudolf Mohl sich anhäkelt, wie die beiden jungen Menschen in der akademischen Atmosphäre moderner Decadence-Ideen einander in Freiheit angehören und schließlich eben diese Freiheit derart als die schlimmste Sklaverei empfinden, daß sie als zwei „Betrogene" zu dem verschmähten, überkommenen Weg der gesetzlichen Ehe von selbst ihre Zuflucht nehmen, das ist im einzelnen mit der sicheren Darstellungskunst und dem unbestechlichen Wirklichkeitssinn wiedergegeben, der auch den Novellen der Verfasserin ihre Physiognomie verleiht. Wenn sich trotzdem der unmittelbare kräftige Eindruck nicht überall einstellen will, den man sonst von ihren Erzählungen empfängt, so liegt das weniger an der Darstellung, als am Stoff und am Milieu. Die kleine, aber interessante Welt, die das Buch umschließt, ist das studierende Zürich, dieser internationale Sammelpunkt von jungen, frühreifen Intelligenzen, Strindbergianern und „Tolstowskis", Nietzschejüngern und Lombrososchülern, in deren Hirnen alle modernen Ideen sich kreuzen und zanken. Und da auch Rudolf Mohl, aus dessen Bewußtsein heraus der Roman geschrieben ist, zu diesen Adepten der Naturwissenschaft und der Herrenmoral gehört, der die eigene Liebe nur als ein Beobachtungsfeld für experimentelle Psychologie betrachtet, so haftet dem Roman naturgemäß streckenweise eine gewisse Gedankenblässe und Blutarmut an. Andererseits ist gerade die Halbnatur dieses jungen Gedankengigerls — ein „Notizbuch auf zwei Beinen" nennt ihn Sibylle im Zorn einmal — mit feinster Spürkunst zergliedert und das innere Verhältnis der beiden Liebenden in seinen verschiedenen Phasen, seinen Schwankungen und Dissonanzen vollendet folgeklar entwickelt.

Problematisch bleibt nur der Schluß. Er wirkt beinahe parodistisch. Hätte der Roman den Zweck, die sozialistische Theorie der freien Liebe ins Absurde zu ziehen und die Segnungen der gesetzmäßigen Ehe zu verherrlichen, so wäre die Schlußwendung noch verständlich. Aber Ilse Frapan ist viel zu geschmackvoll, um einen Tendenzroman zu schreiben und moralische Gemeinplätze gesinnungstüchtig breitzutreten. Um so weniger vermag man sich mit den letzten Blättern des Buches abzufinden. Zu eindringlich ist es vorher dargestellt, wie die beiden Liebenden unter dem Kettenzwang ihres „Prinzips" immer schwerer zu leiden haben, wie sich ihre Herzen gegen einander zeitweilig bis zur Feindseligkeit verhärten, wie Verdruß, Gereiztheit und Spannung namentlich von dem Manne Besitz ergriffen haben, als daß man nun zuguterletzt in dem einfachen Gang zum Standesamt eine Lösung der Dinge sehen könnte. Woher den Glauben nehmen, daß aus diesem innerlich ausgelebten Verhältnis, an dem von seiner Seite mehr Spekulation und Eitelkeit als Liebe teilhatte, durch die öffentliche Sanktion noch eine Ehe werden könnte? Gerade das, was das Verhältnis der beiden Naturen und damit das ganze Buch interessant und fesselnd macht, der Eigentrotz, mit dem jedes sich gegen ein Aufgeben seiner Individualität wehrt — sie, weil sie fürchtet, daß sie aufhört, ihn zu reizen, wenn sie sich ihm assimiliert; er, weil er besorgt, sie könne ihn „verschlucken, ihn dem Durchschnitt gleich machen," — gerade das, von anderem zu geschweigen, macht ihre dauernde Vereinigung unerfüllbar, und läßt die Schlußwendung nicht als eine Lösung erscheinen, mit der wir entlassen sein wollen.

Indessen kommt die Form des Abschlusses für die künstlerische Beurteilung des Buches zu wenig in Betracht, um seinem Wert ernstlich Abbruch zu thun. Das Ziel kann am Ende gleichgültig sein, wenn nur der Weg interessant ist. Und das ist er nicht weniger wie in allen Büchern, die uns die so vielseitige lebenstreue und lebensehrliche Kunst dieser Dichterin schon geschenkt hat.

Berlin. *J. E.*

Cuba insurrecta. Roman von Theodor Duimchen. Berlin, Deutsches Verlagshaus Vita, 1898.

Theodor Duimchen hat in früheren Jahren Westindien bereist und kennt Land und Leute von Cuba aus eigener Anschauung. Ich ging deshalb mit einem günstigen Vorurteil an sein Buch heran und hegte die Hoffnung, daß er ein wirklichkeitstreues, aus eigenem Erleben geschöpftes Bild des aufständischen Cuba geben würde. Ich bin in meiner Hoffnung getäuscht worden; das Buch von Theodor Duimchen ist schlecht und recht ein Unterhaltungsroman mit romanhaften Charakteren, romanhaften Geschehnissen, wie sie der Hauptsache nach auch Jemand hätte schildern können, der Cuba allein aus den Indianerbüchern seiner Knabenjahre kennt. Eine abenteuerliche Spionengeschichte, die vor Jahresfrist die Runde durch die Zeitungen machte, bildet den Inhalt des Romans. Eine junge Cubanerin, begeisterte Anhängerin der Freiheitsidee, leistet den Aufständischen Spionage-Dienste, wird dabei von den Spaniern erwischt, eingekerkert, zum Tode verurteilt und schließlich von einem amerikanischen Millionär befreit. In Boston werden Maria und Robert — Maria ist die cubanische Heldin und Robert ihr deutscher Bräutigam — am Ende ein glückliches Paar. Die Geschichte mag im Leben wirklich so vor sich gegangen sein, aber deshalb ist sie noch lange nicht wahr in der Kunst. In der Erzählung von Theodor Duimchen erscheint sie romanhaft und unwahrscheinlich — das Abenteuerliche überwuchert und erstickt die schlichte und einfache Wirklichkeit. Es ist schade, daß der Verfasser nicht mehr als einen spannenden Unterhaltungsroman hat geben wollen. Die eine und andere Schilderung weist darauf hin, daß er wohl berufen war, ein litterarisch wertvolleres Werk zu schaffen.

Berlin. *Dr. Paul Remer.*

Tampete. Novellen von Franz Ferdinand Heitmüller. Berlin S. Fischer Verlag. Preis Mk. 2.—.

Wer Hauptmanns Gedicht „Im Nachtzuge“ kennt, dem wird die eigenartige Mischung von hartem Naturalismus und träumerischer Romantik nichts neues mehr sein, eine Mischung, die durch den romantischen Glauben an das „Volk“ und das christliche Erbarmen mit den Leidenden ihre merkwürdige Legierung erhält. Diese zweiseitige Begabung zeigt auch Heitmüller in seinem neuen Buche, dessen umfänglichste Novelle „Ein Paradies“ sich sogar eng an „Hannele“ anlehnt. Die erste Novelle „Tampete“, die dem Ganzen seinen etwas gesuchten Titel gegeben hat — Tampete heißt ein niedersächsischer „Gegentanz, zu dem sich je vier oder mehr Paare gesellen“ — ist eine Bauerngeschichte voll des schroffsten Naturalismus. Man merkt ihr noch die harte Schule an, die der Autor hinter sich hat, in der er jede auch noch so unscheinbare Realität lebendig und packend zu machen gelernt hat. Die Worte und Dinge reden noch nicht so viel, nicht so tief, wie sie es sollten. Auch ist wohl die Brutalität der Fabel — die Novelle endigt schließlich mit einem kaum verhüllten Lustmorde — ihrer inneren Logik und Konsequenz zum Schaden abgemildert worden, um überhaupt druckbar zu werden. „Das Paradies“ setzt mit demselben herben Naturalismus ein; die Schilderung der Kleinstadt mit ihrem bornierten Dünkel, des in Devotion ersterbenden Kanzlisten einer hohen General-Intendanz des hochfürstlichen Hoftheaters, die Spießbürgerei und Krähwinkel-Misère der „guten Familie“, in die das verunglückte musikalische Genie, die „zweite Geige“, hineingeheiratet hat, giebt eine vortreffliche Folie zu diesem verunglückten Genie ab, das schließlich eine platonische Liebe zu einem Mädchen aus der Fremde faßt und darüber dem Wahnsinn verfällt. Die Stelle, wo beide zusammen in hypnotischem Zustande eine wundervolle Symphonie („Das Paradies“) dichten, die sich eng an die Hannele-Verse anschmiegt, lassen freilich etwas von der sinnverwirrenden Darstellung vermissen, die sie uns allein glaubhaft machen könnte. Die vierte Novelle „Der Glückspilz“ ist wohl nur ein Lückenbüßer, um dem Bändchen die nötige Schwere zu geben. Das Milieu des Offizierslebens ist für Außenstehende erstaunlich schwer zu erfassen; man sieht es hier wiedereinmal, trotz allem guten Willen, aller Beobachtungsgabe und Phantasie: die Geschichte ist einfach nicht möglich. Wegede oder Clausen kennen sich in diesem Milieu aus; sie haben selbst den bunten Rock getragen; das merkt man, wenn man, wie ich, es ihnen gleich gethan hat. Die Perle der Sammlung aber ist „Eine Himmelfahrt“, es ist die wehmütig rührende Geschichte eines so gut wie unschuldig zu lebenslänglichem Zuchthause „begnadigten“ Mannes, dem in seiner langen Haft schließlich jeder Erdenwunsch ausstirbt; nur ein Verlangen hat er — als einstiger Schlosser — noch, das neue Ungetüm zu sehen, das die Menschen „draußen“ erfunden haben: die Eisenbahn. Der Anstaltspfarrer, sein alter Freund, erfüllt ihm diesen „letzten Wunsch“ durch die Güte des Zuchthausdirektors noch vor seiner Begnadigung, nach der ihn garnicht mehr verlangt; die Fahrt nach der Hauptstadt in dem neuen Ungetüm aber wird zur seligen Himmelfahrt. Die Novelle ist von rührender Gewalt.

Berlin. *Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.*

Im Unkraut. Roman von P. Stursberg. Leipzig, C. F. Müllers Verlag. Preis M. 4,— (5,—).

Vom Durst nach Genuß handelt das Buch. Das alte Deauville ist verfallen. Seine alten Bewohner starben dahin und die Töchter lockte es mit Zaubermacht hinunter nach dem neuen Deauville. Dort giebt es Paläste und üppige Villen. Und im Sommer, wenn es in der Großstadt die überreizten Nerven nicht mehr duldet, kommen sie an den Strand des leuchtenden Meeres, die feinen Herren und galanten Damen. Dann mag man auch die Nächte nicht einsam verbringen, man will sich nicht langweilen. Die Töchter von Deauville reichen ihnen die Becher des Genusses. Man ist durstig am Meere. Das Salzwasser schärft den Gaumen.

Das alte, ehrliche, arbeitsame Deauville starb an dem neuen, lusthaften. In den Gärten der Reichen blühen, von aufmerksamer Hand gepflegt viel bunte Blumen. Aber in manchen Beeten hinter niedrigen Häuschen wuchert das Unkraut. Draußen das Unkraut und drinnen das Laster. Da wohnen die Töchter des alten Deauville. Am Tage schlafen sie und die Nacht wird ihnen zum Tage. Sie wissen ihren Vater nicht und ihre Mutter starb schon längst. Nun gehen sie den Weg in den Abgrund und vermögen einen Halt nicht zu finden. Das alte Deauville ist gründlich tot.

Auch die kleine Rosette, ein blondlockiger Engel von vier Jahren, hat von ihrem Vater keine Kenntnis. Ein hochgestellter Herr, sagt man. Ihre Mutter, die schöne Ninon, lebt vom Genuß. Das Kind haßt sie unbewußt. Da kommt der deutsche Maler Hans Wald in den Ort mit seiner lieblichen Tochter. Hella nimmt sich des Kindes an. Doch als der Traum Rosettens, auf ewig in Hellas Armen bleiben zu dürfen, in Erfüllung gehen soll, stirbt sie — schon zu lange atmete sie die unheilvollen Düfte des Unkrautfeldes. Hans Wald aber giebt sich das Versprechen, von nun an für den Gedanken zu wirken: „Bewahret Eure heiligsten Rechte, Ihr Männer! Ehret, achtet, stützet das Weib!“

Der Roman ist gut geschrieben. Knapp und in der Ausmalung des etwas bedenklichen Milieus von bemerkenswerter Zartheit. Besonders gelangen dem Verfasser die Figuren aus dem Unkraut, gegen die alles übrige weit zurücktritt.

Berlin. *Erich Urban.*

Im Winkel der Großstadt. Ein Geschichtenbuch von Fritz Schott. 2. Auflage. Leipzig, G. H. Meyer. 1898. 3 Mk.

Der Verfasser besitzt ein ganz nettes Erfindungstalent; mehr leider nicht. Menschen und Milieu vermag er uns nirgends glaubwürdig zu machen; alles ertrinkt in einer unangenehm süßlichen Sentimentalität, und man hat den Eindruck, als stammten diese Großstadtgeschichten von einem Manne, der die Großstadt nie gesehen, sondern blos von ihr gelesen hat, und nun eine ihm unbekannte Stimmung mühsam wieder ausschwitzt. Die Diktion vollends, dieses unheimlich korrekte Lesebuch-Deutsch, du lieber Himmel! Da heißt es jede Hoffnung begraben. Aus dem wildesten Most kann Wein herausgähren; aus Limonade ist noch nie welcher geworden. Die kleinen und kleinsten Alltagserlebnisse soll man schon dann hübsch für sich behalten, wenn man nichts weiter leisten kann, als sie trocken zu beschreiben; aber wer dazu nicht einmal imstande ist, sondern nur das Wahre unwahr zu machen versteht, der . . . erlebt bei uns eine zweite Auflage. Und das ist vielleicht das Bezeichnendste an dem ganzen Buche.

Leipzig. *Ernst Gystrow.*

Die alte Stiege. Novelle von Susi Wallner. Leipzig, Litterarische Anstalt Aug. Schulze 1898.

In dieser Novelle wirkt nicht zunächst das künstlerische — es ist noch nicht stark genug —, auch nicht das stoffliche — es ist nicht neu und bedeutend genug nach der psychologischen Seite —, aber das wirkt, wie das Leben gesehen, richtiger: wie alles Geschehene beurteilt ist. Es wirkt also die Persönlichkeit der Verfasserin. Ihre Milde zu allem Menschlichen, ihre Anteilnahme am Schicksal der Schwachen und Gedrückten, ihr freies Beurteilen der Fehltritte im heißen Drang des Herzens, ihr kühnes Verurteilen der Herzlosen, die den Augenblick kosten und damit ein Leben vernichten — das erregt den Puls. Wer sich freilich durch den Titel etwa an Storm erinnern läßt und sich ein volles Ausschöpfen dieses „Romantischen“ der alten Stiege verspricht, findet seine Rechnung nicht. Susi Wallner erzählt gut, meist temperamentvoll, oft mit einer kecken Natürlichkeit, die sie sich bewahren und weiter ausbilden sollte. Ich glaube, sie wird ihre Eigenart finden und man darf sich ihren Namen merken.

Heppenheim a. d. B. *Wilhelm Holzamer.*

Lyrisches und Episches.

Grüß Gott! Gedichte und Lieder von Paul Kaiser. Leipzig, G. Wigand, 1898.

Mit unermüdlicher Ausdauer wird noch immer von Dichtern und Dichterinnen der breite Boden religiöser Lyrik angebaut und trägt Jahr um Jahr in Familienblättern, Kalendern und Jahrbüchern zahlreiche Früchte. Von Zeit zu Zeit bemüht sich auch wohl einer der Mitstrebenden, durch eine Sammlung die Erzeugnisse seiner Feder dem Strom zu entreißen, der sie in die Vergessenheit hinabzuspülen droht. Das hat für diesen und jenen Kreis ein gewisses Recht und seinen guten Sinn, und so mag auch das Kaisersche Büchlein mit seinen Spuren Geroks̈chen Geistes, seiner ernsten Lebensauffassung und oft treffender, wenn auch manchmal trivialen Weisheit vielfach Freude und Förderung unter denen stiften, für die es zunächst gemeint ist. Aber von einem höheren Standpunkt der Beurteilung aus gilt doch auch von dieser Sammlung, was von 99 Prozent unserer religiösen Dichtungen zu sagen ist: viel Weisheit und Weichheit, aber wenig Kraft und wenig starkes Gefühl; man hört Stimmen, aber keine Persönlichkeiten; man liest gefällige und ernste Poesieen, aber nichts was die Seele erschüttert; man findet anmutende Formen, aber nicht der Dichter hat sie gefunden, sondern die überkommene Sprache hat für ihn gereimt. Der Ausnahmen sind verschwindend wenige, und Paul Kaiser gehört nicht dazu, so achtungswert seine Sammlung sein mag.

Otzenrath. *Walther Wolff.*

Aus Vergangenheiten. Ein elsässisches Balladenbuch von Alberta von Puttkamer. Mit reichem Bilderschmuck von C. Spindler. Straßburg i. E., Schlesier & Schweikhardt. 200 Seiten in 4°, 6 Mk.

Römische, keltische und germanisch-heidnische Kultur stießen einst innerhalb weniger Jahrhunderte, nachdem sich kaum jeweils die eine festgesetzt hatte, in unserer Südwestecke aneinander, und alle drei wieder erlagen zuletzt dem Christentum. So blieb viel Unverstandenes, viel Fremdartiges aus früheren Jahrhunderten, bis zurück zur vor-arischen Rasse, an dieser letzten oberdeutschen Berginsel am Rande der gallischen Ebene hangen: es wimmelt dort von uralten Sagen, der Wasgau ist überstreut mit Heidenmauern, Heidenstädten, Heidenkirchen, jeder Waldwinkel und jedes Felddorf hat seine Gebannten und seinen Spuk. Welch ein Brachfeld für den Poeten! Und unser waldreicher, stillgrüner Grenzwald ist für die spärlichen Sänger der oberrheinischen Tiefebene leider im ganzen noch ebenso wenig „entdeckt“ wie, Gott sei Dank, für den Touristenstrom. Nun hat eine Aristokratin, die lange schon im Elsaß zu Gaste ist, Frau Alberta von Puttkamer (Gemahlin des reichsländischen Staatssekretärs), ihr blühendes Talent in unseren Wäldern und Sagen wandern lassen; ein formschönes, stimmungsvolles Balladenbuch, von dem talentvollen Elsässer Carl Spindler sehr anziehend und eigenartig geschmückt, ist die Frucht dieser Wanderung. Diese Dichterin gehört ohne allen Zweifel zu unseren besten weiblichen Talenten. Sie hat nicht die realistische, bodenwüchsige, herb-haideduftige Kraft der jungfräulichen Droste, ihre idealistische Art entspricht etwa Leutholds Stimmungswelt, aber sie ist immer echt und heiß empfindendes, liebendes, sehnendes Weib. Ihre Stärke ist das leidenschaftliche Kolorit, ihre Behandlung von Sprache und Rythmus voll Schwung und Klangschönheit; als ihr Grundton klingt immer wieder ein wildsüßes Weh durch alle Naturstimmung, ein romantischer Durst nach unerreichbarer Schönheit und unerkämpfbarem Glück. Demgemäß stelle ich auch in erste Reihe Gedichte wie „Das Irrkraut“, „Der rauschende Baum“, „Das weiße Fräulein“, „Die Jungfrau auf St. Ulrich“ und besonders „Die weißen Gestalten im Elsaß“, Gedichte balladenartigen Gepräges voll Anmut in ihrem sprachlichen Klang und in ihrer wehvoll-schönen Stimmung. Aber die Kraft dieser stark begehrenden Frau reicht auch für härtere Stoffe, obwohl ich hier mehr Wucht und Knappheit wünschte, höchst ehrenvoll aus: „Gerichtsnacht von Girbaden“, „Das versunkene Kloster von Rheinau“, „Der Teufelsgeiger am Donon“ (sehr einheitlich!), „Nacht auf dem Lügenfeld“ u. s. w.). Und schließlich auch taghelle und frischere Klänge wie „Der Flieger“, „Kaiser Sigismund“, „Die Frauen von Ruffach“, „Der Jüngling von Huningen“ sind dem weiten Bezirke, den das stimmungsreiche und sprachschöne Talent der Poetin beherrscht, durchaus nicht entrückt. Und doch sind ihre Vorzüge, wie man sich so oft ausdrücken muß, „auch ihre Grenzen“; ich meine dies: sie kann nicht straff konzentrieren, sie bleibt in Form und Stimmung überall Weib, kurze, markige, pointierte Gedichte gelingen ihrer schönheitsfreudigen Willensschwachheit nicht. Bei einigen Themata sucht sie auch am Schlusse vertiefend zu verallgemeinern, oft wie in den zuerst genannten Gedichten sehr sinnvoll, einigemal aber nicht eben glücklich abrundend, z. B. S. 153, dessen Schlußstrophe fehlen könnte, oder S. 87, mit der gleichfalls entbehrlichen Schlußstrophe. Alles in allem aber ein prächtiges Buch, dessen Inhalt seiner stark-individuellen Dichterin ebensoviel Ehre macht wie seine geschmackvoll-moderne Ausstattung dem künstlerischen Geiste, der jetzt im Elsaß endlich zu erwachen beginnt.

Berlin. *Fritz Lienhard.*

Antike Lyrik in modernem Gewande. Von Emil Ermatinger und Rudolf Hunziker. Mit einem Anhang: Die Kunst des Uebersetzens fremdsprachlicher Dichtungen. Verlag von J. Huber, Frauenfeld. Preis geb. M. 1,60.

„Schiller hat uns in seiner Vergilübersetzung im allgemeinen den Weg vorgezeichnet, den ein Uebersetzer wandeln soll.“ So rechtfertigt Hunziker in dem „Anhang“, dem interessanteren Teile des Buches, das „moderne Gewand“, in das beide Uebertragungskünstler die Lyrik der Alten eingekleidet haben. Dabei wird aber übersehen, daß für ein längeres Epos andere Regeln gelten, als für die lyrische Kleinkunst. Man kann einen Homer in Stanzen übertragen gutheißen, ohne doch gleich den Wunsch zu hegen, daß alle griechische und römische Lyrik deutsch in gereimten Vierzeilern wiedergegeben werde. Zu welchem Ergebnis das führt, zeigt die von Ermatinger übertragene Ode — oder wie es in dem Büchlein heißt: „Gebet an Aphrodite“ — von Sappho. Die erste Strophe lautet:

> Göttin der Liebe, o hör' meine Bitten,
> Tochter des Zeus auf funkelndem Thron!
> Nahe mir freundlich mit gütigen Schritten,
> Rette mich, Hohe, vor Jammer und Hohn!

Wer erkennt hier die Dichterin, die eine der herrlichsten Strophengliederungen der Weltlyrik geschaffen hat? Ist das nicht, wie wenn man die Venus von Milo mit Korsett und Spitzenrock darstellen wollte? Gewiß stört der moderne Reim die Formenstrenge der antiken Lyrik nicht, das haben Schiller („Größe der Welt“) und Gottschall gezeigt und hat vor allem Ludwig Behrendt in seinen gereimten Nachdichtungen des Horaz bewiesen. Der antike Rhythmus aber kann nimmermehr durch einen modernen ersetzt werden, wenn nicht alles verwischt werden soll, was an die „naive“ Dichtung der Alten erinnert. Elf griechische und einige römische Lyriker, unter denen erklärlicherweise Horaz am stärksten vertreten ist, werden uns so, zum Teil in ganz gehackte Reime gehüllt, vorgeführt. Das Gewand ist gefällig, aber stilwidrig, es belebt die alten Formen nicht, sondern verdeckt sie nur bis zur Unkenntlichkeit.

Berlin. *Sigmar Mehring.*

Die Oden des Horaz. In freier Nachbildung von H. Leisering, Hamburg, G. A. Rudolph's Verlagsbuchhandlung.

Es sind über zwanzig Jahre her, daß Geibel in seinem „Klassischen Liederbuch“ die fünfzig besten Oden des Horaz wahrhaft klassisch, zum Entzücken der damals jungen Generation, verdeutscht hat; er hatte sich streng an das Original gehalten und seine deutschen Verse „kühn mit äolischer Wohllautsfülle durchströmt.“ Aber

für die Popularisierung des Römers bei denjenigen, die ihn nicht lateinisch gelesen, hat er damit nichts gethan. Ein späterer Versuch von Behrendt, die antiken Versmaße durch moderne Reime populärer zu machen, bot nur den Reiz des Originellen — erst der vorliegenden freien poetischen Uebertragung, die in Schillers Virgilübersetzung ihr klassisches Vorbild hat, wird es vielleicht vergönnt sein, den immer noch jungen „alten Horaz" dem Teil des deutschen Volkes, der keine alten Sprachen studiert hat, ebenso vertraut und lieb zu machen, wie er denen ist, die ihn schon auf dem Gymnasium als eine Oase in der Wüste des langweilig schematischen Unterrichts betrachtet haben. Sehr lesenswert ist die Einleitung Leiserings, nach der man bedauern kann, daß nicht alle Horazlehrer ebenso feinfühlig und vernünftig sind. Nebenbei entwaffnet die Bescheidenheit des Verfassers alle Tadler, die etwa an Einzelheiten Ausstellungen machen könnten. Es muß vielmehr anerkennend der große Takt und feine Geschmack hervorgehoben werden, mit dem Leisering überall gearbeitet hat, sowie die nicht gewöhnliche dichterische Begabung, die besonders bei Naturstimmungen und in den Gedichten zum Ausdruck kommt, die im Original ausgesprochen lyrischen Charakter haben.

Berlin. *Fritz Carsten.*

Dramatisches.

Das Friedensdenkmal. Drama in 3 Aufzügen von Leopold Adler. Halle a. S. Verlag von Otto Hendel. Preis 0,50 (0,75).

Das Stück ist bei seinen jüngst erfolgten Aufführungen in Weimar und München nicht durchgedrungen. Das läßt sich begreifen. Eine ernste und echte Bühnenwirkung wird immer nur dann erreicht werden, wenn die Handlung eines Dramas auf innerer Wahrheit beruht, wenn die äußeren Vorgänge sich psychologisch richtig und naturwahr aus dem Stoff ergeben. Das ist aber bei Adlers „Friedensdenkmal" nicht der Fall. Zudem ist das Stück auf einem Vorwurf aufgebaut, der sich wohl zur novellistischen Behandlung, nimmer aber für den engsten Rahmen eines Bühnenwerkes eignet. Derartige psychologische Probleme erfordern zartere Konturen, als sie die scharfe Beleuchtung durch das Rampenlicht notwendig macht und verträgt. Daß der Bildhauer Karl Richter ein Werk seines verstorbenen Freundes, des Bildhauers Nord, sich heimlich zu eigen macht und durch die Ausführung dieses „Friedensdenkmals" mit einem Schlage berühmt wird, mag hingehen, wenngleich ich bezweifle, daß der Fall in dieser zugespitzten Form sich ereignen könnte. Schlimmer ist die konstruierte Art und Weise, durch die Professor Wahler hinter das Geheimnis kommt und es für seine Pflicht hält, der Welt den Betrug zu entdecken. Noch schlimmer, daß Adler, um den tragischen Konflikt zu verschärfen, die Frau dieses Professors Wahler zur einstigen Geliebten des verstorbenen Bildhauers macht. Das allerschlimmste aber ist, daß sich nachträglich bei der Witwe des Bildhauers Nord ein Thonmodell des Friedensengels findet, den Richter am Denkmal verwertet hat, und daß Professor Wahler die Vergangenheit seiner Frau durch einen zufällig aufgefundenen Brief Nords entdeckt. Das sind zusammengezwungene Unwahrscheinlichkeiten, die den theatralischen Mißerfolg des Werkes herbeiführen mußten. Ich verstehe nicht recht, daß ein so feinfühliger Theatermann, wie es der Dramaturg und Regisseur Leopold Adler ist, sich das auch auf einen Augenblick verhehlen konnte.

Berlin. *Friedrich Moest.*

Verschiedenes.

Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben. Von Heinrich Driesmans. Leipzig, C. G. Naumann. 1898.

Driesmans' Buch predigt die kommende Ablösung der Kunst durch das Leben, und zwar im Geiste Friedrichs Nietzsche. Die Weltanschauung dieses Denkers ist ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er uns eine eigenartige Fortbildung der nietzschischen Philosophie darzubieten vermag. Und weil er überall auf die Verwirklichung der philosophischen Errungenschaft im lebendigen Menschentum ausgeht, konnte das Erbe des Meisters in seinem Besitz zum Teil sogar eine gewisse Abklärung erfahren. Allein so vortrefflich geschrieben, so ideenreich, aufrichtig und tapfer sein Buch ist, so mächtig es besonders gegen den Schluß an das schlafende Gewissen der Zeit rührt: des Anfechtbaren enthält es doch gar vieles, und vor allem scheint der leitende Gedanke sehr fragwürdig. Unter plastischer Kraft versteht Driesmans zunächst nur die natürliche Zeugungskraft. Das künstlerische Schaffen gilt ihm als eine Verirrung des Zeugungstriebes, von welcher die Menschheit schließlich zurückkommen muß. Die höchste Kunst stand nach seiner Ansicht im dämmernden Anfang der Menschheitsgeschichte, deren Fortgang ein Niedergang des geistigen Vermögens war und in der Erschöpfung des plastischen Triebes endigte. Nunmehr ist die Kunst tot und kann nie wieder lebendig werden. Darüber frohlockt er. Denn die Menschheit ist über diese Form hinausgereift, und die plastische Kraft hat zur Aufgabe hinfort nur noch die Gestaltung des wirklichen Menschen. Zum Belege, daß die Kunst thatsächlich gestorben ist, führt er uns die Hauptvertreter der neueren Litteratur vor und zeigt uns an ihnen mit innigem Behagen die Leichenflecke. Er findet, daß sich schon bei Goethe die ersten Anzeichen einer Erkrankung der plastischen Kraft des Geistes, einer geistigen Knochenerweichung bemerkbar machen; Goethe stehe bereits mit einem Fuße auf dem Boden des modernen Naturalismus. Diesen nämlich verachtet er aufs Aeußerste, ohne zu ahnen, welches heilsame Erziehungsmittel den Künstlern darin erwachsen ist. Kann es somit nicht überraschen, daß er Gerhart Hauptmann die dichterische Gestaltungsfähigkeit vollständig abspricht, so wirkt doch die parteiische Einseitigkeit seiner Kritik höchst unerfreulich. Auch bei der Beurteilung anderer Vertreter der modernen Dichtung tritt die gleiche ästhetische Engherzigkeit hervor, wogegen Wilhelm von Polenz ihm die Anlage zu haben scheint, dem deutschen Volk ein Erzieher und Bildner im großen Stil zu werden. Sein Kunsturteil wird eben weniger von ästhetischen als von praktischen und recht eigentlich tendenziösen Gesichtspunkten bestimmt, und aus einem solchen Naturell wird seine Absage an die Kunst uns begreiflich. Vielleicht ringt er sich einmal zu höherer Gerechtigkeit durch, wenn sein noch unausgebildeter Wirklichkeitssinn erst voll erwacht ist. Wir unsererseits hoffen, daß der fälschlich totgesagten Kunst noch ein langes und reiches Leben beschieden sein wird.

Potsdam. *Eduard Bertz.*

Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt von Dr. Hermann Freiherrn von der Pfordten. Berlin 1899, Trowitzsch & Sohn. Preis geb. Mk. 6.—.

In dem Maße als das Werk Richards Wagner ins Volk dringt und seine Gemeinde sich vergrößert, macht das erhöhte Bedürfnis nach einer populären Wagnerlitteratur sich geltend, die dem aufnahmefähigen Laien das Verständnis erleichtert. Solchem Zwecke dient das von der Pfordtensche Buch, das hauptsächlich den dramatischen Teil der Wagnerschen Werke behandelt, den musikalischen dagegen nur durch Beigabe der wichtigsten Motive und Themen illustriert. Nach einer allgemeinen Einleitung werden kapitelweise sämtliche Musikdramen des Meisters, von den „Feen" bis zum „Parsifal" ihrem Inhalte nach analysiert und in gemeinverständlicher Form das Verhältnis der Dichtungen zu den geschichtlichen und Sagenstoffen bestimmt. Auf diese Weise wird dem musikfreundlichen Laien in der That eine ebenso nützliche als anregende Orientierung über den Gehalt der einzelnen Werke gegeben, was namentlich für die späteren großen Musikdramen einem entschiedenen Bedürfnis entspricht. Auch über die Entstehung der verschiedenen Arbeiten wird das Nötige eingehend be-

richtet. Die Darstellung liest sich angenehm und hält sich von jeder Ueberschwänglichkeit in Form und Urteil wohlthuend frei; namentlich war es klug und taktvoll, daß der Verfasser auf Text-Citate vollständig verzichtet hat. Das Buch ist als Festgeschenk und dennoch geschmackvoll ausgestattet.

Berlin. *Franz R. Klein.*

Briefe Richard Wagners an Emil Heckel. Zur Entstehungsgeschichte der Bühnenfestspiele von Bayreuth. Herausgegeben von Karl Heckel. Berlin, S. Fischer, Verlag, 1899. Preis Mark 3,50 (geb. 5.—).

Das Buch ist wohl ein recht interessanter Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte; aber als Buch wiegt es nicht viel; Dokumente zusammentragen, heißt noch nicht ein Buch schreiben. Es bietet wertvolles Material für den künftigen Historiker Bayreuths; aber eben nur Material, und zu viel unwesentliches darunter. Wer nicht dem Bayreuther Kreise irgendwie nahe steht, den kann es nur mäßig interessieren. Es ist zu trocken und zu persönlich. Man erweist Wagner keinen guten Dienst, wenn man die argen Reimereien, deren er sich im engsten Freundeskreise schuldig machte, durch den Druck verewigt; dasselbe gilt von den rein geschäftlichen Briefen, aus denen sich selbstverständlich nichts Geistiges, Geistförderndes gewinnen läßt. Aber der Kreis um Wahnfried ist ja weit genug, um dem Buche Verbreitung zu sichern. Wer indessen Richard Wagners Größe mit künstlerisch freiem Auge genießen will, der lasse lieber von solchen Büchern. Ich will nicht so unhöflich sein, das beliebte Zitat von den Kärrnern anzuführen; doch betrachte ich Königsbauten lieber in der ihren Dimensionen angemessenen Entfernung.

Dresden. *B. Dickinson-Wildberg.*

Dreyfus-Bilderbuch. Karikaturen aller Völker über die Dreyfus-Affaire. Berlin, Dr. Eysler & Co. M. 1,—.

Die leidige Dreyfus-Affaire hat nur Schlimmes verursacht, innerhalb und auch außerhalb der blauweißroten Grenzpfähle. Aber etwas Gutes hat sie gewirkt: sie hat dem Witz der Witzigen reichen Stoff zugeführt. Kein Land ist so arm an Humor und Humoristen, daß es nicht seine eigenen lustigen Kommentare in Wort und Bild zu der bösen, übelduftigen Dreyfusiade geliefert hätte. Das vorliegende gelbe Büchlein nun stellt mit Geschick und Geschmack die Karikaturen aller Völker über die „Affaire" zusammen. Es nimmt dabei mit Recht keine Rücksicht auf den Standpunkt der betreffenden Blätter, sondern geht von dem einzigen leitenden Gesichtspunkt aus, das Witzige festzuhalten, woher es auch kommt, wohin es auch zielt. Daß der Witz sich in seinen besten und lustigsten Leistungen auf die Seite des Rechtes stellt und mit den Herren Ministern und Federbüschen am schärfsten in's Gericht geht, ist selbstverständlich. Es ist nicht unerfreulich, konstatieren zu dürfen, daß die deutschen Karikaturen die besten sind. Das Buch wird viele amüsieren, denn es ist sehr lustig. Aber hinter all dem Humor steckt der Ernst, und man darf das Werkchen schon aufheben als ein lustiges Stückchen trauriger Zeitgeschichte.

Berlin. *R. P.*

Kürschners Jahrbuch. Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. Berlin, Hermann Hillger, Verlag 1899. 938 Sp. Preis M. 1.— (geb. 1,50).

Ein praktisches und billiges Handbuch für den täglichen Bedarf, wie es die Franzosen an dem Almanach Hachette besitzen, hatte uns lange gefehlt. Kürschners Jahrbuch, das im vorigen Jahre zum ersten Male erschien, hat dafür nicht nur Ersatz geschaffen, es übertrifft auch seinen älteren pariser Bruder ganz beträchtlich an Reichhaltigkeit und Umfang. Es bildet gleichsam das Mittelglied zwischen dem biederen alten „Kalender" und dem modernen, unfehlbaren Conversationslexikon. Die Frage aus den wissenswerten Dingen des täglichen Lebens zu finden, auf die es keine Auskunft giebt, dürfte Kopfzerbrechen kosten. Dabei ist der Inhalt trotz der enormen Fülle, die der vorige Jahrgang bot, in der neuen Ausgabe ein nahezu neuer, und so weiß man in der That nicht, was man mehr bestaunen soll: die Findigkeit des Herausgebers oder den Bienenfleiß, mit dem der reiche Stoff zusammengetragen und übersichtlich gruppiert worden ist.

— *ng* —

Regenhardts Almanach für 1899. Nachschlagebuch für Jedermann. Mit einer Post- und Eisenbahnkarte. Vierter Jahrgang. Berlin, C. Regenhardt. Preis Mk. 1,—, (in Leinw. geb. Mk. 1,50).

Ein ähnliches Unternehmen, wie das oben besprochene. An Reichhaltigkeit steht es diesem nach, dafür bietet es mehr Personalien und topographisches Material und wird von manchen vielleicht seines größeren Druckes wegen vorgezogen.

-ng-



Nachrichten

Bühnenchronik.

Berlin. An kleineren Provinzbühnen liebt man es längst, aus drei, vier Einaktern einen Theaterabend zu komponieren. Nun wird das auch in Berlin Mode. Sudermann mit den „Morituri" ging voran. Hartleben folgte. Jetzt haben sich Ludwig Fulda und Max Dreyer zu solchem Einakterabend verbunden, oder besser: sie sind dazu vom Lessingtheater am 22. Januar verbunden worden. Fulda kommt in seinen beiden Stückchen: „Die Zeche" und „Ein Ehrenhandel" mehr als Causeur, als Anekdotenerzähler, der seine Pointen wohl vorzubereiten weiß, zur Geltung. Dreyer erscheint mehr als Satiriker in seinen kleineren dramatischen Gaben „Unter blonden Bestien" und „Liebesträume". Das oberflächlichste der vier Stückchen ist „Ein Ehrenhandel", der uns in gefälligem Plauderton erzählt, wie ein Regierungsrat, der keinen Sekt vertragen kann, eine hübsche junge Majorsgattin küßt, deshalb von ihrem Manne zum Duell gefordert werden soll, aber durch seine kluge, pikante, kleine Frau, die den Major dahin bringt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten d. h. sie auch zu küssen, vor der rächenden Kugel gerettet wird. Höher steht das an sauber gefeilten Bonmots nicht arme Stückchen: „Die Zeche". Ein alter Baron, von den Folgen einstiger Jugendsünden geplagt, trifft im Bade seine alte Liebe wieder. Nun nach bald dreißig Jahren wäre er bereit, die Konsequenzen aus dem einstigen Leichtsinn zu ziehen und sie zu heiraten. Aber sie hat an ihrem und seinem Sohn eine Freude und Lebensstütze gefunden und dankt. Der junge Badearzt, der ohne es zu wissen seinen eigenen Vater behandelt, hat ganz Recht, wenn er ahnungslos meint, so recht eigentlich krank sei der alte Herr nicht; er habe nur etwas gut und reichlich gespeist am Lebenstisch und bezahle nun die Zeche. War der Erfolg dieser beiden Stückchen schon ein sehr guter, so steigerte er sich noch bei den Dreyerschen Werkchen. Besonders die hier schon gelegentlich der breslauer Erstaufführung besprochenen „Liebesträume" gefielen trotz ihres etwas brutalen Schlusses. „Unter blonden Bestien" erfreut uns mit einem elegant hinausgeworfenen Musikgigerl. Der südländische Geigenvirtuose (den Herr Bonn vortrefflich nervös spielte und — geigte) glaubt in der Vorliebe der schönen blonden Nordländerin für die Musik eine Neigung zu dem Virtuosen selbst erkennen zu dürfen; er nähert sich ihr mit dem oft erprobten Mätzchen des irrenden Genies, wird aber von der resoluten und boshaften Freundin mit dem Schreckgespenst ihres derben musikalischen Gatten, dieser blonden Bestie, sehr rasch aus seiner Siegerstimmung und aus dem gastlichen Hause getrieben. Sowohl Dreyer als Fulda konnten mehrfach für den widerspruchlosen Beifall danken.

Einen Doppelerfolg vor durchweg litterarischem Publikum hatte am 29. Januar der Vater der satirischen Komödie Aristophanes, dessen „Vögel" und „Weiberstaat" die historisch-modernen Festspiele im Neuen Theater günstig und vielversprechend eröffneten.

Das Experiment — denn ein solches wird es immer bleiben, die Witze, die siebzig Generationen vor uns im Theater Athens gezündet haben, neuzubeleben — dürfte vor dem Publikum, das es fand, als gelungen gelten. Wolfgang Kirchbach hat freilich in seiner Bearbeitung Vieles von dem ausmerzen müssen, was gerade Aristophanes zu dem gefürchteten Liebling der lachlustigen Athener machte. Manche Anspielung auf das damalige Athen, seine Verhältnisse und Bürger mußten wegfallen und — nicht zum Schaden des Ganzen — manche der Unfläthereien, in denen sich der attische Witz des Dichters namentlich im „Weiberstaat“ gefiel. Galt es den Beweis zu erbringen, daß die wahrhaft geistvolle Satire nie ganz veraltet, so wurde in der guten Kirchbachschen Bearbeitung und einer nicht durchweg auf der Höhe stehenden Darstellung dieser Beweis erbracht. Daß aber diese kecken Komödien des Atheners auf ein modernes Publikum wirken sollten, frisch und herrlich, wie am ersten Tag, das hatte wohl Niemand ernstlich erwartet.

Im Berliner Theater hat Ernst von Wildenbruch am 31. Januar mit seinem neuesten Drama eine Niederlage erlitten. Warum das Stück „Gewitternacht“ heißt, bleibt unklar; unklarer noch was Wildenbruch als Dramatiker damit gewollt hat. Als preußischer Patriot wollte und dichtete er auf seine Art eine Verherrlichung des größten Preußenkönigs, den wir zwar selbst im Stücke nicht zu sehen bekommen, dessen Siege von Mollwitz und Hohenfriedberg wir aber miterleben, den ersteren, der das Stück eröffnet, ohne innere Anteilnahme, den zweiten (im dritten Akt) in einer durch derbzugreifende Wildenbruchsche Rhetorik und eine einzige feine, wahrhaft poetische Scene gehobenen Stimmung. Dieser einzige Akt trug dem Dichter auch mehrfachen Hervorruf ein. Mit Recht. Die andern Akte fielen ab. Nicht nur weil Wildenbruch darin wieder mal das leidige Prophezeihen von Dingen nicht lassen kann, von denen die Helden auf den Höhen von Striegau unmöglich eine Ahnung gehabt haben können, sondern hauptsächlich deshalb, weil der Dichter skrupelloser und leichtsinniger denn je, in Festspielmanier geschaffen und jede psychologische Motivierung leichtsinnig unterlassen hat. Ein schlesischer Edelmann — das ist der Kern der lose in fünf Bilder zerfallenden Handlung — ist nach dem Einfall Friedrichs in Schlesien aus einem glühenden Verehrer des Königs dessen heißer Gegner geworden Er reißt das liebende Herz seiner einzigen Schwester von dem Geliebten, der in des Preußenkönigs Diensten steht, und geht mit ihr grollend an den sächsischen Hof. Hier findet die kluge Königin aus dem Hause Habsburg, die einsam in der Leere eines üppigen, geistlosen, verbuhlten Hofes sich nach einem Menschen sehnt, in ihm ihren Posa. Aber es ist die Art der Posas, die Gekrönten für ihr Ideal zu verraten. Auch der schlesische Edelmann, bekehrt zur Größe des Preußenkönigs, verrät schließlich die mit Oesterreich und Rußland konspirierende Königin an den Bevollmächtigten aus Berlin und sühnt seinen Verrat durch Selbstmord. Seine Schwester — durch falsche Todesnachrichten vom Geliebten und Bruder irre geleitet — hat sich vorher einem Wüstling ergeben, ist dem Wahnsinn verfallen und hat sich aus dem Fenster gestürzt. Kein Mensch im Stück lebt oder stirbt nach irgend welcher Logik. Mit Ausnahme eines sächsischen Obersten im dritten Akt, dessen Gang zum Tode für den verachteten sächsischen Herrn mit dem leuchtenden Bilde des preußischen Königs im Herzen mit Kraft und politischer Schönheit gestaltet ist. Ein seltsames Symptom der Zeit konnte man wahrnehmen bei dieser Première. Früher war es die Jugend, die Wildenbruch auf die Höhe seiner geräuschvollen Erfolge trug. Diesmal sah man gerade die junge Generation am energischsten zischen. In der Zeit des Fuhrmann Henschel genügt es ihr nicht mehr, daß ein Dichter „gut fritzisch“ ist; er muß auch gut menschlich sein.

Berlin. *Rudolf Presber.*

Am 23. Januar starb in Berlin Wilhelm Röseler im Alter von 50 Jahren. Sein Arbeitsfeld war die Litteratur-, Kultur- und Landesgeschichte, Sagenkunde und die Lebensgeschichtschreibung. Als Dichter ist er u. a. mit einem Epos „Dornröschen“ vor die Oeffentlichkeit getreten. Dem Studium des Geisteslebens seiner schleswig-holsteinschen Heimat — er stammte aus Neumünster — hat er sich in besonderem Maße gewidmet.

* *

In Wiesbaden starb am 26. Januar Ludwig Freiherr von Ompteda. Er war am 18. Mai 1828 in Hoya geboren und hat außer landwirtschaftlichen und ethnographischen Schriften in den achtziger Jahren eine Anzahl Romane und Schauspiele erscheinen lassen.

* *

Die älteste unter den deutschen Schriftstellerinnen, Elise Freiin von Hohenhausen, ist im Alter von 87 Jahren am 31. Januar in Berlin verschieden. Sie war in Eschwege am 7. März 1812 geboren, heiratete 1831 einen Regierungsrat Rüdiger und zog 1862 als Witwe nach Berlin, wo sie ihren Mädchennamen wieder führte. In ihrem Elternhause in Berlin durfte sie noch viele litterarische Berühmtheiten ihrer Zeit kennen lernen, darunter Heine, Chamisso, Fouqué. Späterhin verband sie eine enge Freundschaft mit Annette von Droste-Hülshoff. In den letzten Jahrzehnten stand ihr der als Dichter bekannte Prinz Georg von Preußen nahe. Bekannt gemacht hat sie sich insbesondere durch ihr mehrbändiges Werk „Berühmte Liebespaare“.

* *

Adolphe D'Ennery — eigentlich Adolphe Philippe — der glückliche Verfasser ebenso zahl-, als erfolg- und thränenreicher Rühr- und Spectakelstücke wie „L'Aïeule“, „Les deux Orphelines“ 2c. ist in Paris am 25. Januar im Alter von 88 Jahren gestorben. Seine Stücke haben ihm ein Vermögen von 6 Millionen eingetragen, das er größtenteils für wohlthätige Zwecke bestimmt hat.

* *

Zwei inhaltsverwandte Bücher „Ferien im Morgenlande“ von Paul Lindau und „Zwei Reisen in der Türkei“ von Rudolf Lindau werden in nächster Zeit im Verlage von F. Fontane & Co. erscheinen. Ebenda giebt Johannes Schlaf einen Skizzenband unter dem Titel: „Stille Welten“ und eine Folge von psychologischen Studien über die moderne Frau unter dem Titel „Leonore“ heraus. In die Kreise des leipziger Verlagsbuchhandels führt ein moderner Roman von Walter Harlan „Die Dichterbörse“. Gleichzeitig tritt ein in Schweden neuerdings vielgelesener junger Autor, Victor Hugo Wickström mit seinem von Ludwig Passarge übertragenen Buche „Eine moderne Geschichte“ zum ersten Male vor das deutsche Lesepublikum.

* *

Die meisten litteraturgeschichtlichen Werke aus dem G. J. Göschenschen Verlage sind kürzlich in den Verlag von B. Behr (E. Bock) in Berlin übergegangen, darunter vor allem die bekannten „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte“ (herausgegeben von J. Elias und M. Osborn), ferner die Seuffert-Sauersche Sammlung „Deutsche Litteratur-Denkmale“, die Schriften von Michael Bernays, Beyers Deutsche Poetik, Munckers Klopstock-Biographie u. a.

* *

Ein neues fünfaktiges Drama von Max Halbe, „Die Heimatlosen“, erscheint Ende d. Mts. bei Georg Bondi, Berlin.

* *

Leo Tolstois neuer Roman „Auferstehung“ erscheint demnächst in deutscher Uebersetzung von Wladimir Czumikow im Verlage von Eugen Diederichs (Leipzig). Das Werk umfaßt zwei starke Bände (Preis 7 M. oder 14 Lieferungen zu 50 Pf.)

* *

Mit dem Beginn dieses Jahres ist „Der Bär“, Illustrierte Wochenschrift für Geschichte und modernes

Leben, in den 25. Jahrgang getreten. Zu diesem Termin ist der Verlag an die Firma Friedrich Schirmer, Berlin SW., übergegangen, während Dr. M. Folticineano die Redaktion übernommen hat.

* *

In Wien hat sich unter dem etwas irreführenden Titel „Die Handschrift" eine Anstalt für schriftstellerische Vermittlung aufgethan, die den Vertrieb von schöngeistiger und wissenschaftlicher Litteratur jeder Art, Aufträge für Ausführung litterarischer Arbeiten, Uebersetzungen u. dgl. sowie litterarische Stellen- und Arbeitsvermittelung übernimmt. Inhaber des Instituts ist Herr Josef Beckmann (Wien VII, Lerchenfelderstr. 15), als wissenschaftliche Beiräthe werden die Herren Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen), Hofrat Dr. Max Höfler (Tölz) und Dr. Friedrich S. Krauß (Wien) bezeichnet.

* *

Eine „Gesellschaft der Bibliophilen", die den „Zusammenschluß aller Bücherfreunde zur gegenseitigen Förderung ihrer Interessen" zum Zweck hat, hat sich kürzlich gebildet. Vorsitzender ist Professor Dr. Eduard Heyck in München, den übrigen Vorstand bilden die Herren Arthur L. Jellinek (Wien), Prof. Joseph Kürschner (Eisenach), Dr. Carl Schüddekopf (Weimar), Prof. Dr. Georg Witkowski (Leipzig), Fedor von Zobeltitz (Berlin) und Viktor Ottmann (München). Das Sekretariat der Gesellschaft befindet sich in München, Theresienstraße 14. Gesellschaftsorgan ist die „Zeitschrift für Bücherfreunde". Der Jahresbeitrag beträgt 8 Mark. Als erste Veröffentlichung wird die Facsimile-Reproduktion von Behrischs kalligraphierter Niederschrift der Goethischen „Annette" (aus dem Goethe-Museum), sodann im Juni ein „Handwörterbuch der Bibliophilie" erscheinen, das, von Fachmännern bearbeitet, in encyclopädischer Form alles für den Büchersammler Wissenswerte behandeln und insofern eine häufig empfundene Lücke ausfüllen wird.

Notizen.

∾ **Der erste weibliche Privatdozent.** Die Universität Bern ist die erste in Europa, die zu ihrem Lehrkörper einen weiblichen Dozenten zählt. Fräulein Dr. Anna Tumarkin, deren Bild sich neben diesen Zeilen befindet, hat sich zu Beginn dieses Wintersemesters dort habilitiert. Die junge Dame wurde am 16. Februar 1875 in Westrußland geboren und hat bereits mit 17 Jahren ihr Lehrerinnenexamen gemacht. Mit 20 Jahren promovierte sie auf Grund einer Dissertation über „Herder und Kant" in Bern zum Dr. phil. und verbrachte die folgenden drei Jahre bis zum vorigen Sommer in Berlin, wo sie Philosophie und Litteratur speziell bei den Professoren Dilthey und Erich Schmidt studierte. Ihre Habilitationsschrift trug den Titel: „Das Assoziationsprinzip in der Geschichte der Aesthetik." Ihre Antrittsvorlesung hatte zum Thema: „Goethe über das Wesen des Dramas." Eine größere Arbeit „Zur Charakteristik Justinus Kerners" ist im vorigen Sommer in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienen.



Anna Tumarkin.

Der Büchermarkt

Abgeschlossen am 3. Februar.

a) Romane und Novellen.

Brunner, A. „Ich sterbe freiwillig." Wiener Kriminal-Roman. (Kürschners Bücherschatz, Nr. 123.) Berlin Herm. Hillger. M. —.20.
David, J. J. Vier Geschichten. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 2.—, geb. in Leinw. 3.—.
Friedrichs, Hermann. Gesammelte Werke. 4 Bde. (1. Lyrische Dichtungen. 2. Episch-lyrische Dichtungen. 3. Novellen. 4. Dramen.) Berlin, Freund & Jeckel. M. 16.—.
Gatti, E. v. Der König der Juden. Roman. Zürich, Caesar Schmidt. M. 2.—.
Gersdorff, A. v. Aus Langeweile. Roman. Berlin, Otto Janke. M. 1.—.
Hartwig, P. H. Sonnenseite. Lustige Geschichten. Sangerhausen, C. F. Huwald. M. 1.—.
Kandler, F. Wogen des Lebens. Zwei Novellen. Dresden, E. Pierson. M. 2.—.
Kotanyi, E. Venus am Kreuz. 3 Novellen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 2.50.
Krauß, Gustav Joh. Lukretia. Roman. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. M. 1 —.
Mitzenius, E. Unter der „Bettelbuche" und andere Erzählungen aus dem Odenwald. Darmstadt, Joh. Waitz. M. 1.60 (2.20).
Norden, A. (Hinnius). Vorurteile. Roman 2 Tle. in 1 Bde. Berlin, Otto Janke. M. 6.—.
Pappritz, A. Ein Enterbter. Roman. Dresden, E. Pierson M. 4.—.
Richter, C. Th. Magdalena. — Die Großmutter. 2 Erzählungen. Illustr. von H. Schlittgen. Stuttgart, Carl Krabbe. M. 2.— (3.50).
Schlicht, Frhr. v. Was ist los? Militär-Humoresken. Berlin, Otto Janke. M. 1.—.
Stifter, A. Ausgewählte Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von R. Fürst. Mit Stifters Porträt. Leipzig, Max Hesse. Geb. in 2 Leinw.-Bdn. M. 4.—, in 2 Halbfrz.-Bdn. M. 6.—.
Stifter, A. Studien. Hrsg. von R. Fürst 4 Bde. Leipzig, Max Hesse. In 2 Leinw.-Bdn. M. 3.—.
Stifter, A. Bunte Steine und Erzählungen. Hrsg. von R. Fürst. 2 Tle. in 1 Bd. Leipzig, Max Hesse, Geb in Leinw. M. 1.50.
Stifter, Adalbert. Der Hochwald. Das Haidedorf. Erzählungen. Halle, Otto Hendel. M. 0.50 (0.75).
Thossan, D. E. Möblierte Herren. — Wanda. 2 Novellen. Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 3.— (4.—).
Weirauch, M. An des Jahrhunderts Neige. Novelle. Dresden, E. Pierson. M. 2.50.

Daudet, Leon A. Fahrten und Abenteuer des jungen Shakspere. Historischer Roman. Deutsch von A. Berger. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.
Jacobsen, J. P. Gesammelte Werke. Aus dem Dänischen von Marie Herzfeld. Bd. I. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. M. 4.—.
Maupassant, Guy de. Gesammelte Werke. Frei übertr v. Georg Frhr. v. Ompteda. Berlin, F. Fontane & Co. Lieferung 21—28 zu je M. 0,50.

b) Lyrisches und Episches.

Bühring, Gustav. Lenz und Liebe, Herbst und Harm. Dilettantenreime. Leipzig, Selbstverlag.
Frei, Leonore. Lebensflut. Gedichte. Berlin, Ferd. Dümmler. M. 1.50 (2.50).
Fusajew, C. Krause Blüten. Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich. M. 2.—.

Haaß, Robert. Im Zeichen Bismarcks. Zeitgedichte und polit. Stimmungsbilder a. d. letzten 10 Jahren. Mit einem Lenbach'schen Bismarckbild. Karlsruhe, Wilh. Jahraus. Geb. in Leinw. M. 2.—.

Heine, H. Buch der Lieder. (Illustr. Elzevier-Ausg. XVI.) Leipzig, Hermann Seemann. M. 2. - (3.—).

Heymel, A. W. In der Frühe. Gedichte und Sprüche. Bremen, Johs. Storm. M. 3.—.

Mayer, Eduard v. Die Bücher Kains vom ewigen Leben. Eine Dichtung. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co.

Rippold, W. K. A. Lieder. Bern, K. J. Wyß. M. 2.50.

Schroeter, A. Minnesangs Rosenzeit. Ausgewählte Minnelieder, den mittelhochdeutschen Originalen nachgedichtet. (Illustr. Elzevier-Ausgaben. XV.) Leipzig, Herm. Seemann. M. 2.— (3.—).

Söderström, H. Die Bürgermeisterwahl. Ein humorist. Epos mit lyrischen Einlagen. (Prachtausgabe.) Melle, F. E. Haag. Geb. in Leinw. M. 8.—.

Volkslieder, Egerländer. Hrsg. vom Verein f. Egerländer Volkskunde in Eger. 1. Heft. Mit einer litterarhistorischen Einleitung von A. John. Musikalische Bearbeitung von J. Czerny. Eger, Verein für Egerländer Volkskunde. M. 1.50.

Forke, A. Blüten chinesischer Dichtung. Mit 21 reproduzierten chinesischen Orig.-Pinselzeichnungen. Aus der Zeit der Han- und Seihs-Dynastie. (2. Jh. v. Chr. bis 6. Jh. n. Chr.) A. d. Chinesischen metrisch übersetzt. Magdeburg, Faber'sche Buchdr. M. 4.— (4.75).

Nadsom, S. J. Gedichte. Autoris. Verdeutschung von Friedr. Fiedler. Leipzig, Philipp Reclam. Geb. M. 0,60.

c) Dramatisches.

Birch-Pfeiffer, Ch. Die Waise von Lowood. — Die Grille. — Dorf und Stadt. Halle, Otto Hendel. Preis je M. 0,25 (0,50).

Dreyer, M. Liebesträume. Komödie. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 1.—.

Dreyer, M. Unter blonden Bestien. Komödie. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. M. 1.—.

Engel, Georg. Ein Schäferstündchen. Spiel. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus. M. —.50.

Greyerz, O. v. Die Schweizergarde in Paris (1792). Dramatische Szene. Mit Musik von C. Munzinger. Bern, Schmid & Francke. M. 1.60, Text allein M. —.70.

Hauptmann, G. Fuhrmann Henschel. Schauspiel, Neue, der Schriftsprache angenäherte Fassung. Berlin, S. Fischer. M. 2.—.

Reuling, C. G. Der bunte Schleier. Ein dramat Märchen. Berlin, Eduard Bloch. M. 2.—.

Rippold, W. K. A. Ein Alpenmärchen. Dramatische Dichtung. Mit einem Titelbild von E. Baumgartner. Bern, K. J. Wyß. M. 2.50.

Schäfer, M. Die Liebessklavin. Dramatisches Gedicht. München, Rubinverlag. M. 1.—.

Wagenhofen, F. Um eine Liebesnacht! (Pour une nuit d'amour.) Drama. Nach der gleichnamigen Novelle von E. Zola. Leipzig, F. E. Neuperts Nachf. M. 1.—.

d) Litteraturwissenschaft.

Friedrich, Gustav. Hamlet und seine Gemütskrankheit. Heidelberg, Georg Weiß. M. 3.—.

Heinemann, J. Johann Meyer, e. schleswig-holsteinischer Dichter. Festschrift zu s. 70. Geburtst. 2 Bde. Hamburg, C. Boysen. M. 7,50. Geb. in 1 Halbfrzbd. M. 10.—.

Jahresberichte f. neuere deutsche Litteraturgeschichte. Mit besonderer Unterstützung von E. Schmidt hrsg. v. J. Elias, M. Osborn, W. Fabian. (7. Bd. J. 1896). 2. Abtlg. Berlin, B. Behr. M. 8.—.

Koeppel, E. Tennyson (Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien. Begründet von A. Bettelheim. 32. Bd.) Berlin, Ernst Hofmann u. Co. M. 2,40; geb. in Leinw. 3,20; in Halbfrz. 3,80.

Moeller-Bruck, Arthur. Tschandola Nietzsche. (Die mod. Litt. in Gruppen- u. Einzel-Darstellungen. Bd. I.) Berlin, Schuster u. Loeffler. M. 0,50.

Sieper, E. Les échecs amoureux. Eine altfranz. Nachahmung des Rosenromans u. ihre engl. Uebertragg. (Heft 9 der litterarischen Forschungen. Hg. von J. Schick u. M. Frh v. Waldberg). Weimar, Emil Felber. M. 6,—.

Stockmayer, K. H. v. Das deutsche Soldatenstück des XVIII. Jh. seit Lessings Minna von Barnhelm. (Heft 10 der litt. Forschungen. Hg. v. J. Schick u. M. Frh. v. Waldberg). Weimar, Emil Felber. M. 3,—.

Stromberger, Ch. W. Die geistliche Dichtung in Hessen. Neue Folge. Darmstadt, Joh. Waitz. M. 2,50 (3,20).

Willy, R. Karl Viktor von Bonstetten (1745—1832). Eine litterarisch-psychologische Skizze (Neujahrsblatt der litterarischen Gesellschaft Bern auf d. Jahr 1899). Bern, K. J. Wyß. M. 2.—.

Boileau. Die Dichtkunst. Getreu übers. v. P. Lang. Mit Boileaus Bildn. Frankfurt a. M. Gebr. Knauer. M. 0,80.

e) Verschiedenes.

Groos, K. Die Spiele der Menschen. Jena, Gustav Fischer. M. 10,— (11,—).

Marsop, P. Musikalische Essais. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. M. 4,50, geb. in Halbfrz. 6,20.

Meyer, Dr. Hans. Das deutsche Volkstum. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Leipzig, Bibliogr. Institut. M. 15,—.

Müller, Friedrich Max. Das Pferdebürla. Tagesfragen, beantwortet von F. Max Müller. Berlin, Gebr. Paetel. M. 5,—.

Schriftsteller- u. Journalisten-Kalender. Hg. von C. Thomas. Leipzig, Walter Fiedler. Geb. in Leinw. M. 2,50.

Simonsfeld, H. Wilhelm Heinrich Riehl als Kulturhistoriker. Festrede. München, G. Franz. M. 2,—.

Wunderlich, H. Die Kunst der Rede in ihren Hauptzügen an den Reden Bismarcks dargestellt. Leipzig, S. Hirzel. M. 3,—.

Antworten.

Heinz vom Neuntenstein, Straßburg. Das von Ihnen gewünschte Mandat ist bereits vergeben. Der neuerdings entbrannte Litteraturstreit erscheint uns zunächst als eine interne Angelegenheit der dortigen litterarischen Kreise; wir werden jedoch bei einer passenden Gelegenheit darauf zu sprechen kommen.

Herrn **G.** (?) in **Rom.** Eine „Bewerbung" um den Schillerpreis findet nicht statt. Die Verleihung erfolgt auf den Vorschlag einer dafür eingesetzten Kommission, die ihre Wahl unter den besten innerhalb dreier Jahre bekannt gewordenen Dramen zu treffen hat. Die letzte Verleihung fand 1896 statt (Ernst von Wildenbruch), die nächste erfolgt im Herbst dieses Jahres (10. November) — wenn sie erfolgt!

Herrn **O. H.** in **Döbern.** Das Buch „Das litterarische Berlin" ist für den Buchhandel vergriffen, doch sind noch ein paar Exemplare verfügbar, die wohl direkt durch den Verlag (Richard Taendler, Berlin W.) bezogen werden können. Eine neue Auflage wird vorläufig nicht erscheinen. Ob sich ein ähnliches Werk in Vorbereitung befindet ist uns nicht bekannt, wir glauben es kaum. Von dem Werke „Das geistige Berlin" ist unseres Wissens nur der erste Band erschienen, der u. a. die Schriftstellerwelt umfaßt: wir können es seiner großen Lückenhaftigkeit wegen mit gutem Gewissen leider nicht empfehlen. „Das litterarische Leipzig" ist ein ähnliches Unternehmen, wie das erstgenannte, und kostet gleich diesem geb. M. 3.— (mit 250 Porträts). Es enthält auch ausführliche Mitteilungen über den leipziger Verlagsbuchhandel.

„Der Kunstfreund. Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und Kunstgewerbe" in Saarbrücken. In Ihrer Nr. vom 15. Januar befinden sich 5 Bücherkritiken, die sich teils wörtlich, teils dem Gedankengange nach als skrupellose Plagiate an unseren „Besprechungen" in Heft 5 und 6 darstellen. Trotzdem suchen Sie durch eigene Chiffern den Schein zu erwecken, als ob diese „Kritiken" von Ihnen herrührten und setzten sogar über die betreffende Rubrik den erheiternden Vermerk: „Nachdruck sämtlicher Kritiken ist nur mit Quellenangabe gestattet." Wir möchten Sie höflichst ersuchen, die Anstandspflicht der Quellenangabe zunächst selbst zu erfüllen oder sich Ihre Bücherkritiken künftig auf weniger — wohlfeile Weise zu beschaffen.

Herrn **P. G. H.** in **Mainz.** Dem im vorigen Heft reproduzierten Bildnis von Wilhelm Jordan lag die neueste Aufnahme aus dem bekannten photographischen Atelier des Herrn Prof. E. v. Hanfstängl in Frankfurt a. M. zugrunde.

An die Mitarbeiter. Wir schließen die Redaktion für Heft 11 am **19.** Februar (nicht am 25., wie irrtümlich neulich zu lesen war), für Heft 12 am 5. März, für Heft 13 am 19. März, für Heft 14 am 2. April.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 15/16.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2573. Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506. Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats. Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang Heft 11 vom 1. März 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr. Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig. Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig. Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Inhalts-Tafel.

Spalte

Ludwig Geiger: Gottschalls Erinnerungen 670
M. Mayr: Zwei französische Schweizer 673
Hanns Fechner: Ein paar Fontane-Briefe . . . 677
Gustav Freytag: Meine Verse 678
Georg Adam: Das bulgarische Schrifttum . . . 681
Otto von Leitgeb: „Psyche" 687
Echo der Zeitungen:
Deutschland 691
Oesterreich-Ungarn 694
Echo der Zeitschriften:
Deutsches Reich 696
Oesterreich 706
Frankreich 707
Holland 709
Belgien 710
Tschechische Zeitschriften 711
Rumänien 712
Besprechungen von Rudolf Krauß, Emil Ertl, Rudolf Herzog, Eduard Höber, Ella Mensch, Heinrich Houben, Rudolf Presber, Wilhelm v. Scholz, Max Herrmann, Max Ewert, Erich Freund 712
Bühnenchronik:
Berlin 721
München 723
Schwerin 724
Stuttgart 724
Wien 724
Nachrichten 726
Notizen:
Ein Roman von Hermann Sudermann . . 728
Der Büchermarkt 729
Zuschriften 732
Antworten 732

Hierzu die Bilder von:
Adolphe Ribaux, Aleko Konstantinoff und Pentscho Slawejkoff.



Gottschalls Erinnerungen.

Von **Ludwig Geiger** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Die Klage, die man früher häufig zu hören bekam, daß in Deutschland zu wenig Selbstbiographien erschienen, ist jetzt kaum mehr gerechtfertigt. Das letzte Jahrzehnt hat uns gar viele Erinnerungen gebracht, unter diesen wird das vorliegende Werk eine achtungswerte Stelle einnehmen.*) Soll ich von vornherein einen Tadel darüber aussprechen, so trifft er weniger den Verfasser als den Verleger. Zwar ist das Buch trefflich ausgestattet, wie es einem so renommierten Verlage geziemt; aber warum giebt der Verleger zu, daß ein solches Buch ohne jedes Inhaltsverzeichnis, ohne Register, ohne Seitenüberschriften erscheint, so daß man in dem Werk, das doch nicht bloß ein Lesebuch ist, sondern auch ein Nachschlagebuch sein soll, nur kraft eines phänomenalen Gedächtnisses etwas wieder finden kann?

Das Buch zerfällt in drei Teile — die Knabenzeit; die Universitätsjahre; die Zeit von der Promotion bis zur Verheiratung — und umfaßt im Ganzen den Zeitraum von 1823—54. Von diesen ist die erste die uninteressanteste; die Erlebnisse sind dürftig, die Umgebungen, in denen der Knabe in Breslau, Neisse, Mainz aufwuchs, bieten wenig Interessantes. Es ist schade, daß der Anfang so lang geraten ist; denn es wird manche Leser geben, die sich von dem öden Beginn abschrecken oder verstimmen lassen; es ist um so mehr schade, weil die Fortsetzung weit größeren Genuß bietet.

Das Leben in Breslau, Königsberg, in Schlesiens Gebirgen, Berlin, Leipzig, Hamburg, das Gottschall als Schüler, Student, junger Gelehrter, der Dozent werden wollte, Schriftsteller und Dramaturg führte, ist mannigfach abwechselnd und immer reizvoll. Die Personen, die vorkommen, sind ebenso interessant wie die Städte, die geschildert werden. Die Verhältnisse, die berührt werden, die liberale Bewegung am Anfang der 40er Jahre, von der Huldigung des Königs in Königsberg, dann der Jacoby-Walesrodesche Kreis, die Revolution, in der Gottschall Führer der Bürgerwehr war, und die Reaktion, unter der er selbst zu leiden hatte,

*) Rudolf von Gottschall. Aus meiner Jugend. Berlin, Gebr. Paetel. Mk. 8,— (geb. 9,50)

treten ohne Aufdringlichkeit hervor. Gottschall war ein großer Demokrat und hatte die Folgen seiner liberalen Gesinnung am eigenen Leibe zu spüren. In Königsberg erhielt er das consilium abeundi, in Breslau und Berlin hatte er vielerlei politische Chikanen zu erdulden. Die Begegnungen mit dem breslauer und berliner Polizeigewaltigen, mit Heinecke und Hinkeldey werden sehr hübsch geschildert.

Königsberger und breslauer Universitätslehrer; von jenen der noch lebende greise Simson, von diesen der alte und doch jugendliche, bedeutende und wunderliche Nees von Esenbeck, treten in lebensvollen Porträts vor den Leser. Vor allem ist es aber doch die Schriftstellerwelt und das Theatervölkchen, denen Gottschalls Schilderung gilt. Da treten die Jungdeutschen: Laube, Gutzkow, Marggraf, Mundt, sowie dessen Gattin Louise Mühlbach hervor, außerdem erfolgreiche und zum Teil noch unvergessene Autoren, die Birch-Pfeiffer, Lassalle, Karl Beck, Feodor Wehl, die berliner Gesellschaft der Freien, darunter der in neuester Zeit so viel genannte und gewaltig überschätzte Max Stirner, ferner Bruno Bauer, Bettina von Arnim und Louise Aston. Auch Heine in seinen letzten Jahren wird erwähnt; aber die Notizen über ihn, ebenso wie die über Gottschalls pariser Aufenthalt überhaupt, sind flüchtig, machen den Eindruck, als ob der Verfasser zu Ende kommen wolle und manches, was er sagen könnte, zurückhalte. Außer den eigentlichen Litteraten werden aber auch die politischen Schriftsteller und Dichter, der schon genannte Walesrode, und Robert Blum, Wilhelm Jordan und Georg Herwegh geschildert, letzterer zu der Zeit, da er seinen Triumphzug bis zum äußersten Norden erstreckte. Eine besonders liebevolle Behandlung wird dem Grafen Ed. Reichenbach, einem Führer der liberalen Bewegung in Schlesien während der 40er Jahre, zuteil, dem Gottschall zu besonderem Danke sich verpflichtet fühlte. Auch die Gelehrten außer den schon erwähnten fehlen nicht; Reinhold Pauli war Gottschalls Kamerad während seiner Soldatenzeit und Ranke kurze Zeit sein Lehrer; freilich sind die Bemerkungen über letzteren von erstaunlicher Dürftigkeit.

Recht zahlreich sind die Schauspieler vertreten. Verschiedene Mitglieder der Künstlerdynastie Devrient, Sophie Schröder, und Wilhelmine Schröder-Devrient, Dawison, Rott und Seydelmann, Lina Fuhr, der Dramaturg Rötscher, vergessene Größen, wie Baison u. A. Merkwürdig wenig ist von Buchhändlern die Rede; das wohlgelungene Protrait von Julius Campe muß für die fehlenden entschädigen.

Ein Schriftsteller, der seine Erinnerungen schreibt, hat das Recht und die Pflicht, von seinen eigenen Leistungen zu sprechen. In den Jahrzehnten, von denen dieses Buch berichtet, war Gottschall nur Lyriker und Dramatiker, mehr politischer als Liebesdichter, ein Dramatiker, der fast 1½ Jahrzehnt lang — denn er hatte schon als Schüler begonnen — thätig war, aber erst am Ende dieser seiner Lebensdarstellung mit „Pitt und Fox“ einen dauernden Erfolg errang. Der Leser wird es dem Verfasser gewiß nicht übelnehmen, wenn aus seiner Lyrik und seinen Dramen Analysen und Proben gegeben werden, und nur die letzteren vielleicht manchmal zu ausführlich finden.

Diese kurze Besprechung will und soll nicht über den Schriftsteller Gottschall ein Urteil fällen, sondern nur von seinem autobiographischen Werk unterrichten. Den meisten der jetzt Lebenden ist Gottschall wenig oder garnicht bekannt. Er hat seine Stellung in der Litteratur als vielseitiger Lyriker, Epiker, Dramatiker. Ich kenne von diesen Werken viel zu wenig, um mir ein abschließendes Urteil anzumaßen; die vierbändige Litteraturgeschichte Gottschalls ist mir trotz ihres mehr feuilletonistischen als wissenschaftlichen Charakters gelegentlich ein brauchbarer Führer gewesen. Als Kritiker des vorliegenden Buches aber bezeuge ich gern, daß der Verfasser sich nie in eine Stellung zu drängen sucht, die er nicht einnahm, daß er, wenn man von Gustav Freytag absieht, dessen politischer Antipode er war, von keinem Schriftsteller mit Groll spricht, daß er auch an seinen eigenen Arbeiten Kritik zu üben weiß. Er spricht bescheiden von sich, indem er z. B. einmal gesteht, „es ist mir nirgendwo gelungen, die Meisterschaft zu erringen; überall mußte ich mich mit den mittleren Regionen begnügen.“ Ja einmal treibt er doch wohl die Bescheidenheit zu weit, wenn er nach der Mitteilung seiner Spottverse gegen Walesrode auch die folgenden von diesem gegen ihn gerichteten Verse abdruckt:

Gottschall,
ein Wortschwall,
in der Poesie,
mehr nie!

Mit dieser Bescheidenheit verträgt sich dann wohl aber, wenn sie auch mit jener kontrastiert, ein gewisses Selbstbewußtsein. Gottschall beklagt sich, daß die Schulmeister, die alle Schriftsteller nach Schulen und Parteien sonderten, allzu häufig über ihn, der stets allein gestanden, hinweggegangen wären. Besonders charakteristisch für ihn ist es, daß er es liebt, sich als einen darzustellen, der schon in den 40er Jahren gewissen Tendenzen gehuldigt habe, die man später als jüngstdeutsche darzustellen sich gewöhnte, daß er zu einer Zeit, in der fast ausschließlich Jamben-Tragödien gedichtet wurden, Prosa angewendet, sich der Wirklichkeit genähert, sie darzustellen gesucht habe, während man sonst die Gegenwart und die Wirklichkeit in der Dichtung floh. So sagt er einmal bei Gelegenheit seines Dramas „Die Blinde von Alara“: „Heutigen Tages würde vieles, was damals Anstoß erregte, als ein Vorzug gerühmt werden; denn das Stück hatte Aehnlichkeit mit den Problem-Dichtungen, die von den Jüngsten und Modernsten jetzt geschrieben werden, nur nicht in der dichterischen Einkleidung, obschon auch diese bereits anfängt, in den Werken einzelner moderner Dichter die rohe Lebensprosa zu verdrängen.“

Nur selten erschallt, was gerade bei einem Aelteren ganz natürlich ist, der sich durch Jüngere verdrängt sieht, die Klage über solche Vernachlässigung. Aber auch in solchen Fällen zeigt sie eine gewisse Selbstironie, die eher gutmütig als bitter ist. So sagt Gottschall bei der Besprechung seines zur Zeit des Erscheinens erfolgreichen Dramas „Lambertine von Mirecourt“: „Doch das Stück bleibt ein Buchdrama, und auch die Litterar-Historiker haben sich nicht darum gekümmert, wie denn auch einige der Neuesten alle meine dramatischen Erscheinungen nicht erwähnen, — nicht gerade aus Geringschätzung, denn man kann nur das gering schätzen, was man kennt. Nur was der Wellenschlag des Tages ans Ufer spült, das nehmen sie auf in ihre

Sammlungen, und nur darüber stellen sie weitschweifige und gelegentlich tiefsinnige ästhetische Betrachtungen an. Mit litterarischen Tiefseeforschungen beschäftigen sie sich nicht."

Im Ganzen ist das Buch für den Litteraturfreund ein durchaus erquickliches. Es belehrt und unterhält, es ist natürlich und einfach geschrieben, nirgends eine Spur von Aufdringlichkeit und von Verbitterung. Psychologische Vertiefung darf man freilich ebenso wenig erwarten, wie litterarhistorische Entwicklung; es ist das ruhige Bekenntnis eines alten Mannes, der sich frisch erhalten hat und ohne Selbstunterschätzung und ohne eitles Prahlen sich der Mit- und Nachwelt in der Weise zeigt, wie er wünscht, aufgefaßt und gewürdigt zu werden.

Charakteristiken

Zwei französische Schweizer.

Von Prof. **M. Mayr** (Fiume).

(Nachdruck verboten.)

Die französische Schweiz ist reich an litterarischer Produktion; mancher ihrer Autoren hat einen guten Ruf auch über die Grenzen der engen Heimat hinaus. Hier sei zunächst von zweien die Rede, von denen der eine seine dichtende Seele ganz seinem engeren Vaterlande weiht und so im kleinen das Ganze zu erfassen sucht, der andere seine Werke auf breitere Basis stellt, um so den geheimen Gesetzen unserer Gesellschaft näher zu treten, — der eine wie der andere in seiner Art ein Meister.

Adolphe Ribaux,*) einer der bedeutendsten Dichter der Suisse romande, lebt in seinem Geburtsorte Bevaix (geb. 1864) der Muse und pflegt daneben die Rosen seiner Villa Fiorita. Er begründete mit „Feuilles de lierre" und „Vers l'Idéal" (1883, Lemerre) seinen Ruf als Lyriker, und die jüngst erschienenen Gedichte „Comme le grillon" (Neuchatel, Attinger und Paris, Lemerre) aus den Jahren 1886—1898 geben manch interessanten Aufschluß über seine Persönlichkeit. Er singt wie die Feldgrille in der Einsamkeit einfache natürliche Weisen, im verborgenen Winkel, nicht auf breiter Heerstraße:

> En une retraite attachante,
> Sans poser pour le fort ténor,
> Je chante, je chante, je chante,
> Mes petits airs en frêle essor!

Er geizt nicht um der Welt Lohn; die Natur seines lieben Vaterlandes hat für ihn soviel Poesie und Harmonie, daß er glücklich ist, seinen Freunden davon ein Liedchen zu singen. Doch liegt einstweilen seine Hauptkraft in der anmutig anheimelnden Novelle, dem Romane und dem patriotischen Drama. In der Stoffwahl für seine zahlreichen Novellen bekundet er oft rührende Zartheit und sticht durch höchst einfache, natürliche, plastische Darstellung von manchem seiner pariser Kollegen vorteilhaft ab. Er zeigt, wie das Lerchennest den Mann zum häuslichen Glücke führt, der Kirschkern zur Liebe; wie der gesunde heimatliche Geist über die verfeinerten Großstadtmanieren den Sieg davon trägt; wie der Städter um die Dorfschöne herumkreist, gleich dem Sperber um die zahme Taube; doch der biedere Schweizer schlägt den Eindringling ebenso aus dem Felde, wie er den Raubvogel im Fluge erlegt



Adolphe Ribaux

(„Nouveaux contes pour tous"). Aus alledem spricht tiefes Verständnis für die Heimat. — Doch des Dichters rastloser Geist schwingt sich auch über die engen Grenzen hinaus, ab und zu nach Paris, mit Vorliebe aber nach dem sonnigen heiteren Süden (vergleiche die Gedichte „Comme le grillon"). Er nennt den südlichen Aufenthalt Vacances enchantées, sehnt sich, den Kunstschätzen Italiens näher zu treten, aber nicht bloß im vornehmen Salon zu verweilen, sondern hinabzusteigen zur Masse des Volkes, zum Gondeliere, zum Fischer und Weinbauer, um da den Volkscharakter zu erfassen („Bouquets d'Italie"). Ribaux selbst muß ein Künstler in Farbe und Stift sein oder wenigstens

*) Die meisten seiner Werke erscheinen bei Delacheux et Nistlé, Neuchâtel und Grassart, Paris.

ein ausgesprochenes Verständnis dafür besitzen, sonst wäre manche seiner Erzählungen kaum erklärbar („Jeunes et Vieux"). Neben zahlreichen Novellen liegt der Romancyklus „Nos paysans" bis jetzt in fünf Bänden vor, worin der Autor im kleinen Rahmen den Blick für die ganze Menschheit bewahrt und so allgemein giltige Charaktere schafft. Seine Schweizerkinder bleiben freilich in unserer Zeit des Dampfes und der Elektrizität nicht immer frei von fremdem Einflusse, und dadurch deutet Ribaux das an, was Rod in „Là-Haut" gezeichnet hat; ja es ist nicht ausgeschlossen, daß gerade hierin für Ribaux der Anknüpfungspunkt weiteren Schaffens auf dem Felde des Romanes liegt.

Als Dramatiker ist er vor allem patriotischer Dichter; Beweis das fünfaktige Drama „Julia Alpinula" und „Charles-le-Téméraire". Im ersteren wird die längst geschwundene Herrlichkeit des alten Aventicum in glanzvoller Scenierung neu belebt; das zweite führt uns mit Anlehnung an die Geschichte das Schicksal Karls des Kühnen von Burgund vor, wie er in seinem Uebermute die Schweizer für ihre patriotische Offenheit züchtigen wollte; doch Grandson und Murten schlugen ihm Wunden, die bei Nancy nicht mehr zu heilen waren.

Eine andere Physiognomie trägt dessen bekannterer Landsmann **Eduard Rod**. An den Ufern des Genfersees in Nyon geboren (1857), hatte er lange mit Vorurteilen zu kämpfen, bis man ihm in Frankreich die gebührende Stellung einräumte. Heute erscheinen seine Romane in der „Revue des deux Mondes." Er debutierte zur Blütezeit des Materialismus (1880), wandte sich aber bald dieser Schule ab und entwickelte sich zum idealen psychologischen Romancier. Dabei weiß er fremde Einflüsse mit französischem klug zu amalgamieren, und von diesem Standpunkte aus sind seine Romane zu beurteilen. Wir treffen überall den Kampf gegen die bestehende, zum Teil unnatürliche Ordnung der Dinge, die dem einzelnen Individuum sowohl wie ganzen Klassen so manche Unnatürlichkeit aufdrängt; so in den beiden Romanen „La vie privée de Michel Teissier" und „La seconde vie de Michel Teissier". Derselbe Kampf durchzieht „Le Silence",*) eine Art Wahlverwandtschaft-Roman, worin zwei verwandte Seelen sich ihrer Natur gemäß lieben, sich aber ewiges Stillschweigen darüber auferlegen; eine psychologische Studie mit Goethe'schen Anklängen, über deren Kern sich die gelehrten Kritiker und Philosophen noch lange streiten werden. Aehnlich schweigen in „Roches Blanches" weiße Jurafelsen über das unglückliche Liebesgeschick zweier verwandter Seelen, und in „Dernier refuge" findet die geheime, stets von Gesetz und Pflicht bedrohte Liebe erst im Tode Ruhe. Rod sucht diese psychologische Erscheinung durch den Charakter der Helden, den ihrer Umgebung und durch die herrschende Denkweise zu motivieren.

Seinen Roman „Là-Haut" (Paris, Perrin) hat ein Teil der Kritik als eine freudige Rückkehr zum engeren schweizerischen Vaterlande begrüßt, aber mit Unrecht; denn wenn auch Rod den Schauplatz in die Schweiz verlegt und dem Leser manch fesselndes Bild von Land und Leuten vorzaubert, so ist dies nur Staffage; der Grundgedanke ist der Kampf des Neuen gegen das Alte, der Kampf des spekulativen Kapitalisten aus der Großstadt gegen den biederen, weltunerfahrenen Bergbewohner, dessen ganzes geistiges und materielles Hab und Gut ein Raub der Banknoten wird, so daß dem alten Biedermann mit seinem altmodischen Anzuge, nichts übrig bleibt, als zu sterben. Dies der Grundgedanke des Romans, und somit ist auch in „Là-Haut" Rod kein spezifisch schweizerischer Romancier, sondern ein Kosmopolit.

Auch in dem zuletzt erschienenen Romane „Le ménage du Pasteur Naudié" (Paris, Fasquelle) gilt es einen Kampf, den Seelenkampf der bescheidenen Biederkeit gegen die Weltlichkeit, der Pflicht gegen die Liebe. — Der Stammbaum der Naudié weist Jahrhunderte zurück tapfere Krieger wie besonnene Gottesgelehrte auf; stets galt ihnen Treue und Glaube und der häusliche Herd als eine Quelle des Segens, und deshalb muntert der ehrwürdige Gottesgelehrte Abraham seinen verwitweten Sohn, Pfarrer in La Rochelle, auf, sich wieder eine Gattin und den Kindern eine Mutter zu nehmen, denn „il n'y a rien de meilleur que la famille, rien de plus sain, rien de plus sacré", wenn auch der strenge Missionar einwendet, daß Kinder und eine Frau zuviel Platz im Herzen einnehmen. Geschäftige Freunde wissen dem Pfarrer eine junge, reiche, allerdings etwas romantische Frau zuzuführen. Die Verschiedenheit an Jahren und Ansichten werde die christliche Pflicht ausgleichen. Doch nur allzubald wird die Frau an Glauben, Pflicht und Treue irre, die Trennung ist trotz aller Rücksichten für des Gatten Stellung unvermeidlich, zum letztenmale versammelt Naudié seine Pfarrkinder, um ihnen die letzte aus seinem Unglücke gezogene Lehre zu geben und dann, indem er seine Kinder unter der sicheren Obsorge seiner aufopfernden Schwester läßt, als Missionar den afrikanischen Ungläubigen den Weg zur Wahrheit zu zeigen.

So hat nun der herzensgute Pastor, für die Ränke moderner Liebesanschauung zu schwach, das „ganze kühle Thal" der Leiden durchwandelt und ist, der strengen Pflicht treu, durch Schmerzen endlich aller irdischen Last ledig und ein treuer Diener des Herrn geworden, um in dessen Glauben und Verkündigung der Christuslehre das Glück zu finden. — „Le devoir passe avant tout le reste: il est le régulateur, le balancier, le moteur". — Also der ewige Zwiespalt der Pflicht und Liebe in allen Schichten der Menschheit, und Rod führt uns diesen Kampf der markanten Gestalten, mit weitschauendem Blick in die Herzen der Menschen und das Getriebe der wechselnden Menschenalter plastisch vor, und seine Romane sind daher keine Charakter- oder Sittenbilder, sondern psychologische Studien, aufgebaut auf unseren sozialen Zuständen.

Ribaux und Rod, so weit auch in manchem ihre Gedankensphären auseinander liegen, sind geistig verwandt, denn beider Schaffen beherrscht der Grundgedanke, unsere Gesellschaftszustände in ihrem innersten Sein und Werden zu erforschen; Ribaux in schlichter Landidylle, Rod in breit angelegten Großstadtromanen. Die Wege sind verschieden, das Ziel das gleiche.



*) Paris, Perrin.



Ein paar Fontane-Briefe.

Von Prof. **Hanns Fechner** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Es ist für mich jedesmal ein Genuß, wenn ich mir Fontanes Briefe wieder hervorlange und durchblättere. Wie reizvoll ist seine mit der Kielfeder geschriebene Schrift! Schöne, in großem Schwunge gezogene Bogenlinien verzieren die Anfangsbuchstaben; die ganze Anordnung der Schrift verrät hohen Sinn für malerisch wirkende Raumverteilung. Zwischendurch zeigt auch mitten im Satze mal ein besonders verschnörkelter Buchstabe des Poeten Freude an malerischer Unterbrechung, und seinen Wunsch, auch dem Auge des Lesers etwas schön wirkendes darzubieten.

Das stimmt so recht zu seiner Anschauung über bildende Kunst: nicht mit der Kritik an die Kunstwerke herantreten, aber mit dem Auge — und mit dem Herzen! —

Zuerst mit dem Herzen —, das gab mir immer am besten sein Bild —; ja selbst wenn er mal einen Tadel nicht umgehen konnte, so kleidete er ihn doch in eine Form, die auch den davon betroffenen herzlich warm berühren mußte. Wehe thun wollte er niemals.

Mir kommt es immer so vor, als ob aus seiner Schrift so ein Hauch aus jenen alten Tagen wehte, die man sich gern als die Zeit der höchsten, vornehmsten Courtoisie vorstellt, die man wohl in anderem Sinne noch als „altfränkisch" bezeichnet.

Eine vornehme Seele und ein warmfühlendes Herz hatte er sein eigen nennen dürfen, und von diesen Schätzen spendete er reichlich.

Von seinen Briefen fällt mir einer in die Hände, ein Dankschreiben auf eine Geburtstagsgratulation, dem schon ein kurzes Schreiben der Entschuldigung vorangegangen war. Der Brief lautet:

6. Januar 97.

Hochgeehrter Herr!

Als ich Ihnen vor vier, fünf Tagen schrieb, war mir so kreuzerbärmlich, daß ich nur ein paar Worte sagen konnte. Nun habe ich mich leidlich erholt und bitte, Ihnen und den lieben Ihrigen noch nachträglich und nachdrücklich aussprechen zu dürfen, wie sehr ich mich über den reizenden Versbrief und seine sieben Signataire gefreut habe. Der Dichter, wie bei allen größeren Epen, bleibt dunkel und läßt seinen Ruhm seinem Stamm, seinem Volk. Wie vordem die sieben Städte, so könnten hier die sieben Signatarmächte gleichwertig in Betracht kommen, doch rate ich, wenn es denn schon ein Einzelnes sein soll, auf den Maler-Dichter M. D. Ihm zunächst steht wohl Vichy B . . . . Von Vichy gewärtigt man, als Quell, alles mögliche Heil. Oder soll es Vicky heißen? Das ch ist aber ganz deutlich. Aber so oder so, nochmals besten Dank

In vorzüglichster Ergebenheit Th. F.

Und hier noch ein Brief, der durch die darin ausgesprochenen litterarischen Bekenntnisse gerade jetzt sehr interessant ist. Das Gesprächsthema war während einer Porträtsitzung[1]) auch auf C. F. Meyer als Lyriker gekommen. Fontane hatte sich dazu geäußert, sich aber lieber noch einmal an die Gedichte machen wollen, ehe er endgiltig urteilte.

12. Februar 95.

H. H.!

Es ist hohe Zeit, daß Ihr Conrad Ferdinand Meyer zu Ihnen zurückkehrt, natürlich mit Dank und Entschuldigung von meiner Seite. So hoch ich die beiden Schweizer: G. Keller und C. F. Meyer als Erzähler stelle, ich möchte ihnen geradezu den ersten Rang anweisen, so kann ich doch mit ihrer Lyrik nicht recht mit. Eben, vor dem Einpacken, habe ich noch wieder ein gutes halbes Dutzend gelesen; die ersten gefielen mir so gut, daß ich an meinem früher empfangenen Urteile momentan irre wurde, aber als ich weiter las, war der alte Eindruck wieder da. Die Sachen haben alle was Ernstes, Verständiges, Männliches, man empfindet, daß man es nicht mit einem jugendlichen Quatschpeter zu thun hat; aber der eigentliche l y r i s c h e Z a u b e r, der bei Storm, Mörike, Justinus Kerner so groß ist, fehlt (ein paar Ausnahmen zugegeben) total. Beide Schweizer haben keine leichte Hand; in ihrer Prosa haben sie Schönheit und Grazie, in ihrer Lyrik meistens nicht.

Acht Tage, nachdem wir uns auf dem Pietsch-Fest sahen,[2]) war ich bei Schulte,[3]) aber ich fand mich nicht mehr. Stattdessen war S a u t e r da, der einen großen Eindruck auf mich machte. Sollte ich ihn überschätzt haben? (wie mir ein Malerfreund versicherte). Ich glaube es nicht.

In herzlicher Ergebenheit, unter Empfehlungen an Frau Gemahlin, wie immer

Ihr Th. F.

Aus dem Jahre 94 endlich, seinem Jubiläumsjahre, stammt folgender feinsatirischer Brief, der den Schluß dieser bescheidenen Erinnerungen bilden möge:

Hochgeehrter Herr!

Allerschönsten Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche. Ich hatte keine Ahnung von der Sache,[4]) desto größer war die Freude. Der ganze Stand, über den man doch meist sehr mau und flau denkt, ist dadurch geehrt; denn ich bin weiter nichts als Schriftsteller; die meisten, oder vielleicht alle, denen solche Ehre bisher zufiel, waren noch was d a n e b e n, was aushelfen mußte.

Zu Schulte gehe ich, sowie ich aus den Dankbriefen heraus bin, werde mich aber so aufstellen, daß ich nicht gleich als ein „Betrachter seiner selbst" erkannt werde. Bitte empfehlen Sie mich . . . .

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. F.

---

[1]) Prof. Fechner hat den verewigten Dichter in den letzten Jahren zweimal porträtiert. D. Red.

[2]) Die Feier von Ludwig Pietsch's 70. Geburtstag.

[3]) Schulte's Kunst-Salon, Unter den Linden.

[4]) Er wurde zu seinem 75. Geburtstag durch Verleihung der Doktorwürde geehrt.



Meine Verse.

Von **Gustav Freytag**.

(Aus dem ungedruckten Nachlaß.)

(Nachdruck verboten.)

Ich grüß euch, meine Verse, euch stolpernde junge Brut
Mit blonden Germanenhaaren und slavischer Augenglut.
Ihr tragt ein glänzendes Röcklein aus Mondenschein gemacht,
Mit vielen Franzen verzieret von Blüten und Rebenpracht;
Ihr lauft mit langen Schritten wie Könige aus der Feder,
Und sitzt im Palast, dem Buche, recht breit und lang ein Jeder;
Seid doch nur Bettelprinzen, der Schmuck ein Trödelstaat,
Genommen dem Junker Frühling, den ich zum Pathen bat, —
Hilf Gott, euch wäre besser, ihr wäret nie geboren.

Ihr habt nur Kupferringe statt Perus Gold in den Ohren,
Statt Inderrubinen Gehänge von weißem und blauem Quarz;
Feldblumen in den Haaren, und riecht nach Fichtenharz
Und nicht nach Kampfer und Moschus, wie Aristokraten
gebührt.
Euch hat kein Perserrappe von Kabul hergeführt.
Kein Strauß der gelben Sahara, der Vögel Semilasso,
Gab euch den Flaum zum Schmucke, von reitenden Agasso
Gefangen in den Riemen des Fuß umschlingenden Lasso.
Seid schlesische Bettelkinder, kein Finger transatlantisch,
Und ach! ihr armen Knaben, ich fürcht', ihr seid romantisch.

Ich fürcht, ihr seid romantisch! Denn Elfenflügel und Schuhe,
Der Feen Schleier und Wagen, die Schätze der Gnomentruhe,
Und Rebenstock und Keltern, Tannzapfen und Veilchenmoos,
Verrostete Panzer und Helme, und Blumen klein und groß,
Das alte romantische Spielzeug ist all' an euch verschwendet
Und euer Kleid mit Tropfen aus Wolken und Augen
geändert.

Ich fürcht', ihr seid romantisch! Das liegt in unsrer Art,
Und kam mir in der Kindheit sehr lange vor dem Bart;
Es stammt von meinem Urahn, der nach bekanntem Lied
Mit Robinson dem Helden die Inselziegen briet.
Oft saß ich im Kinderröckchen und starrte Stunden lang
Ins Licht des vollen Mondes von unsrer Gartenbank.
Dann glotzten die weißen Malven wie Augen an ihrem
Stamme,
Dann warfen die Feuerlilien zum Himmel ihre Flamme,
Die Zweige des Flieders schlugen mich kosend an die Wange,
Der Epheu kroch gehorsam herab von seiner Stange
Und wölbte sich zu Höhlen um Freitags kleines Haupt
Des Nachbars Katz war Lama, dem Palmenwald geraubt,
Und unter den Stachelbeeren im schwarzen, gespenstigen
Schatten
Begingen die Kanibalen ihr Fest auf Rasenmatten.
Und immer glänzender strotzte der große Päonienkopf
Und wandelte sich endlich in einen brodelnden Topf;
Da faßte den Kleinen der Vorwitz des armen, bräunlichen
Ahnen
Er steckte die Hand zum Topfe mit heimlichem Unglücks-
schwanen,
Und fuhr wie der Ahne schreiend zurück von der Trug-
gestalt,
Denn Nesseln und Disteln hatt' er gepackt mit aller Gewalt.

Und als ich aus meinen Himmeln zur hohen Schule sank,
Und als ich über die Bänke zum Burschenleben sprang,
Da wurde der alte Fehler zum Schreck für Freund' und
Feinde;
Denn wenn wir aus dem Stegreif vor lachender Gemeinde
Theaterstücke tragierten, und Gott im Domino
Mit blauem, seidenem Kragen, im alten Hut von Stroh
Den Fliegenfürsten im Himmel genädiglich begrüßte,
Mephisto sehr verwegen dem Herrn ins Antlitz nieste;
Und wenn im deutschen Lustspiel das sinnige Fräulein Beß
Sich gegen die Grundgesetze des Aristoteles
Dem tölpischen Sohn der Dachse bei Wetterleuchten
vermählte
Indeß der Fashionable die Lämmer des Vaters zählte;
Und wenn der Toggenburger aus deutschem Biedersinn
Mit thränenden, roten Augen zum Kloster starrte hin,
Den Kelch des Leidens leerte und weinend sich erhing;
Da wies romantische Unart sich klar in jedem Ding,
Denn ohne Blitz und Donner und ohne Sturmeswehen,
Vermochte keines der Stücke bei unserer Bühne zu stehen;
Da schlug die Regie den Donner am Schrein mit dem
Stiefelknecht,
Die Wasserflasche sprühte den Regen aus Hutgeflecht,
Der rußige Blasbalg hauchte vernichtenden Samum
Und herrlich glänzten die Blitze von Kolofonium.

Ich fürcht' ihr seid romantisch, untüchtig für die Schranken,
Die jetzt im Sängerfelde aus neuen Prachtgedanken
Und wundersamen Bildern die Mode hat gezogen.
Und dennoch wagt die Probe, umhüllt mit bunten Bogen,
Verziert mit Arabesken des weißen Leibes Bau,
Und fliegt zum Dichterlager, besteht die Waffenschau,
Und bauet ein Zelt von Linnen, dann tretet an die Pforte
Und bringet den Herrn und Vettern fein artig diese Worte:
Des Vaters Gruß euch Allen, euch deutschen Dichterknaben
Die ihr die Burgen bewohnet im schönen Land der Schwaben
Die ihr in der Donau Fluten die Flügelrosse tränkt;
Die ihr am alten Rheine die goldenen Becher schwenkt;
Ihr Handelsherrn der Weser; Westfalen, Bayern und
Franken;
Ihr Söhne der Spree und Elbe, ihr Männer der freien
Gedanken,
Wir kommen im Morgenstrahle, der unser Vaterland
Aus seinem Schlummer wecket und als ein glühendes Band
Sich über die deutschen Völker und ihre Sänger legt,
Der uns die Wangen rötet und in die Augen schlägt.
Seid hold dem neuen Bruder, tragt freundlich seine Weise,
Und bannt ihn nicht nach Schulen und Ländern aus
eurem Kreise.
Sprecht nicht schon wieder: ein Dichter, hochmütig, lästig
und stolz,
Er dünkt sich eine Fackel und brennt als Schwefelholz!
Verlacht nicht seine Töne, wenn sie euch rauh und alt
Erscheinen, auch in ihnen schafft eines Gottes Gewalt.
Denn seht, es wirkt und webet in unseres Volkes Schooß
Ein neues, seltsames Dasein, so still und doch so groß,
Und neue Gewalten drängen mit Riesenkraft ins Leben;
Sie kommen, Gestalt dem Leben, ein Grab dem Tode
zu geben.
In solchen gewaltigen Zeiten ist Jeder ein starker Held,
Der für den Geist der Völker sich wagt ins offne Feld;
In solchen gewaltigen Zeiten ist auch der Kleine groß,
Wenn er die Keime des Lebens aufnimmt in seinen
Schooß;
Ich bin ein Kind des Volkes, ich fühle meinen Wert,
Weil ich die Zeit erheben zum Kampfe seh' das Schwert,
Weil meine Zeit verkündet des deutschen Geistes Erwachen,
Weil ich mit meinem Volke zu weinen weiß und zu lachen.
So sprecht, ihr kleinen Verse. Dann bittet euren Teil
Von Wind und Sonnenstrahlen, rollt die Fahne auf
Und malt das Wappenzeichen des Vaters an den Knauf.
Malt eine lachende Sonne, die Sonne von Athen,
Und drunter mit seiner Leuchte den alten Diogen.
Und als Devise traget den Spruch an den Schild
gewunden,
Er suchte Seelen und Liebe, da hat er uns
gefunden.





Das bulgarische Schrifttum.

Von **Georg Adam** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Daß es über eine bulgarische Litteratur überhaupt etwas zu sagen giebt, wird vielleicht nicht wenige verwundern. Sind doch heute und hierzulande die Bulgaren im allgemeinen nur als Unterthanen des Fürsten Ferdinand und Mörder des großen Stambuloff bekannt, auch giebt es noch kein Compendium der bulgarischen Litteraturgeschichte, denn die wenigen bisher in Bulgarien selbst erschienenen Versuche dazu dürften wohl hier nicht in betracht kommen.

Ehe ich es jedoch unternehme, den Lesern in kurzen Zügen ein Bild der modernen litterarischen Bewegung in Bulgarien und ihrer neuesten Produkte zu zeichnen, muß ich einiges über die Vorgeschichte und die heutige Lage dieser Bewegung in jenem entlegenen Lande vorausschicken, denn die Kenntnis des Milieus ist gerade hier mehr als anderswo zu einer gerechten Würdigung durchaus notwendig.

Wie bekannt, besteht die nationale Selbständigkeit, diese unerläßliche Bedingung für eine freie Entfaltung des Geisteslebens eines Volkes, in Bulgarien erst seit wenigen Jahrzehnten, und selbst heute ist sie noch nicht einmal absolut. Eine litterarische Bewegung (die uralte Volkspoesie kommt ja hier nicht in betracht), ging ihr um einige Zeit voraus. Die Pioniere der Litteratur in dem geknechteten Lande mußten zunächst ihre volle Kraft auf die Tendenz, die Erweckung des nationalen Selbstbewußtseins im Volke, verwenden. Die glänzendsten Namen jener sozusagen vorgeschichtlichen Epoche sind G. St. Rakowski und Boteff. Ersterer, der bis zum Jahre 1863 lebte, mußte sich erst selbst aus dem Altslavischen und der bulgarischen Volkssprache eine eigene Schriftsprache schaffen, von der allerdings das heutige Bulgarisch schon beträchtlich abweicht; doch da ihm die Tendenz das einzige Ziel, so kämpfte er fast ebenso häufig mit dem Schwerte wie mit der Feder. Der Fortsetzer seines Werkes, Christo Boteff, der im Jahre 1876 im Alter von 29 Jahren als Führer einer Insurgentenschar im Kampfe gegen die Türken fiel und nicht mehr als zwanzig Gedichte und einige Zeitungsartikel hinterlassen hat, ist noch heute das leuchtende Vorbild der idealistisch und freiheitlich gesinnten Jugend. Aber diese Nationalhelden gehören bereits der Geschichte an, obgleich viele, die ihnen in ihrem kampfeswilden Leben und Streben zur Seite gestanden, noch unter der jetzigen Generation weilen und in der Gegenwart eine Rolle spielen. Zu diesen Männern gehört Iwan Wasoff, der noch immer als der gelesenste und bedeutendste Dichter Bulgariens gilt; sein Hauptroman „Unter dem Joch“, der jene Zeit des Kampfes gegen die Türkenherrschaft zu Beginn der siebziger Jahre in treffenden Einzelbildern schildert, ist bereits ins Englische und einige andere westeuropäische Sprachen übersetzt, und einige seiner kleineren Skizzen aus neuerer Zeit sind, wenn



Aleko Konstantinoff.

auch in nicht gerade sehr glücklicher Auswahl, in deutscher Uebertragung von Popoff erschienen.

Die junge Generation nun befindet sich in einer ganz anderen Lage als ihre Väter. Die Zeit des blutigen Kampfes ist vorüber, ein selbständig organisiertes Staatswesen ist gegründet, und es gilt jetzt, dieses junge Gebilde zu stützen und auszubauen. Aber diese Aufgabe nimmt nicht minder alle Kräfte in Anspruch. Mächtig stürmt von allen Seiten die westeuropäische Zivilisation mit ihrem Gefolge von guten und schlechten Neuerungen herein, und man muß streben, sie zu erfassen, um nicht von ihr überrannt zu werden, und in dem großen Strudel des modernen Lebens zu unterst zu kommen. Die Intelligenz geht in das Ausland, an den Quellen moderner Kultur zu schöpfen, und wenn sie zurückgekehrt, dann winken den hellen Köpfen Aemter und angesehene Stellung im politischen Leben — da bleibt denn nicht gar viel Raum und Zeit für litterarische Bethätigung.

So findet man nicht selten, daß Leute, die hie und da vielleicht einen verheißenden Anfang gemacht, vom Felde der Litteratur wieder verschwinden: sie haben eine ihnen wichtiger dünkende Beschäftigung gefunden. Recht weit verbreitet ist daher auch die Ansicht, daß in einem so jungen und so kleinen Staate zunächst alle Kräfte der Politik zugewandt werden müssen; eine Ansicht, der kürzlich auch der rumänische Dichter Caragiale, der beste neuere Dramatiker seines Landes, Ausdruck verliehen, indem er sagt: „Ein großes künstlerisches Unternehmen wird bei uns aufgethan, z. B. ein Theater. Warum? Weil ein modernes Staatswesen unter anderen

Kultureinrichtungen auch ein derartiges Unternehmen besitzen muß. Nun sucht ihr Künstler?! Wo die aber hernehmen? Ihr wollt eine Litteratur haben — es existiert keine! Ihr wollt ein Publikum haben — ja, ihr werten Herren, das Publikum kommt nicht zu euren Vorstellungen. Was sollt ihr nun anfangen, wo ihr so viel Geld dafür weggeworfen habt? Es bleibt nichts anderes als: so treibt wenigstens Politik! Ich glaube, statt daß wir es für einen bedauernswerten Fehler halten, wenn wir immer und überall Politik treiben, müssen wir es vielmehr für recht und lobenswert erachten, daß wir das überall und immer zu thun vermögen und zwar in der richtigen Weise. Sollen wir, die wir Wissenschaft und Kunst nicht treiben können, die Hände in den Schoß legen und nichts thun? Nein, so müssen wir eben Politik treiben!"

Ein weiteres Moment, das einer vollen Entfaltung der Litteratur hindernd in den Weg tritt, bildet — man findet es auch in den Worten Caragiales ausgesprochen — der Mangel eines größeren Publikums. Zwar wird von der Regierung manches gethan zur Erhaltung und Errichtung von Volksschulen und sonstigen Lehranstalten, doch bei einem vorwiegend bäuerlichen Volke von kaum mehr als drei Millionen Seelen wird der Leserkreis doch immer ein recht beschränkter sein, und das ist ein Umstand, der sich in seiner materiellen Seite der bulgarischen Schriftstellerwelt recht sehr fühlbar macht; es dürfte wohl kaum eine Zeitschrift geben, deren Abonnentenzahl im günstigsten Falle ein oder ein paar Tausend übersteigt. Allerdings erhofft man in dieser Beziehung eine beträchtliche Besserung, wenn Makedonien, das eine zahlreiche bulgarische Bevölkerung enthält, die man aber jetzt türkischerseits gegen die Bulgaren des Fürstentums streng abzuschließen sucht, einmal von der Türkei losgelöst sein wird.

Doch trotz aller Widerstände, trotz der ungünstigen Situation und der starken Richtung zum Praktischen im Volke lebt und wächst eine regsame litterarische Bewegung in Bulgarien heran, und es wird manches geschaffen, dem auch ein verfeinerter Geschmack Interesse abgewinnen kann. Es besteht und entsteht alljährlich neu eine ganze Anzahl von Zeitschriften, die sich der Förderung des litterarischen Lebens in Bulgarien widmen, und in denen eine verhältnismäßig nicht minder reiche litterarische Produktion zu Tage tritt als in anderen Ländern. So sind zu nennen in Sofia „Blgarski Pregled" (Bulgarische Rundschau), „Misl" (Gedanke), die sozialistische „Novo Vreme" (Neue Zeit); in Philippopel „Blgarska Sbirka" (Bulgarische Sammlung); in Widin „Prag" (Die Schwelle) u. a. m. Auch wird vom Ministerium alljährlich eine Sammlung (Sbornik) herausgegeben, worin Studien über alles, was Geschichte und Leben des bulgarischen Volkes betrifft, sich zusammengetragen finden und namentlich der Aufzeichnung der Volkspoesie ein erfreulich breiter Raum gewährt wird.

Am meisten gepflegt werden in Bulgarien die erzählenden Dichtungsarten, Novelle und Skizze, und die Lyrik, während das Drama noch ganz unentwickelt ist; es giebt wohl hier und da ein bulgarisches Drama, aber keines von rechter Bedeutung. Auch das ist die Folge der ungünstigen, zum Teil noch rückständigen äußeren Verhältnisse, da es an ständigen und leistungsfähigen Bühnen bisher fast völlig gebricht.

Sodann wird in durchaus anerkennenswerter Weise viel gethan, um die Werke der großen europäischen Litteraturen in Uebersetzungen dem bulgarischen Publikum zugänglich zu machen; allerdings müssen jene Werke immer noch häufig den Umweg über Rußland machen, ehe sie ihren bulgarischen Uebersetzer finden.

Sollte ich nun, da ich hier vorerst die bulgarische Litteratur im ganzen betrachte, verschiedene Schulen und Strömungen, wie man das so liebt, in ihr abzugrenzen versuchen, so muß ich die Möglichkeit einer solchen Scheidung bestreiten. Gewiß besteht ein gewisser Gegensatz zwischen Alten und Jungen — gegenüber den von der französischen Romantik Beeinflußten erhebt sich lebendig die in allen slavischen Ländern so stark hervortretende Bauernnovelle — aber es ist bisher noch keinem gelungen, eine begeisterte Schar von Jüngern und Nacheiferern um sich zu bannen und eine feste Schule zu gründen. Vielleicht ist dies ein Zeichen noch mangelhafter Entwickelung, vielleicht auch die Folge eines gesunden Selbständigkeitssinnes, vielleicht . . .

Allein wenn man in die Tiefe der Psychologie des Schaffens dringt, lassen sich vielleicht doch zwei große Richtungen erkennen, ich möchte sie die praktische und die egoistisch-idealistische nennen, eine Unterscheidung, die sich allerdings wohl annähernd überall durchführen läßt, aber hier tritt sie besonders und in eigenartiger Form auf; natürlich fehlen wie immer feste und sichere Grenzen. Zu der ersten Klasse gehören jene, die mit ihren Werken das Bestreben haben, ihre Landsleute zu bessern und zu bekehren, häufig durch das Mittel der Züchtigung in Spott und Satire, die dem Volke sein Leben vor Augen führen wollen, damit es sich selbst erkenne und den Weg finde, den sie es führen möchten. Die anderen sind von dem mehr egoistischen Gedanken, der Idee der reinen Kunst erfüllt und halten nur die Kunst um ihrer selbst willen zu pflegen für würdig.

Nach diesen einführenden, orientierenden Bemerkungen möchte ich nun auf einige markantere Gestalten der modernen bulgarischen Litteratur etwas näher eingehen, zunächst auf Aleko Konstantinoff*), dessen Name — allerdings weniger durch seine Werke, als durch seinen frühzeitigen Tod — er fiel im Mai 1897 im Alter von fünfunddreißig Jahren einem politischen Mordanschlag zum Opfer, der einen großen Prozeß zur Folge hatte — auch in die westeuropäische Oeffentlichkeit gedrungen ist. Für Bulgarien aber ist er mehr als der Märtyrer einer politischen Partei, dort ist er der liebenswürdige, stets heiter lächelnde Freund und Berater seines Volkes, der mit seinen fröhlichen Scherzen vielleicht mehr erreicht und genützt hat, als mancher finstere Fanatiker. Sein Hauptwerk, wenn auch nicht sein künstlerisch bestes, ist „Bai Ganju", der ihm eine außerordentliche Popularität verschafft hat und wohl keinem Bulgaren unbekannt geblieben ist. „Bai Ganju" ist kein Roman, auch keine Novellensammlung, es ist eine zwanglose Zusammenstellung von lustigen Anekdoten, oder wie der türkisch-bulgarische Ausdruck lautet „massali", über die wunderlich komischen Erlebnisse Bai Ganjus,

*) Wasoff und manche andere berücksichtige ich hier nicht, da für diese kurze Darstellung vornehmlich die jüngere und jüngste Generation in Betracht kommt.

der durch Aleko zum Typus des un- oder halbgebildeten Bulgaren geworden ist, besonders in seinem Verhalten der europäischen Zivilisation gegenüber. Man kann ihn als einen bulgarischen Tartarin bezeichnen. Wie er nach Wien, Prag, Karlsbad reist — er „macht" in Rosenöl — immer die kostbaren Fläschchen in seinem Gürtel oder sonst sicherer Verwahrung, wie er sich in dieser fremden großen Welt nicht anders benimmt als in seinem kleinen von der Kultur nicht beleckten Dörfchen, mit Stolz ein bulgarischer Bauer, und wie er so überall wie eine Bombe in die zivilisirte Gesellschaft hineinplatzt, das ist mit köstlichem Humor und frischester Lebendigkeit erzählt. Häufig erinnern die Reiseerlebnisse Bai Ganjus auch an die des biederen Onkel Bräsig. Aber wenn die andern über ihn lachen, so blickt er seinerseits mit der Verachtung des besseren Wilden auf Europens übertünchte Höflichkeit herab. Und Bai Ganju lebt wirklich, lebt ein persönliches Leben, und das Meiste in diesen Geschichten ist mehr Wahrheit als Dichtung. Was aber der Vorzug ist, diese Unmittelbarkeit der Wiedergabe des Selbstgesehenen und Gehörten, das wird auch wieder ihr Fehler: es sind eben nur Anekdoten, einzelne Bildchen, die lose aneinander gereiht sind, ohne zu einem künstlerischen Ganzen zusammengeschlossen zu sein. Mit ihren lebendig charakteristischen Zügen aber bieten sie ein unvergleichliches Material für ein poetisches Denkmal des jetzt unter dem eindringenden Europäertum dem Aussterben geweihten urwüchsigen, naiven bulgarischen Bauernvolkes.



Pentscho Slawejkoff.

Von größerem künstlerischen Wert als dieser „Bai Ganju" ist Konstantinoffs Schilderung einer Amerikareise, „Nach Chicago und zurück". Ferner hat er einige treffliche Übersetzungen von Werken Puschkins, Lermontoffs, Nekrassoffs und Molières geliefert, und schließlich hat er sich in Bulgarien den Ruf eines klassischen Feuilletonisten erworben durch seine politisch-satirischen Artikel, die hauptsächlich in der demokratischen Zeitung „Zname" (das Banner) erschienen.

Aus dem Reiche humorvoller Realistik des Alltagslebens gelangen wir in die hohen idealen Regionen einer in großen Gedanken und Gefühlen sich ergehenden Poesie, wenn wir uns zu den Dichtungen Pentscho Slawejkoffs wenden, von denen bis jetzt zwei Bändchen: „Epische Lieder" (Epičeski pesni. Philippopel 1896) und „Träume" (Blenove, 1898) erschienen sind. Gewiß ist auch Slawejkoff ein treuer Sohn seiner Heimat, dafür zeugen seine „Weihnachtslieder" (Koledari), einige seiner Balladen, die nationale Stoffe behandeln, und das jetzt im Erscheinen begriffene umfangreiche Epos „Das Lied des Blutes", das eine Episode aus den Freiheitskämpfen des bulgarischen Volkes gegen die Türkenherrschaft zu poetischer Darstellung bringt, aber in seinen Werken tritt doch stark ein fremder Zug hervor, und dieses Fremde ist deutsche Philosophie. Ich will nicht sagen, daß das eine schädliche Eigenschaft ist, ja vielleicht ist Slawejkoff gerade darum in der Poesie der berufenste Vermittler zwischen bulgarischer Eigenart und allgemein europäischer Kultur bis in ihre höchsten Äußerungen im Reiche des Geistes, die er sich durch einen langen Aufenthalt im Auslande, besonders in Leipzig und Berlin, zu eigen gemacht hat. Jener philosophisch-grüblerische Geist spricht vor allem aus seinen Dichtungen „Fis-Dur", „Zur Ruhe gefunden", „Das Herz der Herzen", „Michel Angelo" und „Der Schatten des Uebermenschen", deren Helden Beethoven, Lenau, Shelley, Michel Angelo und Nietzsche sind. Es sind das zumeist schwer düstere Bilder seelischen Kampfes, in dem diese Mächtigen des Geistes und des Gefühles schmerzvoll ringen. Slawejkoffs rein lyrische Gedichte zeichnen sich durch weiche, schwermütige Träumerei und gleichgestimmte Auffassung der Natur aus. Voll frisch lebendiger Bewegung sind die „Koledari", die er dem Andenken seines toten Freundes Aleko Konstantinoff gewidmet hat. Es war ein alter Brauch des bulgarischen Volkes, daß am Weihnachtsabend, wenn überall das Weihnachtsfeuer lohte, Sänger von Haus zu Hause zogen, die dem Hausherrn und dann den übrigen Familienmitgliedern in passenden Liedchen ihre Wünsche darbrachten. In der volkstümlichen Weise solcher Lieder entwirft der Dichter in seinen „Koledari" ein Bild des gesammten Lebens des bulgarischen Bauern mit seinen Freuden und Mühen und trefflich ist in ihnen der Ton der herzlich schlichten Volkspoesie wieder gefunden.

Damit sei diese kurze Einführung in das bulgarische Schrifttum beschlossen. Von einigen anderen jüngeren Autoren von Bedeutung, wie Kiril Christoff, St. Michajlowski, Wesselin-Wlaikoff, Straschimiroff u. a. mag bei einer späteren Gelegenheit die Rede sein.





In memoriam. . .

Novelle von **Otto von Leitgeb.** *)

Wenn man daran denkt, kann man sich noch nachträglich darüber ärgern, daß etwas Besonderes, Bedeutsames oder Unerwartetes in einem ganz hausbackenen Momente geschehen ist! — Wenn, zum Beispiel, der Bankier Körner mit Thränen in den Augen den Mut findet, seiner Frau den Bankerott des Hauses mitzuteilen, gerade nachdem er sich das feiste Gesicht zum Rasieren eingeseift hat; oder wenn der schönen Frau Cloë in dem Augenblick eine Schnur am Korsett platzt, wo sie Herrn von Nahl vom Boden aufheben will, auf dem er vor ihr kniet. . . Stirbt aber jemand plötzlich, also meist „unerwartet", wie schlecht hat oft das Leben die Scene für den letzten Augenblick arrangiert! Er spielt sich so sehr am unrechten Flecke ab, mitten im Familienkreis, in der Kirche, bei einer lustigen Tafel, vielleicht am Straßenpflaster. . . Nur wenn der Tod ganz bescheiden sein will und ihm auf den Effekt rein gar nichts ankommt, zieht er den Erkorenen mitten im Schlaf, vom warmen Bettkissen weg an sich. —

Als Ingeborg Findeisen trotz ihrer zweiundzwanzig Jahre und ihren leuchtenden Augen plötzlich starb, im Boudoir ihrer Cousine, auf einem blauseidenen englischen Fauteuil, den der Reeder kurz vorher seiner Frau geschenkt hatte, machte das einen schmerzvollen Effekt, denn das Leben hatte die Szene wieder schlecht gewählt, desto besser aber der Tod, denn diesmal lag ihm viel daran, das Ereignis unvergeßlich zu machen. Ingeborg Findeisen war viel zu schön, zu außergewöhnlich für diese Welt, als daß man den Augenblick vergessen sollte, wo sie uns genommen worden.

Sie war ein schlankes Mädchen mit schlichtem, dunklem Haar, mit grauen Augen, in denen eine große Seele leuchtete, und mit einem so keuschen, liebevollen Munde, daß man glaubte, man dürfe ihn höchstens mit einem Blicke küssen, und dabei konnte noch eine Thräne den Blick zurückhalten . . . denn die Seligkeit mußte so übermenschlich sein, daß es eine Sünde am Göttlichen wurde, nur daran zu denken. . .

Der Regen tickte an die Fensterscheiben. Manchmal floß eine Wasserwelle daran herunter. Dann wurde es für einen Augenblick wieder still, und man hörte das Knarren der Rahen und das Aechzen der Schiffsborde unten am Quai, wie die unruhige See sie schaukelte und aneinander preßte. Dann kam ein Windstoß, ließ die Fenster zittern. Die Tropfen tickten wieder und führten ein Konzert an den Scheiben auf.

„Wenn ich hinhorche, höre ich eine Skala, eine ganze Oktave, Fis moll!" sagte Schelleberg und rührte den Zucker in seiner Kaffeetasse herum.

„Immer Musik!" ächzte die Hausfrau vergnügt. Sie hatte zu viel gegessen und lag ganz zurückgelehnt in ihrem Armstuhl.

„Liebster Emil!" rief Fräulein Sidi, „spielen Sie uns etwas vor, wir würden so andächtig zuhören!"

„Na, hör mal — liebster Emil!" sagte der Reeder kopfschüttelnd.

Fräulein Sidi wurde knospenrot.

„Ne, andächtig nicht, — lieb — ster Emil!" rief die Hausfrau und lachte mit ihrem ganzen, rosigen Kindergesicht. „Ich bitte Sie um Gottes willen, lieber gar nichts, als etwas Ernstes!" — Kinder, ich bin nicht im stande, ich bin wirklich nicht im stande! Wir haben so viel gegessen! Aber ein flotter Walzer, oder so . . . Gehen Sie doch endlich, Sie kostbarer Herr!"

„Eine ganze Oktave, Fis-moll!" wiederholte Schelleberg, rührte noch immer seinen Kaffee und blickte schwärmerisch ins Leere, durchs Fenster hinaus, als ob er auf eine Inspiration warte.

„Einen Walzer!" bat die kleine Bertha und zappelte mit den Füßchen am Teppich. „Seit dem letzten Kränzchen geht mir das nicht aus dem Kopf, Sidi, was war es doch? Von Czibulka—".

Ingeborg Findeisen hatte die ganze Zeit still in ihrem blauseidenen Fauteuil gesessen. Sie hatte die schlanken Arme ausgebreitet, einen links, einen rechts an der Lehne, und ihre dünnen weißen Finger spielten auf dem grellglänzenden, goldbraunen Mahagoniholze. Jetzt hob sie die Stirne ein wenig und sagte ganz einfach:

„Spielen Sie etwas, Herr Schelleberg, aber nicht zu lustig!"

„Natürlich" rief Sidi und lachte.

Er stand sofort auf und ging in den anstoßenden Salon zum Flügel hinüber. Wenn Ingeborg um etwas bat oder etwas wünschte, war es einfach unmöglich, nein zu sagen oder zu zögern. Wenn sie jemand mit diesen Augen ansah, war es, als ob es keine andre als ihre Meinung in der Welt gäbe. Gerade als hätten alle ihre Mitmenschen nur die einzige Pflicht, ihr das Leben so einzurichten, wie es ihr Freude machte, in jedem Augenblick. Der arme Schelleberg, der Künstler, er spielte ja nicht einmal gerne, er hatte auch zu viel gegessen, aber er mußte. Er setzte sich also ans Klavier und begann zu phantasieren.

„Kinder, verzeiht, ich schlafe ein!" ächzte die Hausfrau.

„Sidi!" sagte die kleine Bertha. „Also was war es, von Czibulka —?"

Der Regen spielte an den Fenstern mit. Alles in Fis-moll; eine Oktave, zwei, fünf, eine ganze Klaviatur. Er tickte, klopfte, hämmerte, rauschte. Wie mit feinen Nadeln klang es; dann, als fiele Hagel, als klopften Blumen an die Scheiben, als spielten sammetne Fingerspitzen daran, — als zitterten Saiten durch die Luft, vom Himmel herab, vom Meer herauf; als wäre jeder Tropfen eine Saite, von den Wolken bis herunter, und der Wind spielte darin wie in einer Harfe, spannte sie, ließ sie schwirren, klingen, singen seufzen . . .

Ja, wirklich der Walzer von Czibulka. Aber ganz verändert, in Fis-moll, alles durcheinandergewoben, miteinander verschlungen, seltsam verschoben, verwirrt, in Arabesken gebettet; durch ein ganzes Traumbild von Tönen hindurchgeführt, immer wieder anhebend, verschwindend, neu auftauchend und wieder sich versteckend; kosend, fliehend, zurückkehrend, ins Endlose zerflatternd und neu gesammelt; schillernd in Farben, zuckend vor Licht, dann wieder grau, eintönig, — wie fallender Regen, wie müde Tropfen, wie schaukelnde Wellen, und immer weiter und weiter —

„Wo ist die Arethusa jetzt?" fragte Ingeborg Findeisen mitten in ihrem seligen Sinnen den Reeder.

„Zwischen Rimini und Venedig!" sagte er.

So weit noch!

Und dann senkte sie ihre langen Wimpern über die Augen, so tief, daß die Dämmerung im Zimmer beinahe Nacht wurde.

Sie hatte die Nacht so gerne! Sie konnte ja jeden Abend erwarten, daß sie von ihm, dem Fernen, träumen werde. Und vor dem Einschlafen war es so eine Seligkeit, in Ruhe und durch nichts gestört an ihn zu denken. Die Sehnsucht konnte ihre Flügel weit, weit ausspannen und alle Entfernung, Meer und Länder mit den Schwingen überfliegen, die schneeweiß waren und troffen von Sonnenlicht. Und die Nacht, die sie so liebte, sagte zu ihr: „Jetzt bist du allein, aber das ist das Rechte! Jetzt mache ich alles dunkel und still um dich her, aber dann wird das Licht in deinem Herzen hell zu strahlen beginnen, und deine Seele wird schwimmen in Lichtwogen, wird sich baden im Licht, wird die süßesten Träume trinken aus diesem Licht; und dann bist du

*) Aus „Psyche". Novellen von Otto von Leitgeb. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt 1899. (Vgl. „Besprechungen".)

nicht allein, sondern beisammen mit ihm. Das kann dir jetzt noch kein Tag geben, aber ich geb' es dir, die Nacht, weil die Träume mein sind, und weil ich dich liebe!"

Herr Schelleberg konnte mit einem Seitenblick vom Klavier her gerade auf ihren Kopf sehen. „Sie träumt!" dachte er. „Sie träumt, was ich spielen möchte .... Wenn sie mir da gegenübersäße, mit diesem heiligen Antlitz, dann würde die reinste, hehrste Kunst unter meinen Fingern erwachen. Ich möchte ihre Augen spielen, ihre Stirne, ihre Haare, ihren Nacken, ihre göttliche Nase, ihren Gottmund. — Sie ist die einzige, die mich versteht. Ihr ganzes Wesen ist nichts als Musik. Ihre Seele klingt und tönt, sie zittert wie ferner Gesang, sie vibriert und schwingt wie eine goldene Harfensaite. Lauter Harmonien, lauter Schönheit; anderes kennt sie nicht! — Ihr ganzes Wesen ist nichts als Liebe! Schönheit und Liebe umgeben sie wie ein Schleier, von Sonnenfäden gewoben. Sie selbst ist eine Sonne. Eine träumende Sonne, deren Lichtstrahlen himmlische Harmonien singen! — Die anderen verdauen. Denen wäre es am liebsten, ich spielte zwanzigmal nacheinander irgend einen banalen Tanzwalzer, irgend etwas, wozu sie in Gedanken die Beine heben und strampeln können. In Wirklichkeit möchten sie sich doch nicht rühren, denn sie haben zu viel gegessen! ... Sie tanzt ja auch, aber wie anders! Nur ihre klingende Seele tanzt wie ein Schmetterling über Blumen, wie Mondlicht auf leise sich regenden, träumenden Wellen, wie Blumengeister tief drin, im dämmernden Wald! — Das alles möchte ich ihr spielen, und wenn sie die Wimpern aufschlüge und ihr leuchtendes Auge sagte, du sollst! dann könnte ich es, und sie allein verstünde mich."

„Zwischen Rimini und Venedig!" träumte Ingeborg.

Dann sah sie das Schiff. Es stampfte mit seinem schneeweißen Panzerleibe durch die braungrünen, zischenden Wogen. Die Masten zitterten. Aus den drei Schloten qualmte der schwarze Rauch und flog schwer und zerrissen, wogend und ganz tief über das Verdeck hin. Dieses glänzte vom Regen. Der Rumpf des Schiffes zitterte von den schweren Atemzügen der Maschinen wie eine Brust, in der das Herz vor harter Arbeit mächtig hämmert. Aber das Schiff schnitt seinen Weg immerfort geradeaus mit dem Buge ins Meer hinein, immerfort, und der schneeweiße Riesenleib glitt leicht und stetig wie ein feines Ruderboot durch die heranrollenden Wellen.

Auf der Kommandobrücke stand ein junger Offizier. Er hatte den Kragen seines Mantels hinaufgeschlagen, die Mütze vor dem Winde fest auf den blonden Kopf gedrückt und sah mit seinen scharfen, hellen Augen aufmerksam über das Schiff weg, vorne aufs Meer. Er war im Dienst und voller Spannung. Man konnte das an seinen Augen sehen und auch an seinem Mund, der sich unter blondem Flaum versteckte, aber nur so, daß man die roten Lippen noch sah und den Ausdruck wie von einem kindlichen, frischen Lächeln, den er immer hatte. Zwischen den Augenbrauen bemühte sich das eifrige Dienstgefühl, eine kleine Falte zu ziehen. Aber seine Augen hatten doch immer einen so fröhlichen, ein bißchen übermütigen und unendlich liebevollen Ausdruck! Wenn sie ihn darauf küßte, war ihr, als fielen lauter Blicke von unsäglicher Liebe direkt in ihr Herz. Jetzt stand er dort; der Wind zauste an seinem Mantel. Er stand dort und fror ein wenig; darum ging manchmal ein leiser, müder Schauer durch seine schlanke, feine Gestalt. ... Er war im Dienst, — aber es war ein seliges Gefühl, zu denken, daß er immer, immer, immer gar nichts andres im Herzen trug als den Gedanken an sie! — Zu denken, daß ein Mensch nichts, nichts anderes in seinem Herzen mit sich trägt als einen einzigen Gedanken! — Zu denken, daß alles, aber alles, was man Leben nennt, Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen, alle Kostbarkeiten der Welt, alle Reichtümer von Wachen und Träumen nur der eine Gedanke sind! — Und, Herrgott, wie es ist zu wissen, daß jenes ganze Menschenwesen, das nur aus dem einen treuen Gedanken besteht, einem gehört! — Und wie es ist, zu fühlen, daß man getrennt ist, weit, weit von einander entfernt — daß Meer und Länder dazwischen liegen, Tagereisen weit; Länder, über denen Sturm und Regen herniedergeht und das Meer mit seinen Tausenden von schweren Wogen! ...

Der Regen prasselte an die Scheiben. Zu Herrn Schellebergs Spiel wollte er mitthun. Es fielen Perlen gegen die Fenster; es perlte Oktaven daran herab. Es klopfte ein feiner, ganz dünner, weißer Finger daran. Es tropften heiße Thränen darüber hin. Die Töne, die der Künstler wie mit Geisterhänden aus den Saiten weckte, reckten sich aus dem Flügel auf, schwollen, flogen unter der Decke hin, umfingen alles, zogen alles in einen feinen, langsamen, stetigen Wirbel mit sich, quollen mit der Luft, mit dem Regen, mit er einbrechenden Nacht, mit dem Himmel, mit dem Meer zusammen in eins ...

Alle waren ganz still geworden ...

Und zu denken, daß er endlich wieder hier sein wird, hier, ja hier! Daß er kommen wird mit seinen hellen, glücklichen Kinderaugen; daß sie lächeln werden wie seine roten Lippen; daß er sich zu ihr beugen, ihre Hand berühren wird und sagen: „Ich bin hier, ich!" Und dann wird er fragen: „Schlägt dein Herz noch für mich? Hat es mir immer, immer entgegengeschlagen?"

Mein Gott, wie furchtbar es schlug! Sie fühlte, daß es manchmal plötzlich bebte, so bebte! — Sie saß nun vollkommen regungslos. Sie hatte sozusagen von ihrem Ich keine andere, als die Empfindung ihres pochenden Herzens. Nur das, und ihre grenzenlose, furchtbare Sehnsucht! — Und dann ihre Augen, die sie schon eine ganze Weile fest geschlossen hielt. Sie fühlte, im nächsten Momente müßten die Thränen daraus hervorstürzen, unaufhaltsame Thränen. Eine unsägliche Angst packte sie, faßte plötzlich nach ihr. Am liebsten hätte sie zu Herrn Schelleberg flehend hinübergerufen: „O, bitte, bitte — nicht mehr! Nicht mehr! Lassen Sie mich still, still ..." Aber sie konnte sich nicht regen.

Mitten in dem langsamen, stetigen Wirbel, der alles gefaßt hatte, hörte sie die Wohnungsglocke läuten, kurz, schnarrend, grell.

Sie hörte auch die Thüre gehen, aber keinen Schritt auf dem Vorsaale.

Und dann fühlte sie, daß sich jemand nähere. Sie fühlte ihn sich bewegen, gehen, gegen sie schauen, zu ihr herankommen; sie wußte, jetzt legte er die Finger auf die Klinke, jetzt drückte er sie nieder. Sie sah nun mit weit offenen Augen ganz genau, daß die matten, gravierten Fenster der Glasthüre, worauf Vögel zwischen Blumen flatterten, von der Nähe eines Wesens ein wenig zitterten. Es zitterte der Lampenschein vom Vorsaale darauf. Sie konnte in einem einzigen, blitzschnellen Momente mit so fürchterlicher Deutlichkeit fühlen, wie sich die Thüre öffnete, wie das Licht von draußen durch sie hereinströmte, — wie jemand in der Thüre stand.

Und jetzt öffnete sich die Thür wirklich. Sie blickte hin ... aber ihr Blick war nichts Irdisches mehr, es war ein Aufsprühen, ein Aufflammen, ein plötzliches Herausleuchten ihrer ganzen Seele, ihres ganzen, atemlosen Herzens.

Wie auf ein Geheiß erhob sie sich, ganz aufrecht, und rief ein Wort hinaus. Dann sank sie zurück, nein — sie ließ sich nieder, eben als setzte sie sich wieder still auf ihren blauseidenen Fauteuil Aber ihre weißen Hände hoben sich auf die Brust, und ihr holdes Gesicht sank mit einem Lächeln darauf hinab.

Mit einem Schlage bemächtigte sich der übrigen die Ahnung des Geschehens. Alle stürzten zu ihr hin. Herr Schelleberg stieß den Stuhl am Piano zurück und war mit drei Schritten drüben. Der Reeder drehte mit einem Handgriff die Lichtleitung auf.

Und dann kam ein einziger Augenblick jäher, tiefster Stille, — als machte alles Platz für etwas, das von

hinnen ging. Nur ein paar Regenthränen klopften an das Fenster ... Und trotz allem Licht rieselte es wie ein Flor von Schatten um die Mädchengestalt in dem englischen Fauteuil. Und ein seltsames Wehen ging durchs Zimmer, — ein Wehen von Geisterflügeln, das die kleine Welle eines Menschenlebens hinaustrieb in das große Meer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Später waren alle sich klar, sie hätten eigentlich alle immer gefühlt, als hätte einmal so etwas kommen müssen; — man weiß nicht warum, ... aber gerade, als hätte es so werden müssen.

Jeder Tod scheint ein Rätsel zu sprengen.

Man will dann auf einmal fühlen: so hat man es geahnt ...

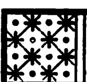
* * *

Der alte Hausarzt sagte zu mir: „Herzkranke Leute sehen oft aus, als wären sie die allergesündesten. Mich hat Ingeborg Findeisen nicht getäuscht, — ich hatte sie schon lange im Verdacht. — Und solche Leute sollte man davon abhalten, daß sie allwöchentlich eines von euren Schlemmerdiners mitmachen müssen, wo man flott Sekt trinkt und starken schwarzen Kaffee und sich zum Schluß an parfümierten Zigaretten berauscht! — Uebrigens, alt wäre sie auch ohnedem nicht geworden. Sie ist an einem organischen Herzfehler gestorben."

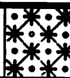
Aber ich weiß es besser.

Nicht dem rufenden Tode ist sie gefolgt. Er wußte wohl, wie sehr sie am Leben hing, und daß sie ihm nicht gutwillig gehorchen werde. Darum machte ihn die königliche Schönheit ihrer Jugend, die Energie ihres Lebens feig und hinterlistig. Sie ging nur, weil er sie betrog. Er hüllte sich in die Gedankenträume ihrer süßesten Sehnsucht, und dann trat er vor sie in der Erscheinung desjenigen, der ihr das Teuerste war im Leben, und dem sie überallhin gefolgt wäre, wo er rief ... Sie ist ihm nicht gefolgt, weil es der gewaltige Tod war, sondern weil sie meinte, es sei das Leben ...

Denn das wahre Leben ist die Liebe.



Echo der Zeitungen



Auszüge.

Deutschland. Im Vordergrunde der Erörterung stand in der abgelaufenen Woche die greise Dichtergestalt Wilhelms Jordan, dessen 80. Geburtstag überall die gebührende Würdigung fand, wo nicht seine freigeistige Weltanschauung auf unversöhnliche Gegnerschaft stieß. Ein nahezu Altersgleicher, Rudolf von Gottschall, widmete ihm im „Leipziger Tageblatt" (Nr. 70) den Ehrenkranz, wobei die wenig bekannte Thatsache Erwähnung fand, daß Jordan noch heute die Pension bezieht, die er als Marinerat a. D. vom seligen deutschen Bund erhalten und die die preußische Regierung späterhin übernommen hat; er ist sonach der einzige Pensionär des kurzlebigen deutschen Reiches von 1848. In der „Frankf. Ztg." (38) nahm Otto Hörth das Wort, um die Persönlichkeit des Jubilars vornehmlich von der menschlichen Seite zu schildern, im „Berl. Tagebl." vom 5. Februar sprach sich Fritz Mauthner über ihn aus, in der „Nationalzeitung (86) Eugen Zabel, der zugleich auf Jordans neueste poetische Gabe, den Band „In Talar und Harnisch" einging. Ein gleiches thut der Artikel „Wilhelm Jordan und seine neueste Dichtung" in der „Vossischen Zeitung" (Sonnt.-Beil. 7) während die kleine Studie „Von einem Achzigjährigen", die J. Duboc in der „Magdeb. Ztg." (75) veröffentlicht, persönliche Erinnerungen an den jungen Jordan von 1848 zum besten giebt, der in der Paulskirche häufig „an eine Säule gelehnt, mit einem Opernglas die stets reich besetzte Damengallerie, deren erklärter Liebling er war, zu mustern pflegte". In demselben Blatte (Montagsbeiblatt Nr. 7) läßt sich ein auch anderwärts gedruckter Essai von Fr. v. Oppeln-Bronikowski über Jordans Wirken und Wollen eingehend aus, ebenso wie in der „Allg. Ztg." (Beil. 32) Paul Wittko, der außerdem an anderer Stelle („Nordhäuser Ztg.", Unterh.-Bl. Nr. 11) auf Grund persönlicher Erzählungen des Dichters allerhand ernstes und heiteres aus dessen in Ostpreußen verlebter Jugendzeit erzählt. Andere größere Artikel brachten u. a der „Frankf. Gen.-Anz." Nr. 33 (Rud. Presber), die „Berliner Ztg." Nr. 65 (Philipp Stein), die „Deutsche Wacht" Nr. 33 (Bodo Wildberg), die „Neue Stett. Ztg." Nr. 66 (Adalb. Huschke).

Die üblichen Säkular-Erinnerungen betrafen diesmal vornehmlich die erste Aufführung der „Piccolomini" (30. Januar 1799) in Weimar, nachdem man schon im Oktober v. J. die Jahrhundertfeier von „Wallensteins Lager" begangen hatte. Sehr eingehend, mit besonderer Berücksichtigung der zeitgenössischen Kritik, war der Stoff im „Dresdener Journal" (38, 39, 41) von Adolf Stern behandelt, während in der „Voss. Ztg" (Sonnt.-Beil. 8) H. Holstein sich speziell mit den Erstaufführungen der beiden Wallensteindramen am berliner Nationaltheater (18. Febr. und 17. Mai 1799) beschäftigt, bei denen Fleck den Wallenstein, Iffland den Octavio spielte. — An Schillers fürstlichen Gönner Karl Theodor von Pfalz-Bayern, der um eben diese Zeit (16. Februar 1799) starb, erinnert ein Feuilleton von Karl Gehrung. Karl Theodor hat bekanntlich das unsterbliche Verdienst, in seiner Residenz Mannheim das erste deutsche Hoftheater geschaffen zu haben, an dem Schillers große Jugenddramen ihre Bühnenprobe bestanden; er war auch der Gründer der „Deutschen Gesellschaft" (1775), die ihren Sitz in Mannheim hatte und Lessing, Klopstock, Wieland, Schiller zu ihren Mitgliedern zählte. — Auch ein anderer litterarischer Säkulartag, der Geburtstag Rudolfs Töpffer, des originellen genfer Novellisten (geb. 31. Januar 1799) ist nicht unbeachtet geblieben: Paul Seliger hat ihm in der „Frankf. Ztg." (39) eine gründliche Studie gewidmet. — In das Fach der litterarhistorischen Betrachtungen schlägt ferner ein Beitrag von Gebhard Zernin über „Josef Viktor von Scheffel als heidelberger Student" in der „Leipz. Ztg." (Wissensch. Beil. Nr. 19), der aus Kußmauls kürzlich erschienenen Jugenderinnerungen schöpft, sowie ein sehr ins Einzelne gehender Bericht über „Goethes Haus- und Finanzwirtschaft" (ebenda Nr. 20), der an einen Vortrag des weimarischen Archivdirektors Dr. Burkhardt anknüpft. Es geht daraus hervor, daß Goethe es bis zu seinem 50. Jahre noch nicht zu Vermögen gebracht hatte: als er starb, hinterließ er etwa 30 000 Thaler, außerdem schuldenfreien Grundbesitz und seine Sammlungen. Das Jahreseinkommen aus seinem Staatsamt betrug seit 1815 dreitausend Thaler, das aus seinen Werken im Jahre 1824 1400 Thaler, doch steigerte sich dieses wesentlich, als er 1826 endlich den Privilegienschutz seiner Werke beim Bundestag durchgesetzt hatte. Der Aufwand für seinen Hausstand war ziemlich beträchtlich, er betrug in den letzten Jahren 12—13 000 Thaler, doch wurde davon auch der Haushalt seines Sohnes und Ottiliens und die Pflege der Sammlungen bestritten.

Die jüngste Veröffentlichung der Goethegesellschaft „Goethe und die Romantik" wird in einem Feuilleton der „National-Zeitung" (103) von G. E(llinger) rühmend gewürdigt. — Sonst haben von neuerschienenen Werken noch Th. Zieglers Werk über die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts (Dr. Hermann Diez im „Hamb. Corresp.", Litt.-Zeitung Nr. 4) und Dr. Hans Meyers schönes Sammelbuch „Das deutsche Volkstum" (Karl Berger in der „Deutschen Welt Nr. 24) zu ausführlichen Besprechungen Anlaß gegeben; von ausländischen Werken außerdem noch die neue Shakspere-Biographie von Sidney Lee, der Prof. Wilhelm Wetz (Gießen) glänzende Vorzüge nachrühmt („Tägliche Rundschau" 28). — Reiches Lob erfährt auch die schwerwiegende Arbeit „Die Lieder der Mönche und

Nonnen Gotamo Buddhas“ von K. E. Neumann durch Alfred v. Mensi („Asketische Lieder“, Beil. z. Allg. Ztg. 32). Ueber belletristische Erscheinungen der letzten Zeit liegen nur spärliche Aeußerungen vor. Ein Feuilleton über „Heimatpoesie“ („Berl. Neueste Nachr.“ 67) beschäftigt sich hauptsächlich mit Albertas v. Puttkamer, hier im vorigen Heft gewürdigten Balladenband „Aus Vergangenheiten“. Die neue Anthologie „Die Perlenschnur“ giebt einem Beiträger des „B. Börs.-Cour.“ (73) den Anlaß, über moderne Lyrik sich zumteil recht sarkastisch auszusprechen. Zwei neuaufgetauchte Poeten, ein Landrath im Osten und ein Posthilfsbote im Westen des Reiches werden in der „Posener Ztg.“ (99) und in der „Deutschen Welt“ (23) vorgeführt, dort Paul v. Roëll in Pleschen, von dem seit kurzem je ein Bändchen Vaterlands- und Liebeslyrik vorliegt, hier Wilhelm Graf, Posthilfsbote in Worms, der neulich mit der Sammlung „Leben im Leben“ den Parnaß erklettert hat, worin er ja auch an seinem einstigen Chef Heinrich Stephan ein Vorbild hatte. „Neue Litteratur aus Rheinland und Westfalen“ zeigt Gustav Koepper an („Rhein.-Westf. Ztg.“ 97), indeß sich eine Studie in der „Deutschen Tagesztg.“ (62) über das Thema „Ernst v. Wildenbruch und das historische Drama“ verbreitet.

Auf das sprachliche Gebiet leiten zunächst zwei Auslassungen über die gegenwärtige deutsche Rechtschreibung: ein mehr historisch gehaltener Artikel der „Köln. Volksztg.“ (139), die seit kurzem — nach der „Köln. Ztg.“ wohl als das erste unserer großen Blätter — die „neue“ Orthographie zu der ihrigen gemacht hat, und ein anderer in der „Leipziger Zeitung“ (Wissensch. Beil. 16), der die versumpften und dringend reformbedürftigen Zustände unserer Rechtschreibung bitter beklagt. Uebrigens thut man Unrecht, diese „neue“ Orthographie dem ehemaligen Minister v. Puttkamer in die Schuhe zu schieben, dem in der Sache selbst keinerlei Initiative zukam. Die Ausarbeitung der neuen Regeln geschah noch unter dem Ministerium Falk und verdankte ihre Entstehung hauptsächlich dem bekannten Germanisten Rudolf v. Raumer in Erlangen. Ihre Festsetzung erfuhren sie dann durch eine 14köpfige Kommission, die im Januar 1876 zu Berlin zusammentrat. — „Etwas über Bismarcks Stil“ sagt eine Studie von Friedrich Düsel in der „Deutschen Welt“ (23). — Eine Untersuchung der „Deutschen Verwandtschaftsnamen“ wird in der „Leipz. Ztg.“ (Wissensch. Beilage Nr. 18) angestellt, wobei Bezeichnungen wie Vetter, Base, Eidam u. s. w. auf ihren Ursprung hin geprüft werden. — „Das masurische Sprachgebiet“ schärfer als bisher abzugrenzen, ist der Zweck eines Artikels von Dr. F. T. in der „Allgem. Ztg.“ (Beilage 37).

Von ausländischen Persönlichkeiten handelten Essais in der „Nordd. Allg. Ztg.“ 40/41 („Maurice Maeterlinck“), in der „Deutschen Welt“ 24/25 („Sonja Kowalewski“) und in der Beilage zur „Allg. Ztg.“ 40, wo der frühere stuttgarter Intendant Julius v. Werther sich über Gabriele d'Annunzio als Tragödiendichter äußert. Er bespricht die vier bisher erschienenen und gegebenen Stücke des Dichters und will den Grund, daß sich das große Theaterpublikum bisher ablehnend gegen d'Annunzios Tragödien verhalten habe, nur in dessen „excessiv erotischen“ Stoffen, nicht etwa in seiner mangelnden dramatischen Begabung sehen. — Auf ein mittelalterliches griechisches Nationalepos, das „Digenislied“ lenkt ein Aufsatz von Dr. Georg Wartenberg (Berlin) die Aufmerksamkeit (Beil. z. „Allg. Ztg.“ 30). Es entstand ungefähr gleichzeitig mit dem deutschen Heldengesang, etwa im Jahre 1200, und handelt von dem riesenstarken Helden Basilios Digenis Akritis, der zur Zeit des Kaisers Basilios II. von Byzanz (976—1025) gelebt und gewaltige Kämpfe siegreich bestanden haben soll. Das Gedicht ist in vulgargriechischer Sprache verfaßt, von den 4 Handschriften, die davon existieren, liegt die beste im Kloster Grotta Ferratta bei Rom.

Aufzuführen bleiben noch zwei Vorträge: einer über „die Beziehungen zwischen Malerei und Dichtung in der Kunst der Gegenwart“, den Karl v. Perfall in der kölnischen litterarischen Gesellschaft gehalten und in der „Straßb. Post“ (124) veröffentlicht hat — als gemeinsame Momente werden namentlich das soziale Mitleid und die Märchenphantastik bezeichnet — und ein solcher von Georg Stollberg, gehalten in der münchener „Psychologischen Gesellschaft“ über das Thema: „Psychologisches aus der Schauspielerwelt“ („Münch. N. Nachr.“ 62/64). — Ebenfalls auf psychologisches Gebiet gehören zwei Studien: „Das Spielen mit Puppen“ („Rhein.-Westf. Ztg.“ 113) und „Zur Zählkunst der Naturvölker“ von Karl Weule („Voss. Ztg.“ Sonnt.-Beil. 7). — Erwähnt seien zum Beschluß: „Der Krieg in den Augen von Dichtern und Staatsmännern“ von M. Uhse („Leipz. Tagebl.“ 74) und „Kreuz und Hammer“, eine Art Beitrag zur alldeutschen Symbolik von Harold Grävell-Brüssel („Deutsche Wacht“ 34), sowie der Schluß von Paul Holzhausens schon früher hier erwähnten Untersuchung „Litteratur- und Kulturbilder aus den ersten Koalitionskriegen“ (Beil. z. „Allg. Ztg.“ 33/34).

∞

Oesterreich-Ungarn. Gegen die neue Lyrik, die jetzt von so vielen Seiten abgelehnt wird, richtet sich auch ein wohlüberdachter Artikel „Revolution in der Lyrik“ im „Neuen Wiener Tageblatt“ (Nr. 40). Zugegeben wird aber, daß Arno Holz mit früheren Gedichten längst den Befähigungsnachweis dafür erbracht habe, daß er auch die alten lyrischen Formen virtuos beherrsche, und die bisher üblichen Kunstformen nicht etwa deshalb verwerfe, weil er sie nicht zu meistern wisse. — Hundert Jahre zurück führt uns ein beachtenswerter Aufsatz von Anton Schlossar, der dem Jubiläum des „Cotta'schen Damenalmanach“ gilt (Neue Freie Presse 12383). 1798 erschien nämlich bei J. G. Cotta das „Taschenbuch für 1798 für Damen, herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Sulzer“, mit einem von Franz Catel gestochenen Bilde aus Schillers „Würde der Frauen“ als Titelkupfer. Die Aufnahme des zierlichen Büchleins war überaus freundlich. Auch Schiller und Goethe lobten es und versprachen Beiträge, die sich in der Folge auch einstellten. Die bekanntesten Balladen Schillers, einige Prosaaufsätze Goethes sowie sein Epilog zu Schillers Glocke sind hier zuerst abgedruckt worden. In den folgenden Jahrgängen treten dann andere bekannte Mitarbeiter auf den Plan, Jean Paul, Uhland, Rückert, Schenkendorf u. a. Das Taschenbuch ist bis zum Jahre 1822 erschienen, in dem es Herausgeber und Verleger aus unbekannten Gründen eingehen ließen. Vielleicht glaubte Cotta, die Zeit für solche litterarische Kurzwaaren sei vorüber; ernstere Unternehmungen nahmen den in höheres Alter tretenden Mann in Anspruch.

Ins klassische Zeitalter greift auch das Feuilleton der „Reichspost“ (26, 27) von Otto Willmann zurück: „Ueber Lessings Nathan, Vortrag in der Grazer Pfarrgruppe des katholischen Schulvereins“, eine Darlegung, deren Inhalt und Tendenz schon aus der äußeren Veranlassung ihrer Entstehung ersichtlich ist. — Zur neuen Dichtung leitet dann ein sehr verständiger Artikel über Arthur Schnitzler von Otto Stoeßl im „Neuen Pester Journal“ (2. II.) über. In seiner Beschränkung sei er ein Meister. Er hat ein einziges Motiv über allen seinen Stücken und Erzählungen, die Liebelei, aber dieses hat er völlig abgewandelt. Und es ist die Frage, ob er mit diesem Motiv in neuen Variationen noch neues Interesse erwecken kann. Es ist aber auch die wichtigere Frage, ob sich ihm ein neuer Blick und neue Formen erschließen. Dann dürfte er zu den sichersten Dramatikern der Zeit gerechnet werden. Ein anderer heimischer Dichter, der weit abliegende Pfade wandelt, J. J. David, der begabtesten einer, wird von Friedrich Beck in der „Wiener Zeitung“ (31) eingehend gewürdigt und verdientermaßen gerühmt. Erwähnt sei noch ein Aufsatz über Jacobowskis vielbesprochenen Roman „Loki“ von Karl Bienenstein (Ostdeutsche Rundschau 46) und des kundigen Johannes Ziegler Essai „Bismarck als Plattdeutscher“ (Neues W. Tageblatt 25). Der 80. Geburtstag Jordans ist merk-

würdigerweise bei uns fast spurlos vorübergegangen. Einen größeren Aufsatz brachte die „Bohemia“ (39).

Dem jüngst verstorbenen französischen Dramatiker Adolphe d'Ennery widmet W(ittmann) einen ebenso geistvollen als fesselnden Nekrolog (Neue Freie Presse 12373). Er war kein Dichter, heißt es hier, er war ein Fabrikant, ein Großindustrieller auf dem Gebiete des Theaterstückes. Komödien und Tragödien, Lustspiele, Schauspiele und Trauerspiele, Schwänke, Possen, Vaudevilles, Feenmärchen und Opernbücher, alles vertrieb er nach Bedarf und nach Bestellung. Sein Bestes leistete er auf dem Gebiete des Boulevard-Dramas, des Melodramas, wie es in Paris heißt. Er war dessen Shakspere und suchte seinesgleichen in der fabrikmäßigen Darstellung von Rührung und Rührseligkeit; darin blieb er eben unerreicht. Schauspiele wie „Fanchon, das Leyermädchen“, oder „Marianne, ein Weib aus dem Volke“ sind auch auf deutschen Bühnen unzählige Male gegeben worden und haben den Rührstücken Raupachs, die den seinen am meisten verwandt waren, erfolgreich den Rang streitig gemacht. Ungeheuer war seine Produktivität. Die Liste seiner Werke, die er im Laufe von 68 Jahren geschrieben hat, umfaßt 210 Theaterstücke oder 659 Akte. Im Jahre 1848 allein hat er 11 Schauspiele mit zusammen 39 Akten aufführen lassen. Angesichts seines Jahrzehnte lang ungeschwächten Erfolges muß man doch fragen, ob solche Leute die Geringschätzung verdienen, die man ihnen allgemein zu zollen beliebt, ob sie nicht von dem Grundsatze gedeckt werden, daß die Kunst zu ihrer Stütze auch tüchtige Handwerker brauche. Victor Hugo, Alexander Dumas, Augier, Feuillet, Sardou und alle andern wären vielleicht nicht so hoch hinaufgekommen, hätten nicht die „Handwerker“ vorgearbeitet. Auch zum „Macher“ braucht man Begabung, und wenn man das häßliche Wort „Macher“ ins Griechische übersetzt, so entsteht das schöne Wort „Poet“. — Die gleiche Feder berichtet uns im gleichen Blatte (12374), anknüpfend an das kürzlich erschienene Buch von Edmund Planchutt „Lettres de Barbès à George Sand“ über diesen originellen Chauvinisten, der bald verfolgt und bald erhoben, eingekerkert und flüchtig, für sein Vaterland in Wort und Schrift gestritten hat. Unter Napoleon III. ward er wieder einmal gefangen gesetzt; die Briefe, die er aus seiner Zelle an George Sand schrieb, kamen dem Kaiser zufällig zu Gesicht und er ließ ihn sofort frei: ein Mann mit solcher Bestimmung dürfe unter seiner Regierung nicht länger im Kerker schmachten. Doch Barbès nahm die Gnade nicht an und ging ins Exil nach Holland, wo er 1870 kurz vor dem Kriege starb.

Neuere „ungarische Belletristik“ wird im „Pester Lloyd“ (31) von Max Rothauser besprochen. Das litterarische Jung-Ungarn, heißt es da, weiche förmlich mit Scheu den größeren Kompositionen aus. Nach der Ursache braucht man nicht weiter zu forschen. Man schreibt zu viel für den Tag; eine Armee vortrefflicher Erzähler, aber nur wenige, die nicht kurzatmig wären. Als die bedeutendsten Erscheinungen des verflossenen Jahres werden dann Julius Werners Roman „Emerich Kendi's Ehe“, Edmund Jakobs „Elet- und Zoltan Ambrus „Fräulein Spinnweb“ eingehender gewürdigt. — In die originelle Welt des amerikanischen Theaters führt uns Alexander Neumann. „Die Bühne der neuen Welt“. (Neue Freie Presse 12382). Ein Theater im herkömmlichen Sinne des Wortes, mit artistischem Leiter, ständigem Bühnenpersonal und mannigfaltigem Repertoir gebe es drüben eigentlich nicht. Für jedes Stück wird vom Agenten oft schon Jahre vorher, die nötige Anzahl von Schauspielern engagiert, die mit dem Stücke dann von Theater zu Theater, von Stadt zu Stadt ziehen, bis dessen Anziehungskraft erschöpft ist. Monate lang einstudiert und geprobt, ist die Darstellung vollendet und tadellos, sinkt aber zur Schablone herab, weil der Schauspieler im Falle eines Erfolges 3 bis 5 Jahre täglich dieselbe Rolle spielen muß. Nur vereinzelten starken Talenten gelingt es, sich aus der Allgemeinheit emporzuringen und das Auge eines geschäftsklugen Managers auf sich zu lenken, und so entsteht der „Star“. Zu den bedeutendsten gehören oder gehörten die Schauspieler Mansfield, Gordon, Joseph Jefferson, der Nestor der amerikanischen Darsteller, die Frauen Ada Rehan, Fanny Davenport, Maud Adams u. a. Viele von ihnen treten zumeist in selbstverfaßten Stücken auf.

Zu erwähnen bleiben noch: Philipp Paulitschke „Friedrich Müller“ (Neue Freie Presse 12382), Rudolf Fassel „Die Erziehung der Frau“ (Wiener Tageblatt, Nr. 39), eine Biographie der Beatrice Webb; A. Bachhofen von Echt „Volksbibliotheken“ (Neues W. Tagblatt 39); C. v. Z., „Frühere Jahrhunderte bei Tische“. (Fremdenblatt 41).

Wien. *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Der Bär. Neben einer Reihe heimatgeschichtlicher Artikel findet sich in Nr. 6 ein Aufsatz von Richard George über „Ludwig Tieck am Hofe Friedrich Wilhelms IV“. Nach dem Regierungsantritt des Königs, unter dem das geistige Leben Berlins plötzlich einen ungeahnten Aufschwung nehmen sollte, kam auch Tieck, damals Dramaturg am dresdener Hoftheater, in seine Vaterstadt zurück und fand in Friedrich Wilhelm IV. einen freigebigen und begeisterten Mäcen. Neben einem Jahresgehalt von der für damalige Verhältnisse und für einen Dichter überhaupt unerhörten Höhe von 3200 Thalern bekam Tieck auch den Roten Adlerorden III. Kl. Ferner wurde er zum Dramaturgen des Schauspielhauses mit weitgehenden Rechten, die ihn nicht selten in Konflikt mit dem Generalintendanten v. Köztner brachten, ernannt. Unter seiner Leitung wurden die Medea des Euripides, die Antigone und Oedipus Kolonos von Sophokles aufgeführt, während ihm zu Ehren seine längst vergessenen Jugendwerke „Der gestiefelte Kater“ und „Blaubart“ mit ziemlichem Mißerfolg — die zwei Aufführungen des ersteren kosteten der königlichen Schatulle 2093 Thaler — auf die Bühne gebracht wurden. Tiecks energischem Eingreifen war auch das Engagement des jungen Friedrich Haase am Königlichen Schauspielhause im Jahre 1850 gegen 600 Thaler Gage zu danken! Tieck starb (am 28. April 1853) im fast vollendeten 80. Lebensjahre in seiner berliner Wohnung Friedrichstr. 208.

Bühne und Welt. Im 2. Februarheft findet Wilhelm Jordan seine Würdigung durch Heinrich Stümcke, der ihm den Ehrennamen eines praeceptor Germaniae verliehen wissen will. — Ein paar Erinnerungen an Kaiser Friedrichs Jugendzeit und seine ersten Versuche im Komödienspiel giebt Hermann Müller-Bohn zum besten. Von seinem 12. Jahre an hat Prinz Friedrich Wilhelm öfters mit seinen Freunden kleine Schauspielvorstellungen gegeben. 1847 schrieb Geibel eigens für die jungen Leute ein Stück „Die Seelenwanderung“, das er selbst einstudierte. Es wurde auf Wunsch des Königs am 8. März 1848 wiederholt, obgleich an diesem Tage die ersten Nachrichten von der in Paris ausgebrochenen Revolution eintrafen. — Einige dramaturgische Bemerkungen über „Gretchens Mutter“ macht Heinrich Bulthaupt, der u. a. aus den Worten „ich wollt' die Mutter käm' nach Haus“ die Unmöglichkeit herleitet, daß Gretchen in dieser Szene thatsächlich zu Bette gehen darf oder kann, da sie doch die heimkehrende Mutter noch erwarten muß.

Deutsche Dichtung. 10. Heft. In einem auf persönliche Erinnerungen gestützten Artikel von Karl Emil Franzos über C. F. Meyer — der auch als Sonderabdruck erscheinen soll — werden u. a. die Differenzen zwischen Meyer und Keller berührt, an denen keiner von beiden Schuld war, die vielmehr in den grundverschie-

denen Weltanschauungen der beiden Dichter wurzelten. U. a. wird das folgende charakteristische Gespräch der Beiden mitgeteilt: „Da ich einmal äußerte", erzählt Meyer, „religiöse Fragen hätten mir viel zu thun gegeben, rief er (Keller): „Und mir erst!" — „Die ewigen Dinge sind uns doch wohl unzugänglich", meinte ich. Er gab es nicht zu, noch verneinte er es. „Ich hätte einen Wunsch", fuhr ich fort, „wenn ich es sagen soll. Nichts ist inniger und verlockender, als Ihre Vergänglichkeitslieder; sie verzichten aus Bescheidenheit auf ein Jenseits. Das ist aber doch wohl eher ein Gefühl, ein Instinkt, als ein erwiesener Satz. Und da liegt es mir nun nicht recht, daß Sie, bei Ihrem ungeheuren Einfluß, statt die Geister nach Ihrer Gewohnheit frei zu lassen, Ihre Sterblichkeitslieder wie zu einem Glaubensbekenntnis zusammenstellen. Es wäre leicht zu helfen, Sie dürften nur diese süßen Stimmen als ebenso viel Stimmungen durch die ganze Sammlung verteilen. . . ." Da brach ich ab, denn er machte ein mißmutiges Gesicht".

Deutsche Revue. Februarheft. Klaus Groth, der nun in wenigen Wochen mit dem achtzigsten Geburtstage die Eisgrenze des Lebens erreicht, erzählt in seiner beredten Weise, wie vor einem halben Jahrhundert sein berühmter „Quickborn" entstand. „Der Quickborn ist natürlich nicht als Buch erdacht und geschrieben, etwa wie ‚Ut de Franzosentid'; er ist eine Sammlung von Gedichten, allmählich entstanden im Laufe von Jahren, endlich zusammengestellt und auf gewisse Art abgerundet. . . Gesucht werden mußten alle die verschiedenen Töne, die ich, der erste, in plattdeutscher Sprache angeschlagen habe. Gebraucht waren diese Töne nie; Rhythmus, Reim, Wort- und Taktregister, Bilder lagen nicht gedruckt vor, wie in hochdeutscher Poesie. Sie mußten alle mündlich erhorcht, dem Volke, alten Reimen abgelauscht werden. Aus dem lebendigen Volksmunde hörte ich, außer Reimen, Sagen und Märchen, im täglichen ununterbrochenen Verkehr mit dem Volk hinreichend und in einer Manigfaltigkeit der Töne, die nur ein günstiger Zufall einem Horchenden bereitet. . . Wenn mir jemand diese Vorarbeit vorweggenommen, so hätte ich weniger Zeit und Kraft gebraucht. Wer da glaubt, daß ein Dichter sich nur so hinsetzt und losschreibt, der kennt nicht die Vorarbeiten Bürgers für den Ton der Ballade, die rhythmischen Studien Klopstocks und Vossens für Epos und Idyll. die ganze gewaltige Arbeit deutscher Dicher vor Goethe. . . Seiner Arbeit darf man sich ja rühmen nach Lessing. 1847 ging ich wegen geschwächter Gesundheit nach der Insel Fehmarn und gab mein Amt auf. Dort habe ich fünf Jahre gearbeitet, um das Hauptwerk meines Lebens zu vollenden. Ich setzte meine ganze Kraft daran und die Ersparnisse arbeitsreicher Jahre vorher. Das habe ich für mein Ideal gethan. Als ich fertig war und das Manuskript meines ersten Bandes Quickborn an Gervinus schickte, da war Kraft und Geld alle. Es ist nicht zu verwundern, daß mir seine rasche Antwort aus den Händen fiel und stundenlang vor mir am Fußboden lag, bis ein Freund erschien und sie aufhob. Ich hatte in dem Brief des strengen Kritikers nur gelesen: ‚Ihr Buch wird sein wie eine Oase in der Wüste. . .' Dann legte ich mich müde zu Bett und lag ein halbes Jahr". — Im selben Hefte teilt E. Halpérine-Kaminsky, der französische Uebesetzer von Tolstois Schrift „Was ist die Kunst?", eine Anzahl Antworten von französischen Autoren mit, die er zu Aeußerungen über Tolstois Standpunkt aufgefordert hatte. — Luise v. Kobell spricht über die symbolische Bedeutung gewisser Farben bei den einzelnen Festen im klassischen Altertum, W. v. Seidlitz über den „Japanismus" in der modernen Kunst, und Graf Friedrich Schönborn tritt für größeren Schutz der Altertümer gegenüber dem Vandalismus moderner Verkehrsfanatiker ein.

Deutsches Wochenblatt Nr. 3. Persönliche Erinnerungen an den vor kurzem verstorbenen Hofprediger Emil Frommel veröffentlicht Theodor Kappstein, von denen die charakteristischste diese sein dürfte: „Auf Kirchenbehörden war er schlimm zu sprechen — so schlimm wie auf die Verleger! Der im ganzen sanfte Mann konnte in hellem Zorn auflodern, wenn er an die Konsistorien kam. — ‚Gehen Sie denn nicht mehr in die Sitzungen als Konsistorialrat?' fragte ich eines Tages. ‚Konsistorium — nein! Gott soll mich behüten! Keinen Schritt mehr! Weißt Du, was die da drin thun? Sie sitzen an einem langen grünen Tisch mit dürren klapsigen Fingern und passen auf, wo sich irgend Leben zeigen will; und dann schlagen sie drauf, bis alles mausetot ist und so friedlich-stille wie vorher! Ein paarmal bin ich dagewesen, bis ich's nicht mehr aushielt und aus der Sitzung lief, dem Präsidenten zurufend: ‚Mann Gottes, der Tod ist in deinem Topf'." — Heft 4 bringt u a. ungedruckte Tagebuchblätter von Josef Viktor v. Scheffel, die von den Unruhen in Karlsruhe im Jahre 1848 handeln. — Eine tief eindringende und scharfe Charakteristik der beiden Jubilare Spielhagen und Jordan giebt Julius Hart in Heft 7. „Bei Spielhagen ist alles städtische Welt. Das sieht man auf den ersten Blick . . . Die letzten Schatten des Byronismus gleiten noch durch seinen Roman dahin, und eine Manfredmaske macht das weibliche Herz noch höher schlagen." Spielhagen sei der Dichter des freisinnigen Bürgertums gewesen, und je mehr dessen Bedeutung gesunken sei, um so fremder habe sich Spielhagen seiner Zeit gegenüber gefühlt. Sein Bestes, seine volle jugendliche Begeisterung nehme Spielhagen in die neue Zeit nicht mehr hinein. „Der Zusammensturz des Freisinns riß seinen Roman mit sich hinab." Wilhelm Jordan sei eine kantigere, selbsteigenere Persönlichkeit, mehr als nur ein Parteimensch und Sprachrohr öffentlicher Meinungen. „Altgermanisch-bäuerisch" sei bei ihm die merkwürdige Mischung von starrem, zähem Konservativismus und fortschrittlichem Radikalismus. Aber er sei doch mehr ein Pietätsmensch, stärker in der Verehrung, im naiven Glauben, als in der Kritik. „Seine konservative Natur hängt mit Inbrunst am christlichen Bekenntnis, an dem geschichtlichen Glauben, — sein protestantisch-revolutionärer Geist steht mit gleicher Bewunderung und in tiefem Staunen vor den neuen Lehren der Naturwissenschaft."

Die Gegenwart. Ein von „Lector" gezeichneter Beitrag über „Italienische Lyriker" (in Nr. 6) weist der italienischen Lyrik „in der Weltlitteratur der Gegenwart wohl die erste Stelle" zu. Im Gegensatze zu der Lyrik der anderen Nationen erlebe sie nach den drei Bolognesern Carducci, Panzacchi und Stecchetti eine schöne Nachblüte, vornehmlich in Ada Negri und D'Annunzio. Der Artikel geht dann auf den unlängst erschienenen Band „Italienische Dichter der Gegenwart" ein, den Valerie Matthes herausgegeben hat (Berlin, Carl Duncker) und von dessen Uebertragungen es heißt, sie reichten an die eines Paul Heyse und Hermann Grimm heran. Von den einzelnen Dichtern wird hauptsächlich Annie Vivanti gerühmt, eine Nichte von Paul Lindau, die 1868 in London geboren wurde und dort ihre Kindheit verlebte. In den Salons ihrer Mutter verkehrten deutsche Kritiker und Schriftsteller, namentlich Freiligrath, der wohl zuerst die seltene Begabung des frühreifen Kindes erkannte, das schon mit 8 Jahren Verse in deutscher und in englischer Sprache machte. Mit 9 Jahren kam sie nach Italien, dann nach der Schweiz, wo sie zwölf Jahre lebte, dann nach London und New-York und schließlich wieder nach Italien, wo 1890 ihr Erstlingswerk „Lirica" mit einem Vorwort von Carducci erschien (Turin, Fratelli Treves). Das Buch ist kürzlich, wie schon im vorigen Hefte (Sp. 623) mitgeteilt wurde, bereits in 5. Auflage erschienen. Gleichen Erfolg erntete ihr Roman „Marion, Artista di Caffè-Concerto", der in realistischer aber erschütternder Weise das Treiben in den Café-Chantants behandelt. Seit 5 Jahren lebt sie glücklich verheirathet in New-York und schreibt für dortige große Zeitschriften. Neuerdings hat sie auch zwei Dramen geschrieben, die durch die Duse zur Aufführung gelangen sollen. — Ueber „Soldatendeutsch" spricht im selben Hefte Friedrich M. Fritzsche im Anschluß an das Buch von Dr. Paul Horn „Die

deutsche Soldatensprache" (Gießen, J. Ricker), auf das wir noch zurückkommen.

Germania. Deutsch-vlämische Monatsschrift. No. 4. Ein größerer Beitrag von Otto Weddigen „Geschichte der Einwirkungen der deutschen Litteratur auf die Litteratur Dänemarks" darf unter den augenblicklichen politischen Verhältnissen besonderes Interesse beanspruchen. Die Einwirkung deutscher Kultur auf Dänemark datiert schon vom Ausgange des Mittelalters her, aber besonders die beiden letzten Jahrhunderte haben den Dänen deutsche Philosophie und deutsche Kunst zugeführt. Es ist bekannt, daß Klopstock im Jahre 1751 nach Dänemark berufen wurde. Er übte „einen mächtigen Einfluß auf die poetische Geschmacksrichtung Dänemarks aus." Weddigen verfolgt dann im einzelnen den Einfluß Goethes auf die dänische Litteratur, über den schon 1881 Brandes im Goethe-Jahrbuch sich ausgesprochen hat. Auch Dänemark hatte seine Werther-Epidemie. Rahbeck übersetzte den „Wilhelm Meister", J. H. Wessel parodierte die „Stella", Jens Baggesen, der auch in deutscher Sprache dichtete und in Weimar mit den meisten Litteraturgrößen bekannt wurde, kam erst spät unter Goethes Bann, desto stärker war dann Heinrich Steffens (1773—1845) von ihm beeinflußt, der viel für die Verbreitung der deutschen Dichtung in Dänemark gethan und später selbst von deutschen Lehrstühlen aus deutsche Jünglinge begeistert hat. Man mag sich hier der warmen Worte erinnen, die Börne für seinen Lehrer Steffens nachmals übrig hatte. Adam Oehlenschläger (1779—1850) wurde 1805 bei Goethe in Weimar eingeführt und verkehrte fast täglich bei ihm; auch fast alle bekannten Persönlichkeiten jener Tage der Romantik lernte er kennen. Seinen „Correggio" schrieb er in deutscher Sprache nieder. (Merkwürdigerweise erwähnt Weddigen mit keiner Silbe die Beziehungen Oehlenschlägers zu Friedrich Hebbel, der ja einem dänischen Könige die Sicherstellung seiner Existenz, wenigstens für einige Jahre verdankte und seinem Wohltäter in dem Widmungsgedicht zur „Maria Magdalena" ein Denkmal gesetzt hat.) Von späteren dänischen Autoren wurzelt namentlich Andersen in Deutschland, der auch die deutsche Ausgabe seiner Märchen selbst besorgt hat. Ebenso steht J. L. Heiberg durchaus unter dem Einflusse Goethes, den er über alles bewunderte. In neuester Zeit ist es der bekannte Kritiker und Litterarhistoriker Georg Brandes, der das geistige Band zwischen den beiden Nationen zu befestigen sich bemüht. „Dänemark", schließt Weddigen, „kann nur zu seinem Heile der Thatsache eingedenk sein, daß es mit dem deutschen ein verwandtes Volk ist, daß Deutschland allein segenbringend auf dänisches Denken und Dichten einwirken kann."

Die Grenzboten. An die bekannte Schrift von Veremundus über die moderne katholische Belletristik knüpft eine Studie von Joseph Joesten (Köln) zu dem Zwecke an, über „Die litterarische Bildung am Rhein im vorigen Jahrhundert" einiges zu sagen (Nr. 4, 5, 6) und zu untersuchen, ob die von Veremundus gerügten Zustände in den vorwiegend katholischen Gegenden des Rheinlands auch in früheren Zeiten zu bemerken gewesen seien. Es wird daran erinnert, daß der frühere Franziskanermönch und spätere bonner Universitätsprofessor Eulogius Schneider schon 1789 in seiner akademischen Antrittsrede ganz ähnliche Urteile gefällt habe, wie Veremundus, und u. a. erklärte, daß die Katholiken, „was die Kultur der schönen Litteratur betrifft, noch weit hinter dem Ziele zurück sind, welches die Protestanten erreicht haben." Joesten geht dann im einzelnen den Spuren des litterarischen Lebens in Düsseldorf (Herder, Hamann, Forster, Heinse, die Jacobis, Varnhagen, Immermann), Bonn (Fischenich, der Freund Charlottens v. Schiller, Boosfeld) und Köln nach, das damals noch eine Universität und in dem Satiriker und Liederdichter Heinrich Lindenborn zu Gottscheds Zeit eine heute vergessene Größe besaß. Der eigentliche Erwecker eines litterarischen Lebens in Köln war Ferdinand Franz Wallraf, dessen Name sich durch das nach ihm benannte Museum erhalten hat. Er stand mit zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit in Briefwechsel, und seine Eigenschaft als katholischer Priester hielt ihn nicht ab, in der „Olympischen Gesellschaft" (1766—1813) dem rheinischen Litteraturleben einen Mittelpunkt zu schaffen, so gut das bei der Ungunst der politischen Verhältnisse damals möglich war. Joesten kommt zu dem Schlusse, daß litterarische Bildung und litterarisches Leben am Rheine niemals erloschen waren, wenn auch in den Zeiten der französischen Fremdherrschaft ein Stillstand eingetreten sei. „Die litterarische Rückständigkeit der schönen Litteratur im katholischen Deutschland ist zum Teil auf die mangelhafte Bildung und Erziehung auf den damaligen Volksschulen, Lyceen und Gymnasien, zumteil auf die damals bestehende Zensur, zumteil auf die Prüderie der Bevölkerung zurückzuführen." Seitdem aber sei eine neue Poetengeneration erstanden, bei der „gerade das reine Licht und Leben des Rheines die köstlichsten Blüten der deutschen Dichtkunst gezeitigt haben."

Internationale Litteraturberichte. Nr. 3. Recht wenig bemerkenswertes ist augenblicklich, wie eine kritische Studie von Dr. Erich Meyer (Weimar) ausführt, aus dem litterarischen Leben Frankreichs zu berichten. Die Klage über die herrschende Dürre auf dem Büchermarkt sei allgemein, sie wurde noch vor kurzem von Gaston Deschamps im „Temps" angestimmt. In demselben Blatte hat auch ein Anderer auf die Ursache dieser Erscheinung hingewiesen. „Darum geht die Litteratur zugrunde", bemerkt Meyer zustimmend, „weil sie fast ausschließlich Pariser Leben und Menschen berücksichtigt, als Personal und als Publikum, und ein neuer Aufschwung kann nur eintreten, wenn das anders wird. Ob, wie ich es hoffe, die Provinz die wahnsinnig gewordene Hauptstadt wirklich einmal entthronen wird, das wüßte man gern." Von neuen Büchern wird nur Bourgets jüngster Novellenband „Complications sentimentales" erwähnenswert gefunden und ein paar Arbeiten weiblicher Autoren, Jean Bertheroy und Jeanne Schultz.

Die Kritik. Nr. 173. Eine Studie von Johannes Schlaf über den neueren deutschen Roman beurteilt den gegenwärtigen Stand unserer Romanproduktion recht pessimistisch. Die übergewaltigen Einflüsse des Auslandes hätten in den letzten anderthalb Jahrzehnten die organische Entwickelung des deutschen Romanes geradezu unterbunden. „Es ist uns bisher noch nicht gelungen, diese internationalen Einflüsse, die ja sicher ihr Gutes hatten und überdies unumgänglich waren, organisch und selbständig zu verarbeiten und uns zu einer ausgeprägten deutschen Eigenart der des Auslandes gegenüber durchzuringen. Vor allem wohl, weil wir die bisherige vaterländische Produktion geradezu verachten. Bitter hat sich das gerächt, und sicher ist es an der Zeit, daß wir mit ihr wieder in Beziehung zu kommen suchen . . . Und ich glaube, nicht unwesentlich wird es in dieser Hinsicht sein, wenn wir uns etwa wieder des künstlerischen und neugeistigen Bollwertes der großen goethischen Romane bewußt werden und wieder verstehen lernen, daß sie noch immer das Größte und Unübertroffenste sind, das der deutsche Roman bisher geleistet hat." Einen der besten neueren Romane, weil er „Physiognomie und wirklich selbständige, köstlich unbekümmerte Eigenart eigenkräftig darthut," nennt Schlaf Bierbaums „Stilpe", diesem zunächst „Gährungen" von Franz Servaes, außerdem werden die letzten Arbeiten von Polenz, Ompteda, Megede, Scheerbart, Przybyszewski und Jacobowski mit Auszeichnung angeführt, doch scheint diese Auswahl mehr durch zufällige äußere Gründe, d. h. dadurch bestimmt zu sein, was dem Verfasser „im Laufe der letzten beiden Jahre auf den Schreibtisch geraten" ist, als durch systematische Lektüre.

Der Kynast. Das Februarheft wird durch einen politischen Artikel „Dank vom Hause Habsburg" eingeleitet, der möglicherweise Aufsehen erregen wird, weil er in ungewöhnlich schroffer Form der wiener Diplomatie

Untreue und Arglist gegen Deutschland vorwirft. Daran anschließend erörtert General v. Zepelin „Die Bedeutung der deutschen Armeesprache für die österreich-ungarische Monarchie.“ Bekanntlich war das Deutsche bis vor kurzem die gemeinsame Dienstsprache der Armee, neuerdings giebt es auch eine ungarische, kroatische u. s. w. Dienstsprache, wodurch die Einheitlichkeit der Armee und ihre Aktionsfähigkeit im Kriege naturgemäß in Frage gestellt wird. „Werden die Kämpfe gegen die deutsche Sprache auch in die Armee getragen, bekennt sich die Regierung nicht offen zu der, so weit wir wissen, von der Heeresleitung geteilten Anschauung von der unbedingten Aufrechterhaltung der deutschen Armeesprache, so ist ein Niedergang des Heeres nicht zu vermeiden ... Daß heute schon die empfindlichsten Störungen sich durch die ungenügende Kenntnis der Armeesprache bei den Friedensübungen geltend machen, ist Thatsache.“ — „Das Leben eines schwarzwälder Hausierers“ schildert Friedrich Ratzel im Anschluß an das hier schon besprochene Buch von Hansjakob „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin.“

Monatsblätter für deutsche Litteratur. Heft 5. Hans Eschelbach charakterisiert die holsteinische Schriftstellerin Charlotte Niese, von der kürzlich an dieser Stelle (in Heft 5, Spalte 270) die Rede war. Als ihr ausgereiftestes und bestes Werk bezeichnet er die 1892 erschienene Geschichte „Licht und Schatten“, deren Hintergrund das hamburger Cholerajahr bildet. Im Mittelpunkt der Erzählung steht die Tragödie einer Patrizierfamilie, deren Kind irrtümlich in die Cholerabaracken geschafft und lange Zeit als tot beweint wird. In ihren früheren Werken „Aus dänischer Zeit“, „Geschichten aus Holstein“ und „Die braune Marenz“ handelt es sich meist um Bilder aus dem Kinderleben der Kleinstadt. Aber auch wirkliche Jugendbücher hat Charlotte Niese in größerer Zahl geschrieben, die zu den besten ihrer Gattung gehören. Ihre Heimat ist die Ostseeinsel Fehmarn, wo sie als Pastorentochter 1854 zur Welt kam. Sie machte ihr Lehrerinnenexamen, war zunächst als Erzieherin thätig und lebt seit zwölf Jahren in Altona ganz ihrem schriftstellerischen Berufe. — Im selben Hefte unternimmt es ein Anonymus zwischen Jeremias Gotthelfs „Uli, der Knecht“ und Strindbergs „Leute auf Hemsö“ einen Vergleich ziehen, um darzulegen, wie die beiden Werke zwar im Stoff sehr ähnlich, in der ausgeprägten sittlichen Weltanschauung aber grundverschieden seien. — Für den noch immer zu wenig bekannten Roman „Auch Einer“ von Fr. Theodor Vischer sucht eine Studie von Franz Blume neuerdings weitere Leserkreise zu interessieren.

Die Nation. Nr. 20. Aus seiner im Erscheinen begriffenen Darstellung der neueren französischen Litteraturgeschichte, von der bisher nur der Einleitungsband vorliegt, teilt H. Morf (Zürich) eine größere Studie über Blaise Pascal mit, diesen feinsten Kopf des 17. Jahrhunderts, der gerade in unseren Tagen die französische Geisteswelt lebhaft beschäftigt. — Ein Gelegenheitsartikel über Spielhagen (in Nr. 21), der „Palamedes“ gezeichnet ist, erinnert daran, daß die Tage, an denen Spielhagen und Karl Schurz geboren wurden, nur eine Woche auseinanderliegen. Beide Männer waren als Studenten Kouleurbrüder, sie gehörten 1848 gleichzeitig der bonner Verbindung Franconia an. Aber während Spielhagen auf Schurz gar nicht, habe dieser auf Spielhagen mächtig eingewirkt. In vielen seiner Romanhelden fließe „Schurzsches Blut“, obwohl er selbst nach der Ansicht des Verfassers den Vorwurf, ein Tendenzschriftsteller und Adelshasser zu sein, nicht verdiene.

Der Türmer. Im Februarheft, das eine allgemeine Betrachtung über „Religion und Kunst“ von Fr. Naumann einleitet, wird die dichterische Persönlichkeit C. F. Meyers durch Felix Poppenberg dargestellt. — In den „Stimmen des In- u. Auslandes“ finden sich einige von uns schon erwähnte Aufsätze aus anderen Revuen auszugsweise abgedruckt: das Gespräch Josef Lewinskys mit Tolstoi aus der „Deutschen Revue“ (L. E. Sp. 572), „Nationalcharaktere“ von Paolo Mantegazza (Sp. 642) u. a. m. Eine Umschau unter den neuesten Erscheinungen der russischen Litteratur, der lemberger kleinrussischen Zeitschrift entnommen, giebt Georg Adam wieder; sie behandelt die jüngsten Arbeiten von Tschechoff, Korolenko, Boborikin (einem in Zolas Spuren wandelnden Gesellschaftsschilderer), Mamin, der sibirische Erzählungen schreibt, Potapenko und Maksim Gorki, dem jüngsten Stern am russischen Litteraturhimmel, auf den schon in Heft 8 d. Ztschr. aufmerksam gemacht wurde.

Zeitschrift für deutschen Unterricht. Februarheft. Die großen Verdienste des einstigen braunschweigischen Kammerrats J. G. Schottelius um die ehedem so verwilderte deutsche Sprache neuerdings der Vergessenheit zu entreißen, ist der Zweck einer ausführlichen, quellenmäßigen Studie von Lic. Dr. Friedrich Ernst Koldewey (Harzburg). Schottel (1612—1676) war bekanntlich eines der einflußreichsten Mitglieder der „fruchtbringenden Gesellschaft“ und Verfasser verschiedener sprachwissenschaftlicher Schriften, unter denen die „ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache“ (Braunschweig 1763) sein eigentliches Lebenswerk darstellte. Seine Bücher sind — für jene Zeit eine schier beispiellose Leistung — alle ohne Anwendung von Fremdwörtern geschrieben, auch die grammatikalischen Ausdrücke hat er verdeutscht und viele der von ihm erst geprägten Formen, wie Zeitwort, Nennwort, Mundart, Endung, Beistrich u. a. m., haben sich eingebürgert und im Gebrauch erhalten. Er stellte auch allgemeine Regeln für die Rechtschreibung auf, die damals grenzenlos zerfahren und verworren war, schuf für Grammatik und Syntax feste Bahnen, entwarf den erst später von Jakob Grimm ausgeführten Plan zu einem Lexikon der deutschen Sprache und vieles mehr. Sein berühmtester Schüler ist Leibniz geworden, dessen „Unvorgreiffliche Gedanken über die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“ ganz auf Schottelius beruhen, aber über dem gefeierten Schüler, der auf anderen Gebieten groß ward, hat man den älteren Meister vergessen. — Auf eine stoffgeschichtliche Untersuchung von Dr. G. Zart (Cüstrin), die sich mit Rückerts Parabel vom „Mann in Syrerland“ beschäftigt, folgt eine Studie von Dr. Ad. Sütterlin (Lahr) über den „Buttlerbrief“ in Schillers Wallenstein, worin mit äußeren und inneren Gründen nachgewiesen wird, daß der Brief Wallensteins, den Oktavio im 3. Akt von „Wallensteins Tod“ Buttler zeigt, um ihn für die kaiserliche Sache zu gewinnen, thatsächlich als eine Fälschung Oktavios anzusehen ist.

Die Zukunft. Das Thema „Männerurteil über Frauendichtung“, das jüngst Frida v. Bülow an dieser Stelle angeschlagen hatte (vgl. Sp. 578) wird in Nr. 20 von Lou Andreas-Salomé nochmals aufgenommen; die dort gegebenen Anschauungen werden eingeschränkt. „Ich möchte sagen, wenn die Frauen litterarisch thätig sind, haben sie es viel schwerer als der Mann, sich vom ganzen praktischen Stoffkreis, in dem sie innerlich und äußerlich leben, leise zu lösen und mit voller sachlicher Hingebung in dem einen Geistesgebilde aufzugehen, das sie schaffen wollen. Die Grundvoraussetzung für alles Schaffen, das intensive Erfülltsein mit dem Gesamtmaterial des eigenen Lebens und Wesens, besitzen auch sie, aber die zweite Bedingung, worin die eigentliche Kunstbefähigung selbst beruht, besitzen sie nicht im gleichen Maße wie der Mann: jenes eigentümliche selbstlose, zum eigenen Selbst Distanz gewinnende Sich-Verbrauchen-Lassen vom künstlerischen Gebilde als unserem Herrn und Meister, für dessen Gelingen allein man zittert und fiebert und sich selbst tief gleichgiltig wird.“ Der Hauptgrund dafür sei darin zu suchen, daß „im Weibe alle einzelnen Bethätigungen des Wesens in engerer und lebhafterer Wechselwirkung mit einander stehen, als es beim Manne mit dessen Fähigkeit zu gesondertem Kräftespiel notwendig ist.“ — Aus dem selben Heft: „Der letzte Tag eines Verurteilten,“ eine kriminalpsychologische Studie nach eigenen Beobachtungen, von Enrico Ferri; „Was ist Weltge-

schichte?" von Hans F. Helmolt, eine begründende Voranzeige des vom Bibliographischen Institut in Leipzig vorbereiteten Weltgeschichte-Unternehmens.

Von einzelnen Beiträgen litterarischer Natur seien hier noch aufgezählt: ein Feuilleton über Wilhelm Jordan von Philipp Stein in der „Berliner Illustr. Ztg." Nr. 6 und ein solches über Spielhagen aus der gleichen Feder in der folgenden Nummer der genannten Zeitschrift, die auch das unsern Lesern schon bekannte Bild des Dichters an seinem Schreibtisch in größerem Format enthält; einige Bemerkungen über Gyps Roman „Rund um Panama" von Emil Rechert (Umschau 7) und an gleicher Stelle (8/9) Richard Maria Werners Rückschau: „Lyrik und Epik im vergangenen Jahre;" ein illustrierter Aufsatz über Gerhart Hauptmann von Dr. Albert Stern (Sonntagszeitung für Deutschlands Frauen, Heft 19) und ein solcher über die 1895 gestorbene katholische Dichterin Emilie Ringseis von M. Mirbach in der illustrierten „Katholischen Welt" (Heft 5).

Der Faschingshumor hat heuer auch auf litterarischem Gebiet einige artige Blüten getrieben. In der Faschings-Nummer der „Jugend" (Nr. 7), die viel lustiges enthält, parodiert Otto Erich (Hartleben) einige moderne Lyriker wie folgt:

Sturm.

Es ist die Freiheit eine Sache, die
Beständig muß von uns behauptet werden,
Denn andernfalls erreichen wir ja nie
Den wünschenswerten Zustand hier auf Erden.
Vor allen Dingen müßten mal die Steuern
Verweigert werden, dann wird man ja seh'n:
Falls den Gerichtsvollzug sie stets erneuern,
Ob wir — nicht lieber in das Ausland geh'n.

John Henry Mackay.

Elfsylber.

Die müden Kinder werden langsam größer,
Und etwas Reines ist dann in den Stuben
Und ein Verlauten der getrennten Sylben.
Und Stäbe fliegen auf und sinken wieder,
Und bleiben nachts in hohen Schränken liegen,
Darinnen Kugeln steh'n als Bild der Erden!

Hugo v. Hofmannsthal.

Vergebung.

Du,
Die Du dem da, der Dir dort
Am ehbruchschwülen sichern Ort
Geschmeichelt, Dich in Brünsten gabst,
Du,
Daß mir das
Nicht noch mal vorkommt!

Richard Dehmel.

Lustige Weise.

Ritter ritt ins Weite
Ritt wohl auf die Freite,
Ritt wohl durch den tiefen Klee,
Thät ihm jedes Blümlein weh,
Ritt wohl durch das hohe Gras,
Wurden ihm die Sporen naß
Eya hoppe danz!

Otto Julius Bierbaum.

Auch die „Gesellschaft" hat wie im vorigen Jahre eine reichhaltige Faschingsnummer herausgegeben, in der sich Humor und Witz zahlreicher Mitarbeiter vornehmlich an litterarischen Dingen üben. Ein paar Proben:

Deutsche Kunst.

Man schirrte an den Thespiskarren
Ein weißes Rössel, mit Vergunst —
Und läßt den Fuhrmann Henschel lenken —
So komisch fährt die deutsche Kunst.

Das Volk der Dichter und Denker.

Wir haben einen vortrefflichen Magen
Und können herrlich viel Bier vertragen.
Könnte man Bücher — saufen,
Wir würden uns darum raufen.

Aus den zahlreichen „Aphorismen" sei einer von Anselm Heine hervorgehoben, der dem „eitlen Kritiker" gilt: „Wie vermöchte der ins Innere eines Hauses zu blicken, der dessen Fenster als Spiegel benutzt?" Und ein anderer: „Nicht daß es keine Fehler, sondern daß es Vorzüge habe, macht den Wert eines Kunstwerks aus."

Kunstzeitschriften.

Auch hier beginnt das Spezialistentum zu blühen. Die Architektur behandelt für weitere Kreise interessant die „Berliner Architekturwelt" (Berlin, Ernst Wasmuth), ohne aber Malerei, Plastik und Gewerbe, soweit sie zugehören, auszuschließen. Das letzte Heft (I, 11) ist zum großen Teil dem bekannten berliner Baumeister March gewidmet, der eine weitreichende Thätigkeit entwickelt, aus der besonders die eisenacher Friedhofskapelle und ein berliner Warenhaus hervorragen. Von Bildhauern wird Uechtritz ausführlicher vorgeführt. Sehr wertvoll sind die Publikationen aus Reiseskizzenheften der Architekten.

Die „Zeitschrift für bildende Kunst" (Leipzig, E. A. Seemann) nimmt eine gute Mittelstellung zwischen Wissenschaft und Publikum ein, indem sie genau fundierte Arbeiten bringt, die auch außerhalb des Fachkreises interessieren, und stets durch Beigabe wertvoller Radierungen erfreut. Wir lesen in den letzten Heften über die wichtige Ausstellung lombardischer Meister im londoner Fine Art Club, über Puvis de Chavannes, über Zinnstempel, über Pesellino-Bilder, alles durch gut gewählte Illustrationen erläutert: bei Puvis erfreuen insbesondere größere Aufnahmen von Einzelfiguren, die feine Zeichenart erkennen lassen, scharfe Konturen mit gewischter Modellierung. Das „Kunstgewerbeblatt" zu dieser Zeitschrift gehörig, hat sich wie diese in letzter Zeit modernisiert. Wir sehen hier interessante Aufnahmen aus dem darmstädter Schloß, wo früh dem englischen Einfluß der Eintritt gestattet wurde. Eine andere Sonderarbeit führt Carabin vor, den bekannten pariser Künstler, der in seinen gewerblichen Schöpfungen reichen Gebrauch von plastischen Zugaben (Figuren als Stützen und Lehnen) macht, die der Konstruktivität des englischen Stils entgegengesetzt sind. Drittens die „Kunstchronik" ist ein wöchentliches Beiblatt, das kleinere Aufsätze, vor allem aber eine Reihe von Berichten und Notizen bringt, die zu den bestredigierten der deutschen Kunstzeitschriften gehören.

Bruckmanns „Dekorative Kunst" fährt fort durch die internationale Reichhaltigkeit Abwechslung in die Betrachtung der dekorativen Bewegung zu bringen. Die letzten Hefte behandeln die stilistisch interessante Frage gußeiserner Säulen, publizieren allerlei Neues aus den münchener Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, die jetzt ihr eigenes Lokal haben, aber leider mit zu hohen Preisen wirtschaften; sehr gut machen sich Uebertragungen Thomascher Entwürfe auf Vasen, Teller, Tischdecken, die hier publiziert werden. Von ausländischen Sachen interessieren am meisten die aus bunten Fäden gewebten Spitzen Auberts, die von entzückendem Farbenduft sind; die schottischen Fenster des Malers Paterson; die Zeichnungen des Italieners Martini, die archaisierend an Dürer oder die Venezianer anknüpfen, ähnlich wie Sattler; eine Kollektion Spielkarten der Karikaturisten Vallotton und Jossot, bei der die besseren (Vallotton) den zweiten, die schlechteren den ersten Preis erhielten. Starkes Interesse wird die Publikation mehrerer Rodinscher Skulpturen finden, nachdem man in Paris um das kühne, aber ungewöhnliche Balzacdenkmal dieses großen Künstlers sich beinahe die Köpfe blutig geschlagen hat. Die „Kunst für Alle" vertritt

in dem gleichen Verlage mehr den populären und vielseitigen Standpunkt, hat sich aber, soweit die Redaktion von Pecht es zuläßt, den modernen Zeitläufen nicht gerade entgegengestellt. Dem feschen Habermann, dem soliden Kampf, dem eben verstorbenen letzten der Epigonen von Cornelius, Geselschap, und dem Thema „Ehrendiplome“ sind Spezialartikel gewidmet. Unter den Diplomen ist auch Klingers ausnehmend geistvolles Erinnerungsblatt der Spiritusfabrikanten Deutschlands in Abbildung zu finden.

Die andere große dekorative Zeitschrift, Kochs „Deutsche Kunst und Dekoration“, die jetzt mit monatlich neuem Umschlag erscheint, widmet ihr letztes Heft (Februar) der wiener Kunst, die sich ja langsam anschickt, den neuen europäischen Idealen nachzugehen. Mit Recht wird vorläufig der Architektur der Hauptplatz zugewiesen. Der Olbrichsche hübsche Bau für die junge Sezession wird in Außen- und Innenansichten vorgeführt und im Text dazu ein Bild gegeben der frischen wiener Baubewegung, die sich namentlich aus der Wagnerschen Schule herleitet, einer Schule strenger Konstruktivität. Weniger günstig tritt das Kunstgewerbe hervor, zumal man sich in Wien noch jetzt um den „englischen Stil“ streitet, den Hofrat von Scala, der rührige Neuerer dieses Gebietes, Direktor des Gewerbemuseums, gegen die erbliche Ueberlieferung einzuführen bestrebt war.

Die Hanfstänglsche „Kunst unserer Zeit“ widmet ihr letztes Heft dem jüngst verstorbenen, nicht immer gewöhnlichen Historienmaler Liezen-Mayer, dessen Ideale einer anderen Generation angehörten, und erfreut wie immer durch ausgezeichnete Kunstblätter. — Spemanns „Museum“ bringt in den letzten Lieferungen neben den in gewohnter Güte ausgeführten Blättern (darunter die beiden Mrs. Siddons von Gainsborough und Reynolds und in Doppeltafel Tizians Karl V. aus dem Prado) wertvolle Abhandlungen von Max J. Friedländer über den alten feinen Landschafter Altdorfer und von Lessing über Gobelins. Das „Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“ (Photogr. Gesellschaft), eine auf eine beschränkte Zeit vorgesehene journalartige Ausgabe trefflicher Portraits mit sachlich gehaltenen ausführlichen Texten, berührt in den letzten Heften, unter anderen Turgenjew, C. F. Meyer, J. G. Hermann, J. St. Mill, Balzac (Text v. Julius Hart).

„Quickborn“ nennt sich eine Monatsschrift (Deutscher Künstverlag, Berlin), die jedes Heft einem Dichter und einem entsprechenden Maler widmet, die möglichst innerlich und äußerlich zusammengekoppelt werden: Bierbaum—Thoma, Strindberg—Munch, Juliane Dery—Leistikow, Skarbina—Kreyer. Die Reproduktionen sind gut, die Texte nicht immer neu; ich weiß nicht, ob das Unternehmen noch besteht. Es scheint an sich auf die Dauer schwer durchführbar. Die leichtere Verknüpfung von Kunst und Wort, wie sie im Ganzen mit so viel Geschmack die münchener „Jugend“ (Georg Hirth's Verlag) durchführt, ist entschieden vorzuziehen. In der letzten Zeit fielen künstlerisch besonders auf die Wiedergabe einiger Weberaufstands-Blätter der trefflichen Radiererin und Lithographin Käthe Kollwitz, eine ätherische Dame von Greiffenhagen, London, der seiner Zeit durch den „Studio“ eingeführt wurde, das kleine Mädchen von Khnopff, dem hier leider eine Unterschrift vom Gratulieren-Sollen gegeben wurde; auch der Umschlag von Eichler, Papageno und Papagena vor dem Rococomedaillon Mozarts tanzend, gelang sehr geschmackvoll. Das bedeutsamste Heft war IV, 6, in dem Hofmannsthals „Der Thor und der Tod“, den einst Bierbaum im Musenalmanach brachte und der jetzt durch die münchener Aufführung wieder oft genannt wurde, weiteren Kreisen vollständig zugänglich gemacht wird, von ganz hervorragenden Zeichnungen Jank's begleitet. Das Heft fällt durch den entzückenden Titelkopf von Frl. Florence Small auf.

Oskar Bie.

Oesterreich.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Goethes Beziehungen zur serbischen Volkspoesie, ein Thema, das der berühmte Slavist Micklosich fördernd behandelt hat, werden von Dr. Mathias Murko neuerdings eingehend untersucht (Nr. 10—12). Der „Klagegesang der edlen Frauen des „Asan Aga“, der auf Grund einer deutschen Uebersetzung des Fortisschen Buches „Viaggio in Dalmazia“ gedichtet wurde, ist allgemein bekannt; weniger geläufig sind die durch einige Rezensionen Jakobs Grimm und einige Uebersetzungen der Talvj angeregten Aufsätze zur serbischen Volkspoesie in „Kunst und Altertum“, durch die Goethe viel zu dem enthusiastischen Kultus der serbischen Volkspoesie in Deutschland und in der gebildeten Welt überhaupt beitrug. Eine größere Studie über das Thema wird von dem Verfasser in Aussicht gestellt. — Dr. Valentin Pollak vergleicht Goethes „Campagne in Frankreich“ und die „Belagerung von Mainz“, und prüft sie auf Grund der neueren Forschungen auf die historische Treue. Eine eingehendere Arbeit über den gleichen Gegenstand bringt der XIX. Band des Goethe-Jahrbuchs. — Dem neuerlichen, aber nicht neuen Versuche von F. Saran die Einheit des ersten Faustmonologes in Frage zu stellen, tritt J. Minor entschieden entgegen (Nr. 1—2) und deckt die Haltlosigkeit der Saranschen „Beweise“ auf. Er erhebt die beachtenswerte Forderung, den Monolog voll Leidenschaft, wo Wiederholungen und Absprünge zum Ausdruck der Leidenschaft eben notwendig sind, nicht nach den Gesetzen einer nüchternen logischen Gedankenfolge beurteilen zu wollen. — Die Poesie und litterarische Stellung eines Anti-Goetheaners, des wiener Dramatikers Ayrenhoff, rückt ein aufschlußreicher Aufsatz von Emil Horner in helleres Licht. Der wachsende Erfolg der goethischen Schauspiele, die volle Häuser machten, als seine eigenen Stücke schon längst vom Repertoire verschwunden waren, hat ihm manches Epigramm und bittere Bemerkung abgenötigt, so, wenn er ein bekanntes Wort Friedrichs des Großen vergröbernd Goethe den „geschmacklosen Nachahmer Shakspereschen Unrats“ nennt.

Die Wage. In den Kampf um die moderne Lyrik tritt auch Alfred von Berger als einer ihrer erbittertsten Gegner ein. (Heft 6, 7.) Ihre Entstehung leitet er von Nietzsche und der sezessionistischen Malerei her. Der Wirbelwind nietzschischer Philosophie habe den schwärzlichen Weltschmerzdruck, der noch von der Wertherzeit her auf der deutschen Lyrik lagerte, der als byronische Schwermut und heinische Zerrissenheit sich fortspann und später die Farbe der schopenhauerischen Philosophie annahm, weggeblasen. Anstelle dessen sei zumeist die erotische Sensation „nervenkranker, geistig unreifer, und verworrener, vom Größenwahn aufgeblähter, von widerlichen Leidenschaften zerfressener Bursche“ getreten. Ein Lyriker von einer dem Dramatiker Gerhart Hauptmann ebenbürtigen Bedeutung sei noch nicht aufgetaucht, wobei bemerkt wird, daß weder Hauptmann noch Ibsen Dramatiker sind, die den Gehalt unserer Zeit so großartig und erschöpfend ausdrücken, als Goethe und Schiller den der ihrigen. Der modernste deutsche Lyriker für das jetzt lebende junge Geschlecht sei noch immer Heinrich Heine. — Von Christine Hebbel, der Witwe des Dichters und einstigen langjährigen Zierde unseres Burgtheaters, die jüngst in Frische und Rüstigkeit ihren 82. Geburtstag feierte, erzählt Ella Hruschka mancherlei Interessantes, Anekdoten aus dem Bühnenleben der Fünfzigerjahre, aus der Zeit der wiener Revolution und a. m.

Wiener Rundschau. Auf Edwin Bormanns Spuren bewegen sich die „Randglossen zur Bacon-Shakspere-Frage“ von Georg Bötticher (Leipzig), die mit einer Reihe von Citaten aus Nietzsche über wissenschaftschaftliches Denken, aus Goethe über seine Beschäftigung mit vergleichender Anatomie, aus Börne über Goethes Annalen und aus Montaigne über Scipio und Lälius neuerdings zu dem Beweise beitragen wollen, daß

Bacon der Verfasser der shakspeirischen Dramen war! — Im gleichen Hefte (Nr. 6) berichtet Gustav Uddgren (Stockholm) über einen Besuch bei August Strindberg. Von der Alchemie, die ihn in den letzten Jahren fesselte hat er Abschied genommen, um sich wieder der dramatischen Dichtung zuzuwenden. Er hat sechs verschiedene Dramen gleichzeitig unter der Feder. Am liebsten sähe er seine Stücke in einem eigenen „Strindberg-Theater“ aufgeführt mit Shakspereбühne und neuartigen, einfacheren Kostümen, die nicht die Aufmerksamkeit des Zuhörers von dem Inhalt des Schauspiels ablenken. Georg Fuchs feiert Karl Hallwachs, der zehn Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer in Musik gesetzt hat, als einen Meister des Liedes. — Einen wesentlich andere Ziele, als der Aufsatz von Eduard Engel (L. E., Heft 9) verfolgenden Essai über Ruskin von Wilhelm Schöllermann, der sich auch an einen intimeren Kreis wendet, bringt Heft 7. Der naheliegenden Lockung, Ruskin mit einem der alttestamentarischen Propheten zu vergleichen, wird stattgegeben und der trost- und gnadenreiche zukunftserleuchtete und naturfreudige Seher Jesaias herangezogen. — Die kurze Selbstbiographie des wiener „Dichter“ Peter Altenberg gipfelt in der Feststellung seines Kunstideals: „Ich möchte einen Menschen in einem Satze schildern, ein Erlebnis der Seele auf einer Seite, eine Landschaft in einem Worte! Lege an, Künstler, ziele, triff ins Schwarze!“ Eine künftige, leidenschaftslose Kritik wird hier zu entscheiden haben, ob das Können dem Wollen entsprochen hat. Ein Aufsatz von Dr. Richard Schaukal (Brünn) „Ueber die Forderung von sogenannten Gedanken in der Dichtung“ läuft trotz mancher Einschränkung auf die merkwürdige Behauptung hinaus, daß man von einem Gedicht nicht ebensowohl Logik im Gedankeninhalt verlangen dürfe, wie etwa von einer Abhandlung.

Wien. *Arthur L. Jellinek.*

Frankreich.

Der bekannte Gelehrte Jeanroy giebt in der „Revue des deux Mondes“ (15./I.) einen Abriß der provençalischen Poesie des Mittelalters. Sie wurde fast ausschließlich von Rittern und Geistlichen gepflegt. Viele Adlige, die im Kloster hätten Karriere machen können, gaben das geistliche Leben auf, um Troubadour zu werden. In der verhältnismäßig friedlichen und sehr reichen Provence war das gesellige Leben glänzend, das Ansehen der Künstler groß genug, um diesen Entschluß zu rechtfertigen. Die Blütezeit der provençalischen Poesie dauerte von 1230—1290, dann gewinnt die geistliche Litteratur, wie in Nordfrankreich, die Oberhand. Durch welches Zusammenwirken von Umständen die provençalische Poesie sich entfaltete, ist noch unaufgeklärt, eine ausländische Litteratur hat keinen Einfluß auf sie gehabt. Das Studium des Provençalischen ist heute eine deutsche Wissenschaft. Von den lyrischen Gedichten der Troubadours sind heute kaum noch 500 Verse unveröffentlicht. Die sehr wertvollen „Sirventes“, eine Art Canzonen, von denen etwa 50 ersten Ranges sind, und die einen unvergleichlichen geschichtlichen Romancero bilden würden, sind noch nicht in kritischer Ausgabe erschienen. — René Doumics Besprechung von Brieux' neuem Schauspiel „Le Berceau“ trieft von Moral und Weisheit. „Le Berceau“ ist ein Stück gegen die Ehescheidung. Das unschuldige Opfer der Scheidung ist das Kind — die Heldin, die ihre Ehe aufgelöst und ihr Kind dadurch unglücklich gemacht hat, kommt zu dem Schluß: „Geht auseinander, wenn ihr keine Kinder habt; anderenfalls habt ihr kein Recht, die Familie zu zerstören, die um des Kindes willen gegründet ward. Das wird euch unglücklich machen? Um so schlimmer für euch. Die Zukunft eines Kindes wiegt das Glück einer Mutter auf.“ — Der Graf Wodzinski widmet in der Nummer vom 1. Februar dem polnischen Romanschriftsteller Heinrich Sienkiewicz eine lange Studie, er geht speziell auf den in England und Amerika so viel bewunderten Roman aus der römischen Kaiserzeit „Quo vadis?“ ein.

Die „Revue de Paris“ (15./I.) bringt die Besprechung einer Jugendarbeit Pierre Lotis: den Bericht über seine Reise auf dem „Bougainville“. Der Kritiker, Michel Salomon, versichert, daß die ersten Linien Julien Viauds den späteren Pierre Lotti bereits verraten. — Ernest Lavisse setzt seinen hier schon erwähnten Erziehungs-Kreuzzug fort, indem er sich mit einem Aufsatz über „L'Etudiant“ von Michelet, an die Jugend wendet. „L'Etudiant“ wurde kurz vor 1848 veröffentlicht. Michelet glühte von Begeisterung für die Republik und die Revolution, die Zukunft schien ihm ebenso glänzend, wie die glorreiche Vergangenheit. Er erhoffte von Frankreich Glück, Freiheit und Frieden für die ganze Welt. Trotzdem erkannte schon er, daß die „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, die man als Grundsätze verkündet und anerkannt hatte, durch keinerlei Erziehung in die Seelen gedrungen, nicht „auf den Willen gegründet waren“. Er beklagte, daß die Gebildeten und die Ungebildeten „zwei Völker im Volke bildeten“. Er mißbilligte die Erziehung der Gebildeten: die Jugend sei verwöhnt, nicht fleißig, nicht selbständig, nicht praktisch. Lavisse schließt mit der Aufforderung, die akademische Jugend möge ihr Wissen und Können in die arbeitenden Volksschichten tragen. — Im ersten Februarheft der „Revue de Paris“ beginnt derselbe Ernest Lavisse einen freien Meinungsaustausch mit Sir Charles Dilke über die Beziehungen Frankreichs zu England. Er kommt zu dem Schlusse: rein wirtschaftlich könnten England und Frankreich einander nicht entbehren. England nehme Frankreichs Ueberschuß an landwirtschaftlichen Produkten auf, Frankreich andererseits sei allein fähig, „die billigen und schlechten deutschen Industrieprodukte von den guten englischen Marken zu unterscheiden.“ „Wir zwei alten, freien, gebildeten und humanen Völker dürfen uns nicht bekriegen. Es wäre ein großes Unglück für die Zivilisation.“ — In einem Artikel „Die Zukunft Oesterreichs“ entrüstet sich der böhmische Reichsratsabgeordnete Kramarz über den Anspruch der Deutschen auf die Führung im Reiche und urteilt über den Dreibund, das ausgespielte „Luxusklavier“, in der durch die Tagespresse bekannten wegwerfenden Weise. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß dieser Ausfall von Deutschenfresserei und der oben angeführte ungerechtfertigte Hieb gegen die angebliche deutsche Schleuderware sich in so inniger Nachbarschaft befinden.

Die Februarnummer des „Mercure de France“ enthält einen Artikel von G. Moore über die dramatische Kunst in England. Zwei neue Stücke „The Heather Field“ und „Maeve“ von Edward Martyne schienen eine Abkehr von dem rührseligen Melodrama und einen Anlauf zur echten Kunst zu bedeuten. — Die „Humanité Nouvelle“ vom Januar bringt — eigenartiger Einfall! — eine Uebersetzung des „blinden König“ von Uhland. Die litterarische Chronik des Heftes bezeichnet alle schöngeistigen Bücher aus der letzten Zeit als „gute Absatzware, und im übrigen Profit Mahlzeit.“ Von deutschen Büchern wird „Die Frau im 19. Jahrhundert“ von Minna Cauer anerkennend erwähnt. — Das Februarheft derselben Zeitschrift widmet Jens Peter Jacobsen einige Seiten nicht allzu tiefer Kritik und sucht den Anteil des Gelehrten und den des Dichters in seinen verschiedenen Werken nachzuweisen. — Georges Rodenbach erhält einen Nachruf, in dem es heißt: Verflüchtigen, verfeinern, die Quintessenz ziehen, war seine Stärke. Seinen großen und leichten Erfolg erklärt die sozialistische Zeitschrift aus „seiner klugen Vorsicht, seiner goldnen Mittelmäßigkeit und seinen gesellschaftlichen Beziehungen“. Das wahre Wesen Flanderns sei diesem „Spintisirer und litterarischen Spitzenklöppler“ stets verschlossen geblieben.

Eine sehr interessante und vorzüglich geschriebene Studie über Richard Wagner enthält die „Revue d'art dramatique“ vom 20. Januar. Wagner wird mit

Michel Angelo verglichen. Er sei ebenso deutsch wie jener italienisch. — Ferdinand Herold setzt seine Studie über den Medeastoff in der französischen Litteratur fort. — Die Nummer vom 5. Februar giebt die Antworten zahlreicher Sachverständiger auf eine Umfrage folgenden Inhalts: „Sollten ernsthafte Kritiker nicht erst 5—6 Tage nach der Aufführung über ein Stück urteilen? Dürften einfache Wiedererzählungen am Tage nach der Aufführung nicht vorläufig genügen? Wäre es nicht besser jede Kritik zu unterdrücken?" — Die meisten Kritiker und Schriftsteller bejahen die beiden ersten und verneinen die letzte Frage. Einige sind Feinde jeder Kritik, andere machen darauf aufmerksam, daß die Theaterdirektoren auf einen Aufschub der Kritik nie eingehen würden.

Paris. *Candide.*

Belgien.

Aus der „Revue Mauve" bleibt noch ein sehr einsichtig geschriebener Artikel über den „Verfall der französischen Litteratur" nachzutragen. Sein Verfasser Pierre Denis meint, dieser Verfall sei unbestreitbar, wenn er auch abgeleugnet werden sollte. Uebrigens lasse sich dieser Verfall nicht an den schlechten Schriftstellern, nicht an einer Schule, die sich ironisch nach dem Verfall, der Decadence benennt, sondern nur an den guten Autoren ermessen. Jedes Land hat sein eigenes Ideal, seine eigene Kunst, schreibt Denis. „Deutschland besaß und besitzt noch seine Musik, die seine wahre Litteratur ist, mit der es beredt seine inneren und gegenstandslosen Träume, seine Melancholie, seine Traurigkeiten und Begeisterungen ausdrückt, die wirre und verschiedenartige Sentimentalität der Elite der Seelen aller Welt." Frankreich besaß das bis zur höchsten Stufe entwickelte litterarische Genie und eroberte sich damit die geistige Elite der Welt, wie Deutschland mit der Musik die sentimentale. Pierre Denis verfolgt mit raschen Zügen die litterarische Bewegung dieses Jahrhunderts in Frankreich und behauptet, eine Litteratur neige dem Verfalle zu, wenn sie sich nicht mehr einer sie begreifenden Masse zuwende, wenn sie nichts mehr zu sagen habe. Solches ist bei der französischen der Fall. Der Verfasser warnt daher die belgischen Autoren, den Franzosen des ferneren auf diesem Wege der Dekadenz zu folgen. — Pierre Denis hat der sozialistische Abgeordnete Célestin Demblon in der brüsseler Zeitung „La Réforme" einen litterarischen Aufsatz gegenübergestellt, der den Artikel über den Verfall der französischen Litteratur zu widerlegen sucht. Demblon versucht Denis als einen Klerikalen zu brandmarken, giebt aber selbst zu, daß aus einem klerikalen Munde ein Lob Voltaires und der Renaissance und der Ruhm Viktor Hugos, Stendhals, Balzacs allerdings mindestens merkwürdig klinge. Demblon behauptet, daß die französische Litteratur seit Rabelais stets nur einen Aufschwung, nie aber einen Verfall erlebt habe. Ob dieser Verfall eines Tages eintreten werde, könne niemand voraussagen, wohl aber sei es unangebracht, von einem solchen zu sprechen, so lange es noch einen Zola, Anatole France, Hérédia gäbe, ohne die Toten von gestern, die Goncourt, Taine, Leconte de Lisle, Daudet zu zählen. In einem Punkte hat Demblon jedenfalls recht, die Behauptung von Pierre Denis, daß heutzutage die mittelmäßigen Schriftsteller gerade die größten buchhändlerischen Erfolge haben, ist nach jeder Richtung hinfällig. — In der „Revue Générale" vom Februar steht ein Artikel über den verstorbenen Georges Rodenbach aus der Feder von Paul Mussche. In dieser Zeitschrift führte vor zwanzig Jahren Rodenbach die ersten Kinder seiner Muse dem belgischen Publikum vor. Mochte Frankreich auch den Menschen für sich beanspruchen, so schließt der Verfasser einen Nachruf, wir aber „werden ihn nicht vergessen, denn jedes seiner Bücher verherrlichte den Boden unseres Vaterlandes und besang den Ruhm Flanderns". — Im Januarheft der „Revue de Belgique" beginnt Maurice Vernes eine Reihe von Artikeln über „Ernest Renan und die religiöse Frage in Frankreich". Es heißt dort: „Die Einheit dieser schönen Existenz eines Philosophen und Geschichtsschreibers der Religionen ist eine vollkommene. Vom ersten Tage an zeigte er dem Publikum den Besitz jener Charaktereigenschaften, die sich mit den Jahren noch schärfer zuspitzten und abhoben". Und weiter: „Daß das ‚Leben Jesu' der Kritik die Flanke bietet, erkenne ich ohne weiteres an. Die Texte sind nach Gutdünken ausgewählt und oft in einer unzulässigen Manier ausgelegt; aber von der Gesamtheit des Werkes löst sich doch ein außerordentlicher Eindruck von Wirklichkeit ab." Alfred Duchesne beschließt in derselben Nummer seine schon erwähnte Artikelreihe über „Die Ueberlieferung des Mittelalters in Molière" mit einem Kapitel von der „Moral, der Liebe, der Frau, der Ehe". — In der „Art Moderne" vom 19. Februar beschäftigt sich der belgische Schriftsteller André Ruyters mit der „Gioconda" von D'Annunzio; der Kritiker möchte diesem Schauspiele als Untertitel die Bezeichnung „Das Recht der Schönheit" geben, um die innere Moral der „Gioconda" in ein besseres Licht zu setzen. — In der hier erscheinenden Wochenschrift „La Ligue Artistique" beginnt Levêque seine Abhandlungen über „Die griechische tragische Dreieinigkeit: Aeschylos, Euripides, Sophokles".

Brüssel. *Alfred Ruhemann.*

Holland.

Aus dem reichhaltigen Material der letzten Wochen sei zunächst ein in den „Vragen des tyds" („Fragen der Zeit") veröffentlichter Artikel über Hollands größten Denker Multatuli (Douwes Dekker) hervorgehoben. Wenngleich über diesen genialen Mann und seine bedeutenden Schöpfungen auch schon unendlich viel geschrieben wurde (vgl. über ihn L. E. Sp. 439), so wird es einem feinsinnigen und aufmerksamen Beobachter doch möglich sein, bei einer Würdigung dieses vielseitigen Talentes stets neue Saiten anzuschlagen und dadurch auch den zu fesseln, der mit Multatulis Werken vollkommen vertraut ist. Dem Verfasser des hier in Betracht kommenden Artikels, Herrn C. A. Weinecke, ist das in hohem Maße gelungen; er entwirft ein fesselndes, scharf skizziertes Charakterbild des Mannes, der, wie er sich ausdrückt, „die Krone der Niederlande und Indiens vor sich erzittern sah, der sich, wie ein Märchenprinz, zugleich als König und als Unterthan seines Landes gefühlt hat," und gewährt uns neue, interessante Einblicke in Multatulis Schaffen und Streben.

Die Januarnummer von „Noord en Zuid" („Nord und Süd") bringt eine kritische Abhandlung über das Studium der niederländischen Litteratur als Prüfungsfach. Der Verfasser vertritt sehr energisch den Standpunkt, daß es absolut nötig sei, vom berufsmäßigen Standpunkt aus die Litteratur aller Epochen zu studieren, ohne Rücksicht auf ihren künstlerischen Wert, und ist ein entschiedener Gegner der Ansicht, daß man mit Auswahl studieren solle, weil durch ein kritikloses Studium der Sinn für Aesthetik und der künstlerische Geschmack leicht beeinträchtigt werden könnten. — „Helene Lapidoth-Swarth und Anderes", ist der Titel eines in „De katholieke Gids" („Der katholische Führer") erschienenen Aufsatzes, der sich mit der Frauenfrage im allgemeinen und im besonderen mit der Frage beschäftigt, welche Stellung die genannte Dichterin als solche dieser Bewegung gegenüber einnehme. „Van Nu en Straks" („Gegenwart und Zukunft") widmet der kommunistischen Bewegung in Holland und ihrer augenblicklichen Krisis eine äußerst gründliche Studie aus der Feder von Chr. Cornelissen, der die Meinung äußert, daß die niederländischen kommunistischen Arbeiter in Tagen der Unruhe noch eher mit den Calvinisten (soweit diese dem Arbeiterstande angehören) als mit den Radikalen oder Sozialdemokraten gemeinsame Sache machen würden.

Amsterdam. *E. van Nooten.*

Tschechische Zeitschriften.

Einem lange gefühlten Bedürfnis soll gleich auf doppelte Weise genügt werden: zwei Zeitschriften für Litteratur und Kunst treten in diesem Jahre ins Leben. Zunächst hat sich der alte, meist der Etymologie und Konjekturalkritik gewidmete „Krok“ in eine „litterarisch-künstlerische Rundschau“ verwandelt (Red.: Prof. F. Prusik). Die Zeitschrift Jaroslav Vlčeks soll erst im Frühjahr zu erscheinen beginnen. Gemeinsam ist ihnen vorläufig nur, daß keine von beiden einer der vorhandenen Richtungen ausschließlich dienen will, sondern daß sie sich auf einen höheren Standpunkt stellen wollen als die litterarische Coterie ihn bietet. Die später kommende Revue Vlčeks wird hoffentlich dem „Krok“ weder in dem schlechten Papier, noch in dem Zerreißen der Artikel zu minimalen Fortsetzungen folgen. Der „Krok“ enthält außer Litteraturnotizen und einer nicht sonderlich praktischen Bibliographie mehrere Uebersichten, hauptsächlich auf dramatischem Gebiete. Von den Artikeln ist Vrchlickys Studie über einen „speziell amerikanischen Dichter, vielleicht den einzigen neben Walt Whitman“ über William Cullen Bryant (1794—1878) vor allem zu nennen. Spir. Wukadinović begrüßt Gerhart Hauptmann, der aus den übersinnlichen Sphären seiner Märchenstücke im „Fuhrmann Henschel“ (vom prager Nationaltheater im Riesengebirgsdialekt mit Beifall aufgeführt) auf den festen Boden des Naturalismus zurückgekehrt sei. Den naturalistischen Werken aus dem Beginne seiner Laufbahn gegenüber fehle das Tendenziöse. Sein Drama sei keine Schicksalstragödie, wie Julius Hart in der „Wage“ behaupte, es sei überhaupt keine Tragödie der Schuld, sondern eine des Gewissens. — Die „Rozhledy“ (Nr. 7—9) bringen Betrachtungen über den hier kürzlich besprochenen jungen schlesischen Dichter Hermann Stehr, dem ein günstiges Horoskop gestellt wird, und über Peter Altenbergs „Wie ich es sehe“, in dem Leda bloß „künstlerisch stilisierten Flirt“ sehen will. H. V. Krejci polemisiert gegen Tolstois Kunstfeindlichkeit und einen nicht besonders geschickten Versuch, die Ansprüche Tolstois mit der Kunst zu versöhnen. Ein Aufsatz des jungen Arne Novák: „Neue Thesen der modernen Frau“ handelt vornehmlich über Laura Marholm, Elsa Assenijef und Ellen Key, in welch letzterer er den Beginn einer Synthese des Feminismus der Frauenrechtlerinnen und des Sexualismus der Marholm sieht. — Nach organisierter Arbeit im Interesse der neuböhmischen Litteratur ruft ein Artikel im Januarheft der „Nase doba“, der vor allem auf den Mangel einer wissenschaftlichen Bibliographie hinweist, von deren Notwendigkeit auch in meinem letzten Bericht die Rede war. — Die „Moderní Revue“ (Heft 3—5) übersetzt Max Stirners „Humanismus und Realismus.“ — Dem vergessenen Dramatiker und Dramaturgen Šebivý aus dem vorigen Jahrhundert setzt Subert in der „Osvěta“ ein Denkmal und weist auf die naturalistische Wiedergabe des prager Kleinlebens in seinen wenigen erhaltenen Originalarbeiten hin. — In der „Česká Revue“ vom Februar eröffnet Máchal in einem sehr gründlichen Aufsatz den Reigen der Jubiläumsartikel über Franz Ladislaus Čelakovský, der am 7. März 1799 in Strakonic geboren wurde und nach einem wechselvollen Leben als Professor der Slavistik in Breslau und zuletzt in Prag gewirkt hat, wo er 1852 starb. Dem deutschen Publikum ist er durch die Darstellung Murkos in dessen vortrefflichem Buche „Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik“ bekannt oder verdient wenigstens es zu sein. Schon viel früher hatte Bratranek in seiner Ausgabe des Briefwechsels Goethes mit Graf Sternberg eine Reihe von Stellen aus Čelakovskys Briefwechsel citiert, die dessen Goethekultus bezeugten. Von seinen Werken leben im Volke vor allem seine Nachklänge böhmischer Volkslieder, den Gebildeten sind seine Nachklänge russischer Lieder und einzelne Gedichte seiner „Hundertblättrigen Rose“ teuer. Sein reichhaltiger Briefwechsel bildet — elend herausgegeben — eine der wichtigsten und interessantesten Quellen zur Erkenntnis des geistigen Lebens in Böhmen im ersten Drittel unseres Jahrhunderts. — Ebendort behandelt K. Nováček trocken referierend die Beziehungen Fr. Palackys zu Karoline Pichler, besonders seinen Anteil an deren historischem Roman „Die Schweden in Prag.“

Prag. *Ernst Kraus.*

Rumänien.

Die litterarische Ausbeute im vergangenen Quartal der „Convorbiri literare“ war, abgesehen von den belletristischen Originalbeiträgen, nicht sehr reich. Außer historischen Artikeln von T. Maiorescu über das Ministerium Bratianu, einem philosophischen von Al. Braescu „über die physiologische Grundlage des Positivismus“ zieht sich durch mehrere Hefte eine recht umfangreiche Studie von D. Nadejde „Am Ende des Jahrhunderts“. In den breitangelegten und weitausgezogenen Ausführungen versucht der Verfasser die Ursachen des unheimlichen „mal du siècle“ zu erkunden und zu erklären, wobei auch dem unvermeidlichen Nordauschen Buche „Entartung“ eine eingehende, wenn auch stark kritische Betrachtung gewidmet wird.

Recht erfreuliches Streben zeigen die bisher vorliegenden Nummern der litterarischen Wochenschrift „Floare albastra“ (Blaue Blume), die im Oktober des vorigen Jahres in Bukarest auf den Plan getreten ist. Mit Fleiß und Aufmerksamkeit werden da neben der Pflege der heimischen Litteratur auch die Erscheinungen der litterarischen Bewegungen des Auslandes, besonders Frankreichs und Deutschlands, verfolgt. In Form von kurzen Leitartikeln führt Al. Antemireanu in ästhetisch-kritischen und polemischen Streifzügen durch die verschiedensten Fragen auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst; regelmäßige Berichte orientieren über die Vorgänge im Bereich des Theaters und der Musik, daran schließen sich zahlreiche Bücherbesprechungen, eine Serie von Artikeln über berühmte Musiker, darunter Haendel, Joh. Seb. Bach, Cimarosa u. a. m. In Nr. 9 und 10 giebt G. Bogdan-Duica einige biographische Notizen über Gerhart Hauptmann an der Hand des Schlentherschen Buches und bespricht in anerkennenden Worten den „Fuhrmann Henschel“. Ein recht enthusiastischer Artikel ist „der großen deutschen Dichterin“ Johanna Ambrosius gewidmet, der im Anschluß an italienische Kritiken sie neben Ada Negri stellt (!) und teilweise mit Geibel und Lenau vergleicht. In einer harmlosen Plauderei trägt S. Voinea seine ersten Reiseerlebnisse vor, die einer Fahrt nach Berlin, und weiter, bis zur Nordseeküste; er erzählt von den blauen Augen der deutschen Mädchen, daß in Berlin vor den reichen Palästen arme alte Frauen stehen, die ihre Bettelei durch den Handel mit Streichhölzern markieren, und angesichts der Rettungsbälle an den Brücken spricht er die Vermutung aus, daß bei den Deutschen eine große Vorliebe sich zu ertränken verbreitet sein müsse . . . An Uebersetzungen finden wir in dieser Wochenschrift ein heinisches Gedicht und eine Szene aus Wildenbruchs „Christoph Marlow“.

Berlin. *Georg Adam.*

Besprechungen

Neue schwäbische Litteratur.

Die verflossene Herbst- und Weihnachtssaison des schwäbischen Büchermarktes hat nur ein bescheidenes Maß von bemerkenswerten poetischen Leistungen zu Tage gefördert. Von Karl Schönhardt ist ein zierlicher Band „Gesammelte Gedichte“ (Stuttgart 1899. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger) in sorgfältiger und geschmackvoller Auswahl und Anordnung erschienen. Dieser feinsinnige und formsichere Poet, der an die besten Traditionen des schwäbi-

schen Sängerkreises anknüpft, verfügt hauptsächlich über die gemäßigten Mitteltöne der Gefühlsskala. Ohne fortstürmende Leidenschaft, wird er die Massen des lesenden Publikums nicht leicht hinreißen. Desto gewisser wird er eine kleinere Gemeinde ästhetisch durchgebildeter Männer und Frauen mit seiner herzlichen Natur- und Liebeslyrik, seinen stimmungsvollen poetischen Erzählungen, seinen anschaulichen Zeitbildern aus dem Paris des dritten Napoleon und aus dem letzten deutsch-französischen Kriege, seinen sinnreichen Gelegenheitsstücken, seinen trefflichen Uebersetzungen erfreuen und erwärmen.

Einen starken Gegensatz zu Schönhardts Lyrik bilden die „Gedichte" von Robert Oechsler (Zweite Sammlung. Heilbronn, bei Eugen Salzer, 1898). Der bunt zusammengewürfelte Inhalt entbehrt einer von künstlerischen Gesichtspunkten ausgehenden Anordnung. Das meiste ist rasch hingeworfen, vieles trägt den Charakter der Improvisation, nicht überall herrscht ein geläuterter ästhetischer Geschmack, der Form fehlt der letzte feine Schliff. Aber aus diesen Versen spricht ein frisches, begeisterungsfrohes Dichtergemüt. Burschikoser Humor und derbe satirische Laune walten darin. Der Autor führt Krieg gegen das Philistertum in jeder Gestalt. Er fegt mit unsanftem Besen den Aktenstaub weg, der sich allenthalben aufgetürmt hat, und schlägt den Aktenmenschen tapfer auf ihre Perrücken. Besonders auf die „Kriminaltiger" hat er es abgesehen, auf die Juristen, die den Menschen ausziehen, sobald sie den Richter anziehen. Der Herr Landgerichtsrat muß das ja wissen!

Eduard Paulus neueste Darbietung, ein kleines Epos des Titels „Tilman Riemenschneider", konnte leider nicht mehr für den Weihnachtstisch im Drucke fertiggestellt werden. Der Dichter selbst brachte seine Schöpfung, die das Leben jenes Würzburger Künstlers aus dem Reformationszeitalter in einer Reihe lose verknüpfter Bilder vorführt, am 19. November 1898 in einer Sitzung des stuttgarter Altertumsvereins zum Vortrag, und die dicht gedrängte Versammlung zollte den einleuchtenden Schönheiten des Werkchens den gebührenden Beifall.

Im Bereiche der erzählenden Litteratur hat Richard Weitbrecht wiederum eine seiner hübschen Schwabengeschichten im Dialekt „Der Blomabäure ihr Domme!" (Ulm, bei J. Ebner), gespendet, und K. Schmidt-Buhl, der Redakteur des stuttgarter Beobachters, Hauptorgan der württembergischen Demokraten, ist gleichfalls mit einem mundartlichen Bändchen, „Ung'schminkt. Volksgeschichten aus Schwaben und Franken" (Stuttgart, bei R. Lutz), hervorgetreten. In acht längeren Geschichten oder kürzeren Skizzen bekundet der Verfasser, der uns hier zum erstenmal als Dichter entgegentritt, unleugbares Talent zum volkstümlichen Erzähler. An Stelle des eigentlichen Dialekts, gegen dessen Verwertung für poetische Zwecke er in der Vorrede polemisiert, setzt er eine kräftige Volkssprache etwa in der Art, wie sie Hermann Kurz in seinem Romane „Der Sonnenwirt" verwendet hat. Schmidt kennt die Eigentümlichkeiten des schwäbischen und fränkischen Bauernstandes genau und giebt sie in urwüchsiger, doch nicht überderber Darstellung getreu wieder. Er weiß zu spannen, zu packen, tragische Wirkungen zu erzielen, und hin und wieder durchzieht seine Schilderungen ein Hauch echter, wenn auch herber Poesie. Einige Haupteigenschaften, die dem Volksschriftsteller not thun, fehlen ihm indessen doch: die sonnige Milde, der harmlose Humor. Eine schneidend scharfe Luft weht uns aus diesen Erzählungen entgegen. Der Autor hat es nicht ganz verstanden, den stets zu Urteilen und Aburteilen bereiten Redakteur eines politischen Oppositionsblattes zu verleugnen. In einigen Stücken drängt sich die aktuelle Tendenz stark hervor, so in dem sonst anziehenden Waldvikar, wo Schmidt den Schleichwegen der Pietisten nachgeht, und namentlich in „Zu Grunde gerichtet", einer grau in grau gemalten Illustration zu der von der Volkspartei mit Fug und Recht energisch bekämpften Lebenslänglichkeit der württembergischen Schultheißen. Die Bosheit des Dorfschulzen von Erazhofen, den der Wahl-Zufall aus einem Büttel zum Ortsgewaltigen gemacht hat, richtet nicht nur ein wackeres Liebespaar, sondern den ganzen Ort zu Grund. Ist das möglich? —

„Schwabenalb. Historien und Sagen" (Schwäb. Hall, bei Wilh. German) heißt ein Buch von Emil Schloz worin allerhand Bilder aus der Zeit des Herzogs Eberhard im Bart zu einer Art von Handlung notdürftig verknüpft sind. Die gute patriotische Meinung entschädigt nicht für den Mangel an festem Gestaltungs- und Charakterisierungsvermögen. Auch einige beliebte einheimische Jugendschriftstellerinnen haben sich mit Gaben, Emil Engelmann hat sich mit einer neuen Märchensammlung eingestellt. Aber warum schweigt Isolde Kurz noch immer? Was sie da und dort in Zeitschriften preisgiebt, kann nur als ungenügende Abschlagszahlung angesehen werden.

Stuttgart. *Rudolf Krauss.*

Romane und Novellen.

Psyche. Novellen von Otto von Leitgeb. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1899.

Das Buch bringt acht Novellen und Studien, von denen die erste, „Eglantine" nahezu die Hälfte Raum für sich in Anspruch nimmt, während die übrigen sieben sich bescheiden in die zweite Hälfte teilen. Es sind aber gerade die bescheidenen Aschenbrödel, die manchmal unversehens vor der anspruchsvolleren Schwester zu Ehren kommen. Leitgebs eigentliches Gebiet sind die stillen, seelenvollen Zustandsbilder. Die halblyrischen Geschichten, in denen sich nicht viel ereignet. Die leise angedeuteten Konflikte, die wie ein vorsichtig gestrichener Geigenton einen Augenblick schwermütig durch die Luft zittern und dann in sanften Schwingungen allmählich verhallen. Hierin ist er Meister und vollendeter Künstler. Und zwar ein echt österreichischer Künstler, obgleich die meisten seiner Gestalten etwas Vaterlandsloses haben und die internationale Sprache des Salons sprechen und — denken. Die Beschaulichkeit Adalberts Stifter mag einem in den Sinn kommen, die lyrische Grundstimmung Ferdinands von Saar, aber auch die edle Abgeklärtheit beider, was die künstlerischen Absichten anlangt. Mit einer feinempfundenen, zartfarbigen Pastellmanier möchte ich Leitgebs Art vergleichen, da wo er am eigensten ist, wie in den beiden Stücken „Promenade" und „Wellenschlag". Bei aller Tiefe der Empfindung bleibt er stets Weltmann, elegant bis ins Detail, immer ohne persönliche Leidenschaft, mit einer schier instinktiven Abneigung gegen Philosopie und Tendenz, immer ein liebenswürdiger Gesellschafter, dem gute Formen sozusagen angeboren sind, und doch niemals oberflächlich. An Erfindung und geistvoller Einkleidung das Bedeutenste in dem vorliegenden Bande dürfte das Novellchen „In memoriam" sein*), während das skizzenhaftere „Jour fixe" durch den verwirrenden und doch kräftig zusammengefaßten Impressionismus, mit dem eine scheinbar gleichgiltige Salonszene wiedergegeben ist, überrascht und bestrickt. In „Eglantine" wirkt das Geheimnisvolle des Motivs anfangs spannend, später aber, da man vergeblich auf Aufklärung wartet, ermüdend. Wenn ein Autor sich nur in die Seele des Helden versetzt, uns nur mit seinen Augen schauen läßt, dann darf er einen geheimnisvollen Schleier über das Wesen der Heldin breiten. Wenn er uns aber dann abwechslungsweise auch in die Seele der Heldin versetzt und sie immer in dem Augenblick zu sinnen und zu denken aufhören läßt, wo wir Aufklärung erwarten, so empfangen wir den keineswegs erfreulichen Eindruck gewollter Geheimthuerei. Uebrigens ist „Eglantine" zweifellos ein fesselnder und mit großen Strichen entworfener Charakter.

Graz. *Emil Ertl.*

Der Agent. Roman von Paul Lindau. Verlag der Schlesischen Buchdruckerei und Verlagsanstalt (vorm. S. Schottländer).

*) Vgl. oben unter „Stilproben."

Wenn man Lindau den Schöpfer des berliner Gesellschaftsromans nennt, so darf man, läßt man seine Werke Revue passieren, nicht übersehen, daß er uns eigentlich einen immer wiederkehrenden Abschnitt der Gesellschaft bietet, den er freilich sehr geschickt zu variieren versteht. Nicht wie Altmeister Fontane, und auch nicht wie Max Kretzer wanderte er durch Berlin mit dem ernsten, liebevollen Blick des poetischen Beobachters, dem auch der augenfällig kleinste Zug nicht zu gering erschien; Lindau war es von jeher in erster Linie um eine geschickt geknüpfte Handlung zu thun, und so zeichnet sich denn die Mehrzahl seiner Romane durch eine technisch raffinierte Führung der Begebenheiten aus, die durch fortwährende Steigerung den Leser in beständiger Spannung erhält und wohl die Kopfnerven, aber niemals den Herzmuskel in Thätigkeit setzt. In dem vorliegenden Werk „Der Agent", hat Lindau mehr als je mit dem ganzen Rüstzeug des scharf kalkulierenden Erzählers gearbeitet. Und doch, faßt man die ganze Mache, den Aufbau in seiner strengen Logik, die scheinbar so einfache und doch bis ins kleinste ausgetiftelte Verwirrung und Entwirrung der Fäden ins Auge, so wird man nicht umhin können, Lindaus „Agent" für einen in seiner Art sehr interessanten Kriminalroman zu erklären. Der Titelheld des Romans, ein hübscher, junger Mann, der unter den verbindlichsten Formen das Halsabschneidergeschäft en gros besorgt, hat ein Wild aufgespürt, das er weidlich auszubeuten beabsichtigt. Eine kleine pikante Schauspielerin, eines jener oberflächlichen Wesen, die umgeben von loyal gespendeten seidenen Möbeln und in der wärmenden Nähe einer unerschöpflichen Brieftasche Liebe zu empfinden pflegen, ein übrigens appetitliches wiener Blut, bildet den Köder und in einem mehrmonatlichen Wonnerausch wird dem jungen dresdner Bankier und Reserveleutenant der Kavallerie vorläufig kräftig zur Ader gelassen. Als der Papa in Dresden dann Wind bekommt, daß die Geschichte über die Grenzen eines kurzen Verhältnisses hinausgeht, wird der verlorene Sohn aus Berlin zurückbeordert, auf Reisen geschickt, dem sauberen Pärchen eine horrende Abstandssumme ausgezahlt und die Verpflichtung auferlegt, einander zu heiraten. Bald darauf stirbt der gute Papa, der junge Millionär trifft in einem Badeorte mit der einstigen Geliebten wieder zusammen, wird aufs neue eingefangen und beginnt später in einer einsamen Villa bei Dresden seine Besuche wieder aufzunehmen. Das junge Weib hat unterdeß den brutalen Zuhältercharakter ihres Gatten hinlänglich kennen gelernt, und da der Agent sie auch in der Ehe als Verwertungsobjekt weiter benutzen möchte, planen die Liebenden eine Flucht. Der junge Herr entnimmt der Bank einige Hunderttausend Mark in Tausendmarkscheinen, begiebt sich zur Villa, nachdem er seinem Prokuristen eine Vergnügungsreise mit unbestimmtem Ziel plausibel gemacht hat, und wird hier von dem Agenten — erdrosselt. Das Weib, das von dem Tode nichts weiß, wird mit der Drohung, die Polizei auf sie zu hetzen, nach Amerika spediert, der Agent unternimmt eine Reise und macht, zurückgekehrt, dem Gericht die Anzeige, daß ihm seine Frau mit dem jungen Bankier durchgegangen sei. Dann versucht er sich in den Strudel des Lebens zu stürzen, verliert Ruhe und Elastizität, verrät sich zum Schluß selbst und schießt sich eine Kugel vor den Kopf. — Das alles wird in einem flüssigen, oft humoristischen Stile erzählt, daß die Spannung bis zu Ende wachgehalten bleibt und man mindestens der Virtuosität des Autors Bewunderung zollen muß. Seines sensationellen Stoffes und der raffinierten Behandlung wegen wird dieser Roman Lindaus vermutlich ein ebenso starkes Lesepublikum finden wie die früheren.

Hamburg. *Rudolf Herzog.*

Meisternovellen deutscher Frauen. Zweite Reihe. Herausgegeben von Ernst Brausewetter; mit 16 Charakteristiken und 16 Porträts. 1898. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig. Preis 6 Mk.

Die erste Reihe der von Ernst Brausewetter herausgegebenen „Meisternovellen deutscher Frauen" liegt bereits in zweiter Auflage vor — ein Beweis, daß das Buch nicht nur die Anerkennung der Kritik, sondern auch die des Publikums gefunden hat. Auch der nun erschienene zweite Band der „Meisternovellen"*) macht einen sehr guten Eindruck und gewährt uns einen neuen, interessanten und belehrenden Ueberblick über die Persönlichkeiten und das Schaffen einer Anzahl deutscher Schriftstellerinnen. Sechszehn epische Dichterinnen der Gegenwart werden uns in Bild und Charakteristik und einem kleineren Werk ihrer Feder vorgeführt. Die erneute Auswahl, die Brausewetter aus der recht beträchtlichen Schaar deutscher Jüngerinnen Apolls getroffen hat, ist durchaus glücklich: nur wenige bedeutende Schriftstellerinnen unseres Vaterlandes sind in den beiden Bänden nicht vertreten. Eine geschickte Hand hat der Herausgeber auch, unterstützt freilich von den Autorinnen selbst, in der Wahl der wiederzugebenden Dichtungen bewiesen. Fast immer wird uns eine Novelle geboten, die künstlerisch wertvoll ist, zugleich aber auch bezeichnend für die Geistes- und Schaffensart ihrer Verfasserin. Eine willkommene Einleitung für jede Dichtung bildet eine kurze Charakteristik der betreffenden Schriftstellerin aus der Feder des Herausgebers. Ernst Brausewetter hat sich fleißig mit seinen Damen beschäftigt, und mit knappen charakteristischen Strichen entwirft er nun die Bilder der verschiedenen geistigen Persönlichkeiten und weist auf die bezeichnenden und eigenartigen Züge ihrer schriftstellerischen Schöpfungen hin. Selbstverständlich wird man nicht in jeder Beziehung dem Urteil Brausewetters zustimmen und kann z. B. wohl finden, daß er Frida Schanz oder Hermione von Preuschen-Telmann etwas zu hoch eingeschätzt hat; in den meisten Fällen aber trifft er mit sicherem Urteil das Richtige, und immer ist seine Charakteristik geistreich, interessant und gediegen. Lobenden Hervorhebens wert scheinen mir besonders seine Essais über Ricarda Huch, Isolde Kurz und Lou Andreas-Salomé zu sein. Schließlich ist jeder Charakteristik noch ein geschmackvoll reproduziertes Porträt der betreffenden Schriftstellerin beigegeben. Das alles macht diese Anthologie zu einem sehr reizvollen Buch, das doppelt willkommen in unserer Zeit ist, wo an dem deutschen Dichterhimmel neben den Sternen männlichen Geschlechts plötzlich eine so erstaunliche Zahl weiblicher Leuchten aufgetaucht ist.

Oldenburg. *Eduard Höber.*

Die Frau der Zukunft. Von Camilla Theimer. Kommissions-Verlag der Gesellschaft für graphische Industrie, Wien. Preis Mk. 3,—.

Wer sich dem Titel nach auf einen Programm-Roman, ein sogenanntes Thesenstück gefaßt macht, hat sich zwar nicht geirrt, wird sich jedoch sehr enttäuscht fühlen, wenn er etwa eine Tendenz erwartet haben sollte, die, getragen von künstlerischer Gestaltungskraft, uns kürzer oder länger in ihren Bannkreis zieht. Das ganze Buch zerfällt in endlose Erörterungen über das Wesen der Frau von Einst und Jetzt und in eine sehr flache Alltagshandlung, die jedes individuellen Reizes entbehrt. Es ist die Geschichte eines edel, aber sinnlich veranlagten Mannes, der zwar nur seine Braut „wirklich liebt", sich aber trotzdem von einer gewissenlosen Kokette regelrecht verführen läßt und durch eine „schwache Stunde" sein wahres Lebensglück verscherzt. Das Thema, wenn auch nicht neu, hätte immerhin interessant, ja ergreifend verarbeitet werden können. Die Verfasserin ringt aber dergestalt mit der Form, daß sie zwischen den trockenen Kathederreden, wie sie sich vielleicht eine der ewigen berliner „Protest-Versammlungen" leisten kann, und den Menschen, die sie schildern will, keinen lebendigen Zusammenhang findet. Der

*) Ohne einem litterarischen „Innungszwang" das Wort zu reden, möchten wir doch gegen den stolzen Titel „Meisternovellen" Verwahrung einlegen. Solche Bezeichnungen verschenkt man nicht summarisch an Talente zweiten und dritten Grades, wozu doch verschiedene der in Brausewetters Prosa-Anthologieen aufgenommenen Damen gehören. Es muß schließlich auch noch etwas für die wirklichen „Meister" übrig bleiben.
D. Red.

Vortragsstil der Novelle erhebt sich nirgends über die Schablone, aber in den alltäglichsten Konversationston platzen Worte hinein wie: „Evolutionsprozeß“ — „Anteil an der Weltarbeit“ — „Björnsonismus“ (unter diesem wird die bekannte Tendenz des Dramas „der Handschuh“ verstanden) u. s. w. Ich möchte der Autorin keineswegs alles Recht an eine litterarische Zukunft absprechen, wenn auch ihre Erstlingsgabe als ein Versuch bezeichnet werden muß, bei dem Wollen und Vollbringen sich nicht decken. Camilla Theimer ist sich darüber selbst nicht klar gewesen. Das beweist auch das Motto aus Byron, das sie gewählt: Truth is always strange, stranger than fiction. Ja, wenn nur etwas in der Geschichte „strange“ wäre, wir wollten es freudig anerkennen. Die totale Abwesenheit des „strange“ ist es, die uns verstimmt!

Die Verfasserin wird gut thun, wenn sie sich zunächst an scharfes Beobachten kleiner Lebenszüge gewöhnt, bevor sie sich anschickt, in großen „Problemen“ zu arbeiten.

Darmstadt. *Dr. E. Mensch.*

Zwei Novelletten. — Treuherz. Karen. — Von Alexander Kielland. Berlin, Verlag Harmonie. 12°. Mk. 1.—.

Alexander Kielland ist in seinem Vaterland Norwegen einer der populärsten Schriftsteller. Gleichwohl hat man eine ziemliche Scheu vor ihm. Er war nämlich manchmal so indiskret, den Personen seiner Dichtungen so individuelle Züge zu leihen, daß man die Originale auf den Straßen seines Wohnortes herumlaufen sah. Schadenfreude ist die reinste Freude, pflegt man zu sagen; bei dem Erfolg der Kiellandschen Dichtungen ist sie ein nicht unwesentlicher Faktor. Im vorliegenden Falle werden uns nur zwei ganz einfache Geschichten erzählt: von einer verhätschelten Bulldogge, die im Dienste ihres Herrn eines Nachts eine Kohlendiebin zerfleischt, und von einer kleinen Kellnerin, die im Torfmoor ihren Tod sucht, als sie erfährt, daß ihr Liebster schon verheiratet ist. Besonders die erste Geschichte ist ein Typus kiellandischer Art. In diesem alltäglichen Ereignis ist eine ganze Weltanschauung konzentriert, steckt die soziale Bedeutung der Worte „mein“ und „dein“, und die unbarmherzige selbstsüchtige Auffassung dieser Worte seitens der Besitzenden, denen das Recht zur Seite steht. Das Merkmal für Kiellands Stil ist die Einfachheit. Je harmloser ein Satz klingt, desto gefährlichere Fußangeln stellt er dem Leser. Wie absichtslos, unbewußt kommt das alles heraus, durch den Kontrast der Form und des Inhalts erschütternd! In dieser Kunst dürfte Kielland in der Welt-Litteratur schwerlich seinen Meister finden.

Berlin. *Dr. Heinrich Houben.*

Lyrisches und Episches.

In Talar und Harnisch. Von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag.

Die Lyrik als die subjektivste Dichtungsgattung ist die Kunst der Jugend und des Alters. Anschauung und Gefühl des zum Weltgenuß erwachenden Herzens und Reflexion des abschiednehmenden Alters ergießen sich gern in ihre Rythmen. Die Lyrik unserer Jungen thut heute so gerne alt und überreif. Wie herrlich, wenn in solcher Zeit die Lyrik des Alters noch im Feuer der Jugend flackert und loht! Wilhelm Jordan, den jüngst erst alle deutschen Blätter gefeiert haben, hat seine neue Gedichtsammlung, die reife Frucht eines achtzigjährigen Lebensbaumes, glücklich treffend betitelt. Es sind Trutz- und Kampflieder, und es sind Poesien eines greisen Weltweisen, die sich da neben einander finden, stark im Glauben, stark in der Kraft. Das Bewußtsein, selbst in die verlohende Abendsonne zu schauen, nimmt diesem überzeugten Streiter für den ewigen Fortschritt im Werdegang der Menschheit die Fröhlichkeit nicht. Das Evangelium, das einst der Dreißigjährige auf der Höhe seiner Kraft in dem Mysterium von „Demiurgos“ niederlegte, verteidigt noch heute der Achtzigjährige: das hohe Evangelium vom Beruf der Menschheit:

> Götter ahnen, Götter dichten,
> Götter menschenähnlich bilden,
> Ist die Kunst, mit der der Mensch sich
> langsam auferzieht vom Wilden
> Bis zum sieggekrönten Meister
> aller Mächte seiner Erde,
> Daß dereinst er selbst Erfüller
> seines Göttertraumes werde.

Die Feinde dieses Siegeszuges, den der Dichter vorgeträumt hat, ehe Darwin seine Lehre vom selbstthätigen Entwicklungsgang der Welt im Kampf ums Dasein ausgearbeitet hatte, sieht Jordan und muß sie sehen in den Pessimisten, den großen, ehrlichen Pessimisten und den kleinen affektierten Nachtretern und Nachbetern. Zum Kampfe gegen sie trug sein Alter noch den Harnisch und seine Verse klirren in Waffen. Wie jeder vom Kampfe Hingerissene geht er wohl zu weit in seinem Hohn und Haß. Aber wie die Sache, für die er ficht, gut ist, so ist das Arsenal seiner Waffen mit hohem Fleiß eines reichen Menschenlebens aus allen Wissenszweigen zusammengetragen; so ist die Form stets des Gedankeninhalts würdig, dessen goldene Schale sie bilden soll. Nirgends aber ist die Form Selbstzweck. Alles Tändelnde, Spielende und Spielerische fehlt diesem prächtigen Buche. Keine Flöte schluchzt darin von Liebe; keine Nachtigall lockt aus dem Gebüsch und der Mond ist kein bleiches Licht für verträumte Schwärmer, sondern, wie schon in den „Andachten“, der Sterbensmahner, Himmelstotenkopf. Es ist die Weisheit des reifen Alters, die Kraft und der Trotz der Mannesjahre, was sich in diesem Buche eint; keine Lektüre für Müßiggänger, die ihre faulen Gedanken gern auf gefälligen Reimen in den Schlaf wiegen; aber ein ernstes und gutes Buch für denkende Kinder der Zeit, die nach des Dichters frohem Glauben dem Erdengottesrang so nahe ist.

Berlin. *Rudolf Presber.*

Die Perlenschnur. Eine Anthologie moderner Lyrik, herausgegeben von Ludwig Gemmel. Berlin, Schuster und Loeffler. Breit 8°. In Leinw. geb. M. 6,—.

Bisher fehlte es an einer lyrischen Anthologie, die ausschließlich der modernen Dichtung diente*). Nur die Lyrik der Epigonenzeit wurde in immer neuen Goldschnitt-Blütenlesen herausgegeben. Es sah in den meisten diesen Büchern so aus, als ob die deutsche Lyrik mit den Lohmeyer, Blüthgen, Zeise, Möser im Sande verlaufen wäre und nichts wertvolles mehr hervorgebracht hätte. Und doch war das gerade Gegenteil der Fall: hinter diesen letzten, versandeten Ausläufern einer großen Zeit kam wieder Eigenwüchsiges, das vielleicht Keime in sich trägt zu einer neuen großen Zeit und dessen so viel gescholtener Bruch mit dem Alten nichts anders bedeutet als: wir wollen innigeren Zusammenhang mit unserer Blütezeit, als über die Epigonen hinweg! Diese junge lebenskräftige Kunst ist in dem vorliegenden Buche zu Worte gekommen, nur sie. Ludwig Gemmel hat es verstanden, die Auswahl der Dichter wie der einzelnen Gedichte im allgemeinen so zu treffen, daß uns sein Buch einen guten Ueberblick über die Strömungen in der heutigen Lyrik giebt, wie auch andererseits uns die bedeutendsten Vertreter der jungen Kunst in charakteristischen Proben vorführt. Man wird nicht überall mit dem Herausgeber einverstanden sein können. Dilettanten wie Th. von Scheffer oder Fritz Stern gehören nicht in das Buch. Dafür vermissen wir nur ungern den litterarischen Sonderling Stephan George, den formtiefen Stimmungslyriker Rilke und den jungen wiener Poeten Hugo von Hofmannsthal. Auch die Auswahl der einzelnen Gedichte ist nicht immer unanfechtbar, so namentlich bei dem jungen berliner

*) Die im letzten Jahrzehnt erschienenen modernen „Almanache“ — so die von Bierbaum 1893—94 herausgegebenen — sind keine Anthologieen in unserem Sinne; sie zeigen sich als Jahrbücher. Nicht das beste aus allen Werken eines Dichters wurde ausgewählt, sondern nur das Beste aus dessen eingesandten Manuscripten.

Dichter Hans Benzmann. Bei anderen wiederum, wie z. B. bei Chr. Morgenstern, ist sie vortrefflich. Von dem richtigen Blick des Herausgebers zeugt es auch, daß er fünf Gedichte Nietzsches in die Sammlung aufgenommen hat.

Die Ausstattung des Buches ist vollendet künstlerisch. Hans Heise, ein junger münchener Künstler, hat das Buch mit einer Reihe landschaftlicher Vollblätter geschmückt, die einen durchaus eigenen Stil zeigen und voll tiefer, lyrischer Stimmung sind. Mehrere der Zeichnungen sind geradezu prächtig.

München. *Wilhelm von Scholz.*

Litteraturwissenschaftliches.

Acta diurna. Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. Von Anton Bettelheim. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag. 1899. Preis M. 4.— (5.40).

Zwei Generationen sieht man gegeneinander sich abgrenzen, wenn man diese Sammlung von Zeitschriftenaufsätzen mit dem im vorigen Jahr auf gleiche Art zusammengebrachten Buche „Renaissance" von Hermann Bahr vergleicht: zwei Generationen der gesamten deutschen Bildung, soweit sie im Journalismus sich spiegelt, und zwei Generationen der speziell wienerischen Spielart, wie sie Bettelheim selbst in seinem Vorwort ingrimmig genug einander gegenüberstellt. Allem absichtlich Modernen hält Bettelheim sich absichtlich und unabsichtlich fern. Nirgends ein Kokettieren mit der Kunst wie bei Bahr, der auch in der Journalistik halbkünstlerisch-impressionistisch zu Werke geht und uns auch all seine Belesenheitsfrüchte nur künstlerisch nachlässig hinwirft; bei Bettelheim vielmehr überall die ernste Neigung, so wissenschaftlich vorzugehen, wie das dem Journalisten Zeit und Zweck irgend erlauben, die Tendenz zu einer Wissenschaft, die ihr Wesen mit einem gewissen Stolz in dem Nachweis solider Kenntnisse erblickt. Nirgends wie bei Bahr ein Ansatz zu jener „Renaissance", die die Kunst von jeder Rücksicht auf das Publikum zur äußersten Rurrücksicht auf des Künstlers Ich hinüberführen möchte; auch wo von Kunst die Rede ist wird überall von Bettelheim das Problem der Volksbildung in den Vordergrund gestellt. Keine Spur von jener weihevollen Verehrung für die „Hypermoderne", wie der letzte Zufluchtsausdruck der verstiegenen Litteratursprache jetzt lautet, sondern eingestandene Verehrung für die Männer von vorgestern, an denen der Hypermoderne mit beleidigenden Schweigen vorübergeht, ein Bekenntnis zu Wilbrandt und Heyse, so unumwunden, wie man es kaum anderwärts in der führenden Litteraturkritik von heute antreffen kann.

So wird, wer in anmutiger Gelehrsamkeit und in Aeußerungen eines gesunden, wenn auch etwas nüchternen Menschenverstandes das Ziel des journalistischen Essais sieht, bei der Lektüre dieses Buches auf seine Rechnung kommen, und aus der langen Reihe von Arbeiten, die der Vergangenheit des Burgtheaters gelten, wird auch der zünftige Litterarhistoriker um so eher mancherlei lernen können, als der Verfasser hier auch sonst verborgene Quellen fließen läßt und durchaus aus dem Vollen schöpft.

Berlin. *Max Herrmann.*

Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Litteratur unserer Zeit. Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. Mit zehn Porträts. 3. Aufl. (5. bis 6. Tausend.) Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, 1898. Preis geh. 5,50 M., gebd. 7 M.

Daß eine Sammlung litterarhistorischer und ästhetischer Essais im Laufe eines Jahres drei Auflagen erlebt, ist wohl als ein ungewöhnlicher Erfolg anzusehen. Einen solchen verdiente dieses Buch aber auch; es ist durchweg anregend und fesselnd, geistvoll und feinsinnig, klar und verständlich, doch durchaus nicht oberflächlich geschrieben und behandelt Themata, die bei allen Litteraturfreunden im Vordergrunde des Interesses stehen. Grotthuß ist einer der subjektivsten Kritiker, die wir augenblicklich besitzen. Seine Darstellung ist so lebendig und so individuell, daß wir beim Lesen dieser Aufsätze glauben, ihren Verfasser vor uns zu haben und ihn reden zu hören. Dazu tragen schon rein äußerlich die zahlreichen gesperrt gedruckten Worte und Sätze, die Anführungs- und Gedankenstriche, die Frage- und Ausrufungszeichen bei, weit mehr aber die gedrungene, kraftvolle, zuweilen derb zugreifende, oft mit Ironie und Spott getränkte, immer aber anschauliche und bilderreiche, offene und ehrliche Darstellung Seine Urteile sind zum größten Teile auf zwei Hauptgrundsätze zurückzuführen, wovon der eine lautet: „Die Kunst ist berufen, uns über die gemeine Alltäglichkeit zu erheben und uns nicht nur ein wahres, sondern auch ein das Leben in seinen Tiefen und Höhen möglichst erschöpfendes Spiegelbild zu zeigen" (S. 207), und der andere: „Das Endergebnis aller menschlichen Weisheit führt doch wieder zu dem hölzernen Kreuze von Golgatha zurück" (S. 18). Nach diesen Hauptgesichtspunkten charakterisiert er in der vorliegenden Essai-Sammlung Hauptmann, Sudermann, Richard Voß, „Drei deutsche Hauspoeten" (Dahn, Ebers und W. H. Riehl), Detlev v. Liliencron und Richard Dehmel, Ibsen, Tolstoi, Echegaray und Maupassant. Eine besonders gründliche und sowohl im entwickelnden, als im kritischen Teile wertvolle Studie widmet er dem unglücklichen Friedrich Nietzsche, den er als Künstler sehr hoch stellt, als Philosoph aber ad absurdum zu führen sucht. Von den übrigen in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen interessiert am meisten die über „das erotische Problem in der Litteratur", worin sich Grotthuß eingehend mit der Einleitung zu Karl v. Perfalls Roman „Ein Verhältnis" und mit diesem selbst auseinandersetzt.

Man braucht nicht mit allen Ausführungen des Verfassers übereinzustimmen; man kann besonders an der Betonung des christlichen Standpunktes Schöpfungen der Kunst gegenüber Anstoß nehmen; wohl niemand aber wird das Buch aus den Händen legen, ohne vielseitig angeregt worden zu sein. — Im Vorwort fordert Grotthuß, die litterarische Kritik müsse wieder mehr Fühlung mit dem Publikum gewinnen; ihre Hauptaufgabe müsse es sein, die weiten gebildeten Schichten der Nation für ihre Dichter und Denker zu erwärmen. Die Berechtigung dieser Forderung wird jeder zugeben; daß sie sich auch verwirklichen läßt, zeigt der Erfolg des Buches. — Die Ausstattung des mit zehn Bildnissen geschmückten Bandes ist sehr vornehm.

Arnstadt. *Max Ewert.*

Verschiedenes.

Dissolving views. Von Georg Brandes. Charakterzeichnungen von Land und Leuten, aus Natur und Kunst. Leipzig, Verlag von H. Barsdorf. M. 4,— (5,—).

Der große, nordische Aesthetiker ist unter die Reiseschriftsteller gegangen, gleichsam zur Erholung von seiner litterarkritischen Thätigkeit. Wenn Georg Brandes reist und erzählt, so reist und erzählt er anders, wie andere Leute, deren Blicke am Sinnfälligen haften bleiben. Die einzelnen Kapitel seines Buches sind überschrieben: Italien, Frankreich, Belgien, Deutschland u. s. w., aber sie bringen zum einen Teil aphoristische Augenblicks-Eindrücke, die Brandes in irgend einem Winkel dieser Länder gesammelt hat, zum anderen national differenzierte Kunst- und Litteratur-Plaudereien. Der Abschnitt „Italien" enthält z. B. den Bericht über eine romantische Fußwanderung durch das Sabiner-Gebirge. Er liest sich mit seiner lebhaft gefärbten Volkstypen-Schilderung wie eine Tagebuch-Novelle und eher novellistisch als realistisch erscheint auch manches Detail in der Wiedergabe des Gesehenen. Deutschland ist mit Weimar und Bad Elster vertreten. Daß gerade die auf den Lorbeern ihrer großen Zeit schlummernde Musenstadt oder das gemütliche sächsische Frauenbad für Jemanden, der Deutschland studieren will, die geeignetsten Aufenthaltsorte sind, muß billig bezweifelt werden. Brandes ist freilich zu klug und zu gerecht, um von Weimar und

Elster aus Deutschland zu beurteilen. Er sagt darum, von der Einleitung zum Weimar-Artikel abgesehen, herzlich wenig Allgemeines über seine Auffassung von deutscher Art und Sitte. Wiederum begnügt er sich mit kleinen, poetisch angehauchten Stimmungsbildern und wiederum überwiegt die Schilderung von allerlei persönlichen Zufalls-Begegnungen. Am stärksten fesseln die Abschnitte über Belgien und Holland. Was Brandes über niederländische Kunst und Litteratur, die alte, wie die neue, vorbringt, ist von jener hohen künstlerischen Intuition, die wir alle an ihm schätzen, und wie er beide in engen Zusammenhang stellt mit der Natur des Landes und der Kultur des Volkes, das ist von schönem Ebenmaße der Gedanken. Nur die Seiten, die von der Lasterhaftigkeit der katholischen Gesellschaft Brüssels enorme Dinge erzählen, wollen mir nicht recht einleuchten. Skandalöse Einzelfälle, wie die hier gegebenen finden sich in allen Hauptstädten, in Berlin ebenso, wie in Petersburg oder Madrid. Darum sind sie nicht so charakteristisch, wie sie es sein wollen, für die Besonderheit der Sittenverhälnisse Brüssels, deren normaler Tiefstand im übrigen nicht bestritten werden soll.

Wenn wir das Buch, das A. v. d. Linden im ganzen flüssig übersetzt hat, aus der Hand legen, so haben wir mit einem eminenten Kopfe eine überaus anregende Unterhaltung geführt, der um das in Frage stehende Thema allerlei freundliche und geschmackvolle Arabesken gezogen, zur Sache selbst aber eigentlich wenig gesagt hat.

Breslau. *Erich Freund.*



Nachrichten

Bühnenchronik.

Berlin. Zwei als dramatische Dichter noch unbescholtene Autoren stellten sich kurz hintereinander dem kritischen Areopag von Berlin vor: Julius Türk im Neuen Theater (7. Februar), Otto Fuchs-Talab im Berliner Theater (10. Februar). Beide haben nicht übel bestanden, der Eine mit seinem dramatisierten Roman, der Andere mit seinem romanhaften Drama. Dem Einen schadete die mäßige, unsichere Darstellung des „Neuen Theaters“, den Anderen hob das einfach prächtige Spiel des Herrn Bassermann vom „Berliner Theater“ zu einer Höhe des Erfolges, die in minder vorzüglicher Darstellung ihm unerreichbar war. Fritz Mauthner hat vor wenigen Jahren in einem Roman „Kraft“ einen Menschen gezeichnet, der es wagt, seine Herrenmoral in die Praxis des modernen Lebens umzusetzen. Ein Anwalt, der zu einer vornehmen Frau zarte Beziehungen hat, tötet einen Lumpen, einen niedrigen Spion, der aus seiner Mitwisserschaft skrupellos gemeine Vorteile zu schlagen gedenkt. Ein Unschuldiger wird des Mordes verdächtigt; der Mörder selbst verteidigt ihn vor Gericht. An dem außergewöhnlichen Stoff mochte Mauthner die feine psychologische Motivierung gereizt haben. Das war es nicht, was Herrn Türk zur Dramatisierung des dem Raskolnikow verwandten Romans lockte. Ihm war die rein äußerliche Spannung, waren die in Bühnenwirksamkeit zu übersetzenden gröberen Vorgänge das Wesentliche. Dabei konnte er sich nirgends frei machen vom Roman, konnte es so wenig, daß er romanhafter redet oder reden läßt, als der Roman selbst. Aber nicht nur der Autor braucht den Roman, auch — und das ist schlimmer — der Zuschauer braucht ihn; denn bei der Art, wie der Bearbeiter die Vorgänge verschleiert, die er erklären will, ist der Zuschauer zur Orientierung auf den als bekannt vorausgesetzten Roman angewiesen, wie ein Reisender in einer an sich nicht unschönen aber verregneten Landschaft auf sein Reisehandbuch. Die Hauptgestalten der seltsamen Handlung, die im Roman wie auf der Bühne, in allem, was sie voraussetzt, nie recht wird überzeugen können, sind bei der Umarbeitung verblaßt; einige Nebenfiguren nur haben frisches Theaterblut. Der freundliche Erfolg von Türks Arbeit ist zur Hälfte dem der Dramatisierung selbst ganz fernstehenden Fritz Mauthner anzurechnen. Mauthner ist so klug und vorsichtig, seinen als Erzähler und Satiriker wohlbegründeten Ruhm nicht durch Bühnenarbeiten von ungewisser Zukunft leichtsinnig zu gefährden; er ist Erzähler durch und durch und kommt nicht auf den gefährlichen Gedanken, was sich in einem Roman klug und behaglich motivieren und psychologisch vertiefen läßt, in die knappe, ganz bestimmten Regeln unterworfene Form des Dramas zu ergießen.

So vorsichtig ist Herr Fuchs-Talab nicht. Er findet einen hübschen, wenn auch nicht ungewöhnlichen Novellenstoff und macht ein Stück daraus, das erst „Schönheit“ hieß und nun als „Vicky“ dem Verfasser einen freundlichen Erfolg brachte. Vicky, eigentlich Viktor, ist der Sohn eines gelehrten Galeriedirektors in Wien, ein noch bartloser, allem Süßen zugeneigter, fröhlicher Kadett. Der Vater lebt ganz seinem Beruf; er ist kein junger Mann mehr und über den Herzensfrühling hinaus. Seine Frau, Vickys Mutter, ist schön, sehr schön. Alle Künstler sagen's ihr und, einer davon sagt's ihr so lange und mit so heißem Blicke, daß sie ihm diese Schönheit zum Opfer bringen muß. Der Mann kommt dahinter. Er tobt nicht, schießt nicht, verstößt nicht. Nach dem ersten gedämpften Schmerzensausbruch siegt die Weltvernunft in ihm. Die Ungetreue soll bleiben — Vickys wegen. Vicky soll in seiner Karrière nicht gefährdet, in seinem Glauben an die Mutter nicht erschüttert werden. Vicky erfährt dennoch: er glaubt nicht, braust auf und schlägt sich für die verlorene Ehre seiner Mutter. Schwer verwundet liegt der kleine tapfere Kerl darnieder. Damit er genese — so sagt der Arzt — müssen Vater und Mutter versöhnt erscheinen und nach kurzem Kampf reicht der betrogene Mann der bereuenden Frau über das Bett des einzigen Kindes die Hand zur Versöhnung. Aus sehr kleinen Andeutungen des Verfassers schuf Herr Bassermann als Galeriedirektor ein prächtiges Charakterbild. Aus den anderen Rollen ist nichts zu machen. Weder der geniale Maler und Vorführer, noch die unverstandene, bethörte Frau sind Charaktere. Sie handeln nur als Marionetten in der noch unsicheren Hand des nicht talentlosen Dichters. Was aber dem Verfasser besonders zum Vorwurf gemacht werden muß, ist: daß es ihm nicht gelungen ist auch nur in einer leisen Farbe das Milieu zu charakterisieren, das allein den oft geschilderten Vorgängen hätte Reiz verleihen können, und durch das gerade die wiener Schule zu wirken weiß.

Rudolf Presber.

Am Sonntag, dem 12. Februar, hat sich ein kleines Bühnen-Ereignis im Neuen Theater vollzogen. Der akademisch-litterarische Verein hat sich das Verdienst erworben, Maurice Maeterlincks symbolisches Drama „Pelleas und Melisande“ einem beifallsfrohen Hause vorzuführen. Die Befürchtung lag nahe, daß Maeterlincks in der Hauptsache auf Stimmungszauber beruhendes Drama sein Bestes im grellen Rampenlicht verlieren mußte, und daß es dann vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt wäre. Daß das Gegenteil der Fall war, daß Dichter wie Publikum die Probe bestanden, daß das Stück durchweg große Wirkung that, möchte auf zwei Ursachen zurückzuführen sein. Die erste liegt nicht im Stücke, sondern in der Darstellung. Man hat gesagt, Maeterlincks Figuren seien wie Schatten, die auf eine Wand geworfen sind; sie seien Schatten von Ereignissen, Gebärden und Worten und hätten nur indirekt eigenes Leben und Gefühl. Sie gingen aus der „Mutter Nacht“ hervor, um wieder in sie zurückzusinken, und würden, wie alle Schatten, nur durch Blut belebt. So haben auch diesmal die Darsteller gethan; sie haben den Schatten durch ihr „Theaterblut“ Leben gegeben, auf die Gefahr hin, das Schattenspiel zu vergröbern. Aber damit gerade haben sie die Wir-

kung auf unser Publikum erreicht. Ueberall, wo die zarte, schwebende Stimmungslyrik, der „ächte Maeterlinck, den Platz einnahm, versagte die Wirkung auf die Vielen. Ueberall, wo das Stück Gelegenheit zu „Auftritten", zu Explosionen von Leidenschaften, zum „Handeln" gab, wie jedes Theaterstück, war der Applaus stark. Maeterlinck war es eigentlich nicht mehr, was man zu sehen und zu hören bekam. Es war neben Fräulein von Mayburg, die noch am „maeterlinckischesten" spielte, vor allem Matkowsky, der das Stück bis zu Ende hielt und den eifersüchtigen Golaud noch packender spielte, als den Mohren von Venedig. Daß dieses möglich war, liegt allerdings zweitens daran, daß Pelleas von allen Stücken des Vlamländers („Aglavaine und Selysette" vielleicht ausgenommen) wohl am meisten realistisch ist. Man hat es als Maeterlincks Eigenart hingestellt, daß er nie individualisierte und charakterisierte, daß er keine Fabel hätte und keine „Intrigue" erfinden, keinen Knoten schürzen, keine Katastrophe motivieren könnte. Dies trifft für Pelleas nur in Hinsicht auf die Exposition und die geflissentliche Unterdrückung jedes spezifischen Zeit-Kolorites zu. Aber schon die Motivierung, warum Melisande sich unglücklich fühlt — die Burg Arkals „ist kalt und schaurig, und Alle, die darin wohnen, sind schon alt... und die Gegend mit all ihren Wäldern, ihren alten Forsten ohne Licht . . . Man sieht nie den Himmel" — ist nicht rein symbolisch zu nehmen. Vollends die erwachende Eifersucht Golauds, die beiden Brustwehr-Scenen, der furchtbare Auftritt zwischen Mann und Weib und die geschickte dramatische Kontrastierung — Pelleas entbrennt für die langen, goldenen Haare Melisandens und küßt sie; während Golaud sein Weib daran durchs Zimmer schleift — und last not least die großartige Sterbescene sind mit so vielen charakteristischen, dem Leben liebend abgelauschten Zügen ausgestattet, wie das beste Bühnenstück. Endlich hat es auch eine wirkliche Fabel, eine Handlung, die sich aus dem Mißverhältnis zwischen dem jungen liebebedürftigen Weib und dem ergrauenden Manne entwickelt. Es ist der typische, ewig menschliche Fall aus Heines Ballade:

„Es war ein alter König;
Sein Haupt war weiß, sein Haar war grau,
Der arme, alte König,
Der nahm eine junge Frau."

Fr. von Oppeln-Bronikowski.

München. Am 4. Februar wurde im hiesigen Schauspielhause Halbes „Lebenswende" in einer völlig neuen, indes nicht glücklichen Umarbeitung ohne Erfolg gegeben. Halbe hat sein Werk, das wir jetzt in dritter Bearbeitung kennen lernen, auf vier Akte reduziert, indem er das ganze Jahnke-Motiv fallen ließ und die Figur des Jahnke nur als Episodenfigur im dritten Akte beibehielt. Er hat sein Werk dadurch geschädigt; denn gerade die beiden letzten Akte waren — namentlich in der zweiten Bearbeitung des fünften Aktes — voller Poesie und feiner Charakterschilderung gewesen, während in den ersten Akten, die ziemlich unverändert geblieben sind, offenbar die Schwäche des Stückes lag, die hätte beseitigt werden müssen. Ich zweifle indessen, ob das an Einzelschönheiten so reiche Werk nicht auch noch dem Umstande seine kühle Aufnahme verdankt, daß der Hauptcharakter, Weyland, eine so eiskalte Natur, den Zuschauer nicht zu fesseln und zu interessieren vermag. Auch auf die mangelhafte Darstellung ist ein Teil des Mißerfolges zu schieben. Die Aufnahme der ersten Wiederholung war freundlicher. Im Druck wird diese Bearbeitung der „Lebenswende" nicht erscheinen.

Die litterarische Gesellschaft veranstaltete am 4. und 5. Februar zwei Aufführungen des „Meister Oelze" von Johannes Schlaf. Jeder litterarisch gebildete Mensch wird es der Leitung danken, daß sie — auf Kosten eines äußerlichen Erfolges — das Werk wenig gekürzt in seiner ganzen Eigenart vorführte. Starke Striche hätten selbst beim großen Publikum eine dramatische Wirkung möglich gemacht; sie hätten dem Dichter seine feinsten Nüancen zerstört, sie hätten das Wesen des Werkes, das tiefste Lebensgesetze heraufspiegelt, einfach verwischt: das Accentlose des trägen Stromes Leben, der unterirdisch grollt, das unbewußte fortwährende Sichwandeln der Charaktere unter dem Einfluß der Menschen, mit denen sie gerade zusammen sind (z. B. Pauline im Verkehr mit Meister Oelze, dem gegenüber sie sich nie verstellt, und im Verkehr mit den Andern!), ist in einer so grandiosen Weise dargestellt, daß man das Werk nicht dem überwundenen Naturalismus und seiner Zufallskunst allein zurechnen darf. Die Milieuschilderung, die Darstellung des unerbittlichen Seelenkampfes zwischen dem Mörder und seiner Peinigerin, der Hauptmann in den Schatten stellende Dialog, die klare Psychologie: all das ist naturalistisch. Das Wesen des Werkes ist aber tiefer, ist das, was dem reinen Naturalismus versagt ist, das wonach Hauptmann in der „Versunknen Glocke" so furchtbar vergebens rang, eine Weltanschauung. — Nach dem ersten Akte verhielt sich das Publikum kühl, nach dem zweiten war es stark gepackt, obwohl es schon begann, sich sichtbar mühsam aus dem Banne des Dichters loszuringen, was ihm im dritten Akte gelang — durch geistiges Wegsehen von dem Werke, das die liebe, selbstzufriedene Gemütlichkeit stark gefährdete. *Wilhelm von Scholz.*

Schwerin. Die schweriner Hofbühne, die sich vor den meisten anderen Hoftheatern durch eine litterarisch ernsthafte Leitung auszeichnet, machte kürzlich den historisch interessanten Versuch, Adolf Müllners Schicksalsdrama „Die Schuld" durch eine Aufführung neu zu beleben. Der Erfolg blieb allerdings, wie zu erwarten war, aus, doch ist es jedenfalls dankenswert, wenn einem modernen, gebildeten Publikum gelegentlich Stücke wieder lebendig vorgeführt werden, die dereinst für den herrschenden Geschmack typische Geltung hatten. — Ebenfalls litterarisches Interesse beanspruchte die Erstaufführung des vieraktigen Schauspiels „Die Richterin", zu dem der münchner Privatdozent Dr. Roman Woerner die bekannte Meisternovelle von Conrad Ferdinand Meyer dramatisiert hat. Trotz einer sehr sorgfältigen Inszenierung und vortrefflichen Darstellung kam ein stärkerer Eindruck nicht auf und es blieb bei einem Achtungserfolg. ××

Stuttgart. Am 28. Januar 1899 führte das hiesige Hoftheater zum erstenmale Sheridans bekanntes Lustspiel „Die Lästerschule" in einer Neubearbeitung vor, die von dem Oberregisseur Hans Meery herrührt. Dieser hat sich bemüht, das Original im Gegensatze zu den freieren älteren Verdeutschungen möglichst getreu wiederzugeben. Der interessante litterarhistorische Versuch wurde als solcher von Publikum und Kritik dankbar gewürdigt, ohne daß man von dem immerhin etwas veralteten Stück einen bleibenden Gewinn für den Spielplan erwarten darf. *R. Kr.*

Wien. „Unser Käthchen", ein vieraktiges Lustspiel von Theodor Herzl, das kurz vor seiner Aufführung am Burgtheater von der obersten Intendanzbehörde für diese Bühne verboten wurde, ist spannungsvoll erwartet am 1. Februar im Deutschen Volkstheater gegeben worden und hat nach zwei Seiten hin enttäuscht: die einen, die nicht fanden, warum das Stück verboten, die andern, die nicht wußten, warum es von unserer ersten Bühne angenommen wurde. Viel mag bei der sehr geteilten Aufnahme die politisch exklusive Stellung des Autors mitgespielt haben, deren Anhänger oder Gegner bei dieser wenig passenden Gelegenheit ihrer Ueberzeugung laut und heftig Ausdruck gaben, wodurch eine sogenannte „interessante Première" entstand. Das Lustspiel in „Unser Käthchen" ist nach einem Nachwort des Verfassers „die Wanderung eines Mannes durch seine eigene Zukunft. Nicht die Form eines Traumes, sondern die Form von Beispielen sollen ihm sein künftiges Erlebnis greifbar vor Augen führen." Der Privatier Hedinger hat in den ersten Jahren seiner aus Liebe geschlossenen Ehe nicht das erhoffte Glück gefunden. Seine Frau, launisch und zänkisch, bereitet ihm manche bittere Stunde.

Da tritt der „Dritte“, der Freund des Gatten in den Kreis. Von nun an ist die Frau wie ausgewechselt, liebevoll und freundlich zum Manne. Der Liebhaber scheidet bald und geht nach Australien, um nach Jahren als reicher Mann heimzukehren. Das Pfand ihrer Liebe ist eine Tochter. Zwanzig Jahre später setzt das Stück ein. Die ältere Tochter hat geheiratet, auch einen Mann der sie anbetet und vergöttert. Doch das Blut ihrer Mutter lebt in ihr und Unfriede und ewiger Streit läßt auch ihre Ehe nicht glücklich werden. Ueber die Schwachheit und Gutmütigkeit des Mannes erbittert, betrügt ihn seine Frau mit dem Hausfreund und nun kehrt auch das Glück und der Friede bei ihnen ein. In diesen Kreis tritt der Rechtsanwalt Möhring und obwohl er das Beispiel der Mutter und Schwester vor Augen sieht und, von allen Seiten zum Vertrauten und Beistand angerufen, es deutlich erkennt, wirbt er doch um die jüngste Tochter, das Käthchen, die das Ebenbild ihrer Mutter, ihm zweifellos das gleiche Schicksal bereiten wird. — Ein glücklicher und, wie mir scheint, neuer Lustspielgedanke, der im ganzen mit Geschick gesponnen wird, erleidet im einzelnen durch Banalität, schalen Witz und überflüssige Zuthat manche Einbuße. Farblos sind die Menschen des Stückes; gutmütige Ehemänner, ungezähmte, widerspenstige Gattinen, die ihre Männer betrügen, Hausfreunde, die der Frau, der Mutter und der Schwester zugleich den Hof machen, ideal-schwärmerische Rechtsanwälte mit trotz Nietzsche-Lektüre bürgerlich-sittlichen Grundsätzen, ferner der reiche Fremde aus Kalifornien oder Australien, sie gehören zum erprobten Personalbestand des deutschen Lustspiels. Leider lagen die wenigsten Rollen in den richtigen Händen und das mag den Witz und die Satire in vielem vergröbert haben. Nur Fräulein Retty, die die schwierige Aufgabe hatte, die Mutter und die Tochter (Käthchen) in einer Person darzustellen. entledigte sich ihrer Aufgabe in prächtiger Weise.

Viel schwächer ist ein Stück, das eine Woche vorher auf der gleichen Bühne gespielt wurde: Richard Nordmanns „Halbe Menschen“. Eine durchweg im Parodistischen steckenbleibende Satire, die ihre Spitze gegen die österreichische Adelsgesellschaft kehrt, mit mancher Anlehnung an die geistvolleren Bilder eines Torresani, Baronessen, die ihre Männer betrügen, Gatten, die ihren Frauen untreu sind, Heldinnen, die sich nach der großen Liebe, nach der Ergänzung ihres Ichs, der andern Hälfte sehnen, Großmütter, die den Verfall und die Schwäche des jungen Geschlechtes beklagen, kreuzbrave, philosophierende Leutnants, naseweise Kammerjungfern, heruntergekommene Adelige sind die Personen der Komödie, zwischen denen eine unsäglich dünne Handlung sich durch drei lange Akte mühsam fortspinnt. Nach der zweiten Aufführung hat die Verfasserin ihr Stück zurückgezogen, weil man „von einem Autor nicht verlangen könne, daß er mehr als einmal durchfalle“.

Anspruchsloser, aber mit weit mehr Kenntnis der Bühne und Technik ist „Coulissenzauber“ von Ernst Gettke und Alexander Engel geschrieben, das am 1. Februar am Raimund-Theater eine äußerst beifällige Aufnahme fand. Das „Schauspiel im Schauspiel“, seit Shaksperes Tagen ein dankbares Motiv der Komödie wie des Dramas wird hier mit kecken Strichen gezeichnet. Die Handlung geht völlig verloren zwischen den bunten und wechselnden Bildern aus der heiteren Welt des Scheines. Wie es während einer Vorstellung hinter den Coulissen aussieht, wird uns gezeigt; Statisten, Theaterarbeiter, Feuerwehrmänner und Garderobièren bevölkern die Bühne, Volksgemurmel, Blitz und Donner wird erzeugt, der Wind pfeift, ein Brand entsteht, der zitternde Dichter irrt durch die Coulissen, Theater-Agenten und Regisseure kommen und gehen, Kontrakte für die Saison und fürs Herz werden geschlossen, der unvermeidliche Graf, der Verehrer der Diva taucht überall auf, und so rauscht die bunte Kehrseite der Bühne und ihres Zaubers an uns vorbei. Aus den hungernden Schauspielern des ersten Aktes sind im dritten Direktoren und reiche Männer, aus dem zerlumpten Komödiantenkinde, dem verkannten Talent, ist eine vielumworbene Gräfin, aus dem Künstler und hoffnungsvollen Komponisten ein armer Klavierspieler geworden. So fehlt dem Lustspiel nicht der tiefere Sinn, jener tragische Zug, der es noch mit in die Reihe litterarischer Stücke stellt.

Arthur L. Jellinek.

Die Witwe Ferdinands Freiligrath, Frau Ida Freiligrath, geb. Melos, ist am 6. Februar zu London im Alter von 82 Jahren gestorben. Sie war ebenfalls litterarisch thätig, insbesondere auf dem Gebiete der Uebersetzung englischer Dichtungen, einer speziellen Domäne der Familie Freiligrath, auf dem sich außer dem Dichter und seiner Gattin auch seine in Baden-Baden ansässige Schwester Gisberte und seine älteste Tochter, Frau Kaethe Freiligrath-Kroeker, die gleichfalls in London lebt, sehr verdient gemacht haben.

* *

Ein einstiger Liebling der deutschen Leserwelt, zumal der weiblichen, ist in dem Oberstabsarzt a. D. Carl Lange am 20. Februar in Potsdam verschieden. Unter dem Namen Philipp Galen hat er sich durch zahlreiche Romane, von denen „Der Irre von St. James“ und „Jane, die Jüdin“ wohl die erfolgreichsten waren, bei der letzten und vorletzten Generation bekannt gemacht. Er war 1813 in Potsdam geboren und hat seinen Ruhm um rund ein Vierteljahrhundert überlebt.

* *

Wilhelm Jordan war bei der Feier seines 80. Geburtstages der Gegenstand mannigfacher Ehrungen. Neben zahlreichen schriftlichen und telegraphischen Glückwünschen — unter diesen befand sich auch der des Großherzogs von Baden — und Adressen aller Art erhielt er den roten Adlerorden 3. Klasse nnd von seinen Verehrern eine Ehrengabe von 40000 Mark, die eine Volksausgabe der „Nibelunge“ ermöglichen soll. Der prager Schriftstellerverein „Concordia“ ernannte ihn zu seinem Ehrenmitglied und der frankfurter Magistrat beschloß, die Marmorbüste des Dichters in der städtischen Bibliothek aufzustellen.

* *

Als im vorigen Jahre zum fünften Stiftungsfeste der Litterarischen Gesellschaft zu Köln diese ihrem Vorsitzenden, Hofrat Dr. Johannes Fastenrath, einen silbernen Ehrenpokal überreichte, stiftete der so Geehrte zum Danke ein Kapital von 10000 Mk., deren Zinsen von 400 Mk. jährlich zur Prämiierung guter poetischer und litterarischer Leistungen verwandt werden sollen, und zwar soll dies in der Form geschehen, wie es in früheren Jahrhunderten in Toulouse gehalten wurde, und wie es heute noch in Barcelona geschieht: in der Form der sogenannten Blumenspiele. Die Blumenspiele führen, wie es in der „Köln. Ztg.“ heißt, ihre Entstehung zu Toulouse bis ins vierzehnte Jahrhundert zurück. Sieben Bürger entboten 1323 in einem poetischen Einladungsbrief alle Freunde der „fröhlichen Kunst oder Wissenschaft“ auf den 1. Mai 1324 zu einem poetischen Wettstreite nach Toulouse, bei dem der Sieger mit einem goldenen Veilchen belohnt wurde. Seitdem hielt sich die Sitte, wenn auch teilweise unter veränderten Formen, Jahrhunderte lang und nach ihrem Muster hat auch Fastenrath, der treffliche Kenner spanischer Sitte und spanischen Lebens, seine Stiftung gestaltet. Die kölner Blumenspiele bezwecken die Förderung der Poesie, des Humors und der Novellette unter den Dichtern und Schriftstellern Rheinlands und Westfalens. Ihr Wahlspruch soll sein: Vaterland, Glaube, Liebe. Die jährliche Preisverteilung soll mit einer Festlichkeit verbunden werden, und zwar soll das Fest der Blumenspiele am ersten Sonntag im Mai stattfinden. Die Sieger empfangen aus den Händen der Dame, die zur Königin des Festes ernannt worden ist und die auf blumengeschmücktem Throne sitzt, ihren Preis. Die Preisbewerber müssen im Rheinland oder in Westfalen geboren sein oder in einer der Provinzen ihren ständigen Aufenthalt haben. Die Preise sind ordentliche und außerordentliche. Zu

den ersteren gehört die goldene Kornblume im Werte von 100 Mk., die für das beste Vaterlandsgedicht bestimmt ist. Dem Dichter des besten religiösen Gedichtes ist ein goldenes Veilchen im Werte von 100 Mk. gewidmet. Der beste „Troubadour", d. h. wer das beste Liebesgedicht verfaßt, erhält lebende Blumen mit gestickter Schleife und damit das Recht, die Königin des Festes zu ernennen, der er die Blume samt Schleife überreicht. Weitere zwei Preise, eine goldene wilde Rose und eine goldene Rebenblüte im Werte von je 100 Mk., erhalten die Verfasser der besten Novellette und der besten Humoreske in Prosa oder Vers. Keine dieser Arbeiten darf dreitausend Worte übersteigen. Außerordentliche Preise sind diejenigen, die von Vereinen oder Privatpersonen außer den genannten ordentlichen Preisen gestiftet werden. Das erste Blumenspiel in Köln findet am Sonntag, 7. Mai 1899, um 12 Uhr mittags statt, wobei die preisgekrönten Arbeiten vor geladenem Publikum vorgelesen werden sollen. Die Bewerber haben ihre Arbeiten bis spätestens 15. März an Hofrat Dr. Johannes Fastenrath, Köln, Christophstr. 12, einzusenden. Die Arbeiten dürfen nicht eigenhändig geschrieben sein und müssen ein Motto tragen, das auch auf dem beigefügten geschlossenen Kuvert (das den Namen des Verfassers birgt) stehen muß.

* *

Auf das Preisausschreiben für ein Centrumslied, das die „Köln. Volksztg." am 31. October v. J. erlassen hatte, sind über 1000 Einsendungen eingegangen. Zur Bewerbung zugelassen waren nur Mitglieder der Centrumspartei. Der ausgesetzte Preis von 500 Mark wurde auf zwei Lieder verteilt: Verfasser des einen ist Oberlehrer Dr. Kummer in Schalke i. W., der des anderen Volksschullehrer Brücker in Krefeld. Die preisgekrönten und die neun nächstbesten Lieder sind in der „K. Vztg." Nr. 150 zum Abdruck gelangt.

* *

Karl Immermann soll in Düsseldorf ein Standbild erhalten. Man plant ein Doppeldenkmal für ihn und Felix Mendelssohn, um dem gemeinschaftlichen Wirken der beiden Männer am dortigen Stadttheater gerecht zu werden. In zwei Nischen beiderseits des Hauptportals sollen die lebensgroßen Bronzedenkmäler der beiden Künstler ihren Platz finden. Die Ausführung wurde Prof. Clemens Buscher übertragen.

* *

Eine neue dreiaktige Charakterkomödie von Otto Erich Hartleben, betitelt „Ein wahrhaft guter Mensch", erscheint in kurzem im Bühnen-Verlag von Eduard Bloch in Berlin.

* *

Johannes Schlafs neues vieraktiges Drama „Die Feindlichen" erscheint zu Ostern im Verlag von J. C. C. Bruns in Minden, gleichzeitig mit einer neuen Gedichtsammlung „Helldunkel."

* *

Als Festschrift zu Spielhagens 70. Geburtstag erscheint in diesen Tagen ein „Spielhagen-Album" (Leipzig, L. Staackmann), zu dem 122 deutsche Schriftsteller und Gelehrte Beiträge gesteuert haben. Von größeren Aufsätzen enthält das Buch u. a.: Erich Schmidt, Beitrag zur Goethe-Philologie; Professor G. Schmoller, soziale und politische Probleme in der Hand des Dichters und des Gelehrten; Ernst Eckstein, zur Kritik der problematischen Naturen; Karl Vollrath, Sozialer Roman und soziale Frage; Prof. R. M. Werner, Hebbel als Bearbeiter Spielhagens. Der Band ist in Groß-Oktav und Pergament-Umschlag gehalten, mit 10 Kunstbeilagen von Menzel, Knaus, Werner, Meyerheim u. a. ausgestattet und wird etwa 5—6 Mark kosten.

* *

Der vierte und letzte Band der „Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte" von Michael Bernays, die Georg Witkowski aus dem Nachlasse herausgiebt, erscheint binnen kurzem in B. Behrs Verlag (E. Bock), Berlin. Er enthält: Zum deutschen Drama und Theater. — Zur neuesten Litteratur. — Zur Lehre von den Citaten und Noten. — Ungedrucktes. (Preis brosch. M. 9.—, geb. 10.—.)

* *

Staatsrat F. Sintenis in Dorpat hat eine kleine Schrift „Die Pseudonyme der neueren deutschen Litteratur" ausgearbeitet, die im Verlage der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg demnächst erscheint.

* *

Zu den zahlreichen litterarischen Erscheinungen, die durch die bevorstehende Jahrhundertwende hervorgerufen worden sind, gesellt sich eine neue große Darstellung: „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" von Houston Stewart Chamberlain, dem in Wien lebenden bekannten Verfasser einer glänzend ausgestatteten Richard Wagner-Biographie. Das auf zwei starke Bände berechnete Werk erscheint in 3 Lieferungen zu je 6 Mark im Verlage von F. Bruckmann, A.-G. in München und wird bis zum Herbst fertig vorliegen.

* *

Ein Ereignis in der englischen litterarischen Welt ist das Erscheinen des tausendsten Heftes (Februar) von „Blackwood's Edinburgh Magazine". Diese Monatschrift kann somit auf ein Dasein von mehr als achzig Jahren zurückblicken und hat in diesem Zeitraum keine kleine Rolle in der englischen und besonders der schottischen Litteraturgeschichte gespielt. Es wird gerühmt, und nicht ohne Recht, daß keine Zeitschrift so viel zu dem Bestand der Nationallitteratur beigetragen hat als „Blackwood's". In der ersten Zeit war sie der Tummelplatz des geistvollen Kreises von jungen Schöngeistern, die sich in Edinburg im Gefolge des großen „Sir Walter" befanden; Lockhart, Wilson und andere damalige Berühmtheiten waren ständige Mitarbeiter. In derselben Zeitschrift ist ein paar Jahrzehnte später George Eliot mit ihren „Scenes of Clerical Life" zum ersten Male als Dichterin aufgetreten; und noch in die Gegenwart hinein bleibt „Maga" — wie ihr Titel in der ersten Zeit liebevoll verkürzt wurde — die ansehnlichste englische belletristische Zeitschrift. In Deutschland kennt man zur Genüge die großen englischen kritischen Revuen, die „Fortnightly", die „Contemporary" u. s. w.: die rein belletristischen finden jedoch weniger Beachtung, als sie eigentlich verdienen. Und unter diesen giebt es keines, das den Geschmack gebildeter Kreise in England so treu wiederspiegelt, als „Blackwood's Magazine". Das Februar-Heft ist zu Ehren des Tausendmonatsjubiläums von doppeltem Umfang und enthält Beiträge von einigen der namhaftesten englischen Schriftsteller der Gegenwart.

J. C. R.

Notizen.

Ein Roman von Hermann Sudermann. Wenn man Litteraturkalendern und ähnlichen Nachschlagewerken glauben soll, hätte die schriftstellerische Produktion von Hermann Sudermann erst 1886 mit dem Novellenbande „Im Zwielicht" eingesetzt, als der Dichter schon nahezu dreißig Jahre zählte. Künftigen Litteraturausgräbern mag es aber vertraulich verraten sein, daß es auch sudermannische Werke giebt, von denen kein Brockhaus und kein Kürschner kündet. In den Jahrgängen 1881 und 1882 von „Das Deutsche Reichsblatt" würden sie allerhand lyrische Jugendsünden des „Johannes"-Dichters aufstöbern können, und bei einer Fortsetzung der Schnitzeljagd dürften sie auch an ganzen Romanen und Novellen Ausbeute machen, die ihr Erzeuger später schnöde verleugnet hat, als der Erfolg sich an seine Sohlen heftete. Einer dieser „prähistorischen" Romane liegt uns

in Gestalt eines amerikanischen Nachdrucks vor, der 1890 in einer „Auswahl der interessantesten Romane“ zu Philadelphia erschienen ist. Das Opus trägt den verheißungsvollen Titel „Der Günstling der Präsidentin“ und erfüllt alle billigen Anforderungen, die an einen aufregenden Wochenblattroman gestellt werden können. Er spielt zu Anfang der fünfziger Jahre in einer kleinen deutschen Universitätsstadt und ist die selbsterzählte Geschichte eines jungen Assessors, der wider Willen in ein Netz von Kabalen und Zufällen gerät, weil er mit dem politisch hochverdächtigen Privatdozenten Dr. Raff befreundet ist. Sein neu ernannter Chef, der Präsident von Neuenahr, besitzt außer einem geradezu niederträchtigen Charakter eine wunderschöne Frau, die als Mädchen Dr. Raffs Verlobte gewesen, ihm aber untreu geworden war, weil sie mit dem Preis ihrer Hand das Leben ihres des Hochverrats beschuldigten Vaters hatte retten müssen. Als sich nun nach Jahren die einstigen Verlobten wiedersehen, wird der unglückliche, überdies schon verlobte Assessor die Mittelsperson zwischen Beiden und muß es dulden, daß er selbst dabei den Leuten gegenüber für den „Günstling der Präsidentin“ gilt. Der Präsident, ein reaktionäres Scheusal mit Eichenlaub, bewacht seine schöne Gattin mit Argusaugen, hat überall seine Werkzeuge und Spione, führt ein Schreckensregiment über die zitternde Beamtenschaft und insgeheim einen sittenlosen Lebenswandel. Er verfügt über eine „fahle, gleißnerische Larve“ und lächelt entweder hohnvoll mit schmalen Lippen oder betrachtet seine „weiße, verzärtelte Hand“, mit der er aber gelegentlich seiner bedauernswerten Gemahlin ganz gehörige Striemen schlägt oder ihr einen Knebel in den Mund stopft. Er wird schließlich verdientermaßen in seinen eigenen Schlingen gefangen, muß zähneknirschend sein Opfer freigeben und fällt — auf der vorletzten Seite — im Duell. Die treue Liebe siegt, und der arme Fant oder richtiger Elefant von Assessor, dem überdies die schwere Aufgabe zufällt, diese ganze bewegliche Geschichte nachher noch niederzuschreiben, darf mit seiner eigenen Helene endlich ebenfalls glücklich werden. — Wenn nicht der Name Hermann Sudermann fett und groß auf dem Titelblatt des Buches stünde, würde man freilich zwischen dem Günstling der Präsidentin und dem Günstling unseres heutigen Theaterpublikums keine noch so entfernten Bande der Verwandtschaft vermuten. Nur die Flottigkeit des Dialogs und die Geschicklichkeit in der Schaffung kritisch zugespitzter Situationen lassen den künftigen Dramatiker von Geblüt erkennen; in der Darstellung grassiert noch der staubigste Intelligenzblattstil. Indessen, der Verfasser hat sein vergessenes Opus zeitig aus seiner litterarischen Vergangenheit ausgelöscht, und diese Verfügung muß man billigerweise respektieren. Manchem aber, der heute noch vergeblich strebend sich bemüht, die Seifenblase des Erfolgs zu haschen, mögen solche kleine Reminiscenzen den Trost bereiten, daß noch kein Meister vom Himmel gefallen ist: — et hoc meminisse iuvabit!



Abgeschlossen am 15. Februar.

a) Romane und Novellen.

Arnefeldt, F. Schuldig. Erzählung. Berlin, Alb. Goldschmidt. M. 1,— (1,50).
Beerel, M. Ralph Engelhardt. Novelle. Breslau, Schles. Buchdr. M. 0,75 (1,—).
Boy-Ed, J. Masken. Roman. Berlin, A. Goldschmidt. M. 0,50 (0,75).
Bunzendahl, E. B. Ins neue Gleis. Bilder und Stimmungen. Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 1,—.
Doering, K. v. Der „eitle“ Wacknitz. Roman. Berlin, Hugo Bermühler. M. 3,—.
Falke, Baronesse (A. v. Falstein). Die Werdenden, Erzählung. Dresden, Heinr. Minden. M. 3,— (4.—).
Gersdorff, A. v. Eine „sonderbare“ Person! — Repräsentantin der Hausfrau. 2 Erzählungen. Berlin, A. Goldschmidt. M. 1,— (1,50).
Goslinski, H. Familie Muhlicke u. andere Humoresken. Berlin, A. Weichert. M. 0,20.
Gutfeldt, J. „Zirp, zirp“. Waldmärchen Bromberg, Erich Hecht. M. 2,— (3,—).
Heim, E. Falscher Stolz. Roman. 2 Tle. (Kollektion Seitz und Schauer). München, Seitz und Schauer. M. 2,—.
Höcker, P. O. Argusaugen. Roman. (Kürschners Bücherschatz Nr. 124.) Berlin, Herm. Hilger. M. 0,20.
Jensen, W. Iris und Genziane. Breslau, Schles. Buchdr. M. 0,75 (1,—).
Klopfer, C. E. Das Geheimnis von Birkenried. Roman in 2 Bdn. Mannheim, J. Bensheimer. M. 6,— (8,—).
Krickeberg, E. Dahinten in Polen. Roman. Berlin, Otto Janke. M. 4,—.
Meßner, J. Handwerksburschen. Bilder aus dem Volksleben. Wien, C. Daberkow. M. 0,60.
Müller-Mann, G. Minne- und Malerfahrten. 10. Erzählungen aus dem Leben. Dresden, E. Pierson. M. 2,—.
Nicolai, K. E. Aus großer Zeit. Erlebtes und Erdachtes. Dresden, E. Pierson. M. 2,—.
Pantenius, Th. H. Die von Kelles. (Ges. Romane, 5. u. 6. Bd.). Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Geb. in Kaliko M. 8,—.
Popper, W. Sonderlinge. Novelletten. Dresden, E. Pierson. M. 3,—.
Ramberg, Gerhard. Nachklang. Skizzen. Illustr. v. A. F. Seligmann. Leipzig, Arwed Strauch.
Reclams Universal-Bibliothek. 3911/13. Stifter, A.: Der Hochwald. — Bergkristall. Brigitta. — Abdias. — 3914. Wichert, E.: Die glückliche Insel. Puppenspiel. — 3917. Arensen, A.: Oberst Velares u. drei andere Erzählungen. (89 S.) — 3918. Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Litteratur. 6. Bd. Zipper, A.: Goethes Hermann und Dorothea. (56 S.) 3921—3924. Stevenson, R. L. und L. Osbourne: Schiffbruch. Roman. Bearbeitung von B. Katscher (403 S.) Geb. M. 1,20. — 3928/30. Birch-Pfeiffer, Ch.: Die Waise aus Lowood. — Die Grille. Dorf und Stadt.
Schwarz, A. Drag'knuppen. Gedichten un Geschichten in plattdütsche Sprak. Kiel, Rob. Cordes. Geb. in Leinw. M. 3,—.
Stifter, A. Ausgewählte Werke. Mit biogr. Einl. v. R. Kleinecke. 4 Bde. Leipzig, Philipp Reclam jun. M. 3,—; in 2 Leinw.-Bdn. M. 4.—.
Szabó-Rogáll, J. v. Die Flachsblume. Erzählg. Wien, C. Daberkow. M. 0,20.

Berlepsch, L. Freifrau v. Wessen Schuld? Roman n. d. amerik. Originale der Mary Grace Halpine frei bearb. Regensburg, J. Habbel. Geb. in Leinw. M. 1,50.
Berlepsch, L. Freifrau v. Des Verbrechens letzte Sühne, Roman, d. amerik. Orig. der Mrs. Meta Victoria Victor nacherz. Regensburg, J. Habbel. Geb. M. 150.
Cameron, Mrs. L. Ein schwaches Weib. 2 Bde. (Kollektion Hartleben.) Wien, A. Hartleben. Geb. in Leinw. M. 1,50.
Clarétie, J. Das Auge des Toten. (L'accusateur.) Pariser Roman. Aus dem Franz. v. L. F. Leipnik. Stuttgart, J. Engelhorn. M. 0,50 (0,75).
Lermina, Jules. Cyrano de Bergerac. Histor. Roman. Einzige autor. Uebersetzg. von Wilh. Thal. Berlin, Hugo Steinitz.
Maupassant, G. de. Der Kirchhof Montmartre. — Auf dem Wasser. — Das Haus Tellier. — Das Ziehkind u. anderes. — Gedanken des Oberst Laporte u. anderes. Deutsch von H. Frhr. v. Schorlemer.

(Kollektion „Brillant“, 5.—7. Bd. Leipzig, C. F. Tiefenbach. Preis f. d. Band. M. 1,— (2,—).

Maupassant, G. de. Das Haus der Frau Tellier. — Der Horla. — Nutzlose Schönheit. — Miß Harriet. Deutsch v. M. Schönau. (Gesammelte Werke Bd. 1.) — Herr Parent. — Schnepfengeschichten. — Toni. — Frl. Fifi. (Bd. 2.) Berlin, Freund u. Jeckel. à M. 4,—.

Mulholland, R. Die wilden Vögel von Killeevy. Novelle. Aus d. Engl. v. C. Commer. (Roman- und Novellen-Schatz, 1. Jahrg., 2. Bd.) München, Rud. Abt. M. 0,50 (0,75).

Rodziewicz, M. Anima vilis. Roman. Aus dem Poln. v. A. Brandt. (Kürschners Bücherschatz Nr. 125.) Berlin, Herm. Hillger. M. 0,20.

b) Lyrisches und Episches.

Hango, Hermann. Asche! Neue Gedichte. Wien, A. Hartleben. M. 2,—.

Mirius, Die aktive Torpedoboots-Division. Fröhliche Marineverse. Mit Bildern v. Böse. Wilhelmshaven, Gebr. Ladewig.

Pröll, K. Nachfolge Bismarcks. Deutsch-österreichische Zeitgedichte. Dresden, Oscar Damm. M. 0,80.

Rieß, A. Thaulilien. Gedichte. Hrsg. v. K. Schrattenthal. Preßburg, Selbstverlag. M. 1,20.

Rüdiger, M. An Gottes Hand. Ein Wandergruß. Mit Ill. v. W. Bode. Schwerin, Fr. Bahn. Geb. in Leinw. M. 2,—.

Trosse, E. Was die Ahr rauscht. Gedichte. Mit photogr. Ansichten aus dem Ahrthale. Neuenahr, Selbstverl. Geb. in Leinw. m. Silberschnitt M. 6,—.

c) Dramatisches.

Jaenicke, K. Die Falkenburg. Lustspiel. Breslau, Schles. Buchdr. M. 0,75 (1,—).

Meyerhof-Hildeck, L. Abendsturm. Schauspiel. Frankfurt a. M., Karl Scheller. M. 1,—.

Mottek, A. Israels Sendung. Ein Festspiel. Schneidemühl, Ad. Mottek. M. 0,80 (1,25).

Ritter, E. E. Frau Marie. Bürgerl. Trauerspiel. Hannover, Ad. Sponholtz. M. 2,—.

Wildenbruch, E. v. Gewitternacht. Tragödie. Berlin, Freund & Jeckel. M. 2.- .

d) Litteraturwissenschaft.

Borcherding, G. Der Heidedichter August Freudenthal. Eine litterar. Charakterskizze. Bremen, Rühle & Schlenker. M. 0,50.

Fath, Dr. J. Wegweiser zur deutschen Litteraturgesch. 1. Teil: Die älteste Zeit bis zum 11. Jh. Würzburg, Stahelsche Verl.-Anst.

Hoffmann, N. Th. M. Dostojewsky. Eine biogr. Studie. Mit einem Bildnis. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 7,— (8,25).

Koppel, R. Verbesserungsvorschläge zu den Erläuterungen und der Textlesung des „Lear“. 2. Reihe der Shakspere-Studien. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2,— (3,—).

Meyerfeldt, Max. Robert Burns. Studien zu seiner dichterischen Entwickelung. Berlin, Mayer & Müller. M. 3,—.

Semmler, Ch. Shaksperes „Wie es euch gefällt“ und die Weltbetrachtung des Dichters. Dresden, Kunstdruckerei „Union“ Herzog & Schwinge. M. 0,60.

Voß, C. Joh. Meyer u. s. Bedeutg. als deutscher Volksdichter. Kiel, H. Eckardt. M. 0,40.

Walther, K. Die Wallenstein-Trilogie. Zur Centenarfeier der erstm. Auff. in Weimar. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. M. 0,40.

e) Verschiedenes.

Bleibtreu, C. Paris 1870—1871. Illustriert von Ch. Speyer. Stuttgart, Karl Krabbe. M. 2,—, geb. in Leinw. M. 3,—.

Freudenthal, F. Von Stade bis Gravelotte. Erinnerungen eines Artilleristen. Bremen, Carl Schünemann. M. 2,— (3,—).

Grasberger, H. Sieben Kaiserlegenden. Leipzig, G. H. Meyer. M. 0,50.

Gleichen-Rußwurm, A., Frh. v. Vom Einfluß der Frauen. Erinnerungen und Hoffnungen. Vortrag. Wien, Carl Konegen. M. 1,—.

Huppert, Dr. Philipp. Oeffentl. Lesehallen. Köln, J. P. Bachem. M. 1.—

Kohut, Dr. Adolph. Bismarck als Mensch. Berlin, F. v. Schimmelpfennig. M. 1,50 (2,50).

Leppmann, F. Mensch und Dichter. Berlin, Joh. Sassenbach. M. 1,—.

Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Scheffelbundes f. 1898. Geleitet von O. Pach. Leipzig, G. H. Meyer. M. 3,— (4,—).

Sell, S. Ch. v. Der Wanderer. Schwerin, Stillersche Hofbuchh. M. 1,—.

Schneidewin, M. Ein neues Nationallied für „Deutschland, Deutschland über alles.“ Die Mängel des alten. Der Typus e. neuen. Hameln, Th. Fuendeling. M. 0,50.

Schwann, Mathieu. Sophia. Sprossen zu einer Philosophie des Lebens. Leipzig, C. G. Naumann.

Zuschriften.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Da vonseiten vieler Verlagsbuchhandlungen Ankündigungen erschienen sind, wonach sie eine vollständige Uebersetzung des neuen Romans von Leo Tolstoi „Auferstehung“ herausgeben werden und zwar in der Folge, wie dieser Roman in der russischen Wochenschrift „Niwa“ erscheint, so halte ich es für meine Pflicht, alle diejenigen, die sich für das neue Werk Tolstois interessieren, zu warnen, indem ich sie benachrichtige, daß in der „Niwa“, wegen der in Rußland bestehenden Zensurverhältnisse, dieser Roman in wesentlich verkürzter Form mit bedeutenden Abänderungen gegenüber dem Originaltexte erscheinen wird. Ganze Abschnitte werden weggelassen und auch in dem, was gedruckt wird, wird vieles gekürzt werden. Aus diesem Grunde wird keine dieser Uebersetzungen dem Original auch nur annähernd vollständig entsprechen.

Das einzige vollständige Manuskript des Romans „Auferstehung“, das zur Herausgabe im Auslande bestimmt ist, wurde vom Verfasser mir zur Verfügung gestellt, zu dem Zweck, es denjenigen Verlegern oder Redakteuren, mit denen meine Vertrauenspersonen oder ich persönlich Verträge abschließen, zu ermöglichen, das Werk parallel mit der „Niwa“, aber in seiner vollen originalen Gestalt erscheinen zu lassen. Die für die Ueberlassung des Abdrucksrechts dieser ersten vollständigen Ausgabe seines Romans eingehende Summe hat Tolstoi, wie von ihm öffentlich erklärt wurde, für die nach Kanada übersiedelnden Duchoborzen bestimmt. Das Recht der Uebersetzung des Romans ins Deutsche ist übertragen worden an: Ilse Frapan und Wadim Tronin, Zürich V, Ringstr. 9; ins Französische an: Mr. de Wyzewa, Hôtel du Parc, Mentone, Frankreich.

Wladimir Tschertkow,
Pierleigh, Maldon (Essex), England

Antworten.

Herrn P. Hg. in Tübingen. Die Dame ist Fräulein und eine Schwester des in engeren Kreisen bekannten Lyrikers gleichen Namens. Sie wohnt in Augsburg.

Herrn J.-B. G. in Colmar. Der unter dem Pseudonym Mars bekannte Zeichner ist kein Pariser, lebt aber schon seit 1872 in der französischen Hauptstadt. Er ist 1849 in Verviers an der belgischen Grenze geboren und heißt mit seinem richtigen Namen Maurice Beauvoisin.

Herrn Otto H. in P. Eine Besprechung der Gedichte von W. G. liegt uns schon seit längerem vor und wird in einem der nächsten Hefte erscheinen.

Herrn Georg E. in London. Wir verweisen Sie auf das monatlich erscheinende, an Interessenten kostenlos verschickte „Book Circular“ der dortigen Firma Williams & Norgate, (14, Henrietta-Street, Covent Garden), in dem Sie alle wichtigen deutschen und französischen Neuheiten aus den meisten Wissensgebieten angezeigt finden, auch die künftig erscheinenden.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 15/16.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26 — Telephon: II, 2573.
Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 12
vom
15. März 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Inhalts-Tafel.

Spalte

Franziskus Hähnel: Oeffentliche Lesehallen . . . 735
Ernst Gystrow: Max Kretzer 738
Hart Hildebrandt: Schwedische Litteratur 744
Emil Peschel: Eine Arndt-Biographie 751
Josef Ettlinger: Die Alten und die Jungen . . . 752
Heinrich Brömse: Eine neue Poetik 753
Richard Mahrenholtz: Vom französischen Theater . 754
W. Fred: Physiologie und Dichtung 755
Echo der Zeitungen:
Deutschland 757
Oesterreich-Ungarn 760
Echo der Zeitschriften:
Deutsches Reich 762
Oesterreich 770
England 772
Italien 774
Norwegen 775
Dänemark 777
Rußland 777
Polen 779
Besprechungen von Gustav Zieler, Fritz Carsten, M. Kossak, Eugen Reichel, A. v. d. Linden, W. Bolza, E. Breuning, Albert Geiger, Hans Benzmann, K. Schrattenthal, M. Walter 780
Bühnenchronik:
Berlin 786
Brüssel 789
Krakau 789
München 789
Wien 790
Nachrichten 791
Der Büchermarkt 793
Mitteilungen 796
Antworten 796

Hierzu die Porträts von:
Max Kretzer und A. Strindberg, sowie eine Abbildung des Stifter-Denkmals im Böhmerwald.



Oeffentliche Lesehallen.

Von **Franziskus Hähnel** (Bremen).

(Nachdruck verboten.)

Wer einmal einen Einblick in die public libraries Englands mit ihren meist recht traulichen reading rooms und den damit in engster Verbindung stehenden lending libraries gethan und beobachtet hat, in welch erfreulichem Maße diese öffentlichen Lesehallen vom Publikum benutzt werden, wer ferner dabei erwägt, daß es dort die Gemeinden zum großen Teil als ihre ernste Pflicht ansehen, solche Anstalten zu gründen und zweckentsprechend auszugestalten, der wird eines gewissen Gefühls der Wehmut sich nicht erwehren können, wenn er an die zarten Anfänge denkt, über die man in dieser Beziehung in Deutschland trotz der rühmenswerten, umfangreichen Thätigkeit der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung", trotz der Bemühungen der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" und einiger kleinerer Vereinigungen noch nicht hinausgekommen ist.

Gewiß hat der Universitätsbibliothekar Dr. Ernst Schultze-Bonn Recht, wenn er die Gründe für die Notwendigkeit der Erweiterung und Vertiefung der Volksbildung in folgenden Worten giebt: „Erstens hat ein jedes Mitglied unseres Staates ein Recht auf Bildung, und es wäre ein schweres Unrecht, wollte man es verhindern, sich an seinem Teile einen Einblick in die Wissenschaft zu verschaffen, die doch auf Kosten der Gesamtheit gepflegt wird; zweitens aber zieht die Gesamtheit den größten Vorteil daraus, wenn ihre einzelnen Glieder nicht nur über die elementaren Kenntnisse des Lesens und Schreibens verfügen, sondern auch etwas von unseren großen Dichtern gelesen haben, wenn sie einiges Interesse an der Tier- und Pflanzenwelt, den Naturerscheinungen des Himmels und der Erde nehmen und wenn sie die Geschichte ihres Vaterlandes und der übrigen Völker wenigstens in großen Zügen kennen — mit einem Worte, wenn sie die ihnen durch die Volksschule vermittelten Kenntnisse nicht vergessen, sondern noch mehr dazu erworben haben."

Aber so erfreulich es ist, daß in der Gegenwart diesen allgemeinen Bildungsbestrebungen von vielen Seiten Rechnung zu tragen versucht wird, daß man selbst der kleinsten Dorfgemeinde eine Volks-

bibliothek sich zu schaffen ermöglicht, so beklagenswert ist es, daß gerade die Bedeutung der öffentlichen Lesehallen als notwendige Ergänzung der Volksbibliothek nicht immer klar erkannt und gewürdigt wird. In der Verbindung mit einander würde die Benutzung der letzteren einen weit höheren Grad annehmen, als es sonst der Fall ist. Interessant ist in dieser Beziehung eine Stelle aus dem ersten Jahresberichte der öffentlichen Lesehalle in Königsberg, die von der dortigen Abteilung der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" gegründet, mit einer bestehenden Volksbibliothek in Verbindung gestellt wurde. Es heißt in dem Berichte über die Benutzung der mit 65 allgemeinen, unterhaltenden und belehrenden Zeitschriften, 22 Fachblättern und 30 politischen Zeitschriften ausgestatteten Lesehalle u. a.: „Für den winterlichen Sonntagsbesuch erwies sich das Lokal als durchaus unzureichend, vielfach waren auch an Wochentagen sämtliche Plätze besetzt. Von der Möglichkeit, auch Bücher an Ort und Stelle zu lesen, machte nur etwa der neunte Teil der Besucher Gebrauch. Dagegen ist die Entleihung aus der Volksbibliothek zur häuslichen Benutzung um das Vierfache gestiegen. Die Lesehalle darf mit Befriedigung konstatieren, daß sie zu dieser erhöhten Wirksamkeit der Volksbibliothek den Anlaß gegeben hat."

Da in unserer Zeit die Bedürfnisfrage stets eine besondere Rolle zu spielen pflegt, so mag einmal darauf hingewiesen werden, wie sehr solche öffentlichen Lesehallen, da wo sie in Deutschland bereits bestehen, aufgesucht und benutzt werden. Aus dem gerade noch nicht umfangreichen statistischen Material seien nur folgende Zahlen herausgegriffen. So wurde der Saal der „freien Bibliothek und Lesehalle" in Frankfurt a. M. nach dem dritten Jahresberichte in der Zeit von April 1896 bis Ende März 1897 von 26953 Personen besucht, auf die Sonntage entfallen 3931 Personen. Eine fast gleiche Anzahl Besucher zeigt die städtische Lesehalle in Düsseldorf, die von April 1897 bis dahin 1898 von 26072 Personen, und zwar von 22685 Männern und 3387 Frauen benutzt wurde. Der Besuch in der oben erwähnten öffentlichen Lesehalle Königsbergs belief sich vom 1. November 1896 bis zum 30. Juni 1897, in 236 Tagen, auf 15599 Personen, also im Durchschnitt auf 66 Personen täglich; an den Sonn- und Feiertagen von 4—8 Uhr waren 3208, d. h. durchschnittlich 89 Personen anwesend; nach dem soeben herausgekommenen zweiten Jahresberichte stieg die Zahl der Besucher auf 28385 Personen, darunter 3028, sodaß auf den Tag im Durchschnitte 83 Personen entfallen. Die „erste öffentliche Lesehalle" in Berlin hatte in den Mittagsstunden der ersten vier Monate des vorigen Jahres eine Besucherzahl von 12114 und im letzten Berichtsjahre eine solche von 50249, die gewiß noch überstiegen worden wäre, wenn die Ausdehnung der Räume einen größeren Besuch gestattet hätte. Auch die Leseräume, die einige großstädtische Tagesblätter dem Publikum zur freien Benutzung überwiesen haben, zeigen zu fast allen Tageszeiten, wie sehr das Bedürfnis nach solchen Einrichtungen vorhanden ist.

Aber wir sind noch weit von jener Zeit entfernt, in der es jedem Staatsbürger selbst des kleinsten Ortes ermöglicht wird, seinem Streben nach Bildung Nahrung und Befriedigung zu geben, noch gilt, was Prof. Anton E. Schönbach vor einigen Jahren in seinem Werke „Ueber Lesen und Bildung" von uns sagte: „Wir haben viel weniger Volksbüchereien als England, Amerika, Skandinavien und andere Länder, unsere staatlichen Bibliotheken sind für gelehrte Studien berechnet und durch ein wahres Verhau von Regeln und Bedingungen davor geschützt, daß sie etwa der Allgemeinheit dienen könnten; auch ist es unseren Millionären bisher noch nicht eingefallen, dem Bildungsbedürfnis der Masse durch Einrichtung solcher freien Büchersammlungen zu steuern, und dadurch, wie ein amerikanischer Kaufmann sich ausdrückte, ihren Mitbürgern einen Teil dessen zum allgemeinen Besten zurückzuerstatten, was sie ihnen vorher zu ihrem eigenen Nutzen abgenommen hatten."

Doch nicht nur dem Bildungsbedürfnisse der Menge kommen zweckmäßig eingerichtete und richtig verwaltete öffentliche Lesehallen entgegen, sie sind auch imstande, eine segensreiche erzieherische Thätigkeit auf die weitesten Volkskreise auszuüben. Nicht nur finden die verschiedensten Berufsarten hier einen gemeinsamen Boden, sie wirken an ihrem Teile somit nachhaltig an der sozialen Versöhnung der Klassen, sondern sie werden auch dazu beitragen, dem geradezu aufs höchste gestiegenen Wirtshausbesuch mit all seinen namenlosen Schäden entgegen zu wirken, und sie werden ungezählte Tausende wieder daran erinnern, daß es doch noch etwas Besseres und Menschenwürdigeres giebt, als die öde Kannegießerei in den mit Rauch gefüllten Räumen der Volksversumpfungsstätten.

Wer soll aber öffentliche Lesehallen einrichten, und wie sollen sie beschaffen sein und ausgestaltet werden? Die Thätigkeit privater Gesellschaften zur Gründung solcher allgemeinen Volksbildungsstätten mag noch so warm begrüßt werden, sie ist leider allzu oft abhängig von den Mitteln, die meist nur beschränkt zur Verfügung stehen, und gar manches Mal gleicht die hervorgerufene Schöpfung nur einem Tropfen auf heißem Steine. Nur wenn die Gemeinden als solche ihre Pflicht ebenfalls darin erkennen, bestehende Unternehmungen dieser Art nach Kräften zu fördern oder aus eigener Kraft heraus solche ins Leben zu rufen, kann ein befriedigendes Ergebnis erzielt werden. Möge deshalb unser Ruf: Gründet öffentliche Lesehallen für unser Volk! nicht länger ungehört verhallen. Würdiger wird man kaum das Andenken Gutenbergs, dessen 500ster Geburtstag am 24. Juni 1900 gefeiert werden soll, ehren können, als wenn man auf diese Weise die Früchte seiner weltbewegenden Erfindung mehr als es bisher geschah, allen Volkskreisen zugänglich macht. Möchten dann edle Stifter großer Volksbüchereien, wie die verstorbenen Volksfreunde Direktor Hermann Seide und Prof. Dr. F. A. Leo in Berlin überall in ungezählter Menge erstehen und manche allzuleicht für immer vergrabene Bücherschätze der Allgemeinheit übergeben.

Die Versuche, die von privater Seite bisher mit der Gründung öffentlicher Lesehallen gemacht wurden, scheiterten auch oft daran, daß sie unzweckmäßig zur Ausführung gekommen waren. Wenn eine öffentliche Lesehalle nicht zentral genug in der Nähe der Hauptverkehrsadern gelegen ist, wenn sie nicht so eingerichtet werden konnte, daß sie Jedermann bequem zugänglich ist und nicht den ganzen Tag und abends mindestens nicht bis 9 bezw. 10 Uhr zur Benutzung frei steht, kann sie ihren

Zweck nicht erfüllen. „Wir wollen in die Lesehallen ein Publikum hineingewöhnen, das erst lesen lernen soll in dem Sinne, daß es lernen soll, seine Zeit mit Lesen nützlich zu verwenden. Das Publikum geht keine drei Treppen hoch, um vielleicht zu lesen, sondern diesem Publikum muß es bequem und handlich gemacht werden", sagte Prof. Dr. F. A. Leo in der berliner Stadtverordnetenversammlung vom 9. Sept. 1896 sehr richtig, als davon die Rede gewesen war, die Aulen der Gemeindeschulen für diesen Zweck zu verwenden.

So wünschenswert es nun wäre, wenn eine öffentliche Lesehalle auch als künstlerisch vollendetes Ganze nach innen und außen sich darstellte, so braucht es doch nicht immer gleich ein solcher Prachtbau zu sein, wie das von der hochherzigen Frau Wjera von Derwies in Petersburg aus eigenen Mitteln für 230 000 Rubel errichtete Gebäude; es läßt sich auch mit weit weniger Kosten etwas Großes und Gutes herstellen. Jedenfalls sollte aber eine öffentliche Lesehalle von vornherein mit einem großen Besuch rechnen; es ist besser, wenn in der ersten Zeit viele Sitzplätze unbenutzt bleiben, als wenn sich gleich im Anfange der zur Verfügung stehende Raum als zu klein erweist. Auf jedem Tische sollten sich Schreibmaterialien und Schreibblöcke zum Abreißen von Notizblättern in genügender Anzahl befinden. Für das Auslegen der Zeitungen und Zeitschriften empfiehlt sich besonders das in England beliebte System, solche an schrägen, gut belichteten Pulten aufzulegen, so daß jedes Blatt an seinem Platze gelesen werden muß; für vielbegehrte Zeitschriften müssen dann selbstredend mehrere Plätze vorhanden sein. „Entscheidend für den Andrang ist die Reichhaltigkeit der gebotenen Lektüre; es handelt sich darum, daß, wenn schon hundert Leser ihre Zeitung oder Zeitschrift in den Händen halten, der hundertunderste immer noch Auswahl genug findet, um nicht enttäuscht fortzugehen: es ergiebt sich, daß nur eine große und reichbestellte Lesehalle ihre Aufgabe erfüllen kann," heißt es in dem Jahresberichte der öffentlichen Lesehalle zu Jena.

Daß es einer wohlausgestatteten öffentlichen Lesehalle, besonders wenn sie, wie es immer sein sollte, mit einer reichhaltigen Volksbibliothek in Verbindung steht, an geschultem Personal und einem fachmännischen Leiter nicht fehlen darf, bedarf keiner besonderen Begründung. Es ließe sich gerade über die innere Einrichtung und Organisation dieses Volksbildungsinstituts noch so viel angeben, daß es bei weitem den Raum eines kurzen Aufsatzes überschreiten würde. Man wird dankenswerte Hinweise in der Schrift „Volksbibliothek und Volkslesehalle, eine kommunale Veranstaltung!" von Dr. jur. et phil. P. H. Aschrott (Berlin, Otto Liebmann) und in der Broschüre von Dr. Ernst Schultze, „Englische Volksbibliotheken" (Berlin 1898) darüber finden.

Möge das anbrechende Jahrhundert unser Vaterland bald an der Spitze aller Nationen finden, die die Bedeutung rechter Volksbildung erkannt haben, und mögen dann auch unsere, hoffentlich überall mit großem Eifer ins Leben gerufenen „öffentlichen Lesehallen" als Musteranstalten ihrer Art sich zeigen.



Charakteristiken

Max Kretzer.

Von **Ernst Gystrow** (Leipzig).

(Nachdruck verboten).

Goethes „Wahlverwandtschaften" hatten die harte Wahrheit zuerst aufgezeigt, daß unsere Ichs ein Spielball einfachster, ach gar so einfacher Naturkräfte sind. Das ging noch an: wir konnten uns mit Sonnen und Meeren, Felsen und Blumen trösten, denn sie gehorchten denselben Mächten — und dieser Trost wuchs sich zu einer Religion aus. Aber die Wahrheit kam grausamer, häßlicher. Ein Ueberbau sollten wir sein, festgeankert auf der Basis des Besitzes. Unser Sein und Thun sollte gebunden bleiben an unser Haben. Zeigt mir eines Menschen Hauptbuch, und ich kenne ihn selber — das war die große soziale Offenbarung. War es nicht auch das Todesurteil aller Dichtung? Mancher bewies es haarscharf mit Gründen; aber andere kamen und widerlegten es mit Schöpfungen; gaben uns eine neue Kunst, größer als die alte, weil sie wahrer sein mußte. Bei uns in Deutschland ging das langsam, zögernd. Zwar bei Gustav Freytag verleugneten Anton und Sabine auch im idealsten Aufschwung nie ganz das Soll und Haben der Kolonialwaren und Produkte; aber der Vorbote neuer Dichtung hat den einen Versuch nicht wiederholt. Im Auslande erstanden die mächtigen Zeugnisse neuer Erkenntnis: Emile Zola schuf das Epos der Ueberbau-Menschheit, die Rougon-Macquarts. Manch einer stümperte bei uns die ausländischen Formen nach, aber einer nur erkannte die Sache: die soziale Dichtung als künstlerische Darstellung der in der ökonomischen Lage gefesselten Persönlichkeit. Es war Max Kretzer.

Die Lehre von Basis, Ueberbau und Milieu brauchte er sich nicht bei Marx oder Taine zu holen. Das Geschick — sagen wir mutiger: Gott, der allen echten Gläubigen von Luther bis auf Goethe ewig Gleiche, der's mit den Menschen manchmal herzlich schlecht, mit der Menschheit aber allezeit gut meint — ließ unseren Dichter in sorgenloser Jugend als den wohlgehegten Knaben eines Hôtelleiters in Posen aufwachsen, wo er am 7. Juni 1854 geboren war. Nach dem Vermögensverlust der Eltern kam der Dreizehnjährige nach Berlin, um dort mit seinem Vater in einer Fabrik um einen Thaler Wochenlohn zu arbeiten, und in seinen Freistunden für sich selber Gedichte und sozialpolitische Aufsätze niederzuschreiben. Das pflegt sonst nicht die Mußestunden von Fabrikjungen auszufüllen; hier zeigt es sich wieder einmal, daß man von außen in eine Lage hineintreten muß, um sie von selber denkend oder gestaltend zu erfassen. Der posener Realschüler hatte seine Freunde mit Indianergeschichten entflammt, mit nachempfundenen Versuchen; der im Daseinskampfe reifende Arbeiter fühlte in sich die Eindrücke der neuartigen Umwelt nach dichterischer Gestaltung ringen. Die Bücher, die er liest, bringen ein weiteres Ferment in die beginnende Gärung. Die Rougon-Macquarts packen ihn mit elementarer Wucht, um dann ein lastendes Grauen zurückzulassen; der größte Roman deutscher Bürger-

blüte, „Soll und Haben“, übt seinen mächtigen Zauber — nur hat der junge Wahrheitssucher selber schon tiefer geschaut, in eine Welt, die Freytag verschlossen war; die Steppenschwermut und schwehlende Glut der großen Russen umfängt ihn dann; ganz aber nimmt ihn der große Humorist des Elends, Dickens, mit seinem wunden Lächeln gefangen, und ihm ist er treu geblieben durch all die Jahre bis auf den heutigen Tag.

Indessen war der Arbeiterjunge zum Malergehilfen und der durch einen Sturz zum Kranken geworden, der auf dem Hunger- und Schmerzenslager den gährenden Drang in Formen bannte und die ersten Erfolge sah: Die „Volkszeitung“ und das „Neue Blatt“ brachten kleine Versuche. Erst 1879 trat der nun 25jährige mit dem Roman „Die beiden Genossen“ vor die Offentlichkeit; zwei Jahre nachher folgten „Sonderbare Schwärmer“.

Beides sind Zeitbilder, aber noch ist es nur der politische Ueberbau sozialer Verhältnisse und die reformatorische oder revolutionäre Idee seiner Umgestaltung, die Kretzer darstellt. Die Demokraten und auch die Kommunisten sind Bürger, die nach ihrer Lage ebensogut konservativ oder liberal sein könnten, und die nur durch Schwärmerei, Berechnung oder Verschrobenheit zum Radikalismus gelangten. Teilweise zu Debatten ausgeweitet, lassen die ungeklärten Ideen aus sich heraus eine Handlung zur Entfaltung kommen, die an erkünstelten Verwickelungen und erschwitzten Lösungen es jedem beliebigen Sensations- und Intriguenroman gleichthut. Dazu eine auf dem „Häufungsprinzip“ ruhende Personenzeichnung, eine in begrifflichen Perioden und indirekter Rede hinschleichende, dann wieder im schlichtesten Bericht stolpernde Sprache mit ungelenken Bildern und verhauenen Vergleichen — was blieb da übrig, um eine Spur von außergewöhnlichem zu ahnen? Wenig, aber doch etwas: eine Dickens'sche Ader; ein paar gelungene Figuren von ganz schlichtem oder von stark humoristischem Grundzug, wie der Tischler, der Raseur, der Naturdichter und der Bücherkolporteur.

Und doch spürte man etwas in beiden Werken, was die einen erschrecken und die andern hoffen ließ: den ersten Hauch des von Nord, Ost und West heranstürmenden Naturalismus. Es waren plumpe Vorboten; aber grell stachen sie doch ab von der Alltagskost des Kunsthungers jener Jahre, die zwischen süßlichen Gelées und pikantem Caviar wechselte, je nachdem die von der Gilde Julius Wolff oder Sardou und Lindau im Augenblick bevorzugt wurden. Gegen die Götzen der Verflachung, der selbst ein Künstler wie Heyse nicht entgehen konnte, wagte noch kaum einer zu murren; aber mancher kannte Zola, Björnson und Turgenjew doch schon besser als dem Namen nach und sah in Kretzers Anfängen eine erste Erfüllung seiner revolutionären Sehnsucht. Dazu richtete sich die Tendenz der „Beiden Genossen“ gegen die bestgehaßte Sozialdemokratie — und so kam es, daß der junge Autor auf verschiedenen Seiten ein leidlich anerkennendes Urteil erntete anstatt der lächelnden Ablehnung, die der Leser unserer Tage als besser verdient ansehen mag.

Aber nirgends giebt es größere Ueberraschungen, als im Wachsen der schaffenden Persönlichkeit. War das wirklich derselbe Kretzer, der 1882 „Die Betrogenen“ und bald nachher „Die Verkommenen“ veröffentlichte? Er war es; aber welch eine Gestaltungskraft lebt sich in diesen Schöpfungen aus! Zwar scheint die Neigung zu komplizierter Handlung noch nicht aufs rechte Maß eingeschränkt; allein wie wenig besagt das neben der erstaunlichen Gewalt der Menschenschilderung und Massengliederung! Wohl fühlt man den Einfluß Zolas; man fühlt ihn sogar vom ersten zum zweiten Romane wachsen und in „Drei Weiber“ (1886) zu despotischer Herrschaft gelangen. Hier hat sich Kretzer von Zola niederringen lassen; statt des individuellen Pulsschlages empfinden wir das erhitzte Fiebern um ein fremdes Ideal. Und darum stehen mir aus dieser Gruppe „Die Betrogenen“ am höchsten, weil in ihnen Kretzer noch ganz er selber ist. Vom Ueberbau sehen wir ihn hinabsteigen in das granitene Grundgemäuer der Besitzlosigkeit; ihrer dumpfen Leiden und lärmenden Lust, ihrer besten und gemeinsten Züge Bild entwirft der Künstler mit starker Hand, die doch in Mitfreude und Mitleid, in Liebe und Zorn zu zittern weiß. Und hastet auch in einiger Ueberstürzung der Roman schließlich seinem Ende zu — das raubt ihm nur wenig von seinem bleibenden Werte; Gestalten wie Jenny und Schlichting, die alten Freigang und Rother, sowie Frau Sandkorn und Herr Erasmus, genannt Leisemann, werden nicht so leicht vergessen sein.

Im gleichen Jahre, das uns Kretzer in „Drei Weiber“ als Zolanachahmer zeigte, ward uns dann auch noch der Roman beschert, in dem der Dichter ganz und gar von fremder Bevormundung sich losgerungen hat — eines jener seltsamen Rätsel, die das künstlerische Werden uns weist. Wenn die Erstlingsromane die Accidentien der sozialen Lage beleuchteten, wenn die drei nächsten Werke ein Kolossalgemälde des proletarischen Milieus und der ihm versklavten Menschen entrollt hatten, so greift Kretzer nun noch tiefer und zeigt uns die Wurzeln der wirtschaftlichen Revolution, die von der Großmacht Geld ihren Ausgang nahm. Ein modernes Epos, in dem Jahrhunderte einem Dezennium gegenüberstehen und — unterliegen, das ist der „Meister Timpe“ (1888).

Was das kommunistische Manifest in eherne Sätze gegossen hatte: der Auseinanderfall des Bürgertums in Bourgeoisie und Proletariat, der Wohlbemittelten in Reiche und Enterbte, der Zufriedenen in Uebersatte und Heißhungrige — es ist hier in eine schlichte Erzählung gefügt. Hier der Handwerker der guten, alten Zeit, ein Künstler in seinem Fach, ein treusorgender Familienvater; dort der kapitalkräftige Parvenü, der den unbequemen Nachbar Schritt um Schritt zugrunde richtet. Zwischen beiden aber des Handwerkers Sohn, der des Fabrikanten Eidam wird und skrupellos der Eltern Existenz vernichten hilft, deren er sich längst schämte. Aber, mag man einwenden, ist denn das zwingend? beweisend? Angelt hier nicht alles in der Gemeinheit zweier Menschen, des Fabrikanten und des Sohnes, die der Zufall zusammenführt? Ganz recht; aber der Schwerpunkt der Darstellung liegt in Timpe, nicht in Urban; und auch Franz ist mehr ein bedeutsames Symptom für der Eltern Eigenart. Die Lockung des Geldes ist ihm nur der auslösende Reiz, der die innerlich längst entschiedene Entwickelungsnotwendigkeit in Wirklichkeit umsetzt. Nicht alle Fabrikanten sind Urbane; aber die meisten Handwerker sind Timpes, die den neuen Gewalten mit der ererbten Tradition trotzen wollen. Die

Nüance Gemeinheit auf jener Seite steigert vielleicht die Schnelligkeit, mit der das Alte zerfällt; zerfallen aber würde es ebenso gewiß, wenn selbst Freytags T. O. Schröter neben Timpes Besitztum sich anbaute.

Innerlich und äußerlich, in Sprache und Gliederung, in Zeichnung und Schilderung trägt der Roman das Gepräge vollendeter Ausreifung einer künstlerischen Persönlichkeit. Die Werkstatt, die Familie, der Stammtisch sind köstlich anmutende Genrebilder; mit wahrhaft eminenter Kunst aber sind die drei Generationen im Hause Timpes gezeichnet. Meister Timpe selber, zwischen dem blinden Vater und dem leichtsinnigen Sohne, ist eine geradezu kulturgeschichtliche Leistung, wie die deutsche Prosa seit Freytags Tagen sie nicht wieder schuf. Und doch im Ganzen — welch eine Kluft, die Kretzer vom ersten Realisten trennt! Dort, bei Freytag, der Sieg des arbeitenden Bürgertums über den herrschenden Adel — hier, bei Kretzer, der Zusammenbruch des arbeitenden Handwerks vor der besitzenden Bourgeoisie; dort die Gerechtigkeit, die starkes Können sich erringt — hier die Grausamkeit, die das Können vor der Maschine kapitulieren läßt. Immer schärfer arbeitet Kretzer den Kampf heraus, je mehr er dem Ende des Buches zuschreitet, und fast verwundet von dem grell aufzuckenden Kontrast der letzten Zeilen scheiden wir von diesem Werke, vielleicht mit der stillen Befürchtung, daß solche Schöpfungen, da sie von Natur einzig sind, allzuleicht alles verdunkeln, was ihnen folgt.

Und die Befürchtung scheint sich zu erfüllen, wenn wir den Dichter zu seiner nächsten Schöpfung begleiten. „Ein verschlossener Mensch“ wirft zwar eines der tiefsten und feinsten Probleme moderner Erkenntnis auf: die Widerspiegelung des wirtschaftlichen Milieus im Kinde. Aber Kretzer verfehlt den rechten Weg zur dichterischen Lösung; er verfehlt ihn aus demselben Grunde, der fast alle gleichen Versuche der wissenschaftlichen wie der künstlerischen Psychologie mißlingen ließ. Er hält die Knabenseele für viel komplizierter, als sie in Wirklichkeit ist. Fast um die gleiche Zeit fiel Spielhagen in „Was will das werden?“ in den nämlichen Irrtum. Kretzer spürt nach verschlungenen Gängen und dämmerigen Nischen im kindlichen Gemüt, die nie darin gefunden werden können. Und mag das Unterliegen Alwins mit noch so subtilen Mitteln dargestellt sein: gerade weil er sich seine Sache viel zu schwer macht, erreicht der Dichter nicht jene Nähe der Lebenswahrheit, bei der die künstlerische Lebenswärme zu wirken beginnt. Nicht lange nachher hat Björnson in seinem herrlichen Buche „Ragni“ mit offenbarender Kraft die kindliche Einfachheit dichterisch bewältigt.

Jetzt verläßt Kretzer für lange Zeit die Tiefen der ökonomischen Basis, um seine Stoffe aus den bequemer zu beschreitenden Stockwerken des gesellschaftlichen Ueberbaues zu wählen. Mit einem schroffen Kontrast beginnt er. Die ethische Lehre Jesu von Nazareth im Kampfe gegen das Kirchenchristentum ist der Vorwurf der „Bergpredigt“ (1889). Die Aufnahme, die dem Werke bereitet ward, beleuchtet trefflich Vorzüge und Schwächen. Es ist nicht zu leugnen, daß Kretzer ein gut Stück ins Häufungsprinzip zurückgefallen ist, wenngleich es wirklich schwer fallen dürfte, am Staatsbekenntnisglauben viele Lichtseiten zu entdecken; aber die Gesinnung, die in flammender Lohe dies Buch vom ersten bis zum letzten Blatte durchweht, ist so geläutert und läuternd zugleich, so frei und befreiend, daß man alle Schwächen darüber vergessen darf. Es ist wahr, daß Gesinnung kein Kunstwerk ausmacht, wohl aber eines zerstören kann; allein wo sie in einer Gestalt wie Konrad Baldus verkörpert ist, mag sie auch im großen Sinne ästhetisch wirken. Und das tröstet uns über den argen Rückfall in eine frühere Zeit, den die Sprache uns weist, und über manches, was eine allzu hastige Abfassung des Romans vermuten läßt. Wer aber doch das Gefühl nicht loszuwerden vermag, daß die Kunst hier im Dienste einer Tendenz stehe, der soll daran denken, daß es ein Dienen giebt, das nicht entwürdigt, sondern adelt.

Nach der „Bergpredigt“ tritt in des Dichters Schaffen eine sichtliche Ermattung ein. Teils enthüllt sich sein Arbeitsdrang in einer Reihe kleinerer

Erzählungen; es ist unmöglich, auf engem Raume in ihre Würdigung einzutreten. Nur wenige davon haben eigenen Werth; die meisten bedeuten Skizzen, und wer Kretzer in den feinsten Nüancen seines Könnens schauen will, wird an ihnen nicht vorbeigehen dürfen. Was den Genuß an diesen Gaben schmälert, ist die Absicht des Dichters, sie höher hinaufzuschrauben, als ihnen zukommt: statt der flüchtigen Formlosigkeit der Skizze mit ihrem intimen Reiz ihnen eine oft allzu gewaltsam abgerundete Handlung zu leihen. In zwei größeren Romanen „Der Millionenbauer“ und „Irrlichter und Gespenster“ schuf Kretzer sodann das Unerfreulichste, was ich von ihm kenne. Auf den Irrwegen des verwickelten Intriguenromans versucht er ins Milieu des Reichtums mit all seiner Korruption einzudringen. Es ist vergebens. Nicht die Bel-Etagen des Besitzers, die Dachstuben der Armut, fast noch mehr die Kellerräume der Enterbtheit sind Kretzers Domäne. Die Psychologie des Reichtums ist sein wundester Punkt; er wird schwach, wo er Kapitalisten, und unerträglich, wo er ihre Salons schildert. Schatten auf Schatten, Kontrast auf Kontrast — und alles lebensunwahr. Auch in „Die gute Tochter“ zeigen sich ähnliche Schwächen. Hier, wie in der „Buchhalterin“ bewegt der Dichter sich im Reiche der Frauenfrage. Dort ist es das gehorsame, verschacherte Mädchen der Bourgeoisie, hier das selbstständige Weib, das sein Liliendasein mit dem Ringen ums Brot vertauscht. Beide Werke sind das Produkt höchster künstlerischer Ermattung. Nirgends dringt Kretzer in die Tiefe, alles erscheint oberflächlich, die Zeichnung, die Motivierung, die Katastrophe. Wer vermag denn an ein wahres Glück zwischen Schöbel und Amalie zu glauben — trotz des „zärtlichen“ Kusses, der den Roman beendet? Eine Perle aber soll nicht unbeachtet bleiben. Der Malergehilfe Prüfel ist eine Schöpfung des echtesten Humors, jenes Humors, der kein Possenreißen, sondern ein schwermütiges Lächeln ist, wie all die Großen von Cervantes über Jean Paul bis auf Dickens und Reuter und Raabe es gelächelt haben.

So könnte man an den beiden letzten Büchern vorübergehen, ohne ihnen eine Bedeutung für des Dichters Entwickelung beizumessen, gäbe es nicht noch einen anderen Gesichtspunkt, von dem aus sie betrachtet sein wollen. In ihnen stellt sich uns gleichsam eine neue Wurzel kretzerischen Könnens dar: der Anfang des psychologischen Romans. Und da wird man denn vielleicht die scheinbare Ermattung mehr als tastende Unsicherheit zu begreifen vermögen und ein Fortschreiten auf diesem Wege abwarten, ehe man zu einem Urteil schreitet. Dieses Fortschreiten hat in den jüngsten Tagen stattgefunden. In seinem Roman „Warum?“, dessen Kenntnis mir durch des Verfassers Entgegenkommen zuteil ward, ohne daß ich hier schon Genaueres über ihn sagen dürfte, hat Kretzer den psychologischen Roman weitergeführt. Aber das scheint festzustehen: die Höhe seiner sozialen Schöpfungen wird er hier nie erreichen, nicht auch nur annähernd. Der Künstler hat das Recht, über die Grenzen, die seinem Schaffen gesteckt sind, hinauszugehen, um seiner Begrenztheit sich bewußt zu werden. Er wird sich immer wieder zurückfinden auf den heimischen Boden. Das wußten wir bei Kretzer auch in seinem scheinbar bedenklichsten Abfalle. Aber wie wundervollen Lohn unser Glaube uns bringen sollte, ahnten wir kaum: 1897 erschien „Das Gesicht Christi“.

Eine Episode, und nicht einmal eine außergewöhnliche: ein paar Tage Arbeitslosigkeit in einer Proletarierfamilie und der Tod eines Kindes mitten drin. Und von dieser Warte des ökonomischen Milieus aus schaut des Künstlers Auge in die Tiefen der Ewigkeit, die das Menschenherz birgt. Christus ist die Seele selber geworden. Die hungernden Kinder, der trunkene Arbeiter, der pharisäische Prediger — sie alle sehen ihn erscheinen. Das Vorstadtvolk zu Tausenden sieht ihn, und der lüsterne Arbeitgeber. In diesen beiden Szenen gipfelt das Werk: das Begräbnis, dem jüngst Skarbina seine kongeniale Meisterschaft widmete, und noch darüber hinaus den Vergewaltigungsversuch Sallers an Susanne. Das ist die Kunst, vor der die kritische, die berichtende Feder niedersinkt. Nie hat Zola grausiger, nie d'Annunzio feinspüriger die sinnliche Begierde enthüllt. Der Moment, wo Saller statt der hilflosen Arbeiterin den Leichnam Jesu erblickt — wo beut uns die deutsche Prosadichtung ähnliches? Nach diesem Höhenflug durften nur noch schlichte Worte folgen, und mit feinem Künstlertakt hat Kretzer rasch den Roman seinem Ende zugeführt. Soll ich von Personen, von Szenen einzeln sprechen? Fast ist es unmöglich. Das Ganze ist eine einzige, erhabene Schönheit, der die Wahrheit der Umwelt, die Reinheit der Gesinnung sich frei eingliedern. Lesen, immer wieder lesen, erleben! Und wenn es das Ideal des Künstlers ist, ein Stück Natur mit seinem Temperament zu schauen und zu gestalten, und der äußern Wahrheit, dem schauenden Ich, der gestaltenden Schönheit nichts abzuhandeln, alle drei ganz und doch ganz eins miteinander zu geben — dann hat Kretzer im „Gesicht Christi“ dies Ideal erreicht. Es ist der größte — ich sage mit Bedacht: naturalistische Roman, den die deutsche Sprache ihr eigen nennt.

Nach diesem Buche steht der Künstler vor einem Wendepunkte. Er fühlt es selber und will nun dem Drama sich zuwenden. Was er darin vermag — wir werden es sehen; sein einziger älterer Versuch „Bürgerlicher Tod“ soll uns kein voreiliges Urteil aufdrängen. In der That scheint der Epiker Kretzer, nachdem er uns so restlos sein ganzes Ich gegeben, einer langen Sammlung bedürftig, wenn kein Absturz uns enttäuschen soll. Mag aber seine künstlerische Zukunft werden, wie sie will: ihm ist sein Platz gesichert. Er ist der Epiker der deutschen Moderne.



Schwedische Litteratur.

Von **Hart Hildebrandt** (Stockholm).

(Nachdruck verboten.)

Der 22. Januar dieses Jahres bedeutet einen Markstein für das schöngeistige Schrifttum Schwedens. August Strindberg, der vielbefeindete, unzählige Male schon mit allen kritischen Chikanen der Neuzeit abgethane, aber trotz alledem immer noch schaffensfreudige Vorkämpfer der schwedischen Decadence, feierte

an jenem Tage im stillen Musenstädtchen Lund seinen 50. Geburtstag. Es ist eine alte, aber ich möchte kaum sagen lobenswerte Gepflogenheit, die Jahreszahl der goldenen Fünfzig im Leben eines hervorragenden Mannes als den Höhepunkt seines geistigen Schaffens zu bezeichnen. Bei August Strindberg jedenfalls trifft sie unzweifelhaft **nicht** zu. Das Facit seines litterarischen Strebens liegt abgeschlossen und registriert schon längst vor den Augen seiner Zeitgenossen. Was Strindberg in den drei Jahrzehnten, während deren er nun schon die Feder führt, an äußeren Erfolgen errungen hat, läßt mühelos erkennen, daß sein Hervortreten auf der litterarischen Arena des Nordens gleichzeitig den Anbruch einer neuen, geistesfrischen und bewegungsfreudigen Periode bedeutete, deren Früchte erst jetzt, nach manchem Sturmgebraus und Ungewitter, anfangen in ihr Reifestadium zu treten. Welcher Abstand beispielsweise zwischen jenen düsteren Wintertagen des Jahres 1884, als der damals auf der Höhe seines schriftstellerischen Ruhmes angelangte Verfasser des „Mästar Olof“ und „Lycko-Per“ vor den Schranken des stockholmer Ratsgerichtes erschien, um sich vor der Anklage freventlicher Gotteslästerung zu rechtfertigen, — — und heute!

Strindberg war, was auch seine Feinde schon damals gegen ihn vorzubringen wußten, der Mann des gerade aus dem Herzen kommenden Wortes, ein Mann, der zunächst das Verdienst für sich hatte, die engbrüstige, bigotte und bodenlos einseitige Tradition seines Vaterlandes mit dem unbarmherzigen Machtspruche des Genies zerschmettert zu haben. Es mag ja sein, daß er in seinem Vordringen, seiner stets rücksichtslosen Reformarbeit ein größeres Maß von Einheitlichkeit hätte entwickeln können, vor allem schon deswegen, um dem verehrlichen Götzen Publikum die nötige und althergebrachte Bequemlichkeit nicht zu rauben. Daß er es nicht that, daß er seiner impulsiven Wahrheitsbegierde auch unter den bunt wechselnden Phasen seines äußeren Lebenslaufes allezeit treu blieb, war eine Sünde wider den heiligen Geist der öffentlichen Meinung, die nicht ungestraft bleiben konnte. Ein Lebensschicksal, wie es menschlich bitterer und peinvoller nicht gedacht werden kann, brachte den verfolgten und geächteten Mann dazu, der ganzen vom hohlen Banausentum beherrschten Gesellschaft den Krieg zu erklären. Das Weib, dem er als Jüngling anbetend zu Füßen gelegen, dessen sittliche Mission er später als den eigentlichen Inhalt der Sozietäts-Idee betrachtete, dies Weib hatte sich schließlich selbst in seinen Augen zu dem unholden Prinzip erniedrigt, dessen Einwirken auf den Mann weiter nichts bedeutete als den brutalen Kampf des schwächeren Geschlechtes um die Vorherrschaft. Aus diesem Entwickelungsgange heraus verstehen wir es, daß auf die erste Periode des Dichters, in der er mit dem Eifer des jugendlichen Stürmers um die Anerkennung seiner deistischen und sozialen Moral rang, eine andere folgen konnte, die uns August Strindberg als den fanatischen Gegner des von den Jungen und Allerjüngsten auf den Schild gehobenen Frauen-Ideals vorführt. Man ist nicht selten so weit gegangen, die „Misogynie“ als das typische Moment in Strindbergs dichterischem Schaffen zu bezeichnen. Diese Auffassung trifft aber doch bei weitem nicht zu. Das Weib spielt in der Gesamtheit seiner Werke nur eine untergeordnete Rolle. In seinen letzten Arbeiten tritt das erotische Element überhaupt in den Hintergrund. Einflüsse besonderer Art haben Strindberg wieder auf das Gebiet zurückgeführt, von dem er einstmals im kühnen Geistesfluge seinen Ausgang nahm. „In meiner Jugend,“ so schreibt er in seinem „Inferno“, „war ich von aufrichtigem Glauben beseelt, — Ihr selbst habt mich zum Freidenker verwandelt. Aus dem Freidenker wurde ein Atheist und aus diesem wieder ein religiöser Grübler. Von humanitären Ideen angezogen, eiferte ich mit allen Kräften für den Sozialismus. Alles was ich verkündete und prophezeihte, habt Ihr zu nichte werden lassen. Und angenommen, daß ich mein Leben aufs neue der Religion zu eigen geben werde, so bin ich gewiß, daß Ihr nach zehn Jahren auch hier wieder durch Euren Widerspruch den Zweifelnden zu Boden werfen werdet.“ Diese Worte sind so kennzeichnend für die ganze Art Strindbergs, sein Denken, Wollen und Empfinden, daß man sie füglich als eine vom Dichter selbst gewählte Charakteristik seiner wechselreichen Entwickelungslaufbahn bezeichnen möchte. Er beginnt als Deist und kämpft für Religions- und Gewissensfreiheit, dann fesseln ihn die ethischen und sozialen Probleme des Tages, denen er, gleichfalls — noch immer auf seiner alten, deistischen Grundlage — ein beredter Vorkämpfer wird. Nach einer plötzlichen und, wie es damals schien, dauernden Meinungsänderung steht er alsdann auf dem prononziert einseitigen Standpunkte des krassen Naturalismus unter deutlicher Anlehnung an die Nietzsche-Strömung. Nachdem auch diese Periode überwunden, finden wir den Dichter in den Armen der mystischen Weltanschauung, in der das kirchlich-religiöse Prinzip wieder mit Macht in den Vordergrund tritt.

Dieser letzten Periode sind die drei großen Arbeiten „**Inferno**“, „**Legenden**“ und das Doppeldrama „**Nach Damaskus**“*) entsprossen. Strindberg schildert hier sein ernstes, auf die Tiefen des kirchlichen Dogmenglaubens gerichtetes Bemühen. Die neueste Wandlung wird verständlich, wenn man die eigenartigen Erfolge oder vielmehr Mißerfolge berücksichtigt, die Strindberg in seinem **vorletzten** Stadium zu verzeichnen hatte. Ihn trafen in kurzer Folge persönliche Hemmnisse und Enttäuschungen, körperliche Leiden und die den Dichter ohnehin schwer bedrückende Sorge um das tägliche Brot. So kam und fügte es sich von selbst, daß Strindberg seinen individuellen Blick von wesentlich neuen und veränderten Gesichtspunkten beeinflussen ließ. Die nüchterne Wirklichkeit wurde ihm zum Symbol der höheren Schicksalsfügungen. Das Eingreifen der „Mächte“ in seine äußere Lebensführung, bald fördernd, bald hemmend, erscheint ihm fürderhin nicht mehr als etwas Undenkbares. Die „Mächte“ sind ihm zur dumpfgrollenden Vorsehung geworden, deren Walten ihn zu dem verzweifelten Kismet des besiegten Gottesstreiters niederzwingt. So versinkt er in die still-poetischen Träumereien eines Svedenborgianers; er spekuliert auf dem Gebiete des nebelumschleierten Mystizismus, ohne sich einmal des Gedankens bewußt zu werden, daß es im Grunde doch nur seine eigene Sensibilität war, die den inneren Zusammenhang zwischen dem Schicksal und

*) Deutsche Ausgaben der beiden letztgenannten Werke erscheinen in Kürze in E. Piersons Verlag (Deutsch von Emil und Elsbeth Schering).

den äußeren Geschehnissen des täglichen Lebens künstlich konstruierte.

In einem freilich ist Strindberg sich auch bis in die letzten Tage treu geblieben: der künstlerische Gehalt seiner jüngsten Schöpfungen steht auf gleicher Höhe mit allem, was er früher je gegeben hat. Ja, ich möchte fast behaupten, daß die allerletzte Arbeit, das Drama „Nach Damaskus“, in rein technischer Beziehung an Klarheit und Formenschönheit des äußeren Gusses von keiner älteren Arbeit erreicht wird. Der künstlerische Instinkt, der aus dem „Inferno“ zu uns spricht, beweist uns, daß auch in der neuesten „Periode“ Strindbergs vorwiegend die theoretisierende Darstellung vorübergehender Stimmungen zu suchen ist. Das Gesamtbild des Dichters würde ja anziehender und für das Durchschnittsurteil der Menge in gewissem Grade verständlicher sein, wenn Strindberg weniger extrem, weniger rücksichtslos und vor allem weniger — konsequent in seinen moralistischen und sozialen Anschauungen wäre; seiner künstlerischen Wahrheitsliebe gereicht es aber zur Ehre, daß er alle Konzessionen zu seinem persönlichen Vorteil stets und energisch von der Hand gewiesen hat. Von diesem Gesichtspunkte aus dürfte auch der Gegner allen Anlaß haben, das litterarische Fazit der „Aera Strindberg“ mit anderem als dem landläufigen Richtmaß zu messen. —

Unter denjenigen Autoren des jüngsten Schweden, die der litterarischen Eigenart Augusts Strindberg innerlich am nächsten verwandt erscheinen, dürfte der Name Gustaf af Geijerstam in erster Linie zu nennen sein. Gleich wie jener hat auch Geijerstam tiefgehende Wandlungen durchgemacht. Der quälende psychopathische Zug, der uns in den früheren Arbeiten dieses Dichters entgegentritt — ich habe hier vor allem „Das Medusenhaupt“*) und den „Kampf um die Liebe“ im Auge — machte in der im Vorjahre erschienenen Volksstudie „Die äußerste Skäre“ einer frischen, lebensfreudigen Empfindung Platz. Noch stärker tritt diese Verschiebung des Geijerstam'schen Standpunktes in dem jüngst herausgekommenen Buche „Die Komödie der Ehe“ (Äktenskapets Komedi) zutage. Der Verfasser führt uns hier in das gemütvolle Milieu eines nordischen Bürgerheims. Die „Komödie“ setzt mit der Schilderung des Ehemannes Robert Flodin — der im Kreise der Familie auf den Kosenamen „Lille Bob“ hört — ein. Diese Figur repräsentiert einen trefflich gezeichneten Typus von echt schwedischem Schrot und Korn; offenherzig, mitteilsam, mit einer Ader für Humor und nicht ohne jenen idealen „Schwung“, den man in gewissem Sinne als eine Art schwedischer Nationalstärke bezeichnet hat. Die gute Laune des braven Bob verschlechtert sich allerdings im Laufe der Erzählung leider in bedeutendem Maße; kein Wunder bei einem Manne, dem sozusagen über Nacht die junge Gattin aus dem Hause läuft! Wir sehen Bob zu Eingang des Buches im Kreise der Seinen. Die frohbewegte Stimmung des heiligen Jul-Festes hat auch in seiner Familie Einzug gehalten und macht die Herzen weich zu vertraulichem Geplauder. Im sicheren Besitz seines schönen, liebreizenden Weibes, zufrieden mit seinem Heim, seinen Mitmenschen und vor allem mit sich selbst, macht Ehren-Bob seiner jungen Ehegespons in kein Hehl daraus, daß ihrer Ehe eine Art Wettlauf vorangegangen ist, ein Wettlauf zwischen zwei erbitterten Konkurrenten um die Hand des jungen Mädchens. Er, Bob, war der Sieger, während der stille Bankkämmerer den Schmerz des Verschmähten schweigend im Herzen vergrub und nach wie vor allabendlich seine Kassenscheine überzählte. Madame müßte keine Evastochter sein, wenn ihr diese zarte Enthüllung nicht hätte einiges Vergnügen bereiten sollen. So, so, also der kleine Bankdisponent hatte ihr ganz en silence sein Herz geschenkt! Der Mann hatte keinen üblen Geschmack . . . Und dann diese Selbstbeherrschung! Als Freund der Familie ging er auch nach ihrer Verheiratung bei ihnen aus und und ein, ohne sich je zu verraten. Fürwahr ein solcher Zartsinn verdiente Anerkennung, und die kleine Frau nimmt sich vor, ihrem verkappten Anbeter künftig recht freundlich, recht verständnisvoll zu begegnen. Leider passiert ihr hierbei das Mißgeschick, daß sie schließlich an den schüchternen Bankier häufiger denkt, als ihr und ihrem ehelichen Glücke gut ist. Zank und Zwietracht halten Einkehr in Bobs ehedem so friedlichem Heim. Zum Schluß kommt, was nach Natur der Sache kommen muß: die verbotene Apfelfrucht sticht der jungen Frau so lange ins Auge, bis sie als echte Tochter Evas den Biß nicht mehr unterlassen kann und mit ihrem Seladon treulos das Weite sucht. — Geijerstams Vorzüge liegen in dem neuesten Buche wieder durchaus auf dem Gebiete der fein eindringenden Seelenmalerei; weniger einwandsfrei ist sein Stil, der den Eindruck einer flüchtigen, ja saloppen Technik erweckt. Ich glaube, daß dieser Fehler mehr äußeren Umständen vorübergehender Art zuzuschreiben ist. Schade wäre es, wenn ihn der tüchtige und fruchtbare Autor aus Unachtsamkeit sich auch fernerhin zu Schulden kommen lassen sollte. Die litterarische Stellung Geijerstams, insbesondere im Auslande, würde dabei viel einzubüßen haben.

Mit einer eigenartigen Arbeit ist jüngsthin Werner von Heidenstam, der erste Rufer im Streite auf dem Felde der vaterländisch-schwedischen Dichtung, hervorgetreten. Das kleine Büchelchen trägt den Titel „Klassizität und Germanismus“. Es scheint eine eigene Schwäche unserer ersten Poeten zu sein: sich in den denkbar unfruchtbarsten philosophischen Meditationen zu ergehen. Heidenstam stellt die beiden Kulturfaktoren der Vorwelt und Gegenwart einander gegenüber: den Hellenismus auf der einen Seite, den jungen Germanismus auf der andern. Obleich in seinen sonstigen Schriften „Stockgermane“ wie nur einer, erblickt er im Germanismus doch weiter nichts als eine plebejische Barbarei, ganz dazu angethan, durch seine innere Geschmacks- und Empfindungslosigkeit unser Leben zu verdüftern und zu vergröbern. Dahingegen kennzeichne den Hellenismus die verfeinerte, in den reinsten Harmonien schwelgende Bildung, der „aristokratische Objektivismus“. Wie gesagt, es muß für unsere schwedischen Tagesgrößen ein besonderer Reiz darin liegen, sich auch auf einem Terrain zu versuchen, das ihnen nicht nur fremd ist, sondern auch am besten stets fremd bleiben sollte. Oder was haben denn die Grübeleien Gustav Frödings, die alchemistischen „Ideen“ Strindbergs außer ihrem unfreiwilligen Heiterkeitserfolge für

*) Eine gute deutsche Ausgabe dieses Romans erschien vor kurzem bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



August Strindberg.

Aus der französischen Ausgabe des „Inferno“ (Paris, Société du Mercure de France).

ein vernünftiges Resultat gehabt? Und nun gerade ein Werner von Heidenstam, von dem alle Welt weiß, daß er auf seiner eigentlichen Domäne wirklich das ist, was man „sattelfest“ zu nennen pflegt! Es wäre für den Germanismus wie für Herrn von Heidenstam besser gewesen, wenn er auf diesen theoretischen Abstecher hätte verzichten wollen. —

Auf eigentümlichen Wegen wandelt ein anderer, neuerdings viel genannter Autor Jungschwedens: Viktor Hugo Vickström, Journalist von Beruf, — er redigiert die im nordschwedischen Lehensstädtchen Oestersund erscheinende Zeitung „Jämtlandsposten“ — im Besitze einer ungemein ausdrucksfähigen Feder, hat sich dieser Dichter mit besonderer Ausdauer in die Rolle eines modernen Bußpredigers im tolstoischen Geiste eingelebt. Sein neuestes Buch trägt die wunderliche Ueberschrift: „Als Jesus nach Oestersund kam“. Nach einer philosophischen Einleitung giebt der Verfasser zunächst eine im einzelnen meisterliche Schilderung jämtländischer Natur und nordschwedischen Volkslebens. In dieser Umgebung läßt er dann den Heiland in eigener Person auftreten. Hoch und schlank, mit Kinderhänden und leuchtender Stirn tritt Jesus unter die Bevölkerung. Einsam wandelt er durch den Wald, begegnet dort ein paar armen Arbeitern, die dem Gottessohne willig Lagerstatt und Pflege bieten. Wenige Tage darauf sehen wir den Heiland in einer niedrigen Bauernstube, bescheidentlich damit beschäftigt, mit dem „täljeknifv“ Holzgeräte, Kellen und Löffel schnitzend. Diese und andere Szenen sind mit unvergleichlicher dramatischer Kraft und mit einem leuchtkräftigen Kolorit ausgestattet, das wohl auf den „abgebrühtesten“ Leser nicht ohne Wirkung bleibt. Anders steht es, wenn Jesus den Mund öffnet zu längeren Reden an das versammelte „Volk“. Da hagelt es allerlei Seitenhiebe auf die unglückliche Sektenmacherei, die in Schweden ärger denn je ins Kraut geschossen ist, auf den Zwiespalt der Konfessionen, das Pharisäertum und die moderne Heuchelei — alles schöne Worte, aber doch in einer Verbindung und unter äußeren Voraussetzungen ausgesprochen, die der ganzen „Bußpredigt“ zu sehr das Gepräge der Tendenz aufdrücken. Vor längerer Zeit erschien eine englische oder amerikanische Sensationsbroschüre: „Als Jesus nach Chicago kam.“ Ich habe jenes Buch nicht gelesen, kann mithin keine Vergleiche über die etwaige Wahlverwandtschaft der beiden Arbeiten anstellen. Wie ich aber Vickströms Schreibart kenne, will mir fast scheinen, als ob in seinem jüngsten Werke die Erinnerung wenigstens an ein fremdes Schema rege gewesen sei.

Wo Vickström wirklich moderne Stoffe in moderner Form ohne all' das landesübliche Beiwerk an symbolischem Aufputz behandelt, kann man gewiß sein, trefflichen Leistungen gegenüberzustehen. So in seiner ausgezeichneten Gesellschaftsstudie „Eine moderne Geschichte“*), die mit dem rücksichtslosen und doch in seinen technischen Mitteln feinfühligen Wahrheitssinne des berufenen Dichters den Finger auf eine brennende Wunde unseres heutigen Gesellschaftswesens legt, in dem die Frage der philanthropischen Mädchenerziehung dank dem entsetzten Angstgeschrei zimperlicher alter Jungfern oder lüsterner Roués noch immer von der Tagesordnung ferngehalten wird. Vickström hat in dieser tiefernsten Arbeit bewiesen, daß in ihm das Zeug zu einem Volksschilderer steckt, dessen Stimme auch über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus gehört zu werden verdient. Mögen seiner „Modernen Geschichte“ recht bald andere Arbeiten, und vor allem gleichwertige folgen!

*) Eine deutsche Uebersetzung von Ludwig Passarge erschien soeben im Verlage von F. Fontane u. Co. (M. 2,—).





Eine Arndt-Biographie.

Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Gr. 8. 561 S. Berlin, Georg Reimer. 1898. Preis broch. M. 7.

Die um 1750 als Realschulbuchhandlung gegründete, dann an E. M. Arndts Freund Georg Andreas Reimer übergegangene und jetzt von dessen Nachkommen Georg Reimer noch fortgesetzte berliner Verlagsbuchhandlung hat unter dem oben stehenden Titel ein stattliches Werk veröffentlicht, das sich durch fleißige Arbeit auszeichnet, vieles bisher Ungedruckte, dazu schätzbare biographische Erläuterungen enthält und dem Leser einen tiefen Einblick in das herrliche Herz unseres Arndt gewährt. Vom litterar-geschichtlichen Gesichtspunkte betrachtet, ist es als wünschenswert, ja als notwendig anzusehen, wenn uns bedeutende Männer auch durch ihren Briefwechsel noch näher gerückt werden, als es durch die einfache Schilderung ihrer äußeren Erlebnisse zu geschehen pflegt. Bescheiden und schlicht wie Arndt von Charakter war, ward er durch seine Lieder, seine mannigfachen politischen Schriften und durch seine größeren, auch durch die Trefflichkeit in der Schilderung sich auszeichnenden Werke (s. Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, VI. Bd. § 311, 2. Auflage) bedeutungsvoll, ja bahnbrechend für die damaligen und prophetisch sogar für die künftigen großen Ereignisse, die sich als Verheißung in den deutschen Befreiungskriegen von 1813 bis 1815 und als Offenbarung oder Erfüllung durch die großen Errungenschaften von 1870 und 1871 erwiesen. Erinnert sei nur an Arndts an der Jahreswende von 1813 und 1814 verfaßtes Büchlein: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“, worin er schon damals unser Elsaß und unser Lothringen mannhaft und trutzig wieder zurückforderte. Ihm, der am Weihnachtsfeiertage 1769 zu Schoritz auf der damals noch schwedischen Insel Rügen das Licht der Welt erblickte und der 90 Lenze kommen und gehen sah, schien die Morgenröte einer neuen Zeit um so zuversichtlicher, je trüber sich die Geschicke des deutschen Vaterlandes gestalteten, und um so eifriger mahnte er deshalb zum mutigen Aushalten und zur Vernichtung des deutschen Erbfeindes. Ja, man möchte auch behaupten, daß Arndt durch seine gewaltig zündenden Worte in seinen Liedern und Schriften geistige Schlachten geschlagen und gewonnen habe. Zugleich lehrte er sein Volk an ihn glauben, und letzteres bewies es durch seine Zähigkeit trotz allen hereingebrochenen Niederlagen bei Jena, Auerstädt, dem Friedenschluß von Tilsit u. a.

Alles dieses ersehen und lernen wir aus dem reichen Inhalt dieses Lebensbildes in Briefen, das in seiner übersichtlichen, nach den Lebensereignissen eingeteilten Anordnung, mit den nötigen Litteraturnachweisen, den Brief- und Personenverzeichnissen abschließt. Was die Briefe selbst anbelangt, so sind es deren 343, von denen bisher nur drei Sammlungen in Buchform erschienen sind, während die Meisner-Geerdssche Veröffentlichung die Lebensschicksale des deutschesten der Patrioten von der Kindheit bis in die letzten Lebenstage schildert. Der Briefe erste Abteilung beginnt mit deren 43 aus der Jugend- und Reisezeit innerhalb der Jahre 1787 und 1811. Zunächst sind es solche an die Seinen, an Studiengenossen und an seinen ihm so geistesverwandten Freund und nachmaligen Verleger Georg Andreas Reimer. Die zweite, aus 60 Briefen bestehende Sammlung schließt die Kriegszeit von 1812 bis 1815 ein und führt uns dabei herrliche Menschen und große Ereignisse vor Augen. 67 Briefe schildern alsdann die Jahre der Prüfung von 1816 bis 1820 und 73 den Stillstand im Amt von 1820 bis 1840, die Zeit der Demütigung und Vergewaltigung des treuen Eckart, schließen aber mit einem aus Bonn den 16. des Weinmonds 1840 an Freund Reimer gerichteten Brief, worin er nach der vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen endlich verordneten Rehabilitierung den Antritt seines ihm erteilten Rektorats meldet. Den die Jahre 1841 bis 1860 einschließenden, „Deutsche Kämpfe und Altersruhe“ überschriebenen und 96 Briefe enthaltenden Schlußteil des wertvollen Buches beendet ein an Arndts alten Freund, den stralsunder Geschichtsprofessor Zober, aus Bonn den 12. Wintermond 1860 geschriebener Dankbrief, worin er zugleich am Schlusse Gott bittet, „daß er auch das ganze liebe deutsche Vaterland in diesem Jahre gnädig führen und segnen wolle“; in demselben Monat, am 29. schied Arndt aus diesem zeitlichen Leben. Gleich Theodor Körner gelten auch ihm die Worte:

> Heil ihm, der seinem Volk beschieden
> Als Sänger und als Held zugleich; —
> Sein Name währt und strahlt hienieden
> Den Sternen an Verklärung gleich.

Dresden. *Emil Peschel.*

Die Alten und die Jungen.

Die deutsche Dichtung der Gegenwart. (Die Alten und die Jungen.) Von Adolf Bartels. Neue erweiterte Ausgabe. Leipzig, Ed. Avenarius. 272 S. Preis Mk. 3.60 (geb. Mk. 5.—).

So weit dieses Buch abgeschlossene litterarische Perioden behandelt, ist es eine äußerst gediegene, streckenweise vortreffliche Arbeit. Je mehr es sich aber der unmittelbaren Gegenwart nähert, desto bedenklicher werden die Schwankungen, die die Kompaß-Nadel von Bartels Urteil durch persönliche Antipathien erleidet, und desto mehr verliert es den Wert der Zuverlässigkeit für den, der etwa nur mit Hilfe dieses Kompasses durch die neueste Litteratur hindurchsteuern wollte. Die Darstellung setzt bei Hebbel und Ludwig ein, die im Verein mit Jeremias Gotthelf noch oft im Laufe der Dinge und auch am Schlusse als das vorbildliche Dreigestirn gezeigt werden, an das die deutsche Dichtung den Anschluß wieder suchen und finden müsse. Mit gründlicher Belesenheit und einem guten Geschmack, der sich von äußeren Erfolgen nicht blenden läßt, werden dann zunächst die großen Talente der Fünfziger- und Sechzigerjahre, Freytag, Reuter, Raabe, Groth, Storm, Keller, Scheffel, Jordan charakterisiert und ihnen die münchener Schule der Geibel, Schack, Lingg, Bodenstedt, Grosse, Heyse gegenübergestellt. Für die folgenden Jahrzehnte hat sich Bartels die Einteilung in eine Früh-, Hoch- und Spätdecadence geschaffen, die viel Berechtigtes und Bestechendes hat, im einzelnen aber ohne Gewaltsamkeiten nicht auskommt, weil der Verfasser in seiner Decadence-riecherei zeitweise zu weit geht und wohl auch künstlerische Hochkultur mit Decadence geradezu verwechselt. In den letzten Kapiteln wird die Litteratur seit 1882 behandelt, und hier fühlt man trotz des Bemühens, mit dem Bartels seiner eigenen Generation gerecht zu werden sucht, die Antipathie des Verfassers gegen alles Moderne allzu deutlich heraus, um an seine Unbefangenheit glauben zu können. Sein Ton wird hier oft schulmeisterlich, grämlich, ostentativ geringschätzig, gelegentlich sogar hämisch und gallig. Es geht beispielshalber nicht an, in einer Gesamtdarstellung des Romans der Achtzigerjahre Autoren wie Konrad Alberti oder Konrad Telmann totzuschweigen, wenn man Hans Land, Holländer, Mysing u. a. der Besprechung für wert hält. Es geht nicht an, bei den Vertretern der „Heimatskunst“ Adolf Pichler oder Fritz Lienhard unerwähnt zu lassen, wenn man August Sperl und Adolf Bartels anführt. Es geht nicht an, eine A. v. d. Elbe oder W. Heimburg in die Darstellung einzubeziehen und eine Frida v. Bülow oder Andreas-Salomé nicht einmal der Nennung zu würdigen. Es geht auch nicht an, eine so bedeutungsvolle Erscheinung wie Wilhelm von Polenz mit fünf Zeilen und dem herablassenden Dienstbotenprädikat „tüchtig“ abzuthun und einen in seiner Entwicklung so fortgeschrittenen Erzähler wie Torresani vollständig zu

übergehen. Mit alledem und anderem hat Bartels die von ihm in der Einleitung angefochtene Behauptung Litzmanns, daß eine Geschichte der zeitgenössischen Litteratur zu schreiben unmöglich sei, mehr bestätigt als widerlegt: seine subjektiven Vorurteile zu überwinden ist ihm nur teilweise gelungen, und der Mangel einer genügenden Distanz von seinem Gegenstande wird in dem letzten Viertel des Buches oft peinlich fühlbar. Davon abgesehen bleibt das kleine Werk eine durch ihre Klarheit und Besonnenheit und namentlich durch die Einheitlichkeit des Standpunkts ausgezeichnete Einführung in die neuere Litteratur, die manche eigene, feine Bemerkung aufzuweisen hat. Die Darstellung ist glatt und flüssig, aber nach irgend einem selbstgeprägten, neuen Ausdruck sucht man vergeblich. Etwas lästig sind die zahllosen einschränkenden Wörtchen, wie freilich, doch, gewiß, immerhin, allerdings, wenn auch u. s. w., mit denen die meisten Urteile gepolstert sind. Die häufig angewandten Parallelismen sind meist glücklich gewählt, bisweilen aber — wie die Bezeichnung Dehmels als einen „dekadenten Klopstock“ — allzu gesucht. Bei den sonst dankenswerten Litteraturangaben stört es, daß ein Teil der Zeitschriften nach den Jahres-, ein Teil nach den Bandzahlen angeführt ist.

Berlin. *J. E.*

Eine neue Poetik.

Poetik. Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Ein Grundriß von Eugen Wolff. Oldenburg und Leipzig, 1899. Schultzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. (A. Schwartz) Preis M. 4. (Geb. M. 5)

Die Poetik als Wissenschaft blickt auf eine vielgestaltige Entwicklung zurück. Wie in der Philosophie und den Geisteswissenschaften überhaupt, ist an die Stelle oder doch an die Seite der spekulativ-dogmatischen Betrachtungsweise die entwicklungs-geschichtliche getreten, die auf dem Boden empirischer Thatsachen steht. Als Hauptvertreter dieser Richtung ist Wilhelm Scherer zu nennen, dessen im Sommer 1885 gehaltene Universitätsvorlesungen aus seinem Nachlaß herausgegeben wurden und lebhafte Erörterungen hervorriefen. Es liegt nahe, den Begriff „entwicklungsgeschichtlich“ in der Poetik zu radikal zu fassen, wie Scherer es that, wenn er aus dem litterarischen Gebiet ins rein naturgeschichtliche hinübertrat und Beobachtungen aus diesem namentlich für die Entstehung der Poesie verwerten wollte. Mit energischen Worten kämpft Wolff gegen diesen Radikalismus: die Uebertragung tierischer Funktionen (wie der Liebeslockrufe als erster Form poetischer Aeußerungen) auf das Gebiet des menschlichen Geistes „bleibt in jedem Falle materialistisch“ und ist zu verwerfen. Für die Poesie ist dies Verfahren um so weniger statthaft, als von ihr nicht vor Entwicklung der artikulierten Sprache die Rede sein kann. Wenn der Verfasser so das Hereinziehen naturwissenschaftlicher Faktoren ablehnt, so tritt er um so lebhafter für die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung innerhalb des litterarischen Gebietes ein. Es gilt nicht mehr, von abstrakten Begriffen auszugehen und einen aus ihnen gewonnenen Maßstab an die Poesie zu legen, sondern aus dieser selbst ihre Gesetze zu schöpfen. Das letzte Ziel der Betrachtung ist dieses: die Theorie der Dichtkunst auf einer umfassenden Geschichte der Weltpoesie aufzubauen. So werden die Grenzen von zwei sonst verschiedenen Wissenschaften: der Poetik und der vergleichenden Litteraturgeschichte einander nahe gerückt, und jede Erörterung einzelner Zweige der Poesie, etwa der Lyrik und des Dramas, bietet zugleich eine Uebersicht über ihre geschichtliche Entwicklung als Litteraturgattung.

Es ist klar, daß bei solcher Formulierung der Aufgabe das vorliegende Werk weit mehr als einen Kodex von Regeln und Gesetzen der Poesie enthält, daß es vielmehr das Hauptgewicht auf die Entwicklung dieser Gesetze aus den wesentlichsten Erscheinungen der Weltlitteratur legt. Ebenso augenscheinlich freilich ist es, daß bei der unendlichen Ausdehnung dieses Gebietes nur ein verhältnismäßig kleiner Ausschnitt gegeben werden kann. So wird man hier und da andere Hinweise, andere und vielleicht mehr Namen und Thatsachen wünschen. Schließlich kommt es dabei ja auf die subjektive Entscheidung an, welche Werke jeder für wichtiger und — im eigentlichen Sinne des Wortes — maßgebender erachtet.

Im einzelnen behandelt Wolff zunächst Begriff und Methoden der Poetik, über deren Geschichte er einen kurzen Ueberblick giebt. Sehr beachtenswert sind die dann folgenden Ausführungen über das Wesen der Poesie, an die sich eine genaue Erörterung der einzelnen Dichtungsarten, ein hübsches Kapitel über das Seelenleben des Dichters und eine Darlegung der Metrik nach ihren Grundzügen schließen.

Ein auf ähnlichen Prinzipien beruhendes Buch erschien vor kurzem von K. Bruchmann („Poetik. Naturlehre der Dichtung“, Berlin, Wilh. Hertz). Das von diesem beigebrachte Material ist umfangreicher, der ganze litteraturgeschichtliche Unterbau vollständiger als bei Wolff, der dagegen seinerseits in der Aufstellung und klaren Formulierung der poetischen Grundgesetze glücklicher gewesen ist. Jedenfalls hat er ein wissenschaftlich begründetes, gut geschriebenes und anregendes Werk geliefert, das angelegentliche Empfehlung verdient.

Cuxhaven. *Heinrich Brömse.*

Vom französischen Theater.

Das französische Theater der Gegenwart. Von Max Banner. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 12°. 1898. 199 und XVI S. M. 4,—.

Die vorliegende Schrift spiegelt die Eindrücke wieder, die der Verfasser von seinem halbjährigen Aufenthalt in der Seinestadt empfangen hat. Während aber sonst derartige mit Reisestipendium nach Frankreich entsandte Deutsche französischer wieder zurückkehren, als die Franzosen selbst es sind, hat sich Banner ein sehr nüchternes Urteil bewahrt. In sechs Abschnitten schildert er die Bühnenverhältnisse von Paris, die dramatische Produktion und ihre Schöpfer. Die klassische Tragödie des XVII. und XVIII. Jahrhunderts habe längst ihre Zugkraft eingebüßt, weil sie die Handlung durch Reden ersetzte, nicht, weil sie die äußeren Formen des für moderne Verhältnisse wenig passenden griechisch-römischen Dramas beibehielt. Denn, wie Banner mit Recht sagt, sie schilderte unter antikem Aushängeschilde den versailler Hof Ludwigs XIV. und XV. Auch das sogenannte romantische Drama, dessen laut schallendes Sprachrohr Victor Hugo war, hat es zu einer langen Existenz nicht gebracht, weil es zu viel von den Fehlern der klassischen Tragödie beibehielt. Richtig charakterisiert der Verfasser das Schwanken Hugos zwischen Shakspere (oder dem, was er für shaksperisch hielt) und Corneille, nur dagegen müssen wir protestieren, daß Altmeister Goethe einen starken Einfluß auf den wortprunkenden Dichter der französischen Romantik ausgeübt habe. Hugo scheint nämlich so wenig von Goethe gewußt zu haben, daß er Schillers Wallenstein für ein Werk des ersteren hielt, — in Constants Bearbeitung, aus der er jene Dichtung kannte, ist nämlich der Name des Dichters nicht angegeben*) — und daß er auf die Frage, ob er Goethe läse, antworten mußte: „Non, mais je lis Schiller, c'est la même chose.“

Nun sind die Dichtungen der klassischen und nachklassischen Zeit — denn auch Molière kommt nur insoweit inbetracht, als neuere Dichter, z. B. Pailleron, sich dessen disjecta membra als herrenlos daliegendes Gut aneignen — zunächst durch Scribes Bühnenfabrikation, dann durch das aktuelle Stoffe wählende und diese mehr nach sozialen, als nach künstlerischen Gesichtspunkten darstellende Drama der Augier, Dumas Sohn, Sardou, Pailleron u. a. verdrängt. Banner schildert hier die Hauptvertreter streng sachlich, aber so, wie man von den Toten, die tot bleiben, spricht. Denn die Gegenwart und Zukunft, soweit sich bei den

---

*) Es sei bei dieser Gelegenheit auf Erich Meyers Arbeit „Benjamin Constants Wallstein“ hingewiesen (Weimar 1898 Progr. des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums) D. Red.

unsicheren Zuständen Frankreichs ein Wechsel auf diese ausstellen läßt, ruht in den Händen der „jung-dramatischen“ Schule. Auch hier hat Banner die Hauptvertreter (Lemaitre, Richepin, Lavedan, Henri Becque, Paul Hervieu, Maurice Donnay, Brieux, Octave Mirbeau) scharf skizzierend geschildert, auch des Einflusses gedacht, den Ibsen und seine deutschen Jünger nicht gerade nachhaltig auf Frankreich geübt haben. Denn die französischen Dichter haben sich nie recht entschließen können, mit der sozialen Frage Ernst zu machen und auch auf der Bühne dem vierten Stande die Rolle abzutreten, die seit der Julirevolution der dritte Stand inne hat. Der pariser Bourgeois und die ihm geistesverwandten Fremden, der Hauptstamm der Theaterbesucher, sieht am liebsten auch im Theater sich selbst. Darum lugt der vierte Stand nur sehr schüchtern in die dramatische Produktion hinein, wie z. B. in Mirbeaus „Mauvais bergers“, wo die gewissenlos-eigennützigen Führer der Sozialdemokratie an den Pranger gestellt werden. Einen Fehler hat aber der Verfasser doch in seinen sonst treffenden Skizzen begangen. Er spricht nämlich nur von Paris und auch nur von der Bevölkerungsschicht der Hauptstadt, die man als tout Paris oder sonstwie bezeichnet. Aus seinen Schilderungen würde niemand erraten, daß Frankreich nach der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung und auch in seinen höheren Schichten noch ein sehr katholisches Land ist. Das prägt sich natürlich auch in der Bühnenproduktion aus, und Banner hätte davon zu sprechen die beste Gelegenheit gehabt, wo er allzu kurz Marcel Prévosts „Demi-vierges“ erwähnt. Diese sind nämlich nur ein Zerrbild der infolge der Ferry-Bertschen Schulreformen zumteil verweltlichten Töchterbildung und Erziehung.

Wer nach Frankreich, mit oder ohne Reisestipendium, dampft und das Theater mit Verständnis sehen will, darf getrost dieses sehr nützliche und trefflich orientierende Büchlein als eine Art litterarischen Bädecker mit sich führen.

Dresden. *Richard Mahrenholtz.*

Physiologie und Dichtung.

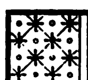
L'Esprit Nouveau. Par Léon Bazalgette. Paris, Société d'éditions littéraires, 1898.

Mehr und mehr versucht man mit der Methode des Arztes oder der des Naturforschers dem Dichter zu Leibe zu rücken. Was den Dichter zum Dichter macht, davon haben bisher die Lyriker in ihren Gedichten viel gesungen. Die Liebe, tiefes Herzeleid, Sehnsucht oder Trauer — das waren die meist persönlichen Gründe zum dichterischen Schaffen. Die Ursachen der künstlerischen Befähigung aber schrieb man höheren Gewalten zu. Jahrhundertelang betrachtete man den Zustand der dichterischen Ekstase, seine erhöhte Phantasie, als ein Geschenk gütiger Götter. Später als die Gabe eines mächtigen Gottes, dann als Spende der Natur, schließlich als Produkt gewisser organischer Dispositionen und äußerer Verhältnisse. In unseren Tagen geht man daran, die Physiologie des Genies und des Dichters festzustellen. Man denkt deshalb auch über äußere Mittel nach, um die Natur zu verbessern, künstlich Dichter zu züchten. Und eine Gruppe von Männern glaubt auch bereits ein Prinzip gefunden zu haben, das eine gesteigerte Phantasiekraft herzustellen ermöglicht. Sie stützen sich ungefähr auf die folgenden Erwägungen.

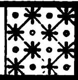
Man weiß, daß Taube oft stärkere Gesichtsnerven haben, Blinde ein ausgebildetes Tastvermögen, kurz daß bei Fehlen des einen Sinnes häufig ein anderer kräftiger und feiner entwickelt ist. Von diesem Faktum geleitet, wollen einige Künstler eine menschlich-natürliche Funktion unterdrücken und so den Gehirnfunktionen, vor allem der dichterischen Phantasie erhöhte Intensität zu verschaffen. Die geschlechtliche Enthaltsamkeit des Künstlers, insbesondere des Dichters, soll ihn nach dieser Theorie — l'abstinence sexuelle comme principe créateur en art — vorzüglich befähigen gedanklich zu produzieren. Ein praktischer Arzt, N. Grabowsky, war der erste, der die Enthaltsamkeit nicht allein als sittliche Forderung, sondern auch als Grundbedingung des intensiven, besonders metaphysischen Denkens aufstellte. Die Bücher dieses Mannes, von denen man nicht recht weiß, ob sie bloß verfehlte philosophische Spekulationen oder Phantastereien sind, haben dann Oskar Panizza und in Frankreich den eben verstorbenen Lyriker Rodenbach zu ähnlichen Gedanken gebracht. Leon Bazalgette ist ihnen in seinen interessanten Essais heftig entgegengetreten. Die Hauptstellen aus Grabowskys Schriften („Die geschlechtliche Enthaltsamkeit als sittliche Forderung“. Leipzig. 1894. — „Die Zukunftsreligion und Zukunftswissenschaft auf Grundlage der Emancipation des Mannes vom Weibe“. Leipzig 1897) lauten: „Es ist das wohlverstandene eigene Interesse, welches jeden antreiben sollte, Enthaltsamkeit zu üben. In dunkler geheimnisvoller Weise verliert, wer sich dem Weibe hingiebt, die Fähigkeit metaphysisch zu denken, sein höheres Ich gewahr zu werden.“ Und in seiner zweiten Schrift heißt es: „Es ist nun endlich einmal Zeit, daß die Geschlechter sich von einander emancipieren . . . Religion und Wissenschaft sind lediglich dem Einsamen, dem geschlechtlich Enthaltsamen zugänglich.“ Aus den weiterhin ausgesprochenen Ideen, es sei ein Verbrechen, Nachkommenschaft in die Welt zu setzen und so die Dauer des menschlichen Elends noch zu verlängern, erkennt man eine der Triebfedern, die Grabowsky zu seiner traurigen asketischen Lehre gebracht haben. Es ist der Pessimismus des unglücklichen Individuums, der diese Weltverachtungstheorie erzeugt hat. Die sexuelle Thätigkeit der Menschen ist hier nicht nach ihrer Bedeutung für den thätigen Organismus beurteilt, sondern mit philosophischem, weiterem Blick nach ihren Folgen und ihrem ursprünglichen natürlichen Daseinszweck. Während nun diese Argumente bei den jetzigen Anhängern Grabowskys zurücktreten, kommt bei ihnen noch eine neues hinzu. Man hat beobachtet, daß der Jüngling in der Zeit seiner Keuschheit sensibler und in seinem Denken tiefer ist als später. Daraus wird gefolgert, daß auch im weiteren Leben die Enthaltsamkeit eine erhöhte Geistesthätigkeit werde produzieren können. Dagegen bemerkt nun Bazalgette in seinem vorliegenden Buche ganz richtig, daß jede gewaltsam unterdrückte organische Funktion den Körper in einen momentanen Reizzustand versetzt, der größere Aufnahmsfähigkeit erzeugt. Eine längere Ausdauer dieses abnormalen Zustandes bringe jedoch Gleichgiltigkeit und Indifferenz hervor.

So predigt denn eine neue Schule aus anscheinend rein physiologischen Grundsätzen eine Mönchslehre. Sie vergißt nur einen der leitenden ethischen Sätze in der Natur: daß jedes Organ seine Funktionen ausüben müsse. Viel zu dieser Emancipationslehre wird wohl auch das Bedürfnis nach Einsamkeit und Abschließung beigetragen haben. Die neue Lehre hat unter den jungfranzösischen Lyrikern viele Anhänger gefunden. Und es ist ein seltsamer Kontrast: in jener Frühlingszeit des Lebens, wo die meisten nach der Schwesterseele lechzen, wo die Anziehung zu anderen Menschen die intensivste ist, in den Tagen der Jünglingsfreundschaften und der ersten Liebe — ziehen einzelne Denker und Künstler getrennt einsame Pfade. Sie wollen losgelöst sein von allen hemmenden Beziehungen zur Außenwelt, frei von jeder Beeinflussung. Sie wünschen für ihren Geist keine Befruchtung durch das Zusammenleben. Durch Versenken in ihre eigene Gedankenwelt erhoffen sie das Heil. So gelangen sie denn auch zu einer Kunst, die nur für sie selbst Bedeutung hat. Diese Dichter werden auf wenige, vielleicht auf niemanden wirken: denn ihre Welt ist nicht die unsere.

Meran. *W. Fred.*



Echo der Zeitungen



Auszüge.

Deutschland. Es bedarf nicht der Feststellung, daß der größte Teil der Presse dem 70. Geburtstage Spielhagens die gebührende Beachtung geschenkt hat. Daß dabei viel Neues gesagt werden würde oder könnte, hat wohl niemand vorausgesetzt. Neben dem rein Biographisch-historischen haben hauptsächlich seine Romantheorie, sein angeblicher oder wirklicher Adelshaß und sein Verhältnis zu der jungen Litteraturgeneration da und dort eingehendere Erörterung gefunden. Im übrigen seien an einzelnen Beiträgen verzeichnet diejenigen von Alexander Meyer (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 9), Fritz Mauthner (B. Tagebl. 100), Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 55), Dr. F. Niemann (Hamb. Nachr. 46), Dr. Ernst Wilms (Münch. N. Nachr. 91), Rudolf v. Gottschall (Leipz. Tgbl. 100), Gustav Zieler (Nordd. Allg. Ztg. 47), Philipp Stein (Berl. Ztg. 92), Julius Hart (Tägl. Rdsch. 47), Franz Hirsch (Berl. Lok.-Anz. 93), Max Osborn (Magdeb. Ztg. 97), Viktor Schweinburg (Berl. N. Nachr. 93), Eugen Isolani (Meißen. Tagebl. 45), Alexander Härlin (N. Stettin. Ztg. 78), Dr. A. Kohut (Remscheid. Ztg. 47) u. a. In einzelnen dieser Blätter war die politische Parteistellung nicht ohne Einfluß auf die Beurteilung des Dichters. Am offensten kam das in der „Leipziger Volkszeitung“ (44, Dr. John Schikowski) zum Ausdruck, deren Artikel überschrieben war: „Der Dichter des bürgerlichen Liberalismus“. Andrerseits gab die Geburtstagsfeier des Jubilars auch direkt zu politischen Leitartikeln Veranlassung. Blätter der Linken, wie die „Vossische“ und „Frankf. Ztg.“, hatten es gerügt, daß der Ehrentag eines der bestgeachteten deutschen Dichter vorübergegangen sei, ohne daß er eine offizielle Auszeichnung erfahren habe. In der „Post“ und den „Hamb. Nachr.“ wurde dieser Beschwerde die Berechtigung bestritten. Das hamburger Blatt schrieb in seinem Leitartikel „Staat und Dichter“ (Nr. 52): „Er (der Kultusminister) würde unserer Auffassung nach zu einer derartigen ‚Ehrung‘ nicht einmal berechtigt gewesen sein, wenn Spielhagen ein Genie ersten Ranges, eine litterarische Größe wie Goethe oder Lessing wäre. Der Staat kann wohl hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Litteratur auch seinerseits anerkennen und belohnen, aber doch nur, wenn die Leistungen, um die es sich handelt, ihre Spitze nicht gegen ihn selbst richten. Das ist aber bei Spielhagen vielfach der Fall; seine Werke weisen oft eine entschieden demokratische, ja zuweilen sozialdemokratische Färbung auf, und wir bezweifeln nicht, daß sie vielfach nachteilig auf die staatsbürgerliche Gesinnung des romanlesenden Publikums eingewirkt haben. Diese Beschaffenheit der spielhagenschen Dichtungen, nicht ihr litterarischer Wert aber muß für die Haltung des Staates maßgebend sein.“

Noch bei einer zweiten Gelegenheit dieser Tage kamen Politik und Litteratur „über dem Strich“ zusammen: den Anlaß gab die Reichstagsverhandlung vom 2. März über die Bewilligung von 50000 Mark für das straßburger Goethe-Denkmal, wobei Prinz Carolath und ein Redner der Reichspartei für die Vorlage, die Vertreter der Konservativen und des Zentrums gegen sie auftraten. Zu einer entscheidenden Abstimmung kam es wegen der Beschlußunfähigkeit des Hauses nicht. — Auch unter dem Strich war von dem Gegenstande dieser Debatte an einigen Stellen die Rede. Ueber „Goethe und die Akademie zu Dülken“ machte Geh. Hofrat Ruland (Frankf. Ztg. 54) aus den weimarischen Schätzen einige Mitteilungen, aus denen hervorgeht, daß eine karnevalistische Gesellschaft in Dülken dem alten Herrn 1828 ein ulkiges Doktordiplom übersandt, jedoch auf diese „rheinische Absurdität“ anscheinend keine Antwort erhalten hat. — Die Frage: „Wie kann der zweite Teil des Faust auf der Bühne lebensfähig werden?“ wirft (Leipz. Tgbl. 94) Julius Riffert auf. Er weist die Mängel von Devrients Bearbeitung nach und empfiehlt zur Aufführung die Bearbeitung des dresdner Hoftheaters, des Deutschen Theaters (L'Arronge) oder des meininger Hoftheaters (Lindau), jedoch mit verschiedenen Modifikationen. — Ueber eine von ihm miterlebte Aufführung des ersten Teiles „Faust“ in der englischen Stadt Hastings berichtet mit Schaudern ein Mitarbeiter der „Londoner Zeitung“ (2095). Seitdem Irving das Stück in einer verhunzten Bearbeitung von Wills ein paar hundert Mal aufgeführt hatte — er spielte den Mephisto, der demgemäß die Hauptperson war — war es lange verschwunden geblieben. Erst unlängst tauchte es in Hastings unter dem Titel „Faust and Margaret“ mit „Originalversen“ von Brian Daly und „Musik von Beethoven, Mendelssohn, Schumann, Mozart und Schubert“ wieder auf. Dem Machwerk lag Goethes Dichtung zwar zugrunde, seinen Namen aber verschwieg des Zettels Höflichkeit.

Nächst dem lebenden Spielhagen war der seit hundert Jahren tote Lichtenberg († 24. Februar 1799) der gemeinsame Gegenstand der Betrachtung, wozu auch einige Erscheinungen des Büchermarkts den Anlaß gaben. Von seinen Werken und ihrer Vergessenheit war an verschiedenen Stellen zu lesen, so in der „Leipziger Zeitung“ (Wissensch. Beil. 23, Joh. Peter), der „Allgem. Zeitung“ (Beil. 47), „Hamburger Nachr.“ (Belletr. Beil. 8, A. Kohut), „Nordd. Allg. Ztg.“ (48, G. Zieler), „Frankf. Ztg.“ (54, Paul Seliger), „Berl. Tagebl.“ (118, Mauthner), „Kölnische Volkszeitung“ (183), „Welt am Montag“ (9, Kohut). — Ueber „Schillers Vorfahren“ macht Richard Weltrich in der „Allgem. Ztg.“ (Beil. 51) neue Mitteilungen, auf die einzugehen sich hier erübrigt, weil sie in der demnächst erscheinenden Schlußlieferung des ersten Bandes von Weltrichs Schillerbiographie ausführlicher enthalten sein werden. Bemerkt sei nur, daß Weltrich die seit 50 Jahren geltende Annahme zerstört, wonach Schillers Vorfahren aus Großheppach im Remsthal stammten, vielmehr hat Waiblingen den Anspruch darauf, die Familie Schiller im 17. Jahrhundert beherbergt zu haben. — In Schillers eigene Zeit führt eine Studie von Dr. Kohfeldt über „Lesegesellschaften“ (ebenda, Beil. 44), die Vorläufer unserer modernen Bibliotheksinstitute, die Ende des vorigen Jahrhunderts in einer Anzahl größerer und kleinerer Städte existierten, in den unruhigen Zeiten der napoleonischen Kriege aber meist wieder verschwanden. Die neu angeschafften Bücher zirkulierten bei den Mitgliedern und wurden dann zu einer Bibliothek vereinigt. Die Mitgliedschaft kostete etliche Gulden; vielfach hatte man besonders gemietete Leseräume.

Ein theatergeschichtlich interessantes Kapitel behandelt Eduard von Bamberg mit Anführung zahlreicher Briefstellen in der „Frankf. Ztg.“ (62/63) unter dem Titel „Gutzkow, Laube, Dingelstedt und die weimarische Hofbühne“, worin die Beziehungen der drei Autoren zum weimarischen Theater in den Vierziger- und Fünfzigerjahren verfolgt werden. — Die erste Aufführung von Franz Nissels „Nachtlager Corvins“ in Hamburg hat zu einem großen Feuilleton über diesen schwergeprüften Dichter im „Hamb. Korresp.“ (96) den Anstoß gegeben. — Auf einen interessanten Versuch, das altelsässische Dialektstück zu erneuern, als dessen klassisches Prototyp noch immer Arnolds 1816 erschienenes Lustspiel „Der Pfingstmontag“ gilt, macht Professor Theobald Ziegler in der „Allgem. Ztg.“ (Beil. 46) aufmerksam. Es ist „Der Pfingschtmondaa vun hitt ze Dâa“, ein dramatisches Kulturbild aus dem Elsaß aus dem Ende des 19. Jahrhunderts, das den jetzt in Erlangen, vordem in Straßburg thätigen Professor der romanischen Sprachen Heinrich Schneegans zum Verfasser hat. In dieser Zeitschrift soll es demnächst im Zusammenhang mit der übrigen neuelsässischen Litteratur gewürdigt werden.

Zieglers eigenes großes Werk über die sozialen und geistigen Hauptströmungen des Jahrhunderts hat in

Hermann v. Petersdorff („Deutsche Welt“, 26) einen Kritiker gefunden, der in den meisten Punkten der Antipode des „nationalsozialen Philosophen“ ist, während das ähnlichartige Werk von Dr. Hans Meyer, „Das deutsche Volkstum“ von Richard M. Meyer („Voss. Ztg.“, Sonnt.-Beil. 9/10) überwiegend günstig beurteilt und um seiner „fast liebevollen Objektivität willen“ gerühmt wird. — Sonst knüpfen an neu erschienene Werke an: eine Arbeit Eduards Engel über Sidney Lees neue Shakspere-Biographie („Nat.-Ztg., 145), die er sehr hoch einschätzt; eine Studie über Tennyson von P. Robert („Voss. Ztg.“, Sonnt.-Beil. 10), die auf Th. A. Fischers Biographie (Gotha, Perthes) basiert und sie warm empfiehlt; Friedrich Ratzels Anzeige von Ludwig von Hörmanns Buch „Das Tiroler Bauernjahr“ (Innsbruck, Wagner), einer Darstellung des ländlichen Lebens der tiroler Bauern im Verlauf eines Jahres, mit zahlreichen landes- und volkskundlichen Erläuterungen; ein Essai über Mrs. Humphry Wards schon öfters erwähnten jüngsten religiösen Roman von Marg. Henschke („Nordd. Allg. Ztg.“ 46) und ein solcher von S. Saenger („Voss. Ztg.“, Sonnt.-Beil. 9) über den Roman „Les Déracinés“ (Die Entwurzelten) von Maurice Barrès, der die Fehler und Gebrechen der modernen Erziehung in Frankreich etwa vom Standpunkte Brunetières aus beleuchtet. — Auf Frankreichs größten Erzieher gehen zwei neue Werke zurück (Franz Heymann: Rousseaus Sozialphilosophie, und M. Liepmann: Rousseaus Rechtsphilosophie), die in einem Feuilleton der „Frankf. Ztg.“ (56) mit dem Ergebnis gewürdigt werden, daß Rousseau kein politischer Denker war. — An der gleichen Stelle (60), läßt sich Dr. Chr. Eckert (Mainz) über „Die Dichtungen Michelangelos“ aus, deren durch den berliner Kunsthistoriker Prof. Carl Frey kürzlich veröffentlichte Neuausgabe (Berlin, Grote) er als vortrefflich bezeichnet. Die deutsche Uebersetzung der Gedichte von Walter Robert-tornow, die der Ausgabe beigegeben werden sollte, ist (nach des letzteren Tode) schon vorher erschienen. Es ist zumeist Liebes- und Sehnsuchtslyrik, zum Teil der geistvollen und schönen Vittoria Colonna gewidmet, der Liebe seines Alters, die uns eine der schönsten Novellen Konrads Ferdinand Meyer nahegeführt hat.

Eine Schülerin dieses schweizerischen Meisters, die in Braunschweig geborene, in Zürich als Sekretärin der Stadtbibliothek lebende Dichterin Ricarda Huch, ist der Gegenstand einer Charakteristik von Karl Bienenstein (Nordd. Allg. Ztg. 53). — Mit „Otto Ernst als Lyriker“ beschäftigt sich Fr. Wischer in der „Kieler Zeitung“ (19043) ausführlich. Otto Ernst (Schmidt) ward 1862 als Sohn eines Zigarrenarbeiters in Ottensen geboren und lebt seit 1883 als Lehrer in Hamburg. Mit der ersten Sammlung seiner kraftvollen Lyrik trat er 1888 auf. — Einem anderen begabten jungen Lyriker, dem in Berlin — als Sohn des nachmaligen preußischen Finanzministers — geborenen, in München ansässigen Wilhelm von Scholz ist ein Feuilleton von Leo Greiner in der „Münch. Ztg.“ (50) gewidmet. Sein erstes Gedichtbuch „Frühlingsfahrt“ erschien 1896, das Epos „Hohenklingen“ 1898, das mystische Drama „Der Besiegte“ 1899. — Die Artistenlyrik der George, Schur u. s. w. findet in einem anonymen Beitrag der „Tägl. Rdsch.“ (49) scharfe Verurteilung. An der gleichen Stelle aber (41/42) freut sich Julius Hart angesichts der neuen Gedichtbücher von Hugo Salus, Hans Benzmann und Cäsar Flaischlen über das „helle Jauchzen“, das heute durch den Poetenwald gehe. „Die grauen, dunstigen Morgennebel des Naturalismus, die stickigen Sumpfdünste der pessimistischen Anklagelitteratur flattern auseinander, aber auch der kraftlose, entnervte Symbolismus der dekadenten Geister, Dämonismus und Satanismus stoßen auf spöttische Mienen und finden den rechten Glauben nicht mehr. Immer deutlicher wird das Bekenntnis einer neuen Lebensfreude.“ — Aehnliche Wahrnehmungen bezeugt eine Studie von Ernst Clausen: „Der Charakter des Mannes in der Litteratur der Gegenwart“ („Deutsche Welt“ 25), der zwar feststellt, daß der typische moderne Mann in unserer jungen Litteratur viel hysterischer und willensschwächer dargestellt werde, als es der Wahrheit entspreche, doch aber die Anzeichen zu einer Besserung nicht verkennt, die dahin ziele, „nicht dem schon halb überwundenen Materialismus Altäre in sonnenlosen Thalgründen zu bauen, sondern wieder auf hohen Bergen, der Urkraft am nächsten, zu opfern!“

„Persönliches und Kritisches über Gerhart Hauptmann“ enthält ein Feuilleton von Eugen Wolff („Hamb. Korresp.“, Ztg. f. Litt. Nr. 5), das an Hansteins Hauptmannbiographie (vgl. Heft 2, Sp. 121) anknüpfend auch eigenes über Hauptmanns Anfänge erzählt. Auf Hansteins Empfehlung hatte 1889 der Verleger Ackermann Hauptmanns Erstlingsdrama „Vor Sonnenaufgang“ gedruckt und an einzelne Personen, deren Urteil ihm von Interesse war, verschickt, darunter bekanntlich auch an Theodor Fontane, der sich in einem Schreiben an Ackermann über das Stück (das er dann der Freien Bühne empfahl) aussprach. „Aus diesem Schreiben“, sagt Wolff, „wie aus manchen anderen Gesprächen mit Fontane weiß ich, daß der verehrte Altmeister keineswegs unbedingt oder auch nur im Prinzip günstig über Hauptmanns Richtung dachte, wie Hanstein und fast alle Welt anzunehmen scheint. Allerdings verstand Fontane die gebührende Anerkennung für Hauptmanns Talent mit so liebenswürdiger Ironie zu würzen, daß der seiner Art Ungewohnte leicht über die darin liegende Abweisung hinweglesen oder -hören konnte. Ihn schauderte, wenn er dachte, daß dies der Kunststil der nächsten Zukunft werden sollte: aber sofort erkannte er, daß dem in der That so sein würde. Die Errungenschaften der naturalistischen Bewegung schienen ihm wesentlich auf technischem Gebiete zu liegen.“ In Hauptmanns „Hannele“ habe Fontane einen Rückschritt gesehen, „er befürchtete eine neuromantische Mystik.“

Noch bleiben einige Beiträge historischen und volkskundlichen Charakters zu verzeichnen. Dr. Fritz Friedrich giebt in der „Allg. Ztg.“ (Beil 5, „Ein wieder auferweckter Roman“) die Analyse des Romans „Le page disgracié“ von Tristan L'Hermite, der 1643 erschien, dann Jahrhunderte lang verschollen blieb, bis ihn im vorigen Jahre eine Neuausgabe von Auguste Dietrich (Paris, Plon) weiteren Kreisen wieder zugänglich machte. Er ist nicht wie Lesages „Gil Blas“ ein Roman in autobiographischer Form, sondern eine Autobiographie im Gewande des Romans: die Ereignisse aus Tristan L'Hermites ersten 19 Lebensjahren, die ziemlich abenteuerlicher Natur waren. Friedrich nennt ihn den bestkomponierten Roman des 17. Jahrhunderts, dabei ohne alle Geistreicheleien und Geziertheiten und mit unwesentlichen Ausnahmen auch frei von Anstößigkeiten. — In dieselbe Zeit führt G. Berris Aufsatz „Der französische Journalismus“ („Hamb. Nachr.“, Belletr. Beil. 9), der dessen Anfängen (Renaudot) und Entwickelung bis auf unsere Tage nachgeht. — „Neues von Lope de Vega“ teilt aufgrund eines neuen Werkes von Wurzbach Marcus Landau mit („Nat.-Ztg.“ 128/130). — „Intimes aus dem Leben von Leo Tolstoi“ entnimmt die „St. Petersburger Ztg.“ (173) einem Buche von G. F. Ssergejenko (Moskau 1898), der ersten biographischen Arbeit über Tolstoi aus russischer Feder. — Ueber „Serbischen Volksgesang“ orientiert ein Artikel der „Nordd. Allg. Ztg.“ (47), zu dem das Gastspiel eines belgrader Gesangvereins in Berlin den Anlaß gegeben hat. — An der gleichen Stelle (55) teilt Prof. Friedrich Kaindl Eindrücke aus den Ostkarpathen mit, die zum Teil auch auf die Volkspoesie der Deutschen in der Bukowina eingehen. — In dasselbe Forschungsgebiet fallen die „Volksmärchen aus dem östlichen Holstein“, die in der „Deutschen Welt“ (25) Prof. Dr. Wisser (Eutin) in der Originalmundart wiedergiebt. — Zum Schlusse sei angeführt: „Riehls Novelle ‚Gräfin Ursula‘ und ihre historische Gundlage“ von Dr. Karl Pagenstecher („Wiesbad. Tagebl.“, Beil. „Alt-Nassau“ Nr. 7). ∾

Oesterreich-Ungarn. Die zahlreichen Jubiläumstage in den letzten Wochen haben wenig Bedeutsames zu Tage gefördert. Von den Artikeln über Lichtenberg (Deutsche Zeitung 9756, Neues W. Tagblatt 54, Fremdenblatt 60) mag der letzterwähnte, aus der Feder Eugen Guglias stammend, hervorgehoben werden. Er prüft, warum Lichtenberg den Modernen so sympathisch sei. Die Ursache hierfür mögen weniger seine heute für den Laien schwer verständlichen Schriften sein, als seine Selbstbekenntnisse, die von solcher Aufrichtigkeit sind, daß sie sich den berühmtesten Konfessionen an die Seite stellen dürfen. Aus ihnen könnte man Motive für ein paar Romane in der Art eines Gabriele d'Annunzio schöpfen. Andre Bemerkungen wieder enthalten Keime zu lyrischen Gedichten à la Dehmel und Schaukal. „Was für einen Effekt würde es wohl auf mich machen", sagt er z. B. einmal, „wenn ich in einer ganz schwarz behangenen Stube, wo auch die Decke mit schwarzem Tuch beschlagen wäre, bei schwarzen Fußteppichen, schwarzen Stühlen, schwarzem Kanapee, in schwarzem Kleide bei einigen wenigen Wachskerzen sitzen müßte und von schwarz bekleideten Leuten bedient würde..." — Den 70. Geburtstag Spielhagens feiern Max Lesser (Neues W. Tagblatt 55) H. T. (Bohemia 54) und Jakob Mähly (Neue Freie Presse 12396), ein in diesem Blatte seltener Gast. — Für Ignaz von Döllinger liegen zwei sehr bescheidene Artikel vor (Ostdeutsche Rundschau 59, Vaterland 60) und des 100. Todestages des „Medicäers von Mannheim", des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz gedenkt Dr. Erich Horst (Deutsches Volksblatt 3643).

Die bedeutendste Veröffentlichung der Berichtsperiode ist Dr. Hans Blums, des bekannten Historikers, Aufsatz „Ein Besuch bei Conrad Ferdinand Meyer" (Neues W. Tagblatt 48, 49), der manchen feinen Zug zur Charakteristik des Dichters beiträgt. Von manchen Plänen des Dichters, die nicht verwirklicht wurden, hören wir, auch manches treffende Wort über Dichter und Zeitgenossen. Wenig bekannt und für die Geschichte der Schriftstellerhonorare bemerkenswert dürfte sein, daß Meyer für seine Novelle „Angela Borgia" von den Verlegern der „Deutschen Rundschau" auf den Rat Blums ein Honorar von 10000 Mark forderte, dieselbe Summe, die Gottfried Keller für den Abdruck seiner letzten Novelle „Martin Salander" erhalten hatte.

Das beliebte Thema „Jung-Wiener Dramatiker" greift Otto Kraus mit stark sozialistischer Grundstimmung (Volksstimme 365) auf. Die Entstehung der Dekadenz Jung-Wiens findet er für die Lyriker bei Verlaine, für die Erzähler bei d'Annunzio, Maupassant, Mendès, Prévost und Tschechow, für die Dramatiker bei Ibsen. Dazu ein wenig Stefan George und Arno Holz und ein Dosis Nietzsche, und man kriegt Jung-Wien heraus. — Hier mögen auch ein Artikel der „Deutschen Zeitung" (9750), der den österreichischen Volksdichter Franz Keim ausgräbt, und die lustigen Erinnerungen an Mitterwurzer von Anna Saar-Nizza (Fremdenblatt 48) angereiht werden. — In einem gedankenreichen berliner Theaterbrief führt sich Franz Servaes bei den Lesern der „Neuen Freien Presse" (12400) als berliner Korrespondent an Stelle des jüngst verstorbenen Dr. Emil Schiff ein. — Ein londoner Theaterbericht im gleichen Blatte (12387) hebt hervor, wie schwer sich das moderne Drama in London einbürgere. Ibsen habe es noch auf keiner londoner Bühne zu einer öffentlichen Aufführung gebracht. Die Dramatiker des Tages, Pinero, Esmond u. a. haben nach den mißglückten Versuchen auf dem Gebiete des Problemstückes rasch den Weg zur sentimentalen Komödie, durch die sie ihre ersten Erfolge errungen haben, zurückgesucht. — Der englischen Dichtung gilt auch ein Essai von A. G. Crüwell über George Egerton („Neue Freie Presse" 12397). Die Dichterin ward am 14. Dezember 1863 als älteste Tochter des Kapitäns John J. Dienne in Melbourne geboren, hat als junges Mädchen schon weite Reisen gemacht und Europa kennen gelernt. Auf ihre Skizzenbände hat sie kürzlich erst einen größeren Roman „The Wheel of God" folgen lassen, die Geschichte eines Mädchens aus unbemittelter Offiziersfamilie, das sich trotz aller Entsagung und Enttäuschung den Schatz eines großen und starken Herzens bewahrt, im Gegensatz zu Agathe Heidling in Gabrieles Reuter Roman „Aus guter Familie". Wenn deren Empfindungen an die gellenden Notschreie und an das qualvolle Verröcheln eines Ertrinkenden erinnern, so gleichen dagegen die Frauen in „The Wheel of God" Schiffern, die in Sturm und Wellennot nie die Hoffnung auf bergendes Land fahren lassen. Auch in der Naturschilderung liegen die Vorzüge des Romans. Es hielte schwer, heute in England einen Dichter zu entdecken, dessen Schöpfung eine so liebevolle Vertrautheit, eine so echtbürtige Verwandtschaft mit der Natur aufweisen, wie die Dichtungen Georges Egerton, Kipling in seinen Djungelbüchern nicht ausgenommen. — Einen sehr gut orientierenden Artikel über John Ruskin, der sich dankenswerter Weise auf das Thatsächliche beschränkt, bringt das „Prager Tagblatt" (47).

Wien. *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Aus fremden Zungen. Im 2. Februarheft wird von der türkischen „Wilhelm Tell"-Uebersetzung erzählt, die der junge Militärarzt Dr. Abdullah Djewded vor einiger Zeit hergestellt hat. Bis dahin waren aus der europäischen Litteratur nur einige französische Romane ins Türkische gedrungen, zuerst der „Graf von Monte-Christo", dann Eugen Sues „Geheimnisse von Paris", Viktor Hugos „Misérables" und einiges andere. Djewded mußte seine Uebersetzung von Schillers Freiheitsdrama heimlich und auf eigene Kosten in Egypten drucken lassen, in der Türkei selbst wäre es bei den strengen Zensurverhältnissen unmöglich gewesen. Trotzdem wurde seine „Missethat" ruchbar und er unter Anklage gestellt. Nach monatelanger Untersuchungshaft wurde er nach Tripolis in die Verbannung geschickt. Als ihm dort nochmals der Prozeß gemacht werden sollte, gelang es ihm, sich nach Tunis unter französischen Schutz zu flüchten. Von dort begab er sich nach Paris, später nach Genf, wo er bei dem Türkenblatte „Osmanli" eine Stelle als Redakteur bekleidet.

Bühne und Welt. Eine Studie von Johann Hertzberg (Stockholm) über „Ibsen als Tragiker" (Heft 10) untersucht, wie weit Ibsens Dramen als Tragödien im landläufigen Sinne anzusehen seien. Seine historischen Stücke sind keine Schicksals-, Charakter- und Situationstragödien u. s. w., sondern Stilmischungen aus allen diesen bisherigen Gattungen. Seine „Problem- und Gesellschaftstragödien" haben einen satirischen Zuschnitt, der mit der Aesthetik der absoluten Tragödie nicht vereinbar ist, d. h. es steht dem kämpfenden Teil eine unsympathische oder karikierte Gegenpartei gegenüber („Volksfeind", „Komödie der Liebe"). Nur in „Nora" sei die tragische Stimmung nicht gebrochen, nur hier auf alle Karikatur und Satire verzichtet. Ebenso zeige die dritte Reihe der ibsenischen Dramen, die der „Individuumstragödien" ihre charakteristischen Abweichungen von der traditionellen Tragödie: die realistische Tendenz, den Verzicht auf einen idealistischen Helden und eine tragische Katastrophe, denn auch wo diese eintrete, sei sie nicht unvermeidlich, sondern mehr Zufall. In einem Punkte aber sei Ibsen der herkömmlichen Aesthetik der Tragödie treu geblieben: er habe stets die Forderung des Aristoteles nach einem versöhnenden Element erfüllt.

Deutsche Dichtung. Heft 11 weckt mit einem Artikel „Ein Gestrandeter" die Erinnerung an den wiener Schriftsteller Braun Ritter v. Braunthal (1802 bis

1866), von dessen Werken zwar nicht die Dramen mit den stolzen Titeln „Faust“, „Shakspere“, „Don Juan“ auf uns gekommen sind, wohl aber seine Textdichtung zu Kreutzers Oper „Das Nachtlager von Granada“ (unter dem Pseudonym Jean Charles). Ein in der D. D. abgedruckter Brief Brauns aus dem Jahre 1861 bezieht sich auf seinen Jahrzehnte zurückliegenden häßlichen Konflikt mit Anastasius Grün, den er „öffentlich angriff und insgeheim denunzierte“. Das Schreiben ist an den Schriftsteller Ludwig Foglar (1820—1889) gerichtet und versucht eine Ehrenrettung des Briefschreibers in seiner Handlungsweise gegen Grün.

Deutsche Revue. Im Märzheft setzt Rudolf Meyer-Krämer seine Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Jakob Burckhardt und Gottfried Kinkel fort. Nach drei in Berlin verbrachten Semestern kam Burckhardt im Frühjahr 1843 wieder nach Bonn und war dort gemeinsam mit Geibel der Trauzeuge Kinkels bei seiner Verbindung mit Johanna, dann pilgerte er über Holland und Belgien nach Paris, um dort auf der Bibliothek zu arbeiten. „Ich habe Hugos Burggrafen gesehen. Die Intentionen sind hie und da höchst grandios, aber am Ende überwiegt doch der Unsinn . . . Im Odéon hörte ich ein kleines Ding von Molière, welches köstlich war; darauf begann Racines Andromaque, wo ich dann freilich nach dem ersten Akt auf und davon lief. Den Racine halt' ich nicht mehr aus . . . Es ist übrigens merkwürdig mit dem französischen Theater; selten trifft man ein großes Talent, aber ein mittelmäßiger französischer Schauspieler ist immer mittelgut, ein mittelmäßiger deutscher Schauspieler aber in der Regel mittelschlecht. Daher ist auch in den kleinen Winkeltheatern in Paris immer ein Ensemble, und der Dichter kann seine Freude dran haben.“ Zwei Monate später klagt er, seine Poesie sei über den Aufregungen des pariser Lebens „völlig eingetrocknet“. Immerhin hatte er „ein Lustspielchen angefangen“, aber wieder liegen lassen, und plant ein Drama „Salomo“. — Klaus Groth beendet seinen Bericht „Wie mein Quickborn entstand“ und läßt dabei einige sehr scharfe Bemerkungen gegen seinen plattdeutschen Genossen in Apoll, Johann Meyer, fallen, dessen 70. Geburtstag kürzlich gefeiert wurde. Meyer wird dabei ziemlich unverhüllt als Plagiator an Groths plattdeutscher Lyrik hingestellt. Von Interesse sind auch die Aeußerungen über die damalige Dänenwirtschaft. „Man wird in späteren Zeiten kaum glauben, wie dumm und wie quälend damals die Maßregeln der Dänen in den gemischten Sprachdistrikten Schleswigs waren und wie verbittert dadurch die Bewohner.“ Zum Schluß erzählt der Dichter, wie er 1857 Doris Finke, seine spätere Frau in Kiel kennen lernte, mit der er dann 20 Jahre in glücklicher Ehe lebte, bis sie 1877 starb. Sie war sehr musikalisch, eine Schülerin von Karl Reinecke und Duzfreundin von Jenny Lind.

Deutsche Rundschau. Das Märzheft ist an litterarischen Beiträgen besonders reich. Adolf Frey, Conrad Ferdinand Meyers litterarischer Testamentsvollstrecker, beginnt seine authenthische Biographie des Dichters mit einem einleitenden Abschnitt, der von dem früh verstorbenen Vater Ferdinand Meyer und der Mutter Betsy, geb. Ulrich, erzählt. — Ricarda Huch setzt ihre „Studien zur Romantischen Schule“ mit einer scharf zergliedernden Charakteristik der Brüder Schlegel fort, des beweglichen, eleganten, glatten, eitlen, liebenswürdig-korrekten Wilhelm und des ungleich tiefer und schwerer veranlagten Friedrich. — In einem sich anschließenden Essai über die englische Landarbeiterbewegung wird auch der dreibändige sozialpolitische Roman „Marcella“ von Mrs. Humphry Ward, der die traurigen Lebensverhältnisse des englischen Landvolkes behandelt, als wertvolles Dokument gewürdigt. Eugen Zabel sucht den Verdiensten und Vorzügen Friedrich Spielhagens — in einem Artikel zu dessen 70. Geburtstag — gerecht zu werden, ohne seine Schwächen, insbesondere die seiner Romantheorie, zu übersehen. — Spielhagens Alters- und Studiengenosse Carl Schurz wird aus dem gleichen festlichen Anlaß von Marie Jüssen porträtiert, während Ignaz Döllingers hundertster Geburtstag seiner einstigen Schülerin und Freundin Lady Blennerhassett Gelegenheit zu pietätvollen Gedanken giebt. — Eine Studie des greifswalder Dozenten Alfred Gercke über „Volkslieder und Volksglaube der Finen“ stützt sich vornehmlich auf das große finische Epos „Kalewala“, das einer geschickten Zusammenarbeitung alter Runen und Volkslieder durch Dr. Elias Lönnrot (1835) seine Entstehung dankt (deutsch Halle 1892). Die Handlung dieses Heldensangs dreht sich um die Abenteuer dreier Riesen, der Kalewasöhne, die vermutlich ursprünglich Göttergestalten waren; doch haben auch Elemente der christlichen Legende in dem Epos Aufnahme gefunden, dessen Ueberlieferung sehr jungen Datums ist. — Eine Erzählung von Isolde Kurz „Nachbars Werner“, leitet das Heft ein.

Deutsches Wochenblatt (s. „Der Kunstwart“).

Die Frau. Das Märzheft bringt neben einer Charakteristik der hochgeistigen Malwida von Meysenbug, die Felix Poppenberg entwirft, persönliche Erinnerungen an die jüngst verstorbene Ida Freiligrath von E. Bely. „In Weimar geboren, wuchs die kleine Ida Melos, deren Eltern mit zu Goethes Kreise gehörten, nebst ihrer Schwester Marie als Spielgefährtin von Wolfgang und Walter Goethe auf. Die weimarische Luft hatte Einfluß auf ihre geistige Entwickelung.“ In Unkel am Rhein, wo sie als Erzieherin weilte, begegnete sie Freiligrath, „der eben seine Rolandslieder gesungen hatte, von strahlendem Ruhm umglänzt.“ 1841 führte der Dichter die Geliebte heim, die in den nun folgenden trüben Tagen treu zu ihm stand und ihn nach England in die Verbannung begleitete. Während hier der Dichter wieder den Kontorsessel besteigen mußte, gab Frau Ida Unterricht. Aber das Familienleben hatte darunter nicht zu leiden, es war das denkbar innigste, und dem glücklichen Bunde entblühten fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Auch das äußere Leben der Gatten gestaltete sich wieder freundlicher. Deutschland rief den Dichter wieder zurück, und in Cannstatt fand er ein behagliches Heim, bis er am 18. März 1876 die Augen für immer schloß. Seine Witwe zog später nach Düsseldorf in die Nähe ihres Sohnes Percy, besuchte oft ihre in England lebenden Kinder und hat nun bei ihrem letzten Besuche, 83 Jahre alt, in London ihr reiches, wechselvolles Leben beschlossen.

Die Gegenwart. Auf einen neuerblühten Zweig deutscher Dichtung macht in Nr. 7 J. G. Thomsens Studie „Oesterreichische Kampflieder“ aufmerksam. Ihren äußeren Anstoß habe die „deutschvolkliche“ Lyrik in Oesterreich vor einigen Jahren durch ein Preisausschreiben für das beste nationale Volkslied der österreichischen Deutschen erhalten. Als einer der freimütigsten Vertreter dieser Kampfpoesie wird der grazer Redakteur Aurelius Polzer genannt, dessen Gedichte unter dem Titel „Zu Schutz und Trutz“ und dem Pseudonym Armin Stark erschienen sind. Ihm zunächst an Eifer kommt der steirische Buchdruckereibesitzer Dr. Joseph Harpf in Leoben mit den Liedersammlungen „Sagen und Singen“, „Aus der deutschen Ostmark“ und „Rufe aus dem deutschen Osten“, von denen die dritte in Oesterreich verboten wurde. Auf epischem Gebiet in gleichem Sinne thätig waren neuerdings Anton Ohorn („In tschechischen Wettern“) und Franz Keim („Stephan Fadinger“, ein deutsches Bauernlied). — Ueber „Bühnendeutsch“ spricht im Anschluß an die wiederholt erwähnte Schrift von Prof. Theodor Siebs („Deutsche Bühnenaussprache“) Prof. Karl Mahnicke in Nr. 8 mit Polemik gegen einzelne Entscheidungen der Kommission des deutschen Bühnenvereins. — „Das dichtende Jung-Frankreich“ läßt A. Brunnemann in No. 9 Revue passieren, im besonderen die Schule Verlaines und Mallarmés, als deren Haupt jetzt Henri de Régnier betrachtet wird. Trotz der „kindischen Spielereien mit Form und Wort“ bärgen manche dieser neuen Dichtungen einen reichen Schatz an wirklicher, tiefinnerlicher Poesie. „Es ist nicht die goldene, sieghafte Morgensonne einer neuen Zeit — wohl aber der geheimnisvolle, an wunder-

baren Farbenschattierungen reiche Abendhimmel einer sinkenden Kultur."

Die Grenzboten. Pädagogische Betrachtungen über „Poesie und Erziehung" spiegelt eine große Studie des berliner Universitätslehrers Wilhelm Münch in Heft 7 und 9 wieder. In ihrem wesentlichen Teile umfaßt sie eine Art Grundsatzlehre für den deutschen Litteraturunterricht in unseren höheren Schulen, der als solcher erst im Laufe dieses Jahrhunderts aufgekommen ist; und zwar findet Münch die Klage berechtigt, daß in den Schulen an unseren deutschen Dichtungen zu viel erklärt und erläutert und experimentiert werde, daß das „blecherne Saitenspiel des schulmeisterlichen Verstandes" zu unausgesetzt erklinge, daß das Bestreben vorherrsche, „alles zerlegt und belegt, benannt, gedeutet und in Beziehung gesetzt" zu wissen. Die verbreitete Neigung, Phantasie und Gefühl nicht über den nüchternen Verstand Herr werden zu lassen, sei zu bedauern, und das Ziel des Litteraturunterrichts müsse sein: „Aufhellung des Gedankeninhalts und doch Meiden der verstandesmäßigen Zerlegung und Zerpflückung, Pflege des Gefühls in enger Verbindung mit dem Denken und des Denkens mit dem Gefühle, Oeffnen der Augen für Form und Inhalt." Mit kurzen Worten also ist der Wunsch des Verfassers ungefähr dieser: mehr Poesie in der Erziehung und weniger Erziehung in der Poesie! — Aus den „Erinnerungen an Friedrichsruh", die Wilhelm Gittermann in Nr. 9 erzählt, ist Authentisches über die Entstehung der bismarckischen Memoiren zu entnehmen. Die Idee dazu ging kurz nach den Märztagen von 1890 von Bucher aus, der es mit Hartnäckigkeit bei dem widerstrebenden Kanzler durchsetzte, daß die Sache begonnen und zu Ende geführt wurde. Ende 1891 war das Manuskript druckreif.

Der Kunstwart. Die Zeichen mehren sich, die auf eine Reformbewegung zugunsten des Variétés hindeuten. Wir haben kürzlich eines Artikels von Alberti gedacht (Heft 9, Sp. 575), der betont, daß unsere Theaterzustände immer mehr auf die englischen zusteuern, wo die Spezialitätenbühnen den Vorrang in der Gunst behaupten. Wir haben ferner Richard Dehmels Ausführungen in „Nord und Süd" erwähnt (Heft 10, Sp. 634), wonach die „erstarkende Schaulust des Volkes" sich mehr und mehr den Singspielhallen zuwende. Nun hat soeben in der „Zukunft" sich der Weltreisende Eugen Wolf für die australische Tänzerin Saharet begeistert, die im Wintergarten auftrat und von Lenbach gemalt wird. Im „Deutschen Wochenblatt" (Nr. 8) läßt sich Carl Busse über „Yvette Guilbert und das deutsche Chantant" aus und im „Kunstwart" (Heft 10) tritt Paul Schultze-Naumburg mit neuen Gedanken über „Das Variété der Zukunft" auf. Schon im März v. J. hatte an der gleichen Stelle Ferdinand Avenarius verlangt, daß eine ästhetisch ernsthafte Kritik sich des Variétés annehme und Einfluß darauf gewinne, ehe es zu spät sei. Schultze-Naumburg erneuert dies Verlangen, weil jetzt das Variété auf der Höhe der Beliebtheit stehe, weil es „die einzige Anstalt ist, von der aus auf das ‚Volk' überhaupt eingewirkt werden kann, weil dahin die Leute gern und regelmäßig gehen, weil sie hier Erholung nach der Tagesarbeit und Anregung suchen." Vor allem könnte eine Kunstform beim Variété die höchste Vollendung finden, das sei der Tanz und seine edelste Form, der geschrittene Reigen. Aber auch höhere Künste! Eine Erscheinung wie die Guilbert müßte Schule machen. „Und wäre das Variété nicht gerade der Platz, eine Gattung moderner Dichtung ins Leben einzuführen, die in Buchform ihren Zweck verfehlt hat?" Ganz denselben Gedankengang schlägt der erwähnte Aufsatz Busses im „Deutschen Wochenblatt" ein, nur daß er näher an diesen letzteren Teil der Frage herantritt. Auch er hält das Variété für einen Faktor, mit dem man endlich ernsthaft rechnen müsse. Das Volk habe „ein Recht auf den Clown", das es sich nicht nehmen lasse, und dieser hedonistischen Auffassung der Kunst müsse man entgegenkommen. „Der naive Mensch will sich nach der Tagesarbeit erholen, er will sich freuen, er will ein bischen Sonne haben. Deshalb läuft er lieber in Possen, in Chantants, zu humoristischen Sängern als zum König Lear . . . Und daraus ziehe ich den Schluß: laßt dem Volke das Lachen, versucht nicht, ihm mit dem bittern Ernst sonnenloser Kunst noch zu kommen, wenn es den bittern Ernst eines sonnenlosen Arbeitstages eben hinter sich hat. Und wollt Ihr reformieren, so thut es, indem Ihr das Lachen veredelt!" Hier sollte man einsetzen. Die Vorliebe des Volkes für sentimentales, heiteres, patriotisches sollte man benutzen. Junge Dichter sollten für die „Brettl-Divas" Chansons schreiben — „Lieder, die sich dem Volksempfinden anpassen, Lieder, die hübsch pointiert, graziös, heiter sind", auch ernstere darunter fürs Gemüt. Allerdings könnte dieser Plan an den Dichtern scheitern. „Unsere modernen Dichter sind eben alle mit Falten auf der Stirne zur Welt gekommen, sie können nicht lachen . . . Aber trotzdem, ein paar giebts schon, die es wagen könnten, z. B. Bierbaum." In Frankreich schreiben die ersten Dichter für Chansonetten Lieder, und „wenn bei uns sich die Maler nicht für zu vornehm halten, Muster für Sophakissen, Bücherdeckel u. s. w. zu zeichnen — warum sollte der Dichter zu vornehm sein, das ihm verliehene Talent in den Dienst des Volkes zu stellen?" Auf diesem Wege könnten auch wieder Volkslieder entstehen. — Man sieht, daß allen diesen Bestrebungen die soziale Tendenz zugrunde liegt, den Volksgeschmack zu bilden und das Volk zum Kunstgenuß zu erziehen. Es ist die selbe Tendenz, die in Tolstois letzter, vielbefehdeter Schrift über den Zweck der Kunst enthalten ist, und die noch in mancher anderen Erscheinung der Zeit zum Ausdruck gelangt. (Beispielsweise wird gegenwärtig ein eigenartiger Versuch vorbereitet, mit Hülfe des Groß-Kolportagehandels gute moderne Lyrik unter das Volk zu bringen und die schlechte Hintertreppenpoesie zu verdrängen, worüber das nächste Heft noch einige nähere Mitteilungen bringen soll. D. Red.)

Das Magazin. Aus der neuesten englischen Romanlitteratur hebt (Nr. 7 8) Jarno Jessen Maria Corellis letzten, gegen Aufklärung und Atheismus gerichteten Roman „Das mächtige Atom" hervor, ferner den „Christ" von Hall Caine, der sich gegen die verweltlichte Geistlichkeit Englands wendet, und endlich Israel Zangwills „Träumer des Ghetto", ein „Kompendium jüdischer Geistesthaten", das in fünfzehn novellistischen Studien die geistigen Hauptvertreter des Judentums von Moses bis Lassalle und Lord Beaconsfield behandelt. — In Nr. 8 legt Hermann Michel die enge Verwandtschaft Georgs Christoph Lichtenberg mit modernen Ideenträgern dar und stellt fest, daß trotz der Bemühungen von Grisebach, Adolf Wilbrandt, Richard M. Meyer, Eugen Reichel u. a. es leider nicht gelungen sei, diesen besten deutschen Satiriker der Vergessenheit zu entreißen. Seine Stärke habe allerdings wesentlich im Aphorismus gelegen; humoristische Romane in der Art Sternes oder Smolletts zu schaffen, wie Gervinus meinte, wäre er nicht der Mann gewesen. — Im Beiblatt des „Magazin", den „Dramaturgischen Blättern", findet sich (Nr. 5 6) eine Studie über A. W. Iffland von Hans Landsberg und ein Essai über „Plautus und Lessing" (8/9), der im einzelnen verfolgt, wie weit Lessing in den Motiven und der Technik seiner Dramen unter dem Einfluße des lateinischen Dichters gestanden habe.

Das Neue Jahrhundert. Köln. Ueber Tolstois Schützlinge, die Duchoborzen, wird (in No. 70) von Ado Karrotom einiges erzählt. Diese neuerdings oftgenannte Sekte — ihr Name bedeutet Kämpfer des Geistes — lebte in Transkaukasien. Ihre Lehre deckt sich im wesentlichen mit derjenigen der eigentlichen Tolstoianer, d. h. sie verwirft den äußerlich-kirchlichen Gottesdienst, leugnet die Dreieinigkeit und die Gottheit Christi und bekennt sich nur zu einem dem Menschen innewohnenden Gottesbegriff, der inneren Erkenntnis. Da die Duchoborzen Kriegsdienst und Steuer verweigerten, hatten sie schwere Verfolgungen und Miß-

handlungen zu erdulden, und etwa 5000 von ihnen wurden ausgetrieben. Ein Teil wandte sich nach der Insel Cypern, für die übrigen gelang es Tolstois und seines Vertrauten, des Fürsten Chilkow Bemühungen bei den Quäkern in Canada, deren Anschauungen denen der Tolstoianer und Duchoborzen sehr ähnlich sind, freie Ansiedelungssitze zu finden. Die kanadische Regierung trat ihnen 108000 Dessjatinen Landes an der Eisenbahnlinie Quebec-Vancouver ab und steuerte 50000 Rubel Unterstützungsgelder bei. Wie schon erwähnt, hat Tolstoi den Ertrag seines neuen Romanes „Auferstehung" für den selben Zweck bestimmt. — In No. 22 würdigt Hellmuth Mielke das Lebenswerk Friedrichs Spielhagen, dessen Verdienst er darin sehen will, daß er den Roman aus seiner Aschenbrödelrolle wieder zu „homerisch-poetischer Schönheit" zurückgeführt habe. „Mit anderen Worten: er hat den Roman wieder zu einer Dichtung, einem epischen Kunstwerk erhoben, was man seit Werther und Wilhelm Meister vergessen hatte." Ueber „Bühnenpädagogik", d. h. über die fühlbare Notwendigkeit von Bühnenhochschulen spricht in No. 22/23 Dr. Hans Schmidkunz. — In No. 23 nimmt sich H. Mielke Sudermanns und der „Drei Reiherfedern" mit Wärme an. Allerdings sei Sudermann, der zu Shakspere wollte, bei den spanischen Schicksalsdramatikern gelandet. Aber er habe doch wenigstens das Ziel und den Weg gesehen, dessen Richtung heiße: zurück zu Shakspere!

Die neue Zeit. In Nr. 23 dieser sozialistischen Wochenschrift berichtet Otto Amedorf an der Hand von drei jüngst erschienenen Schriften über „Volkstümliche Universitätsbewegung und Reform des höheren Bildungswesens." In England und Nordamerika sind bis jetzt die volkstümlichen Hochschulkurse am meisten entwickelt. Doch wird bemängelt, daß das Honorar vielfach so hoch sei, daß der Arbeiter es nicht bezahlen könne. Auf dem Kontinent ist man besonders in Gent und Brüssel für die Volkshochschulbewegung eingetreten, im deutschen Sprachgebiet hat Oesterreich die Initiative ergriffen, die Schweiz und Deutschland folgten. Dies alles entnimmt Amedorf der Schrift Emils Reich: „Volkstümliche Universitätsbewegung." Er legt dann den Gedankengang einer Auslassung von Ernst Bernheim „Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart" dar, der über die Gleichgiltigkeit der studierenden Jugend klagt und allerlei Reformvorschläge vorbringt. Zum Schluß streift der Verfasser eine Schrift von Gustav Friedrich: „Die höheren Schulen und die Gegenwart", die eifrig für die klassische Erziehung eintritt. Amedorf verwirft diesen Standpunkt und schließt seinerseits mit den Worten: „Mache man den Talenten aus dem sogenannten Volke die Bahn zur Erlangung der höchsten Bildung frei und die Klagen über die ‚matte Empfänglichkeit der Studierenden' und die anderen Mißstände des akademischen Lebens werden bald verstummen."

Die Zukunft. Ein Beitrag von Johannes Schlaf über „Deutsche Litteratur" (in Nr. 23) drückt ähnliche Gedanken aus, wie sein Exkurs in der „Kritik" (vgl. Sp. 700). Es sei Zeit und Pflicht, nach dem langjährigen Kultus des Auslandes wieder „in Kontakt mit der eigenen vaterländischen Dichtung zu kommen", vor allem wieder zu Goethe und seiner Deutschheit, die sich „als eine innige Verschmelzung der modernen monistisch-naturwissenschaftlichen Weltanschauung mit den tieferen und typischen Eigenschaften des deutschen Nationalcharakters darstellt". Man müsse, unter Vermeidung jeder nationalen Phrase und äußerlichen Vaterländerei, den gelockerten Anschluß an die klassische Zeit deutscher Litteratur wieder enger herstellen, und brauche sich deshalb der Fortschritte, die wir dem Naturalismus verdanken, nicht zu entäußern. — Im selben Heft giebt Julius Hart eine eingehende Selbstanzeige seines jüngst erschienenen Werkes „Der neue Gott".

Im „Bär" (Nr. 7) erinnert eine historische Studie von Fr. Katt an die erste berliner Aufführung der „Piccolomini" vor hundert Jahren, unterstützt durch zahlreiche, dem Texte beigegebene Kostümbilder. Ludwig Pietsch spendet den verstorbenen Frauen E. von Hohenhausen und Amalie Joachim einen gemeinsamen Nachruf. — Ueber „Perverse Kunst", im besonderen über die neue Artistenlyrik und den Snobismus einer gewissen poetischen Richtung äußert sich Kurt Walter Goldschmidt in den breslauer „Monatsblättern" (Februar), wo auch Ludwig Sittenfeld Max Haushofers Ahasver-Dichtung zum Gegenstand einer kritischen Untersuchung nimmt. — „Zur Geschichte des düsseldorfer Stadttheaters" bringt Alois Weyrauther einiges in Nr. 8 der „Deutschen Bühnengenossenschaft" auf Grund eines „Bergischen Theater-Almanachs" aus dem Jahre 1807 bei. — In „Ueber Land und Meer" (Heft 11) schildert ein illustrierter Beitrag von Karl Tanera das „Schriftstellerheim" Georgs Ebers am Starnbergersee, und L. Holthof feiert Spielhagen zum 70. Geburtstage. Ein gleiches geschieht in der „Gartenlaube" (Nr. 7) durch Rudolf von Gottschall. — Volkskundliche Beiträge giebt ein Aufsatz „Schwäbische Fastnachtfeier — ein germanische Erbe" in der illustrierten Halbmonatsschrift „Schwabenland" (Nr. 4).

Musik-Zeitschriften.

Unsere diesmalige Ueberschau möchten wir gleich mit den beim letzten Mal leider vergessenen „Bayreuther Blättern" beginnen. Daß diese nicht ein — nach der allgemeinen landläufigen Meinung — etwa nur zweckloses Dasein unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, ohne jedes Interesse führen, haben sie, wie so oft schon, im 1. Stück des laufenden Jahrganges wieder einmal glänzend dargethan, wo sie — neben einer sehr wertvollen Besprechung „Neuer französischer Wagner-Schriften" (von H. Lichtenberger und M. Kufferath) aus der kundigen Feder Josés Vianna da Motta — an erster Stelle bisher unbekannte, hochinteressante Schriftstücke Wagners aus dem Jahre 1843 (über Mendelssohns „Paulus", An den dresdner Intendanten Frhrn. von Lüttichau, sowie den Entwurf zum „Liebesmahl der Apostel") vor die Oeffentlichkeit brachten. Würden die hin und wieder hier erscheinenden Dokumente der Wagner-Geschichte von unseren Zunft-Litteraten etwas aufmerksamer verfolgt, könnte diesen nicht der fatale Lapsus (wie jüngst erst wieder) passieren, eine schon vor mehreren Jahren dort genau bekanntgemachte Niederschrift Wagners über „Bellini" aus seiner rigaer Zeit von einem pariser Journal als neuesten sensationellen „Wagner-Fund" jetzt zu übernehmen! — Weil ich nun schon gerade bei der „Wagner-Litteratur" bin, seien hier auch noch Dr. R. Sternfelds kurze, aber sachgemäße Untersuchungen über die verschiedenen Varianten des „Tannhäuser"-Schlusses (Mus. Wochenbl. Nr. 10), ferner die ebenso eingehenden als gehaltvollen Auszüge aus dem „Lebensabend einer Idealistin" der Malvida von Meysenbug (mitgeteilt von Alb. Heintz in der „Allg. M. Ztg." Nr. 7) und endlich ein Artikel von R. Pauckstadt über „Das Wagner-Denkmal in Berlin" (ebenda) genannt. Letzterer schlägt außer dem Standbild des Meisters noch die Anbringung einer freien Gruppe vor — eine Darstellung der Szene, „in der Siegfried die ruhende Brünnhild mit stummem Entzücken betrachtet, ehe er das schlafende Leben aus dem Zauber löst". Dieser Vorgang wäre „eine Uebersetzung der Bedeutung Wagners als Erweckers der altgermanischen Götterwelt und als Schöpfers eines neuen Musiklebens in das Reich einer idealen, durch plastische Kunst dargestellten Welt". Selbst wer von Brünnhild und Siegfried noch immer nichts wissen sollte, der gewöhnliche Mann wie das Kind, könnten Dornröschen und den weckenden Prinzen darin erblicken, so daß in der naiven Seele des Beschauers eine Ahnung auftauchen müßte von dem Zusammenhang zwischen dem Werk und dem Mann, dem dieses Werk gelten soll! Das

ist alles wohl sehr schön gedacht; wir sind aber noch immer der ketzerischen Ansicht, daß das einzig sinngemäße Denkmal für einen Wagner die Erhaltung bezw. Befestigung der bayreuther Festspiele ist und das Erträgnis der berliner Sammlung demgemäß als Baufond zur Errichtung eines künstlerischen Theatergebäudes für diese wichtige Angelegenheit der Nation an Stelle der bisherigen roten „Backsteinbude" weit besser am Platze wäre. Ich meine, es wäre doch endlich an der Zeit, daß dieser Gedanke einmal ins Rollen käme! —

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm: vom Vater zum Sohn Wagner nur ein Schritt, — beinahe schon der vom Erhabenen zum Lächerlichen (wenn es nämlich nicht so traurig wäre)! Natürlich hat der rußige Mausfallenhändler — Verzeihung: „Bärenhäuter" die musikschriftstellernden Federn tüchtig in Bewegung gesetzt, und allmählich kommt auch für die Außenstehenden mehr Klarheit in diese cause célèbre, um die Spreu vom Weizen besonnen nun sondern zu können. Einer jener Berichterstatter („Kunstgesang" Nr. 3; vergl. übrigens auch Nr. 4, „Kunstwart" Nr. 10, „N. mus. Pr." Nr. 5, „Allg. Mus. Ztg." Nr. 7 ff.) hat schon ganz recht: „Die Unbefangenen sind in diesem Falle jedenfalls mit der Lupe zu suchen", denn — wie schon Ernst von Wolzogen bemerkt hat: das Urteil wird sich da im wesentlichen auf dynastische Gesinnungen oder antidynastische Regungen zurückführen. Daß übrigens nicht weniger als drei führende Musikorgane: „Mus. Wochenbl.", „Red. Künste" und „N. Musik-Ztg." (darunter zwei in Leipzig erscheinende, das eine sogar herausgegeben vom Verleger der wagnerischen Schriften) trotz vorheriger ausdrücklicher Ankündigung schließlich keinen Bericht über die leipziger Aufführung des Werkes gebracht haben, verdient hier in aller Form doch festgenagelt zu werden. Was mag da nur hinter den Koulissen gespielt haben?

Ueber einen anderen Streitfall und Zankapfel aus der jüngsten Zeit, genannt Perosi, scheint uns das zutreffende Gesamt-Urteil in einem römischen Musikbrief von Dr. F. Spiro („Mus. Wochenbl." 8) enthalten. Es widerspricht freilich der allgemeinen „Enttäuschung", die über das Werk dieses jungen Italieners von Aufführungen her aus Brüssel, Dresden und Frankfurt a. M. (soeben auch Berlin. Red.) gemeldet wird, und nähert sich wieder einigermaßen der sicherlich allzu hochwogenden südlichen Reklame-Begeisterung. Allein — weniger der Neo-Italianismus, als vielmehr die moderne katholische Kirchenmusik ist für den germanischen Norden ein ziemlich verwickelter Fall und eine um so schwierigere Sache, als man schon immer bei Wiedergaben von Liszts „Dante-Sinfonie" oder seinem „Christus"-Oratorium die ziemlich vollendete Ratlosigkeit unserer deutschen Herren Musikreferenten wahrnehmen kann: es fehlt einfach die rechte Voraussetzung im Rahmen der Aufführungen sowohl als auch in der Beurteilung. Nach der eingehenden, klaren Charakteristik, die mir der deutsche Lehrer Don Perosis, zugleich ein so ausgezeichneter Sachkenner wie Dr. Franz Xaver Haberl, vorigen Sommer zu Regensburg über jenen nun aufgehenden Stern persönlich gegeben, trifft Spiro, wie gesagt, wohl das rechte, zumal er ja auch seit Jahren an Ort und Stelle Gelegenheit hatte, sich in Stil und Geist dieser Richtung einzuleben.

Eine sehr dankenswerte Studie über den Oper- und Lieder-Komponisten Arnold Mendelssohn aus der Feder E. O. Nodnagels brachten die „Berliner Signale" (4); des weiteren wird von der „Allg. M.-Z." (7) der Name Friedrich Klose aus Anlaß einer karlsruher Aufführung seiner dreiteiligen symphonischen Dichtung „Das Leben ein Traum" nun schon wiederholt mit Auszeichnung hervorgehoben; werden von der „N. Musik-Ztg." erfolgreiche Erstaufführungen einer großen Ballade „Vom Pagen und der Königstochter" von Fritz Volbach und eines symphonischen Tonbildes „Im Walde" von G. Linder aus Köln und Stuttgart erwähnt, von den Rabichschen „Blättern für Haus- und Kirchen-Musik" (2) diejenige eines volkstümlichen Weihnachts-Mysteriums „nach Worten der Bibel und Spielen des Volkes zur Darstellung durch Musik und lebende Bilder" von Philipp Wolfrum aus Heidelberg gemeldet. (Hans Thoma sogar, der bekannte Meister, will bei einer Wiederholung des Ganzen im Laufe dieses Jahres für die künstlerische Gestaltung der lebenden Tableaux im Sinne des Komponisten aufkommen.) — Zu einem Bildnis R. Heubergers fügt die „N. mus. Presse" mit ganz unmißverständlicher Anspielung auf die neuste Operetten-Produktion dieses reichbegabten Talentes die gar nicht so üble Betrachtung: „Mancher denkt, wenn ich eine Million hätte, was Gutes und Schönes wollte ich da wohl schaffen! Sieht man aber dann leibhafte Millionäre von ihrer Thätigkeit, ihre Millionen zu bewahren und zu verdoppeln so absorbiert . . . . so beginnt man zu zweifeln, daß der Besitz oder der Erfolg das Gefühl der Pflicht und der Verantwortung gegen sich oder andere erhöhe . . . Es wäre nicht übel gewesen, den scharfen Kritiker Heuberger über den Operetten-Komponisten H. zu hören, denn er ist von der Gilde derer, die mehr wissen, als alle Welt, und was alle Welt weiß, wissen sie besser."

Von P. Cornelius viel zu wenig noch gewürdigter Oper „Cid" (Dresden) handeln „Mus. Wochenbl.", „Berl. Signale", und „Bl. f. H.- u. K.-Musik", von Goldmarcks „Kriegsgefangener" (Köln) und Weingartners „Genesius" (Weimar) die „Berl. Signale" (4 u. 5), von Urspruchs „Das Unmöglichste von Allem" und d'Alberts „Abreise" (Berlin) die „Allg. M.-Ztg."; von Servais „Jon" (Karlsruhe) die „N. M.-Z." Den fachmännisch wertvollsten und zugleich liebevollst eingehenden Nekrolog auf „Amalie Joachim" hatte der „Kunstgesang" (in Nr. 4, von Woldemar Sacks) aufzuweisen: eine lesenswerte Parallele der beiden Konzertsänger Dr. Wüllner und Dr. Krauß (von Gge. Armin) servierten die „Red. Künste", während der Erstgenannten bei Gelegenheit seines wiener Debüts die „N. mus. Presse" (8) mit Porträt und Einführung verheißungsvoll begrüßte. Endlich verzeichnen wir noch einen Essai über „André Erneste Modeste Grétry" von C. Kipke („Allg. M.-Z." 9), in dem es heißt: „In seiner strengen Forderung, die Musik müsse sich in so vollständiger Uebereinstimmung mit dem Drama befinden, daß man sozusagen den Dichter nicht vom Musikus zu unterscheiden vermöge, die Musik müsse die Worte beleben und verstärken, sie dürfe nicht durch Orchestergeräusch das Verstehen der Worte hindern, keine eitle Gelehrsamkeit auskramen und durch ungebührliche Textwiederholungen die Situation aufhalten, sie müsse jede dramatische Person in der ihrem Wesen und ihrer Lage entsprechenden Art singen lassen, — in solchen und ähnlichen auf Wahrheit des Ausdrucks abzielenden Forderungen begegnet sich Grétry (1741—1813) mit Gluck, ja in gewissen Sinne mit Wagner, dem er gelegentlich auch einmal die Idee vom amphiteatralisch aufgebauten Theater mit dem unsichtbaren Orchester teilweise vorwegnimmt."

Weimar. *Arthur Seidl.*

Oesterreich.

Akademie. Ein Artikel des Februarheftes von Johannes Gaulke (Berlin) beschäftigt sich mit der „sozialen Lyrik". Als eine Meisterin dieser Gattung wird Klara Müller gerühmt und das Urteil durch eine Reihe von Proben aus ihrem jüngsten Gedichtbande „Mit roten Kressen" begründet. — Einen Nekrolog für Moritz von Egidy giebt Stefan Großmann. Er charakterisiert Egidy — anders als in den meisten Nachrufen — als Redner. — Aus dem tschechischen Teile sei ein Aufsatz über Bakunin von Josef Skalák erwähnt.

Lechners Mitteilungen aus dem Gebiete der Litteratur und Kunst. X. Das Januarheft bringt einen hübschen Aufsatz Leopolds Hörmann über Albrecht Grafen Wickenburg, dessen Schätzung als Dichter ebenso wie bei dem Prinzen Carolath durch das Adelswappen beeinträchtigt wird. Aus der gleichen Feder stammt ein kurzer

Nekrolog für Conrad F. Meyer und Hans Grasberger. — N. 10 enthält einen Essai über den münchner Romancier Anton von Perfall. — Die Bücherbesprechungen dieser Monatsschrift sind leider fast ausnahmslos nach dem Muster der berüchtigten „Waschzettel“ geschrieben.

Die Wage. In Nr. 8 giebt der vielbelesene Th. Achelis eine Geschichte und Deutung des Tanzes nach seiner ethnographischen und symbolischen Bedeutung. — Die Dilettantenbühne nimmt Rudolf Lothar gegen die ungerechte Herabsetzung in Schutz und verfolgt die Geschichte des Liebhabertheaters von den Atellanen der Römer über die Mysterien und Moralitäten, die Fastnachts- und Passionsspiele des Mittelalters bis zu den in der Karlsschule entstandenen „Räubern“ Schillers. Auch Richard Wagner dachte an die Dilettantenbühne, als er einmal das Aufhören des Schauspielerstandes als einer besonderen Kaste ein zu erstrebendes Ideal nannte. An ihre Stelle, meinte er, müßte eine künstlerische Genossenschaft treten, an der je nach Fähigkeit und Neigung mehr oder minder die ganze bürgerliche Gesellschaft teilnehmen könnte. Das Theater in seiner jetzigen Gestalt als industrielle Anstalt würde verschwinden; der öffentliche Kunstverkehr fände auf der Bühne seine gemeinsamen und höchsten Berührungspunkte. — In Nr. 9 giebt Richard Specht den Jubiläumsartikel über Lichtenberg.

Die Zeit. No. 229. Eine Besprechung von Theodor Herzls Stück „Unser Käthchen“ durch Hermann Bahr hat die Frage, ob die Autoren bei ihren Premieren sich dem Publikum zeigen sollen, neuerdings aufgerollt und eine Reihe von Dramatikern hat dazu das Wort ergriffen. Die Mehrzahl von ihnen spricht sich gegen „das Erscheinen der Autoren“ aus. Für das Erscheinen ist Gustav Kadelburg, Oskar Blumenthal, Otto Erich Hartleben, der das Herauskommen „so nett“ findet, vorausgesetzt, daß man auch gerufen ist, dann Arthur Schnitzler, der — unmittelbar vor der Erstaufführung seiner Einakter — dafür ist, jeder Autor möge es halten, wie es ihm beliebt. — Nr. 230 bringt einen warm geschriebenen Nekrolog von J. L. Windholz auf den im hohen Alter verstorbenen züricher Verlagsbuchhändler Jakob Schabelitz. Als basler Schriftsteller war er 1848 nach London gegangen und hatte dort intim im Kreise der Flüchtigen mit Freiligrath verkehrt; von hier wandte er sich nach Paris, wo er zusammen mit Georg Herwegh im Vorstande des deutschen revolutionären Klubs war. Dann kehrte er nach der Schweiz zurück und hier in Zürich führte ihm die mit jedem Jahre wachsende deutsche Freiheit einen immer stärkeren Strom von freiwilligen und unfreiwilligen Flüchtlingen zu. So kam er zur Moderne. Denn für alle die Werke und Werkchen, welche Schabelitz druckte, hatte sich in Deutschland kein Verleger gefunden, oder sie waren sofort verboten worden. Henckell, Mackay, Bahr, Hartleben, Holz, Panizza, diesen allen hatte Schabelitz die Herausgabe ihrer Werke ermöglicht, dazu noch einem großen Schwarm litterarischer Eintagsfliegen, deren Talent mit dem ersten Feuer der Jugend verrauchte. Wenn auch alle dann zu andern Verlegern übergingen, die ihnen einen größern Absatz unter dem bücherkaufenden Publikum sicherten, so hat das nie die freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und seinen ehemaligen Autoren getrübt.

Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens. 3. Jahrgang. Johann Loserth würdigt einen Dichter Mährens aus der vormärzlichen Zeit, Justus Frey, für den sich neuerdings allerorten lebhaftes Interesse kundgiebt. (Wir verweisen auf Max von Waldbergs Beitrag im L. E. Heft 2. D. Red.). Andreas Ludwig Jeitteles — mit seinem Dichternamen Justus Frey — wurde 1799 in Prag geboren, hat 34 Jahre hindurch in Olmütz gewirkt, zuerst als Arzt, dann als Professor an der Universität. 1848 hat ihn die Stadt Olmütz nach Frankfurt entsendet, 1869 ist er gestorben. Sein Sohn Adalbert Jeitteles, ein bekannter Germanist, besonders auf dem Gebiete des Volkslieds thätig und lange Zeit Bibliotheks-Direktor in Graz, hat aus den Dichtungen seines Vaters die in dieser Zeitschrift schon gewürdigte Auswahl veranstaltet, aus der Loserth einige Proben giebt. — Von den übrigen Beiträgen zu diesem Hefte mögen genannt werden: Wotke, „Zu den Moralitates Caroli quarti imperatoris“, und der Abdruck eines Tagebuches von 1645, das äußerst lebendig und anziehend die gleichzeitige Belagerung der Stadt Brünn durch die Schweden schildert.

Wien. *Arthur L. Jellinek.*

England.

In der Wochenschrift „Literature“ (11. Febr.) wird eine von W. P. Spencer gemachte „Thackeray-Entdeckung“ mitgeteilt. Sie besteht in einer 36seitigen Broschüre, die eine längere und bisher an keiner Stelle erwähnte Rede Thackerays aus dem Jahre 1858 enthält. In der selben Flugschrift befindet sich eine Rede von Dickens. Als besonders interessant kann die Thatsache hervorgehoben werden, daß Thackeray die fragliche Rede in bisher unbekannt gebliebener, offizieller Eigenschaft, in der Freimaurerloge gehalten hat. Dieselbe Zeitschrift bringt in ihrer Nummer vom 18. Febr. — ebenso wie „Saturday Review“ vom 11. Febr. — günstige Kritiken über Tennysons „In Memoriam“ in der deutschen Uebersetzung von Jakob Feis (Straßburg, 1899, Heitz und Mündel). Die außergewöhnlichen Schwierigkeiten, die einer Uebertragung von Tennysons Werken stets entgegen stehen, werden in vollem Umfange anerkannt. Ein in seiner Art einziges Denkmal hat übrigens der Altmeister englischer Kunst, der jetzt zu seinem 82jährigen Geburtstage ähnlich wie Ruskin gefeierte Maler Watts, seinem Freunde Tennyson gesetzt. Er schenkte der „National Portrait-Gallery“ das von ihm gemalte Bild des Dichters mit der hier doppelt beziehungsvollen Unterschrift „In Memoriam“. — „Literature“ vom 25. Febr. giebt einen längeren Essai über das zur Zeit die Gemüter in England ziemlich heftig aufregende Thema: „Publisher and Author“. Die erste Veranlassung zu dem bestehenden Streit wurde durch einen Brief des Philosophen Herbert Spencer hervorgerufen, worin dieser auseinandersetzt, warum er sein eigener Verleger geworden sei. Alsdann trat Sir Walter Besant in die Schranken und griff in seiner Arbeit „The Pen and the Book“ die englischen Verleger rücksichtslos, aber mit Geschick an. Zu den Angreifern gesellte sich außerdem ein Anonymus „One who knows“, während als Verteidiger für die Buchhändler E. H. Cooper eintrat. „Literature“ übernimmt ihrerseits eine Art von Vermittelung zwischen den kämpfenden Parteien und führt aus: beide Teile sollten gegenseitig nicht zuviel von einander verlangen; ein Verleger ist kein Philantrop, und wenn kein Gewinn mehr vorhanden sei, so müsse das Verlagsgeschäft von selbst aufhören. Wenn junge Schriftsteller mit der Abfassung entsprechender Vereinbarungen nicht Bescheid wüßten, so stehe ihnen ja die Gesellschaft der Autoren, an ihrer Spitze Sir Walter Besant, unentgeltlich mit Rat und That zur Seite. — Im Anschluß an diese Auseinandersetzungen gewährt übrigens der Generalbericht des „Publishers Circular“ unmittelbares Interesse, da er eine gute Uebersicht über die englische Buchausgabe des Jahres 1898 enthält. Die Gesamtziffer — Neuauflagen nicht gerechnet — betrug 7516 Werke. — „Athenäum“ (4. Febr.) unterzieht die Uebersetzungen von Gustav Freytags „Die verlorene Handschrift“ durch Miß Hewlett, und die von Goethes „Egmont“ durch Primer, einer scharfen Kritik. Die neue Ausgabe des letzteren Werkes wird als überflüssig bezeichnet, da die von Dr. Buchheim gelieferte vollkommen genüge. Der letzte Engländer, der Goethe noch persönlich kannte und 1829 in Weimar eine Unterredung mit ihm hatte, Professor John Forbes, starb kürzlich im Alter von 97 Jahren. Ferner befindet sich im „Athenäum“ (11. Febr.) eine recht günstige Besprechung von Andreas Mosers Biographie „Joseph Joachim“, von der gewünscht wird, daß sie für die zahlreichen eng-

lischen Verehrer Joachims bald in einer englischen Uebertragung erscheinen möge. — In der folgenden Nummer (18. II.) stellt „Athenäum" das Anschwellen der Bakchylides-Litteratur fest, die bekanntlich durch die neuesten archäologischen Funde in Oxyrhynchos hervorgerufen worden ist. Vor zwölf Monaten noch war Bakchylides, der griechische Lyriker, kaum mehr als ein Name. Die Uebersetzung und Kommentare von Dr. Hugo Jurenka (Wien) werden hier mit der Arbeit des Professors Blaß in Halle kritisch verglichen, wobei das Urteil zu Gunsten des Letzteren ausfällt. — In derselben Nummer der Zeitschrift werden eine ganze Reihe von Dokumenten mitgeteilt, die Mr. Edward Scott in den Archiven des Kapitelhauses der Westminster Abtei entdeckt hat, und die den Namen „Chaucer" betreffen. Viele bisherige irrige Meinungen über die Erklärung dieses für die englische Litteratur so denkwürdigen Namens werden hierdurch endgültig richtig gestellt. Von einzelnen Seiten war der Versuch gemacht worden, das Wort „Chaucer" auf shoe (Schuh) zurückzuführen. Durch den Glücksumstand, daß in einer Urkunde aus dem Jahre 1315 für ein und dieselbe Person gesagt war: „Elyas Chaucer" und „le Chaufecire" kann nunmehr kein Zweifel über den Ursprung des Namens herrschen. „Chaufecire", warmes, heißes Wachs, wurde zunächst gleichbedeutend mit einer Person, die dies Siegelmaterial für das Gericht zu beschaffen hatte. Später übertrug sich der Ausdruck auf einen Gerichtsbeamten, der das Siegel führte, und endlich wurde die Bezeichnung identisch für einen Richter am Kanzleigericht. — „Academy" vom 11. Februar enthält Aufsätze über Ruskin und Watts, sowie einige beißende Bemerkungen über den römischen „Index librorum prohibitorum" für 1899. In der Nummer vom 25. Februar wird der jüngst veröffentlichte Briefwechsel des Dichterpaares Robert und Elizabeth Browning besprochen. Die Liebesbriefe bilden für England das litterarische Ereignis der Saison. Für uns bieten sie nur mittelbar litterarisches Interesse, da ihr Inhalt fast ausschließlich intim-persönlicher Natur ist. — „Temple Bar" bringt einen hübschen Aufsatz von Marion Luefetts, betitelt „Napoleons Verlobte". Gemeint damit ist Desirée Clary, deren Briefe im Auszuge wiedergegeben werden, und die 1798 Bernadotte heiratete. — F. Younge raubt dem durch Walters Scott Roman berühmten Schloß Kenilworth in „A History of Robert Dudley" alle wirkliche Verbindung mit Amy Robsart, indem er erklärt, daß Walters Scott unglückliche Heldin niemals im Schloß gewesen sei. Kürzlich wurden übrigens durch ein Inserat in der Tagespresse eine Besitzung in der Nähe von Kenilworth zum Kauf angeboten, und als ein „Vorzug" erwähnt, daß dort der Geist Amy Robsarts noch umgehe. Der Käufer suchte sich dann nachher vor Gericht schlauer Weise von dem Kaufe dadurch wieder loszumachen, daß er durch Zeugen bewies, in dem Schlosse sei kein „Geist" irgend welcher Art zu entdecken gewesen! — Im „Gentleman's Magazine" giebt Mr. Percy Fitzgerald eine brauchbare Lebensgeschichte Gutenbergs und eine genaue Beschreibung seines ersten gedruckten Buches. Unser deutscher Landsmann, Bernhard Quaritch, der „Napoleon der Buchhändler", wie er scherzweise in beiden Hemisphären genannt wird, hat am meisten dazu beigetragen die sogenannte „De Coster-Legende", wonach die Priorität der Erfindung Coster zugeschrieben wird, in England vollständig zu zerstören. Quaritch giebt in seinem Kataloge der Frühdrucke eine so überzeugende und übersichtlich geordnete Beweiszusammenstellung, daß Gutenberg der thatsächliche Erfinder der Buchdruckerkunst war, wie sie selbst van der Linde und Campbell bisher nicht geführt hatten. — Scribners Magazine vom Februar bringt Briefe von Robert L. Stephenson und eine vortreffliche kritische Studie über Thackeray von W. C. Brownell. — Die Tagespresse, so namentlich die „Times" vom 11. Februar, lobt die in die englische Sprache übersetzten „Künstlerbiographien", die in Deutschland von Knackfuß herausgegeben und von Velhagen & Klasing verlegt werden.

Die Spezialisierung, die auch hier in der Litteratur immer siegreicher fortschreitet kommt durch drei neue Fachzeitschriften deutlich zum Ausdruck: „Lords and Commons" für parlamentarische Geschichte und Litteratur; „The Butterfly" für Litteratur und Kunst; und endlich „Library Association Record" als offizielles Organ der Bibliotheks-Litteratur.

London. *O. von Schleinitz.*

Italien.

A tout Seigneur tout honneur! — Die in ihrem 34. Jahrgange stehende „Nuova Antologia" bemüht sich erfolgreich, von den Nebenbuhlerinnen sich nicht überflügeln zu lassen, indem sie mit den neuesten Bewegungen des gesamten Geisteslebens Schritt hält. Im 1. Februarhefte unterzieht A. Bosdari den englischen Dichter und Erzähler Rudyard Kipling einer anerkennenden Besprechung. Hohes Lob spendet er namentlich den „Kasernenballaden", in denen sich unübertroffene Treue in der Schilderung des englischen Soldatenlebens und -charakters mit herzerfrischendem Patriotismus Phantasie, Humor und wahrem Gefühl vereine. Er rühmt an Kipling einen äußerst starken Wirklichkeitssinn, die Fähigkeit, den gewöhnlichsten Gegenstand ohne jede Schminke zu verschönern und zu veredeln, ferner die volle Durchdringung der Seele des modernen Menschen, die Gaben des philosophischen Beobachters und Meisterschaft in Beherrschung der Sprache, in der das manchen englischen Kritikern anstößige Ueberwiegen des „slang" auf das Bedürfnis nach Lebenswahrheit und Treue zurückgeführt wird. — Ugo Ojetti, den die „Nuova Antologia" nach Berlin geschickt hat, um über die Michetti-Ausstellung zu berichten, giebt mehr als einen Kunstbericht: eine mit fesselnden ästhetischen Betrachtungen und geistvollen philosophischen Exkursen gewürzte vergleichende Würdigung des Lebenswerkes des großen Abruzzesen im Hinblick auf die anderen modernen Meister der Sittenmalerei. „Dort drinnen in dem Ausstellungsgebäude", sagt der südländische Kritiker, den die farblose Gräue des berliner Wintertages mit den dürren Bäumen Unter den Linden und den „dunkelgekleideten, eckigen, schwerfälligen, gesetzten Menschen" erkältet hat, „sehe ich das ganze lebensprühende, strahlende Abruzzenland mit dem naiven Freimut, der primitiven Sinnlichkeit, der Seele voll instinktiver Leidenschaften, dem Antlitz voll von allen Regungen der Seele .... Michetti redet eine laute, deutsche Sprache, ohne je zu stocken. Jede Landschaft, jedes Antlitz, jede Hand, jedes Gewand beschreibt mit seinen Linien einen magischen Kreis, der den Betrachter auf dem Wege der Sympathie in eine genau gegebene Stimmung festbannt".

Im zweiten Februarhefte setzt D'Ancona die „Stöbereien im österreichischen Polizei-Archiv zu Mailand" fort, wo er die Akten betreffend die polizeiliche Ueberwachung Vincenzo Giobertis und des jungen Cavour gefunden hat, der schon als 22jähriger den k. k. Behörden sehr gefährlich schien. — G. Mestica stellt die zum großen Teil bekannten Andeutungen und Beweise für die humanistische Bildung, die Hochschätzung des Altertums und den nationalen Sinn Raphaels zusammen. — In einem Aufsatze „Der Verbrecher und der Irrsinnige im modernen Drama und Roman" betrachtet Cesare Lombroso einen großen Teil der bei Ibsen, Dostojewski, Zola, Daudet, Shakspere auftretenden Geistesgestörten und Neurotiker. Das immer häufigere Auftreten dieser Kranken und Verbrecher in der modernen Litteratur führt er auf das gesteigerte Bedürfnis nach psychologischer Begründung der Geschehnisse, auf die vertiefte Bekanntschaft mit allen Formen der Geistes- und Seelenstörung, besonders aber auf die ungemein gestiegene Anzahl der Neurotiker und Irrsinnigen zurück. — Arturo Graf bespricht die neue Gedichtsammlung „In Umbra" des erst vor zwei Jahren bekannt gewordenen Giovanni Cena, in dem er einen wahren Dichter von starkem

Empfinden, namentlich höchst lebhaftem Naturgefühl, origineller Auffassung, Seelenadel, meisterlichem Ausdrucksvermögen begrüßt.

Das 2. Heft 2. Jahrganges der „Rivista d'Italia“ enthält außer einer auf den neuesten deutschen Arbeiten beruhenden Biographie Spinozas und einem Referate über das neue Margherinische Prachtwerk „Die Kunst in Città di Castello“ mehrere unedierte Briefe von Silvio Pellico an die „Donna gentile“ (Signora Quirina Magiotti in Florenz); sie reichen vom Dezember 1816 bis zum Juli 1820 und sind für seine Lebensgeschichte nicht ohne Wert.

In der „Rivista Politica e Letteraria“ vom 1. Februar setzt V. Morello in einem Artikel „Die nationale Erziehung“ die Notwendigkeit auseinander, der parlamentarischen Welt Italiens eine Wiedertaufe an den erwärmenden Quellen der nationalen Idee und Ueberlieferung angedeihen zu lassen und die neue Generation wieder mit einem kräftigen nationalen Gewissen auszustatten, das namentlich dem Klerikalismus die Stirn bieten und die Schule nicht in die Hände der Jesuiten geraten lassen solle. — Der Soziologe Scipio Sighele studiert das Wesen, das Entstehen und die psychologischen Gesetze dessen, was man „öffentliche Meinung“ nennt. Er erkennt in ihr die Meinung des von der „Menge“ zu unterscheidenden denkenden Publikums, das — allerdings zuweilen wieder in den primitiveren Zustand der nicht denkenden Menge zurückfallend — aus sich heraus die Formulierer der öffentlichen Meinung, die Publizisten, gebiert, die dann wiederum einen persönlichen Einfluß auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung ausüben.

Im florentiner „Marzocco“ nimmt immer noch die Erörterung über die Bildung einer italienischen Künstlergenossenschaft einen breiten Raum ein. — R. Pantini spricht von der „Poesie in der Philosophie Leonardo da Vincis“, bei dem er neben dem formalen Element, das ihn zum Vater des auf Erfahrung und Sinnenwahrnehmung gegründeten Empirismus macht, namentlich die unbegrenzte Liebe und Schätzung der Natur hervorhebt. — Mit den traurigen Theaterzuständen in Italien beschäftigt sich G. S. Gargàno im „Marzocco“ III, 52; mit der neapolitanischen Charakterfigur des Pulcinella S. Di Giacoma in der „Rivista Popolare“ (IV. 15).

Rom. *Reinhold Schoener.*

Norwegen.

Das Storthing hat, wie bekannt, durch letztwillige Verfügung des im Jahre 1896 verstorbenen Erfinders des Dynamits, Dr. Alfred Nobel, das Mandat erhalten, die Erträgnisse des großen Millionenlegats in gewissen Zwischenräumen an diejenige Person zu verteilen, die sich um die „Förderung der auf die allgemeine Friedens-Idee gerichteten Bestrebungen“ besondere Verdienste erworben hat. Die erste Rate des Friedenspreises wird binnen kurzem seitens der norwegischen Behörden zur Verteilung gelangen. Im Hinblick hierauf nimmt Dr. Hans Daae in Nr. 4 der Wochenschrift „Urd“ Veranlassung, die Verleihung des genannten Stipendiums an den in der Schweiz lebenden Gründers der genfer Konvention und der internationalen Vereinigung des Roten Kreuzes, Henri Dunant, zu befürworten. Der Verfasser fordert insbesondere die norwegische Frauenwelt auf, ihren ganzen Einfluß geltend zu machen, um die nobelsche Spende einem Philanthropen zuzuwenden, der nach einem langen Leben voller Aufopferung und uneigennützigem Streben das traurige Schicksal erfuhr, in den Räumen eines Armenhauses für seine letzten Tage eine schützende Zuflucht suchen zu müssen. — In einem scharf pointierten Artikel polemisiert die Redaktion gegen den schwedischen Frauenklub in Stockholm, der auf einer seiner letzten Sitzungen das Thema „Das Problem der Ehe in Litteratur und Wirklichkeit“ sehr eingehend diskutierte. Der stockholmer Referent vertrat die Ansicht, daß die weiblichen Hauptpersonen in den Arbeiten von Ibsen, Björnson und Jonas Lie den gemeinsamen Zug einer stark ausgeprägten und scharf umgrenzten Individualität an sich trügen, sie seien Frauen und demokratische Mitbürgerinnen zu gleicher Zeit; in der neuen schwedischen Litteratur dagegen werde das Weib fast ausschließlich als eine Art Spielzeug für den Mann hingestellt, als ein Spielball seiner persönlichen Neigungen und überdies als ein Wesen, das rücksichtslos Dem nachlebe, was die jüngere Dichterwelt unter der zusammenfassenden Bezeichnung der „weiblichen Natur“ fixiert habe. Die Ehe präsentiere sich unter solchen Bedingungen lediglich als eine vorübergehende Episode, als etwas Gelegentliches, das abgebrochen und auf anderer Seite von neuem begonnen werden dürfe, je nachdem der erotische Funke Bestand habe oder nicht. Der stockholmer Klub schloß seine Diskussion mit dem gemeinsam gefaßten Beschlusse, daß es zu den realen Aufgaben der modernen Frauenbewegung gehöre, die stark in Frage gestellte Achtung vor der sittlichen und sozialen Mission des Weibes durch nachdrückliche Ablehnung der jungschwedischen Litteraturtendenzen zu schützen. Die Redaktion des „Urd“ bemerkt zu dieser Resolution, daß das Thema von der „sinkenden Achtung vor dem Weibe“ weder durch die Schriften Lies, Björnsons oder Ibsens ungünstig beeinflußt worden sei. „Es giebt in unserer Zeit noch Propheten und Aufwiegler anderer Art, mit denen man sich füglich ein wenig näher beschäftigen sollte. Auch that die nordische Frau weise daran, nicht allein zu dem Banner des Idealismus mit Begeisterung aufzuschauen, sondern auch durch ihre persönliche Lebensführung einen Protest gegen jenes Bild abzugeben, das man von ihrem Wesen in der Litteratur zeichnen möchte.“

Heft 1 des neuen Jahrganges von „Folkebladet“ enthält an leitender Stelle eine biographische Studie über den bekannten Dichter und Maler Otto Ludwig Sinding. Im Jahre 1842 in dem norwegischen Grenzstädtchen Kongsberg geboren, war er anfangs zur juristischen Verwaltungslaufbahn bestimmt, an der er bald den Geschmack verlor. Sindings erster Versuch auf dichterischem Gebiete war eine lyrische Anthologie, die 1861 unter dem Titel „Skovstjerner“ („Waldsterne“) herauskam, bei der Fachkritik jedoch scharfe Angriffe erfuhr. Dadurch abgeschreckt, begrub der junge Dichter alles, was er nach dem Jahre 1863 schrieb, gewissenhaft in die Tiefen seines Schreibtisches. Ein Besuch in den Hochfjelds seiner romantischen Heimat rief in dem empfänglichen Sinne des jungen Mannes künstlerische Neigungen anderer Art nach. Er versuchte sich im Landschaftszeichnen, trat bei Barlag in dessen Malerschule als Eleve ein und gab sogar seine Stellung im Departement des Innern auf, obwohl man ihm das Los eines Kunstmalers in den aschgrauesten Farben schilderte. Der Artikel erörtert dann Sindings Entwickelung als „Nationalmaler“ Norwegens, seine künstlerischen Beziehungen zu Hans Gude und Ludwig Riesstahl in Karlsruhe, sowie zu Karl v. Piloty in München. Erst nach über dreißigjährigem Schweigen brach die dichterische Ader bei dem jetzt Fünfzigjährigem von neuem durch: im Jahre 1894 erschien eine neue Gedichtsammlung unter dem schlichten Titel „Vers“ (Gedichte), die starken Eindruck hervorrief. Damit war der Bann gebrochen, und seither erschienen alljährlich ein bis zwei größere Prosaarbeiten aus Sindings Feder, so u. a. 1895: „Dommedag“, 1896 die Märchendichtung „Narren“ und das Drama „Iraka“; 1897 das Drama „Fyrtaarnet“ (Der Leuchtturm) sowie das Lustspiel „Hans Benjamin und seine Geschwister“ und schließlich das Drama „Großmutter Jahr“. Von diesen Arbeiten hatte „Iraka“ den äußerlich stärksten Erfolg. Sinding besitzt eine glänzende Diktion, technische Erfindungsgabe und — das Beste von allem! — den scharfen Blick eines aus dem vollen Leben schöpfenden, gereiften und erfahrenen Poeten.

Einer der markantesten und in ihrem äußeren Einflusse weitestreichenden Vertreterinnen des modernen Norwegen, der am 3. Weihnachtstage v. J. im hohen Alter von 87 Jahren entschlafenen Frau Professor Maren Sars, widmet Mathilde Schjott in den jüngst erschienenen Heften 2—4 des „Ringeren" einen längeren, warm geschriebenen Nachruf. Frau Sars gehörte zu den seltenen Frauennaturen, die sich ungeachtet ihres gänzlichen Fernhaltens vom Getriebe des öffentlichen Lebens dennoch ungesucht und unbeabsichtigt den Ruhm einer geistigen Autorität zu erringen verstehen. Als „Stammmutter einer hochangesehenen Gelehrtenfamilie — zwei ihrer Söhne haben den wissenschaftlichen Beruf des Vaters gewählt, während ihre einzige Tochter Eva dem Nordpolforscher Fridtjof Nansen die Hand zum Lebensbunde reichte — ergaben sich die reichen Beziehungen zur akademischen und litterarischen Welt Christianias sozusagen von selbst. Mit besonderer Vorliebe pflegte die jetzt heimgegangene Dame den anregenden Verkehr mit Vertretern der norwegischen Journalistik; in den berühmten Sonntagnachmittagsempfängen spielte sich manches leidenschaftliche Turnier zwischen den Repräsentanten alter und neuer „Richtungen" in Kunst und Litteratur ab. Der Heimgang der alten Dame hat in dem frisch pulsierenden Litteraturleben der nordischen Residenz eine schwer empfundene Lücke hinterlassen.

Christiania. *Olaf.*

Dänemark.

Nord og Syd. Heft 1 enthält neben wirtschaftspolitischen und wissenschaftlichen Beiträgen eine kleine, fesselnde Studie von F. D. über faröische Volksdichtung. Der Verfasser bietet eine instruktive Uebersicht über den eigentümlichen Entwickelungsgang dieser seltsam anmutenden Naturdichtungen, die in ihrer Anlage und anspruchslosen Technik manche Berührungspunkte mit den phantasievollen Schilderungen der isländischen Volksdichter und Skalden verraten. Jedenfalls beweisen die lyrischen Erzeugnisse der Bewohner jenes ewig nebelumschleierten Meereilandes, daß es ein durchaus selbständiges, von fremden Beimischungen freies Empfinden ist, das sie in den altüberkommenen und von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbten Dichtungen niedergelegt haben.

Samtiden. Andreas Ynge plaudert in einer orientierenden Skizze über die russische Lyrik und ihre Hauptvertreter aus den letzten Jahrzehnten. Er giebt zu, daß der Charakter nationaler Eigenart in den Produktionen der russischen Dichter fast ausnahmslos mit einer Schärfe in den Vordergrund tritt, den wir bei der Mehrzahl der Autoren einer anderen Nation vergebens suchen würden. Dieser allgemeine Vorzug schließt freilich auch allgemeine Mängel ein, so die häufig hervortretende Schwäche in dem Ausbau großer Leitmotive und Probleme, bei denen der russische Dichter über dem peinlich genau schraffierten Milieu oft die technische Seite seiner Aufgabe hintenansetze. An die Arbeit schließt sich eine engere Kritik der jüngsten Erscheinungen auf dem russischen Parnaß nebst biographischen Daten über die einzelnen Verfasser.

Kopenhagen. *Styrbjörn.*

Russland.

Im „Westnik Jewropy" bringt P. Boborykin einen seiner umfangreichen, nach altbewährter Mache konstruierten Romane. „Wohin gehen?" betitelt sich das neue Werk aus der altbewährten, doch recht mittelmäßigen Feder. Es giebt mehrere ältere Romanciers in Rußland, die bei Lebzeiten der großen Erzähler kaum beachtet wurden, hingegen jetzt einen recht großen, dankbaren Leserkreis zählen und aus Erkenntlichkeit hierfür den Büchermarkt alljährlich mit mindestens einem recht dickleibigen Roman beglücken, dessen einziger Vorzug darin besteht, daß er in sicherer Ruhe sich auf möglichst breitgetretenen Wegen abwickelt. Zu diesen Erzählern gehört der nicht talentlose, mit der Zeit aber herzlich verflachte Boborykin. Eine ganz exorbitante Fruchtbarkeit entfaltet einer dieser Dichter, Nemirowitsch-Dantschenko, hat er doch im Laufe des vorigen Jahres vier Romane und nebenbei eine ganze Reihe von Erzählungen veröffentlicht. In demselben Journal, wo außer einem neuen Roman des vielschreibenden Boborykin gegenwärtig eine recht gelungene Uebersetzung von Wilhelms von Polenz Roman „Der Büttnerbauer" erscheint, bespricht S. Wengerowa unter dem Titel „Der russische Roman in Frankreich" den Einfluß, den die Bekanntschaft mit den großen Erzeugnissen aus der Glanzperiode der russischen erzählenden Litteratur unleugbar auf das Schaffen und die Richtung vieler französischer Belletristiker ausgeübt hat. Das bekannte Wort Lançons aus seiner „Histoire de la littérature française": „In den letzten fünfzehn Jahren hat die französische Litteratur unzweifelhaft mehr aus anderen Litteraturen geschöpft, als sie selbst den anderen gegeben hat" — trifft insbesondere auf das Verhältnis der neuen französischen Romanschule zu der russischen zu. Melchior de Vogüés Buch „Le roman russe" hat das französische Publikum erst in die Ideenwelt des russischen Romans eingeweiht. Der Einfluß Turgenjews, Tolstois und Dostojewskis auf die Franzosen war sehr bedeutend und zwar hat, nach Ansicht der Verfasserin, insbesondere die russische orientalisch anmutende „passive Güte", die „Religion des Leidens", wie sie Dostojewski vertritt und der neuchristliche Mystizismus Tolstois die jüngste französische Litteratur beeinflußt, die, bis sie mit dem russischen Geiste vertraut wurde, noch völlig im Banne der positiven Philosophie stand und von außen stark nur von englischen Einflüssen bewegt ward. Die Wirkungen des russischen Romans will der Autor des Essais an den letzten Werken Daudets, an Bourget, Edouard Rod, Paul Margueritte und den Brüdern Rosny feststellen, hebt jedoch hervor, daß das spezifische nationale Fühlen und Denken der französischen Autoren die eingesogenen russischen Ideen oft in seltsamster Weise ummodele. Das sprechendste Beispiel hierfür sei Marcel Prévost, der Verfasser der „Demi-vierges", der sich sonderbarerweise als begeisterter Anhänger und Verehrer Tolstois bekenne. Ebenso hätten die französischen Mystiker, wie Huysmanns und Jules Bois die Ideen Tolstois und Dostojewskis nicht verdaut, sondern völlig verkehrt in ihren französischen Geist übertragen.

Einer „vergessenen Schriftstellerin" nimmt sich in der „Russkaja myssli" ein Anonymus an. Es ist Nadeshda Kochanowskaja, früher viel gelesen und gepriesen, eine Vorläuferin der sogenannten „Narodniki", jener bekannten Gruppe russischer Schriftsteller, die es sich zum Ziele gesetzt hatten, das russische Bauernvolk durch ein völliges Aufgehen in seinen Interessen, durch direktes Wirken und Arbeiten intelligenter Persönlichkeiten inmitten des Dorfes in kürzester Frist der Segnungen der Kultur teilhaftig werden zu lassen (vgl. L. E. Sp. 115). Die Narodniki haben ein trauriges Fiasko gemacht und auch die zahlreichen, oft sehr romantischen Erzählungen der Kochanowskaja, jener „Apologetin des Herrentums", wie sie in scheinbarem Paradoxon einst genannt wurde, werden schwerlich wieder aufleben.

Das Februarheft des „Mir Boshij" — bei russischen Monatsschriften, von denen jede Lieferung ca. 400 Seiten im gewöhnlichen Format der Revuen bringt, kann man eigentlich kaum noch von „Heften" reden — enthält einen noch nicht abgeschlossenen interessanten und instruierenden Aufsatz über den russischen Kritiker „Pissarew, seine Genossen und Feinde und das junge Rußland der Sechzigerjahre" von Iwanow. Pissarew war einer der begabtesten und einflußreichsten russischen Journalisten. Eine glänzende polemische Feder vereinigte sich bei ihm mit umfassenden Kenntnissen, mit einer Kraft und Aufrichtigkeit, einem Ernst der Gesinnung, wie sie nur wenigen russischen Publizisten eigen war. Der Kampf zwischen Pissarews „Russkoe Sslowo" und dem „Ssowremennik", in dessen Spalten

die damals bedeutendsten Kritiker Dobroljubow und Tschernyschewski ihre Ideen gegen Pissarew verfochten, ist heute noch als eine der schärfsten Polemiken der russischen Litteraturgeschichte unvergessen.

St. Petersburg. *A. von Engelhardt.*

Polen.

Auf Grund eines teilweise bisher ungedruckten Materials berichtet im Februarheft das „Przeglad polski“ Schnür-Peplowski über das Leben des hervorragendsten polnischen Lustspieldichters, Alexander Fredro (1793—1876) und zwar von den napoleonischen Kriegsjahren bis zu dem Augenblicke, da Fredro durch Molière und Goldoni angeregt zu dichten anfing. J. Flach bespricht ausführlich Edgar Steigers bekanntes Buch „Das Werden des neuen Dramas“ und weist bei aller Anerkennung für diese moderne Dramaturgie auf manches Anfechtbare hin; so meint er, in Steigers sonst historisch berechtigter Bemerkung, „mit dem Fortschreiten der menschlichen Kultur schrumpfe das Bereich des Häßlichen immer mehr zusammen“, liege eine große Gefahr für den Fall, daß diese Behauptung zum Programm für die Zukunft werden sollte. — Im „Przeglad powszechny“ forscht Leonhard Lepszy nach den heidnischen Spuren in den polnischen Volksgebräuchen und legt die Fäden offen, die die polnischen Mysterien mit den übrigen mittelalterlichen Spielen verbinden. — St. Przybyszewski, der immer entschiedener in das Fahrwasser der Mystik einlenkt, spendet einem Buche von Alfred Mombert, „Der Glühende“, (Leipzig, Wilhelm Friedrich) überschwängliches Lob. Das sei keine „beschreibende, belehrende, erläuternde Lyrik“ alten Schlages, „die dem Leser alles erklärt und allen Zauber der Suggestion zerstört“, vielmehr erscheinen hier nach einander „Bilder und Visionen ohne jeden kausalen Zusammenhang, eine blendende Helle springt plötzlich aus tiefer Finsternis hervor, der einfache sinnliche Eindruck wird zu einer ungeheuerlichen Chimäre ... Keine Erläuterungen, keine logischen Bindeglieder, die die Seele nicht kennt!“ Charakteristisch für Beide, den Dichter wie den Rezensenten, ist die Bemerkung, das sei „die Kunst des Einzigen für den Einzigen“. — Ein Aufsatz in der „Biblioteka warszawska“ beschäftigt sich mit Hauptmanns neuestem Werke. Der Kritiker, Adolf Nowaczynski meint, „Fuhrmann Henschel“ erhebe nicht, blende auch nicht, sondern mache den Leser tief traurig. Der Dichter sei hier wieder zu den Unglücklichen hinabgestiegen, selbst tief ins Herz getroffen; überall, in allen seinen Werken spüre man den Hauch eines aufrichtigen Mitleids mit denjenigen, die da leiden. Henschel selbst sei ein Bauer mit der Seele eines Kindes. In derselben Rundschau giebt A. Darowski einen Ueberblick über die neuesten Erscheinungen der italienischen Litteratur und bespricht u. a Luigi Capuanas „Nuove paesane“ (Neue Bilder aus der Provinz). Unbefangen beurteilt eine anonyme Feder im Warschauer „Ateneum“ (Athenäum) den verstorbenen Theodor Fontane. Der Verfasser erkennt den hohen Wert seiner Dichtungen und Romane allgemeinhin an, bedauert aber bei Gelegenheit der Romane „L'Adultera“ und „Irrungen, Wirrungen“, daß gerade die Wonne, die ein so feiner Kenner des wirklichen Lebens, wie Fontane bei dessen Betrachtung empfunden habe, ihn habe vergessen lassen, daß das Objekt seiner Betrachtung ihrer unwürdig sei. Leider scheinen dem Verfasser des Artikels manche bedeutende Werke Fontanes, wie „Effi Briest“, überhaupt nicht bekannt geworden zu sein. Es folgt in derselben Nummer eine feine Darstellung des dichterischen Naturells von Arthur Gruszecki, eines polnischen Romanschriftstellers, der in neuester Zeit sich einen bedeutenden Namen erworben hat. — Im Warschauer „Tygodnik illustrowany“ (Illustriertes Wochenblatt) setzt der Dichter Anton Lange seine Charakteristiken der modernen polnischen Dichter fort. Er beschäftigt sich mit Kasimir Glinski, Or-Ot (Pseudonym für Arthur Oppman), Niemojewski und mit Kasprowicz, den er unter den modernen Lyrikern Polens wohl den selbständigsten und originellsten nennt. — Ein anderer hervorragender Dichter, Kasimir Tetmajer, der feines Gefühl für die Malerei besitzt, schreibt eine längere Studie über Arnold Böcklin.

Eine besondere Stelle nimmt unter den polnischen Zeitschriften das in St. Petersburg erscheinende, vortrefflich redigierte Wochenblatt „Kraj“ (Das Land) ein. Es hat sich zur Aufgabe gesetzt, der Vermittler zwischen Polen und Russen zu sein und behält dies Ziel im Auge. Wir finden da z. B. einen interessanten Aufsatz über die Fürstin Zeneïde Wolkonska, eine Dame aus der russischen Aristokratie (geb. 1792), die 1821 in ihrem Salon in Rom Männer wie Vernet, Canova, Thorwaldsen um sich versammelte, während einige Jahre später während ihres Moskauer Aufenthaltes Mickiewicz und Puschkin ihre Gäste waren. Im späteren Alter neigte sie zur Mystik. Sie starb 1862 in Rom. Prof. Baudouin de Courtenay erzählt von dem kleinen slawischen Volke der Slowaken, die trotz der Magyarisation ihre nationale Kultur pflegen (vgl. Sp. 588).

Krakau. *Josef Flach.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Rache. Roman von Wilhelm Wolters. Leipzig, Rob. Friese Sep.-Cto. M. 3.— (4.—).

Der Roman leidet unter dem Fehler, daß das eigentliche Hauptthema nur zum Schluß und nur flüchtig angeschlagen wird: die Rache des Toten an dem Lebenden, ein sehr tiefes, fesselndes seelisches Problem. In Wolters Romane wirkt ein Selbstmörder durch seine That vernichtend auf das Leben eines anderen. Ein ungleiches Freundespaar, der Journalist Link, ein Mann von tiefem Wissen und tiefem Gefühl, aber von unscheinbarem Wesen, und der Hofschauspieler Herbert, der diesem Manne seine ganze künstlerische Erziehung verdankt, verlieben sich Beide in dasselbe Mädchen, ein hübsches, leicht entflammtes, aber oberflächliches Ding. Für Herbert ist diese Liebe eine Tändelei wie viele, für Link wird sie zum Schicksal. Er überrascht die beiden eines Tages in der Chambre séparée eines Weinrestaurants, und diese furchtbare Entdeckung erschüttert ihn so, daß ihn nichts mehr auf der Welt zurückzuhalten vermag. Das Leben erscheint ihm nichtig: er wirft es weg und geht in das große Nirwana ein, des zurückbleibenden Freundes aber bemächtigt sich von Stund an eine tiefe Unruhe und Nervosität, die ihn zuerst aus seinem Berufe und dann immer weiter abwärts treibt. Auf die Darstellung des inneren Verfalls, der ungewollten Rache des betrogenen Freundes, hätte Wolters das Hauptaugenmerk richten und die Vorgeschichte nur in knappen Zügen geben sollen. So ist der Roman wenig mehr als eine fesselnde Unterhaltungslektüre, an der wohl einige Ansätze zu kräftiger Charakteristik, wie in der Person von Herberts altem, halbverrücktem Vater zu bemerken sind, die im Uebrigen aber meist nach der bewährten Schablone gearbeitet ist.

Berlin *Gustav Zieler.*

Talmi. Roman von Hanns von Zobeltitz. 2 Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. Preis M. 1,— (geb. 1,50).

Es ist ein Charakterzeichen unserer Zeit, daß bei kleinen Leuten das Bedürfnis, sich über ihren Stand zu erheben, immer häufiger hervortritt. Selbst ein reichgewordener Viehhändler begnügt sich nicht damit, ein Großer unter seinesgleichen zu sein; er zieht es vor, ein Kleiner, ein ganz Kleiner unter den Edelsten der Nation zu werden, und findet auch den vorurteilslosen Fürsten, der ihm dazu verhilft. Nun, immerhin hat er seinen Titel doch in gewissem Sinne sich selbst zu verdanken. Aber seine Kinder? In keinem andern Stande werden

diese Söhne plebejischer Eltern sicherer Schiffbruch leiden, als im militärischen, dessen beste Kraft in der Tradition beruht. Zobeltitz stellt einen solchen Talmibaron als Vorgesetzten in das Offiziercorps einer kleinen Garnison, und die Zeichnung der jungen preußischen Offiziere, die dem Obersten mit nur zu gerechtfertigtem Mißtrauen begegnen, gehört zu den besten Partien dieses Romans, der das tragikomische Schicksal der drei Kinder des geadelten Viehhändlers entrollt. Aber nicht alles, was glänzt, ist Talmi. Es scheint sogar, als wenn es dem Verfasser viel leichter geworden wäre, die Gegenspieler glänzen zu lassen. Bei den unechten Naturen kommt wohl hier und da ein Zug vor, der unecht wirkt, und den man nicht recht glauben mag, so besonders das Verhalten des Obersten dem General gegenüber und die leise angedeutete Geschichte seiner Jugendliebe. Bei den echten Menschen, die uns Zobeltitz in lebendigen Farben und mit sicheren Strichen schildert, stört kein falscher Ton. Alles ist wahr und tiefinnerlich, und beseelt von warmer inniger Empfindung. So ist besonders die alte Frau, die der Graf Wetlingen sehr hübsch, in bekannter Anspielung, „den einzigen Mann in der Familie" nennt, eine prächtige Figur, in der der Aristokrat „das alte, tüchtige, kernhafte Bürgertum schätzen gelernt und erkannt hat, wie eng es dem alten Adel verwandt ist". Vortrefflich sind auch, um nur einige zu nennen, der alte Major Hellbach und der junge Hauptmann, der kernige Landarzt und dessen Tochter gezeichnet.

Wie man sieht, hat der Verfasser neben seine Talmimenschen eine ganze Reihe von echten Goldmenschen gestellt, und daß die letzteren kräftiger und lebensvoller herausgekommen sind als die ersteren, das spricht für den Verfasser als Menschen und kann ihn als Künstler nicht herabsetzen.

Berlin. *Fritz Carsten.*

Er und Sie. Roman von J. von Brun-Barnow. Breslau, Schlesische Buchdruckerei und Verlagsanstalt (S. Schottlaender), 1899. M. 4.— (5.—).

Der Titel des Buches verführt zu der Annahme, daß es sich darin um die wechselseitigen Beziehungen zwischen Mann und Weib handelt, die an einem Liebes- oder Ehepaar exemplifiziert werden. Davon ist aber gar keine Rede. Es wird nur erzählt, welchen Anfechtungen und bösen Nachreden ein junges Mädchen ausgesetzt ist, das sich des Schutzes seiner Familie entäußert, um auf eigene Hand den Kampf mit dem Dasein zu bestehen. Das wäre ja nun auch ein fesselnder und zeitgemäßer Vorwurf, sofern die Erfahrungen der Heldin sich verallgemeinern ließen, da sie aber durch bloße Zufälligkeiten oder richtiger romanhafte Unwahrscheinlichkeiten veranlaßt sind, verliert er jede Aktualität. Unseren heutigen Anschauungen nach wird es der Heldin niemand übel nehmen, daß sie das Haus ihrer Verwandten verläßt, in dem sie unter den geschilderten Umständen ohnehin anständigerweise nicht länger bleiben konnte, und erst in eine Familienpension, dann zu ihrem allerdings stark verlumpten Vater zieht, um sich zur Künstlerin auszubilden. Daß sie dabei allerhand abenteuerliche Dinge erlebt und die Veranlassung wird, daß ihr Geliebter sich für ihre Ehre schlägt und beinahe getötet wird, ist ihr persönliches Pech, denn den meisten Mädchen in ihrer Lage würde bei ganz gleichem Verhalten nichts Aehnliches passieren. Die Charakter- und Milieuschilderung ist durchweg oberflächlich und der Stil viel zu glatt, um individuell zu sein. Bei alledem ist die Verfasserin eine kluge und litterarisch gebildete Frau — vielleicht mehr noch, als es nach der Lektüre dieses Romans den Anschein hat — auch besitzt sie ein unbestrittenes Erzählertalent. Vermutlich würde sie mehr leisten, wenn sie vom wirklichen Leben mehr wüßte, aber wie so vielen schreibenden Frauen wird es auch ihr verhängnisvoll, daß sie dieses offenbar nur aus zweiter oder dritter Hand kennt, nicht aus eigener Anschauung und Erfahrung.

Jena. *M. Kossak.*

Die Amtmännin von Oranienburg. Sittengeschichtlicher Roman von Wilhelm Arminius. Berlin 1898. Otto Janke. 5 Mark.

Der vorliegende Roman tritt anscheinend mit dem Anspruch auf, für ein groß angelegtes Bild mittelalterlichen brandenburgischen Kultur- oder wenigstens Hoflebens gehalten zu werden. In dieser Beziehung bietet er jedoch sehr wenig, ja nahezu gar nichts. Wir haben es mit einer nicht eben tiefgehenden Liebesgeschichte zu thun, in der der Kurfürst Friedrich III., spätere König von Preußen, eine etwas schattenhafte Rolle spielt, wie denn überhaupt alle Personen des Romans etwas schattenhaft behandelt sind mit Ausnahme etwa der kleinen Frau Amtmännin Marie Bodin, die von vielen Herren umschwärmt, von Hofdamen beneidet, und schließlich nach erfolgtem Ableben ihres in Schuld geratenen Amtmannes, die glückliche Gattin ihres Jugendfreundes wird, der vor Jahren wegen des Eintretens für einen freisinnigen Pfarrer hat flüchten müssen, sich dann — man erfährt nicht recht, wie — die Gunst des Kurfürsten erwirbt und in Friedrichsfelde mit seiner jungen Frau als Gärtner zur Ruhe kommt. Das alles ist freundlich erzählt, aber ohne daß man für die Personen ernstlich interessiert wird. Ein ziemlich großer Apparat wird aufgeboten (selbst Leibniz muß gegen Ende des Buches Parade machen) für eine ziemlich geringfügige Angelegenheit. Indessen bewährt sich Arminius als ein gewandter Erzähler, dem weniger anspruchsvolle Leser als ein sozusagen vereidigter Kritiker mit Vergnügen lauschen werden. Daher darf das Buch, das immerhin ein Stückchen brandenburgischer Vergangenheit vor uns heraufführt, warm empfohlen sein.

Berlin. *Eugen Reichel.*

Capobianco. Von Dr. Guido Alexis. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh.

Die kurze Einführung verspricht leider mehr, als die Geschichte selbst hält. Der Autor hörte in jungen Jahren von einem cosenzaner Bürger, der die „lebendige Chronik seiner Vaterstadt repräsentiert", in einer jener wundervollen italienischen Nächte die Geschichte des Carbonaro Capobianco, die zur Zeit „König" Murats spielt, erzählen. So hinreißend weiß der alte Greco zu schildern, daß dem Zuhörer — wie einst Goethe, da ihm Tieck seine Genoveva vorlas — die Zeit schwindet, ohne daß er es gewahr wird. Nach langen Jahren bringt ihm dann ein Freund ein Buch aus Italien mit, das eben diese Geschichte gedruckt enthält. Das Titelblatt zeigt den alten Greco als Autor. Allein, gedruckt will sie ihn nicht mehr begeistern, er findet zuviel „schwülstiges und häufig genug ermüdendes Pathos" darin, wie es „die meisten Schriften der italienischen Prosa" aufweisen. Trotz dessen übersetzt er uns das Buch. „Pathos und Schwulst soll der geneigte Leser bei meinem kühlern nordischen Blute nicht finden — doch wie wird es mit der ‚häufig genug' eintretenden Ermüdung sein?!" — Meine Antwort ist oben gekennzeichnet. Die wahrhaft vornehme Ausstattung des Buches wäre einen anziehenderen Stoff wert gewesen.

Leipzig. *A. v. d. Linden.*

Libellen von Leo Hildeck, Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. Preis 3 M.

Die zehn Geschichtlein, die hier zu einem Buche vereinigt sind, möchte ich mit einem weniger schönen als treffenden Ausdruck als Feuilleton-Novelletten bezeichnen. Unter dem Striche, wo sie den Zweck, für kurze Zeit zu unterhalten, erfüllen, liest man dergleichen Sächelchen ganz gern. Wenn aber derartige Erzeugnisse des Tages zu einem Buche zusammengehängt sich präsentieren, so wird der Mangel einer Eigenart sehr spürbar; die schriftstellerische Virtuosität hebt ihn nicht auf. Sehr gewandt, wie alle ihre Sachen, sind ja diese Novelletten Leo Hildecks geschrieben und sie gleichen in ihrer leichten Geschmeidigkeit ihren Namensgenossinnen, den Libellen, mit denen sie auch das Schicksal teilen, daß

ihre Substanz sie nicht beschwert. Litterarisch aber sagt uns das Buch nichts und zu dem Rufe, den sich die Verfasserin durch ihre größeren Arbeiten verdientermaßen erworben hat, wird diese novellistische Bonbonnière jedenfalls nichts neues beitragen.

Zürich. *W. Bolza.*

Novellen. Von Helene Stökl. Berlin, Albert Goldschmidt. Preis geb. 4,—.

In der ersten Hälfte dieser sechs Geschichten handelt es sich um Unglücksfälle, in der zweiten um Heiraten. Böse Menschen könnten diese Unterscheidung vielleicht für entbehrlich halten: thatsächlich muß in den ersten drei Erzählungen jedesmal erst ein Malheur passieren, ein See- oder Bergunfall, damit ein bis dahin hartes Herz erweicht oder eine Seele erschüttert wird, während in den drei anderen Stücken die endliche Verlobung ohne solche Gewaltmittel zustande kommt. Alles ist ziemlich alte Schablone und künstlich auf Draht gezogen. Immerhin ist die Darstellung sauber und geläufig, und die letzte und größte Geschichte, ein nett eingefädelter Lustspielstoff mit verwechselten Liebespaaren, empfiehlt sich auch durch eine anspruchsvolle Frische und Natürlichkeit.

Berlin. *E. Breuning.*

Adalbert Stifters ausgewählte Werke in sechs Bänden. Herausgegeben v. Rudolf Fürst. In zwei Leinwandbänden, mit Stifters Porträt, Facsimile und der Abbildung des Stifter-Denkmals. Leipzig, Max Hesse. Preis M. 4,—.

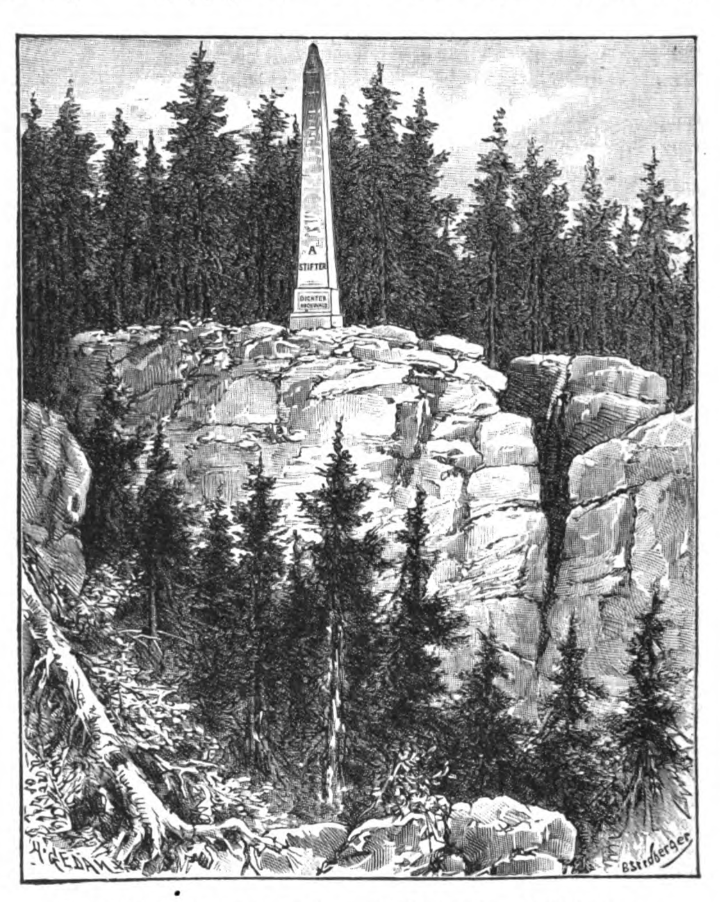
Stifters Werke sind mit Beginn dieses Jahres für den Buchhandel frei geworden. Dieser Umstand wird, ähnlich wie er es bei Hebbel gethan, viel dazu beitragen, dem deutsch-böhmischen Idyllisten eine breitere Gemeinde zu schaffen. Die vorliegende Ausgabe, mit einer gründlichen biographischen Einleitung des Herausgebers versehen, sucht des Dichters beste Gaben in zwei starken Bänden zusammenzufassen; sie zeichnet sich durch klaren Druck und durch die Beigabe eines guten Porträts, eines Handschriftfacsimiles, sowie einer Abbildung des Stifter-Denkmals im Böhmerwalde aus, die wir nebenstehend reproduzieren. Der Text ist sorgfältig revidiert und geht überall auf die ersten Ausgaben zurück. Im übrigen dürfen wir auf die lebendige Charakteristik des Dichters, die in Heft 1 dieser Zeitschrift Johannes Schlaf gegeben hat, zurückverweisen.

— ng —

Judiths Ehe. Von Peter Nansen. Aus dem Dänischen. Berlin, S. Fischer Verlag 1899. Preis M. 2.—.

„Ein Roman in Gesprächen.“ Das ist der Untertitel des neuesten Werkes von Peter Nansen. Eine dialogisierte, mit scenischen Anmerkungen versehene Geschichte! Ob hier eigentlich die Bezeichnung „Roman“ noch angebracht ist? Nun, in unserer die Grenzen der Kunstformen so gerne verwischenden Zeit muß man sich auch mit solchen Erscheinungen abfinden. Indessen jede Kunst hat ihre formalen Gesetze. Und wer sie zu sehr verletzt, an dem rächen sie sich, unerbittlich. Nansen mag es auf Rechnung dieser Thatsache schreiben, wenn seine neueste Schöpfung uns nicht entfernt mit dem Zauber seiner früheren anmutet. „Judiths Ehe“ ist ein mißglücktes Unternehmen, das Unmögliche zu wollen, Drama und Roman in eine Form zu verschmelzen.

Dies ist um so mehr zu bedauern, als es bei Nansen weniger die Kühnheit und Originalität der Probleme und Ideen ist, was packt und gefangen nimmt, als seine feine Schilderungskunst, die in der Liebesgeschichte „Maria“ ihre höchsten Triumphe feiert, während sie hier zumeist lahmgelegt ist durch die Dialogform. „Judiths Ehe“ ist das Seelendrama zweier Menschen, die eine gewisse Aehnlichkeit mit Ibsens Nora und ihrem Gatten haben, vom Dichter selbst angedeutet in den Worten Judiths: „... Das ist ja der Unterschied zwischen uns, daß Du das Allerschlimmste in der Welt begehen könntest; wenn Du mich nur lieb hättest, würde das in meinen Augen keinen Unterschied machen; während ich mich nur durch tadellose Pflichterfüllung in bezug auf alle menschlichen und bürgerlichen Ansprüche Deiner Liebe würdig machen kann.“ An diesem Gegensatz scheitert Judiths Ehe mit Paul Palmer. Auch hier ist es ein Vergehen der Frau, hinter ihres Mannes Rücken begangen, das die Katastrophe herbeiführt; auch hier kann der Mann es nicht verwinden, daß sein Weib nicht wahrhaftig war und ist. Aber dieses Seelendrama ist



Das Stifter-Denkmal am Plöckenstein-See im Böhmerwald.

Aus „Adalb. Stifters Ausgewählte Werke“. (Leipzig, Max Hesse).

wahrer und natürlicher als das Ibsens; und feiner in der Anlage des weiblichen Charakters. Nora, die ihre Kinder verläßt, empört uns. Judith hat ihre Hoffnung, daß Alles noch gut werde zwischen ihr und Paul, gerade auf das Kind gesetzt, das sie ihm schenken würde. Diese Hoffnung wird durch eine unglückliche Geburt vereitelt. Judith gehört zu einer bestimmten Gattung von Weibern, die im „Käfig der Ehe“ verkümmern. „Es ist etwas, das ich einmal gelesen habe, und da dachte ich, es paßte auf mich. Es stand von wilden Vögeln geschrieben, daß sie bösartig in der Gefangenschaft würden, alle ihre schlechten Eigenschaften entwickelten sich, und alle die stolzen, hochsinnigen würden vernichtet.“ Judith, dieser „wilde Vogel“ bedarf der Freiheit. Und Paul mit seinen bürgerlichen Begriffen ist der Mann nicht, sie ihr zu gewähren. So gehen sie auseinander, ohne große Worte.

Keines von Beiden träumt von einer totalen Umwandlung der Naturen, wie sie am Schlusse der Nora geahnt wird. Und das ist uns menschlich näher.

Schade, daß Nansen seiner Stimmungskunst sich hier freiwillig begeben hat! Was für ein unendlich farbigeres Buch hätte er uns dann schenken können! Die Ehe, die hier Drama und Roman eingegangen sind, scheint uns nicht minder unglücklich wie die zwischen Judith und Paul. Möge sie der Dichter lösen und seiner Kunst die Freiheit wiedergeben, in der sie sich bisher so wohl gefühlt hat.

Karlsruhe i. B. *Albert Geiger.*

Lyrisches und Episches.

Götter-Moral. Ein Cyklus Gedichte. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig. 1898.

Der Verfasser will unbekannt bleiben. Er braucht sich seines Werks nicht gerade zu schämen. Das Buch ist zwar nicht reich an Talentproben und der Autor noch arm an künstlerischem Empfinden und dichterischer Gestaltungskraft. Aber es spricht ein ernster Mensch zu uns, der bei seinem Nachdenken über zeitliche und ewige Dinge oft auf ganz originelle Gedanken gekommen ist, und aus dessen übervollem, mitleidigen Herzen oft ein Strom tiefster Empfindungen quillt. Die gelungensten Stücke der Sammlung sind ein paar soziale Stücke z. B. „Das Bettlerfest", „Nachtstück", „Die kranken Mädchen singen". Man denkt, während man diese Gedichte liest, an die zu Grabe getragene naturalistische Kunst; aber mir kam noch eine andere Kunst dabei in den Sinn: gewisse Gemälde der Niederländer, die, realistischer Schilderungskunst voll, doch einen individuellen Geist und eine fast dämonisch wirkende Stimmung ausströmen. Hier wirkt der Verfasser der „Götter-Moral" am eigenartigsten, hier zeigt er Können und eine wenn auch noch rohe Gestaltungskraft. Das Satirische und Ironische in diesen Gedichten mag ihm seinen Weg weisen.

Berlin. *Hans Benzmann.*

Aus jungem Herzen. Gedichte von Anna Dix. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1898. Geb. M. 3,–.

Schade um das Mißverhältnis zwischen lyrischen Dichtern und lyrischen Lesern! Die Einen schaffen unentwegt weiter und, seien wir aufrichtig, sie leisten auch viel Schönes; die Anderen? — die existieren nicht mehr. Viele Dichter, keine Leser! In jüngster Zeit wurden die „Gedichte" von Anna Ritter in den meisten Blättern mit Anerkennung besprochen; wird sie jemand kaufen?*) Auch über das vorliegende Buch läßt sich manches Gute sagen. Anna Dix ist ein litterarischer Neuling, im „Kürschner" finde ich ihren Namen noch nicht; aber ihre Gedichte, wenigstens viele davon, haben echt lyrisches Gepräge, denn Stimmung und Innigkeit, oft auch entsprechende Melodie ist ihnen eigen. Schon der Titel „Aus jungem Herzen" deutet an, daß der Kreis noch kein großer ist, in dem sich die Muse der Dichterin bewegt, aber größer ist er immerhin als der, in dem die Mehrzahl der Alltagspoeten lyrische Blumen zum Strauße pflückt. Anna Dix, die es leider mit der Reinheit des Reimes nicht immer sehr genau nimmt, bleibt nicht nur auf der Oberfläche menschlicher Regungen und Gefühle, sie thut auch manchmal einen tieferen Blick in Herz und Leben und weiß dann ernstes und sinniges darüber zu singen und zu sagen, wie in „Der Zweifler und sein Kind". Ihre Religiosität ist eine kerngesunde, ihre Lebensanschauung keine einseitige; sie ergeht sich sogar im dithyrambischen Schwung des Trinkliedes, bei weiblichen Dichtern gewiß eine Seltenheit. Manches ist unfertig im Ausdruck; die schöne Form fehlt oft dort, wo in der That die schöne Seele spricht; aber alles in allem genommen ist das Buch eine freundliche Gabe, zeugt von echten poetischen Gaben und läßt hoffen, daß die nächsten Früchte aus dem lyrischen Garten der Verfasserin durchweg reife sein werden.

Pressburg. *K. Schrattenthal.*

*) Anscheinend doch, da sie bereits vor Weihnachten in 2. Auflage erschienen sind! Ganz so schlimm, wie unser geschätzter Mitarbeiter pessimistischer Weise annimmt, steht es also mit dem Gekauftwerden moderner Lyrik nicht. D. Red.

Litteraturgeschichtliches.

„Der Widerspenstigen Zähmung". Lustspiel in fünf Akten und einem Vorspiel von Shakspere. Nach Baudissins Uebersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Kilian. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. o. J.

Der durch seine dramaturgischen Arbeiten über Shaksperes Dramen den Mitgliedern der deutschen Shakspere-Gesellschaft wohlbekannte Dramaturg des karlsruher Hoftheaters, Dr. Eugen Kilian, hat seine am 12. Oktober 1897 zum ersten Male auf der Bühne erprobte Bearbeitung der „Bezähmten Widerspenstigen" im Druck erscheinen lassen und dadurch den Verehrern des Dichters die Hoffnung erweckt, daß die unerhörte Deinhardstein'sche Verstümmelung dieser derben, aber vielbeliebten Posse von der deutschen Bühne, die sie bisher beherrscht hat, verdrängt werden wird. Deinhardstein hat drei Viertel seiner Bearbeitung selbst gedichtet, und nur ein Viertel von Shakspere entlehnt. Demgegenüber bewahrt Kilian dem Dichter die Pietät, die ihm gebührt. Es sind nur wenige Verse in seiner Bearbeitung nicht von Shakspere, nur solche aufklärende Uebergänge und Einführungen, welche sein verändertes szenisches Arrangement nötig macht. In der Umstellung und Zusammenlegung verschiedener Szenen hat Kilian seine Hauptaufgabe gesehen und so ein äußerst bequemes Bühnenstück geschaffen. Mit Ausnahme des letzten Aktes hat keiner eine Verwandlung. Besonders glücklich hat er die szenische Schwierigkeit des 4. Aktes überwunden, der zuerst in Petruchios Landhause, dann in Padua, und zuletzt wieder in Petruchios Landhause spielt. Die mittlere aus verschiedenen Teilen bestehende Szene ist fortgeschafft, indem ihre Teile Szenen des dritten Aktes zwanglos angeschlossen sind. So haben wir das ganze Zähmungs-Verfahren ohne Unterbrechung, zu einheitlicher Wirkung zusammengeschlossen im vierten Akte vor uns. Neben dieser Hauptarbeit galt es auch, die stellenweise zerfließenden Dialoge zusammenzufassen und zu kondensieren. Auch dieses ist, ohne dem Texte Gewalt anzuthun, geschehen durch Auslassung uninteressanter Szenenstücke, wie z. B. der mehr oder weniger albernen Wortgefechte der Clowns, und der zweideutigen und gar zu derben Stellen. Das Liebespaar Petruchio und Käte hat sich so zwar von seinem Original etwas entfernt, d. h. verfeinert, muß aber gerade darum unserem heutigen Geschmacke sympathischer sein.

Gross-Lichterfelde. *M. Walter.*

Ein sehr nützliches kleines Handbuch hat Emil Thomas unter dem Titel „Schriftsteller- und Journalistenkalender" bei Walther Fiedler in Leipzig herausgegeben (Preis geb. Mk. 2,50). Es bringt außer Kalendarien und Notiztabellen der verschiedensten Art allerhand Ratschläge und Anweisungen für die praktischen Bedürfnisse des Schriftstellers, ein Verzeichnis der größeren Zeitungen mit Angabe ihrer Richtung und Verbreitung, Mitteilungen über die Honorarsätze von Zeitungen und Zeitschriften, über den Verkehr mit Redaktionen u. a. m. Es wäre ungerecht, von einem erstmals erscheinenden Unternehmen dieser Art Vollkommenheit zu erwarten, und der Lücken bleiben denn auch noch manche auszufüllen. Einstweilen aber wird das Buch auch schon in seiner jetzigen Gestalt vielen aus dem Reiche der Feder — Kürschner zählt ihrer schon jetzt 12000 auf — gute Dienste leisten und sich um so leichter einbürgern, weil es einem oft empfundenen Bedürfnis abhilft. Es empfiehlt sich auch durch die handliche äußere Ausstattung. =

Zu den verschiedenen Sammlungen von Grabstein-, Marterl-, Hausinschriften u. dgl., deren einige hier schon

(in Heft 4) angezeigt wurden, ist kürzlich noch das kleine Buch „170 merkwürdige Grabsteininschriften, Hausinschriften u. s. w.“ (Regensburg, E. Stahl'sche Buchhandlung, Preis Mk. 1,—) hinzugekommen, das auch allerhand Abbildungen der meist ebenso primitiven als kuriosen „Kunstwerke“ enthält, wie sie die ländlich-fromme Pietät den Toten und Verunglückten geweiht hat. Eine zweite Sammlung gleicher Art erscheint in kurzem.

Nachrichten

Bühnenchronik.

Berlin. Kaum ganz unbeeinflußt von dem Wunsche, die starke Ungezogenheit einer allzuschroffen Ablehnung des „Eroberers“ wieder gutzumachen, hat das Publikum des Lessing-Theaters am 21. Februar Max Halbes moderne Tragödie „Die Heimatlosen“ freundlicher aufgenommen, als das schwache Stück es verdiente. Das gute und verwendbare Milieu einer von einer Französin gehaltenen berliner Familien-Pension hat Halbe nur sehr mäßig auszunützen verstanden, und die Handlung, die er in die Kreise dieser „Heimatlosen“ verlegt, ist eine ziemlich unglückliche Mischung von moderner Stimmungskomödie und überlebtem Rührstück. Der Dichter, der die feinen Stimmungen der „Jugend“ gewinnen und festhalten konnte und den kräftigen dritten Akt der „Mutter Erde“ schrieb, hat mit den Heimatlosen nicht an Boden gewonnen in der Kunst. Ein zwanzigjähriges Mädchen läuft seiner Mutter davon, weil es einen ungeliebten, korrekten Langweiler heiraten soll. Berlin gefällt ihm bald besser, als das heimatliche Danzig. Die halb naive, halb sentimentale Kleine glaubt auch an ihre künstlerische Zukunft. Sie hat etwas Stimme, aber — wie sich bald herausstellt — nicht genug und leider noch weniger Energie, als Stimme. Die brutale Energie bewundert sie dafür um so mehr an „ihm“, einem Rittergutsbesitzer, modernem Uebermenschen mit Röcknitz-Allüren, schlankem Egoisten ohne Güte, Liebenswürdigkeit und Humor. Diese grob hingehauene Verführerfigur ist wirklich heimatlos in der Wirklichkeit. Im Stück aber besiegt der brutale Herr rasch das sehnsüchtige Herzchen des haltlosen Mädchens. Das geschieht um Weihnachten bei Tannenduft und Kerzenlicht ... Um Fastnacht ist sie verlassen, wie wir auf einem im Geschmack der alten Schule geschilderten Faschingsball konstatieren können. Ihr Talent ist zerbrochen, ihre Ehre ist zerbrochen, ihre Hoffnungen sind zerbrochen. Sie stürzt sich aus dem Fenster in derselben Minute, da ihre telegraphisch herbeigerufene Mutter kommt, sie zu stützen und zu schützen . . . Halbe wird besseres können. Er scheint mir diesmal daran gescheitert, daß er bei eiliger Arbeit zwei Dinge gleichzeitig im Auge behielt: er wollte Stimmung erzeugen und zugleich ein wirksames Theaterstück schreiben. Fast möchte ich grob sagen: er wollte ein Poet bleiben und doch dabei Kasse machen. So verdarben ihm die gröberen Theatereffekte seine Stimmungen und umgekehrt.

Die „Historisch-modernen Festspiele“ haben am 19. Februar als zweite Darbietung Wolfgang Kirchbachs Bühnentraum „Die letzten Menschen“ auf der Bühne des Neuen Theaters zu beleben versucht. Der Versuch fand freundlichen Beifall, der dem klugen Verfasser und manchem poetisch schönen Einfall galt. Als Ganzes ließ das Werk kühl. Den Traum von den letzten Menschen, die auf dem erkalteten Stern, losgelöst von allen Erinnerungen und Errungenschaften der Ahnengenerationen zwischen den Fabelwesen der Vorzeit leben und sich für die ersten Menschen halten, bis sie aufgeklärt über ihr wahres Schicksal dem großen Pan nachsterben — diesen Traum und sein freundliches, blankes Versgewand genießen zu lassen, ist die Lektüre des Buches geeigneter, als die Darstellung. Aus dem Gewirr der Götter und Götterchen, der Anspielungen, halben Worte und Sarkasmen, aus diesem Spiel liebevoller Phantasie und listiger Ironie etwas wie einen Handlungsfaden herauszuwickeln, den doch nun einmal das gespielte Drama verlangt, das ist sehr schwer, und die Mühe wird nur schwach belohnt. Viel Hübsches, Anmutiges findet sich zerstreut und glänzt in funkelnden Splittern auf dem seltsamen Werk. Aber der große Zug fehlt; der große Grundgedanke, oder die große Ironie, oder die große Wehmut.

Rudolf Presber.

Mit der berliner Komödie „Pauline“, die im Deutschen Theater am 18. Februar in Szene ging, hat Georg Hirschfeld die Hoffnungen auf sein so hochgepriesenes Talent bei jedem, der unbefangen zu urteilen gewillt ist, schwer enttäuscht. In der Geschichte dieser berliner Küchen-Helena hat er wohl so etwas wie eine Charakterkomödie geben, hat er einmal demonstrieren wollen, daß auch in so niedriger Sphäre wie der Küchenluft Charaktere gedeihen und Menschheitstypen entstehen können. Pauline soll das Mädchen mit dem robusten Gewissen sein, das auf seine Weise nur dem Gebote der eignen Natur gehorcht, das Leben „nach seinem eigenen Stiebel lebt“, wie es in der geschmackvollen Sprache der Komödie heißt.

Aber eine solche Vertiefung des Einzelfalls ist Hirschfeld nicht gelungen. Pauline ist nichts als eine ganz alltägliche Küchenfee, für deren Schicksal wir als gebildete Menschen nun einmal kein tieferes Mitempfinden haben, so lange der Dichter es nicht versteht, das spezielle Schicksal an das Allgemein-Menschliche anzuknüpfen. Hirschfeld hat nichts gethan, als eine Kette von zufälligen Einzelzügen aneinander gereiht, die jeder getreulich dem Leben entnommen sind, aber einen Charakter im künstlerischen Sinne hat er nicht zustande gebracht. Wo er einmal über die banale Alltäglichkeit hinausgeht, erscheinen Paulines Worte und Empfindungen gewaltsam: so in dem Auftritt mit dem Grafen und im letzten Akte in dem Dialog zwischen der alten König und Pauline. Der konsequente Naturalismus ist hier ad absurdum geführt: es genügt, wie offenkundig sich ergiebt, thatsächlich nicht, ein Conglomerat von Wirklichkeitsaufzeichnungen zu geben. Mehr aber vermag Hirschfeld nicht zu leisten, und weniger d. h. eine anspruchslose Posse wollte er nicht leisten. So ist diese „Pauline“ ein höchst unerquickliches Werk, bei der Lektüre noch unerquicklicher wirkend als bei der Aufführung, wo die musterhafte Darstellung kurze Zeit die kritische Stimme zum Schweigen bringen konnte. Dramatische Begabung zeigt Hirschfeld in diesem Stücke so wenig wie in den „Müttern“. Bisher hat er nur bewiesen, daß er beobachten gelernt hat: Das Beobachtete künstlerisch zu formen ist die Aufgabe, die er sich künftig zu stellen hat.

Gustav Zieler.

Im Berliner Theater errang am 24. Februar ein Schauspiel des Fürsten Friedrich von Wrede, „Das Recht auf sich selbst“ beim Publikum einen vollen Erfolg, zu dem der Autor das Recht jedenfalls nicht aus sich selbst gewonnen hat. In der Fabel an Familienblattromane älteren Genres gemahnend — es handelt sich um eine verkannte Unschuld edelster Art, und es wird sogar mit dem Giftfläschchen gespielt — im Dialog von hausbackener Nüchternheit, ist das Stück reich an Reminiscenzen an Sardous Fedora, Georgette 2c., sowie an Ibsens Nora, auf die allein der Fortgang der Handlung im dritten und vierten Akt zurückzuführen sein dürfte. Dennoch ist eine gewisse Bühnengewandtheit nicht zu verkennen und in den Episoden sogar etwas eigene Beobachtung, sodaß man den noch jugendlichen Autor als eine Hoffnung für unsere besseren Familientheater betrachten darf. — Der Einakter „Herbst“ von W. Schmidt-Häßler hat Stimmung, die freilich mehr durch die Requisiten erzeugt wird, deren geschickte Zusammenstellung den gewiegten Regisseur in dem Ver-

fasser verrät, als durch den Dialog, der breit, mitunter schwülstig und nur selten prägnant und fesselnd gehalten ist. Es liegt etwas von antiker Ruhe über dem Werkchen, und wenn der Tod auch nicht als holder Knabe mit gesenkter Fackel, sondern als feingebildeter, liebenswürdiger Kavalier, als erwünschter Gesellschafter eines mit dem Leben Fertigen erscheint, so hat diese Auffassung doch etwas unendlich Wohlthuendes. Wie wenig der Verfasser die Brutalität des Todes empfunden und erfahren hat, geht daraus hervor, daß er ihn als „Diplomaten“ auftreten läßt, der — und das ist das hübscheste Wort im ganzen Stück — „in höherer Mission“ durch die Welt reist.

Fritz Carsten.

Die harte Pflicht des Vollständigkeins gebietet noch über zwei Exemplare der sogenannten heiteren Gattung zu berichten. Im königlichen Schauspielhause erschien am 18. Februar ein ehemaliger Hoflieferant in Feuilletonlustspielen, Herr Hugo Lubliner, mit dem jüngsten Kinde seiner Laune auf dem Plan. Es nennt sich „Das fünfte Rad“, weil man mit diesem Prädikat den Fabrikanten Geering in Bekanntenkreisen zu belegen pflegt, der nach außen hin als Pantoffelheld erscheint, in Wahrheit aber seinen eigenen klugen Kopf hat und es auch fertig bringt, daß sein einziges Töchterlein den angebeteten Maler heiraten darf, den die Manipulationen der Mama schon fast abgeschreckt hatten. Der Stoff zu einem brauchbaren Einakter ist hier mit den Mitteln der Routine auf das Dreifache ausgereckt. Immerhin: es hätte schlimmer kommen können. — Freilich nicht noch schlimmer, als es am 3. März im Berliner Theater kam. Dort gab man, Gott weiß warum, einen dreiaktigen Schwank des Titels „Die neue Richtung“, von dem es rücksichtvoll verschwiegen sei, daß Alexander Engel und Marco Brociner sich als seine Eltern bekannten. Irgend etwas sagen läßt sich über das Opus, das für ein geistig gänzlich unbemitteltes Publikum bestimmt zu sein scheint, beim besten Willen nicht: die Direktion hat es wohl in einem Anfall von Zerstreutheit zur Aufführung angenommen.

Aliquis.

Brüssel. Am 27. Februar brachte das hiesige „Nouveau-Théâtre“, das sich überhaupt um die Einführung fremdländischer Autoren in Belgien verdient macht, zum ersten Male, und zwar noch vor einer Aufführung in Deutschland Mea Reichards Schauspiel „Die Kokette.“ Der Erfolg war gut und verdient es zu sein. Das Stück behandelt eine schwerwiegende Lebens- und Gesellschaftsfrage, nämlich die Gefahr, die für eine verheiratete Frau darin liegt, aus reiner Gefallsucht die Kokette spielen zu wollen. Jeanne de Bresse liebt ihren Gatten, man kann ihr nicht die leiseste Untreue vorwerfen, aber durch ihre unstillbare Sucht gesellschaftlich glänzen und einen Schwarm von Anbetern hinter sich haben zu wollen, vernichtet sie sich den Frieden ihrer Familie und beinahe auch das Lebensglück unschuldiger Menschenkinder. Die Verfasserin arbeitet nach Frauenart ein wenig viel in Sophismen, trotzdem weiß sie den dramatischen Knoten geschickt zu schürzen. Das Schauspiel wird in französischer Uebertragung im hiesigen Verlage von Georges Balat erscheinen. *A. Ruhemann.*

Krakau. Im hiesigen polnischen Stadttheater fanden neuerdings einige interessante Vorstellungen statt. Am 18. Februar wurde Stanislaus Przybyszewskis Drama „Dla szczęścia“ („Das höchste Glück“) aufgeführt, das anfänglich von der Zensur verboten worden war. Es behandelt in knapper, doch bühnengerechter Form einen echt tragischen Konflikt. Mlicki hat Helena verführt und lebt mit ihr längere Zeit in wilder Ehe. Da tritt ihm in Olga eine andere, nicht allzu spröde Frau näher, und die Leidenschaft zu ihr faßt ihn so mächtig, daß er beschließt, Helenen zu verlassen. Vergebens will ihn sein Freund, Zdzarski, der selbst an der Liebe zu Olga krank war, davon abhalten, vergebens kämpft Helene um ihr Glück, Mlicki verläßt sie. Aber er soll seines Schrittes nicht froh werden. Das Bewußtsein, Helenens Glück vernichtet zu haben, der aufreizende Gedanke, daß schon andere vor ihm Olgas Liebe besessen haben, endlich die Nachricht, Helene habe in der Verzweiflung einen Selbstmord begangen — alles das läßt ihn zugrunde gehen. Ein meisterhaft geführter Dialog, Einfachheit des tragischen Konflikts und die echt dichterische Objektivität des Verfassers, der hier nicht als ein Vorkämpfer der Modernen, sondern eher als Anwalt der alten ethischen Forderungen auftritt, das sind die Vorzüge des Dramas, denen freilich auch Schwächen in der Entwicklung der Motive gegenüberstehen. Jedenfalls hat Przybyszewski, der hier von den einen übertrieben bekämpft, von den anderen geradezu lächerlich vergöttert wird, mit diesem Bühnenversuch ein entschiedenes dramatisches Talent gezeigt, wobei ihm freilich eine schlechthin vortreffliche Aufführung zu gute kam. — Zwei Tage nach jener Vorstellung las er im Theater über das Mystische bei Maeterlinck, worauf eine Aufführung von dessen „Intruse“ (Der Eindringling) folgte. Eintrittskarten galten nur für Parquet und Parterre, die Oeffnungen der Logen und Gallerien waren mit einem grauen Tuche verhüllt und auf der Bühne herrschte ein geheimnisvolles Helldunkel. Trotzdem die Schauspieler das Möglichste an Feinheit und Zartheit thaten, war die Wirkung nur eine halbe: Maeterlincks Gestalten erschienen allzusehr als ein Mittelding zwischen Mensch und Marionette. — Endlich seien noch zwei interessante Einakter erwähnt. Der eine, von Frau Zapolska, einer hochbegabten Dame, über die hier demnächst des näheren zu sprechen sein wird, bringt kurioser Weise lauter Frauen auf die Bühne — sechzehn an der Zahl, darunter vierzehn Jungfrauen, die einen Empfang bei der Braut am Abend vor der Hochzeit mitmachen. Der andere, von Sarnecki zum 90jährigen Geburtstage Chopins gedichtet, will den Meister selbst, außerdem George Sand, Heine, Liszt und andere Zeitgenossen auf die Bühne bringen. Man weiß, wie selten ein derartiges Unternehmen gelingt, um so weniger konnte dies hier der Fall sein, wo die beschränkte Form des Einakters fast jede Charakteristik der berühmten Persönlichkeiten unmöglich machte.

J. Flach.

München. Am 18. Februar erlebte Björnsons „Paul Lange und Tora Parsberg“ im kgl. Residenztheater seine erste Aufführung in Deutschland. Der Erfolg, den das Stück hier der glänzenden Inscenierung und teilweise vorzüglichen Darstellung verdankt, wird ihm vor einem kritischeren Publikum — etwa in Berlin — wohl versagt sein. In Heft 4 dieser Zeitschrift hat Leo Berg eine treffliche Charakteristik des Stückes gegeben, die mich meiner Aufgabe, das Werk ausführlich zu charakterisieren, enthebt. Ich möchte aber doch das, was dort tadelnd hervorgehoben wird, recht dick unterstreichen. Die Aufführung zeigt die Schäden eines Bühnenstückes ja rücksichtsloser. Von Psychologie, dramatischer Technik, Charakterisierungskunst findet sich in diesem Werke nahezu nichts; selbst die Titelfiguren sind blaß und handeln nicht aus sich, sondern nur aus dem Plane des Autors heraus. Die Unwahrscheinlichkeit der Handlung ist namentlich im 2. Akt buchstäblich staunenerregend. Und doch packt etwas an dem Stück — wenn auch nur flüchtig —; und das ist dies ehrliche Feuer, mit dem Björnson im Drama da weiterficht, wo er eben in irgend einem offenen politischen Briefe zu fechten aufhörte. Aber die Ideen, für die er kämpft, sind weder sonderlich dichterisch noch sonderlich tief. Ich denke, man wird bald dahinter kommen, wie gewagt es ist, wenn heute noch jemand Björnson neben Ibsen stellt! —

Am 27. Februar wurde im Gärtnerplatztheater das Lustspiel „Magere Jahre“ von Juliane Déry zum ersten Mal öffentlich aufgeführt. Die Komödie, die schon 1895 unter dem Titel „Die sieben mageren Kühe“ erschien und an einer der berliner Vereinsbühnen auch schon gegeben wurde, stellt nur bescheidene Ansprüche, denen sie aber durchaus gerecht wird. Es handelt sich

um eine satirische Beleuchtung gewisser Standesvorurteile: ein Oberfinanzrat, der seine Töchter nur standesgemäß verheiraten will, läßt unter eigenen Entbehrungen eine seiner Töchter sieben Jahre auf den armen, aber „standesgemäßen“ Bräutigam warten, der dann, als er durch des Schwiegervaters Hilfe etwas geworden ist, nicht mehr will, wird bekehrt und läßt seine Töchter wohlhabende Geschäftsleute heiraten. Weniger dieser etwas schlichten Idee als manchen guten Einzelbeobachtungen mag das Stück den schönen Erfolg verdanken, den es hier errang. *W. von Scholz.*

Wien. Dem Jubiläums-Stadt-Theater scheint das Glück nicht treu geblieben zu sein. „Glück auf!“, ein Schauspiel von Mara von Berks, will ein ernstes soziales Stück sein. Es führt in die Welt der Bergleute, freilich in eine Märchenwelt. Die Männer sprechen pathetisch und empfindsam, wie nur je die Helden Raupachs, sie sind edel, sanftmütig und fromm; die Reichen dagegen sind habgierig, grausam, falsch und verlogen. Nur einer hat ein Herz für das notleidende, gequälte Volk, und weil er sich zu schwach fühlt zum Kampfe gegen die Gesellschaft, die seine philanthropischen Ideen verlacht, will er nach Amerika zurück, wo er sein Herz entdeckt hat. Während im Schlosse das Abschiedsfest mit Tanz und Lustbarkeit gefeiert wird, stürzt unter Krachen und Dröhnen im Bergwerk ein Schacht ein und begräbt ein Dutzend Leichen. Dieser „Fingerzeig des Himmels“ veranlaßt die Bösewichter zur Reue und Einkehr, den jungen Herrn aber, im Lande zu bleiben und den schönen theatralischen Wunsch auszusprechen, aus seinen Bergleuten Ackerbauer zu machen. Die platte Wahrheit, daß es unter den reichen Leuten schlechte, unter den armen edle und gute gebe oder gar, daß das Bergwerk den Ackerbau untergrabe, in Gesprächsform auf die Bühne gebracht, ist noch kein soziales Schauspiel, am wenigsten dann, wenn die guten Leutchen ihre sozialen Anschauungen mit Schwung und Esprit — erörtern. Daß auch ein Gerhart Hauptmann oder Langmann soziale Stücke geschrieben haben, hat die Verfasserin durchaus nicht beeinflußt. — Mit einer Römertragödie „Tiberius Gracchus“, einem Erstlingswerke, trat am selben Orte Paul Barth vor die Rampe. Als gelehrter Philologe hält er sich im Gang der Handlung getreu an die Historie, während die Darstellung durch eine unglaubliche, mehr als shakspeirische Freiheit selbst für den Laien jegliches antike Colorit völlig verwischte. Schlechter ist wohl selten ein Stück insceniert und gespielt worden, und das mag die Ursache für die Ablehnung des Trauerspiels gewesen sein, das bei anderen Darstellern zweifellos mehr Beifall gefunden hätte. *Arthur L. Jellinek.*

Paul Lindau, der seit 1895 Hoftheaterintendant in Meiningen war, hat seine Entlassung erbeten und erhalten. Als Grund werden Differenzen mit dem Herzog Georg angegeben, die sich anläßlich der Einführung elektrischer Bühnenbeleuchtung entsponnen hatten.

* *

Friedrich Spielhagen hat an seinem 70. Geburtstage viele Zeichen der Verehrung aus Nah und Fern erhalten. Bemerkenswert war die Anteilnahme Rußlands, wo Spielhagen von allen deutschen Autoren wohl der meistgelesene ist. Seine Heimatsstadt Magdeburg und sein Wohnort Charlottenburg gaben je einer Straße seinen Namen. Eine offizielle Ehrung blieb aus. Nach einer anderweitig nicht beglaubigten Zeitungsmeldung habe der Jubilar den ihm „vertraulich angebotenen“ Professortitel abgelehnt. Einem Antrag auf Verleihung der Ehrendoktorwürde, der in der berliner philosophischen Fakultät gestellt wurde, konnte nicht entsprochen werden, weil eine Stimme dagegen war und der Beschluß nur mit Stimmeneinheit gefaßt werden kann.

* *

Der Schriftsteller und Opernarchivar Charles Nuitter ist im Alter von 71 Jahren am 24. Februar in Paris gestorben. Er hieß mit seinem richtigen Namen Charles Louis Etienne Truinet und hat namentlich zahlreiche Libretti zu Opern, Operetten und Ballets geschrieben, darunter die zu Offenbachs „Prinzessin von Trapezunt“ und Delibes „Coppelia“. Besondere Verdienste erwarb er sich als Uebersetzer deutscher Operndichtungen. „Oberon“, „Preziosa“, „Abu Hassan“ von Weber und Mozarts „Zauberflöte“ wurden mit seinem Text in Paris gegeben, ebenso rührte von ihm die Uebertragung des „Tannhäuser“ her, die dessen berühmter Erstaufführung vom 13. März 1861 zugrunde lag. Auch „Rienzi“, „Lohengrin“ und der „Fliegende Holländer“ danken ihm ihre Uebersetzung ins Französische. Als Archivar der Großen Oper hat er außerdem mehrere wertvolle theatergeschichtliche Werke veröffentlicht.

* *

Die Firma J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger teilt mit, daß sie das Verlagsgeschäft von A. G. Liebeskind in Leipzig mit dem ihrigen verschmolzen hat. Die Firma Liebeskind, unter deren Flagge bisher außer manchen anderen die beliebten Werke von Rudolf Baumbach und Heinrich Seidel segelten, hört damit auch dem Namen nach zu existieren auf. — Gleichzeitig ist die Firma J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt worden. Das Stammkapital beträgt 1 700 000 Mark.

* *

Die Monatsschrift „Versöhnung“, die der verewigte Moritz von Egidy ins Leben gerufen und geleitet hatte, stellt mit dem Märzheft ihr Erscheinen ein. An ihre Stelle tritt vom 1. April ab eine neue Monatsschrift: „Ernstes Wollen“, zu deren Herausgabe sich Frau Regina Deutsch und Heinrich Driesmans vereinigt haben.

* *

Seit 1. März erscheint in Wien eine neue Halbmonatsschrift unter dem Titel „Dokumente der Frauen“. Als Herausgeberinnen zeichnen die Damen Auguste Fickert, Marie Lang und Rosa Mayreder. (Preis jährlich 5,20 Mk., das einzelne Heft 25 Pfg.). Sie macht es sich zur Aufgabe, die politischen und sozialen Rechte der Frauen aller Gesellschaftsklassen zu verfechten. — Ebenfalls in Wien hat eine neue, geselligen Unterhaltungszwecken dienende Monatsschrift „Der Gesellschafter“ zu erscheinen begonnen, redigiert von Ignaz Pauer (Preis jährlich fl. 3,—, Verlag von H. F. Grebert, Wien IX).

* *

Leo Tolstois mit Spannung erwarteter Roman „Auferstehung“ wird in der einzigen autorisierten Uebersetzung von Ilse Frapan zunächst in der „Vossischen Zeitung veröffentlicht. Die Buchausgabe (M. 6,—) erscheint im Verlage von F. Fontane & Co.

* *

Friedrich Spielhagen hat einen neuen Roman unter dem Titel „Opfer“ vollendet, der im nächsten Quartal zunächst in einer Reihe größerer Zeitungen (Nationalzeitung, Magdeburgische Zeitung, Münchener Neueste Nachrichten u. a.) erscheint.

* *

Ein moderner Roman von Wilhelm Arminius, „Der Weg zur Erkenntnis“, soll in kurzem im Verlage von J. G. Cotta erscheinen.

* *

Eine bisher unbekannte poetische Erzählung von Otto Roquette, „Die Reise ins Blaue“ betitelt, wird im April d. J. im Verlage von Robert Baum in Leipzig erscheinen.

* *

Von sonstigen belletristischen Neuheiten, deren Erscheinen bevorsteht, seien erwähnt: Helene Böhlaus Roman „Halbtier“, der von der „Deutschen Rundschau“ soeben unter dem Titel „Adam und Eva“ gebracht wurde; Ilse Frapans Erzählung: „Wir Frauen haben kein Vaterland“, ein eigenartiger Beitrag zur Frauenfrage; C. Viebig: „Es lebe die Kunst!“, ein Roman,

der unsere modernen Litteraturzustände scharf beleuchtet; Wilhelm von Polenz: „Wald", eine Novelle; Georg Freiherr v. Ompteda: „Philister über Dir! Das Leiden eines Künstlers." Diese Werke erscheinen im Verlage von Fontane & Co.

* *

Paul Lindenberg giebt im Verlage von Ferd. Dümmler ein großes Reisewerk „Um die Erde in Wort und Bild" heraus (in 42 Lieferungen zu 30 Pfg.), die Frucht einer einjährigen Weltreise. Die erste Lieferung ist erschienen.

* *

Im Anschluß an die Enquête der wiener „Zeit" (s. oben) über die Frage, ob der Autor eines Bühnenstücks dem Hervorruf folgen solle oder nicht, haben die Herren Hermann Bahr, Julius Bauer, Felix Dörmann, Ludwig Ganghofer, Theodor Herzl, C. Karlweis, Philipp Langmann, Viktor Leon, Franz v. Schönthan, Ernst v. Wildenbruch die gemeinsame Erklärung abgegeben: „Wir haben beschlossen, uns fortan bei den Premièren unserer Stücke dem Publikum nicht mehr zu zeigen."

* * * Der Büchermarkt * * *

Abgeschlossen am 3. März.

a) Romane und Novellen.

Bolle, C. Die Kosmier. Erzählungen aus der kommunistischen Weltepoche. I. Jaúsos Gruß. Bern, Steiger & Cie. gr. 8°. 447 S. M. 4,—.

Bredt, F. W. Der Rappoltsteiner. Eine Erzählung aus der Vergangenheit des Elsaß. Köln, Alb. Ahn. 250 S. M. 3,—; geb. in Leinw. M. 4,—.

Ditfurth, L. v. u. Siebel-Monninger, A. Zu Nürnberg. Zehn Geschichten aus alter und neuer Zeit. M. Ill. v. F. Trost. Dresden, E. Pierson. gr. 8°. 173 S. M. 3,— (4,—).

Erking, O. Nils Nielsen. Roman. Köln, Alb. Ahn. 184 S. M. 2,—.

Holländer, Felix. Das letzte Glück. Roman. Berlin, S. Fischer. 296 S. M. 3,50.

Kahlenberg, Hans von. Die Familie von Barchwitz. Roman. Berlin, S. Fischer. 213 S. M. 3,—.

Klopfer, C. E. Fegfeuer. Roman. (Kürschners Bücherschatz Nr. 127.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. 0,20.

Kubel, L. Die Glocke von Falkenried. Geschichte eines märk. Schulhauses. Berlin, Otto Janke. 158 S. M. 1,—.

Lubliner, H. Der Roman eines anständigen Mädchens. (Kürschners Bücherschatz Nr. 126.) Berlin, Herm. Hillger. 120 S. M. 0,20.

Mayreder, Rosa. Idole. Roman. Berlin, S. Fischer. 175 S. M. 2,—.

Mohr, L. Wahrheit und Dichtung. Erzählungen. Cassel, Carl Victor. 386 S. M. 4,— (5,—).

Nordhausen, R. Kläre Berndt. Ein berliner Idyll. (Türmer-Bücher. 1. Bd.). Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 115 S. M. 1,20 (1,50).

Rosenberg, M. v. Gefährliches Liebesspiel. Novelle. Berlin, Otto Janke. 144 S. M. 1,—.

Schönthan, P. v. Aus der lachenden Radlerwelt. Charlottenburg, Max Simson. 138 S. M. 2,— (3,—).

Sonnenfels, A. Märchen für kleine und große Leute. Dresden, E. Pierson. 260 S. M. 3,— (4,—).

Stolz, Alban. Ges. Werke. Billige Volksausgabe. Freiburg i. Br., Herdersche Verl. M. 1,80; geb. in Halbleinw. M. 2,20; geb. in Ganzleinw. M. 2,60.

Waldkampf, Marianne Tuma von. Silhouetten. Prag, Fr. Rivnáč. 88 S.

Wichner, S. Jahresringe. Novellen u. Erzählungen. Wien, Heinrich Kirsch. 333 S. M. 3,—.

Kielland, A. L. Jakob. Roman. Aus dem Norweg. v. L. Bloch. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellsch. für Litt. u. Kunst. 205 S. M. 3,— (4,—).

Maupassant, G. de. Der Horla. Frei übertr. von G. Frhrn. v. Ompteda. (Ges. Werke. 7. Bd.) Berlin, F. Fontane & Co. 247 S. M. 2,— (2,75).

Saint-Pierre, B. de. Paul und Virginie. Ill. von M. Leloir. Mit einer Einl. von F. Lotheißen. Leipzig, C. F. Amelang gr. 8°. 179 S. Geb. in Leinw. M. 3,—.

b) Lyrisches und Episches.

Deutsche Dichtung. Herausg. v. Karl Weiß jun. 1. Band. Dresden, E. Pierson. 96 S. M. 1,50.

Erler, Otto. Verse. Dresden, E. Pierson. M. 1,—.

Ervésy, S. Nacht. Sonette. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 12°. 74 S. M. 1,50.

Guntram, Ernst. Mohnblüten. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 117 S. M. 2,—,

Hartmann, H. Was z'Lacha. Gedichte in niederösterreich. Mundart. Wien, Carl Kravanis Buchh. 104 S. M. 1.20.

Hauser-Edel, C. Gedichte. München, C. H. Beck. 159 S. Geb. in Leinw. m. Goldschn. M. 3.50.

Hermann, H. Gedichte. Dresden, E. Pierson. M. 1.50.

Müller, G. A. Hainot. Die Liebe zweier Weltkinder. Mit dem Vollbild des Dichters. Leipzig, Walther Fiedler. 135 S. M. 3.—, geb. in Leinw. m. Goldschnitt 4.—.

Oberweg, R. Traum und Leben. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 53 S. M. 2.50.

Ressel, Emil. Im Rauschen der Eichen. Sturm- und Trutzlieder. Dresden, E. Pierson. 160 S. M. 1.70.

Saar, F. v. Nachklänge. Neue Gedichte und Novellen. Heidelberg, Georg Weiß. 12°. 291 S. M. 3.60; geb. in Leinw. 4,60.

Schottmüller, F. Walters Fahrt ins Leben (Eine Dichtg. aus der Revolutionszeit 1848/49). Pforzheim, Rob. Kayser. Gr. 8°. 160 S. M. 1.20.

Stegemann, H. Daphnis. Eine Dichtg. Frauenfeld, J. Huber. 12°. 100 S. Geb. in Leinw. mit Goldsch. M. 2.40.

Straßburger, Egon Hugo. Lieder für Kinderherzen. Dresden, E. Pierson. 38 S. M. —.60.

Waldeck, H. Norr nit brumme! Humoristische Gedichte und Humoresken in pfälz. (Mannheimer) Mundart. Mannheim, Ernst Aletter. 134 S. M. 2.— (2.80).

c) Dramatisches.

Böttcher, Georg. Der späte Gast. Lustspiel. (Nach der gleichn. Novellette v. L. Ganghofer). Leipzig, R. Maeder. 27 S. M. —.75.

Böttcher, G. Sophia Dorothea. Schauspiel. (Nach der gleichn. Novelle des E. M. Vacano). Leipzig, R. Maeder. 89 S. M. 1.50.

Halbe, Max. Die Heimatlosen. Drama. Berlin, Georg Bondi. 141 S. M. 2.— (3.—).

Hirschfeld, Georg. Pauline. Berliner Komödie. Berlin, S. Fischer. M. 2.—.

Hlatky, Eduard. Weltenmorgen. Dram. Ged. in 3 Handlg. Freiburg i. B., Herdersche Verl. M. 4.20; geb. in Leinw. m. Goldschn. M. 5.40.

Kirchbach, W. Wein. Schauspiel. Berlin, Ferd. Dümmler. 102 S. M. 2.—.

Lehnhard, P. R. Die Maus. Lustspiel. Mühlhausen i. Th., G. Danner. 24 S. M. 1.50.

Perfall, A. Frhr. v. Die Krone. Schauspiel. Berlin, A. Schall. Gr. 8°. 116 S. M. 2.50.

Rom, Th. v. Nach zehn Jahren. Ein Akt. Dresden, E. Pierson. 30 S. M. —.75.

Schafheitlin, A. Das Zeitalter der Cyklopen. Dramatisches Gedicht. Berlin, S. Rosenbaum. Gr. 8°. 118 S. M. 2.—

Steiner, O. Staub. Schwank. Mühlhausen i. Th., G. Danner. 19 S. M. 1.50.

Swoboda, Heinr. Ein Vandale, histor. Gemälde in 5 Aufz. — In den schwarzen Bergen. Dram. Ged.

in 1 Aufz. — Das Geheimnis. Volksstück in 3 Aufz. Leipzig, Oswald Mutze. 99 und 103 S.

Weißenhofer, R. Wendelin der kleine Tiroler. Volksschauspiel. Linz, F. J. Ebenhöch. 127 S. M. 1.20.

Wollmar, L. Der deutsche Reichs-Krieg. Schauspiel. Leipzig, Wilh. Friedrich. 208 S. M. 3.—.

Paglia, F. Konstantinus, der christl. Heldenjüngling. Schauspiel. Aus d. Ital. v. H. Houben. Kempen, Klöckner und Mausberg. 81 S. M. 1.25.

d) Litteraturwissenschaft.

Evers, M. Deutsche Sprach- und Litteraturgesch. im Abriß. Allgemeinverständlich dargestellt. 1. Tl.: Deutsche Sprach- und Stilgeschichte. Berlin, Reuther und Reichard. gr. 8°. 284 S. Geb. in Leinw. M. 4,50.

Franzos, K. E. Konrad Ferd. Meyer. Ein Vortrag. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanst. gr. 8°. 44 S. m. 1 Bildn. M. 1,—.

Garnier, T. D. Zur Entwickelungsgeschichte der Novellendichtung Ludwig Tiecks. Gießen, Emil Roth. 55 S. m. 3 Tab. M. 1,20.

Jahresberichte f. neuere deutsche Litteraturgeschichte. Mit besonderer Unterstützung von Erich Schmidt hg. von J. Elias u. M. Osborn. 6 Bd. (J. 1895). 3. Abtlg. Lex. 8°, 166 S. Berlin, B. Behr. M. 8,—.

Leitzmann, A. Aus Lichtenbergs Nachlaß. Mit e. Porträt Lichtenbergs. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. XXIII, 273 S. gr. 8°. M. 4,—, (5,—).

Möbius, P. J. Ueber J. J. Rousseaus Jugend. (Beitr. zur Kinderforschung, Hft. 11). Langensalza, Herm. Beyer und Söhne. M. —,60.

Sattel, J. Der Freundschaftsbund zwischen Goethe und Schiller. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte. Frankfurt a. M., Peter Kreuer. 40 S. M. —,50.

Schaefer, Friedrich. G. Ch. Lichtenberg als Psychologe u. Menschenkenner. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh. M. 1,—.

e) Verschiedenes.

Bonin, R. Luther, Lessing, Bismarck im Werdegang des deutschen Volkes. Leipzig, Wilh. Friedrich. gr. 8°. 91 S. S. 1,50.

Corsey, Anna. Die Silhouette. Ihre Geschichte, Bedeutung und Verwendung. Leipzig, E. Haberland. 48 S. M. 1,—.

170 merkwürdige Grabsteininschriften, Hausinschriften u. s. w. Gesammelt von mehreren Touristen. M. Abbildgn. 1. Sammlung. Regensburg, C. Stahlsche Buchh. M. 1,—.

Jacobowski, Ludwig. Fröhliche Kunst. Ein humoristischer Almanach. (Sonderabdruck der „Gesellschaft“, 2. Februarheft.) Minden i. W., J. C. C. Bruns. 123 S. M. 1,—.

Ihm, Max. Römische Kulturbilder. (Kennst du das Land? Eine Büchersammlg. f. d. Freunde Italiens. Hg. v. Julius R. Haarhaus. Bd. XIII.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 2,50; Baedekerband M. 3,—; Liebhaberband M. 4,—.

Sintenis, F. Die Pseudonyme der neueren deutschen Litteratur. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl Vorträge, hg. von R. Virchow. Neue Folge. 310 Hft.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. gr. 8°. 31 S. M. —,75.

Spielberg, Otto. Die Moral der freien Mannesart. Zürich, E. Speidel. 316 S. M. 3,20.

Trojan, J. Der Sängerkrieg zu Trarbach. Beiträge zur Geschichte des Wettbewerbs um den Preis f. d. beste Moselweinlied. Trarbach, Georg Balmer. 228 S. m. e. Abbildg. M. 2,—, (2,50).

Weise, O. Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Leipzig, B. G. Teubner. 152 S. m. Abbildgn. M. —,90, geb. in Leinw. 1,15.

Zweites Register zu den Stimmen aus Maria-Laach (Bd. XXVI.—L. der Zschrft. Bd. VII.—XVII. der Ergänzungshefte) Freiburg i. Br., Herder. gr. 8°. 464 S. M. 7,—, (8,40).

Englische Märchen. Für die deutsche Jugend bearbeitet von Anna und Leon Kellner. M. Ill. v. John D. Batton. Wien, Verlag der „Wiener Mode.“

Topelius. Ausgew. Märchen. Aus dem Schwedischen von A. Schnell. Dresden, E. Pierson. 196 S. M. 2,—, (3,—).

Mitteilungen.

Wie uns gemeldet wird, ist das Bibliographische Institut in Leipzig und Wien im Begriff, eine „Weltgeschichte“ herauszugeben, die im Gegensatze zu allen bisherigen Werken mit diesem oder ähnlichem Titel zum erstenmal thatsächlich die geschichtliche Entwickelung der gesamten Menschheit auf der Erde umfassen, zum erstenmal den Namen einer „Weltgeschichte“ wirklich verdienen und zu neuen Ehren bringen wird. Um den gewaltigen Stoff in angemessener Form zu bemeistern, ist das Unternehmen auf 8 Bände von je 30—40 Bogen (zum Preise von je 10 Mark für den in Halbleder gebundenen Band, oder auf 16 broschierte Halbbände zu je 4 Mark) berechnet; und um kein wichtiges Glied der Menschheit unberücksichtigt zu lassen, hat der von 30 hervorragenden Fachgelehrten unterstützte Herausgeber Dr. Hans F. Helmolt zum erstenmal die geographische Anordnung zu Grunde gelegt. Nach mehreren einleitenden Abschnitten beginnt die eigentliche Darstellung mit der Geschichte Amerikas; sie beleuchtet die historische Bedeutung des Stillen Ozeans, geht auf Ostasien und Ozeanien über, bespricht die geschichtlichen Eigenschaften des Indischen Ozeans, legt die Entwicklung Westasiens und Afrikas dar und schließt, nach einer eingehenden Würdigung des Mittelmeeres und der europäischen Kulturen, mit einem Blick auf die dem Atlantischen Ozean in der Weltgeschichte zukommende Bedeutung. Zum bessern Verständnis werden dem Werke authentische Illustrationen (45 bunte, 124 schwarze Tafeln) und gute Karten (20) beigegeben sein.

Antworten.

Herrn Hofschauspieler **Carl F—g** in Dresden. Wir berichtigen gerne, daß im letzten Heft auf Sp. 695 Z. 40 v. u. der Name des Dresdner Generalintendanten „von Küstner“ heißen muß, und thun es um so lieber, als Sie schreiben: „Der Name des Mannes kann nicht oft genug genannt, nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden, denn er ist's, der durch die Wucht seiner Stellung die Tantième zuerst eingeführt hat — freiwillig eingeführt hat!“ — Uebrigens fällt es uns schwer, ein Druckversehen zu bedauern, das so liebenswürdige Briefe im Gefolge hat. Herzlichen Gruß!

Herrn **Hellmut T.**, in Grunewald. Freundlichen Dank für die Mitteilung, daß Sudermanns Roman „Der Günstling der Präsidentin“ in einem alten Jahrgang von Schorers ehemaligem Familienblatt gestanden hat. In Buchform ist er nicht erschienen. Die amerikanische Ausgabe war jedenfalls einer der dort früher landesüblichen Diebstähle an deutschem geistigen Eigentum.

Herrn **Th. Sch.** in Mannheim. Es verlohnte sich wirklich nicht, auf die „Goethe-Debatte“ des Reichstags einzugehen, noch weniger, sich über die Rede des von Ihnen genannten Herrn aufzuregen. Jeder blamiert sich eben immer so gut als er kann, im Deutschen Reichstag gerade so, wie irgend wo anders. Das hat sich ja erst eben wieder gezeigt.

Herrn **Dr. Fr. v. Sch.** in Nürnberg. Besten Dank für den Hinweis. Homer hat wirklich geschlafen und verdiente wohl einen Nasenstüber, den er auch erhalten hat.

Herrn **M. K.** in Königsberg (Pr.). Besten Dank für Ihr freundliches Interesse. Aber wir müssen uns — vorläufig wenigstens — an unser im Titel ausgesprochenes Programm halten, das unseren Raum schon überreichlich beansprucht; anderenfalls ist der Grad von Vollständigkeit nicht zu erreichen, den wir zu erreichen bestrebt sind. Werke aus anderen Wissenschaften, als Litteraturgeschichte und Aesthetik, können nur ausnahmsweise selbständige Besprechungen erfahren: daß alles Wissenswerte wenigstens erwähnt wird, ist einer der Zwecke, den das „Echo d. Zeitschr.“ und die „Auszüge“ aus den Zeitungen verfolgen. Im übrigen scheint Ihren Ausführungen eine zu weitgehende Auffassung des Begriffes „Litteratur“ zugrunde zu liegen. Sie werden in einer Litteraturgeschichte gewiß keine religionswissenschaftlichen oder ethischen Darstellungen suchen; ebensowenig kann es die Aufgabe eines Litteraturblattes wie das unsrige sein, derart in andere Wissensgebiete überzugreifen. Daß wir in dieser Abgrenzung nicht pedantisch verfahren, dürften Sie schon bemerkt haben; auch das Werk von H. T, das Sie erwähnen, wäre besprochen worden, wenn es nicht schon seit Jahren vorläge. — Im „Büchermarkt“ werden unter der Rubrik „Verschiedenes“ schon seit Heft 1 die interessanteren Neuerscheinungen aus verwandten Gebieten angeführt. Ihrem Wunsche nach Beifügung der Seitenzahlen soll künftighin entsprochen werden.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 15/16.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger,
Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2573.
Verlag: F. Fontane & Co.,
Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 13
vom
1. April 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75
für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux
des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Bismarck als Schriftsteller.

Von Prof. Dr. Hermann Wunderlich (Heidelberg).

(Nachdruck verboten.)

Das Erbe anzutreten, das der große Kanzler seinem Volke hinterließ, ist die nächste Aufgabe, mit der uns Deutsche das neue Jahrhundert betrauen wird. Schon jetzt regt sich auf den mannigfachsten Gebieten deutschen Strebens das Verständnis dafür, daß in dem Bauwerk unseres deutschen Reiches, das Bismarck gegründet und mit unvergleichlicher Kunst gegen Wind und Wetter geschirmt hat, sein Vermächtnis nicht eingeschlossen ist, daß es in Herz und Kopf der kommenden Geschlechter Wurzeln schlagen muß. Nicht nur dem Staatsmanne, sondern mehr noch dem Menschen wird die spätere Arbeit gelten. Als deutscher Mann inmitten einer frauenhaften Epoche, als Verkörperung nüchternen Scharfblicks in einer Zeit träumerischer Erwartungen, als Träger unerschrockenen Willens, zielbewußter Thatkraft in einer Zeit mattherziger Ergebung und weichlicher Verstandeskultur — so mag Bismarck schon im Anfang seiner Laufbahn den Zeitgenossen erschienen sein, die Verständnis für solche Eigenschaften besaßen. Freilich es waren nur wenige, die damals erkannten, daß die Bildung der herrschenden Klasse aus der Entfaserung der deutschen Volksseele ihre Nahrung zog. Und wer unter den wenigen konnte es ganz verstehen und würdigen, daß die urwüchsige deutsche Volkskraft, die in den unteren Schichten unverbraucht aber auch unausgenützt schlummerte, mit Bismarck jene Widerstandsfähigkeit gewann, die auch über die Bildungsmittel Herr wurde. Kenntnisse und Bildung waren in den oberen Klassen Preußens zum Schmarotzer geworden, der Wagemut und Willensstärke erstickte, von Bismarck wurden sie ausgepreßt, um seinen Plänen Saft und Kraft zu geben.

Daß auch das Wissen in vornehmer Vereinsamung nicht gedeihlich wirkt, daß der geistige Besitz nicht in der toten Hand aufzuspeichern ist, sondern in pflichtbewußten Arbeitern allein Nutzen stiftet, dies ist eine Wahrheit, die wir vor allem dem Menschen Bismarck verdanken. Und wenn die Verbildung litterarischer Kreise das Zerrbild des „Uebermenschen“ erdacht, so hat die Thatkraft unseres Helden dem deutschen Volke das Vorbild eines großen Mannes geschaffen, der in allem menschlich bleibt, so übermenschlich uns auch seine Arbeitskraft und Pflichttreue erscheinen.

Von beidem eine Ahnung gewinnen wir aus den „Gedanken und Erinnerungen“, dem nachgelassenen Werk, von dem uns erst zwei Bände vorliegen. Bismarck will seinem Volke hier selbst den Standpunkt weisen, von dem aus seine Erfolge, seine Kämpfe betrachtet werden sollen, er kann uns vor allem zeigen, mit welchen Opfern, mit welcher Entsagung der Strebende zum Ziele gelangt. Den Geschichtsforschern mag es überlassen bleiben, zu prüfen, wie weit Bismarck hier im Einzelnen den Thatsachen gerecht geworden ist, wie weit ihn die Erinnerung an erlittene Unbill übermannt hat. Den unbefangenen Leser wird gerade das Persönliche in der Darstellung und im Urteil anziehen und es wird ihm Genuß bereiten, zu beobachten, wie in solch einem Kopfe die Thatsachen der Geschichte sich abspiegeln, wie sie unter einander sich verknüpfen. Auf der einen Seite der Staatsmann mit einer Erfahrung, einer Beobachtungsgabe, die seinem Urteil monumentale Geltung sichern, auf der anderen Seite der Mensch mit ausgesprochenen Neigungen, mit Regungen der Liebe und des Hasses, die seiner Darstellung aller Orten die Grenzlinien des Individuums ziehen.

In solchen subjektiven Beschränkungen die gewaltige Persönlichkeit zu fassen und zum Ausdruck zu bringen ist das Ziel der folgenden kleinen Skizze, die sich der stilistischen Seite der „Gedanken und Erinnerungen“ zuwendet. Bismarck hat mit diesen den Kreis der Stilformen, innerhalb derer sich die sprachschöpferische Kraft des Menschen bethätigen kann, abgeschlossen. In Briefen, Reden und amtlichen Erlassen war schon die schriftliche wie die mündliche Form unserer Sprache dienstbar gemacht worden. Von dem Bedürfnisse des Augenblicks ausgehend hatte sich eine Darstellungsgabe entwickelt, die mühelos die Höhen künstlerischer Bethätigung erklomm, wenn auch der Künstler keinen Augenblick daran dachte, die Darstellung als Selbstzweck zu betrachten. Auch der Erzähler war in Bismarcks Briefen, in seinen Reden zur Geltung gekommen, stets im Dienste bestimmter Zwecke. Jetzt tritt er mit den Waffen des Schriftstellers vor sein Volk, aber wiederum

nicht zum prunkenden Spiele, sondern zum Geleite in Streit und Kampf. Diese Absicht wird sich vor allem vor Augen halten müssen, wer das Buch stilistisch beurteilen will.

Schon die Briefe Bismarcks bieten in ihrer überraschenden Mannigfaltigkeit einen durchgehenden Charakterzug. Die Neigungen des Verfassers, so offenkundig und deutlich sie hervortreten, werden doch immer wieder niedergezwungen unter die Bedürfnisse, denen der Briefwechsel gilt. Dem Adressaten, seinen Erwartungen und seinen Gewohnheiten wird thunlichst Rechnung getragen. „Ich teile Dir dies mit", schreibt er im Dezember 1844 an seine Schwester, „um Dir ein Beispiel zu geben, wie Du dem Vater in Deinen Briefen mehr von den kleineren Begebenheiten Deines Lebens schreiben möchtest . . . Thatsachen, Facta." Dieser Thatsachenstil, der auch Bismarck persönlich sehr nahe liegt, tritt am ausgesprochensten in den Briefen an seinen Bruder hervor, während er der Schwester gegenüber sich mehr in Erzählung auflöst, in den Briefen an Gerlach sich mehr der Charakterisierung nähert. — In einzelnen Briefen Bismarcks an seine Frau entfaltet sich die Anmut und Anschaulichkeit der Detailmalerei, in den staatsmännischen Briefen entwickelt sich die Flüssigkeit und Gewandtheit des Schriftstellers von Beruf.

Auch in seinen Reden hatte Bismarck immer bestimmte Personen im Kopfe, denen der Angriff galt, vor denen er sich rechtfertigte; unter ihrem Einfluß stand die Form, die der Redner für seine Darlegungen fand. Es waren nicht immer die Hörer, die eigentlich angeredet wurden, es waren unter ihnen vielmehr einzelne, die Parteiführer, die Männer, die über Mehrheiten verfügten. Und über das Parlament hinaus waren es der Hof, die gebildeten Kreise des deutschen Volkes, die fremden Regierungen, das Ausland. Und fast immer ist der Ton der Rede auf den Adressaten gestimmt, den wir heute im Besitze der „Gedanken und Erinnerungen" in vielen Fällen deutlicher bezeichnen können als früher.

Am sorgsamsten sind die Bedürfnisse des Adressaten erwogen und berücksichtigt in den amtlichen Erlassen und Kundgebungen, die für die breiteren Schichten des deutschen Volkes bestimmt waren. Wenn die reine und gewählte Sprache der Stellung des Sprechers und des bedeutsamen Augenblickes würdig ist, so verrät die Gemütswärme und die schlichte Eindringlichkeit solcher Thronreden, daß Bismarck es verstanden hatte, in der Seele seines Volkes zu lesen. Ein stilistisches Meisterstück ist die bekannte Fassung der Emser Depesche. Dem Kanzler war anheim gestellt worden, ob er die neue Zumutung des französischen Geschäftsträgers und ihre Zurückweisung durch den König der Presse mitteilen wolle, und er gestaltete diese Mitteilung durch die Hervorhebung der Facta und durch die Wahl von Ausdrücken, die seinem Sprachempfinden gemäß waren, zu einer Kundgebung, die ganz Deutschland in Bewegung setzte. Es war nichts als Bismarcks Stilgefühl, das aus der „Chamade" eine „Fanfare" machte. Die Abneigung gegen abschwächende Mittelglieder, die das ganze Sprachleben Bismarcks beherrscht, die Beschränkung auf das Wesentliche und Ausdrucksvolle war es, die der Emser Depesche jene Wucht der Kürze einhauchte, die dem königlichen Telegramm gemangelt hatte.

Diese Kürze nun ist es, die den „Gedanken und Erinnerungen" an mehr als einer Stelle Abbruch thut. Vom Leser wird eine außerordentliche Kenntnis der Zeitgeschichte vorausgesetzt, wenn er all den Andeutungen mit Verständnis folgen soll, — Andeutungen, die oft gar nicht in Worte gekleidet sind, sondern die vielfach nur in der Gruppierung des Stoffes, in der Zusammenstellung einiger Namen liegen. Erschwerend tritt dazu eine Neigung, die schon beim Redner Bismarck auffallend stark hervorgetreten war, die den „Erzähler" vollends oft in eine Zwangslage führt. Bismarck pflegte in den Reden selten den Namen eines Gegners auszusprechen, er pflegte nicht leicht ein Ereignis oder eine Einrichtung anzuführen, ohne in seinem Gedächtnis den ganzen Zusammenhang aufzufrischen, in dem die Personen oder die Gegenstände mit seinem Lebenswerke verknüpft sind. Der Redner griff dann gerne in die fernste Vergangenheit zurück, er holte alle die springenden Punkte aus der Erinnerung heraus, die sich zur Kennzeichnung der augenblicklichen Sachlage verbinden ließen, er schmiedete sich Waffen aus dem Besitze seiner Erfahrung. Was hier dem Redner glückte, bietet dem Erzähler Schwierigkeiten, wenn er seine Leser auf den Boden der Vergangenheit stellt. Wenn er hier die Kontinuität der Erscheinungen verfolgt, so muß er den Ereignissen vorausgreifen, er springt von dem augenblicklichen Thema zu Dingen über, die für die Darstellung noch im Schoße der Zukunft liegen. Schon daraus erklärt sich in den ersten Kapiteln der abgerissene Gang der Erzählung, der freilich auch außerdem noch Ursachen hat, die in der ganzen Komposition liegen; aus denselben Gründen war für den zweiten Band von vorneherein stetigere faßlichere Schilderung zu erwarten.

Eine Forderung neuerer Darstellungskunst ist bei Bismarck ausgeprägt, wie bei wenig andern. Er stellt nur dar, was er mit Augen geschaut, was er beobachtet und erlebt hat. Die „Erinnerungen" beginnen mit der Entlassung aus dem Gymnasium mit dem Augenblicke, wo die ersten Regungen selbständigen Denkens einsetzen, und erst von hier aus dringt der Blick in die Zeit und die Kulturverhältnisse, die den Jüngling umgaben. Im Kampfe des aufstrebenden Mannes gegen die Einflüsse, die auf ihn wirken, schildert er uns die Zeit, der er entstammt. Die Stürme des Jahres 1848 lernen wir erst in dem Augenblicke kennen, wo sie in das Landleben des Erzählers eingreifen: „Die erste Kunde von den Ereignissen des 18. und 19. März 1848 erhielt ich im Hause meines Gutsnachbars, des Grafen von Wartensleben auf Karsow, zu dem sich berliner Damen geflüchtet hatten." (Erinnerungen I, 21). Bedeutsam für die Stellung, die Bismarck der ganzen Bewegung gegenüber einnahm, ist diese Art und Weise, wie sie ihm zuerst entgegen trat.

Wenn uns die Zeitereignisse in dem Ausschnitt dargestellt werden, den der Erzähler selbst durchlebt hat, so werden uns andererseits von den persönlichen Erlebnissen Bismarcks nur die dargeboten, die der Oeffentlichkeit angehören. Aus seinem Privatleben erfahren wir nur wenig. Daß das Elternhaus ganz zurücktritt, ließe sich auch aus der Erziehung des Junkers erklären: „Der Verkehr zwischen Kind und Eltern pflegt nicht so innig und das Bedürfnis desselben auf Seiten der

Kinder wenigstens nicht so lebhaft zu sein, daß sie bei ihrem Tode nicht eher Mitleid und Wehmut als heftigen Schmerz über den eigenen Verlust empfinden" schreibt er am 18. November 1846 an seine Braut. „Er ist als Kind mißhandelt von Bonnen und Hauslehrern, ohne seine Eltern recht kennen zu lernen und hat auf Grund ähnlicher Erziehung ähnliche Ansichten aus der Jugend mitgebracht wie ich" (an dieselbe 8. Juli 1851). Doch auch die Familie, die er selbst gründet, die sein ganzes Glück ausmacht, in die Erzählung wird sie nur lose eingewebt, so innig sie auch mit den Ereignissen verflochten ist. „Sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde" schreibt er (3. Juli 1851) an seine Frau. Aber daß er überhaupt geheiratet hat, erfahren wir aus den „Erinnerungen" nur gelegentlich einer Begegnung mit Friedrich Wilhelm IV. die zufällig auf der „Hochzeitsreise" stattfand.

Der Grund liegt in der keuschen Zurückhaltung, mit der der unerschrockene Kämpe alles an seiner Person, was nicht zum Rüstzeuge gehört, vor den Augen der Zuschauer verbirgt: — ein seltenes und darum um so erquicklicheres Schauspiel in unserer Zeit, wo die Schriftsteller das, was sie vor ihren nächsten Bekannten verbergen, am liebsten der Oeffentlichkeit preisgeben. Noch ein zweites Moment zeigt sich in dieser Selbstbeschränkung des Erzählers, die weise Berechnung, der Sinn für das Nothwendige, die Abstreifung des Entbehrlichen.

Von hier aus müssen auch Einzelheiten beurteilt werden, die vielen Lesern als überflüssig erscheinen mochten und die uns peinlich berühren. Wenn Bismarck den Jahrzehnte hindurch dauernden Kampf mit der Kaiserin Augusta so eingehend darstellt, so war dies bittere Notwendigkeit. Von seinem Standpunkt aus wie von dem Standpunkt einer Zeit, die den Entscheidungskampf zwischen Mann und Frau zu kämpfen beginnt; einer Zeit, in der man zu vergessen droht, daß an leitender Stelle zu Schwächen, zum Fehler wird, was wir am weiblichen Geschlechte als Vorzug preisen und lieben.

Es ist im Raume dieser kleinen Skizze nicht möglich, alle die Meistergriffe zu würdigen, mit denen Bismarcks Darstellungskunst hier operiert. Nur hingedeutet sei auf den Zusammenhang, in dem die Amtsentlassung (II 258) gestreift wird. Sie wird an den Besuch Kaiser Alexander III. in Berlin angeknüpft: „Ebenso gelang es mir bei der Begegnung im Oktober 1889, die Zweifel, die er wieder aus Kopenhagen mitgebracht hatte, zu zerstreuen bis auf den einen, ob ich Minister bleiben würde. Er war wohl besser unterrichtet als ich, als er die Frage an mich richtete, ob ich meiner Stellung bei dem jungen Kaiser ganz sicher sei. Ich antwortete, daß ich es nicht glaubte, daß ich jemals gegen meinen Willen würde entlassen werden, weil Seine Majestät bei meiner langjährigen Erfahrung im Dienste und bei dem Vertrauen, das ich mir in Deutschland sowohl wie bei den auswärtigen Höfen erworben hätte, in meiner Person einen schwer zu ersetzenden Diener besäße. Der Kaiser gab seiner Genugthuung über meine Zuversicht Ausdruck, wenn er sie auch nicht unbedingt zu teilen schien". Und an diese zwischen den Zeilen so viel bietende Stelle schließt sich die schwerwiegende Warnung, solle man niemals politischen Kombinationen und Abmachungen zu fest vertrauen und auch im Dreibunde müsse man „toujours en vedette" zu bleiben. Wirkungsvoller hätte nicht leicht ein Moment ins andere gearbeitet werden können.

Es steckt viel vom Dramatiker in dem Erzähler Bismarck. Die Menschen, die er auftreten läßt, sprechen alle in unmittelbarer Rede, die ihnen oftmals das außerordentliche Gedächtnis, oft aber auch die Kombinationsgabe des Erzählers leiht. Die Worte, die er sich selbst in den Mund legt, weiß er durch den Zusammenhang bald zu steigern, bald abzutönen.

Die Sprache ist schlicht und ungezwungen. Bismarck kannte wie wenige die Ausdrucksfähigkeit unserer Sprache, darum konnte er auch einem widerstrebenden Könige zurufen: „Ew. Majestät wollen doch nicht ewig ein Neutrum bleiben ‚das Präsidium'? In dem Ausdruck ‚Präsidium' liegt eine Abstraction, in dem Worte ‚Kaiser' eine große Schwungkraft." (II. 115.) Es war die Abneigung gegen alles abstracte, allgemeine, was ihn hier leitete, die Freude am Greifbaren, an der Bethätigung der Persönlichkeit, die schon seine Reden von Anfang bis zu Ende erfüllt hatte*). Die Schwungkraft der Rede verstand wohl auch er voll zu entfalten, aber seinen Neigungen liegt sie ferne. Der Phrase ist er zeitlebens mit Bedacht ausgewichen. Der Bilderschmuck, den er entfaltet, entkleidet sich immer mehr der malerischen Wirkungen, des Gefälligen in der Darstellung und strebt der einfachsten aber sichersten Zeichnung zu. Das war schon in den Reden zu beobachten, die „Gedanken und Erinnerungen" bleiben dieser Neigung treu.

Neu jedoch ist dort die Freiheit, mit der Bismarck seine Bilder dem Kreise entnimmt, in dem er sich am behaglichsten fühlt. In den Reden waren die Metaphern mit Rücksicht auf den Gesichtskreis der Hörer gewählt, denen sie die Brücke zum Verständnis bilden sollten. Bezeichnend für solchen Gebrauch des Bildes sind die Worte, mit denen er in bedeutungsvollem Augenblicke seinen König umstimmte und von denen er in dem prächtigen XII. Kapitel berichtet: „Er fühlte sich bei dem Porte-épée gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Tod und Leben zu behaupten, gleichviel, ob er darauf umkommt oder nicht. Damit war er auf einen seinem ganzen Gedankengang vertrauten Weg gestellt und fand in wenigen Minuten die Sicherheit wieder" (I, 286). Als Erzähler dagegen folgt Bismarck den Lockungen des eigenen Gedankenganges, er kehrt zum Landleben zurück, unter dessen Freuden er auch Küche und Keller nicht vergißt; an den Wald, die Flur und den Fluß knüpft er seine Bilder an; die Schwimmkunst der Jugendtage bietet einen bevorzugten Vergleichungspunkt: „Gegenüber der Versuchung, die in der Situation lag, hatte der König (Friedrich Wilhelm IV.) ein Gefühl, welches ich dem Unbehagen vergleichen möchte, von dem ich, obwohl ein großer Liebhaber des Schwimmens, ergriffen wurde, wenn ich an einem kalten stürmischen Tage den ersten Schritt in das Wasser thun wollte" (I, 62).

Die Sprache ist rein, wie es sich von selbst versteht bei einem Manne, der die Sprache so

*) Vgl. Wunderlich, „Die Kunst der Rede in ihren Hauptzügen an den Reden Bismarcks dargestellt." Leipzig 1898 S. 61 ff. S. 85.

meisterhaft als Waffe handhabte und der als Soldat gewöhnt war, die Waffe rein und sauber zu halten, nicht blos damit sie im Gebrauchsfalle nicht versage, sondern weil der beste Schmuck des Mannes die blanke Waffe ist. Bestimmte Neigungen, die am Briefsteller und Redner zu beobachten waren, kehren beim Erzähler in verstärktem Maße wieder. So die Bevorzugung des Hauptworts unter den Wortklassen, weil sich ganze Vorstellungsgruppen in einem Substantiv gewissermaßen aufspeichern lassen. Hatte Bismarck einst an Gerlach geschrieben von „Abhaltungen, die in Geschäften, Besuchen, schönem Wetter, Faulheit, Kinderkrankheit und eigener Krankheit lagen“ (vgl. Ged. u. E. I, 175), so eröffnet er die Darstellung hier wiederum mit denselben Mitteln: „Was ich etwa über auswärtige Politik dachte, war im Sinne der Freiheitskriege, vom preußischen Offizierstandpunkt gesehen. Beim Blick auf die Landkarte ärgerte mich der französische Besitz von Straßburg und der Besuch von Heidelberg, Speier und der Pfalz stimmte mich rachsüchtig und kriegslustig!“ (I, 2.)

Unter den Adjektiven ist nach wie vor das Wort „hausbacken“ ein Lieblingswort, er spricht nicht bloß vom „hausbacknen preußischen Landadel“ (I, 3), sondern er rühmt an seinem Freunde Blankenburg den „hausbacknen gesunden Menschenverstand“ (II, 139); und seinem großen Herrn spricht er die Fähigkeit zu, „die Lage nach seinem eigenen klaren und hausbacknen Verstande zu prüfen“. (I, 282.)

Verwandt damit ist ein Substantiv, das Bismarck in den Erinnerungen besonders bevorzugt und das eine wesentliche Eigenschaft aus dem Inhalte der Begriffe herausgreift, das „Augenmaß“: „Daß sich der Generalstab und seine Chefs . . bis in die neueste Zeit hinein zur Gefährdung des Friedens haben verleiten lassen, liegt in dem notwendigen Geiste der Institution, den ich nicht missen möchte, und wird gefährlich nur unter einem Monarchen, dessen Politik das Augenmaß und die Widerstandsfähigkeit gegen einseitige und verfassungsmäßig unberechtigte Einflüsse fehlt.“ (II, 93.)

In diesem „Augenmaß“ gepaart mit der Willenskraft ruht die Bedeutung des großen Kanzlers, in der Kunst, die Dinge zu sehen, wie sie gegeneinander stehen, sie abzuschätzen, wie sie sich entwickeln können. Die Augen, die diese Kunst geübt, haben sich für immer geschlossen; aber was sie erspäht in langer Reihe der Jahre, das bleibt uns erhalten als eine Fülle von „Gedanken und Erinnerungen“.

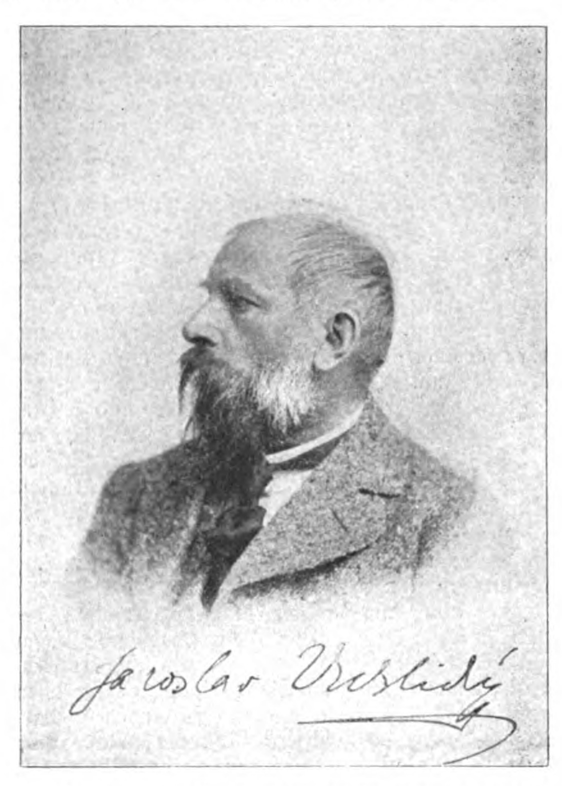
Charakteristiken

Jaroslav Vrchlicky.

Von **Oskar Wiener** (Prag).

(Nachdruck verboten.)

Einem endlos weiten Parke gleicht der Dichtergarten Jaroslavs Vrchlicky. Das graue Haar der Trauerweide aus tschechischen Volksliedern streift die glänzenden Stämme rauschender Palmenbäume, farrengrüne Wege führen an hohen, säulengeschmückten Griechentempeln vorbei, und am lauschigen Weiher träumen einsame Schwäne. — So ist die Lyrik Jaroslavs Vrchlicky. Wenn auch nicht frei von nationalem Empfinden, ragt sie dennoch weit über die engen Grenzen seiner Heimat. Der Boden, dem seine Kunst entsproß, ist national, der stolze Lorbeerbaum aber beschattet fremde Traumgebiete. Und hierin liegt der Vorwurf, der dem Dichter von seinen Landsleuten gemacht werden kann, — ein Vorwurf aber, der ihm zum Ruhme gereicht: Jaroslav Vrchlicky ist Kosmopolit.



Zwei ungewöhnliche Dichter besitzt das tschechische Volk. Wer ist der größere von beiden? Wer steht seiner Nation näher? — Brausend erklingen die „Sklavenlieder“ von Svatopluk Čech. Es sind Gesänge eines streitbaren Geistes, der sein Volk in das Vordertreffen politischer Kämpfe führt. Vrchlicky aber hat den Böhmen ein größeres Gebiet erschlossen, in dessen Herrschaft sich Goethe und Shakspere teilt: das Reich der Weltlitteratur.

Emil Frida, so lautet sein bürgerlicher Name, wurde am 16. Februar 1853 in Laun geboren. Schon als ganz junger Mann empfing er die Weihen der Muse. Da aber nach österreichischen Schulgesetzen Gymnasiasten die Veröffentlichung schriftstellerischer Arbeiten untersagt ist, wählte der junge Dichter das Pseudonym Jaroslav Vrchlicky. Von Haus aus zum Geistlichen bestimmt, trat er in das theologische Seminar, widmete sich jedoch später philosophischen Studien an der prager Universität. Dann nahm er die Hofmeisterstelle in einem gräflichen Hause an und machte mit seinen Zöglingen eine Italienreise. Nach Prag zurückgekehrt, wurde Vrchlicky Lehrer am Pädagogium, hierauf Sekretär der tschechischen Technik und endlich Professor für moderne Litteratur an der böhmischen Universität, nachdem er kurz vorher das Ehrendoktorat erhalten hatte.

Jaroslav Vrchlicky ist wohl der produktivste Lyriker unserer Tage: nahezu 50 Sammlungen epischer und lyrischer Poesien sind von ihm er-

schienen, und immer wieder neue Schätze fördert er aus den Tiefen seiner Dichterseele. Allerdings hört man hie und da einen leisen Anklang französischer und italienischer Meister, aber gerade dieser Eigenschaft verdankt das tschechische Schrifttum eine Fülle neuer Bilder, neuer Stimmungen und neuer Schönheiten. Vrchlicky ist eben auch Uebersetzer, und welch glänzender Uebersetzer ist er! Den Böhmen hat er Goethes „Faust" geschenkt; einen Faust, der dem Original nahezu ebenbürtig ist. „Nur danken kann ich," schrieb Vrchlicky nach Beendigung dieses gewaltigen Werkes*) „nur danken! Was bleibt mir noch zu sagen?"

Aus der sonstigen ausgebreiteten und reichen Uebersetzerthätigkeit Vrchlickys, die schon an und für sich ein würdiges Lebenswerk bilden könnte, sei hervorgehoben: Schillers „Wilhelm Tell", die „Divina commedia" von Dante, Ariosts „Der rasende Roland" und Tassos „Befreites Jerusalem", ferner einzelne Gedichte und Verszyklen von Viktor Hugo, Konr. Ferd. Meyer, Carducci, Mörike, Leopardi, Hamerling und vielen, vielen anderen. Seine Uebertragungen dringen tief in das Innerste der nachgebildeten Dichtung ein und lesen sich durchaus wie Originale.

Als Lyriker und Uebersetzer steht Vrchlicky in der böhmischen Litteratur einzig da, weniger Glück hatte er im Schauspiel. Aber welcher tschechische Poet kann sich rühmen, ein „ewiges Drama" geschrieben zu haben? Ich weiß von zwanzig Bühnenstücken Vrchlickys. Sie sind gut, man kann nichts an ihnen aussetzen, und dennoch werden sie sich nicht dauernd auf der Bühne erhalten. Ein einziges dieser Dramen ist meines Wissens auch ins Deutsche übertragen worden, und zwar „Der hohe Rabbi Löw" (deutsch von Edmund Grün, Verlag von J. B. Brandeis). Ich empfehle es niemandem zur Lektüre; jedem aber rate ich, die prächtigen Uebersetzungen vrchlickyscher Gedichte von Friedrich Adler zu lesen. Mit Liebe und Verständnis ist Adler auf die Intentionen des Dichters eingegangen. Die Auswahl der Poesien ist mustergiltig, wenn auch leider der Zahl nach viel zu schwach, um ein halbwegs vollständiges Bild dieser poetischen Individualität zu geben.

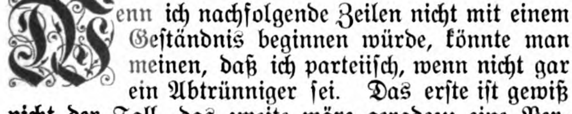
Endlich hat sich Jaroslav Vrchlicky auch als Erzähler mit Glück bethätigt. Wir besitzen drei Bände Skizzen von ihm, die unter dem Titel „Ironische und sentimentale Geschichten" sowie „Farbige Scherben" veröffentlicht wurden. Letztere hat Edmund Grün übersetzt und bei Reclam erscheinen lassen.



Belgische Prosa-Litteratur.

Von **Alfred Ruhemann** (Brüssel).

(Nachdruck verboten).

enn ich nachfolgende Zeilen nicht mit einem Geständnis beginnen würde, könnte man meinen, daß ich parteiisch, wenn nicht gar ein Abtrünniger sei. Das erste ist gewiß nicht der Fall, das zweite wäre geradezu eine Verketzerung. So gestehe ich denn lieber von vornherein, daß ich die vlämische Bewegung sowohl in der Politik wie in der Litteratur für durchaus berechtigt halte. Ich müßte also in einen Aufsatz über belgische Prosa-Litteratur neben den Schriftstellern französischer Zunge auch die vlämischen Erzähler mit einbegreifen, denn in beiden Sprachen äußert sich der Begriff des heutigen Belgiens, sowohl in politischer wie in litterarischer Beziehung. Da mich aber eine gemeinsame Behandlung beider Litteraturen viel zu weit über die mir hier gezogenen Grenzen führen würde, so ziehe ich es vor, in eine Trennung zu willigen, und so soll heute nur von einer belgischen Prosa-Litteratur in französischer Sprache die Rede sein. Ich beginne bei ihr, weil sie die bekanntere und eine über das eigene Land hinaus verbreitete ist, weil sie sich einer Sprache bedient, die aller Welt verständlich ist. Ich werde aber auch Gelegenheit finden von der vlämischen Litteratur besonders zu sprechen, weil ich wünsche, daß sie in Deutschland besser bekannt wird und durch sich selbst darthut, daß sie der unsrigen stammverwandt ist. Muß ich mich doch ohnehin kurz fassen! Ich kann hier nur an der Hand der noch lebenden und schaffenden Schriftsteller, beziehungsweise deren letzter Werke darthun, was die belgische Litteratur in französischer Sprache heutzutage bedeutet, die leider, gerade des letzteren Umstandes halber, vielfach das Unglück hat, mit der nationalen französischen Litteratur in einen Topf geworfen zu werden. Sehr zu Unrecht. Allerdings ist das Häuflein der belgischen Litteraten ein sehr kleines, aber es ist deshalb nicht weniger beachtenswert, so zwar, daß ich noch eine weitere Scheidung habe vornehmen und mir die Poeten für ein andres Mal habe aufsparen müssen.

Im allgemeinen sei es gesagt, daß die belgische Litteratur — und das mögen die Vlämen auch auf sich beziehen — nicht das hergiebt, was sie aus der Nation ziehen könnte. Mit demselben Rechte, mit dem die belgische Skulptur und Malerei aus dem unerschöpflichen Borne der vaterländischen Schönheit ihre Kräfte und unvergleichlichen Reize beziehen und aus diesem Grunde, aus ihrer Eigenart hervor sich alle Welt zu Freunden machen, mit demselben und mit noch größerem Rechte könnte die belgische Litteratur eine wahrhaft nationale von festem Gefüge sein. Einmal war es der Fall, einmal hat die errungene politische Selbständigkeit den Anfang gemacht zur Begründung einer wirklich nationalen Litteratur. Welche Hoffnungen setzte man nicht auf de Costers „Eulenspiegel", auf Conscience's herrliche Romane. „La jeune Belgique" Max Wallers erschien, jene Zeitschrift, die die junge, kräftig aufstrebende litterarische Jugend um sich sammelte, sie ist an Blutleere vor Jahr und Tag gestorben. Die belgischen Verfasser sind schnell bei der Hand, das Publikum selbst dieses Verfalles der heimatlichen Litteratur zu bezichtigen. Man kauft keine Bücher, die nicht in Paris erscheinen, so lautet die stereotype Redensart, die man zu hören bekommt. Möglich, ja wahrscheinlich, doch diese materiellen Schwierigkeiten machen eine Litteratur, wenn sie sonst nur lebenskräftig ist, nicht dahinsiechen. Nein, die wahre Ursache dieses plötzlichen Stillstandes in dem Aufschwunge der belgischen Litteratur ist vielmehr darin zu suchen, daß ihr aus lauter Liebedienerei — wie auch in der Politik — das Gefühl der nationalen Unabhängigkeit und Würde verloren ging, daß sie Paris zu Gefallen leben und nachäffen zu müssen glaubte. Inzwischen

*) Vgl. „Stil-Proben".

ist die französische Politik in Belgien sehr in Mißkredit gekommen, und die französische Litteratur — ich nehme selbstredend Recken, wie Zola, Daudet u. s. w., die der Weltlitteratur angehören, aus — wird, wenn vielleicht auch nach wie vor beliebt, doch nicht mehr ein nachahmenswertes Muster bleiben. Um so höher sind die wenigen belgischen Prosaiker zu schätzen, die nicht kapituliert, sondern die Fahne der nationalen Eigenart hochgehalten haben und hoffentlich hochhalten werden, bis die Jüngeren und Jüngsten aus ihrem Beispiele die nötigen Kräfte gesogen haben.

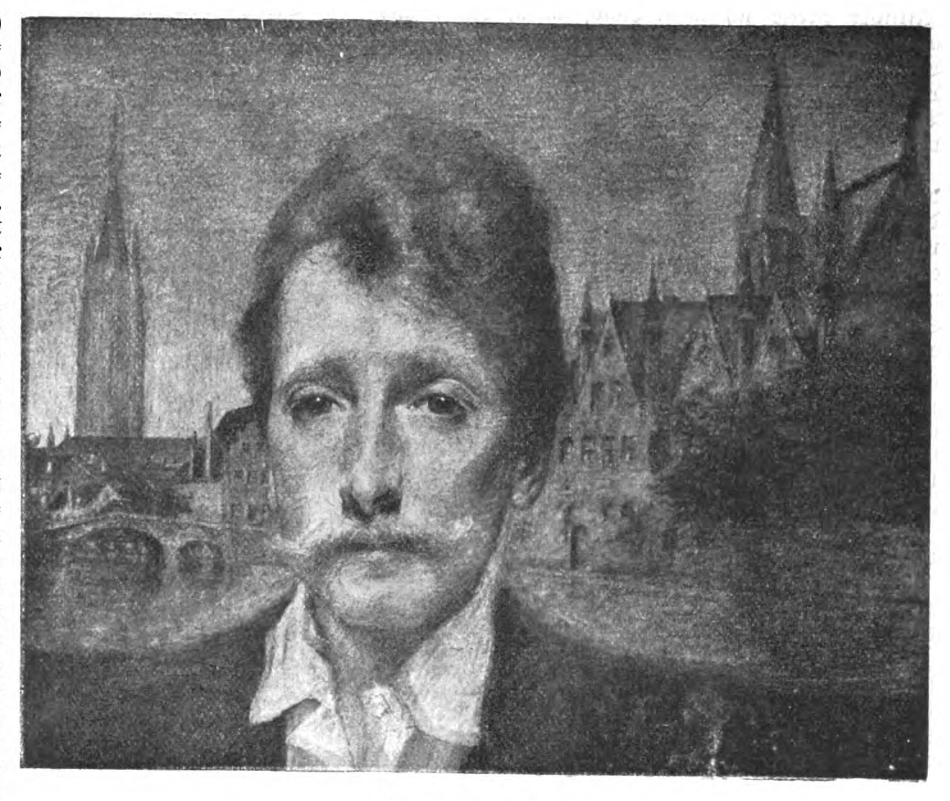
An der Hand eines Toten läßt sich der schlagende Beweis für obige allgemeine Ausführungen liefern. Georges Rodenbach ist als hochbegabter Mensch zu früh, als Schriftsteller belgischer Nationalität und Eigenart vielleicht im richtigen Augenblick gestorben. Die Zeit, zu der es ihn im tiefsten Herzen verwunden mußte, daß König Leopold im allerbesten Glauben vor ihm die Modernisierung des „toten Brügge", dieses bezaubernden nordischen Venedigs pries, vor ihm, dessen dichterische Gestaltungskraft nur in dem toten Stadtkörper und seiner unvergleichlichen Romantik lebte, diese Zeit war für den ganz zum Pariser, ganz zum Anwärter auf einen Platz in der Akademie gewordenen Rodenbach längst vorüber. Und doch war nichts zwingendes da, was ihn zu diesem Wechsel in der Färbung seiner Litteratur und seiner Nationalität zwang. Ich trenne hier den Dichter von dem Romanschriftsteller. Der erstere, es sei gleich gesagt, ist der bedeutendere von beiden. Der letztere jedenfalls noch weniger national als der erstere. Die Franzosen selbst wiesen ihm einen besonderen, ehrenvollen Platz in ihrer Litteratur an, weil er die melancholische Note des alten Flanderns in ihr modernes, hypermodernes geistiges Dasein hineintrug. Dieses Lob kränkelte ihn an, und deshalb ist in seinen Romanen „Bruges la morte" (Paris, Flammarion) und der „Carilloneur" (Paris, Charpentier) alles, was vaterländisch und charakteristisch an der alten Stadt ist, groß und mit einem unsäglichen Reize gezeichnet, während die Geschichte beider Romane selbst ganz im Sinne der französischen Salonlitteratur spielt. Emile Verhaeren, der größte lebende Poet Belgiens, hat es in seinem Nachruf auf den verblichenen Kollegen in Apoll (in der „Revue Larousse") ausgesprochen, was Georges Rodenbach vor allen andren Litteraten seines Landes auszeichnete: „Er trug in die zeitgenössische Kunst einen Weihrauch hinein, den er den Ceremonien eines weder von Baudelaire noch von Verlaine gekannten neuen Mystizismus entnahm. Er holte ihn weder aus den spanischen Kapellen noch aus den französischen Kathedralen, sondern aus den vlämischen Beguinenhäusern." Warum also Rodenbach ganz und gar der „großen französischen Litteratur" einreihen, in der er allerdings völlig aufzugehen schien? Warum ihm also nicht trotzdem den Platz in der belgischen Litteratur lassen, der, wie Verhaeren selbst meint, ihm so leicht angewiesen wäre, nämlich „bei denen, deren Traurigkeit, Milde, feinfühliges Empfinden und von Erinnerungen, Zärtlichkeiten und Schweigen genährtes Talent einen Kranz bleicher Veilchen um die Stirn Flanderns winden, bei den Maeterlinck, Van Lerberghe, Leroy, Elscamp." Der Landsmann von dem Landsmanne geopfert unter dem Vorwande, daß die Kunst nicht einer Region, sondern der Welt angehört. Und warum? Weil Rodenbach sein entschieden nationales Genie und Empfinden in die Dienste einer Belgien nicht freundlich gesinnten Nation gestellt hat. Und die belgischen Schriftsteller haben darin nicht Unrecht.

Maurice Maeterlinck ist bereits in Heft 8 des „Litter. Echo" gewürdigt worden. Ich brauche deshalb für heute nicht auf ihn zurückzukommen, um so weniger, als seine große Kraft nicht in dem Gebiete wurzelt, mit dem ich mich hier beschäftige. Edmond Picard, der bedeutendste Stilist Belgiens; James van Drunen, den seine Professur völlig in Anspruch nimmt; Henri Maubel und Gustave van Zype, die sich ganz der Bühne hinzugeben scheinen; Hector Chainaye, der nur noch Direktor der brüsseler „Réforme" ist; Georges Garnir, auf den die nationale erzählende Litteratur große Hoffnungen setzte, als er seinen psychologisch so tief empfundenen wallonischen Roman „Die Charneux" und seine Geschichten „à Marjolaine" geschrieben und der jetzt bedauernswerter Weise völlig seinem Talente für burleske theatralische Jahresrevüen dient; die beiden Rosny, die in Paris sitzen und kaum noch zur belgischen Litteratur gerechnet werden können — alle diese Leute und Namen kommen für unsren heutigen Bericht nicht in Betracht, der sich in seinem übrigen Teile in der Hauptsache deshalb nur um die beiden Antipoden und Recken der heutigen belgischen Romanlitteratur in französischer Sprache, um Camille Lemonnier und Georges Eekhoud drehen kann, denen sich als eine entschieden nationale Erscheinung in der zeitgenössischen Litteratur Demolder anschließt, trotzdem er seinem Schwiegervater, dem jetzt verstorbenen genialen Zeichner und Kupferstecher Félicien Rops zu dauerndem Domizil nach Frankreich (glücklicherweise nicht nach Paris) gefolgt ist. Mit einigen Schlußworten über drei Jüngere Georges Rency, André Ruyters und Maurice Des Ombriaux wird sich dann der Leser für heute begnügen müssen. Dieses Wenige aber wird ihm wenigstens einen kleinen Einblick in die Verhältnisse der heutigen erzählenden Litteratur Belgiens — französischer Sprache — eröffnet haben.

Man hat Camille Lemonnier vielleicht nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß er zu vielseitig ist. In der That beherrschen seine zahlreichen Werke, deren namentliche Aufführung allein eine halbe Spalte unserer Zeitschrift ausfüllen würde, von Geschichten für Kinder angefangen bis zum neuesten Mystizismus alle Richtungen der heutigen litterarischen Strömungen. Einem Vielschreiber begegnet man gewöhnlich mit Mißtrauen. Bei Lemonnier wäre solches ungerechtfertigt. Was immer er bisher geschrieben und was immer er schreiben wird, wird ihn uns als einen souveränen Beherrscher der Phrase, als einen subtilen Maler des Wortes, als einen Philosophen des Gedankens und einen scharfsichtigen Kritiker der Regungen der Seele des Individuums wie der Massen zeigen. Es ist also bei ihm weniger die Sucht, es allen berühmten Litteraten des Auslandes, namentlich Frankreichs, und dem Mystiker Belgiens, Maeterlinck, gleichzuthun, als die überströmende Lebenskraft des wahren Niederländers, der in sich die Initiative des Wallonen mit der bewußten ruhigen Energie des Vlämen verbinden muß, die ihn zwingt, das Universum in allen seinen geistigen Ausströmungen zu erfassen. Aber, so will ich mit Charles Morice sagen, der in seinem interessanten Buche „L'Esprit belge" (Brüssel, Georges Balat) sehr richtig urteilt, aber „die belgischen Schriftsteller beweisen, daß der belgische Geist, mag

er auch bereit sein, sich mit dem uferlosen Strome einer freien und einigen, von jeder Nationalität losgelösten Menschlichkeit zu mischen, doch eben immer der belgische Geist, eine wirkliche Einheit bleibt." Gerade seiner großen Eigenschaften halber ist es jedoch zu beklagen, daß Camille Lemonnier diesen seinen urwüchsigen, sprühenden belgischen Geist jener heute noch imaginären universellen Litteratur leiht, anstatt mit ihm fest im eigenen Vaterlande zu wurzeln. Er hat freiwillig die Straße verlassen, die er so erfolgreich, ja so unsterblich mit dem „Mâle", „Le Mort" und seinen vlämischen Erzählungen betreten, und von der einzelne wie Juwelen schimmernde Steinchen sich noch in seinen letzten Novellensammlungen „La Vie secrète" (Paris, Ollendorff) und „La Petite Femme de la Mer" (Paris, Mercure de France) vorfinden. Er hat das Holz dazu, der große Schilderer seiner Nation zu werden, wie er unbestreitbar der Fahnenträger der neuen litterarischen Bewegung in Belgien gewesen ist. Anstatt dessen hat er — immer mit seiner niederländischen Kraft und Farbenglut — sich ganz jener Litteratur in die Arme geworfen, welche die gesamte Menschheit umspannen, welche im primitiven Gewande der Urzeit alles erschöpfen möchte, was uns Uebergängler quält, peinigt und nervös macht. In diese Gattung gehören seine letzten zwei Romane „L'Ile Vierge" (Paris, Dentu) und „Adam et Eve" (Paris, Ollendorff). Trotz der hohen Schönheiten dieser beiden philosophisch-mystischen Prosadichtungen wäre es doch Lemonnier und seinem Vaterlande von Herzen zu wünschen, daß er den Weg zurückfände zu dem Zauber seiner heimischen Waldungen, deren poetische Reize niemand herrlicher beschrieben hat als er; zu seinem Volke, dessen, wenn man will, brutaler Kraft und künstlerischen Erinnerungen er in dem großen Werke „Belgien" ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat; zu seinem Lande, dem er selbst die „Allegorie seiner energischen und überlegenden, rechtschaffenen, klugen, im Unglück festen und bei der Arbeit heldenmütigen Seele" geschrieben hat, welches „festhängt an seinen Ebenen, seinen Felsen, seinen Wassern als den sichtbaren Zeichen seines Glückes, als dem materiellen Bildnis seiner doppelten, nervigen und friedlichen Rasse".

Sein Antipode, das heißt der Gegenfüßler des heutigen Lemonnier, ist Georges Eekhoud. Dieser schreibt wenig, aber was er schreibt, ist so kernig, so intim national, daß eigentlich in ihm allein nur

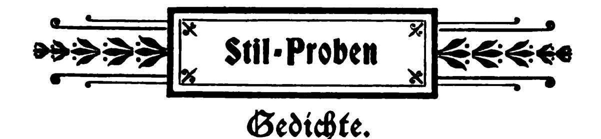


Georges Rodenbach.

noch sich die wahre belgische Litteratur verkörpert. Mit wenigen meisterhaften Strichen hat Georges Eekhoud die typischste Provinz seines Landes und damit sich selbst gezeichnet. In seinen „Kermesses" sagt er: „Die Gegend, der ich den Vorzug gebe, existiert für keinen Touristen, und niemals wird ein Arzt oder Fremdenführer sie empfehlen . . . Der Politiker verwünscht sie, der Kaufmann verachtet sie, und die Legion böser Maler wird an ihr irre. Ihre Bevölkerung bleibt robust, wild, querköpfig und unwissend, aber keine Musik bewegt mein Inneres so wie das Vlämische in ihrem Munde, dessen rauhe Konsonanten schwer aufschlagen wie ihre Fäuste." Und doch ist auch Georges Eekhoud über die Kempen hinausgegangen, denen er in dem auch in Deutschland bekannten Roman „Kees Dorik", in den „Kermesses" (Brüssel, Lacomblez) und im historischen Roman „Les Fusillées de Malines" (Brüssel, Lacomblez) ein wundervolles Denkmal gesetzt hat. In dem groß angelegten, von einem unbezähmbaren, unabhängigen und demokratischen Sinne erfüllten Romane „Das neue Karthago" (Brüssel, Lacomblez) hat er, ohne auch nur einen Schritt weit von den nationalen Empfindungen und Umgebungen abzuweichen, unserem egoistischen, alles zerstörenden und zerstampfenden Zeitalter einen fürchterlich wahren Spiegel vorgehalten. In diesem Roman, mag er auch manche Farben tendenziös kraß auftragen, ist auch Eekhoud universell, aber die nationale Note verläßt ihn keinen Augenblick. „Ich liebe die Art, auf die der Mensch sich hier offenbart, krümmt und umrahmt. Mein Glaubensbekenntnis ist in der Widmung der „Soldaten des h. Franziskus" von Iwan Gilkin enthalten: Trotz der Zivilisatoren, Moralisten und

Utilitäre preise ich mein Land, meine Rasse und mein Blut bis in ihre Schatten, ihre Schwären und Laster." Mit einem Worte, Eekhoud ist in der Litteratur das, was Constantin Meunier in der Bildnerei: der wehmütig-rauhe, vom wahren Menschentum durchbebte Schilderer seiner Rasse.

Eugène Demolder hat gleich Eekhoud niemals den vaterländischen Boden verlassen. Er aber ist der herzige, lachende Philosoph, der trinkfrohe, übermütige Niederländer der Jordaens und Ostade, eines Madou, wenn man nach einem Meister modernerer belgischer Jovialität und naturwüchsiger Spötterei sucht. Er ist selbst der „Pieter de Delft", den er unvergleichlich drastisch in seiner Novellensammlung „Quatuor" (Paris, Mercure de France) gezeichnet hat. Demolder bezieht aus der vaterländischen Legendenwelt seine Stoffe. Seine beiden umfangreichen Werke: „La Légende d'Yperdamme" und das den großen und kleinen Kindern bestimmte „Royaume authentique de Grand Saint Nicolas" (beide Paris, Mercure de France), von dem der verdiente Bürgermeister von Brüssel, Buls, eine ganze Anzahl für die Schulen ankaufen ließ, gehören zu den schönsten und verdienstvollsten Schöpfungen der modernen belgischen Litteratur französischen Idioms. — Ein geschickt nachbildender Schilderer wallonischer Sitten und Personen ist Maurice des Ombiaux, der mit seinem vorletzten Buche „Mes Tonnelles" — Contes de la Thudinie — (Brüssel, Georges Balat) in der feinen Federzeichnung von charakteristischen Typen des wallonischen Lebens große Fortschritte gemacht hat. Leider hat derselbe jugendliche Litterat sein ferneres geistiges Wirken für immer dadurch gebrandmarkt, daß er in seinem letzten Buche „Histoire mirifique de Saint-Dodom" aus den bekannten „Tragischen Geschichten" des Italieners Matteo Bandello einfach wörtlich abgeschrieben hat! Auch so etwas passiert hier und muß gebührend vermerkt werden. — André Ruyters, auf den man in Belgien große Hoffnungen zu setzen scheint, hat mit seinem Roman „Les Jardins d'Armide" (Paris, Ollendorff) wohl von neuem das von seinen Vorfahren geerbte warme Kolorit, einen unerschöpflichen Reichtum der Phantasie bewiesen, aber auch sich einen Stoff zur Bearbeitung ausgesucht, der ihn in eine bedenkliche Nähe mit der unkeuschesten modernen französischen Litteratur bringt. — Ganz modern ist schließlich auch Georges Rency mit seiner „Madeleine" (Brüssel, Georges Balat), aber in diesem jugendlichen Litteraten steckt dabei doch auch eine große Moral, ein sittlicher Ernst, denn er geht mit bedeutender Geschicklichkeit, aber in ganz universellem, nicht vaterländischen Sinne dem schwierigen Probleme der heutigen Ehe in sehr kluger und folgerichtiger Weise zu Leibe.



Gedichte.

Von Jaroslav Vrchlicky (Prag).*)

Nach Beendigung der Faust-Uebersetzung.

Nur danken kann ich! Was bleibt noch zu sagen?
Es schweigt mein Wort, es stockt des Atem Wehn.
Der Gottheit Auge sah ich aufgeschlagen,
Und lebte, was mein Traum bisher gesehn.
Nun mag der Abend kommen meinen Tagen —
Was soll der Rest? Mein Tagwerk ist geschehn.
Was ich noch jetzt im Leben kann erlosen,
Sind nur des Herbstes mattbetaute Rosen.

Nur danken! Ward mir etwas, was auf Schwingen
Mich übern Alltag hebt zum Licht empor,
So innig, wie der Nachtigallen Singen,
So leise, wie der Flüsterlaut im Rohr —
Nun ich geendet, naht's mit scheuem Dringen
Und klopft rings an der harten Herzen Thor,
Damit es in des Tages ödem Schwalle
Nicht sterbend ohne Widerklang verhalle.

Nur danken! O wie viele sind entglommen,
Und Bessere als ich — ihr Ziel blieb weit,
Wieviel geweiht dem Schönen, Guten, Frommen
Versanken klanglos in der Dunkelheit.
Ein Wunder ist es, an das Ziel zu kommen,
Da unser Weg durch Fährnis geht und Leid,
Da Gnade jeder Morgen, der erschienen,
Und unser Wollen muß dem Können dienen.

Nur danken! Hier wo auf der Stirn, der blassen,
Uns küßt so selten der Gewährung Gunst,
In diesem Wirrwarr, drin nur Sturm und Hassen
Und die Begeisterung ein Licht im Dunst,
War mir vergönnt, das Weltall zu erfassen
Zum mindesten in einer Furche Kunst
Und mit dem schwachen Wiederhall der Saiten
Dem Höchsten doch von ferne nachzuschreiten.

Brot.

Durch der Halme wogend Meer
Geh ich wiederum nach Jahren,
Heißer Erdhauch um mich her
Weht und spielt in meinen Haaren.

Wie der Hauch mich so umloht,
Alle Poren nimmt zu eigen,
Fühl' ich schon das künft'ge Brot
Duftend aus der Erde steigen.

Ewigen Stoffes Blüte liegt
Mit dem Korn in dunkler Erde,
Und der Hauch, der schaffend fliegt,
Weckt drin hundertfältig Werde.

Unser Hirn und unser Blut,
Unser Schweiß und unser Mühen,
Sehnsuchtsdrang und Zornesmut,
Unser Haß und Liebeglühen.

Unsrer Kinder Scherz und Spiel,
Auf der Mutter Schoß ihr Klagen,
Alles Strebens Zweck und Ziel,
Drum wir schwere Arbeit tragen.

Der Gesellschaft Kitt und Band,
Und ihr Damm, der Umsturz wendet,
Das Symbol, das Gottes Hand
Einst gesegnet und gespendet.

Süß und bitter, weckt's die That,
Weckt es frevlerischen Willen,
Führt empor der Menschheit Pfad
Und zerschmettert die Bastillen.

Erst vom Hochmut noch verstreut
Für den Troß und für die Hunde,
Eint es, naß von Thränen, heut
Menschen eng zum Bruderbunde.

Alles ist das Brot: erhellt
Kann im Tiefsten ich's erkennen,
Da ich sinnend geh' durchs Feld
Und die Strahlen niederbrennen.

Dies der Mutter Erde Sang:
„Bin ich schön! So lang im Schoße

*) Aus der von Friedrich Adler besorgten Auswahl und Uebersetzung. Leipzig, Ph. Reclam (Univ.-Bibl. Nr. 3431—32).

Mir noch Leben sprießt, so lang
Bin ich Ceres noch, die große."

„Höllenpein und Freudenfest,
Was da kommt, was schwand im Tode,
Aus dem Staub, der Väter Rest,
Bau ich's, schlicht ich's mit dem Brote."

Während so die Tropfen schwer
Meinen Schläfen sich entringen,
Hör' ich aus der Halme Meer
Ernst das Lied der Menschheit klingen.

Im Parkthor.

Ein trüber Tag war's, wie der Herbst sie hat,
Wir saßen in dem Thor des Parks und schauten,
Wie ferne in den Sträuchern sterbensmatt
Der Tag verblaßte und die Schatten grauten.

Wir sprachen nichts ... Wir sahn zum Wald hinein,
So stumm des Herbstes Ruhe, daß uns bangte:
Die Bäume müd' in buntem Farbenschein,
Und hie und da ein Blatt, das niederschwankte.

Da schien mir, daß die Ruh auf Berg und Thal
Nicht Grabesschweigen sei, darein das Leben
Sich einhüllt bis zum Lenz, wie im Opal
Der Lampe sich verbirgt der Flammen Beben.

Das sei kein Sterben, sei Vergehen nicht!
Das sei nur Ruh, verdient im langen Streite ...
Ich sah in meines Weibes Angesicht,
Die still und träumend saß an meiner Seite.

Des Abends Schimmer, der durchs Fenster glomm,
Goß Perlenglanz auf ihre jungen Wangen,
Entzündete der Augen Tau, und fromm
Hielt er ihr Haupt mit heiligem Schein umfangen.

Und ich saß ernst und schaute lang und lang
Auf dieses Kind, in dessen kleine Hände
Ich all gelegt: der Liebe heißen Drang,
Mein Sehnen und mein Hoffen ohne Ende.

Auf dieses Kind, des Auge neu erhellt
Mein ganzes Sehnen und mein ganzes Streben.
Da fühlt' ich erst, wie teuer mir die Welt,
Darf ich darin an ihrer Seite leben.

Und wie der Wind die Zweige, halbentlaubt,
Die gelben Blätter rührte auf dem Wege,
Da wußt' ich, daß mein Herz an Liebe glaubt,
Da wußt' ich, welch ein Glück ich innen hege.

Trübe Strophen.

Leg' auf die Stirne sanft mir deine Hand,
So fühl' ich noch nicht, daß es Abend werde.
Moos trägt der Fels und Blüten noch die Wand,
Ein trockner Kranz schmückt noch des Grabes Erde,
Bringt der November Nebel und Beschwerde.
Leg' auf die Stirne sanft mir deine Hand,
So fühl' ich noch nicht, daß es Abend werde.

So gehen wir zusammen lange schon.
Nicht Rosen kann ich mehr, nur Epheu geben.
Kein Nachtigallenschlag, schlicht ist mein Ton,
Des Kindes Klagruf, das verirrt mit Beben.
Du kennst die Lust, ich nur das Leid am Leben.
So gehen wir zusammen lange schon —
Nicht Rosen kann ich mehr, nur Epheu geben.

Wenn Rosen welken, grünt der Epheu fort
Und schmiegt sich an die Gräber, sie zu schmücken.
Eh' meine Seele sieht den dunklen Bord,
Laß mich den Kuß auf deine Augen drücken.
Von dir kommt Frieden, mildestes Beglücken ...
Wenn Rosen welken, grünt der Epheu fort
Und schmiegt sich an die Gräber, sie zu schmücken.

So leg' mir auf die Stirne deine Hand,
Und noch nicht fühl' ich, daß es Abend werde.

Wie still der Weg wird sein, der noch nicht schwand,
Wir plaudern froh davon am trauten Herde.
Du warst mir, was an Ruh' mir gab die Erde.
So leg' mir auf die Stirne deine Hand,
Und noch nicht fühl' ich, daß es Abend werde.

Von der Reise.

Als Jüngling las — wie rasch die Zeit entflieht! —
Von einem Dichter Chinas ich ein Lied.

Wie er in fremder Herberg war allein
Und auf dem Boden lag der Mondenschein.

Die Stube eingehüllt in Schweigen ganz,
Nur neben ihm des weißen Lichtes Glanz.

So still, beklemmend stille ringsumher,
Dem Dichter ward ums Herz so weh, so schwer. —

Nach Jahren einst auf Reisen macht' ich Halt
In fremdem Ort, stumm sah herein der Wald.

Da glitt der Mond mit einmal ins Gemach,
Im Herzen ward das alte Lied mir wach.

Die Einsamkeit ergriff mich unsagbar,
Da ward das Lied mir erst im Tiefsten klar.

In fremder Herberg' war ich da allein
Und auf dem Boden lag der Mondenschein.

Das Haus, den Wald umhüllte Schweigen ganz,
Nur neben mir des weißen Lichtes Glanz.

Und ich empfand, wie ein Gefühl, beschwingt,
Ein Band um so verschied'ne Geister schlingt;

Wie über Städte, Wüsten, Länder, See'n
Zwei Seelen sich im Wiederklang verstehn.

Den Dichter Chinas bannt wohl lang der Tod,
Doch sieh, mich faßte seines Herzens Not;

Vom gleichen Weh im Aug' die Thräne stand
Und fromm im Geiste drückt' ich ihm die Hand.

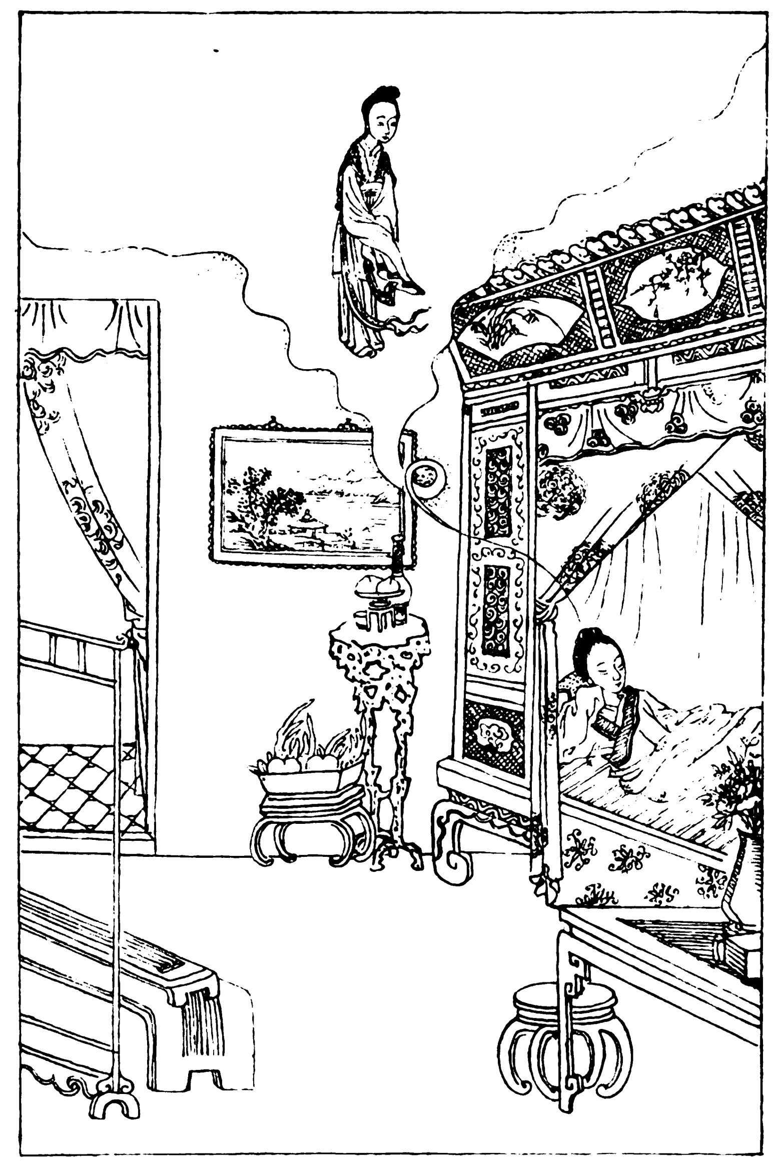


Blüten chinesischer Dichtung.

Von A. Forke (Chefoo).

Die Berührungen der europäischen Welt mit dem Reich der Mitte sind durch die politischen Vorgänge der letzten Jahre so nahe geworden — nähere, als den Chinesen lieb sein dürfte —, daß schon aus diesem Grunde ein Einblick in die Dichtung des merkwürdigen Volkes auf allgemeineres Interesse Anspruch hat. Sehr zu gelegener Zeit hat uns daher Dr. A. Forke, ein junger deutscher Forscher, der als Dragoman in Chafoo wirkt, mit einem Bande „Blüten chinesischer Dichtung" beschenkt, der, mit originellen Illustrationsbeigaben chinesischer Maler trefflich ausgestattet, kürzlich erschienen ist (Magdeburg, Fabersche Buchdruckerei, eleg. geh. M 4,—). Er enthält zahlreiche, hier zum ersten Male verdeutschte Gedichte aus der höchsten Blütezeit der chinesischen Lyrik, die etwa das 4.—6. Jahrhundert n. Chr. Geb. umfaßt. Dichter waren zumteil die Kaiser selbst, so hat z. B. das unten wiedergegebene Großstadtbild „Loyang" den Kaiser Tschien Wên-ti zum Verfasser, der nur ein Jahr (550—551) regierte, bis er ermordet wurde.

„Von der Fülle der Ideen und Empfindungen," sagt Forke in seiner Einleitung, „die wir unserer höheren Civilisation verdanken, liegen natürlich sehr viele den Chinesen, deren Gefühlsleben aus ihrer einfacheren Kultur weniger Anregungen erhält, gänzlich fern. Daher darf es uns auch nicht Wunder nehmen, daß in den vorliegenden Dichtungen die Anzahl lyrischer Leitmotive eine recht beschränkte ist. Trennung von dem Geliebten, Untreue des Geliebten machen den Inhalt der



Der Traum.

meisten Gedichte aus. Billigerweise darf man die chinesische Lyrik nur mit gleichartigen poetischen Erzeugnissen anderer Völker vergleichen, die mit den Chinesen etwa auf gleicher Kulturstufe stehen, also der Römer und Griechen oder anderer Orientalen, wie Inder, Perser und Araber. Mit allen diesen halten sie den Vergleich wohl aus. Die Dichtungen der Römer und Griechen mögen klarer und schöner in der Form sein, aber es mangelt ihnen nur allzu oft an tieferer Empfindung, spielt doch die Liebe darin eine so gar untergeordnete Rolle. Umsomehr ist in indischen Gedichten von Liebe die Rede, doch kommen die indischen Dichter selten über die allergröbste Sinnlichkeit hinaus. Bei Persern und Arabern wird die lyrische Empfindung meist durch allzuviel Weisheit und Reflexion erstickt. Wahres, tiefes dichterisches Gefühl, Reinheit und Zartheit der Empfindung, volle Hingabe und Freude an der Natur sind die Hauptvorzüge einer ganzen Reihe der hier wiedergegebenen Dichtungen. Ein eigentümlicher Zug der chinesischen Lyrik ist es, daß in den meisten Gedichten die redende Person eine Frau ist und die ganze Situation vom weiblichen Standpunkt aus beschrieben wird. Vielleicht gestattet die chinesische Sitte, die Liebesverhältnisse in europäischem Sinne fast ganz ausschließt, dem Manne nicht, seine eigenen Gefühle offen zur Schau zu tragen, und nötigt ihn, sie seiner Geliebten zuzuschreiben . . ."

Wir bringen im folgenden einige dieser Gedichte — sie erschienen in Forkes Uebertragung zuerst im „Ostasiatischen Lloyd" zu Shangai — zum Abdruck, zwei davon mit den zugehörigen, sehr charakteristischen chinesischen Original-Illustrationen, die wir der Freundlichkeit des Verlages danken.

* *

Flußfahrt.

(Verfasser: Der Han-Kaiser Wu-ti, 140—88 n. Chr.)

Vom Herbstwind fortgetrieben
 Die weißen Wolken flieh'n —
Es welken Bäume und Sträucher;
 Die Gänse zum Süden zieh'n.

Nur Orchideen noch prangen
 Und Chrysanthemen blüh'n.
Ich denke an meine Holde,
 Sie kommt mir nicht aus dem Sinn.

Im Hochdeckschiffe fahr' ich
 Den Fen entlang, den schnellen.
Es treibt inmitten des Stromes
 Aufwühlend die weißen Wellen.

Zu Flöten- und Paukenklängen
 Ein Ruderlied erschallt,
Doch stärker, als all diese Freuden,
 Ist meines Schmerzes Gewalt.
Wie lang bleibt Kraft und Jugend?
 Wie bald, so sind wir alt!

Der Traum.

(Verfasser: Wang-sêng-ju, 6. Jahrh.)

Ich weiß wohl, daß dem Gedankenreich
 All unsere Träume entkeimen,
Doch hätte ich nie geglaubt, daß ich könnt'
 Einen Traum wie diesen träumen.

So ohne jedes Fehl stand sie
 Vor mir in voller Klarheit,
In lichtem Glanze, und nichts an ihr
 Schien anders mir als Wahrheit.

Mir war's, als ob sie zu mir heran
 An mein blumiges Kissen träte,
Als ob ihre Hand die Decke der Lust
 Ein wenig gelüftet hätte.

Der zierliche Schritt und der herrliche Gang,
 Wie reizend und wie entzückend!
Wie war, auch wenn keine Silbe sie sprach,
 Ihr Wesen doch herzberückend!

Und was sie sprach, sie sprach so sanft,
 So ohne Hast und Eile,
Nicht dacht' ich, daß ich es hören sollt'
 Nur eine so kurze Weile.

Ich wachte auf, und der Traum zerrann,
 Oed war es rings und trübe.
Ich fühlte, daß es alles nur war
 Ein Gaukelspiel meiner Liebe.

Mondnacht.

(Verfasser: Schê:n-yoh, 441—513).

Schräg fällt herab des Mondes Licht,
 Und lang die Schatten scheinen;
Der Blütenstaub im Winde fliegt;
Ich denk', er ist's, doch ist er's nicht;
 Möcht' lächeln — und muß weinen.

Thränen,

(Verfasser: Yau-fan, 6. Jahrh.)

Ach, es heißt für sie: sich schmücken!
Möcht die Thränen unterdrücken,
Daß es niemand merkt im Haus;
Nimmt den Flaum vom Pudernäpfchen,
Löscht damit die Thränentröpfchen,
Eh' herab sie fallen, aus.

Liebesgemeinschaft.

(Verfasser: Yang-fang, Tsin-Epoche, 265—420)

Brüllt der Tiger in den Klüften,
Saust der Sturmwind durch das Thal;
Tanzt der Drache in den Lüften,
Rollt dahin der Wolkenschwall!*)

Gleichklang herrscht im Tongetriebe,
Gleiche Kräfte zieh'n sich an:
Also zieht auch mich die Liebe
Stets zu dem geliebten Mann.

Wie die Schatten nie verlassen
Jenen Körper, der sie schuf,
Kann den Teuren ich nicht lassen,
Folge freudig seinem Ruf.

Bietet Reis man uns beim Mahle,
Muß von einem Halm er sein,
Und nur in der Doppelschale
Schenket man den Trank uns ein.

Unser beider Kleid ist Seide,
Doppelfädiger Brokat.
Und des Nachts umhüllt uns beide
Eine Decke ohne Naht.

Wenn mein Herz zu Hause weilet,
Sitze ich auf seinem Schoß,
Und wenn er von dannen eilet,
Läßt er meine Hand kaum los.

Unsre Eintracht gleicht der Liebe
Zweier Yuan-yang-Vögel wohl,
Und sie ist gleich jenem Triebe,
Der den Schollen eignen soll.**)

Ist so stark, daß sie zerschnitte
Einen Diamantenstein,
Könnte auch mit keinem Kitte
Fester noch gefüget sein.

O, ich möchte, daß enthoben
Stets wir sei'n vom Trennungsschmerz,
Und daß wir in eins verwoben,
Nur ein Leib und nur ein Herz!

Daß wir als ein Körperwesen
Beide lebten im Verein,
Und, wenn uns der Tod erlesen,
Staub in einem Sarge sei'n!

Loyang.

(Verfasser: Kaiser Tschien Wên-ti, 550—551.)

Eine schöne Stadt ist Loyang,***)
Lieblich über alle Maßen,
Ausgegossen ruht des Frühlings
Schimmer auf den breiten Straßen.

*) Die Chinesen glauben, daß das Brüllen des Tigers den Wind und das Tanzen des Drachen die Bewegung der Wolken hervorruft.

**) Die Mandarin-Enten Yuan-yang und die Schollen (Fische) gelten als Muster treuer Gattenliebe.

***) Loyang, das heutige Honanfu, war zeitweilig Reichshauptstadt.



Thränen.

Heute ziehn zum ersten Male
Mit der Armbrust aus die Knaben,
Mägdlein für die Seidenraupen
Schon bereit die Körbchen haben.

Goldene Schabracken glänzen
Auf den drachengleichen Rossen,
Windbewegt die Maulbeerzweige
An die Gazeärmel stoßen.

Prächt'ge Wagen um die Wette
Abends nach den Thoren hasten,
Und des Pan-an*) Früchte rollen
Aus dem hoch gehäuften Kasten.

*) Pan-an: der chinesische Adonis, der in Loyang zur Zeit der Tsin-Dynastie (265—419) lebte und so schön war, daß die Frauen, wenn er auf die Jagd fuhr, neben seinem Wagen herrannten und ihm Früchte zuwarfen.





Gutzkows dramatische Entwürfe.

Studien über die Dramen Carl Gutzkows. Von Dr. Heinrich Houben. Düsseldorf, Gebrüder Tönnes 1898. VI und 144 Seiten.

Der Verfasser beklagt in seinem Vorwort, daß die Litterarhistoriker bis jetzt an Gutzkow ängstlich vorüber gegangen seien und betont, daß seit Adolf Sterns Charakteristik des Vielverketzerten (er hätte getrost die Studie von Karl Frenzel der meinigen zur Seite stellen dürfen) im Grunde nur Johannes Prölß in dem Buche „Das junge Deutschland" einen genauen Aufschluß über einen kurzen Zeitraum in Gutzkows Leben gegeben hätte. Er giebt zu, daß die Vernachlässigung ihre doppelten Gründe habe, daß das ganze Leben des Schriftstellers ein Gewirr von Kampf und Polemik gewesen sei, daß die Vielproduktion Gutzkows und seine Veränderungs- und Umschmelzungslust, die eine kritische Ausgabe seiner Schriften nahezu unmöglich macht, gerade die Litterarhistoriker abschrecken können. Auf der andern Seite hält er für unerläßlich, daß eine Geschichte der gutzkowischen Schriften und namentlich der gutzkowischen Dramen geschrieben werde, und hofft, daß seine kritische Arbeit das entschlafene Interesse wieder auf einen Schriftsteller leiten werde, der immerhin zu den bedeutendsten Geistern des eben ablaufenden Jahrhunderts zählt.

Houben widmet in der vorliegenden Schrift den dramatischen Entwürfen Gutzkows. auch einer Gruppe von nicht ausgeführten, aufgrund dreier hinterlassener Skizzenbücher des Schriftstellers eine sorgfältige und eingehende Prüfung. Freilich kann er sich nicht darüber täuschen, daß die ersten Skizzen und Entwürfe bei einem Poeten nicht allzuviel bedeuten können, von dem er selbst in der Einleitung sagt, daß seine Hauptarbeit meist erst mit der Korrektur der Druckbogen begonnen habe, bei der er noch einmal mit voller Kraft einsetzte, so daß aus einem Druckbogen oft drei und vier wurden. Immerhin weist der Verfasser der Schrift aus den Notizbüchern Gutzkows, die sich von 1839—1872 erstrecken, die genaueren Daten der ersten Entstehung einer Reihe von gutzkowischen Dramen nach und stellt außerdem fest, daß der Dichter manche Schauspiele wie z. B. „Gräfin Esther" (1839), „Die stille Familie" (1842), „Jean Jacques" (ungefähr um 1853), „Julianus Apostata" (1856), „Hohenschwangau" u. a. plante, aber entweder ganz fallen ließ oder den Stoff in Erzählungen und Romanen verwertete. Der Nachweis, daß die hinterlassenen Notiz- oder Tagebücher des Schriftstellers in mehr als einem Betracht auch wichtiges Material zu seiner Biographie enthalten, ist erbracht, und die dieser Einleitung folgende kritische Besprechung der dramatischen Entwürfe, die Houben unter den drei Gesichtspunkten untersucht, wo der Dichter seine Anregungen empfangen, welche Stoffe er bevorzugt habe und welches der Gang seiner Auffassung von der Anregung bis zum Entwurf gewesen sei, wirft ohne Frage auch einiges Licht in Gutzkows innere Entwickelungsgeschichte.

Im Grunde ergaben Houbens genaue Untersuchungen freilich, wie sehr der praktische Bühnenschriftsteller bei Gutzkow den Dichter überwog. Bezeichnend dafür ist u. a., daß seine Entwürfe beinahe ausschließlich der Handlung, niemals der Charakteristik gelten. Nichtsdestoweniger hängen auch bei ihm — sonst würde er überhaupt den Namen eines Poeten, ja auch nur eines ernst zu nehmenden Schriftstellers nicht verdienen — gewisse Dramen mit persönlichen Erlebnissen und inneren Entwickelungen zusammen. Dies gilt vor allen Dingen von dem Schauspiel „Ein weißes Blatt", dessen genaue aufgrund sämtlicher Bearbeitungen durchgeführte Analyse den zweiten Teil der houbenschen Gutzkowstudien bildet. Sie enthält viele interessante Nachweise und ist, gleich der ersten Studie, eine ernste und anerkennenswerte Arbeit, wenn schon ihr die Methodik unserer litterarhistorischen Seminare noch allzusehr aufgeprägt ist. Der Verfasser sagt in seinem Vorwort, daß er zwei weitere Untersuchungen über „Das Urbild des Tartuffe" und „Uriel Acosta" vollendet habe, er würde gut thun seine gesamten hierher gehörigen Forschungen, Untersuchungen und Nachweise in einem Buche über Gutzkow zusammenzufassen. Für ein ausgedehntes, in gewisser Richtung abschließendes Werk über den merkwürdigen und proteusartigen Schriftsteller werden sich etliche Tausend litterarisch Gebildeter noch immer empfänglich zeigen, für eine ganze nach und nach aufwachsende Gutzkow-Litteratur dürfte weder Raum noch Teilnahme vorhanden sein.

Dresden. *Adolf Stern.*

Zur französischen Litteraturgeschichte.

Histoire de la langue et de la littérature française, des Origines à 1900. Herausgegeben von L. Petit De Julleville, Professor an der philosophischen Facultät der Pariser Universität. Paris, A. Colin & Co. 8 Bände.

Ich glaube, ich darf mit einigem Anspruch auf Gehör dieses außerordentliche Buch loben, denn es steht mit einem, das ich geschrieben, sozusagen im Wettbewerb. Das gewaltige Sprach- und Litteraturgeschichtswerk, das Herr Professor Julleville seit bald 3 Jahren unter Mitarbeit einer großen Anzahl der ersten Schriftsteller und Gelehrten Frankreichs in Lieferungen herausgiebt, ist überhaupt zur Zeit das mustergiltige Buch seiner Gattung. Es wird wahrscheinlich noch vor Ablauf dieses Jahres in acht starken Bänden fertig vorliegen, und zur Stunde sind schon die ersten Lieferungen des letzten Bandes heraus, der von der Litteratur dieses Jahrhunderts handelt. Es erfüllt alle Forderungen, die man an ein wissenschaftliches Werk über französische Litteratur stellen kann, im höchsten Maße, und selbst unsere krittelnden Neuphilologen werden schwerlich viel daran auszusetzen finden. Die Beherrschung eines so ungeheuren Stoffes und seine Bearbeitung in solcher Ausführlichkeit durch einen einzigen Mann war natürlich unmöglich, und ich selbst habe diese Unmöglichkeit bei den Arbeiten für meine eigene Geschichte der französischen Litteratur zur Genüge erkannt und habe mich bald auf das Wichtigste zu beschränken gelernt. Herr Julleville hat den Grundsatz der Arbeitsteilung für sein Riesenwerk angewandt, und trotzdem ist es ihm gelungen, eine erstaunliche Einheitlichkeit in der Auffassung wie in der Darstellung zu erzielen. Zum Teil mag das daran liegen, daß überhaupt in der französischen Prosa eine größere Stileinheit herrscht als in der deutschen. Indessen muß auch die Auswahl seiner Mitarbeiter mit großer Sorgfalt geschehen sein, denn sonst wäre dieser gleichgestimmte Ton doch schwerlich erreicht worden.

Was ich an diesem großartigen Werke besonders zu rühmen habe, sind zwei Eigenschaften, die in ihrer Vereinigung sich so selten finden, in deutschen ähnlichen Werken erst recht selten. Ich meine, abgesehen von der Gründlichkeit und Vollständigkeit der Forschung, die künstlerische Darstellung und das Freisein von beschränkter Parteilichkeit. Für einen französischen Litteraturforscher versteht sich etwas von selbst, was von den deutschen Philologen kaum geahnt wird, ja was von diesen an solchen Werken, die sich gleichfalls einer künstlerischen Darstellung wissenschaftlicher Forschung befleißigen, als „unwissenschaftlich" und mit einem albernen und lächerlichen Schimpfwort als „feuilletonistisch" getadelt wird. Der Gedanke, daß man über künstlerische Fragen nicht schreiben darf wie in Kanzleiverfügungen oder in Vorreden zu Logarithmentafeln, sondern daß Form und Inhalt einen gewissen Gleichklang bilden müssen, dieser Gedanke erscheint einem deutschen Philologen von der strengen Regel unfaßbar und höchst ketzerisch. In Frankreich ist die künstlerische Form, die edle, geistvolle, kurz die litterarische Sprache für ein Werk über Litteratur so selbstverständlich, wie sie es in der That überall sein sollte.

Auch an der Unparteilichkeit lassen es viele deutsche Litteraturgeschichten fehlen. Man braucht z. B. nur in

deutschen Geschichten der deutschen Litteratur den Abschnitt über das „Junge Deutschland“ aufzuschlagen, und man wird je nach der Parteirichtung des Verfassers in der Darstellung der Bedeutung Heines und Börnes, wäre es auch nur für die Geschichte unserer neuesten Prosa, je nachdem antisemitische oder nichtantisemitische, aber selten rein künstlerische Urteile finden. Dagegen wüßte ich kaum zu sagen, auf welchem politischen Standpunkt Herr Julleville und seine Mitarbeiter stehen: so abgeklärt und lediglich von künstlerischen Grundsätzen geleitet sind ihre Urteile, selbst über solche Schriftsteller, die in mehr als einer Hinsicht auch den Politiker zum Urteil herausfordern: man denke nur an Chateaubriand oder Victor Hugo. An Victor Hugo wird verworfen, was wertlos und verwerflich ist: seine hohle Rednerei, der Unsinn, ja Blödsinn in den meisten seiner Dramen; hingegen wird volle Gerechtigkeit erwiesen dem schwungvollen Lyriker und Meister der Sprache.

Ich kann ein Werk von diesem Umfange leider nicht jedem deutschen Leser, der sich mit französischer Litteratur zum Vergnügen beschäftigt, ja nicht einmal Jedem empfehlen, der sie eingehender erforscht. Das Werk ist mit seinen ziemlich teuren, aber in Anbetracht des Umfanges und reichen Bilderschmuckes nicht zu teuren 8 Bänden für viele deutsche Gelehrte und Litteraturfreunde unerschwinglich. Wohl aber möchte ich allen Vorständen unserer größeren öffentlichen Bibliotheken, staatlichen wie städtischen, die Anschaffung dieses in seiner Art ganz einzigen und gewiß für lange Zeit abschließenden Werkes aufs dringendste empfehlen. Es wird in Zukunft kaum möglich sein, sich mit französischer Litteratur im Zusammenhange gründlich zu befassen, ohne immer wieder das Julleville'sche Werk aufzuschlagen, und auch jede zukünftige deutsche Darstellung der französischen Litteratur wird sich mit diesem französischen Buch auseinandersetzen müssen.

Berlin. *Eduard Engel.*

Deutsch-Oesterreichs Litteraturanteil.

Deutsch-Oesterreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen hsgg. v. Dr. J. W. Nagl und Jakob Zeidler. Hauptband Wien, Carl Fromme 1899. 8°. 836 S.

Es sind nicht weniger als fünfzig Jahre verflossen, seit aus der Feder eines durch sein Geschick und sein tragisches Ende merkwürdigen Mannes, des Litterarhistorikers Jos. G. Toscano del Banner, der erste Band eines Werkes erschien, das den Titel führte: „Die deutsche Nationallitteratur der gesamten Länder (sowohl der heutigen wie der jeweilig dazu gehörigen) der österreichischen Monarchie, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart historisch-chronologisch dargestellt“. Dieser Band behandelte das Mittelalter. Der rasch darauf erfolgte Tod des Verfassers machte dem Erscheinen der weiteren zwei Bände, die noch geplant waren, ein Ende. Man ersieht aber daraus, daß schon damals die Aufmerksamkeit auf das geistige, auf das deutsche Litteraturleben gelenkt erschien, das sich im Laufe der Jahrhunderte innerhalb der Grenzen Oesterreich-Ungarns entfaltet hatte. Wir wissen, daß seitdem noch große Talente, hervorragende Dichter, ausgezeichnete Erzähler, bedeutende Dramatiker, namentlich auf dem österreichischen Boden erstanden sind. Die Idee, das damals in einem Teile erschienene, heute freilich auch in diesem ganz veraltete Werk in einer modernen Unternehmung neu aufleben zu lassen, lag so nahe, daß es erstaunlich erscheint, weshalb niemand diesen Gedanken wieder aufgefaßt hat. Das ist nun endlich durch die Verlagsbuchhandlung C. Fromme in Wien geschehen, die sich zu diesem Zwecke mit den beiden tüchtigen Fachleuten Professor Nagl und Zeidler in Verbindung setzte. Sollte etwas Tüchtiges, Brauchbares geschaffen werden, so war es freilich mit der Arbeit der beiden Herausgeber nicht abgethan, vielmehr mußten bei der Vielgestaltigkeit des österreichischen Staates Mitarbeiter aus den einzelnen Gebieten gewonnen und beigezogen werden, die thatsächlich das Gebiet, beziehungsweise das Land, das sie vertraten, genau kannten; und so versammelten denn die Herausgeber eine große Zahl kenntnisreicher Männer um sich, die in Steiermark und Oberösterreich, in Krain und Böhmen, in Tirol und der Bukowina, in Ungarn und Siebenbürgen, kurz in allen Kronländern Oesterreichs über die litterarischen Verhältnisse genau belehrt waren und als vortreffliche Kenner gerade auf dem Boden, auf dem sie sich bewegten und wirkten, galten. Unter diesen geschichts- und litteraturkundigen Männern finden sich viele, die überhaupt schon lange durch ihre Thätigkeit als Litterarhistoriker bekannt sind und reiche umfassende Kenntnisse besitzen, wie etwa Ferdinand Khull, R. v. Kralik, Friedrich Mayer, S. M. Prem, P. v. Radics, Hermann Wagner, R. M. Werner und andere, von denen schon eine Zahl sowohl allgemeiner, als auch sich dem Einzelnen zuwendender Arbeiten vorliegen. Es wurde aber in der Anlage dieser deutsch-österreichischen Litteraturgeschichte noch ein Moment ganz besonders ins Auge gefaßt, nämlich das geschichtliche und das nationale. Die Herausgeber haben sich insbesondere die Aufgabe gestellt, die deutsche Dichtung Oesterreichs aus den Stammesgrundlagen und aus den historischen Bedingungen heraus, unter denen sie entstanden sind, verstehen zu lehren. Damit streift diese Arbeit vielfach auch das Gebiet des Litteraturlebens jener übrigen Völkerstämme, die heute noch auf dem österreichischen Boden so zahlreich vertreten sind und schon vor Jahrhunderten auch für die deutsche Geistesentwicklung von einem gewissen Einfluß geworden sind. Es ist also zugleich eine „kulturgeschichtliche und völkerpsychologische Arbeit“, wie die Herausgeber richtig bemerken, die hier geboten erscheint. Aus diesem Grunde war es auch notwendig, der volkstümlichen und mundartlichen Dichtung die Aufmerksamkeit zuzuwenden und gerade in dieser Richtung ist der eine der Herausgeber, J. W. Nagl, schon ganz besonders erfolgreich wissenschaftlich thätig gewesen und seine dabei gesammelten Kenntnisse kommen dem Gesamtwerke trefflich zu statten.

Der erste Band dieses reichhaltigen Werkes — auf dem Titelblatt „Hauptband“ genannt — beginnt mit der Darstellung der deutschen Kolonisation Oesterreichs und des ungarischen Gebietes und reicht bis zu den Tagen der großen Kaiserin Maria Theresia. Die mittelalterlichen Heldengedichte werden ausführlich behandelt, sogar ihr Inhalt ist angeführt und Volksmelodieen aus späterer Zeit weisen auf ihren Tonfall und Rhythmus hin, eine auch in musikalischer Beziehung sehr bemerkenswerte und belehrende Darstellung. Es ist begreiflich, daß der in den zahlreichen Klöstern gepflegten Gelehrsamkeit und der geistlichen Dichtung, die ja nach der Zeit der Heldensage von solcher Wichtigkeit für die Ausbildung des poetischen Lebens wurde, nicht minder eingehend gedacht wird, als der späteren höfischen Dichtung des Rittertums, in der uns ja für die gesamte deutsche Nationallitteratur wichtige Namen, wie Ulrich v. Liechtenstein, Walther v. der Vogelweide, Neidhart v. Reuenthal, Oswald v. Wolkenstein entgegentreten. Auch der nun bald darauf entstehenden, zunächst geistlichen Dramatik, aus der sich die heute noch in deutsch-österreichischen Landen vorkommenden volkstümlichen Schauspiele herausgebildet haben, wird eingehende Behandlung gerecht. Die Bestrebungen des Kaisers Maximilian I. auf dem Gebiete der Kunst und Dichtung bilden den Mittelpunkt jenes Hauptstückes, das die Ausbreitung des Humanismus und dessen Bedeutung für Oesterreich zum Gegenstande hat. Auch hier wendet sich die sorgfältige und ausführliche Darstellung nicht nur den Alpen- und Sudetenländern, sondern selbst dem fernen Siebenbürgerlande zu, in dem bei ausgezeichneten Männern des wackeren Sachsenvolkes die humanistischen Bestrebungen hervortreten. Daß die Reformation auf so viele Länder Oesterreichs ihre Wirkung ebenfalls mächtig ausübte, ist bekannt, wie sie in bemerkenswerter Weise Litteratur und Dichtung beeinflußte, zeigt uns ein eigenes der „Reformation und Gegenreformation“ gewidmetes Kapitel, das namentlich den geistlichen Gesang in beiden

Lagern, sodann den Meistergesang bespricht, der von der iglauer Singschule so sorgfältig gepflegt wurde, aber auch in andern Gebieten, vornehmlich z. B. in Oberösterreich, aufmerksame Behandlung erfuhr. Ebenso wird der verschiedenen Zeitgedichte und Lobsprüche, ja sogar der Kalender und der sogenannten Praktiken in diesen letzteren, außerdem der Predigtlitteratur Beachtung geschenkt, worauf ein Kapitel über Abraham a Sancta Clara, der nicht nur als Prediger, sondern auch als satirischer Schriftsteller die höchste, geradezu klassische Bedeutung beansprucht, den ganzen Abschnitt zu Ende führt. Die meisten der erwähnten Litteraturgattungen sind hier zum erstenmale von genauen Kennern auf das Gründlichste behandelt, die Besprechung Abrahams a Sancta Clara wendet sich nicht nur jedem einzelnen Werke dieses satirischen Kanzelreimers, sondern auch seiner Darstellung des österreichischen Dialekts zu, in dem so viele seiner Veröffentlichungen abgefaßt erscheinen.

Graz. *Anton Schlossar.*

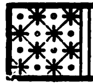
Vom „neuen“ Weibe.

Die werdende Frau in der neuen Dichtung. Von Dr. Paul Bergemann-Jena. 2 Auflage. Leipzig 1898. Hermann Haacke's Verlagsbuchhandlung.

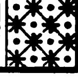
Eine „hochansehnliche Versammlung“ von Damen und Herren erfährt hier die tröstliche Kunde, daß wir „wieder einmal an einem Wendepunkte in der Entwicklung des Menschengeschlechtes angelangt sind“. Der Redner erinnert z. B. nur an die Inangriffnahme der Sittlichkeit durch die Frauen, welche „Inangriffnahme“ für ihn etwas sehr Beruhigendes zu haben scheint. Dafür beruhigt er seine so feierlich angeredeten Zuhörer und besonders die Zuhörerinnen wieder seinerseits, daß er auf dem Standpunkte Nietzsches nicht steht. Vielmehr ist er der Ansicht, daß wir in einer Uebergangszeit leben, der eine „mächtig fortgeschrittene Zukunft“ folgen wird. Und das schließt er „gerade“ aus der Frauenbewegung. Dafür beruft er sich auf Havellock Ellis' Buch „Mann und Weib“. Hiernach steht das Kind in der Entwicklungsskala höher als der Erwachsene. (Also brauchten wir eigentlich eine Kinderbewegung.) Die Frau aber steht dem Kinde wieder näher als der Mann. Und das könnte man daran sehen, daß die höchsten menschlichen Typen, „als welche ja bekanntlich die genialen Menschen gelten“, etwas kindliches haben, wie ja denn auch die Griechen, die unser Redner für eine „Rasse“ und sogar die „höchststehende“ „anzusehen gewohnt“ ist, von den Römern als Kinder betrachtet würden. — Nachdem er denn also naturwissenschaftlich-philosophisch seine Hoffnung und seinen Standpunkt begründet hat, zeigt er uns nun an der Hand der Litteratur, daß wir thatsächlich an der Wende des 20. Jahrhunderts stehen, oder an irgend einer anderen Wende. Denn eine neue Art von Mann und Weib, besonders aber von Weib rückt herauf, nämlich „die werdende Frau“, „sofern sie Zukunft im Blute“ hat. Und die thut etwas ganz Merkwürdiges. Sie liebt. Stellenweise sogar ohne und gegen den Priester, oder doch so, als ob der Priester gar nicht vorhanden wäre. Die „neuen Männer und Frauen“ können darin kein Verbrechen finden, meint der Redner. Und so gesellt sich zur neuen Frau die neue Dichtung, sofern sie Zukunft im Blute hat. Na, und solche neuen Frauen und neue Dichtungen führt er uns dann eine stattliche Reihe an der Kette des „ebenfalls“, und „da ist“ und „vor allem“ und „ferner“ und „auch“ vor, zuweilen auch unter der liebenswürdigen Aufforderung, mit ihm „jetzt“ nach dem Norden zu wandern, wo sich die Dichter „ja auch“ mit der Frau beschäftigen. Am nettesten hat mir bei diesen Spazierfahrten die „Sibilla Dalmar“ von Hedwig Dohm gefallen. Diese Dame „resümiert“ nicht nur in „sich gleichsam die Modernität“, sie schwimmt auch noch herum „in dem großen trüben Strome des gesellschaftlichen Treibens“. Sie thut noch mehr: „Mit vollem klaren Bewußtsein dessen, was sie thut“, giebt sie sich einem Manne hin, „den sie zwar nicht liebt, aber hochschätzt“. Und dabei hat sie noch das autopädagogische Motiv, daß ihr sein Kind als Sporn und Stachel diene, ein neues Leben zu beginnen. Mehr kann man eigentlich gar nicht von der neuen Frau verlangen. Das ist wirklich schon das Resumé der ganzen Modernität. Nur daß der Redner das Mittel, dessen sich Sibilla bedient, „gewiß nicht allen Frauen in ähnlicher Lage empfehlen kann“. Das fehlte eigentlich auch noch! „In Gemäßheit des höchsten ethischen Prinzips“ muß auch für das Geschlechtsverhältnis zwischen Mann und Weib, „das doch als ein im eminenten Sinne sittliches zu betrachten ist“, die Freiheit gefordert werden. Das thut auch unser Redner, und deshalb ist er für die freie Liebe, und deshalb ist er für die Ehe, nämlich: für „freie Liebe in der Ehe“. Und das giebt dann die „geistige Ehe“ und „Vollmenschen“. Kurz: es wird ganz prachtvoll. Es ist wirklich ein Glück, daß das Jahrhundert bald zu Ende ist, sonst wenden wir uns noch einmal, und dann wird das noch prachtvoller. Ein neuer Dr. Bergemann beschert uns noch einen ehelichen Geist und eine liebende Freiheit.

Solche Schriften sind bei ihrer geistigen Impotenz nicht zu übersehen. Welch eine Konfusion bringt so ein Redner in eine „hochansehnliche Versammlung“ hinein, in der sich vielleicht ein paar unerfahrene Gemüter befinden, die da wirklich glauben, sie müßten sich zur Ehre der neuen Dichtung dem nächsten Dr. phil. an den Hals werfen, um einen Stachel und Sporn für ein neues Leben zu haben. Und dann: welch ein unverwüstlicher Vorrat von Philiströsität muß in einem Menschen nisten, der da glaubt, wegen des bischens freier Liebe und des Summs von geistiger Ehe und erotischer Freundschaft, was doch erst alles in den Büchern steht und erst Litteratur und schlechte oder mißverstandene Litteratur ist, wegen dieses Geschwafels impotenter Männer und Frauen an der Wende der Zeiten zu stehen! Wer sich sein bischen Erotik, ob mit oder ohne Pastors Erlaubnis, erst durch Freundschaft, ethische Kultur, Geist oder Dr. Bergemann rechtfertigen muß, der hat keine Zukunft im Blute, nicht mal im Gehirn. Frauen und Männer mit Zukunft im Blute haben dreitausend Jahre vor Dr. Bergemann auch schon gewußt, was sie zu thun hatten. Sie hatten wahrscheinlich weniger schlechte Bücher gelesen. Aber dafür standen sie mit der Natur auf vertrauterem Fuße. Und solche giebt es auch heute, trotz Dr. Bergemann, trotz der Frauenbewegung und trotz der ethischen Kultur. Aber wir haben es heute schon soweit in der Philiströsität gebracht, daß sich der Unsinn in der Philiströsität bereits als die Zukunftswende ausspielen darf.

Berlin. *Leo Berg.*



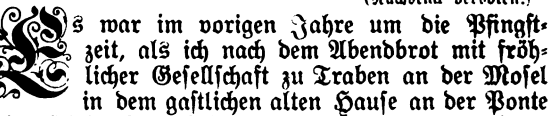
Echo der Zeitungen



Eine Kinkel-Erinnerung.

Von **Johannes Trojan** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)



Es war im vorigen Jahre um die Pfingstzeit, als ich nach dem Abendbrot mit fröhlicher Gesellschaft zu Traben an der Mosel in dem gastlichen alten Hause an der Ponte beim Glase Wein saß. Es wurde ein wenig spät, und die Frauen, die den Tag über in der Wirtschaft viel zu schaffen gehabt hatten, nickten eine nach der andern auf ihren Stühlen ein. Wir Männer aber saßen noch immerzu bei dem trefflichen Zweiundneunziger und sprachen über dies und das, Politisches und Unpolitisches. Wir waren Junge und Alte, von diesen aber der Aelteste war der Müller Moog von der zweiten Mühle aufwärts im Knutenbachthal, die die Voigtsmühle heißt. Dieser alte Mann nahm, als einmal eine kleine Pause

entstanden war, das Wort und sagte: „Zu den angenehmsten Erinnerungen aus meinen jungen Jahren gehört es, daß ich einmal dem Dichter Gottfried Kinkel gefällig und nützlich sein konnte.“ Nachdem wir ihn gefragt hatten, wie er dazu gekommen wäre, sagte er:

„Das war so. Im Sommer 1849 war ich Soldat und stand bei den Pionieren. Mit diesen ging ich nach Baden und half dabei, die Revolution niederzuwerfen. Bei der Gelegenheit kam ich nach Rastatt, als wir es eingenommen hatten. Dabei wurden viele gefangen genommen und andere wurden als Gefangene auf die Festung gebracht. Unter den letzteren befand sich Gottfried Kinkel, von dem ich schon gehört hatte. Der Dichter interessierte mich und that mir sehr leid. Nun begab es sich, daß ich, weil ich etwas gelernt hatte, dazu auch anstellig war — so scheint wenigstens angenommen worden zu sein — und eine gute Hand schrieb, in das Bureau der Festung übernommen wurde. Darüber war ich sehr froh, weil ich dadurch Gelegenheit bekam, dann und wann dem gefangenen Dichter einen Dienst zu leisten. Was mir auf meinem Posten nur zu thun möglich schien, um sein schweres Schicksal zu erleichtern, habe ich versucht und denn doch manches mal mit Erfolg.“

So sprach er, und wir alle waren der Meinung und äußerten sie, daß er recht gethan habe. Wir schenkten uns wieder die Gläser voll und stießen mit ihm an auf sein Wohl. Als es dann still geworden war, weil die einen über das Gehörte nachdachten, die andern aber wieder eingenickt waren, sagte der alte Müller Moog plötzlich: „Aus der Zeit habe ich mir allerhand Schriftliches aufbewahrt.“ Das machte mich sehr hellhörig, ich rückte ihm näher und fragte ihn, ob er mir das Schriftliche nicht einmal vorlegen könnte. Ja, das wollte er gern thun, und nach einiger Zeit bekam ich die Papiere von ihm zugesendet. Es sind ihrer nicht viele, aber einiges Interessante ist dabei. Zum größten Teil sind es Kopien von Schriftstücken, die durch die Hände des Schreibers gegangen sind. Was ihn besonders interessierte, davon nahm er zum Aufheben für sich eine Abschrift.

Nach Rastatt war Kinkel auf folgende Art gekommen. Es ist bekannt, daß er nach dem mißglückten Sturm auf das Zeughaus zu Siegburg (10. Mai 1849), an dem er teilnahm, nach Baden entfloh und sich dort den Aufständischen anschloß. Der Kampf währte nicht lange. Durch die Gefechte bei Waghäusel (21. Juni) und darauf bei Wiesenthal wurde die Revolutionsarmee auseinander gesprengt. Ein Teil der Flüchtigen rettete sich nach Rastatt. Mit dem stärksten Teil des Heeres versuchte Mieroslawski sich an der Murg zu halten. Dort wurde am 29. Juni Gottfried Kinkel verwundet gefangen genommen. Einer Notiz in den Moogschen Papieren entnehme ich, daß er zuerst nach Karlsruhe, das am 25. Juni von den Preußen besetzt worden war, ins Lazaret gebracht worden ist. Von da ist er nach einigen Wochen nach Rastatt, das noch bis zum 23. Juli sich gehalten hat, transportiert worden. Am 4. August wurde er in Rastatt vor das Kriegsgericht gestellt und zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt. Dies Urteil erfuhr später eine Modifikation. Es ist nicht richtig, daß Kinkel, wie sogar in Geschichtsbüchern zu lesen steht, zum Tode verurteilt und alsdann zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden ist. Die Sache verhielt sich ein wenig anders. Das General-Auditoriat in Berlin kassierte das Urteil des Rastatter Kriegsgerichts, weil dieses auf Todesstrafe hätte erkennen müssen. Auf einen dahin gehenden Antrag hat der König durch Kabinettsordre vom 3. August ablehnend erwidert und aus Gnade, wie ausdrücklich ausgesprochen ist, das Urteil des Rastatter Kriegsgerichts bestätigt, mit der Modifikation, daß die Festungshaft in einer Zivilstrafanstalt abgebüßt werden sollte. Das klingt nicht so schlimm, wie es war; in der That bedeutete es, daß die Festungshaft in Zuchthausstrafe verwandelt worden war. Und doch war es gut, daß es so kam. Indem Kinkel am Leben blieb, blieb ihm auch noch die Hoffnung auf Errettung, und diese Errettung aus unsäglicher Qual ist nicht sehr lange darauf von einem entschlossenen Mann, Karl Schurz, mit ebenso viel Kühnheit wie List ausgeführt worden.

Anfangs hat Kinkel, wie auch die anderen Gefangenen, in Rastatt eine harte Behandlung erfahren. Als Quartier wurde ihm eine feuchte Kammer angewiesen, worunter seine Gesundheit um so mehr litt, als er verwundet war und mit Rheumatismus zu thun hatte. Unter den Moogschen Papieren befindet sich eine Eingabe der Festungsgefangenen, worin sie beim Kommandanten dagegen protestieren, daß sie „wie eine Herde Vieh“ zum Essen geführt werden. „Im Namen der Menschlichkeit und Zivilisation, im Namen des preußischen Volkes, das sich das gebildetste Volk der Erde nennt,“ wird der Kommandant ersucht, dafür zu sorgen, daß die Gefangenen als anständige Menschen behandelt würden. In der That ist man bald sanfter mit ihnen umgegangen. Moog wird es gewesen sein, der es erwirkt hat, dem gefangenen Dichter sein hartes Loos zu mildern, und davon werden auch die andern Vorteil gehabt haben. Am 11. August bedankt sich Kinkel schriftlich bei der Kommandantur dafür, daß er in ein gesundes Lokal, nach Bastion 30 des Forts A, versetzt worden ist. An diesen Dank knüpft er drei Bitten. Erstens bittet er darum, das bei der letzten Visitation ihm abgenommene Geld möchte ihm gewechselt zurückgegeben werden, damit er etwas Wein zu seiner Stärkung trinken könne. Zum zweiten wünscht er Tinte, Federn und Papier bewilligt zu erhalten, damit er „bei der voraussichtlich noch andauernden Verzögerung der Genehmigung seines Urteils“ anfangen könne zu arbeiten. Jede Kontrollierung seiner Arbeit wolle er sich gefallen lassen. „Endlich“, schreibt er, „bitte ich um eine Hand voll Charpie, da meine Kopfwunde, nahe daran sich jetzt zu schließen, keinen Arzt mehr, sondern nur noch das Auflegen von Wieken bedarf, was ich selbst besorgen kann.“ „Ich habe aber heute früh“, fügt er hinzu, „die letzte noch von Karlsruhe mitgebrachte Charpie verbraucht.“

Am dritten September wendet sich Kinkel wieder mit Bitten an die Kommandantur. In Karlsruhe ist, als er von dort weggeschafft wurde, sein Wäsche und Kleidungsstücke enthaltender Koffer geblieben. Er ist später nach Rastatt geschickt und daselbst beim Schwanenwirt deponiert worden. Kinkel bittet darum, ihm diesen Koffer doch endlich auszuliefern, da er der darin enthaltenen Sachen dringend bedarf. Außerdem bittet er, ihm möchten von dem Gelde, das seine Frau für ihn eingeschickt hat, abermals fünf Thaler ausbezahlt werden. Am 21. September

bescheinigt er der königlich preußischen Kommandantur mit Dank, daß er durch den Soldaten Herrn Moog einen Brief seiner Frau nebst fünf Thalern preußisch erhalten habe.

Es liegt mir dann die Kopie eines Briefes Kinkels an seine Frau vor, der vom 28. September datiert und in drei Absätzen geschrieben ist. Er ist begonnen am frühen Morgen. Zunächst teilt Kinkel seiner Frau mit, daß er zu seinem Leidwesen aus Bastion 30 — warum, wüßte er nicht — in eine andere Abteilung des Fort A versetzt worden sei. Er schreibt: „Du weißt, wie froh jenes kleine aber heitere Zimmer mich gemacht hatte: ich war dort so glücklich, als man überhaupt in der Haft sein kann. Es lag hoch, man sah über den weiten Hof, der stets von Menschen belebt war, man durfte lange spazieren gehen und in dieser schönen Herbstsonne unter einer Gruppe grüner Bäume ausruhen. Sonne und alle Gestirne grüßten dort fröhlich hinein, und Nachts, in schöner milder Stille, ließen die Kerkermauern sich vergessen." In diesem Zimmer hatte er von seiner Johanna, die ihn einmal dort besuchen durfte, Abschied genommen. Darüber schreibt er: „Und vor allem war mir der Ort wert, weil ich Dich dort zum letzten mal gesehen, weil Dein Bild dort noch zu schweben schien, als Du den letzten Scheidegruß mir zugewinkt." Auch das neue Zimmer, bemerkt er, wäre nicht schlecht; es wäre auch hell und freundlich, obwohl es das Licht nur durch Schießscharten empfinge. In dem alten aber hätte ihm die Gewohnheit schon jeden Stein, jede Spinne am Fenster, jedes Häkchen, wo man ein Kleidungsstück hinhängte, lieb gemacht.

Nun, lange sollte er dies neue Zimmer nicht bewohnen. Um neun Uhr morgens setzt er den abgebrochenen Brief fort und berichtet, daß eben der Kommandant, Herr von Weltzien, mit einem General-Adjutanten und einem Lieutenant bei ihm eingetreten sei und ihm das Urteil des Kriegsgerichts „mit der bitteren Modifikation" mitgeteilt habe. Das Urteil des Rastatter Kriegsgerichts war ihm offenbar schon bekannt gewesen, erst jetzt aber wurde es ihm offiziell kundgemacht. Er schreibt: „Als Strafort ist mir Groß-Naugard oder Naugard, glaube ich, bestimmt. Um 12 Uhr werde ich noch einmal Essen aus dem Schwanen erhalten und zum letzten male rheinischen Wein trinken." Er hört im Schreiben auf, nachdem er seiner Frau einige Ratschläge in Bezug auf ihr Verhalten gegeben. Um halb 12 Uhr fährt er im Schreiben fort. Er meldet, daß die Stunde seiner Abfahrt sich nähere und daß er fertig und bereit sei. Dann schreibt er: „Erst heute scheide ich nun ganz aus den Lebenden ab, erst heute schließt sich wirklich der Kerker hinter mir. Und doch bin ich heute froher als gestern, denn der Würfel liegt nun, und alles Ungewisse hat ein Ende. Heute aber, wo ich jedenfalls auf lange Zeit vom Leben scheide, sei noch einmal aus voller Seele Dir Dank gesagt für Deine Treue. Ich habe nur ein Glück in meinem [illegible] Leben, in all seinen Entbehrungen unter allen Kränkungen und Ungerechtigkeiten gehabt, und dieses Glück warst Du." Er [illegible] „Aus dem Schwanen hat man [illegible] [illegible]"

Dieser Brief ist nicht befördert worden, sondern von der Kommandantur zurückbehalten, wegen einer Bemerkung Kinkels über die Modifikation des Rastatter Urteils und wegen einer seiner Frau gegebenen Anweisung. Diese lautet: „Auf vielen Punkten meiner früheren Thätigkeit als Schriftsteller und Poet müssen die verschiedenen Klassen der Nation an mich erinnert werden, so daß der Wunsch, mich frei zu wissen, überall erwacht und laut wird." Dieser Brief ist unterdrückt worden, aber erinnert hat man sich doch des Dichters, und der Wunsch, ihn frei zu sehen, hat dazu geführt, daß er nach nicht sehr langer Zeit aus dem Gefängnis befreit worden ist. Kinkels Frau ist nicht ohne Nachricht über ihn geblieben, dafür hat der brave Moog gesorgt. Am fünften Oktober schreibt Johanna Kinkel aus Bonn „an den Pionier Moog bei der 2. Komp.: 8. Pionierabteilung" in Rastatt:

„Geehrter Herr! Ihre beiden Zuschriften habe ich empfangen und danke aus voller Seele für Ihre Aufmerksamkeit. Wer so vom Glück verstoßen ist, wie ich es in diesem Augenblick bin, dem ist jede menschliche Teilnahme ein Labsal. Und wer dürfte in dieser Zeit, wo die Menschheit sich in zwei schroffe einander unversöhnlich hassende Parteien zu scheiden droht, den noch einen Fremden nennen, der sich noch das Mitleid mit den Gegnern mindestens bewahrte. Leben Sie wohl und empfangen Sie nochmals meinen gerührtesten Dank für all Ihre Güte und Freundlichkeit.

Hochachtungsvoll

J. K."

Es berührt mich eigenartig, daß ich, nachdem ich im Februar vorigen Jahres im Weißen Kreuz zu Rostock oben an der Ostsee auf Kinkels Spuren gestoßen war,*) im Mai darauf an der Mosel wieder an ihn erinnert wurde, und zwar durch einen, der ihn als Lebenden kennen gelernt und zu ihm in Beziehung gestanden hatte. Großen Dank verdient derjenige, der den Dichter aus dem Kerker in Spandau befreit hat, aber eines Dankes ist der auch wert, der auf der Festung Rastatt seiner sich annahm. Und ganz gewiß wird ein Mann wie Moog, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte und dabei gescheit und geschickt war, allerhand Mittel und Wege gefunden haben, dem Gefangenen wohlzuthun, ohne daß er deshalb gegen seine Pflicht fehlte. Moog ist darauf weit in der Welt herumgekommen, auch in Amerika hat er sich mit hellen Augen umgesehen, um dann zurückzukehren nach der Mühle in dem stillen Thal, durch das der Rautenbach, der vom Hunsrück kommt, der Mosel zufließt. Jetzt ist er von da fortgezogen und hat sich zur Ruhe gesetzt. Seien ihm noch Jahre in Gesundheit zu leben beschieden, frohe Tage und gute Nächte, wenn ihn auch das Mühlrad nicht mehr einlullt. Seinen Wein für die nächsten Jahre hat er sich, wenn ich ihn richtig verstanden habe, selbst noch gebaut.

[illegible]

*) [illegible]



Auszüge.

Deutschland. Erinnerungen recht unerfreulicher Art weckt ein Beitrag in der Vossischen Zeitung (Sonnt.-Beil. 12), der unter dem Titel „Ein schwarzes Buch“ von einem bibliographisch seltenen Werke der Reaktionszeit handelt, dem 1856 erschienenen „Anzeiger für die politische Polizei Deutschlands auf die Zeit vom 1. Januar 1848 bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für jeden Polizeibeamten.“ Der Verfasser dieses Kuriosums, das ein Verzeichnis aller damals politisch verdächtigen „Individuen“ enthielt, war ein kleiner Polizeibeamter namens Ranck, „Stadtkommissariatsoffiziant“ in Dresden, später in Nürnberg. Unter den mehreren Tausenden „gefährlicher Subjekte“, die er von Polizei wegen auf 411 Seiten anführt und einzeln charakterisiert, befindet sich mit an erster Stelle Ludwig Uhland, dessen politischer Ruf als „sehr bedenklich“ bezeichnet wird, dann natürlich Hoffmann von Fallersleben, ein „Feind der Fürsten und Regierungen“, Alfred Meißner, Moritz Hartmann, sogar Heribert Rau, ferner mit besonders schlimmer Zensur Georg Herwegh, Kinkel und Freiligrath. Mit diesen teilen die Verdächtigkeit: Fr. Th. Vischer, Ludwig Feuerbach, Arnold Ruge, Gervinus, Diesterweg, David Fr. Strauß, Karl Biedermann, J. D. H. Temme, Adolf Streckfuß, u. a., auch Ernst Keil, der Verleger der Gartenlaube, sowie Heines und Hebbels Verleger Julius Campe. Allzuviel „Unverdächtiges“ blieb da wohl vom geistigen Deutschland nicht mehr übrig. — Es war die Zeit der politischen Knechtschaft, die überwunden werden mußte, wie einige Jahrzehnte früher die der nationalen unter dem Joche der Fremdherrschaft. In ihre bewegten Tage führen Paul Holzhausens „Litteraturbilder aus den deutschen Koalitionskriegen“ zurück, deren jüngsterschienenes (Beil. z. „Allg. Ztg.“ 64) das Thema „Der erste Konsul in der deutschen Lyrik seiner Zeit“ behandelt (s. unten „Preußische Jahrbücher“). Er erinnert an des alten Gleim prophetische Verse in dessen „Zeitgedichten“, an Jens Baggesens begeisterte Hymnen auf den „Held der Helden“, auch an die einzige Erwähnung des „korsischen Jünglings“ bei Klopstock, die sich in einer Ode aus dem Jahre 1797 findet; doch bleibt im ganzen die Ausbeute begreiflicherweise noch spärlich.

Die volle Breite des Jahrhunderts trennt uns von jener Zeit und nicht viel weniger von der Epoche der Romantik, die jetzt in unseren Tagen eine Wiedergeburt zu erleben scheint. Paul Ernst weist auf diese Zusammenhänge zwischen dem Anfang und dem Ausgang des Jahrhunderts in seiner Studie über Novalis hin („Voss. Ztg.“, Sonnt.-Beil. 12), die äußerlich an Carl Meißners kürzlich erschienene dreibändige Novalis-Ausgabe anknüpft. Er spricht von Maeterlinck, als der bezeichnendsten Erscheinung der modernen Neuromantik, und meint: „Maeterlincks Gedankenschatz ist sehr arm; er hat wirklich nicht mehr, wie ein biederer Naturalist, nur mit dem Unterschied, daß es zusammenhanglose Bruchstücke sind, die auf einen größeren Reichtum zu deuten scheinen. Hätte er weniger geschrieben, so würde er vielleicht für kommende Zeiten in die Litteratur mit eingehen, als eine jener rührenden Figuren, wie der von ihm so hochgeschätzte Novalis, wo man die Ahnung unendlichen Reichtums, äußerster Zartheit und gemütvollster Innerlichkeit hat. So aber . . . wird man seiner sehr bald überdrüssig werden; vornehmlich, wenn Oskar Wilde erst mehr bekannt sein wird im übrigen Europa, wird man von Maeterlinck wohl wenig mehr hören; denn Wilde ist das, was Maeterlinck posiert.“

Zu denjenigen Kennzeichen dieser dem Mystischen zugewandten Poesie, die auch für Maeterlinck charakteristisch sind, gehört die geheimnisvoll-symbolische Rolle, die der Tod in vielen ihrer Werke spielt. Wie stark dies Motiv namentlich Gabriele d'Annunzio bevorzugt, zeigt Eugen Guglia in einem Aufsatze (Beil. z. „Allg. Ztg.“ 62), der in den meisten Schöpfungen des italienischen Künstlers zahlreiche Variationen des Todesthemas nachweist, wie er das kürzer zwar, doch stellenweise gleichlautend bereits in Heft 2 des „Litt. E.“ gethan hat. Ueberall lauert der Tod in wechselnder Gestalt und einen seiner bekanntesten Romane hat er geradezu — nach Petrarca — „Trionfo della morte“ genannt.

Von einem anderen Dichter des Auslandes, der auf unsere moderne Litteratur starken Einfluß gewann, von F. M. Dostojewski, erzählt Eugen Zabel manches neue („Nat.-Ztg.“ 169, 175), was Nina Hoffmanns kürzlich erschienene Biographie des großen russischen Dichters beigebracht hat. Dostojewskis wahre Schätzung datiert, wie bei so vielen Großen, erst von seinem Tode (1881). Während er selbst zeitlebens mit drückender Not zu kämpfen hatte, bezieht heute seine in Petersburg lebende Witwe — seine zweite Frau — von jedem Neudruck der Gesamtausgabe 75 000 Rubel. Von seinen vier Kindern leben zwei, eine Tochter und ein Sohn, der Gutsbesitzer und Inhaber eines großen Rennstalls ist. — Im übrigen kam die ausländische Litteratur mit einem Nekrolog auf Emile Erckmann von Felix Vogt („Frankf. Ztg.“ 76) und einem größeren Feuilleton des gleichen Verfassers über „Neue französische Romane“ zu Wort („Frankf. Ztg.“ 75), worin namentlich Paul Adams „La force“ und der „Amethystring“ von Anatole France rühmend hervorgehoben werden, sowie mit verschiedenen Beiträgen über den plötzlich allgemein interessierenden Rudyard Kipling. Eine größere Studie über diesen brachte das „Leipziger Tagebl.“ (121) und einen londoner Brief „Der Imperialist Kipling“ die „Posener Ztg.“ (168). In diesem heißt es: „Kipling ist der Dichter des englischen Imperialismus. Er glaubt an die weltbeherrschenden Aufgaben des britischen Volkes. Er ist der Sänger der agressiven Macht Englands: England ist ihm das auserwählte Volk, und die anderen Nationen mögen sich hüten, ihm in den Weg zu treten.“ —

Eine sprachkritische Untersuchung nennt Ernst Brausewetter seine Besprechung der neuen deutschen Ibsen-Ausgabe (Berlin, S. Fischer) in der „Norddeutschen Allgem. Ztg.“ (67), die im besonderen die Vorzüge von Christian Morgensterns Uebertragung der „Komödie der Liebe“ vor Frau M. von Borchs älterer Verdeutschung rühmt. — In das sprachliche Gebiet darf auch ein warmherziger Nachruf Friedrichs Paulsen auf seinen kürzlich verstorbenen Lehrer Prof. H. Steinthal, den bekannten Linguisten und Völkerpsychologen, gezählt werden („Voss. Ztg.“ 127), sowie ein Feuilleton über den „Sprachenkrösus“ Mezzofanti zu dessen 50. Todestage von Ernst Abel („Leipz. Tagebl.“ 127). Giuseppe Mezzofantis fabelhafte Sprachkenntnisse haben seinen Namen längst sprichwörtlich gemacht. Er war als Sohn eines armen Zimmermanns 1774 in Bologna geboren und wurde zum Priester ausgebildet. Er sprach 1805 bereits 24, 1839 rund 50 verschiedene Sprachen, die er zum Teil so weit beherrschte, daß er darin dichtete. 1831 wurde er Custos an der vatikanischen Bibliothek, 1838 Cardinal. Außer den ihm geläufigen Sprachen kannte er auch die einzelnen Dialekte, und mit den Idiomen, die er nur unvollkommen bemeisterte oder nur verstand, ohne sie sprechen zu können, beziffert man die Sprachen, die er kannte, auf 103. Sein ungewöhnliches Gedächtnis und die Schärfe seines Ohrs bewirkten dieses Wunder, daß übrigens keine wissenschaftlichen Früchte gezeitigt hat.

Von dem türkischen Hanswurst erzählt ein Feuilleton der Hamburger Nachrichten (60). Was dem Deutschen Kasperle, dem Italiener Policinello, ist dem Türken Kara Göz (d. h. schwarzes Auge). Einige der hier mitgeteilten Streiche gehören jedoch auch dem Spitzbuben-Repertoire des bekannten orientalischen Eulenspiegels Nasreddin Hodscha an. — Ungebändigte Türkenfeindschaft lebt in den „Montenegrinischen Heldenliedern“, den sog. Piesmen, über die A. Kutschbach („Leipz. Tagebl.“ 125) sich eingehend äußert. — Einen anderen Beitrag zur Volkspoesie stellen die „Märchen und Schnurren aus dem östlichen Holstein“ dar, deren Prof. Wilhelm Wisser (Eutin) in der „Deutschen Welt“ (28) eine zweite Serie wiedergiebt. — An der gleichen Stelle äußert Johanna Niemann „Ein Wort zur Heimatkunst“. „Es scheint,

als solle ein neues Kunstprogramm aufgestellt werden, etwa lautend: Jedem Dichter sein Ländchen, jedem Ländchen seinen Dichter! Damit kämen für unsere Dichtung die Zeiten des seligen Bundestages zurück. . . Unser deutsches geeinigtes Vaterland ist nicht nordisch eintönig, sondern äußerst reizvoll stammesbunt, darum wird der deutscheste Deutsche und künstlerisch Größte bei uns derjenige sein, der die vaterländische Mannigfaltigkeit in seine Kunst aufnimmt". Eine Kunst der Selbstbescheidung bleibe die Heimatskunst in jedem Falle, und „wenn wir sie zu wichtig nehmen, kann es sehr wohl geschehen, daß wir recht bald zwar eine recht große Bücherei der Heimat, aber keine große Kunst mehr haben." Reuter z. B. oder Hauptmann hätten trotz des Anschlusses an ihre engere Heimat Werke für die Gesamtheit geschaffen. — Ueber den letztgenannten und seine Beziehungen zu der schlesischen Heimat plaudert ein Feuilleton von Heinrich Lee („Gerhart Hauptmann im Munde seiner alten Freunde", „Frankf. Ztg." 76) allerhand Einzelheiten aus.

Der neueren Litteratur wandten sich außerdem zu: Albert Johannsen mit einer Studie über „Theodor Storm als Humorist" („Hamburger Fremdenblatt" 60), der bei dieser Gelegenheit eine Anzahl von Storm einst dem Volksmund nacherzählter und in dessen „Sämtliche Werke" nicht übergegangener Schwänke und „Döntjes" wiedergiebt; sowie eine Betrachtung über Helene Böhlaus neuen Roman „Adam und Eva" von „einer Frau" („Deutsche Welt", 28). — An neu erschienene Bücher knüpften sonst noch an: Dr. Günther A. Saalfeld mit einer Würdigung der niederösterreichischen Dialektdichtung „Der Franzel in der Fremd'" von K. Kaiser, die er an Hebel und Reuter gemessen wissen will („Tägl. Rdsch." 59); ferner ein Beitrag „Ein pädagogisches Testament" (Beil. z. „Allg. Z." 55), worin die kürzlich erschienenen gesammelten Reden des badischen Oberschulrats und Gymnasialdirektors G. Wendt mit hohem Lobe besprochen werden. — Ebenfalls das pädagogische Gebiet berühren die Artikel: „Zur Frage der Reformgymnasien" von Dr. F. Galle (Beil. z. „Allg. Z." 53); „Die Volksschule des Mittelalters; eine moderne Legende" von F. Sander (ebenda 61), der im Gegensatze zu Janssen und anderen katholischen Publizisten den Nachweis erbringen will, daß die Volksschule eine Frucht der Reformation und des Protestantismus sei; und „Die hochschulpädagogische Reformbewegung" von Dr. Hans Schmidkunz („Leip. Ztg.", wissensch. Beil. 31). — Mehr volkswirtschaftliche als pädagogische Wahrheiten enthält ein thatsachenreicher Artikel von Johannes Corvey „Bauer und Bildung" („Leipz. Tagebl." 140), der recht trübe Bilder von dem Tiefstande bäuerlicher Bildung, namentlich im deutschen Osten, entrollt. — Eine ähnliche Kritik an den geistig gebildeten Ständen übt eine Auslassung über „Bildung und Gelehrsamkeit" von Prof. J. Mähly-Basel („Nordd. Allg. Ztg." 59), die die Herrschaft der Phrase und der Halbbildung einer-, des Gelehrtendünkels andrerseits beklagt. — Gleichzeitig stellt Julius Duboc („Das Wie und Was in der Kunst," „Magdeb. Ztg." 129) die Forderung auf, daß man die Werke der Kunst und Dichtung künftig weniger nach ihrem ästhetischen Wert, denn nach ihrem Werte als geistige Nahrungsmittel beurteilen und bewerten solle.

Noch bleiben zu verzeichnen: Hans Sittenbergers dramaturgische Studie „Die Einheiten" („Voss. Ztg." Sonnt.-Beil. 11, 12, Schluß folgt); Eugen Kalkschmidts Essai „Fünfundzwanzig Jahre deutscher Schauspielkunst" („Deutsche Welt" 29), der den „unerquicklichen Zustand" feststellt, daß wir heute auf unseren Bühnen der alten deklamatorischen und den neuen natürlichen Schauspielstil noch „in unharmonischem Nebeneinander" ertragen müssen; und eine kleine Arbeit über Goethes Urfaust, die ihre Anregung durch Hedwig Niemanns neuliche Vorlesung (s. unter „Nachrichten") empfangen hat. („Nordd. Allg. Ztg." 57).

Schließlich nehmen wir von einer scharfen Auseinandersetzung zwischen Georg Brandes und dem leipziger Verleger von dessen Werken, H. Barsdorf, Notiz (Beil. z. Allg. Z. 49 u. 61), auf die zurückzukommen sein wird, da sie noch nicht abgeschlossen scheint. ∾

Oesterreich-Ungarn. Zu der in unseren Tagen lebhaft erörterten Frage des Frauenstudiums nimmt Dr. Max Burkhard, der frühere Direktor des Hofburgtheaters, in einem geistvollen Vortrag „Die Bildungswege für Mann und Frau", den die „Neue Fr. Presse" (12461/2) abdruckt, Stellung; er tritt ebenso lebhaft als überzeugend für die unbeschränkte Zulassung der Frauen zum Hochschulunterricht ein. Davon erwartet er auch einen heilsamen Einfluß auf den Unterricht der Knaben, der heute durch Erlässe und Instruktionen völlig geknebelt und jeder Entfaltung beraubt sei. Es ist nur zu wünschen, daß diese von einflußreicher Seite kommenden schönen Worte ihre Wirkung nicht verfehlen.

Von litterarischen Arbeiten erweckt Interesse — allerdings nur der Kuriosität halber — ein Aufsatz von P. Tezelin Halusa „Der Heine-Bacillus" (Vaterland 64), womit uns der Verfasser ein vielversprechendes Pröbchen einer demnächst erscheinenden „Jubiläumsschrift" über Heine giebt; eigentlich ist es mehr eine Anthologie aus den Aussprüchen von Keiter, Weiß, Brunner und ähnlichen Litterarhistorikern. Abschließend heißt es hier: „Heine steht in der deutschen Litteratur bis zur Stunde allein da, er hat glücklicherweise (!) keinen ihm ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Trotz seiner Genialität hat er doch nichts vollendetes hinterlassen. Alles ist so zerfahren und angekränkelt, so ruhelos, giftdurchtränkt, haßgeschwollen, an Gott und der Welt verzweifelnd, wie der Schöpfer selbst. Seinen Lobrednern steht ein Heer von Gegnern gegenüber; sie verehren fast alle mit Sebastian Brunner in Heine den semitischen Affen der Romantik, der vor dem vorläufigen, sittlichen Weltgerichte doch nur als ein zotenhafter Bänkelsänger dasteht, der das Siegel des Genius in den Koth geworfen, dessen Aufschwung ebenso Lüge und Heuchelei, wie seine Niedrigkeit Thatsache ist." Dieselbe Tendenz durchzieht ein Feuilleton der „Deutschen Ztg." (9770), das sehr post festum den vor mehr als zehn Jahren erschienenen Roman „Catilina" von Edmund Friedmann wegen seiner Sympathie für die Juden stark tadelt.

Einen interessanten, doch wie es scheint zu weit hergeholten Vergleich zwischen „Ibsen und Anzengruber" (Ostdeutsche Rundschau 69, 70) sucht Dr. Siegfried Robert Nagl zu führen. Beide Dichter haben ihre Motive aus der Gesellschaft herausgegriffen. Bei beiden ist es die Morschheit dieser Gesellschaft, die sie geißeln, bei Ibsen der Konsul Bernick aus den „Stützen der Gesellschaft", bei Anzengruber der Kreuzweghofbauer Mathias Ferner; beide nach außenhin ehrenwerte Männer, haben an ihren Nächsten ein großes Verbrechen begangen: einen Meineid; beide können nur durch Verbrechen sich vor den Folgen ihrer That sichern. Und doch tritt die Katastrophe ein, bei dem Gedankendichter Ibsen ganz seelisch, bei dem Thatsachendichter Anzengruber ganz körperlich. Noch gesuchter erscheint der Vergleich zwischen der „Nora" und dem „Fleck auf der Ehr'". In beiden Dichtungen haben die Heldinnen einen dunklen Punkt in ihrer Vergangenheit. Nora ein Verbrechen, das sie nicht gebüßt, Franzl Moser eine Kerkerstrafe, die sie nicht verdient hat. Beide Frauen stehen vor dem Selbstmord, als die Gatten davon erfahren, die nicht verzeihen können, und das Vertrauen, ohne das die Ehe eine Lüge ist, entschwindet. Bei Anzengruber friedliche Lösung, bei Ibsen aber ein Fragezeichen, als die Erkenntnis der Wahrheit beide Frauen rehabilitiert. Andere Aehnlichkeiten im Stoffe finden sich etwa in „Rosmersholm" und dem „Vierten Gebot". Der Priester, der sich gegen die Satzungen seiner Kirche versündigt, oder die Frau zwischen zwei Männern, Ellida Wangel und Katharina Weller („Hand und Herz"), dann die „Gespenster" der Jugendsünde, die in Regina Engstrand und in der Horlacherlies („G'wissenswurm") lebendig werden und andre. Je mehr Nagl Aehnlichkeiten zu finden sucht,

desto mehr werden dem Unbefangenen die Unterschiede klar. Zwischen diesen beiden Dichtern klafft eine Welt; nicht die äußeren Aehnlichkeiten, verwandte Gestalten oder gleiche Situationen und Konflikte, sondern die innere der gleichen Entwicklung und Lösung, der gleichen Welt und Lebensanschauung zeugt für die Verwandtschaft zweier Dichter. — Gleichfalls mit Erscheinungen der neuen Litteratur beschäftigt sich ein Feuilleton von Otto Kraus „Von den magischen Eigenschaften der Seele" (Wiener Tagblatt 66), in dem an Emile Zolas jüngster Schöpfung „Angeline" und dem verwandten Roman „Miß Ludingtons Schwester" von Bellamy zu zeigen versucht wird, wie hier ein Hauch der Mystik sich zeige, der der Dichter am Anfange seines Schaffens abhold war. Der gewaltige Psychologe Zola fühle sich mit seiner Seelenkunde am Ende menschlichen Wissens angelangt, und wenn er sich der Mystik noch nicht voll und ganz zugewendet habe, wenn er nur schüchtern den Versuch machte, die Kriterien der Seele litterarisch zu verwerten, so sei es mehr, weil er ein zu ausgesprochener Seelenanalytiker sei, um je die Basis konkreter Seelenanalyse verlassen zu können, als weil er sich dem Bewußtsein verschließe, daß zwischen Himmel und Erde mehr sei, als unsere Schulweisheit sich träumen lasse.

Von den an neue Bücher anknüpfenden Essais oder umfangreichen Besprechungen heben wir hervor: ein Feuilleton von Theodor Herzl über Rudyard Kiplings „Dschungel-Buch" („Neue Fr. Presse" 12 403). Das Buch ist, heißt es da, ein Kunstwerk von ewiger Art. Die vorübergehenden Geschlechter, werden es einer dem anderen mit dankbarem Lächeln weiterreichen, wie sie etwa den Gulliver oder den Robinson weitergegeben haben. — An gleicher Stelle (12 411) wird Wilhelm Jordans Streitbuch „In Talar und Harnisch" von Karl v. Thaler durchwegs beifällig gewürdigt. Ebenda (12 410) bespricht oder excerpiert vielmehr Siegfried Münz Malvida von Meysenbugs „Memoiren einer Idealistin". Eine scharfe Zurückweisung erfahren die Orphischen Lieder von Constantin Christomanos durch Eduard Pötzl im „Neuen Wr. Tagblatt" (66) (siehe „Wiener Rundschau"). — Im „Fremdenblatt (75) bespricht M. M[esser] die beiden Bände von Friedrich Nietzsches „Schriften und Entwürfe". — Ein unlängst erschienenes Buch von Dr. med. M. Heitler „Ovids Verbannung" gibt S. Frankfurter Gelegenheit die alte Streitfrage nach der Ursache dieser Verbannung nochmals zu beleuchten. Der neueste Interpret findet den Grund der Verbannung darin, daß Ovid sich weigerte in seiner Poesie dem Augustus zu dienen wie die anderen Hofdichter der Zeit („Wiener Ztg." vom 11. III.). — Aus dem reichen Inhalt von Fréd. Massons „Josephine" hebt Wittmann in der „Neuen Fr Presse" (12 408) das Interessanteste heraus. — Zum Schlusse sei erwähnt: ein wenig belangreicher Aufsatz von Joseph Groß „Der Streit des Sommers mit dem Winter" in der mittelhochdeutschen Dichtung („Deutsches Volksblatt" 3361) und ein sehr sachlicher und ruhiger Artikel über den Würzburger Theologie-Professor Hermann Schell, seine wissenschaftlich-litterarische Thätigkeit und seinen Kampf gegen die Index-Kongregation. („Neue Fr. Presse" 12 414).

Wien. *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Der Bär. In Heft 9 und 10 wird das Thema „Großstadt-Poesie" eingehend behandelt. Der Verfasser der Studie (L. J.) bestreitet, daß unser Volk poetisch unfruchtbar geworden sei, giebt aber zu, daß die Produktion an Volkspoesie in diesem Jahrhundert nur spärlich gewesen und führt hierfür eine Reihe erklärende Momente an: die Schwere des Existenzkampfes, das überhandnehmende Interesse der unteren Klassen an der Politik, die Ueberschwemmung mit Gassenhauern, das niedrige Niveau der Volksbelustigungen, ferner die jede Individualität mordende Beschäftigung in den Fabriken. Namentlich gilt diese Unproduktivität von der Großstadt, wo die meisten Kinder kaum je Wald und Feld gesehen haben. Dafür hat die Kunstdichtung in der Großstadt-Poesie ein reiches Gebiet neuer Motive und Eindrücke gewonnen, und die moderne Lyrik weist zahlreiche Beispiele dafür auf, daß auch in dem scheinbar so nüchternen und materiellen Treiben der Großstadt alle Winkel und Ecken voller Poesie des Lebens stecken, wie das gelegentlich Arno Holz in seiner Weise klassisch (im „Buch der Zeit") zum Ausdruck gebracht hat:

> „Denn nicht am Waldrand bin ich aufgewachsen
> Und kein Naturkind gab mir das Geleit,
> Ich sah die Welt sich drehn um ihre Achsen
> Als Kind der Großstadt und der neuen Zeit.
> Tag aus, Tag ein, umrollt vom Qualm der Essen,
> War's oft mein Herz, das lautauf schlug und schrie,
> Und dennoch, dennoch hab ich nie vergessen
> Das goldne Wort: Auch dies ist Poesie!"

Bühne und Welt. Ueber „Iffland als Dramatiker" läßt sich in Heft 11 Arthur Stiehler aus, der vor einiger Zeit mit einem eigenen Werke über das ifflandische Rührstück hervorgetreten ist und aus dessen Inhalt hier auszugsweise einiges zusammenfaßt. — Sudermanns „Drei Reiherfedern" bezeichnet Max Osborn in einer kritischen Studie als im wesentlichen mißglückt, trotz der einzelnen Schönheiten. — In Heft 12 stellt Heinrich Houben aufgrund seiner Gutzkow-Forschungen Untersuchungen darüber an, wie weit in „Uriel Acosta" eigene Erlebnisse des Dichters verwebt sind. Seine Haltung gegenüber den Verfolgungen Metternichs im Jahre 1835 habe dem Stücke seine Entwicklung gegeben. Uriel — was übrigens schon Johannes Proelß ausgeführt hat — ist er selbst, der trotz Eltern, Braut und Freunden den Widerruf seiner Ueberzeugung trotzig verweigerte. Auch den „Zwiespalt zwischen der engen Welt des Elternhauses, der Erziehung und der in die Weite gehenden Gedankenwelt des Forschers" hat er selbst an sich erlebt. Manche weicheren Züge seines Wesens hat er auf die Figur des Manasse übertragen. Biographisch wertvoll aber ist das Drama insbesondere für Gutzkows Liebesleben. Judith, die Heldin des Trauerspiels, ist keine bloße Phantasiegestalt, sondern eine dichterische Verherrlichung der Frau, an die Gutzkow jahrelang (1842—1848) durch Bande des Geistes und des Herzens geknüpft war: Therese von Bacharacht. — Zeitgemäß, angesichts des zunehmenden Unfugs, Kinder zum Zwecke rührender Stimmungseffekte auf die Bühne zu bringen, kommt eine kleine historische Studie, „Das Kind im Drama" von Alice v. Gaudy im selben Hefte.

Deutsche Dichtung. In Heft 12 sind einige Privatbriefe „Oesterreichischer Dichter" abgedruckt. Karl Herloßsohn (1804—1849) der Begründer der Zeitschrift „Der Komet" und Verfasser der je dreibändigen Romane „Wallensteins erste Liebe", „Die Tochter des Piccolomi", „Die Mörder Wallensteins" u. v. a. schreibt ziemlich devot an J. L. Deinhardstein, der damals Vizedirektor des Burgtheaters und Referent in Zensursachen war, kompromittiert seinen Mitredakteur Moritz Hartmann ein wenig, und tröstet D. wegen einer ungünstigen Kritik mit den Worten: „Noch hat keiner von den Weltenstürmern Einen aufgefressen". — Der Lyriker Uffo Horn (geb. 1817) empfiehlt den 24jährigen Dichter des „Ziska", den später zu einer heute stark erschütterten Berühmtheit gelangten Alfred Meißner, als „einen höchst begabten jungen Dichter und enthusiastischen Verehrer Ihres Genius" an Julius Mosen in Dresden. — Der Brief von Ferdinand Kürnberger (1821—1879) wäre wohl besser ungedruckt geblieben. Der Herausgeber verschweigt aus Diskretion den Adressaten, von dem es jedenfalls nicht taktvoll war, dies Schreiben auf den Autographenmarkt zu bringen. — Der letzte Brief — von Robert Hamerling — weist das Ansinnen

auf Empfehlungen, wie es an berühmte Leute von mehr oder weniger flüchtigen Bekannten so gern gestellt wird, und das besonders peinlich sei, wenn die Bekanntschaft zu kommerziellen Zwecken ausgebeutet werden soll, wie im vorliegenden Fall, sehr liebenswürdig, aber sehr energisch ab. „Mit nichts in der Welt kann man mich in größere Verlegenheit setzen, als mit dem an mich gestellten Verlangen nach Empfehlungen."

Die Gartenlaube. Nr. 9. Ein sehr bemerkenswertes Urteil Gottfrieds Keller über die vielverlästerte Marlitt berichtet Moritz Necker in dem ersten Aufsatze einer Artikelserie „Eugenie John-Marlitt. Mit bisher ungedruckten Briefen und Mitteilungen." Es wird da erzählt, daß eines Abends am Stammtisch in der züricher Tonhalle das Gespräch zwischen Kinkel, Keller und Johannes Scherr auf die schreibenden Damen gekommen sei, über die Kinkel herzog, während Keller sie in Schutz nahm. Er habe sich einmal, als er jemand weidlich auf die Marlitt habe schimpfen hören, die „Goldelse" kommen lassen, um die „niedergedonnerte Person" doch wenigstens kennen zu lernen. „Nun, ich habe nicht allein diese Geschichte, sondern auch noch manche andere von ihr gelesen, und zwar von A bis Z, und habe keine Langeweile verspürt, im Gegenteil, ich habe das Frauenzimmer bewundert! Das ist ein Zug, ein Fluß der Erzählung, ein Schwung der Stimmung und eine Gewalt in der Darstellung dessen, was sie sieht und fühlt — ja, wie sie das kann, bekommen wir das alle nicht fertig . . . Es lebt in diesem Frauenzimmer etwas, das viele schriftstellernde Männer nicht haben, ein hohes Ziel; diese Person besitzt ein tüchtiges Freiheitsgefühl, und sie empfindet wahren Schmerz über die Unvollkommenheit in der Stellung des Weibes. Aus diesem Drang heraus schreibt sie."

Die Gegenwart. Bd. 55, Nr. 11. Im Anschluß an die jüngst erschienene Schrift „Die Pseudonyme der neueren deutschen Litteratur" von F. Sintenis (Hamburg, J. F. Richter) bringt A. O. Seemann über „Schriftstellernamen" und die Geschichte des Pseudonyms einiges wenig und manches allgemein bekannte vor. — Abfällige Kritik übt Johannes Gaulke an den Bestrebungen zur künstlerischen Erziehung des Volkes. Für die Mehrheit der um bessere Lebensbedingungen ringenden Arbeiterklasse sei ein derartiges Bildungsbedürfnis nicht vorhanden. „Die Erziehung des Volkes zur Kunst kann nur auf einer breiteren Grundlage mit Erfolg betrieben werden, und dazu gehört in erster Linie, daß schon in der Jugend der Sinn für das Schöne geweckt werde. So lange nicht Staat und Schule die Bedeutung der Aesthetik als eines Erziehungsfaktors anerkennen und wie im alten Athen dem Volke die Pforten der Kunsttempel öffnen, ist an ein wesentliches Steigen des künstlerischen Niveaus nicht zu denken." — In Nr. 12 giebt Gustav Gubitz eine Charakteristik von Jens Peter Jacobsen, und Paul Hermann (Torgau) einen Abschnitt aus seiner kürzlich erschienenen „Deutschen Mythologie" (Leipzig, Wilh. Engelmann) über den Mythus des Weltunterganges und seine Umgestaltung.

Die Gesellschaft. Eine scharfe Satire „Goethe im Reichstag" von M. G. Conrad, die sich mit der Person des Abgeordneten und Domherrn Dr. Franz Schädler mehr gründlich, als liebevoll beschäftigt, leitet das erste Märzheft ein. Eine bisher deutsch noch nicht erschienene Studie von Walt Whitman über seinen Landsmann Ralph W. Emerson läuft auf eine ziemlich geringschätzige Beurteilung dieses Dichterphilosophen hinaus, für den sich nur „junge Burschen" ernstlich begeistern könnten. — Die im letzten halben Jahr vielfach erörterte Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Katholizismus und der modernen Litteratur hat in dieser Zeitschrift eine ganze Artikelserie von Ernst Gystrow hervorgerufen, deren erster Abschnitt die Aufschrift „Schell und Veremundus" trägt, somit an die beiden schärfsten Kritiker des katholischen Geisteslebens aus der jüngsten Zeit anknüpft. Die Schwächen der Broschüre von Veremundus werden nicht geschont; daß er der „zweifellos hohen Begabung" des Jesuitenpaters W. Kreiten, des Kritikers der „Stimmen aus Maria Laach", nicht gerecht werde, wird ihm zum Vorwurf gemacht und seinen Ausführungen die Neuheit abgesprochen. Gystrow seinerseits will in dieser Frage von keiner Unterscheidung zwischen Katholizismus und Ultramontanismus wissen, will nicht den Jesuitismus allein der Schuld an der unbezweifelten Rückständigkeit der katholischen Dichtung zeihen. Er will in seinen kommenden Ausführungen darlegen, daß das Hemmnis der Entwicklung thatsächlich im Katholizismus selbst liege, daß das katholische Kunstideal nur in engen Grenzen noch in der neuen Dichtung Raum finde, daß es aber jenseits dieser Grenzen für den Katholizismus keine Möglichkeit gebe, an der modernen Dichtung mitzuwirken, und daß „eine moderne katholische Dichtung schlechthin unmöglich" sei. — Im gleichen (zweiten März-) Heft unternimmt Karl Bleibtreu unter der Marke „Ein sozialistischer Aesthetiker" einen Vorstoß gegen Edgar Steigers Werk „Das Werden des neuen Dramas" zu dem Zwecke, seine eigenen Dramen gegen Steigers Kritik in Schutz zu nehmen. — Die hervorragendste Führerin der deutschen Frauenbewegung Elisabeth Gnauck-Kühne, die neuerdings auch ihr Erzählertalent durch eine Anzahl Skizzen (in der „Zukunft") offenbart hat, wird von Charlotte Broicher charakterisiert. Ihr Porträt ist dem Hefte beigegeben.

Die Grenzboten. 58. Jahrg. Heft 10. Auf die schon erwähnte Studie „Gerhart Hauptmann und sein Biograph", die erst kürzlich Karl Kinzel in Heft 1—3 dieses Jahrgangs hier veröffentlichte, folgt ein neuer scharfer Angriff auf Gerhart Hauptmann und seinen Kreis, den Eugen Wolff mit einem „Potemkins Dörfer" betitelten Beitrag unternimmt. Ausgehend von der Erteilung des Grillparzerpreises an den Dichter des „Fuhrmann Henschel", die er als eine Versündigung an Grillparzers Geist betrachtet, greift Wolff Erich Schmidt, Paul Schlenther, Otto Brahm und den sonstigen „Schererkreis" als diejenigen an, die Hauptmann in die Mode gebracht und der Schwärmerei für ihn „einen wissenschaftlichen Anstrich" gegeben hätten. „Man könnte in gewissem Sinne an Potemkins Dörfer denken: der Uneingeweihte glaubt immer neue Scharen huldigenden Volkes zu sehen, während es in Wirklichkeit an jeder Station dieselben Arrangeure, dieselben Statisten sind... Unter diesen Umständen wird es gerade für unabhängige Vertreter der Litteraturwissenschaft doppelt Pflicht, unbeirrt von der Parteien Gunst und Haß, zum Modenaturalismus Stellung zu nehmen." Wolff sucht sodann nachzuweisen, daß Hauptmanns Erfolge mehr oder weniger das Werk einer kleinen, aber einflußreichen Clique seien, durch die die Unselbständigen „terrorisiert und hypnotisiert" würden. Der buchhändlerische Erfolg könne kein künstlerisches Wertmaß sein, da auch Lindau, Ebers, Julius Wolff ihn gehabt hätten. Daß Theodor Fontane für den Naturalismus Sympathien gehabt habe, bestreitet Wolff auch hier, wie er es anderwärts gethan hat (vgl. L. E. Sp. 760). Für die ruhige Fortentwickelung des künstlerischen Realismus sei der einseitige Hauptmannkultus eine ernste Gefahr; realistische Dramatiker, die „auf eigenen Wegen zu der Linie vordringen, wo sich Natur und Kunst aufs innigste berühren, würden dadurch beiseite geschoben, z. B. Halbe, Hartleben u. a. Schließlich geht Wolff im einzelnen auf „Fuhrmann Henschel" ein, dessen Stilmerkmale er in der „Verflachung der Charakteristik, in der Geistlosigkeit der Handlung, in der geflissentlich prosaischen Nüchternheit" findet.

Internationale Litteraturberichte. Die letzten beiden Nummern (4, 5) brachten einen Essai von Prof. Dr. H. Friedrich über den „resignierten Neuromantiker" Prinzen Emil Schönaich-Carolath, der seitab der großen Heerstraße seinen „Firnenweg" wandle, ein Prinz auch im Reiche der Poesie. Durch alle seine Schöpfungen gehe der „Pflug des Schmerzes" und der Gedanke, den er seinem letzten Novellenbande vorangesetzt habe: „Ich liebe alle die, denen das Unglück das Herz mit Trauerkränzen

umgürtete." — Ausführliches über die provençalischen und katalonischen Blumenspiele, die in diesem Sommer am Rhein neu aufleben sollen (vgl. L. E. Sp. 726 f.), erzählt in denselben Heften Dr. Johannes Fastenrath. Man erfährt hier u. a., daß die „Jochs Florals" zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Vergessenheit gerieten, bis sie 1859 in Barcelona durch 7 katalonische Schriftsteller wieder ins Leben gerufen wurden. Seitdem werden sie dort alljährlich gefeiert und haben sich allmählich auch in den andern größeren Städten Spaniens selbst auf den Balearen, eingebürgert. Ihnen verdankt die katalonische Poesie ihre Wiedergeburt und ihren Aufschwung. Sie finden jeweils im Mai statt, ebenso wie in Toulouse, wo sie nur in der Revolutionszeit eine Unterbrechung erfuhren. Hier datiert die Neublüte der provençalischen Dichtung bekanntlich von der Gründung der sog. „Félibrige", an deren Spitze der Meister provonçalischer Sangeskunst, Frédéric Mistral noch heute steht.

Das Magazin für Litteratur. 68. Jahrg. In dem Beiblatt „Dramaturgische Blätter" (10—12) knüpft ein Artikel von Walter Bormann (München) über „Dichtung und Schule" an die Sammlung deutscher Schulausgaben an, die der gießener Oberschulrat Hermann Schiller und der frankfurter Professor Veit Valentin herausgegeben haben (Dresden, Ehlermann.) Bormann gelangt dabei für die ästhetische Erziehung des Schülers zu ähnlichen Wünschen und Warnungen, wie sie kürzlich in den „Grenzboten" Wilhelm Münch (vgl. L. E. Sp. 765) für das rein poetische Gebiet ausgesprochen hat, d. h. er verlangt, daß der geistigen Selbstthätigkeit des Schülers möglichst freier Spielraum gelassen werde. „Mit seinem Meinen und mit fertigen ästhetischen Schulansichten möge der Lehrer so lange hinter dem Berge halten, bis er die eigene Urteilskraft der Lernenden genugsam vorbereitet und herausgelockt hat." — Zwei referierende Artikel beginnen in Heft 11: an des Fürsten Wolkonskijs von uns früher besprochenes Buch „Bilder aus der Geschichte und Litteratur Rußlands" schließt sich ein Essai über russische Litteratur von A. L. Jellinek an, während Dr. Paul Ernst die von Karl Eugen Neumann übersetzten „Lieder der Mönche und Nonnen Buddhas" (Berlin, E. Hofmann und Co.) als „eines der schönsten Dokumente der altbuddhistischen Litteratur" rühmt und analysiert.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. In Heft 6 erzählt Julius Lohmeyer allerlei persönliche Erinnerungen an den opferfreudigen Hofprediger Emil Frommel. Fast seine sämtlichen Veröffentlichungen, Predigten, Schriften, allbeliebten Bücher und dreißig Volksbüchlein voll kernigsten Humors hat Frommel in der Stille der Nacht geschrieben. Meist erst nach zwei Uhr suchte er dann erschöpft sein Lager auf. Eines seiner letzten Bücher hat er danach „Nachtschmetterlinge" betitelt. Interessant ist auch die Ansicht des immer lebensfrischen Mannes über unsere klassische Erziehung. „Warum", so ward Lohmeyer gelegentlich von ihm gefragt, „warum waren nur die Römer und Griechen so lebensfreudige und thatkräftige Menschen?! Und er beantwortete seine eigene Frage gleich dahin: „Weil sie nicht neun lange Jahre ihrer Jugend mit Lateinisch und Griechisch gepeinigt wurden". — Im selben Heft spricht Bernhard Rost über Otto Roquettes wenig bekannte dramatische Dichtung, „Gevatter Tod", die ungerechterweise über seinem erfolgreichen Waldmeistersang meist übersehen zu werden pflege, obwohl sie sein Lieblingswerk gewesen sei und ihn sein halbes Leben hindurch beschäftigt habe. Sie erschien 1873 bei Cotta und ist seither nicht wieder aufgelegt worden.

Die Nation. Die Nummer 23, in der u. a. Theodor Barth den eben siebzigjährig gewordenen Karl Schurz als den „Vermittler zweier Nationalitäten" feiert, während Robert Arnold Fritzsche (Gießen) dem Gedächtnis Lichtenbergs eine andächtige Betrachtung widmet enthält eine einführende Studie von Felix Poppenberg über den jungen badischen Dichter Emil Strauß, dessen Erstlingswerk „Menschenwege" seit kurzem vorliegt (Berlin, S. Fischer). Er besitze, heißt es von seinen Erzählungen, nichts von den artistischen Raffinements der modernen Lyrik, aber als Gegengewicht eine „künstlerische Menschlichkeit". — Ein anderes neues Talent, Fräulein C. E. Ries in München („Novellen vom Genfersee" und der Märchenband „Der Schnitter", beide bei C. H. Beck, München) hat in Hans Sittenberger (Nr. 24) einen warmredenden Sachwalter gefunden.

Neue deutsche Rundschau. Märzheft. Als die „jüngste Phase der nordischen Seele" stellt Felix Poppenberg eine Wendung zur Mystik fest, die sich am schroffsten in Strindbergs letzten Arbeiten (vgl. den Litteraturbrief im vorigen Heft) auspräge, aber auch in den anderen Aeußerungen der skandinavischen Litteratur unverkennbar sei, zunächst in Ibsens letzten Dramen, weiter in den Werken von Gejerstam, Jonas Lie, Thomas Krag und selbst von Hermann Bang, über dessen scheinbaren Alltagsgestalten schon „die Schwingen eines unentrinnbaren Fatums" rauschen. Verwandt damit ist das neu erwachende Naturgefühl, das den skandinavischen Dichtern zeitweilig abhanden gekommen war, jetzt aber in den Dichtungen eines Sigbjörn Obstfelder, Alvilde Prydz, Knut Hamsun und des Finen Juhanni Aho wieder auflebt. Daneben bleibt zu beobachten die Reaktion der Phantasie gegen den naturalistischen Wirklichkeitskultus wie sie sich in Heidenstams Roman „Karl XII. und seine Krieger", Selma Lagerlöfs „Gösta Berling" und den Rococogeschichten eines Birger Mörner oder Svend Leopold („Prinzessin Charlotte") Bahn breche. „Ihnen allen gemeinsam aber ist angstvolle Gegenwartsscheu und die quälerische Sehnsucht ihrem äußeren Leben etwas hinzuzufügen, daß es gewinne an Tiefe und Schönheit". — Zwei Essais aus weiblicher Feder in dem selben Hefte wollen beachtet sein. Lou Andreas-Salomé (Der Mensch als Weib) bringt die schon öfters von ihr vertretene Anschauung zum Ausdruck, daß das Weib durchaus eine Welt für sich, eine selbständige Form des Menschentums darstelle, und daß für Mann und Weib niemals die selben psychischen und ethischen Voraussetzungen Geltung haben könnten, wie es die schablonenhafte Frauenemanzipation gedankenloserweise annimmt. Ebenso legt gegen eine andere mißverständliche Ausschreitung unserer Zeit, gegen die falsche Auffassung des angeblich nietzschischen „Uebermenschentums" Ellen Key, in ihrer Studie „Die Freiheit der Persönlichkeit" Verwahrung ein, und will das Prinzip des Individualismus dahin verstanden wissen, daß es eine feste Grenze haben müsse: die Individualität der Andern. — Im vorhergehenden Heft (Februar) hatte Elisabeth Förster-Nietzsche den Briefwechsel zwischen ihrem Bruder und Jakob Burckhardt veröffentlicht, der auf das geistige Verwandtschaftsverhältnis dieser beiden großen Renaissanceverehrer manches neue Licht warf.

Das Neue Jahrhundert. (Köln a. Rh.) I, 24. Aus einem kürzlich erschienenen Memoirenwerk „Der Salon der Gräfin Maffei und die mailänder Gesellschaft 1834 bis 1886" von Raffaelo Barbiero (Mailand, Treves) teilt Adolf Flachs einiges mit. Der Salon der Gräfin Clara Maffei, die zeitweilig die Gattin des Dichters Andrea Maffei war, war ein halbes Jahrhundert lang der Sammelpunkt zahlreicher Politiker, Litteraten und Künstler des In- und Auslandes, in den Zeiten der italienisch-österreichischen Kämpfe auch ein wichtiges politisches Zentrum. 1837 verkehrte Balzac dort, 1838 weilte Liszt mit seiner um sechs Jahre älteren Freundin Gräfin d'Agoult, (bekanntlich der Mutter von Cosima Wagner), dort zu Besuche, 1842 begann Verdis Freundschaftsverhältnis zu der Gräfin Maffei, durch deren Vermittelung er später (1868) Manzonis Bekanntschaft machte. Aus Briefen und Stammbuchblättern dieser Männer giebt Flachs einiges wieder, um zum Schlusse das gerechtfertigte Bedauern darüber auszusprechen, daß in Deutschland der litterarische Salon von ehedem an-

scheinend ausgestorben sei. — Ein „Elsässer" schreibt über das Deutschtum in Elsaß-Lothringen und beurteilt die Lage im ganzen günstig, doch sei keineswegs das deutsche Regierungssystem an der Wendung zum besseren schuld, sondern der Niedergang Frankreichs, der die Elsaß-Lothringer nachgerade einsehen lasse, daß sie dort nichts mehr zu hoffen hätten. Nur die Ausnahmegesetze bildeten noch ein großes Hindernis für das Fortschreiten der Germanisation.

Das neue Jahrhundert. (Berlin.) I, 25. Als „Litteratur-Prostitution" geißelt Hans Land eine gewisse Gattung von Werken, wie Strindbergs „Beichte eines Thoren" oder Nordaus „Gefühls-Komödie", worin eigene Erlebnisse mit allzu verletzender Deutlichkeit auf Gassen und Märkte getragen würden. In diesem Sinne greift er namentlich ein eben erschienenes Buch als ein Produkt „künstlerischer Exhibitionssucht" an, das er nicht nennt, mit dem aber ziemlich unzweideutig Felix Holländers neuester Roman „Das letzte Glück" gemeint sein soll. — Das neue Werk Ludwigs Büchner „Am Sterbelager des Jahrhunderts" (Gießen, Emil Roth) wird von Carl Neumann in zustimmendem Sinn besprochen. „Der Kampf zwischen alter und neuer Weltanschauung, die noch nicht zustande gebrachte Ueberbrückung der großen Kluft zwischen Wissen und Glauben mit all ihren Konsequenzen, — das ist der Hemmschuh für die gedeihliche Entwickelung unserer Gesellschaft." An dieser Klippe leide jeder Fortschritt Schiffbruch. Darum müsse „vor überstiegenen Hoffnungen auf das neue Jahrhundert angesichts der bitteren Gegenwart gewarnt werden." — Aus der vorhergehenden Nr. 24 ist Julius Harts Selbstanzeige seines Buches „Der neue Gott" bemerkenswert, die den gedrängten Auszug seiner neuen Weltanschauung zu geben sucht: einer Weltanschauung, die unter Verwerfung der Kausalität aller Dinge und Vorstellungen sich in eine Welt des „reinen Schauens" zu retten bestrebt ist.

Nord und Süd, Märzheft (Nr. 264). In einer Charakteristik J. J. Davids, die Karl Bienenstein entwirft, wird die Stellung dieses jetzt vierzigjährigen Dichters zum übrigen litterarischen Jung-Wien so bezeichnet: „Hier ein Schwelgen in den feinstnüancierten Stimmungen, ein Tänzeln und Trippeln wie bei den Barrisons, ein Schweben über den ernsten Fragen des Lebens und der Zeit, ein schlangendamenartig graziöser Stil, die Luft des Variété, kurzum die Kunst der modernen Nerven, — bei David dagegen düster-ernste Farben, wuchtiges langsames Schreiten, ein tiefer Ernst, der sich an die schwierigsten Probleme des Menschenherzens und unserer Kultur heranwagt, sicher aber keinem aus dem Wege geht, ein Stil, der an die klobigen Holzschnitte alter Meister erinnert, aber von einer feinen tieftönigen Lyrik durchseelt ist. David hat in seiner Art nur Genossen in C. F. Meyer, W. H. Riehl und Ricarda Huch, wenn man bei dieser an ihre Erzählungen denkt." — An den Aufsatz schließt sich eine kleine Versdichtung Davids, eine Huldigung für seinen wiener Universitätslehrer, den Germanisten Richard Heinzel, vermutlich zu dessen sechszigstem Geburtstag im letzten November entstanden. — Die Frage „Willensfreiheit oder Determinismus?" untersucht Karl Biedermann (Leipzig), um sie zugunsten der Willensfreiheit zu entscheiden.

Preußische Jahrbücher. Bd. 95, Heft 3. Die Hälfte dieses Heftes, rund hundert Seiten, nimmt eine Arbeit von Carl Voretzsch (Tübingen) über „Gaudys Kaiserlieder und die Napoleondichtung" ein, in der zum ersten male die eigentliche Napoleonpoesie von des Kaisers Tode bis zum Erscheinen von Gaudys „Kaiserliedern" (1835) im Zusammenhang behandelt wird. Die wahre „histoire poétique" des großen Kaisers datiert nach Voretzschs Ansicht erst von dessen Todesjahr: insofern kommt ihm die zeitgenössische poetische Produktion nicht in Betracht, der neuerdings Paul Holzhausens in der „Allg. Ztg." erschienene Arbeiten (s. oben „Auszüge") galten. Er verfolgt zunächst die ältere Napoleondichtung in Frankreich selbst (Hugo, Béranger, Barthélemy-Méry, Barbier, Dumas père) und geht dann ihren Spuren in Deutschland nach, wo sich die Bewunderung für den toten Helden in Heines Ballade, Grillparzers Ode und Immermanns Vision keineswegs erschöpft hatte. Die Wirkung seiner Gestalt spiegelt sich u. a. in Hauffs Novelle „Das Bild des Kaisers", in Zedlitzens Balladen „Die nächtliche Heerschau" und „Das Geisterschiff", in Heines Buch „Le Grand", in Grabbes „Napoleon" und schließlich in Gaudys „Kaiserliedern", einer Sammlung von 26 Liedern, die bei Brockhaus in einem starken Bändchen und mit dem Bilde von Napoleons Totenmaske erschien. Es war der erste Versuch, die „Totalität dieses Heldenlebens" in epischer Form zu umfassen. Ungefähr gleichzeitig (1836) erschien in Frankreich Edgar Quinets Epopöe „Napoleon", die gleichfalls in Strophenform gehalten ist, und die Vergleichung dieser beiden verwandten Dichtwerke nimmt in Voretzschs Studie einen breiten Raum ein. Mit ihnen war die Napoleonpoesie insofern zu einem gewissen Abschluß gelangt, als die späteren Napoleondichter nicht mehr aus persönlichen Eindrücken, sondern nur noch aus der historischen Ueberlieferung schöpften. Aber aufgehört hat der poetische Kultus des ersten Bonaparte niemals, und gerade in unseren Tagen hat in Frankreich die „Napoleonlegende" bekanntlich eine üppige Litteratur gezeitigt, speziell in den Jahren 1892—94. In Deutschland hat in neuerer Zeit Karl Frenzel den Kaiser zum Helden eines fünfbändigen historischen Romans („Luzifer") gemacht; im Drama haben ihn Otto Harnack („Napoleon", 1881), Karl Bleibtreu („Schicksal", 1884) und Richard Voß („Wehe den Besiegten", 1889) wieder aufleben lassen, wozu auch noch aus den letzten Jahren Otto von der Pfordtens „1812" zu rechnen wäre.

Stimmen aus Maria Laach. Band LVI, 3. Aus dem dritten Hefte dieser katholischen Revue verdient ein Beitrag von Joseph Hilgers S. J. „Zur kirchlichen Gesetzgebung über verbotene Bücher" bemerkt zu werden. Danach wird der Index librorum prohibitorum nach der geplanten Neuausgabe aus zwei Teilen bestehen: der erste Teil enthält in kurzen, knappen Gesetzesparagraphen die ganze kirchliche Gesetzgebung über das Bücherwesen, der zweite das Titelverzeichnis der durch Sonderdekrete verbotenen Bücher. Hilgers nimmt die Kirche gegen den Vorwurf in Schutz, daß ihre Bücherverbote planlos seien und fixiert die Grundsätze, nach denen die Verbote erfolgten, woraus er nachzuweisen sucht, daß das Verfahren bei den kirchlichen Bücherverboten ein durchaus „mildes und freisinniges" sei, namentlich neuerdings, wo man auf überlebte Bestimmungen verzichtet und sich den veränderten Zeitverhältnissen bereitwillig angepaßt habe. Das Recht auf Bücherverbote stehe der Kirche so gut zu, wie einem Vater dem heranwachsenden Sohne gegenüber, und jedenfalls so gut wie dem Staate, der doch auch „den Vertrieb schmutziger Bücher und giftiger Waren gesetzlich untersagen" dürfe. Das Gebiet des Glaubens sei aber das eigenste Gebiet der Kirche, wenn anders sie überhaupt eine Existenzberechtigung habe. — Aus demselben Hefte verzeichnen wir den Leitaufsatz von R. v. Nostitz-Rieneck S. J. „Der neuentdeckte Königsberger Friede", der sich polemisch mit Friedrich Paulsens Werk über Kant beschäftigt, und eine größere Studie von A. Baumgartner S. J. über die Dichtungen des Aurelius Prudentius, des bedeutendsten lateinisch-christlichen Dichters aus den letzten Zeiten des römischen Kaiserreichs.

Der Türmer. (I, 6.) Märzheft. Unter „Relativismus" versteht Arthur Dix den Zug unserer Zeit, alles Gute und Böse nur relativ aufzufassen, als bedingt und abhängig von dem jeweiligen sozialen Milieu. Dieser Relativismus sei berechtigt, denn der Mensch sei wirklich ein „soziales Tier", ein Sklave des Milieus; aber dringend zu warnen sei vor einer Ueberschätzung dieser Thatsache, einer „fatalistischen Hingabe unter die schrankenlose und gefährliche Herrschaft des Relativismus". Die Erkenntnis, daß alle moralischen Werte nur relativ sind,

dürfe uns nicht abhalten, für unsere Zeit und unsere Gesellschaft bestimmte sittliche Normen und Gesetze aufzustellen, die niemand ungestraft übertrete. — Im selben Hefte spricht sich J. E. von Grotthuß über Sudermanns „Drei Reiherfedern“ aus, an denen der „kühle, zusammenklaubende Verstand“ zu viel, das Gemüt zu wenig Anteil habe, und Rudolf Presber berichtet zusammenreihend über die letzten berliner Premièren.

Die Umschau. III, 11. Ueber „Unterricht und Erziehung der Neger“ berichtet nach seinen eigenen in Viktoria (Kamerun) gemachten Erfahrungen der Regierungslehrer Sembritzki. Außer den Missionsschulen, bei denen die religiöse Unterweisung und Erziehung der Heidenkinder im Vordergrunde steht, giebt es in den deutschen Kolonien Regierungsschulen, die von christlichen und heidnischen Kindern besucht werden, und bei denen das Hauptgewicht auf der sprachlichen und technischen Ausbildung der Schüler liegt. Solcher Regierungsschulen existieren in Kamerun zwei (Belldorf und Viktoria, erstere mit 100, letztere mit 43 Schülern), in Ostafrika drei (Tanga, Bagamoyo, Dar-es-Salaam) und eine in Togo (Seppe). Die Schüler sind sehr verschiedenaltrig, von 6—20 Jahren, ältere lernbegierige Leute erhalten Privatunterricht. Die Lernfähigkeit der Negerkinder ist nicht sehr verschieden von der der weißen, nur ist der Prozentsatz der Stupiden größer. Reichlicher Anschauungsunterricht ist sehr nötig. Das Erlernen der Sprache geht bei dem großen Nachahmungstalent des Negers überaus rasch, auch wird der Wunsch, deutsch zu lernen, aus praktischen Gründen lebhaft empfunden. Dagegen ist der Neger im Rechnen äußerst schwerfällig. Auch das Eingewöhnen in die Schuldisziplin fällt ihm schwer und erfordert strenge Zucht, die jedoch nur bei wirklich schlechtem Willen zu körperlichen Strafen greift (Bambusrute), weil das sehr empfindliche Ehrgefühl geschont werden muß. Im ganzen „überwiegt die Zahl der netteren, fähigeren, folgsamen Schüler“; besonders sind die Mädchen sittsam, bescheiden und leicht zu leiten, doch erhalten diese bis jetzt noch keinen amtlichen Schulunterricht.

Velhagen und Klasings Monatshefte. März. Wie kurz die Zeit erst hinter uns liegt, wo man in manchen Kreisen Süddeutschlands die Preußen mit Hunnen, Hottentotten und ähnlichen angenehmen Völkerstämmen noch auf eine Stufe zu stellen geneigt war, lehren recht anschaulich die Erinnerungen „Aus meinen Kriegsjahren,“ die Wilhelm Jensen mit Humor und Ironie zum Besten giebt. Er lebte jungverheiratet in Stuttgart, als der Krieg von 1866 hereinbrach, und hatte als Norddeutscher nicht wenig unter der Mißachtung seiner schwäbischen Mitbürger zu leiden. „In jenen Tagen gingen oder schlichen vielmehr schattenhaft, zweien mit Lepra behafteten, nordischen, von der Kulturmenschheit Ausgestoßenen gleich, Wilhelm Raabe und ich durch die Straßen der württembergischen Residenzstadt. Schon daß wir dabei ertappt wurden, Württemberg nur mit einem t zu schreiben, brachte das Undeutsche unserer knechtischen Gesinnung zu vernichtendem Ausdruck.“ Um jene Zeit führt ihn eine Angelegenheit nach Zürich, wo ihn Friedrich Th. Vischer sehr herzlich aufnahm. Sie waren in dessen Stammkneipe, als der Wirt die frische Nachricht brachte, die Preußen hätten Frankfurt besetzt und der Stadt 20 Millionen Thaler Kontribution auferlegt. Da schoß Vischer wie ein Champagnerpfropfen vom Sitz auf und schrie: „Das ist eine Infamie, ein Schurkenstreich, wie die Welt ihn nicht gesehen! Sie wollen mit einem Schlage die alte Stadt Frankfurt, das alte Haupt des Reiches, zugrunde richten, denn eine solche Summe Geldes ist in ihr gar nicht vorhanden.“ Allgemeine Zustimmung; nur aus einer halbdunkeln Ecke her klang plötzlich eine dünne Stimme: „No, wenn se nor an de richtige Thür komme, da bringe se de 20 Millione schon in enner halwe Stunn' zusamme.“ Und als Vischer furchtbar schnaubend wie ein Jupiter tonans losbrach: „Herr — aus welchem elendesten Winkel der Erde sind Sie, daß Sie sich erfrechen, die hochedele, freie Stadt Frankfurt zu beschimpfen?!“ kam im selben dünnen Ton die seelenruhige Antwort: „Erlauwe Se, — ich bin e Frankforter!“ In der Folge ließ sich Jensen veranlassen, die plötzlich verwaiste Redaktion der „Schwäbischen Volkszeitung“ zeitweilig zu übernehmen, und machte bei dieser Gelegenheit auch auf 4 Tage die Bekanntschaft des Hohen Asperg, weil er so unvorsichtig gewesen war, einem schwäbischen Abgeordneten Mangel an Wahrheitsliebe nachzusagen.

Westermanns Monatshefte. Im Märzheft dieser Zeitschrift, die in den Jahren 1878—84 von Friedrich Spielhagen geleitet wurde, bringt Hans Henning dem siebzigjährigen Dichter eine Huldigung dar, dem er schon eine 1897 erschienene biographische Studie gewidmet hat. Ein Bildnis Spielhagens aus seinem dreißigsten Jahre, das einen träumerisch blickenden Kopf mit langgewachsenem Haupthaar zeigt, ist dem Artikel beigegeben. — Einen „fürstlichen Sonderling“, den merkwürdigsten des 18. Jahrhunderts, nennt Christian Meyer den Markgrafen Friedrich Christian von Bayreuth (1708 bis 1769), von dem die Gattin seines Neffen, die Markgräfin Wilhelmine in ihren berühmten Memoiren ein so wenig anziehendes, freilich arg übertriebenes Bild entworfen hat. Wegen eines im Jähzorn begangenen Mords an einem Jagdburschen saß er als Prinz auf der Plessenburg bei Culmbach gefangen. Auch andere Schicksalsschläge betrafen ihn und ließen seinen Charakter jeden Halt verlieren. Zweiundzwanzig Jahre verbrachte er als Generallieutenant der in Holstein stehenden dänischen Truppen am rantzauschen Schlosse zu Wandsbeck, bis ihn 1763 der unerwartete Tod seines Neffen nach Bayreuth an die Regierung rief. Ehe er diese antrat, verlangte er, daß vor seiner Ankunft sämtliche französische und italienische Hofbedienstete und sonstige Fremde die Residenz geräumt haben müßten, was einen wahren Völkerauszug zur Folge hatte, denn sein Vorgänger hatte den denkbar üppigsten Hofhalt geführt, von dem heute u. a. noch das Schloß und das große Opernhaus Zeugnis ablegen. Friedrich Christian seinerseits lebte sehr einfach und „wie ein Uhu“ hinter verhängten Fenstern. Ueber seinem Bette hing das Bild seines Ideals, der Königin Elisabeth von England, „jedoch ganz besudelt, da der Markgraf die Gewohnheit hatte, an die Wände zu spucken, und hierbei auch das Bild der jungfräulichen Königin nicht verschonte“. Beim Essen führte er die Speisen mit den Fingern zum Munde, doch aß er meist allein, manchmal mit Musikbegleitung, die er sehr liebte. Im Jähzorn traktierte er jeden mit dem Stocke, der ihm gerade unter die Hände kam. Die Frauen existierten nicht für ihn; seine früh geschlossene Ehe war geschieden. Am meisten Einfluß auf ihn hatte sein Leibarzt Schröder, ein ordinärer Quacksalber, der die höchsten und einträglichsten Aemter bekleidete und einige würdige Werkzeuge, darunter einen Geisterseher und Goldmacher, besaß. Er war ebenso gefürchtet, als gehaßt und die bedrängte Beamtenschaft suchte und fand gegen ihn die Intervention Friedrichs des Großen, die aber nichts fruchtete. Friedrich Christian starb schon nach sechsjähriger Regierung buchstäblich am Hungertode, da er nach dem Genuß des hl. Abendmahls sich einbildete, nichts anderes mehr genießen zu dürfen. Er war der letzte Markgraf von Bayreuth; sein Land fiel an den Markgrafen von Ansbach, der es 1791 an die preußische Hauptlinie abtrat.

Zeitschrift für Bücherfreunde. II, 12. In seiner Eigenschaft als eifrigen Bibliophilen führt ein Aufsatz von Dr. Adolf Schmidt (Darmstadt) unseren deutschen Satiriker Hans Michael Moscherosch vor, der uns in seinen „Gesichten Philanders von Sittewald“ eine so lebendige und drastische Sittenschilderung seiner Zeit, der des dreißigjährigen Krieges, hinterlassen hat. Unendlich viele Zitate und Anspielungen finden sich in seinen Satiren, die teilweise auch heute noch lesenswert sind, eingestreut. Bei jedem Gedanken fast fallen ihm Beispiele aus alter und neuer Zeit ein, die er denn auch

alle getreulich und quellenmäßig anführt. Ueber sein ungeheures Wissen wird man sich nun nicht mehr wundern, wenn man hört, daß Moscherosch schon als Gymnasiast anfing, sich so viel Bücher wie möglich anzuschaffen und sich sogar — ein ganz besonderes Raffinement jener Zeit, zumal für einen Schüler, — die damals in Straßburg erscheinende erste deutsche Zeitung hielt. In seine Bücher pflegte er einen eigenhändigen Vermerk einzutragen, der entweder etwas über den Verfasser oder über den Spender des Buches aussagte. Manchmal wuchs sich dieser Vermerk zu einer förmlichen Kritik aus. So lobt er z. B. Martin Opitz und Andreas Tscherning in des letzteren „Deutscher Getichte Früling", Breslau 1642, und setzt würdevoll hinzu: „Moscherosch sic judicat". — Seine umfangreiche Bibliothek wurde nach seinem Tode seinen Söhnen von dem Landgrafen Ludwig VI. von Darmstadt im Jahre 1669 um 600 fl. abgekauft und bildet heute einen Teil der dortigen Hofbibliothek. — Schmidts Artikel bringt auch mancherlei neue biographische Daten über den elsässischen Dichter bei, die geeignet sind Ludwig Parisers ältere Arbeiten über diesen Gegenstand teils zu berichtigen, teils zu ergänzen.

Die Zukunft. In Nr. 24 werden dem deutschen Reichstag ob seiner schönen Leistungen im Kunst- und Litteraturverständnis die Leviten gelesen: in einem Leitartikel „Lex Goethe" und einer Auslassung des dresdener Kunsthistorikers Prof. Cornelius Gurlitt über „Künstlerehre und Reichstag". — Der neuen Küchenkomödie „Pauline" von Georg Hirschfeld macht es Maximilian Harden zum Vorwurf, daß hier ein guter Stoff schmählich verthan worden sei. „Eines Dichters Kraft kann es reizen, in die Dienstbotensphäre hineinzuleuchten und zu zeigen, wie die Mädchen leben und lieben, werden und welken, die Wand an Wand mit der Bourgeoisie hausen und doch von deren Genüssen und Sorgen, Empfinden und Wünschen wie durch ein Weltmeer geschieden sind. Welche Wandlungen entstehen im Bewußtsein der Bauerntochter, die um die fährliche Zeit der Geschlechtsreife in die Großstadt verschlagen wird und sich in Verhältnissen zurechttasten soll, deren Kompliziertheit ihr dumpfer Sinn früher nicht zu ahnen vermochte? . . . Kein Mensch kümmert sich darum; das Dienstmädchen mag seine Arbeit thun und, wenn es fertig ist, auf den luftlosen Hängeboden klettern; aus dem Papierkorb der Herrschaft mag es die Mordgeschichten auflesen, die in den Zeitungen allein seine Aufmerksamkeit erregen, und an jedem zweiten Sonntag mag es, allenfalls mit dem Hausschlüssel, tanzen gehen . . ." Von solchen Konflikten sei in Hirschfelds Stück nichts zu finden. „Er hat in den ‚Müttern' gezeigt, daß er mit der Innigkeit seines Fühlens und der frühreifen Kunst, mitleidig in die Seelen hinabzuleuchten, ein ehrlicher Dichter ist, der das Leid einer kleinen Menschheit in ergreifende, aus der Tiefe ihres individuellen Empfindens heraufklingende Töne zu lösen weiß. Er hat auch in dem viel schwächeren Schauspiel „Agnes Jordan" noch bewiesen, daß er, wie kein Anderer, den jüdisch-berlinischen Ton trifft. . . . Nun schied er aus dem heimischen Revier — und nun sieht man, betrübt und enttäuscht, daß er nur gesehenes wiederzugeben vermag und das Wunderkind zum armen Stümper wird, wenn es auf die Kraft der Phantasie angewiesen ist."

In den „Akademischen Monatsheften" Nr. 179 läßt Hans Hopfen, der hier zeitweilig als alter Korpsstudent die Feder führt, wiederholt die dringende Warnung vor den geplanten „Bismarcksäulen" laut werden, die für ca. 100 deutsche Städte in Form eines schmiedeeisernen Kandelabers geplant sind und deren jede 20000 Mark erfordert. „Zwei Millionen Mark für nach einem und demselben, durch Preisbewerbung festzustellenden Muster allerorten gleichförmig zu gestaltende Säulen — also zu gunsten einer einzigen schmalen kunstgewerblichen Leistung zwei Millionen Mark, die der deutschen Kunst verloren gehen!" Ob damit kein schönerer Gedanke zu verwirklichen wäre? —

In der Monatsschrift „Die Volksunterhaltung" (I, 5) bringt Otto Ernst (Hamburg) die Rede auf das Thema „Das Theater und die Kinder". Welchen Wert, fragt er, haben Theatervorstellungen für Kinder von 12—14 Jahren? Den Wert, daß sie die Phantasie wecken und befruchten, daß sie den Gesichtskreis des Schülers erweitern, seiner Kenntnis von Welt und Menschen festen Boden geben, vor allem aber den Wert einer edlen Unterhaltung.

In der „Revue franco-allemande", die mit ihrem 4. Heft in den Verlag von Carl Haushalter (München) übergegangen ist, entwirft Wilhelm v. Scholz mit Eifer und Wärme das litterarische Porträt von Gustav Falke, der erst als nahezu Vierzigjähriger (1891) mit seiner ersten Dichtung „Mynheer der Tod" hervortrat und sich seither zu voller Klarheit und Innerlichkeit gesammelt habe. Den landesüblichen Vergleich der falkischen Lyrik mit Liliencron und C. F. Meyer will Scholz nicht gelten lassen. Falke habe seinen eigenen, freilich nicht äußerlichen Stil. Sein Stil sei sein Rhythmus. Bisher hat er vier lyrische Sammlungen neben einigen Romanen erscheinen lassen. Sein Geburtsort ist Lübeck; er sollte Buchhändler werden, studierte aber Musik und lebt als Musiklehrer in Hamburg. — Im gleichen Hefte wird von A. M. Sodini der jungitalienische Romanschriftsteller Enrico Corradini (Leiter der florentiner Wochenschrift „Il Marzocco") lebhaft gerühmt. Sein neuestes Werk „La Verginità", das den Liebesroman eines Zwanzigjährigen mit einer Schauspielerin behandelt, werde augenblicklich in Italien viel besprochen.

Kunst-Zeitschriften.

„Kunst und Kunsthandwerk" ist die modernisierte Monatsschrift des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, die im Verlage von Artaria & Co., Wien, von Hofrat A. v. Scala herausgegeben wird. Der Ausstattung nach steht sie eigentlich obenan, Papier und Druck sind erster Qualität — im Inhalt ist sie natürlich lokal beschränkt, aber doch international genug, um nicht fremde Leser nur von den wiener Bestrebungen zu unterhalten, und geschmackvoll redigiert, sodaß blättern und lesen den anregenden Genuß gewährt, der sich Monat für Monat wiederholen darf — gewiß reicht heut das Material nicht mehr, um alle die dekorativen Zeitschriften mit verschiedener Ware zu versorgen, Duplikate kommen da mehrfach vor. Im letzten Heft bespricht Hevesi die Winterausstellung im österreichischen Museum, wozu Zimmer von Faray (dieses ein sehr hübsches Wohnzimmer), Müller (ein famoses Jagdzimmer) und Karl Bamberger (im Sheratonstil), dann die neuen böhmischen, oft sehr gelungenen Nachahmungen der Tiffanygläser, die Hammelschen Kasten mit Beschlägen, dekorierten Glasgefäße und Möbelstücke, sowie allerlei Kopien nach alten Originalen des Museums in ganz vorzüglichen Bildern beigegeben werden. Danach gewinnt der Fremde einen allerdings recht guten Begriff von der Entwicklung des jungen wiener Kunstgewerbes, an der Scala selbst so äußerst verdienstlich beteiligt ist. Auguste Marguillier schreibt in demselben Heft über die oft behandelte treffliche französische Medailleurkunst, wozu Illustrationen von interessanten Arbeiten von Chaplain, Patey, Roty (darunter die neue franz. Silbermünze) beigefügt sind. Unter den Notizen ist äußerst wertvoll die laufende Litteratur des Kunstgewerbes, die auf sämtliche internationalen Zeitschriften und Zeitungen (auch Nicht-Fachblätter) Rücksicht zu nehmen scheint.

Die „Dekorative Kunst" (München, Bruckmann) widmet ihr letztes Heft Walter Leistikow, dessen dekorative Landschaften in mehreren Exemplaren abgebildet werden,

und führt einen neuen skandinavischen Bildhauer, Hansen-Jacobsen ein, dessen Spezialität darin besteht, die Plastik wieder auf ihre architektonischen Primitivitäten zurückzubringen, von denen sie ausgegangen ist. Den Militarismus stellt er als Statue dar, deren Glieder vollkommen in eckige und beschiente Motive aufgehen, die in ihren Formen das Wesen des Eisens stilisieren. Aehnlich behandelt er Masken und Vögel für architektonische Zwecke. Vorläufig ist in diesen Dingen mehr eine Armut als eine starke Persönlichkeit zu erkennen, was der Text wohlweislich hervorhebt. Aber es ist zweifellos, daß aus diesen Ideen ein Architekt gute Anregungen gewinnen kann, um Figürliches innerhalb des baulich-struktiven Rahmens passend zu verwenden. Neue Vasen von Schmuz-Baudiß, Ziergläser von Krüger, neue englische Bucheinbände, holländische Möbel füllen das übrige Heft.

Das neue Heft der „Kunst und Dekoration" (Koch, Darmstadt) beschäftigt sich mit dem „Kayserzinn", dessen Formen seit langem die Kunstkenner erfreuten, während ihr Glanz wenig zu dem modernen Gefühl für Abtönung zu stimmen schien. In letzter Zeit werden sie auch matt gearbeitet und sie dürfen sich nun völlig den beliebten französischen Fabrikaten an die Seite stellen. Der zugehörige Aufsatz behandelt in sehr anregender Weise die gesamten Zinn-Verhältnisse und hebt bei den Arbeiten von Engelbert Kayser (Köln) auch ihren hygienischen Wert hervor: es befindet sich in ihrer Legierung kein Atom Blei. — In ähnlicher Weise wird Paul Stotz, „ein Meister des Erzgusses", behandelt, dessen abgebildete Kronen allerdings weder von Konvention, noch Schwulst ganz frei und in ihren besten Ideen vom Ausland abhängig sind. Stotz' Domäne ist die Schiffsbeleuchtung. Auch für die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche lieferte er die Beleuchtungskörper.

Die berliner „Architekturwelt" (Wasmuth) bringt im Schlußheft ihres ersten Jahrganges die Konkurrenzen für den bromberger Brunnen und den schöneberger Platz Z, von denen namentlich die Entwürfe zur gärtnerischen Ausgestaltung des Platzes ein symptomatisches Interesse haben. Es ist ein seltener Fall, daß für Schmuckanlagen eines Platzes ein Wettbewerb ausgeschrieben wird. Eine besonders glückliche Idee zeigt der Entwurf mit dem Motto: „für Eilige, Müde und Kinder." Hier ist eine Idylle mitten in der Stadt geschaffen, die Hauptwege sind durch Buschwerk und Laubenbögen begrenzt, zwischen denen Rasen und Sandspielplätze angelegt sind. Das scheint angebrachter, als kalte Baumarchitektur. Es hat die Vorzüge der pariser Squares.

Die Bruckmannsche „Kunst für Alle" bringt in ihren letzten Heften eine Arbeit von Paul Schultze-Naumburg über die Komposition in der modernen Malerei, die die wichtigsten, wenn auch nicht tiefsten Kompositionsgrundsätze an abgebildeten Beispielen aus allen Ländern und Zeiten durchführt, auch die Benutzung einer Photographie für die malerische Umgestaltung lehrt (Heft 11). Heft 12 ist Gehrts gewidmet, dem eben verstorbenen düsseldorfer historischen Maler, dessen liebenswürdiges Zeichentalent neben seiner konventionelleren Freskenkunst auch zur Ansicht kommt: in den äußerst amüsanten Faksimiles dreier Briefe, die Gehrts mit in den Text verstreuten skizzenhaften Schilderungen der betreffenden Gefühle oder Szenen ausstattet.

Die Seemannsche „Zeitschrift für bildende Kunst" bringt den zweiten Aufsatz von Eduard Firmenich-Richartz über den alten Niederländer Roger van der Weyden, der unter anderem mit einer Gravüre der Madonna des Lord Northbrook geschmückt ist. Der Gustav Paulische Aufsatz über die lombardische Ausstellung des Burlington Fine Arts Club wird abgeschlossen. So werden hier die großen Gebiete der vlämischen und oberitalienischen Malerei abgehandelt, durch zahlreiche Bilder erläutert, während die „Kunstchronik" die aktuelleren Vorgänge sorgsam verfolgt. Winter schreibt hier über die so bezeichnend ausgefallene neueste Kaiser-Konkurrenz der Ergänzung des antiken Venustorsos.

Berlin. *Oskar Bie.*

Oesterreich.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Nr. 3 4. Ein Referat seines Vortrages über den mährischen Dichter Justus Frey (Andreas Ludwig Jeitteles; vgl. L. E. Sp. 771) giebt Dr. Moritz Necker. „Wenn auch seiner Sprache", heißt es zusammenfassend, „der sinnliche Reiz der Anschauung fehlt, so gewähren doch seine Gedichte den sympathischen Eindruck einer idealistischen, gesunden, weltweisen Persönlichkeit mit reichen Herzenserfahrungen und vornehmer Gesinnung, deren Gedächtnis in der österreichischen Litteratur nicht verloren gehen darf." — Eine sehr fördernde Rezension wird der Neuauflage von „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller" (1898) durch J. Minor zu Teil. Beachtenswert ist daraus der Ansatz zu einer Geschichte des Wortes „Zeitgeist", das bekanntlich durch Arndt zum Schlagwort geworden ist, und das Minor bei Klinger und in der vossischen Travestie von Schlegels Alarcos nachweist. Er giebt aufgrund einer Broschüre von Franz Ilof eine Uebersicht über „Goethes Beziehungen zu den Steiermärkern, wobei die Gestalt des Kilian Brustfleck, die Goethe in „Hanswursts Hochzeit" verwertet hat, in der Litteratur historisch und bibliographisch verfolgt wird.

Heimgarten. Ganz den Charakteristiken entsprechend, die nach Hans Grasbergers Tode erschienen sind, zeigt sich der Dichter in den Briefen an Rosegger, die dieser im Märzheft des Heimgarten veröffentlicht, als ein ganzer, lauterer, herzensinniger Mensch voller Bescheidenheit und Treue, einer, der immer mehr gab, als er empfing, liebenswürdig gegen die Freunde, streng gegen sich selbst, gleich mutig gegen eigenen, besorgt für fremden Erfolg. Diese wenigen Briefe gehören zu den schönsten „Konfessionen" die je geschrieben wurden. — Sehr beherzigenswert ist ein Apell Roseggers gegen die „Dichter-Denkmäler". „Kaum ein Monat vergeht, daß nicht von irgend einem Orte Oesterreichs oder Deutschlands ein Denkmalaufruf erscheint, für irgend einen verstorbenen deutschen Dichter. Wenn das Kapital, das für ein Dichterdenkmal aufgebracht worden, auf Zinsen angelegt würde, und aus ihm jährlich hunderte von Exemplaren der Werke des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung richtig verteilt werden möchte, — es wäre ungleich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges, unvergängliches Denkmal. . . Einstweilen schlage ich die Gründung eines Schutzvereins vor. Denn kein Mensch ist heutzutage sicher, daß nach seinem Tode nicht für sein Denkmal gebettelt wird. Ich habe mich vorgesehen." — Ueber „Fritz Reuter als Trinker" berichtet Karl Schröder (Neuendorf) mit Heranziehung der entsprechenden Briefstellen. Seine früheren Sammlungen mundartlicher Volkssprüche ergänzt Karl Reiterer durch manchen gelungenen Zwei- und Vierzeiler. —

Die Wage. In einem pariser Brief (in Heft 10) würdigt Alfred Nossig den kürzlich verstorbenen d'Ennery ähnlich wie in dem bereits wiedergegebenen Aufsatze von Wittmann (L. E. Sp. 695), sowie den Hauptdarsteller seine Helden, Frederick Lemaitre (nur ein Namensvetter des Kritikers), dem man jüngst ein Denkmal gesetzt hat. — Die Aufführung der schnitzlerischen Einakter (s. unten die „Bühnenchronik") giebt Rudolph Lothar Gelegenheit zu klugen Auseinandersetzungen über diese Art des Dramas — das „dramatische Aphorisma", wie er es nennt. Im nächsten Hefte (11) bespricht er in einem ausführlichen Essai das Buch von Bartels „Die Alten und die Jungen" (1899), dem er trotz mancher Ausstellung Lob spendet. —

Wiener Rundschau. Einen feurigen Artikel für Malvida von Meysenbug, anknüpfend an ihr letztes Buch, steuert in Heft 8 B. von Hartstein (Baden) bei.

Weit weniger begeistert ist Rainer Maria Rilke, der eingehend aber kühl über Maeterlincks Pelleas und Melisande berichtet. Heft 9 bringt zumeist belletristische Beiträge hypermodernster Gattung, daneben den Essai „Kunst und Moral" von John Ruskin und seine einsinnige Studie von Th. Hartwig über Dostojewskys Roman „Der Doppelgänger". — Gegen die Besprechung der Orphischen Lieder durch E. Pötzl (siehe oben) wendet sich A. L. in einem sehr geharnischten Artikel, in dem nicht so sehr gegen den Inhalt als gegen die Art der Kritik Stellung genommen wird, weil aus dem Zusammenhang gerissene und zwischen Gänsefüßchen gesetzte Verse immer lächerlich wirken müssen.

Die Zeit. In Nr. 231 giebt H. v. Gerlach im Anschluß an Mehrings Schrift „Hardens Fabeln" eine Würdigung Hardens als Litterat und Journalist, sowie die kurze Geschichte der von diesem begründeten Wochenschrift „Die Zukunft". Ueber den Angriff von Arno Holz auf die im letzten Hefte mitgeteilten Ausführungen Levetzows über Rhythmus soll nach dem Erscheinen von dessen angekündigter Entgegnung berichtet werden. — Aus dem folgenden Hefte (Nr. 232) verdient ein Aufsatz von Knut Hamsun, „Emerson als Kritiker" besondere Beachtung, weil er sich von jeder Ueberschätzung frei hält. Er zählt die Vorzüge des berühmten amerikanischen Essaisten auf, seine Bildung, seine seltene Intelligenz, die Schärfe der Beobachtung und Anschauung, den Geschmack die Fähigkeit Spannung zu erwecken und zu erhalten, verhehlt aber auch die Mängel desselben nicht, den unentwickelten psychologischen Sinn und den überentwickelten moralischen. Er habe, heißt es, zu schematische Begriffe von einem Buch, von einem Menschen. Für die kleinen seelischen Regungen, für die Willens- und Instinktäußerungen habe er kein Auge. Emersons Kritik, wird am Schlusse gesagt, ausgezeichnet durch die litterarische Form, entbehre der Tiefe, des abschließenden Resultates, sie sei oberflächlich und zu billig. „Es ist eine Kritik, die ganz und gar auf erworbener Bildung beruht, statt auf besonderer Naturanlage. . . . Er kann an seinem Gegenstand entdecken, was jeder andere feingebildete Mann an seinem Gegenstand daran entdecken kann, mehr aber nicht (vgl. oben „Die Gesellschaft")."

Wien. *A. L. Jellinek.*

Frankreich.

Die Geschichtsfreunde finden in der „Revue des deux Mondes" vom 1. März eine Studie des Grafen d'Haussonville über die Herzogin von Burgund nach ihrer Heirat. G. Valbert bespricht in dem gleichen Hefte die Korrespondenz Friedrichs des Großen mit dem Marschall von Grumbkow. Der Marschall starb 1739. In seinem Nachlaß fand man Briefe, die er mit dem Kronprinzen Friedrich gewechselt. Siebzig davon waren bereits veröffentlicht, die übrigen 69, die Reinhold Koser 1898 herausgegeben hat, werden jetzt von Valbert besprochen. — Emile Faguet hat sich diesmal das Thema „Politik und Beredsamkeit" gewählt, um im Anschluß an einige neu erschienene Bücher die wichtigsten politischen Redner der letzten fünfzig Jahre, wie Guizot, Thiers, Lamartine, Ferry, Gambetta, Viktor Hugo u. a. als solche zu charakterisieren. Lamartines Rede war so hinreißend, daß man alle Mühe hatte, sich vor ihrer Wirkung zu hüten, wenn man seine eigene Meinung bewahren wollte. Viktor Hugo war als Redner durchaus Lamartines Schüler. Die Rede Thiers' war eine gewundene Linie, die von Dufaure eine gerade; jene glich einem Mäander, diese einem Eisenbahngeleise. Gambetta liebte den Bilderreichtum; seine Redeweise erinnert bald an Danton, bald an Robespierre, vielleicht aber mehr noch an Mirabeau, dessen Fehler er besaß, und den er sich offenbar zum Muster genommen hatte.

André Chevrillon veröffentlicht in der „Revue de Paris" vom 1. März den ersten Teil einer Studie über Rudyard Kipling. Seine Wildheit, sein Cynismus, sagt er, waren ganz dazu angethan, den wohlerzogenen englischen Leser aufzurütteln. Die Knappheit der Erzählung und Schärfe des Details scheinen dem Kritiker Kiplings hervorragende Eigenart. „Er giebt Wirklichkeit, jedoch in gedrängterer, packenderer Form, als sie sich sonst darbietet." — Dreißig Seiten japanischer Geschichte, gezeichnet La Mazelière, geben ein anschauliches Bild der teils chinesischen, teils europäischen Kultur des Reiches der aufgehenden Sonne. Der seltsame Wechsel von auflodernder Tugend und greisenhaftem Verfall, der diese orientalische Zivilisation kennzeichnet, wird besonders hervorgehoben. — In den „Notes sur la vie" (erster Teil) finden wir ein geistiges Vermächtnis Alphonse Daudets in Form meist kurzer Betrachtungen. Es sind sehr hübsche Einzelheiten, hintereinander gelesen wirken sie jedoch etwas ermüdend.

Im Märzheft der „Humanité Nouvelle" stellt G. Ramaekers in einer interessanten Studie fest, welchen Anteil die jungen katholischen Schriftsteller an der Renaissance der modernen belgischen Litteratur genommen haben. Zu den seit 1865 und 1884 bestehenden, neukatholischen litterarischen Zeitschriften „Revue littéraire" und „Le Magasin littéraire" gesellt sich seit 1890 „La Jeune Belgique", vertreten durch Herman de Baets, Maurice Dullaert, Henri Carton de Wiart, Pol Demade Ihr Ausgangspunkt ist: Dogma und Moral. Litterarisch am begabtesten ist Pol Demade. Er will den Leser „um sein Seelenheil besorgt machen" und schrieb in diesem Sinne die Bücher „Religieux", „Soeur Magdala", „Soeur Louise", „Une âme princesse". Bemerkt sei, daß Demade Arzt ist.

Ihrer neulich hier erwähnten Enquête über die Kritik fügt die „Revue d'Art dramatique" vom 20. Februar einen Vortrag des englischen Theaterkritikers J. T. Grein hinzu, der Theorie die Praxis. Herr Grein schildert in grellen Farben, wie sich die englischen Kritiker auf ihren verantwortungsvollen Beruf vorbereiten. Wer Freibillets und Umgang mit jungen Schauspielerinnen liebt, wer zufällig etwas von Deklamation oder Kostümen versteht, wer gelegentlich einen erkrankten Kollegen vertritt, wird und bleibt Theaterkritiker. Deshalb ist die Theaterkritik in England mit wenigen löblichen Ausnahmen — absolut kraft- und wertlos, weder ernst noch nützlich, sondern einfach abgeschmackt. Die Kassenstücke werden in den Himmel gehoben, den einflußreichen Direktoren wird geschmeichelt, für Ibsen und Maeterlinck hat man nur Unverstand und Hohn. Die Kritiken werden hastig, nach oberflächlichem Sehen und Hören niedergeschrieben. Fremde Sprachen und Litteraturen kennt der englische Durchschnittskritiker nicht. Die Hamburger Dramaturgie ist ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Kurz, schließt Herr Grein, unsere Theaterkritik ist schlecht von A. bis Z. — In der selben Zeitschrift (5. März) werden Felix Philippis dramatische Arbeiten von A. Bloch mit Verständnis besprochen.

Im 1. Märzheft der „Revue des Revues" plaudert Frédéric Loliée sehr anziehend über die Parisianismen in der modernen Litteratur. Besonders schöpferisch auf diesem Gebiete seien die Gyp, die Marni, Lovedan, Donnay u. a. Vielleicht die meisten Worte der Art stammten aus der Welt der Kokotten. Für diese selbst kennt die pariser Sprache eine unglaubliche Menge von Bezeichnungen, wie horizontales, étalées, épinglées, ondulées, agenouillées, momentanées, talons courts (was sich schon bei Rabelais findet), pierreuses, gigolettes u. s. w., zu geschweigen von der Menge noch niedrigerer Wortgebräuche Ein anderes Lieblingsgebiet der „Parisianismen" sind die wechselnden Bezeichnungen für das, was den Gipfel der Eleganz darstellt: vlan, pschutt, zinc, rubis, smart u. a. Von allen diesen hat aber nur das unverwüstliche „chic" sich in Geltung erhalten.

Paris. *Candide.*

Französische Schweiz.

Im Märzheft der „Bibliothèque universelle" handelt L. Léger in einem längeren Aufsatze über den Aufenthalt des polnischen Dichters Adam Mickiewicz in

der Schweiz, der hier in Lausanne an der Akademie eine Zeitlang lateinische Litteratur lehrte. Aus der pariser Chronik des Heftes sei die Ankündigung einer französischen Uebersetzung von Janssens deutscher Geschichte im Zeitalter der Reformation hervorgehoben. Bismarcks Memoiren erfahren eine eingehende Würdigung durch Antoine Guilland in Nr. 264 der „Semaine littéraire“, in der von Lazarille auch des „Litt. Echo“ in der schmeichelhaftesten Weise gedacht wird. Ueber den englischen Roman Aylwin von Theodor Watts-Dunton handelt Henri Jacottet (Nr. 265). — Der in der letzten Nummer des „Litt. Echo“ mit Edouard Rod gemeinsam behandelte Adolphe Ribaux beginnt in Nummer 266 eine Novelle „Un idéal“. — Näher dem philosophischen als dem rein litterarischen Gebiete stehend ist in Nummer 267 Gustav Frommels Aufsatz über soziale Pädagogik und Religion. — Auch Maurice Muret streift das psychologische Gebiet, indem er die Frage „pourquoi sommes-nous tristes?“ in der „Causerie“ der Nummer 268 zu beantworten sich bemüht. Lazarille erzählt, daß die moderne italienische Litteratur (Serao, Giacosa u. s. w.) in Paris viele Leser findet; auch er gedenkt in diesen Tagen des Polen Adam Mickiewicz und erzählt eine Geschichte von Mickiewicz' gerechtem und freimütigem Urteil über Puschkin. — Recht zeitgemäß ist in diesem Hefte der auch für gewisse deutsche Verhältnisse passende, Franquette unterzeichnete Artikel „A propos de jeunes gens“, der die Eitelkeit und Leerheit einer modernen blasierten Jugend geißelt. — Der litterarische Aufsatz in Nummer 269 stammt aus der Feder von Madame Georges Renard, der geistreichen Gattin unseres französischen Litteraturprofessors an der Universität Lausanne, und handelt über die Hofärzte im royalistischen Frankreich des 17. Jahrhunderts. — Das in der ersten Märzwoche herausgegebene Heft 270 enthält einen Aufsatz über James Adderley, einen christlichen Sozialisten, von L. Charlier und anmutige Lyrik von Anatole le Braz, dessen Bild das Heft schmückt, und dem Pierre Valjean einen längeren Essai widmet.

Lausanne. *Edward Stilgebauer.*

Holland.

Es geht gegenwärtig ein stark didaktischer Zug durch die meisten holländischen Zeitschriftennummern; so mancherlei Themen werden darin angeschlagen, aber die meisten erstrecken sich auf irgend ein Erziehungs- oder Studiengebiet. So z. B. bringt „De Katholiek“ in erster Reihe einen bemerkenswerten Artikel über die jetzt so viel erörterten Beziehungen der Kunst zum Volke und umgekehrt; und ferner einen Aufsatz über Mythologie und Folklore. Folklore, d. h. die Volkskunde, stellt sich seit einiger Zeit mit Vorliebe in den Dienst der Mythologie und wird von dieser willig empfangen. Ja, fast könnte es den Anschein gewinnen, als hätten beide gemeinsame Sache gemacht, wenngleich ihr innerstes Wesen in mehr als einem Punkte grundverschieden und das Gebiet der Mythologie das weitaus beschränktere ist. Dr. Schrynen, der Verfasser dieses Artikels, weist nach, welche gewaltige Stellung Folklore sich verdientermaßen erobert, welche Verdienste sich diese Wissenschaft und zwar nicht ausschließlich auf dem Gebiete der Mythologie, bereits erworben hat. „Wäre es nicht gut,“ schließt der Verfasser, „wenn man aus allen Kräften danach streben wollte, die Volkskunde in den Dienst der Verbreitung der ursprünglichsten Lehren von Glaube und Wahrheit zu stellen?“ — Poser la question c'est la résoudre.

In einem anderen Blatte findet sich ein Artikel über die „Frauenbewegung in der Litteratur“, der wohl zum Teil durch den bekannten holländischen Frauenemanzipationsroman „Hilda van Suylenburg“ angeregt wurde. Die Verfasserin spricht sich des längeren und breiteren über die Erziehung in den Mädchenschulen, namentlich den vlämisch-belgischen, aus und weist vor allen Dingen in klarer, anschaulicher Weise darauf hin, wie in fast allen Ländern, in denen die Erziehung ausschließlich von den Klöstern geleitet wird, das Wissen sowohl als auch die Moral auf recht niederer Stufe stehe.

Viel, teils abfälliges, teils günstiges, wurde über ein neues Stück geschrieben: „Ghetto, Bürgerliches Trauerspiel von Herm. Heyermans jr., das in Amsterdam mit großem Beifall aufgenommen und bereits unzählige Male wiederholt wurde; das Stück ist bereits ins Französische und Englische übertragen und wird, wie ich höre, demnächst auch in deutscher Sprache erscheinen. — „De Nieuwe Gids“ (Der neue Führer), das Organ der Jüngeren, enthält in seiner neuesten Nummer fast nur Poesie, darunter wunderbare Verse von Frederik van Eeden. — Mehrere Spalten widmet die „Hollandsche Revue“ dem neuesten Werk von Anna de Savrmin Lohmann (Die Liebe in der Frauenfrage), deren Name in der holländischen Schriftstellerwelt einen guten Klang hat.

Amsterdam. *E. van Nooten.*

Tschechische Zeitschriften.

Im „Cas“ (Zeit, Nr. 9) referiert J. Herben über das posthume Werk von Dr. Hugo Toman, „Das hussitische Kriegswesen zur Zeit Zizkas und Prokops“ und seine überraschenden Aufschlüsse, namentlich in einem Punkte, der sicher in den Augen katholischer und deutscher Historiker und Publizisten der wundeste der ganzen Reformbewegung war, der Humanität im Kriege. Tomans Buch vollzieht hier eine vollständige Umwertung der bisherigen Anschauungen und zeigt, daß auch hier, wie überall die Taboriten das Unglück haben, lediglich nach den Aussprüchen und Darstellungen ihrer heimischen und ausländischen Gegner, oder mindestens nach dem Zustand zu Ende des Krieges, wo das Heer sich in eine große Schar beutelustiger Söldner von internationalem Charakter verwandelt hatte, beurteilt zu werden. Die Taboriten als Religionspartei zeigen sich nach ihren eigenen Quellen als vollkommen würdige Vorgänger der böhmischen Brüder, die den Krieg vollständig verwarfen. Auch die Taboriten überlegten lange auf ihren Synoden, ob man zur Verteidigung von Gottes Wort das Schwert ziehen dürfe, und als es zum Kriege gekommen war, da nahmen sie jene Kriegsartikel an, welche nach Toman von den älteren, seit Kaiser Friedrich I. bekannten, gerade durch die Betonung der Humanität sich unterscheiden; Kriege sollten nur da geführt werden, wo das Neue Testament sie zulasse, zur Verteidigung in gerechter Sache, „weil aber diese Kunst schwer und gefährlich ist, so ist es der sicherere Weg, mit dem Geiste als mit dem Schwerte zu kämpfen.“ Der Feind sollte nur im Falle der Notwendigkeit, nicht mutwillig getötet werden, ebenso soll die Todesstrafe nur im Sinne des Neuen Testaments verhängt werden, Requisitionen sollen schonend eingetrieben werden u. s. w. Die Kriegsordnung Hodětins, die Toman in den Schluß des Krieges verlegt, enthält folgende Bestimmungen: dem Bauern soll nichts geschädigt oder genommen werden, was zum Ackerbau nötig ist, Bienen und Teiche sollen nicht beschädigt werden, wer ein Weib angreift, oder ein Bündel nimmt, neben dem sie sitzt, soll als Räuber behandelt werden. — Die deutschen Kriegsordnungen von 1426, 1427, 1431, die nach hussitischen Mustern gemacht waren, lassen ausnahmslos alle die Bestimmungen weg, welche zur Linderung der Greuel des Krieges und im Interesse der Humanität in den hussitischen enthalten waren. Wenn die Aufstellungen Dr. Tomans vor der Kritik vollständig standhalten, so wird damit eine der tiefst eingewurzelten Geschichtslügen aus der Welt geschafft und zwar an einem für die gesamte Kulturgeschichte überaus wichtigen Punkte.

Das Ereignis des Tages ist die Abhandlung von Dr. H. Máchal „Hankas Nachklänge russischer Lieder“ im neuesten Heft der „Filologické listy“. Es war bekannt, daß viele Gedichte der königinhofer Handschrift, vor allem die lyrischen, auffallende Aehnlichkeiten mit

russischen Volksliedern aufwiesen; dieser Umstand, der zur Zeit, als man die Handschrift noch für echt hielt, viel Kopfzerbrechen machte, erklärte sich leicht für den, der die Handschrift um das Jahr 1817 entstehen ließ, durch Benützung von russischen Volksliedern in gedruckten Sammlungen. Dagegen ließ sich der so überoft gebrauchte Einwand machen: welche Fülle von Gelehrsamkeit müßte der geheimnisvolle Fälscher besessen haben, um u. s. w. Nun hat Máchal aufgrund methodischen Suchens gefunden, daß erstens unter den Gedichten Wenzel Hankas (vor 1817) sich Nachklänge russischer Lieder finden, daß die Originale dieser Lieder in einer Sammlung beisammen sind, die Hanka nachweislich besessen hat, da sie mit seinen Randbemerkungen in seinem Nachlaß noch vorhanden ist, daß drittens die lyrischen Lieder der königinhofer Handschrift genau in derselben Art wie Hankas Nachdichtungen russischer Liedern derselben Sammlung, ja sogar eines einzigen Teils derselben Sammlung nachgedichtet sind. — Dieser hübsche Beweis Máchals vervollständigt somit den Beweis Gebauers in erwünschtester Art: Gebauer hatte nachgewiesen, daß das Altböhmische der gefälschten Handschriften auffallend mit der altböhmischen Grammatik übereintrifft, die sich Hanka vor 1817 zurechtgemacht hatte, nun beweist Máchal, daß auch die Technik und die Quellen der lyrischen Gesänge auffallend mit denen von Hankas Lyrik vor 1817 übereinstimmen: die Thatsache, daß Hanka an der Fabrikation der Fälschung hervorragend beteiligt war, ist ganz unanfechtbar. Damit ist freilich nicht gesagt, daß diese Erkenntnis auch allgemein würde und daß die letzte häßliche Episode der „Verteidigung des nationalen Bollwerks" dadurch auch ihren Abschluß gefunden hätte. — Das Märzheft der Květy (Blüten) enthält Vrchlickys Uebersetzungen von Goethes Zauberlehrling, Gedichte aus Heines Nordsee, aus Heyse, Lorm, Greif, Evers, H. v. Preuschen, Jules Barbier, Guido Baccelli, Rudyard Kipling. Die Vorschläge von J. Jakubec zur Organisation der Arbeit für die neutschechische Litteratur in der Naše doba (Unsere Zeit, Februar) gipfeln in der Errichtung einer eigenen Gesellschaft für neutschechische Litteratur, die Schriften, Briefwechsel edieren und litterarhistorische Arbeiten fördern würde; dem Autor schwebt vor allem die Goethegesellschaft als Muster vor. — Eine interessante Neuerung führte dieses Blatt und nach seinem Muster auch die Rozhledy (Rundschau) ein: jedem Hefte wird ein Bogen eines populärwissenschaftlichen Buches beigebunden, um auf diese Weise einem aus ungünstigen äußeren Verhältnissen entspringenden Mangel abzuhelfen: die Naše doba bringt eine Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen, die Rozhledy eine politische Geschichte von Europa. — Ueber Hebbels „Judith" (übersetzt von K. Kaminek) berichtet in den Rozhledy J. Karásek und weist als besonders charakteristisch auf den Unterschied des Gebetes Judiths in der Bibel und bei Hebbel hin: dort ist Judith passiv, hier aktiv, dort sieht sie in ihrem Thun die höchste Tugend, sie bittet Gott, sie zum Werkzeug seiner Rache zu machen; bei Hebbel weiß sie, daß der Weg zur Rache sündhaft ist und bittet Gott nur, das Unreine rein zu machen. — In den letzten Nummern des „Světozor" (Weltschau) bespricht Jaroslav Vlček in anziehender Weise drei tschechische Dichter als Italienreisende: M. Z. Polák sieht Italien im Beginn des Jahrhunderts als Thomson Kleistscher Landschaftsmaler, G. Kollár bereist es einige Jahrzehnte später als Slave und phantastischer Philolog, in den siebziger Jahren endlich sieht er Neruda als geistreichen Beobachter der lebendigen Gesellschaft der Gegenwart.

Prag. *Ernst Kraus.*

Lettische Zeitschriften.

Die ersten in diesem Jahre herausgegebenen Hefte der lettischen Zeitschriften bekunden das Bestreben ihren Leserkreis mit dem [illegible] Interessanteren auch mit dem für die Epoche Charakteristischen in der Weltlitteratur bekannt zu machen. Der „Austrums" (Osten) bringt einen kurzen Aufsatz über den kleinrussischen Dichter Kotlarewski, den Begründer der kleinrussischen Litteratur, und einige Ssergejenko (vgl. Sp. 760) entlehnte Skizzen über das Leben Tolstois. Unter den Uebersetzungen finden wir den Anfang von Luis Colomas bekanntem Sittenroman „Pequeñeces" und als eine besondere Beilage den Roman von Bertha von Sutter „Die Waffen nieder". Im litterarisch-kritischen Teil erfährt Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" und die lettische Ausgabe von Goethes „Faust" eine eingehende Behandlung. Das letztere Werk, das von dem Dichterpaar Aspasija und Rainis ins Lettische umgedichtet und mit zahlreichen Illustrationen ausgestattet von Plates (in Riga) herausgegeben wurde, bespricht A. Needra. Er zieht besonders die großen sprachlichen Schwierigkeiten in Betracht, die bei der Uebertragung dieser Dichtung zu überwinden waren. Die Entwickelung der lettischen Schriftsprache ist noch nicht zum Abschluß gekommen: der Lette denkt noch nicht so abstrakt, wie der Deutsche; für viele Begriffe und Gedanken des „Faust" mußte im lettischen der Ausdruck erst geschaffen werden. Man mußte zu Neubildungen, Umbildungen, Dialektformen greifen, und dies um so mehr, da die lettische Sprache auch an Reimen viel ärmer ist, als die deutsche. Die Uebersetzer sind meist siegreich über alle Schwierigkeiten hinweggekommen und in ihrer Arbeit dem Genius Goethes und dem der lettischen Sprache oft in überraschender Weise gerecht geworden. Einen dem Original sehr nahe kommenden Klang haben besonders die Lieder Gretchens (z. B. „Meine Ruh' ist hin"). — Der „Mehneschraksts" (Monatsschrift) enthält die ersten Akte von Goethes „Iphigenie auf Tauris" in der Uebertragung der ebengenannten Faust-Uebersetzer. Unter den weiteren umfangreicheren Uebersetzungen sind Mickiewicz' „Ahnenfeier" (poln. „Dziady") und Uchtomskys „Orientreise des Großfürsten Thronfolgers Nikolaus Alexandrowitsch" (letztere mit Illustrationen des Originals) anzutreffen. Im Januar-Hefte dieser Zeitschrift finden wir einige lose hingeworfene philologische Betrachtungen von Professor Schmidt (Peking) aufgrund einiger Lieferungen der lettischen, von Chr. Baron geordneten Volksliedersammlung „Latwju dainas", von der der erste Band im Umfange von 970 Seiten, 5259 Lieder nebst zahlreichen Varianten enthaltend, eben abgeschlossen ist. Er weist auf einige charakteristische Züge (z. B. auf den Parallelismus) des lettischen Volksliedes, sowie auf den ethnographischen und kulturhistorischen Wert dieser Sammlung hin und geht den Wanderungen und Wandlungen einiger Wörter (z. B. lakstigala = Nachtigal, bagaturi = russ. bogatyr) durch verschiedene Sprachen nach.

Riga. *Reinhold Kaupo.*

Kleinrussland.

Das vergangene Jahr war für die kleinrussische Litteratur ein höchst bedeutsames: mit ihm schloß — wie schon früher (Sp. 388) erwähnt wurde — das erste Jahrhundert ihres Bestehens seit der nationalen Wiedergeburt, und allüberall, wo ein Kreis nationalbewußter Kleinrussen sich zusammenfand, wurde dieses Ereignisses festlich gedacht, in den Hauptzentren des kleinrussischen Lebens durch größere Feiern. Einige der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorträge giebt der lemberger „Litteraturno naukowij Wistnik" in seinen letzten Heften wieder. Professor Smal-Stotzki feiert den ersten kleinrussischen Dichter Kotlarewski und würdigt seine Aeneide als ein Werk von epochemachender Bedeutung. Professor Alexander Kolessa giebt einen Ueberblick über die gesamte Entwickelung der kleinrussischen Litteratur, er schildert, wie sie unter mannigfachen und schweren Verfolgungen ihr Dasein in fast ununterbrochenen Kämpfen behauptete, von Kotlarewski bis zu den durchaus modernen Geistern der Gegenwart deren Führer Iwan Franko gleichfalls am Ende des vorigen Jahres auf eine fünfundzwanzigjährige vielseitige, erfolgreiche und verdienstvolle litterarische Thätigkeit zurückblicken konnte; wie

durch alle Wandlungen hindurch die kleinrussische Litteratur doch immer ihrem eigensten Charakter treu geblieben ist, der im Realismus, im nationalen Bewußtsein und in der Volkstümlichkeit wurzelt. Demgemäß hat sich die Bauernnovelle, die in der kleinrussischen Litteratur bereits in der ersten Hälfte der Dreißigerjahre dieses Jahrhunderts emporblüht, in ihr früher und kräftiger entfaltet, als in den großen europäischen Litteraturen. Aehnliches führt Professor Michail Gruschewski aus, der sich außerdem in einem ausführlichen Artikel mit den neuesten Erscheinungen der russischen Litteratur beschäftigt. Jurij Kwit giebt ein Lebensbild Henriks Ibsen mit einer eingehenden Analyse seiner Werke. An Uebersetzungen finden wir die Skizzen „Und Satan lachte" und „Parfüm" von Ludwig Jacobowski nebst einem kleineren Gedichte und eine Novelle von Rudyard Kipling. — In den neuen zweiten Jahrgang hinein führt das Januarheft, das außer Originalbeiträgen von Iwan Franko, Olga Kobylanska, Ossip Makowej u. a., Uebersetzungen aus Knut Hamsun, Anton Tschechoff, Ada Negri, eine litterarisch-kritische Studie von Ossip Makowej über die treffliche kleinrussische Schriftstellerin Olga Kobylanska enthält. Olga Kobylanska, die im Jahre 1865 in der Bukowina geboren wurde, ist neben dem Galizier Iwan Franko eine der hervorragendsten Gestalten der kleinrussischen Litteratur. Sie widmet ihre Feder vornehmlich der Sache der Frauen, die sie von allen Fesseln, mit denen die heutige Gesellschaft sie belastet, befreit sehen möchte, auf daß es ihnen freistehe, „sich völlig auszuleben", wie der Mann es kann. Außerdem sind ihr tief empfundene stimmungsvolle Bilder aus der fast noch jungfräulichen Natur ihrer Heimat, der bukowiner Karpathen, gelungen. Eine ganze Anzahl ihrer Erzählungen hat die Dichterin, die eine fast ausschließlich deutsche Erziehung erhalten hat, auch in deutscher Sprache erscheinen lassen.

Georg Adam.

Nordamerika.

Viel Raum verschwendete neuerdings die Tagespresse auf die merkwürdige Plagiatanklage, die ein Herr S. E. Groß aus Chicago gegen den Verfasser von „Cyrano de Bergerac" erhoben hat. Die ungewöhnlich günstige Aufnahme des Dramas erweckte in dem Herrn, der seine litterarischen Jugendsünden längst in Grundeigentumsspekulationen abgebüßt hat, die Erinnerung an ein Stück, das er einst in London zur Aufführung gebracht, und dem Rostand verschiedene wichtige Züge entlehnt haben soll. In Wirklichkeit sind die Beweise, auf die sich die Anklage stützt, so schwach, daß die Sache hier nur der Kuriosität halber erwähnt werden mag. — „Atlantic Monthly" enthält einen lesenswerten Aufsatz über poetische Genußfähigkeit von S. M. Crothers. Er bedauert die laue Haltung des Amerikaners der reinen Poesie gegenüber und schiebt die Schuld auf die überwiegend wissenschaftliche Unterrichtsmethode, die überall nur Belehrung erwarten, statt Genuß suchen lasse. Die Rechtfertigung der Dichtkunst bestehe darin, daß man sich ihrer von der Prosa abweichenden Mission bewußt werde. Poesie sei wie die Musik, habe weder Begriffe zu definieren noch Thatsachen festzustellen, sondern lediglich Stimmungen auszudrücken. Ideen und Fakta müßten umgewandelt und durch ein feineres Medium vermittelt werden. Der Verfasser behauptet, daß es wirklich große Dichtungen gäbe, die durchaus keine großen Gedanken ausdrückten, und führt als Beispiel Coleridges Fragment „Kubla Khan" an. Andere Poesien appellierten an das Verständnis, aber entzögen sich der Erklärung; solche seien Rossettis „Blessed Damozel" und Brownings „Childe Roland". Die Poesie habe nichts mit Priestertum zu thun, sondern sei einfach ein Aufwallen der „natürlichen Frömmigkeit", von der Wordsworth spräche. — „Independent" bringt einen Aufsatz von Maurice Thompson über Originalität, der manche hübsch gesagte Wahrheiten enthält. Ursprüngliche Frische und Kraft hinge nicht von Bücherweisheit und Naturbetrachtung ab, sondern sei eine durchaus persönliche Gabe; was ein begabter Mensch in Schulen und von der Natur lerne, sei nur Oel für die Flamme seines Genius — „Bookbuyer" enthält eine interessante Revue über die zahlreichen jüngst erschienenen Beiträge zur Geschichte des Landes, insbesondere jene belletristischen Werke, die die denkwürdigen historischen Wallfahrtsziele von neuen Gesichtspunkten aus schildern. „Durch Asien" von Sven Hedin und „Auf verbotenen Wegen" von A. Henry Savage Landor werden gleichfalls eingehend besprochen. — Einen neuen amerikanischen Humoristen begrüßt dieselbe Monatsschrift in Finley Peter Dunne, einem chicagoer Journalisten, der seine gelungenen Satiren über zeitgemäße Themata kürzlich unter dem Titel „Mr. Dooley in Peace and War" veröffentlicht hat. — „Bookman" schließt sich dem günstigen Urteil über „Mr. Dooley" an, nennt ihn einen wertvollen neuen Typus, voll irischer Schlauheit und irischen Kampfsinns, irischer Unabhängigkeit und irischen Witzes, und scheut sich nicht, diese amerikanisch-irische Gestalt sogar über Kiplings prächtigen Mulvaney zu stellen. Derselbe Verfasser, Professor Harry Thurston Peck, schreibt in einem anderen Artikel über die nicht genug zu betonende Notwendigkeit strengen sprachlichen Feilens und bedauert es besonders, daß sich so viele ungerechtfertigte „Briticismen" in Konversation, Presse und sogar in litterarische Produktionen einschlichen. Einer eingehenden Besprechung wird Edgar Steigers Werk „Das Werden des neuen Dramas" gewürdigt. Seine Darstellung weiche so sehr von der konventionellen Behandlung des Gegenstandes ab und sei ein so eigenartiger Versuch, die Faktoren zu erkennen, die an der Gestaltung des modernen Dramas arbeiten, daß man das Buch nicht ohne lebhaftes Interesse lesen könne, einerlei welchen ästhetischen Grundsätzen man huldige. — Im „Criterion" wird des belgischen Autors Camille Lemonnier „Adam et Eve" hohes Lob zu teil. — „Mc. Clure's" enthält ein Gedicht von Rudyard Kipling, das eine ernste Mahnung an die Extensionisten erklingen läßt. — „Scribner's" bringt die Fortsetzung der Briefe Roberts Louis Stevenson und der Reminiscenzen an Thackeray. — Die litterarische Beilage der „Times" widmete jüngst dem eben erschienenen Roman „The Open Question" von der unter dem Pseudonym „C. E. Raymond" schreibenden englischen Schauspielerin Elizabeth Robins eine längere Besprechung, die gleich den Rezensionen in den Monatsschriften die hohe Begabung der Verfasserin anerkennt, aber die Wahl des äußerst peinlichen Stoffes bedauert.

New-York. *A. von Ende.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Der letzte Mann. Apokalyptischer Roman von Eva. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin. 270 S. 3 M.

Phantastische Romane, deren Ereignisse auf unbekanntem Boden in ferner Zukunft sich abspielen, scheinen unseren schriftstellernden Frauen besonders gut zu liegen. Da bietet sich Gelegenheit, den Gebilden einer hoffnungslosen Sehnsucht Fleisch und Blut zu verleihen, flüchtige Träume und vage Ideale farbenprächtig zu gestalten. Da sind die geschilderten Thatsachen unkontrollierbar. Psychologische oder wirtschaftliche Gesetze braucht man nur oberflächlich zu kennen. Diese unbestimmten Menschen können sich so oder so entwickeln. Es fehlt jede innere Notwendigkeit. Für den Autor ist solch ein Schaffen sehr bequem, die dichterische Wirkung aber bleibt aus. Denn der Leser glaubt nun einmal nicht an Apokalyptiker; willkürlich erfundenen Zukunftsmenschen bringt er kein Interesse entgegen. Er schätzt vielleicht Bellamy wegen seiner socialen Ausblicke oder Couperus wegen der Gewandtheit, mit der Bilder und Stimmungen der

Zukunft als gegenwärtig vorgezaubert werden, Fräulein Eva aber wird er ablehnen, weil ihre Phantasiegebilde, so heftig sie ihn auch umdrängen, so klangvoll sie auch zu erzählen weiß, doch nur Schatten bleiben, unwirklich und unwahr.

Der letzte Mann, für dessen Kraft Eva etwas hysterisch sich begeistert, ist Leontes, „Präsident der fünften europäischen Republik". Angewidert von dem schwächlichen Spießbürgertum dieses socialistischen Zukunftsstaates wirft er sich zum Soldaten-Kaiser auf und geht nach mancherlei blutigen Kämpfen schließlich als besiegter Held ruhmvoll zu Grunde. Einzelne Schilderungen, besonders die der Lagerscenen, sind überaus anschaulich. Andrerseits stößt man beinahe in jedem Kapitel auf Greuelthaten, die mit ihrer Kleinmalerei und Uebertreibung nur komisch wirken können. Nicht darin offenbart sich die Elementarkraft des Mannes, daß er einen Hofhund bei lebendigem Leibe auffrißt (S. 249), sondern in ganz anderen Ausbrüchen, wie sie Eva bei K. F. Meyer studieren mag. Wenn die Verfasserin sich an der maßvollen, ausgereiften Kunst des Dichters von „Jürg Jenatsch" bilden wollte, so könnte man wohl noch einen guten historischen Roman von ihr erwarten.

München. *Kurt Martens.*

Im toten Wasser. Ein wiener Roman von Ludwig Wolff. Mit einem Vorwort von Jakob Wassermann, Dresden-Leipzig. Verl. von Carl Reißner 1899. VII und 207 Seiten. M. 3,— (4,—).

Das Erstlingswerk eines Anfängers wird immer eine gewisse Milde des Urteils beanspruchen können, wenn es durch irgend etwas die Berechtigung seiner Existenz beweist. Für Wolffs vorliegenden Roman ist schon in Jakob Wassermann ein Advokat erstanden, der auf mildernde Umstände plaidiert; „halbe Erfüllungen, aber gute Versprechungen" findet er in dem Buche, das er ein „jugendliches" nennt. Wenn es das wäre, ließe sich nichts dagegen sagen; aber es tritt so sicher auf, während es nicht nur „die Einflüsse, unter denen es entstanden, noch ganz unverhüllt erkennen" läßt, sondern von Anfang bis zu Ende nur mit den Mitteln anderer arbeitet. Die Personen, die Scenen, die Reden sind uns alle schon irgendwo in den modernen Romanen begegnet; nicht ein einziges Mal werden wir durch einen originellen Zug oder ein neues Motiv gepackt, die Ingredienzen sind nur mit großem Geschick und unleugbarem Erzählertalent neu gemischt. Wir haben es mit dem ausgesprochensten Typus konventioneller Romanschriftstellerei zu thun, die genau weiß, was dermalen in gewissen Litteratenkreisen modern ist. Rudi Zwieauer, genannt „der letzte Wiener", reicher unabhängiger Nichtsthuer und Lebemann, Typus Anatol, aber stark Dekadent ohne die Talente, die D'Annunzio bei seinem Andreas Sperelli verwerten kann, ohne die Verfeinerung, die Felix Dörmann, ohne die Liebenswürdigkeit, die Rudolph Lothar (in dem eben erschienenen Roman „Halb-Naturen") diesem Typus verliehen hat. Um Rudi jenes Lumpengesindel, das etwa Hermann Bahr im „Theater" vorführt, Pumpbrüder, männliche und weibliche Dirnen, Cyniker, nicht ein anständiger Mensch; nur Lia Löwenfeld und die „Konservatoristin" Mizzi, Rudis „süßes Mädel" sollen herausragen, um die große Erkenntnis des Verfassers zu erweisen, daß alle „anständigen" Frauen und Mädchen „unter gewissen Vorsichtsmaßregeln" wie Dirnen „zu haben" sind, während die Dirnen eigentlich die richtigen Damen sein können. Das wird nun durch Rudis Verhältnis zu Lia und zu Mizzi dargelegt, ohne daß Wolff etwa Kretzer in der Durchführung eines ähnlichen Konflikts erreichte. Von den psychologischen Unmöglichkeiten in der Zeichnung Lias ist gar nicht erst zu reden, sie ist ein Wesen, das wohl im Kopfe eines jugendlichen Modernen entstehen kann, nicht aber auf Erden zu finden ist. Besser gelungen ist die Entwickelung des „Helden", obwohl es sehr fraglich erscheint, ob wir in ihm wirklich einen Vertreter des schwindenden Wienertums zu erkennen haben. Wolffs Roman kommt zu spät und zeugt, wie gesagt, nur für das Erzählertalent des Verfassers, das freilich überall seine Muster verrät, daher schwer zu beurteilen ist. Der Wechsel, den Wolff auf die Zukunft ausstellt, erscheint mir trotz der Girierung durch den begabten Jakob Wassermann wenig sicher.

Lemberg. *Richard Maria Werner.*

Der Zug nach dem Osten. Roman von Annie Bock. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Als dieser Roman vor Jahresfrist in der „Roman-Welt" erschien, vermutete wohl niemand, daß sich eine Frau unter dem Pseudonym Hugo Sperber verbarg. Eine durchaus männliche Arbeit ist es, mit der wir es hier zu thun haben: die Geschichte der Parzellierung eines abgewirtschafteten Gutes an der polnischen Grenze. Ein spröder Stoff, dem die Verfasserin aber eine starke dramatische Färbung zu geben gewußt hat, indem sie den Erben des Gutes, Felix von Graach, Verwalter des nun königlichen Ansiedelungsgutes Buchenwalde sein läßt, desselben Gutes in dem sein Vater noch einige Jahre vorher als unumschränkter Herr gewirtschaftet hat. Der Konflikt, in dem sich der junge Aristokrat befindet in seiner Eigenschaft als unpersönlicher königlicher Beamter des vor kurzem noch eigenen Besitztums einerseits, als evangelischer Sohn einer proselytenmachenden katholischen Mutter andererseits, ist vorzüglich dargestellt, nicht in psychologischer Kleinmalerei, sondern in einer sich streng logisch entwickelnden Reihe positiver Begebenheiten. Kräftiger Erdgeruch strömt einem aus den erstaunliche Sachkenntnis verratenden landwirtschaftlichen Schilderungen entgegen, und einzelne kühn gezeichnete Figuren, mit scharfen Strichen nur so hingeworfen in virtuoser lenbachischer Manier, verblüffen durch ihre Lebenswahrheit. Keine Spur falscher Sentimentalität, eher ein Uebermaß von Härte in der unerbittlichen Konsequenz äußerer Begebenheiten, die den jungen Aristokraten schließlich vom heimatlichen Boden verdrängen, dem er als Verwalter zu nützen gehofft. Die Lebenstreue des mit der Untersuchung gegen den jungen Graach betrauten Oberregierungsrats mag gewisse Kreise chokiert haben — künstlerisch genommen ist es eine feine und scharfe Silhouette, in deren Ausführung die Verfasserin das Beste ihres bedeutenden Könnens gegeben hat.

Berlin. *Olga Wohlbrück.*

Schlafende Augen. Roman von Hans Freiherrn von Sanden. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner. 1898.

Der Verfasser hat sich schon in seinem Erstlingswerk als zum Erzähler geborenen Poeten bewährt, was in unseren Tagen der Vielschreiberei ein litterarisches Ereignis wenigstens für diejenigen bildet, denen es ein Bedürfnis ist, sich unbeirrt vom lärmenden Lob der Reklame über den Stand unserer schönen Litteratur gewissenhaft zu unterrichten. Dabei erhöht sich die Freude an einem solchen neuen Talent, wenn man, statt es durch ausländische Muster beeinflußt oder gar erst geweckt zu erkennen, ihm seine deutsche Sinnesart, sein Wurzeln in der deutschen Heimat bei jedem Federstriche anmerkt, wie es hier der Fall ist. Der schlichte Ton dieser Erzählung thut einem wahrhaft wohl. Wo auch die einzelnen Kapitel nach ihrem Inhalte spielen, ob im Grafenschloß oder im schlichten Bürgerhaus, beim Förster oder beim Organisten, in der Weltstadt oder im Wald und auf der Wildbahn, überall fühlen wir uns zuhause, und ebenso vertraut sind uns die Figuren, obgleich sie zumteil Ständen angehören, mit denen wir gesellschaftlich nie oder nur selten in Berührung kommen. Diesen Zauber übt eben das deutsche Gemüt aus, das sich auf das reinste in dieser dem deutschen Leben abgelauschten und zu Herzen gehenden Geschichte offenbart.

München. *Martin Greif.*

Nachklänge von Ferdinand von Saar. Heidelberg. Verlag von Georg Weiß. 1899. Mk. 3,60 (4,60).

Ist man einmal, wie Saar, fünfundsechzig geworden, so hat man wohl das Recht, Nachlese zu halten. Als solche Nachlese giebt sich denn auch sein neuestes Buch.

Es vereinigt lyrische Gedichte, dramatische Fragmente und Erzählungen: Schöpfungen, die seinerzeit liegen geblieben, weil es den Dichter zu neuen Plänen trieb, und solche, die erst in den letzten Jahren entstanden. Und dennoch scheint mir Saar Unrecht zu haben, wenn er von „Nachklängen“ spricht. Liegts auch über manchen dieser Dichtungen wie wehmütiger Herbstsonnenschein, so ist doch in ihnen der Fülle genug. Saar gehört zu jenen Naturen, die erst im Alter ihr bestes Können entfalten, wie auch die köstlichsten Trauben spät erst reifen. Von den beiden dramatischen Fragmenten, mit denen er uns in seinem neuesten Buche bekannt macht, fesselt besonders der Eröffnungsakt zu einem „Ludwig XVI.“, allerdings mehr durch die frische Lebendigkeit der aufgerollten Bilder, als durch starke und straffe dramatische Konzeption. Von den drei Erzählungen scheint mir „Sündenfall“ die bedeutendste zu sein; ein heikles Thema — wie ein halbwüchsiger Knabe seine Unschuld verliert — ist da mit ebenso großer Entschiedenheit als Feinheit behandelt. Es ist Saars größte Kunst, eine einzelne Scene mit ihrem eigentümlichen Stimmungsgehalte, mit all den fein verzweigten seelischen Vorgängen vor uns sich entfalten und vollenden zu lassen. Der Stoff kam hier seiner Neigung besonders entgegen: die ganze Erzählung besteht in der That nur aus einer einzigen Scene, in der sich aber eine ungewöhnliche Fülle des Lebens konzentriert, so daß sie uns mächtig ergreift. Mit einem seltsam fesselnden Charakter macht er uns in seinem „Doktor Trojan“ bekannt, diesem hochbegabten Kurpfuscher, der nur die eine Schwäche hat, vor dem Messer zurückzuschrecken, und der dieser Abneigung eigensinnig sein Liebstes zum Opfer bringt. Weniger bedeutend an Gehalt scheint mir „Conte Gasparo“, der Mann, der an seinem unbezwingbaren Hang zu den Frauen zu Grunde geht. Doch bewährt sich Saar auch hier als virtuoser Erzähler, dem zu lauschen immer ein Vergnügen ist, auch wenn er einmal Geringeres bietet. Das Allerschönste an dem Buch ist aber doch die Lyrik. Ob er es nun, wie in den Oden, mit feierlichen Klängen wagt, ob er im schlichten Liede seine Empfindungen ausströmen läßt, oder ob er sinnend den Weltlauf betrachtet und Geschautes im Bilde festzuhalten strebt, er ist immer natürlich und reizvoll. In der Lyrik offenbart sich seine Eigenheit am vollsten und reinsten. Modern in seinem Denken und Fühlen spricht er stets zur lebendigen Zeit; unsere geheimsten Empfindungen weiß er zu treffen und aufzuregen, dabei steht ihm eine Sprache von seltenem Wohllaut zu Gebote, und was ihm, was uns selber Geist und Herz bewegt, dafür findet er stets eine wahrhaft adelige Form. Es erquickt, seinen Liedern zu lauschen.

Wien. *Hans Sittenberger.*

Adolphe. Roman von Benjamin Constant. Deutsch bearbeitet von Josef Ettlinger. Halle a. d. S. Verlag Otto Hendel. Geb. M. 1,—. In Geschenkbd. M. 2,—.

Zum dritten mal im Laufe des Jahrhunderts erscheint eine deutsche Uebersetzung von Benjamin Constants „Adolphe“, in dieser neuen Gestalt von tadelloser Form und mit einer Einleitung versehen, die vertraute Kenntnis der Zeit und Litteratur verrät, unter deren Einflüssen das merkwürdige Buch entstand. Achtzig Jahre nachdem sein Verfasser es 1807 vollendet hatte, erschien dessen „Journal intime“, das die letzten Schleier lüftet und das innerste Wesen des Mannes bloßlegt, der ein Talent, doch kein Charakter war. Er wußte es und hat sich selbst gerichtet, indem er sich analysierte. Dabei ist dem Künstler zugute gekommen, was der Mensch verlor. In „Adolphe“ sind die äußern Umstände, nicht aber die innerlichen Erlebnisse erdichtet, und mit diesem einen Buch ist ein typisches Vorbild geschaffen worden, das wie Chateaubriands „René“, wie Beyles „Chartreuse de Parme“ der modernen Psychologie das Gebiet des Romans zuwies.

München. *Lady Blennerhassett.*

Lyrisches und Episches.

Wandern und Werden. Erste Gedichte von Ferdinand Avenarius. Zweite neugestaltete Auflage. Buchschmuck von J. V. Cissarz. Verlegt bei Eugen Diederichs. Florenz und Leipzig 1898.

Ferdinand Avenarius ist selbst für den litterarischen Gegner eine wohlthuend vornehme Erscheinung im deutschen Litteraturgetriebe. Er hat seine bestimmten Ziele, für die er mit blanken ehrlichen Waffen kämpft; er hat sich einen guten und getreuen Kreis geschaffen, der auf ihn hört, und in seinem ganzen litterarischen Urteil, mit dem ich selbst nur selten übereinstimme, zeigt er eben die „Linie“, die geschlossene Persönlichkeit. Und das ist ja schließlich die Hauptsache.

Als Dichter begann Avenarius; als Dichter ist er nach langer, sehr langer Pause vor wenigen Jahren wieder aufgetreten. Die Hochachtung vor dem wackeren Kämpen mag unbewußt die Urteile über seine Dichtung „Lebe!“, über seine „Stimmen und Bilder“, über sein „Wandern und Werden“ gefärbt haben. Avenarius ist ein geschmackvoller Mann, der dichterisch empfindet und in seinem Herzen gewiß schöne Lieder hegt, aber ein Lyriker ist er ganz und gar nicht. Er begann stark heinesierend, machte sich allmählich nach seiner eigenen Forderung davon frei und schrieb hübsche. Aber im ganzen durchaus konventionelle Verse, die — vielleicht etwas umgestaltet — just in dieser neuen Auflage vorliegen.

Nun, es war ein Anfang, und man konnte glauben, Avenarius würde sich zu einem eigenen Ton im nächsten Buch auswachsen. Aber das nächste Buch kam nicht. Oder vielmehr: es vergingen, glaub ich, 18 Jahre, bis es kam. Ein schlechtes Zeichen. Und thatsächlich sind die neuen Gedichte, die „Stimmen und Bilder“, ein abgequältes Buch, ein Buch der Arbeit, ein Buch ohne Leichtigkeit und Flugkraft, ein Buch, das nicht fröhlich macht. Avenarius forciert darin sein kleines Talent. Er hat den Willen zur Originalität. Unter Pest, Leichen, Blut und Wunden thut ers nicht. Das ist so unerquicklich. Die ganze Geschichte läßt einen so kalt, weil man den Schreibtisch riecht. Kein Funke Naivetät und Melodie. Er dichtet hart. Er dichtet in lauter Konsonanten.

Da möcht ich mir beinah das vorliegende Büchlein loben. Es sind nette Sachen darin, meistens zwar allzu konventionell — aber wenigstens merkt man hier, daß sie leicht flossen, daß ein Rest jugendlicher Unbekümmertheit drin steckt. Am besten gerathen sind die Epigramme. Da ist mancher Blitz, der nicht nur aufzuckt, sondern auch einschlägt.

Wie gesagt: ein Lyriker ist Avenarius gewiß nicht. Ich kann nicht von ihm verlangen, daß er es mir glaubt. Am allerwenigsten, daß ers heut schon glaubt. Aber wir haben ja Zeit zu warten. In zwanzig Jahren leben wir hoffentlich beide noch. Dann wird sich entschieden haben, wer Recht hatte.

Berlin. *Carl Busse.*

Sommersonnenglück. Neue Gedichte von Hans Benzmann. Mit Umschlagszeichnung von Emil Orlik und sieben Zierleisten von Hans Heise, Berlin. Schuster u. Loeffler. 8, 176 S.

Nach dem „Frühlingsturm“ seiner Jugendgedichte hat Benzmann das „Sommersonnenglück“ seiner Reife eingesammelt und uns als Gabe überreicht. Benzmann ist ein Strebender, der ehrlich an sich arbeitet und unverdrossen Stufe für Stufe erklimmt. Er hat nicht das sieghafte Temperament des leichtfüßigen Lyrikers, der Welt und Weib im Sturm seiner Rythmen nimmt. Er ist schwerblütig, grüblerisch, plump, derb. Er liebt daher die groben festen Striche und meidet die gefälligen Linien. Er nimmt immer Anläufe zur Lyrik, und bleibt meist vorher im Epischen, Dramatischen, Ethischen, Ideellen stecken. Deshalb gelingt ihm die reine Lyrik selten. Er hat kaum ein leichtlebiges, liedhaftes Gedicht geschaffen.

Und so macht auch seine Sammlung nicht den Eindruck, als ob der geborene Lyriker zu uns spräche. Ein ganzer Dichter ja, und ein Dichter, für den auch dieses „Sommersonnenglück" nur Etappe, nicht Abschluß, nicht reiffster Sommer sein kann. Der Titel mit der Dicke seiner Stimmung ist für ihn bezeichnend. Er neigt, da ihm die Anmut versagt ist, zur Rhetorik, und sein Pathos hat den ehrlichen Klang tiefsten Erlebnisses. Es klirrt darin und singt nicht.

Nach zwei Richtungen hin gravitiert jetzt seine Begabung, nach der historischen und nach der gedanklichen. Er findet den schweren treuherzigen Landsknechtston, wie ich ihn sonst fast nur noch bei Wilhelm von Scholz finde, und er wird vielleicht eines Tages jene Balladen schreiben, für die die dünne Artistenpoesie der Stefan George u. a. zu schwindsüchtig ist. Ob die Tendenz der benzmannschen Begabung nach der gedanklichen Seite hin ihn fördert, scheint mir nicht sicher. Seine Evangelien-Dichtungen haben bei aller Herbheit und gedanklicher Tiefe nicht genug Schlichtheit, um so erhaben zu wirken, wie die eindringlichen Naturlaute der Bibel. Hier drängt sich Bild an Bild, ein Wort stößt mit seinem Prunke gegen das andre, und wo ein Schmuckstück glänzend gewirkt hätte, verliert sich der Effekt in der Wirrnis der Häufungen. Es geht ihnen wie mit dem Titel: Sommer, Sonne, Glück; jedes giebt einen reinen Ton, und alle drei zusammen doch nicht einen ganzen vollen herrlichen Einklang.

Berlin. *Ludwig Jacobowski.*

Litteraturgeschichtliches.

Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik. Von Alfred Kerr. Berlin. Verlag von Georg Bondi, 1898. XII, 136 S. M. 2.—.

Die romantische Doktrin hat den Roman als die höchste Kunstform dichterischen Schaffens gepriesen, als das Instrument, mit dem allein man umfassende, vollendete Weltbilder gestalten könne. Auch Clemens Brentano hat seinen Roman „Godwi" als den Ausdruck der Lebensgesinnung seiner Zeit angesehen, und Alfred Kerr hat sich in seiner kleinen Schrift der reizvollen Aufgabe unterzogen, dieses seltsame Gemisch von echter Poesie, Empfindsamkeit und Ironie auf seine Beziehungen zum Leben und zur Dichtung zu analysieren. Er erscheint dazu vortrefflich ausgerüstet. Mit gründlicher Kenntnis der romantischen Litteratur verbindet er ein feines Nachempfindungsvermögen, einen psychischen Spürsinn, der es ihm ermöglicht, den Irrgängen dieser aus verkünstelter Sinnlichkeit, überreizter Phantasie und höchster dichterischer Schaffenskraft zusammengesetzten Individualität zu folgen. Er wendet mit Geschick die Methoden moderner Neurologen an. Er scheidet fein ererbte und erworbene Eigenschaften, achtet sorgsam auf die wechselnden Stimmungen, auf die Wirkungen mannigfacher Reize, als wären es psychopathische Erscheinungen, er bietet dem Leser sozusagen eine sensitive Litteraturgeschichte. Aber er hält sich frei von jener weichen verschwommenen Art moderner symbolistischer Kritiker, denen die Unklarheit das Geheimnis des Erfolges zu sein scheint. Seine Untersuchung ist mit künstlerischem Raffinement übersichtlich geordnet, die Exkurse fügen sich organisch in die Darstellung ein. Leben und Dichtung werden mit Geschick zu gegenseitiger Erhellung verwertet. Nicht zu verkennen ist eine leichte Abneigung gegen zünftige Gelehrsamkeit in diesem specimen doctrinae. Kerr hält es nicht der Mühe wert, den unbedeutenden Verfasser einer interessanten Kritik zu eruieren, obgleich ein Blick in Partheys Verzeichnis der Mitarbeiter der nicolaischen Allgemeinen Deutschen Bibliothek dazu genügt hatte. Vorarbeiten anderer werden, wenn er sie nicht braucht, auch nicht einmal polemisch erwähnt, und der Neigung unserer Gelehrten, weit auszuholen, selbst da wo es lohnend wäre, tapfer widerstanden. So hätte z. B. eine Skizze des französischen Libertinismus des 18. Jahrhunderts den Schlüssel für manches Geheimnis romantischer Erotik bieten können. Der Verfasser greift aber treffsicher aus der Fülle des Stoffes nur das Dankbare und Wirksame heraus. Die Konfrontation Brentanos mit Jean Paul, die Differenzierung der mannigfachen Formen brentanoischer Ironie, die Charakteristik sternischer Schwärmerei sind wahre Musterstücke kritischer Analyse und erwecken den Wunsch, daß der Verfasser sich von der Tagesarbeit des kritischen Federfechters wieder größeren Aufgaben zuwenden möge. Eine Geschichte der jüngeren Romantik fehlt uns noch immer. Ihre Berührungen mit der Gegenwart beginnen ja jetzt fühlbarer zu werden. Kerr wäre der rechte Mann, sie darzustellen. Er würde dann in seiner eindringlichen Art überzeugend erhärten, was die Kundigen schon längst ahnen, daß „die Welt des verdunkelten Bewußtseins" bei Brentano, Novalis u. a., um ein Wort der Madame Dacier zu variieren, um hundert Jahre schöner sei, als der Symbolismus von Mallarmé und Verlaine!

Heidelberg. *Max v. Waldberg.*

Fritz Reuter. Woans hei lewt un schrewen hett. Vertellt von Paul Warncke. Mit nägen Biller. Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1899. (Biographische Volksbücher 56—63.) M. 2.— (2.25).

Dieses Buch anzuzeigen ist eine Freude. Auf das Glücklichste hat der Verfasser den Volkston getroffen und festgehalten, in Bezug auf Darstellung, wie Sprache. Der größte niedersächsische Schriftsteller und unvergleichliche Humorist wird hier geschildert in seinem Leben und Schaffen, verständnisvoll, warmherzig, unparteiisch, volkstümlich und zwar, was eine ganz besondere Würze verleiht, in seiner eigenen Mundart: plattdeutsch! Als echter Mecklenburger versteht Warncke es ausgezeichnet, im breiten behaglichen Fluß der Erzählung uns seinen berühmten Landsmann vorzuführen, dabei allerlei kleine persönliche Erinnerungen und Erfahrungen einzuflechten, nie langweilig, immer unterhaltend, voller Frische und Frohsinn, Gemüt und vaterländischer Gesinnung. Was die Forschung bisher zu Tage gefördert hat, ist fleißig und sorgfältig benutzt worden und Rechenschaft darüber in den Anmerkungen gegeben; freilich nicht in sämtlichen Punkten zutreffend, auch der Text fordert an einzelnen Stellen, auf die hier nicht eingegangen werden kann, zum Widerspruch heraus. Doch ziehen wir das Facit: Alles in Allem eine tüchtige, verdienstliche Leistung, mit Liebe geschaffen, aus genauer Kenntnis der Litteratur von und über Reuter. Der Biograph stellt sich übrigens den Lesern auch als Bildhauer vor mit seiner S. 243 abgebildeten Statuette des Inspektors Bräsig. Dieses künstlerische Talent kommt offenbar seiner schriftstellerischen Arbeit zu Gute, durch eine sehr anschauliche, lebendige, greifbare, ja gelegentlich geradezu plastische Gestaltung. „Das Recht der Uebersetzung, auch ins Hochdeutsche, vorbehalten", heißt es auf der Titelrückseite. Mir erscheint eine hochdeutsche Uebertragung durchaus nicht wünschenswert, ja einfach unmöglich; das Buch ist spezifisch plattdeutsch gedacht und empfunden, von vielen schlichten Geschichten und naiven Vergleichen durchzogen, nur wirksam im heimatlichen Idiom; der Hauptreiz ginge verloren. Just an solcher ganz eigenartigen und einzigen Behandlung würde Fritz Reuter selbst sich gewiß gefreut haben.

Berlin. *Karl Theodor Gaederts.*



Nachrichten

Bühnenchronik.

Berlin. Unter der Direktion des künftigen Schauspielhaus-Dramaturgen Herrn Georg Droescher hat das Belle-Alliance-Theater noch kurz vor seiner Umwandlung in ein Variété Ernst Wicherts neues historisches Schauspiel in 5 Akten „Die Gräfin von Schwerin" am 6. März zur Aufführung gebracht. Das Stück steht völlig im Zeichen der schönen Worte und der

klirrenden Panzerringe, das that aber dem Erfolge keinen Abbruch, den das sehr patriotisch und gut gemeinte Werk bei einem Teile des Publikums fand. Den Versuch, Stoff und Charaktere psychologisch auszugestalten, hat der Autor nicht gemacht, dagegen bietet er eine Fülle äußerer Vorgänge auf, die einer gewissen dramatischen Spannung nicht entbehren. Die Gräfin von Schwerin ist eine verführerische Slavin, die die Gattin des alten, biderben, aber durch ein Uebermaß von Klugheit nicht beschwerten Grafen wurde, um dem ungestümen Werben Waldemars II., des wilden Königs von Dänemark, zu entrinnen. Die ungleiche Ehe wird durch einen Erben gesegnet, und der Graf unternimmt aus Dankbarkeit für die erfreuliche Gewährung seines Herzenswunsches eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande. Diese fromme Handlung hat aber auf seinen Charakter keinen läuternden Einfluß. Er mißtraut nach der Rückkehr seinem heißblütigen, aber tugendhaften Weibe und läßt sie Eide schwören, die sie im Bewußtsein unverletzter Ehre mit gutem Gewissen leisten kann. Ihre Neigung freilich für den jungen Dänenkönig vermag sie nicht zu verbergen. Und um dieser Neigung willen, die der Graf erwiedert weiß, läßt er den König auf der Jagd gefangen nehmen. Merkwürdigerweise betraut er sein Weib mit der Ueberwachung des Gefangenen, während er selbst auszieht, die heranrückenden Dänen zu bekämpfen und zu besiegen. Mittlerweile aber hat die Gräfin dem Liebeswerben ihres königlichen Gefangenen nachgegeben: nun büßt sie ihren Fehltritt freiwillig mit dem Tode. Die Hauptschwäche des Stückes liegt darin, daß in den Sonderbarkeiten des alten Herrn der Angelpunkt aller Vorgänge beruht. Das Publikum kam, wie gesagt, dem Autor mit einer Freundlichkeit entgegen, die doch wohl zum größten Teil auf das Konto des beliebten Erzählers zu setzen ist.

Auch Fedor von Zobeltitz durfte sich nur auf Kosten der Anerkennung, die er sich durch seine früheren erzählenden und dramatischen Arbeiten erworben hat, den Luxus eines Schwankes leisten, der unter dem verheißungsvollen Titel „Tamtam“ am 8. März im berliner Theater eine leider verdiente Ablehnung erfuhr. Es handelt sich, kurz gesagt, um das Schicksal eines jungen Edelmanns und Künstlers, der in die Abhängigkeit eines dunklen Ehrenmannes geraten ist. Dieser will ihn eigennütziger Zwecke halber in die Höhe bringen und weiß aus diesem Anlaß geschickt das Gerücht von einem fabelhaft reichen Onkel aus Indien in die Zeitungen zu lancieren. Mit einem Male ist der Kredit da. Der junge Künstler muß sich wohl oder übel von dieser Glückswoge in die Höhe tragen lassen, aber er ist im Innern über das unwahre Spiel empört und deckt es auf, sobald ihm die Möglichkeit dazu geboten ist. Mit Hilfe eines Verwandten gelingt es ihm, den geschickten Tamtamschläger als Schurken zu entlarven. Er befreit sich von ihm und säubert zugleich das Haus seiner Schwiegereltern von einer Herde von Schmarotzern und Talmikünstlern, deren „Kunst“ im wesentlichen in der geschickten Handhabung jenes seltsamen Instrumentes besteht, das seinen Weg aus dem fernen Osten zu uns gefunden und dem Stücke seinen Titel gegeben hat. Von diesen Pseudokünstlern sind einige recht wirkungsvoll gezeichnet, doch vermochten sie nur vorübergehend Stimmung zu machen.

Paul Hartwig.

Breslau. Eine „groteske Komödie“ nennt Georg Engel das vieraktige Spiel „Die keusche Susanne“, das am 18. März hier die erste Bühnenprobe bestehen sollte. Die Bezeichnung führt irre, weil sie glauben macht, daß hier mit grotesken Mitteln starke Kontraste in moderner und bewußt künstlerischer Absicht angestrebt werden. Statt dessen ist ein konventioneller Schwank in biblischem Gewande entstanden, eine verunglückte und unbehilfliche Satire auf die greise Lüsternheit einflußreicher, in der Verfolgung ihrer Pläne skrupelloser Beamten. Der erste Akt ist ganz geschickt angelegt; man darf sich noch der Illusion eines unverlorenen, wenn auch litterarisch unbedeutenden Abends, hingeben. Aber das rasche Decrescendo der drei folgenden Aufzüge zeigt wie unerschöpflich der Autor in der Erfindung immer schlechterer Akte, immer trivialerer Späße ist. Das sonst so zahme breslauer Publikum zischte ungewöhnlich stark, während eine schüchtern applaudierende Minorität den Autor veranlaßte, sich mehrmals dankend zu verneigen.

L. Faber.

Lübeck. Im hiesigen Stadttheater ging Anfang März ein fünfaktiges Schauspiel: „König Christian II.“ von Adolf Paul in Scene, das, ursprünglich in schwedischer Sprache geschrieben, an den Bühnen zu Stockholm und Helsingfors zahllose Aufführungen erlebt hat. Der Grund zu dieser Anerkennung in den genannten skandinavischen Städten liegt im nationalen Stoff: es behandelt die Liebes-, Regierungs- und Leidensgeschichte jenes gewaltthätigen Herrschers, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts über die vereinigten Reiche Dänemark, Schweden, Norwegen gebot, und dessen unheilvolles Regiment in der Erinnerung der Nachwelt das ominöse Kennwort „Stockholmer Blutbad“ trägt. Auf dem deutschen Theater wird sich das Werk kaum einführen, denn der uns ohnehin fernliegende Stoff ist in eine Form gegossen, die die Bezeichnung Drama nicht recht verdient. Pauls Werk giebt, ohne irgendwie den roten Faden einer zusammenhängenden Handlung aufzuweisen, lediglich lose an einander gereihte Bilder und geht mit seinen endlosen Reflexionen und Monologen viel zu sehr in die Breite, um dem Geschmack eines modernen Theaterpublikums gerecht zu werden. Die Charaktere sind stark, bis zur Unwahrscheinlichkeit überzeichnet und schablonenmäßig entworfen; die Hauptfigur des durch Mißgeschick und Mißtrauen zum brutalen Tyrannen sich auswachsenden Königs wird von Scene zu Scene unsympathischer — und doch, trotz aller dichterischer Mängel steckt in dem Ganzen eine ursprüngliche dramatische Kraft, die in dem Zuschauer den langen langen Abend über, weder das Gefühl der Geringschätzung noch der Ermüdung aufkommen läßt. Viele der scenischen Bilder, einzeln für sich genommen, sind mit entschiedenem bühnentechnischem Geschick herausgearbeitet, die Sprache ist, etliche Banalitäten ausgenommen, gewandt und wirksam behandelt. Hätte der Verfasser — wie wir vernehmen, ein berliner Korrespondent schwedischer Blätter — den Rotstift der Regie freier walten lassen, sein Werk würde sicher um ein beträchtliches gewonnen haben.

H. von Trützschler.

München. Am 14. März wurde im hiesigen Schauspielhaus „Hildegard Scholl“, Schauspiel von Croissant und Westenberger, zum ersten male mit Erfolg gegeben, ohne indessen tieferen Eindruck zu machen. Das Stück ist noch vor Sudermanns „Heimath“ entstanden, worauf die Direktion des Schauspielhauses wegen einiger Aehnlichkeiten in beiden Dramen hinwies; sie hätte uns, statt uns diesen Hinweis zu geben, lieber das ganze veraltete Stück vorenthalten sollen. Ein ähnlicher Konflikt wie der, in dem sich Magda in der „Heimath“ befindet, wird hier dadurch gelöst, daß sich rechtzeitig ein Jugendgeliebter der Heldin einfindet und sie heiratet, ohne an seinem Stiefsohne, der in den Jahren des Getrenntseins erschienen ist, Anstoß zu nehmen.

W. von Scholz.

Wien. Mit den drei Einaktern „Paracelsus“, „Die Gefährtin“, „Der grüne Kakadu“, die kürzlich im Burgtheater gespielt worden sind, ist Arthur Schnitzler an Kunst und Erfolg hinter dem „Vermächtnis“ zurückgeblieben. Nur eine Laune des Autors, kein innerer Zusammenhang, kein leitender Gedanke, wie etwa in Sudermanns „Morituri“, hält die drei Stücke zusammen, die uns in buntem Wechsel durch drei Jahrhunderte führen. Ein flüchtiges Bild aus dem Abenteurerleben des Theophrastus Bombastus von Hohenheim, der nach mancherlei Fahrten und Fährlichkeiten in seine Vaterstadt Basel zurückkehrt, entrollt der „Paracelsus“. Die geheimen Kräfte der Natur, Suggestion und Hypnose sind ihm bekannt, und mit ihrer Hülfe schreckt er den

biederen Waffenschmied, der an der Seite der Frau, die er nicht versteht, hinträumt, aus seiner Ruhe auf, indem er sie gestehen läßt, was sie nie begangen hat: Untreue; seine Kunst kehrt sich aber gegen ihn selbst und er muß erfahren, daß die Frau einst ihn geliebt hat und die seine geworden wäre, wenn er ausgeharrt hätte. Psychologisch wohl undenkbar, aber technisch meisterhaft durchgeführt ist das zweite Stück „Die Gefährtin“. Ein Professor, der ruhig und zufrieden neben und mit seiner Frau lebt, obwohl er weiß, daß sie einem andern angehört, wie er meint aus Liebe, bis er wenige Stunden nach ihrem Tode erst erfahren muß, daß sie mit Wissen nicht die Liebe, sondern nur die Geliebte jenes Mannes gewesen ist. Und endlich „Der grüne Kakadu“, eine Spelunke in Paris am Vorabend der Revolution, am Tage des Bastillensturms, in der die abgestumpften Adeligen und Vornehmen das Gruseln lernen wollen und sich von Schauspielern Verbrecherscenen vorspielen lassen. Der Scherz wird Ernst, das Spiel wird Wahrheit, und der Schauspieler Henry, der seinen entsetzten Zuhörern soeben mit grausiger Naturtreue die Komödie vorspielt, als habe er seine junge Frau ermordet, weil er sie bei einer Untreue ertappte, ersticht diese wirklich, als er hört, daß seine Erfindung nicht erfunden ist. Von draußen bricht das Volk, das die Bastille gestürmt hat, toll und trunken herein und brüllt nach Rache an dem Adel, dessen Opfer die Ermordete ist: ein düsteres Vorspiel der großen Umwälzung.

Aus dem Reich der Poesie zur plattesten Prosa des Alltags führt uns Fritz Wolffs Schauspiel „Lebemänner“, das am Stadt-Theater gegeben wurde. Das alte Lied von dem verarmten Edelmann, der nach reichlich genossener Jugend ein reiches Bürgerkind heimführt, ihr Glück vernichtet, ihr Geld verspielt; natürlich findet sich ein reicher Graf, der den Freund vor der erdrückenden Schuldenlast retten will, und als Lohn die Gunst der Frau heischt; natürlich tritt dann nach einiger Steigerung und Verwicklung ein alter Onkel mit salbungsvollen Worten dazwischen, der ein Duell verhindert, den Grafen zum edelmütigen Verzicht auf seine Schuldforderung bewegt, die Gatten wieder versöhnt und einem andern Paar noch seinen Segen giebt. Obwohl Annahme oder Ablehnung seitens eines Theaterdirektors sonst gewiß kein Kriterium für Wert oder Unwert eines Stückes ist, — hier wird erklärlich, warum die „Lebemänner“ zwölf Jahre lang nicht aufgeführt werden konnten, bis ein Theater gegründet wurde, an dem der Autor Dramaturg ist. *Arthur L. Jellinek.*

In San Franzisco starb der deutsch-amerikanische Schriftsteller Theodor Kirchhoff, der am 8. Januar 1828 in Uetersen (Holstein) geboren und 1851 nach Amerika ausgewandert war. Nach einem bewegten Wanderleben hatte er sich 1869 in San Franzisco niedergelassen, wo er als Inhaber eines Juweliergeschäftes lebte. Mit seinem Bruder gemeinsam, der vor einigen Jahren in Altona als pensionierter Gymnasialprofessor starb, gab er 1870 Gedichte unter dem Titel „Adelpha“ heraus; ein anderer Band seiner eigenen Gedichte und Balladen erschien 1883. Außerdem schrieb er verschiedene Bücher Reise- und Kulturbilder und das Epos „Hermann“, ein Auswandererleben, das im vorigen Jahre erschien.

* *

Emile Erckmann, der eine Teilhaber der bekannten Doppelfirma Erckmann-Chatriang, ist am 14. März in Luneville gestorben. Er war 1822 als Sohn eines Buchhändlers in Pfalzburg geboren, hatte die Rechte studiert und verband sich 1859 in Paris mit seinem vier Jahre jüngeren Freund und Landsmann Alexander Chatrian zu gemeinsamer litterarischer Thätigkeit, die in den Sechzigerjahren zahlreiche Romane und Novellenbände zutage förderte. Nach dem Kriege suchten beide sich ihre Popularität als Elsässer durch ein Schwelgen im Deutschenhaß zu erhalten. In Deutschland sind sie hauptsächlich durch das Dorflustspiel „Freund Fritz“ (als Roman 1864, als Bühnenstück 1876 erschienen), bekannt geworden, das ebenso wie ihre „Rantzau“ in Mascagni einen Komponisten gefunden hat. Eine Auswahl ihrer meist im Elsaß und der Pfalz spielenden Erzählungen hat Ludwig Pfau 1882 in neun Bänden veröffentlicht. Chatrian starb schon 1890, nachdem kurz zuvor der litterarische Bund mit Erckmann in die Brüche gegangen war.

* *

Auf Rudyard Kipling, den Verfasser des vielgelesenen „Dschungelbuch“ und der „Kasernenlieder“, hat sich plötzlich auch in Deutschland, wo man ihn bisher nur in engeren Kreisen schätzt, das allgemeine Interesse gelenkt, nicht so sehr, weil er in New-York lebensgefährlich krank darniederlag, als weil Kaiser Wilhelm aus diesem Anlaß der Gattin des Dichters seine warme Teilnahme telegraphisch ausgedrückt hat. Infolge dessen beeilten



Rudyard Kipling.

sich die Blätter, kürzere oder längere Lebensskizzen Kiplings zu veröffentlichen und in aller Eile eine oder die andere seiner indischen Novellen zum Abdruck zu bringen, so wenig diese meist zum Uebersetztwerden geeignet sind. In den Spalten dieser Zeitschrift war von Kipling schon des öfteren die Rede, so u. a. auf Spalte 56, 293, 294, 774, ferner in der pariser Zeitschriftenschau und im deutschen und österreichischen Zeitungen-Echo dieses Heftes; außerdem wurde sein jüngstes Buch „A Day's Work“ in Heft 5 besprochen. Unserer Echo-Pflicht getreu müssen wir jedoch davon Notiz nehmen, daß die Welle des Tagesinteresses den — am 5. Dezember 1865 in Lahore geborenen — Dichter augenblicklich auch bei uns höher getragen hat, als mancher begabte und verdienstvolle deutsche Schriftsteller je zu gelangen das Glück hatte. Seine Persönlichkeit im Zusammenhang einer besonderen Studie darzustellen, wird sich noch später die Gelegenheit finden.

* *

Karl Weinhold, der berühmte Germanist der berliner Universität, konnte am 4. März sein 50jähriges Professorjubiläum begehen. Er war als Dozent in Breslau, Krakau, Graz, Kiel, Breslau thätig und lehrt seit 1889 in Berlin.

* *

Der greifswalder Universitätsdozent Dr. Joh. W. Bruinier ist als Professor der deutschen Sprache an die Universität in Christiania berufen worden.

* *

Hedwig Riemann-Raabe trat am 5. März in Berlin zum ersten Male als Vorleserin auf. Sie rezitierte Goethes Monodrama „Proserpina“ und den so-

genannten „Ur-Faust“, die erste Fassung der Gretchen-tragödie aus dem Jahre 1775, die Erich Schmidt vor einigen Jahren herausgegeben hat.

* *

In Vorbereitung befindet sich ein umfangreiches Buch über Goethes „Faust“ von Dr. Otto Pniower (Berlin, Weidmann). Es behandelt das Problem der Entstehung der Dichtung, die sich bekanntlich über fünfzig Jahre des goethischen Lebens erstreckt hat, und bringt in chronologischer Folge eine Sammlung aller darauf bezüglichen Zeugnisse aus Briefen, Gesprächen und anderen Mitteilungen oder Aufzeichnungen, deren Wert im einzelnen bestimmt wird. Da zu diesen Zeugnissen auch eigene Aeußerungen Goethes gehören und diese vielfach schwer verständliche oder später mißverstandene Stellen, eigentümliche Gestalten, ungewöhnliche Situationen des Dramas betreffen, kurz über die in ihm verkörperten künstlerischen Absichten reichlich Auskunft geben, so wird das Buch zugleich eine Art authentischen Kommentars unseres größten deutschen Dichtwerks.

* *

Ueber Emilie von Berlepsch, die Freundin Herders, steht eine Veröffentlichung von Paul Nerrlich, dem bekannten Jean Paul-Forscher, bevor. Ihr Verhältnis zu Jean Paul, das vorübergehend zur Verlobung führte, hat Nerrlich schon in seiner Biographie des Titan-Dichters behandelt.

* *

Eine „Geschichte der italienischen Litteratur im 18. Jahrhundert“ von Markus Landau (Preis Mk. 12,—, geb. 14,—) kündigt der Verlag von Emil Felber an. Dieser Verlag siedelt im April von Weimar nach Berlin über.

* *

Von litteraturwissenschaftlichen Neuheiten des ausländischen Büchermarkts liegen vor: Graham, W.: Last links with Byron, Shelley and Keats, London 1899 (M. 7,20); — Poelhekke, M.: Modernen (Willem Kloos, Paul Verlaine, A. Strindberg, Johannes Jörgensen), Nymwegen 1898 (M. 6,25); — Rinieri J.: Della vita e delle opere di Silvio Pellico. 2 Bände, Turin 1899 (M 8.—); — Roustan, L.: Lenau et son temps, Paris, 1899 (M. 5.—); — Selinskij, W.: Die russische kritische Litteratur über die Schöpfungen Gogols. 2 Tle. Moskau 1898 (M. 8.—).

* *

Im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger erscheinen demnächst Heinrich Seidels erzählende Schriften in 53 vierzehntäglichen Lieferungen zu 40 Pfennig. (Inhalt: Leberecht Hühnchen. Vorstadtgeschichten. Geschichten und Skizzen aus der Heimat. Phantasiestücke. Aus meinem Leben). — Die vom gleichen Verlage veranstaltete Lieferungsausgabe von Ludwig Anzengrubers gesammelten Werken, die in Heft 2, Sp. 122 eingehend besprochen wurde, liegt mit der 60. Lieferung jetzt abgeschlossen vor.

* *

Von dem Sammelwerk „Das geistige Berlin“ (Herausgeber: Dr. Richard Wrede), dessen erster Band vor zwei Jahren in sehr unvollkommener Form erschien, wird im Sommer, wie man uns mitteilt, eine verbesserte Neuausgabe veranstaltet. Der 2. Band ist in Vorbereitung, der 3. bereits 1897 erschienen.

* *

Eine neue große künstlerische Monatsschrift kündigt zum 1. Oktober d. J. der Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin an. Das Unternehmen, das nach einer Mitteilung der Verleger „auf eine längere Reihe von Jahren gesichert erscheint“, wird von Otto Julius Bierbaum geleitet werden.

* *

Die Zeitschrift „Bühne und Welt“ veröffentlicht ein Preisausschreiben für Novelletten, Skizzen, Plaudereien aus der Theater- und Kunstwelt mit 3 Preisen von 400, 250 und 100 Mk. Preisrichter sind Heinrich Hart und Otto Sommerstorff-Berlin, Wilh. Weigand-München und Professor R. M. Werner-Lemberg.

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Adelt, L. Werden. Novelle. Dresden, E. Pierson. 122 S. M. 2.—.

Bayerl, B. Fahrendes Volk. Erinnerungen aus meinem Wanderleben. Dresden, E. Pierson. 82 S. M. 1.70.

Berlepsch, G. v. Heimat Schweizer Novellen. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 281 S. M. 3.— (4.—).

Blumenreich, P. Vorbestraft. Eine Criminalgesch. (Naturalistische Bibliothek. 29. Bd.) Berlin, Hugo Steinitz. 182 S. M. 1.—.

Breitner, Anton. Diemut, eine Skizze mit scharf umrissenem historischem Hintergrund. Leipzig, Rob. Baum. 329 S.

Frank, U. Gestern und Heut. Roman. (Naturalistische Bibliothek. 28 Bd.) Berlin, Hugo Steinitz. 178 S. M. 1.—

Fricke, E. Graf Gerhard. Eine tragikom. Fürstengeschichte. Leipzig, Wilh. Friedrich. 164 S. M. 3.—.

Gersdorff, A. v. „Nein.“ Eine Kreidezeichnung. Berlin, Otto Janke. 79 S M. —.50.

Guglia, E. Das Begräbnis des Schauspielers und andere Novellen. Wien, A. Hartleben. 12°. 160 S. Geb. in Leinw. M. —.75.

Harlan, Walter. Die Dichterbörse. Roman. Berlin, F. Fontane u. Co. 363 S. M. 5,—.

Heiberg, H. Durchbrochene Dämme. Roman. 2 Tle. in 1 Bande. Berlin, Otto Janke. 190 und 199 S. M. 6.—.

Heim, E. Das Grafenschloß. Novelle. (Coll. Seitz u. Schauer. Nr 10.) München, Seitz u. Schauer. 12°. 114 S. M. —.50.

Hellmann, A. v. Miß Anna-Belle. Roman. Breslau, Schles. Buchdr. 240 S. M. 3.— (4—.)

Hermstein, G. Der Gespensterhund. Nach Claudia. Novellen. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 129). Berlin, Herm. Hillger. 12°. 120 S. M. —.20.

Jensen, W. Die Sehnsucht. 3 Novellen. Dresden, Carl Reißner. 180 S. M. 2.— (3.—.)

Lee, H. Der Fall Oberthan. Roman. Berlin, Hugo Steinitz. 248 S. M. 3,50.

Ludolff, M. Einsam. Roman. München, Rudolf Abt. 168 S. M. —,50 (—,75).

Mark, L. Ideale. Allerhand kleine Geschichten. Ill. von A. Hesse. Höchst, W. Graf. gr. 8°. 94 S. M. 1,—.

Megede, M. zur. Liebe. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 454 S. M. 4,50 (5,50).

Meyer, A. Pechvogel oder Glückspilz. Humor. Roman. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 143 S. M. 1,—.

Nora, A. de. Die Nachtwandlerin. — Die Trud. Novellen. (Kollektion Seitz u. Schauer. Nr. 9) München, Seitz u. Schauer. 12°. 71 S. M. —,50.

Römer, A. Vor und nach den Flitterwochen. Lustige Geschichten. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 142 S. M. 1,—

Salburg, Edith Gräfin. Die österr. Gesellschaft. Roman-Trilogie. 2. Aufl. 3 Bde. Leipzig, Grübel und Sommerlatte. 316, 234, 264 S. M. 10,—.

Sanden, H. Frhr. v. Brot und Salz. Roman. Dresden, Carl Reißner. 306 S. M. 4,— (5,—).

Schlaf, Johannes. Leonore und Anderes. (Novellen I). Berlin, F. Fontane u. Co. 156 S. M. 2,—.

Schlaf, Johannes. Stille Welten. Neue Stimmungen aus Dingsda. Berlin, F. Fontane u. Co. 236 S. M. 3,—.

Schmidt-Häßler, W. Novellen. München, Louis Köhlers Hofbuchh. 175 S. M. 3,—.

Schulze-Smidt, B. Ringende Seele. Auch eine Liebesgeschichte. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 293 S. M. 3,— (4,—).

Senden, H. Gefallen. — Eine häßliche Frau. Zwei Novellen. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 176 S. M. 1,—.

Söhnstorff, A. Im bunten Rock. Novellen aus österr.-ungarischen Garnisonen. Dresden, E. Pierson. 232 S. M. 3,—.

Sohra, A. Die Werbung und andere Geschichten. Dresden, E. Pierson. 123 S. M. 2,—.

Sosnosky, Th. v. Schocking! Keine Geschichte für die Familie. Dresden, E. Pierson. 168 S. M. 2,50.

Case, J. Künstliche Liebe. Roman. Aus dem Franz. von R. Blumenreich. München, Alb. Langen. 363 S. M. 4,— (5,50).

Croker, B. M. Verheiratet oder ledig? Roman. Aus dem Engl. v. A. Scheibe. 2 Bde. Stuttgart, J. Engelhorn. M. 1,— (1,50).

Gyp. Eine Leidenschaft. Uebers. von F. v. Laroche. Dresden, Heinrich Minden. 284 S. M. 2,—.

Juel-Hansen, E. Der Liebe Wege. Roman. Uebers. von M. Mann. Breslau, Schles. Buchdruckerei. 237 S. M. 3,— (4,—)

Prévost, M. Der Skorpion. Roman. Aus dem Franz. von M. Reichentrog. München, Albert Langen. 376 S. M. 4,— (5,50).

Wickström, V. Hugo. Eine moderne Geschichte. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von L. Passarge. Berlin, F. Fontane u. Co. 159 S. M. 2,—.

b) Lyrisches und Episches.

Bühring, G. Lenz und Liebe, Herbst und Harm. Dilettantenreime. Düben a. Mulde, Selbstverlag. 143 S. M. 2,— (3,—).

Buschhorn, C. Auf roter Erde. Gedichte. Paderborn, Westfalia-Verlag. 32 S. mit Bildn. M. 1.—.

Chys, Julienne van der. Vorbei! Gedichte. Berlin, Vossische Buchh. (Strikker). 72 S.

Hönigsberg, M. Rot und andere Gedichte. Dresden, E. Pierson. 56 S. M. 1.50 (2.50).

Joß, V. Lieder und Gedichte. Dresden, Oskar Damm. 43 S. M. 1.—.

Overbeck, A. Frhr. v. Hauch der Stille. Dresden, E. Pierson. 40 S. M. —.75.

Sutermeister, O. Irdisches und Ewiges. Neue Dichtungen. Leipzig, P. Friesenhahn Nachf. 12°. 160 S. M. 2.—; kart. M. 3.—.

Volkert, O. Zehn Jahre durch Nacht und Licht. Erstlingsgabe in 100 Gedichten. Dresden, E. Pierson. 121 S. M. 1.50 (2.50).

c) Dramatisches.

Adamus, F. Familie Wawroch. Ein österr. Drama. Mit einem Geleitwort von E. Frhrn. v. Wolzogen. (Jahrhundertwende. Ein Dramencyklus). München, Albert Langen. XI, 178 S. M. 2.—.

Aram, K. Die Agrarkommission. Komödie. Dresden, E. Pierson. 62 S. M. 1.—.

Biltz, K. Der Dorfschulze. Komödie. Berlin, Imberg und Lesson. gr. 8°. 100 S. M. 2.—.

Bourg, Ph. Papst und Fürst. Drama. Dresden, E. Pierson. 179 S. M. 2.—.

Ganghofer, L. Meerleuchten. Schauspiel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 91 S. M. 1.50.

Gysler, E. Irre-n-ist menschli. Schwank in Zürcher Dialekt. Zürich, Caesar Schmidt. 47 S. M. —.80.

Gysler, E. Alles us luter Liebi! Lustspiel in Zürcher Dialekt. Zürich, Caesar Schmidt. 46 S. M. —.80.

Leonhardt, F. Die Werberin. Volksstück. Hermannsstadt, W. Krafft. 12°. 165 S. M. 1,70.

Morasch, E. Das große Faß. Ein Tübinger Fastnachtsschwank aus Herzog Ulrichs Zeit. Tübingen, F. F. Heckenhauer. gr. 8°. 24 S. M. —.60.

Paul, A. König Kristian II. Schauspiel. Lübeck, Lübcke und Hartmann. IV, 92 S. M. 2.—.

Wedekind, F. Der Kammersänger. 3 Scenen. München, Albert Langen. VII, 68 S. M. 1.—.

Kitasato, F. Namah amitabha. Ein japan. Drama. München, Dr. H. Lüneburg. 12°. 31 S. M. —.60.

d) Litteraturwissenschaft.

Bernays, Michael. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Georg Witkowski. Berlin, B. Behr. 3. Band: 354 S. M. 9.—; 4. Band: 392 S. M. 9.—.

Franke, C. Die Brüder Grimm. Ihr Leben und Wirken, in gemeinfaßlicher Weise dargestellt. Dresden, Carl Reißner. 176 S. M 2.40 (3.—.)

Haarhaus, Julius R. Joh. Wolfg. v. Goethe. Leipzig, Philipp Reclam jun. Mit Goethes Bildnis. 312 S. Geb. M. 1.—.

Jahn, Kurt. Immermanns Merlin. (Palaestra. Unters. und Texte aus d. deutschen und engl. Philologie. Herausg. von A. Brandl und E. Schmidt. 3. Bd.) Berlin, Mayer und Müller. 128 S. M. 3.—.

Moeller-Bruck, Arthur. „Neutöner!“ (Die mod. Litt. in Gruppen- u. Einzel-Darstellungen. Bd. II.) Berlin, Schuster und Loeffler. 36 S. M. —.50.

Morris, Max. Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg. Berlin, Conrad Skopnik. 45 S. M. 1.—.

Sakmann, P. Eine ungedruckte Voltaire-Korrespondenz. Herausgeg. mit einem Anhang: Voltaire und das Haus Württemberg. Stuttgart, Fr. Frommann. Gr. 8°. XI, 163 S. M. 4,50.

Straßburger Goethevorträge. Straßburg, Karl J. Trübner. 197 S. M. 2.— (2.50.)

e) Verschiedenes.

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1899. Herausgeg. von Joseph Kürschner. Leipzig, G. J. Göschen. 1700 Spalten.

Ehrhard, Dr. Albert. Der katholische Student und seine Ideale. Wien, Meyer und Comp. 68 S. M. —.75.

Kronfeld, M. Zauberpflanzen und Amulette. Ein Beitrag zur Kulturgesch. und Voksmedizin. Wien, Moritz Perles. Gr. 8°. 84 S. mit Abbildungen M. 1.60.

Küffner, Georg M. Die Deutschen im Sprichwort. Ludwigshafen a. Rh., J. G. Biller. 93 S.

Lindau, Paul. Ferien im Morgenlande. Tagebuchblätter aus Griechenland, der europäischen Türkei und Kleinasien. Berlin, F. Fontane u. Co. 282 S. M. 3,50.

Lindau, Rudolf. Zwei Reisen in der Türkei. Berlin, F. Fontane u. Co. 146 S. M. 2,—.

Luthers, M., Deutsche Briefe. Ausgew. und erläutert von G. Buchwald. Leipzig, Bernh. Richter. 223 S. mit 13 Abbildungen M. 1.50; geb. in Leinw. 2.—.

Scheurleer, D. F. Die Souterliedekens. Beitrag zur Geschichte der ältesten niederländischen Umdichtung der Psalmen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8°. 61 S. M. 7.50; mit 24 fcsm. Titelblättern (84 S.) M. 20.—.

Antworten.

Redaktion des „Kunstfreund“, Saarbrücken. Ihren Erklärungen haben wir gern entnommen, daß Ihnen die von uns an dieser Stelle in Heft 10 als Plagiate bezeichneten Kritiken von einem Mitarbeiter als Originalarbeiten übergeben worden sind, Sie selbst also an dem Vorkommnis keine Schuld trifft.

Herrn **M. Sl.** in **Shangai.** Wir dürfen zur Erwiderung Ihres freundlichen Schreibens auf die in Heft 12 an dieser Stelle unter „M. K. in Königsberg“ gegebene Antwort hinweisen, hoffen übrigens in nicht zu ferner Zeit Ihren Wünschen durch eine geplante Neueinrichtung entsprechen zu können. — Das Sach- und Namenregister erscheint zum Schlusse des Jahrgangs; es halbjährlich zu geben, ist aus praktischen Gründen leider nicht möglich, doch werden wir suchen, die Orientirung während des Jahres durch andere Mittel zu erleichtern.

An die Mitarbeiter. Redaktionsschluß für Heft 14 am 2. April, für Heft 15 am 16. April, Heft 16 am 1. Mai, Heft 17 am 18. Mai, Heft 18 am 2. Juni. Wir bitten wiederholt, von diesen letzten Terminen nur im Notfalle Gebrauch zu machen.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lesson in Berlin SW., Bernburger Straße 15/16.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

REVUE DES REVUES

Un Numéro spécimen
SUR DEMANDE

ET
REVUE D'EUROPE ET D'AMÉRIQUE

24 Numéros par an
Richement Illustrés

Au prix de **20 fr.** en France et de **24 fr.** à l'étranger (ou en envoyant par lettre 9 roubles, 12 florins, 20 mark, 24 lire ou 30 pesetas), on a un abonnement d'*Un an* pour la **Revue des Revues**, RICHEMENT ILLUSTRÉE.

»Avec elle, on sait tout, tout de suite« (ALEX. DUMAS FILS), car »la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes« (FRANCISQUE SARCEY); rien n'est plus utile que ce résumé de l'esprit humain« (E. ZOLA); »elle a conquis une situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et étrangères« *(Les Débats)*, etc.

La **Revue** paraît *le 1er et le 15* de chaque mois, publie des articles *inédits* signés par *les plus grands noms français et étrangers*, les analyses des meilleurs articles des Revues du monde entier, les *caricatures politiques* etc., etc.

La collection annuelle de la **Revue** forme une vraie encyclopédie de **4** gros volumes, ornés d'environ 1500 gravures et contenant plus de 400 articles, études, nouvelles, romans, etc.

La **Revue** offre de **NOMBREUSES PRIMES** à ses abonnés.

On s'abonne *sans frais* dans *tous les bureaux de poste* de la France et de l'étranger, chez tous les principaux libraires du monde entier et dans les bureaux de la **Revue**.

Rédaction et Administration: 12, AVENUE DE L'OPÉRA, PARIS.

Münchner ill. Wochenschrift

„JUGEND"



Preis pro Quartal 3 Mk.
Einzelnummer 30 Pf.

Unbekümmert um das Gezeter der Philister und Nörgler schreitet die „JUGEND" rüstig vorwärts und erwirbt sich täglich neue Freunde überall, wo deutscher Lebensmuth und Humor eingebürgert sind:

„Froh und frei Und deutsch dabei!"

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Postämter u. Zeitungsverkäufer. Prospekthefte und Probenummern kostenlos.

München

Verlag der „JUGEND"
(G. Hirth's Kunstverlag).



„Die Schweiz"

Illustrierte Zeitung
Verlag
Polygraphisches Institut A.-G.
Zürich IV.

Jährlich 26 reich illustrierte Hefte.

Vornehmes schweizerisches Familien-Journal
für Kunst und Litteratur.

Man abonniert bei allen Postämtern, besseren Buchhandlungen oder beim Verlag.

Preis vierteljährlich mit Franko-Zusendung Mk. 4.15.



Zeitschrift für Berufssänger und Gesangsfreunde.

Didaktische, kritische und polemische Artikel.

Herausgeber: **Prof. Schultze-Strelitz**, Berlin W. (30).

Preis 2 Mark pro Quartal. Post: 4263.

Handel: **Karl Fritsche**, Leipzig.



Chef-Redakteur: **A. Pitcairn-Knowles.** — Administration: **Horace F. Simon**

Redaktion und Expedition: **Berlin W. Magdeburgerstrasse 14 I**

Abonnement für Deutschland u. Oesterreich durch Buchhandlung oder Post: 1/4 Jahr M. 4, 1/2 » » 8, 1 » » 16 — Im Auslande: bei direct. Zusendung inclusive Porto: 1/4 Jahr M. 7, 1/2 » » 14, 1 » » 28

Bei Zusendung unter Kreuzband n. Deutschl. u. Oesterr. M. 1,50 p. Quart. mehr.

Erscheint jeden Freitag. — Preis der Einzelnummer 35 Pf.

SPORT IM BILD ist die einzige deutsche illustrierte alle Sportzweige umfassende Sportzeitschrift.

Berliner Illustrirte Zeitung

Erscheint jede Woche.

Modern
Reichhaltig
Interessant.

1,30 Mark
vierteljährlich
im Buchhandel und bei der Post.

Schnellste bildliche Berichterstattung.

Verlag von Ullstein & Co.
Berlin SW., Charlottenstrasse 9

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur

Herausgegeben von Dr. **Th. Barth.**

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mk jährlich (4 Mk vierteljährlich). Insertionspreis für die 4 gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pfg. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Einladung zum Abonnement
auf die

vornehmste Zeitschrift

das Lieblingsblatt der gebildeten Welt

ein modernes Blatt

für die moderne Weltstadt:



Der Jubiläumsjahrgang

beginnt mit dem märkischen Lustspiel-Roman:

„Das Heiratsjahr“ von **Fedor Zobeltitz.**

Abonnements übernehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsspeditionen und Postanstalten.

Preis pro Quartal 2 Mark 50 Pf. frei ins Haus.

Probenummern versendet **gratis** und **franko** der Verlag **Friedrich Schirmer, Berlin SW. 13.**

NUOVA ANTOLOGIA

RIVISTA

DI SCIENZE, LETTERE ED ARTI

Direttore: MAGGIORINO FERRARIS

VI PUBBLICA IN ROMA IL 1° ED IL 16 DI CIASCUN MESE

HERVORRAGENDSTE ITALIENISCHE REVUE
für Litteratur, Politik, Kunst und Wissenschaft

33. Jahrgang.

Erscheint in ROM am 1. und 16. jeden Monats.
Jede Nummer enthält ungefähr 200 Seiten.

Director: Dr. MAGGIORINO FERRARIS, Abgeordneter.

Die NUOVA ANTOLOGIA ist die älteste und bedeutendste italienische Zeitschrift für Litteratur, Politik, Wissenschaft, Kunst und Theater. Im Jahre 1865 gegründet, veröffentlichte die NUOVA ANTOLOGIA mehr als 600 Nummern mit Artikeln aus der Feder der hervorragendsten Männer des neuen Italien. Die Tagesfragen werden regelmässig durch die bedeutendsten Mitglieder des Senats und der Kammer, sowie durch ausgezeichnete Gelehrte behandelt. Die NUOVA ANTOLOGIA ist die eigentliche Revue der italienischen Hochschulen und wissenschaftlicher Institute.

ABONNEMENTS-PREISE: Deutschland, Oesterr.-Ungarn und Weltpostverein:

	Pro Jahr	Pro Halbjahr	Pro Quartal
Reichsmark	36,94	18,47	9,63
Francs ...	46	23	12

Abonnements werden von allen Postämtern entgegengenommen. ∴ ∵ ∴ Eine Probenummer versendet gratis

Der Verlag der NUOVA ANTOLOGIA - ROM (Italien).

J. C. C. Bruns' Verlag Minden i. W.

Die Gesellschaft.

Halbmonatschrift
für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben von
M. G. Conrad und **L. Jacobowski.**

Die „Gesellschaft“ die jetzt im 15. Jahrgang steht, erstrebt unter unbefangener Würdigung des gesamten litterarischen Lebens der Kulturnationen die Schaffung einer deutschen **Litteratur und Kunst großen Stiles.** Sie gehört keiner Clique an, steht vielmehr allen Richtungen der jungdeutschen Kunst unbefangen gegenüber; ihre „Richtung“ ist: Das ehrliche Talent.

Die Beiträge umfassen die Gebiete: **Sozialpolitik** und **Wirtschaftslehre, Litteratur und Kunst, Studien** (mit Porträts) über hervorragende Geister, **dramatische Werke, Lyrik** und **Versdichtungen, Novellen, Skizzen, Aphorismen, Kunstbriefe** aller Großstädte Deutschlands, **Kritik** u. s. w.

Abonnementspreis: 4 Mark vierteljährlich.
Einzelne Hefte zu 75 Pfg.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, Postanstalt, wie auch der Verlag selbst jederzeit entgegen.

Die modernste Deutsche Wochenschrift der Gegenwart!

Das neue Jahrhundert

Berliner Wochenschrift

Herausgeber: **Hans Land.**

In den seither erschienenen Heften haben unter Anderen nachfolgende Autoren mitgearbeitet:

Conrad Alberti, Dr. Thomas Achelis, Karl Bleibtreu, Georg Brandes, Dr. Marco Brociner, Dr. Paul Ernst, Alfred Friedmann, Josef Kainz, Prof. Josef Kohler, Ernst Wildeck, Peter Nansen, Dr. Franz Oppenheimer, Arthur Pfungst, Amalie Skram, Hermann Sudermann, Bertha von Suttner, Leo Tolstoi, Irma von Troll-Borostyani.

Das „Neue Jahrhundert“ erscheint jeden Sonnabend zwei Bogen stark in farbigem festen Umschlag und kostet in Deutschland pro Nummer



Abonnement pro Quartal **Mark 1.25** bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Das „Neue Jahrhundert“ dient in seinen Tendenzen keiner einzelnen Partei, sondern ist eine Rednertribüne für Jedermann.

Probenummern gratis und franco

von der **Verlagsanstalt Janus, Berlin NW., 23.**

KOSMODIKE

Zeitung für den Internat. Rechtsverkehr.

I. Jahrgang. — Erscheint halbmonatlich.

Abonnement 1/1 Jahr Mk. 12,—, 1/2 Jahr Mk. 6,—, 1/4 Jahr Mk. 3,—. Beziehbar durch die Post (Postzeitungsliste 3994 a.) und durch den Verlag. Probenummern gratis vom

Verlag der „KOSMODIKE", Frankfurt a. M.

Herausgegeben unter Mitwirkung der hervorragendsten deutschen, französischen, englischen und sonstigen ausländischen Juristen von Rechtsanwalt **von Harder** (Mannheim) und Hof- und Gerichtsadvokat **Dr. Selldorff** (Wien).



Eine Wiener Wochenschrift.

Herausgeber: **Dr. Rudolph Lothar.**

„Die Wage" stellt sich die Aufgabe, einen gebildeten Leserkreis über alle Ereignisse auf dem Gebiete der Politik und des geistigen Lebens zu informieren.

Abonnementspreis vierteljährlich mit portofreier Zustellung: für das Deutsche Reich 5 Mk. Für die Länder des Weltpostvereins Frcs. 7.50. Probehefte auf Verlangen unentgeltlich.

Man abonniert jederzeit bei allen Buchhandlungen, bei den Postanstalten und bei der

Administration der „Wage". Wien, Schleifmühlgasse 25.



Monatsschrift für öffentliches Leben

Herausgeber: Richard Wrede

Unser Blatt, das im sechsten Jahrgang steht, hat sich durch seine freimütige Haltung zahlreiche Freunde erworben, wie ihm auch andererseits allerlei Anfechtungen nicht erspart geblieben sind. Die Zuneigung unserer Freunde, wie den Hass der Gegner rechnen wir uns zu gleicher Ehre an; wir werden uns Beides einen Ansporn sein lassen, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten.

Abonnementsbestellungen bitten wir an eine Buchhandlung oder, wenn eine solche nicht erreichbar, direkt an den **Verlag, Berlin S.W. 47**, oder an eine Postanstalt einzusenden. P.-Z.-L. 4122. Probehefte werden überallhin franko versandt. Erscheint monatlich gr. 8° 3—4 Bogen stark.

Preis vierteljährlich 1 1/2 Mark, einzelne Nummern 50 Pfg.

„Die Kritik" ist die gediegenste, verbreitetste und billigste Monatsschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft.

RIVISTA
POLITICA E LETTERARIA

erscheint monatlich in Rom in Heften von ca. 200 Seiten und enthält:

Aufsätze über Politik, Wissenschaft und Litteratur, eine interessante Börsenrundschau und eine ausgedehnte Uebersicht über die Bewegung des internationalen Büchermarktes. Ausser dem Text: ein bibliographischer, ein sportlicher und ein industrieller Anzeiger (64 Seiten stark).

Die reichhaltigste und billigste Revue Italiens.

Preis pro Nummer 1 Fr., im Ausland 1,50 Fr. Preis des Abonnements für Italien: jährlich 10 Fr., halbjährlich 6 Fr. für das Ausland: jährlich 16 Fr., halbjährlich 8 Fr.

Redaktion und Verlag: ROM, Via Marco Minghetti 3,

Anzeigen finden weiteste Verbreitung.

Billigste und vorteilhafteste Insertionsgelegenheit von ganz Italien.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Revue.

Herausgegeben von **Richard Fleischer.**

Eine Monatsschrift, die sich durch die anerkannt hervorragende Bedeutung ihrer Mitarbeiter (Staatsmänner, Politiker, Gelehrte, Künstler und Schriftsteller) den großen außerdeutschen Revuen würdig zur Seite stellt. Das „Magazin für Litteratur" schrieb über die „Deutsche Revue": „Es ist dies **eine der vorzüglichsten Revuen, die es heutzutage giebt.** Für die Zeitgeschichte ist sie ein unbezahlbarer und unersetzlicher Schatz."

Monatlich erscheint ein Heft von 128 Seiten. || **Preis vierteljährl. (für 3 Hefte) 6 Mark.**

Abonnements in allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probeheft ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

DIE UMSCHAU

ÜBERSICHT ÜBER DIE FORTSCHRITTE UND BEWEGUNGEN AUF DEM GESAMTGEBIET DER WISSENSCHAFT, TECHNIK, LITTERATUR UND KUNST

herausgegeben von

DR. J. H. BECHHOLD.

Wöchentlich eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 2.50.

Jahres-Abonnement Preis M. 10.—. Im Ausland nach Cours.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Postzeitungspreisliste No. 7362.

Verlag von: **H. Bechhold Verlag, Frankfurt a. M.**

Verantwortlicher Redakteur: **Otto Adolf Wolters, Frankfurt a. M.**

Neue Kräme 19/21.

..... *Probenummern gratis und franko vom Verlag* .....

Wer sich über die Fortschritte in Wissenschaft, Technik, Litteratur. Kunst orientieren will, lese DIE UMSCHAU.



Zeitschrift für kaufmännische Propaganda
Begründet 1891
Post-Zeitungsliste

Verlag von Robert Exner & Co., Berlin SW., Ritterstr. 50.

Jeder Kaufmann

und Gewerbetreibende, der auf der Höhe der Zeit stehen, einen von Jahr zu Jahr steigenden Umsatz erzielen und sein Geschäft hochrentabel machen will, der

abonniere

für sich und seine Angestellten auf die zweimal im Monat erscheinende Zeitschrift

„Die Reklame".

Dieselbe bringt in jeder Nummer hochwichtige, im Geschäft nutzbar zu machende Anregungen, interessante Artikel über das tägliche Geschäftsleben, wichtige juristische Entscheidungen und vieles andere.

Bezugspreis Mk. 2,50 pro Vierteljahr. * Probe-Nummern 50 Pfg.

Inserate 25 Pfg. für die viergespaltene Petitzeile.

Das Magazin

für Litteratur.

Mit einem Beiblatt: **Dramaturgische Blätter.**

Herausgegeben von

Rudolf Steiner, Otto Erich Hartleben und Moritz Zitter.

Redaktion: **Berlin W. 30,** Habsburgerstraße 11, I.

Begründet von **Joseph Lehmann** im Jahre 1832. — Verlag: **Siegfried Cronbach** in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend. – Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 4548 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins" entgegengenommen. Filial-Expedition für Oesterreich-Ungarn und den Balkan: Heinrich Müller, Wien, Windmühlgasse 17—21. Anzeigen 40 Pfg. die viergespaltene Petitzeile.

Preis der Einzelnummer 40 Pfennige.

BÜHNE UND WELT

ZEITSCHRIFT FÜR THEATERWESEN, LITTERATUR UND KUNST

Erscheint in halbmonatlichen, ca. 50 Seiten starken Heften und enthält:

textlich: *allgemeinverständliche, litterarhistorische Aufsätze, Essays und Skizzen; Biographien unserer bedeutenden Bühnenleiter, -Künstler und Schriftsteller; Berichte aus allen hervorragenden Theater-Städten; ernste und heitere Plaudereien, neue Lyrik, Büchertisch und Sprechsaal.*

illustrativ: *Scenenbilder nach Originalphotographien von „BÜHNE UND WELT“, aufgenommen an den ersten Theatern; Porträts und Rollenbilder in grosser Anzahl unserer beliebtesten darstellenden Künstler, Bühnenleiter und Schriftsteller.*

BÜHNE UND WELT enthält in jedem Heft als Kunstbeilage ein *heraustrennbares Porträt;* jedem Jahres-Abonnenten wird kostenlos ein *eleganter Porträtkasten* zum Sammeln dieser 24 Chromokartons geliefert.

BÜHNE UND WELT ist bestimmt, einen hervorragenden Platz auf dem Familientische einzunehmen, *in gebildeten Kreisen dem Bedürfnis nach anregender Behandlung der Fragen des Theaters, der Kunst und Litteratur in vollstem Masse zu entsprechen.*

BÜHNE UND WELT kostet vierteljährlich (6 Hefte) Mark 3,—
pro Jahr mit Porträtkasten Mark 12,—
und ist zu beziehen durch jede Buchhandlung, Postanstalt oder direkt vom

Verlag von „Bühne und Welt“

BERLIN S. 42. OTTO ELSNER.

Neue Deutsche Rundschau

der Freien Bühne zehnter Jahrgang.

Jeden Monat erscheint ein Heft Lexikonformat 112 Seiten Umfang.

Abonnements zum Preise von M. 4,50 pro Quartal bei allen Buchhandlungen, Postanstalten sowie direct bei der Verlagsbuchhandlung.

Die „Neue Deutsche Rundschau“ darf sich rühmen, das reichste und treueste Bild des modernen Geistes zu bieten. Sie zählt die erfolgreichsten schöpferischen Vertreter der aufsteigenden Generation auf allen Gebieten des künstlerischen und wissenschaftlichen Schaffens und die bedeutendsten ihrer kritischen Vorkämpfer zu ständigen Mitarbeitern. Namen wie **Lou Andreas-Salomé, Gabriele D'Annunzio, Herm. Bahr, Wilhelm Bölsche, Otto Brahm, Arne Garborg, Ernst Haeckel, Max Halbe, Otto Erich Hartleben, Gerhart Hauptmann, Georg Hirschfeld, Ellen Key, John Henry Mackay, Friedrich Nietzsche, Ernst Rosmer, Paul Schlenther, Arthur Schnitzler, Aug. Strindberg, Leo Tolstoi, Bruno Wille** u. s. w. sind mit ihr eng verknüpft.

Einen besonderen Werth legt sie darauf, die besten Producte der modernen Dichtkunst zu veröffentlichen.

Probeheft gratis

gegen Einsendung der Portokosten von 20 Pf.

Berlin W. Bülow-Straße 91. **S. Fischer, Verlag.**

Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der

Romanischen Philologie

Unter Mitwirkung von über hundert Fachgenossen herausgegeben von

Karl Vollmöller.

Mitredigiert von G. Baist, Otto E. A. Dickmann, R. Mahrenholtz, V. Rossi, G. Salvioni.

Jährlich 4 Hefte, etwa 30 Bogen, zum Preis von etwa 18 Mark.

„Eine grossartig angelegte Rundschau über Sprache, Literatur und Kultur der romanischen Völker.“ **Beilage zur Allgemeinen Zeitung.**

„Eine Verbindungsbrücke der Wissenschaft und der Schule.“ **Pädagogisches Wochenblatt.**

„Indispensable à tous les romanistes, et plus particulièrement peut-être à ceux de notre pays, où on a moins de facilité qu'en Allemagne pour se tenir au courant de la science.“

Gaston Paris, de l'Académie française.

Verlag von **Fr. Junge** in **Erlangen.**

L'Humanité Nouvelle

REVUE INTERNATIONALE

SCIENCES ET ARTS

Paraît mensuellement en un volume in-8 d'au moins 128 pages de texte.

La Revue ne publie que de l'inédit.

Directeur: A. HAMON.

Elle est l'organe libre de la pensée humaine, des tendances les plus larges et les plus indépendantes en matières scientifiques et artistiques. C'est ce qui explique le succès rapide et considérable qu'elle a obtenu. Aucune publication mensuelle de langue française de cette importance ne coûte aussi bon marché. **L'HUMANITÉ NOUVELLE** contient des articles de sciences sociales, physique, chimique, naturelles, de philosophie, d'histoire, de critiques sociale, politique, littéraire, artistique, musicale, des nouvelles, des vers, des contes, dus aux meilleurs auteurs de tous les pays. Dans chaque numéro il y a des chroniques littéraire, artistiques, théatrales une revue des revues et des livres de toutes les langues.

Envoi d'un **numéro specimen** sur demande accompagnée de 80 Pf. en timbres [poste].

Abonnements Union Postale: un an 15 fr; 6 mois 8 fr. Le nº 1 fr 50.

Librairie C. REINWALD. — **SCHLEICHER Frères,** Éditeurs

VIᵉ PARIS — 15, rue des Saints-Pères, 15 — PARIS VIᵉ

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift.

Unterhaltungszeitschrift vornehmster Art, ausgezeichnet durch geistigen und poetischen Gehalt, Vielseitigkeit und vorurteilslose Haltung. Bietet die hervorragendsten Werke aus allen fremdsprachigen Litteraturen der Gegenwart in guten Uebersetzungen.

Die einzige deutsche Unterhaltungszeitschrift, die ausschließlich Werke moderner ausländischer Schriftsteller in deutscher Uebersetzung veröffentlicht.

Monatlich erscheinen zwei Hefte von je 48 Seiten. | Preis vierteljährl. (6 Hefte) 3 Mark. Preis jedes Heftes 50 Pfennig.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probeheft ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

Mit etwa 165 Illustrationstafeln und 100 Textbeilagen.

26 Farbendrucktafeln u. 56 Kartenbeil.

2700 Seiten Text, über 80,000 Artikel.

= Soeben erscheint in vollständiger Neubearbeitung: =

MEYERS KLEINES KONVERSATIONS-LEXIKON

Sechste, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

80 Lieferungen zu je 30 Pfennig (18 Kreuzer, 40 Cts.), oder 3 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 M. (6 Fl. ö. W., 13,50 Frcs.)

Die erste Lieferung zur Ansicht, Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26 — Telephon: II, 2573.
Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 14
vom
15. April 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen.

III.

Das badner Land.

Von **Albert Geiger** (Karlsruhe i. B.)

(Nachdruck verboten.)

Aus kleinen Ländern mit engumrissenem Ideen- und Empfindungskreis erheben sich zuweilen Geister, die ihr Ländchen in raschem Fluge hinter sich lassen, um sich in den Gefilden zu bewegen, in denen die Einflüsse der Nationalität und des Volkstums aufgehoben sind und nur das Universell-Menschliche herrscht. Zu solchen Poeten, wie sie Württemberg in seinem Schiller und Hölderlin, ja selbst dem kleinen Dithmarschen in Friedrich Hebbel geschenkt worden sind, dürften in Baden bis jetzt kaum Ansätze vorhanden sein. „Am Wege und abseits“ heißt eines unserer neueren badischen Bücher. Und diesen Titel könnte man zum größten Teil auch auf das Schaffen unserer Poeten, die Dichtung Badens und zwar die gegenwärtige wie die vergangene, setzen. Eine der größten Heerstraßen, die Süden und Norden verbinden, geht durch unser Land. Und doch, wie wenig eigentlich vom Anhauch des großen Völkerlebens und -treibens, von den stürmenden Gedanken der Zeit vermochte in unsere Poesie hinüberzuwehen! Da wir uns Herwegh nicht eigentlich zurechnen dürfen, so haben wir keinen Dichter, in dem der Herzschlag seiner Zeit und ihres Ringens auch nur so stark pulsierte wie etwa in Ludwig Uhland. Wo Zeitströmungen bei unsern Dichtern, auch bei den modernen, zu finden sind, vermochten sie selten im Gewande wahrer Poesie aufzutreten; und es scheint fast, als ob der Zug ins Große, Weite, das Um- und Hinausschauen den badischen Poeten weniger eigne als das Insichhineinschauen. Wie ja auch der eigentliche Nähr- und Fruchtboden unserer eigenartigsten Poesie nicht die Ebene mit den Städten, sondern die Berge und Thäler abseits vom Wege sind, von Hebel und Scheffel angefangen bis zu unsern populärsten neuen Poeten: Heinrich Hansjakob und Hermine Villinger.

Ob es zum teil damit zusammenhängt, daß unsere heutige Erzählungslitteratur, in der sich unser badisches Wesen am lebendigsten ausspricht, einen im ganzen episodischen Charakter trägt? Und daß Scheffels Ekkehard noch immer in einsamer Höhe des unerreichten monumentalen Kunstwerkes dasteht? Hier trat zu der behaglichen breitströmenden Schilderungskraft, die dem badischen Erzähler besonders eigen ist, ein feines Empfinden für die bedeutsamen epischen und dramatischen Momente, für die Technik des Romans überhaupt; das mit großer Virtuosität drapierte historische Gewand wußte der Dichter durch eine ins Kleinste individualisierende Psychologie mit wirklichem Körper und Seele zu begaben; und zu dem Allem trat jener Erdgeruch eines wundersam wiedergegebenen Milieus. Von einem so einheitlichen Zusammenwirken künstlerischer Faktoren hat unsere Poesie seither nichts mehr erfahren. Hausraths (George Taylors) Romane atmen bei aller historischen Treue und poetischen Schilderung nicht entfernt den Zauber des vollen Lebens. Und ebenso wenig vermag das, was Hansjakob und Villinger uns nach dieser Richtung hin gegeben haben, auf den stolzen Titel: Roman als eines einheitlich organisierten großen Kunstwerkes Anspruch zu machen. Aber auch zum Drama großen Stils lassen sich bis jetzt viel mehr als Ansätze nicht erkennen. Selbst einer größeren Schöpfung auf dem Gebiete des Epos wüßte ich seit Scheffels stark überschätztem Trompeter keine Erwähnung zu thun.

Gebricht es so unserer derzeitigen badischen Dichtung an eigentlich großen Werken, genialen Würfen, so zeigt sie dafür in einer sehr feinen und vielgestaltigen, enger begrenzten Kunst eine Reihe eigenartiger Begabungen mit Glück thätig. Die episodisch auftretende Erzählung ist wohl in wenigen kleinen Ländern mit so vielen Schattierungen, von der einfachen, jegliche Kunstform verschmähenden Dorferzählung bis zu dem Kunstgebilde feiner Ziselierung und dem geist- und humorvollen Sinngedicht vertreten. In der Lyrik sind gleichfalls mannigfaltige Farben und Töne hervorgetreten. Fast überall ist der warme Hauch wahrhaften Gemütslebens zu verspüren und mutet neben einer Neigung zum behaglichen sich Einspinnen und Vertiefen durchaus sympathisch an. Geniale Exzentrizitäten bleiben unserer Dichtung fast völlig fern. Sie macht in ihren Hauptzügen den Eindruck eines ruhigen, sicher fortschreitenden Mannes, aus dessen sinnenden Augen eine stille Daseins- und Schaffensfreude spricht.

Unserer badischen Dorferzählung gebührt in diesem Ueberblick die erste Stelle. Einmal, weil sie in weiteren Kreisen am bekanntesten ist; zum zweiten aber — und dies mag der Grund für die erstere Thatsache sein — weil in ihr die Volksseele am lautersten und unmittelbarsten zu uns redet. Wer auch den Schwarzwald, seine Thäler und Leute, oder den Seekreis und seine Bewohner nie kennen gelernt hat, dem werden sie aus Hansjakobs oder Villingers Schriften mit so unmittelbarem Lebenszauber erstehen, daß er in und unter ihnen zu wandeln glaubt.

Hier nenne ich vor allem den freiburger Stadtpfarrer Heinrich Hansjakob, geb. 1837. An ihm



Heinrich Hansjakob.

haben wir das merkwürdige Beispiel einer an jeder geschlossenen Kunstform achtlos vorübergehenden und dennoch oft volle künstlerische Wirkung erreichenden Begabung. Jener oft ausgesprochene Satz: Das Gold der Poesie liege am Wege, man brauche es nur zu sehen, paßt auf Hansjakob in seltener Weise. Sein Blick hat eine wundersame Findkraft für Gestalten des Volkslebens; mit ein paar Strichen, voll höchster Oekonomie der Schilderung, stellt er Typen aller Art hin. Seine Geschichten gleichen den Studienbüchern eines genialen Malers, der überall sein scharfes Auge hinrichtet und im Fluge Gestalten und Scenerieen entstehen, aber selten, vielleicht zu seinem eigenen Besten, aus diesen Skizzen wirkliche Bilder werden läßt; dieser unmittelbare Reiz der Studie kennzeichnet die Schöpfungen Hansjakobs fast alle. Er selbst bekennt sich als nicht eigentlich nach künstlerischen Gesichtspunkten gestaltenden Dichter, wenn er in seiner unbekümmerten Weise sagt: er mache beim Erzählen gerne einen „Schlenkerer", er gehe vom Wege der Erzählung ab und verliere sich auf Seitenpfade.

Zu diesen Gaben kommt eine so scharf ausgeprägte Persönlichkeit, wie man sie in der Litteratur nicht oft findet, und die manchmal an Hansjakobs Vorgänger, den bekannten Kalendermann Alban Stolz [1]), erinnert. Eine Persönlichkeit, manchmal bis an die Zähne gerüstet und bereit loszuschlagen, ebenso oft aber auch voll weicher, elegischer Stimmungen oder voll eines müden Pessimismus; voller Vorurteile des katholischen Priesters, aber ebenso oft überraschend durch eine Tiefe und Weite des Blickes und eine Unparteilichkeit, wie sie bei einem Theologen besonders rühmenswert sind; voll trotzigen Mannesmutes gegen alle Welt; voller Widersprüche an allen Ecken und Enden; und dennoch sympathisch, weil durch alle Verärgerung, Streitsucht und Widersprüche ein goldenes Gemüt, ein wahres Kinder- und Poetenherz hervorblicken, ein Inneres voll jener Gabe naiver Intuition, die vor allem den wahren Dichter macht, und ein durch nichts umzubringender knorriger Humor.

Eine solche Persönlichkeit wird wiederum als Dichter und Schilderer die höchste Freude an allem haben, was selbst Persönlichkeit hat und individuelle Züge trägt. Sie wird aber auch mit ebenso grimmigem Hasse alles verfolgen, was die Persönlichkeitskonturen zu verwischen geeignet ist, was nivelliert. Daher Hansjakobs manchmal beinahe drolliger Haß gegen die Kultur. „Jeder Mensch", sagt er in seiner Einleitung zu den „Wilden Kirschen" „ist ein Original aus Gottes Hand. Je mehr er kultiviert und gebildet wird, um so stärker verblaßt die Originalität." Man muß, will man noch Originale finden, dahin gehen, wo das „Süßwasser" der Kultur noch nicht eingedrungen ist: ins Volk. Das kann aber nicht das Volk der Stadt, sondern nur das Landvolk und besonders das der Gebirgsthäler sein, in die die Kultur weniger rasch vordringen kann.

Solche Originale und Persönlichkeiten findet Hansjakob, wenn er im Buche seiner Erinnerungen blättert, auf jeder Seite. Haslach im Kinzigthal, in dem der „Becke-Philipple", wie man den Knaben benannte, das Licht der Welt erblickt hat, und dem er stets getreu geblieben ist, hat ihm ein großes Kontingent seiner prächtigen Gestalten und Geschichten gestellt. In diesem Haslach wohnt ein boshafter und witziger Menschenschlag; seine größte Freude ist die, dem lieben Nächsten etwas anzuhängen; der ganzen Bevölkerung ist die Gabe eigen, die Eigentümlichkeiten der Menschen zu erspähen und im Nu dem damit Behafteten einen scherzhaften Uebernamen zu geben, der festsitzt wie nur je ein Geheimrats- oder Adelstitel und sich von Generation zu Generation vererbt. Von diesem bissigen Humor und der Lust zum Kritisieren und Raisonnieren, aber auch der Gabe, das Eigenartige der Gestalten herauszufinden, ist das beste in Hansjakobs Natur hinübergeflossen. Daher die Virtuosität knapper Charakteristik, mit der er die „Hasler" und die Bauern das Kinzigthal herauf und herunter hinstellt, oder mit der er die „Seehasen", die Leute am Bodensee schildert, wie er sie in seiner Dienstzeit zu Hagnau bei Meersburg kennen gelernt hat. Am unmittelbarsten offenbart sich der Reichtum seiner Menschentypen in den „Wilden Kirschen" und den

[1]) Gesammelte Werke von Alban Stolz. (Billige Volksausgabe in 7 Bänden.) Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.



drei Bänden „Schneeballen“ [2]). Aber auch die neueren Erzählungen und Skizzen: „Waldleute“ und „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ [3]) bieten bei einer gewissen Redseligkeit des Tüchtigen viel. Das goethische Wort: nichts verlindert und nichts verwitzelt, nichts verzierlicht und nichts verkritzelt . . . paßt trefflich auf Hansjakobs Schöpfungen. Zu einer naiven Größe ursprünglicher Poesie erhebt er sich in der Erzählung: Der Vogt von Mühlstein, einer Perle unserer Erzählungslitteratur, ergreifend wie ein altes Volkslied . . . solche Geschichten sind dem Herzen des Volkes selbst entquollen!

In seinen größeren Geschichten romanartigen Stils aber rächt sich die von ihm so verfolgte Kultur, von der eben die höhere Kunstform und die Aesthetik vielleicht die feinste Blüte ist. Sie sind formlos in hohem Grade, und, was der Erzählung und Studie bei Hansjakob oft besonderen Reiz verleiht, die „Schlenkerer“, führen hier in das Gebiet öder Weitschweifigkeit. Weder der „Lieutnant von Hasle“ noch der „steinerne Mann von Hasle“ erreichen auch nur entfernt die innere Wirkung der „wilden Kirschen“ oder der „Schneeballen“. — Neben Hansjakob möchte ich sein protestantisches Gegenstück, den in Karlsruhe 1828 geborenen und unlängst als Hofprediger in Berlin verstorbenen Emil *Frommel* nicht unerwähnt lassen. Seine in verschiedenen Sammlungen erschienenen Volkserzählungen erfreuen durch Gemütstiefe und kernigen Humor, ohne indes das Gepräge einer so eigenartigen Persönlichkeit wie der Hansjakobs zu zeigen.

Eine feiner organisierte und harmonisch abgestimmte Natur offenbart sich in den Erzählungen von Hermine *Villinger*, die in ihrer Vaterstadt Karlsruhe lebt. Sie besitzt weit mehr, als Hansjakob, im eigentlichen Sinne Kunst, ohne damit vom Reiz der Naivetät etwas abzustreifen. Ihre Persönlichkeit tritt hinter ihren Gestalten zurück, aber etwa so wie der Mond, der durch leichte Wolken schimmernd alles mit einem ruhigen, heiteren, gleichmäßigen Lichte durchdringt und überflutet. Eine wahrhaft „schöne Seele“ lebt und webt in Villingers Erzählungen. Dennoch würde man irregehen, wollte man glauben, sie besäße keine Kraft. Das beweisen vor allem ihre beiden Bände: „Unter Bauern“ und „Schwarzwaldgeschichten“. [4]) Hier gewinnt ihre der Stilisierung nicht abholde Linie eine herbe, große, hinreißende Kontur. Aber ihr Bestes liegt doch in der Liebe und Wärme eines glücklichen Gemütes, in dem Sonnenschein und feinen Humor ihres Wesens. Ihr kluges und scharfes Auge findet Stoffe in Lebensverhältnissen, an denen so manch anderer achtlos vorbeigehen würde. Aber sie zu *formen*, scheint ihrem ausgesprochen künstlerischen Sinn zumeist Bedürfnis, innere Notwendigkeit.

Dieser Neigung des Umbildens und Umformens der Stoffe steht ein Stil zu Gebote, dessen schmiegsame Grazie unverkennbar das Gepräge der feinfühligen Weibeshand trägt und sie mit Glück und Geschmack auch Stoffe aus der Gesellschaft und dem Leben der Städte behandeln läßt. Doch dürfte der Schwerpunkt ihres Schaffens bis jetzt in der eigentlichen Dorferzählung zu suchen sein. Ueberall aber offenbart sich ihre hohe Kunst, das scheinbar Unbedeutende in eine Sphäre der Anschauung und Empfindung zu rücken, in welcher es bedeutsam und allgemein menschlich beschäftigend und ergreifend wirkt. Dies zeigt sich am deutlichsten in den beiden Sammlungen „Kleine Lebensbilder“ und „Aus dem Badener Land“. [5]) Geschichten wie „Der Töpfer von Kandern“, „Der Frühling isch do“, „Ums tägliche Brot“ sind Meisterwerke nach jeder Seite. Schalkhafte Grazie vereinigt sich mit echter Gemütstiefe und einer mit knappen Strichen virtuos gezeichneten Natur und über allem ein undefinierbarer Hauch lyrischer Stimmung! Wer durch die schönen Thäler unseres Schwarzwalds wandelt, der wird, von ihrem ernsten Zauber umfangen, gerne dieser Bilder gedenken und ihre Wahrheit und Frische bis ins Tiefste nachempfinden.

Die soeben erschienene Erzählung größeren Stils: die Thalkönigin (Stuttgart, Bonz) wendet sich mit Geschick der Lösung psychischer Probleme zu, vermag aber nicht ganz mit der frischen Unmittelbarkeit wie die kleinen Geschichten anzumuten.

Ein so unzweifelhaftes Zeugnis frischer und origineller Begabung, wie den vorausgehenden Poeten, wird man dem heidelberger Kirchenhistoriker Adolf *Hausrath*, geb. 1837, der bisher unter dem Pseudonym George Taylor schrieb, nicht ausstellen können. Mit dem historischen Roman ergeht es manchem Historiker von Fach, wie manchem Lyriker mit dem Drama: er ist und bleibt oft die unglückliche Liebe ihres Daseins. Auf Grund historischer Kenntnisse — und mögen sie noch so eminent sein — eine Handlung ausspinnen und ausschmücken, das heißt noch lange keinen Roman schreiben, der vom Innersten heraus beseelt wäre und mit der Kraft wahrhaften Lebens hinrisse; so wenig wie eine Leinewand, mögen ihre Gestalten noch so historisch treu kostümiert sein, deshalb schon ein Bild ist. Die Historie und ihre Forschung zum wirklichen Leben und nicht zu einem bloßen Wachsfigurendasein zu gestalten, dazu gehört eben die Schöpfungsgabe des *Dichters*. Die will ich Hausrath, der zumeist auf den Pfaden Georgs Ebers wandelt, nicht absprechen. Er zeigt sich in seinen gerne gelesenen historischen Romanen und Erzählungen: Antinous, Klytia, Jetta,

[2]) Heidelberg, Georg Weiß.
[3]) Stuttgart, Adolf Bonz.
[4]) Engelhorns Romanbibliothek, Stuttgart.
[5]) Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.

Elfriede (Leipzig, S. Hirzel) als eine feinsinnige Natur, die sich trefflich auf die Farbenmischung versteht; eine tüchtige und vornehme Gesinnung spricht wohlthuend aus allem, was er schreibt; allein er vermag auf die Dauer kaum wahrhaft zu erwärmen. In seinem neuesten Werke „Pater maternus“ [6]) zeigt er sogar eine bedenkliche Abnahme der feinen Geschmacksempfindung. So virtuos einzelne Szenen, wie die des Gastmahls im Kloster zu Rom, gegeben sind, so unbefriedigend wirkt der Roman im ganzen. Seelenkämpfe eines jungen, vom römisch-katholischen Glauben sich loslösenden Priesters sind weder so neu noch so interessant, daß sie nicht eminent eigenartiger Vertiefung bedürften. Eine Menge äußerlicher, recht theatermäßiger Geschehnisse, Gestalten, die aus Scotts Romanen importiert scheinen und sich mit dem Faltenwurf einer abgeblaßten Romantik drapieren, wechseln mit Schilderungen Roms und seiner Umgebung, denen bei manchem Trefflichen doch das Letzte und Nötigste fehlt: die künstlerische Prägnanz. Der Humor des Buches erquickt uns nicht, so wenig als seine Tragik uns zu ergreifen vermag. Das Schreibtischhafte, Geklügelte, das aus allen Werken Hausraths spricht, zeigt sich hier in verstärktem Maße. Hausrath ist eben bei vielen gerne anerkannten Vorzügen kein originell schöpferisches Talent. Und darauf kommt es in erster Linie an. Darum lassen seine Werke auch den wahrhaft großen, weiten Zug vermissen, der dem historischen Roman eigen sein muß.

Den ungleich belebteren und frischeren Hauch der Historie giebt uns der in Mannheim lebende Benno Rüttenauer (geb. 1855) in seinen Legenden und Erzählungen.[7]) Der Dichter hat viel von der Ciselierungskunst und dem Gedrängten in C. F. Meyers Darstellung gelernt; aber er ist ein Eigener geblieben. Sein originellster Zug, der besonders in dem Buch „Heilige“ oft entzückend hervortritt, ist eine feine, überlegene Ironie, ein Humor in vornehmster Form. Seine Erfindung ist ungezwungen und ungekünstelt. Seine Form atmet Grazie, wenn sich oft auch eine gewisse Sprödigkeit bemerkbar macht; da und dort gemahnt sie an getriebene Arbeit. Von dem Bewußtsein großer Stimmungskraft läßt sich Rüttenauer nicht, wie so viele Moderne, blindlings hinreißen. Und darum berührt ein schönes Gleichgewicht der poetischen Kräfte so ungemein wohlthuend in seinen Schöpfungen. Zuweilen giebt er Kabinetsstücke von Schilderungen, die sich ruhig neben C. F. Meyers Novellen sehen lassen können: ich nenne „Anna van Ophem“ und die poesiedurchtränkte Geschichte „Der Kampf mit dem Marmorbild“.

Manches Verwandte in Stil und Form mit Rüttenauer hat Hermann Oeser, so grundverschieden ihre Lebensanschauungen sind. Oeser hat auch diesen feinen überlegen-ironischen Humor; nur daß eine scharfe Subjektivität das, was er sagt, allzusehr durchlaugt. Eine gewisse Grazie ist seiner Darstellung nicht abzusprechen. Aber er ist nicht im eigentlichen Sinne Erzähler. Dazu verschwindet er zu wenig hinter dem Gesagten und Gestalteten. Des Epigrammes Pfeile liegen Oeser auf der Zunge, und das Kontemplative seines Wesens läßt ihm die Erzählung oft zur Parabel werden. Oeser ist eine feine, klare Natur, etwas eng-konservativ zuweilen, was aber den günstigen Gesamteindruck nicht wesentlich zu stören vermag. Das Religiöse seines Gesamtempfindens drängt auf eine innere Harmonie hin, die er auch seinem Leser manchmal mitzuteilen vermag. Am besten gefällt mir sein Büchlein: „Vom Tage, vom heute gewesenen Tage“.[8])

Unserem jüngsten badischen Erzähler und dem einzigen Realisten strenger Observanz, Emil Strauß, ist der heimatliche Boden und die alte Welt für seine Dichtung zu eng. Seine Gestalten leben und weben, wie er selbst es zeitweise gethan, als Kolonisten drüben in Brasilien. In der bedeutendsten und mit vieler Sicherheit in der Charakteristik durchgeführten Gestalt seines Buches „Menschenwege“ [9]) verkörpert sich jene trotzige Forderung auf das Recht der Persönlichkeit, die wir von unsern Modernen in allen denkbaren Variationen immer aufs Neue erklingen hören. Sein Ich ausleben zu können, rücksichtslos selbst bis zum Gefühl der blind wirkenden Naturkraft, das ist freilich ungestraft in den Wäldern Südamerikas eher möglich, denn im gesetzlich geregelten kultivierten Europa. Neben manchen Einöden ausgetiftelter naturalistischer Kleinmalerei finden sich Partieen von echtem, starkem Stimmungszauber, die das Herbe des Buches genießbarer machen. Endlich seien noch erwähnt Max Grad (Frau Maria Bernthsen in Mannheim), die Verfasserin zahlreicher, oft sehr feiner Skizzen, und der seit geraumer Zeit in Freiburg wirkende Chefredakteur Max Bittrich, der sich durch seine bekannten poesievollen Spreewaldgeschichten hervorgethan hat. Ein vielgenannter und sehr begabter Erzähler ist Rudolf Stratz, der in Heidelberg 1864 geboren wurde, seine zweite und eigentliche Heimat jedoch in Berlin gefunden hat und deshalb außerhalb des Rahmens dieser Studie steht.

* * *

Neben der Erzählung ist das am ausgiebigsten angebaute Feld der derzeitigen badischen Dichtung die Lyrik. Hier finden wir die verschiedenartigsten Töne, von den einfachen Weisen, in denen unsere Väter sich gefielen, bis zu den hypermodernsten, die einige dithyrambisch, andere wahnsinnig nennen. Die naive Lyrik ist ebensowohl vertreten, als die vom schwersten Rüstzeug philosophischer und weltschmerzlicher Gedanken starrende oder die politische. Lied, Genrebild, Ballade, Epigramm haben ihre Vertreter.

Als fruchtbarer und vielseitiger Lyriker dürfte Heinrich Vierordt in Karlsruhe, geb. 1855, zu bezeichnen sein. In der Zeit, da der Dichter zuerst in ihm lebendig zu werden begann, ließ er seine Gefühle, angeregt von einer schönen ihn umgebenden Natur, einfach-gemütvoll dahinströmen, und manche anmutsvolle Weise echt lyrischer Art ist ihm da gelungen. Etwas Taufrisches liegt auf seinen ersten Gedichten, die ein nicht gewöhnliches Formgefühl zeigen.[10]) Später, da er die weite Welt und das brausende Leben kennen lernte, modifizierte sich auch sein lyrisches Bedürfnis. Er hat in späteren Sammlungen — ich nenne besonders „Lieder und Balladen“, „Akanthus-

[6]) Leipzig, S. Hirzel.

[7]) Seine Sachen erschienen teils bei Georg Weiß, Heidelberg, teils bei Liebeskind, Leipzig.

[8]) Ausführlicher war von Oeser die Rede in dem Artikel „Moderne religiöse Litteratur“ von Walter Wolff (Litt. E., Heft 2). D. Red.

[9]) Berlin, S. Fischer, 1898.

[10]) Seine Werke erschienen sämtlich bei Carl Winter, Heidelberg.

blätter", „Vaterlandsgesänge" — vollere, reichere Töne angeschlagen, als er von der Wartburg, von Italien und Griechenland sang und die Form zu Gunsten des Inhalts zu meistern begann, als er Genrebildchen und Bilder aus dem ihn umgebenden Leben oder Balladen aus der Historie aller Zeiten bis zur Gegenwart dichtete; aber der naive Reiz, der auf den ersten Gedichten liegt, ist ihm nicht immer treu geblieben. An Plastik des Ausdrucks dagegen hat Vierordt entschieden gewonnen, und mit großem Farbenreichtum weiß er zu malen. Vielleicht am glücklichsten ist er in seinen neueren Sachen bei den Stoffen, die er dem Familienleben und dem Leben des Tages entnimmt. Eine heimlich webende Behaglichkeit umspinnt uns hier mit dem friedsamen Zauber eines deutschen Bürgerheims. Es ist, als träten wir aus dem Lärm der Straße in eine Stube unserer Eltern oder Großeltern, wo alles so sauber und akkurat und bescheiden ist, die große Wanduhr tickt, der Vogel leise im Käfig singt, das Feuer im Ofen knistert und in der Zimmerecke die Katze schnurrt . . . die Poesie friedsamer Stille . . .

Eine fein angelegte und besonders mit einer sehr zarten Naturempfindung begabte Dichternatur ist Robert Haaß, geb. 1847, im bürgerlichen Leben Professor an der technischen Hochschule in Karlsruhe. Mit ihm stehen wir ganz auf heimischem Boden. Die kräftige Luft des Schwarzwalds weht durch seine Verse, und seinen geheimsten Schönheiten weiß er in seinem Buche „Abnoba" (Bonz & Co., Stuttgart) glücklich nachzuspüren. Ein erfrischender, verjüngender Erdgeruch steigt aus diesen Gedichten auf. Es ist recht zu bedauern, daß Haaß sich von diesem besten Boden seiner Lyrik mehr und mehr abwendet und sich dem unfruchtbareren Feld der politischen Lyrik völlig widmet. Das Sinnige und Gemütstiefe muß hier natürlich Not leiden. Andererseits, wer will es dem Manne ernstlich verargen, wenn er sich in den Kampf der Zeit einmischen will? Und markige Töne hat Haaß hier gefunden, in denen etwas von der Schärfe und der Pointe des mittelalterlichen Walthers lebendig geworden ist. Das zeigt sein jüngst erschienenes Buch.[11])

Daß die politische und Tendenz-Lyrik, wenn sie überwuchert, das eigentlich Lyrische nahezu ersticken kann, das sehen wir an unserm greisen Dichter Wilhelm Sehring (geb. 1816). Sehring, dessen Jünglingsjahre an das Mannesalter Grillparzers reichen, dem er befreundet war, ist die einzige Kampfnatur im Stile Herweghs, die Baden — seine zweite Heimat — in der Lyrik besitzt. Allein sein poetisches Vermögen war nicht stark genug, um für die Zeitströmungen, die Tendenzen und Gedanken, die ihn über ein halbes Jahrhundert bewegten, einen knappen lyrischen Ausdruck zu finden wie bei Uhland oder Herwegh. Zu rühmen ist aber an dem mehr denn Achtzigjährigen, den schon in früher Jugend Blindheit traf, die ideale Lauterkeit der Gesinnung und der Schwung der Gedanken. Den Titel des „Nestor" unter den badischen Dichtern rechtfertigt er auch jetzt noch durch eine von keiner Altersnot angekränkelte Frische des Wesens und Strebens.

Auch Hermann Oeser und Peter Sirius (Kimmich) sind hier zu nennen, deren ersterer gerne einer feinen Pointierung seiner verstreuten lyrischen Sachen zuneigt, während der andere auf Wanderungen im Süden hübsche, echt lyrisch fließende Klänge gefunden hat und sich auch gerne epigrammatisch ausgiebt. Otto Michaeli dichtet im frisch-fröhlichen Vagantenton lebendige, nur manchmal zu sehr ins burschikose fallende Weisen, und Hero Max (Eva Hermine Peter) zeigt in ihren Gedichten den Zug zum Großen und leidenschaftliche, tiefe Empfindung. In Alfred Mombert endlich besitzen wir auch einen dekadenten Lyriker, der freilich den snobs der Moderne in der Hauptstadt bekannter sein dürfte als seinem eigenen Heimatland, wo er als Amtsrichter wirkt. Bei aller gerne zugestandenen Begabung kann ich nur dem Gefühle Ausdruck geben, daß für das gesunde und nicht krankhaft verzerrte Empfinden seine Kunst da anfängt, wo die wahre Kunst — aufhört.[12])

Am wenigsten haben sich badische Dichter an dem Wettbewerb auf dramatischem Gebiete bisher beteiligt. Hier ist als die originellste Erscheinung Emil Gött zu nennen, dessen humorkräftiges Verslustspiel „Verbotene Früchte" (nach einem Zwischenspiel des Cervantes) in Berlin und Wien an den ersten Bühnen aufgeführt wurde, aber trotz prächtiger Darstellung und ungeachtet des echten Gehalts nicht recht Fuß zu fassen vermochte. Leider zieht es der hochbegabte Poet vor, anstatt sein Pfund zu nützen und dem Drama, speziell dem Lustspiel weitere Errungenschaften einzureihen, ein weltverachtendes Einsiedlerleben zu führen. Zu bedauern ist diese selbstgewollte Sterilität um so mehr, wenn wir sehen, wie im Nachbarland Elsaß das Dialektlustspiel neue fröhliche Blüten treibt. Gerade hierin könnte Gött, der Land und Leute in Baden kennt wie wenige, sicherlich gutes leisten, der heimatländischen Litteratur zum Frommen. Neben ihm seien noch erwähnt: Friedrich Brombacher, Rechtsanwalt in Pforzheim, mit seinen historischen Dramen („Der Bauernkrieg", „Otto der Große") und der Festspieldichter Albrecht Thoma, Professor in Karlsruhe, von dem auch eine Reihe volkstümlicher Erzählungen vorliegen.

In der Dialektdichtung hat Max Barack, ein geborener Durlacher, mit seinen köstlichen Schnurren, namentlich der Sammlung „Rheinschnoke", weite Verbreitung gefunden. Der Dialekt, in dem er schreibt, ist etwa der, wie er in „Mannem" gesprochen wird, der rhein-pfälzische, der etwas von der Schnoddrigkeit des Berliners hat. Das nicht übermäßig wohllautende Idiom der Residenzstadt Karlsruhe hat einen humorvollen Dialektdichter in Friedrich Gutsch gefunden. Und dem poetischeren nordalemannischen Dialekt ist in jüngster Zeit in dem Freiburger August Ganther ein an Stieler gemahnender trefflicher Dichter erstanden.[13])

* * *

Mit dieser kleinen Auslese habe ich einen Strauß gebunden, in dem die schlichten, heiteren, frischen Farben der Feld- und Waldblumen vorherrschen. Ob in späteren Tagen ein anderer

[11]) „Im Zeichen Bismarcks". Zeitgedichte und politische Stimmungsbilder aus den letzten zehn Jahren. Karlsruhe, Wilh. Jahraus.

[12]) Der Verfasser dieser Studie hat sich selbst zu nennen vergessen Von Albert Geiger (geb. 1866 in Bühlerthal) erschienen bisher zwei lyrische Sammlungen: „Im Wandern und Stehenbleiben" (1893) und „Duft, Farbe, Ton" (1894), die teils rein lyrische Stoffe behandeln, teils mit Problemen, wie Faust und Ahasver, der reflektierenden Gedankenpoesie angehören. Sein modernes Drama „Maja" wurde 1898 von der berliner Neuen Freien Volksbühne erfolgreich aufgeführt. D. Red.

[13]) „Tannezapfe us 'em Schwarzwald". Freiburg, Lorenz & Waetzel.

Chronist uns mehr üppigere Farben und vollere, reichere Lebenstöne wird zeigen können? Wer kann es voraussagen? Vielleicht dürfte eben das Frische und Schlichte unser Bestes bleiben, — mag es auch immerhin nur „am Wege und abseits“ gedeihen.

Charakteristiken

Klaus Groth

im Wandel der Zeiten.

Von **Eugen Wolff** (Kiel).

(Nachdruck verboten).

Der 80. Geburtstag von Klaus Groth wird am 24. April d. J. von vielen Seiten festlich begangen werden. Insbesondere seine Vaterstadt Heide in Dithmarschen, sein Wohnort Kiel, der geistige Mittelpunkt von Schleswig-Holstein, und sogar die sonst gegen die Provinzen recht spröde Reichshauptstadt Berlin bereiten größere Feierlichkeiten vor, die nur zum Teil einen litterarischen, vorherrschend vielmehr einen volkstümlichen Charakter tragen. Wer der ungewöhnlichen, nach mehr als einer Richtung epochemachenden Bedeutung dieses Mannes gerecht werden will, muß in der That zu den Quellen hinabsteigen, wo die Litteratur aus der Kultur und die Kultur aus dem Volkstum entspringt. Klaus Groth ist nicht ein beliebiger Dichter mit der bloßen Eigenart — wie so manche neuerdings — im Dialekt gedichtet zu haben, was dann für viele im Publikum und der Kritik sogar eine gewisse Einschränkung seiner Bedeutung begründen würde: er steht, allein durch das Machtmittel seiner Poesie, an der Spitze einer Kulturbewegung, die, obwohl noch in vollem Zuge, sich bereits heute geschichtlich würdigen läßt.

In welcher Lage sich die niederdeutsche Sprache vor Klaus Groths Auftreten befand, wird am schroffsten durch das berüchtigte Manifest bezeugt, das Ludolf Wienbarg 1834 zu gleicher Zeit ergehen ließ, in der seine „Aesthetischen Feldzüge“ dem „Jungen Deutschland“ die geistige Vorherrschaft eroberten. An dieser Stätte, wo das Echo aller gewichtigen Litteraturstimmen erklingen soll, dürfte es wohl angebracht sein, Klaus Groths Wirkung, den Wandel, den er auf seinem Thätigkeitsgebiete herbeigeführt, unmittelbar zu veranschaulichen, indem wir die charakteristischsten Kundgebungen unseres Jahrhunderts über die niederdeutsche Sprach- und Litteraturbewegung wiederklingen lassen.

Ludolf Wienbarg, auch in dieser Hinsicht der Ausdruck des damals herrschenden Zeitgeistes, wirft bereits im Titel seiner Streitschrift die nervöse Frage auf: „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen ersteres und für letzteres beantwortet.“ Vom Standpunkt mechanischer Gleichmacherei, der für jene Tage bezeichnend ist, spricht Wienbarg sein ceterum censeo: „Auszusterben ist das notwendige und natürliche Schicksal der plattdeutschen Sprache. Nichts kann sie vom Untergang retten. Schreibt plattdeutsche Lustspiele, Idyllen, Lieder, Legenden — umsonst; das Volk liest euch nicht . . . ihr begründet keine plattdeutsche Litteratur, ihr macht die verblühende Sprachpflanze durch euren poetischen Mist nicht blühender — sie wird aussterben.“

Und was veranlaßt den „Jungdeutschen“ zu solchem Verdammungsurteil über die niederdeutsche Sprache? „Sie ist dem Verstand der Zeit längst zu enge geworden, ihr Wachstum hat bereits mit dem sechzehnten Jahrhundert aufgehört, sie kann die geistigen und materiellen Fortschritte der Zivilisation nicht fassen, nicht wiedergeben, und daher verurteilt sie den bei weitem größten Teil der Volksmasse in Norddeutschland, dem sie annoch tägliches Organ ist, zu einem Zustande der Unmündigkeit, Roheit und Ideenlosigkeit, der vom Zustand der Gebildeten auf die grellste und empörendste Weise absticht.“ So erhebt denn Wienbarg in aller Form „Anklage gegen die plattdeutsche Sprache als eine Feindin der Volksbildung . . . Sie ist noch ganz und gar die Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, die Sprache der Hetzjagden, der Peitschenhiebe, der Hundelöcher, die Sprache des Bauernkrieges und — spürt ihr nichts vom kurzen Takt der Dreschflegel darin, und seht ihr nicht etwas von kurzem Messer, geschwungener Sense, geballter Faust als Titelvignette vor den Ausgaben plattdeutscher Lexika paradieren?“ — Gleitet hier der Fanatismus vom Erhabenen ins Lächerliche, so steckte immerhin ein berechtigter Kern in der Behauptung: „Die niedersächsische Sprache hat ihre Jugend und stählerne Kraft verloren, ohne an Verstand und innerer Feinheit zu gewinnen.“ Eine Sprache ohne Litteratur muß eben verbauern.

Schon durch diesen Stand der Dinge ist die Epoche gekennzeichnet, die Klaus Groth 1852 mit seinem „Quickborn“ machte. „Es ist damit,“ stellte alsbald Karl Müllenhoff fest, „eine That vollbracht, an deren Möglichkeit der Einsichtige zweifeln durfte; denn die Kluft, die in ganz Norddeutschland Gebildete und Volk trennte, ist durch ihn versöhnt und geschlossen. Der Quickborn, geht nicht blos unser ästhetisches Interesse an, sondern unser ganzes Leben.“ Das allgemein verbreitete Vorurteil gegen die Litteraturfähigkeit des Neuplattdeutschen hatte Klaus Groth durch die That zurückgewiesen. Er bekennt gelegentlich, schon ein Jahrzehnt vor dem Erscheinen des „Quickborn“ zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß theoretische Widerlegung der hochdeutschen Gegner wie der niederdeutschen Zweifler gar nichts nützen würde; Erfolg könnte eine solche Auseinandersetzung erst haben, wenn sie auf eine That fußen könnte: Schriften in der Muttersprache, durchschlagende, ein Kunstwerk, Gedichte, die jedermann lesen würde.

Beredter als Worte sprachen denn auch in der Folge die Thatsachen. Sofort nach Erscheinen des „Quickborn“ wagten sich plattdeutsche Dichter zu Dutzenden hervor, allen voran Fritz Reuter. Hochdeutsch hatte dieser bereits die „Reise nach Belgien“ begonnen und die „Stromtid“ entworfen: „da zeichnete ihm“ — nach dem Zeugnis seines Biographen Adolf Wilbrandt — „Klaus Groths 1852 in niederdeutscher Mundart erschienener Quickborn den Weg, den er fortan gegangen ist.“

Sein nächstes Ziel: „die Ehre der plattdeutschen Mundart zu retten“, hatte Groth erreicht. Neben den so zahlreichen, freilich nur zum kleinen Teil berufenen Nachfolgern bewies das die Verbreitung und Anerkennung des „Quickborn“



Klaus Groth.

Verkleinerung der Originalradierung von Hans Olde („Pan", I. Jahrgang, Heft 4).

gegen die Anglisierung: gegen fünfundvierzig große plattdeutsche Vereine Nordamerikas bilden in enger Fühlung mit Klaus Groth einen Sammelplatz für Bewahrung des deutschen Heimats- und Nationalgefühls.

Mehr! Bald griff die niederdeutsche Bewegung auf die Niederlande und Belgien über; namentlich das Erstarken des Vlämischen ward von nationaler Bedeutung im Kampfe des germanischen Elements gegen das vordringende Romanentum. Hören wir das Eingeständnis des hervorragendsten Zeugen: Pol de Mont verbreitet sich über „Die niederländische Litteraturbewegung" (nach einem Auszug im „Magazin für Litteratur" von 1892): „Keiner von allen niederdeutschen Schriftstellern hat zu dem glänzenden litterarischen Erwachen . . . mehr beigetragen als mein berühmter Freund Klaus Groth . . . In der That war der „Quickborn" weit mehr als eine gute Gedichtsammlung; er wirkte fast wie eine Offenbarung. Was Klaus Groth in der Lyrik erreicht, erstrebten Auerbach, Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf in Deutschland, Conscience und Cremer in den Niederlanden für den Roman und die Erzählung: das allgemein Menschliche, Nationale, wenn man will zu lokalisieren. Alle diese von Kunst und Wissenschaft ausgeschlossenen, alle diese Niedrigen und Unwissenden, denen auch Goethe nicht gewagt hatte einen Platz in seinem Meisterwerk Hermann und Dorothea zu geben, wurden in den Idyllen und Liedern des Quickborn nun besungen, in wundervollen Versen, in einer kräftigen und farbenreichen Sprache."

Und nun geschieht das Wunderbare, daß der Bahnbrecher der neuplattdeutschen Dichtung, der sich durch Peter Hebels alemannische Gedichte in allen Teilen Deutschlands. Konnte doch kein Geringerer als der eiserne Altmeister Ernst Moritz Arndt in der „Kölnischen Zeitung", unterm 1. August 1855, über „Quickborn" und die bald folgenden prosaischen „Vertelln" von Klaus Groth die Frage aufwerfen: „Wer kennt diese naiven und biblischen Dichtungen und Erzählungen nicht? Wem wären sie wenigstens nicht durch ein fröhlichstes, freundlichstes Gerücht, wenn nicht zu Herzen, doch zu Ohren gekommen? Sie werden von dem deutschen Volke schon so getragen und fortgetragen, daß sie keiner Beurteilung und Lobung mehr bedürfen."

Aber die so entfachte Bewegung wirkte weiter. Die Niederdeutschen des In- und Auslandes fühlten sich im Gebrauch ihrer eigentlichen Muttersprache bestärkt. Namentlich in Amerika erwies sich das Plattdeutsche als festestes Bollwerk

Ein freier Mann.

I.

De Hahn, de op sin Misten sitt,
De kann wul kreihn un schriegen,
Doch op den Klockenthorn de Hahn,
De mutt sik dreihn un swiegen.

Klaus Groth.

in seinem Streben bestärkt gefühlt hatte, sogar auf die oberdeutsche Dialektdichtung befruchtend hinüberwirkt. Um den Anfang der Sechzigerjahre hebt sich ein neues mundartliches Singen in Schwaben und Bayern an. „Die Anregung zu solchem Johannistrieb" — so rühmt A. Holder in der „Alemannia" 1892, wie vorher bereits im ersten Bande von „Bayerns Mundarten" — „ging von dem plattdeutschen Norden aus . . . Hier war in der Person des bekannten Klaus Groth der volkssprachlichen Muse eine Kraft erblüht, deren hervorragende Bedeutung für die Verjüngung der deutschen Poesie noch gar nicht genugsam erkannt ist." Weiter wird gerade von dieser Seite betont: „Jedenfalls ist Klaus Groth der erste mundartliche Dichter, dessen Verse von hervorragenden Komponisten in Musik gesetzt worden sind, um „auf Flügeln des Gesanges" durch ganz Deutschland getragen zu werden." Holder schließt seine Darlegungen: „So steht fest, daß ohne den Vorgang und den Erfolg Klaus Groths die oberdeutsche Dialektdichtung nicht zum drittenmal erstanden und zu einer wahren Volksangelegenheit gediehen wäre." —

Nun darf bei alledem nicht übersehen werden, daß inzwischen Fritz Reuter seinen Vorläufer in der Gunst des großen Publikums weit überflügelte. Zwar aufgrund der „Läuschen und Riemels" konnte Karl Frommanns Zeitschrift „Die deutschen Mundarten" im I. Bande 1854 noch ohne Widerspruch äußern: „Während Groth mehr die zarten, tiefliegenden Saiten anschlägt, die im unverdorbenen nordischen Volksgeiste unter rauher Hülle verborgen liegen und selten zum Vorschein kommen, schöpft Reuter mehr von der Oberfläche den Humor, der im alltäglichen Leben sich umhertreibt, aber nicht minder wahr und naturwüchsig ist." Nannte doch Reuter selbst diese Schnurren eine „Kongregation kleiner Straßenjungen", und Klaus Groth fürchtete nicht mit Unrecht, sie würden das alte, von ihm eben erst gerade erschütterte Vorurteil wiederbeleben, die Muse des Plattdeutschen müsse nach dem Kuhstall duften! Aber es folgten bald nach einander die großen Romane der „Ollen Kamellen" mit ihrer kräftigen Charakterzeichnung und ihrem gemütvollen Humor. Auch Groth entzog sich nicht der Anerkennung dieser eigenartigen, herzerquickenden Zeugnisse des großen Humoristen. Nur wurde die überwältigende Wirkung dieser mit allen Mitteln wirkenden Komik verhängnisvoll für die Geschicke des ernsteren, spröderen Bahnweisers der neuplattdeutschen Dichtung. Findet robuste Komik schon immer eine breitere Wirkung als weihevoller Ernst oder selbst idyllisches Behagen, so gefiel man sich gegenüber den plattdeutschen Dichtern in hartnäckigem Wiederkäuen des im Grunde wenig schmeichelhaften Kompliments, das Komische sei eigentliches Gebiet der niederdeutschen Mundarten. Umsonst betonte Klaus Groth: „Fähig ist die plattdeutsche Sprache zu allem — wie sollte sie nicht, die die tiefsten Töne der Menschenbrust in Liebe, Leid und Tod . . . alle Tage ausspricht! Oder begrüßt der Vater seinen Erstgeborenen hochdeutsch? Und flüstert der Bräutigam seine Liebe erst, wenn er sie übersetzen kann? Oder ist diesen Leuten anders zu Mut, wenn Vater und Mutter stirbt, als etwa einem Geheimrat?"

Begreiflich ist jenes Vorurteil nur, wenn man jede Dialektdichtung geringschätzig als Spielerei betrachtet. Wo man, wie es Klaus Groth schon auf dem Titelblatt des „Quickborn" betont, die Mundart als Ausdruck des Volkslebens und Volkscharakters verwendet, muß das erste Anerkenntnis lauten, daß gerade die niederdeutschen Volksstämme, und am ausgeprägtesten wohl gerade Groths dithmarsischer, zu ernstem Sinnen, zu schwerschreitender Behäbigkeit neigen. Man denke an Groths schleswig-holsteinische Landsleute Hebbel und Storm. Betont doch auch Theodor Fontanes Schleswig-Holstein-Roman „Unwiederbringlich" mit meisterhafter Stammespsychologie: man nehme dort alles so wichtig, als ob Leben und Seligkeit daran hinge. — Nur wenige Einsichtige hielten aber in der nun anhebenden Blütezeit von Reuters Ruhm neben der berechtigten Anerkennung von Reuters humoristischem Erzählertalent die Achtung vor Groths durchaus eigenartigen idyllischen Gaben im Herzen. Es begann eine Jahrzehnte währende Nichtachtung des zuerst so begeistert gewürdigten Bahnbrechers.

Von Wortführern der Kritik unternahm es namentlich Robert Prutz, den Vater der neuern niederdeutschen Sprach- und Litteraturbewegung zu befehden. Das von Prutz herausgegebene „Deutsche Museum" hatte noch 1854 wiederholt ausdrücklich Groths „Innigkeit der Empfindung, verbunden mit Natürlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks", ohne Einschränkung gerühmt. Im schroffen Gegensatz dazu behauptet Prutz 1862:

„Diese an Reuter gerühmte Wärme der Empfindung und diese Unmittelbarkeit der Darstellung ist es denn auch, was wir, unbeschadet aller sonstigen Vorzüge, die wir ihm gewiß nicht absprechen wollen, an Fritz Reuters berühmtem Rivalen, dem Dichter des „Quickborn", von seinem ersten Auftreten an vermißt haben . . . Klaus Groth ist ohne Zweifel ein poetisches Gemüt, er ist sogar noch mehr: er ist auch ein Mann von Geschmack und umfassender Bildung . . . Als hochdeutscher Dichter würde er zwar nicht zu den Originalen, den epochemachenden Geistern zählen — wie viele giebt es deren noch überhaupt?! — wohl aber würde er unter den Dichtern zweiten und dritten Ranges, den bei uns so zahlreichen Dichtern, welche fremde Eindrücke verarbeiten und von außen her empfangene Melodien weiter fortpflanzen, seinen Platz mit Ehren behaupten. Dagegen um plattdeutscher Dichter zu sein, fehlt ihm unseres Bedünkens eins: er denkt und empfindet nicht plattdeutsch, es ist nur die Form, welche die Sprache des Volkes redet, während der Inhalt hochdeutsch ist und in Gedanken und Empfindungen die Herkunft aus der hochdeutschen Bildung keinen Augenblick zu verleugnen vermag. Klaus Groth hat das interessante Problem gelöst, zu zeigen, wie etwa Goethe, Uhland, Heine &c. sich im plattdeutschen Idiom ausnehmen würden, das Volk selbst aber, das unmittelbare unverfälschte Volk, kommt bei ihm nicht zum Wort. — . . . Lesen etwa die Bauern ihn? . . . O nein, Klaus Groths Dichterruhm stammt der Hauptsache nach aus dem Salon, seine ersten und eifrigsten Apostel waren nervöse Damen und gelehrte Professoren."

Speziell über das damals erschienene grothische Epos „Rotgeter Meister Lamp" fügt Prutz hinzu: „Die Figuren desselben sind sehr sauber, sehr zierlich und werden dem ästhetisch gebildeten Geschmack unserer Damen ohne Zweifel viel besser zusagen als z. B. Fritz Reuters „Entspekter Bräsig"

mit seinen derben Witzen und Schwänken. Aber sind es auch wirkliche plattdeutsche Figuren? Fließt wirklich niederdeutsches Blut in ihnen? Nein, es ist poetischer Nippes, der überall entstehen konnte, und der sein plattdeutsches Kostüm lediglich wie ein Maskenkleid trägt."

An diesen paradoxen Behauptungen, deren Gipfel jedenfalls in dem köstlichen Versuch liegt, Klaus Groth als unselbständigen Verarbeiter fremder Eindrücke hinzustellen, ist nur richtig, daß Männer wie Gervinus, Müllenhoff, Alexander von Humboldt, Ernst Moritz Arndt, Otto Jahn, Böcking, Dahlmann, Mommsen, Gustav Freytag, allerdings meist Professoren, zu den ersten Bewunderern der grothischen Muse zählten.

Ein eigentümlicher Zufall wollte indes, daß die bedeutendste Leistung Groths, der zweite Band des „Quickborn", im Herbst 1870 erschien, als das Interesse des ganzen deutschen Volkes ausschließlich von den großen kriegerischen Ereignissen gefesselt war. Das Buch blieb deshalb im Publikum fast gänzlich unbeachtet. Freilich ein Emanuel Geibel, ein Pol de Mont nannten das Hauptstück des Bandes, den „Heisterkrog", die vollendetste Idylle, die seit Goethe geschrieben worden sei. Und Rudolf Haym ergriff in den „Preußischen Jahrbüchern" (1871) das Wort zu einer umfassenden Würdigung des Werkes wie des Dichters. Von einer markanten Grenzregulierung zwischen den beiden Meistern der plattdeutschen Dichtung ausgehend, bezeichnet Haym aufs glücklichste und würdigste die eigentliche Domäne der grothischen Muse: „Die Dialektpoesie hat keinerlei Privilegium jenseits der allgemeinen Gesetze der Schönheit und der Dichtung. Die patriotische Vorliebe für den Dialekt als solchen ist ein ästhetischer Partikularismus, den wir gern samt dem vielen Häßlichen und Gemeinen, das er hervorgetrieben hat, mit demselben Banne belegen möchten wie den politischen Partikularismus. Wir glauben den Musen des Quickborn kein höheres Lob erteilen zu können als dies, daß sie in den angedeuteten Fehler niemals verfallen sind . . . Er erscheint wie gebannt in den engen Umfang seiner provinziellen Heimat, bringt aber innerhalb dieser Schranken das schlechthin Gemäße, das Vortreffliche hervor. Das so viel ausgiebigere Talent, die skrupellosere Erzählerlust Fritz Reuters hat diese Grenzen offenbar viel weniger innegehalten. Damit soll dem lebenskräftigen Schaffen desselben nichts von seinem Werte abgesprochen werden; es soll nur dem Vorurteil entgegnet werden, welches dem Verfasser des Quickborn in den letzten Jahren den Ruhm, den ihm sein früheres Auftreten mit so vollem Rechte eingetragen hatte, zu schmälern drohte . . . Zu häufig sind die Beispiele begabter, ursprünglich von ernsten Kunstabsichten erfüllter Männer, welche von vielversprechenden Anfängen zu hastigen und zerflossenen Produktionen fortgerissen worden sind, als daß man nicht mit doppelter Teilnahme dem Schaffen eines Dichters zusehen sollte, der auf beschränktem Raume, mit immer gleicher Treue gegen seinen Genius und gegen die Kunst, die reine Wirkung der ausgebreiteten, die dauernde stille der lauten, aber vergänglichen vorzieht . . . Im epischen Idyll ist seine Meisterschaft am größten. Seit Goethes Dorothea ist in deutscher Sprache nichts geschaffen, was uns so homerisch anmutete wie diese Geschichten aus dem schleswig-holsteinschen Volksleben . . . Mehr als je empfinden wir jetzt das Bedürfnis, uns in unserem eigensten nationalen Wesen zu sammeln. Wohlan! hier ist eine Dichtung, ganz geeignet, uns deutsche Art und Sitte und Gemütsweise von neuem innig zum Bewußtsein zu bringen."

Auch dieser Weckruf verhallte ungehört. Als ähnlich eine Reihe neuer idyllischer Prosa-Erzählungen, die bei fortdauernder Gemütstiefe von fortschreitender Sicherheit der Charakteristik und prägnanter Meisterschaft des Stils Zeugnis ablegten, geringe Beachtung fanden, mußte der schnöd Nichtachtete in Mißmut verstummen. Diese vornehme Dichternatur gehört eben zu denen, die nur von ihren Pairs beurteilt werden können. Wie es überdies das Schicksal der meisten Bahnweiser ist, die ihren Zeitgenossen in kühnem Flug vorauseilen, mußten die Zeiten für seine umfassende Würdigung erst reif werden. Und sie erfüllten sich. Gleich einem Gottfried Keller, mit dem ihn schon Pol de Mont in eine Linie gerückt wissen wollte, und gleich einem Otto Ludwig konnte auch einem Klaus Groth erst die Zeit gerecht werden, die für den künstlerischen Realismus, die Verklärung der schlichten Wirklichkeit reif geworden und zur Erkenntnis gelangt ist, daß diejenigen das Wesen des Realismus am tiefsten erfaßt und gestaltet haben, die auf Ausprägung von Stammescharakter, auf Zeichnung einer festumrissenen Landschaft mit ihren festumrissenen Gestalten ausgehen. Keiner hat diese realistische Stammhaftigkeit schärfer ausgeprägt, keiner die Gestaltenwelt seines Stammes umfassender künstlerisch gespiegelt als Klaus Groth.

Theodor Fontane sagt bei einer gelegentlichen Gegenüberstellung von Groth und Reuter (in „Unwiederbringlich"): „Klaus Groth hat einen Pas voraus, weil er Lyriker ist und komponiert werden kann, und davon hängt eigentlich alles ab." Diese Wirkung Groths dauerte seit seinem ersten Hervortreten ununterbrochen fort: die „Quickborn"-Lieder haben zahllose Komponisten gefunden. Aber auch eine neue litterarische Würdigung und Wirkung setzt im letzten Jahrzehnt ein. Seit im Herbst 1892 Klaus Groths Werke gesammelt erschienen, haben die weitesten Kreise der Kritik auf die einzigartige Bedeutung des Mannes hingewiesen und einem tiefergreifenden Verständnis im großen Publikum erfolgreich die Wege geebnet. Auch äußere Ehren hat das letzte Jahrzehnt auf des Dichters Haupt gehäuft. Gemeinsam mit Theodor Fontane ward ihm der Schiller-Preis zuerkannt, bald darauf gesellte sich die Große Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft hinzu.

Die höchste innere Ehrung eines Dichters darf man wohl darin sehen, daß sein Geist und Stil in der litterarischen Bewegung fortwirkt. Nach der umfassenden Ausdehnung, die die von Groth begonnene niederdeutsche Bewegung nahm, sehen wir den Dialekt sogar auf das Drama übergreifen und in unsern Tagen die Führung auf der Bühne gewinnen. Thatsächlich könnte sein Beispiel dem heutigen Dialektdrama noch wesentlich zu künstlerischer Vertiefung gereichen: denn ihm ist der äußere Gebrauch der Mundart allein nicht einmal das Ausschlaggebende; er sieht sie an und handhabt sie als Ausdruck des Stammescharakters, übernimmt sie auch nicht ungeschliffen als Rohstoff aus dem Mund von Hinz und Kunz, sondern prägt den Rohstoff künstlerisch aus.

So ist der Umkreis seiner Wirkung unmittelbar wie mittelbar noch heute nicht abgeschlossen, und wir

brauchen ihm nicht den toten Silberkranz des Jubilars aufs Haupt zu drücken: wir flechten ihm den frischen Eichenkranz des Siegers.



Aus der englischen Bücherwelt.

Von **Marie von Bunsen** (Bordighera).

Robert Louis Stevenson und seine Schule.

Als Stevenson im Dezember 1894, erst vierundvierzig Jahre alt, starb, trauerte ganz England um einen seiner beliebtesten Schriftsteller*). In den litterarischen Kreisen seines Vaterlandes wurde er als Meister, als Führer, als Mittelpunkt gefeiert und beklagt. Auch in Frankreich nannte ihn der „Temps“, im Verlauf einer höchst anerkennenden Besprechung, den „im besten Sinne klassisch zu nennenden Autor des heutigen Englands“, und Marcel Schwob spendete „dem neuen Schöpfer“ und seiner „magisch packenden Begabung“ feinsinniges Lob. Die vergangenen vier Jahre haben seinem Einfluß keinen Abbruch gethan, im heutigen England kann man diesen schwer überschätzen. Aber damals wie heute hat in Deutschland Stevensons Name einen fast unbekannten Klang. Wie ist das nur möglich gewesen?

Während vielleicht nur durch einen Zufall bisher französische und nicht deutsche litterarische Feinschmecker auf Stevenson achteten, beruht seine Beliebtheit bei den englischen Massen, wie dies bei Massen nur zu begreiflich erscheint, nicht ausschließlich auf künstlerischem Gebiet. Da giebt es die große Schar der sehnigen, in kaltem Wasser abgehärteten, gesund empfindenden Männer aller Berufe und Stände. Kaum hat die Glocke geschlagen, so verlassen sie ihren Schreibpult, ihren Kasernenhof, ihre Vorstandssitzung, ihren Seziertisch und eilen hinaus ins Freie, zum Cricket, zum Fußball, zum Tennis, zum Golf. Sporadisch, in Zeiten der Verliebtheit ergehen sie sich wohl auch in gefühlvollen Büchern, in normaler Verfassung mißachten sie „sentimentales Gewäsch“. In Stevensons, von Kunstkennern so gepriesenen Romanen fanden sie herrliche, haarsträubende Abenteuer, unerhörte, bluttriefende Begebenheiten; dumpf empfanden sie wohl auch die originelle Behandlung, begeisterten sich wohl auch an der kernigen, männlichen Gesinnung, der alles Muckerhafte, wie Schlüpfrige fern war. Gern schenkten Eltern und Vormünder ihren Pflegebefohlenen seine Bücher, gern wurden sie von der frischen Jugend verschlungen.

Blasse, nervöse Litteraten und Litteratenfreunde in London, in Oxford und Cambridge bildeten die innere Stevenson-Gemeinde. In deren verfeinert geschmackvollen Arbeitszimmern unter Bildern nach Botticelli und Burne Jones stehen zwischen Swinburne, Morris, Rossetti, Baudelaire und Verlaine liebevoll gesammelte erste Ausgaben von Robert Louis Stevenson. Seine Romane sind natürlich auch vollständig vertreten, am zerlesensten, am reichlichsten mit Glossen und Strichen versehen sind die Reisebeschreibungen, die prachtvollen Essais. Ihre Besitzer, übersättigte Söhne einer alten Kultur, verlangten nach einem Vertreter der neuen Zeit, der den Schatz der Ueberlieferung sorgsam und liebevoll hebe, der mit allem Glanz der Vergangenheit geschmückt, einen noch ungehörten kräftigen Ton sänge, ihnen einen noch nie empfundenen Nervenreiz gewährte. In Stevenson fanden sie dies alles.

Frische, gradaus empfindende Jünglinge giebt es auch bei uns, sie lesen nur selten englisch; subtile Bücherfreunde können wir ebenfalls aufweisen und früher oder später werden diese sich zweifellos für Stevenson interessieren. Mögen sie auch die in England und Amerika jetzt herrschende Verhimmelung für etwas übertrieben erachten und durch seine anscheinend ungewöhnlich sympathische und anregende Persönlichkeit teilweise erklären, es wird sich niemand mit englischer, ja europäischer Litteratur beschäftigen können, ohne auf Stevenson zu achten.

Vielleicht hat selten ein Schriftsteller bei so direkter und mannigfacher Nachahmung so Eigenartiges geleistet und so spürbar auf andere gewirkt. Es wäre pedantisch, darauf hinzuweisen, wie er sich in seinen Reisebeschreibungen durch Sterne beeinflussen ließ, in seinen Essais durch Bacon, Sir Thomas Browne und Charles Lamb, in seinen Erzählungen durch Edgar Poe und Rudyard Kipling. Fast erinnert diese Erscheinung an Rafael, von dem bemerkt worden ist, nur seine Vorzüglichkeit wäre originell. Aber ein Vorzug ist allen seinen so verschiedenen Werken eigen, die gleiche gewissenhafte Feile. Er selber plaudert seine Handwerksgeheimnisse aus. In der Schule und Universität als Tagedieb berüchtigt, hatte er immer nur ein Ziel vor Augen — das Schreiben zu erlernen. Auf Wanderungen notierte er sich landschaftliche Stimmungen, lange Gespräche schrieb er aus dem Gedächtnis nach, immer wieder und wieder verfaßte er Gedichte und Abhandlungen im Stil der verschiedensten Meister, behandelte einen und denselben Gegenstand nacheinander in der Art etwa des Hazlitt, des Ruskin und des Montaigne. Alles nur als Vorbereitung, alles ohne unmittelbaren Zweck. „Ehe ein Schriftsteller weiß, welche Akkorde er wahrhaftig vorzieht, müssen alle unter seinen Händen erklungen sein . . . Erst nach jahrelangen Uebungen kann er sich hinsetzen, Legionen von Worten heraufbeschwören, gleichzeitig über Dutzende der um ihn schwirrenden Wendungen verfügen. Er weiß, was er will, ist (innerhalb der Schranken des menschlichen Könnens) es zu thun befähigt.“ Nach Stevenson giebt es keinen anderen Weg, das Schreiben zu erlernen. Wahrscheinlich ließe sich diese Behauptung durch historische Beispiele widerlegen, und bei ihm selbst bedauert man hin und wieder eine archaisierende Anempfindung des Stils. Zweifellos hat sich jedoch sein Kultus des Wortes bewährt, er hat das gesteckte Ziel erreicht, er hat das Schreiben wie wenige andere erlernt. Sein Englisch ist so klar, so biegsam, so reich, so geschliffen, wie es sich ein Litteraturliebhaber nur zu erträumen vermag.

*) Treasure Island. — Dr. Jekyll and Mr. Hyde. — An Inland Journey. — Kidnapped. — Catriona. — The Master of Ballantrae. — Across the Plains. (Tauchnitz). — Virginibus Puerisque. — Memories and Portraits. — Travels with a Donkey. — Childs Garden of Verse. (London, Chatto & Windus.)

Ganz besonders zeichnen sich seine Essais hierin aus; leider haben weder Tauchnitz noch Heinemann sie abgedruckt; nur einige Wenige stehen in „Across the Plains“. Viele besitzen außerdem noch ein sachliches Interesse. In „A Foreigner at Home“ z. B. (Memories and Portraits) entwirft er, der Schotte, eine feine Zergliederung des englischen und schottischen Charakters; unschwer ersieht jeder Deutsche, weshalb und warum uns Schottland innerlich so viel verwandter als England berührt. In „Virginibus Puerisque“, seiner anderen Essaisammlung, finden sich feine, ansprechende Gedanken über Liebe und Ehe. „Vermählungen, in denen einer der Beiden zur Einwilligung erst breit geschlagen werden mußte, bieten der Betrachtung keinen lieblichen Stoff. Liebe sollte offenarmig der Liebe entgegeneilen. Ja, ideal wäre es, wenn zwei Menschen Schritt für Schritt in die Liebe hinein wandern, mit verhaltenem Athem und klopfendem Herzen, wie Kinder, die sich in dunkle Gemächer wagen. Vom ersten Augenblick, in dem sie, neugierig bewegt, sich betrachten, durch alle Stufen der wachsenden Lust und Befangenheit. Hier kommt es zu keiner eigentlichen Erklärung, so offenkundig werden die Gefühle geteilt, daß, hat erst der Mann sein Herz ergründet, er gleichzeitig auch sicherlich des Mädchens Herz erkennt.“

Stevenson hat viel über Frauen nachgedacht, fein, aber wenig über sie geschrieben. Die im Laufe der Jahre geprüfte und geweihte Liebe zwischen Eheleuten ist der Kern seiner Erotik. Er selber lebte mit seiner etwas älteren Gattin in glücklicher Ehe, war mit bedeutenden und liebenswürdigen Frauen in enger, schöner Freundschaft verbunden, war aber nichts weniger als Gesellschaftsmensch. So fehlt ihm die gewandte Feder, wenn er über leichte Verliebtheiten, über gesellige Spielereien zwischen Mann und Mädchen erzählt. Er wußte dieses und unterließ es, zum entschiedenen Vorteil seiner Romane, fast gänzlich. Intimer als junge Damen und gefühlvolle Jünglinge hat er Kinder verstanden und beschrieben. In „Childs Play“ (Virginibus) giebt er eine anziehende Schilderung der phantastischen Kindheit, noch reizender in dem (leider noch nicht in Deutschland erschienenen) Childs Garden of Verse. Oft ist für Kinder, oft über Kinder geschrieben worden, vielleicht noch niemals so aus der Kinderseele heraus. In einfachen, naiven Gedichtchen steigt diese uns allen entschwundene, vielen noch unvergessene Scheinwelt empor. Das weite, von Schätzen erfüllte Reich im verschwiegensten Winkel des Gartens, der so geheimnisvoll draußen im Regen spielende Orgeldreher, die atemlosen Indianerzüge abends hinter dem Sofa, während die Eltern, die doch auch hätten spielen dürfen, es unbegreiflicherweise vorzogen, in Zeitungen zu lesen. Rührend ist das Liedchen „Vom Steppdeckenland“. Allzeit, von Kindheit an, hat er unter einer schwankenden Gesundheit gelitten. Vielleicht ist der in seinen Erzählungen so auffällige Hang zum Grausen, zur übermenschlichen Bosheit, zu bluttriefenden Begebenheiten teilweise physiologisch zu erklären. War er gesund, so liebte er das Wandern, das Segeln, das Rudern über alles, nur zu oft seufzte er jedoch in Kurorten, aufs Lager gebannt, und suchte in der Feder einen Ausfluß seines Thätigkeitsdranges.

Er selber hätte diese Erklärung verworfen; der von ihm zu neuem Leben entfachte Abenteuerroman entsprach nicht nur seiner persönlichen Vorliebe, sondern auch seiner oft verfochtenen litterarischen Ueberzeugung. Auch hierin führte er eine neue Strömung herbei. Nicht nur haben seine Erzählungen talentvolle Nachfolger, wie Anthony Hope, Stanley Weyman, Conan Doyle, unkünstlerische, aber überaus erfolgreiche, wie Rider Haggard und Genossen erweckt, nicht nur hat er den Stil der begabtesten neueren Essaiisten und Zeitungsschreiber auf das sichtlichste beeinflußt, selbst seine künstlerischen Grundsätze haben Schule gemacht. In allen Tonarten wird der alte historische Roman als höchste Offenbarung gefeiert. Nicht nur der Altmeister Walter Scott, sondern Dumas des Aelteren „Vicomte de Bragelonne“ und Charles Reades „Cloister and the Hearth“ werden als die herrlichsten Blüten unserer Romanlitteratur gepriesen. Mit verhaltenem Atem zischeln diese modernen Kritiker spottend über das „Seziermesser“ der George Eliot, verhöhnen die fein ausgetiftelten Miniaturen von James oder Howells oder die zart grau-in-graue Elfenbeinmalerei der Mary Wilkins. Ganz offenherzig ist ihre lebhafte Geringschätzung der vor einigen Jahren epidemisch auftretenden Neu-Moral-Tendenz-Litteratur, und hier wird die festländische Kritik ihnen willig folgen. Bedroht diese reaktionäre Abwendung vom psychologischen Roman aber auch uns? Sollte jedes feine Ausspüren der Nerven- und Gedankenvibrierung, sollte die liebevolle, wahrheitstreue Wiedergabe auch einer aussprachslosen Wirklichkeit, sollte die intuitive Versenkung in seltene Gefühlswelten auch uns nicht mehr reizen?

Vermutlich werden Stevensons Romane nicht wegen, sondern trotz ihrer Gattung bestehen. Seinen Worten zufolge gab er zwar: „All the old romance retold, exactly in the ancient way“, brachte die alte Romantik mit den alten Worten. In Wirklichkeit aber trägt jede Seite seiner Werke ein durchaus neues und eigenartiges Gepräge. Fehlt ihm auch die behagliche, herzhafte Pracht der scottischen Romane, so ist sein Stil viel sorgfältiger und seine Komposition weit gedrungener; so ist seine Menschenkenntnis tiefer, seine Charakteristik prägnanter, sein Naturgefühl subtiler. Kraft dieser seltenen Vorzüge vermag er die verwöhntesten Leser zu fesseln, giebt man jedoch eine Inhaltsangabe von „Treasure Island“, von „Kidnapped“, von „Catriona“ und „The Black Arrac“, so denkt man unwillkürlich an die grellen Indianergeschichten, mit denen man uns zu Weihnachten beglückte. In „The Master of Ballantrae“, meiner Anschauung nach seiner besten Erzählung, ruht der Schwerpunkt auf einem psychologischen Konflikt, und sein bekannter „Dr. Jekyll and Mr. Hyde“ behandelt das Problem „zwei Seelen, ach, in einer Brust“ auf eine verblüffende, pathologische Art. Auch Gedichte hat er geschrieben, Balladen und Lieder, die in einem ärmeren Zeitalter der englischen Lyrik noch bemerkenswerter erscheinen würden. Natürlich legt der esoterische Kreis auf diese weniger bekannte, aber auch thatsächlich weniger bedeutende Seite ihres Helden einen besonderen Nachdruck. Auf keinem Gebiet hat er jedoch Vollkommneres geleistet, wie auf dem der Reisebeschreibung; leider sind es nur zwei, seine „Travels with a Donkey in the Cevennes“ und „An Inland Journey“, eine Kanoefahrt durch Belgien und Frankreich. Ich wüßte nicht, wie man die unbedeutenden Ereignisse einer Fußwanderung oder

Bootfahrt mit leichterer Hand, mit sympathischerem Humor zu schildern vermöchte. Viele haben Aehnliches erstrebt, vielleicht hat keiner diese nur anscheinend schlichte Aufgabe so fein, so taktvoll, so geistreich gelöst.

Ein andres Mal berichte ich über einige der oft recht ansprechenden von Stevenson beeinflußten Schilderungen fremder und einheimischer Landschaften und Zustände, heute bringe ich etliche Beispiele des so üppig wuchernden historischen und abenteuerlichen Romans. Diese Mode ist auch den Engländern überraschend gekommen, vor fünfzehn Jahren verband man nur achtbare Langweile mit dem Begriff, hätte noch jeder Verleger solche archaistisch exotische Liebesgeschichten mit Entschiedenheit von sich gewiesen. Stanley Weyman*) ist einer der Besten; sein diesjähriger Roman „Shrewsbury" spielt in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, er ist spannend, er ist gut geschrieben, wenn auch gesuchte Wendungen unterlaufen. An den Meister erinnert seine Vorliebe für Verbrecher und grausliche Thaten, aber ebensowenig als jener wird er roh oder bedenklich. Der gelungenste diesjährige Roman dieser Gattung ist vielleicht**) „The Tragedy of the Korosko" von Conan Doyle, dessen geschickte Detektivgeschichten sich gerechter Beliebtheit erfreuen, ich erinnere nur an „Sherlock Holmes", „Round the Red Lamp", „The Sign of Four". Einer der Nil-Touristendampfer landet, wie allwöchentlich während der Reisezeit seine Gäste am zweiten Katarakt, von wo aus immer ein etwas entlegener Berg mit der Aussicht auf den Sudan bestiegen werden soll. Alles geht programmmäßig und gemächlich von statten, da auf einmal werden sie von aufständischen Mahdisten umzingelt, gefangen genommen und in die Wüste geschleppt. Mit einer überzeugenden Realistik wird alles glaubwürdig dargestellt, recht hübsch ist die Art, wie jedes Mitglied dieser zusammengewürfelten Reisegesellschaft sich in diesen ungeahnten Verhältnissen zeigt und entwickelt. Nicht ohne psychologische Feinheit schildert er, wie das Ansinnen, ihr Leben durch den Uebertritt zum Muhammedismus zu erkaufen, die Einzelnen berührt. Ein gemütliches, irländisches, katholisches Ehepaar, zwei einem puritanischen Geschlecht entsprossene heitere Amerikanerinnen knieen, als wäre es selbstverständlich, nieder, erwarten ohne Phrasen, ohne Aufregung den Märtyrertod. Die anderen, ein welterfahrener General, ein durch eigenen Fleiß emporgekommener Rechtsanwalt, ein lebenslustiger Franzose betrachten die Alternative für eine im Grunde doch etwas gleichgiltige Form, aber das stille Beispiel wirkt, auch der Atavismus gläubiger Vorfahren, auch der Rassenhochmut regt sich, endlich knien auch sie und erwarten stoisch das Ende. Wie dann eine List den Befehlshaber hinhält, wie die Rettung schließlich naht, ist kurz und aufregend beschrieben.

Rider Haggard hat einen sehr großen Namen; der sonst so feinsinnige Kritiker Andrew Lang rechnet ihn schlankweg und bewundernd zur Litteratur. Hierin steht er, glaube ich, ziemlich allein; an Haggards ersten Werken fesselte eine gewisse originelle Phantastik, jetzt werden sie schwerlich vom „engen Kreis" gelesen. „The Wizard" heißt

*) Shrewsbury von Stanley Weyman. Tauchnitz.
**) The Tragedy of the Korosko von Conan Doyle. Tauchnitz.

sein letztes (Leipzig, Tauchnitz). Einen trefflichen wohlsituierten, geachteten Pfarrer ergreift plötzlich eine Predigt, in der ein heimgekehrter Missionar von einem mächtigen, im höchsten Grade christenfeindlichen Volksstamm des unerforschten Zentral-Afrikas spricht. Dies läßt ihn nicht ruhen, er zieht dahin aus, wohl wissend, daß er schwerlich zurückkommen werde. Dort erlebt er das große Fest der Feldfrüchte, bei dem einige Regimenter sich auf Befehl des schwarzen Gebieters zerfleischen, er gewinnt Einfluß über diesen, wird aus Eifersucht vom einheimischen Zauberer langsam vergiftet, aber noch vor seinem Ende wird jener, wie auch der Prinz einer Seitenlinie bekehrt und die heidnische Schreckenswirtschaft gestürzt.

Aehnliche aufregende Abenteuer- und Intriguenromane schreibt Meriman. Seine „Sowers" eine Nihilistentragödie der russischen Gesellschaft, fand ich lächerlich unecht und überaus banal, sie hatte aber einen ungeheueren Erfolg. Besser ist sein letztes Werk, „Rodens Corner"*). Ein braver, philanthropischer Lord wird von einem geriebenen Finanzmann für die Notlage der Malgamitarbeiter erwärmt; ein statistisch nachweisbar gesundheitsgefährlicher Betrieb dürfe gewissenlosen Fabrikherren nicht fürderhin gestattet werden. Eine Agitation wird ins Leben gerufen, man gründet eine Gesellschaft zur humanitären Ausbeutung dieser wichtigen chemischen Substanz. Auf einer abgelegenen holländischen Düne entstehen die Werke; in Wirklichkeit handelt es sich jedoch um eine neue, nie dagewesene ungesunde Hervorbringung des Stoffes. Enorm sind die Profite, erschreckend die sorgsam vertuschte Sterblichkeit der um einen unerhört hohen Lohn gedungenen Arbeiter. Schließlich wird der gewissenlose Finanzmann nach haarsträubenden Erlebnissen entlarvt, der arme Lord bekommt einen Schlaganfall vor Schreck, zwei liebende Paare finden sich, und die unheilvolle Fabrik wird geschlossen.

Darf ich, so zum Schluß, noch einen so großen Namen bringen, noch in aller Kürze Rudyard Kiplings**) neueste Sammlung erwähnen? Zwar ist sein „Day's Work" nächst dem sonderbarerweise in Deutschland bekanntesten Werk, dem „Light that failed", das schwächste seiner Erzeugnisse. Es hat viel Manier, zeigt nicht selten einen geschraubten amerikanischen Humor, ein nervös-hysterisches amerikanisches Pathos — ganz unverständlich bleibt es, weshalb ein englischer Künstler gerade in den Vereinigten Staaten lebt: seinem Stil hat es entschieden geschadet. Und doch hätte auch dieser Band als Erstlingswerk Sensation gemacht, doch schlägt es fast alles Gleichzeitige tot, doch hat es geniale und großartige, offenbarungsähnliche Stellen.

Erst eben ist die Angst um ihn geschwunden, es schien, als wäre diese, meiner festen Ueberzeugung nach, vollste Schaffenskraft unserer Tage im Erlöschen. Erst dreiunddreißig Jahre alt, steht er in der Fülle des Könnens. Wie mag er sich entwickeln, was wird er noch bringen? —

*) Leipzig, Tauchnitz.
**) Rudyard Kipling, The Days Work (Tauchnitz Edition).





Zukunftsland.

Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. Von Julius Hart. Mit Kopfleisten von W. Caspari. Verlegt bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig, 1899. 350 S. M. 5.— (6.—).

Mit diesem geistsprühenden Buche, das den ersten Band einer Trilogie „Zukunftsland“ bildet, wird Julius Hart, der Kritiker und Poet, bei den Fachmännern der Philosophie, der Theologie und der Naturwissenschaft gleicherweise Anstoß erregen. Die ganze Substanz Julius' Hart ist von der Grundempfindung durchdrungen: πάντα ῥεῖ, unser Bewußtsein, das Ich und die Welt, Alles und abermals Alles ist in ewiger Bewegung und wechselnder Empfindung und doch immer das Ewig-Eine; es kann sich also bei dem „neuen Gott“ nur um eine neue Formulierung oder auch um eine neue Bewußtseinsstufe handeln. Nun werden aber weder Philosoph noch Theolog, die immer mit „festen Begriffen“ arbeiten müssen, gewillt sein, in diesem Meere rücksichtslosesten, fröhlichen Auflösens mitzuschwimmen; der eigentliche Philosoph wird aus Plato-Kant-Schopenhauer und ihrer Begriffswelt weiterentwickeln, dem Theologen ist Christus wie ein Meteor aus den Tiefen des Weltalls auf diesen Stern gefallen, Kunde bringend von den vielen Wohnungen in seines Vaters unsichtbaren Ländern, aus derem Lichtstoff ein verflogen Teilchen in unserer Seele sitzt. Der Theologe wird, wenn er Mann der Anschauung und des Lebens ist, lediglich — wie es Schubert oder Oberlin einmal ausdrückte — geistige Geographie treiben, indem er diese Kunde, die da von fremdem Strand aus reales Licht über uns selbst wirft, immer wieder modernisiert oder praktisch anwendet. Dies ist, plastisch ausgedrückt, der Unterschied zwischen Christus-Religion und rein spekulativer Philosophie, ein Unterschied, der für Hart von vornherein nicht besteht oder nicht empfunden wird. Der auflösungsfreudige Dichter-Denker stellt nicht nur Christus und Buddha, sondern ebenso Christus, Buddha und Kant sorglos neben- und durcheinander: sie sind Gehirnmenschen und Weisheits-Genies, die mit mehr oder minder „Entschiedenheit“, mit mehr oder minder „Ich- und Persönlichkeitsgehalt“ das Welträtsel in ihrer Art zu lösen suchten, wobei er freilich dem Buddha und dem Christus, denen er dieselbe, nur in dem durch die Religion der Umgebung bedingten Wortschatz verschiedene Welterfassung zuspricht, hoch über Kant stellt wegen ihres „Wahnsinnswagenuts des höchsten Genies, das auch vor dem letzten nicht zurückschreckt“ (S. 145). Das Kapitel „Welt-Ich“, in dem er die Weltanschauung dieser zwei Gipfelmenschen als absolutesten Idealismus, deren Ich sich als Gott setzte, darlegt, ist hierin freilich ebenso glänzend wie die ausgezeichneten ersten beiden Kapitel; aber Hart folgt einem richtigen Gefühl, wenn er von vornherein in freilich kurzer Bemerkung hinwirft, daß zwischen der Weisheit „des Christus“ und dem, was seine Jünger und die Christen überhaupt daraus gemacht haben, zu unterscheiden sei. Denn so philosophisch tief hat kein galiläischer Fischer und kein deutscher Bergmannssohn seinen Heiland erschaut und gedeutet; das schmeckt so nach Kirchbachs übergeistvollem Kommentar „Was lehrte Jesus?“ Hart, der Gehirnmensch, hat ebenso wenig wie Kirchbach den fundamentalen Unterschied zwischen religiöser und philosophischer Weltbetrachtung jemals in den Wurzeln erfaßt; es ist dies eine Verwischung, die er mit der ganzen Weltanschauung, von den pantheistischen Systemen bis in die Kleinigkeits-Arbeiten etwa der „Christlichen Welt“ teilt; der unüberbrückbare Unterschied zwischen einem Volksmann Luther und einem Aristokraten Giordano Bruno ist unseren Denkern, die zu sehr Denker sind, nie ins Gefühl getreten. Sie wissen alle mit der Denkweisheit aller großen Weltsysteme, von Buddha bis Schopenhauer, mehr anzufangen als mit der „geistigen Geographie“, die nicht mehr denkt, sondern nur kindlich lauscht, schaut, staunt. Denn wie uninteressant für den Denker, einen nüchternen Fischer plumpe, platte, nicht einmal mehr im poetischen Stil des Alten Testaments vorgetragene Nachrichten aus Amerika, aus einer neuen Welt mitteilen zu hören; wie interessant aber jeder Versuch, dies Amerika, wie Heines bekanntes Kameel, aus den Tiefen des moralischen Bewußtseins zu konstruieren!

Dies der eine große und bis auf die Wurzeln des Hartschen Wesens gehende Einwurf: er ist wohl die Natur, religionsphilosophisch und philosophisch-religiös zu spekulieren, nicht aber die Natur, schlicht-religiös und nur religiös, d. h. natürlich und unbefangen zu schauen, zu leben, zu sein. Das erkennt er ja aber selbst an und entwaffnet somit doch zum größten Teil diesen Einwurf: denn sein Buch klingt nach aller unermeßlichen Spekulation, nach aller Auflösung und Neu-Vereinigung in die Verherrlichung dieser letzteren künstlerisch-religiösen Lebenseinfalt aus und löst sich, das ist das erfreulich und befreiend Folgerichtige, *somit selber auf*. Auch Hart endet, nachdem er sich besonders lange und besonders geistvoll, unterstützt von Darwins Evolutionslehre und überhaupt der Anschauungskraft, zu der wir durch Darwin angeregt wurden, mit der Auflösung des „Ich“ in's „Nicht-Ich“ und umgekehrt beschäftigt hat, und nachdem er als „letzten Gott“ die tief im sorgenden Menschen wurzelnde Frage nach der „Kausalität“ zertrümmerte: auch Hart endet mit dem reformationsfrischen Jubel: „Der Gerechte wird seines Glaubens *leben!*“ oder mit dem goethischen „*Bilde*, Künstler, rede (räsonniere und frage) nicht!“ Fürchtet nichts — ruft er, alles Fragen abschüttelnd —, auch nicht den Tod, der nur eine Verwandlungsform ist, seid reine Schauende, seid Wachsende, laßt uns Sonnenkinder werden! — so klingt das Buch aus; also in einen Hymnus auf ein geläutertes, künstlerisch erkanntes, bewußt unbefangen aus den Nebeln aller Spekulation heraufschimmerndes *Leben*. Und in diesem *Ziel* wissen wir uns mit diesem zukunftsfröhlichen Wegweiser herrlich eins.

Das Buch ist im Buchhandel mit einem Umschlag „Gegen Nietzsche!“ erschienen. Und, nach einer großzügigen und teilweise glänzend geschriebenen Einleitung „Am Ausgange des Jahrhunderts“ beschäftigt sich in der That besonders das zweite Kapitel „Individualismus und Renaissance-Romantik“ mit dem so überaus modischen Einsiedler von Maria-Sils. Hart ist schroffer Gegner Nietzsches, dem er doch jedenfalls viel Anregung verdankt; er lehnt ihn als Spätling der Renaissance, als rückständigen Ausläufer eines absterbenden südeuropäischen Kulturideals ab, während die Zukunft dem jungen germanischen Norden gehöre. Es ist im übrigen ganz unmöglich, im Rahmen einer Rezension auf die uferlose Fülle des anregenden Buches einzugehen. Man kann auch mit Recht einwerfen: das Buch ist ungemein *wortreich*, aber man kann sofort erwidern: gerade die vielen Modulationen desselben Gedankens in neuer Form und in neuer Beleuchtung verdeutlichen jedem gebildeten Leser um so sicherer, was eigentlich Hart meint, und was sich ja doch im Grunde nur *umschreiben*, nicht aber „knapp definieren“ läßt, so daß Form und Inhalt dennoch zuletzt durch und durch ein einheitliches Ganzes bilden. Das eine scheint mir sicher: dieser dichterische Denker hat *instinktiv* die Richtung entdeckt, in die sich unsere zerfahrene Weltanschauung der *Stimmung*, dem *Wesen* nach hineinfinden wird; und dies feine *Witterungsvermögen* ist dieses sensiblen und weitschweifenden Schriftstellers einzigartige und charakteristische Begabung. Dem gegenüber ist die Kritik eines Fachmannes der Theologie, Philosophie oder Naturwissenschaft einfach waffenlos. Der Dilettant Julius Hart verneint und bejaht zugleich alle drei Gebiete und Weltanschauungswege, indem er sie in einem neuen dritten Reiche vereinigt; er wird also folgerichtig auch jede partielle Kritik eines dieser drei Fachleute zugleich anerkennen und zugleich ablehnen.

Berlin. *Fritz Lienhard.*

Ein mystisches Brevier.

Der Schatz der Armen. Von Maurice Maeterlinck. In die deutsche Sprache übertragen von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Verlag von Eugen Diederichs, Florenz-Leipzig 1898. M 6.— (7.—).

Einer Spirale ähnlich kehren einzelne Geistesströme am Schlusse dieses Jahrhunderts in die Gegend zurück, von der sie vor hundert Jahren ausgingen. Damals begann das Rauschen der Romantik. Der Sinn für das Geheime, der sie beseelte, wird nun wieder modern; eine neue Romantik entwickelt sich immer bedeutungsvoller. Die vorliegende ausgezeichnete Verdeutschung eines mystischen Breviers bildet eine kraftvolle Welle der neuromantischen Bewegung. Der belgische Dichterphilosoph, der jüngst nach Paris übergesiedelt ist, wird in den Landen französischer Zunge seit Jahren gefeiert und hat sich auch bei uns besonders mit seinen Bühnengedichten „Prinzessin Maleine", „Die Blinden" und „Der Eindringling" manchen Verehrer erworben. Nun wird dem deutschen Leser der philosophische Essaiist Maeterlinck zum ersten Mal in einem abgeschlossenen Buche vorgeführt, dem 1899 ein zweites Werk desselben Charakters, „Weisheit und Schicksal" folgen soll. „Der Schatz der Armen" enthält Betrachtungen eines Dichtergeistes, der demütig und andächtig in die Tiefen des Innenlebens einzudringen und hier den geheimen geistlichen Schatz zu heben sucht. Die Kapitel lauten: Das Schweigen — das Erwachen der Seele — die Todgeweihten — die Moral des Mystikers — über die Weiber — Ruysbroeck der Große — Emerson — Novalis — die Tragik des Alltags — der Stern — von der unsichtbaren Güte — vom tiefen Leben — von der innern Schönheit.

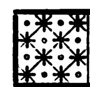
Wie schon diese Ueberschriften andeuten, haben wir es mit Entdeckungsfahrten in ein Neuland zu thun, wo die Werkzeuge der hergebrachten Geisteskultur in beschämender Weise ihre Unfähigkeit verraten. Unter der Herrschaft der Verstandesschablone leidet diese Kultur, unter dem Szepter des Aristoteles. Was wir Wahrheit nennen, ist vorwiegend Reglement, unsere „Erkenntnis" großenteils nur Gewohnheit, unser „Beweisen" ein Zurückführen auf Gewohntes. Der Naturgelehrte wähnt zum Beispiel den Fall der Körper zu verstehen und hat thatsächlich blos einige Formeln, welche gewohnte Aeußerlichkeiten ausdrücken, das Geheimnis des Vorganges jedoch nicht enträtseln. Philosophen, die das Aermliche solcher Wissenschaft durchschauen, sprechen erlösende Worte: ihr „Schatz der Armen", wie sie bescheiden sagen, enthält einen Reichtum, unter dessen Last der hergebrachte Rationalismus zusammenbricht, wie der Riese Christophorus unter dem Jesuskindlein. „Man lege in eine Wageschale alle Worte der großen Weisen und in die andere die unbewußte Weisheit dieses vorübergehenden Kindes, und man wird sehen, daß die Enthüllungen Platons, Mark Aurels, Schopenhauers und Pascals nicht um Haaresbreite die großen Schätze des Unbewußten überwiegen werden: denn das schweigende Kind ist tausendfach weiser als dieser redende Mark Aurel."

Weil nun der Schriftsteller, der Philosoph Maeterlinck naturgemäß kein „schweigendes Kind" ist, vielmehr einem Mark Aurel bedenklich näher stehen muß, so zeigt er selber etwas von dem Riesen, der unter seinem Schatz zusammenknickt. Ein Zögling der begrifflichen Sprache und der Verstandeswissenschaft, dabei vor einem verständigen Publikum, ist Maeterlinck genötigt, mehr über den Schatz der Armen zu reden, als ihn der Welt zu erschließen, mehr Impressario des Geheimnisses, denn schöpferischer Prophet zu sein. „Sobald wir etwas aussprechen, entwerten wir es seltsam. Wir glauben in die Tiefe der Abgründe hinabgetaucht zu sein, und wenn wir wieder an der Oberfläche auftauchen, gleicht der Wassertropfen an unsren bleichen Fingern in nichts mehr dem Meere, dem er entstammt. Wir wähnen, eine Schatzgrube wunderbarer Schätze entdeckt zu haben, und wenn wir wieder ans Tageslicht kommen, haben wir nur falsche Steine und Glasscherben mitgebracht; und trotzdem schimmert im Finstern der Schatz unverändert." Das Unmögliche, Unaussprechliches auszusprechen, sucht Maeterlinck möglich zu machen durch eine eigentümliche Sprache, die mehr andeutet, als formuliert. Sie meint immer etwas, das jenseits der Worte liegt, und sieht ihre Aufgabe darin, den Leser solch verborgenen Sinn ahnen und durch eigenes Schöpfen herausholen zu lassen. So glücklich Maeterlinck im allgemeinen diese Aufgabe löst, so hat doch manche Stelle des Buches in mir den Gedanken bestärkt: Es giebt Philosophien, die verkümmerte Dichtungen sind.

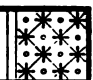
Wie ich vom Uebersetzer sagen muß, daß er es vortrefflich verstanden hat, die vornehme, seelenvolle Sprache Maeterlincks nachzubilden, so weiß ich auch vom Verleger nur rühmliches zu vermelden. Den künstlerischen Sinn, der durchgängig seinen Verlagswerken eine musterhafte Ausstattung verleiht, hat Diederichs am „Schatz der Armen" mit besonderem Raffinement bethätigt. Die Mystik, die den Verehrer Ruysbroecks erfüllt, gelangt im äußern Gewande zum stimmungsvollen Ausdruck. Große Antiqua-Buchstaben, mit deren annähernd quadratischer Gestalt auch das Buchformat harmoniert. Das Papier mahnt an die ehrwürdige Vorzeit. Das Titelbild — gleich dem übrigen Buchschmuck von Melchior Lechter — stellt eine Burg dar, von der See umbrandet. Aus den betürmten Ringmauern strebt andächtig eine gotische Kirche empor zum Sternenzelt, das mit altchristlichen Sinnbildern versehen ist. Titel und Ueberschriften rot gedruckt und symbolisch geschmückt. Initialen nach Art der alten Klosterkunst. Nebenher noch mancherlei Interessantes an Zieraten und Zahlen. (Wir haben Proben davon im 8. Heft wiedergegeben. D. R.)

Möge das in jeder Hinsicht gediegene Werk nicht blos für Maeterlincks Richtung wirken, sondern auch den Sinn für unsere alte deutsche Romantik neu beleben helfen — zum Beispiel für Novalis, einen von Maeterlincks Erweckern. (Novalis ist übrigens kürzlich vollständig bei Eugen Diederichs erschienen.) Wir Deutschen sind nun einmal so wunderlich, daß wir uns gern erst vom Auslande vermitteln lassen, was doch eingeboren in unserer Heimat wurzelt.

Friedrichshagen. *Dr. Bruno Wille.*



Echo der Zeitungen



Auszüge.

Deutschland. Die Gattung der litterarischen Erinnerungsartikel trat in den Veröffentlichungen der beiden letzten Wochen ziemlich in den Vordergrund. Außer den Säkularbetrachtungen über Adam Friedrich Oeser, den einstigen Lehrer Goethes (Leipz. Ztg., Wissensch. Beil. 34: Julius Vogel), über Adolf Hasse, den von Mozart aus dem Felde geschlagenen Opernkomponisten, dem W. H. Riehl in seinen musikalischen Charakterköpfen ein Denkmal gesetzt hat (ebenda 35, Erich Rosenthal; gleichlautend in den Hamb. Nachr. 71) und über den großen Kanzelredner und Theologen August Tholuck (Kurt Kersten in der Hall. Ztg. 192) waren zwei als Beschützerinnen der Wissenschaft und Kunst bedeutende Königinnen Gegenstand der Betrachtung: Sofie von Hannover, die gemeinsame Ahnmutter der Hohenzollern und Welfen, deren besonderer Freundschaft sich Leibniz erfreute (Staatsarchivar Dr. Meyer in der Tägl. Rdsch. 65 66), und Christine von Schweden, Gustav Adolfs gelehrte Tochter und Gönnerin Descartes, über die soeben eine neue, aus dem Dänischen übersetzte Biographie von H. E. Friis erschienen ist (Dr. Julius von Newald in der Frankf. Ztg. 81). — Erinnerungen anderer Art ruft ein Beitrag des Leipziger Tageblatts (145) hervor, der das Schicksal der unglücklichen Dichterin Luise Brachmann behandelt. Sie war 1777 zu Rochlitz geboren, kam mit zehn Jahren nach Weißenfels, wo sie

in der Familie von Hardenberg verkehrte und durch den Sohn des Hauses, Friedrich, den späteren Novalis, die ersten litterarischen Anregungen empfing. Durch ihn wurde auch Schiller auf ihr Talent aufmerksam (ein Brief von ihm an sie wird hier zum ersten Male mitgeteilt), der ihre Gedichte in den „Horen“ abdruckte und sie mehrmals herzlich nach Weimar einlud. Novalis' früher Tod war ein schwerer Schlag für sie; ihm und seiner Schwester Sidonie galt manches ihrer Gedichte. Bald darauf verwaiste sie völlig und litt drückende Daseinssorgen, die sie zwangen, um den Erwerb Romane und Novellen zu schreiben. Schiller suchte Cotta, Seume Göschen für sie zu interessieren, jedoch vergeblich. Sie blieb auch ferner in Weißenfels, wo sie u. a. im Hause Müllners, des Schicksalsdramatikers, verkehrte. 1820 verlobte sie sich mit einem um zwanzig Jahre jüngeren Offizier, der einer Verwundung wegen quittieren mußte und zur Bühne gehen wollte. Allerhand Enttäuschungen, die dieser Bund mit sich brachte, trieben sie kurz darauf dazu, freiwillig aus dem Leben zu scheiden: in Halle stürzte sie sich in die Saale. Ihre Werke sind heute vergessen, von ihren Liedern und Balladen lebt einiges — so das bekannte Columbus-Gedicht „Was blickst Du, Fernando, so trüb und bleich“ — noch fort. — Mehr persönlicher und lokaler Natur sind die Reminiscenzen an E. M. Arndt, die J. Mayer (Godesberg) in der Bonner Zeitung (75) veröffentlicht, ein Jugendfreund von Arndts Söhnen. — Endlich hat auch der Bismarcktag einige Aeußerungen litterarischer Natur zutage gefördert. „Zwei wenig bekannte Züge aus Bismarcks Entwicklungsgeschichte“ teilt in der „Voss. Ztg.“ (155, 157) A. Döring mit. Er erinnert an eine gelegentliche Bemerkung des Kanzlers aus dem Jahr 1875, daß ihm als Schüler in seinem Lesebuche ein Lesestück von A. G. Meißner (dem Großvater Alfreds) besonders wert gewesen sei. Es hieß „Deutsches Schauspiel in Venedig“ und behandelte eine auch heute noch in Lesebüchern zu findende Anekdote, wonach ein deutscher Prinz sich für die Verspottung, die deutsche Sitten in Venedig erfuhren, dadurch revanchierte, daß er den italienischen Nobili in einem Schauspiel die deutschen Erfindungen des Pulvers, des Buchdrucks und der Uhr vorführen ließ. Die Geschichte dieses Lesestücks, das bestimmt war, das Nationalgefühl des künftigen Reichsgründers zu stärken, wird hier näher verfolgt. — Mit dem im letzten Hefte dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Bismarck als Schriftsteller“ berührt sich stofflich nahe eine Studie Georgs Ellinger über den bildlichen Ausdruck in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ (Nat.-Ztg. 193/95), der gleichfalls über dem historischen und politischen Wert des Buches den litterarischen nicht vergessen sehen will.

Sprachliche Themen wurden auch sonst mehrfach angeschlagen; so in einer Betrachtung über den Niedergang des Plattdeutschen (von Julius Maßmann, Hamb. Fremdenbl. 66), die sich über die dauernde Litteraturfähigkeit des Plattdeutschen „trotz eines Fritz Reuter und Klaus Groth“ durchaus skeptisch ausspricht: so eine größere, noch nicht abgeschlossene Studie „Richard Wagner über die deutsche Sprache“ von Prof. Dr. Knoche (Magdeb. Ztg., Montagsbeilage 12/13), worin hauptsächlich die von Wagner in seinen Schriften gemachten Aeußerungen über die deutsche Sprache zusammengestellt worden: ferner eine kleine etymologische Untersuchung von Prof. F. Kluge über die Herkunft des Ausdrucks „böse Sieben“ (Allg. Ztg., Beil. 65), als deren eigentlicher Urheber Joachim Rachel, der holsteinische Satiriker des 17. Jahrhunderts nachgewiesen wird. — An derselben Stelle (73) äußert sich Dr. Karl Brunner eingehend „über den Ursprung der großen Heidelberger Liederhandschrift“ (vgl. L. E. Sp. 261/62), über den neuerdings wieder Streit entstanden ist. Brunner neigt zu der namentlich vom Grafen Eberhard von Zeppelin verfochtenen Ansicht, daß nicht Zürich, sondern Konstanz der Entstehungsort des früher „Manessische Liederhandschrift“ genannten großen Litteratur-Denkmales sei, giebt aber zu, daß die Frage stets nur Gegenstand der Hypothese bleiben könne. — Auf festerem Boden bewegen sich die Ursprungsforschungen für Stoffe und Formen der Volkspoesie. Einem der emsigsten Arbeiter auf diesem Gebiete, dem verstorbenen Reinhold Köhler und seinen kürzlich erschienenen „Kleineren Schriften zur Märchenforschung“ gilt ein Feuilleton von Fr. v. d. Leyen (Nat.-Ztg. 190). — Dr. F. Tetzner (Leipzig) ist unter den preußischen Letten in Ostpreußen auf die Suche nach einheimischen Volksliedern gegangen und hat deren im ganzen fünf lettische, fünf deutsche und zehn litauische vorgefunden, die er in der Allg. Ztg. (Beil. 70) mit Kommentaren mitteilt. — Ein Artikel über „Ostereier-Poesie“ von F. Kunze (Hall. Ztg. 148) stellt zahlreiche landesübliche Verschen zusammen, die in verschiedenen deutschen Gegenden auf die gefärbten Ostereier geschrieben werden.

In das höhere Gebiet der Kunstpoesie leitet eine interessante ästhetische Studie von Hans v. Gumppenberg: „Das euphonische Gesetz der unreinen Reime“. Als Grund dafür, daß so viele qualitativ unreine Reime unser Ohr nicht beleidigen, hat Gumppenberg ein bisher noch nicht bemerktes Klanggesetz entdeckt, das er durch zahlreiche Beispiele aus unseren lyrischen Klassikern belegt. In drei Fällen nämlich verletzt der anscheinend unreine Reim das Ohr nicht: 1) wenn die betonte Silbe eines anderen, dem Reimwort vorangehenden Wortes den wünschenswerten reinen Vokal enthält, z. B.

> Ach, ich bin des Treibens **müde**,
> **Süßer Friede**
> Komm, ach komm in meine Brust!

oder 2) wenn der wünschenswerte Umlaut in die klanglich ihn zusammensetzenden zwei Laute zerlegt vorangeht oder nachfolgt, z. B.

> Mein Busen fühlt sich jugendlich **erschüttert**
> Vom Zauberhauch, der euren **Zug umwittert**.

oder 3) durch eine Art Kreuzung dieser beiden Fälle, wie in den Zeilen:

> Nun verlaß ich **diese Hütte**
> Wandle mit **verhülltem Schritte** u. s. w.

Natürlich, meint Gumppenberg, könne dabei von einem „Gesetz“ nur insofern die Rede sein, als seiner unbewußten Anwendung seitens der Dichter der gleiche euphonische Instinkt zugrunde liege.

Der Verfasser dieser Studie ist seinerseits der Gegenstand einer Charakteristik, mit der Leo Greiner die Reihe seiner „Münchener Dichterportraits“ in der Münch. Ztg. (75) fortsetzt. Gumppenberg entstammt einem bayrischen Geschlecht, lebt seit einiger Zeit wieder in München und soll demnächst am dortigen Hoftheater mit dem Drama „Der erste Hofnarr“ seine Feuerprobe als Dramatiker bestehen, für die sein einaktiges Versstück „Die Minnekönigin“ nur ein verheißungsvolles Vorspiel war. — Sein norddeutscher Kollege Otto Erich Hartleben hat in Eberhard Kraus einen am Schachbrett erworbenen Verehrer gefunden (Deutsche Warte 78). — Von Dehmel und Liliencron handelt eine eindringliche Studie, mit der A. von Ende im Sonntagsblatt der „New-Yorker Staats-Zeitung (19. März) eine Serie „Moderne deutsche Dichterphysiognomieen“ eröffnet. — Die münchner Aufführung von Ibsens „Frau vom Meere“ gab Edgar Steiger den Anlaß zu einer ausführlichen Analyse des Stückes (Münch. N. Nachr. 144). — Ein gleiches war mit François de Curels neuestem Drama „La nouvelle Idole“ in der Kölnischen Zeitung (238) der Fall, das in Paris Aufsehen erregte. Es behandelt die Frage, ob ein Arzt eines oder mehrere Menschenleben opfern darf, wenn er eine Wahrheit entdecken will, die vielleicht unzähligen andern Menschen das Leben retten kann. Das Stück zeigt indessen nur das Problem, keine Lösung. Curel ist von Beruf Ingenieur, von Geburt Vicomte, von Neigung Gutsbesitzer und lebt zumeist als Jäger und Fischzüchter auf seinen Gütern in Lothringen; seine vielbeachteten Bühnenstücke schreibt er nur nebenbei, ohne sich um ihr weiteres Schicksal viel zu kümmern.

Von ausländischen Autoren wurden ferner Rudyard Kipling (von Philipp Aronstein in der Voss. Ztg. 155) und George Egerton (von A. P. Crüwell in der Beil. z. Allg. Z., 69) eingehend behandelt, von der letzteren namentlich ihr neuester Roman „The Wheel of God" (Das Rad Gottes), der hier schon ausgiebig erwähnt wurde (Sp. 761 f.). Neue englische Romane von Harold Frederic, George Moore, H. Ward und Jerome K. Jerome) bespricht auch Dr. Max Meyerfeld (Frankf. Ztg. 83); den von uns schon (in Heft 7) gewürdigten Roman „La carozza di tutti" von E. de Amicis Josef Schuhmann (Allg. Ztg. Beil. 68); das neueste Buch von Madame Alphonse Daudet „Journées de femme" Siegfried Samosch (Nat.-Ztg. 196). — In ältere Zeiten leitet eine Untersuchung über „Die Heiligenkomödien Lope de Vegas" von Wolfgang v. Wurzbach (Beil. z. Allg. Ztg. 71), die an die seit Jahresfrist fertig vorliegende 40bändige Quartausgabe von Lopes Werken — veranstaltet von der madrider Akademie — anknüpft. „Diese Comedias de vidas de santos sind eine Spezialität des spanischen Theaters und charakterisieren besser als umfangreiche Folianten das Volk, für welches sie geschrieben wurden. Die bis zur Thorheit gesteigerte Frömmigkeit und die beispiellose Einfalt des spanischen Publikums gestatteten den Dichtern, die unsinnigsten Wunder als bare Wirklichkeit vorzuführen." — Das große illustrierte Dante-Werk, über das wir in Heft 10 (Sp. 651 f.) berichteten, wird mit Bassermanns Buche „Dantes Spuren" zusammen von Eugen Zabel umfassend gewürdigt (Nat.-Ztg. 205).

Die neulich erwähnte Auslassung von Johanna Niemann über die Gefahr einer zu weit getriebenen „Heimatkunst" (vgl. Sp. 830f.) erfährt an der gleichen Stelle (Deutsche Welt 30) durch Karl Berger eine Zurückweisung, der die „Heimatkunst" als Reaktionswort gegen die herrschende Großstadtkunst betrachtet und geachtet wissen will. „Was ein Volk von einer großstädtischen, spielerischen Kunst zu erwarten hat, das erleben eben die um ihr Volkstum kämpfenden Deutschen in Oesterreich: in der Hauptstadt des vom Untergang bedrohten Stammes ästheteln und tifteln die volks- und artvergessenen Kunstaffen und -Laffen und kokettieren mit gemachten Schmerzen, während ihre Brüder aufschreien in Volksnot und Gewissensbedrängung." — Mit den wiener Hoftheatern beschäftigt sich als klagender laudator temporis acti Günther v. Freiberg in einem Feuilleton der „Nat.-Ztg." (203); mit Julius Harts Buche „Der neue Gott" ein Artikel „Das kommende Jahrhundert" im „Vorwärts" (71); mit Johannes Trojan und seiner Thätigkeit für den Kladderadatsch Eugen Zabel in der Königsb. Allg. Ztg. (133); mit Paul Lindaus neuem Reisetagebuch „Ferien im Morgenlande" eine Plauderei „Vom Harem" von M. Uhse (Leipz. Tagebl. 162), und mit einem um die Mitte dieses Jahrhunderts fruchtbaren baltischen Gelegenheitsdichter (Eduard Grunwaldt) ein Feuilleton der „Düna-Zeitung" in Riga (56).

Zu verzeichnen bleiben: „Der Winter in der deutschen Lyrik" (Hamb. Corresp., Ztg. f. Litt. Nr. 7); „Die Finger im germanischen Volksglauben" (Köln. Ztg. 256); „Leibnizens Beziehungen zu Peter dem Großen" (Hann. Courier 21 861); „Seltsame schwäbische Ortsnamen und Ortsverse" (Straßb. Post 254); „Sinnverwandtschaft und Wortfamilien" von Ferd. Ortjohann (Rhein.-Westf. Ztg. 230); „Personennamen und Blumennamen" von Joh. Trojan (Nat.-Ztg. 213). ∞

Oesterreich-Ungarn. Adam Friedrich Oeser, als Sohn eines Handwerkers zu Preßburg geboren, widmete sich in Wien dem Studium der Kunst, ließ sich in Dresden, später in Leipzig nieder, und so wenig er als Maler und Bildhauer bekannt geworden ist, so berühmt als Lehrer zweier unsterblicher Männer: Winckelmanns und Goethes. „Sein Unterricht", schreibt Goethe einmal an den Buchhändler Reich, „wird auf mein ganzes Leben Folge haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille. Nach ihm und Shakspere ist Wieland der Einzige, den ich für meinen rechten Lehrer erkennen kann. Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehle, diese zeigten mir, wie ichs besser machen sollte." Diese bekannten Thatsachen frischt anläßlich der 100. Wiederkehr von Oesers Todestage ein Feuilleton von J. Adolf („Fremdenblatt" 81) wieder auf. — Weit aufschlußreicher ist die Publikation von Ludwig Geiger („Neue Freie Presse" 12 414, 16): „Eine Selbstbiographie Heinrich Laube's 1834. Aus den Akten des preußischen geheimen Staatsarchivs", durch die die bekannten „Erinnerungen" Laubes in vielen Punkten ergänzt werden. Nach seiner Rückkehr von dem Badeorte Gräfenberg, wo Laube zur Kräftigung seiner Gesundheit geweilt hatte, wurde er am 26. Juli 1834 im Auftrage des damaligen Regierungspräsidenten Rochow von Merseburg, der durch seine Demagogenverfolgungen eine traurige Berühmtheit erlangt hat, in Berlin verhaftet. Im Hauptverhör, im September 1834, gab Laube zugleich mit einer Bittschrift an den Kronprinzen, über deren Erfolg nichts weiter bekannt wurde, eine ausführliche Lebensbeschreibung zu Protokoll. Sie berichtigt und ergänzt das bisher bekannte nach manchen Richtungen. Namentlich wichtig sind die Notizen über seine Jugendschriftstellerei, die Mitteilungen über die belletristische Zeitung „Aurora", die vom Sommer 1829 bis Anfang 1830 bei Max u. Co. in Breslau erschien, deren Mitarbeiter und Schicksale, dann über Laubes Verbindung mit Brockhaus, seine Beteiligung an den Blättern für litterarische Unterhaltung, ferner die eingehende Schilderung seiner Redaktionsthätigkeit bei der von L. Voß begründeten „Zeitung für die elegante Welt", Angaben über einen für Cotta geschriebenen, bisher ungedruckten Aufsatz, sowie die Mitteilung über Laubes Doktor-Promotion und vieles andere. Im ganzen versucht Laube durch seine Darstellung eine Art Rechtfertigung und Verwahrung gegen den Vorwurf revolutionärer Schriftstellerei. „Ich bin", sagt er z. B. über die 1833 erschienenen „Briefe eines Hofraths", „den darin ausgesprochenen politischen Ansichten längst entfremdet und habe schon im Jahre 1833 eine ganz andere Ansicht gewonnen. Der Inhalt des Buches muß übrigens darthun, daß bestimmte Ansichten und Provokationen nicht darin ausgesprochen werden, vielleicht das Ganze nur ein Tappen nach den wahren unter den damals angeregten politischen Elementen ist. Ich kann daher nicht vermuten, nach einem solchen Buche beurteilt zu werden."

In demselben Blatte (12 422) kommt in einem ziemlich inhaltlosen Artikel „Eifersuchtsstudien", der an die pariser Aufführung des „Othello", der „Roten Lilie" von Anatole France und Lucien Mühlfelds „Le mauvais désir" anknüpft, Max Nordau zu dem Ergebnis, daß es eine vollkommen dichterische Behandlung der Eifersucht noch nicht gebe. Der Meister, dem es gegönnt sein werde, diesen Stoff endgiltig zu gestalten, der werde ein Werk schaffen, das sich zu Othello verhalten werde, wie Goethes Faust zum Volksbuch Faust des 16. Jahrhunderts. Indessen werde dieses Werk wohl kein dramatisches, sondern eher ein episches sein. — Mancherlei liegt auch sonst zur neueren Litteratur vor. In der Grazer Tagespost (75) tritt Peter Rosegger dafür ein, daß für Dichterdenkmale nicht die Person des Dichters selbst, sondern Figuren und Stoffe aus seinen Werken selbst gewählt werden sollen. (vgl. L. E., Sp. 846). Für Hamerlings Grabmal, dessen Errichtung bevorsteht, schlägt er eine Gruppe aus dem „Ahasverus in Rom" vor: Ahasverus ist auf der Flucht durch die Zeiten zusammengebrochen; über ihn beugt sich der Jüngling mit dem Stern und labt ihn; er ist der Genius der Poesie, der die unselige Menschheit tröstet. — Eine eingehende Würdigung Ferdinands v. Saar aus Anlaß seiner jüngst erschienenen „Nachklänge" findet sich in der „Wiener Zeitung" (62). — Vor der Premiere der beiden hofmannsthalischen Stücke (s. „Bühnenchronik") erschien im Grazer Tagblatt (77) ein orientierender Artikel von Hermann Ubell über den Dichter, der weiteren Kreisen bis dahin höchstens dem Namen nach bekannt gewesen sein dürfte. — In dem neubegründeten sozialpolitischen Organ „Das Signal"

(60), in dem auf Theater- und Kunstkritik besonderer Nachdruck gelegt wird, würdigt Otto Kraus in einem größeren Artikel die dichterische Persönlichkeit Ludwigs Jacobowski, dessen künstlerische Komplikation aus dem Gegensatz romantischer Träumerei und realer Wirklichkeit entspringe. Durch zahlreiche Briefstellen des Dichters gewinnt der Aufsatz an Interesse. — Viel Persönliches enthüllt auch der Bericht über einen Besuch bei Heinrich Sienkiewicz, den die „Politik“ (75) nach der polnischen Zeitung „Kray“ wiedergiebt. Der Dichter erwähnt darin unter anderem die große Zahl der Uebersetzungen seiner Werke, unter denen sich sogar armenische befinden. Am meisten werde er vom russischen und englischen Publikum gelesen, wenig dagegen in Frankreich, wo die Polen jetzt nicht Mode seien. Gegenwärtig ist der Dichter mit einem Roman „Die Kreuzherren“ beschäftigt, der drei Bände umfassen soll. — Die französische Litteratur streifen zwei eingehende Feuilletons über Anatole Frances jüngstes Werk „Der Amethystring“ von Wittmann (Neue Fr. Presse 11 419) und Borosthony (Pester Lloyd 77).

Einen belehrenden Einblick in die Theatergeschichte gewährt einer ihrer besten Kenner, Oscar Teuber, indem er aus vergilbten Archivblättern einige charakteristische Proben aus dem Sturm und Drang vor 100 Jahren mitteilt (N. Wr. Tagblatt 75). Die Nachwelt hat die harten Urteile, die das Rezensentenkollegium des Burgtheaters vor 100 Jahren über die Mehrzahl der eingereichten Stücke, wüste Nachahmungen Shakspeares, Goethes, Klingers u. a. fällte, bestätigt. — Nach Spanien führt uns M. Klipstein in einem Aufsatze „Madrider Theater“ (Grazer Tagespost 76). Wiewohl die Hauptstadt nur eine halbe Million Einwohner zählt, besitzt sie 14 größere Theater, die kleinen teatrillos abgerechnet. Das älteste der Schauspielhäuser ist das Teatro Principe Alfonso, klein und baufällig, aber der Tempel, worin dem spanischen Publikum die deutsche Kunst, vornehmlich deutsche Musik, vermittelt wird. Der Gegensatz zu dieser Bühne ist das Teatro Real, eine Schöpfung Karls III, ein prunkvoller und reichbeladener Bau. Mit Unrecht wird es ein Königliches Theater genannt, da es von der Regierung nur einen sehr geringen Zuschuß erhält. Was das Théâtre Français für Frankreich, das ist das Teatro Español für Spanien. Hier finden jene Musteraufführungen der spanischen Klassiker statt, die vorbildlich geworden sind. Das moderne Drama und Lustspiel werden hauptsächlich in dem Teatro de la Comedia, Operetten in der Zarzuela, Possen im Teatro Lara und im Teatro de la Princesa gepflegt. Hier finden auch vornehmlich die Gastspiele statt. Eine eigenartige Gepflogenheit herrscht im Teatro Apollo. Man giebt dort nur Einakter und man nimmt ein Billet für ein beliebiges der 3 oder 4 Stücke, die aufgeführt werden. — Die von dem Botschafter Italiens am wiener Hofe, Grafen Nigra, veranstaltete Sammlung gottesdienstlicher Dramen giebt Karl Edmund Edler Gelegenheit eingehender über der italienischen Mysterienbühne Entstehung und Entwicklung zu berichten (Fremdenblatt 69). — Gleichfalls an neue Erscheinungen knüpfen einige andere Aufsätze an, so A. v. Berger, der den „Griechischen Tragödien“ von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf verdientes Lob spendet (Neues Wr. Tagblatt 79), ein Essai der „Allgemeinen Zeitung“ (6319) über die Jahrhundertswerke von Chamberlain und Th. Ziegler, und eine Würdigung von Meyers „Das deutsche Volkstum“ (Grazer Tagblatt 66) durch R. v. Enderes.

Wien. *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Baltische Monatsschrift. In dem dreifach starken Märzheft — die Zeitschrift war, wie wir s. Z. erwähnten, auf drei Monate von der russischen Regierung suspendiert — werden dem auch in diesen Spalten (Heft 7) besprochenen Zeitroman „Du bist mein“ von Carl Worms (Stuttgart, Cotta) zwei große Besprechungen gewidmet. L. von Schroeder begrüßt in seinem baltischen Landsmanne Worms ein großes und reiches Erzählertalent, verhehlt sich aber auch die mancherlei schweren Fehler des Romanes nicht. W. Graf Reutern dagegen geht in einem besonderen Artikel sehr scharf mit dem Autor ins Gericht; er weist unbarmherzig die Unwahrscheinlichkeiten und Oberflächlichkeiten der Arbeit nach, kritisiert besonders ihre ethische Tendenz und faßt sein Urteil dahin zusammen: der Verfasser habe durch dieses Buch seiner Heimat keinen guten Dienst geleistet. Die ausländischen deutschen Leserkreise würden sich durch die geschickte Mache täuschen lassen und den Roman für einen gelungenen kurländischen Sittenroman halten, während das baltische Publikum eher in der Lage sei, die Spreu vom Weizen zu scheiden.

Der Bär. 25, 11. Scharfe Wahrheiten über „Das Berliner Couplet“, worunter er allerdings den Gassenhauer überhaupt zu verstehen scheint, spricht Dr. Hans Taft aus, der es namentlich beklagt, daß der schale Blödsinn in Wort und Ton, der sich in der Großstadt jeweils der Popularität erfreut — von der „Holzauktion im Grunewald“ bis zur „Hulda“, für die kein „Stuhl da“ ist — sich auch über die kleinen Städte und das Land ergießt und gemütverderbend und geschmackverrohend fortwirkt. — In No. 12 plaudert P. Kunzendorf über die Gelehrtengalerie in der Aula der berliner Universität. Es sind 35 Büsten großer Männer, die im Laufe der Zeit hier Aufstellung gefunden haben, unter ihnen Niebuhr, Hegel, Fichte, Haupt, Lachmann, Schleiermacher, Neander, Karl Ritter, Savigny, Böckh, die Brüder Grimm, Trendelenburg, Franz Bopp, Fr. Aug. Wolf. Zuletzt erhielt der 1888 gestorbene Jurist und Parlamentarier Georg Beseler sein Marmorbild, da nach den Bestimmungen mindestens ein Jahrzehnt seit dem Tode des zu Ehrenden verstrichen sein muß, ehe sein Name für die Gelehrtengalerie in Vorschlag gebracht werden kann.

Bühne und Welt. I. 13. In welchem Verhältnis Richard Wagners dramatische Dichtungen zu ihren Quellen stehen, untersucht Wolfgang Golther (Rostock) mit dem Endzweck, „ihre Selbständigkeit festzustellen und zu erkennen, ob sie organische Fortbildungen ihrer stofflichen Grundlage sind“. Tannhäuser und Lohengrin sind keineswegs bloße Dramatisierungen mittelhochdeutscher Epen, sondern es sind verschiedene Stoffkreise und zerstreute Bestandteile mit dramatischem Genie zusammengefaßt und einheitlich verschmolzen. Für den „Tristan“ ist Gottfried von Straßburgs Gedicht ohne jeden Einfluß geblieben. Bei den „Meistersingern“ kann man von Vorlagen kaum reden, so verschwindend gering sind die Züge, die aus litterarischen Quellen stammen. Für Parsifal bot weniger Wolframs Gedicht, als die gesamte mittelalterliche Gralssage den Grundstoff. Komplizierter liegen die Dinge beim „Ring des Nibelungen.“ Hier hielt sich Wagner ganz an den mythischen Teil der Siegfriedsage, ähnlich wie Ibsen in der „Nordischen Heerfahrt,“ die nach Golther, „neben Wagner als die einzige lebendige und poetische Neugestaltung der Siegfriedsage zu bezeichnen ist.“ Ursprünglich beabsichtigte Wagner nur ein Siegfrieddrama, bei dem die Göttersage nur die Umrahmung bilden sollte, später schuf er ein Wotandrama. Die Handlung der Tetralogie verläuft scheinbar quellengetreu. „Fast jeder einzelne Zug läßt sich belegen. Aber zugleich ist doch alles neu, indem Wagner die vorhandenen Sagenzüge oft in neue bedeutungsvolle Beziehungen einfügt, unbeachtete poetische Keime zu ungeahnter Wirkung entfaltet, mit genialer Intuition Verlorenes neu erschafft, kurz, überall selbständig und organisch weiterbildet. So ist z. B. aus den schlichten Worten der erweckten Brynhild, die Sigurd von ihrem Schicksal erzählt, die

äußere und innere Handlung des 2. und 3. Aufzuges der Walküre entwickelt."

Deutsches Wochenblatt. XII, 12. Carl Busse hat den — im Hinblick auf die Jahreszahl, die wir schreiben, mindestens originellen — Einfall gehabt, eine Umfrage bei einer Anzahl deutscher Dichter darüber zu halten, ob Richard Wagner das Ehrenprädikat eines deutschen Dichters verdiene. Diese Frage sollte „unter völliger Ausschaltung der musikalischen und zeitgeschichtlichen Bedeutung Wagners" beantwortet werden. Eingelaufen sind die Antworten von Blüthgen, Fitger, Franzos, Gottschall, Grosse, Hans Hoffmann, Holz, Hopfen, Jensen, Jordan, Max Müller, Raabe, Rodenberg, Schlenther, Schönaich-Carolath, Voß, Wichert, Wilbrandt, Wildenbruch, Julius Wolff. Raabe hat nie etwas von Wagner gelesen, Jordan kennt ihn nur als „Großmeister des Humbugs", Arno Holz zitiert sein Buch der Zeit: „ein demokratischer Krebs, der Verse verbricht", Wilhelm Jensen widmet dem toten Meister die „Verse":

> In Andacht verloren
> Sitzen alle die Lieben
> Vor dem Tollhausgewäsch
> Und Stabreimgedresch;
> Hätt's ein Tertianer geschrieben,
> Man schlüg's ihm um die Ohren.

Ebenso ablehnend, aber urbaner in der Form, äußern sich Hopfen und Gottschall. Grosse wendet sich weniger gegen Wagner, als gegen seine „musiktrunkenen Herolde", die ihn gleich neben Schiller und Goethe stellen wollen. Hans Hoffmann erklärt sich „eigentlich nicht coupabel" (?), über Wagners Dichtungen ein Urteil abzugeben, meint jedoch: „Für mich ist er kein Dichter: aber was will das im Grunde sagen? Es haben bessere Männer als ich über den Musiker ungefähr ebenso geurteilt und der hat sich dennoch die Welt erobert." Wilbrandt erkennt ihm dichterische Stimmungen, dichterische Phantasie, auch seiner Sprache eine gewisse schaffensfreudige Größe zu, aber nicht die Eigenschaft eines großen Dichters. Aehnlich vermittelnd äußern sich Fitger und Rodenberg. Wagners Genialität als Dramatiker betonen Blüthgen, Schönaich-Carolath, Schlenther und Wildenbruch, der ihn den größten Dramatiker seit Schiller nennt; ähnlich auch Wichert, der übrigens der einzige ist, der auf Wagners deutschestes Werk, die „Meistersinger" wenigstens hinweist. Franzos erklärt es für unmöglich in der einheitlichen Individualität Wagners den Dichter vom Komponisten zu trennen und bezeichnet die Bedingung der „Ausschaltung seiner musikalischen Bedeutung" als „weder berechtigt noch erfüllbar". Ganz bedingungslos endlich bejaht Richard Voß die gestellte Frage: „Ja und ja, für mich ist Wagner ein Poet! Wer mit solcher Macht lyrische Stimmungen zu erzeugen vermag; wer die tragische Schuld der Elsa und Brunhild zu dichten vermochte, der Mann ist für mich allerdings ein Poet und zwar ein großer." — Im selben Heft zeichnet anläßlich der Maßregelung des würzburgers Theologieprofessors Schell Dr. Heinz Walter den historischen Entwickelungsgang des „Inder" und verlangt, daß die Vertreter deutscher Wissenschaft und Lehrfreiheit gegen den „schmachvollen Eingriff" der römischen Indexcongregation in die Freiheit der deutschen Wissenschaft Protest erhöben. — Im vorhergehenden Hefte (11) gab A. L. Jellinek eine Darstellung „Vom historischen Essai" im Anschluß an Sybels nachgelassene „Vorträge und Abhandlungen", an den ebenso betitelten Nachlaßband des würzburger Historikers F. von Wegele und Alfred Doves „Ausgewählte Schriftchen."

Die Gesellschaft. 1. April-Heft. Den eigenartigen Entwicklungsgang seines Amtsbruders Paul Göhre, dessen bekanntes Buch „Drei Monate Fabrikarbeiter" noch frisch in der Erinnerung steht, legt eine von persönlicher Sympathie getragene Studie von Arthur Bonus dar. Göhre ist 1864 zu Wurzen in Sachsen geboren und hat die Fürstenschule in Meißen besucht. „Er hat sich — im Gegensatze zu seinem Freunde Naumann — stets als Proletarier gefühlt. Trotzdem ist Göhre nicht Agitator, obwohl gut dafür veranlagt." In der Partei, die Naumann zum Führer hat, ist er der „Kritiker", der „linke Flügelmann". — Das „junge Belgien" in Kunst, Litteratur und Wissenschaft charakterisiert Alfred Ruhemann in großen Linien. — Ludwig Jacobowski erzählt von seinem Versuche, in Verbindung mit einer großen Kolportagefirma gute neue Lyrik in die unteren Volkskreise zu tragen. Eine 160 Seiten starke Sammlung, die er unter dem Titel „Neue Lieder fürs Volk" zusammengestellt hat und die alle Dichter der Gegenwart bis zu den jüngsten herab vertreten sein läßt, wurde zunächst in einer Auflage von 100,000 Exemplaren hergestellt und wird nun zum Preise von 10 Pfennigen verbreitet. Es handelt sich um einen groß angelegten Versuch, dem banalen Gassenhauerschund, der alljährlich in Millionen Blättern durch unsere Kolporteure in Arbeiter-, Bauern-, Handwerkerkreise getragen wird, gute und zweckmäßig ausgewählte Poesie entgegen zu werfen.

Die Grenzboten. 58, 13. Gegen die auch von uns (Sp. 571, 763) besprochene Publikation von Jakob Burkhardts und Gottfried Kinkels Briefwechsel, die Rudolf Meyer-Krämer in der „Deutschen Revue" unternimmt, wendet sich mit großer Schärfe J. Oeri (Basel), der — anscheinend im Auftrage der Familie — darauf hinweist, daß Burkhardt in seinen letztwilligen Verfügungen ausdrücklich bestimmt habe, man solle „nicht Litteraten in seinem Nachlasse wühlen lassen", und auch sonst ein Feind derartiger Veröffentlichungen gewesen sei. Am allerwenigsten aber würde er den Abdruck gerade der Briefe an Kinkel gewünscht oder gestattet haben, weil in diesen „seine naive jugendliche Begeisterung für einen Mann der Welt preisgegeben wird, dem sie durch einen Irrtum gehört hatte". Zum Beweise dafür, wie gründlich sich Burckhardts Meinung von Kinkel später geändert habe, teilt Oeri eine größere Aufzeichnung des basler Kunsthistorikers mit, die allerdings auf ein ziemliches Maß von persönlicher Antipathie schließen läßt. — Viel gewinnendes und freundliches weiß Adolf Stern in diesem und dem vorhergehenden Hefte von seinem Freunde Andreas Oppermann zu erzählen, der als Rechtsanwalt in Zittau 1896 starb und sich außer durch seine Rietschel-Biographie — er war Ernst Rietschels Schwager — auch durch Reiseschilderungen bekannt gemacht hat.

Die Nation. Von einem englischen Humoristen, von George Bernard Shaw, erzählt Leon Kellner (in Nr. 25), daß er bei seinen Landsleuten mehr gehaßt als geliebt werde, denn hinter seinen Späßen versteckt er die Zuchtrute des Satirikers. Mitten unter einem Volke von Trinkern und Fleischessern ist er leidenschaftlicher Temperenzler und Vegetarier, mitten unter den Sportfanatikern ist er ein abgesagter Sportsfeind. Er stammt aus Dublin und hat sich inmitten des englischen Phlegmas, die Neuerungssucht und Beweglichkeit des Kelten bewahrt. Er ist „Agitator, Essayist, Musikkritiker und Lustspieldichter". Jüngst erschien von ihm ein Band Lustspiele, die einen wahren Reichtum an neuen Typen in die Litteratur einführen, darunter die Figur des skrupellosen „Frechlings" und sehr originelle Dienertypen. In seiner Eigenschaft als Musikkritiker gab er kürzlich das Buch „The Perfect Wagnerite", einen Kommentar zum „Ring des Nibelungen" heraus. — Im selben Hefte stellt J. J. David die „merkwürdigen Gemeinsamkeiten" zwischen Rudolf Lothars Roman „Halbnaturen" und Franz Servaes „Gährungen" fest: es zeige sich hier, daß das „Reich der Analysis" in der Litteratur noch lange nicht zu Ende sei. — Ueber Ludwig Bambergers litterarischen Nachlaß macht in Nr. 26 Paul Nathan, dem mit Theodor Barth gemeinsam die Ordnung des Materials obliegt, nähere Angaben. Die wichtigsten Stücke sind Memoiren, die nahezu druckfertig bis 1867 vorliegen, sowie Tagebücher von 1867 bis 1897, die „in den interessantesten Teilen so vertraulicher Natur sind, daß eine vollständige Veröffentlichung für absehbare Zeiten ausgeschlossen ist." — Dem großen konservativen Historiker und Publizisten Heinrich Leo, dessen Geburtstag am 18. März vor hundert Jahren war, widmet im

gleichen Hefte Richard M. Meyer eine die geschlossene Persönlichkeit dieses politischen „Gewaltmenschen" ehrende Betrachtung. — In Nr. 27 wird neuerdings der Schatten Friedrichs von Hardenberg-Novalis (im Anschluß an die neue Gesamtausgabe von dessen Werken) durch einen Essai von Otto Stoeßl heraufbeschworen, der die Wesenszartheit dieser früh erloschenen Dichterseele nachfühlend zu erläutern sucht.

Das neue Jahrhundert. (Köln a. Rh.) I, 25, 26. Im Anschluß an eine Besprechung des neuerdings vielbesprochenen Missale speciale, das vor kurzem als eines der ältesten deutschen Druckwerke entdeckt wurde (vgl. L. E. Sp. 578), erörtert Dr. Otto Zaretzky die Frage, welche Bücher denn eigentlich als Seltenheiten gelten. Es spielen hierbei die verschiedensten Faktoren mit. Als Seltenheiten ersten Ranges gelten unbedingt die Drucke aus den beiden ersten Dezennien nach Erfindung der Buchdruckerkunst, die sogenannten Inkunabeln (Wiegendrucke), sowie ihre Vorläufer, die Holztafeldrucke, die sogen. Blockbücher, die aus Holzschnitten mit kurzem Texte bestehen. Von den mit gegossenen, beweglichen Lettern hergestellten Büchern nehmen den ersten Platz die beiden Gutenberg-Bibeln ein, von denen man heute noch sechs Exemplare auf Pergament und neun auf Papier kennt. Im Jahre 1873 wurde ein Pergament-Exemplar einer solchen Bibel mit 68 000 Mk. bezahlt. Ebenfalls gesucht sind die in früher Inkunabeln-Zeit (bis etwa 1500) entstandenen Erstausgaben (editiones principes) der alten Klassiker und der Volksromane. Erstere erhalten noch einen größeren Wert, wenn die ihnen zugrunde liegenden Handschriften nicht mehr vorhanden sind. Für die erste datierte Vergil-Ausgabe, von Wendelin von Speyer 1470 in Venedig gedruckt, sind kürzlich in England 20 000 Mk. gefordert worden. Die seltenste von diesen alten Ausgaben ist der Ovid, Bologna 1471, von dem nur ein einziges vollständiges Exemplar bekannt ist. Eine große Rolle spielen ferner die Unica, d. h. Bücher, die nur noch in einem Exemplar vorhanden sind, mag ihr Inhalt noch so belanglos sein. Auch auf Druckwerke, deren Text absichtliche oder unabsichtliche den Sinn entstellende Druckfehler oder Zusätze enthält, wird von Bibliophilen eifrig gefahndet. In einer 1670 zu Nürnberg gedruckten Bibel sind z. B. im Briefe Judae, Vers 23 die Worte: „und rückt sie aus dem Feuer" geändert in: „und rückt sie aus dem Fegfeuer". Die Bibel heißt daher die Fegfeuer-Bibel. Neben Büchern mit sonderbaren Titelblättern oder mit sonderbarem Inhalt gelten als seltene Bücher endlich die Aldinen und Elzeviere. Erstere sind Drucke aus den Offizinen der venezianischen Druckerfamilie Manutius, deren Begründer Aldus Manutius war. Sie zeichnen sich durch besonders korrekten Text aus. Die Erzeugnisse der Buchdrucker-Familie der Elzeviere (1592—1681) dagegen bieten hervorragende typographische Schönheiten. Naturgemäß hat jedes Land seine besonderen Seltenheiten, zumeist die Erstausgaben seiner Klassiker. — In Nr. 27 betont auch Hellmuth Mielke in einer Besprechung der neu herausgegebenen Werke Friedrichs von Hardenberg (s. oben „Die Nation") die zweifellos große Aehnlichkeit unserer Zeit mit der romantischen Epoche. Als einer Reaktion gegen eine allzu realpolitische und materialistische Lebensauffassung dürfe dem modernen Neuromantizismus Berechtigung nicht abgesprochen werden, allein eine Herrschaft dieser Bewegung sei nicht zu wünschen.

Die Neue Zeit. XVII, 27. Für diejenigen, die der Entwicklungskrise in der modernen Lyrik aus größerer Nähe folgen, gewinnt ein Beitrag von Arno Holz besonderes Interesse, in dem dieser seine neue Auffassung lyrischer Kunst gegen eine vorangegangene Kritik von Franz Mehring sehr energisch verficht. Das Prinzip der Silbenmessung, auf dem unsere gesamte klassische Dichtung beruht, erklärt er bekanntlich für abgethan. Das neue Prinzip, das es ablösen soll, ist der Rhythmus an sich, aber nicht der sogenannte „freie Rhythmus", wie ihn schon Goethe und Heine übten, sondern der notwendige, der jedesmal „neu aus dem Inhalt" herauswachse. Dadurch unterscheide er sich von der Prosa, die sich überhaupt um Klangwirkungen nicht kümmern. (!) „Ich schreibe als Prosaiker einen ausgezeichneten Satz nieder, wenn ich schreibe: Der Mond steigt hinter blühenden Apfelbaumzweigen auf. Aber ich würde über ihn stolpern, wenn man ihn für den Anfang eines Gedichtes ausgäbe. Er wird zu einem solchen erst, wenn ich ihn forme: Hinter blühenden Apfelbaumzweigen steigt der Mond auf. Erst jetzt fühle ich, ist sein Klang eins mit seinem Inhalt. Und um diese Einheit bereits deutlich auch nach außen zu geben, schreibe ich:

Hinter blühenden Apfelbaumzweigen
steigt der Mond auf.

Das ist meine ganze ‚Revolution der Lyrik'. Sie genügt, um ihr einen neuen Kurs zu geben" . . . „Die Kritik wie stets, wenn etwas neues auftaucht, stellte ihre Zahlungen ein, und auf die Produktion wirkte mein Vorgehen derart, daß heute, nach noch nicht ganz einem Jahr, mir von 5 Autoren bereits sechs Bändchen vorliegen, die alle die gleiche Technik befolgen, anstelle der alten, die ich für überlebt erklärte. Wächst die Bewegung so weiter, so ist ihr allgemeiner Sieg, an dem nicht zu zweifeln ist, schon in einigen Jahren da . . ." Holz bekämpft ferner die Anschauung, als sei die gesamte jüngere Litteratur „eine einzige große Dichterschule mit Nietzsche an der Spitze; die deutsche Litteratur der letzten 15 Jahre könne unter irgend einen ästhetischen Begriff überhaupt nicht gebracht werden. „Sie ist ein ungeheurer Kuddelmuddel, in dem es von den heterogensten Dingen schwappt. Nichtsdestoweniger hebt sich aus ihr bereits deutlich eine Linie. Den Ausgangspunkt dieser Linie hatten die von mir mit Johannes Schlaf herausgegebenen ‚Neuen Gleise' gebildet, und ihr vorläufiger Endpunkt ist mein neuer ‚Phantasus'. Niemand hat das Recht, unter Naturalismus litterarisch etwas Beliebiges zu verstehen, sondern seine Anschauungen sind dokumentarisch festgelegt worden durch Zola. Gegen das Prinzip dieser Anschauungen wandte ich mich als der Urheber jener Linie und fundamentierte in meiner Schrift ‚Die Kunst' ein neues. Dieses Prinzip leugnete den Naturalismus nicht, suchte ihn nicht ‚wegzudekretieren', sondern acceptierte ihn und ging über ihn hinaus. Ihm irgend ein Schlagwort anzuhängen, vermied ich. Was nach dieser Richtung versucht wurde, war Bafel. Es ist möglich, wenngleich ich es auch nicht befürchte, daß ich, als der erste, auf diesem Prinzip dauerndes nicht leisten werde. Aber ich bin davon durchdrungen, daß es die neue Wende der Wortkunst, deren letzte Früchte unsere bürgerliche Gesellschaft nicht mehr genießen wird, längst eingeleitet hat. Mein ‚Fall' ist weder, wie dies nach Bartels die heutigen ‚litterarischen Wortführer' (?) meinen, komisch, noch, wie Mehring dies meint, ‚tragisch', sondern selbstverständlich. Er traf bisher noch Jeden, der sich vermaß, seiner Zeit voraufzugehen."

Niedersachsen. Aus den letzten Heften dieser namentlich an volkskundlichen Beiträgen stets sehr reichen Halbmonatsschrift sei hier ein Beitrag von H. Philippson (Hamburg) über „Johann Albrecht von Mandelsloh und sein Reisestammbuch" erwähnt (No. 10). Mandelsloh war an jener denkwürdigen Reise einer holsteinischen Gesandtschaft nach Persien beteiligt, die litteraturgeschichtlich dadurch wichtig ist, daß auch Paul Fleming zu den Abgesandten gehörte. Mandelsloh selbst blieb mit der holsteinischen Gesandtschaft nur bis Ispahan zusammen; von dort unternahm er 1638 noch eine weite Forschungsreise über Schiras ins Innere von Ostindien und kehrte erst nach 5jähriger Abwesenheit in seine mecklenburgische Heimat zurück. Wenig später, 1644, starb er mit 28 Jahren an den Pocken. Seine „Morgenländische Reisebeschreibung" hat sein Freund Adam Olearius herausgegeben, der ebenfalls an jener persischen Gesandtschaftsreise beteiligt war und über diese schon 1639 einen umständlichen Bericht als Buch veröffentlicht hatte. Ein Reisestammbuch Mandelslohs hat sich nun im Besitze der Familie erhalten und bietet schon deshalb ein kulturgeschichtliches Interesse, weil es die ganze Reise

mitgemacht und in vieler Herren Länder Eintragungen in den verschiedensten Sprachen erhalten hat. Auch Paul Fleming ist mit einem Sonett vertreten, das hier wiedergegeben wird, weil es die späteren Ausgaben seiner Werke nicht mehr enthalten. Besitzer des Buches ist Herr Major von Mandelsloh in Lemberg.

Die Zukunft. VII, 26. Die unheimliche Persönlichkeit des Marquis de Sade, nach dem ein Phänomen der sexualen Psychopathie den Namen Sadismus trägt, liefert dem berliner Psychiater Prof. Eulenburg den Stoff zu einer auf eingehenden Forschungen beruhenden Studie. Ein grausamer Witz der Weltgeschichte ließ zu den Vorfahren dieses erotischen Paralytikers jene Laura von Noves gehören, die Petrarca in seinen berühmten Sonetten verewigt hat. Er lebte von 1740 bis 1814, die letzten zwölf Jahre im Irrenhaus. Das litterarische Denkmal seiner Verirrungen, denen bekanntlich eine Kombination von Grausamkeit und Wollust zugrunde lag, bildet sein großer, zehnbändiger Doppelroman „Justine“ und „Juliette“, dessen erster Teil 1791, der der zweite 1796 erschien, beide anonym; erst die 1797 erschienene Gesamtausgabe trug seinen Namen. Eulenburg sucht die abstoßende Erscheinung de Sades psychologisch aus seiner Zeit heraus zu erklären und weist auf den ihm innerlich verwandten Rétif de la Bretonne hin (vgl. L. E. Sp. 45): „Nicht umsonst ertönt bei Rétif aus allen Tonarten das Lob dieser ungemeinen Feinfühligkeit, dieser sensibilité quelquefois délicieuse, quelquefois cuisante, affreuse, déchirante, auf deren Wiederentdeckung wir Moderne so stolz sind, und die wir in den Werken eines Bourget, Huysmans, Barrès, Maeterlinck, eines Arne Garborg und Strindberg, eines D'Annunzio und anderer bis zur höchsten Stufe entwickelt finden, — wo sie übrigens keineswegs in Uebermenschentum, vielmehr ins Untermenschliche, Krankhafte, in die „reizbare Schwäche“ und in die Perversionen des Sexual-Neurasthenikers umschlägt. So ist es auch bei Rétif, dem Begründer und Bahnbrecher des analysierenden Romans dieser Richtung, der übrigens gegen de Sades Roman eine „Anti-Justine“ 1798 anonym erscheinen ließ.

In der „Leipziger Kunst“ (I, 11) wird „Theodor Fontane als Lyriker“ von F. E. Köhler-Haußen charakterisiert. In seinen früheren Gedichten mache sich noch ein wesentlicher Einfluß der Romantik geltend, in der späteren habe er sich zu einer Ruhe, Klarheit und Objektivität entwickelt, die an Goethe erinnere. Von diesem scheide ihn aber wieder das Temperament. „Goethes Bildung ist eine universelle, die Fontanes vor allem eine gesellschaftliche; aus allen Werken Goethes spricht der Anschluß an das Ewige, Uebermenschliche, an das Göttliche, Fontane sucht den engsten Anschluß an das Menschliche ... Aus den kleinen Wünschen und Thorheiten der einfachen Herzen erwachsen seine Konflikte, nicht aus dem Kampf einzigartiger Uebermenschen gegen die Elemente der Gesellschafts- oder gar der Weltordnung.“

In der „Revue franco-allemande“ (München, Haushalter; No. 5) stellt Lucien Descaves, der Verfasser der „Sous-Offs“, die Thatsache fest, daß der Ehebruch, von dem der Roman und das Drama in Frankreich sich 20 Jahre lang genährt hätten, endlich seine Rolle ausgespielt habe. Ueber dasselbe Thema hatte sich neulich Georges Pelissier in der „Revue des revues“ ausgelassen und auf die Frage, ob denn der moderne Roman gar nichts anderes zu behandeln habe, als den Ehebruch, geantwortet: „Doch! Aber andere Stoffe sind schwieriger, verlangen mehr Talent, eigene Gedanken und eine weitere und tiefere Beobachtung. Unsere Romanziers sind ausschließlich parisiens. Aber was kennen sie von Paris? Eine ganz begrenzte, kleine Welt, eine Welt des Scheins und der Lüge, die am wenigsten geeignet ist, von dem Leben und den Sitten ein wahrhaftes Bild zu geben. Ihre Menschenkenntnis reicht nicht über einen bestimmten Kreis von Müßiggängern hinaus, für die das Leben ein ewiger Flirt ist. Und sie verläumden die französische Frau damit, daß sie unter diesem Namen fünf oder sechs Typen darstellen, immer dieselben entnervten und verderbten Geschöpfe!“ Nicht nur vor dem Ausland werde die französische Frau dadurch beschimpft, sondern auch im eigenen Lande. Man denke, welche Wirkungen diese Tausende und Abertausende von Büchern in allen Gesellschaftsschichten haben müßten, in denen fortwährend das Laster dargestellt werde. Descaves freut sich, daß eine Reaktion im Anbruch sei; er weist auf Kipling als Vorbild einer gesünderen Richtung hin und bemerkt, daß Frankreich in J. und H. Rosny ähnlich kräftige Talente besitze.

Wissenschaftliche Zeitschriften.

Euphorion. V. 4. Die vor Jahresfrist erschienene „Schwäbische Litteraturgeschichte“ von Rudolf Krauß (Freiburg, Mohr) giebt die Anregung zu einer gehaltvollen Untersuchung Wilhelms Lang über Wert und Bedeutung der provinziellen Litteraturgeschichtschreibung, wobei die Entwicklung der deutschen Litteratur in Schwaben in großen Zügen gezeichnet wird. Neue Impulse und Richtungen heißt es hier, sind kaum jemals von Schwaben ausgegangen. Stuttgart und Tübingen haben niemals eine Rolle gespielt, wie Hamburg oder Zürich, Königsberg oder Jena. Und die Masse der poetischen Produktion ist zurückgeblieben, während einzelne Große meteorartig aufstiegen, den heimatlichen Boden verließen und auswärts ihre Reife erlangten. — Das Verhalten des Satirikers Rabener zu König Friedrich dem Großen wird durch Daniel Jacoby in helleres Licht gerückt. Rabener wollte dem König vorgestellt werden, aber weder durch einen Franzosen, noch in französischer Sprache mit ihm conversieren. „Ich bin zu deutsch,“ schreibt er, „und der Herr Markis ist zu französisch, und ich kann daher von der Erlaubnis nicht Gebrauch machen.“ Und als der König, dem diese Weigerung Rabeners gefallen hatte, erklärte, er wolle mit ihm deutsch sprechen, schrieb dieser wieder an seinen Freund: „Wie Deutsch will ich mit dem König reden? ... Ich bin durchaus mutig, wenn es mir einfällt, daß ich zum Besten meiner Muttersprache dem tapfersten und noch nicht überwundenen König dieser Zeit, (ach, wäre dieser König nur unser Freund!) den deutschen Witz predigen soll.“ — Zur Goetheforschung wird mancherlei geboten. Paul Nikolaus Coßmann erläutert Goethes Naturteleologie, und an die Faustausgabe der weimarer Ausgabe knüpft Veit Valentin eine Reihe textkritischer und metrischer Bemerkungen. Im Anzeigeteil referiert Georg Witkowski über neuere Goethelitteratur. Von den übrigen Aufsätzen des Heftes müssen genannt werden die zumeist auf unveröffentlichte Briefe sich stützenden Mitteilungen Jakobs Keller über die Geschichte von Mendelssohns Phädon, die Ludwigs Loeffler über die Beziehungen Friedrichs Hebbel zu Arnold Schloenbach und endlich Erich Schmidts schöner Nachruf auf den züricher Litterarhistoriker Jakob Baechtold.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Litteratur und für Pädagogik. IV. Band, Heft 1. In einem Aufsatze „Die Aufgaben der Litteraturgeschichte“ bekämpft Alfred Biese den „Notizenkram“ und die „Maulwurfsarbeit in der Litteraturgeschichte“, jene „Rettungen“ kleiner und kleinster Geister, die immer mehr überhand nehmen. Der Mehrzahl unserer Litteraturgeschichten fehle „das systematische Bewußtsein“, das philosophische Grundprinzip. Ein Litterarhistoriker müsse die Seele des Volkes in ihrem allmählichen Erwachen, wie in der Fülle ihres Lebens belauschen, er müsse den psychologischen Stimmungen, Gefühlen, Motiven, soweit sie einen Niederschlag finden, in Poesie und Prosa nachgehen, müsse die Verschlingungen religiöser, ethischer, sozialer Regungen der Volksseele mit den ästhetischen aufzeigen und das alles nicht von der „Froschperspektive“ eines Volkes, einer Einzelepoche

aus, sondern von dem umfassenden Gesichtspunkte der Weltlitteratur, der vergleichenden Litteraturgeschichte. Mit starken und überzeugenden Worten tritt dann Biese für die „vergleichende Litteraturgeschichte“, gegen die in jüngster Zeit sich manches Wort erhoben hat, ein und weist auf den Wert und die Bedeutung der Quellen, Stoff- und Motivforschung, der Parallelen-Sammlung hin. Es gehöre zu den fesselndsten Aufgaben der Litteraturgeschichte, dieselben Motive durch die Jahrhunderte in ihrem Wandel bei den verschiedenen Nationen zu verfolgen, jenen bunten Kanälen nachzugehen, die sich wieder teilen und begegnen und zusammenrinnen, dabei die überraschendsten Analogien in Hindostan und Europa und Afrika zu entdecken und aus unscheinbaren Keimen die mannigfachsten bedeutsamsten Gebilde entstehen zu sehen.

Zeitschrift für deutsche Philologie. Band XXXI. Die beiden ersten Hefte dieser angesehenen, von Julius Zacher begründeten, heute von Hugo Gering und Friedrich Kauffmann redigierten Zeitschrift bringen neben manchen der alten Sprach- und Litteraturgeschichte gewidmeten Beiträgen auch eine größere Abhandlung von J. W. Bruinier: „Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte des Volksschauspiels von Dr. Faust“, mit der er seine seit mehreren Jahren fortgeführten Forschungen, die in Fachkreisen vielfach angegriffen worden sind, abschließt, ohne die Resultate seiner Untersuchung erkennbar darzulegen. — Die Zahl der bisher bekannten kleinen Schriften von Wilhelm Grimm vermehrt Reinhold Steig, indem er, gestützt auf gefundene Aufzeichnungen sowie innere Gründe, ihm einige Rezensionen aus der Leipziger Litteraturzeitung und den Heidelberger Jahrbüchern zuweist. Von den umfangreichen sachlichen Besprechungen, die in dieser Zeitschrift besondere Beachtung verdienen, sind hervorzuheben: die belehrende Anzeige von „Justinus Kerners Briefwechsel“ durch Ludwig Geiger, eine im allgemeinen beistimmende Würdigung des elsterschen Buches „Prinzipien der Litteraturwissenschaft“ durch A. Biese, das im einzelnen berichtigende Referat Eugens Wolff über Wanieks Gottsched-Biographie und schließlich eine in vielen mit Unrecht polemisierende Besprechung der Bände 38, 39 der weimarer Goethe-Ausgabe durch Heinrich Düntzer.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. XIII. Heft 1. An einen heute vergessenen französischen Dramatiker aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts Antoine Houdart de Lamotte erinnert ein Aufsatz von Eliel Aspelin, worin dessen Abhandlungen über die Tragödie mit Lessings hamburgischer Dramaturgie verglichen werden. Ueber diese Abhandlungen hatte ihr erster Herausgeber L. Jullien mit deutlicher Beziehung auf Lessing geurteilt: „Sie berühren Fragen, die man erst hundert Jahre später in Deutschland wieder herausgeholt, geschminkt, und mit germanischer Gelehrtheit auf die Spitze getrieben hat, ohne im Grunde etwas beizubringen, was nicht unser Akademiker schon gesagt hat; somit hat Frankreich auch hier wie auf allen Gebieten der Wirklichkeit den Weg eröffnet.“ Wenn dieses Urteil nun auch weit übertrieben scheint, so ist doch bemerkenswert, daß auch schon Lamotte die Einheit der Zeit und des Ortes abweist und nur die der Handlung gelten läßt. — Sehr aufschlußreich ist eine stoffgeschichtliche Arbeit Michael Oefterings, die in Ergänzung einer früheren würzburger Doktordissertation, die „Geschichte von der schönen Irene in der französischen und deutschen Litteratur“ verfolgt. Der Stoff gehört jenem großen Kreise der Türkendramen an, die in der Zeit nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken und während der Vernichtung ihrer Macht durch die Seeschlacht bei Lepanto entstanden sind. Die Geschichte von der schönen Griechin Irene, die in die Hand des Sultans gefallen ist und zu deren Befreiung eine Verschwörung angezettelt wird, deren Opfer Irene wird, hat zahlreiche Bearbeitungen in allen Litteraturen erfahren. — Zu dem kulturhistorisch interessanten Thema „Der Tabak in der Litteratur“, das Hoffmann von Fallersleben gelegentlich sehr gründlich behandelt hat (Weimarisches Jahrbuch, II.) steuert Arthur Kopp in einem Aufsatze „Internationale Tabakspoesie“ noch mancherlei aus der französischen und englischen Litteratur bei, freilich ohne das Thema völlig auszuschöpfen. Nicht minder interessant erscheint die Mitteilung eines Briefes von Gustav Freytag durch Johannes Geffken, aus dem die politische, spezifisch preußische Tendenz von „Soll und Haben“ hervorgeht. In einem ausführlichen Referat beschäftigt sich Marian Zdziechowski mit Murkos wertvollem Buch „Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik“ und Ludwig Stiefel mit Croce, „Teatri di Napoli“. Aus der letzterwähnten Anzeige sei eine reiche Aufzählung von Maria Stuart-Dramen besonders erwähnt.

Wien. *Arthur L. Jellinek.*

Die „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“, die von Richard Avenarius begründet wurde, wird seit Neujahr von Paul Barth in Leipzig herausgegeben (23. Jahrgang, Leipzig bei O. Reisland). Das erste Heft enthält außer Beiträgen eng-wissenschaftlicher Natur eine gehaltvolle Studie des Herausgebers über „Die Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit“, worin Buckles These, daß die sittlichen Grundsätze der Menschheit unwandelbar seien. als falsch bekämpft wird. Nach Prüfung aller Faktoren, u. a. auch der modernen Litteratur, kommt Barth zu dem Ergebnis, daß der Stand der Sittlichkeitsbegriffe in den letzten 50 Jahren mehr und mehr heruntergegangen sei, was u. a. auch die Kriminalstatistik trotz scheinbarer Widersprüche beweise. Hilfe sei von der Soziologie zu erwarten, d. h. der Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft und den Gesetzen, denen sie unterworfen ist.

In der Monatsschrift „Die übersinnliche Welt“ (VII, 4) feiert Dr. Richard Wedel Carl Du Prel zu seinem 60. Geburtstage. Als Sohn eines Advokaten und Sproß eines alten Adelsgeschlechts, das aus Burgund stammt, wurde Du Prel in Landshut geboren und erhielt seine Erziehung in der münchener Pagerie. Zuerst war er Offizier, quittierte aber, um sich der Philosophie zu widmen, in der er anfangs ein Anhänger Eduards von Hartmann war, dann aber rasch eigene Wege fand. Als Aesthetiker trat er 1880 mit der Schrift „Die Psychologie der Lyrik“ hervor, in der er von der Aehnlichkeit der Thätigkeit des Träumers und des lyrischen Dichters ausgeht und zu dem Schlusse kommt, daß die Lyrik „eine Art von paläontologer Weltanschauung“ sei. Sein philosophisches Hauptwerk, „die Philosophie der Mystik“ erschien 1884, und die folgenden Werke führten ihn immer tiefer in das Bereich der okkultistischen Wissenschaften. Diesem Gebiet gehört auch sein Roman „Das Kreuz am Ferner“ an (Stuttgart, Cotta 1891, 2. Aufl. 1897).

In der pädagogischen Monatsschrift „Neue Bahnen“ (X, 3) wird die Entwicklung und der heutige Stand der Kinderpsychologie vom Herausgeber H. Scherer zusammenfassend dargestellt. Die ersten Ansätze zur wissenschaftlichen Beobachtung der Kindesseele liegen schon um über hundert Jahre zurück, doch zog erst Berthold Sigismunds Schrift „Kind und Welt“ (1850) die allgemeinere Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet. Bahnbrechend wirkten später Preyers experimentelle Studien, an die sich seither eine reiche Litteratur angeschlossen hat. — Diesen Ausführungen folgt eine noch nicht zu Ende geführte Studie von Richard Köhler (Koburg) über „Die pädagogische Bedeutung des Märchens“, die Köhler nicht in seiner ethischen, wohl aber in seiner rein ästhetischen Wirkung findet, denn die guten deutschen Märchen seien wahre Perlen der Volkspoesie. Das Märchen ist die erste Poesie, die Kindern dargeboten werden kann, und zwar in einem Alter, in dem sie für Poesie noch nicht empfänglich sind und doch schon einer

Geistesnahrung bedürfen. Dafür seien die Schöpfungen der Naturpoesie wohl geeignet. Die Bedeutung des Märchens für das Volksleben beruhe auch darin, daß es ein Band vom frühesten bis zum spätesten Lebensalter schlinge. Es bilde für das Kind den Eingang in das Reich der Dichtung. Die entgegenstehenden Ansichten älterer und neuerer Pädagogen, wie sie namentlich Karl Oppel in seinem „Buch der Eltern" vertreten hat (vgl. auch L. E. Sp. 497), werden von Köhler wirksam bekämpft.

Musik-Zeitschriften.

Sehen wir von einigen wenigen „Bärenhäuter"- und Don Perosi-Nachzüglern ab (wobei übrigens das Punkt für Punkt zutreffende Urteil von Dr. Rudolf Louis über Siegfried Wagner in den „Bl. f. Haus- und Kirchen-Musik" No. 3 um so mehr Beachtung verdient, als es diesmal aus wagnerianischem Lager kommt!), so waren die Ereignisse der musikalischen Fachpresse aus dem letzten Berichtsmonate: die Rehabilitierung von Weingartners Oper „Genesius" an der weimarer Hofbühne („Allg. Musik-Ztg." No. 9; „Musik. Wochenblatt" No. 11; „N. musik. Presse" No. 10; „Kunstgesang" No. 6 u. a.); ferner das plötzliche Ableben des ausgezeichneten Begründers der neueren Musikaesthetik, Dr. Friedrich v. Hausegger in Graz (mit eingehenderen Nekrologen von Oskar Bie in der „Allg. Musik-Ztg." No. 10 und Wilh. Mauke im „Kunstgesang" No. 6); endlich die frankfurter und berliner Erstaufführungen von Richard Strauß neuer Tondichtung „Heldenleben" (Allg. Musik-Ztg." No. 11 und „Berliner Signale" No. 6).

Daß Hausegger „Dékadent sein und dabei doch Grazer bleiben konnte", diese Wendung aus dem sonst so feinempfundenen Nachruf Bies will mir zwar nicht recht einleuchten, im Gegenteil habe ich das gerade an dem Verstorbenen zuletzt einigermaßen vermissen müssen; und daß Hausegger uns Jüngeren „die theoretische Beruhigung über Berlioz, Liszt, Wagner" gebracht habe, das will mir, was die beiden Ersteren betrifft, angesichts seiner notorischen Auffassungen über „Programm-Musik" sogar als objektiv unrichtig erscheinen. Andererseits suchen wir vergeblich in jenen Abschiedsworten nach einer nachdrücklicheren Betonung des monistischen Elementes in der hauseggerschen „Musik als Ausdruck", das sein Lebenswerk so charakteristisch auszeichnet und es weit über den Streit einer Aesthetik „von unten" oder „von innen", jenseits von Form und Inhalt hinausgehoben hat. Sonst aber kann man es natürlich nur mit Genugthuung begrüßen, wenn die Zeit und in ihr das Verständnis für diese Frage heute so weit herangereift ist, daß tiefergehenden Betrachtungen über das jähe Hinscheiden des geistvollen Gelehrten und über den empfindlichen Verlust, den es für die Wissenschaft bedeutet, bereits ein so breiter Raum gewährt werden kann.

Die über Richard Strauß' „Heldenleben" neuerdings wieder entstandenen Controversen geben übrigens Veranlassung, auf zwei interessante Artikel der letzten Zeit noch zurückzugreifen, die sich mit dem modernen Problem der „Programm-Musik" ernstlicher befaßt haben (Karl Gleitz in den „Berl. Sign." und A. Eccarius-Sieber in der „Kammermusik"). Schlechterdings unbegreiflich dünkt es nachgerade, wie die unsinnige Mär vom „Symbolismus" in der Tonkunst immer toller ins Kraut schießen kann, trotz klarster Gegenbeweise. Schon beim „Till Eulenspiegel" und beim „Zarathustra" von Strauß bemühte ich mich für meine Person inständigst, der Oeffentlichkeit nachzuweisen, daß es gar nicht auf die tonmalerische Abconterfeiung äußerer Begebenheiten oder etwa gar die absurde „Vertonung" philosophischer Abstraktionen ankomme, sondern vielmehr um eine psychische Entwickelungsreihe, in der individuellen Ausprägung um einen Menschen- und Gemütstypus (genau wie bei Franz Liszt) sich handle, zu der und zu dem die epischen Episoden eben nur den Situationshintergrund, der betreffende stoffliche Vorwurf lediglich den allgemeinen Stimmungsanreger wie das besondere Ausdruckselement abzugeben haben. Beim „Don Quixote" und nun gar beim „Heldenleben" würde es sicher nicht anders sein. Die Charakteristik im instrumentalen Ausdrucksvermögen wird schärfer, Dank einem gesteigerten Können. Die Grundlagen und Voraussetzungen aber sind und bleiben dieselben: es gilt das Innenleben der poetischen Idee als ein eminent musikalisches Moment. Was soll dergleichen Feststellungen gegenüber nun ein Schmerzensschrei, wie: „Vor dem Symbolismus aber bewahre der Himmel unsere gute deutsche Musik, denn er ist eine Verirrung!" oder der Notruf: „Eine weitere Ausbildung, d. h. Weiterentwicklung der Programm-Musik in Strauß Manier ist unmöglich?" Man reitet den Kampf gegen Windmühlen, die man gegen den Componisten dabei noch in Schutz zu nehmen sucht! Wir sprechen aber an dieser Stelle einmal so ausführlich davon, weil gerade die Litteraten doch Bescheid wissen müssen, was sie vom Musiker zu erwarten haben bezw. inwieweit sie ihm ihre eigenste Welt überlassen und abtreten können.

Die Säkular-Feier der haydnischen „Schöpfung" fand nur in der „N. mus. Pr." (10) und „Allg. M. Z." (12) entsprechende Würdigung. An Opern-Neuheiten werden von den einzelnen Organen gemeldet: Lortzings „Regina" (Berlin), Adolf Sandbergers „Ludwig der Springer" (Augsburg-München), „Der Vicomte von Létorières" von Bogumil Zepler (Hamburg), „Matteo Falcone" von Th. Gerlach (Hannover und Frankfurt a. M.), „Mandanika" von G. Lazarus (Elberfeld), „Eva" von Jos. B. Foerster und „Das Glück" von R. v. Prohászka (Prag), „San Lin" von V. Holländer (Breslau). Aus Max Schillings eben vollendeter Oper „Der Pfeifertag" wurde zu München das Vorspiel zum 3. Akt soeben aufgeführt; der Komponist hat Dr. Alfred Stelzners neu erfundene Violotta (ein Zwischending zwischen Bratsche und Violoncello) in seiner Partitur mit Erfolg verwendet.

Zuletzt lassen wir die Blätter im einzelnen hier noch ein wenig Revue passieren. So kommt uns die „Allg. M. Z." diesmal (No. 11 ff.) historisch, mit einem Leitaufsatz von Karl v. Jan über das alte Karnickel der Musikgeschichte, den Mönch Hucbald und sein verflixtes „Organum". Derselbe Gelehrte plaudert in den „Bl. f. Haus- und Kirchenmusik" (Heft 3 ff.) höchst zeitgemäß über die alten Kirchentonarten, und in der gleichen Nummer schließt eine längere, recht instruktive Untersuchung Dr. Willibalds Nagel über „Musik-Urteil und musikalische Erziehung" ab, während gleichzeitig von einem „Aufenthalt C. M. v. Webers in Gotha" nach verläßigen Quellen berichtet wird, Dr. Karl Storck aus Breitkopf und Härtels „Bühnen-Spielplan" eine nirgends sonst zu findende, sehr umfassende Opern-Statistik der deutschen Theater zusammenstellt und Rob. Musiol dem zu Berlin verstorbenen Prof. Albert Becker eine warme Nachrede widmet. — „Musikal. Wochenblatt" und „Red. Künste" scheinen neuerdings von bedeutsamen Beiträgen nicht gerade überschwemmt zu werden. Immerhin wären aus den „R. K." doch Wilhelm Harders grundsätzliche und fruchtbare Betrachtungen über „Ensemble-Gastspiele" (aus Anlaß des Austausches der karlsruher mit der mannheimer Hofoper) zu erwähnen. — Die „Neue musik. Presse" beginnt in Nr. 13 einen ausgeführten Versuch des Unterzeichneten zur Klärung der Frage: „Modernes Dirigentenproblem"; die „Neue Musik-Ztg." bringt persönliche „Erinnerungen an Amalie Joachim" von E. Charlotte von Sell, Auszüge aus Fritz Volbachs „Händel"-Buch und Christomanos Tagebuchblättern über die verstorbene Kaiserin Elisabeth, dazu eine Begrüßung Meister Josephs Rheinberger zu dessen 60. Geburtstag — im übrigen eine Unmasse Klatsch, Anekdoten oder Personenkult. — Im „Kunstwart" (12) endlich bemüht sich Dr. Richard Batka unter Nr. 2 seiner kürzlich begonnenen Reihe „Zur Musikpflege" um die Klärung des Begriffes „Volkslied",

ohne dabei jedoch über die Trivialität des Themas in diesem Kapitel so recht hinauszukommen.

Und die gehaltreichen, schwergeladenen „Bayreuther Blätter“? Ja, wir müssen schon an dieser Stelle von ihnen sprechen, da sich sonst ja doch niemand ihrer annimmt, obwohl wir eigentlich Musikalisches aus dem uns vorliegenden II./III. Stücke außer einer Fortsetzung der „Musikalisch-dramatischen Parallelen“ nichts anzuführen haben. Aber wiederum rechtfertigen sie unser Urteil von neulich, daß sie mehr allgemeine Beachtung in litterarischen Kreisen für sich in Anspruch nehmen dürfen, durch Prof. L. Schemanns erfreulichen Rechenschaftsbericht über die segensreiche Thätigkeit und die wirksamen Fortschritte der „Deutschen Gobineau-Vereinigung“, Prof. Henry Thodes Betrachtungen über „Die deutsche bildende Kunst“ und einen an dieser Stelle wohl zuletzt erwarteten Aufsatz von Alfred Lill von Lilienbach über „Das Kunst-Ideal nach John Ruskin“.

Weimar. *Arthur Seidl.*

Oesterreich.

Akademie. Eine flott geschriebene und sehr energische Zurückweisung erfährt Camilla Theimars Roman „Die Frau der Zukunft“ (vgl. L. E., Sp. 716) durch Lotte Glaß in Heft 6. „Von den vielen unbedeutenden, langweiligen und ungeschickten Büchern, die in den letzten Jahren von und für Frauen geschrieben worden sind, gehört die „Frau der Zukunft“ entschieden zu den unbedeutendsten, langweiligsten, und ungeschicktesten.“ — Wenn Rudolf Kohn das alte Aegypten einen „sozialistischen Kulturstaat vor 3000 Jahren“ nennt und dem Beweise dieser Benennung einen Artikel widmet, so werden alle, die sich an das Kastenwesen, Sklaventum und ähnliches erinnern, jener Behauptung wenig Glauben schenken. Hätte der Verfasser es nicht verschmäht, Brugsch, E. Meyer oder Dümichen zu benutzen, so wäre er wohl zu anderen Resultaten gekommen.

Unser Wissen. In dem letzten Doppelheft (3/4) dieser leider sehr unregelmäßig erscheinenden Zeitschrift beendet Richard Specht seine wertvolle Studie „Zehn Jahre Burgtheater“, die, nunmehr durch einen Separatabdruck auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht, als das parteilose Urteil eines verständigen Mannes Beachtung verdient. Sehr scharf geht er in seinem Artikel der Direktion Burckhard zu Leibe. Burckhards Verdienst sei, daß er das Burgtheater der jungen Litteratur geöffnet habe. Dafür habe er das Ensemble, die abgerundete Darstellung, die seit Jahren der Stolz dieser Bühne war, verdorben und zerrüttet. Seine Künstler habe er mißachtet. „Er hat sie nie als menschliche und künstlerische Individualitäten behandelt, sondern nur als Instrumente: als die Trompete des Dichters, die Radauflöte gegen die Direktion und die Reklametrommel für sich selbst. Unter ihm ist mehr denn je Protektionswirtschaft, Personenkultus, Kabale wie Intrigue hinter den Kulissen getrieben worden. Und er selbst, der Diplomat Burckhard, der anfangs durch die Verachtung der verächtlichen „zünftigen“ Kritik so sehr für sich eingenommen hat, hat nicht verschmäht, vor dieser Kritik zu kapitulieren und mit kleinlichen Mitteln — Rollenübertragungen, Neuengagements — diese „überzeugungstreuen Tageshistoriker“ des Burgtheaters für sich zu gewinnen, die alle, wie einst gegen ihn, so jetzt gegen seinen Nachfolger Paul Schlenther zu Felde ziehen. Was Burckhard durch Mißverstand am theatralisch Wesentlichen, allzu große Willkür und persönliche Beeinflußbarkeit gesündigt, hat Schlenther in der kurzen Zeit seines Wirkens noch nicht verbessern können. Doch jetzt schon ungeduldig zu werden, wäre verfrüht. Jedenfalls darf man auf Schlenther noch hoffen.“

Die Wage. „Aus Hamerlings frühestem Gedankenleben“ teilt Dr. Michael Maria Rabenlechner in Nr. 12 eine Reihe von Proben mit, Aphorismen und Studien, die der Dichter in der Zeit seines Universitätsbesuches 1846—1851 zu Papier gebracht hat. Als Probe dienen die schönen Worte über unsere Sprache: „Die deutsche Sprache ist vorzugsweise die Sprache des Gedankens und des Gefühls. Sie vermag wie keine andere die Geheimnisse des Geistes wie des Herzens auszuklingen, sie hat Worte für das Tiefste und für das Zarteste. Deutsch geschrieben sind die tiefsinnigsten Werke der Spekulation, der Offenbarungen des Geistes, deutsch die tiefinnigsten Lieder, die Offenbarungen des Herzens. Unübersetzbar sind Werke wie die eines Hegel, unübersetzbar das Nibelungenlied und die Minnesänger. Um nur eine Seite — die des Gefühlsausdruckes — hervorzuheben, welche Sprache ist reicher an Ausdrücken für Liebe und Schönheit? Worte wie Minne, Innigkeit, Gemüt, Liebreiz, Holdseligkeit — lieblich, traut, traulich, minniglich, herzig, sinnig, wonnig, welche Sprache hat sie in solcher Fülle wie die deutsche? Deutsch ist die Sprache der Philosophie und der Liebe. Wem gebührt aber der Dank für diese Vorzüge der deutschen Sprache? Nicht der Sprache an sich, sondern der Nation, die sie spricht, und nach ihrem Bedarfe bildet. In der Sprache zeigt sich der Geist des Volkes und der Zeit.“

Die Zeit. Gegen Karl von Levetzows Ausführungen über den „neuen Rhythmus“ in Heft 226 der „Zeit“ (vgl. L. E. Sp. 639) wendet sich mit unberechtigter, weil unsachlicher Schärfe Arno Holz in Heft 231, worin er die Priorität der dort ausgeführten Gedanken für sich in Anspruch nimmt, obwohl Levetzow, wie er auch in einer neuerlichen Replik (Heft 233), die im Gegensatz zu der holzischen Veröffentlichung sehr ruhig gehalten ist, neuerdings nachweist, gerade dessen Ansichten widerlegen will. So bekämpft er die Forderung von Holz: „Drücke aus, was du empfindest, und du hast den Rhythmus. Du greifst ihn, wenn du die Dinge greifst. Er ist allem immanent. Auf alles übrige verzichte.“ Darin findet Levetzow Unkunst; mit Recht leugnet er, daß der unmittelbare Ausdruck einer Empfindung den Namen Kunstwerk verdiene, und speziell den Namen Gedicht (vgl. auch oben „Die neue Zeit“). — Im gleichen Hefte zeichnet ein begeisterter Jubiläumsartikel von Ellen Key zu Ibsens 70. Geburtstag mit kräftigen Strichen Wesen und Persönlichkeit des Dichters „Von der Huldigung des Volkes umbraust ist Ibsen noch immer der vielen Unterstandene, der Alleinstehende und darum — noch stets der Stärkste.“

Wien. *A. L. Jellinek.*

England.

Im Vordergrunde des Interesses während des Monats März stand Rudyard Kipling. Gleichwie die gesamte hiesige Tagespresse, so beschäftigte sich auch die Fachlitteratur in sympathischer Weise mit seiner Person und seinen Werken. Beiläufig bemerkt, hat es in England nicht wenig befremdet, daß mit geringen Ausnahmen, selbst angesehene deutsche Blätter in den Irrtum verfallen sind, Kipling, den Verfasser der Dichtung „The English Flag“, als einen Amerikaner zu bezeichnen, und unter Zugrundelegung dieser irrigen Auffassung sogar Leitartikel über die Annäherung Deutschlands an Amerika konstruierten, nachdem das bekannte Telegramm des Kaisers an den Poeten veröffentlicht worden war. Uebrigens ist es unmöglich, sich der überschätzenden englischen Kritik anzuschließen, die Kipling nächst Tennyson überhaupt als den größten Dichter nach Shakspere anerkannt wissen will. — Mr. Walters sucht in der „New Century Review“ (Märzheft) zu beweisen, daß die Sonnette Shaksperes dazu dienen sollte, um in einem Tagebuche des Dichters seine intimsten Gedanken und möglicherweise verflüchtenden Gefühle festzuhalten. — Die vor einigen Monaten erschienene Biographie Shaksperes von Sidney Lee hat in der litterarischen Welt und in den Kunstkreisen Englands eine Art von „Bilderstreit“ hervorgerufen. Es handelt sich hierbei nämlich um die aufeinanderplatzenden, entgegengesetzten und hoffnungslos geteilten Ansichten berühmter Fachautoritäten über die Echtheit der vorhandenen Shakspere-Portraits. Mr. Sidney Lee hat in seinem neuen Buche als Titelbild eine Photogravüre

des Dichters anfertigen lassen nach dem sogenannten „Droeshout"-Kupferstich, der die erste Folioausgabe Shakspeares ziert. Gewichtige Stimmen behaupten nun: weder dieser Kupferstich, noch die betreffenden Bildnisse im Shakspere-Museum in Stradford und in der National Portrait-Gallery seien als eigentliche Originale zu betrachten. Außerdem bietet selbst die Frage der Priorität in der Herstellung dieser drei Werke noch Veranlassung zu den größten Meinungsverschiedenheiten.

In der „Westminster Review" (Märzheft) beendet Mr. W. Emm eine Serie von Essais über Jean Jacques Rousseau. Der Verfasser sucht eine ausgleichende Erklärung für die beiden verschiedenen Elemente in Rousseaus Natur zu geben: auf der einen Seite ein schwacher Mensch mit romantischen und schwankenden Eigenschaften behaftet, auf der anderen der furchtlose Künder einer neuen Zeit und der Vorkämpfer für Recht und Freiheit. — „The Fortnightly Review" enthält aus der Feder Mr. Morleys eine umfassende Arbeit, betitelt: „Old Age Pensions made easy". Die betreffende Untersuchung bietet mehrere anregende Stellen, aber in der Hauptsache ersieht man nur zu deutlich, daß die Lösung dieses schwierigen Problems sich noch in den allerersten Stadien in England befindet, und daß Deutschland gerade in diesem Punkte einen gewaltigen Vorsprung in der Sozialgesetzgebung besitzt. Der Verfasser will bei 65 Jahren eine Monatsrente von 20 Mark eintreten lassen, die der Staat allein aufzubringen habe. — „Pall-Mall Magazines" (Märzheft) interessantester Aufsatz lautet: „The Kaiser in Palestine". Die türkische Armee wird einer besonders lobenden Kritik unterzogen, und ihre etwaige Bündnisfähigkeit für Deutschland als ein Faktor besprochen, mit dem die übrigen Großmächte zu rechnen hätten. — „Pearsons Magazine" beschäftigt sich mit Professor Röntgen in der Abhandlung „Photographing in the Dark". — In einem ehrenden Nachrufe gedenkt das „Athenäum" (11. März) des kürzlich verstorbenen deutschen Romanschriftstellers Philipp Galen. Selbstverständlich besitzt „Der Irre von St. James" die meiste Anziehungskraft für den englischen Leser. Gleiche Anerkennung wird in derselben Zeitschrift (25. März) dem verstorbenen Ritter F. v. Hauer gezollt, der als Direktor des naturhistorischen Museums in Wien und als Schriftsteller sich einen bedeutenden Namen auch in England erworben hatte. — „Litterature" (18. März) enthält eine günstige Besprechung von W. Rippmanns „Hints on Teaching German" (London, Dent). Außer Grammatik und Uebersetzung wird der Hauptwert auf die Erlernung solcher Ausdrücke gelegt, für die das Englische keinen gleichwertigen Ausdruck besitzt, und die infolgedessen deutsch denken lehren. — „The Nineteenth Century" (Märzheft) bringt unter der Ueberschrift „Sketches made in Germany" eine Novelle in Briefform von Katharine Blyth, datiert aus Berlin. — „The Contemporary Review" (Märzheft) enthält die Fortsetzung von Felix Weingartners Artikelserie „Die Symphonie seit Beethoven", die deutsch schon in Buchform vorliegt und gegenwärtig in den Fachkreisen Englands Aufsehen erregt.

Die Tagespresse erwähnt vielfach lobend „Three little Dramas for Marionettes" (London, Duckworth), eine Uebersetzung der betreffenden Werke Maeterlincks (vgl. L. E. Sp. 484). Im allgemeinen verlieren zwar diese natürlich durch die Uebertragung, indessen wird anerkannt, daß wenigstens „Der Tod des Tintagiles" trotz der großen Schwierigkeiten dem Original ziemlich nahekomme. — In gewissem geistigen Zusammenhange hiermit steht die Bemerkung, daß eine neue Monatsschrift für Knaben vom 1. April ab erscheint (London, Newnes), und daß die Versammlung der Vorsteher der freien Volksbibliotheken den Antrag stellte: die Altersgrenzen für Knaben zur Zulassung zu den Bibliotheken auf 9 Jahr herabzusetzen.

London. *O. von Schleinitz.*

Italien.

Der bedeutendste unter den litterarischen Zeitschriften-Beiträgen aus der letzten Berichtszeit ist A. G. Barrilis eindringende Studie über „Das Geheimnis Dantes" im 3. Hefte der „Rivista d'Italia". Der Kritiker geht kühn der Frage nach dem Grundgedanken der „Divina Commedia" zu Leibe, den er weder für rein religiös und moralisch, noch für rein politisch hält. Der Dante des Gedichtes, das eine Vision darstellt, ist ihm nicht der Mensch im allgemeinen, sondern der Verehrer Beatrices, der würdig werden will, im Jenseits mit ihr vereint zu werden, die zum Symbol aller Vollkommenheit geworden ist. Dazu bedarf er einer, nicht auf Erden, sondern nur auf der Pilgerfahrt durch die drei jenseitigen Reiche und unter wunderbarer Führung zu erreichenden Läuterung von den Schlacken, die ihm, nicht als sündigen Menschen, sondern als ungerechten Parteimanne, als leidenschaftlichem Bürger anhaften, dem Zwietracht und Wankelmut des Volkes (der „Leopard"), Ueberhebung der Großen (der „Löwe") und Habgier und Herrschsucht der hohen Geistlichkeit (die „Wölfin") den Weg aus dem Dunkel der mittelalterlichen Städtewirnisse nach den leuchtenden Höhen der Gerechtigkeit verwehren. Die drei Tiere Dantes sind bei Jeremias V, 6 genannt. Die Erklärung des rätselhaften „feltro" (Inf. I, 105) findet Barrili unter Aufstellung der Konjektur „E sua ragion farà tra feltro e feltro („Und richten wird er zwischen Vließ und Vließe") ebenfalls im alten Testamente und zwar in Hesekiel 34, 17; im „veltro" sieht er den frommen und weisen Papst, der der Habsucht der Hierarchie ein Ende macht. — Um zunächst zur Herstellung des Friedens, der Sittlichkeit, der Gerechtigkeit, der Eintracht zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt und zur nationalen Einheit zu gelangen, braucht Dante einen Führer, wie den weisen Sänger der altrömischen Monarchie, den prophetischen und wunderkräftigen Vergil. Zur höheren, göttlichen Weisheit kann ihn nur die Liebe der Gott und den Menschen wohlgefälligen Beatrice führen, in der sich Tugend und Kenntnis der überirdischen Dinge vereinen, wobei sie immer die Kreatur bleibt, deren Verherrlichung und beseligende Wiedergewinnung das Ziel des pilgernden Dichters ist.

Im 3. Hefte der „Rivista politica e letteraria" handelt E. Comitti über „Liebe und Tod bei G. Leopardi", mit dem ausgesprochenen Zwecke, ein Kapitel der vom Dichter beabsichtigt gewesenen „Geschichte einer Seele", seines autobiographischen Romans, zu schreiben, in dem er „die wechselnden Erlebnisse einer von Natur edeln und zartfühlenden Seele von ihren ersten bewußten Regungen bis zum Tode" schildern wollte. Comitti schildert mit Wärme das große Liebesbedürfnis des Dichters, den tragischen Kampf dieser Leidenschaft mit dem durchdringenden Verstande, woraus sein Leid und seine Poesie entsprangen, die Qual der schönen Seele, die in den kranken unschönen Körper gebannt war, den schmerzlichen Verzicht auf Jung- und Geliebtsein, die erkältenden Schatten, die sein Pessimismus auch auf die Ruhmes-, die Vaterlands- und die Menschenliebe warf — wenngleich er dies nicht zugeben wollte. Die Qual der hoffnungslosen überschäumenden Leidenschaft für die schöne Fanny Targioni-Tozzetti lassen ihn an Natur, Welt und Menschen verzweifeln, den Tod als einzigen Tröster wünschen, Liebe und Tod als die unzertrennlichen Glanzpunkte des Universums betrachten.

Im 1. Märzheft der „Nuova Antologia" findet sich der Auszug aus einem in der „Revue Bleue" erschienenen lichtvollen Vortrage Guiseppe Giacosas über „Die Entwickelung der dramatischen Kunst und die Schauspieler in Italien". In den Fünfzigerjahren war auch die Bühne wesentlich durch die patriotischen Ideen und Wünsche beherrscht, sodaß mancher Schauspieler seine zündenden Tiraden hinter österreichischen Gefängnisthüren büßen mußte. Die Ristori, Ernesto Rossi, Tommaso Salvini, Clementina Cazzola gehen noch in

jene Zeit zurück; ebenso z. T. Morelli, Bellotti-Bon, Vestri, Cesare Rossi, die Sadowski, die Marini, die Tessero. Den Uebergang vom klassischen zum modernen Repertoire bezeichnet am ruhmvollsten Paolo Ferrari, dem sich begeistert Bellotti-Bon anschloß. Am Anfange des Weges steht glänzend die prächtige Komödie Achille Torellis: „Die Ehemänner". Ermete Novelli, Eleonore Duse und Ermete Zacconi sind die bedeutendsten Vertreter der modernen Bühnenkunst Italiens. — Das folgende Heft der Zeitschrift (16. März) enthält u. a. eine Besprechung der neuen Ausgabe der Dichtungen Petrarcas mit Kommentaren Giosuè Carduccis und S. Ferraris in der „Schulbibliothek italienischer Klassiker". Unter Benutzung sämtlicher alter und neuer Kommentare — mehr als 40 — und der Ergebnisse eigener dreißigjähriger Studien glauben die angesehenen Herausgeber, denen der Rezensent voll beistimmt, ein abschließendes Werk geschaffen zu haben.

Im florentiner „Marzocco" (IV, 7) wird des Herausgebers E. Corradini neues Drama „La Leonessa" ausführlich besprochen; es wird ihm wesentlich der Wert eines persönlichen Dokumentes zuerkannt, das sich von jedem Einfluße der in der Theaterlitteratur herrschenden Zeitströmungen freigehalten habe. — Giuseppe Lipparini singt in einer interessanten Studie über die „lateinische Seele" das Lob des italienischen Charakters, als dessen Grundzug er die Freude am Leben erkennt. Die Lust und Kraft, zu genießen, die Fähigkeit anmutiger Verschönerung auch der gewöhnlichen oder traurigen Seiten des Lebens, die humorvolle Auffassung und leichte Ueberwindung des Schmerzes sind ihm die bezeichnendsten Eigenschaften der südländischen Seele und ihre Vorzüge vor der nordischen. Den lautersten Verkündiger der italienischen Lebensauffassung und Gefühlswelt sieht er in Boccaccio, der dem heiteren Sinnengenusse die allerdings von den Moralisten nicht gebilligte wahre Bedeutung zuerkannt habe. Heute lebt für Lipparini die italienische Seele am kräftigsten in Florenz; an die Florentiner wendet er sich deshalb zuerst mit seiner Mahnung, der Welt nunmehr bald das große Geisteswerk zu schenken, das, durch Lebenskraft und -freude eingegeben, „die Notwendigkeit und Vortrefflichkeit einer rein nationalen Kunst durch freie, überzeugende, packende Darstellung der italienischen Seele beweise".

Die „Vita Internazionale" enthält in Nr. 5 einen kräftigen Protest E. De Marchis gegen das Geist und Gemüt verderbende höhere Schulwesen moderner Richtung, das dem vermeintlich nützlichen Wissenskram die Gesundheit und innere Bildung zum Opfer bringe, sowie einen Protest der Schriftstellerin Neera gegen die Frauen-Emanzipation, in Nr. 6 eine Entgegnung auf den letzteren von Eugenia Balegno und eine Besprechung von Cimegottos biographisch-kritischem Essai über den venetianischen Dichter und Freiheitskämpfer Arnoldo Fusinato und seine Familie.

Im „Fanfulla della Domenica" (Nr. 9) läßt Ugo Ojetti den um das Gedeihen der Fremden-Industrie in Italien besorgten laudatores temporis acti, die sich gegen jedwede Modernisierung altersgrauer Stadtteile auflehnen, eine launige Abfertigung zuteil werden, nicht ohne vollkommen die Ziele der neu ent-entstandenen „Gesellschaft für Kunst im öffentlichen Leben" zu billigen, die die Wahrung der ästhetischen und volkserzieherischen Gesichtspunkte bei allen öffentlichen Anlagen und Veranstaltungen ins Auge faßt.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Russland.

Im letzten Heft der „Russkaja Starina" findet sich ein interessanter Essai Ssuchomlinows über „die Eigenart des poetischen Schaffens Apollon Maikows" nach eigenen Erklärungen des Dichters. Apollon Nikolajewitsch Maikow war als Lyriker vor allem ein seltener Meister der Form. Ueberhaupt muß zugegeben werden, daß die Form von den russischen Lyrikern ungleich höher gestellt und weit meisterhafter behandelt wird als durchschnittlich von deutschen Dichtern. Der große Aesthetiker Belinski sagt zum Beispiel — „Die Form entspricht stets der Idee und das Metrum ist keineswegs eine zufällige beliebige Sache", während Urussow findet, daß die Idee ohne Form dem Lichte in einem matten Glase gleiche. Maikow also war ein „Prophet der Form". Der strenge, schön und klar in kristallener Reinheit dahinfließende Rhythmus seiner Verse ist unübertrefflich. Charakteristisch für die Maikowsche Formengabe ist es, daß er, nach seinem eigenen Zeugnis, keine gute Prosa schreiben konnte. Er klagt in einem Briefe aus Dresden darüber, daß er seine Gedanken nur im Rhythmus ausdrücken könne. Eines Tages mußte an seinem kleinen Sohne eine schmerzhafte und gefährliche Operation ausgeführt werden und der Arzt hatte sich die Anwesenheit der Eltern verbeten. Maikow eilte in die nächste Kirche und während er, wie er erzählt, in inbrünstigem Gebet unter der Kuppel stand und „an alles andere eher als an Verse dachte", verwandelte sich sein Gebet dennoch in Verse und zwar in wunderbar schöne und formvollendete, die er später niederschrieb. Maikow war zugleich einer der vielseitigst gebildeten russischen Schriftsteller, wie auch aus seinen Hauptwerken, dem lyrischen Drama „Drei Tote" und der schönen, ergreifenden Tragödie „Zwei Welten" hervorgeht. Maikow, Fet und Polonski bildeten nach einem Scherzgedicht Maikows den „guten" Dreibund russischer Poeten. Jetzt ist auch dieser Dreibund aufgelöst, im Herbste des vorigen Jahres folgte Polonski den ihm Vorangegangenen im Tode. Die erwähnten drei Dichter waren nach Nekrassows Tode die Säulen der russischen Lyrik, der es augenblicklich an großen Namen fehlt, obwohl in jüngster Zeit sich einige bedeutende Talente zu regen beginnen. — Dieselbe „Russkaja Starina" bringt in Fortsetzungen die „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck in russischer Sprache und recht mangelhafter Uebersetzung.

Aus dem Inhalt des „Russkij Westnik" sei ein talentvoll ausgesponnener Roman „Der Statthalter" von A. Ossipow hervorgehoben, der im 16. Jahrhundert spielt und ein anschauliches Bild der russischen Zustände um jene Zeit entrollt. Die russische Litteratur ist an historischen Romanen, die den Anspruch, für Kunstwerke zu gelten, erheben dürften, sehr arm. Graf Ssaliaß, der Leiter der moskauer Staatsarchive, hat in erster Linie das Verdienst, dem russischen Volke eine Reihe von ausgezeichneten historischen Romanen geschenkt zu haben. Augenscheinlich hat Ssaliaß Schule gemacht, was im Interesse des sich immer mehr den kompliziertesten seelischen Problemen und Grübeleien hingebenden russischen Romans nur zu wünschen wäre. — Fürst Zertelew bespricht in einem hübschen Essai den vorhin erwähnten Dichter Fet „als Mensch und als Künstler", während die umfangreiche Arbeit Wolkows über „Die Uebergriffe des Lateinertums (sc. Katholizismus, nach dem Lexikon der Slavophilen) in Rußland uns wieder darüber belehrt, daß im Reiche des Zaren das Denunziantentum und die Unduldsamkeit in konfessionellen Dingen in lieblichster Blüte steht.

Im März-Hefte von „Mir Boshij" wird die früher erwähnte umfangreiche und interessante litterarhistorische Studie über „Pissarew, seine Genossen und Feinde" beendigt — „Russkij Trud" bespricht in einem kurzen Essai die Gedichte eines jungen Lyrikers N. M. Ssokolow, mit denen dieser kürzlich zum erstenmal an die Oeffentlichkeit trat. Nach den gebrachten Proben — Ssokolows Buch lag mir nicht vor — haben wir es hier mit einem starken Talent zu thun, das in Farbe und Stimmung, in der Biegsamkeit und Kraft seiner Sprache wie im Wohllaut der Form bedeutende Gaben zur Geltung bringt und nur mit allzu großer Vorliebe romantische Stoffe wählt. — Die verbreitetste russische Wochenschrift „Niwa" hat mit der Veröffentlichung von Leo Tolstois neuem Roman „Auferstehung" begonnen. Bekanntlich hat die heilige Zensur des Zaren-

reiches den tolstoischen Text total verstümmelt, so daß das Werk, wie es in der „Niwa“ erscheint, auf rund die Hälfte seines ursprünglichen Umfanges zusammengeschrumpft sein soll. Aus den wenigen bisher erschienenen Fortsetzungen spricht der Geist Tolstois in völlig ungebrochener Frische und Klarheit.

Petersburg. *A. von Engelhardt.*

Polen.

Stanislaus Tarnowski, Professor der polnischen Litteratur an der Krakauer Universität bespricht in der März-Nummer des „Przeglad polski“ (Polnische Rundschau) liebevoll und mit feinem Gefühl die jüngst erschienenen Gedichte von Lucian Rydel, einem der talentvollsten unter den polnischen Lyrikern der Gegenwart. Rydel, der eben jetzt bei einem Preisausschreiben den ersten Preis für ein dramatisches Märchen bekam, ist als Lyriker Impressionist und huldigt am liebsten der kleinen Form, wie etwa Heine. — Georg Mycielski, der bekannte Kunsthistoriker, widmet einige Blätter dem vor kurzem verstorbenen polnischen Maler Julius Kossak (Vater von Adalbert Kossak, den Schlachten- und Panoramenmaler, dessen besonderer Gönner Kaiser Wilhelm ist); ein Schüler von Horace Vernet, war auch Kossak senior ein vortrefflicher Schlachtendarsteller und Illustrator polnischer Dichtungen. — St. Kozmian, der auch den Deutschen bekannte polnische Publizist (sein im „L. E.“ Spalte 183 besprochener Essai über Bismarck wurde auch ins deutsche übersetzt) gedenkt mit bündigen Worten des vor einem Monate verstorbenen Historikers Heinrich Lisicki.

An der Spitze des März-Heftes des „Przeglad powszechny“ (Allgemeine Rundschau) steht ein längerer Aufsatz, dessen Verfasser die Bedeutung des neuesten Werkes des polnischen Aesthetikers und Kunsthistorikers Julian Klaczko „Rome et la Renaissance. Essais et esquisses. Jules II.“ würdigt. Das Buch ist ein zwangloser Cyklus von kunsthistorischen Skizzen mit besonderer Betonung der drei Persönlichkeiten: Papst Julius II., Michelangelo und Rafael. — J. Flach rezensiert Grottkuß' „Probleme und Charakterköpfe“. — In dem „Zycie“ (Das Leben) verteidigt St. Przybyszewski sein Programm der „neuen“ Kunst (vgl. Sp. 648): für die Kunst von gestern sei der Mensch ein vollendetes Wesen gewesen, über dessen persönliches, selbstbewußtes Ich hinaus es keine Geheimnisse gegeben hat, ein Mensch, der Verantwortung übernahm und litt für seine Thaten, weil er „wußte“, was er thue und erstrebe, ein Mensch, mit dem freien Willen: die „neue“ Kunst fasse den Menschen auf als ein Wesen, in dessen Motiven, Gefühlen, Thaten nur ein Teilchen des unendlichen, absoluten Bewußtseins zum Vorschein komme. Der Künstler von gestern bildete „Dinge“ nach, der von heute stelle seinen Seelenzustand dar; daher erschien jener so klar, verstandesmäßig, dieser wird der „Unklarheit“, des „Krankenhaften“, ja des Unsinns angeklagt. Przybyszewski sucht eine Brücke zu schlagen zwischen diesen zwei Auffassungen der Kunst. — Von den lemberger Zeitschriften sei der „Przewodnik naukowy i literacki“ (Wissenschaftlich-litterarischer Führer) genannt, der die Behauptung eines Feuilletonisten der „Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung“ zurückweist, als sei die ganze bisherige polnische Geschichtslitteratur eine klerikale Fälschung. — Eine andere lemberger Monatsrevue, „Iris“, widmet einen Artikel dem Publizisten Plato Kostecki, der vierzig Jahre einer bedeutenden journalistischen Thätigkeit hinter sich hat.

In der „Biblioteka warszawska“ (Warschauer Bibliothek) versucht A. Drogoszewski eine Charakteristik des Dichters Kasimir Tetmajer zu geben (vgl. den polnischen Litteraturbrief in Heft 2). — Uebersichtlich und fein beobachtend ist ein Aufsatz des warschauer „Ateneum“ (Athenäum), der den heutigen Zustand der neueren skandinavischen Litteratur darstellt. Zwei Richtungen seien hier zu unterscheiden: die ältere, die Nachfolgerin der Ideen des Aufklärungszeitalter, deren Losungsworte Verstand und Freiheit sind, die rationalistische also, mit Brandes an der Spitze, aber nicht jenem von heute, sondern mit dem Brandes der „Hauptströmungen“ — und die neue, moderne, mystisch in ihrem Wesen, phantastisch und subjektiv in der Form, mit Ola Hansson an der Spitze; die sympathische Gestalt des Jens Peter Jakobsen stehe in der Mitte zwischen diesen Extremen. — Im „Fygodnik illustrowany“ (Illustriertes Wochenblatt) giebt St. Przybyszewski seine neue Dichtung „Helle Nächte“ und teilt in einem Briefe an die Redaktion einiges aus seinem Leben mit. Er ist 1868 als Sohn eines Dorfschullehrers geboren; seine Mutter war sehr musikalisch. Als Knabe schrieb er polnische Verse, kam dann nach Berlin und studierte an der Universität vor allem die physiologische Psychologie. Seine Frau ist eine Norwegerin. — Im Petersburger „Kraj“ (Das Land) skizziert C. Jankowski Bilder aus der zeitgenössischen russischen Litteratur und erzählt von den Werken des Alexei Tolstoi, dessen Drama „Der Tod Iwans des Grausamen“ neulich bei einer Wiederaufführung ungeheuren Beifall gefunden hat.

Krakau. *Josef Flach.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Halbnaturen. Ein wiener Roman von Rudolph Lothar. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1899. Preis M. 3,50 (4,50).

Heinrich Römer, ein wohlhabender Dichter von „halber“ Begabung, verliebt sich in die Frau des Bildhauers Hoffmann. Aus Mitleid wird Betty Hoffmann seine Geliebte, rein altruistische Gefühle sind es, die sie in die Arme des wenig anziehenden Liebhabers drängen. Die temperamentlose Frau, einen „allerliebsten Eiszapfen“ nennt sie ihr Mann, hängt mit inniger kindlicher Liebe an ihrem etwas derb veranlagten Gatten; dem andern giebt sie sich hin, weil sie ihn glücklich machen will, in der vagen Hoffnung, das Glück werde in dem allzeit thränenfeuchten Dichterling den Dichter erwecken. Monate währt das Verhältnis, und schon beginnt Heinrichs Liebe zu erkalten; beide leiden unsäglich und finden nicht die Kraft von einander zu lassen. Endlich faßt Römer den Entschluß, ein Ende zu machen. Er will reisen — weit, weit weg, nach Japan oder Indien. Im Augenblicke seiner Abreise kommt die Nachricht von Hoffmanns plötzlichem Tode. Rasch ist sein Entschluß umgestoßen, er bleibt in Wien und heiratet die Witwe. An ihrer Seite führt er nun ein mattes, glückloses Dasein.

Das ist in kurzen Zügen die Fabel von Lothars Roman. Man darf ihn nicht den guten Büchern zurechnen: unmöglich in den „Halbnaturen“ ist das farblose, schwülstige Zeitungsdeutsch, unmöglich sind die Nebenfiguren des Romans, die in ihrer steckbriefartigen Schilderung — die Namen in bekannter Weise (Ländler, Bauer u. dgl.) verändert — die durch und durch unlitterarische Sensation des Erratenlassens bezwecken. Unmöglich endlich das Detail, das dem Buche die wiener Lokalfarbe geben soll, die Reflexionen über den Prater, über den rauhen Humor der Fiaker, wie sie etwa ein Fremder machen würde, der drei Tage in Wien gewesen ist und sich aus dem Reisehandbuch über wiener Art informiert hat. Aber trotz all dieser Mängel sind die „Halbnaturen“ ein interessantes Werk und trotz des verfehlten Lokaltons ein Buch, wie es nur auf wiener Boden erstehen konnte. Die Grundidee des Romans, in der Figur des Helden trefflich zum Ausdrucke gebracht, ist eine der bitteren Wahrheiten, an die man wider Willen am Ende doch glauben muß. „Die Halbnaturen“, sagt Lothar, „schließen einen Kompromiß mit den feindlichen Mächten. Sie kämpfen nicht, und darum siegen sie nicht. Ein Sprung geht durch ihr Wesen. Sie ver-

kleben ihn mit mehr oder minder Lebenskunst, sie verkitten ihn mit Selbsttäuschung. Der eine täuscht sich, indem er die Augen verschließt und ängstlich jeden Blick in sein eigenes Wesen und Gebahren vermeidet, der andere täuscht sich, indem er vorgiebt, sich fortwährend zu untersuchen und zu beobachten. Der eine weiß, daß er eine Halbnatur ist und sieht es als Unglück an, der andere fühlt sich wohl und behaglich in dem weichen, handlungsleeren, stürmelosen Hindämmern, das sein Leben heißt. . . Auf wiener Boden gedeihen sie besonders gut. In der Politik wie in der Litteratur sind sie hier zu Hause Wien war immer eine Stadt der Farben und des Farbenspiels . . ." So haben die „Halbnaturen" unter dem Wuste von Geschmacklosigkeiten einen wertvollen kultur-psychologischen Kern. Und darum verdient das Buch unsere Beachtung

Wien. *Richard Wengraf.*

Der gemordete Wald. Ein Bauernroman aus der Mark. Von Fedor von Zobeltitz. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis geb. M. 5,—.

Ein jahrhundertalter edler Buchenwald, der bis dahin für eine königlich preußische Domäne gegolten hat, fällt durch die unerwartete Entscheidung eines langjährigen Rechtsstreites plötzlich der kleinen Gemeinde Nieder-Garaunen zu und macht durch seinen Nutzwert ein paar Dutzend Bauern über Nacht zu vermögenden Leuten. Das Kaufgebot der Krone, die den Forst schonen möchte, wird von den geldbethörten und schlecht beratenen Dörflern als viel zu niedrig abgewiesen, und der Waldbestand erst parzellenweise verteilt, dann unbarmherzig abgeholzt, wobei die Dümmeren von einigen Schlauköpfen gehörig übertölpelt werden. Auch auf die Gemeinde selbst geht die verheerende Wirkung des Besitzes über: der Zug nach der Stadt und andere Umstände führen ihre Auflösung herbei: der gemordete Wald hat seine Rache. . . Auf diesen einfachen Hauptvorgang hat Zobeltitz mit der genauen persönlichen Kenntnis der märkischen Bauernschaft, die gerade er besitzt und schon in manchem früheren Werke zu nutzen verstanden hat, einen an Geschehnissen und Gestalten reichen Roman angelegt, in dem namentlich die Bauernszenen farbenkräftig und lebendig wirken. Eine Reihe dörflicher Charaktertypen ist mit glücklichem Humor beobachtet und in den Rahmen einer Handlung eingegliedert, an der außerdem der junge Domänenpächter und Junker von Bühnen, der Pastor Hömssen und seine Schwester Else die meistbeteiligten, doch bei weitem nicht die einzigen Mitspieler sind. In der wachsenden Zahl moderner Agrarromane darf dieser einen guten Platz einnehmen: auch er giebt von den ländlichen Ueber- und Niedergangszuständen, die unter dem Sammelbegriff der Agrarfrage das öffentliche Interesse beschäftigen, ein in zahlreichen Einzelheiten charakteristisches und anschauliches Zeitbild. Freilich herrscht das leichte Gerät des Unterhaltungsromans noch allzu sehr vor, und in dem Vielerlei der Personen kommt es zu keiner rechten Vertiefung irgend eines einzelnen Konflikts. Andererseits ist der Wald, der stumme Titelheld des Buches, nur die Kulisse, nicht der Boden der Begebenheiten und kaum gelegentlich ihr Schauplatz. Man wünschte gerade für einen so tragisch-poetischen Stoff, wie ihn der Titel des Romans andeutet, wenigstens streckenweise mehr Größe des Stils, mehr natursymbolische Beseelung, gleichsam ein tieferes Atemholen in der Darstellung. Zobeltitz hat seiner ganzen Begabung gemäß seinen Gegenstand durchaus als Erzähler angefaßt und seiner Lust am Fabulieren freien Lauf gelassen. Großzügige Naturbilder mit breiter Pinselführung liegen seinem Talente weniger als das dramatisch wirkende Genrebild, die zuständliche Schilderung weniger als die Wiedergabe einzelner Szenen mit Dialog und Handlung. So hat er zwar nicht eigentlich erreicht, was ihm wohl vorschwebte und wozu sein Stoff sich hätte entfalten lassen: die Tragikomödie menschlicher Dummheit und Geldsucht mit dem stillen Märtyrertum eines todgeweihten Waldes in ergreifende Wechselwirkung treten zu lassen; wohl aber einen Roman geschaffen, in dem das ehrliche Streben nach Wahrheit und Schlichtheit sich mit dem technischen Geschick des leicht und sicher formenden Erzählers und einer klaren, lebendigen Darstellung in erfreuendem Maße verbindet.

Berlin. *J. E.*

Gährungen. Aus dem Leben unserer Zeit. Von Franz Servaes. Leipzig und Dresden 1898. Verlag von Carl Reißner.

Ein Buch, das geistig freigewordene Menschen mit wahrem Genusse lesen werden. Es zeigt, wie ein feingebildeter Autor, ohne im Schmutze zu waten und ohne Scheu vor allzumenschlichen Dingen im stande ist, das Leben und Treiben unserer Zeit in all seinen Phasen naturgetreu wiederzugeben. Der Roman ist in drei Bücher eingeteilt, die die Namen tragen: „Lucie", „Thea" und „Maja". Der Gegenstand des ersten ist die Leidenschaft des jungen berliner Privatdozenten Herbrand Horst zu der geistreichen Witwe Lucie, die ihm im Alter um zehn Jahre voraus ist. Sie gehört zu der Gattung der intellektuellen Frauen, die mehr an kluger Rede, als an süßer Minne Gefallen finden. Herbrand hat sich in seinem „zweiten Bewußtsein" von der Geliebten eine Idealgestalt erschaffen, mit der er in reinster Harmonie den Weltenraum durchfliegen möchte; in der Wirklichkeit aber kommt ihn vor der mystisch veranlagten Frau öfters ein leises Grauen an. Da sie eines Wahnes halber sein Weib nicht werden kann, reißt er sich endlich von ihr los und sucht in der realen Welt von Berlin W. mit ihrem Raffinement der Lebenskunst Trost und Zerstreuung. Beides wird ihm schneller, als er vermutet hat. Die Tochter des reichen Fabrikanten Engelhart, Thea, erweckt sein lebhaftes Interesse, und er versucht sie, der auch er nicht gleichgültig ist, aus der Welt der seichten Genüsse in den Kreis seiner geistigen Ideen emporzuziehen. Indessen, so interessant das Millionärstöchterlein seine Ausführungen um des Reizes der Neuheit willen auch findet, der angenehmen Praxis ihres bisherigen Lebens will sie dennoch lieber treu bleiben, und da Herbrand sich nicht auf ihre Seite ziehen lassen will, endet auch dies Verhältnis mit einem jähen Bruche. Bald danach wird er durch eine Kousine mit einer jungen Malerin, Maja, bekannt, die ihn mit ihrer ungeschminkten Natürlichkeit gefangen nimmt, und in der freien Gottesnatur des schönen Siebengebirges erschließen sich einander ihre Herzen und verloben sich ihre Seelen.

Das Evangelium, das uns diese Maja-Gestalt verkünden soll, das uralte, ewige, daß nur das reine Liebesglück, das „das von Gott gesegnete Weib" zu geben vermag, das allein beseligende ist, verleiht dem Buche einen harmonischen Abschluß. Vortrefflich im einzelnen und mit vollendeter Gesamtwirkung ist die innere Zerfahrenheit Herbrands, dieses ächten Kindes seiner Zeit, und sein Ringen nach Klarheit dargestellt. In der Schilderung des Milieus ist namentlich das Leben der berliner Bohème mit großer Beobachtungskunst wiedergegeben. Es ist mir lange kein Buch unter die Hände gekommen, das so viel versprach und so viel gehalten hat. Der Roman — der erste seines Verfassers — ist eine Herz und Geist erfrischende Lektüre, zumal für jene Leser, die selber zu denken gewohnt sind.

Leipzig. *A. v. d. Linden.*

Litteraturgeschichtliches.

Goethe, sein Leben und seine Werke. Von Dr. Albert Bielschowsky. Zweite durchgesehene Auflage. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), München.

Für eine neue Goethe-Biographie lag zunächst eine äußere Veranlassung vor: die Forschung hatte im Laufe der letzten Jahre manche neuen Ergebnisse gezeitigt, hier eine Berichtigung gebracht, dort ganz Unbekanntes zu Tage gefördert. Das alles sollte organisch verwertet werden. Mehr noch als durch diesen Umstand mochte

sich Bielschowsky durch etwas anderes gedrängt fühlen, das Leben des großen Dichters zu schildern. Die meisten Goethe-Biographen vor ihm legen das Hauptgewicht auf die Darstellung des äußerlich Erlebten; einige wenige aber, geistreicher und tiefer eindringend in das Wesen Goethes, erblicken ihre Aufgabe darin, seine Dichtungen aus seinem Leben zu erläutern. Dem Menschen Goethe schenken sie hauptsächlich nur insofern Beachtung, als sich aus ihm der Dichter erklären läßt. Einseitig sind also auch sie. Ganz anders verfährt Bielschowsky. Nicht der Dichter Goethe ist ihm in erster Linie interessant, sondern der Mensch, das ungeheure psychologische Problem, das es hier zu lösen gilt. Ihm ist Goethes Persönlichkeit, wie er in der Vorrede erklärt, ein potenziertes Abbild der Menschheit und er hat recht, wenn er meint, „daß ein Verständnis Goethes als Menschen zugleich ein tieferes Verständnis für die Menschheit überhaupt eröffnet“. In dieser Auffassung erblicke ich den Hauptreiz und den eigentlichen Wert des Buches.

Mit großem Scharfsinn verstand es der Verfasser, die seltsamen Widersprüche in Goethes Natur zu erspähen; er verstand es aber auch, zu zeigen, wie diese Kontraste sich zur schönen, großen Einheit zusammenschließen und nie ist das Allumfassende dieser einzigen Persönlichkeit plastischer zum Ausdruck gekommen als hier. Bielschowsky besitzt die Kunst, in großen Zügen zu schildern, er vertieft sich aber mit Glück auch in die kleinsten Einzelheiten und mit leichter Hand weiß er uns die zarten Intimitäten eines großen Lebens zu erschließen. Er giebt uns ein volles Bild der Zeit, in der Goethe geworden, ohne jedoch in gelehrte Weitläufigkeit zu verfallen; er geht nicht, wie die meisten Biographen im Stoff unter, sondern ist seiner Herr geworden. Glückliche Bilder kommen ihm da oftmals zu statten; so wenn er Goethe in Leipzig schildert und dabei sagt: „Wer das Meißner Porzellan jener Tage sieht, der hat den Durchschnittsgschmack der Zeit vor Augen. Für das Porzellan mochte er erträglich sein, für die Dichtung war er zum verzweifeln.“ Bielschowskys Buch wendet sich über die Zunftgenossen hinaus an weitere Kreise und auch das ist ein Vorzug: das Buch ist in der That bei aller Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit jedem Laien verständlich. Die Darstellung ist klar und fließend, ohne jede zöpfische Pedanterie, ja manchmal klingt sogar ein leiser, vornehmer Humor durch, der besonders wohlthuend berührt. Der vorliegende erste Band verfolgt Goethes Leben bis zur Rückkehr aus Italien; hoffentlich läßt der zweite nicht zu lang auf sich warten.

Wien. *Hans Sittenberger.*

Goethe. Von Richard M. Meyer. Zweite Auflage. Berlin. Ernst Hofmann & Co. 1898.

Von Richard M. Meyers Goethe ist drei Jahre nach der ersten starken Auflage die zweite erschienen. Sie ist an Umfang um den fünften Teil gewachsen und zeigt im einzelnen überall die sorgfältige Bemühung des Verfassers, sein Buch der schnell errungenen Gunst auch weiter wert zu erhalten. Hinzugekommen ist u. a. ein besonderes Kapitel über Goethes Lyrik, eine eingehende Würdigung der Sprüche in Prosa und eine kurze Uebersicht des Wichtigsten aus der Goethelitteratur.

Seit dem Erscheinen des Götz und Werther sind fünf Generationen von Deutschen sich gefolgt und jede hat von neuem ihre Stellung zu Goethe zu nehmen gehabt. So muß nun auch jetzt eine jede Generation sich Goethes Leben nach ihren Bedürfnissen neu schreiben. Daß Meyers Buch für die Lebenden diese Aufgabe erfüllt hat, zeigt sein starker Erfolg. Der Verfasser ist kein weltentrückter Goethephilologe, dem neben seinem Helden das Bild der übrigen Welt im Dämmerschein verschwindet, er ist auch kein Goethefanatiker, für den jedes Wort und jeder Vers Goethes über Kritik und Zweifel hinausgehoben ist. Er ist ein moderner Mensch, dem Goethes Bild von dem Standpunkt der Generation erscheint, die im neuen deutschen Reich herangewachsen ist. Sein Buch ist wesentlich eine Geschichte von Goethes Geistesleben, und so fällt auf die Besprechung der Dichtungen der Nachdruck. Wie Goethe als Mensch durch dieses Erdendasein gewandelt ist, Freundschaft und Liebe empfangen und gegeben hat, seine Neigungen und Abneigungen, Reisen und körperliche Existenz, seine Wirksamkeit als Beamter und Theaterdirektor, Hausstand und Geselligkeit — das alles wird nicht vernachlässigt, aber es muß doch der Hauptaufgabe gegenüber zurücktreten. Es ist der gerade Gegensatz zu Düntzers Leben Goethes, einem guten Repertorium für den, der nachschlagen will, wo Goethe an einem bestimmten Tage geweilt, mit wem er verkehrt und was er getrieben hat, dem man aber bei der Lektüre nicht anmerken würde, daß es sich um das Leben eines Genius handelt. Nur in Italien begleitet Meyer den Reisenden als Einer, der dieselben großen Dinge geschaut hat, er merkt an. was Goethe zu beachten unterläßt und wie das Einzelne auf ihn gewirkt hat. Es giebt einen Verein ehemaliger Italienreisender, der ohne Statuten und Vorsitzenden überall Sitzung hält, wo zwei Mitglieder sich als solche erkennen. In solcher Zwiesprache wandert der Verfasser mit seinem Helden hier durch das neue gelobte Land.

Das Alter Goethes wird gewöhnlich mit einem kurzen Kapitelchen abgemacht. Die Goethebiographen pflegen, hier angelangt, müder zu sein als ihr Held. Bei Meyer empfängt man von der unendlichen Thätigkeit des Greises ein lebhaftes und eindrucksvolles Bild.

In der Besprechung der Dichtungen konnte Meyer ja im Rahmen einer Gesamtbiographie keine ganz neuen Wege gehen. Er giebt in der Hauptsache, was sich als das Resultat vielfältiger seit einem Jahrhundert betriebener Einzeluntersuchungen herausgebildet hat. Aber er giebt es auf Grund eigener frischer Durcharbeitung und Wiederaneignung. So ist er denn doch in der Lage, im einzelnen auch für den auf diesem Gebiete nicht ganz Fremden genug des Anregenden zu bieten So, wenn er für Iphigenie die Abhängigkeit vom klassischen Drama der Franzosen hervorhebt, wenn er die Technik von Dichtung und Wahrheit eindringend erörtert, das Wesen von Goethes Lyrik durch den Vergleich von Goethes Mondgedichten mit denen anderer Dichter zur Darstellung bringt, wenn er der alten meist so unzulänglich behandelten Frage, wie die Eigenart von Goethe und Schiller sich in Formeln ausprägen läßt, auf eigenen Wegen nachgeht. Aber auch wo er sich begnügt, aus dem Gesamtbesitz unseres Wissens von Goethe zu schöpfen, thut er es in anregender und fesselnder Form, mit häufigen Ausblicken auf die nachgoethische Dichtung und auf die Bedürfnisse und Strömungen der Gegenwart. Hier und da verleitet ihn seine Neigung, zwischen entfernten Dingen Zusammenhänge herzustellen, zu Aufstellungen, die mehr formell schlüssig sind, als wirklich den Sachverhalt darstellen. Dem Reize einer feinen Antithese, einer gewagten Vergleichung kann er nicht immer widerstehen. Aber solche aus geistiger Beweglichkeit entspringende Arabesken stören doch nicht ernsthaft das große Bild, das er zu zeichnen hat. Meyers Goethebiographie bedeutet einen guten Schritt vorwärts in der den Deutschen obliegenden Aufgabe, Goethes Leben in einer des Gegenstandes würdigen Weise zur Darstellung zu bringen.

Charlottenburg. *Max Morris.*

Verschiedenes.

Julius Lange. Von Georg Brandes. Uebersetzt von Alfred Forster. Leipzig, H. Barsdorf. 268 S. M. 4,— (5,—).

Julius Lange ist vor drei Jahren gestorben. Er war als Mensch und als Schriftsteller eine groß veranlagte Persönlichkeit. Bei den Jüngeren stand er zeit seines Wirkens als Lehrer und Meister der Kunstgeschichte in hoher Verehrung. Bei den Aelteren blieb er schwärmerisch geliebt sein Lebenlang wegen seines prachtvollen Humors, seiner sprudelnden Laune, seiner geistvollen, sieghaften Lebenskunst. In seinem Wesen war auch nicht die leiseste Spur von Schulmeisterlichkeit oder Beamtenhaftigkeit oder Spießbürgerei — ein wahrhaft hellenisches Feuer loderte in seiner Künstlerseele

und nahm ihr alle Schlacken. Und was seine Landsleute bezauberte: er war ein resoluter Vollblutdäne, der auch in der Politik aus seinem Herzen keine Mördergrube machte, insonderheit wie ein Berserker gegen die Preußen losging, so oft sich eine gute Gelegenheit bot. Wie man das alles so sicher und zuverlässig wissen kann, ohne Julius Lange persönlich nahegestanden zu haben? Aus seinen Briefen! Julius Lange war ein Briefschreiber ersten Ranges, wie ein Großer aus der besten alten Zeit. Seine Briefe sind von einer erstaunlichen Frische und Plötzlichkeit der Einfälle, von einer verblüffenden Ursprünglichkeit und Rücksichtslosigkeit des Urteils. Es sind Ergüsse eines wahrhaft originalen, souveränen Geistes. Und daß er sich in der Fülle seiner Kraft und der Herrlichkeit seiner Lebenslust so hinreißend zu geben und aus seinem Reichtum auszuschütten vermochte und keinerlei Bedenken gefährlicher Deutung trug, erklärt sich, wenn man den Adressaten kennt: Georg Brandes! Beide verband innigste Freundschaft seit den gemeinsam verlebten Studentenjahren. So gehen die Briefe über drei Jahrzehnte, von den verschiedenen Orten her, aus Dänemark, England, Frankreich, Schweiz, Deutschland. Und kein Ereignis in Kunst, Litteratur, Philosophie, Politik seit 1860, das sich nicht in ihnen, wenn auch nur mit flüchtigem Reflex spiegelte.

Brandes hat diese Briefe, diese kostbaren Dokumente eines großen Menschen und einer ereignisschweren Zeit, treulich gesammelt und mit einem feinen verbindenden Text versehen. Das ist das vorliegende Buch. Damit bestimmt sich sein litterarischer Wert von selbst. Der Uebersetzer hat eine lesenswerte Einführung beigesteuert und scheint auch sonst seine Sache gut gemacht zu haben.

München. *M. G. Conrad.*

Brauch und Sitte. Gesammelte kulturhistorische Skizzen und Miscellen. Von Rudolf Eckart. Oldenburg, Schulzesche Hof-Buchhandlung (A. Schwartz). Preis Mk. 1,20 (2,—).

Das Schriftchen enthält eine Reihe kleinerer Abhandlungen zur Kulturgeschichte, wie „Totengebräuche bei Heiden und Christen“, „Belustigungen der Handwerker im Mittelalter“, „Schalksnarren“ u. s. w. Sie bieten allerdings weder Neues, noch erschöpfen sie ihren Gegenstand; aber das ist offenbar auch gar nicht ihr Zweck. Sie sollen im Gegenteil wohl nur einige interessante Züge aus dem weiten Gebiete der Kulturgeschichte dem Leser in ansprechender Form vorführen, und diese Aufgabe erfüllen sie. Am besten hat mir die russische Volkssage „Die Seele ohne Körper“ gefallen.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*



Nachrichten

Bühnenchronik.

Berlin. Hugo von Hoffmannsthal, der bereits vor einem Jahre in der „Freien Bühne“ mit seiner dramatischen Scene „Madonna Dianora“ die Bühne betreten hatte, erschien am 18. März im Deutschen Theater (und am selben Abend im wiener Burgtheater) mit zwei weiteren dramatischen Arbeiten: „Die Hochzeit der Sobeïde“ und „Der Abenteurer“. Hoffmannsthal ist erst 25 Jahre alt; aus der Unklarheit, den Unebenheiten und der Manier, die jetzt noch in seinen Stücken lebte, wird er sich bei zunehmender künstlerischer Einsicht wohl noch frei machen. Einstweilen hat er noch sich selbst nicht gefunden, noch hängt er — ein Fluch unserer gesamten modernen Litteratur-Entwicklung — an bestimmten Schul- oder Partei-Idealen, obgleich nicht zu verkennen ist, daß er in einer fortschreitenden Entwicklung begriffen ist. Noch steckt vor allem seine dramatische Gestaltungskraft in den Kinderschuhen. In der „Hochzeit der Sobeïde“ insbesondere zeigt er eine sehr unbeholfene Scenenführung und psychologische Motivierung, und die Charakteristik ist meist noch fließend und liefert verschwommene Figuren. Die sprachliche Form reizt vorläufig Hoffmannsthals Phantasie in erster Linie, und er schwelgt in dem sanften Fluß seiner schöngerundeten Verse und in lebhaft und gegenständlich empfundenen Bildern, deren Fülle freilich beschränkt ist. Einzelne kehren fast wie Zwangsvorstellungen wieder, wie das vom kleinen Vögelchen, das aus dem Neste gefallen ist. Nicht immer ist das Bild da, einzig um die Situation zu erleuchten oder plastischer zu gestalten; die Personen Hoffmannsthals berauschen sich nicht selten an ihrer eigenen schönstilisierten Rede. Im Ganzen betrachtet zeigt der Dichter sich mehr als Formalist, denn als Charakteristiker, und mehr als Lyriker, denn als Dramatiker. Ein tragisches Märchen nennt er sein Stück, aber diese Geschichte von der jungen Frau, die von der ruhigen Weisheit ihres alternden Gemahls im Brautgemach die heiß ersehnte Freiheit erhält, die dann im jubelnden Liebesglück von dem eben ihr Angetrauten weg zu dem heimlich geliebten jungen Freunde eilt, um sich dort leichtherzig verraten zu finden, und die nun freiwillig ihrem Leben ein Ende macht: diese Geschichte ist zwar sehr traurig, aber im künstlerischen Sinne tragisch ist sie garnicht. Dazu mangelt vorab der Hauptgestalt, der Sobeïde, das echtmenschliche Gepräge. Schärfere Charakteristik, zu der in dem eben genannten Stück nur die Figur des alten Wucherers Ansätze zeigt, wies das zweite Stück, „Der Abenteurer“, auf, eine mit reichem Leben erfüllte „Szene“ aus der Kultur des zu Ende gehenden 18. Jahrhunderts. Eine Art Casanova oder Cagliostro ist dieser „Abenteurer“, aus dessen bewegtem Dasein wir einen Tag im dekadenten Venedig miterleben. Die ganze reiche Fülle dieses abenteuerlichen Lebens, das einzig auf den Genuß des Augenblicks gestellt, auch jeden Augenblick des gewaltsamen Endes gewärtig ist, die ganze verflackernde Genußsucht, der bezaubernde Leichtsinn, der lebhafte, sprudelnde Geist und die kecke Gewissenlosigkeit dieser Natur ist mit einer Fülle charakteristischer Züge gezeichnet und wirklich der Typus dieser Menschenklasse, und zwar zugleich mit den echten Zeitfarben getroffen worden. Die Existenz dieses Mannes ist im knappen Rahmen des Einakters in der That erschöpft. Die Bezeichnung „Eine Szene“ entspricht ungezwungen dem Charakter des Werkes. Wenn auch noch keine absolut große Leistung, ist dieser „Abenteurer“ doch innerhalb eines kleinen Gebietes wirklich etwas Abgerundetes, Eigenes. Die Sprache ist auch hier glänzend. Herr Kainz in der Titelrolle übertraf sich selbst.

Die Wiedererweckung von Grabbes „Don Juan und Faust“, ein litterarisches Experiment des Schiller-Theaters, scheint mir sowohl in Anbetracht des Stückes wie in Anbetracht des Theaters verfehlt. Die Aufführung wirkte freilich sehr stark, aufmerksamen Beobachtern aber war es klar, daß für diese Wirkung die Dekorationen und die Späße des Leporello die Erklärung bildeten, nicht der Reichtum der grabbischen Phantasie und die Tiefe der Gedanken, die sich beide nur dem Leser ganz enthüllen.

Die dritte Aufführung der Vereinigung „Historisch-moderne Festspiele“, das dreiaktige Lustspiel „Kupfer“ von Theodor Duimchen, war eine überflüssige Bemühung. Das Lustspiel ist von einer die Kritik entwaffnenden Unbeholfenheit. Dem Verein aber kann es vielleicht das Leben kosten. Wenn er Aristophanes, Shakspere, Kleist, Machiavell aufführt — optime: aber Duimchen — cui bono?

Gustav Zieler.

Dresden. Am 18. März wurde im hiesigen königl. Schauspielhause zum erstenmale ein dreiaktiges Drama „Gewißheit“ des pseudonymen Dichters Heinrich Ernst aufgeführt, das sich leider als eine vollkommene dramatische Verfehlung erwies. Im Mittelpunkt des Stückes

steht eine Frau, die nach ihrer Auffassung in Erfüllung ihrer Pflichten ein Leben voll schwerer innerer Enttäuschungen gelebt hat; aber die Rechte, die ihr gebühren, vor allem das Recht auf Glück, sind ihr, so glaubt sie, nicht geworden. Einen jungen Arzt, der ihren Lebensweg kreuzt, hält sie für den Bringer dieses Glücks. Er macht sie zur Pflicht- und Ehrvergessenen, die einen Phantome Gatten- und Kindesliebe opfert. Ihr Mann erliegt dem Schmerze, als ihm die Welt die fürchterliche Anschuldigung ins Ohr flüstert; aber das mitleidige Schicksal läßt ihn nur zweifelnd an der Treue der Gattin, nicht überzeugt von ihrer Schuld sterben. Dem Sohne aber, der zu der Mutter als einer Reinen und Makellosen aufblickte, bleibt die Gewißheit ihrer Schuld nicht erspart. — Der Stoff hätte, so wenig neu er ist, zu einem wirkungsvollen Drama wohl ausgereicht, wenn der Dichter es verstanden hätte, ihm innere Wahrscheinlichkeit zu geben. In seiner Gestaltung aber fehlt den Dingen die Notwendigkeit: man begreift den Fehltritt der Heldin nicht, weil man im Unklaren darüber gelassen wird, was die vermeintliche Glücklosigkeit dieser Frau und ihre innere Leere bedingt hat. So bleibt die Frage nach ihrer tragischen Schuld völlig in der Schwebe. Auch die Technik des Stückes verrät den Anfänger. Hätte die Darstellung es nicht vermocht, dem Werke einen Schein dramatischen Lebens einzuhauchen, so würde der Augenblickserfolg, den der anwesende Verfasser bei der Erstaufführung einheimsen durfte, wohl wesentlich weniger warm gewesen sein.

Willy Doenges.

München. Der Litterarischen Gesellschaft gebührt das Verdienst, Ibsens „Frau vom Meere“ in München — wo des Stück 1888 entstand — eingeführt zu haben. Das Königliche Theater, das diesmal alle erforderlichen Kräfte und auch den Raum der Gesellschaft zur Verfügung stellte, wird das Drama öffentlich weiterspielen. Die Art, wie dieses in ethischer Beziehung vielleicht tiefere Gegenstück zu „Nora“ hier dargestellt wurde, ließ trotz der geistvollen Regie allzusehr durchfühlen, daß wir es mit einem heute schon historisch gewordenen Stücke zu thun hatten: historisch auch in dem Sinne, daß Vergängliches, vom Stil jener Jahre Abhängiges, heute mangelhaft Scheinendes vorhanden ist, über das wir absichtlich hinwegsehen müssen, um zu genießen. Dies Mangelhafte (das ibsenische Reflexionspathos, die Konstruktionstechnik z. B.) trat allzustark hervor und drängte die rührenden menschlichen Züge dieses Stückes gelegentlich in den Hintergrund. Man sollte mehr darauf bedacht sein, bei Ibsen den historischen Eindruck in den unmittelbar packenden dadurch zu verwandeln, daß man seine Dramen sozusagen bedeutungsloser spielt. Dadurch, daß die Tiefe des Stückes im Ton der Darstellung weniger aufdringlich wird, wird sie unergründlicher und das Ganze künstlerisch bedeutsamer. Das schien die — übrigens von Erfolg begleitete — Aufführung der „Frau vom Meere“ am 26. März zu lehren.

W. von Scholz.

Am Charfreitag, dem 31. März, hat in Berlin Juliane Déry ihrem Leben durch einen Sturz aus dem Fenster ein Ende gemacht. Rege Hoffnungen auf ein starkes, aber noch ungeklärtes Talent sind damit vernichtet worden. Juliane Déry war am 12. Juli 1864 zu Baja in Ungarn geboren, wollte sich zuerst in Wien der Bühne widmen, wandte sich aber Ende der Achtzigerjahre der Schriftstellerei zu und ging nach Paris, wo sie viel mit Madame Adam und der Prinzessin Mathilde verkehrte. Ihr Erstlingswerk war ein 1889 bei Ad. Bonz & Co. erschienener Novellenband „Hoch oben“. Sie kehrte dann nach Deutschland zurück und wohnte in den letzten Jahren meist in München. Ihre Arbeiten aus dieser Zeit gehören dem dramatischen Gebiete an, so das Volksstück „Die Schand'“, der Einakter „Es fiel ein Reif“, der erfolgreich aufgeführt wurde, und das Drama „Magere Jahre“, über dessen münchener Premiere uns kürzlich im Heft 15 berichtet worden ist.

Ihr neuestes Schauspiel „Pußtatürme“ gedenkt die berliner „Freie Bühne“ aufzuführen.

* *

Der kürzlich verstorbenen Frau von Hohenhausen ist nun die andere „Doyenne“ der deutschen Litteratur, Frau Caroline Pierson, im Tode gefolgt. Am 2. April verschied sie in Coswig bei Dresden, nachdem sie noch vor drei Monaten geistig und körperlich wohl den 88. Geburtstag hatte feiern können. Als Tochter des sächsischen Hauptmanns Leonhardt war sie 1811 in Zittau zur Welt gekommen, als junges Mädchen von Friedrich Kind, dem Freischützdichter, in die litterarische Welt eingeführt worden und hatte dann ihr Talent dazu benutzt — von Rückert ermutigt, der sie als „Corinna Deutschlands“ besang — als Improvisatorin in zahlreichen großen Städten und an den meisten deutschen Höfen aufzutreten (1840—43). Ihre Heirat mit dem Komponisten H. H. Pierson — eine frühere Ehe war getrennt worden — machte dieser Laufbahn ein Ende, auch ihrer schriftstellerischen Thätigkeit, die sie erst in den Sechzigerjahren wieder aufnahm, um unter dem Pseudonym R. Edmund Hahn zahlreiche Romane zu schreiben. Seit 1873 lebte sie verwitwet in Dresden. Ihr Sohn Edgar ist der bekannte dortige Verleger, ein anderer Sohn Henri der geschäftliche Leiter der berliner königlichen Schauspiele.

* *

Im gleichen gesegneten Alter und ebenfalls in Dresden starb am 1. April Viktor von Strauß und Torney, der am 18. September in Bückeburg geboren war und um die Mitte des Jahrhunderts eine vielseitige belletristische Produktion entfaltete. Auf wissenschaftlichem Gebiete hat er sich durch eine Biographie Pauls Gerhard und Uebersetzungen aus dem Chinesischen verdient gemacht. Im Jahre 1848 war er der schaumburgische Bevollmächtigte am frankfurter Bundestag.

* *

In ihrer Vaterstadt München starb am 29. März Lina Freifrau von Berlepsch (geb. 1829), die teils eigene Arbeiten erzählender Natur, teils Bearbeitungen englischer und amerikanischer Romane veröffentlicht hat.

* *

In Tonkin starb am 19. März im Alter von vierzig Jahren der Schriftsteller Paul Bonnetain, der durch eine Anzahl zumteil höchst pornographischer Romane („Charlot s'amuse“ u. a.) und durch seinen Sarah-Bernhardt-Skandal mit dem Anarchisten Laurent Tailhade zeitweise von sich reden machte. Später ging er nach Afrika und nach Tonkin, wo er zuletzt das Amt eines Residenten bekleidete.

* *

Der Bauernfeld-Preis ist diesmal an folgende Autoren verteilt worden: je 1000 Gulden an Ferdinand von Saar für seine „Novellen aus Oesterreich“, Arthur Schnitzler für seine Novellen und Dramen, C. Karlweis für sein Volksstück „Das liebe Ich“. Außerdem erhielt Leo Hirschfeld für seine Komödie „Die Lumpen“, über deren wiener Erstaufführung hier in Heft 7 berichtet wurde (auch am Lessingtheater hatte das Stück Ende März einen freundlichen Erfolg), einen Ermunterungspreis von 500 Gulden.

* *

Aus den neuen Vorlesungsverzeichnissen der Universitäten entnehmen wir, was an Kollegien über neuere deutsche Litteratur in diesem Sommer gelesen wird. Ueber Goethe, seine Zeit und seine Werke, oder doch über einzelne Abschnitte seiner Epoche, lesen: Erich Schmidt (Berlin), Koch (Breslau), Muncker (München), Weißenfels (Freiburg), Roethe (Göttingen), Wolff (Kiel), [illegible] (Straßburg), [illegible] (Karlsruhe), [illegible] (Zürich), Weltrich (Stuttgart), Wackernell (Innsbruck) über Goethes „Faust“; Kuno Fischer (Heidelberg) und Volkelt (Leipzig) über Goethe im [illegible]; [illegible] (Zürich) über „Goethe und Schiller“, [illegible] Sauer

(Prag); über Schiller: Litzmann (Bonn), Koester (Leipzig); über Schillers philosophische Schriften: Kühnemann (Marburg). Ueber das 18. Jahrhundert: Elster (Leipzig), teilweise auch Reifferscheid (Greifswald) und v. Waldberg (Heidelberg); über die Sturm- und Drangperiode: Leitzmann (Jena); über das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts: Sulger-Gebing (München). Ueber die englische Litteratur im 18. Jahrhundert und ihren Einfluß auf die deutsche: Bobertag (Breslau). Ueber die politischen und sozialen Bewegungen des 18. Jahrhunderts im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Dichtung: Witkowski (Leipzig). Ueber die gesamte neuere Litteratur von Gottsched bis zur Gegenwart: Haym (Halle). Ueber Lessing und seine Zeit: Groth (Kiel); über Lessing und Winckelmann: Borinski (München); über Lessings Dramaturgie: Strack (Gießen). Ueber die Geschichte des deutschen Dramas: Witkowski (Leipzig); über Dramaturgik: Oehmichen (München); über das deutsche Charakterlustspiel des 18. Jahrhunderts: Schlösser (Jena); über die Aesthetik des Dramas im 19. Jahrhundert: Frl. Dr. Tumarkin (Bern). Ueber Kleist: Saran (Halle). Ueber die Romantik: Geiger (Berlin), Henning (Straßburg), Röttecken (Würzburg), Domeier (Neuchâtel), Löbell (Darmstadt). Ueber Platens Dichtungen: Muncker (München). Ueber das 19. Jahrhundert: Maurer (Lausanne). Ueber die Geschichte des Romans: R. M. Meyer (Berlin), v. Waldberg (Heidelberg), Collin (Gießen), Redard (Genf). Ueber Poetik: Erich Schmidt (Berlin); über Metrik: Borinski (München), Drescher (Bonn), Vogt (Breslau), Storck (Münster), Wackernell (Innsbruck). Ueber den Stil der Rede und der Abhandlung: Wunderlich (Heidelberg). Ueber den Geist der Zeit in der modernen Litteratur und Kunst: Schultze (Halle). — In Rostock und Tübingen wird über neuere deutsche Litteratur nicht gelesen.

* *

Prof. Anton Schönbach in Graz ist mit der Neubearbeitung seines bekannten trefflichen Buches „Ueber Lesen und Bildung" beschäftigt, das demnächst in 6. Auflage erscheint (1. Aufl. 1887).

* *

Prof. Carl Voretzsch in Tübingen bereitet einen Band „Gaudy-Studien" vor, der im nächsten Jahre fertig vorliegen soll.

* *

Das erste Heft einer „Oesterreichischen Bibliographie", herausgegeben vom Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler, redigiert von Carl Junker, ging uns zu. Sie soll wöchentlich erscheinen (Preis des Jahrgangs fl. 3,— oder M. 6,—) und umfaßt alle in Oesterreich — vorläufig nur die in deutscher Sprache — erschienenen Werke, die durch den Buchhandel zu beziehen sind, also Bücher, Broschüren, periodische Schriften, Landkarten, Kunstartikel, Musikalien. Später sollen event. auch die Erscheinungen der tschechischen, slovakischen, ruthenischen, slovenischen u. s. w. Litteratur mit einbezogen werden. Bisher liegen die ersten 8 Wochennummern des vortrefflich angelegten Unternehmens vor.

* *

Unter dem Titel „Die Woche" ist eine neue illustrierte Wochenschrift ins Leben getreten, die der Verleger des Berliner Lokal-Anzeigers, Herr August Scherl, herausgiebt. Leitender Redakteur ist Gustav Dahms, der bisherige Chefredakteur des „Bazar". Die Zeitschrift will in Wort und Bild ein „Tagebuch der Zeitgeschichte" sein und legt demgemäß den Hauptwert auf Aktualitäten. Das 1. Heft, in dem ein neuer Roman „Erdsegen" und eine nachgelassene Novelle von Conrad Telmann beginnen, enthält u. a. einige ungedruckte Gelegenheitsgedichte von Theodor Fontane und das gleichfalls bisher unveröffentlichte Huldigungsblatt, das Menzel zu Fontanes 70. Geburtstag entworfen hatte.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Anders, F. Skizzen a. unserem heutigen Volksleben. 2. Sammlung. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 380 S. Geb. in Leinw. M. 4,—.

Bernhard, M. Die Kinder. Novelle. Dresden, E. Pierson. 241 S. M. 3,— (4,—).

Dirkink, J. v. Heckenrosen. Novellen und Skizzen. Steyl, Missionsdruckerei. 311 S. Geb. in Leinw. M. 2,50.

Flach, Josefine. Gräfin Magda. Roman. 2 Bde. München, Rudolf Abt. 136 S. und 144 S. M. 1,—, (1,50).

Grünwald-Zerkowitz, Sidonie. Achmeds Ehe. Dresden, E. Pierson. Schmal 8°. XV, 134 S. M. 2,50 (3,50).

Hecker, C. Das Kasernenblümchen. Mit 35 Ill. Stuttgart, Karl Krabbe. gr. 8°. 84 S. M. 1,—.

Herbert, M. Herr Nathanael Weißmann. Kevelaer, Butzon und Bercker. 90 S. M. —,80.

Heyse, Paul. Die Macht der Stunde. — Vroni. 2 Novellen. Ill. v. F. Reiß. Stuttgart, Karl Krabbe. 154 S. M. 2,—; geb. in Ldr. 3,50.

Hübel, F. Gespenstergeschichten. (I. Herrenrögen. II. Hans Seyboldts Hochzeit). Leipzig, H. Haessel. 12°. 95 S. u. 85 S. Geb. à M. 1,—.

Kapff-Essenther, F. v. Jenseits von gut und böse Roman. (Kürschners Bücherschatz Nr. 130). Berlin. Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. —,20.

Kauffman-Jassoy, E. Viola. Eine Sage. Wiesbaden, Franz Bossong. gr. 8°. 26 Bl. M. —,80.

Meyke, Nina. Wera Sibirjakowa. Roman. 2 Bde. Leipzig, Paul List. 206 und 215 S. M. 5,— (7,—).

Mosen, Julius. Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit einer Lebensgeschichte des Dichters versehen von Dr. Max Zschommler. (In 4 Bdn. oder 24 Lieferungen.) Erster Band. Leipzig, Arwed Strauch. 351 S. m. Stahlstich-Bildnis. M. 3,—; geb. in Leinw. M. 3,60.

Oelwein, Arthur. Suchende. Drei Novellen. Wien, Carl Konegen. 308 S. M. 3,—.

Ouckama, Gerh. Die erlösende Wahrheit. Eine einfache Geschichte. München, Piloty und Loehle. 195 S M. 3,—.

Rilke, R. M. Zwei Prager Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 12°. VII, 165 S. M. 1,80 (2,40).

Rosen, F. Chronik des Leidens. 2 Erzählungen. Dresden, E. Pierson. 270 S. M. 3,— (4,—).

Rosenberg, M. v. Pflichten. Roman in 6 Büchern. 3 Bde Berlin, Otto Janke. 217, 219 u. 297 S. M. 10,—.

Schott, A. Auf Irrwegen. Eine Erzählung aus dem Walde. Kevelaer, Butzon und Bercker. 206 S. M. 1,50.

Siedmogrodzka, H. v. Gertrud. Erzählung. Berlin, Hugo Steinitz. 12°. 93 S. M. 1,—.

Villinger, H. Die Thalkönigin. Eine Geschichte. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 12°. VI, 217 S M. 2,40 (3,60).

Weddigen, O. Von der roten Erde. Erzählungen und Aufsätze. Bochum, Adolf Stumpf Nachf. gr. 8°. V, 124 S. m. 1 Taf. M. 2,50 (3,50).

Wegerer, A. v. Job v. Treuenfels. Novelle. — Die junge Frau Doktorin. Humoreske. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 131). Berlin, Herm. Hillger. 12°. 125 S. M. —,20.

Weirauch, M. An des Jahrhunderts Neige. Novelle. Dresden, E. Pierson. 188 S. M. 2,50.

Ahrenberg, J. Neue Bahnen. (Haapakoski.) Ein Roman aus d. heut. Finland. Aus d. Schwed. v. M. Lammfromm. Stuttgart, J. Engelhorn. 160 S. M. —,50 (—,75).
Gyp, Israel. Deutsch von F. Johann. Leipzig, Otto Borggold. IV, 160 S. M. 3,—
Laforest, D. de. Die Gekreuzigte oder die Märtyrerin der Liebe. Pariser Sittenroman. Deutsch von L. Wechsler. Berlin, Adolf Willdorff. 269 S. M. 2,— (2,50).

b) Lyrisches und Episches.

Bruns, Max. Andachten. 3 Bücher. I. Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit. Berlin, Schuster u. Loeffler. 12°. 180 S. M. 3,— (4,—).
Christomanos, C. Orphische Lieder. Wien, Carl Konegen. 47 S. M. 2,50.
Conrad, M. G. Salve Regina. Lyrischer Cyklus. Mit Umschlagzeichnung v. E. Lammert. Berlin, Schuster und Loeffler. gr. 8°. 160 S. M. 2,50 (3,50).
Gerhardy, C. Aus dem Tagebuch einer Nonne. Gedichte. Innsbruck, F. Rauch. 12°, XII, 256 S. M. 2,—; geb. m. Goldschn. M. 3,—.
Holz, Arno. Phantasus. 2 Hft. Berlin, Joh. Sassenbach. 12°. 52 S. M. 2,—.
Lentrodt, Willy. Aus Nächten. Gedichte und Sprüche. München, Aug. Schupp. IV, 142 S. M. 1,—.
Martens, R. W. Befreite Flügel. Berlin, Joh. Sassenbach. 12°. 54 S. M. 2,—.
Paudler, A. Leipaer Dichterbuch. Eine Anthologie. Leipa, Joh. Künstner. gr. 8°. VIII, 118 S. M. 1,80.
Paulus, Ed. Tilmann Riemenschneider um 1460 bi 1531. Ein Künstlerleben in 12 Gesängen. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 12°. 80 S. M. 1,—.
Reinhard, L. Meine Jugend. I. Berlin, Joh. Sassenbach. 12°. 54 S. M. 2,—.
Reß, R. Farben. Berlin, Joh. Sassenbach. gr. 16°. 56 S. M. 2,—.
Schaukal, Richard. Meine Gärten. Einsame Verse. Berlin, Schuster und Löffler. 128 S.
Schaukal, Richard. Tristia. Neue Gedichte aus den Jahren 1897—98. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 108 S.
Spach, E. Liedergruß aus Lichtenberg im Elsaß. Straßburg, C. F. Schmidts Univ.-Buchh. gr. 8°. VI, 73 S. M. 1,50.
Stolzenberg, G. Neues Leben. 2. Hft. Berlin, Joh. Sassenbach. gr. 16°. 52 S. M. 2,—.
Stona, Marie. Lieder einer jungen Frau. Wien, Carl Konegen. 164 S. M. 2,50.
Waldenburg, M. Spoaß muß sein! Gedichte in Schlesischer Mundart. Schweidnitz, Georg Brieger. 84 S. M. —,80.

c) Dramatisches.

Engel, Georg. Die keusche Susanna. Komödie. Berlin, „Vita“, Deutsches Verlagshaus. 130 S. M. 2,—.
Ganz, H. Der Rebell. Drama. Berlin, Hugo Steinitz. 101 S. M. 2,—.
Itzerott, M. Delila. Dram. Gedicht. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 64 S. M. 1,20.
Joël, K. Sonntagskinder. Märchenspiel. Leipzig, Otto Maier. 31 S. M. —,60.
Woff-Kassel, L. Gestohlen. Drama. Leipzig, H. W. Theodor Dieter. gr. 8°. II, 48 S. M. —,80.

d) Litteraturwissenschaft.

Alberti, K. Goethe in Asch und Umgebung. Ein Beitrag zur Heimatskunde. Asch, Carl Berthold. 44 S. M. —,60.
Baumgarten, B. Stilistische Untersuchungen zum deutschen Rolandsliede. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. V, 102 S. M. 2,40.
Biedermann, W. Frhr. v. Goethe-Forschungen. Anderweite Folge. Mit 3 Bildnissen u. d. Bildn. d. Verf. Leipzig, F. W. v. Biedermann. gr. 8°. XII, 271 S. M. 10,— (11,—).
Bulthaupt, Heinr. Dramaturgie des Schauspiels. II. Bd.: Shakespeare. 6. Aufl. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. 501 S. M. 5,— (6,—).
Cohn, J. Gellerts Lustspiele. Ein Beitrag zur Entwickelungsgesch. des deutschen Lustspiels. (Palaestra. Herausg. v. A. Brandl und E. Schmidt. II.) Berlin, Mayer u. Müller. gr. 8°. VII, 91 S. M. 2,40.
Franz, R. Moderne Dramen. Hamburg, Heroldsche Buchh. gr. 8°. 35 S. M. —,50.
Neumann, A. Aus Friedrich Hebbels Werdezeit. Progr. Leipzig, Gustav Fock. gr. 4°. 26 S. M. 1,—.
Nover, J. Die Lohengrinsage und ihre poetische Gestaltung. (Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge. Herausg. von R. Virchow. 312 Hft.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 35 S. M. —,75.
Small, R. A. The stage-quarrel between Ben Jonson and the so-called poetasters. (Forschungen zur engl. Sprache und Litteratur, hrsg. v. E. Kölbing. 1. Hft.) Breslau, M. u. H. Marcus. gr. 8°. IX, 204 S. M. 6,—.

e) Verschiedenes.

Casanova, der venetianische Eulenspiegel, als Erzieher. Von einem Deutschen. (Bremen, Nordwestdeutsches Antiquariat. 12°. 182 S. m. 2 Ill.) M. 2,—.
Dieffenbacher, P. Deutsches Leben im 12. Jahrh. Kulturhistorische Erläuterungen zum Nibelungenlied u. zur Kudrun. (Sammlung Göschen. 93 Bdchn.) Leipzig, G. J. Göschen. 12°. 177 S. m. Abb. Geb. in Leinw. M. —,80.
Gurlitt, Cornelius. Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts. Ihre Ziele und Thaten. Mit 40 Vollbildern. (Das 19. Jahrh. in Deutschlands Entwickelung. II. Bd.) Berlin, Georg Bondi. gr. 8°. XVI, 701 S. M. 10,— geb. in Halbldr. M. 12,50.
Hebbel, Friedrich. Gedankengold. Sprüche. Aus seinen Tagebüchern, Briefen und Gedichten ausgewählt von Emil Wolff. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 86 S.
Loewe, R. Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen. Halle, Max Niemeyer. gr. 8°. 60 S. M. 1,60.
Petsch, Robert. Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels. (Palaestra. Untersuchungen u. s. w. IV.) Berlin, Mayer u. Müller. VIII, 152 S. M. 3,60.
Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 3931—33. Birch-Pfeiffer, Ch. Der Goldbauer. — Steffen Langer aus Glogau od. der holl. Kamin. — 3934. Mendès, C. Novellen. — 3935. Doroschenko, P. Wer ist es? Eine Kriminalgeschichte. — 3936. Jacobson, B. Zum Einsiedler. Lustspiel. — 3937. Raeder, G. Der artesische Brunnen. Zauberposse.
Schmid, Heinrich Alfred. Arnold Böcklin. 2 Aufsätze. Mit einem Originalholzschnitt von A. Krüger und der Reproduktion von 8 Skizzen Böcklins. Berlin, F. Fontane u. Co. Gr. 8°. 48 S. M. 3,—.
Specht, R. Zehn Jahre Burgtheater. Eine Studie Wien, L. Rosner. Gr. 8°. 24 S. M. —.40.
Stephan, H. v. Luther als Musiker. Studie. Bielefeld, Ernst Siedhoff. 12°. 43 S. m. 1 Abb. M. —,40.
Wendt, Gustav. Reden aus der Schule und für die Schule. Karlsruhe, Friedr. Gutsch. gr. 8°. 152 S. M. 2,50.

Antworten.

Xenien. Eine an Sie gerichtete Karte kam durch die Post als unbestellbar zurück. Wir bitten nochmals um etwas deutlichere Angabe Ihrer Adresse.

M. H. in Naumburg. Der Autor steht — bei aller Anerkennung seines Talentes — noch zu weit in seiner Entwicklung zurück, als daß wir ihm jetzt schon eine besondere Charakteristik zuteil werden lassen könnten. Dazu müßte sein Talent schon reifere Früchte getragen haben. Wenn wir von jedem Verfasser, dessen einzelne Arbeiten hier abfällig besprochen werden, immer gleich aus „Recht und Billigkeit“ eine Gesamtwürdigung geben wollten — wohin kämen wir? Wir hoffen später Gelegenheit zu finden, auf Ihr frdl. Anerbieten zurückzukommen.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2578.
Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 15
vom
1. Mai 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Französische Schriftstellerinnen.

Von **Käthe Schirmacher** (Paris).

(Nachdruck verboten.)

Nur von zeitgenössischen Schriftstellerinnen Frankreichs soll hier gesprochen werden, und auch nicht von allen, denn ihre Zahl ist recht beträchtlich, wohl aber von vier Schwestern in Apoll, die zu den eigenartigsten Gestalten der heutigen französischen Litteratur gehören, von Gyp, Jeanne Marni, Daniel Lesueur und Jean Bertheroy.

Gyp — wer wüßte es nicht? — heißt im gewöhnlichen Leben Komtesse Mirabeau-Martel und wohnt draußen in Neuilly auf einem einsamen, vornehm stillen Boulevard: ein kleines Hotel, ein sonniger Kieshof mit Blumen, ein schattiger Grasgarten mit Akazien und ein Salon, echt französisch möbliert mit vielen, ganz verschiedenen Sesseln, Puffs und Tischchen. Es ist jedoch nicht der herkömmlich-korrekte Salon der Pariser Weltdame, den Gyp sich eingerichtet hat. Aus allen Winkeln und Ecken dieses weiten Raums sprühen der Mutwillen, die Ungebundenheit, das: Was kümmert's mich? dieser geborenen Aristokratin, die unter die Schriftsteller ging, hervor.

Gyp hatte mich auf diesen Eindruck allerdings schon vorbereitet: das Briefchen, das mich zur Audienz berief, war wie mit einem Besenstiel geschrieben, von einer wohl kleinen, aber energischen, vielleicht sogar gewaltthätigen Hand. Und von dem lila Grund des Bogens wie des Umschlags hatte sich ein weißes Wachssiegel mit dem Grafenkrönchen und der kecken Inschrift „Et puis après?“ — auf gut deutsch: na, und wennschon! — grell abgehoben.

So verwunderten mich denn auch alle die Kuriosa und Drolligkeiten nicht, mit denen Gyp ihr Empfangszimmer geschmückt: große Hunde aus Fayence am Kamin, eine grellblaue Schildkröte als Fußbank, ein grinsendes Negerlein, das gemachte Blumen im Korbe trug, komische Gruppen aus Lafontaines Fabeln ꝛc. Ueber all diese Sonderlichkeiten oder Monstra hingen die schweren Falten eines Stoffbaldachins, wie es mir schien, ein wenig schlaff herab, und die Sophas und Sessel. . . .

Doch da stand die Hausherrin vor mir, in eleganter, gelber Sommertoilette, alten Schmuck an Hals und Armen, das blonde, an den Schläfen leicht ergrauende Haar in der natürlichen Farbe schlicht geordnet. Dazu eine schöne Hand mit kräftigem Druck, etwas rasche, lebhafte Bewegungen, sehr scharfe, kluge Augen und das behendeste Geplauder von der Welt. Es war „le petit Bob“ in Person, der da vor mir saß. Vertraulich, drollig, lustig, knabenhaft ist Gyps Unterhaltung; sie spricht, wie sie schreibt, denn sie schreibt, wie sie spricht.

Dramatisierte Erzählung, Salon- und Tischgeplauder sind ihre eigensten Kunstarten. Und ein Gespräch, an ihrem eignen Tisch geführt, das sie für ein modisches pariser Blatt aufschrieb, hat der Komtesse Martel ihr litterarisches Talent enthüllt.

Seitdem verfaßte sie regelmäßig beißende Dialoge für pariser Blätter und gab dann im Jahre 1882 ihr kleines Meisterwerk „Le petit Bob“ heraus, dem eine lange Reihe flottgeschriebener, zeitgenössischer Satiren gefolgt sind. Bob ist ein kleiner Pariser, ein enfant terrible — Gyp in Pumphöschen. Monsieur l'abbé, sein Hauslehrer, der Bob zu guten Sitten erziehen und ihn mit klassischer Weisheit anfüllen soll, hat einen schweren Stand, denn Bob ist unbändig, ein Naturkind, ohne Achtung vor Menschensatzungen, Hergebrachtem und gesellschaftlich Schicklichem. Er spricht ein fürchterliches Französisch, burschikose Abkürzungen, wie 'turellement, 'normément sind bei ihm stehend; seine Sätze baut er nach Art der Diener, Kutscher, Soldaten und Marktfrauen: „C'est-y beau?“ „De quoi que j' m' fâcherais?“ „Que tu aimerais mieux?“ und so fort. „Fichu“ und „embêtant“ finden sich alle Augenblicke bei ihm. Seine Hauptstärke liegt jedoch darin, alles zu sehen, alles zu hören, was für ihn zu sehen und zu hören nicht gut ist, außerdem Fremdwörter falsch anzuwenden oder mit verblüffenden Erklärungen zu versehen, und endlich philosophische Bemerkungen über Welt und Menschen zum besten zu geben, in denen die Kindereinfalt zu gewollter beißender Satire wird.

Da Gyp uns Bob bald im Salon, bald im Zirkus, auf der pariser Weltausstellung, in der Deputiertenkammer, beim Spiel, beim Lernen u. s. w. zeigt, entgehen wenig Dinge seiner Kritik, die herb und ätzend ist, wie Scheidewasser. Bemerkt muß werden, daß der kleine Bob jedoch ein gutes Herz hat, gerne giebt und schenkt, die Tiere liebt und an seiner Mama mit großer Zärtlichkeit hängt.

Wir begegnen manchmal in all dem geistreichen, urfranzösischen Geplauder Gyps, das nur versteht,

wer jahrelang in der pariser Gesellschaft gelebt hat, einem fast sentimentalen Herzenston, der an den weichen Humor englischer Schriftsteller erinnert. Zu England, zu englischem Wesen, zu englischen Sitten muß die Komtesse Mirabeau-Martel auch innere Beziehung haben. Ist es doch sicher nicht zufällig, daß sie sich „Gyp“ und ihren kleinen Helden „Bob“ genannt hat! Diese kurzen Laute, die einem lustigen, mutwilligen Knall gleichen, fand sie in ihrer Muttersprache nicht. Vielleicht ist diese englische Ader in Gyps Begabung durch ihre halb bretonische Abstammung zu erklären.

Zwei fromme französische Stämme, Bretonen und Provençalen, haben sich in der Komtesse Martel vereinigt. „Darum,“ sagte sie mir, „kann ich auch die Leute nicht leiden, die gar nichts glauben. Man muß Ueberzeugungen haben.“

Und Gyps Ueberzeugungen? Sie hat sie häufig in ihren Büchern ausgesprochen. Sie ist des Glaubens, daß Frankreich augenblicklich sehr krank ist. Daß sie für die Republik, als solche, keine große Neigung hat, liegt in Gyps Stellung als Aristokratin und Vertreterin der Vergangenheit. Weit schädlicher jedoch als die Republik sind, Gyps Ansicht nach, für Frankreich — die Juden.

„Ich habe sie kennen gelernt,“ sagte die Komtesse Martel, „in Nancy, im Osten. Ich habe gesehen, was sie aus dem Lande gemacht haben. Sie sind anders als wir; was uns heilig, ist ihnen lächerlich, was wir verehren, dessen spotten sie. Ehre und Rechtlichkeit sind Begriffe, die ihnen fehlen . . . Sie haben Frankreich unsäglich geschadet, unsere Rechtsbegriffe haben sie verwirrt, den französischen Adel haben sie geknebelt . . . Der Adel Frankreichs ist, seit der Revolution, sehr arm. Statt sich einzuschränken“ — hierbei ein Blick auf die müden Falten des Deckenbaldachins und die etwas unfrischen Farben der Sessel — „oder statt zu arbeiten, hat er Heiraten mit reichen Jüdinnen geschlossen, liegt jetzt in goldenen Ketten und kann seiner patriotischen Pflicht nicht genügen.“

„Und diese patriotische Pflicht?“

„Ist, die Juden bis aufs Messer zu bekämpfen.“

„Sie persönlich thun ja Ihr Teil dazu . . .“

„Sie meinen ‚Dans Israël‘ und meine Dialoge in der ‚Libre Parole‘? . . . Ach, das sind leichte Waffen. Was Gyp sagt, nimmt man nicht ernst, das zählt nicht mit . . . . .“



Gyp.

Eine falsche Bescheidenheit! Gyp weiß sehr gut, daß sie als ein Führer und Parteihäuptling des französischen Antisemitismus gilt. Eng befreundet mit Generalstab und Klerus, durch ihre gesellschaftlichen und ihre journalistischen Beziehungen aus allen Lagern vorzüglich unterrichtet, dazu mit großem Erzählertalent, glänzendem Witz und echt französischer Anmut begabt, ist diese judenfeindliche Aristokratin und Schriftstellerin heute thatsächlich eine soziale Macht. Der Familie des Präsidenten Faure stand sie bekanntlich sehr nahe. Daher dürften spätere Geschichtsforscher einstmals die Komtesse Mirabeau-Martel zu den einflußreichsten und verhängnisvollsten Politikern Frankreichs im 19. Jahrhundert zählen und so den Litterarhistorikern den alleinigen Anspruch auf Gyp mit Recht streitig machen.

* * *

Ein diskreter pariser Salon, ein zierlich gehaltenes Arbeitszimmer in einer hellen Straße, dicht am Park Monceau, waren der Rahmen, in dem mir zum ersten Mal die schlanke, biegsame Gestalt **Jeanne Marnis** entgegentrat.

Alles um sie und an ihr ist geschmackvoll, elegant, gedämpft, weich — femme. Und „femme“ ist auch der verhaltene Schmerz, der um Madame Marnis feine Lippen spielt und sich durch den Realismus ihrer pikant-geistreichen Dialoge unausgesprochen, aber unabweisbar hinzieht.

Unendlich traurig ist die Lektüre von „Comment elles se donnent“, „Comment elles nous lâchent“, „Fiacres“, „Les enfants qu'elles ont“ und anderem. „Elles“ sind Frauen jeder Art, und alle diese Themata, von einer Frau geschildert, sind wahrlich interessant. In meisterhaft beobachteter und geschilderter pariser Umgebung läßt Jeanne Marni die tausendaktige Liebestragödie oder -komödie der Menschen sich abspielen. Ehrgeiz, Berechnung, Heuchelei und Eitelkeit geben die Hauptrollen in dieser Welt der Leidenschaften; hier und da tritt, schüchtern, weltfremd, eine echte Neigung in den lauten Kreis, um sich bald, unverstanden, tief verletzt, gebrochen und vernichtet, in die Einsamkeit des Schmerzes zurückzuziehen. Ab und an gönnt Madame Marni dem Leser auch den Anblick er-

widerter Neigung. Jedoch nur selten, und als Motto ihrer Bücher könnte dienen: „Vae victis". Die „Besiegten" aber sind ihr die Besten, Feinsten, Verletzlichsten, die Poeten und besonders die Frauen.

„Votre oeuvre est profondément pessimiste, ou me serais-je trompée?" fragte ich.

„Très pessimiste . . ."

„Et la femme?"

„Une créature de douleur!" Wie ein Aufschrei kam es von den feinen Lippen.

„Wirklich?"

„Wie könnte es denn anders sein? Mann und Weib sind zwei ganz verschiedene Rassen; wir verstehen uns nicht. Ihre Freude ist unser Abscheu, was uns begeistert, läßt sie kalt. O, dieses unselige Mißverständnis der Geschlechter . . ."

„Verstehen Sie mich recht," fuhr Madame Marni fort, „ich habe mich beim Leben über mein äußeres Schicksal allerdings nicht zu beklagen. In Wohlhabenheit bin ich aufgewachsen, in meinem Elternhause wurden geistige Interessen gepflegt, bin ich doch Tochter einer Schriftstellerin, Manoël de Grandfort. Mein Mann hat mich aus Liebe geheiratet, Sorgen habe ich, auch als Witwe, nicht gekannt, meine Schriftstellerlaufbahn ist bisher mühelos und glänzend gewesen. Und doch, — welch eine Reihe schwerer, innerer Erschütterungen habe ich durchgemacht, wie ist in meiner Seele alles Feinste und Tiefste zerrissen und zertreten worden, in welchen Stürmen habe ich gelebt!"

„Und wie," fragte ich, „haben Sie das alles kennen gelernt und beobachtet, was Sie schildern?"

„Ich war, vor meiner Verheiratung, als sehr junges Mädchen eine zeitlang bei der Bühne. Sehr schüchtern und zurückhaltend, sehr leicht verletzlich, wie ich war, befand ich mich unter dem lustigen Theatervölkchen, das sich nicht gern mit Skrupeln plagt, wenig heimisch. Ich schloß mich gegen alle ab und sammelte um so eifriger Eindrücke in mein Gedächtnis . . . So geht mir's heute noch: ganz unbewußt beobachte ich auf der Straße, im Salon, und wenn ich schreiben will, steigen aus dem dunklen Bewußtsein die Eindrücke klar empor."

„Sie *sind* auch klar in Ihrer knapp-lebendigen Schilderung!"

„Maupassant ist mein Vorbild."

„Können Sie," setzte Madame Marni nach einer Pause hinzu, „mir erklären, weshalb meine doch so französischen Dialoge gerade in Deutschland besonders viel freundliches Verständnis gefunden haben?"

„Ich glaube, ja . . . Wir wissen Formvollendung jenseits des Rheines durchaus zu schätzen, obgleich wir selbst es darin selten weit gebracht haben. Was Sie schildern, ist menschlich fesselnd, geistreich, pikant, und dann — es wachsen auf den Trümmern Ihrer zerbrochenen Ideale, auf den Gräbern Ihrer gestorbenen Hoffnungen alle die blauen Blumen der Sehnsucht und der Schwärmerei, vom Vergißmeinnicht bis zum Immergrün, die in dem deutschen Gemüt so tiefe Wurzeln geschlagen haben . . . Sie sind eine Pariserin, in deren Seele sich ein germanisches Gefühlsideal — soll ich sagen, verirrt hat?"

Madame Marni lächelte: „Sie mögen Recht haben, Dickens ist, nach Maupassant, mein Lieblingsschriftsteller. David Copperfield weiß ich fast auswendig."



Jeanne Marni.

„Darf ich nun meinerseits eine Frage stellen? . . . Sie nannten die Frau vorher ‚une créature de douleur', und Sie sind der Ansicht, daß ihr Schicksal unendlich schwer ist, daß sie leiden *muß* . . . Nun, leiden ist menschlich, liegt in der Natur des Irdischen. Finden Sie aber nicht, daß Sitte und Gesetz das natürliche Leiden der Frau noch ganz bedeutend und ganz ungerecht vergrößern? Und wenn Sie schildern, daß des Weibes Los beklagenswert ist, fließen Ihnen nicht unwillkürlich Worte aus der Feder, die gegen dieses unnötige, ungerechte Leiden protestieren?"

„Es scheint mir aussichtslos. Wie will ich's ändern?"

„Wenn niemand anfängt, bleibt es stets beim Alten."

„Das bleibt es auch noch lange. Die germanischen Frauen denken darin wohl anders . . ."

„So sind Sie," schloß ich, mich verabschiedend, „trotz aller blauen Blumen in der Seele, doch Romanin."

Ein feines Lächeln, eine liebenswürdige Handbewegung, und die schlanke Gestalt in schwarzer Seide gleitet neben mir über den weichen Teppich bis zur Thür.

* * *

„Madame Daniel Lesueur?"

„Ist zu Hause", entgegnete die Pförtnerin.

So stieg ich die Treppen hinan und befand mich bald in dem kleinen Schriftstellerinnenheim, vor dem zierlichen Schreibtisch, an dem so viele feine Seelenstudien geschrieben und leidvoll leidenschaftliche Menschenschicksale entwirrt worden. Mit liebenswürdiger Herzlichkeit und Schlichtheit macht Daniel Lesueur die Honneurs ihrer Häuslichkeit. Ihr bürgerlicher Name, Jeanne Loiseau, kennzeichnet sie eigentlich viel besser. Hat sie doch die leichten

Bewegungen eines Vögelchens, dessen Anmut und freien zutraulichen Blick! Und doch hat gerade Jeanne Loiseau sich den Weg zu materieller Selbstständigkeit und litterarischer Anerkennung mit Anstrengung und Ausdauer bahnen müssen.

Als Kind eines französischen Vaters und einer irländischen, aber protestantischen Mutter geboren, kam sie mit 14 Jahren nach England, damit sie dort die Sprache erlerne und sich mit den nötigen Kenntnissen ausrüste, um ihr Brot zu verdienen. Jeanne Loiseau nahm das nicht leichte Los der Privatlehrerin, das ihr zugefallen war, ohne Murren an. Wo Pflichten zu erfüllen, war sie auf dem Platze. Nach Frankreich zurückgekehrt, gab sie, wie sie mir lachend erzählte, Unterricht jeder Art, französisch, englisch, ja Mathematik. Und dabei immer guter Laune, mutig, eifrig, auch wenn die Wege weit, das Wetter schlecht und die kleinen Füße noch so müde waren. Hatte das kaum zwanzigjährige Mädchen doch einen Traum und eine Hoffnung, die über das Stundengeben weit hinausgingen: neben den Logarithmentabellen und der Grammatik lag nämlich in ihrem Schreibtisch ein Manuskript, und es enthielt das Schönste, das Poetischste — Verse.

Von den pariser Verlegern war ihr damals Calmann-Lévy vom Hörensagen bekannt. Zu ihm trug sie eines schönen Tages ihr kleines Werk: „Fleurs d'avril". Die anspruchslose Frische der Verse gefiel, sie wurden angenommen, gedruckt und von der französischen Akademie mit einem Preis gekrönt. Nun war „Daniel Lesueur" bekannt. Leconte de Lisle, Hérédia interessierten sich für das junge Talent, bald begab sie sich auf das Gebiet des Romans und endlich auch auf das des Theaters.

Die Psychologie und Schreibweise Daniels Lesueur sind deutlich durch Bourget beeinflußt: äußerst scharfsinnig und fein, der Stil manchmal geradezu gesucht. Es sind moderne pariser Liebesgeschichten, die Daniel Lesueur erzählt. Sie sind leidenschaftlich, zärtlich und enden meist, wie bei Jeanne Marni, sehr traurig. Wie bei Jeanne Marni, sind es auch hier die Frauen, deren weichere, feinere Natur mehr unter den Enttäuschungen des Lebens leidet als die mit härterer Selbstsucht ausgerüsteten Männer. Meist sind es die Nerven, die diesen Frauen einen Streich spielen. Es fehlt ihnen an Kaltblütigkeit, an Ruhe. Sie sehnen sich nach Liebe, begehren ihr Recht am Leben und wagen beides entweder nicht zu nehmen oder erschrecken, wenn sie es gewagt, später vor ihrer eignen That. Das Urteil der Welt, das Hergebrachte achten und fürchten sie, auch wenn sie sich im Rausch der Leidenschaft einmal dagegen vergehen. Sie bereuen ihre eigene Kühnheit und gehen an dieser Reue innerlich zu Grunde. Daniel Lesueur hat sich in letzter Zeit auf diesem Punkte weiter entwickelt. Die „neue Frau" der englischen Litteratur ist ihr bekannt geworden; sie ist dem Frauenkreise näher getreten, der die politische Tageszeitung „La Fronde" herausgiebt und darin Frauenemanzipation vertritt. Zweifel sind ihr aufgestiegen an der Berechtigung derjenigen gesellschaftlichen und gesetzlichen Einrichtungen, die die Frau von vornherein benachteiligen. Ihr Dreiakter „Hors du Mariage" ward 1897 im Théâtre féministe in Paris aufgeführt. — Zu dem Süßesten und Zartesten, was sie in ihrer alten Art geschrieben, gehören „Lèvres closes". So tief leidenschaftlich das Buch auch ist, man spürt in ihm die weibliche Hand. Es sind darin Züge geschildert und Saiten angeschlagen, Rücksichten gewahrt und sittliche Mächte geachtet worden, die ein Mann vernachlässigt hätte.

* * *



Daniel Lesueur.

Silvarum regina, der Wälder Königin, — so trat mir, in der grünen Einsamkeit von Montmorency, die Frau entgegen, die unter dem Pseudonym Jean Bertheroy französischen Litteraturfreunden wohl bekannt ist.

Es war ein heißer Julinachmittag des vorigen Jahres, als wir in dem schattigen, kleinen Park hinter der epheuumsponnenen Hermitage lustwandelten. Wie ein heiliger Hain dehnte sich dies grüne, stille Fleckchen Erde auf der sanften Höhe aus. Im Grunde rieselte ein winziges Brünnlein unter Farrenkräutern, ein schmaler Pfad stieg langsam zwischen grünen Rasen aufwärts, prächtige, alte Kastanien ragten über uns, und in wallende Gewänder gehüllt, die jedoch den kräftig schönen Ansatz des Nackens freiließen, den ausdrucksvollen Kopf, mit den klassisch reinen Linien, mir freundlich zugewandt, schritt die Herrin des heiligen Hains an meiner Seite: Diana im Hauskleid.

Jean Bertheroy ist Provençalin von Geburt, und es ist der Süden, seine Natur, Kunst und Menschen, die sie vor allem anziehen und zur Schilderung begeistern. Sie hat Antonius und Kleopatras schwüle Leidenschaft in glänzend prunkvoller Umgebung geschildert. „Le Mime Bathylle" giebt ein farbenreiches Bild römischer Kaiserzeit, „Ximenès" führt uns nach Spanien u. s. w. In all diesen historischen Romanen tritt die Psychologie der Einzelwesen vor der Psychologie der Zeit in der Schilderung der Verfasserin zurück.

Ueber diese Art, Romane zu schreiben, läßt sich streiten. Immerhin, die Epoche, die Jean Bertheroy aus dem Staub der Jahrhunderte und der Bibliotheken hervorsucht, wird unter ihren Händen lebendig, spricht zu uns. Genaue, liebevolle Vorstudien, viel Wissen, viel Gelehrsamkeit, bedeutende Arbeit sind in diesen Bänden zusammengefaßt. Jean Bertheroy ist ebensosehr Geschichtskenner und Kunsthistoriker wie Schriftstellerin.

„Ich habe", sagte sie unter den schattigen Montmorencykastanien, „eine Leidenschaft für alles Antike: Sprache, Litteratur und Kunst. Neben Griechenland und Rom sind es dann Spanien und Italien, die mich am meisten fesseln."

„Und wie haben Sie alte Sprachen, Kunstgeschichte, kurz all die gelehrten Elemente Ihrer Bücher sich zugänglich gemacht? Trieb man dergleichen Studien in ihrem Elternhaus?"

„Nein, das nicht, jedoch habe ich seit meinem zwanzigsten Jahr, seit meiner Ehescheidung und Uebersiedelung nach Paris, Muße gehabt, um meine äußerst unvollkommene Mädchenschulbildung gründlich zu vervollständigen. Ich habe Freunde, habe Lehrer gefunden, die mich auf den rechten Weg gewiesen, und führe jetzt, mit meiner Mutter, meiner Tochter, zwischen Büchern, Blumen und Kunstwerken ein äußerlich sehr stilles, innerlich sehr reiches Dasein."

„Und in der Vergangenheit fühlen Sie sich am wohlsten?"

„Ja; immerhin habe ich auch einige moderne Romane geschrieben: Sur la Pente, Le double joug, Le roman d'une âme."

„Und darin?"

„Darin habe ich meistens Frauenschicksale geschildert."

Frauenschicksale allerdings und oft im gleichen Sinne schmerzlicher Resignation wie Jeanne Marni und Daniel Lesueur. Aber das Temperament dieser Bücher ist lebhafter, ihr Herzschlag schneller. Das „neue Weib" freilich, die außer der Liebe noch Kunst oder Wissenschaft, kurz sachliche Arbeit als Lebensziel betrachtet, hat sich auch hier noch nicht durchgerungen. Immerhin ist ein Ansatz dazu gemacht, besonders in „Sur la Pente", das übrigens mit einem ganz verblüffenden, jedoch stets eleganten Realismus geschrieben ist.

Charakteristisch für Jean Bertheroy ist überhaupt ihre furchtlose Schilderung der Wirklichkeit. Sie fühlt darin antik, und ihr Talent, ihre litterarische Bildung gestatten ihr mit Geschmack und Feinheit auszudrücken, was wir ohne diese ungern hören würden.

So sind denn auch ihre Gedichte „Femmes antiques" von der Akademie gekrönt worden.

* * *

Ein kurzes Wort zum Schluß.

Jede der Frauen, die ich hier zu schildern versucht habe, besitzt bedeutendes Talent. Den meisten hat ein Zufall es entdeckt, und ihre Jugendbildung war die einer Durchschnittsmädchenschule. Ohne für ihren Beruf geschult zu werden, haben sie es doch zu anerkannter Stellung in der Litteratur ihres Landes gebracht.

Scharfe Beobachtung kennzeichnet alle. Alle vier sind klar und meistens knapp. Alle können komponieren, aufbauen, zum Ganzen fügen und abrunden. Geistreich, behende, zärtlich, kraftvoll, elegant, lesen sie sich stets gut und fesseln.

Ihre Weltanschauung ist meistens pessimistisch: Gyp schilt und zürnt und schmollt und spottet. Durch das Geplauder von Jeanne Marnis kecken Dialogen klingt ein tiefer, weher Schmerzenston. Leiden, Resignation ist Daniel Lesueurs Philosophie. Und auch Jean Bertheroy hat in der Waldeinsamkeit Stunden, wo die Welt ihr verzweifelt grau erscheint.

Diese französische Frauenlitteratur mit ihrem Pessimismus, ihrer Resignation, ihrer fortwährenden, wenn auch nur indirekten Anklage gegen Selbstsucht und Unverstehen des Mannes ist eine Antwort auf die Anklagen gegen die Frau, ihre Falschheit, Tücke und Herzenshärte, die die realistische Schule Frankreichs in Umlauf gesetzt hat.

Aber von hüben wie von drüben ist es bisher bei gegenseitigen Vorwürfen geblieben. Das Verlangen nach Aenderung und Besserung, besonders der gesetzlichen und sozialen Lage der Frau ist im französischen Roman — wohl aber auf der Bühne — noch nicht aufgetreten. Wie schon gesagt: the new woman hat in der Litteratur Frankreichs seinen Einzug noch nicht gehalten.

Vor dieser Entwickelung stehen nun drei der genannten französischen Schriftstellerinnen: Marni, Lesueur und Bertheroy. Werden sie sie einschlagen, wie man sie in Skandinavien, Deutschland und England eingeschlagen hat? Wird es ihnen gelingen, die germanisch-protestantische Pflanze des Individualismus, der selbstbewußten Persönlichkeit, die um ihre Freiheit ringt und sagt, daß sie es thut, auf pariser Boden heimisch zu machen? — Wir werden es abwarten müssen.

Was die Form betrifft, dürften diese germanisch-protestantischen Ideen dabei nur gewinnen, denn die französischen Schriftstellerinnen, die wir hier genannt, sind den meisten ihrer ausländischen Kolleginnen an Klarheit, Farbe, Kraft und Eleganz der Schilderung und des Stils weit überlegen: sie sind eben von romanischer Abstammung, Pariserinnen, ergo von Natur und ganz unbewußt — Meisterinnen der Form.



Goethe-Schriften.

Von **Richard M. Meyer** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

II.

Längere Zeit hindurch hat die mehr fach- und berufsmäßige „Goethe-Philologie" weitere Kreise von der Mitarbeit abgeschreckt. Seit einigen Jahren hat das aufgehört; gewiß zum Vorteil der Sache. Denn der Ernst, mit dem Männer wie Scherer, Erich Schmidt, Sauer, Minor und viele andere die Probleme dieses Bezirks anfaßten, schreckte doch wenigstens die schlimmsten Dilettanten dauernd ab; dafür traten Männer, die auf anderen Gebieten gut Bescheid wußten, mit regem Interesse an „das Wunder Goethe", wie P. J. Möbius sich ausdrückt, heran und förderten die Fragen durch Anwendung ihrer Spezialkenntnisse.

Ein Psychiater, P. J. Möbius, hat „Ueber das Pathologische bei Goethe" ein sehr beachtenswertes Buch geschrieben.[1]) Er geht zuerst die Gestalten der

[1]) Leipzig, Joh. Ambrosius Barth.

goethischen Poesie, dann die seiner Familie durch und prüft alle Darstellungen wirklich oder vermeintlich pathologischer Prozesse auf ihre Bedeutung. Wo er Theorien aufstellt, können wir ihm nicht immer folgen. Daß der Wahnsinnige kein Gegenstand der Poesie sein dürfe, weil bei ihm die Motivierung aufhört (S. 16), scheint uns ein Dogma, das einfach schon durch die Praxis der hervorragendsten Autoren genügend widerlegt wird. Auch gewisse andere Betrachtungen allgemeiner Art können wir nicht unterschreiben, daß z. B. Schiller mehr als ein anderer Dichter auf das Pathologische hinweise; Molière so gut wie die Romantik, Ibsen so gut wie unsere Neuesten bevorzugen es viel stärker.

Höchst dankenswert ist dagegen alles, was der sorgsame und kritische Beobachter an thatsächlichem Material vorbringt. In methodisch ausgezeichneter Weise untersucht er, woher Goethes Beobachtungen stammen und welche allgemeinen Anschauungen ihnen zu Grunde liegen; daß es thöricht sei, zu behaupten, Goethe sei je Spinozist gewesen, möchte ich allerdings energisch bestreiten. In der Zuweisung der Beobachtungsobjekte geht Möbius freilich öfters zu weit; Behrisch und Frl. von Ziegler (S. 30) waren kaum pathologische Erscheinungen, der Herr Rat (S. 138) doch wohl wenigstens nicht „stark pathologisch", der Graf Werthern (S. 31) nur ein „Narr" im harmlosen Sinne, Filippo Neri der gesundeste und „menschenverständigste" aller Heiligen. — Auch eine Uebersicht der hierher gehörigen Termini Goethes („Namen" sagt Möbius etwas wunderlich) fehlt nicht.

Hierauf prüft Möbius die pathologischen Figuren in der Art, daß er sie wie lebende Menschen behandelt, deren Zustand zu diagnostizieren wäre. Iphigenie inmitten einer Familie von Degenerierten erscheint ihm als ein unmotiviertes Wunder; giebt es aber nicht auch Atavismen in melius? Orests Heilung (S. 62) ist doch wohl wesentlich als Reinigung vom Fluch aufzufassen und deshalb der Sphäre psychiatrischer Bedenken zu entziehen. — Tasso ist für Möbius direkt geisteskrank, was jedenfalls des Dichters Meinung nicht war. — Bei Wilhelm Meister weist der Verfasser auch von seinem Standpunkt aus auf die Widersprüche hin, die sich aus der Entstehung ergeben. Daß der Harfner nach der Rückkehr nicht mehr alt erscheint, setzt übrigens (S. 81) keine Jungfern-Mühle voraus: ein frühzeitiges Ergreisen der Gesichtszüge, das bei gehobener Energie verschwindet, ist doch nichts so seltenes. Auch bei Goethe selbst kehrt es z. B. im „Mann von funfzig Jahren" wieder.

Eine Uebersicht der Personen in „Dichtung und Wahrheit" (Lenz S. 96, Zimmermann S. 103) leitet zu allgemeineren Betrachtungen über. Das „Dämonische" hat inzwischen Saitschik (vgl. meinen früheren Artikel in Heft 7) lichtvoll behandelt.

Bei Goethe selbst wird die pathologische Gruppe (Vater-Tochter) und die gesunde (Mutter-Sohn) geschieden. In dem Dichter selbst erscheint dennoch manches krankhaft, weil eben „das Pathologische Bedingung jedes Höchsten" ist. Ich würde dazu freilich weder die Zornesausbrüche (S. 157) noch das starke Weinen (S. 168) rechnen. „Wie kommt es, daß vor hundert Jahren Männer bei Gelegenheiten weinten, bei denen jetzt auch der Weichmütigste keine Thräne vergießt?" Schwerlich, weil jene Zeit krank war: eher, weil wir uns vor Weichheit krankhaft scheuen. Uebrigens sind Naturen wie Kaiser Wilhelm und Bismarck starker Thränenausbrüche fähig gewesen. — Den Lebensüberdruß bestimmter Epochen hält Möbius selbst für ein allgemeines Durchgangsstudium. Aber die Periodizität selbst, die er lichtvoll bespricht, der stete Wechsel der Erregbarkeit und Widerstandsfähigkeit, die Epochen der Verliebtheit („er verliebte sich nur, wenn die Zeit gekommen war"), die Stimmungen (S. 175), die „zwei Seelen" (S. 176) — ist das alles nicht mehr eine wunderbare Normalisierung des bei andern Menschen wirr Durcheinanderfahrenden als eine pathologische Erscheinung?

Möbius prüft alsdann Goethes Krankheiten und bewundert die Kraft seines Greisenalters. Statt seiner mußten seine Nachkommen den Verfall tragen und gleichsam auf sich nehmen, was an ihm nicht haftete; vielleicht unter Mitwirkung der Mutter. Die Sterblichkeit der Kinder scheint in der That mit der starken geistigen Produktion des Vaters zusammenzuhängen; es ist wohl kein Zufall, daß die Familien großer Männer meist rasch aussterben. In bezug auf all diese Punkte, von Goethes Erkrankung in Leipzig an, hat freilich Prof. Freund in Straßburg (in der Münchener Medizin. Wochenschrift 1898 No. 48 S. 15 302 ff.) sehr bedenkliche Einwendungen erhoben, die nur ein Mediziner genügend zu beurteilen im Stande ist; im ganzen dürfen wir aber nach sachverständiger Diskussion seine Meinung als erledigt ansehen.[2])

Originelle Bemerkungen über Goethes Bildnisse (S. 189 Anm.) und tief gegründete Betrachtungen über das Verhältnis von Anlage und Entwickelung (S. 192, 199, 208) machen das Buch auch für den interessant, der etwa die medizinische Musterung der goethischen Figuren als unfruchtbar abweisen möchte. Das ist sie aber nicht: der Unterschied moderner und älterer Auffassung, psychischer und somatischer Behandlung, wie ihn Möbius' Kritik überall an den Tag legt, ist eben schließlich die letzte Wurzel der ganzen Entwickelung zum Naturalismus und Realismus der Gegenwart!

Die geistige Nervosität jener Zeit, in der Goethe heranwuchs, zeigt aber trotz aller Verschiedenheiten doch auch manche Berührung mit der körperlichen Nervosität unserer Tage. Max v. Waldberg hat in seiner fein eindringenden Rede über „Goethe und die Empfindsamkeit" (Berichte des Freien Deutschen Hochstifts 1899 S. 1 ff.) die Sentimentalität bei dem Dichter Mephistos auf ihre Ursprünge, ihre Eigenart, ihre Wirkungen geprüft. Goethes eigene Mitteilungen über englische Einflüsse werden vervollständigt, und auf „Inkle und Yariko", die ergreifende Geschichte von den Wilden und den Kulturbarbaren, fällt dabei ein besonderer Nachdruck; der französische Roman mit der (nun seit Victor Hugo und Tolstoi wieder modernen) „courtisane généreuse" erhält neben den Memoirenwerken seinen Anteil an der geistigen Ahnenschaft des „Werther". Dieser selbst wird sehr lehrreich mit einem verschollenen Büchlein Leonhard Meisters, des aus den „Xenien" bekannten Vielschreibers, von 1769 verglichen: was bei jenem Mode war, das war bei Goethe Leben. Dann freilich machte der Ueberschwang der Sentimentalität bei Goethe selbst eine Reaktion notwendig, und ein Dankopfer nach der Heilung ist der „Triumph der Empfindsamkeit". Mit dem Gedicht an Werther in der „Trilogie der Leidenschaft" schließt Waldberg wirkungsvoll diesen lehrreichen Rückblick auf eine so folgerichtige als typisch belehrende Wandelung ab.

Goethes Verhältnis zur Religion behandelt ebenfalls im Anschluß an ein Hauptwerk das geist- und gemütvolle Buch von G. Keuchel „Goethes Religion und Goethes Faust".[3]) In den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellt der Verfasser, ein Liebhaber, der sich in Goethe tief eingelesen hat, den Gegensatz zwischen „Magie" und geistigem Schauen. „Magisch" nennt er, nicht ohne einigen Fauststellen etwas Gewalt anzuthun, den Versuch, mit äußerlichen Mitteln, vor allem mit dem Wort als Zaubermittel, sich der Dinge zu bemächtigen. Diese äußerliche Kunst muß Faust überwinden, um zu der höheren Stufe zu gelangen, die von innen heraus, durch Offenbarung aus dem Reich des Unbewußten einen Blick ins All erlangt (S. 183). Eine tiefe und beachtenswerte Auffassung, die uns freilich zu ausschließlich als Problem des „Faust" angesehen scheint. Goethe und Faust decken sich nicht, aber auch Goethe kennt den Wechsel der Formen geistigen Schauens (S. 166). Im „Prometheus", dem

[2]) Dasselbe Thema hat mit dem Ergebnis, daß Goethe „sicher belastet" war, soeben noch im Aprilheft der „Deutschen Revue" Dr. J. Sadger (Wien) sehr ins Detail gehend behandelt. D. Red.

[3]) Riga, Jonck & Poliewsky, 1899. VI u. 338 S.

„Ewigen Juden“, „Satyros“, den „Geheimnissen“, der Rhapsodie über die Natur wird sein Verhältnis zu diesen Problemen in allmählicher Entwickelung aufgezeigt: als Ergebnis wird Goethes fromme Sehnsucht stark hervorgehoben. Der Glaube an das Eintreten höherer Kräfte verbindet ihn mit dem Christentum, dem er doch sonst nicht eigentlich angehört. Neben irrigen Bemerkungen zur ersten Walpurgisnacht (S. 218, 221) finden sich sehr gesunde Urteile z. B. über die Wette des Teufels (S. 185 ff. 200, 237) und tiefe, durchaus originelle allgemeinere Aperçus, z. B. daß der Mensch bei Goethe „ein geistig aufsteigender, d. h. im Grunde schon ein Kulturmensch vom ersten Schritt an“ sei, wogegen die moderne Konzeption des Uebermenschen (S. 101, 261) wohl nicht richtig aufgefaßt wird.

Aeußerlichkeiten wie die, daß lange Zitate ohne genauere Angabe ihrer Stelle in den Werken abgedruckt werden, auch der größere Mangel, daß auf die Litteratur über Goethe fast garnicht Bezug genommen wird, sollten das Studium des anregenden und selbständigen Buches auch bei Fachgelehrten nicht hindern. Unter Goethefreunden hat es eine angeregte Diskussion hervorgerufen, über die ein kleines Referat von B. v. Schrenck „Ein Goethe-Abend in Riga“ [4]) berichtet. Oberpastor Kaehlbrandt protestiert gegen die Auffassung, als stünde Goethes religiöse Anschauung höher als die von „Magie“ etwa nicht freie christliche. Keuchel verteidigt (S. 18 ff.) sein Urteil über des Dichters höheres Christentum. R. von Engelhardt, M. Treymann (über Goethe als Monisten), G. Keuchel (Poesie und dogmatische Philosophie), B. v. Schrenck (der Gottesbegriff Goethes und des Christentums S. 91 ff.) geben weiterhin ihre sorgfältig durchgearbeiteten Anschauungen zum Besten. Durch die ganze Diskussion weht der Hauch einer gebildeten Humanität, der das Büchlein des „Herderplatzes“ in Riga, wo es gedruckt ward, nicht unwürdig erscheinen läßt. Uns ist selten ein erfreulicherer Beweis für Goethes Ausspruch begegnet:

> Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
> Bindet, bänd' es auch nur leicht wie die Binse den Kranz.

Ein leicht gebundener Kranz solcher Art sind auch die aus monologischen Goethe-Abenden erwachsenen „Straßburger Goethevorträge“. [5]) Das straßburger Denkmal des jungen Goethe hat in unserm Reichstag Diskussionen hervorgerufen, die von Humanität, liebevollem Eingehen, ja auch nur von der äußerlichsten Objektivität beschämend weit abliegen. Als eine Art Sühne dafür mag man diese, zum Besten jenes Monuments bestimmten Vorträge von Lehrern der uns allen besonders bedeutenden Hochschule im Elsaß ansehen. Gleichen Ranges sind natürlich nicht alle. Am wertvollsten scheint uns die ungemein klare und ruhige Auseinandersetzung J. Stillings über Goethes Farbenlehre, die die Irrtümer des Beobachters und die geniale Divination des Dichterphilosophen am Lichte der gegenwärtigen Erkenntnis abwägt — im ganzen nur zum Ruhme des Meisters, wenn auch eben nicht zur Schande Newtons. Das wenigste sagt uns W. Windelbands Deklamation „Aus Goethes Philosophie“, die man als phrasenhaft bezeichnen würde, wenn nicht der berühmte Name des Autors das unmöglich machte. Ernst Martin („Goethe über Weltlitteratur und Dialektpoesie“) und W. Michaelis („Goethe und die Antike“) geben gute Uebersichten, die dem Kenner wohl nicht allzu viel neues, dem Goethefreund aber eine erwünschte Zusammenstellung bieten. Neues bieten Th. Ziegler („Ueber Goethes Faust“) und Eugen Joseph („Goethe und Lili“). Aber mit beiden fühlt Referent sich im Widerspruch. Wenn Ziegler (übrigens mit ungerechter Härte gegen Lessing, in dessen Adern wahrlich auch wirkliches Blut rann und nicht bloß „der verdünnte Saft von Vernunft“) neue Argumente dafür beibringt, daß von Anfang an Fausts Rettung beschlossen war, so scheinen mir die psychologischen Spekulationen gegen die Analogie der mit Fausts Konzeption gleichzeitigen Entwürfe nicht zu verfangen. Das Wort: „Genießen macht gemein“ mißversteht übrigens auch Ziegler in hergebrachter Weise; ich glaube sicher nachgewiesen zu haben, daß es weiter nichts bedeutet als: „Wer genießen will, kann nicht einsam bleiben“. Und wenn Joseph Lili gegen den Vorwurf der Koketterie zu schützen sucht und dabei das gleichzeitige Zeugnis von „Lilis Park“ gegenüber dem spätern Arrangement in „Dichtung und Wahrheit“ ganz ignoriert, so scheint mir das unmethodisch. Auch sehe ich keinen Grund, alle Schuld auf Goethe zu werfen, weil er sich selbst leichtsinnigen Hofmachens bei Lili beschuldigt; giebt es denn eine natürlichere Antwort auf weibliche Koketterie? — Rudolf Henning in seinem Vortrag über den jungen Goethe (S. 31 ff.) hebt den Zweck des Unternehmens am stärksten hervor: trefflich erinnert er daran, wie Goethe den Altdeutschen im Elsaß ein geistiges Heimatsgefühl bereiten half, und eindringend weiß er die Bedeutung der straßburger Lyrik Goethes aufzuzeigen.

Eine Broschüre, die unter dem neckenden Pseudonym „E. C. Kermann“ [6]) erschien, stellt Goethe insofern „in den Dienst unserer Zeit“, als sie allerlei Aeußerungen aus den Gesprächen ganz witzig auf aktuelle Probleme — Polizei, Partikularismus, Kanalfrage und dgl. — bezieht, worüber ein Artikel im „Fränkischen Kurier“ (Nr. 579, Sonntagsausg.) berichtet. Neue Mitteilungen dagegen, und zwar sehr interessante, bietet H. Funck: „Die Anfänge von Goethes Freundschaft mit Lavater“ (S.-A. aus der Beil. zur „Allg. Ztg.“, München 1898, 21 S.). 16 Briefe des Propheten an den Dichter, die bis auf den letzten alle dem ersten erhaltenen Brief Goethes an Lavater vorausliegen, werden aus Kopien in Lavaters Nachlaß (bei Antistes Finsler in Zürich) abgedruckt; drei davon hatte S. Hirzel schon veröffentlicht, einer stand ohne Nennung des Adressaten in Lavaters Vermischten Schriften Bd. II. Die Briefe sind höchst charakteristisch. Größtenteils bewegen sie sich um jenes von unsern Rigaern behandelte Hauptproblem: Goethes Stellung zur Religion. „Mir ist alle Wahrheit, die die Wahrheit in uns herausschlägt, Gottes Wort,“ schreibt Lavater; aber diese Wahrheit faßt er eben ausschließlich als „unmittelbares Christus-Gefühl“ (S. 22) auf und ruft in diesem Sinne schon jetzt dem, dessen Hände er eben (S. 2) geküßt, sein bekanntes „entweder Christ oder Atheist!“ zu. Er ist völlig mit dem Freunde einig, wenn dieser meint: „im Menschen ist nichts Widersprechendes“; er fordert in einem spielerigen „Schluß-Reimlein“ Licht und Wärme von dem „starken Goethe“ — aber er sieht in ihm doch Zerrissenheit, weil Goethe nicht in Christus, dem Urbild der Menschheit, aufgehen will. Nicht, daß Lavater die Erfahrung des Glaubens fordert, ist der Differenzpunkt, wie Dechent („Die christliche Welt“, 6. Okt. 1898 S. 948 ff.) meint — auch der Dichter und vor allem der des „Prometheus“ und „Mahomet“ fordert die Erfahrung des Glaubens; aber darin bleiben Lavater und Goethe geschieden, daß für den Dichter jede dieser Erfahrungen von einem Ueberirdischen gleichwertig, gleich verehrungswert ist, während der fromme Christ die Einzigkeit Christi und des Glaubens an ihn festhält. Das Ungestüm, mit dem er an seinen persönlichen Anschauungen hielt, stammt eben aus dieser Anschauung; und so war mit der ersten Bekanntschaft und schwärmerischen Anfreundung — schon November 1776 das brüderliche Du! — der Keim zur Entzweiung gegeben.

Eine neue Gesamtdarstellung von Goethes Leben giebt Julius R. Haarhaus: „J. W. von Goethe.“ [7]) Im ganzen ist die Aufgabe, das reichste Leben auf engstem Raume zu schildern, mit großem Geschick gelöst, obwohl das Litterarhistorische beträchtlich hinter dem Biographischen zurückbleibt. Besonders glücklich ist er in der Schilderung des landschaftlichen und auch des kulturhistorischen Hintergrundes: Weimar, Venedig,

---

[4]) Riga, Müllersche Buchdruckerei, 1898. 52 S.

[5]) Straßburg, Karl Trübner, 1899. 197 S. M. 2,— (2,50).

[6]) Fr. Junge, Erlangen.

[7]) Reclam, Leipzig, Univ.-Bibl. Bd. 3938—3940. Dichter-Biographien Bd. II, 312 S., brosch. 80 Pf., geb. 1 M.

Karlsbad werden knapp, aber anschaulich vorgeführt. Doch sind auch allgemeinere Betrachtungen litterarischer Art, wie die über Goethes Helden, zu beachten, während wir im einzelnen bei der Besprechung der Werke oft zu opponieren hätten, so beim „Tasso“, bei der „Pandora“, wo Haarhaus sich zu eng an Wilamowitz anschließt, oder gar beim „Faust“, wenn Mephistopheles im Gegensatz zu dem deutschen Typus des Hauptshelden ein durchaus romanischer Charakter sein soll, trotz Mercks Modellstehen (S. 241). Doch stören nur selten solche anfechtbaren Behauptungen den sonst gut durchgeführten Ton eines zweckmäßig einführenden Uebersichtsbuches.

Von einzelnen Werken ist „Iphigenie“ von Charles A. Eggert[8]) in einer ebenfalls zweckmäßigen Weise neu herausgegeben. Die Einleitung (S. VII ff.) orientiert über den Stoff, frühere Bearbeitungen, die Entstehungsgeschichte und die Art des Dramas; auch eine genealogische Tafel der Atriden ist beigegeben. Dann folgt der Text und (S. 97 ff.) erläuternde Anmerkungen. Kleinere Versehen (z. B. τί μήν S. XXXII wird mit „why not?“ übersetzt) werden durch die verständige Würdigung des dramatischen Stils der „Iphigenie“ mehr als aufgewogen. Ebenso steht es mit dem Kommentar; dafür sind Hinweise auf griechische Wendungen wie z. B. „des Vaterlandes Tag“ auch für den deutschen Leser von Wichtigkeit.

Noch eine andere, höchst dankenswerte Bereicherung der deutsch-englischen Litteratur ist zu erwähnen; die ganz vortreffliche Auswahl aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, die John Robertson[9]) herausgegeben hat. Eine knappe Einleitung bringt alles Nötige, und eine sehr praktische chronologische Tabelle zu den Briefen; die Anmerkungen sind kurz, aber schlagend. Was die Auswahl selbst angeht, so versteht es sich, daß jeder sie ein wenig anders getroffen hätte; im wesentlichen besser hätte sie niemand machen können. Bedenken habe ich nur gegen den bibliographischen Appendix. Ueber die Beziehungen zwischen Goethe und Schiller wären jedenfalls noch J. Grimm und Scherer zu citieren gewesen — und in keinem Falle hätte Portigs elender Wälzer eine Erwähnung verdient.

Wir haben diesmal viel loben können. Der 150. Geburtstag Goethes naht; mögen so erfreuliche Erscheinungen, wie wir sie hier anzeigen konnten, diesem nationalen Feiertag eine würdige Feier vorausbedeuten!



Aus der norwegischen Belletristik.

Von **Martha Sommer** (Wallstanäs).

(Nachdruck verboten.)

Die ältere Generation der norwegischen Schriftsteller hat sich in diesem letzten Winter merkwürdig passiv verhalten, nur Björnstjerne Björnson ist mit einem neuen Werk an die Oeffentlichkeit getreten, um der Welt zu zeigen, daß er trotz seines Alters in ungeschwächter Gestaltungskraft fortarbeitet. Seinem letzten Schauspiel „Paul Lange und Tora Parsberg“, das hier schon in Heft 4 eingehend gewürdigt wurde, liegt ein in Norwegen und Schweden wohlbekanntes Drama zugrunde, das sich vor einem Decennium in den politischen Sphären Norwegens abgespielt hat. Dabei hat sich wieder einmal gezeigt, wie gefährlich es ist, eine dichterische Arbeit auf die Basis allbekannter Thatsachen zu stellen, die noch allzu treu im Gedächtnis der Mitwelt leben, um beliebige Aenderungen zu ertragen. Das Umformen und Umbiegen der Wirklichkeit zum Vorteil des Verfassers hat dessen Landsleute gegen seine letzte Arbeit eingenommen. Die Kritiker seiner Nation und des Unionlandes Schweden beschränkten sich fast ausschließlich darauf, auf die Unähnlichkeiten zwischen dem eigentlichen Verlauf der Dinge und ihrem Spiegelbilde in Björnsons Schauspiel hinzuweisen und verneinten die Möglichkeit, eine derartige Arbeit als Kunstwerk an und für sich auffassen zu können.

* *

In ihrem letzten Roman „Der Abkomme“ ist Frau Amalie Skram von dem modernen Bestreben, aus dem Kolossalgemälde des Lebens eine kleine Gruppe loszulösen und diese von allen Seiten zu beleuchten, abgewichen. Sie giebt in ihrem Buche den breiten Strom des Lebens wieder, in dem es von Existenzen aller Art wimmelt.

Die Form des Romanes scheint auf dickenssche Vorbilder zurückzuweisen, auch in der Ausführung einzelner Szenen glaubt man Dickens Einfluß zu spüren, ohne jedoch behaupten zu können, daß die Verfasserin eine Anleihe bei ihm gemacht habe. Frau Skram braucht nicht zu borgen, sie verfügt über einen so großen Reichtum an Phantasie und Gestaltungskraft, daß sie noch für lange Zeit aus dem eigenen Quell schöpfen kann, ohne befürchten zu müssen, sich eines Tages auf dem Trockenen zu sehen. Wo ist die Frau, die ihre dichterische Kraft mit Amalie Skrams markigem Talent messen könnte? Meisterhaft versteht sie es, die Stoffe zur Gestaltung zu zwingen und ihnen einen so kräftigen Lebensodem einzuhauchen, daß sie greifbar deutlich vor unserm Geiste leben. Man kann ihr letztes Buch nicht lesen, ohne eine tiefe Ehrfurcht und Bewunderung für die Größe dieses Talentes zu empfinden, aber die Harmonie dieses Gefühles wird arg gestört durch die brutale Rücksichtslosigkeit der Verfasserin.

In diesem Buch häufen sich die Szenen des unerhörtesten Greuels. Im Kreise von Severin Gabrielsen Myre und den Seinen offenbart sich dem Leser ein Familienverhältnis, das in seiner Trostlosigkeit glücklicherweise nur vereinzelt dasteht. Es ist ein Sumpf der gemeinsten Uebel und Laster, aus dem sich die unglücklichen Kinder des myreschen Ehepaares, Severin und Fie, emporzuarbeiten trachten. Der warmblütigen Fie gelingt es wirklich, sich aus dem stinkenden Pfuhl in eine reinere Sphäre zu retten, aber Severin vermag sich nicht von dem Schlamm zu befreien, der seine Seele und seinen Körper umstrickt und ihn am Boden des Sumpfes festhält, so daß er elend zugrunde geht.

Wenn man die Szenen tierischer Roheit, wie sie sich in der Häuslichkeit der Myres täglich wiederholen, lange genug genossen hat, so sehnt man sich förmlich darnach, in friedvollere, harmonischere Verhältnisse geführt zu werden, wo man jene peinlichen Auftritte vergessen kann. Aber Frau Skram scheint kein Verständnis für dieses Bedürfnis zu haben, denn aus der düsteren Behausung der Myres führt sie uns erbarmungslos in das ebenso finstere Heim von Frau Myres Schwester, Frau Andrea Rawn, in dem die Luft fast noch verpesteter erscheint. Die Charaktere der beiden Schwestern sind sich so gleich

---

[8]) Macmillan, New York 1898, LX u. 166 S.: German Classics for college and schoolhouse: geb. M. 2,40.

[9]) Ginn & Co., Boston 1898, L u. 207 S.

in ihrer brutalen Roheit, in ihrem absoluten Mangel an weiblichen und mütterlichen Instinkten, und ihre Männer gleichen sich andrerseits so vollkommen in ihrer tölpelhaften Schwäche, daß die Verhältnisse, die das Zusammenleben solcher Naturen mit sich bringt, in den Grundzügen naturgemäß dieselben sind. Die grauenhaften Zustände im rawnenschen Hause wirken ermüdend als eine Wiederholung der Greuel, die wir bei den Myres mit ansehen mußten. Aus Mitleid mit den Nerven des Lesers oder um der Kontrastwirkung willen bringt uns die Verfasserin hin und wieder in die gesunde frische Luft, die im Hause des liebenswürdigen Konsuls Smith weht. In diesem Hause scheint sogar die Sonne, aber es ist ein kalter Glanz, an dem der Leser nicht warm zu werden vermag. Die Personen aus dem Kreise des Konsuls Smith sind nicht mit derselben Dichterliebe behandelt wie die andern Charaktere des Buches, es fehlt ihnen an Plastik und Abrundung, der Leser tritt ihnen nie recht nahe.

Der dichterischen Individualität der Verfasserin scheinen die geistigen Krüppel und Mißgeburten am besten zu liegen, denn sie zeichnet sie mit ganzer Hingabe und künstlerischer Virtuosität. Und bei dieser Neigung und Veranlagung ist leider zu befürchten, daß Frau Skrams gewaltiges Talent stets nur einem geringen Kreis von Kunstfreunden erschlossen sein wird, denn die meisten wird das unsympathische Sujet ihrer Arbeiten davon abschrecken, sich in ihre, in der Behandlung des Stoffes unübertrefflichen Werke zu vertiefen.

* *

Unter den kurzen Novellen, die **Thomas P. Krag** unter dem Sammelnamen „**Helldunkel**“ veröffentlicht, verdient „Jörgen Dam“ besonders hervorgehoben zu werden. Jörgen Dam gehört zu den ängstlichen und höflichen Menschen, von denen man mit ziemlicher Sicherheit behaupten kann, daß es ihnen schlecht ergangen ist im Leben. Und Jörgen Dam ist es auch schlecht im Leben ergangen. Ihm ist die stärkste Waffe für den Lebenskampf versagt geblieben, der gesunde kräftige Egoismus, der rücksichtslos seinen Anteil an den Freuden des Lebens fordert und — ihn erhält. Auch er hat seinen Roman gehabt. Das war zu seiner Hauslehrerzeit. „Sie“ ist natürlich die Tochter seines Brotherrn. Daß der liebeshungrige Jörgen Dam nicht lange unter einem Dache mit dem schönen und eleganten Fräulein Ursula leben kann, ohne sich rettungslos in sie zu verlieben, ist ebenso selbstverständlich, wie die völlige Gleichgültigkeit, die das an Huldigungen gewöhnte Mädchen diesem stummen Liebeswerben des schüchternen, unbedeutenden Kandidaten entgegenbringt. Aber eines Tages wendet sich das Blatt. Die junge, blühende Ursula wird krank. Der halbblinde Distriktsarzt stellt die verschiedensten Diagnosen, die sich alle als falsch erweisen, und die Eltern beschließen, mit ihrer Tochter nach Kristiania zu fahren, um einen Professor zu konsultieren. Das Mädchen glaubt sich dem Tode preisgegeben.

Aber sie ist jung und will nicht sterben, ohne recht glücklich gewesen zu sein. Der abstrakte Glücksbegriff nimmt für sie, wie für die meisten ihres Geschlechtes, eine einzige greifbar deutliche Form, die der Liebe, an.

Sie will ein einziges Mal, ehe sie stirbt, lieben und sich geliebt sehen. Daher läßt sie beim Morgengrauen des Tages, an dem sie zur Hauptstadt reisen soll, den Lehrer ihrer Brüder durch ihre verschwiegene Dienerin an ihr Bett holen.

Verwirrt und erstaunt erscheint Jörgen Dam vor der Geliebten. Wie betäubt steht er vor ihr und hört sie leidenschaftliche Liebesworte flüstern. Er muß an ihrem Bette niederknien und sie küssen und sie wieder küssen. Er spricht und handelt wie im Traume. Ein seliger Traum, aus dem er erst erwacht, als einige Stunden später der Wagen, in dem die Geliebte davonfährt, seinen Blicken entschwunden ist.

Ein langer düstrer Winter voll Sehnsucht und Bangen folgt jenem grauen Oktobertage, an dem ihn die plötzlich aus dem Gewölk hervorbrechenden Sonnenstrahlen des Glückes zu blenden drohten.

Ursula stirbt nicht. Als es wieder Sommer wird, kehrt sie ins Elternhaus zurück, schöner und blühender denn je zuvor.

Aber — „der Juni liebt es nicht, des Oktobers zu gedenken!“

Das hätte Jörgen Dam sich sagen sollen, als er sich in schmerzlicher Grübelei fragte, warum Ursula wieder so fremd und kalt gegen ihn sei, wie in der ersten Zeit. Hatte sie jenen Oktobermorgen vergessen? . . .

Vergessen hatte sie ihn nicht, Jörgen Dam, aber sie wollte nicht mehr an das Geschehene denken.

Als sie nichts mehr vom Leben zu erwarten hatte, war es das klügste, den Bruchteil des Glückes zu ergreifen, der sich ihr gerade bot, um nicht leer auszugehen, aber jetzt, wo sie wieder mitten im Leben steht, fordert sie ein volles ungeteiltes Glück, das ihr die Liebe des simplen Kandidaten nicht geben kann.

Wer wenig fordert, erhält nichts, guter Jörgen Dam, deshalb hättest Du dreister auf Deiner Glücksforderung an das Leben bestehen sollen! —

Diese wie die übrigen Novellen jener Sammlung zeugen von dem liebenswürdigen Erzählertalent des Verfassers, von dem ein bekannter norwegischer Kritiker sagt:

Unter den jungen Norwegern ist Thomas P. Krag unbedingt der am stärksten Interessierende.

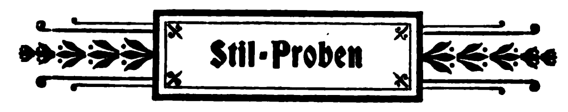
* * *

Eine „Liebesgeschichte“ nennt **Knut Hamsun** seinen letzten Roman „**Viktoria**“. Das Buch handelt in der That nur von Liebe. Es ist die uralte Geschichte von den beiden, von denen das Volkslied sagt:

„Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war gar zu tief.“

Es wird uns da von der romantischen Liebe zwischen dem Müllersohn und der Grafentochter erzählt, die nicht zu einander kommen können, weil sie die Kluft des Standesunterschiedes trennt. Und als diese glücklich überbrückt ist, weil aus dem Müllersohn ein berühmter Dichter geworden ist, dürfen sie sich doch nicht angehören, weil die Grafentochter sich für ihren, vor dem Ruin stehenden, Vater opfern und dem reichen Jugendgespielen die Hand reichen muß, mit der sie den Müllersohn so gern beglückt hätte. Daraus entstehen die üblichen stillen Leiden und stummen Mißverständnisse der Liebenden, die erst das, auf dem Totenbett geschriebene Bekenntnis der Grafentochter, weshalb sie ihrer Liebe entsagen mußte, aufklärt.

Man sieht, das Motiv ist uralt und ziemlich verbraucht, und Knut Hamsun hat sich nicht bemüht, ihm eine neue Seite abzugewinnen. Vielmehr scheint ihm die Wahl der Form, in die er seine Liebesphantasien gießen wollte, ganz gleichgiltig gewesen zu sein. Er hätte dann nur den Inhalt etwas reichlicher bemessen sollen.



Ueber Dies und Das.

Von **Peter Sirius** (Konstanz).*)

Es wäre eine Freude zu leben, wenn jeder die Hälfte von dem thäte, was er von anderen verlangt.

*

Wenn die Menschen es in materieller Beziehung so gut verständen, mit wenig auszukommen, wie in geistiger, so stände es viel besser in der Welt.

*

Gute Menschen sind selten gute Menschenkenner.

*

Nichts klagt uns Menschen so sehr an als die heruntergekommene Bedeutung des Wortes „Gemeinheit", wie sie viele Sprachen aufweisen.

*

Die Bildung eines Menschen zeigt sich am deutlichsten in seinem Verhalten gegenüber Ungebildeten.

*

Auf dem Fußpfad stiller Größe hält es schwerer, viel Staub aufzuwirbeln, als auf der Landstraße der Alltäglichkeit.

*

Das Beifallsklatschen des großen Haufens ist oft eine schallende Ohrfeige für den guten Geschmack.

*

Gedanken über die Menge sind nie solche für die Menge.

*

Das Weib trifft das Richtige, der Mann findet es.

*

Die Frauen sind im Kleinen stets kleiner, im Großen oft größer als die Männer.

*

Für viele ist die Ehe die Kunst, zu zweien allein zu sein.

*

Im Lachen verrät sich oft mehr Gemüt, als im Weinen.

*

Mancher spricht von seinem guten Herzen und hat nur ein schwaches.

*

Eine große Litteratur spiegelt die Menschheit, eine kleine das Publikum.

*

Wer sich gegen das Nackte empört, weil es nackt ist, zeigt, daß er aus dem Paradiese der Schönheit vertrieben ist.

*

Nicht Fehler finden, sondern Fehlern gerecht werden, zeigt den Menschenkenner.

*

Selbstbewußtsein macht uns stolz auf das, was wir sind, Eitelkeit auf das, was wir scheinen.

*

Eine Wahrheit muß antichambrieren, bis zehn Lügen zu Worte kommen.

*) Aus „Tausend und Ein Gedanken". Von Peter Sirius. München, Carl Andelfinger, 1899. Mk. 3,—. (Vgl. unter „Besprechungen".)

Schmeichler hat jeder Mensch, sogar der — Einsiedler.

*

Ein wahrer Jugendlehrer lernt mehr und Größeres von seinen Schülern, als er sie selber lehren kann.

*

Kein Tier thut Unvernünftiges, denn dazu gehört Vernunft.

*

Das Leben könnte viel heitrer sein, wenn die Menschen es ernster nehmen wollten.

*

Humor hat den tiefsten Blick für den Ernst des Lebens.

*

Der Aichstrich des wahren Gehaltes ist bei den meisten Menschen erheblich niedriger anzusetzen, als der Schaum ihrer Jugend stieg.

*

Glück macht oberflächlich, Unglück tief.

*

Auf dem Steckenpferd seines Vorgesetzten hat schon mancher Carriere gemacht.

*

Man ist alt, wenn man lächelt, wo man einst lachte.

*

Die Besuchsstunde ist bei vielen Menschen die einzige Zeit, wo sie sich selbst verleugnen.

*

Halbe Ausbildung führt oft zu ganzer Einbildung.

*

Die Frau begreift am besten da, wo die Begriffe aufhören.

*

Wenn Liebe das Schulmeistern anfängt, hat sie bald Ferien.

*

Des Strebers Hauptstärke besteht in dem Studium der Schwächen seiner Vorgesetzten.

*

Wer keinem Irrlicht je zum Opfer fiel, hat sicher auch nicht nach dem Lichte gestrebt.

*

Der höchste Adel ist der, der sich von Herzen schreibt.

*

Man freut sich nie so sehr an etwas, als man sich auf etwas freute.

*

Es ist merkwürdig, wie viel Pflichtgefühl man hat, wenn es sich um die Pflichten anderer handelt.

*

Heutzutage haben so viele keine Lebensfreude mehr, weil sie nur Lebensgenuß haben wollen.

*

Man trägt oft am schwersten an dem, was man weggeworfen hat.

*

Pedanterie ist die leidige Kunst, im Kleinen groß, im Großen klein zu sein.



Mister Miacca.*)

Tommy Grimes war manchmal ein artiger und manchmal ein schlimmer Junge; wenn er aber ein schlimmer Junge war, dann war er auch schon ein sehr schlimmer Junge.

Seine Mutter pflegte ihm oft zu sagen: „Tommy, Tommy, sei schön artig und geh' nicht allein auf die

*) Wir entnehmen diese charakteristische Probe englischer Märchenphantasie dem auf Sp. 982 dieses Heftes besprochenen Buche: „Englische Märchen." Für die deutsche Jugend bearbeitet von Anna und Leon Kellner. Mit Illustrationen von John D. Batton. Wien, Leipzig, Berlin, Stuttgart. Verlag der „Wiener Mode".

Straße, sonst wird der Mister Miacca kommen und dich holen."

Wenn Tommy aber ein ungezogener Junge war, so ging er doch allein auf die Straße. Eines Tages war er kaum um die Ecke gekommen, als auch schon Mister Miacca ihn packte. Er that ihn mit dem Kopf nach unten und den Füßen nach oben in einen Sack und nahm ihn mit nach Hause.

Dort angekommen, zog er ihn aus dem Sack hervor, stellte ihn hin und betastete seine Arme und Beine.

„Du bist ein bischen zähe," sagte er, „aber ich hab' nichts anderes zum Abendessen, und beim Kochen wird sich's schon geben. Aber meiner Treu, jetzt hab' ich das Gemüse vergessen, und ohne Gemüse wirst Du mir nicht schmecken. Sally! Du, Sally, komm' her!" rief er seine Frau.

Sie kam aus dem anderen Zimmer und sagte: „Was willst Du, mein Schatz?"

„Ah, ich hab' da einen kleinen Jungen fürs Abendessen mitgebracht," sagte Mister Miacca, „und ganz das Gemüse vergessen. Bitte, gieb auf ihn acht, während ich es hole."

„Schon recht, lieber Mann," antwortete Frau Miacca, und Mister Miacca ging.

Da sagte Tommy Grimes zu Frau Miacca: „Ißt Mister Miacca immer kleine Buben zum Nachtmahl?"

„Größtenteils," sagte Frau Miacca, „wenn die kleinen Jungen schlimm sind und ihm in den Weg laufen."

„Und haben Sie sonst nichts als Bubenfleisch? Keinen Pudding?" fragte Tommy.

„Ach, ich esse Pudding so gern!" antwortete Frau Miacca, „aber unsereins bekommt nicht oft Pudding zu sehen."

„Meine Mutter macht gerade heute einen Pudding," sagte Tommy Grimes, „und ich bin davon überzeugt, daß sie Ihnen ein bischen davon giebt, wenn ich sie darum bitte. Soll ich schnell hinlaufen und ihn holen?"

„Du bist wirklich ein braver Junge," sagte Frau Miacca, „aber bleib' nicht zu lang' aus und komm' nur ja rechtzeitig vor dem Abendessen zurück!"

Tommy machte sich eiligst aus dem Staube und war froh, so leichten Kaufes davonzukommen. Eine zeitlang war er so brav, als man sich's nur wünschen konnte, und ging nie allein auf die Straße. Aber es war so schwer, immer artig zu sein, und so ging er eines Tages wieder allein um die Ecke. Der Zufall wollte, daß in demselben Augenblick wieder Mister Miacca vorbeikam; der packte ihn, that ihn in seinen Sack und nahm ihn mit nach Hause.

Dort angekommen, ließ er ihn aus dem Sack, und als er ihn näher betrachtete, sagte er: „Aha, du bist der junge Herr, der mir und meiner Frau neulich einen so schlimmen Streich gespielt und uns um unser Abendessen gebracht hat. Na, das wird nicht wieder vorkommen. Heut' werd' ich selber auf dich acht geben. Da, kriech' unter das Sofa, ich werde mich draufsetzen und warten, bis das Wasser zu sieden beginnt."

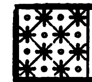
So mußte denn der arme Tommy Grimes unter das Sofa kriechen, und Mister Miacca setzte sich drauf und wartete, bis das Wasser zu sieden begann. Und sie warteten und warteten, aber das Wasser wollte nicht kochen, und endlich wurde Mister Miacca ungeduldig und sagte: „Du, dort unten, ich will nicht länger warten. Steck' dein Bein heraus, sonst läuffst du mir am Ende wieder davon."

Tommy steckte ein Bein heraus, und Mister Miacca nahm ein Hackmesser, hackte es ab und warf es in den Topf.

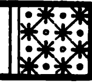
Plötzlich rief er: „Sally, liebe Sally!"

Aber niemand antwortete. Da ging er ins nächste Zimmer, um zu sehen, wo Frau Miacca blieb. Rasch kroch Tommy unter dem Sofa hervor und rannte zur Thür hinaus. Denn er hatte Mister Miacca statt seines Beines ein Sofabein hingehalten.

So kam er glücklich nach Hause, und nie wieder ging er, so lange er klein war, allein auf die Straße.



Echo der Zeitungen



Auszüge.

Deutschland. Einer der Wenigen unter den Lebenden, denen es noch gegönnt war, Goethe persönlich zu kennen, der in Jena ansässige Geh. Justizrat Gille (geb. 1813), teilt in der „Frankf. Ztg." (105) seine Erinnerungen an den Großen mit. Eine Stelle besonders darf überall auf ergreifende Wirkung rechnen: „Als mich am 22. März 1832 mittags mein Weg aus dem Gymnasium nach dem Frauenthore zu führte, hörte ich von aufgeregt und eilig dahin schreitenden Personen sagen: ‚Soeben ist Goethe gestorben!' Tief erschüttert eilte ich sogleich in das Goethe-Haus, wo ich die Schreckensnachricht bestätigt fand. Alles war über das vor etwa 30 Minuten erfolgte Hinscheiden in begreiflicher Aufregung, und ungehindert gelangte ich über die mir wohlbekannte Treppe und durch den kleinen Vorraum nach dem offen stehenden Arbeitszimmer. Hier befanden sich nach meiner Erinnerung Frau Ottilie v. Goethe, deren Schwester Ulrike von Pogwisch, die Enkel Walther und Wolf, Geh. Hofrat Dr. Vogel (Goethes Leibarzt), Oberbaudirektor Coudray, Kanzler v. Müller, Geh. Hofrat Riemer, Rat Kräuter und andere. Bescheiden stellte ich mich in die Ecke rechts hinter die Anwesenden und hatte durch die offene Thür den freien Blick in das danebenliegende kleine Schlafzimmer. Hier saß der große Unsterbliche in seinem neben dem Bett stehenden Lehnstuhl, im Schlafrock, bis zur Brust mit einer Kouverture bedeckt, die Hände gefaltet, den majestätischen Kopf aufrecht, wie nach dem Himmel gerichtet, mit noch völlig unveränderten Gesichtszügen, einem Schlummernden vergleichbar. Die mächtige Stirn zeigte keine Falten des Alters, sondern nur diejenigen, welche der Geist hineingeschrieben hatte, und hinter ihrer Wölbung schienen die Gedanken ruhig fortzuleben. . . . Zur Aufbewahrung der Leiche war das Atrium des Hauses durch Schwarz und Silberbekleidung und reichen Pflanzenschmuck würdig hergerichtet. Der Mahagonisarg, in welchem die in weißen, mit Schmelz bestickten Atlas gekleidete Leiche, auf einem gleichen Kissen mit lorbeerbekränztem Haupte und geschlossenen, weiß behandschuhten Händen lag, war mit dem Kopfende dem Beschauenden zugewendet. Das Kleid hatte einen eckigen Ausschnitt auf der Brust, eine Art altdeutschen Umschlagkragen, nach dem Schnitt des Sterbekleides, welches Petrarca getragen haben soll. Auf einer Anzahl Postamenten standen silberne Armleuchter mit Wachskerzen, die Orden und seine sämtlichen Werke. Am Kopf eine goldene Lyra und über dem Kopfe schwebten drei goldene Sterne." Zu den Ehrenwachen am Sarge gehörte auch der junge Gille. —

Von Goethes Schwager Johann Georg Schlosser handelt ein Feuilleton der berliner „Volksztg." (158), das sich auf Prof. Eberhard Gotheins neue — in den Neujahrsblättern der badischen historischen Kommission niedergelegten — Forschungen stützt. Gothein hat dem Gatten Corneliens eine Art Ehrenrettung widerfahren lassen: die schwere Niederlage, die sich Schlosser, — „der merkwürdigste Mann, den Baden unter seinen Beamten im vorigen Jahrhundert besaß" — in seinem wissenschaftlichen Streit mit Kant verdienter Weise zuzog, hat viel zu einer ungerechten Beurteilung des Mannes beigetragen. — Eine andere Persönlichkeit dieser Zeit, Emilie von Berlepsch, die Freundin Herders und Jean Pauls, ist Gegenstand einer Studie von Paul Nerrlich (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beilage 15/16), der dazu die in der berliner königlichen Bibliothek liegenden Briefe Herders und

einiges andere seltene Material benutzen konnte. Auch hier handelt es sich um eine Revision des geltenden Urteils, das über die schwärmerische Liebe der durch Gatten- und Mutterpflichten gefesselten Frau leicht den Stab zu brechen geneigt ist. — In die Sphäre Jean Pauls führen zumteil auch die Artikel, die dem 100. Geburtstage Ludwigs Rellstab gelten (Voss. Ztg. 171, Neue Hamb. Ztg. 170). Rellstabs dichterische Produktion ist trotz ihres Umfangs von 24 Bänden heute vergessen, mit Ausnahme des historischen Romans „1812", der noch gelesen wird. Er war von 1826 bis zu seinem Tode, 1860, Musikkritiker der Vossischen Zeitung und erregte schon zu Beginn dieser Thätigkeit durch zwei scharfe Angriffe auf Henriette Sonntag und Spontini Aufsehen, die er mit längerer Festungshaft büßen mußte. Seine Verehrung für Jean Paul, mit dem er korrespondierte, veranlaßte ihn während seiner Studienzeit, eine Wallfahrt zu dem Dichter nach Bayreuth anzutreten. Eine Anzahl seiner Gedichte hat Schubert in seinem Liederzyklus „Schwanengesang" verewigt. Als Musikkritiker war er starrer Klassizist und Gegner von Mendelssohn und Schumann, der ihn in seiner „N. Zeitschr. f. Musik" scharf bekämpfte.

Von litterarhistorischen Arbeiten liegt nur ein Beitrag „Heine und die preußische Zensur" von Ludwig Geiger vor (Frankf. Ztg. 94, 95), der gleich dem neulich hier besprochenen Laube-Aufsatz (Sp. 900) auf Nachforschungen des Verfassers im geheimen preußischen Staatsarchiv beruht und eine Reihe aktenmäßiger Belege über die an Heine geübten Zensurmaßregeln während der Dreißiger- und Vierzigerjahre beibringt. Zu Anfang dieser Epoche war namentlich der Historiker Friedrich von Raumer in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Oberzensurkollegiums Heines Widersacher.

Die Aufführung von Hebbels „Herodes und Mariamne" am berliner Schauspielhause hat zu verschiedenen Feuilletons Stoff gegeben, unter denen eine glänzend geschriebene Charakteristik des Dichters und seines Werkes von Julius Hart (Tägl. Rdsch. 87) hervorgehoben sei. — Das Gastspiel der Savina in Berlin war der Anlaß zu einer Studie über „Russische Schauspielkunst" von Eugen Zabel (Nat.-Ztg. 213). Rußland besaß bisher drei große Schauspieler. Der erste war P. C. Motschalow, der in der ersten Hälfte des Jahrhunderts lebte und lange Zeit als der größte russische Menschendarsteller gefeiert wurde. Er führte Shakspere in Rußland ein, wie es vordem in Deutschland Schröder, in England Garrick gethan. In Belinskis Schriften kann man viel von ihm lesen. Der zweite große Mime war Schtschepkin, ein ehemaliger Leibeigener, der in den klassischen russischen Komödien eines Gribojedow und Gogol glänzendes bot, während sein berühmter Schüler Sadowsky ein Hauptdarsteller der bürgerlichen Dramen Ostrowskis († 1886) ward. — Ueber spanische Theaterverhältnisse, namentlich über das landesübliche „género chico" (kleines Genre) der sogen. Zarzuelas unterrichtet an derselben Stelle (223) ein Feuilleton von S. Samosch, das sich teils an Henry Lyonnets illustriertes Werk „Le Théâtre en Espagne" (Paris, Ollendorff) anlehnt, teils aus eigenen Reisestudien schöpft. Aus der neuesten spanischen Bühnenlitteratur wird besonders auf Perez Galdos' Drama „Doña Perfecta" hingewiesen, in dem mit scharfer Satire der Kampf der Bigotterie gegen die Aufklärung geschildert wird. Die Titelrolle hat Maria Tuban geschaffen, nächst der Guerrero die bedeutendste spanische Darstellerin. — Von einem japanischen Drama „Namah amitabha" (von T. Kitasato, München, H. Lüneburgs Verlag) wird in der „Rostocker Ztg." (143) berichtet, das um deswillen besonderes Interesse beansprucht, weil es von einem in Deutschland lebenden Japaner in deutscher Sprache und sichtlich unter dem Einflusse des modernen Naturalismus geschrieben ist, wiewohl es buddhistische Weltanschauungen widerspiegelt.

Dem Gebiete ausländischer Litteraturen ist ferner eine gründliche Studie „Der historische Roman in Amerika" von A. von Ende entnommen (Beil. z. Allg. Ztg. 79), die das rasche Zunehmen historischer Forschungen und Darstellungen in Amerika auf das begreifliche Bestreben der jüngsten Großmacht zurückführt, sich mit aller Gewalt eine Vergangenheit zu schaffen, wie der Parvenu einen aristokratischen Stammbaum. Zahlreiche Monographien zur Städte- und Staatengeschichte des Landes sind in letzter Zeit — merkwürdigerweise meist aus weiblichen Federn — entstanden. Von den neuen historischen Romanen, die auf diesem Boden erwachsen sind, spielt S. W. Mitchells „Hugh Wynne" zur Zeit Georges Washington, der auch selbst darin mitwirkt. James Lane Allens Roman „The Choir invisible" geht in die Zeit unmittelbar nach der Revolution zurück, da die Massenauswanderung nach dem Westen und die Besiedelung der Mittelstaaten begann; den Krieg mit England von 1811—1815 haben zwei Romane von J. Altsheler zum Hintergrund, dann hat erst wieder der große Bürgerkrieg die Phantasie und die Federn beflügelt, während die unmittelbar folgende Zeit in den historischen Romanen von Th. Nelson, Page und Gilbert Parker ihren Ausdruck findet. — Zur Shakspereforschung steuert Prof. Hermann Conrad in einer kritisch ergänzenden Besprechung von Sidney Lees neuer Shaksperebiographie mancherlei bei (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 15/16); von Rudyard Kipling handelt ein Beitrag der „Hamb. Nachr." (Belletr. Beil. 14); „Gedanken über Tolstoi", hervorgerufen durch einen Besuch bei dem Dichter, werden in der „St. Petersb. Ztg." (80/81) vorgetragen. — „Der Königinhofer Handschrift Glück und Ende" — unseren Lesern durch die wiederholten Mitteilungen unseres Mitarbeiters Prof. Kraus (Sp. 588 und 850 f.) bekannt — wird in zwei Feuilletons der „Münch. N. Nachr." (160, 162) historisch dargestellt.

Zu der heimischen Litteratur unserer Tage liefert das Feuilleton „Wie ein Dichter stirbt" von Dr. Max Nassauer (Frkf. Ztg. 102) einen ergreifenden Beitrag. Es schildert die letzten Tage des kürzlich in München gestorbenen Dichters Heinrich Storch (geb. in Ingolstadt 1860), der in den letzten Jahren nach furchtbaren Entbehrungen in München eine journalistische Stellung gefunden hatte. Von seinen Dichtungen hat er einiges in bayerischer Mundart veröffentlicht („A kloane Pris", „A Generalsbeicht" u. a.). Nun er tot ist, steht seinem Berühmtwerden nichts mehr im Wege. — Auch nicht auf Rosen gebettet war bisher die hessische Volksdichterin Johannette Lein, deren Gedichte eben Alfred Bock in einem Büchlein (Gießen, J. Ricker) hat erscheinen lassen. Die Verfasserin dieser schlichten, meist reflektierenden Reime, über die an zwei Stellen berichtet wird (Berl. N.-Nachr. 173 von Dr. Carl Ebel; Berl. Lok.-Anz. 86) ist 1820 geboren, also fast achtzigjährig; sie ist unverheiratet geblieben und hat sich als Näherin ihr karges Brot bis jetzt verdienen müssen.

Allgemeine Betrachtungen stellt ein Essai über „Moderne Romantik" von Karl Berger an (Deutsche Welt 33), um zum Schlusse vor einer Jugenderziehung zu warnen, die noch ganz so eingerichtet sei, „als ob wir noch im weltbürgerlichen Zeitalter der Humanität und des Klassizismus lebten", und als ob der Entwicklungsgang unseres Volkes über Thermopylae und Marathon führe. — Unter dem Titel „Poeten und Stenographen" (Frankf. Ztg. 103) erinnert Dr. Max Rubensohn daran, daß schon das Altertum die Kurzschrift kannte, und führt als weitere Belege dafür zwei Stellen aus einem Lehrgedicht „Astronomica" und aus der „Ephemeris" des Moseldichters Ausonius an. — „Das Reich der Phrase" ist nach der Ansicht von Prof. J. Mähly-Basel (Tägl. Rdsch. 78) die Tagespresse, die sich hier ähnliche Wahrheiten sagen lassen muß, wie im „Kynast" (s. unten). — Ein Angriff auf die „Sozialdemokratische Jugendlitteratur" und ihre tendenziöse Entstellungsmethode wird im „Leipz. Tagebl." (172) unternommen. — „Die Danziger Theaterfrage" behandelt Dr. Karl Fuchs in der „Danz. Ztg." (23685, 88, 90, 91, auch

als Separatabdruck bei A. W. Kafemann erschienen) und teilt dabei das für Theaterpraktiker interessante Ergebnis einer Rundfrage bei 26 Stadttheaterdirektionen über deren ökonomische Verhältnisse mit.

Es bleiben anzuführen: „Fürst Bismarck als Meister unserer Sprache" von Dr. G. Schumann (Magdeb. Ztg., Montagsbl. 14 ff.); „Der sagenhafte Dünenmann der nordfriesischen Inselwelt" von Christian Jensen (Bresl. Morgenztg. 153); „Kunterbunt und Kakelbunt" (Hamb. Nachr., Belletr. Beil. 14); „Sitten und Gebräuche in der Rhön" (Frankf. Gen.-Anz. 88) und endlich „Die Ermahnungen Chang Chih-tungs" im shangaier „Ostasiatischen Lloyd" vom 25. Februar und 4. März d. J., worin ein moralisch-pädagogisches Werk „Ermahnungen zum Lernen" von Chang Chi-tung, dem Generalgouverneur der beiden Hu-Provinzen kritisch besprochen wird, das für die heutigen, noch immer ungeheuer selbstbewußten Anschauungen der gebildeten Chinesen ungemein bezeichnend ist. ∾

Schweiz. Die Jubiläumstage Jordans und Spielhagens wurden auch von den größeren schweizerischen Blättern gebührend beachtet („Neue Zürcher Zeitung" und „Basler Nachrichten", beide vom 8. und 24. Febr.); insbesondere wurde die letzte Dichtergabe Jordans „In Talar und Harnisch" in einem Feuilleton von Dr. J. V. Widmann („Bund" 67—68) gewürdigt, der den „freien Dichterworten und kampffrohen Gedanken" des Achtzigjährigen warmes Lob zollt. Erwähnenswert ist eine Studie desselben Kritikers zu den „Drei Reiherfedern" von Hermann Sudermann (ebenda 39, 40, 41). Widmann sieht in dem Drama eine „Dichtung schwermütiger Lebensbetrachtung", ein „im Grunde lyrisch gestimmtes Bühnenwerk über das tiefsinnige Motiv des Sehnsuchtsbetruges, in der möglichen ethischen Wirkung vielleicht nicht ohne Einfluß auf den Entschluß des Lesers oder Zuschauers, sich zu prüfen, ob er selbst nicht ähnlichen Sehnsuchtsillusionen unterliege, ob er selbst nicht ebenfalls eine gute Gegenwart über dem Ringen nach einer erträumten, schöneren Zukunft versäume und ein Menschenherz, das ihm in Lieb und Treue eigen sei, um eines Phantoms willen unbeachtet neben sich verbluten lasse."

Zur Goethelitteratur steuert Dr. A. Ehrenfeld in Nr. 75 der „Neuen Zürcher Zeitung" einen Aufsatz „J. C. Lavater in Goethes Westöstlichem Divan" bei. Lavater sei hinsichtlich der Charakterisierung von Personen durch Aeußerlichkeiten (Gesichtszüge, Bewegungen) der Lehrer Goethes geworden. Spuren von dieser Einwirkung fänden sich vielfach in den Werken Goethes, so in dem Gedichtchen „Wonne des Gebens" (Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket) im Divan, worin der Hand seelische Ausdrucksfähigkeit beigelegt ist, eine Auffassung, die auf Lavater hinweise. — In die Zeit des politischen Sturmes und Dranges in Deutschland vor einem halben Jahrhundert führt Reinhold Rüegg zurück in einer sehr stoffreichen und belehrenden Serie von Feuilletons „Der Humor im Frankfurter Parlament 1848/49" (Nr. 37, 39, 41, 43, 49, 53, 55 der „Züricher Post"). Es waren fast durchweg satirische Wildlinge, die jenes erste deutsche Nationalparlament in Poesie und Prosa, in Abgeordnetenreden, Witz- und Flugblättern und nicht zum mindesten in den Karikaturen der letzteren aufschießen machte. Besonders betriebsam im Dienste der Linken des Parlamentes erwiesen sich die beiden Blätter „Reichsfegemühle" und der „Deutsche Michel". Litterarisch das bedeutendste Erzeugnis jener Parlamentstage ist die heftweise im Jahre 1849 erschienene „Reimchronik des Pfaffen Mauritius", deren Verfasser bekanntlich der Dichter Moritz Hartmann war. — Das mythologische Gebiet betritt unser deutsch-amerikanischer Landsmann Karl Knortz mit einem Artikel über die Märchengestalt „Rübezahl", den Lokalgeist des Riesengebirges (Sonntagsblatt des „Bund" Nr. 12). Rübezahl ist deutschen, nicht slavischen Ursprunges und vereinigt in sich Eigenschaften Wotans und Thors, die in ihm konzentriert und personifiziert erscheinen; manches auch hat die Gestalt mit den altnordischen Riesen, den Personifikationen von Naturkräften gemein.

Kulturgeschichtlich von Interesse ist eine Skizze über „Die Säumer im Gebirge" von Sam. Platter („Basler Nachrichten" 85), worin das mittelalterliche Transportrecht berührt wird. Die alpinen Kunststraßen und Eisenbahnen haben die früheren Vermittler des Verkehrs über die Alpen, die Säumer, zum Aussterben gebracht. Bis zum 17. Jahrhundert waren es namentlich die graubündner Bergpässe, auf denen der Verkehr nach Italien sich vollzog. Der deutsche Kaiser, später der Bischof von Chur waren die Gebieter und Herren über die Heerstraßen und Herbergen in Graubünden. An verschiedenen Orten bestand die Pflicht der Anwohner der Straßen, Saumtiere zu stellen, Spanndienste und ähnliche Transportfrohnen zu leisten (Leitsaum, Wagenwart, Fuhrleite). Vom Landesherrn ging das Geleitsrecht später auf die Gemeinden über. Spezielle Transportordnungen, z. B. für die Reichsstraße des Septimer (1471) und der Splügenstraße (1473), worin die Rechte und Pflichten der Fuhrleute und Kaufleute festgestellt sind, wurden erlassen. Ein besonderes Institut bildeten die Porten, (von portare) an der Splügen-, Bernhardin- und Septimerstraße. Das waren Transportgenossenschaften mit Monopolrechten, gewöhnlich aus den sogen. Portensfamilien, die eben die Transportgerechtsame besaßen, gebildet. Sie hatten eigene Statuten (Portensrechte und Portensordnungen) und Richter (Portensrichter). Als Gegenleistung für das Transportmonopol lag ihnen der Unterhalt der Straßen ob. — Kulturhistorisches über „Schweizer Städte im Jahre 1762" bringt an Hand eines Reisetagebuches des Kardinals Garampi Max Henning in Nr. 99/101 der „Neuen Zürcher Zeitung". — „Von türkischen Klöstern" handelt ein aus eigener Anschauung geschöpfter Artikel von A. von Moor (Nr. 85 der „Basler Nachrichten"). — Zu erwähnen wäre noch ein Nekrolog von E. Walter über den durch seine Pestalozziforschungen bekannten früheren Seminardirektor Dr. Heinrich Morf (1818—99), der in der vierbändigen, „Zur Biographie Pestalozzis" betitelten Veröffentlichung ein abschließendes Quellenwerk geliefert hat.

Zürich. *W. B.*

Oesterreich-Ungarn. Wie die Weihnachtsnummern unserer Tagesblätter, so treten auch deren Osternummern an Inhalt und Umfang besonders reich auf. Den Vogel dürfte diesmal wohl das „Neue Wiener Tagblatt" (91) abgeschossen haben, das 112 Seiten stark war und in einer Auflage von 90 000 Exemplare hergestellt wurde. Novellistische Beiträge von Ferdinand v. Saar, Karl Emil Franzos, Rudyard Kipling füllen dieses Heft. Nicht minder stattlich erschien die Osternummer der „Neuen Freien Presse" (124 32), in der Friedrich Spielhagen in einem gedankenvollen und für die Beurteilung dieses Dichters äußerst wertvollen Aufsatz „Post festum" ein Stück seiner Autobiographie giebt. Ohne gerade wie Gottfried von Berlichingen, der Autobiograph, von sich erzählt, ein „heilloser Mensch" gewesen zu sein, war er — Spielhagen spricht von sich in der dritten Person — doch niemals ein Tugendmuster. Von den leidigen drei W hatten ihm zwar die Würfel nicht viel anhaben können, aber desto mehr die beiden anderen. Der Jubilar mußte lächeln, als er in der Mehrzahl der Aufsätze, die gelegentlich seines Jubiläums Zeitungen und Zeitschriften gebracht, las, er habe sich erst nach langem Schwanken für seinen Beruf entschieden. Hatte er doch sein erstes Drama in 3 Akten schon mit 10 Jahren geschrieben und hatte als Sekundaner die Klasse schwänzen müssen, weil er sonst die lange Novelle, mit der er das von ihm gestiftete litterarische Kränzchen am Sonntag regalieren wollte, nicht fertig brachte. Freilich, die Scheu vor der Oeffentlichkeit ist ihm lange geblieben. Als dreißig Jahre später infolge der neuen Konstellation der politischen Verhältnisse sich ein Umschwung in der Litteratur zu vollziehen begann, da hatte er, ein Mann, der in seinen ästhetischen Prinzipien längst feststand und aus langer Erfahrung wohl wußte, daß die Natur dem Künstler die Annäherung an die

Natur nur bis auf eine gewisse Entfernung verstattet, und er, wenn er diese nicht respektiere, sicher sein könne, aus der Kunst herauszufallen und fürs Panoptikum zu arbeiten, da hatte er geglaubt, die jüngste Kriegerschar würde ihn, wenn nicht als einen Vorkämpfer ehren, so doch mindestens als einen der Ihren gelten lassen. Das Gegenteil trat ein. Er wurde der Zielpunkt ihrer heftigsten Angriffe, wenn man nicht vorzog, ihn von der Stunde an völlig zu ignorieren, um sich so den Beweis zu ersparen, daß er zum alten Eisen gehöre. Um so überraschter war er, der sich einsam glaubte, wie die lessingsche Windmühle vor dem Dorfe, als er sich plötzlich inmitten einer großen Schar sah und ihm von allen Seiten Glückwünsche entgegenschollen, an deren Aufrichtigkeit er nicht zweifeln konnte, obwohl er so manche der Gratulanten für seine Gegner halten mußte.

In der gleichen Nummer dieses Blattes findet sich auch ein längerer Aufsatz des bekannten französischen Kritikers Francisque Sarcey, der für die „N. Fr. Presse" geschrieben ist, in der Uebersetzung aber vieles verliert. Sarcey spricht über „die Schauspielerinnen unserer Zeit", allen voran über Sarah Bernhardt, die er die merkwürdigste Gestalt des gegenwärtigen Theaters und vielleicht „des Theaters aller Zeiten" nennt. Dann Julia Bartet, die vom Vaudeville zur Tragödie gekommen sei und die in Paris die „Göttliche" genannt werde, wie Sarah Bernhardt die „Große". Jeanne Granier sei die Vertreterin des modernen Lustspiels, das sie mit graziöser Fertigkeit beherrsche. Keine Schauspielerin sei so Schülerin der Natur oder Natur selbst wie sie, eine tolle übersprudelnde Natur. Die Réjane endlich habe erst nach langer Zeit, in der sie nur den intimen Kennern der Bühne bekannt war, Weltruf erlangt, nachdem Sardou wie allen den früher genannten Schauspielerinnen auch ihr ein Stück auf den Leib geschrieben habe.

Den modernen Dramatikern stellt ein Feuilleton im „Fremdenblatt" (93) die „Französischen Dramatiker von ehedem" entgegen, unter denen Eugène Scribe tonangebend und bahnbrechend wurde. Ihm schulden alle Bühnendichter der Gegenwart mehr als sie ahnen; denn ihm verdanken sie die Einführung der Tantièmen von den Einnahmen einer jeder einzelnen Aufführung eines Theaterstückes an Stelle derjenigen Abfindungssummen, mit denen sich die Autoren früher begnügen mußten. Zu Ende des 18. Jahrhunderts kaufte man eine einaktige Komödie um zweihundert Franks. Ein Stück mit 3 Akten wurde für jede Aufführung mit neun Franks bezahlt. — Das Gebiet des modernen französischen Dramas streift dann ein Essai von Friedrich Schütz, der, an die Aufführung von Zolas „Therese Raquin" und Hebbels „Judith" anknüpfend, eine weitausschauende Würdigung der beiden Dichter giebt. — Weiter zurück in der Geschichte des Theaters leitet M. Haberlandt, der mit einigen Strichen eine Skizze des „Altindischen Theaters" zeichnet (Wr. Zeitung 78). Die indische Kritik hat das Theater den fünften Veda genannt, den Veda für das Volk. Im indischen Drama gebe es weder Trauerspiel, Schauspiel noch Lustspiel, weder Schuld noch Sühne; die Darstellung der Leidenschaften, der Stoff des bürgerlichen Schauspiels, fülle die Stücke der indischen Dichter.

Gegen die Moderne auf allen Linien wendet sich ein weitschweifiges, nur wenig gründliches „preisgekröntes" Feuilleton „Die Jungen und Jüngsten" (Deutsches Volksblatt 3686/7). Der Verfasser sieht, der Tendenz des Blattes gemäß, die Umstände für den künstlerischen Niedergang der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts hauptsächlich im Einfluß der fremden, ganz besonders französischen Litteratur, im Einfluß des Sozialismus, und nicht zuletzt im Einfluß einer kritiklosen Presse. — Auch sonst liegt wenig bemerkenswertes zur neueren Litteratur vor. Hartleben und Halbe finden in Karl M. Danzer einen strengen Kritiker (Deutsche Zeitung 9802), die wiener Moderne einen Verteidiger in M. Brociner, der sie gegen Hans Sittenbergers „Oesterreichische Dramaturgie" in Schutz nimmt (Wr. Tagblatt 88). — Dem Humoristen Eduard Pötzl widmet E. K. in der „Bohemia" (89) eine liebevolle Charakteristik. „Er ist ein Klassiker im wiener Dialekt, ein moderner Abraham a Santa Clara, der nicht von der Kanzel herab, sondern aus den Spalten einer Zeitung spricht, eine der volkstümlichsten Erscheinungen des heutigen Wien." Dabei wird daran erinnert, daß Pötzl auch der Erfinder des Wortes und des Typus „Gigerl", des Modenarren ist, der seine Reise durch die Weltlitteratur der Posse zurückgelegt hat. — Franz Adamus' Drama „Familie Wawroch" (München, Langen) giebt Alfred von Berger Gelegenheit, diesem „neuen Manne" in einer längeren Würdigung das Lob eines mächtigen Talentes zu erteilen (Neues Wr. Tagblatt 95). Durch die auffallenden Aehnlichkeiten mit Hauptmanns „Webern" dürfe man sich nicht zu falschen Schlüssen verleiten lassen, da dieses Drama drei Jahr vor dem Hauptmanns entstanden sei.

Die Erinnerung an Johann Nestroy, den wiener Possendichter und -Darsteller, ruft ein Artikel des „Fremdenblatt" (91) wach, der von dem vielbelachten und streng bestraften Extemporieren des Künstlers erzählt und einen bisher ungedruckten Brief Nestroys mitteilt. — Weniger heiter ist das Gedenkblatt, das der Verlagsbuchhändler L. Rosner seinem Freunde D. Spitzer, dem „Wiener Spaziergänger" widmet (Neues Wr. Tagblatt 93) und worin er manches Interessante aus der Entstehungsgeschichte der heute so gesuchten und teuer bezahlten „Wiener Spaziergänge" mitteilt, die bei ihrem Erscheinen fast unbeachtet blieben. Habent sua fata libelli!

Genannt werde noch: Max Nordau „Der neue Götze" (François de Curel) (Neue Fr. Presse 12435/6), „Das Fremdwort" (Fremdenblatt 88), „Sagen und Märchen der Magyaren" (Wiener Ztg. 80), Grävell van Jostenode, „Germanische Kunst" (Deutsche Ztg. 9768), List, „Die Lehre von der Wiedergeburt des deutschen Wuotansglaubens" (Ostdeutsche Rundschau 82).

Wien. *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Der Bär. Anläßlich des hundertjährigen Geburtstages von Ludwig Rellstab (geb. 13. April 1799) giebt Richard George ein kurzes Lebensbild des bekannten und einflußreichen Kritikers der „Vossischen Zeitung" (1826—1860) hauptsächlich an der Hand seiner Autobiographie. Er schildert Rellstabs Besuche bei Karl Maria von Weber, bei Tieck, Jean Paul und Goethe (1821), von dem es in der Autobiographie heißt: „Er fragte manches über Berlin, über Zelter, auch über andere Zustände, behandelte aber doch die Gegenstände der Unterredung mehr wie ein Fürst, der von seiner einsamen Höhe auch von dem, was in der Welt vorgeht, Notiz nimmt". — Das Heft enthält auch einen kurzen Artikel über „Markgraf Otto IV. als Minnesänger" und giebt einige Proben von dessen Gedichten, nach denen es aber doch nicht erlaubt ist, anzunehmen, daß das neuerdings in der Siegesallee in Berlin enthüllte Denkmal mehr dem Dichter als dem Fürsten gilt.

Deutsche Dichtung. XXVI, 2. Der unglücklichen Juliane Déry widmet Karl Emil Franzos einen warmempfundenen Nachruf, in dem er das tragische Ende der Dichterin aus der Zerrissenheit ihres Charakters, der Halbheit ihrer Begabung, der Selbsttäuschung über die Grenzen und die Richtung ihres wirklichen Talents erklärt und besonders ihren ersten novellistischen Arbeiten, den Novellen „Meine Braut" und „Am Kreuzweg" hohes Lob spendet. Der Artikel ist ein überaus interessanter Beitrag zur Psychologie des weiblichen Künstlers überhaupt. — Aus dem vorhergehenden Heft seien einige bisher ungedruckte,

inhaltlich unwesentliche Briefe von Bogumil Goltz, Fritz Reuter und Gustav Freytag erwähnt.

Deutsche Rundschau. XXV, 7. „Das Athenäum“ ist die dritte der Studien überschrieben, in denen Ricarda Huch den romantischen Geistesströmungen an der vorigen Jahrhundertwende auf die Spur geht. Das Athenäum, das nur kurze Zeit bestand, bis es an seiner „Unverständlichkeit“ zugrunde ging, war das Organ der beiden Schlegels, Tiecks, Novalis' und Schleiermachers, das zu seiner Zeit „so modern und aufsehenerregend wirkte, wie jetzt etwa die ‚Jugend‘“. Hier legte namentlich Friedrich Schlegel seine Ideen und Einfälle nieder, „hartschalige Nüsse, die man oft mühsam aufknacken und abschälen mußte, ehe man sie genießen konnte“. . . . „Staunenswert ist für die Leser unserer Zeit, wie unveraltet diese Blätter sind. Unzähligen Gedanken begegnen wir, die sich in unsern Tagen, ihrer Neuheit und Vereinzelung bewußt, kaum so frei und mutig hervorwagen, wie sie dort ausgesprochen sind.“ Dahin gehören z. B. Schleiermachers Ansichten über die Emanzipation der Frau oder die öfters wiederkehrenden Bemerkungen über das Ineinanderfließen der verschiedenen Künste, wie es ähnlich jetzt wieder das Programm gewisser Richtungen bildet. „Im Athenäum,“ sagt Ricarda Huch, „liegt der Keim zu allem, was die Romantik bringen sollte.“ — Eine große Monographie über Cicero von Prof. E. Hübner (Berlin) dient dem Bestreben, diesen größten Prosaiker der lateinischen Zeit gegen die unsympathischen Vorurteile in Schutz zu nehmen, die sich ganz besonders in Deutschland an seinen Namen und seine Person seit Menschenaltern geknüpft haben. Als eigentlicher Urheber dieser ungerechten Verurteilung Ciceros ist der ehemalige königsberger Historiker Drumann (1786—1861) anzusehen, der sich in seiner umfangreichen Geschichte Roms die Vernichtung des großen Rhetors zur besonderen Aufgabe machte. Erst in neuester Zeit hat eine Schrift des petersburger Universitätsprofessors Th. Zielinski („Cicero im Wandel der Jahrhunderte“, 1897) gegen diese seither festgewurzelte Beurteilung Front gemacht. Auf eine ausführliche Lebens- und Charakterskizze Ciceros läßt Hübner eine Untersuchung der Gründe folgen, warum Cicero bei uns so heftigem Tadel verfallen und warum gerade er als „Ausbund sachwalterischer Tücke und Verlogenheit“ verachtet werden konnte, während man z. B. dem Demosthenes alle rednerischen Kniffe und Künste verzieh. Man habe übersehen, daß Ciceros Reden sich weit mehr an das Gehör und die Phantasie, als an den kühlen Verstand und das sittliche Urteil der Hörer oder Richter wandten, daß er nach Talent und Temperament ein Mann des Südens war, den das Feuer der Beredsamkeit fortriß, während zugleich die Schärfe des abwägenden Urteils zurücktrat. Um seine zahlreichen Werke, deren größerer Teil erhalten ist, hat sich seit Erfindung der Buchdruckerkunst wohl die größte Spezialliteratur aufgehäuft, die über einen einzelnen Autor vorhanden ist. Namentlich im Zeitalter der Aufklärung haben ihn Männer wie Diderot, Voltaire, Friedrich der Große sehr verehrt. In unserem Jahrhundert ist, von den Ansätzen eines Otto Jahn oder Droysen abgesehen, wenig für sein richtiges Verständnis geschehen.

Die Gartenlaube. In Nr. 12 schließt Moritz Necker seine Mitteilungen über Eugenie John-Marlitt ab. Von besonderem Interesse ist das Korrespondenz-Verhältnis, in das sie 1868 zu dem 82jährigen Fürsten Pückler, dem Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“, geriet. Zu dessen besonderen Passionen gehörte es, mit dichtenden Damen zu korrespondieren, ähnlich hatte er früher schon mit Bettina v. Arnim und Ida Gräfin Hahn-Hahn in Briefwechsel gestanden. Aus der Langeweile seines Schlosses Branitz heraus schrieb er der Marlitt durch Vermittlung ihres Verlegers, und da sie darauf einging, entwickelte sich ein lebhafter brieflicher Verkehr, bei dem aber schließlich der eitle alte Herr so ungestüm und anspruchsvoll wurde, daß sie die Korrespondenz abbrach. Ludmilla Assing hat dann 1873 mit dem übrigen Briefwechsel des Fürsten Pückler auch die Briefe von Eugenie John ohne deren Wissen und Willen veröffentlicht, doch sind sie samt dem Buche mittlerweile in Vergessenheit geraten, sonst könnten, wie Necker bemerkt, „unmöglich so herbe Urteile über E. Marlitt gedruckt werden, wie es zuweilen geschieht“.

Die Gegenwart. In Nr. 13 setzt Klaus Groth seine „bunten Erinnerungen“ fort, die diesmal von Begegnungen mit Hebbel und Liebig, und von einem Besuche bei Geibel in Schwartau bei Lübeck (1873) erzählen. Bei dieser Gelegenheit erklärte Geibel von Groths „Heisterkrog“, es sei „das schönste Idyll, das in irgend einer Sprache geschrieben wurde“. Kurz darnach erhielt Groth für die Dichtung den großen Goethepreis. Uebrigens beklagt sich Groth an dieser Stelle wiederum über die „Philologen und Gelehrten“ von Müllenhoff bis Alfred Biese, die über ihn immer nur Einer dem Andern nacherzählt hätten, ohne ihn selbst je gefragt zu haben. — Ueber „Dantes Beatrice“ schreibt Emil Kurzbauer (in Nr. 14), angeregt durch die neu erschienene Verdeutschung der „Vita nuova“ von Dr. Karl Federn (Halle, Otto Hendel), in der der Dichter die Geschichte seiner Jugendliebe mit ganz moderner psychologischer Feinheit erzählt. Nach Federns Ansicht ist die Beatrice der „Vita nuova“ mit der der Göttlichen Komödie identisch, nur daß sie hier zu symbolischer Allgemeinbedeutung erhoben ist. An ihrer wirklichen Existenz sei nicht zu zweifeln, doch habe sie in Wahrheit anscheinend nicht Beatrice geheißen. — „Das Theater als Erzieher“ ist Gegenstand einer Betrachtung von H. Fabrizius, die an eine Broschüre des hamburger Verlags C. Boysen „Unsere Volksschüler im Stadttheater“ anknüpft. Man hat in Hamburg einen Versuch großen Stils mit Volksschüleraufführungen gemacht und „Tell“, „Jungfrau von Orleans“ und „Minna von Barnhelm“ gegeben, von denen Tell weitaus den stärksten Eindruck machte. Die Meinungen der Lehrer über den Gewinn des Experiments waren vorwiegend günstig (vgl. auch L. E. Sp. 844).

Die Gesellschaft. Im zweiten Aprilheft setzt Ernst Gystrow seine Essais über den Katholizismus und die neue Dichtung fort („Der alte Mensch und seine Kunst“), um zunächst historisch die Entwicklung des katholischen Lebens- und Menschenideals vom Beginn des Christentums bis ins Mittelalter zu verfolgen. Als die höchsten Dichtungen wirklich katholischen Geistes seien Wolframs Parzival und Walthers Lyrik anzusehen, während in Italien die im Grunde gar nicht „heidnische“, sondern durchaus katholische Renaissance trotz aller Kunstblüte kein Kunstwerk hervorgebracht habe, das als eine ästhetische Verklärung des früher entwickelten katholischen Gedankensystems gelten könnte. „Die Ethik des deutschen Minnesangs war sicherlich im großen ganzen nicht viel besser, als die der florentinischen Renaissance; allein hier schieden sich auch die vornehmen Geister nicht vom gedankenlosen Dahinleben der Menge, gerade weil für die Last eines äußerlichen Zugehörigkeitsglaubens die herrschende, weltliche Kirche sie entschädigte; dort erwuchs eine machtvolle Dichtung des echten Gemütsglaubens, die ihr Sehnen nach der Tiefe, durch die Verflachung der Kirchenlehre bedroht, beleidigt sah. Darin liegt die große Kluft zwischen deutscher und italienischer Poesie gekennzeichnet, aber auch die noch viel größere zwischen der romanischen und der germanischen Auffassung des Christentums.“ — Ueber Max Messers kürzlich erschienenes Buch „Die moderne Seele“ (Leipzig, H. Haacke) urteilt Prof. Franz Marschner (Wien) trotz prinzipieller Ausstellungen vorwiegend günstig. „Rein künstlerisch betrachtet, ist das Buch von einer geradezu hinreißenden Kraft, es entzückt und bezaubert, wie etwa die eine oder andere erzählende Darstellung von Ricarda Huch.“ Messers Anschauungen, die das Buch in 13 Kapiteln entwickelt, fußen zum teil auf Tolstoi und Richard Wagner, auf einem christlichen Pantheismus, der vom Bewußten, vom Denken den Uebergang sucht zum Unbewußten,

zum reinen Sein. Auch er erklärt — wie Julius Hart in seinem Werk „Der neue Gott“ — Nietzsches Renaissance-Ideal für rückständig und überwunden. Der einzige Uebermensch bisher sei Jesus Christus „durch Mitleid wissend“ geworden.

Die katholische Welt. XI, 7. Außer dem Porträt Hansjakobs und einigen Bildern aus seiner freiburger Wohn- und Schaffensstätte bringt dieses Heft abermals einen Beitrag zu der berühmten Beremundusfrage nach dem Stande der katholischen Belletristik. Der Verfasser, J. Ming, wirft seinerseits die Frage auf: „Warum fällt es uns so schwer, der akatholischen Belletristik gegenüber aufzukommen?“ und führt zur Erklärung dessen an: „Als Katholiken dürfen und wollen wir uns auch in der Litteratur und Belletristik vom Dogma und der Moral unserer Kirche nicht emanzipieren; die herrschende Weltanschauung, was sich moderne Kultur und moderne Litteratur nennt, ist aber wesentlich antikatholisch oder doch von Kirche und Christentum emanzipiert.“ Von dieser „zügellosen Freiheit“ wolle und dürfe allerdings die katholische Belletristik nichts wissen. Zum Beweise, daß die Kunst auch pflichtgemäß auf alles verzichten könne, was Glauben und Gewissen verbiete, führt Ming fünf ausländische Autoren an: Coloma, Caballero, Lady Fullerton, Thackeray und Dickens. „Was wir zunächst brauchen, das sind Autoren, das sind Dichter — zu denen hinzu, die wir schon haben. Und die wird uns der Himmel bescheren — an welche Instanz sollte man sich in dieser Sache sonst wenden? — wenn wir im übrigen brav sind und das unsrige thun, wie er uns seinerzeit große parlamentarische Führer geschenkt hat. Freilich sind die Autoren nicht der einzige Faktor. Das Publikum muß sich bewußt bleiben, daß es katholisch ist, auch wenn es schöngeistige Bücher auswählt. Es wird dann von seinem Autor keine Freiheit verlangen, die es nicht verlangen, die er sich nicht erlauben darf . . .“

Der Kunstwart. XII, 13. Welche Geltung für die Beurteilung unserer modernen Litteratur der Begriff der „Gesundheit“ habe, will ein Leitaufsatz von Ferdinand Avenarius feststellen. „Die Dekadenz, die für die deutsche Litteratur ihr Hauptlager in Wien aufgeschlagen hat, ist jetzt dabei, ihrer neuen Heilsarmee auch im deutschen Reiche Kriegslager zu erbauen und Kriegsruf-Blätter einzurichten . . . Mit dem Bewußtsein, daß sie keine gesunde Kunst bringt, werden wir ruhig das manche Hübsche mitnehmen können, das sie trotzdem bringt, ohne Sorge und ohne Ueberschätzung. Aber gerade sie weist wohl darauf hin, daß wir recht thun, den Unterschied von gesunder und kranker Kunst doch wieder etwas entschiedener ins Auge zu fassen, als im letzten Jahrzehnt geschehen ist.“ Die Unterscheidung zwischen Gesundheit und Krankheit sei indessen nicht immer leicht und besonders schwer bei Neuartigem. „Gesunde Werte sind die, welche in letzter Folge der Erhaltung des Lebens dienstbar sind . . . Gesund sind deshalb alle die reinen Gefühle, deren Merkmal die Ruhe ist, Ruhe, wie sie sowohl der echte Humorist erreicht wie der echte Tragiker. Fehlt das und bejaht uns unser unmittelbares Empfinden doch, daß hier Kunst sei, so wird's kranke Kunst sein.“

Der Kynast. I, 7. Sehr ausführlich und für den Fernerstehenden orientierend wird in einem anonymen Beitrag „Unsere Tagespresse“ die Entwicklung und der technische Organismus des modernen Zeitungswesens dargestellt. Nach Erschöpfung des sachlichen Materials geht der Verfasser auf die Reformbedürftigkeit unserer Presse ein. Das massenhafte Aufkommen der sogen. parteilosen Blätter hält er nicht für ein Unglück, sondern eher für erwünscht, „da es besser ist, das Publikum wird nur mit Nachrichten versehen, als daß es daran gewöhnt wird, die Beurteilung aller Vorgänge vorgekaut zu bekommen“. Und er tritt dafür ein, die Presse „wieder zurückzuführen zu der Verrichtung, die sie ursprünglich ausschließlich ausübte: als objektiver Nachrichtenvermittler thatsächlicher Vorgänge und Zustände“. Die Kritik und Betrachtung dagegen solle durchaus den Zeitschriften vorbehalten bleiben. Diese seien berufen das „Zeitungsgeschwätz“ zu ersetzen, das zu seinem überwiegenden Teile aus einer ewigen Wiederholung einiger weniger Grundgedanken bestehe, anmutig durch die jeweiligen Parteiphrasen verziert und verbrämt. „Die Art öffentlicher Meinung, welche sich in unserer Tagespresse verkörpert, ist in Wahrheit eine öffentliche Irreführung. Sie führt das Publikum in die Irre, weil es fast nie eine wirklich objektive Darstellung der Sachlage erhält, und sie führt die maßgebenden Kreise in die Irre, weil sie diesen als Volksmeinung darstellt, was in Wahrheit der Wunsch einiger Profit-, Ordens- oder Parteistreber ist.“ — Im selben Hefte wird ein noch nicht veröffentlichter, inhaltlich belangloser Brief Goethes an den breslauer Universitätsprofessor Ludwig Wachler aus dem Jahre 1819 von des letzteren Urenkel Dr. Ernst Wachler mitgeteilt, sowie der ausführliche Vorschlag zur Errichtung eines schlesischen Bauerntheaters in Schreiberhau oder Hermsdorf nach dem Vorbild etwa von Schliersee.

Das Magazin für Litteratur. In Nr. 13 finden sich drei kleine Essais über Hugo von Hoffmannsthal von Rudolf Steiner, über Georg Hirschfeld von Max Aram und über die wiener Malerin Tina Blau, deren Landschaften und Straßenbilder gegenwärtig in Wien ausgestellt sind und viel Beachtung finden, von Franz Arnold. Die berliner Aufführung von Grabbes „Don Juan und Faust“ hat Hans Landsberg die Anregung zu einer kleinen Betrachtung über Grabbe gegeben, während in Nr. 14 aus dem gleichen Anlaß Hermann Michel über „Das erste Don Juan-Drama“ (von Tirso de Molina) spricht, über dessen Autorschaft ein wissenschaftlicher Streit besteht. (Vgl. zum gleichen Thema unten „Die Wage“ und die Bemerkungen in Heft 9, Spalte 565.)

Monatsblätter für deutsche Litteratur. III, 7. Theodor Stromberger charakterisiert Fritz Lienhard als Lyriker. „Seine Lieder besitzen das lebensvolle, satte und dunkle Grün der Blätter der Stechpalme. Jedes Lied zeigt die scharfen Umrisse des Palmblattes und trägt den hellen Glanz lebensfroher Hoffnung. Nicht wenige Lieder besitzen die scharfe Spitze der Palmblätter, sie sind stark und zäh wie das Holz des Strauches. Ihr Rhythmus gleicht in seiner Mannigfaltigkeit dem in seiner Unregelmäßigkeit fast einzig dastehenden Wuchse der Stechpalme. Und wie diese im Elsaß den Symbolen des Friedens, der Religiosität und der Heimat dient, so sind die Lieder zum großen Teil Klänge des Friedens, religiöser Stimmung und der Heimat.“

Das neue Jahrhundert. Berlin. I, 29. Zum Groth-Jubiläum veröffentlicht A. Römer zwei Briefe Detlevs von Liliencron an den Quickborn-Dichter. Der eine aus dem Januar 1883, von der Insel Pellworm bei Husum datiert, wo Liliencron damals als Hardesvogt angestellt war, strömt über von Begeisterung für Groths „Heisterkrog“, aus dem zahlreiche Stellen zitiert werden. „Sie haben etwas, was ich noch bei keinem unserer großen, d. h. wirklichen Dichter las, und das ich auch kaum ausdrücken kann; annähernd, so wunderbar es klingen mag, habe ich es bei Heinrich von Kleist gefunden (ich vergöttere den!); ich weiß nicht, ob ich es so recht ausdrücken kann: Also, ein Zeichnen der Situation, das so an Herz und Nieren des Lesers greift, daß er durchaus erschüttert wird . . .“ Der zweite Brief ist erst vom vorigen September und beginnt: „Seit 1862, überall in den drei Kriegen, nicht von meiner Seite weg, war mein steter Begleiter ein Exemplar Ihres Quickborn. Bis es buchstäblich sich in Fetzen auflöste. Und nun kommt von Ihnen ein neues Exemplar, die 19. Auflage. Und dies Exemplar soll mit mir aushalten bis zu meinem Tode. Und es soll mir die selben, lieben, heimatbewegten Stunden geben, wie mein erstes Exemplar.“ Aehnlich hatte Liliencron schon zum 70. Geburtstage Groths in dem Gedicht „Das Lesezeichen“ gesungen:

„In Krieg und Frieden, über zwanzig Jahre,
Trag ich, wo immer auch mein Aufenthalt,
Am Herzen Deinen Quickborn, und im Herzen
Die goldne Fülle seiner Heimatlieder."

Nord und Süd. Heft 265 (April). Josef Glaser will Max Halbe, über den er einen Essai beisteuert, nicht zu den Naturalisten gezählt wissen. Er sei sicher unser persönlichstes Talent, vielleicht auch das ehrlichste und echteste. „Fast niemals war er bis heute, wo dem Vierunddreißigjährigen zu männlicher Vollkraft die Blüten reifen, ein Dichter der Gegenwartprobleme. Wo dennoch mächtige Einflüsse das tiefste Schaffen aus dem Eigenen kreuzten, konnten keine fertigen Bilder entstehen." Mit Ibsen habe Halbe garnichts gemein, eher mit Maeterlinck, dessen Werke gleichfalls etwas zeitloses hätten. „Wesensähnlich, nicht wesensgleich ist ihm Halbe, weil die Lyrik des einen wie des anderen der echt romantische verdürstete Traum ist und die Flucht aus der Misère des Marktes in die paradiesischen Gärten ihrer Sehnsucht; beide beten brünstig in den Tempeln des alten Pan. Das Register der Leier Halbes, des Erdgebundenen, hat nicht die tausend vollen Töne Maeterlincks, und im Grunde kann er auf ihr nur schwüle Lieder der Erotik anstimmen, wenn auch die Grenzen sich, wie in ‚Mutter Erde', weiter dehnen und der Blick dann über enge Horizonte hinausschweift." Halbe sei berufen, die Erbschaft Fontanes anzutreten, den Glaser als unseren letzten großen Stilkünstler bezeichnet. Wenn auch „Jugend" sich noch kaum über die übliche Stilisierung erhebe, so stehe doch schon „Mutter Erde" turmhoch darüber, deren letzter Akt vor allem den tiefen Stilkünstler verrate, und endlich bedeute der „Eroberer", dessen sich Glaser überhaupt dem Publikum gegenüber annimmt, das Ringen nach dem edelsten Stil. — Im gleichen Hefte findet sich Felix Philippis vieraktiges Schauspiel „Das Erbe" abgedruckt.

Preußische Jahrbücher. 96. Bd. Heft I. Die Forderung, daß der Roman das deutsche Volk da aufsuchen soll, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, bei seiner Arbeit, diese einst von Julian Schmidt gestellte und von Freytag in „Soll und Haben" erfüllte Forderung findet Arthur Brausewetter, Diakonus in Danzig, von unserem modernen, dem „fin de siècle-Roman" völlig vergessen. Dieser Roman sei der Roman des Genusses, des ungesunden Haschisch-Genusses, der müßiggehenden, blasierten „Uebermenschen". Leider wird für diese näher ausgeführten allgemeinen Behauptungen keinerlei Beleg gegeben, an den man sich halten könnte. Nur auf J. R. zur Megedes neuen Roman „Von zarter Hand" geht der Verfasser im speziellen ein, weil er in ihm „fast handgreiflich" den Typus jenes fin de siècle-Romans sehen will. Dieser glänzend geschriebene Gesellschaftsroman, in dem die ernste Arbeit keinen Platz finde, sei „der" moderne Roman, denn er zeige in fast allen seinen Gestalten „ein Geschlecht, das äußerlich glänzend, innerlich faul und siech ist, eine Welt, die rettungslos dahinwelkt an der Krankheit ihres Blutes, an der Ohnmacht ihres Willens zu einem Leben, das sie mit stoischem Gleichmut oder müdem Lächeln resigniert verneint — nur weil sie nicht mehr die Kraft in sich fühlt, es in gesunder Thätigkeit stark zu bejahen." — Aus dem gleichen Hefte seien genannt: „Der Individualismus der Gegenwart" von Eduard v. Hartmann, der in der individualistischen Strömung unserer Zeit eine entschiedene Gefahr sieht, sowie „Christentum und Nationalität" von D. Julius Kaftan, der den Satz vertritt, daß die Nationalität im sittlichen Leben der Christenheit einen durchaus notwendigen Platz einnahm: Wir sollen nicht bloß Christen sein, sondern deutsche Christen.

Der Türmer. Aus den „Deutschen Privatbriefen des Mittelalters", die von dem jenaer Universitätsbibliothekar Dr. Georg Steinhausen herausgegeben werden, und deren erster Band (Fürsten und Magnaten, Edle und Ritter) vorliegt, schöpft Felix Poppenberg mancherlei Interessantes. Die wertvollen Briefe geben treffliche Aufschlüsse über das Privatleben im Mittelalter. Wir erfahren allerlei aus dem Leben der Fürsten und Ritter, über ihre Vergnügungen, die zumeist in Jagden und Turnierspielen bestanden, über ihre Liebhabereien u. s. w. Auch auf die sittlichen Zustände fallen interessante Streiflichter. Von bekannten historischen Persönlichkeiten tritt besonders die Gestalt des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg hervor, dessen Korrespondenz mit seiner Gattin Anna der Band enthält. „Hier in den Briefen," schreibt Poppenberg, „spricht eine vollkräftige Persönlichkeit, ein Ritter und Jäger, ein trunkfester Zecher; Vollmensch, jeder Lust und jeder Strapaze gewachsen, um jedes Abenteuer freiend; immer die Hand am Schwert. Dabei ein kernhafter Haushalter, der seiner Frau gab, was ihr gebührt, Vater von zwölf lebendigen Kindern." Der intime Reiz dieser Briefe liegt darin, daß sie uns die Menschen der damaligen Zeit im Alltagskleide vorführen, ohne pathetische Geberden und ohne heroisches Kostüm. — Rudolf Presber bespricht die letzten berliner Premièren. Anläßlich des schon mehrfach erwähnten hirschfeldischen Stückes „Pauline" erinnert Presber an die einaktige Dialektposse „Die Jungfern Köchinnen" des frankfurter Lokaldichters Karl Malß. Dieser hat in der Vorrede zu seinem Stücke eine vortreffliche Verteidigung des ganzen Genres der Kleinleute-Poesie gegeben, die heute erst geschrieben sein könnte, obwohl sie vor zwei Menschenaltern entstand.

Westermanns Monatshefte. 511. Aprilheft. Dem achtzigjährigen Klaus Groth widmet Eugen Wolff eine eingehende Studie. Er lenkt die Aufmerksamkeit besonders auf die vor dem Quickborn erschienenen „Hundert Blätter" hochdeutscher Lyrik. Während der Quickborn mehr allgemeingültiges enthalte, ohne bestimmtere Spuren eigenen Erlebens, gäben diese Gedichte, zu denen Johannes Brahms so herrliche Kompositionen geschaffen hat, von einer ernsten, hoffnungslosen Jugendliebe des Dichters Kunde, wie denn gerade Groths hochdeutsche Gedichte mit seinem Herzblut geschrieben seien. Als dann der Dichter reichen Ersatz in seiner späteren Gattin Doris Finke, einem stattlichen, hochgebildeten und weltgewandten Mädchen fand, da strömte, wie früher sein Leid, so jetzt sein Glück wiederum in hochdeutschen Versen aus, die aber erst 1892 mit den Gesammelten Werken in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. — Zwei Briefe Schillers an die bizarre Charlotte von Kalb, die Freundin Hölderlins und Jean Pauls, die den Dichter eine Zeitlang durch ein feineres Verständnis seines Wesens beglückte, veröffentlicht Carl Alt aus den Schätzen des weimarischen Archivs. Der eine vom 1. Oktober 1793 aus Ludwigsburg in Schwaben datierte ist bemerkenswert, weil er ein Urteil Schillers über den jungen Hölderlin enthält. Schiller sagt über Hölderlin, den er als Hofmeister für den Sohn der Frau von Kalb empfiehlt: „Seinen Sitten giebt man ein gutes Zeugnis; doch völlig gesetzt scheint er noch nicht, und viele Gründlichkeit erwarte ich weder von seinem Wissen noch von seinem Betragen. Ich könnte ihm vielleicht hierin Unrecht thun, weil ich dieses Urteil bloß auf die Bekanntschaft einer halben Stunde und eigentlich bloß auf seinen Anblick und Vortrag gründe." — Die historischen Daten über Sarah Marlborough, die mächtige Favoritin der Königin von England und Gattin des großen englischen Heerführers, sammelt ein Essai von Heinrich Meisner. Ihre Gestalt lebt bekanntlich in Scribes Intriguenlustspiel „Ein Glas Wasser" noch jetzt auf unseren Bühnen fort, dessen Handlung ziemlich getreu den historischen Vorgängen entspricht. Nachdem es den Tories 1710 gelungen war, mit Hilfe der jungen Abigail Masham die allmächtige Oberhofmeisterin zu stürzen, wurde gegen sie und den Herzog der Kampf in der Oeffentlichkeit fortgesetzt. Jonathan Swift führte den Reigen der litterarischen Gegner, die das Paar zwangen, England zu verlassen, bis es nach dem Tode der Königin einen Teil seines Einflusses unter Georg I. zeitweilig zurückgewann. Zur Abwehr der Schmähschriften und Flugblätter schrieb Sarah ihre Memoiren, die aber nur neue Angriffe herausforderten. Sie überlebte ihren Mann, der bis

zuletzt zu ihr gehalten hatte, um 22 Jahre und starb vereinsamt und vergessen 1744.

Zeitschrift für Bücherfreunde. III, 1. „Die Auslagen der deutschen Buchhandlungen haben ihr Aussehen in verhältnismäßig kurzer Zeit fast vollständig verändert. Früher waren sie ernst und düster, jetzt sind sie ernst und farbenfreudig geworden; früher boten sie nur Lesestoff, jetzt gewähren sie den Anblick einer kleinen Gallerie, in der die verschiedensten Künstler, die mannigfachsten Stilrichtungen vertreten sind." Mit dieser Feststellung leitet W. von Zur Westen eine von 15 Illustrationen begleitete Studie über den künstlerischen Buchumschlag in Deutschland ein. Das Verdienst, die Bewegung zugunsten einer künstlerischen Ausgestaltung des Buchumschlags vor etwa 5 Jahren in Fluß gebracht zu haben, komme A. Langen in München zu, seitdem hätten sich auf diesem Gebiete noch besonders S. Fischer, Schuster & Loeffler, Fontane & Co., Eugen Diederichs u. a. ausgezeichnet. Einen weiteren Anstoß gab die Plakatbewegung mit ihren zahlreichen Wettbewerben, sowie das Auftreten der münchner „Jugend" mit ihren nach amerikanischem Muster wechselnden Titelblättern. Vorherrschend war hierbei das Streben, durch leuchtende Farben oder starke Stilisierung eine auffallende Wirkung zu erzielen. Nach Zur Westens Meinung wäre diese Uebertragung des Plakatprinzips auf den Buchumschlag zu verwerfen; er glaubt, daß „unser Publikum durch einen plakatmäßigen Umschlag nicht nur nicht zum Ankauf des Buches veranlaßt, sondern eher abgeschreckt wird." Das Umschlagbild solle auch nicht die Illustration irgend einer sensationellen Szene des Buches darstellen, sondern dem Gesamtinhalt des Buches angepaßt sein und in einem dekorativen Blatte etwa durch eine allegorische Komposition den litterarischen Charakter des Buches zum Ausdruck bringen. Als die bedeutendsten Künstler auf dem Gebiete des Buchumschlags seien Fidus (Höppener) und Th. Th. Heine zu bezeichnen, die freilich unter sich den denkbar schärfsten Gegensatz verkörpern: Fidus als Darsteller einer unwirklichen, poetischen Traumwelt, Heine als satirischer Realist mit den bizarren Launen. Als rein ornamentaler Künstler stehe Otto Eckmann obenan. — Von den Kunst- und Bücherschätzen des alten Herrensitzes Holland-House in London, das lange Jahrzehnte hindurch ein Zufluchtsort zahlreicher politischer und litterarischer Liberalen Englands war, erzählt Otto von Schleinitz. Hier verlebte Addison seine letzten Lebensjahre († 1719), an den noch zahlreiche Andenken vorhanden sind. Seit 1767 gehört das Schloß der Familie Fox. Die an Seltenheiten reiche Bibliothek umfaßt 20 000 Bände, unter den Handschriften befinden sich u. a. drei lateinische Originalbriefe Petrarcas, deren einen Schleinitz hier mitteilt, ferner eine vollständige Sammlung von Lope de Vegas dramatischen Werken in der autographischen Niederschrift des Dichters, weiter Manuskripte und Briefe von Savonarola, Voltaire, Katharina II., Byron, Scott, Frau v. Staël, Thomas Moore, Rossini u. s. w. Die Perle dieser Manuskriptsammlung ist die Kopie eines Dramas von Metastasio („Olimpiade") mit der Musik von Pergolese, hergestellt von J. J. Rousseau in der Zeit, da er genötigt war, sich durch derartige Abschriften seinen Unterhalt zu verdienen.

In der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen" (Heft 7) finden sich Charakteristiken von Anton Tschechow (A. von Engelhardt) und Knut Hamsun (E. Brausewetter); in „Ueber Land und Meer" (Nr. 28) ein Feuilleton über Rudyard Kipling von Dr. G. A. Crüwell. — Im „Daheim" (26) wird des Lehr- und Liederdichters Bartolomäus Ringwaldt zu seinem 300. Todestage von Reinhold Hoffmann gedacht. — In der „Rheinisch-Westfälischen Schulzeitung" (26,27), die schon vor einiger Zeit einen Artikel über den katholischen Dichter Wilhelm Smets gebracht hatte (vgl. L. E. Sp. 302), wird der gleiche Gegenstand nochmals ausführlich von Paul Verbeek behandelt. — Ein Beitrag „Zu Goethes Faust" von Carl Weilenbeck in der „Deutschen Bühnen-Genossenschaft" (15) untersucht die Frage: „Welche Bedeutung hat das Vorspiel auf dem Theater?"

Die Frage der Volksbildung, deren Lösung neuerdings eine immer stärker werdende Bewegung sich zuwendet, wird wiederum an verschiedenen Stellen erörtert. In der „Zukunft" (27) beklagt Prof. Anton Menger (Wien) die klaffenden Bildungsgegensätze, die innerhalb der Kulturnationen durch das Studium der klassischen Sprachen erzeugt würden. Während der Volksschulunterricht eine „praktische, sittlich-religiöse Tendenz" habe, sei der Unterricht an den höheren Bildungsanstalten vollständig verweltlicht. Durch diese Grundtendenzen würden höheres und niederes Bildungswesen tief geschieden. Menger verlangt auch für die Volksschule „Verweltlichung", Trennung von Unterricht und Religion, wie sie Frankreich zu seinem Vorteil längst eingeführt habe. Andererseits sei der „veralteten" Vorherrschaft der klassischen Studien im höheren Bildungswesen ein Ende zu machen. — Gleichzeitig giebt eine Studie von Otto Wendtlandt in der „Kritik" (174, 175) eine historische Uebersicht über „Volksbildung und wirtschaftliche Entwicklung". Insbesondere wird die Wichtigkeit einer obligatorischen Fortbildungsschule für das Handwerk betont. — Eine Statistik „Was lesen die wiener Arbeiter?" in der sozialistischen „Neuen Zeit" (29) ergiebt, daß in einer dortigen Arbeiterbibliothek viermal mehr Unterhaltungsbücher, als wissenschaftliche verlangt wurden. Die meistbegehrten Autoren waren der Reihe nach: Rosegger, Zola, Ebers, Anzengruber, Hackländer, Spielhagen. — Daß die Sozialdemokratie für die Volksbildung unfruchtbar sei und ein Lebensinteresse daran habe, die Masse in ihrem Herdenstumpfsinn zu erhalten, sucht ein Artikel über „Volksbildung und Sozialdemokratie" von Erich Mühsam in der berliner Wochenschrift „Das neue Jahrhundert" (29) zu erweisen.

Oesterreich.

Mitteilungen des österreichischen Vereines für Bibliothekswesen III. Ein Aufsatz von Heinrich v. Lenk „Ueber den Realkatalog der k. k. Hofbibliothek" (in Nr. 1) führt in die nicht uninteressante Geschichte dieser berühmten und durch die vielen Unika und Handschriften für Gelehrte aller Länder in betracht kommenden Bibliothek ein, deren Gründung noch in das Jahr 1440 unter Friedrich III. fällt, und die als Bibliotheca Caesarea oder Palatina von Reisenden und Fremden, die nach Wien kamen, viel gerühmt worden ist. In den Sechziger- und Siebzigerjahren unseres Jahrhunderts in manchem verwahrlost, ist seit der Ernennung des Philologen Hartel und später des Historikers v. Zeißberg zum Direktor der Sammlung viel für diese gethan worden, besonders was Liberalität und Erleichterung in der Benutzung anlangt. Ein wesentliches Hilfsmittel wird der seit mehreren Jahren in Angriff genommene Realkatalog bieten, über dessen Anlage Lenk sich eingehend verbreitet, dessen Vollendung aber wohl noch lange Zeit in Anspruch nehmen dürfte. Als Anhang ist dem Hefte eine äußerst wertvolle Arbeit Alexanders von Weilen beigegeben: eine Bibliographie der in den Jahren 1629 bis 1740 am wiener Hofe zur Aufführung gelangten Werke theatralischen Charakters und Oratorien, ein Verzeichnis, durch das desselben Verfassers „Geschichte des Wiener Theaterwesens von den ältesten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater" eine gewichtige Stütze erhält.

Die Wage. In einer kürzlich erschienenen Schrift „Die Don Juan-Sage im Lichte biologischer Forschung" hatte der dorpater Anatomieprofessor A. Rauber einem Zug der Mode, der Verquickung von Medizin und Litteraturgeschichte, folgend, den Versuch gemacht, die Don Juan-

Sage vom Standpunkte biologischer Forschung zu betrachten.*) Seine „Untersuchungen“ gipfeln in dem Satze: Polygamie, Polyandrie, Agamie, Hetärismus und Don Juantum sind innerlich hohle, ungerechte, biologisch-verwerfliche und unhaltbare Geschlechtsunordnungen. Jedem Manne sei von der Natur ein Weib, jedem Weibe ein Mann gewährt. In Nr. 14 wirft Rudolph Lothar aufgrund statistischen Materiales diese haltlosen Ausführungen über den Haufen, ergänzt die Aufzählung der poetischen Verkörperungen dieser Sage durch den Hinweis auf den auch in Engels Bibliographie fehlenden „Don Juan de Marana“ von Alexander Dumas Vater, auf Jean Aicards „Don Juan du XIX. siècle“, auf Baudelaire und andere Dramen und Pantomimen der Jungfranzosen, die immer wieder in den Zauberbann des vielgeliebten Cavaliers gezogen werden. Was sie anregte, sei dieselbe Strömung, die in Nietzsches Uebermenschen einen Ausdruck fand; die Tyrannei des Adels, die sich auch in Don Juan verkörpert sieht, sei nihilistisch und anarchistisch im nietzschischen Sinne.

Wiener Rundschau. Gabriele d'Annunzios jüngstes Werk, die Tragödie „Sogno di un tramonto d'autunno“ (Heft 10) wird von Anton Cippico stark gerühmt. Er findet in diesem „Traume“, der die Rache einer venetianischen Dogaressa an ihrer jüngeren Nebenbuhlerin, deren Schicksal, Schönheit und Ende erzählt (der italienische Litteraturbrief in Heft 7 des „L. E.“ hat darüber berichtet) und der in der Hauptszene an eine ähnliche aus Pierre Louys „Aphrodite“ erinnert, eine der „wunderbarsten tragischen Konzeptionen, ein hehres, in übermenschlicher Kunstform ausgedrücktes Symbol des stets von uns gekämpften Kampfes um die Schönheit, die einzige Göttin“. — Dem österreichischen Maler Hans Schwaiger widmet Anton Lindner eine eingehende und charakteristische Studie.

Die Zeit. Als ein gründlicher Kenner Shakspeeres und der Shakspeerelitteratur erweist sich der belgische Künstler Ferdinand Khnopff in dem Aufsatze „Hamlet in England“ (Nr. 235). Er zählt eine Reihe der entlegenen Studien und Bücher auf, die seit einem Jahrhundert sich mit der Person Shakspeeres beschäftigen, zeigt, wie die so viel verlachte Philologenforschung, die jedem Detail, jeder Einzelheit aus des Dichters Leben nachspürt, unbedingt notwendig sei, um die „Baconhypothese“ zu widerlegen. Ein immer wiederkehrendes Ziel der Forschung war es, Shakspere in seinen Gestalten und Helden wieder zu erkennen. Hyppolite Taine will Shakspere mit Hamlet identifizieren, während die Mehrzahl der deutschen Kritiker behauptet, daß Heinrich V. diejenige Gestalt sei, die am meisten Aehnlichkeit mit dem Dichter selbst aufweise. Man verständigte sich, indem man versicherte, Heinrich V. verkörpere den Frühling, Hamlet den Herbst in Shakspeeres Leben. Um Shakspere, das Bild seines Wesens zu sehen, hat man immer wieder in Büchern und auf der Bühne Hamlet studiert. Die Darstellung berühmter Schauspieler ist für die Auffassung des Dramas vielfach maßgebend gewesen. Auf der englischen Bühne haben sich zwei scharf geschiedene Hamlettypen entwickelt; der Hamlet des Richard Burbadge, der in Tailor, Hart, Betterton fortlebt und der des David Garrick, der der klassische Typus der Hamletdarstellung geblieben ist. — Im folgenden Hefte (236) nimmt zu dem interessanten Thema der Bücherautodafés R. Harzen-Müller (Berlin) das Wort und erzählt unter Heranziehung eines zeitgenössischen Berichtes von der am 2. Mai 1668 unter Beobachtung des vorgeschriebenen Zeremoniells stattgefundenen Verbrennung des Buches: „Memoria belli Ungarico-Turcici autore Joannae Henrico Andler Argentoratensi. Massiliae 1665.“ Der Grund für diese „wohlverdiente Buchvertilg- und Verbrennung“ war der, daß der „ehrvergessene Plackschmeißer das gut- und sanftmütige und barmherzige Erzhaus Oesterreich samt seinen vortrefflichen Kriegshelden zu verschimpfen sich unterstanden“. An gleicher Stelle widmet Gustav Kühl den „Lyrischen Vorträgen“, die Richard Dehmel in Berlin gehalten hat, ein weitausholendes Referat, und Rudolf Christoph Jenny spricht unter dem Titel „Ein litterarischer Kampfruf aus den Tiroler Bergen“ über den hier schon wiederholt erwähnten, von Hugo Greinz und Heinrich von Schullern herausgegebenen Musenalmanach „Jung-Tirol“.

Arthur L. Jellinek.

*) Angekündigt wird soeben von demselben Verfasser: „Die Medea des Euripides im Lichte biologischer Forschung“ (Leipzig, Arthur Georgi). D. Red.

Deutsche Schweiz.

Aus den letzten Heften der illustrierten Halbmonatsschrift „Die Schweiz“ sind einige Beiträge biographischer Natur hervorzuheben. In Heft 23 schildert Dr. Waser unter dem Titel „August Weckesser, ein schweizerischer Maler“, das Leben und Schaffen dieses vor wenigen Monaten in Rom, wo er über 40 Jahre weilte, verstorbenen Künstlers unter Beigabe zahlreicher Reproduktionen seiner Bilder. Weckesser, der 1821 zu Winterthur geboren war und seine Ausbildung vornehmlich in München erhielt, befaßte sich hauptsächlich mit Geschichtsmalerei; seine Stoffe entnahm er gern der Schweizergeschichte. Am bekanntesten von seinen Historienbildern ist „Zwinglis Tod bei Kappel“. Daneben pflegte er auch das Genrebild (meist italienische Sujets). — An Horace Benoit de Saussure, den berühmten schweizerischen Naturforscher und, wie Cuvier sagt, den „eigentlichen Begründer der modernen Geologie“, erinnert anläßlich des 100. Todestages (22. Januar) des Gelehrten eine biographische Skizze in Heft 25. Die wissenschaftlichen Verdienste Saussures werden aufgezählt und mit Recht auf den litterarischen Einfluß hingewiesen, den die mehrbändige Reisebeschreibung „Voyage dans les Alpes“ für die Aufnahme der alpinen Poesie in der französischen Litteratur ausübte. Die Legende, daß Saussure, dessen Denkmal sich in Chamounix erhebt, der erste Besteiger des Mont Blanc gewesen sei, wird richtig gestellt. Der Berg wurde zuerst von zwei Savoyarden bezwungen, die Saussure bei der Besteigung des Berges begleiteten. — Dasselbe Heft enthält auch einen biographischen Artikel (mit Portrait) über einen andern schweizerischen Naturforscher, den als Professor der Botanik an der berliner Universität wirkenden Geheimrat Simon Schwendener zu dessen 70. Geburtstag (11. Februar). Schwendener war ursprünglich Lehrer. Seit 1879 wirkt er in Berlin. — Die Zahl der Nekrologe über C. F. Meyer wird noch durch einen nachträglichen, biographisch gehaltenen Aufsatz von Lina Frey über den Verstorbenen vermehrt, der in Heft 26, dem Schlußheft des 2. Jahrgangs der Zeitschrift, erschien.

Zürich. *W. Bolza.*

Frankreich.

Die Revue de Paris läßt es sich angelegen sein, in jedem ihrer Hefte die brennendsten Zeitfragen zu behandeln. Deshalb bringen auch ihre Inhaltsverzeichnisse jedesmal Gegenstände von größter Aktualität. Im ersten April-Heft befinden sich zwei Artikel, die „Das Recht der Minderheiten“ betitelt sind. Der erste ist, in etwas abgeänderter Fassung, die Diatribe, die Georg Brandes über die Dänen in Schleswig im kopenhagener „Tilskueren“ gebracht hat. Der zweite behandelt die Zustände in Finland und stammt aus der Feder von Frau Bernardini, der vorzüglichen Skandinavienkennerin. Er bringt zwar nur Thatsachen, ist aber deshalb wichtig, weil er im russenfreundlichen Frankreich eine Bewegung zugunsten der unterdrückten Finen einleiten soll, eine Bewegung, an deren Spitze sich Ernest Lavisse gestellt hat. — Im zweiten April-Heft steht ein langer, sehr vertiefter Aufsatz von Viktor Bérard über „Das protektionnistische England“. Der Verfasser zeigt, wie Handel und Industrie in England, nachdem sie 1872 ihren Höhepunkt erreicht hatten, seitdem abgenommen haben, und wie nach und nach Großbritannien aufgehört hat, der große Lagerplatz für den Zwischenhandel der Welt zu

sein. Dies habe zwei Gründe: zuerst die Durchbohrung des Suezkanals und dann den großartigen Aufschwung Deutschlands. Um dem abzuhelfen und der deutschen Konkurrenz zu widerstehen, meint Bérard, sei eine durchgängige, hauptsächlich moralische Reform im Innern des Landes nötig. — Dasselbe Heft bringt einen vorzüglichen Aufsatz von Georges Lecomte über die „Renaissance der Medaille". Erst seitdem das Monopol der Prägung durch die pariser Münze aufgegeben wurde, konnte die herrliche Künstlerschule, die jetzt in Frankreich besteht, sich individuell entwickeln. Jetzt sind ihre Erzeugnisse in allen Händen. Die Silberstücke von Roty, die Kupfermünzen von Daniel Dupuis sind seit dem vorigen Jahre im Verkehr, und kürzlich wurde die interessante Serie durch ein Goldstück von Chaplain ergänzt.

Der großartige Erfolg, den neulich Paul Adam mit seinem Romane „La Force" — ein Buch von dem hier noch die Rede sein wird — erzielte, veranlaßt Jules Case in der Nouvelle Revue vom 1. April, auf das Gesamtwerk des jungen Dichters näher einzugehen. — Im folgenden Hefte (15. April) geben die aktuellen Kassationshofgeschichten dem General Rebillot Gelegenheit, unter dem Titel „Un Chambre criminelle en 1785" lang und breit auf den berühmten Halsbandprozeß zurückzukommen. Aus dieser alten Geschichte möchte er für das heutige Frankreich „eine nützliche Lektion" ziehen.

In der Revue Bleue vom 1. April versucht Alfred Fouillée die Persönlichkeit und die Philosophie Friedrichs Nietzsche zugunsten des vor etwa zehn Jahren verstorbenen Philosophen Maurice Guyau (übrigens sein natürlicher Sohn) zu erniedrigen. Leuten, die Nietzsche kennen, wäre ein solcher Vergleich nie eingefallen, und wenn man weiß, wie Nietzsche selbst Guyau in Ehren hielt, so erscheint dies verächtliche Gebahren zum mindesten geschmacklos. — Im folgenden Hefte dieser Wochenschrift bespricht Maurice Spronck die Wahlsitten im heutigen Frankreich und Emile Faguet nimmt den alten Vergleich von Auguste Comte mit Stuart Mill wieder auf. — Reizend ist die sehr warm geschriebene Notiz von Ernest Tissot über die Kaiserin von Oesterreich und die Dichter (15. April). „Sie liebte die Bücher, wie man sie lieben muß, egoistisch, des Vergnügens wegen, das sie bereiten, und nicht um des Ruhmes willen, den sie davon hoffen konnte."

Die Revue Blanche vom 1. April teilt acht ungedruckte Briefe von Stendhal (Henry Beyle) mit. Eine interessante Gabe, da Ungedrucktes von Stendhal immer seltener wird. Remy de Gourmont fährt in seinen „Studien über die französische Sprache", die er demnächst in Buchform vereinigen wird, fort. Zahlreiche Beispiele belegen den Ausspruch, daß die Sprache des Volkes oft besseres Französisch ist, als diejenige der Grammatiker. Das selbe Heft veröffentlicht die Fortsetzung des sonderbaren Romans von Hugues Rebell „La Câlineuse".

Jules de Gaulthier beginnt im April-Heft des Mercure de France eine längere Artikelserie, die sich „Von Kant bis Nietzsche" betitelt. Der erste Teil behandelt den „Lebensinstinkt" und geht näher auf die in „Jenseits von Gut und Böse" ausgedrückte Meinung Nietzsches ein, daß die Lüge der Wahrheit vorzuziehen sei, für den Fall, daß sie lebenserhaltend ist. — Die englische Litteratur nimmt in dieser Zeitschrift immer einen bedeutenden Raum ein. Sie hat kaum die Veröffentlichung von H.-G. Wells' „Times Machine" beendet, eines Romanes, der ziemliches Aufsehen gemacht hat, und bringt jetzt eine neue Erzählung desselben Verfassers „Die seltsame Orchidee". Mit Ergriffenheit lesen wir den letzten Teil des unvollendet gebliebenen Romans von Jean de Tinan „Aimienne". Dieser junge Poet starb mit 24 Jahren, ohne den Höhepunkt seines Schaffens erreicht zu haben.

Der Inhalt der Humanité Nouvelle ist immer sehr reichhaltig, aber es sind lose zusammengeworfene Artikel, die ebenso oft wenig Wert als wirkliches Interesse haben, Uebersetzungen aus allen möglichen Sprachen und von den obskursten Leuten. Ein wichtiger Aufsatz von Cesare Lombroso über „Die Rasse in der Aetiologie des Verbrechens" eröffnet jedoch das letzte Heft (10. April). Felix Regnault spricht von der jämmerlichen Banalität der modernen Begräbnisse, und Domela Nieuwenhuis reißt zum soundsovielten Male die deutschen Sozialisten herunter.

Im 2. Aprilheft der Revue des Revues plaudert Albert Cim über das Verhältnis zwischen Autoren und Verlegern in Frankreich und untersucht u. a. die Frage, ob es vorteilhaft für einen Autor sei, alle seine Bücher ein und demselben Verleger zu geben. Zola, Coppée, Loti, Bourget, Prévost, Ohnet u. a. haben nur einen einzigen Verleger, Daudet dagegen liebte es zu wechseln, und ging bald zu Flammarion oder Dentu, Lemerre oder Charpentier. Seinem Beispiel folgten Theuriet, Claretie, Mendès, Silvestre, Le Roux u. a. Seltener ist heute der Selbstverlag, den in Frankreich — wie in Deutschland Wilhelm Jordan — Michelet, Viktor Hugo, Lamartine für nützlich hielten. Das Verhältnis zwischen Autoren und Verlegern litt von jeher unter dem Mißtrauen der ersteren: namentlich bestand und besteht der Argwohn, daß der Verleger größere Auflagen druckt, als verabredet ist, wiewohl Cim aus triftigen Gründen diesen Fall für äußerst selten hält. Wiederholt hat man als Auskunfts- und Kontrollemittel einen staatlichen Bücherstempel vorgeschlagen, doch war die Gegnerschaft der Autoren selbst dafür zu stark. Auch zahlreiche andere Vorschläge erwiesen sich in der Praxis als unzureichend, auch eine ganze Reihe von genossenschaftlichen Organisationen der Autoren ging in die Brüche. Augenblicklich ist wieder eine derartige Vereinigung, die „Association des auteurs-éditeurs" in der Bildung begriffen, die den Verlag ihrer Mitglieder selbst betreiben und dafür eine neue Methode im Verkehr mit den Sortimentern anwenden will.

Paris. *Henri Albert.*

Holland.

Man kann kaum irgend eine holländische Zeitschrift aufschlagen, ohne daß man auf einen Artikel stößt über das Thema: „Die Liebe in der Frauenfrage". Anna de Savornin Lohman hat vor zwei Monaten unter diesem Titel eine Kampfbroschüre in die Welt geschickt, die sich gegen den feministischen Tendenzroman „Hilda von Suylenburg" von Frau Goekoop richtet. Fräulein Lohman nimmt in ihrer Broschüre mit einer anerkennenswerten Offenheit Partei gegen die von Frau Goekoop vorgetragenen Emanzipationsbestrebungen, so weit diese die Emanzipation vom Manne fordern und verficht den Grundsatz, den sie bereits in ihrer Novelle „Het eenzig Noodige" dichterisch durchgeführt hat: ohne die Liebe des Mannes giebt es für eine Frau kein dauerndes Glück, keine dauernde Befriedigung. Wenn man bedenkt, welches Aufsehen „Hilda von Suylenburg" in Holland gemacht hat, so wird man es begreiflich finden, daß die Schrift von Fräulein Lohman die Federn Berufener und Unberufener in Bewegung gesetzt hat, die nun das ergiebige Thema für und wider nach allen Seiten beleuchten. Während der geistvolle Frans Netscher in der „Hollandsche Revue" eine Lanze für Fräulein Lohman bricht, bringt der „Gids" einen Artikel von J. N. van Hall, der die Broschüre in Grund und Boden donnert. — In derselben Nummer des „Gids" findet sich ein sehr belangreicher und gründlicher Artikel von Dr. L. S. Meyer: „Psychiatrische Betrachtungen über das Gefängnis und seine Bewohner", in dem an der Hand eines reichen statistischen Materials nachgewiesen wird, daß ein ganz bedeutender Prozentsatz der Gefangenen von Natur aus psychisch anormal ist. — In den „Vragen van den Dag" widmet Dr. C. Hille Ris Lambers dem Grafen Leo Tolstoi einen längeren Artikel, der gerade jetzt, wo der neue Roman Tolstois viel von sich reden macht, Beachtung verdient. — Dr. A. Coomans de Ruiter

erzählt uns im „Tijdspiegel" interessante Beobachtungen über „Konstantinopel und seine Eunuchen". Die Zahl der in Konstantinopel befindlichen Eunuchen schätzt Dr. Coomans auf nur rund eintausend. Die Eunuchen nehmen vor den übrigen Dienern eine bevorzugte Stellung ein, brauchen keinerlei Arbeit außer dem Haremsdienst zu versehen, sind im allgemeinen geachtet und angesehen und selber mit ihrem Geschick durchaus nicht so unzufrieden, wie man sich oftmals vorstellt. Die leichte Arbeit, viel freie Zeit, das gute Leben und der Koran trösten sie über ihr Los leicht hinweg. — In „De jonge Gids" findet sich nicht viel Belangreiches. Auch die kleine dramatische Skizze „Der Unbekannte" von Heyermans, dessen Schauspiel „Ghetto" in Amsterdam noch allabendlich volle Häuser macht (s. „Bühnenchronik") zeichnet sich durch nichts aus. — Der „Nieuwe Gids" nimmt es in Bezug auf Reichhaltigkeit wie Gediegenheit der Artikel ebensowenig wie der „Jonge Gids" mit dem alten „Gids" auf. Die „Kurze Geschichte der holländischen Dichtkunst seit 1880", die sich im Märzheft findet, ist eine Verhimmelung der Nieuwen Gidser und fällt höchstens auf durch die Einseitigkeit des Urteils. Auch die Besprechung, die Willem Kloos dem neuesten Werke von Couperus, „Psyche" widmet, mutet seltsam an. Für Kloos war Couperus nur der Verfasser von „Eline Vere". Alle späteren Werke des Dichters waren ihm nur eine große Enttäuschung. Erst mit „Psyche" habe Couperus wieder „seinen Rang als wahrer Künstler sich erobert, eine That von seltener Bedeutung vollbracht!"

den Haag. *Piet Onbekend.*

Ungarn.

Das Aprilheft der Monatsschrift „Budapesti Szemle" (Budapester Rundschau) wird eingeleitet durch ein überaus lebendiges Porträt von Sonja Kowalewska, der bedeutenden russischen Dichterin und Gelehrten; August Heller malt die interessante Frau in ihrer ganzen geistigen Hoheit, ohne die weiblich kleinen Eigentümlichkeiten ihres Wesens zu verleugnen oder zu beschönigen, und läßt die eindrucksmächtige Gestalt vom Hintergrunde ihres ob auch kurzen, doch reich bewegten Lebens sich abheben. In demselben Heft finden sich feinsinnige Würdigungen von Anton Rados neuem Buche „Lieder und Geschichten", von Angelo de Gubernatis „La Roumanie et les Roumains", von den durch Johannes Bolte herausgegebenen „Kleineren Schriften" des Märchenforschers Reinhold Köhler u. a.

Im Januarheft des offiziellen „Akadémiai Értesitö" (Akademischer Anzeiger) liest man die Gedenkrede Julius Varga's auf Jakob Pólya, einen der hervorragendsten volkswirtschaftlichen Schriftsteller Ungarns, der seiner Nation nicht allein bedeutende Eigenwerke auf seinem Gebiete gab, sondern auch die sozialpolitischen Kleinodien der englischen und deutschen Litteratur in geradezu klassischer Art vermittelte. Das Heft enthält auch den Akademie-Vortrag von Elemér Varju über seinen Fund in der Batthyányschen Bibliothek zu Weißenburg (Siebenbürgen), den sogenannten „Weißenburger Kodex", den der Entdecker als das älteste bekannte ungarische Gedicht hinstellte, eine Ansicht, die seither in verschiedenen Zeitschriften hart bekämpft wurde. Der monumentalen Rede Julius Paulers am Sarge des Historikers Alexander Szilágyi folgt im Februarheft des „Akad. Ért." eine Abhandlung über „die Aufgaben des neuen großen Wörterbuches" von Julius Zolnay und eine kleine Plauderei Alexander Kegl's vom „persischen Volkslied".

Im ersten diesjährigen Hefte der „Litterarhistorischen Mitteilungen" der Akademie (Irodalomtörténeti Közlemények) vermittelt Benedikt Csaplár in dem „Projekt Alexius Horányis" eine hochinteressante kulturhistorische Ausgrabung: das Statut für eine Art politisch-sozialer Akademie, datiert vom 10. des Pfingstmonds 1779, die wohl das Attribut „patriotisch" im Titel führen, sich aber doch von allem Chauvinismus frei halten und nach § 7 den Mitgliedern die litterarische Arbeit in allen europäischen Sprachen gestatten sollte. Instruktive Streiflichter auf dunklere Kapitel der nationalen Litteratur werfen die Mitteilungen von Josef Koncz' „Johann Szalárdis unedierte Briefe", von Ladislaus Czékus, „Aus Paul Jászais litterarischem Nachlaß" und von Dr. Samuel Borovßky, der unter dem Titel „Debrecziner Schriftsteller" neue biographische Daten über einzelne Litteraten, darunter auch den großen Volkslyriker Michael Csokonai beibringt. Emerich Benkó teilt zwei reizende kleine Fabeln und ein poetisches Impromptu des berühmten Dichters Andreas Fáy mit, gefunden im Nachlaß eines Landgutsbesitzers, Namens Abraham Szüts, der in seiner Jugend sich auch der schönen Litteratur genähert, einige Gedichte von Matthisson und Herder in seine Muttersprache übertragen und mit Fáy Freundschaft geschlossen hatte.

Der weißenburger Manuskriptfund (s. oben) des jungen Palaeographen Elemér Varju hat an Wert nichts dadurch verloren, daß Cyrill Horváth in „Magyar Kritika" überzeugend darthat, daß man es hier mit Randbemerkungen zu dem Inhalte des betreffenden lateinischen Codex zu thun hat, worin sie verzeichnet wurde, eine Auffassung, der im ersten Hefte der „Philologischen Mitteilungen" („Nyelvtudományi Közlemények") auch deren Redakteur Joseph Szinnyei Ausdruck giebt. Gedeon Petz bespricht in begeisterter Weise die dritte Auflage der „Prinzipien der Sprachgeschichte" von Hermann Paul, Professor der deutschen Philologie an der Universität München, und die deutsche Zeitschrift „Indogermanische Forschungen", ein erfreulicher Beweis, daß der chauvinistische Dämon, der sich im politischen Leben Ungarns jetzt so breit macht, in Wissenschaft und Litteratur doch noch kein Bürgerrecht erlangt hat.

Alexius Benedeks litterarische Halbmonats-Revue „Magyar Kritika" (Ungarische Kritik) erscheint erst im zweiten Jahrgange und nimmt doch schon unter den ungarischen Zeitschriften einen hervorragenden Rang ein. Der Redakteur verficht das Prinzip vollster Ueberzeugungstreue, und so giebt sein Blatt ein wohl individuelles, aber in seiner Art durchaus echtes Spiegelbild der litterarischen Produktion in Ungarn. In Nr. 7 (vom 1. Januar) macht Benedek im leitenden Aufsatz alles Ernstes den Vorschlag, daß Schriftsteller und Verleger zusammentreten und gleich den bildenden Künstlern Weihnachtsausstellungen ihrer Werke veranstalten mögen; daß hierdurch wirklich die Kauflust angeregt werden würde, ist sehr wahrscheinlich. Solchen, den Leiden und Freuden des schriftstellerischen Lebens entwachsenen Betrachtungen begegnet man nicht selten in der Zeitschrift, die überdies allen neuen Früchten am Baume der ungarischen Litteratur Aufmerksamkeit zuwendet. Auch deutsche Arbeit findet gerechte Würdigung; so begegnen wir einer geradezu begeisterten Anzeige von Herman Grimms „Leben Michelangelos". In demselben Hefte findet sich auch als Probe eines unter der Presse befindlichen Werkes „Shakspeares Leben und Werke" von Paul Rakodczay ein Kapitel „das Problem Richard III", eine feine psychologische Analyse der merkwürdigen Werbungsscene am Sarge.

Des Dichters Josef Kiß „Woche" (A Hét) wendet der nationalen Litteratur weniger Aufmerksamkeit zu, als man bei der Stellung des Herausgebers in dessen vaterländischem Schrifttum erwarten sollte. Satyrische Feuerwerke, deren Fronten gelungene Karikaturen der politischen und sozialen Zustände aufleuchten lassen, beherrschen die Zeitschrift. Aber da und dort stößt man auch auf manches Juwel litterarischer Kritik oder feiner Charakteristik der dichterischen Psyche neben Proben der modernen ungarischen Dichtung in Vers und Prosa. In Heft 6 liest man eine, ins Allgemeine ausgeweitete, die wesentlichen Züge der Frauenschriftstellerei klar legende Würdigung der Erzählungen der Frau Otto Hermann („Er war ein Mensch"); Heft 7 beschert in meister-

licher Nachdichtung von Andreas Szabó einen köstlichen, wenig gekannten Dialog in Versen „Verleger und Poet“ von Alexander Puschkin, worin das Verhältnis dieser Beiden zu einander und zum Publikum mit einer Dialektik abgehandelt wird, die an das Vorspiel auf dem Theater erinnert, das so unvergleichlich in Goethes „Faust“ einführt; Heft 8 bringt an der Spitze die poetische Antrittsvorlesung des jungen Lyrikers Emil Makai in der Petöfi-Gesellschaft; in Heft 9 sind die ersten Blüten eines sehr jugendlichen Erzählers, Franz Molnár als Verheißungen mit zärtlicher Strenge in Augenschein genommen; einer Studie über Ulrike Levetzow, Goethes letzte Angebetete, begegnen wir in Heft 11, prächtigen Marc Twainianas in den Heften 12 und 13.

„Magyar Géniusz“ (Ungarischer Genius) ist seit dem Eintritte des energischen Johann Hock, eines Pfarrers und Abgeordneten, der seine Predigten und Parlamentsreden am liebsten vor Künstlern und zu Kunstfreunden hält, und dessen Lieblingsthema die Kunst ist, in die Redaktion das offizielle Organ der ungarischen Kunstmoderne. Hock verkündet seine ästhetisches Neuevangelium mit Ueberzeugtheit, und man liest da manches Kernwort. In den letzten Heften finden sich eine kritische Porträtskizze des berühmten englischen Kunstbetrachters John Ruskin von Dr. Isidor Makcziányi und Kritiken über das schon oben erwähnte Buch der Frau Otto Hermann, die höchst individuellen „Theater-Eindrücke“ von Dionys Szüry, das herrliche kleine Versdrama „Kains Tod“ von Heinrich Lenkei und den eigenartigen Novellenband „Hochzeitsreise zu Dreien“ von Nikolaus Rózsa.

Wien. *Heinrich Glücksmann.*

Serbien-Kroatien.

Das neuerschienene Kampfblatt der serbischen Moderne, „Omladina“ (Jugend), führt sich mit dem ersten Hefte durch Uebersetzungen von Gedichten Ibsens, Verlaines und Liliencrons sehr günstig ein. So weit das erste Heft ein Urteil ermöglicht, geht ein frischer, kräftiger Zug durch das neue Unternehmen. So bringt es unter anderem Essais über Ibsen und Hauptmann, wobei ganz besonders dem letzteren hohe Bewunderung gezollt wird. Feine Bemerkungen enthält ein Aufsatz über den italienischen Tragöden Ermete Zacconi, dessen Auffassung des König Lear sich dem Essaiisten als Verkörperung der Tragödie des Alters darstellt. Ueber die moderne kroatische Lyrik wird mit sehr herben Worten geurteilt, und ganz besonders der Herausgeber des „Novi vijek“ (Neues Jahrhundert) Tresić-Paričić, der als Lyriker eine führende Stelle einzunehmen prätendiert, angegriffen. — In seinem obengenannten Blatte (IV, 5) bespricht Tresić-Paričić seinerseits die Fehler in der Entwickelung der kroatischen Litteratur und beklagt den übergroßen Einfluß der Decadence auf die kroatische Moderne, wie sich das ganz besonders in dem unlängst erschienenen Gedichtband: Symphonien von Vladimir Jelovšek zeigte, der ganz in den Wegen des deutschen Lyrikers Paul Ernst (?) wandle. Ueberhaupt wirft er den jungkroatischen Lyrikern ihre Unselbständigkeit vor und bezeichnet ihre Lyrik als Nachempfindung deutscher Moderne, die wieder den Anstoß von den Franzosen empfangen habe. — Eine recht beachtenswerte Erscheinung, auch vom litterarischen Standpunkte aus, ist der von dem Verein bildender Künstler anläßlich der ersten Ausstellung herausgegebene „Hrvatski Salon“ (Kroatischer Salon, 4 Hefte), der in der äußeren und inneren Ausstattung dem wiener „Ver sacrum“ nachgebildet ist. Eingeleitet wird das erste Heft von einem Vorworte des bedeutendsten kroatischen Novellisten Sandor-Xaver Gjalski. Ein Beitrag von Ivanov versucht die Ideen der litterarischen Moderne dem kroatischen Publikum naher zu bringen, und entledigt sich seiner Aufgabe in anerkennenswerter Weise. In Kroatien wird gerade jetzt der Hauptkampf zwischen der „Moderne“ und der alteren Litteratengruppe geschlagen, der noch dadurch an Schärfe gewinnt, daß die litterarischen Kämpfe — wie so oft bei kleineren Völkern — in die Politik hinübergreifen.

Wien. *Otto Kraus.*

Bulgarien.

In dem ersten diesjährigen Hefte der „Misl“ macht Andrejtschin das bulgarische Publikum mit Maurice Maeterlinck durch eine Uebersetzung seines „Intérieur“ und eine größere Studie bekannt. In einer philosophisch ästhetischen Abhandlung unter dem Titel „Die Seele des Künstlers“ verbreitet sich der neulich hier gewürdigte Pentscho Slawejkoff über die Psychologie des künstlerischen Schaffens. In einer anderen Studie feiert Slawejkoff Adam Mickiewicz, den unvergleichlichen Sänger und Seher des polnischen Volkes, desses Epos „Pan Tadeusz“ er mit der Ilias vergleicht. In begeisterten Worten stellt er sein Bild dar in seiner ganzen übermächtigen Bedeutung. Mit Recht hebt er an ihm die wunderbare Fähigkeit der Improvisation hervor, jene visionäre Prophetenkraft, wie sie sich nur in der Bibel finde, und im Anschluß daran bemerkt er: „die Slaven besitzen dank ihrer nervösen Organisation und jener mystischen Richtung des Geistes, wie sie in den Werken eines Gogol, Tolstoi, Mickiewicz, Slowacki, Vrchlicky u. a. sich bemerkbar macht, die größte Fähigkeit für solche Improvisationen“.

Weitere Beachtung verdient sodann ein Artikel von K. Krsteff über die Stellung der Litteratur in der bulgarischen Gesellschaft. Da er manche wertvolle Ergänzung zu dem in meinem Bericht über „Das bulgarische Schrifttum“ in Heft 11 in Kürze Gesagten bringt, möchte ich bei dieser Gelegenheit noch einmal mit ein paar Worten auf dieses Thema zurückkommen. Krsteff weist zunächst darauf hin, welchen gewaltigen Umschwung wie im gesamten Leben so auch in der Litteratur die Befreiung des Landes zur Folge hatte, wie eine große Zahl von Fähigen und Unfähigen, und der letzteren mehr, sich plötzlich auf das Feld der Litteratur stürzten, und da sie nichts eigenes und neues zu geben hatten, ihre Aufgabe darin erblickten, die Werke der Freiheitssänger aus der letzten Zeit vor der Befreiung in zweiter und dritter und natürlich verschlechterter Auflage zu erneuern. Zur neueren und neuesten Litteratur übergehend, glaubt Krsteff die Frage: giebt die bulgarische Litteratur ein Bild des bulgarischen Lebens? verneinend beantworten zu müssen, wenn auch einige Ausnahmen zuzugestehen seien, und darin liege auch die Erklärung für das apathische Verhalten des Publikums der litterarischen Bewegung gegenüber. Diese Anschauung ist wohl etwas pessimistisch. Wer rein objektiv und mehr aus der Ferne urteilt, der muß durchaus anerkennen, daß bei den wahrlich ungünstigen äußeren Verhältnissen so viel geleistet wird, wie es in Wirklichkeit der Fall ist.

In der „Blgarska Sbirka“ gedenkt Stefan S. Bobtscheff der verstorbenen Fürstin in warmen Worten, und auch Iwan Wasoff (vgl. Sp. 681), der bisher im Kabinett Stoiloff das Kultusministerium inne hatte, greift nach längerem Schweigen nun wieder zur Feder, um Marie Louise einen poetischen Nachruf zu widmen. — Im „Blgarski Pregled“ (Bulgarische Rundschau) spricht zunächst W. Kntscheff über die immer noch und immer wieder aktuelle makedonische Frage. Nach einem kurzen historischen Ueberblick geht er auf die heutige Lage ein, die Gruppierung und Stärke der verschiedenen Nationalitäten in diesem unglücklichen Lande und ihr Verhältnis zu einander. Am zahlreichsten sind nach seiner Statistik, und darin stimmt er mit Prof. Weigand in Leipzig überein, die Bulgaren vertreten, etwa mit einer Million Seelen, während die Gesamtbevölkerung ca. 2 250 000 beträgt. Der Arbeit ist eine vorzügliche ethnographische Karte beigefügt. — Jurdan Iwanoff behandelt eingehend „Die slavische Gegenseitigkeit (d. h. Panslavismus) in Vergangenheit und Gegenwart“, während Schischmanoff über das Versmaß der süd-

slavischen Epen einige Mitteilungen macht, Filipoff über die Bogumilen, jene altbulgarische Sekte, die Vorläufer und zum Teil Lehrer der westeuropäischen Ketzersekten, Miletitsch über die Pomaken, die mohamedanischen Bulgaren.

Berlin. *Georg Adam.*

Besprechungen

Vom Familienblatt-Roman.

Seitdem sich der Realismus die Bühne erobert hat, haben auch die Romanschriftsteller allmählich darnach getrachtet, ihre Stoffe mehr dem Leben als der Phantasie zu entnehmen und ihre Schilderungskunst nicht nur in den Dienst des Schönen, sondern auch in den des Wahren zu stellen. Das war zwar immer so gewesen: daß große Romandichter keck zugriffen und sich den Teufel um die sogenannte Familien-Censur bekümmerten, vielmehr mit edlem Gleichmut sich alles von der Seele herunterschrieben, wozu ihre Schaffenslust sie unbewußt drängte. Des Cervantes Don Quixote, Manzonis Verlobte, Flauberts Madame Bovary, Fieldings unsterblicher Tom Jones sind solche Säulen der Weltlitteratur, den satten und engherzigen Philistern aufgerichtet zum ewigen Hohne. In Deutschland ist es mit dem Sittenroman schwach bestellt. Das liegt an den äußeren Verhältnissen. Erstens kauft der Deutsche in den seltensten Fällen schöngeistige Bücher, und zweitens wuchern die Lesefutterbeete unter dem Strich und in den Familienblättern so üppig, daß das schöne Wort: „Dem Publikum Konzessionen machen“ die große Mehrheit der deutschen Schriftsteller allgemach davon abgebracht hat, sich gegen die Zumutung zu sträuben, daß der Geschmack der höheren Töchter in populär-litterarischen Dingen maßgebend sein müsse. Der Leser beherrscht den Verleger, der Verleger zahlt, und der Redakteur ist das Sprachrohr, durch das dem Autor die jeweilige auf dem „Markt“ herrschende Stimmung zugetutet wird. Ich selbst könnte in dieser Beziehung ganz erbauliche Dinge zu einem lehrreichen Bändchen vereinigen. Vor Jahren lehnte eine große konservative Zeitung meinen Roman „Ein verschlossener Mensch“ um deßwegen ab, weil der arme Junge den moralischen Sieg über den reichen davontrage, und weil man „leider“ ein bestimmtes Lesepublikum habe, auf das man Rücksicht nehmen müsse. Der Verein für Massenverbreitung guter Schriften in Weimar, der meinen Roman „Irrlichter und Gespenster“ mit großer Majorität des Vorstandes erworben hatte, mutete mir alles Ernstes zu, ich solle „zur Befriedigung der Leser“ einen anderen Schluß machen, was sich nach der ganzen Entwickelung der Charaktere etwa so ausgenommen haben würde, als hätte man einem Menschen die Nase abgeschnitten und sie ihm zur Abwechselung am Hinterkopfe wieder angenäht. Eine weitverbreitete süddeutsche Wochenschrift wollte meinen „Millionenbauer“ zum alleinigen Abdruck erwerben, knüpfte aber daran die Bedingung, es müßte bei der Tochter des reichgewordenen Kossäthen ein gewisser Zustand mehr in Verborgenheit bleiben — ein Zustand, der seit den Zeiten der Legende als ein sehr heiliger betrachtet wird, auf dessen Erscheinen sich jeder zärtliche Gatte zu freuen pflegt, und der überdies in dem vorliegenden Falle unter streng legitimen Verhältnissen erworben wurde. Ich lehnte allseitig dankend ab. Ein anderes Weltjournal in derselben Stadt glaubte meinen bisher noch nicht in Buchform erschienenen Roman: „Warum?“ aus dem Grunde nicht erwerben zu können, weil ein sehr vernünftig denkender Offizier auf die Beleidigung eines Gemütskranken nicht gleich reagirt, ihn vielmehr kühl abfallen läßt. Das Blatt werde von vielen Offizieren gelesen, hieß es, und diese Kreise könnten an der Scene leicht Anstoß nehmen. (!) Die „Kölnische Zeitung“, die doch jedenfalls gut national gesinnt ist, dachte weniger einfältig und erwarb das Werk kurz darauf. Eine berliner Wochenschrift hatte sich lebhaft um das Abdrucksrecht von: „Das Gesicht Christi“ beworben. Nach Vertragsabschluß stellte die Redaktion plötzlich das Ansinnen, ich solle gewisse „gefährliche“ Stellen (halbe Kapitel) ausmerzen resp. umarbeiten. Der Verleger hatte es plötzlich mit der Angst gekriegt. Er träumte nur noch von Religionsverhöhnungen und Staatsanwalt. Ich blieb fest, und er wollte nicht zahlen. Das Gericht war anderer Ansicht. Der Brave mußte das ganze Honorar und obendrein die sehr beträchtlichen Kosten zahlen, ohne eine Gegenleistung dafür zu erlangen. Diese Blumenlese möge genügen.

Neuerdings scheinen einige bedeutende Wochenschriften mit den litterarischen Familientraditionen gebrochen zu haben, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb“. Die höhere Töchter-Versimpelung war selbst in beteiligten Kreisen nicht mehr zu ertragen. Schließlich konnte es doch nicht mehr geleugnet werden, daß die kleinen Kinder nackt ohne Hilfe des Klapperstorches auf die Welt kommen. In dieser Beziehung hat meiner Ueberzeugung nach der moderne Bühnenrealismus sein gut Teil zur Läuterung des sittlichen Geschmackes beigetragen. Zwar ist er erst zur Geltung gelangt, nachdem er sich auf die Schultern der realistischen Erzähler gestellt hatte — aber das Eine ist sicher: er ist von den Brettern herab mehr ins Volk gedrungen, hat von hier aus die weitesten Kreise erfaßt und selbst diejenigen Prüden stutzig gemacht, die bisher der Venus von Milo lebhaft zum mindesten ein Strumpfband gewünscht hatten. Zu den soeben erwähnten Wochenschriften ist ganz besonders „Ueber Land und Meer“ zu rechnen. Seit einiger Zeit paradiert dieses Weltjournal mit einem Autor, der schon durch sein erstes Buch: „Unter Zigeunern“ die Aufmerksamkeit der litterarischen Kreise erregte. In diesem Roman behandelte J. R. zur Megede gewisse Typen des berliner Westens, deren frische Gestaltung besonders angenehm berührte. Um die Fabel bekümmerte er sich nicht viel, dafür bemühte er sich, das rein Gegenständliche ganz besonders, durch sein scharfes Auge gesehen, wiederzugeben, und auch das Psychologische, das schließlich im trivialsten Menschen stecken kann, mit Fleiß unter die Lupe zu nehmen. Man durfte sich mit Recht dieses frischen Talentes freuen und gespannt auf die weitere Entwickelung warten, trotzdem das Episodische in dem Buche fast erdrückend vorherrschte und den rein künstlerischen Genuß einigermaßen trübte. Dann kam „Kismet“, ein Band, in dem die Titelnovelle die leidenschaftliche Tiefe des Erzählers, das Streben des Dichters, sein Werk aus einem Guß zu gestalten, scharf und markant hervortreten läßt. „Quitt“, ein groß und breit angelegter Roman, der langsam und allmählich zum Ziele führt, folgte als dritter im Bunde, und nun liegt wieder ein stattlicher Zweibänder „Von zarter Hand“*) auf dem Büchertisch und fordert das Für und Wider der Litteraturfreunde heraus. Ich habe den Roman aufmerksam gelesen, und soll ich mein Urteil von vornherein in wenigen Worten wiedergeben, so lautet es: das Buch ist die Arbeit eines sehr begabten Schriftstellers, der stark und tief empfindet, leider aber noch zuviel sieht und zuviel hört und darüber die Oekonomie des Kunstwerks außer acht läßt. Wie viele gemalte Bäume noch keine Waldlandschaft geben, sondern erst der sinnliche Eindruck, den der Künstler empfunden hat, uns gewaltsam das Bild aufdrängt, ebensowenig giebt eine Kette von Episoden, sei sie auch reizvollster Art, ein episches oder dramatisches Kunstwerk. Eines der wichtigsten künstlerischen Mittel zum Zweck wird immer das Eine bleiben: Leser oder Zuschauer in die Dinge einzuführen, ohne ihm etwas zweimal schildern oder sagen zu brauchen. In der That ist nichts schwieriger als die Einfachheit, und das berühmte „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, ist die gefährliche Klippe, der Hunderte von weitem schon aus dem Wege steuern wollen, der sie aber leider der

*) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

irrende Strom immer wieder zutreibt. Welch kräftige Gestaltungskraft in diesen megedischen Romanen, was für eine Schilderungskunst in den Straßenbildern, in dem ganzen Milieu, in dem die Menschen sich bewegen, welche Fülle der Charakteristik im einzelnen, aber — welch entsetzliche Breite auch in der Fortspinnung der Ereignisse, in denen hundert Nichtigkeiten sich hundert mal wiederholen! Daß Graf Carén ein unwiderstehlicher Kerl ist, der bei den 6. Ulanen gestanden hat, wird bis zum Ueberdruß oft erwähnt, nicht minder, daß Asta Le Fort grüne Augen hat. Auch daß die alte Erbtante die schmückende Bezeichnung „Schildkröte" führt, bekommt der Leser in wahrhaft unerlaubter Weise einige Dutzend male zu hören. Megede gleicht dem Taucher, der sich vorgenommen hat, in grader Linie in die Tiefe zu schießen, um die Schätze heraufzuholen, auf halbem Wege aber durch blendende Hindernisse festgehalten wird, dabei hierhin und dorthin taumelt und nach langer Mühe erst das Ziel erreicht. Man hat die Empfindung, als sei der Roman von vornherein angelegt, möglichst viel Spalten zu füllen, ohne Rücksicht auf das künstlerische Gewissen. Und das ist recht bedauerlich, um der sonstigen großen Eigenschaften wegen, die Megede als Romandichter auf den Weg seines Strebens mitbringt, — Eigenschaften, die ihn über die meisten sogenannten Unterhaltungs-Schriftsteller erheben und ihn zu einem wirklichen Könner stempeln. Aber wer sich als solcher fühlt, hat die Verpflichtung, stetig an sich selbst zu arbeiten und niemals zu vergessen, daß jede Kunstform — auch diejenige des Romans — ihre bestimmten, zwingenden Gesetze hat. Das Wort ist das Pulver des Dichters, das er nicht unnötig verschießen soll. Man denke einmal darüber nach, wie vorsichtig Daudet in seinem „Fromont" damit umgegangen ist, und wie peinlich Zola es vermeidet, selbst auf vielen Seiten den Begriff des rein Gegenständlichen zu wiederholen. „Weniger wäre mehr gewesen", pflegte der alte Fontane zu sagen.



J. R. zur Megede.

Berlin. *Max Kretzer.*

Romane und Novellen.

Das letzte Glück. Roman von Felix Hollaender. Berlin 1899. S. Fischer, Verlag. Preis brosch. M. 3,50.

Es ist höchst interessant zu beobachten, wie mehr und mehr auch in der gegenwärtigen Romantechnik (im Drama ist es schon seit längerer Zeit Prinzip) der Zug zur großen Linienführung sich durchzusetzen beginnt. Die ewige Kleinstrichelei, das Pitzeln und Tüpfeln, die mannigfaltigen Stimmungsspielereien und Beleuchtungseffektchen konnten zwar gelegentlich ergötzen, aber nicht dauernd befriedigen, weil alles kleine, mag es auch noch so fein sein, ermüdet. Felix Hollaender hatte von vornherein, besonders in „Magdalene Dornis" und „Frau Ellin Röte", eine unverkennbare Begabung für große, einheitliche Wirkungen verraten, woraus sich wohl auch künstlerisch (andere Ursachen sind ja meist unkontrollierbar) der starke Erfolg dieser beiden Romane erklärt. In den beiden späteren Werken, dem etwas gar zu sensationell angehauchten „Sturmwind im Westen" und dem zu skizzenhaft gearbeiteten Novellenbuch „Pension Fratelli", überwiegt leider die von den Modernen so übertriebene Milieuschilderung und die Stimmungsvirtuosität die eigentliche Charakteristik, der infolgedessen eine gewisse Klarheit der Komposition und die schlichte Größe jeder echten Plastik fehlt. In dem vorliegenden Roman hat Hollaender jedoch sich selbst und das echteste seiner Begabung wiedergefunden und ein Werk geschaffen, das an einheitlicher Geschlossenheit und rein ästhetischer Wirkung seine bisherigen Leistungen weit übertrifft. Nur drei Personen und eine simple Liebesgeschichte, kein großer Apparat; aber auch drei wirklich gemeißelte Charaktere und eine gewaltige tragische Wucht, und das will viel sagen! Eine unglückliche, sensitive Künstlernatur, ein berliner Schriftsteller, den sein mißverstandenes und ihn selbst immer mißverstehendes Weib mit ihrer Liebe und ihrem Haß zu Tode hetzen will, und daneben ein sonniges, liebes Mädel, schlicht, wahr und selbstlos, wie die stete Entsagung es lehrt — sein „letztes Glück", das ihm nur allzufrüh dahinschwindet.

Das Buch ist ein Ichroman, so subjektiv wie nur möglich, und darin liegen seine Schwächen wie seine Vorzüge. Die Bedeutung des betreffenden Ichs entscheidet bei diesem Genre alles — so auch hier. Hollaender sieht haarscharf, weiß kraftvoll zu gestalten und ist als Künstler eine tief innerliche, stark einheitliche Persönlichkeit, aber er ist unglaublich nervös, ein in seinen Stimmungen merkwürdig wechselnder Augenblicksmensch, der von sich selbst gleichsam mit peinlicher Gewissenhaftigkeit beständig Momentaufnahmen macht, jeden seiner Gedankengänge nachstenographiert, dem aber vielfach über der psychologischen Genauigkeit die Anschaulichkeit verloren geht. So wiederholt er sich zu oft formell, ja sogar materiell, z. B. S. 220 ff. erzählt er die Geschichte seiner Ehe zum zweiten Mal. Kurz, er photographiert zu viel und portraitiert zu wenig. Auch auf seinen Stil wirkt das ein. Beinahe ein Siebentel seiner Sätze fangen mit „ich" an, sehr viele sind kurz und abgerissen wie Telegramme, das praesens historicum wird bis zur Ermüdung angewendet und verfehlt infolgedessen seinen Zweck, die Darstellung noch besonders lebendig zu machen. Diese kleinen Saloppheiten können jedoch den Wert des Werkes wohl gelegentlich abschwächen, aber nicht in Frage stellen, um so weniger, als sie bei einer neuen Auflage durch eine kleine Mühe beseitigt werden könnten.

Dresden. *Hermann Anders Krüger.*

Das Bild im Wasser. Roman von Wilhelm Jensen. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1898. 7 Mk.

Kein Jahr vergeht, ohne daß Wilhelm Jensen mehrere Bände Romane und Novellen auf den Büchermarkt bringt, und so geht es schon seit Jahrzehnten. Da ist es denn wahrlich kein Wunder, wenn sich seine Erfindungsgabe erschöpft hat, wenn er sich unablässig wiederholt, so zu sagen nach seiner eigenen Schablone schreibt, zum Unterschiede von den Dutzendschriftstellern, die alle nach einer gemeinsamen, durchaus nicht individuellen Schablone drauflospinseln. Wer ein paar Romane Jensens aus dem letzten Dezennium gelesen hat, der braucht keine neuen mehr zu lesen, dem hat Jensen nichts Neues mehr zu sagen. Immer sind es dieselben seltsamen Menschen mit seltsamen Namen, seltsamen Sprachen und seltsamem Gebahren, die wie im Traume durch die Welt wandeln und, wie losgelöst von allen irdischen Dingen, nur ihren seltsamen Empfindungen leben. Diesmal führen sie die wunderlichen Namen Osward, Inge, Agneta und Petrea. Hier wiederzugeben, was zwischen ihnen vorgeht, wäre schwierig, denn so wenig im Grunde auch geschieht, so bleibt es doch so unklar, daß es sich nicht recht in nüchterne Worte fassen läßt, und keinesfalls würde sich der Leser dieser Besprechung daraus ein richtiges Bild von Roman machen können. Nur so viel sei gesagt, daß die Hauptpersonen, wie das bei Jensen fast schon zur Regel geworden ist, unehelicher und geheimnisvoller Abkunft sind und sich um diese so unglaublich wenig kümmern, daß sie darüber völlig im Dunkeln bleiben, bis die unvermeidliche Katastrophe ihnen gewaltsam den Star sticht. Daß der Held von allen drei weiblichen Hauptpersonen geliebt wird, daß die eine, die böse, die verdiente Strafe erhält, die andere als überflüssig sterben muß und nur die dritte in den Besitz des geliebten

Mannes gelangt, das ist alter Romanbrauch, ohne für Jensen charakteristisch zu sein. Echt jensenisch ist dagegen wieder die gehässige Zeichnung der kirchlich gesinnten Person und die souveräne Verachtung aller realen Lebensbedingungen. Wie es mit der psychologischen Lebenswahrheit in diesem Roman bestellt ist, kann man schon daraus ersehen, daß einem darin alles Ernstes zu glauben zugemutet wird, ein achtzehnjähriger Abiturient befände sich über die physischen Ursachen, denen jeder Mensch sein Leben dankt, ganz im Unklaren und begriffe es nicht, wie eine Frau ein Kind haben könne, ohne verheiratet zu sein. Einen achtzehnjährigen Parsifal, der diese Dinge noch nicht weiß und sonst nicht auf den Kopf gefallen ist, den würde man wohl in der ganzen Welt vergebens suchen, der kann nur an einem einzigen Orte vorkommen: in einem jensenschen Roman! Jensen hat in diesem Roman wieder aufs neue den wahrlich nicht mehr nötigen Beweis erbracht, daß er ganz und gar nicht mehr im Stande ist, glaubwürdige Menschen zu schaffen. Wohl ist er ein großer Dichter von höchster Eigenart, wohl besitzt die deutsche Litteratur zur Zeit sehr wenige Lyriker, die es an poetischer Zauberkraft mit ihm aufnehmen könnten: aber für den Roman genügt es eben nicht, daß man Dichter ist, so erfreulich es auch wirkt, wenn man es ist; der Romanschriftsteller bedarf des prometheischen Funkens, der in den geschaffenen Gestalten das Leben erweckt, sie aus Figuren zu Menschen macht: er bedarf der überlegenen Objektivität, die sie unparteiisch behandelt und aburteilt. Beides aber fehlt Jensen völlig. Geschöpfe, wie er sie in seinen Büchern zeigt, eine Welt, wie er sie schildert: die giebt es nicht. Was er im vorliegenden Roman von dem Parke und Schlosse Inges Wittekind sagt, das gilt für die ganze Zauberwelt, in der er lebt und in die er seine Gestalten versetzt: „Alles trug in ihnen ein anderes Gesicht als irgendwo sonst; die Sonnenstrahlen und der Windanhauch, jeder Halm am Boden und jedes flimmernde Stäubchen in dem Bücherraum hatten nicht die Art der Wirklichkeit von andern ihresgleichen, sondern waren so, wie sie nur in Träumen erscheinen."

Alland. *Theodor von Sosnosky.*

Die österreichische Gesellschaft. Romantrilogie von Edith Gräfin Salburg. I. Die Exklusiven. II. Papa Durchlaucht. III. Die Inklusiven. Leipzig 1898. Grübel und Sommerlatte. Zweite Auflage.

Was die Wirklichkeit erzählt. Skizzenbuch aus der großen Welt von Edith Gräfin Salburg. Ebenda.

Die „große Welt" der Gräfin Salburg ist kläglich eng und klein. Kaum daß sie einen rechten Ueberblick über die österreichischen Adelskreise hat, die sie die „österreichische Gesellschaft" nennt. Ihre Romane sind Schlüsselromane, das Privatleben der famosen Minister des Kabinetts Badeni wird darin mit ärgerlicher Umständlichkeit und sensationsfreudigem Behagen behandelt und mit jeder Art von „pikantem" Hofklatsch verbrämt. Man entsinnt sich wohl, daß ein besonders delikates Kapitel aus den „Inklusiven", das den Eheskandal eines prinzlichen Paares behandelte, erst kürzlich noch die Runde durch die Tagespresse machte. Indessen läßt es sich nicht leugnen, daß die Verfasserin ein starkes Beobachtungs- und Schilderungstalent besitzt und ihre vielgestaltigen Bilder und Tableaux mit Kraft und unbestreitbarer Begabung komponiert. Am entschiedensten tritt das in „Papa Durchlaucht" hervor, das überhaupt unter den drei Büchern das beste ist. Frau Edith Gräfin Salburg hat übrigens trotz ihrer Jugend schon eine ziemlich bewegte litterarische Vergangenheit hinter sich: fünf Dramen, zwei Bände Gedichte und fünf „Dichtungen" tragen schon ihren Autornamen. An Routine fehlt es ihr deshalb nicht. Trotzdem sprechen ihre Personen — nach Dilettantenweise — in dramatischen Situationen immer möglichst viel und unnatürlich. Die Romanphrasen, sowie das fortwährende Zetern und Auskramen von Klatschgeschichten wird sich Frau von Salburg abgewöhnen müssen; dann werden wir vielleicht einen tüchtigen Roman, etwa im Stile der früheren Schubin, von ihr erwarten dürfen, von deren Humor sie allerdings nicht viel zu besitzen scheint.

Wien. *Max Garr.*

Englische Märchen. Für die deutsche Jugend bearbeitet, von Anna und Leon Kellner. Mit Illustrationen von John D. Batton. Wien, Leipzig, Berlin, Stuttgart. Verlag der „Wiener Mode".

Es war ein guter Gedanke, den größeren Teil der berühmten englischen Märchen, von Joseph Jacobs gesammelt, ins Deutsche zu übersetzen; Anna und Leon Kellner haben sich dadurch ein unstreitig großes Verdienst erworben. Diese englischen Märchen wurden zuerst von Herrn Jacobs 1890 veröffentlicht und befinden sich gegenwärtig in dritter vermehrter Auflage, wovon eine, mit kritischen Bemerkungen versehen, für den Forscher höchst interessant und wertvoll ist, eine andere populäre Ausgabe desselben Buches ohne dieselben ist nur für Kinder bestimmt. In dem reizend ausgestatteten Bändchen vor mir finden sich die allbekannten englischen Märchen wieder, als da sind: Jack und der Bohnenstengel, Dick Wittington, nebst den Drei Bären. Doch sind die eigentlichen englischen Märchen nicht so zahlreich, daß ich eines der hübschesten nicht ungern vermisse, das berühmte Babies in the Wood — jene „Kinder im Walde", die nach dem Tod ihrer Eltern vom grausamen Onkel zwei Knechten übergeben werden, um sie im Walde zu töten. Einer aber hat Erbarmen und läßt sie am Leben, aber schließlich verhungern sie doch und sterben Hand in Hand, und das treue Rotkehlchen deckt schließlich die kleinen Leichen mit Blättern zu. — Auch interessante irische Märchen sind mit aufgenommen und legen glänzendes Zeugnis ab für die Phantasie der Kelten, deren Märchen übrigens der gelehrte Herausgeber einen besonderen Band „Celtic Fairy Tales" gewidmet hat. Wenn in der Klugen Kate man analoge Züge unseres Katherlieschen wiederfindet, oder im Geblendeten Riesen man an die Odysseus-Sage erinnert wird, sind Märchen wie der Rothe Ettin, Cherry von Zennor, Theig O'Kane, Mister Miacca*) und Conell durchaus originell. Theig O'Kane ist eigentlich etwas schauerlich für ein Kindermärchen, obwohl Kinder bekanntlich im Gruseln viel vertragen können. Sehr humoristisch ist das Märchen von den gefangenen Seelen, die der alte Meernix in Hummerbüchsen einfängt und bewahrt. Lindwürmer, Riesen und Drachen sind natürlich in allen Märchen zu Haus, wie auch die Seejungfern, die das Liebste fordern zum Lohn für irgend einen erwiesenen Dienst, doch ist es interessant, in diesen keltischen Märchen die Lokalfarbe zu verfolgen. Das wird nun freilich die Kinder, für welche diese Märchen geschrieben sind, nicht weiter anfechten, sondern sie werden den Abenteuern mit Riesen, Drachen und dem Elfenvölklein, das ja auf Erin zu Hause ist, aufs andächtigste folgen. Die Illustrationen von John D. Batton sind vortrefflich und die Uebersetzung im ganzen gut und fließend, wenn auch den Reiz des Dialekts entbehrend, mit dem viele der Originalmärchen geschmückt sind. Zweifellos werden sich diese englischen Märchen auch bei der deutschen Jugend ihren wohlverdienten Platz erobern.

London. *Käthe Freiligrath-Kroeker.*

Lyrisches.

Deutscher Sprache Ehrenkranz. Was die Dichter unserer Muttersprache zu Liebe und zu Leide singen und sagen. Berlin, Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins (F. Berggold), 1898. 8°. X. 339 S. Preis Mk. 2,40 (geb. Mk. 3,—).

Zum erstenmale haben hier zwei der thätigsten Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Professor Dr. Paul Pietsch und Dr. Günther A. Saalfeld, den Versuch gemacht, dichterische Aeußerungen — in gebundener Rede — über unsere Muttersprache möglichst vollständig zu sammeln. Was seit Otfrieds um

*) Vgl. „Stilproben".

868 gedichtetem Lob der „fränkischen Zunge“ bis ins Todesjahr Bismarcks große und kleine Dichter in Liebe oder Zorn an unserer Sprache zu preisen oder zu tadeln fanden, das findet sich hier in übersichtlicher zeitlicher Anordnung vereinigt: hohe Dichterworte neben nüchternen Predigten wackerer Biedermänner, im ganzen etwa 250 Gedichte, ein Jahrtausend deutschen Geisteslebens umspannend. Um ein möglichst vollkommenes geschichtliches Bild zu bieten, haben die Herausgeber auf eine Auswahl des dichterisch Wertvollen verzichtet, vielmehr auch das ästhetisch Minderwertige und Verfehlte herangezogen. Auf diese Weise sind sie sowohl dem litterarischen als dem sprach- und kulturgeschichtlichen Interesse gerecht geworden. Durch knappe, gehaltvolle Erläuterungen und Uebersetzungen der mittelalterlichen und fremdsprachlichen Stücke ist auch der nicht fachmännisch Gebildete in den Stand gesetzt, die einzelnen Gedichte aus ihrer örtlichen und zeitlichen Umwelt zu verstehen. Bezeichnend genug ist, daß die Dichter, die etwas über unsere Sprache zu sagen haben, im 17. Jahrhundert sich drängen und im weltbürgerlichen 18. Jahrhundert fast ganz fehlen. „Aber schon gegen das Ende des 18. Jahrhunders hin werden die Sprachgedichte häufiger und mit dem 19. Jahrhundert brechen sie mächtig hervor.“ Zwei Drittel aller, die hier gebracht werden, gehören ihm an. Vom 9. bis zum 16. Jahrhundert finden sich nur 18 dichterische Aeußerungen über die Muttersprache, darunter als erste Auslassung über das Fremdwörterwesen einige Verse aus dem „Welschen Gast“ des Thomasin von Zirkläre (um 1215/16). Die Geringschätzung der Muttersprache wird den Deutschen zum erstenmale von Georg Rollenhagen in seinem Gedicht „Froschmeuseler“ um 1595 vorgerückt, ein Thema, das dann leider immer wieder aufgenommen werden mußte. Bemerkenswert ist ferner der Umstand, daß der protestantische Norden weit stärker als der Süden an den Gedichten beteiligt ist, die auf Sprachreinheit dringen; solche mehr verstandesmäßige, sprachpolitische Thätigkeit „liegt“ dem „gemütlichen“ Süddeutschen heute noch weniger als dem norddeutschen Willensmenschen. Jedenfalls aber können wir alle unsere Freude haben an dem „Ehrenkranz“, den die Dichter unserer Muttersprache im Laufe der Jahrhunderte wanden und den uns die Herausgeber hübsch angeordnet hier vor Augen führen. Daß manches Blümchen darin noch fehlt, ist ja wahrscheinlich; ich selbst vermisse nur zwei neuere Gedichte: „Meinen Enkeln in Triest“ von Franz Dingelstedt und „Deutsche Sprache“ von Adolf Graf von Westarp.

Bensheim a. d. Bergstrasse. *Karl Berger.*

Aphoristisches.

Tausend und Ein Gedanken. Von Peter Sirius. München, Carl Andelfinger, 1899.*) Preis geb. M. 3.—

Das vorliegende Buch erschließt uns die psychologischen Beobachtungen eines sehr helläugigen Menschenkenners. Es besteht zum größeren Teil aus kurzen, gedrungenen, scharf zugespitzten Sentenzen in ungebundener Rede. Geringere Formgewandtheit, als diese knappe, fein geschliffene Prosa, bekunden die eingestreuten Reimsprüche. Ein Witz, der auf die verborgenen Beziehungen der Dinge sein glänzendes Schlaglicht wirft, ist das zunächst hervorstechendste Merkmal der Sammlung. Er äußert sich mit Vorliebe in Antithesen und Wortspielen, doch so, daß die kunstvolle Fassung zumeist einen guten, treffenden Gedanken umrahmt: — in dem ganzen Tausend findet sich kaum ein halbes Dutzend, das etwas schmerzhaft an das Städtchen Kalau erinnert. Bald erkennt man indessen, daß dieser lachende Philosoph ein ernster und ernst zu nehmender Geist ist. Seine Satire stammt nicht aus kalter Verneinung: er ist ein Satiriker aus Idealismus. Wo er liebt und wo er haßt, überall folgt er dem sicheren Urteil einer ethisch gerichteten, dabei aber durchaus maßvollen und gerecht abwägenden Natur. Allerdings haften ihm auch einzelne Schwächen der idealistischen Weltanschauung an, was besonders in seiner unzulänglichen Kritik des Pessimismus hervortritt; und sein Beobachtungsstandpunkt erscheint manchmal zu konventionell, seine Satire mitunter zu zahm. Nebenbei wäre in formaler Hinsicht noch einzuwenden, daß nicht wenige dieser Aphorismen in verschiedener Prägung oder mit unbedeutenden Variationen des Gedankens sich wiederholen. Aber, alles in allem genommen, ist es ein wohlthuender Eindruck, den man von dem Buche empfängt; denn man fühlt, daß man mit einem aufrechten, kerngesunden Charakter Zwiesprache hält, mit einem Manne von seelischem Gleichgewicht, der das Leben würdig zu werten weiß.

Potsdam. *Eduard Bertz.*

*) Hierzu die „Stilproben“ auf Spalte 951.

Verschiedenes.

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von O. Weise. Aus Natur- und Geisteswelt. (4 Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner. (152 S.) 0,90 M.

Es ist ein nützliches Büchlein, das die Teubnersche Verlagshandlung hier für einen billigen Preis darbietet. Der belesene Verfasser versteht es, das umfangreiche Gebiet von so vielseitigem Interesse kurz zusammenfassend zu behandeln und in den Hauptzügen richtig darzustellen. Freilich ist es wesentlich eine — allerdings mit Urteil gemachte — Zusammenstellung aus den einschlagenden mehr oder weniger grundlegenden Arbeiten anderer. Und wenn der Verfasser auch nicht überall anzuführen brauchte, woher er seine Auszüge und Notizen nimmt, so wäre es doch besser gewesen, wenigstens die Werke zu nennen, denen er hier und da umfangreiche Partien vorzugsweise verdankt. Eine kurze Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten am Anfang jedes Abschnitts hätte überdies für den Leser, der sich weiter umsehen will, nur erwünscht sein können. Eine Reihe von Notizen, namentlich über die neueste Zeit hat der Verfasser übrigens durchaus selbständig zusammengebracht. Im Einzelnen unterrichtet das Büchlein über Entstehung der Schrift, die Arten derselben und die Entwicklung der Schreibewerkzeuge, weiter über die Geschichte und Arten des Druckverfahrens, über die Entwicklung des Briefwesens, der Zeitungen und Zeitschriften, des Buchhandels und des Bibliothekswesens. Ein eigener Abschnitt ist auch den Inschriften gewidmet. Die geschickte Zusammenstellung des Verfassers wird vielen willkommen sein.

Jena. *Georg Steinhausen.*

Leggendo e annotando. Di Giuseppe Lesca. Roma, Ermanno Loescher, Via del Corso 307.

Das Buch hält genau was der Titel — zu deutsch etwa: Lesefrüchte und Glossen — verspricht. Der Verfasser, Professor am königlichen Lyceum und ein Mann von ebenso feinem Geschmack als großer Belesenheit, bietet denjenigen, die etwas tiefer in das geistige Leben der Heimat eindringen wollen, und denen die dazu erforderliche Muße fehlt, ein nützliches und anregendes Handbuch. Er beleuchtet geschichtliche Persönlichkeiten, wie die unglückliche und heldenmütige Caterina Sforza und weilt gern bei den Ausländern, die sich mit Vorliebe mit Italien befaßt haben. So beschäftigt er sich ausführlicher mit dem Franzosen Bazin, der ein sympathisches Werk über Sizilien publiziert hat und italienischen Studien obliegt, sowie mit Paul Sabatier, der durch die Vorstudien zu seiner Biographie des heiligen Franziskus von Assisi zu einem Geschichtsforscher und Kenner des von dem Schwarm der Reisenden noch fast unberührten Umbrien — L'Umbria verde — geworden ist. Aus der Wahl seiner Gegenstände geht hervor, daß der Verfasser sich vor allem zu seinen Stammverwandten, den Franzosen, hingezogen fühlt. So giebt er eine längere Abhandlung über die nach dem Muster der französischen Gesellschaft zum Studien der italienischen Litteratur in Italien gegründete „Gesellschaft zum Studium der französischen Litteratur“. Das hindert ihn jedoch keineswegs, in

einem längeren Aufsatz Ferdinand Gregorovius und besonders dessen italienischen Tagebüchern volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Professor Lesca lehrt in Rom Litteraturgeschichte und somit ist es natürlich, daß er den größten Teil seines Bandes der Litteratur widmet. Aber nicht nur die klassischen Meister dieses Jahrhunderts wie Leopardi, Foscolo, Manzoni hält er seiner Betrachtungen wert, sondern auch zu dem besseren Verständnis der jugendlich aufstrebenden Dichter, wie Pascoli, Baccelli, Marradi liefert er wertvolle Beiträge. Zum Schluß erwähnt sei noch die ebenso interessante, wie gelehrte Abhandlung über die Echtheit eines im Stile Boccaccios gehaltenen Dialogs, der vor einiger Zeit bei Roux & Frassati in Turin veröffentlicht wurde und dessen Verfasser niemand geringerer als Torquato Tasso sein soll. Alles in Allem bietet das Buch eine leichte und sehr anregende Lektüre.

Berlin. *E. Gagliardo.*



Nachrichten

Russisches Schauspiel in Berlin.

Das lebhafte Interesse, das der Deutsche und besonders der Berliner allem entgegenbringt, was ihm vom Ausland her unter irgend einer marktschreienden Etikette angepriesen wird, hat sich auch bei der Ankündigung des Gastspiels der Maria Sàvina im berliner Lessingtheater (erste Hälfte April) mit üblicher Intensivität geregt.

Freilich blieb auch diesmal wie so oft das Gebotene weit hinter dem Erwarteten zurück. Schon die Wahl der Stücke, mit denen Frau Sàvina sich bei uns einführte, entsprach mehr der Rücksicht auf schauspielerisch dankbare Aufgaben, als litterarischem Verständnis und Geschmack.

Der erste Gastspielabend brachte uns eine historische Tragödie von Spaschinski „Die Zauberin“, die allenfalls Anspruch auf historische Kostüme, keinen aber auf litterarischen Wert macht. Krasse, äußerliche Effekthascherei. Auf der Bühne wird erwürgt, erdolcht und vergiftet — alle Todesarten nahezu sind vertreten, außer der natürlichen. Endlose Monologe halten die ohnedies schleppend fortschreitende Handlung auf. Die Monologe sind von naiver Komik, der Dialog läßt an Plattheit und Kraftlosigkeit wenig zu wünschen übrig. Es ist die richtige Schauertragödie, im Stile der Hintertreppenromane, nur ohne die Spannung, die diese Art von Kolportagelitteratur auszeichnet. Nicht Menschen, sondern Puppen bewegen sich auf der Bühne, Puppen, die in pittoreske, russische Gewänder des XV. Jahrhunderts gekleidet, in ihrer Gruppierung wenigstens dem Auge ein farbenprächtiges Bild bieten. Daß die „Zauberin“, von Frau Sàvina dargestellt, im Mittelpunkte der Handlung steht, mag für die Künstlerin ein mildernder Umstand gewesen sein, bei Beurteilung des Stückes, für den Zuschauer war er es nicht.

Litterarisch nur um weniges höhe rsteht die „Wasilissa Melentjwea von Ostrowsky. Ostrowskys Größe liegt bekanntlich in der Schilderung kleinbürgerlicher Verhältnisse, der „grauen, kleinen Welt“ des Kaufmanns. Auch Ostrowsky ist kein Dramatiker in unserem modernen Sinne, aber die Lebensbilder, die er auf die Bühne gebracht hat, sind in ihrer inneren und äußeren Wahrhaftigkeit das bewegendste und erschütterndste, was die russische Dramatik hervorgebracht. Allerdings wird nur ein Russe den ostrowskyschen Stücken mit vollem Verständnis begegnen, denn das nationale Gepräge das ihnen eigen ist, das ihre Größe, ihren unvergänglichen Wert ausmacht, bedingt auch eine Kenntnis der russischen Volksseele, die der Ausländer nicht haben kann. Zum Verständnis von Wasilissa Melentjewa gehört allerdings nichts als die Kenntnis einiger Daten und Personen aus der Schreckensherrschaft Iwan des Grausamen. Es ist die Geschichte der Liebe des Blutzaren zu einer Dienerin seiner Frau, einer Liebe, die dank Vergiftung der Zarin zur Ehe führt und für Wasilissa mit Wahnsinn und Tod ihren Abschluß findet. Es ist wieder eine Anhäufung von Gräueln ohne jede psychologische Vertiefung, eine Anhäufung von langatmigen Tiraden ohne einen belebenden Gedanken und eine lose Anreihung von Szenen ohne innere dramatische Steigerung. Ostrowsky hat dies Stück im Jahre 1868 geschrieben, in einer Periode moralischer Depression und heftiger Erbitterung. Die Bühnenleiter, seiner 25 „bürgerlichen Dramen“ müde geworden, verlangten anderes, neues von ihm. . . . „Ich wähle nun also eine neue Form“, schrieb Ostrowsky einem Freunde, „die Form des historischen Dramas, und so werde ich mich allmählich vom wahren Theater entfernen“. Und thatsächlich ist Ostrowsky in seinen historischen Tragödien, von denen er im ganzen nur sechs geschrieben, am wenigsten Dramatiker, obwohl Wasilissa Melentjewa in Rußland viel und gerne gegeben wird.



Maria Sàvina.

Der dritte Abend von Maria Sàvina brachte uns ein in unserer Zeit spielendes Schauspiel von Suworin, dem Herausgeber der „Nowoje Wremja“. Es ist ein Schauspielerstück nach berühmten französischen Rezepten und mit der naiven russischen Technik gearbeitet. Die Heldin heißt „Tatjana Repina“ statt Adrienne Lecouvreur, und mit dem französischen Namen hat sie auch ihre feine, vornehme Grazie eingebüßt und sich zu einer recht plumpen, trivialen Komödiantin, die mehr Halbweltlerin als Künstlerin ist, gewandelt.

Was Frau Sàvina uns somit an russischer Dramatik bot, konnte kaum den anspruchslosesten Geschmack befriedigen, was sie uns an russischer Bühnenkunst zeigte, war — wenn nicht imponierend, so doch achtunggebietend, wenn nicht hinreißend, so doch fesselnd.

Maria Sàvina ist groß und schlank, aber nicht biegsam; sie hat sehr schöne dunkle Augen, die das lebhafteste und ausdrucksvollste in ihrem Gesicht sind, das über keine feinen Nüancen der Mimik verfügt. Frau Sàvina soll auch in ihrer Jugend nie hübsch gewesen sein, jetzt ist sie auch nicht mehr jung. Sie zeigt mehr Routine als Temperament, mehr Klugheit als Leidenschaft, mehr feine Intentionen als breite Ausführung. Die Stimme ist nicht klangvoll, die Diktion neigt zur Monotonie, die Intonationen sind manchmal gewöhnlich, die Bewegungen brüsk und konventionell. Der „charme“ fehlt. Und dennoch, trotz all dieser Fehler, trotz allem Fehlenden haben wir es mit einer nicht gewöhnlichen Erscheinung in der Bühnenwelt zu thun. Das Ungewöhnliche liegt in der absoluten Ehrlichkeit, mit der die Sàvina einer jeden Rolle gegenübersteht. Da werden uns keine bekannten Theatermätzchen aufoktroiert, keine auf äußeren Effekt berechneten Posen vorgeführt. — Da ist alles schlichte, einfache Wahrheit. Wenn sie geht, spricht, handelt, so geht etwas von ihr aus, als wollte sie sagen: ich will euch nicht gefallen; wie ich bin, so bin ich, wie ich's empfinde, so geb' ich's,

wie ich's kann, so mache ich's. Und die Sàvina empfindet viel und kann — manches. Die Größe fehlt ihr, die für Darstellung historischer Figuren unerläßlich ist, dem menschlichen aber wird sie in jeder Rolle gerecht.

Maria Sàvina ist sicherlich kein Genie, das vorahnend und vorempfindend neue Wege wandelt, aber sie ist ein Talent, ein großes Talent sogar, das individuelle Gestaltungsgabe mit dem aparten Reiz eines stark ausgebildeten nationalen Gepräges in sich vereint. Die Sàvina ist eine durchaus russische Künstlerin, wie Ostrowsky ein durchaus russischer Dramatiker ist — darin liegt die Beschränkung und doch auch die Bedeutung ihres Wertes. Ihr Gastspiel am Lessingtheater war jedenfalls ein interessantes, wenn auch nicht gerade unvergeßliches Ereignis der Saison. *Olga Wohlbrück.*

Max Dreyers „Hans".

Von witzigen Leuten, deren Gesinnung, Hoffnung und Neigung halb dem Theater, halb der Börse angehört, ist das, was wir deutsche Litteratur zu benennen gewohnt sind, in den letzten Jahren vielfach mit Lustspielen und Schwänken beschenkt worden. Diese Herren erzielen die größten Einnahmen, die lautesten Erfolge und sind doch im Grunde dem wiehernden Gelächter der Spießbürger, den freundlichen Waschzetteln und den Steuerdeklarationen zum Trotz ephemere Existenzen. Diesen Autoren hat es Max Dreyer zu verdanken, wenn ein verständiges Publikum vom 8. April mit einem Ausdruck fast rührender Dankbarkeit sein Lustspiel „Hans" begrüßt hat. Das freundliche Stück ist keine epochemachende, befreiende That eines jungen Himmelsstürmers. Aber es ist endlich wieder mal das Werk eines liebenswürdigen Humoristen, der sein Publikum nicht stachelt und kitzelt, sondern mit einfachen, ehrlichen Mitteln in behagliche Stimmung versetzt; eines Mannes, der gutmütig zu lächeln versteht, nicht nur zu lachen und zu spotten; eines liebevollen Beobachters, der seine Figuren nicht konstruiert und zurechtstutzt, sondern der seine närrischen Leutchen einfach findet, weil er sie lieb hat, oder lieb hat, weil er sie so gefunden. Nach dem, was Dreyer bis jetzt geleistet hat, läßt sich das Urteil über ihn am besten mit dem gütigen Wort des Franzosen fällen, das großes Lob und kleinen Tadel in sich schließt: il est grand dans son genre, mais son genre n'est pas grand. Vielleicht wird ein Litterarhistoriker der Zukunft einmal den Mut haben, nachzuweisen, welchen Anteil der Börsenwitz am deutschen Lustspiel der Jahrhundertwende hatte. In einem Buch über dieses Thema kommt der Name Dreyer nicht vor, und das scheint mir ein erfreuliches Verdienst. Dreyer ist fröhlich mit den Fröhlichen; er ist lustig und spottet ein bischen, aber im Grunde liebt er sie alle, die sein gutmütiger Spott trifft. Der Diderot des Dramas fehlt uns noch. Zu diesem Ehrenplatz scheint mir nach seinem „Hans", besonders nach einigen Nebenfiguren darin, Max Dreyer bis jetzt das nächste Anrecht zu haben.

Auf einer stillen Nordseeinsel lebt der Biologe Professor Hartog mit seiner Tochter Johanna. Er nennt sie Hans. Sie hat im traulichen Verkehr mit dem Vater einen männlichen, herben Zug bekommen, wie der Vater in steter Sorge um das einzige Kind, das ihm die früh verstorbene Mutter hinterlassen, einen weichen, weiblichen Zug bekommen hat. Durch das Hinzukommen einer alten Freundin von Hans aus der Pensionszeit droht das schöne Verhältnis einen Riß zu bekommen. Der Gelehrte verliebt sich in das Mädchen, und das Mädchen, ein armes gesetztes Nervengeschöpf, dankbar für all die Güte und Gesundheit, die hier in der Einsamkeit lebt und atmet, liebt den noch in den guten Jahren stehenden, bei allem Ernst der Lebensauffassung heiter sich gebenden Mann. Aber sie hat eine Vergangenheit; sie hat aus Liebe gesündigt, und um das bald gestorbene Kind trauert sie noch. Sie entdeckt sich der Freundin. Hans' herbe Natur versteht sie nicht, und in der Eifersucht ihrer kindlichen Gefühle hofft sie, daß auch der Vater nicht versteht. Er aber ist zu lange mit der großen, erhabenen Natur allein gewesen, um nach dem Philistermaß zu richten und zu verdammen. Seine Liebe wird durch Mitleid geadelt. Aber das Mädchen selbst will entsagen. Sie fühlt, daß Hans schwer unter der Trennung vom Vater leiden wird. Da — noch rechtzeitig und ein wenig wie der Onkel aus Amerika in der guten alten, oder guten schlechten Posse — kommt die Liebe auch über Hans und nun versteht sie alles. Sie glättet, was sich zu verwirren drohte, sie führt dem Vater die Freundin zu und macht selbst den Jugendgespielen glücklich, den sie unbewußt schon lange geliebt hat . . . Das Publikum nahm das herzenswarme, behagliche Stück aufs freundlichste auf.

Ein Einakter von dem jungen wiener Feuilletonisten Stefan Vacano — „Mutterherz" — wurde am selben Abend deutlich abgelehnt. Das Stückchen setzt gut ein, hat hübsche Beobachtungen und einige lebhafte, treffende Worte. So lange es feuilletonistisch bleiben darf und bleibt, ist es nicht übel, nicht ohne Geist und Laune. Sobald es romantisch werden soll und muß, wird es geschraubt, unwahr, traditionell. Der Stoff ist heikel: an ihn durfte sich nur ein Meister wagen, kein Anfänger. Im Mittelpunkt der Handlung steht eine Mutter, die an ihrem einzigen Sohne nur die Aeußerlichkeiten seiner militärischen Karrière liebt, die, eine eitle Egoistin von reinstem Wasser, keiner Regung des jungen Herzens zu folgen vermag — das ist gefährlich. Nur ein sehr treffsicheres Talent könnte hier die Klippe umschiffen. Vacano ist wohl ein Talent, aber die Treffsicherheit fehlt ihm noch. Immerhin: man wird ihn im Auge behalten dürfen. *Rudolf Presber.*

Kleists „Amphitryon".

Als vierte Vorstellung der „Historisch-modernen Festspiele" wurde am 8. April ein ziemlich vergessenes, fast niemals recht gewürdigtes Lustspiel unseres herrlichen Heinrich von Kleist — „Amphitryon" — im „Neuen Theater" zu Berlin aufgeführt. Das Werk schlug durch. Es fehlt mir hier leider der Raum, mich in die poetischen, seelischen und geistigen Schönheiten des Lustspiels zu vertiefen. Aus einer freien Uebersetzung Molières, der wieder Plautus benutzt hat, wurde eine selbständige, echt deutsche, sehr moderne und ganz kleistische Dichtung. Niemals ist ein verfänglicherer Stoff vielleicht auf keuschere Weise behandelt worden. Alkmene, des Herakles Mutter, ist von Jupiter in der Gestalt des geliebten Gemahls heimlich besucht worden. Sie ist unschuldig an dem Trug. Aber in ihrem innersten weiblichen Empfinden tief verletzt, in ihrem Gefühl verwirrt, wie Kleist in solchen Fällen zu sagen pflegt, schuldig-unschuldig. Denn wie fände ihre Liebe Zuversicht und Rechtfertigung, wenn sie sich so im Gefühl irren kann, wenn sie kein untrügliches Erkennungszeichen hat, das ihre reine Liebe von den Lüsten der Dirne scheidet? Wo findet ihre Keuschheit, ihre Ehe, ihr Weibbewußtsein Schutz, wenn ihr Gefühl nur schwankt, der Zeiger ihrer Zuneigung von unheimlichen Mächten abgelenkt werden kann? Sie hat sich mit dem Gürtel weiblichen Stolzes gewaffnet, und ein Zauber löst ihn auf. Sie ist eine Ohnmächtige, Nichtswürdige, eine rechtlose, gestürzte Königin. . . Aber es war ein Gott, der sie trog, vor dessen Macht menschlicher Stolz, menschliches Recht doch zunichte geht. Kann ein Gott Räuber sein, von dem doch alles kommt? Kann man mit dem Gotte den Gemahl betrügen? Wir haben den Olymp schon verlassen und befinden uns im Himmel christlich-jüdischer Vorstellungen. Aber hat sie nicht umgekehrt den Gott betrogen? Muß nicht Jupiter selbst die Züge des Geliebten stehlen, wenn er ihr Herz gewinnen will? Ist es nicht sein Bild, das ihr vor die Seele tritt, wenn sie am Altar dem Höchsten opfert? Hat sie nicht durch ihre allzu große Liebe, die die ganze Welt umspannte und sich in Amphitryon konzentrierte,

dem Gotte genommen, was des Gottes ist und dadurch den Betrug heraufbeschworen! Muß er nicht sein Teil zurückfordern? Und ist es seine Schuld, wenn er den Amphitryon dabei beraubt? Hat sie nicht Amphitryon zum Gotte gemacht und muß nicht der Gott Amphitryon werden? Sind wir nicht an der Schwelle aller weiblichen und aller Liebesschuld? Denn wir sind an jener Grenze, wo alles Irdische überirdisch, alles Ueberirdische irdisch werden muß, wo der Mensch hinaus will über die Schranke seiner Welt und infolge dessen eine andere hineinläßt in sein geheiligt Bezirk. Hat Alkmene nicht den Gott herabbeschworen? Hat ihre Liebe nicht den Blitz vom Himmel gelockt? Aber Zeus' und Jehovas Reiche haben wir längst verlassen und befinden uns im Reiche moderner pantheistisch-subjektiver Weltanschauung, wo das Ich die Welt und die Welt das Ich ist. Alkmene ist schuldig, weil sie hinauswuchs aus ihrer Zeit: sie ist unschuldig, weil sie den Gott längst aufgenommen hatte in ihrer Brust. Sie war schuldig, da sie liebte. Ihre Liebe ist ihre Unschuld.

Kleist hat das Problem der schuldigen Unschuld ergreifender, nämlich tragisch behandelt, später hat Hebbel dieses Urproblem aller Tragik aufgenommen. Aber heiterer, anmutiger ist dies tiefe Problem vielleicht nie behandelt worden. Dies Lustspiel ist unzweifelhaft eine der tiefsten und schönsten Komödien der Weltlitteratur, und nur die Roheit, in die unser Theater versunken ist, speziell die Roheit unserer Auffassung vom Lustspiel, läßt es erklären, daß „Amphitryon" niemals vorher auf die Bühne kam, zumal bei unserem Mangel an guten Lustspielen. Seine Bühnenfähigkeit hat er am 8. April 1899 bewiesen. Für einen scharfen Blick brauchte er es nicht erst. Was ein echter Dramatiker, zumal wenn er das Technische beherrscht, schafft, ist immer bühnenfähig. Bedauerlich ist hier nur, wie bei so vielen deutschen Werken, daß das Problem an einem dem Volksbewußtsein so entlegenen Stoffe dargestellt wurde. Dazu kommt, daß Kleists Menschen und Sprache so spröde sind, daß selten einmal ein Schauspieler beides verkörpern kann. In jeder Wendung liegen Fußangeln für den Künstler. Und wie viel Schauspieler können heute noch anständig den Vers behandeln? Die Alten deklamieren, und den Jungen hat der Naturalismus die Kunst, Verse zu sprechen, gründlich abgewöhnt. Jedenfalls bewies auch diese Aufführung wieder, wie viele große und herrliche Schätze der dramatischen Litteratur noch ungehoben liegen. Nicht nur für Strindberg und Maeterlinck, auch für Kleist und Shakspere bedarf man noch freier Bühnen.

Leo Berg.

Im Bellealliance-Theater fand am 14. April ein noch sehr jugendlicher Autor, Paul Gottschalk, mit seinem fünfaktigen Erstlingsdrama „Fremd" einen ermunternden Erfolg, der freilich mehr den Verheißungen, als den Erfüllungen seines Talentes galt. Ein sehr edles, sehr schwindsüchtiges Mädchen, das sich für das Wohl des Geliebten und seiner Familie opfert, steht im Mittelpunkte der ziemlich dünnen Handlung, deren Gestaltung dramatisches Empfinden, aber noch zu stark den Einfluß bekannter Vorbilder verrät. **

Gera. Ein anderwärts noch nicht aufgeführtes einaktiges Versschauspiel „Im wilden Kaiser" von August Sturm wurde im fürstlichen Hoftheater mit sehr freundlichem Erfolge gegeben. Es spielt im Kaisergebirge bei der Klause eines alten Einsiedlers und läßt ein junges Mädchen und einen Ritter, den man auf dem Kreuzzug gefallen geglaubt hat, aus lebensmüden Büßern zu glücklich Vereinten werden. „Lyrisch setzt das Stücklein ein", heißt es in der Besprechung der Geraer Zeitung, „und lyrisch klingt es aus. Es sind hübsche, glatte Verse, die die Personen des Schauspiels sprechen; Lyrik aber und Dramatik einen sich schwer, der dichterische Vorwurf eignet sich für eine Ballade mehr als für ein Drama."

Amsterdam. Im vorletzten Hefte dieser Zeitschrift wurde auf ein neues holländisches Bühnenstück hingewiesen, das hier in Amsterdam große Erfolge erzielt hat: „Ghetto", Bürgerliches Trauerspiel von Hermann Heyermans jr., dem Redakteur der beiden Zeitschriften „De Jonge Gids" und „De Nieuwe Tijd", letztere von sozialdemokratischer Tendenz. Seit der ersten Vorstellung an Weihnachten 1898 hat das Stück nun bereits 75 Aufführungen erlebt. Der Verfasser führt uns in das amsterdamer Ghetto, das noch heute von einer armen jüdischen Bevölkerung bewohnt wird. Rafael, der Sohn des alten Trödlers Sachel, hat als Knabe beobachtet, wie sein blinder Vater durch Aufsetzen des Fußes auf die Wage das Gewicht der Waren fälschte; er fühlte sich als Schulkind wie ein Ausgestoßener unter seinen christlichen Kameraden und sah sich später als Jude verhöhnt. Er sehnt sich aus der dumpfen Enge des Ghetto hinaus nach der Freiheit, und schwärmt für einen Gott in der Natur, den er fühlt „im Licht der Sonne, im Duft des Sommers, im Thau des Feldes, im Schimmer des Wassers, in den Blumen auf dem Grabe seiner Mutter". Mit diesem ersten Motiv verbindet der Dichter als zweites eine Liebesgeschichte, bei der Rafael der Held, und Rose, die christliche Hausmagd, ein einfaches, warmherziges Kind des Volkes, die Heldin ist. Sachel und seine bei ihm lebende Schwester wollen, da Rafael doch um keinen Preis das Christenmädchen heiraten darf, umsomehr seine Heirat mit Rebekka, der Tochter des alten Händlers Aaron, betreiben; als jedoch Rafael diese selbst abweist, und auch das Zureden des Rabbiners nichts hilft, soll Rose mit Geld abgefunden und entfernt werden. Sie will indes nicht auf Rafael verzichten, worauf ihr in Rafaels Abwesenheit die Alten weismachen — der blinde Sachel schwört es ihr bei den zehn Geboten auf dem Hausthürpfosten, — ihr Geliebter habe sie verlassen. Verzweifelnd stürzt sie sich in den nahen Kanal. Bei ihrer Leiche sagt sich Rafael vom Ghetto los und geht hin, „die Pflichten zu erfüllen, die ihm der Gott, den Juden und Christen nicht kennen, auferlegt hat". Die Schwäche des Stückes besteht in der Unklarheit der Gesinnung und der Tendenz des Helden; sein Verdienst liegt in der — wenn auch wohl zu stark aufgetragenen — scharfen Zeichnung des Ghetto, und der dem Leben abgelauschten, freilich häufig abstoßenden Sprache, die in amsterdamer Mundart gehalten, und zuweilen mit deutschen Ausdrücken untermischt ist.

A. Conrat.

Zürich. In der vorletzten Märzwoche erlebte am hiesigen Stadttheater ein dreiaktiges Drama „Magdalena von Sydow" von Maidy Koch, einer jungen in Freiburg (Breisgau) lebenden Dame seine Erstaufführung. Das Stück spielt zur Zeit des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, der selbst darin auftritt, und schlägt das Problem des Makels der Geburt an — es schlägt das Problem nur an, erfaßt es aber nicht. Magdalena ist die leibliche Tochter des Kurfürsten und der Anna Sydow, mit der sie auf dem Schlößchen Rosenthal bei Berlin in Zurückgezogenheit lebt. Ueber ihre illegitime Abkunft wurde sie von der Mutter getäuscht. So ist Magdalena zwanzig Jahre alt geworden. Nun soll sie, die den Sohn Joachims, den Kurprinzen Johann Georg, liebt, ohne von dessen prinzlicher Qualität etwas zu wissen, wie hinwiederum Johann Georg Magdalenen liebt, ohne zu ahnen, daß diese die Tochter der verhaßten Geliebten des Vaters ist — nun soll Magdalena mit einem Grafen Eberstein vermählt werden. Bei diesem Anlasse wird ihre Herkunft offenbar, Johann Georg in der Meinung, man habe ihn wissentlich getäuscht, stößt Magdalenen von sich, und diese, obwohl der Kurfürst sie wirklich väterlich behandelt, sie zur Gräfin erhebt und ihr ein Schloß zur Morgengabe schenkt, empfindet den Makel ihrer Geburt so stark, daß sie dem leiblichen Vater tödliches Gift in den Schlaftrunk mischt und sich selbst dann ertränkt. Ueber zwei Leichen fällt der Vorhang. Die Fabel des Stückes, in ihren Grundzügen nicht neu, bietet genug „Handlung", indessen ist es der Verfasserin

nicht gelungen, den Verlauf der Geschehnisse genügend zu motivieren; es fehlt das richtige Kausalitätsverhältnis zwischen That (Verhalten) und Person, das durch die Charakterisierung der Personen aufzuzeigen wäre. In dem Stücke finden sich aber nur Ansätze zur Charakterisierung, dagegen viel redenreiche Sentimentalität. Die Titelheldin selbst leidet am meisten unter dem Mangel einer psychologischen Entwicklung. Dieser beängstigend unschuldsvolle Engel ist als dramatis persona ein mißratenes Geschöpf. Von einem richtigen Gefühl geleitet, hat die Verfasserin ihr Drama nicht als historisches bezeichnet. Von der harschen Luft jener Tage strömt uns auch nichts daraus entgegen. Nur die Kostüme sind zeitgemäßes Kostümstück. Die Aufnahme des Dramas, das alsbald in das Theaterarchiv eingesargt wurde, war eine freundliche. Man ist nicht unhöflich gegen junge Damen und Dichterinnen, namentlich nicht, wenn ein Wille aus ihnen spricht, den auch wir nach Ovids Rezept loben müssen. *W. Bolza.*

Klaus Groth ist zu seinem Jubeltage (24. April) von der Bürgerschaft der Stadt Kiel, wo er seit Jahrzehnten lebt und wirkt, einstimmig zum Ehrenbürger ernannt worden.

* *

Für das Willibald-Alexis-Denkmal in Arnstadt laufen die Spenden seit Monaten recht spärlich ein: ihr Gesamtbetrag beziffert sich erst auf etwa 3000 Mark. Das Komitee erneuert die Bitte an alle Freunde des vaterländischen Dichters, zur Errichtung eines bescheidenen, aber würdigen Denkmals beizutragen. Geldsendungen nehmen die Bankhäuser Alexander Meyer-Cohn in Berlin, Unter den Linden 11, und W. v. Külmer in Arnstadt entgegen, Anfragen beantwortet Herr Franz Boese in Arnstadt. — In diesen Tagen hat, wie wir hören, Kaiser Wilhelm dem Denkmalsfonds 500 Mark überwiesen.

* *

Der altangesehene Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig konnte am 12. April das Jubiläum seines hundertjährigen Bestehens feiern. Gründer der Firma war Friedrich Vieweg aus Halle, der mit der einzigen Tochter des Jugendschriftstellers und „Robinson"-Verfassers Campe verheiratet war. Während früher auch zahlreiche Werke der schönen Litteratur bei Vieweg verlegt wurden — so erschien hier u. a. Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" zuerst — traten später Medizin, Geographie und Naturwissenschaften in den Vordergrund. In weiten Kreisen bekannt ist die vortreffliche ethnographische Zeitschrift „Globus", die von Richard Andree geleitet wird.

* *

In Rom hat in der Osterwoche der 6. internationale „Preß-Kongreß" stattgefunden. Den Berichten nach scheint man sich in der ewigen Stadt ebenso gut unterhalten zu haben, wie früher in Budapest, Stockholm, Brüssel u. s. w. Eine ernsthafte Bedeutung für die Allgemeinheit der Schriftsteller haben diese Preßkongresse — die am besten durch einen kleinen Druckfehler charakterisiert würden — bis jetzt nicht gehabt.

* *

Am Geburtstage Friedrich Spielhagens wurde in Chemnitz der „Journalisten- und Schriftstellerverein für die Kreishauptmannschaft Zwickau, Sitz in Chemnitz" begründet. Der Verein, der bereits 57 Mitglieder zählt, verfolgt neben Unterstützungszwecken allgemeine Bildungsziele.

* *

Seit dem 1. April hat in Köln eine neue Halbmonatsschrift unter dem Titel „Deutsche Stimmen" zu erscheinen begonnen. Die Zeitschrift, die sich besonders gegen Ultramontanismus und Sozialdemokratie wenden soll, will „vor allem positive Arbeit leisten für den nationalen und kulturellen Fortschritt." Als Herausgeber zeichnet Dr. W. Johannes in Köln. Unter den angekündigten Mitarbeitern befinden sich von Parlamentariern die Herren Bürklin, Krause, Paasche, von Litterarhistorikern Johannes Fastenrath, Berthold Litzmann, August Sauer, Richard Weitbrecht, von Vertretern anderer Wissenszweige die Professoren Beyschlag, Gothein, Georg Kaufmann, Lamprecht, Oncken, Paulsen, Dietrich Schäfer, Ludwig Stein, Thode, Ziegler, Zwiedeneck-Südenhorst. Der Jahrespreis der Zeitschrift beträgt Mk. 5,—.

* *



Karoline Pierson.
(† 2. April in Coswig. Vgl. Heft 14, Spalte 928.)

Zwei neue illustrierte Zeitschriften für das Gebiet des Heer- und Marinewesens sind in Berlin kurz nacheinander ins Leben getreten. Die eine, die sich als „Zeitschrift des deutschen Flottenvereins" bezeichnet, führt den stolzen Titel „Ueberall" und erscheint seit Neujahr monatlich im Verlage von E. S. Mittler & Sohn (Preis jährlich Mk. 10,—); die andere, „Heer und Flotte", erscheint vierzehntäglich zum Jahrespreise von 3 Mk. (Verlag von Reginald A. Wyon). Beide Zeitschriften sind reich illustriert und vornehm ausgestattet.

* *

Auch in Wien hat sich wieder eine neue Zeitschrift aufgethan. Ihr Titel ist „Die Fackel", ihr Herausgeber Karl Kraus. Sie erscheint dreimal im Monat und verfolgt vorwiegend sozialkritische Zwecke, will aber die Sonde auch an künstlerische und litterarische Zustände legen.

* *

Die illustrierte Zeitschrift „Die katholische Welt", die bisher bei A. Riffarth in M.-Gladbach erschien, ist durch Kauf in den Besitz der Kongregation der Pallotiner in Limburg a. d. Lahn übergegangen.

* *

Eine kulturgeschichtliche Publikation von hohem Interesse wird von dem leipziger Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs vorbereitet. Die Sammlung, die unter der Leitung von Dr. Georg Steinhausen erscheinen wird, führt den Titel „Kulturgeschichtliche Monographien aus der deutschen Vergangenheit" und soll in abgeschlossenen Bänden einzelne Gebiete behandeln. In Aussicht genommen sind u. a. Darstellungen der Reformation, des dreißigjährigen Krieges, des Gesindelebens, der Jagd, der Mode und Tracht, Sittlichkeit und Eheleben, Hofleben, Geselligkeit und Spiele, dann die Geschichte einzelner Stände, Lehrer, Richter, Kaufmann, Fahrende Leute ꝛc. Als Mitarbeiter werden genannt A. Bartels (Weimar), Cornelius Gurlitt (Dresden), Liebe (Magdeburg), Bösch (Nürnberg) u. a. Der Hauptnachdruck soll auch auf die

illustrative Ausstattung gelegt werden, indem die künstlerische Naivetät der Vorfahren, die Schönheit des Holzschnitts und des alten Kupferstichs wieder gezeigt werden sollen. Der Name der Offizin W. Drugulin in Leipzig bürgt für die Erfüllung dieser Zusage.

* *

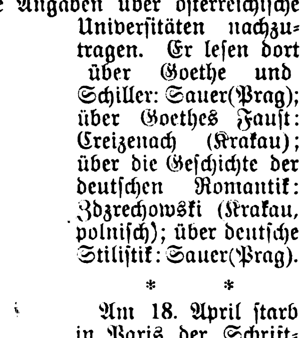
Vom Verlage der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien wird ein litterarhistorisches Sammelwerk „Die Weltlitteratur in Einzeldarstellungen“ vorbereitet. In Umfang und Ausstattung sollen die Bände den bekannten bei Velhagen & Klasing erscheinenden Künstler-Monographien gleichen. Die Redaktion des Werkes hat der Herausgeber der „Wage“, Dr. Rudolph Lothar übernommen. Auch sind schon für einige Monographien bestimmte Autoren gewonnen worden, so z. B. für den Band „Hebbel“ Richard Specht (Wien), für den Band „Maupassant“ Dr. S. Stefan Epstein (Berlin) u. a.

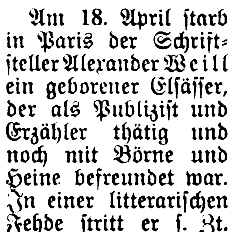
* *

Die neuerdings aufgeführten dramatischen Dichtungen Hugos von Hofmannsthal: „Die Frau im Fenster“, „Die Hochzeit der Sobeïde“, „Der Abenteurer und die Sängerin“ sind in einem vornehm ausgestatteten Bande (mit Umschlag von Otto Eckmann) bei S. Fischer, Berlin, soeben erschienen.

* *

Zu unserer Notiz über die diesjährigen Universitätsvorlesungen aus dem Gebiete der neueren deutschen Litteratur sind noch einige Angaben über österreichische Universitäten nachzutragen. Er lesen dort über Goethe und Schiller: Sauer (Prag); über Goethes Faust: Creizenach (Krakau); über die Geschichte der deutschen Romantik: Zdzrechowski (Krakau, polnisch); über deutsche Stilistik: Sauer (Prag).







Theodor Kirchhoff †
(Aus der „Gartenlaube“. Vgl. Heft 13, Spalte 863.)

* *

Am 18. April starb in Paris der Schriftsteller Alexander Weill ein geborener Elsässer, der als Publizist und Erzähler thätig und noch mit Börne und Heine befreundet war. In einer litterarischen Fehde stritt er s. Zt. Berthold Auerbach das Recht ab, sich als Erfinder des Genres „Dorfgeschichten“ zu bezeichnen und nahm dieses für sich selbst in Anspruch.

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Band, B. Und sie erfährt es doch! u. andere Humoresken. Berlin, Freund u. Jeckel. VII, 184 S. M. 2,—.
Bethusy, B. Gräfin. Glückinwald. Roman. Dresden, E. Pierson. 312 S. M. 4,—.
Brehmer, A. Der Sohn Gottes. Ein Roman aus Italiens jüngster Vergangenheit. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. gr. 8°. 172 S. M. 1,— (1,50).
Dohm, Hedwig. Schicksale einer Seele. Roman. Berlin, S. Fischer. 419 S. M. 4,—.
Ehrenfreund, E. O. Humoristika. Dresden, E. Pierson. VII, 139 S. M. 2,—.
Enking, Ottomar. Johann Rolfs. Roman. Dresden, Carl Reißner. 272 S.
Friedrichs, H. Novellen. Berlin, Freund u. Jeckel. III, 464 S. M. 4,—.
Groner, A. Warum sie das Licht verlöschte. Kriminal-Roman. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 133.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 127 S. M. —,20.
Hansjakob, H. Erzbauern. Erzählungen. Mit Illustr. v. H. Engl. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 12°. VI, 498 S. M. 5,—; geb. in Leinw. M. 6,—.
Hasselbach, A. Seine Vergangenheit. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 160 S. M. 2,— (3,—).
Heigel, K. v. Am blauen Gardasee! Erzählung. Mit Ill. v. G. Armani. Leipzig, Wilh. Friedrich. 163 S. M. 3,— (4,—).
Heller, Friedr. Sünde. Silhouetten. Dresden, Carl Reißner. 159 S.
Herzog, R. Komödien des Lebens. Dresden, E. Pierson. V, 212 S. M. 2,50.
Hill, E. Plattdütsche Schnurren un Vertellzel. Anklam, Herm. Wolter. 12°. III, 108 S. M. 1,—.
Jüngst, A. Consolatrix afflictorum. Erzählung aus dem 14. Jahrh. Münster, Alphonsus Buchhandlung. 12°. 138 S. m. Titelbild. Kart. M. 1,—
Kadelburg, G. Humoristische Kleinigkeiten. Charlottenburg, Max Simson. 122 S. M. 2,— (3,—).
Kretzer, Max. Verbundene Augen. Roman. Berlin, Carl Duncker. 2 Bde. 230, 238 S. M. 6,—.
Linke, O. Iphi, das Malermodell. Eine Künstlergeschichte. Leipzig, Wilh. Friedrich. 146 S. M. 2,— (3,—).
Nagel, S. R. Drollige Geschichten. Dresden, E. Pierson. 107 S. M. 1,70.
Nansen, Peter. Die Feuerprobe. Kleine Erzählungen. Berlin, S. Fischer. 158 S. M. 2,—.
Niemann, August. Nur ein Weib. Roman. Dresden, E. Pierson. 260 S. M. 3,—.
Römer, F. Lenzeslüfte. Eine Erzählung aus der Zeit der Statthalterschaft i. d. Mark. Kyritz, Herm. Rohde. 12°. 104 S. M. —,75.
Rosen, Franz. Geheimnisse. Roman. Dresden, E. Pierson. 349 S. M. 3,—.
Schneider, H. Dankesfesseln. Roman. Berlin, Freund u. Jeckel. VIII, 264 S. M. 3,—.
Seidel, Heinrich. Erzählende Schriften. 1. Lieferg. (Vollständig in 53 Lfgn. zu 40 Pf.) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 48 S. M. —,90.
Stier-Somlo, Fritz. Große Kinder. Novellen. Berlin, Verl. d. Märk. Buchh. (Eug. Beer).
Wallsee, H. E. Erdachtes und Erlebtes. Hamburg, Verlagsanst. u. Druckerei A.-G. 93 S. M. 1,50; geb. in Leinw. M. 2,50.
Zahn, Clara. Die Posthalterin. Roman. 2 Tle. in 1 Bde. Berlin, Otto Janke. 172, 176 S. M. 5,—.

Barrie, J. M. Eine Schottische Mutter. Rechtmäßige Uebers. von Ina Bock. M. e. Bildn. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 124 S. M. 2,—; in Leinw. gbd. M. 2,60.
Casetti, A. Das Vermächtnis. Roman in 2 Bdn. Wien, A. Hartleben. Geb. in Leinw. M. 1,50.
Daudet, Alphonse. Künstlerfrauen. Deutsch von M. Pannwitz. Stuttgart, Franckfsche Verlagsh. gr. 16°. 154 S. M. 1,— (1,80).
Farina, S. „Was wird die Welt sagen?“ Roman Uebers. v. F. Schrader. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 132.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 126 S. M. —,20.
Murray, D. Ch. Ein Spitzbubengewissen. Aus d. Engl. v. F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn. 156 S. M. —,50 (—,75).
Schandorph, S. Erste Liebe. Roman. Aus dem Dän. v. M. Mann. (Kleine Bibliothek Langen. 20. Bd.) 12°. 153 S. M. 1,—.
Zola, E. Die Schultern der Marquise und andere Novellen. (Kleine Bibliothek Langen. 19. Bd.) München, Alb. Langen. 12°. 130 S. M. 1,—.

b) Lyrisches und Episches.

Bardas, W. Firnenzauber. Ein Sang aus dem Märchenlande. Dresden, E. Pierson. 68 S. M. 1,25 (2,25).

Beetschen, Alfred. Ein Pegasusritt durch die Schweiz. Mit 75 Ill. v. E. Buffetti. Aarau, Müller u. Trüb. 67 S.

Bielchen, O. Muckedumm. Ein Sang vom Ueberkater. Ausrangierte Spreu. Dresden, E. Pierson. 36 S. M. —,75.

Helle, F. W. Die Schöpfung. Epische Dichtung. Prolog zu „Jesus Messias". Donauwörth, L. Auer. 12°. 221 S. Geb. in Leinw. m. Goldschn. M. 4,—.

Hesse, H. Romantische Lieder. Dresden, E. Pierson. 44 S. M. 1,25 (2,25).

Jacobowski, Ludwig. Aus bewegten Stunden. Gedichte. (1884—1888). Zweite veränderte Auflage. Dresden, E. Pierson. 104 S. M. 2,—.

Ikara, C. Momentbilder. Gedichte. Dresden, E. Pierson. V, 60 S. M. 2,— (3,—).

Lehnert, G. Lieder eines Soldaten. Dresden, E. Pierson. IX, 145 S. M. 2,— (3,—).

Lein, Johanne. Gedichte. Mit e. Geleitwort von A. Bock. Gießen, J. Ricker. IV, 62 S. m. Bildn. M. 1,50.

Leudesdorf, M. Clementine. Gedichte und Lieder. Hamburg, G. A. Rudolph VII, 127 S. M. 2,— (3,—).

Palten, H. v. der. Gedichte Dresden, E. Pierson. VIII, 107 S. M. 5,— (6,—).

Pfliegl, A. Das Treuringlein. Märchen in Versen. Dresden, E. Pierson. 101 S. M. 2,— (3,—).

Prasch, A. Lieder eines Wandervogels. Berlin, Freund u. Jeckel. 12°. XV, 128 S. M 2,—.

Quedenfeldt, G. Künstlerlieben. Eine Spaziergangserzählung in Versen. Dresden, E. Pierson. 81 S. M. 1,50 (2,50).

Stephan, B. Herzenstöne. Lyrische Gedichte. Herausg. v. K. Janowski. Berlin, Bruno Stephan. 12°. IV, 86 S. m. Bildn. Geb. in Leinw. u. Goldschn. M. 1,20.

Wette, Hermann. Fridolin der Bettlerkönig. Maienmär. Köln. Hübscher u. Teufel. 87 S. M. 1,50 (2,50).

c) Dramatisches.

Bätz, R. Die Schuld des Glücks. Schauspiel. Dresden, A. W. Rost. gr. 8°. 75 S. M. 1,50.

Cronneck, A. Zwei Schwestern. Drama. Dresden, E. Pierson. 151 S. M. 2,—.

Fleischer, P. Abälard und Helvise. Eine Liebestragödie. Leipzig, H. W. Theodor Dieter. 127 S. M. 3,— (4,—).

Hofmannsthal, Hugo von. Die Frau im Fenster. Die Hochzeit der Sobeïde. Der Abenteurer und die Sängerin. Theater in Versen. Berlin, S. Fischer. 260 S.

Kleist, Heinr. v. Prinz Friedrich von Homburg. (Meisterwerke mit Erläuterungen von E. Wolff. II). Kritische Ausg. nach der Handschrift. Minden, J. C. C. Bruns. M. 1,20; kart. M. 1,30.

Lingg, Hermann. Dramatische Dichtungen. Gesamtausgabe. Neue Folge. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 250 S. M. 4,— (5,—).

Michaelis, C. Theodora. Tragödie. Dresden, E. Pierson. III, 140 S. M. 2,50.

Schaich, R. Armut. Schauspiel. Leipzig, Otto Weber. gr. 8°. 82 S. M. 1,50 (2,25).

Thudichum, G. Albhütte. Schauspiel. München, E. Werner. 87 S. M. 1,50.

Zinnow, R. u. Klemm, W. Verbannt. Trauerspiel. Dresden, E. Pierson. III, 132 S. M. 2,—.

Ibsen, H. Rosmersholm. Schauspiel. (Dramatische Werke. II). Herausg. u. übers. v. W. Lange. Berlin, Hugo Bermühler. 122 S. M. —,30.

d) Litteraturwissenschaft.

Bahr, Hermann. Wiener Theater. (1892—1898). Berlin, S. Fischer. 509 S. M. 4,—.

Halusa, T. Heinrich Heine. In charakteristischen Zügen zum 100. Geburtstag. München, Rudolf Abt. gr. 8°. 38 S. M. —,50.

Koldewey, F. E. Justus Georg Schottelius. Ein Beitrag zur Gesch. der Germanistik. (Aus: „Zeitschr. f. d. deutschen Unterr.") Wolfenbüttel, Julius Zwißler. gr. 8°. 30 S. m. Bildn. M. 1,50. (Vgl. L. E. Sp. 702).

Moeller-Bruck, Arthur. Die Auferstehung des Lebens. (Die moderne Litteratur. Bd. 3). Berlin, Schuster u. Loeffler. 52 S. M. —,50.

Schuler, M. Shakfperes Konfession. Berlin, Germania, A.-G. 42 S. M. —,10.

e) Verschiedenes.

Bibliothek der Gesamtlitteratur. Nr. 1232 bis 1235. Stifter, A. Bunte Steine. In Orig.-Bd. M. 2,—. Nr. 1236—1238. **Birch-Pfeiffer, Ch.** Der Leiermann u. s. Pflegekind. — Steffen Langer aus Glogau oder der holl. Kamin. — Der Glöckner von Notre-Dame. — Nr. 1239—1242. **Scott, W.** Der Talisman. In Orig.-Bd. M. 2,50. — Nr. 1243 bis 1244. **Herder, J. G.** Vom Erlöser der Menschen. In Orig.-Bd. m. Goldschn. M. 1,50. — Nr. 1245. **Heyden, F. v.** Das Wort der Frau. Eine Festgabe. In Orig.-Bd. m. Goldschn. M. 1,20. – Halle a. S., Verlag von Otto Hendel.

Heß, Frederick. Californischer Almanach f. d. Jahr 1899. San Francisco, California Democrat Publishing. Preis 25 Cts.

Klassisches Immergrün. 284 lateinische Citate nach Sinn und Anwendung erklärt von Ad. **Kinzler.** Stuttgart, D. Gundert. 216 S. Gebd. M. 2,—.

Kötzschke, J. Das erste Werk. Ein Lebensabschnitt. Dresden, A. W. Rost. 139 S. M. 2,—.

Lennar, Fritz. Mit dem Eselskinnback. Ein Promemoria fürs sinkende Jahrh. Stuttgart, Wir-Verlag (E. Krauß). 97 S. M. 1,80 (2,70).

Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 3945. **Krickeberg, E.** Ueberflüssig. — Der Häßliche. Zwei Erzählungen. — 3946. **Zipper, A.** Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Litt. 7. Bd.: Herders Cid. — 3947. **Kurz, H.** Die beiden Tubus. Erzählg. — 3948. **Kraßnigg, R.** Tierleben i. d. Artillerie-Kaserne. Humoresken. — 3949/50. **Birch-Pfeiffer, Ch.** Der Leiermann und sein Pflegekind. — Der Glöckner von Notre-Dame.

Schleicher, Erasmus. Die Poesie des Alkohols. Köln, J. G. Schmitzsche Buchh. 42 S. M —,50.

Trojan, J. Zwei Monat Festung. Berlin, Freund u. Jeckel. 192 S. M. 2,—.

Antworten.

Konstanz. Für Ihre frdl. Mitteilungen danken wir bestens; danach hielten wir es allerdings nicht mehr für angezeigt, von der Aufführung erst noch Notiz zu nehmen.

Herrn **F. M.** in **Berlin.** Der auf Spalte 898 besprochene Artikel „Das euphonische Gesetz der unreinen Reime" von H. von Gumppenberg stand in Nr. 74 der Beilage zur „Allg. Ztg.". Es wurde versehentlich vergessen, den Fundort anzugeben.

Fräulein **D. H.** in **München.** Ja! Außerdem existiert ein Porträt des Frl. Juliane Déry, ebenfalls von Franz Stuck gemalt, dessen photographische Wiedergabe (Hanfstaengl) im Kunsthandel zu haben ist.

Herrn **A. L.** in **Tiflis.** Beide Sendungen sind eingetroffen und werden gerne verwendet. Wegen der ersten müssen wir Sie noch um etwas Geduld bitten: Der Stoffandrang ist allzu groß, und was irgend Aufschub verträgt, muß noch zurückgestellt werden.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger,
Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2578.
Verlag: F. Fontane & Co.,
Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 16
vom
15. Mai 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Deutsch-Amerikanische Dichter.

Von **A. von Ende** (New-York).

(Nachdruck verboten.)

Es war einmal ein Jüngling, der hatte seinem Liebchen ewige Liebe und Treue geschworen, und als er in die weite Welt hinauswanderte, da nahm er ihr Bild in seinem Herzen mit und hütete es gleich einem Talisman. Ob er auch auf seinen Wanderungen manch minnigliche Maid zu sehen bekam, sie blieb ihm der Inbegriff alles weiblichen Liebreizes. Jahre vergingen ihm in schwerer Arbeit wie im Fluge; äußerlich war er ein anderer geworden, innerlich war er derselbe geblieben, und noch immer stand vor seinem geistigen Auge das Bild seines Liebchens, wie er sie beim Abschied geschaut. Als er ihr nach einem Menschenalter wieder begegnete, wandte er sich betrübt ab. Diese reife Schönheit mit den Krähenfüßen und den feinen Linien um Mund und Nase, das war sie nicht, die Königin seines jugendlichen Herzens! Die Zeit hatte Runen in ihr Antlitz gegraben, die er nicht verstand. Und er fuhr fort, in seines Herzens Schrein dem Ideal seiner Knabenträume zu huldigen und ward ein Fremdling in seinem Vaterlande und in seiner neuen Heimat; denn er lebte in der Vergangenheit.

Der deutsche Dichter in Amerika ist ein solcher Fremdling. Als er nach der neuen Welt auswanderte, schwor er deutschem Denken und Dichten Treue; es war das Denken und Dichten des Deutschlands von Anno dazumal. In seiner rührenden Anhänglichkeit hat er vergessen, daß die Zeit auch der geistigen Physiognomie unserer Lieben ihren Stempel aufdrückt, so daß sich allmählich eine Ferne zwischen ihnen und uns aufthut, die kein Schraubendampfer und kein Blitzzug zu überbrücken vermag. Die deutsch-amerikanische Poesie ist daher bis auf wenige Ausnahmen ein Anachronismus. Sie steht in Inhalt und Form auf dem Boden in Deutschland überwundner Standpunkte. Sie hat keine Fühlung mit modernem deutschem Denken und Dichten. Deutschlands Dichter der Gegenwart leben dem Heute oder schauen mit visionären Augen in die Zukunft; Amerikas deutsche Dichter blicken träumend zurück in die Vergangenheit. Die Daheimgebliebenen besingen die Welt und das Weib, die Ausgewanderten die Heimat und ihre Jugendliebe.

Die deutschen Dichter in Amerika stehen mit beiden Füßen auf amerikanischem Boden; ihr körperliches Ich kämpft und ringt hier für des Lebens materielle Güter, ihr seelisches Ich aber weilt in der Heimat, wie sie damals war, als sie dieselbe verließen. Die deutsch-amerikanische Dichtung gleicht einer Pflanze, deren Wurzeln sich noch nicht genug an das neue Erdreich gewöhnt haben, um ihm die Nahrung zu entziehen, welche ihnen neue Kraft und neuen Stoff zuführen könnte. Heimat, Vaterland, Muttersprache — ihnen weiht der Genius der deutsch-amerikanischen Dichtung den weitaus größten Teil seiner Blüten — und viele, erschreckend viele haben etwas Blutarmes und Sehnsuchtskrankes. Nur ganz vereinzelt schlägt er andere Saiten an, und dann wird die Kluft zwischen modernem deutsch-europäischem und modernem deutsch-amerikanischem Denken offenbar. Es ist eine ganz kleine Gemeinde, die mit dem Zeitgeist Schritt gehalten hat.

Einen historischen Ueberblick über die deutsch-amerikanische Poesie zu geben, dürfte zu weit führen; müßte man doch dann bis auf das siebzehnte Jahrhundert zurückgreifen und mit dem Erzvater deutschen Denkens in Amerika, Franz Daniel Pastorius, beginnen. Das deutsch-amerikanische Schrifttum in weiterem Sinne entwickelte sich aber erst in diesem Jahrhundert, das dem Deutschtum in Amerika Elemente zuführte, die dessen geistiges Leben unendlich vertieften und befruchteten. Erst waren es die Emigrierten der Dreißigerjahre, Lieber, Münch, Follen, Wollenweber, Wagner und andere, deren Namen mit der Geschichte der deutsch-amerikanischen Presse eng verknüpft sind. Dann kamen die Achtundvierziger, unter ihnen Caspar Butz, Konrad Krez, Heinrich Binder, Emil Dietsch, Johann Straubenmüller, Eduard Dorsch und Karl Heinzen. Jeder von ihnen hat hin und wieder einen kräftigen Schluck von Mimirs Met genommen; aber nur einige Wenige hat der Rausch erfaßt, der des Dichters Auge in „schönem Wahnsinn" von der Erde Tiefen zu des Himmels Höhen schweifen läßt. Irdischer Sorgen Bleigewicht drückte die Schwingen ihres Geistes nieder, so daß er sich nicht zu kühnem Fluge erheben konnte. Als sie herüberkamen, ließ der Frohndienst täglichen Broterwerbs ihnen wenig Muße, Umschau zu halten und Einsicht zu gewinnen in das innere Leben ihrer angloamerikanischen Nachbarn und den geistigen Entwicklungsprozeß

des Vaterlands zu verfolgen. Als sie sich die ökonomische Unabhängigkeit errungen hatten, welche es ihnen erlaubte, in dem hier zu Lande bei weitem intensiveren, rastloseren Kampf um das tägliche Brot innezuhalten, waren sie mit wenigen Ausnahmen alt oder müde geworden und fanden, daß sie dem Angloamerikanertum wenig näher gekommen waren und sich dem europäischen Deutschtum entfremdet hatten.

Manchen half der Humor über diese Erkenntnis hinweg; er zeitigte einige der interessantesten Blüten der deutsch-amerikanischen Dichtung jener Periode. Die grimmig dreinhauenden Keulenschläge eines Karl Heinzen, die medizinisch unverblümten „Parabasen" von Eduard Dorsch waren Produkte der kritisch-polemischen Geistesrichtung der Zeit und der Enttäuschung durch die hiesigen Verhältnisse. Dorsch war der ungleich größere Dichter; seine Weltanschauung bewegte sich auch in weniger engen Bahnen, und seine Sprache erhob sich manchmal zu echter dichterischer Plastik. Heinzen war vorwiegend Kämpfer und mehr Polterer als Sänger; Dorsch war Kritiker und mehr Arzt als Sänger. Sie waren echte Kinder der achtundvierziger Revolution und gehören zu den kernhaftesten Gestalten der deutsch-amerikanischen Dichtung.

In Konrad **Krez** wirkt die geistige Gährung jener stürmischen Zeit weniger deutlich nach. Aus den Träumen der Vergangenheit und den Erfahrungen der Gegenwart wob er farbenprächtige, lebensvolle Bilder; aber bei ihm erklingt bereits der Grundton stiller Entsagung und wehmütigen Heimwehs, der fast aller deutsch-amerikanischen Poesie eigen ist, die sich über Gelegenheits- und Tendenzdichtung erhebt. In unzähligen Variationen findet sich das Motiv verarbeitet, das Krez angab, als er sang:

„Nach fremden Zonen trieb es mich zu geh'n,
Die Berge dünkten mir zu Haus zu flach,
Zu eng die Thäler und der Rhein ein Bach;
Ich wollte Alpen, Meer und Welten seh'n,
Trotz bieten wollt' ich Stürmen und Orkan,
Der Tropen Pracht mit eignen Augen schauen,
Gen Westen zieh'n ins neue Kanaan
Und am Ohio Mais und Weizen bauen.

Und überall, wohin ich ging und kam,
Fand ich ein Weh; so einsam lag kein Land,
Daß nicht den Weg zu ihm die Sorge fand,
Und wo kein Baum gedieh, gedieh noch Gram.
Und magst du zieh'n nach Süd und Nord,
Gen Ost und West, nach allen Winden,
So wirst du stets dasselbe Losungswort,
Die Arbeit und des Lebens Mühsal, finden.

Dasselbe Kämpfen um dein täglich Brot,
Das sich nicht lohnt, so schwer verdient zu sein,
Erwartet dich am Hudson wie am Rhein —
Ihr Bürgerrecht hat überall die Not.
Und häufst du auch durch langer Jahre Fleiß
Reichtümer auf, — wo ist für ganze Haufen
Von Gold ein Arzt, der dir ein Mittel weiß,
Nur einen Jugendtag zurückzukaufen?"

Auch in Ernst Anton **Zündts** Dichtungen findet das Ça ira der achtundvierziger Muse noch einen schwachen Wiederhall, wenn er auch erst zehn Jahre später mit den Traditionen einer alten Familie brach und in rebellischer Unzufriedenheit der Heimat den Rücken kehrte. Zündt aber war einer jener zukunftsfreudigen Idealisten, die noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzen, und trotz ruhelosen Orts- und Berufswechsels sang er seine schlichten, sonnigen Lieder, träumte seine Märchen und schrieb seine Dramen. Wie er einst von dem Mai gesungen hatte, der ewig seine Blüten schneit, so sprach er später:

„. . . So taumeln wir
Auf diesem Ocean des Wahnes hin,
In Schmerzen kämpfend und im Siege sterbend,
Daß neuer Tod aus neuem Leben keime."

Er war das bedeutendste dramatische Talent unter den deutsch-amerikanischen Dichtern der Zeit, aber auch er war einer von den Vielen, die durch die Auswanderung in ihrer Entwicklung gestört wurden und über große Anläufe nicht hinauskamen.

Krez und Zündt sind unter den Dichtern jener Generation vielleicht die am meisten bekannten, obwohl es unter ihren Kollegen eine ganze Anzahl interessanter Erscheinungen giebt. Minna Kleeberg, Leopold von Schenk, Wilhelm Müller, Eduard Leyh, Friedrich Castelhun, der kürzlich verstorbene Theodor Kirchhoff und Gustav Brühl (Kara Giorg) haben das deutsch-amerikanische Schrifttum um prächtige lyrische Blüten bereichert; Udo Brachvogel um die gelungene epische Dichtung „Römische Nacht"; Georg Asmus um das von köstlichem Humor sprudelnde „Amerikanische Skizzebüchelche". Manche von ihnen haben Uebersetzungen aus der amerikanischen Poesie veröffentlicht, besonders Zündt, Eduard Leyh (Joaquin Millers „Arizonian") und Frank Siller (Longfellows „Evangeline"). Die größte Vielseitigkeit in dieser Richtung hat aber Karl **Knortz** in Evansville entfaltet, dem unter anderem das Verdienst zugesprochen werden muß, durch seine Verdeutschung Walt Whitmans das nach Freiligraths Vorgang wieder eingeschlummerte Interesse der Deutschen für den amerikanischen Dichtertitanen aufs neue erweckt zu haben. Auch seine Forschungen auf dem Gebiete des nordamerikanischen Folklore dürfen nicht unerwähnt bleiben.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß sich alle diese über das ganze Land verstreuten deutschen Dichter viel freier und kräftiger entwickelt hätten, wäre ein lediglich litterarischen Interessen dienendes Organ vorhanden gewesen, in dem sie aus gemeinsamem Zusammenwirken neue Anregung hätten schöpfen können. Das war nur einem kleinen, durch prinzipielle Parteigrenzen beschränkten Kreise möglich. Als der Begeisterungstaumel der achtundvierziger Ideen verraucht war, tauchte nämlich eine Gruppe idealistischer Stürmer und Dränger auf, in denen die durch Dr. Ludwig Büchners Vortragsreise anfangs der Siebzigerjahre mächtig geförderte freigeistige Bewegung gipfelte. In deren Organ, dem noch heute erscheinenden „Freidenker", tummelte sich eine neue Dichtergeneration, die eine Zeitlang viel von sich reden machte. Dort war es, wo Robert **Reitzel** den Ton seiner kecken, burschikosen Anakreontik anschlug, Heinrich von Ende seine künstlerische Phantasie in den Dienst einer wissenschaftlichen Weltanschauung zu stellen bemüht war, Hugo Andriessen seine philosophischen Wortgespinnste spann, und hin und wieder auch die alte freie Garde von Anno Achtundvierzig, die sich noch genügend Jugendfrische gewahrt hatte, zu Worte kam. Zu dieser gehörte Mathilde Franziska Annecke, wohl die begabteste Dichterin, die die deutsch-amerikanische Dichtung jener Zeit aufzuweisen hatte. Als die

freigeistige Strömung sich wieder verlaufen hatte, da gründete Reitzel seinen „Armen Teufel“, dieses einzige „enfant terrible“ der deutsch-amerikanischen Journalistik, das Organ, das keinem „ismus“ irgend welcher Art unverbrüchliche Treue schwur, sondern vierzehn Jahre lang allwöchentlich die Brandfackel in das Lager der Philister schleuderte und seinen Anhängern einen Strauß farbenprächtiger Blüten bot, die Reitzel im Dichtergarten der ganzen Weltlitteratur gesammelt hatte. Daß er es war, der dem deutsch-amerikanischen Publikum zuerst Ada Negri, Detlev von Liliencron, Bruno Wille, John Henry Mackay, Karl Henckell, Karl Busse, Otto Julius Bierbaum, Ludwig Jacobowski und viele andere vorführte, ist eine nicht genug anerkannte Thatsache. Reitzel selbst war der größte Meister der deutschen Prosa, den das deutsch-amerikanische Schrifttum bis jetzt hervorgebracht hat. Seine Plaudereien, mochten sie einen in die Poesie Gottfrieds Keller, Hansjacobs oder des Dichters von „Dreizehnlinden“ einweihen, oder das Stilleben seiner Krankenstube vorzaubern oder in seine tolle Studentenzeit versetzen, waren einzig in ihrer Art. Wehmütig gestand er es selbst, daß seine Lyrik neben ihnen wenig Würdigung fand.

Unter den Mitarbeitern dieser Wochenschrift, die seit Reitzels Tode von Martin Drescher fortgeführt wird, befinden sich einige der eigenartigsten Dichterphysiognomien des Deutsch-Amerikanertums von heute. Edna Fern (Frau Fernande Richter), die kürzlich durch den Verlag Schabelitz ihre „Venusmärchen“ in die Welt sandte, ist eine durchaus individuelle Erscheinung. Allegorisch, ohne lehrhaft zu sein, verbirgt sie hinter dem schalkhaften Humor und der phantastischen Anmut dieser Märchen ernste Gedanken über Leben und Liebe. Auch in gebundener Rede schafft sie selbständig. Der Hauch einer gesunden, durchgeistigten Sinnlichkeit weht einem aus ihren Liedern entgegen, und wenn sie in freien Rhythmen die Natur besingt, dann erreicht sie einen Schwung der Sprache und eine Plastik der Darstellung, wie wenige ihrer Landsleute. Ihre Niagara-Dichtung ist eines der prächtigsten Erzeugnisse der deutsch-amerikanischen Naturpoesie. Auch die Dichterin der bei Ißleib erschienenen „Eva-Lieder“, Hedwig Vogel, gehörte der Gemeinde Roberts Reitzel an. Das Ringen und Streben der modernen Menschheit nach neuen Idealen findet in diesen Liedern Wiederhall; ihr Grundton ist aber der Liebe Lust und Leid. Diesem vielmißhandelten Thema hat Hedwig Vogel mit herzerfrischender Naivetät und erstaunlicher Kühnheit neue Seiten abgewonnen. Martin Drescher selbst verleiht in seinen formenschönen Sonetten den ernsten Stimmungen seiner zur Reflexion neigenden Natur Worte, während er in seinen Vagantenliedern manchen trotziglustigen Ton anschlägt. Aber in den Quell seiner Lyrik mischt sich ein Tropfen Trauer um das Gestern, welcher Reitzel durchaus fremd war.

Den Uebergang von dieser kleinen Gruppe Deutsch-Amerikaner, in der moderner Geist wenn auch meistens noch in alten Formen, gährt, zu der großen Mehrzahl, die inhaltlich und formell in alten Bahnen wandelt, bildet Konrad Nies, dessen bei Baumert und Ronge verlegten „Funken“ wohl die bedeutendste Erscheinung der deutsch-amerikanischen Lyrik der Gegenwart darstellen. Zu hohem Fluge holen seine Schwingen aus; in titanischem Zorn bäumt er sich auf gegen alles Kleinliche, Niedrige, Halbe. Uebermütig ergreift er das Glas und leert es auf die Sünde, nennt das Leben ein Spiel und die Liebe einen Spaß, und ruft!

„Unser Glück ist der Rausch! Unser Gott ist der Schein!
Wer nicht feig und nicht klein, der weiß es allein,
Daß wir alle, wir alle nichts taugen!“

Er ist sich der inneren Heimatlosigkeit bewußt, die der deutsch-amerikanischen Poesie Fluch ist; aber er wehrt dem „Geierflug der Gedanken“, er kämpft gegen die „Erinn'rungen an Sonnen, die versanken“, und will sich ein neues Glück bauen „voll Elfenspuk und tollem Märchenwahn“. Er ist ein Träumer, den die nüchterne Wirklichkeit so oft aufrüttelt zu schmerzlichem Erwachen, daß er schließlich selbst im Traume, im Rausch des „wonnigen Heut“ nicht vergessen kann, was hätte sein können, und mit wehmütig zuckender Lippe spricht:

„Der Jugendmärchen traute Melodei,
Den alten Ton, wir haben ihn verloren;
Das Leben duldet keine reine Thoren,
Die Zeit der Parcivale ist vorbei.
Im Staub der Welt erstarb des Herzens Mai,
Den sel'ger Kinderglaube uns geboren;
Des Sommers Sterne leise sich umfloren,
Die Blätter weh'n, als ob bald Herbst es sei.
Ruf' nicht zurück den Traum aus Frühlingstagen,
Er käme nur, um neuem Trug zu weichen.
Zu Göttern bitt' nicht, die du selbst zerschlagen.
Sieh' festen Blick's der Hoffnung Farben bleichen
Und lern' des Lebens starre Lehre tragen:
Entsagung ist der Starken Siegeszeichen.“

Konrad Nies ist sich der eigentümlichen Umstände, die einer freien Entwicklung der deutsch-amerikanischen Poesie hinderlich sind, klarer bewußt, als irgend einer seiner Kollegen. Er hat sich redlich abgemüht, die über das ganze Land verstreuten Dichter zur Wahrung gemeinsamer Interessen und zu gegenseitiger Anregung zu vereinigen, indem er mit dem begabten Hermann Rosenthal die Monatsschrift „Deutsch-amerikanische Dichtung“ herausgab. Das Unternehmen scheiterte aber nach kurzer Dauer, und die Vertreter der deutsch-amerikanischen Belletristik sind wieder auf die Spalten der Tagespresse angewiesen, die ihnen nur eine gewisse lokale Berühmtheit sichert, oder auf Herausgabe ihrer Erzeugnisse in Buchform. Nies hat auch den Mut gehabt zu erklären: „Amerika ist nicht das kraßprosaische Land, als welches es unter den meisten unserer hiesigen und deutschländischen Landsleute verschrieen ist, die nie Gelegenheit gehabt haben, den gebildeten Amerikaner in seiner intimen Lebensführung zu beobachtung, sondern das ganze Amerikanertum in kurzsichtiger Weise aus dem engen Gesichtswinkel beurteilen, in dem sie festgehalten werden, und der über oberflächliche Wirtstischbekanntschaften und geschäftliche Berührungspunkte nicht hinausreicht. Was Hugo Terberg (Prof. Hugo Münsterberg von der Harvard-Universität) am Schlusse seines Bändchens „Gedichte“ einem deutschen Freunde zuruft, das ist auch auf einen erschreckend großen Teil des Deutsch-Amerikanertums anwendbar:

„Man kennt bei uns das Edisonlicht
Und kennt den Niagara,
Jedoch das Volk, das kennt man nicht,
Als lebte es in der Sahara.

Amerika ist noch unentdeckt
Für unsre gebildeten Kreise,
Ich wünschte, daß man den Kolumbus erweckt
Zu neuer Entdeckungsreise.“

Will die deutsch-amerikanische Poesie kräftige, gesunde und eigenartige Blüten treiben, dann müssen ihre Vertreter vor allem aufhören, beständig zurückzublicken. Erst wenn sie das Volk ihrer Adoptivheimat wirklich kennen gelernt haben, wird sich ihnen das schier unendliche Stoffgebiet dieses Landes voll und ganz erschließen; und wenn sie dann, von Deutschlands modernen Dichtern lernend, neue Bahnen einschlagen, werden sie kräftig mitsingen im Massenchor der Weltlitteratur.



An Michel de Montaigne.

Von **Georg Bötticher** (Leipzig).

Wenn Winters ich — wie oft — noch spät auf meinem Zimmer
Beim knatternden Kamin und trauten Lampenschimmer
In Deinem „Lebensbuch“ geblättert und gelesen —
Wie hat mich immer dann Dein männlich-schlichtes Wesen
Die stille Heiterkeit, mit festem Sinn gepaart,
(So völlig anders als es sonst Franzosen-Art),
Recht im Gemüt gepackt und zu Dir hingerissen! —
Mehr als Dein reicher Geist, Dein vielgestaltig Wissen
Hat mir Dein Plauderton, so einfach, ungeziert,
Und — der verhalt'ne Schmerz das Innerste gerührt.
Denn ob Dein tapfer Herz auch nimmer klagt, — bisweilen
Blickt doch ein stummes Weh aus Deinen munt'ren Zeilen.
Von Deiner Einsamkeit, der Menge Unverstand —
Mir ist, als schrieb davon leicht zitternd Deine Hand.
So, als Dein Griffel die Betrachtung aufgestellt:
„Im Grunde lebt der Mensch allein auf dieser Welt.“ —
Dann mein' ich Dich zu seh'n: Unscheinbar an Gestalt,
Die Haltung straff und grad', just zwischen jung und alt,
Vornehm doch schlicht das Kleid, ein anspruchlos Gesicht,
Dess' Stirn und Augenpaar von stetem Denken spricht.
So seh ich Dich, im Park, vor Deiner Väter Schlosse
Lustwandeln. Oder auch als Reisender zu Rosse
Ein fremdes Land durchzieh'n: die Sitten, Menschen, Trachten,
All-Alles, was sich zeigt, mit klugem Aug' betrachten . . .
Am liebsten denk ich mir Dich unter Deinen Lieben,
Den Büchern (Dir am treuesten geblieben
Von Lieben aller Art)! — Da steh'n die großen Alten,
Die Dich so manche Nacht gebannt und festgehalten:
Die Plato, Herodot, Plutarch und Seneca,
Virgil, Terenz, Homer — vollzählig sind sie da.
Auch manches neue Buch. Du läßt Dir eines reichen,
Ich seh' Dich mit der Hand zärtlich darüber streichen:
's ist der Sonetten-Kranz des De la Boëtie,
Des früh verstorb'nen Freunds. Du liest die Verse nie,
Ohn' des Geliebten recht von Herzen zu gedenken
Und Dich in alte Zeit ein Weilchen zu versenken . . .
Und wieder seh' ich Dich Dein Schreibgemach durchwandern,
Dies Buch diktierend (mir so lieb vor tausend andern!),
Worin Du Dich gemalt, getreu und ohne Phrase,
Dich messend schlecht und recht an dem gemeinen Maße.
Ein Bild von Meisterhand! Wir lesen und im Lesen
Enthüllt sich mehr und mehr und sonnenklar Dein Wesen,
Stets lernbereit, doch nicht mit Wissenstand beschwert,
Freimütig, doch dem Spott und Witzeln abgekehrt,
Die Wahrheit Fürst und Volk zuteilend, doch nicht pred'gend,
Der Warnerpflicht bewußt doch heiter Dich entled'gend,
Mit Menschenart vertraut, zur Milde drum geneigt,
Doch unerbittlich-fest, wo Niedertracht sich zeigt.
Nie müd', des Nächsten Thun im Tiefsten zu erwägen
Und was Du neuerkannt, in klare Form zu prägen,
Vor Allem doch Dich selbst aufs treueste zu schildern:
Das Gute nicht zu höh'n, das Schlimme nicht zu mildern,
Die Sitte ehrend, nie von Eitelkeit bezwungen,
Von echter Frömmigkeit und Mitleid tief durchdrungen,
Furchtlos, gerecht, den Sinn aufs Höchste immer richtend,
Zu Niemands, doch zum Dienst der Menschheit Dich verpflichtend,
Im Bauernhaus so frank als wie am Königshof,
Klar, klug und gut und wahr — ein echter Philosoph!
So blickst Du aus dem Buch, maßvoll, nie übertreibend,
Bei höchstem Vollgefühl des Geists bescheiden bleibend.
So lebst, Montaigne, Du, noch heut' mit Recht bewundert,
Und wirst so leben noch manch künftiges Jahrhundert.

Charakteristiken

Malvida von Meysenbug.

Von **Ernst Heilborn** (Berlin).

Irgendwann und von irgendwem ist Malvida von Meysenbug einmal eine Idealistin gescholten worden. Sie nahm den Vorwurf lächelnd, dankbar hin und bekannte sich dazu stolzen Herzens. Jawohl, eine Idealistin! In der Bethätigung ihres Idealismus als solchen erstand ihr ihr Lebenswerk; sie weckte Begeisterung und fand gleichgestimmte Seelen; und nun das Jahrhundert, in dessen erstem Jahrzehnt sie geboren wurde, zu Ende geht, begehrt sie sich nichts Besseres, als scheidend „den Lebensabend einer Idealistin“ *) geben zu dürfen.

Metaphysische Glaubensbekenntnisse — und um ein solches handelt es sich hier, sind in unserer eklektisch-skeptischen Zeit im Kurse gefallen. Vielleicht wird das nicht immer so bleiben. Vielleicht giebt es auch heute noch mehr treue Bannerträger einer metaphysischen Doktrin als man gemeinhin annimmt. Wie dem auch sei — ich möchte diesem Idealismus gegenüber einen ganz persönlichen Standpunkt einnehmen. Und ich denke dabei der Wandlungen, die fast ein jeder durchgemacht hat. Zunächst verkörpern sich uns fast immer allgemeine Ideen in den Persönlichkeiten, die sie vertreten. Um es ganz konkret auszudrücken: der Prediger, der Religionsunterricht erteilt, bedeutet Kindern, wenn anders sie ihn lieben, gleichsam die Religion; aller Glanz, der von allgemeinen Ideen nun einmal ausgeht, wird von jugendlicher Schwärmerei zu einem Glorien-

*) Berlin, Schuster & Loeffler. (Pr. 6,00 M.)

schein für geliebte Persönlichkeiten verwebt. Das führt zu den ersten, großen Enttäuschungen, und es ist gut, daß sie kommen. Ich vermag auch den Skeptizismus nicht zu schelten, der sie zumeist ablöst, wofern er nicht in banausischen Utilitarismus und gemeinen Rationalismus ausartet. Später aber, meine ich, gewinnt man die allgemeinen Ideen doch wieder lieb, und wieder ist es die Persönlichkeit, die vermittelt, nur in ganz anderer Art als früher. Man sieht, wie Menschen in solchen Ideen leben oder zu leben glauben, und die Ideen gewinnen ein neues objektives Interesse als ein Beitrag zur Charakteristik und werden an menschlichen Persönlichkeiten zu realen Mächten. Man fragt nicht mehr nach falsch oder richtig, sondern hat nur eben seine Freude daran, wie solche Ideen eine Persönlichkeit befruchten, wie sie in ihnen gleichsam persönlicher wird, wie sie in ihnen die Welt sich assimiliert. Und wer diese Freude, die vielleicht nur eine Freude am Charakteristischen ist, kennt, dem muß Malvida von Meysenbug, die „Idealistin", eine seltene und teure Erscheinung sein.



Malvida von Meysenbug.

Bei ihr ist der Idealismus erlebt und ist ein Teil ihrer Persönlichkeit geworden, und wie eine Verkörperung des Idealismus mutet die liebe, alte Dame mit ihrem gläubigen Gemüt und ihrem begeisterungsfähigen Herzen an. Persönlichkeit und Idee sind hier eins geworden — seltsam, indem ich diese Worte niederschreibe, bekenne ich mich beinahe zu ihrer eignen Doktrin. Denn es ist der philosophische Idealismus, den sie vertritt, bis hinein in die Berkeley'schen Konsequenzen: alle Dinge gelten ihr nur als Erscheinungsformen des Ichs, dem allein Realität zukommt. Und besonders nahe scheint ihr Plato zu stehen, mit seiner Lehre von den Ideen, den Urbildern des Seins. So sucht sie auch hinter den menschlichen Persönlichkeiten die Idee der Persönlichkeit, deren Schattenspiel sie darstellen. Dazu kommt als ein Innerlichstes ihres Idealismus der Kultus des Genius, wie er im Anfang unseres Jahrhunderts modisch wurde, und der ihr Leben auch in seinen äußeren Wandlungen bestimmt hat. Denn mit vielen der Großen unseres Jahrhunderts hat sie das Schicksal zusammengeführt, und manchem ist sie eine Freundin geworden. Aber auch zu dem, was gemeinhin dem Alltagsverständnis als Idealismus gilt, dem Hängen an Idealen und dem Glauben an ein ewiges Gutes und Schönes bekennt sie sich — und sie, in ihrer Eigenart, verschönt dieser Glaube.

Jedenfalls, es giebt Prüfsteine, denen alle Charaktere unterliegen. Das sind Einsamkeit, Alter und Tod. Malvida von Meysenbug liebt die Einsamkeit, sie sucht sie auf, und es erklingen die Stimmen der Einsamkeit in ihrem Innern. „O Stille", schreibt sie einmal, „gesegnete! Du, die allein würdige Stimmungen erzeugt!" Und wie eine Zeit der Stille und Sammlung ist ihr das Alter erschienen. Unschwer hat sie von Lebensfreuden Abschied genommen, und still behaglich hat sie sich in ihre römische Idylle eingesponnen. Ein Buch, das zu ihr spricht, am Flügel in abendlicher Feierstunde ein Freund, der die oft gehörten Töne wieder ruft, was bedarf es mehr für den Lebensabend einer Idealistin? Dazwischen freilich auch, solange es die Kräfte erlaubten, Reisen zu der geliebten Pflegetochter Olga Monod, der Gattin Gabriel Monods, ein Wiedersehen mit Richard Wagner und später eine stille Einkehr in das verwaiste Bayreuth. Und mit ruhiger Fassung blickt sie dem Tod entgegen. „Jedes tiefe innerliche Leben", schreibt sie, „klingt mit einem Mollaccord aus, wie die ahnungsvolle Poesie der Völker es im Volksliede ausspricht". Und unter doppeltem Gesichtspunkt scheint ihr der Tod alle Schrecken zu verlieren. Körperlich die Rückkehr der Atome in die Stoffwelt zu neuer Gestaltung, geistig das Fortleben jedes bedeutenden Wortes, jedes guten Gedankens in gleichgestimmten Menschenherzen. Religiöse Tröstung weist sie von sich — wie sie denn auch den Bekehrungsversuchen des kirchlichen Roms entschiedenen Widerstand entgegengesetzt hat; sie bedarf dessen nicht; ihr ist die Natur selbst zur Trösterin geworden. Sie kennt das Sehnen nach der sanften Rückkehr in den Schoß der Bewußtseinslosigkeit. Und bezeichnend genug, sie sieht auch die Menschen, die ihr nahe stehen, gern auf ihr Verhältnis zur Natur hin an.

Sie war eine Freundin, diese Idealistin. Wie in ihren „Memoiren einer Idealistin" so ist ihr auch in ihrem neuen Buch die Geschichte ihres Lebens, die sie erzählt, wieder zu einer Geschichte ihrer Freundschaften geworden. Da ist zunächst der bedeutsame Winter, den sie mit Nietzsche und seinen Getreuen, dem Dr. Ree und dem jungen Brenner, in Sorrent verlebt. Lange Spaziergänge längs des Meeres mit ernsten philosophischen Unterhaltungen und abends ein sammlungsvolles Beisammensein mit Vorlesen und Erörterung des Gelesenen. Burckhardts Vorträge über griechische Kultur werden so gemeinsam genossen. Und bedeutsam diese Zeit in der That, denn es ist die Zeit, in der Nietzsche sich innerlich von Wagner abwendet und die erste große Häutung vor sich geht und der schon damals schwer Kranke s e i n e Philosophie entdeckt. Wie der Winter zu Ende geht, übergiebt Nietzsche der Freundin ein Manuskript, aus dem sie zu ihrem Schrecken ersieht, daß er nicht mehr der Alte ist, nicht mehr der, den sie in ihm geliebt hat. Und sie bittet ihn, diese Sätze nicht drucken zu lassen, weil er wieder davon abkommen müsse — sie findet sie dann doch in „Menschliches, Allzumenschliches" wieder. Dafür aber geht Nietzsche wiederum auf ihre Gedanken mit voller Begeisterungsfähigkeit ein: in Sorrent entsteht ihr der Plan, ein Missionshaus für erwachsende

Menschen beiderlei Geschlechts zu gründen „zu einer freien Entwicklung edelsten Geisteslebens", an dem sie alle gemeinsam unterrichten oder besser, nach Art der Peripatetiker lehrend lernen wollten — ein Plan, der natürlich nie ausgeführt wurde. Und neben Nietzsche tauchen die andern alten Freunde wieder auf, wenn auch in weniger charakteristischer Weise als in den älteren Memoiren. Mazzinis wird wieder gedacht, wie er sich der Erfolge Garibaldis neidlos erfreute, und es wird an das Wort erinnert, das Herzen von ihm sprach: „nein, solche Menschen braucht man nicht zu schonen". Mit Wagner verlebt sie genußreiche Stunden, und das Verhältnis zu Frau Cosima wird zu teilnahmsvoller Freundschaft. Durch Liszt, der Rom und ihr langentbehrte künstlerische Genüsse wiederbringt, lernt sie die Fürstin Wittgenstein kennen, die sich eng an sie anschließt und immer von neuem den Versuch macht, ihre Seele für die allein seligmachende Kirche zu retten. Und zu den alten Freunden treten neue, vor allem der österreichische Generalkonsul, ein Herr von Warsberg, auch einer von denen, die gleich ihr das Land der Griechen mit der Seele suchten. So bildet ihr auch noch im Alter Freundschaft den eigentlichen Lebensinhalt.

Charakteristisch genug, ich sagt' es schon, daß sie ihre Freunde gern in ihrem Verhältnis zur Natur aufsucht. Von Wagner erzählt sie, wie er einmal versehentlich im Garten einen Ast abgebrochen habe und sofort aufgeregt ins Haus schickte, Verbandstoff kommen ließ und den Ast, so gut es eben gehen wollte, wieder befestigte und schützte. Garibaldi wird auf nächtlicher Wanderung vorgeführt, wie er nach einem Lamm sucht, das sich verirrt hat, und wie er schließlich mit dem Tierchen auf dem Arm im grauenden Morgen zurückkehrt. Und Warsberg, eine spröde, verschlossene Natur verrät ein gut Teil seines ängstlich gehegten Seelenlebens, wie er einmal selbstvergessen mit einem Kätzchen spielt. Freilich, die Geschmacklosigkeit steht dicht daneben. Oefters sieht sie die Landschaft in ihren sonst stimmungsvollen Naturbeschreibungen nur oder doch vorwiegend unter dem Gesichtspunkt, daß sie Denkern, Poeten und Künstlern höchste Anregungen zu geben bestimmt sei, daß sie d a z u ihre Schönheit entfalte — wobei man denn ärgerlich des Korkbaums und des Stöpsels gedenkt. Ueberhaupt, es ist viel Naivetät in ihrem Idealismus. Ich aber möchte diese Naivetät bei ihr nicht missen.

Sie hat sich die ganze Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit eines jungen Mädchens bewahrt, die alte Dame. Sie kann sich noch freuen wie ein Kind, und es hat etwas Rührendes, wenn man liest, wie sie bei ihrem achtzigsten Geburtstag darüber entzückt war, daß unter den Grüßen aus Nah und Fern auch „gedruckte" Zeitungsartikel waren, die ihrer gedachten. Wie ein junges Mädchen kann sie schwärmen, und ganz böse ist sie auf den Weltgeist, daß er Kaiser Friedrich, dem Vollkommenen, nur eine so kurze Regierungszeit beschert habe. Es finden sich auch viele Trivialitäten in ihrem neuen Buch, die sie mit ihrer ehrlichen Begeisterung vorträgt, und die ich aus ihrem Munde, doch gern höre, um ihrer Begeisterung willen. Eine Seele ohne Arg und ohne Falsch. Kein Wunder, daß sie den Glauben an allgemeine Sätze und Wahrheiten sich bewahrt hat. Auch in ästhetischer Hinsicht! Bourget macht sie einmal auf Grund eines solchen Satzes den Prozeß — wohl ihr.

Aber daneben wieder erstaunlich klare, verstandesmäßige Urteile, und gerade aus ihrem Idealismus heraus. Mit ruhiger Entschiedenheit wendet sie sich gegen die Kolonialpolitik, die eben jetzt zur Jahrhundertsneige zu einer Modethorheit werde, über der die Staaten, — und sie denkt vor allem an ihr liebes, junges Italien, die naheliegenden, die dringenden Aufgaben vernachlässigen. Das darf man gelten lassen. Und ich bin ihr dankbar für alles, was sie über die Frauenfrage, für die Frauenemanzipation sagt; denn das alles ist tief empfunden und richtig gesehen. Und es hat Klang in ihrem Munde.

Und so zeichnet sich mir das Bild dieser Idealistin: ein reines und ein gutes Herz; ein zartes Gemüt. Eine Frau, die vorurteilslos gewesen wie wenige, mutig und sich selbst getreu. Eine Frau, die gedacht hat und sich einen Glauben schuf, der sie ehrte. Begeisterungsfähig, schwärmerisch, doch nachdenksam. Eine künstlerisch empfindende Natur. Naiv in vielem wie ein Kind, lebensfremd; aber auch wie ein Kind der Stimme ihres Innern ganz vertrauend, wahrhaftig und schlicht. Und sagte es nicht dieser „Lebensabend", man brauchte kein Prophet zu sein, um zu wissen, daß sie der wenigen eine ist, denen das Himmelreich auf Erden zu teil geworden.

Und was ich an diesem „Lebensabend einer Idealistin" wie an den früheren Memoiren schätze: es sind erlebte und gelebte Bücher, die sie gab.



Der Dichter des Lehrerstandes.

Von **Wilhelm Rullmann** (Graz).

(Nachdruck verboten.)

Zu Beginn dieses Jahres wurde in der Oeffentlichkeit der Aufruf eines Komitees verbreitet, das zu Geldbeiträgen für ein in seiner Vaterstadt Neustadt im Herzogtum Coburg zu errichtendes Denkmal für H e i n r i c h S c h a u m b e r g e r aufforderte. In dem Aufrufe wurde darauf hingewiesen, daß Schaumberger in der kurzen Spanne Zeit, die ihm vom Schicksal zur Ausübung seines Dichterberufes vergönnt war, Werke geschaffen hatte, in denen er sich als ein Schriftsteller von so gesunder Frische, so viel Originalität, von einem so goldigen Humor und einer so liebenswürdig volkstümlichen Eigenart bewährte, daß er wohl neben anderen berühmten Schilderern norddeutschen und süddeutschen Kleinbürgerlebens einen warmen Platz im Herzen des deutschen Volkes verdient. „Fritz Reinhardt" — hieß es in dem Aufrufe — „zeigt uns beseelte, charaktervolle Gestalten unseres Volkes und seiner Lehrer und wird für alle Zeiten eine hohe Gabe volkstümlicher Litteratur bleiben, die sich im Volke und besonders unter Deutschlands Lehrern immer neue Freunde erwerben wird. Die Schilderungen der oberfränkischen Dorfgeschichte „Im Hirtenhaus" sind wirklich mustergültig. Der ergreifende Dorfroman „Zu spät", die überaus einfache und so lebenswahre Entwickelung in der Dorfgeschichte „Vater und Sohn" sind getreue, anmutige Spiegelbilder deutschen Volkslebens, und der sprudelnde Humor in den „Berg-



Heinrich Schaumberger.
(Aus der „Gartenlaube“.)

heimer Musikantengeschichten“ ist so hinreißend, daß wir die drolligen Gestalten vor uns lachen und scherzen zu sehen glauben. Nur wer wie Schaumberger als Lehrer und Jugenderzieher mitten im Volksleben stand und wirkte und dem Pulsschlage des Lebens nachspürte, konnte solche Werke schaffen.“

Die Namensliste derjenigen Männer, die diesen Aufruf unterzeichnet hatten, zeigt deutlich genug, in welchen Kreisen des deutschen Volkes die Werke Schaumbergers ganz besonders verbreitet sind. Wir finden hier verzeichnet die Vorsitzenden des Schulwissenschaftlichen Vereins in Hamburg, des Allgemeinen deutschen Lehrer-Vereines Friedrichsfelde bei Berlin, der Pädagogischen Vereine von Zwickau und Chemnitz, der Lehrervereine von Braunschweig, Hohenzollern, Anhalt, Brandenburg, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß, Pommern, Dresden, Leipzig, Weimar, Schleswig-Holstein, Bremen, Magdeburg und Augsburg. Der Lehrerstand Deutschlands — es giebt keinen Stand, der unserer Achtung mehr würdig ist — hat sich dankbar gezeigt, und er hat zugleich eine Pflicht erfüllt, indem er diesem Unternehmen, das Andenken eines Dichters zu ehren, das größte Interesse entgegenbrachte. Schaumberger, auf dem Seminar von Coburg herangebildet, war Volkslehrer, zuerst in Ahlstadt, dann in Weißenbrunn, dem „Bergheim“ seiner Erzählungen. Seine erste Gattin war die Tochter eines Berufsgenossen; wenn wir von Pfarrer Bagge absehn, dessen Tochter seine zweite Gattin wurde, so waren fast nur Kollegen die Teilnehmer an seinen geselligen und gemütlichen Vergnügungen, und die Leiden und Freuden dieses Standes und der bäuerlichen Umgebung spiegeln sich in seinen Dichtungen. „Fritz Reinhardt“ besonders, seine größte Erzählung, an der er bis zu seinem Tode arbeitete, schildert uns die Schicksale eines Volkslehrers, und diese Erzählung ist, wie ich von Freund Rosegger erfahren, auch unter dem Lehrerstande der Steiermark und Kärntens sehr verbreitet.

Heutzutage liegen uns die im Verlage von J. Zwißler in Wolfenbüttel erschienenen Werke Schaumbergers in einer Gesamtausgabe von neun Bänden vor, denen sich als zehnter Band die mit liebevoller Ausführlichkeit geschriebene Biographie des Dichters von Moebius anschließt. Außerdem existiert eine von dem Maler Köselitz in Dresden illustrierte Ausgabe seiner schönsten Erzählungen. Und diese neun Bände sind im Laufe von fünf bis sechs Jahren niedergeschrieben! Und in welcher Stimmung des Geistes, unter welchen Schmerzen und Leiden des Leibes entstanden diese zum Teil von dem unter Thränen lächelnden Humor getragenen Dichtungen! In seinem 23. Lebensjahre konnte der am 16. Dezember 1843 geborene Dichter mit seiner ersten Gattin den Bund fürs Leben schließen, der schon anderthalb Jahre später durch die Hand des Todes gelöst wurde. Drei Jahre nach dem Tode der ersten Frau, die ihm einen Sohn hinterlassen hat, der der Gegenstand zärtlicher Liebe, aber auch fortwährender Sorge ist, geht er eine zweite Ehe ein; aber damals bereits trägt er den Todeskeim in der kranken Brust; unter Leiden und Entbehrungen arbeitet er rastlos weiter, bis ihm am 16. März 1874 der Tod die Feder aus der Hand nimmt und er in den Armen seiner treuen Gattin die vielgeprüfte Seele aushaucht.

Am 16. März dieses Jahres war somit gerade ein Vierteljahrhundert seit dem Tode Schaumbergers verflossen, und an diesem Tage fand in seiner Vaterstadt Neustadt (Coburg) die Grundsteinlegung des Denkmals statt, für das Verehrer seiner Muse in allen Gauen des Deutschen Reiches Gaben gespendet haben. Das Denkmal, das aus einem vier Meter hohen Syenit-Obelisken mit dem Reliefbild des Dichters bestehen wird, wird am 23. Mai, am Dienstag nach Pfingsten, enthüllt werden, und es läßt sich erwarten, daß diese Feier bei allen jenen, denen Schaumberger lieb und wert geworden ist, einer lebhaften Teilnahme begegnen wird. Denn auch hier gilt das Dichterwort, das einst einem Größeren gewidmet wurde:

„So feiert ihn. Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.“



Buddhistische Lyrik.

Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhas. Aus den Theragatha und Therigatha zum ersten Mal übersetzt von Karl Eugen Neumann. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1899.

Kurz nach dem Tode des Buddha versammelten sich, wie die buddhistische Ueberlieferung erzählt, seine Jünger zu Rajagriha, um die Lehren und Meinungen des Meisters für alle Zeit bindend festzulegen. Ananda, der Lieblingsschüler und Johannes des indischen Heilands, stellte Buddhas Reden und Aussprüche, die er aus dem Gedächtnis herzusagen wußte, zusammen, Kaçyapa der Große ordnete die philosophischen Ueberzeugungen, und Upali die Gesetze und Regeln zur Organisation der neuen Religion. So entstand angeblich die buddhistische Bibel, das „Tipitaka“ (sanskritisch Tripitaka), der „Dreikorb“, — so genannt, weil das ganze Werk in drei große Abteilungen zerfällt. Natürlich steht unsere indische Philologie diesen Angaben über Ursprung und Herkunft der kanonischen Bücher des Buddhismus ebenso zweifel-

süchtig gegenüber, wie unsere Bibelkritik etwa der Angabe, daß Johannes, der Jünger Jesus', die Apokalypse verfaßt habe. Sie hat zunächst nachgewiesen, daß der sogenannte Pali-Kanon, d. h. das in der Pali-Sprache abgefaßte Tipitaka, das der südindische Buddhismus besitzt, unzweifelhaft ein ursprünglicheres, altertümlicheres und echteres Wesen an sich trägt, als die im Sanskrit niedergeschriebenen Evangelien der nordindischen Buddhabekenner. Von den drei Abteilungen gilt dann wieder die eine Abteilung, das Suttapitaka, als der wertvollste Abschnitt, der die nächsten und unmittelbarsten Erinnerungen an den Meister enthält und uns seine geschichtliche Gestalt, seine Lehren und Ueberzeugungen am deutlichsten erkennen läßt. Das Suttapitaka zerfällt wiederum in fünf Teile, und da ist es denn namentlich der fünfte, vorwiegend metrische Texte enthaltende Abschnitt, das Khuddakanikayo, welches die Teilnahme europäischer Leser am meisten auf sich gezogen hat und am besten durchforscht worden ist. Einzelne Teile daraus wurden auch ins Englische, Deutsche, Französische übersetzt und sind so über die engeren Kreise der Fachgelehrten hinaus bekannt geworden: die sechsundzwanzig Kapitel des „Dhammapadam", Sprüche sittlicher Lebensweisheit, von denen auch viele europäische Kenner annehmen, daß sie thatsächlich von Buddha selber, zum Teil wenigstens, verfaßt sind, — ferner die „Jataka", Erzählungen von Buddha aus der Zeit von dessen eigenen früheren Geburten. Auch die „Lieder der Alten", die Theragatha und Therigatha, die soeben von Karl Eugen Neumann ins Deutsche übersetzt worden sind, nachdem sie bereits 1883 von Oldenberg und Pischel im Palitext herausgegeben wurden, gehören dem Khuddakanikayo an.

Es sind die ältesten Religionshymnen des Buddhismus, hervorgegangen aus den Kreisen der ersten Mönche und Nonnen, die den von allen Leiden erlösenden achtteiligen Pfad des Meisters zu wandeln wagten. Sie sind alle in Stabreimen gedichtet und „wurden und werden ähnlich den a capella-Gesängen Palestrinas in langgezogenen einförmigen Melodien gesungen". Einförmig ist auch der Inhalt und immer und immer wieder ist es ein und dasselbe Gefühl, der gleiche Gedanke, die gleiche Weisheit, die in ähnlichen Worten und Bildern nach Ausdruck ringen. Neumann hat wohl Recht: auf eine große und starke Persönlichkeit deutet das hin, die auch den Jüngern den Stempel ihrer Eigenart so fest aufgedrückt hat, daß sie von der Individualität des Meisters verschluckt zu sein scheinen. Und auch darin hat er Recht, wenn er diese asketische Poesie, asketisch an Gehalt, asketisch in der Form, eine Poesie nicht für belletristische Seelen nennt. Aber der Kulturhistoriker, der Religions- und Geschichtsschreiber, Psychologen der Ethik und Aesthetik werden es Neumann danken, daß er ihnen das indische Werk verdeutscht hat. Es läßt sehr unmittelbare Einblicke in die Anfänge der buddhistischen, einer großen Religionsbewegung überhaupt, thun.

In diesen Gesängen treten uns die alten Mönche und Nonnen des Çâkya-Sohnes lebendig-persönlich nahe; es sind noch Menschen von Fleisch und Blut, keine Heiligen, keine überirdischen Erscheinungen, nicht von anderem Stoff geschaffen, und keine Kinder einer Märchenwelt. Ihre Bekehrungen vollziehen sich noch ganz ohne himmlische Wunder. Da singt eine Nonne ganz realistisch, wie sie zweimal unglücklich verheiratet war, wie sie von ihrem ersten Mann verlassen worden ist, obwohl sie ihm treu wie nur irgend eine junge Frau diente, und man sieht deutlich, wie sie zunächst durch ganz alltägliche Enttäuschungen zum „neuen Leben" erweckt wurde. Was bei Anfängen solcher religiösen Bewegungen wahrhaft groß und wunderbar ist, kommt da erst recht zum Bewußtsein. Die Macht und Kraft, mit der der Mensch in solchen Zeiten plötzlich auf das innerste Wesen der Dinge sich wirft, wie er alles Fragen und Zweifeln, alle bloße Spekulation von sich abschüttelt, wie er sich aus allen Umstrickungen der Sinne befreit, um ganz Intuition, Sein, Leben, Thun zu werden: Dieses eigentlich Magische lassen uns diese Hymnen auch heute noch mitempfinden. Sie reden zu tieferen Geistern in aller ihrer Einfachheit und starren Einförmigkeit denn doch eine mächtig ergreifende Sprache. Die subjektive Wahrheit streng asketischer Weltanschauung wird auch dem zum Bewußtsein kommen, der als rechter und guter Europäer jede Allgemeingültigkeit ihr abspricht und vor diesen buddhistischen Nirvanaträumern sich bekreuzt. Ein tiefes Naturgefühl geht durch diese Gedichte dahin. Man merkt die Frohheit der Seele, die sich in die Einsamkeit von Wald, Wasser und Fels zurückzog und ganz auf das letzte große Ichsein besonnen hat:

„. . . Wenn dort am Bache, wo gar manche Blume blüht,
Wo Kräuter, Gräser bunt erfüllen Feld und Au,
Der Mönch am Ufer sitzend heiter Schauung übt,
So kennt er Wonnen, wie sie höher keiner kürt . . ."

Aehnlich reden alle diese Mönche und Nonnen, welche angeblich die Nichtigkeit jeder Daseinslust durchschaut haben und immer wieder die Lust ihres Daseins mit seligen Zungen preisen. Auch ihre Religion ist zuletzt wieder die große Poesie des Ichmenschen, das Allgefühl der starken Persönlichkeit, welches die Harmonie und Einheit von Welt und Ich tiefinnerlich erfahren hat.

„Der Ruf der Weisen donnert laut
Wie Löwenruf im Felsenthor, —
Der Heldenruf, der Herrenruf,
Erlöster über Todeslist . . ."

Schließlich ist es immer wieder ein und dasselbe Erlösungswort, das diese Weisen gefunden haben, — die Weisen aller Zeiten und aller Völker.

Berlin. *Julius Hart.*

Zur neuesten russischen Litteratur.

Grundzüge einer Geschichte der neuesten russischen Litteratur. Von S. A. Wengerow. St. Petersburg 1899.

Unter diesem Titel hat der bekannte Litterarhistoriker und Bibliograph S. A. Wengerow*) soeben seine in den Räumen der St. Petersburger Universität gehaltene Antrittsvorlesung veröffentlicht. Er geht zwar nicht auf die einzelnen litterarischen Strömungen der letzten Zeit ein — das behält sich der Verfasser für die späteren Vorlesungen vor — aber er deckt die Grundelemente auf, aus denen sich die neueste litterarische Bewegung entwickelt, zeigt uns, wie diese Grundzüge der gesamten russischen Litteratur ein durchaus eigenartiges Gepräge geben und sie eine wesentlich andere Rolle spielen lassen, als die Dichtung westeuropäischer Völker.

Die russische Litteratur ist in Westeuropa fast plötzlich entdeckt worden. Noch ehe man von der Weltentiefe eines Leo Tolstoi oder von der dämonischen Seelenkenntnis eines Dostojewski auch nur eine Ahnung hatte, war bereits eine Blüte russischen Geistes dem Auslande nahe getreten und sogar dort heimisch geworden: Iwan Turgenjew. Seine durchsichtige, etwas melancholisch angehauchte Poesie war aus einer harmonischen Weltanschauung hervorgegangen, die noch die historisch denkwürdige Epoche der Vierzigerjahre kennzeichnet. Die obengenannten etwas jüngeren Zeitgenossen Turgenjews dagegen gehören schon einer moderneren Geistesrichtung an. Allerdings waren die Meisterdichtungen Puschkins, Lermontows in Uebertragungen den Kennern fremder Litteraturen längst bekannt, und ebenso wußte man von Gogol und etwas weniger von Gribojedow, — aber

*) Bei dieser Gelegenheit sei noch auf die anderen wichtigen Arbeiten des Verfassers hingewiesen: 1) **Kritisch-biographisches Lexikon russischer Schriftsteller und Gelehrten**, bis jetzt 5 Bde. (1886–97). Ein wahrhaft monumentales Werk, in dem umfassende Monographien geboten werden (im Umfang von je 100 Seiten und mehr). 2) **Die russische Poesie.** Kompendium, enthaltend zum Teil sämtliche, zum Teil ausgewählte Werke russischer Dichter, nebst Kritiken, Biographien, Bibliographie und Porträts. Bd. I. 3) **Russische Bücher.** Bibliographie nebst biographischen Angaben über die Verfasser und Uebersetzer. Bis jetzt 3 Bde. (1896–98.) 4) **Ein großes Herz** (W. Belinski und seine Zeit), 1898.

immerhin war diese Kenntnis mehr oder weniger zufällig, lückenhaft und gründete sich nicht auf einen klaren Einblick in die litterarischen und Zeitströmungen, von denen jene Dichter beeinflußt oder getragen wurden, und die in unmittelbarem Zusammenhang standen mit verwandten Erscheinungen im Westen. Erst gegen Anfang der Achzigerjahre, als der Schlachtruf „Realismus“ die europäischen Geister aus ihrer Siestastimmung aufstörte, schlagen die ersten Wellen modernen russischen Schaffens ans „andere Ufer“. Man kann wohl sagen, daß Dostojewskis „Raskolnikow“ (in Wilhelm Henckels meisterhafter Uebersetzung) den Beginn der Hochflut russischer Erfolge bezeichnet. In wenigen Jahren konnten Dostojewski und Tolstoi die Konkurrenz mit Zola und Maupassant auf dem Büchermarkte aufnehmen und sogar die französischen Kritiker (de Vogüé, Sarcey) meinten, die neuen russischen Romandichter hätten einen frischen Strom in das stehende Gewässer der europäischen Litteratur eingeführt und der weltlitterarische Stoffwechsel habe sich dadurch belebt. Nun sprach man nicht mehr von einzelnen russischen Schriftstellern, sondern forschte dem Zusammenhang der imposanten Erscheinung des russischen realistischen Romans mit den Kulturströmungen in Europa überhaupt nach. Und da machte man denn die sonderbare Entdeckung, daß Rußland nicht nur eine großartige Litteratur besitzt, sondern daß sie auch auf einer ungleich höheren Kunststufe stehe als die gleichzeitige englische und französische, auf die man so stolz war. Und was den Realismus betrifft, so erwies es sich, daß er in Rußland schon seit einem ganzen Menschenalter zu Hause war.

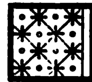
Wengerow stellt sich nun die interessante Aufgabe, zu untersuchen, welcherlei Umstände diesen Litteraturaufschwung vorbereitet haben und wie es gekommen sei, daß der Aufschwung sich lediglich auf litterarischem Gebiet vollzogen hat, ohne die übrigen Sphären sozialen Lebens aus ihrem Rückstand in eine fortschrittliche Bewegung mit hineinzuziehen. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung erblickt er vor allem darin, daß infolge der politisch brachgelegten Kräfte der russischen Gesellschaft, alle ihre geistige und sittliche Energie sich ganz der litterarischen Produktion zuwandte und sich ausschließlich darin bethätigte. Eine natürliche Folge davon war, daß die russische Litteratur den spezifischen Charakter einer litterarischen Propaganda gewann. Diese Litteratur, sagt der Verfasser, habe sich nie in die engere Sphäre rein-ästhetischer Interessen verschlossen, sondern sei stets ein Katheder gewesen, von dem aus ein lehrendes Wort erklang. Nach Einführung der Reform Peters I. warf sich die Litteratur zunächst zum begeisterten Apologeten der Modernität auf. Daher kommt es auch, daß keine andere europäische Litteratur ein Drama besitzt, das von einem so mächtigen sozialen Pathos getragen, von einem so tiefen Schmerz um das politische Elend der Gesellschaft durchdrungen wäre, wie die unsterbliche Komödie Gribojedows („Wehe dem Gescheidten!“). Der reife Puschkin gehört schon der folgenden Generation an. In seinem wunderbaren Genie kündet sich bereits der Weltgeist an, der jenem Goethes verwandt ist. Mit dem Tode seines poetischen Erben Lermontow schließt die neue Litteratur, und es beginnt die neueste. Schon die Vierzigerjahre bezeichnen einen hohen Stand der sozialen Erregung, die in der idealen Persönlichkeit Wissarion Belinskis ihre Glorie feiert. Hier ist zugleich der Herd, an dem die nachmaligen führenden Geister der russischen Litteratur sich erwärmen; unter dem herrlichen Banner Belinskis verdienen sie sich die Künstlersporen, seine hehren Ideale beherzigen sie für immer (vgl. L. E. Sp. 387). Zu diesen „Männern der Vierzigerjahre“ gehören Turgenjew, Dostojewski, Gontscharow, Pissemski, Grigorowitsch, Ostrowski. Sie alle bekennen sich zu einer an westeuropäischen Ideen großgezogenen Weltanschauung. Ihre fortschrittlicheren Zeitgenossen, an deren Spitze der Satiriker Schtschedrin, der Tendenzdichter Nekrassow und der publizistische Belletrist Gljeb Uspenski stehen, sind so recht die Annalisten der sozialen Sturmflut, die die glänzende Periode der Bauernreform in den Sechzigerjahren charakterisiert. Andererseits wieder hat sich der russische Gedanke gespalten — in Nationalismus und Europäismus, und der erstere erhob triumphierend sein Haupt im Organ Iwans Aksakow. Die Kritik verlor immer mehr den Charakter litterarischer Wertschätzung und gab sich als lyrisches Manifest irgend einer politischen Partei. Die Frage über die Ziele der Kunst, über die Kunst „für die Kunst“ oder „für's Leben“ diente nur als Vorwand für die Diskussion sozial-politischer Probleme.

Mit Recht sagt darum Herr Wengerow, daß namentlich in der Kampfepoche der „großen Reformen“ es bei der Analyse irgend einer sozialen Erscheinung mitunter schwer halte, ihren Ursprung nachzuweisen, zu zeigen, wo ihre litterarische Genesis endigt und die Wirkung sozialer Kräfte beginne. „Und umgekehrt — beim Studium irgend eines litterarhistorischen Faktums weiß man oft nicht, wo die soziale Einwirkung endet und die Sphäre reinlitterarischen Schaffens beginnt.“

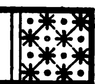
Der Litteraturforscher muß daher die russische Dichtung auf die sozialen Motive hin prüfen, wenn er einen Begriff von den Stimmungen und Idealen der Neuzeit in Rußland gewinnen will. Turgenjews soziale Romane leisten in dieser Beziehung vorzügliche Dienste. Seine talentlosen Nachtreter hatten sich seit den Sechzigerjahren ganz der Tendenz ergeben, aber die bedeutensten Schriftsteller der Neuzeit boten durchaus künstlerische Schöpfungen. Turgenjew selbst, diese zartfühlige, gemütvolle, humane Natur, hat in sein Schaffen die freisinnige Anschauung des Belinskischen Zirkels hineingetragen. Seine Zeitbilder sind durchdrungen vom Protest gegen das ancien régime der Vorreformperiode. Sein jüngerer und größerer Zeitgenosse Leo Tolstoi ward lange Zeit auch in Rußland vernachlässigt, sogar nachdem er in den großen Zeitepen „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ Proben unvergleichlicher Kunst geliefert; seine märchenhafte Berühmtheit datiert erst von dem Moment, da Tolstoi als Theoretiker und Prophet auftrat und in seinem unruhigen Suchen nach ethischen Idealen das kranke Gewissen der Zeit verkörperte.

Alles in allem genommen würde man irre gehen, wenn man die neueste Geschichte der russischen Litteratur in Perioden etwa nach ihrem Kunststil oder ihren Kunstformen einteilen wollte. Die einzig richtige Einteilung ergiebt sich aus der Entwickelung der den Kunstschöpfungen eingeprägten **Ideen**, die einander ablösten in beständiger Abhängigkeit von der jeweiligen Kultur- und Gesellschaftsbestrebung. Somit kann man heute in Rußland nicht sowohl von Perioden der Romantik, des Realismus, Naturalismus oder Symbolismus reden, als vielmehr von Perioden des Hegelianismus (Belinski), Nihilismus (Pissarew), Nationalismus, Nietzscheanismus und sogar Marxismus.

St. Petersburg. *Alexander von Reinholdt.*



Echo der Zeitungen



Das Plagiat in der Litteratur.

Von **Alexander Moszkowski** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Vor genau hundert Jahren erschien im „Athenäum“ ein Aufruf, dessen boshafte Spitze gegen unseren großen Wieland gerichtet war. Es hieß darin, daß auf Verlangen der Herren Lucian, Sterne, Fielding, Bayle, Voltaire, Crébillon der allgemeine Gläubigerkonkurs über sämtliche Werke Wielands eröffnet werden sollte; und im Hinblick auf die zahlreichen

Anleihen, die der Litterarschuldner bei Horaz, Ariost, Cervantes und Shakspere gemacht haben sollte, wurden alle anderen Schriftsteller, an deren geistigem Eigentum sich Wieland vergriffen hatte, vorgeladen, ihre Ansprüche bis zu einem gewissen Termine anzumelden. In dieser Mystifikation verdichtete sich die ganze Energie der damaligen Reminiszenzenjäger, die an dem klassischen Beispiele eines Wieland das litterarische Jahrhundert als tiefverschuldet darstellen wollten. Und wiederum an der Wende des Jahrhunderts bereiten geschäftige Kräfte eine neue Abrechnung in ähnlichem Sinne vor.

Von allen Enden und Ecken tragen die gewerbsmäßigen Plagiatschnüffler das Material herbei. Sie betreiben einen in der Tendenz nicht gerade schönen, aber doch nicht zu verachtenden Sport, und in dem von ihnen zu unübersichtlicher Masse aufgetürmten Reminiszenzenschutt finden sich zahlreiche Einzelheiten, die für die Entwickelung des Schrifttums in betracht kommen. Angesehene Essaiisten und Kritiker wie Sarcey, Wittmann, Panzacchi, Hérelle, Bahr haben in ihren über Raum und Zeit verstreuten Abhandlungen das Chaos gesichtet, die wertvollen Funde geordnet und sich der Mehrzahl nach auf das Votum geeinigt, daß das „Plagiat", im höheren Werte des Wortes verstanden, als eine nicht nur entschuldbare, sondern sogar notwendige Erscheinungsform der Litteratur zu betrachten sei.

Abseits von den Genannten hat ein neuer Plagiatjäger mit fröhlicher Passion ein wahres Kesseltreiben auf alle erfolgreichen Dramen und Romane des Jahrhunderts eröffnet. Folgt man den Spuren Raoul Deberdts in der „Revue des Revues", so könnte man sich leicht — die Richtigkeit seiner Ermittelungen vorausgesetzt — zu der Ansicht bekehren, daß die Priorität der Idee und der Triumph der Idee sich niemals bei ein und demselben Autor vereinigt finden.

Das Fazit des Kritikers und Quellenfinders deckt sich in diesem Falle mit dem Bekenntnis vieler Autoren, denen schon Molière mit seinem „ich nehme das Gute, wo ich es finde", einen für alle Zeiten giltigen Freibrief ausgestellt hat. Den großen Entlehnern der Neuzeit fällt es in der That gar nicht ein, ihre kühnen Griffe abzuleugnen oder sich hinter mildernde Umstände zu verkriechen, sie berufen sich einfach auf das durch den Usus geheiligte Zunftprivileg. Als einer der beliebtesten Prügelknaben aller Plagiatforscher, nämlich Victorien Sardou, wieder einmal in flagranti abgefaßt wurde, stellte er sich mit der Miene der gekränkten Unschuld in Positur, indem er ausrief: „Wer will mir das verbieten? Wißt ihr denn nicht, daß die Dramatiker aller Zeiten große Räuber waren? Daß eine Shakspere-Ausgabe existiert, in der nicht nur alle Sätze und Wendungen, sondern ganze Szenen, die er seinen Zeitgenossen gestohlen hat, mit roten Buchstaben gesetzt sind? Ich spreche schon gar nicht von Molière, der Alte und Moderne ausräuberte, noch von Racine, noch von Corneille, noch von Voltaire, die alle Diebe waren. Alle diese Großen im Geiste bildeten sich ein, daß ein dramatischer Autor gar nicht verpflichtet ist, alles selbst zu erfinden, und daß er sich mit gutem Recht an den Ideen Anderer begeistern darf."

Wir kennen die erwähnte rötliche Shakspere-Ausgabe nicht, allein wir halten es für gewiß, daß der gesammelte Sardou, in derselben Manier gedruckt, höchst purpurn ausfallen würde. Seine „Bon Villageois" weisen auf Paul Lacroix als ihren Stammvater, seine „Pommes du voisin" auf Jules Sandeau; bei der „Maison neuve" hat Gozlan, bei der „Famille Benoiton" Goncourt Pathe gestanden. „Fernande" wurde von Diderot vorgeahmt, „La Marquise" hieß ursprünglich „Marquise von Fleury" und war damals nicht von Sardou, sondern von Chenier; auch für „Nos intimes" und „Divorçons" sind die richtigen Väter längst festgestellt worden. Eine ganze Ahnengalerie aber ergiebt sich für „Marcelle", die den Berlinern durch eine französische Aufführung im Lessing-Theater vermittelt worden ist: Sardou fand die Fabel im Voltaire, der sie seinerseits der Frau v. Fontaine entlehnt hatte; diese Dame verdankte den Stoff einer anderen Schriftstellerin, der das nämliche Thema aus mehreren Stücken des siebzehnten Jahrhunderts zugeflogen war; setzt man das Inquisitorium fort, so leitet die Untersuchung auf Urfé, dann auf den unvermeidlichen Bandello und schließlich auf Ariost, bei dem vorläufig ein Plagiat nur vermutet, aber nicht mit aller Schärfe nachgewiesen werden kann.

Nicht viel besser ergeht es bei dieser recherche de la paternité den beiden Dumas. In langen Reihen werden die corpora delicti aufgestellt, und an jedem prangt der denunzierende Zettel: gestohlen da und dort. So blickt auch die schöne „Kameliendame", die wenigstens als Litteraturgröße zuerst für ziemlich jungfräulich galt, auf ein recht bemakeltes Vorleben zurück. Daß die beiden Dumas in Geldsachen auf der Basis des Familienpumps lebten, ist allbekannt, es scheint indes, daß sie sich auch auf der Grundlage des Ideenpumps recht gut einzurichten verstanden. Im Wege einer solchen häuslichen Anleihe ist die „Kameliendame", die ursprünglich auf den Namen Fernande hörte, auf den Sohn gekommen. Das Besitzrecht des Vaters stützte sich auf die von Deberdt verbürgte Thatsache, daß er das ganze Manuskript einem armen Teufel von Schriftsteller namens Auger abgekauft hatte, zu einer Zeit, da jener Frauentyp noch nicht hoch notierte und die Dame selbst weder Kamelien noch Tantiemen trug. Hält man die Worte der dritten Generation neben die Geschäftspraktiken der ersten, so springt eine merkwürdige Zufallsironie heraus; ich brauche nur auf den berühmten Knalleffekt des Stückes zu verweisen: „Sie alle sind Zeugen, daß ich dieses Weib bezahlte und ihr nichts mehr schuldig bin." Dieses Argument des jungen Armand Duval scheint direkt auf die Autormoral des alten Dumas anzuspielen.

Die meisten übrigen Werke der Dumas müssen sich mit der nämlichen Stufe der Originalität begnügen; der jüngere wird wesentlich als ein Kostgänger der beiden de Kocks entlarvt, während wir die Fangarme des belesenen Vaters in den Geistesschätzen mehrerer Nationen zugleich herumgreifen sehen. Sogar die „Drei Musketiere" bekommen ein neues Paßvisum, mit dem Vermerk, daß diese braven Soldaten seit zwei Jahrhunderten in der höheren Litteratur exerzierten, bevor sie zu Dumas ins Quartier gelangten. Als ein erfreuliches Zugeständnis begrüßen wir die Thatsache, daß Schiller mehrfach zur Aufdeckung verborgener „Aehnlichkeiten" zitiert wird; denn wenn auf diesem Felde das Stehlen nicht unbedingt als Schande gilt, so muß das Bestohlenwerden jedenfalls als ehrenvoll betrachtet werden. Dieser Ehren Fülle ist besonders

„Fiesko" und „Don Carlos" zu teil geworden; es drängte den französischen Autor wiederholt, den deutschen Grundtext aufzuschlagen und mit unredlichem Gefühl das heilige Original in sein geliebtes Französisch zu übertragen. Selbst die „Räuber" hat jener Entlehner beraubt, uneingedenk der schönen Zunftregel: Von Kollegen nehmen wir nichts.

Auf der Anklagebank haben ferner Platz zu nehmen Victor Hugo, Eugène Sue, George Sand, Jules Janin, Flaubert, Murger und mehrere andere ihrer erlauchten Brüder in Apoll bis hinauf zu Chateaubriand. Sie alle haben sich sattgegessen, wo sie nicht zur Tafel geladen waren, und müssen sich nun die Adressen ihrer großmütigen Wirte auf den Kopf zusagen lassen. Die Anwesenheit Murgers in dieser Galerie frappiert besonders. Der Autor der „Scènes de la vie de bohême" galt uns bisher, wenn auch nicht gerade als ein Großer im Schrifttum, so doch als ein Muster an Originalität, er ist als solcher bei jeder Gelegenheit gefeiert worden, wo es nur galt, das frische Gestaltungsvermögen eines einzelnen gegenüber der litterarischen Fabrikware hervorzuheben. Als Murgers Meisterwerk in Deutschland, England und Italien nachgebildet, variiert, für die Opernbühne eingerichtet wurde, hat es wohl kein Rezensent versäumt, das glänzende Urbild gegen die blassen Kopien in Parade zu stellen, jeder einzelne ein Festredner, der bei der Enthüllung des Murger-Monumentes hätte mitwirken können. Allein auch diese Originalität vermag ihre elementare Beständigkeit nicht aufrecht zu erhalten; die Bohême-Figuren müssen auf peinliche Befragung gestehen, daß sie litterarisch mündig und fertig ausgebildet waren, bevor Murgers Schöpferaugen auf ihnen ruhten; dieser hatte sie nicht sowohl in der Wirklichkeit des Quartier latin, als vielmehr in einer bühnenreifen Komödie „Place Ventadour" entdeckt. In einer weiteren Instanz sind die nämlichen Figuren auf Frédéric Souliés „Etudiants" zurückzuführen, der seinerseits auf die dunkle Masse unbekannter und verschollener Schriftsteller zurückgegriffen hat. Und so geraten wir auch hier in den Nebel der Anonymität, deren Schleier den Kern so vieler Autorschaften verdeckt.

Der Plagiatstöberer von Beruf ist im allgemeinen zufrieden, wenn er die Dinge bis zu diesem fragwürdigen Ende geführt hat. Er begnügt sich in den meisten Fällen damit, einen Großen zu entthronen, einen Geringeren an seinen Platz zu befördern, dann auch diesen abzusetzen und schließlich die auf bestimmte Namen versammelten Würden und Ehren in alle Winde zu verstreuen. Die Federn, die er dem Einen ausreißt, lassen sich nicht mehr zum Schmuck für einen Anderen verwenden. Bei dieser autoritätstürmenden Thätigkeit giebt es wohl gestürzte Götter, aber keine neuen Altäre, die ein Dankbarkeitsopfer von der lesenden Menschheit anzunehmen geeignet wären. Die Entwicklung einer Schriftepoche als eine Folge eskamotierender Kunststücke auffassen, hier den doppelten, dort den dreifachen Boden nachweisen und jede Umbildung eines Grundgedankens als das Ergebnis einer Fixfingerigkeit oder Langfingerigkeit denunzieren, daß ist so recht eine Beschäftigung fin de siècle. Schon bevor die erwähnte Revue in den „großen Plagiaten des Jahrhunderts" die litterarische Bilanz zu ziehen begann, hat Panzacchi im Anschluß an die bekannte Annunzio-Hetze den ziemlich universalen Beweis angetreten, daß man bei einigermaßen schlechtem Willen all und jedes unter den Plagiatbegriff bringen kann. Nicht Goethe, nicht Byron, nicht Shakspere, nicht Voltaire könnten ihm entrinnen, Dante, Ariost und Macchiavelli wurden auf Vorbildern festgenagelt, und selbst zu Virgils Aeneïde hat ein Forscher mit weitreichendem Stöberhaken Plagiatbelege herbeigeschleppt. Und so wollen wir es auch weiterhin den rüstigen Entdeckern vergönnen, den Findlingen nachzuspüren; sie werden damit das ewige Gesetz der Fortentwickelung und die in diesem Gesetz wurzelnden Autorrechte nicht erschüttern. In der leblosen Natur lösen sich Trümmer aus Hochregionen, um als erratische Blöcke in der Niederung zu landen; die Litteratur verzeichnet für ihre Findlingsblöcke meist den umgekehrten Weg: gerade diejenigen Themen und Typen, welche am längsten von Hand zu Hand wanderten, sind von der niederen zu immer höherer Kunstform emporgestiegen. Den Plagiatdetektives, die das Jahrhundert durchmustern, kommt es freilich darauf an, eine möglichst lange schwarze Liste herauszurechnen, und da der wirklichen Diebe doch im ganzen zu wenig sind, so notieren sie im Diensteifer die Eroberer als Spitzbuben. Eroberer Goethe hat diese Spürmethode, die durchaus eine Scheidung zwischen Mein und Dein erzwingen will, einfach als lächerliche Philisterei bezeichnet. In dem nämlichen Gespräch mit Eckermann heißt es: „man könnte ebensogut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben . . . . Ueberhaupt ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig neues mehr zu finden und zu sagen ist." Und die Welt ist seitdem nicht jünger, sondern um reichlich 70 Jahre älter geworden!

Aus dem „Berl. Tageblatt".



Auszüge.

Deutschland. Zahllose Spalten unserer Tagesblätter haben sich in den letzten Apriltagen mit Huldigungen für den achtzigjährigen Dichter des „Quickborn" gefüllt, und wir müßten ein gutes Stück des Post-Zeitungskataloges abschreiben, um alle diese Artikel nach ihren Fundstellen anzuführen. Das sei uns um so eher erlassen, als sich diesmal die meisten der festlich gestimmten Auslassungen von einander kaum mehr unterschieden, als in einem Fackelzug eine Fackel von der andern. Bei einem Dichter, wie Groth, dessen Lebenswerk so abgeschlossen vorliegt, dessen Verdienste schon so lange und unbestritten der Litteraturgeschichte angehören, kann das nicht wohl Wunder nehmen. Sehr gelegen kamen überdies der Mehrzahl der Festredner die beiden neuen Grothbücher von A. Bartels (Leipzig, Avenarius) und H. Siercks (Kiel, Lipsius), sowie Groths eigene Lebenserinnerungen, die er neuerdings in der „Gegenwart" und und der „Deutschen Revue" veröffentlicht hat. Der Unterschied der einzelnen Artikel bestand sonach hauptsächlich in der Temperatur des Gesamturteils und etwa in den Ansichten darüber, wie der Lorbeer zwischen Groth und Reuter zu teilen und welche Zukunft der plattdeutschen Sprache gegenwärtig vorauszusagen sei. In der leidigen Abschätzung Groths gegen Reuter scheint Johannes Kruse (Hamb. Nachr. 95) die richtige Mitte zu treffen, wenn er sagt: „Der eine dichtete in platt-

deutscher Sprache: Klaus Groth; der andere in einem plattdeutschen Dialekt: Fritz Reuter. Für die Ehrenrettung der Sprache Niedersachsens hat deshalb der Erstere wichtigeres gethan, als der Andere, während sie, auf den dichterischen Wert ihrer im übrigen völlig inkommensurablen Leistungen angesehen, beide gleich hoher Anerkennung würdig sind.“ Daß Reuter erst durch Groths Vorgang angeregt worden sei, plattdeutsch zu dichten, habe er selbst bezeugt, und der „Quickborn“ erschien ein Jahr früher als Reuters erste plattdeutsche Dichtungen. — Aus der Fülle der übrigen Artikel seien sonst noch diejenigen von Adolf Bartels (Leipz. Tagebl. 205), Edgar Steiger (Münch. N. Nachr.), G. A. Erdmann (Leipz. Ztg. Wiss. Beil. 48), Eugen Wolff (Hamb. Corr. 189), Adolf Stern (Dresd. Journ. 93), Friedrich Düsel (Deutsche Welt 34), Fr. v. Borstel (Allg. Ztg., Beil. 93) hervorgehoben. Allerhand Persönliches plaudert ein Feuilleton von Hugo Wienandt aus (Berl. Tgbl. 204), worin dem Dichter bei der Erwähnung der modernen Litteratur die Worte in den Mund gelegt werden: „Vielleicht bin ich für diese zu alt geworden. Ich muß offen gestehen, mir geht das Verständnis für jene Herren ab. Unzweifelhaft, hübsche Talente finden sich unter ihnen. Am bedeutendsten auf seinem Gebiet ist wohl Dehmel. Aber wie gesagt, ich fürchte, ich bin zu alt für sie. Ja, Fontane, das war mein Mann! Nur war er mir etwas zu — preußisch. Wir gingen einst am Hafen hier spazieren, da fragte er mich, indem er auf die stolzen Kriegsschiffe zeigte: ‚Was meinen Sie, sind jetzt mit den Preußen nicht andere Zeiten gekommen für Schleswig-Holstein?‘ Und ich darauf: ‚Ich war bisher immer der Ansicht, daß wir eine deutsche Marine haben!‘ Wie es mir schien, verschnupfte ihn diese Aeußerung etwas. Nichtsdestoweniger sind wir die besten Freunde geblieben, bis daß der Tod ihn abrief.“

Zwei Tage nach Groths 80. Geburtsfest beging man in Frankreich den 200. Todestag Racines, der auch in deutschen Blättern nicht ungewürdigt blieb (Müller-Rastatt im „Neuen Tagbl.“ 95, Eberhard Gothein in der „Frankf. Ztg.“ 115, 116). Speziell auf das Verhältnis Racines zu den Deutschen geht eine Studie von Dr. A. Pollak (Hamb. Corresp., Ztg. f. Litt. 9) näher ein, der an das gelegentliche Wort Gottfrieds Keller (an Hermann Hettner, 1850) erinnert: „Seit Lessing glaubt jeder Lump in Germania über Corneille und Racine schlechte Witze machen zu dürfen, ohne zu bedenken, daß Lessing die Aufgabe hatte, das französische Theater als ein Hindernis für eine nationale eigene Entwicklung wegzuräumen und daß diese Aufgabe nun längst gelöst und der Anerkennung wieder Raum zu lassen ist, wohl zu eigenem Frommen.“ Lessing hat sich übrigens fast nie gegen Racine, sondern hauptsächlich gegen Corneille gewandt, Goethes Iphigenie stand unter Racines Einwirkung, Schiller übersetzte dessen „Phädra“: trotzdem hat sich bis heute das allgemeine Urteil in Deutschland gegen den französischen Klassiker ablehnend verhalten — ungerechter Weise, wie der Verfasser im einzelnen ausführt. — Andere Erinnerungsartikel galten Karl Immermann, dem seine Vaterstadt Magdeburg ein Denkmal zu errichten im Begriffe steht (Dr. H. Muchau, Magdeb. Ztg. 205) und dem 80. Geburtstage Friedrichs Bodenstedt, von dem ungedruckte Briefe und Verse an Margarethe v. Poschinger (Dr. Ad. Kohut im „Neuen Tagbl.“ 92) mitgeteilt werden. — An die Wiederkehr des Tages, an dem vor 25 Jahren (1. Mai 1874) das denkwürdige erste Gastspiel der „Meininger“ im berliner Viktoriatheater begann, knüpft Karl Frenzel (Nat.-Ztg. 274) vergleichende theatergeschichtliche Betrachtungen, während zum gleichen Anlaß Max Grube dem nächst dem Herzogspaar thätigsten Organisator des berühmten Ensembles, Ludwig Chronegk († 1891) im „Zeitgeist“ (17) ein Gedenkblatt widmet. — Hier soll auch das herzliche Gedicht nicht vergessen sein, das Hermann Grimm dem Meister Josef Joachim zu dessen sechzigjährigem Künstlerjubiläum gewidmet hat (Nat.-Ztg. 257).

Eine Einwirkung Heines auf Nietzsche festzustellen, ist der Zweck eines Beitrags von Arthur Ploch: „Heinrich Heine und die ewige Wiederkunft aller Dinge“ (Frankf. Ztg. 107), worin gezeigt wird, daß die Idee von der ewigen Wiederkunft aller Dinge, dieser eigentliche Zarathustra-Gedanke, dem Nietzsche seine eigene originelle Gestaltung gegeben hat, schon in Heines Reisebildern („Italien“, Kap. XX) ausgesprochen sei. — Ein Aufsatz „Aus der Grillparzerzeit“ von A. L. Jellinek (Nordd. Allg. Z. 97) geht kritisch auf das hier in Heft 7 besprochene Grillparzer-Jahrbuch ein; an der gleichen Stelle (100, 101) wird aus dem neuen Sammelbande „Das deutsche Volkstum“, Jakob Wychgrams Darstellung der deutschen Dichtung von Lic. E. Bröse, sehr eingehend und anerkennend behandelt. — Ueber „Katholische Litteratur“ im besonderen, den allgemeinen Zankapfel der letzten Zeit, spricht sich Adolf Bartels (Leipz. Tagebl. 213) in vermittelndem Sinne aus. Er stellt fest, daß es neben der allgemein-deutschen eine spezifisch-sozialdemokratische und eine spezifisch-katholische Litteratur gebe. Diese ihre Sondertendenz müßten die katholischen Schriftsteller aufgeben. „Unsere Forderung an sie ist, daß sie Deutsche wie wir sind und das Trennende nicht auf Kosten des Einigenden übertreiben.“ Eine gesunde volkstümliche Litteratur, die das besondere katholische Leben in Deutschland wahrhaft darstelle, würde eine Bereicherung unseres Schrifttums sein. — Daß übrigens für unsere höheren Lehranstalten die neuere Litteratur seit Goethes Tod noch immer nicht zu existieren scheine, gleich als hätten Hebbel, Ludwig, Grillparzer nie gelebt, beklagt P. Robert (Hamb. Corr., Ztg. f. Litt. 9) aufs neue und verweist auf Oesterreich, wo Grillparzers Dramen längst Schullektüre seien. — Von Arbeiten speziellerer Natur ist ein Essai über Ernst von Wolzogen von Leo Greiner (Münch. Ztg. 89) aufzuführen, in dem als Wolzogens Bestes „dieses echt künstlerische Suchen nach den großen tragischen Grundmotiven hinter der Maske des Lächerlichen, dieser furchtbare Ernst, mit dem er das Komische von einem hohen Gesichtspunkte aus als das tiefste Tragische enträtselt“, bezeichnet wird. „Das komische Treiben gewisser, für unsere Zeit so charakteristischer, brüchiger und verfahrener Existenzen, die närrische Lächerlichkeit eigenartig verschrobener oder wehrloser Individuen, die bald mit dem Leben in wütendem Kampfe zusammenstoßen, bald von ihm willenlos hin- und hergeschleudert werden, verwandelt sich ihm zur sozialen Tragödie, indem er hinter der humoristischen Einzelerscheinung die großen Schäden der gesellschaftlichen Zustände sucht und schonungslos aufdeckt.“ Als die künstlerisch wertvollsten Werke Wolzogens will Greiner die Komödie „Lumpengesindel“ und die Novelle „Fahnenflucht“ betrachtet wissen.

Unter den Beiträgen zur ausländischen Litteratur steht an erster Stelle ein großer Essai über Giosuè Carducci von Valerio Flamini (Allg. Ztg., Beil. 88, 89). Er erklärt, warum nach der völlig stagnierenden Periode, in der sich die italienische Litteratur 1860—1870 befand, eine kräftige antikatholische, d. h. antiasketische Reaktion, wie sie Carducci und die „Veristen“ heraufführten, notwendig eintreten mußte und geht dann auf Carduccis Leben und Werke näher ein. Als Sohn eines Arztes wurde Italiens gefeiertster Poet 1836 in Valdicastello geboren; seit 1860 wirkt er als Professor in Bologna. Sein bekanntes Kampfgedicht, die rauschende „Ode an Satan“, von der die moderne Litteratur Italiens erst eigentlich datiert, entstand 1863. In seinen späteren Dichtungen zeigt er sich teils als Heide im antiken Sinn (wie er auch die antiken, lateinischen Versmaße wieder aufgenommen hat), teils als moderner Revolutionär. Seit etwa anderthalb Dezennien ist er nur noch mit Gelegenheitsgedichten hervorgetreten. — Seinen Ruhm hat in neuerer Zeit Gabriele d'Annunzio verdunkelt, dessen neuestes Drama „Gioconda“ kürzlich mit der Duse und Zacconi in den Hauptrollen seine Erstaufführung — in Palermo — erlebt hat. Eugen Zabel hat dieser von südländischen Skandalszenen begleiteten Vorstellung beigewohnt und davon in der National-Zeitung (260) eine

eingehende Schilderung gegeben. Das neue Schauspiel ist ein Rührstück in 4 Akten, die Tragödie einer Frau, die ihren Mann, einen Bildhauer, abgöttisch liebt, seinem künstlerischen Schönheitsbedürfnis aber nicht genügen kann und bei einem Konflikt mit dessen Geliebter, der schönen Gioconda, von einem tragischen Los ereilt wird. — Die kölnischen „Blumenspiele" dieses Monats haben einem madrider Mitarbeiter der „Köln. Ztg." Gelegenheit gegeben, von den „valencianischen Blumenspielen", die er im Sommer 1897 gesehen hat, ausführlich zu erzählen. — Gleichfalls aktueller Natur ist eine allgemeine Darstellung der „Sprache und Litteratur der Finen", die in der „Voss. Ztg." (Sonnt.-Beil. 18) von Theodor Hermann Lange gegeben wird.

Hermann Conrads schon erwähnte Beiträge zur Shakspere-Biographie im Anschluß an das neue englische Werk von Sidney Lee haben inzwischen (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 16, 17, 18) ihren Abschluß gefunden. Sie kommen in manchen Einzelheiten zu anderen Resultaten, als Lee. Im letzten Abschnitt werden Shaksperes Einnahmen als Theaterdichter und Schauspieler behandelt und dabei für die Zeit von 1589—1600 ein Jahreseinkommen von 10 400 Mark (heutiger Geldwert), für die Zeit nach 1600 auf nahe an 50 000 Mk. herausgerechnet. — Abgeschlossen werden auch Paul Holzhausens „Litteraturbilder aus den ersten Koalitionskriegen" mit dem Abschnitt „Der erste Konsul in der deutschen Lyrik seiner Zeit" (Allg. Ztg., Beil. 86, 87). — Erwähnung verdienen sodann noch: „Ein Wort zur Behandlung der Fremdwörter" von Hans Spieser (Deutsche Welt 35), der für Abschaffung aller undeutscher Lautzeichen wie C, ph, rh, y eintritt; „Ueber den Wortschatz einiger europäischer Kultursprachen" (St. Petersb. Ztg. 99, 101), worin die neulich in der Presse verbreitete Behauptung widerlegt wird, daß der englische Wortschatz mit 260 000 Wörtern alle anderen übertreffe, während er doch an „echt englischen Wörtern" nur etwa den fünften Teil besitzt; „Volksuniversitäten in Rußland" von M. Busemann (Allg. Ztg., Beil. 92), woraus zu entnehmen ist, daß die University Extension auch schon in Odessa, Kasan, Charkow und besonders in Tiflis Wurzel geschlagen hat; „Das Bildungswesen in Japan" von J. Wuritz (Leipz. Tagebl. 200); „Aus Sardous Jugendzeit" (Frankf. Ztg. 117); „Das musikalische Element in Shaksperes Dramen" von Adolf Kahle (Nordd. Allg. Z. 96). ∾

Oesterreich-Ungarn. Man nennt unser Jahrhundert das papierene, klagt über die ungemessen zunehmende Zahl der Schriften und Schreiber und meint, daß es wenigstens hierin in der „guten alten Zeit", die allgemach so viel von ihrem Nimbus verloren hat, besser gewesen sein müsse. Daß es aber schon vor hundert Jahren nicht viel anders bestellt war, wenn auch freilich damals noch nicht wie heute etwa auf je 3000 Deutsche, Schulkinder und Säuglinge eingerechnet, ein Schriftsteller kam, sucht Hans Schukowitz im „Grazer Tagblatt" (87) zu erweisen. Er führt das „Journal von und für Deutschland" Jahrgang 1799 an. Hier hatte der Herausgeber Siegmund Freiherr von Bibra, Domkapitular zu Fulda gewissermaßen zu einer Enquête aufgefordert: es möge jeder Leser über die Ursachen der „in Deutschland grassierenden Bücher-Hochflut" nachdenken. Da damals wenig Aeußerungen aus dem Leserkreise eingingen, so entschloß sich der Herausgeber, im nächsten Jahrgang seiner Zeitung seine eigenen Gedanken über die Vielschreiberei jener Zeit kundzugeben. Er hat sich sieben Ursachen hierfür zurecht gelegt; der Umstand, daß die Berufung zur Professur von der Abfassung neuer Bücher abhänge; die überhandnehmende Zahl der Studierenden; die verkehrte Erziehung der Jugend; Spekulationssucht der Buchhändler; Ueberzahl der Druckereien, die immerfort auf Manuskriptenfang ausgehen, u. a. Die beste Abhilfe hierfür wäre ein in Leipzig anzustellendes Zensurgericht. „Das müßte aber aus den gelehrtesten, rechtschaffensten, unbescholtensten und unbestechlichsten Männern aller Fakultäten bestehen und diesen müßte die unumschränkte Macht erteilt werden, alle auf den Markt kommende Schofelware sofort verbrennen zu lassen". — Der Litteraturgeschichte des vorigen Jahrhunderts gehört noch an ein Aufsatz von L. G. Ricek-Gerolding „Der Alchemist Goethe" (Ostdeutsche Rundschau 100), worin der Verfasser für die Alchemie eine Lanze bricht, die er der trockenen, unpoetischen (!) Naturwissenschaft von heute entgegenstellt und Goethes Beschäftigung mit den Schriften Wellings, insbesondere dem opus mago-cabbalisticum darlegt, wovon im Faust noch zahlreiche Spuren zu finden seien. — Unserem Jahrhundert gehört sodann eine nicht unwichtige Veröffentlichung von Gustav Karpeles im „Pester Lloyd" (97) an, die sich mit dem Besuche beschäftigt, den Immanuel Hermann v. Fichte, der Sohn des berühmten Philosophen, Heinrich Heine abstattete, als dieser in Paris auf dem Krankenbette lag. Das Gespräch drehte sich um vielerlei: Demokratie, Fortleben nach dem Tode, Tischrücken, Swedenborg u. a. Im Nachwort zum „Romanzero" hat Heine Eindrücke dieser Unterhaltung verwertet.

An den unlängst verstorbenen Hans Grasberger erinnert noch einmal Peter Rosegger (Grazer Tagespost 102) und schildert die Bedeutung die Grasberger für die Steirer gehabt habe. Wer im Bereiche seiner Persönlichkeit stand, der konnte nicht abirren, der wurde so recht herzhaft, kunstfroh und schaffensfreudig. Zu ihm nahm wohl jeder kunstbeflissene Steirer Zuflucht, der mit Ranzen und Stecken seinen Fuß in die Kaiserstadt setzte. Die Liebe, die Grasberger sein lebenlang für die Heimat gefühlt und bewiesen, möge man an seinem Kinde vergelten und die von Freunden des Verstorbenen eingeleitete Sammlung für dessen Töchterlein unterstützen. — Eine Anzahl von Federn feiern den Geburtstag von Klaus Groth (Hagemann, Ostd. Rundschau 111, Ptak, Deutsche Ztg. 9812, Lorenz, Grazer Tagespost 109, 110). Des zweihundertsten Todestages Jean Baptiste Racines gedenkt nur ein Feuilleton in der „Grazer Tagespost" (110) und von den mehrfachen Nekrologen für Eduard Pailleron möge nur der von W(ittmann) (Neue Fr. Presse 12 452) besonders erwähnt werden. — Im „Fremdenblatt" (106) wird eingehend über das französische Mimodrama und C. Séverin, der in den letzten Wochen in Berlin gastierte, gehandelt. Catulle Mendès, Armand Silvestre, Paul Margueritte, Jean Richepin sind die Verfasser der heute am meisten gespielten Pantomimen die durch Severin zu einer wirklichen Kunstgattung erhoben worden sind. — An Alfred Musset erinnert ein Essai der „Politik" (104) über einen „Nebenbuhler Alfred Mussets", den kürzlich verstorbenen Arzt Pietro Pagello, der der Held des Liebesromanes der George Sand in Venedig war, und der die Trennung der großen Schriftstellerin von Alfred Musset veranlaßt haben soll. Mit seltener Zähigkeit hat sich diese Fabel erhalten, wenn auch ein Blick in die Korrespondenz der George Sand genügt, die Unrichtigkeit der Erzählung zu erkennen.

Zum Schlusse mögen erwähnt werden: K. Preißecker „Echte Tiroler Volkslieder" (Grazer Tagblatt 90); Fr. Wichowsky „Die Glocke im Lichte deutscher Sage und Dichtung" (Reichspost 76); H. Wrada „New Yorker Theaterverhältnisse" (Grazer Tagespost 112); Adolf Wilbrandt „Indische Lieder" (Neue Freie Presse 12 448); „Wiener Volksbüchereien" (Deutsche Zeitung 9808). —

Wien. *A. L. J.*



Deutsches Reich.

Baltische Monatsschrift. 41, 47. Briefe von und über Jakob Lenz, den Stürmer und Dränger, den „größten baltischen Dichter", wie ihn der anonyme

Verfasser nennt, finden sich im Aprilheft dieser Zeitschrift. Am interessantesten und wertvollsten sind drei Briefe des jüngeren Bruders von Lenz an den livländischen Kreisarzt Dumpf, einen Verehrer des Dichters, der in den Zwanzigerjahren sehr eifrig Material für dessen Lebensgeschichte sammelte. „Seine (Lenzens) Leibes- und Brust-Beschaffenheit hat ohne Zweifel von jeher durch nächtliches vieles Schreiben und durch beständiges Wassertrinken gelitten. Gegen das Bier hatte er einen heftigen Widerwillen . .“ Der dritte Brief enthält einen eingehenden Bericht über die Rückführung des kranken Bruders in die Heimat. Bei Goethe und Herder fand der bekümmerte Schreiber des Briefes innigste Anteilnahme, während ihn einige beißende Urteile des alten Wieland nicht wenig verletzten. Der Dichter weilte damals in gänzlich zerrüttetem Körper- und Geisteszustand bei dem Hofrat Schlosser, dem Schwager Goethes, in Emmendingen, und ergreifend ist es, zu lesen, wie der jüngere Bruder den trostlosen Zustand des älteren schildert. „Hier (in Hertingen) traf ich meinen armen Bruder in einem Zustande von Apathie und Erstarrung an. Nur schwach schien die Freude der Erkennung seines Bruders durchzuschimmern, und kaum einzelne abgebrochene Worte waren von ihm herauszubringen. Dieser traurige Zustand dauerte noch lange auf der Rückreise fort, indem er auf dem Postwagen immer nur die gerade Linie hinaus aufs Feld hinsah!“ Ein Brief eines Pastors Marpurg berichtet von einer vorübergehenden Liebesneigung Lenzens zu einer baltischen jungen Dame, Julie von Albedyll, die seinen Antrag jedoch spöttisch abwies. Außer drei Briefen von Lenz an den Bürgermeister von Dorpat, die unerheblich sind, wird endlich noch ein kleiner Briefwechsel zwischen dem schon erwähnten Dumpf, der eine Biographie des Dichters plante und dessen Nachlaß in Händen hatte, und Ludwig Tieck mitgeteilt. Tieck hat bekanntlich die Schriften von Lenz herausgegeben und wurde dabei von Dumpf in weitestgehender Weise unterstützt. Sein Material, soweit es Tieck nicht erhielt, liegt auf der Stadtbibliothek in Riga. Noch einmal wird das Verhältnis Lenzens zu Wieland gestreift. Wieland hatte einen Brief an Lavater geschrieben, der „hart gegen Lenz war“. „Aber unter Lenzens Papieren findet sich ein Zettel von Lavater an Lenz, der geschrieben wurde, als er Wielands Brief erhalten, in dem er Lenz warnt und eine so schöne Meinung von ihm ausspricht, daß man Wieland wohl beschuldigen kann, hämisch gegen Lenz verfahren zu haben.“

Bühne und Welt. I, 14. An das zehnjährige Bestehen der berliner „Freien Bühne“ knüpft ein Beitrag von Philipp Stein an, der die Entstehung und Geschichte des für die Entwicklung der modernsten Litteratur einst so bedeutsamen Instituts skizziert. Die erste Vorstellung fand am 29. September 1889 statt: sie brachte Ibsens „Gespenster“ mit Agnes Sorma als Regina und Frau Marie v. Bülow (der Gattin des genialen Dirigenten, die ehedem als Marie Schanzer der Bühne angehörte) als Frau Alving. Entscheidend wurde dann die zweite Vorstellung, in der Hauptmanns Erstlingswerk „Vor Sonnenaufgang“ (am 20. Oktober) unter großem Skandal zur Aufführung gelangte. Nach zwei Wintern, in denen sie 15 Vorstellungen gegeben hatte, konnte die „Freie Bühne“ ihre Mission als beendet ansehen und zog sich in ein stilleres Dasein zurück, aus dem sie nur noch in gelegentlichen Fällen hervortritt. Auf die Frage, was sie erreicht habe, erwidert Stein: „Mehr, als sie wohl jemals erwartet hat. Die von ihr zuerst und allen Feinden zum Trotz verfochtene neue Richtung ist siegreich vorgedrungen. Was im Laufe dieser zehn Jahre nur in einer geschlossenen Gesellschaft vorgeführt werden konnte, das kann jetzt fast alles und fast allerorten gespielt werden. Das Interesse an dem Theater und der Theaterdichtung ist vertieft worden, zwischen Bühne und Welt besteht wieder ein innerer Zusammenhang. Und wie die Stücke des ersten Spieljahres der „Freien Bühne“ einen sozialkritischen Zug gemeinsam hatten, so ist unsere moderne Bühnendichtung zum großen Teil sozialkritisch geworden. Durch die realistische Schulung aber sind andererseits unsere Dichter wieder selbständig geworden und frei von der drückenden Last des Epigonentums. Sie haben es wieder gelernt, poetische Stimmungen zu sehen mit eigenen Augen. Und nach so heilsamem und stählendem Erfrischungsbade kann nun auch das Versdrama, von Konvention befreit, wieder zum Kunstwerk werden!“

Die Frau. 6. Jahrgang. Ueber Friedrich Nietzsches Einfluß auf die Frauen spricht sich (in Heft 8) Marie Hecht näher aus. Aehnlich wie Hedwig Dohm vor kurzem in der „Zukunft“ (vgl. Sp. 507) meint auch sie: „Es ist ein merkwürdiger, fast erheiternder Widerspruch vorhanden zwischen Nietzsche, dem Schriftsteller, der im Weibe ein Spielzeug, einen Besitz, ein ‚verschließbares Eigentum‘ sah, und Nietzsche dem Manne, der in seinem ganzen Leben nur mit geistig bedeutenden hoch und selbständig dastehenden Frauen zu verkehren begehrte, von der Zeit an, da er sich einer Kosima Wagner, einer Malvida v. Meysenbug in verehrender Freundschaft anschloß, in Lou Andreas-Salomé leidenschaftlich die verständnisvolle Jüngerin suchte, bis zu den Jahren fieberheißen Schaffens, schweren Leidens, in denen der Einsame, Umhergetriebene die letzten Stunden der Ruhe und Erquickung im Umgange mit Meta v. Salis-Marschlins fand.“ Es müsse Wunder nehmen, daß Nietzsche von Frauen derart verwöhnt worden und daß ein wahrer Nietzsche-Kultus bei den Frauen unserer Tage im Schwange sei. Als diejenigen Seiten Nietzsches die die weibliche Seele gefangen nehmen, bezeichnet die Verfasserin seine dichterische Sprachgewalt, den dithyrambisch-rhythmischen Schwung seiner Rede und einen gewissen feministischen Zug, der ihn vor allem Unreinen, Unlauteren Ekel empfinden ließ. Auch seine leidenschaftliche Maßlosigkeit, seine Unfähigkeit, anders als in Superlativen zu reden, haben „etwas der weiblichen Extase Verwandtes“. — Eine größere Arbeit über Theodor Storm von Clara Lent, die in Heft 7 begonnen hatte, wird mit diesem Hefte abgeschlossen.

Die Gegenwart. 28, 15. Aus dem Jahre 1833 berichtet Ludwig Börne in seinen pariser Briefen über den Besuch eines jungen bayrischen Kaufmanns Hermann Wolfrum, der kurz danach als politisch verdächtig aus Frankreich ausgewiesen wurde. Er war 1812 in Hof geboren. Sein jüngerer Bruder Carl, der später nach Oesterreich auswanderte und als Reichsratsabgeordneter 1888 starb, hat Erinnerungen hinterlassen, die von der Familie in Aussig 1893 als Manuskript gedruckt herausgegeben wurden: ihnen entnimmt ein Artikel von Ed. Rothe allerhand über Hermann Wolfrums bewegtes Schicksal — er starb schon 1834 — und über seinen Verkehr mit Börne und Heine. Letzterer hat in seinem Buch über Börne auch Wolfrums mit Wärme gedacht. — Im gleichen Heft wird das Schaffen des im vorigen Jahre in Bremen gestorbenen Dichters August Freudenthal von G. A. Mensinger dargestellt. Er war ursprünglich Lehrer, dann 25 Jahre Journalist, zuletzt Redakteur der „Bremer Nachrichten“. Seine Kunst wurzelt durchaus in seiner niedersächsischen Heimat mit ihrer braunen Heide, ihren graubemoosten Hünengräbern und trillernden Heidelerchen. Auch die rüstige junge Zeitschrift „Niedersachsen“ dankt ihm ihre Entstehung. Von seinen schlicht empfundenen Liedern ist „O schöne Zeit, o selige Zeit“ weithin populär geworden. — „Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf“ teilt (in Heft 17) Emil Benz einiges aus den persönlichen Erinnerungen von Gotthelfs Pfarrkollegen Ammann in Lotzwyl mit, die kürzlich die Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich im 2. Heft ihrer „Mitteilungen“ (Zürich, E. Speidel) veröffentlicht hat: insbesondere seine Thätigkeit als Seelsorger und Prediger wird hier beleuchtet.

Die Grenzboten. 58; 15, 16. In der Fortführung seiner historischen Studie über das litterarische Leben am Rhein (vgl. L.E. Sp. 699) behandelt Joseph Joesten hauptsächlich den Kreis, in dessen Mittelpunkt Gott-

fried Kinkel und dessen Gattin Johanna — die sich von ihrem ersten Manne, dem Buchhändler Mathieux hatte scheiden lassen, — in den Vierzigerjahren standen. Johanna, von der hier besonders eingehend die Rede ist, war am 8. Juli 1810 als Tochter des Gymnasiallehrers Mockel in Bonn geboren worden. Schon früh zeigte sie ein bedeutendes Talent zur Musik und genoß den Unterricht des berühmten Kapellmeisters Franz Ries, des ersten Lehrers Beethovens. Sie war überall anregend thätig, gründete mehrere Gesangvereine und ward auch die Seele des litterarhistorisch bedeutungsvollen „Maikäferbund“. Wie in Berlin die „Freie Vereinigung“ und der von Bettina von Arnim gegründete Kreis „Das Lindenblatt“, in München der „Verein für deutsche Dichtkunst“ bestrebt waren, geistiges Leben zu wecken und zu heben, so sollte der aus einem Gesangverein hervorgegangene „Maikäferbund“ am Rhein demselben Zwecke dienen. Der Gründungstag fiel in den Juni 1840. Als Organ diente „Der Maikäfer, eine Zeitschrift für Nichtphilister“. Sämtliche Mitglieder bekamen Spitznamen; Kinkel—Wolterwurm; Johanna —Nachtigall u. s. w. Zu den Mitgliedern gehörte Alexander Kaufmann, der Verfasser des historischen Werkes „Caesarius von Heisterbach“, Arnold Schlönbach und noch andere geistvolle Männer, vorübergehend auch Jakob Burckhardt, worüber dessen kürzlich in der „Deutschen Revue“ veröffentlichte Briefe an Kinkel (s. Sp 571) allerhand näheres berichten. Im Jahre 1848 löste sich der Verein unter dem Einflusse der politischen Unruhen auf, Kinkel mußte nach England fliehen, wohin ihm Johanna folgte, um dort unter bekannten Umständen ihr tragisches Ende durch einen Sturz aus dem Fenster zu finden.

Internationale Litteraturberichte. 6. Jahrg. In den letzten Nummern (6, 7, 8) wird eine Anzahl italienischer Bücher von Dr. Wilhelm Porte besprochen, darunter die letzten Arbeiten von d'Annunzio und de Amicis, die Leopardibiographie von F. de Roberto und der mehrfach erwähnte Band „Lirica“ von Annie Vivanti. — Eine Uebersicht über die englische Litteratur im Jahre 1898 giebt (in Nr. 7) W. von Knoblauch, der als den bedeutendsten Roman des im ganzen unergiebigen Jahres „Aylwin“ von Th. Watts Dunton bezeichnet. Dieser Roman spielt in Wales und dreht sich um einen Fluch, mit dem ein alter Sonderling denjenigen bedroht hat, der ein kostbares Kreuz aus seinem Sarge stehlen sollte. Dieser Fluch dehnt sich auch auf die Kinder des Leichenschänders aus. Der Frevler hat eine bildschöne Tochter, in die sich natürlich der Sohn des Beraubten verliebt. Schließlich wird der „Fluch“ dadurch entkräftet, daß man dem Toten das gestohlene Kreuz wieder in den Sarg legt. . . . — Ferner: „Die Graphologie 1897 und 1898“ von Hans H. Busse (7, 8); „Maeterlinck als Künstler und Philosoph“ von F. v. Oppeln-Bronikowski (7, 8); „Klaus Groth und seine Bedeutung für die niederdeutsche Mundart und Dichtung“ (8) von G. A. Erdmann.

Das Magazin für Litteratur. 63, 15/16. In einem Essai über „Treibhauskunst“ von Kurt Breysig werden die Fäden gesucht, die die moderne Artistendichtung mit älteren Kunstepochen verbinden. Stefan Georges Prosa wird mit der Sprache Herders, Jean Pauls, Nietzsches in Vergleich gesetzt, aus Adalbert Stifter werden Sätze zitiert, die „in ihrem hymnenartigen Aufbau an die höchsten Leistungen von Nietzsches Sprachkunst erinnern“, auf Platens und Novalis Vorbild wird neuerdings hingewiesen. Im übrigen nimmt Breysig ganz besonders Hofmannsthal gegen seine Kritiker und gegen den Vorwurf der „Treibhaus-“ und Artistenkunst in Schutz. Von Hofmannsthals Dramen meint er: „Was ist an diesen Werken noch treibhausmäßig: ihre reiche, schöne Sprache, die Stilisierung aller Reden, auch derer in der Diener Munde? Nun, ich meine, wir hätten nun genug schlesischen Dialekt, berliner Platt und wüstes Schimpfen gehört, und wem thäte nicht auch zuweilen das blasse Feuilletondeutsch der zahmeren Realisten, vom großen Schauspieler gesprochen, weh! Daß hier endlich einmal wieder in Gold und nicht in Scheidemünze gezahlt wird, ist das ein so großes Verbrechen? Sieht man denn nicht die reifen, süßen Trauben an den Ranken hängen? Sehnt man sich wirklich nach den Holzäpfeln der älteren zurück?“ Den Hinweis, daß für solche „l'art pour l'art“-Kunst das Publikum fehle, lehnt Breysig ab. Sei denn das Publikum jemals in Kunstfragen urteilsfähig und selbständig gewesen? Warum es also nicht auch jetzt und hier leiten und belehren, warum sich seinen Instinkten unterordnen, die man sonst so erfolgreich zügele. „Was will man denn eigentlich mit diesem öden Schlagwort von der Nichtigkeit der Parole l'art pour l'art? Man gebärdet sich immer so, als sei es ein Zeichen von Dekadence, wenn die dichtenden Künstler allgemach dasselbe Privilegium für sich in Anspruch nehmen, das den bildenden noch nie bestritten worden ist. Man schilt die Abwendung von der Banalität des großen Haufens und seiner Urteile krankhaft; aber man erwäge doch einmal, wie unsere Museen sich gestalten würden, wenn ihre Bilderkäufer von den Plebiszitten ihrer Besucher abhängig gemacht würden. Ein ungeheurer Siegeszug der Plockhorst und Werner einerseits, der Sichel und Zickendraht andererseits würde die erste Wirkung sein und ein Heer der alten Jungfern beiderlei Geschlechts, die mit Pinsel und Meißel in dem hohen Namen der edlen Frau von Eschstruth schaffen und wirken, würde in ihrem Gefolge einherziehen. Sind denn die großen Werke der Kunst zuerst von Künstlern und Kunstverständigen oder von der großen Menge entdeckt und gewürdigt worden?“ Und sei ein Publikum urteilsfähig, das in den wenigen Stunden, die es für die Kunst übrig habe, nur dem litterarischen Morphinismus huldigen wolle? Müsse die Kritik nicht alles andere eher thun, als dieser Plumpheit des Geschmackes nachzugeben? — Den Ideeninhalt von Jacobowskis Roman „Loki“ sucht eine gedankenreiche Studie von Rudolf Steiner (16, 17) zum Ausdruck zu bringen. — Dr. P. Menzer widmet dem „Athenäum“ der Gebrüder Schlegel (vgl. L. E. Sp. 961) eine Jahrhundertbetrachtung, und in den „Dramaturgischen Blättern“ (17) beginnt Pastor B. Graefe eine Abhandlung über den „Kaufmann von Venedig“, die den Nachweis erbringen will, daß Shakspeares Komödie unter der Einwirkung von Dantes „Göttlicher Komödie“ entstanden sei.

Die Nation. XVI, 30, 31. Eine Uebersicht über den heutigen Stand der deutschen Lyrik, die sich einleitend auch mit der Streitfrage auseinandersetzt, ob und wie weit man berechtigt sei, von „neuer“ Lyrik zu reden, rollt in zwei Artikeln Richard M. Meyer auf. Er geht aus von Isolde Kurz, die an Goethe, und von Liliencron, der an Heine anknüpfe, und läßt mit ästhetischer Differenzierung Holz, Henckell, Mackay, Schlaf, Dehmel vorüberziehen, dann Mombert, Julius Hart, Dehmel und den Dichterkreis Stefans George, der „das Wirkliche manchmal allzu stark lyrisch destilliert, wie ganze Rosenbüsche zerpflückt und zerstampft werden für ein Fläschchen Rosenöl.“ Zum „alten Hauptstamm“ der Lyrik, der neben den neuen Richtungen zum Glück nicht verdorrt sei, werden Gustav Falke, Carl Busse, Börries v. Münchhausen, Anna Ritter gerechnet, als Vertreter eines gemischten Eklektizismus Franz Evers, Hans Benzmann, Morgenstern aufgezählt, im ganzen trotz Ueberproduktion und krankhaften Auswüchsen doch eine kräftige, vielversprechende Regsamkeit, ein „gesundes Messen der Kräfte“ festgestellt und begrüßt. — Dem heimgegangenen Pailleron gilt ein Nachruf aus der Feder Antons Bettelheim. — Aus den vorhergehenden Heften bleiben zu registrieren: eine Studie über Maeterlincks „Schatz der Armen“ von Georg Busse-Palma, und Ernst Heilborns Arbeit „Goethe und die Romantik“, die an den letzterschienenen Band der Goethe-Gesellschaft anknüpft.

Das neue Jahrhundert. Köln a. Rh. I, 30. Ueber die Verbreitung des Plattdeutschen und der älteren plattdeutschen Litteratur macht ein Artikel von Dr. Friedrich Dörr zusammenfassende Mitteilungen. Das Gebiet des

Plattdeutschen ist viel umfangreicher, als den Meisten bei uns wohl bewußt ist. Sein Flächeninhalt beträgt mehr als 3000 Quadratmeilen, und seine Bewohner belaufen sich auf ungefähr 18 Millionen. Daß sich das Besitztum des Plattdeutschen seit mehreren Jahrhunderten erheblich verringert habe, könne man nicht nachweisen. Wohl aber sei ein Rückschritt insofern festzustellen, als in den höheren Kreisen und in der Schule das Plattdeutsch fast durchweg durch das Hochdeutsch verdrängt worden sei. Als ein plattdeutsches Denkmal der ältesten Epoche unserer Litteratur führt der Verfasser die altsächsische Evangelienharmonie, den „Hêliand" (Heiland) an, der von einem niedersächsischen Bauern verfaßt sein soll. Die mittelniederdeutsche Periode hat zahlreiche Reimchroniken, Rechtsbücher und lehrhafte Gedichte hervorgebracht. Mit der Einführung der Reformation wurde das Plattdeutsche als Schriftsprache immer mehr verdrängt, 1621 wurde die letzte plattdeutsche Ausgabe der lutherischen Bibel gedruckt. Luther selbst hat in seiner Uebersetzung plattdeutsche Wörter herangezogen, wie Odem, Schemen, Born u. a. In den folgenden Jahrhunderten ist das Plattdeutsche als Schriftsprache nur wenig benutzt worden. Zu erwähnen sind hier besonders aus dem 17. Jahrhundert Johann Laurembergs berühmte Satiren und aus dem vorigen die plattdeutschen Gedichte von Joh. Heinr. Voß, die er mit dem Motto verteidigte: „Wird doch dorische Sprache dem Dorier, denk' ich, erlaubt sein!" Erst im Jahre 1850 hat die plattdeutsche Litteratur wieder einen hervorragenden Aufschwung genommen, den sie bekanntlich Klaus Groth zu danken hat.

Stimmen aus Maria Laach. Freiburg i. Br. LVI, 4. Die herrschenden Vorurteile gegen den „Index der verbotenen Bücher" sucht Joseph Hilgers S. J. in einem zweiten Artikel (über den ersten vgl. Sp. 840) durch eine nähere Erläuterung seines Zweckes und Wesens wegzuräumen. Es sei falsch zu glauben, daß der Index alle schlechten Bücher enthalte, und daß alle Bücher erlaubt seien, die nicht auf dem Index stünden. Gerade die gefährlichsten Bücher seien oft nicht darin verzeichnet. „Z. B. Werken von Litteraten wie Karl Gutzkow und Konrad Ferdinand Meyer, von Naturforschern wie Ernst Haeckel und Ernst Krause (Carus Sterne), von Philosophen wie Ludwig Feuerbach und Ludwig Büchner, von Theologen wie Ferdinand Christian Baur und Bruno Bauer . . . braucht der Index nicht erst zur Warnung den Stempel der Ungläubigkeit oder Unsittlichkeit aufzudrücken." Für die polemische Ueberschätzung, die man dem Index widerfahren lasse, spreche auch die geringe Zahl seiner Bücher: seit dem 16. Jahrhundert sind im ganzen rund 4800 Bücher oder durchschnittlich 16 im Jahr auf den Index gesetzt worden, die sich überdies auf die verschiedenen Länder verteilten. Die Bücher, die seit dem tridentiner Konzil bis zum 16. Jahrhundert dem Verbot verfielen — etwa 1900 — werden in der bevorstehenden Neuausgabe des Index, die Leo XIII. veranlaßt hat, nicht mehr aufgeführt. Die verbotenen Bücher sind zuvor von der zuständigen kirchlichen Behörde geprüft worden. „Auf das Ergebnis dieser Untersuchung hin wurden sie alsdann durch besondere Beschlüsse und Entscheidungen verurteilt entweder durch die Kongregationen des hl. Offizium und Index oder in wenigen Fällen durch die Ablaß- oder Ritenkongregation oder endlich ausnahmsweise und mit mehr Nachdruck unmittelbar vom Papste selbst." Die Praxis, daß die Bücher auf vorhergehende Denunziation verdammt werden, verhindert es, daß der Index „ein bibliographisches Sammelwerk der schlechtesten Bücher" sein kann. So sei denn auch der Index „nicht zur Strafe der Schriftsteller, sondern zum Schutze der Gläubigen eingerichtet".

Die Waffen nieder! Herausgegeben von Bertha v. Suttner. (Dresden, Pierson). VIII. Jahrg. Nr. 4. Einer Philippika wider unsere Tagespresse von Konrad Ettel sei folgende Kraftstelle entnommen: „Sie will unterhalten, wie eine Grisette oder ein Klatschweib. Sie berichtet mit breitem Behagen, was die Tages- und Skandal-Chronik bietet, ferner alle möglichen Sport-‚Ereignisse', alle Vorgänge bei den verschiedenen großen und kleinen Höfen, und irgend ein Landesvater kann sich nicht die geringste Erleichterung verschaffen, ohne daß es urbi et orbi in Telegrammen verkündet würde. Das Unbedeutende, Nichtige, wird der Gedankenlosigkeit zuliebe lang und breit getreten, zum ‚Ereignis' emporgeschraubt; das Große und Bedeutende dagegen kurz abgethan oder verschwiegen, besonders dann, wenn es nicht der eigenen Partei zu statten kommt. Die Vorgänge im Gerichtssaal bilden ein weiteres Spaltenfutter für die klatschselige Lesewelt. Die weitschweifigen Berichte darüber sind auf Unterhaltung und Sensation zugeschnitten. Das Verbrechen wird förmlich glorifiziert; Herostrate werden durch die Presse gezüchtet. So gefüllt und auswattiert präsentiert sich die Tageszeitung dem Leser. Sie macht in Sensation, und der Leser ist bereits darauf dressiert; denn er will angeblich unterhalten und gekitzelt sein. Das ist die Anpassung der Zeitung nach unten hin, an die Niedrigkeit, an die Instinkte der Leser. Und das ist die Presse, die für sich nach Freiheit schreit unter dem Vorwande, sie müsse das Volk aufklären, bilden, erziehen!"

Westermanns Monatshefte. Heft 512. Die Wertschätzung, die Frankreichs größter Klassiker Jean Racine, an dessen 200. Todestag eine Studie von Arthur Eloesser anknüpft, im Laufe unseres Jahrhundert bei seinen Landsleuten gefunden hat, war ziemlich wechselnder Natur. Das erste Kaiserreich machte auf der Suche nach einer höfischen Kunst Corneille und Racine wieder zu Hofdichtern, nachdem die Revolution sie verdrängt hatte. Die Romantiker wiederum lehnten sich gegen Racine auf, dem Sainte-Beuve das dramatische Talent absprach, während Viktor Hugo ihn verächtlich einen kleinen poète bourgeois nannte. In unserer Zeit, wo sich die französische Litteratur seit kurzem wieder in einer Periode nationaler Abschließung befindet, verehrt man ihn wieder stärker denn je als den „jüngsten, frischesten, populärsten Klassiker", der in den Grenzen höfischer Konvention eine Welt unvergänglicher Poesie geschaffen habe. — Ein sehr inhaltreicher Essai von Olga Wohlbrück giebt eine — unseres Wissens die erste — zusammenfassende Darstellung der Malerei in Rußland, deren Geschichte ziemlich jungen Datums ist, wenn man von den mittelalterlichen Ikonographenschulen in Kiew und Nowgorod absieht. Die national-russische Kunst datiert erst aus der Regierungszeit Nikolaus I, von dem Wirken des Malers Brüllow an, dessen berühmtes Bild „Der letzte Tag von Pompeji" bei seiner Ausstellung in Rom und Mailand Stürme der Begeisterung erregte. Was er für die historische, ward Iwanow für die religiöse, Fedotoff für die Genrebildmalerei. Der Geburtstag der modernen russischen Malerei ist der 9. November 1863, an dem sich 14 begabte Schüler der Akademie, an ihrer Spitze der später so berühmt gewordene Kramskoï, von der Hochschule lossagten und eine eigene Genossenschaft begründeten, die zwar 1870 wieder zerfiel, inzwischen aber die neue Kunst fest eingebürgert hatte. Bedeutungsvoll sollte für die Entwicklung der russischen Malerei auch die Begründung einer eigenen Galerie durch den reichen Privatmann Tretjakow werden, die ein ideal vollständiges Bild der Entwicklung russischer Malerei seit Brüllow giebt. Heute besitzt Rußland seinen bekanntesten Maler in Wereschtschagin, seinen fruchtbarsten in Makowski, der bereits über 500 Gemälde geschaffen hat, und seinen genialsten Porträtisten in Perow, dessen berühmtes Bildnis Dostojewskis dem Artikel — gleich zahlreichen anderen Bildern — in der Reproduktion beigegeben ist. — Zu Oliver Cromwells 300. Geburtstag steuert Hermann Conrad eine geschichtlich-psychologische Untersuchung bei, die von der Persönlichkeit des großen Usurpators ein von falschen Ueberlieferungen und Vorurteilen sorgfältig gereinigtes Bild giebt. — Aus seinen Forschungen zur Geschichte der deutschen Briefe teilt schließlich Georg Steinhausen einige „Fürstliche Frauenbriefe aus dem Mittelalter" mit.

Zeitschrift für deutschen Unterricht. (Leipzig, B. G. Teubner.) 13. Jahrgang. Das dritte Heft füllt zum größeren Teil eine eingehende Studie „Zur Wiedererweckung der deutschen Heldensage im 19. Jahrhundert“ von Prof. Dr. Karl Landmann (Darmstadt), worin das Verhältnis von Wilhelm Jordans „Nibelunge“ zu den gegebenen Ueberlieferungen der Sage gründlich im einzelnen untersucht wird. — Aus den kleineren Beiträgen meist sprachlicher Natur verdient der von Georg Knaack gelieferte Nachweis Interesse, daß die Quelle zu Fritz Reuters Gedicht „Dat Johrmark“ (Läuschen und Rimels I, 38) in Oliver Goldsmiths „Landprediger von Wakefield“ (Kapitel 12) zu suchen sei, wo sich auch ein etwas einfältiger junger Mann auf dem Pferdemarkt für das ihm anvertraute Füllen zwölf Dutzend Brillen aufschwatzen läßt.

Von den zahlreichen Festbetrachtungen, die zu Klaus Groths Geburtstage in den Zeitschriften erschienen, seien hier die wichtigeren der besseren Uebersicht halber zusammen angeführt, soweit sie nicht schon im vorigen Hefte erwähnt werden konnten. Besondere Aufmerksamkeit hat der „Kunstwart“ (XII, 14) dem Jubiläum Groths geschenkt, weil er in ihm „einen der größten, vielleicht den größten der lebenden deutschen Lyriker“ sieht, der in Mittel- und Süddeutschland noch weit unter seinem Verdienst bekannt und geliebt sei. „Fremde,“ bemerkt Adolf Bartels in einer das Heft einleitenden Studie über Klaus Groth und die Volkskunst, „die von der Anschauung ausgehen, als sei der zugleich derbe und sentimentale Fritz Reuter der Normal-Plattdeutsche, finden Klaus Groths Lyrik oft zu fein für das Volk und den Dialekt, den Klaus Groths Poesie als Gemütspoesie natürlich wählen mußte. Aber die wissen eben nicht, daß es Volksstämme giebt, die von Natur sehr fein sind. Die Niedersachsen, denen auch Wilhelm Raabe ganz und Theodor Storm halb angehören, sind es nun einmal.“ Groths unvergleichliche Bedeutung liege darin, daß seine Lyrik zugleich Kunst aus dem Volke und für das Volk sei. Erreicht habe er dies auf dem Wege, den Schiller angebe: durch glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplizität in der Behandlung. — Der Artikel von Geert Seelig in der „Gegenwart“ (16) hebt hervor, das Groths Lyrik unter Goethes Banne stehe, und führt zum Beweise für Platens nachhaltigen Einfluß seine Vorliebe für das Sonett an. — In einem kleinen Artikel „zu Klaus Groths Geburtstag“ von Gustav Kühl, den die „Zukunft“ (30) bringt, heißt es von den beiden großen Plattdeutschen: „Hatte Reuter die ursprünglichere Begabung, so ist Groth doch der größere Künstler und die geistig höher stehende Individualität“. — Friedrich Dörr, der im „Neuen Jahrhundert“ (Köln; 31) innerhalb einer Artikelserie über die neuplattdeutsche Litteratur (s. oben) Klaus Groth behandelt, hat als Student die überwältigende Wirkung des „Quickborn“ in den Fünfzigerjahren miterlebt und weiß allerhand davon zu erzählen, nimmt aber gleichzeitig seinen Landsmann Johann Meyer gegen den Vorwurf der Entlehnung in Schutz, den Groth selbst diesem kürzlich an anderer Stelle (vgl. Sp. 763) gemacht hatte. — In der „Nation“ (30) schreibt Alfred Briese — „der Freund dem Freunde“ — den Geburtstagsgruß, wobei er u. a. aufgrund persönlicher Wahrnehmungen von dem hohen Ansehen berichtet, das Groth in Holland und dem vlämischen Belgien genießt. — Viel Intimes über die Person und Umgebung des greisen Dichters und seine Lebensweise in dem gartenversteckten Hause am Schwanenweg in Kiel enthält ein Beitrag von Georg Hoffmann im „Deutschen Wochenblatt“ (16). Hier ist auch von Groths Stellung zur neueren Litteratur die Rede, der er „mehr fremd als abweisend“ gegenüber stehe, ohne die Feindseligkeit und souveräne Verachtung, mit der andere alte Herren auf alles Moderne herabsehen. Von den andern Künsten steht ihm die Musik am höchsten und sein Freundschaftsverhältnis zu Brahms, der so vielen seiner Gedichte die Gewalt seiner Töne lieh, ist ja bekannt.

Kunst-Zeitschriften.

Die „Berliner Architekturwelt“ (II, 1) enthält einen Aufsatz über Otto Eckmann von Peter Jessen. Eckmann, einer der thätigsten Teilnehmer an der modernen dekorativen Bewegung, ist seit einiger Zeit an das berliner Kunstgewerbemuseum berufen worden, das von jeher in modernen Dingen eine führende Stellung eingenommen hat. In allen Arten der dekorativen Kunst, in Leuchtern, Vorsatzpapieren, Bucheinbänden, Vignetten, Tapeten, Wandgemälden, Möbeln hat sich Eckmanns Kraft erprobt. Als das neueste Beispiel seiner Schmucktätigkeit wird hier das Ruderklubhaus Wiking in Niederschönhausen angeführt (ein Werk des Oberbaurat Rettig), dessen Flächen Eckmann mit seinen Schülern unter sehr interessanter Stilisierung von Schwänen und anderen Wasservögeln, bald en face, bald im Profil und unter Verwendung von Schiff-, Wasser- und Pflanzenmotiven verzierte. Selbst die Frösche mußten sich die Stilisierung in kräftigen wulstigen Ornamenten gefallen lassen, die die Eigentümlichkeit der Eckmannschen Zeichnung ist. In einer großen bunten Tafel bietet das Heft eine halb ornamentale, halb landschaftliche Wanddekoration, die Eckmann für das Gewerbemuseum entworfen hat. Auch sonst zeichnet sich dieses Eröffnungsheft des neuen Jahrgangs durch besonders aparte Stoffwahl aus, die sich auch auf Plastik erstreckt, soweit sie für den Baumeister von Interesse ist.

Die „Dekorative Kunst“ (April) berichtet ihrem Grundsatz gemäß über eine bunte Auswahl internationaler dekorativer Gegenstände: die Metallarbeiten des Engländers Ashbee, der die berühmte londoner Guild and School of Handicraft leitet und, wenn auch bei Möbeln oft übertrieben teure und schwulstige Sachen, doch auch — besonders bei Montierungen von Tischflaschen — geschmackvolle und einfachere geschaffen hat. Sie sind jedenfalls ausnahmslos vorzüglich gearbeitet. Ferner werden wir über die Geschichte der Uhr sehr belehrend unterrichtet. Die Fluruhr verlor an Bedeutung, als das Leben in die Zimmer und Etagen sich zerstreute. Die französische Pendule wurde zu einem bloßen Dekorationsgegenstand; in diesem Genre leistete Boule sein bestes. Sie kam so auch nach Deutschland; wir kennen alle noch die Empire-Stutzuhren. „Diese Uhren pflegten nie zu gehen; es wäre fast pietätlos gewesen, sie aufzuziehn.“ Die Fluruhr wurde zum geschmacklosen Regulator. Die moderne dekorative Bewegung hat auch hier neues Leben gebracht. Charpentier benutzt die Uhr, um eine hübsche symbolische Gruppe anzubringen — die Franzosen lieben die Plastik im Gewerbe. Selmersheim hat dazu das fein gezeichnete Gestell gemacht. Die Deutschen haben im Gegensatz dazu die alte Schwarzwalduhr wieder aufleben lassen. Besonders Ringer hat solche gearbeitet. Diese Artikel werden durch eine ausgezeichnete Reihe von Bildern illustriert, wie auch ein Essai über den zugleich dekorativen wie poetischen Maler Ludwig v. Hofmann von einer Sammlung vorzüglich reproduzierter Bilder begleitet ist.

Die „Deutsche Kunst und Dekoration“ (April) widmet einen Aufsatz dem Worpsweder Heinrich Vogeler, der zunächst in der naturalistischen Sphäre seiner Schule aufgewachsen, doch in seinem innersten Wesen mehr der dekorativ-ornamentalen Richtung modernster Kunst zuneigt. Seine Werke atmen einen feinen, märchen- und traumhaften Geist, der vor Stilisierungen nicht zurückschreckt. Er liebt die zagen, dünnen Birkenstämme und die etwas steifen Mädchen, die ihnen zu Füßen auf der Wiese sitzen. Eine große Zahl von Reproduktionen erläutern den Inhalt des Essais, unter denen ein Wandteppich in Stickerei mit Aufnähseide ein besonderes Interesse verdient: Vor einer Burg spricht ein Jüngling in reichem Kostüm mit einem sitzenden Mädchen — das weibliche Stilgefühl Vogelers kommt hier wundervoll zum Ausdruck.

Die „Zeitschrift für Bildende Kunst" (April) bespricht die amsterdamer Rembrandt-Ausstellung; Bredius liefert einiges kritisches Material für die Datierung späterer Rembrandtbilder und hebt dabei hervor, wie sehr bei Gelegenheit einer solchen Ausstellung die Kritik der Bilder im allgemeinen herausgefordert wird — unsere Kenntnisse sind doch noch so im Schwanken, daß beinahe kein Bild übrig bleibt, dessen Echtheit nicht einmal angezweifelt wird. Das zugehörige „Kunstgewerbeblatt" enthält eine Abhandlung Matthiesons über Freskomalerei vom technischen Standpunkt, die von bedeutendem Wert ist; Matthieson hat seine neue Methode beim bayrischen Nationalmuseum erprobt. In der Kunstchronik veröffentlicht Ernst Steinmann seine Studien über S. Maria in Cosmedin in Rom, in der er ein reines Denkmal aus dem Beginn des 12. Jahrhunderts verehrt — derselbe Steinmann hat in obigem Heft der Zeitschrift f. b. K. seine Untersuchungen der Chiaroscuri in den Raffaelschen Stanzen niedergelegt, die für die Erklärung der großen Wandbilder von Wichtigkeit sind — Andersonsche Photographien begleiten den Aufsatz.

In der „Kunst für Alle" (13, 14, 15) wird Wilhelm Steinhausen, der schlichte, einfache frankfurter Volksmaler charakterisiert. — Ferner lesen wir „Goethe in der dresdener Galerie" von Karl Woermann: Goethe ist 1768 das erstemal dort, die Galerie befand sich damals am Neumarkt, die wichtigsten Meisterwerke sind schon vorhanden, interessante falsche Benennungen werden angeführt, 1813 ist Goethe das letztemal dort, der Unterschied der Anschauungen des jungen und des älteren Goethe wird durchgeführt, die Wandlung vom Nordischen zum Romanischen.

In der „Kunst unserer Zeit, (10, V) werden die neuen Portalthüren am Bremer Dom von Karl Meurer gewürdigt. Außerdem enthält das Heft eine Abhandlung Kirchbachs über die Allegorie. — Das „Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen" (Photographische Gesellschaft, Berlin) enthält in den letzten Heften Bilder und Biographien von K. Th. Körner (von H. A. Lier), E. Th. A. Hoffmann (von Julius Hart), A. Manzoni (von Cornicelius), Karl Lachmann (von P. Ankel).

Berlin. *Oscar Bie.*

Oesterreich.

Akademie. Der schwierigen Frage der „dialektischen Mischungsverhältnisse der Schriftsprache" tritt in Heft 7 Dr. M. Freudenberger näher. Ausgehend von dem Worte Littrés: „Die Schriftsprache einer Nation ist einer der zahlreichen Volksdialekte, der von äußeren Umständen begünstigt, das Glück einer litterarischen Ausbildung genossen hat", dessen nur zumteil bestehende Berechtigung erwiesen wird, das aber der Wahrheit näher komme, als das in Laienkreisen noch vielfach gehegte Vorurteil, wonach die Mundarten verdorbene Sprößlinge der Litteratursprache wären, erläutert der Verfasser die Entstehungsverhältnisse der deutschen Schriftsprache. Luther ist bekanntlich bei seiner Schaffung einer neuhochdeutschen Schriftsprache von keinem der zahlreichen Dialekte, sondern von der sächsischen Kanzleisprache ausgegangen, und hat sie durch Zuhilfenahme ober- und niederdeutscher Elemente, namentlich durch Benutzung des Dialektes seiner engeren Heimat umgemodelt. Die Spuren dieses Kompromisses lautlicher Gegensätze oder „dialektischer Promiscuität" werden an zahlreichen Beispielen nachgewiesen.

Die Fackel. Diese neue, dreimal monatlich erscheinende Zeitschrift, herausgegeben von Karl Kraus, setzt es sich zur Aufgabe „einem Lande zu leuchten, in welchem — anders als in jenem Reiche Karls V. — die Sonne niemals aufgeht." Das Programm dieser satyrischen Flugblätter, die in den „Zuschauern", „Tadlern", „Discoursen" 2c. des vorigen Jahrhunderts ihre Ahnherren haben, will kein tönendes „Was wir bringen", sondern ein ehrliches „Was wir umbringen" sein. Und so richtet sich auch der Hauptartikel der Nr. 1 mit scharfem Witz und beißender Ironie gegen die wiener Litteratur und Preßklique, die in der Ausposaunung einer Operette, von Hugo Bauer und Julius Wittmann ihr ganzes Können gezeigt habe. Einer der „Rufer im Streite' im litterarischen Vernichtungskrieg, Maximilian Harden, beglückwünscht (in Nr. 2) den Herausgeber zu seinem Beginnen, von dem er eine kräftige Resonanz erhofft. Unparteiische werden auch den weiteren Aufsätzen des Heftes, die Licht und Schatten gerecht verteilen (Speidel, Hanslick, J. J. David u. a.) beistimmen können und dem jungen Unternehmen Erfolg wünschen.

Wiener Rundschau. Heft 11. Der verstorbenen Juliane Déry widmet Elsbeth Meyer-Förster einen warmen Nachruf, der wesentlich das Persönliche hervorkehrt. Ein Bild der künstlerischen Thätigkeit des unglücklichen Liederkomponisten Hugo Wolf entwirft Max Vančsa. Epochemachend wurde er durch die Kompositionen zu den schönsten Liedern unserer Dichter: Goethe, Heine, Scheffel, Eichendorff, Mörike, Kerner, Keller u. a. Seine Oper „Der Corregidor", — der Stoff ist einer Novelle des Alarcos entlehnt — die jüngst am Deutschen Theater in Prag aufgeführt wurde, ist sein letztes Werk. Ein Jahr nach dessen Vollendung ist er wahnsinnig geworden. — Erwähnt sei die Studie von Ph. Zilcken über den in Java geborenen, niederländischen Künstler Jan Toorop, sowie Houston Stewart Chamberlains Aufsatz über Siegfried Wagner.

Die Zeit. J. V. Krejči feiert in Nr. 238 den hundertsten Geburtstag des „tschechischen Liederdichters" Čelakovský, der durch Murkos vortreffliches Buch „Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik" uns wieder näher gebracht worden ist. Seine größte Dichterthat war „Ohlas písni ruských" (Nachhall russischer Lieder), die 1829 erschienen, keine Uebersetzungen, sondern selbständige Nachdichtungen, denen zehn Jahre später der „Nachhall tschechischer Lieder" folgte. Diese beiden Bücher bilden die Grundpfeiler der Bedeutung Čelakovskys. Bei seinen Zeitgenossen war er freilich beliebter als der Dichter der „Centifolienrose", einer Sammlung dreistrophiger Lieder, deren besonderen Rhythmus er dem ungarischen Dichter Kisfaludy entlehnt hat, oder als der Verfasser des Zyklus „Kvíti" (Blumen). Čelakowsky ist der nationalste Dichter der Czechen; Goethe und Herder waren seine Lieblinge. Von jenem hatte er seine ruhige Unpersönlichkeit und den edlen Realismus, von dem zweiten sein liebevolles Sich-Versenken in die Urquellen der Volkspoesie: „er ist die würdigste Erscheinung, die der Geist Goethes in Böhmen gezeugt hat." — Im gleichen Hefte läßt H. S. Chamberlain dem Briefwechsel Hans von Bülows eine eingehende Würdigung zuteil werden.

Wien. *A. L. Jellinek.*

England.

Die Signatur für den Monat April bildeten die zahlreichen Essais und verschiedene andere litterarischen Erzeugnisse, die auf den 300jährigen Geburtstag Cromwells (25. April 1599) Bezug haben, und die Betrachtungen, die sich an den 23. April, Shakspeares Todestag, knüpfen. Von den beiden großen Männern wird dieser natürlich einstimmig, jener je nach der politischen Schattierung der Kritiker nur bedingungsweise und unter starken Einschränkungen anerkannt. Vielfach wird das Lobenswerte, das über Cromwell bei dieser Gelegenheit im Vordersatze gesagt wird, im Nachsatze wieder aufgehoben. — Im „Cornhill Magazine" (April) gelangte ein Artikel des bekannten Shakspereforschers Sidney Lee, betitelt „The Shakspere First Folio: Some Notes and a Discovery", zum Abdruck, der für Spezialisten dieses Gebietes Sammelmaterial bietet. — Einzelne zur Geschichte der Zeit nicht unwichtige Episoden des Jahres 1848 werden in „Temple-Bar" (April) von Edith Sellers mitgeteilt. Andere Beiträge gelten dem 100. Geburts-

tage Alexanders Puschkin und dem Briefwechsel von Horace Walpole. — Mr. Tallentyre giebt in seiner Serie „Die großen Briefschreiber“ (Longmans Magazine, April) eine anziehende Skizze von Lord Chesterfield, den er als einen der bedeutendsten und besten Briefschreiber aller Zeiten feiert. — In „Pall Mall Magazine“ vom April kritisiert und kommentiert Karl Blind die „Tagebuchblätter“ von Moritz Busch unter der Ueberschrift „Prince Bismarcks Witche's Kitchen“ (Hexenküche). — „The Nineteenth Century“ (266) veröffentlicht einen sehr bemerkenswerten Aufsatz „Germany as object lesson“ aus der Feder von Charles Copland Perry. In seiner Aufsehen erregenden Beurteilung Deutschlands finden sich die Sätze: „Englische Besucher des Kontinents neigen sehr dazu, Leute, die nicht so wohlhabend und gut angezogen sind wie sie selbst, zu unterschätzen. Deutschland besitzt den Vorzug allgemeiner und weit gründlicherer Bildung wie England. Aufgebaut sind diese Vorzüge auf der Grundlage des Gemeingefühls, der Selbstverleugnung, des erhöhten Pflichtbewußtseins, des obligatorischen Schulbesuchs und der allgemeinen Wehrpflicht. England beginnt erst jetzt vieles nachzuahmen“.

Der Leitartikel von „Litterature“ (1. April), betitelt „Literary Agents“, setzt das in England bestehende Verhältnis der Vermittelungsagenten zwischen Autor und Verleger auseinander. Das Fachblatt, das für die Zunft der litterarischen Agenten eine Lanze bricht, giebt zwar zu, daß die persönliche Fühlung zwischen den beiden beteiligten Parteien dadurch so gut wie verloren geht, tröstet sich aber darüber mit den Worten: „Die ganze Angelegenheit zwischen Verleger und Autor wird durch eine Art von Manuscripts Clearing House zum Vorteile beider bedeutend vereinfacht und viel geschäftsmäßiger“. Wie man sieht, treiben die Engländer auch in der Litteratur keine Gefühlspolitik. Das erhellt auch aus dem Hinweis darauf, daß seit kurzem die Verleger der großen Zeitungen auch Bücher nach dem „Hire System“, d. h. der Abzahlungsgeschäfte verkaufen. — In derselben Nummer findet sich eine Besprechung von Camilla von Seldens Buch „Heinrich Heines letzte Tage“, das Mary Thiddal aus dem Französischen übersetzt hat (London, Unwin). — In der „Westminster Review“ (April) wird Richard Wagner als der größte schöpferische Genius seit Goethe gepriesen. Ferner verdient an derselben Stelle eine kritische Abhandlung über „Maeterlinck als Mystiker und Dramatiker“ hervorgehoben zu werden, sowie eine sehr anerkennende Rezension von Eugen Wolffs „Poetik“. — „Macmillans Magazine“ giebt unter dem Titel „Frederick the Noble“ einen Auszug aus dem neuen Werke über Kaiser Friedrich von Margarethe von Poschinger. Bei Macmillan erschien ferner: „The Emperor Hadrian“ von Ferdinand Gregorovius, übertragen von Mary Robinson. — „The Century illustrated Magazine“ (April) bringt aus der Feder von P. L. Ford einen interessanten Aufsatz „Franklin als Drucker und Verleger“. Im Besitz des Britisch-Museum befindet sich das erste von Franklin gedruckte Zeitungsblatt „The New England Courant“, 1723, das hier reproduziert wird. — Der englische Poet Laureate, Mr. Alfred Austin, hat unter dem 25. März einen Brief an den amerikanischen Staatssekretär Hay gerichtet, den fast die gesamte Presse Englands wiedergab, und der das Thema „English and American Literary Copyright“ betrifft. Der Nachdruck ist bekanntlich in Amerika gestattet. Gleichwie dies Land, so sind Rußland, Holland, Dänemark und Schweden der berner Litteraturkonvention bisher nicht beigetreten. Austin verlangt von Amerika Schutz für die englischen Autoren und Verleger.

Von Besprechungen deutscher Werke und solcher, die in die englische Sprache übertragen wurden, seien hier erwähnt: „Zu den Kunstformen des mittelalterlichen Epos“ von Rudolf Fischer (Wien, Braumüller) im „Athenäum“ (22. April); Rudolf Lindaus Roman „Der Fanar und Mayfair“ (Berlin, Fontane & Co.) in „Litterature“ vom 15. April, Max Nordaus „Drohnen“ (ebenda 22. April). Der erste Band von Friedrich Nietzsches Werken, übersetzt von Haußmann und Gray, mit einer Vorrede von Dr. A. Tille (Fisher Unwin, London) wird in den „Times“ vom 6. April gewürdigt und im selben Blatte (14. April) „Joseph Joachim“, ein Lebensbild von Andreas Moser (B. Behrs Verlag, Berlin). Eine derjenigen Tageszeitungen, die besondere litterarische Fühlung mit Deutschland hält, ist die „Morning Post“, die u. a. eine vorzügliche Rezension über das ins Englische übersetzte Werk „Iconografia Dantesca“ von Ludwig Volkmann (6. April), über „Richard Wagners Prose Works“, übersetzt von Ellis, Band VII. (13. April), über die englische Ausgabe von Max Nordaus „Drohnen“, sowie eine sehr ausführliche Besprechung des Buches „Robert Burns, Studien zu seiner dichterischen Entwickelung“ von Max Meyerfeld (Berlin, Mayer & Müller) enthielt (20. April).

London. *O. von Schleinitz.*

Schweden.

„Ord och Bild.“ Strindbergs neuestes Doppeldrama „Nach Damaskus“ beschäftigt die schwedische Kritik noch immer sehr lebhaft, trotzdem inzwischen Monate seit dem Erscheinen des Werkes verflossen sind. In einem Sachlichkeit und eindringendes Verständnis für die eigenartige Schaffensform des weltflüchtigen Einsiedlers von Lund verratenden Essai kennzeichnet Joh. Mortensen die zahlreichen technischen Vorzüge der jüngsten Arbeit Augusts Strindberg. „Nach Damaskus“ gehöre zu den Veröffentlichungen, in denen sich der „alte“ Strindberg mit all den Feinheiten und auch den charakteristischen Schwächen seiner früheren Schaffensperiode wiedergefunden habe. Das Werk stehe auf gleicher Höhe wie seine bestgelungenen Erstlingsarbeiten, vor allem der „Mäster Olof“ und „Lycko-Per“. — Karl von Gejerstams Wirksamkeit als Schriftsteller und Dichter würdigt eine größere Studie von „Robinson“ einem Pseudonym, hinter dem sich einer unserer angesehensten und urteilsfähigsten Litteraturkritiker verbirgt. Gejerstams Thätigkeit zeige bis auf weiteres noch eine recht unruhig auf und abschwankende Kurve; er habe Vortreffliches und Minderwertiges mit einer bei einem zünftigen Schriftsteller nicht oft beobachteten Ungleichmäßigkeit aufeinander folgen lassen. — Eine von mehreren guten Stichproben aus den Dichtungen Catulls begleitete Arbeit von John Wigfors über den großen römischen Lyriker bietet eine umfassende Darstellung von dessen klassischer Persönlichkeit, sowohl im Rahmen seiner Zeit als auch in der Rückwirkung auf das Mittelalter und die humanistischen Bildungsprinzipien der Gegenwart.

Ny Illustrerad Tidning. Die überragende Persönlichkeit des entschlafenen deutschen Altreichskanzlers, der auch das schwedische Volk von jeher bewunderungsvolle Sympathien entgegengebracht hat, wird in einem warm geschriebenen Aufsatze über die unlängst stattgehabte Beisetzung im Sachsenwalde dem nordischen Publikum von neuem vorgeführt. Der gut illustrierte Artikel berührt auch das litterarische Erbe, das der dahingeschiedene „größte Deutsche“ seinem Volke als heiliges Vermächtnis hinterlassen hat. — Das „Svenska theater“ hat vor einigen Tagen eine Reihe von Aufführungen von Gerhart Hauptmanns „Weber“ veranstaltet, deren Eindruck hier als eine geradezu einzig dastehende Erscheinung bezeichnet wird. Das Blatt giebt zur Unterstützung seiner hohen Auffassung von dem Werte des hauptmannischen Werkes einen Teil des 3. Aktes im Wortlaut wieder.

Varia. In diesem Augenblicke, wo die Wogen der sog. finischen Frage auch an den trotzig zerklüfteten Schären des schwedischen Schwesterlandes einen brausenden Widerhall wecken, lenkt eine feinsinnige Abhandlung von „Mari Mihi“ die Aufmerksamkeit auf die beiden größten Dichter, die das schwermutumschleierte Land der Suomi — „das Land der tausend Seen!“ — je hervorgebracht: Johann Ludwig Runeberg und Zacharias

Topelius. Beide gehören nunmehr zu den Toten; ihnen wurde das Glück zuteil, ihr geliebtes Heimatland in einem Augenblicke verlassen zu dürfen, als noch keine drohenden Gewitterwolken am politischen Horizont die Herzen und Sinne der ganzen Nation in tiefe Trauer versetzten. Beide Dichter, obwohl deren Schaffenskreis völlig heterogene Bahnen umfaßte, ergänzten einander in vollendet harmonischer Weise. Runeberg, der Romantiker, war der Künder der ruhmvollen finischen Tradition in geschichtlicher Beziehung; seine berühmten „Fänrik Stals sägnar", desgleichen „Kung Fjalar" sind monumental gehaltene Mahnworte an die Treue, den Edelmut und die männliche Ausdauer des finischen Volkes. — Topelius, der feinfühlige Naturfreund, der in dem Gemüte der Finen die zartesten Regungen wachzurufen wußte und als getreuer Eckart stets den rechten Ausdruck fand, wo es die idealen Bestrebungen im Dienste des hastenden Tagewerks zu fördern galt, war das geistige Oberhaupt des frisch aufstrebenden Jung-Finland. Jung sein in Gesellschaft seiner jungen Freunde galt dem achtzigjährigen Skalden in der weltabgeschiedenen Einsamkeit seines stillen Ruhesitzes Bjöskudden als die köstlichste Erholung seines arbeitsreichen Lebens. Topelius' Manen wachen schützend und schirmend über die hohen Traditionen der altschwedischen Geistesbildung, deren Einfluß es zu danken ist, daß sich das weltferne Großfürstentum am Bottnischen „Viken" zu der achtunggebietenden Rangstufe eines modernen Kulturstaates mit freier und unabhängiger Litteratur emporgeschwungen hat, — eine Rangstellung, die kein Gewaltakt der russischen Unterdrückungspolitik je wieder in Frage zu stellen vermag.

Stockholm. *Thjelvar.*

Norwegen.

Im 12. Hefte des von Sigurd Ibsen und Björnson herausgegebenen „Ringeren" interessiert vor allem eine längere Studie von Halvdan Koht über den deutschen Historiker Karl Lamprecht. Das monumentale Hauptwerk des genannten Forschers „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter" bezeichnet der Referent als die hervorragendste Leistung auf dem Gebiete der neueren historischen Darstellung, soweit letztere nicht blos auf eine zusammenfassende Wiedergabe staatsgeschichtlicher Texte, sondern eben auch der allgemein kulturellen Strömungen und ihrer inneren wie äußeren Beeinflussungen Wert legt. Insbesondere die Hohenstaufenperiode sei von Lamprecht mit einer vollendeten litterarischen Meisterschaft behandelt worden, die ein ruhmvolles Zeugnis ablege von dem scharfen Blicke, mit dem Lamprecht das innere Band zwischen ökonomischer und geistiger Entwicklungsgeschichte zu knüpfen verstanden habe. Heft 6 des „Folkebladet" enthält u. a. eine instruktive Schilderung zweier wertvoller Runendenkmäler im westlichen Norwegen. Diese unter dem Namen Bautasteine bekannten Denkmäler gehören verschiedenen Zeitepochen an. Man errichtete sie vornehmlich, um die Erinnerung an verdiente Heerführer und Vikingerkönige zu konservieren, und im besonderen war es Ehrensache der betreffenden Familienstämme, dem durch öffentlichen Ting-Beschluß mit einem Bautastein zu ehrenden Verstorbenen das fragliche Monument zu setzen. Der äußere Umfang der Steine wechselt; die Höhe (ca. 7—9 m) entspricht jedoch im Durchschnitt dem vierfachen von der Breite (1,50—2,50 m), allen gemeinsam ist die ausgeprägt obeliskenartige Form. Litterarhistorisches Interesse besitzen die reichen Inschriften, die manches fesselnde Schlaglicht auf die Kulturstufe der alten germanischen Fylka-Königreiche im 11.—14. Jahrhundert werfen. Der eine von den hier in Frage stehenden Steinen steht bei Korsaxelen im „Gaarden" Steigen (Nordland), der andere auf Hogbartsholmen auf dem gleichen „gaard". Ersteres ist Nordlands höchstes Vikingerdenkmal, von auffallend schlanker und kühn dimensionierter Form. Die Inschrift ist auf der einen Seite aus römischen Buchstaben, auf der anderen aus Runen zusammengesetzt. Reiche Sagenkränze flechten sich um jedes dieser uralten Gräbermale, und noch heute, nach Jahrhunderten, webt die nordische Volksdichtung mit ihrem natürlichen Hange zu romantischer Poesie fortlaufend neue Blüten in sie ein. Runensteine giebt es bekanntlich über ganz Skandinavien hin. Die Inschriften sind größtenteils, wo nicht Unverstand oder böse Absicht künstliche Läsuren herbeigeführt haben, wohlerhalten. Ein sehr schönes Monument wurde u. a. von Linné auf seiner Reise nach Gotland entdeckt, dessen Inschrift, aus dem Jahre 1409 herrührend, ein interessantes Gemisch schwedischer und (überwiegend) deutscher Worte enthält.

Das jüngste Heft (15) der Frauenzeitschrift „Urd" behandelt zwischen allerhand litterarisch-kritischen Skizzen im zustimmenden Sinne eine neuerdings in Deutschland stark unterstützte Idee, in der verflachenden und einseitig zugeschnittenen Kategorie der sog. Backfischlitteratur eine gesunde Form anzustreben. Dieser vom „Verein zur Reform der Jugend-Litteratur" besonders nachhaltig unterstützte Wunsch, bei der Auswahl der für die heranwachsende Mädchenwelt bestimmten Litteratur vorzugsweise diejenigen Neuerscheinungen zu befürworten, die in maßvoller Begrenzung die wachsenden Aufgaben der modernen Frau im staatlichen und wirtschaftlichen Leben berücksichtigen, finden den ungeteilten Beifall des Blattes, das gleichzeitig anregt, daß mit ähnlichen Bestrebungen auch in Norwegen demnächst der Anfang gemacht werden möge.

In „Kringsjaa" (Umschau) bespricht Hjalmar Stolpe aus Anlaß der Vorgänge auf den Philippinen die Bedeutung des tagalischen Schriftstellers José Rizal, der infolge des grausamen Intriguenspiels der gewissenlosen spanischen Mönche i. J. 1896 durch den Machtspruch des Generals Polavieja zum Tode verurteilt wurde. José Rizal, der persönlich den revolutionären Strömungen in seinem Vaterlande stets fern geblieben war, gehörte zu den vornehmsten Repräsentanten des jungen tagalischen Schrifttums. Seine novellistischen Skizzen und Kulturschilderungen von den Zuständen auf den Philippinen verraten echt südländische Glut und Darstellungsschärfe. Rizal war ein lebender Beweis für die hohe Bildsamkeit und geistige Aufnahmefähigkeit der „Philippinos" im allgemeinen, von deren Litteratur man noch bis vor kurzem so gut wie gar keine Kenntnis besaß.

Christiania. *Olaf.*

Polen.

Ein Essai, der an der Spitze des April-Heftes des krakauer „Przeglad polski" (Polnische Rundschau) steht, verdient trotz seines Titels „Die politische Ethik in Rußland" auch vom litterarischen Standpunkte Beachtung. Er bespricht die gesamte Denkart der berühmten russischen Publizisten, Katkow und Aksakow, jener heftigen Gegner des „modernden" Westens. In der Bekämpfung der Kultur und der Ideen des Westens waren sie einig, wie verschieden auch ihr Ausgangspunkt war. Katkow war ein Fanatiker der russischen Staatsidee mit der absoluten Gewalt des Zaren, Aksakow ein Slawophile und orthodoxer Mystiker. Beide haßten Polen als das östlichste Bollwerk des Westens, beide waren auch erbitterte Feinde des Deutschtums. — Anziehend ist es zu vergleichen, wie grundverschieden gleichzeitig Th. Fontanes letzter Roman „Der Stechlin" beurteilt wird. Während ihm der ständige deutsche Referent des „Przeglad polski" warmes Lob spendet und vor allem den meisterhaften Dialog rühmt, tadelt der Rezensent des von Jesuiten redigierten „Przeglad powszechny" (Allgemeine Rundschau) den „leichten Skeptizismus und den skeptischen Liberalismus" des Dichters und meint, dieser sei mit seiner Begeisterung für den sog. Fortschritt, die Kultur der Gegenwart „wenigstens um etliche Jahre zu spät hervorgetreten." —

„Zycie" (das Leben), das Organ der „neuen Kunst", widmet eine Artikelserie dem Andenken des vor gerade

fünfzig Jahren verstorbenen Julius Slowacki. Slowacki, nach Mickiewicz die zweite Dichtergröße Polens, war eine ungemein sensible Natur, von üppig reicher Phantasie und genialem Zauber der Form; diese Eigenschaften, verbunden mit den symbolistisch-mystischen Tönen seiner Dichtung lassen in ihm einen der heutigen Moderne sehr nahe verwandten Künstler sehen. — Das an dieser Stelle schon mehreremale erwähnte Programm der Moderne, die reine Kunst ohne jeden sozialen Beigeschmack zu pflegen, rief von mancher Seite eine starke Opposition hervor, besonders aber in den radikalen Kreisen, die heftig gegen dieses Ignorieren jedweder sozialen oder patriotischen Tendenzen protestierten. Dieser Bewegung verdankt eine neue „soziallitterarische Monatsschrift" „Krytyka" (Die Kritik), ihre Entstehung, die seit April in Krakau erscheint. Nach Durchsicht des ersten Heftes kann man vermuten, daß sich dieser Zeitschrift manche litterarische Talente anschließen werden, die noch vor kurzem im „Zycie" waren, ehe dort Przybyszewski mit seinem Losungsworte „l'art pour l'art" hervorgetreten ist. — Ein interessanter Aufsatz der lemberger „Iris" beschäftigt sich mit denjenigen polnischen Dichtern, die zugleich Soldaten waren und auf Schlachtfeldern für das Vaterland kämpften. Zu ihnen gehört weder Mickiewicz noch Slowacki oder Krasinski, von denen keiner an dem Aufstande von 1830—31 teilgenommen hat, wohl aber mehrere andere, die als Dichter erst in zweiter Reihe standen, z. B. Moritz Goslawski. Freilich findet man bei ihnen nicht jenen kräftigen Ton der deutschen Lyriker der Befreiungskriege: im Sieg wie nach der Niederlage sind sie meist thränenreich. —

Die „Biblioteka warszawska" (Warschauer Bibliothek) beginnt mit dem Drucke des preisgekrönten dramatischen Märchens „Der verzauberte Kreis" von Lucian Rydel, das jetzt mit großem Erfolg an der krakauer Bühne gespielt wird. Slowacki und Hauptmanns „Versunkene Glocke" haben das Werk stark beeinflußt. — Thaddäus Pini forscht nach der Entstehung der genialen dramatischen Dichtung „Irydion" von Krasinski (die auch ins Deutsche übersetzt wurde): der Held, ein glühender griechischer Patriot, will Rache üben an dem alten Rom, das sein Vaterland unterjocht hatte; er schmeichelt sich in das Vertrauen des weibischen Imperators Heliogabal hinein, sein Unternehmen scheitert aber an dem Widerstande der Christen, die in zwölfter Stunde vor dem blutigen Rachewerke zurückschaudern. Pini weist nach, wie umfangreiche Studien Krasinski für dieses Werk getrieben hat. — Im „Ateneum" handelt Zdziarski über die letzte Periode des Dichtens von Bohdan Zaleski (gest. 1886), einem polnisch-ukrainischen Lyriker, dessen Stärke in kleinen, sehnsuchtsvollen Liedern lag. — Nicht ohne Bedeutung für die deutsche Litteraturkunde ist ein Buch des Polen A. Hirschberg, der die Hypothese aufstellte, der falsche Demetrius sei ein natürlicher Sohn des polnischen Königs Stephan Butowy gewesen. Die polnische gelehrte Kritik bezweifelt aber die Stichhaltigkeit dieser kühnen Vermutung. — Der Petersburger „Kraj" (Das Land) gedenkt ebenfalls des Todestages von Slowacki und erzählt von seinen letzten Lebensstunden und dem Begräbnisse auf dem Friedhofe Montmartre in Paris. Es werden Vorbereitungen getroffen, um die Gebeine des genialen Dichters nach Krakau überzuführen und in der dortigen Königsgruft zu bestatten, wo seit 1890 auch Mickiewicz ruht.

Krakau. *J. Flach.*

Tschechische Zeitschriften.

Die beiden ersten Nummern von Jaroslav Vlčeks „Obzor literárnia umělecký" (Litterarische und künstlerische Rundschau) sind mit einem reichen Inhalt, der auf die große Vielseitigkeit des Programms schließen läßt, erschienen. In einem glänzend geschriebenen Aufsatz „Der Kampf um das alte Prag" kämpft Professor O. Hostinský gegen die Banausen, die die hunderttürmige Stadt gerne in eine Art berliner Friedrichstadt mit meilenlangen schnurgeraden, rechtwinkligen Straßen verwandeln möchten. F. Táborský zeichnet aufgrund von Čelakovskýs (vgl. oben „Die Zeit") Korrespondenz ein Bild der litterarischen und gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit. Von den Referaten ist jenes von J. Vodák über Rostands Cyrano de Bergerac (übersetzt von Jaroslav Vrchlický) hervorzuheben, die sich von den andern im großen ganzen anerkennenden, ausnahmsweise auch begeisterten Besprechungen scharf abhebt und in eine Verurteilung des „durchaus nur theatralischen" Stückes ausklingt. — „Eine pikant gemischte Marmelade, künstlich und anreizend zubereitetes Dessertobst, poetische Crême-Torten", so charakterisiert auch Jiri Karásek in einer an den Laden des Pastetenbäckers Ragueneau gemahnenden Sprache dasselbe Werk in der ersten Nummer des neuen (V.) Jahrgangs der „Moderní revue" mit noch schärferer Verurteilung. Dagegen findet der Referent der „Česká revue" in Cyrano eine wahre Wiedergeburt der Poesie, eine Niederlage aller modernen Richtungen. In demselben Blatt bespricht Prof. Rayman die University Extension, mit der jetzt auch in Prag der Anfang gemacht wird. — Die katholische Reformbewegung in Deutschland verfolgt von den böhmischen Revuen besonders die „Naše Doba" (Unsere Zeit) die schon die Arbeiten Schells gewürdigt hat und in ihrem Aprilheft einen längeren Artikel über J. Müllers „Reformkatholizismus" beginnt. — Unter der Ueberschrift „Deutsche und dänische Kultur" wird ebenda Georg Brandes' Aufsatz über Nordschleswig übersetzt und mit Weddigens (Sp. 699 des L. Echo besprochener) Arbeit in Gegensatz gebracht. — „Nový život" (Neues Leben) begrüßt freudig Schells Ansichten über Nationalismus in der katholischen Kirche. — In dem dritten Jahrgang des Organs der jungen bildenden Künstler Volné směry (Freie Richtungen) bespricht F. Tábovský die Gallerie des verstorbenen russischen Mäcens Tretjakow (vgl. oben „Westermanns Monatshefte"); dank den gründlichen Studien des Autors gestaltet sich diese Arbeit zu einer Darstellung des gesamten künstlerischen Lebens in Rußland.

Die „Rozhledy" (Rundschau) bringen in ihren beiden Aprilheften eine Uebersetzung von John Ruskins „Kunst und Moral", ferner von Kurt Martens' „Die Königin befiehlt" und eine Besprechung der Komödie „Till Eulenspiegel" von Georg Fuchs. — Ueber „Dramatische Emotion" handelt J. Vodák, von Faguet und Herckenrath ausgehend, die den Genuß an der Tragödie aus der atavistischen Neigung zur Grausamkeit erklären. Zu derselben Ansicht bekannten sich auch Richard Dehmel und Edgar Steiger. Dem gegenüber betont Vodák, daß es sich bei den beobachteten Gefühlen höchsten um einen Teil der dramatischen Emotion handeln könne. Am gefesselten Prometheus fühlen wir mehr die trotzige unbeugsame Kraft als das grausame Leiden, an Antigone, an Oedipus desgleichen. An Richard III. imponiert die gewaltige Energie, mit der er alle Hindernisse bewältigt; in Romeo und Julie ist die elementare Gewalt der Leidenschaft die ganze raison d'être der Tragödie, — die tragischen Helden erwecken, wie Otto Ludwig sagt, die Vorstellung daß sie unendlicher Kraftäußerungen fähig seien; die Persönlichkeit des Zuschauers erweitert sich, was wir noch deutlicher dort wahrnehmen, wo der Held gegen eine Gesellschaftsordnung, eine moralische Unterdrückung ankämpft, wie in „Kabale und Liebe", dem „Erbförster" der „Cameliendame" (?), dem „Volksfeind", — die aristotelische Furcht ist weder Furcht für den Helden noch für uns, sondern ein Bangen um diesen Strom von Energie, der versiegen muß. Aber weder mit der ersten noch mit der zweiten Erklärung kommen wir aus bei Dramen wie „Hamlet", den „Kronprätendenten", den „Gespenstern", „Rosmersholm", „Einsame Menschen" in deren Helden der Wille zur Macht, das Streben nach Kraft mit der eigenen, unüberwindlichen Schwäche ringt. Kurz die dramatische Emotion läßt sich nicht derart vereinfachen, wie die Formel der Faguet und Herckenrath es

will. So würden wir leicht eine bunte Fülle von Eindrücken herausanalysieren. Keiner von ihnen ist aber von der Art, daß es nicht mit demselben Rechte auf die Emotion des Epos oder Romans, ja der Lyrik angewandt werden könnte, wie an vielen Beispielen gezeigt wird. Schon Lessing stellt sich im 80. Stück der hamburgischen Dramaturgie die Frage, wozu der große Aufwand eines Theaters nötig ist, wenn man mit einer Erzählung denselben Effekt erreichen kann? Und er antwortet, daß in keiner andern als der dramatischen Form diese Eindrücke in solchem Maße erweckt werden können. Dasselbe sagt Anatole France, sagt Richard Wagner in „Oper und Drama", und wie diese Emotion noch durch das Massengefühl, durch ihr gleichzeitiges Erwecken in vielen Hunderten sich steigert, zeigt Vischer in seiner Aesthetik.

Die allmählich erscheinenden Urteile über das Kaiserjubiläumswerk der böhmischen Akademie, den liber giganteus, lauten meistens trübe: ein großer Aufwand schmählich ist verthan.

Prag. *Ernst Kraus.*

Französische Schweiz.

In der „Semaine littéraire" (271) bespricht Henry Bordeaux unter dem Titel „Impressions de guerre" das Buch „La débaudade, souvenirs d'un volontaire inutile" von Marcel Lami, das den letzten europäischen Krieg zwischen Griechenland und der Türkei behandelt. Ueber Rudyard Kipling, den in den letzten Wochen so viel genannten, spricht Lazarille. Das folgende Heft bringt auch als Probe eine Novelle Kiplings in französischer Uebertragung. — Der berühmte und den Hiesigen, seit er in Paris lebt, so werte Edouard Rod — „notre éminent concitoyen", wie sie ihn mit Vorliebe nennen — unternimmt es in Nr. 271—274 die Eindrücke einer Reise durch Sizilien zu schildern. — In Nr. 272 und 273 beschäftigt sich Gaspard Vallette mit dem zeitgenössischen deutschen Theater und bespricht Arthur Schnitzlers „Vermächtnis", Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" und Sudermanns „Drei Reiherfedern". Eine hübsche Novelle aus dem alten Rom „Julia Poppeïa" von Isabelle Kaiser enthält die Nummer 273. — In demselben Hefte erzählt Lazarille von dem Denkmal, das man dem deutschen Gelehrten und Freiheitsmanne Karl Vogt vor der Genfer Universität errichtet hat. — Mit Houston Stewart Chamberlain befaßt sich Alfred Dufour in der „Causerie littéraire" der Nummer 274. Des verstorbenen Erckmann-Chatrian, des Verfassers von „l'ami Fritz" wird gleichfalls gedacht; das Heft enthält auch sein Porträt. — Nummer 277 bietet einen Essai von Henri Jacottet über den englischen Historiker William Edward Hartpole Lecky. Ueber den Spiritismus spricht Emile Yung, und Lazarille erzählt seinen Lesern von August Strindberg, dessen Bildnis dem Hefte beigegeben ist.

Lausanne. *Dr. Edward Stilgebauer.*

Spanien.

Die politischen Ereignisse der letzten Monate hatten den schönen Künsten und der Litteratur nur wenig Platz in den Spalten der spanischen Zeitschriften gelassen. Es scheint jedoch, als beginne mit dem Frühjahr hierin ein Umschwung. — Frau Emilia Pardo Bazan, — den Lesern dieser Zeitschrift durch ihren Beitrag und ihr Bild in Heft 9 bekannt — hat einen Ausflug nach Paris unternommen, um das Publikum der großen Weltstadt mit den Bewegungen der Litteratur, mit dem ganzen spanischen Sein und Leben bekannt zu machen. Ihre Vorträge, die natürlich in Madrid mit großem Interesse verfolgt werden, finden ein ausführliches Echo in allen Zeitungen und Zeitschriften. Die „Revista Contemporanea" widmet der berühmten Dame in ihrer letzten Nummer vom 15. April einen sympathischen Artikel, beglückwünscht sie und fordert sie auf, mutig in ihrem Unternehmen fortzufahren. Die vorletzte Nummer derselben Revue wartet mit einem Beitrag aus der Feder des berühmten spanischen Redners des Marquis D. Alejandro Pidal y Mon über den verstorbenen Dichter Tamayo y Baus auf. Tamayo y Baus wird mit Recht in dieser eindringlichen, nur etwas zu südlich überschwänglichen Studie als einer der größten Dichter Spaniens gefeiert; wenn ihm auch die Qualität eines Soziologen und philosophischen Denkers abzusprechen sei, so fließe doch in seinen Werken die göttliche Quelle der Poesie überwältigend und krystallrein. Pidal vergleicht die Werke Tamayos mit den Pyramiden, sie seien erhaben in ihrer Einfachheit, ewig und groß. Besonders hebt er das Werk „Locura de amor" („Liebeswahnsinn") hervor. In seinen letzten Jahren habe er sich als Mitglied der Akademie ganz in den wissenschaftlichen Arbeiten eines Lexikons begraben. — „La España moderna" bringt in ihrem Hefte vom letzten März eine litterarisch-kritische Studie aus der Feder von E. Gomez de Baquero, worin die hervorragendsten einheimischen dramatischen Werke aus der letzten Saison besprochen werden. „Los Caballos" von Selles und „La comida de las fieras" von Jacinto Benavente, die einen glänzenden Erolg auf der Bühne errungen haben, werden besonders gelobt. — Eine neue Revue „La Revista Nueva" hat unter guten Auspizien zu erscheinen begonnen. Sie wird alle zehn Tage ausgegeben und huldigt etwas sozialistischen Tendenzen. In der Litteratur beabsichtigt sie einen Kreuzzug gegen alles „Althergebrachte" und will der Kunst in ihrer freiesten Form die Wege bahnen. Der bekannte argentinische Dichter Ruben Darid, der eben in Madrid weilt, veröffentlicht im letzten Hefte eine sehr hübsch geschriebene Skizze „Las casas de las Ideas". Die Bücher werden darin als „Häuser der Gedanken" bezeichnet; der Autor entdeckt demgemäß in der spanischen Litteratur herrliche Kathedralen, Paläste, aber auch viele Geschäftshäuser und Kramläden, die trotz aller Aushängeschilder und äußerem Schmuckwerk häßlich erscheinen müßten. — „Vida Nueva" widmet in seiner Nummer vom 23. April gleichfalls Emilia Pardo Bazan und ihren Vorträgen in Paris den ersten Artikel und bedauert dabei, daß diese Dame nur über die Gegenwart in Spanien gesprochen habe und nicht auch ihre Meinung über die litterarische Zukunft des Landes äußere. Auch bringt dieselbe Nummer eine lange Betrachtung von José Segarra über die Konferenz der Presse in Rom, der feststellt, daß Spanien mit seinem einzigen Abgeordneten eine ziemlich traurige Rolle dort gespielt habe. (Anderen Ländern soll das auch mit einem halben Hundert Abgeordneter passiert sein. D. Red.) Das Heft vom 16. April brachte hübsche Skizzen und Novelletten aus der spanisch-südamerikanischen Litteratur, die „Vida Nueva" in einem Extrablatt jeden Monat einmal veröffentlichen will.

Madrid. *Ernst v. Ungern-Sternberg.*

Nordamerika.

Daß zu den in diesem Lande mit jeder Woche neu auftauchenden Zeitschriften belletristischen und litterarischen Inhalts sich mit dem Monat April auch ein „Kipling Note-Book" gesellt hat, bezeichnet den Höhepunkt des Kipling-Kultus, der sich seit des Dichters Ankunft und Erkrankung in unserer Stadt in den Spalten der Tagespresse und der Zeitschriften Luft macht, aber wenig Bedeutendes zu Tage fördert. Die erwähnte Monatsschrift ist ausschließlich biographischem und bibliographischem Kipling-Material gewidmet und demgemäß illustriert. — Ein anderer englischer Besuch hat die Frage des Subskriptionstheaters wieder einmal in den Vordergrund gerückt. Daß der vorzügliche dramatische Kritiker und Ibsenverehrer William Archer sich über die Leistungen der amerikanischen Bühnenschriftsteller und Schauspieler überraschend günstig ausspricht und dem amerikanischen Drama einen hohen

Aufschwung prophezeit, wenn die jetzt lediglich Privatunternehmen bildenden Theater in Subskriptionsanstalten verwandelt würden, giebt William Dean Howells in Nr. 14 der Wochenschrift „Literature“ Veranlassung zu folgenden höchst bemerkenswerten Aeußerungen: „Bei uns bilden die Reichen eine ähnliche Klasse wie in andern Ländern der Adel; ihre Bedeutung ist ihnen noch zu neu, um sie persönlich so gering zu schätzen, wie es die Sprößlinge alter adliger Familien manchmal thun; sie hatten noch keine Zeit, jene Pseudo-Liberalität zu züchten, in welcher sich excentrische Adlige manchmal gefallen. Sie behaupten ihre Stellung viel strenger und ihre Anhänglichkeit an das gesellschaftliche System, dem sie dieselbe verdanken, ist von einer leidenschaftlichen Intensivität. In einem Theater, das von ihnen gegründet oder unterhalten würde, wäre ein Stück, das gesellschaftliche Zustände kritisiert oder gar ironisch behandelt, unmöglich; kein Werk, das die industriellen Verhältnisse des Landes wahrheitsgemäß schilderte, würde zugelassen werden ... Es ist undenkbar, daß die Leitung einer solchen Bühne Stücke aufführen würde, wie Ibsens „Volksfeind“, Hauptmanns „Weber“ oder sogar Sudermanns „Ehre“. Wenn Mr. Herne ein Drama schriebe, welches das Leben in einem Grubenort oder Fabrikstädtchen mit solcher Treue darstellte, wie er in „Griffith Davenport“ das Leben auf einer virginischen Plantage behandelt, würde es von der Zensur der Subskribenten nie zugelassen werden. Mr. Bernard Shaws „Arms and the Man“ würde, wenn sie die Satire und die Schlüsse, welche es zuläßt, verstünden, keine zweite Aufführung erleben.“ — In Nr. 11 derselben Wochenschrift spricht sich derselbe Verfasser gelegentlich der Veröffentlichung eines neuen Romans von einem jungen kalifornischen Novellisten („Mc Teague“ von Frank Norris) über die Zukunft des amerikanischen Romans folgendermaßen aus: „Ob wir das altmodische Ideal des amerikanischen Romans als Lektüre für jedes Alter und Geschlecht durch das europäische ersetzen sollen, wonach der Roman beim Leser Alter und Erfahrung voraussetzt und sich mehr an den Mann als an das Weib wendet; ob wir innerhalb der provinziellen Schicklichkeit verharren, oder in das weite Gebiet unserer Novellistik die Leidenschaften und Motive der barbarischen Welt, an der unsere Kultur sich aufbaut und von der sie umgeben ist, hineinziehen sollen, diese Fragen summiert und formuliert das Buch sehr treffend, und der Leser, nicht der Verfasser, muß darauf antworten. Die Kraft, mit der er seine Forderung kundgiebt, ist nicht zu leugnen; ebensowenig wie die Scheinheiligkeit, die das altmodische Ideal des Romans mit sich brachte. Aber die Gesellschaft ist ein Gewebe von Scheinheiligkeit, das mit den Kleidern beginnt, mit denen wir unsere Blöße decken, und wir müssen uns fragen, wie weit wir uns derselben entledigen können, um seiner Forderung gerecht zu werden. Alle Scheinheiligkeit umfaßt Schicklichkeit, Anstand, Moral; sie ist im Grunde nicht so schlecht; sie ist vielleicht der Anfang der Zivilisation; aber ob sie das Endziel derselben darstellen sollte, ist eine andere Frage.“ Für Howells eignen Standpunkt in dieser Frage ist der Satz charakteristisch, in dem er sein Urteil über das in Rede stehende Buch zusammenfaßt: „Er hat ein Bild des Lebens entworfen, das Form und Farbe hat und alles, was große Originalität und ein eifriges Studium Zolas zu geben vermögen; aber es fehlt ihm die seelische Atmosphäre, die Weihe, welche Tolstois größere Kunst verleiht.“ — „Bookbuyer“ für März brachte einen lesenswerten Artikel über „Stevenson, Kipling und angelsächsischen Imperialismus“. — „Bookman“ für April enthält ein interessantes Feuilleton über die englischen Schriftsteller George Meredith und Thomas Hardy; die Fortsetzung eines in der März-Nummer begonnenen Artikels über Eduard Rod, der zur Zeit an der Harvard-Universität Vorlesungen hält; einen Essai über die Liebesbriefe der beiden Brownings und einen sehr interessanten Artikel „The Child of the Slums in Literature“, in dem gelegentlich der Besprechung von „Tony Drum“, einem Buche des Wallisers Pugh, Gerhart Hauptmann als derjenige bezeichnet wird, der auch darin bahnbrechend vorangegangen sei, daß er in seinem „Hannele“ das Kind der Armut in die moderne Litteratur eingeführt habe.

In der März-Nummer der „Literary Review“ beginnt Vance Thompson, der geistreiche Feuilletonist und warme Bewunderer der belgischen Dekadenten, eine Serie von Artikeln über „unbekannte Meister der zeitgenössischen Litteratur“ mit einem Nachruf auf Georges Rodenbach. Dieselbe Nummer enthält die Fortsetzung eines Artikels über Theokrits Lyrik. — „Critic“ (April) bringt eine Würdigung des Meisters der amerikanischen Novellistik der Gegenwart, betitelt „Evolution of Henry James“; Josephine Lazarus schreibt über das von Zangwill in Boston entdeckte litterarische „Wunderkind“ Mary Antin, die vierzehnjährige Verfasserin einer soeben unter dem Titel „From Plotzk to Boston“ veröffentlichten kleinen Buches, das ursprünglich im russisch-deutschen „Yiddish“ verfaßt, einen Beitrag zur Litteratur des amerikanischen Ghetto bildet; und Th. Bentzon steuert einen sehr interessanten Artikel über Eduard Rod bei. — „In Lantern-Land“, eine neue Monatsschrift, die in den vorhergehenden Nummern Gerhart Hauptmann und Georg Brandes einer Besprechung unterzog, bringt in der April-Ausgabe einen Artikel über Ferdinand Brunetière. — „Book-Notes“ enthält in der April-Nummer einen interessanten Artikel über die weibliche Jurisprudenz-Abteilung der Universität von New-York, und eine Würdigung „David Harums“, des neuen amerikanischen Provinzlerromans, der sich eines beispiellosen Erfolges auf dem Büchermarkte erfreut. — In „Scribners“ (April) wird die Veröffentlichung der Briefe von Robert Louis Stevenson fortgesetzt. — In den Sonntagsausgaben der Tagespresse und in der litterarischen Beilage der „Times“ erregt der Roman einer amerikanischen, aber seit mehreren Jahren auf der englischen Bühne thätigen Schriftstellerin, „The Open Question“ von Elisabeth Robins, wegen der kühnen Darstellung des darin behandelten Problems, Doppelselbstmord der Helden, um keine mit Schwindsucht belastete Nachkommenschaft in die Welt zu setzen, lebhafte Kontroversen.

New-York. *A. von Ende.*

Besprechungen

Tiroler Bücher.

Adolf Pichlers Tiroler Geschichten und Wanderungen. Vollständig in 24 Lieferungen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer.

Ein achtzigjähriger Greis mußte Adolf Pichler werden, um eine Gesamt-Ausgabe seiner Prosaschriften zu erleben! Ein später Erfolg, aber doch wenigstens ein Erfolg, der den Dichter ebenso erfreuen, als den Freunden einer gesunden, kräftigen Lektüre willkommen sein mag. Die soeben in Lieferungen erscheinende Sammlung enthält unter der allgemeinen Bezeichnung „Tiroler Geschichten und Wanderungen“ folgende Bände: Allerlei Geschichten aus Tirol; Jochrauten; Letzte Alpenrosen; Kreuz und quer. Diese Namen umschreiben den Inhalt: Tirol ist der großartige Schauplatz aller dieser Skizzen und Erzählungen; dort im Boden seiner schönen Heimat liegen die Wurzeln seiner Persönlichkeit, seiner Kraft, seines Schaffens. Er ist durchaus markig und männlich. Pichler war Geologe, und seine Lust war es, in der ernsten Bergwelt Tirols umherzuwandern, den Hammer in der Hand schwingend und zu wissenschaftlichem Gebrauche Steine klopfend. Er liebt Metall und Krystall als Forscher, er liebt und hat es auch als Poet. Einen vollen metallischen Klang besitzen seine

Dichtungen, und klar und hell wie Krystall reihen sich die Gedanken an einander. Von der Natur, die er nach ihrer wissenschaftlichen und poetischen Seite scharf zu beobachten gewöhnt war, ging er aus; aber er blieb bei ihr nicht stehen, er wurde als Schriftsteller nicht zu ihrem bloßen Photographen, sondern er betrachtete sie sinnend und gedankenvoll und zeichnete sie nach seiner Art mit fester Hand in Kohle, Kreide und Pastellfarben, „mit jener parteilosen Liebe des Naturforschers“, so sagt er selbst, „die von keiner andern Tendenz weiß, als seinem Gegenstand nach allen Seiten gerecht zu werden“. Aber seine Persönlichkeit spricht doch aus seinen Werken; jedes Stück ist ein echter Pichler.

Ueber die Art seines Schaffens macht er aufklärende Mitteilungen. Seine Streifzüge über Berg und Thal brachten ihn mit den Bewohnern in vielfache Berührung. Er lernte sie kennen in ihrer Art und Weise, in ihren Sitten und Geschicken, und diese Erfahrung regte ihn zu poetischer Darstellung an, zu Geschichten, die aber nicht, wie er sagt, „von Fall zu Fall der Natur abgeschrieben, sondern voll aus der Natur gedichtet sind“. Seine Absicht war es nicht, „Wirklichkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu schildern“, und von den Menschen, die er vorführte, fast immer in eigener Person und sich dabei der Ichform bedienend, hat er „keinen fertig oder auch nur halbfertig übernommen“. Trotz dieses Bekenntnisses würde man Pichler Unrecht thun, wenn man ihn nicht für einen Realisten hielte und seinen Gestalten die Lebenswirklichkeit abspräche. Nur liegt sein Realismus nicht in einer peinlich musivischen Zusammenstellung gemeiner und unwesentlicher Alltagsvorgänge, sondern in der lebendigen Darstellung innerer und äußerer Verhältnisse, die den Menschen und seine Schicksale bestimmen.

Und immer sind es Tiroler aus echtem Schrot und Korn, die er uns zeigt, Leute, denen ein unverfälschter Erdgeruch anhaftet. Mögen sie gelebt haben oder nicht, genug, daß sie gelebt haben könnten, daß wir an sie glauben, daß die Seele des Volkes aus diesen gehaltvollen Erzeugnissen spricht; und wenn der Verfasser hofft, daß man sie als „Volksgeschichten“, als „historische“ gelten läßt, so ist er dazu vollauf berechtigt. Historisch: weil er ein altes, zu Grabe sinkendes Geschlecht zeichnet, Typen, die im Verschwinden begriffen sind, und weil er „das Bild einer nahen Vergangenheit“ erneuert. Das Wesen der Geschichte, die sich der Tiroler aus eigener Kraft schuf, ist allenthalben zu verspüren; und immer wieder wird man an den großen, von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkenden Kampf erinnert, den die Tiroler in echt deutscher Berserkerwut gegen die Franzosen für Freiheit und Vaterland geführt haben.

So sind denn die Natur, das Volk und seine Geschichte die bewegenden Elemente, aus denen sich Pichlers Erzählungen zusammensetzen. Tiefer Ernst wechselt mit einem warmen, oft erquickenden Humor. Nach mühselig und raffiniert ausgeheckten Problemen, psychologischen und pathologischen, die man mit Vorliebe modern nennt, wird man vergebens suchen, ebenso nach einer kunstvoll ausgesponnenen novellistischen Handlung. Aber was liegt daran, wenn die Form der Darstellung an sich schon Reiz gewährt und wenn man so herzhaften Gestalten begegnet, die durch eigene Tüchtigkeit charakterfest geworden sind, beharrlichen und aufrechten Männern und Weibern, die auf einsamen Wegen des Kummers und der Trübsal zuletzt doch in resignierender Erkenntnis und Ergebung ein Lebensheil finden!

Pichlers auf die dauernde Erde angewiesener Forschersinn bewahrte ihn davor, ins Leblose und Nebelhafte zu zerflattern; er schützte ihn auch glückhaft vor Pose und Draperie; er wies ihn die schlichte, ehrliche Bahn des Konkreten, Ursprünglichen und Natürlichen. In Pichler wie in seinen Menschen merkt man einen österreichischen Stamm, der kerndeutsch ist durch und durch. Und das thut wohl in einer Zeit, wo es mit den Deutschen in Oesterreich nach allen Richtungen hin auf das Schlimmste bestellt ist — wo sie sich zu hüten haben nicht blos vor ihren Feinden, sondern mehr noch vor vielen ihrer vorgeblichen Freunde.

Wien. *Fritz Lemmermayer.*

Ueber Berg und Thal. Ernste und heitere Geschichten aus Tirol von Rudolf Greinz. Mit dem Bildnis des Verfassers. Stuttgart und Leipzig 1899, Deutsche Verlagsanstalt. — Zweite Auflage.

Rudolf Greinz ist ein fleißiger Schriftsteller. Sollten schnelle Erfolge seiner Bücher den Fleiß gefördert haben, so darf man jetzt die Hoffnung aussprechen, Greinz möge nicht der Masse der Leser und seiner Schriften zuliebe die feinere dichterische Gestaltung außer acht lassen. Des Verfassers Kenntnis des Volks und sein Geschick offenbaren fast alle Geschichten. Doch wer zu schildern vermag wie er in der Geschichte von Simerls gutem Tage, der sollte eine gesuchte Naivetät in allen Stücken verschmähen, besonders in jeder dem Volke in den Mund gelegten Aeußerung. Je besser und wahrer eine Gestalt äußerlich gezeichnet ist, um so weniger dürfen ihre Worte an Salontirolerei anklingen. Weil Greinz, wie auch diese Geschichten beweisen, über kräftigen und guten, echten Humor verfügt, sollte er nicht auf die Hasche nach Naivem ausgehen: dann würden seine schätzenswerten Vorzüge ungetrübter leuchten.


Rudolf Greinz.

Freiburg i. Br. *Max Biltrich.*

Geschichten aus Tirol. Von Carl Wolf. Vierte Sammlung. Innsbruck. A. Edlingers Verlag.

Lange genug mögen die Tiroler Grund gehabt haben zu klagen, daß das Feld ihrer heimatlichen Litteratur brach liege. Nun hat es aber wahrhaftig den Anschein, als wolle ihnen die langersehnte Saat kräftig aufgehen.

In Richard Bredenbrücker ist ihnen vor wenigen Jahren ein großes, liebenswürdiges Talent voll prächtigen Humors und feinem Erfassen der psychologischen und volkstümlichen Momente erstanden, ein Talent, das ihnen umsomehr als ein unerwartet günstiges Geschenk gelten darf, als der Schriftsteller nicht einmal ein Kind des Landes, sondern ein Norddeutscher von Geburt ist.

Nun liegt mir ein Band „Tiroler Geschichten“ eines anderen Schriftstellers vor. Carl Wolf ist kein überlegener Beherrscher der Kunstform — bescheiden nennt er ja auch sein Werk „Tiroler Geschichten“ —, die Komposition ist das wenigst Wertvolle an den kleinen Skizzen. Diese Erkenntnis braucht einen aber im Genuß der Lektüre weiter nicht zu stören. Man kann das Buch als eine Sammlung volkstümlicher Motive nehmen — landschaftlicher, psychologischer und Stimmungsstudien.

Es weht einem tiroler Luft entgegen, Meran, das gesegnete, Bozen, zaubervollen Angedenkens, das schöne Pusterthal sah ich wieder, alle die Wege und Stege, die Häuser und Stuben vermeint' ich aufs Haar zu erkennen, alle die Menschen glaubt' ich gesehen und gesprochen zu haben.

Lachen und Weinen ist in den Tirolergeschichten nahe beisammen wie in dem Volke auch. Gerne fröhlich und leicht gerührt!

Die meisten der Geschichten sind voll kindlich übermütiger Lustigkeit — echt österreichischer Humor, harmlos und gutmütig. Selbst der gewiß nicht harmlose „Tirolerpfarrer“ und die noch weniger spaßhafte Sprachenverwirrung werden scherzhaft verklärt. Einige Geschichten sind sentimental und daher unecht. Das ist schade!

Eine Skizze aber: „Zwei Marterln“ hat mir besonderen Eindruck gemacht. Es klingen in ihr dunkle, urtiefe Töne von erschütternder Tragik auf. Eine Bauernmagd wird über der Ermordung ihres „Schatzes“ zum rachgierigen Raubtier. Ergebene Heiterkeit heuchelnd, sucht und forscht sie heimlich fieberhaft nach dem Thäter und lockt den vermeintlichen Mörder an sich, um ihn zu töten, grausam, verschlagen und naiv. So erinnert das „Tirolerdirndl“ an Fedora, die raffinierte Heldin des Sardouschen Dramas.

In freundlichem Lichte milden Verstehens oder gütigen Humors sieht Carl Wolf all die mittelalterlichen, rührenden Thorheiten, all die unergründliche Einfalt seines Bergvolkes. Er ist gewiß selbst Tiroler oder wenigstens ein naher Stammesverwandter. Man fühlt das förmlich aus dem Buche.

Wie gesagt — ein hohes Kunstwerk ist das Buch nicht, doch eine liebenswürdige Gabe, die man liebenswürdig annehmen muß! Wer könnte auch über diese fröhlichen Verrücktheiten alle — und das sind die meisten und besten der Geschichten — ernsthaft zu Gericht sitzen! Ein paar lustige Stunden sind auch ein Gewinn.

Zürich. *Paula Winkler.*

Jung-Tirol. Ein moderner Musenalmanach aus den tiroler Bergen. Herausgegeben von Hugo Greinz und Heinrich von Schullern, Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1899. Mk. 3,— (4,—.)

Ich denke, der Zweck dieses Buches ist der: das Tirolische und das Junge in dieser heimatgebornen Dichtung zu zeigen. Dieser Zweck scheint mir nicht ganz erreicht, weil er nach Talent und Können der einzelnen Beiträger nicht zu erreichen war. Daß die meisten der Beiträge gerade den Nährboden Tirol, tiroler Land, Leute und Leben, haben müssen, bezweifle ich. Vieles könnte auch anderswo gewachsen sein. Nur das Süddeutsche läßt sich erkennen und sei anerkannt.

Es liegt an den Individualitäten. Sie haben nicht volle, starke Eigenart, dann auch nicht den Ausdruck der Stammesart. Sie haben ein ehrliches Wollen und zum Teil ein respektables Können, aber nicht Fülle und Tiefe. Es ist kein eigentlich hervorragendes Talent unter den Beiträgern. Ihr Wollen scheint mir zu viel in die Weite gegangen zu sein, ehe ihr Gefühl die Größe der Enge ganz in sich aufgenommen hatte, und andererseits fehlt ihrem Inhalt wieder diese Weite, die aus der Enge Perspektiven und Weltbilder zu schaffen weiß. Und aus dem gleichen Grunde ist auch das Junge, das mit unserem Empfinden und unseren Auffassungen eng verbundene, nicht stark in dem Buche. Von der neuen Frühe und dem neuen Menschen weiß das Buch wenig. Es hat so nichts Ueberragendes, es hat eine gewisse Gleichmäßigkeit.

Trotzdem ist „Jung-Tirol“ kein schlechtes Buch. Es hat sogar ein gewisses Verdienst, nämlich dieses: die Heimatdichtung einführen zu helfen, Interesse für sie zu erwecken, wenn es ihr auch nicht zum Siege verhelfen wird. Und da ich der Meinung bin, daß von der Heimatdichtung aus für unsere Litteratur eine Gesundung und Verjüngung auszugehen vermag, so wäre es sehr zu wünschen, daß das Unternehmen fortgesetzt werde.

Der Almanach ist dem alten Adolf Pichler, dem Altmeister der Tiroler, gewidmet, und sein Bild schmückt ihn. Warum steht nicht auch gleich eine kritische Würdigung des Poeten dabei? Es wäre interessant, vielleicht sogar für die Jungen aus den tiroler Bergen charakteristisch gewesen, einmal zu hören, wie sie, der Nachwuchs, den Vorangegangenen auffassen. Statt „Unser Pichler“ steht da aber „Unser Liliencron“. Ich freue mich auch dessen. Liliencron ist ein Heimatdichter, der längst über die Grenzen seiner Heimat hinaus eine starke Wirkung übt und Anhänger hat. Ein Deutscher und ein Dichter, drum überall der unsere! Hugo Greinz hat die Liliencronwürdigung beigesteuert. Seine weiteren poetischen Beiträge sind recht ansprechend, besonders „In fremder Stadt“. Von „Municifent“ — J. Heimfelsen — habe ich das Gefühl, als drücke es nicht voll aus, was der Verfasser ausdrücken wollte. Recht lieb sind die Märchen von Rudolf Christoph Jenny, während Franz Kranewitter mit seinem Volksstück „Um Haus und Hof“ das eigentlich und unbedingt Tirolische in dem Buche vertritt, und schon deshalb ist der Dichtung besondere Anerkennung zu zollen, die sie auch als Dichtung, von Einzelheiten abgesehen, verdient. In Franz Lechleitners „Herzogin von Mailand“ spricht ins Dichterische oft störend die Gelehrsamkeit. Die Gedichte Adolf Heinrich Povinellis können uns dessen Art, ihrer Zahl und ihrem Werte nach, nicht vermitteln. Das eigentlich moderne Empfinden ist noch am stärksten in Anton Renks „Te Deum“. Darin ist ein Bitteres, Anklagendes, Aufschreiendes, eine fast wilde, wenig verhaltene Leidenschaft. Das Stück hat einen starken, raschen Puls, echtes Blut. Von einer burschikosen, schön unterhaltenden Oberflächlichkeit geht Heinrich von Schullern in „Gestalten“ den Weg zu einer tieferen Auffassung und ernsterem Gestalten, während in Arthur von Wallpachs Gedichten, dem typisch bedeutendsten Beitrag im ganzen Buche, wirkliche Bergluft weht und ein persönliches Kraftgefühl in Heimathöhe und Höheneinsamkeit vorteilhaft wirkt. Gedeiht aber im allgemeinen wirklich die Lyrik so wenig und wenig eigenartig in den tiroler Bergen?

Heppenheim a. d. B. *Wilhelm Holzamer.*

Romane und Novellen.

Von Glück und Leid. Novellen von Wilhelm Berger. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1898. 221 S. Preis Mk. 3,— (4,—).

Die neue Sammlung bergerscher Novellen enthält die sechs Erzählungen: „Zukunftsmusik“, „Des Sängers Fluch“, „Besuch aus Argentinien“, „Jap“, „Echt im Feuer“ und „Die tolle Francesca“, von denen etliche auch dann noch nicht auf den Namen Novelle Anspruch machen können, wenn man, wie es jetzt üblich ist, den Gattungsbegriff weitherzig ausdehnt. Aber es ist ein Element frischer Erzählungslust und gesunder Teilnahme an menschlichen Geschicken und Charakteren in ihnen, das auf tiefere Probleme und besonders gemischte Empfindungen gern verzichten läßt. Der Vortrag ist von klarer Einfachheit, und wo sich dieser, wie in den Geschichten „Besuch aus Argentinien“, „Jap“ und „Echt im Feuer“ ein Hauch des Humors erfreulich gesellt, hinterläßt er den Eindruck, daß der Verfasser unscheinbaren Wirklichkeiten die poetisch wirksamen, menschlich gewinnenden Züge recht gut abzulauschen versteht. Charakteristisch ist der Unterschied zwischen der Musikernovelle „Zukunftsmusik“ am Anfang und der Architektennovelle „Die tolle Francesca“ am Schlusse des Bandes. Der Musiker muß eine ungeheure, tief eingreifende, wenn auch schließlich zum Glück ausschlagende Umwälzung inmitten hausbackner Alltagsverhältnisse erleben, der Architekt berichtet ein Abenteuer und eine Katastrophe seines Lebens aus seinen römischen Erinnerungen. Die Menschengestalten des Verfassers zeigen keine besonders scharf geprägten Gesichter, der modisch-dämonische Ausdruck fehlt ihnen vollständig, gleichwohl sind sie deutlich gezeichnet und meist gut belebt. Die größte seelische Vertiefung findet sich in der Novelle „Des Sängers Fluch“ in der über das Grab hinaus wirkenden Liebe der unglücklichen Künstlersgattin Minna Wessels. Will man diese Novellen einer bestimmten Schule zuweisen, so gehören sie zu der Schule W. H. Riehls, ohne direkte Nachahmungen zu sein.

Dresden. *Adolf Stern.*

Die Dichterbörse. Roman von Walter Harlan, Berlin W. F. Fontane & Co. 1899. 8. 3,50 Mk.

Für jeden, der die sonderbare Bewegung des leipziger Naturalismus mit seinem Augurenkollegiumshumbug und seiner nun selig entschlafenen „litterarischen Gesellschaft“ nur einigermaßen kennt, wird die Lektüre des harlanschen Buches ein höchst pikanter Genuß sein, da der Verfasser recht munter nach Modell gezeichnet und auch sich selbst in der Gestalt des Erich Adam ganz

gut getroffen hat. In Leipzig selbst wird das Werk vielleicht ein bischen böses Blut machen, aber im großen und ganzen wird auch dort wie überall sonst der Roman einen wohlthuenden erfrischenden Eindruck hinterlassen. Ganz abgesehen nämlich von den mancherlei persönlichen, oder sagen wir „aktuellen“ Beziehungen ist „Die Dichterbörse“ ein durchaus gelungener „komischer Roman“, und das will bei unserer sonstigen augenblicklichen Leistungsunfähigkeit auf diesem an und für sich gut germanischen Gebiet ziemlich viel sagen. Es ist aber auch bezeichnend für Harlan, der von den Modernen herkommt, daß er bei seiner Komik weit weniger mit germanischem Gemütshumor agiert, wie mit einer mehr romanisch anmutenden Ironie, die freilich von der sentimentalen Ironie der Romantiker oder eines Jean Paul sehr verschieden ist. Harlans Ironie ist weniger geistreich, weniger bitter, sondern mehr naiver, ja geradezu burschikoser Natur, sie hat, künstlerisch betrachtet, nicht den gleichen Wert wie jene, aber sie ist sozusagen leichter verdaulich, eben weil sie etwas oberflächlicher ist.

Der Verlauf der Haupthandlung ist kurz folgender: Erich Adam, ein junger Brausekopf, halb Schriftsteller, halb Abenteurer, gründet mit seinen litterarischen Freunden einen Verein, nämlich die „Dichterbörse“, deren erster anmutiger Grundsatz lautet: „Die Gesellschaft der Weltbewohner besteht aus Dichtern und Proleten“. Dieser sonderbare Verein, der sich zunächst wie ein gesunder Bierulk anläßt, wächst sich allmählich zu einer ganz ernsthaften, ja blühenden „Deutschen Litterarischen Anstalt“ aus, nachdem in Herrn Corsika, einer italienischen Reisebekanntschaft Erich Adams auch ein rühriger Verleger gefunden worden ist. Myrthe Corsika, die Frau des Verlegers, bändelt nun mit Erich, der eben erst sein kleines Telegraphenmädchen Lilac verstoßen hat, ein Liebesverhältnis an, muß aber das tragische Schicksal der kleinen Lilac teilen, sie wird sehr bald von Erich zu gunsten einer ehrbaren Buchhändlerstochter aufgegeben. Sie weiß sich mit weniger Grazie in dies Geschick zu finden wie Lilac und sinkt in ihrer Gesinnungsart allmählich ganz auf das niedrige Niveau ihres erbärmlichen Gemahls herab. Der böse Herzenbrecher Erich entgeht der Nemesis auch nicht. Die Dichterbörse stößt ihn aus, seine Buchhändlerstochter giebt ihm, als er ihre Prüderie gerade im „großen Moment“ durch seine Offenheit verletzt hat, einen Korb, nur die brave kleine Lilac verharrt in stiller Liebe zu ihm und wird am Ende des Buches auch richtig von Erich, der im Grunde doch ein „ganz guter Kerl“ ist, geheiratet. Ob Erich Adam glücklich ist? Diese Frage, die man ja am Ende bei jeder solchen Romanheirat aufwerfen müßte, wird auch hier von einem Freunde Erichs aufgeworfen. Und Erich, sich selbst und seiner charaktervollen Wurschtigkeit getreu, beantwortet die Frage: „Du siehst doch, daß ich meine Morgenpfeife rauche. Und dann . . . . . als Lilac vorhin, da draußen im Schlafzimmer, die Schere herunterfallen ließ, schlug mir das Herz vor Freude. . . . . . Uebrigens ist „Glück“ ein Proletenbegriff. Es handelt sich nicht um das Glück“. Damit schließt das Buch, das vielleicht keine große künstlerische That, aber jedenfalls ein Werk voll guter Lebensbeobachtung und übermütiger, herzerfrischender Laune ist, das jeder, der nicht immer studieren, sondern sich auch einmal nur unterhalten will, mit Genuß lesen wird. Uebrigens ist die Technik des Romans, der noch dazu ein Erstlingsroman ist, durchaus gelungen, die Charakteristik der Personen ist plastisch und fast durchweg lebenswahr, höchstens die Frauengestalten dürften etwas individueller gehalten sein, sie sind mir gar zu typenhaft. Gegenüber den Novellen Walters Harlan ist „die Dichterbörse“ aber jedenfalls ein ganz gewaltiger Fortschritt. Nur ein eigentümlicher stilistischer Fehler, der sich allerdings in diesem besonderen Falle sehr leicht erklären läßt, geht durch den ganzen Roman hindurch: Es soll ein objektiver, sozusagen ein Erroman sein, er ist aber ganz subjektiv ausgefallen und in seiner Stilform völlig zu einem Ichroman des Erich Adam geworden, die Form vielfach zu salopp ausgefallen, und die künstlerische Harmonie hat dadurch gelitten.

Dresden. *Hermann Anders Krüger.*

Verkaufte Frauen. Roman von Ferdinand Kronegg. München, „Neuer Verlag“, 1899, 8°, 4 Mk.

Die Heldin dieses Romans wird als ganz junges Mädchen von der Straße weg die Geliebte eines reichen Lebemannes und soll, von ihm angebetet, seine Gattin werden, als sie in seiner Abwesenheit durch allerlei Intriguen in die Arme eines fürstlichen Roués geführt wird. Dieser wird ihrer bald überdrüssig und verstößt sie. Durch das Testament ihres mittlerweile gestorbenen ersten Freundes ist sie, im Besitze eines kleinen Vermögens, zunächst vor Not geschützt. Ihr gutes Herz und ihre Arglosigkeit machen sie aber zum Ausbeutungsobjekt verschiedener mehr oder weniger erbärmlichen Leute und bringen sie ins Elend. Nach allerlei bittern Erfahrungen findet sie endlich Schutz und Glück an der Brust eines Mannes, der sie trotz ihrer Vergangenheit zu seiner Gattin macht.

Wie schon der Titel andeutet, ist sie aber keineswegs die einzige „verkaufte Frau“, es kommen im Roman noch eine ganze Menge vor, ohne indes zu interessieren. Weit mehr Interesse beansprucht dagegen die männliche Hauptfigur, der Kapellmeister Strotzinger, eine Art Bel-Ami, der den Typus des verkauften oder besser: sich verkaufenden Mannes darstellt.

Die Vorgänge, die sich zwischen all diesen Leuten abspielen, sind mit unleugbarem Geschick und mit einem derben Realismus erzählt, der freilich nichts mit jenem echten Realismus gemein hat, der auf die Lebenswahrheit, auf die Wahrscheinlichkeit der Ereignisse peinliche Rücksicht nimmt und den Zufall als Helfer verschmäht. Ueberhaupt gebricht es dem Roman an jeder Feinheit und psychologischen Vertiefung, an allem, was eine Erzählung auf das Niveau des Kunstwerkes hebt. Es ist durchaus grobe Holzschnittarbeit, an der nur der Stoff als solcher ein gewisses Interesse zu erwecken vermag, nicht aber die Ausführung.

Alland, N.-Oest. *Theodor von Sosnosky.*

Lyrisches und Episches.

Balladen. Von Eduard Stucken. Berlin, S. Fischer, Verlag. Breit 8°. In Leinen geb. Mk. 6,—.

Es ist ein merkwürdiges Buch, das so ganz den Stempel unserer künstlerischen Uebergangsperiode trägt. Wenn neue Werte der Kunst sich aus älteren Formen losringen, so bedeutet dies immer einen vulkanischen Vorgang. Viel Evolutionäres gelangt dabei zutage, viel wunderbare neue Schönheit, eine fremde Gewalt, die unwillkürlich zwingt, die aber auch viel an Schlacken und taubem Erz mit sich führt. So erscheint mir die Kunst Stuckens. Sie erreicht noch nicht die innere ästhetische Reinheit, die jede Richtung in ihrer letzten Vollendung besitzt, aber es wohnt ihr eine gewisse Gewalt inne, die sie über die etwas welke Kraft mehr oder weniger überlebter Kunstformen hinaushebt. Wie in den äußeren Formen, so ist auch in der inneren Wesenheit der Kunst Stuckens kein friedvolles Ausleben. Eine wilde Gepeitschtheit jagt hier die Stimmungen, sie haben alle etwas wehes, fremdes, schmerzlich Niederzwingendes an sich. Daneben schlagen Töne wilder Kraft durch, und an Bilder von wehmütiger Schönheit reihen sich Scenen von orgiastischer Kraft, die selbst die Grenzen des Abstoßenden streifen. Aber doch hat man nie die Empfindung, daß es oberflächliche oder unkünstlerische Brutalität ist, die sich in einem koketten Kultus des Häßlichen gefällt. Man fühlt vielmehr, daß die Seele dieses Künstlers mit ruheloser, beinahe quälender Angst die Formen des Lebens durchhastet, mit geheimen Sehnsuchten, die keine Erfüllungen finden, mit herben Enttäuschungen, die sich wild und verzweiflungsvoll ausstöhnen. Es ist nicht ein Dichter seliger Schönheitsträume, nicht ein Sänger, den die Schönheit und die Anmut der Formen zu künstlerischer Selbstfreude zwingt, es ist das Irrend-Suchende einer modernen

Seele mit ihrer inneren Zerrissenheit, mit ihrer Unrast und Weltentfremdung, einer Seele, die vergangene und gegenwärtige Kulturen durchfliegt, als wären es Lebensaugenblicke im Dasein eines Einzelnen. Eine solche starke, wenn auch unfertige Kraft besitzt dieses Buch. Es ist kein geschlossenes Kunstwerk zur Freude der Generationen, es trägt die Züge eines Einzelnen mit allen Runen und Falten, die Sehnsucht und Erfüllung ihm eingegraben haben. Wenn es aber trotzdem ein Kunstwerk ist, so ist das darum der Fall, weil diese Züge typisch sind für den modernen Seelenmenschen, weil sie den Seelenkampf widerspiegeln, der nicht nur den Einzelnen, der unsere ganze Zeit bewegt. Und darum ist es ein wertvolles und ein schönes Buch.

Wien. *Paul Wilhelm.*

Die Bücher Kains vom ewigen Leben. Eine Dichtung von Eduard von Mayer. Zürich und Leipzig. Karl Henckell und Co. Preis 3 M.

Kain — nicht von Byron? Was sollte jemand noch damit wollen! O viel, sehr viel. Kain ist eine unerschöpfliche Gestalt der Dichtung geworden, eine Erscheinung allgemein menschlichen Empfindens; und wie verschieden läßt er sich behandeln! Aus dieser Dichtung Eduards von Mayer spricht ein ganz neuer Kain, er hat keine Aehnlichkeit, weder mit dem von Byron, noch mit dem Cyklus von Adalbert von Hanstein. Diese Dichtung behandelt Kain hauptsächlich nach dem Morde, nachdem sie zuvor geschildert hat, wie er dazu kam, seinen Bruder zu erschlagen. Wer nur den ruchlosen Brudermörder zu finden vermeint, wird verwundert sein. Eine ganze Menschheitsgeschichte, eine ganze Weltanschauung erwächst in dieser Dichtung. Im Groll gegen Gott ward er jenseits des Paradieses empfangen und gezeugt. Wie er mit Jahve, seinem Gotte kämpft, wie es eigentlich Jahve ist, der an dem Morde schuldig wird, ist psychologisch bedeutend geschildert. Voll Haß gegen die Gottheit zieht Kain in die Welt hinaus; er kommt zu den Vertretern der verschiedensten Religionen und überall sieht er, daß die Menschen ihre Götter wollen und sich ihrer peinigenden Knechtschaft freuen. Plastisch und farbenlebendig ist diese Wanderung geschildert. Und Kain erkennt, daß die Götter nur in der Anbetung der Menschen da sind, daß sie von des Menschen Gnaden sind, aus ihrem Elend gezeugt. Sein Haß gegen Jahve zerrinnt, denn Jahve ist nicht. Doch nicht nur zerstörend ist dieses Werk, sondern es will die Welt mit einem Geiste des Lebens, dieses Lebens gesunden machen. Kain sucht nun den großen Menschen. Weder der große Künstler, der sich in der Bewunderung der Menschen sonnt, noch der große Vernichter Herostrat, der nicht sein will wie die andern, dünkt ihm groß, noch auch Caesar, der auf Kosten der andern groß sein will und die Eigenart der andern knechten. Und er kommt nach Golgatha. Schmerzlich sieht er die Zeit der Finsternis und grausamen Schwäche hereinbrechen, „denn nicht mit Tod, nicht mit Blut, nicht mit Leiden der Liebe ist der Welt zu helfen, sondern die schaffende Lust allein führt die Welt zum Heile“. In sich findet er die Kraft, und Kain verzagt nicht, einsam aber siegesfroh wandelt er dem Lichte zu. Das Werk ist in Prosa, aber es mutet einen doch wie ein Gesang an. Die Sprache ist überwältigend groß, klar und einfach.

Charlottenburg. *Elisar von Kupffer.*

Dramatisches.

Der Besiegte. Mystisches Drama in einem Aufzuge von Wilhelm von Scholz. Mit Wappenzeichnung von Hans Heise. München. Verlag von Caesar Fritsch (H. Plach). 1899.

Wilhelm von Scholz zeigte schon in seiner ersten Gedichtsammlung „Frühlingsfahrt“ viel Selbständigkeit in der kräftig-realistischen Gestaltung romantischer Empfindungen. In seinem groß angelegten, aber in Stil und Komposition noch unreifen Werke „Hohenklingen“ nehmen wir noch mehr diese eigenartige Harmonie zwischen Romantik und Naturalismus wahr, aber auch schon das Streben des Dichters nach einer einheitlichen Weltanschauung. Es ist weniger die verworrne Mystik mittelalterlicher katholischer Priester, die sich in einzelnen, das Klosterleben behandelnden Gesängen wiederspiegelt, als vielmehr die echt germanische pantheistische Weltanschauung des Dichters selbst. Das Drama „Der Besiegte“ bedeutet einen großen Fortschritt in der Entwicklung des Dichters. Es ist ein achtunggebietendes Werk, das als Ganzes geschlossen wie eine große Stimmung wirkt. Es ist das erste tiefsinnige Bekenntnis einer eigengearteten, harmonischen Persönlichkeit. Einzelne Unklarheiten in Wort und Sinn, die sich dann und wann ergeben, wenn der Dichter möglichst viel in wenigem sagen will, verschwinden in der klaren, einheitlichen Stimmung des Ganzen.

. . . Es ist Dämmerung, der Tag geht in die Nacht über, das Leben der Seele beginnt, die Kräfte des Lebens und des Todes walten. Die Zeit der Ahnungen, des Werdens und des Schaffens. Und da enthüllt sich vor uns eine in Schönheit getauchte Scene, in ihrer Romantik aller Zeit entrückt. Die Bühne stellt einen großen Saal dar: Architektur romanisch, Einrichtung Uebergang des romanischen in den frühgothischen Stil. Dämmerung, Herbst. Das Abendrot fällt durch die Bogenfenster. Die Herrin und ihre Dienerin Hotelinde weilen im Gemache und harren des Ausganges eines Zweikampfes, der sich draußen im herbstroten Walde zwischen dem Liebhaber der Dame und einem fremden Ritter abspielt. Der Fremde wird besiegt. Wolf, der Liebhaber der Dame, führt mit rohem Lachen den Besiegten herein und übergiebt ihn der Huld der Herrin. Wie nun dieser geheimnisvolle Fremde im dämonischen Spiel der Worte, Gedanken und Gebärden die Herrin gewinnt, diese Scene giebt nicht nur eine meisterhafte psychologische Entwicklung, sondern sie enthüllt uns fortwährend auch den reichen Sinn des Dramas mehr und mehr. Der Besiegte ist das Wunderbare, das Rätselhafte, die Mystik des Lebens. Er ist die dämonische Macht der Liebe und der Leidenschaft, die uns zum Schicksal wird. Er bedeutet tiefstes Glück und herbste Qual, höchstes Genießen, Leben und Tod. Indem er so eine Personifikation aller Lebenstiefen ist, symbolisiert er als Sänger auch die Kunst. . .

> Ihr Harfenfreunde, Sänger ihr zu Roß,
> Ihr, die ihr unter Frühlingsblüten minnt,
> Ihr, die ihr steigend über euer Schloß
> Hinauf in stille Sternennächte sinnt —
> Auf euern Bergen hört ihr den Gesang
> Des Wandernden, des ewig Heimatlosen,
> Und alle eure Blicke ruhen lang
> Auf mir, dem Sänger dunkler Traumesrosen.

So erschließt uns der Abend, den der brutale Tag noch in der Dämmerung besiegte, das tiefere Leben, das tiefere Gefühl, Liebe, Leidenschaft und Glückseligkeit. Aber dem Abend folgt die schweigsame Nacht wie der Tod dem Leben. . . Eines wird das andere, eines ist das andere. Die Leidenschaft gebiert den Tod und im Vergehenden waltet neues Leben. . . Die Dame, die sich dem fremden Ritter hingab, wird von ihrem eifersüchtigen Gemahl erstochen. In dieser dunklen Stunde erscheint der Fremde noch einmal als Mönch, gleichsam als die Offenbarung des Todes. In ihm ist nun die Mystik des Todes symbolisiert:

> Vergaßt ihr Gott, der die Natur
> Bei Nacht mit seinem Hauch verjüngt?
> Sternenlicht, millionenfältig, abgestuft!
> Schaut in das umgebende Feuer,
> Durch das Gott Seelen zu sich ruft
> Jetzt, wo Waldschweigen auf sein Rauschen hört. — —

Das Drama ist reich an lyrischen Partien; dennoch ist das Empfundene und Symbolische hier so dramatisch gestaltet, daß wir in erster Linie der Handlung selbst mit größter Spannung folgen. Die Empfindung steigert sich mit der Handlung. Was der Dichter wollte: Einheit zwischen Form und Sinn, ist hier erreicht. Die fatalistische Weltauffassung, die sich hier ausspricht, ist nicht pessimistisch, sie wurzelt im Pantheismus. . . Und so könnte man den „Besiegten“ noch allgemeiner auffassen. Ist es nicht, als symbolisierte er das neue Wesen

der modernen Kunst, die wieder zur Romantik und Mystik nach den Tagen des Naturalismus hinneigt? — Das Drama ist einem Meister der Mystik, dem belgischen Maler Fernand Khnopff gewidmet.

Berlin. *Hans Benzmann.*

Litteraturwissenschaftliches.

Meleagros von Gadara. Ein Dichter der griechischen Decadence. Von Emil Ermatinger. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., 1898. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 304.) Preis M. 0,80.

Auch solche, denen die altgriechischen Lyriker, wenigstens in der Ursprache, gänzlich unbekannt geblieben sind, werden den Ausführungen des Verfassers mit großem, vielleicht verwundertem Interesse folgen. Aus wirklicher Vertrautheit mit dem Gegenstand heraus und mit großer Kunst, die sich vor allem auch in der Vermeidung gesuchter Parallelen bewährt, hat er teilweise sehr merkwürdige Berührungspunkte zunächst zwischen dem griechisch-syrischen Erotiker Meleagros aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, dann aber auch zwischen der gesamten Dichtung der hellenistischen Zeit einerseits und zwischen der modernen, namentlich der deutschen und der französischen Lyrik andererseits aufzuweisen und in fast immer geschmackvoller, nur zuweilen etwas zu blühender und durch schiefe Bilder verunzierter Sprache vorzuführen verstanden. — Für Meleagros insbesondere weiß er lebhaftes ästhetisches und menschliches Interesse zu erregen, ohne doch seine dichterische Bedeutung irgendwie künstlich zu steigern. Er schildert uns seinen aus der geistig sehr regsamen syrischen Stadt Gadara stammenden Helden zunächst als einen Typus jener hellenistischen Dichter, die, fast alle mit einem Stich ins Gelehrte, eine so merkwürdige Mischung griechischen und orientalischen Wesens zeigen. Was ihn aber für uns besonders interessant macht, ist der „deutlich sichtbare Schimmer der Decadence", der über ihm liegt. Die Aehnlichkeiten zwischen ihm und den Modernen sind oft ganz erstaunlich; doch bleibt er im Gegensatz zu diesen als echter Grieche fast immer geschmackvoll, es sei denn, daß ihn das Streben nach eigenartiger Formung oft behandelter Stoffe und Gedanken künstlich werden läßt. Als Lyriker ist er ganz vorwiegend, auch hierin den Modernen nicht unähnlich, Erotiker, und wenn wir seinen zahlreichen Liedern auf schöne Knaben, die Ermatinger mit Recht nur gestreift hat, heute nur wenig Geschmack abgewinnen können, so spricht sich doch in den schönsten seiner Liebesgedichte auf Zenophila und Heliodora, mögen sie auch hinter den gewaltigen Herzenstönen, die in den Liedern einer Sappho erklingen, noch so sehr zurückbleiben, echte Empfindung in anmutigster Form aus, und die geschmackvollen Proben, die Ermatinger (aus seiner gemeinsam mit R. Hunziker herausgegebenen Anthologie „Antike Lyrik in modernem Gewande") mitteilt, sind sehr gut geeignet, auch dem des Griechischen unkundigen Leser einen wirklichen Einblick in die Art dieser Lyrik zu geben.

Greifswald. *Edmund Lange.*

Verschiedenes.

Zwischen den Zeilen. Zweiter Band. Noch etwas für besinnliche Leute von Arthur Bonus. — Heilbronn, Eugen Salzer. 1899. Geh. 2.— M.

Arthur Bonus hat dem früher von mir besprochenen Büchlein: „Zwischen den Zeilen" ein zweites unter dem gleichen Titel in der gleichen Art folgen lassen. Auch hier redet er zu den „besinnlichen" Leuten, die den Kampf um einen geistigen Lebensinhalt selbst kennen und dabei zu gewissenhaft sind, Religion, Glaube, Frömmigkeit mit vornehmer Kälte als Mächte, die sich ausgelebt und überlebt haben, beiseite zu schieben. Aber er redet zu ihnen in ihrer Sprache, von ihren Nöten, ihren Fragen. Und er hat die Probleme, die sich einem dabei aufdrängen, die auf der Grenzlinie von Glauben und Wissen einem modernen Menschen gerade mit nimmer müder Kraft aufschießen und das Herz enge und den Kopf heiß machen können, nicht nur anempfunden. Er denkt sich nicht nur, daß das für andere Probleme sind, unter denen sie leiden. Er empfindet sie wirklich selbst und hat sie selbst durchgerungen; man fühlt, daß hier etwas gewachsen und geworden ist, — das Ringen der Gedankenarbeit. Das macht seine kurzen Skizzen so eindrucksvoll, und weil einem das schon aus der Form der Darstellung entgegentritt, darum haben sie auch einen besonderen ästhetischen Reiz. So gehört auch dies Bändchen nicht zu den Büchern, die man liest und dann beiseite stellt, sondern zu denen, die man immer lieber Freunde nennt, wär's auch nur deshalb, weil es einem manches sagt, was man sich bisher nicht selbst eingestand oder eingestehen wollte. Soll ich einzelne Stücke empfehlend herausgreifen, dann nenne ich: „Frau Sorge, die graue Frau Sorge!" — „Was die Geschichte lehrt!" — „Sehnsucht". Allerdings: man darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, „besinnlich" zu lesen.

Otzenrath. *Walther Wolff.*



Nachrichten

Bühnenchronik.

Berlin. Ein ernst zu nehmendes Talent scheint in Ernst Prange zu stecken, einem jungen Frankfurter, der früher die Bühne nur als Darsteller betreten hatte. Von ihm führte das Berliner Theater am 21. April eine dreiaktige Charakterstudie „Kain" auf, die zum mindesten ein ungewöhnliches Maß von psychologischem Können bewies. Es ist eine moderne Wahnsinnsstudie — den Stoff des Brudermords deutet der Titel an — und sie ist stark auf den Effekt gestellt, so stark, daß die Besucher der Erstaufführung den letzten Akt stürmisch ablehnten und erst eine Milderung des Schlusses bei der zweiten Aufführung dem Stücke widerspruchslosen Beifall sicherte. Von einer solchen Darstellung eines einzelnen Krankheitsfalles bis zur Gestaltung einer Charaktertragödie ist es noch ein großes Stück Weges, aber für ein Erstlingswerk steckt in diesem „Kain" doch genug, um für den Verfasser Aufmerksamkeit zu erheischen. — Das Residenztheater bot seinen anspruchslosen Sonntag-Nachmittagsbesuchern am 16. April den kräftigen Pferdestall-Geruch eines derben, stellenweise rohen Volksstückes „Rose Riedel" von Hans v. Wentzel, dessen Verfasser vielleicht einmal gute Kost für ein Vorstadt-Theater verfertigen kann. Und das Neue Theater traf für den kleinbürgerlichen Geschmack seiner Stammgäste das Rechte mit dem Lebensbild „Eine Liebesheirat" von einer wiener Dame, A. Baumberg, das am 17. April zur Aufführung kam. Mit einer pedantisch-sorgfältigen Schilderung des Daseins einer unbemittelten kleinen Beamtenfrau, aus deren Herzen die Brutalität des Alltags und der widerstandsunfähige Egoismus des Gatten allmählich die ganze reiche Liebe vertreiben, muß man sich begnügen, wo der Stoff ein tragisches Pathos fordert.

Gustav Zieler.

München. Königliches Hoftheater: „Der erste Hofnarr" von Hanns von Gumppenberg (21. April). Dies Werk will nichts weniger als den Sieg der frohen Weltanschauung über den Pessimismus darstellen. Und das Problem ist tief und klar erfaßt: die beiden miteinander um den Sieg ringenden griechischen Philosophen sind vom Kaiser von Byzanz an Karl den Großen gesandt, daß er sie höre und entscheide; und er fragt sie: Streitet Ihr darum, mehr von der Welt zu wissen? Und beide verneinen: Wir wissen beide gleichviel von der Welt und den Dingen; nur die Weltstimmung, die unser Wissen uns giebt, ist bei uns beiden verschieden. Mit sicherer Hand hat so der Dichter den Kampf auf das ethische Gebiet, das dichterisch und insbesondere dramatisch dem rein intellektuellen an Fruchtbarkeit und Tiefe weit überlegene Gebiet, hinübergespielt. Und dann findet er

gleich noch ein goldenes Wort; Karl fragt den lachenden Philosophen, warum er ein so düsteres Gesicht mache, das gar nicht zu seiner heiteren Weltanschauung passe. Der erwidert: Ich bin nur heiter, wenn ich denke. Und dieser hohe Optimismus, der nicht wie der Pessimismus im kleinlich Trüben des Lebens wurzelt, ist Gumppenbergs Held. Und es ist nicht bedeutungslos, daß der junge Mann — ein unehelicher Sohn des Kaisers, der von seiner Abkunft nichts weiß —, an dem die beiden ihren Streit ausfechten wollen, von dem Optimisten am tiefsten in Leid und Elend geführt wird, um aus dem düstersten zum reinen Optimismus emporzusteigen. Und weil das in diesem Werk die geistige Höhe des großer Gedanken mächtigen Dichters ist, darum schmerzt es so tief, das Gewollte so zergehen zu sehen, wie es hier geschehen ist. Denn das Werk ist statt eines Dramas, wozu wahrlich alle Keime in ihm lagen, zu einem wenig fesselnden Demonstrativ-Schauspiel geworden. Der Dichter hat seinen Helden nicht so fein empfindend gestalten können, daß er im Laufe einer einfachen, ein Drama ermöglichenden Handlung die Tiefen und Höhen des Lebens erleben konnte, und hat ihn darum allerhand recht lose zusammenhängende Schicksale erfahren lassen müssen, durch die der junge Mann von den beiden Philosophen (nach dem Motto: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten") geschleppt wird, um zuletzt nach mancherlei Schwankungen in einer schönen, aber leider allzu redseligen Scene aus tiefem Schmerz einer der Heiteren zu werden. Dann wird die ethische Grundidee verschoben — wenn auch sehr geschickt — und erhält eine intellektuelle Seite. Der Held wird gleichzeitig Pantheist und sieht in allen Menschen nur Masken des Einen. Und nun will er den großen Karl, den er, der Vererbung ahnungslos seinen Tribut entrichtend, längst zu überholen krankhaft bemüht ist, mit dieser für ihn gewaltigen Erkenntnis aus seiner Gottähnlichkeit, in der uns der Kaiser in dem Stück auch deutlich gezeigt wird, aufschrecken. Und als Narr verkleidet kommt er an den Hof, der Maske Karl gegenüberzutreten. So wird er der erste Hofnarr. — So mißlungen mir das Werk scheint, ich bewundere die weite und reiche Gedankenwelt des Dichters von Herzen. Die kurze Bühnenlaufbahn, die das Stück wohl nur haben wird, wird nicht seine ganze Laufbahn sein. *W. von Scholz.*

London. Wenn auf dem Continent die Saison der theatralischen Ereignisse aufzuhören pflegt, fängt sie in London an. So hat denn der Monat April eine Reihe von Neuaufführungen gebracht, von deren einigen man wenigstens Notiz nehmen darf. — Am 8. April gab das Globe-Theater zum ersten Male die neue vieraktige Komödie von Arthur W. Pinero „The gay Lord Quex" und entfesselte damit Beifallsstürme, wie sie seit der Première von Pineros auch in Deutschland gegebenem Schauspiel „Die zweite Mrs. Tanqueray" keine englische Bühne mehr erlebt hat. Allerdings konnte nur ein Autor von Pineros Geltung sich erlauben, ein Stück zu schreiben, das in England so wenig Aussicht hatte, vor der Zensur und dem Publikum Gnade zu finden. Daß ihm dies dennoch gelungen ist und er einen so unbestritten großen Erfolg davongetragen hat, ist ein starker Beweis für die dramatische Schlagkraft seiner Arbeit. Der Inhalt des Stückes allerdings und die Charaktere, mit denen es uns bekannt macht, wirken durchaus nicht immer überzeugend. Ein junges Mädchen, Sophie Fullgarney, die Tochter einfacher Arbeitsleute, ist, nachdem sie zuerst Dienstmädchen, dann Kammerjungfer bei der Familie Eden in Norfolk gewesen, deren Tochter Muriel ihre Milchschwester ist, Besitzerin eines Etablissements für Hand- und Nagelpflege in New Bond Street geworden. Auf die Nachricht hin, daß ihre gute und schöne Pflegeschwester Muriel mit einem der schlimmsten Lebemänner Londons, dem nahezu fünfzigjährigen Lord Quex verlobt werden soll, beschließt sie alles daranzusetzen, diese Verbindung zu hintertreiben, damit Muriel den von ihr geliebten Hauptmann Bastling heiraten kann. Ohne an ihr eigenes Liebesglück zu denken, das sie dabei aufs Spiel setzt — sie ist selbst verlobt — begiebt sie sich in die gewagtesten Situationen, um Lord Quex eine Falle zu legen, denn sie weiß, nur wenn sie ihn eines Fehltritts überführen kann, wird Muriel den Mut finden, den dringenden Wünschen ihrer Verwandten Trotz zu bieten. Aber die tapfere Sophie zieht den kürzeren, da der Lord ihre Absicht durchschaut und sich als gewandter Gegenspieler erweist. Schließlich überzeugt sie sich, daß er trotz seines schlechten Rufs ein Gentleman und seine Neigung zu Muriel ächt ist, und wird nun seine Verbündete, derart daß sie dem Hauptmann, ebenso wie früher dem Lord (nur nicht so erfolglos), Gelegenheit giebt, zärtlich gegen sie zu werden, wodurch sie Muriel von ihrer Liebe zu Bastling heilt. Gegen diese Handlung ließe sich im einzelnen mancher Einwand erheben. Aber was nicht bestritten werden kann, ist die reife Meisterschaft, die Pinero diesmal im Aufbau der Szenen, und die Kürze und Flottheit, die er im Dialog entwickelt hat. Ohne ein spitzfindiges Problem zu lösen, führt er mit einem Realismus, wie er auf der englischen Bühne seit unvordenklicher Zeit nicht mehr vorgekommen ist, gewisse Schattenseiten und Zustände unseres sozialen Lebens vor, und er thut es mit so viel Geschick und Lebendigkeit, daß das Publikum die gewagtesten Situationen und selbst bedenkliche Zweideutigkeiten gar nicht zu empfinden schien.

Jedenfalls hat Pinero mit seiner neuen Arbeit wieder einen beträchtlichen Schritt in seiner Entwicklung vorwärts gethan, im Gegensatz zu seinem französischen Kollegen Sardou, dessen neuestes Fabrikat, das fünfaktige Drama „Robespierre", wiederum nur ein geräuschvolles Rollenstück mit reichlichen Kostüm- und Ausstattungseffekten geworden ist. Es wurde hier am 15. April im Lyceumtheater aufgeführt, und da gleichzeitig Henry Irving, für den die Titelrolle ganz speziell geschrieben war, nach mehr als dreivierteljährigem Fernsein und schwerer Krankheit zum erstenmale wieder auftrat, ward der Premièrenabend ein Bühnenereignis glänzendster Art und eine einzige rauschende Ovation für den großen Künstler. Ueber das Stück selbst zu reden, wird wohl noch die deutsche Aufführung Gelegenheit bieten; nur so viel mag gesagt sein, daß Sardou aus dem Bluthund Robespierre einen idealen Schwärmer gemacht hat, der Blumen pflückt, Madrigale dichtet und schließlich daran zugrunde geht, daß er seinen eigenen unehelichen Sohn Olivier (eine erdichtete Persönlichkeit) vor der Guillotine zu retten sucht.

Von sonstigen Neuaufführungen dieses Monats muß wenigstens um seines Autors willen das Schauspiel „Carnac Sahib" von Henry Arthur Jones erwähnt werden, das von „Her Majesty's Theatre" am 12. April gebracht wurde: es spielt in der englisch-indischen Gesellschaft und leistet an melodramatischer Unnatur alles, was man billigerweise von 4 Akten verlangen kann. Nebenbei bemerkt hat es wegen dieses Stücks zwischen dem Dichter und dem Direktor des Theaters, Beerbohm-Tree, einen großen Krach gegeben, und es soll dabei zu Szenen gekommen sein, die wesentlich dramatischer waren, als das Stück selbst. — Stärkere Hoffnungen machte die Novität des Criterion-Theaters rege: „The Tyranny of Tears" von Haddon Chambers, einem jungen Autor, der sein Stück als „comedy of temperament" bezeichnet. Die „Tyrannei der Thränen", mit der die junge Mrs. Parbury ihren Gatten quält, führt zu einer Eifersuchtskrisis, deren Gegenstand Herrn Parburys Sekretärin ist, und zu Verwicklungen, in deren Verlaufe die junge Frau Gelegenheit findet, vernünftig zu werden. Nichts aufregendes, wie man sieht, aber mit einer für englische Verhältnisse bemerkenswerten Feinheit angelegt und durchgeführt. *Th. Merry.*

In Ermatingen ist am 20. April die Baronin Marie Espérance von Schwartz gestorben, die unter ihrem hellenisierten Schriftstellernamen Elpis Melena

bekannt geworden ist. Wir haben ihrer noch kürzlich (Heft 5, Sp. 331) zu ihrem 80. Geburtstage gedenken können und verweisen auf die dort mitgeteilten Daten.

* *

Das französische Theater beklagt den Verlust eines seiner feinsten Köpfe: Eduard Pailleron ist am 20. April in Paris gestorben, wo er auch 1834 zur Welt gekommen. Er war ein einfacher Kanzlist, als er 1860 mit dem Einakter „Le Parasite“ am Odéon den ersten starken Erfolg gewann. Seine Berühmtheit datiert jedoch erst vom Jahre 1881, als sein heiter-graziöses Lustspiel „Die Welt, in der man sich langweilt“ die Bühnen eroberte. Es blieb ein Zugstück des Théâtre français und wurde auch von allen deutschen Bühnen, das Burgtheater und das Deutsche Theater an der Spitze, vielfach aufgeführt. Ihm hatte Pailleron 1882 seine Aufnahme in die Akademie zu danken. In Deutschland kennt man von ihm das Lustspiel „Die Maus“, den Einakter „Der zündende Funke“ und die Komödie „Cabotins!“, in der die Blague in Kunst und Politik verspottet wird. Seine Stücke erschienen früher zumeist in der „Revue des deux mondes“, deren Begründer Buloz sein Schwiegervater war.

* *

In Kopenhagen starb, wie uns von dort geschrieben wird, am 20. April der dänische Dichter und philosophische Schriftsteller Rudolf Schmidt im 63. Jahre. Er hat Zeitgedichte, Dramen und zahlreiche kleinere Erzählungen veröffentlicht, von denen ein Band auch in deutscher Uebersetzung vor etwa zehn Jahren erschienen ist. Seine Dramen „Der verwandelte König“ und „Erlöst“, hat der erlanger Universitätsprofessor Hermann Varnhagen ins Deutsche übertragen.

* *

Der Chef der Verlagshäuser „J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger“ und „Union, Deutsche Verlagsgesellschaft“, Geh. Kommerzienrat Adolf Kröner, beging am 23. April sein vierzigjähriges Buchhändlerjubiläum. Im Jahre 1859 erwarb er mit seinem Bruder Paul gemeinsam die Mantlersche Druckerei in Stuttgart und hat allmählich mit dem eigenen Geschäft die Firmen Ernst Keil (mit der „Gartenlaube“), Schönlein (mit „Buch für Alle“ und „Illustrierte Welt“), J. G. Cotta (mit der „Allgemeinen Zeitung“), F. & P. Lehmann (mit dem „Magazin“), W. Spemann (mit „Vom Fels zum Meer“), A. G. Liebeskind u. a. verschmolzen. Die „Allg. Ztg.“ und das „Magazin“, ebenso wie die von Kröner begründete „Romanwelt“ haben sich später wieder von dem stuttgarter Hause getrennt. Das „Schorersche Familienblatt“, das Kröner ebenfalls s. Zt. ankaufte, ist in der „Gartenlaube“ aufgegangen. Besondere und bleibende Verdienste hat sich Kröner um den Börsenverein deutscher Buchhändler erworben, dessen Vorsitzender er ein Jahrzehnt hindurch war. Die Stadt Leipzig als Vorort des deutschen Buchhandels, hat ihn schon früher zu ihrem Ehrenbürger ernannt.

* *

Die deutsche Shakspere-Gesellschaft hielt am 22. April in Weimar ihre Hauptversammlung ab. Für den verstorbenen Professor Leo wurde Prof. Heinrich Bulthaupt in den Vorstand gewählt. Die Mitgliederzahl der Gesellschaft beläuft sich auf 224. Den Festvortrag hielt Prof. Aloys Brandl-Berlin über „Shaksperes Vorgänger“. Er führte insbesondere aus, daß zwischen Shakspere und den antiken Tragikern keineswegs so tiefreichende Unterschiede beständen, als das landläufige Urteil annehme, und wies zahlreiche Uebereinstimmungen nach. Das Bindeglied zwischen Shakspere und den Alten bilde das englische Schuldrama des 16. Jahrhunderts.

* *

Aus dem uns vorliegenden Jahresbericht der Deutschen Schiller-Stiftung geht hervor, daß im abgelaufenen Rechnungsjahre 68 064 Mark 89 Pf. für die Zwecke der Stiftung verausgabt worden sind. Davon entfiel ungefähr der fünfte Teil auf lebenslängliche Pensionen, das übrige auf vorübergehende Pensionen und einmalige Verwilligungen. Lebenslängliche Pensionen beziehen zur Zeit: Klaus Groth, Hermann Lingg, Wilhelm Raabe, Robert Schweichel, Hermann Rollet, ferner die Witwen der Dichter Bodenstedt, Gutzkow, Jul. Hammer, Otto Ludwig, Hermann Kurz, Ed. Mörike, Th. Mügge, sowie Töchter oder Anverwandte von Fr. Rückert, G. A. Bürger, E. M. Arndt, Leop. Schefer. — Einige kleinere Zweigstiftungen (Laibach, Mainz, Nürnberg, Nienburg, Prenzlau) haben sich aufgelöst, drei neue sich gebildet (St. Louis, Braunschweig, Bremen). — Um der Stiftung neue Quellen zu erschließen, ist der Gedanke angeregt worden, daß die deutschen Theater künftig von jeder Schiller-, Goethe- oder Shakspere-Aufführung eine Tantième von 1 v. H. den entsprechenden drei Gesellschaften zuführen sollten. Die Eingabe liegt dem deutschen Bühnenverein vor, der sich im nächsten Jahr darüber schlüssig machen wird.

* *

Die „Jenaische Zeitung“ hat im April d. J. das Fest ihres 225jährigen Bestehens feiern können.

* *

Die „New-Yorker Staatszeitung“ sieht in diesem Jahre auf ein 65jähriges Bestehen zurück. Sie wurde als erste deutsch-amerikanische Zeitung 1834 gegründet, um der herrschenden Wigh-Partei entgegenzuwirken, die den deutschen Interessen feindlich war. New-York zählte damals unter 250 000 Einwohnern etwa 10 000 Deutsche. Eigentümer des Blattes wurde kurz nach dessen Begründung Gustav Adolph Neumann, der es 1844 an Jacob Uhl verkaufte. Nach dessen Tode heiratete seine Witwe 1859 den Deutsch-Oesterreicher Oswald Ottendorfer, der heute noch Besitzer der Zeitung ist und sie allmählich zum Range eines Weltblattes gebracht hat. Das Deutschtum in Nordamerika besitzt an ihr eine seiner festesten Stützen: um so unverständlicher erscheint es uns, daß die kürzlich erschienene illustrierte Festschrift, der wir diese Mitteilungen entnehmen, durchweg in englischer Sprache geschrieben ist.

* *

Im Verlage von L. Staackmann (Leipzig) erscheint demnächst ein Band „Neue Gedichte“ von Friedrich Spielhagen, in dem der Dichter seine in den letzten Jahren entstandenen lyrischen Dichtungen, Epigramme und Sprüche zusammengefaßt hat.

* *

Ein neues vaterländisches Schauspiel „General York“ von Martin Greif bringt der Verlag von C. F. Amelang in Leipzig in den nächsten Wochen auf den Büchermarkt.

* *

Von Julius Mosens ausgewählten Werken wird soeben eine vierbändige Ausgabe von Dr. Max Zschommler (Plauen) im Verlage von Arwed Strauch in Leipzig veranstaltet. Der erste Band mit dem Bildnis Mosens, einer biographischen Einleitung des Herausgebers und einem Vorwort von Dr. Reinhold Mosen in Oldenburg, dem Sohne des Dichters, liegt vor (M. 3,—, geb. 3,60), die drei anderen sollen rasch folgen. Das Werk ist auch in 24 Lieferungen zu je 50 Pf. zu beziehen. Band I enthält die „Bilder im Moose“, Band II die Erinnerungen und Gedichte, Band III die Epen und den historischen Roman „Der Kongreß von Verona“, Band IV die Dramen.

* *

Der Inhaber des Pseudonyms Veremundus, dessen kleine Schrift über die katholische Belletristik so viel Staub aufgewirbelt hat, tritt jetzt in einer neuen Broschüre „Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken (Mainz, Franz Kirchheim) von Karl Muth“ mit seinem wahren Namen auf. Muth ist Redakteur des bekannten katholischen Familienblattes „Die alte und die neue Welt“, das bei Benziger in Einsiedeln erscheint. Seine neue Schrift ist eine Entgegnung auf die zahlreichen Angriffe, die die erste gefunden hat.

* *

Die Freie Litterarische Vereinigung in Düsseldorf hat im abgelaufenen Winter eine erfreulich rege

Thätigkeit entfaltet. Es wurden Rezitationen von „Fuhrmann Henschel“, „Cyrano de Bergerac“, „Die drei Reiherfedern“, „Der Thor und der Tod“, „Fritzchen“ veranstaltet, ferner Bühnenaufführungen von „Rosmersholm“, Hirschfelds „Mütter“, Schnitzlers „Liebelei“ und „Abschiedssouper“. Fritz Zilcken und Otto Erich Hartleben lasen eigene Arbeiten vor, ein Abend war dem Gedächtnis Fontanes und C. F. Meyers, ein anderer Leo Tolstois Werken, ein anderer dem litterarischen Jung-Wien gewidmet.

* *

Von litteraturwissenschaftlichen Neuheiten des ausländischen Büchermarkts liegen vor: Aston, W. G.: History of Japanese Literature. London 1899. (Mk. 7,20); — Gates, L. J.: Three Studies in Literature. London 1899. (M. 7,20); — Rod, E.: Morceaux choisis des littératures étrangères. Paris 1899. (M. 6); — Ward, Ad. W.: A History of English dramatic Literature to the Death of Queen Anne. New and revised edition. 3 vols. London 1899. (M. 43,—); — Browning, R. und Browning, E. B.: The Letters of 1845—46. 2 vols. London 1899. (M. 25,—).

* *

Arthur L. Jellinek in Wien ist mit der Ausarbeitung eines umfassenden Lexikons der Stoffgeschichte beschäftigt und bittet die beteiligten Kreise um Ueberweisung einschlägiger Aufsätze aus der Zeitungen- und Zeitschriftenlitteratur an seine Adresse: Czerningasse 19.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Alberti, Conrad. Die schöne Theotaki. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. 305 S. M. 3,— (4,50).
Albin, E. Tout comprendre — c'est tout pardonner. Roman. Dresden, E. Pierson. 165 S. M. 2,50.
Aly, E. Wolkenkuckucksheimer Dekamerone. Berlin, F. Fontane u. Co. 294 S. M. 5,— (6,50).
Behnisch, Anna. Blutstropfen. Novellen. Dresden, E. Pierson. 197 S. M. 2,50.
Böhlau, Helene. (Frau al Raschid Bey) Halbtier. Roman. Berlin W., F. Fontane u. Co. 360 S. M. 4,— (5,—).
Böttcher, Maximilian. Wer wars? Kriminal-Roman. Berlin W. Willkommen-Verlag. 375 S. M. 3,—.
Brame, C. M. Die Namenlose. Roman. Berlin, A. Weichert. 94 S. M. —,20.
Elbe, A. v. der. Der letzte Düsterhop. Roman aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege. Jena, Hermann Costenoble. 2 Bde, je 222 S. M. 6,—; in 1 Bd. geb. M. 7,20.
Erhardt, F. Wandlungen. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. 263 S. M. 3,— (4,50).
Fischer-Sallstein, C. „Das Liebespaar der Zarin“. Roman. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 135). Berlin, Herm. Hillger. 12°. 125 S. M. —,20.
Frapan, Ilse. Wir Frauen haben kein Vaterland. Berlin W., F. Fontane u. Co. 156 S. M. 2,— (3,—).
Götzendienst. Wiener Gesellschaftsbild. Wien, Carl Konegen. 391 S. M. 4,—.
Heller, E. Fräulein Mutter. Erzählung. Wien, M. Breitenstein. 151 S. M. 2,50.
Herault, A. v. Eine gute Partie. Roman. Dresden, E. Pierson. 87 S. M. 1,50.
Immermann, Karl. Der Oberhof. Mit Portr. u. e. biogr. Skizze von K. Siegen. Leipzig, Max Hesse. 12°. VIII, 316 S. Geb. in Halbfrz. M. 2,— oder M. 3,—.
Krause, H. v. Kleiner Krieg. Erzählung. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 64 S. M. —,50.
Krauß, G. J. Die Ghicitoare und andere Novellen. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 141 S. M. 1,—.
Lingk, F. Barackenwahn. Humoresken aus dem Artilleristenleben. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 80 S. M. —,50.
May, K. Reiseerzählungen. 25 Bde.: Am Jenseits. Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld. 594 S. M. 3,— (4,—).
Ompteda, Georg Frhr. v. Philister über dir! Roman. Berlin W, F. Fontane und Co. 327 S. M. 3,50.
Peisker, J. Die Wildkatze. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. 387 S. M. 4,— (5,50)
Perfall, A. v. Der Jagdteufel. Novelle. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. 131 S. M. 1,— (1,75).
Romocki, L. v. Fair gewonnen. Geschichten vom Turf und Salon. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 127 S. M. 1,—.
Sanden, H. Frhr. v. Ulanengeschichten. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 127 S. M. 1,—.
Sanden, H. Frhr. von. Vor dem Feinde und andere Geschichten. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 64 S. M. —,50.
Schöbel, A. Champagner. Novellen. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 125 S. M. 1,—.
Schubin, O. Vollmondzauber. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. M. 1,— (1,50).
Sonnenfels, A. Märchen für kleine und große Leute. Dresden, E. Pierson. 260 S.
Stolze, E. Wilddiebsgeschichten. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 80 S. M. —,50.
Viebig, Clara. Es lebe die Kunst! Roman. Berlin W., F. Fontane u. Co. 475 S. M. 6,— (7,50)
Weil, J. Die Subalternen. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. 216 S. M. 3,— (4,50).
Wilmers, J. Vor dem Mast. Kleinigkeiten, aus dem großen Wasser geschöpft. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 125 S. M. 1,—.
Zapp, A. Lilien auf dem Felde. Roman. Dresden, E. Pierson. 311 S. M. 4,—.

Aho, J. Gutsbesitzer Hellmann und andere Novellen. Uebers. von J. Madsen. (Kürschners Bücherschatz Nr. 134) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. —,20.
Dilling, Lars. Begabt. Roman. Uebers. von E. Jonas. (Kürschners Bücherschatz Nr. 136.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. —,20.
Hugo, Victor. Der letzte Tag eines Verurteilten. Aus dem Franz. v. P. Linsemann. Berlin, Hugo Steinitz. 174 S. M. 2,—.
Laforest, D. de. Der Stellvertreter. Erzähl. Deutsch von L. Wechsler. (Kollektion „Brillant“. 8. Bd.) Leipzig, C. F. Tiefenbach. 110 S. M. 1,— (2,—).
Maupassant, Guy de. Gesammelte Werke. Frei übertragen von Georg Frhrn. von Ompteda. Berlin, W. F. Fontane und Co. Lieferung 29—32. (Zu 50 Pf.).
Zola, E. Der Sturm auf die Mühle und andere Novellen. Stuttgart, Franckhsche Verlagsh. 245 S. M. 2,— (3,—).

b) Lyrisches und Episches.

Gensichen, O. F. Unter dem Zollernaar. Dichtungen. Berlin, Alexander Duncker. 149 S. M. 3,—; geb. in Leinw. m. Goldschn. M. 4,—.
Klob, C. M. Ernster Sang und Schellenklang. Gedichte. Wien, Georg Szelinski. 12°. 67 S. M. 1,—.
Matthey, M. Junge Lieder und Bilder. Bellinzona, Wirz-Baumann u. Co. 111 S. Geb. in Leinw. m. Goldschn. M. 3,—
Scheu, A. Maiendämmerung und andere Frühlingslieder. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 56 S. m. Bildn. Kart. M. 1,—.

Silberstein, Aug. Der verwandelte Ahasver. Poetische Glas- und Rauch-Bilder im St. Peterskeller zu Salzburg. Leipzig, Wilh. Friedrich. 60 S. M. 1,80.
Weiß, S. A. Gedichte. Herausg. v. seiner Witwe. Berlin, Concordia Deutsche Verl.-Anst. 12°. 94 S. m. Bildn. M. 2,— (3,—).
Wolkan, R. Deutsche Lieder auf den Winterkönig. Mit Portr. u. 7 Tafeln in Lichtdr. Prag, J. G. Calve. XVIII, 412 S. M. 3,—.

c) Dramatisches.

Dreyer, Max. Hans. Drama. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 144 S. M. 2,—.
Fischel, Alfred. König und Kanzler. Ein hist. Zeitbild in 1 Aufz. Leipzig, Wilh. Friedrich. 83 S. M. 1,—.
Korvin, W. Das Spiegelbild. Lustspiel. Dresden, E. Pierson. 91 S. M. 2,—.
Matthey, M. Hartwiga. Ein Spiel. Bellinzona, Wirz-Baumann u. Co. 21 S. M. 1,—.
Sachs, Hans. Drei Fastnachtsspiele. (Das heiße Eisen. — Der Bauer im Fegefeuer. — Der Eulenspiegel m. den drei Blinden.) Für die moderne Bühne frei bearb. v. C. M. Klob. Wien, Georg Szelinski. 150 S. M. 2,—.
Söderström, Hugo. Die Rose am Abgrund. Orig.-Schauspiel. Grünberg i. Schles., Selbstverlag. 61 S.
Waldeck, O. Thassilo, Fürst der Bojer. Trauerspiel. Dresden, E. Pierson. 99 S. M. 1,50.
Wette, H. Der Bärenhäuter. Teufelsmärchen. Berlin, Alb. Ahn. 94 S.

d) Litteraturwissenschaft.

Ammann, J. J. Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausg. 2. Teil. Prag, J. G. Calve. XI, 168 S. M. 2,20.
Bartels, Adolf. Klaus Groth. Leipzig, Ed. Avenarius. 145 S. M. 1,75 (2,50).
Ewart, Felicie. Goethes Vater. Eine Studie. Mit 1 Bildn. Hamburg, Leopold Voß. 104 S. M. 2,—.
Litteraturbilder fin de siècle. Herausg. von A. Breitner. 4. Bändchen: „Pichler". Leipzig, Rob. Baum. 126 S. M. 2,— (2,25).
Nigg, M. Zum Gedächtnis an den Minnesänger und Dichter Ritter Ulrich von Lichtenstein, zu seinem 700. Geburtstage. Kornenburg, Verlag „Frauenwerke". gr. 8°. 28 S. M. 1,—.
Renner, A. Ein neuer Lyriker Josef Kitir. Aesthetische Studie. Wien, Georg Szelinski. Gr. 8°. 12 S. M. —,50.
Siercks, H. Klaus Groth. Sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch. Mit einem Kupferdruck. Kiel, Lipsius und Fischer. XII, 452 S. M. 4,—; geb. in Leinw. M. 5,—.
Unruh, F. Daudet als Lyriker, nach seinen Prosawerken geschildert. Progr. Leipzig, Gustav Fock. Gr. 8°. 32 S. M. 1,—.

e) Verschiedenes.

Bernoulli, A. Die Sagen von Tell und Stauffacher. Eine krit. Unters. Basel, R. Reich. G. 8°. V, 55 S. M. 1,20.
Grimm, Hermann. Das Leben Michelangelos. (Illustr. Jubiläums-Ausgabe in 40 Lieferungen) 1. Lieferung. Berlin, W. Spemann. Fol. 12 S. M. 2,—.
Hanslick, E. Am Ende des Jahrhunderts (1895—1899. Der „Modernen Oper" VIII. Tl.) Musikalische Kritiken und Schilderungen. Berlin, Allg. Verein f. deutsche Litteratur. Gr. 8°. VI, 452 S. M. 6,— (7,50).
Hevesi, L. Wiener Totentanz. Gelegentliches über verstorbene Künstler und ihresgleichen. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 12°. VIII, 394 S. M. 3,60 (4,80).
Hottinger, Ch. G. Die königl. Bibliothek in Berlin. Vorschläge. Berlin, Prof. Dr. Ch. G. Hottingers Schriften-Verlag. 16 S. M. —,50.
Klaar, A. Der Faust-Cyclus. Vorbereitende Worte zu der Auff. des v. Wilbrandt f. d. Bühne bearbeiteten Goetheschen „Faust" an drei Theaterabenden. Prag, J. G. Calve. 26 S. M. —,60.
Lindau, P. Amerika-Reisen. Volksausg. 2 Bde. Berlin, Carl Duncker. Gr. 8°. 327, 406 S. M. 5,—.
Möbius, P. J. Ueber Schopenhauer. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth. III, 264 S. m. 12 Bildn. M. 4,50 (5,50).
Nabel, H. Die Hauptwerke der Kunstgeschichte, übersichtlich zusammengestellt. Berlin, A. Haack. IV, 75 S. M. 1,— (1,75).
Steinbach, E. Zur Friedensbewegung. Wien, Manzsche Hof-Verlagsh. Gr. 8°. 80 S. M. 1,20.
Uhl, W. Der Kaiser im Liede. Festrede. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8°. 28 S. m. Titelbild M. 1,—.
Vischer, E. Was ist gute Lektüre? Ein populärer Vortrag. Basel, R. Reich. 28 S. M. —,40.
Wittstock, A. Erziehungsaufgaben in unserer Zeit. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 31 S. M. —,75.

Davids, T. W. R. Der Buddhismus. Aus dem Engl. von Dr. Arthur Pfungst. Leipzig, Phil. Reclam jun. 264 S. M. —,40.
Hardy, E. J. Das Liebes- und Eheleben berühmter Männer. Freie Bearbeitung v. B. Katscher. Leipzig, Otto Wigand. Gr. 8°. V, 230 S. M. 4,50.
James, W. Der Wille zum Glauben und andere popular-philosophische Essais. Deutsch von Th. Lorenz. Mit einem Geleitwort von F. Paulsen. Stuttgart, Fr. Frommann. Gr. 8°. XX, 196 S. M. 3,—.
Lichtenberger, H. Die Philosophie Friedrich Nietzsches. Eingeleitet und übers. von Elisabeth Förster-Nietzsche. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8°. LXIX, 216 S. m. 1 Bildn. M. 4,— (4,70).
Rubinstein, A. Die Meister des Klaviers. Musikalische Vorträge über die Entwickelung der Klavier-Komposition. Uebers. v. M. Beßmertny. Berlin, „Harmonie". 87 S. m. Bildn. M. 2,50 (3,50).
Russische National-Bibliothek mit accentuiertem Text und wortgetreuer deutscher Interlinear-Uebers. 3., von Dr. Tkatsch verb. Aufl. (I. Bd. = 12 Hefte.) Leipzig, Raimund Gerhard. 1. Heft. 32 S. M. 1,—.
Tschaikowsky, P. Musikalische Erinnerungen und Feuilletons. Uebers. v. H. Stümcke. Berlin, „Harmonie". 127 S. m. Bildn. M. 2,50 (3,50).

Kataloge.

Halle, J. in München. Katalog 22: Bücher, Manuskripte und Flugschriften in deutscher Sprache bis 1650.
Schaper, M. u. H. in Hannover. Antiquariatskatalog Nr. 19: Biographien, Briefwechsel, Tagebücher. — Katalog 20: Seltene Drucke bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts.
S. Calvary u. Co. in Berlin. Antiquarischer Anzeiger Nr. 53—58. Auswahl seltener und wertvoller Werke aus allen Gebieten.
Williams u. **Norgate** in Edinburgh; Catalogue of Scarce Books. Nr. 13: Rare books and choice bindings.

Antworten.

Herrn **A. L.** in **Moskau.** 1. Die Enquête von Bierbaum und Meyer-Graefe über die „Denunziation als Mittel zur Bekämpfung litterarischer Gegner" erschien in der „Frankfurter Zeitung" vom 7. November 1897; die Entgegnung B. v. Münchhausens brachte die hiesige „Deutsche Zeitung" am 8. Dezember 1897. — 2. Von den neuen Auflagen des Litzmannschen Buches über „Das deutsche Drama der Gegenwart" hat die dritte (1896) eine Erweiterung erfahren, die vierte von 1897 ist ein unveränderter Abdruck der dritten. — 3. Von Wildenbruch ist seit den „Liedern und Balladen" nichts neues Lyrisches erschienen; auch Busse hat seit den „Neuen Gedichten" keine neue Sammlung veröffentlicht.

Herrn **K. v. Th.** in **Passau.** Das neue Titelblatt unserer Zeitschrift hat Professor Emil Doepler d. J. entworfen.

An die Mitarbeiter. Redaktionsschluß für Heft 18 am 2. Juni, Heft 19 am 16. Juni, Heft 20 am 1. Juli, Heft 21 am 16. Juli, Heft 22 am 31. Juli, Heft 23 am 20. August, Heft 24 am 3. September.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2578.
Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 17
vom
1. Juni 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen.

IV.

Von der pommerschen Waterkant'.

Von Edmund Lange (Greifswald).

(Nachdruck verboten.)

An Glanz der litterarischen Vergangenheit kann Pommern nicht entfernt den Vergleich mit Schwaben aushalten, über dessen zeitgenössische Dichtung hier früher Rudolf Krauß berichtet hat. Aber sein Anteil an der heutigen Litteratur ist jedenfalls bedeutsamer, als man zunächst erwarten sollte. Von allgemein bekannten Dichtern — ich beschränke mich hier durchaus auf die lebenden — gehören ihm Heinrich Kruse, Friedrich Spielhagen und Ernst Scherenberg, Richard Voß und Hans Hoffmann, endlich von der jungen Generation Georg Engel an. Das sind Individualitäten sehr verschiedener Art, und doch zeigen sie sich bemerkenswerter Weise fast alle — nur von Richard Voß kann ich das nicht behaupten — in einem Teile ihrer Schöpfungen deutlich von Heimatseinflüssen abhängig. Und wenn sich Ernst Scherenberg trotz regen Heimatsgefühls offenbar mehr und mehr von seiner Geburtsprovinz gelöst hat — Kruse, Spielhagen und Hoffmann hätten uns einen Teil ihrer Schöpfungen überhaupt nicht oder mindestens nicht so schenken können, wenn sie nicht auf pommerschem Boden aufgewachsen wären, und auch Georg Engel verdankt diesem Umstande vieles.

Friedrich Spielhagen war vor kurzem bei Gelegenheit seines 80. Geburtstags wieder gebührender Weise der Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit; Richard Voß und Hans Hoffmann sind noch besondere Betrachtungen in dieser Zeitschrift zugedacht. Aber die andern angeführten Dichter bieten im Verein mit einigen weniger bekannten noch reichlichen Stoff.

Heinrich Kruse*) möge den Reigen eröffnen: er ist nicht nur der älteste, sondern sicherlich auch der bedeutendste. Dies muß heute nachdrücklich betont werden. Denn weil er dem litterarischen Leben und Treiben der neuesten Zeit sehr fern geblieben ist, ist er in unverdienter Weise in den Hintergrund getreten. Er wuchs noch ganz unter dem Einfluß unserer klassischen Dichter heran. 1815 in Stralsund geboren, verlebte er nach Abschluß seiner Studien mehrere an Anregungen reiche Jahre im Auslande und widmete sich dann, nach dreijähriger Thätigkeit als Gymnasiallehrer, der journalistischen Laufbahn, meist bei der Kölnischen Zeitung, deren Chefredakteur er lange Jahre war; seit 1884 lebt er in Bückeburg. Als Dramatiker ist er für die meisten noch heute nur der Dichter seines Erstlingsdramas, der „Gräfin", mit dem er 1868 den Schillerpreis gewann. Das ist ja freilich weniger ungerecht, als wenn man etwa Grillparzer nur nach der „Ahnfrau" beurteilt. Denn der Dichter stand damals schon im 53. Jahre, die „Gräfin" wirkt nicht wie ein Erstlingswerk, und die spätern Dramen weisen zwar teilweise entschiedene Fortschritte auf, aber sie gehören nicht eigentlich einer andern Entwicklungsstufe an. Aber bedauerlich genug bleibt es doch; denn Kruse hat allein 16 große historische Tragödien geschrieben, und der Reichtum der Töne, die er darin anschlägt, die Mannigfaltigkeit der Charaktere, die wachsende Geschicklichkeit der dramatischen Technik fallen doch so stark ins Gewicht, daß ein auf der „Gräfin" allein aufgebautes Urteil einseitig genug ausfallen muß.

Schwächen in seinen Dramen aufzufinden, ist nicht schwer; aber — und das scheint mir die Hauptsache — die Vorzüge überwiegen weit. Man mag ihn tadeln, daß er sich wiederholt zu äußerlich an Schiller und noch mehr an Shakspere anlehnt, ja daß er mit diesem in seinem „Brutus" verfehlter Weise rivalisiert; wahr bleibt es doch, daß man von des großen Briten dramatischer Art wirklich eine starke Ader in seinen Stücken spürt. Seine Personen sprechen gewiß nicht selten wie ein Buch, weit öfter aber markig, natürlich und innig. Ueber den Humor gebietet er in den verschiedensten Spielarten vom Grausigen bis zum anmutig Spielenden. Sonst hätte er uns ja auch nicht die „Fastnachtsspiele" schenken können, von denen der „Teufel zu Lübeck" (schon 1847 entstanden) und „Der eifersüchtige Müller" ganz hans-sachsisch anmuten, während in der „Standhaften Liebe" anmutigere und zartere Töne angeschlagen werden. — Einer der größten Vorzüge Kruses ist seine Kunst der Charakteristik; kräftig-entschlossene, durchgreifende

*) Von seinen Werken erschienen die beiden Sammlungen der Seegeschichten in Stuttgart bei Cotta; das übrige bei S. Hirzel in Leipzig.

Charaktere vermag er ebenso überzeugend hinzustellen, wie weiche und schwankende, lebensfrohe Menschen ebenso gut zu schildern wie geknickte oder verdrossene. Meisterhafte männliche Gestalten sind ihm vielleicht häufiger gelungen; aber seine schönsten Frauencharaktere stehen nicht minder hoch; auffallende Mängel in der Charakteristik sind sehr selten. — Der Aufbau der Dramen hat wiederholt die Schwäche, daß die dramatische Kraft gegen den Schluß hin etwas erlahmt; aber sonst zeigt die Führung der Handlung meist großes Geschick, die Begründung läßt nur selten zu wünschen übrig, die Verknüpfung von Schuld und Sühne ist oft ausgezeichnet — ganz besonders hoch steht hier „Moritz von Sachsen". Die Expositionsakte endlich sind fast immer meisterhaft. Nimmt man noch hinzu, daß Kruse den geschichtlichen Hintergrund sehr gut trifft, so darf man ihn mit vollem Recht als einen Dramatiker von sehr bedeutendem Können bezeichnen.

Was die Stoffe betrifft, so hat er, seiner ersten Wahl treu bleibend, auch später meist solche aus der deutschen oder mindestens germanischen Geschichte gewählt; von seinen besten Dramen liegt nur „Marino Faliero" außerhalb dieses Gebiets. Seinen Tragödieen aus dem klassischen Altertum vermag ich im ganzen weniger Geschmack abzugewinnen. Am höchsten von allen seinen Bühnenwerken möchte ich dasjenige stellen, aus dessen Stoff es den geborenen Stralsunder wie Heimatsluft anweht: „Raven Barnekow", das eine Episode aus der Mitte des 15. Jahrhunderts behandelt. Das Ringen zwischen dem gewaltigen stralsunder Bürgermeister Otto Voge und dem feinen Diplomaten Raven Barnekow, der aber zugleich ein männlich entschlossener Charakter und ein wirklich treuer Diener seines fürstlichen Herrn ist, erweckt unsere tiefste Teilnahme. Jener in seinem eisernen Festhalten an allem, was er für sein und namentlich seiner Stadt Recht hält, ist eine großzügige Gestalt, und durch die väterlich innige Liebe, die er gegen die seinem Schutze anvertraute Prinzessin Katharina, eine reizvolle Mädchengestalt, zeigt, gewinnt er zugleich unser Herz; es wird die Gefahr vermieden, daß er bloß als Vertreter eines starren Prinzips erscheint. Nach ihm hätte Kruse, dünkt mich, sein Stück benennen sollen, wenn er auch, technisch betrachtet, nur Vertreter des Gegenspiels ist.

Erscheinen auch Kruses Dramen nicht wie solche von Dichtern ersten Ranges in höherem Sinne als Ausstrahlungen einer großartigen Weltauffassung und zeigen sie andererseits auch nicht das spezifisch theatralische Leben, wie etwa die Wildenbruchs, so bleibt es doch auf jeden Fall ein Armutszeugnis für unsre Bühnen, daß so äußerst selten der Versuch gemacht wird, unser Publikum für diese reife und ernste Kunst zu gewinnen. Unsre Direktoren experimentieren doch genug mit Stücken, die dies nach jeder Richtung weniger verdienen. Freilich hat Kruse das große Unglück, weder Klassiker noch Lustspielfabrikant, noch ein Moderner zu sein und noch dazu fast nur historische Tragödien geschrieben zu haben. Aber sollten trotzdem nicht Dramen wie „Raven Barnekow" oder „Wullenwewer"*), „König Erich" oder „Moritz von Sachsen", ohne „Kassenstücke" zu werden, tieferes Interesse erwecken können? —

*) Ich darf auf die mir erst nach Abschluß meiner Arbeit bekannt gewordene ausgezeichnete Analyse dieses Dramas im 4. Bande von Michael Bernays' „Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte" hinweisen.



Aber Heinrich Kruses dichterische Persönlichkeit hat noch eine zweite Seite; er ist auch der epische Verherrlicher des Seemannslebens, und daß er dies wurde, verdankt er zu einem guten Teile seiner meerbespülten Heimat. Er wirkt in den „Seegeschichten", zu denen er mit Recht auch „Die kleine Odyssee" rechnet, öfter wie Fritz Reuter ins Seemännische übertragen. Gewiß ist er nicht so volkstümlich wie dieser und weiß uns im Ernst und Scherz nicht so zu packen. Das hindert vor allem der Hexameter, der nun einmal auch in der freiern Behandlung Kruses etwas fremdartiges für uns hat, das wir um so mehr empfinden, je mehr wir uns auf unsre nationale Eigenart besinnen; auch ist nicht zu leugnen, daß — was vielleicht mit dem gewählten Versmaß zusammenhängt — seine Leute aus dem Volke oft zu gebildet sprechen. Aber wie frisch und kräftig wirken trotzdem diese vom Duft echtesten Heimatsgefühls und gesunden Humors durchwehten, überall den lebens- und menschenkundigen Mann verratenden Seegeschichten! Bald giebt uns der Dichter geschichtliche oder kulturgeschichtliche Bilder teils ernster, teils humoristischer Art („Der Dänholm", „Die Siegelbewahrer"), bald erzählt er, den Begriff der Seegeschichten etwas weit fassend, tolle Bubenstreiche aus den Schuljahren („Der Konrektor im Sacke", „Die Dachreiter"), bald erhalten wir mit kräftiger Realistik entworfene Charakter- und Lebensbilder; am häufigsten aber werden wir natürlich ins eigentliche Seemanns- und Schifferleben eingeführt, wobei bald der Humor überwiegt, bald tiefernste Töne angeschlagen werden, meist aber ernste und heitere Elemente zu einem schönen Ganzen verbunden sind, wie in den „Seekadetten" und in dem mir besonders lieb gewordenen Stück „Der Seedienst". Ganz prächtig gelungen ist auch die Art, wie Kruse in der „Kleinen Odyssee" den Schiffsjungen Heinrich die Geschichte vom „Befahrnen Seemann" Odysseus erzählen läßt. Das Ganze ist trefflich dem Geschmack und der Fassungskraft der Matrosen angepaßt; die gelegentlichen Derbheiten verletzen nie den guten Geschmack; ein Kabinetsstück ist z. B. die Szene, die uns vom Urteil des Paris berichtet.

Kruses „Gedichte" endlich haben hohen Wert nicht durch das wenige im engern Sinne Lyrische, das sie bringen, wohl aber durch die Elegien, die vielfach den Vergleich mit ähnlichen Schöpfungen Goethes nicht zu scheuen brauchen, und durch das

bis auf einige Längen ganz vollendete Idyll „Die gute Herrin“, durch das man sich in tiefste Friedensstimmung und stille Verehrung menschlicher Güte wie eingesponnen fühlt. Ebenso hoch stehen einige seltsamer Weise in die „Seegeschichten“ aufgenommene Bruchstücke einer unvollendeten Dichtung, vor allem das von kräftigstem Lebensgefühl und echter Poesie durchwehte Liebesidyll „Axel und Frieda“.

Während Heinrich Kruse vorwiegend klassisch gerichtet ist, hat sich bei dem jetzt in Berlin lebenden Georg Engel*) mehr und mehr der Einfluß der modernen Dichter geltend gemacht, was bei seiner Jugend (er wurde 1866 in Greifswald geboren) ja auch begreiflich ist. Ein recht einheitliches Bild von seiner dichterischen Persönlichkeit habe ich nicht gewinnen können; vorläufig wenigstens erscheint er im wesentlichen als ein sehr talentvoller Anempfinder, der allerdings bei kräftigem Temperament und bedeutender Begabung nicht wenig von seiner Eigenart hinzuthut. Seine Bühnenwerke haben alle den Vorzug, daß in ihnen dramatisches Leben herrscht, sonst sind sie nicht nur unter verschiedenartigen Einflüssen entstanden, sondern auch recht ungleich an litterarischem Wert und weisen keine geradlinige Entwicklung auf. Die großen Hoffnungen, die sein erstes Drama „Der Hexenkessel“ (1895) erweckte, haben sich bisher doch nur teilweise erfüllt. In diesem Stücke wird das blitzschnelle Entstehen einer heißen Leidenschaft zwischen dem preußischen Major von Salitz, der am Tage vor der Schlacht bei Saalfeld als Quartiergast in das Haus des alten Bauern Möller kommt, und des letzteren Pflegetochter Marie sehr gut glaubhaft gemacht; wir fühlen, wie furchtbar unter solchen Umständen auch den tapfern Offizier der Befehl trifft, in der nächsten Nacht den Durchmarsch durch den Hexenkessel zu erzwingen, d. h. einem fast sicheren Tode entgegenzugehen; die todesbange Stimmung der Liebenden ist meisterhaft getroffen; in der Motivierung der Vorgänge dagegen bleibt manches unklar und verschwommen. — Ist „Hadasa“ wirklich später entstanden als der „Hexenkessel“, so würde es einen merkbaren Rückschritt bedeuten. Das Drama hat gewiß erfreuliche, ja schöne Einzelheiten; als Ganzes aber steht es nicht hoch, vielleicht weil der Dichter hier gegen seine Natur ein idealistisches Drama schreiben wollte. Das Stück wird schon halb erdrückt durch den unabweisbaren Vergleich mit Grillparzers herrlichem „Esther“-Fragment. Außerdem hat die der Handlung zugrunde liegende Vermischung der Scheherasadenfabel mit dem biblischen Estherstoff entschieden etwas Bedenkliches, ferner ist von den beiden einzigen ausgeführten Charakteren mindestens Ahasver mißlungen, jedenfalls — wie die Schlußszene deutlich genug zeigt — nicht das, was er sein soll, im Grunde groß und königlich, und darum verstehen wir auch die an sich mit großer Liebe gezeichnete Hadasa nicht völlig.

Weit erfreulicher wirkt das Schauspiel „Abschied“. Hier wandelt Engel auf den Bahnen Ibsens. Sein Einfluß zeigt sich einmal in der Methode allmählicher Aufklärung über allerlei bedenkliche Vorgänge, die vor der eigentlichen Handlung liegen, und dann in der ganzen Art, wie die Personen des Stücks und damit auch wir immer mehr in eine düstere, gedrückte Stimmung versenkt werden. Aber diese ibsenschen Motive hat der Dichter, sichtlich unterstützt durch das ihm vertraute Milieu einer kleinen pommerschen Seestadt, so gut verwandt, daß sie als innerlich angeeignet erscheinen. Auch die Charaktere sind zum Teil vortrefflich durchgeführt. Was die befreiende Schlußwendung angeht, so traut man der Heldin Lotte Witt nach allem Vorangegangenen durchaus die Kraft zu, in der neuen Welt sich auch ein neues sie befriedigendes Dasein aufzubauen. Ob ihr stärkender Einfluß auch genügen wird, ihren Bräutigam Otto Bremer, eine allzu weiche Natur, zum glücklichen Bestehen all der äußern und innern Kämpfe zu befähigen, darüber werden die Urteile freilich auseinandergehen. — Die noch übrigen Stücke von Georg Engel, „Die keusche Susanna“ (vgl. L. Echo Sp. 861 f.) und der Einakter „Ein Schäferstündchen“, verdienen nach meiner Meinung keine ernsthafte litterarische Würdigung. Bei dem ersten haben Kleists „Zerbrochener Krug“ und Hauptmanns „Biberpelz“, bei dem zweiten Sudermanns „Das Ewig-Männliche“ vorbildlich gewirkt; verfehlt sind sie beide.

Die aufsteigende Entwicklung, die ich bisher bei dem Dramatiker Engel vermisse, läßt sich dagegen bei dem Erzähler feststellen. Ich finde sie nicht darin, daß er die Weise der ältern Realisten, vor allem Freytags mehr und mehr aufgegeben hat, um dafür den Stoffen und der Darstellungsweise spezifisch moderner Erzähler sich zuzuwenden. Wohl aber scheint mir unverkennbar, daß „Das Hungerdorf“ und „Die Last“ verglichen mit „Des Nächsten Weib“ — „Ahnen und Enkel“, sein erster Roman, und „Zauberin Circe“ sind mir unbekannt geblieben — weit freier sind vom Hinarbeiten auf den bloßen äußern Effekt und auch inbezug auf einheitliche Stimmung, auf Konsequenz und Vertiefung der Charakteristik ganz beträchtliche Fortschritte aufweisen. „Des Nächsten Weib“ mag durch seine buntbewegte Handlung, seine wunderbaren Schicksalswechsel, seine geschickte Mischung von rührenden, furchtbaren und komischen Elementen, durch das Aufeinandertreffen der schärfsten Gegensätze und durch den „interessanten“ Helden für die große Masse der Leser die größere Anziehungskraft haben; auch konnte nur ein wirkliches Talent dieses Buch schreiben. Aber zum Kunstwerk fehlt ihm doch noch zu viel. Es wirkt wie ein freytagscher Roman nach Dumas' Rezept vergröbert. Insbesondere der Held ist doch allzusehr Uebermensch, namentlich in seinem Verhältnis zu „Des Nächsten Weib“, das uns in verschiedenen Gestalten entgegentritt.

„Das Hungerdorf“ und „Die Last“ geben uns weit engere Lebensausschnitte, und weisen nach moderner Weise fast nur trübe Bilder auf. Aber jedenfalls legt man diese Bücher mit dem Bewußtsein aus der Hand, daß hier ein Stück Leben künstlerisch gestaltet ist. Die Novelle „Das Hungerdorf“ stellt dar, wie Milka, ein ganz armes und im höchsten Grade eitles, aber zugleich berückend schönes Dorfmädchen, den gleichfalls armen, aber stattlichen Schiffer Clas, eine ursprünglich ruhige und fast stumpfe Natur, zur unsinnigsten Leidenschaft zu entflammen versteht und wie er um ihretwillen — freilich ohne es zu wollen — zum Mörder seiner

*) Sein Roman „Ahnen und Enkel“ erschien 1892 bei Costenoble in Jena, die andern Werke in Berlin teils im Bibliograph. Büreau, teils bei Freund u. Jäckel, teils (und hierher gehören die neuesten) im Verlagshaus „Vita“.

doch innig geliebten Mutter wird. Freilich fehlt dieser Mika jeder menschlich erfreuende Zug; selbst zu dem schmucken Gensdarmen, mit dem sie ihren Mann betrügt, fühlt sie keine wirkliche Liebe; er ist nur „ein ganz andrer Kerl“. Und vollends von dem goldigen Humor, mit dem ein Dichter wie Reuter das Leben auch der einfachsten Dorfbewohner umkleidet, findet sich in der ganzen Novelle keine Spur. So mag man sie mit einigem Recht einseitig nennen; lebenswahr bleibt sie darum doch.

„Die Last“ endlich ist nach meinem Gefühl das vollkommenste, was Engel überhaupt bisher geschaffen hat. Die Verwandtschaft mit Sudermanns



„Frau Sorge“, an die man schon durch den Titel gemahnt wird, geht doch kaum über die unsäglich traurige und drückende Stimmung hinaus, die in beiden Werken über dem Ganzen liegt. Engels Thema ist, von allem andern abgesehen, weit beschränkter; er hätte sein Buch wohl richtiger „Novelle“ als „Roman“ nennen sollen. Die Last, die den bäuerlichen Pächter Wilms langsam zu erdrücken droht, ist zunächst das Siechtum seiner Frau. Er hat sie aus inniger Liebe geheiratet und liebt sie noch immer; aber er empfindet es immer schwerer, daß er um ihretwillen die Wirtschaft vernachlässigen muß, so in Schulden gerät und kein wirkliches Eheleben führen kann. Da nimmt er, ein geheimes Bangen zurückdrängend, ihre jüngere, höher gebildete, lebensprühende und thatkräftige Schwester Hedwig ins Haus. Auf ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit ruht der Segen; aber bald entsteht zwischen ihm und ihr, langsam zwar, doch unaufhaltsam wachsend, eine heiße Liebesneigung; diese begreift man bei ihm vollkommen, bei ihr behält sie etwas Schwerverständliches. Setzt man sich aber über dies Bedenken hinweg, so wird man die weitere Entwicklung der Hauptsache nach durchaus überzeugend finden. Das sinnliche Element spielt dabei eine ziemlich starke Rolle; indes zuletzt bleibt doch mit einer überraschenden, aber psychologisch fein begründeten Wendung dem sittlichen Gefühl der Sieg. Die entsetzlichen letzten Stunden der Schwester, die zuletzt in ihrer Eifersucht einen furchtbaren Haß gegen Hedwig empfindet, lassen es dieser unmöglich erscheinen, ihrem Schwager Wilms anzugehören. Sie reißt sich von ihm los, und sobald sie aus dem Banne der krankhaften Verhältnisse heraus ist, fühlt sie neue Lebensfreudigkeit. Diese Wendung kommt mindestens zu plötzlich; auch fragt man sich: wie wird Wilms weiterleben können? Aber immerhin steht „Die Last“ als Ganzes sehr hoch. Auf dem Wege, den er hier und in dem innerlich damit verwandten Schauspiel „Abschied“ betreten hat, winken Georg Engel, wie mich dünkt, die schönsten Erfolge.

Von dem noch jungen modernen Dramatiker und Erzähler wenden wir uns dem um ein Vierteljahrhundert älteren und durchaus auf den Bahnen unserer vormodernen Dichter wandelnden Lyriker Ernst Scherenberg zu.*) Er gehört nicht zu den Großen, die unser Volk auf diesem Gebiete der Dichtung sein eigen nennt; in spätern Zeiten weiterleben werden nur wenige seiner Gedichte. Aber unzweifelhaft würde sein wirkliches Können in einer beschränkten Auswahl besser hervortreten, als in der umfangreichen Gesamtausgabe**), in der das Wertvolle allzusehr unter der Masse des Mittelmäßigen, ja auch des Unbedeutenden verschwindet. Scherenberg besitzt unstreitig eine große formelle Gewandtheit. Aber sie bewahrt ihn nicht vor gelegentlichen Entgleisungen und verleitet ihn — zuviel zu dichten. Am konventionellsten wirkt er in den gewöhnlichen Reimstrophen, individueller nach meiner Empfindung in Sonetten und Distichen, vor allem aber in freien Rhythmen. Am besten aber gelingt ihm das Gelegenheitsgedicht — das Wort freilich nicht ganz im goethischen Sinne genommen. Das zeigen Lieder, wie „Einem Brautpaare“, „An Emanuel Geibel“ und das höchst anmutige „Rosengruß“. So ist er der geborene Dichter für die verschiedensten festlichen Gelegenheiten, und wiederholt gelingt es ihm dabei, ohne Gewaltsamkeit diesen Dichtungen einen höhern Gehalt zu geben. Am meisten bekannt gemacht haben Scherenberg seine „Zeitgedichte“. Liest man freilich diejenigen unter ihnen, die mehr oder weniger politischen Inhalts sind, jetzt nachträglich wieder, so wird man doch vorwiegend den Eindruck haben, daß sie nicht wirkliche Poesie, sondern von einem allerdings dichterisch begabten Manne in Verse gebrachte Leitartikel sind; dagegen ist unter den Gedichten auf große nationale Ereignisse und auf die Helden des neuen Reichs eine Anzahl von höherem Wert. So schildert das zwölfte aus dem Cyklus „1866“ in kräftiger, durch glückliche Bilder belebter Sprache mit ganz hervorragender Anschaulichkeit das Einrücken des preußischen Heeres nach Böhmen. Innige Töne findet er in den Liedern auf den Tod der Kaiser Wilhelm

*) Geboren in Swinemünde 1839, lebt jetzt als Handelskammersekretär in Elberfeld. Er ist ein Neffe des bekannten Schlachtendichters Christian Scherenberg, dem Theodor Fontane vor Jahren ein biographisches Denkmal gesetzt hat.

**) 5. Aufl. Leipzig, Ernst Keil. 1894.

und Friedrich, und echte Bewunderung wahrer Größe kommt in mehreren Bismarck gewidmeten zum Ausdruck, am schönsten wohl in „Niemals!"

Erscheint Ernst Scherenbergs poetische Individualität zwar nicht als sehr hervorragend, aber doch im wesentlichen als gesund und natürlich, so trägt das Wenige, was mir von Arnold Wellmers (geb. 1835 in Richtenberg in Vorpommern) Erzählungen und Skizzen bekannt geworden ist, allzusehr den Charakter des Sentimentalen oder des Sensationellen. Jenes überwiegt in der Ostergeschichte „Auferstanden". Manches darin ist wohl ganz nett erzählt; aber der Ton echter Empfindung, der für diesen Stoff durchaus nötig war, erklingt doch nur selten. Nicht anders steht es mit der Studentengeschichte „König Lump". Was hätte ein wahrer Dichter, etwa Eichendorff, gerade aus diesem Stoffe gemacht!

Künstlerisch beträchtlich höher als Wellmer steht, soweit ich nach ihren beiden mir bekannt gewordenen Romanen „Pfarrer Streccius"*) und „Unter dunklen Menschen"**) urteilen kann, E. Eschricht (Frau Dr. Emmy Türk, geb. 1834 in Swinemünde, jetzt in Lübeck lebend). Der letztgenannte Roman wirkt namentlich da erfreulich und lebensecht, wo er in der engen Sphäre des Pfarrhauses einer pommerschen Kleinstadt spielt; stärker fesselt das baltische Lebensbild „Pfarrer Streccius" bei manchen unverkennbaren Schwächen durch den eigenartigen Reiz, den die Verfasserin mit ihren Naturstimmungen und ihrer Darstellung der Wechselfälle der evangelischen Pfarrerfamilie Streccius auf der kleinen Ostseeinsel Oesel zu erreichen gewußt hat. Auch einige Leute aus dem Volke sind sehr glücklich gezeichnet.

Unverkennbares Talent zeigt auch der unter dem Pseudonym Ernst Gollnow schreibende Ernst Wilhelm Schultze, geb. 1837, jetzt Superintendent in Gollnow. Seine poetischen Erzählungen allerdings kenne ich nicht, aber sein historischer Roman „Ein Kreuzzug an der Ostsee †), der ein umfassendes, mit der eigentlichen Romanhandlung geschickt verknüpftes Kulturbild aus der Zeit des gewaltigen Herzogs Boleslaw von Polen und Ottos von Bamberg entrollt, steht trotz mancher Mängel in der Sprache und Charakteristik beträchtlich über dem Mittelgut ähnlicher Werke und zeigt in einzelnen Kapiteln wirkliche dichterische Kraft.

Zum Schluß ist es mir Freude und Bedürfnis, auch hier, wie ich es vor einigen Monaten ausführlicher in den „Grenzboten" gethan habe, auf eine echte Dichterin hinzuweisen, die außerhalb ihrer engern Heimat viel zu wenig bekannt ist. Es ist die 1820 zu Neuenkirchen bei Greifswald als Tochter des Pfarrers Balthasar geborene Alwine Wuthenow. Kein geringerer als Fritz Reuter, dessen Leidensgenosse aus der Festungszeit und Freund ihr 1882 als Amtsgerichtsrat in Greifswald gestorbener Gatte war, erklärte eine Anzahl ihrer plattdeutschen Gedichte, die er in seinem „Volksblatt" veröffentlichte, für das Schönste, was diese Zeitschrift überhaupt gebracht habe, und veröffentlichte 1857 die erste Sammlung solcher Gedichte, die rasch mehrere Auflagen erlebte. Und in der That übertrifft sie — Klaus Groth ausgenommen — wohl kein plattdeutscher Dichter an echt lyrischer Begabung. In ihren „Hochdeutschen Gedichten" (1862) zeigt sie wohl große Gewandtheit und warme Empfindung, findet indes nur selten einen wirklich eigenen Ton. Sobald sie aber ihr geliebtes heimatliches Platt gebraucht, ist es, als wenn ihrer dichterischen Ausdrucksfähigkeit Flügel wüchsen. Wer wissen will, was sie in ihren besten Stunden zu leisten vermag, der nehme die Auswahl ihrer schönsten Gedichte — darunter einige erst in den letzten Jahren entstandene — zur Hand, die Marx Möller 1896 unter dem Titel „Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren*) veröffentlicht hat. Was diese allerdings noch nicht hundert Seiten bringen, wird auch eine strenge Kritik alles als der Veröffentlichung wert anerkennen müssen; nicht wenige unter diesen Gedichten aber sind Perlen echter Lyrik, und ganz besondere Hervorhebung verdient es, daß die Dichterin trotz ihres schweren Geschicks — viele ihrer schönsten Lieder sind in Nervenheilanstalten entstanden — freigeblieben ist von allem ungesunden Pessimismus und heiter-humoristische Töne ebenso vortrefflich anzuschlagen weiß, wie tief ernste. Ein besonders hervorstechender Zug ihres Wesens ist das feinste Verständnis für die sie umgebende Tierwelt, namentlich, da sie ja stets aus eigenster Anschauung heraus dichtet, für solche Tiere, deren Thun und Treiben ihr als Landkind von Jugend an vertraut war: Hühner, Tauben und Enten, Truthahn und Storch, Krähe und Sperling. Von den vier Strüzings (Sträußen), in die die Auswahl eingeteilt ist, gilt einer der Vogelwelt allein. Ich setze statt aller weiteren Auseinandersetzungen eine Probe her. In dem Gedicht „Vagel in'n Winter" antwortet ein Vogel auf die besorgte Frage, ob er auch nicht am Ende erfriere, mit heiterem Sinn:

O nich doch! o nich doch!
Dat geiht noch, dat geiht noch!
Ward 't Weder och slichter,
Ward 't Röckschen jo dichter!
Hew'n prächtigen Snider,
De helpt mi woll wieder!

Aber auch in Leid und Freud' des Menschenlebens, zumal einfacher Leute aus dem Volke, weiß sie sich mit echtem Dichtersinn zu versetzen, und wo sie uns tiefe Einblicke in ihr eigenes ergreifendes Geschick gewährt, wie in „Ik möt furt!", ist doch das allzu Persönliche soweit abgestreift, daß jede Störung des rein künstlerischen Genusses vermieden wird. Unübertrefflich in seiner Art finde ich das erst vor wenigen Jahren entstandene „Aewer Nacht", aus dem wenigstens eine Strophe hier angeführt sei:

Nu stah ick un ween
Un öfters ick meen,
Wenn 't Winter doch bliewen man wir!
Wedder utsleiht son Boom,
Doch Leiw ist en Bloom,
As de irste bläugt (blüht) keine nich mehr.

Besonders zart und innig ist ihr Naturgefühl. Darum steht das vierte Strüzing „Johrstiden" als Ganzes wohl am höchsten. Hier findet sie wie in „Aewer Nacht" Töne, deren sich unsre größten Lyriker nicht zu schämen brauchen, wie in „Die Mainacht", mit deren Anfangszeilen dies pommersche Litteraturbild ausklingen mag:

Dat is 'ne Nacht so week und warm,
As hel leiw Mudder en in Arm

*) Berlin, Verein der Bücherfreunde 1893. (Alfred Schall.)

**) Berlin, F. Fontane & Co. 1895. Außerdem erschien im gleichen Verlage der Band „Reine Liebe. Geschichten aus dem fernen Osten".

†) Stettin, Burmeister 1893.

*) Greifswald, Julius Abel.

Dat weigt (weht) en an so sacht und lind,
As säd sei: „Slap, mien leiwes Kind!“
Ne, so 'ne Nacht, so säut, so still,
Ne, so 'ne Nacht verslap, wer will!
Mi is s'taum Slapen vel tau schad!
Mi is 't en Kraug vull Leiw un Gnad . . .



Aus Friedrich Hebbels Frühzeit.

Von **Fritz Lemmermayer** (Wien).

Aus der Jugendzeit Friedrichs Hebbel sind eine Reihe von dichterischen Versuchen vorhanden, die in den beiden bislang bestehenden Gesamtausgaben seiner Werke keinen Platz gefunden haben. Das sei keine Anklage gegen die Herausgeber. Jene Ausgaben sind für ein größeres Publikum berechnet und durften darum billig auf solche frühe Leistungen verzichten, die noch nicht auf der Höhe des genialen Könnens ihres Schöpfers stehen, sondern die Merkmale der Unreife aufweisen. Eine kritische Ausgabe der Schriften Hebbels jedoch, deren Erscheinen wir und in nicht allzu ferner Zeit erhoffen, vermöchte jener poetischen Stücke in Vers und Prosa nicht zu entraten; denn sie sind biographisch wichtig, sie offenbaren die ersten tastenden und suchenden Schritte des Dichters auf seiner himmelan strebenden Bahn und sind merkwürdige historische Belege für sein inneres Werden und Wachsen. Freunde und Kenner der Litteratur werden sich dafür interessieren und daraus schon, skizzenhaft umrissen, bleich und verschwommen noch in der Farbe, das Reckenangesicht blicken sehen, das sich in vollendeter Ausmeißelung in der Nibelungentragödie zeigt.

Bis in sein vierzehntes Jahr hatte Hebbel, seinem eigenen Bekenntnis zufolge, keine Ahnung, daß er, das arme Maurerskind, der in Mohrs Kirchspielvogtei zu Wesselburen niedrig gehaltene Jüngling, für die Poesie bestimmt sein könne. Sie stand ihm bis dahin „als ein Ungeheueres vor der Seele“. Aber Verse machte er doch, und endlich kam die Stunde der Erkenntnis, daß er zu den von der Muse Berufenen gehöre und die Poesie Zweck und Inhalt seines Lebens sei. Seine ersten lyrischen Blüten pflückte er auf dem für die Jugend berückenden Pfad schillerscher Rhetorik, und nach und nach brachte er es zu einem ansehnlichen Strauß.

Ein bescheidenes Wochenblättchen, zu Friedrichstadt in Schleswig erscheinend, der „Königl. privil. Ditmarser und Eiderstedter Bote“ eröffnete den Erstlingen des jungen Lyrikers gastfreundlich seine Spalten. Von 1829 an trug jener gefällige Bote zahlreiche Gedichte Hebbels weit ins nordische Heimatsland hinaus. Er blieb indessen beim Vers nicht stehen, sondern begann sich bald in der schwierigeren Form der Prosa zu versuchen. Auch diese Arbeiten fanden in der genannten Zeitung Aufnahme. Die älteste Prosadichtung aus der Feder Hebbels trägt den Titel „Holion“, November 1830. Bald darauf ließ er die Erzählung „Brudermord“, 1831, und den dramatischen Versuch „Der Vatermord“, 1832, folgen. Es sind samt und sonders Nachtstücke; das erstgenannte sei einstweilen an dieser Stelle mitgeteilt.*)

*) Mittlerweile ist das folgende Bruchstück auch noch an einer anderen Stelle (von Alfred Neumann in der Wissenschaftlichen Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Realgymnasiums in Zittau) zum Abdruck gebracht worden. D. Red.

Holion.

Nachtgemälde.

Dichtes Dunkel bedeckte den Erdkreis, kein freundlich Sternenauge blickte auf ihn hernieder, schaurig pfiffen die Winde, prasselnd troff der Regen. Holion, der arme, matte Jüngling, schwankte einsam auf den Bergen umher, gefoltert von unendlichem Kummer: seine Braut war ins Reich des Todes hinüber geschlummert und sein Freund von der Jagd nimmer heimgekehrt: darum heulte er lauter, als der Sturm, darum troffen seine Thränen wilder, als die Thränen des Himmels. Plötzlich zuckte ein ungewisser Lichtstrahl durch den düstern Schleier der Nacht: Holion wankte auf ihn zu, aber der Lichtstrahl floh vor ihm und wurde, je näher er ihm kam, je trüber und bleicher: es schien, als ob ein schadenfroher Geist den Armen äffte in seiner Pein. Mächtig klammerte sich die Verzweiflung um sein Herz. Riesenhafte Bilder tauchten aus dem Grabe auf und verfolgten ihn: Gespenster griffen mit ihren Eishänden an den Flammenquell seines Lebens: huschende Zwerglein warfen ihn mit Totengebeinen vor die Brust. Aber schnell verschwanden die grausigen Bilder, und Licht ward es um Holion her, wie am Frühlingsmorgen: laue Lüfte spielten um seine Wangen, rosige Englein boten ihm Becher der Freude, unsichtbare Aeolsharfen durchklangen die Luft, und eine hellblaue, purpurumsäumte Wolke schwamm langsam am Morgenhimmel hernieder. Holions Herz wurde weit, und er trachtete, die Wolke zu umfangen, denn es kam ihm vor, als ob sein Freund und seine Geliebte ihn aus der Wolke anlächelten und zu sich winkten; und die Wolke kam näher und näher, und das Bild der Geliebten und des Freundes wurde heller und heller, und Holions Sehnsucht wurde stärker und stärker. Nun konnte sein Arm die Wolke fast erreichen — nun hörte sein Ohr das Herzklopfen des Freundes — nun fühlte seine Lippe den Atem der Geliebten — nun wollte er die holden Gestalten an seine Brust ziehen — nun umfing er sie. Aber wehe! Freund und Geliebte zerrannen an seiner liebeglühenden Brust, und ein langer, langer, in blendend Weiß gekleideter Geist schoß vor ihm auf; noch einmal kehrten die vergangenen Gestalten seiner Lieben zurück — als er sie aber umfangen wollte, fletschte der Geist grinsend die Zähne und ergriff den Freund und die Geliebte. Und sie wehklagten laut, und ihre Wehklage zerriß Holions Herz, und das Blut sprudelte heiß in seinen Adern, sie zu befreien. Doch der riesenhafte Geist zuckte auf Holion seine Wimper und sprach: „Siehe, Du armes Menschenherz, Du sollst verlieren und fühlen, wie der Staub verliert, Du sollst brechen und doch nicht gebrochen werden.“ Und lauter heulten Freund und Geliebte, denn der Geist zerdrückte sie: und tiefer schnitt ihre Klage in Holions Herz, und heißer wallte sein Blut, ihnen beizustehen. Doch unsichtbare Fesseln hatten seine Nerven umschlungen und seine Kräfte mit Ohnmacht getränkt; sein Blut fand sich nicht mehr zum Herzen; sein Auge konnte nicht mehr weinen: er glich einem Toten und war doch nicht gestorben. Da wälzte sich eine ungeheure, aus Blut bestehende Woge vom Himmel herab, und der Geist sagte zu Holion: „Siehe, Du Menschenkind, das ist die Woge der Vernichtung, die alles Leben der Natur ab- und sich ein- preßt: die hat das Leben Deiner Laura und Deines Hermann eingesogen und kommt jetzt, auch das Deinige einzusaugen — aber, es wird ihr nimmermehr gelingen, denn ich will Dich quälen.“ Und die Woge rollte näher, und je mehr sie sich näherte, je mehr ward es Holion zu Mute, wie dem verwundeten Krieger, dessen Blut nur noch tröpfelt und nicht mehr strömt, und dessen Schmerz schon beginnt sich in die Ruhe des Todes zu verwandeln. Nun war die Woge sehr nahe, und es ward Holion, als ob ihm eine Wunde ausgesogen würde. Aber der Geist reckte höhnisch seine Hand aus: da zog sich zusammen ein starkes Gewölke aus Norden: aus dem Gewölke fuhr hernieder ein brausender Sturmwind: die Erde that gähnend ihren Rachen auf und schnappte

gierig nach der vom Sturm ihr entgegen gepeitschten Woge und verschlang sie. Aber wo sie verschlungen lag, die weiland furchtbare Verschlingerin, wuchsen wie Pilze allerlei seltsame menschliche Gestalten auf: die tanzten lustig und waren guter Dinge, und sahen nicht auf die dampfgleichen Schatten, welche sie rings umstanden und Spiegel in den Händen hielten, in welchen der Tod abgebildet war. Und wenn eine Gestalt Sekunden getanzt hatte, fiel sie zu Boden, winselte, krümmte sich und verging. Und der Geist rief: „Siehe, Du armes Menschenkind, das ist Dein Geschlecht, aus Nichts entstehend, um Nichts kämpfend und zu Nichts kehrend. Siehe, Du armes Menschenskind, so hast Du getanzt und bist vergangen, so haben Deine Lieblinge getanzt und sind vergangen; so haben Jahrtausende getanzt und vergingen, so werden Jahrtausende tanzen und vergehen, bis endlich die mürben Knochen der Natur zerbröckeln und ihr Vergehen dem lächerlichen Schauspiel ein Ende macht.“ Und die Gestalt verlängerte sich ins Unendliche; ihre Gesichtszüge wurden grinsender, ihre Stimme ward wie Donnergebrüll. „Nun will ich Dich recht quälen, Du blödes Menschenherz“, rief sie dem bebenden Jünglinge zu, „Du bist wohl vergangen, aber nur halb.“ Düstrer wurde die Mitternacht, und das Bild seiner Lieben tauchte wieder vor Holions Blicken auf, und die Zwerglein kehrten wieder und die eishändigen Gespenster. Und die Zwerglein waren mit Dolchen bewaffnet und die Gespenster mit feurigen Zangen; damit brachten sie dem Freund und der Geliebten viele Wunden bei, daß beide laut aufwimmerten und Holion um Rettung anflehten um Rettung aus der unsäglichen Qual. Aber die Kraft seines Lebens war dahin: nichts aus dem Gebiete der Lebendigen war ihm geblieben, als des unendlichen Jammers Erkenntnis: er stöhnte mit schwachem Laute: „Vernichtung, Allerbarmer, Vernichtung!“ Da war es ihm, als ob ein Engel ihn küsse und seine Geliebte befreie: ihn küßte auch ein Engel: seine Laura sprach: „Du träumst wohl, lieber Holion, wache auf, eben kommt Dein Hermann aus der Stadt zurück“. Und er erwachte.

* * *

Gewiß ist dieses Prosastück des Siebzehnjährigen noch unfertig, aber es ist doch mehr als die Stilübung eines Mittelschülers. Der Poet in herbis ist nicht zu verkennen. Ohne Kenntnis der Welt, hatte der junge Hebbel keine anderen Quellen als seine Einbildungskraft und seine Lektüre. Die Niederschläge der letzteren sind unschwer nachzuweisen. Der knappe und dabei pathetische Styl, besonders der häufige Gebrauch des Bindewortes Und, auch zu Beginn der Sätze, weist auf die Bibel hin, mit der er schon als Kind in dem protestantischen Elternhause vertraut wurde. Die düstere und etwas zerflossene Stimmung der Natur möchte an ossianische Balladen erinnern. Vor allem aber war es der Gespenster-Hoffmann, der seine Einwirkung geltend machte. Hebbel war damals mit den scharf- und tiefsinnigen Novellen des genialen Mannes bereits bekannt, und dessen spukhaft-grausige Phantasie regte in ihm verwandte Saiten an. Noch 1842 schrieb er in sein Tagebuch: „Hoffmann gehört mit zu meinen Jugendbekannten, und es ist recht gut, daß er mich früh berührte; ich erinnere mich sehr wohl, daß ich von ihm zuerst auf das Leben, als die einzige Quelle echter Poesie, hingewiesen wurde.“ Und weiter: „Alles von Hoffmann ist aus einem unendlich tiefen Gemüt geflossen. Alles das, was seine Werke von den höchsten Werken der Kunst unterscheidet, daß z. B. die Ideen, die ihnen zu Grunde liegen, nicht fixe Sonnen, sondern vorüberschießende Kometen sind, daß der Verstand, der dem Einzelnen feste plastische Form giebt, nicht ebenso das Ganze einrahmt, trägt dazu bei, sie noch wärmer zu machen, als Kunstwerke. Ich liebte Hoffmann sehr; ich liebe ihn noch, und die Lektüre, das Elixir, giebt mir die Hoffnung, daß ich ihn ewig werde liebe können. Wie viele, die mir einst Speise gaben, liegen jetzt schon völlig ausgekernt hinter mir!“

Das Grausenhafte, durch das sich bei E. T. A. Hoffmann das Leben gleichsam symbolisiert, blieb für die Dichtung Hebbels eines der herrschenden Elemente bis zu seinem Ende. Es lag in seiner Natur und brauchte durch Hoffmann nur angerufen zu werden. Hingegen besaß er in jener Jugendzeit für den Humor des berliner Erzählers, der bei diesem aus dem nämlichen dämonischen Abgrund der Welt wie das Grausenhafte hervorwächst, noch kein Organ. Humor ist eine Sache der Reife. Erst die Bekanntschaft mit den Schriften Jeans Paul hat ihn bei Hebbel befruchtet. Es kam die Zeit, wo er, freilich nur spärlich, auch bei ihm in die Halme schoß. Aber sein Humor war bitter, wie in Galle getaucht; es fehlte ihm das Lachen; sein Humor war tragisch und stets bereit, in das Gräßliche umzuschlagen.

Das Nachtgemälde Holion weist noch keine humoristische Spur auf. Es ist ganz aus der trübseligen, zwischen Verzweiflung und Hochgefühl schwankenden Stimmung hervorgegangen, die den einsamen Jüngling in Wesselburen bedrängte, wo sich niemand die Mühe gab, ihn zu verstehen und die in ihm schlummernden Kräfte zu wecken. Er schrieb sich in jener Skizze seinen Qualzustand von der schwer ringenden Seele. Biographisch ist sie noch nach anderer Richtung hin denkwürdig, ja schicksalsvoll: sie enthält die Elemente seines Glücks und seines Unglücks während seines ganzen Lebens — Freundschaft und Liebe. Für die Freundschaft und das Heilige in ihr waren wenige Menschen empfänglicher als Hebbel, den Hamerling einen „König Lear der Freundschaft“ genannt hat. Schon in Wesselburen war für ihn die Freundschaft der schönste Stern auf seinem dunklen Himmel, und von Station zu Station seiner Erdenpilgerschaft kann man verfolgen, wie er mit innigem Verlangen nach Freundschaft suchte und strebte. Sie hat ihm brennende Wunden geschlagen. Die Liebe aber hat ihn vor dem Untergang gerettet. Zuerst war Elise Lensing, später seine nachmalige Gattin Christine Enghaus in vollem Sinne sein Schutzgeist. Seine Briefe und Tagebücher gaben davon ergreifendes Zeugnis. Das Mädchen, das er in „Holion“ Laura nennt, spielt auch in seinen ersten Gedichten eine Rolle, von 1829 bis 1831. Da Hebbel bis in sein achtzehntes Jahr Emilie, eine Tochter des wackeren Kirchspielschreibers Voß, geliebt hat, so geht man wohl nicht fehl, wenn man sie hinter jener Laura sucht. Den Namen hat er aus Schillers Gedichten.

Mit zunehmender Erkenntnis urteilte Hebbel geringschätzig über seine jugendlichen Erzeugnisse. Nur gestand er ihnen zu, daß sie „keinen Unsinn“ enthielten. Was seine Prosa betrifft, so flößte ihm sein „dramatisch-episch in Erzählungen sich ergießendes Talent“ zum erstenmal Respekt ein, als er, am 9. Juni 1836, „Anna“ beendet hatte, in der strengen Geschlossenheit und Gedrungenheit ein kleines Meisterwerk. Nun ist aus dem folgenden Jahr ein Prosastück vorhanden, das, 1837 in der „Mitternachts-Zeitung“ erschienen, in den Gesamtausgaben eben-

falls fehlt, aber einen so wesentlichen Fortschritt über „Holion“ bedeutend und so viel charakteristische Züge enthält, daß es an dieser Stelle Platz finden möge.

Ein Abend in Strassburg.

Aus einer Reisebeschreibung.

„Du bist blaß, was fehlt Dir?“ fragte der Freund. Hastig trank ich den roten Wein, schob das Glas zurück und eilte stumm hinaus, das glühende Herz in Nacht und Sturm zu kühlen. Brütend lag die Nacht über der großen Stadt, schauerlich blies der Sturm hoch in den Lüften über die Häuser hinweg; kümmerlich und trist, wie Lampen, die schlecht unterhalten werden, flimmerte hier und da ein ängstlich-einsamer Stern. Es giebt Stunden von entsetzlicher Tiefe, Stunden, vor denen wir zurückschaudern, und denen wir doch nicht entfliehen können. Da ziehen die unheimlichen Gewitter der Natur an uns vorüber, jene abscheulichen Kräfte, die in öder Finsternis auf Kirchhöfen in vermodertem Fleisch und Bein längst verglühtes Leben in ekelhafter Wiederholung travestieren, jene Kräfte, die in die heisere Kehle des Raben manch grausiges Geheimnis, was sie den Elementen und den Sternen ablauschten, niederlegen, damit er es dumm und schwatzhaft hineinrufe in die lautlose Mitternacht. Da zittern wir, als könne sich urplötzlich ein schauderhaftes Organ für die Wahrnehmung all' des wüsten, schadenfrohen Spuks, durch seine furchtbare Nähe aus dem Traumschlummer hervorgerufen, in den Tiefen des Leibes oder der Seele erschließen; wir lachen, wir beten und fluchen, und uns wird alles vergeben, denn wir wissen nicht, was wir thun. Solch eine Stunde war's, die mich unstät und flüchtig durch die Straßen dahin jagte. Jeder ungewöhnliche Laut, den ich mir nicht zu erklären wußte, erschreckte mich; ich sah nicht die Häuser, nur ihre unförmlichen Schatten, die sie riesenhaft wunderlich die erleuchteten Gassen entlang warfen; ich fuhr zurück vor dem blendend hellen Strahle, der scharf aus mancher Laterne, in mein Auge fiel. „Jetzt“ — dachte ich — „wirst du gleich Mitwisser irgend eines schwarzen Mordes werden, den verruchte Hände fünfzig Meilen von hier begehen; ein Toter wird dich zudringlich bei der Hand fassen und dir Geschichten erzählen, die dir den Atem versetzen, während er, häßlich lachend, dich frägt, ob das nicht spaßhaft sei; aus dem Gesicht des Freundes wirst du lesen, wie viele Jahre oder Tage er noch zu leben hat.“ Kinder sprangen, aus dem Konditorladen kommend, lustig an mir vorüber, Herren und Damen, ins Theater gehend, schwatzten trivial und spießbürgerlich von einer beliebten Schauspielerin, Wagen rasselten, ein Posthorn erscholl. Aber mir, in gespenstischen Kreisen befangen, schien das alles nur aus weiter, weiter Ferne herüberzuklingen, mehr und mehr verwirrten sich in mir Empfindungen und Gedanken, und zuletzt war es mir, als wäre ich selbst längst gestorben und hätte mich nur vor der Zeit, frech und lüstern, in das schöne, reiche Leben zurückgedrängt. Ich glaubte, mich eines kalten, finstern Grabes, worin ich schon auf langweiligen Hobelspänen gelegen, recht gut zu erinnern; ich hörte Glockengeläut und Chorgesang, dumpf und mannigfach gebrochen, wie ich's damals gehört, als man mich im schwankenden Sarg herniedersenkte in den Erdenschoß; ich fühlte unverschämtes Gewürm nagen an meinem Fleisch. „Hoho“ — rief ich aus — „'s wird bald Einer kommen, der dich auf die Schulter klopft und dir in's Ohr donnert: ‚Bursch‘, der jüngste Tag ist noch nicht angebrochen, und dich hat keiner gerufen!‘“ Mir schlotterten die Kniee, ich wollte zusammensinken, aber ich raffte mich auf und stürzte atemlos fort. Mädchen, was wußtest du von dem Schmerz des unbekannten, bleichen Mannes, daß du ihm freundlich einen guten Abend botest, mit deiner warmen seine kalte Hand faßtest, und mit den großen, flammenden Augen, voll von Glut und Gefühl, beschwichtigend zu ihm hinaufblicktest? Diese Augen schienen mir die Wunderquellen alles Lebens, mit Entzücken taucht' ich mich hinein in die süßen, ewigen Quellen, grollend wichen die Nachtgespenster zurück, und durch alle Adern schoß mir wieder die Empfindung der selbständigen Existenz, glühend und wirbelnd, als ob jeder Blutstropfen sich bestrebte, die fröhliche Botschaft zuerst bis an die letzten Grenzen des ermatteten Körpers zu tragen. Und doch war es mir, als sei alles andere kein bloßer Traum gewesen, sondern als hättest du mich aus unendlichem Erbarmen heraufbeschworen aus dem Bauch eines Kirchhofs, weil dein Ohr, als du über mein Grab hinwandeltest, meine bangen Traumseufzer vernahm; göttlicher, inhaltschwerer wird das Leben, das sich mir jetzt, ein Katarakt von flüssigem Feuer, durch Leib und Seele ergoß, es bedurfte nicht ängstlicher Pflege, wie ein armseliges Lämpchen in gläsern-zerbrechlicher Laterne, es versagte Nichts und gebot Nichts, ich konnte — das fühlt' ich — nicht wieder sterben!“

Und als ich wieder in dein Auge schaute, da dämmerte mir aus seiner rätselhaften Tiefe etwas noch Süßeres entgegen, und in trunkener Vermessenheit begann ich zu ahnen, warum du mich, unter allen Gestorbenen nur mich, zurückgefordert vom Tode. Aber du drücktest einen heißen Kuß auf meine Lippen und flüstertest mir zu: „Ich küsse dich noch einmal!“ und schrittest verschwindend in den dunklen Schatten hinein, den der Münster warf.

„Küsse mich noch einmal!“

* * *

In München, wo die Not Hebbels treueste Begleiterin war, ist diese Leichenphantasie entstanden. Er hatte seinen ersten Aufenthalt in Hamburg, seine Studentenzeit in Heidelberg hinter sich. Von hier war er über Straßburg und Stuttgart nach der freundlichen Isarstadt gereist, um mehr als bisher zu darben und zu leiden.

Er war ein subjektiver Dichter insofern, als er nichts schreiben konnte, was sich nicht wirklich mit seinem geistigen Leben aufs innigste verkettete. Jene Skizze besonders ist ein treuer Spiegel seines damaligen Seelenzustandes. Sie erweist sich als ein echter Hebbel, mit der Prägung seines Geistes versehen. Diese aufgewühlte Reflexion, die überall in die Tiefe gräbt und in jedem besonderen Fall zur Offenbarung des Weltgesetzes strebt, dieses visionäre Schauen, dieses Vertrautsein mit dem Schauerlichen, dieses Geheimnisvolle und Ahnungsschwere, diese Energie der Darstellung, die wie von einem eisernen Ring umschlossen ist — das alles sind ihm zugehörende Eigentümlichkeiten, die in ihrer Gesamtheit seine originelle geistige Physiognomie markieren. Die Freundschaft wird wenigstens gestreift, und abermals ist es die keusch-holde Berührung eines Mädchens, die den Jüngling seinen düster-spukhaften Visionen entreißt und in die qualvolle Nacht seiner Seele jenen Silberblick der Erlösung wirft, der nach Schopenhauer nur von der mitleidvollen Liebe auszugehen vermag. Es sind die Keime der nämlichen Liebe, die in Hebbels späteren Dramen zur bewegenden Kraft werden, Genoveva zur Heiligen und Kriemhilde zur Rächerin macht. Um seines biographischen wie dichterischen Wertes willen verdient „Ein Abend in Straßburg“ der Vergessenheit entrissen zu werden. Er enthält ein Stück von dem Leben des außerordentlichen tragischen Dichters, und von ihm gilt, wie von allen seinen Werken, das Wort des Römers Virgilius: „Sunt lacrimae rerum“ — die Thränen des Lebens.

Charakteristiken

Alexander Puschkin.

Von **Olga Wohlbrück** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Am 7. Juni 1799 wurde Puschkin in Moskau geboren. Seine Eltern gehörten der besten Gesellschaft an. Die Puschkins spielten seit Jahrhunderten eine gewisse Rolle in der Geschichte, waren zumeist selbstherrliche Naturen, die nur einen fremden Willen, den ihres Zaren über sich anerkannten. Der Vater des Dichters war ein Dekadent, schwach, faul, vergnügungssüchtig, ein begeisterter Anhänger der französischen Litteratur und ein großer Verehrer der eigenen Person. Er stand ganz unter dem Einfluß der cynisch-frivolen Dichtung der französischen Philosophen und unter dem Pantoffel seiner schönen, temperamentvollen Frau, die von dem zu Zeiten Peters I. berühmten Neger Ibrahim Hannibal abstammte.

Alexander Puschkin konnte seine Abstammung mütterlicherseits weder in seinem Charakter noch in seiner Erscheinung jemals verleugnen.

Als Kind war er verschlossen, eigensinnig, faul, aufbrausend bis zum Jähzorn und doch liebenswürdig da, wo man auf seine Eigenart einging, ihn durch Güte zu gewinnen suchte. Seine Eltern gaben sich diese Mühe nicht, und die Mutter, hart und streng im allgemeinen, liebte ihn noch weniger als seine ältere Schwester und seinen jüngeren Bruder. Schutz vor Strafen und Herzenswärme fand er nur bei seiner Großmutter mütterlicherseits und seiner Njanja (Wärterin). Die zwei Frauen waren die einzigen, die mit dem Kinde russisch sprachen, von ihnen lernte er russische Märchen, Volksweisen, Sprüchwörter, sie waren es somit, die den Grund legten zu seiner Vorliebe für russische Volkspoesie.

Die Umgangssprache im Hause mit Eltern, Lehrern, Verwandten und Freunden war französisch. Seine ersten schriftstellerischen Versuche machte Alexander Puschkin im Alter von 9 Jahren, ebenfalls in französischer Sprache, angeregt durch die wahllose Lektüre französischer Werke, die sich in der umfangreichen Bibliothek seines Vaters befanden. Aus jener Zeit hat sich ein Heft mit französischen Gedichten und kleinen Stücken erhalten, in denen der kleine Autor eine für sein Alter merkwürdige Reife, auch in erotischen Dingen, zeigt.

Das Verhältnis zu seinen Eltern, besonders zu seiner Mutter, wurde immer unerträglicher, die häßlichen Szenen mehrten sich, und der kleine Puschkin hätte seine Drohung, aus dem elterlichen Hause zu entfliehen, wahr gemacht, wenn man ihn nicht endlich, des Krieges müde, in dem neueröffneten kaiserlichen Lyceum in Zarskoje-Selo bei Petersburg untergebracht hätte. Er war gerade 12 Jahre alt. Seine Kenntnis des Französischen trug ihm den Spitznamen „Franzose“ ein, was um das Jahr 1811 herum noch mehr eine Beleidigung als eine Schmeichelei in sich schloß. Im Lyceum genossen die Schüler eine ungewöhnliche, beinahe allzu große Freiheit; jeder Zögling bewohnte ein eigenes Zimmerchen und wurde kaum beaufsichtigt: Selbstzucht sollte an Stelle des üblichen Schuldrills treten. Die Vorträge wurden in weit freierem Geiste gehalten, als es bis dahin je der Fall gewesen, die Schüler lernten nicht aus Zwang, sondern aus Liebe zur Sache. Puschkins Lieblingsfächer waren Geschichte und russische Litteratur. Seine Aufsätze waren immer vorzüglich, wenn die Mathematik und die Logik auch stets viel zu wünschen übrig ließen. Die Zöglinge gaben eine Schulzeitung heraus, deren fleißigster Mitarbeiter Puschkin wurde. Seine Beiträge zeichneten sich durch seltene Formvollendung aus, durch Witz, der sich bis zum beißendsten Sarkasmus verschärfte, und durch spielende Leichtigkeit der Versbehandlung.

Mit fünfzehn Jahren hatte Puschkin bereits die Genugthuung, einiges aus seiner Feder gedruckt



Alexander Puschkin.
Nach einem in Moskau befindlichen zeitgenössischen Gemälde.

in Zeitschriften zu sehen. Die Herausgeber jener Zeit fahndeten nach Talenten und protegierten gerne talentvolle Söhne vornehmer Familien. Da Puschkin zu diesen gehörte, so lag in der Publikation seiner Arbeiten nichts auffälliges. Allmählich aber gelang es ihm doch, Aufmerksamkeit zu erregen. Jonkowski, der alte Repräsentant der romantischen Schule, kam selbst ins Lyceum vorgefahren, um den jungen Poeten in die Arme zu schließen, der berühmte Historiker Karamsin öffnete ihm sein Haus wie einem Sohne, und Puschkin war noch nicht 17 Jahre alt, als der Hof bei ihm ein Festgedicht zur Hochzeitsfeier einer Großfürstin bestellte. Er löste seine Aufgabe so glänzend, daß die ganze petersburger Gesellschaft von ihm zu sprechen begann.

Puschkin fühlte nun selbst, wie ihm die Flügel wuchsen, und so ging er bald von subjektiver Lyrik zum Epos über. Noch auf der Schulbank sitzend, entwarf er den Plan zu seiner herrlichen, in volks-

tümlichem Legendenton gehaltenen Dichtung: Rußlan und Ludmilla. Dabei aber vernachlässigte er keineswegs seine neuen litterarischen und gesellschaftlichen Beziehungen. Ein Kind dem Alter nach — wurde er doch von seinen Professoren als zukünftige Berühmtheit respektiert, von den Frauen in der Gesellschaft verwöhnt und von seinen Kameraden beneidet.

Nach bestandener Schlußprüfung erhielt er vom Zaren Alexander I. eine Belohnung von 700 Rubeln und eine Anstellung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Ein kurzer Ferienaufenthalt auf einem Gute bei Verwandten erweckte in ihm wieder elegische Stimmungen, denen er in zarten, duftigen Gedichten Ausdruck verlieh. Doch Puschkin konnte nicht lange den Lärm der Großstadt entbehren, und noch vor Ablauf seines Urlaubes kehrte er nach Petersburg zurück, um sich in den Strudel der Geselligkeit zu stürzen.

So gerne er in den aristokratischen Zirkeln Petersburgs gesehen war, so fühlte sich doch mancher von dem schneidenden Sarkasmus des jungen Puschkin, der eine förmliche Leidenschaft für Epigramme hatte, verletzt. Zudem verkehrte Puschkin viel mit jungen Leuten, deren freiheitliche Ideen bekannt waren, verfaßte Freiheitslieder, Angriffe auf die Regierung und wurde schließlich an höchster Stelle denunziert. Kaum hatte er Zeit gefunden, seine gefährlichen Manuskripte zu verbrennen, als eine Haussuchung bei ihm begann. Puschkin, der gerne alles ins scherzhafte zog, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb einige der verbrannten Gedichte aus dem Gedächtnis nieder, dann übergab er sie den Herren mit den Worten: „Bemühen Sie sich nicht weiter, mein Gedächtnis bürgt Ihnen für die Richtigkeit des Wortlautes.“ Nur dank der Verwendung einiger hochstehender Freunde entging der übermütige junge Dichter einer Verschickung nach Sibirien. Er wurde nach dem Kaukasus in die Verbannung geschickt, und Alexander I. bewies sein Interesse für den talentvollen Poeten, indem er ihm 1000 Rubel Reisegeld schenkte.

So unglücklich sich Puschkin auch in der Verbannung fühlte, so sehr er auch mit byronschem Weltschmerz kokettierte, so förderlich war doch der Aufenthalt inmitten der grandiosen Natur seinem Talente. Eine Reihe Meisterwerke entstanden aus seiner Feder: „Der Gefangene im Kaukasus“, „Die Räuberbrüder“, „Der Springbrunnen von Bachtschisaray“ u. a. Der Name Puschkins wurde immer berühmter, das Interesse, das sich auf seine Persönlichkeit konzentrierte, immer intensiver. Da er sich gesellschaftlich vollkommen frei bewegen konnte, war er, wie früher in Petersburg, ein verwöhnter Held aller Salons. Er machte den Frauen den Hof, verbrachte halbe Nächte am Spieltisch, lud sich ein halbes Dutzend Duelle auf den Hals, die er fast alle durch sein hochmütiges Wesen provozierte, wurde nach Kischinew versetzt, wo er das erste Kapitel von „Eugen Onjegin“ skizzierte, „Die Zigeuner“ schrieb, wieder den Hof machte, Karten spielte und schier verzweifelte über seine lange Trennung von den petersburger Freunden. Eine scheinbare Verbesserung seiner Lage war es, als er endlich nach Odessa übersiedeln durfte, im Jahre 1822. Dort fühlte er sich wieder „in Europa“. Aber nur die erste Zeit hielt seine gute Stimmung vor, bald regte sich in ihm wieder die Erbitterung über seine lange Verbannung, er verfaßte zahllose Epigramme auf die Herren der odessaer Gesellschaft, verdrehte ihren Frauen die Köpfe und trieb es so arg, daß er aus den Listen des Ministeriums des Auswärtigen wegen „schlechter Führung“ gestrichen und auf das Gut seiner Eltern Michaïlowskoje, im Pskowschen Gouvernement, verwiesen wurde. Ein Höllenleben begann nun für ihn: tägliche, erbitterte Szenen mit seinen Eltern, Szenen, die beinahe in Thätlichkeiten ausarteten und seine Eltern schließlich in die Flucht jagten. Er blieb allein im großen Gutshause, allein mit seiner alten Njanja, die seine Bedienung übernommen hatte.

Die Zeit gezwungener Einsamkeit kam seiner Produktivität im hohen Maße zu Gute. Er schrieb weitere Kapitel von „Eugen Onjegin“, die bald nach ihrer Fertigstellung in loser Folge in Zeitschriften erschienen und großes Aufsehen erregten. Man sprach von den Helden seines Romanes in Versen wie von wirklich lebenden Menschen, erkundigte sich brieflich beim Dichter nach ihren weiteren Schicksalen und beschwor ihn, Tatjanas Schicksal so glücklich als möglich zu gestalten. — In Michailowskoje schrieb Puschkin seine wundervolle, leider unvollendet gebliebene Tragödie „Boriß Godunoff“, ein komisches Epos „Graf Nulin“, ließ sich von seiner alten strickenden Njanja von Sitten und Gebräuchen der alten Zeit berichten, studierte Shakspere und russische Volkspoesie und atmete endlich auf, als — nach der Krönung Nikolaus I. — er nach Moskau zur Audienz beim Kaiser berufen wurde.

Das Interesse des geistig sehr hoch stehenden Monarchen wandelte sich in wahren Segen für Puschkin. Nikolaus hielt ihm eine väterliche Ermahnung und erklärte, von nun ab selbst der Zensor des Dichters sein zu wollen. Jede Zeile, die Puschkin schrieb, unterlag fortab der ausschließlichen Begutachtung des Kaisers. Nikolaus hatte ein feines litterarisches Urteil, Puschkin betonte oft, wie fördernd und anregend sein kaiserlicher Zensor sich ihm erwiesen. Aeußerlich nahm Puschkin wieder sein mondaines Leben auf, lebte bald in Petersburg, bald in Moskau und flüchtete nur ab und zu, wenn die Arbeitsstimmung ihn überkam, nach Michailowskoje. Im Jahre 1829 lernte er Natalie Gontscharoff kennen, ein schönes, überaus kokettes Mädchen, in das er sich leidenschaftlich verliebte und das er zur Frau begehrte. Das erste Mal wurde sein Antrag abgelehnt, und erst nach langen Kämpfen gelang es ihm, sich das Jawort zu holen. Im Frühjahr 1830 fand die Verlobung statt. Trotz zahlloser Unannehmlichkeiten, die Puschkin vonseiten seiner Schwiegermutter erduldete, die die Hochzeit unter allen möglichen Vorwänden immer wieder hinausschob, war der Dichter gerade im Jahre seiner Verlobung von großer Produktivität. Er schrieb, entfernt von seiner Braut, 30 seiner schönsten Gedichte, beendete „Eugen Onjegin“, an dem er 7 Jahre und 4 Monate gearbeitet hatte, und verfaßte einige Stücke. Am 18. Februar 1831 fand endlich Puschkins Hochzeit statt. Sein Glück schien grenzenlos, aber bald stellte sich eine große Enttäuschung ein. Die junge Frau hatte nur Sinn für Toiletten, Gesellschaften, Salonflirt. Den Bestrebungen ihres Gatten brachte sie nur verletzende Gleichgütigkeit entgegen.

Puschkin arbeitete wie ein Lasttier, sein Bestes ging dabei verloren. Vieles von dem, was er schrieb, blieb nur Fragment. Im Auftrage des

Zaren verfaßte er eine eingehende Studie über den Aufstand von Pougatschew, und Nikolaus I. lieh ihm aus seiner Privatschatulle die Summe von 20 000 Rubeln. Aber Puschkin verbrauchte jährlich 30 000, und seine Schuldenlast war groß . . . Eine gereizte Stimmung bemächtigte sich seiner, die — wie immer bei ihm — in schonungslosen Epigrammen zum Ausdruck kam. Dadurch machte er sich mißliebig, während seine Frau durch ihr oberflächliches, hochmütiges und doch gefallsüchtiges Wesen sich viele Feindschaften zuzog. Puschkins Ehe nahm einen tragischen Abschluß: die unverantwortlichen Koketterien seiner Frau zwangen ihn, dem Baron von Heeckern eine Herausforderung zu schicken. Am 29. Januar 1837 starb Rußlands größter Dichter, von der gegnerischen Kugel tötlich getroffen.

Ganz abgesehen von seinem Genie, war Puschkins ganze Persönlichkeit eine der anziehendsten, die die Litteraturgeschichte aller Völker aufweist: ein Charmeur im weitesten Sinne dieses Wortes, abwechselnd sentimental und pathetisch, weich und sarkastisch, überschwänglich und von nüchternster Sachlichkeit — vereinte er in sich alle Gegensätze, wie er sich auch an alle Stoffe wagte, alle Formen als Meister beherrschte und Allem und Jedem dabei doch das Gepräge seines souveränen Geistes aufstempelte.

Ihm verdanken russische Schriftsteller die Anerkennung und Bedeutung ihres Berufes innerhalb ihres Vaterlandes, ihm verdankt die russische Litteratur Gestalten von unvergänglicher Schönheit, Gestalten, die Turgenjeff und Tolstoi zur Schöpfung ihrer besten Frauentypen angeregt, ihm verdankt das russische Volk die ersten Worte zu Gunsten seiner Befreiung.

Puschkins Werke werden, mit Ausnahme einiger Gedichte, niemals veralten — keine Richtung wird ihnen je etwas anhaben können, denn sie stehen in ewig junger Schöne reinster Menschlichkeit und absoluter Formvollendung über allen Launen einer vergänglichen litterarischen Mode.

Erstlingswerke

„Familie Wawroch".

Drama von **Franz Adamus**. Erster Teil des Dramencyklus „Jahrhundertwende". München. Verlag von Albert Langen Preis M. 2.—.

Um es gleich zu sagen: es ist ein bedeutendes Werk, das da vorliegt. Zwar keines von jenen, die uns ein ungetrübtes Genießen gönnen; ungefüg und ungeberdig, wie es ist, reizt es uns oft genug zum Widerspruch, aber es steckt eine Kraft darin, die uns zuletzt doch überwältigt. Ernst Freiherr von Wolzogen hat es entdeckt und beim Publikum mit einer Vorrede eingeführt, die manchmal fast dithyrambische Töne anschlägt. Mag diese Begeisterung zum Teil auch der Freude des Finders entspringen, ganz ungerechtfertigt ist sie gewiß nicht.

Die Haupthandlung ist ungefähr folgende: Die Bergleute von Mährisch-Ostrau sind mit ihrer Lage unzufrieden. In einer Versammlung, zu der auch sozialdemokratische Agitatoren aus Wien erschienen sind, beschließen sie, dem Bergdirektor Worliceк durch eine Deputation ihre Forderungen bekannt zu geben. Der Hauptmacher, wenigstens der Hauptschreier, ist der alte Wawroch, ein verlotterter Geselle, der seine Familie darben läßt, sich aber, von seinen eigenen Phrasen benebelt, als Märtyrer der Gesellschaft geberdet. Sein Sohn Robert, ein intelligenter und ehrlicher Mensch, verachtet ihn. In ihm sieht er den Mann, der ihn um seine Zukunft gebracht hat; mußte er doch, um schneller „ins Verdienen zu kommen", das Studieren aufgeben und Arbeiter werden. In der Versammlung sucht er das hohle Gefasel vom Zukunftsstaat, mit dem die Führer die thörichten Hörer ködern, in flammender Rede zu widerlegen. Sein Herz schlägt für die Armen, aber er sieht, die Rettung liege nur darin, daß jeder aus sich das beste mache, und wenn er die reichen Ausbeuter verdammt, so schleudert er doch auch rücksichtslos den Arbeitern die Wahrheit ins Gesicht. Natürlich sind seine Worte in den Wind gesprochen. Er kommt in den Verdacht, bestochen zu sein.

Nächsten Tages geht die Deputation zu den Gewerken. Sie wird nicht vorgelassen, Wawroch wird verhaftet; warum, ist nicht genau gesagt. Während dessen kommt Roberts Schwester Olga unvermutet aus Berlin ins Elternhaus zurück. Ein Arbeiter hatte ihr die Ehe versprochen und sie nach Berlin verlockt, wo die Hochzeit stattfinden sollte. Nachdem sie sich ihm ergeben, hatte er sie verlassen. Nicht genug an diesem Unglück, wird Robert seine Stellung gekündigt. Der Bergdirektor will ihn opfern, um auf diese Weise die Arbeiter von ihren Forderungen abzubringen. Mittlerweile wurde Wawroch enthaftet. Er erfährt, was mit Olga geschehen. Mit dem Pathos sittlicher Entrüstung verflucht sie der rohe, scheinheilige Patron, es kommt zu einer wüsten Scene, Robert will an seinen Vater Hand anlegen, aber noch wird das Schlimmste verhütet: Robert geht fort — zum Militär zurück, bei dem er erst vor kurzem seine drei Jahre gedient hatte.

Die Bergleute beschließen, da ihre Forderungen abgelehnt wurden, den Ausstand. Bald meldet sich die Not, allein die Arbeiter, hauptsächlich von Wawroch gehetzt, bleiben halsstarrig. Der Hunger aber wütet furchtbar unter ihnen, und so kommt es zu Plünderung. Doch schon ist Militär herbeigerufen; Robert ist darunter. Die Truppen marschieren auf, die Arbeiter aber, von Wawroch haranguiert, setzen sich zur Wehre. Ihre Haltung wird höchst bedrohlich, und so ertönt das Kommando zum Feuern. Die Salve dröhnt; einige Sekunden darnach kracht ein vereinzelter Schuß: Robert hat seinen Vater erschossen.

Wochen sind vergangen, die Ruhe im Grubenort ist wieder hergestellt. Auf dem Schauplatz des Kampfes wird — gleichsam als Symbol der Sühne, des Vergessens — ein einfaches Denkmal, ein Kreuz, enthüllt. Salbungsvolle Reden werden dabei gehalten. Auch Robert ist mit Mutter und Geschwistern zugegen. Er ist gebrochen. Eine schwere Last bedrückt ihn: das Gewissen drängt ihn, und jetzt endlich bekennt er laut und offen: er hat seinen Vater mit Willen erschossen. Wie er ihn damals gesehen, die Arbeiter hetzend — „so pöbelhaft gemein" — da ist sein ganzes verpfuschtes Leben vor ihm aufgestiegen, ein dunkles Rachegefühl hat ihn übermannt, der Finger hat sich krampfhaft um das Zünglein am Gewehr geschlossen — und so war's geschehen; halb Absicht, halb Verhängnis. In leidenschaftlicher, irrer Rede bekennt er das, und damit bricht er zusammen.

Was auf den ersten Blick auffällt, ist die Aehnlichkeit mit den „Webern". Hier wie dort dasselbe Arbeitermilieu, ähnliche Vorkommnisse. Wie ich höre, sollen jedoch die beiden Stücke gleichzeitig entstanden sein, die merkwürdige Uebereinstimmung beruht also auf Zufall.

Doch wenn dies auch nicht der Fall wäre, hätte sie nichts zu bedeuten; denn Adamus führt die Dinge zu ganz anderen Zielen als Hauptmann. Die erschütternde Tragik der Massen bildet in den „Webern" den Kern des Stückes; in der „Familie Wawroch" ist sie nur der Untergrund, von dem sich die rein menschliche, höchst persönliche Tragödie zwischen Vater und Sohn abhebt. Von irgend einer Tendenz im gewöhnlichen Sinne ist in dem Stücke nichts zu spüren, am allerwenigsten von einer sozialistischen, und Wolzogen hebt mit Recht die Unparteilichkeit hervor, mit der Adamus der großen Frage gegenübersteht. Weit stärker zeigt sich der Einfluß von Anzengrubers „Viertem Gebot". Wawroch und Schalanter

sind auf demselben Holze gewachsen, und wenn Robert ausruft: „Ach was — eure zehn Gebote! Die sind längst nicht mehr wahr . . . . Ehre Vater und Mutter!—! Ehre deine Kinder! Dann ehrst du dich selber“ — so gemahnt das deutlich an die Worte, die der junge Schalanter vor seinem letzten Gange zum Priester sagt. Dennoch wär' es ganz verfehlt, hier von Nachahmung zu sprechen. Daß Adamus von einem Anzengruber gelernt hat, ist sehr begreiflich. Aber er schaut dabei doch aus seinen eigenen Augen in die Welt und sieht manches, was vor ihm niemand gesehen hat. Wer das kann, hat ein gutes Recht darauf, gelegentlich einmal auch Fremdes sich anzueignen, wenn er es just braucht. Es wird eins mit seinem Selbst.

Schade, daß Adamus von Anzengruber nicht noch etwas anderes angenommen hat: die straffe Konzentration. Daran fehlt es seinem Stück am meisten. In den Hauptvorgang schiebt sich eine Reihe von Nebenhandlungen, die mit jenem durchaus nicht thatsächlich, sondern im besten Fall als Glieder einer Idee, als Parallelen und Kontraste, in Verbindung stehen. Auch verliert sich Adamus gar zu sehr ins Milieu; besonders den ersten und dritten Akt hat er damit überfüllt. Die unzählige Menge von Arbeitergestalten ist zwar mit bewunderungswürdigem Geschick individualisiert, die Fülle verwirrt aber doch und ist zuletzt gar nicht nötig. Man erfährt, daß die Arbeiter unzufrieden sind, daß die Mehrzahl leicht zu jeder Thorheit aufgehetzt werden kann, daß aber auch einige besonnene darunter sind. Mit wenigen Strichen wäre das zu zeichnen möglich gewesen; Adamus hat dreißig Seiten daran gewendet, lauter Szenen, in denen nichts geschieht. Noch schlimmer steht es im dritten Akt, wo das Motiv des Hungers in ganz überflüssiger Breite variiert wird. Bei alledem ist die Handlung doch in den Hauptszenen mit sicherem dramatischem Instinkt und packender Energie zu großen Wirkungen geführt.

Der erste Akt hat am wenigsten Kraft; erst gegen den Schluß zu rafft sich der Autor von der epischen Schilderung zur dramatischen Bewegung auf. Leider hat er sich einen großen Vorteil entgehen lassen. Die Reden der sozialdemokratischen Führer sind derartig thöricht, daß Robert mit seiner Erwiderung allzuleichtes Spiel hat. Man nimmt so auch ihn nicht ganz ernst; seine starke Persönlichkeit hätte aber wohl bedeutendere Widersacher vertragen. Der dritte Akt, der in dem Kampf zwischen Militär und Arbeitern gipfelt, bringt wohl außerordentlich viel Aufregendes. Es ist dies aber im Grunde alles nur äußerlich; das Innerliche, worauf es ankommt, wie und warum Robert seinen Vater erschießt, bleibt verschwiegen. Das liegt freilich am Stoffe; die Aufklärung kann erst im vierten Akte folgen. Immerhin könnte das die Wirkung beeinträchtigen.

Doch alle diese Mängel verschwinden neben den großen Vorzügen. Der zweite Akt ist von einer Kraft, von einer erschütternden Wahrheit, die überwältigt. Groß angelegt ist auch der vierte Akt. Er setzt mit einer blutigen Satire ein; wie sich dann daraus unmerklich die ergreifendste Tragik emporringt, das ist von ganz einziger Wirkung. Das sind wahrhaft gewaltige Szenen. Und doch ziehe ich ihnen allen eine andere vor: die schlichte Szene, mit der der dritte Akt eröffnet wird. Olga steht mit ihrer Mutter am Waschtrog. Ein Brief kommt. Er ist von dem Geliebten des Mädchens. Die Mutter drängt, das Schreiben zu öffnen; aber Olga wirft es nach kurzem Besinnen ungelesen ins Feuer. Sie will von dem Manne, der sie betrogen, nichts mehr wissen; allein und freudig will sie ihr Los tragen, stark für sich — und für ihr Kind. Das ist so einfach, so echt empfunden, und die Worte, die quellen so aus dem warmen Herzen, daß nur ein wahrer Dichter sie finden konnte.

Als ein Dichter von ungewöhnlicher Kraft ist denn Adamus mit seinem Erstlingswerk auf den Plan getreten; sein Name — vorläufig noch unter dem Pseudonym verborgen — wird sich ohne Zweifel neben den besten Geltung verschaffen.

Wien. *Hans Sittenberger.*

Ein Dichter der Nacht.

„Sehnen und Sterben“. Gedichte von **Theo Schäfer.** Bern, Verlag von Steiger und Co. Preis M. 1.—.

Ein junger Landsmann Goethes tritt mit diesem lyrischen Erstlingswerk auf den Plan, in dessen beiden Titelworten er die Grundstimmung seines Wesens — die Sehnsucht nach Lösung unseres Lebensrätsels — zum Ausdruck bringt. Dunkel deckt sein Sein, sein Sein und Sehnen ist ihm ein Rätsel, aber diese Nacht seines Wesens wird durch seine Phantasie von einem wundersamen Lichte durchflutet, und im Scheine dieses Lichtes schaut er sein eigenes Ich und seine eigene Welt. Aengstlich flieht seine Poesie den hellen Tag, gebadet in des Mondes zauberhaften Glanz reizt ihn die Welt, weil sie eben in halber Beleuchtung dem Wesen seiner eigenen Seele am meisten entspricht.

Schäfer ist ein Dichter der Mondnacht, der milden, abgetönten Farben, der verschwimmenden Konturen, des Rätselhaften und Unlösbaren, der weichen Töne, die nur seltsam und verlöschlich aus dem Dunkel leuchten — die Welt wird ihm zum Traum der Nacht, ein Romantiker am Ende des 19. Jahrhunderts in seiner zauberhaften Naturstimmung an Eichendorff und Fouqué, in seiner düsteren Schwermut an Hölderlin und Novalis gemahnend. Alles was man so gemeinhin modern nennt, das soziale, das symbolistische u. s. w. liegt ihm fern. — Die mondbeglänzte Zaubernacht hält ihn gefangen, in dieser wandeln still und ernst und schön seine Träume auf melodischen Rhythmen dahin, sie raunen und erzählen leise, wie das Bächlein in stiller Maiennacht, wie die Veilchen bei Heine, wie die Lotosblume und der heilige Ganges. — Seine Rhythmen gleiten wie Musik dahin, seine Strophen tragen die Melodie in sich selber. Im Dämmerglanze der Vollmondnacht löst sich ihm das Rätsel der Welt und seiner Seele in ahnungsvollen Träumen auf:

> Nacht wird es, meine Träume wandeln
> Mit weißen Flügeln nun ins Land,
> Die Augen hell, auf weichen Sandeln
> Und rote Nelken in der Hand.
>
> Sie wandeln über weite Wiesen
> Aus Wäldern still und dunkelgrün,
> Drin silberhelle Quellen fließen
> Und feuerrote Nelken blühn.
>
> Sie reichen mir die zarten Hände
> Wir schweben fort — ich weiß es kaum.
> Ach daß sich nun mein Leben wende
> Und ich verging im süßen Traum!

Durch dieses Land der Nacht und seiner Träume wandelt Theo Schäfer, ein echter Romantiker an der Hand seiner Liebe. Was ihm der Tag mit seinem grellen, blendenden Lichte nicht zeigen konnte, das enthüllt ihm die Nacht, die große Zauberin in sanften Farben und weichen Tönen — die Sehnsucht der eigenen Seele. Das leise schlummernde Glück des eigenen Herzens, sie erwachen ihm unter dem sanften Kusse der Nacht. Leben und Tod verlieren für ihn in dieser zaubervollen Nacht seiner Phantasie alle Schrecken und alles Rätselhafte, in ihrem wunderbaren Glanze versteht er sich und die Welt, gewinnt er Einsicht in Leben und Tod, lösen sich ihm die Rätsel seines Wesens, das seiner innersten Natur zufolge die Nacht mit ihrem milden Lichte und ihren zarten Farben und Formen sucht.

> Die Sterne wachten auf, die Welt ward dunkel,
> Da gingen wir zusammen durch die Nacht.
> Das Mondlicht glänzte auf die weiten Lande,
> Das Glück war leise aufgewacht.
>
> Wir fanden beide keine Worte,
> Wir gingen still durchs silberhelle Land —
> Im Traume fast. Erst an der Gartenpforte
> Gabst Du mir leise deine Hand.
>
> Wir sahn uns an, in unsren Blicken
> War all die tiefe Sehnsucht aufgewacht,
> Und doch von unseren heißen Lippen
> Kam nur das Abschiedswort: — Gut Nacht.

In der Nacht tritt er seine Wanderung auf die einsame Höhe an; nur in ihr findet er sich über den Menschen, aus ihrem Schooße wandern ihm seine eigenen Herzenswünsche mit gewaltigen Königsschritten daher,

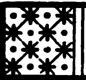
in ihrem Glanze blüht der Garten seines Seelenparadieses, und hämisch nennt er den Tag, der das schöne Traumbild seiner Phantasie zerstört. Eine Königin ist ihm die stille ernste Nacht, an deren schwarzem Mantel die Sterne als Edelsteine blitzen, die goldene Kronen auf ihrem Haupte trägt, und aus ihrem Schooße tritt ihm der Tod, der Geheimnisvolle, der Lebensrätsellösende, entgegen, seine Tritte vernimmt er in der Stille der Nacht und sieht den Frieden auf seinem Antlitz leuchten. Aus Sehnsucht zum Frieden, durch Sehnen zum Sterben d. h. zur Reife sich hindurchzuringen, das ist der Grundzug seiner Dichtung. Die Welt hat ihn verwirrt, ihn entfernt von sich selber. Erfüllung seines tiefen Sehnens bringt ihm seine Trösterin, seine Freundin, sein Ideal — die Nacht; und stolz und hoffnungsmutig klingen endlich seine Lieder aus in dem tröstenden Bewußtsein, daß die stille Saat der Sehnsucht einst reichen Erntesegen trägt:

Alles ist Erfüllung, sieh
Darfst es nur erwarten,
Und des Glückes Segen fällt
Leis Dir in den Garten. —

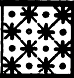
Hast Du deine Saat gesät
Tiefster Seele Sehnen,
Darfst Du auch die goldene Frucht
Täglich nah' Dir wähnen. —

Stündlich reift der Sehnsucht Saat
Darfst es nur erwarten,
Der Erfüllung Segen fällt
Leis Dir in den Garten.

Lausanne. *Edward Stilgebauer.*



Echo der Zeitungen



Auszüge.

Deutschland. Französische Dinge standen im Vordergrund. Zwei tote Größen der Gegenwart — Henry Becque und Francisque Sarcey — und zwei große Tote der Vergangenheit, Balzac und Beaumarchais, stritten sich um die Beachtung. Ueber Becque, den abseits Stehenden und bei uns nur flüchtig bekannten, wußten wenige etwas zu sagen: persönliche Erinnerungen an den verbitterten und in letzter Zeit schaffensträgen Mann giebt ein Feuilleton von Theodor Wolff (Berliner Tagebl. 246) wieder, der schon wenige Tage später an der gleichen Stelle (250) einem lebenslangen Widersacher Becques, dem guten „Onkel Sarcey" den Nekrolog schreiben sollte. Diesem „König der Kritik", wie er ihn nennt, gilt auch eine Skizze von Emil Rey (Paris) in der Frankf. Ztg. (137), der darin „der naiven Ehrlichkeit des mit seinem Renommee zufriedenen konservativ-bescheidenen Gemüts" gerecht zu werden sucht, wiewohl er feststellt, daß Sarceys die öffentliche Meinung beherrschender Einfluß auf die französische Bühne nicht fördernd gewesen sei. — Größer war die Zahl der Artikel, die sich mit dem Figaro-Dichter und mit dem am Tage nach Beaumarchais Tode geborenen Balzac beschäftigten. An Beaumarchais erinnerten u. a. Karl Frenzel (Leipz. Tagebl. 249), Fritz Mauthner (Berl. Tagbl.) und Alfred Kerr (Frankf. Ztg. 139), der mehr den Menschen, als den Dichter beleuchtet und bemerkt: „Er schrieb Stücke. So zwischen durch; zwischen den Amtserwerbungen, den Liebes- und Ehegeschichten, den Holzgeschäften, den Bankunternehmungen, den Kriegslieferungen (er bewaffnete die Nordamerikaner im Kampf gegen England, wobei er einige Millionen verdiente), zwischen den Prozessen, zwischen den Denkschriften über die Prozesse, zwischen diplomatischen Sendungen — und zwei von diesen Stücken sind in aller Eile unsterblich geworden. . . . Beaumarchais selbst (ohne Mozart und Rossini) wird heute kaum noch gespielt. Aber dem Leser ist seine himmlische, sprühende Grazie, die geweckte schlagende Munterkeit, der leichte lebenstolle Humor und die kämpferische Logik unangerührt." Mehr die politische Bedeutung Beaumarchais' betont ein Leitartikel der „Leipz. Volksztg." (112, 113). — Zu tiefer angelegten, ausführlichen Studien gab Balzacs 100. Geburtstag Anlaß. Hier ist insbesondere ein großer Essai von Wilhelm Hegeler („Nordd. Allg. Ztg." 116ff.) hervorzuheben, weiter ein Beitrag von Arthur Eloesser in der „Voss. Ztg." (Sonnt.-Beil. 21/22), ein anderer in der „Köln. Volksztg." (457) und ein Feuilleton von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 138), in dem es von dem Begründer des realistischen Romanes heißt: „Was Balzac zu einem Modernen, zu einem der Unsern macht, das läßt sich ganz kühl in eine Formel fassen. Es ist die Verbindung des scharfen Realismus der Zeichnung mit dem mystischen Ahnungsvermögen, das den Menschen als einen Teil der Welt ganz innerlich erfaßt. Auch Zola, auch Bourget weisen diese Verbindung auf. Aber wie ist diese Mischung bei Zola verdünnt, verwässert, wollte man ihn mit Balzac vergleichen!"

Auf das französische Litteraturgebiet führt auch ein Aufsatz des erlanger Universitätslehrers Heinrich Schneegans über „Molière als Satiriker" (Beil. z. Allg. Ztg. 104, 105), der Molières Dramen speziell auf ihren satirischen Gehalt der Reihe nach betrachtet nnd aufzeigt, gegen welche Gebrechen und Schwächen im einzelnen der spottgerüstete Dichter zu Felde ziehen wollte. — Weitere Beiträge zur Litteraturbetrachtung des Auslands geben Ernst Heilborns Artikel „Ein neues Shelley-Buch" (Frankf. Ztg. 123) und Karl Wittes Aufsatz „Shelleys letzte Tage" (Nat.-Ztg. 299, 302), die beide von Helene Richters wiederholt schon erwähnter Shelley-Biographie ausgehen (Weimar, Felber) und ihr rückhaltslose Anerkennung zollen. „Es ist wie eine Liebesvergeltung," sagt Heilborn, „daß eine Frau zu Shelleys Deuterin geworden ist." Denn er war der ersten einer, die für die Mission der Frauen eintraten, und wenn er den Traum seiner Freiheit träumte, so sah er eine Frau unter ihren Vorkämpferinnen. — Das kürzlich erschienene Buch von Gustav Friedrich: „Hamlet und seine Gemütskrankheit" (Heidelberg, G. Weiß), liegt einem Aufsatz „Zum Hamlet-Problem" von M. M. (Nordd. Allg. Ztg., 107) zugrunde, in dem der Zwiespalt zwischen Wollen und Denken, der Kampf des Intellekts mit dem Willen als Ursache für Hamlets seelisches Leiden (nicht gerade zum ersten Mal) bezeichnet wird. — Die Reihe der Jacobsen-Essais, die das Erscheinen der dreibändigen deutschen Gesamtausgabe hervorgerufen hat, wird durch eine Charakteristik von W. Fred (Beil. z. Allg. Ztg. 102, 103) vermehrt, der die beiden Hauptwerke, „Niels Lyne" und besonders „Frau Marie Grubbe", durch eine eingehende Analyse dem deutschen Leser nahe zu führen sucht.

Von litterarhistorischen Beiträgen einheimischer Natur seien zunächst zwei sagengeschichtliche Studien genannt, die sich nahe berühren: „Die Sage vom heiligen Gral in ihrer Einwirkung bis auf Richard Wagners Parsifal" von Hans Murbach (Deutsche Welt, 36) und „Schwan und Schwanenritter in der Mythologie" von Martin Beck (Leipz. Ztg., Wissensch. Beil. 55). Die erstgenannte Arbeit beruht auf einem unlängst erschienenen gleichnamigen Buche von Dr. Eduard Wechßler (Halle, M. Niemeyer), in der eine Bibliographie von nicht weniger als 273 Schriften über die Herkunft und Bedeutung der erwähnten Sage zusammengetragen ist. Gral und Parzival sind ursprünglich die Mittelpunkte zweier einander durchaus fremder Sagenkreise: einer christlichen Legende vom Gral und einer ritterlichen Heldensage von Parzival. Verbunden werden diese beiden Kreise dadurch, daß der Held Parzival zum Finder des Grals wurde. Das Problem der Gral-Parzivalsage wird durch die Kunstdichtung zum Problem der sittlichen Selbsterziehung erhoben, schon bei Crestien von Troyes, dem französischen Dichter des Stoffs, dann bei seinem deutschen Nachfolger Wolfram von Eschenbach, zuletzt bei Richard Wagner.

Die bisher schwer zugänglichen und zerstreuten Schriften des Ritters Hartmuth von Cronberg, eines

Verwandten, Freundes und Mitkämpfers Ulrichs von Hutten, hat kürzlich Eduard Kück in „Braunes Neudrucken des 16. und 17. Jahrhunderts“ (Halle, Niemeyer) gesammelt, herausgegeben und erläutert, worüber Georg Ellinger in der „Voss. Ztg.“ (Sonnt.-Beil. 20) ausführlich berichtet. Er erklärt das Urteil von David Friedrich Strauß, der den Ritter als einen etwas beschränkten Mann aufgefaßt hat, für ungerecht und rühmt ihm eine kräftige, gewandte, volkstümliche und eindrucksvolle Schreibweise nach. Die Schriften Hartmuths, der von 1488—1549 lebte, bestehen meist in allerhand „Sendschreiben“ oder offenen Briefen an den Kaiser, den Papst, an Sickingen u. a. im Interesse der Reformation.

Von einem vergessenen plattdeutschen Epos berichtet E. Freytag (Cuxhaven) im Hamburgischen Korrespondenten (Ztg. f. Litt. 10). Gemeint ist das in Hexametern verfaßte Heldengedicht „Dietrich und Meta, oder: Wo de Weierberg herkummt“, von J. D. Plate, das im Jahre 1858 im Selbstverlage des Verfassers (gedruckt bei Gebrüder Jänicke in Hannover) erschien, aber nur in wenigen Exemplaren in den Handel gelangte. Das Epos, dem große Schönheiten nachgerühmt werden, spielt im 5. Jahrhundert im Niedersächsischen und erzählt zum Schlusse, wie durch das Versinken eines Riesen im Teufelsmoor der Weierberg entstand, auf dem heute das kunstberühmte Dorf Worpswede liegt. Der Dichter Plate, der es nicht verstanden hat, sich bekannt zu machen, lebt noch hochbetagt in dem hamburgischen Kirchdorfe Groden.

In die neuere Zeit versetzt P. Roberts Aufsatz „Eichendorffs Jugend“ (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 19), der seinen Stoff dem sehr anerkennungsvoll beurteilten Buche „Der junge Eichendorff“ von Hermann Anders Krüger entnimmt. — Manches neue Material zur Biographie Gutzkows bringt ein Artikel „Der Dichter Karl Gutzkow und die weibliche Lesewelt“ von Anna Löhn-Siegel in Dresden (Nordd. Allg. Ztg. 107a), die hier aus ihrem erinnerungsreichen Leben zahlreiche Aussprüche Gutzkows über die Frauen und sein Verhältnis zu ihnen mitteilt. Gutzkow empfand es schmerzlich, daß er bei der Frauenwelt als Dichter keine Beliebtheit genoß. Er scheint namentlich mit seiner „Wally“ Anstoß erregt zu haben, von der damals die Schriftstellerin Ida v. Düringsfeld schrieb: „Mit dieser Wally hat Gutzkow das Vertrauen der weiblichen Lesewelt auf lange Zeit, ich will nicht sagen verscherzt, aber doch mit Mißtrauen versetzt!“ Daß Gutzkow trotzdem für die Ziele einer vernünftigen Frauenbewegung schon ein seiner Zeit vorauseilendes Verständnis hatte, wird durch manchen seiner gelegentlichen Aussprüche erwiesen. — Von Charakteristiken aus der neuesten Litteratur liegt nur eine Studie über Hans Hoffmann von Dr. Geppert vor (Beil. z. Allg. Z. 108), die weniger die einzelnen Werke des Dichters, als die persönliche Note seines Wesens und die Eigenart seiner Wirkungen zu charakterisieren bestrebt ist. — Ein Beitrag „Aus des Volkes Geistesschacht“ von Anna Conwentz (Köln. Volksztg. 433) giebt eine zusammenfassende Darstellung der neuerdings bekannt gewordenen Volksdichter und -Dichterinnen (Katharina Koch, Stine Andresen, Johanna Ambrosius, Franz Wörther, Emerenz Meier, Fr. Bechert, Ada Linden, Hanni Mattson) und findet ein bedeutungsvolles Moment darin, daß „kein Einziges unter diesen Kindern der harten Arbeit (zuweilen auch des Elends) den Wunsch nach Gut und Besitz, nach besserer Lebenslage und ähnlichem ausspricht“. — Um so schärfer geht an der gleichen Stelle (457) ein kritischer Streifzug unter dem Pseudonym Otto K. Vondersaar mit der „Moderne des Rheinlandes“ ins Gericht, einer Zahl junger Lyriker, die sich in der saarbrückener Zeitschrift „Der Kunstfreund“ ein Stelldichein giebt. — Andere „Stoßseufzer eines Rezensenten“ giebt ein mit gutem Humor geschriebener Artikel „Die Lektüre unserer jungen Mädchen“ in der „Deutschen Welt“ (38) zum Besten, der das ungesunde Programm dieses vernachlässigten Litteraturzweiges (— „heute Liebschaft, gestern Liebschaft, morgen Liebschaft, übermorgen Verlobung, Freitag Hochzeit, dazwischen einige verschmähte Neigungen“ —) gebührend ins Licht rückt.

Mehr ins Kulturhistorische fallen die Arbeiten „Zur Geschichte der Buchstabenschrift“ von Dr. Ludwig Wilser (Beil. z. Allg. Ztg. 103), worin der Verfasser, wie schon früher, die Theorie verficht, daß die Buchstabenschrift nicht phönizischen, d. h. semitischen, sondern arischen, nämlich nordgermanischen Ursprungs sei, sowie „Eine antike Zeitung“ von Bruno Schrader (Voss. Ztg., Sonnt.-B. 19), worin von dem altrömischen „Tageblatt“, den von Julius Cäsar begründeten „Acta diurna“ des Näheren die Rede ist. ∞

Oesterreich-Ungarn. An der Hand des jüngst erschienenen, vortrefflichen Buches von Jusserand über „Shakspere en France“ berichtet G. A. Crüwell fesselnd und belehrend über die Einbürgerung des britischen Dichters in Frankreich. (Neue Freie Presse 12468). Trotzdem bekanntlich Voltaire den Dichter des Hamlet verdammt hatte, wagte es ein kleiner Litterat, Namens Ducis, den Hamlet zu übersetzen und bühnengerecht zuzustutzen, und ihn dann im Jahre 1769 aufzuführen. Vom shakspereschen Geiste hat dieser Hamlet freilich wenig an sich. Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit ist die Einheit des Ortes und der Zeit hergestellt Alle Handlung geht hinter der Szene vor sich, und durch die Unterredungen der Helden mit ihren Vertrauten wird das Publikum mit diesen bekannt gemacht. Ophelia, hier die Tochter des Claudius, ist weit davon entfernt, ihren Geist in irgend welcher Form aufzugeben, sondern wird von Hamlet zum Traualtar geführt. Drei Jahre nach dieser Aufführung schreckte der tapfere Ducis Romeo und Julia aus ihrer Grabesruhe auf. Auch hier endet das Stück mit fröhlicher Hochzeit; hinter den Kulissen aber waten die Menschen in Blut und Gräuel. Aehnlich ist dann Ducis mit den anderen Dramen Shakspeares umgesprungen bis der Tod Voltaires, vor dessen kritischen Peitschenhieben Ducis gezittert hatte, ihm hier einige Freiheit gab, so daß die späteren Bearbeitungen doch dem Original näher kamen. Aber selbst die erste vollständige Uebersetzung, die 1776 durch den Grafen Catuelan, Le Tourneur und Fontaine Malherbe veranstaltet wurde, war noch weit entfernt, ein französischer Shakspere zu sein. Erst für Victor Hugo ist das Drama gleichbedeutend mit Shakspere, und Dumas hält Shakspere für den Dichter, „der nach Gott am meisten geschaffen hat“. Der neueren französischen Litteratur giebt dann Ferdinand Groß', eines der feinsten Stilisten und kenntnisreichsten Köpfe, die Wien besitzt, Essai „Aus dem Notizbuche eines Dichters“ (Fremdenblatt 128), worin der von der Witwe Alphonse Daudet herausgegebene Nachlaßband Notes sur la vie treffend charakterisiert wird. — Dem kürzlich verstorbenen Henry Becque schreibt Theodor Herzl den Nekrolog, (Neue Freie Presse 12472) der herzlich wenig über den Dichter orientiert. Dagegen giebt J. v. Werther am gleichen Orte (12463, 64) eine nützliche Uebersicht über das „Römische Theater“, die Schauspiele und Schauspieler des Winters. Bemerkenswert ist das Eindringen der hauptmannschen Werke, von denen die „Einsamen Menschen“ in fast allen Blättern des Königreiches ausführlicher und nicht immer anerkennend besprochen worden sind. Unter den größeren italienischen Novitäten ragt das dreiaktige Drama „Anima“ hervor. Dieses Erstlingswerk einer jungen Autorin wurde bei der turiner Konkurrenz mit dem ersten Preise gekrönt (vgl. unten „Bühne und Welt“). Als das bedeutendste Stück des Jahres gilt zweifellos das auch hier mehrfach erwähnte Schauspiel von Gabriele d'Annunzio „La Gioconda“, das aber schon bei seiner Erstaufführung in Palermo und später in Neapel scharfen Widerspruch erfuhr. — Auf italienischem Boden bewegt sich auch ein beachtenswerter Artikel von Irene Fuhrmann (Fremdenblatt 118) „Unzugängliche Schätze“, der die reichen Sammlungen und Villen Italiens aufzählt, deren Besichtigung heute nicht mehr möglich ist.

Den kölner Blumenspielen, deren Uebertragung auf deutschen Boden manches Feuilleton hervorgerufen hat, galten namentlich Aufsätze von Rudolf Beer (Wiener Abendpost 102) und Olaf Kölle (Neues Wiener Tagblatt 25). — Nach Ungarn führt ein Jubiläumsartikel über Georg Bessenyei, dessen Standbild kürzlich enthüllt wurde (Budapester Tagblatt 129). 1747 geboren, trat er nach einer etwas tollen Jugend in die Leibgarde der Kaiserin ein und hat hier durch eigene Kraft die Lücken seiner Bildung ergänzt. Er hat das Ungarische litteraturfähig gemacht und das bis dahin allein dominierende Latein verdrängt. Seine Tragödie „Agis" bildet den Grenzstein zwischen der alten und neuen Litteratur Ungarns. 1811 ist dann Bessenyei, nachdem er eine zeitlang Honorärkustos der Hofbibliothek in Wien gewesen, gestorben. — Mehr das Ethnologische, Volkspsychologische und Sittengeschichtliche als das Litterarische tritt in einer Arbeit von Dr. M. Landau hervor, der anknüpfend an einige neue Romane, Hall Caines „Deemister" und A. Cahans „Yekle" u. a. von „Sonderbaren Leuten" erzählt. (Wiener Ztg. 102.)

Der deutschen Litteratur endlich gelten die Erinnerungen von Wilhelm Goldbaum „Die vorige Generation" (Pester Lloyd 104), in deren zweitem Teil vom jungen Deutschland berichtet wird. — Die jüngste Schöpfung unseres Poeten Ferdinand von Saar, die „Nachklänge", bieten Paul Wertheimer den Anlaß zu einer feinsinnigen Charakteristik des Dichters (Wiener Allgemeine Ztg. 6348). Hervorgehoben wird der Ton schmerzlicher Ergebenheit, herbstlicher Empfindung, der seine Novellen und Gedichte durchziehe. Ein Vergleich mit Liliencron, der ja auch aus dem militärischen Beruf in den der Musen kam, lehrt das Wesen Saars erkennen. Dort Farbentrunkenheit, Energie, in jeder Zeile die Zuversicht des Siegers, hier das stille Temperament, die feine Trauer eines durch das Leben schon sehr Enttäuschten. Ferdinand von Saar ist ein Dichter des Herbstes, wie Liliencron eine frühlinghafte Gestalt.

Anzuführen bleibt: Theodor Hundhausen „Fremde Worte und Fremdworte" (Wiener Fremdenblatt 122), mit dem sich Linhart, „Einiges über Sprachsünden" (Grazer Tagespost 128) ziemlich nahe berührt, ferner Hermann Ubell, „Johannes Schlaf" (Grazer Tageblatt 131), Theodor Rittner, „Dostojewski" (Fremdenblatt 123) Wilhelm Sterk, „Maurice Maeterlinck" (Extrapost 902), Guido List „Wer ist eigentlich Wuotan?" (Ostdeutsche Rundschau 122) und zum Schluß ein geistvoller Artikel Ludwig Hevesis (Pester Lloyd 107) über die aktuelle Frage „Der Name des Jahrhunderts". Der beliebteste Titel sei wohl der „Das naturwissenschaftliche Jahrhundert", doch sei dies ebenso verkehrt, wie wenn man das 18. ausschließlich das philosophische nennen wollte. Ebensowenig aber könne man es das Jahrhundert Goethes nennen. Eher noch wird ein „Jahrhundert Bismarcks" unter den Deutschen wenigstens Anklang finden. Freilich der Name eines Einzelnen, und sei er auch der eines Bismarck, scheine zu eng. England und Amerika würden diesen nie anerkennen. Die Bezeichnung, die auf allgemeinste, wenn auch anfangs nicht widerspruchslose Zustimmung rechnen dürfte, wäre „Das deutsche Jahrhundert", wie man das 18. ohne weiteres das französische nennen könne. Vielleicht, daß das 20. dann als das amerikanische gelten dürfte.

Wien. *A. C. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Bühne und Welt. I, 16. In einer Uebersicht über Alexander Puschkins dramatisches Schaffen erwähnt Alexander von Reinholdt als letzte, unvollendete Schöpfung des Dichters, „Die Russalka" (Die Flußnixe), ein an „Undine" erinnerndes Märchendrama, zu dem er das Leitmotiv einem serbischen Volkslied entnahm. Das nachgelassene Bruchstück wurde 1837 im „Zeitgenossen" veröffentlicht. Fünfzig Jahre später setzt ein Herr D. P. Sujew die Welt in Erstaunen, indem er die letzten vier Szenen der Dichtung in einer zwar wenig überarbeiteten, aber doch die Meisterhand Puschkins verratenden Form der Oeffentlichkeit übergab: im Besitz eines ungewöhnlichen Gedächtnisses hatte Herr Sujew nach zweimaliger Vorlesung des Dramas (1836) bei einem Freunde Puschkins die letzten Szenen für sich selbst niedergeschrieben und aufbewahrt. Um die Authentizität dieser Szenen entspann sich ein lebhafter Streit, der jedoch nach den gründlichen Untersuchungen des moskauer Professors F. E. Korsch zugunsten ihrer Echtheit ziemlich sicher entschieden ist. — Dem neuesten dramatischen Talente Italiens, der jungen Frau Amelia Roselli in Rom, deren Drama „L'Anima" im vorigen Jahre im nationalen Wettbewerb den Preis davongetragen hat (vgl. L. E. Sp. 332), huldigt ein kleiner Artikel von Cesare Lombroso. Amelia Roselli ist Jüdin von Geburt und Venezianerin: aus beiden Urtisches will Lombroso in gewissem Grade ihr dramasachen Talent herleiten.

Deutsche Revue. Maiheft. Einem Essai von Moriz Benedikt über den „Verismus", d. h. den Thatsächlichkeitssinn in Kunst und Wissenschaft, sei die Stelle entnommen: „Ich will hier auf eine merkwürdige Unterlassung des deutschen Volkes aufmerksam machen. Dasselbe besitzt einen großen Schatz, der voll wissenschaftlichen Interesses und von unschätzbarem künstlerischem Werte ist. Es ist die Farbenlehre von Goethe. Dieses Riesenwerk ist von den Männern der Wissenschaft vernachlässigt, obwohl Goethe darin denkmethodische Gesetze entwickelt, wie sie kaum ein anderes, streng wissenschaftliches deutsches Werk enthält. Es enthält eine unerschöpfliche Fülle von Beobachtungen, welche die Physik und die Biologie noch nicht voll ausgebeutet haben. Der pharisäische akademische Hochmut hat nicht einmal bei einem Goethe halt gemacht. . . . Vor allem aber findet sich in diesem Werke eine Unzahl wertvoller Beobachtungen für den Maler. Goethe kannte, verstand und erklärte eine große Anzahl seltener und paradoxer Farben- und Lichteffekte, und es sollte keine Malerakademie existieren, in der nicht ausführliche Vorlesungen über Goethes Farbenlehre von einem wissenschaftlich gebildeten und künstlerisch beseelten Lektor abgehalten würden." — Ein Beitrag von Bruno Walden will unter dem Titel „Litterarische Betrachtungen" zunächst die einzelnen europäischen Litteraturen in ihrer Sonderart kurz charakterisieren, um dann zu erweisen, daß sich alle hervorstechenden Charakterzüge des romanischen, englischen, skandinavischen, russischen Schrifttums in dem deutschen wie in einem Brennpunkte vereinigen, daß keine Litteratur sich an innerer Mannigfaltigkeit und Reichtum der Motive mit der deutschen messen könne.

Deutsche Rundschau. XXV, 8. Ueber Conrad Ferdinand Meyers Kinderjahre weiß sein Biograph Adolf Frey, gestützt auf die mütterlichen Tagebuchaufzeichnungen, reichlich viele Einzelheiten mitzuteilen. Eine auffallende Weichheit und Reizbarkeit des Gemüts war die hervorstechende Eigenschaft des Knaben; er wurde verträumt und zerstreut; noch an dem Vierzehnjährigen ließ nichts auf besondere Begabung schließen. Erst etwa seit dem frühen Tode des Vaters (1840) begannen sich „dunkle Wandlungen vorzubereiten". Er verließ um diese Zeit das züricher Gymnasium, um sich in Lausanne auf das Abiturientenexamen vorzubereiten; dort war es, wo unter neuen Eindrücken landschaftlicher, gesellschaftlicher und litterarischer Natur sein poetisches Schaffen in Fluß geriet, wenn es auch noch jugendlich unfertige und ungelenke Arbeiten waren, die dabei zutage kamen. In einem dieser wenigen Erstlinge, einer Ode an den Genfersee, heißt es:

Was bedarfst du denn des Mondes
Wehmutblassen Schlummerschein?
Wellenleuchtthürm', phosphorbrennend,
Werden grelle Lichter streu'n.

Aus dem Schlummer denn, o Riese!
Brich die eng gespannte Fessel,
Und die Tuba deiner Stürme
Töne überm Wasserkessel!

Aus dem Schlummer denn, o Riese!
Brich die sperrenden Gespinnste!
Zieh das Sturmgewand der Kraft an!
Zeige deine Wogenkünste!

— Im gleichen Hefte spricht sich Herman Grimm über Wildenbruchs Doppeldrama „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ aus, das er sehr hoch einschätzt und für des Dichters bisher bedeutendstes Werk erklärt, und Ernst Heilborn, bisher nur als Essayist und Kritiker bekannt, debütiert als Erzähler mit einer berliner Novelle „Kleefeld“.

Die Gartenlaube. Nr. 18. Erinnerungen an die Witwe Ludwigs Uhland weckt anläßlich der 100. Wiederkehr ihres Geburtstages (15. Mai) ein Artikel von J. Hartmann, dem Herausgeber von Uhlands Tagebuch. Emilie Uhland, geb. Vischer, die ihrem Gatten 1881 in den Tod nachfolgte, hat bekanntlich unter dem Titel „Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde“ die Biographie ihres Mannes herausgegeben, die Gottfried Keller gelegentlich als das Muster einer Dichter-Biographie hinstellt. Hartmann ist in der Lage, Bruchstücke aus einem Tagebuche mitzuteilen, das Emilie Uhland dreißig Jahre lang geführt hat, und das sie als eine fein empfindende, verständnisvolle Frau erscheinen läßt. Die hier abgedruckten Bruchstücke entstammen den für Uhlands Leben so bedeutsamen Jahren 1848/49. Seine Frau war mit ihm in Frankfurt, um ihm „im Streit und Drang des öffentlichen Lebens“ zurseite zu stehen und wohnte den Verhandlungen der „Fünfziger“ bei. „Die neue Zeit will mir immer noch wie ein Traum erscheinen“, schreibt sie am 19. April 1848, „daß Männer aus dem Volke und nicht die alten Machthaber die Staatszügel führen, ist für uns lenksame Deutsche eine so neue Erscheinung!“ Voll Interesse folgt sie der Thätigkeit Uhlands auf der ersten deutschen Nationalversammlung, immer bemüht, zwischen ihm und seiner Partei, die nicht ganz die ihrige war, zu scheiden. „Ich bin den Debatten mit Aufmerksamkeit gefolgt“, schreibt sie, „oft wollte mich die Aengstlichkeit befallen über Uhlands Standpunkt, (der bekanntlich gegen das Erbkaisertum stimmte), aber immer wieder tröstet mich die ruhige Bestimmtheit seines Wesens.“ Dennoch sah sie nicht ganz ohne Besorgnis, daß die Entwicklung der Dinge ihn weiter nach links trieb, als er ursprünglich gestanden hatte. „Daß Uhland es auf das Beste meint, das allein weiß ich. Gäbe es viele Männer wie er, rein und ohne Selbstsucht, unbestechlich und wahrhaftig, dann könnte auch ich an ein Gedeihen einer Republik glauben.“

Die Gegenwart. XXVIII, 19, 20. Die litterarischen Beiträge der letzten beiden Hefte kennzeichnen sich als Inhaltsauszüge aus neu erschienenen Büchern. Dem Artikel „Lenau und Leopardi“ von Max Düsterdieck liegt der Vortrag zugrunde, den der innsbrucker Dozent Dr. Arturo Farinelli auf dem letzten Neuphilologentag in Wien gehalten hat und der in den bei Carl Meyer in Hannover erschienenen „Verhandlungen“ gedruckt vorliegt. Beide Poeten haben bekanntlich viel Aehnlichkeiten und Berührungspunkte, ohne je von einander Kunde gehabt zu haben. — O. F. Staudachers Artikel „Der Kampf um den Hanswurst“ schöpft sein Material aus dem hier schon früher (Heft 4, Sp. 228) besprochenen Buch von Raab über den Hanswurstdarsteller Bernardon, ebenso der Beitrag von Hans F. Miller über „Die Deutschen im Sprichwort“ aus einer heidelberger Dissertation von Georg M. Küffner.

Die Gesellschaft. 2. Maiheft. Eine „internationale Erscheinung“ nennt Arthur Möller-Bruck den jungen schweizerischen Poeten Frank Wedekind und bemerkt von ihm: „Ein gewisser Duft von billigem, anrüchigem Parfüm entströmt seiner Kunst. Will man sie mit einem einzigen Worte bezeichnen, so muß man sagen, daß sie durchaus Artistik ist. Für Wedekind bedeutet das Leben keine Bühne, auf der sich Tragik und Komik wechselseitig ergänzen. Für ihn ist es Variété. Er jongliert gewissermaßen mit allem: Triebe, Gefühle, Gedanken, Tiefstes und Seichtestes, Schönstes und Häßlichstes müssen sich zumeist tragikomisch und manchmal ein wenig sentimental kontrastieren. In rasendem Fluge durchschwirren Elend und Glück, Gott, Ewigkeit, Weiber und Sekt die Luft. Man mag nehmen, was man will: die Dramen „Frühlings Erwachen“ und „Erdgeist“ — die Pantomimen, Novellen, Gedichte, die er unter dem Titel „Fürstin Russalka“ gesammelt hat erscheinen lassen: immer wieder wird man dies halb affektierte, halb blasierte Gauklerspiel konstatieren müssen, dem die Welt nur Garderobe, Kulisse und Publikum ist“. Im weiteren vergleicht der Verfasser Wedekind — der ein Bruder der dresdner „Nachtigall“ und geborener Züricher ist — mit Th. Th. Heine, mit dem gemeinsam er bekanntlich wegen seiner Beiträge für den „Simplizissimus“ vor kurzem gerichtlich verfolgt werden sollte, doch fehle ihm der tief sittliche Hintergrund, den Heines satirische Zeichnungen besäßen.

Der Kunstwart. XII, 14, 15. Grundsätze moderner Litteraturgeschichtschreibung stellt Eduard Platzhoff auf. Da für die moderne Bewegung in der Litteratur Anstoß und dauernde Befruchtung aus dem Auslande gekommen sei, so könne die moderne Litteraturgeschichte nur noch eine europäische sein. Ferner müßten die den in der Litteratur zu Tage tretenden verwandten Erscheinungen in der Kunst (der bildenden und der Musik) aufgesucht werden, dazu sei völlige Beherrschung des gesamten Kunstgebietes nötig. Neben dem ästhetischen Maßstabe müsse endlich der ethische angelegt werden. Doch dürfe man nicht mit festen Maßstäben an den Gegenstand herantreten, sondern müsse sich ihm möglichst anpassen, möglichst vorurteilslos ihn zu verstehen suchen. „Zeitgeschichte, Kulturgeschichte, Sitten- und Seelengeschichte muß die moderne Litterarhistorie werden; Aufzählung von Dichternamen und -Werken, Klassifizierung unter ethische und ästhetische Rubriken und national einseitige Darstellungen können immer nur als Vorarbeiten betrachtet werden.“ — Gegen den Dialekt auf der Bühne wendet sich ein Essai von Eugen Kalkschmidt (15). Da die Mehrzahl der Theater nicht die Zeit habe, den Dialekt richtig einzustudieren, sondern heute Hauptmann und morgen Anzengruber spielen müsse, so sei zu wünschen, daß die Dialektstücke ins Schriftdeutsche übertragen und so gespielt würden. Der Zuschauer habe ebenfalls nicht immer die Zeit, sich so in den Dialekt hineinzuarbeiten, daß er ihn mühelos verstehen könne. Würde eine mundartliche Dramendichtung durch die Uebertragung in das Schriftdeutsch getötet, so erweise es sich, daß das Stück nur ein naturalistisches Gewand umgehängt bekommen habe, weil es dürr an allgemein menschlichem Fleisch und Blut sei.

Die Nation. XVI, 32. Die dichterische Gestalt Racines in allgemeinen Zügen zu charakterisieren unternimmt eine Studie von Georg Ransohoff, indeß Ernesto Gagliardi über d'Annunzios Dramen „Herbstdämmerungstraum“ und „Gioconda“ im Tonfall der Bewunderung berichtet. — Ueber den in Deutschland wenig gekannten französischen Maler Gustave Moreau spricht sich Benno Rüttenauer (Mannheim) aus. Er sieht in ihm den künstlerischen Doppelgänger von J.-K. Huysmans, mit dem er den weltflüchtigen Zug gemein hat. „Zur Zeit der Hochflut des Naturalismus und Impressionismus malte Moreau, abseits von allen andern, seine Visionen. Im Jahre 1864 erschien er zum ersten Male im Salon, mit seinem ‚Oedipus und die Sphinx‘. Da galt er, und noch lange Zeit, für unmodern — ein schlimm gemeintes Wort, das doch, wie man heut immer deutlicher merkt, gar keine andere Bedeutung hat, als die, nicht Mode zu sein. Paul Bourget verkündete in Frankreich das Evangelium der englischen Präraphaeliten, und in der Litteratur gewannen sich eine immer größere Gemeinde die Huysmans,

die Maeterlinck, die Eckhoud, die Georges Rodenbach — bezeichnender Weise lauter Vlamen, Landsleute von Ruysbroeck und Thomas a Kempis. Da war Gustave Moreau, ohne sich im geringsten geändert zu haben, auf einmal modern geworden, der modernste von allen ... So hat also scheinbar die neue Richtung in der Litteratur die Geister für Moreaus Werk empfänglicher gemacht. Aber es kann auch umgekehrt sein. Vielleicht hat gerade Moreau, ganz im Stillen, den litterarischen Umschlag bewirkt. Vielleicht wäre ohne ihn dieser Umschlag gar nie gekommen." Moreaus Sphäre ist der Orient mit seinem Farbenreichtum, seiner Gewänderpracht, seinen Kostbarkeiten, seinen Haschischträumen. Fabelwesen, wie die Sphinx oder die Peri, sind seine Lieblingsgestalten.

Neue deutsche Rundschau. X, 5. In einer zusammenfassenden Uebersicht über neue Belletristik von Arthur Eloesser wird des Todes von Th. Fontane und C. F. Meyer gedacht und gesagt: „Man kann sich nur mit einer gewissen Mühe vergegenwärtigen, daß beide in derselben Sprache schufen.... Die ungeheure Entfernung, die zwischen der nördlichen Natur des einen und der südlichen des anderen fast jede Verbindung aufhebt, giebt uns eine Anschauung von der weiten Verzweigtheit deutschen Geisteslebens, läßt uns eine Fülle von Möglichkeiten ahnen, die sich aus der Ausgleichung dieser seit Goethes Tode mehr denn je divergierenden Kräfte für den Fortgang unserer Kultur ergeben müssen. Es ist kein Zweifel, daß wir uns heute mehr nach Norden orientieren, daß wir näher an Fontane sind als an Meyer, näher an Immermann als an Platen, wie es uns der Rembrandt-Deutsche schon vor einigen Jahren zum Bewußtsein gebracht hat; aber in diesen Tagen kommt auch aus dem deutschen Süden das von romanischer Bildung übernommene Kunstideal des l'art pour l'art, und der nietzschische Herrenmensch kann die außerdeutsche, südlich-romanische Eigenart seines Individualismus nicht verbergen, er widersetzt sich mit jedem Zuge dem nordisch-germanischen Geistesleben, das in diesem Jahrhundert alle tieferen europäischen Bewegungen geführt und das seit dem Mittelalter behauptete Uebergewicht romanischer Kultur gebrochen hat. Noch ist unser Besitz zerstreut, verteilt, der deutsche Schriftsteller ist selten eine europäische Erscheinung, und selbst in seinem Lande vertritt er meistens eine geistige Provinz für sich. So sind auch die beiden dahingegangenen Männer echte Partikularisten in ihrer Kunst; in diesem Partikularismus liegt die Kraft und auch die Grenze ihres Wirkens." Sehr bemerkenswert ist in der folgenden Besprechung des „Stechlin" die durchgeführte Parallele zwischen Fontane und Anatole France, der heute als ein feiner, skeptischer, allem Romanhaftem abholder Causeur in der französischen Litteratur eine ähnliche Stellung hat, wie Fontane in der deutschen. — In einer Art Bilanz, die Oscar Bie aus dem Stande der nachwagnerischen deutschen Oper zieht, wird festgestellt, daß die Zeit für eine neue deutsche Volksoper, die an Lortzing anknüpfe, nachgerade gekommen sei. Als Höhepunkt der modernen deutschen komischen Oper wird d'Alberts „Abreise" bezeichnet, in Siegfried Wagners „Bärenhäuter" wenigstens ein Anfang zur Kultivierung der Volksoper begrüßt. Dieser gehöre die nächste Zukunft, und es sei dringend nötig, daß wir nun wieder „aus Wagner herauskommen" und den Weg zu Mozart zurückfinden.

Das neue Jahrhundert. (Köln) I, 33. Im weiteren Verlaufe seiner Artikelserie „Die neuplattdeutsche Litteratur" kommt Dr. Friedrich Dörr auf den einzigen ostfriesischen Dialektdichter, den 1798 in Aurich geborenen, 1856 als Professor am Grauen Kloster in Berlin gestorbenen Foocke Hoissen Müller zu sprechen, dessen „Döntjes un Vertellses in Brookmelander Taal de verbreedste ostfreeske Mundart" ein Jahr nach seinem Tode 1857 erschienen, aber trotz ihres hohen Wertes fast unbeachtet blieben und seither vergessen worden sind. Eine der Ursachen dafür liegt in der Schwerverständlichkeit des Dialekts, der zumteil wesentlich von den übrigen plattdeutschen Mundarten abweicht. Das Buch enthält außer kleineren Gedichten eine große Ostfriesische Dorfnovelle in Versen, die durch das Meer und sein elementares Wirken einen packenden Hintergrund erhält. Dörr beklagt es zum Schlusse, daß eine umfassende Darstellung der plattdeutschen Litteratur noch immer fehle. — Mit der berliner Zeitungskritik und der schnellfertigen Art, mit der sie unlängst über die Neuaufführung von Friedrich Hebbels „Herodes und Mariamne" abgeurteilt habe, geht ein polemischer Artikel von Fritz Lienhard ins Gericht.

Nord und Süd, Heft 266. Die sirenenhafte Gestalt der Madame Julie Récamier, deren Schönheit einst so viele Köpfe verdrehte, übt immer wieder ihre Anziehungskraft auf die Chronisten aus. Ihren 50. Geburtstag (11. Mai) hat Tony Kellen zu einer historischen Studie über sie benutzt, worin die lange Reihe ihrer Anbeter in chronologischer Folge vorüberzieht: Lucien Bonaparte, Eugen Beauharnais, Prinz August von Preußen (der sie heiraten wollte), Benjamin Constant, Chateaubriand u. s. w. Ueber den Grad ihrer Tugend, den von jeher einige sehr hoch, manche ziemlich niedrig einschätzten, gehen die Ansichten noch immer auseinander. Das Alter hatte ihrer Schönheit noch wenig anhaben können, als sie 1849 über siebzigjährig der Cholera erlag. — Ernst Rosmers Schaffen ist der Gegenstand eines Essais von Hans Landsberg, der den Höhepunkt ihres Könnens in der — eben in Wien abgelehnten (s. unten) — Komödie „Tedeum" findet, demnächst in „Dämmerung". In den „Königskindern" sei die erstrebte Einheit zwischen der Naivetät des Märchens und dem Ernst der modernen Weltanschauung nicht erreicht, und die noch unaufgeführte Tragödie „Themistokles" lasse trotz großer Schönheiten das wahre Griechentum vermissen. Rosmers Novellen zeigen „durchweg den sprunghaft-rastlosen Stil des Dramatikers, jenes Drängen zur Katastrophe, das nur ihm eignet".

Der Türmer. I, 8. Ein Rückblick auf Leben und Schaffen Racines von Paul Seliger leitet das Maiheft ein. — „Frau stud. med." Helene Friederike Stelzner setzt die Unmöglichkeit und Zwecklosigkeit besonderer Frauen-Universitäten auseinander, wie sie von medizinischen Autoritäten, z. B. Waldeyer, vorgeschlagen worden waren, und giebt in der Schilderung der Empfindungen und Affekte, denen die Medizin studierende Frau anfangs unterworfen ist, ein interessantes Stück moderner Frauenpsychologie. — In einer Zusammenstellung von Notizen, die das englische Geistesleben betreffen, wird festgestellt, daß die Liebe der Engländer für ihren großen Humoristen Charles Dickens noch eher im Steigen, als im Abnehmen begriffen ist. Gegenwärtig erscheinen wieder zwei neue Gesamtausgaben seiner Werke, die Temple-Edition und die Gadshill-Edition; die letztere wird von dem bekannten Litterarhistoriker Andrew Lang mit Einleitung und Kommentar herausgegeben.

Velhagen und Klasings Monatshefte. XIII, 9. Ueber Ludwig Fuldas Persönlichkeit und litterarische Laufbahn plaudert Fedor von Zobeltitz. Man erfährt daraus, daß der Dichter des „Talisman" ursprünglich auf Wunsch seines Vaters, „eines der größten Kohlenhändler in Frankfurt a. M.", den Kaufmannsberuf ergreifen sollte, es jedoch durchsetzte, daß man ihn Philosophie und Litteraturgeschichte studieren ließ. Noch als Student errang er, ein Zwanzigjähriger, 1882 mit dem einaktigen Verslustspiel „Die Aufrichtigen" (bei Reclam erschienen) den Preis der wiener „Concordia"; 1883 ward er mit einer Dissertation über Christian Weise in Heidelberg zum Doktor promoviert. In München, wohin er dann übersiedelte, entstanden weitere Lustspiele, von denen der Einakter „Unter vier Augen" sich dauernd auf den Bühnen erhalten hat. 1888 begann mit der „wilden Jagd" die Periode seiner Bühnenerfolge, die 1892 mit dem „Talisman" ihren Höhepunkt erreichte. Neben der eigenen Produktion entfaltete Fulda auch eine ausgedehnte Uebersetzerthätigkeit, die sich hauptsächlich auf Molière, aber auch auf Rostand (Die Romantischen,

Cyrano de Bergerac), Cavallotti (Das hohe Lied) und Beaumarchais (Figaro) erstreckte. Unverdient wenig bekannt ist seine neuhochdeutsche Uebertragung der ältesten deutschen Dorfgeschichte, des mittelhochdeutschen kleinen Epos „Meier Helmbrecht“ (Halle, Otto Hendel). — Im selben Heft richtet sich ein kritischer Waffengang von Heinrich Hart gegen die Artistenlyrik, speziell gegen Stefan George und Arno Holz. Die Methode der rhythmischen Versprosazeilen, wie sie Holz kultiviere, sei nur eine Nachahmung von Walt Whitmans Vorbild. „Bei diesem eigenartigsten Dichter des Jahrhunderts ist die Form der rhythmischen Prosa ein notwendiges Ergebnis seines innersten Wesens. Ihm war es unmöglich, seine wilde Prärienlyrik, seinen indianerhaften Kampfestrotz, seinen weltweiten Pantheismus in die überkommenen Versmaße einzuzwängen, er mußte sich eine neue Form schaffen, die fessellos wie das stürmende Meer hinwogt. Bei Holz aber und seinen Genossen wirkt diese Form wie ein Riesenmantel, in den ein Zwerg seine Glieder hüllt.“

Die Zukunft. VII. Zu der Auseinandersetzung über den Anteil der Frauen an der modernen Litteratur und ihre neuen Aufgaben (Litt. E. Sp. 578 und 702) haben sich noch zwei andere Damen zum Wort gemeldet: in Nr. 28 Adele Gerhard, die sich namentlich von der psychologischen Erschließung der Mutterschaftsprobleme „eigenartige Bereicherungen“ des litterarischen Stoffgebiets verspricht, und in Nr. 32 Ella Orienter (Paris), die solchen Hoffnungen entgegentritt und betont, daß das „Frauenhafte“ in der Frauendichtung, was Laura Marholm und Frau von Bülow gefordert hatten, sich mehr in dem „Wie“ als in dem „Was“ des weiblichen Schaffens werde zeigen müssen. — Im gleichen Hefte untersucht Camille Mauclair die ausländischen Einflüsse, denen das „neue Frankreich“ auf geistigem und künstlerischem Gebiete neuerdings unterliege, und stellt für die Litteratur besonders den starken Einfluß des russischen Romans und des skandinavischen Dramas fest, während in der Musik deutsche, in der Kunst englische Einwirkungen vorherrschten: doch sei in alledem keine Sklaverei, sondern nur ein „Austausch“ zu sehen, durch den Frankreichs nationale Eigenart keinesfalls gefährdet werde. — Nr. 33 enthält den Artikel Roseggers über die Persönlichkeit Jesu, der in Oesterreich zu der Beschlagnahme des „Heimgarten“ geführt hat. — Eine Studie des norwegischen Dozenten Dr. Chr. Collin über „Kämpfender und passiver Realismus“ findet die Ursache der litterarischen Dekadenz darin, „daß die Dichter den Gedanken zu entwaffnen versucht haben, eine unkriegerische und waffenlose Vorstellung des Lebens einzuführen“. „Solche Anschauungsweise mußte auch dem artistischen Wahn besonders willkommen sein, den Arbeiten und Kämpfen der bürgerlichen Gesellschaft fern zu bleiben, sich über den ganzen ‚menschlichen Ameisenhaufen‘ zu erheben und sich an die artistische Wirkung der angeschauten Vorgänge zu halten.“ — Ein kleiner Essai über Giosuè Carducci von P. Zendrini (Mailand) ist aus Nr. 34 hervorzuheben.

Eine kleine Studie von Dr. med. Max Dreßler (Karlsruhe) in den „Preußischen Jahrbüchern“ (96. Bd., 2. Heft) geht dem tieferen Sinn der Prometheus-Sage auf die Spur. — Im Maiheft (I, 8) des „Kunast“ (Oppeln) betrachtet Ludwig Zapf die mittelalterliche Dorflyrik Neidharts von Reuenthal besonders auf ihren kulturhistorischen Gehalt hin. — In den „Monatsblättern für deutsche Litteratur“ (III, 8) wird Prinz Emil Schönaich-Carolath als Lyriker von K. E. Knodt, im „Kunstfreund“ (Saarbrücken; II, 8) Ludwig Jacobowski von Dr. Hanns H. Ewers in einem eingehenden Essai gewürdigt. — In der Halbmonatsschrift „Neuer Parnaß“ (Berlin, E. Ebering; II, 5 ff.) macht sich Max Bruns mit einer längeren Aufsatzreihe zum Interpreten des Lyrikers Alfred Mombert. — In den „Internationalen Litteraturberichten“ (VI, 9) sucht ein Nekrolog von Franz Wagenhofen die litterarische Bedeutung Eduards Pailleron abzugrenzen. — Alte Studentenlieder aus dem vorigen Jahrhundert teilt in den „Akademischen Monatsheften“ (München-Starnberg, XVI, 1) Dr. W. Fabrizius aus einem handschriftlichen kieler Liederbuche mit. — Den Anschauungswandel, der sich in Maeterlincks neuem Buche „Weisheit und Schicksal“ kundgiebt, beleuchtet eine Skizze „Der neue Maeterlinck“ von Otto Werner im berliner „Neuen Jahrhundert“ (I, 33). — Ueber „Friedrich Nietzsche als Lyriker“ spricht Kurt W. Goldschmidt in den breslauer „Monatsblättern“ (25, 4)

Die münchener „Revue franco-allemande“ hat eine Rundfrage darüber veranstaltet, ob eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich „wünschenswert, möglich und nahe bevorstehend“ sei. Die von deutscher Seite eingelaufenen Antworten werden in der Doppelnummer 8/9 veröffentlicht, darunter solche von Bebel, Harden, Th. Lipps, Mommsen, Naumann, Nordau, Schmoller, Schönlank, v. Stengel, ferner von Bierbaum, Bleibtreu, M. G. Conrad, Jacobowski, Lingg, Schaukal, Schlaf, Wildenbruch, Wolzogen u. a. Die Antworten lauten auf den ersten Teil der Frage ausnahmslos, auf den zweiten in der Mehrheit bejahend, auf den letzten fast durchweg skeptisch.

Musik-Zeitschriften.

Daß die „Bayreuther Blätter“ dem Andenken des verstorbenen Musikästhetikers Friedrich von Hausegger einen wertvollen Nachruf widmen würden, war zu erwarten: in ihrem IV./V. Stück tragen sie diese Ehrenschuld mit einem ausgezeichneten Artikel aus der Feder von Dr. Richard Louis auf würdigste Weise nach; es ist unstreitig das tiefste, was zu diesem Trauerfall geschrieben worden ist. Sonst interessiert diesmal nur noch die eigenartige Beilage „Bärenhäuter-Blätter“ — zehn intime, enthusiastische Briefe über das neue Werk „Jungmeisters“ von Franz Muncker, M. G. Conrad, Schönaich, Chamberlain, Batka, Reuß, Merz u. a. Mag man immerhin einen Protest gegen derartige Entgleisungen des vornehmsten Wagner-Organes in diesem Falle unterdrücken, so ist doch gegen die fast ausschließlich von Bayreuther Seite immer wieder unternommene Hinaufschraubung eines anderen Komponisten-Talentes desto nachdrücklicher einmal Stellung zu nehmen, eines Talentes, von dem es sicher zu hoch gegriffen ist, wenn es in Prospekten u. a. heißt, daß „seine Balladen von genialer Gestaltungskraft zeugen“. Wir meinen damit den liebenswürdigen Martin Plüddemann, dessen schöne, kerndeutsche Begabung und edelernstes Streben kein Vorurteilsloser je abstreiten wird, dem aber zur Ursprünglichkeit des Genies so ziemlich alles fehlt.

Das „Musikalische Wochenblatt“ brachte in seiner Nr. 14 aus den Universitäts-Verzeichnissen eine sorgfältige Zusammenstellung aller Vorlesungen über Musik an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen für das Sommer-Halbjahr 1899; sie zeigte ein hocherfreuliches Wachstum dieses jungen, von den hohen Fakultäten noch allzu sehr zur Aschenbrödel-Rolle verdammten Wissenschaftszweiges. Außerdem vermerken wir aus der selben und den folgenden Nummern dieser leipziger Fachzeitung eine scharfe Abfertigung von Wendelin Weißheimers „Erlebnisse mit Wagner, Liszt und anderen Zeitgenossen“ (von Dr. R. Sternfeld) und ferner (Nr. 20) eine recht günstige Beurteilung der jungvlämischen Oper „Die Herbergsprinzessin“ von Jan Blockx. Unter den zahlreichen Musik-Briefen bietet einer (14/15) über das Bostoner Musiktreiben von dem Nietzsche-Schüler Dr. L. Kelterborn eine angenehme Abwechselung, wie ebenso in der „Oesterr. Musik- und Theater-Ztg.“ (12—14) solcher aus Genf, Triest, San Franzisko und Buenos Aires. Die „Poesien fin de siècle“ von Arthur Barde in letztgenannter Zeitschrift sind meist recht albern, die einzige Oase, oft auf weite Strecken hinaus, bilden die Referate des kenntnisreichen wiener Musikschriftstellers Prof. Dr. Theodor Helm, der alles

Neue gewissenhaft prüft und, das Beste zu behalten, niemals versäumt zu empfehlen. — Ungleich reichhaltiger erweist sich das andere wiener Fachblatt, die „Neue musikalische Presse", die namentlich in ihrer Nr. 14 eine Fülle belehrender Aufsätze brachte: Perosi-Artikel mit musikalischen Analysen, eine ausgeführte Besprechung des gelehrten „Kirchenmusikalischen Jahrbuches 1899", „Eine Erinnerung an Johannes Brahms", Bildnisse, Charakteristik und Bericht über die drei Komponisten-Pianisten, die den wiener Bösendorfer-Preis für das beste neue Klavier-Konzert davongetragen haben u. s. w. Aus den unmittelbar folgenden Nummern treten anregende Berichte über Hugo Wolfs „Corregidor" (anläßlich der prager Erstaufführung), Gustav Mahlers große C-moll-Symphonie, den Besuch des moskauer Synodalchores in Wien u. a. besonders hervor.

Aus der „Neuen Musik-Ztg." (8/9) wüßten wir nur Spezialcharakteristiken der Komponisten August Klughardt und August Enna diesmal anzuführen; aus dem Kunterbunt der „Redenden Künste" sodann (30—33) an beachtenswerten litterarischen Beiträgen einen Bericht Otto Sonnes über „Der Prior von San Marco", das neue, zu Darmstadt gegebene Savonarola-Drama von Carl Hepp, biographische und ästhetische Skizzen von Paul Kunad über Max Kretzer, über die „Neue Vertikalachsen-Poesie" der Arno Holz und Genossen u. a. Weiterhin vermerken wir aus den „Blättern für Haus- und Kirchenmusik" (Heft 4/5) als weitere Kreise angehend: Dr. Max Zengers beherzigenswerte Auseinandersetzung „Ueber Gesang und Gesangslehre vom praktischen Standpunkt" — aus der zum mindesten die reife und reiche Erfahrung vieler Jahre spricht, sowie die aus etwas trüben historischen Quellen schöpfende Abhandlung von Elsbeth Friedrichs: „Clara Schumann und ihre Zeit". — Auch die „Berliner Signale" geben uns in ihren Nummern 7—9 eigentlich nur Anlaß, die lesenswerten „Momentbilder von der berliner Joachim-Feier" aus der Feder des gewandten Feuilletonisten Max Kahlenberg an dieser Stelle herauszuheben, sowie allenfalls noch Rodnagels Charakteristik „Gustav Mahler als Liederkomponist", Fritz Volbachs Würdigung der „Hey'schen Duette", Dr. R. Hohenemsers Analyse des neuen „Passions-Oratoriums" von Felix Woyrsch (für das in letzter Zeit, ganz ebenso wie für Klughardts Neuheit: „Die Zerstörung Jerusalems", viel Stimmung gemacht wird) und ein Eintreten Dr. R. Sternfelds für R. Wagners Ballade „Die Grenadiere" hier einfach zu registrieren.

Die von A. Eccarius-Sieber redigierte, bei C. F. Schmidt in Heilbronn verlegte „Kammermusik" hat mit den ersten Nummern ihres neuen (dritten) Jahrganges eine beträchtliche Erweiterung erfahren. Namentlich haben wir uns gefreut, eine so warme und eingehende Anerkennung der viel zu wenig noch geprüften und erkannten L. Ramannschen „Allg. musikalischen Erzieh- und Unterrichtslehre" in diesem Rahmen vorzufinden, dazu einen sehr praktischen Vorschlag Prof. Hermann Ritters zur Schlüssel-Vereinfachung in der Notierung für Violoncello und Bratsche, einen interessanten zusammenfassenden Bericht des Herausgebers über das „Züricher Musikleben", einen Feuilleton-Auszug aus des guten alten E. T. A. Hoffmann „Kapellmeister Kreißler" und einen Wiederabdruck der instruktiven Abhandlung Dr. Oskars von Hase über den Abschluß des Handschriftenzeitalters in Musiklitteratur und Musikpflege. — Auch das scheinbar nur an Spezial-Interessenten sich wendende Organ „Der Kunstgesang" von Professor Schultze-Strelitz in Berlin hält sich fortgesetzt auf einer respektablen litterarischen Höhe. So ist z. B. die aufschlußreiche Untersuchung von Wilhelm Mauke über „Das neue Lied, Materialien zur Erkenntnis der modernen Lyrik" (in den Nrn. 24 und 1—7) zweifellos das Beste und Zutreffendste, was über diese noch sehr heikle Materie an Gedrucktem bisher existiert, weit über Prof. Kretzschmars ziemlich unbrauchbarer, weil einseitiger Charakteristik im Peters-Jahrbuch 1897 stehend. Doch durften Liederkomponisten wie Hermann Behn, Hans Herrmann und Gustav Brecher nicht so unverzeihlicher Weise übergangen werden.

Otto Leßmanns geschickt geleitete „Allg. Musik-Zeitung" (Berlin) hat kürzlich (Nr. 14) eine wohlmotivierte und jedenfalls durchaus zeitgemäße öffentliche Rundfrage ausgegeben, des Inhaltes: „Hängt die günstige Akustik der Konzertsäle vom Zufall oder von Berechnungen ab?" — eine Angelegenheit praktischer Statistik, der man nur die weiteste Verbreitung wünschen kann. In derselben und der darauf ausgegebenen Nummer bespricht Dr. Hugo Goldschmidt recht übersichtlich die Ergebnisse der jüngsten amtlichen Konferenz zur „ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnensprache" vom fachmännischen Gesichtspunkte aus. Obschon er (und wohl mit Recht) darüber Klage zu führen hat, daß im wesentlichen nur Vertreter der Wissenschaft die maßgebenden Faktoren. bei jener Zusammenkunft waren, die Versammlung es hingegen durchaus versäumt hatte, sich — schon zur Stärkung ihrer eigenen Autorität — auch Männer der praktischen Kunstübung, mit den nötigen phonetischen Kenntnissen ausgestattet, anzugliedern (Koryphäen wie Stockhausen, Hey, Hermann fehlten, die Theaterleiter ꝛc. traten vor so viel Weisheit allzu bescheiden in den Hintergrund!) kommt der Verfasser doch zu dem versöhnlichen Schlusse: „Mögen auch Wissenschaftler und Praktiker nicht überall zuzustimmen gewillt sein, im Interesse des über alles wünschenswerten Erfolges mögen sie die alte Streitaxt begraben und sich der einstweilen getroffenen Entscheidung unterwerfen." In Nr. 16 beginnt Peter Raabe eine gut fundierte Abhandlung „Ueber die Verwendung von Geräuschen in der Oper", die zur Zeit noch nicht abgeschlossen vorliegt, von der sich aber schon jetzt übersehen läßt, daß sie unter allen Umständen einen fördersamen Beitrag zur „Dramaturgie des Musikdramas" auf einem seltsamer Weise noch recht unbebauten Boden bedeutet. Endlich dürfte diese Zeitschrift den Vogel unter ihren Konkurrentinnen abgeschossen haben durch ihre zur Dortmunder Tonkünstler-Versammlung gestellte Fest- und Reklame-Nummer (19/20). Zwar bringt auch Nr. 10 der „Berl. Signale" zu gleichem Zwecke über die bei diesem Musikfest zu Gehör kommenden größeren Neuheiten überaus eindringende, klare Analysen. Allein jene Festnummer enthält darüber hinaus noch einen aufklärenden Begrüßungsartikel des Herausgebers zum Musikertag, einen Gedenkaufsatz zu Otto Nikolais 50. Todestag, Bilder von diesem und Franz Liszt, das Autogramm-Faksimile eines Canons von Brahms, eine kurze Erinnerung an des verdienstvollen Musikgelehrten Ad. B. Marx 100jährigen Geburtstag, Besprechungen von Ed. Reuß' Liszt-Biographie, der „Ges. Aufsätze über Hugo Wolf" u. v. a. m.

Weimar. *Arthur Seidl.*

Oesterreich.

Die Wage. Einen von der üblichen Verhimmelung sich frei haltenden Nekrolog für Pailleron giebt in Heft 18 Rudolph Lothar. Er nennt ihn oberflächlich, freilich sei seine Geschicklichkeit so groß, daß sie eben die Oberflächlichkeit hinwegzutäuschen vermögen. Modern sei er vor allem in der Schilderung des Milieus. Im gleichen Heft giebt Lothar eine mit Recht scharf abweisende Kritik des wiener Schlüsselromanes „Götzendienst" aus der Feder eines Banquiers (Adolf Dessauer), der in Wien einige Zeit Staub aufgewirbelt hat. — Aus den folgenden Heften sind J. J. Davids italienische Briefe, ein Nachruf auf Ludwig Büchner von Wilhelm Bölsche und ein Essai von Max Messer über Maurice Maeterlinck hervorzuheben.

Lechners Mitteilungen. Einen kurzen Uebersichtsartikel über die dichterische Thätigkeit Antons von Perfalls bringt Nr. 10. — Besser ist ein Essai von Franz Wolff über August Strindberg, wiewohl er der Bedeutung des schwedischen Dichters nicht ganz gerecht wird.

Wiener Rundschau. In scharfem Gegensatz gegen die hier mehrfach besprochenen Anschauungen von Arno Holz über „Neue Lyrik“ spricht sich ein einstiger Mitkämpe Johannes Schlaf in einem beachtenswerten Aufsatz „Zur Entwicklung der lyrischen Technik“ aus. Mancher sei heute der unglaublichen Ansicht, es könne eine Kunstform möglich sein, die ein unüberbrückbarer Abgrund von aller bisherigen Entwicklung trenne. So könne es in der Lyrik unmöglich darauf ankommen, z. B. den Reim zu beseitigen; so erschöpft seine Mittel auch erscheinen mögen, eine starke Individualität wird es dennoch jeden Augenblick zuwege bringen, wieder und noch einmal „Liebe“ und „Triebe“ in einer Weise zu reimen, vor der jede Kritik des nörgelnden Pedantismus verstummt. . . Unsere ganze neuerliche Kunst und Aesthetik, die die alten Rhythmen durch einen neuen unerhörten, noch nie dagewesenen Normalrhythmus ersetzt, dufte viel zu bedenklich nach Studien und Experiment. Anfang, Mitte und Ende aller Kunst sei nach wie vor die Individualität und zwar diejenige, die den Gedanken- und Gefühlsgehalt am eindringlichsten darzustellen vermöge, mit welchen Mitteln, das sei ihre Sache. „In diesem Sinne, aber nur in diesem Sinne, werden wir heute in unserer Lyrik auch diese und jene Erscheinung gelten lassen können, deren übrige theoretisch-ästhetische Art lediglich von bedauerlicher, jedenfalls nebensächlicher Bedeutung ist.“ — Von den übrigen Beiträgen ist Richard Muthers Velasquez-Artikel hervorzuheben.

Die Zeit. Nr. 239. Aus einer Studie über „Klassizität und Germanismus“ teilt Verner v. Heidenstam (Stockholm) einen zur Polemik sehr herausfordernden „Essai über den Humor“ mit. Der Humor, heißt es da, ist ein Plebejer, während die Ironie und der beißende Witz Aristokraten sind. Bekanntlich stammt der eigentliche Humor von den Angelsachsen, Deutschen und Skandinaviern, also von Völkern, die ausgerüstet standen mit sittlicher Kraft und viel Gutmütigkeit, aber wenig entwickeltem Schönheitsgefühl. Ein antiaristokratischer Zug kennzeichnete frühzeitig diese Stämme, in deren Kunst man beständig ein Gesumme von volkstümlichem Lachen und Tanzen zu hören vermeint. Fehlt es einem Kunstwerke an Humor, so erklären wir dies ohne weiteres für einen entscheidenden Fehler (?). Was wir heutzutage Stil nennen, ist eine Mischung von allem möglichen von Humor, kleinen spitzigen Ausfällen, akustischen Wortzusammenstellungen aus Dickens manierierter, schlechter Prosa. Dagegen haben sich die Völker, die am nächsten den klassischen Einflüssen erzogen wurden, für humoristische Strömungen aus dem Norden stets unempfänglich erwiesen. Sie haben es nicht bedauert. Denn liegt nicht — wenn wir uns zur Ehrlichkeit zwingen — doch noch die Divina Commedia zwei oder mehr Treppenstufen höher, als selbst Shakspere und seine englischen Zeitgenossen? — Im selben Hefte steuert noch Hugo Greinz einen Litteraturbrief aus Linz bei, der von den Provinztalenten Weilhart, Hafner, Schullern und Hans Seebach berichtet. In der folgenden Nummer (240) erzählt Hermann Bahr von einem Besuche bei Gabriele d'Annunzio, von dem er ein charakteristisches Porträt entwirft: „Ein junger Mann, ganz klein, sehr agil, von merkwürdigen Bewegungen, die man förmlich klappern hört . . . er hat etwas von einer Puppe, von einem Automaten, dazu eine harte und starre Miene, wie eine Maske, der man die glatten roten Haare und das spitze, dünne rote Bärtchen angeklebt hätte. Nur die Augen leben, schnelle unruhige, suchende Augen, die immer fragen, zu lauschen scheinen und sich nicht beschwichtigen lassen; gar nicht schwärmerisch und verträumt, gar keine Augen des Poeten, sondern eher eines Rechners oder Spielers . . . In D'Annunzios Erscheinung ist das Provokante junger Abenteurer und Eroberer mit dem Müden und Untröstlichen alter Familien, die zu lange gelebt haben.“ — Das gleiche Heft bringt außerdem einen Artikel von Professor Georg Loesche, worin die völlige Haltlosigkeit des Märchens von Luthers Selbstmord nochmals aufgedeckt wird; ferner die Fortsetzung von Josef Becks Studien über das „Südslavische Volkstum in Montenegro“.

Wien. *A. L. Jellinek.*

Ungarn.

An der Spitze des Mai-Heftes der „Budapester Rundschau“ (Budapesti Szemle) nimmt eine gründliche Studie von Ludwig Joób, betitelt „Blicke in das kommende Jahrhundert“ ihren Anfang, die an ein englisches Werk des selben Titels anknüpft, herausgegeben vom Preßausschuß der organisierten englischen Arbeiter und verfaßt von zehn hervorragenden sozialistischen Schriftstellern. Neben den großen wirtschaftlichen und politischen Problemen, deren Lösung dem nächsten Säculum zufällt, erscheinen in dem bedeutsamen Buche auch Erziehung, Kunst, Litteratur und Frauenfrage behandelt. Im vorliegenden Artikel würdigt der ungarische Kritiker insbesondere die geistvolle, in vielem überzeugende Arbeit von William Morris „Das sozialistische Ideal in der Kunst“ (The socialist ideal in the art), worin der Autor seiner Unzufriedenheit mit der heutigen Kunstauffassung Ausdruck giebt und von der Herrschaft des Sozialismus erst das Erstehen der wahren und vollen Kunst erwartet. Er giebt dem Künstler die ganze Welt als Gegenstand mit Ausnahme dessen, was, ob es auch auf Verstand und Gefühl wirkt, nicht zum Gesichtssinne spricht. Dieser Rahmen ist nun einerseits sehr eng, andererseits sehr weit, sehr eng, weil daraus z. B. die Musik fast ausgeschlossen erscheint, sehr weit, weil alles Sichtbare würdig erklärt wird, der Kunst zum Objekte zu dienen, eine Auffassung, die selbst der kühnste Naturalist nicht unterschreiben dürfte. Dagegen spricht Morris manches prächtige Wort von der Berufenheit der echten Kunst, innere und äußere Beziehungen zum Denken und Streben, zum Leben und Fühlen des Volkes zu gewinnen. — In demselben Hefte liefert Ignaz Kunos in dem Artikel „Die Scherze des Nassr-edin“ ebenso interessante, als unterhaltsame Beiträge zur Kenntnis der türkischen Volkslitteratur humoristischer Art; ein mohamedanisches Seitenstück zu unserem Till Eulenspiegel taucht in diesem lustigen Philosophen aus der Zeit Harun-al-Raschids vor uns auf, das die nähere Bekanntschaft lohnt. — Der dichterisch hochbegabte Andreas Kozma stellt in einem Artikel „Der deutsche Barde unseres Freiheitskrieges“ Moriz Hartmanns Verhältnis zum ungarischen Freiheitskampfe im Jahre 1849 dar und fügt ein halbes Dutzend meisterlicher Nachdichtungen aus Hartmanns „Reimchronik des Pfaffen Maurizius“ bei.

Im 2. Hefte des laufenden Jahrganges der „Litterarhistorischen Berichte“ der ungarischen Akademie der Wissenschaften erhält ein altungarischer, bisher wenig gekannter Poet, Graf Ladislaus Teleki der ältere, ein litterarisches Denkmal. Man hat die Dramen dieses Pfadfinders des nationalen magyarischen Theaters für verloren angesehen; sie befinden sich aber im Manuskriptenschatze der Akademie-Bibliothek. Interessant für ein deutsches Publikum ist, daß Teleki schon im Jahre 1782, also 22 Jahre vor Schiller, die Tellsage und die schweizer Freiheitsbewegung dramatisiert hat. — Das Aprilheft des „Akademischen Anzeigers“ (Akadémiai Értesítő) enthält die ausführlichen Berichte der Preisrichter-Kollegien über die Bewerbungen um den, auf ein Trauerspiel ausgesetzten Teleki-Preis und um den, einem Gedichte zufallenden Farkas-Raskó-Preis, ersterer von Eugen Rákosi, letzterer von Stephan Hegedüs erstattet und zu gediegenen Betrachtungen über die ungarische Dramatik und Lyrik der Gegenwart ausgeweitet. Albert Lehr giebt ein Fragment aus seiner vortrefflichen „Hermann und Dorothea“-Uebersetzung.

Die ungewöhnliche Regsamkeit des litterarischen Getriebes Ungarns spiegelt sich treu in „Magyar Kritika“ (Ungarische Kritik). Wir finden in den letzten Heften eingehende kritische Studien über Julius Pekárs

„Don Juan", Dionysius Spürys „Dramatische Eindrücke", über das jüngst mit äußerem Erfolg auf der ersten Bühne des Landes aufgeführte Drama des Schauspielers Emerich Császár „Sündige Liebe" und das wertvolle Dramolet „Die Robinsone" von Emil Makai, das Ludwig Fulda dem deutschen Theater vermitteln will, weiter über desselben Poeten „Neuere Gedichte", die Novellensammlung Viktor Rákosis „Morsche Kreuze", Franz Herczegs Roman „Geschichte eines Mädchens", u. s. w.

In Josef Kiß' besonders beliebter „Woche" (A Hét) erscheint der allwöchentliche Durchschnitt des geistigen Lebens in Ungarn, beziehungsweise in dessen Hauptstadt gegeben. In den letzten Nummern (seit April) war ein Artikel dem jung verblichenen Zoltan Petöfi, dem Sohne des großen Nationalbarden, und diesem selbst ein tief empfundenes Gedicht (von Arpád Päßtor) gewidmet. Ueber die, in Wien aufgeworfene Frage des Erscheinens der Autoren auf der Bühne äußern sich, zumeist aphoristisch und mehr mit Humor, als mit Ernst, zahlreiche Schriftsteller, Kritiker und Theaterleute, darunter Maurus Jókai, Karl Murai, Ludwig Bartók, Emil Makai u. A. Doch ist die Frage hier nicht so gestellt, ob Autoren überhaupt erscheinen sollen, sondern wie, d. h. in welcher Kleidung sie erscheinen sollen, aber nicht wenige der Interpellirten beantworten zugleich jene nicht gestellte Frage und zwar zumeist in verneinendem Sinne. Zoltan Ambrus, ein trefflicher Kenner der modernen französischen Litteratur, giebt ein feines Porträt des jüngst verstorbenen Pailleron.

Die moderne Kunstzeitschrift „Der ungarische Genius" (Magyar Géniusz) geht auch an den, für die Zeit charakteristischen Früchten des nationalen und internationalen Schrifttums nicht vorbei. Wir finden in den illustrativ mit besonderem Reiz ausgestatteten, jüngsten Heften in dieser Beziehung manches kernige Wort. So ein Artikelchen über die Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" in der Altofener Arena, voll harter Vorwürfe gegen die Leitung des großen Nationalinstituts, daß sie nicht rasch nach diesem mächtigen Volksdrama gegriffen und durch ihr Versäumnis das hauptstädtische Publikum gezwungen hat, sich die Bekanntschaft des Werkes auf weitem Umwege zu schaffen; der Artikel fordert zur endlichen Aufgabe des chauvinistischen Vorurteils auf, das alle neueren deutschen Stücke von vornherein für schlecht hält. In Heft 17 ist im Faksimile ein bisher unbekannter Brief des Dichters Michael Tompa mitgeteilt, worin das tragische Geschick des wahnsinnig gewordenen Schriftstellers Bajza rührend teilnahmsvoll glossiert wird. Den ersten ungarischen Romancier, Georg Bessenyei, dem dieser Tage sein heimatlicher Gau ein Monument errichtet hat (s. oben Sp. 1089), würdigt ein Artikel im letzterschienenen Hefte 20.

Wien. *Heinrich Glücksmann.*

Frankreich.

Der hundertjährige Geburtstag von Honoré de Balzac giebt allen Tagesblättern Anlaß zu vielspaltigen Leitartikeln. Diese Gelegenheit benützt auch die Revue de Paris (1. Mai), um eine neue Serie ihrer merkwürdigen „Lettres à l'Etrangère", die Graf Spoelberg von Lovenjoul mit so viel Geschick herausgiebt, zu bringen.*) Bekanntlich war diese „étrangère" die polnische Gräfin Hanska, mit der Balzac jahrzehntelang korrespondierte, bis er sie endlich heiratete, und die Briefe sind fast das einzige intime Dokument über den Verfasser der „Comédie humaine", das wir besitzen. Da enthüllen sich alle Qualen des Schaffenden, alle Schmerzen dieses Mannes, der zur Höllenarbeit verurteilt war. Einmal erzählt er, daß er an vier Romanen für Zeitungen zugleich arbeitet und noch an einen fünften für einen Buchhändler, dann klagt er über das langwierige Durchkorrigieren und Ueberarbeiten oder über die zeitraubenden gesellschaftlichen Beziehungen, aber über dem allen schwebt die warme, heilige Liebe seiner großen Seele. — Das zweite Mai-Heft enthält ungedruckte Memoiren des Herzogs von Choiseul über sein Verhältnis zur Frau von Pompadour, dann einen Aufsatz von Albert Pingaud über den Abrüstungsversuch Napoleons des Dritten im Jahre 1863, wo gezeigt wird, daß sowohl vor wie nach dem Kriege von 70/71 Mittel gesucht wurden, um die Schäden des bewaffneten Friedens zu beseitigen.

Sehr interessant hat sich die von Fasquelle verlegte und von dem berühmten Advokaten Fernand Labori herausgegebene Grande Revue (frühere Revue du Palais) entwickelt. Sie bemüht sich als Monatsschrift unabhängige und solide Artikel zu geben, die einen definitiveren Charakter als diejenigen der Halbmonatsrevuen haben. Emile Duclaux, der Leiter des Instituts Pasteur, beginnt im Mai-Heft eine längere Studie über die Mängel des öffentlichen Unterrichts, worin er besonders empfiehlt, das Lehrerpersonal zu größerer Freiheit zu erziehen. Weiter bespricht Emile Faguet drei Werke von Espinas, P. Sagnac und André Lichtenberger über den Sozialismus in der französischen Revolution und frägt sich, in welcher Beziehung die Prinzipien von 1793 zu dem modernen Sozialismus stehen. Zum Schlusse heißt es: „Die französische Revolution war bewußterweise nicht sozialistisch, oder wenigstens in sehr geringem Maße. Ihre Prinzipien waren sozialistisch, obwohl sie es selbst nicht glaubte, das Werk dagegen, das sie hinterlassen hat, war es nicht.

In der Nouvelle Revue 1. Mai schreibt Antoine Albalat, dem wir ein so vorzügliches Buch über den Stil verdanken, über Balzac am Schlusse einer längeren Untersuchung: „Ein erstaunlicher Dichter, ein philosophisches Gehirn, ein üppiger Analytiker, ein grenzenloser Träumer und Universalbeobachter, wunderbar in der Feinfühligkeit seiner Nüancen, ein Riese mit zarter Seele, geboren um alles zu erraten, mit der Fähigkeit alles zu verstehen und alles zu übertragen, volkstümlich, berühmt, in allen Sprachen gedruckt, hat er uns die industrielle und moralische Epopöe der Gesellschaft unter dem ersten Kaiserreiche und der Restauration gegeben. Er ist das leibhaftige französische Genie und überragt die Litteraturgeschichte eines halben Jahrhunderts. Seine unzerstörbare Gestalt wird ewig jung bleiben, neben den beiden größten Beschwörern des menschlichen Lebens: Saint Simon und Shakspere." — Einen weiteren Aufsatz zu einem anderen hundertjährigen Geburtstage, demjenigen Alexander Puschkins bringt B. Prilejaïew (15. Mai).

Einen großen „Seelenerwecker" nennt Roaul Deberdt in der Revue des Revues (1. Mai) den Journalisten und Romancier Latouche, bei dem Balzac krank, mittellos — und damals auch noch scheinbar talentlos — Unterkunft und Förderung fand. Latouche war ein etwas absonderlicher Romantiker mit viel Witz und Humor, aber auch mit einer grenzenlosen Sentimentalität, die ihn die geschlechtlose Liebe des Mann-Weibes erfinden ließ. Deshalb fand er auch ein so besonderes Gefallen an dem Mann-Weibe George Sand, als sie in ihrer exzentrischen Männertracht als junge Frau nach Paris kam. Latouche hatte 1828 den „Figaro" gekauft und nach Dutzenden zählten die Schriftsteller, denen er mit Rat und That zur Seite stand. — Im selben Hefte stehen gute Uebertragungen von Peter Altenberg, von Bret Cultet unterzeichnet, und eine Monographie über „Kosciuszko und die polnischen Legionen in Frankreich." — Im folgenden Hefte (15. Mai) tritt ein beißender Artikel von Anatole Leroy-Beaulieu über Rußland, Finland und die Friedenskonferenz besonders hervor, worin „unseren Freunden in Rußland" gehörig die Meinung gesagt wird; ferner eine vergleichende Studie von Camille Mauclair: „Der Bauer und der Handwerker im modernen französischen Roman".

Der Mercure de France giebt sich in seinen letzten Heften sehr englisch. Er hat mehrere Novellen

*) Von diesen Briefen erschien soeben der erste Band (1833—1842) in Buchform bei Calmann-Levy in Paris (Frcs. 7,50). D. Red.

von H.-G. Wells, dem englischen Jules Verne, übersetzt, und jetzt bringt Henry-D. Davray eine ironisch gehaltene Verurteilung des bekannten englischen Lyrikers, William Watson (geb. 1858), der kürzlich seine „Collected Poems" hat erscheinen lassen. Er besitzt trotz seiner „nullité", die ihm hier nachgesagt wird, eine beträchtliche Gemeinde und genießt sogar eine Staatspension von 100 Pfund jährlich. Davray spricht ihm so ziemlich alles ab: lyrischen Schwung, Gedanken, Gemüt, giebt aber zu, daß er ein vorzüglicher „Versemacher" sei, korrekt, kalt, unpersönlich.

Der sozialpolitische Teil der Revue Blanche (1. Mai) ist immer interessant, bringt aber diesmal wenig neues. Paul Hamelle erklärt wieder einmal dem Kriege den Krieg. Eine andere Meinung darf man ja gegenwärtig nicht haben. Der Aufsatz ist durch einige beigegebene Karikaturen und durch eine sehr schöne Zeichnung von Walter Crane wertvoll. — Natanson, der Kunstkritiker der Zeitschrift, sieht gern über die Tagesware der Salons hinaus und betrachtet, gelegentlich einer Ausstellung bei Durand-Ruel, das Verhältnis von Corot zu dem großen Impressionisten: Monet, Pissarro, Renoir, Sisley.

Paris. *Henri Albert.*

Italien.

Die Zeitschriften des letzten Monats bieten nur eine geringe litterarische Ausbeute. Zum Ersatz finden wir in der „Rivista Politica e Letteraria" (1. April) die Wiedergabe eines gehaltvollen Vortrages von Scipio Sighele über „die Geistesstörung in den Werken Gabriele d'Annunzios", des zeitgenössischen Dichters, der die litterarische Geschichte und Kritik in Italien mehr als jeder andere beschäftigt. Sighele, ein Schüler Lombrosos und Nordaus, verteidigt das Recht der psychologischen Wissenschaft, alle Ursachen, auch die krankhaften, in den Werken und Persönlichkeiten der Künstler und Schriftsteller aufzudecken, wodurch der Wert der genialen Geisteserzeugnisse nicht gemindert werde. „Die großen Geister bleiben immer die Leuchten auf dem Wege des Fortschrittes, auch wenn die Aerzte in ihrem Organismus Spuren der Entartung oder Geisteskrankheit auffinden". Da das Geisteswerk neben dem rein ästhetischen auch einen gesellschaftlichen Zweck habe, so sei auch der Denker zur Beurteilung berufen, und die soziale Bedeutung der Litteratur wachse in der Neuzeit in dem Maße, in welchem die allgemeine Aufmerksamkeit und Thätigkeit sich der Beseitigung der gewaltigen sozialen Mißstände zuwende. Um sie zu bekämpfen, müsse man sie kennen, und der Dichter könne sie in weiteren Kreisen und in eindringlicherer Weise bekannt machen als der Statistiker und Soziologe. Daher alle die Leiden, die Krankheiten, das Elend, das Verbrechen in der modernsten Litteratur, daher die Neurastheniker, die Wahnsinnigen, die Verbrecher bei Gabriele d'Annunzio. Sighele analysiert die Hauptfiguren in „Giovanni Episcopo", im „Innocente", dem „Sogno d'un mattino di primavera", den „Vergini delle roccie" und der „Città morta". Er hat im ganzen von des Dichters Werken den Eindruck einer überwältigenden künstlerischen Kraft, einer unklaren Mischung lauterer antiker und abstruser moderner Philosophie und — einer sittlichen Verirrung auf den heillosen Wegen des Uebermenschen, gegen dessen Ansprüche er sich als Anwalt der leidenden Menge mit aller Energie auflehnt.

In der „Rivista Moderna di Cultura" (II, 2) handelt F. P. Cesare von der „Funktion der Polemik in der Litteratur und Kultur". Er findet ihre Grundlage schon in dem geistigen Entwickelungsbedürfnisse des Menschen, das sein innerliches Fortschreiten an einen Ideenkampf knüpft, wie das physische und soziale Fortschreiten nicht ohne Kampf möglich ist. In der Geschichte, der Kunst, der Litteratur und Kultur beruht nach Cesare die Polemik ganz wesentlich auf dem sich immer erneuernden Gegensatz zwischen Jungen und Alten, von denen er die ersteren heutzutage nicht jung genug findet — weil zu sehr mit Wissen vom Vergangenen überladen und zu wenig mit der Fähigkeit begabt, Gegenwart und Zukunft sich zu eigen zu machen. — In demselben Hefte teilt C. Romano-Catania einige Gedichte aus der nur in wenigen Exemplaren (Neapel, 1874) gedruckten Sammlung „Esercizi di prosodia" von Vittorio Imbriani mit, in dem sich rücksichtslose Aufrichtigkeit gegen sich selber und große Tiefe des Gefühls mit Weltverachtung und Tadelsucht vereinigte.

In der „Nuova Antologia" (1. April) beendet L. Pullè seine „Vaterländischen Memoiren aus der Welt der Waffen, der Bücher und der Bühne", die die politische Geschichte der Fünfzigerjahre durch eine Menge kultur- und geistesgeschichtlicher Züge ergänzen. — Ein mehrmonatliches Gastspiel Ermete Zacconis in Rom giebt dem über die Maßen fruchtbaren und vielseitigen Tageskritiker Ugo Ojetti Anlaß zu einer Studie über den vielbewunderten Schauspieler, den er als den Typus des modernsten, die Auflehnung der Niedrigen gegen das soziale Joch verkörpernden Bühnenkünstlers bezeichnet. „Der Geschmack des Publikums und vorher bereits die Bühnenschriftstellerei haben durch diesen hartnäckigen, durch nichts zu erschütternden, von felsenfestem Zutrauen beseelten Rebellen eine neue Richtung erhalten. Vierzig Abende und vierzig Triumphe bei ausverkauftem Hause — und ohne eine einzige pochade! Nach jahrelanger Selbsterniedrigung besinnen wir uns also wieder darauf, daß der Einzelne und die Menge noch etwas anderes nötig hat als das Lachen — nämlich die Verherrlichung des menschlichen Willens im harten und blutigen Kampfe gegen die Vorurteile und Laster, die ihn ersticken. Ist es so, so hat man in Ermete Zacconi einen Apostel zu achten. — In der Nummer vom 16. April plaudert E. De Amicis geistreich und mit einer von scharfer Beobachtung und großer Menschenkenntnis zeugenden Gründlichkeit von der Bedeutung der „Sympathie" im Leben und in der Litteratur, nicht ohne pädagogische Nutzanwendungen zu ziehen, die die Sympathie für ihn und sein edles Gemüt noch erhöhen müssen. — Der Senator Gaetano Negri bespricht, mit Bewunderung für die reiche Phantasie, die feine Ironie und wirkungsvolle Satire, den 3. Band der Romanserie „Histoire Contemporaine" von Anatole France: „L'anneau d'améthyste", in dem die Entartung, die Verweltlichung, Heuchelei und Unmoral des französischen Klerikalismus mit Geist und Humor gezüchtigt wird. Er verhehlt nicht seine Bedenken gegen Bücher, wie dieses, in denen auf der einen Seite nur die Thorheit und Schlechtigkeit, auf der andern nur das ironische Lächeln der Skepsis in die Erscheinung tritt, während die heilbringenden und wirksamen Elemente: Liebe und Entrüstung, vermißt werden: „das Lächeln der vollkommenen Ataraxie ist ein todbringendes Narcoticum".

In der „Vita Internazionale" (Nr. 8) verherrlicht G. Pipitore Federico die „Poesie Religiose" Mario Rapisardis, den er nächst Shelley als „den größten modernen Dichter, in dessen Werken die wissenschaftliche Empfindung sich mächtig kundgiebt", bezeichnet. — A. Panzini reiht sich der Legion derjenigen an, die Nietzsches „Uebermenschen" bekämpfen; er erwartet von den hervorragend dazu veranlagten Italienern eine Ausgleichung zwischen den streitenden Tendenzen der Herrenmoral und der Gleichmacherei.

Der „Marzocco" enthält Besprechungen der durch William Rossetti veröffentlichten Briefe Dante Gabriel Rossettis, Ruskins und F. M. Browns (IV, Nr. 9) der Bovioschen Schrift „das Genie", in der die lombrososchen Theorien mit Geist und Belesenheit bekämpft werden (IV, Nr. 11), und von Henri Alberts französischer Uebersetzung von „Also sprach Zarathustra".

In der „Rivista Popolare" (IV, 18) handelt M. Rapisardi vom Verhältnis Alfieris zur Religion, das nach Foscolo aus seinen Werken nicht ganz klar wird. Rapisardi hält für hinreichend sicher, daß der „große Bürger von Asti" nicht kirchlich war, aber die Religion aller großen Seelen hatte, d. h. an ein Ideal der Freiheit, Gerechtigkeit und Güte glaubte.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Dänemark.

In Heft 4 von „Nord og Syd“ (Nord und Süd) setzt E. Gigas seine trefflichen „Ausgrabungen aus Bibliotheken und alten Archiven“ fort. Er giebt eine „Klagepredigt“ von Morten Rothenborg wieder, in der nach der klassischen Manier Abrahams a Santa Clara mit einem Stich ins Sentimentale einer „sehr hohen“ Persönlichkeit recht gründlich die Leviten gelesen werden. Das eigenartige Schriftstück enthält ein gutes Stück kulturgeschichtlicher Kritik. — Im gleichen Hefte findet sich ein „Auf St. Helena“ überschriebener Artikel vor, der die Stellung des verbannten korsischen Eroberers zur Frauenfrage recht ausführlich erörtert. Napoleon I. fand in der weltabgeschiedenen Muße seines Exils bekanntlich wiederholt Gefallen daran, seine Meinung über die sittliche und staatspolitische Mission des Weibes in Wort und Schrift näher darzulegen. Das hierüber vorhandene Material bestätigt die altbekannte Thatsache, daß der große Korse den intellektuellen Kompetenzen des Weibes im Prinzip eine weitgehende Wertschätzung einräumte: eine Auffassung, für die sich ihm in den beiden Hauptantagonisten seiner eigenen Person, Madame de Staël und der Königin Louise, naheliegende Stützpunkte darboten.

„Samtiden“. Hjalmar Christensen referiert über die neue Dichtung des norwegischen Schriftstellers Knut Hamsun „Viktoria“ in zustimmendem Sinne. Der junge Norweger hat sich weder durch die Widerwärtigkeiten auf der ersten Strecke seiner dichterischen Laufbahn noch durch die neuerlichen — vorzüglich von seinen deutschen Freunden ins Werk gesetzten — Erfolge verleiten lassen, dem Fluche dichterischer Verflachung auf dem Wege der Vielschreiberei anheimzufallen. Hamsun produziert langsam und mit Bedacht, wie es die ganze, ein wenig schwerfällige Art seiner Landsleute mit sich bringt; was aber seiner poetischen Schöpfungskraft entspricht, darf sich stets gleichwertig seiner ersten Glanzschöpfungen zur Seite stellen. Daß Hamsun möglicherweise im Laufe seiner ferneren Entwickelung sich zu Höhen dichterischer Vollendung emporarbeiten wird, die ihn zur Nachfolge eines Björnson, Lie oder gar Ibsens berufen erscheinen lassen, ist eine Voraussetzung, zu der dem Referenten bis jetzt keinerlei ernsthafte Anhaltepunkte vorzuliegen scheinen. — Das gleiche Heft der „Samtiden“ enthält den Schluß der schon früher von uns besprochenen Artikelserie über die russische Lyrik und ihre Hauptvertreter von Andreas Junge. Der Verfasser resumiert seine Ansicht dahin, daß der aus dem Osten stammenden Lyrik neben den Vorzügen dichterischer Selbständigkeit und Eigenart das Zeugnis einer feinsinnigen, tiefeindringenden Seelenmalerei ausgestellt werden muß. Von Ernst v. Wolzogen endlich bringt das Heft eine, so weit erkennbar, gut übertragene Arbeit des Titels „Im Jahrhundert der Gegensätze“, welche das dänische Publikum mit der glänzenden Schreibart des geistvollen deutschen Causeurs und Romanschriftstellers bekannt macht.

„Tilskueren“. Georg Brandes hat vor einigen Wochen, die Widerwärtigkeiten seines langen und schmerzhaften Krankenlagers mit nie versagender Energie überwindend, Veranlassung genommen, sein Wort zu gunsten der „unterdrückten Brüder“ im nördlichen Schleswig in die Wagschale zu werfen. Der Beitrag, von dem schon an anderer Stelle dieses Blattes (Sp. 970) kurz die Rede war, hat im ganzen Lande ein lebhaftes Echo erwacht, was bei der ausgeprägt dänisch-nationalen Stellung des Verfassers naturgemäß nicht weiter wunder nehmen konnte. Es wäre aber doch schade, wenn Herr Brandes seine sonst so wertvolle Kraft auch für die Zukunft an derartige, fruchtlose und einseitige Erörterungen verschwenden wollte. — In dem jüngst erschienenen Hefte 4 plaudert N. Teisen über das „Verhältnis zwischen Religion und Moral“ in anregender, wohldurchdachter Form.

Kopenhagen. *Styrebjörn.*

Georgische Zeitschriften.

Die Litteratur der Georgier oder Karthweler, dieses im Abendlande immer noch wenig bekannten kaukasischen Volkes, entwickelt sich zwar langsam, aber doch ziemlich kräftig und steht, was poetische Schaffenskraft und Originalität anbetrifft, den jüngeren europäischen Litteraturen keineswegs nach.

In unseren deutschen Litteraturgeschichten wurde sie bis jetzt fast ganz übersehen, obgleich seit mehr als zwölf Jahren mehrere Bücher in deutscher Sprache vorhanden sind, die über die Vergangenheit und die neuzeitige Entwicklung dieses Schrifttums genügenden Aufschluß geben. In seiner „Geschichte der Weltlitteratur“ räumt Julius Hart der georgischen Litteratur ungefähr eine halbe Seite ein, in der leider nicht eine einzige richtige Angabe, nicht ein einziger richtig geschriebener Name zu finden ist. Die erste eingehende Würdigung wurde dem georgischen Schrifttum in Baumgartens „Geschichte der Weltlitteratur“ zuteil. Der ganze Abschnitt erschien im vorigen Jahre in georgischer Uebersetzung im Feuilleton der in Tiflis erscheinenden Zeitung „Iweria“ und machte nach der flüchtigen Behandlung, die der georgischen Litteratur von andern deutschen Litterarhistorikern widerfahren war, einen sehr guten Eindruck. Die Zeiten, da die litterarischen Ein- und Rückwirkungen sich nur auf ein halbes Dutzend europäischer Kulturvölker beschränkten, sind längst vorüber. Die Weltlitteratur nimmt immer neue Element ein sich auf, und die Zeit, da sie den ganzen Erdkreis umfassen wird, mag nicht mehr allzufern sein. Die kleineren Völker sind allerdings zumeist nur Nehmer und Entlehner. Mit einer wahren Hast suchen sie von den mächtigen Litteraturen alles einzuheimsen und sich zu eigen zu machen, was ihrem eigenen Schrifttum zu gute kommen kann. Dafür können sie wenigstens verlangen in ihrem litterarischen Schaffen und Streben richtig beurteilt zu werden.

Wie weit und breit der Strom der Weltlitteratur heute geht, beweisen unter anderem die Uebersetzungen. So finden sich z. B. in den letzten Heften der georgischen Monatsschrift „Moambe“ (Der Bote) Novellen und Romane aus dem Französischen, Deutschen, Spanischen, Italienischen, Bulgarischen, Russischen und Holländischen. Daneben enthält fast jedes Heft eine ausführliche Uebersicht der wichtigsten neuesten Erscheinungen in Litteratur und Kunst im Auslande und oft kritische Aufsätze über einzelne Schriftsteller. Sudermann und Hauptmann sind in diesem halb vergessenen Erdenwinkel, im alten Kolchis, beinahe ebenso bekannt, wie in Deutschland.

Neben der starken Aufnahme ausländischer Litteraturerzeugnisse wird jedoch das eigene Schaffen keineswegs vernachlässigt, und an den jüngsten Erscheinungen der georgischen Novellistik ist sogar ein bedeutender Fortschritt wahrzunehmen, denn die neuerdings im „Moambe“ auftretenden Erzähler wenden sich wieder der Schilderung des heimatlichen Lebens zu. In derselben Monatsschrift debütirt auch ein neuer Lyriker, Namens Mgwimeli, der, wie es scheint, Aussicht hat auf dem ziemlich stark bevölkerten georgischen Parnaß bald einen Ehrenplatz zu erhalten.

Der „Krebuli“ (Sammlung), eine von dem sehr talentvollen und beliebten Dichter Akaki Zereteli herausgegebene Monatsschrift öffnet seine Spalten fast ausschließlich nur georgischen Originalbeiträgen. Neben der heimischen Novelle pflegt er die Lyrik, bringt in jedem Hefte eine Anzahl von bisher ungedruckten Volksliedern, Sagen und Legenden und Studien über georgisches Volksleben. Im Februarhefte dieser Zeitschrift befindet sich ein längerer Aufsatz über zwei die georgische Sprache behandelnde Schriften des verstorbenen wiener Professors Friedrich Müller und des Dr. R. Abicht.

Das „Dschedschili“ (Flur) nährt sich in streng litterarischer Hinsicht meist nur von den Brosamen, die von der Reichen Tische fallen, während das Wochenblatt „Kwali“ (die Furche, Geleis, Spur), dessen Redakteur in München und Leipzig studierte, neben volkswirtschaftlichen Artikeln der schönen Litteratur nicht die ihr

gebührende Beachtung zuwendet und einem in der georgischen Litteratur ziemlich fremdartig wirkenden Realismus huldigt.

Eine bedeutend höhere litterarische Bedeutung hat dagegen die von dem Dichter Elias Tschawtschawadse herausgegebene „Iweria“, deren Feuilleton seit Jahren als die eigentliche litterarische Fundgrube Georgiens gilt.

Tiflis. *Arthur Leist.*

Besprechungen

Neues von Mark Twain.

Mark Twain, der amerikanische Humorist und Satiriker, wird durch sein jüngstes Werk: „Meine Reise um die Welt“, das in einer leichtflüssigen autorisierten Uebertragung von Margarete Jacobi*) vorliegt, sicherlich zahlreiche neue Freunde gewinnen. Wer allerdings in dem Bande eine Fülle historischen und geographischen Materials sucht oder kulturgeschichtliche Betrachtungen erwartet, wird sich enttäuscht sehen. Vielmehr schöpft der Verfasser, ohne je seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu rücken, oftmals aus der Tiefe des eigenen Herzens, und es sind echte Perlen, die dann zutage gefördert werden. Jedem der verschiedenen Kapitel sind „Weisheitssprüche“ vorangestellt, die vom „Querkopf“ Wilson, dem Helden eines nach diesem benannten Romans Marks Twain, herrühren. Wie sehr dieser den Schalk im Nacken hat, erhellt sogleich aus dem leitenden Gedanken, der an die Spitze gestellt wird: „Durch diese Weisheitssprüche will der Verfasser die Jugend zu sittlichen Höhen emporlocken. Er hat sie nicht aus eigener Erfahrung geschöpft; es sind nur Früchte seiner Beobachtung. Tugendhaft sein ist edel; aber andere auf den Pfad der Tugend weisen, ist edler und nicht so beschwerlich.“

Als ein „klassischer“ Reiseführer darf Mark Twains „Reise um die Welt“ nicht bezeichnet werden; damit wäre dem Verfasser auch nicht gedient, zumal da es in Querkopf Wilsons Kalender an einer anderen Stelle heißt, daß man diejenigen Bücher klassisch nenne, die viel gelobt, aber von keinem Menschen gelesen werden. Eher ließe sich das Werk mit Lawrence Sternes ‚Sentimental journey‘ in Parallele stellen, nur daß Mark Twains Humor derber und mit Sarkasmus gepaart ist, während der Autor der „empfindsamen Reise“ unter Thränen lächelt. Wie scharf faßt Mark Twain z. B. einen Cecil Rhodes an, und als er in Kapstadt verweilt, konstatiert er, daß er alle großen südafrikanischen Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen habe mit Ausnahme der politischen Persönlichkeit, die vielen als verehrungswürdiger Patriot und Staatsmann gelte, von der übrigen Welt aber als der Teufel in Menschengestalt angesehen werde! „Er hat alles gethan, was sich irgend thun ließ, um seinen Sturz vorzubereiten; ein Dutzend großer Männer wäre an seiner Stelle sicherlich zu Falle gekommen. So aber steht er bis zum heutigen Tage auf seiner schwindelnden Höhe unter dem Himmelsdom, als ein Wunder seiner Zeit, als das Geheimnis des Jahrhunderts; die eine Hälfte der Welt hält ihn für einen geflügelten Erzengel und die andere für einen geschwänzten Teufel. Ich bewundere ihn sehr, das gestehe ich ganz offen, und wenn seine Zeit kommt, will ich mir ein Ende von seinem hanfenen Strick zum Andenken kaufen.“ So faßt Mark Twain sein Urteil über Cecil Rhodes zusammen.

Man würde jedoch bei der Annahme fehlgehen, daß der amerikanische Humorist den politischen Vorgängen bei seiner Reise um die Welt eine übermäßige Bedeutung beilegt. Wie begeistert spricht er von Indien, dem einzigen Lande unter der Sonne, das für den Fürsten und den Bettler, den Gebildeten und den Unwissenden, den Weisen und den Thoren, den Sklaven und den Freien den gleichen unzerstörbaren Reiz besitzt! „Alle Menschen möchten es sehen, und wer es einmal auch nur flüchtig geschaut hat, würde die Wonne dieses Anblicks nicht für alles Schaugepräge eintauschen, das der gesamte übrige Erdball zu bieten vermag.“ Nicht bloß die alten Träume von Indiens Herrlichkeit tauchen wieder in dem Bewußtsein auf, nicht nur die großartigen Denkmäler und Tempel des Wunderlandes besichtigt Mark Twain; vielmehr zeigt sich stets von neuem die Vorliebe des amerikanischen Humoristen für die Kleinmalerei. So widmet er den indischen Krähen ganze Seiten und belauscht mit Selbstironie ihre Gespräche, so oft sie bei ihm auf dem Balkon Platz nehmen: „Da saßen sie und unterhielten sich ohne Scham und Scheu über meine Kleider, mein Haar, meine Gesichtsfarbe und vermutlich auch über meinen Charakter, Beruf und politischen Standpunkt, und wie ich nach Indien gekommen war, was ich schon alles gethan hätte, wie viele Tage mir zur Verfügung ständen, warum ich noch nicht an den Galgen gekommen wäre, ob es mir noch lange glücken würde, dem Strick zu entgehen, ob es da, wo ich herkäme, noch mehr Leute meines Schlages gäbe, und so immer fort, bis ich es vor Verlegenheit nicht länger aushalten konnte und sie wegscheuchte.“

Vor allem bethätigt Mark Twain ein warmes Herz für die leidende Menschheit. Sieht er, daß arme Hindus mißhandelt werden und die kaum verdiente Züchtigung demütig und schweigend hinnehmen, so erinnert er sich der eigenen Jugendzeit und kann selbst den Vater, von dem er aufs liebevollste spricht, nicht davon freisprechen, daß er, der von Geburt an unter Sklaven gelebt, diese nach der damals herrschenden Sitte wegen eines kleinen Versehens züchtigte. Das knappe Charakterbild, das Mark Twain von seinem Vater entwirft, zeigt uns zugleich, woher manche Züge des Sohnes stammen. „Mein Vater,“ schreibt er, „war ein edler, gütiger Mann, sehr ernst und enthaltsam, von strengster Gerechtigkeit und Redlichkeit, ein rechtschaffener Charakter durch und durch. Zwar war er nicht Mitglied irgend einer Kirche, sprach auch nie von religiösen Dingen und nahm an den frommen Freuden seiner presbyterianischen Familie keinen Anteil, doch schien er das nicht als Entbehrung zu empfinden. Er hat mich, so lange er lebte, nur zweimal körperlich gezüchtigt und gar nicht hart. Einmal, weil ich ihn belogen hatte — was mich höchlich überraschte und mir sein gutes Zutrauen bewies, denn es war keineswegs mein erster Versuch gewesen.“

Jede humoristische Anwandlung wird von Mark Twain nur dann abgewiesen, wenn er über Landplagen, wie die Pest, berichtet. Wie ergreifend ist der Kontrast zwischen dem Feste der Hindu-Verlobung, bei dem der Bräutigam nicht zugegen ist, weil er in seinem elterlichen Hause eine besondere Feier begeht, und den Straßenbildern während der Pestepidemie! Dort sehen wir die zierlich gebaute zwölfjährige Braut, sehr kostbar gekleidet, mit einer Schnur großer Diamanten geschmückt; berühmte Tänzerinnen erscheinen in den prachtvollen Sälen, während Männer auf sonderbaren Instrumenten eine unheimliche, lärmende Musik machen, bei deren Klängen

*) Stuttgart, 1898 Robert Lutz.

den Erzähler eine Gänsehaut überläuft. Als dieser aber die Feier verlassen, sieht er auf den Straßen die furchtbaren Schreckbilder des „schwarzen Todes“, den er als Indiens eigenstes Werk bezeichnet. „In Indien wurde dieser mächtige Fürst der Schrecken geboren.“

Zumeist sind es jedoch erfreuliche Bilder, die Mark Twain in seinem Werke entrollt. Bei seiner Reise um die Welt suchte er wohl das „Kraut Vergessenheit“, da ihn zuvor ein tiefes Herzeleid durch den Verlust eines teuren Familiengliedes getroffen hatte. So wurzelt auch hier echter Humor in einem Seelenschmerze; nur daß das sonnige Gemüt Marks Twain, wie das Tagesgestirn durch düstere Wolken, immer wieder siegreich durchbricht.

Berlin. *Siegfried Samosch.*

Romane und Novellen.

Philister über Dir! Roman von Georg Freiherr von Ompteda. Berlin W., F. Fontane & Co. 1899. 3,50 M.

Es ist die zwar alltägliche, aber immer wieder ergreifende Geschichte eines Künstlers, der in einer Anwandlung von wilder Liebessehnsucht einem schönen Weibe die Hand zum Lebensbunde reicht und nach kurzer Zeit voll tiefer Seelenqual und heißen Ringens mit sich selbst und seiner Peinigerin den Bund wieder lösen muß, um seine Freiheit, seine Schaffenskraft wieder zu erlangen. Ompteda, einer unserer fruchtbarsten und beliebtesten Romanschriftsteller, hat den Konflikt mit gesunder Lebensbeobachtung und der ihm eigenen geschickten Darstellungstechnik geschildert. Er beherrscht sein Milieu, das der vornehmen Gesellschaftsphilister, mit souveräner Leichtigkeit, die Figuren der herzlosen, innerlich hohlen „Delila“, Vera von Oevelhorst, ihres Vaters, eines pensionierten Generalleutnants, ihrer Brüder und Freunde sind mit sicheren Strichen gezeichnet. Anders steht es mit der Simsonsgestalt, dem Maler Niki Sandtner. Für die gewaltige Größe und tragische Wucht einer solchen Künstlerverzweiflung die den Leser bis in den Grund der Seele hinein erschüttern muß, reicht seine Kraft nicht aus, dafür ist sein gewiß schönes und vielseitiges Talent zu wenig wurzelecht. Ueberhaupt will es mir scheinen, als habe Ompteda mit seinem prächtigen „Menschenleben“ Sylvester von Geyer seinen Höhepunkt zunächst erreicht. In keinem seiner späteren Werke hat er bisher die schlichte Hoheit und den unendlichen Reichtum dieser gemütvollen Jugendgeschichte auch nur annähernd erreicht. „Philister über Dir!“ ist ein unterhaltendes, ja ein fesselndes Buch, das seinen Weg ohne Frage gehen wird, aber für Omptedas künstlerische Entwicklung bedeutet es keinen Fortschritt. Ein so reichbegabter Erzähler brauchte nicht in den Fehler gewisser schnellproduzierender Romanschriftsteller zu verfallen, die uns leicht faßliche Typen zeichnen, anstatt uns streng durchgearbeitete Charaktere, d. h. wirklich plastisch herausgemeißelte Kunstwerke, zu schaffen.

Dresden. *Hermann Anders Krüger.*

Das Wunderbare. Novelle von Ernst von Wolzogen. Kollektion S. Fischer. M. 1,—.

Fast immer sind es wirkliche Ereignisse, mehr oder minder bekannte Persönlichkeiten, die dem Realisten Wolzogen den Stoff zu seinen Dichtungen liefern. Seine Art, induktiv zu charakterisieren, aus einer Fülle kleiner Züge das Gesamt-Bild des Menschen zu gestalten, weist ihn darauf hin. Züge von verblüffender Echtheit, wie nur das unerschöpfliche Leben selbst sie zu ersinnen vermag, reizen ihn zur Nachbildung und zur Vertiefung. Diesmal verwertet er die Geschichte einer unserer bedeutendsten Schauspielerinnen; er nennt sie Adine Remberg. Ein Graf Aremberg hat ihr Talent entdeckt und ausbilden lassen. Nach seinem eigenen Namen hat er ihr den nom de guerre gegeben. Er liebt und vergöttert sie, wie nur ein Bildner sein Geschöpf vergöttern kann. Die konventionelle Ehe, die er trotz alledem mit einer Standesgenossin schließt, führt den Konflikt herbei. Vergebens quält er sich, zu vergessen; vergebens nimmt die Gräfin das ganze Martyrium der verschmähten Gattin auf sich: eine äußere Versöhnung kommt zwar zustande, doch der Genius jener Einzigen stört wie ein Gespenst immer von neuem den Frieden jener Ehe, die endlich nur noch durch den Trunk, dem Graf und Gräfin gemeinsam sich ergeben, zusammengehalten wird. Wohl stellt die letzte Seite des Buches körperliche Heilung in Aussicht; indes will dieser versöhnende Schluß zu dem tragischen Motiv nicht recht passen. Noch immer ist es dem Humoristen Wolzogen schwer geworden, Konsequenzen zu ziehen, die den Leser erschüttern müßten. Gern wiegelt er lächelnd oder auch ein wenig sentimental wieder ab. Lächelnd in der wundervoll gesteigerten Scene, wo die Gräfin sich mit an die Tafel der Zechgenossen ihres Gatten setzt, um ihn zu reizen; sentimental bei der Einführung des Kindes, das für die verzweifelten Eltern zum „Wunderbaren“ im Nora-Sinne werden soll. Schärfer als der Dichter selbst erfaßte hierin der Zeichner Caspari das Problem, der eine Sphinx mit unerbittlichen Raubtieraugen um den Titel rankte.

München. *Kurt Martens.*

Idyllen aus einer untergehenden Welt. Von Peter Rosegger. Leipzig, L. Staackmann, 1899.

Die „untergehende Welt“, das ist die Waldheimat des Dichters. Sie geht unter als Bauernland, sie verödet. Der Bauer verarmt, wandert von der Scholle. Die Höfe verfallen, auf Feldern und Weiden wächst junger Wald. Das Stück Land, auf dem einst eine ganze Familie in harter Arbeit glücklich war, ist jetzt ein Teil eines großherrlichen Jagdbesitzes. Roseggers eigenes Vaterhaus in Alpl bei Krieglach ist eines von diesen verfallenden Häusern. Seit Jahren ist es unbewohnt, seit Jahren werden die fruchtbaren Breiten, die es einst umgaben, nicht mehr bebaut. Mit stiller Wehmut erzählt der Dichter in vielen seiner Schriften vom Untergange des Alpenbauerntums. Von allen Seiten schon hat er die wirtschaftliche Frage poetisch beleuchtet. In mehreren seiner Romane ist sie in den Mittelpunkt gerückt. In „Jakob der Letzte“ unterliegt der Bauernstand der vordringenden Waldwirtschaft. Im „Ewigen Licht“ muß er der Industrie und dem Sommerfrischlerwesen weichen. Der jüngste, fünfthalbhundert Seiten starke Band des schier unerschöpflichen Verfassers schaut nicht so düster drein. Er bevorzugt das Stillheitere, das Idyllische, das im Leben und Lieben des Bergvolkes einst war und teilweise noch ist. Von der Fülle der Gestalten und Erlebnisse, die aus den dreißig Erzählungen und Studien dieses Buches herausblicken, läßt sich in wenigen Zeilen kaum annähernd eine Vorstellung wecken. Stücke wie „Als ich Schullehrer gewesen“ schließen sich der „Waldheimat“ an, jener köstlichen, aus Dichtung und Wahrheit gewobenen Selbstbiographie. Andre sind novellistischer behandelt, wie „Die Löwenwirtin“ oder das „Bergasyl“, wo des Dichters Lieblingsvorwurf abgewandelt wird, das Zusammenstoßen der kranken städtischen und der ferngesunden bäuerlichen Sitten. Mehr schildernd sind im „Frieden der Berge“ Studien über ländliche Gebräuche und älplerische Lebensweise zusammengefaßt. Ein humorvolles Charakterbild nach der Natur ist der „Quartallump“, voll kühner Phantastik die Erzählung des Joch-Jackel („Das Bußjoch“), der schon einmal gestorben war und eine Höllen- und eine Himmelfahrt hinter sich hat. Ein Dante in der Lodenjoppe. Dergleichen erfinden und in diese knappe, volkstümliche, ausdrucksreiche und nie versagende Sprache pressen, das ist eine Kunstleistung, die unter den Lebenden nicht viele dem steirischen Poeten nachthun könnten. Fast bedauert man, solche Charakteristik nicht als Selbstzweck vorgesetzt zu erhalten und den Dichter manchmal nach Pointen haschen zu sehen, die seinem natürlichen Trieb nach Abrundung entsprechen. Nach künstlerischer Form sucht er eigentlich nie. Der Stoff modelt ihm die gemäße Form. Aber er modelt sie, wie es dem volkstümlichen Erzähler eigen ist. Es ist keine „Kunst für die Kunst“.

Es ist eine Kunst fürs Volk. Spannung, Höhepunkt und „wie es ihnen nachher ergangen" vermißt Rosegger ungern, ebenso wie das Volk bei seinen Märchen und Schwänken. Ein Im-Sande-Verlaufen giebt es da selten. Aber bei kühner gestellten Problemen geht das natürlich nicht immer ohne alles Gezwungene ab. Künstlerisch am feinsten und reifsten scheinen mir deshalb die wirklichen Idyllen des Bandes. Jene Geschichten, die sich nicht leicht wiedererzählen lassen, wo es sich mehr um stille Zustände dreht, als um Handlung. Wie die „Armen Sünder", die mit ihrem Kindlein zum Benifiziaten in Oberschachen „Fürsegnen" gehen müssen, weil der eigene Herr Pfarrer zu gestreng ist. Oder „die grüne Rose", wo zwischen Lachen und Weinen die Geschichte vom Schneider berichtet wird, der halt gar so viele Kinder kriegt. Oder die reizende Brautwerbung in „Sie kratzt nimmer". Das sind Stücke von unvergänglichem Wert. Die kann man immer wieder lesen, was bei pointierten Geschichten nicht der Fall ist, wenn man sie einmal kennt. Aber der Erfolg giebt auch den Letzteren Recht, vermutlich größeres, als den andern. Auch nimmt man von einem so reichen Fabulierer gern alles in Kauf. Es ist doch der Kern aller dichterischen — wenigstens epischen — Begabung, diese nicht zu stillende Lust am Fabulieren. Die Schlierseer geben ein Stück, in dem der treffliche Terofal einen Dorf-Faselhans vorstellt, dem der Schnabel nicht stille steht. Ein solcher wäre aus Rosegger geworden, wenn er die Kunst des Schreibens nicht erlernt hätte, und wenn er nicht — ein so tief und innerlich angelegter Mensch wäre. So wurde er denn ein Dichter, der, wenn die Ernte gut ist, in einem Jahr eine größere Fülle von Bildern und Gestalten aus dem Aermel schüttelt, als manches mühsame Talent während eines ganzen Lebens.

Graz. *Emil Ertl.*

Dramatisches.

Der Kammersänger. 3 Szenen. Von Frank Wedekind. Paris, Leipzig, München, Albert Langen 1899. 68 S. M. 1,—.

Diese Episode aus dem Tage eines Kontraktmenschen ist ohne Zweifel sehr bühnenwirksam und trägt alle Finessen der erprobten Technik an sich. Bedeutend aber sind die „drei Szenen" nicht. Und von Frank Wedekind dürfte man mehr fordern. Seit seinem genialen „Frühlingserwachen" hat er uns nichts gegeben. In boshaften, tollen Launen, derben zotigen Witzen und grausam-übermütigen Springen gefällt sich jetzt dieser reichbegabte Künstler. „Der Kammersänger" ist wenigstens ein Fortschritt zur Form, die die Ungeberdigkeit zügelt. Aber zum Dichter fehlt diesem ungeschlachten Kobold das Maß und der hohe Sinn.

Mährisch-Weisskirchen. *Dr. Richard Schaukal.*

Die Meisterkrone. Eine Märchentragödie in drei Handlungen von Eugen Reichel. Berlin 1899. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Aus einer tief unglücklichen Stimmung heraus, zu einer Zeit, als seine Hoffnungslosigkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, als er den Künstler in sich durch andauernde Nichtbeachtung und ein tragisches Ereignis mehr und mehr dahinsiechen fühlte, ist, wie der Verfasser im Vorworte erzählt, dieses Werk in den Jahren 1890/91 entstanden: als ein Versuch, „das tragische Los des Genies, seine Stellung zur Welt und seine Aussichtslosigkeit im Kampfe mit dem Talent" in symbolischer Form darzustellen. Es ist also offenbar ein Werk aus echt dichterischer Stimmung herausgeschrieben, mit dem Herzblut des Dichters, mit seinem besten Können und Wollen, und darum mit vollem Ernst zu betrachten. Um so aufrichtiger thut es mir leid, daß ich bei aller Anerkennung im Einzelnen, ihm für das Ganze die Meisterkrone, nach der er gerungen hat, nicht zusprechen kann. Vor allem hätte Reichel, wenn er einmal eine symbolische Darstellung des Dichterloses in seinem Künstlerdrama geben wollte, auch die symbolische Form streng festhalten müssen, wie dies Hauptmann in der „Versunkenen Glocke" gethan hat, an die das vorliegende, allerdings früher entstandene Werk, seinem Inhalt wie seiner Behandlung nach, mehrfach gemahnt. Reichel aber läßt seinen Helden, Ernst Freudlos, bald als wirklich nach Dichterruhm Strebenden, bald symbolisiert als den nach der märchenhaften Meisterkrone trachtenden Bergsteiger erscheinen und giebt diesem so eine unklare Zwittergestalt. Dann aber ist auch, was der Held zuerst entbehrt und am Ende seines Lebens erlangt, weniger eigene Schuld und eigenes Verdienst als das ihm durch Geister und Elfen im Bösen und Guten zuerteilte Verhängnis, so daß unsere innere Teilnahme nicht rege werden kann. Warum der Dichter seine Tragödie nicht einfach in fünf Akte oder in vier mit einem Vorspiel einteilt, sondern in drei Handlungen von einem und je zwei Akten ist auch nicht recht einzusehen; eine innere Berechtigung liegt auf jeden Fall nicht vor, da keine dieser Handlungen für sich allein bestehen kann. Endlich muß ich noch gegen die gewöhnliche Versform Einspruch erheben. Bei dem häufig so prosaischen Inhalt der langen Gespräche und Reden ist die Fassung in fünffüßige Jamben, überhaupt in Verse, auch wenn diese noch so gut gelungen sind, durchaus zu verwerfen; nur an einigen Stellen erhebt sich die sonst so trockne Sprache zu höherem, wirklich poetischem Schwunge und läßt die Gebundenheit berechtigt erscheinen. So glaube ich denn, daß Reichel durch strengere und knappere Fassung seines Gegenstandes mehr erreicht hätte, bezweifle aber stark, daß sein Werk sich neben der „Versunkenen Glocke", die fast denselben Stoff, das Schicksal des von Jovis Lichte berauschten Künstlers behandelt, nach Form oder Inhalt behaupten könnte.

Leipzig *Max Mendheim.*

Litteraturgeschichtliches.

Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Von Hermann Anders Krüger. Oppeln, Verlag von Georg Maske. 1898. Preis 3 Mk.

Das Buch giebt in seinem ersten Abschnitt eine Schilderung von Joseph von Eichendorffs Jugendzeit, die vom Geburtsjahr des Dichters, 1788, bis zum Frühjahr 1808 sich erstreckt; der zweite Teil bringt eine Charakteristik und Kritik von Eichendorffs poetischen Jugenddichtungen, und zwar sieht Krüger als solche die bis 1809 entstandenen Gedichte und den ersten Teil des Romans „Ahnung und Gegenwart" an. Der wertvollere Abschnitt des Buches ist sein erster Teil. Krüger hat das Glück gehabt, die Jugendtagebücher Eichendorffs, die allen denen, die bisher sich wissenschaftlich mit dem Dichter beschäftigt haben, von des Dichters Nachkommen vorenthalten blieben, für seine Arbeit benutzen zu dürfen, und so giebt er denn an der Hand dieses interessanten und reizvollen Materials eine eingehende Schilderung von Eichendorffs Jugend. Mit Geschick und Umsicht entwirft Krüger charakteristische Bilder von Eichendorffs Jugendzeit, von dem freundlichen Schloßleben in Lubowitz, dem Dasein im breslauer Konvikt und dem Studentenleben in Halle und Heidelberg. Die vom Herbst 1800 bis zum Frühjahr 1808 reichenden Tagebücher des Dichters ermöglichen es Krüger nicht nur, eine Darstellung von Eichendorffs Jugend zu geben, die an Genauigkeit und Eindringlichkeit wohl kaum noch übertroffen werden kann, sondern sie geben ihm auch Veranlassung, aus diesen biographischen Schilderungen heraus treffende Schlaglichter auf die poetischen Schöpfungen seines Helden fallen zu lassen. Weniger neues bringt der Verfasser im zweiten Teil seines Buches, der ästhetischen Würdigung von Eichendorffs Jugenddichtungen. Er analysiert und kritisiert zwar Eichendorffs früheste Gedichte und den ersten Teil des Romans „Ahnung und Gegenwart" auf das Gründlichste, ohne jedoch dabei zu wesentlich neuen oder anderen Resultaten zu kommen als die Litterarhistoriker, die sich vorher schon mit Eichendorff befaßt haben. So hebt der Ver-

fasser zwar wiederholt hervor, daß er in seiner Betrachtung der Jugendwerke Eichendorffs am Ende zu dem entgegengesetzten Urteil gekommen sei, wie ich in meiner 1894 erschienenen Schrift „Eichendorffs Jugenddichtungen“; aber ich habe eben als Eichendorffs Jugendwerke die bis zum Jahre 1815 entstandenen Dichtungen angesehen, unter denen sich eine Anzahl der reifsten Schöpfungen Eichendorffs befinden, während Krüger des Dichters Jugendperiode mit dem Jahre 1809 beschließt, bis wohin Eichendorff, vor allem auf lyrischem Gebiet, nur minderwertiges geleistet hatte. Wir mußten also notgedrungen zu verschiedenen Endurteilen kommen. Hätte der Verfasser dagegen seine Betrachtungen ebenfalls bis zum Jahre 1815 ausgedehnt, so wären wir, wie seine Bemerkungen auf Seite 2, 3 und 131 vermuten lassen, wohl zu einem ganz ähnlichen Resultat gelangt. Im übrigen hat mich Krüger durchaus nicht überzeugt, daß es berechtigter ist, Eichendorffs Jugend mit dem Jahre 1809 anstatt mit 1815 als geschlossen anzusehen. Nicht sehr angenehm und einigermaßen überflüssig ist Krügers Art, sich beständig, auch wegen der geringsten Kleinigkeiten, an denen zu reiben, die vor ihm schon über Eichendorff etwas geschrieben haben. Dabei tadelt er unser aller mangelhafte Vorsicht, ohne selbst ganz gegen diesen Fehler gefeit zu sein. Denn die nur in des Dichters Handschrift mit dem Zusatz „von Werner“ vorhandene Dichtung „Italien“, die Heinrich Meisner, Max Koch und auch ich 1894 noch als ein Werk Eichendorffs betrachtet haben, spricht Krüger — wie ich ihm heute bestätigen kann: mit Recht — Eichendorff ab und sieht als ihren Verfasser einen Konviktskameraden des Dichters, namens Werner, an, der im Tagebuch mehrfach erwähnt wird. Aber nicht dieser unbekannte Werner ist der Verfasser des Gedichtes, sondern der sehr bekannte Zacharias Werner, in dessen „Sämtlichen Werken“ (Aus seinem handschriftl. Nachlaß herausgegeben von seinen Freunden, Grimma 1844), Band 2, Krüger das Gedicht „Italien“ der Hauptsache nach finden kann.

Oldenburg. *Eduard Höber.*

Verschiedenes.

La vie d'un théâtre, par Paul Ginisty. Avec 40 Figures dans le texte et quatre Planches en couleurs hors texte. (Paris, Librairie C. Reinwald, Schleicher Frères, Éditeurs 1898 [„Les livres d'or de la science“]). fr. 1,—.

Schade, daß der Titel dieses Buches französisch und der Inhalt für ein französisches Publikum bestimmt ist! Denn eigentlich müßten wir neidisch sein auf dieses Erzeugnis der theatralischen Litteratur unseres „Erbfeindes“ und müßten uns ein klein wenig schämen, daß wir trotz aller Vielschreiberei noch immer kein so famoses Buch besitzen, das nicht erst in unser geliebtes Deutsch übertragen zu werden brauchte. Es wimmelt in unseren Zeitschriften von tiefsinnigen oder unterhaltenden Artikeln über das Theater, über seine Dichter, Schauspieler und das liebe Publikum. Wir besitzen auch Bücher, die den einen oder den anderen Zweig des Theaterbetriebes zu behandeln versuchen und einen Einblick gewähren in die Geheimnisse der alle Welt interessierenden Welt der Bretter. Aber das ist nur Stückwerk. Es hat sich bei uns noch kein kenntnisreicher Praktiker gefunden, der gleich dem Franzosen Paul Ginisty, dem Direktor des zweiten Théâtre français, des Odéon, den glücklichen Gedanken gehabt hätte, über das Handwerksmäßige oder Technische des Theaterbetriebes sich gründlich auszusprechen. Und das Theaterhandwerk greift ja hinüber in geistige Regionen, denn die Thätigkeit des Autors, des Regisseurs, des Schauspielers wird zu dem Zwecke in Bewegung gesetzt, ein Kunstwerk zu schaffen.

Das Büchlein sieht unscheinbar aus und enthält doch auf seinen 175 Seiten bei äußerster Ausnützung des Raumes eine überraschende Fülle einschlägigen Materials. Es ist unmöglich, bei der Knappheit des mir zur Verfügung gestellten Raumes auf Einzelheiten einzugehen. Wenn man mich aber fragt: kann der deutsche Theaterfreund aus dem Buche lernen? — so antworte ich mit einem überzeugten „Ja“! Mich will sogar bedünken, als sollte jeder strebsame deutsche Bühnenmensch sich das Werk anschaffen. Vieles paßt ja völlig auf unsere Verhältnisse, und das Abweichende lehrt uns die Vorzüge und Fehler einer fremden Kunstübung erkennen und das Brauchbare uns aneignen.

Berlin. *Jan Edgar.*

Auf Reitschule. Ernstes und heiteres vom Königl. Militär-Reit-Institute. Von F. Freiherr von Dincklage-Campe. Verlag von M. & H. Schaper. Hannover 1899. Preis 8 Mark.

In flotter Gangart führt uns der als Erzähler bestens bekannte Verfasser durch das weite, interessante Gebiet der Reitschule. Wir lernen die Geschichte des Instituts kennen, seine Chefs und Direktoren; das Exerzieren, den inneren Dienst und den Etat. Ebenso eingehend und anschaulich werden wir über Schul- und Parforce-Reiterei, über Wild- und Schleppjagden unterhalten. In bunter Reihe durchziehen das Werk Namen bekannter und berühmter Offiziere und Reiter. Porträts und andere in den Text gestreute Bilder illustrieren die Berichte. Zwischen das Ernste, Fachliche ist manches Heitere und Intime aus der Reitbahn, vom Kasino und vom außerdienstlichen Leben in Hannover eingestreut und so in den etwas spröden Stoff frische Abwechselung gebracht. Das sorgfältig ausgestattete Buch wird in den interessierten Kreisen viele Freunde finden.

Berlin. *E. Eschen.*



Nachrichten

Bühnenchronik.

Berlin. Die letzten Theaterwochen der ausgehenden Saison haben wenig neues gebracht. Arthur Schnitzlers drei Einakter „Die Gefährtin“, „Der grüne Kakadu“ und „Paracelsus“, die das Deutsche Theater schon zu anfang des Theaterjahres vorbereitet hatte, infolge der Censur-Bedenken gegen den „Grünen Kakadu“ aber erst jetzt geben konnte, nachdem sich ein Mitglied der Censurbehörde von der Ungefährlichkeit des Stückes in der Generalprobe überzeugt hatte, sind nach der wiener Aufführung hier ausführlich besprochen worden. Schnitzlers ausgeprägter Bühnensinn tritt in allen drei Stücken wieder zu Tage. Einakter gelingen ihm besonders gut. Bei den mehraktigen Stücken merkt man deutlich, wie schwer es ihm wird, eine Handlung weit auszuspinnen. Den stärksten Erfolg des Abend hatte die „Revolutions-Groteske“. Sie wird bei lebendiger Darstellung überall kräftig wirken. In der „Gefährtin“ fesseln mehr Gedanken und Stimmung, als die Menschen, die nicht zu lebendigen Gestalten geklärt sind. Von „Paracelsus“ kann man das selbe sagen. Es ist ein Versspiel, das vorüberzieht, ohne tiefer zu fesseln, wie es doch nach den darin angeschlagenen Gedanken müßte. Schnitzler hat hier das psychologische Problem, das mit der hypnotischen Suggestion aufgetaucht ist, nur eben angerührt.

Die „Historisch-modernen Festspiele“ haben als letzte Darbietung Shakspeares „Troilus und Cressida“ aufgeführt. Es ist kein rechter Grund vorhanden, diese schwer verständliche Satire, die mit Anspielungen auf Zeitverhältnisse und persönliche Verhältnisse vermutlich noch mehr vollgepfropft ist, als man ahnt, aus der Vergessenheit ihres Buchdaseins hervorzuholen. Sie enthält sicherlich Gedanken von Kraft und Tiefe und geniale, echt shaksperische Bilder. Sie ist ferner für die Entwicklungsgeschichte des shakspereschen Geistes ungemein wichtig. Aber sie ist, ganz abgesehen von den eben gemachten Einwendungen, so mangelhaft nnd flüchtig komponiert und so wenig dramatisch, daß sie — in der vorliegenden Form wenigstens

— niemals wirken kann. Führt man sie aber einmal auf, so muß man Darsteller oder, besser gesagt, Sprecher ersten Ranges zur Verfügung haben, denn diese mit Bildern und Geistreichigkeiten überladenen Sätze verständlich vorzubringen, erfordert die höchste Kunst und Erfahrung. Statt dessen hatte man sehr wichtige Rollen mit Dilettanten besetzt, die den guten Willen für die That boten. — Leidlich überflüssig war auch das französische Gastspiel der Madame Rose Bruck im Neuen Königlichen Operntheater. Die Dame, die eine Nichte der Sarah Bernhard ist, bewies höchstens, daß das Darstellungstalent sich nicht notwendig von der Tante auf die Nichte vererben muß. Sie spielte sehr mittelmäßig, und ihre Truppe hatte allenfalls den Vorzug, uns ein befriedigend eingespieltes französisches Ensemble zu zeigen. Die neuen Stücke, die sie mitbrachte, waren den Transport nicht wert. Das aber wäre gerade einmal etwas, was wir sehen möchten: gute Darstellungen von neuen Stücken der ernst zu nehmenden Dichter aus der jungen Generation, also etwa einen Cyclus von Donnay, Mirbeau, Curel, Rostand u. a. Gastspiele einzelner „stars“ haben wir nachgerade genug, übergenug gesehen und allmählich den Geschmack daran verloren. *Gustav Zieler.*

* *

Im Theater der „Urania“ brachte am 14. Mai die „Gesellschaft für Aufführung dramatischer Werke“ drei Einakter von Paul Ernst zur Darstellung, der schon mit seiner Komödie „Lumpenbagasch'“ im vorigen Jahr ein scharfes satirisches Beobachtungstalent entwickelt hatte. Während das erste Stückchen „Wenn die Blätter fallen“, das die hoffnungslose Liebe eines Herzkranken zu einer Schwindsüchtigen behandelt, mehr auf neuromantische Molltöne gestimmt ist, giebt das zweite „Im Chambre séparée“ naturalistische Momentaufnahmen aus dem Hinterzimmer eines berliner Caféchantant, und das dritte („Die schnelle Verlobung“) ist eine Komödie aus dem kleinbürgerlichen Leben, in der ein Geschäftsreisender von den Eltern einer heiratsfähigen Tochter heftig umworben wird, bis sich herausstellt, daß er bereits eine eheliche Gefährtin besitzt. Dieses letzte Stück erreichte die beste Wirkung. * *

München. Am 29. April und 1. Mai veranstaltete die Litterarische Gesellschaft im k. Residenztheater einen Einakterabend. Es kam zur Aufführung: „Traum eines Frühlingsmorgens“ von Gabriele d'Annunzio, „Mein Fürst!“ von Wilhelm von Scholz und „Der grüne Kakadu“ von Arthur Schnitzler. Das d'Annunzio'sche Drama, bereits in Rom und Paris erfolglos aufgeführt und von Ludwig Ganghofer mit feinem Verständnis ins Deutsche übertragen, vermochte sich auch bei uns keine volle Teilnahme zu erringen. Seine Wirkung ist das Wort als Selbstzweck, nicht als Ausdrucksmedium der Charaktere wie beim Vollblutdramatiker, nicht als Stimmungsmittel des Milieus wie bei Maeterlinck oder Hoffmannsthal. Trotz zahlreicher Ansätze, eine weite, atmende Frühlingsatmosphäre auszugießen, spricht man doch zu viel vom Frühling, statt ihn tief und innerlich zu erleben, spürt wohl das Blühen, Wachsen und Werden ringsum, aber bleibt unempfindlich für den geheimen Pulsschlag der hinter den Erscheinungen wirkenden Kräfte. So nimmt der Dichter unsere Seelen nicht gefangen in einem starken Stimmungsbann, sondern zeigt ihnen eine Reihe farbiger Bilder von wunderbarer, aber seelenloser Schönheit. Der Wahnsinn der Heldin ist nicht maskierte Weisheit wie bei Shakspere, sondern eine höchst vernünftige Maskerade, vom denkenden Künstler bewußt in Scene gesetzt. Die Charaktere sind blutlos, der Aufbau zerfahren, das Ganze stilisierte Vernünftigkeit, mit etwas pantheistischer Schwärmerei drapiert. Nur die Süße der Worte und die Pracht der Bilder kann berauschen — beim Lesen. So blieb man denn trotz des guten Spieles und der farbenprächtigen Ausstattung kühl bis ans Herz hinan. — „Mein Fürst“ von Wilhelm von Scholz, eine ältere Arbeit des Autors, folgte und errang einen starken Erfolg, so daß der Verfasser mehrmals erscheinen konnte. Eine Charakterstudie, vortrefflich in der Technik des Dialogs, fein abwägend in den dramatischen Pointen, subtil in der psychologischen Nuancierung, leidet das Stück dennoch an seinem allzu doctrinären Gehalte, der den stetigen Fluß der Entwicklung zuweilen unliebsam hemmt. Der Dichter suchte die eminente Sprödigkeit des Stoffes, im großen Ganzen mit vielem Glück, dadurch zu bemeistern, daß er das rein Gedankliche erst vor unsern Augen werden läßt und es aus der Kühle des Verstandesmäßigen erlöst, indem er es zur tiefsten Lebenssache einer Persönlichkeit macht. Dieser Dr. Berg, der eine revolutionäre Rede gehalten hat und nun zum Fürsten kommt, seinem ehemaligen Schüler, um die Belassung in seinem Aemtchen zu erbitten, bringt nichts mit als seinen Charakter. Aus ihm schafft er erst seine Ueberzeugungen, bei denen seine ganze Individualität mitschwingt und die eben deshalb wieder überzeugen können. Wenn dieses Moment genügend scharf betont worden wäre, dann und nur dann hätte der Akt eine volle Wirkung üben können. Das that er auch dank dem genialen Spiele Ernsts von Possart, der sich uns diesmal als ein Meister naturalistischer Schauspielkunst erwies. Sein Partner, Herr Lützenkirchen als Fürst, wurde seiner Rolle vollkommen gerecht. *Leo Greiner.*

Wiesbaden. Am 14. Mai ging in Anwesenheit des Kaisers im festlich erleuchteten, reizenden wiesbadener Hoftheater zum ersten Male Josef Lauffs Hohenzollern-Drama — das zweite der geplanten Tetralogie — „Der Eisenzahn“, in Scene. Als Festspiel betrachtet, zu Ehren des Hohenzollern-Fürsten, der Hausherr in diesem prächtigen Kunsttempel ist, kann dem Schauspiel Gutes nachgerühmt werden. Es entbehrt nicht des Schwunges der Sprache, giebt, ohne Zwang zu üben, willkommene Gelegenheit zu reicher, stilgerechter Prunkentfaltung, ist nicht allzu aufdringlich in seiner Gesinnung und weist manch hübschen Zug auf, der Zeugnis davon ablegt, daß und wie sorgsam der Verfasser auf die spärlichen Quellen zurückging. Litterarisch genommen ist der Wert des Dramas nicht groß. Gewiß ist anzuerkennen, daß Lauff einen ganz bedeutenden Schritt über seinen „Burggrafen“ hinaus gethan hat. Lebendiger erfaßt und dramatischer belebt zeigen sich vor allem die Massen: aber dem Einzelnen fehlt die echt dichterische Individualisierung. Wir haben Typen, haben Prinzipien, in das reiche und ächte Kostüm einer seltsamen Zeit gesteckt, die uns oft interessiert, manchmal befremdet, aber niemals warm macht. Im Grunde müssen wir uns immer wieder in gutwilligem Entgegenkommen erst der Enkel dieses Eisenzahns erinnern, um an seinen langen, stolzen Reden, die manchmal mehr selbstgefällig, als tief im machiavellistischen Geiste sind, irgend einen menschlichen Anteil zu nehmen. Manchmal neigt sich unsere Sympathie fast dem zweiten Helden zu, der das böse Prinzip der Rebellion vertritt und, von der Mutter mit recht unmütterlicher Eile verflucht, von den Besten gehaßt, von den Vorsichtigen rechtzeitig verraten, eines aparten Todes stirbt. Aus ihm wäre mit wenigen Strichen ein Mensch zu machen, der aus dem Festspielrahmen des Ganzen erfreulich herausragt. So wie das Stück jetzt ist, hat es nur eine Figur, über die etwas wie ein Hauch shakspereschen Geistes gegangen ist: Maximilian Porkeles, der Schreiber. Der Verdacht liegt nahe, daß der Dichter mit dieser nicht üblen Karikatur eines geistvollen, aber verbissenen Menschen, der mit Lügen, Pamphleten, Versprechungen, Satiren beim Volke hausierend die Urteilslosen verführt und aufhetzt, einen litterarischen Feind hat treffen wollen, der ihm einst seinen „Burggrafen“ mit ausgesuchtem Hohn übel zugerichtet hat. Und wie ein echtes, ehrliches Gefühl — ob nun mit schwarzen oder rosigen Farben — immer besser und schärfer trifft und zeichnet, als ein erkünsteltes Nachempfinden, so ist auch hier aus dem scheinbar Nebensächlichen noch das Beste geworden. Die

andern Figuren verschwinden trotz der gehäuften Rhetorik neben diesem cynischen berliner Stadtschreiber, der in einige Scenen etwas von wirklich dramatischem Leben hineinträgt.

Wie Friedrich der Andere, genannt der Eisenzahn, in den märkischen Städten, vor allem in Kölln-Berlin, die aristokratische Willkür der herrschenden Geschlechter bricht, das ist der Inhalt des „Eisenzahn". Diese Tyrannei angemaßter Sonderrechte, die gegen ihren Besieger notgedrungen mit dem Volke paktiert, verkörpert sich in der Gestalt Berend Rykes, des abgesetzten Bürgermeisters von Berlin. Die Persönlichkeit dieses Rebellen ist vom Dichter nicht erfunden, wohl aber sein weiteres Schicksal. Lauff läßt den von Porkeles übel beratenen Heißsporn Berlin einnehmen, sich selbst zum Stadthauptmann einsetzen und rasch durch seine Blutherrschaft die Gunst der Bürger verlieren. Als der Kurfürst heranzieht, öffnen ihm die Bereuenden selbst die Thore und liefern Ryke aus. Der Kurfürst, durch das liebliche Töchterlein Rykes zur Milde gestimmt, verzeiht. Der trotzige Rebell aber nimmt die Verzeihung nicht an und läßt sich von der stürzenden Rolandsäule erschlagen. Zum Unterschiede von dem historischen Ryke, der nach dem Bericht der Chronik „einstmahls von einem von Adel, der Hoffe Dank hat verdienen wollen, angerand und tödlich verwund" wurde, bald an den Wunden starb und zu Wittenberg begraben liegt. — Es ist möglich, daß es Josef Lauff, in dem entschieden ein Dramatiker schlummert, einmal gelingt, ein Drama zu schaffen, das nicht des pompösen Rahmens, nicht des interessanten Hintergrundes, nicht eines sorgsam vorbereiteten Publikums in fröhlicher Feststimmung bedarf, um zu wirken. Er wird dann das rauschende Festspielpathos verlernen müssen und das Volk wie die Fürsten nicht nur in Triumphzügen und großen Aktionen, sondern, um mit Gustav Freytag zu reden, bei der kleinen Arbeit des Tages suchen und betrachten müssen. Dann wird er von den Typen zu Einzelwesen gelangen, und aus dem erfolgreichen Festspieldichter, der noch immer Major ist, ein deutscher Poet werden, ganz in Civil, aber durch sein schönes Talent ausgezeichnet vor der Masse. Die allzu eifrigen Lober, die ihm heute schon Meisterwerke andichten, schaden ihm und seinem Weg. Aber die allzu spottbereiten Tadler, die ihm in gesuchtem Gegensatz zu manchem Lob von hoher Stelle jedes Talent absprechen, thun ihm Unrecht. Man wird den „Burggrafen" ablehnen, den „Eisenzahn" ohne tiefere Teilnahme verlassen können und doch auf den Dramatiker Lauff noch hoffen dürfen.

Rudolf Presber.

Wien. Das Ende der Theatersaison hat wenig Erfreuliches gebracht. Theodor Wolffs Märchenspiel „Die Königin", (am deutschen Volkstheater gegeben) durch Censurstriche arg entstellt, ist eine verwässerte Geschichte der Königin Marie Antoinette. Eine Herrscherin lebt in Prunk und Lustbarkeit dahin, indeß ihr Volk darbt und hungert und sich zum Aufruhr drohend zusammenrottet. Ein Jugendfreund aus ihrer Heimat besucht die Königin und zwischen beiden blüht die Liebe auf, in der die Herrscherin das so oft gesuchte, niemals aber erreichte Glück zu finden hofft. Ein Pöbelhaufe beschimpft die Königin, und als der Edelmann einen der Beleidiger niederschlägt, wird er dem Gerichte übergeben, das ihn zum Tode verurtheilt. Die Königin giebt ihn preis und vermeint dadurch sich zu retten, doch es scheint zu spät, wie sie den Edelmann zu seinem letzten Weg führen, bricht der Sturm los und die Revolution pocht an die Thüren des Königsschlosses. . . Wie ein Schattenspiel gleiten die Gestalten, farblose Scheine über die Bühne, wie ein Schattenspiel ist ein Märchenduft über die Handlung ausgebreitet, und ein starker lyrischer Grundzug entfernt das Spiel noch mehr von der dramatischen Bühne.

Nicht auf französischen Boden, aber in französische Bahnen führt uns das noch recht ungelenke und ungeleckte Erstlingswerk eines talentlosen Anfängers. „Das Dreieck", ein Lustspiel in drei Akten von Oskar Friedmann, das unter dem Hochdruck litterarischer Protektionswirtschaft am Karltheater aufgeführt wurde. Der Inhalt, der schon aus dem Titel erhellt, eine glückliche Ehe zu Dreien, ist Nansen und andern Vorbildern geschickt abgeguckt und durch einige lokale Späße und Mätzchen dürftig verbrämt. — Die teils ausweichende, teils beistimmende Beurtheilung, die diesem „Lustspiel" durch die Tageskritik zu teil wurde, ist kaum ein geringeres Zeichen für deren allgemeine Unfähigkeit, wie die ungerecht scharfe Ablehnung, die der begabten Ernst Rosmer „Peter Kron" erfuhr, eine Komödie, die unter dem Titel „Tedeum" schon früher anderwärts und kürzlich auch am Burgtheater in vortrefflicher Darstellung gegeben wurde.

Arthur L. Jellinek.

Neapel. Im Mercadante-Theater hat Gabriele D'Annunzios neues Drama „Gloria" bei der ersten Aufführung am 27. April eine Aufnahme gefunden, die seine sofortige Absetzung vom Spielplane unvermeidlich gemacht hat — und dies, obwohl Eleonore Duse die weibliche Hauptrolle mit ihrer ganzen Kunst vertreten und Ermete Zacconi die beiden Protagonisten — und Antagonisten — gespielt hat. Die Hauptursache des Mißerfolges ist in dem vollkommenen Mangel des Bühnenmäßigen zu suchen, der das Stück, mindestens vom dritten Akte an, beherrscht. Es spielt zu Rom in nicht näher bestimmter moderner Zeit; es begeben sich nicht näher bestimmte revolutionäre Ereignisse, die auf der Bühne nur durch ihre Echos bemerkbar werden; der eine der Helden ist die Larve eines Diktators, der andere die Larve eines Volkstribunen. Der erstere kommt, während der Aufstand ausbricht, auf geheimnisvolle Weise um; seine Frau oder seine Geliebte umgarnt den andern und macht ihn zu ihrem Sklaven, was ihm seine Anhänger abwendig macht. Ein dritter Protagonist ist die Volksmenge, die D'Annunzio einerseits mit den Funktionen des antiken Tragödienchores ausgestattet, andererseits auf den Stuhl des Fatums erhoben hat. Ein junger Verschwörer will den Tribunen töten: der Anschlag wird vereitelt; der Tribun nimmt seinen Dolch und will sich der Gebieterin entledigen. Doch entsinkt ihm der Mut, und sie spottet seiner. Im letzten Akte will die Menge seinen Tod, und auf sein Verlangen ersticht ihn das dämonische Weib. — Den Zusammenhang zwischen den Phasen der Handlung zu erraten, ist zuweilen ebenso unmöglich, wie der Einblick in die Beweggründe der Handelnden. Selbstverständlich fehlt es nicht an dichterischen Schönheiten; aber selten ist eine Dichtung auf die Bretter gebracht worden, die sich so vollständig über die Forderungen der Dramatik hinweggesetzt hat.

Reinhold Schoener.

Paris. Vom Chat Noir zur Comédie française — das ist eine weite Reise, und in überraschend kurzer Zeit hat sie Maurice Donnay zurückgelegt. Seitdem der junge Zivilingenieur in der Künstlerkneipe von Montmartre lustige Verse vortrug und die Hetäre Phryne in Schattenbildern vorbeiziehen ließ, sind kaum zehn Jahre verstrichen. Inzwischen ist er von Erfolg zu Erfolg gegangen, aber immer ist er der Dichter der Liebe geblieben. „Amants" war vor drei Jahren sein Glanzstück. Seitdem ist er immer ernster und tiefer geworden, so daß schließlich sogar das steife Théâtre Français ein Stück bei ihm bestellen konnte! Es heißt „Le Torrent" und enthält viel feine Züge und Witze, humorvolle Einfälle und ein tragisches Abenteuer. Es wird darin viel gestritten und gelitten, Thesen werden aufgeworfen, die eine Blague wegfegt, und schließlich kommen für das große Herzproblem zwei Lösungen, die der Dichter beide verwirft, um eine dritte zu finden, die schlecht ist. Das Drama erinnert viel an Paul Hervieus „Tenailles" und endet wie „Rosmersholm". Valentine Lambert und Julien Versonne haben seit Jahren ein Verhältnis. Beide sind unglücklich verheiratet. Sie hat einen philisterhaften grämlichen Mann, er eine leichtfertige, unbedeutende Frau. Bis dahin war ihre sonnige, heiße Leiden-

schaft nicht getrübt. Da bemerkt Valentine plötzlich, daß sie Mutterfreuden entgegengeht. Vergebens suchen beide nach Hilfe. Ihr rät ein alberner Beichtvater, sich wieder ihrem Manne zu nähern, ihn fordert ein psychologisch angehauchter Freund auf, mit ihr zu fliehen. Einen Augenblick sehen beide die Möglichkeit eines neuen, gemeinsamen Lebens an sich vorbeiziehen. Die heilige souveräne Liebe wird sie auf immer vereinen. Doch da erinnert sich Valentine ihrer Kinder, der Kinder ihres Mannes. Logischer sich selbst gegenüber als alle schlechten Berater und des Lügens müde, gesteht sie ihrem Manne alles. Die Liebe hat sie geleitet, mag die Liebe nun auch alle Hindernisse umstürzen! Lambert jedoch ist unfähig, ihre Handlungsweise zu begreifen. Von Zorn ergriffen, statt zu verzeihen, jagt er sie weg. Da wirft sie sich in wilder Verzweiflung in den nahen Sturzbach . . . Das ist ein jäher Schluß, der das Problem nicht löst und dem Stücke schadet, denn die als edel geschilderte Valentine hätte durch die Macht ihrer starken Liebe einen neuen Weg zum Glücke finden sollen. — Gespielt wurde vorzüglich. Frau Bartet und Raphaël Duflos gaben die Hauptrollen.

Henri Albert.

Die Blumenspiele in Köln.



Die in jeder Hinsicht glänzend verlaufene erste Feier der kölner Blumenspiele (7. Mai) hat über Erwarten erwiesen, daß die Idee dieser Feste gut und fruchtbar war.*) Wer vielleicht glaubte, dieser Wettbewerb für rheinische und westfälische Dichter werde den Dilettantismus befördern, der konnte nach dem Vortrag der Gedichte dem beistimmen, was der Sprecher der Preisrichter zu Beginn des Festaktes sagte: daß „die Leistungen der heute gekrönten Dichter ehrliche, künstlerische Arbeiten seien, die den Poeten zur Ehre und den Versammelten zum Genuß gereichen würden“. Für den genuß- und festfrohen Kölner aber bedeuten die Blumenspiele nicht etwa nur eine Vermehrung der Festgelegenheiten; er wird der „fröhlichen Wissenschaft“, der Poesie, von heimischen Dichtern gepflegt, nunmehr noch höheres Interesse entgegenbringen, als er es bisher that. Eine wogende Menge im blumengeschmückten Saale, in der alten Feststätte des ehrwürdigen Gürzenich, Blumen und bunte Wimpel überall, auf einem geschmackvollen Throne die Königin des Festes, umgeben von ihrem Hofstaate von vierundzwanzig edlen kölner Damen, und vor der Königin geneigt der Dichter, noch umrauscht vom Beifall der Menge, die eben sein Gedicht hörte — muß nicht diese ganze feierliche Handlung von selbst den Wert der Poesie und ihrer Jünger in den Augen des profanum volgus erhöhen? Die Namen der Preisrichter bürgten dafür, daß keine Reimereien preisgekrönt wurden; es waren die Herren: Gustav Delpy, Dr. Otto Dresemann, Hofrat Dr. Johannes Fastenrath (der Gründer der Spiele), Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Hermann Hüffer, Karl Freiherr von Perfall, Dr. Ludwig Salomon und Ernst Scherenberg. Punkt 12 Uhr begann der Festakt mit einem feierlichen Orgelvortrag. Hofrat Dr. Fastenrath legte dann noch einmal kurz die Bedeutung der Spiele klar, worauf der spanische Generalkonsul namens der Stadt Barcelona dem Oberbürgermeister von Köln eine Adresse und die für den Sieger im Wettstreite der Liebesgedichte gestiftete Ehrenschleife der Stadt Barcelona überreichte. Eine wirkliche Königin, Carmen Sylva, hatte die Würde der Festkönigin angenommen; ihre Vertreterin, Fräulein Radermacher aus Neuwied, überbrachte den poetischen Gruß der königlichen Dichterin. Freiherr von Perfall verkündete die Namen der preisgekrönten Dichter; Ludwig Zimmermann und Tom Farecht, beides Mitglieder des hiesigen Stadttheaters, waren berufene Interpreten der Dichtungen. Zwischenher erklangen Gesänge des Domchores und eines Harfen-Ensembles als wirksame Abwechselung in der Darbietung der Texte. Es erhielten Preise: Herr Wilhelm Uhlmann-Bixterheide aus Iserlohn (Ehrenschleife und Carmen Sylvas Werke); Fräulein Margarete Susmann aus Düsseldorf (Bronzebüste); Frau Zilcken aus Köln (goldenes Veilchen); Dr. Emil Kaiser aus Köln-Linderhöhe (goldene Feder); Johannes Schmal, zur Zt. in Wien, (goldene Kornblume); Dr. Matthieu Schwann aus Frankfurt a. M. (goldene wilde Rose); Frau Hedwig Kiesekamp aus Münster (goldene Nelke); Georg Barthel Roth aus Köln (goldene Orangenblüte) und Clemens Wagner aus Mühlheim a. Rhein (silberner Ehrenbecher). Außerdem wurden fünf Gedichte durch ehrenvolle Erwähnung ihrer Verfasser ausgezeichnet. Da die Dichtungen in einer „Festschrift“ nach einiger Zeit vereinigt erscheinen werden, ist wohl ihre spätere Besprechung gelegener. Das zahlreiche Publikum, die Elite Kölns, harrte mit gespannter Aufmerksamkeit tapfer bis zum Ende der Feier, 3 Uhr, aus. Der Eindruck einiger Gedichte, so z. B. des Vaterlandsgedichtes „Mut“, der Ballade „Ein kölnischer Brutus“ war ein durchaus mächtiger und riß die Zuhörer zu brausendem Beifall hin; aber auch alle anderen Darbietungen waren gediegen und echt. Die litterarische Gesellschaft, vor allen aber der hochherzige Gründer der Blumenspiele, mag mit Befriedigung auf diese schöne Veranstaltung zurückblicken. Hier ist eine Gelegenheit geschaffen, die bei ernster Pflege durch die maßgebenden Faktoren der Poesie und den Poeten gleicherweise Förderung und Anerkennung gewähren wird.

Köln. *Laurenz Kiesgen.*

Friedrich Meyer, der unter dem Namen Meyer von Waldeck schrieb, ist in Heidelberg am 17. Mai gestorben. Für die Erschließung unserer Kenntnis russischen Lebens hat er ehedem viel gethan. Er war 1824 in der waldeckischen Residenz Arolsen geboren, kam als Hauslehrer nach Kurland und wirkte seit 1852 in Petersburg zuerst als Dozent für deutsche Sprache und Litteratur, dann auch gleichzeitig als Leiter der deutschen „St. Petersburger Zeitung“ bis 1875. Nachher, im Jahre 1880, habilitierte er sich in Heidelberg für deutsche Sprache und Litteratur. Seine Schriften beschäftigten sich zumeist mit russischen Zuständen, insbesondere die

---

*) Wir haben das Wissenswerte zur Vorgeschichte dieser Spiele in Heft 11 (Sp. 726 f.) mitgeteilt. D. Red.

vor fünf Jahren erschienenen Memoiren „Unter russischem Szepter.“ Von seinen litteraturgeschichtlichen Werken verdienen die „Studien über Goethes Märchendichtungen“ (1879) Erwähnung. Auch auf dramatischem und epischem Gebiet hat er früher manches geschaffen, ohne jedoch durchzudringen.

* *

In München ist Elise Polko, geb. Vogel, die einst viel und gern gelesene Verfasserin der „Musikalischen Märchen“ und anderer poetischer Bonbonnièren, am 16. Mai im 77. Lebensjahre verschieden. Ihre eigentliche Heimat war Leipzig, wo sie sich als junges Mädchen und angehende Sängerin noch der Gönnerschaft Mendelssohns erfreute. Längere Zeit gehörte sie der Bühne an, später war sie nur schriftstellerisch thätig und lebte meist in Wiesbaden und Frankfurt, seit zwei Jahren in München. Ihr jüngerer Bruder war der Afrikareisende Eduard Vogel, der 1856 als Reisegenosse Barths in Wadai ermordet wurde.

* *

Aus Zürich wird uns geschrieben: In der Kantonshauptstadt Glarus, wo er am 16. Dezember 1811 geboren wurde, ist am 22. April der Restor der schweizerischen Poeten, Jakob Vogel, bekannter unter seinem Dichternamen „Vogel von Glarus“, gestorben. In jungen Jahren Kattundrucker in einer Fabrik, gründete er später eine Buchdruckerei, die ihm einigen Wohlstand brachte. Auch er hätte, wäre es zur Zeit seines ersten Auftretens als Poet gerade Mode gewesen, als sog. „Naturdichter“ proklamiert werden können. Eine Anzahl Gedichtbändchen giebt Zeugnis von dem lyrischen Talente Vogels, das, ohne von starker Eigenart zu sein, durch liebenswürdige Anmut und Natürlichkeit, die mit einer gewandten Formgebung geziert war, sich auszeichnete. Die Natur seiner engeren Heimat, Berg und Thal und der Klöntelsee, der schon den Idyllendichter Salomon Geßner entzückte, waren seine lyrische Domäne und ihr enthob er manches hübsche Gedichtchen alpiner Naturbetrachtung.

* * *W. B.*

Dem feinsinnigen Pailleron ist sehr bald ein anderer begabter französischer Dramatiker, Henri Becque, in den Tod gefolgt: er starb am 12. Mai in Paris im Alter von 62 Jahren. Seine Komödien, die zuerst den realistischen Stil in Frankreich auf die Bühne brachten, waren auf einen wesentlich schärferen satirischen Ton gestimmt, als diejenigen Paillerons, wie er denn auch persönlich als ein verbitterter, verdüsterter Mensch galt. Sein bürgerliches Schauspiel „Die Raben“ wurde vor zehn Jahren durch die Freie Bühne bei uns eingeführt. Eine andere Sittenkomödie „Die Pariserin“ ist in Berlin und anderwärts von französischen Gastspielen her bekannt.

* *

Am 15. Mai, einem Montag, erschien der pariser „Temps“ zum erstenmale seit 30 Jahren ohne, die unvermeidliche „Chronique théâtrale“, die während des letzten Menschenalters Francisque Sarcey für das Blatt geschrieben hatte. Der behäbige alte Herr, der in Paris eine dem Kritiker sonst kaum je beschiedene Popularität genoß, hatte sich tagszuvor eine Erkältung und erlag ihr schon nach zwei Tagen. Er war in Douredan geboren und hat ein Alter von nicht ganz 71 Jahren erreicht. Wir kommen auf seine ehedem so einflußreiche Persönlichkeit im nächsten Hefte zurück. — Sarceys Nachfolger am „Temps“ ist der Litteraturprofessor Larroumet geworden.

* *

Im handschriftlichen Nachlaß von Theodor Fontane hat sich u. a. eine vollständige Uebersetzung des „Hamlet“ vorgefunden. Ein von fachmännischer Seite angestellter Vergleich dieser Uebersetzung mit dem in den letzten sechzig Jahren veröffentlichten zeigt, daß es sich um eine durchaus selbständige Arbeit handelt. Der Handschrift und anderen äußeren Anzeichen nach dürfte sie ungefähr ums Jahr 1850 entstanden sein.

* *

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Alison. Getreu bis in den Tod. Roman. Berlin, A. Weichert. 93 S. M. —,20.

Andreas Salomé, Lou. Menschenkinder. Novellencyclus. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 364 S. M. 3,50 (4,50).

Aus fröhlicher Studentenzeit. Heiteres aus dem Studentenleben in Wort u. Bild. Eßlingen, J. F. Schreiber. gr. 8°. 111 S. M. 2,—.

Bierbaum, Otto Julius. Das schöne Mädchen von Pao. Ein chines. Roman. Berlin, Schuster und Loeffler. 222 S. m. 1 Abb. M. 3,— (4,50).

Bois-Reymond, L. du. Das Haus Gerboth. Berlin, Bessersche Buchh. 215 S. M. 3,— (4,—).

Doyle, Conan. Neue Abenteuer des Doktor Holmes. Stuttgart, Rob. Lutz. 299 S. M. 1,50.

Fischer, W. Vier Blüten und Eine Frucht. (Kürschners Bücherschatz Nr. 138). Berlin, H. Hillger. 12°. 126 S. M. —,20.

Groller, B. Die Tochter des Regiments und andere Novellen. Dresden, E. Pierson. 244 S. M. 3,—.

Gruben, R. v. der. Der Erbhusar. Roman aus d. Offiziersleben. Berlin, Otto Janke. 139 S. M. 1,—.

Hartung, M. Unter lachender Sonne. Humoresken. Berlin, Otto Janke. 139 S. M. 1,—.

Haushofer, Max. Planetenfeuer Ein Zukunftsroman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 334 S. M. 3,50 (4,50).

Kaisenberg, M. v. Die Ritter vom Sporn. Erzählgn. aus kavallerist. Kreisen. Berlin, Karl Siegismund. gr. 8°. 272 S. M. 4,— (5,—).

Karrotom, A. Auf den Knieen vor der Natur. Phantasien Dresden, E. Pierson. 120 S. M. 2,—.

Klein, R. Das Glück im Verbrechen. Novellen. Dresden, E. Pierson. 158 S. M. 2,50.

Kullberg, Emil. Verstreute Blätter. Novellen und Erzählgn. Jena, Herm. Costenoble. 235 S. M. 2,— (3,—).

Morburger, Carl. Wie sie sind. Ein wiener Skizzenbuch. Leipzig, Grübel und Sommerlatte. 142 S. M. 1,50.

Peuker, P. Schriften. Herausg. von F. Haßlwander u. H. Fraungruber. (I. Gedichte. 230 S. — II. Novellen. 303 S.) Wien, Bruno Thiel. M. 3,70 (5,70).

Rosenberg, M. v. Nach dem Liebesmahl. Erlebtes und Erdachtes. Berlin, Otto Janke. 137 S. M. 1,—.

Roline, C. A. Das Ende. Erzählungen und Geschichten. Dresden, E. Pierson. 208 S. M. 3,—.

Rudelli, W. Auf brauner, dürrer Heide. Bonn, Albert Falkenroth. 360 S. M. 4,50 (6,—).

Saitschick, Robert. Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 162 S. M. 2,— (3,—).

Schoebel, A. Wer will sie richten? Roman. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 187 S. M. 1,— (1,50).

Schott, F. Sommer. Ein neues Geschichtenbuch. Leipzig, G. H. Meyer. 12°. 148 S. Geb. in Leinw. M. 2,50.

Stratz, Rudolf. Montblanc. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 304 S. M. 3,— (4, -).

Teschner, K. Rafael. Roman. (Kürschners Bücherschatz Nr. 137). Berlin, Herm. Hillger. 128 S. M.—,20.

Theden, D. Der Advokatenbauer. Roman. Stuttgart, Rob. Lutz. 272 S. M. 1,20

Vom Ewig-Weiblichen. Heiteres aus der modernen Gesellschaft. Mit Illustr. Eßlingen, J. F. Schreiber. gr. 8°. 109 S. M. 2,—.

Wilbrandt, Adolf. Der Sänger. Roman. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 484 S. M. 4,—(5,—).

Clifford, Mrs. W. K. Ein sonderbarer Stellvertreter. Roman. Aus dem Engl. v. S. Spiegel. Stuttgart, J. Engelhorn. 152 S. M. —,50 (—,75).

Maupassant, G. de. Die Schnepfe. Frei übertr. v. G. Frhrn. v. Ompteda. (Ges. Werke. 8 Bd.). Berlin, F. Fontane u. Co. 253 S. M. 2,— (2,75).

Maupassant, G. de. Im Banne der Liebe. Deutsch von M. Pannwitz. Stuttgart, Franckhsche Verlagsh. 12°. 150 S. M. 1,— (1,80).

Neera. Lydia. Aus dem Italienischen von M. Müller. Berlin, Schuster und Loeffler. 248 S. M. 3,— (4,—).

Prévost, M. Liebeswahn. Roman. Deutsch von F. Wagenhofen. Leipzig, F. E. Neuperts Nachf. gr. 8°. 380 S. M. 3,— (4,—).

Strindberg, A. Legenden. Dresden, E. Pierson. 236 S. M. 3,— (4,—).

Twain, Marc. Abenteuer und Fahrten des Huckleberry Finn. Eisenbahnausg. 320 S, M. 1,20. — Tom Sawyers Streiche und Abenteuer. 281 S. M. 1,20. — Skizzenbuch. 285 S. M. 1,20. Stuttgart, Rob. Lutz.

Ward, Mrs. H. George Tressady. Roman. Deutsch von E. Gottheiner. 2 Bde. Leipzig, Paul List. 342 u. 387 S. M. 7,— (9,—).

b) Lyrisches und Episches.

Basche, C. Knospen. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 66 S. M. 1,50 (2,50).

Hader, M. Heiner. Ein Idyll aus dem Frankenwalde. Dresden, E. Pierson. 48 S. M. 1,— (2,—).

Löser, L. Der Heidenacker. Sittenstück. München, Reinh. Werther.

Nordeck, E. v. Gedichte. Berlin, Fr. Wesemann. 112 S. Geb. in Leinw. M. 2,—.

Remer, Paul. Johanniskind. Sommerlieder. Berlin, Schuster u. Loeffler. 60 S.

Schafheitlin, Adolf. Saturnische Phantasien. Gedichte. 2. Aufl. Berlin, S. Rosenbaum. 156 S. M. 2,—.

Schafheitlin, Adolf. Gedichte. 2. Aufl. Berlin, S. Rosenbaum. 208 S. M. 3,—.

Wilfert, P. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 163 S. M. 3,— (4,—).

Wolfgang, W. Lieder. Dresden, E. Pierson. 75 S. M. 1,50 (2,50).

c) Dramatisches.

Kranewitter, F. Um Haus und Hof. Volksstück. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 96 S. M. 2,—.

Kroll, C. Ein Schachspiel. Graf Hugos Buße. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 95 S. M. 2,—.

Rosner, Karl. Taube Ehen. Schauspiel. Berlin, Schuster u. Loeffler. 88 S. M. 1,—.

Samtleben, G. Durch Nacht zum Licht. Drama. München, Reinh. Werther. 52 S. M. 1,—

Schaich, Roman. Armut. Schauspiel. Leipzig, Otto Weber. 82 S. M. 1,50 (2,25).

Schnitzler, Arthur. Der grüne Kakadu. — Paracelsus. — Die Gefährtin. Drei Einakter. Berlin, S. Fischer. 178 S. M. 2,—.

Wolff, Johanna und Gustav. Ahasver. Titelzeichnung v. Fidus. Berlin, E. Ebering. 102 S. M. 2,50.

d) Litteraturwissenschaft.

Hendreich, O. Alfred de Musset, ein Vertreter des „Esprit gaulois“. Progr. Berlin, R. Gaertner. 4°. 25 S. M. 1,—.

Rohle, C. Der zweite Teil von Goethes Faust f. den deutschen Unterricht dargestellt. Progr. Berlin, R. Gaertner. 4°. 31 S. M. 1,—.

Priese, O. Der Wortschatz des Heliand. Ein deutsch-altniederdeutsches Wörterbuch. Leipzig, R. Voigtländer. 44 S. M. 1,80.

Servaes, Franz. Präludien. Ein Essaybuch. Berlin, Schuster u. Loeffler. gr. 8. 414 S. M. 5,—.

Ulrich, O. Charles de Villers. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich. Leipzig, Dieterichsche Verlagsh. 98 S. m. 1 Bildn. M. 2,—.

e) Verschiedenes.

Beyer, C. Studentenleben im 17. Jahrh. Kulturgesch. Bilder. Schwerin, Fr. Bahn. 138 S. M. 2,—.

Fuß, E. Der Unterricht im ersten Schuljahr. Von der Diesterweg-Stiftg. m. dem ersten Preis gekrönt. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. gr. 8°. 120 S. M. 2,50.

Großmann, F. Herder und die Schule. Progr. Berlin. R. Gaertner. 4°. 17 S. M. 1,—.

Henne am Rhyn, Otto. Anti-Zarathustra. Gedanken über Friedrich Nietzsches Hauptwerke. Altenburg, Alfred Tittel. gr. 8°. 160 S.

Hoffmann's, E. T. A., musikalische Schriften nebst Biographie. Herausg. v. H. vom Ende. Köln, Heinr. vom Ende. 287 S. M. 1,50.

Jacobowski, Ludwig. Neue Lieder der besten neueren Dichter, fürs Volk zusammengestellt. Berlin, M. Liemann, 160 S. M. —,10.

Jerusalem, Wilhelm. Einleitung i. d. Philosophie. Wien, Wilh. Braumüller. 190 S. M. 3,—.

Knortz, Kar · Walt Whitman. Der Dichter der Demokratie.l 2. Aufl. Leipzig, Friedr. Fleischer. 95 S. M. 1,20.

Knott, Herm. Deutschland im 19. Jahrhundert. Ein historisch-pol. Rückblick. Braunschweig, Rich. Sattler. gr. 8°. 36 S. M. —,60.

Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 3957. Borgfeld, G. Genies der Bühne. 103 S. M. —,20. — Nr. 3959. 3960. Sachs, Hans. Dramatische Werke. 2. Bd. Herausgeg. v. K. Pannier. 223 S. Geb. M. —,80.

Soffé, Emil. Bunte Blätter. Studien. Brünn, F. Irrgang. 222 S.

Urban, Erich. Präludien. Berlin, Carl Habel. 141 S.

Vallentin, W. Irrfahrten. Reisebilder. Mit dem Portr. des Verf. u. 24 Ill. Berlin, Herm. Walther. gr. 8°. 135 S. M. 3,—.

Lichtenberger, H. Richard Wagner, der Dichter und Denker. Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens. Uebers. v. F. v. Oppeln-Bronikowski. Dresden, Carl Reißner. gr. 8°. III, 571 S. M. 9,— (10,—).

Nietzsche, Frédéric. Pages choisies publiées par Henri Albert. Avec un portrait. Paris, Société du Mercure de France. 374 S. 3 fr. 50.

Antworten.

Herrn **E. W. Gr.** in **Houston** (Texas). Für die freundl. Zusendung Ihrer interessanten Artikelserie „Geschichte von Texas“ aus der dortigen „Texas Deutsche Zeitung“ (No. 28—36 f.), worin zum ersten Male die Geschichte des Landes in deutscher Sprache dargestellt wird, danken wir Ihnen an dieser Stelle, da wir anderwärts davon leider nicht Notiz nehmen konnten.

Herrn **Dr. C. P. S.** in **Wien.** Ist eingetroffen und wird sehr gerne verwendet, so bald es nur irgend die Umstände gestatten.

Berichtigung. Im vorigen Heft ist auf Spalte 1029, Zeile 15 v. u. zu lesen: Alfred Biese (statt „Briese“).

Herrn **B. T.** in Darmstadt. Vielleicht läßt es sich ermöglichen. Es liegt aber für die nächste Zeit so viel anderer Stoff vor, daß wir's nicht versprechen können. Andernfalls bestimmt später!

An die Mitarbeiter. Während des Sommerurlaubs des Herausgebers (bis einschl. erste Juliwoche) bitten wir, alle Beiträge nur an die Redaktion, nicht persönlich zu adressieren.

Die Freunde unseres Blattes, die ihren Aufenthalt in Kurorten und Sommerfrischen nehmen, bitten wir freundlichst dort, wo in Lesezimmern u. s. w. das „Litterarische Echo“ noch nicht aufliegen sollte, für dessen Anschaffung wirken zu wollen. Zur Versendung von Probenummern an angegebene Adressen sind wir auf Wunsch gerne bereit

Der Verlag.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger,
Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2578.
Verlag: F. Fontane & Co.,
Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 18
vom
15. Juni 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Neue Reisewerke.

Von **Paul Lindenberg** (Lausanne).

(Nachdruck verboten.)

Es war auf einem der zwischen China, Japan und San Franzisco fahrenden großen amerikanischen Oceandampfer, als den mit einem Bande Marc Twain beschäftigten Schreiber dieser Zeilen ein älterer Amerikaner höchst verwundert fragte: „Wie, Sie lesen Marc Twain?“ — „Warum soll ich ihn denn nicht lesen?“ — „Ja, interessiert Sie denn das?“ — Und in diesem Ausrufe lag die echt amerikanische Ansicht ausgedrückt, daß man nur für das Teilnahme empfinden könne, was einen, sei es politisch, litterarisch oder sonstwie, ganz unmittelbar angehe. Die Amerikaner — und sie stehen nicht allein mit ihrer Meinung unter den Kulturvölkern da — können garnicht begreifen, daß man sich auch um andere Dinge näher bekümmert, als die zu unserem engeren Interessenkreise gehörigen, und wenn es leider auch mit dem deutschen Verständnis für „alles Große und Schöne, Tiefe und Edle“ nicht so bestellt ist, wie wir gern selbst glauben, darf man doch den gebildeten deutschen Kreisen nicht die Anerkennung versagen, daß sie mit lebhafter Freudigkeit vieles verfolgen, was mit deutschen Angelegenheiten in keiner oder doch nur schwacher Verbindung steht. Daß dieses Interesse häufig zu weit getrieben und manches Näherliegende darüber vernachlässigt wird, ist eine andere Sache.

Es mag noch aus den einstigen engen und kümmerlichen politischen deutschen Verhältnissen herrühren, daß jederzeit Reisewerke besondere Beachtung bei uns fanden, über die heimatlichen Kleinlichkeiten und Quängeleien hinweg rettete sich die Phantasie der Leser in andere, fernere Länder, und Goethes Ausruf: „Amerika, du hast es besser!“ fand ein weitschallendes Echo, wie man denn auch z. B. aus Goethes Briefwechsel ersehen kann, mit welcher Spannung in Deutschland die unbedeutendsten Nachrichten über die Reisen Cooks aufgenommen wurden. Auch heute ist uns noch viel von dieser Teilnahme an den Erlebnissen fremder Reisender erhalten geblieben, wovon einen neuen Beweis der große buchhändlerische Erfolg von H. S. Landors „Auf verbotenen Wegen“ liefert, von welch' fesselndem und eindrucksvollem Buch F. A. Brockhaus in Leipzig binnen wenigen Monaten mehrere starke Auflagen herstellen mußte.

Demselben Verlag, der sich seit langer Zeit mit warmer Hingebung der geographischen Litteratur gewidmet hat, verdanken wir die mustergültige deutsche Ausgabe eines großangelegten und bewundernswert durchgeführten Werkes, der „Orientreise“ des Fürsten E. Uchtomskij.*) Der Verfasser begleitete den damaligen Zarewitsch auf seiner Reise um die Erde, wobei ihm die Rolle eines Chronisten zuerteilt worden war. Wie aber hat er diese Aufgabe erfaßt und welch' ausgezeichnetes Ergebnis hat sie gezeitigt! Fürst Uchtomskij, einer von Rurik abstammenden vornehmen Familie angehörend, hatte schon früher längere Reisen unternommen und dabei auch das östliche Asien näher kennen gelernt; so war ihm denn auf der obigen langen Fahrt nur weniges neu, und er ließ sich nicht vom Enthusiasmus des Augenblicks fortreißen, seine Aufmerksamkeit stets den höheren Zwecken der Reise widmend, dabei aber doch, wo sich die Gelegenheit bot, mit begeisterter Hingebung die Schönheiten der Tropennatur, die erhabenen Eindrücke des Meeres, die geweihten Erinnerungen des geliebten vaterländischen Bodens schildernd, stets mit poetischer Kraft und Anmut. Aber oft muß der Dichter zurücktreten hinter den fein empfindenden Gelehrten, der das Wesen der einzelnen Völker ernst erfaßt hat und ihre geistigen, sozialen wie religiösen Stimmungen uns zu nahem Verständnis bringt, und den klugen Politiker, der von flammender Vaterlandsliebe beseelt ist und mit nachdrücklicher Begeisterung auf die wichtigen Ziele hinweist, denen Rußland im östlichen Asien zuzustreben hat. Das ist eben ein großer Reiz des uchtomskijschen Werkes, daß es in jeder Hinsicht dem Leser Anregendes bietet, daß es sein Wissen bereichert, ihn unterhält und ihm der neuen und wichtigen Ideen viele giebt, all' dies stets in formvollendetster Weise; nicht vermissen wird er, daß hierüber der Chronist der Fürstenreise seltener zu Worte kommt; wo dies aber der Fall ist, geschieht es mit feinem Takt, an

*) Orientreise Sr. Majestät des Kaisers von Rußland als Großfürst-Thronfolger 1890—1891. Im Auftrage Sr. Majestät verfaßt von Fürst E. Uchtomskij. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Hermann Brunnhofer. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus.

dem sich unsere deutschen Herren, denen eine ähnliche Aufgabe zufällt, ein Beispiel nehmen könnten. Der äußere Rahmen des Werkes ist prächtig, N. Karasin, der hochbegabte russische Maler, schmückte es mit einer Fülle charakteristischer Zeichnungen, die an Ort und Stelle entstanden sind und neben ihrer künstlerischen Vollendung den Stempel unbedingter Wahrheitstreue tragen. Für das Gebotene ist der Preis des zweibändigen Prachtwerkes — 110 Mark — nicht zu hoch, aber er hindert eine weite Verbreitung; eine Volks-Ausgabe wäre dringend zu empfehlen.

Noch vor kurzem nahm Afrika einen breiten Raum in der geographischen Litteratur ein, neuerdings ist aber Asien gebieterisch auf den Plan getreten; große Ereignisse, wirtschaftlicher wie politischer Natur, beginnen sich dort abzuspielen, und Länder, die von jahrtausende langem Schlaf umfangen schienen, erwachen zu neuem Leben und neuer Bedeutung. Zu ihnen gehört auch Sibirien, das in den Vorstellungen vieler noch als „Eiswüste" lebt, das aber in dem anbrechenden Jahrhundert eine wichtige Rolle spielen wird, und je eher wir dies erkennen, desto geringer werden unsere Enttäuschungen sein. Ein sehr beachtenswertes Buch bietet uns soeben Jules Legras mit seinem „En Sibérie"*), das hoffentlich bald in deutscher Uebersetzung erscheint. Der Verfasser ist uns kein Fremder, er hat in Deutschland studiert, und seine (auch deutsch erschienenen) Bücher „L'Athènes de la Sprée" und „Henri Heine poète" haben ihm in unseren litterarischen Kreisen ein gewisses Bürgerrecht verliehen; die emsigen germanistischen Studien des Verfassers in Leipzig und Berlin merkt man seinen Schriften an, die viel gehaltvoller sind, als was meist über die französische Grenze litterarisch zu uns dringt. Es ist kein feuilletonistisches Blendwerk, was er uns giebt, sondern gediegene, dabei doch erfrischende Kost. Rußland und einen Teil Sibiriens kannte Legras schon von früheren Reisen her; ohne Voreingenommenheit, ausgerüstet mit trefflichen Sprachkenntnissen, durchquerte er das gewaltige Gebiet von Tchéliabinsk bis Wladiwostok, öfter von der allgemeinen Straße abbiegend und stets mit scharfen Augen beobachtend, was sich ihm hierbei in mannigfachster Fülle bot. Auch ihn interessieren in erster Linie Volkstum und Volksseele, und wir erhalten von ihm tiefe und lehrreiche Einblicke in das Leben der Sibirienbewohner, der Auswanderer und Verbannten, deren Leiden und Freuden, Thun und Handeln, Hoffen und Sorgen uns liebevoll geschildert werden. An wirtschaftlichen und sozialen Ausblicken fehlt es nicht; sehr angenehm berührt dabei die kritische Gelassenheit des Reisenden, der jeder Phrase aus dem Wege geht und überall aus dem Volke selbst sich zu belehren trachtet; wie schwierig das gerade in Sibirien ist, davon hören wir manch' Klagelied. Mit frischen Farben ist in fesselnden Tagebuchaufzeichnungen das Leben und Treiben auf der großen sibirischen Bahn wiedergegeben; mit feiner Stimmung malt uns Legras die einsame, für den empfänglichen Sinn aber doch so beredte Natur der großen sibirischen Ebenen, die breiten Ströme, die ernsten Waldungen, und wir legen sein Buch aus der Hand mit dem Gefühl des aufrichtigen Dankes für soviel Anregung und Belehrung, die uns ein warmfühlender Mensch, ein vornehm gebildeter Schriftsteller, ein erfahrener Reisender geboten.

*) Jules Legras: En Sibérie. Paris, Armand Colin & Cie.

Sonnigere und fröhlichere Bilder entrollen vor uns die beiden Lindau, Rudolf und Paul, die uns soeben zwei willkommene Bändchen mit Reiseeindrücken beschert haben.*) Andere Gründe, wie die beiden vorgenannten Schriftsteller, lockten sie in die Ferne: von ihren Berufsarbeiten wollten sie Erholung finden und trachteten nicht nach ernsthaften Studien und eingehenden Forschungen. Wenn es für sie aber galt, müßige Stunden auszufüllen, so war das litterarische Ergebnis doch kein müßiges; mit lebhaftem Interesse folgen wir ihren Wanderungen die kreuz und quer und genießen ihre Berichte mit aufrichtigem Vergnügen. Rudolf Lindau macht uns mit einer auf der anatolischen (fast hätte ich geschrieben deutschen, da sie mit deutschem Gelde erbaut wurde und von Deutschen verwaltet wird) Bahn bis Konia unternommenen Fahrt und mit einem Ausfluge nach den ägäischen Inseln bekannt, wobei seine Kunst, mit wenigen leichten Umrissen Personen wie Landschaften charakteristisch und abgerundet zu skizzieren, wieder zu voller Geltung gelangt. Ein kühler Beobachter, der vieles gesehen und erlebt hat, läßt er sich nicht leicht hinreißen; dafür hat das, was er uns sagt, Hand und Fuß, und seine feinsinnigen Beobachtungen sind von bleibendem Wert; das Getragene, Objektive, das ihnen vielfach anhaftet, steht ihnen gut, es ist ein persönlicher Theil des Verfassers, und man würde es ungern missen.

Frohgemuter, lebhafter, in Aeußerungen und Ansichten schneller tritt uns Paul Lindau entgegen; er giebt sich völlig selbst, leicht ergriffen und selten enttäuscht, zuweilen seiner frohen Laune folgend, dann wieder auf das tiefste angezogen von den landschaftlichen Schönheiten und den großen geschichtlichen Ueberlieferungen Griechenlands, die er begeisterungsfreudig und fortreißend schildert. Seinem Hang zu psychologischen Erörterungen folgt er in einem sehr fesselnden Aufsatze: „Mohamed und die Frauen", mit plastischer Kunst berichtet er vom „Blutfest der Perser", als liebenswürdiger Tourist, der Menschen wie Schicksale in den verschiedensten Ländern kennen gelernt, und der mit geübten Blicken alles Beachtenswerte beobachtet, zeigt er sich in seinem „Ausflug in die asiatische Türkei", wobei wir viele Einblicke in türkisches Kulturleben erhalten. Das ganze, so häufig verkannte Naturell Pauls Lindau lernen wir aus diesem seinem Ferienbuche kennen; aus wechselnden Stimmungen bestehend, enthält es soviel Lustiges und Unterhaltendes, daneben aber auch soviel Anziehendes und Tiefes, Freundliches und Erfreuendes, daß wir schon im Interesse des Verfassers gerade diesem Werke, auf das er vielleicht weniger litterarischen Wert legt, eine besonders weite Verbreitung wünschen!

*) Zwei Reisen in der Türkei. Von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. Ferien im Morgenlande. Tagebuchblätter aus Griechenland, der europäischen Türkei und Kleinasien von Paul Lindau. Ebenda.



Charakteristiken

Wilhelm Hegeler.

Eine Studie von **Max Messer** (Berlin).

Die Entwicklung mancher Dichter ist ein Spiegelbild der Kunstentwicklung ihrer Zeit. Den Künstlern, die in ihren Werken eine Richtung repräsentieren und über die von ihnen selbst geschaffenen Grenzen Zeit ihres Lebens nicht hinausschreiten, ihnen stehen jene anderen Künstler gegenüber, die in beständiger Wandlung sich selbst überwindend, viele, ja oft alle Kunstrichtungen ihrer Zeit in sich miterleben und in ihren Werken Zeugnisse dieser Wandlung hinterlassen. Für alle kommenden Zeiten wird der Name Zola den Naturalismus und der Name Bourget den Psychologismus repräsentieren. Diese Meister haben eben an der Art, die sie geschaffen, zäh festgehalten, ohne Rücksicht darauf, ob sie von einer anderen überholt wurde und jüngeren Generationen veraltet dünken mochte. Aus ihren Werken kann man die Gesetze ihrer Richtung ablesen. Nie wird man auf irgend eine Dissonanz, eine Stilverschiebung, eine künstlerische Inkonsequenz geraten. Ganz anders die zweite Art der Künstler, ihre Entwickelung ist eine aufsteigende, eine nie ruhende. In jedem ihrer Werke konzentriert sich die Mannigfaltigkeit einer ganzen Richtung, und jedes ihrer Werke ist von einer historischen Perspektive aus betrachtet ein Fortschritt, ein Mitschreiten mit der Gesamtentwickelung der Zeit. Man kann im großen und ganzen sagen, daß der deutsche Dichter jener zweiten Art von Künstlern angehört. So wird man es auch begreifen, daß **Kunstrichtungen** den Deutschen zumeist vom Auslande zugetragen wurden. Und unser Größter ist auch das größte Beispiel für den Künstler der stetigen, inneren Wandlungen: Goethe. Vom Sturm und Drang der Jugend, über shaksperischen Realismus zum Klassizismus, und wieder hinab zur Romantik — welch ein ungeheurer Weg des Geistes ward da durchmessen! Der Deutsche hat im geistigen Leben und Schaffen eine Aversion gegen jeden Stillstand, gegen das Ausruhen auf irgend einer — und sei es auch auf irgend einer selbstentdeckten Insel des Geistes oder der Kunst. Er dürstet nach stetigem Wachstum, er freut sich seiner selbst erst, wenn er über sich selbst gekommen ist, ja, er liebt selbst die Leiden und Krankheiten dieser Wandlungen und ist stolz auf sie. Die Manier in der Kunst ist etwas Fremdländisches. Der deutsche Künstler hat Individualität genug, um sie auch im Durchgang durch verschiedene Reiche des Geistes und der Kunst zu bewahren.

In diesem Sinne möchte ich Wilhelm Hegeler einen deutschen Künstler nennen. Er begann im Jahre 1893 mit dem Roman „Mutter Bertha", einem Meisterstück jener Realistik, die von Frankreich ausziehend eine kurze Zeit lang die Kunst ganz Europas beherrschte. Handlung, Charakterschilderung, Milieu ist mit jener Frische und Kraft gezeichnet, die nur im Beginne einer litterarischen Bewegung (der modernen Kunstbewegung), sowie nur im Beginne d. h. der Jugendlichkeit einer einzelnen Dichterindividualität zu finden ist. Das Buch schildert die Schicksale der Kellnerin Bertha, die verführt, mit einem Kinde im Stiche gelassen, die Geliebte eines gutherzigen, treuen, aber schwachen und endlich den Forderungen der Konvention und seines Standes nachgebenden Studenten wird. . . . Wir besitzen aus den Neunzigerjahren ziemlich viele Romane und Novellen, die das gleiche Milieu, ja sogar eine ähnliche Handlung haben — und doch wird man dem Werke Hegelers eine mehr als typische Bedeutung zuerkennen müssen. Denn schon aus diesem Werke strenger Realistik, deren Forderungen nirgends verletzt werden, tauchen hier und da Stellen auf, die beweisen, daß der Dichter schon an neue Probleme und Aufgaben der Kunst gerührt hat, die in den Manieren des Realismus allein nie zu lösen möglich gewesen wäre. Wir meinen hier die Probleme und Aufgaben, die die unmittelbar nach dem Realismus auflebende psychologische Richtung der Kunst den Dichtern stellte. Ein solches psychologisches Problem ergab sich in „Mutter Bertha" in der Schilderung des Seelenzustandes, den die Verführte und nachher wieder Geliebte in sich erlebte, als das Kind die Erinnerung an ihr Lebensunglück nicht nur verwischte, sondern auch den Liebhaber verdrängte und die nächste Stelle in ihrem Herzen erhielt. Realistisch ist der äußere Konflikt der Mutter, die ihre Ehre zum zweitenmal wegwirft, um mit diesem Preis das Leben ihres Kindes zu retten, der Kern des Romanes, psychologisch aber ist es die unerhörte Liebe der Mutter zu diesem Kind der Sünde — eine Liebe, die sich nur damit erklären läßt, daß sie gerade in ihr die Sühne ihrer Schuld sucht. Mutterliebe nicht aus Selbstliebe, sondern aus Selbstverachtung — bemerkt man die Tiefe des Problems?

In seinem zweiten Werke „Und alles um die Liebe (Aufzeichnungen eines Philologen)" wird das Psychologische deutlicher und zielbewußter dem Realistischen vorangesetzt. Zwei Freunde, deren Charaktere in polarem Gegensatz zu einander stehen, werden in ihm geschildert: ein Lebensmensch und ein Seelenmensch. Der eine naiv, egoistisch, zugreifend, das Leben genießend im Rausch und Sieg, kaum niedergeworfen, wieder auf der Höhe — der andere ein Grübler und Phantast, der von der Reflexion gehindert wird, auch die leichteste That zu vollführen, und der das Leben eigentlich nur genießt, indem er seinem Freunde zusieht, der in Ueberfülle das besitzt, was er selbst sich so ersehnt und so unfähig ist, sich zu erkämpfen. Der Mensch der Wirklichkeit sagt dem Phantasten: „Ich habe schon mal über Dich nachgedacht, Du wirst das Leben nie begreifen. Dir fehlt der Schmutz der Phantasie. Du kannst nur das denken, was nicht ist und niemals sein wird. Aber das, was ist, kannst Du Dir nicht vorstellen." Velten verführt ein Mädchen und läßt es im Stiche in dem Augenblicke, da er Häßlichkeit an ihr entdeckt, und da sie ihm langweilig wird. Der gute Freund Veltens möchte noch jetzt dem Mädchen seine Seele, die alles verzeiht und begreift, bieten — aber das Mädchen verschmäht ihn wie einen Lumpen und giebt sich den Tod. Wieder verliebt sich ein Mädchen in den Don Juan, ein so herrliches und hohes Geschöpf,

daß der Seelen- und Büchermensch die Verpflichtung in sich erwachen fühlt, sie vor dem Verführer zu warnen. Aber die Warnung kommt zu spät. Jenny, die Velten schon angehört hatte, erschießt sich, nachdem sie früher auf den Geliebten geschossen. Velten erliegt der Wunde. Sein Freund sieht reuevoll ein, daß es ein Frevel war, in das Gewebe eines Lebens mit seiner fremden Faust zu fahren, das nach anderen und ihm unbegreiflichen Gesetzen vor sich ging und das den Maßstab seiner Erlaubtheit in sich selbst trug und nicht in den Wahnvorstellungen seiner Einsiedlerseele. Er beschließt, zurückzukehren, woher er gekommen: „in die öde Welt seiner Bücher".

Das Werk, in dem sich Hegelers dichterisches Können zu den reifsten Früchten entwickelt hat, ist die Novellensammlung „Pygmalion" (1898, wie alle anderen Werke des Autors im Verlage von F. Fontane & Co., Berlin). Diese Novellen bedeuten die vollkommene Ueberwindung des Realismus als Stildogma. Sie handeln von der Seele des Mannes und der Seelenlosigkeit des Weibes — von der Seele des Mannes, der einmal zum Dichter wird — und sei er, wer er sei — wenn er wahrhaft liebt — und der so oft nur vergeblich sein blutendes Herz dem Weibe bietet, das nicht einmal ahnt, was in der Seele des Mannes vorgeht, so wie sie nicht ahnt, daß ihre eigene Schönheit tot ist, gleich der Statue Pygmalions, wenn sie nicht der liebend belebende Atem des Künstlers anhaucht . . . Der Dichter Wahn liebt ein Mädchen. „Wenn sie lächelnd die Augen öffnete, so war es wie Tirilieren der Lerche unter blauem Sonnenhimmel, wie unendliches Licht und überall Sonne. Wenn aber die langen Wimpern sich senkten, so ging es einem durchs Herz, wie der langsam süße Klageton der Amsel an einem entblätterten, thränenverschleierten Herbstabend." Aber das Mädchen, das in des Dichters Seele zu einer Göttin verwandelt wird, liebt einen hübschen, gestriegelten Kommis. Den häßlichen Dichter verachtet sie wie einen Verbrecher. Und des Dichters Liebe will nicht begreifen, daß Schönheit ohne Seele sein könne. Als er sie anspricht, um ihr zu sagen, daß ihre Schönheit auf ihn wirke wie die Worte des Heilands, treibt sie ihn mit den Worten: „Gehn Sie doch weg, Sie Scheusal! Pfui, pfui! Sie Schandgesicht! —" weg und in den Tod.



Wilhelm Hegeler.

Diese Novelle „Pygmalion" sowie „Tod und Dichter" und „Die Seele des Mädchens" sind die feinsten und tiefsten Dichtungen Hegelers. Er erfüllt darin die wahre Aufgabe des Dichters, nicht bloß die Welt und das Leben zu schildern, sondern die Gesetze oder Widersprüche aufzudecken, die hinter den äußeren Dingen und Ereignissen liegen, den „Schleier von Sais" zu lüften, der die Geheimnisse des Lebens jedem anderen verbirgt, als eben dem Künstler.

In dem Roman „Sonnige Tage" lebt wieder jene für Hegeler so charakteristische Verbindung von Realistik (die ihm ja noch von seiner ersten Epoche im Besitze geblieben ist) und Psychologie, die sich hier noch mit allen Blüten der Lyrik schmückt. Sein letzterschienenes Werk „Nellys Millionen" ist wohl ein „fröhlicher", ja auch ein guter Roman, aber er scheint mir abseits von dem Wege des Dichters gefunden zu sein. Möge es ihm bald gelingen, wieder seine eigenen Pfade zu gewinnen, auf denen er so schöne und tiefe Dinge erschaut und gestaltet hat. Freilich, je höher die Wege führen, desto struppiger und holpriger werden sie und fordern Mut, Weisheit und Kraft, soll der Absturz verhütet werden!

Francisque Sarcey.

Von Ludwig Geiger (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Der am 16. Mai 1899 verstorbene französische Schriftsteller und Theaterkritiker ist am 8. Oktober 1827 in Dourdau, nicht allzuweit von Paris, geboren. Er sollte Musiker werden, wurde aber Philologe. Nach vollendeter Gymnasialbildung trat er in die „Ecole normale“ ein, die Pflanzstätte der künftigen Universitätsprofessoren und wurde 1851 Lehrer einer höheren Schule in Chaumont. Er blieb sieben Jahre lang Lehrer in verschiedenen Städten und hatte während dieser Zeit mit seinen Vorgesetzten und der Regierung wegen persönlicher, sachlicher und politischer Ansichten manche Differenzen. Infolge dieser Streitigkeiten, die mehr eine Wirkung seines Unabhängigkeitssinnes als seiner Unfügsamkeit waren, entschloß er sich, nach Paris überzusiedeln und als freier Schriftsteller zu leben. Dies hat er 41 Jahre lang durchgeführt. Ohne ein Amt zu bekleiden, ja ohne es zu begehren, ohne Titel und Würden, selbst ohne das Verlangen, Mitglied der französischen Akademie zu werden, hat er als politischer und litterarischer Schriftsteller, als Kritiker und Redner (conférencier) eine außerordentliche Wirksamkeit entfaltet. Seine selbständig erschienenen Schriften sind teils Schilderungen, die sich auf sein Augenleiden beziehen (Gare à vos yeux), teils satirische und andere Novellen, philologische Plaudereien, psychologische Studien über den Selbstmord, ferner eine hübsche durchaus in französischer Gesinnung abgefaßte Erzählung über die Belagerung von Paris, endlich zwei Bände biographischer Schilderungen männlicher und weiblicher Bühnenkünstler.

Außer der letztgenannten Schrift dürfte kaum eine nötig sein, um das Bild des Verstorbenen zu zeichnen. Denn keine giebt Kunde von dem Lebenswerke ihres Verfassers. Dieses bestand, wenn er auch unzählig viel Journalartikel anderen Inhalts schrieb und sehr viele Vorlesungen (conférences) auch über Tagesfragen hielt, in Theaterkritiken, die von 1858 an zuerst im „Figaro“ und gelegentlich in anderen französischen Tages- und Wochenblättern, hauptsächlich seit 1867 im „Temps“ veröffentlicht wurden. Diese Theaterkritiken unterscheiden sich von den in Deutschland üblichen sowohl durch die Art ihres Erscheinens als durch ihren Umfang. Sie folgten nicht unmittelbar den einzelnen Aufführungen, sondern faßten allwöchentlich am Montag (d. h. in der Sonntag nachmittags ausgegebenen Nummer) die Eindrücke der ganzen Woche zusammen. Sie waren ferner nicht kurze Notizen, sondern ausgedehnte Feuilletons. Ihre Ausdehnung ist so groß, daß, da jeder einzelne Aufsatz etwa 25 Druckseiten eines modernen französischen Buches einnehmen würde, die Theaterfeuilletons des „Temps“ allein mindestens 40 Bände à 400 Seiten zu füllen imstande wären. Sie selbst vollständig oder in Auswahl in Buchform herauszugeben, widerstrebte dem Autor.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Paris (November 1868 bis Mai 1869) las ich diese Beurteilungen mit großem Vergnügen, verfolgte auch später — freilich mit großen Unterbrechungen — diese Thätigkeit. Seit meinem zweiten pariser Aufenthalt (März, April 1886) erhielt ich durch die Güte eines Freundes die Feuilletons regelmäßig zugeschickt und fühle mich deshalb berufen, ein Urteil über dies litterarische Wirken abzugeben und einige Bemerkungen über die Persönlichkeit daran zu knüpfen.

Sarcey lebte und webte in den Dingen des Theaters. Kein Weg war ihm zu weit, mochten es öffentliche oder private Theater, mochten es die Schauspiele von Rouen oder Bordeaux, von Monte Carlo oder den Plätzen der französischen Seeküste sein. Er begleitete selbst die Mitglieder des Théâtre Français nach London. Keine Darbietung war ihm zu geringfügig. Er steckte sich die Grenzen freiwillig weiter. Er berichtete auch über Operetten und bezog in den Kreis seiner Beurteilungen die Lieder (chansons) ein, deren Vortrag seit dem zweiten Kaiserreich große Begeisterung erweckt hatte. Durch seine Urteile, sein scharfes Auftreten gegen die krassen und vulgären Lieder erregte er manchen Widerspruch; mit einer Meisterin dieses Genres, Yvette Guilbert, hatte er einen Strauß auszufechten, der für ihn nicht glücklich verlief. Wenngleich das so erweiterte pariser Theaterleben weit größere Anforderungen an den Kritiker stellt, als beispielsweise das berliner, so hätte er in eine Teilung der Arbeit doch nie gewilligt, und sich nicht dazu verstanden, etwa die ernsteren Schauspiele sich vorzubehalten und die des leichteren Genres einem andern zu überlassen. Er kannte keine Ferien und keine Unterbrechung, sondern Woche für Woche erschien je eines seiner ausgedehnten Feuilletons.

Da nun im Sommer infolge des Schließens vieler Theater und mancher Reisen beliebter Schauspieler, oder im Winter, wenn viele Theater im glücklichen Besitz ihres allabendlich aufzuführenden Stückes waren, die Ergiebigkeit an Novitäten gering war, so verstummte er deshalb doch nicht. Entweder besprach er zum zweitenmale ein bei der Première erwogenes Stück, um sein Urteil zu bestätigen oder zu berichtigen, oder er brachte allgemeine theoretische, dramaturgische, technische Fragen über Kostüm, Dekoration zur Erörterung, oder endlich er legte neuerschienene Bücher, mochten es nun Sammlungen von Dramen, Biographien dramatischer Dichter oder dramaturgische Untersuchungen sein, seinen Betrachtungen zugrunde.

Durch diese langjährige in einem und demselben Blatte geübte Thätigkeit war das Verhältnis des Schriftstellers zu dem Publikum ein ganz anderes, als es bei den sonstigen Kritikern, sowohl in Frankreich als in Deutschland zu sein pflegt. Sarcey liebte es, mit dem Publikum sich zu unterhalten, er empfing von den beurteilten Autoren und Künstlern, von Fachgenossen oder gewöhnlichen Lesern Briefe, die seinen Ansichten widersprachen. Diese Briefe rückte er ganz oder teilweise ein, widerlegte ihre Gründe und suchte seine Meinung gegen die ihm gemachten Einwürfe siegreich zu behaupten.

Schon diese Berücksichtigung des Publikums, die dem hochmütigen Gebahren der meisten sich unfehlbar dünkenden Kritiker widerspricht, beweist eine Achtung vor der Menge, die vielen befremdlich sein möchte. Ihr Urteil nämlich schätzte er nicht gering. Gegenüber der sogenannten Elite, die das Premièrenpublikum drüben und bei uns auszumachen pflegt, führte er „das Publikum, das zahlt“, gern an und verlangte nicht bloß

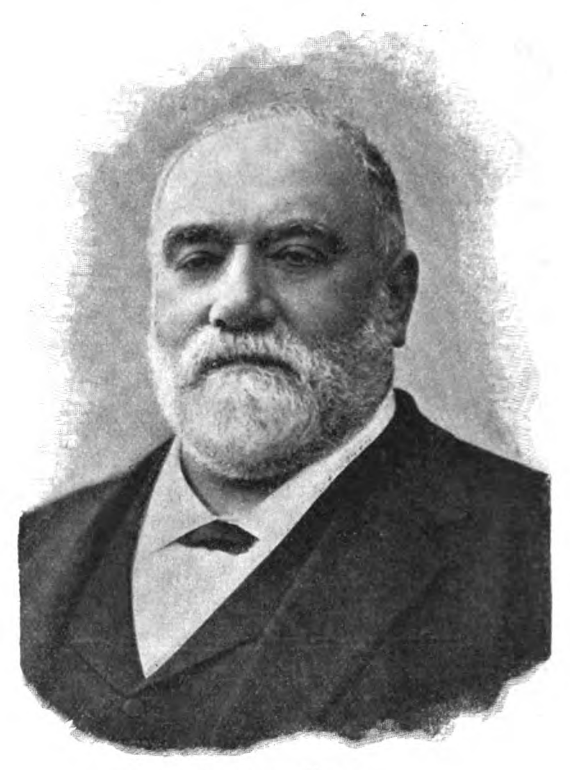
von dem Direktor, sondern von dem Dichter, daß er dem Geschmacke dieses Publikums entgegen komme.

Unterschied er sich schon in diesem Grundsatz, dessen ungeachtet er die Erziehung der Menge durch die Dichter nicht leugnete, und gewiß sich nicht alles und jedes Gesetz von dem Publikum aufzwingen lassen wollte, von der neuen Schule, die das Publikum im großen und ganzen als Crétins ansieht, so war er auch sonst in Manchem, was er vorbrachte, ein Alter und ein Doktrinär. Er verlangte von dem Theaterstücke Eindruck auf das Gemüt, er wünschte, sofort, ohne langes Nachdenken das zu verstehen, was ihm von der Bühne entgegengebracht wurde. Damit hing sein Widerspruch gegen gewisse äußere Mittel der neuen Schule zusammen. Er wollte deutlich hören und alles sehen — welches letztere bei seiner sehr großen, viel bespöttelten Kurzsichtigkeit schwer war — polemisierte daher unaufhörlich gegen den leisen Gesprächston mancher Schauspieler, die sich mit Absicht völlig von den Zuschauern abwandten, und gegen das fast undurchdringliche Dunkel, in das, nach dem Rezept einiger Ultras, die Bühne während vieler Stücke gehüllt ist.

Die Abneigung gegen die neue Schule war keineswegs bloß durch sein Alter begründet. Dieses mochte ihm allerdings manches Genre besonders wert erscheinen lassen, an dem sich schon der Knabe erfreut hatte, so daß er ein nimmer müder Verteidiger abgelebter Arten, des Melodramas und des Vaudeville wurde. Seine Abneigung gegen das Neue wurde mehr hervorgerufen durch seine Nationalität. Als Franzose nämlich haßte er das Fremde, und da er der Ueberzeugung war, daß die ganze neue Richtung durch Dänen und Norweger begründet wäre, so trat er gegen sie als antifranzösische Kulturelemente auf. Aber auch ein innerer Widerspruch lag dieser nationalen Stimmung zugrunde: Er wollte die französische Heiterkeit (gaieté gauloise) nicht durch das Heimliche und Düstere des Nordens verdrängt sehen.

Sein Widerspruch hatte jedoch auch andere als nationale Gründe. Er vertrat die Herrschaft des klaren Verstandes gegen das Ueberwuchern der Phantasie und das Eindringen des Mystizismus. Er wünschte von dem Drama eine vollendete Handlung, die Darstellung eines ganzen Menschenlebens und verwarf daher die abgebrochenen Stücke, die nur einen Ausschnitt aus dem wirklichen Leben geben. Er legte den größten Wert auf die methodische Entwicklung der Handlung; er wurde nicht müde, Dumas' Wort von der Kunst der Vorbereitung im Munde zu führen, haßte daher das brutale Aufeinanderfolgenlassen einzelner Thatsachen, die in dem neuen Drama ebenso rücksichtslos aufeinanderfolgen, wie im wirklichen Leben.

Er war ausgestattet mit einem großen Wissen über die Gesamtgeschichte des französischen Theaters. Er war vertraut mit allen, selbst den entferntest liegenden Richtungen, soweit sie zu irgend einer Zeit in Frankreich ein Bürgerrecht erlangt hatten. Ausländisches kannte er wenig, nur das antike Drama beherrschte er völlig. Er war naiv genug, einzuräumen, daß er fremde Schauspiele, die nach Paris kamen, schwer verstand.



Francisque Sarcey.

Seine Kenntnis der deutschen Litteratur war gering, Goethe und Schiller kannte er nur in Uebersetzungen und lehnte es, seltsam genug, ab, neuere Bearbeitungen der Stücke deutscher Meister mit ihren wörtlichen Uebersetzungen zu vergleichen. Er lernte erst im hohen Alter Lessings hamburgische Dramaturgie — natürlich in französischer Uebersetzung — kennen und gestand mit stolzer Freude, in diesem Buche manche Theorien wiedergefunden zu haben, die er seit Jahrzehnten predigte. Besondere Vorliebe besaß er für das, was man in Frankreich das „vieux répertoire" nennt. Die drei großen Dramatiker des 17. Jahrhunderts kannte er bis aufs kleinste und war rührend in ihrer Verehrung. Seine Feuilletons über die Stücke der genannten sind Meisterwerke, denen gerade die rücksichtslose Aussprache der Anforderungen des modernen Theatermannes einen besonderen Reiz verleiht.

Er war ungemein fleißig und sorgfältig in der Ausarbeitung seiner Kritiken. Das Prinzip, sein Urteil ausreifen zu lassen, das Bedürfnis, seine Ansicht zu korrigieren durch wiederholte Anschauung oder durch fremden Einspruch wurde ihm zum Prinzip. Niemals fällte er über eine am Sonnabend gegebene Première in dem fälligen Sonntagsartikel ein abschließendes Urteil, sondern äußerte höchstens ein summarisches Wort über Aufnahme und Gesamtcharakter, verschob aber jede Begründung auf das Feuilleton der nächsten Woche.

Er war ein Meister in der Analyse neuer Stücke. Mit einem staunenswerten Gedächtnis begabt, wußte er, der niemals einer Generalprobe beiwohnte, und der selten bei der Beurteilung neuer Stücke den gedruckten Text benutzen konnte, den Inhalt des einmal Gehörten wiederzugeben, die Aufeinanderfolge der einzelnen Scenen

klar zu entwickeln, ja selbst einzelne Bruchstücke des Dialogs, nicht bloß dem Gedankengange entsprechend, sondern auch dem Wortlaute nach richtig anzuführen. Bei solchen Analysen suchte er meist die größte Unparteilichkeit zu wahren, in objektivster Art die Materialien zu geben, — aus denen auch der Gegner sich ein Urteil zu bilden vermochte.

Er betrachtete es als seine Hauptaufgabe, mit gleichem Ernst, wie die Stücke, die Leistungen der Künstler zu beurteilen. Er beurteilte nicht bloß bei neuen Stücken jeden einzelnen Künstler in seiner Rolle, sondern er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, bei Neubesetzungen im Laufe der ersten großen Serie der Vorstellungen den Neuling mit dem Vorgänger zu vergleichen. Bei Wiederaufnahme eines Stückes in demselben oder einem anderen Theater übte er das Richteramt gern so aus, daß er die Auffassungen verschiedener Künstler gegeneinander abwog und ohne Voreingenommenheit für das einmal Gelobte auch eine widersprechende Interpretation verständnisvoll beurteilte.

Ein Theaterkritiker, der mehrere Jahrzehnte hindurch die gesamte dramatische Produktion der Hauptstadt — und das bedeutet für Frankreich fast die des ganzen Landes — beurteilt, muß sich gleichsam als Lehrmeister des jüngeren Geschlechts betrachten. Es läßt sich nicht leugnen, daß auch Sarcey sich in dieser Rolle gefiel. Außer den Lehren, die bereits oben zu seiner Charakteristik benutzt wurden, war es besonders eine, die fast zum geflügelten Worte geworden ist.

Er suchte in jedem Stück nach der von ihm sogenannten scène à faire. Er betrachtete diese als den Kulminationspunkt des Stückes. Er ließ von der alten Theorie nicht ab, nach der in einer solchen Scene die Hauptpersonen einander gegenübergestellt würden, und durch Wechselgespräch ihr eigenes Schicksal entschieden.

Aber nicht nur Lehrmeister, sondern auch Richter wollte er sein. Unter seinen Lieblingsausdrücken figuriert der: le don du théâtre. Selbst gefeierten Autoren, besonders solchen, die auf anderen Gebieten, z. B. dem des Romans große Erfolge davongetragen hatten, sprach er diese Gabe ab, dagegen schrieb er sie häufig Jüngeren trotz der Erfolglosigkeit, ja der gänzlichen Verkehrtheit ihrer Erstlingswerke zu. Er übte sein Richteramt auch in der Weise aus, daß er außer der Strafbestimmung zugleich die Art der Besserung vorschrieb, daß er darauf drang, daß manche, die sich in kurzen Skizzen gefielen, sich zu größeren Arbeiten zusammenrafften, daß die Verfasser obscöner Stücke von ihrer Liebhaberei abließen u. s. w.

Gewiß haben diese Mahnungen nnd jene Richtersprüche nicht unbedingte Anerkennung gefunden, aber es giebt Beispiele genug, daß diese Mahnworte befolgt wurden und jene Prophezeihungen in Erfüllung gingen.

Ich glaube sicher, daß diese Beurteilung, die gewiß kein Dithyrambus ist und wie sie die Vorzüge hervorhebt, auch die Schwächen nicht verschweigt, von den meisten Nekrologen abweicht, die in deutschen und ausländischen Zeitungen erschienen sind oder erscheinen werden. In vielen kann man eine Variation über das Thema erblicken: „Der alte Onkel ist gestorben; tot war er schon lange.“ Aber diese Behauptung ist gänzlich falsch. Mochten einzelne Jüngere ihn auch zum Besten haben; die wirklich besseren, z. B. Lemaître und Larroumet, sein Nachfolger, sahen auf ihn als Meister, selbst wenn sie gelegentlich diesem Worte einen ironischen Beigeschmack gaben. Auch die Gescholtenen wurden seine Freunde; sie wurden nicht müde, sein Urteil zu erbitten, und wußten oft genug trotz der grundsätzlichen Differenz in Einzelheiten von ihm zu lernen. Es giebt gewiß im heutigen Frankreich, wo die Kunst des Feuilletons zu einer Ausbildung gelangt ist, der wir in Deutschland auch nicht das Geringste entgegenzusetzen vermögen, geistreichere Kritiker, die durch fein herausgearbeitete Pointen, durch Witz und Scharfsinn blenden und entzücken; aber es giebt und gab gewiß wenige, die ihren Beruf mit soviel Ueberzeugung, so großer Treue und solchem Ernst ausgeübt, die das Theater so schwärmerisch geliebt haben wie er.



„Ausklang“.

Von **Eduard Aly** (Coburg).*)

Wieder rauschen die Tannen des Traumwaldes mir zu Häupten. Der Sturm jagt die Wolken vor sich her. — Vorüber italische Wonnen! Es will Frühling werden in Deutschland. Mit Reif und Schnee, mit Sturm und Hagelschauer. Das ist nicht der Rosen streuende Genius, der in jubelndem Lebensdrange auf dem von Faltern gezogenen Blütenwagen lächelnden Mundes einher fährt. Der deutsche Lenz ist ein junger Krieger mit ernstem Antlitz, der der harten Heimat in Kampf und Schmerzen Schritt für Schritt den Boden abringen muß, den die Reifriesen eifersüchtig bewachen. Deutsche Art braucht Kampf, um zu werden.

Aus dem Meere, dem belebenden Elemente des Wassers, ward nach dem sinnigen griechischen Mythus die Schönheit geboren. Aus dem Meere der Schmerzen erhebt sich Psyche Anadyomene.

Man erzählt, daß ein großer Sänger in der furchtbaren Haft russischer Kerkermauern, von furchtlosem Weinen und Stöhnen ermattet und von der Einsamkeit erdrückt, darauf verfallen sei, die Schmerzenslaute seiner Kehle und seiner Lippen zu Tönen zu bilden und daß er hierin Trost gefunden habe, seine Leiden zu ertragen, um begnadigt und seiner Haft entlassen, seine ehrenvolle Laufbahn als Sänger zu beschreiten. Ob Wahrheit oder nicht: der erste kunstlose Laut einer Menschenbrust gleicht einem schmerzlichen Stöhnen, aus welchem sich bei kunstmäßiger Fesselung und Führung des Atems durch Schulung der schöne Ton entwickeln muß.

Der Schmerz löst die Kräfte der Seele aus. Er ist ein König über freie Männer. Not und Sorge halten gleich Tyrannen ihre Sklaven in ehernen Ketten fest. Sein Herrscherruf geht an alle, die mit zerhacktem Schilde und mit wundem Herzen vor den Schranken niedergebrochen sind, in welche die Gesetze der Natur die Menschen unabänderlich bannen. Und wie den klagenden Tönen des russischen Sängers hinter den düsteren Festungsmauern, wachsen den müden Kämpfern Schwingen, welche sie im Fluge über die Schranken hinwegtragen. —

Jenseits der stygischen Fluten des Lebens wandeln Götter und Helden auf der Asphodeloswiese der Schönheit, nicht die blassen Schatten Abgeschiedener, sondern

*) Schlußabschnitt des „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone“ von Ed. Aly. Berlin, F. Fontane & Co. (vgl. „Besprechungen“).

von unsrem Fleisch und Blut, aber größer als wir, stärker in Haß und in Liebe, als wir es sind, frei von dem Zwange der Natur und von der Laune des Zufalls, die Spiegelbilder unserer Sehnsucht nach Reinheit und Vollendung. Wir sind es und sind es doch nicht. Wir glauben ihren Herzschlag zu fühlen, und was schlägt, ist unser eigen Herz.

Wie viele gehen eiligen Fußes vorüber an neuen Gräbern und an alten Tempeln. Der Schmerz weiht ihr Leben nicht und die Schönheit nicht ihre Seelen, wenn sie mit stillem Gruße an ihren Weg tritt. Sie haben es eilig, zu vergessen. Die flachen Furchen, welche Schmerz und Schönheit auch durch ihre Herzen gezogen haben, sind bald vom Flugsande der Alltäglichkeit verweht. Sie können lachen und schwatzen vor den Tempelresten von Girgenti. Sie können wenigstens verbindlich lächeln, sobald sich die Gitter des Friedhofs knarrend hinter ihnen geschlossen haben, um für die Ehre des Gefolges zu danken, und die Leute sagen hinter ihnen: „Tüchtige Menschen. Sie haben sich schnell in ihre schwere Lage gefunden. Man muß das Leben nehmen, wie es ist.“

Oh, die vortrefflichen Gemeinweideplätze, auf denen sich so friedlich und fröhlich grasen läßt, wo die kühlen Bronnen der Lebensklugheit rauschen!

Ich wünsche wohl zu grasen.
Ich kann nicht vergessen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Frei wie der Wind, der die Eichen zerwühlt,
Den zärtlichen Blumen die Wangen kühlt,
Wie die Woge des Meeres, die schmeichelnd rollt
Und schäumend empor an den Klippen grollt:
Laß brausen und kosen die klingende Lust,
Das tönende Leid in der atmenden Brust.
Woge dich aus, wie Welle und Wind,
Seele, du seliges, träumendes Kind!

Still wie der Wind, der im Wandern verweht,
Wie die Welle zerfließend am Strande vergeht: —
Weiß niemand, was gestern über Nacht
Vorüberrauschte? — Es zittern sacht
Die Blumen. In Blättern sich flüsternd regt,
Was die Woge gesungen, der Wind bewegt. —
Wandle dahin in verlorener Ruh',
Einsame Seele, dem Ziele zu!



Dill im Kerker.

Von **Eduard Paulus** (Stuttgart).*)

Da lieg' ich nun gefangen und gefoltert,
In Pfaffenketten; keine Rettung mehr.
Herabgerissen ist der Freiheit Baum,
In Blut erstickt die strahlende Bewegung
Des armen Volks, und neu den Rittersporn
Drückt Fürst und Junker klirrend in die Weichen
Des dürren Kleppers, — stets der Klerisei
Ein wackrer Helfer, wenn's zu teilen giebt
Und zu zertreten.
Der Wurm verzuckt am Boden
Und frißt den Staub, der seit Jahrhunderten
Das Reich bedeckt. Heimkehrt die Finsternis,
Die maßlos-dicke, wie kein ander Volk
Solch einen Druck ertrüge. — Stolzes Land,
Mit deinen Strömen, deinem wilden Meer,
Den Städteringen, Turm an Turm gereiht,
Erfüllt von Klosterhöfen, Domen, Kirchen,
Pfründhäusern, Hospitälern, Sühnkapellen,
Und mehr als vollgepfropft mit Hochaltären,
Glasbildern, Wandgemälden, Monumenten
Verstorbener, vergilbten Totenschildern,
Und anderem altheiligem Gerümpel.
— Da fuhr ein frischer Luftzug in die krause
Verklammerung des Geistes, und jedes Herz,
Das edel schlug und kühn und eingedenk
Der großen Ziele meines Volkes war,
Wacht auf in Siegesfreude, Flammenworte
Von Licht und Freiheit, Ernst und Männerwürde,
Durchwehn die Nation, die Ritter selbst
Ziehn blanken Fußes nieder von den Burgen,
Wo sie jahrhundertlang als Raubgevögel
Genistet haben und des Volkes Blut
Mit ihren Wappenadlern aufgezehrt.
Ein Sturm durchbraust das Land, wie keiner je
In Deutschlands Gaun, das Papstgestühl in Rom
Gerät ins Wanken, eine neue Ordnung
Der Dinge steigt empor, Lenzblumen gehn
Am vollen Zeitstrom glückverheißend auf.
— Ein Trümmerfeld vom Dachstein bis zum Brocken,
Mit Städtebrand und rauchgeschwärzten Leichen,
Zerstampften Saaten und zerstampften Seelen,
Ist Deutschland nun, und selbst in Wittenberg
Der Gottesmann ist wieder umgefallen
Und streckt die Arme nach den Fürstenhöfen
Bittflehend aus, die alten Raben schwirren
Lautkrächzend wieder um das Walserfeld
Und sitzen auf den Strunk, daß er verdorre,
Und Barbarossa ruhig weiter schnarche
Im unterirdischen Gewölb, in güldner Scheide
Das Schwert des Heils vom Rost zerfressen lasse,
Samt unserm Volk! — Weh mir, daß ich geboren,
Geboren ward in solcher Jammerzeit
Und solchem Jammervolke, wo kein Blitz
Den Boden aufreißt, nur die grüne Wurzel
Des jungen Lebens hat er uns versengt! — —

Ich hoffe nichts mehr, seit der Spanier
Die Krone trägt und alles Gold der neuen,
Der kaum entdeckten ungeheuren Welt,
Die der Kolombo aus den Fluten zog,
Seit alles Gold, das sie den braunen Völkern
Der neuen Welt mit Kruzifix und Fanghund
Gieräugig abgehetzt, in *seine* Taschen
Und in die Tasche seiner Pfaffen fließt. —
Ob unser Volk am Galgenholz verfault,
Was gilt es ihm, bleibt nur in Permanenz
Der grimme Wahn, des Scheiterhaufens Glut,
Die ganz Europa schauderhaft erhellt!
— Ich scheide hin, gesanglos in den Tod
Werd' ich geführt, verflucht, des Nötigsten
Beraubt, und meines Leibes Asche wird
Mit der verseuchter Tiere in den Wind
Verstreut, zum warnenden Exempel, — aber, aber,
In allen Dingen lebt tief-unzerstörbar
Ein Götterkeim, aus unsrer Asche kann,
Wer weiß, wohin sie weht, ein unbewachtes
Saatkorn befruchtet werden, und ein Baum
Daraus erwachsen, der einst unser Volk
Mit Riesenästen dauernd überschattet!

*) Aus Tilmann Riemenschneider. Ein Künstlerleben in zwölf Gesängen von Eduard Paulus. Stuttgart. Adolf Bonz u. Cie 1899. (Siehe „Besprechungen“.)



Das junge Russland.

Von **Alexis v. Engelhardt** (St. Petersburg).

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine auch in Rußland weit verbreitete Anschauung, daß die allerjüngste russische belletristische Litteratur weit weniger Beachtung verdiene, als die der Sechziger- und Siebzigerjahre. Wenn es auch unzweifelhaft

ist, daß seit jener großen Epoche des Romans, die uns die Meisterwerke eines Turgenjew, Tolstoi, Gontscharow, Dostojewski und Schtschedrin gebracht hatte und die Augen des gesamten gebildeten Europas auf den mächtigen Aufschwung der russischen Litteratur richtete, ein bedeutender Rückschlag, zeitweise sogar ein auffallender Mangel an Talenten zu konstatieren war, so trifft diese ganz begreifliche und natürliche Thatsache heute nicht mehr zu. Die litterarischen Leistungen einer Nation bewegen sich in Wellenlinien; das Auf- und Absteigen dürfte hier Gesetz sein, und so kommt es, daß das Rußland von heute jener Korona litterarischer Genies, die den russischen Roman zu einem kostbaren und ewigen Eigentum der gebildeten Welt machte, keine ebenbürtigen Leistungen an die Seite stellen kann.

Im Verlaufe des letzten Jahrfünfts jedoch ist in der russischen erzählenden Litteratur wieder eine aufsteigende Tendenz zu bemerken, und es treten zahlreiche hochinteressante schriftstellerische Typen an die Oeffentlichkeit, die viel versprechen und die besten Vermächtnisse der großen russischen Romanciers übernommen zu haben scheinen. Eines fällt dabei vor allem in die Augen. Diese jungen Talente kultivieren gar nicht oder nur vereinzelt und dann mit weniger Erfolg das Gebiet des großen Romans, in dem ihre geistigen Väter so unerreicht dastehen. Sie suchen ihre Kräfte an der knappen, charakteristischen Form der kürzeren Erzählung, dem „conte“ und der Novelle zu proben, und einige von ihnen, allen zuvor Anton Tschechow, haben es in dieser Form zu wahrer Meisterschaft gebracht. Zu den bedeutendsten Talenten unter diesen „Jüngeren“ zählen wir, abgesehen von Tschechow Wladimir Korolenko, J. Potapenko, Mamin-Ssibirjak, Maxim Gorjkij und einen ganz jugendlichen Debutanten Weressaew, dessen unlängst erschienene erste Erzählungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jungen Autor lenkten. Das Schaffen Korolenkos und Potapenkos ist dem Freunde fremder Litteraturen auch in Deutschland nicht mehr unbekannt; Potapenkos letzter großer Roman „Zwei Glückslose“ liegt eben erst abgeschlossen vor und kann diesmal von mir noch nicht eingehend besprochen werden, während Mamin-Ssibirjak, der ausgezeichnete Schilderer des Ural und seiner Bewohner, sich längere Zeit hindurch in Schweigen gehüllt hat. Ich gehe daher im folgenden auf das litterarische Hauptereignis des verflossenen Jahres, das Erscheinen der gesammelten Erzählungen Maxim Gorjkijs ein, um des weiteren die kürzlich veröffentlichten Erzählungen Weressaews und die letzten Erzeugnisse der Muse Tschechows zu besprechen.

Maxim Gorjkij ist der unübertroffene Dichter des „barfüßigen Regiments“, wie sich das russische Proletariat von der zerlumptesten Sorte in bitterer Selbstironie bezeichnet. Die ganze Kraft seines großen Talentes wendet Gorjkij der Schilderung jenes der „Gesellschaft“ so fremden Lebens und Treibens der „Barfüßigen“ zu, das sich dennoch unter den Augen der bürgerlichen Gesellschaft abspielt. Das Lumpentum der großen Städte, der verlumpte, im Trunke verkommene Fabrikarbeiter, der Stromer von der Landstraße, der von Ort zu Ort ziehende, oft vielbestrafte Gauner und Verbrecher, der Jahrzehnte in den Einöden Sibiriens verbracht hat, den ihm angewiesenen Aufenthaltsort jedoch heimlich verläßt, um den heimischen Boden wieder zu betreten — das sind Gorjkijs Typen, das ist das Milieu seiner Erzählungen, ein Milieu, das allerdings überreiches Material für eine subtile Seelenanalyse und scharfe Charakteristik, wie auch für die Aufwerfung von allerhand knifflichen sozialen Fragen bietet.

Zwei Typen von Menschen aus dem gekennzeichneten Milieu sind es, die immer in Gorjkijs Geschichten wiederkehren. Es sind dies die Leute, „die einst etwas waren“ und durch Verhältnisse verschiedenster Natur herunterkamen, und die anderen, die nie irgend eine soziale Stellung eingenommen haben, im Grunde gut angelegt sind und in beständiger Unruhe nach irgend einem Lichtblicke, einer idealeren Lebensrichtung suchen, ohne je sich den Fesseln der Verlumpung entziehen zu können. Eine der rührendsten Gestalten dieses letzteren Typus ist der Held einer für Gorjkij sehr charakteristischen Erzählung, deren Inhalt ich hier in Kürze wiedergeben will. Konowalow, ein armer Schlucker und Trinker, ist eine zarte und warmherzige Natur. Er sieht keine „Ordnung im Leben“, er sehnt sich nach einer Anleitung zur Ordnung, zu vernünftiger Lebensführung, zugleich frappiert ihn die überall zu Tage tretende Ungerechtigkeit, der logische Widersinn zwischen gutgemeinten, überlegten Handlungen und deren Resultaten. Er trinkt periodisch und philosophiert dann über sich selbst. „Was bin ich“, fragt er, „ein Lump, ein barfüßiger Strolch, ein Säufer und ein halb verrückter Kerl! Mein Leben hat gar keine Berechtigung . . . Wozu bin ich auf der Welt, und wem bin ich nötig, wenn ich es recht überlege? Kein Eckchen habe ich für mich, weder Weib noch Kind . . . und nicht einmal Verlangen nach etwas der Art! Ich lebe und gräme mich . . . warum, — weiß ich nicht. Es scheint mir, daß meine Mutter mich mit irgend einem inneren Defekt in die Welt gesetzt hat, es fehlt der richtige innere Weg . . . Verstehst Du mich? Wie soll ich sagen? In der Seele fehlt mir irgend ein Fünkchen . . . eine Kraft, so etwas. Na, kurzum, irgend ein Ding fehlt mir, das ist alles! Und so lebe ich und suche dieses Ding und gräme mich darum, sehne mich nach ihm und — weiß selbst nicht, was es ist . . .“

„Wozu das alles?“ fragt ihn sein Gefährte, ein Spaßmacher und Anekdotenerzähler in der Kneipe, der bessere Tage gekannt hat.

„Wozu? — Ah . . . weil ich hier lebe, mich nirgends zu lassen weiß . . . nichts erreichen, mich niemandem anschließen kann — und das ist Unordnung, solch ein Leben ist Unordnung!“

Der Spaßmacher bemüht sich nun, Konowalow in eindringlicher Rede zu erklären, daß die sozialen Mißstände diesen Zustand verschulden, doch ist Konowalow damit nicht einverstanden. „Jeder Mensch ist sein eigener Wirt, und niemand ist schuld, wenn ich ein Schurke bin,“ lautet seine klassische Antwort. — „Wart aber“, schreit sein Opponent, „wie kann denn der Mensch widerstehen, wenn von allen Seiten das Unglück und die höllischen Kräfte hereinbrechen?“ — „Halt Dich fester!“ — „Woran aber soll ich mich halten?“ — „Finde den richtigen Punkt und dann halte Dich!“ — „Warum hast Du Dich denn nicht gehalten?“ — „Ich sag' Dir ja eben, daß ich ein verdrehter Kerl bin und selbst die Schuld an meinem Schicksal trage! Ich habe eben

meinen Stützpunkt nicht gefunden . . . ich suche ihn, gräme mich und finde ihn nicht!“

Noch unverständlicher sind Konowalow die schlimmen Folgen, die eine von ihm begangene gute Handlung nach sich zieht. Er lernt ein „gutes, doch verlorenes Geschöpf“ kennen, das er aus einem öffentlichen Hause in der Hoffnung befreit, daß das Mädchen ein neues Leben beginnen wird. Doch er findet keinen Dank; das Mädchen will, er soll sie zur Frau nehmen, und da er das nicht thut, beginnt sie zu trinken und verschwindet schließlich in derselben Kloake, aus der Konowalow sie hervorgezogen.

Dieses Ereignis beginnt schwer auf seiner Seele zu lasten. „Giebt es denn nicht“, fragt er, „in den Büchern Lebensregeln, wie man leben soll, giebt es keine Anweisung dazu? Ich will wissen, begreifen, welche Handlungen schädlich sind und welche nicht . . . meine Handlungen sind mir nicht klar. Was mir gut scheint, fällt schlecht aus — wie darf das sein? Ich will einem Menschen etwas Gutes thun, und es ist ganz verfehlt. Es ist im Leben eine Ordnung für die Handlungen nötig, Bruderherz! Kann man denn wirklich kein Gesetz ausdenken, nach dem alle Menschen einig handeln und einander verstehen könnten? . . . Man kann ja nicht in solcher Entfernung von einander leben! Begreifen denn wirklich die klugen Leute nicht, daß man auf der Erde eine Ordnung einrichten und den Leuten Klarheit schaffen muß? . . . Echma!“ Diese Zweifel und Fragen, deren Lösung ihm niemand sagen kann, bringen den armen Konowalow schließlich zum Selbstmord.

Ich bin etwas detaillierter auf die Erzählung eingegangen, weil sie gerade für Gorjkijs Richtung ganz besonders bezeichnend ist. Seine feine Beobachtungsgabe hat in der Welt jenes „Regiments der Barfüßigen“ geradezu rührende Gestalten mit fast krankhaft fein entwickeltem Sinn für das Gute entdeckt; Philosophen, Dichter und Moralisten aus der Mitte dieser verlumpten, verwahrlosten Mitmenschen führt uns Gorjkij vor Augen, und aus dem Munde all dieser bejammernswerten Stiefkinder des Lebens tönt die bange Frage: „Wozu bin ich auf der Welt, wem bin ich nötig? helft mir und lehrt mich zu leben.“ Die Sprache Gorjkijs ist von großer Kraft und Originalität, seine ausgezeichnete Kenntnis des von ihm geschilderten Milieus, die künstlerische Einfachheit der Darstellung machen seine Erzählungen zu dem Besten, was die russische belletristische Litteratur im vergangenen Jahre gebracht hat. Die beiden Erzählungen „Konowalow“ und „Das Ehepaar Orlow“ sind die Meisterstücke aus der interessanten Sammlung, die bald einen Uebersetzer ins Deutsche finden möge.

Weressaew hat gleichfalls mit einem Bande Erzählungen debutiert, die in ihrer scharfen Charakteristik und stimmungsvollen Ausführung die Person des Autors aus der Unmenge talentloser Skribifaxe, die unsere Journale mit ihrem wässerigen Lesequark überschwemmen, emporhob. Wunderhübsche Naturschilderungen aus der sonnendurchglühten Steppe, aus den tiefen, schweigenden Wäldern erinnern uns an einige der schönsten Partien aus Turgenjews „Tagebuch eines Jägers“. Ein schwermütiger Ton, wie er ja in den meisten russischen Litteraturerzeugnissen vorklingt, ist auch über Weressaews Erzählungen gebreitet und legt sich gleich einer drückenden Berglast auf die Seele des Lesers. Ausgestorbene Gegenden, willenlose, seelentote Menschen, die im Jammerleben irgend eines elenden philisterhaften Städtchens alle ihre idealen Bestrebungen der Jünglingsjahre, in den Fesseln des Dienstes den stürmischen Freiheitsdrang ihrer Jugend begraben haben, sind in Weressaews Erzählungen vorherrschend. Eine davon, die umfangreichste und wohl bedeutendste, „Ohne Weg,“ hat mich ganz besonders gefesselt. Sie schlägt ein bei russischen Autoren beliebtes Thema an. Der junge Landschaftsarzt Dimitri lebt, von der Universität zurückgekehrt, auf einsamem Landgütchen. In der ländlichen Umgebung denkt er an die Universitätsjahre zurück und wundert sich, wie in kurzer Spanne Zeit sich alle Anschauungen der intelligenten Gesellschaft um ihn herum ändern konnten. Man muß dabei an den Gegensatz zwischen dem Rußland der Siebziger- und der Achtzigerjahre denken, es ist offenbar die Zeit der eisernen Reaktion unter Alexander III, in der der junge Arzt lebt. „Die leuchtendsten Namen,“ schreibt er in sein Tagebuch, „sind plötzlich verblaßt, die begeisterndsten Worte sind plötzlich trivial und lächerlich geworden; dem gestrigen Geschlecht folgte das heutige — ist es denn glaublich, daß diese Leute die jüngeren Brüder der gestrigen sind? Liegt hier eine innere Umwälzung auf der Basis neuer Begriffe vor? . . . Nein! Es ist klar: es ist der Abfall, das Renegatentum, eine allgemeine, massenhafte Flucht, sinnlos und unbewußt!“ Dimitri lernt seine Kousine Natascha kennen, die gleich ihm ratlos vor den Fragen der Gegenwart steht und ihn um deren Lösung angeht. Natascha befragt ihn um seine Thätigkeit unter den Bauern, seine Beziehungen zu ihnen; sie fragt ihn, was man thun solle, um dem Volk zu helfen. Und hier antwortet ihr der Held, obwohl er längst an die volksbeglückenden Ideen nicht mehr glaubt, mit dem alten Rezept der Narodniki: man muß unter das Volk gehen und es lehren, möge man auch selbst daran zu Grunde gehen. Und nun giebt er, auf die beständigen, quälenden Fragen Nataschas hin, ihr den Rat, Volksschullehrerin zu werden. „Diese Sache ist kleinlich,“ sagt er ihr, „aber wo sind jetzt glänzende, große Aufgaben? Und auch den Menschen schätzt man nicht nach den letzteren. Die Sache ist kleinlich, doch giebt sie große Resultate!“ — In sein Tagebuch jedoch schreibt er über dieses Gespräch — „ich litt geradezu physisch: wie ist doch alles falsch und phrasenhaft! Es schien mir, als ob Natascha mich jetzt völlig durchschaue; und es schien mir, daß ich selbst erst jetzt mich im rechten Lichte sehe und wahrnehme, welch eine hoffnungslose Leere in mir ist!“

Das ist das Tragische an diesem Helden, einem russischen Typus der Achtzigerjahre, daß er sich zermartert und zerquält um Ideen, an deren Wesenheit er nicht mehr glaubt. Der Glaube an die Zweckmäßigkeit seiner Vorschläge ist längst verflogen; doch hat er keine neuen, festen Anschauungen dafür eingetauscht, und so sehen wir diesen zweifellos aufrichtigen und ehrlichen Menschen voll brennender Scham zum Lügner werden und mit hohen Worten um sich werfen, an die er nicht glaubt und deren er sich schämt. All diese Typen — sie kehren bei den meisten jungen Schriftstellern wieder — sind ja geistige oder moralische Krüppel, sie sind aber durchaus lebenswahr, denn die russische Gesellschaft erzeugt in Massen gerade solche haltlose Charaktere.

Und so ist der Schluß des eben angeführten Gesprächs überaus charakteristisch. Nataſcha hat den Vetter wirklich durchschaut und fragt ihn: „Glaubst Du an das, was Du gesprochen hast?“ Da erklärt er ihr aufrichtig: „Du willst eine Idee, die Dein ganzes Leben ausfüllen soll, die dich ganz erfüllen und zum Ziele führen soll; Du willst, daß ich Dir eine Fahne in die Hände gebe und Dir sage: ‚da hast Du eine Fahne, kämpf' und stirb für sie‘ . . . ich habe mehr als Du gelesen, mehr vom Leben gesehen, dennoch geht es mir ebenso wie Dir: ich weiß nichts! — und darin liegt die ganze Qual“. — Dennoch geht unser Held während der Cholera-Epidemie in die Baracken als Arzt und wird von der stumpfen, abergläubischen Volksmenge, die bekanntlich die Aerzte beschuldigte, daß sie die Cholera „einimpften“, erschlagen. Diese letzte Szene ist ergreifend und wunderbar lebendig dargestellt. Im Sterben sagt der Arzt, seiner Resignation treu bleibend: „Warum hast Du gekämpft, wofür stirbst Du, was erreichtest Du mit Deinem Tode? Du bist nur ein Opfer, ein sinnloses, Niemandem nötiges Opfer.“ Und Nataſcha läßt er sagen: „Ich sage ihr, sie soll die Menschen, sie soll das Volk lieben. Man darf nicht verzweifeln, man muß viel und eifrig arbeiten, man muß den Weg suchen . . . und jetzt schäme ich mich nicht, diese ‚hohen Worte‘ auszusprechen.“ Damit endet die Erzählung. Nataſcha wird barmherzige Schwester und kehrt in einer anderen Erzählung wieder; doch gelangt sie auch auf dem neuen Wege nicht zur Befriedigung.

Dieses „Suchen nach dem Wege“ geht durch die ganze jungrussische Litteratur. Der auf der Nation lastende Druck, der primitive Kulturzustand der großen Masse des Volkes und die dadurch stets wachsende Kluft zwischen dem niederen Volke und der Intelligenz, dazu die dem Russen eigene Passivität und grüblerische Zweifelsucht werden, fürchte ich, die geistig nach neuen Bahnen strebende Jugend den Weg noch lange nicht finden lassen.

Anton Tschechow, der gereifteste und begabteste unter den jüngeren Belletristen, ist vor einigen Monaten in Heft 3 dieser Zeitschrift kurz charakterisiert worden. Der Dichter hat seitdem drei Novellen „Ein Fall aus der Praxis“, „Die neue Villa“ und „In Dienstangelegenheiten“ veröffentlicht. Es sind krankhafte Naturen, die uns Tschechow in packender und aufregender Realität vorführt. Der tiefe hoffnungslose Pessimismus, in den der Dichter verfallen zu sein scheint, drückt den Gestalten dieser Erzählungen einen düsteren Stempel auf. Wird Tschechow uns je wieder heiterere Seiten des Lebens schildern, ist das Leben wirklich eitel Jammer und Elend oft unter glänzender Außenseite, wie in der erstgenannten Novelle, wo eine steinreiche junge Fabrikbesitzerin unter der Last der Millionen, die ihr täglich den schreienden Unterschied zwischen ihren Verhältnissen und denen der 1500 Fabrikarbeiter des Etablissements vor Augen hält, zusammenbricht — ist das Leben wirklich „ein großes Mißverständnis“, wie Tschechow es malt? Die ewigen Fragen, die Tschechow aufwirft, löst er doch nimmer. Oder ist es eine Lösung, wenn der Arzt, der die kranke neurasthenische Millionärin behandelt, ihr zuruft: „Unsern Kindern und Enkeln werden die Fragen, die uns heute quälen, gelöst erscheinen. Sie werden mehr sehen als wir. Das Leben nach fünfzig Jahren wird schön sein, schade nur, daß wir es nicht mitleben werden; es wäre interessant, es sich anzusehen“. — „Was werden denn unsere Kinder und Enkel beginnen?“ — „Ich weiß es nicht, wahrscheinlich werden sie alles wegwerfen und fortgehen.“ — „Wohin werden sie gehen?“ — „Wohin? . . Nun, wohin ein Jeder will“, sagte der Doktor und lachte auf.“

Mit dem „Fortgehen“ kommen wir aber den sozialen Fragen der Gegenwart nicht bei, und der begabte Dichter kann es uns nicht glaubwürdig machen, daß unsere Enkel auf diese Weise alle Daseinsfragen, die der menschlichen Gesellschaft an jeden Ort folgen, lösen werden. Ueberaus poetisch, wenn auch auf denselben melancholischen Grundton gestimmt, ist die stimmungsvolle Erzählung „In Dienstangelegenheiten“. Ein junger Untersuchungsrichter wird in ein Dorf geschickt, in dem sich ein Agent der Landschaft erschossen hat. Der Gemeindebote vertreibt ihm die Zeit mit seinen Erzählungen, in denen die harte Lebensarbeit dieser einfachen Leute dem jungen verwöhnten Juristen lebendig wird; im Nebenzimmer liegt der Leichnam des Selbstmörders, der gleichfalls unter der Not seiner Existenz zusammengebrochen ist. Als der Gemeindebote den Beamten verläßt, fällt dieser in Schlaf. Verworrene Bilder und Träume, die Tschechow meisterhaft schildert, erfüllen seinen Schlummer. „Da scheint es ihm plötzlich, daß der tote Leßnitzki und der Gemeindebote Loschadin durch den Schnee, Seite an Seite, übers Feld gehen; um sie herum braust der Schneesturm, der Wind saust ihnen im Rücken, die Beiden aber gehen und singen: „Wir gehen, wir gehen und gehen . . . . ihr sitzt im Warmen, euch ist es hell, um euch ist's weich und behaglich . . . wir aber schreiten im Frost, im Schneesturm, durch tiefen, tiefen Schnee, — wir kennen nicht die Ruhe, nicht die Freude, wir tragen auf uns die Schwere des Lebens, unseres und des eueren — U . . . uh! . . . Wir gehen, wir gehen und gehen . . . Wir nehmen auf uns das Schwerste des Daseins und das Bitterste und lassen euch das Leichte und Frohe, und ihr könnt an reich besetzter Tafel kalt und vernünftig darüber reden, warum wir leiden und verloren gehen und warum wir nicht ebenso gesund und zufrieden sind wie ihr . . . Wir gehen, wir gehen und gehen . . .“ Und der Untersuchungsrichter erwacht und begreift, daß dieses Leben trostlos, ungerecht und grausam ist. Da aber erscheint der Gemeindebote, und die Untersuchung muß begonnen werden; der Richter wirft sich in die Uniform und hat damit alle Gedanken über seinen Traum abgeschüttelt.

Die gedankenvolle, grübelnde und quälerische Muse Tschechows hat in diesen letzten Erzählungen wieder die glänzendsten Seiten ihres Könnens entfaltet. Der Aufbau dieser kleinen Kunstwerke, die Farbenpracht und der Reichtum in Tschechows Sprache, das Erfassen der seelischen Stimmungen und Leitmotive ist bewundernswert. Der düsteren Lebensauffassung des Autors, seinem keinen Ausweg kennenden Pessimismus kann man aber unmöglich völlig nachgeben. Die germanische Lebensenergie, die es noch von je mit dem Kampf ums Dasein aufgenommen hat, steht ratlos vor den düsteren Bildern, die Tschechows Meisterhand vor uns entrollt.



Vom deutschen Volkscharakter.

Das deutsche Volkstum. Unter Mitwirkung von Dr. Hans Helmolt, Prof. Dr. Alfred Kirchhoff, Prof. Dr. H. A. Köstlin, Landrichter Dr. Alfred Lobe, Prof. Dr. Eugen Mogk, Prof. Dr. Karl Sell, Prof. Dr. Henry Thode, Prof. Dr. Oskar Weise, Prof. Dr. Jakob Wychgram, herausgegeben von Dr. Hans Meyer. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Neuer Abdruck. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1899. Preis geb. M. 15.—.

Der eigenartige Gedanke, der diesem Werke zugrunde liegt, ist der, das eigentlich deutsche Wesen auf allen Gebieten des Geisteslebens klar zu legen, und zwar sollte dieser Versuch hier mit einer Vielseitigkeit unternommen werden, wie noch nie zuvor. Dazu war natürlich eine ganze Schar von Gelehrten nötig, die jeder auf ihrem eigentlichen Fachgebiete Umschau hielten und einigermaßen wenigstens denselben Standpunkt der Beurteilung einnahmen. Und das ist auch im großen und ganzen geglückt. Denn, das was Dr. Hans Meyer in dem ersten Kapitel über „Deutsches Volkstum" auseinandersetzt, ist in der That die Grundanschauung auch seiner Mitstreiter. Sehr klar und ruhig vorgetragen, steht diese Auseinandersetzung als eine würdige Einführung an der Spitze des Werkes. Wie der Mensch das Bild seiner eigenen geistigen Persönlichkeit höchstens dadurch klar erkennen kann, daß er sich in Gegensatz zu anderen stellt, so geht in ähnlicher Weise Meyer vor, wenn er den deutschen Volkscharakter wesentlich durch Vergleichung mit Engländern und Franzosen zu ergründen sucht. Wenn er aus diesem Vergleiche nun dazu gelangt, die Gemütstiefe als das wesentlichste Unterscheidungsmerkmal dem deutschen Stamme zuzuerkennen, so sagt er damit nichts neues, aber gewiß etwas richtiges. Wenn das Gemütsleben fehlerhaft bis zur Sentimentalität sich steigern kann, wenn die mit ihm eng verbundenen Eigenschaften der Kindlichkeit, Wahrheit und Ehrlichkeit bis zur Grobheit und „Rüdigkeit" ausarten können, wenn die Gemütstiefe krankhaft, als „Schwachmütigkeit" und „Trübsinn" erscheinen kann, so erfahren wir nur das alles noch einmal, was im großen und ganzen als die Eigenschaften des Deutschen längst angesehen wird. Auch die Neigung zum Individualismus, die Willenskraft, die in der „Wehr und Waffenfreudigkeit" ihren Ausdruck findet; die Zähigkeit und Ausdauer, die in Treue und Gründlichkeit ihre schönen, in „Starrköpfigkeit" und „Zwietracht" ihre üblen Seiten entfaltet, überraschen uns nicht. Es ist daher nicht nötig, eingehend die Ergebnisse von Meyers Untersuchungen zu wiederholen, sie decken sich mit dem, was öfter über diesen Gegenstand gesagt worden ist. Genug, daß trotzdem das erste Kapitel durchaus nicht den Eindruck einer Sammlung verbrauchter Redensarten macht — vielmehr fesselt der ruhige, klare Vortrag und die sachlich fortschreitende Methodik. Erfreulich aber ist für die heutige Zeit, daß das Endergebnis nicht dahin geht, wo es die meisten der heutigen Modeschriftsteller suchen würden. Meyer sieht den Zweck seiner Untersuchungen darin, den Deutschen wieder zurückzurufen zu dem, worin seine eigentliche Begabung liegt, und den von fremden Einflüssen so vielfach getrübten Blick wieder auf das eigentlich deutsche Wesen zu lenken. Er schließt mit den Worten: „Kein Volk ist so anpassungsfähig wie das deutsche, und kein Volk hat dieser Eigenschaft, wenn sie als aktive Ausgleichungskraft auftritt, soviel zu verdanken, wie das deutsche. Kein Volk leidet aber auch so schwer unter ihr, wie das deutsche, wenn sie bloße passive Anpassungskraft bleibt. Das einzige Heilmittel, das dem deutschen Volke Befreiung von jenem Uebel bringen kann, ist auch bei ihm das Wachsen und Erstarken seines Nationalstolzes u. s. w." Auch das ist nicht neu, aber in einer Zeit, wo namentlich die ästhetische Kritik in Deutschland so lange von Leuten beherrscht wurde, die in einer blinden Nachahmung der Kunstwerke des Auslandes das Heil für Deutschland sahen, ist es sehr angebracht, daß derartige Grundsätze endlich einmal wieder mit Thatkraft vertreten werden. Und desto erfreulicher ist es, daß eine so große Zahl von Fachgelehrten unter diesem Bannerspruch sich zusammengefunden hat.

Da hat zunächst Alfred Kirchhoff die deutschen Länder und Stämme in gründlicher und gemeinfaßlicher Weise dargestellt. Dann folgt die „Deutsche Geschichte" von Hans Helmolt. Auf neunzig Seiten der deutschen Geschichte nur einigermaßen gerecht zu werden, ist gewiß schwer denkbar, und so hat Helmolt auch nur für solche geschrieben, denen der Gang der Ereignisse völlig bekannt ist. Eigentümlicherweise aber hat er von diesen neunzig Seiten, die ihm zur Verfügung standen, noch etwa fünfzig wieder auf allgemeine Betrachtungen verwandt: „Der Deutsche an sich", wo es nochmals zu einer ausführlichen Darlegung des deutschen Charakters kommt, die naturgemäß zu Ausschweifungen in die Gebiete von Kunst und Litteratur verführen. In dem folgenden Aufsatze über die „Deutsche Sprache" sucht Oskar Weise darzuthun, wie sich die mehrfach betonten Eigenschaften des Deutschen auch in seiner Sprache wiederfinden. Eugen Mogk schildert dann in gemütvoller Weise die „deutschen Sitten und Bräuche" und die „altdeutsche heidnische Religion", worauf ein besonders lesenswerter Aufsatz von Karl Sell über das „deutsche Christentum" folgt. In ruhig sachlicher Folge läßt der Verfasser die Einwirkung des Christentums auf Germaniens Ureinwohner vor uns neu erstehen, zeigt, wie eigenartig deutsch die neue Lehre von den Deutschen erfaßt wurde, läßt unter Karl dem Großen die Vereinigung eines Königtums mit einer Art von Hohepriestertum erstehen, weist dann nach, wie aus romanischen Wurzeln der ganz undeutsche Gedanke des Papsttums entsteht, und läßt dennoch dem deutschen Katholizismus volle Gerechtigkeit widerfahren, bis er in Luther eine echt deutsche Gestalt auftauchen sieht. Der Mystizismus mit seiner innigen Beziehung zum deutschen Volkscharakter kommt zur klaren Würdigung, auch in seinen mannigfachen Seitenströmungen des Pietismus und des Herrnhutertums, und bis in die neueste Zeit geht die Darlegung, wie immer und immer wieder das Christentum in Deutschland einen ganz besonders deutschen Zug erhalten hat. Auch dieser Gedankengang macht natürlich Seitenblicke in die Gebiete von Litteratur und Kunst notwendig.

Nach einer sachkundigen Arbeit von Lobe über das „deutsche Recht" kommt denn auch für diese beiden Geistesrichtungen selbst die eigentliche Darlegung. Henry Thode tritt zunächst in seinem Aufsatze über die deutsche bildende Kunst scharf der abgedroschenen Ansicht entgegen, als stehe die deutsche Kunst als „Realismus" dem „Idealismus" der romanischen Renaissance gegenüber und findet in der neuesten Zeit mit ihrem irrenden Hinundherschwanken unter allerlei fremden Einflüssen mit Recht in Böcklin und Thoma — nicht aber in den Naturalisten und Halbnaturen — die Vertreter des eigentlich deutschen Charakters. Sein Urteil über die ganze Kunstentwicklung faßt er schließlich dahin zusammen: „Immer das gleiche nur vermochte uns die sich versenkende Betrachtung aller der Mannigfaltigkeit deutschen bildnerischen Schaffens zu zeigen, daß nämlich selbst den beschränkten Ausdruckmitteln dieser Kunst stets der volle Wesensausdruck zugemutet wurde . . . . . Ein Idealismus, der die unmittelbarste Seelenmitteilung von den bildenden Künsten, die doch nur den Schein des Lebens geben, erzwingen will: dies ist das Schauspiel, das wir gewahrt haben." Und diesem „Sehnen, das nicht genugthun kann", scheint nach Thode die Form der bildenden Künste zu gering zu sein. Daher läßt er merkwürdigerweise in der Verherrlichung des wagnerschen Musikdramas seine kunstgeschichtliche Abhandlung ausklingen: „Denn nur in diesem war die Kunst gefunden, welche dem unendlichen Bedürfnis

deutscher Seele als ihr Ausdruck vollkommen entsprach." — Ueberrascht die Schlußwendung in diesem Aufsatze, so ist sie naturgemäß in der Abhandlung Köstlins über die deutsche Tonkunst. Auch er sucht im „Idealismus" und im damit verwandten „Individualismus" das eigentümlich deutsche, und verfolgt dessen Entwicklung in aufsteigender Linie bis zu Beethovens neunter Symphonie. Aber er ist nicht der Meinung, wie Wagner und die Seinen, daß Beethoven selbst nunmehr das Ende der musikalischen Kräfte gefühlt, und darum die Symphonie in Schillers „Lied von der Freude" habe austönen lassen, weil er gemeint habe, die reine Musik habe nun ihr Ende erreicht und fortan könne die Tonkunst nur im Gefolge des Dichterwortes sich noch fortentwickeln. Vielmehr meint Köstlin, daß die „eigentliche und höchste Aufgabe der Tonkunst darin besteht, daß sie in tönend bewegten Formen das zur Gestaltung bringt, was sich auf gar keine andere Weise künstlerisch gestalten läßt: die bewegte Innerlichkeit". Wenn also nach Köstlin auch die reine Musik noch ihre Zukunft hat, so wird doch als ein grunddeutscher Gedanke auch von ihm Richard Wagners Gesamtkunstwerk hingestellt. „Der andere Gedanke, daß die Tonkunst, abgesehen von den ihr als solcher eigentümlichen Aufgabe in den Dienst der Poesie, vor allem des Dramas zu treten hat, daß sie, wenn sie sich die Aufgabe stellt, dem poetischen Gedanken und Worte schlechthin zu dienen, der dramatischen Handlung sich schlechthin unterzuordnen habe, ist ein grunddeutscher; er entspricht dem Idealismus deutscher Kunstanschauung, der Forderung der künstlerischen Wahrheit."

So kann also auch dieser Aufsatz in der Verherrlichung einer großen modernen Künstlerpersönlichkeit ausklingen. Nicht so glücklich ist naturgemäß der ehrliche Schilderer der deutschen Dichtungsgeschichte. Wenn freilich einer der kritiklos blinden Bewunderer des „Modernsten Meisters" diese Abhandlung geschrieben hätte, er hätte sich wohl nicht besonnen, als den Erben Goethes uns zum Schlusse Gerhart Hauptmann vorzustellen. Aber von solcher Verblendung durch Zeitgötzentum ist Jakob Wychgram weit entfernt. Sachlich entwickelt auch er aus den nun schon so oft behandelten deutschen Eigenschaften den Gang der Dichtung unseres Volkes, versteht es trefflich, die Hauptsachen aneinanderzureihen und läßt seine Lieblinge, wie Hans Sachs, Lessing und Herder, Goethe und Schiller kraftvoll daraus hervortreten. Allzukurz wird wohl die Romantik abgethan, wogegen die Dorfgeschichte und die moderne Landschaftsdichtung kurz, aber treffend zur Geltung kommt. Vorsichtig wird dann der „Modernsten" nur mit wenigen Worten gedacht: „ja, es scheint uns sogar nicht einmal möglich, das Wesen der neuen Bewegung zu erkennen, denn das Schlagwort von der größeren Naturwahrheit hat sie mit allen bedeutenderen Wandlungen in der Litteraturgeschichte gemein; in dieser Forderung mag wohl das große Publikum etwas Neues und Kennzeichnendes erblicken, der historisch rückschauende Kenner kann es nicht." So schließt er seine Abhandlung nicht mit einem Triumphgesang auf den „modernen Messias", sondern mit der vorsichtigen Bemerkung, daß Sudermanns „Frau Sorge" und Hauptmanns „Versunkene Glocke" die verhältnismäßig bedeutendsten modernen Hervorbringungen seien, und es wird ihn wenig kümmern, wenn die Korybantenschar der ewig Blinden sich bekreuzigen mag über die Zusammenstellung des Favoriten von vorgestern mit dem Favoriten von heute. Den argen Rückfall Hauptmanns in seinem „Fuhrmann Henschel" hatte Wychgram wohl noch nicht erlebt, als er sein Buch beendete.

So kann in seiner Gesamttendenz das sorgsam ausgestattete Werk mit seinen vielen gründlichen Abhandlungen nur als ein gutes Zeichen begrüßt werden. Vielleicht ist es das erste leuchtende Sternbild, das vom helleren Himmel des neuen Jahrhunderts zu uns herüberleuchtet.

Berlin-Schöneberg. *Adalbert von Hanstein.*

Der Dichter Uhland.

Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt von Erich Schmidt und Julius Hartmann. 2 Bände. Stuttgart 1898. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Preis M. 14,—; geb. M. 16.—

Der Dichter Ludwig Uhland tritt aus diesen zwei starken Bänden in voller Figur vor uns hin, nicht der Gelehrte, auch nicht der Politiker. Das ist vielmehr derjenige Uhland, wie er im deutschen Volke seit drei Menschenaltern mitten drin steht und von einem Geschlecht dem andern vererbt worden ist, an Ruhm und Liebe stetig wachsend. Und diese längst festen Umrisse seines ästhetischen Bildes kann auch die großartige Fülle von allerlei älteren Stufen der bekannten Gedichte, ja kaum mehr die längere Reihe erstlich mitgeteilter nicht irgendwie wesentlich verschieben. Trotzdem ermöglicht die hier dargebotene Frucht zwiefach doppelartiger Arbeit, eine Dichterwirksamkeit, harmonisch und sympathisch wie nur eine, in der Werkstatt zu belauschen und auf ihrem ästhetisch-technischen Werdegange zu begleiten. Menschlich nicht minder als dichterisch nähert sich Uhland hier uns um ein beträchtliches, wo wir sein poetisches Wachstum wie seinen Gedankenfortschritt verfolgen. Nicht nur die Litteraturgeschichte lernt an diesen sauber ausgebreiteten Materialien der Lyrik und Epik eines allerseits anerkannten Führers neudeutscher Poeterei viel und gern, auch die empirische Poetik gewinnt da gewichtige neue Unterlagen; hat doch ein ungemein thätiger Spezial-Forscher auf diesem Felde, R. M. Werner, wiederholt, am häufigsten 1890 in seinem Kompendium „Lyrik und Lyriker" uhlandsche Beispiele herangezogen!

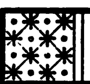
Ludwig Uhland ist ein strenger Selbstkritiker gewesen: er hat einerseits fast stets mehrere Male einen Gedichtplan zu formen versucht, bis er ihn zur eigenen Befriedigung überwunden und als reif abschütteln konnte, andererseits bei jedem Produkte, insbesondere während der ersten und noch hinein in die zweite Periode, die Aufnahme in die laufende Serie oder endlich unter die zum Druck bestimmten scharf abgewogen. So konnte, zumal er die vernünftige Gepflogenheit befolgte, vertrauten und urteilsfähigen selbst dichtenden Freunden — namentlich dem feinfühligen Justinus Kerner — diese oder jene, zumal ihm selbst irgendwie fragliche Nummer mitzuteilen wie zu einer stillschweigenden Kontrolle, für die Masse seiner gedruckten Erzeugnisse sein Vatergewissen völlig einstehen. Wo sich ihm hinterher noch der Verdacht der Unbedeutend-, der Unvollkommenheit aufdrängte, da merzte er eignes Fleisch und Bein unbarmherzig aus. Außerdem aber hat sich im Laufe der Jahrzehnte dem Dichter, obwohl er nur in wirklichen Weihestunden zu schaffen gewohnt war, allmählich eine ziemlich große Anzahl lyrischer und epigrammatischer Kleinigkeiten angesammelt, die ihn allesamt zu geringfügig dünkten, um dem seit ca. 1830 abgeschlossenen Kanon der uhlandschen Poesie angegliedert zu werden. Wir verstehen es leicht, wenn Uhland von diesen Sachen niemals etwas in die „Gedichte von Ludwig Uhland" aufgenommen wissen wollte. Zweifellos nur in diesem Sinne ist sein sogenanntes Verbot zu verstehen gewesen; sonst hätte die ihm innig zugethane Genossin seines Lebens, seine „Emma" (Emilie), nicht in dessen schlichte, stoffreiche Annalen, die sie entwarf, eine hübsche Auslese davon verflochten, ferner des Gatten kundigem Schüler und litterarischem Testamentsvollstrecker W. L. Holland zum Sonder- oder Anhangsabdruck neben der Sammlung der „Gedichte" ein und das andere Stück überantwortet. Im Ganzen aber war der handschriftliche Nachlaß bis in die neueste Zeit der Forschung und Verwertung völlig unzugänglich: wie die Witwe bis zu ihrem 1881 erfolgten Tode, wie Holland, der 1891 starb, wie Uhlands akademischer Amtsnachfolger Adelbert Keller Zeit ihres Lebens fest die Hand auf seinen Papieren hielten, so seitdem die Familie von Uhlands Neffen und Pflegesohn Ludwig Meyer als Frau Emilies Erben und Hauptmann Spindler in Tübingen nebst der dortigen Universitätsbibliothek als

diejenigen, denen der umfängliche Apparat an Handschriften und Notizen aus Hollands Eigentum überkommen war.

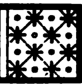
Es hat wohl niemand mehr als ich diese Sperrmaßregeln zu beklagen gehabt: als ich seit 1890 die Unterlagen für meine kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe von Uhlands dichterischen Werken zusammentrug — erschienen 1893 in Meyers Klassiker-Ausgaben — fand ich da, wo ich es am ehesten erwarten durfte, in Stuttgart und Tübingen, wie bei den Schwaben überhaupt, blutwenig Gegenliebe für ein Unternehmen, das einem ihrer berühmtesten und in der That echtesten Landsleute zu gute kommen sollte. Um so aufrichtiger äußert sich natürlich nunmehr meine Freude, daß 1896 der Bann gebrochen wurde, indem die Kinder von Uhlands angenommenem Sohne Meyer für eine hohe Summe (25000 Mark) sich den Schatz, den Rechtsanspruch und das angebliche Verbot entwinden ließen und der Ankäufer, genauer gesprochen damit Beschenkte, der „Schwäbische Schillerverein“, sofort plante, den Erwerb gehörig auszumünzen. Schon 1893 war eine Publikation aus Hollands obengenanntem Vermächtnis vorangegangen: Eugen Nägele hatte bei den Schulnachrichten des Tübinger Gymnasiums „Beiträge zu Uhland“, „Uhlands Jugenddichtung“ geliefert, die über die Lehrjahre mancherlei helles Licht verbreiteten. Waren wir daselbst bis 1806 näher aufgeklärt worden, so ließ die erste Gabe, die auf dem Boden jener seit 1896 in Heilbronn niedergelegten Handschriften u. ä. entsproß, das wichtigste Dezennium des Mannes der Oeffentlichkeit mit registermäßiger Gründlichkeit kennen lernen: „Uhlands Tagebuch 1810—1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von J. Hartmann“ (Stuttgart, Cotta 1897).

An die Drucklegung dieser bedeutsamen Urkunde schloß sich jetzt die „vollständige kritische Ausgabe“ der Gedichte, „auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt“ von Erich Schmidt und Julius Hartmann mit überraschender Schnelligkeit und nicht weiter verblüffender Sorgfalt an. Hartmann, vielerfahren in der geschichtlichen und litterarischen Vergangenheit seines Heimatlandes, bewährte durch den knappen, gediegenen Kommentar zum Tagbuch sein Geschick, die Nachgeborenen in interessante Abschnitte früheren Geisteslebens einzuführen. Hier hat er dem kenntnis- und verständnisreichen Litterarhistoriker mit dem glücklichen Griffe, Erich Schmidt, beigestanden, den der Wissende sofort als Hauptträger der Arbeit herausfände, auch wenn nicht sein Name an erster Stelle figurieren würde. Es ist heute kein Ort noch Anlaß, über die Art dieser Arbeitsleistung im einzelnen Betrachtungen anzustellen, auch nicht wieso diejenige Wissenschaft, in deren Bezirk sie verrichtet wurde, die philologische Textkritik, dadurch außerordentliche Proben ihrer Fähigkeit im Dienste der Allgemeinheit Vollkommenes, d. h. sichere und saubere, geordnete Texte, fertigzustellen, abgelegt hat. Vielmehr sollen hiermit alle poesiefreundlichen Gemüter sowie die Anhänger einer ernsten Pflege des der Nachwelt anvertrauten Dichterworts auf die wahrhaft ausgezeichnete Erledigung dieser Ehrenpflicht gegenüber dem vortrefflichen Meister nachdrücklichst aufmerksam gemacht werden. Die jahrzehntelang dahingeschleppte Schuld ist mit Wucherzinsen eingelöst: denn der Verfasser der Hunderte kleinen und großen, längst jedem geläufigen oder erst jetzt ausgegrabenen, durchaus ausgereiften oder halb im Keime erstickten bezw. nur mit improvisatorischem Scherz gepflanzten lyrischen, epischen und didaktischen Blumen, er, der gewissenhafte Ausdeuter alter herrlicher deutscher Poesiedenkmale nach allen Regeln philologischer Kombination, würde an dieser vollen und runden Vereinigung seiner Dichtungen helle Freude empfunden haben. Sicher das schönste Lob für die beiden Herausgeber, ihre Absicht und deren Erfüllung!

Aschaffenburg. *Ludwig Fränkel.*



Echo der Zeitungen



Auszüge.

Deutschland. Wieder sind es Dichterjubiläen, die in den letzten Wochen unseren Tagesblättern den meisten Stoff für das Feuilleton geboten haben. Am 26. Mai waren es hundert Jahre, seitdem August Kopisch geboren wurde. Von den zahlreichen Essais über den Dichter der Heinzelmännchen mögen die von Johann Peter (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 62), Clarissa Lohde (Berl. N. Nachr. 241) und Hermann Jantzen (Beil. z. Allg. Ztg. 116) hervorgehoben werden. — Um zwölf Tage verfrüht ist dann der Geburtstag des größten russischen Dichters Alexander Puschkin gefeiert worden, der am 26. Mai alten, somit am 7. Juni neuen Stils das Licht der Welt erblickte. Eine eindringende Studie widmet ihm u. a. Th. Pezold (Beil. zur Allg. Ztg. 118, 119) der sich von Ueber- und Unterschätzung gleich frei hält. Ihn den ersten Größen der Weltlitteratur zuzählen zu wollen, wie fast alle Russen thun, hieße wohl seine Bedeutung zu hoch veranschlagen. Seine Ideenwelt, mit einem gewissen Eigensinn dem deutsch-protestantischen Kulturkreis verschlossen, aus dem Rußland sich seinerzeit fast ausschließlich die philosophische Anregung holte, kann sich an Reichtum und Tiefe mit dem, was manche russische Autoren nach ihm geschaffen, nicht wohl messen. An psychischem Divinations-Vermögen, wie es Dostojewski, der Mystiker des russischen Sündenbewußtseins, aus dem Sehnen und Grübeln der unteren russischen Volksschichten geschöpft hat, an jener inneren Freiheit und Allseitigkeit, die der Humanist Turgenjew nicht zuletzt im Verkehr mit den Kapazitäten des Westens gewonnen, steht Puschkin jenen beiden sehr nach. Seine Hauptbedeutung beruht auf der Energie der dichterischen Empfindung und des durch sein leidenschaftliches Temperament gewaltig angespornten dichterischen Wortes, das lyrischer wie dramatischer Stimmung mit sprudelnder Schnellkraft gehorchte. Der phonetische Reichtum der russischen Sprache ist im Westen, wie es scheint, noch nicht hinlänglich gewürdigt worden. Durch Rhythmus und Reim gehoben, entfaltet sie sich bei Puschkin zu einer Pracht, die seinen deutschen Uebersetzern — vor allem Bodenstedt — sehr zugute gekommen ist, deren Nachdichtungen, beflügelt durch den mächtigen Tonfall des Originals, trotz allem erklärlichen Unvermögen, seiner Tonwirkung völlig gerecht zu werden, doch zu dem Besten metrischer Uebersetzungskunst gehören. — Noch höher stellen den Dichter andere Kritiker, so Heinrich Lee (Neue Hamb. Ztg. 241) oder Adolf Stein (Frankf. Gen.-Anz. 122), die gleichfalls sein Verdienst um die nationale Sprache in den Vordergrund rücken.

Zu den Jubiläumsartikeln oder Nekrologen des letzten Berichtes sind noch einige Nachzügler getreten. So geht mit Beaumarchais Carl Müller-Rastatt (Stuttgarter Neues Tagblatt 119) scharf tadelnd ins Gericht: „Sein Charakter war kein echter, kein lauterer. Er war kein Bösewicht, kein Verbrecher, aber ein des moralischen Haltes völlig barer Mensch, der Typus des Emporkömmlings, der von sich reden machen und zu Ansehen kommen will, gleichgiltig wie.“ — Gründlicher scheint eine Studie von Ernst Koppel über Honoré de Balzac (Leipz. Tagebl. 258), die sich bemüht, die typischen Gestalten in seinen Werken zu analysieren. — Auch über Francisque Sarcey wurde noch einiges geschrieben (Karl Eugen Schmidt, Posener Ztg. 351, und F. P. (Beil. zur Allg. Ztg. 115). — Zur deutschen Litteraturgeschichte liegt mancherlei vor, so neben allerhand Berichten über die weimarer Goethetage ein parodistischer Beitrag von Professor Albert Grün „Mit eurem Goethe!“ (Straßburger Post 431), der mit gutem Humor sich auf das Verständnis gewisser parlamentarischer Goethe—kenner stellt und die angeblichen poetischen Verdienste des Dichters kurz und klein hackt. „Der Herr Geheimrat von Goethe

— im Stillen der Enkel eines Schneiders — den seine Mutter, die ihn doch am besten kennen mußte, beständig den „Hätschelhans“ nannte, was etwas stark an Faselhans anklingt, soll ein großer, wohl gar der größte Dichter sein? Nanu! Was die eigentliche Lyrik betrifft, so gehört nicht mehr dazu zu sagen: ‚Ich ging im Walde so für mich hin‘ oder ‚Herz, mein Herz, was soll das geben?‘ wie ‚Guter Mond, Du gehst so stille‘ oder ‚Freund ich bin zufrieden‘, und wenn er einmal etwas besseres zutage förderte, so kann man Hundert gegen Eins wetten, daß ers dem Volksliede abgestohlen. Die Balladen freilich sind ja im allgemeinen nicht übel, aber Hagedorns ‚lustiger Seifensieder‘ hat mir doch von jeher mehr Spaß gemacht . . .“ — Ueber den Stammbaum der Familie Immermann wird durch eine Mitteilung von Heike (Magdeb. Ztg. Montagsblatt 21) Klarheit geschaffen. Danach läßt sich das Geschlecht des Dichters bis auf Martin Immermann verfolgen, der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges Sergeant im schwedischen Heere, später Gemeindebäcker in Etgersleben bei Egeln war. — Erinnerungen an Gustav Freytag ruft ein Feuilleton von A. Trinius „Auf klassischem Boden“ wach (Hamb. Nachr., Belletr. Beil. 21), der das Besitztum des Dichters Siebleben bei Gotha schildert. — Hebbels Tragödie „Gyges und sein Ring“ wird von Adolf Stern im „Dresdner Journal“ (115) eingehend analysiert. — Sehr viel und mit hohem Lobe ist der neue Roman von Clara Viebig „Es lebe die Kunst“, auch in größeren Feuilletons, besprochen worden („Berliner Fremdenblatt“ 117, „Deutsche Warte“ 21. Mai). — In der Fortsetzung der „Münchener Dichterporträts“ schildert Leo Greiner die Persönlichkeit Michaels Georg Conrad als eines Erweckers des deutschen Naturalismus (Münch. Ztg. 114).

Sehr interessante Briefe von Ludwig Anzengruber an Josephine Gallmeyer teilt Anton Bettelheim in der „Allgem. Ztg.“ (139, 140) mit. Anzengruber hielt auf die ihm kongeniale Künstlerin die größten Stücke, und als sie jählings starb, schritt er als erster hinter ihrem Sarge einher. Der letzte Brief an sie datiert vom Dezember 1883, der Dichter klagt darin, daß er gealtert und ohne Schaffensfreude sei. „Mählig drängte sich mir die Ueberzeugung auf, es sei eben die Schaustellung von Stücken ein Geschäft wie jedes andere u. s. w.“

Von den Beiträgen zur englischen Litteraturgeschichte verdient besondere Beachtung ein Aufsatz von Ludwig Jacobowski („Nordd. Allg. Ztg.“ 123a) „König Lear in Afrika“, der das Märchenmotiv von der Tochter, die erklärt, ihren Vater so lieb zu haben wie das Salz, bei den Hottentotten nachweist. — In der „Nat.-Ztg.“ (323) findet Ernst Koeppels kürzlich in der Sammlung „Geisteshelden“ erschienene Tennyson-Biographie durch Wilhelm Bolin eine sehr beifällige Beurteilung, die nur darin von Koeppels Schätzung des englischen Dichters abweicht, daß sie ihm keine dramatische Beanlagung zuerkannt wissen will.

Anzuführen bleiben: ein gut orientierendes Referat Wolfgangs von Wurzbach über das vortreffliche Buch „Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert“ (Allg. Ztg. Beilage 114) von Rudolf Fürst; Paul Horn, „Vergleichende Soldatensprache“ (ebenda 111) anknüpfend an des Verfassers kürzlich erschienene Studie über die deutsche Soldatensprache, die nunmehr hier zu der französischen in Parallele gesetzt wird, Hermann Urtel, „Eine savoyische Volksdichterin“ Amélie Gex (ebenda 115); Conrad Alberti, „Die alte Berliner Posse“ (Berl. Lokal-Anz. 241) und Max Wundtke, „Die neuen Ziele der modernen erzählenden Kunst“ (Deutsche Wacht 118).

I. V.: A. L. Jellinek.

Oesterreich-Ungarn. Auch in den österreichischen Blättern nehmen Jubiläumsartikel und Nekrologe den weitaus größten Raum ein. Zeitlich voran steht Caron de Beaumarchais, den Carl Wittmann in der Pfingstnummer der Neuen Fr. Presse (12479) dem andern französischen Jubilar dieser Woche Balzac gegenüberstellt: Beaumarchais das aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert, immer vorwärts stürmend, Balzac schon der übersättigte Geist, Legitimist, rückwärts schiebend. Auf dem geraden Wege kommen die zwei unmöglich zusammen. Berührungspunkte lassen sich aber doch entdecken. Ein Element tritt bei beiden in den Vordergrund, das bis dahin mit Kunst und Litteratur wenig zu thun hatte: das Geld. Künstlerisch und geschäftlich gewinnt es in ihren Schriften eine Bedeutung, die es im Reiche der Feder nie zuvor besaß. Von den übrigen diesen Männern geltenden Aufsätzen wäre nur zu nennen: Max Perl, Die letzten Stunden Balzacs (Fremden-Blatt 142). Auch für Francisque Sarcey hat Wittmann den Nekrolog (Neue Fr. Presse 12476) geschrieben, der seine Schwächen verbirgt, um dafür die Vorzüge ins helle Licht zu rücken. Davon hält Ferdinand Groß in einem sehr scharfen Artikel (Fremdenblatt) sich völlig frei. Er nennt Sarcey den typischen Vertreter des Spießbürgertums, einen kritisierenden Philister, der zu jedem Leser hinabstieg, statt ihn zu sich und mit sich emporzuheben. „Er schrieb ein Französisch ohne Vornehmheit, ohne Wohlklang und hatte kein Ohr für seine eigene Sprache. Und er war bestrebt, seine Ideen auf das Niveau dieser Sprache zu stimmen. Er sagte nichts, was nicht jeder Leser ebenso hätte sagen können. Er bemühte sich zu denken wie elf andere, die er zum Dutzend ergänzte, und schier ängstlich war er bemüht, die gedanklichen Gemeinplätze so vorzubringen, daß die Hülle dem Inhalte entsprach. Seine Spuren werden rasch verweht sein, wie die eines jeden Tagesschriftstellers. In die nächste Generation dürfte nur das geflügelte Wort von „scène à faire“ sich hinüberretten als sein ganzes Vermächtnis.“

Weniger einwandfrei ist der Artikel, den die „Neue Freie Presse“ (12483) aus anonymer Feder über Alexander Puschkin bringt, da das Politische hereingezogen und im engherzigsten Sinne die Berechtigung einer nationalen Puschkinfeier bezweifelt wird. „Puschkins Dichtergröße“, heißt es hier, „steht zu unzweifelhaft da, als daß an ihr irgend gerüttelt werden könnte. Menschliche und sittliche Größe dagegen hat er niemals besessen und niemals in Anspruch genommen. Wenn Puschkin in dem nationalen, ‚rechtgläubigen‘ und absolutistischen Rußland unserer Tage als dessen Repräsentant offiziell gefeiert wird, so nimmt sich das bei einem Manne merkwürdig aus, der Zeit seines Lebens lieber französisch als russisch sprach, der als erklärter Freigeist zu der ‚rechtgläubigen‘ Kirche schlechterdings kein Verhältnis hatte, und dessen Bekenntnis zum absolutistischen System anerkanntermaßen ein unfreiwilliges war. Gegen die Feier seines Geburtstages ist selbstverständlich nichts einzuwenden; daß derselbe offiziell begangen und auf sämtliche Schulen des Reiches, einschließlich die Kirchen- und Volksschulen, ausgedehnt ward, bezeugt dagegen eine wunderliche Verwirrung der Begriffe.“ — Von den übrigen Blättern hat nur noch das Grazer Tagblatt (144) „Rußlands größten Dichter“ gefeiert. — Der deutsche Jubilar endlich, August Kopisch, wird von W. A. Hammer (Deutsche Ztg. Nr. 9843) und Karl Bienenstein (Ostdeutsche Rundschau 142) gewürdigt. Der letztere charakterisiert ihn richtig als eine liebenswürdige Dichternatur. „Wenn er auch die Palme höchsten Künstlertums nie und nirgends errungen hat, wenn uns auch gerade jene Dichtungen, in denen er am heißesten nach ihr gerungen hat, die in platenschen Geiste gehaltenen Oden und Dithyramben völlig kalt lassen, so hat er doch andrerseits den Schatz deutscher Litteratur um manche Perle humoristischer Dichtung, um manche treffliche Ballade oder Romanze bereichert.“ — In den Bereich der deutschen Litteratur gehört weiter ein ausführlicher Bericht über einen Vortrag von Ernst v. Gnad „Schiller und das moderne Drama“ (Grazer Tagespost 68), worin die unerschütterliche Bedeutung der Dramatik Schillers trotz der modernen Bewegung treffend nachgewiesen wird, freilich wieder nicht ohne Ungerechtigkeit gegen Hauptmann, dessen

Wirkung und Einfluß hier schwerlich richtig gewürdigt erscheint. Eine Reihe von Essais knüpfen dann an neue Bücher an; voran ein Feuilleton von Moritz Necker (Prager Tagblatt 138), in dem Hermann Bahrs neuer Sammelband „Wiener Theater“ einer strengen Beurteilung verfällt, dann eine warme Charakteristik des gleichfalls aus einzelnen Aufsätzen bestehenden Buches von L. Hevesi „Wiener Totentanz“ in der „Wiener Ztg.“ (120). — Saar, Hango und Marie Stona werden zusammen von Karl Bienenstein in der „Ostdeutschen Rundschau“ (135) besprochen.

Es bleiben anzuführen: Fleischer, Aus einer Freilesehalle (Neues Wr. Tagbl. 129), Rudolf Beer, Der Kongreß der gelehrten Gesellschaften zu Toulouse (Wiener Ztg. 99) und „Aus Deutschlands trüber Zeit“ (Ostd. Rundschau 133), worin ein ungedruckter Brief von Fr. Ebel an E. M. Arndt mitgeteilt wird.

A. L. J.

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Bühne und Welt. I, 17. Ueber den Egotismus des Schauspielers plaudert Jules Claretie, der Direktor der Comédie Française. Unter Egotismus versteht er den Kultus des Ich, während Egoismus ein Laster sei, das zu allen Zeiten der Menschheit angehaftet habe. Das Wort Egotismus sei in England aufgekommen, und Littré spreche 1863 von diesem Worte als von einer Neuerung, womit die Gewohnheit, von sich zu sprechen, das Fürwort „ich“ voranzustellen, gekennzeichnet werden solle. Die Schauspieler seien alle Egotisten. Sie liebten es, das Publikum von ihrer Person zu unterhalten, von ihren Erinnerungen, ihren Rollen und ihren Erfolgen. Das Ich schwebe naturgemäß auf den Lippen desjenigen, den sein Werk ergreife und völlig in Anspruch nehme. Ganz besonders gelte das von dem Schauspieler. Er schnalle sich mit seinem Kostüm die Empfindungen der Person an, welche er ins Leben rufen wolle. Demungeachtet sei der Schauspieler doch bemüht, seiner selbst Herr zu bleiben. Und er sei in dem Maße sein eigener Kritiker, daß Lekain z. B. behauptete, er habe sich nie zu Danke gespielt, ausgenommen ein einziges Mal mit dem Ausruf „Zaire, du weinst!“ „Der Schauspieler würde an dem Tage seiner Kunst untreu werden, an dem er sein „Ich“ vergessen würde — und zuguterletzt: die Schauspieler sind Egotisten, aber keineswegs Egoisten, weil sie nur an dich denken, — schaulustige Menge!“ — Merkwürdige psychologische Beobachtungen über sich selbst teilt die ungarische Hofschauspielerin Marie Jászai mit, die die Behauptungen des soeben erwähnten Artikels erhärten. „Unzählige Male habe ich mich dabei ertappt, wenn ich starke körperliche oder seelische Schmerzen litt, daß ein zweites Ich mit neugierig kaltem Späherblick die äußeren Zeichen jener inneren Stürme und Kämpfe beobachtete. So unwillkürlich, ja unleidlich waren diese Späherblicke, daß ich mein Bühnen-Ich mit den bittersten Vorwürfen überhäufte und ihm strengstens untersagte, meine Schmerzen und Qualen zu profanen Zwecken auszubeuten.“

Deutsche Rundschau. XXV, 9. In einem Erinnerungsblatt auf Eduard von Simson, das alle Wesenszüge des kürzlich Hingeschiedenen zusammenfaßt, erinnert Erich Schmidt an die persönliche Begegnung, die der junge Simson 1829 auf Zelters Empfehlung hin mit Goethe hatte, und die ihn zu dem gelegentlichen Ausspruch hinriß: Wer Goethe gesehen hat, kann nie ganz unglücklich werden. „Aus dem Zeitalter Goethes war Simson harmonisch wahrend und mehrend, human und national über Frankfurt hinweg in das Zeitalter Bismarcks eingegangen. Ihm gebührte der Spruch:

Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun, man kommt wohl eine Strecke.

So erblickte 1885 auch die Goethe-Gesellschaft in Eduard Simson ihren „geborenen Präsidenten“, praesidium et dulce decus. Meisterhaft sprach er alsbald in Belvedere das erlauchte Paar an, da wo der Tasso vollendet worden ist, mit dem Tassowort beginnend: „Ferrara ward durch seine Fürsten groß“. Wohl war es erhebend, diesen allverehrten Mann in die endlich wieder aufgethanen Räume zu geleiten, in denen er einst vor Goethe gestanden, aus diesem Munde den Trinkspruch auf Kaiser und Reich zu vernehmen, unter diesem wahrhaft maßgebenden Vorsitze zu tagen, mit diesem Liebhaber der Litteratur, dem Suphan, Schönbach und andere ästhetisch-historische Studien widmeten, ein Gespräch zu führen. Im Strome der Zeit war ihm die von Goethe gepriesene ‚ruhige Bildung‘ nie verkümmert worden. Er war reich an Kenntnissen und an Erkenntnis, an Wissen und an Weisheit.“ — Ein anderes Gedenkblatt bescheidenerer Art widmet Ferdinand Tönnies dem im April d. J. im Varel verstorbenen Musiklehrer Karl Storm, dem jüngsten Sohne Theodors, dem der Vater in der Novelle „Ein stiller Musikant“ ein schönes Denkmal gesetzt hat. — Adolf Frey führt Conrad Ferdinand Meyers Lebensgeschichte um eine Station weiter — die italienische Reise von 1858 —, und Eugen Zabel giebt eine umfassende Darstellung von Puschkins Leben und Wirken.

Deutsche Stimmen. Köln, I, 3. Aus dem vorwiegend politischen und volkswirtschaftlichen Inhalt dieser neuen Halbmonatsschrift ist ein Beitrag „Zur Geschichte unserer mehrfachen Vornamen“ von Dr. Blumschein hervorzuheben. Die Sitte der gehäuften Vornamen ging von den Adels- und Fürstenhäusern aus und entsprang der Notwendigkeit, Träger des gleichen Tauf- und Familiennamens zu unterscheiden. Den Anfang machten die ernestinischen Wettiner: der Gefangene von Mühlberg, Johann Friedrich, geboren 1500, war der erste Träger eines doppelten Vornamens. Erst später hat sich der Brauch auch im Bürgertum eingeführt, etwa zu Beginn des 17. Jahrhunderts, wie die Universitätsmatrikeln erweisen; dann aber hat er derart überhand genommen, daß einfache Namen eine Seltenheit wurden. Eine dominierende Rolle spielte dabei im vorigen Jahrhundert der Name Johann, der meist an der Spitze stand, wie ihn denn u. a. auch Goethe und Schiller (Johann Christoph Friedrich)) führten.

Deutsches Wochenblatt. XII, 19, 20, 21. Die Beziehungen zwischen Karl Gutzkow und dem Schauspieler Karl Seydelmann stellt Dr. Heinrich Houben dar, indem er ungedruckte Briefe zur Aufhellung des inneren Verhältnisses zwischen den beiden tiefen und unglücklichen Männern mitteilt. Gutzkow lernte Seydelmann 1832 in Stuttgart kennen, wo Wolfgang Menzel damals als der einflußreichste Kritiker Deutschlands lebte. Gutzkow stand damals noch unter dem Banne Menzels, von dem er sich jedoch bald emanzipierte, um mit eigenen Augen Kunst und Leben betrachten zu lernen. Der Ruhm Seydelmanns stieg unterdessen immer höher. Lewald schrieb sein Buch „Seydelmann und das deutsche Schauspiel“, und Gutzkow verfaßte unter dem Eindruck der mächtigen Persönlichkeit des genialen Schauspielers seinen Essai „Phantasien über Seydelmann“. Bald darauf trat jedoch eine Verstimmung zwischen Gutzkow und Seydelmann ein, die sich erst in späterer Zeit wieder hob, als beide, vom Leben arg herumgeworfen, sich als offene, von dem besten Wollen erfüllte Menschen schätzen lernten. Ein gemeinsames Schicksal verband sie; denn beide lebten in unglücklicher Ehe, beiden wurde die Ehe zu einer furchtbaren Fessel für die innere geistige Entwickelung. Beiden hat man Härte und Gemütlosigkeit vorgeworfen, und doch waren beide, wie Houben hervorhebt, nur scheu und verbittert geworden durch die vielfachen Kränkungen, die sie erlitten hatten. — Den Kampf gegen die siebente Großmacht, die Presse, nimmt Germanicus auf (Nr. 21) und beklagt vor allem das Aufkommen der parteilosen Blätter (vgl. dagegen Sp. 963). Das Zeitungswesen liege nicht in den Händen derjenigen Leute,

die thatsächlich die geistigen Leiter seien, sondern es sei durchaus ein Industriezweig, ein Spekulationsobjekt geworden. Der Kapitalismus ruiniere nicht nur die Presse, sondern er demoralisiere durch die Presse auch das Volk. Der Redakteur werde immer mehr Geschäftsangestellter. Die Folge davon sei ein ungeheurer Niedergang des Journalistenstandes. Endlich sieht der Verfasser einen großen Uebelstand darin, daß der Chefredakteur auch der erste politische Redakteur, meist auch der Leitartikler des Blattes sei. Er sei dadurch so überhäuft mit Arbeit, daß er zu seiner eigentlichen Thätigkeit keine Zeit habe, nämlich das Ganze zu überwachen und organisatorisch thätig zu sein.

Die Gesellschaft. Erstes Juni-Heft. Dem Dorfphilosophen und Bauernpoeten Christian Wagner widmet Julius Hart einen eingehenden Artikel. Er überrage Johanna Ambrosius als Denker wie als Dichter um ein Bedeutendes, und seine Philosophie sei selbstständiger als die des österreichischen Bauerndenkers Conrad Deubler. „Was die geistigen Werte angeht, so wüßte ich von unseren zeitgenössischen Lyrikern kaum ein halbes Dutzend, die soviel bieten wie er, die gleich ihm uns in die Zauberwelt des höheren menschheitlichen Kämpfens und Ringens einführen. Innerlich steht Christian Wagner hoch über jeder Dorfbildung und Bauernkultur. — Er ist, wenn auch kein umfassender und vielseitiger Poet, wenn auch kein Kunst- und Stilerneuerer, keine großschöpferische Kraft, — doch eine rechte Künstlernatur, eine eigene Persönlichkeit, ein ungewöhnlich fein empfindender Lyriker, der nicht nur als ‚Landproletarier' um seiner sozialen Stellung willen, sondern auch eine rein ästhetische, tiefere Teilnahme erweckt. — Seine Naturphilosophie steht sehr nahe der Fechnerschen, und das sollte eigentlich schon genügen, daß wir sie nicht mit einem bloßen überlegenen Lächeln abthun."

Die Grenzboten. 58; 14, 16, 18. In einer anonym erschienenen größeren Studie werden die „Drei Revolutionen in der deutschen Litteratur", nämlich die romantische, die jungdeutsche und die moderne, beleuchtet. Das Bestreben, nur einen Teil und gerade den Teil der zeitgenössischen Produktion zu befehden, der die beste Folie für die neuen Programme abgebe, trete in allen drei Bewegungen immer wieder in den Vordergrund. Gemeinsam sei diesen Bewegungen ferner der eigentümliche Zug und Drang, die eigentliche Litteratur und Poesie erst von sich aus zu datieren, der Wahn, daß die Schöpfungen und Leistungen der Jahrhunderte, ja der Jahrtausende gewissermaßen nur Vorstufen zu ihren Schöpfungen, schwache Präludien zu den großen Symphonien ihrer Schule vorgestellt hätten. Gemeinsam sei ihnen die entschlossene Leugnung der früheren Ideale ihrer Bewegung. Endlich sei ein gemeinsames Kennzeichen der drei litterarischen Revolutionen die leidenschaftliche Feindseligkeit gegen eine hervorragende Gestalt aus dem Kreise der Gegner. So hätten die Romantiker Goethe befehdet, so die Jungdeutschen Ludwig Tieck, so die Modernen Paul Heyse. Auch in den theoretischen Schriften, die in den drei Revolutionen verfaßt worden sind, zeige sich trotz aller Verschiedenheit eine merkwürdige Uebereinstimmung, nämlich die, daß die neue Lehre als unbedingt richtig und neuschöpferisch gepriesen werde.

Das Magazin für Litteratur. 68, 19. Bemerkenswert ist ein Aufsatz von Ludwig Büchner, der jedenfalls zu dem Letzten gehört, was der kürzlich verstorbene Forscher geschrieben hat. In dem Beitrag „Lebende und Tote" betitelt, heißt es u. a.: „Die Mitwelt möge nicht vergessen, daß das, was sie an einem Lebenden thut, vielleicht hundertfältige Zinsen oder Früchte bringt, während der kalte Stein, den sie dem Toten setzt, eben immer nur Stein bleibt. Es mag ja an sich recht schön sein, wenn die Nachwelt durch solche äußere Zeichen an die Größe und die Verdienste ihrer Vorfahren erinnert wird. Aber es kann nicht schön genannt werden, wenn über die Größe der Toten die Wahrung der Interessen der Lebenden vergessen wird. Wenn z. B. eine Stadt, in der zufällig ein großer Mann geboren wurde, demselben nach seinem Tode ein steinernes Denkmal errichtet, so liegt darin mehr Befriedigung der städtischen Eitelkeit als Anerkennung der Verdienste eines Mannes, von denen vielleicht neun Zehntel der Stadtbewohner entweder gar keine oder nur eine sehr unklare Vorstellung haben; und wenn die Anzahl der Bismarckdenkmäler in Deutschland bald in die Hunderte steigen wird, so liegt dieser Modethorheit sehr wenig bismarckscher Geist zu Grunde." — In den „Dramaturgischen Blättern" (19–21) giebt Hans Landsberg eine Analyse von Georg Büchners, Ludwigs früh verstorbenen Bruders, Drama „Dantons Tod". Es sei in eminentem Sinne ein Produkt seiner Zeit und nur möglich in jener Epoche. Früher und später seien deutsche Dramen entstanden, die die französische Revolution behandelten, aber keins vermöge so wie Büchners Werk Stimmung und Farbe, das Milieu der Zeit widerzuspiegeln. Landsberg weist dann im einzelnen nach, wie genau der Dichter die französische Revolution studiert habe. In Mignets Charakteristik habe er geradezu seinen Danton vorgezeichnet gefunden. Freilich seien auch seine Schwächen und Fehler augenscheinlich. Sie beständen in einem mangelhaften willkürlichen Aufbau und in einer unvollkommenen Charakteristik. Das gelte besonders von seinen weiblichen Charakteren. Ueberdies seien fremde Einflüsse wie mit Händen zu greifen, so aus „Hamlet", aus „Julius Cäsar" und aus „Egmont".

Die Nation. XVI, 33, 34. Eine gedankenreiche Betrachtung „Ueber Zukunftsträume" von Prof. Kurd Laßwitz (Gotha) geht auf das große Fortschrittsproblem der Menschheit näher ein und findet die Wurzel alles Fortschritts und aller Hoffnung auf „Verbesserung" in der Naturerkenntnis. Sie gebe dem Menschen nicht nur das Vertrauen auf den Erfolg seiner Entwicklungsarbeit, sondern auch durch die Beherrschung der Natur das einzige Mittel, die Lebensbedingungen der Menschheit wirklich zu vervollkommnen. Und er gelangt zu dem Schlusse, daß „wie für die ethischen und religiösen Ideale auch für die ästhetischen der Fortschritt der Entwicklung durch die technische Vervollkommnung auf Grund der Intelligenz geboten ist", — also zu eben jenem Standpunkt, den vor mehreren Monaten ein Artikel der „Grenzboten" als verwerflichen „technischen Chiliasmus" bekämpft hatte (vergl. L. E. Heft 2, Spalte 110). — Den Beitrag über Balzac giebt hier Anton Bettelheim (33—35), der insbesondere darauf aufmerksam macht, daß Taines sogenannte Milieu-Theorie sich in ihren entscheidenden Punkten bereits in Balzacs Theorie der „Comédie humaine" vorfinde. Trotz seines gewaltigen Einflusses auf das französische Geistesleben habe er eine europäische Weltwirkung, wie die großen Franzosen des vorigen Jahrhunderts, nicht geübt. Beklagt wird angesichts der überreichen, zumeist anekdotischen Balzaclitteratur der Mangel einer wirklichen, kritischen Biographie. — Zwei italienische Dichter werden in Nr. 34 und 35 behandelt: dort der heineisierende Lyriker Lorenzo Stecchetti von Valerio Flamini, hier der italienische „Dichterveteran" David Levi von B. Münz (Wien). Stecchetti — eigentlich Olindo Guerrini — ist auch in Deutschland bekannt als einer der Begründer und Führer des italienischen Verismus. Die meist erotischen Gedichte, die er 1877 unter dem Titel „Postuma" — als den Nachlaß eines angeblich früh verstorbenen Poeten — veröffentlichte, haben 20 Auflagen erlebt. — Ueber den in Deutschland fast unbekannten D. Levi, über den S. H. Margulies vor zwei Jahren ein Buch geschrieben hat (Trier, 1897), teilt Münz mit, daß er 1816 in Chiari bei Turin geboren wurde, mit 20 Jahren dem Geheimbund der Carbonari beitrat und erst als Sendbote Mazzinis in Piemont und Venedig, dann als politischer Lyriker und Journalist thätig war. Seine zahlreichen Dichtungen haben den ganzen Einheitskampf Italiens begleitet, u. a. dichtete er ein Kriegslied für Garibaldis Freiwilligenlegion. 1860 wurde er ins Parlament gewählt und

von Cavour wiederholt mit wichtigen politischen Missionen betraut. Ende der Siebzigerjahre zog er sich aus dem politischen Leben zurück und lebte nur mehr seinen litterarischen Liebhabereien. — Im selben Hefte (35) wird Helene Böhlaus Roman „Halbtier“ von Felix Poppenberg in einem besonderen Essai gewürdigt.

Das neue Jahrhundert. Köln a. Rh. I, 34. In einem Artikel „Die Tendenz im Drama“ stellt Ludwig Nelten die Behauptung auf, Mephistos Worte: „Die Kirche hat einen guten Magen u. s. w.“ seien ein tendenziöser Fleck, und eine vernünftige Regie würde daher um des harmonischen Eindrucks willen die Stelle streichen. Dagegen sei in Schillers „Maria Stuart“ kein Tendenzstück zu sehen, denn er habe die einzelnen Gestalten genau so wiedergegeben, wie er sie in seinem Innern geschaut habe, nirgends störe den Hörer eine subjektive Bemerkung. Endlich tritt Nelten der Ansicht entgegen, Lessings „Nathan“ sei ein „Tendenzdrama.“ — A. v. Ende spricht über den sozialen Roman in Amerika. „Die amerikanischen Schriftsteller sind in der Regel ängstlich beflissen, alles zu vermeiden, was ‚Probleme‘ oder Tagesfragen berührt, und beschränken dadurch ungebührlich ihren Ellbogenraum, da es jederzeit Probleme giebt, die als brennende Tagesfragen gelten könnten. Aber auch in der Behandlung des Stoffes zeigen sie sich einerseits weniger kühn, als ihre überseeischen Kollegen, andererseits weniger geschickt. Aus den Salons, welche ihnen die bei weitem zahlreichsten Stoffe liefern, stürzen sie sich in die ‚slums‘; aber die Leiden und Freuden der großen Mehrheit kleiner Leute, der Handel- und Gewerbtreibenden, finden selten künstlerische Darstellung.“ Der einzige amerikanische Schriftsteller, der es bis jetzt zu einem größeren Werke, das soziale Misere und politische Korruption schildert, gebracht habe, sei Paul Leicester Ford. Der Held seines Romans „Honorable Peter Sterling“ ist ein mittelloser Rechtskandidat, der nach beendigten Studien nach New-York kommt, um sich eine Existenz zu schaffen. Er wartet vergeblich auf Klienten, bis sich ihm endlich Gelegenheit bietet, im Dienste des Proletariats zu arbeiten, das er auf seinen einsamen Wanderungen durch die Stadt kennen gelernt hatte. Später landet der junge Advokat in der Landesgesetzgebung. Der Hintergrund dieses Romans ist die Welt der Mietskasernen, der kleinen Schankwirtschaften, der Polizeigerichte, der Wahlversammlungen und der Arbeiterausstände. Ein anderer amerikanischer Romanschriftsteller, Hamlin Garland, macht sich in seinen Erzählungen zum Wortführer der Massen. Zum Schluß erwähnt die Verfasserin noch den Roman „Jerome, a poor Man“ der neuenglischen Schriftstellerin Mary Wilkins, der von der Kritik als sozialer, ja sogar als sozialistischer Roman gestempelt werde, während er in Wahrheit sehr romantisch gefärbt sei.

Nord und Süd. Heft 267. Als litterarischen Beitrag zu diesem Hefte steuert Gustav Karpeles eine Studie über den schwedischen Dichter und Litterarhistoriker Viktor Rydberg bei, der 1829 zu Jönköping geboren ward und in seinen letzten Lebensjahren als Professor der Kulturgeschichte an der stockholmer Universität wirkte, auch dem Reichstag lange angehörte. In seiner Jugend stand er unter Esaias Tegnérs Einfluß, später lenkte er in die Bahnen eines idealisierenden Realismus ein. Sein erster großer historischer Roman „Der letzte Athener“ (1859) entstand unter der Einwirkung von Kingsleys „Hypatia“ und spielte im 4. Jahrhundert n. Chr. unter Kaiser Constantin, in den kritischen Zeiten des untergehenden Heidentums und des aufsteigenden Christentums. In dieser Epoche bewegten sich auch Rydbergs theologische Forschungen, die ihn wiederum zu geharnischten freireligiösen Streitschriften entflammten. Als Lyriker trat er erst 1882, aber mit großem Erfolge auf; eine zweite Sammlung erschien 1891. Seine Gedankenlyrik steht unter Goethes Bann, dessen „Faust“ er auch (1878) ins Schwedische übertragen hat. In der zweiten Hälfte seines Lebens beschäftigten ihn vornehmlich germanisch-mythologische Studien, in denen freilich mehr dichterische Phantasie als wissenschaftliche Kritik waltete. — Martin Krause giebt eine Würdigung des verdienstvollen leipziger Komponisten und Kontrapunktisten Salomon Jadassohn, dessen bekannte Meisterschaft in der Behandlung des Canons gegenwärtig unerreicht dastehe. — Ueber „Die ostelbische Stadt“ spricht vom Standpunkt des kulturgeschichtlichen Beschauers Hans Schmidkunz auf Grund einiger Arbeiten des Wirtschaftshistorikers A. Meitzen.

Preußische Jahrbücher. 96. Bd. III. Otto Ludwig als Dramatiker ist der Gegenstand einer größeren Arbeit von Hermann Conrad (Groß-Lichterfelde). Nach kurzen Ausblicken auf die ersten dramatischen Arbeiten des Dichters, das romantische Lustspiel „Hans Frei“ und das bürgerliche Trauerspiel „Das Recht des Herzens“ werden die Vorzüge der Dramen „Das Fräulein von Scuderi“ und „Der Erbförster“ einzeln aufgesucht und dargestellt. „Die Fülle der lebensvollen Gestalten aus allen Gesellschaftskreisen, die Ludwig in seinen begonnenen und vollendeten Dramen schuf, beweist, wie wenig der Realist, wenn er ein hochbegabter Dichter ist, allseitiger und dauernder Anschauung oder gar kleinlicher Studien für seine Menschendarstellung bedarf. Die modernen Realisten, welche alles gesehen, durchsucht und womöglich an sich selbst erfahren haben müssen, was sie schildern wollen, beweisen damit die Schwäche ihrer dichterischen Kraft. Ludwig war durch Lebensgewöhnung und infolge seiner Kränklichkeit ein Einsiedler; wenn er trotzdem die verschiedenartigen Spezies der Menschengattung mit täuschender Naturwahrheit aus sich heraus gestalten konnte, so giebt es nur eine Erklärung dafür: die geheimnisvolle Kraft der Intuition, die kein Dichterling erstudieren und kein Kritiker bis in ihre dunklen Tiefen verfolgen kann.“ Einzelne früher gegen den „Erbförster“ erhobene Einwände werden entkräftet, seine ungleichartige Bühnenwirkung dagegen durch unleugbare Schwächen in der Verkettung der Vorgänge begründet. Auch in den „Makkabäern“, die Adolf Stern als Ludwigs größtes Werk bezeichnet hat, will Conrad nur szenenweise volle Größe und Schönheit finden: durch den Mangel einer Haupthandlung werde das Interesse verzettelt und der Schwerpunkt des Interesses fortwährend verschoben. Am genauesten geht er auf das durch Bürgers Gedicht „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ angeregte Drama Ludwigs „Die Pfarrrose“ ein, dessen „Fremdheit auf der deutschen Bühne nur durch sein Unbekanntsein zu erklären ist“. Gutzkows Urteil, daß das Stück wegen seiner grellen Wirkung undarstellbar sei, sei grundfalsch; das Stück biete szenisch gar keine Schwierigkeiten, wohl aber einige prächtig-realistische Figuren, die die Kraft jedes tüchtigen Schauspielers reizen müßten. — Eine ästhetische Studie „Der Naturalismus und seine Ueberwindung“ von Max Lorenz umkreist die litterarischen Entwicklungsphasen der letzten anderthalb Jahrzehnte. Auf das Wesen des Naturalismus eingehend, führt sie aus, weshalb das naturalistische Drama notwendig einer „Handlung“ entbehren und weshalb er sich vorzugsweise einer proletarischen Stoffwelt zuwenden mußte. Aus der Analogie zwischen Naturalismus und Proletariat wird dann diejenige zwischen der naturalistischen Märchendichtung und dem sozialistischen Zukunftsstaat, diesem „Traumglück des Proletariats“, abgeleitet und dabei gegen Franz Mehrings „Aesthetische Streifzüge“ in der stuttgarter „Neuen Zeit“ und seine Bemerkungen über das Verhältnis des Proletariats zur modernen Kunst polemisiert. Das Erwachen aus dem Naturalismus findet Lorenz durch Maeterlincks Kunst bezeichnet, die das Erwachen, die Wiedergeburt der Seele bedeute. Eine andere „Ueberwindung des Naturalismus“ mißt er der wiener Dichtergruppe bei, zu der hier neben Hofmannsthal und dem „unleidlich koketten“ Altenberg auch Arthur Schnitzler gezählt wird, wiewohl auch Lorenz von einer

Kunst, die sich durch ein goldenes Gitter vom vollen, dampfenden Leben absperrt, kein Heil erwartet.

Westermanns Monatshefte. Heft 513. Im Juniheft gehören einige dreißig Spalten der Charakteristik Leo Tolstois, von Curt Behr, die hier erst beginnt und durch eine biographisch-psychologische Analyse das Eigenwesen dieser gewaltigen Persönlichkeit zu ergründen sucht. — Felix Poppenberg widmet den Spielkarten ein Stück kulturhistorischer Betrachtung. Die bunten Blätter, „die der Witz erfand, um eines kranken Königs Laune zu zerstreuen", wie es fälschlich in „Heinrich V." heißt, haben ihren Siegeslauf durch Europa schon im 14. Jahrhundert von Venedig aus angetreten und dann in den einzelnen Ländern und Jahrhunderten eine Fülle von Metamorphosen durchlaufen, die hier in Wort und Bild verfolgt werden. Als bemerkenswertes Detail sei erwähnt, daß die erste „Künstlerspielkarte" von Napoleon I. bei David 1811 bestellt wurde, im Publikum jedoch die einfachen Gebrauchskarten nicht verdrängen konnte. Die jüngsten französischen Phantasiespielkarten sind ganz neuen Datums, sie entstammen einem Preisausschreiben der französischen Zeitschrift „L'Art et Décoration" aus dem vorigen Jahre und sind von Jossot, dem bekannten Plakatkünstler, erdacht. In Deutschland haben schon zahlreiche Künstler ihre Phantasie in den Dienst der Spielkarte gestellt, so neuerdings Th. Kutschmann, E. Doepler d. J. und zuletzt Julius Diez (Spielkarten der Münchner „Jugend"). — Ein „litterarhistorisches Unikum" nennt Richard Baerwald („Lyrik und Deklamation") die moderne deutsche Lyrik, weil sie eine Kunst ohne Publikum sei. Es sei eine Entfremdung zwischen Lyriker und Publikum eingetreten, die auf beide Teile ungünstig wirke. Zur Erklärung dessen meint Baerwald, unsere Zeit sei zwar nicht für die Lyrik selbst unempfänglich geworden, wohl aber für die Form, in der sie gemeinhin zu uns rede. Wir können wohl Gedichte genießen, haben aber „bis zu einem gewissen Grade die Fähigkeit verloren, sie zu lesen". Als ein geeignetes Mittel, der Lyrik „jene Vagheit und Unbestimmtheit zu nehmen, die ihr anhaftet, so lange sie nur durch das gedruckte Wort zum Publikum reden kann", empfiehlt der Verfasser die Deklamation, die in Deutschland einst eine viel und gern gepflegte Kunst gewesen, jetzt aber ziemlich unmodern geworden sei.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht (Leipzig, Teubner; XIII, 4). Mit den vom deutschen Bühnenverein aufgestellten Grundsätzen zur Regelung unserer Bühnenaussprache setzt sich ein Artikel von Otto Lyon auseinander, der es beklagt, daß man zu den Beratungen neben den Männern der Bühnenpraxis und Sprachwissenschaft keinen Vertreter der Schule hinzugezogen habe. Obwohl er sich mit den getroffenen Entscheidungen im ganzen einverstanden erklärt, will er sie doch „für die Schule und damit für unser ganzes Volk" vorläufig nicht angenommen wissen, da das Gekünstelte und Unnatürliche der Bühnensprache (das „dramatische" r und anderes) dem vorzugsweise Natürlichkeit und Schlichtheit anstrebenden Schulvortrag schlecht anstehen würde. — Ein bemerkenswertes Zeichen dafür, daß man auf unseren höheren Schulen auch der neueren und neuesten Litteratur das Interesse nicht so ganz versagt, wie es manchmal behauptet wird (s. L. E. Sp. 1020), ist die sehr eingehende Analyse von Hauptmanns „Versunkener Glocke", die hier vom Gymnasialdirektor Prof. Henkel (Wernigerode) gegeben wird und u. a. auf eine Reihe wörtlicher Anlehnungen der hauptmannschen Sprache an Goethes Wortschatz (wie Kömmling, Ruch, Mondenglast, lichtübersternt, Taumelkelch u. a.) aufmerksam macht, ohne im übrigen dem Werke „Fülle und Glanz des bildlichen Ausdrucks und „fascinirende Wirkung" absprechen zu wollen. — Einige Bemerkungen zu Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" giebt G. Benseler (Chemnitz).

Die den Jungdeutschen und den Jüngstdeutschen gemeinsamen Züge stellt Rudolf von Gottschall in einem Aufsatze in der „Leipziger Kunst" (1, 13, 14) dar, wobei er zu ähnlichen Resultaten kommt wie die „Grenzboten" in den oben erwähnten Artikeln. Gottschall steht den Jüngstdeutschen aber doch sympatischer gegenüber. „Jungdeutsch und jüngstdeutsch — sie stehen beide, wo sie ähnlich und wo sie verschieden sind, im Zeichen der ‚Moderne' — und das ist die berechtigte Fahne, unter der allein die Litteratur der Zukunft siegen wird." — Die Bemühungen, die in jüngster Zeit gemacht worden sind, eine künstlerische Erziehung der Jugend anzubahnen, werden von Otto Amedorf in der sozialdemokratischen „Neuen Zeit" (XVII, 35) an der Hand von allerlei Schriften zusammenfassend dargestellt.

Deutsch-Belgien. (Brüssel, Société Belge de Librairie). I. Heft. Dieses neue Organ, das in zwangloser Folge erscheinen soll, stützt sich auf den deutsch sprechenden Teil Belgiens, der die Regierungsbezirke Arel und Verviers mit etwa 50,000 Seelen umfaßt, in seinem Sprachbesitz jedoch durch das Vordringen des Französischen gefährdet ist. „Deutsch-Belgien" dankt seine Entstehung dem Wirken des 1892 gegründeten Deutschen Vereins, dessen Vorsitz Professor Gottfried Kurth von der Hochschule in Lüttich führt. Den größeren Teil des vorliegenden Heftes füllen zwei große Abhandlungen des gleichfalls für die deutsch-belgische Sache rastlos thätigen Prof. Heinrich Bischoff (Lüttich) über „Die deutsche Sprache" und „Das deutsche Volkslied", während ein Artikel von Gottfried Kurth Rückblicke auf die Geschicke Deutsch-Belgiens wirft und namentlich hervorhebt, daß hier das Deutschtum an der katholischen Kirche seine festeste Stütze hat, was sich namentlich im Festhalten der deutschen Sprache beim Gottesdienste zeige. Auch die drei deutsch-belgischen Zeitungen sind katholisch.

Kunstzeitschriften.

Die wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst giebt als ihr Organ die „Graphischen Künste" heraus, die auch jetzt noch, nachdem verschiedene deutsche Zeitschriften für Kunst ein vornehmeres Gewand angelegt haben, in erster Reihe stehen durch die guten Textbeiträge und die zahlreichen künstlerisch wertvollen Beilagen. Zugegeben werden erstens Mitteilungen über laufende Ereignisse und Bücher, zweitens eine besonders kostbare Jahresmappe. Die letzte Jahresmappe enthält in Folioformat sechs Kunstblätter, von denen Fritz Burgers lithographierte Dame und der algraphierte Blumenstrauß von Henriette Mankiewicz für den modernen Geschmack zurücktreten gegen die wertvollen Lithographien von Lührig (Im Paradies) und Orlik (Portrait) und die ausgezeichneten Radierungen von P. Halm (Mainz) und Laukota (Regenschauer). Die Graphischen Künste selbst stehen unter der Leitung von Karl Masner bereits im 22. Jahrgang und sind niemals in der Tradition stecken geblieben. Die letzten Hefte bringen schöne Abhandlungen über den berühmten französischen Dekorativkünstler Grasset und über englische neue Radierer. Proben der edel stilisierenden Art von Grassets Dekoration geben Buntdrucke seines glänzenden Titels für die Weihnachtsnummer der Illustration 1893 (mit den Engeln, die das Fest vorbereiten) und der feine Titel für ein Notenheft: Roses de Noël. Die neuen englischen Radierungen bespricht Hans W. Singer. Hauptbeilage ist eine neue Radierung Williams Strang in seiner kohlenstiftartigen Technik: Die Frauen vor dem Gekreuzigten.

Ein auffallendes Heft ist die letzte Doppellieferung (VI und VII) der hanfstänglschen „Kunst unserer Zeit". Es ist dem großen düsseldorfer Historienmaler Eduard v. Gebhardt gewidmet; der ausführliche Text stammt von Friedrich Schaarschmidt. 34 größere und kleinere Bilder illustrieren die Art Gebhardts, sich in die Menschen und Kostüme der Renaissance zu versetzen, um aus ihnen die Formen für die Darstellung christlicher Legenden zu gewinnen. Besonders seine

Wandgemälde in dem protestantischen Kloster Loccum (im Wesergebiet) erhalten hier ihre Würdigung als vielleicht wertvollste moderne protestantische Wandmalerei. In der That lebt ein spezifisch protestantischer Geist in der Auffassung Gebhardts, der sich die biblischen Vorgänge stets rein räsonnierend vor Augen führt, ohne den mystischen Glanz des Wunders, ganz als irdische Erlebnisse — und doch wieder als eine heilige Tradition, deren Duft er zu erhalten weiß durch die Kostümierung der Menschen und Zimmer im Geschmack der Renaissance. So stehen seine Figuren in scharfer Charakteristik und geben unserm Auge einen Eindruck, ähnlich wie unserm Ohr lutherische Worte. Die Charaktertypen Gebhardts durch seine (hier ganz vorzüglich reproduzierten) Bilder zu verfolgen, ist ein sehr fruchtbarer Genuß.

Das von der berliner Photographischen Gesellschaft herausgegebene Sammelwerk „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen" widmet sein letztes Heft (XXX.) Goethe. Wie damals beim Beethovenheft Frimmel der Berufene war, zu den Porträts den verbindenden Text zu geben, ist es hier Herman Grimm. Die Aufgabe, in wenigen Spalten ein lebendiges Bild des Dichters zu geben, ist hier in schöner Weise gelungen. Grimm spielt überlegen mit dem Leben und den Werken Goethes, nachdem er ihn kurz mit den paar Weltdichtern verglichen, von denen man eigentlich garnichts weiß. Wie unter spannendem Lächeln beschäftigt er sich zuerst etwas mit dem Beamten Goethe, um dann seinen dichterischen Reichtum breit aufzurollen. „Heute erst, wo der Weltmensch Goethe entsteht, fängt die gesamte Menschheit an, den Faust zu lesen. Goethe allein ahnte, seiner Zeit vorauseilend, unsere lange, nach seinen Tagen anbrechende gemeinsame Völkerexistenz und schuf für sie sein schönstes Werk. Faust enthält die Vorstufen der heute beginnenden neuen Menschheit als in sich verbundener Erdenbewohner, zeigt unser eignes, bis auf den heutigen Tag doch nur prähistorisches Dasein und unsere Zukunft." Zu Grimms monumentalem Essai sind als Bilder beigegeben: 1. das von May 1779 (Zeit der ersten Iphigenie); 2. das von Tischbein, Rom 1787 — ganz italienisch; 3. die Zeichnung von Lips, 1791, zweite weimaraner Zeit; 4. Rauchs Büste, 1820 und im selben Jahre: 5. Stielers Bild; 6. Schwerdgeburts Zeichnung: Goethe im Todesjahre. Ein Bild von Karl August und ein kleiner Aufsatz über ihn schließen sich an. Die Klauersche mehr amüsante Silhouette Goethes mit Fritz von Stein ist noch hinzugefügt. Man sieht an einer solchen Reihe von Goethebildern, wie tief der Stand der deutschen Kunst gerade in dieser Zeit war.

Das letzte Heft des „Pan" hat eine Anzahl hofmannscher Skizzen (die sich in Reproduktion ganz trefflich machen), auch eine Nachbildung seines Frühlingssturms; sonstige Kunstbeilagen sind eine Radierung von Meyer-Basel, Krügers Holzschnitt nach Böcklins, jetzt in Berlin befindlichem Selbstporträt mit dem Tod, ein Lichtdruck nach der vorzüglichen Judith von Hahn. Unter den Aufsätzen ragt am meisten hervor und ist von grundlegender Bedeutung der sehr reichhaltig illustrierte von Wilhelm Bode über Bilderrahmen in alter und neuer Zeit. In Italien folgt der Rahmen genau der Entwicklung der Architektur von der Gothik bis zum Barock; selbst die einzelnen Städte führen ihre Unterschiede durch (Florenz, Venedig, Bologna) je nach ihrer Teilnahme an der Vervollkommnung des Tafelbildes. Mit dem 17. Jahrhundert übernimmt Frankreich die führende Rolle. Von den Niederlanden aus geht die Einführung der neuen überseeischen Hölzer. Der holländische alte Goldrahmen, meist flach wie der venezianische, ist auf den Bildern selbst gut zu verfolgen. Er nimmt seine Motive für Ornamentik aus Blumen und Rollwerk (in Venedig Sansovinorahmen hier Lutmaornament genannt) und führt zu den eigenartigsten Bildungen, die heut in der Kunst van de Veldes eine merkwürdige Auferstehung feiern. — Im selben Heft spricht Meyer-Gräfe über neuere Bestrebungen, ornamentale Plastik architektonisch zu stilisieren (der Belgier Minne). — Wolfskehl, der Intimus Stefans George, feiert in feinster Nachempfindung dessen Dichtungen, die nunmehr an die Oeffentlichkeit getreten sind.

Berlin. *Oskar Bie.*

Oesterreich.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. In Nummer 5—6 dieser Mitteilungen druckt Dr. Richard Rosenbaum, der die Litteratur über Goethes Mignon schon durch manche wertvolle Gabe bereichert hat, einen kurzen Auszug aus seinem unlängst gehaltenen Vortrage über dieses Thema ab. Danach hat ein Liedercyklus des bekannten Romanzendichters Daniel Schiebeler, der das vermeintliche Los eines Gauklerkindes Petronella besang, die erste Anregung zur Entstehung von Goethes Mignon geboten.

Die Donauländer. Diese neue, vornehm ausgestattete Monatsschrift, von Adolf Strauß herausgegeben, will vornehmlich die wirtschaftliche Entwicklung der Donauländer verfolgen, legt aber auch besonderen Nachdruck auf die Geschichte der geistigen Kultur. Die ersten Hefte bringen eine Reihe interessanter folkloristischer Aufsätze; so bespricht Theodor Dragomanow „Die slavischen Sagen über Opferung des eigenen Kindes", die mehr an das Motiv im „Armen Heinrich" Hartmanns v. Aue als an das der Bibel erinnern. L. Saineanu, der bekannte rumänische Märchensammler, verfolgt „Die Iele oder bösen Geister im rumänischen Volksglauben" leider ohne jeden Ausblick auf die gleichen Erscheinungen der anderen Nationen. Ebenso leidet Ignaz Kunos interessanter Aufsatz über die Späße des bekannten türkischen Schwankdichters Hodja Nasreddin, der durch die Uebersetzung Müllendorfs (Reclams U.-Bibl.) auch bei uns bekannt geworden ist, sehr dadurch, daß ihm die wichtigen Forschungen A. Hartmanns in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Bd. V.) entgangen sind.

Die Wage. Sehr scharf geht in Heft 22 Rudolph Lothar mit dem kürzlich verstorbenen Kritiker Francisque Sarcey ins Gericht. Er sei weder Individualität noch Führer, weder Anreger noch Verkünder neuer Wege gewesen, sondern die verkörperte Stagnation und darum unheilvoll für die französische Litteraturentwicklung geworden. — Das vorangehende Heft (21) bringt aus der gleichen Feder einen guten Jubiläumsartikel über Balzac. Ein Essai von Gustav Karpeles „Heinrich Heine und Alexander Weill" zeichnet die Gestalt des letzten aus der kleinen Tafelrunde, die sich um den Dichter sammelte. Ein geborener Elsässer, war Weill mit 26 Jahren nach Paris gekommen, wo er sich bald an Heine anschloß. Er war ein sehr mittelmäßiger Dichter, aber ein treuer Freund des Dichters, wenn auch seine Erinnerungen „Souvenirs intimes de Henri Heine" (Paris 1883) sehr unzuverlässig sind. Die Briefe die er von Heine besaß, hatte er durch einen wiener Jornalisten an den österreichischen Kronprinzen verkauft, der sie seiner Mutter zum Geschenk machte.

Wiener Rundschau. Ein „Sermon wider die Litteraten in Dingen der dramatischen Dichtkunst" von Georg Fuchs (Darmstadt) in Heft 13 richtet sich hauptsächlich wider die Modernen, die stofflich doch nicht über die großen Dichter hinausgekommen seien und formell eine „neue Technik" geschaffen hätten, „so lächerlich leicht, daß ungezählte Dilettanten, die zu einer bürgerlichen Hantierung zu faul waren, in ihr ‚Theaterstücke', ‚Seelenstudien', ‚impressionistische Gedichte' zu fertigen wußten". — Von einem neuen italienischen Dichter, dem Piemonteser Venanzio, dessen Erstlingswerk „Giovani" ohne die Kenntnis Schopenhauers sich doch in dessen Bahnen bewegt, berichtet ziemlich ausführlich Rosalia Jacobsen. — Einem toten Freund und Dichter, dem zu früh verstorbenen Otto Sachs, widmet Anton Lindner eine stimmungsvolle Frühlings-Vigilie.

Die Zeit. Die Charakteristik des hamburger Lyrikers Gustav Falke giebt ein Essai von Wilhelm Holzamer (Nr. 241), der insbesondere den reichen Stimmungs-

gehalt dieser Dichtungen hervorhebt. Im folgenden Hefte (Nr. 242) wird ein anderer Kreis junger Lyriker, der in den „Blättern für die Kunst“ vereint auftritt, von Hermann Ubell gewürdigt. Ebenda giebt Hermann Bahr den Nekrolog für Henry Becque. „Er will“, heißt es hier zusammenfassend, „nicht unterhalten, er will nicht gefallen, er will züchtigen. Die ganze Kunst der pièce bien faite wirft er weg und will von den ‚Arrangements‘, von allen Geschicklichkeiten der Routine nichts wissen. Weg mit den Anekdoten! Weg mit der Schmeichelei des Publikums, ruft er, und so hat er die alte Tradition wieder hergestellt, die Komödie von Molière. Das ist seine größte That gewesen.“

Wien. *Arthur L. Jellinek*

England.

Zwei Angelegenheiten, in denen gleichermaßen der kirchlich-dogmatische Standpunkt der Parteien in Frage kam, haben England in diesen Tagen so außerordentlich bewegt, daß nicht nur die gesamte Tagespresse, sondern auch viele Fachzeitschriften sich mit dem bezüglichen Gegenstande beschäftigten. Es handelt sich um das Erscheinen der neuen Sonntagszeitungen, und um die innere Ausschmückung der St. Pauls-Kathedrale. Im ersteren Falle hat die puritanische Kirchenrichtung absolut gesiegt, d. h. soweit es sich um Neueinrichtungen handelt; im zweiten mindestens einen vorläufigen Erfolg zu verzeichnen. Wie bekannt, giebt es hier schon seit längerer Zeit Sonntagsblätter, indessen sind dies keine Sonntagsnummern der Tageszeitungen, sondern selbstständige, mit den Wochenblättern nicht zusammenhängende Unternehmungen. Die Neuerung bestand darin, daß viele der großen Wochenzeitungen damit begannen, auch am Sonntag — man denke! — eine Nummer erscheinen zu lassen. Einzelne erreichten damit geradezu kolossale Auflagen, so z. B. die „Daily Mail“ einen Umsatz von 500000 Exemplaren. Aber trotz aller Versicherungen, daß zwei ganz getrennte Personale für die Herstellungen der Wochen- und Sonntagsausgaben thätig seien, verloren die beteiligten Zeitungen durch die heftigen Anfeindungen der kirchlichen Gegenpartei so außerordentlich viel Abonnenten, daß innerhalb 4 Wochen die neue Einrichtung zu Grabe getragen wurde. — Einen anderen Anlaß zum öffentlichen Hader bot die angeordnete malerische Ausschmückung der St. Pauls-Kathedrale durch Sir W. B. Richmond. Dieses von Wren 1710 vollendete Gebäude wird in England sozusagen als die ins Protestantische übersetzte Peterskirche aufgefaßt. Wren selbst, der dem heutigen modernen London sein bauliches Aeußere gegeben hat, besitzt als Monument in dem nationalen Heiligtum nur eine einfache Tafel mit den bedeutungsvollen Worten: „Lector, si monumentum requiris, circumspice“ (Leser, so Du ein Denkmal vermissest, wirf einen Blick um Dich her). Die Ausschmückung des Hauses mit Mosaiken und Malereien in byzantinischem Stil beschwor nun einen solchen Sturm von Protesten aller Art herauf, daß das Kapitel sich entschließen mußte, vorläufig die Arbeiten einstellen zu lassen, trotzdem es bewies, daß schon Wren selbst die Ausschmückung der Kathedrale beabsichtigt hatte. In beiden Streitfällen spielten die Schmeichelnamen „Pharisäer“ und „cant“ (Heuchelei) eine bedeutende Rolle.

„Beltaine“ ist der Name einer in Dublin neu erscheinenden irischen Zeitschrift, die zugleich das Organ des ebenfalls neu ins Leben gerufenen „The Irish Literary Theatre“ bildet. Beide Unternehmungen haben den Zweck, irisch-celtische Litteratur, namentlich in der Poesie und im Drama neu zu beleben. Als erstes Stück wurde im genannten Theater das von Mr. Yeats verfaßte Schauspiel „The Countess Catheleen“ aufgeführt. Der Stoff ist einer alten celtischen Legende entnommen, wonach die Gräfin Catheleen ihre Seele dem Bösen verschreibt, um ihr Volk vom Hungertode zu retten. Schließlich wird die edle Retterin trotz der Schuldverschreibung durch einen Engel erlöst. Die englische Kritik beurtheilt in der Hauptsache jedes auf irischem Boden entstandene Geistesprodukt unter dem Gesichtspunkt der Religion und Nationalität, so daß es schwer fällt, ohne das Stück gesehen zu haben, ein sicheres Urteil über seinen Wert zu gewinnen. — Eine andere Neuerscheinung in der Magazin-Litteratur ist der Umstand, daß die Firma Methuen unter dem Titel „The Novelist“ eine Zeitschrift herausgiebt, von der jede Nummer jeweils von nur einem Autor herrührt und ein abgeschlossenes Ganze bildet (Preis 50 Pfennige). Nr. 1 enthält einen Roman aus der Feder E. W. Hornung's, betitelt: „Dead Men tell no Tales“, der jedenfalls eben so gut ist, wie die meisten Romane, die hier mit sechs Schilling bezahlt werden, und erheblich über dem sogenannten „Penny dreadful“ (Schauer- und Hintertreppen-Romane) steht, wenn er auch für starke englische Nerven berechnet ist.

Im Vordergrunde des Interesses stand auch hier, wie anderwärts während der letzten Zeit, Balzac. In der „Fortnightly Review“ (Mai) glaubt Mr. A. Symons wesentliche Elemente zur Charakteristik Balzacs gefunden zu haben. Er sagt in seinem Essai: „Balzac war ebenso wie die Griechen sich klar darüber, daß das menschliche Leben auf elementaren Leidenschaften und höheren Notwendigkeiten beruhe, aber er hat es zuerst anerkannt und ausgesprochen, daß in der modernen Welt statt des allgemeinen Begriffs „Notwendigkeit“ einfach das Wort „Geld“ zu setzen sei.“ — „Litterature“ vom 20. Mai hat über das selbe Thema einen Leitartikel, der ausführt, daß bis jetzt überhaupt noch kein genügendes Werk über Balzac geschrieben worden sei. Wir wissen zu wenig über ihn, weil er es liebte, sein Leben mit einem mystischen Schleier zu überziehen. — „Temple Bar“ (Mai) bringt unter der Ueberschrift „Thompson Regent of Bavaria“ einen hochinteressanten Aufsatz über das einschlägige Kapitel aus der Geschichte Bayerns. Thompson ist der bekannte Graf Rumford, der als Staatsrat und später als Generalleutnant in bayrischen Diensten stand, und dem die Stadt München in so vieler Hinsicht zu Dank verpflichtet ist. Im Jahre 1797 nahm er in seiner Eigenschaft als Regent während einiger Monate eine sehr einflußreiche Stellung in Europa ein, da Oesterreich und Napoleon sich wetteifernd um seine Gunst bewarben. Die englische Version des betreffenden Geschichtsabschnittes bietet mehrere anziehende Gesichtspunkte und Aufklärungen. — In demselben Hefte finden wir einen Brief von Robert Louis Stevenson an Mr. Henley aus dem Jahre 1880, worin der Dichter die Charaktere zu seinem Roman „Prince Otto“ auseinandersetzt, so namentlich den des Erbprinzen Otto von Grünwald selbst, des Kanzlers Greisengang und des Kilian Gottesacker. — In der Aprilnummer des sehr künstlerisch illustrierten „Exlibris“ Journals unterzieht der Bibliothekar R. Wright die von F. v. Zobeltitz herausgegebene und im Verlag von Velhagen & Klasing erscheinende „Zeitschrift für Bücherfreunde“ einer sehr lobenden Kritik.

Gewarnt seien deutsche Leser aber vor dem Buche „The Life of Prince Bismarck“ von W. Jacks, das jedes historischen Wertes ermangelt. Dagegen kann sehr empfohlen werden die „Geschichte der böhmischen Litteratur“ von dem Grafen Franz v. Lützow (London, W. Heinemann).

London. *O. v. Schleinitz.*

Schweden.

Das Maiheft von „Varia“ bringt eine kritische Besprechung über Gustaf af Gejerstams litterarische Thätigkeit während der letzten Jahre. Seine Entwicklung biete in erster Linie dem Psychologen ein tiefergehendes Interesse. Anfangs Dekadent und Realist, dann Humorist im „Volksstil“ und schließlich Mystiker, habe Gejerstam in seinen früheren Arbeiten mit schlichter, ungekünstelter Technik eine Reihe getreuer Wirklichkeitsbilder geliefert, zu denen die grübelnde Resignation der jüngsten Periode (vgl. das hier in

Heft 12, Spalte 747 besprochene „Medusenhaupt“!) im eigentümlichen Gegensatz stehe. Neben dieser wechselvollen Entwicklung, die Gejerstam in seinen Romanen zurücklegte, geht die Bühnenproduktion völlig abgesondert einher. Während er als Romancier ausschließlich ernste Töne anschlägt, bevorzugt er in seinen Bühnenstücken das heitere Genre. Der stärkste und, wie man annehmen darf, zugleich bleibende Erfolg wurde seinen beiden Bauernkomödien, „Lars Anders und Jan Anders“ und „Per Olßen und seine Alte“ zuteil; auch sein neuestes Märchenstück „Stor klas och Lill klas“, dessen Stoff einer bekannten Fabel von Andersen entlehnt ist, hatte einen durchschlagenden Erfolg zu verzeichnen, doch tritt in dieser letzten Arbeit bereits der vom „Medusenhaupt“ her bekannte mystische Zug in den Vordergrund. — Im gleichen Hefte findet sich eine sympathische Würdigung von Gerhart Hauptmann, der mit seinen „Webern“ auf dem hiesigen „Svenska-Theater“ einen zwar späten, doch nachhaltigen Erfolg erzielt hat.

Das Doppelheft 11/12 der „Nordisk Revy“ bietet außer einer Uebersetzung der in Deutschland etwas peinlich berühmt gewordenen „Afrikanischen Galgenskizzen“ von Oskar Baumann, einen Beitrag von Max Müller über vergleichende Mythologie unter Berücksichtigung linguistischer und archäologischer Hilfsquellen. Der litterarisch-kritische Gehalt des Blattes, von dem noch vor wenigen Jahren ein angesehener norwegischer Litterarhistoriker sagen konnte, es sei das „einzige litterarische Blatt großen Stiles“ im skandinavischen Norden, ist wie seit langem, so auch diesmal von auffallender Dürftigkeit.

In Heft 3 der „Nordisk Tidskrift“ plaudert Karl Hildebrand über Volksbildung und Volksbibliotheken in sachlich begründeter Weise. — Adolf Hillmann würdigt die litterarische Bedeutung des spanischen Dichters und Staatsmannes Pedro Antonio M. Alarcon. Der in der neueren spanischen Litteratur vielseitig bewanderte Verfasser räumt dem Hauptwerke Alarcons („Obras escogidas“) eine der ersten Stellen in der gesamten Litteratur Spaniens während der letzten Jahrzehnte ein. Einen wesentlichen Teil des Artikels nimmt die biographische Darstellung von Alarcons Leben ein.

Stockholm. *Thjelvar.*

Norwegen.

In einem anregenden und gehaltvollen Artikel (Heft 18) über Georg Brandes im „Ringeren“ spricht sich der Litteraturkritiker dieser Zeitschrift, Nils Kjaer, über die jüngst herausgekommene Ausgabe der gesammelten Schriften des berühmten dänischen Essaiysten aus. Dem ersten Teil der Sammelausgabe liegt die Aufgabe ob, Brandes Beiträge zur dänischen Litteraturgeschichte, seine biographischen Skizzen über hervorragende Persönlichkeiten von Holberg bis zu den Realisten der Siebzigerjahre im Zusammenhange vorzuführen. Der folgende Teil bringt Brandes Schriften über norwegische und schwedische Litteratur, also seine Auslassungen über Ibsen, Björnson, Elster, Kjelland, Garborg auf der einen, Tegnér, Strindberg, Snoilsky auf der andern Seite. Den Schluß bilden die bekannten „Hauptströmungen“, die in sechs starken Bänden die Litteraturgeschichte Europas in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts umfassen. Als Anhang wurden der Gesamtausgabe einige Jugendschriften, nämlich philosophische Abhandlungen und Gedichte, beigegeben. Der Referent beklagt mit Recht, daß die Abhandlung über Hippolyte Taine nicht mit aufgenommen worden sei. Die Gesamtausgabe von Brandes Werken umschließt einen Zeitraum von mehr denn dreißig Jahren an dichterischer und kritischer Produktion, einen Zeitraum, in dem sich die psychologische Beobachtungsschärfe, die geradezu unverwüstliche Arbeitskraft und das hervorragende Individualisierungsvermögen Georgs Brandes in vielseitigster Anwendung bethätigten. „Indem er von der Dichtung forderte, daß sie sich nicht einseitig von dem Leben und der geistigen Bewegung ihrer Zeit abschließe, wandte er sich mit voller Schärfe gegen die weichliche und zurückgezogene dänische Romantik und wurde damit der Wortführer und Theoretiker des modernen Realismus. Durch seine besondere Art, die Aufgaben der Dichtung in ihrem Zusammenhange mit den politischen und sozialen Umwälzungen und Gährungen der Zeit darzustellen, ergaben sich gewissermaßen von selbst die Ideen zu seinem großen Hauptwerke, jenem einzig dastehenden, genialen Versuche, die verwickelte Psychologie unseres Jahrhunderts in ihrer Gesamtäußerung kritisch zu analysieren.“

Ueber die neueste Dichtung des dänischen Lyrikers Johannes Jörgensen „Lignelser“ (Gleichnisse) referiert Hjalmar Christensen in einer längeren Studie. Jörgensen gehört zu derjenigen Gruppe des jungen Dänemark, die sich nach mehr oder minder erfolgreichen Abstechern auf das Gebiet der ultramodernen Dekadence von spezifisch kopenhagener Prägung auf den neuerdings ebenso beliebten wie gangbaren Weg religiöser Stimmungsmalerei begeben haben. Ganz im Sinne seines französischen Vorbildes und Lehrmeisters J.-K. Huysmans faßte Jörgensen nach den „merkur- und jodgefärbten“ Phantasien, wie sie uns in der Erzählung „En fremmed“ (Kopenhagen, 1890) und „Livets trae“ (1893) entgegentreten, eine sonderbar anmutende Vorliebe für das Klosterleben. Aehnliche Wandlungen hat man ja auch bei den Schweden Strindberg und Fröding erlebt. Was den meisten seiner Berufsgenossen indessen vorübergehende Modelaune war, erwies sich bei Jörgensen von bleibender Bedeutung. Der religiöse Schwärmer, den seine Gedichtsammlung „Bekjendelse“ (Bekenntnisse, 1894) verrät, ist durch den dichterisch inspirierten Zergliederer persönlicher Empfindungen im ästhetischen und sittlichen Geiste abgelöst worden. Bietet auch die neueste Veröffentlichung („Gleichnisse“) mancherlei Minderwertiges neben künstlerisch vollkarätigem Golde, so zeigt doch ein Gesamtblick über die einzelnen Skizzen, aus denen jene Sammlung sich zusammensetzt, daß Jörgensen wieder an jener Stufe angelangt ist, wo das Feingefühl und die künstlerische Gewissenspflicht des berufenen Dichters das erste Wort haben. Jörgensens starke äußere Erfolge lassen sich gerade bei seinen letzten Arbeiten vornehmlich auf die unbedingte Rückhaltlosigkeit zurückführen, mit der er dem Leser sein eigenstes Fühlen, Sinnen und Streben aufgedeckt hat.

Ein fesselnder Artikel der Monatsschrift „Urd“ (20) über „weibliche Journalisten“ schildert die bemerkenswerte Ranghöhe, zu der sich die im Dienste der Tagespresse stehenden Schriftstellerinnen Norwegens seit Jahren emporzuarbeiten verstanden haben. Auch als selbständige Leiterin größerer Zeitschriften hat die norwegische Journalistin die Feuerprobe bestanden: vor allem die hochtalentierte Begründerin der Zeitschrift „Nylände“, Frl. Gina Krog, die zugleich die erste Journalistin war, die den gefahrvollen Schritt einer Zeitungsgründung auf eigene Hand hin unternahm. Die Verfasserin schildert dann in großen Zügen die Entwickelung, die die Frauenjournalistik in England genommen hat. Während dort noch vor 15 Jahren die Beschäftigung weiblicher Mitarbeiter in der angesehenen Presse zu den größten Seltenheiten gehörte, besitzt jetzt die Mehrzahl der hervorragenden londoner u. a. Blätter weibliche Hilfsredakteure, und zwar auch teilweise für solche Ressorts, die mit Recht als Spezialdomäne der männlichen Zeitungskorrespondenten und Redakteure betrachtet werden dürften; beispielsweise sei an die „Kriegsartikel“ von Miß Flora Shaw über den jamesonschen Flibustierzug in Transvaal erinnert, die s. Zt. von den „Times“ veröffentlicht wurden und viel Aufsehen erregten. In Verbindung mit der vorstehenden Skizze bringt Heft 20 einen längeren Aufsatz über Madame Séverine, die bekannte Chef-redaktrice der pariser Frauenzeitung „La Fronde“.

Die gegenwärtigen Umwälzungen in Finland auf politischem und litterarischem Gebiete werden in „Kringsjaa“ (Umschau) an der Hand der finischen Kultur-

geschichte in einer allgemein orientierenden Studie gewürdigt. Den Hauptanteil an den fortgesetzten Prüfungen des russifizierten Großfürstentums hat die periodische Presse zu tragen. Ueber ein halbes Dutzend Zeitungen, darunter die altangesehene „Nya-Pressen“ und der fenomanische „Pohjalänen“ fielen dem eisernen Machtspruche der Zensur und ihres geheimen spiritus rector, des kaiserl. Generalgouverneurs Nikolaj Iwanowitsch Bobrnjkow, zum Opfer. Die erfinderische Journalistik suchte, um den abgeschnittenen Lebensfaden wenigstens notdürftig wieder anzuknüpfen, den originellen Ausweg, in täglich erscheinenden „Flugblättern“ eine Art Fortsetzung der eingegangenen Zeitungen zustande zu bringen. Um möglichst jeden Verdacht zu vermeiden, enthielten die fraglichen Blätter so gut wie ausschließlich litterarischen und artistischen Lesestoff, darunter zahlreiche Kritiken.“ Das geübte Auge des finischen Publikums wußte freilich aus diesen allegorischen „Litteraturkritiken“ mit vollem Verständnis alles das herauszulesen, was die Wünsche und Hoffnungen auf politischem Felde bewegte. Um eine fortlaufende Uebersicht für die einzelnen Blätter zu beschaffen, benutzte man — da litterarische Titel natürlich strengstens verpönt waren — den Namen irgend einer Vogelgattung als Ueberschrift. So gab es ein Flugblatt „Die Schwalbe“, „Der Fink“, ein anderes „Die Krähe“ u. s. w. Schließlich kam auch hier die russische Behörde dahinter, daß all' diese papiernen „Vögel“ einem gemeinsamen Neste entstammten, und damit hatte diese eigenartige Flugblattpublizistik ihr ephemeres Dasein endgültig abgeschlossen.

Christiania. *Olaf.*

Island.

„Ejmrejdijn“. Die uralte isländische Litteratur hat für den wissenschaftlichen Germanisten, den vergleichenden Sprachforscher und vor allem den Historiker von jeher eine wichtige und weittragende Rolle gespielt. Von der poetischen Seemundar-Edda und den „Skalde-Quädena“ des Königssänger Fridolf af Hvin, Sturle Thordson u. a. bis zu dem monumentalen „Hejmskringla“ („Der Erdkreis“) des alten Snorla Sturlasson ist keine Zeile der erhaltenen Ueberlieferungen dem spürenden Auge des nordischen Forschers verborgen geblieben. Daß es außer diesen Erzeugnissen der altgermanischen „Klassik“ auch noch eine andere, nicht minder reich blühende Litteratur auf isländischem Boden giebt, die in unseren Tagen lustig und gedeihlich an ihrem inneren Ausbau fortarbeitet, wissen nur wenige. (Unseren Lesern hat darüber der Aufsatz „Isländische Dichter“ im 1. Hefte des L. E. das Wissenswerte mitgeteilt. D. Red.). Ein sehr dankenswertes Unternehmen war es daher, daß neuerdings auf Betreiben isländischer Schriftsteller und Gelehrten mit materieller Unterstützung von dänischer Seite eine Zeitschrift ins Leben gerufen wurde, die dem „kontinentalen“ Publikum einen zusammenfassenden Ueberblick über das reiche Geistesleben dieser ultima Thule gewähren soll. Das mir vorliegende erste Heft des „Ejmrejdijn“ liefert den Beweis, daß die Verfasser ihre Aufgabe mit vollem Ernst in Angriff genommen haben. Da giebt es eine „Isländische Umschau“, die das zwar kleine, aber lustig plätschernde Bächlein der isländischen — Politik in seinen eigenartig ansprechenden Windungen und Wendungen verfolgt. S. Thorstejnssen liefert drei schwungvolle „Kvädi“ (Gedichte), die sich durch auffallende Hervorkehrung des rhythmischen Elements auszeichnen. Jón Porláksson plaudert über die wissenschaftlichen Fortschritte und Entdeckungen während der letzten Jahre, speziell auf naturhistorischem Gebiete und Arne Pálsson bietet eine vergleichende Studie über die „beiden größten Staatsmänner des Jahrhunderts“: Bismarck und — Gladstone. Litteraturwissenschaftliche Beiträge werden für die nächsten Nummern der Zeitschrift erwartet, und es wird sich alsdann Gelegenheit finden, der isländischen Volksdichtung etwas speziellere Aufmerksamkeit zuzukehren.

Stockholm. *Dr. Hdt.*

Polen.

Universitäts-Professor Adalbert Dzinduszycki würdigt in der Mai-Nummer des „Przeglad polski“ (Polnische Rundschau) die Bedeutung der neuen vortrefflichen polnischen Dante-Uebersetzung von Eduard Pornbowicz und spricht über den religiösen, philosophischen und politischen Charakter und Inhalt der „Göttlichen Komödie“. Sie sei nicht nur ein politisches Pasquill, sondern auch eine furchtbare Ermahnung zur Buße, im Geiste des Mittelalters, das in Gott vor allem den unerbittlichen Rächer aller Schuld sah; in der Darstellung der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses erblickt der Verfasser auch Einflüsse der Philosophie der Averrhoisten. — Josef Flach entwickelt auf Grund der neueren Publikationen das Buch der nun hundertjährigen Geschichte des ständigen polnischen Theaters in Krakau, das unter der Leitung des auch in Deutschland bekannten Publizisten St. von Kozmian in den Jahren 1871—1885 seine Glanzzeit hatte; darauf folgt ein Rückblick auf die Direktion des Th. Pawlikowski, dessen Verdienste auf dem Gebiete der modernen Produktion betont werden. Nachdem der Antrag, die Stadt solle das Theater in eigener Regie führen, glücklicherweise abgelehnt wurde, wird die krakauer Nationalbühne vom September an Josef Kotarbinski, bis jetzt Mitglied des hiesigen Theaters, leiten. — Ludwig Dembicki beschließt seine verdienstvolle Geschichte des nun fünfzig Jahre alten „Czas“, der hervorragendsten polnischen Zeitung. Viktor Czernnak widmet einen warmen Nachruf dem jüngst verstorbenen Universitäts-Professor Anatol Lewicki, der viele bedeutende Werke über die mittelalterliche Geschichte Polens veröffentlicht hat. — Im „Przeglad powszechny“ „Allgemeine Rundschau) führt Pater Johann Pawelski in einem Artikel „Aus der Aesthetik der krakauer Decadence“ den Kampf gegen das Programm Przybyszewski (Vgl. Sp. 648 und 919) fort, und versucht vor allem die Behauptung zu widerlegen, die Kunst sei auch von den Gesetzen des Schönen unabhängig.

Das krakauer Organ der Moderne „Zycie“ (Das Leben) bringt außer zahlreichen Original-Beiträgen und Uebersetzungen einen schönen Essai über Joris Karl Huysmans aus der Feder des Kritikers Arnost Prochazka. Indem der Verfasser zum Ausgangspunkte seiner Darstellung Vallotons skizzenhaftes Porträt nimmt, nennt er als charakteristische Elemente der Physiognomie Huysmans, „eine heilige Sehnsucht nach dem Lande der Seele und eine aufrichtige Liebe der materiellen Wollust des Körpers“; das sei die Quelle jenes Formen-, Linien- und Farben-Rausches, jener feinen Nuancierung und übervollen Saftigkeit, die dem vlämischen Dichter eigen ist.

In der „Krytyka“ (Kritik) widmet Jan Sten den zweiten Artikel der Serie „Jung-Polen“ dem Romanschriftsteller Wladyslaw Reymont, dessen zweibändiger Roman „Ziemia obiecana“ (Das gelobte Land), aus dem Leben der industriellen Stadt Lodz in Kongreß-Polen einen ähnlichen starken Erfolg hat, wie seine Vorgänger. Sten rühmt zwar den großen Reichtum der Observation des Autors, meint aber, gerade diese Leichtigkeit der Beobachtung verdränge bei dem Verfasser die Reflexion, die Phantasie und die Synthese.

Slowackis fünfzigjährigen Todestag feiert die lemberger Revue „Iris“, während der „Przewodnik naukowy i literacki“ („Wissenschaftlich-litterarischer Führer“) bisher ungedruckte Briefe des Dichters mitteilt. — Auf breiter Grundlage der Philosophie und der Sozialwissenschaft beginnt Henryk Strüwe, Universitäts-Professor in Warschau und hervorragender polnischer Aesthetiker und Philosoph, eine umfangreiche Darstellung des „Anarchismus des Geistes“ in der „Biblioteka warszawska“ (Warschauer Bibliothek) aufzubauen. Im ersten Kapitel weist er auf den ewigen Kontrast hin, der zwischen der Unendlichkeit der Allwelt, dem immer wachsenden Gesichtskreise des Ge-

fühls und Gedankens einerseits, und der Erkenntnis der beschränkten menschlichen Kraft andrerseits besteht. Eine neue Formulierung dieses Gegensatzes war eine Zeit lang der Pessimismus und der Naturalismus. Nun sind sie aber nicht mehr die Herrschenden. An ihre Stelle tritt der Anarchismus des Geistes, der mit der Negation alles desjenigen, was der Menschheit als letztes Remedium galt, aller Grundsätze, gleichbedeutend ist. Diesen intellektuellen Anarchismus sieht Strüwe in den modernen litterarischen Richtungen und der Philosophie Nietzsches. — Ernst Luminski sucht das dichterische Naturell des hervorragenden Lyrikers Jan Kasprowicz im warschauer „Ateneum" (Athenäum) zu definieren, indem er ihn „den Dichter des Pessimismus" nennt. — Im „Tygodnik illustrowany" (Illustriertes Wochenblatt) zeichnet J. Matuszewski die Silhouette des polnischen Kritikers Stanislaw Witkiewicz, dessen Studien über das Kolorit bei Mickiewicz, über die Maler Böcklin und Max Gierymski u. dgl. zu den besten Werken der polnischen Aesthetik gerechnet werden.

Krakau. *J. Flach.*

Tschechische Zeitschriften.

Von den beiden neuen litterarischen Zeitschriften, deren Erscheinen hier (Sp. 711) angezeigt wurde, hat die ältere, der umgewandelte „Krok", soeben mit dem fünften Hefte zu erscheinen aufgehört, und zwar aus Mangel an „zahlenden Lesern". Von größeren litterarischen Aufsätzen brachte die Zeitschrift einen Artikel von K. Běhal über die Anfänge Ibsens. — Welche Wichtigkeit für die Forschung und zwar nicht etwa blos für die tschechische Litteraturgeschichte die Aufdeckung und der mathematisch präzise Beweis der Fälschung der Grünberger Handschrift besitzt, und wie auf die Beseitigung der falschen Handschriften jetzt auch die Wegräumung des Schuttes folgen muß, den sie in der Wissenschaft zurückgelassen haben, zeigt ein umfänglicher und sehr gelehrter Artikel Dr. J. Peiskers über die Hauskommunion in dem neuesten (IV.—V.) Bande des „Národopisný sborník" (Ethnographisches Archiv). Der Verfasser zeigt, daß die Grünberger Handschrift, deren Quellen er zum Teil selber vor elf Jahren blosgelegt hat, noch heute in der Agrargeschichte die Vorstellungen verwirrt, daß Arbeiten, die die Hauskommunion als eine uralt eigentümliche slavische Institution erklären, auf Vorgängern beruhen, die die Handschrift für ein echtes Denkmal des X. Jahrhunderts hielten, daß mit den Worten des Autors „eine von den beiden Grundunwahrheiten der heutigen Sozialgeschichte, — die germanische Markgenossenschaft und der altslavische agrarische Kommunismus — einzig und ausschließlich auf der Grünberger Handschrift beruht". Den zahlreichen slavischen und auch deutschen Forschern gegenüber, die die „Zadruga" für urslavisch halten, beweist nun Peisker, daß die südslavische Hauskommunion, die der Verfasser der Grünberger Handschrift in die slavische Urzeit übertrug, eine verhältnismäßig junge Einrichtung ist, eine Folge der byzantinischen Besteuerung der Feuerstellen, an Stelle der Kopfsteuer, wodurch es wünschenswert erschien, keine neuen Haushaltungen zu begründen. Dieses Streben, das unter halbwegs geregelten Kataster- und Finanzverhältnissen sich durch die entgegenstehende Tendenz der Obrigkeit von selbst regulierte, so daß die mittelalterlichen Hausgemeinschaften nicht mehr als höchstens 20 Personen zählten, führt unter der schlechten Finanzwirtschaft der Türken, die keine neuen Kataster anzulegen imstande waren und die Steuern nach alten Verzeichnissen erhoben, zu der Bildung der großen Kommunionen, die uns im Anfang des Jahrhunderts entgegentreten. Aber auch in diesen Hausgemeinschaften besteht und bestand nie Kommunismus, wie überhaupt von einem solchen in der ganzen slavischen Agrargeschichte, die Peisker bis in die grauesten Zeiten zurückzuverfolgen sucht, nicht die Rede sein kann. Die Arbeit Dr. Peiskers, an der kein Sozialhistoriker wird vorübergehen dürfen, stellt die ganze Forschung auf einen neuen Boden und beleuchtet zugleich durch die stete Polemik des Autors gegen die Grünberger Handschrift „verfluchten Angedenkens" die Wichtigkeit dieses poetischen Denkmals. — Die „Moderni revue" bespricht Johannes Schlafs neuste Werke („Stille Welten" u. a.) mit großer Anerkennung und bringt in Uebersetzung einen für das Blatt geschriebenen Artikel von G. Lipparini über die jungitalienische Litteratur.

Prag. *Ernst Kraus.*

Kleinrussland.

Aus dem reichen Inhalt der letzten Hefte (Februar-April) des „Literaturno-naukowij Wistnik" interessiert vor allem ein Essai über die zeitgenössischen polnischen Dichter von Iwan Franko, dem Führer der modernen kleinrussischen litterarischen Bewegung, der in kurzen scharfen Zügen ein klares Bild von der gegenwärtigen polnischen Poesie entwirft. Nachdem er die Dichtergestalten der auf die glänzende romantische Periode folgenden Zeit, wie Wincenty Pol, Teofil Lenartowicz, Adam Asnyk und die noch heute emsig thätige Maria Konopnicka, Revue hat passieren lassen, wendet er sich den Hauptvertretern der jüngeren Generation zu, deren erstes Auftreten in die Achtzigerjahre fällt, Jan Kasprowicz, Kasimir Tetmajer, Andrzej Niemojewski. Alle drei gingen von einem stürmischen jugendlichen Demokratismus aus. Allmählich aber wandte sich der kujawische Bauernsohn Kasprowicz von seinem Radikalismus und der Schilderung des Bauernlebens ab zu religiösen, teilweise mystischen Stoffen, wo er eine reiche Phantasie in prunkhaft glänzenden Bildern sich ergehen lassen konnte. Eine ähnliche Wandlung erfuhr der aus den Kreisen des Bürgertums stammende Tetmajer; er verlor sich in melancholischen Nirwana-Träumen, und andrerseits in einer höherer Ideale baren Erotik. Nur Niemojewski, dem Adel des russischen Polens entsprossen, blieb seinem Banner treu; seine Werke, an Zahl nur gering, bieten besonders scharfe, kraftvolle Bilder aus dem Leben der arbeitenden Klassen. Die jüngste Generation charakterisiert sich durch dieselben Eigenschaften, wie sie in jedem Lande zur Genüge bekannt sind. Sie gruppiert sich um Stanislaw Przybyszewski. — In einem kleinen Artikel über die neuen Richtungen in der Malerei sucht Iwan Trusch über Impressionismus, Pleinairismus u. s. w., deren Wesen und Berechtigung zu orientieren, während ein Brief aus der russischen Ukraine über die dortigen kleinrussischen Theater berichtet, die von um so größerer Bedeutung sind, als sie so ziemlich das Einzige sind, was den Kleinrussen an selbständiger geistiger Bethätigung von der russischen Regierung gestattet wird. Eine Uebersicht über die Feuilletons der kleinrussischen politischen Zeitungen giebt Ossip Makowej, wobei er vor allem einen häufigen Mangel genügender Kritik bei der Wahl der Uebersetzungen und der wenigen Originalbeiträge zu tadeln hat. Zugleich läßt er hie und da einen Blick thun in die zum Teil noch recht primitiven Redaktionsverhältnisse. Des weiteren schildert derselbe Verfasser in einem polemischen Artikel die Agitation der „Moskwophilen" in Galizien, die den engen Zusammenschluß mit der großrussischen Nation erstreben. Mit demselben Thema beschäftigt sich ein „Observator" unterzeichneter Brief. — Dem Andenken des vor fünfzig Jahren verstorbenen ukrainischen Dichters Eugen Hrebinka ist eine biographische Arbeit von Hritzko Kowalenko gewidmet. Ossip Makowej giebt eine Würdigung der Dichtungen Pawlo Hrabowskis, welcher seine ernsten düsteren Weisen aus dem fernen Norden, der sibirischen Verbannung, seinem Volke herübersendet. Schließlich sei noch einer trefflichen Studie von Iwan Franko über Georg Brandes Erwähnung gethan.

Georg Adam.

Besprechungen

Romane und Novellen.

Wolkenkuckucksheimer Dekamerone. Von Eduard Aly. F. Fontane & Co., Berlin W., 1899. 294 S. M. 5, - (6,50).

Mögen sich auch über Einzelheiten Bedenken regen und Zweifel erheben, das Gefühl, das bei der Lektüre von Alys Buch alle anderen mächtig überflutet, ist eine aufrichtige Freude: Freude darüber, daß Bücher wie dieser „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone“ heutzutage noch in Deutschland geschrieben werden, und auch Freude, daß solche Werke einen Verleger finden. Denn nicht dem Geschmack der breiten Masse kommt Aly entgegen; er wandelt einsame Pfade, und sein Buch ist eines von denen, die sich in keines der bekannten und beliebten Fächer einrangieren lassen. Bald lächelt es daraus wie der feine Humor Gottfrieds Keller, bald grollt und poltert es im Geiste Schopenhauers, bald werden wir an die phantastischen Romane der Brentano, Arnim oder Eichendorff gemahnt. Den Grundstock des Werkes bilden novellistische Abschnitte, in denen in lockerem Gefüge allerlei von dem Phantasieort Wolkenkuckucksheim, „genau tausend Meter über dem Durchschnittsniveau des Landes gelegen“, und von seinen gescheiten Einwohnern, sowie von den simplen Nachbarorten Alltagsleben und Normalheim erzählt wird. Der Verfasser ist selbst ein Wolkenkuckucksheimer und hegt als solcher seine klugen Urteile über Welt und Menschen, die er unverblümt zum Ausdruck bringt. So läßt er scharfe Lichter auf das „zwischen Konventionen und Paragraphen, zwischen Gold und Lüge eingeklemmte Leben“ der Gegenwart fallen, auf das verknöcherte Rechtswesen und die steife Rechtsprechung, auf bureaukratischen Schematismus und kleine menschliche Schwächen, wie z. B. Parfümieren und Radfahren der Frauen. Sein lebhaftes Interesse aber und seine heiße Liebe gilt der deutschen Kunst, der er Erlösung aus allen engenden Fesseln wünscht, Befreiung von dem Scheinwesen der Moderne und ein Erheben zu den höchsten Zielen und der edelsten geistigen Vertiefung. Zwischen diese erzählenden Abschnitte sind anfangs — ganz nach Art der vom Verfasser gepriesenen Romantiker — kurze, märchenhafte Phantasiestücke eingeschoben, oft auch lyrische Ergüsse, in denen sich starkes poetisches Empfinden und eine individuell gefärbte Sprachgewalt offenbaren. Zumal einige Gedichte erheben sich zu beträchtlicher künstlerischer Höhe. An den Schluß endlich hat der Verfasser einen Abschnitt „Exodus“ gesetzt, dessen einzelne Kapitel italienischen Szenerien und den sie anknüpfenden Reflexionen gewidmet sind. Auch hier regt des Verfassers Phantasie oft machtvoll ihre Schwingen und fesselt ebenso sehr durch die Kraft ihrer Stimmung wie durch die eingesponnene Weisheit. Was Eduard Aly in seinem mutigen und klugen Buche erzählt und vorbringt, ist nicht immer neu und nicht immer besonders tief, und die wechselnde, lockere Form dieses neuen „Dekamerone“ ist oft nahe daran, zur Formlosigkeit zu werden. Aber aus jeder Seite des reizvollen Werkes spricht ein von edelstem Idealismus erfüllter, reichbegabter Geist, der den höchsten Zielen der Kunst zustrebt, der seiner Mitmenschen Schwächen und Gebrechen scharf erkannt hat und ihnen durch die Macht der Poesie und den Stachel überlegenen Spottes zu helfen strebt. Der stillen Liebe und des sinnenden Verweilens, die der Autor seiner Schöpfung in der „Widmung“ wünscht, ist Alys „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone“ wert.

Oldenburg. *Eduard Höber.*

Der Schnitter und andere Märchen von C. E. Ries. München. C. H. Becksche Verlagshandlung. 1899. Preis M. 3,—.

Der vorliegende Band enthält sechzehn Märchen. Einige von ihnen sind fein satirisch, andere poetisch, manche sogar erquickend naiv, alle aber zeigen eine leichte, graziöse Anmut, subtiles, echt weibliches Empfinden und gewandte Beherrschung der Form. Die Idee, die einzelnen dieser Märchen zu Grunde liegt, ist nicht immer neu, so z. B. ist das Märchen vom alten Chinesen und seiner jungen Frau auf einer altbekannten Anekdote aufgebaut, die Grisebach seinerzeit zu einem kleinen Kunstwerk umgestaltet hat — aber es ist ein Vorrecht des Märchens, bekanntes in neuer Form zu geben. Es ist auch eines seiner Vorrechte, Tiefe durch poetische Symbolik zu ersetzen. Die Verfasserin macht von diesem Rechte ausgiebig, aber geschmackvoll Gebrauch. Sehr anzuerkennen ist, daß sie fast nie aus dem naiven Märchenton herausfällt, selbst da nicht, wo, wie im „Sandmann“, der Humor die Satire streift, und der Zauberstab einer Fee auf einen Krebsschaden der modernen Gesellschaft hinweist. Eine besondere Begabung verrät C. E. Ries im Beleben der Natur, dadurch bringt sie einem die Natur nahe und zeigt, daß sie selbst sich ihrer intimen Zusammengehörigkeit mit ihr bewußt ist. Aus dieser Zusammengehörigkeit erklärt sich auch wohl das Ursprüngliche, Naive der Darstellungsweise. Nicht geheimnisvoll wie das Rauschen eines Waldquells, sondern erfrischend wie das Sprudeln eines Wiesenbachs muten uns die Märchen an. Sie sind nicht qualvoll ausgeklügelt, sondern munter und beherzt ausgeplaudert aus Lust zum Fabulieren, aus Freude am Leben in seinen mannigfaltigen Offenbarungen.

Berlin. *Olga Wohlbrück.*

Götzendienst. Wiener Gesellschaftsbild. Wien, Verlag von Karl Konegen. 1899.

Ein Schlüsselroman langweiligster Sorte, darin sich die selbstgefällige Talentlosigkeit eines dilettierenden Bankdirektors breit macht. Der anonyme Autor — ich thue ihm nicht den Gefallen, seinen Namen zu nennen — hat da eine Menge wiener Klatsch zusammengetragen und durch den losen Kitt einer plumpen Liebesgeschichte verbunden. Bezeichnend für die naive Technik des Herrn ist die Art, wie er den Hauptzweck seines Machwerks, dem Publikum leichtlösliche Rätsel aufzugeben, erfüllt: wer würde daran zweifeln, daß „Raffe“ Hermann Bahr und „Lohm“ Arthur Schnitzler bedeutet, wenn der eine durch das wörtliche Citat einer halben Spalte aus der „Zeit“, der andere durch die Inhaltsangabe des „Paracelsus“ kenntlich gemacht ist? Ich fürchte daß den Herrn sein eigener Ruhm, den gefällige Feuilletonisten bis zur Höhe einer zweiten Auflage innerhalb 14 Tagen aufgeblasen haben, nicht ruhen lassen wird. Vielleicht ist ihm ein Wink für sein nächstes Gesellschaftsbild nicht unwillkommen: er möge nicht vergessen in den Roman der nächsten Saison die Figur des schreibseligen Finanziers einzuführen, der sich in der Juvenalpose gefällt, und der ängstlich bemüht ist, mit seinen satirischen Romanen niemand zu beleidigen, als den guten Geschmack und die deutsche Grammatik.

Wien. *Richard Wengraf.*

Fahrten und Abenteuer des jungen Shakspere. Historischer Roman von Léon Alphonse Daudet. Autorisierte Uebersetzung von A. Berger. — Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.

Der junge Shakspere macht eine Studienreise auf das Festland. Sie führt ihn über die See, wo er einen Sturm erlebt, nach den von den Kämpfen zwischen Germanen und Spaniern durchtobten, eben von dem großen Eindruck der Ermordung Wilhelms des Schweigsamen durchzitterten Niederlanden. In Rotterdam, Amsterdam, Leyden ziehen an seinem Auge bewegte Bilder vorbei, die das Volksleben in Krieg und Frieden, sowie in seiner äußersten geistigen Anspannung durch die Gegensätze von Katholizismus und Protestantismus widerspiegeln. In Leyden wird der beobachtende, nach Nahrung von Phantasie und Lebensliebe lechzende Dichter mit einer interessanten Gruppe aus dem erwachenden Künstlerleben bekannt und schließt eine

Freundschaft mit dem deutschen Skeptiker und Satiriker Fischart.

Mit diesem reist er dann weiter nach Westfalen, wo Pest und die geistige Seuche des Wiedertäufertums gleich furchtbar wüten. Als dritter Reisegenosse gesellt sich der bekannte englische „Euphuist", der Dichter Readway hinzu, der sich auf seiner letzten Abenteuersuche befindet. In Bremen und Hamburg treffen die Drei auf immer neue Szenen und Bilder des zu jener Zeit so hochaufschäumenden Lebens und thun besonders Einblicke in das schändliche, raffinierte Geheimtreiben des Jesuitismus. In Kiel fällt Readway, der ritterliche Dichter, im letzten Zweikampf für seine Dame, Fischart bleibt zurück, William allein reist nach Dänemark, gerät unter Straßenräuber, erlebt ein Liebesidyll mit der Tochter seines Samariters, und wir verlassen ihn in Kopenhagen, wo er auf der Bühne des Rittertheaters ein höchst lebendiges Drama aufführt.

Wie man sieht, kommt es dem Erzähler dieser bewegten Fabel vor allem darauf an, darzustellen, wie das Genie unsres großen Dichters sich an einer möglichst bunten, möglichst eindruckreichen Wirklichkeit befruchtet. Die Darstellung dieser psychologischen Vorgänge ist äußerst lebendig und weist, wie zu erwarten, eine Menge feiner und geistreicher Züge auf. Ueberhaupt ist es ein eigenartiger Genuß, dem Schweifen seiner Phantasie vom derbsten Realismus bis zur seltsamen Kleinmalerei des Seelenlebens zu folgen. Etwas abgerissen ist die Darstellung vielfach, aber was an regelmäßigem Romanbau abgeht, ersetzt reichlich der subjektive Reiz dieses Werkes, das die Beichte eines Dichters von seinem Schaffen ist.

Eine andere Frage ist die, ob die kühne Fabulierkunst des Franzosen wahrscheinlich in wesentlichen Punkten die Wirklichkeit getroffen haben dürfte? So sehr das in Einzelheiten, die vom ersten Aufblitzen einzelner Gedanken Beispiele geben, generell zutreffen mag, so wenig glaube ich es im ganzen. Der zwanzigjährige Shakspere — als stratforder Naturbursch gedacht! — hätte sich meines Erachtens eher in umgekehrter Lage befunden, als der des Romans: statt vom metaphysischen Theoretisieren das Bedürfnis zur Flucht in die Wirklichkeit zu empfinden, hätte sich ihm, meine ich, angesichts der überwältigenden widerspruchsvollen Fülle der Wirklichkeit eher das Bedürfnis zu einem gedanklichen Rahmen des Erlebten aufgedrängt. Aufnahmefähigkeit und den Glauben an eine bunte Wirklichkeit bringt ein junger Mensch reichlich mit; was er bedarf, ist ein Gegengewicht, das er vielleicht in der Philosophie finden wird, und das sich sonst nur aus einer bestimmten Stellung im und zum Leben ergiebt.

Aber über diesen Punkt kann man Bücher reden — neue Bücher. Für Daudets Werk genügt es, daß es die Phantasie eines bedeutenden Gestalters und eines geistreichen Kopfes wiedergiebt. Bemerkenswert ist die sympathische Darstellung des deutschen Wesens und eine scharfe Tendenz gegen den Katholizismus, insbesondere gegen die Jesuiten.

Berlin. *H. Häfker.*

Lyrisches und Episches.

Gedichte von Martin Greif. Sechste, reich vermehrte Auflage. Leipzig, C. F. Amelang.

Rechtzeitig zu Martin Greifs sechzigstem Geburtstage (geb. 18. Juni 1839) ist die sechste, reich vermehrte Auflage seiner 1868 zum erstenmal erschienenen Gedichte herausgekommen, sicherlich eines der erfreulichsten Geburtstagsgeschenke, das einem Dichter gemacht werden kann. Greif ist längst in den Litteraturgeschichten unter Dach und Fach gebracht und in den Anthologien ausgeschlachtet, und es wäre anziehend, einerseits zu verfolgen, wie verschieden die Urteile über ihn in den älteren und in den neueren Litteraturgeschichten sind, andererseits, welche Gedichte als „Perlen" würdig befunden worden sind, durch Anthologien weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden. Leider haben wir hierzu nicht Raum genug, soviel aber steht fest, daß Greif als einer unserer ersten Lyriker gilt und von manchen hart neben Goethe und Mörike gestellt wird. Unserer Meinung nach jedoch werden Goethe und Mörike Greif gefährlich, und man thut gut, nicht zu vergleichen. Wer diesen reichhaltigen Band Gedichte liest, der bekommt vor allem den Eindruck, daß er hier die Offenbarungen einer einfachen, aber reich begabten Dichterseele vor sich hat, daß hier ein Dichter redet, der zu schauen und zu lauschen vermag, wie das eben nur ein Dichter kann, und der nichts, weder in der Natur noch in seinen



Martin Greif.

Empfindungen, fälscht. Aber man gewinnt ferner den Eindruck, daß seine Empfindung durch die Reflexion hindurchgeht, und so das rein Lyrische hier und da einen Bruch bekommt. Man hat an seiner Lyrik vor allem die wunderbare Kürze gerühmt, aber sie erscheint manchmal zu kurz, und man braucht nur seine reimlosen, stolz hingleitenden Strophen zu lesen, um zu sehen, daß die Kürze, so trefflich sie ihm das eine Mal ganz von selbst, das andere Mal wohl durch die feinste Kunst gelingt, eigentlich nicht sein Element ist. Die kurzen Naturbilder hören manchmal auf, ehe sie Gedichte sind; manchmal freilich versteht Greif, nicht bloß in der Anthologieperle „Vor der Ernte", sondern in vielen andern kleinen Gedichten ganz wunderbar, über dem Naturbild die Stimmung, man möchte sagen, zart hinschweben zu lassen. Ganz eigenartig ist Martin Greif in seinen volksliederartigen Gedichten, die er in dem Abschnitt „Stimmen und Gestalten" zusammengestellt hat. Sie stehen unseres Erachtens höher als seine Naturbilder. Denn diese Stimmen und Gestalten im Volkston zeigen Greifs ganze dichterische Natur, deren innerstes Wesen Einfachheit und Naivetät ist. Auch mit der größten Kunst und dem größten Anpassungs- und Nachahmungsvermögen wird heute kein anderer Dichter so den echten Volkston treffen wie Greif. Und dabei hat er nichts gesucht volksmäßiges, er will nicht im Volkston dichten, sondern diese Gedichte mußten ihm so werden, wie sie nun dastehen. Man staunt über die Fülle und Mannigfaltigkeit gerade dieser Gedichte, die den allerbesten Mustern aus der Blütezeit des Volksliedes ebenbürtig sind. Daß in einem Bande von etwa 600 Gedichten auch das eine oder das andere steht, das wohl hätte fehlen können, darf nicht Wunder nehmen. Es sind allerdings manche darunter, gerade wieder unter den Naturbildern, die mancher andere auch hätte machen können. Aber ich meine, statt an diesen zu kritteln, thun wir besser, uns der andern zu freuen. Wer Martin Greifs

Gedichte kauft, wird finden, daß es sich verlohnt, diesen Dichter nicht blos aus Anthologien und Litteraturgeschichten kennen zu lernen.

Wimpfen. *Richard Weitbrecht.*

Tilmann Riemenschneider um 1460—1531. Ein Künstlerleben in zwölf Gesängen von Eduard Paulus. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1899.

Es soll mich gar nicht wundern, wenn die, die den schwäbischen Dichter und Humoristen in seiner Eigenart nicht kennen und ihn aus diesem Epos zum erstenmal kennen lernen, ab und zu bedenklich den Kopf schütteln, lange Gesichter machen, von Ungleichheit des epischen Flusses reden und sonst noch einige Wenn und Aber haben. Nun hat Eduard Paulus freilich gar kein Epos großen Stils schreiben wollen; er hat blos einem der bedeutendsten Bildschnitzer und Bildhauer der Uebergangszeit von der Spätgotik zur Renaissance, der nebenbei erster Bürgermeister von Würzburg war und zu seinem Unheil in die Wirren der Reformation und des Bauernkrieges verwickelt wurde, ein Denkmal setzen wollen Paulus, einer der hervorragendsten Kenner der süddeutschen Kunstdenkmäler, hat das aber weder kunstarchäologisch noch episch angegriffen, sondern als Dichter und zwar als durchaus lyrischer Dichter. Er ist vielleicht die lyrischste — wenn dieser Superlativ erlaubt ist — Persönlichkeit unter den lebenden Dichtern. Und Lyrik ist Aussprache des Allerpersönlichsten. So ist ihm auch sein Held bei aller historischen, ja fast biographischen Rücksicht, die er nimmt, nur ein Teil seines eigenen Ichs, und was Tilmann oder Dill Riemenschneider fühlt und sagt, ist vielfach nur das, was aus des Dichters Herz in Scherz und Ernst, Harm und Zorn emporquillt. In Paulus selbst, dem fein nachfühlenden Kunstforscher, lebt etwas mit Riemenschneider verwandtes, und das ist insbesondere der Zug leiser Wehmut, der sich in den Gesichtern von Riemenschneiders Gestalten ausspricht. Wie er einem Meister des Uebergangsstils und einer Uebergangszeit nachzufühlen versteht — wir leben ja auch in einer Uebergangszeit — das zeigt z. B. der siebente Gesang, wie Dill das Grabmal des 1519 gestorbenen Bischofs Lorenz von Bibra meißelt, und noch gewaltiger der elfte Gesang: Dill im Kerker, den wir an anderem Orte dieses Heftes wörtlich zum Abdruck bringen. Daneben stehen die wundervollsten lyrischen Partien, wie „Letzter Frühling", Dills Abrechnung mit dem Leben. Und so wird am Ende diese Dichtung auch denen das Herz gewinnen, die nicht schon von vornherein jeder neuen Gabe von Eduard Paulus ein offenes Herz entgegentragen, wie wir Schwaben.

Wimpfen. *Richard Weitbrecht.*

Salve Regina. Lyrischer Cyclus von Michael Georg Conrad. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1899. Preis 2,50 M.

M. G. Conrad ist kein Lyriker par excellence. Die reinsten lyrischen Töne, die des Liedes, sind ihm nicht geläufig. Es findet sich kaum ein einziges echtes Lied in seinem Buch. Seine Lyrik ist entweder Reflexion oder poetischer Sozialismus, meistens das letztere. Auch Romanzenartiges, zumeist mit sozialer Tendenz, gelingt ihm (z. B. Ora pro nobis). Für das Lied fehlt ihm die Einfachheit des Ausdrucks und Empfindens. Sein Stil hat einen Kothurn. Conrad ist nicht selten pathetisch und verfügt über eine Fülle von Bildern. Er ist leidenschaftlich, er fährt mit dem Sturm; weiche Worte, heimliche Stimmungen sind seine Sache nicht. Er ist absolut gesund, dekadente Regungen sind ihm fern, und das ist bei einem modernen Lyriker, der Conrad doch ist, sehr bemerkenswert. Das macht, Conrad ist in seinem Denken und Fühlen — das erstere überwiegt bei weitem — unbeeinflußt. Er repräsentiert eine Persönlichkeit. Keine eigentlich lyrische, aber doch eine dichterische, und dies macht sein Versbuch interessant und wertvoll. Wir sehen einen ganzen Mann dahinter mit offener Stirn und flammendem Geist, der sich gelegentlich auch gern einmal satirisch geberdet. Sein „Salve Regina" ist eine Art Bekenntnis, und das ist wahrlich nicht das geringste, was man von einem Versbuche sagen kann.

Halle a. S. *Dr. Hans Bethge.*

Lyrische Studien. Von Hans Gerhard Gräf. Weimar, Hans Lüstenöder. Preis 0,90 M.

Eine harmlose Begabung, die wirklich lyrisch empfindet, aber nicht genug Sprachgewalt hat, um die Empfindung originell zu meistern. Es bleibt alles „unterirdisch" und nur manchmal fühlt man, daß hier etwas wie Flügelrauschen einer Seele ist. Das Thal blüht und Frau Nachtigall singt und springt: Waldbach der fließet, Donner der krachet, Sonne die lachet. . . Das ist besserbemittelte Seifensieder-Poesie. Ein Philologe, der seinen Goethe ehrt, dürfte nicht wie Dr. Gräf singen: „Walle, Mars, in milder Pracht, walle durch die Maiennacht." Ein Lied vom Spargel lehrt, daß „Vertrauen und Mut sich nicht dem Schicksal beugen thut," und ein „Tanzlied der Mücken" ist von tiefster Komik. Hie und da löst sich eine schöne reine Strophe los, aber sie geht unter in diesem See von Plattheit.

Berlin. *Ludwig Jacobowski.*

Neue Gedichte. Von Gustav Renner. Selbstverlag. Charlottenburg, Schillerstraße 94a, 1898. Mk. 1,50.

Als Gustav Renner vor drei Jahren seine ersten Gedichte herausgab, wurde er von allen Seiten als einer der hervorragendsten neueren Lyriker begrüßt, und das Büchlein hatte einen verhältnismäßig sehr starken Erfolg, den es zum Teil freilich auch den Lebensverhältnissen des — aus Handwerkerkreisen hervorgegangenen — Dichters verdankte. Jedenfalls war der Erfolg ehrlich verdient, denn dieses Erstlingswerk zeigte seinen Verfasser als einen ernst strebenden, über die tiefsten Probleme des Lebens grübelnden und die Wunder der Natur begeistert preisenden Dichter, dem ein erstaunlicher Reichtum an Bildern, eine schwung- und glutvolle Sprache und eine anerkennenswerte Technik zu Gebote standen. So durfte man auf die Weiterentwickelung dieses jungen Talentes wohl gespannt sein. Leider hat seine zweite Sammlung nicht gehalten, was die erste versprach. Mich selbst wenigstens haben die „Neuen Gedichte" einigermaßen enttäuscht. Gewiß sind auch unter diesen einige durchaus gelungen und als eine wertvolle Bereicherung unserer Litteratur zu bezeichnen, wie das kleine, einfache „An Deiner Seite", die wundervolle Dämmerungsszene „Zwiesprach", die ergreifende Friedhofsschilderung „Ein Bild" mit dem prächtigen Schlußbilde — eine vollblütige Rose küßt die Knochenlippen eines über der Thür des Beinhauses eingemauerten Schädels — und noch einige andere. Aber wir werden in dieser neuen Sammlung gar zu häufig durch eine auffallende Originalitätshascherei abgestoßen. Das zeigt sich zunächst in den Bildern, die Renner gebraucht. Man muß zugeben — und das ist ihm hoch anzurechnen — daß er sich niemals zu abgegriffenen, schon anderweitig benutzten herabläßt; stets sucht er für seinen eigenen Gedanken auch sein eigenes Bild, und oft mit großartigem Erfolg. Aber er sucht eben zu sehr danach; man merkt es seinen Bildern nur zu oft an, daß sie ihm nicht zugleich mit den Gedanken vorschwebten, sondern daß es ihn Mühe kostete, sie aufzufinden. Von den Gassen einer Stadt sagt er, sie „ziehen sich durch das Licht wie vielverschlungene Schrift, wie Furchen kraus im Gesicht". Der Himmel „gießt wie ein umgestürzter Becher tausend Wonnen nieder", berauschend „strömt des Lichtes Wein, der uns umfließet, durch die Glieder"; die Nacht „taumelt hin durch der Blumen schwüles Arom" u. s. w. Dieses Suchen nach originellen Wendungen zeigt sich auch in der Sprache, die daher oft erkünstelt, unnatürlich und zuweilen sogar schwülstig erscheint. Renner denkt und grübelt bei jedem Verse, jedem Worte, sodaß darüber oft die Anschauung verloren geht und die Reflexion überwiegt. Er möchte so vieles in einen einzigen Satz, einen einzigen Ausdruck hineinpressen, daß man nicht selten

eine Stelle mehrmals lesen muß, um sie zu verstehen, wenn sie nicht überhaupt unverständlich bleibt.

Trotz aller Ausstellungen aber, zu denen die „Neuen Gedichte“ Veranlassung geben, halte ich Gustav Renner doch für einen hervorragenden Lyriker; das erkennt man ohne Zweifel auch in dieser neuen Sammlung an den packenden Schilderungen des riesenhaften, hundertschlündigen, eis- und schneebedeckten Gebirges, des Meeres in seiner gewaltigen Einsamkeit, der Sonnenpracht zu allen Zeiten des Tages und Jahres, und des grausigen Menschenelends, an seiner hervorragenden Sprachgewalt, seiner nur selten versagenden Technik und dem tiefen Ernst, von dem jeder seiner Verse durchweht ist. Und wenn er einmal die Gährung, in der er sich jetzt noch befindet, überwunden und aufgehört haben wird, nur in dem zum Himmel strebenden Aar, der sich „den Horst in der Sonne bauen“ und sie „jauchzend aus ihren Achsen reißen“ möchte, sein Ideal zu suchen, dann wird er sicher zu unsern ersten Dichtern zu zählen sein. Vielleicht aber liegt seine Begabung weniger auf dem rein lyrischen Gebiete, das er jetzt vorzugsweise pflegt, als auf dem epischen und lyrisch-epischen. Das ließen schon einige Gedichte der ersten Sammlung vermuten, das machen mir jetzt zwei seiner „Neuen Gedichte“, die zu den besten der Sammlung gehören, fast zur Gewißheit: die anmutig plaudernde Erzählung „Michelangelo“ und das aus einer Reihe von schönen, tiefen und ergreifenden Bildern zusammengesetzte Schlußgedicht: „Ja Wunden gibt es, die nicht heilen können.“

Hannover. *Max Ewert.*

Neue Lieder der besten neueren Dichter. Für's Volk zusammengestellt von Dr. Ludwig Jacobowski. Buchschmuck von Herm. Hirzel. Verlag von M. Liemann in Berlin C. 25. Preis 10 Pfennig.

Jacobowski hat hier mit feinem Geschick den dankenswerten Versuch unternommen, die übliche schundhafte Kolportage-Lyrik (zweideutige Kuplets u. s. w.) durch eine Sammlung der besten neueren Lyrik mit gleicher Waffe, durch Kolportage-Vertrieb, zu bekämpfen. Diese 160 Seiten, auf denen mehr als 50 Dichter der Gegenwart zu Worte kommen, sind nicht nur in Bezug auf ihren eigentlichen Zweck mit bestem Geschmack ausgewählt: nein, sie sind mehr als das, sie sind überhaupt eine ganz vortreffliche charakteristische Anthologie für das lyrische Schaffen der Gegenwart, eine Anthologie, in der mit Ausnahme etlicher volksferner neuester Wiener und Berliner wohl jeder Name vertreten ist, der nur einigermaßen in Betracht kommt. Das unglaublich billige kleine Ding, das sich so hübsch bequem in der Rocktasche mit hinaus in die Sommerfrische tragen läßt, sei jedem Litteraturfreund bestens empfohlen, zu eigenem Gebrauch und zu dutzendweisem Verschenken.

Berlin. *Fritz Lienhard.*

Dramatisches.

Der Herr der Welt. Tragödie in 5 Akten von Elisar von Kupffer. Berlin 1899. Verlag des dramaturgischen Institutes. (E. Ebering).

Man muß nicht gerade ein Anhänger des konsequenten Naturalismus sein, um an Arbeiten, wie der vorliegenden, keinen rechten Geschmack mehr finden zu können. Selbst die dramatische Epigonenpoesie der letzten Jahrzehnte hat besseres und reiferes gezeitigt. Immerhin hat der Autor eine große Entschuldigung für sich: seine Jugend. An der hat jeder einmal gelitten, und deshalb muß das, was er mit schülerfrohem Eifer übernehmen zu müssen glaubte, scharf von dem geschieden werden, was er an Eigenem bietet und wirklich kann. Genug für ihn und seine litterarische Zukunft, daß sich diese Profillinie einer künstlerischen Persönlichkeit, wenn auch noch nicht scharf, so doch in immerhin bemerkenswerter Deutlichkeit von dem verwaschenen Hintergrund seiner Vorbilder abzeichnet. Es sind nicht gerade bedeutende Meister, denen Elisar von Kupffer nacheifert; und dem blassen Original folgte deshalb eine noch farblosere Copie.

In der Mitte der Handlung steht Theophylakt, ein Sohn des mächtigen Grafen von Tusculum und Neffe Benedikts VIII., nach dessen Tod er als Benedikt IX. selbst den päpstlichen Thron bestieg. Der Autor hat sich der Geschichte gegenüber manche Licenz gestattet, und in die Liebesepisode zwischen Agnes de Saco und Theophylakt mehr Romantik hineingesponnen, als sich dieser gemeine Wüstling selbst in seinen jüngsten Jahren träumen ließ. Aber diese Thatsachen wären noch lange kein Vorwurf für den Dichter, wenn er sich hierin auch als solcher erwiese, d. h. die Kraft hätte, uns seine Auffassung als Notwendigkeit zu suggerieren. Diese, ich möchte sagen telepathische Gewalt eigenster Poesie wirkt aber von keiner Stelle seines Werkes auf uns hinüber.

Am deutlichsten offenbart sich dies in der Zeichnung der Grafen von Tusculum und Sabina, Alberich und Crescentius, — der Führer jener mächtigen Patriziergeschlechter, die den deutschen Kaisern oft so hartnäckigen Widerstand geleistet, und im Kampfe gegeneinander, durch zwei Jahrhunderte der Schrecken Roms waren, dessen Oberherrschaft sie anstrebten, und dem z. B. die Grafen von Tusculum nicht weniger als sieben ihres Geschlechtes zu Päpsten aufzwangen. Welche Profile hätte ein fertiger Dramatiker aus diesem Travertin herausgearbeitet, welche Natternschlupfwinkel in diesen Seelen bloßlegen können. Aber nichts von alledem! Unserem Autor genügt es, die Beiden, je nach Bedarf an der Spitze ihrer Mannen aufziehn, und sich wie die deutschen Haudegen einer Ausstattungsoper, ziemlich erträgliche Grobheiten an den Kopf werfen zu lassen. Die weibliche Hauptfigur des Stückes, Agnes, Tochter des Grafen de Saco und spätere Geliebte Theophylakts, ist gleich schablonenhaft geraten, wie überhaupt die ganze Handlung des Dramas mehr peinlich als tragisch anmutet.

Das sind schwere und auffallende Mängel; aber ich hätte sie weniger schroff hervortreten lassen, wenn ich nicht trotzdem der Ueberzeugung wäre, daß Kupffer einmal noch besseres und eigenstes leisten könne. Zunächst ist ihm eine nicht geringe Formgewandtheit eigen. Ihr dürfte sich mit der Zeit auch die Macht subjektiver Beseelung der Sprache zugesellen, und jene geheimnisvolle Gewalt, die den echten Dichter über die Gestaltung des Typischen hinweg allmählich zur Feinkunst des Individuellen emporführt.

Muten die Helden dieses Dramas auch noch durchweg wie plump zubehauene Reliefgiguren an — neben ihnen schreitet doch ein wirklicher Mensch einher. Es ist dies der Abt und Geheimkämmerer Bartholomäus. Solcher „Camerlengos“ mag der Vatikan schon viele gesehen haben. Er macht uns nicht bloß an sich, sondern auch an die Zukunft des Dramatikers Kupffer glauben.

Wien. *M. E. delle Grazie.*

Litteraturgeschichtliches.

Klaus Groth. Sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch von H. Sierds. Mit einem Kupferdruck. Verlag von Lipsius & Tischer (Kiel und Leipzig) 1899. X, 452 S. M. 5,—.

Klaus Groth. Zu seinem 80. Geburtstage. Von Adolf Bartels. Verlegt bei Ed. Avenarius (Leipzig) 1899. 145 S. M. 1,75 (2,50).

Die Absicht, die Sierds geleitet hat, ein Volksbuch zu schreiben, ist sehr löblich. Der Volksdichter verdient eine Biographie, die für das Volk bestimmt ist. Klaus Groths Leben wird uns hier zum ersten Mal mit größter Ausführlichkeit bis auf den heutigen Tag beschrieben, und seine Werke werden bis ins einzelne inhaltlich besprochen. Aber ein echtes Volksbuch wird es trotzdem wohl leider nicht werden. Für die weiteren Kreise ist es viel zu umfangreich und deshalb zu teuer. Außerdem hat es den Fehler, daß das Minderwichtige im Leben und in der Dichtung zu ausführlich behandelt ist und stellenweise alte Kathederweisheit breit getreten wird.

Auch steht es, wie in der Einleitung übrigens bemerkt ist, auf dem Standpunkt unbedingter Verehrung für den Dichter. Ein kritisches Buch will es garnicht sein.

Dies versucht Bartels mit seinem Schriftchen. Hier sind die biographischen Notizen nur eingeschoben zwischen die eingehende ästhetische und litterargeschichtliche Würdigung der einzelnen Werke. Im großen und ganzen teilen wir seinen Standpunkt, den er einleitend klar angiebt: Klaus Groth ist einer der großen deutschen Lyriker, sein „Quickborn" steht einzig da, und seine größeren epischen Dichtungen und plattdeutschen Prosaerzählungen verdienen mehr gelesen zu werden. Aber auch Bartels schreibt zu sehr als Landsmann, Bewunderer und Freund Groths. Und dann hätte er es besser unterlassen, an der schon lange und für alle Zeiten in der Litteraturgeschichte feststehenden Bedeutung Reuters zu rütteln, um Klaus Groth in helleres Licht zu stellen. Das hat Groth zum Glück nicht nötig und Reuter nicht verdient. Beide sind Meister auf ihrem Gebiete. Bartels schadet Reuter damit nicht mehr, höchstens sich selber, wie auch mit dem unverständlichen Hervorheben des lieben Ich (S. 113, 142).

Wir sind dankbar für diese beiden pietätvollen Festgaben, warten aber noch auf eine Groth-Biographie von bleibendem Werte.

Hamburg. *Karl Lorenz.*

Wie der Deutsche spricht. Phraseologie der volkstümlichen Sprache. Von S. Hetzel. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Nirgend besser als in den bildlichen Ausdrücken bekundet sich die Klugheit und der Humor des Volkes. Wer seine Eigenart studieren will, seine Sitten erkennen, seine kulturgeschichtliche Entwickelung verfolgen will, der lausche dem Volke seine Sprichwörter, seine Schlagworte und Redensarten ab, und er wird eine Fülle von Anregungen erhalten. Hetzel giebt uns eine Sammlung dieses Schatzes in höchst übersichtlicher Darstellung. Die Kernworte sind alphabetisch geordnet und bilden die Spitzmarke für alle mit jenem Wort verbundenen Redensarten der Zitate. Bei diesen ist in Klammern die Herkunft, bei jenen die Auslegung angegeben. So hat der Verfasser auf 23 Bogen ein reichliches Material fleißig zusammengetragen, und alle, die den Bilderschatz der deutschen Sprache lieben, sollten ihm dafür dankbar sein.

Berlin. *Sigmar Mehring.*

Verschiedenes.

Reden aus der Schule und für die Schule. Von G. Wendt. Karlsruhe, Verlag von Friedrich Gutsch. Preis M. 2,50.

Hinter dem anspruchslosen Titel birgt sich weit mehr, als eine Auswahl von gelegenheitsmäßigen Reden: in gedrängter Form enthalten diese Blätter den Umriß einer mehr als fünfzigjährigen, verantwortungs- und segensvollen Erziehertätigkeit und die Essenz einer universellen, erkenntnisreichen, einer sokratischen Weltanschauung, die das Maß der Dinge aus einer innigen Durchdringung der klassischen Kulturen aller Zeiten gewonnen hat. Mag man immer in der Theorie ein Gegner unseres humanistischen Gymnasiums und seines dem praktischen Leben zu wenig angepaßten Bildungsweges sein: wer das Glück gehabt hat, ihn unter verständiger Leitung und Aufsicht zu durchwandern, wem in den Entwicklungsjahren die Sonne Homers wirklich geleuchtet hat, der möchte den erworbenen Besitz schwerlich je gegen eine größere Mitgift an praktisch-modernen Realkenntnissen eintauschen. Wendt ist als einer unserer besten Schulmänner bekannt, die an dem alten klassischen Ideale festhalten, ohne andere Anschauungen gering zu achten. Plato und Goethe sind die Pole seiner Lebensauffassung, die sich doch so gar nicht in rückständiger weltfremder Gelehrtenhaftigkeit verpuppt und den Geist der Jugend nicht in schematische Formeln kerkert, sondern freudig allem Schönen, Reinen, Wahren zu dienen lehrt. Allen zumal, die seit einem Menschenalter das von Wendt geleitete Gymnasium in Karlsruhe mit Dankbarkeit für einen vornehmen, gerechten und gütigen Lehrer verlassen haben, darf die vorliegende Ausgabe seiner Schulreden ein bleibendes Vermächtnis sein; aber auch Anderen, sofern sie in einer weitbegrenzten Gedankenwelt die innere Freiheit finden, wird das Buch manches lösende und stärkende Wort zu sagen haben.

Berlin. *J. E.*

Von Joseph Kürschners „Deutscher Litteraturkalender" (Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung; Preis Mk. 6,50, geb.) ist der neue 21. Jahrgang erschienen. Daß er um ein halbes hundert Spalten stärker ist, als sein Vorgänger, hat er wohl der übergroßen Gastfreiheit für Litteraturpassanten aller Art zu danken, die den verdienten Herausgeber mit „einem Wirte wundermild" vergleichen läßt; aber in derartigen Nachschlagewerken ist das Zuviel weit unbedenklicher, als das Zuwenig, und nach der Seite der Vollständigkeit gilt das Buch schon lange als ein Muster an erreichbarer Genauigkeit. Abgesehen von seinem hohen praktischen Nutzen, über den man schon kein Wort mehr zu verlieren braucht, kann auch der Statistiker vieles daraus lernen. Er ersieht z. B., daß 1500 Druckspalten nötig sind, die Namen und Werke aller deutschen Schriftsteller aufzunehmen, was bei einem Durchschnitt von 9 Namen für die Spalte rund 14 000 Existenzen ergiebt. Er kann auch feststellen, daß Deutschlands fruchtbarster Schriftsteller in Wien lebt und Andrä Heinrich Fogowitz heißt. Dieser Herr hat seit dem Jahre 1880 die anständige Zahl von 117 Bänden Erzählungen erscheinen lassen (darunter allein 13 im Jahre 1887) und bedeckt mit seinen Büchertiteln im „Kürschner" volle anderthalb Spalten, während sich z. B. unser berühmter Landsmann Max Müller in Oxford bei einigen siebenzig Bänden mit einer Spalte begnügt. Im übrigen dürfte Paul Heyse augenblicklich der Zahl seiner Werke nach an der Spitze unserer Erzähler stehen. — Die Porträts von Max Halbe und Otto Erich Hartleben sind diesmal dem Kalender beigegeben, dessen schmucke und solide Ausstattung zu den bekannten Thatsachen gehört. ∞



Nachrichten

Bühnenchronik.

Breslau. Das Neue Sommertheater eröffnete am 1. Juni seine Vorstellungen mit Ibsens „Komödie der Liebe." Die bereits im Jahre 1862 erschienene, doch eben erst durch Christian Morgensterns treffliche Verdeutschung der deutschen Bühne erschlossene Satire konnte bei guter Inscenierung und trefflichem Zusammenspiel einen unbestrittenen Erfolg erzielen. Trotzdem wollte es scheinen, als ob der größte Teil des zahlreichen Publikums die Darstellung mit mehr Interesse als Verständnis verfolgte. Das Werk selbst enthält neben großen dichterischen Schönheiten einen scharfen epigrammatischen Witz sowie in nuce schon alle Vorzüge von Ibsens bewunderungswerter Technik und philosophischer Tiefe. Die einleitende und begleitende Musik ist von dem berliner Komponisten Edmund Hertz geschrieben.

Lothar Schmidt.

Prag. Die diesjährige Saison des Nationaltheaters in Prag war an Novitäten bisher recht arm, vollends an heimischen und besonders an erfolgreichen heimischen. Das Jubiläum des alten Kliepera, eines Dramatikers aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, brachte einige ganz veraltete Lustspiele auf die Oberfläche: ein pseudomodernes Drama „Ohne Liebe" von Ladecký fiel ab, ein Frauenstück „Ein unbekannter Kontinent" von B. Vikova Kunětická enthielt einige poetische Mädchen-

scenen, lieferte aber nach dem Prinzipe der Verfasserin, für die der Mann eine bloße Drohne ist, mit deren Psychologie man nicht viel Zeit verlieren darf, solche Zerrbilder des männlichen Geschlechts, daß es unhaltbar war; auch mit einer hölzernen historischen Tragödie von Vlček wurde nur ein Jubiläumsabend totgeschlagen. — Von fremden Stücken ist vor allem Rostands „Cyrano de Bergerac" zu nennen, der in der trefflichen Uebersetzung Vrchlickýs eine hier ganz ungewöhnliche Zahl von Aufführungen erlebt hat, hinter der die von Bertons und Simons „Zaza" zurückbleibt. Von deutschen Dramen ist Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" (sehr gut im Dialekte des Riesengebirges übersetzt von A. Stasek) vom Publikum nicht eben günstig aufgenommen worden, hat aber bei der Kritik viel Anklang gefunden, freilich auch Polemiken hervorgerufen; an Sudermanns „Glück im Winkel" wurden fast nur die Vorzüge der Technik anerkannt. Die rohe Verbrechertragödie Rovettas, „Die Unehrlichen", Dumas „Francillon", Gabriel Finnes „Eule" bilden den Rest der erwähnenswerten Novitäten. Die Gesellschaft der Frau Sávina trat nach ihrem berliner Gastspiele an einer Reihe von Abenden auch im Nationaltheater auf und erweckte großen Enthusiasmus. — Viel zahlreichere deutsche Dramen führte die zweite böhmische Bühne Prags, das Theater der Vorstadt Smichov, in einem Cyclus moderner Dramen auf; hier sah man „Sodoms Ende", „Bartel Turaser", „Die Schmetterlingsschlacht", Karlweis' „Grobes Hemd", Bahrs „Tschaperl", Brociners „Hochzeit von Valeni", Dörmanns „Ledige Leute", von Skandinaviern Strindbergs „Vater" und Wieds „Hochzeitsnacht". — Ein symbolistisches Drama des Herausgebers und Kritikers der „Moderni Revuë", Jiří Karásek, „Eine brennende Seele", das als allerletztes Lebenszeichen einer jetzt aufgelösten „Intimen freien Bühne" hier in Scene ging, blieb vollkommen unverstanden und gab lediglich dem Autor Gelegenheit zu einer gründlich verdeutlichenden Umarbeitung.

Ernst Kraus.

Der Goethe-Tag in Weimar.

Die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft, die sich am 27. Mai, erheblich zahlreicher als je zuvor, zur 14. Generalversammlung in Weimar einfanden, haben statutengemäß bei der Präsidentenwahl nicht mitzusprechen. Sie erfuhren von Kuno Fischer, der als Alterspräsident die Sitzung eröffnete, daß an Stelle Eduards von Simson der Geheime Rat Dr. Karl Ruland zum Präsidenten der Goethe-Gesellschaft gewählt worden sei. Die erste offizielle Rede, die dann gehalten wurde, galt dem heimgegangenen Präsidenten. Karl Frenzel versah dies Amt mit großem Geschick. Er schilderte in formvollendeter, gedankenreicher Charakteristik das Wesen Eduards v. Simson, der einzigartigen Persönlichkeit, die das ganze Sehnen des deutschen Volkes, sein geistiges Trachten wie sein politisches Streben in sich vereinte und so eine Brücke schlug von der Goethe-Zeit zur Bismarck-Epoche.

Den Festvortrag hielt diesmal Erich Schmidt; sein Thema war: „Goethes Prometheus". Aus der Fülle seines umfassenden Wissens gab er ein sprühend lebendiges Bild von der Entstehung und den Schicksalen des dramatischen Fragments und von der Wandlung des Dichters in seiner Stellung zum Problem des trotzigen Titanen, das Werk in den großen Kreis des goethischen Gesamtschaffens und in den weiteren der Weltlitteratur rückend. Wie Faust und Mahomet geleitet Prometheus den Dichter von der Frühzeit ins Alter hinein. In den Jahren des Sturms und Drangs wird der himmelstürmende, menschenbildende Götterfeind eine grandiose Verkörperung des Ideals der Geniezeit. Spinozistischer Atheismus spielt hinein, und was Rousseau, Hamann und Herder dem jungen Dichter gaben, klingt wieder in einer wundersamen „Morgendämmerungspoesie der Urzeit". Doch Titanismus und Zerrissenheit weichen abgeklärtem Menschentum und innerer Harmonie. Weimar und Italien bringen „Mäßigung dem heißen Blute", mit gelassener Weltweisheit erkennt Goethe nun die „Grenzen der Menschheit", und warnend erhebt er seine Stimme: „Denn mit Göttern soll sich nicht messen irgend ein Mensch". Ganz anders als ehedem erscheint in der „Pandora" die Gestalt des Prometheus. Wie der greise Faust einstmals ein metaphysischer Sucher nach Wahrheit, sich zur vita activa bekennt, so ist aus dem trotzigen Widersacher des Zeus der Prometheus geworden, der die Lehre der arbeitsfrohen Tüchtigkeit predigt: „Des echten Mannes wahre Feier ist die That."

Aus den sachlichen Jahresberichten der Generalversammlung ist wenig wichtiges zu melden. Die Mitgliederzahl der Gesellschaft steigt nicht. Ihre Finanzen stehen trotzdem vortrefflich, zumal Staatsministerium und Landtag von Sachsen-Weimar sie für steuerfrei erklärt haben; zum Fonds für das straßburger Denkmal des jungen Goethe konnte das hübsche Sümmchen von 1000 Mk. beigesteuert werden. Dem Goethe- und Schiller-Archiv, in dessen Räumen am 28. eine von der Gesellschaft geschenkte, von dem jüngeren Donndorf aus Stuttgart modellierte Marmorbüste der Großherzogin Sophie feierlich enthüllt wurde, sind wieder neue Schätze zugeführt worden, an erster Stelle die von der Reichsdruckerei in verblüffender Aehnlichkeit hergestellten Nachbildungen der Goethe-Handschriften der berliner Königl. Bibliothek (Egmont, Valentinscene, Walpurgisnacht, kleinere Zettel).

Aufs liebenswürdigste bewirtete der Hof die Goethe-Gäste. Die Erbgroßherzogin lud zu einer Abendgesellschaft mit „Urfaust"-Vorlesung, für die man Hedwig Niemann-Raabe und Anna Schramm aus Berlin entboten hatte. Am anderen Tage aber — und das war die schönste Gabe — schenkte uns das alte Hoftheater eine herrliche Tasso-Aufführung. Stella Hohenfels aus Wien spielte die Prinzessin, unvergleichlich und unvergeßlich, Possart aus München den Antonio als ein Meister der Diktion, Wiecke aus Dresden war ein temperamentvoller Tasso, und Frau Prasch-Grevenberg aus Berlin eine pikante Leonore Sanvitale. Liszts symphonische Dichtung „Tasso", vor 50 Jahren zur Goethe-Zentenarfeier komponiert, leitete den Abend ein, ein anspruchsloser Epilog von Ludwig Fulda, den die Hohenfels mit ihrer Zauberstimme sprach, schloß ihn ab. Es war eine höchst würdige „Vorfeier von Goethes 150. Geburtstag". Der 28. August selbst soll in des Dichters Vaterstadt festlich begangen werden. Das Freie Deutsche Hochstift zu Frankfurt hat sich mit der Goethe-Gesellschaft vereinigt, um gemeinsam die Vorbereitungen zu treffen.

Max Osborn.

Fast scheint es, als wolle das scheidende Jahrhundert seine Großen alle selbst noch mit ins Grab nehmen: binnen weniger als neun Monaten hat es uns Theodor Fontane, Conrad Ferdinand Meyer und nun auch soeben noch Klaus Groth entrissen. Erst vor wenigen Wochen hatte der ungebeugte Achtzigjährige den überreichen Erntesegen der Liebe und Verehrung einsammeln dürfen, den seine dankbaren Landsleute inner- und außerhalb des Reiches ihm darbrachten, und die imposante vlämische Groth-Feier, die Ende Mai in Antwerpen stattfand, sollte die letzte, große Freude des Greises sein, der am 1. Juni nach ganz kurzer Krankheit die Augen für immer schloß. Fast wie ein freiwilliger Abschied vom Leben mutet dieses stille Eingehen in die Ewigkeit an, mitten im hellen, blühenden Frühling und unmittelbar im Anschluß an die festlichen Tage, die den äußeren Höhepunkt und den Ausklang eines erfüllten Lebens bilden sollten. Darum fehlt dem frischen Schmerz über sein Scheiden jegliche Bitterkeit und der Stachel der Trauer. Man hat den Eindruck eines schönen,

klaren Sonnenuntergangs mit der friedevollen Weihe des Feierabends. Und man fühlt, daß hier eine kinderreine Dichterseele, der Erdenschwere entladen, ihren Weg zurückgefunden hat — „den lieben Weg ins Kinderland.“

* *

In Karlsbad ist am 28. Mai der Schriftsteller und pensionierte Sektionsrat Cajetan Cerri im Alter von 73 Jahren gestorben. Er hat in früheren Jahren eine große Anzahl von Werken lyrischen und dramatischen Inhalts in italienischer und deutscher Sprache veröffentlicht, u. a. eine italienische Uebersetzung von Mosenthals „Deborah“.

* *

Von litteraturwissenschaftlichen Neuheiten des ausländischen Büchermarktes sind anzuführen: Andersen, V.: Adam Oehlenschläger. Et Livs Poesie. Ungdom. Kopenhagen, 1899 (M. 7,50); Beers, H. A.: A History of English Romanticism in the eighteenth Century. New-York, 1899 (M. 10,—); Besson, Paul: Ferdinand Freiligrath. Etude biographique et littéraire. Paris, Laisny, 1899 (M. 1,50); Jehl, F.: Chansons allemands. Deutsche Lieder. Paris, Hachette 1899 (M. 1,50); Kont, J.: Lessing et l'Antiquité. Etude sur l'Hellénisme et la Critique dogmatique en Allemangne au XVIII e siècle. II. Band. Paris, Leroux, 1899 (M. 3,50); Larroumet, G.: Nouvelles études d'histoire et de critique dramatiques. Paris, 1899 (M. 3,50); Pieri, P.: La storia di Merlino (illustriert). Bergamo, Institut der graphischen Künste, 1899 (M. 7,—); Poser, C. E.: Das deutsche Lustspiel bis auf Lessing. Amsterdam, 1899 (M. 1,30); Roustan, L.: Lenau et son temps. Paris, Carl, 1898 (M. 5,—); Russel, J. E.: German higher Schools. The History, Organisation etc. of secondary Education in Germany. London, 1899 (M. 9,—).

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Bilke, Ch. Die Pfingstglocken. Eine Dorfgeschichte. Halle, C. A. Kaemmerer u. Co. 84 S. M. 1,— (1,80).

Braddon, M. E. Im Verdacht. Roman in 2 Bdn. Wien, A. Hartleben. Geb. M. 1,50.

Bunsen, Marie von. Auf Riedenheim und andere Erzählungen. Stuttgart, J. Engelhorn. 160 S. M. —,50.

Dincklage, E. v. Die Erbtochter und andere Novellen. Dresden, E. Pierson. 296 S. M. 3,50 (4,50).

Ebenstein, E. Verirrte Seelen. Skizzen und Novellen. Breslau, Schles. Buchdruckerei. Schmal 8°. 198 S. M. —,75 (1,—).

Ernst, B. Dem Leben zurückgegeben. Roman. Berlin, Alfred Schall. 281 S. M. 3,— (4,—).

Ernst, H. In der Oase. Erzählung. Oppeln, Georg Maske. 192 S. M. 2,—.

Falb, R. und Blunt, Ch. Der Weltuntergang. Roman. Berlin, Hugo Steinitz. 217 S. M. 3,50.

Frapan, J. Hamburger Bilder für Hamburger Kinder. Hamburg, Otto Meißner. 159 S. M. 2,— (3,—).

Gerhardt-Amyntor, D. v. Rosenöl. Breslau, Schles. Buchdruckerei Schmal 8°. 145 S. M. —,75 (1,—).

Gersdorff, A. v. Ludowika. Roman. Dresden, Carl Reißner. 2 Bde. 202, 226 S. M. 6,— in 1 Bd. geb. M. 7,—.

Hirsch, L. Aus dem Tagebuch eines letzten Lebensjahres. Dresden, E. Pierson. 146 S. M. 2,— (3,—).

Jhmis. Das Leben des Menschen im Jenseits. Tragikomischer Roman. Jena, Herm. Costenoble. 217 S. m. Titelb. M. 2,—.

Larpe, K. v. der. „Die Dachfenster“. Erzählung. Dresden, E. Pierson. 187 S. M. 3,— (4,—).

Meindl, J. Erzählungen aus dem Orient. Breslau, Schles. Buchdruckerei. Schmal 8°. 244 S. M. —,75 (1,—).

Peschkau, E. Allerlei Menschen. — Helden. 2 Novellen. (Kürschners Bücherschatz Nr. 140). Berlin, Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. —,20.

Römer, A. Gerettet. Novelle. (Kürschners Bücherschatz Nr. 139). Berlin, Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. —,20.

Schmidt, F. Marinebilder. Erinnerungen eines Seemannes. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 141 S. M. 1,—.

Schröder, A. De sleswig-holsteensche Husfründ. Leipzig, Otto Lenz. 110 S. m. Abbildgn. M. 1,25 (2,25).

Stolze, E. Jagdpech. Jagdgeschichten. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 134 S. M. 1,—.

Telmann, Konrad. Vaterrechte. Roman. Dresden, Carl Reißner. 230 S.

Thieme, F. Eine Vergangenheit. Kriminal-Roman. Berlin, Otto Janke. 3 Bde. 243, 237, 247 S. M. 10,—.

Vely, E. Prinz Niko. Roman. Berlin, Hugo Steinitz. 243 S. M. 3,50.

Blistain, Vicomtesse de. Oberst Durville. Nach dem Franz. v. Ida Gräfin v. Holnstein. München, Rud. Abt. 160 S. M. —,50 (—,75).

Casanova, S. della Valle di. Meine Liebe. Jena, Herm. Costenoble. 123 S. M. 2,— (3,—).

San Callisto, M. di. Das Dokument der Lady. Eine histor. Erzählg. aus der Zeit der jüngsten irischen Freiheitskämpfe. Stuttgart, Jos. Roth. 214 S. M. 2,— (2,80).

b) Lyrisches und Episches.

Andresen, Johann. Aeols-Harfe. Gedichte. Flensburg, G. Soltau. 94 S.

Das lyrische Wien. Eine moderne Lese. Herausg. von Dr. Aug. Renner. Wien, Georg Szelinski. 59 S.

Eichert, F. Kreuzlieder. Stuttgart, Jos. Roth. 12°. 81 S. M. 1,— (1,80).

Freimut, J. Schneeglöckchen. Lieder aus dem Leben. Kempen, Klöckner und Mausberg. 12°. 187 S. M. 2,—.

Halusa, T. Tautröpflein. Gedichte. Stuttgart, Jos. Roth. 12°. 82 S. M. 1,— (1,60).

Houben, H. Jakob Kümmelhofer. Ländlich-humor. Gedicht in 15 Gesängen. Kempen, Klöckner und Mausberg. 12°. 110 S. M. 1,50.

Kitir, Josef. Lyrische Radierungen. Wien, Ed. Hassenberger. 50 S.

Poetische Flugblätter. Auslese zeitgen. Dichtungen. Herausg. von Josef Kitir und Carl Maria Klob. Wien, G. Szelinski. (Erscheinen halbmonatlich zu M. —,20).

Schäfer, Theo. Leben und Träumen. Gedichte. Bern, Steiger u. Cie. 62 S. M. 1,—.

Schmidt-Cabanis, R. Stechpalmenzweige. „Bewaffnete Friedens“-Dichtungen. Berlin, R. Boll. 93 S. m. Bildn. M. 1,—.

Spielhagen, Friedrich. Neue Gedichte. Leipzig, L. Staackmann. 253 S. M. 3,—.

Walther, S. Florian Geyer. Ein Heldenlied. Berlin, Hugo Bermühler. 184 S. M. 1,60 (2,50).

Walther, W. Die „moderne“ Kunst. Zeit- und Streitlieder wider die „Moderne“. Wien, Dr. Wilh. Walther. 229 S. M. 4,—.

Vrchlicky, J. Bar-Kochba. Dichtung. Deutsch v. V. Graf Boos-Waldeck. Dresden, E. Pierson. 366 S. M. 4,— (5,—).

c) Dramatisches.

Berthold, P. Frauenrecht. Schauspiel. Dresden, E. Pierson. 56 S. M. 1,50.
Blum, M. J. Das hohe C. Lustspiel. Berlin, Martin Böhm. gr. 8°. 48 S. M. 3,—.
Brochet, J. J. Nemesis. Drama. Dresden, E. Pierson. 183 S. M. 2,50.
Greif, Martin. General York. Vaterl. Schauspiel in 5 Akten. Leipzig, C. F. Amelang. 67 S.
Gumppenberg, Hans v. Der erste Hofnarr. Schauspiel. Großenhain, Baumert und Ronge. 180 S. M. 2,—.
Houben, H. Die Zerstörung Karthagos. Lustspiel. Kempen, Klöckner u. Mausberg. 25 S. M. 1,—.
Reymond, A. Ein Geburtstag. Drama. Leipzig, Litt. Anst., Aug. Schulze. 38 S. M. 1,—.
Schönthan, F. v. u. Kadelburg, G. Dramatische Werke. (1. Goldfische. 130 S. — 2. Die berühmte Frau. 131 S. — 3. Der Herr Senator. 128 S. — 4. Zwei glückliche Tage. 150 S.) Charlottenburg, Max Simson. gr. 8°. Je M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaft.

Perfall, Karl Frhr. v. Die Entwickelung des modernen Theaters. Godesberg-Bonn, Georg Schlosser. gr. 8°. 19 S. M. —,50.
Schroeter, A. Josef Lauff. Ein litter. Zeitbild. Wiesbaden, Rud. Bechtold u. Co. 159 S. m. 1 Bildn. M. 2,— (3,—).

Wengerow, S. A. Grundzüge der Gesch. der neuesten russischen Litteratur. Uebers. von Traugott Pech. Berlin, Joh. Räde. 35 S. M. 1,—.

e) Verschiedenes.

Bellermann, H. August Eduard Grell. Berlin, Weidmannsche Buchh. gr. 8°. VI, 220 S. M. 4,—.
Bibliothek der Gesamtlitteratur. Nr. 1246—1248. Federn, K. Essais zur amerik. Litteratur. 159 S. Geb. M. 2,—. — Nr. 1249/50. Mengs, G. Karen. Eine Sylter Geschichte. 132 S. Geb. M. 1,50. — Nr. 1254. Erckmann-Chatrian. Die Rantzau. Charakterbild. Deutsch v. D. Schrutz. 70 S. M. —,25 (—,50). — Nr. 1255. Giacomo, S. di. Fantasia. — Das Kloster. Zwei Dichtgn. Aus dem Neapolitan. übertr. v. G. Carel. 68 S. m. Bildn. Geb. mit Goldschn. M. 1,—. Halle, Verlag von Otto Hendel.
Biedermann, K. Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral. Breslau, Schles. Buchdruckerei. 135 S. M. 1,50 (2,50).
Büchner, Ludwig. Die soziale Frage. Berlin, Herm. Walther. gr. 8°. 16 S. M. —,20.
Goldmann, P. Ein Sommer in China. Reisebilder. 2 Bde. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt. gr. 8°. 261, 291 S. M. 5,40.
Kaisenberg, M. v. (M. v. Berg). Vom Gesandtschaftsattaché. Briefe über Japan und seine erste Gesellschaft. Hannover, M. und H. Schaper. gr. 8°. 319 S. M. 5,— (6,50).
M.-Clotten. Amerika. Reisebilder. Leipzig, Wilh. Friedrich. gr. 8°. 127 S. m. 10 Ill. M. 2,50.
Merian, Hans. Richard Strauß' Tondichtung Also sprach Zarathustra. Eine Studie über die moderne Programmsymphonie. Leipzig, Carl Meyers graph. Institut. gr. 8°. 55 S. M. —,60.
Muth, K. (Veremundus). Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken. Gedanken über kath. Belletristik u. litt. Kritik u. s. w. Mainz, Franz Kirchheim. gr. 8°. IV, 104 S. M. 1,50.
Nießen, J. Die Hohenzollern im Glanze der Dichtung. Für die deutsche Jugend und das deutsche Volk gesammelt. Mettmann, Ad. Frickenhaus. gr. 8°. 460 S. M. 3,60.
Seedorf, H. Von maurerischer Art und Kunst. Neun freimaurerische Vorträge. Göttingen, Franz Wunder. gr. 8°. 53 S. M. 1,—.
Siebold, A. Frhr. v. Der ewige Krieg und die Friedenskonferenz. München, Aug. Schupp. 40 S. M. —,50.
Werner, O. Die Menschheit. Gedanken über ihre religiöse kulturelle und ethn. Entwickelung. Leipzig, E. Haberland. 260 S. M. 3,50.
Wolgast, Heinrich. Das Elend unserer Jugendlitteratur. Ein Beitrag zur künstler. Erziehung der Jugend. 2. Aufl. Hamburg, Selbstverlag. gr. 8°. 218 S. M. 2,—.

Cappelletti, Licurgo. Napoleone I. Con XXIII foto-incisioni. Mailand, Ulrico Hoepli. 272 S. L. 2,50.
Condorelli, Natalie. Nei due emisferi. Viaggi. Mailand, Casa Editrice Baldini, Castoldi & Co. gr. 4°. 386 S. L. 10,—.
Fumagalli, Giuseppe. Chi l'ha detto? Tesoro di citazioni italiane et straniere. Terza Edizione. Mailand, U. Hoepli. 626 S. L. 5,—
Funck-Brentano, F. Die Bastille in der Legende u. nach histor. Dokumenten. Mit e. Vorrede von V. Sardou. Uebers. v. O. Marschall v. Bieberstein. Breslau, Schles. Buchdruckerei. gr. 8°. 303 S. M. 5,— (6,—).
Richet, Charles. Les guerres et la paix. (Les livres d'or de la science, No. 12). Paris, Schleicher, frères. 190 S. fr. 1,—.
Tolstoi, Graf L. Die christliche Lehre. Vom Verf. rev. deutsche Ausg. herausg. v. E. H. Schmitt. Berlin, Hugo Steinitz. 165 S. M. 2,—

Kataloge.

Georg u. Co. in Basel. Katalog Nr. 89. Bibliographie und Buchdruckerkunst. Deutsche Litteratur und Litteraturgeschichte.
Langenhuysen, C. L. van, in Amsterdam. Bulletin Nr. 63. Livres anciens et modernes. Ouvrages en tout genre. Gravures et Portraits.
Mueller, J. Eckard in Halle a. S. Biographien, Memoiren, Briefwechsel. Litteratur und Gelehrtengeschichte.

Mitteilungen.

Ein genealogisches und heraldisches Prachtwerk ungewöhnlicher Art hat der schwedische Kammerherr Graf Wrangel unter dem Titel „Die souveränen Fürstenhäuser Europas" in dem bekannten stockholmer Kunstverlag von Hasse W. Tullberg herausgegeben. In zwei starken Bänden, auf deren technische Ausstattung ersichtlich große Sorgfalt verwendet worden ist, führt es die Bildnisse sämtlicher lebender Mitglieder der europäischen souveränen Fürstenhäuser vor, insgesamt etwa 850 Porträts in guter Ausführung, außerdem auf ca. 50 Vollbildern die Wappen der fürstlichen Häuser mit deren hervorragendsten Residenzen und Lieblingsschlössern: kunstvolle Kompositionen des schwedischen Architekten Lindegreen, der das Werk auch mit etwa 450 Vignetten geschmückt hat. Der beigegebene Text führt die nötigen genealogischen und historischen Einzelheiten auf. Das kostbare Werk wird in einigen Monaten vollendet vorliegen, der erste Band ist schon im Dezember erschienen. Zu beziehen ist es durch jede bessere Buchhandlung und durch die berliner Filiale des Verlags: W., Linkstraße 16.

Antworten.

Frl. **St. v. P.** in **Dresden**. Rudyard Kipling wohnt nicht ständig in Nordamerika, sondern hält sich nur zeitweise zu Besuch dort auf. Er besitzt eine Villa in der Geburtsstadt seiner Frau, Vermont. Ob er gegenwärtig dort weilt, können wir Ihnen nicht sagen, doch dürften seine Verleger Doubleday & Mc. Clure in New-York (141—155, East 25 Street) Briefe an ihn befördern.

Herrn Oberlehrer **K.** in **Hbg.** Ihrem Zwecke dienen dürften die „Graphologischen Monatshefte", die im 3. Jahrgang bei Karl Schüler (Ackermanns Nachf.) in München erscheinen und jährlich M. 8,— kosten.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger,
Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2578.
Verlag: F. Fontane & Co.,
Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 19
vom
1. Juli 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75
für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux
des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Das polnische Drama.

Von Prof. **Josef Flach** (Krakau).

(Nachdruck verboten.)

In der Epoche des späten Humanismus wurde das polnische Drama geboren. Johann Kochanowskis „Abfertigung der griechischen Gesandten“ (die von Priamos die Rückgabe Helenas fordern) lebt schon mehr denn dreihundert Jahre und wird sogar noch bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt. Nach einem langen Stillstande regt sich das polnische Drama im 17. Jahrhundert und steht in der Tragödie unter Senecas und Corneilles Einfluß. Im vorigen Jahrhundert wurden polnische Bühnen gegründet, während bis dahin nur italienische oder französische Hoftruppen spielten. Nun entwickelt sich rascher das Trauerspiel, das seine Stoffe vor allem in der nationalen Geschichte sucht und sich die klassicistische Form aneignet, während man in dem Lustspiele kaum über eine unbeholfene Nachahmung Molières geht und in der Oper nur schwache, wenn auch interessante Anfänge zeigt. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts sieht feste Theater in Warschau, Krakau und Lemberg entstehen. Endlich haben wir ein polnisches nationales Drama: Alexander Fredros Lustspiele erquicken durch ihre Lebenslust, ihren Humor und ihre ungezwungene Poesie; wenn sie auch den Stempel der Dreißiger- oder Vierzigerjahre tragen, veralten sie nicht, da sie allgemein menschliche, insbesondere aber typisch-polnische Charaktere auftreten lassen. Weniger Glück hatten wir im ernsten Drama. Ein Fatum lastet über uns. Mickiewiczs „Konfederaci barscy“ (die Verbündeten von Bar), Slowackis „Horsztyński“ (beide Stoffe aus den letzten Jahren des unabhängigen Polens) sind nur großartige Fragmente geblieben. Die übrigen vollendeten Dramen von Slowacki, wie „Balladyna“, „Mazepa“, genossen viel Erfolg im Theater, als in ihnen noch die geniale Schauspielerin, Frau Modrzejewska, die jetzt beinahe nur noch in Amerika spielt, die Heroinen verkörperte. Korzeniowskis ernste Dramen ermangeln einer höheren Idee und künstlerischen Gestaltung, während manche seiner Komödien noch heute gefallen. Szujski, der berühmte Geschichtsschreiber, besitzt wohl einen hohen Schwung und edlen Geist, doch findet sich in seinen historischen Tragödien keine ausreichende Kenntnis der technischen Bedingungen der Bühne vor.

Wenden wir uns dem heutigen Stande der polnischen dramatischen Litteratur zu, so ist vor allem darauf hinzuweisen, daß diese hier zu Lande noch mehr als irgendwo von der Entwickelung des Theaters abhängig ist. Während z. B. in Deutschland beinahe alle Bühnenstücke vor oder nach der Aufführung in Buchform erscheinen, ist dies bei uns nur höchst selten der Fall. Man kennt also nur diejenigen Dramen, die in Warschau, Krakau oder Lemberg das Rampenlicht erblickt haben; das Repertoire des polnischen Theaters in Posen bietet nur sehr wenig Ausbeute. Ferner ist zu beachten, daß in Polen zur Hebung dieses Dichtungszweiges verhältnismäßig viele Preisausschreiben für noch unaufgeführte Dramen veranstaltet werden, die von Zeit zu Zeit ein neues echtes Talent ans Tageslicht bringen, wenn auch naturgemäß das Urteil der Jury in recht zahlreichen Fällen mit Recht angefochten wird.

Von irgend einer Schule oder auch nur einer vorherrschenden Richtung kann glücklicherweise keine Rede sein. Die Autoren stehen entweder auf eigenen Füßen oder aber sie unterliegen dem Einflusse des Dichters, der ihrem Naturell gerade am nächsten ist. Früher war es in diesem Falle gewöhnlich einer der französischen Bühnenschriftsteller, also vor allem Dumas fils und Augier, heute sind es mehr die skandinavischen und deutschen, also Ibsen, Sudermann und Hauptmann. Ich betone aber nochmals, daß man von jeder Gruppierung nach Schulen absehen muß.

Drei Autoren sind es, die, wenn sie auch seit wenigen Jahren nicht mehr leben und in dem laufenden Repertoire — leider! — nicht vertreten sind, in das Bild der Gegenwart hineingehören. Josef **Blizinski** gab in seinen Lustspielen und ernsten Schauspielen trefflich durchgeführte Typen des sozialen Lebens, namentlich aus den Kreisen der Landbevölkerung, nicht mehr mit dem lebensfrohen Humor eines Fredro, sondern mit scharf satirischer, tief empfundener Tendenz. Josef **Narzymski** ließ in derselben Stimmung die Spekulationswut und den nüchternen Positivismus in ihren Repräsentanten über die Theaterbretter schreiten. Obgleich er früh starb, hatte er doch mehr Zeit zur Entfaltung seines Talents als jener Waclaw **Sawiczewski**, der vor kurzem als zwanzigjähriger Jüngling von der Lungenschwindsucht dahingerafft wurde, kaum einige Monate, nachdem sein preis-

gekröntes Drama „Na bezdrozach“ (Auf dem Irrwege) in Krakau aufgeführt worden war. Im Mittelpunkte der Handlung steht da ein Mädchen, das von einem Verführer um seinen Herzensfrieden gebracht und dann sitzen gelassen worden ist und infolge dessen immer tiefer sinkt; mag auch die Fabel des Stückes nicht originell, die Komposition noch so lose und der Einfluß Ibsens (auf den Inhalt) und Sudermanns (in der Technik) noch so stark sein, das Drama spricht laut von dem Ernste, der tiefen Beobachtungsgabe des so früh dem Leben entrissenen Dichters.

Und nun die Lebenden. Die älteren von ihnen haben beinahe alle ihre Glanzperiode (wenn es auch größtenteils nur ein sehr problematischer und relativer Glanz war) schon hinter sich. Da ist ein Kasimierz **Zalewski**, ein warschauer Litterat, der mit seinen sozialen Lustspielen vor einigen Jahren das Repertoire beherrschte, ein Eduard **Lubowski**, gleichfalls aus Russisch-Polen, in dessen tendenziösen Stücken man ein lebhafteres dramatisches Interesse schmerzlich vermißt. Der Krakauer Michal **Balucki** versprach in seinen Anfängen bedeutend mehr, als er gehalten hat. In seinen harmlosen Komödien („Die Räte des Herrn Rat“, „Die Jagd nach dem Manne“) zeigte er eine scharfe Beobachtungsgabe, genaue Kenntnis der Technik, viel Witz, weniger Humor; seine Bilder aus dem krakauer bürgerlichen Leben waren voll witziger Ironie. Bald aber wurde er oberflächlich, alltäglich, seicht, neigte immer mehr zur Karikatur, die Ursprünglichkeit seines Witzes artete in Derbheit und grobe Unanständigkeit aus. Von gewissen Kreisen der Gesellschaft und Kritik trotzdem immer belobt und keines besseren belehrt, glitt er die schiefe Bahn hinunter, bis ihn auch seine bisherigen Verehrer fallen ließen. Waren ehemals Baluckis Lustspiele ein Tagesereignis und auf lange Zeit Zugstücke, so erleben sie heute kaum die berüchtigten drei Wiederholungen. Die kritiklose Bewunderung hat auch hier ein sympathisches, individuelles Talent zu früh zu Grunde gerichtet.

Weniger Glück bei der öffentlichen Meinung, dagegen bedeutend mehr Talent, wenn auch ganz anderer Art, hat Stanislaw **Kozlowski**, zur Stunde wohl der einzige Vertreter des lebensfähigen historischen Schauspiels. Vor Jahren errang er einen Preis für sein Drama „Vogt Albert“, in der neuesten Zeit veröffentlichte er zwei andere, die trotz mancher Fehler, besonders in der Komposition, hoch über das gewöhnliche Niveau hinausragen und in dieser poesielosen dramatischen Produktion echte Anerkennung verdienen. Da ist zuerst „Das Turnier“, das in Florenz zur Zeit der Renaissance spielt. Andrea Castagno, ein Maler aus Florenz, und Dominico aus Venedig sind Nebenbuhler als Häupter der beiden entgegengesetzten Richtungen in der Kunst. Jener, mit dem Beinamen „Der Henker“, erweckt mit seinen düsteren Bildern Grausen, dieser schwelgt in Sonnenglanz, berauscht sich selbst und seine Zuschauer an prächtigen Farben. Nun soll zwischen beiden ein künstlerisches Turnier ausgefochten werden: wer ein schöneres Bild seines Patrons malen wird, der bekommt den Lorbeerkranz. Andrea will nicht auf Bestellung schaffen, fühlt sich beleidigt, daß man ihm als Mitbewerber einen Fremden entgegengestellt hat. Dominico erfährt davon, will sich zurückziehen, da hält ihn aber die Liebe zu Paola, der Gattin des Andrea, fest. Nun geht es an die Arbeit. Andrea und seine Schüler beten zur Madonna, fasten und — haben schlimme Ahnungen; Dominico und sein Anhang lebt lustig, genießt die Gesellschaft schöner Mädchen und Frauen und — triumphiert in froher Zuversicht. Andrea sieht, er werde besiegt werden, da sein Gegner das Geheimnis einer wundervollen Farbenmischung besitzt. Um ihm dieses zu entreißen, schickt er seine Frau in jenes Haus. Paola geht gezwungen, thut aber keine Späherdienste. Ihr Herz wendet sich noch mehr von ihrem kalten, nur seinem Ruhm nachjagenden Manne ab und fliegt dem edlen, lebensfrohen Dominico entgegen. Andrea wird besiegt und sinnt auf Rache. Eines Tages fällt sein glücklicher Nebenbuhler in der Kirche zerschmettert zu Boden; er war von einem Gerüste herabgestürzt, dessen Balken Andrea vorher absichtlich untersägt hatte . . . Der deutsche Leser wird schon bemerkt haben, daß der Kontrast des düsteren, weltfremden und ehrgeizigen, schließlich verbrecherischen Andrea und des lebensfrohen, oft leichtsinnigen, von echtem Künstlergeiste beseelten und schließlich glücklicheren Dominico an Fuldas neueste Gestalten (Herostrat — Praxiteles) erinnert; ja ähnlich erscheinen sogar einzelne Details der Handlung der beiden Tragödien. Es muß deshalb betont werden, daß Kozlowskis Drama bereits im März 1897 in Krakau und schon vorher in Warschau aufgeführt wurde.

Sein neuestes Drama „Die Taboriten“ stellt auf dem gewaltigen Hintergrunde der Hussitenkriege in Böhmen einen Kampf der menschlichen Leidenschaften dar. Milicz, einer der hussitischen Anführer, ließ einst den Sohn der Fürstin Renata, einer eifrigen Katholikin, blutig hinrichten. Jetzt belagert er ihr Schloß, da gerät aber sein Sohn Lumir in die Hände der haßerfüllten Feindin. Sie will schreckliche Rache üben, auf die Bitten ihrer Tochter Bertha läßt sie sich aber scheinbar beschwichtigen. Lumir soll leben, soll in Liebe zu Bertha erglühen, dann aber, wenn er im Glücke alles vergessen wird, soll ihn der Donnerschlag der Rache noch unbarmherziger niederschmettern. Leider hat der Dichter diesen dramatischen Vorwurf in der zweiten Hälfte der Tragödie selbst geschwächt, indem er in den Vordergrund einen Aufruhr im Lager der Taboriten schob. Das Drama hat starke, wirksame Augenblicke, wenn es auch im großen und ganzen keine allen technischen Schwierigkeiten gewachsene Hand verrät. Diese Klagen müssen verhängnisvollerweise beinahe bei allen unseren historischen Schauspielen wiederholt werden: wir haben viele großartige Einzelszenen, kein einziges vollkommenes Meisterwerk der historischen Tragödie.

Eine Kluft liegt zwischen den Historien eines Kozlowski und der gegenwärtigen modernen dramatischen Produktion. Auch hier läßt sich kein gemeinsames Bild geben, es sind nur hervorragendere Persönlichkeiten und Stücke zu charakterisieren: lauter junge Leute, die noch ein langes Leben vor sich haben, darunter aber beinahe niemand, der ausschließlich Dramatisches schaffte. Sie sind Lyriker und Dramatiker, Novellisten und Dramatiker, ja sogar Maler und Dramatiker. Diese Vielseitigkeit mag interessant und in manchen Fällen recht erfreulich sein, andrerseits aber beweist sie, daß keines von diesen jungen Talenten jenen elementaren exklusiven Trieb zum Drama besitzt, der den ge-

borenen Dramatiker kennzeichnet. Nur zu oft beeinträchtigt dieses lyrische oder novellistische Element den Bühnenerfolg.

Dem Range nach gehört der Vortritt dem in Deutschland seit Jahren bekannten Stanislaus **Przybyszewski**, der in neuester Zeit in seinem Heimatlande das Oberhaupt von „Jungpolen" geworden ist. Leider aber kann sein Drama „Do szczęścia" (Nach dem Glücke) hier nicht besprochen werden, da die löbliche Polizei es knapp vor der Erstaufführung im krakauer Stadttheater verboten hat.*) Besser erging es seinem Jünger Maciej **Szukiewicz**, der vor kurzem in derselben Stadt mit seinem Drama „Uluda" („Der Wahn") debütierte. Der junge Maler Kiryllo hat eine heißgeliebte Braut, die er aber nicht heimführen kann, weil seine Verhältnisse es nicht gestatten. In München, wo er Studien halber weilt, verführt er ein junges Mädchen und heiratet es aus Pflichtgefühl, ohne seine in Litauen gelassene Braut von diesem Treubruche zu benachrichtigen; er erhält sie vielmehr vorsätzlich in dem Glauben, ihr Bräutigam erwarte sehnlichst den Augenblick der Vereinigung. Die Heirat aus Pflichtgefühl ist eine unglückliche, da ihr die echte dauernde Liebe fehlt. Die Frau ist dem Künstler eher ein Hindernis als eine Stütze. Auf einen Augenblick klärt sich der Himmel auf, als Kiryllo die goldene Medaille bekommt. Da ist aber auch schon die Katastrophe nahe. Seine Braut, die von ihm seit Monaten keinen Brief erhalten hat, kommt nach München. Kiryllo sieht sie, die er noch liebt, die er heiraten wollte und würde, wäre nicht jenes Weib, an das er gefesselt ist. Er haßt sie, und in der Wut stößt er sie roh von sich. Das unschuldige Weib schenkt zu früh einem Kinde das Leben und stirbt daran . . . Mag auch hie und da zu viel Absicht in den nervenerschütternden Situationen zu merken sein, das Ganze ist von einer ergreifenden Tragik und einer Durchführung der Charaktere, die ihresgleichen sucht. Man darf gespannt sein auf die weitere Entwickelung dieses Talents, das auch eine bei unseren modernen Dichtern selten vorkommende Kenntnis der Technik des Dramas auszeichnet. Wyspianski, einer der markantesten Vertreter der modernen Malerei, und Rydel, ein feiner Lyriker, dichten nebenbei auch Dramen, die tiefes poetisches Gefühl, aber eine geringe Kenntnis des Theaters beweisen; sie wagten sich bis vor Kurzem in richtiger Erkenntnis ihrer Natur nur an kleinere Sachen heran, die freilich oft im schönsten lyrischen Schmucke glänzten. Erst in neuester Zeit überraschten sie alle mit großen, den ganzen Theaterabend füllenden Werken. Rydel holte sich aus Warschau den ersten Paderewski-Preis für sein dramatisches Märchen „Der Zauberkreis", Wyspianski entrollt in seinem „Lelewel" ein grandioses Bild aus der Zeit des polnischen Aufstandes von 1830—31, indem er mit genialer Kraft die beiden Hauptgestalten, den jakobinischen Titelhelden und den ehrgeizigen Aristokraten Fürsten Adam Czartoryski, einander gegenüberstellt.



Gabriela Zapolska.

Abseits von allen diesen Männern steht eine Frau, voll Kraft, Individualität und Energie. Es ist Frau Gabriela **Zapolska**, gleich bedeutend als Schauspielerin (ehemals im Théatre libre des Herrn Antoine in Paris, heute Mitglied des krakauer Personals), wie als Romanschriftstellerin und dramatische Dichterin. Auf der Bühne Vertreterin eines lebensvollen, frischen Realismus, im Roman innerhalb einiger Jahre von chamäleonartiger Verwandlungsfähigkeit und stellenweise glänzender Gabe der Charakteristik, hat sie mit ihren jüngsten dramatischen Werken einen nachhaltigen Erfolg gehabt. Ein Novum war in der polnischen Litteratur schon ihre „Malka Szwarzenkopf". Ich habe schon in einem früheren Artikel (Heft 2) dargelegt, welch große Rolle in unserem Leben, also naturgemäß auch in unserer Litteratur der Jude spielt. In der letzteren aber wurden die Juden bis jetzt niemals ohne eine scharf ausgesprochene und gewöhnlich einseitig durchgeführte anti- oder philosemitische Tendenz gezeichnet. Frau Zapolska ist nun die erste, die diesen tendenziösen Standpunkt fallen ließ, die Juden an sich schildert, sie in ihrem eigenen Milieu und nicht inmitten der Christen zeigt, freilich nicht ohne ein gewisses innerhalb dieses Rahmens hervortretendes Streben nach Idealisierung des jüdischen Proletariats. Das wirkte stark, um so mächtiger, als das vortrefflich gebaute Schema der Handlung für die einen interessante ethnographische Details, für die anderen rührende melodramatische Effekte bot. Die Fortsetzung der „Malka" unter dem Titel „Jojne Firulkes" ist, wie das meistens bei solchen Fortsetzungen zu sein pflegt, schwächer ausgefallen.*)

*) Inzwischen ist das Stück freigegeben und in Krakau aufgeführt worden, worüber der Verfasser dieser Studie in der „Bühnenchronik" unseres 12. Heftes eingehend berichtet hat. D. Red.

*) Die neueste Arbeit von Frau Zapolska, ein Einakter, in dem ausschließlich Frauen — 16 an der Zahl — auftreten, wurde ebenfalls hier kürzlich in der „Bühnenchronik" (Heft 12, Spalte 790) kurz besprochen. D. Red.

Man kann sich aber von dieser Verfasserin nicht trennen, ohne ein Drama zu betrachten, das den Verfassernamen „Josef Maskoff" trägt. Es ist patriotischen Inhalts, eine der stärksten Anklagen gegen das russische Regiment in Warschau, und wer unsere Verhältnisse kennt, wird uns nicht zürnen, wenn wir auch einem deutschen Leser gegenüber das Pseudonym schonen werden; man wird ja auch ohnehin erraten, wer hinter ihm steht! Das Drama „Tamten" („Jener") ist ein patriotisches Drama, aber wie unähnlich anderen Produkten dieser Art! Haben sie beinahe niemals ein echtes Blut, schmeicheln sie sich in die Gunst des Zuschauers durch hochtönende Phrasen ein, wollen sie das Publikum auf diese leichte Weise über die Zerfahrenheit der Handlung, schemenhaftes Figurenwesen und andere Mängel hinwegtäuschen — so ist in „Tamten" kein Wort entbehrlich, kein Schrei der patriotischen Entrüstung stört den Lauf der Handlung, die mit realistischer Kühnheit und Exaktheit, mit der Raschheit des Kinematographen Bilder vor dem Auge des Zuschauers entrollt, die gerade wegen ihrer beinahe kalten Objektivität so gewaltig wirken. Noch niemals wurde von der Bühne herab das Leiden der polnischen wissensdurstigen und volksfreundlichen Jugend, das barbarische Walten der russischen Polizei und Gensdarmerie mit solcher Macht beleuchtet.

Es beginnt zu tagen in dem polnischen Drama. Der Stillstand ist schon zu Ende, der tote Punkt ist überwunden, es regt sich überall ein Suchen nach neuem Inhalt, nach neuer Form. Löblich ist das Bestreben, durch Preisausschreiben die dramatische Produktion zu heben, junge, unbekannte Talente zum Dichten aufzumuntern. Vor wenigen Jahren wußte man nicht einmal, wer der Retter in der Not sein wird. Heute haben wir noch keinen Meister des Dramas, wohl aber schon Leute, die tüchtiges geleistet und ehrliche Schaffenslust bewiesen haben. Jedes Jahr vermehren sich ihre Reihen. Täuscht, trügt uns nicht alles, so werden wir bald sagen können: es ist Tag geworden. Ein sonniger Tag, der die Herzen hebt und das Blut rascher strömen läßt.

Neuere Nietzsche-Litteratur.

Von **Dr. Arthur Seidl** (Weimar).

(Nachdruck verboten.)

„Die Litteraturgeschichte ist nicht Geschichte der Bücher, sondern die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen wie künstlerischen Formen." Ich glaube, selbst nach diesem Satze Hermanns Hettner (aus dem Vorwort seiner „Litteraturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts") können die Leser eines „Litter. Echo" (die so oft den Namen Nietzsche hier lesen) sicherlich beanspruchen, auch einmal über die neueste Nietzsche-Litteratur ein wenig mit orientiert zu werden. Und die Gelegenheit ist günstig — hier vollend' ich's: denn soeben ist ein überaus handliches und — was die Hauptsache ist — auch für Laien gut lesbares Buch erschienen, von dem zuversichtlich noch viel in beteiligten Kreisen die Rede sein wird und selbst dann sein würde, wenn es sich auch nicht durch die besonderen begleitenden Umstände als eine Art von standard-work der Nietzsche-Litteratur, als „authentische Nietzsche-Quelle" (wie es in Universitätskreisen bereits genannt wird), obendrein zu erkennen gäbe. Obwohl von einem Ausländer — Henri Lichtenberger mit Namen und seines Zeichens Professor der deutschen Litteratur an der Universität Nancy — herrührend, verdient das bei aller Handlichkeit schwerwiegende Büchlein doch vollauf jenen Ehrennamen und die warme, beinahe enthusiastische Aufnahme, die es bereits auf verschiedenen Seiten gefunden. Vor allem ist dem liebenswürdigen und kenntnisreichen Franzosen das alte Erbteil seiner Nation, ein graziöses Referiertalent der „leichten Füße", vortrefflich zu statten gekommen, das den tiefen deutschen Ernst, mit echtem Geschmack und gewandter Freiheit über seinem problematischen Stoffe stehend, dennoch prägnant zu packen weiß, ohne dabei im geringsten oberflächlich zu werden; aber freilich auch, ohne — wie unsre deutschen Forscher und Fachgelehrten so oft — die Bleigewichte schwerfälliger Gründlichkeit, pretiöser Beweisführung und kritisch eingehender Langeweile an den Gang der Darlegungen anzulegen. Ein decenter Aesthetizismus, psychologischer Feinsinn, insonderheit aber solide Kenntnis der von Nietzsche so vielfach angezogenen und wie alter Wein gutabgelagerten französischen Moralkultur, alias: Psychologie der Lebenskunst bilden weitere, unmittelbar hervorstechende Vorzüge der zum mindesten nicht „unzeitgemäßen" Publikation. Und so kommt es denn, daß darin — unbeschadet aller wissenschaftlichen Kritik — auf die Persönlichkeit des Philosophen, auf die Psychologie ihres Werdens zugleich jener wünschenswerte Nachdruck gelegt ist, der auch Nietzsches Philosophie erst im vollen und klaren Lichte bedeutsamer Wirkung erscheinen läßt, indem er uns die Schlüssel zur Aufschließung und Enträtselung seines problematischen Wesens an die Hand giebt. Zumal grade das, was so viele immer vermissen wollen, wenn sie, hypnotisch von der Mode gebannt, stets nur auf die mannigfachen „Stufen", „Ueberwindungen", Wandlungen und Widersprüche hinsehen: die im Grunde doch überraschend einheitliche Linie der Entwicklung von allem Anfang an bis zum tragischen Abschluß — Lichtenberger ist es vortrefflich gelungen, sie ebenso überzeugend im allgemeinen nachzuweisen, als deutlich klar für jedermann, der zu lesen und zu verbinden weiß, herauszustellen. Natürlich bleibt ja manche Inkonsequenz, da und dort ein leicht zu entdeckender logischer Widerspruch bei Nietzsche dann noch bestehen; aber man zeige mir doch das philosophische System, das keine solchen inneren Schwächen mehr enthielte! Ein Philosophem ohne jeden Widerspruch — und nicht nur das Welträtsel überhaupt wäre schon gelöst, sondern sogar auch die Welt als irdische Unvollkommenheit zum Paradies wahrscheinlich längst aufgehoben. Damit übrigens auch die Kritik meinem Urteil nicht fehle: das Kapitel „Zarathustra" ist bei dieser Darstellung, nach meinem Empfinden wenigstens, immerhin noch etwas zu kurz gekommen; hier scheint mir die Wärme seines sonst so kongenialen Verständnisses wie seiner aufklärenden Vorliebe einigermaßen zu versagen. Das aber mag auch wieder eine Naturnotwendigkeit für ihn gewesen sein. Denn, wenn auch so vieles andere an und in Nietzsche der gallische Geist als sein eigen gelegentlich reklamieren dürfte, vor Einem doch wird sein Verständnis, muß sein Gefühl und seine Anschauungsweise einmal Halt machen — vor „Also sprach Zarathustra": dies ist unser, so laßt uns sprechen und so es behaupten!

Unter dem Titel „Die Philosophie Friedrich Nietzsches", übertragen unter gütiger Mitwirkung Friedrichs von Oppeln-Bronikowski von Elisabeth Förster-Nietzsche, ist diese wertvolle Bereicherung des deutschen Büchermarktes unlängst bei Carl Reißner (Dresden und Leipzig) herausgekommen. Die ebenso sachkundige wie geschickte deutsche Bearbeiterin und Herausgeberin (bekanntlich die Schwester des Philosophen und seine Pflegerin) hat ihm überdies höchst ehrenvoller Weise neben einer Reproduktion des besten vorhandenen Nietzsche-Bildes eine sehr einläßliche, an sich höchst

belangreiche Einführung von einigen 70 Druckseiten mit auf den Weg gegeben. Es steht mir bei meinem Verhältnis zum „Nietzsche-Archiv" in Weimar nicht wohl zu, über diese Einleitung selbst ein kritisches Wort zu äußern. Nur das glaube ich allerdings nicht verschweigen zu sollen, daß dieses Vorwort in anschaulicher, übersichtlicher Schilderung der geistigen Haupt- und Nebeneinflüsse, denen Nietzsches Entwicklung unterlag (Griechentum, Schopenhauer und Wagner — Goethe, Emerson, Stifter, Heine, Byron, Shakspere, Jakob Burckhardt, Franzosen, Einsamkeit), beziehungsweise nicht unterlag (Jordan, Rée, Stirner, Blanqui oder Le Bon), überraschend viel an neuen Materialien der Kenntnis auch weiterer Kreise erschlossen hat. So hat die Oeffentlichkeit nicht nur allen Anlaß, aufrichtig zu danken, man kann auch mit gutem Gewissen jedem, der sich rasch, aber ernstlich in die Kernpunkte und Kardinalfragen der nietzschischen Weltanschauung hineinfinden will, diesen vorzüglich verdeutschten Leitfaden des Systems für alle Exoteriker nur angelegentlichst in die Hand drücken.*)

„Wie Nietzsche Atheist aus Religion und Immoralist aus Moral war, so ist er auch Individualist aus Altruismus geworden." Dieser Satz etwa aus der Anmerkung auf Seite 199 des vorgenannten Buches ist das Thema eines bereits früher im selben Verlag erschienenen Lebensbildes „Friedrich Nietzsche" von Hans Gallwitz. Dieser ernstgemeinte Versuch, das ethische Moment in Nietzsches Leben und Streben für weitere Kreise zur Geltung zu bringen, hat bei radikalen Anhängern mancherlei Anfechtung erfahren. Und gewiß, wenn wir z. B. gleich die Stelle herausgreifen: „Nietzsche habe mit dem Satz, daß man Gott das Beste und Liebste zum Opfer bringen müsse, das ganze Leben hindurch Ernst gemacht" — so ertappen wir hier den Kompromiß gleichsam in flagranti, da es denn, streng nietzschisch, ohne Zweifel doch nicht „Gott", sondern „seinem Werke", „seinem Amte" oder „seiner Aufgabe" hier heißen müßte. So ist natürlich recht vieles darin auch gründlich schief geraten; bei anderem wieder hat das Urteil offensichtlich nicht den Mut der letzten Konsequenz gehabt. Indessen kann man das Buch doch nicht eben leisetreterisch, muß man es sogar für seine Verhältnisse recht tapfer nennen — es sagt gewisse verfängliche Dinge ganz klar wenigstens heraus, ohne sie im geringsten vom kirchlichen Standpunkt aus zu bemänteln oder im verwandtschaftlich-befreundeten Interesse (Verfasser ist ein Neffe von Frau Förster-Nietzsche) zu vertuschen. Guckt also auch die leidige Kompromißlichkeit da und dort schließlich, wie nicht anders zu erwarten, auffällig genug heraus, so ist es auf der andern Seite doch als eine sehr nützliche und wohlgezimmerte Brücke für die konservativen Gemüter vom einen Lager zum andern hinüber nicht zu unterschätzen und als solche nicht ohne Beifall zu begrüßen. Und ich selber habe wesentlich günstiger, milder, ruhiger und gerechter zugleich von ihm denken gelernt, seit ich aus den Eingängen im „Archiv" gesehen habe, wieviel fern abstehende Zirkel es für Nietzsche und sein Lebensproblem lebhaft zu interessieren gewußt hat, die früher schnellfertiger und wohlfeiler Weise nur immer von dem „ruchlosen Verderber der Jugend" zu faseln wußten, während sie heute der eigenartigen Persönlichkeit doch immerhin den entsprechenden Respekt und eine ganz andere, ungleich ehrfürchtigere Haltung entgegenbringen. Das aber ist auf alle Fälle ein großer Gewinn, und wenn man da z. B. verfolgte, wie dies bis in die Blätter von der Farbe der „Kreuzzeitung" oder der „Preußischen Jahrbücher" seine guten Früchte trug, kann man doch nicht umhin, es für ein entschiedenes Verdienst anzusehen, was alles das Buch im guten bereits gewirkt hat.

Uebrigens bietet Friedrich Nietzsche nicht etwa in seinem Verhältnis zur Kirche ein interessantes Gegenstück zu Döllinger, sondern vielmehr — in seiner Stellung zu Richard Wagner. Wie dem Papst mit jenem, so ist es dem bayreuther Meister mit Nietzsche ergangen: just sein bedeutendster, tiefster und geistreichster Anhänger sollte von ihm abfallen! Wenn aber Gallwitz ganz am Schlusse meint: „Auf dem Boden der neuen Welt, deren Empfinden, Denken und Handeln noch nicht durch ein Uebermaß von Geschichte belastet ist, würde der geniale Geist unseres Helden sich harmonischer entfaltet und den auf ihn eindringenden Geist .... als Gottes Geist anerkannt haben," so ist Karl Knortz in Evansville-Indiana („Friedrich Nietzsche und sein Uebermensch", Zürich und Leipzig 1898) wohl anderer Meinung, da er in einem (von amerikanischen Zeitungen viel kolportierten) Exposé — halb ironisch allerdings — die Ansicht verficht: in Amerika würde er — ein reicher und mächtiger Yankee geworden sein. „Der echte Amerikaner ist ein praktischer Anhänger Nietzsches, ohne von dessen Philosophie je ein Wort gehört zu haben." Das Ganze liest sich fast wie eine Parodie und Persiflage auf den wahren Nietzsche, namentlich zu Anfang und am Schluß (aber auch vielfach in der Mitte) — es fehlen sozusagen alle Mittelglieder. Auch stehen vorübergehende Entgleisungen in Ausdrücken, wie „giftiger Hasser" und „abstoßender Schimpfbold", auffällig genug im Widerspruch zu der Auszeichnung, die dem Verfasser durch einen (Seite 36 auf 37 mitgeteilten) Originalbrief im Jahre 1888 durch Friedrich Nietzsche selbst widerfahren ist. Nur der Satz auf Seite 8: „Nietzsche und Stirner stimmten in ihren Ansichten lange nicht so genau überein, als man für gewöhnlich annimmt," ist in diesem Zusammenhange merkwürdig richtig geraten. Und höchstens noch die mancherlei Hinweise auf Thomas Morus und seine „Utopie" möchten Interesse erwecken. Daß sich aber die Sozialisten mit Vorliebe auf Nietzsche beriefen, dürfte völlig neu sein; eher schon könnte man sich darüber verwundern, daß sie sich, kurzsichtig genug, so gerne immer auf Darwin stützen wollen.

Ueber die unflätige, im Ton schlechterdings unmögliche Denunziation von Paul E. Kalina: „Fundament und Einheit in Friedrich Nietzsches Philosophie" auch nur einige Worte der Besprechung hier zu verlieren, würde diesem Schriftstück zu viel der Ehre anthun. Wir hatten allerdings den Verlag von W. Friedrich in Leipzig bisher für einen philosophisch ernst zu nehmenden aufgefaßt. Und auch bei einem augenscheinlich von krampfhafter Nouveauté-Sucht eingegebenen kleinen Essai Arthur Moeller-Brucks: „Tschandala Nietzsche" (herausgegeben als erstes Bändchen der Reihe: „Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen" im Verlage von Schuster & Löffler zu Berlin) — auch bei ihm brauchen wir uns nicht allzu lange aufzuhalten. Seine, schon in der sensationellen, aber durchaus deplacierten Fassung des Titels so durchsichtige Absicht, damit Aufsehen um jeden Preis zu erregen und sich eine schneidige Position im berliner Litteraten-Zirkel (Lokal: Keller & Reiner) alsbald zu schaffen, hat der junge Autor damit hoffentlich erreicht, und weiter hatte diese noch obendrein mit einem recht fragwürdigen Deutsch brillierende Negation des Dichters Nietzsche von einem Ueberfeinen auch wohl kaum einen Zweck. Wer Nietzsche nicht kennt, der lernt ihn daraus niemals kennen; wer ihn wirklich kennt erkennt ihn hier nicht wieder. — Hingegen haben wir uns mit einer jüngst im Verlage von Alfred Tittel zu Altenburg veröffentlichten Broschüre des bekannten Kulturhistorikers Dr. Otto Henne am Rhyn: „Anti-Zarathustra" betitelt, doch etwas näher an dieser

*) Wie sehr übrigens Nietzsche in Frankreich an Boden gewinnt, das geht außer aus dem Erscheinen dieses Buches noch aus einer ganzen Reihe von Anzeichen und litterarischen Fortschritten seines Namens dort hervor. Schon sind „Ainsi parlait Zarathustra" und „Par delà le Bien et le Mal" zu Paris im Verlage des „Mercure de France" erschienen, und es wird gewiß auch interessieren, zu erfahren, daß der bekannte moderne Schriftsteller Henri Albert, unter gleicher Firma und mit einem Porträt des Philosophen, soeben einen Band „Pages choisies" aus Nietzsches Schriften publiziert hat — eine Publikation, die als Vorstoß aufgefaßt werden darf für eine in Vorbereitung befindliche französische Nietzsche-Ausgabe der abgeschlossenen Hauptwerke in 12 Bändchen, nebst einer erläuternden Einführung in die Philosophie aus der Feder des gleichen Uebersetzers.

Stelle zu befassen. Nicht etwa, weil wir die Unfruchtbarkeit dieser Polemik durch eine neue Unfruchtbarkeit vermehren wollen, und noch weniger gar, weil wir dieser Gegnerschaft eine so außerordentliche Bedeutung beimessen möchten, daß uns Name und Autorität des Verfassers der Mühe wert erscheinen, uns in eine eingehende Widerlegung seiner Argumente zu vertiefen — das würde höchstens nur wieder zu einem neuen Buche von mindestens demselben Volumen führen! sondern vielmehr, weil uns dieser Fall gerade dafür typisch zu sein scheint, wie sich das geistige juste milieu — nicht kalt, nicht warm! — zu einem an den Zeichen der Zeit zum Wahnsinn zerschellenden Genie von der Tragweite Nietzsches stellt, allein nur stellen kann. Es ist ihr eben eine „abnormale" Thorheit — und sie kann es nicht erkennen. Denn der natürlich-„gesunde" Mensch vernimmt nun einmal ewig nichts von den „krankhaften" Geisteswehen der schweren Geburt des Uebermenschen. Höchstens sieht und stempelt er diese komplizierte Erscheinung aus dem Gesichtswinkel seiner angeborenen Phantasielosigkeit — Froschperspektive könnte man es nennen, im Verhältnis zu Nietzsches „Vogelschau" — gar noch zum „Untermenschen (vgl. S. 31). So ganz nebenbei läßt er sich zwar, um den Störenfried der behaglichen Bürgerruhe (Motto: „Was erforscht wurde, ist wahr; was dem Gemeinwohle dient, ist erlaubt!" — vgl. S. 140) zu widerlegen, gelegentlich eine unvorsichtige Aeußerung entschlüpfen, die ohne weiteres gegen seinen eigenen Standpunkt ausgespielt werden könnte. So z. B. wenn er Nietzsches Ketzer- und Hexen-Psychologie (S. 34) mit dem Satze abthut: „Dies schlägt aller geschichtlichen Wahrheit ins Gesicht. Die Ketzer waren nicht krank, sondern geistig gesünder als die Orthodoxen." Wie nun, wenn dies am Ende heut das gleiche Verhältnis — im Augenblick lediglich getrübt durch den Fanatismus des Zeitbewußtseins — wäre zwischen dem Ketzer und „Verbrecher" Zarathustra und dem kulturgeschichtlichen Orthodoxen und philosophischen Konservativen Herrn „Anti-Zarathustra?" Wie, wenn wir — etwas gröblich und unfein wohl, aber durchaus nicht etwa aus der Tonart des Herrn Gegners herausfallend — hier einmal derb erwiderten: „Wer über gewissen Dingen nicht den Verstand verliert, der hat überhaupt keinen zu verlieren!" Wir thun das, wohlgemerkt, hier nicht. Aber darum gilt auch für uns das Bangemachen seines Haupt-Mottos nicht im geringsten. Der Herr Verfasser hat nämlich die „gemeine Platz"-Angst: „In der Stunde, wo sie zu Nietzsches Lehre reif würde, wäre die Welt zugleich auch dem Wahnsinn verfallen". Nicht nur, daß wir ihm darauf — wie auch schon zu seiner merkwürdigen Definition des „höheren Menschen" (S. 25, 60 u. 65) — den obengenannten H. Lichtenberger (bes. S. 90 ff. darin) zur besseren Belehrung angelegentlich empfehlen müssen, liegt der ganze Fall thatsächlich ungleich viel einfacher auf der Hand. Gerade umgekehrt: die Welt brauchte ihn nur rechtzeitig zu verstehen und seine Lehre zu würdigen, so wäre der Aermste eben nicht in der entsetzlichen Einsamkeit — „absurd allein" — wahnsinnig geworden, Nietzsche wäre heute nicht der „gefesselte", in Irrsinns Ketten geschlagene und vom Geier der „öffentlichen Meinung" genagte, sondern vielmehr der geistig „befreite Prometheus" vor einer Menschheit, für deren Fortschritt er sich geopfert hat und deren Lichtträger er mit seinem Werke geworden ist!

Einem Nietzsche gegenüber kommt man zuversichtlich in die allein richtige Perspektive erst, wenn man das „Immoralist" nicht mehr mit „unmoralisch" oder gar antimoralisch (vgl. „Morgenröte" S. 97 f.), sondern mit „übermoralisch" (vgl. „Fröhl. Wissensch." S. 143) sinngemäß übersetzt — seine That ist auf ethischem Gebiete mindestens von derselben weltbewegenden historischen Bedeutung, wie es diejenige Kants auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie seinerzeit gewesen ist. Hier: In-Fragestellung, „Kritik der reinen Vernunft"; dort: Kritik der Moral, die Moral als erkenntnistheoretisches und psycho-physiologisches Problem genommen! Nur ein so makelloser Edelmensch von solch untadeliger Reinheit des Charakters konnte, durfte es wagen, diesen heiklen Boden zu betreten und ihn also in seinen Eingeweiden aufzuwühlen! Nur er konnte den Kampf mit der niedrigen Philister-Verdächtigung dieser Welt aufnehmen. Um so seltsamer freilich bei dem inneren organischen Zusammenhange seines Lebenswerkes, wenn ein Herr Otto Henne am Rhyn gleich zu Eingang seiner Ausführungen betont, daß er die vor dem „Zarathustra" liegenden Schriften nicht berücksichtigte, weil er gegen sie nichts wesentliches einzuwenden habe. Ist es da dem Kenner nicht verstattet, auszurufen: Risum teneatis, amici? So enthält denn die fatale Streitschrift, die in einer Reihe von Einzel-Kapiteln gewisse Hauptbegriffe aus Nietzsches späteren Schriften mit dem kritischen Richtschwert speziell behandelt und überall, mit merkwürdigem Geschick, fast nur immer die negativen Seiten daran heraustreibt, im ganzen höchstens einige 5—6 positive Stellen, die etwas wirklich neues zu sagen vermögen. Doch auch in ihnen sind schlagende Argumente von schwerwiegender Kraft kaum aufgegriffen, oder doch allzubald schon wieder nachlässig fallen gelassen, ansonsten sich wohl — wie wir ihm versichern können, da wir uns auch die Kehrseiten der Medaille an Nietzsche klar zu machen pflegen — seinerseits noch ganz anderes Geschütz von ungleich schwererem Kaliber gegen die ihm so verhaßte Zarathustra-Lehre hätte auffahren lassen. Zwischen unserem Herrn Verfasser und einem Geist wie Nietzsche steht eben ganz undurchdringlich so etwas wie der Schleier der Maja, und es bleibt auf alle Fälle bedauerlich, daß der nüchterne Kulturhistoriker in ersterem den Philosophen zu sehr erstickt hat, als daß er diesen und den genialen Kultur-Psychologen in letzterem zu sehen vermöchte.

Ein andrer Autor hat da ganz Recht: „Unliebsame neue Gedanken pflegt man mit Vorliebe durch längst dagewesene zu verwirren und so die eigene Oberflächlichkeit und Gedankenträgheit mit dem Prunkmantel der Gelehrsamkeit zu verdecken. . . . . Es ist völlig ungerecht und ganz unmöglich, diesen Geist, diese historische Kolossalgestalt Nietzsche mit dem kleinlichen Maßstabe der bisherigen Weltanschauung und der bisherigen Moral zu messen." Seiner intimen Psychologie gilt es also erst einmal tiefer nachzugraben; nur mit seinen eigenen Gründen etwa kann er widerlegt, aus seiner persönlichen Weltanschauung heraus allein wirklich gepackt und verstanden werden. Das „Wollt ihr nach Regeln messen, was nicht nach eurer Regeln Lauf, der eig'nen Spur vergessen, sucht davon erst die Regeln auf!" — es hat auch hier seine gute Statt, wie überall in solchen Dingen. Dieser andere Autor, Dr. Eugen Heinrich Schmitt in der Monographie „Friedr. Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter" (Leipzig, bei Alfr. Janßen) kommt daher auch zu wesentlich anderen, erheblich tiefer schürfenden Resultaten als unser polemischer Haudegen. Dieses Büchlein setzt recht interessant mit überaus eigenartigen, so selbständigen als fruchtbaren Untersuchungen über „Mitleid", „Uebermensch", „Anti-Socrates" und später „Die blonde Bestie" ein; ja, es müßte sehr belehrend sein, diesen umfassenden, wenn selbst absonderlichen, Kopf weiterhin über die „Idee der ewigen Wiederkehr des Gleichen" oder über die symbolische Bedeutung von „Ariadnes Klage" vernehmen zu können (worüber er leider nichts verlauten läßt). Und so würde es ganz ohne Frage — trotz so mancher seltsamer Verquickung von einander ganz fremden Ideenkreisen — als einer der geistreichsten und produktivsten Beiträge zur Nietzsche-Litteratur zu verzeichnen sein, gefiele es sich nicht stellenweise wieder in einem Wortschwall dithyrambischer Phraseologie, der gerade in Sachen Nietzsche nicht unzweideutig genug abgelehnt werden kann. Immerhin schlägt ein tiefer voller Akkord bedeutenden Verstehens daraus an unser Ohr. Und ist es somit einerseits etwas sehr Anregendes für die heute noch spärlichen Esoteriker der Nietzsche-Gemeinde, so giebt es sich andrerseits da, wo diese den Anschluß vielleicht nicht recht bei

ihm finden können, doch als der individuelle Ausdruck einer hohen Empfindung und einer warmen, begeisterungsfähigen philosophischen Seele. „Herden sind nie etwas Gutes, auch nicht, wenn sie dir nachfolgen“: in diesem Sinne wäre der Verfasser, selbst mit seinen kuriosen Seitensprüngen zu Tolstoi oder ins Lager (geläuterter) christlicher Ideen hinüber, Nietzschen vielleicht im Grunde nicht unangenehm gewesen.

Daß übrigens nicht nur der „Persönlichkeits“-Kultus mit Nietzsche mehr oder minder üppig blüht — wie mancher nach obigem allem am Ende argwöhnen könnte, sondern daß selbst auch die offizielle Universitätsphilosophie, insonderheit die gestrenge Geschichte der Philosophie — ganz im Gegensatz zu dem von „Anti-Zarathustra“ mit zitierten Dr. Otto Siebert („Geschichte der neueren Philosophie“) — in gebührender Weise bereits von Nietzsches Tagewerke als einem bleibenden Besitze der Menschheit Notiz nimmt, das zeigen uns außer der (bei Frommann in Stuttgart erschienenen) sympathischen, aber dabei doch recht objektiven Spezial-Würdigung von Prof. Alois Riehl in Halle a. S., die betreffenden Abschnitte in den neueren Auflagen der bekannten Geschichtswerke von Ueberweg-Heinze und R. Falckenberg, neben mancherlei Sonderstudien überdies aus denselben Kreisen: von Prof. Simmel, Kurt Breysig und Dr. R. M. Meyer. Inzwischen schreitet die „Gesamt-Ausgabe“ der Schriften langsam, aber sicher in aller Stille fort, während gleichzeitig die Subskription auf eine offiziell revidierte Ausgabe in kleinerem und billigerem Format (diesmal gedruckt mit deutschen Lettern) von der Verlagshandlung C. G. Naumann in Leipzig vorbereitet wird. Was aber auch diese Arbeiten noch zu Tage fördern mögen, kaum mehr werden sie die Ansicht erheblich korrigieren können, daß wir im „Zarathustra“ den Monumental-Ausdruck der nietzschischen Philosophie in Lapidar-Schrift, in der „Götzendämmerung“ deren knappstes, übersichtlichstes Kompendium und Fazit, in den „Gedichten“ deren poetische Verklärung zu sehen haben. Im übrigen wäre es wohl an der Zeit — dächt' ich, daß die alberne Mode aufhörte, die öde Polemik sich eines Besseren besänne und das eindringendere Nietzsche-Studium nunmehr begönne!



An Klaus Groth.

Von **Theodor Fontane**.*)

(Nachdruck verboten).

Vördem bi minen Balladenkroam
Mit all de groten schottschen Noam':
Percy und Douglas un noch manch een
(All mit Is'n uppn Kopp un mit Is'n an de Been),
Doa währd mi de Bost so wied, so wied
Un ick schreew denn wull fülver en Percy-Lied.

So gung dat männig, männig Joahr,
Awers as ick so rümmer um fortig woar,
Doa seggt' ick mi: „Fründ, si mi nicht bös,
Awers all dat Tüg is to spektakulös,
Wat süll all de Lärm? Woto? Upp min Seel,
Dat allens bummst un klappert to veel;
Ick bin mihr för allens wat lütt un still,
En beten Beschriewung, en beten Idill,
Wat läuschig is, dat wihr so mine Dart,
Dat Best' bliewt doch ümmer dat Menschenhart.“

So seggt' ick mi; anwurten deed ick nix,
Awers all mine Ritters, de noahm ick fix
Un ehr' Schillen un Speeren noahm ick dato
Un packt' allens in, un schlott denn to,
Un in'n Kasten liggen se noch pêle mêle
Un vörbi wihr nu dat Puppenspeel.

Dat Puppenspeel, joa! Awers „min Jehann“
Dat richtige Lewen dat fung nu ihrst an,
Un ick hürte nu blot noch, wat sünsten ick mied:
Dat Mignon- un dat Harfner-Lied; —
Doa hatt' ick dat Beste för dat wat grot,
Hatte Goethe, Mörike und Klaus Groth.



Geibel und Holtei.

Von **Karl Theodor Gaedertz** (Berlin).

(Nachdruck verboten).

Zu Karl von Holteis hundertstem Geburtstage hätte es sich wohl geziemt, auch die Beziehungen des großen schlesischen Dichters und Schauspielers zu Emanuel Geibel dem deutschen Volke zu erzählen. Holtei selbst hat in seinen Lebenserinnerungen darüber einiges berichtet, und beim Tode von Geibel haben Max Kalbeck, Max Grube und andere Freunde neues mitgeteilt, darunter die für beide Poeten charakteristische, auch 1870/71 gethane politisch-patriotische Aeußerung Geibels: „Der alte Holtei wird sich trotz seines starren preußischen Royalismus schließlich doch ohne Murren in das Kaisertum der Hohenzollern gefunden haben, in dem wir Jüngeren dem Symbol der deutschen Einheit entgegenjubeln.“ Nachträglich sei hier noch ein kleines Gedenkblatt*) zu Ehren des unvergeßlichen Liederspieldichters und letzten Komödianten dargeboten.

Im Jahre 1873 war in deutschen Blättern ein von Freiligrath und Geibel ausgehender Aufruf gegen den holländischen Nachdruck erschienen. Holtei hatte sofort seine Zustimmung wie diejenige seines Verlegers Trewendt an Geibel gesandt, der alsbald, am 7. Januar 1874, folgendermaßen antwortete:

„Herzlichen Dank, liebster Holtei, für Ihren freundlichen Gruß und für Ihre und Ihres Verlegers Beitrittserklärung, die umgehend besorgt werden soll. Das Nähere sagt Ihnen der beiliegende, durch die Zeitungen veröffentlichte Aufruf, den ich auf Freiligraths und Cottas Wunsch als einer der zunächst Betroffenen mitunterzeichnete; es ist ja immerhin gut, wenn auch das geistige Eigentum vor Diebstahl gesichert wird.

Die Trauerkunden aus München haben mich furchtbar erschüttert. Ich kann die Sache noch immer nicht fassen, und sie liegt mir oft wie ein Alp auf der Seele. Gerade zu Weihnacht wollt' ich Clara (Kugler) die 75ste Auflage meiner Jugendgedichte mit einem Gruß zur diamantenen Jubelfeier senden — und nun

---

*) Dieses bisher ungedruckte Gedicht Fontanes an Groth wurde im September 1878 in Forsteck bei Kiel niedergeschrieben. Es ehrt den Dichter nicht minder, wie den Adressaten, die — fast gleich an Alter — einander so rasch im Tode folgen sollten. D. Red.

*) Der erste Brief befindet sich in meinem Besitz, die beiden andern Beiträge, aus dem Nachlasse Holteis, erhielt ich durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. Robert Edler von Schicky in Graz.

plötzlich dies jähe, entsetzliche Ende! Welch eine Welt liegt mir da verschüttet!

Mit meiner Gesundheit steht es leider recht elend. Seit Neujahr habe ich kaum eine schmerzlose Stunde gehabt, und meine Widerstandskraft wird bald erschöpft sein. An Produktion ist unter solchen Umständen natürlich nicht zu denken. Im übrigen darf ich über meine jetzigen Verhältnisse nicht klagen. Ich lebe in der alten Heimat; meine einzige Tochter ist hier am Ort sehr glücklich verheiratet, wohnt wenige Schritte von mir und hat mir bereits einen prächtigen Enkel geschenkt, über dessen helles Lachen ich wenigstens für Augenblicke aller Trübsal vergessen kann.

Wenn Sie Kalbeck sehen, so grüßen Sie ihn schönstens! Das Dichterbuch, in dem wir ja beide vertreten sind, ist richtig in meine Hände gelangt.

Leben Sie wohl! Nochmals herzlichsten Dank und die besten Wünsche für das begonnene Jahr. Ich bin und bleibe in guten und schlimmen Tagen treu anhänglichst der Ihre."

Zur Holtei-Hundertjahrfeier hat der jetzige Oberregisseur der Königlichen Schauspiele zu Berlin, Max Grube, nicht nur die „Vierzig Jahre", die er mit Recht ein moralisches Buch nennt, in einer Jubiläumsausgabe unserer Generation ans Herz gelegt, sondern auch seine persönlichen breslauer Beziehungen zu dem „olen" Holtei geschildert.

Er war im Herbst 1875 als jugendlicher Mime nach der Hansestadt Lübeck engagiert mit einem Empfehlungsbrief von seinem berühmten Landsmann an Geibel, der, selbst auch Dramatiker, für das Theater stets regste Teilnahme bekundete und den temperamentvollen Jünger Thaliens warm willkommen hieß. Grube machte mir darüber sehr interessante Mitteilungen, die in meiner jüngst veröffentlichten Biographie „Emanuel Geibel, Sänger der Liebe, Herold des Reiches. Ein deutsches Dichterleben" Platz gefunden haben. Hierzu diene das Folgende als Ergänzung.

Auf das durch Grube überbrachte Schreiben Holteis an Geibel antwortete letzterer, ungefähr ein Jahr später, am 13. November 1876, also:

„Haben Sie Nachsicht mit mir, teuerster Holtei, wenn ich den lieben Gruß, den Sie mir durch Grube sandten, erst heute erwidere. Ich bin eben sehr leidend. Tagüber fast unaufhörlich von Schmerzen und Beängstigungen geplagt, friste ich mich mit Uebersetzungen und dergleichen mühsam hin, und in den wenigen besseren Stunden, die ich abends noch habe, bin ich selten gestimmt und befähigt, Briefe zu schreiben. Am liebsten ruhe ich dann, wenn auch nur auf ein paar Akte, im Theater aus, das hier diesen Winter, namentlich was das Schauspiel angeht, ungewöhnlich gut ist.

Ueber unseren Freund Grube habe ich nur das Beste zu melden. Auf die hergebrachte Sprache der Theaterreferate verstehe ich mich nicht und kann daher nur sagen, daß ich ihn als Julius Cäsar und Attinghausen, als Advokat Bidaut in den beiden Witwen und als Michonnet in Adr. Lecouvreur, als Gremio in der Widerspenstigen und als Meusler im Lügen, mit gleicher Freude gesehen habe. Im Cäsar wußte er mancherlei kleine realistische Züge mit der imponierenden Majestät der Gesamterscheinung glücklich zu vereinigen; die Scene im Senat: daß ich der bin, war vortrefflich und sein Fall, der Gipfelpunkt des Stückes, von erschütterndster Wirkung. Als Attinghausen gab er uns nicht, wie ich es z. B. von Döring gesehen, das Bild eines weisen, aber schon gänzlich gebrochenen Alten, sondern den ehrwürdigen, hohen, wenn auch unter der Last der Jahre gebeugten Heldengreis, in dem das alte Feuer, hin und wieder sichtbar werdend, unter der Schneedecke fortglüht und zuletzt im Erlöschen noch einmal herrlich auflodert; so, meine ich, hat Schiller selbst die Gestalt gedacht. Nur mit dem Shylock Grubes konnte ich mich nicht befreunden, da er nach dem Vorgange Dawisons und Haases ein tragisches Interesse für die Rolle zu erwecken suchte, das ihr nicht zukommt. Shylock ist kein leidender Heros des Judentums, sondern einfach ein alter boshafter Fuchs, der in die selbstgegrabene Grube fällt, und mit dem wir nach der Absicht des Dichters gar kein Mitleid haben sollen. Die Zumutung, Christ zu werden, gehört nicht dem Genius, sondern lediglich dem Zeitalter Shakspere an; er würde sie heute sicherlich weglassen; und man thäte wohl daran, bei der Aufführung das Gleiche zu thun ...

An Max Kalbeck die herzlichsten Grüße und meinen besten Dank für seinen Brief und die treffliche Schrift über den bayreuther Schwindel!*) Er soll mir nicht böse sein, daß ich noch nicht geantwortet. Wer jung und gesund ist, hat eben keine Ahnung davon, wie schwer das Korrespondieren dem Kranken fällt, der in den kurzen Pausen des Leidens nicht ausgeben, sondern empfangen möchte.

Ihnen aber, teurer alter Freund und Gefährte in der Schule des Duldens, drücke ich von ganzem Herzen die Hand, mit dem treuen Wunsche, daß es uns beiden vergönnt sein möge, trotz aller Anfechtungen des gebrechlichen Leibes wenigstens einen Funken jener idealen Glut, die in allen Stunden des Lebens unser bester und höchster Besitz gewesen, bis ans Ende in uns festzuhalten.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb!"

Als nicht lange darauf, im Januar 1877, der „Alte vom Lenze" seinen achtzigsten Geburtstag feierte, fehlte Geibel zwar unter den Glückwünschenden, sandte aber einen verspäteten Liedergruß mit dramatischem Angebinde. Zwischen den Gelegenheitsgedichten seiner gesammelten Werke findet sich: „An Karl von Holtei. Mit der Goldschnittausgabe des Meisters Andrea." Bekanntlich feilte Geibel gern, und leider nicht immer zum Vorteil, so auch hier. Da der ursprüngliche Text charakteristische Abweichungen zeigt, verlohnt sich wohl ein Abdruck des Originals, auf einem Miniatur-Oktavbogen mit sehr sauberer und sicherer Handschrift zierlich geschrieben:

An Carl von Holtei.

„Horch, wer pocht so plump und tölpisch
An der Thür und stört mich wieder?" —
Thu' nur auf! Ein Altbekannter
Steht davor, und unbescheiden
Wird er Dir zur Last nicht fallen.
Ist's doch jener dicke Bursche,
Den Du einst — im lust'gen Hamburg
War's vor achtundzwanzig Jahren —
Aus der Taufe selbst gehoben,
Deines Geistes einen Hauch
Ihm als Patenspende gönnend.
Sieh ihn an! Wiewohl mit Flittern
Ausstaffiert nach neuster Mode,
Trägt er doch die Kreidestriche,
Die Du hilfreich dem Zerstreuten
Mitgabst, heute noch am Aermel,
Heute noch das „Hasenschwänzchen
Dankbarer Erinnerung."

Heiß ihn immer denn willkommen!
Treuen Gruß der Lieb' und Ehrfurcht
Bringt er Dir von seinem Vater,

*) Geibel war bekanntlich ein heftiger Gegner von Richard Wagner. Max Kalbeck war als Musikreferent der „Schlesischen Zeitung" 1876 zur ersten Aufführung der Nibelungen-Trilogie nach Bayreuth geschickt worden und hatte dann, von der Schletterschen Buchhandlung in Augsburg dazu aufgefordert, seine Artikel als Broschüre herausgegeben. Anm. d. Red.

Der, um dankbar Dein zu denken,
Freilich keine Kreide braucht.
Denn im greisen Haar ein Jüngling,
Denn ein Herold alles Hohen,
Denn für alles Schöne schwärmend,
Wie dies Alter der Maschinen,
Ach, zu schwärmen längst verlernt hat,
Hast Du lesend, lehrend, dichtend
Tief ins Herz Dich ihm geschrieben,
In das Herz, drin Du die Flamme
Der Begeistrung stets geschürt.

Jüngst an Deinem Ehrentage
Wanden sie den Kranz, den güldnen,
Um die Schläfe Dir: o füge
Diesen späten Gruß der Liebe
Als bescheidnes Blatt hinzu!

Ueber das seinem Stoffe nach in der vergleichenden Litteraturgeschichte viel behandelte Lustspiel-Thema der „Seelenwanderung", denn so hieß anfangs das Stück „Meister Andrea", über Entstehung wie erste Aufführung, mit Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen (Kaiser Friedrich) als Maler Buffelmaco, brachte meine Geibel-Biographie authentische Angaben. Neuerdings ist der heitere Schwank durch Max Grube, den gemeinsamen Freund Geibels und Holteis, auf dem Königlichen Schauspielhause zu Berlin heimisch geworden.

Charakteristiken

Huysmans.

Von Dr. **Erich Meyer** (Weimar).

(Nachdruck verboten.)

Die Bücher gewähren doch den größten Genuß, hinter denen eine starke und eigenartige Persönlichkeit steht, die von dem Bedürfnis beherrscht wird, sich vor sich selbst und der Welt auszusprechen. Joris-Karl Huysmans ist eine solche Persönlichkeit, und dieses Bedürfnis trat deutlich hervor, sobald er nur erst der Schule des Naturalismus entwachsen war. Sein vor zwei Jahren erschienenes Buch „En Route" gehört zu den wenigen Büchern der zeitgenössischen schönen Litteratur Frankreichs, die es zu besitzen lohnt: man ist sicher, immer wieder zu ihm zurückzukehren, um Zwiesprache mit dem Verfasser zu halten, von ihm zum Denken und Sinnen über die eigentümlichsten und fesselndsten Fragen des Lebens angeregt zu werden.

Huysmans nannte sich in der Widmung seines ersten bedeutenderen Buches „den glühenden Bewunderer und treuergebenen Freund" Emiles Zola. Es war ein Roman, den der damals Dreißigjährige im Jahre 1878 seinem Meister zu Füßen legte. Les Soeurs Vatard ist die Geschichte zweier pariser Arbeiterinnen. Schärfe der Beobachtung, Geduld und Gewissenhaftigkeit der Niederschrift, Unerschrockenheit in der Schilderung sind ihr eigen. In der Freude an der Beobachtung des Kleinlebens verrät sich die holländische Herkunft der Familie des Verfassers. Aber um ein Schüler Zolas im engeren Sinne zu bleiben, fehlt ihm dessen Hauptkennzeichen, das, was man mit dem Schulworte Hylozoismus nennt, der Trieb, die tote Masse als beseelt aufzufassen, die Dampfmaschine, den Destillierapparat, das Warenhaus ein menschliches Leben leben zu lassen; ihm fehlt aber auch Zolas Kunst, Massenseelen zu schildern, die Seele der Arbeiterbevölkerung, der Grubenleute, der Zuschauer beim Grand Prix, der Wallfahrer als ein Ganzes genommen; ihm fehlt endlich Zolas Lust am Symbolisieren, wie sie am stärksten in „Rome" hervortritt, dank deren sich die Einzelnen in symbolische Vertreter ganzer Kategorien vergeistigen und verflüchtigen. Dafür aber besitzt Huysmans, was dem Meister mangelt, die Fähigkeit, die feinen Seelenregungen des Einzelnen verständlich in ihrer Entwicklung zu schildern, und die Gabe, in Tiefen der Empfindungen hinabzusteigen, die, dem gewöhnlichen Auge verborgen, gnädig mit Nacht und mit Grauen bedeckt und doch fesselnd sind, wie die furchtbaren Geheimnisse des Meeres. Doch war damals Huysmans weder im Vollbesitz seines Könnens, noch überhaupt auf dem Wege, der ihn zur Entdeckung und Eroberung neuer Provinzen führen sollte. Leicht ist es, in seinem nächsten Buche aus 1881, dem Romane „En Ménage", die Einwirkung der Schule nachzuweisen. Das Thema ist einfach. Der Held André entdeckt eine Untreue seiner Frau, verläßt sie, versucht es von neuem mit dem Junggesellenleben, dann mit verschiedenen Surrogaten der Ehe und wird durch die Logik der Thatsachen dahin geführt, seine Ehe mit größerem Pflichtbewußtsein und erweiterter Frauenkenntnis wieder aufzunehmen. Ein Schluß fehlt diesem Lebensausschnitt — das ist nach des Altmeisters Goncourt Vorschrift. Nach Gustave Flauberts Vorgang ist es unter ständigem Kampfe mit der widerspenstigen Sprache geschrieben, wie auch André, der Schriftsteller ist, genau nach Flauberts bekannter Selbstschilderung gegeben ist. Kleinschilderungen wuchern mit störender Ueppigkeit an den unberechtigtsten Stellen. Dabei liegt doch auch unleugbar ein roman à thèse vor, dem zu Liebe die Ereignisse mit der unwahrscheinlichsten Gefälligkeit sich in richtiger Reihenfolge und Bedeutsamkeit einstellen. Es wäre sehr schwer gewesen, Huysmans Eigenart und Bedeutung aus diesem Romane zu erkennen. Da gab er 1884 sein Buch „A Rebours",*) das die ganze lesende und kritisierende Welt Europas lebhaft beschäftigen und einen großen Teil von ihr ebenso lebhaft ärgern sollte, ihm aber die Bekanntheit gewährte, in der die beste Förderung litterarischen Schaffens liegt. Mit A Rebours hat er endgiltig aufgehört, „Romane" zu schreiben. Denn das merkwürdige, vielgedeutete Buch verdiente eben jene Bezeichnung, nach der schon die Goncourt leider vergeblich gesucht haben, um ihre Bücher zu benennen, die durch den Namen „Roman" in ein ganz falsches Licht gerückt werden. Huysmans, das sah man, war des trockenen Tones gründlich satt. Er hatte sich, angeregt durch den von ihm außerordentlich hochgeschätzten Baudelaire, daran gemacht, sich nach desselben Ausdruck eine besondere Form zu schaffen (créer un poncif). Er war auf die gefährliche Jagd nach etwas durchaus Neuem gegangen und hatte die Kühnheit, seine Leser zu diesem halsbrecherischen Unternehmen einzuladen. Denn das weiß jeder Beobachter Frankreichs, daß für dieses Land nichts bedenklicher ist, als eine Verbreitung der Lehre von der Abgenütztheit der üblichen Lebensgenüsse und der greisenhaften Alters-

*) Deutsch erschienen bei Schuster u. Loeffler, Berlin 1898.

schwäche des Jahrhunderts. Wenn jetzt gerade von edelgesonnenen Männern ein heißer Kampf gegen diese Apostel der Dekadenz eingeleitet worden ist, so werden sie „A Rebours“ gewiß auch auf den Index setzen. Der Schluß wird von ihnen nicht als mildernder Umstand angesehen werden. Er ist ein Anzeichen für das, was von nun an immer stärker bei Huysmans hervortreten sollte, für das, was seinen Büchern einen ganz besonderen Reiz giebt, nämlich dafür, daß er sich während der Niederschrift entwickelt, an seinen eigenen Geschöpfen, sobald er sie außer sich hingestellt hat, lernt. Des-Esseints sieht am Schlusse des Buches ein, daß der Mensch eben nicht à rebours, wider den Strich, leben kann, und nachdem er genug Landschaften gerochen und Musikstücke getrunken, all die unheimlichen von Baudelaire erfundenen Correspondances — d. h. funktionellen Beziehungen der Sinneseindrücke — durchgekostet hat, kehrt er in das gewöhnliche pariser Leben zurück. Denn ein so warmer Anhänger Schopenhauers er auch nach seinen Worten ist, bis zur Negierung des Willens zum Leben kann er doch nicht kommen. Er giebt sich vielmehr in die Hände eines Nervenarztes, der ihn heilen soll. Trotz dieses Schlusses ist das Buch als eine Grammatik widersinniger und überreizter Genüsse zu benutzen — das Geschlechtliche ist, wie bemerkt werden muß, gänzlich ausgeschlossen — und darum in gewissem Sinne gefährlich.



Huysmans.

Nimmt nun der Leser von dem verschrobenen Des-Esseints mit dem Gefühle Abschied, daß Huysmans noch nicht das letzte Wort über ihn gesprochen hat und er ihm noch wiederbegegnen wird, so täuscht ihn dies Gefühl nur zum kleinsten Teile. Das nächste Buch freilich, En Rade (1887), erzählt von einem anderen, Jacques Marles, der mit Des-Esseints weiter nichts zu thun hat, als daß er sich eine Zeit lang auf dessen vernachlässigtem Schlosse Lourps aufhält. Hier befindet sich Jacques „En Rade“, vor Anker liegend, abwartend, daß die Ebbe seiner Finanzen sich in Flut wandle und er in den Hafen einlaufen könne. Aber auch Huysmans selbst, während er dies Buch schreibt, liegt abwartend auf der Rhede. Er studiert ganz eingehend das Traumleben von Jacques, die Krankheitsgeschichte von dessen Frau, den Charakter einiger Bauersleute, die Agonie einer Katze, die malerische Wirkung einer Kirchenruine, das Benehmen eines trunksüchtigen Landbriefträgers und was sonst noch. Aber man hat ganz unabweisbar das Gefühl, daß dieses in lose Blätter zerfallende Buch, diese Schilderung, wie es einmal in „A Rebours“ heißt, „ohne Hinblick auf Reform oder Satire, ohne Bedürfnis eines künstlich hergerichteten Schlusses, diese Geschichte ohne Intrigue noch Handlung“ die innerste Seele des Verfassers nicht beansprucht hat. Erst nach sechs Jahren, nach einer Reihe verschiedener belangloser Zwischenspiele, 1891, erscheint „Là-Bas“, und erst mit diesem ist Huysmans auf der Bahn angelangt, auf der er sein Bedeutendstes erreichen soll. Des-Esseints scheint unterdessen doch gestorben zu sein. Aber er feiert eine Auferstehung in Durtal, der Gestalt, die in den folgenden drei Werken und dem Titel nach zu schließen auch noch in einem weiteren im Mittelpunkte stehen soll. Alle wesentlichen Züge werden wieder aufgenommen. Schon Des-Esseints hat sich mit Theologie beschäftigt und eine einstige Bekehrung nicht für unmöglich gehalten, schon weil er aus einer Familie guter Katholiken stammt. Eine Hinneigung zum Satanismus war im Keim auch bei ihm vorhanden. Findet er noch Trost im Pessimismus, so liegt, nach dem oben Gesagten, eine Abwendung von diesem in seiner Entwicklung. Das Register der Ausschweifungen ist bei Durtal ebenso lang wie bei Des-Esseints und hat bei beiden einen starken Ueberdruß herbeigeführt. Ungewöhnliche Geschmacksrichtungen in der Kunst besitzen beide, und besitzt, wie hier eingefügt werden muß, auch Huysmans: das zeigen deutlich seine Kunstkritiken. Hier nämlich fließt Huysmans vollständig mit seinem Durtal zusammen. Immer deutlicher empfindet man, daß er fortan nur noch sich selbst erzählt, und man tritt durch Vermittlung des Buches mit einer Persönlichkeit in engen geistigen Verkehr, die vielleicht nicht jedem sympathisch, aber sicher jedem interessant und nutzbringend ist. Daß man sich in dieser Empfindung nicht täuscht, beweisen auch manche Aeußerlichkeiten, wie z. B. daß Durtal sich mit dem Gedanken trägt, ein Leben der heiligen Lydwina von Schiedam zu schreiben, eine Absicht, die Huysmans in seinem nächsten Buche ausführt.

Durtal hat aber noch eine allgemeinere Bedeutung. Er ist der Typus einer Geistesstimmung des modernen Frankreichs, die nicht wenige und nicht die Schlechtesten der Nation ergriffen hat.

In Là-Bas, wo er uns zuerst entgegentritt, ist er noch nicht viel mehr, als ein begabter junger Schriftsteller, der, im ganzen genommen, das sittenlose Leben seiner Genossen gelebt hat. Wenn er sich davon abgewendet hat, so ist das weniger ein positiver Willensakt denn eine Erschlaffung aus Uebersättigung. Dennoch ist er nicht am Ende seines Lebensinteresses angekommen. Er schreibt die Biographie eines gewissen Gilles de Rais, und stückweise, wie es entsteht, wird das Manuskript dem Leser mitgeteilt. Als Motto vor dieser Biographie könnte das platensche Wort stehen „Abgründe ruhen im Gemüte, die tiefer als die Hölle sind.“ In diese Abgründe — daher Là-Bas — versenkt sich Durtal und zwar nicht nur, soweit er sich über sie aus den Dokumenten über seinen unheimlichen Ritter aus der Zeit Karl VII. unterrichten kann, sondern auch im wirklichen Leben. Denn im modernen Paris

giebt es Anhänger des Katholizismus à rebours, des Satanismus, jener seltsamen Geistesrichtung, die Gott und alles Heilige in der furchtbarsten Weise lästert, aber nicht aus Unglauben, sondern weil sie eben an einen Gott glaubt. Was man in diesem Buche über den Satanismus und seinen Dienst, die schwarze Messe, lesen kann, geht weit über alles hinaus, was sich die Phantasie eines Durchschnittsmenschen zu ersinnen vermag, und trägt schon darum den Stempel der Wirklichkeit. Durtal geht in diesem grausigen Hexensabbath nicht unter. Er bewahrt stets die kühle Ruhe des unbeteiligten Beobachters. Nachdem er aber so die Erde und die Hölle durchwandert hat, ist man nicht erstaunt, in dem nächsten Buche ihn nach dem Himmel „unterwegs" zu finden. Das bedeutet der Titel „En Route". Das einzige, was er auf dieser Welt nicht kennt, ist das freudige Schaffen, das kraftvolle Eingreifen in das irdische Geschehen, mit der Ueberzeugung, daß es möglich ist, seine Entwicklung bestimmend zu beeinflussen. Der Segen der praktischen Thätigkeit ist diesem Faust vom Ende des Jahrhunderts unbekannt und versagt. So lebt er denn immer mehr in sich hinein, da ihn die Außenwelt abstößt, und sucht Frieden in der Kirche. Er sucht, aber er findet ihn noch nicht völlig, auch noch nicht in dem nächsten Buche „La Cathédrale". Es liegt also in diesen drei Werken die Bekehrungsgeschichte einer Mannesseele vor uns, wie sie nicht eigentümlicher gedacht werden kann. Man liest sie ohne jeden Widerspruch, weil ihr alles Uebernatürliche, Unbegreifliche genommen ist, weil jeder Sprung und Stoß fehlt, weil der ganze Entwicklungsweg mit allen Krümmungen und Rückschritten, jedem Zögern und Zagen eingehend dargestellt ist, so daß nirgends eine Lücke bleibt. In der Hauptsache ist es der Ekel vor dem Leben, der ihn der Kirche zuführt. Daneben aber seine Kunstfreude und sein Interesse an der großartigen Psychiatrie, die sich in der Behandlung kranker Gemüter seitens der Kirche ausspricht. Kann der Glaube irrig sein, der solche Bilder gemalt, solche Kirchen gebaut, solchen überirdischen Gesang geschaffen hat? Und die Harmonien des gregorianischen Gesanges, die Symbolik der Kathedrale von Chartres umhüllen seine Seele, leiten sie dem Glauben seiner Kindheit wieder zu. Freilich nach welchen Kämpfen! Ich glaube kaum, daß bisher irgendwo in der Litteratur diese Seelenkämpfe mit solcher Meisterschaft dargestellt worden sind. Gerade sie verrät, daß Huysmans sie nicht nur durch Studium dritter gewonnen haben kann, und darum lauscht man mit doppelter Spannung diesen Bekenntnissen. Sie sind auch „ohne jede Absicht der Reform" mit der gewissenhaften Treue des Naturalisten ganz schlicht niedergeschrieben. Das Buch will keineswegs erbaulich sein oder zur Nachfolge anregen, nnd das ist nicht sein geringster Vorzug.

Durtals Seele erscheint ganz unmodern. Der Katholizismus, dem er zustrebt, ist ein mittelalterlich mystischer, wie ja denn auch der Mystizismus jetzt wieder in Frankreich zahlreiche Anhänger sammelt. So versenkt sich auch Huysmans mehr und mehr in das geliebte Mittelalter. Wie schon gesagt, will er Durtals Absicht, ein Leben der heiligen Lydwina zu schreiben, ausführen und so einen Zweig der Litteratur wieder beleben, dessen Pflege jetzt ganz vergessen ist, die Hagiographie. Wenn einer, dann ist er dazu befähigt. Denn er versteht es, jene eigentümlichen Seelenvorgänge glaubhaft zu schildern, die das Mittelalter auf ein unmittelbares Eingreifen guter und böser Mächte in das Seelenleben zurückführte, und dadurch den Leser in eine Stimmung zu versetzen, daß er das Unbegreifliche zu begreifen meint. Er verspricht uns ferner, Durtal, der schon einmal auf einige Zeit in einem Trappistenkloster geweilt hat, als Klosterbruder zu zeigen. Vielleicht findet da diese seltsame Seele ihre Ruhe.

Man sieht: Huysmans ist eine ganz eigentümliche Erscheinung, ein Litterat, dem es gelungen ist, ein wenig durchforschtes Gebiet zu entdecken, das jedermanns Interesse fesseln muß, ein Mensch, der grübelnd und sinnend, mit besonderem Entdeckertalente ausgestattet, in die Höhen und Tiefen des Seelenlebens vordringt und von dem Gefundenen mit auserlesener Kunst zu berichten weiß.



Zur Bilanz des Jahrhunderts.

Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Theobald Ziegler, ord. Professor an der Universität Straßburg. 1. bis 5. Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1899. M. 10.— (12,50).

Da wir nun hart an der Schwelle eines Jahrhunderts stehen, so war's zu erwarten, daß verschiedene Verlagsunternehmungen mit diesem Umstande rechnen würden. Wohl glaube auch ich, daß die Thatsache, daß die Menschen nach Jahrhunderten rechnen und in ein Jahrhundert die Summe einer Weltanschauung legen, mit ihm einen Abschnitt von Ereignissen identifizieren, daß diese Thatsache uns schließlich auch nach Jahrhunderten Weltgeschichte erleben läßt. Es ist das ein psychologischer Rückschlag unserer Rezeptionen. Jedenfalls waren es oft die Jahrhundertwenden, an denen die Menschheit sich neu zu gebären glaubte. Einige der folgenreichsten Ereignisse stehen am Ausgang oder Ende eines Jahrhunderts. Die Epochen der Weltgeschichte hängen ein wenig mit unserem Zahlensystem zusammen. Aber man muß diesen Umstand nun nicht gar zu pedantisch nehmen. Ein erkennbarer Abschnitt der Weltgeschichte läßt sich mit dem Jahre 1899 nicht feststellen. Es ist den Verfassern dieser Bände also schon von vornherein eine unhistorische Aufgabe gestellt. Ganz zu schweigen davon, daß es eines ernsthaften Historikers doch unwürdig ist, die Geschichte der letzten Woche zu schreiben. Das überläßt man schicklicher den sonst so verachteten „Zeitungsschreibern", die es übrigens weit besser verstehen und nächstens ihre Konkurrenten unter den Professoren anfangen werden gering zu achten. Historisch betrachten läßt sich nur eine Zeit, die auch historisch geworden ist. Historisch wird aber eine Zeit früher oder später, je nach dem Gesichtspunkt, von dem aus man sie betrachtet. Kleine Abschnitte, die sich schnell folgen, sind unter Umständen schon nach ein paar Jahren historisch faßbar geworden. Die Geschichte des Sozialisten-Gesetzes läßt sich heute schreiben, wenn man dabei fest im Auge hält, daß ganz die Folgen auch heute noch nicht abzusehen sind. Die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie aber kann es noch nicht geben, weil die Geschichte noch gar nicht zu Ende ist und noch nicht einmal mit Sicherheit historisch erkennbare Abschnitte zeigt. Hier hinge schon wieder alles von der Auffassung des Historikers ab. Historisch ist das 19. Jahrhundert etwa bis zum Jahre 1848 oder besten Falls bis zum Jahre 1870. Um ein Jahrhundert zu übersehen, muß man 30—50 Jahre es überlebt haben. Eine Woche übersieht man schon am 10.

oder 12. Tage. Jahrhundert-Geschichte soll man aber nicht aus der Frosch-Perspektive der Woche schreiben. — Das Dilettantische des vorliegenden Werks erkennt man schon aus der Einteilung. Es sind nicht große historische Gesichtspunkte, die das Jahrhundert zerlegen. Daß Daten wie die Juli-, die März-Revolution, der deutsch-französische Krieg Abschnitte bilden, ist ja sehr billig, hier aber, wo es sich um die geistigen und sozialen Strömungen handelt, doch nicht einmal sachgemäß. Es ist noch erst der Nachweis zu führen, daß und welchen Einfluß diese Thaten auf die geistige und soziale Bewegung ausgeübt haben. Auf die Entwicklung der deutschen Litteratur hat aber z. B. die Begründung des Wolffschen Depeschen-Bureaus einen weit größeren und deutlicher erkennbaren Einfluß gehabt als der Krieg von 1870/71, ebenso wie in der deutschen Wirtschaftsgeschichte die Einführung ausländischer Hammel oder die Erzeugung eines neuen Metalls weit wichtiger ist als der ganze siebenjährige Krieg. Man soll hübsch säuberlich die Gebiete auseinander halten oder noch fein säuberlicher darthun, wie sie sich gegenseitig beeinflußt und verhäkelt haben.

Ziegler plätschert behaglich im Strom des 19. Jahrhunderts umher und hat daher nur eine sehr unbestimmte Vorstellung von den Richtungen und Krümmungen, die er nimmt. Er kann die Physiognomie des Stromes nicht darstellen. Eher hat er ein Gefühl für die wechselnde Temperatur des Wassers. Manchmal blickt ihn die Landschaft fremd, manchmal vertrauter an. Als er bei der Romantik vorbeischwimmt, fällt ihm ein thörichtes Wort Goethes ein, während er sich bei der Biegung, von wo aus er die Burg Schleiermacher erblickt, erinnert, daß er schon mal drin war; und dann spricht er vertraute Worte. Aber zu wissenschaftlichen oder künstlerischen Darstellungen ist seine Lage zu unbequem. Dieses gleichmäßige Herumplätschern ermüdet ungemein. Etwas Bleibendes nimmt man nicht heim, tiefere Eindrücke setzen sich nicht fest. Es ist weder das Werk eines Charakters noch eines Geistes, in jedem Betracht etwas Halbes und Mittelmäßiges, das kaum auch nur ein markantes Wort über einen Gegenstand enthält. Das macht, Ziegler hat sich und dem Jahrhundert nicht Zeit gelassen. Ein Mann aber von seiner Stellung und seiner Tüchtigkeit sollte sich ein so kompromittierendes Werk nicht abringen lassen. Und ein Historiker soll außerdem der Geschichte etwas mehr Ehrfurcht beweisen. Das 19. Jahrhundert ist nämlich geistig und sozial wirklich noch nicht zu Ende, auch wenn wir schon 1902 schreiben werden. Der Geist der Geschichte läßt sich schließlich doch nicht von Daten terrorisieren, wenn er auch mit ihnen rechnet.

Berlin. *Leo Berg.*

Ein siebenbürgischer Poet.

Michael Albert. Sein Leben und Dichten. Von Adolf Schullerus, Hermannstadt, Druck und Verlag von W. Krafft. 1898.

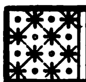
Wer sich als Lehrer und Dichter die Herzen seiner Zeitgenossen erobert, dem gebührt ein Denkmal, wie es Adolf Schullerus dem sächsischen Poeten Michael Albert mit dem vorliegenden dankenswerten Buche gesetzt hat. Das Werk ist ein in vieler Beziehung wichtiger Beitrag zur Geschichte der Litteratur des sächsischen Volkes in Siebenbürgen. Seine Vorzüge sind mannigfaltig. Vorerst erfüllt es die Grundbedingung, daß es — für einen größeren Leserkreis und nicht nur für zünftige Litterarhistoriker bestimmt — nicht allein ein Compendium trockener Daten bildet, sondern von der Liebe für den Helden und die gute Sache diktiert, uns durch die Wärme des Vortrags von Seite zu Seite treibt und unser Interesse stets rege erhält. Es gestattet uns durch Schilderung der Lebensführungen des Helden einen tieferen Einblick auch in das Denken und Weben seines Volkes, mit wohlthuender Objektivität auch dessen Schattenseiten erwähnend; Schönfärberei ist dem Verfasser fremd. Er nimmt auch die Gelegenheit wahr, die Litteraturverhältnisse seiner Heimat zu beleuchten, und die Art und Weise, wie er dies thut, läßt den Wunsch gerechtfertigt erscheinen: Adolf Schullerus, der mit jugendlicher Begeisterung der Durchführung seines schönen Werkes obliegt, möge die vorhandenen Bausteine zusammentragen und das, was Michael Albert beabsichtigte, selbst bewerkstelligen, d. h. die Abfassung einer siebenbürgisch-deutschen Litteratur-Geschichte sich zur Aufgabe machen; nach der vorliegenden Arbeit hätte er das Zeug dazu. Für künftige Zeiten werden solche Spezialwerke von immer größerer Bedeutung; und wenn auch „der Sachse hinter der vergitterten Thüre seines Innern" sitzt, wie Albert sagt, kommende Generationen werden sich doch an dem erbauen, was ihre Väter auf dem reichen Gebiete des Schönen geleistet.*)

Ein besonderer Vorzug des Buches liegt in dem Umstande, daß der Werdegang des Helden von seinen Kindheitsjahren in dem Bauernhause des Dorfes Trappold über die Studienstätten von Jena, Berlin und Wien hinaus, bis wieder in seine Heimat, wo er der geliebte Lehrer und anerkannte Dichter war und blieb, immer mit den entsprechenden Farbentönen der Erzählungsweise und Charakteristik geschildert wird, so daß er sich aus dem reichhaltigen, manchmal etwas behaglich breiten Beiwerke, immer plastisch abhebt. Man fühlt stets die Hingabe, ja die Begeisterung, die dem Verfasser die Feder geführt hat, aber man fühlt auch den Hauch der künstlerischen Objektivität, mit der er uns den Helden auf seinen Lebens- und Dichterstationen zeigt, wie er zuerst im Banne der heimischen Muse unselbständig strebt und schafft, dann aber, sich von allen Fesseln befreiend, in der Lyrik, in der Novelle, ja auch in den allerdings nur für seine engere Heimat bedeutungsvollen dramatischen Produktionen den richtigen Weg eingeschlagen hat, und wie ihm seine Muse die Aufgabe zuwies, seine Dichtung zu einem Spiegelbilde des Volkslebens zu machen. So wie auf den genialen magyarischen Lyriker Petöfi und den hochbegabten graziösen rumänischen Dichter Vasile Alecsandri, sind auch auf Michael Albert Julius Mosens Worte anwendbar:

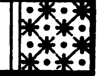
> Der Dichter wurzelt fest in seinem Volke
> Und steigt empor, frisch wie ein Tannenbaum,
> Mag er dann brausen mit der Wetterwolke
> Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum,
> Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung
> Fühlt er des Daseins leiseste Bewegung.

Schullerus schließt sein Werk, das ganz besonders Lehrern und Litterarhistorikern wärmstens anempfohlen werden muß, mit dem bedeutungsvollen Ausspruche: „Albert hat wie kein anderer vor ihm und neben ihm in das Volksleben seiner Gegenwart hineingegriffen und den Volksgenossen die Gefühlswerte dieses Lebens erschlossen. Und so ewig dieses Leben ist, so ewig ist seine Dichtung."

Pressburg. *K. Schrattenthal.*



Echo der Zeitungen



Auszüge.

Deutschland. Die Sintflut der Jubiläumsartikel der letzten Wochen hat sich allgemach gelegt. Nur für Puschkin liegen noch einige beachtenswertere Aufsätze vor, so eine hübsch ausgestattete, illustrierte Extrabeilage zur „St. Petersburger Ztg." (146), ein Artikel der deutschen „Moskauer Ztg." (139) von Georg Bachmann, Alexis v. Engelhardt im „Zeitgeist" (24), Adolf Stein („Frkf. General-Anz." 122) Olga Wohlbrück („Hamburger Nachrichten", Beilage 23) und „Voss. Ztg." Sonntagsbeilage (23, 24). — Die Heimat dieses Dichters und einen anderen Jubilar der jüngsten Zeit bringt ein Feuilleton der „St. Petersburger Ztg." (140) „Balzac

*) Wir kommen auf die moderne siebenbürgisch-sächsische Litteratur demnächst in einem besonderen Artikel zurück. D. Red.

in Rußland" in Verbindung. In den Dreißiger- und Vierzigerjahren spielten Balzacs Romane an der Newa fast eine ebenso große Rolle als an der Seine. Wie kein andrer französischer Autor war er der Liebling des St. Petersburger Publikums. Er besaß den Vorzug, für politisch „korrekt" zu gelten. Ungeheuer war das Aufsehen, das zu Anfang der Vierzigerjahre die Kunde erregte, Balzac werde demnächst in Petersburg eintreffen. Hier wurde er der Gegenstand besonderer Ovationen, seine zahlreichen Briefe aus jener Zeit unterrichten über seine Erlebnisse und Eindrücke auf dieser Nordlandsfahrt.

Daß es lange braucht, bis große Männer in Frankreich die verdiente Ehre erfahren, zeigt nicht nur die Geschichte Balzacs; auch ein Essai von Karl Eugen Schmidt über das pariser Pantheon (Frankf. Ztg. 153) rührt an diese Frage. Wer vermeint, hier eine Ruhmeshalle aller großen Franzosen zu finden, irrt: die Namen Rabelais, Molière, Racine, Corneille, Montesquieu, Watteau, Boucher, Descartes, Diderot ꝛc. fehlen, dafür machen sich Größen zweiten Ranges breit. Und statt einer Ruhmeshalle, die die Statuen aller bedeutenden Geister enthielte, ist das Pantheon ein Totenkeller, der in versteckten Winkeln die Gebeine eines Voltaire und Rousseau in provisorischen Holzsärgen birgt.

Bleiben wir bei der Litteratur der romanischen Lande, so ist ein Bericht von Dr. M. Landau hervorzuheben, der des Angelo de Gubernatis jüngstes Buch „In terra santa" bespricht (Nat.-Ztg. 337). Der Autor, der als Mythen- und Religionsforscher verdienten Ruf genießt, hat Palästina besucht, nicht als Forscher oder Politiker, sondern als Pilger zur Stärkung seines Glaubens, im Geiste eines mittelalterlichen Kreuzfahrers. Interessant sind hierbei seine Auslassungen über das Verhältnis Italiens zu Deutschland und zu den anderen Ländern, weil sie die Anschauungen eines großen Teiles des geistigen Italien wiederspiegeln — Ein Mann, der sich um die Vermittlung litterarischer Güter zwischen Deutschland und Italien verdient gemacht hat, Heinrich Mayer, wird uns durch ein Feuilleton von E. Gagliardi (Nordd. Allg. Ztg. 131) in die Erinnerung gerufen. 1802 in Italien geboren, studierte er in Deutschland, ward Hauslehrer, trat in Briefen und Berichten an die „Nuova Antologia" für deutsche Dichter ein, — eines der ersten Bücher, das er besprach, war „Dichtung und Wahrheit" — in seine Heimat zurückgekehrt, widmete er sich nach kurzer Zeit der Prinzenerziehung, der Volkserziehung, der er bis an sein Lebensende, 1879, treu blieb. — Max Mendheim rühmt in einer längeren Rezension (Leipziger Tagebl. 290) die verdienstvolle Monographie über Lope de Vega von Wolfgang v. Wurzbach. — Belehrend ist ein Feuilleton, in dem F. Groß den verstorbenen spanischen Staatsmann Emilio Castelar als Schriftsteller zu charakterisieren sucht. (Magdeb. Ztg. 290.) Er hat außer einer Reihe historischer und litterarischer Abhandlungen mehrere Romane geschrieben, zumeist historische, die bis gleiche Glut der Freiheitsliebe atmen, wie seine Reden und seine Politik. — Weiter ab führt ein Feuilleton der „Frankf. Zeitung" (149/50), wo Dr. S. Simchowitz über Zangwills neuestes Buch, „Ghetto-Träumer" (Dreamers of the Ghetto) berichtet: eine Reihe ansprechender Ghettogeschichten aus der Zeit vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart mit starker Benutzung historischer Quellen, besonders der nach Simchowitz „unübertroffenen" Geschichte der Juden von Grätz.

Auch für die deutsche Litteratur haben die Spalten der Tagesblätter manches Interessante gebracht. In den „Hamburger Nachr." (Belletr.-litterar. Beil. 22) findet sich ein Aufsatz über Barthold H. Brockes, für den das Interesse durch die bevorstehende Neuausgabe seiner Werke wieder geweckt worden ist. Er hat bekanntlich nach einer ziemlich frei verlebten Jugend in Halle Jura studiert, nach kurzer Thätigkeit am Wetzlarer Reichskammergericht Italien und Frankreich bereist, ist dann in seiner Vaterstadt Hamburg zu Amt und Würden gelangt, hat ihnen aber bald entsagt, um als Amtmann in Ritzebüttel „ein geruhiges Leben zu führen und sein eigener Herr zu sein". Hier hat er seiner Vaterstadt manchen Dienst erwiesen und ihr Ansehen gegen die Nachbarn verteidigt. 1736 erhielt er den Auftrag, einen „großen Kerl" zu besorgen, der geeignet sei, im Königlich Preußischen Grenadier-Korps zu dienen. Brockes konnte zu seinem und der Stadt Leidwesen keines geeigneten Individuums habhaft werden. Man fragt sich aber, wieso der hamburgische Rat dazu kam, für die Riesengarde des Königs Rekruten zu suchen. Der Grund war dieser: die Hamburger hatten nach dem Tode ihres Pastors den Probst Friedrich Wagner aus Stargard gewählt, der gewillt war, die Berufung anzunehmen, doch der preußische König, in dessen Diensten Wagner stand, wollte den großen Theologen nur hergeben, wenn er dafür einen „großen Kerl" erhielte, den man nach langem Suchen auch gefunden zu haben scheint.

Den Bestrebungen, dem jungen Goethe in Straßburg ein Denkmal zu setzen, steht die „Kölnische Volkszeitung" (521) wenig freundlich gegenüber, indem sie sich mit Froitzheims Argumenten gegen die eingeleiteten Sammlungen wendet. — Mehr Kenntnis goethischen Geistes verrät die ausführliche Abhandlung „Kant und Goethe" von Georg Simmel (Allg. Ztg., Beilage 125/127), die in der Feststellung der Unterschiede zwischen der kantischen und der goethischen Weltanschauung gipfelt. Was Goethe, im Gegensatz zu Schiller, der vielmehr der kantischen Lehre folgte, von dem Philosophen schied, war der Grundzug in seinen Anschauungen, daß er die Einheit des subjektiven und objektiven Prinzips, der Natur und des Geistes, innerhalb ihrer Erscheinung selbst suchte. — Ergiebig sind auch die „Mitteilungen aus dem Posonyschen Handschriftenarchiv", das sich ehemals in Wien befand und nach Bonn gekommen ist (Bonner Ztg. 96). Eine Reihe von Briefen und Versen von Arndt, Kinkel, Freiligrath werden mitgeteilt.

Ein Frauenleben, das nicht produktiv, aber unmittelbar anregend gewirkt hat und dessen Bild in der Geschichte des geistigen Wien ein Plätzchen verdient, tritt uns in Ida v. Fleischl-Marxon entgegen, der Anton Bettelheim einen tiefempfundenen Nekrolog widmet. (Allg. Ztg. Beil. 130). Die Mutter eines hoffnungsvollen, aber zu frühverstorbenen Mediziners Ernst, die Freundin der Betti Paoli und Marie von Ebner-Eschenbach, ist sie die treueste Beraterin, der strengste Kritiker der letzteren geworden. Niemand hat auf die künstlerische Entwickelung der Ebner mehr Einfluß gewonnen als Ida v. Fleischl. — Clara Viebigs jüngstes Buch „Es lebe die Kunst!" ist noch mehrfach ausführlich besprochen worden, so von Josef Ettlinger, (Nat.-Ztg. 305), Albert Geiger (Allg. Ztg. Beil. 127) u. a. — Recht lebhaft ist die Kontroverse, die sich an das jüngste Werk Felix Dahns, den Text zu Heinrich Vogels Oper „Der Fremdling" angeknüpft hat. Das „Journal des Débats" in Paris, und später A. v. Schwerin in der Münchener Ztg. (124), hatten behauptet, Dahn habe die Grundzüge der Handlung der Edda entlehnt, ein Vorwurf (?), gegen den sich Dahn (Allg. Ztg. Beil. 121) entschieden verwahrt. In einer Erwiderung (ebenda 125) setzt A. v. Schwerin seine jede Spitze oder gar Vorwurf entbehrende Auffassung auseinander, nach der Dahn die Quellen in der freien Weise benutzt habe, wie es das Recht des Dichters sei, und wie Wagner etwa die alten Sagenmotive im Ring der Nibelungen verschmolzen habe.

Mit dem alten und neuen Drama beschäftigt sich mancher Aufsatz. Eine ansprechende Charakteristik des wiener Hanswurstdarstellers J. F. K. Bernardon im Anschluß an das hier mehrfach erwähnte Buch von Ferdinand Raab giebt Wolfgang von Wurzbach (Nat.-Ztg. Nr. 352), der mit dem Schöpfer der Bernardoniade recht streng ins Gericht geht. Ebenso gründlich ist ein Referat über neue dramaturgische Schriften von Julius Hart (Tägl. Rundschau 132). Besprochen werden darin u. a. Zabels Studien „Zur modernen Dramaturgie", die als ein Buch, das für die gute Ueberlieferung und die goldene Mittelmäßigkeit eintritt, charakterisiert

werden. In Babel, der in den Tagen Schillers und Goethes doch mehr auf Seiten Ifflands, in der Zeit der Romantiker gegen diese gestanden hätte, dürfe man den kritischen Vertreter einer allgemeinen durchschnittlichen und normalen Kunst erblicken, wie sie dem großen Publikum am meisten zusagt. Weiter werden lobend besprochen Sittenbergers „Studien zur Dramaturgie der Gegenwart", Steigers „Das Werden des neuen Dramas" und das wiener Jubiläumswerk „50 Jahre Hoftheater". — Nicht übersehen werden darf endlich ein Essai von Conrad Alberti „Der Wahnsinn auf der Bühne" (Lokal-Anz. 257). Trotzdem es für den gesunden und schönheitsliebenden Menschen nichts peinlicheres geben könne, als die wahrheitsgetreue Darstellung der Zerrüttung des menschlichen Geistes, haben doch gerade die größten Dichter der Menschheit die Schauer der Nerven- und Geisteszerrüttung bis in die genauesten Einzelheiten dargestellt: Sophokles, Shakspere, Goethe. Vor allem Shakspere hat am meisten die seelischen Krankheitszustände zu verkörpern gestrebt. Seit ihm haben die dramatischen Dichter in der Darstellung des Wahnsinns wenig Fortschritte gemacht.

Anzuführen bleibt dann noch eine Reihe von Aufsätzen: Dr. Edm. Bayer „Reisehandbücher sonst und jetzt" (Magdeb. Ztg. 279), Hans Pfeilschmidt, „Der Sachse in Richard Wagner" (Frankf. Ztg. 157), W. Zahn, „Alte Volksbelustigungen und Jugendspiele" (Magdeb. Ztg. Beibl. 22, 23), M. Herbert, „Eine Erinnerung an Friedr. Wilh. Grimme" (Köln. Volksztg. 385), Robert Petsch, „Kölnische Sprüchwörter und Kinderreime" (Allg. Ztg. Beil. 123).

I. V.: Arthur L. Jellinek.

Oesterreich-Ungarn. Eine Uebersicht über die „Pariser litterarischen Salons" nach einem Aufsatze von Camille Mauclair in der „Revue des Revues" bringt das „Wiener Fremden-Blatt" (Nr. 155, 156). Die berühmtesten dieser Salons, die die litterarische Tradition der Salons des 18. Jahrhunderts fortsetzen, sind die der Mme. Aubernon de Neuville, Juliette Adam, Bertha Morisot, Judith Gauthier, dann das gastliche Haus Charpentier, des bekannten Verlegers, des Malers Albert Besnards und vieler anderer. — Den Puschkin-Artikeln reihen sich ein recht guter Aufsatz von Otto Felix (Neues Wiener Tagbl. 154) und ein weiterer von Franz Kvapil „Puschkins Natascha, Intimes aus dem Leben des Dichters" (Politik 156, 157) an. Einen Beitrag zur Geschichte der slavischen Dichtung giebt ferner der Artikel „Moderne slovenische Dichtung (ebenda 145), worin Otto Zupančič' Lyrik gerühmt und der Dichter den Besten der Litteratur beigezählt wird. — Den sechzigsten Geburtstag Martins Greif feiert ein Feuilleton des „Neuen Wiener Tageblattes" (157). Martin Greif, heißt es da, sei kein Dichter für das Zeitalter der Neurosen und deshalb vielleicht halten ihn viele, die ganz und gar diesem Zeitalter angehören, für einen Epigonen eines früheren Dichtergeschlechtes. Mit Unrecht, denn nicht durch die Vorbilder, sondern aus sich selbst heraus sei er geworden, was er ist: ein Volksdichter, der in allem, was er je geschrieben, die Fühlung mit der Gedankenwelt in den Empfindungskreisen des deutschen Volkes sich bewahrt habe. Eins habe er nicht versucht und wollte er nie versuchen: ein Modedichter zu sein. Aehnlich urteilt W. A. Hammer in der „Deutschen Ztg." (9862). — Auf eine neue italienische Dichterin Annie Vivanti, eine Volksdichterin, wie sie auch bei uns in den letzten Jahren mehrfach entdeckt worden sind, macht Georg Brandes in einem begeisterten Artikel (Neue Fr. Presse 12495/6) aufmerksam. Sie hat nur ein Bändchen Gedichte geschrieben, die einfach, in der Technik ungelehrt und ungelernt, im Inhalt tief empfunden und erlebt sind. Sie behandeln nur selbstgefühltes und selbsterlebtes. „In diesen Gedichten pocht der Puls eines Herzens. Sie sind gefühlvoll, freudestrahlend oder kummerschwer von wehmütiger Stimmung, oder witzig, schalkhaft, immer aber im höchsten Grade persönlich. Sie atmen den Geist eines jungen, leidenschaftlich bewegten, ganz außergewöhnlich tapferen und selbständigen Weibes." — Ebenso (12494) bespricht G. A. Crüwell ziemlich ausführlich einen neuen englischen Roman Halden Macfells „The Woodings of Jezebel Pettyfer" ein Buch, dem die Völkerkunde und Sittengeschichte größeren Dank schulde, als die Kunst, da darin nur das äußere Leben der antillischen Neger, wenn auch nicht mit dem Feinsinn des Künstlers, so doch mit der Gewissenhaftigkeit des Kenners dargestellt werde. — Nicht uninteressant ist, was Ferdinand Groß einer neuen Biographie der Sarah Bernhardt von Jules Huret entnimmt (Fremden-Blatt 148). Die Reklame hat sie ebenso verstanden wie ihre Kunst, und der Name „Sarah Barnum", den eine Rivalin ihr gegeben, lebt noch immer fort. — Die Dostojewski-Biographie von Nina Hoffmann ist durch Fr. Beck recht ausführlich besprochen worden (Wiener Ztg. 128, 129). — Endlich ist ein Feuilleton von M. Geßner zu notieren, „Japan in seinen patriotischen Liedern" (Agramer Ztg. 124), worin einige Kriegslieder und die Nationalhymne in Uebersetzungsproben mitgeteilt werden. — Ein Essai von Theodor v. Sosnosky „Publikum und Leihbibliothek" (Neues W. Tagbl. 150) leidet darunter, daß ihm die hier inbetracht kommenden statistischen Angaben in den Büchern Prof. Reyers über Volksbibliotheken unbekannt geblieben zu sein scheinen. Dagegen teilt er auf grund von Angaben einer der ersten wiener Leihbibliotheken einige für den wechselnden Geschmack des Lesepublikums recht beachtenswerte Thatsachen mit. Ganz an Beliebtheit verloren habe heute der historische Roman. Ecksteins „Claudier", die seinerzeit in einer Leihbibliothek in 340 Exemplaren aufgestellt werden mußten (!), werde heute kaum mehr verlangt, ebenso Ebers, und auch Sienkiewicz vermöge mit seiner letzten Schöpfung „Quo vadis" keine Liebe beim Publikum mehr zu erwecken. Gefallene Größen seien ferner Heiberg und Gregor Samarow. Nur Ganghofer, der „Parade-Autor der Gartenlaube" finde noch ein zahlreiches Publikum. Die Marlitt, Heimburg und Werner haben ihr Erbe an Nataly v. Eschstruth, E. v. Ballestrem, A. v. Klinkowström und die Gräfin Bethusy-Huc (Moritz v. Reichenbach) abgetreten, die noch heute in der Leihbibliothek eine große Rolle spielen.

A. L. J.

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Der Bär. XXV, 21. Zum hundertjährigen Geburtstage Augusts Kopisch steuert Ludwig Geiger eine Charakteristik des Dichters bei. Von Kopischs Eltern weiß man wenig, dagegen ist der Rektor des Gymnasiums, das er besuchte, eine bekannte Persönlichkeit. Es ist dies C. F. Manso, dem in den „Xenien" so übel mitgespielt wird. Geiger giebt ihm das Zeugnis der Ehrlichkeit und Tüchtigkeit. Was über sein Bild ein wirklich verklärendes Licht verbreite, das sei seine Stimmung gegen die Großen in Weimar. Er habe keine dauernde Bitterkeit gegen sie gehegt und Goethes Selbstbiographie in schönen Worten gewürdigt. — Kopisch sei eigentlich nur bedeutend durch seine Lieder und seine poetischen Erzählungen. „Bei beiden muß man oft daran denken, daß er Maler war. Er soll kein guter gewesen sein, wie seine Biographen berichten, und ich muß diese Aeußerung auf Treu und Glauben hinnehmen, weil ich keines seiner Bilder kenne. Doch wurde er in seinem Dichten vom Malen beeinflußt. Er wirkt ungemein plastisch. Mit wenigen Worten, scheinbar ganz unabsichtlich, weiß er die Situation plastisch darzustellen, bei aller Kürze die handelnden Personen so zu zeichnen, daß man sie lebendig vor sich zu sehen meint. Und ferner: wie der Maler, gleichsam ein Vorläufer der Modernen, sucht er, statt zu erzählen, die bloße Stimmung auszudrücken." „Ein

gewaltiger Epiker ist er nicht, ebensowenig ein großer Lyriker. Seine zahlreichen Liebesgedichte sind merkwürdig schwach. Aber er ist ein talentvoller Dichter, der die Natur zu schildern, von ihren geheimnisvollen Kräften ernst und scherzhaft zu reden wußte, der das Leben der Völker verstand und seinem eigenen Volke treu ergeben war. Auch in Prosa konnte er gut und anschaulich schildern. Er war kein Träumer, auch kein Rufer im Streit, sondern er freute sich des Lebens und der gesunden Entwickelung seiner Zeit."

Deutsches Wochenblatt. XII, 22, 23. Die geschichtliche Bedeutung der herbartschen Pädagogik und ihre Weiterbildung behandelt ein längerer Aufsatz von Dr. Hans Zimmer. Es sei äußerst schwer, aus den so grundverschiedenen Erziehungsidealen eines Luther, eines Comenius, eines Locke, eines Francke, eines Rousseau, eines Basedow, eines Pestalozzi ein Einheitsideal der Erziehung abzuleiten. Wenn man aber dem Kriterium des historischen Erfolges nachgehe, d. h. wenn man zusehe, welches System denn sich als dauernd erwiesen habe, so komme man auf das System Johanns Friedrich Herbart (1776—1841). Seine Machtstellung schreibt sich aus zwei Thatsachen her: er hat einmal das Brauchbare aus der Vergangenheit in sein System herübergenommen, und er war zweitens der erste Philosoph unter den Pädagogen, d. h. der erste, der im Stande war, die Pädagogik auf die Philosophie zu begründen. Gerade jetzt aber drohe der herbartschen Pädagogik doppelte Gefahr: ihr erster Feind sei die Zwietracht im eigenen Lager, ihr zweiter die Vulgärpädagogik und die modernste wissenschaftliche Pädagogik. Die Zwietracht im eigenen Lager ist hervorgerufen durch die Spaltung der Herbartianer in Zillerianer und Stoyaner. Ziller verstand die Lehren Herbarts falsch, deutete sie oberflächlich aus und verzerrte sie auf diese Weise, während Stoy sich eng an den Meister anschloß. Die Anhänger der vulgären Pädagogik sind die Männer der bloßen Praxis, und die moderne wissenschaftliche Pädagogik verwirft Herbarts pädagogische Lehren, weil seine Philosophie überwunden sei und jene auf dieser beruhten. Demgegenüber betont nun der Verfasser, daß die Pädagogik Herbarts gar nicht so eng mit seiner Philosophie verwachsen sei, daß man nicht wohl die eine aufgeben könne, ohne die andere mit preiszugeben. Die Hauptaufgabe der Pädagogik im 20. Jahrhundert sei also: Befreiung der herbartschen Pädagogik von der herbartschen Psychologie und Ethik.

Die Gegenwart. XXVIII, 23. „Letzte Erinnerungen" sollten es nicht sein, sind es aber nun geworden, die Klaus Groth hier als Fortsetzung seiner früheren Lebenserinnerungen veröffentlichen wollte. Der Abschnitt erzählt von dem fünfjährigen Aufenthalt auf der Insel Fehmarn, wo der junge Poet seine geschwächte Gesundheit stärken sollte und wo er gemeinsam mit seinem getreuen Freunde, dem Organisten Selle, so viele Bücher aller Gebiete und Sprachen las, daß die Ladung „wohl vier Pferde nicht zu ziehen vermöchten", ferner von der folgenden Zeit in Hamburg bei seinem väterlichen Freunde „Ohm" Köster, wo er das hamburger Patrizierleben kennen lernte und mit Robert Heller, Walesrode, Moritz Hartmann u. a. verkehrte, und endlich von dem Badeaufenthalt in Pyrmont, wo ihn die Damenwelt mit ihrer Verehrung umgab und mancher Fremde den Quickborn-Dichter zu sehen verlangte, nicht immer zu dessen Erbauung. „Oft wurden Fragen an mich gestellt, die mich geradezu beleidigten. In solcher Stimmung verweigerte ich auch eines Tages dem guten Eckermann, Goethes Getreuen, den Zutritt zu mir. Doch er fing mich draußen auf, und ich war rasch von seiner Freundlichkeit bezwungen; das war einmal ein Mann, der mich wirklich verstanden hatte. Noch höre ich seine krächzende Stimme, er war erkältet, heiser wie ein Rabe, und sehe seine kleine komische Figur. Durch die Brille guckte er an meiner schmalen, riesigen Gestalt empor, als mäße er mich, und sagte: „So groß war der alte Herr" — nur so nannte er Goethe. — Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Art des Empfanges ganz sonderbar rührte oder schmeichelte. Als er dann mit einem Seufzer ausrief: „Wenn der alte Herr doch noch Ihren Quickborn erlebt hätte!" da war ich bis ins Herz hinein gerührt. Es war mir, als spräche der Dichterfürst selbst mir seinen Beifall aus. Es durchschauerte mich die geistige Nähe des Gewaltigen, den ich über alles verehrt"... — Das Thema „Ehescheidungen in der modernen Litteratur" behandelt Marcus Landau. Heutzutage, so meint er, habe ein Roman ohne Ehebruch oder Ehescheidung für die Leser „gar keinen Geschmack". Näher beleuchtet wird dies an drei neuen italienischen Romanen, einem deutschen („Nur durch den Tod!" von Leo Norberg) und dem New-Yorker Ghetto-Roman „Jekl" von A. Cahan, eine Zusammenstellung, die, wie der Verfasser selbst bemerkt, auf dem Zufall seiner Lektüre beruht. — Aus der vorhergehenden Nummer ist ein Beitrag über „Sozialdemokratische Jugendschriften" zu erwähnen, der sein Material einer kürzlich erschienenen Schrift von Meyer-Markau in Duisburg (Leipzig, F. Soennecken) entnimmt und die sozialdemokratische Jugendlitteratur zum Teil als „abscheuliche Hetzschriften" verurteilt.

Die Gesellschaft. Zweites Juni-Heft. Den Werdegang von Otto Julius Bierbaum zeichnet ein Essai von Wilhelm Holzamer. Schon die kritische Thätigkeit Bierbaums zeige ihn als einen echt modernen Menschen im besten Sinne, als einen, der alle Kunst gleich wirksam, gleich lebendig als ein Bedürfnis in sich fühle. Als derselbe bewähre er sich auch als Dichter. Freilich fließe ein gut Teil seines Dichterwerks aus einem feinen, klugen, kritischen Sinne heraus. Er habe einen Ueberschuß an Formtalent gehabt und sei dadurch zu seinen schlimmsten Fehlern verleitet worden. Weder dem Spielerischen, noch dem Bombastischen, noch dem klanglich Forcierten, noch der Pose sei er ausgewichen. Erst in dem lyrischen Teil des „Bunten Vogels" (1897) sei ein Streben nach Einfachheit deutlich bemerkbar. So werde er weitergehen müssen, befreit von allem unbedingt Neuartigen, Absichtlichen, Sensationellen. In den zahlreichen Prosaschriften Bierbaums sei sein Hauptthema Stilpe, das verbummelte Genie, dem es an innerer Festigkeit fehlt, und das an seiner Energielosigkeit zugrunde geht. Besonders in dem vierten Buche des so betitelten Romans schlage das Dichterherz am lautesten. Holzamer kommt zu folgendem Schluß: „So ist neben Beeinflußtem und Erlauschtem doch ein genügend Quantum von Eigenem in Bierbaums Büchern. Und dies ist das Köstlichste: wie vor ihm stets das Leben liegt, in heller Sonne, zu Genuß und Freude. Und wie es immer in ihm jubiliert, daß er kein Kopfhänger wird, sein Lachen behält und seine frischen Sinne."

Die Grenzboten. LVIII, 21. Die Entstehung eines „Elsässischen Theaters" in Straßburg und die plötzlich aufgeblühte elsässische Dialektdichtung geben Fritz Lienhard den Anlaß, sich mit dem litterarischen „Jung-Elsaß" näher zu beschäftigen. Er nennt als dessen Hauptvertreter Greber, Stoskopf, Hauß, Horsch, Bastian, kann sich aber im übrigen der neuen Bewegung nicht freuen, die ihre possenhaft komischen Wirkungen vorwiegend in der „verkünstelten, verdorbenen, verstädterten Mundart", des mit französischen Brocken untermischten elsässer „Ditsch" suche. Die Warmherzigkeit des Volkshumors fehle dieser städtisch-elsässischen Gruppe völlig, die vom französischen Esprit leider nur die „Spöttel- und Föppelsucht" besitze, wie denn auch auf diesem Gebiete der verstädterte Elsässer als eine traurige Zwittergestalt zwischen Deutschen und Franzosen stehe. Vor allem aber trage die ganze litterarische Gruppe einen entschieden partikularistischen Charakter, der sich aus dem politischen Protestlertum entwickelt habe. „Die Masse, die im elsässischen Theatersaal lacht und klatscht, ist eben der richtige demokratische Grundstock des jetzigen straßburgischen Bürgertums, des Bürgertums, das aus unreifem Jux den Bebel wählt, das vom „Schwob" nichts wissen mag und, offen gestanden, sich auch von dem welschen, hitzigen Revanchemännle nicht allzu arg auf-

regen läßt: kurz, die richtigen ‚Elsässer sunsch nix‘.“ Trotzdem hofft Lienhard von der Bewegung, die doch wenigstens wieder einen frischen litterarischen Luftzug in das „tote, mürrische, verdrossene Elsaß“ gebracht habe, daß sie den Uebergang zu einer höheren Kunstbethätigung bilden werde. — Die litterarischen Bildungsverhältnisse in Rußland beleuchtet ein kleiner Artikel „Was man in Rußland liest“ von M. Geßner. In Rußland kommen auf eine Million Einwohner nur etwa 10 Zeitungen, noch weniger als in dem kleinen halbasiatischen Bulgarien. Die Auflagen auch der größten Blätter übersteigen kaum 10000 Exemplare. Die wenigen Zeitschriften sind allerdings zum teil weit reichhaltiger als die unsrigen, sind aber schon mehr zu den Büchern zu rechnen, an denen Rußland auch sehr arm ist. Die russischen Verleger haben wenig Unternehmungsgeist, sie drucken lieber alte bewährte Sachen. So erschienen z. B. in dem Jahre, in dem Puschkins Werke verlagsfrei wurden, über 160 verschiedene Ausgaben! Von neuen Autoren werden vorzugsweise Ausländer — namentlich Zola und Jules Verne — gedruckt, weil da kein Honorar gezahlt zu werden braucht. Buchhandlungen zählte man in dem ganzen ungeheuren Reiche vor kurzem ca. 1300, davon kamen auf das ganze asiatische Rußland 64 und auf Petersburg und Moskau zusammen 450. Dabei sind diese „Buchhandlungen“ vielfach nur Papierläden. Volksbibliotheken gab es in den Achtzigerjahren 600, während die kleine Schweiz und Schweden deren je 2000 besitzen. Doch sei anzuerkennen, daß sich ein starker Zug des Fortschritts auch hier bemerkbar mache.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. Leipzig. III, 9. Der neuen lyrischen Form, die Arno Holz und seine kleine Schule zum Ausdruck bringen, bestreitet Otto von Leixner durchaus die innere Notwendigkeit. Er sucht nachzuweisen, daß das Gute an dieser Form nicht neu und das Neue nicht gut sei, insbesondere die Art des Drucksatzes (Prinzip: Mittelachse), die durchaus spielerisch und für den natürlichen Vortrag eher störend, als fördernd sei. Die ästhetische Berechtigung des Reims sei ebenso stark, wie die des Rhythmus, dessen Wirkungen von Holz so einseitig überschätzt werden. Von den beiden Bändchen „Phantasus“ (vgl. unten „Besprechungen“) heißt es: „Es ist zuzugeben, daß manche Gedichte der beiden Hefte fein und innig in dem Grundgefühle sind und man sich ihrer freuen kann. Aber keines dieser gelungenen Gedichte bietet etwas Neues. Daneben finden sich manche, die im Inhalt wenig bieten, und andere, die nur ‚Atelierwitze‘ sind und den bummligen Ton bis zur Geschmacklosigkeit übertreiben.“ Sie seien nicht einmal eigenartig, denn die meisten seien ohne Stucks und Böcklins Einfluß nie entstanden; manche Züge deuteten auch auf Felicien Rops und Goya. Leixner berührt dann kurz noch die verschiedenen Bändchen der Holz-Nachahmer und meint: wenn auch die ganze Schule nur als modische Verirrung zu betrachten sei, so liege es ihm doch fern, ihren Vertretern Begabung abzusprechen; in bestimmten Grenzen sei die Bewegung sogar berechtigt. — Im gleichen Heft wird die Lyrik von Anna Ritter durch Th. Stromberger sehr warm gewürdigt. — Eine kleine Studie über „Freiligraths Werther-Stimmung“ von Dr. Benkert knüpft an einige bisher nicht veröffentlichte Jugendgedichte Freiligraths aus der Zeit seines Aufenthalts in Soest an, in denen sich die Einwirkung Matthissons und die „echte Werther-Stimmung“ bekunde.

Die Nation. XVI, 36, 37. Zur Puschkinfeier schreibt Karl Emil Franzos in einer größeren Studie über den Dichter: „Niemals und nirgendwo ist bisher der Gedenktag eines Dichters mit einem so gewaltigen Aufgebot von Begeisterung, Macht und Geld vorbereitet worden. Nicht bloß jede Stadt, fast jedes Dorf vom Weißen bis zum Schwarzen Meer soll eine Puschkin-Feier haben. Unsere Schiller-Feier von 1849, so scheint es, wird weit überboten; sie war ein Fest des Bürgertums; die Höfe thaten kühl, der Adel gar nicht mit, und der Bauer erfuhr nichts davon. In Rußland soll er es durch seinen Popen und Lehrer erfahren, und an der Spitze des feiernden Volkes steht sein Herr, der Zar. Freilich sind in Rußland, wie einst die ersten, so bis heute die meisten potemkinschen Dörfer erbaut worden. Die bemalten Prospekte, die nur in der Ferne wirken, und hinter denen sich die nackte Steppe birgt. Aber wird nur die Hälfte dessen erfüllt, was die russischen Blätter ankündigen, so ist diese Feier das Wahrzeichen eines neuen Geistes in Rußland, das ungleich eigenartiger ist, als die Friedensbotschaft des Zaren. . . . Heute wissen wir ganz genau, wie sehr die Schiller-Feier unser National- und Freiheitsgefühl zugleich gestärkt und veredelt hat; es ist keine überschwängliche Hoffnung, daß von der Puschkin-Feier ähnliche Wirkungen für Rußland ausgehen können.“ — Einen verschollenen Beitrag zu den frühesten zeitgenössischen Urteilen über Schiller zieht Emil Horner (Wien) in Heft 34 ans Licht. Es ist die Uebersetzung eines englischen Lustspiels, die von Ludwig F. Huber herrührte und 1784 im Druck erschien. In der Vorrede hat Huber, der gleich Gottfried Körner zu den ersten Bekennern schillerschen Geistes gehörte, den Verfasser der „Räuber“ und des „Fiesko“ mit einer Emphase als Deutschlands größten Dichter gefeiert, die zu jener Zeit noch ganz vereinzelt war. Das Buch ist längst verschwunden, die denkwürdige Vorrede deshalb bisher unbekannt geblieben.

Neue deutsche Rundschau. X, 6. Den Künstler und Menschen in Friedrich Hölderlin durch eine psychologische Analyse zu ergründen, ist der Zweck einer größeren Studie von Moritz Heimann. Die schöne Tiefe dieser zu früh gestürzten Dichterseele, ihre „feine Heldenhaftigkeit“, ihr Welt- und Naturempfinden, ihre Erkenntnis eigener Unvollkommenheit wird aufgespürt, und die Stufen seiner kurzen dichterischen Entwicklung — vom Roman „Hyperion“ zum Drama „Empedokles“ — werden verfolgt und aus ihnen die Grundrichtung seines Wesens näher bestimmt. — Auf einen modernen Namens- und Schicksalsgenossen Hölderlins, auf Friedrich Nietzsche, werfen Briefe und Gespräche, die der münchner Schriftsteller R. Freiherr v. Seydlitz mitteilt, neue erhellende Lichter. Die Freundschaft zwischen Seydlitz und dem Dichterphilosophen entspann sich 1877 und dauerte bis zu Nietzsches Scheiden aus der Welt des Geistes. Aus dieser Zeit stammen 23 Briefe, von denen eine Anzahl besonders bezeichnender hier mitgeteilt werden. Unterm 4. Januar 1878 heißt es: „Gestern kam, von Wagner gesandt, der Parsifal in mein Haus. Eindruck des ersten Lesens: mehr Liszt als Wagner, Geist der Gegenreformation; mir, der ich zu sehr an das Griechische, menschlich Allgemeine gewöhnt bin, ist alles zu christlich zeitlich beschränkt; lauter phantastische Psychologie; kein Fleisch und viel zu viel Blut . . . Die Sprache klingt wie eine Uebersetzung aus einer fremden Zunge. Aber die Situation und ihre Aufeinanderfolge, — ist das nicht von der höchsten Poesie? Ist es nicht eine letzte Herausforderung der Musik?“ Das wichtigste und erschütterndste Dokument dieser Reihe aber ist ein Brief aus Nizza vom 12. Februar 1888, die Antwort auf ein Schreiben des Freundes, der ihm sein „stolzes Schweigen“ vorgehalten hatte. Da heißt es: „Lieber Freund, das war kein stolzes Schweigen, das mir inzwischen den Mund fast gegen jedermann verbunden hat, vielmehr ein sehr demütiges, das eines Leidenden, der sich schämt, zu verraten, wie sehr er leidet. Ein Tier verkriecht sich in eine Höhle, wenn es krank ist; so thut es auch la bête philosophe. Es kommt so selten noch eine freundliche Stimme zu mir. Ich bin jetzt allein, absurd allein; und in meinem unerbittlichen und unterirdischen Kampfe gegen alles, was bisher von den Menschen geliebt und verehrt worden ist (meine Formel dafür ist „Umwertung aller Werte“), ist unvermerkt aus mir selber etwas wie eine Höhle geworden, — etwas Verborgenes, das man nicht mehr findet, selbst wenn man ausginge, es zu suchen. Aber

man geht nicht darauf aus . . . Unter uns gesagt, — es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnisvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht. Eine solche absonderliche Stellung büßt man beständig ab — durch eine immer wachsende, immer eisigere, immer schneidendere Absonderung. Und unsere lieben Deutschen! . . . In Deutschland hat man es, obwohl ich im 45. Lebensjahre stehe und ungefähr fünfzehn Werke herausgegeben habe (— darunter ein non plus ultra, den Zarathustra —) auch noch nicht zu einer einzigen auch nur mäßig achtbaren Besprechung auch nur eines meiner Bücher gebracht. Man hilft sich jetzt mit den Worten „exzentrisch“, „pathologisch“, „psychiatrisch“. Es fehlt nicht an schlechten verläumderischen Winken inbezug auf mich; es herrscht ein zügellos feindseliger Ton in den Zeitschriften, gelehrten und ungelehrten — aber wie kommt es, daß nie jemand dagegen protestiert? . . Und jahrelang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe! — —“

Die neue Zeit. XXVII, 37. Unter dem Titel „Zukunftsträume eines Poeten“ bespricht H. Ströbel das oft genannte Buch „Der neue Gott“ von Julius Hart. Hart schematisiere zu sehr, weil er ausschließlich die idealistische Methode anwende. Seine Behauptung, bei den Romanen herrsche der Geist des Despotismus, werde durch die Geschichte widerlegt. Früher als in Flandern, England oder Deutschland seien in Norditalien und Südfrankreich reformatorische, ketzerisch-kommunistische Strömungen aufgetaucht. Ueberdies müsse man die ökonomischen und politischen Verhältnisse in Betracht ziehen. Man solle doch nicht so ohne weiteres Völkern, die sich infolge ökonomischer und politischer Hindernisse nicht zur Demokratie durchringen konnten, despotische resp. helotische Neigungen imputieren.

Der Türmer. I, 9. In einer Plauderei, „Das Verhältnis des Volkes zur bildenden Kunst“ betitelt, spricht Peter Rosegger u. a. über sein persönliches Verhältnis zur bildenden Kunst. „Eine große Anzahl von alten oder neuen Bildern läßt mich zwar gleichgiltig, solche aber, die mir gefallen, liebe ich, und solche, die mir mißfallen, hasse ich. Bilder, die eine aufdringliche Manier haben und eigentlich doch nichts sagen, hasse ich ebenfalls. Bilder, die frivol das verneinen, was mir bisher für schön galt, und dem ich Genüsse verdanke, hasse ich erst recht. Darum stehe ich mit den Sezessionisten im allgemeinen nicht auf gutem Fuß, wenn mir auch manchmal etwas an ihnen recht wohl gefällt.“ — Einen Erinnerungsartikel an Alexander Puschkin steuert Alexander von Reinholdt bei. — Eine Anzahl noch unaufgeführter neuer Dramen von Polenz („Andreas Bockholdt“), Clara Viebig („Pharisäer“), Kurt Aram („Wetterleuchten“, „Die Agrarkommission“), Hubert Eulenberg („Dogenglück“) und Wilhelm Weigand („Renaissance“) wird von Erich Schlaikjer besprochen.

Zeitschrift für Bücherfreunde. III, 2/3. Das Doppelheft 2/3 dieser musterhaft ausgestatteten Zeitschrift wird eingeleitet durch einen Artikel von Anton Schlossar über Taschenbücher und Almanache zu Anfang unseres Jahrhunderts. Ihren Ursprung hatten die Taschenbücher in den Musenalmanachen, die in den Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts zu erscheinen begannen, und die einen Ersatz boten für die zu jener Zeit sehr spärlich vertretenen Zeitschriften. Die deutschen Musenalmanache waren eine Nachahmung des bei Delalain in Paris seit 1765 erschienenen „Almanach des Muses“ und spielen in der Litteraturgeschichte eine große Rolle. Man denke nur an Schillers Musenalmanach, besonders an den Jahrgang 1797, der durch die „Xenien“ ein ungeheures Aufsehen erregte. Die Almanache und Taschenbücher wiesen schon früh eine künstlerische Ausstattung auf; es wurde auf möglichst zierlichen Druck gesehen, schöne Kupferstiche wurden beigegeben, feinere Ausgaben auf Velinpapier veranstaltet; dem Einband wurde besondere Sorgfalt zugewendet, namentlich durfte der Goldschnitt nie fehlen. Was den Inhalt anbetrifft, so erhielt das einfache Kalendarium bald ein stattliches Gefolge von Gedichten, Novellen und belehrenden Aufsätzen. Die Zahl der Almanache ist Legion, und ehe die rein belletristischen überhand nahmen, gab es Almanache für alle möglichen Verhältnisse und Menschenklassen, so für Alchymisten, Bierbrauer, Eß- und Trinklustige, Jünglinge, Ketzer, Leckermäuler, Pferdefreunde u. s. w. Schlossar geht dann im einzelnen einige der bedeutendsten Almanache durch und giebt zum Schluß folgende allgemeine Charakteristik: „Die Taschenbücher gehören zur Charakteristik der Zeit des Empire und der unmittelbar sich daran schließenden Jahre ebenso wie die Architektur und das Möblement, wie die Bilderrahmen und Stuckuhren, Leuchter und Porzellantassen . . . Das Taschenbuch hat vielen poetischen Talenten den Weg geöffnet, es hat manches litterarisch Wertvolle ans Licht gebracht, es hat uns eine Fülle von Kunstblättern vorgelegt, die wir heute noch mit freudigem Blicke betrachten.“ — Briefe an und über Jean Paul teilt Ludwig Geiger mit. Außer manchen belanglosen wird ein Brief von Therese Huber abgedruckt, der Gattin des Kritikers L. F. Huber (vgl. oben „Die Nation“). Therese Huber schreibt im Juli 1819 an den schweizerischen Staatsmann und Gelehrten Paul Usteri in Zürich: „Ich gestehe, daß ich stets fand, daß vieles Bewunderte von Jean Paul die Vernunfts-Zergliederung nicht aushält. In seinem Umgang ist's noch viel schlimmer. Er schwatzt grenzenlos viel, meist von Getränk gesteigert, hört nur sich, ist verstimmt, sobald er nicht das Zentrum ist, und findet keine Schmeichelei zu grob. Dabei ist er, was man gut und sittlich nennt, im höchsten Grad, sodaß ich ihm gut bin, ohne seine Schriftstellerei zu bewundern . . .“ — Aus dem übrigen Teile des Heftes seien hervorgehoben: E. Thiele: Lutherhandschriften von 1523—1544 und Felix Priebatsch: Märkische Bibliotheken im Mittelalter.

Eine kürzere Studie über Balzac von Anton Bettelheim enthält „Aus fremden Zungen“ (IX, 10). — Die Revue franco-allemande (I, 10/11) bringt die französischen Antworten auf ihre Frage wegen der deutsch-französischen Annäherung: fast alle wünschen sie, aber viele kommen über das alte Staarenlied von der Rückgabe Elsaß-Lothringens dabei nicht hinaus. Am entschiedensten spricht sich für die baldige Verständigung beider Völker Madame Séverine aus. — „Zur Litteratur der siebenbürgischen Sachsen“ liefert M. Berg von Munterbach in den „Internationalen Litteraturberichten“ (VI, 11) einen Beitrag, über den wir hinweggehen, weil das gleiche Thema demnächst hier behandelt wird.

Mitteilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Nr. 10, 11. Im Hinblick auf die Jugendausgabe ausgewählter oberösterreichischer mundartlicher Dichtungen „Aus da' Hoamat“ möchte Dr. Richard Schuster (Wien) in einem Aufsatz „Neue Aufgaben des Alpenvereins?“ dazu anregen, die volkstümliche Dichtung, sowie die volkskundlichen Erscheinungen kultur- und wirtschafts-, kunst- und sittengeschichtlicher Art in den Alpen überhaupt mit in den Forschungskreis des Vereins zu ziehen. — Anschließend an diese „Anregung“ [in Heft 10] veröffentlicht Dr. Wilhelm Hein (Wien) [in Heft 11 der „Mitteilungen“] eine lebhafte Aufforderung „Zur Pflege des Volksliedes in den Alpenvereinen“. Der Verfasser empfiehlt die Darstellung des Volkslebens in den Alpen als eine wichtige und dringliche Aufgabe des Alpenvereins. „Am deutlichsten spiegelt sich das Denken und Fühlen des Menschen im Liede, und so wird das Volkslied gewissermaßen ein Gradmesser der menschlichen Seele, dessen unversehrte und unverfälschte Erhaltung einen sehr wichtigen Baustein zur Volkskunde liefert.“ Darum sei es wichtig, die einzelnen Alpenthäler planmäßig nach ihren Volksliedern zu durchforschen. „Das

Ergebnis müßte ein geradezu erstaunliches sein. Beweis dafür sind die Sammlungen einiger weniger Freunde des Volksliedes, die in verhältnismäßig kurzer Zeit, nur auf sich allein angewiesen, eine bedeutende Zahl von Weisen aufgezeichnet haben." Es folgen Aufzählungen von Tiroler Liedern, Jodlern, Juchzern u. a.

Oesterreich.

Alt-Wien. In vergangene Zeiten der Wiener Bühne und des Wiener Brettels führt der Aufsatz von Victor Stöger über das „Elysium in Wien" (Nr. 3/4), das 1823 errichtet wurde. Tänze, Schauspiele, Improvisationen und andere Produktionen wechselten hier ein Vierteljahrhundert lang in bunter Folge. — Die Erinnerung an einen Liebling des alt-wiener Theaterpublikums, Wilhelm Kunst — heute freilich schon vergessen —, ruft ein Artikel von F. Lang wach. Ein reichbewegtes Leben führte ihn an eine Reihe von Bühnen; an keiner blieb er lange. Er war einer der ersten, die das Experiment machten, in Schillers Räubern den Karl und den Franz an einem Abend zu spielen, ein Stückchen, das später oft nachgemacht worden ist. Für wenige Wochen war er auch der Gatte von Sophie Schröder. — Eine dankenswerte Sammlung alter „Wiener Volkslieder" veranstaltet im gleichen Hefte Wolfgang von Wurzbach.

Die Wage. Eine sehr eingehende und gründliche Besprechung widmet in Nr. 23 Prof. Hugo Blümner dem neuen „Büchmann", von dem nunmehr die neunzehnte Auflage vorliegt. Der Begriff „geflügelte Worte" wird enger umschrieben und gegen die Einreihung mancher Einspruch erhoben. Blümner wünscht die Worte nicht dort untergebracht zu sehen, wo sie entstanden, sondern dort, wo sie „geflügelt" worden sind. Für „Simonie" z. B. sei nicht die Bibel, wo der Ausdruck vorkomme, sondern das kanonische Recht des Mittelalters die litterarische Quelle, ebenso müßten die „betrogenen Betrüger" nicht unter Philo Judaeus, der zuerst etwas ähnliches sagte, sondern bei Lessing eingereiht werden und ähnliches. (Vgl. unter „Preuß. Jahrbücher" im L. E. Heft 1, Spalte 43.) — Den Nekrolog für Emerich Robert steuert Rudolph Lothar bei. — Ein politisches Gedicht Hebbels teilt, reichlich mit Erläuterungen versehen, Prof. Richard Maria Werner in Heft 24 mit. Es sind Verse „Bei Gelegenheit des schleswig-holsteinischen Waffenstillstandes", die im November 1848 in Kühnes „Europa" erschienen und später in den „Hamburger litterarischen Blättern" als „trostlos prosaisch" abgedruckt worden sind. In die Ausgabe der Werke wurde dieses Gedicht nicht aufgenommen, weil Emil Kuh nicht erbaut davon war. — Erwähnt werde noch der Nekrolog für Klaus Groth von Adolf Bartels.

Wiener Rundschau. Nr. 11. Ueber Strindbergs neues Drama „Vid högre rätt" (Vor höherem Richterstuhl) berichtet Oskar Levertin (Stockholm). Das Drama besteht aus zwei von einander unabhängigen, nur durch einen gemeinsamen Gedankengang mit einander verbundenen Stücken. Wie das erste „Advent" die etwas mystische Erzählung eines innerlich verbrecherischen Menschenpaares, das erst nach und nach zur Besserung gelangt, zu dem Abstoßendsten gehöre, was Strindberg je geschrieben, so sei der zweite Teil mit dem Titel „Comédie" das einheitlichste, künstlerisch vollendetste und geistig durchdachteste Werk, das Strindberg in seinen letzten Dichterphasen geschrieben. Das Drama erzählt von einem jungen Schriftsteller, der durch den Erfolg berauscht seine alte Geliebte, die Frau aus dem Volke, von der er ein Kind hatte, verläßt und mit der Rücksichtslosigkeit des Siegers die Geliebte seines besten Freundes nimmt. Der Tod seines Kindes, den er innerlich einen Augenblick lang gewünscht, macht ihn zum geistigen Mörder, und das Bewußtsein dieser Schuld verfolgt ihn fortan. — Ein pariser Brief von Remy de Gourmont bricht über Sarcey den Stab und lobt mit einigen Einschränkungen Henry Becque, den er ein tiefes, aber begrenztes Talent, ein unvollkommenes Genie nennt.

Die Zeit. Das vielbehandelte Thema der Jugendlektüre greift in Nr. 242 und 243 Dr. Moldauer auf und tritt, nachdem er die tiefliegenden Schäden der heutigen Zustände gezeichnet hat, mit beachtenswerten Vorschlägen auf: Gründung einer Gesellschaft für Jugendlektüre, deren Mitglieder die Pflicht haben, gelegentlich ihrer Lektüre darauf Bedacht zu nehmen, ob nicht das eine oder das andere Buch sich für die Jugend eigne; Druck dieser Werke in guten und wohlfeilen Ausgaben, die in Massenauflagen zur Verteilung gelangen. Dabei müsse der Grundsatz gelten, daß jedes Werk in vollständig treuer und unverstümmelter Form erscheinen soll. Hundert Bücher, die auf diese Weise ausgewählt sind, würden der Jugendlektüre mehr Dienste leisten, als alle bis jetzt künstlich zurechtgezimmerten Jugendschriften. — In der hier wiederholt erwähnten Polemik zwischen Arno Holz und K. v. Levetzow über den neuen Rhythmus äußert sich Arno Holz nochmals in einem sehr polemisch gehaltenen angeblichen Schlußworte. — Erwähnt werde von Jubiläumsartikeln und Nekrologen dieses und des folgenden Heftes Gustave Geffroy „Von Beaumarchais zu Balzac", R. Golant „Alexander Puschkin" und Hermann Bahr „Emerich Robert". — Ebenda findet sich (244) ein beachtenswerter Artikel von Jakob Minor, der in der bescheidenen Form eines „psychologischen Fragezeichens" auf ein Rätsel, einen Widerspruch im Charakter des Fuhrmanns Henschel hinweist. Ueber den jugendlichen Fehltritt seiner Zukünftigen habe er sich hinausgesetzt; daß sie ihm die Ehe breche und Schande bereite, daran gehe er zugrunde. Nun sei es doch unwahrscheinlich, daß der Fuhrmann, grübelnd und sinnend, wie es seine Art sei, ein Mann, der alles schwer nimmt und sich über alles Gedanken macht, nicht über den Fehler seiner Frau nachgedacht, sich mit ihr auseinandergesetzt, mit ihr über ihre Vergangenheit und beider Zukunft gesprochen haben soll. Daß zwischen dem Elternhause der Hanne und dem Hause des Fuhrmanns alle Brücken abgebrochen wären, sei kaum glaublich.

Wien. *A. L. Jellinek.*

Frankreich.

Die Flut unveröffentlichter Napoleon-Dokumente will kein Ende nehmen. Immer mehr tritt diese ruhmreiche Epoche Frankreichs in das Gebiet der wissenschaftlichen Geschichtsforschung. In der „Revue des deux Mondes" vom 1. Mai und 1. Juni publiziert Graf Remacle „Auszüge aus den geheimen Berichten der Agenten des Grafen von Provence in Paris unter dem Konsulate". Diese Berichte wurden, als der Graf von Provence als König Ludwig XVIII. nach Paris kam, im königlichen Archiv untergebracht, woselbst sie seitdem schliefen. Thiers und andere Historiker nahmen von ihnen flüchtig Kenntnis, aber es ist zu verwundern, daß bis jetzt an eine Veröffentlichung nicht gedacht wurde, denn diese geheimen Briefe haben nicht blos eine große historische Wichtigkeit, sondern auch einen wahrhaften litterarischen Wert. Sie stammen aus der Zeit vom 31. Mai 1802 bis zum 1. Oktober 1803, sicher die interessante Epoche des Konsulats, die Zeit, in der Napoleon seine Regierung definitiv begründete. Er befand sich damals in einer sonderbaren Stellung. Er war für die einen der Erbe der Revolution, und als solcher war er für ihre Sünden verantwortlich und für die anderen wieder der erwartete Befreier von den Schrecken der Revolution und der Wiederhersteller der Ordnung und öffentlichen Sicherheit. Der anonyme Korrespondent des Grafen erfährt die geheimsten Intriguen der pariser Gesellschaft und des neuen Hofes, er erzählt witzige Anekdoten und erlaubt sich seinem Herrn gegenüber die freiesten Ansichten über die Schäden und Vorzüge der neuen Aera. Manchmal erhebt er sich bis zu allgemeinen,

philosophischen Betrachtungen. „Es giebt eine öffentliche Meinung in einem Lande nur dann, wenn die Masse des aufgeklärten Bürgertums durch den selben Gedanken vereint ist und dem selben Ziele zustrebt; jedesmal, wenn weder in den Ansichten noch in den Absichten eine Einheit besteht, bilden sich Parteien und Fraktionen von Parteien, aber eine wirkliche Meinung giebt es nicht. In eben dieser Stellung befindet sich Frankreich augenblicklich.“ Ist es nicht als, höre man eine Ansicht über die französischen Zustände der letzten Wochen?

Die brennenden Kolonialfragen liefern der „Revue de Paris“ die Einführungsartikel ihrer beiden letzten Hefte. Das erste Juni-Heft beginnt mit einem anonymen Berichte über die „Mission Marchand“ und ihre Resultate, im zweiten schreibt Ernest Lavisse über „eine neue Kolonialmethode“. Ich muß vorerst bemerken, daß die Herausgeber der „Revue de Paris“ aus ihren warmen Sympathien für England kein Hehl machen und deshalb einer chauvinistischen Uebertreibung nicht beschuldigt werden können. Nichtsdestoweniger wird den beiden Kolonial-Helden, die das Geschick fast gleichzeitig nach der Heimat zurückführte — General Galliéni und Major Marchand —, ein unbeschränktes Lob gezollt. Marchand ist ein Opfer der Politik geworden; mit fabelhafter Energie hat er das Ziel, daß ihm im voraus gesetzt worden war, erreicht, er hatte mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen und zeigte sich als ein Organisator allerersten Ranges. Es wird dann die unglückliche Expedition historisch und geographisch geschildert, und zum Schlusse heißt es: „Von den Thaten der Mission Marchand wird Frankreich eine stolze Erinnerung bewahren, aber es wird sich auch daran erinnern, daß Faschoda die unumgängliche Folge einer waghalsigen und unüberlegten Politik ohne Methode war.“ — Victor Bérard, der in einem früheren Aufsatze das protektionistische und imperialistische England verdammt hatte, rühmt jetzt, in einer sehr dokumentierten Arbeit, „das friedliebende England des Liberalismus und des Manchestertums“. — Romain Rolland bringt einen gut unterrichtenden Aufsatz über Richard Strauß.

In der „Grande Revue“ (1. Juni) stellt sich Professor Paul Stapfer die Frage: „Was ist das Publikum?“ und rechnet sehr geistreich mit diesem Allerweltsrichter ab. „Niemals hat das Publikum das angenommen, was seine Gewohnheiten in irgend einer Weise stört oder befremdet. Es verlangt neues, weil es sich langweilt, aber es lacht zuerst darüber. Im Grunde mehr träge als wahrhaft neugierig, will es nur das lernen, was es bereits weiß, die Musik hören, die noch in seiner Erinnerung summt, das sehen, was seinen Augen schon tausendmal begegnet ist. Jede Ueberraschung versetzt ihm einen Stoß und mißfällt ihm. Jede Neuheit scheint ihm häßlich . . .“ — Sehr warm spricht Jules Vogue von dem verstorbenen Dramatiker Henry Becque, der in einer „triumphierenden Niedrigkeit“ sein Leben gefristet hat. — Ernest Daudet beginnt nach Dokumenten aus den Jahren 1815 bis 1821 die Geschichte der politischen Polizei unter der Restauration.

Das erste Juni-Heft der „Revue des Revues“ bietet einen reichillustrierten Artikel über den interessanten Künstler Levy-Dhurmer, der besonders durch seltsame in der Art des Quattrocento gehaltene Portraits die Aufmerksamkeit des Publikums erweckt hat. — Im zweiten Juni-Heft wird von Le Normand das Projekt des Panama-Kanals mit demjenigen des Nicaragua-Kanals verglichen, und zwar zu gunsten des ersteren. Da auf jeden Fall bei Entstehung eines Krieges der geplante Kanal für neutral erklärt würde, so fällt die strategische Bedeutung, die die Amerikaner dem Nicaragua-Kanal zuschreiben würden, weg. — Frau Dick May führt kurz die von ihr gegründete „erste Journalistenschule“ ein, die im Oktober als Zweigabteilung des Collège Libre des Sciences Sociales eröffnet werden soll.

Der Schweizer Virgile Rossel schreibt in der „Nouvelle Revue“ vom 15. Juni über den wiener Roman, den er durch Emil Marriot (Emilie Mataja) vertreten sieht. Die verschiedenen Romane der Marriot werden einzeln besprochen, ihr Talent mit demjenigen der Eliot und der Sand verglichen, ihr präziser Stil mit dem Maupassants.

Das Erscheinen einer neuen, wortgetreuen und kompleten Ausgabe der „Märchen aus tausend und einer Nacht“ (in 16 Oktavbänden, von denen der erste vorliegt) giebt Alexander Ular in der „Revue Blanche“ (1. Juni) Gelegenheit, den orientalischen Zyklus philologisch und geschichtlich zu behandeln. Der Aufsatz ist von einem Porträt des Uebersetzers, Dr. J. C. Mardrus, begleitet.

„La Vogue“ ist jetzt das Hauptorgan der ganz jungen litterarischen Generation. Einige Alte steuern manchmal etwas bei, aber der lebendige Teil der Monatsschrift, ich meine die Kritiken und Besprechungen, ist ganz in den Händen jugendlicher Kämpfer. Das Mai-Heft bringt seine Gefühlspsychologie von Paul Leclercq, wie sie Peter Altenberg hätte schreiben können. Marcel Schwob übersetzt interessante Phantasiebilder von Thomas de Quincey über die letzten Tage Kants.

Virgile Joß hat einen Vorfahren der Montmartre-Dichter entdeckt. Er heißt Clavel d'Haurimonts und dichtete um 1834 herum. Im „Mercure de France“ (1. Juni) schildert er uns sein Leben und seine Werke. Haurimonts hat in fast allen Gebieten der Lyrik gearbeitet; er liebt es aber besonders, Klagelieder anzustimmen über die ungerechte Vertreibung aus einer Gypshöhle, die an ihm vollzogen wurde, als die Verbündeten 1815 in Paris einzogen.

Paris. *Henri Albert.*

Holland.

Es ist nur zu verständlich, wenn die Friedenskonferenz, die augenblicklich in der holländischen Residenzstadt tagt, in den Niederlanden selber mit weit größerem Interesse verfolgt wird als anderswo, und daß die Zeitschriften der letzten Wochen und Monate voll sind von Artikeln über die Friedensbewegung. Am übersichtlichsten wird die ganze Materie im Maiheft der „Hollandsche Revue“ behandelt an der Hand einer holländischen Uebersetzung des bekannten Buches des russischen Staatsrats Bloch „Der Krieg der Zukunft“. In der Zeitschrift für die Frauenbewegung „Belang en Recht“ finden wir einen Artikel von Henriette van der Mey: „Wir wollen den Frieden“, in dem das Interesse der Frauenwelt an der Friedensbewegung in den Vordergrund der Betrachtungen gerückt wird. „Nicht in Adressen an Kaiser oder in Resolutionen an diplomatische Konferenzen“, heißt es am Schluß des recht lesenswerten Artikels, „wollen wir unsre Friedensliebe kundgeben, sondern als Mütter wollen wir mithelfen, um den Boden zu bereiten, der einst die herrlichsten Früchte tragen soll. Wir wollen unsre Söhne erziehen nicht in Verehrung für den Krieg, sondern in Abscheu vor jedem Krieg unter der Losung „Wir wollen den Frieden!“ — Die „Kroniek“ behandelt die Friedenskonferenz in einem Artikel des streitbaren Dr. Bronsveld, der seiner besonderen Genugthuung darüber Ausdruck giebt, daß der Papst zu der Konferenz nicht eingeladen wurde.

Eine sehr interessante Studie von Dr. J. van den Rijn über „Vorteile und Nachteile frühzeitiger Heiraten“ findet sich in den „Vragen van den Dag“. Dr. v. d. Rijn tritt zunächst der Anschauung entgegen, als ob es Regel sei, daß in den südlichen geographischen Breiten die Geschlechtsreife früher eintrete als im Norden, und daß vom Aequator nach den Polen zu eine stetige Abnahme frühzeitiger Heiraten zu konstatieren sei. Denn auch bei den Samojeden sind Mütter von 11 bis 12 Jahren nichts seltenes. Maßgebend für das Heiratsalter ist in erster Linie der soziale Zustand und zweitens die Wichtigkeit der Stellung, die den Frauen bei den verschiedenen Völkern eingeräumt wird. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß das Heiratsalter der Frauen ein

um so niedrigeres ist, je tiefer die Kulturstufe des betreffenden Volkes und je tiefer die soziale Stellung der Frau ist. An der Hand eines reichen statistischen Materials weist Dr. v. d. Rijn dann nach, wie vor allem der soziale ökonomische Zustand des Mannes auf das Heiratsalter von Einfluß ist. Was den Einfluß der frühen Heiraten auf die Sterblichkeit anlangt, so lehrt die Statistik, daß die Sterblichkeit bei den frühverheirateten Frauen eine größere ist, als bei den spätverheirateten, während das Verhältnis beim Manne gerade umgekehrt ist. Was die Anzahl der Verbrechen betrifft, so ergiebt sich, daß die Verbrechen der verheirateten Frauen im Alter von 18 bis 21 Jahren die der unverheirateten Frauen in diesem Lebensalter bedeutend stärker übersteigen, als in einem späteren Lebensalter. Auch die Frage, ob frühgeschlossene Heiraten mehr Glück bringen als spätgeschlossene, muß verneint werden angesichts der Thatsache, daß die Ehescheidungen sich zu einem überwiegenden Bruchteil aus frühgeschlossenen Ehen herleiten. Die Heiratsstatistik, schließt Dr. v. d. Rijn seinen interessanten Aufsatz, hat zum mindesten den Beweis geliefert, daß zu frühgeschlossene Heiraten im allgemeinen nachteilige Folgen nach jeder Richtung hin haben. Es liegt daher im Interesse der sozialen Gesetzgebung, die frühen Heiraten nach Möglichkeit zu beschränken.

den Haag. *Piet Onbekend.*

Italien.

Daß die „Hypnerotomachia Poliphili“ oder „Der Traum des Poliphilus“ das schönste illustrierte Werk der Renaissancezeit sei, wird nicht bestritten. Streitig aber ist noch immer, wer der Verfasser sei und was das gelehrte, phantasievolle, vielgerühmte Buch eigentlich wolle. In der Rivista d'Italia (15. Mai) weist D. Gnoli nach, daß der Verfasser, sei er nun der venetianische Dominikanermönch Francesco Colonna oder ein anderer, die Anregung zu seinem babylonischen Turmbau von abenteuerlichen Erfindungen, gelehrten Anspielungen, Kunstschilderungen und philosophisch-religiösen Allegorien von Boccaccios „Amorosa Visione“ erhalten habe, deren romanhaft-allegorische Schilderungen er nur weitläufiger und gelehrter ausführe. Seine Ideen und sein Ziel waren andere: in dem Geistes- und Gewissens-Dualismus, den die humanistische Bildung hervorgerufen hatte, stellte sich der gelehrte, für das Altertum und die Natur begeisterte Quattrocentist entschlossen auf die Seite der sinnlichen Welt und ihrer Ansprüche, und sein Werk wurde die allegorische Verteidigung des Sieges der Natur über die kirchliche und mönchische Unnatur, weshalb ihm ein hervorragender Platz in der Geschichte des Humanismus gebührt. Gnoli vermutet deshalb, daß unter dem Namen des Dominikanermönches, von dem sonst kein Werk überliefert wird, irgend ein bedeutender Humanist sich verberge.

In der Nuova Antologia (16. Mai) bespricht Giosuè Carducci unter dem Titel „Falsche Tragödie und richtiger Mann“ das die Thaten und Schicksale des Tyrannen Ezzelin III. behandelnde Trauerspiel „Ecerinis“, für das der Verfasser Albertino Mussato am 3. Dezember 1315 zu Padua feierlich gekrönt wurde, sowie die Beurteilungen des Werkes und die Person des Autors. Carducci gesteht mit Signorelli der Tragödie den Vorzug nationalen Charakters und naturwahrer Darstellung zu. Er nennt sie ein scholastisches, tragisches Epos, das mit den Kompositionsmängeln seiner Zeit behaftet sei und allzu sklavisch an Seneca sich halte, aber er stimmt Settembrini zu, der sie als „Hymnus der Freiheit Paduas“ und als Aufforderung zur Bewahrung der Bürgerfreiheit bezeichnet, die Ezzelin so furchtbar vergewaltigt hatte. — In demselben Hefte bestätigt G. Mazzoni das Urteil, das wir in Nr. 17 des „Echo“ nach der ersten verunglückten Aufführung über D'Annunzios Drama „Gloria“ gefällt haben. Es fehlt an bühnenmäßiger Handlung, an logischer Entwicklung; nur ein kleiner Teil der Personen besteht aus wirklichen Menschen, die anderen sind Schemen und Symbole. Da die Heldin gleichzeitig ein sinnliches Weib und ein Symbol des Ruhmes ist, so werden ihre Handlungen unlogisch und unverständlich. Bedeutend erscheint dem Kritiker trotzdem D'Annunzios Versuch, große Massenleidenschaften auf die Bühne zu bringen und die Tragik großer geschichtlicher Vorgänge nutzbar zu machen.

Das 1. Maiheft der Nuova Antologia enthält eine eingehende Studie von A. Serena über den 1889 gestorbenen triestiner Humoristen Giuseppe Revere — den „entfernten Vetter Heines“, wie er sich selber gern bezeichnete —, dessen Werke soeben von A. Rondani in vier Bänden herausgegeben worden sind, und eine solche von E. Bovet über den lebenden römischen Dialektdichter Cesare Pascarella, der als der erfolgreichste Jünger Bellis gilt. Pascarella hat, was Belli trotz der großen Zahl und unvergleichlichen Kraft und Wahrheit seiner Skizzen nicht vermochte, ein allseitiges und vollkommenes Bild des heutigen römischen Volkes gegeben; das beinahe unentbehrliche formelle Hülfsmittel war für ihn, da er die Form des Sonettes als einzige volkstümliche beibehalten mußte, die Anwendung der Sonett-Reihe überall, wo es sich um zusammenfassende Schilderungen und längere Erzählungen handelte. Nach den Sonett-Reihen der „Villa Glori“ und der „Entdeckung Amerikas“, die ihm großen Ruhm eingetragen haben, ist Pascarella gegenwärtig mit einem neuen Cyklus beschäftigt. — Das letzte Heft derselben Zeitschrift (1. Juni) endlich enthält einen Aufsatz von A. Farinelli über Conrad Ferdinand Meyer und einen Essai von Z. Zini über „Leo Tolstoi und die evangelische Litteratur des 19. Jahrhunderts.“ Unter der letzteren scheint er diejenige zu verstehen, die sich der unbefriedigenden naturalistischen und „Décadence“-Litteratur mit einem neuen Appell an die sittlichen Kräfte und einer Behandlung der ernstesten Lebens- und Seelenprobleme gegenüberstellt. Tolstoi und Ibsen bezeichnet er als die einzigen modernen Schriftsteller, die das große Rätsel des Menschenlebens zum Teil gelöst haben. In Tolstoi sieht er den orientalischen Gegenpol zu dem Occidentalen Nietzsche, dem Apostel der Lehre, daß der schließliche Triumph den Niedrigen, Einfachen und Guten bestimmt sei, daß Glaube und Liebe die erlösenden Mächte seien.

In Nr. 20 der Rivista Popolare beendet G. Paratore die in Nr. 18 begonnene psychologische Studie über Strindberg, in dem er, wie in seinem Meister Nietzsche, das erkrankte Opfer des grenzenlosen Zweifels, der unlösbaren inneren Widersprüche sieht. „Dort der Mensch, der mit allen seinen Gefühlen aufräumen will, der, ein armseliger Zwerg, einen wilden Kampf gegen die Natur unternimmt, um ihr seinen Willen aufzuzwingen und der in dem Ungestüm der Vernichtung die eigene Vernunft vernichtet; hier der Mensch, der aus krankhafter Neugier eine grausame und ausgesuchte Selbst-Zerlegung vornimmt, die Sonde in sein Innerstes senkt und gemeine Handlungen entdeckt oder zu entdecken glaubt, und wieder zweifelt und sich hineinredet, nur um sich rühmen zu können, daß seine Analyse sich bestätigt habe.“ Strindbergs Romane nennt Paratore anarchistische Produkte des Hasses gegen die Masse, gegen das Weib, die Liebe und jede milde Herzensregung. Mit Bezug auf seine Selbstbekenntnisse sagt er: „Nie hat ein Mensch den titanischen Mut, die wunderbare Seelenstärke gehabt, so tief zu bohren; nie hat die Menschheit ein furchtbareres Dokument erhalten, in dem ein Gewirr, ein Geflecht von Elementen für eine Physiologie der Liebe, eine Krankheitspsychologie, ja eine Verbrecher-Philosophie enthalten ist.“ Die Selbstquälerei, die Schwermut, der Pessimismus, die Verherrlichung des Ich, der Verfolgungswahn sind Stufen der Geisteskrankheit, die sich in dem den geistigen Anstrengungen nicht gewachsenen Dichter entwickelt. Die Rückkehr zum Glauben, der Asketismus ist das Ergebnis seiner

Schwäche. „Er ist jetzt müde; die Kräfte verlassen ihn; es verlangt ihn nach Frieden. Daher das Bedürfnis nach Glauben, der Drang nach dem Katholizismus, der ihm das Räthsel löst. Er endet, wie er auf die Welt kam: zu schwach."

Rom. *Reinhold Schoener.*

Dänemark.

„Nord og Syd." Gustav Bang bespricht in einem leitenden Artikel des 6. Heftes die vielumstrittene Stellung Bacons im Lichte der neueren Litteraturforschung. Der Verfasser gewährt namentlich der seit Morgan nicht wieder zur Ruhe gekommenen Shakspere-Kontroverse einen größeren Spielraum in seiner Betrachtung, räumt aber offen ein, daß über das ganze Baconproblem an der Hand der bis jetzt eruierten Hilfsquellen ein abschließendes Urteil nicht gefällt werden kann. Trotzdem habe man jedoch kein Recht, jene Frage lediglich als „müssigen Zeitvertreib von kritikwütigen Shakspere-Verkleinerern" zu bezeichnen, wie dies seitens verschiedener Litterarhistoriker aus Bequemlichkeits- und anderen Gründen geschehen sei.

„Tilskueren." Georg Brandes skizziert in Heft 5 einige Episoden aus dem Leben der Maryla Wielopolska. Die geistigen Strömungen der slavischen Völkerschaften, insonderheit der „duldenden Niobe unter den Nationen Europas" — Polen — haben von jeher in dem Verfasser einen beredten, ja begeisterten Interpreten gefunden. Manche dichterische Kraft ist von ihm geradezu für den Litteraturkreis unter seinen Landsleuten neu entdeckt worden. Auch in der vorliegenden biographischen Schilderung entfaltet Brandes den ganzen Zauber seines tiefeindringenden psychologischen Verständnisses für die impulsiven Kräfte fremder Geistesgrößen, die von den Wogen des täglichen Kampfes umbraust werden. Daß Brandes, im großen gesehen, hierbei wieder in den Fehler einer reichlich optimistisch-einseitigen Auffassung verfällt, die vorzugsweise die Lichtseiten am fremden Genie erkennt, ohne den nötigen Schatten entsprechend zu schraffieren, dürfte weniger auf das Konto der brandesschen Eigenart im allgemeinen als auf die persönliche Neigung zurückzuführen sein, die das dichterische Empfinden Brandes zu seinem bekannten „Zug nach dem Osten" bestimmen.

Kopenhagen. *Styrebjörn.*

Finland.

Finsk Tidskrift. Noch immer stürmen die Sturzwellen des finisch-russischen Kampfes, eines Kulturkampfes in des Wortes schmerzlichster Bedeutung, über das stille Land der tausend Seen dahin. Neben den rein politischen Konfliktfragen, an deren Verschärfung das moskowitische Polizeiregiment mit unermüdlichem Eifer arbeitet, ist es vornehmlich die Sorge um das reiche geistige Erbe der altschwedischen Entwickelungsperiode des Landes, um deren willen die besten Söhne ihre Kraft einsetzen. Wie viel schwerwiegende Opfer dieser ungleiche Kampf gerade in den letzten Wochen gefordert hat, wird von einem E. S. unterzeichneten Artikel über „Die jüngsten Zeitungseinziehungen in Finland" zutreffend erörtert. Der Artikel faßt die Maßregeln des Gouverneurs Bobrykow zum Schlusse dahin zusammen, daß gerade der in schwedischer Sprache herauskommende Teil der periodischen Litteratur von dem Hasse der fremden Oberherren verfolgt werde. Die ganze Richtung der schwedischen Litteratur habe sich zu einer einzigen, gewaltigen Protestkundgabe gegen die russische Unterdrückung entwickelt, es seien die besten Hoffnungen vorhanden, daß dem Lande dieser wertvollste Teil seiner geistigen Kraft auch für die Zukunft erhalten bleibe. Naturgemäß sind auch im vorliegenden Artikel die „gefährlichen" Stellen und Wendungen aus begründeter Rücksichtnahme auf die argusäugige Zensurbehörde wohlweislich zwischen die Zeilen geschoben, sodaß es schon eines auf derartige Lektüre besonders „geaichten" Publikums bedarf, um die angestrebte Wirkung auch thatsächlich zu erzielen. — Im selben Hefte findet sich eine Uebertragung von Gabriele d'Annunzios Lyrik, sowie eine nicht gerade von Begeisterung überwallende Besprechung der Steadschen Preßbewegung zu gunsten der internationalen Friedensidee, — ein Thema, das allerdings in Finland kaum andere als wehmütige Betrachtungen herausfordert.

Helsingfors. *Suomi.*

Lettische Zeitschriften.

Die Mehrzahl der lettischen Schriftsteller ist unter Leitung des Kritikers Teodors zum zweiten Male in einer Veröffentlichung vor das Publikum getreten, das eine Art Almanach vorstellt und den Namen „Jauna Rascha" (Neuer Ertrag) trägt. Man findet dort Originalbeiträge in gebundener und ungebundener Rede, litteraturhistorische und kritische Artikel und am Schlusse eine litterarische Chronik, die eine Uebersicht über die wertvollsten Erzeugnisse des lettischen Schrifttums während des vergangenen Jahres bietet. Unter den Aufsätzen litterarhistorischen Inhalts wäre die Biographie des begabten lettischen Erzählers Apsischu Jehkabs von Teodors hervorzuheben. Mit seiner ganzen erfolgreichen Thätigkeit wurzelt dieser Schriftsteller (geb. 1858) in den allmählich in Verfall kommenden patriarchalischen Verhältnissen seines Volkes. Er betrachtet als die Quelle aller geistigen Wiedergeburt die Bibel und vermag für die moderne Litteraturbewegung kein Verständnis aufzubringen. — Die Monatsschrift „Austrums" unterzieht den jüngsterschienenen Band der „Jauna Rascha" einer Besprechung, worin besonders der kritische Takt des Herausgebers gerühmt wird. Die Zeitschrift bringt ferner einen Bericht über die Begründung des lettischen Litteraturfonds beim litterarischen Verein in Riga. Dieser Fond, dessen Statuten nach dem Vorbilde ähnlicher Institutionen bei anderen Völkern, besonders bei den Tschechen, ausgearbeitet worden sind, bezweckt durch Herausgabe wertvoller Schriften, Honorierung der Schriftsteller, Verteilung von Preisen die Beförderung der lettischen Nationallitteratur. Die Kunsttheorie Tolstois behandelt A. Needra. In der Forderung, daß die Kunst allgemein verständlich sein soll, sieht er einen Widerspruch mit der von demselben Schriftsteller befürworteten Evolution der Kunst, die nur durch Differenzierung zustande kommen könne; nur eine in der Entwickelung noch auf den ersten Stufen beharrende Kunst dürfte für alle verständlich sein, würde aber den weiter Fortgeschrittenen keinen Genuß bereiten. — Der „Mehneschraksts" bringt eine eingehendere Kritik über die lettische Uebersetzung der shaksperischen Tragödie „Macbeth". Diese meisterhafte Uebersetzung rührt von Fr. Adamowitsch her, der schon durch die Umdichtung der krylowschen Fabeln und des „Julius Cäsar" sich einen Namen erworben hat. Weiter finden wir daselbst den Anfang einer längeren Studie über die Mythologie der alten Letten von M. Bruneneeks. Im Eingange erklärt er, daß wir bei der Erforschung der Mythologie der Letten auf keine großen Religionssysteme stoßen, daß man ihre religiösen Vorstellungen aus Gebräuchen und unvollkommenen Resten des Kultus durch Vergleichungen und Schlußfolgerungen feststellen muß. Der Autor erklärt sich als einen Anhänger der anthropologischen Schule und stellt sich dadurch der durch Manhard bei uns angeregten, besonders durch den Lektor der lettischen Sprache Lautenbach vertretenen, bisher auf dem Gebiet der lettisch-mythologischen Forschung herrschenden naturalistischen Richtung kritisch gegenüber. Außer dem Schluß der goethischen „Iphigenie auf Tauris" bringt diese Monatsschrift den Anfang von Lessings „Nathan der Weise" in der Umdichtung von Rainis. — Die Mai-Hefte der lettischen Zeitschriften sind zum Teil der in diesem Monat im ganzen russischen Reiche veranstalteten 100jährigen Geburtstags-Feier Alexanders Puschkin gewidmet.

Riga. *Reinhold Kaupo.*

Russland.

Die russischen Zeitschriften stehen in ihren letzten Heften natürlich durchweg im Zeichen Puschkins. Wir können hier auf die einzelnen Artikel, die sich in den Maiheften der großen russischen Revuen finden, nicht eingehen und nur die allgemeine Tendenz dieser Jubiläumsartikel berühren. Alle insgesamt bringen dem Andenken des großen Genius den schuldigen Dankbarkeitszoll dar. Die Zeit, in der unter der Führung Pissemskis und der nihilistischen Presse und Kritik die Parole ausgegeben wurde, „ein Stück Käse ist mehr wert als der ganze Puschkin“, ist gottlob vorbei. Die heutige russische Kritik und Gesellschaft wissen, welche ungeheure Bedeutung Puschkins Arbeit für sein Volk und seine Sprache gehabt hat. Sie wissen und begreifen noch mehr, sie wissen, daß Puschkin nicht allein Rußland, daß er der Welt gehört. Puschkins Genius stand hoch über der Masse, er stand jenseits der Grenzen, die Sprachen und Nationen scheiden. — Die weitaus bedeutendste Arbeit unter denen, die in diesen Tagen dem Andenken Puschkins gewidmet wurden, finden wir in Heft 5 des „Mir Boshij“. Iwanow, ihr Verfasser, hat sie treffend „Tage der Reue“ betitelt. Es ist eine Arbeit, die in weitesten Kreisen bekannt zu werden verdiente. Iwanow wirft grelle Streiflichter auf die Gesellschaft der Dreißigerjahre, auf das ganze Petersburg der nikolaitischen Zeit mit seinem äußeren korrekten, glänzenden Anstrich und seiner inneren unglaublichen Hohlheit und Verderbtheit. Ausgezeichnet wird hier durchgeführt, wie der geniale Dichter ein Opfer des herrschenden Systems und der verrotteten Gesellschaft wurde, die das göttliche Feuer in ihm haßte, seine Ueberlegenheit ihm nicht vergab. Iwanow weist nach, daß nicht Puschkin allein als Märtyrer fiel, nein, daß die Großen der russischen jungen Litteratur jener Jahre derselben kalten und niederträchtigen herrschenden „Gesellschaft“ zum Opfer fielen. Gleichwie Puschkin, gequält von der Polizei und Beamtenhierarchie, bedrückt und verfolgt, bald vom allmächtigen Gendarmenchef Graf Benkendorff, bald von einem stupiden und hochmütigen Minister der sogenannten Volksaufklärung Uwarow, von der Censur unaufhörlich chikaniert, von dem Hofe gehaßt, wie ein gehetztes Wild in den Tod gegangen, in gleicher Weise wurde ein Genie wie Lermontow in seiner Entfaltung gehindert und frühzeitig in den Tod gejagt, Gogol verfolgt, so daß er die Residenzen und Rußland floh wie die Pest, Belinski in den Tod getrieben — der große Kritiker mußte geradezu verhungern. Die russische Litteraturgeschichte jener Zeit ist eine Märtyrergeschichte. Rylejew wurde gehängt, Baratinski zum gemeinen Soldaten degradiert, starb in zerrütteter Gesundheit, Gribojedow, von der Residenz absichtlich fern gehalten, wurde in Persien ermordet. — „Tage der Reue“ . . . Es liegt sehr viel Wahrheit in dem Titel! Immerhin ist es erfreulich, daß wenigstens hundert Jahre nach seiner Geburt, 62 Jahre nach seinem Tode Puschkin als Dichter nach Gebühr gewürdigt wird, als das, was er ist — der größte dichterische Genius seiner Nation, dem ein Platz neben den Ersten in der Weltlitteratur gebührt, der sich um die Entwicklung der Sprache und Litteratur seines Volkes ein unvergängliches Verdienst erworben hat.

Interessante Puschkinartikel finden wir noch in Heft 5 der „Russkaja mysslj“ und des „Westnik Jewropy“. Einige Revuen haben sich noch nicht ausgesprochen, so daß wir nach dem Puschkin-Jubiläum, das am 26. Mai/7. Juni stattfindet, auf die Aeußerungen der litterarischen Blätter noch zurückkommen werden. — In Heft 5 des „Mir Boshij“ findet sich ferner ein interessanter Essai unter dem Titel „Mickiewicz über Puschkin“.

Aus dem „Russki Archiv“, Nr. 5 1899, seien die interessanten Briefe Bulgakows an seinen Bruder aus den Jahren 1802—4, wie die durch ihre feine poetische Sprache und die Beobachtungsgabe des Verfassers sich auszeichnenden Erinnerungen N. Bogatinows bemerkt. Einige Puschkiniana beschließen den erwähnenswerten Inhalt des Heftes.

Petersburg. *A. von Engelhardt.*

Rumänien.

Als Einführung zu einer in Aussicht genommenen Uebersetzung des Dramas „Einsame Menschen“ giebt Eleonora Stratilescu in den „Convorbiri literare“ eine eingehende Analyse der Dramen Gerharts Hauptmann, besonders der „Weber“ und der „Versunkenen Glocke“; zum Schluß zieht sie einen Vergleich zwischen Hauptmann und Ibsen: „Hauptmann ist ein humaner Philanthrop, der für jede Menschenseele Interesse empfindet, daher vermögen seine Dramen auch so viel Sympathie zu erwecken; Ibsens Dramen dagegen treffen den Hörer zerschmetternd wie Hammerschläge, seine Gestalten wirken mit einer Macht und Größe jenseits von Sympathie und Mitleid.“ — Begeisterte Worte der Bewunderung widmet Calypso Demetrescu der rumänischen Volkspoesie, vor allem der „Doina“, in deren melodischen Weisen voll süßer Wehmut, innigen Naturempfindens die Seele des Rumänenvolkes ihren reinsten Ausdruck findet. Anders urteilt Al. Antemircanu in der „Floare albastra“. Er spricht über die Gleichgültigkeit des Publikums der Volkspoesie gegenüber, die plötzlich an die Stelle der früheren Begeisterung getreten ist, die durch die Sammlungen von Alexandri, Creanga, Ispirescu u. a. geweckt und genährt worden war, und führt diese Gleichgültigkeit auf den Mangel künstlerischen Wertes in jenen Dichtungen zurück. In derselben Zeitschrift tritt sodann ein kurzer Artikel der Anschauung entgegen, daß die mohammedanische Frau in äußerster Unbildung dahinvegetiere, und zählt eine ganze Reihe von berühmten Frauen bei den Mohammedanern von früher Vergangenheit bis zur Neuzeit auf, die sich in Kunst, Litteratur und Wissenschaft hervorragende Namen erworben haben. — Den Dichtungen Richards Dehmel widmet Bogdan-Duica eine Besprechung voll Lobes und Bewunderung, während J. Duscian in Kürze Arthur Schnitzlers „Vermächtnis“ betrachtet, dem durch das Neue in ihm, das Gepräge der Persönlichkeit des Dichters, die gleiche Bedeutung für die deutsche Bühne zukomme wie Rostands „Cyrano de Bergerac“ für die französische. Ueber Möbius' Arbeit, „Ueber das Pathologische bei Goethe“ plaudert Maria Rzewska. Unter den poetischen Beiträgen finden sich gute Uebersetzungen heinischer Lieder.

Die in Großwardein erscheinende „Familia“ sucht dem litterarischen Bedürfnis der rumänischen Bevölkerung in Ungarn zu dienen, und von den besten Federn unterstützt, darf sie nunmehr auf eine vierunddreißigjährige Thätigkeit zurückblicken. Allerdings kann der Rahmen eines Familienblattes nicht weit überschritten werden, wofür ja aber auch hier wieder die leidigen äußeren Verhältnisse verantwortlich zu machen sind. — In einer recht anerkennenswerten Studie dieser Zeitschrift beschäftigt sich Il. Chendi mit der deutschen Loreleysage, deren besonderes Interesse darin bestehe, daß es hier dem Dichter Brentano gelungen sei, sein eigenes Geschöpf dem allgemeinen Volksglauben zu einzuverleiben. Chendi geht des Näheren auf die verschiedenen Bearbeitungen ein durch Brentano, Eichendorff, Niklas Vogt, v. Loeben, Heine, Julius Wolff, Geibel und schließlich auf die Deutung und Herkunft des Namens Lurlei. — Der junge rumänische Dichter Haralamb Lecca bringt die Uebersetzung eines poetischen Märchens von Carmen Sylva, daran schließen sich weitere Originalbeiträge, Erzeugnisse der Volkspoesie und eine Uebersetzung von Daudets „Tartarin de Tarascon“.

Georg Adam.

Nordamerika.

In der Mai-Nummer der „North-American-Review“ beginnt William Dean Howells eine

zusammenfassende Besprechung der neuen englischen und amerikanischen Dichter, worunter er die Generation nach Swinburne und Whitman versteht, mit folgenden Bemerkungen: „Jede Untersuchung der Litteraturphase, die in erster Reihe, wenn nicht vorwiegend, die jüngeren Leser interessiert, ist eine heikle Aufgabe für den Kritiker, wenn er selber nicht mehr jung ist. Die Poesie hängt so eng mit dem Genuß zusammen, den sie verschafft, daß derjenige, der in ihr nicht den Genuß findet, den sie ihm einst bereitet hat, versucht ist zu glauben, es sei überhaupt keiner darin. Der Greis wird oft gerade durch die Jahre, die ihn an Wissen bereicherten, unfähig gemacht, in solcher Hinsicht ein maßgebendes Urteil zu fällen. Er ist zum Beispiel leicht geneigt zu erklären, daß man lange nicht so viel Gedichte läse, wie zu seiner Zeit, weil er nicht mehr so viel liest, und er begründet es mit der Behauptung, daß die heutige Poesie des Lesens weniger würdig sei.“ Nach dieser Einleitung läßt Howells das ganze junge England Revue passieren, von William Watson (vgl. Sp. 1103) zu Stephen Philips, und ihre amerikanischen Zeitgenossen, von Richard Hovey bis Madison Cawein, über die er sich im ganzen ungemein günstig ausspricht, fährt aber dann mit einer plötzlichen Schwenkung fort: „Die Namen der großen Dichter, die dahingegangen, tauchen störend, fast anklagend vor mir auf. Was sind alle die Neuen, Gegenwärtigen angesichts solcher überwältigender Abwesenden, wie Browning und Emerson, Longfellow und Tennyson, Rossetti und Lowell, Arnold und Whittier, Holmes und Morris, und jener einsamen unbestimmten Größe, die einst Walt Whitman hieß? Ich fürchte mich fast zu antworten, ich kann nur zögernd andeuten, daß das Heute vielleicht bald das Morgen einschüchtern wird, wie das Gestern jetzt das Heute einschüchtert. Ich wünschte, ich könnte erfahren, wie ein jüngerer Mann über diese Thatsache, oder vielmehr Frage, denkt. Ich gehöre der Vergangenheit an in meinem kleinen Kreise und bin vielleicht kein geeigneter Richter der Gegenwart ..... Nach der Befriedigung zu urteilen, die die Dichter meiner Zeit mir gewährten, könnte ich verleitet werden zu denken, daß es nie eine Zeit gegeben hat, deren Sänger ihr so ganz und voll Ausdruck verliehen. Aber welches Recht habe ich, meine trockenen, gelben Blätter zweifelnd zu schütteln, wenn ich die neue Musik um mich her höre?“

In der Mai-Nummer des „Forum“ würdigt Brander Matthews die Verdienste des englischen dramatischen Kritikers und Schriftstellers William Archer und erwähnt des Umstandes, daß dieser 1882 in seinen „Englischen Dramatikern der Gegenwart“ erklärte, das englische Drama sei zur Zeit ein nicht existierendes Produkt; er schreibt es zum großen Teil dessen Wirken zu, daß man jetzt Stücke von W. S. Gilbert, H. A. Jones, Arthur Pinero, Anthony Hope und Augustus Thomas mit Genuß lesen könne. Eigentümlich berührt es einen, daß der Verfasser bei dieser Gelegenheit den modernsten und geistvollsten Dramatiker des heutigen England nicht erwähnt, George Bernard Shaw (vgl. Sp. 904), dem ganz gewiß die Hälfte des Archer zugesprochenen Verdienstes, für Ibsen den Weg gebahnt zu haben, gebührt. Freilich agitierte Shaw mehr theoretisch, während Archer den Nordlandsrecken vortrefflich übersetzte. — In der Juni-Nummer derselben Zeitschrift behandelt Prof. G. R. Carpenter von der Columbia-Universität die Frage: „Was erklärt den dauernden Wert der Romane Dumas'?“ Er verteidigt ihn gegen die Anklage, daß seine historischen Romane Verzerrungen der historischen Wahrheit seien und schwingt sich zu der Behauptung auf: „Ich würde mich eher auf einen ausnahmsweise begabten Laien verlassen, Shakspere, Dumas oder Sienkiewicz, der einmal die Atmosphäre der Zeit in zeitgenössischen Dokumenten gespürt, als auf eine Schaar teutonisierter Annalisten.“ Er preist Dumas' ethische Ideale und vergleicht schließlich seine an das Plagiat streifende Arbeitsmethode mit derjenigen Rubens'.

Die Frühjahrs-Nummer von „Poet-Lore“ enthält eine annehmbare Uebersetzung von Sudermanns „Johannes“. — „Bookman“ widmet in der Juni-Nummer dem neuesten Roman Rider Haggards, „The Swallow“, ein Feuilleton, betitelt „Die Entwicklungsgeschichte eines Künstlers“, bezeichnet den kalifornischen Roman „Mc Teague“ und den eben veröffentlichten Frauenroman „The Maternity of Harriet Wicken“ von Mrs. Henry Dudeny als Neublüten des Realismus und erklärt in dem Feuilleton „Eine Schwester Evangelines“, daß der Verfasser des gleichnamigen Romans, Prof. C. D. G. Roberts, der historischen Wahrheit der darin geschilderten Verhältnisse näher gekommen sei, als Longfellow in seinem bekannten Gedicht.

New-York. *A. von Ende.*

Besprechungen

Kurze Geschichten.

1. Blutstropfen, Novellen von Anna Behnisch. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1899. 8°. 2,50 Mk.
2. Drollige Geschichten von Siegfried Robert Nagel. Ebenda. 1899. 8°. 1,70 Mk.
3. Shocking! Keine Geschichten für die Familie. Von Theodor von Sosnosky. Ebenda. 1899. 8°. 2,50 Mk.
4. Große Kinder. Novellen von Fritz Stier-Somlo. Berlin. Verlag der Märkischen Buchhandlung (Eugen Beer). 1898. 8°. 2,00 Mk.
5. Nachklang Von Gerhard Ramberg. Illustriert von F. A. Seligmann. Leipzig. Verlag von Arwed Strauch. 1898. 8°. 2 Mk.
6. Verstreute Blätter aus dem Zeitbuche der Welt. Novellen und Erzählungen von Emil Kullberg. Jena. Hermann Costenoble. 8°. 1899. 2 Mk.
7. Silhouetten von Marianne Tuma von Waldkampf (Maryla Alexa). Prag. Verlag von Fr. Řivnáč. 1899. 8°. 1,50 Mk.
8. Wie sie sind .... Ein Wiener Skizzenbuch von Carl Morburger. Leipzig. Verlag von Grübel und Sommerlatte. 1899. 8°. 1,50 Mk.

Ein paar Jahre ist es her, da ging ich mit einem wiener Freunde spazieren und wie gewöhnlich sprachen wir von der Zukunft unserer Litteratur; was wir alles gesprochen, ist gleichgültig, nur ein prophetisches Wort des Freundes fiel mir beim Lesen dieser kurzen Geschichten wieder ein: „Paß auf, es kommt noch, wie ichs sage, in der Skizze liegt die Zukunft unserer Litteratur!“ Er hat so ziemlich Recht behalten, der wiener Freund und Prophet, besonders in bezug auf die Litteratur seiner Vaterstadt. Das Skizzenhafte ist ganz eigentlich — es gilt das auch für die meisten großen Romane — das Charakteristische der modernen Litteratur. Wo ist heutzutage noch ein jüngerer Dichter, der, ganz abgesehen vom Talent, die ausgesprochene künstlerische Absicht hätte, mit ruhigem und wohligem Behagen etwas gründlich zu beschreiben und sorglich auszumalen, nein, alles wird skizziert, fein und mit großem Raffinement in der Beobachtung, in der überhaupt die Stärke der modernen Litteraturbewegung liegt, aber ein richtiges sauberes Bild wirds doch nicht, es bleibt alles gestrichelt, „hingehauen“. Diese Eigentümlichkeit der Komposition wirkt auch zurück auf den Stil der Darstellung, nur selten noch findet man einen Meister der Stilistik unter den jüngsten, die meisten halten das für einen überwundenen Standpunkt. Nun, ich will hier nicht die krächzende Dohle, auch nicht den überstrengen Stilrichter spielen — denn es gälte auch da sehr oft noch die Spreu vom Weizen zu sondern — ich will nur kurz auf die Gefahr hinweisen, die darin für die allerjüngsten, jetzt nachwachsenden Talente liegt. Daß Stümper und Ignoranten jederzeit in den Fehlern großer Vorbilder

ihre Stärke suchten, ist zwar nichts neues, aber meine Warnung gilt nur für diejenigen wirklichen Talente, die sich immer und immer wieder in Skizzen und kleinen Nettigkeiten zersplittern und verzetteln, anstatt die ganze Kraft zu einzelnen großen Kunstwerken zusammenzunehmen, was freilich auch viel schwerer ist.

Am allerdringendsten ist diese Warnung für die jungen Wiener gemeint, die die meisten Skizzentalente und die wenigsten Romanschriftsteller und Novellisten unter sich zählen. Auch unter den vorliegenden Büchern stammen die zwei talentiertesten Skizzensammlungen von der blauen Donau. Carl Morburger giebt uns eine recht gut beobachtete und farbenreiche Schilderung der liebes- und lebenslustigen wiener Jugend, und Theodor von Sosnosky entrollt uns eine Reihe von Sittenbildern, die an schonungsloser Satire und pikantem Reiz nichts zu wünschen übrig lassen. In beiden Bändchen würde sich aber kaum eine einzige Geschichte finden lassen, die man als ein wirklich abgerundetes und in sich geschlossenes Kunstwerk bezeichnen könnte, es ist alles nur billige, wenn auch ganz brauchbare Marktware, aber nichts besonders wertvolles darunter. Und doch ist die Beobachtungsgabe, namentlich Morburgers, auffallend stark, sodaß man sich wohl etwas ganzes von ihm versprechen könnte, wenn er mehr Kompositionstalent verriete. Ein dritter, schon älterer Wiener, Gerhard Ramberg, bleibt unter dem Niveau des Interessanten, er schreibt Dutzendskizzen, höchstens „Der Handkuß einer Mutter“ verrät das bischen Talent, das — noch übrig geblieben ist. Von den beiden Anfängerinnen Marianne Tuma von Waldkampf und Anna Behnisch ist die erstere ohne Frage die begabtere, ihre etwas düster und gruselig angehauchten Stimmungsbilder aus den deutsch-slavischen Grenzländern lesen sich gut, namentlich „Hansi“, — zeugen aber von keiner besonderen Eigenart, was doch die Hauptsache bei Anfängerarbeiten ist. Anna Behnisch rafft leider ohne Wahl und Kritik wie so viele Anfänger und Anfängerinnen, möglichst viel, Plunder und Besseres, zusammen, um nur wenigstens ein leidliches Bändchen in die Welt senden zu können. Ihre letzte Dichtung „Der Ringer“ ist eine arg mißlungene Arbeit, deren Veröffentlichung mindestens eine Unüberlegtheit war. Ein ganz ähnlich ungleiches und vielfach sehr unreifes Gepräge trägt die Sammlung Emil Kullbergs, obwohl er sich anscheinend mehr Mühe giebt als Anna Behnisch, dafür hat er freilich auch noch weniger Talent als die immerhin geschickt nachahmende Dame. „Drollige“, besser „drollig sein sollende“ Geschichten nennt Siegfried Robert Nagel seine Sammlung, obwohl kaum einige dieser Nichtigkeiten sich über das Niveau der fadesten Biergeschichte erheben. Der Einzige aus dieser ganzen Schaar, der wenigstens das Streben zeigt, seine Motive durchzukomponieren, ist Fritz Stier-Somlo. An Beobachtungsgabe und Schilderungstalent reicht er an die ersten beiden Wiener nicht heran, aber an Sorgfalt und künstlerischer Gestaltungskraft ist er ihnen überlegen; dazu kommt eine leicht lyrische Färbung seines Talents, die namentlich in der ersten Novelle, „Die Aelteste“ angenehm berührt. Doch auch Stier-Somlo bleibt im Stil durchaus skizzenhaft, alles ist abgerissen, ruckweise, flüchtig — wie es eben die „Moderne“ mit sich gebracht hat. Nun ich glaube, es wird Zeit zum Rückzug zu blasen, denn nur das in sich Vollendete, auch in kleinen Formen, ist das wirkliche Kunstwerk.

Dresden. *Hermann Anders Krüger.*

Romane und Novellen.

Nixchen. Briefwechsel eines Idealisten mit einem Realisten. Ein Beitrag zur Psychologie der höheren Tochter. Von Hans von Kahlenberg. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1899. 119 S. Preis M. 1,50 (2,50).

Die Familie von Barchwitz. Roman von Hans von Kahlenberg. Berlin, Fischer, Verlag. 1899. 213 S. Preis M. 3.—.

In beiden Büchern siegt, was uns alle bändigt, das Gemeine. „Nixchen“ ist ein Capriccio über bekannte Motive aus den alten „Liaisons dangereuses“ von Laclos, mit denen es auch die Briefform teilt, und den „Demi-Vierges“ von Prévost, nur daß diese Bücher entschieden die anständigeren sind. Das „Nixchen“, das diesen Beinamen von dem abgebrühten Frauenkenner und Schriftsteller Herbert Gröndahl um seiner glatten, spitzbübischen, fischblütigen Lüsternheit willen erhält, ist ein frühfertiger berliner Geheimratsbackfisch, dessen erstaunliche Kenntnis des Allzumenschlichen nur von seiner Angst vor den „Konsequenzen“ übertroffen wird. Gröndahl berichtet in seinen Briefen an einen idealistischen Provinzfreund von den Alkovenszenen, die er mit dieser sechzehnjährigen „Unschuld“ in seiner Garçonwohnung erlebt; der Freund schwärmt ihm dafür von einer entzückend reinen sechzehnjährigen Mädchenknospe vor, die er zu seiner süßen kleinen Braut erkoren hat, und auch wirklich heimführt: zum Schluß ergiebt sich für den Leser, daß der kindlich-sittige Engel des einen und das Nixchen des andern ein und dasselbe Geschöpf sind. Item: der Idealist, der an sechzehnjährige Mädchenunschuld glaubt, war mindestens ein ebenso großer Ochse, wie weiland König Wiswamitru, folglich geschieht ihm nur sein Recht... Und dann überhaupt! „Was ist gemein?“ philosophiert Gröndahl, „was ist verächtlich? wenn alles Menschliche menschlich ist!“ Wenn das Weib gemein wird, so ist nichts, nichts als der Egoismus des Mannes schuld, der sie dazu macht. Diese Wahrheit ist festzuhalten. „Selbst der hintergangene Ehemann! Er ist lächerlich und verächtlich mit Recht. Lebte er wirklich *mit* seiner Frau, hätte er sich bemüht, sie kennen zu lernen, ihr Denken, ihr Fühlen bis in ihre Verlogenheiten hinein — wäre ihm das passiert?“

Ungefähr diese Logik entwickelt auch die blonde, dreiundvierzigjährige Frau von Barchwitz ihrem Gatten, dem Oberstleutnant gegenüber, als der sie aschfahl und zitternd eine Dirne nennt, weil sie ihn mit dem Obersten Rönne, seinem Vorgesetzten, systematisch hintergangen hat. Wo wäre auch ihre Schuld? Sie, die gesundheitstrotzende, noch blühende Frau hat sich einfach das genommen, was ihr Lebensrecht war und was er ihr schuldig geblieben ist! Wem dankt er denn seine Carrière wenn nicht ihr? Was hat sie ihm denn genommen? Ganz zufrieden soll er sein, daß sie ihm trotzdem immer eine gute Hausfrau und seinen Kindern eine gute Mutter war! . . . Und sie bleibt wirklich Siegerin. Der arme, magenkranke Barchwitz wird über die Erkenntnis seiner Schande auf dem Krankenlager förmlich hinweggehätschelt, sein Gedächtnis eingelullt und in Watte gewickelt. Er ahnt nicht einmal, warum kurz danach seine sechzehnjährige Tochter Mila — Typus „Nixchen“ — Hals über Kopf mit dem einzigen Sohn der im Hause wohnenden reichen Stadtratswittwe verheiratet wird. Er wird sogar gerührt, als zum Schlusse des einträchtigen Hochzeitsmahles — auch Oberst Rönne wohnt ihm bei — der Pfarrer eine salbungsvolle Rede über den Segen des Ehestandes und auf das Wohl der „deutschen Musterfamilie“ von Barchwitz fällt. Und darin, in diesem Sieg der unterflächlichen Gemeinheit soll die satirische Pointe des Buches liegen, das mit innigem Behagen die schmutzige Familienwäsche einer kleinen Offiziergarnison ans Licht hängt. Aber es ist nur scheinbar Satire. In Wirklichkeit wird, was im Grunde das Stichblatt des Hohnes sein müßte, der „cant“, die Tugendheuchelei der exklusiven Gesellschaftskreise, in Schutz genommen und indirekt gerechtfertigt. Denn nicht der skrupellose, verlogene Ehebruch wird angegriffen, sondern die Ehe als solche, „le tombeau de l'amour“, diese „Versteinerung alles freien und schönen Wollens“. Eine derart, hm — offenherzige Propaganda für das Recht des Weibes auf unumschränkten physischen Liebesgenuß ist zum mindesten aus der Feder einer jungen Dame, die im Leben noch das Prädikat Fräulein führt, annoch ungewöhnlich. Allerdings werden diese geläufig vorgetragenen erotischen

Theorieen sehr geschickt und klug zwei grundverschiedenen Räsonneuren in den Mund gelegt, aber sie sind doch sozusagen der Orgelpunkt des ganzen Buches. Und das macht es bei allem Talent, mit dem es geschrieben ist, und trotz mancher Feinheit, die es enthält, so widerwärtig. Es herrscht darin allzu unverkennbar das vor, was Nietzsche gelegentlich bei Zola „die Freude, zu stinken" genannt hat, es klingt zu viel helle Schadenfreude über das Unterliegen der nach bürgerlichen Begriffen anständigen Menschen daraus hervor, es wird zu geflissentlich Schmutziges zusammengetragen und liebevoll ausgemalt. Nicht das Recht des Herzens, der Leidenschaft gegenüber engherzigen Gesellschaftsforderungen wird verfochten, sondern das brutale Gewaltrecht körperlicher Triebe: eine Art besserer Gestütsmoral. — Darum ist das Buch nicht, wofür es sich geben will, Satire, sondern einfach ein medisantes Pamphlet auf die Gesellschaftskreise der Verfasserin. Was diese gelegentlich von ihrer überreifen Frau von Barchwitz sagt: „Sie liebte den Skandal, das Nervenwetzen an der Nacktheit des Lebens", — das scheint mir, in gelinder Form, ihre eigene litterarische Charakteristik, zum mindesten für ihre beiden neuesten Bücher, zu enthalten.

Berlin. *J. E.*

Nur ein Weib. Roman von August Niemann. E. Piersons Verlag. Dresden und Leipzig. 1898. Preis geh 3,— M.

Nach zwölf Jahren kommt Jelena Petrowna wieder zu ihrer Freundin Olia Tschemesow: sie soll deren Sohn Sascha unterrichten. Aber ihres Bleibens ist nicht lange, denn Olia will Sascha nach ihrer Façon erziehen und außerdem ist sie auch noch eifersüchtig — kurz, Jelena geht nach Heidelberg. Sie will Medizin studieren, „eine tüchtige Erzieherin muß den Körper genau kennen", sagt sie höchst verständig, aber die bösen Studenten machen ihr das Leben recht schwer, damals sah man wohl noch nicht gern Frauen in den Hörsälen. Einer jedoch ist ritterlich und nimmt sich ihrer an — drei Duelle werden ausgefochten. Die Frau Staatsrätin, deren Töchter Jelena unterrichtet, ist natürlich darüber ungehalten, daß ihre Gouvernante so die Aufmerksamkeit der Leute auf sich lenkt, und die arme Jelena muß fast schon wieder den Wanderstab ergreifen, da kommen zum Glück Tschemesows. Sascha, ein unglaublich gescheiter und höchst vorlauter Junge, hat den Eltern keine Ruh gelassen: er will wieder von Jelena unterrichtet werden. Nun beginnt die Sonne der vom Schicksal Verfolgten zu scheinen. Es geht Jelena allmählich immer besser. Es gelingt ihr, einem reichen Fabrikanten das mit einem schäbigen Sozialistenagitator davongelaufene Töchterlein wiederzubringen und Papa Meizner revanchiert sich glänzend. Jelena bekommt Schüler auf Schüler und wir werden mit der tröstlichen Zuversicht entlassen, daß sie sich auch noch eine Schule für Mädchen einrichtet. Was „nur ein Weib" alles fertig bringt! — Auch ein bischen Liebe oder so etwas spukt in dem Roman, aber ich kann dem haltlosen Schelichow nur gratulieren, daß ihn die grausam verständige Jelena nicht genommen hat. — Als ich das Buch, das übrigens hübsch ausgestattet ist, zu Ende gelesen, fragte ich mich: „Wo bist du schon überall diesen Figuren begegnet? Und wie oft?" Figuren — denn Menschen sind es nicht. Von psychologischer Vertiefung ist keine Rede. Da ist keiner, der uns interessierte, für den wir uns auch nur ein wenig erwärmen könnten. Für einen Unterhaltungsroman ist das Buch nicht spannend genug, und auf poetischen Wert darf es keinen Anspruch machen.

Berlin. *Alfred Semerau.*

Töchter. Idyllen von Julius Weil. Breslau, Schlesische Buchdruckerei und Verlagsanstalt (S. Schottländer) 1899. Preis M. 2,— (3,—).

Dies Büchlein gehört zu der Klasse derer, denen im Grunde ein Unrecht damit geschieht, daß sie in Buchform erscheinen. In einem Familien- oder auch im Sonntagsblatt einer Tageszeitung wirken die kleinen Skizzen vermöge ihres sorgsam gefeilten, keineswegs der Eigenart entbehrenden Stils, der gemütvollen Darstellung und der einheitlich geschlossenen Komposition sicherlich sehr anmutig, die anspruchsvolle Buchform aber vertragen solche Nippsächelchen nicht. Die beim Feuilleton durch den Raummangel gebotene Beschränkung in der Behandlung des Stoffs, die graziöse Art, in der jede aufgeworfene Frage nur leise gestreift wird, erscheinen hier als Oberflächlichkeit, indes die vorher gerühmten Vorzüge nicht zu ihrem Recht gelangen. Einigermaßen verblüffend erscheint es, daß die Arbeiten von einem Mann geschrieben sind, — wer nicht zufällig weiß, daß der Verfasser Landgerichtsrat in Breslau ist, wird den Namen „Julius Weil" für das Pseudonym eines weiblichen Wesens halten.

Jena. *M. Kossak.*

Bauern. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. M. 3,50.

Zur See. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen von Else Otten. München, Alb. Langen. M. 3,50.

Wenn Maupassant bei der Zusammenstellung seiner Novellenbände deutlich das Bestreben zeigt, durch die Mischung den Reichtum an Stoffen, Stimmungen und Motiven, über die er verfügt, glänzen zu lassen, so dürfte es zwar kaum in seinem Sinne sein, daß die überall eingestreuten Bauernnovellen gesondert herausgegeben werden, aber die Idee einer solchen Zusammenstellung wäre an sich trotzdem interessant gewesen: leider ist sie hier nicht glücklich ausgeführt. Wie kommen Novellen, wie „Im Hafen", die in Hâvre oder Rouen spielt und ein für diese Seemannsnester charakteristisches Unsittenbild entrollt, oder „Im Walde", eine Skizze, deren bewegendes Moment die Sehnsucht der Großstädterin nach der Natur ist, oder die „Idylle" zwischen einem italienischen Erdarbeiter und einer „auf Arbeit" nach Frankreich reisenden italienischen Amme unter die Bauerngeschichten? Dagegen fehlen besonders wertvolle, den Bauerncharakter förmlich durchleuchtende Arbeiten wie „Das Fäßchen", die ländlichen Gerichtsverhandlungen, die bäuerlichen Weihnachtsgeschichten, „Bauer Bel'hommes Biest" u. a. Die Uebersetzung ist im ganzen als gelungen zu bezeichnen, doch erscheint die Umwandlung der Dialektstellen in hamburger resp. holsteinisches Platt durchaus verfehlt. Maupassant schreibt den normannischen Dialekt nicht in seiner Ursprünglichkeit, sondern deutet ihn nur leicht an. Im Deutschen scheint das Bedürfnis nach Unverfälschtheit des Dialekts entschieden größer zu sein und unsre modernen Heimatpoeten haben immer mehr das Bestreben, ihre Provinzidiome in ihrer vollen Reinheit für die Litteratur zu erobern. Sie bedürfen des Dialekts, um das Lokalkolorit, das sie durch viele tausend andre Dinge wirklich geben, zu wahren. Wie kann man aber normannisches oder bretonisches Lokalkolorit durch holsteinische Spracheigentümlichkeiten befestigen? Obgleich oder vielmehr weil die Uebersetzerin ihr heimatliches Platt virtuos handhabt, zerstört sie jede Illusion, als habe man es mit französischen Bauern zu thun. Jede Spur von Stimmung geht verloren, und manches im Französischen besonders Charakteristische wirkt geradezu grotesk, zumal die Gräfin Reventlow nicht einmal die Vornamen „Jean", „Jacques", „Charlot" u. s. w. verdeutscht. Der maupassantische Dialekt ist nun einmal nicht durch ein „patois" wiederzugeben, sondern muß durch „slang" vermittelt werden, durch ein — wenn man so sagen darf — „verdorbenes Hochdeutsch", bei dem man die volle Empfindung hat, es mit Bauern zu thun zu haben, ohne doch sofort an eine bestimmte Provinz des deutschen Reiches denken zu müssen. — Nebenbei ist noch zu bemerken, daß die Anrede „Maître" nicht mit „Gnä' Herr", sondern mit „Bauer!" übersetzt werden muß und daß „Gênes" auf deutsch „Genua" heißt. —

„Sur l'eau" erscheint hier zum erstenmal in deutscher Uebersetzung, und es ist erfreulich, daß diese verständnisvoll, fließend, und — was bei den vielen schwierigen Seemannsausdrücken besonders anerkennenswert — korrekt ist. Ob sich die seltsame Reisebeschreibung, die der Dichter „ohne Zusammenhang und ohne jedes künstlerische Bedenken niederschrieb", in Deutschland viel Freunde erwerben wird, ist fraglich. Jedenfalls ist sie ein wertvolles Dokument für die Beurteilung des „Menschen" Maupassant, der begeistert ausruft: „Vierzehn Tage ohne sprechen zu müssen, welche Wonne!", und voll von großen Schönheiten, was bei seiner unerreichten Beobachtung der Natur, seiner unerschöpflichen Gabe sie zu malen und zu schildern, seiner Schwärmerei für das innige Zusammenleben mit ihr, und bei seiner besonderen Vorliebe für Wind und Wellen natürlich ist.

Berlin. *Fritz Carsten.*

Lyrisches und Episches.

Lieder einer jungen Frau. Von Marie Stona. Wien, Verlag von Karl Konegen 1899. VIII und 164 Seiten 8⁰. — 3 Mk.

Marie Stona hatte in ihrem „Buch der Liebe", von dem 1897 bereits die dritte Auflage herauskam, neben Mädchenliedern auch einen Cyklus „Frauenleben" zusammengestellt. Nun läßt sie einen neuen Band von Liedern folgen, in dem mit vertiefter Kunst die Frau ihre Gefühle lyrisch ausspricht; einige der charakteristischsten Lieder der früheren Sammlung kehren hier wieder. Man kann nicht übersehen, daß die Dichterin einen bedeutsamen Fortschritt zeigt, daß sie vor allem noch einfacher geworden ist. Schon ihre erste Gesamtausgabe fiel durch den Ausdruck des echten Weibempfindens, durch den Mangel jeder Pose, durch die Natürlichkeit und Klarheit der Motive sehr angenehm auf. Diese Vorzüge sind nun der neuen Gabe Marie Stonas in erhöhtem Maße nachzurühmen. Die Frau singt in diesen Liedern; nicht ein emanzipiertes, mit männlichen Allüren kokettierendes Weib, eine leidenschaftlich, tief liebende Frau läßt uns in das Geheimnis ihres Innenlebens blicken, macht uns mit ihrem Leiden und Irren, ihrer Lust und ihrem Glück bekannt. Jubel



Marie Stona.

und Groll, heiße Wünsche, klagendes Drohen, alles vergessendes Lieben, wildes Zürnen, was nur ein Frauenherz erregt und beseligt, findet einen klaren, oft entzückenden Ausdruck. Für das stille Sehnen der Frau, für das versonnene Träumen, für das enttäuschte Erwachen stehen ihr reiche Töne zur Verfügung, bewegend und zwingend, melodisch und überzeugend. Aber Marie Stona blickt nicht nur in sich, sie blickt auch in die Welt, vor allem in ihre Welt, und da treten ihr vor allem die Kinder entgegen. In den Bildern aus dem engsten Familienleben, in den rührenden, der Wirklichkeit abgelauschten Zügen der Kinderstube hat sie den Gipfel ihrer bisherigen Lyrik erreicht. Die köstliche Naivetät kindlicher Auffassung, der unbewußte Tiefsinn kindlicher Aeußerungen spricht mit voller Grazie aus diesen Gedichten und steht lebendig vor uns. Und darin sehe ich überhaupt den wichtigsten Fortschritt in Marie Stonas Wirken; stärker als früher wird alles plastisch gestaltet, wird dargestellt und nicht beschrieben, wird das Fühlen zum aktiven Handeln, bleibt nicht im Zustand verharren. Damit hängt es wohl auch zusammen, daß uns nun die Dichterin auch kleine Scenen der umgebenden Natur, des beobachteten Lebens vorführt, und daß sie in zwei Cyklen „Rattenfänger" und „Nixenlieder" eine objektive Einkleidung für ihre Gefühle wählt. Ich glaube den Fortschritt Marie Stonas am besten durch Gegenüberstellung zweier Gedichte darzuthun, die in den beiden Sammlungen unter demselben Titel erscheinen, demselben inneren Erlebnis entspringen, in der Ausführung aber ganz verschieden sind. Im „Buch der Liebe" (S. 91) singt die Dichterin:

Es flammten am Altare
Die Kerzen in stiller Nacht,
Und unter heißen Thränen
Hab deiner ich gedacht.

Rings um mich knieten die Leute
Und beteten fromm und schlicht,
Es neigte sich zu Boden
Manch schmerzbewegtes Gesicht.

Sie weinten um Vater und Mutter,
Um Bruder und Schwester und Braut,
Aus dunkler Herzenstiefe
Drang leiser Wehelaut.

Ich klagt' um keine Toten,
Kein Sterben beweinte ich,
Ich weinte, daß ich nicht leben,
Nicht leben kann für dich!

Das Gedicht leiht einem tiefen Gefühl ergreifende Worte, verwendet die erzählende Form der Darstellung mit großem Geschick, bringt einen wirksamen Kontrast und eine künstlerische Steigerung, so daß es hervorgehoben zu werden verdiente. Trotzdem halte ich das Gedicht der neuen Sammlung für noch gelungener. Es lautet:

Mach auf das Thor, s' ist Allerseelen heut,
Ein armes Seelchen bin ich selber schon,
Poch an die Pforte der Vergangenheit:

„Ich bin's — so mach doch auf! Kennst mich nicht mehr?
An deinem Herzen bin ich oft gelegen,
Du küßtest mich — es ist nicht lange her . . .

Mach auf! Wie eine arme Bettlerin
Steh ich vor deiner dichtgeschlossnen Thüre,
Und war doch einmal deine Königin!
Mach auf! Daß all mein Bitten dich nicht rühre,
Unmöglich ist's! Denn dein Gemüt ist weich —
Ich weiß es — war es doch mein Himmelreich!"

Mir erscheint diese Behandlung des Motivs eindringlicher; die abgerissenen, von innerem Beben hervorgestoßenen Sätze lassen die zurückgehaltene Leidenschaft ahnen, packen mit überwältigender Kraft. Etwas dramatisches ist erreicht, das uns geheimnisvoll lockt. Darin steckt das Neue unserer Sammlung. Ich verzichte recht ungern auf weitere Citate, möchte nur noch auf das Lebensbild „Er schläft . . ." (S. 106 f.), besonders aber auf das Lied „Hab einen Traum begraben . . ." (S. 93) hinweisen, ohne dadurch die anderen in den Schatten stellen zu wollen.

Marie Stona hat durch die „Lieder einer jungen Frau" von neuem bewiesen, daß sie eine Dichterin ist und die Beachtung, die ihr von Anfang an zuteil wurde, verdient hat und durch unermüdliche Läuterung immer mehr zu verdienen sucht. Das Ewig-Weibliche zieht auch sie hinan!

Lemberg. *Richard Maria Werner.*

Phantasus. 2. Heft. Von Arno Holz. Berlin, Johann Sassenbach. 12⁰. 52 S. M. 2.—

Arno Holz hat soeben seinem ersten Phantasus-Heftchen ein zweites folgen lassen, das gleichfalls wohlgezählte 50 kleine Schöpfungen enthält. War in dem ersten Bändchen eine gewisse lyrische Grundstimmung

vorhanden, die feine und feinste seelische Schwingungen und Naturempfindungen mit bewundernswerter Schärfe festzuhalten suchte und dadurch im einzelnen zuweilen kleine lyrische Wunderwerke, die wie ein demantner Tautropfen glitzerten, zu Wege brachte, so zeichnet sich der zweite Band, und nicht zu seinem Schaden, durch eine Fülle burlesker Phantasien aus. Holz besitzt einen prächtigen Humor, von der Frische und Derbheit der Niederländer, zu der sich manchmal eine oft beißende Ironie und lachende Spottlust gesellt! Ich muß gestehen, daß Sachen wie die köstliche Persiflage des griechischen Götterlebens und das sinnlichkeitdurchtränkte „Drei Tage lang fiel in den Fluß Fu ein Regen von Pfirsichblüten“ oder die von bösestem Sarkasmus strotzende Zeichnung der grenzenlosen Geschmacksverwirrung der sogenannten kunstliebenden und fördernden höheren Schichten in: „Im Hause, wo die bunten Ampeln brennen —“ mir als die besten des ganzen Büchelchens erscheinen.

Für solche Sachen ist die holzische Form wie geschaffen, denn das ist allerdings nicht zu verkennen, in Reim und Rhythmus eingezwängt würden sie nicht mehr grotesk, sondern höchst wahrscheinlich überladen und abgeschmackt wirken! Diese Arten Humor und Sarkasmus, wenn man von der spezifisch sentimental-romantischen, heinischen Ironie, die Thränen in höhnisches Gelächter auflöst, absehen will, sind eben rein prosaische und nicht lyrische Elemente und lassen sich daher mit Leichtigkeit in einer Form ausdrücken, die mindestens ziemlich häufig an die Grenze einfacher Prosa streift, wenn nicht direkt Prosa wird, oder — wenn auch vielleicht unbeabsichtigt, wie Prosa wirkt! — Dies ist z. B. stets der Fall, wo einfache Gedankensplitter wie: „Ich glaube, ich muß schon einmal in einer früheren Epoche in Hinterindien gelebt haben“ — oder: „Wie dumm, daß du den Herzog von Devonshire, der jährlich 100000 Pfund zu verzehren hat, beneidest, die einfachsten Dinge, wenn du sie nur mit liebevollem Auge betrachtest, gewähren dir mehr Entzücken, als sich dieser Mann durch sein Geld erkaufen kann“ — zu Gedichten aufgeputzt werden!

Man wird sich eben bei dieser zweiten holzischen Publikation und vor allem durch die gleichzeitig im selben Verlag erschienenen 4 Bändchen aus seiner „Zunft“, immer klarer, daß hier ein großes Talent sich eine spezifische Form und Ausdrucksweise für seine poetischen Empfindungen zu schaffen gesucht hat, aber in Verkennung seiner ihm eigentümlichen Art nun seine Form als die ultima ratio aller Lyrik hinstellen will: Was Holz mit seiner vielumstrittenen lyrischen Theorie verlangt, ist in dürren Worten: gebt eure Individualität auf und dichtet in meiner Individualität. Den Meister wird man noch ehren können — aber seine Nachbeter und Nachtreter? Wenn Holz in seiner Form Gold zu Tage fördert, so liegt es eben daran, daß er Gold in sich trägt — andere aber müssen erst ihre Impotenz vergolden, um ihm zu ähneln.

Manche Sonderlichkeiten haben sich allerdings auch schon bei Holz eingeschlichen, so z. B. sein Herumwerfen mit den gespreiztesten Zahlenbegriffen. Ganz abgesehen davon, daß bei ihm die Hunderte, Tausende, Millionen, Myriaden nur so herumschwirren, möchte ich als Kuriosum nur erwähnen, daß sein erstes Gedicht beginnt: „Sieben Billionen Jahre vor meiner Geburt war ich eine Schwertlilie“ und sein letztes im Bändchen mit der Zeile schließt: „Aus Nacht und Nichts wachsen schimmernd Neue Welten — Trillionen Crocusblüten!“ — Und damit nicht genug, es findet sich auch noch gegen die Mitte des Buches ein Gedicht, dessen Anfang lautet: „Sieben Septillionen Jahre zählte ich die Meilensteine“ . . . Bedenklich ist auch der Gebrauch so trivialer und schlecht volkstümlicher, um nicht zu sagen rein berlinischer Wendungen wie „da so rum“ — „rauf und runter“ — „sich in eine duftre Ecke drängeln“. Unwillkürlich legt man sich die Frage vor: ist es wirklich letztes Ziel der Poesie und besonders der Lyrik, nicht mehr gutes Deutsch, sondern landläufige Sprachflegeleien um der vermeintlichen größeren Realität halber, zu gebrauchen? Diese Thor- und Schwachheit hervorzuheben, halte ich umsomehr für meine Pflicht, weil trotz alledem in einzelnen Sachen wiederum eine solche Fülle von Schönheit steckt — daß es gleichgültig erscheint, in welcher Form Holz diese bietet, weil wirkliche, echte Schönheit jegliche Form adelt!

Berlin-Friedenau. *Kurt Holm.*

Litteraturgeschichtliches.

Litterarisches Wanderbuch. Von Gustav Karpeles, Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1898. 320 S. Preis M. 5,—, geb. M. 6,—.

Ein kundiger Kritiker, Markus Landau, hat einmal auf die moderne Art der Büchererzeugung aufmerksam gemacht, die an die Fortpflanzungsart der Pilze erinnere: ein jedes neu erschienene Buch ruft eine Reihe von Kritiken, Essais und Feuilletons hervor, und wenn nun jemand eine gewisse Zahl von solchen kritischen Feuilletons geschrieben hat, trägt er sie zusammen, sucht und findet meist auch einen gefälligen Verleger, und so entsteht ein neues Buch. Dies wird wieder von einem andern kritisiert, der dann ebenfalls nach einiger Zeit seine „gesammelten Aufsätze“ herausgiebt. Und so geht es fort in infinitum. Daß dabei viel Ueberflüssiges, das nur für den Tag bestimmt war, der Vergessenheit unnötig entrissen wird, ist klar. Auch dem „Wanderbuche“ des fleißigen Feuilletonisten Gustav Karpeles gegenüber ist dieser Vorwurf teilweise berechtigt. Der Wiederabdruck von alten Besprechungen und Plaudereien, die in nichts den Inhalt des Besprochenen ergänzen, über dessen Rahmen nicht hinausgehen, keine neuen Gesichtspunkte aufstellen oder wirkungsvolle Anregungen geben, scheint wenig gerechtfertigt. So wird man die Geschichte der „Matrone von Ephesus“ doch lieber bei Grisebach selbst als bei Karpeles nachlesen, und über Eulenspiegel wird man zuversichtlicher an der Quelle, bei Ernst Jeep oder bei Coster (der übrigens Karpeles unbekannt geblieben ist), Belehrung suchen, als in dem geschwätzigen Feuilleton des Wanderbuches. Dankenswerter ist dagegen der Aufsatz über Ruodlieb, den „ersten Ritterroman der Weltlitteratur“, oder die stoffreiche Abhandlung über die Frau in der Weltlitteratur, ein Thema, das freilich ein Buch erfordern würde. Manche Belehrung endlich wird auch der Kenner aus der „Litteraturgeschichte der böhmischen Bäder“, ein Gebiet, in dem Karpeles wohl bewandert erscheint, und aus den „Berliner Spaziergängen“, die sich mit Ludwig Geigers Werk über das geistige Leben Berlins in zwei Jahrhunderten mehrfach berühren, schöpfen. Ein Register hätte die Benutzung, ein und die andere Fußnote spätere Forschung wesentlich erleichtert. Auch die Stellen, an denen diese Aufsätze zum erstenmal im Druck erschienen, hätten nicht verschwiegen werden sollen.

Wien. *A. L. Jellinek.*

Aus Lichtenbergs Nachlaß. Aufsätze, Gedichte, Tagebuchblätter, Briefe zur 100. Wiederkehr seines Todestages (24. Februar 1799), hrsg. v. Albert Leitzmann. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 1899. 8°. M. 4,— (5,—).

Albert Leitzmann, dessen eifriger Thätigkeit und umsichtiger Forschungsgabe es gelungen ist, uns schon mit einer ansehnlichen Zahl von Briefen, Tagebuchblättern und ungedruckten Stücken hervorragender Persönlichkeiten unseres Litteraturlebens aus dem Ende des vorigen und aus dem Anfang unseres Jahrhunderts bekannt zu machen, hat nun in pietätvoller Erinnerung auch dem trefflichen Satiriker Lichtenberg einen Band gewidmet, der bisher nicht Bekanntes aus dessen Nachlasse enthält. Er hat die Originalnachlaßpapiere Lichtenbergs bei dessen Enkeln in Bremen aufgefunden und entdeckt, daß dieser Nachlaß so manches enthält, was weder in die neun Bände der 1800 bis 1806 erschienenen „Vermischten Schriften“ oder in die sechsbändige Ausgabe von 1844 bis 1846 aufgenommen, noch überhaupt je zur Veröffentlichung gelangt ist. Die Wahl des Herausgebers unter den vorliegenden ungedruckten Manuskripten dieses

Nachlasses für die vorliegende Gedächtnisschrift fiel auf eine Reihe von Aufsätzen zumeist satirischen Inhalts, auf schätzenswerte Tagebuchblätter von 1770 bis 1775 und auf eine Reihe von Gedichten, wozu noch als willkommene Beigabe Briefe von Lessing, Leisewitz und Alexander von Humboldt kommen. Unter den Aufsätzen zeichnen sich namentlich die „Beiträge zu Rabeners Wörterbuche“, die „Physiognomischen Bemerkungen“ und die Apologie „Wider Physiognostik“ aus, da sie uns neue satirische Beiträge bieten und die scharfe Stellung zeigen, die Lichtenberg, wie bekannt, gegen „Lavaters physiognomische Untersuchungen“ einnahm. Die Leser dieser Blätter möchten wir namentlich auch auf die „Gedichte“ aufmerksam machen, die häufig von dem beißenden Witze des Verfassers Zeugnis ablegen, aber auch schätzenswerte Beiträge zu dessen Biographie bieten. Die „Neujahrswünsche für Herrn Dieterich“, den bekannten Buchhändler in Göttingen, mit dem Lichtenberg befreundet war, entbehren sogar nicht des pikanten Beigeschmacks. Zwei Verszeilen

Wie, unter . . . . . seh ich Goethen?
Saul unter den Propheten?

erinnern uns an die feindliche Stellung des Verfassers den Dichtern der Genieperiode und namentlich dem jungen Goethe gegenüber. Leitzmann nimmt anläßlich dieser Spottverse in den Erläuterungen Gelegenheit, die Beziehungen Goethes und Lichtenbergs und das Urteil des letzteren über den ersteren in einem Exkurse darzulegen. Ueber die ersten Werke Goethes, hauptsächlich aber über Werther und einige Farcen, lautet dieses Urteil sehr streng und absprechend. Clavigo scheint Lichtenberg nach Leitzmanns Angabe nicht zu Gesichte gekommen zu sein, und so gründet sich des Satirikers Beurteilung allerdings zunächst nur, außer auf Werthers Leiden, auf verschiedene Jugendprodukte des Dichters. Aus den handschriftlichen Aphorismenbüchern Lichtenbergs führt der Herausgeber verschiedene Aufzeichnungen, welche Goethe betreffen, an, die allerdings alle in die „Periode der Ablehnung“ gehören. Von 1779 an sind aber diese Aphorismenbücher leider verloren gegangen. Gerade zu Anfang der achtziger Jahre aber macht sich „eine scharfe Schwankung des Urteils über den inzwischen in Weimar als Geheimrat angestellten Dichter bemerklich“, und es scheint die Veranlassung zu dieser Sinnesänderung darin zu liegen, daß Lichtenberg „jetzt erst Genaueres und Authentisches über den Charakter des Dichters erfuhr von solchen, die Goethe und seine Stellung in Weimar aus eigener Anschauung oder glaubwürdigen Quellen kannten. So wurde allmählich für eine freundliche Annäherung beider Männer der Boden bereitet; durch gemeinsame physikalische Interessen zusammengeführt, haben sie sich dann auch als Schriftsteller gegenseitig anerkannt.“ So weit Leitzmann, der auch berichtet, daß in den Nachlaßpapieren nach 1788 Goethes Name leider nicht mehr vorkommt. Uebrigens hat den Briefwechsel zwischen Goethe und Lichtenberg von 1792—1796 der Herausgeber im 18. Bande des Goethe-Jahrbuches veröffentlicht, und dieser Briefwechsel zeigt nur gutes Einvernehmen zwischen beiden. — Mit Vergnügen entnimmt man dem Vorworte dieses schätzenswerten Erinnerungsbuches, daß eine Gesamtausgabe der Briefe Lichtenbergs mit Erläuterungen noch in diesem Jahre zu erscheinen beginnen soll.

Graz. *Anton Schlossar.*

Die Deutschen im Sprichwort. Von Dr. Georg M. Küffner. Heidelberger Doktorarbeit. Buchdruckerei von J. G. Biller, Ludwigshafen am Rhein 1899.

Nicht so reichhaltig wie das 1897 erschienene Werk von M. Plaut „Deutsches Land und Volk im Volksmund“ (Breslau, F. Hirt), aber verdienstlicher durch die hier gegebenen volkstümlichen Aeußerungen anderer Nationen und durch geschicktere Anordnung ist die küffnersche Arbeit für Forscher und Freunde der Volkskunde äußerst wertvoll. Der Verfasser bietet so viel Neues und Eigenartiges auf seinem Gebiete, daß wir trotz der zahlreichen Sprichwörtersammlungen diesen Beitrag zur Kenntnis unseres Volkes freudig bewillkommnen. Fleißig hat der Verfasser alle erreichbaren Quellen, oft die verborgensten, benutzt und uns auf dem kleinen Raume von 93 Seiten eine Charakteristik der Deutschen gegeben, wie sie größere Werke kaum besser geben werden. Nicht immer günstig, zuweilen recht herbe lauten die Urteile über unsere Nation, doch ist zu bedenken, daß manche Sprichwörter unter dem Eindruck politischer Ereignisse entstanden sind, daß manche, wie der Verfasser treffend bemerkt, nur Eingebungen des Hasses oder Spottes sind; gleichwohl können sie uns Deutschen gewissermaßen als eine Art Spiegel dienen, der unsere Umrisse, wenn auch manchmal verzerrt, wiedergiebt. Das Büchlein wird sich rasch und sicher Freunde erwerben.

Nörten. *Rudolf Eckart.*



Nachrichten

Auch ein Kleist-Denkmal.

Beinahe vier Jahrzehnte waren seit dem Tode Heinrich v. Kleists vergangen, da rettete Eduard von Bülow, sein erster Biograph, die verlassene und schmucklose Ruhestätte des Dichters am Wannsee bei Potsdam vor einer drohenden Vernichtung. Zusammen mit anderen Verehrern der Muse des Dichters setzte er ihm im Jahre 1848 einen Denkstein, jenen unbehauenen, stumpf absetzenden Granitwürfel, der sich noch heut hinter dem Grabe erhebt. In der jungen und schönen Tochter des Wirtes zum Stimming hatte Bülow liebevolle Teilnahme für den großen unglücklichen Toten, der auf ihrem Grundstück ruhte, zu erwecken gewußt, und sie war es, die das Grab in ihre Obhut nahm, es bepflanzte und pflegte. Als die freundliche Hüterin fortzog und das Grab wieder in Verfall geriet, lenkte Herman Grimm von neuem das Interesse auf das Grab des einsamen Schläfers, und wieder war es eine stille Gemeinde, die zusammentrat und der Ruhestätte einen neuen Schmuck gab: eine eiserne Umzäunung zwischen Steinpfeilern und einen zweiten Denkstein aus Marmor mit einer Inschrift auf dem Hügel selbst. Das war im Jahre 1862. Kleists Werke hatten sich schon längst die Anerkennung erworben, die eine undankbare Generation ihnen allzu lange versagt hatte. Mit Bewunderung nahm man seine Schöpfungen hin, leider ohne die Verpflichtung zu fühlen, dem Toten den Dank des Vaterlandes abzustatten. Allen Geistes- und Dichterheroen hatte das Vaterland früher oder später dankbar ein Denkmal errichtet. Nur dem Dichter der „Hermannsschlacht“, des „Homburg“ und des „Michael Kohlhaas“, dem einst das Hirn bei dem Gedanken an die Befreiung Deutschlands von der napoleonischen Knechtschaft gewirbelt hatte, und dessen himmelstürmender Ehrgeiz so gewaltig nach Ruhm und Ehre verlangte, ihn hatte man bisher vergessen.

Jetzt nun ist die Schuld abgetragen worden. Im Viktoriapark auf dem Kreuzberg in Berlin sind sechs Hermen zum Gedächtnis an jene Freiheitssänger aufgestellt worden, die in den Zeiten der Not und Bedrängnis die Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit in aller Herzen entfachten: die Hermen von Kleist, Körner, Arndt, Schenkendorf, Rückert und Uhland. Heinrich von Kleist, im Norden geboren, vertritt das norddeutsche, das preußische Element in der Litteratur. Und er hätte Anspruch auf ein ganz anderes Denkmal, auf ein Denkmal, das ihn als den größten norddeutschen Dramatiker verherrlicht. Die Herme auf dem Kreuzberg hält die Erinnerung nur an jene Schöpfungen wach, die seiner glühenden Vaterlandsliebe entsprungen sind. Und mit ihr steht er als einer der ersten da unter unseren Dichtern. Er gehört unter die Männer, die Deutschland groß gemacht haben, und

ist mit vollem Recht auf dem Titel eines englischen Buches aus der Carlyleschen Schule „Preußens Repräsentant“ genannt worden.

Ein Kleist-Porträt zu bilden war für den Künstler, Bildhauer Karl Pracht aus Berlin, eine große und dankbare, aber außerordentlich schwierige Aufgabe. Wir wissen aus den Mitteilungen Tiecks, Brentanos, Zschokkes, Rahels von Varnhagen, Fouqués, Bülows nur Unsicheres über sein Aeußeres, und das einzige Porträt des Dichters, jenes bekannte, leider meist in dem sehr schlechten Sagertschen Stiche weitverbreitete Miniaturbild von dem Maler J. Fr. Aug. Krüger aus dem Frühjahr 1801, ist sehr zweifelhaften Wertes und erweckt keinen rechten Glauben. Der Meißel, der ein Kleist-Monument hervorzaubern sollte, mußte unter dem Einflusse der Begeisterung für ein Ideal geführt werden!



Die Kleist-Herme
im berliner Viktoriapark.

Was haben wir nun für ein Denkmal erhalten? Es ist hier nicht am Platze, zu erörtern, wieviel sich gegen diese Hermenform mit den hinzugefügten Armen einwenden läßt, gegen dieses Mittelding zwischen Büste und Statue, das ein ungetrübtes ästhetisches Genießen ganz unmöglich macht, und bei dem auch die Drapierung eine befriedigende Vermittelung zwischen der Halbfigur und ihrem Postament nicht herstellen kann. Daran trägt der Bildhauer keine Schuld. Wohl ist er aber verantwortlich zu machen für den Geist, den sein Werk atmet. Kindliche Harmlosigkeit und männliche Schroffheit, die in der letzten Zeit in Verbissenheit ausartete, das ist das Grundwesen des Dichters. Das getreueste Bild hat er uns selbst gegeben in seinen Werken und in seinen unvergleichlichen Briefen an die Braut und an die Schwester. Das ist das Vorbild, nach dem der Künstler zu schaffen hatte. Das mußte er studieren. Dann wären vor seinem Auge Züge entstanden und hätten sich Linien gebildet, die das Original vielleicht nicht alle besessen hat, die aber dem Bilde entsprechen, wie wir uns heut es von dem Dichter machen. Das wäre Kunst! Diese schwere Aufgabe war dem Bildhauer ganz bedeutend erleichtert worden dadurch, daß ihm sein Thema von vornherein beschränkt und vorgeschrieben war: Kleist den Freiheitssänger zu verherrlichen. Jenen Mann, der den Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Arndt zugesellt werden muß, der nach dem alten Gleim und dessen Nachahmern der erste unserer Dichter war, die ihre Muse den politischen Zwecken des Augenblickes dienen ließen, der uns in vollen Zügen die frische satte Luft der Zeitgeschichte atmen läßt, und gegen dessen Bardenstrophen alles verschwindet, was sich der Bardismus des 18. Jahrhunderts abgequält hatte. Der prachtsche Kleist mit der gezwungenen heiteren Miene, der mit der Linken den schematisch drapierten Mantel aufrafft und mit der Rechten, die einen Griffel hält, das nachdenkliche Haupt unter dem Kinn stützt, läßt nichts ahnen von den Kämpfen und Stürmen, die den unglücklichen Mann zermarterten, läßt nichts ahnen von der glühenden Vaterlandsbegeisterung des Dichters, der den Rachekrieg mit Flammenzungen gepredigt hatte, der seine Zeitgenossen im Spiegel der Vorzeit schauen ließ, was die Deutschen von Alters her waren und was sie wieder werden sollten. In diesem Kleist, dem Freiheitssänger, dürfte nicht die Grazie, sondern nur die Furie Penthesilea, nicht der liebende Achill, sondern der gefürchtete Pelide, nicht der schelmisch mit seinem Thuschen scherzende Hermann, der so tief von dem Bardengesang ergriffen wird, zum Ausdruck kommen, sondern nur jener Hermann, der als Befreier Deutschlands so fürchterlich droht:

Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!
So lang' sie in Germanien trotzt,
Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!

Aus seinen Marmoraugen mußte der Geist herausleuchten, der seiner Feder einst das „Kriegslied der Deutschen“ oder die feurige Ode „Germania an ihre Kinder“, diesen fanatischen Wutschrei, diktiert hatte. Wer ahnt angesichts dieser Herme, daß der Dichter seine Landsleute mit Versen gegen die Franzosen hetzte, wie:

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis,
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen;
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Gränze sein!
Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

So schrieb einer, dem es „ein Gräuel war, wenn Sklaven leben“, darum starb er. Von allem diesen verrät die Herme nichts! Sie wird wahrlich niemand anregen, die Werke ihres Dichters in die Hand zu nehmen. Sie ist von allen sechs Bildwerken das unbedeutendste, an dem das Volk am schnellsten vorübergehen wird. Die ganze dämonische Leidenschaft, der ganze verzehrende Schmerz über das Elend des Vaterlandes, der ihm, als sein Ruf machtlos verklang, thränend die Leier aus den Händen gewunden hatte, mußte zum Ausdruck gelangen, und an den Sockel solcher Herme gehörte der Vers: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“ oder die versöhnlichere Prophezeiung Nataliens zum Kurfürsten:

Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht, eine feste Burg, mein edler Ohm;
Das wird sich ausbaun herrlich, in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern,
Mit Zinnen üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde.

Nun hat Heinrich von Kleist ein Denkmal. Aber was nützt ein Denkmal, das seinen Namen trägt und ihn doch nicht darstellt?

Posen. *Georg Minde-Pouet.*

Das Hoftheater in Dresden brachte am 5. Juni mit dem wiener Gaste Herrn Thimig in der Titelrolle den alten Schwank „Advokat Pathelin“ in einer neuen dreiaktigen Bearbeitung von Wilhelm Wolters mit Erfolg zur Aufführung. Das uralte Stück, das 1480 in seiner ältesten Fassung in Paris zuerst gespielt wurde, dann unter Ludwig XIV. 1706 durch Brueys und Palaprat neu bearbeitet ward, gilt als der Urtypus der französischen Komödie. Die Redensart „revenons à nos moutons“ — „um auf besagten Hammel zurückzukommen“, die daher stammt, hat auch bei uns ihr Bürgerrecht gefunden. Uebrigens handelt es sich nicht um eine eigentliche Neuausgrabung: in der Bearbeitung von Albrecht Grafen v. Wickenburg ist

die alte Farce früher am Burgtheater öfters mit Lewinsky gegeben worden, in Berlin hat man sie 1894 und 1895 in einem engeren litterarischen Kreise gespielt, und in der Comédie Française stand der alte „Maître Pathelin“ unseres Wissens noch Anfangs dieses Jahrzehnts auf dem Spielplan.

* *

Am Hoftheater in München fand das historische Schauspiel „Heinrich Raspe“ von Franz Klasen am 9. Juni einen äußeren Erfolg. Die Kritik war anderer Ansicht und bezeichnet die Arbeit als gänzlich mißlungen.

* *

Aus Mannheim wird berichtet: Eine Anzahl hiesiger Katholiken richtete eine Beschwerde an das karlsruher Ministerium gegen den Hoftheater-Intendanten Dr. August Bassermann wegen der Aufführung von Max Halbes „Jugend“. Das Ministerium erteilte einen abschlägigen Bescheid. Die Beschwerdeführer wandten sich nun an den Erzbischof in Freiburg, der darauf Klage bei dem Ministerium mit der Begründung erhob, daß Halbes „Jugend“ eine Herabwürdigung des katholischen Klerus und eine raffinierte „Vorbereitung zur Unzucht“ enthalte. Das Ministerium forderte daraufhin den Intendanten Bassermann zur Berichterstattung auf.

* *

Von einem beachtenswerten Rechtsfall aus der Praxis eines Theaterkritikers macht uns der Vorstand des deutschen Lehrer-Schriftstellerbundes Mitteilung. Im Dezember v. J. wurde das Drama „Die Stedinger“ von Georg Ruseler, Lehrer in Oldenburg, am berliner Belle-Alliance-Theater erfolgreich aufgeführt. In einigen Besprechungen, speziell in der Vossischen Zeitung, waren über die äußere Erscheinung des mehrfach hervorgerufenen Verfassers Bemerkungen gemacht worden, die ihn als „Schulmeister“ und „Bauer“ lächerlich zu machen geeignet waren. Namens des Beleidigten erhob der genannte Verein die Privatklage gegen den Verfasser der Rezension, Herrn Dr. Franz Servaes, und erreichte in zweiter Instanz dessen Verurteilung zu einer Geldstrafe. Das Landgericht ging von der Ansicht aus, daß die Schilderung der äußeren Persönlichkeit keine Kritik mehr sei und daher den Schutz des § 193 entbehre.

* *

Ernst Scherenberg, von dem hier noch neulich bei der Darstellung der pommerschen Litteratur (in Heft 17) die Rede war, feiert am 21. Juli d. J. seinen sechzigsten Geburtstag. Die Verlagsbuchhandlung Ernst Keils Nachfolger in Leipzig kündigt aus diesem Anlaß das Erscheinen der sechsten Auflage seiner „Gedichte“ an, die inhaltlich erheblich vermehrt und mit dem Bildnis des Dichters geschmückt worden ist.

* *

Daß Amerika ein goldener Boden für Künstlergastspiele ist, gehört zu den bekannten Thatsachen. Neuerdings scheint sich die Sitte des Gastierens auch auf wissenschaftliche Kreise zu übertragen. Seitdem vor zwei Jahren Ferdinand Brunetière einer Einladung der Harvard-Universität gefolgt war, um über die französische Litteratur Gastvorträge zu halten, hat man den Versuch mehrfach mit Erfolg wiederholt. In diesem Jahre hat Eduard Rod mit acht Vorträgen über das französische Drama förmliche Triumphe gefeiert und für das nächste Jahr soll, der Allg. Ztg. zufolge, für ein ähnliches Vortragsgastspiel der berliner Universitätslehrer Friedrich Paulsen in Aussicht genommen sein.

* *

Eine neue, sehr splendid ausgestattete, illustrierte Monatsschrift giebt unter dem Titel „Revue Parisienne“ der Verlag von Paul Ollendorff (Paris, Berlin, Leipzig) seit kurzem heraus. Das Blatt wendet sich an Familienkreise und dürfte in dieser Eigenschaft auch außerhalb Frankreichs Anklang finden. Das erste Heft brachte Beiträge von Jules Lemaitre, Coquelin dem Aelteren u. a. m.

* *

Neu erscheint: „Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege. Unter der Leitung von Dr. Josef Pommer und Hans Fraungruber, herausgegeben vom Deutschen Volksgesang-Verein in Wien.“ Diese neue Zeitschrift, die von Alfred Hölder in Wien verlegt wird (jährlich 10 Hefte, Preis M. 4,—), macht sich die Pflege des Volkslieds zur Aufgabe und will „das, was noch vorhanden ist an echter, wirklicher Volkspoesie“, vor dem drohenden Untergange retten.

„Auferstehung.“

Den Lesern des „Litt. Echo“ dürfte die Zuschrift erinnerlich sein, die der Bevollmächtigte des Grafen Tolstoi, Herr Wladimir Tschertkoff in England, vor kurzem an uns gerichtet hat (abgedruckt in Heft 11, Spalte 732) und deren Zweck die Feststellung war, daß Herr Tschertkoff von Tolstois neuem Roman „Auferstehung“ das alleinige Recht der Uebersetzung nach dem Originalmanuscript — also ohne die Streichungen der russischen Censur — der Verlagsfirma F. Fontane & Co. kontraktlich übertragen habe. Dem gegenüber glaubte der Herausgeber der petersburger Wochenschrift „Niwa“, Herr v. Marcks, der das erste Abdrucksrecht des Romans für Rußland von Tolstoi erworben hatte, in einer Zuschrift an das Buchhändler-Börsenblatt bestreiten zu dürfen, daß die russische Censur überhaupt nennenswerte Streichungen in dem Werk vorgenommen habe. Diese Ausführungen waren alsbald von der Verlagsfirma Fontane & Co. im „Börsenblatt“ vom 30. Mai d. J. einstweilen dokumentarisch widerlegt worden, während den letzten und bündigsten Beweis für die Thätigkeit der Censur erst die in kurzem erscheinende deutsche Buchausgabe des Romans erbringen soll. Ungeachtet dieser Erklärung erschien noch acht Tage später in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 122 eine längere Zuschrift des Herrn Wilhelm Henkel, in der die Behauptungen des Herrn v. Marcks wiederholt und der deutschen Verlagsfirma, die ihr unanfechtbares Recht vertrat, „Machenschaften“ vorgeworfen wurden, die angeblich sogar die Mißbilligung des Grafen Tolstoi selbst gefunden haben sollten. Dieser mindestens irreführenden Auslassung gegenüber bringen wir — da der Fall durch das münchener Blatt nun einmal zur öffentlichen Diskussion gestellt worden ist — ein vom 15. April d. Js. datiertes Schreiben des Grafen Tolstoi zum Abdruck, das in wörtlicher Uebersetzung lautet:

„Hiermit bestätige ich, daß die Ausgabe meines Romans „Auferstehung“, welche W. Tschertkoff in England jetzt russisch liefert, nach der durchaus vollständigen, von der Censur gar nicht entstellten und definitiv von mir verbesserten Version, die ich ihm selbst verschaffe, auch zu den Ausgaben der Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen dienen soll.

Um allen möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, halte ich es für notwendig hinzuzufügen, daß mein Freund, W. Tschertkoff, ohne jedes persönliche Interesse, einzig und allein, um meine Schriften in der allerrichtigsten, nicht verunstalteten Form verbreiten zu helfen, sich die Mühe gegeben hatte, Vermittler zwischen mir und denjenigen Verlegern zu sein, welche für die Lieferung der ersten Ausgabe von meinen Schriften die richtigsten Originale benutzen möchten.

Deswegen bitte ich, W. Tschertkoff als meinen unmittelbaren Bevollmächtigten in diesem Unternehmen anzusehen und alle seine, diese Sachen betreffenden Bekanntmachungen und Erklärungen als die absolut glaubwürdigen und genauen zu betrachten.

Moskau, 3./15. April 1899. Leo Tolstoi.“

Eine dieser „Bekanntmachungen und Erklärungen“ aber, die hier ihre Sanktionierung durch Tolstoi selbst

erhält, war die in Heft 11 des „Litt. Echo" abgedruckte Zuschrift des Herrn Tschertkoff, in der es hieß, daß der Roman in der Niwa „wegen der in Rußland bestehenden Censurverhältnisse in wesentlich verkürzter Form und mit bedeutenden Abänderungen" erscheinen werde, daß ganze Abschnitte weggelassen und in dem gedruckten Texte vieles gekürzt werde. Noch in einem Schreiben vom 3. Juni an den Verlag, das uns vorliegt, hat Herr Tschertkoff festgestellt, daß „in dem letzten Abschnitt der ‚Niwa' zwei Kapitel vollständig fortgelassen" und auch sonst viele Aenderungen und Kürzungen in dem von der „Niwa" veröffentlichten Texte vorgenommen seien. Und weiter heißt es in diesem Briefe: „Kein Verleger außer Ihnen hat Tolstois Erlaubnis, zu seiner Uebersetzung die authentische unverkürzte und bisher noch unveröffentlichte Fassung des Romans zu benutzen, und so ist Ihre Uebersetzung die erste vollständige und richtige dieses Werkes." Wenn aber Herr v. Marcks demgegenüber zu seinen Gunsten auf die gegenwärtig in der „Vossischen Zeitung" erscheinende Uebersetzung des Romanes verweist (eben dieselbe, die in Kurzem als einzige autorisierte deutsche Buchausgabe erscheinen wird), so ist dieser Versuch hinfällig, da die „Vossische Zeitung" selbstverständlich von ihrem Rechte, die ihr nötig scheinenden Streichungen vorzunehmen, beliebigen Gebrauch machen kann. Das einzige Vergleichsobjekt wird die Buchausgabe sein, und ehe diese vorliegt, hat weder Herr Henkel noch sonst jemand das Recht, die mittelbar von Tolstoi selbst autorisierten Erklärungen der deutschen Verlagsfirma für „Machenschaften" zu erklären.

Bekanntlich besteht zwischen Rußland und den übrigen Ländern keine Litteraturkonvention, und die verstümmelte russische Ausgabe des Romans kann somit nach ihrem Erscheinen von jedem, der dazu Lust hat, in deutscher Uebersetzung veröffentlicht werden. (Eine unverstümmelte, der Censur nicht unterliegende, russische Ausgabe des Romans dürfte später in England erscheinen; diese ist aber dann gegen Nachdruck und Uebersetzung ebenso geschützt, wie ein in England erscheinendes englisches Originalwerk.) Begreiflicherweise findet daher Herr v. Marcks auf deutscher Seite die lebhafte Unterstützung derjenigen, die ein Interesse daran haben, den Wert der einzigen autorisierten und unverkürzten deutschen Ausgabe im voraus dadurch herabzusetzen, daß die einschneidenden Aenderungen der russischen Censur als möglichst belanglos und geringfügig dargestellt werden. So verständlich im menschlichen Sinne diese Bemühungen sein mögen, sie werden durch unanfechtbare Thatsachen widerlegt.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Baudissin, E. Gräfin v. Liebeskämpfe. Roman. (Kürschners Bücherschatz Nr. 141.) Berlin, Herm. Hillger. 128 S. M. —,20.
Böttcher, M. Sie leben getrennt, und andere Humoresken. Höchst, W. Graf. 174 S. M. 1,50.
Bormann, G. Menschenherz. Erzählung. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 125 S. M. 1,—.
Dreyer, Max. Lautes und Leises. Ein Geschichtenbuch. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 195 S. M. 2,— (3,—).
Fernand, L. Selma Levy. Berliner Roman. Berlin, W. Baensch. 12°. 325 S. M. 2,—.
Friedmann, A. Liebe und Pflicht. Novelle aus der wiener Gesellschaft. Berlin, A. Weichert. 96 S. M. —,20.
Gabriel, R. Novellen. Berlin, Freund und Jeckel. 240 S. M. 3,—.
Gersdorff, A. v. Für ihre Ehre. Erzählung. Berlin, Otto Janke. 138 S. M. 1,—.
Haber, S. Lustiges und Listiges. Hrsg. von F. Engel. Berlin, Freund und Jeckel. 160 S. M. 2,—.
Hauschner, A. Lehrgeld. Roman. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus. 260 S. M. 3,—.
Heiberg, H. Einer vom Adel. Roman. (Kürschners Bücherschatz Nr. 142.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. —,20.
Heigel, K. v. Weltverächter. Leipzig, G. Müller-Mann. 12°. 123 S. M. 1,—.
Herzberg, J. Die Schuld der Väter. Roman. Bromberg, Erich Hecht. 12°. 253 S. M. 2,—.
Labry, E. „Fin de siècle". Eine Gabe für Erwachsene. München, Wilh. Capito. 12°. 180 S. M. 2,— (2,50).
Mayer, R. Im Lichte des Ewigen. Skizzen. Leipzig, Wilh. Friedrich. gr. 8°. 60 S. M. 1,—.
Oehmke, H. Frau Magdalena. Roman. Berlin, Rud. Mosse. 288 S. M. 2,50 (3,50).
Peschkau, E. Welt, Weib und Wagenpferd. Allerlei Humore. Berlin, Freund und Jeckel. 162 S. M. 2,—.
Polenz, Wilh. v. Wald. Novelle. Berlin W., F. Fontane u. Co. 186 S. M. 2,—.
Reiterbriefe. Aus dem Leben eines Kavallerie-Offiziers. Dresden, E. Pierson. M. 3,—.
Schäfer, K. Odenwaldgeschichten. 1 Bd. Darmstadt, Müller und Rühle. 12°. 380 S. Geb. in Leinw. M. 4,—.
Schmidt, Maximilian. Der Musikant von Tegernsee. Hochlandsgeschichte. 2. Aufl. Reutlingen, Enßlin und Laiblins. 320 S. M. 1,50 (2,25).
Schulte vom Brühl. Die Sünderin. Novelle. Berlin, Fischer und Franke. gr. 16°. 151 S. M. 2,— (3,—).
Stechauner, F. Schneeflocken. Ernst und Scherz im tollen Wirbel. Wien, C. Daberkow. 76 S. M. 1,—.
Stifter, Adalbert. Studien. Billige Volksausg. Osnabrück, Bernh. Wehberg. gr. 8°. 2 Bde. 620 und 645 S. m. Bildn. M. 3,— (4,—).
Stifter, Adalbert. Bunte Steine. Ein Festgeschenk. Billige Volksausg. Osnabrück, Bernh. Wehberg. gr. 8°. 331 S. M. 1,50 (2,—).
Thossan, Eugen O. Wanda. (Kollektion „Brillant" Bd. 3). Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 1,— (2,—).
Thyrnau, E. Aus dem Buche des Lebens. 2 Novellen. Leipzig, Friedr. Fleischer. 320 S. M. 2,80 (3,60).
Trinius, A. Thüringer Geschichten. 9 Erzählgn. Berlin, Fischer und Franke. gr. 16°. 309 S. Geb. in Leinw. M. 3,—.
Wrede, Rich. Vom Baume des Lebens. Erlebtes und Erdachtes. 4. Aufl. Berlin, Dr. Rich. Wrede. 80 S. M. 1,—.
Zobeltitz, H. v. Die Stärkere. Roman. Jena, Herm. Costenoble. gr. 8°. 2 Bde. 239 u. 240 S. M. 6,— (7,50).

Corelli, M. Barabbas. Ein Traum der Welttragödie. Erzählung aus der Zeit Christi. Uebers. von M. Beck. Höchst, W. Graf. 2 Bde. 280 u. 286 S. M. 6,—; in 1 Leinw.-Bd. M. 7,50.
Maupassant, Guy de. Monsieur Perant. Uebers. v. L. Wechsler. (Kollektion „Brillant" Bd. 2). Leipzig, C. F. Tiefenbach. M. 1,— (2,—).
Schreiner, Olive. Träume. A. d. Engl. v. M. Jodl. 2. Aufl. Berlin, F. Dümmler. 99 S. M. 1,60 (2,40).
Wickström, V. Hugo. Ein Abenteurerleben. Roman. Uebers. a. d. Schwedischen von L. Passarge. Berlin W., F. Fontane u. Co. 413 S. M. 5,—.

b) Lyrisches und Episches.

Königsbrun-Schaup. Gedichte. 2. Aufl. Dresden, E. Pierson. 137 S. M. 1,50.

Kurth, Ferd. Max. Dichtungen. Erster Cyklus. Erstes Heft. Berlin SW., Selbstverlag. 15 S. M. 1,—.

Roëll, P. v. Ich liebe Dich! Lieder für Dich und mich. Berlin, Reinhold Kühn. gr. 16°. 64 S. Geb. in Leinw. M. 1,50.

Schlaf, Johannes. Helldunkel. Gedichte. Minden, J. C. C. Bruns. 108 S. M. 2,50 (3,—).

Bacon-Shakfperes Venus und Adonis. Ein buchstäblich genauer Abdruck der ältesten Orig.-Ausg. vom J. 1593; übers. u. erl. Mit mehr als 100 Bildertafeln u. s. w. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag. gr. 8°. 279 S. In Leinw. kart. M. 20,—; geb. in Halbfrz. M. 22,50.

c) Dramatisches.

Bahr, H. und Karlweis, C. Wenn es Euch gefällt. Wiener Revue in 3 Bildern und 1 Vorspiel. Wien, Karl Konegen. 135 S. M. 1,50.

Dalhoff, M. Die Armen im Geiste. Volksstück. München, Neuer Verlag. 90 S. M. 1,—.

Herzl, Th. Unser Käthchen. Lustspiel. Wien, Administration der „Welt". gr. 8°. 142 S. M. 2,—.

Kranewitter, Franz. Michel Gaißmayr. Tragödie in 5 Aufzügen aus dem Tiroler Bauernkriege von 1525. Berlin, S. Fischer. 115 S.

Otto, E. v. Chrysis. Eine dramat. Dichtung. Nach P. Louys' Aphrodite. Leipzig, L. Staackmann. 112 S. M. 2,—.

Rusigk, Joh. Die Spinne. Ein Blättlein Liebe. 2 Einakter. Berlin, Verl. des Dramaturg. Inst. 64 S.

Schlaf, Johannes. Die Feindlichen. Drama. Minden, J. C. C. Bruns. 99 S. M. 1,50 (2,—).

Schlutow, H. Gewißheit. Schauspiel. München, Rubinverlag. 16°. 104 S. M. 2,—.

Schultz, Karl Afred. Weckershöhe. Schauspiel in 3 Aufz. Berlin, Charles Palmié. 88 S.

Stilgebauer, E. Thomas Lindner. Komödie. München, Rubinverlag. 16°. 98 S. M. 2,—.

Streicher, Aug. Menschwerdung. Schauspiel in 4 Akten. Berlin, Verl. des Dramaturg. Inst. 67 S.

Wisbacher, F. Frei! In 3 Aufzügen. Berlin, J. Harrwitz Nachf. gr. 8°. 30 S. M. 1,—.

Zahn, E. Sabine Rennerin. Ein Schauspiel. Frauenfeld, J. Huber. 151 S. M. 2,— (2,40).

Gribojedoff, A. S. Weh dem Klugen! Schauspiel in Versen in 4 Aufz. Uebers. von Dr. O. A. Ellissen. Einbeck, H. Ehlers. 112 S.

Ibsen, Henrik. Kaiser und Galiläer. Deutsch von Paul Hermann. (Ibsens sämtl. Werke. Bd. V.). Berlin, S. Fischer. 319 S. M. 4,— (5,—).

d) Litteraturwissenschaft.

Hoffmann, L. Die Sprache und Litteratur der Wenden. Hamburg, Verlagsanst. u. Druckerei. gr. 8°. 39 S. M. —,80.

Kaiser, A. Die Fastnachtsspiele v. der Actio de sponsu. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Fastnachtsspieles. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht. gr. 8°. 139 S. M. 3,—.

Kroker, E. Die Ayrerische Silhouettensammlung. Eine Festgabe zu Goethes 150. Geburtstag. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh. gr. 4°. IV, 48 S. mit Titelbild u. 50 Tafeln. Geb. M. 15,—.

Lampe, K. Studien über Iffland als Dramatiker mit besonderer Berücksichtigung der ersten Dramen. Celle, Karl André. gr. 8°. 111 S. M. 2,—.

Leyen, Friedr. v. d. Das Märchen in den Göttersagen der Edda. Berlin, Georg Reimer. 82 S. M. 2,—.

Rullmann, W. Heinrich Schaumberger. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 51 S. M. —,50.

e) Verschiedenes.

Bleibtreu, Karl. Von Robespierre zu Buddha. Leipzig, Wilh. Friedrich. gr. 8°. 301 S. M. 5,— (6,—).

Brand, W. F. Reise um die Welt. Leipzig, B. Elischer Nachf. 280 S. M. 4,— (5,—).

Engel, E. Das erste Schuljahr. Gekrönte Preisschrift der Diesterweg-Stiftung. Ein Beitrag aus der Schule — für die Schule. Berlin, L. Oehmigke. gr. 8°. 80 S. M. 1,60.

Esmarch, Fr. v. Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges. Stuttgart, Deutsche Verlagsanst. 2. Aufl. 94 S. Geb. M. 1,20.

Häbler, K. Das Wallfahrtsbuch des Hermannus Künig v. Vach und die Pilgerreisen nach Santiago de Compostela. (Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrh. in getreuer Nachbildung. I). Straßburg, J. H. Ed. Heitz. gr. 8°. 88 u. 24 S. m. Abb. M. 4,—.

Hebbels Werke. Herausg. v. R. Zeiß. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig, Bibliogr. Institut. 3 Bde. 399, 405 u. 379 S. m. Bildn. u. Faks. Geb. in Leinw. M. 6,—; in Saffian M. 9,—.

Key, Ellen. Essays. Autor. Uebertragung von Francis Maro. Berlin, S. Fischer, 344 S. M. 4,— (5,—).

Lehmann, R. Auf australischer Erde. Ernstes und Heiteres. Leipzig, B. Elischer Nachf. 203 S. M. 3,— (4,—).

O. H. Kleine Wahr- und Bosheiten. Stettin, H. Dannenberg u. Cie. 39 S. M. 1,—.

Penzig, Dr. Rud. Ernste Antworten auf Kinderfragen. 2. Aufl. Berlin, Ferd. Dümmler. 271 S. M. 2,80. (3,60).

Rau, A. Die Ethik Jesu. Ihr Ursprung und ihre Bedeutung vom Standpunkte des Menschentums. Gießen, Emil Roth. gr. 8°. 221 S. M. 4,50 (5,50).

Reinthaler, P. Bilder aus preußischen Gymnasialstädten. Berlin, R. Gaertner. gr. 8°. 182 S. M. 2,80.

Schütz, K. Die moderne Reform-Schule. Donaueschingen. gr. 8°. 21 S. M. —,75.

Schultz, Karl Alfred. Bekenntnisse: Vom Drama und von der Musik. — Sieben Gedichte. Berlin, Charles Palmié. 32 S.

Staudinger, F. Ethik und Politik. Berlin, Ferd. Dümmler. gr. 8°. 162 S. M. 2,40.

Studnicki, L. Die Wahrheit über Sibirien. Studien nach der Natur. Berlin, Joh. Räde. 162 S. M. 3,—.

Kovistra, J. Sittliche Erziehung. Aus dem Niederl. v. E. Müller. Leipzig, Ernst Wunderlich. gr. 8°. 100 S. M. 1,60 (2,—)

Kataloge.

S. Calvary u. Co. in Berlin. Antiquarischer Anzeiger Nr. 60. — Antiquarischer Katalog Nr. 191. Philosophie und Pädagogik.

J. Eckard Mueller in Halle a. S. Katalog Nr. 75. Deutsche Belletristik.

Max Perl in Berliu. Antiquarischer Anzeiger Nr. 15. Geschichte, Kunst, Litteratur u. s. w.

Antworten.

Herrn Amtsrichter D. K. in Fr. Ueber die Geschichte der Ex libris-Liebhaberei orientieren Sie außer den vorhandenen Fachzeitschriften folgende Bücher, die wir einem kürzlich erschienenen Aufsatze von O. Stoeßl entnehmen: Friedrich Warnecke, die deutschen Bücherzeichen (Ex libris) von ihrem Ursprung bis zur Gegenwart (Berlin, J. A. Stargardt); Walter Hamilton, French Book-Plates (London, George Bell); A. Poulet-Malassis: Les ex-libris français depuis leur origine jusqu'à nos jours (Paris, 1875); Henri Bouchot, Les ex-libris et les marques de possession du livre (Paris, 1890); Egerton-Castle: English Book-Plates (London, 1893); W. J. Hardy: Book-plates (London, 1893); Charles D. Allan, American book-plates (London, 1895), und das kleine Handbuch von Seyler: „Ex libris" (Berlin, J. A. Stargardt). Im letztgenannten Verlage ist auch eine Sammlung von Ex-libris von Joseph Sattler erschienen. Als größter deutscher Sammler ist Graf Leiningen-Westerburg bekannt, dessen Kollektion über 17 000 Stück umfaßt.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2578.
Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 20
vom
15. Juli 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Zur Litteraturgeschichte der jüngsten Dichtung.

Von Dr. **Monty Jacobs** (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Ernst von Wolzogen, der streitfrohe Freiherr, hat jüngst gelegentlich einen Frevel unserer Litteraturgelehrten entdeckt. Bei ihnen wachse, so schalt er, „die Wissenschaftlichkeit gelehrter Beschäftigung mit Dichtern gleich der Fallgeschwindigkeit, mit dem Quadrat der — Verstorbenheit“. Auch die Motive dieser Ungerechtigkeit bleiben seinem Grimm nicht verborgen: „Die Lebendigen begehen nur zu oft die Rücksichtslosigkeit, durch neue Werke die Weisheit, die über ihre früheren zu Tage gefördert worden ist, zu verhöhnen oder gar ihren gelehrten Erklärern öffentlich ins Gesicht zu sagen, daß sie sie total mißverstanden hätten. Die großen Toten haben dagegen unter allen Umständen den Vorzug, zu ewigem Stillschweigen über ihre geheimsten Absichten verpflichtet zu sein.“

Diese Herzenserleichterung eines „Lebendigen“ liest sich in ihrem burschikosen Freimut gewiß recht amüsant. Nur ein Mangel trübt ihren Wert. Sie entspricht nämlich nicht mehr den Thatsachen. Denn schon seit geraumer Zeit vollzieht sich ein Umschwung im Verhältnis der akademischen Kreise zur Gegenwartskunst. Kaum eine deutsche Hochschule giebt es, an der nicht schon mindestens ein wagemutiger Privatdozent seine Hörer auf die verschlungenen Pfade moderner Litteratur geführt hätte. Vorlesungen über Ibsen, Uebungen zur Kritik des neuen Dramas sind keine Seltenheit mehr. Bücher und Broschüren fliegen in reichlicher Zahl auf den Markt, die mit ernster Eindringlichkeit die Geheimnisse unserer Zeit und ihrer Kunst zu enträtseln suchen. Groß angelegte Sammelwerke schließen die Ernte des Jahrhunderts ab und bringen die Garben einer reichen Kulturentfaltung unter Dach. In ihren Rückblicken wird das Wirken unserer zeitgenössischen Dichter so gewissenhaft gebucht werden wie das Erdenwallen des allerverstorbensten Schiller-Epigonen aus der Biedermaier-Zeit.

Freilich, die ersten Historiker der jungen Kunst betraten das unbebaute Feld noch schüchtern genug mit unsicheren Schritten. Ihre Schriften verrieten keineswegs, daß die Verfasser von der unbedingten Existenz-Notwendigkeit der eigenen Werke vollauf durchdrungen seien. Nur selten schlug einer der litterarischen Neuland-Eroberer so zuversichtliche Töne an, wie der kieler Professor Eugen Wolff, der als Ziel seiner Arbeit den Willen bekannte, „einen lebendigen Einfluß auf unsere nationale Entwicklung ausüben zu können“. Während er sein Buch kühnlich „Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart“ taufte, wiesen andere, wie Berthold Litzmann in Bonn, den Anspruch von sich, die unvereinbaren Begriffe „Gegenwart“ und „Geschichte“ verknüpfen zu wollen. Nur Eindrücke, Beobachtungen wollten sie bieten. Einer fernen Zukunft sollte es vorbehalten bleiben, zu sieben und zu sichten, Grenzlinien zu ziehen und die Resultate systematisch zu gliedern.

Solche Anspruchslosigkeit forderte den rabiaten Widerspruch des eigenwilligen Adolf Bartels heraus. Eine Geschichte der Gegenwarts-Litteratur sei möglich, beteuerte er im Gegensatz zu Litzmanns Ausführungen*). Die persönliche Anschauung des Mitlebenden müsse der Rekonstruktion des nachlebenden Historikers vorgezogen werden, da ein unantastbares, abschließendes Urteil ja auch in der Zukunft ebensowenig zu erzielen sei wie in der Gegenwart. Diese Anschauungen stützen sich zwar auf eine bedenkliche Ueberschätzung der „Dokumente“, der im Druck vorliegenden Einzelprodukte einer litterarischen Entwicklung, wogegen die geistige Bewegung selbst als das Sekundäre in den Hintergrund gedrängt wird. Aber trotz dieser unhaltbaren Voraussetzung klingen Bartels Einwände recht plausibel. Wenn nur die litteraturgeschichtliche Studie, der er sie vorausschickt, durch ihren eigenen Wert die Unrichtigkeit der litzmannschen Theorie schlagender widerlegte!

Doch im Grunde streiten beide Parteien um Worte. Ist eine Geschichte der Gegenwarts-Litteratur möglich oder nicht — das heißt doch wohl: ist bei diesem Beginnen Objektivität möglich oder unmöglich? Eine andere, wichtigere Frage jedoch lautet: ist denn Objektivität nötig? Ein Nietzsche-Wort aus den Unzeitgemäßen Betrachtungen, die gegen die „historische Krankheit“ eifern, diene zur

*) Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Von Adolf Bartels. Leipzig, Ed. Avenarius. Das Buch ist im einzelnen bereits in Heft 12 dieser Zeitschrift gewürdigt worden.

Antwort: „In gewissen Fällen wagt sich die Banalität der Gesinnung, die Jedermanns-Weiheit, die nur durch ihre Langweiligkeit den Eindruck des Ruhigen, Unaufgeregten macht, hervor, um für jenen künstlerischen Zustand zu gelten, in welchem das Subjekt schweigt und völlig unbemerkbar wird . . . Ja, man geht soweit, anzunehmen, daß der, den ein Moment der Vergangenheit gar nichts angehe, berufen sei, ihn darzustellen. So verhalten sich häufig Philologen und Griechen zu einander: sie gehen sich nichts an — das nennt man dann wohl auch Objektivität!"

Wer als ehrlicher Erkenner und Bekenner ein Ich einzusetzen hat, wird den Lebenden wie den Toten mit gleichem freien Blick entgegentreten. Ein Temperament wie Treitschke mußte seine litterarischen Antipathieen mit solch lebendigem Eifer in Gegenwart umsetzen, als ob Heinrich Heine als Redakteur einer verhaßten Zeitung in Berlin lebe und ihn eben erst durch ein boshaftes Feuilleton geärgert habe. Warum sollte sich nicht im Bewußtsein eines neuen Historikers, der nicht blos ein Chronist der Kunstentwicklung sein will, ein umgekehrter Prozeß vollziehen? Warum sollte er nicht einen Mitlebenden mit dem unbefangenen Freimut einer wahrhaft historischen Auffassung betrachten?

Naturgemäß wird niemand das Fazit eines Lebens ziehen wollen, das noch nicht abgeschlossen ist. Aber entziehen sich deshalb die Lebenden überhaupt der historischen Betrachtung? Wird ein Geschichtschreiber von der Darstellung einer Schlacht Abstand nehmen, weil nicht alle Generale darin umgekommen sind, weil ein Teil von ihnen noch die Uniform trägt? Auch im Werdegang der Kunst giebt es Kämpfe, die noch vor wenig Jahren grimmig wüteten, jetzt aber durch lärmende Siege, öfter noch durch die lautlose Friedensarbeit der unaufhaltsam fortwirkenden Entwicklung abgeschlossen sind. Zweifellos kann ein solcher Feldzug der Geister jetzt schon in seiner Bedeutung gewürdigt, in seinen Resultaten geprüft werden. In einer solchen Darstellung könnten auch die Heerführer, ihre Eigenart, die Art und Wirkung ihres Eingreifens in scharfen Umrissen gekennzeichnet werden, wenn sie auch heute noch rüstig fortschaffen und morgen schon vielleicht die eroberten Schanzen verlassen, um neue Ziele mit stürmender Hand zu gewinnen. Der Historiker folgt ihnen als eine Art Kriegsberichterstatter, ohne deshalb zu Wippchens Kniffen seine Zuflucht nehmen zu müssen. Was seine Schilderung am erhabenen Ton des richtenden Urenkels verliert, wird sie reichlich an frischer, lebendiger Anschauung des Moments, an persönlicher Anteilnahme, am ungetrübten Auffangen der Kriegsstimmung gewinnen!

* * *

Solche Schlachtenbummler des modernen Kunstkrieges, die von der Tageskritik zur Litteraturgeschichte die Brücken schlagen, treten jetzt mehrfach auf den Plan. Sie plagen sich nicht mit Skrupeln und Zweifeln über die Grenzen historischer Erkenntnis. Dafür bemühen sie sich aber auch nicht, mit Bartels, Erscheinungen wie Spielhagen, Wilbrandt, Sacher-Masoch, Richard Wagner unter die geduldige Formel: Decadence zu pressen. Auch kann es ihnen nicht, wie Berthold Litzmann, passieren, daß ihnen ein groß angelegtes und im einzelnen sehr aufschlußreiches Werk über das moderne deutsche Drama unter der Hand zu einer Wildenbruch-Monographie gedeiht. Auch werden sie sich nicht wie Eugen Wolff mit verdienstvollen Würdigungen der älteren Generation (Keller—Freytag—Klaus Groth) begnügen, die Jüngeren jedoch mit unzeitgemäßen Schlagworten abkanzeln und ein hochstrebendes, begnadetes Talent wie Richard Dehmel totschweigen.

Edgar Steiger, Franz Servaes, Arthur Möller-Bruck — so heißen drei ungleiche Gesellen, die auf anderen Wegen das gleiche Ziel erreichen wollen. Bezeichnender Weise fehlen in ihren Schriften die mehr oder minder bescheidenen Zweifel, die Erörterungen über Ziel und Zweck der eigenen Arbeit. Auch im Hinblick auf die Form schweben ihnen gemeinsame Ideale vor. Keine systematische Darstellung der Kausalzusammenhänge wollen sie geben. In locker an einander gereihten Essais suchen sie die Stimmungen einer Zeit des Uebergangs, des Werdens auszuschöpfen.

Zwar trägt Edgar Steigers zweibändiges Werk*) äußerlich noch den Charakter einer geschlossenen, zusammenfassenden Schilderung. Aber der Verfasser selbst giebt im letzten Abschnitt seines anregenden Buches diese Form preis. Als „Pfadsucher der Gegenwart" will er an drei künstlerischen Persönlichkeiten den Werdegang der neuen Bühnendichtung veranschaulichen. Ibsen — Hauptmann — Maeterlinck: vor diesen Charakterköpfen macht er Halt. Aber er schließt sich mit den drei Zukunftswessern nicht in enge Stuben ein, um die Nase ins Notizbuch zu stecken und das Wesen der Poeten als Menschen und Schöpfer in stilvollen Interviews festzunageln. Sondern er wandelt mit verständnisfrohem Künstlersinn an der Hand der Meister hinaus ins Freie. Die Fähigkeit, selbständig und ohne Einseitigkeit zu denken, Empfindungen als ein Feinfühliger in sich aufzusaugen, bahnt dem kecken Draufgänger einen schnurgraden Weg durch Labyrinth und Dickicht. Er sieht seine Helden ihre Schlachten schlagen und folgt den Siegreichen auf die gewonnenen Höhen. Von hier aus kann er freie Umschau halten und die bunte Fülle des Erschauten mit beherrschendem Blick zu einem Gesamtbild gliedern. Deshalb spricht aus seinem Buch ein Mann, der in Einzelheiten zu dringen vermag, ohne den Ueberblick über den wohlgefügten Organismus des Ganzen zu verlieren. Auch die Einflüsse der ausländischen Produktion auf das deutsche Drama, über die manche frühere Darstellung ein wenig eilfertig hinwegglitt, kommen zu ihrem Recht. So offenbaren sich die unsichtbaren Fäden, die sich von einem Drama Henriks Ibsen zum andern, vom Lebenswerk des Norwegers zu den Schöpfungen seiner deutschen Jünger schlingen. Der revolutionäre Geist wird lebendig, der an den morschen Pfeilern der Gesellschaft rüttelt. Die Umwälzungen der Weltanschauung treten zu Tage, die im Zeitalter Darwins dem „mikroskopischen Auge" des modernen Dichters neue Objekte darbieten.

„Von Hauptmann bis Maeterlinck" soll der zweite Band des Werks führen. Wertvolle Erkenntnisse einer frischen, persönlichen Auffassung finden sich auch hier. Wichtige Attribute des

*) Das Werden des neuen Dramas. (I. Band: Henrik Ibsen und die dramatische Gesellschaftskritik. II. Band: Von Hauptmann bis Maeterlinck). Preis je M. 5.— (6.—). Berlin, F. Fontane & Co.

ästhetischen Urteils werden nicht leichtfertig übernommen, sondern in scharfsinnigen Definitionen auf ihren Zeitwert hin geprüft. So gipfelt eine hübsch durchgeführte Untersuchung über den Begriff „schön“ in der Erkenntnis: „Die ganze Entwicklung der Kunst ist nichts anderes als eine beständige Erweiterung des Reichs der Schönheit durch eine fortgesetzte Einverleibung neuer Provinzen, die vordem dem Reiche des Häßlichen zugeteilt waren“. Trotz alledem ist ein leiser Rückschritt gegen den Ibsen-Band nicht zu verkennen. Zwar ist's schon eine Freude, einem Verständnisvollen zu begegnen, der für Maeterlincks geheimnisreiche Kunst mehr als schalen, wohlfeilen Spott aufzubieten weiß. Aber die volle Bedeutung dieses aus tiefstem Seelenbronnen schöpfenden Poeten scheint in Steigers skizzenhaften Ausführungen mehr geahnt, als klar erkannt. Desto breiter — ein wenig zu breit — wird Hauptmanns Entwicklung in ausführlichen Analysen der einzelnen Schöpfungen dargethan. Leider drang in diese Abschnitte ein wenig vordringlich die sozialdemokratische Tendenz des Verfassers ein. Eine Tendenz, die in den übrigen Kapiteln geschmackvoll in den Hintergrund gedrängt wurde, trotzdem dieser künstlerisch empfindende Aesthetiker seine Arbeit in einer — Zelle des zwickauer Landesgefängnisses niederschrieb.

Andere Ideale, als diesem publizistischen Vorkämpfer des Proletariats, leuchten dem Kritiker Franz Servaes, der jetzt eine Reihe gehaltvoller Feuilletons zu einem stattlichen Bande vereinigt hat. Seine „Präludien“*) klingen in eine, von wehmutsschwerer Begeisterung getragene Huldigung an Bismarcks frischem Grabe aus. Nicht einem Partei-Fanatiker, sondern einem freien Enthusiasten quoll dieser schlichte Hymnus ohne Pathos aus tief bewegter Seele. Einem Enthusiasten, den ein inniges Gefühl persönlicher Liebe zu dem Gewaltigen beseelte. Die stolze Unabhängigkeit, mit der hier ein Künstler seinen Kranz auf die Bahre eines Genius legt, durchdringt auch alle übrigen Abschnitte des Werks. Vierhundert Seiten über Kunst und Künstler — und keine Phrase! das ist der erste, wohlthuende Eindruck, den diese Essais erwecken. Ihr Verfasser gehört weder zu den Routiniers, denen die Kritik ein Handwerk, noch zu den Neunmalweisen, denen sie eine Wissenschaft ist. Er sieht in der Kritik eine Kunst, eine schöpferische Bethätigung des Denkens und Fühlens zugleich. Das erkennt der Leser auch ohne das programmatische Bekenntnis „Präludien“, das den Band einleitet. Dem wiener Freunde Hermann Bahr sind diese Blätter dargebracht. Manch gemeinsame Anschauung, ein gemeinsames Ziel mag die Beiden verbinden. Und doch welch gewaltiger Unterschied! Dem leichtblütigen, unstäten, in tausend Farben schillernden Anreger steht ein schwerblütiger, grübelnder Bekenner gegenüber. Statt auf lustiger Fahrt mit geschwinden Segeln in fremden Wassern umherzukreuzen, bald hier, bald da hurtig zu landen und hurtig zu verschwinden, begnügt er sich in Stille zu ruhen und seine Anker tief in die letzten Gründe zu senken. Hermann Bahrs schmiegsame Internationalität mag in Paris und Petersburg, in Christiania und Neapel umherschweifen, nirgends fremd und doch nirgends heimisch. Servaes aber ist in Kern und Wesen deutsch. Als moderner Mensch schließt er sich freilich nicht in borniertem, chauvinistischem Dünkel gegen die fruchtbaren Anregungen des Auslands ab. Doch ein im Innersten mächtiger Trieb läßt ihn immer wieder die nationale Eigenart als fruchtbarstes Erdreich aller echten Kunst erkennen. Es mag ein Zufall sein, daß sich unter den sieben Poeten und sieben Malern, denen seine Charakteristiken gelten, nur Deutsche befinden. Aber in ihrer Auswahl schon zeigt sich das tiefgehende Interesse für bodenwüchsige Schöpfungen einer im Heimatlichen wurzelnden Kraft. So wird unter den Humoristen nicht Otto Erich Hartleben herangezogen, dessen behäbige Frische trotz aller deutschen Bierfidelität vom Montmartre entscheidende Anregungen erfuhr, sondern der barocke Schwärmer Paul Scheerbart mit seiner trunkenen, oft auch betrunkenen Phantastik eines wunderlichen, deutschen Romantikers. Ebenso erscheint unter den Zeichnern nicht Thomas Theodor Heine, dessen geniale, peitschende Satire in pariser Schule gereift ist, sondern Hans Baluschek, der als ein enges, wohlvertrautes Gebiet das großstädtische Berlin erobert hat. Am hellsten aber jauchzt und jubiliert die Freude an deutscher Heimatsart in den Blättern, die dem schwarzwälder Meister Hans Thoma gewidmet sind. Aus keinem andern Aufsatz klingen so persönliche Herzenstöne heraus wie aus diesem Bekenntnis einer hingebenden Verehrung. Die schwierige Kunst, Bilder und Skulpturen, Marmor und Leinwand reden zu lassen, beherrscht Servaes. Böcklins begnadete Natur-Offenbarungen dringen in schwellenden Akkorden an unser Ohr. Max Klingers thronende Kraft und sehnsüchtige Schönheitsanbetung, Liebermanns wuchtige Lebenstreue sprechen uns in der gleichen, scharfen Eindringlichkeit an.

Aber auch die Gabe, zwischen den Zeilen zu lesen, ist dem Verfasser der „Präludien“ verliehen. Deshalb gewinnt in seiner Darstellung auch das Werk der Poeten Leben und Anmut. Abgesehen von einem etwas matten Anzengruber-Essai tritt Servaes auch in diesem Teil seines Werks nur Jungen, Lebenden gegenüber. Nicht in so lebendiger Persönlichkeit wie die Maler, treten die Gestalten der Dichter hervor. Dafür waltet ihnen gegenüber jedoch eine tiefgreifende, peinlich abwägende Gerechtigkeit. Schroffe Unterschätzung wie Menzel, gelinde Ueberschätzung wie Baluschek erfährt keiner aus diesem Fähnlein der sieben Aufrechten. Aus intimster, nachfühlender Kenntnis heraus wird Dehmels schöpferische Eigenart gewürdigt und bis in ihre verborgensten Quellen verfolgt. Nicht nur als burschikoser, verwegener Lebensbummler tritt Detlev von Liliencron vor uns hin, als ein Apostel des ewigen „Heirassassa“, sondern auch als Lebenskämpfer, der mit der instinktiven Treffsicherheit einer sinnesfrischen Natur die Probleme vom Leben und vom Tode zu lösen weiß. Auch das seltsame Dichterpaar, das sich in Arno Holz und Johannes Schlaf zusammengefunden hat, macht Servaes zum Objekt wertvoller Studien. Ohne in Holzens Bahnen zu wandeln, der seinem eigenen Wirken eine allzu majestätische Bedeutung von europäischer Wichtigkeit beimißt, erzählt hier ein Kampfgenosse von dem Bündnis des mutigen Revolutionärs mit dem sensitiven Poeten Schlaf, des Agitators mit dem Träumer. Bedeutungsvoll wirkt ein schwerwiegender Essai über Hauptmann.

*) Präludien. Ein Essaibuch. Berlin, Schuster & Löffler. 1899. M. 5.—

Bedeutungsvoll vor allem um der Einwände willen, die hier gegen die Kunst eines Gefeierten erhoben werden. Denn so fern Servaes den muckerischen Traditionspfaffen steht, die über die Wagnisse des Weberdichters zetern, so fern steht er auch dem vordringlichen Troß kritikloser Trabanten, die nun ihrerseits wieder vor dem Opfertempel von Schreiberhau Pfaffendienste verrichten. Vor dem großen Gestalter und „Lebendigmacher" neigt er sich in Bewunderung. Aber deshalb wird er nicht blind für die Grenzen des hauptmannschen Talents, für die geistige Unfreiheit einer allzu nachgiebigen Rezeption ohne den Wagemut der Idee.

Ein dritter Versuch, Künstlern der Gegenwart ihre Geheimnisse zu entlocken, kann vorläufig nur gestreift werden. Denn von Arthur Moeller-Brucks weit angelegtem Sammelwerk*) sind erst drei selbständige Bändchen erschienen. Sein Werk wird, wenn es in zwölf Einzeldarstellungen abgeschlossen vorliegt, jedenfalls Beachtung heischen. Denn es bietet ohne Voreingenommenheit einen bedeutenden Aufwand von Scharfsinn und ästhetischer Durchbildung zur Bewältigung schwieriger Probleme auf. Im ersten Bändchen, das in anderem Zusammenhange hier schon (in Heft 19) behandelt wurde, wird Nietzsche als Schöpfer eines poetischen Stils, als künstlerisch bahnbrechende Persönlichkeit gewürdigt, und in den folgenden Heften bietet die Parallele zwischen dem kranken Philosophen und dem gesunden Lyriker Liliencron ebenso fesselnde Ausblicke, wie die Betrachtung der zerrissenen Dichternatur des frühverstorbenen Hermann Conradi. Aber im Vergleich zu Steigers volkstümlicher Frische, zu Servaes künstlerisch geschliffenem und gefeiltem Stil bietet Möller-Brucks Tonart eine eigentümliche Mischung des Lehrhaft-Ledernen mit dem Schwülstigen. Bis auf die Titel der einzelnen Broschüren erstreckt sich diese Sucht nach gespreizter Originalität. So heißen die Aufsätze über Liliencron und Conradi „Die Auferstehung des Lebens" und „Neutoener!". Auch die angekündigten Hefte erfreuen sich solch abenteuerlicher Aufschriften wie „Die ungeborene Form" oder „Das Weib im Manne". Schade, daß der gediegene Eindruck einer Arbeit durch derartige Schrullen getrübt wird. Sie erinnern zu sehr an das Bemühen eifriger Lokalredakteure, ihre Notizen über gefallene Pferde und explodierte Kessel mit „sensationellen" Spitzmarken zu verbrämen.

*) Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Zwölf Hefte. Berlin, Schuster & Löffler 1899.

Die Flatey-Handschrift.

Von Franz Stock (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Von den vielen wertvollen Handschriften des skandinavischen Nordens sind es besonders drei, die das Interesse des Litteraturfreundes beanspruchen. In der Bibliothek von Upsala finden wir die älteste von ihnen, den Codex argenteus, ein umfangreiches Bruchstück der ersten germanischen Bibelübersetzung des Gothenbischofs Wulfila. Sie stammt aus dem vierten Jahrhundert und stellt mit ihren silbernen und goldenen Buchstaben auf purpurfarbenem Grunde ein außerordentliches Kunstwerk mönchischen Fleißes dar. Eine seltsame Vermischung lateinischer und griechischer Schriftzeichen mit gothischen Runen, bildet sie den ersten gelungenen Versuch, das unverfälschte Wort Gottes aus den Fesseln der Antike zu lösen und äußerlich mit germanischem Gepräge auszustatten. Wulfila gebührt der Ruhm, zuerst die Sprache seines Volkes in zusammenhängender, schriftlicher Darstellung angewandt und ihr durch die Bibelübersetzung zu einem festen Fundament verholfen zu haben. Seinen Bemühungen ist es zuzuschreiben, daß die Kirchensprache bei den ostgermanischen Stämmen fortan gothisch blieb, während sie bei denen des Westens nach wie vor lateinisch war und einen tieferen Einfluß auf das Volksleben nicht auszuüben vermochte.

Nicht weniger von Bedeutung ist der Codex regius in der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen, der die letzten Reste der im 9. Jahrhundert auf Island entstandenen Eddalieder enthält und damit das einzige Zeugnis von dem religiösen Leben unserer altgermanischen Vorfahren ablegt.

Wesentlich jünger ist die noch wenig bekannte dritte Handschrift, der Codex Flateyensis (die Flatey-Handschrift). Angesichts der immer wieder auftauchenden Zweifel an der Echtheit der jüngst in Sevilla beigesetzten Gebeine des Columbus, tritt die Frage in den Vordergrund, ob dem spanischen Nationalheros überhaupt der ungeschmälerte Ruhm mit Recht zustehe, Amerika zuerst entdeckt zu haben. Gerade darüber giebt uns die Flatey-Handschrift vollgiltigen Aufschluß. Sie liefert uns die Belege dafür, daß schon 500 Jahre vor dem kühnen Genuesen, Angehörige germanischen Stammes, den westlichen Kontinent besucht und dort Kolonisationsversuche gemacht haben. Die amerikanische Union hielt es gelegentlich der chicagoer Weltausstellung geradezu für eine Ehrensache, festzustellen, daß den Germanen der Ruhm gebühre, die ersten europäischen Entdecker Amerikas zu sein, und ließ es sich große Anstrengungen kosten, das alte Buch von Flatey während der Ausstellungszeit jenseits des großen Wassers zu haben. Noch ehe eine Einigung erzielt war, brachten es die Proteste der ganzen skandinavischen Presse dahin, daß man in Kopenhagen endgiltig abschlägigen Bescheid erteilte. Die Befürchtung, es möchte dem kostbaren Schatz auf dem Meere ein Unglück zustoßen, ließ das Verhalten Dänemarks gerechtfertigt erscheinen. Ein Besuch in der kopenhagener Bibliothek ermöglichte mir nun eine eingehende Besichtigung und Würdigung des Originals.

Während im frühen Mittelalter fanatische Christenpriester auf dem europäischen Festlande alle alten Volksgesänge und Sagen zu vernichten suchten, aus Furcht, sie möchten das Volk wieder an das Heidentum gemahnen, ließen es sich isländische Bischöfe angelegen sein, die letzten Reste der alten Sagen und Lieder zu sammeln und aufzuzeichnen. Nur auf dieser weltentlegenen Insel hatte noch die schauerlich erhabene altgermanische Poesie mit dem ganzen Inhalt ihres religiösen und geistigen Lebens eine Zuflucht gefunden, und Islands Litteratur wurde der „unverwitterte Runenstein, in dem der nordische Geist in tiefen, ewig lesbaren Zügen die Erinnerung seiner Vorzeit eingeschrieben hat." So ward auch im 14. Jahrhundert (1380) von den beiden Bischöfen Jón Thórdson und Magnus Thórhallson eine Sammlung von Sagas und Gesängen vollendet, die uns heute noch in der Flatey-Handschrift vorliegen. Die Flateyjarbók (bók=Handschrift, Flateyjar = altnord. Genetiv von Flatey) ist auf Pergament geschrieben und besteht aus zwei recht dicken Foliobänden, die zusammen 448 Seiten zu je 2 Spalten aufweisen. Ihr Inhalt besteht zum größten Teil aus norwegischen Königs- und Volkssagen, eingeschalteten Volksgesängen, Annalen und Schilderungen von Begebenheiten innerhalb und außerhalb Norwegens. Vor allem aber ist die Grönlendingha-Saga (Erzählung von den Grönländern) darin aufgenommen, in der neben andern isländischen Berichten ähnlichen Inhalts die

ausführlichste Darstellung der ersten Amerikafahrten enthalten ist. Man konnte nach den darin angeführten Kennzeichen zum erstenmale mit Sicherheit auf die geographische Lage „Winlands" schließen. Letzteres muß unter dem 49. Breitengrad gelegen haben und mit dem heutigen Neuschottland identisch gewesen sein. Der Norweger Bjarne Herjulfsson sieht als der erste das „neue Land", unternimmt aber seltsamerweise keine Landungsversuche. Erst Eriks des Roten Kinder, vor allem Leifr können genauere Kunde über die neuen Landstriche bringen: „Da kam um die Winterzeit kein Frost, und das Gras welkte nur wenig. Da glichen sich auch Tag und Nacht in ihrer Länge mehr als auf Grönland und Island. Die Sonne ging am kürzesten Tage nach 3 Uhr unter und erhob sich vor 9 Uhr." Darauf folgt ein sehr eingehender Bericht über die Kolonisationsversuche Leifrs, Thorwalds, des Norwegers Thorfin Karlsefne und der reckenhaften Tochter Eriks des Roten, Freydis.

Die Handschrift ist in Kapitel eingeteilt, deren jedes mit einer den Inhalt treffenden kurzen Ueberschrift versehen und mit einem außerordentlich kunstvoll geformten, in bunten Farben illuminierten Initial geschmückt ist. Die Sprache ist altisländisch und weicht nur wenig von der jetzt noch auf Island gebräuchlichen ab. Sie giebt einen klaren Begriff von der Ursprache der Norweger, die durch die lange Zugehörigkeit des alten Nordlandes zu Dänemark ihre Heimstätte auf dem europäischen Festlande fast ganz verloren hat. Klar und flüssig, wenn auch in angemessener epischer Breite, erzählen die Verfasser die Begebenheiten. Fast dramatisch gestaltet sich die Darstellungsform, wenn unvermittelt die direkte Rede der führenden Männer und Frauen eintritt. Eben die letztere kann auch als Zeugnis für die getreue Ueberlieferung der von den Vikingern für besonders wichtig gehaltenen Zwischenfälle gelten. Trotzdem sich die Bewohner Skandinaviens, also auch mittelbar Islands, zu den gotischen Stämmen rechnen, weicht die Sprache der Flatey-Handschrift erheblich von dem Gotischen des Wulfila ab.

Dem dänisch-norwegischen Könige Friedrich III. blieb es vorbehalten, diese größte aller isländischen Handschriften jahrhundertelangem Vergessensein zu entreißen. Er hatte einen isländischen Bischof, Brynjulfr Sveinson, beauftragt, alle etwa noch vorhandenen altnordischen Handschriften zu sammeln. Dieser fand eine solche 1662 bei dem Bauern Finson auf der Flat-ey und erstand das alte Familienerbstück nur mit großer Mühe. Von Flatey, einer kleinen Insel westlich von Island, kam die Handschrift nach Kopenhagen und zeigte, daß wirklich und wahr gewesen, was bisher nur als dunkle Sage und märchen-

hafte Ueberlieferung galt, daß Nordländer die ersten Entdecker Amerikas waren. Beistehendes Bild stellt ein Facsimile der Spalte 282 des alten Codex dar und enthält den Bericht über die ersten Kolonisations- und Durchforschungsversuche Winlands unter Leifr im Jahr 1000. Die Veröffentlichung dieser Seite der Handschrift ist dem Herrn Louis le Maire, Obersten im dänischen Generalstabe, zu danken; dieser photographierte Seite für Seite des alten Buches und stellte so ein Duplikat her, das uns das Original würdig zu ersetzen vermag.

Charakteristiken

Ernst von Wolzogen.

Von **Kurt Martens** (München.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich bin stolz darauf, einer alten Familie anzugehören, welche unter ihren Stammhaltern zwar keinen einzigen Raubritter, aber dafür umsomehr Vorkämpfer und Märtyrer ihrer freien Ueberzeugung aufzuzählen hat .... da ich auch mütterlicherseits von einer französischen Hugenottenfamilie stamme, die ihres Glaubens wegen Vaterland und Besitz im Stiche lassen mußte, so darf ich wohl sagen, daß mir Kampfslust wider die geistige Stagnation im Blute liegt. Ich glaube an das Blut — als überzeugter Darwinianer; ich glaube, daß wir Adligen eine besondere Race darstellen, welche — wenigstens bis in die neuere Zeit hinein, die zum Herrschen berufene war." Dieses Bekenntnis, mit dem Wolzogen in der Broschüre „Links um kehrt!" vor die herrschenden Klassen tritt, zeigt uns die innerste Natur des Dichters: Ein deutscher Edelmann von streitfrohem, sanguinischem Temperament, durchtränkt von der Kultur des Evolutionismus.

Der adlige Race-Instinkt, der aus fast allen seinen Werken spricht, nicht blos aus den Anschauungen, die er dort vertritt, sondern auch aus der Gestaltung der Charaktere, aus der Führung der Handlung, nimmt in der eben erwähnten Streitschrift die Form eines subjektiven zornigen Pathos an. Die Aristokratie, die er vertritt, ist eine Aristokratie der Race und zugleich des Geistes, die „neue Aristokratie der Ritter vom Geist, die zum Herrschen berufen sind kraft ihres Blutes, kraft ihrer Reinheit, aber auch kraft des Mutes, moderne Menschen zu sein." — „Aber ihr hört ja nicht den Dichter," so ruft er seinen Standesgenossen zu, „ihr schlafenden Sklaven! So blieb mir nichts übrig, als auch laut und deutlich als Pamphletist zu kommen. Und wenn ihr mir sonst nichts weiter glaubt, so glaubt mir doch wenigstens das Eine, daß ich als Edelmann es als die tiefste Schmach empfinden muß, meinesgleichen als die Vertreter der sinnlosesten Reaktion, als die mit Recht verlachten und verachteten Vertreter einer längst verlorenen Sache zu sehen." — Typen von Edelleuten, wie sie sind und wie sie sein könnten, stellt er in seinen Romanen zahlreich und mannigfaltig dar. Den ostelbischen Junker lernen wir in „Ecce ego" kennen, einen verdummten und verschuldeten Egoisten, der sich mit seiner chevaleresken Gewandtheit allmählich wieder in die Höhe schwindelt; oder als sympathische Gegenfigur den Baron Kospoth im „Thronfolger," „das Muster eines jungen Aristokraten: gewandt im Benehmen, jedem gesunden Sport freudig zugethan und dabei geistig rastlos strebend, voll Teilnahme für alles Große und Schöne." Doch ist dieser Kospoth keineswegs ein Mustermensch, sondern ein noch recht unvollkommenes Produkt unsrer Uebergangs-Epoche, Weltverbesserer und sozialistischer Ideologe, der denn auch schließlich seine Lebensaufgabe darin erblicken muß, „dem Zivilisationswerk Kärrnerdienste zu leisten." Im Schauspiel „Daniela Weert" finden wir ein treffliches Bild des adligen Beamten; Offiziere im Dienst, außer Dienst oder gänzlich verbummelt zeichnet der Dichter in seinen Novellen, im „Thronfolger" und in den „Entgleisten".

Zu den ererbten Race-Instinkten kommen nun bei Wolzogen die individuellen Merkmale des Sanguinikers. Ich wüßte nicht, wie man seine Natur als Mensch und Künstler klarer bestimmen könnte, als mit Hilfe jener überwundenen Lehre des Galen, der einen Sanguiniker denjenigen nennt, dessen Adern nichts von schwarzer oder gelber Galle, nichts von trägem Schleim enthalten, sondern lauter reines, rotes, warmes Blut. Dem Dichter, der nichts weiter als Sanguiniker ist, wird es vielleicht an Größe, an Tiefe und nachhaltiger Wirkung fehlen; aber eines wird ihn vor vielen auszeichnen: eine unerschöpfliche Erfindungsgabe und Einbildungskraft, eine Freude an allen Gegenständen der sichtbaren Welt, eine Lust zu fabulieren, die uns oft nur leicht berühren, aber niemals langweilen wird. Und wie der Sanguiniker als Mensch rasch eine Stimmung mit der anderen zu vertauschen vermag, so wird er auch als Künstler die Kontraste lieben. Rauhe und sanfte Charaktere, Wüstlinge und keusche Kinder, Helden und Narren wird er in buntem Durcheinander zusammenführen. Auf tragische Momente werden ihm groteske folgen, darauf wieder rührende oder satirische oder trocken berichtende. Gerade in dem plötzlichen Wechsel der Gestalten und Situationen wird der Reiz seiner Dichtungen liegen. Solch ein Meister der Kontraste ist Wolzogen gerade da, wo er sich am persönlichsten giebt: in seinen „Geschichten von lieben süßen Mädeln" und in den Komödien „Lumpengesindel" und „Unjamwewe," in denen das wenigste erkünstelt, fast alles erlebt und empfunden ist. Der große Erfolg des „Lumpengesindel" beruhte hauptsächlich mit auf diesem leicht beflügelten Temperament, das unter Weinen und Lachen den Hörer durch alle Skalen des Gefühls mit sich auf- und niederreißt.

Die Weltanschauung, zu der Wolzogen sich bekennt, ist, wie wir sahen, die darwinistische. Die Züchtung gesunder Arten und innerhalb derselben hervorragender Individuen schwebt ihm oft vor, wenn er Gestalten idealisieren oder die Fabel zu befriedigender Lösung führen will. Dabei hat ihn auffallenderweise Nietzsche nur in sehr geringem Maße beeinflußt. Zwar zitiert er in seiner Broschüre dessen Sehnsucht nach der neuen Aristokratie, indem er ihn als den vornehmsten und exklusivsten Denker unsrer Zeit rühmt, verlangt aber zugleich, man solle von ihm die lyrische Schwärmerei für den Uebermenschen abziehen. Herren-Naturen, wie Nietzsche sie versteht, zeichnet er sehr gern, am lebendigsten wohl in der Gestalt des Afrikareisenden Ewert in dem Schauspiel „Unjamwewe", tritt auch sonst überall für die „Freiheit der Persönlichkeit" ein,

nur daß seine harmlose Leichtigkeit gerade dem Heroismus und dem gewaltigen Prophetentum des Denkers nicht folgen mag. Ueberhaupt giebt er sich nicht gern mit philosophischer Vertiefung der Probleme ab. Seine ethischen Begriffe sind etwas vage, über die metaphysisch-religiösen äußert er sich nur ungern, und dann meist in Gemeinplätzen. Diesen Mangel an intensiver Erkenntnis des Lebens ersetzt er indes mit dem guten Rechte des naturalistischen Schriftstellers durch eine extensive. Die Fülle seiner Erfahrungen, denen kein Milieu unsrer Gesellschaft fremd geblieben ist, nötigt Bewunderung ab. Als Sohn eines Regierungsbeamten, der später eine Theater-Intendanz übernahm, als Offizier und Gast am weimarischen Hofe, in enger Beziehung zu den dortigen Musik- und Malerkreisen, als Student, als Freund der Bohémiens, im Verkehr mit dem Landadel wie mit dem Volk der großen Städte, mit Gelehrten und Künstlern, Damen und Grisetten, würdigen Greisen und jungen Taugenichtsen hat er sich eine Kenntnis des modernen Lebens angeeignet, wie sie universaler keinem unsrer zeitgenössischen Dichter zur Verfügung steht. Mit gleicher Hingabe hat sein beweglicher Geist die alltäglichen wie die seltsamen Aeußerungen moderner Kultur und Unkultur in sich verarbeitet. Keiner Bewegung, keinem Einflusse hat er dabei sich unterworfen. Welche Eindrücke ihn auch vorübergehend packten, vielleicht sogar bedrückten, immer wieder hat er sich davon frei gemacht und ist geblieben, was er von Anbeginn war: ein unabhängiger Edelmann und Künstler.

Es wird nunmehr leicht zu erraten sein, welchen litterarischen Kreisen Wolzogen nahe steht oder vielmehr, daß es ihm in keinem recht behagt, nachdem derjenige, dem er entstammte, zersprengt worden ist. Als damals, in den Achtzigerjahren, Conrad und Bleibtreu die Fahne des deutschen Realismus schwenkten und in der „Gesellschaft“ ihre Getreuen sammelten, geriet auch Wolzogen unter die bestimmende Einwirkung ihrer Doktrin. Damals hat er seinen Stil gefunden und hat ihn, frei von Einseitigkeit, unter weitherziger Anerkennung fremder Art, bis auf den heutigen Tag konsequent beibehalten. Wolzogen ist der deutsche Realist κάτ' ἐξοχήν, ausländischen Einflüssen durchaus unzugänglich, treu der objektiven Milieu- und Charakterschilderung und den Lebens-Maximen seiner Jugend. Noch in jedem Buche vertrat er die Ideen kulturellen Fortschrittes, eine gewisse gutmütige Moral und einen maßvollen Altruismus, Verachtung aller Philistrosität und das Recht einer fröhlichen Ungebundenheit. Lehnte er Nietzsche und Stirner ab, so konnte die Bewegung der Neu-Romantiker, der Symbolisten und Dekadenten seiner gesunden, normalen Natur vollends nichts anhaben. Nicht einmal die Form seines Schaffens hat irgend welche Wandlungen durchgemacht. Der direkten Charakteristik der Analysten gegenüber hat er stets die indirekte Methode beibehalten, die aus Dialog und Handlungsweise der Personen deren Wesen oder Gemütsverfassung erraten läßt. Den Schönheiten der Sprache und des persönlichen Stiles, die neuerdings gewiß allzu sehr in den Vordergrund gerückt werden, schenkt er gar keine Beachtung, und das ist vielleicht der einzige Punkt, in dem man seine Konsequenz beklagen darf. Seine Kunst gehört der Beobachtung des breiten Lebens, gesellschaftlicher Milieus und gesellschaftlicher Charaktertypen oder leicht verständlicher Originale. Er zeichnet mit klaren, dicken Strichen und setzt die Farben am liebsten flott und fett mit der Spachtel auf. Zuwider ist ihm, in der Ausführung zierlich zu stricheln, ebenso Raffinement und Virtuosentum, leider auch jede Stimmungsmalerei. Keine feinen, zweifelhaften, sondern starke, sichere Mittel, keine intimen Wirkungen, sondern solche, die erschüttern, das Herz erschüttern oder lieber noch das Zwerchfell: so stellt sich uns Wolzogen als Techniker dar. Kein Wunder, daß dieser Dichter zugleich als Rezitator seine Hörer zu packen weiß, als Regisseur die lebendigsten Massen-Szenen stellt und eine besondere — freilich nicht immer glückliche — Leidenschaft zum Drama hegt. Zweifellos deutet vieles in Wolzogen den Dramatiker an, zumal den Komödien-Dichter, von dem manche sogar das langvermißte deutsche Lustspiel erwarten. Seine Kunst, Menschen von Fleisch und Blut zu schaffen, die

natürlich und folgerichtig handeln, echt und bezeichnend, pointiert oder drollig sich unterhalten, sichert seinen Komödien schon bei der Lektüre das Interesse. Bleibt dennoch dann und wann der Bühnen-Erfolg aus, so trägt die Schuld meist jene Sorglosigkeit, die da wähnt, daß eine straffe, bedeutsame Handlung durch minutiöse Zustandsschilderung sich ersetzen ließe. Uebrigens möchte ich letztere Bemerkung nicht auf die Komödie „Unjamwewe" bezogen haben, deren ganz unmaßgebliche Ablehnung in Berlin ihren Grund in der Erbitterung des Publikums gegen das Modell des Helden hatte. Es wäre ein würdiges und dankbares Unternehmen für eine Theater-Direktion, die starke Wirkung dieses Stückes neuerdings einmal festzustellen. Immerhin ist Wolzogen seiner ganzen Anlage nach, mit seiner Schilderungsgabe und seinem unerschöpflichen Reichtum an Lebenserfahrungen der berufene Romancier. Zahlreiche Gebiete hat er als Erzähler zum erstenmal durchpflügt: den Hofadel im „Thronfolger," den Landadel in „Ecce ego," die Welt der Musiker im „Kraftmayr". Zu einer Zeit, da der junge realistische Roman in Deutschland noch jene dunklen Sphären durchirrte, wo unverstandene Genies und Studenten in Kneipen und Dachstuben mit Kellnerinnen oder Wirtstöchtern titanische Qualen erduldeten, erzählte er uns unbefangen und anspruchslos vom Leben und Treiben in der „guten Gesellschaft." Mit fröhlicher Laune stellte er sie so dar, wie wir sie seitdem zu sehen gewöhnt sind, als eine Klique etwas beschränkter und eitler, sonst aber ganz harmloser und manierlicher Biederleute. Jene ersten Romane — „Die Kinder der Exzellenz," „Die tolle Komteß," „Die kühle Blonde" — waren noch keine Kunstwerke, hatten aber das nicht zu unterschätzende Verdienst, die vom Naturalismus zunächst ganz vertatterten Leser wohlwollend an eine ehrliche und natürliche Darstellung der Wirklichkeit zu gewöhnen. Die deutschen Esoteriker haben Wolzogen diesen Kompromiß mit dem Geschmack der Menge von jeher verübelt. Sie bedauern, daß er, dessen Künstler-Natur ihnen über allem Zweifel steht, so häufig sich zur misera plebs herabläßt, um ihr billige Späße vorzumachen. Und doch sollten sie ihm lieber dafür danken. Denn unsere Zeit bedarf solcher Vermittler, um die fremdartigen und komplizierten Ideen der jüngsten Kultur-Epoche dem Volk zwar nicht verwässert, aber doch mundgerecht darzubieten. Das Gorgonenhaupt der „Moderne," verliert, wenn Wolzogen es dem Volke zeigt, alle Schrecken, und manch einer wagt sich schon näher heran und schließt Freundschaft mit den „schrecklich freien Ansichten".

Liegen also die letzten Probleme, die Höhen und Tiefen der Menschenseele fern ab von Wolzogens Kunst, um so sicherer beherrscht sein Blick die weiten Oberflächen, die Vordergründe des Lebens. Mit einer rührenden Objektivität tritt er der Erscheinung der Dinge gegenüber, betrachtet sie sich liebevoll von allen Seiten, ein wenig neugierig, ein wenig von oben herab, souverän und naiv zugleich, das Herz voll Güte und voll Schelmerei — als ein echter Humorist.

Das Talent, Komisches zu sehen und zu gestalten, geht zur Zeit noch den meisten modernen Erzählern ab. Zwar gelten einige für „launig," andere für „pikant," wieder anderen wird burschikose Lustigkeit nachgerühmt, die Stoffgebiete aber, aus denen sie ihren Witz beziehen, werden entweder mit gekünstelter Phantastik ad hoc konstruiert, oder sind schon recht abgegrast und welk, wenn sie nicht gar blos deshalb bisher gemieden wurden, weil sie zu unsauber waren. Unermüdlich werden dieselben Motive wiederholt, die schon Wilhelm Busch verwertete: Wallfahrten werden mit sexuellen Histörchen verknüpft, würdige Herren in kompromittierende Situationen versetzt, sittliche Grundsätze durch sittenlose Abenteuer ad adsurdum geführt. Wolzogen behilft sich manchmal, besonders in früheren Novellen, mit überliefertem Material. Ich erinnere nur an die beliebte „Gloria-Hose", deren Pointe bedenkliche Aehnlichkeit mit der in C. F. Meyers Novelle „Der Schuß von der Kanzel" aufweist. Dafür hat er uns aber später mit Romanen beschenkt, die weit besseres als bloße Komik, die den schönsten, deutschesten Humor enthalten.

Am reifsten und wirkungsvollsten offenbart sich dieser wolzogensche Humor, wo er sich der Satire nähert, in „Ecce ego" und an einigen Stellen der „Entgleisten". Der Charakter des Landjunkers und seiner Familie in erstgenanntem Werke, die Schilderung der Brautwerbung unter den ehrenfesten, wohlsituierten Bürgersleuten, oder in letzterem Romane die der fadenschwierigen Fähnrichs-Presse und ihrer übermütigen Zöglinge suchen in der humoristischen Litteratur unsrer Tage ihresgleichen. Aber wie der Dichter schon in diesen beiden Büchern nicht auf die Dauer grollen kann, so giebt er sich in den übrigen ganz seiner versöhnlichen Stimmung und seinem liebenswürdigen Optimismus hin. So lebt der ganze Wolzogen im „Kraft-Mayr", wo er die enthusiastische Verehrung für Franz Liszt reizvoll durchflicht mit dem Vergnügen an all den musikalischen Käuzen, die sich in Weimar um den Meister sammelten.

Noch möchte ich zum Schlusse kurz auf diejenigen Erzählungen hinweisen, in denen Wolzogen ernste Konflikte behandelt, auf „Fahnenflucht" und auf „Das Wunderbare". Es fehlt ihnen die persönliche Note; dagegen zeigen sie den Autor als glänzenden Techniker, in seiner Kunst, zu spannen, die Handlung kraftvoll zu steigern und in Szenen von packender, dramatischer Wirkung die Charaktere zu offenbaren.



Aus der ungarischen Litteratur.

Von Heinrich Glücksmann (Wien).

(Nachdruck verboten).

„Auf Reisen durch verschiedene Gegenden begegnen wir zuweilen Waldflächen, die trotz des fruchtbaren Bodens Lichtungen oder gar Rodungen ähneln. Inmitten niedrigen, schütteren Strauchwerks ragt nur vereinzelt ein kräftiger, schlanker Wipfel auf oder eine an den Urwald gemahnende, dickstämmige, breitkronige Eiche. Sie sind zu zählen auf der ganzen Fläche, aber die wenigen sind die Samenträger einer zukünftigen reichen Vegetation. Kommen wir später einmal, nach Jahrzehnten vielleicht, wieder in die Gegend, so finden wir wohl die alten starken Bäume gefallen oder vermorscht, aber ringsum dichten Wald von jungen Sprößlingen, davon noch

wenige in Wipfel schießen, noch weniger sich stolz recken, indessen die Masse, im ungelichteten Dickicht am Emporwachsen und Stämmigwerden verhindert, als Gesträuch oder Gestrüpp vegetiert und rasch altert, ohne einen festen Stamm und eine Jahrhunderte verheißende Krone zu treiben."

Mit diesem überaus liebevoll ausgemalten Bilde leitete einst der Dichter und Bischof Karl Szász eine feierliche Jahresversammlung der vornehmsten litterarischen Vereinigung Ungarns, der Kisfaludy-Gesellschaft ein. Das Bild war dem Redner Gleichnis, und was er im Auge hatte, war die Litteratur seiner Nation. Man muß das Gleichnis ein sehr glückliches nennen. Das schöne Schrifttum der Ungarn, wie es sich zu Beginn der modernen Kulturperiode, vor der Sturm- und Drangzeit der heiligen Kampfjahre um die Freiheit darstellte, ist im Bilde eines dünn bestandenen Waldflecks, auf dem ein paar Riesen das Knieholz hoch überragen, treffend gezeichnet. Dieses Kleinholz ist namenlos zusammengebrochen, aber ewig ist das Andenken an die Riesenstämme, die ihre Muttererde segenreich befruchtet haben, an die Kisfaludy, Berzsényi, Kölcsey, Vörösmarty, Toldy, Petöfi, Arany, Eötvös und Kemény. Noch Zeitgenosse und Mitstreber der jüngeren unter ihnen, von mehreren späteren Generationen als Altmeister verehrt, steht Maurus Jókai da in unseren Tagen als einer der Baumgiganten aus jener Geniezeit; schon die Früchte versagend, aber immer noch reizvolle und duftige Blüten ansetzend, an denen man seine Freude haben kann. Das Epitheton „vermorscht" muß ich auch ablehnen für Karl Szász selbst, der als Poet und insbesondere als poetischer Vermittler schon durch ein halbes Jahrhundert seiner nationalen Litteratur köstliche Kleinodien bescheert hat, und dem auch heute noch manch berückend schöner Vers gelingt, und es ist nicht minder abzulehnen für Paul Gyulai, der, in vielem unserem Lessing verwandt, so viel Kunstverstand besitzt, daß Verstandeskunst auch all sein Dichten ist.

Diese Alten verdienen Pietät und Verehrung, und sie finden sie. Aber sie sollten sich daran genügen lassen. Das thun sie nicht. Sie wollen immer noch Flügelmänner, Führer, Kommandanten, Wegweiser sein. Und das ist unklug und unrecht. Der einzige von ihnen, der es war, ohne es anzustreben, der Schule gemacht hat, und dessen geistiger und künstlerischer Einfluß sich aus der ungarischen Belletristik nicht verwischen läßt, ist Jókai, — und gerade er hat sich die Liebe des Verständnisses und das Verständnis der Liebe bewahrt für alles Junge und Neue, neidlos erfreut er sich am Erfolge des Nachwuchses, und wo er kann, züchtet er gerne mit, entfernt er Hindernisse des Wachstums und der Reife. Anders die anderen alten Herren. Sie dulden nur eine Gefolgschaft, nicht einen Heerbann, der auf andere Signale einexerziert ist. Und noch haben sie die Macht. Die Akademie, in der sie hohes Ansehen genießen, und die Kisfaludy-Gesellschaft, an deren Spitze sie stehen, verleihen nur nach ihrem Gefallen das Unsterblichkeitsdekret, selbstredend nicht immer an die Würdigsten, manchmal an sehr Sterbliche, ja, sogar an Lebendigtote, während sich die besten Dichter der Nation ohne dieses offizielle Certifikat behelfen und an der Volkstümlichkeit genug sein lassen müssen, die die verachten, die sie nicht erringen, gleich dem Fuchs in der Fabel von den sauren Trauben.

Wie die zopfigen Litteratur-Chinesen, die um sich die große Mauer ziehen, in dieser Vereinigung herrschen, das hat sich erst neulich wieder drastisch gezeigt. Der Humorist Agai beantragte in allem Ernste die Zulassung von Frauen zur Mitgliedschaft. In unserer Zeit, da just auf dem Gebiete der Litteratur die volle Gleichwertigkeit der Frau nur noch von absichtlich oder wirklich Blinden bezweifelt werden kann, muß man besonders betonen, daß ein solcher Antrag in allem Ernste gestellt wurde. Und der ihn stellte, mußte ein Humorist, ein Satiriker sein, weil der für das Lächerliche des Unzeitgemäßen den geschärften Blick hat. Aber die Kisfaludy-Gesellschaft hat in ihrer Mehrheit kein Auge für das Unzeitgemäße ihrer Abgeschlossenheit in der „Nur für Herren-Litteratur" und bleibt vorläufig noch weiterhin frauenrein. Toleranter in dieser und mancher anderen Beziehung ist die unter dem Präsidium Jókais stehende Petöfi-Gesellschaft, aber auch sie läßt manches reiche Talent, weil es nicht um die vermeintliche Ehre wirbt, ihr anzugehören, abseits blühen, statt sich durch die Werbung um solche Talente selbst zu ehren, selbst zu schmücken. Auch die Sitzungen dieser Litteraten-Vereinigung haben in ihren ästhetischen und künstlerischen Gaben ein mehr oder minder akademisches oder doch traditionelles Gepräge. Der Hauch der neuen, individuellen Kunst, die aus dem Volke erwächst und ihm ihre Früchte schenkt, weht hier nicht häufig. Und doch hat diese moderne Kunst auch in Ungarn ihre berufenen Apostel und Priester, denen nur noch die Gemeinde fehlt, das Tempelpublikum. Eine gediegene Zeitschrift, die dieses Jung-Ungarn begründete — sie hieß „Élet" (Leben) — und die manche tiefe Ackerfurche pflügte und fruchtbar besäete, mußte dem Mangel an Interesse und Verständnis weichen, so innig und opferfreudig sich auch zuerst eine Schar von Herausgebern, dann einer davon, der Dichter Heinrich Lenkei, von dem wir noch sprechen werden, für die Erhaltung dieses Programm- und Pfadfinder-Organs einsetzte. Mit mehr Erfolg bringt einige wichtige Thesen der sozialen und künstlerischen Mission des verkrachten „Élet" die in ihrem theoretischen Teile zumeist satirisch gehaltene Zeitschrift „A Hét" (die Woche) zur Geltung, die Josef Kiss herausgiebt, einer der hinreißendsten, urwüchsigsten Lyriker und kraftvollsten Balladendichter Ungarns. An seiner Hand ist nun schon eine ganze Reihe von jungen Poeten, deren Gegenwart mit der Zukunft vermählt ist, vor die Oeffentlichkeit getreten, so sieghaft sogar, daß vor manchem von ihnen, in den rostigen Angeln kreischend, rasch die Pforte der „Ehrwürdigen" aufflog.

* *

Eines der machtvollsten epischen Talente Jung-Ungarns ist Alexander Bródy, der nach einer Reihe verheißungsvoller Lehrlings- und Gesellenarbeiten jüngst mit dem Roman „Die silberne Ziege" sein Meisterstück geliefert hat, das als solches in der vorgeschrittensten Belletristik bestehen würde. Vier Studenten, urwüchsige Bohémiens, stehen im Brennpunkt der Handlung, überzeugend lebendige Gestalten, wahr in Gut und Böse. Ihre Erlebnisse geben dem Dichter Gelegenheit, auf mannigfache Gesellschaftskreise und deren Stellung zu den brennenden Fragen der Zeit klärende und erklärende Lichter zu werfen. Da sind nirgend aufgeklebte Tendenzvignetten, aber aus dem Stoffe und seiner Gestaltung erblühen

Tendenzen, und seine künstlerische, wie ethische Absichten durchranken das, von einem sprudelnden Fabuliergeiste gesponnene Gewebe. Die Mischung von Ernst und Humor, die Bródy an die Schilderung seiner Bohémiens verwendet hat, rückt ihn an die Seite Murger's, den er sogar an innerer Größe der Konzeption überragt. Selbst an Symbolik, an natürlicher, ungesuchter freilich, fehlt es nicht. Eine symbolische Rolle spielt „Die silberne Ziege", die nichts anderes ist als der Knopf eines Spazierstocks, der ins Leihhaus wandern muß, an dem sich aber später ein Gefallener aufhilft zu neuer Kraft, zu neuem Leben. Das Buch ist von Künstlern großartig illustriert worden. Und doch drückt das Prachtkleid nicht den Inhalt, ja, man darf sagen: es drückt ihn noch nicht einmal aus.

Mit besonderer Freude vermerke ich die Frische Arpád Berczik's, eines der Alten, der, wenn ich nicht irre, alle hohen litterarischen Ehren errungen hat, die in Ungarn offiziell vergeben werden, und der dennoch Talent hat. Die vaterländische Bühne verdankt ihm manche treffliche Komödie, ja, er hat ihr erst jüngst ein Muster des nationalen Lustspiels höheren Stils gegeben. Nun gab die Kisfaludy-Gesellschaft eine Sammlung kleiner Geschichten Bercziks heraus unter dem Titel „Herbsttriebe", in denen aber von trüben Nebelflören der Seele, von seniler Weltverdrossenheit keine Spur sich findet. Der Autor steht auf der Sonnenseite des Lebens, und wo es lächelt, dort stellt er am liebsten seine Staffelei auf. Aber auch der Tragik des Daseinskampfes wird er mit Ernst und Kraft gerecht. Am glücklichsten scheint er mir in der politischen Satire. Wie er da den Typus heraushebt und rund, behaglich ausgestaltet, das weist auf die Löwenpranke des berühmten Bühnendichters hin.

Kleine Geschichten brachte neulich auch Zoltán Ambrus, den die Herren Kisfaludysten in Gnaden ihrem ehrwürdigen Corpus eingereiht haben, wohl nur mit einer kleinen Mehrheit und nicht als Dichter, blos als Aesthetiker. Und doch ist von den zwei Seelen in seiner Brust die des Poeten die bedeutendere, die ewigere. Das wird dem Unbefangenen schon klar, wenn er nur das prächtige Traumstück „Fräulein Spinnweb" liest, das die Sammlung einleitet und ihr den Namen giebt. Das Hinübergreifen des Traums in das Leben und des Lebens in den Traum ist in so engem Rahmen wohl kaum je mit solcher Meisterschaft versinnlicht worden. Diese Phantasmagorie läßt die Dichterkraft Ambrus in allen Facetten erglänzen; mit einzelnen Farben seiner Palette bringt er die übrigen Dingerchen des Buches zu starken Wirkungen. Bald ist es Märchenstimmung, bald Räuberromantik, bald Gesellschaftssatire, bald grotesker Humor, was diese äußerlich kleinen, innerlich der Größe nicht entbehrenden Erzählungen mit Leben und Seele, mit Poesie und Wahrheit füllt.

In einer Sitzung der Kisfaludy-Gesellschaft (am 14. Dezember 1898) übte ein dramatisches Gedicht „Kains Tod" von Heinrich Lenkei eine die Gemüter der Hörerschaft so gewaltig ergreifende Wirkung, daß der Autor selbstredend bei den nächsten Wahlen — nicht einmal vorgeschlagen wurde. Aber dies ist durchaus nicht beschämend für unseren Dichter, der schon als Lyriker wie als Aesthetiker seine geachtete Stellung errungen hat und auf den amtlichen Aichungsstempel des Herrn Paul Gyulai und seiner Hofherrn billig verzichten darf. Gewiß könnte man in keinem der von diesen wohlbestallten kritischen Radamanthen in den letzten Jahren mit Preisen und ehrenden Erwähnungen ausgezeichneten Dramen auf so viel echt poetischen Gehalt, so viel Gedankentiefe, so viel flammende Leidenschaft und auf eine so geniale Seelenmalerei stoßen, wie einem in diesem szenischen Gedichte begegnen, das unter der Erinnerung an das mächtige Mysterium Byrons nicht zu leiden hat. Der Poet bangt auch gar nicht vor dieser Erinnerung, er führt sie vielmehr selbst herbei, indem er der Gattin des ersten Mörders, die die Bibel nicht benennt, den von Byron für sie erfundenen Namen Adah beläßt. Das ist aber auch schon alles, was der englischen Dichtung entlehnt ist. In der ganzen Gestaltung des Stoffes, in der psychologischen Prägung der treibenden Motive, in allen Ansichten und Absichten ist die Arbeit auf sich selbst gestellt, Neuland ganz und gar.

Von den Stimmen des Sturmes gejagt, eilt Kain durch den Urwald hin, eine schon gebeugte, früh gealterte Riesengestalt mit zerzaustem Bart und wildem Haarwuchs. In trotzigen Worten kündet er der lenkenden Weltmacht den Krieg. Aber dieses tapfere Drohen ist nur Komödie, nur das Bestreben, sich selbst und andere zu belügen. Adah, seinem trotz des Abscheus vor seinem Verbrechen treu an ihm hangenden Weibe, gegenüber giebt er sich als Nervöser, der, wie der Büffel durch die rothe Farbe, durch Blitz und Donner aufgeregt, bis zum Wahnwitz durchschüttelt wird; er nennt dies eine kleine Schwäche, einen Mangel seiner Kraft und will nicht Wort haben, daß es die Dämonen des Gewissens sind. Er stellt sich neben und gegen Gott als ein ihm ebenbürtiger Weltfaktor:

„Weiß Er zu schaffen, weiß ich zu vernichten!"

Er jauchzt über dieses Kraftgefühl, das ihm durch seine Unthat erst zum Bewußtsein geführt worden, und er will auf Erden die Herrschaft der Kains begründen, das Recht der Gewalt, der Faust, das Mordprivileg des Starken. Kain ist der Uebermensch, der es für sein Lebensrecht, ja, für seine Bestimmung ansieht, alles Schwächere unter sich zu treten.

„Und alles, was da feig ist, mild und schwach,
Und alles zagend Höfliche und Sanfte,
Ich werd' es ewig hassen, werde ewig
Darnach die Fackel meiner Rache schleudern!"

Und um Adah, die ihn zur Reue und Buße bewegen möchte, zu beweisen, daß die Allmacht Gottes seinen Mörderarm nicht gelähmt hat, will er auch seinen jungen Bruder Set töten, die Spätblüte in der Ehe seiner Eltern, ihren Ersatz für den verlorenen Liebling Abel. Diese Absicht auszuführen, stürzt er davon, auf das Flehen der geängstigten Gattin nicht hörend. Adah bricht zusammen unter der Wucht des Schrecklichen, das auf ihr lastet; ihren Lippen entringt sich ein Gebet voll erschütternder Inbrunst und Innigkeit; dann, vertrauend auf die unendliche Barmherzigkeit des Weltenherrn, entschlummert sie, totmüde von dem Laufe hinter dem sturmgehetzten Kain. . . . Reisig suchend, um Gott das Dankopfer für all die Herrlichkeit und Segensfülle der Natur zu entzünden, kommt Set des Weges durch den Wald. Ein menschgewordener Baldur, der nur das Sonnige liebt, weil es in ihm so sonnig ist, der an das Schlechte nicht glaubt,

weil er es nicht kennt, und der niemand für böse halten kann, weil er selbst gut ist. Mitleidvoll bückt er sich zu Adah nieder, da er die Falten auf ihrer Stirn sieht, die Kummerspuren. Für ihre Warnung hat er nur ein Lächeln. Ihn sollte jemand hassen und verfolgen, ihn, der nie noch jemand bewußt gekränkt hat? Nein, er fürchtet sich nicht vor Kain und seinem mordgierigen Hasse; er beklagt ihn nur und will ihn durch Liebe heilen, ihn werbend an die Bruderbrust ziehen. Mit diesem Entschlusse betritt er seine Hütte, um das Dankopfer zu bereiten.

Ein Wild verfolgend und ein Jagdlied jauchzend, stürmt Kains Sohn, Lamek, an, den mächtigen Bogen in der Hand, ein Riese, der den Kampf mit den Ungeheuern des Waldes wohl bestehen kann. Er ist der erste Jäger und blickt verachtend auf den Ackersklaven, der so lange der Ernte harren muß, indessen ihm schon die Beute fällt, wenn seines Pfeiles Surren kaum verklungen; für den Feldbau genügt schon der Knabe, die Jägerei braucht den Mann. Diesem wilden Jäger hat der vom Sturm aufgewirbelte Sand die Augen geblendet, und er erkennt die Spur seines Wildes nicht; was er dafür hält, ist die Spur der Füße Kains, seines nach dem Brudermord flüchtig gewordenen Erzeugers... Diesen hat mittlerweile noch einmal Adah vergeblich zu bestimmen versucht, daß er die Absicht neuerlicher Blutthat aufgebe. Ihn schreckt nicht Gottes Grimm, er glaubt nicht Gott, er ist sich selber Gott. So tritt er vor Set, der am Altar im Gebete liegt. Ohne Bangen grüßt ihn dieser als Bruder, und ob er auch als Mörder naht, Set wandelt keine Furcht an. Sein Leben steht in Gottes Hand. Herrlich, zwingend gewaltig ist in dieser Szene der Zukunftsblick, den Set offenbart, da er Kain als den Stammvater der Weltbesieger und Sklavenkettenbrecher bezeichnet, der stolzen Verkünder menschlicher Größe, die dem Himmel sein heiliges Feuer rauben, in die Werkstatt der Natur einbrechen, die alle Schrecken des Ozeans niederzwingen, aber auch als Ahnherrn der Unholde des Trotzes, der Himmelsgeißeln, Weltenzertrümmerer, der tyrannischen Freiheitsunterdrücker, denen ihr Machtgefühl zum Wahnsinn schwillt, der Feinde alles Schönen, Wahren, Guten, der Apostel des Brudermordes, die sich im Blute baden, der Verkommenen, die sich selbst an Leib und Seele vernichten, kurz, aller Verbrecher und Sünder, während er aus seinem Samen die Samariter erwachsen läßt, die Wunden heilen, die den Müden betten, den Mutverlassenen trösten und stützen, die Dichter, Künstler, Propheten und echten Priester, alle, die das Elend tief empfinden, das die Menschheit bedrückt und bereit sind, es erlösend auf sich zu nehmen, kurz: die Apostel der Menschenliebe, die Heerschar der Humanität. Diese prophetische Gegenüberstellung der beiderseitigen Sprößlinge empört Kain noch heftiger; er schleudert Adah, die schützend vor Set getreten, beiseite, reißt einen Pflock aus dem Opferaltar und will damit den Bruder niederschlagen. Da trifft ihn der Pfeil des Lamek, der ihn für das ihm ausgekommene Wild gehalten, mitten in die Brust, und mit dem Rufe: „Es siegt der Stärkere!" bricht er zusammen. Liebevoll bettet den Sterbenden Adah in ihren Schoß, Set stillt die brennende Glut seines erstarrenden Blutes, bannt auf seine Lippen den Fluch gegen seinen Sohn und dessen Geschlecht, bewegt ihn zur Reue und drückt ihm mit brüderlichem Kusse die brechenden Augen zu . . . .

Mit angehaltenem Athem habe ich diese Tragödie des ersten Sünders gelesen. Lenkei füllt seine Menschen mit Leidenschaften, die ihr Blut stärker pulsieren machen und sich auf den Leser suggestiv übertragen; besonders für den Aufschrei des Seelenleids, für den ungezähmten Groll hat er erschütternde Accente. Hie und da erliegt er wohl den Verlockungen des Pathos, der Rhetorik und wird zu kühn in seinen Bildern, zu behaglich in den lebensphilosophischen Exkursen; aber man fühlt sich doch überall in den Bann ewig gültiger Ideen gezogen und ist immer gefesselt von der Wucht und Klangschönheit der Verse, der Kraft des Ausdrucks, dem Reize des wechselnd angepaßten Rhythmus.

Mit Lenkei hat sich vor Jahren ein junger Litterat zur Redaktion eines Werkchens über Budapest vereinigt unter der Maske: Velszi Bárd*). Er hat diese Maske behalten, da er jetzt als lyrischer Poet in die Arena tritt mit einem dünnen Bändchen Gedichte, betitelt: „Borie" (Gewölke). Die Widmung lautet einfach: Meiner Mutter. Das charakterisiert den Dichter schon als Gefühlsmenschen, und so spiegeln ihn auch seine Verse, in denen die Innigkeit des Naturgefühls, das Einfache, oft Volksliedhafte des Ausdrucks besonders sympathisch berühren. Man hat den Eindruck einer edlen Seele, die milden Blicks in das Weltgetriebe schaut und ihre Milde nicht einbüßt, auch wenn sie verwundet wird. Noch ist nicht alles rein und reif in diesem Geiste, in diesem Auge; über vielen Dingen liegt ihm noch „Gewölke", das des befreienden, erleuchtenden Sonnenstrahls harrt. Auch bietet der Poet nichts neues, nichts frappierend besonderes in Stoff und Form. Und doch hat man da und dort die Ahnung einer sich regenden Individualität, in deren Adern ein Tröpfchen vom Herzblut derer kreist, die an den Sieg des Guten geglaubt und im Kampfe für das Gute gefallen sind. Das Büchlein ist das lyrische Tagebuch eines Idealisten.

Ein Idealist vom reinsten Wasser ist es auch, der sich in dem Werkchen von Alexius **Benedek** „Mein Testament" ausspricht. Eine ganz eigenartige Dichtung. Ein Vater giebt in Briefen an seine Kinder diesen seine Lebensanschauungen und Erfahrungen mit auf den Weg. Dieses „Testament" ist im Kern ein pädagogischer Kursus. Aber wie blühen und glühen all' diese Lehren, all' diese Weisheitssätze im Zauberglanze der Liebe, aus der sie strömen, und wie versteht es dieser Dichter-Pädagog, uns die kleinen Wesen, an die er sich wendet, lebendig zu gestalten, uns mit ihren Charaktereigentümlichkeiten vertraut zu machen, uns für ihre Lebensbahn, für ihre Schicksale zu interessieren. Und diese Schicksale rollen sich auch als seherische Bilder vor unserem Auge ab; sie sind förmlich zwischen den Zeilen erzählt, wir konstruieren uns sie selbst, ohne es zu wollen, ja, ohne unsere Eigendichtung zu merken, indem wir einfach auf die Pfade hinblicken, die den Kleinen der Wunsch des Vaterherzens anweist. Und um die feinen Gestalten dieser Kinder baut sich das gewaltige Gemälde der Weltbühne mit ihren Kämpfen und Verwirrungen, ihren wechselreichen dramatischen Vorgängen. Der wilde Krieg der Klassen, der Rassen und der Massen, der unser Jahrhundert noch im Sterben schändet, enthüllt uns seine Entsetzlichkeit; wir schauen in das Leben

*) „Velszi Bárdok" (die Waleser Barden) ist der Titel einer der schönsten Balladen Aranys.

und Weben der verschiedenen Stände und lernen die kleinlichen Standesvorurteile belächeln. Und reiner und reicher fühlen wir uns, da wir das Büchlein zuschlagen. Dr. Schönwald hat sich durch die gelungene Uebersetzung ins Deutsche ein Verdienst erworben, dessen Anerkennung ihn bestimmen mag, aus dem reichen Juwelenschreine der ungarischen Litteratur noch manche Perle für das deutsche Publikum hervorzuholen.



Kurze Berichte

Zur Geschichte des deutschen Romans.

Der deutsche Roman des neunzehnten Jahrhunderts. Von Hellmuth Mielke. 3. vermehrte Auflage. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. Mk. 5,—.

In dritter Auflage bereits liegt dieses vortreffliche Buch vor, das sich von den meisten Litteraturgeschichten vorteilhaft unterscheidet durch die thatsächliche Kenntniß des Gegenstandes. Der Verfasser hat wirklich gelesen. Er kennt die behandelte Roman-Litteratur. Er berichtet nicht, wie so mancher Andere, nach Urteilen und Angaben anderer wissenschaftlicher Vorgänger, indem er sich auf diese verläßt, er arbeitet vielmehr autoptisch. Das sollte sich zwar von selbst verstehen, aber es ist vielfach des Landes nicht der Brauch. Dieses Selbstkennen, diese Eigeneinsicht verleiht dem Werke einen fesselnden Reiz. Man fühlt, daß man überall an der Quelle sitzt. Man erneuert an der richtigen Darstellung, die der Verfasser vom Inhalt, vom Gange der Handlung eines Romans giebt, alte Bekanntschaften eigener Lektüre. Und mit Vergnügen verfolgt man die treffende Charakteristik, die er in jedem Falle von der Eigenart des Autors zu geben weiß.

Das Buch ist aber mehr, als eine bloße Geschichte der Roman-Litteratur des endenden Jahrhunderts in Deutschland. Es ist eine Geistesgeschichte. Der Verfasser, der vielfach auf dem Boden steht, den Spielhagen in seinen Aufsätzen zur „Theorie und Technik des Romans“ einnimmt, sieht im Roman die charakteristischen Aeußerungen des geistigen Lebens überhaupt, die „Psychologie der Stimmungen und Gedanken zu dem geschichtlichen Wirken einer Nation“, wie er in der trefflichen Einleitung entwickelt. Und diese Ansicht führt er durch, indem er unter fünf großen Abschnitten „Der klassische und der romantische Roman“, „Das Revolutionszeitalter von 1830—1848“, „Neue volkstümliche Richtungen“, „Der Zeitroman von 1848—1870“, „Im neuen Reich“ den geistigen Kerngehalt, die Bewegungen der litterarischen Seele als Nachklang des Gesellschaftslebens, des Geisteszustandes der Zeiten schildert und entwickelt. Mielke zeigt sich hierbei als ein Meister der Analyse. Er versteht es vortrefflich, die springenden Punkte, das Charakteristische der Erscheinungen herauszufinden, es vor uns aufzufalten und mit klaren, gleichmäßig bewegten Worten auseinander zu legen. Er verzichtet dabei in der Hauptsache darauf, persönliche Geschmackskritik zu üben — mit einigen Ausnahmen, wo es der Natur der Dinge nach nicht anders sein kann. Statt dessen stellt er objektiv das Wesen und Wollen der litterarisch-künstlerischen Zeitrichtung dar. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“ Mit gleicher Objectivität wird zum Beispiel Gutzkows Theorie vom „Nebeneinander-Roman“ dargestellt, wie die Theorien und Absichten des Naturalismus analysiert werden und das Verhältnis, in dem das Schaffen dann selbst zur Absicht steht. Diese Absichten, diese Tendenzen sind ja selbst ein Stück innerer Geschichte des menschlichen Lebens; sie zeigen uns, von wieviel verschiedenen Gesichtspunkten aus der Einzelne das Leben selbst beurteilen kann. Die Geschichte des Interesses am Leben und seinen menschlichen Erscheinungsformen ist auch eine Geschichte der Völker selbst. Und wenn es Zeiten giebt, wo man sich mehr an den Kulturformen und Figuren der Vergangenheit ergötzt, andere, wo man lediglich das Gesellschaftsleben des Bürgertums oder des Bauerntums zu kennen scheint, so weist dieser Wechsel des Interesses auf den Wandel gewisser Bedürfnisse des Geistes einer Nation hin. „Der Kulturhistoriker ferner Tage wird einst in dem epischen Schrifttum dieses 19. Jahrhunderts Geist, Stimmungen und Leben desselben so deutlich zu erkennen vermögen, daß ihm unsere Zeitgenossen vertraut und verständlich erscheinen wie seine eignen,“ sagt Mielke am Schlusse. Er setzt hinzu, daß man freilich mehr den „Durchschnittsmenschen“ der Epoche da kennen lernen werde, nicht aber „die Helden, die Genies.“ Das ist eine merkwürdige Wahrheit, insofern als wir alle wissen, daß kaum eine Zeit so viel Interesse genommen hat an den Helden, an den Genies der Politik, des Krieges und der Wissenschaft wie die letzten Jahrzehnte in Europa. Um aber Helden und Genis, wie es Shakspere verstand, darzustellen, muß der Dichter ja wohl selbst etwas von ebenbürtigen Eigenschaften haben. Es wäre die Frage, ob der freiwillige Verzicht eines großen Teils der Roman-Litteratur auf die Darstellung gerade dessen, was die Zeit am Mächtigsten bewegt hat, als ein freiwilliger künstlerischer Verzicht in der Selbst-Erkenntnis des Mangels an Genie anzusehen wäre, oder ob andere Gründe dafür aufzuführen seien. Jedenfalls aber sehen wir, daß Mielkes Theorie an dieser merkwürdigen Thatsache einen gewissen Schiffbruch erleidet. Eine ganze Wahrheit können wir ja niemals aufstellen. Aber es nimmt der wahren Halbwahrheit, oder vielmehr dem beschaulichen Gesichtspunkt, unter dem Mielke so viele Bücher, die er las, auf große geistige Formeln bringt, nichts von seinem Reiz.

Vortrefflich ist im Einzelnen die Art, wie er den Spuren der Zeit-Empfinder nachgeht, wie er die Ritter- und Räuberromane der Romantik erklärt, den Gesellschaftsroman jener Zeit kulturhistorisch beleuchtet, bis er allmählich die neuen volkstümlichen Richtungen in Jeremias Gotthelf und Auerbach kennzeichnet. Ein großes Verdienst hat sich Mielke um eine gerechtere Würdigung Karls Gutzkow erworben. Die Abschnitte über diesen reichen Menschenkenner und seine Werke „Ritter vom Geist“, „Zauberer von Rom“ sind vortrefflich. Er begegnet sich darin mit Johannes Proelß, der in seiner ausführlichen und gründlich umfassenden Geschichte des „Jungen Deutschlands“ das Bild, das man vielfach von Gutzkow entwarf, wesentlich korrigierte. Mit Behagen an der vorurteilsfreien, gerechten Stimmung des Darstellers wird man den Abschnitt über Friedrich Spielhagen lesen und sehen, mit wie viel gerechter Sympathie das Schaffen von Hermann Sudermann beleuchtet wird. Nach Lektüre des Ganzen muß man sich sagen, daß in großen, klaren Linien der Stoff gruppiert ist, daß man viele rechte Erklärungen des Schaffens der Einzelnen und immer wertvolle Gesichtspunkte zum Verständnis der Epochen erhalten hat. Wenn die Aufgabe des Verfassers im Ganzen eine kulturhistorische ist und die Erscheinungen von hier aus gewürdigt und subsumiert werden, so fühlt man wohlthätig, daß über diesen Augenpunkt der perspektivischen Betrachtung hinaus dem Verfasser der wesentliche Begriff des Dichters wohl bewußt bleibt. Er versäumt nicht bei passenden Gelegenheiten Schätzungen, die auf einem allgemein menschlichen, über alle Geschichten hinausreichenden Gebiete liegen, in seine Erörterung einfließen zu lassen. Er weiß, daß ein wahrer Dichter noch mehr ist, als ein unbewußter Kulturschilderer und Niederschlag des Gesellschaftsdaseins seiner Epoche; er ist auch eine Kraft für sich, die über die Zeiten leuchtet gleich der „Sonne Homers“, die auch uns noch immer lächelt.

Berlin-Steglitz. *Wolfgang Kirchbach.*

Tiecks Bedeutung als Dramaturg.

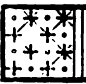
Ludwig Tieck als Dramaturg. Von Heinrich Bischoff, Professor an der Universität Lüttich (Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège. Fascic. II), Brüssel, Office de Publicité.

Die Verdienste der Männer, die für künstlerische Pflege der Bühne ernste Mühe zeitlebens einsetzten, mitten im gemeinen Theatertreiben des Alltages der Erinnerung aufzufrischen, ist jedes Dankes wert. Unter diesen Männern nimmt Tieck einen hohen Rang ein. Um ihn richtig zu würdigen, ist es nur geboten, seine eigentümlichen segensreichen Bestrebungen abzusondern von der Schiefheit seines Urteils über Dinge, die sich seiner Einsicht gänzlich entzogen. Bischoff belehrt uns, daß zwischen dem Dramatiker Tieck und Tieck dem Dramaturgen ein scharfer Strich zu machen sei, und daß das Wirken des letzteren, das Tiecks eigenes Dichten am unbarmherzigsten traf, nach dessen Ende erst anhob. Die echten poetischen Schönheiten in einzelnen seiner Dramen wird übrigens kein empfänglicher Leser bestreiten, auch wenn man den Mangel jeder klaren, wirksamen Komposition und daher die Unverwendbarkeit für die Bühne zweifellos erkennen muß. Seine Verdienste als Aesthetiker aber liegen hauptsächlich, wie die der Romantiker überhaupt und Aug. Wilh. Schlegels, in der Anwendung des geschichtlichen Standpunktes, den sein geistreicher feiner Kopf für die bezügliche Auffassung der Bühnenwerke aus den verschiedenen Zeiten und ihren Bedürfnissen heraus und mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der besonderen scenischen Mittel auf das glücklichste verwertete. Damit haben die Schlegels und er die Theorien Lessings, Goethes, Kants und Schillers in notwendiger Weise ergänzt und an manche ersten Anregungen Herders wieder angeknüpft. Was Tieck dabei im großen und ganzen, namentlich für das Verständnis Shakspeares geleistet hat, ist höchlich zu schätzen, ob sich auch in seine Charakteristiken der einzelnen Bühnengestalten manches Irrige und Seltsame einmischte. Was für Shakspere seine Scene bedeutet und wie seine Stücke nur durch eine gleichartige Scene zu rechtem Verständnis gebracht werden, nachgewiesen zu haben, ist Tiecks vielleicht größtes Verdienst, und seine Aufführung vom „Sommernachtstraum“ in Potsdam, wie ähnliche Versuche Immermanns in Düsseldorf, war ein erster Ansatz für eine scenische Darstellungsweise Shaksperes, wie sie seitdem auf der münchener Hofbühne segensreicher, aber noch lange nicht genug feststehender Brauch geworden ist.

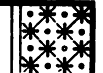
Für das volle dramatische Verständnis Shaksperes hat damit Tieck das beste gethan, wie hoch auch Schiller, anders als Herder und Goethe, das eigentlich Dramatische im Genie des Britten begriffen hat. Tiecks große Begeisterung für dies letztere hat ihn indeß, indem er nun alles mit dem Maße Shaksperes zu messen sich gewöhnte, gegen große Bühnenwerke andrer Art blind gemacht, vor allem gegen Schiller. Hier wird Tieck gründlich von seiner sonstigen historischen Einsicht im Stich gelassen, und vielleicht konnte er Schillers geschichtliche Größe, die uns in Zukunft immer deutlicher aufgehen wird, deshalb wenig verstehen, weil sie ihm noch zu nahe stand. Es ist auch heute noch bei uns verkehrter Weise Brauch, Schiller einzig nur an Shakspere zu messen, als ob der marbacher Riese in seiner erstaunlich urwüchsigen Geistesgewalt nicht ein Recht hätte, wie jede wahrhafte Größe, durch sich selbst zu zählen und zu gelten. Ich mache es Bischoff zum Vorwurf, daß er allzu unselbständig Tieck seine verkehrtesten Urteile über Schiller nachspricht. Tieck vermißt an Schiller die Begeisterung, und von den Dichtern aller Zeiten ist sein tiefer Geist vielleicht der von Begeisterung glühendste. Wäre er es nicht, er hätte nicht, als sein Leib moderte, die Gemüter der Deutschen so mächtig ans Ziel der Befreiung und Einigung geleitet, wie es fast beispiellos ist in der Geschichte. „Schon längst verbreitet sich in ganze Scharen das Eigenste, was ihm allein gehört“ — das war nur möglich, weil alle Ideen ihm Ideale des Gemütes wurden. Gründlich falsch aber ist es, ihm als Idealisten Abkehr von der Natur vorzuwerfen; die Einfalt, das Rührende der Natur anzurufen, wird Schiller in seinen ästhetischen Betrachtungen nicht müde; die Blumen und Früchte, die nach ihm die Poesie darreicht, sind freilich „gereift in anderem Sonnenlichte, in einer glücklicheren Natur“. Natur ist immer sein Wahrzeichen und nicht am wenigsten in der Vorrede zur „Braut von Messina“ und im Gedicht an Goethe bei der Aufführung des Mahomet; beides hat Bischoff leider mißverstanden und durch Uebergehung des Wichtigsten in seiner Interpretation arg entstellt. Nicht auf dem Trugbild einer Wahrheit, „auf der Wahrheit selbst, auf dem festen und tiefen Grunde der Natur“ soll die Kunst nach Schiller „ihr ideales Gebäude errichten, sie soll zugleich ideell und im tiefsten Sinne reell sein, das Wirkliche ganz verlassen und doch aufs genaueste mit der Natur übereinstimmen, da eine nachahmende Wiederbringung des Wirklichen keine Darstellung der Natur sei; sie soll wahrer sein, als alle Wirklichkeit, realer als alle Erfahrung.“ Das aber vermag sie, weil sie viel weiter und tiefer dringt, als jedwede äußere Erfahrung, hinein ins innerste Seelenleben. Bischoff sucht bei Schiller Zustimmung zum französischen Klassizismus, und gerade gegen den letzteren wendet sich Schiller in dieser Vorrede mit den schärfsten Worten, wie er auch in jenem Gedichte bei den Franzosen das beste vermißt: „den lebendigen Geist“. Nach Bischoff wird in der Vorrede als höchste Kunstgattung von Schiller die Oper gepriesen, und wo wäre das? Weil Schiller für den antiken Chor Musik und Tanz als wesentliche Begleitung nennt? Es ist das eine seltsame Umdeutung, die sich einem Schiller gegenüber kein Professor der deutschen Litteratur zu Schulden kommen lassen sollte. Falsch ist es auch, wenn Tieck und mit ihm Bischoff Schillers Jugenddramen als Werke des „Realismus“ gegen seine späteren „idealistischen“ Dramen preist; denn von starkem und sogar übertriebenem Idealismus ist in den Jugenddramen die Fülle vorhanden, und in Gestalten von Karl und Amalia, Ferdinand und Luise giebt er schon hier das Charakteristische Schillers ab.

Mit Recht hebt Bischoff Tiecks klares Wirken für Heinrich v. Kleist hervor, den er im ganzen viel besser verstand, und dies große Verdienst würde allein genügen, ihm für immer den Dank der Deutschen zu sichern. Was Tieck als Vorleser gewirkt, nach allen vorliegenden Zeugnissen, findet mit Grund Würdigung, ebenso seine deutsche Haltung, obschon er darin irrte, das Nationale vorzugsweise in den Stoffen zu suchen. Er verstand nicht, daß die großen Dichter als Wiederhersteller unserer Sprache, Poesie und nationalen Kultur außer Shakspere auch die Griechen als erste Lehrmeister des Schönen zur Hilfe riefen, um der Kunst vor allem Idealität zu erteilen, und damit, wenn man etwa auch an Goethes weimarischer Theaterschule und der Stilweise des zweiten Faust Anstoß nimmt, im deutschesten Sinne wirkend, dem Denken und Empfinden der Nation einen weiten Umblick verschafften, wie er ihrer allein würdig war. Ein Denker, wie Lessing und Schiller, der in das Wesen des Dramas eindrang, war Tieck nicht, aber ein Dramaturg, dessen außerordentliche Verdienste Bischoff in seinem angenehm zu lesenden Buche mit etwas mehr kritischer Selbständigkeit hätte darthun sollen.

München. *Walter Bormann.*



Echo der Zeitungen



Auszüge.

Deutschland. Das bevorstehende Goethe-Jubiläum wirft seine Schatten bereits in den Spalten der Tagesblätter voraus. Wertvolle „Beiträge zur Geschichte des Goethe-Theaters“ giebt Eduard v. Bamberg (Frankf.

Ztg. 163, 165, 171) teilweise mit Benutzung bisher ungedruckter Akten. Die Gründung des weimarer Hoftheaters fällt in das Jahr 1791 nach dem Abgang der Gesellschaft des Prinzipals Bellomo. Nachdem die Unterhandlungen mit verschiedenen anderen Leitern gescheitert waren, wurde die Direktion Goethe übertragen, der nun im Verein mit dem Kammerrat Kirms eifrige Engagementsunterhandlungen pflegte, die freilich manchmal an zu geringen Mitteln oder zu hohen Ansprüchen der Schauspieler scheiterten. — Im „Frankfurter General-Anzeiger“ (143) beginnt Elisabeth Mentzel, die gründliche Kennerin der Theatergeschichte ihrer Vaterstadt, mit der Veröffentlichung einer Artikelserie „Frankfurt in Goethes Kindheit,“ auf die wir noch zurückkommen. — Der neue Band des Goethe-Jahrbuchs, der zwanzigste, giebt Fritz Mauthner (Berl. Tagebl. 313) Gelegenheit zu einer anregenden Betrachtung über die Schillerfeier von 1859 und die Goethefeier von 1899, und daran anknüpfend über den vornehmlich philologischen Charakter der kommenden Feier und schließlich über Wert und Unwert der philologischen Methode. Philologie könne man dahin erklären, daß sie eine genaue Aufmerksamkeit auf einen litterarischen Gegenstand richte. Philologie im großen treibe, wer uns ein kongeniales Buch über Goethes Leben und Schaffen schenke, Philologie im kleinen treibe, wer einen falschen Buchstaben in einer gleichgiltigen Notiz von Goethe verbessere. Beides sei verdienstlich, aber das Verdienst sei doch von ungleichem Werte. „Goethes Mutter ist uns interessanter als irgend eine Tante irgend eines Menschen, der einmal den Vorzug hatte von Goethe betrachtet zu werden; Goethes Faust ist uns interessanter als die Farbe des Fadens, mit welchem Goethe einige Blätter zusammenheften ließ. Die Philologie achtet nicht immer taktvoll genug auf diese verschiedenen Grade des Interesses.“ — Sehr eingehend berichtet Arthur Seidl über den weimarer Goethe-Tag (Hamburger Nachr. 124, 125), während die „Kölnische Volksztg.“ (546) ihren Kampf gegen das geplante Goethedenkmal fortsetzt. Zum Kopisch-Jubiläum steuert noch Clarissa Lohde einiges bei (Berliner Tageblatt 317), indem sie aus des Dichters nachgelassenen Briefen dessen Beziehungen zu König Friedrich Wilhelm IV. zeichnet. — Verheißungsvoll ist die Probe, die uns Rudolf Krauß aus dem im Herbste erscheinenden 2. Bande seiner schwäbischen Litteraturgeschichte in einer allgemeinen Charakteristik der „Jugend der schwäbischen Romantik“ bietet (Nordd. Allg. Ztg. 144.) — Erwähnung verdient auch die ausführliche und anerkennende Besprechung, die Peschel-Wildenows Körnerbuch in der „Tägl. Rundschau“ (Beil. 136) erfuhr.

Der Hauptteil der sonstigen Aufsätze entfällt auf die Kritik der zeitgenössischen Produktion. Adolf Sterns Bedeutung als Erzähler sucht H. Krumm ins rechte Licht zu rücken (Kieler Ztg. 19226). Wenn er auch zugiebt, das die Erfolge des Litterarhistorikers Stern dem Dichter geschadet haben, so hofft er doch, daß manches, was der Künstler geschaffen, die Bücher des Kritikers noch überleben werde. In den jüngst erschienenen „Ausgewählten Novellen“ Sterns findet man das beste vereint. — Eine Besprechung von Franz Adamus Drama „Familie Wawroch“ im Beiblatt des „Vorwärts“ (118) wirft bei reicher Anerkennung der Vorzüge doch dem Verfasser mancherlei Unkenntnis des Arbeiterwesens vor. Wie hoch stehe aber ein solches Stück über dem „Eisenzahn“ eines Hauptmann Lauff, der in Adalbert Schroeter schon seinen Lauffphilologen gefunden habe! Beiden wird in der dresdener „Deutschen Wacht“ (131) eine Abfertigung zu teil. — Einen breiten Raum im kritischen Teile der Blätter nimmt die Frauenlitteratur, von Frauen und über Frauen, ein. Gelegenheit dazu bieten die neuen Bücher von Ilse Frapan und Helene Böhlau, die von M. Uhse im „Leipz. Tagbl.“ (299) rezensiert werden. Die ganze Reihe bedeutender Schriftstellerinnen der letzten Dezennien läßt ein Feuilleton der „Neuen Hambrg. Ztg.“ (280) vorüberziehen. In einem eigenen Aufsatze würdigt Gustav Zieler Clara Viebig und ihren hier mehrfach erwähnten Roman „Es lebe die Kunst!“ (Nordd. Allg. Ztg. 139). Ebenso giebt Marie Herzfeld eine gedankenvolle Studie über Malvida von Meysenbug (Frankfurter Ztg. 167, 169). — Hier reihen sich die Jubiläumsartikel über Martin Greif an: Felix Speidel (Nordd. Allg. Ztg. Beilage 140), Amandus Korn (Tägl. Rundschau 141), Ewald Müller (Neue Hamburger Ztg. 281), (Bonner Ztg. 143) u. a. — An den kürzlich verstorbenen Klaus Groth erinnert die Mitteilung einiger ungedruckter Gedichte in der Kieler Ztg. (19219). Zum Schluß sei ein Mahnruf von Günther A. Saalfeld über „Schriftdeutsch“ (Tägliche Rundschau 143) verzeichnet, der die in den letzten Jahren häufige Klage über den papierenen Stil wiederholt.

Das Erscheinen des 5. Bandes der deutschen Ibsenausgabe, der die zehn Akte des Schauspiels „Kaiser und Galiläer“ enthält, giebt Fritz Mauthner Gelegenheit, auf Beziehungen zwischen Ibsen und Lessing aufmerksam zu machen (Berl. Tagebl 301). Ibsens „Julianus Apostata“ soll ein „drittes Reich“ begründen, wie das erste das der Erkenntnis und der Schönheit des Hellenismus, das zweite das des Kreuzes war, so soll dieses dritte die Ideen der beiden vereinigen und auf einen höheren Standpunkt führen. Dieser Gedanke nun finde sich unvergleichlich klar und rein ausgesprochen in Lessings „Erziehung des Menschengeschlechtes“. Dieses Werk habe zweifellos den Gedanken zu Ibsens Tragödie gegeben. — An Robert Burns erinnert neuerlich der Gießener Anzeiger (135) in einem an Max Meyerfelds jüngst erschienenes Buch anknüpfenden Feuilleton. — Eine Schilderung der Puschkinfeste endlich giebt der petersburger Korrespondent des Berliner Tageblatts (297).

i. V.: *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Bühne und Welt. I, 18. Ueber den problematischen Begriff einer „Dramatischen Höhenkunst“, die man jetzt, nachdem der Naturalismus seine Mission erfüllt habe, wieder herbeiwünsche, läßt Johannes Schlaf sich aus. Vorläufig sei die „Höhenkunst“ nur ein Schlagwort, es fehle noch an irgendwelcher Neuindividualität. Diese könne man mindestens den historischen und Märchenstücken der Hauptmann und Sudermann nicht zuerkennen, soweit sie Neuwert besäßen, verdankten sie ihn dem, was an ihnen naturalistisch sei. Nicht minder bedingten Wert weise die sogenannte „Ueberwindung des Naturalismus“ durch die deutschen Maeterlinckschüler, Hofmannsthal u. a. auf, die viel zu sehr Feinschmeckerkunst sei, um Anspruch auf entwicklungsfähige Neuindividualität und hervorragenden Kulturwert erheben zu dürfen. Was uns über den Naturalismus hinausführen könne, sei nichts anderes als die Individualität: „ein Mann, ein ganz moderner — Mann; in dem Sinne, wie vordem etwa Shakspere, oder wie Goethe und Schiller — Männer waren.“ „Was dann aber wohl zu seiner Vollendung gelangt sein wird, wird nicht die Kunst des mit der Antike verpfropften späteren Dramas unserer Klassiker sein, sondern die deutsch-germanische charakteristische Kunst der ersten Dramen unserer Goethe und Schiller.“ — Einige Bemerkungen über „Immermann als Dramaturg“ giebt Hans Landsberg, und Ernst Gystrow erzählt von einer selbsterlebten Aufführung des „Fuhrmann Henschel“ im Riesengebirge, bei der sich das ländliche Publikum, als es seinen eigenen Dialekt von der Bühne herunter hörte, schier ausschütten wollte vor Lachen. Daran knüpft Gystrow allerhand ernstere Betrachtungen zu dem Thema, wie weit sich der Naturalismus überhaupt für eine Volkskunst eigne.

Deutsche Dichtung. Band XXVI. Heft 6/7. Prof. Dr. Ernst Elster veröffentlicht unter dem Titel „Heine und Kuranda“ einen Aufsatz aus der längst vergessenen Wochenschrift „Ost und West“, Blätter für Kunst, Litteratur und geselliges Leben, der im 4. Jahrgang von 1840 in Nr. 90 enthalten ist, überschrieben „Brief aus Paris“, datiert aber aus Preßburg. In dem Vorwort aus Preßburg teilt der Schriftsteller Adolf Neustadt dem Herausgeber mit, daß der betreffende Aufsatz aus Privatbriefen seines Freundes Ignaz Kuranda zusammengestellt sei. Kuranda (geboren 1812 in Prag) war der Begründer der „Grenzboten“, deren erste Hefte 1841 zuerst von Brüssel aus erschienen (daher ihr Name). Er wurde 1848 Abgeordneter in der deutschen National-Versammlung, später Mitglied des niederösterreichischen Landtages, des österreichischen Reichsrates und starb am 4. April 1884 in Wien. Die erwähnten Privatbriefe beschäftigen sich ausschließlich mit Heinrich Heine, den er damals in Paris kennen lernte. Es heißt da von Heines Aeußerem: „Heine ist ein korpulenter hübscher Mann in der Gestalt von Ludwig Löwe in Wien (Regisseur des Burgtheaters) und in einem Alter von 40 Jahren mit etwas schwachgrauen Haaren und salopper Toilette.“ Dann heißt es weiter: „er versteht nicht, sich das rechte Air zu geben und hat hier nichts weniger als Freunde, er lebt das Leben eines Journalisten, der nicht Redakteur ist.“ Kuranda bedauert Heine wegen seiner Ehe mit Mathilde, die er eine angenehme korpulente Französin nennt, aber ein deutscher Dichter bedürfe eines deutschen Weibes, das seine Sprache verstehe und ihn auf die Auswüchse, in die jeder Dichter sich bisweilen verirre, mit feinem Sinn aufmerksam mache. „Heine kennt noch immer nur das Deutschland von 1830. Was in diesen zehn Jahren in unsern Anschauungsweisen sich geändert, hat sich zwar auch bei ihm geändert, und dieses ist eine unglückliche Quelle von Mißtönen zwischen dem Dichter und seiner Nation.“ Ueber die Veröffentlichung seines Briefes durch Neustadt war Kuranda empört und drückte ihm dies in einem, seiner anständigen Gesinnung alle Ehre machenden Schreiben aus: „Was wird man von dem Charakter eines Menschen sagen, der während ein ihm befreundeter Mann an seinem Tische sitzt und schreibt, hinter seinem Rücken ihn verrät und der Welt die innigsten Geheimnisse seines Hauswesens und seines Privatlebens erzählt; daß er Sorgen hat, daß er keine Freunde hat, daß er gegen seinen Feind Rachepläne hegte, daß er zu neuen Produktionen nicht gelangen konnte rc.“ Uebrigens hat diese Indiskretion das gute Einvernehmen zwischen Heine und Kuranda nicht getrübt, und noch 1854 äußerte sich der Dichter über ihn in einem Brief an Campe: „Dieser ist ein alter Freund von mir und ich kann auf ihn zählen“. Campe aber zählte auf Kuranda nicht, da dieser in der Ostdeutschen Post seiner Entrüstung darüber Ausdruck verliehen, daß „der berühmte Dichter auf seinem Totenbett in finanziellen Nöten seufze, während die gewaltigen Einnahmen aus seinen Werken vorwiegend in die große Geldtasche des Verlegers fließen.“

Deutsche Revue. XXIV. Juli-Heft. An Rudolf Virchows unlängst im Reichstag geführte Klage, daß sich bei dem heranwachsenden Geschlecht, namentlich bei den naturwissenschaftlich Gebildeten ein empfindlicher Mangel an logischer Schulung fühlbar mache, knüpfen die „Gedankenanarchie“ betitelten Auslassungen des züricher Professors Dr. Ludwig Stein in zustimmendem Sinne an. Während man ehedem das collegium logicum in seiner Wichtigkeit überschätzt habe, sei man neuerdings ins andere Extrem verfallen. Aber nur wenige Auserwählte, nur der geistige Adel könne der logischen Schulung entraten, die für ein richtiges Denken dasselbe sei, was die Grammatik für ein richtiges Sprechen. Die erdrückende Mehrheit der Menschen komme geistig splitternackt auf die Welt, und da sie natürliche Logik nicht mitbringen, so müßten sie, falls man ihnen auch noch die formale Logik vorenthielte, einer vollständigen Gedankenanarchie verfallen. „Daß aber das ‚nervöse Jahrhundert‘ an einer solchen Gedankenanarchie krankt, läßt sich an zahlreichen Symptomen von zwingender Ueberzeugungskraft darthun. Kunst und Litteratur, diese zartesten und vornehmsten Spiegelungen der Volksseele, stehen augenblicklich unter dem Zeichen ungezügelter Herrschaftslosigkeit. Jähe Sprünge, unvermittelte Uebergänge, nervöse Unrast, peinigende Willkür und überstürztes Drauflosstürmen bilden das gemeinsame Abzeichen der ‚Modernität‘. Kein regelnder Kanon, keine künstlerisch beglaubigte Autorität, kein zusammenhaltendes Band gefesteter künstlerischer Ueberzeugungen verknüpft unsere ‚Jungen‘. Wir leben förmlich im Zeitalter des künstlerischen und litterarischen Faustrechts. Naturalisten und Impressionisten, Veristen und Symbolisten, Präraffaeliten und maeterlinckische Salonmystiker wechseln und wirbeln kunterbunt durcheinander. Die derbste Realistik und hypersensible Phantastik geben sich sogar in der gleichen Person (Hauptmann) das intimste Stelldichein. Jeder Künstler von Rang besteht heute darauf, kein Kunstgesetz über sich anzuerkennen, sondern in sich selbst die Quelle aller künstlerischen Gesetzmäßigkeit zu suchen und — zu finden. Was ist dies anderes als Gedankenanarchie, als generalisierter Ich-Wahn? . . . Weil der Klassizismus, der vielfach auf Tradition und Autorität beruhte, auf die Individualität zuweilen drückte und auf den selbständigen Flug der Phantasie manchmal vielleicht lähmend wirkte, deshalb macht der Individualismus mit aller Klassizität, mit aller Tradition und Autorität tabula rasa. Was ist dieses überstürzte Verfallen von einem Extrem ins andere, dieses willkürliche Fangballspielen mit Superlativen anderes, als ein logischer Defekt? . . . Fahren wir in diesem Tempo fort, so geraten wir in ein vollständiges Gedankenchaos, in einen babylonischen Turmbau von künstlerischen Ideen und Bestrebungen, wobei der eine die Sprache des andern gar nicht mehr versteht.“ Als ein Beispiel dafür, daß man „unheimlich gescheidt, aber verteufelt unlogisch“ sein könne, wird der „intellektuelle Giftmischer Nietzsche“ und seine Lehre angeführt, auf deren Gefahren schon 1893 mit seinem Buche als einer der ersten hingewiesen zu haben, Stein sich rühmt. Am schlimmsten grassiere der Mangel an Logik in der Philosophie und der Politik. Bei der politischen Neurasthenie, von der namentlich unsere studierende Jugend ergriffen sei, könne die formale Logik als wissenschaftliche Kaltwasserkur nur gutes wirken.

Die Gegenwart. XXVIII, 24. Der Aufenthalt Mark Twains in Wien und das Erscheinen seiner Werke in deutscher Uebersetzung (6 Bände, Stuttgart, Rob. Lutz) geben Carl von Thaler Anlaß, sich mit dem beliebten amerikanischen Humoristen näher zu befassen, den er geschätzt, aber nicht überschätzt wissen will. Als Kuriosum hebt er hervor, daß die Liebe in Mark Twains Büchern nicht existiere. Sein „Tom Sawyer“ und „Abenteuer und Fahrten Huckleberry Finns“ seien als treffliche Jugendschriften zu empfehlen. — Die litterarische Silhouette von Anatole France, den sie den größten französischen Stilisten der Jetztzeit nennt, zeichnet in Nr. 25 A. Brunnemann (Paris.) In drei Typen, die er geschaffen, habe sich sein Geist verkörpert: in der feinen Gestalt des sokratisch milden Gelehrten Sylvester Bonnard („Le crime de Sylvestre Bonnard“), in dem epikureischen, verbummelten Abbé Jérôme Coignard (Hauptfigur der im vorigen Jahrhundert spielenden Romane „La Rôtisserie de la reine Pédauque“ und „Les Opinions de l'Abbé Coignard“) und endlich in dem Universitätsprofessor Bergeret, der im Mittelpunkt seines jüngsten dreibändigen Romancyclus „Histoire contemporaine“ steht, den Büchern „Sous l'Orme du Mail“, „Le Mannequin d'Osier“ und „L'Anneau d'Améthyste“. Allen diesen Romanen ist die große Einfachheit der Handlung und der Reichtum der Anschauungen gemeinsam; die letzten drei geißeln die Zustände des heutigen Frankreich. „Thaïs“ bringt in frühchristlichem Gewande viel heidnische Lebensweisheit,

viel Dialektik und viel Spott und oft erschütternden Ernst. „Le lys rouge“ endlich (das kürzlich deutsch in der „Frkf. Ztg.“ erschien) ist „keine Streitschrift, nur der Roman einer Leidenschaft, die tragisch endet, weil die Heldin, eine moderne Weltdame, die Heiligkeit der Liebe erst erkennt, nachdem sie mit der Liebe gespielt und ihre Heiligkeit profaniert hat. Wundervolle Einzelheiten, trefflich gezeichnete Künstlertypen (der Roman spielt zum teil in Florenz) heben das Buch über die gewöhnliche pariser Romanware hinaus.“ — Das hier schon auf Spalte 955 erwähnte neue japanische Drama „Námah amitábha“ von Kitasato, das deutsch vorliegt, nennt auch Erich Urban eine überraschende, litterarische Erscheinung, überraschend durch die lebenswahre Einfachheit und den naturalistischen Stil.

Die Gesellschaft. XVI. Erstes Juliheft. An der Hand von reichem Belegmaterial geht Ludwig Jacobowski den Anfängen der primitiven Erzählungskunst nach. Charakteristisch ist ihr die wörtliche Wiederholung von Sätzen und die Variation eines Gedankens. Die Wilden, bei denen man die Entwickelung der Erzählungskunst studieren kann, da sie in gewissem Sinne dem primitiven Menschen ähnlich sind, überspringen nichts in ihren Berichten, noch fassen sie gleichartiges zusammen. Jede Handlung wird in ihre Einzelheiten zerlegt, und der Zuhörer sieht deutlich den Vorgang vor seinen Augen entstehen. Für eine Entwickelungsgeschichte der Poesie sei es stets von Wert, neben dem Studium der primitiven Völker auch die Erzeugnisse der kindlichen Seele aufmerksam zu verfolgen. Erst in jüngster Zeit habe die Psychologie gelernt, sich bei wilden Stämmen und Kindern umzusehen. Es sei zu wünschen, daß die Aesthetik und Poetik ihr folgten. Erst dann werde es möglich sein, die gesamten Keime der Poesie klarzulegen. — Eine kurze Charakteristik des verstorbenen Dramatikers Henri Becque giebt Ernest Tissot. „Becque hat lächerliche und schwache, grausame und berechnende, verderbte und leichtsinnige Wesen, die sich zanken, lieben und unaufhörlich täuschen, in einfachen, monotonen und schrecklich desillusionierenden Dramen auf die Bühne gebracht und damit das Elend, den Jammer und die Lüge des Lebens in krassen Farben geschildert. Er bezeichnet unser Jahrhundert — man könnte glauben Barbey d'Aurévilly vor sich zu haben — als das Jahrhundert der Anarchie, der Profanation und des Geschwätzes, das Jahrhundert der Schwätzer und Schmierenschriftsteller, die alle Dinge verhöhnen, alle Prinzipien umstoßen!“

Internationale Litteraturberichte. VI, 12, 13. Eine Uebersicht über „Die internationale Friedenslitteratur der letzten Jahre“ giebt Leopold Katscher, wobei sich zeigt, daß die Friedensidee wenigstens in der deutschen Dichtung kein Werk von tieferem Wert seit Frau von Suttners bekanntem Roman hervorgerufen hat, wie etwa in England Robert Buchanans „The shadow of the sword“ oder in Rußland Wereschtschagins „Kriegskorrespondent“. Auf dramatischem Gebiet sind die Schauspiele „Ewiger Friede“ von Max E. Mayer (in Mannheim aufgeführt), und „Der Sonnenkaiser“ von Dr. Max Breitung zu nennen, auf epischem die Dichtung „Fünf Dekorierte“ von Rud. Jenny und das Sammelbuch „Pax vobiscum“ von Karl Neweselv und Anton Renk. — Ein Nachruf auf Francisque Sarcey von Dr. Erich Meyer (in No. 13) bewegt sich auf ähnlicher Urteilslinie wie der von Prof. Ludwig Geiger, den unser letztes Heft enthielt. — Der neuerdings rasch bekannt gewordene Romanschriftsteller J. R. zur Megede ist Gegenstand einer bewundernden Betrachtung von Dr. Richard Pappritz. Als sein bestes Werk wird der Roman „Quitt“ bezeichnet; sein neuer Roman „Von zarter Hand“ habe eine gewisse Aehnlichkeit mit Sienkiewiczs Roman „Ohne Dogma“, mit dem er auch die Ichform teile. Die Vorliebe für die Schilderung aristokratischer und Offizierskreise habe Megede mit Ompteda und Torresani gemein, indessen den Ruf und die Beliebtheit, wie sie speziell Torresani besitzt, werde Megede niemals erlangen, dazu fehle ihm dessen goldiger und sonniger Humor, der das Herz des Lesers nicht nur vorübergehend erfreue, sondern erwärme.

Der Kunstwart. XII, 18. Gegen die übertriebene, kritiklose Begeisterung, die unter den Jüngsten Platz gegriffen habe, wendet sich Ferdinand Avenarius in einem Essai „Begeisterung und Kritik“. Eine sehr wesentliche Aufgabe der Kunstschriftstellerei sei es, Begeisterung zu fördern, Begeisterungsfähigkeit zu erziehen. Ihr genüge man aber nicht durch das Schreiben kritiklos begeisterter Kritiken. Den Dichtern selbst sei damit am allerwenigsten gedient. Schließlich handle man mit solcher Art des Bücherbesprechens auch ungerecht. Jeder Aufruf für ein neues Genie entziehe den alten ein Stück Teilnahme. Und doch habe die deutsche Bildung einen Hebbel, Keller, Mörike, Ludwig mit seinen Feinheiten und Großheiten noch keineswegs recht verarbeitet, ja, sie beginne erst, die Schätze Goethes zu heben. — Dem Aufsatze von Eduard Platzhoff „Grundsätze moderner Litteraturgeschichtschreibung“ (vgl. Spalte 1092) tritt Adolf Bartels entgegen. „Ich will für die Welt der Kunst die Selbständigkeit retten, die sie dem Leben und der Wissenschaft gegenüber unbedingt beanspruchen darf; das Kunstwerk geht aus dem Leben hervor, es kann Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung werden, aber zunächst ist es nun doch einmal eine Welt für sich oder ein organisierter Teil einer besonderen Welt geworden und gewachsen und ein Ganzes. Und dasselbe, was vom Kunstwerk gilt, gilt auch vom seinem Schöpfer, dem künstlerischen Individuum. Auf das Ganze geht darum auch die kunstgeschichtliche Betrachtung, nicht auf die Elemente, aus denen sich der Organismus zusammensetzt, und weiter auf das Besondere, nicht das Allgemeine und Typische.“

Das Magazin für Litteratur. LXVIII, 22—25. In einer großen Studie über „Florian Geyer, Agnes Jordan und das moderne Drama“ stellt S. Lublinski die beiden genannten Stücke als wichtige Durchgangspunkte und Stationen der modernen Bühnendichtung dar, als die ersten Versuche, die soziale und die individuelle Tragik in thatsächliche Wechselwirkung treten zu lassen. Daß und warum dies Ziel noch nicht erreicht sei, wird durch eine eingehende Analyse der beiden Stücke, namentlich des „Florian Geyer“ begründet, der noch allzusehr im Banne der naturalistischen Weltanschauung und Technik stehe. Wir müßten wieder an Hebbel und seine Forderungen über die Fortentwickelung der Tragödie anknüpfen. Wir können heute, im Zeitalter der Naturwissenschaft, nicht mehr dem Individuum eine so schrankenlose Freiheit einräumen, wie Shakspere, aber wir können es auch nicht mehr ertragen, das Individuum derart zum Spielball der Verhältnisse, zum Opfer seines Schicksals gemacht zu sehen, wie es der Naturalismus thut. „Wir müssen aufhören, das Fatum, ob es nun (wie im Altertum) als Orakelspruch oder naturwissenschaftlich als erste Causalität empfunden wird, als eine starre Einheit zu betrachten, sondern vielmehr als eine Fülle gegen und aufeinander wirkender Kräfte, und wir müssen den Moment zu erhaschen suchen, wo sich diese Fülle zum Knoten ballt und ein Schicksal heraufbeschwört.“ Nach diesem Ziele strebten, meint Lublinski, sowohl Hauptmann mit dem „Geyer“, als Hirschfeld mit „Agnes Jordan“, aber ihre Technik sei noch halb naturalistisch geblieben und ihre Gedanken trügen noch alte Eierschalen mit sich herum. Andernfalls hätte Hauptmann notwendig dahin gelangen müssen, nicht Florian Geyer, sondern Luther zum Helden seines Bauernkrieg-Dramas zu wählen, was dann im einzelnen begründet wird. Allerdings könnten große Schicksale nicht mit der mikroskopisch genauen, naturalistischen Kleinleute-Technik gestaltet werden. Darum müsse das moderne Drama, wenn es aus dem Spezialismus und Naturalismus und aus der Episode heraus wolle, an Hebbels Theorien wieder anknüpfen, und die Hoffnung richte sich auf Hauptmann und Hirsch-

feld, wenn nämlich „diese beiden Dichter nicht nur Vorläufer, sondern wirklich jene Berufene sind, die bringen werden, was wir alle so heiß ersehnen: das Höhendrama der Zukunft!“ (Vgl. oben „Bühne und Welt“.) — Aus den übrigen Beiträgen dieser Hefte seien ein Erinnerungsblatt auf Juliane Déry von Laura Frost (in Nr. 23), die fortgesetzten dramaturgischen Erläuterungen zu „Uriel Acosta“ von Dr. H. Houben (22—24), sowie Th. Ebners Bemerkungen „Zur schwäbischen Litteratur“ (23) hervorgehoben, die sich in betontem Gegensatze zu der Darstellung von Rudolf Krauß in Heft 2 des „Litt. E.“ ziemlich abschätzig über den Durchschnittswert der württembergischen Litteraturerzeugnisse aussprechen. Zwei Bücher von Adele Gerhardt („Beichte“) und Rosa Mayreder („Idole“) geben Dr. Rudolf Steiner den Anlaß, sich allgemeiner über den Umschwung zu äußern, der in der Abschätzung der geltenden „Ideale“ in den letzten Jahrzehnten sich vollzogen habe und wofür die genannten beiden Frauenbücher beweiskräftig seien.

Die Nation. XVI, 39. Einen neuen Beitrag zu der weitverzweigten Geschichte des litterarischen Plagiats giebt unter der Aufschrift „Anlehnungen und Entlehnungen“ Gustav Karpeles. Danach ist das Vorbild zu Heines bekanntem Gedicht vom Fichtenbaum und der Palme schon in einer anderthalb Jahrtausende älteren Stelle der „Midrasch“ — einer jüdischen Volkspoesie-Sammlung — zu finden, die Heine möglicherweise von einem seiner gelehrten jüdischen Freunde in Berlin gehört oder in einer Sammlung haggadischer Erzählungen gelesen haben könnte. Aehnlich hat Max M. Müller in Oxford für Heines Gedicht „Ein Jüngling liebt ein Mädchen“ die Quelle in der berühmten indischen Spruchsammlung des Bhartrihari aus dem 7. Jahrhundert finden wollen und zwar gestützt auf eine briefliche Aeußerung Heines an Wilhelm Müller: „Als ich in Bonn studierte, hat mir August Schlegel viele metrische Geheimnisse aufgeschlossen.“ Karpeles hält diese Möglichkeit zwar für vorhanden, aber die Aehnlichkeit für zu gering, als daß man von einer Entlehnung reden könne. Er zitiert seinerseits eine Gedichtstelle des arabischen Poeten Maimun ibn Kais (ebenfalls aus dem 7. Jahrhundert), die mit Heines Gedicht viel größere Uebereinstimmung zeige. Merkwürdiger, aber klarer liegt ein anderer Fall, den Karpeles mitteilt: Heines Gedicht „Das Sklavenschiff“ ist der Idee nach Bérangers Chanson „Les Nègres et les Marionettes“ entlehnt, das Chamisso 1838 übersetzte. Schließlich führt der Artikel eine Entlehnung an, die Alfred de Musset gelegentlich an dem Gedicht Heines mit den Schlußworten „Madam, ich liebe Sie!“ in seiner Dichtung „Mardoche“ begangen hat, nur daß bei ihm die Pointe auf englisch lautet: „My dear child, I love you!“ — Sehr warm und eingehend bespricht Benno Rüttenauer Ferdinand v. Saars hier schon (Heft 13) gewürdigten Band „Nachklänge“, und im vorhergehenden (Heft 38) weist ein Aufsatz von Hans Benzmann auf die Schönheiten der Sammlung „Blüten chinesischer Dichtungen“ von Dr. A. Forke hin, aus der wir (ebenfalls in Heft 13) Stil- und Bilderproben gebracht haben.

Das neue Jahrhundert. Köln. I, 39. In einem Essai „Nietzsche als Systematiker“ wirft F. v. Oppeln-Bronikowski die Frage auf, ob Nietzsches durchaus fragmentarische Weisheit, trotz der Widersprüche seines Denkens in den verschiedenen Perioden seines Lebens, wirklich so etwas wie ein System sei, das nur aus äußeren Gründen seine innere Abrundung nicht erfahren habe. Es seien allerdings Ansätze zur Systembildung vorhanden, aber diese sei doch nicht nur durch äußere Gründe verhindert worden. „Die ‚décadence‘, der pathologische Zug, ist seinem ganzen Wesen eigentümlich. Der Wille zwar richtet sich bei ihm auf Gesundheit, aber unter allen gesunden Wünschen liegt etwas Krankes, Uebermüdes, Uebernächtigtes, Erschöpftes, das auch seinen Willen zur Gesundheit, wo nicht inbezug auf seine Ziele, so doch in seinem Streben nach ihnen, infizierte und zu einer pathologischen Intensität des Stoffwechsels trieb und hetzte. Es ist kein Zeichen von Schwäche, wenn man sich ‚häutet‘, wie Nietzsche sagt, wenn man die alte Welt in sich überwindet, wenn man eine neue Welt aus sich herausgebiert; aber die Grausamkeit, mit der ein Trieb in Nietzsche den anderen tyrannisiert, zerfleischt, die Unerbittlichkeit, mit der eine Phase über die andere triumphiert, mit der jede ‚frei‘ sein und sich ausleben will, der unnatürliche Tod, den alle diese Tyrannen und Gegentyrannen sterben, ist das Zeichen einer beginnenden ‚Anarchie der Instinkte‘, — wenn auch gerade die Tyrannis der letzte verzweifelte Wunsch des Willens ist, dieser Anarchie vorzubeugen.“

Nord und Süd. Heft 268. Die Erstlingsschrift Jean Pauls, „Das Lob der Dummheit“ betitelt, wird von Josef Müller zum ersten male vollständig mitgeteilt. Bruchstücke daraus waren schon von Ernst Förster, dem Herausgeber der dritten berliner Gesamtausgabe, in Band 34 aufgenommen worden, dann hatte Paul Nerrlich Fragmente im „Neuen Reich“ (1880) und im ersten Band der kürschnerschen Auswahl von Jean Pauls Werken mitgeteilt. Hier erscheint nun das ganze Werk genau nach dem Manuskript des Dichters, das auf der handschriftlichen Abteilung der berliner Bibliothek aufbewahrt ist. Die Satire, die die Thorheiten und Laster aller Stände geißelt, und die sich insbesondere in längeren Ausführungen gegen die Schwächen der Frauen richtet, wird von dem Herausgeber folgendermaßen charakterisiert: „Das Werk ist, wenn auch mitunter etwas unbeholfen im Ausdruck und durch die langgesponnenen Perioden manchmal ermüdend, ein Meisterstück seiner Ironie, reich an glänzenden Bildern und Gleichnissen und doch ohne die Ueberladung seiner nachherigen Schriften, mit sorgfältiger Disposition und entschieden festgehaltenem Grundgedanken ausgeführt, auch hierdurch gegen die formlosen beiden nächstfolgenden Werke (Grönländische Prozesse und Teufelspapiere) vorteilhaft abstechend. Der Fehler freilich ist, daß hinter der komischen Larve oft das ernste, zornige Gesicht des Dichters hervorblickt, und die Dummheit, die redend eingeführt wird, dann aus der Rolle fällt und wie die Wahrheit spricht; aber das thut dem Ganzen keinen Eintrag, war vielmehr bei dem vorgesetzten Plan kaum zu vermeiden.“

Preussische Jahrbücher. 97. Bd., Heft I. Eine Mosaik goethischer Aeußerungen hat Dr. W. Bode (Hildesheim) unter dem Titel: „Mein politischer Glaube. Eine vertrauliche Rede von Goethe“, zu dem Ende zusammengestellt, darin die Essenz von Goethes politischen Anschauungen zum Ausdruck zu bringen. Die Aeußerungen sind zumeist der biedermannschen Gesprächssammlung entnommen und durch passende Uebergänge zum Ganzen verbunden. — In einer Säkularbetrachtung über Heinrich Heine sucht Otto Harnack die Mittellinie zu finden zwischen blinder Ueberschätzung und ungerechter Verkennung. Als Repräsentant der vorrevolutionären Zeit sei Byron die ungleich gewaltigere Erscheinung. Eine Persönlichkeit, wenn man darunter den Besitz fester, persönlich erworbener Ueberzeugungen versteht, war Heine nicht, aber er gab wenigstens offen und ohne Heuchelei immer in all seinem Wechsel nur sich selbst. Jedenfalls aber war er ein Dichter, und daß unsere Zeit ihn oft auch als solchen nicht gelten lassen wolle, darin liege unzweifelhaft ein schlimmes Zeichen ihrer Unfähigkeit zu vorurteilslosem, reinem Kunsturteil. Dem Vorwurf, daß seine Dichtungen nicht wahr seien, weil die Empfindungen, die sie ausdrückten, nicht mit seinem Leben in Einklang ständen, liege ein völlig unklarer Begriff von dichterischer Wahrheit zugrunde, was des näheren erwiesen wird. Ebensowenig lasse sich der Umstand, daß bei ihm nicht selten in ein und demselben Gedicht Empfindung und Ironie vereinigt seien, gegen seine dichterische Bedeutung ausspielen. Im einfachsten Volkston sei Heine der kongenialste Nachfolger Goethes. „Wer aber wegen all der Schwächen des Charakters,

die wir berührt haben, das einfach menschliche Interesse für den Dichter nicht glaubt empfinden zu können, der wende sich zu den Gedichten seiner letzten Jahre, seiner Krankheitszeit, zu den Klängen, die er aus seiner dumpfen Matratzengruft heraufschallen ließ. Hier wird auch der, der ein Gedicht nicht als poetisches Erzeugnis, sondern bloß als „Dokument" des persönlichen Lebens betrachten will, im tiefsten ergriffen werden und sich vor der Majestät des Leidens beugen." — Eine Studie über „das tragische Moment im Fuhrmann Henschel" vom Regierungsrat Konrat Weymann (Berlin) sucht im Gegensatze zu anderen Darstellungen nachzuweisen, daß Henschel thatsächlich an einer tragischen Schuld, dem Wortbruch seiner ersten Frau gegenüber, zugrunde geht.

Stimmen aus Maria Laach. Freiburg i. Br. LVI, 5. „Die Bekämpfung des Anarchismus" ist ein Aufsatz von Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J. betitelt, in dem das Wesen des Anarchismus folgendermaßen charakterisiert wird: „Auf vier verschiedenen Straßen ziehen die Anarchisten ihre Truppen zusammen. Einige Abteilungen stellen sich nach Bakunins Vorgang gleich auf die Seite der atheistischen Weltanschauung, oder sie gehen, wie Tucker und seine Anhänger, von der Selbstherrlichkeit des Individuums aus; sie brauchen den Schlachtplan nur auszudenken und durchzuführen. Der nächste Schritt ist hier die Läugnung jeder Autorität und jeder Herrschaft des einen über den andern. Da bleibt denn als gesellschaftliches Band nur mehr eine Regelung durch freie Uebereinstimmung übrig. Diesen Weg kann man als den „philosophischen" bezeichnen. Außer bei den eben genannten finden wir diese Kampfweise zum Teil bei Parsons in seinem Buch Anarchism, bei Malato, Krapotkin in seiner Morale anarchiste; bei Grave in seinem Buch La société mourante et l'anarchie; Milano, Primo passo all' anarchia; Mella, La Nueva Utopia; Saurin, L'ordre par l'anarchie, und in vielen kleinen Broschüren. Andere gehen mehr historisch voran unter Voraussetzung des Evolutionsprinzips. Vorgeschichtliche Hypothesen über die Entstehung des Gottes- und Staatsbegriffs dienen als Grundlagen; leicht geschürzt wandelt man sodann durch die übrigen geschichtlichen Perioden hindurch, bis man bei den extremen Aeußerungen des modernen Geistes angelangt ist. Dieser Endpunkt wird mit den anarchistischen Theorien verglichen, und freudig findet man, daß sich beides deckt. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die philosophische Methode meist mit dieser historisch-evolutionistischen verquickt wird. In dieser Richtung schrieben schon Stirner und Proudhon, jetzt Grave und Reclus in ihren letzten Schriften; so auch Malatesta in seiner Broschüre Anarchy; so Albert Parsons u. a., auch Selbständige, wie Albert Tarn." Der Verfasser kommt, seinem Standpunkte gemäß, zu folgendem Schluß: „Die allgemeine Wohlfahrt ist das Ziel. Ueberlegung und Erfahrung lehren, daß nur die Autorität den Menschen wirksam zur Erreichung dieses Zieles anhält. Wer in ihr die Erniedrigung des Menschen sieht, hat sie nicht verstanden. Daß Millionen verschiedener Kräfte eine einheitliche Leitung brauchen, um sich nicht planlos zu verirren, ist keine Schande."

Westermanns Monatshefte. Heft 514. Curt Behr beendigt seine umfangreiche Studie über Leo Tolstoi. — Die geistige Persönlichkeit Rudyards Kipling zeichnet ein Aufsatz von Luise Hagen. Kipling ist in England bekannt geworden durch eine Reihe von Erzählungen, die er unter den Titeln „The Light that failed", „The phantom Rickshaw" und „Mine owen people" veröffentlicht hat. Alle diese Erzählungen wenden sich gegen schwere Schäden der Kultur. Sie schildern Kinder, die durch eine Schar von Dienerinnen und Kindermädchen von den Herzen ihrer Mütter entfernt gehalten, sie schildern, wie edel veranlagte Frauen durch den Alkohol zu Grunde gerichtet werden, sie behandeln eheliche Mißstände. Aber Kipling verließ diesen Weg der Verneinung bald. In „Mine owne people" (Meine Landsleute) tritt Mulvaney auf, jene Gestalt, die von da an zur stehenden Figur in einer Reihe von Erzählungen wurde. Mulvaney ist ein einfacher Soldat in einem indischen Regiment, der um seiner Frau willen das Soldatenleben aufgiebt und der nun als Aufseher über einen Trupp Kulis hin und wieder von seinen Erlebnissen erzählt. Da Kipling in Indien geboren ist, so spielen die meisten seiner Erzählungen dort. Frauen giebt es bei ihm verhältnismäßig wenige. Dennoch sind fast alle Arten vertreten, die den Erdball bevölkern. Nur die problematischen Naturen fehlen und die Blaustrümpfe. Kiplings Stil charakterisiert die Verfasserin folgendermaßen: „Eine gewisse Hinneigung zu deutschen Wendungen fällt auf, aber gerade das Eigenartige dieser Wendungen geht bei der Uebertragung verloren. Sprachlich ist Carlyles Einfluß unverkennbar, der Stil aber ist durchsichtiger. Hundert moderne Einflüsse sind zu spüren. Man denkt an die Skulpturentechnik von Meunier und gelegentlich an diejenige von Troubetzkoi. Die Figuren stehen immer im Relief; sie sind mit der Erde verwachsen; in Millets Manier mit Böcklins Farben gemalt. Es kommen Augenblicke, wo man versucht ist, den großen J. F. Millet der Sentimentalität zu zeihen. Davon giebt es bei Kipling weder in der Technik noch im Inhalt eine Spur. Seine Gestalten stehen vom ersten Striche an fest auf den Füßen. Sie bewegen sich immer auf einem großen Hintergrunde. Bisweilen wird man an Maupassant erinnert. Aber bei Maupassant ist der Hintergrund dunkel. Bei Kipling ist er klar wie bei einem Dürerschen Gemälde. Seine Kunst ist durch und durch germanisch — teutonisch, wie man jetzt in England zu sagen liebt." Die Verfasserin rühmt zum Schluß Kiplings Verse und bezeichnet als die Krone kiplingscher Dichtung das große „Recessional", das der englischen Nation bittere Wahrheiten vom „Heidenstolz" und vom „tollen Prahlen" sagt. Einen großen Wiederhall habe auch das Gedicht „The white man's burden" gefunden. Es ist der Aufruf an Amerika, des weißen Mannes Last, die Kulturarbeit an den Völkern aufzunehmen, die keine Kultur kennen oder deren Kulturformen im Tode erstarrt sind. — Einen instruktiven Aufsatz über „Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten", das bekanntlich seinen eigentlichen Ursprung erst in der Renaissance hat, steuert Alfred Biese bei.

Die Zukunft. VII, 39. Für die Ueberschätzung Ibsens in Deutschland soll die vorjährige Ibsenfeier einen Beweis erbracht haben. Zu zeigen, wie diese Ueberschätzung entstehen konnte, unternimmt Paul Garin (Regensburg) in einer Betrachtung über „Die Skandinaven in der deutschen Litteratur", die zunächst die Entwicklung der skandinavischen Volksseele im allgemeinen darstellt und dann aus diesem gemeinsamen Urgrund zwei Arten von schaffenden Geistern ableitet. „Die Einen, die Furchtsameren, Weicheren, lieben mehr die Dämmerung des Innen . . . Diese bilden die weit überwiegende Mehrzahl unter allen den zahlreichen Dichtern und Schriftstellern des neueren Skandinaviens. Sinn und Inhalt ihrer Kunst ist Lyrik . . . Nur recht wenige erwecken dem Beschauer die Zuversicht, daß sie nicht aus dem Garten der Gefühle, in dem alles Geschenk des Himmels und der Erde ist, ins weite Feld der Thaten und Gedanken hinausschreiten werden, wo Standhaftigkeit und Wurzeltrieb alles entscheiden. Das aber, was sie zu sagen haben, das sagen sie häufig so vollkommen, daß die Dinge und Erlebnisse und Empfindungen selbst Ton und Stimme und Ausdruck angenommen zu haben scheinen . . . Diese blendende Meisterschaft enthüllt sich bei näherem Zusehen teils als Folge jugendlicher Empfänglichkeit überhaupt, teils als Folge einer besonders gerichteten und eingeschränkten Ueberempfindlichkeit, die dem gesteigerten nordischen Einsamkeit- und Innenleben entspringt. Einer oft sehr begrenzten seelischen Belehrbarkeit steht eine nahezu unbegrenzte technische Gelehrigkeit gegenüber. Alle Teufeleien paganinischer Fingerfertigkeit, wie sie heute

J. P. Jacobsen erfindet, sind morgen Gemeingut der ganzen Künstlergilde, und Ton und Farbe und Stimmung aller Litteraturen aller Zeiten und aller Völker stehen ihnen zu Gebote wie die glatten Tasten eines Pianinos.“ Nur wenige gehen über dieses Innenschaffen hinaus, verlassen ihre Schwelle, vom Wahrheitsdrang getrieben. Sie werden Idealpolitiker, wie Björnstjerne Björnson oder Lebensphilosophen wie Ibsen oder Kulturforscher wie Ola Hansson. Auf diese drei geht dann der Aufsatz näher ein. Björnsons Einfluß auf die deutsche Litteratur sei nicht groß gewesen; Ibsen dagegen habe „Weltarbeit“ gethan. Allerdings nicht mit seinen lyrisch-romantischen Dichtungen, die mit „Brand“ abschließen, sondern mit seinen übrigen Werken, aber dieser Teil seiner Arbeiten habe mit Kunst und Poesie schlechterdings nichts zu schaffen. Die Form des Dramas liege nirgends als organische Forderung in seinen Stoffen, sie entspringe reiner Willkür. „Sein Werk verlangt, daß wir ihm gegenüber uns die Frage vorlegen, was es will, nicht die, was es ist. Er will wie der Denker verstanden, nicht wie der Dichter genossen sein.“ Warum er die künstlerische Form für seine Belehrung gewählt habe, sei seine Sache; jedenfalls habe er uns Einblicke in den Bau der modernen Gesellschaft eröffnet, wie kein Dichter vor ihm. Gegenüber dieser Größe komme es nicht in betracht, daß die Stücke auf den unhaltbarsten Voraussetzungen beruhen, daß der engste Geist einer zweifelhaften Wissenschaftlichkeit darin umgehe und daß die gewonnenen Wahrheiten mit Riesengewalt aus allem Zusammenhalt gerissen seien. Aber diese Wirklichkeit sei nicht der Bereich der Kunst, in deren Band das Sonnenlicht alle Dinge und deren Betrachter umfließe; und daß man das den Werken Ibsens gegenüber und besonders in Deutschland so völlig habe vergessen können, beweise, wie tief bei uns der Begriff der Kunst und das Bedürfnis nach ihren Tröstungen und Freuden gesunken sein mußte, als Ibsen seinen Bann auszuüben begann.

Das zweite Juniheft der „Revue franco-allemande“ ist Balzac gewidmet, dessen Persönlichkeit von verschiedenen Seiten beleuchtet wird. Von deutschen Autoren ist Max Nordau vertreten, der „Einige Balzac-Aphorismen“ beisteuert. — In der Halbmonatsschrift „Niedersachsen“ (IV, 18) legt Arthur Obst die Bedeutung des plattdeutschen Dichters Heinrich Jürs dar, der 1844 in Altona geboren wurde, und der bereits acht Bände plattdeutscher und hochdeutscher Dichtungen veröffentlicht hat.

Wissenschaftliche Zeitschriften.

Euphorion. VI, 1. Das aus Stolbergs Ballade „Die Büßende“ bekannte Motiv, daß eine ehebrecherische Frau von ihrem Gatten gezwungen wird, aus der Hirnschale ihres getöteten Liebhabers zu trinken — mithin ein Zweig der Alboinsage — verfolgt Wolfgang von Wurzbach auf seinem Gange durch die Weltlitteratur. Eine ganze Reihe von Bearbeitern, Johannes Pauli, Hans Sachs, Espinel, Margaretha von Navarra, Bodmer u. a. haben sich dieses Stoffes bemächtigt. — Eine weitere stoffgeschichtliche Untersuchung rührt von Richard Batka in Prag her, der das Verhältnis Klopstocks zu den altnordischen Stoffen und Sagen untersucht. — In das gleiche Gebiet greift eine Abhandlung von Hedwig Wagner (Berlin) „Tasso und die nordische Heldensage“, die den Zusammenhang zwischen den ersten Gesängen des „Befreiten Jerusalem“ und der Geschichte des Saxo Grammaticus nachzuweisen sucht. — Zu den zahlreichen Neuveröffentlichungen Uhlandscher Werke kommt recht willkommen der Abdruck der Reinschrift eines dramatischen Fragmentes „Benno“ aus dem Besitze von Justinus Kerners Sohn Theobald Kerner in Weinsberg. Das Konzept zu diesem Stück war freilich schon früher bekannt und durch Adalbert Keller bereits veröffentlicht. Philologisches zu Opitz und Hölderlin tragen Max Rubensohn und Carl Schröder bei.

Zeitschrift für deutsches Altertum. XLIII. Ein weitverbreitetes Motiv der mittelalterlichen Erzählungslitteratur im Morgen- und Abendland ist die Geschichte von dem braven Mädchen, das seinen Vater im Gefängnis säugte und dadurch vor dem Hungertode bewahrte. Diese Geschichte von der „Säugenden Tochter“ hat G. Knaack im 12. Bande der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ behandelt, freilich ohne sonderliche Kenntnis der einschlägigen Litteratur. Die wichtigsten Hinweise hat schon Johannes Bolte (ebenda XIII, S. 112) gegeben und im vorliegenden Heft 2 der Zeitschrift für deutsches Altertum giebt Paul Kretschmer eine Fülle von Nachträgen. Ebenda findet sich ein lesenswerter Aufsatz von Wilhelm Meyer (Speyer), der die dichterische Kraft und Begabung des Verfassers des Waltharius erweist. Aus dem vorangehenden Hefte ist eine nicht uninteressante litterarische Ausgrabung von Paul Horn zu nennen: das Fachlexikon eines Augsburger Büchsenmeisters des 16. Jahrhunderts, wichtig namentlich für die Kenntnis der Soldatensprache, der Paul Horn jüngst ein auch hier erwähntes Buch gewidmet hat. — Aus den umfangreichen Besprechungen des dieser Zeitschrift beigegebenen „Anzeigers“ ist ein gründliches Referat Anton Schönbachs über Piquet, Étude sur Hartmann d'Aue und Wakernells strenge Recension der neuen Bellermannschen Schillerausgabe zu nennen.

Zeitschrift für deutsche Philologie. XXXI, 3. In die Geschichte der Bibliophilie zu Ausgang des Mittelalters führt Theodor Gottlieb in einer mit großer Sachkenntnis geschriebenen Abhandlung, worin die Schicksale der reichen ehemaligen Bibliothek der Grafen von Zimmern behandelt werden. Als das Geschlecht Derer von Zimmern — seine Geschichte ist in einer lesenswerten und durch Baracks Neudruck allgemein zugänglichen Chronik aufbewahrt — 1594 ausstarb, kam der Besitz an das Haus Helfenstein, später an Fürstenberg. In der reichhaltigen Bibliothek der fürstenbergischen Fürsten zu Donaueschingen befindet sich noch ein großer Teil der Handschriften, ein ungleich wertvollerer in der wiener Hofbibliothek, in die er aus der Ambrasersammlung kam; in diese wiederum war er durch eine Schenkung der letzten zimmerischen Grafen an Ferdinand v. Tirol gelangt. — Der Hans Sachs-Forscher Karl Drescher untersucht das Verhältnis der deutschen Uebersetzung der italienischen Novellensammlung „Fiori di virtù“ (Blumen der Tugend) zum Originale, einem Werke jenes sonst unbekannten Arigo, dem neuerdings auch die erste deutsche Decamerone-Uebersetzung (1473), die bisher als die Arbeit Steinhöwels galt, zugeschrieben wird. — Von philologischen Aufsätzen heben wir hervor: Richard M. Meyer: Der Begriff des Wunders in der Edda, und die wichtige Mitteilung von Ludwig Geiger über Justinus Kerners Briefwechsel mit Varnhagen von Ense.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. VI, 3—5. Wie sich die Studenten in Leipzig zur Zeit des Kurfürsten August die Zeit vertrieben haben, ersehen wir aus einem Aufsatze von Paul Zinck. Die hierbei mitgeteilte Jahresrechnung gewährt auch einen Einblick in die „Kosten des Universitätslebens“. Für „Potus“ (Getränke) brauchte der strebsame Musenjünger anno Christi 1577 28 Thaler und 5 Groschen; für „Aromata et his similia“ 15 Groschen 10 Pfennig; für Speisen im ganzen 7 Thaler und 5 Groschen. Der Posten „Zerbrochene glesern“ figuriert mit der stattlichen Summe von 1 Thaler 3 Groschen. Und wie unerschöpflich der gute Jüngling in der Erfindung von neuen Geldverlegenheiten in Briefen an die Mutter war, kann man daraus entnehmen, daß hierin trotz der vier Jahrhunderte seitdem kein Fortschritt eingetreten ist. — Rousseaus Weltanschauung findet einen tüchtigen Interpreten in Thomas Achelis; die durch Lorenz in Fluß

geratene Frage der genealogischen Forschung wird von Friedrich Kentgen erörtert. — Endlich darf eine vortreffliche kulturgeschichtliche Bibliographie des Herausgebers Georg Steinhausen nicht ungenannt bleiben.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. IX. Die für die Geschichte der Märchen- und Sagenwanderung und der vergleichenden Untersuchung von Stoffen und Motiven der Weltlitteratur äußerst wertvolle Zeitschrift bringt in Heft 1 und 2 des neuen Jahrganges aus der Feder von Gaetano Amalfi eine reichhaltige Sammlung von Parallelen zu den Schwänken im „Novellino" des Salernitaners Masuccio, eines der Nachfolger Boccaccios auf dem Gebiete der Novelle; sodann eine gleich beachtenswerte Zusammenstellung verwandter Fassungen zu Staufes Sammlung rumänischer Märchen durch Johannes Bolte, den heute unbestritten gründlichsten Kenner wandernder Stoffe. — Stanislaus Prato giebt vergleichende Mitteilungen zu Hans Sachsens Fastnachtsspiel „Der Teufel mit dem alten Weib". Eine Fülle von wertvollen Bemerkungen, neuen Funden und Forschungsergebnissen, die sich hier nicht einzeln anführen lassen, enthalten endlich die „Kleinen Mitteilungen".

Wien. *A. L. Jellinek.*

Musik-Zeitschriften.

Die Zeit der Musikfeste, Festspiele, Tonkünstlerversammlungen und Sänger-Tourniere ist wieder da, und die Fachzeitungen hallen begreiflicherweise in erster Linie davon wider. Wir brauchen nur das anhaltische Musikfest in Dessau mit Klughardts neuem Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems" und die wiesbadener Festaufführungen, die dortmunder „Tonkünstler-Versammlung" des „Allg. Deutschen Musikvereins" mit ihrer Förderung junger Talente, das große niederrheinische Musikfest zu Düsseldorf mit Richard Strauß „Don Quixote" und „Heldenleben" als Hauptnummern, endlich das Kammermusikfest zu Bonn und den großen Sängerkrieg in Kassel zu nennen, um uns sofort darüber klar zu sein, daß wir an dieser Stelle nicht jeden einzelnen Bericht namhaft machen können. Immerhin verdient einiges daraus besonders hervorgehoben zu werden. So begrüßt der herzoglich anhaltische Titular-Professor Martin Krause in den „Berl. Signalen", (11) Aug. Klughardt als den „Retter gegen die italienische Invasion" und empfiehlt sein Oratorium „dringend als quasi-Blitzableiter von der drohenden Perosi-Gefahr". In derselben Nummer dieser Zeitschrift bestätigt der Herausgeber Max Löwengard dem „Allg. D. Musikverein" ausdrücklich, daß er seine Schuldigkeit gethan und sein Reformprogramm im letzten Jahr vollauf erfüllt habe, wogegen jetzt die Reihe an die Tonkünstler, die Schaffenden komme — denn „das große Ereignis, der Augenblick, der alle, nicht blos die Freunde des Komponisten, in helle Begeisterung ausbrechen läßt", sei diesmal nicht eingetreten. Das sachlich eingehendste Referat über Bonn erhält man weiterhin — wie billig — in der Zeitschrift „Kammermusik" (Heft 3), wo der bekannte kölner Musikkritiker Karl Wolff offen die heutige Ueberlegenheit des wiener Rosé-Quartetts über das alte berliner Joachim-Quartett konstatiert. Im vorigen Jahre hatte Brahms' Ableben noch eine Gedenkfeier auf diesen Meister nahegelegt; erst diesmal konnte der ursprünglich gefaßte Plan, im „Beethoven-Haus" einen Ueberblick über die gesamte Kammermusik vor und nach Beethoven in großer Mannigfaltigkeit zu geben, Ausführung finden, so daß sich nunmehr diese bonner Veranstaltungen zur Bedeutung musikalischer Ereignisse erhoben haben. Ueber den kasseler Sangesstreit endlich konnte man die anregendsten kritischen Betrachtungen von allgemeinem, prinzipiellem Interesse in Otto Leßmanns „Allg. Musik-Ztg." (23) lesen. Dazu nun noch die Gastspiele von ganzen Opern-Ensembles an fremdem Orte: kurz, überall, wohin wir blicken, treffen wir heute auf edelsten Wettkampf, Austausch der Kräfte und Ausgleich, Freizügigkeit und Weltverkehr mit einem Worte!

Sonst traten als „Sensationen" noch auffällig genug hervor: das endliche Landen der schillingsschen „Ingwelde" auf berliner Boden, bei welcher Gelegenheit der berliner Kritizismus sich natürlich wieder einmal durch einen kalten Wasserstrahl gegen die sporckche Textdichtung als solche bewähren mußte (vgl. „Allg. Musik-Ztg." 21 und „Kunstgesang" 11); die Erstaufführung von Heinrich Vogls Sänger-Oper „Der Fremdling", die einstimmig (vgl. „Allg. Musik-Ztg." 21, „Musik. Wochenblatt" 23, „Kunstgesang" 10, „Neue mus. Presse" 20, „N. Mus.-Z." 11 und „Red. Künste" 34/36) als Kunstwerk abgelehnt wird; das Ableben des wiener Walzerkönigs Johann Strauß, dem die dortige „Neue mus. Presse" eine wahre Prachtnummer (24) gewidmet hat, und der Richard-Wagner-Cyklus am Theater in Prag, ausführlich gewürdigt in den Nrn. 20—24 derselben Zeitschrift.

Einer außerordentlich feinsinnigen, so kurzen als geistvollen Charakteristik zur vergleichenden Kapellmeisterkunde: „Dirigenten-Silhouetten" begegneten wir in den „Blättern für Haus- und Kirchenmusik", und im selben Hefte (Nr. 6) erhebt Theodor Souchay sehr warm seine Stimme für ein neues Werk von Rückbeil: „Gerlind" mit Namen — eine Konzertkomposition für Soli, gemischten Chor und Orchester nach einer Dichtung von Maidy Koch. Im „Korrespondenzblatt des evang. Kirchengesangsvereins für Deutschland" (Nr. 4) befürwortet ferner der ausgezeichnete Musikgelehrte Karl von Jan die Aufführung der neu ausgegrabenen „musikalischen Exequien" des alten Heinrich Schütz als einer deutschen Totenmesse, während im „Musik. Wochenblatt" (22) Dr. Hugo Riemann eine Publikation des oxforder Professors der Musik John Steiner — eine Sammlung von weltlichen mehrstimmigen Liedern aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts in moderner Notenschrift — der Musikwelt angelegentlichst anzeigt mit den Worten: „Die Publikation ist von ganz außergewöhnlichem Interesse, weil die Zahl der bisher zugänglichen weltlichen Kompositionen aus so früher Zeit außerordentlich beschränkt war und durch dieselbe wohl vervierfacht wird. In der Musikgeschichte des 15. Jahrhunderts scheint es allmählich zu tagen!" Im übrigen erfährt der eben genannte deutsche Musikforscher und Theoretiker (Dr. Hugo Riemann), gelegentlich seiner Ernennung zum „Ehrendoktor der Musik" durch die Universität Oxford, mit Bild und biographischer Charakteristik nach Verdienst und Gebühr besondere Würdigung an anderem Orte („N. mus. Presse" 20), in welchem Blatte erfreulicher Weise auch „ein vergessener Musikkritiker", E. T. A. Hoffmann, der produktive Vorfahr Webers, Schumanns, Berlioz', Liszts, Wagners und Hans v. Bülows auf musikschriftstellerischem Gebiete entsprechend zu Ehren kommt — wozu die Neu-Herausgabe seiner musikalischen Schriften ꝛc. durch H. vom Ende den äußeren Anlaß bot. Am gleichen Orte (21) analysierte sodann H. Geißler Heinrich Zöllers neue Musik zu Hauptmanns „Versunkener Glocke", und aus derselben Nummer (die übrigens auch dieses Komponisten Bildnis mit knapper biographischer Skizze enthält) mag noch eine sehr ernste Betrachtung „Zur Lage der Zivilmusiker" hier vermerkt sein, die — ausgehend zunächst von österreichischen Verhältnissen — doch auch für das reichsdeutsche Gebiet einen Alarmschuß mit sehr berechtigten Forderungen bedeuten dürfte. Daß bei der wiener „Gesellschaft der Autoren, Komponisten und Musikverleger" nicht mehr alles ganz richtig und in Ordnung sein müsse, wird ganz nebenbei nur in Nr. 23 dieser Zeitschrift gestreift, und dies bringt uns dann auf eine „Protest-Erklärung", die unlängst die leipziger Zeitschrift „Musikhandel und Musikpflege" vom Verein der reichsdeutschen Musikalienhändler zum Besten gab, wonach die angekündigten Kompromißverhandlungen mit der Gesellschaft der Komponisten Dank der Scharfmacherei des Herrn Friedrich Rösch endgültig gescheitert seien.

Den Leitartikel „Wohlwollende Kritik auf dem Gebiete des Gesanges“ von Paul Ehlers hätte man statt im „Mus. Woch.“ (23/24) eigentlich in Professor Schultze-Strelitz' „Kunstgesang“ suchen sollen; dieser bietet dafür (in Nr. 10) seinen Lesern aus der Feder von Carlos Droste einen ausgeführten biographischen Essai über den karlsruher Meistersänger Fritz Planck (mit Bild). Auszüge aus Peter Tschaikowskys (durch Dr. H. Stümcke neuerdings verdeutschten) amüsanten „Erinnerungen“, und zwar über „Bayreuth im Jahre 1876 bei Eröffnung des Festspielhauses“, bringt die „N. Mus.-Ztg.“ (10); einen ungemein lesenswerten, aber nicht ohne weiteres auch schon zutreffenden Brief des berühmten französischen Theoretikers Mathis Lussy — Thema: unsere Modernen, die Unnatur ihrer Rhythmik und Modulation —, die „Kammermusik“ (Heft 3). — Aus den „Redenden Künsten“ (34—38) sei auf Max Kretzers schier allzu wohlwollenden litterarischen Beitrag über „Josef Lauff“, auf „ein neues Urteil über Schopenhauer“ (Einführung in eine bezügliche Studie von P. J. Möbius) und „Aus Friedrich Hebbels Tagebüchern“ von Paul Kunad aufmerksam gemacht. Hingegen hat ebenda der Wagnerschriftsteller Moritz Wirth mit dem breiten „Entwurf einer Rheingold-Gesellschaft“ (!) den Gipfel der Lächerlichkeit nunmehr erklommen.

Vom bayreuther Meister zu seinem Leiborgan ist nur noch ein Schritt. In den „Bayreuther Blättern“ (VI. und VII. Stück) läßt sich der geistvolle Kunsthistoriker Prof. Henry Thode mit einer wertvollen Studie über die „Renaissance“ vernehmen, während der vortreffliche Dr. Karl Grunsky nach in Stuttgart von ihm gehaltenen Vorträgen eine Reihe von eigenartigen Artikeln über „Klassische Litteratur und musikalisches Drama — I: Lessing“ beginnt, wobei er u. a. z. B. auch zu der Frage gelangt: „Wozu treibt man denn Lessing in den Schulen, auf den Universitäten, wozu liest man die Klassiker, wenn man nicht einmal im stande ist, im entscheidenden Falle zu sehen, daß ihre Ahnungen, ihre klar ausgesprochenen Forderungen erfüllt worden sind?“ Aus dem gleichen Hefte erfahren wir — und thun es hiermit gerne kund und zu wissen: daß Mathilde Wesendonck aus dem Erträgnisse der von ihr zur Veröffentlichung gegebenen „Briefe Richard Wagners an Otto Wesendonck“ 1000 M., Siegfried Wagner aus seinen Opern-Tantièmen und Dirigenten-Honoraren 1250 M. dem Festspiel-Stipendienfonds überwiesen hat, sowie daß ein ungenannt bleiben wollender Wagnerianer dem unglücklichen Edmund von Hagen in Berlin mit einer größeren Summe beigesprungen ist, deren Zinsen in regelmäßigen Ratenzahlungen zur Linderung der drängendsten Not bestimmt sind. Da dies doch kein andres Blatt sonst aufgreifen und vermelden wird, mag es wenigstens hier chronistisch verzeichnet sein!

Weimar. *Arthur Seidl.*

Oesterreich.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Eine gründliche Untersuchung widmet Emil Horner der Prosa-Bearbeitung der „Mitschuldigen“ durch Johann Friedrich Ernst Albrecht, Doktor der Medizin, den betriebsamen Verfasser einer Legion von sogenannten historischen und anderen Romanen, den Freund Schillers und Gatten der Schillers Herzen noch näher stehenden Sophie Albrecht. Die Bearbeitung, die unter dem Titel „Alle strafbar“ 1795 erschienen ist, hat die lustspielmäßigen Elemente des Stückes vergröbert, im allgemeinen aber viele Stellen zugunsten einer theaterkonventionellen Moral abgeschwächt. Vielleicht deshalb haben viele Städte Deutschlands lange nicht das Original, sondern nur die Bearbeitung zu sehen bekommen. — Einen im einzelnen berichtigenden Ueberblick über die jüngsten Erscheinungen von Vorländer, Coßmann u. a. über Goethes Verhältnis zu Kant gibt M[inor]. — C. A. H. Burkhardt setzt seine Studien „Zur Kenntnis der Goethe-Handschriften“ fort und bespricht die Iphigenien-Handschrift der königl. Bibliothek zu Berlin.

Dokumente der Frauen. Nr. 6. Ein Essai von Prof. Friedrich Jodl über höhere Mädchenbildung und Gymnasialfrage legt dar, wie die staatliche Anerkennung und Förderung des Frauenstudiums auf die ganze Pädagogik und auf den modernen Gymnasialunterricht beider Geschlechter tiefgreifenden Einfluß haben werde. — Ein Aufsatz über die schwedische Schriftstellerin Ellen Key (Nr. 7) von Georg Brandes bleibt ziemlich am äußerlichen haften.

Der Kyffhäuser. Linz a. D. Diese neue von Hugo Greinz ausgegebene Monatsschrift, eine wertvolle Bereicherung unserer Zeitschriftenlitteratur, will den litterarischen Bestrebungen der deutschen Oesterreicher dienen. Sie bringt in ihren ersten beiden Heften neben lyrischen und belletristischen Beiträgen österreichischer Autoren, wie Hango, Lechleitner, Schullern, Adolf Pichler, u. a. auch mehrere litterarhistorisch beachtenswerte Aufsätze, so von Philipp Mayer, der eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Volksliedes in musikalischer Beziehung zu geben versucht. Eine Streitrede aus dem 16. Jahrhundert des wackeren Hans Friedrich Hoffmann von Grünbüchel und Strechau — sie dreht sich natürlich um Glaubenssachen — teilt Ferdinand Khull mit. — Interessant und bezeichnend ist es, daß der Herausgeber Hugo Greinz wegen eines Artikels über „Provinzlitteratur“ von seiner vorgesetzten Behörde — dem k. k. Handelsministerium — seiner Stellung als Staatsbeamter enthoben werden sollte, dieser Maßregelung jedoch durch einen freiwilligen Rücktritt zuvorkam, weil er „die Ueberzeugung gewonnen habe, daß in Oesterreich eine die Bureau-Arbeit überschreitende geistige Thätigkeit mit der Würde und dem Anstand eines Staatsbeamten unvereinbar erscheine.“

Die Wage. II, 26. Von dem französischen Dramatiker Georges Courteline erzählt Siegfried Trebitsch, daß er alljährlich mehrere Wochen in französischen Provinzstädten als Schauspieler und gewöhnlich zugleich als Leiter einer Schmiere auftrete; er bezeichne dies einfach als „die Waffenübung des Dramatikers“. Wer fürs Theater schreiben wolle, der müsse auch hinter seine Geheimnisse zu kommen trachten, müsse Spielen und Regie führen können. Dann würde es nicht geschehen, daß wirkliche Künstler bühnenunmögliche Dinge schreiben und der äußere Erfolg an den Macher, den Mann der kalten Routine falle. So sei es auch kein Zufall, daß von den größten Dramatikern aller Zeiten verschiedene auch Schauspieler gewesen seien.

Die Zeit. Die neue deutsche Ausgabe von J. P. Jacobsens Werke giebt Johannes Schlaf zu einem größeren Essai über den Dichter Veranlassung (Nr. 246) worin vornehmlich Jacobsens Stellung in der neuen Kunstrichtung beleuchtet wird. Nicht mehr Handlung und Ereignisse wie früher, sondern Stimmung fessle jetzt unser Interesse. Die moderne Kunst zeige die Tendenz gewissermaßen niederländisch-flachländisch zu werden, fein differenziert und intim wie etwa die buddhistisch-japanische Malerei, der Europa schon lange Interesse und Verständnis entgegenbringe. — Das gleiche Heft bringt einen Essai von Hermann Bahr über Franz Kranewitters Tragödie „Michel Gaißmayr,“ der viel Gutes nachgerühmt wird. — In der vorhergehenden Nummer wird Richard Kraliks Sokratesbuch gleich ausführlich besprochen. Nr. 247 endlich bringt eine gehaltvolle Würdigung des bedeutenden neuen Romans „Halbtier“ von Helene Böhlau durch Max Messer.

Wien. *A. L. Jellinek.*

England.

Die Tages- und Fachpresse beschäftigte sich im Monat Juni insbesondere mit der Centenarfeier des „Royal Institution“, des bedeutendsten und vornehmsten wissenschaftlichen Instituts Englands, auf dessen Begründer, Sir Benjamin Thompson (in Deutschland besser bekannt als Graf Rumford) bereits in Heft 18

dieser Zeitschrift hingewiesen worden ist. Die Essais über diesen außerordentlich genialen und vielseitigen Mann, der mit Davy, Faraday und Tyndall zu den Zierden der genannten Körperschaft gezählt werden muß, mehrten sich daher infolge jenes Erinnerungstages. — Wie in allen anderen Kulturländern, so wurde auch in England des 7. Juni als der Wiederkehr des hundertjährigen Geburtstages Puschkins von den meisten Fachzeitschriften gedacht und anerkannt, daß erst durch ihn die russische Litteratur den übrigen europäischen Litteraturen ebenbürtig gemacht worden ist. — Außer vielen anderen Zeitschriften widmeten besonders „The Publishers Circular“ und „The Bookman“ (Juni) längere Leitartikel dem hier im Anfang des Monats Juni in London tagenden Verlegerkongreß. Von deutschen Delegirten nahmen an der Versammlung teil: A. Brockhaus, Carl Engelhorn, Otto Mühlbrecht, E. Reinecke, J. Bielefeld, Karl J. Trübner, Arthur Seemann und Julius Hoffmann. Aus Wien war W. Müller, in Firma R. Lechner, erschienen. Der Präsident des Kongresses Mr. John Murray hielt eine bemerkenswerte Eröffnungsrede, als deren Gipfelpunkt der Ausspruch angesehen werden kann: „Nur zu oft haben schlechte litterarische Produkte einen großen Erfolg, und umgekehrt finden sehr häufig wirklich bedeutende Werke gar keine Anerkennung beim Publikum.“ Anknüpfend an den Kongreß sagt „Academy“ (17. Juni): „Nichts ist so geeignet mit Mißverständnissen aufzuräumen und internationale, freundliche Verständigungen zu erzielen, als die Kenntnis der litterarischen Erzeugnisse fremder Länder.“ Weiter werden mehrere zur Sache gehörige technische Fragen besprochen, so z. B.: Registrierung von Titeln, Ueberproduktion, Verletzung der Autorenrechte u. s. w. „Litterature“ (17. Juni) behandelt gleichfalls dasselbe Thema ausführlich und legt hohen Nachdruck auf die Worte Murrays: „Der Verleger soll nicht nur ein Geschäftsmann, sondern ein Mitarbeiter in der Litteratur sein, der als Verbreiter von geistigem Lichte zum Diener des Publikums, im besten Sinne des Wortes, berufen erscheint.“ Brunetière, der französische Delegierte, beklagte das Uebergreifen der Tagesblätter in die eigentliche Fach- und Buchlitteratur. Aehnliche Ansichten hatte schon vor dem Genannten der Philosoph Eduard von Hartmann bei uns in Deutschland laut werden lassen. Der englische Poet Laureate, Anstin, wünscht zur Hebung eines freundlichen Gedankenaustausches vor allem den Beitritt Amerikas zur berner Konvention.

„The New Century Review“ (Juni) enthält den Beginn eines größeren Aufsatzes, betitelt „An Old Man's Reminiscenses of Prince Bismarck,“ aus der Feder von A. Andrä-Roman, der auf grund persönlicher Bekanntschaft mit dem Reichskanzler über die religiösen Ansichten des Letzteren sich ausspricht. Wie so manche andere Werke dieser Art enthält auch diese Arbeit viele Irrtümer. Ein wirklich klares Bild über die Religiosität Bismarcks zu geben, ist bekanntlich bisher nicht gelungen. Bei dieser Gelegenheit will ich vorweg bemerken, daß die Firma Macmillan binnen kurzem eine billige Ausgabe von Dr. Moritz Buschs „Secret Pages of Bismarcks Life“, in einem Bande erscheinen lassen wird. „Macmillan's Magazine“ (Juni) bringt einen interessanten Aufsatz von C. Parkinson über die Radierungen Rembrandts im Britisch-Museum. — „The Contemporary Review“ (Juni) bespricht durch Dr. Fairbain „The Religion of India.“ Der Verfasser sagt: „Hinduism ist thatsächlich keine einzelne Religion, sondern eine gewaltige Encyklopädie von verschiedenen und unabhängigen Religionsgemeinschaften. Er bildet weder in Gedanken noch Formen eine Einheit, sondern eine unendliche Vielheit von Sekten und Gebräuchen. Er ist die Verschmelzung aller religiösen Ideen und Gewohnheiten des indischen Volkes seit seiner frühesten Existenz. Nicht zwei Inder werden in dieser Beziehung dieselbe Meinung haben.“ Diese Erkenntnis ist nicht neu; denn schon Fr. v. Raumer kam in seinen „Vorlesungen über alte Geschichte“ (1821) zu folgendem Resultat: Wenn bereits nach 1800 Jahren das Christentum den vielfachsten Veränderungen unterworfen war, so ist anzunehmen, daß, wenn es erst das sechstausendjährige Alter der Religion Brahmas erreicht haben wird, seine Gestaltung ebenso vielseitig wie diese zur Entwickelung gelangt. B. Hulbert sucht in „Harpers Magazine“ (Juni) nachzuweisen, daß die Koreaner zuerst die Metalltypen und ebenso das erste eiserne Schiff herstellten. — In der „Westminster Review“ (Juni) handelt Robert Sillard in einem „Some Curiosities of Litterature“ betitelten Essai vom Plagiat in der englischen Litteratur.

„Academy“ (3. Juni) hatte einen Preis ausgesetzt für die beste Uebersetzung von Heines Lied „Und wüßtens die Blumen, die kleinen.“ Unter den 60 eingegangenen Bewerbungen erhielt Mr. Nigel Playfair den Preis. Aber selbst diese immerhin anerkennenswerte Uebersetzung ruft einen gewissen traurigen Eindruck hervor. — Die „Times“ vom 15. und 20. Juni sagt in einer bezüglichen Kritik, daß deutsche Lieder und die löwischen Balladen in England noch niemals so gut interpretiert wurden, wie durch Eugen Gura. Ganz besonders gelte dies von Theodor Fontanes Ballade „Archibald Douglas.“

London. *O. v. Schleinitz.*

Schweden.

Ellen Keys neueste Arbeit „Gedankenbilder“, in der die berühmte Vorkämpferin des jungschwedischen Frauenrechtlertums für ihre bekannte Lehre vom Schönheitskultus als die große, Freiheit und Glückseligkeit verheißende Religion der Zukunft aufs neue eintritt, wird von der Leiterin der Zeitschrift „Dogny“, Frl. Lotten Dahlgren, in sachlich gerecht abwägender Weise besprochen. Ellen Key giebt in ihrer philosophisch-ethischen Studie eine zusammenhängende Schilderung des modernen Gesellschaftslebens und der inneren sittlichen Strömungen im heutigen Schweden. Daß sie mit diesen Zuständen gründlich unzufrieden ist und namentlich für die Eigenschaften des ruhmwürdigen „Normalschwedentums“ nach allerneuestem Zuschnitte nur Worte des schärfsten Tadels in Bereitschaft hat, wird ihr von der Verfasserin nicht verübelt, doch falle Ellen Key selbst gar oft durch ihre allzu schroff gezogenen Konsequenzen in den Fehler paradoxer Uebertreibung. Auch ihre heftigen Ausfälle gegen die Kirche und ihre Vertreter greifen nach Ansicht der Verfasserin über den eigentlichen Rahmen der vorliegenden Studie hinaus. Man kann, so schließt Lotten Dahlgren ihre inhaltsreiche Besprechung, die Einzelheiten eines Gebäudes in rein architektonischer Beziehung bewundern, auch wenn sich uns das lebhafte Gefühl des Bedauerns darüber aufdrängt, daß eine derartige Fülle von Belesenheit und stilistischer Begabung an einem Bau verschwendet wurde, dessen Fundament auf so dürftigem Materiale emporstrebt, ein Fundament, das bei nüchterner Beurteilung auch nicht dem leisesten Windhauche des Wirklichkeitslebens würde standhalten können.“ — In Heft 10 derselben Zeitschrift referiert K. S. über die neue Publikation des jungen, hochbegabten Schriftstellers Per Hallström: „Der Graf von Antwerpen“. Nach ausführlicher Inhaltsangabe des Märchendramas bemängelt der Verfasser, daß Hallström in der vorliegenden Arbeit das sonst von ihm meisterhaft beherrschte Gebiet der Prosadichtung zu gunsten klassisch sein sollender fünffüßiger Jamben aufgegeben habe. Er hätte beachten sollen, daß das Schwedische für derartige, dem Süden entstammende Versformen durchaus keine Qualifikation besitze. Von dieser äußeren Schwäche abgesehen, vereinige der „Graf von Antwerpen“ einen erstaunlichen Reichtum dichterischer Schönheit sowohl in Bezug auf die äußere Entwicklung des Dramas, wie auf die fein nüanzierte Ausmeißelung der einzelnen Charaktere. — Zwei bekannten Verfasserinnen, nämlich der unlängst verstorbenen deutschen Romanschriftstellerin Elise Polko und der 80jährigen Dänin Magdalena

Thoresen widmet Heft 11 eingehende Aufsätze. Die dänische Verfasserin Magdalena Thoresen, welche am 3. Juni ihr 80. Lebensjahr vollendete, hat sich durch farbenechte und scharfsichtige Schilderungen der norwegischen Fjällnatur, zu denen ein jahrzehntelanger Aufenthalt im Lande der Fjorde Veranlassung bot, ein bleibendes Verdienst erworben. Die beiden Hauptwerke, „Aus dem Reiche der Mitternachtsonne“ und „Die Sonne im Siljedal“, gehören noch jetzt zu dem Besten, was wir auf diesem Gebiete besitzen. König Oskar von Schweden hat die Verdienste der betagten Verfasserin durch Verleihung der goldenen Preismedaille gelegentlich ihres 80. Geburtsfestes gewürdigt. Die genannte Medaille wurde im Jahre 1873 — kurz nach der Thronbesteigung Oskars — in Trondhjem gestiftet „für Verdienste um das königliche Haus, um Kunst, Wissenschaft und Litteratur“; sie ist bereits an verschiedene hervorragende Norweger und Schweden vergeben worden. In Dänemark war Magdalena Thoresen die erste, der diese hohe Auszeichnung zu teil wurde.

Das Juni-Heft von „Varia“ enthält mehrere interessante Besprechungen neuer Erscheinungen auf dem skandinavischen Büchermarkte. Peter Nansens jüngst erschienene Gesellschaftsskizze „Troskapspröfven“ (Die Prüfung der Treue) findet in einem G. J. unterzeichneten Artikel scharfe Ablehnung. „Mit glänzendem Stil einer ins kleinste Detail feingemeißelten Form behandelt der dänische Verfasser hier in seinen kleinen Studien Stoffe, deren Trivialität und Gegenstandslosigkeit den Anschein erweckt, als wolle Herr Nansen mit dem Bedürfnis hämischer Schadenfreude seine eingeschworene Bewundererschar geradezu an der Nase herumführen!“ Auch in seinem voraufgegangenen Romane „Judiths Ehe“ habe der dänische Verfasser ein erhebliches Nachlassen seiner psychologisch-analytischen Schärfe vermerken lassen; die gegenwärtige Serie dagegen sei schon bei einem Punkte angekommen, wo es einer außerordentlichen Anstrengung auf Seiten des Autors bedürfe, um das mißbrauchte Zutrauen des Lesers durch gehaltvollere Leistungen neu zu festigen. — Dem Begründer der angesehenen kopenhagener Zeitung „Politiken“, Edvard Brandes — einem Bruder des bekannten Litterarhistorikers — widmet das gleiche Heft eine fesselnde und zugleich kritisch eindringende Skizze. Edvard Brandes ist der Typ des echten Vollblutkopenhageners; impulsiv, allen neuen Anregungen zugänglich und zugleich mit erstaunlichem Arbeitsvermögen begabt, hat er gleich wie sein berühmter Bruder auf dem engen Felde der politischen Publizistik niemals einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen vermocht. Um so unbestrittener war und blieb dagegen Brandes Autorität als Kunst- und Litteraturkritiker in dem von ihm begründeten Blatte. Unter den Bühnenwerken, welche Edvard Brandes im Laufe der Jahre an die Oeffentlichkeit brachte, verdienen „Schwankender Boden“, „Unter dem Gesetz“, „Liebe“ und „Mohammed“ hervorgehoben zu werden. In allen kehrt die bittere und düstere Seelenstimmung wieder, die den Grundzug in dem Schaffen des stark radikal-pessimistisch beeinflußten Dichters darstellt. Seine jüngst veröffentlichte Novelle „Das junge Blut“ trug dem Verfasser — wie bekannt — auf Betreiben einer pietistisch-religiösen Parteiklique in Kopenhagen eine Anklage wegen Vergehens wider die Sittlichkeit ein.

In Nr. 49 der Zeitschrift „Idun“ werden aus dem Nachlasse des Schriftstellers Georg Ameen einige interessante Einzelheiten aus dem Leben berühmter schwedischer Dichterinnen mitgeteilt. Das dichterische Kleeblatt, welches in den Vierzigerjahren die litterarischen Salons in Stockholm beherrschte, setzte sich aus den beiden aristokratischen Verfasserinnen Freiin v. Knorring und Friderika Bremer, sowie der gleich stark vom Geiste der Bourgeoisie durchdrungenen Emilie Flygare-Carlén zusammen. Alle drei haben je nach ihrer Art der Litteratur Schwedens erhebliche und dauernde Dienste geleistet. Frau Flygare erwarb sich nicht zu unrecht das Epitheton einer nordischen George Sand. Als treibende Kraft in der — wie man es damals nannte — „rabulistischen“ Frejapartei wußte sie ihren Einfluß auch über den Rahmen der litterarischen Tagesarbeit hinaus wirksam zur Geltung zu bringen. Unter ihren Romanen erzielte das „Kaufmannshaus im Skargarden“ den stärksten Erfolg. Derselbe wurde zuerst (1859) im Stockholmer „Aftenbladet“ abgedruckt und trug der (an sich schon wohlhabenden) Verfasserin das für damalige Verhältnisse geradezu phänomenale Honorar von 10 000 Kronen ein.

Stockholm. *Thjelvar.*

Norwegen.

Georg Brandes bespricht in Heft 23 des „Ringeren“ die dichterische Entwickelung des Franzosen Paul Hervieu, für die ihm namentlich die psychologischen Momente in dem Romane „L'exorcisée“ lehrreiche Aufschlüsse an die Hand geben. In Hervieus Produktion beansprucht das spezifisch pariser Element vor dem allgemein französischen den Vorrang; seine Bücher verraten strengen Rechtssinn, die stolze Ehrlichkeit des berufenen Poeten. Als Charakter, so fährt Brandes fort, erscheint er unanfechtbar, sogar mutig, doch mit jenem Mangel an Initiative, der für den modernen, durch Intellekt hervorragenden Franzosen so eminent typisch ist. Im übrigen sei er ein scharfer und feiner Beobachter, der das Leben und Treiben der höheren Gesellschaftskreise im Seinebabel mit Teilnahme und Ironie zu skizzieren verstehe. — In einer Artikelfolge giebt J. A. Schneidos kleine Litteraturbilder aus dem Norwegen zu Anfang dieses Jahrhunderts. Der Schriftsteller und Journalist Hans Hanson, welcher mit Beginn des Jahres 1814 (dem Jahre der Unionsgründung) als Leiter des ältesten Tageblattes in Norwegen — „Intelligenssedleren“ — an die Oeffentlichkeit trat, hat als politischer Gelegenheitsdichter und ganz besonders als enragierter „maalsman“ (Vorkämpfer) der norwegischen Dialektsprache erhebliche Erfolge und Anerkennung gefunden. Aber auch die rein technische Förderung des Zeitungswesens, zumal der Provinzialpresse, hatte seiner rastlosen Energie viel zu danken. Als litterarisches Kuriosum verdient erwähnt zu werden, daß das von Hanson zuerst herausgegebene „Ugebladet“ in Skion sich inhaltlich anfangs durchweg aus — Gedichten, natürlich mit lokalpolitischem Hintergrunde, zusammensetzte.

Heft 11 der von Olaf Norli herausgegebenen Halbmonatschrift „Kringsjaa“ enthält u. a. eine längere Abhandlung über den russischen Dichter Alexander Puschkin. Der Pole Mickiewicz und der Russe Puschkin, so resümiert der Verfasser, waren jeder nach seiner individuellen Art die getreuen Interpreten der in ihrer Nation drängenden und gährenden Strömungen. Beide waren in gleichem Maße von der deutschen Romantik wie von der leidenschaftlichen, trotzigen und farbensprühenden Dichtermuse Lord Byrons inspiriert. Der Pole wurde zum Schwärmer, Mystiker und Demokraten, während Puschkin in seiner leicht aufwallenden Seele den unbändigen Freiheitsdrang, und den gleichzeitig in devoter Ergebenheit ersterbenden Konservatismus des russischen Volkes, den Hunger nach abendländischer Kultur und die wilde Urwüchsigkeit des Halbasiaten wiederempfand.

Dem ersten weiblichen Redakteur Norwegens, der jüngst verstorbenen Schriftstellerin Wilhelmine Gulowsen, widmet Heft 23 des „Urd“ einen längeren Nachruf. Als Begründerin des im Jahre 1883 zuerst herausgekommenen litterarisch-musikalischen Wochenblattes „Figaro“ fand die Verstorbene Gelegenheit, in den bewegten Kunstströmungen des Tages ihre kritische Stimme zu Gehör zu bringen. Leidenschaftlich und — wo es sein mußte — rücksichtslos bis zum äußersten, ward der Verfasserin stets die Anerkennung einer ehrlich überzeugten Verteidigerin ihrer künstlerischen Meinungen zu teil.

Christiania. *Olaf.*

Island.

„Nyja Öldin.“ Das erste Heft dieser im dritten Jahrgange erscheinenden Zeitschrift enthält eine längere Studie von J. O. (Jón Olafsson) über den Schriftsteller und Politiker Gladstone. Der Verfasser stellt den Vorkämpfer des Homerule-Gedankens, der auch in dem von Dänemark abhängigen Island manche verwandten Saiten angeschlagen hat, als das Muster eines politischen „maalsman“ hin, der seine reichen Qualifikationen als Litterat und Volksredner ausschließlich durch die Grundsätze echter Philanthropie beeinflussen ließ. Daß Gladstone neben seinen zahlreichen Vorzügen auch manchen Fehler besaß, der namentlich in seinen litterarischen Produktionen dem Auge des schärfer urteilenden Kritikers nicht entgehen kann, räumt auch der Verfasser willig ein. — Den Schluß des Heftes bilden litterarische Besprechungen, unter denen naturgemäß die Neuerscheinungen des kopenhagener und christianiaer Büchermarktes die erste Stelle einnehmen.

„Ejmrejdire.“ Heft 2 bietet wieder eine treffliche Auswahl isländischer Lyrik, die von der seltenen Klangfülle und dem kraftvollen Rhythmus des halbvergessenen altnordischen Idioms ein wirksames Zeugnis ablegen. Die übliche Rubrik „Kringsjá“ (Umblick) verzeichnet die bemerkenswertesten Ereignisse auf politischem, sozialem und vor allem auch auf litterarischem Gebiete. Beachtenswert ist der treffende, durch „kontinentale“ Gesichtspunkte geweitete Blick, den die Redaktion dieses kräftig aufstrebenden litterarisch-kritischen Blattes auch in Angelegenheiten bekundet, die den beschränkten, auf die Kleinstadtspolitik zugeschnittenen isländischen Verhältnissen eigentlich recht fern liegen. Unter den größeren Arbeiten des vorliegenden Heftes interessiert besonders eine Besprechung der hervorragendsten „Tonskálden“, die das arktische Eiland hervorgebracht hat. Die von B. Gudmundsson verfaßte, mit guten Illustrationen geschmückte Studie bespricht den Lebensgang und die schriftstellerische wie musikalische Thätigkeit der einzelnen Tonskalden zum ersten Male vor einem weiteren Publikum in instruktiv übersichtlicher Form. *Valfyr.*

Französische Schweiz.

Die „Semaine littéraire“ (278) enthält aus der Feder Maurice Trembleys einen dem Andenken des jüngst verstorbenen Pailleron gewidmeten interessanten Artikel. Für die Geschichte des französischen Theaters wird Paillerons Name immer von seinem einzigen wirklich von einem durchschlagenden und nachhaltigen Erfolge gekrönten Lustspiel „Le monde où l'on s'ennuie“ verbunden sein, wenn auch einzelne seiner übrigen Stücke wie „L'âge ingrat“, „L'Etincelle“, „Pendant le bal“ es nicht verdienen der Vergessenheit allzu rasch anheimzufallen. Bemerkenswert ist es, daß Pailleron, der sich anfangs der juristischen Laufbahn widmete, durch seine Heirat mit Fräulein Buloz, der Tochter des Begründers der Revue des deux mondes, in die Litteratur und die Kreise der Academie française eingeführt wurde, aus denen er auch den Stoff zu seinem bedeutendsten Lustspiel nahm. — Im folgenden Hefte gedenkt Lazarille mit warmen Worten des verstorbenen Volksdichters Vogel von Glarus (vgl. L. E. Sp. 1121). Der bescheidene Mann, dessen ehrlicher Bauernkopf das Heft ziert, hätte sich wohl selbst dagegen verwahrt, mit Heine in seinen Nekrologen verglichen zu werden. Gerade so gut, meint Lazarille, könnte man die Hauskatze mit dem Königstiger vergleichen. — Der selbe Kritiker charakterisiert den belgischen Dichter Emil Verhaeren, dessen Dichtungen „Les villages illusoires“, „Les apparus dans mes chemins“ und „Les vignes de ma muraille“ die Verlagsanstalt Mercure de France jüngst gesammelt herausgegeben hat, als einen Spurfolger Maeterlincks. — In Nummer 281 bespricht Antoine Guilland Jakob Burckhards nachgelassene Werke: „Geschichte der griechischen Zivilisation“, „Beiträge zur Kunstgeschichte in Italien“, „Erinnerungen an Rubens“. Das letzte Buch hält Referent für das beste, allein den individuellen Geist, der Burckhards Geschichte der italienischen Zivilisation im Zeitalter der Renaissance ihren eigentümlichen Reiz verleiht, vermag er in den posthumen Schriften des großen basler Kenners nicht wiederzufinden. — Albert Bonnards in demselben Hefte enthaltene Revue politique muß insofern hier erwähnt werden, als sie sich mit zwei zeitgenössischen Romanen beschäftigt, die die jüngsten politischen und sozialen Vorgänge in Frankreich zum Gegenstande haben: Melchior de Vogüés „Les morts qui parlent“ und Anatole Frances „L'anneau d'Améthyste“. Während de Vogüé ganz in dem Geiste des klerikalen und chauvinistischen Frankreich befangen sei, dürfe dem Buche von Anatole France die Wahrhaftigkeit in der Schilderung der sozialen Zustände nicht abgesprochen werden. Der Adel, die Geistlichkeit, die Kreise der Regierung und der Wissenschaft würden darin klar und deutlich und vor allem ohne Uebertreibung dem Leser vor Augen gestellt. (Vgl. oben „Die Gegenwart“). — Ausführlich beschäftigt sich (in Nr. 283) Samuel Cornuts Feder mit dem verstorbenen Becque. Samuel Cornut, selbst ein begabter Romancier und geborener Schweizer, stellt den Dichter des „enfant prodigue“, des „Michel Pauper“, der „Corbeaux“, der „Parisienne“ als einen Märtyrer seiner litterarischen und künstlerischen Ueberzeugung hin, und in der That, Becques Mißerfolge auf dem Theater, die ablehnende Haltung, die er bei Publikum und Kritik fand, scheinen ihren Grund darin zu haben, daß der Dichter sich niemals dazu entschloß, Konzessionen zu machen; so lebte er denn auch bis an sein Ende in drückender Armut. — Im letzten Hefte (284) bespricht Paul Seippel das von den Redakteuren des „Bund“ zur Erinnerung an die Schlacht von Calven (1499) verfaßte churer Festspiel. An Festspielen und nationalen Aufführungen ist in der Schweiz in den letzten Jahren kein Mangel gewesen. Während man in Chur die Schlacht an der Calven dramatisch verherrlicht, läßt Adolphe Ribaux in Payerne seine „Reine Berthe“ aufführen, deren Lazarille in dem selben Hefte gedenkt, und spielt man in Brugg Schillers „Wilhelm Tell“. Glückliche Schweiz, daß ihr der Dichter des Tell erstanden: man wird den anderen „Festspieldichtern“ manches nachsehen müssen, wenn sie nacheifernd sich bemühen.

Lausanne. *Dr. Edward Stilgebauer.*

Belgien.

Die Rubrik des „Echo der Zeitschriften“ erhält von hier aus sehr selten Berichte. Man könnte die Schuld hieran dem Berichterstatter beimessen. Ich habe mich wiederholt gegen diesen Vorwurf verwahrt und darauf hingewiesen, daß in Belgien die Pflege der nationalen Litteratur das letzte Rad am Karren der das Land interessierenden öffentlichen und kulturellen Fragen ist. Es ist mir deshalb sehr lieb, aus dem Aufsatze von Louis Humblet in der „Revue Générale“, (Heft 5 Mai) über „die jungen litterarischen Schulen in Belgien“ die Bestätigung entnehmen zu können, daß die Belgier ungemein praktisch sind und daher nur für eine praktische Litteratur Interesse haben. Diesen Eindruck habe ich von Anfang an gehabt, ich finde ihn jetzt aber durch einen einheimischen Autor in einer langen Auseinandersetzung bestätigt. Humblet sagt sehr richtig, in Belgien geben sich, außer einigen Schwärmern mit langen Haaren, die wirklich poetisch fühlen, fast nur „rangierte“ Leute mit der Litteratur ab. Die positiven Wissenschaften, wozu auch Politik und Wirtschaftsfrage gehören, begeistern den Belgier und machen ihn oft zu einem wortfreudigen Litteraten. Die Schwärmer und Sterngucker dagegen werden mitleidig angeschaut. Trotzdem sei es Sünde, sie zu unterdrücken oder zu belächeln. Beide Kategorien aber, die praktischen wie die wirklichen Litteraten in Poesie und Prosa, fangen nach und nach an, in der Sucht nach neuen und gewagten Ausdrücken die französische Sprache zu mißhandeln. Der Verfasser, der sehr durch die katholische Parteibrille sieht, fleht daher alle Litteraten seines Landes an, sich wieder klar und

scharf auszudrücken, denn nur eine einfache und natürliche Schreibweise habe Dauer und entspreche vor allem dem nationalen Charakter in dessen elementarsten und gehaltvollsten Zügen. — Von den vielen Henri Becque gewidmeten Nachrufen will ich nicht weiter Notiz nehmen, denn sie sind mehr oder weniger Nachäffungen und Widerklänge französischer Preßstimmen. Eine Ausnahme aber will ich doch zu Gunsten Edmond Picards machen, jenes temperamentvollen Senators und hervorragenden Stilisten, der nie ein Blatt vor den Mund nimmt und in diesem Falle vielleicht einer der wenigen ist, die ohne Scheu die Wahrheit sagen. Nur eine Perle seines Stiles aus einem Aufsatze über Becque in „L'Art Moderne" (Nr. 22 vom 28. Mai): „Ist es nicht eine furchtbare Lächerlichkeit, dort der fette Siebziger (Sarcey), pompös unter einer Ueberfülle von Blumen in ein Montmartre getragen, und hier das tragische Ende des hungernden Künstlers, dem die versumpfte Gesellschaft, zwischen die ihn das Schicksal geworfen, wohl den platonischen lächerlichen Rang eines Offiziers der Ehrenlegion, nicht aber die Nahrung gegeben hat, die ihm erlaubt haben würde, an die „Raben" und die „Pariserin" die „Polichinelles" zu reihen, die man zwischen den Scherben seines Mobiliars in der leprösen und traurigen Spelunke unvollendet gefunden hat .... So fallen und sterben in den großen Schlachten in einem Graben, unter einem Gebüsche die furchtlosen Soldaten. Aber man wird noch von dem so kurzen und doch so wert- und wirkungsvollen Theater Becques sprechen, wenn die Vergessenheit bereits die letzten sarceyschen Feuilletons in die Tiefen der Senkgruben zu vertraulicher Benutzung gerissen haben wird."

Die Gegensätze zwischen „Litteratur und Journalismus" behandelt auch Gustave Vanzype in Heft 10 (20. Mai) der in den Verlag von Georges Balat übergegangenen und damit sehr verbesserten „Revue Mauve". Vanzype, der verdienstvollste und zukunftsreiche moderne Dramatiker Belgiens, hat den hier zum Abdruck gelangenden Aufsatz bereits zum mündlichen Vortrag — „Cercle artistique et littéraire" — gebracht gehabt. Der Verfasser spricht in seiner Eigenschaft als Journalist und versucht die schriftstellernden Journalisten gegen die Geringschätzung in Schutz zu nehmen, mit der sie im allgemeinen vom Publikum und von den Kollegen selbst behandelt werden. Warum geschehe das? Weil man den Journalismus als den erklärten Feind der Litteratur hinzustellen beliebe. Man vergesse aber, daß in Belgien, mehr noch als in Frankreich, die Tagespresse der Litteratur ganz besonders große Dienste erwiesen habe. Vanzype beschäftigt sich in diesem ersten Teile seines Aufsatzes namentlich mit dem Wesen der Zeitung, um nachzuweisen, worin das Verdienst der Presse um Litteratur und Kunst besteht.

Eine neue Zeitschrift, die den Einfluß von Litteratur und Kunst anzubahnen versuchen wird, ist hier in „Le Thyrse" entstanden. Wohl bekomme ihr diese undankbare Tollkühnheit. Ich sah schon viele solcher Veröffentlichungen hier in Belgien entstehen, aber ebenso schnell wieder vergehen, Treibhausblüten, die die praktisch kühle Atmosphäre unseres Landes nicht vertragen! — Amüsant war eine Umfrage einer klerikalen, vornehm ausgestatteten Zeitschrift „Durendal" (Aprilheft) bei den Litteraten Belgiens über die Aussichten einer Akademie für Litteratur, nach dem Muster des pariser Instituts der Unsterblichen. Ein Schriftsteller nämlich kann in Belgien nicht Mitglied der Litteraturklasse der belgischen Akademie der Wissenschaften werden. Der Ausfall der Umfrage ist charakteristisch für das, was ich oben sagte. Nur 24 Litteraten antworteten überhaupt auf die Frage des „Durendal", und dafür sind nur drei für die neue Akademie, 5 sagten nicht ja und nicht nein, einer wollte sich nicht des näheren äußern, und 15 erklärten, absolute Gegner einer solchen Thorheit zu sein. Edmond Picard bezeichnet die Akademiker der Litteratur als eine „Bürgerwehr der Kunst"; Demolder nennt eine solche Einrichtung „unheilvoll"; Velattre verlangt, man solle erst vier Jahre fortgesetzter litterarischer Erzeugung abwarten; Maurice Maeterlinck sagt, daß solche Anstalten im allgemeinen „dunkel, stumm und nicht weiter beleidigend sind". Und in diesem Tone geht es fort. — In den Zeitungen schreibt man jetzt viel für und gegen die Aufstellung eines Rodenbach-Denkmals in Brügge. Die Mehrheit der Blätter, ohne Unterschied der Partei, erklärt sich gegen eine solche übertriebene Ehrung des überschätzten Dichters. Wenn einem Rodenbach in Brügge ein Denkmal gebühre, so solle man es lieber dem in jugendlichem Alter verstorbenen Albrecht Rodenbach setzen, dem Vetter des französischen Georges, einem vlämischen Dichter von Gottes Gnaden.

Brüssel. *Alfred Ruhemann.*

Besprechungen

Neues von Johannes Schlaf.

1. Stille Welten. Neue Stimmungen aus Dingsda. Berlin, F. Fontane u. Co. 1899. M. 3,—.
2. Leonore und Anderes. Novellen. I. Band. Ebenda. 1899. M. 2,—.
3. Helldunkel. Gedichte. Minden i. W., J. C. W. Bruns' Verlag. 1899. M. 2,50 (3,—).
4. Die Feindlichen. Drama in 4 Aufzügen. Ebenda. 1899. Preis M. 1,50 (2,—).



Johannes Schlaf

In dem ersten Hefte dieser Zeitschrift war ein Essai über Adalbert Stifter von Johannes Schlaf enthalten, der sich in liebevoller Weise mit den Schöpfungen dieses prächtigen Dichters beschäftigte. Es ist aber wohl auch kein anderer so berufen, über Stifter zu sprechen wie Schlaf, denn er ist ihm in jeder Weise verwandt, nur daß er eben als ein Kind unserer Zeit, an Stelle der köstlichen Ruhe und der stillen weichen Linien, häufig müde, zerrissene Töne und hastige nervöse Umrisse giebt. Aber die Art des Schauens, die Freude am Kleinen und

Kleinsten, das Aufgehen in der Natur, dies lebendige Einssein mit ihr, daß alle Schauer und Erhabenheiten der Elemente zu wundervollen Akkorden anschwellen, die seine Worte gleich den Tönen einer vom Sturmwinde erregten Aeolsharfe erklingen lassen, dieses überströmende Naturgefühl, das mit beinahe kindlicher Freude jede winzigste Lebensregung in sich aufnimmt und überall neue Welten entdeckt und anstaunt, um sie dann mit all ihren feinen Reizen und Farben Strich für Strich in peinlichster, liebevollster Sorgfalt wiederzugeben, alle diese stillen, heimlichen Neigungen, diese Vorliebe für alles Intime hat er mit Stifter gemein. Speziell in dem Bande „Stille Welten" tritt seine Verwandtschaft mit Stifter am deutlichsten zu Tage, ohne daß er jedoch irgend etwas dadurch von seiner Eigenart einbüßt.

Die vier Bände, die sich schon äußerlich durch die verschiedenen Verleger in zwei Gruppen teilen, sind seltsamerweise auch innerlich total verschieden geartet. In „Stille Welten" und „Leonore" herrscht im allgemeinen eine abgeklärte, ruhige, harmonische Grundstimmung vor, während die beiden anderen Schöpfungen etwas müder gequälter Art sind und ein reines Genießen, eine stille Freude am Kunstwerke garnicht aufkommen lassen. Kurz, in den erstgenannten Bänden steckt der träumerische, naive, mit hellen Kinderaugen begabte Schlaf, den wir lieben, in den Gedichten jedoch und in den „Feindlichen" der nervöse, überreizte, von des Gedankens Blässe angekränkelte Mensch, dessen seelische Schwingungen so feinster Art sind, daß sie ihm nur wenig Glücksgefühl, aber um so tieferes Leid und herbe Qualen schaffen.

Am glücklichsten und reinsten giebt er sich in „Stille Welten", in denen stellenweise ein wundervoller Zauber herrscht. Verzückt schwelgt er in den Offenbarungen der ihn umgebenden Natur und sucht sie in Worte zu fassen — in dionysischem Taumel entringen sich ihm dunkle Laute — ein mystisches Stammeln, das doch tiefer Weisheit voll ist — die silbern zerfließenden Wolken — die am fernen Horizonte verschwimmenden Linien der Berge — die tausend feinen Stimmen der Natur — die Symphonie der Farben — die Wohlgerüche der Blumen werden zu ewigen Wahrheiten, die er als eins mit sich und allem Lebenden, Organischen, mit seinen Nervenvibrationen und Blutcirculationen empfindet. Und neben diesen Hymnen wieder freundliche kleine Bilder, von leisem sonnigem Lächeln oder auch dem breiten behäbigen Lachen des Humors umwoben — wahre Stillleben! Gerade das Alltägliche wird ihm zu etwas Außergewöhnlichem — weil er mit sicherer Hand die darunter verborgenen, tieferen Fäden aufzudecken weiß. Und so ist sein Realismus eigentlich nur ein scheinbarer, denn im Grunde genommen giebt er die Dinge garnicht, wie er sie sieht, sondern wie er sie empfindet.

Der Novellenband enthält vieles, was bisher zerstreut in Zeitschriften erschienen und hier nun gesammelt ist. Man kann dies nur mit Freude begrüßen, denn Sachen wie „Colombinchen", „Die bucklige Bertha", „Horazstunde", liest man gerne noch ein zweites Mal, schon weil sie in der schlichten Art des Erzählens zu den besten und echtesten Sachen Schlafs gehören. Ihnen reiht sich der Cyclus „Allerhand Liebe" würdig an, der das alte Hohelied der Liebe in allen Tonarten mit einigen originellen und neuen Variationen erklingen läßt und zwar mit einer Virtuosität, die man Schlaf auf diesem Gebiete kaum zutrauen sollte. Von zwingendster Wirkung ist hier vor allem das brutale „Versöhnung", unter dessen psychologischer Wahrheit man, trotz der Alltäglichkeit des Vorganges, förmlich leidet.

Die erste Novelle „Leonore" hätte ich in diesem Bande gern gemißt, weil sie in der zerrissenen, krankhaften, gequälten Manier gehalten ist, die auch sein neuestes Drama „Die Feindlichen" atmet. Man thäte Unrecht, wenn man diesem Stücke die dramatische Wirkung absprechen wollte, ich bin sogar davon überzeugt, daß es bei guter Darstellung einen tiefen Eindruck zu erzeugen vermag, aber ich verhehle mir auch nicht, daß es für die Mehrzahl ein abstoßender sein würde! Es fehlt dem Drama an jedem großen befreienden Zug, es hat etwas dumpfes, nervenquälendes an sich. Schlaf, der in seinem „Meister Oelze" den vollgiltigen Beweis dramatischer Meisterschaft abgelegt hat, ist leider durch die Hartnäckigkeit mit der sich diesem besten der naturalistischen Dramen alle deutschen Bühnen verschlossen, in eine falsche Bahn geraten, die eben darin wurzelt, daß er der lebendigen Fühlung mit der Bühne und dem Publikum entbehrt! Was er in seinen letzten Stücken anstrebt, eine verfeinerte Art des Dialoges, die hinter dem gesprochenen Wort noch einen tieferen geheimen seelischen Dialog durchklingen läßt, wird dadurch nicht berührt. Es ist dies ein Entwickelungsweg, den das moderne Drama unter allen Umständen beschreiten wird, ohne deshalb doch auf große, befreiende oder höchste tragische Effekte verzichten zu müssen. Es bedeutet ja nur eine Vervollkommnung der Mittel, durch die keinesfalls die Wahl und Behandlung der Stoffe beschränkt wird, im Gegenteil, sie wird dadurch erweitert. Es wäre ein rühmenswertes und sicherlich lohnendes Experiment, durch die Aufnahme von Schlafs „Meister Oelze" in den Spielplan einer Bühne, den Dichter zu weiterem dramatischen Schaffen in der hier mit ebensoviel Kunst wie Kraft eingeschlagenen Richtung zurückzuführen und darin zu fördern.

Auch der Band Gedichte „Helldunkel" vermag keine einheitliche Wirkung hervorzurufen. Es machen sich zuviel fremde Einflüsse darin geltend, wodurch die meisten Gedichte an Eigenart verlieren und gesucht und manieriert werden. Wenn er sich in seiner eigenen stillen, müden Art giebt, mit dem leisen Zucken um den Mundwinkeln, halb Leid, halb Lächeln, dann hat er Töne, die seltsam rühren und ergreifen. Leider sind nur wenige derartige Gedichte in der ganzen Sammlung. Die Mehrzahl steht unter dem Banne von vier Dichtern: Holz, Mombert, Walt Whitman und Nietzsche. Ohne die holzische „Mittelachse" zu verwenden, giebt er in „Am Kamin", „Bei der Mutter", „Siderien" u. a. streng dessen neue Form. Am stärksten macht sich jedoch der Einfluß Momberts geltend, wodurch ein fremdes Element, ein befremdender Ton in das Ganze hineinkommt. Gedichte wie „Leid" geben sich so nur noch wie Prosa — und nicht einmal gute Prosa. Wohlthätiger ist der Einfluß Nietzsches und Walt Whitmans, dessen psalmenartige lange Prosazeilen sich in dem ganzen letzten Teile des Bandes vorfinden. Auch hier ist jedoch die Wirkung ungleich, weil sich Erhabenes mit Banalem, Hohes und Tiefes mit Seichtem und Niederem mischt! Schwere volltönende Rhythmen wechseln mit langgezerrten klanglosen Zeilen. Es ist ein Buch, in dem alles in Gährung ist, dunkel nach Gestaltung ringt und nur weniges in leuchtenden Perlen aus der Tiefe aufsteigt.

Berlin-Friedenau. *Kurt Holm.*

Romane und Novellen.

Idole. Roman von Rosa Mayreder. Berlin, S. Fischer 1899. 175 S. M. 2,—.

Es wird wenig Erstlingswerke geben, die nicht wenigstens einen sympathischen Zug haben. Meist wird gerade das Moment, daß es die ersten Versuche, sich künstlerisch zu bethätigen sind, für das Buch freundlich stimmen. Die ersten Novellen und die ersten Romane mögen in der Regel schlecht komponiert und ungeschickt geschrieben sein, aber sie sind ehrlich, keine Kompromisse. Ihr Inhalt ist oft übertrieben, die Figuren etwas zu konstruiert; aber neben allen Fehlern haben die meisten Erstlinge jungfräuliche Vorzüge. Die versöhnen dann mit vielem und geben Hoffnungen. Das ist ja so viel, wenn man von einem Buch aufstehen kann und sagen: es ist noch nicht viel, aber vielleicht kann da noch etwas werden. Die Gefühle nach der Lektüre dieses Buches sind minder freundlich. Es ist ein mühsam erdachtes, dürftiges, gezwungen geschriebenes, ein erklügeltes, nicht

ein erdichtetes Werk. Die Liebe eines Mädchens soll dargethan werden. Aber alles ist so konventionell. Das Mädchen ist ebenso sehnsüchtig und absonderlich, wie alle Mädchen in schlechten Romanen. Sie ist natürlich ganz anders als alle anderen jungen Mädchen. Natürlich fehlt auch die Folie nicht in der Gestalt einer gesunden, nach den Verhältnissen sich schickenden Freundin. Er, den die Ausnahme liebt, ist natürlich häßlich. Aber ich hätte schon bei den ersten Worten, die von ihm handelten, wetten mögen, daß er — schöne Hände haben werde. Ich hätte gewonnen. Natürlich erwidert er die Liebe nicht. Er ist nämlich Materialist und will nur ein gesundes Weib haben, der künftigen Generation wegen. Deshalb heiratet er seine Köchin. Das Mädchen aber bleibt unglücklich. Diese Inhaltsskizze kann nicht Anspruch darauf machen, eine Vorstellung von dem Buche zu geben. Denn diese wenigen Sätze könnten ebensogut den Inhalt eines Buches meinen, das eine Dichtung wäre. Es giebt ja ausnahmsweise veranlagte nervöse Mädchen, die sich in Aerzte mit schönen Händen verlieben und von ihnen nicht geheiratet werden. Zur Not kann man sich auch in einem guten Roman den Mann vorstellen, der der künftigen Generation wegen seine gesunde Köchin heiratet. Aber dem Buche der Frau Rosa Mayreder fehlt eben die überzeugende Kraft, uns diese Verhältnisse glaublich erscheinen zu lassen, und dann die dichterische Kraft, uns für sie zu erwärmen. Zu alledem ist, wohl weil die ganze Geschichte so erklügelt ist, auch die Sprache geradezu lästig, mit ihrer oft grenzenlosen litterarischen Prätension — es ist ein Tagebuch — und den ganz unplastischen Schilderungen.

So kann ich mit vielem Bedauern in diesem Buche nichts wie Fehler sehen. Frau Rosa Mayreder hat meines Wissens nur eine kleine Skizzensammlung „Uebergänge“ früher veröffentlicht, die mir, wenn auch kein allzu bedeutendes Talent, so doch immerhin eine oft feine Beobachtungsgabe zu beweisen schien. Von dieser Eigenschaft verrät das neue Buch nichts. Mir scheint jedoch Frau Rosa Mayreder, die, wie ich glaube, auch auf kritischem Gebiete eine starke, litterarische Thätigkeit ausübt — die neue wiener Zeitschrift „Dokumente der Frauen“ wird von ihr mitredigiert —, immerhin schriftstellerisch talentiert genug, daß es der Mühe verlohnt, diesem Buche gegenüber ein ernstes, ablehnendes Wort zu sagen. Es soll ein Beweis ihrer Begabung sein, wenn sie die angeführten Fehler einsieht und demgemäß handelt. Nicht dichten, wenn nicht eine große Impression den ganzen Stoff, der behandelt werden soll, soweit durchdringt, daß jedes hingeschriebene Wort den Eindruck macht, aus der Seele des Dichters zu kommen!

Meran. *W. Fred.*

Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten. Von Josef Ruederer. Berlin 1899. Verlag von Georg Bondi. M. 2,50 (3,50).

Josef Ruederer hat sich in seinem „Verrückten“ und in einigen Stücken seiner „Tragikomödien“ (so vor allem in dem prächtigen „Totengräber“) als einen hervorragenden Erzähler gezeigt. Die dramatische Veranlagung seiner ganzen Persönlichkeit hat ihn eine epische Eigenart finden lassen, die nicht nur fortreißend fesselt, sondern vor allem durch die szenische Gliederung und die plastische Anschaulichkeit alles Gegebenen eine starke Wirkung erreicht: er erzählt eigentlich nicht, er stellt dar. Eine solche Eigenart macht einen Dichter in der Stoffwahl mehr oder weniger frei und unabhängig. Er braucht nicht wie andere Künstler, die nur schaffen können, was sie bis ins Herz hinein ergreift, seinen Stoff nach der darin ruhenden Stimmung oder etwa nach seiner menschlichen Tiefe zu wählen — er weiß jeden Stoff interessant, charakteristisch, lebendig zu gestalten. In einer so stark und rein künstlerischen Eigenart ruht allerdings auch die Gefahr, daß ihre Stoffe leicht eines allgemein menschlichen Wertes, einer über den Einzelfall hinausgehenden Bedeutung ermangeln werden, die durch die glänzendste künstlerische Behandlung nicht aufgewogen werden kann. Und dieser Gefahr scheint mir Ruederer nicht immer entgangen zu sein.

Sein neues Buch bringt drei Geschichten, die wieder diese ganze herbe Eigenart zeigen: wie fast alles, was uns Ruederer bisher gab, Satiren, aber freier, lachender als die früheren, die gelegentlich voll ungelöster Bitterkeit waren. Gleich die erste, die Wallfahrergeschichte, ist das Meisterstück in diesem Buche. Da wird uns „Die wundervolle Legende vom heiligen Leonhard und der heiligen Barbara“ wundervoll erzählt. Der Ton liegt hier auf dem Wort „wundervoll“. Denn, um die gläubigen Wallfahrer anzulocken, geschehen in den Konkurrenzkapellen von St. Leonhard und St. Barbara improvisierte Wunder, die sich fortwährend übertreffen. In der mit viel Humor geschilderten Handlung, die um diese Wunder gruppiert ist, haben wir eine köstliche Satire auf das „naiv-natürliche“ süddeutsche, speziell bayerische Bauernleben, voller feiner Charakteristiken und Karikaturen. Hervorzuheben bleibt an dieser Novelle noch ihre kompositionelle Eigenart, in der mir eine neue epische Möglichkeit gefunden scheint. — „Sein Verstand“, die zweite Geschichte, entrollt ein lustiges Bild aus dem münchener Malerleben; sie gipfelt in einem vollen und tollen Atelierfest, wo wir dies Bohême-Milieu zur Genüge kennen und mit seiner ganzen sorglosen Naivetät lachend schätzen lernen. In dieser Geschichte muten die Charakteristiken manchmal wie Porträts an. — Dagegen scheint mir die Mördergeschichte „Der strohblonde Augustin, der brennrote Kilian und die sittliche Weltordnung“ keine irgendwie bedeutende Leistung. Es wird uns da die bis zum unkünstlerischen bizarre und im Brutalen schwelgende Geschichte des Mörders Augustin und des Scharfrichters Kilian erzählt, aber unser Interesse kaum vor den letzten zehn Seiten erregt, wo die Fahrt zur Richtstätte allerdings wieder mit der ganzen Ruedererschen Kraft und Plastik geschildert wird. Das Satirische erscheint in dieser Geschichte platt, die Komposition als eine übertreibende Nachahmung der in der Wallfahrergeschichte glänzend gelungenen neuen Kompositionsart. Freilich sind auch hier Einzelheiten, wie die schon erwähnte Schilderung der Fahrt, ganz prächtig.

München. *Wilhelm von Scholz.*

To be read at Dusken and other Stories, Sketches and Essays, now first collected. („In der Dämmerstunde zu lesen“ und andere Erzählungen, Skizzen und Essays, zum ersten Male gesammelt.) Von Charles Dickens. London, George Redway. 1898.

Wir müssen die Hoffnungen, die der Verehrer des großen Dichters an diesen vielversprechenden Titel knüpft, sofort vernichten — das Buch ist ein Humbug. Die schlauerweise an die Spitze gestellte Erzählung ist die einzige wertlose Leistung, die wir von Dickens kennen. Sie enthält zwei skizzenhaft und ohne jede Vertiefung, also offenbar flüchtig geschriebene Spukgeschichten, ist in einem Taschenbuch für die elegante Damenwelt von 1852 — „Das Andenken“! — erschienen, und nachher weder von dem Dichter noch von irgend einem seiner Verleger berücksichtigt worden. Das ist kennzeichnend; freilich mußte sich der denkende Leser von vornherein sagen, daß eine irgendwie bedeutende Dichtung von Dickens nicht fünfzig Jahre lang der Welt hätte vorenthalten werden können. „Andere Erzählungen“ giebt es in dem Buche nicht; der Herausgeber, ein Herr F. G. Kitton, hat offenbar die Berechtigung zur Erweckung dieses falschen Scheines aus einer Skizze und ein paar gesellschaftlichen und politischen Satiren von keinerlei dauerndem Interesse hergenommen, die in erzählender Form auftreten. Die große Masse der Veröffentlichungen sind alle möglichen großen und kleinen Artikel, die Dickens für seine eigenen und fremde Journale und Zeitungen geschrieben hat, bis herab zu den Redaktions-Reklamen, den Anreden des Herausgebers an das Publikum bei Abschluß eines Jahrganges seiner Zeitschrift! Die meisten dieser Artikel

haben rein ephemeren Charakter und sind hervorgerufen durch augenblickliche Vorgänge und Verhältnisse, durch persönliche Anschauungen und Stimmungen des Verfassers. Nicht vierhundert, kaum vierzig Seiten würden erforderlich sein, um das wirklich der Aufbewahrung Werte der Nachwelt zu überliefern.

Wenn wir, nach dem Beweggrund der Entstehung dieser litterarischen Exkrementen-Sammlung fragen, so legt eine Vergleichung des Titels mit dem thatsächlichen Inhalt des Buches den Gedanken an eine Gründung mit erdichtetem Stamm-Kapitel sehr nahe. Der Stumpfsinn solcher Arbeiten, die, an sich absolut wertlos, nur dazu dienen können, das Andenken eines Geisteshelden bei der Laienwelt herabzusetzen, sollte seine gebührende Entmutigung finden in vollkommener Nichtbeachtung von seiten des kaufkräftigen Publikums wie der ernsten Forschung.

Gross-Lichterfelde. *M. Walter.*

Lyrisches und Episches.

Gottsuchers Wanderlieder. Dichtungen von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1898. Geb. 5,— Mk.

Was Grotthuß uns als Lyriker und Novellist bisher gegeben hat, giebt ihm nach den Ansprüchen, die er damit erhob, und dem Lob, das er vielfach dafür gefunden hat, ein Recht auf Beurteilung nach hohen Maßstäben. Das hat er verdient oder muß es sich wenigstens gefallen lassen, wenn er sein Buch mit diesem Titel: „Gottsuchers Wanderlieder“ auftreten läßt. Sollen Dichtungen diesen Namen verdienen, dann müssen uns die Stürme unserer Zeit daraus kraftvoll anwehen, dann erwarten wir eigenartige Gedanken, ein schmerzvolles Suchen, tiefes Gefühl, dann möchten wir Töne der Kraft und der Sehnsucht hören, die die Saiten unseres Herzens machtvoll mitklingen lassen. Und wenn uns „ein Vorspiel“ davon versichert, sie seien gewachsen und geworden, aus Wurzelsaft und Lebensmark gezeugt im Wetterzwange, dann verlangen wir das alles erst recht.

Es ist nicht leicht, ein Stück Lebensarbeit, wie es doch in einer solchen Sammlung vorliegt, in einer kurzen Besprechung zu beurteilen. Wenn guter Wille und beste Meinung, wahre und einleuchtende Gedanken das Haupterfordernis wären, dann wäre ein günstiges Urteil leicht. Denn was Grotthuß sagt, dürfen sich viele in unserer Zeit sagen lassen. Aber das könnte er uns auch in einem Leitartikel sagen. Hier kommt es nun doch darauf an, wie er es uns sagt, und daß er als Dichter zu uns reden will. Nur ein kleiner Teil der Sammlung — „Junge Kämpfe“ überschrieben — rechtfertigt den Titel: „Gottsuchers Wanderlieder“; er singt das alte Lied von Titanenstolz und Titanensturz, Kinderglaube und Manneszweifel, gezwungenem Verzicht und nimmermüder Sehnsucht, herbem Leid und endlichem Frieden. Diese Stücke, die weitaus besten des Buches, und hier und da ein anderes heben den Band aus der Sphäre der dichterischen Marktware heraus. Grotthuß ist sicherlich Dichter. Das beweisen, um einzelnes zu nennen, allein Stücke, wie: „Die Nacht“, „Nach geschlagener Schlacht“, der Abschnitt: „Wellenschaum und Rosentraum“ — mir persönlich zu blumenseelenhaft. Gewiß ist er auch Tendenzdichter. Das würde an und für sich nichts schaden; wenn einer wirklich etwas ist, dann werden seine Worte auch eine Tendenz haben. Aber Grotthuß ist Tendenzdichter in einem andern Sinne: es ist ihm nicht genug, Dichter zu sein, und darum ist er auch nicht ganz ein Dichter. Ihm bleibt der Gedanke, den er formt, die Hauptsache, und darum wird er ihm auch nicht ganz zur Anschauung. So tragen seine Dichtungen fast alle einen peinlichen Erdenrest von Erklügeltem und Gedachtem an sich. Immer wieder stößt man auf einen Punkt, wo man sich sagen muß: hier hört die Poesie auf, und es fangen die gereimten Gedanken an. Und wenn er manchmal einen Ansatz zu kraftvoller, eigenartiger dichterischer Gestaltung macht und der Gedankenstoff sich ihm fügt, nur allzu oft kommt dann eine Zwischenbemerkung oder eine Schlußstrophe, in der er dem Leser vordoziert: das will ich nun so verstanden wissen.

Recht in seinem Fahrwasser ist er, wo er Rhetor sein kann: zu Kaisers Geburtstag, in einem Weihnachtsgedicht an den christlichen Adel deutscher Nation oder in den kraftgenialischen Einleitungsgedichten zu der von ihm herausgegebenen Zeitschrift: „Der Türmer“. Da pulsiert seine Lebens- und Thatenfreude, neben denen sich die vielfachen Klänge heinischen Weltschmerzes ganz seltsam und etwas zu jugendlich ausnehmen. Auch sonst hat man hier und da den Eindruck, als habe der Dichter unter seinen „Gedichten der ersten Periode“ allzu eifrige und unnötige Nachlese gehalten. Nur daher kann der Abschnitt: „Ein Gassenbild des Lebens, psychologische Studie“, in die Sammlung geraten sein, ein umfangreiches Elaborat, vierhundert Verse, mit der Jambenspritze gearbeitet, voll von sorgfältigem Realismus und doch, so wie es da steht, aller Wirklichkeit und Möglichkeit ins Gesicht schlagend. Man lese die Schlußverse und bedenke, daß eine Nähterin so zu einer Arbeitsgenossin reden soll.

Der Einband paßt mit seinem Bilde — ein Adler, der im Sonnenlicht zum Himmel fliegt — eigentlich zum Inhalt des Buches nicht und macht auch recht den Eindruck des Konventionellen.

Otzenrath. *Walther Wolff.*

Dramatisches.

Das Wanderbuch und gesammelte kleine Schriften. Aus dem Nachlaß von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1899. M. 5,— (6,—).

Nicht ohne eine gewisse Wehmut kann man auf der vordersten Seite dieses neuen Buches das Verzeichnis der über zwanzig Romane und Erzählungen lesen, die Georg Ebers erscheinen ließ, seitdem ihm der große Wurf mit der „ägyptischen Königstochter“ gelungen war. „Sechszehnte Auflage, neunzehnte Auflage, zehnte Auflage“, und dabei kostet fast jeder Band geheftet sechs Mark. In der That, Ebers hatte ein ‚groß Publikum‘, aber das Ziel, dem er zustrebte, blieb ihm versagt. Als Künstler wurde er nicht voll genommen und vielfach ist die zünftige Kritik mit einer über das Ziel hinausschießenden Härte gegen ihn verfahren. Denn wenn auch die meisten seiner Bücher, zieht man den Reiz ab, den die archäologische Verbrämung ausübt, nicht weit über die bloße Unterhaltungslektüre hinausgehen, so sind ihm doch so manche Szenen und Schilderungen voll poetischer Kraft gelungen.

In dem vorliegenden Nachlaßbande tritt uns Ebers in den verschiedenen Seiten seines Wesens entgegen, als Erzähler, als Vermittler altägyptischer Märchen, als Kenner mittelalterlichen Städtelebens und als Naturschilderer. Auch in einer uns bisher neu gewesenen Seite: als Dramatiker. „Das Wanderbuch“ benennt sich eine dramatische Erzählung in fünf Akten. Freilich kein bühnengerechtes Drama, aber eine fesselnde Geschichte aus der römischen Fremdenkolonie. Die Hauptfiguren tragen freilich kein individuelles Gepräge, es sind mehr Schablonen: der imposante, edle Maler Rabenhorst, der sich ganz aus eigener Kraft emporgerungen und an seinem Reichtum den unwürdigen kriechenden Maler Blume teil nehmen läßt; dieser Snob, Streber und Schwindler selbst, der im rechten Augenblick entlarvt wird; die hochsinnige amerikanische Erbin, ein paar Liebespaare, die sich schließlich glücklich finden und noch einige stark karikierte Figuren. Das Wanderbuch eines fahrenden Kunstjüngers, das die kundige junge Amerikanerin in einem Trödlerladen aufgespürt hat, bildet den Mittelpunkt der Handlung; Blume giebt es für sein Werk aus, und die wundervollen Skizzen, die darin enthalten sind, geben der Heldin ein ganz anderes Bild von dem bisher über die Achseln angesehenen Maler. Da sie sich in einem dépit amoureux gegen Rabenhorst befand, war sie schon in Gefahr, sich an Blume zu verlieren, aber noch rechtzeitig lernt sie den wahren Wert Rabenhorsts erkennen und im rechten Augenblick klärt sich's auch auf, daß dieser der Verlierer des herrlichen Wanderbuches gewesen.

Die Weihnachtsgeschichte, „Wie ich die Frau Liebste gewann“, wirkt in ihrem treuherzigen Tone ungemein gewinnend, und die beiden ägyptischen Märchen, deren eines Ebers ergänzt hat, sind von hohem Reize, namentlich der Teil vom verwunschenen Prinzen, in dem die hingebende Treue der Gattin gefeiert wird, wirkt ergreifend.

Frankfurt a. M. *Sigmund Schott.*

Litteraturgeschichtliches.

Novalis' Lyrik. Von Dr. Carl Busse. Verlag von Georg Maske, Oppeln 1898. Preis Mark 3.—.

Im Entwickelungsgange des ideellen Lebens hat man das Fortschreiten von einer Richtung zum Gegenteil und dann zur Verschmelzung der Gegensätze erblickt. Der Kunstgeschmack der letzten Jahrhunderte scheint dies Gesetz insofern zu bestätigen, als er vor hundert Jahren der Romantik huldigte, später von den geheimnisvollen Träumereien sich schroff der Wirklichkeit zuwandte und nunmehr wieder Fühlung mit dem Romantischen sucht, vielleicht um die Errungenschaften des Naturalismus mit ihm zu verschmelzen. Im Westen unseres Kontinents giebt es bereits eine neuromantische Schule, und eine verwandte Bewegung bethätigt sich auch in den Landen deutscher Zunge. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß neuerdings mehrere Bücher erschienen sind, die sich mit der Romantik beschäftigen — so die Gedichte von Novalis (bei Reclam), Novalis' sämtliche Werke (bei Diederichs in Leipzig) und das vorliegende Buch von Busse. Was dieser Studie eigenartigen Wert verleiht, ist des Verfassers Vorzug, Forscher und zugleich Künstler zu sein. Als Lyriker bringt er dem Gegenstande seiner Untersuchung ein besonders intimes Verständnis entgegen. Sein Gemüt vibriert mit dem überaus zarten Schwingungen, die Novalis' Gedichte auszeichnen. Was Busse ästhetisch bemerkt, ist wahr, fein und vielfach neu — während sonst die Litteraturgeschichte, wo sie als Kunstrichterin auftritt, sich mit einem vererbten Wuste platter Urteile herumschleppt. So wagt es Busse, mit der hergebrachten Ansicht, die „Hymnen an die Nacht“ seien Novalis' höchste Leistung, zu brechen. „Es ist ganz merkwürdig zu beobachten, wie die ästhetische Kritik vor den Hymnen Halt macht. Die Litteraturhistoriker bescheinigen ihnen noch einmal die Unsterblichkeit und geben ihnen dabei einige Stimmungsattribute — das ist alles. Sie gelten als großes romantisches Kunstwerk, auf dem der Ruhm des größten Dichters der ersten Romantik beruht. Steigt man in den innern Bau hinab, prüft man die Form, findet man, daß sie — fast möchte man sagen — ein Notprodukt ist, erkennt man die innern und äußern Widersprüche in den Hymnen, so wird man in die traditionelle Bewunderung weniger einstimmen ... so wird man in den Hymnen nicht ein reifes Kunstwerk sehen, sondern die interessante Dichtung eines Jünglings, die der Mann Novalis wahrscheinlich selber verdammt hätte.“ Busse, der durch Selbstbeobachtung allerlei Kenntnis vom dichterischen Schaffen und der Künstlerwerkstatt gewonnen hat, findet scharfsinnig heraus, daß der Hymnencyklus ursprünglich ganz in Versen geschrieben werden sollte, daß der Dichter sich lange mit diesem Plan herumgeschleppt, ohne über Versfragmente hinauszugelangen, und schließlich, Ende 1799 und Anfang 1800, als wollte er gewaltsam zu einem Abschluß kommen, die vorliegende Form schuf, indem er fertige Strophen beibehielt, halbvollendete in die Prosa übersetzte, Zusammenhänge herstellte und die Bruchstücke möglichst zu einer Einheit verband. Eine imponierende Fülle von Litteraturkenntnis setzt Busse in den Stand, den feinen Wurzelfäden der Gedichte erfolgreich nachzuspüren. So liefert er wertvolles Material, um die Novalis-Biographie, die von Dilthey, Haym, Schubart und Bing noch keineswegs zu einem Abschluß gebracht worden ist, wesentlich umzugestalten. Zugleich arbeitet er einer kritischen Ausgabe von Novalis Werken dadurch vor, daß er seiner Studie gediegene Texterklärungen, Beiträge zur Erkenntnis der Dichtersprache, philologische Nachweise und vergleichende Tabellen der verschiedenen Drucke beifügt. Es kann nicht ausbleiben, daß Busses Buch mannigfache Anfechtungen auf sich lenkt, weil es sich mit manchen Ergebnissen oder Glaubenssätzen der früheren Litteraturforschung in kecken Widerspruch setzt. Doch der Verfasser hat Recht, wenn er glaubt, seinem Kinde diese Erfahrungen wünschen zu sollen. Der Streit ist ja der Vater aller Dinge.

Friedrichshagen. *Dr. Bruno Wille.*

Verschiedenes.

Musikalische Streifzüge. Von Richard Batka. Florenz und Leipzig 1899. Eugen Diederichs.

Den Streifzügen Batkas fehlt das Kühne, das Streifen über Höhen und Tiefen auf unbetretenen Pfaden. Ueber den alten Hanslick herzufallen und ihn seiner „Hänsel und Gretel“-Kritik wegen zur Rede zu stellen, ist nun bald keine Keckheit mehr. Und doch, Hanslicks Schriften über Musik (Moderne Oper ꝛc.) sind noch nicht übertroffen worden und werden auch von den Streifzügen Batkas nicht eingeholt werden. Denn ihnen ist eines eigen: ein erlesener Geschmack. Der Musikpapst von Wien war ein geistreicher witziger Kopf — nun freilich ist er ein alter Mann. Batkas Buch, das in reicher und geschmackvoller Ausstattung erscheint, entstand aus Zeitungsartikeln, die überarbeitet wurden, hier und da erweitert oder gekürzt. Erzeugnisse des Tages also. Und das merkt man ihnen an. „Vorfälle“ mancherlei Art in kritischer Beleuchtung. Stellenweise auch kommt der Musikgelehrte zum Vorschein. Und dann stört er nicht. Von der „Romantik“ spricht Batka und von Wagner, dann giebt er Bilder „Aus der Zeit“ und zum Schluß steht einiges „grundsätzliche“. Eigentlich aber meint Batka immer Wagner und gruppiert die Welt um ihn. Wem das gefällt, mag das Buch lesen — mit Bewunderung; die anderen werden ihm die nötige Skepsis entgegenbringen. Ohne Interesse legt es aber sicherlich niemand beiseite. An Ferdinand Pfohl reicht Batka kaum heran, und Hanslick darf noch immer auf ihn herablächeln.

Berlin. *Erich Urban.*



Nachrichten

Bühnenchronik.

München. Ferdinand Bonn, neuerdings Direktor des münchener Schauspielhauses, Regisseur, Darsteller und Dichter, gab vor kurzem zu seinem und Preußens Ruhm ein vaterländisches Schauspiel in vier Aufzügen, „Der junge Fritz“ betitelt, dem er alsbald eine „Komödie“ „Kiwito“ folgen ließ. Beide Stücke trugen die Spitzmarke: Franz Baier. Doch stellte sich bald heraus, daß Herr Bonn mit Herrn Franz Baier nicht nur das Taschentuchmonogramm gemeinsam hat. „Der junge Fritz“ wurde seinerzeit in Berlin verboten, und die münchener Zensur glaubte es ihrer preußischen Kollegin schuldig zu sein, eine Aufführung des staatsgefährlichen Dramas nur vor geladenem Publikum zu gestatten. Der erste Akt ist eine lustige Posse, die drei übrigen eine traurige. Des jungen Fritz gährendes Genie äußert sich in seiner Liebe zum Flötenspiel und zu einer Dame, die sich vor dem gesamten Hofstaat August des Starken im Evaskostüm produziert und nichtsdestoweniger von dem sehr jungen Fritz für das Ideal reiner Weiblichkeit gehalten wird. Der pedantische Soldatenkönig Friedrich Wilhelm ist hier ein nachdenklicher Pädagog geworden, der sich von dem erziehlichen Einfluß der Guillotine nur das beste verspricht und darum von dem Leutnant Ratte verlangt, sich als pädagogisches Versuchskaninchen für die Größe Friedrichs und Preußens zu opfern. Dabei hat natürlich Herr Franz Baier sein Epigonentum schlau benutzt, um einige Ruhmesprophezeiungen

a posteriori mit einfließen zu lassen. Das Ganze ist technisch zerfahren, von einem Schauspieler für einen Schauspieler geschrieben und spekuliert darauf, das Publikum das patriotische Gruseln aus Kinderzeit wieder zu lehren. — Die Komödie „Kiwito“, die, wenn mich nicht alles täuscht, vor Jahren unter dem Titel „Familienbande“ in einer kleinen orientalischen Stadt Ferdinand Bonns Dichterruhm begründen half, ist eine wirklich lustige Burleske, in der allerlei Karrikaturen ihr närrisches Wesen treiben. Allein der Verfasser begnügte sich nicht, aus Situationswitz und Kalauern ein Stimulans für unsere Lachmuskeln zusammenzubrauen, er wollte satirisch wirken. Die Verrottung der europäischen Gesellschaft sollte der hohen Sittlichkeit Asiens gegenübergestellt werden, die im Grafen Teast, der aber diesmal Kiwito heißt, und ein wirklicher, olivengelber Japaner ist, einen Vertreter gefunden hat. Und nun erging es Herrn Franz Baier wie allen Possenfabrikanten, wenn sie satirisch werden wollen: er verzerrte zur Karrikatur, was er geißeln, und idealisierte zum Schemen, was er verteidigen wollte. Jedenfalls wären die thatsächlichen Zustände der japanischen Gesellschaft ein übel angebrachtes Muster für die unsere. *Leo Greiner.*

Odessa. Endlich ist das Mittelstück der großartigen Trilogie des Grafen Alexeï Tolstoi, „Der Tod Joánns des Schrecklichen“, „Zar Fjodor Joánnowitsch“ und „Zar Boris“, von der Zensur zur öffentlichen Bühnenaufführung freigegeben worden und, nachdem es bereits in Petersburg und Moskau mit großem Erfolg in Szene gegangen, nun am 2./14. Juni auch hier in Odessa zur Aufführung gelangt. Leider hat man eben nur das Mittelstück und nicht die ganze Trilogie gegeben. Zwar bildet jedes der drei Dramen auch für sich ein abgeschlossenes Ganze, aber der große Gesamteindruck geht doch naturgemäß bei der Beschränkung auf eine Einzelaufführung verloren. Das erste der drei Dramen („Der Tod Joánns des Schrecklichen“), das bereits seit langem ein beliebtes Repertoirestück der russischen Bühnen ist, mutet mit seiner naturgetreuen Darstellung eines barbarischen, brutalen und bornierten Despotismus und der Intriguen der sich befehdenden Bojarencliquen an einem dazumal noch ganz asiatischen Hofe den Westeuropäer so fremdartig und abstoßend an, daß es sich auf der deutschen Bühne und beim deutschen Lesepublikum wohl schwerlich einbürgern wird. In diesem Stück sehen wir den ehrgeizigen Bojaren Boris Godunóff, den eigentlichen Helden der ganzen Trilogie, die ersten der Schritte thun, die ihn schließlich auf den Thron Rußlands führen. „Zar Fjodor Joánnowitsch“ entrollt in fesselnder Weise und mit ebensoviel realistischer Kraft als feinster Seelenmalerei das Gemälde eines edlen, liebenswürdigen, aber schwachen Fürsten, unter dem der zum Schwager des Zaren emporgestiegene Godunóff fast allmächtig wird, um dem unglücklichen Fjódor nach dessen schließlicher freiwilliger Abdankung auf dem Throne zu folgen. Es zeugt von großer Kunst des Dichters, wie in diesem Stück die Person des Zaren Fjodor im Vordergrunde steht und doch alles sich um Boris Godunóff, dessen Thaten und Entwürfe dreht, ohne daß das Interesse sich zersplittert. Zu wirklicher Größe entwickelt sich der Charakter des unglücklichen Fürsten in der großen Szene des dritten Aufzuges, wo der sonst so unselbständige, nachgiebige Zar, als es sich darum handelt, die Feinde Godunóffs, die dieser geschickt auch als „Reichsfeinde“ hinzustellen weiß, mit einem Schlage zu vernichten, zum erstenmal gegenüber seinem allmächtigen Minister und Schwager seinen eigenen Willen durchsetzt und lieber Godunóff fallen läßt, als daß er das Todesurteil unterschreibt. Auch die zahlreichen übrigen Personen des Stückes sind gut charakterisiert, und die Volks- und Bojarenszenen bieten unverfälscht naturgetreue Bilder altrussischen Lebens. Die Handlung ist spannend und mit großer dramatischer Kraft durchgeführt. — Godunóff selbst, der in diesem Stücke nur als der gewissenlose, vor keinem Mittel zurückschreckende Staatsmann erscheint, tritt in dem letzten Teile der Trilogie, „Zar Boris“, als ein Herrscher von wahrhaft königlichen Eigenschaften auf, dem man die Bewunderung nicht versagen kann. Nur um der Wohlfahrt und Größe Rußlands willen hat er nach dem Throne gestrebt; dies hat er unverrückt im Auge behalten, List und Treubruch, Meineid und Mord hat er auf seinem Wege dahin nicht gescheut, und als er es erreicht, erhebt er Rußland zu nie vorher gekannter Macht und Blüte. Die Strenge Joánns und die Milde Fjodors gatten sich in ihm mit der höchsten Klugheit, dem weitesten und schärfsten Blick. So wird er ein gewaltiger, wahrhaft majestätischer Herrscher. Aber auf der Höhe seiner Macht ergreift ihn das Verhängnis. Er hat den echten Thronerben, den jungen Bruder Fjodors, Dmitri (Demetrius), aus dem Wege räumen lassen, und einem Betrüger, der sich dessen Namen und Recht anmaßt, muß er erliegen, weil der äußere Feind mit den Furien des Gewissens in ihm selbst im Bunde steht. Zu spät muß er erkennen, daß die böse That, auch wenn sie zum Zwecke der Staatswohlfahrt vollbracht ist, fortzeugend Böses gebären muß. Die Gerechtigkeit ereilt ihn. So klingt die Tragödie erschütternd und ergreifend aus.

Die Sprache Tolstois — der Dichter ist ein Verwandter des in Westeuropa bekannteren Grafen Leo Tolstoi — ist trotz des fünffüßigen Jambus durchaus realistisch, sie entbehrt sowohl der wuchtigen Schlagkraft und Bilderfülle Shakspers und Kleists, wie des hinreißenden Schwunges Schillers; aber nicht unebenbürtig diesen Großen steht der Dichter da, der, wohl von ihrem Geiste genährt, aber in keiner Weise ihr Nachahmer, sondern eine ursprünglich kongeniale Natur, die Tragödie hohen Stils in Rußland heimisch gemacht hat. Möchte sich bald ein berufener Uebersetzer finden, der das gewaltige Werk dem deutschen Publikum zugänglich macht.

Odessa. *Wilhelm Gittermann.*

* *

Friedrich Roeber, der wupperthaler Poet und Dramatiker, beging am 19. Juni in Düsseldorf seinen 80. Geburtstag. Sein Geburtsort ist Elberfeld; dem dortigen Bankhaus von der Heydt-Kersten & Söhne hat er zuerst als Angestellter, später als Teilhaber angehört. Von seinen zahlreichen dramatischen Dichtungen ist das anmutige antike Lustspiel „Die Philosophin“ in weitere Kreise gedrungen und namentlich in Berlin oft gegeben worden.

* *

In Leipzig ist die Dichterin Mathilde Paar im Alter von 50 Jahren gestorben. Sie lebte früher in Kassel, wo sie geboren war, und erfreute sich besonders in ihrer Heimat als gemütvolle Erzählerin großen Ansehens.

* *

Am 2. Juli starb in Paris Victor Cherbuliez, dessen Schriften auch bei uns zahlreiche Leser gefunden haben. Cherbuliez wurde 1829 in Genf geboren, wo seine Vorfahren eine neue Heimat gefunden hatten, nachdem sie infolge des Edikts von Nantes hatten Frankreich verlassen müssen. Er studierte zunächst in Genf, später in Paris und besuchte zu seiner Ausbildung auch Bonn und Berlin, war dann als Lehrer thätig und trat 1864 in die Redaktion der „Revue des deux mondes“ ein. Seine erste Schrift war eine geistreiche Plauderei, „Le cheval de Phidias“ betitelt. Cherbuliez hat eine ganze Reihe von Romanen geschrieben, die ihn als einen Nachfolger der George Sand erkennen lassen. Für uns bietet besonders sein Buch „L'Allemagne politique depuis le traité de Prague“ (1870) Interesse, das auch ins Deutsche übersetzt worden ist. Deutsche Verhältnisse und deutsche Männer behandelt auch seine Schrift „Hommes et choses d'Allemagne“.

Smau = Johann Johannowitsch.

Der serbische Volksdichter feierte am 25. Juni sein fünfundzwanzigjähriges Dichterjubiläum, an dem die ganze serbische Nation enthusiastischen Anteil nahm. Er

ist gegenwärtig der populärste Poet Serbiens, und mit seinen Werken wird die serbische Jugend großgezogen.

Als Sohn des Stadthauptmanns von Nowy-Sad 1833 geboren, studierte er zunächst auf Wunsch seines Vaters in Budapest, Prag und Wien Jurisprudenz. Doch litt es ihn nicht länger als ein Jahr in der Gebundenheit des Beamtenlebens, dann widmete er seine ganze Kraft der litterarischen Thätigkeit und gab das humoristische Journal „Komaraz“ und 1862 das Litteraturblatt „Jawor“ heraus. Unter dem Druck seiner materiellen Verhältnisse folgte er dem Rufe als Lehrer eines neu eröffneten Gymnasiums nach Budapest. Zugleich begann er Medizin und Naturwissenschaften zu studieren, wozu die Neigung stets in ihm lebendig war, und gab kurz danach wieder ein humoristisches Blatt („Smau“) heraus, das er auch später nicht mehr aufgab, als er sich schon als Arzt in Novo-Sad niedergelassen hatte. Der Name dieses weit verbreiteten Journals ist untrennbar mit dem seinen verknüpft und er wurde fortan nur „Smau-Johann“ genannt. Bei seiner großen Liebe zur Volkslitteratur zog ihn der Forschungstrieb bald nach Pantschow, nach Karlowitz, nach Futoga und nach Belgrad, wo er ersprießliche Studien in alten Sagen und Liedern machte, und schließlich blieb er in Belgrad als Dramaturg des dortigen Volkstheaters. Seine Volks- und Liebeslieder legen Zeugnis ab von seiner poetischen Schaffenskraft, von der Kenntnis der serbischen Volksstämme und ihrer eigenartigen Lebensführung. Seine lyrischen Werke bilden die Perlen der serbischen Litteratur, die der Dichter auch durch vorzügliche Uebersetzungen ausländischer Meisterwerke bereichert hat. Hervorzuheben sind besonders seine Uebersetzungen von Petöfis und Bérangers Liedern. Auch in den Geist der deutschen und englischen Poesie ist Johannowitsch mit Verständnis eingedrungen, und seine Uebersetzungen aus Puschkin und Lermontow sind Nachdichtungen im besten Sinne.

M. Bessmertny.

Puschkiniana.

Zur Puschkin-Feier hatten auch die in Weimar ansässigen litterarischen Gesellschaften, die Goethe-Gesellschaft, die Schiller-Stiftung und die Deutsche Shakspere-Gesellschaft eine gemeinsame Adresse an die petersburger kaiserliche Akademie und deren Präsidenten, den Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch, gerichtet. Großfürst Konstantin hat darauf an Großherzog Karl Alexander, den gemeinsamen Protektor der drei Institute, ein herzliches Danktelegramm gesandt.

Der unglückliche Zweikampf Puschkins mit dem Baron Dantès-Heeckeren, in dem der Dichter fiel, hätte beinahe in diesen Tagen des Jubiläums zu neuen Duellen geführt. Ein Mitarbeiter des pariser „Matin“ hatte die Beziehungen von Puschkins Gattin zu Dantès in einer Weise geschildert, die den noch lebenden Sohn des letzteren beleidigte. Der alte Dantès, der als hoher Achtziger erst vor einigen Jahren starb, hatte sich durch den tötlichen Ausgang seines Duells mit Puschkin zeitlebens um so tiefer bedrückt gefühlt, als seine Beziehungen zu dessen Frau, wie er seinem Sohne gegenüber stets betonte, nie einen verfänglichen Grad erreicht hatten. Infolgedessen fuhr Dantès junior, der auf seinem Landgut in Elsaß lebt, nach dem Erscheinen jenes „Matin“-Artikels sofort nach Paris, um den Urheber der seinen Vater und Frau Puschkin bloßstellenden Bemerkungen zu fordern. Die Sache wurde jedoch durch eine mündliche Auseinandersetzung gütlich beigelegt.

Zu Olga Wohlbrücks Puschkin-Artikel in Heft 17 des „Litt. Echo“ sendet uns Herr Arthur Luther in Moskau einige Richtigstellungen, die wir hier anfügen. Gegen die dort gemachte Bemerkung, daß Puschkins Jugendepos „Rußlan und Ludmilla“ im volkstümlichen Legendenton gehalten sei, wird geltend gemacht: „Nur den Stoff seines ‚Rußlan‘ entnahm Puschkin einem russischen Volksmärchen, in der Behandlung desselben zeigt er sich als gelehriger Schüler Ariosts und Lafontaines. Die leichtfertig tändelnde Ironie, die zahlreichen Frivolitäten, die das kleine graziöse Epos auszeichnen — was haben die mit deren ‚volkstümlichen Legendenton‘ gemein? — Unrichtig ist die Behauptung, Puschkin sei 1820 in den Kaukasus verbannt worden. Puschkin wurde der Kanzlei des Gouverneurs der südrussischen Kolonien, General Insow, zukommandiert. Insow aber befand sich in Jekaterinosslawt. Bald nach seiner Ankunft daselbst erkrankte der Dichter; der General Rajewski, dessen Sohn Puschkins Schulfreund war, erwirkte ihm einen längern Urlaub, und Puschkin besuchte den Kaukasus, die Krim und das bei Kiew gelegene Gut Rajewskis. Inzwischen wurde General Insow nach Kischinew versetzt, und Puschkin folgte ihm dahin. — Unrichtig ist es auch, daß Puschkins ‚Geschichte des Pugatschowschen Aufstandes‘ im Auftrage des Kaisers Nikolaus geschrieben worden sei. Thatsächlich ging Puschkin in den 30er Jahren mit dem Gedanken um, eine Geschichte Peters des Großen zu schreiben. Auf Befehl des Kaisers wurden ihm zu diesem Zwecke alle Archive geöffnet; bei Durchstöberung dieser stieß Puschkin auf Materialien, welche sich auf Pugatschow bezogen, und die sein lebhaftestes Interesse nachriefen. So entstand die „Geschichte des Pugatschowschen Aufstandes“ und aufgrund der nämlichen historischen Studien die von Frau Wohlbrück unerwähnt gelassene Meisternovelle „Die Hauptmannstochter“. Puschkins Geschichtswerk ist längst überflügelt, die Dichtung aber steht noch bis heute unübertroffen da.“

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Aschenbach, H. Elfe. Roman. Dresden, E. Pierson. 2 Bde. 320, 254 S. M. 6,— (8,—).

Bunsen, M. v. Udo in England. Eine Reiseerzählung. Illustriert. Stuttgart, Karl Krabbe. Gr. 8°. 118 S. M. 1,50; geb. in Leder M. 3,—.

Conring, J. v. Seine junge Frau. Roman. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt. 84 S. M. —,80 (1,20).

Engel, T. H. Circus San Felice. Roman. Dresden, E. Pierson. 178 S. M. 2,50 (3,50).

Franken, P. Radler-Latein und andere Radler-Humoresken. Berlin, J. Gnadenfeld & Co. Schmal 8°. 112 S. M. 1,—.

Goedicke, E. Up ewig ungedeelt. Roman aus Schleswig-Holsteins Vergangenheit. Berlin, Otto Janke. 300 S. M. 4,—.

Gutheil, A. Nur ein Spiel. Novelle. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 217 S. M. 2,—.

Herbert, M. Die Rache der Jugend und andere Novellen. München, Rudolf Abt. 148 S. M. 0,50 (0,75).

Herold, K. Majestät Weib. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 238 S. M. 2,— (3,—).

Kaisenberg, M. v. Junker Werner von Brunshausen. Historischer Roman. Marburg, N. G. Elwert. XV, 329 S. M. 4,— (5,—).

Keller-Jordan, H. Großtante Helene. Erzählung. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt. Gr. 8°. 71 S. M. 0,80 (1,20).

Knyphausen, H. zu. „Wu't mankst gaiht“. Kleine Vertellsel. Münster, H. Mitsdörfer. 71 S. M. 1,—.

Löwenthal, L. Samuel Reisefertigs Memoiren. Berlin, S. Cronbach. 173 S. M. 2,— (3,—).

Muellenbach, E. Die Siebolds von Lyskirchen. Ein altkölnischer Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 307 S. M. 3,— (4,—).

Riehl, W. H. Geschichten und Novellen. Gesamtausgabe. Lieferung 7 bis 14. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. Je M. 0,50.

Römer, A. Am Ziele. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 300 S. M. 3,— (4,—).

Schmidt, Maximilian. Die Künischen Freibauern. Kulturgeschichtlicher Roman. Reutlingen, Enßlin und Laiblin. 304 S. M. 1,50 (2,25).

Schobert, H. Gemischte Gesellschaft. Roman. Berlin, Otto Janke. 3 Bde. 249, 196, 252 S. M. 12,—.

Wolzogen, Ernst v. Das dritte Geschlecht. Roman. Mit Buchschmuck von W. Caspari. Berlin, Richard Eckstein Nachf. 171 S. mit Bildnis. M. 1,— (1,50).

Zobeltitz, Fedor von. Aus tiefem Schacht. Roman. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 391 S. M. 3,— (4,—).

Hedenstjerna, A. af. Die Badereise der Familie Hillvik. Humoristische Erzählung. (Kürschners Bücherschatz Nr. 144.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. —,20.

Kipling, R. Eine seltsame Geschichte und andere indische Erzählungen. Aus dem Engl. v. D. Haek. Berlin, F. Gnadenfeld und Co. Schmal 8°. 125 S. M. 1,—.

Markewitsch. Prinzessin Lina. Roman. Aus dem Russischen. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Bde. M. 1,— (1,50).

b) Lyrisches und Episches.

Bartel, H. Nordböhmische Klänge. Eine Sammlung von Arbeiterdichtungen. Chemnitz, Albin Langer. 12°. 144 S. M. —,75.

Benesch, A. Sudeten-Grüße. Gedichte und Sagen. Kremster, Heinrich Gusek. 12°. 56 S. Gebunden in Leinw. M. 1,80.

Buschhorn, C. Erinnerungen. Gedichte. Paderborn, „Westfalia", Verlagsanstalt. Gr. 8°. 25 S. M. —,50; kart. M. —,75.

Buschhorn, C. Heimatlieder. Gedichte. Paderborn, Westfalia-Verlag. Gr. 8°. 28 S. M. —,50 (—,75).

Gabriel, Hans. Gedichte. Wismar, Willgeroth und Menzel. 110 S.

Gersdorff, J. Sonnenlieder. Neue Dichtungen. Wiesbaden, Moritz und Münzel. 64 S. M. 2,—.

Krane, A. v. Traum und Wahrheit. Gedichte einer einsamen Seele Berlin, Deutscher Autoren-Verlag. 12°. 108 S. Mk. 1,— (1,60).

c) Dramatisches.

Bettelheim, J. Der fremde Herr. Lustspiel. Nach dem Französischen. Berlin, A. Hoffmanns Verlag. Gr. 8°. 20 S. M. —,50.

Lange, M. Maria und Magdalena. Schauspiel. Berlin, Martin Böhm. Gr. 8°. 36 S. M. 2,—.

Philippi, Felix. Das Erbe. Schauspiel. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 178 S. M. 2, - (3,—).

Schulz, R, Der Sünde Knecht. Volksstück. Berlin, Martin Böhm. Gr. 8°. 64 S. M. 2,—.

Schulz, R. Ich will vergelten? Schauspiel. Berlin, Martin Böhm. Gr. 8°. 20 S. M. 1,50.

Widmann, J. V. Maikäfer-Komödie. Mit dem Porträt des Verfassers. 2. Aufl. Frauenfeld, J. Huber. 212 S. Geb. M. 3,20.

d) Litteraturwissenschaft.

Hindrichson, G. Brockes und das Amt Ritzebüttel. 1735—1741. Progr. Hamburg, Heroldsche Buchh. Gr. 4°. 19 S. m. 1 Tafel. M. 1,50.

Houben, Heinrich. Studien über die Dramen Karl Gutzkows. I. Hinterlassene Dramen-Entwürfe. II. Ein weißes Blatt. Jena, Hermann Costenoble. Gr. 8°. V, 144 S. M. 2,50.

Landau, M. Geschichte der italienischen Litteratur im 18. Jahrhundert. Berlin, Emil Felber. Gr. 8°. XI, 709 S. M. 12,—.

Richter, A. Ueber einige seltenere Reformations-Flugschriften aus den Jahren 1523—1525. Progr. Hamburg, Heroldsche Buchh. Gr. 8°. II, 44 S. M. 1.50.

Schweizer, P. Die Wallenstein-Frage in der Geschichte und im Drama. Zürich, Fäsi & Beer. Gr. 8°. VIII, 354 S. M. 7,—.

Sell, K. Goethes Stellung zu Religion und Christentum. Vortrag mit Erläuterungen. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. Gr. 8°. IV, 104 S. M. 1,80.

e) Verschiedenes.

Dix, Arthur. Der Egoismus. Unter Mitwirkung von Lou Andreas-Salomé, Wilhelm Bölsche, W. Borgius u. a. Leipzig, Freund & Wittig. Gr. 8°. VII, 410 S. M. 8,60.

Falkenfeld, Max. Marx und Nietzsche. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 29 S. M. —,60.

Haendcke, Berthold. Max Klinger als Künstler. Eine Studie. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 64 S. M. 1,—.

Laverrenz, V. Berliner Originale. Typen aus dem berliner Volksleben. Mit Portr. v. M. Uecke. (1. Sammlung.) Berlin, Herm. Eichblatt. 119 S. M. 1,—.

Meyer-Markau, W. Sozialdemokratische Jugendschriften. Bonn, F. Soennecken. 36 S. M. —,60.

Mosen, Julius. Ausgewählte Werke. Band 2: Erinnerungen, Gedichte. Herausgegeben von Dr. Max Zschommler. Leipzig, Arwed Strauch. 334 S. M. 3,— (3,60).

Paulsen, F. Kant, der Philosoph des Potestantismus. Berlin, Reuther und Reichard. Gr. 8°. 40 S. M. —,60.

Schumacher, Fritz. Im Kampfe um die Kunst. Beiträge zu architektonischen Zeitfragen. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 144 S. M. 2,—.

Thiem, Paul. Kunstverständnis und vornehme Leute. München, Carl Haushalter. 46 S. M. —,50.

Wenzel, A. Der Todeskampf des altsprachlichen Gymnasial-Unterrichts. Eine pathologische Studie. Berlin, Carl Duncker. Gr. 8°. 47 S. M. 1,—.

Ferriani, Cav. L. Schlaue und glückliche Verbrecher. Ein Beitrag zur gerichtl. und gesellschaftlichen Psychologie. Deutsch von A. Ruhemann. Berlin, S. Cronbach. Gr. 8°. XXXI, 492 S. M. 8,—.

Michaud d'Humiac, L. Les grandes légendes de l'humanité. (Les livres d'or de la science. No. 13.) Paris, Schleicher frères. 187 S. fr. 1,—.

Kataloge.

J. Eckard Mueller in Halle a. S. Katalog Nr. 76. Kunst, Theater, Musik.

Antworten.

Herrn **Dr. Woldemar B.** in Leipzig. Freundlichen Dank! Leider mußten wir es uns Raummangels halber versagen, über die verschiedenen örtlichen Goethe-Feiern Berichte zu bringen und wollten in diesem Falle keine Ausnahme machen.

Herrn **G. B.** in **Brünn.** Die Zahl der litterarischen und belletristischen Zeitschriften Englands und Amerikas ist so überaus groß — unverhältnismäßig größer, als die der deutschen — daß wir Ihnen an dieser Stelle nicht einmal die hervorragendsten nennen können. Wenn Sie sich eine zeitlang auf die „Review of reviews" abonnieren, werden Sie aus dieser selbst ein Bild der anglo-amerikanischen Magazinlitteratur gewinnen. Als ein sehr frisch redigiertes Wochenblatt empfehlen wir Ihnen „The Critic" (Vierteljahrespreis Mk. 6,—); als ein wohlfeiles, orientierendes Litteraturblatt „The Litterary World" (London; vierteljährlich etwa M. 3,—). Von amerikanischen Zeitschriften bieten die von Ed. Ackermann in New-York herausgegebenen „Book Notes" (monatlich) sehr viel, namentlich auch zahlreiche Portraits und Illustrationsproben. Probe-Nummern dieser Blätter kann Ihnen jede Buchhandlung verschaffen.

Herrn **Rudolf Kl.** in **Komotau.** Eine moderne, von großen Gesichtspunkten aus geschriebene Biographie Heinrichs Heine existiert leider noch nicht. Doch können wir Ihnen zum Studium folgende Werke empfehlen: Adolf Strodtmann, Heinrich Heines Leben und Werke. 2 Bde. Berlin 1867—69. 3. Aufl. 1884, Wilhelm Bölsche, Heinrich Heine. Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse seiner Werke. Leipzig 1887, und ganz besonders Georg Brandes, Ludwig Börne und Heinrich Heine. 2. Aufl. Leipzig 1898. (Sonderabdruck aus dem Werke: „Das junge Deutschland". 4. Aufl. Leipzig 1899). Durch ruhige Sachlichkeit zeichnen sich auch die betreffenden Abschnitte des Buches von Johannes Proelß, Das junge Deutschland (Stuttgart 1892) aus. In Betracht kämen für Heine S. 124—182 und S. 672 ff. Endlich weisen wir noch auf die biographische Einleitung von Ernst Elster zu seiner Heine-Ausgabe (Leipzig, Bibliogr. Institut), sowie beiläufig auf den Säkular-Aufsatz von Prof. Otto Harnack im Juliheft der „Preußischen Jahrbücher" hin (vgl. oben „Echo der Zeitschriften").

Berichtigung. In dem Artikel „Geibel und Holtei" (Heft 19) ist auf Spalte 1202, Zeile 9 v. o. zu lesen: nach 1870/71 statt auch 1870/71, ferner auf Spalte 1204, Zeile 33 v. o.: der „Alte vom Berge" statt der „Alte vom Lenze". — Ferner ist in Heft 18, Spalte 1178, bei der Besprechung von Graefs „Lyrische Studien" zu lesen: „walle, Mond" (statt: Mars).

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW. Bernburger Straße 31.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwanger i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2573.
Verlag: F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 21
vom
1. August 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen.

V.

Die Mecklenburger.

Von Dr. Paul Remer (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Ein Zug zur Heimat geht durch unsere jüngste Litteratur. Der Realismus hatte die Kunst wieder auf die Erde gestellt; doch im Anfang, in der Sturm- und Drangzeit blieb sie meist im Schmutz der Großstadt stecken, sie glaubte dort der Wirklichkeit am nächsten zu sein. Jetzt scheint sie sich darauf zu besinnen, daß sie nirgendwo der Natur näher auf den Leib rücken kann als in der Heimat, daß sie nirgends tiefer und fester in der Wirklichkeit wurzelt als zu Hause. Eine Rückkehr und Läuterung zur Heimat, zur Mutter Erde bahnt sich an allen Ecken und Enden an. Aus Werken wie Hauptmanns „Weber“, Halbes „Jugend“, Sudermanns „Frau Sorge“, Polenz „Büttnerbauer“ strömt uns schon heimatlicher Erdgeruch entgegen.

Mit dieser Heimkehr unserer Litteratur ist eng verknüpft eine Bewegung auf wissenschaftlichem Gebiet, die in weiteren Kreisen noch wenig beachtet wird. Die germanistische Wissenschaft erwacht aus ihrer Erstarrung: sie steigt vom hohen Katheder herab und mischt sich unter das Volk, um dort den Quellen unserer Sprache und unseres Wesens nachzuspüren. Eine ganz ähnliche Erneuerung bereitet sich vor wie zu den Zeiten der Gebrüder Grimm, da sie den Nibelungenschatz der deutschen Volkssage wieder ans Licht hoben. Fast in allen kleinen Heimatländern des deutschen Reiches haben sich Vereine gebildet und sind selbstlose Männer an der Arbeit, um zu erforschen und festzuhalten, was an besonderer Volkseigenart in Sprache und Sitte trotz unserer gleichmacherischen Zeit noch dauert. „Heimatkunde“ könnte man diese neue Wissenschaft nennen, die überall im Werden begriffen ist, und von der aus neues Blut und neues Leben so gut in die wissenschaftliche Forschung wie in Sprache und Litteratur hinüberfließen wird.

Gerade bei uns in Mecklenburg hat diese neue Wissenschaft der Heimatkunde bereits eine schöne Frucht gezeitigt: das großangelegte Sammelwerk „Mecklenburgische Volksüberlieferungen“, als dessen Herausgeber Richard Wossidlo zeichnet, und an dem das ganze mecklenburgische Volk mitarbeitet. Der erste Band über die Volksrätsel ist erschienen und überragt nach einstimmigem fachmännischem Urteil an Umfang und innerem Wert alle übrigen Rätselsammlungen, die bisher in Deutschland zusammengetragen worden sind. Weitere Bände werden die Märchen und Sagen, die Gebräuche und Sitten, die Zaubersprüche, Beschwörungsformeln u. s. w. bringen. Der Herausgeber hat nicht nur seine ganze Zeit und Kraft, die ihm sein Beruf als Gymnasiallehrer läßt, in den Dienst des Werkes gestellt; er hat zugleich auch alle Kreise der Bevölkerung für eine Mitarbeit zu gewinnen gewußt. Und so wächst unmittelbar aus der Volksseele ein Werk empor, das weit mehr als eine gelehrte Sammlung, das ein Volksbuch zu werden verspricht.

Ich erinnere mich, mit welchem Frohgefühl innerlicher Bereicherung und Festigung ich das Werk von Wossidlo in mich aufgenommen habe. So altbekannt und längstvertraut erschien mir sein Inhalt; vieles hatte ich wohl als Knabe gehört, vieles lag aber auch dunkel und ungeweckt in mir, heimlich vererbte Träume und Empfindungen, die niemals Wort und Gestalt gewonnen hatten. Die Heimat stieg aus diesem Buche herauf, die Heimat mit ihrem Schaffen und Träumen, mit ihrem Ernst und ihrer Freude. Ich hörte wieder die Sense klingen an den frohen Arbeitstagen des Sommers und hörte wieder die Spinnräder surren an den langen Abenden des Winters. Eine Brücke spannte sich hinüber in jenes ferne Jugendland, das nicht nur für mich verloren ist, sondern wohl für die ganze Heimat. Die neue Zeit hat auch dort mit Dampf und Elektrizität ihren Einzug gehalten und verwischt alle Besonderheiten und lockert den Zusammenhang des Menschen mit seiner Scholle. Um so freudiger muß man das Sammelwerk von Wossidlo begrüßen, das noch im letzten Augenblick aus dem Untergang einer Volkseigenart rettet, was zu retten ist.

Das alte patriarchalische Mecklenburg, wie es heute mehr und mehr verblaßt und schon zu halb sagenhafter Erinnerung wird, haben als die letzten Fritz Reuter und John Brinkmann dargestellt. Und als ob diese beiden größten Dichter des mecklenburgischen Dialekts unter sich eine Arbeits-

teilung verabredet hätten, hat der eine vornehmlich den Landbewohner geschildert, der andere den „seebefohrenen" Mecklenburger aus den alten Hansastädten. Jeder hat auf seinem Gebiet eine umfassende und erschöpfende Darstellung plattdeutschen Wesens gegeben, und jeder hat auch seine Welt zu einem lebendigen Typus von bleibendem Wert verdichtet: Fritz Reuter hat seinen „Onkel Bräsig" geschaffen, während John Brinkmann seinen „Kasper Ohm" auf die Beine gestellt hat. John Brinkmann ist ganz in der kleinen, engen, abgeschlossenen Welt der Vergangenheit zu Hause; er ist Behagen und Zufriedenheit und weiß noch nichts von einem Kampfe zwischen alter und neuer Zeit. An Fritz Reuter dagegen sind seine revolutionären Jugendjahre nicht spurlos vorübergegangen; bei aller innigen Liebe zur Heimat ist seine Seele doch nicht frei von Unzufriedenheit, er geht nicht völlig auf in der Vergangenheit, er übt Kritik an ihr und möchte manches im lieben Lande Mecklenburg anders und besser wissen. Schon sein „Onkel Bräsig" ist in seiner Weise ein Revolutionär, der durchaus nicht die bestehenden Verhältnisse gläubig hinnimmt, der vielmehr an ihnen rüttelt und in seiner berühmten Rede von der Armut im Rahnstädter Reformverein sogar schon soziale Ideen verlauten läßt. Und Reuters gewaltigste Dichtung „Kein Hüsung" ist eine leidenschaftliche soziale Anklage, wie sie nur je von einem Dichter unserer Tage erhoben worden ist. Mit Macht tönt hier in die Idylle ein volles revolutionäres Pathos herein; mit schneller Faust stößt der Dichter Thüren und Fenster auf, um in die dumpfen, engen Stuben der Unterdrückten die frische Luft einer freieren Zukunft hereinströmen zu lassen. Fritz Reuter steht auf der Grenzscheide zwischen alter und neuer Zeit: er macht noch einmal das Mecklenburg der Vergangenheit vor uns lebendig; aber am Horizont dieser engen Welt sehen wir schon einen neuen Tag heraufdämmern, und ein erster Morgenschimmer liegt über den Hütten der Armen ausgebreitet. . . .

Die Vertreter plattdeutschen Schrifttums nach Fritz Reuter hatten einen schweren Stand. Einerseits mußten sie sich Vergleiche mit ihrem großen Vorläufer gefallen lassen, die notwendig zu ihren Ungunsten ausfielen; andererseits hatte dieser plattdeutsches Wesen und plattdeutsche Sprache so tief ausgeschöpft, daß wenig oder nichts für die Nachgeborenen übrig blieb. Der bedeutendste und selbständigste plattdeutsche Dichter nach Reuter ist Felix Stillfried, der auch über die Grenzen seiner mecklenburgischen Heimat hinaus bekannt geworden ist. Sein Hauptwerk „De Wilhelmshäger Kösterlüd" schildert das Leben und Treiben in einem mecklenburgischen Küsterhause auf dem Lande. Wir lernen ein braves, biederes Elternpaar kennen, das es sich sauer werden läßt der Kinder wegen, das den höchsten Lohn seiner Arbeit darin sieht, die „Jungens" etwas Tüchtiges lernen zu lassen und sie eine Sprosse höher zu stellen auf der sozialen Stufenleiter. Der älteste Sohn studiert — Theologie natürlich; aber am Ende kehrt er nicht als Landpastor, sondern als Professor der orientalischen Sprachen heim. Die Kämpfe, die er wegen seines Berufswechsels mit den Eltern hat, sind nur kurz und flüchtig behandelt, und doch lag in ihrer Ausgestaltung die Möglichkeit, eine größere, über die Enge der Idylle hinauswachsende Dichtung zu geben. Hier lag die Idee des Buches greifbar zu Tage; der Verfasser mußte zeigen, wie modernes Fühlen und Denken, im Sohn verkörpert, sich Eingang erzwingt in die stille fertige Welt der Vergangenheit. Stillfrieds Humor ist leiser als der Reuters, der gegebenen Falls auch vor der lärmenden Situationskomik nicht zurückschreckt; ihm fehlt daher jenes siegreiche, herzhafte Lachen, das uns bei Reuter mit fortreißt. Stillfried begnügt sich meist, ein stilles, heimliches Lächeln hervorzuzaubern — er ist eine idyllisch-lyrische Natur, wie er auch in seinen plattdeutschen Gedichten oft zarten lyrischen Stimmungen Ausdruck giebt.

Der Mecklenburger neigt zur Idylle: wo der Himmel auf der Erde steht, hört die Welt für ihn auf. Aber in dieser kleinen Welt ist er dafür auch ganz heimisch und aufs innigste vertraut mit Menschen und Dingen. Was er an Weite verliert, gewinnt er an Tiefe. Es giebt dort zu Hause eine ganze Reihe von Dichtern, die das Idyll pflegen. Meist dringen ihre Namen und ihre Werke nicht über Mecklenburg hinaus, und doch findet sich manches Wertvolle in dieser heimatlich begrenzten Litteratur. Ich erwähne nur die „Mecklenburgischen Dorfgeschichten" von Friedrich Kreutzer und die „Erzählungen aus dem Volksleben" von Karl Beyer. Kreutzer ist ein erblindeter Lehrer, der mit seinem trüben Schicksal einen lächelnden Frieden geschlossen hat und den kleinen Kreis, in dem ihn seine Blindheit festhält, mit schlichter inniger Liebe schildert. Beyer ist Pastor, den wohl eine tiefe, innerlich erlebte Frömmigkeit zum Dichter gemacht hat. Sein warmherziger Gottesglaube ist nichts anderes als der Glaube an den Menschen, an das Edle und Gute in ihm; jene wahrhaft dichterische Weltanschauung, die Liebe zu allem Lebendigen, erfüllt seine Seele. Die Erzählung „Grethenwäschen" ist in ihrer stillen Beschaulichkeit, ihrer heimlichen Wärme, ihrem feinen milden Humor ein Meisterwerk der Idylle, das auch einer größeren Gemeinde Freude und Genuß bringen würde. Einen weiten Leserkreis über Mecklenburg hinaus hat dagegen ein dritter Idyllendichter gefunden, der mecklenburgische Pastorensohn Heinrich Seidel. Seine eigenste und volkstümlichste Schöpfung, der liebenswürdige Sonderling „Leberecht Hühnchen", ist ganz auf mecklenburgischem Boden erwachsen, obgleich der Dichter ihn in einer berlinischen Vorstadt zu hause sein läßt. In dieser Gestalt ist das stille Genügen mit einer kleinen besonderen Welt verkörpert, das das Wesen der mecklenburgischen Idylle ausmacht. Leider plaudert Seidel zu viel und gestaltet zu wenig; bei strengerer Selbstzucht hätte er seinem Talent mehr abringen können, als er gegeben hat.

Auf der Neigung des Mecklenburgers zur Idylle, seiner innigen Vertrautheit mit der kleinen Welt der Heimat beruht der schlichte Realismus, der seine Dichtung auszeichnet. Andererseits aber lebt in ihm auch eine Sehnsucht in die Ferne, eine Sehnsucht, die Enge zu überwinden und die große freie Welt zu gewinnen. Heimweh und Fernweh streiten sich in seiner Seele; zuweilen weiß er die beiden feindlichen Gewalten im Humor mit einander zu versöhnen — öfter jedoch gerät er in ein gedankliches Pathos hinein, mit dem er sich über die Enge emporzuheben versucht. Der Mecklenburger wird nicht heimisch in der Fremde, und zugleich

mit der Scholle verliert er auch Erde und Wirklichkeit unter den Füßen. Die große Begabung Adolfs Wilbrandt, wohl das am reichsten quellende Talent, das Mecklenburg außer Fritz Reuter hervorgebracht, hat in der Fremde diese Richtung zum gedanklichen Pathos gewonnen. Wilbrandt ist derjenige mecklenburgische Dichter, der die größten äußeren Ehren und Erfolge errungen hat; er empfing für seine Dramen den großen Schillerpreis, er war Direktor des wiener Hofburgtheaters, vom König von Bayern ward ihm der persönliche Adel verliehen — aber wie stehts um die inneren Erfolge? Das Gedankliche in seinen Werken tötet das warme Leben, das Pathos überwiegt die selbstlose Wirklichkeitstreue, und so ist er ein Dichter ausschließlich für die Gebildeten geworden. Sein Volk läßt er hungern und hungert wohl auch selbst im tiefsten Grunde seiner Seele. Als er in Wien amtsmüde geworden, ist er in die Heimat zurückgekehrt, vielleicht in einer dunklen Sehnsucht nach Jugend und Erneuerung. Aber er hat die Fremde auch nach Hause mitgenommen, und mit seiner Kunst ist er nicht heimgekehrt. Vor mir liegt sein letztes Werk, der Roman „Vater Robinson“*), der auf wiener Boden spielt. Der alte Kampf zwischen Vater und Sohn, zwischen dem ehrenfesten alten Geschlecht und der leichter angelegten, freieren Jugend bildet den Inhalt des Buches. Die furchtbaren Gegensätze, die in Vater und Sohn einander gegenüberstehen, finden schließlich ihren Frieden und Einklang in der milden Weltanschauung „Vater Robinsons“, der voll Mitleid und Humor über den Parteien steht. Großzügige pathetische Gedankenmenschen, mehr aus dem Geist geboren denn aus warmem Leben, bevölkern das Buch. Es steckt Größe in Wilbrandt, doch zugleich auch zerfließende Weite; der warme Atem nahen intimen Lebens weht uns nicht aus seinen Schöpfungen an.

Wilbrandt gehört dem verflossenen Litteraturgeschlecht, der sogenannten „Epigonenlitteratur“ an, und seine wahrhaft vornehme Erscheinung wird hier niemals im Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung übergangen werden können. Doch Mecklenburg hat auch in die Kampfreihen für eine junge neue Kunst einen beachtenswerten Vertreter entsandt: den rostocker Lehrerssohn Max Dreyer. Während der letzten Jahre hat sich Dreyer durch eine Reihe bedeutender Theatererfolge eine sichere, geachtete Stellung in der modernen Litteratur erkämpft. Seitdem zum erstenmal in seinem Drama „Winterschlaf“ das niederdeutsche Wesen mit Macht hervorbrach, hat der Dichter seinen eigenen Weg gefunden, der ihn mehr und mehr gleichwie die ganze junge Litteratur zur Heimat zurückführte. Seine drei letzten größeren Dramen „In Behandlung“, „Großmama“, „Hans“, die ebenso viele Erfolge bedeuteten, wurzeln in niederdeutscher Erde und verdanken Kraft und Saft der mecklenburgischen Heimat. Als eine gerade, ehrliche, fast beleidigend gesunde Natur tritt uns Max Dreyer entgegen; er liebt das Leben, er hat ein fröhliches Behagen an den Menschen und ihren Dummheiten und weiß die Gegensätze der Wirklichkeit in einem herzhaften Lachen mit einander zu versöhnen. Der ganze Dreyer, der erdfeste, allen Windbeuteleien feindliche Niederdeutsche, offenbart sich triumphierend in dem Schluß der kleinen Gefühlskomödie „Liebesträume“, da der Peitschenhieb der Gutsherrin fast wie ein Blitz aufflammt und gewittergleich die schwüle Atmosphäre von Sehnsucht und Gefühlsduselei reinigt. Die dreyersche Kunst ist von lebenstrotzender Gesundheit; das ist ihre Kraft und Stärke, zugleich aber auch ihre Grenze. Dreyer steht mit beiden Beinen fest auf der Erde, und wenn sich einmal eine Sehnsucht darüber hinaus in ihm regen will, bändigt er sie vermöge seines starken Wirklichkeitssinnes. Die Sehnsucht aber, das Träumen in Ferne und Freiheit, gehört ebenso gut zum Niederdeutschen wie seine Erdfestigkeit, sein Wurzeln in der Wirklichkeit. Die Lyrik, die im Wesen des Mecklenburgers schlummert, ist Dreyer uns schuldig geblieben; in die träumerischen Tiefen eines Theodor Storm ist er niemals hinabgetaucht. Dahin vermag auch nur der Schmerz, ein qualvoll gesteigertes Feingefühl, das Lebensweh und nicht die Lebensfreude zu dringen.

Ein Lyriker von hervorragender Bedeutung ist bisher überhaupt nicht auf mecklenburgischem Boden erwachsen. Allerdings wird ja auch in Mecklenburg mancherlei zusammengedichtet, und Gustav Willgeroth in Wismar giebt sogar eine kleine Zeitschrift „Lyrische Blätter“ heraus, in der sich die mecklenburgischen Dichter und Dichterlein ein Stelldichein geben. Der Herausgeber selbst bewährt sich in seinen Gedichten als feiner Nachempfinder und geschicktes Formtalent. Unter seinen Mitarbeitern sind mir Hans Gabriel*), der Deckname für eine Frau, die hin und wieder echte Töne für weibliche Sehnsucht findet, und der schweriner Gymnasiallehrer Ernst Hamann aufgefallen, der entzückende plattdeutsche Kinderlieder geschrieben hat. Aber jener Mund schweigt noch, der dem melancholischen Stimmungszauber der mecklenburgischen Landschaft Worte giebt — jene Seele hat noch nicht ihren Kelch erschlossen, die die ganze träumerische Schönheit der Heimat in sich birgt. . . .

*) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

*) Die Lyrik von Hans Gabriel ist soeben gesammelt unter dem Titel „Gedichte“ erschienen (Wismar 1899, Verlag von Willgeroth und Menzel). — Paul Remer selbst hat Proben einer feinen und innigen lyrischen Begabung in dem Märchenbande „Unter'm Regenbogen“ (1894) und der Sammlung „Johanniskind“ (1899) gegeben. Seinen südamerikanischen Reiseskizzen „Unter fremder Sonne“ (1896) ist soeben noch nach drei Jahren die unverhoffte Auszeichnung einer — Beschlagnahme durch die berliner Polizei widerfahren. D. Red.

Charakteristiken

Frederik van Eeden.

Von **Pol de Mont** (Antwerpen).

(Nachdruck verboten.)

Unter den Dichtern der neuen Richtung, die man, ich habe niemals begreifen können warum, noch vor etwa zehn Jahren Dekadenten nannte, Gorter, Verwey, Kloos, Helene Swarth, van Deyssel, Couperus, van Looy, Ehrens, — ist Frederik van Eeden, der Dichter-Arzt, unzweifelhaft der meist bekannte, der meist gelesene und der meist beliebte, sogar auch beim großen Publikum. Wo van Deyssel den Durchschnittsleser oft abstößt durch seine krassen Be-

schreibungen der Realität, Kloos durch eine gewisse Schwere im Versbau und im Ton, Helene Swarth durch übergroße Verfeinerung und eine gewisse Einförmigkeit in der Aeußerung ihrer Gefühle, rührt er, verführt er durch seine liebliche Einfachheit, durch die Klarheit der Ideen, durch den kindlichen Sinn, wozu sich die meist erhabene Tiefe der Gedanken gesellt.

Als er, so im Anfang der Achtzigerjahre, sein erstes großes Prosagedicht, „De kleine Johannes“, veröffentlichte, das bis heute, — eine große Seltenheit in den Niederlanden, — bereits seine vierte Auflage erlebt hat, erregte das Buch großes Aufsehen, eine wahre Aufregung in Nord und Süd, sogar bei den phlegmatischen Holländern.

Viele, ja die meisten, waren empört über die wirklich grausenhafte Kirchhofsszene, als Pluizer, der unerbittliche Geist der wissenschaftlichen Untersuchungen, „der Geist der stets verneint“, den armen, kleinen Johannes zwischen die Gräber führt, zwischen die Toten, zwischen die Insekten, die das Verwesungswerk betreiben . . .

Viele hielten es für „überspannt“ (overspannen, ein bei den Holländern vielbeliebtes Wort), fast alle jedoch gerieten unter den lieblichen Zauber der reizenden Idylle im Anfang der Geschichte: das Leben des vereinsamten, träumerischen Kindes in den Dünen, zwischen den herrlichen Blumen und den vielen Tierchen, mit denen der Verfasser selbst noch immer vertraut ist wie ein Kind: Kaninchen, Frösche, Leuchtkäfer und Libellen, die die holländische Dünenlandschaft zum Märchenland machen, ein Märchenland, wie es unser Dichter über alles liebt.

Die Geschichte spielt, wenigstens zum größten Teil, im Zauberlande, wo Blumen und Kräuter, Vögel und Insekten als denkende Wesen miteinander sprechen und mit allerhand wunderbaren Geschöpfen verkehren, die weder der Geisterwelt noch der sterblichen ganz angehören und über eine Macht und Wissenschaft verfügen, die die Besten und Größten unserer Zeit kaum erreichen können.

Dennoch ist „De kleine Johannes“ ebensowenig als die Geschichte des kleinen Woutertje von Multatuli ein Märchen im eigentlichen Sinne des Wortes. Es ist ebenso wie in den erwähnten Werken etwas mehr als blos gesehene und gehörte, in der Außenwelt wahrgenommene Poesie. Die ganze Darstellung ist trotz ihrer beinahe kindlich einfachen Sprache von so zwingender Gewalt, daß man sich nicht in eine geträumte, sondern wie in eine selbsterlebte Wirklichkeit versetzt fühlt.

„Der kleine Johannes“ hat ebensoviel von einer verhüllten Autobiographie als von einem philosophischen Märchen. Die Personen der kleinen Fabel, Windekind, Wistik, Robinetta, Pluizer, sind ausgezeichnet erfundene Personifikationen unseres unbewußten Gefühls für die Poesie der Natur, dann wieder des unwiderstehlichen Wissensdranges, des ersten Liebestraumes oder der bitteren Ironie der Wirklichkeit mit ihren enttäuschenden Antworten auf alle unsere Fragen: Wie, Was, Warum?

„Ellen, ein Lied vom Schmerz,“ ist als lyrisches Ganzes ein wahrer Aufschrei des leidenden Herzens, und die hohe, edle und aufrichtige Manifestation reiner, großer Menschlichkeit finden wir auf jeder Seite dieses Buches wieder. Diese Arbeit van Edens trägt den Charakter großer Einfachheit und Natürlichkeit, was in einem Liede der mächtigen Leidenschaft und des reinen Gefühls besonders hoch zu schätzen ist. Keine zwecklosen Abschweifungen, kein im voraus verlorenes Wortgekrümel, und in jedem Gesang, in jedem Sonett oder Liede wiederum genau so viele Bilder, als bei der strengsten Selbstkritik durchaus nötig waren, um Gedanken und Stimmung den vollen Ausdruck zu verleihen.

Ich werde mich wohl hüten, von dem rein auf Stimmung beruhenden Inhalt dieses Liedes eine Analyse zu geben. Ich würde es für eine Entweihung halten, von einem Gedichte dieser Art buchstäblich nachzuerzählen, wie in dieser „Stimme“ der Dichter uns mitteilt, wie erst nach der Erscheinung der Ellen das Leben sich in seinem vollen Glanz für ihn entfaltete, wie er ihr in jenem Gesange dankt für den wohlthuenden Einfluß, den sie durch Herz und Geist auf ihn ausgeübt hat. Der Feind alles Bestehenden, der schweigend und verzehrend liebt, „die Stimme nicht will und nicht das Augenlicht,“ sondern nur den armen Leib allein, reißt ihm sein Sternenkind nur zu bald aus den Armen, so daß der größte Teil des Liedes nichts anderes sein kann, als eine trostlose Klage der Seele des alleingebliebenen Dichters, die Klage seines einsamen Liedes, die erhabene Aeußerung eines großen Schmerzes.

Van Eeden könnte hinsichtlich der äußeren Form seines „Lied vom Schmerz“ ein überaus musikalischer Dichter genannt werden. „Ellen“ ist ganz wie eine musikalische Arbeit aufgefaßt und ausgeführt worden, wie es schon dem gewöhnlichen Leser, für den aber diese Arbeit nicht bestimmt ist, sofort auffallen würde.

Dieses Musikalische liegt aber fast ausschließlich in der Melodie des Wortlautes, eine Melodie, wie man sie sonst nur bei unserem hochoriginellen und genialen Gorter findet. Alle die Nachtliedchen, obgleich ich in dem zweiten eine sehr unrhythmische Zeile aufzuweisen hätte, — die Gedichte des letzten Intermezzos, besonders das leider nicht ganz verständliche: „All' mooie dingen verminderen“ und das „Nachspiel“ tragen in dieser Hinsicht den Ehrenpreis davon.

Die vollendetsten Teile dieses Liedes sind nach meiner Meinung der zweite und der dritte Gesang. Diese Sonette allein genügen, um einen Dichter wie van Eeden zu einem großen, wahrhaft edlen Künstler zu erheben. Verse seltener, fast weiblicher Zartheit rühren den Leser mehr als einmal. In einzelnen, zum Beispiel in dem dritten dieser Nachtliedchen, legt der Dichter eine Einfachheit an den Tag, die bloß mit einem alten, sehr einfachen Volksliede zu vergleichen wäre, völlig ungekünstelt an Sprache, Form und Bild. Das eine zum Beispiel: „Jetzt möcht' ich lieber sterben gehn“ wird man nie müde, wieder und wieder zu lesen.

„Johannes Viator“, die dritte bedeutende Arbeit van Edens, ist meiner Meinung nach vom niederländischen Publikum völlig verkannt worden, sogar von den litterarisch Gebildeten. In meinen Augen ist es ein Buch, das bloß mit den allerschönsten unserer Zeit zu vergleichen ist, nicht am wenigsten schon wegen seiner edlen künstlerischen Form, auch wegen der Reinheit der Philosophie, die darin ausgesprochen wird. Es ist eine symbolische Prosadichtung, worin nicht erzählt oder beschrieben, sondern ausgeweint und ausgejubelt wird, wie der jetzt groß gewordene Johannes, nachdem er seinen Wohnort in der

großen Stadt voll Menschenweh gewählt hatte, dort einen Leidensweg durchzumachen hat, eine Reinigung seines eigenen Charakters durch Leid und Liebe, die ihn zu einem reinen, hochdenkenden und reinfühlenden Menschen erheben sollte. So wenigstens verstehe ich das Buch, das, ich gestehe es gern, nicht so leicht verständlich ist, wie eine Erzählung des populären Conscience, oder des nicht weniger beliebten van Lennep, oder wie ein Märchen Koetsvelds oder Bechsteins. Es ist ein Buch, das man, wie jenes des Thomas a Kempis, zehn, ja hundert Male lesen kann, um immer neues und schönes darin zu entdecken.

„Die Brüder" sind in dramatischer Form gehalten, und dennoch nennt der Dichter sie eine Tragödie . . . Nicht eine Tragödie nach klassischen Modellen, sondern viel eher ein Epos, dessen äußerliches Gewand an eine Tragödie erinnert und dennoch nicht ganz damit übereinstimmt, obgleich sogar Chöre darin vorkommen. Es ist ein dramatisches Epos wie Madachs „Tragödie des Menschen", Haushofers „Verbannte", Goethes „Faust". Ich will mich nicht in eine philosophische Betrachtung dieses Buches vertiefen, wenn es auch wahr wäre, daß van Eeden eine solche bezweckt hätte. Mir genügt es, die „Brüder" mit dem Auge eines Künstlers zu beschauen, und gern erkenne ich an, daß diese Arbeit, wieviel man auch vielleicht an der Komposition des Ganzen oder an einigen Teilen auszusetzen hätte, das Mittelmaß weit überschreitet. Eine große, dramatische Wirkung soll man nicht davon erwarten, aber seine besten Stellen geben uns ein großes, plastisches Bild der blutigen Bruderfehde im moskowitischen Fürstenhause des Peter und des Iwan.



Frederik van Eeden.

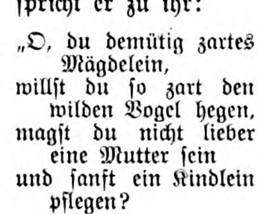
Ein größerer Gegensatz als „Lioba" zu diesen Brüdern ist kaum denkbar. Zwar ist der Eindruck, den dieses Drama, besser vielleicht dieses dramatische Märchen, auf uns macht, zum größten Teil der eines Sittenbildes, und dennoch ist es auch insoweit ein Drama, daß es, falls es von Künstlern, wie denjenigen, die damals unter Lugné Poë soviele neuere Proben der allerjüngsten französischen und deutschen Bühnenreformatoren aufführten, gespielt würde, nicht weniger Beifall ernten würde, wie Maeterlincks „Pelleas und Mélisande", dem es im übrigen überlegen ist.

„Lioba" ist durch und durch deutsch, dem Stoffe sowie der Grundidee nach. In der Auffassung gleicht es, besonders am Schluß, mehr oder weniger dem zweiten Teil des „Faust".

„Jam vitae flamina,
rumpe, o anima!
Ignis ascendere
gestit, et tendere
ad coeli atria:
Haec mea patria.

Erinnert dies nicht, wenn auch nur entfernt, an den wunderherrlichen Schlußchor des „Faust": „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis"? Auch ist dieselbe Grundidee, Läuterung durch Liebe, im ganzen Stücke durchgeführt worden.

Zu Beginn des Stückes steht die Heldin, die zur keuschen Nonne bestimmte Lioba, am letzten Tage vor ihrem Eintritt in das Kloster, zwischen ihren Blumen; sie freut sich, daß sie noch nicht das graue Nonnenkleid zu tragen braucht. Während sie sinnend dasteht, naht sich eine Jagd. Sie schaut den Streit zwischen Reiher und Falken in der Luft, und als sie den armen, wunden Vogel zu retten sucht, naht sich der Norenkönig in den Niederlanden, Harald. Als der Fürst sieht, wie zärtlich sie den Vogel hegt und pflegt, spricht er zu ihr:



„O, du demütig zartes
Mägdelein,
willst du so zart den
wilden Vogel hegen,
magst du nicht lieber
eine Mutter sein
und sanft ein Kindlein
pflegen?

Mit diesen Worten berührt er die mächtigste Seite in Liobas Gemüt, den Drang nach Mutterliebe. Sie folgt dem alten, grauen König, vergißt das Keuschheitsgelübde und wird seine Gemahlin. Ein Kind aber wird ihr nicht geboren, wird ihr nie geboren, obgleich man sie beschuldigt, daß sie durch sündhafte Liebe in ihrem Verhältnis mit einem Tapferen — mit Tancolf, den sie heiß im Stillen geliebt, obgleich ganz ohne Sünde, denn ihre Lippen berührten nur einmal in der Mondscheinnacht auf den Dünen die Brust seines Pferdes, — ein Knäblein geboren hat. Nach dem Tode ihres Gemahls von allen verstoßen, des größten Lasters beschuldigt, stirbt sie mit ihm den Feuertod im flammenden Schiff.

Weder vom „Liede von Schein und Wesen", das bis jetzt noch immer unvollendet geblieben ist, noch von den verschiedenen Sammlungen philosophischer, sozialer, medizinischer und litterarischer Aufsätze, die jedoch viel merkwürdiges enthalten und die, wie alles, was van Eeden schrieb, Offenbarungen sind des Höchsten und Edelsten in der heutigen hollän-

dischen Litteratur, gestattet der Raum mir hier zu sprechen. Ich will zum Schluß hier blos noch die „Einzelnen Verse“ anzeigen, seine letzte Arbeit, die vor einigen Monaten erschienen, und von der Kloos im Nieuwen Gids sagte: „Dichter ist nur der, für wen die Dichtkunst nicht blos ein leeres Wortgespiel, sondern die zur Musik gewordene Empfindung seiner Seele ist . . .“

Wenn man sie in diesem Lichte betrachtet, gehören diese „Enkele Verzen“ des Frederik van Eeden mit zu den schönsten Büchern, die unsere heutige Litteratur aufzuweisen hat. Wie stille, weiße Blumen, die unsichtbar atmend ihr stilles Leben aushauchen, sind diese Verse. Sie leben für immer.

Van Eeden, der früher als Arzt in Amsterdam weilte und, seit er die Praxis aufgegeben hat, wie viele andere der nordniederländischen Schriftsteller in Bussum wohnt, ist nicht blos einer der größten unserer jetzt lebenden Dichter, er ist auch der beste, edelste Mensch. Zu ihm kommt, sagt man, wie zum alten König David „jeder Mann, der eine Last trägt, und jeder Mann, der einen Gläubiger hat“. Doch, obgleich er nie Bezahlung fordert, heilt er seine Kranken, pflegt er die Alten, die Hilflosen, heilt er, sagt man, wohl die meisten durch die wunderbare Kraft, die Gott ihm mehr als jemals einem anderen Dichter verlieh, — den heiligen Strom des Magnetismus, dessen Geheimnisse er erprobt und durchgründet hat. Denn auch als Arzt gehört er zu den Vortrefflichsten. . . .



Luxemburgisches.

Von Tony Kellen (Rüttenscheidt).

(Nachdruck verboten.)

Die Hauptvertreter der luxemburger Dialektlitteratur sind Michel Lentz, der das Nationallied „Feierwon“ und eine Anzahl anderer Lieder und Gedichte verfaßt hat, und Ed. de la Fontaine, der unter dem Pseudonym Dicks einige prächtige Lustspiele gedichtet hat, die im luxemburger Lande volkstümlich geworden sind. Als diese beiden Nationaldichter vor einigen Jahren das Zeitliche segneten, schien sich so bald kein Ersatz für sie zu finden. Dicks und Lentz waren die beiden ersten gewesen, die die einheimische Mundart, die sich an die von Köln und der Eifel anschließt, aber mit zahlreichen verstümmelten französischen Wörtern durchsetzt ist, in größerem Maßstabe litterarisch verwendet hatten. Was man bis dahin für vollständig unmöglich gehalten hatte, war ihnen gelungen: sie hatten der rauhen Mundart einen solchen Schliff zu geben gewußt, daß sie sogar zu durchaus sangbaren Liedern verwendet werden konnte.

Der große Erfolg, den die Dicksschen Lustspiele hatten, veranlaßte in den letzten Jahren einige Luxemburger ebenfalls in der Mundart zu dichten. Die Bevölkerung bringt denn auch jetzt solchen Werken mehr Verständnis entgegen als früher. Nach Art des elsässischen Theaters in Straßburg sind es Dilettanten, die die in der Mundart geschriebenen Theaterstücke aufführen. Im Stadttheater zu Luxemburg hat neuerdings „De Schefer von Asselburn, letzeburger Vollekfsteck a veer Akten“ von J. B. Weber (Der Schäfer von Asselborn, luxemburger Volksstück in 4 Akten; Luxemburg, Verlag von E. Schröll) viel Beifall gefunden.*) Es sind Szenen aus dem Bauernkrieg von 1798. Damals lehnten sich die Bauern des Oeslings, des nördlichen gebirgigen Teils des luxemburger Landes, gegen die Franzosen auf, bewaffneten sich mit allerlei Instrumenten, unterlagen aber schließlich im Kampfe gegen die wohlbewaffneten Truppen. Weber hat den Aufstand in lebensvollen Bildern gezeichnet. Der „Schefermisch“ (Schäfer Michel) kämpft mit gegen die Franzosen, wird in dem Gefecht bei Clerf gefangen genommen und nach Luxemburg auf die Festung gebracht. Er könnte sein Leben retten, wenn er sagen würde, er habe nicht die Absicht gehabt, auf die Franzosen zu schießen. Aber seine ehrliche Natur sträubt sich gegen eine Lüge. Seine ehemalige Geliebte, die ihm untreu geworden war und sich in einen französischen Gendarm verliebt hatte, kommt dort zu ihm, bittet ihn um Verzeihung und stürzt sich dann vom Festungswall hinunter. Mit diesem tragischen Ausgang endigt das Stück, das die Erinnerung an die blutigen Ereignisse vor hundert Jahren wachruft. Das Werk ist dramatisch sehr wirkungsvoll. Die Bauern reden darin ihre harte, derbe und kernige Sprache, die eines eigenartigen Humors nicht entbehrt. Die luxemburger Mundart ist überhaupt reich an urwüchsigen Ausdrücken und bildlichen Redensarten. Manchmal scheint es mir fast, als ob der Verfasser (früher Regierungsbeamter, jetzt Redakteur der „Luxemburger Zeitung“) die Kraftausdrücke zu sehr häufte, aber eben deshalb ist das Werk auch in sprachlicher Hinsicht von großem Interesse.

Ein anderer luxemburger Dichter ist André Duchscher, ein Fabrikbesitzer, der unter dem Pseudonym Andrei (Andreas) mehrere „Echternoacher Theatersteker“ veröffentlicht hat (Luxemburg, L. Bück). Diese Lustspiele spielen in der Gegenwart und zwar in Arbeiter- und Handwerkerkreisen. Sie enthalten manche gutgezeichnete Typen aus dem Volksleben, aber sie reichen nicht an die Lustspiele von Dicks heran. Sie sind auch nicht so dramatisch aufgebaut, nicht so passend wie diese. Dicks hat in seine Lustspiele Kuplets eingestreut, die zu wahren Volksliedern geworden sind. Dagegen sind die Lieder, die Duchscher in seine Theaterstücke eingeschaltet hat, nicht so volkstümlich; sie sind schwerfällig und nicht abgerundet. Was die Sprache überhaupt betrifft, so ist es die Mundart, die in Echternach, einem Städtchen an der preußischen Grenze, und Umgegend gesprochen wird. Sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen luxemburger Mundart hauptsächlich dadurch, daß viele Wörter gedehnter und besonders die Vokale breiter ausgesprochen werden.

Die luxemburger Mundart wird übrigens in naher Zukunft eine eingehende lexikographische Bearbeitung erfahren. Der Wörterschatz ist in den letzten Jahren gesammelt worden, und mit Unterstützung der Regierung soll demnächst ein vollständiges Wörterbuch der luxemburger Mundart erscheinen. Den Kennern und Forschern der deutschen Mundarten wird dieses Werk, das hoffentlich ein würdiges Gegenstück zu dem Wörterbuch der elsässischen Mundart und ähnlichen Arbeiten bilden

*) Von uns schon auf Sp. 571 kurz erwähnt. D. Red.

wird, gewiß sehr erwünscht sein. Das Werk wird auch die vielfach in Deutschland herrschende Ansicht, die luxemburger Mundart bestehe mehr aus französischen denn aus deutschen Wörtern, gründlich widerlegen.



Die lettische Litteratur.

Von **Reinhold Kaupo** (Riga).

(Nachdruck verboten.)

Die lettische Litteratur wurde durch die Reformationsbewegung im 16. Jahrhundert hervorgerufen. Sie wurde durch die deutsch-lutherische Geistlichkeit im südlichen Teil der Ostsee-Provinzen, dem von den Letten bevölkerten Gebiet, geschaffen. Das erste Buch, das 1586 in lettischer Sprache erschien, war Martin Luthers kleiner Katechismus. In der Hand der Geistlichkeit lag die Pflege der Litteratur bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Letten waren bis 1820 leibeigene Bauern, die mit Hab und Gut ihren deutschen Herren angehörten. Die zur geistigen Fürsorge der Letten Berufenen bestrebten sich, durch Kirche und Schule, durch Wort und Schrift eine christliche Kultur unter dem Landvolke zu verbreiten. Mit weltlichen Schriften belehrenden und poetischen Inhalts trat als der erste G. F. Stender (1714—96) auf. Einige seiner Schriften wurden so populär, daß sie bis zum heutigen Tage im Volke sich erhalten haben.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde eine starke nationale Bewegung unter den Letten bemerkbar. Sie richtete sich gegen die Deutschen im Lande und suchte Berührungspunkte mit den Russen. Dank dem liberalen und demokratischen Zuge in der russischen Politik nach dem Krimkriege gelang es den Letten, von der Bevormundung der Deutschen sich zu emanzipieren und wirtschaftlich und geistig zu einiger Selbständigkeit zu kommen. Die Agrarreform ermöglichte es ihnen, zu freien Eigentümern ihres Bodens zu werden; die Bauernverordnungen schufen zahlreiche, auf Selbstverwaltung beruhende Gemeinden. Es bildete sich eine lettische Intelligenz, die früher germanisiert wurde. Ein Teil der studierenden lettischen Jugend trennte sich von den deutschen Heimatsgenossen und schlug seine eigenen Wege ein. Voran ging Chr. Waldemar (1825—91), der später durch die Begründung vieler Navigationsschulen und die thatkräftige Förderung des Seewesens nicht allein am baltischen Strande, sondern im ganzen russischen Reiche sich große Verdienste erwarb, und dem vor kurzem in Riga ein Denkmal errichtet wurde. Ihm schlossen sich Juris Allunan und Chr. Baron an. Der erstere bewies durch meisterhafte Uebersetzung klassischer Gedichte die Fähigkeit der lettischen Sprache, die feinste Poesie wiederzugeben; der zweite vereinigte wissenschaftlichen Ernst mit ausgesprochener Vorliebe für Volkspoesie. Sie gründeten 1865 die „Peterburgas Awises“ (Petersburger Zeitung), wodurch die nationale Presse ins Leben gerufen wurde.

Zu derselben Zeit wurden die Grundlagen für eine national-lettische Litteratur gewonnen. Die Volkspoesie war im Volke lebendig. Allenthalben erwachte das Streben, die Schätze der Poesie im Schoße des Volkes aufzusuchen und ans Licht zu fördern. Das Verdienst, dieses Streben mächtig angeregt zu haben, gebührt Brihwsemneeks-Treuland. Er leitete tausend Fäden ins Volk, um jene Schätze emporzuziehen. Auch liegen zahlreiche und zumeist die ersten Veröffentlichungen der lettischen Folklore, Märchen, Lieder, Sprichwörter, Rätsel, Zauberformeln, besonders für das russische Publikum bearbeitet, von ihm gedruckt vor.

Chr. Baron fühlte sich berufen, die schier unübersehbare Menge der lettischen Volkslieder zu gruppieren, zu ordnen und mit Hilfe H. Wissendorfs herauszugeben. Die Ergebnisse seiner langjährigen Thätigkeit kommen erst jetzt zum Vorschein. Vor kurzem erschien das zehnte Heft seiner Volksliedersammlung „Latwju dainas“, womit der erste Band dieses Werkes abgeschlossen ist. Er umfaßt auf 947 Seiten 5258 meist vierzeilige Lieder nebst zahlreichen Varianten, deren Hingehörigkeit nach Gegenden und Einsendern genau bezeichnet ist. Es sind im ganzen 200 000 Lieder (meist Vierzeiler), die in Manuskripten und einigen gedruckten Arbeiten vorliegen, zu ordnen. Etwa der achte Teil dieser Lieder ist selbständig; die übrigen sind Varianten und Wiederholungen. Durch genaue Bezeichnung der Quelle wird aber ein jedes Lied berücksichtigt. Um sich in diesem Liederwalde zurechtzufinden, bedient sich Baron eines besonderen Mechanismus.

Die Volkspoesie gab den Grund zu einer eigenartigen Kunstpoesie. Die ersten lettischen National-Dichter waren Auseklis (1850—79) und Pumpurs (geb. 1841). Sie schöpften ihre Begeisterung aus dem erwachten Nationalbewußtsein, entnahmen ihren Stoff hauptsächlich der lettischen Mythologie und Sage, die Form ihrer Dichtungen hauptsächlich dem Volksliede. Pumpurs versuchte durch Bearbeitung einiger lettischer Sagen auch eine Art Volksepos zu schaffen („Lahtschplehsis“). Den Gedanken, die lettischen Märchen in ihrem Zusammenhange lettisch zu bearbeiten, führte der Lektor der lettischen Sprache an der dörptschen Universität Lautenbach-Juhsminsch durch. Auf Grund der Volksmärchen und mit Benutzung der anderen Erzeugnisse des Volkes schrieb er „Needrischu Widwuts“, ein Epos in 24 Gesängen. Das Werk hat von inniger, gemütvoller Einfachheit des Volksgeistes wenig an sich; man verspürt an ihm etwas von wissenschaftlicher Trockenheit. Da man auch im Volke keine Reste von einem eigentlichen Epos gefunden hat, so könnte diese Dichtung wohl nicht mit demselben Recht als Volksepos gelten, wie der auf Grund von epischen Bruchstücken und Märchen verfaßte „Kalewipoeg“ der benachbarten Esthen.

Gleichzeitig erwuchs eine üppig emporschießende erzählende Dichtung. Der erste, der einzelne Episoden aus dem Volksleben realistisch darstellte, war Juris Neikenn (1826—68). Ein breites, treffendes Bild vom Gesamtleben des Volkes zur Zeit der Vermessung der Bauernländereien entwarfen die Gebrüder Kaudsites Reinis und Matihß in „Mehrneeku laiki“ (die Zeiten der Revision, 1879). Bald waren mehrere talentvolle Schriftsteller in dieser Litteraturgattung thätig. Mit religiöser Gesinnung und sittlichem Ernst blickte Apsischu Jehkabs ins Leben der geringsten Brüder und brachte es in plastischen Bildern und mit überwältigendem Pathos zum Ausdruck. Feinheit im Stil, Meister-

schaft in der Zeichnung heftiger Leidenschaften bewies Rudolf Blauman. Seiner Kunst treu ergeben, meißelt er ungestört seine reizenden Novellen, während Apsischu Jehkabs durch die neuen Strömungen im geistigen Leben die Sicherheit des Künstlers verloren hat. Mit epischer Ruhe schreibt August Deglaws seine frisch realistischen, mehrere Bände füllenden Romane. In humoristisch-realistischer Darstellung einzelner Situationen unübertrefflich, bald im derben Realismus sich bewegend, bald zu romantischen Verwickelungen greifend, gegen die Modernen polemisierend, bringt J. Purapuke seine umfangreichen Romane und aphoristischen Skizzen zu Papier.

Die Moderne hat sich also auch bei uns gezeigt. Sie ist ein Faktor, mit dem ein jeder am Geistesleben der Gegenwart beteiligte Lette rechnen muß. Es sind etwa fünf Jahre her, als die Wellen der neurealistischen Bewegung unseren baltischen Strand erreichten. In ihren Strudel wurde besonders die lernende und studierende Jugend hineingerissen. Die Jungen fühlten sich berufen, an der bestehenden Litteratur, an den im Volke bekannten Schriftstellern, an den nationalen Bestrebungen, an den herrschenden Zuständen rücksichtslos Kritik zu üben. Realismus, Evolutionismus, Frauenemanzipation, Nationalökonomie, Arbeiterfrage waren die neuen Schlagwörter. Besonders bei der Aufführung der „Ehre" von Hermann Sudermann im lettischen Theater zu Riga im Frühjahr 1894 sollten die Gegensätze zwischen Alten und Jungen zum Vorschein kommen. Der Lärm ging durch alle Zeitungen und nahm auch die örtliche deutsche Presse mit. In der Litteratur brachten die Jungen wenig Originelles hervor. Hauptsächlich wurden sie hier durch Elsa Rosenberg (Aspasija) vertreten. Sie verfaßte „Die verlorenen Rechte", ein Trauerspiel, in dem ein junges Mädchen, das für die Erhaltung ihrer Angehörigen nach verzweifeltem Kampfe einem Reichen sich preisgiebt und dadurch ihrer Rechte auf eheliches Glück verlustig wird, in der Mitte steht. Die Dichterin schrieb noch mehrere Dramen, in denen bald der Erdgeruch des Naturalismus, bald der Veilchenduft der Romantik zu verspüren ist. Sie hat das Bedürfnis nach einer rauschenden, wie ein Feuerstrom brausenden Poesie, das sich auch in ihren lyrischen Gedichten kundgiebt.

Der Sturm und Drang der Jungen ließ bald nach, da sie in ihrem Streben auf sozialem Gebiet, ihrem eigentlichen Wirkungskreis, auf ernste Hindernisse stießen. Man wandte sich wieder der Kunst zu, doch nicht mehr der alten. Einen neuen Aufschwung nahm die Lyrik. Außer Elsa Rosenberg liehen Poruku Jahnis, Swahrgulu Edwards, Janschewski, Waldis u. a. der neuen Zeitstimmung Ausdruck. An litterarische Erzeugnisse werden wieder strengere Kunstforderungen gestellt. Die sozialen nnd psychologischen Probleme sind aus der Litteratur nicht geschwunden. Durch reichere Erfahrung ausgestattet, versuchen sich in der Belletristik Seltmatis, Mesits, Andreews Needra, Pehrseetis. Der letztere hat auch in der modernen Fabel Originalität bewiesen. Poruku Jahnis, eine tief individuelle Natur, zeigt zum Symbolismus und zur Dekadence Neigung.

In der Uebersetzungslitteratur ist besonders auf Goethes „Faust" hinzuweisen, der von Elsa Rosenberg und Rainis meisterhaft ins Lettische übertragen, in der Monatsschrift „Mehneschraksts" abgedruckt wurde und in prachtvoller Ausstattung, mit zahlreichen Illustrationen im Verlage von Ernst Plates in Riga erschien. In derselben Art erscheint daselbst in derselben Uebersetzung „Die versunkene Glocke" von Gerhart Hauptmann.

Es fehlt, wie man sieht, nicht an Schaffensfreudigkeit in der beschränkten Werkstatt des lettischen Schrifttums. Die rege Berührung der Schaffenden mit den großen Litteraturen verbürgt für die zwei Millionen des Lettenvolkes ihren Anteil an dem geistigen Fortschritt der Kulturwelt.



Aus dem „kleinen Johannes".

Von **Frederik van Eeden** (Bussum).*)

Bist du je an einem sonnigen Herbsttage durch den Wald gestreift? Wenn die Sonne so still und klar auf das reichgefärbte Laub strahlt, wenn die Aeste knacken und die dürren Blätter unter deinem Fuße zittern?

Dann erscheint der Wald so müde, — er vermag nur noch zu sinnen und lebt in alten Erinnerungen. Ein blauer Nebel umgiebt ihn wie ein Traum mit geheimnisvoller Pracht, und die glänzenden Herbstfäden schweben durch die Luft in träger Schwingung, wie schöne, stille Träume.

Allein aus dem feuchten Boden, zwischen Moos und dürren Blättern schießen alsdann plötzlich und rätselhaft die wunderlichen Gebilde der Pilze empor. Manche dick, unförmlich und fleischig, andere schlank und schmächtig mit geringeltem Stiel und glänzend gefärbtem Hut. Das sind sonderbare Traumbilder des Waldes.

Dann sieht man auch auf morschen Baumstämmen zahllose kleine weiße Stämmchen mit schwarzen Spitzchen, die wie verbrannt aussehen. Einige kluge Leute halten sie für eine Art Schwämme. Johannes aber wurde eines Besseren belehrt:

Es sind Kerzen. Sie brennen in stillen Herbstnächten, dann sitzen die Heinzelmännchen dabei und lesen in winzigen Büchelchen.

Das lehrte ihn Windekind an so einem stillen Herbsttage, und Johannes trank Träumerstimmung mit dem dumpfen Geruch, der aus dem Waldboden emporstieg.

„Weshalb tragen die Blätter der Esche so schwarze Flecke?"

„Ja, das machen auch die Heinzelmännchen," sagte Windekind. „Wenn sie nachts geschrieben haben, schütten sie den Rest aus ihren Tintenfäßchen über die Blätter aus. Sie können den Baum nicht leiden. Von Eschenholz macht man Kreuze und Stiele für Klingelbeutel."

Und nun sollte er die Heinzelmännchen sehen.

Es war der rechte Tag dazu. Gar stille, gar stille. Johannes meinte schon, ihre feinen Stimmchen und das Rascheln ihrer Füßchen zu hören, es war aber noch Mittag. Die Vögel waren fort, alle fort, bloß die Drosseln schmausten noch von den hochroten Beeren. Eine saß im Strich eingefangen. Mit ausgespreizten Flügeln hing sie daselbst und zappelte, bis das scharfumklemmte Pfötchen fast auseinander riß. Bald befreite

*) Der vortrefflichen deutschen Ausgabe von Anna Fles entnommen (Halle, Otto Hendel; mit einem Vorwort von Dr. Paul Raché. Preis M. 0,60, geb M. 0,75). — Windekind ist eine Elfe. Durch seinen Kuß ist auch der kleine Johannes in eine winzige Elfe verwandelt worden und macht nun mit seinem kundigen Führer allerhand Entdeckungsfahrten durch die Welt des Kleinen.

Johannes sie, und unter frohem Zwitschern flog sie schleunigst davon.

Die Pilze waren unter sich in eifrigem Gespräch begriffen.

„Seht mich doch an," sagte ein dicker Teufelsschwamm. „Saht ihr je etwas dergleichen? Seht, wie dick und weiß mein Stiel ist, und wie mein Hut glänzt. Ich bin der größte unter allen. Und das in einer Nacht."

„Pah!" sagte der rote Fliegenschwamm, „du bist recht plump. So braun und grob. Ich dagegen wiege mich auf meinem schlanken Stiele wie ein Rohrstengel. Ich bin prachtvoll rot wie die Vogelbeeren und zierlich gefleckt. Ich bin schöner denn alle."

„Still!" sagte Johannes, der sie von früher her kannte, „ihr seid beide giftig."

„Das ist eine Tugend," sagte der Fliegenschwamm.

„Bist du vielleicht ein Mensch?" brummte der Dicke höhnend, „dann möchte ich schon, du verspeistest mich!"

Das that nun Johannes freilich nicht. Er nahm dürre Zweiglein und steckte diese in den fleischigen Hut. Das sah drollig aus, und alle anderen lachten. Auch eine Gruppe dünner Pilzchen, mit braunen Köpfchen, die zusammen in etwa zwei Stunden emporgeschossen waren und sich vordrängten, um in die Welt hineinzusehen. Der Teufelsschwamm wurde blau vor Aerger. Dabei kam seine giftige Art ans Licht.

Erdsterne erhoben ihre runden, aufgedunsenen Köpfchen auf vierspitzigen Fußgestellen. Dann und wann flog ein braunes Wölkchen von äußerst feinem Staub aus der Oeffnung des runden Köpfchens heraus. Wo der Staub hinfiel in den feuchten Boden, sollten sich Fäden durch die schwarze Erde flechten und im kommenden Jahre hunderte neuer Erdsterne erstehen.

„Welch ein schönes Dasein!" sagten sie zu einander. „Stauben ist der höchste Lebenszweck. Welches Glück, stauben zu können, so lange man lebt!"

Und mit andachtsvoller Hingebung trieben sie die kleinen Staubwölkchen in die Luft.

„Haben sie recht, Windekind?"

„Warum denn nicht? Was kann ihnen höher sein? Glücklich, daß sie nicht mehr verlangen, denn sie vermögen nichts anderes."

Als die Nacht hereingesunken war und die Schatten der Bäume in einem gleichmäßigen Dunkel zusammengeflossen waren, hörte das geheimnisvolle Waldweben nicht auf. Die Aestlein knackten und knisterten, die dürren Blättchen raschelten hier und dort zwischen dem Grase und im Gestrüpp. Johannes fühlte den Zugwind unhörbarer Flügelschläge und war sich der Nähe unsichtbarer Wesen bewußt. Jetzt hörte er aber deutlich Stimmen flüstern und Füßchen trippeln. Sieh, dort in der dunkeln Tiefe des Gebüsches glühte eben ein kleiner blauer Funken und verschwand. Da wieder einer, und wieder. Still! ... Wenn er aufmerksam lauschte, so hörte er ein Rascheln in den Blättern ganz in seiner Nähe, — bei jenem dunklen Baumstumpf. Die blauen Lichtlein kamen hinter ihm hervor und hielten ein auf der Spitze.

Allerorten sah Johannes jetzt Lichter glitzern; sie schwebten zwischen dem dunklen Laube, sausten in kleinen Sprüngen über den Boden hin, und eine große funkelnde Masse strahlte wie ein blaues Freudenfeuer in der Ferne.

„Was für Feuer ist das?" fragte Johannes. „Das brennt prachtvoll."

„Das ist ein morscher Baumstamm," sagte Windekind.

Sie gingen auf ein stilles, klares Lichtlein zu.

„Nun werde ich dich dem Wüßtich vorstellen. Er ist der älteste und der gescheidteste unter den Heinzelmännchen."

Als Johannes näher getreten war, sah er ihn bei seinem Lichtlein sitzen. Deutlich vermochte man beim blauen Scheine das runzlige Gesicht mit dem grauen Bart zu unterscheiden; er las laut mit zusammengezogenen Augenbrauen. Auf dem Köpfchen trug er ein Eichelkäppchen mit einer kleinen Feder, — vor ihm saß eine Kreuzspinne und hörte ihm zu.

Als die beiden sich nahten, blickte das Heinzelmännchen, ohne den Kopf zu erheben, aus seinem Büchelchen auf und zog die Augenbrauen in die Höhe. Die Kreuzspinne kroch hinweg.

„Guten Abend," sagte das Heinzelmännchen; „ich bin der Wüßtich. Wer seid ihr zwei?"

„Ich heiße Johannes. Ich möchte gerne Bekanntschaft mit dir machen. Was liest du da?"

„Das paßt nicht für deine Ohren," sagte Wüßtich, „das ist bloß etwas für Kreuzspinnen."

„Zeige es mir auch einmal, lieber Wüßtich," bat Johannes.

„Das darf ich nicht. Es ist das heilige Buch der Spinnen, das ich ihnen verwahre und nie andern Händen geben darf. Ich habe die heiligen Schriften der Käfer und Schmetterlinge und Igel und Maulwürfe und von allem, was hier lebt. Sie können nicht alle lesen, und wenn sie nun etwas wissen wollen, so lese ich es ihnen vor. Das ist mir eine große Ehre, ein Vertrauensposten, verstehst du?"

Das Männlein nickte zu wiederholten Malen recht ernst und hob einen Zeigefinger in die Höhe.

„Womit warst du jetzt beschäftigt?"

„Mit der Geschichte des Kritzelflink, des großen Helden unter den Kreuzspinnen, der vor langer Zeit lebte und ein Netz besaß, das über drei Bäumen ausgespannt war und in dem er an einem Tage zwölfhundert Fliegen einfing. Vor Kritzelflinks Zeit machten die Spinnen keine Netze und lebten von Gras und toten Tieren; Kritzelflink aber war ein klarer Kopf und wies nach, daß auch lebende Tiere zum Futter für die Spinnen geschaffen wären. Alsdann erfand Kritzelflink auch die kunstvollen Netze durch schwierige Berechnungen, denn er war ein großer Mathematiker, und die Kreuzspinnen machen ihre Netze genau, Fädchen an Fädchen, so wie er es gelehrt, nur viel kleiner. Denn das Geschlecht der Spinnen ist sehr entartet. Kritzelflink fing große Vögel in seinem Netz und ermordete tausend seiner eigenen Kinder, — das war einmal eine große Spinne! Schließlich kam ein gewaltiger Sturm heran und schleppte den Kritzelflink mit samt seinem Netz und den drei Bäumen, an welchen es befestigt war, mit durch die Luft in weit entfernte Wälder, wo er nun auf ewig verehrt wird wegen seines großen Mordsinnes und seiner Geschicklichkeit."

„Ist das alles Wahrheit?" fragte Johannes.

„In diesem Büchlein steht es," sagte Wüßtich.

„Glaubst du es?"

Wüßtich sah Johannes etwas mißtrauisch an.

„Was für ein Wesen bist du denn eigentlich, Johannes? Du hast etwas — etwas so menschliches, möchte ich sagen."

„Nein, nein! beruhige dich, Wüßtich," sagte Windekind, „wir sind Elfen. Früher aber verkehrte Johannes viel unter Menschen. Du kannst ihm aber trauen. Es wird ihm nicht schaden."

„Ja, ja! das ist alles schön und gut, ich aber gelte für den klügsten unter den Gnomen, und ich habe lange und fleißig studiert, bis ich das wußte, was ich jetzt weiß. Nun muß ich vorsichtig sein mit meiner Weisheit. Wenn ich zu viel erzähle, komme ich um meinen Ruf."

„In welchem Büchlein meinst du wohl, daß das Richtige stehe?"

„Ich las schon vieles, ich glaube aber nicht, daß ich das Büchlein je las. Es ist nicht das Elfenbüchlein, auch nicht das Gnomenbüchlein. Dennoch muß es existieren."

„Das Menschenbüchlein vielleicht?"

„Das kenne ich nicht, ich kann es aber kaum glauben. Denn das wahre Büchlein muß großes Glück und großen Frieden bringen — darin muß genau stehen, warum alles so ist, wie es eben ist, damit keiner

je mehr fragen oder wünschen kann. Und so weit sind die Menschen noch nicht, glaube ich.“

„O nein!“ lachte Windekind.

„Giebt es denn aber auch solch ein Büchlein?“ fragte Johannes begierig.

„Ja, ja!“ flüsterte das Heinzelmännchen, „ich weiß es — von alten, alten Erzählungen her. Und stille! Ich weiß auch, wo es ist und wer es zu finden vermag.“

„O Wüßtich! Wüßtich!“

„Warum hast du es denn noch nicht?“ fragte Windekind.

„Nur Geduld, das wird schon kommen. Manche Einzelheiten kenne ich noch nicht. Bald aber werde ich es finden. Ich habe mein Leben lang dafür gearbeitet und danach gesucht. Denn dem, der es findet, wird das Leben sein wie ein sonniger Herbsttag, blauer Himmel oben und blauer Nebel umher; kein fallendes Blatt wird aber rauschen, kein Aestlein knistern und kein Tropfen fallen; die Schatten werden sich nicht ändern, und das Gold auf den Baumeswipfeln wird nie erblassen. Was uns hell erscheint, wird finster sein, und was uns glücklich scheint, wird traurig werden für den, welcher das Buch gelesen hat. Ja, das alles weiß ich, und ich werde es auch einmal finden.“

Der Kobold zog die Augenbrauen ganz in die Höhe und legte den Finger auf den Mund.

„Wüßtich, könntest du mich lehren,“ hob Johannes an; ehe er aber vollenden konnte, fühlte er einen heftigen Windstoß und sah ein großes, schwarzes Gebild über sich, das schnell und unhörbar vorbeischoß.

Als er sich nach Wüßtich umschaute, sah er noch eben, wie ein Füßchen in den Baumstamm verschwand. Schwupps! war das Heinzelmännchen mitsamt dem Büchelchen in seine Höhle gesprungen. Das Lichtlein brannte allmählich schwächer und verlosch auf einmal. Es sind sehr eigentümliche Kerzchen.

„Was war das?“ fragte Johannes, der sich in der Dunkelheit an Windekind festklammerte.

„Ein Uhu,“ sagte Windekind.

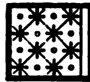
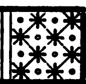
Beide schwiegen eine Zeitlang. Dann fragte Johannes: „Glaubst du das, was Wüßtich sagte?“

„Der Wüßtich ist nicht so gescheit, wie er selber wohl meint. Solch ein Büchelchen findet er nimmer, und auch du findest es nicht.“

„Aber giebt es eins?“

„Das Büchelchen ist da, so wie dein Schatten da ist, Johannes. Wie du auch laufen magst, und wie umsichtig du auch haschen magst, du wirst ihn nicht einholen oder ergreifen. Und endlich gewahrst du, daß du dich selber suchst. Sei kein Thor und vergiß das Koboldgeschwätz. Ich will dir hundert schönere Geschichten erzählen. Komm mit mir. Wir wollen an den Saum des Waldes gehen und sehen, wie unser guter Vater die weißen, wollenen Taudecken von den schlafenden Wiesen hebt. Komm mit!“

Johannes ging, Windekinds Worte aber verstand er nicht, und seinen Rat befolgte er nicht. Und während er den glänzenden Herbstmorgen dämmern sah, sann er nach über das Büchlein, in dem stand, weshalb alles so ist, wie es ist — und leise wiederholte er vor sich hin: „Wüßtich! Wüßtich!“

 **Echo der Zeitungen** 

Was ist uns Indien?

Der bekannte Orientalist Prof. Leopold v. Schröder, der bisher in Innsbruck wirkte, hat kürzlich bei der Uebernahme seiner ordentlichen Professur an der Universität Wien eine Antrittsvorlesung über das Thema „Indiens geistige Bedeutung für Europa“ gehalten, die jetzt in der 151. Beilage zur Allgemeinen Zeitung gedruckt vorliegt. Bei dem wachsenden Interesse, das in unseren Tagen die indische Kultur und der Buddhismus gerade in Deutschland findet, und das sich auch in unserer schönen Litteratur da und dort schon wiederspiegelt (Bleibtreus Drama „Karma“, Ferdinand v. Hornsteins „Buddha“ u. a.), dürfte ein Auszug aus Schröders interessantem Vortrag hier willkommen sein.

Schröder zählt zunächst die verschiedenen alten Kulturerrungenschaften auf, die Europa den Indern verdankt: das dekadische Ziffernsystem, die Algebra, das Schachspiel, die Grundlagen der Musiktheorie, um dann fortzufahren: „Von weit größerer Bedeutung ist indessen ein anderer Punkt. Die Inder sind auch die Schöpfer einer reichen Fülle von Märchen und Fabeln, die auf mannigfaltigen, vielfach verschlungenen Wegen durch den Orient nach Europa wanderten, Litteratur, Leben und Denken der europäischen Völker in nachhaltigster, reichster Weise befruchtend. Insbesondere war es das große Märchen- und Fabelwerk Pancatantra, das im 6. Jahrhundert n. Chr. auf Befehl des berühmten persischen Herrschers Chosru Anushirvan ins Persische übersetzt wurde, aus Persien dann zu den Arabern wanderte, aus dem Arabischen ins Hebräische und aus dem Hebräischen durch Johann von Capua im 13. Jahrhundert ins Lateinische übertragen ward. Nach dem Lateinischen des Johann von Capua wurde dann im 15. Jahrhundert unter den Auspizien des bekannten Grafen Eberhard von Württemberg eine vortreffliche deutsche Uebersetzung angefertigt und gedruckt. Sie gehörte sogar zu den ersten Erzeugnissen der deutschen Buchdruckerkunst, erschien unter dem Titel „Buch der Byspel der alten Weisen“, fand sehr viel Beifall, erlebte in kurzer Frist mehrere Auflagen und wurde mehrere Jahrhunderte hindurch noch vielfach neu gedruckt. Diese deutsche Uebersetzung ist nach Benfey, dem bahnbrechenden Forscher auf diesem Gebiet, von wesentlichem Einfluß auf die spanische gewesen; aus der spanischen ist die italienische geflossen, und auf dieser beruhen wieder die französische und die englische Uebersetzung des Werks. Eine Menge uns wohlbekannter Fabeln und Märchen sind auf diese Weise zu uns gekommen und oft im Laufe der Zeit so umgewandelt, daß nur der Kenner den Ursprung nachweisen kann.*)

Die Entdeckungs- und Kolonisationsbestrebungen der Neuzeit führten zuerst wieder Europäer nach Indien, allerdings zunächst nur zu Handelszwecken. Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts begann auch die Geisteswelt der Inder im Abendlande Teilnahme zu erwecken. Damals kam, durch englische Beamte und Missionäre vermittelt, die erste authentische Kunde über das Geistesleben der Inder nach Europa. „Die englischen Uebersetzungen der Çakuntalâ, der Bhagavadgîtâ riefen Staunen und Bewunderung hervor über die Tiefe und Originalität in Poesie und Philosophie, die sich hier offenbarte. Goethe begrüßte die Çakuntalâ (in der forsterschen deutschen Uebersetzung) mit den bekannten begeisterten Distichen; Wilhelm v. Humboldt schrieb über die Bhagavadgîtâ**) an Gentz, er danke Gott, daß er ihn so lange habe leben lassen, um dieses Gedicht lesen zu können. Das waren klassisch gestimmte Geister. Noch tiefergehend mußte die Wirkung bei den Romantikern sein. Ihren Tendenzen konnte nichts willkommener sein als ein genial begabtes, fernes, fremdes Volk, das schon in entlegener Zeit Zustände entwickelt hatte, die denen unseres Mittelalters merkwürdig ähnlich sahen. Die Inder waren den Romantikern wahlverwandt — waren sie doch selbst das Volk der Romantik im Altertum! Romantisch war ihre stark ausgeprägte Richtung auf das Ueberirdische, die ihr ganzes Leben und Denken beherrscht; romantisch ihre vom Wunderbaren durchaus beherrschte Poesie mit all ihren phan-

*) Sehr unterrichtend hierfür ist die kleine, in Heft 8 des „L. E.“ besprochene Sammlung „Indische Märchen“, die Friedrich v. d. Leyen herausgegeben und kommentiert hat (Halle, Otto Hendel, M. 1.—, geb. M. 1,25). D. Red.

**) Von diesem „hohen Lied von der Unsterblichkeit“ erschien soeben eine neue poetische Uebersetzung von Franz Hartmann (Leipzig, W. Friedrich, M. 1,50). Die Red.

tastischen, traumhaften, märchenhaften, schwärmerischen Elementen; romantisch auch — sehr im Gegensatz zum Griechentum — ihre Maßlosigkeit und Formlosigkeit; romantisch die innige, sinnvolle, träumerische Versenkung in das intimste Leben der Natur, der Pflanzen- und Tierwelt . . . Romantisch-mittelalterlich war die von den Begriffen der Sünde, Buße und Askese beherrschte Weltanschauung, der Glaube an die Erlangung übernatürlicher Kräfte durch asketische Büßungen, das stark ausgeprägte kontemplative Element und vieles andere mehr. Ja, manche der charakteristischen Züge der Romantik finden sich bei den Indern ins Ungeheuere gesteigert, so mächtig entwickelt, wie das in Europa nie der Fall gewesen. Nach dem Wunderlande Indien richten darum bald alle romantisch gestimmten Geister mit Vorliebe ihre Blicke. Die Führer der Bewegung aber, die beiden Brüder Schlegel, versenkten sich eifrig in das Studium der indischen Sprache und Litteratur. Friedrich Schlegel gab sein epochemachendes Buch „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder" heraus und wirkte auch in seinen hier in Wien gehaltenen Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Litteratur in gleicher Richtung; August Wilhelm wurde der Begründer der Sanskrit-Philologie in Europa, gab die Bhagavadgîtâ und das Râmâyana heraus und begründete eine ganz der Kunde Indiens gewidmete Zeitschrift, die „Indische Bibliothek". Und diese Studien trugen bald Früchte von unschätzbarem Wert. Vor allem erwuchs zunächst aus ihnen die neue Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung, die den genealogischen Zusammenhang der indogermanischen Völker nachwies . . .

Auch die Poesie Europas wurde durch Indien befruchtet, wenn auch vielleicht jetzt nicht so nachhaltig, wie einst durch die indischen Fabeln und Märchen. Der Erfolg der „Sakuntala" ist bekannt, wenn auch freilich Schiller damit recht behielt, als er dem Stück für unsere Bühnen die Zukunft absprach. Einen um so größeren Bühnenerfolg hatte neuerdings das geniale Drama des Çûdraka, das unter dem Titel „Vasantasena" über die Bretter ging. Rückerts „Nal und Damajanti", seine „Weisheit des Brahmanen" sind Perlen unserer Litteratur, und des Engländers Edwin Arnold „Leuchte Asiens" („Light of Asia") hat ungeheuren Erfolg gehabt.*) Freilich, der moderne Geschmack ist der indischen Poesie im ganzen nicht günstig. Das haben außer anderen auch die genialen Uebersetzungen des Grafen Schack „Stimmen vom Ganges" erfahren müssen, die lange nicht so bekannt und verbreitet sind, wie sie es verdienen.

Bedeutsamer war der Einfluß der indischen Philosophie und des Buddhismus auf das Denken und Empfinden unseres Jahrhunderts. Vor allem der Philosoph, der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die beherrschende Stellung einnimmt, Arthur Schopenhauer ist ganz von indischem Geist durchtränkt. Auf Kant und den Indern fußt er in gleichem Maß . . . Von dem mächtigen Einfluß Schopenhauers auf unsere Zeit, auf führende Geister, wie Eduard v. Hartmann und Richard Wagner, wie auf die breite Masse des Publikums will ich hier nicht reden. Er ist bekannt genug. Wohl aber verdient das weitreichende und tiefgreifende Interesse für den Buddhismus noch einer besonderen Erwähnung.

Kein indischer Name ist in annäherndem Grade so weit, so allgemein bekannt, wie derjenige Gâutama Buddhas, des Löwen aus dem Geschlecht der Çâkya; von seiner Person, von seiner Lehre will jeder etwas hören und wissen. Im Laufe dieses Jahrhunderts ist über diesen Mann in Europa allein eine mächtige Litteratur herangewachsen, die neben einer langen Reihe hervorragender wissenschaftlicher Werke eine geradezu unzählbare Menge von Büchern, Schriften, Reden und Aufsätzen populären Charakters aufweist.**) Jede Zeitschrift will einen Aufsatz, jeder Verein einen Vortrag über Buddha haben. Der Mann, der vor $2^1/_2$ Jahrtausenden in Indien predigte, ist heute für Europa eine Größe von aktueller Bedeutung, und als vor kurzem Waddel und Führer seine Geburtsstätte Kapilavastu mit Sicherheit entdeckten, da erschien dies als ein Ereignis ersten Ranges, eine Angelegenheit der gesamten Menschheit. Ja, das Studium des Buddhismus ist Unzähligen eine Herzenssache."

Von dieser „indischen Renaissance" erwartet Schröder nicht nur ein mächtiges Fortschreiten der in reichem Aufblühen begriffenen indologischen Forschung, sondern auch einen steigenden ethischen und ästhetischen Gewinn.

„Vielleicht kommt eine Zeit, vielleicht erleben wir sie noch, wo durch Synthese des goethe-schillerschen Geistes mit dem Besten, was die Romantik enthält, die „Moderne" überwunden wird. Dann wird man wohl auch die Augen wieder auf dasjenige richten, was Indien an ewig schönen Dichtungen erzeugt hat, dann werden sie vielleicht ein vertieftes, erweitertes Interesse finden. Und wenn im kommenden Jahrhundert der große Kampf zwischen Individualismus und Sozialismus, Egoismus und Altruismus ausgefochten wird, dann werden wir das indische „tat tvam asi" als mächtigen Bundesgenossen an der Seite des Christentums finden, in dem Kampf gegen die brutal-egoistische Herrenmoral, den Kultus der blonden Bestie und des Verbrechers, die der so ganz unzarathustrische moderne Zarathustra heraufbeschworen hat. Denn wesentlich dieselbe Moral, die uns die Bibel als „Gottes Wort" verkündet, findet sich bei den Indern philosophisch auf das gewaltige „tat tvam asi" begründet — eine sehr viel vornehmere, sehr viel edlere Moral, als jene vielgerühmte „Herrenmoral". Dieselben alten Weisen, die einst die Lehrer des Pythagoras, nachmals die des Schopenhauer waren, sie werden auch noch in dem Zukunftskampf gegen Nietzsche ihre Rolle spielen."

Auszüge.

Deutschland. In einer öffentlichen Sitzung der berliner Akademie der Wissenschaften hielt kürzlich der Professor der klassischen Philologie Geh. Rat Dr. Diels eine Rede über das Thema „Leibniz und das Problem der Universalsprache", worin er die Notwendigkeit einer Weltsprache, wie sie schon Leibniz angestrebt habe, im einzelnen darlegte und schließlich das Englische („die sprachliche Integration der zwei wesentlichen Kulturströme, des romanischen und des germanischen") als die Sprache der Zukunft feierte. Diese Ausführungen, die durch die meisten Blätter gingen, sind nicht unwidersprochen geblieben. In der „Tägl. Rdsch." (151) knüpfte zunächst Otto von Leixner namens der 75 Millionen Deutscher Worte scharfer Abwehr daran. Ausführlicher trat an gleicher Stelle (156) ein philologischer Fachgenosse des akademischen Festredners, Hans Meltzer, den von Diels entwickelten Anschauungen entgegen; ebenso eine „Professoren-Internationalität" überschriebene Zuschrift in der „Deutschen Welt" (45). Die Frage soll übrigens auf dem im Herbst zu Wiesbaden stattfindenden internationalen akademischen Kongreß einen Punkt der Beratungen bilden. — Ein anderer Gegenstand allgemeiner Unterhaltung war der neue Gesetzentwurf über das Urheberrecht an Werken der Litteratur und Tonkunst, dem eine Anzahl von Zeitungen Leitartikel widmeten. Im allgemeinen wird darin anerkannt, daß die neuen Bestimmungen dem geistigen Eigentum besseren Schutz gewähren als bisher, insbesondere auch den Privatbriefen, über deren litterarische Schutzberechtigung die Meinungen bisher bekanntlich stark auseinandergingen.

Speziellere Themen gab auch in dieser Berichtszeit die Litteraturgeschichte der klassischen und nachklassischen Zeit am reichlichsten her. Auf das Goethefest bereitet ein Artikel über „Goethes Vorfahren und Nachkommen" von Dr. R. Jung (Frankf. Ztg. 192) vor, mit dem sich stofflich teilweise das Gedenkblatt „Goethes Eltern" von

*) Deutsch von Arthur Pfungst, 1886. D. Red.

**) Wir verweisen hier auf Julius Harts Beitrag „Buddhistische Lyrik" in Heft 16. Die vortreffliche knappe Darstellung des Buddhismus von F. W. R. Davids liegt seit kurzem in Dr. Arthur Pfungsts Uebertragung deutsch vor (Reclams Univ.-Bibliothek, Preis M. 0,40). D. Red.

E. Mentzel (Frankf. Gen.-Anz. 156) deckt. Die selbe Verfasserin setzt ihre schon letzthin erwähnte Serie von Goethefeuilletons mit der Skizze „Der zwanzigjährige Goethe" (159) fort. Der in unserem Bericht über die düsseldorfer Goethefeier (s. unten „Nachrichten") erwähnte Vortrag von Dr. Sudhoff, „Goethe und die Rheinlande", wird von der „Rhein.-Westf. Ztg." (504) im Wortlaut gebracht; Berichte über die dortige Goethe-Ausstellung geben Dr. H. Houben in der „Tgl. Rdsch." (165), Ludwig Pietsch in der „Voss. Ztg." (331, 333). — Der Schillerforschung dient ein Artikel über „Schillers Beiträge in Gökingks Journal von und für Deutschland" von Ernst Müller-Tübingen (Allg. Ztg., Beil. 149). Für dieses Journal hat Schiller 1784 „einige Kleinigkeiten" geliefert, von denen bisher nur ein Beitrag, sein Bericht über Ifflands Darstellung des König Lear in Mannheim, bekannt war. Müller sucht es wahrscheinlich zu machen, daß auch einige andere geringfügige Notizen des Journals von Schiller herrühren. — Ueber „E. T. A. Hoffmann als Musikschriftsteller" äußert sich Edgar Istel-München (Frankf. Ztg. 186) im Anschluß an die kürzlich von H. vom Ende in Köln neu besorgte Ausgabe von Hoffmanns musikalischen Schriften, auf die wir noch zurückkommen werden. Es heißt da: „Hoffmann ist der Vater der Musikschriftstellerei im modernen Sinne; er zuerst zeigte, wie man tiefste Sachkenntnis und inniges Nachempfinden bei der Besprechung eines Kunstwerkes vereinigen kann." — Beziehungen zu modernen Kunstverhältnissen haben auch G. K. zu einer größeren Studie über Schlegels genialisch-frivolen Roman „Lucinde" (Nat.-Ztg. 428, 430) angeregt, die er mit den Worten einleitet: „Wer heute Friedrich Schlegels „Lucinde" unter dem Gesichtspunkte der litterarischen Strömungen der Gegenwart zu lesen versucht, der wird aus der Verwunderung gar nicht herauskommen. Er wird die Tendenzen des jüngsten Deutschland schon in diesem alten Roman finden, dessen hundertsten Geburtstag die Enkel der „Lucinde" in diesen Tagen zu feiern alle Veranlassung hätten." Am Schlusse der eingehenden Darstellung wird daran erinnert, wie der Roman in Vergessenheit geriet und erst durch das junge Deutschland, durch Gutzkows „Vertraute Briefe über Lucinde" wieder ans Licht gezogen wurde. „Es ist in der That erstaunlich," heißt es dann, „oder wenn man will, erschreckend, welche Aehnlichkeit zwischen den Romanen unserer modernen Naturalisten und jenem Werke besteht. Die „Lucinde" ist die Ahnfrau des modernen Romans, und wenn einer der stärksten Rufer im Streit (Conrad Alberti. D. Red.) behauptet hat, daß der Tod des größten Helden als dichterischer Stoff nicht höher stehe als die Geburtswehen einer Kuh, so kann man in Gutzkows sowohl, als in Friedrich Schlegels Programm dieselben Forderungen finden."

Zur Biographie Platens steuert ein Beitrag „Platens letzte Wanderfahrt in Italien" von Ludwig v. Scheffler (Beil. z. Allg. Ztg. 132) einiges bei. Aufgrund des Reisetagebuches, das Platen bis zum November 1835 in Italien geführt hat — es befindet sich auf der königl. Bibliothek in München —, hat Scheffler die Spuren des Dichters auf seiner letzten Reise bis zu seinem Grabe in der Villa Landolina bei Syrakus verfolgt und diese litterarhistorische Pilgerfahrt seiner Darstellung zugrunde gelegt. — Dem toten Platen wäre es sicher eine Genugthuung gewesen, hätte er die Schicksale des herterschen Heinedenkmals noch erleben können, das jetzt endlich nach langjährigen Irrfahrten in New-York ein Obdach gefunden hat (s. „Nachrichten"). Ein Feuilleton des „Berl. Tagebl." (344) erstattet Bericht über die Enthüllungsfeier und zugleich über die Leidensgeschichte, die das Denkmal noch in Amerika selbst während der letzten Jahre hat erfahren müssen. In sarkastischer Form behandelt diesen Gegenstand ein Leitartikel der „Deutschen Zeitung" (160). — Daß übrigens ein Platen-Schüler der später nach so ganz anderer Richtung groß gewordene Theodor Fontane in seinen dichterischen Anfängen war, vergegenwärtigt wieder ein Artikel von A. R. T. Tielo in der „Allg. Ztg." (Beil. 128) über „Theodor Fontanes erste lyrische Dichtungen". Einem „Platen-Verein" hatte ja der junge Fontane, wie aus seinem Lebensbuche „Von Zwanzig bis Dreißig" zu ersehen ist, schon angehört, ehe er Mitglied des berliner Sonntagsvereins, genannt „Tunnel über der Spree" wurde, aber seine ersten dichterischen Lorbeeren hat er erst im „Tunnel" geerntet, und in dessen Archiven liegt noch mancher ungedruckte Schatz, aus dem Tielo hier eine Anzahl fontanischer Jugendgedichte ganz oder stückweise mitteilt. Zu den Arbeiten, die Fontane dem „Tunnel" damals vorlegte, gehörte auch der erste Akt eines Dramas „Karl Stuart" (1849), der leider spurlos verschollen ist.

An Fontanes Altersgenossen und Freund Klaus Groth erinnert außer einem Feuilleton der „Danz. Ztg." (23 885), in dem eine alte Dame von einigen Begegnungen mit dem „Quickborn-Dichter" aus den Fünfzigerjahren erzählt, ein großer Beitrag von Eugen Wolff, im „Hamb. Corresp." (Ztg. f. Litt 14/15), der aufgrund seiner vertrauten persönlichen Bekanntschaft mit dem Verewigten die Groth-Biographie von Siercks teils berichtigt, teils aus Eigenem ergänzt (s. Spalte 1375 dieses Heftes). — Ein Jubiläumsartikel, der dem Kalender einigermaßen vorauseilt, ist Hans Sittenbergers mit Wärme geschriebener Essai über den „tiroler Hutten" Adolf Pichler (Beil. z. Allg. Z. 152), dessen 80. Geburtstag anfangs September gefeiert wird. Seine „Gesammelten Werke" sind zur Zeit im Erscheinen begriffen. — Daß solche „Gesamtausgaben" auch ein litterarischer Unfug werden können, wenn es sich um minderwertige oder dilettantische Leistungen handelt, zeigt ein scharfer Aufsatz von C. Hans v. Weber (Nordd. Allg. Ztg. 163), der zunächst dem rheinischen Dichter Hermann Friedrichs und seinen kürzlich in 4 Bänden erschienenen „Gesammelten Werken", sodann den Veranstaltern einer Gesamtausgabe von Werken des verstorbenen frankfurter Schriftstellers Ludwig Neubürger zu Leibe geht. — An gleicher Stelle (158) wird unter der Spitzmarke „Ein religiöser Dichter" Jeannot Emil v. Grotthuß durch Karl Bienenstein als ein Mann charakterisiert, der es tapfer unternehme, „in unserer rationalistischen und egoistischen Zeit für Gott und das altruistische Ideal des Christentums in den Kampf zu ziehen". — Einen anderen Beitrag zur modernsten Litteratur bedeutet Leo Greiners Essai über Helene Böhlau (Münch. Ztg. 162), der in großen Zügen die Eigenart und Aufwärtsentwickelung dieser Künstlerin dargestellt und speziell die Romane „Der Rangierbahnhof" und „Halbtier" vielleicht das Beste nennt, was die moderne Frauenlitteratur hervorgebracht habe.

Charakteristiken einzelner Autoren liegen sonst wenig vor. Dem verstorbenen Viktor Cherbuliez wurde nur an zwei Stellen (Felix Vogt in der Frankf. Ztg. 183; ferner St. Petersb. Ztg. 179) je ein kurzer Nachruf gegönnt, obwohl er zu den wenigen Franzosen gehörte, die sich an deutschen Bildungsquellen genährt und dem deutschen Geistesleben in Frankreich Verständnis zu schaffen bemüht waren. „Die von ihm unter dem Namen Valbert in der Revue des deux mondes veröffentlichten Besprechungen deutscher litterarischer Erscheinungen," heißt es in dem petersburger Blatt, „erstreckten sich auf nahezu alle Zweige der Wissenschaft und Publizistik und gehörten zum Besten, was im modernen Frankreich über das geistige Leben des Auslandes geschrieben worden ist." — Von einem anderen französischen Zeitgenossen, dem großen provençalischen Dichter Fréderi Mistral, war ebenfalls an zwei Stellen die Rede: eine litterarisch-vergleichende Besprechung seiner Hauptwerke giebt Dr. Nik. Welter (Diekirch) in der „Allg. Ztg." (Beil. 148), und einen Besuch bei dem Dichter in seinem Dörfchen Maillane unweit Avignon schildert in feuilletonistischer Form eine Skizze von Alphonse Daudet, die das „Deutsche Heim" (Beilage z. Berl. Ztg. Nr. 42) wiedergiebt. — Die Mitteilungen „Aus dem Leben Alfreds de Musset", die ein Feuilleton von Günther

v. Freiberg (Nat.-Ztg. 426) beibringt, erstrecken sich hauptsächlich auf das Liebesleben des Dichters. Sie erzählen von der Marquise de la Carte, die den Achtzehnjährigen zu seinen, später von Freiligrath verdeutschten „spanischen Liebesliedern" entflammte, ihn dann aber zugunsten des sybaritischen Jules Janin schmählich verließ; von seinem reichlich bekannten Verhältnis zu George Sand, die hier gegen die Anklage, den Dichter verraten und verdüstert zu haben, verteidigt wird; von seiner Leidenschaft für die italienische Prinzessin Belgiojoso, die in Paris den Flirt mit geistreichen Männern nur zur Erholung von ihren politisch-patriotischen Bestrebungen betrieb; von den verschiedenen anderen mehr oder minder ernsten Neigungen, die ihn fesselten und zu denen insbesondere die heute noch lebende Pauline Viardot-Garcia, die Schwester der Malibran, und die „göttliche" Tragödin Rachel gehörten.

Sehr viel bemerkenswerter sind die „Neuen Briefe Swifts", die Dr. Philipp Aronstein nach der eben in London erschienenen Ausgabe bespricht (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 29), und die auf den Geist und Charakter dieses großen englischen Satirikers und Menschenverächters neue Lichter werfen. Die Briefe, einige fünfzig, sind an einen mit Swift befreundeten irischen Landedelmann gerichtet, in dessen Familie sie sich bisher fortgeerbt hatten, und erstrecken sich über die Zeit von 1714—1731. Ein Leitmotiv des Briefwechsels ist Swifts Verstimmung darüber, daß er, der „arme Dechant von St. Patrick" in Dublin, das erhoffte Bistum nicht erhalten hatte und sich nun wie ein Verbannter in dem „elendesten Ort in Europa" fühlte. Ueber den Verkehr mit seiner „Stella", Esther Johnson, die mit einer Gesellschafterin in Dublin lebte, und zu der Swift „jenes merkwürdige platonische Verhältnis unterhielt, das zu den Romanen der Litteraturgeschichte gehört", enthalten die Briefe zwar nichts, doch dient es zur Widerlegung der Legende von seiner heimlichen Ehe mit ihr, daß er sich hier gelegentlich (1730) ausdrücklich als einen Mann bezeichnet, der die Ehe niemals gekannt habe. Dunkler sind seine Beziehungen zu seiner anderen Freundin, Hester Vanhomrigh, genannt „Vanessa", die ihm aus Liebe von England her gefolgt war und ihn mit ihrer Eifersucht quälte: sie soll Lessing zu seiner Marwood in „Sara Sampson" mit angeregt haben, und ihr Tod an gebrochenem Herzen wurde vielfach romanhaft ausgeschmückt. Einige Stellen aus den Briefen haben Bezug darauf. Auch Aeußerungen über seinen 1736 erschienenen „Gulliver" sind von Interesse.

Im übrigen beschränkten sich die Beiträge zur ausländischen Litteratur auf eine Studie über den finischen Dichter Runeberg (1804—1877) von Rudolf Eucken (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 27) und den Bericht über ein Unikum der amerikanischen Buchindustrie, den A. von Ende in den „Hamburger Nachrichten" (144) unter dem Titel „Ein Buch des Reichtums" erstattet. Dieses Buch — ein Gipfel unerhörter Ausstattungspracht — ist in einer ersten Auflage von 150 Exemplaren erschienen, deren jedes 2500 Dollars, also über zehntausend Mark, kostet, während die zweite Auflage von 250 Exemplaren schon zu dem Spottpreise von je 1000 Dollars abgegeben wird. Sein Verfasser, ein gewisser H. H. Bancroft aus San Francisco, kam bei der letzten chicagoer Weltausstellung auf die Idee, „an der Hand der Geschichte nachzuweisen, was der Reichtum einzelner oder auch kollektiver Gesamtwesen für die Welt gethan habe. Nicht in trockenen Zahlenreihen, sondern in Schilderungen von farbenprächtiger Lebendigkeit sollte es den Lesern das Panorama des Reichtums von Ramses zu den Rothschilds, von Alexander zu den Astors entrollen." Der Artikel giebt dann eine eingehende Schilderung des Buches, seiner Ausstattung und Kunstbeilagen.

An neuere Bücher unseres eigenen Marktes knüpften an: „Eine Geschichte des bürgerlichen Dramas" (A. Eloesser) von Felix Poppenberg (Sonnt.-Beil. zur Voss. Ztg. 28); „Ein Buch über Dostojewski" (N. Hofmann) von Jakob Wassermann (Frankf. Ztg. 178); „Michael Bernays Gesammelte Schriften" von Paul Seliger (Nat.-Ztg. 420); „Ein neues Buch für deutsche Geister" (Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts) von H. v. Wolzogen (Deutsche Welt 44); „Deutsche Frauenbewegung im 17. und 18. Jahrhundert" (A. v. Hanstein) von K. Schirmacher (Frankf. Ztg. 193); „Das Genie in der Ehe" (Hardy, Das Liebesleben berühmter Männer, deutsch von B. Katscher) von Wolfgang v. Wurzbach (Nat.-Ztg. 432); den von Oskar Dähnhardt gesammelten „Naturgeschichtlichen Volksmärchen" (Leipzig, Teubner) gilt ebenfalls ein Feuilleton der „National-Ztg." (424). In das selbe Gebiet gehört die Studie „Die wendische Mittagsgöttin" von Ewald Müller (Bresl. Morg.-Ztg. 311) und eine vergleichende Studie über „Volksglaube und Spiritismus" von Emil Kaiser (Tägl. Rdsch. 153—155), worin die überraschenden Aehnlichkeiten zwischen dem Spiritismus und dem Volksgespensterglauben verfolgt werden. — Ueber die kindische „Illustrierwut" vieler unserer Tageszeitungen macht sich ein Artikel von Johannes Gillhoff in der „Deutschen Welt" (45) wohl ebenso vergeblich lustig, wie dies schon früher von anderer Seite (vgl. Heft 5, Sp. 300 f.) geschehen ist.

Zu erwähnen ist schließlich noch ein neuer Beitrag zur Herkunft des Ausdruckes „böse Sieben" von Dr. John Meier (Allg. Ztg., Beil. 131), der sich gegen Kluges frühere Ausführungen (vgl. Heft 14, Sp. 897) richtet; sowie eine größere Betrachtung über „Deutsche Lyrik im 17. Jahrhundert" von Dr. Karl Bauer-Hildesheim (Hildesh. Allg. Ztg 153, 154), die jedoch fast ausschließlich Paul Gerhardts geistlicher Dichtung gilt.

J. E.

Oesterreich-Ungarn. Das Erscheinen von Walter Besants "The Pen and the Book" giebt dem Referenten Leon Kellner Gelegenheit zu einigen unheimlichen Vorschlägen (Neues Wiener Tagbl. 177). Er findet es merkwürdig, daß man nicht dafür Sorge trage, den Anfängern des Schriftstellerberufes das Handwerksmäßige in der Art beizubringen, wie z. B. den Kaminfegern oder Straßenkehrern. Da es eine Hochschule für Schriftsteller nicht gebe, so sei es notwendig, das Lehrlingssystem einzuführen. „Jeder Anfänger sollte es sich angelegen sein lassen, als Sekretär eines bedeutenden Schriftstellers anzukommen, um einige Jahre hindurch die praktischen Anfangsgründe seines Berufes aus täglicher Anschauung kennen zu lernen." Es erübrigt nur noch zu bemerken, daß diese Vorschläge thatsächlich ernst gemeint sind. — Wert- und einsichtsvoller ist ein Aufsatz desselben Blattes (186) von Theodor v. Sosnosky, der das Verhältnis der Schriftsteller zum Publikum beleuchtet, um wieder einmal die bekannte Thatsache: „der Deutsche kauft kein Buch" zu erläutern und zu erhärten. Weniger Sparsamkeit als die Geringschätzung, die den Büchern vom Publikum zuteil wird, mag die Ursache davon sein. In treffender Weise wird einzelnes ausgeführt, ähnlich wie es Ludwig Hamann in einem unlängst erschienenen Buche „Der Umgang mit Büchern" gethan hat.

Zur Litteraturgeschichte ist ein längeres Feuilleton der „Reichspost" (134—136) zu nennen, das an der Hand von Duhrs „Jesuitenfabeln" zeigen will, was die katholischen Dichter und zwar „die Schwärzesten der Schwarzen" für das Deutschtum gethan haben. Als ersten führt es Jakob Balde an, den Herder als einen Dichter Deutschlands für alle Zeiten gerühmt hat. Daß Friedrich Spe in seiner Trutznachtigall seine Liebe für Heimat und Volk wiederholt ausgedrückt hat, ist bekannt. Von späteren werden genannt Jacob Masen, Nikolaus Avancini (aus jedem neueren Handbuch hätte der Verfasser, der seiner Quelle — Wolfgang Menzel — blindlings folgt, leicht ersehen können, daß der Dichter Avancinus heißt), Rosacinus, Kallenbach, der Vorkämpfer deutscher Poesie und Litteratur in Oesterreich, Michael Darus, Karl Mastalier, Premlechner u. a.

„Nun denn, ihr ‚Los von Rom‘-Stürmer“ schließt der Verfasser nach dieser Aufzählung, „habt ihr nötig, Vorkämpfer für das Deutschtum bei den Protestanten zu suchen?!“ — In gleicher Bahn, aber ohne Tendenz bewegt sich ein Essai von C. Krollmann „Ulrich von Huttens Verdienste um die deutsche Dichtung“. (Ostdeutsche Rundschau Nr. 171). Unverkennbar ist es Fürst Johann v. Schwarzenberg, der Uebersetzer des Cicero gewesen, der Hutten veranlaßte, sich in seinen Schriften auch der deutschen Sprache zu bedienen. Man darf annehmen, daß Hutten, von Schwarzenberg zur Uebersetzung Ciceros mit herangezogen, auch dessen Lehren von Versbau und Sprache kennen lernte. Freilich hat die höhere Begabung und der humanistisch geschulte Geschmack Huttens aus dem Lernenden bald einen Lehrmeister gemacht. Als er mit seiner berühmten Streitschrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ hervortrat, da hatte er bereits eine Reihe deutscher Schriften verfaßt. Wie weit er die deutsche Sprache beherrschen gelernt, zeigen seine Gedichte, allen voran sein „Ich habs gewagt mit Sinnen.“

Die Aufführung eines Nestroy-Cyclus am Raimund-Theater in Wien gab Gelegenheit zu mehreren wertvollen Essais (Friedrich Schütz: Neue Freie Presse 12504, 12505; Rudolph Holzer: Neues Wiener Tagbl. 163, F. Groß: Fremdenblatt 165). Am treffendsten hat ihn Ferdinand Groß charakterisiert: „Nestroy ein Moderner, ein Dekadenter, ein Sezessionist! Diese Wörter wurden in seinen Schaffenstagen noch nicht angewendet, aber die Dinge, die damit gemeint sind, bestanden, denn immer leben Geister, die sich die Aufgabe zuschwören, den Schutt aller Vergangenheit abzuräumen, und dem, was sie als Wahrheit ansehen, neue Tempel aufzurichten. Nestroy ist ein Heutiger, der die Mittel von gestern anwendet.

An sein älteres und bedeutenderes Vorbild, an Ferdinand Raimund, der gleich ihm Dichter und Schauspieler war, erinnert Friedrich Kuehn (Ostdeutsche Rundschau 178), indem er eine Reihe zeitgenössischer Urteile über den Künstler zusammenstellt. Zu Worte kommen Anschütz, Castelli, beide des Lobes voll, dann der bekannte Adolf v. Schaden, der in seinem „humoristischen Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau“ das bittere Urteil über Raimund fällte: „Es wurde mir nicht begreiflich, wie es möglich, über diesen Mann bis zum Ersticken zu lachen. Seine platte, monotone Manier ändert sich nie, er rennt wie ein Toller auf der Bühne umher und sprudelt in dem gemeinsten Volksdialekte die Worte dermaßen schnell und seltsam hervor, daß Fremde ihn unzähligemale gehört haben können, ohne je eine Silbe verstanden zu haben . . .“ Raimund, den dieses Urteil bitter traf, wußte nichts anderes zu entgegnen, als: „Man soll halt keinen Stand verdammen, es giebt sogar ehrliche Rezensenten!“ — Noch weiter zurück in der wiener Theatergeschichte führt uns ein Beitrag Egons v. Komorzynski über „Altwiener Spektakelstücke“ (Fremdenbl. 192), der die Dramen des „Zauberflöten-Dichters“ Emanuel Schikaneder kurz charakterisiert. Ein gebürtiger Regensburger war Schikaneder 1788 nach Wien gekommen und wurde hier der Schöpfer der sogenannten „Pferdekomödie“. In keinem seiner Räuber- und Zauberstücke fehlte ein Dutzend oder mehr Pferde, und Kleists „Käthchen von Heilbronn“ wurde blos deshalb dem Repertoire eingefügt, weil man es als — Pferdekomödie aufführen konnte. — Die Sage vom Schwarzkünstler Faust in Prag ist der Gegenstand eines Feuilletons von Otto Payer (Prager Tagbl. 169). Die Sage knüpft sich an das sogen. Fausthaus, heute ein Taubstummeninstitut, das im 17. Jahrhundert den Herzögen von Troppau gehörte. Später gelangte es an verschiedene Familien, 1721 an den Ritter Ferdinand Mladota von Solopisk. Er und sein Sohn beschäftigten sich, dem Zuge der Zeit folgend, eifrig mit Alchemie, und so ist es möglich, daß der Volksgeist die auch in Böhmen durch „Fliegende Blätter“ bekannt gewordenen Geschichten von Dr. Faust mit dem zauberhaften Treiben in jenem Hause verband und so allmählich die Sage von Faust in Prag entstehen ließ.

Zur neueren Dichtung und Litteratur ist wenig anzuführen. Franz Himmelbauer spendet ein eiliges Geburtstagsblatt für Martin Greif (Ostdeutsche Rundschau 165), Franz Tippmann widmet dem Essaibande „Probleme und Charakterköpfe“ des Freih. v. Grotthuß ein längeres durchweg anerkennendes Feuilleton (Deutsche Ztg. 9880), Heinrich Glücksmann referiert über eine anläßlich eines Wohlthätigkeitsfestes entstandene Gedichtsammlung, die unter ihren Beiträgen die besten Männer, wie Kalbeck, F. Groß, Fritz Mauthner, Rosegger, Ebner-Eschenbach u. v. a. zählt. (Wiener Hausfrauen-Ztg. Nr. 25.) Zum Schluß ein Aufsatz von Rudolf Beer „Zur Geschichte der k. k. Hofbibliothek“ (Neue Fr. Presse 12525), der die Resultate einer größeren Studie Heinrichs Modern aus dem 20. Bande des Jahrbuchs der kunsthistorischen Sammlungen des ersten Kaiserhauses wiedergiebt. Sie stimmt überein mit den Ergebnissen der anderwärts veröffentlichten Untersuchungen von Th. Gottlieb (vgl. L. E. Sp. 1290), die wohl hätten erwähnt werden können. *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Deutsche Rundschau. XXV, 10. Die frischen Regungen der elsässischen Litteratur begrüßt auch hier (vgl. Heft 19, „Die Grenzboten“) Friedrich Curtius-Colmar mit Genugthuung und Freude. Es sei eine Wohlthat, daß das dumpfe Schweigen der elsässischen Poesie endlich gebrochen sei, daß eine Anzahl begabter junger Elsässer ihre Stimmen laut werden lasse und in ernsten und heiteren Tönen ihr Empfinden kundgebe. Daß dies zunächst auf dem Boden der Dialektdichtung geschehe, bezeichnet Curtius als eine innere Notwendigkeit. Von den Stücken, die das „Elsässische Theater“ in Straßburg auf die Bühne brachte, erscheint ihm die Komödie „Der Herr Maire“ von Stoskopf als wertvolle dramatische Leistung, wenn sie auch ein politisch einseitiges Bild von den ländlichen Zuständen im Elsaß gebe; bedeutender und als Kulturbild erschöpfender sei das Lustspiel „Der Pfingstmondâa vun hitt ze Dâa“ von Heinrich Schneegans (hier schon auf Sp. 758 erwähnt). Als die erste überragende Persönlichkeit in der hochdeutschen neuelsässischen Litteratur wird sodann Fritz Lienhard eingehend charakterisiert, bei dem der Kampf zwischen Deutsch und Welsch sich zum Segen seines reichen Talentes entschieden habe. „Wer Lienhard kennen lernen will, muß neben seinen lyrischen und dramatischen Dichtungen („Lieder eines Elsässers“, 2. Aufl. 1897, „Gottfried von Straßburg“, 1897, „Odilia“, 1898; Straßburg, Schlesier und Schweikhardt) seine „Wasgaufahrten“ lesen. Die farbenreiche Schilderung der herrlichen Gebirgslandschaft, die der Dichter in schönen Sommertagen durchwandert, ist nur der sonnige Hintergrund, auf dem sich ein mächtig bewegtes Innenleben abspielt. Mit einer Kunst, die den echten, geborenen Dichter kennzeichnet, ist Aeußeres und Inneres, die Pracht und Mannigfaltigkeit der Landschaft mit der Fülle wogender Empfindungen, die sich in der Brust des Dichters drängen, zu einem ergreifenden Bilde verwoben. Ueberall führen die zahlreichen Denkmäler vergangener Zeiten, die jede Wanderung durch das Elsaß zu einer Wanderung durch seine Geschichte machen, unmittelbar in die großen Fragen, die die Gegenwart des Landes bewegen. Bei dem Dichter, der sein deutsches Vaterland wieder gefunden hat, steigert sich seine leidenschaftliche Heimatsliebe zu der begeisterten Aussprache des Glücksgefühls über die Befreiung von einer innerlich fremden Geistesmacht. Nirgends in dieser Dichtung in

Prosa begegnen wir einer politischen Absicht. Wir sehen einen heilenden Naturprozeß in der Seele des Dichters sich vollziehen und atmen mit ihm auf, daß die glückliche und befreiende Lösung des Konflikts erreicht ist.

Die Gegenwart. XXVII, 26. Mit den beiden jüngsten Bücher von Helene Böhlau („Halbtier") und Ilse Frapan („Wir Frauen haben kein Vaterland!") beschäftigt sich Theodor Ebner in dem Sinne, den die Ueberschrift des Artikels — „Litterarische Amazonen" — andeutet. — In Nr. 27 wird der reiche Schatz persönlicher Klaus-Groth-Erinnerungen durch A. P., einen Bildhauer, der den Dichter in letzter Zeit wiederholt modellieren durfte, um eine weitere Schicht vermehrt. — Die Frage nach der Echtheit der beiden Jugendlustspiele Heinrichs von Kleist, die Eugen Wolff vor Jahresfrist veröffentlicht hat, greift Sp. Wukadinović (Prag) nochmals (Nr. 28) auf, der früher in der Beilage zur „Allg. Ztg." den Beweis dafür unternommen hatte, daß nicht Kleist, sondern dessen Freund Ludwig Wieland der Verfasser jener Stücke gewesen sei und nun diesen Beweis durch einen sprachlichen und stilistischen Vergleich der beiden Stücke mit anderen Arbeiten des jungen Wieland weiterführen will.

Die Grenzboten. LVIII, 26. Daß Heine, eine Zeit lang wenigstens, die litterarische Führerschaft Wolfgangs Menzel, den er später so heftig angriff, offen anerkannt habe, ja, daß er von Menzels „Deutscher Litteratur" stark beeinflußt worden sei, sucht Julius Goebel in einem Essai „Heines Verhältnis zu Wolfgang Menzel" nachzuweisen. Menzel sei als Führer der jungen Schriftstellergruppe, die man das junge Deutschland nennt, anzusehen. Als Beweis diene die unumwundene Anerkennung, die Gutzkow Menzel zuteil werden ließ. Gutzkow habe die Verehrung für Menzel auch dann noch bewahrt, als er längst mit ihm persönlich gebrochen hatte und von seinem anfänglichen Goethehaß zurückgekommen war. Auch Theodor Mundt hat Menzels Verdienste gerühmt und ihn den ersten Vorkämpfer der neueren Bewegung genannt. Heine selbst hat das Neue und Reformatorische in Menzels Ansichten in seiner Rezension der menzelschen „Deutschen Litteratur" hervorgehoben. Goebel behauptet nun, das menzelsche Werk habe Heines Kunstansichten völlig umgewandelt, insbesondere den leitenden Gedanken Menzels, die Einheit von Leben und Litteratur, habe er aufgenommen und später in seiner „Romantischen Schule" verwertet. Ja, Menzels „Deutsche Litteratur" sei geradezu das Vorbild für das letztgenannte heinische Werk gewesen. Endlich macht der Verfasser den Versuch, durch Nebeneinanderstellung einiger Sätze aus Menzel und Heine — deren angebliche Aehnlichkeit allerdings mit bloßem Auge nicht ganz leicht zu erkennen ist — zu erweisen, daß Heine die „Deutsche Litteratur" teilweise ausgeschrieben habe.

Die Kritik. XIV, 178. Während in Paris im November v. J. die erste Hochschule für Journalisten unter der Leitung von Männern, wie Henri Fouquier, Emile Faguet u. a. schon ins Leben tritt, ist man bei uns über die graue Theorie noch immer nicht hinausgekommen. Als ein Fortschritt ist jedenfalls die Ausarbeitung eines Vorlesungsplanes und der Entwurf zu Satzungen einer Journalistenhochschule anzusehen, die im vorliegenden Hefte von Dr. Richard Wrede entwickelt werden. Nach seinem Voranschlag wären mit 60 Studierenden die Kosten (30 000 Mk.) für zwei Jahre gesichert. — Das Problem einer Universalsprache, das gegenwärtig durch die Friedenskonferenz und durch die (im „Echo d. Ztgn." gestreifte) Akademierede des Prof. Diels wieder zeitgemäß geworden ist, erörtert Dr. R. Galle, der an die älteren Bestrebungen eines Descartes, Leibniz, Montesquieu, Voltaire erinnert und auf die später als Volapük aufgekommene „Weltsprache" Esperanto (von Dr. Zamenhof, 1887) empfehlend hinweist, deren außerordentlich leichte Erlernung sie zu einer internationalen Sprache besonders geeignet mache.

— Ein kleiner Beitrag „August Strindberg in Lund", aus dem Schwedischen von Emil Schering, schildert Strindbergs Leben während der jüngsten Zeit.

Das Magazin für Litteratur, LXVIII, 25, 26. Mit begeisterten Worten würdigt Rudolf Steiner John Henry Mackay als den Dichter des Anarchismus. „Es ist ein Glücksszufall allerersten Ranges, daß die anarchistische Weltanschauung in Mackay einen Sänger gefunden hat. Künftigen Zeitaltern mag es überlassen bleiben, zu beurteilen, was die begeisterten und begeisternden Dichtungen dieses Mannes zu der Weltanschauung der Zukunft beigetragen haben. Uns aber geziemt es, zu sagen, daß dieser Mann, der schwere, seltene Kämpfe durchgemacht hat, um sich zum anarchistischen Bekenntnisse zu erheben, nicht einseitig als „Dichter" genommen sein darf. John Henry Mackay ist ein Kulturfaktor innerhalb der gegenwärtigen Entwickelung des europäischen Geisteslebens." — In den „Dramaturgischen Blättern" (II, 26) spricht sich Eugen Reichel über Hamlets vierten Monolog aus („Sein oder Nichtsein") und meint, dieser Monolog drücke nur die subjektive Seelenstimmung Hamlets aus, der lebensmüde sei, weil er sich am Hofe zur Unthätigkeit verurteilt sehe, noch mehr, weil er ein an seinem Vater begangenes Verbrechen ahnt, ohne Beweise in der Hand zu haben. — Die bekannten Thatsachen über Goethes Verhältnis zum Theater verknüpft Hans Landsberg zu einem längeren Aufsatz.

Die Nation. XVI, 41. Die auffallende Lust des schweizerischen Volkes an dramatischen Spielen, über die sich schon an anderer Stelle (vgl. Heft 6, Sp. 373) Alfred Beetschen äußerte, erklärt J. V. Widmann hauptsächlich daraus, daß die Theatergenüsse der eigentlichen Kunstbühne dem schweizerischen Publikum immer nur in bescheidenem Maße geboten worden seien. Die dramatischen Festspiele in der Schweiz seien sehr verschiedenen Ranges. Handele es sich um eine patriotische Gedenkfeier, so herrsche bei den Darstellern und beim Publikum ein so tiefer Ernst, daß eine solche Aufführung als ein Ereignis empfunden werde. So sei es im Mai bei der Calvenfeier in Chur gewesen, die zum Andenken an die Schlacht gegen die Oesterreicher am Engpaß der Calven (1499) stattgefunden hat. Diesem Festspiel weiß Widmann nur Gutes nachzusagen. Der Nachhall im Volke sei groß gewesen, man habe davon mit einer gewissen stillen Freudigkeit, mit einer Gemütserhebung, selbst mit einer Verklärtheit der Mienen gesprochen. Geringeres Verständnis für die Bedingungen des Festspieltheaters zeigten durchschnittlich die Poeten der französischen Schweiz. Adolphe Ribaux, der Verfasser der „Julia Alpinula" (L. E. Heft 11, Sp. 675) und der „Königin Bertha" habe sich in keiner Beziehung von der herkömmlichen Theatertradition befreien können, während man bei einer dramatischen Handlung, die auf Kilometerdistanz wirken solle, sich ganz neuer technischer Mittel bedienen müsse. Ribaux Stück habe wie ein ins gigantische gewachsenes Puppentheater gewirkt. Von den großen Wirkungen der eigentlichen Festspielbühne sei nichts zu spüren gewesen. Freilich habe das auch zum Teil am Stoff gelegen; denn die Sage von der Königin Bertha wurzele nicht tief im Volke. Endlich erinnert Widmann noch an zwei ältere Festspiele, an das in Lenzburg vor mehreren Jahren aufgeführte Winkelriedstück und an das große, noch unaufgeführte, aber im Druck erschienene Drama „Karl der Kühne und die Eidgenossen" von dem in Luzern lebenden Dramatiker Arnold Ott, dem er einen hohen Wert zuspricht. — Ludwig Jacobowski widmet Clara Viebigs Roman „Es lebe die Kunst" einen eigenen Aufsatz. Schon die „Eifelgeschichten" der Verfasserin seien ein starker Wurf gewesen. „Harte, strenge Augen von unheimlicher Beobachtungsgabe, eine weiches, tiefes Gemüt und eine von Haus aus ungeniert draufgeherische Begabung haben hier ein Buch hervorgebracht, das in jeder Hinsicht aus dem Knieholz der weiblichen Litteratur hinausragt." Ihr neuester Roman sei „ihr erster siegreicher

Versuch, ihre Individualität im Kampfe mit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Großstadt zu behaupten."

Neue deutsche Rundschau. X, 7. Einen umfassenden Ueberblick über die neuere französische Lyrik von Lamartine bis auf Verlaine gewährt ein Essai von Georg Brandes. „Es ist wahr", bemerkt er einleitend, „daß die unbestimmtere Rhythmik der französischen Sprache es dem französischen Verse unmöglich macht, den Reim zu entbehren. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürften daher die in den letzten Jahren gemachten zahlreichen Versuche, den Reim in der französischen Dichtung abzuschaffen oder einzuschränken, an der Beschaffenheit der Sprache scheitern. Allein man übersieht, daß eben der schwächere, minder ausgeprägte Taktschlag der Rhythmik dem französischen Verse eine feinere Anmut verleiht, als dem anderer Sprachen, und daß die französischen Dichter in dem Bestreben, den Schwierigkeiten, die ihnen ihr Material bot, abzuhelfen, die bewundernswerteste Kunst erprobt haben. Man kann kaum behaupten, daß sie in der letzten Hälfte dieses Jahrhundert von den Dichtern irgend eines anderen Landes übertroffen worden wären." Lamartine und Hugo werden ausführlich gewürdigt, Hugos Schüler Théophile Gautier als derjenige bezeichnet, der der französischen Lyrik ein neues, ein ausschließlich künstlerisches Gepräge gab. Von ihm in gerader Linie stammt Leconte de Lisle ab, der Führer der „Parnassiens", der sich bis zum vorigen Jahrzehnt mit Baudelaire die Herrschaft über die nicht sehr große Lesewelt für lyrische Dichtungen teilte. Zu den Parnassiens, deren Bestrebungen denen Platens und seiner Schule ähneln, zählen Banville, Coppée, Mendès u. a., von denen jedoch keiner den Führer an Anschaulichkeit und malerischer Kraft der Darstellung erreichte. Die Erbschaft Lecontes hat neuerdings der geborene Cubaner José Maria de Heredia angetreten, der schon in den Sechzigerjahren berühmt war, aber erst 1893 sein erstes Buch (Sonette und Terzinen) veröffentlichte, das ihm 1894 den Platz in der Akademie eintrug. Herédias Schwiegersohn ist der bekannte junge Lyriker Henri de Regnier und sein Haus ein Sammelpunkt der jüngeren Dichter und Schriftsteller aller Richtungen. Mit Heredia hat das Streben nach plastischer und malerischer Vollkommenheit des Ausdrucks den höchstmöglichen Punkt erreicht. „Wozu Hugo ganze Bogen brauchte, das gab Leconte de Lisle auf wenigen Seiten; aber woran Leconte de Lisle Seiten wandte, das giebt Heredia in Zeilen." Es giebt Sonette, an denen er drei, vier Monate gearbeitet hat. Er ist der Flaubert der Lyrik. Er hat die enge Sonettform mit einer Meisterschaft bewältigt, die außer ihm nur noch Carducci besitzt. Als ein Abtrünniger des „Parnaß" ward dann Paul Verlaine der Führer einer neuen Richtung, die Befreiung von allem Formenzwang der alten Versmaße auf ihr Programm schrieb.

Das neue Jahrhundert. Köln. I, 41. Gegen den „Volksdichter"-Rummel wendet sich ein Artikel von Eugen Kalkschmidt. „Die Barmherzigkeit ist gewiß eine schöne Tugend, die wir stets und ohne viel Aufhebens willig üben sollen. In allen Kunst-, in Fragen der Anerkennung, die dem Kunstwerke gebühren, soll man sie aber nicht als stichhaltigen Grund für ausgleichende Gerechtigkeiten anführen, die man Hals über Kopf einem armen Pseudopoetlein erweist und damit der ganzen vernachlässigten Poesie zu erweisen meint, und die in Wahrheit die bittersten Ungerechtigkeiten sind. Beschämen muß es uns: ein Poet vom Range Liliencrons bekommt mit Mühe und Not durch Alldeutschlands öffentliche Mildthätigkeit fünfhundert Mark in die Hand gedrückt, und eine arme Frau, die ein paar Gedichte gemacht hat, wie sie hundert andere arme Weiber auch machen können, wird durch Alldeutschlands neugierige Oeffentlichkeit mit Tausenden überhäuft." — In einem „Parteikritik" betitelten Aufsatz beleuchtet Max Kretzer (42) die schweren Schäden in unseren Litteratur- und Theaterverhältnissen und nimmt sich dann des „Eisenzahn"-Dichters Josef Lauff gegen die vielfach voreingenommene Kritik an. Bevor Lauff seinen „Burggraf" schrieb, hatte er bereits ein ganzes Dutzend Werke verfaßt. Sein „Jan van Calker" sei ein hervorragendes Werk voll poetischer Farbenpracht. Es sei also Gewissenspflicht, den Epiker Lauff bei der Gesamtbeurteilung nicht einfach zu übergehen. Kretzer fährt dann fort: „Seien wir ganz ehrlich: bei dieser Parteikritik spielt der Neid eine wesentliche Rolle. Wie viele von denen, die über den „neugebackenen Hofdichter" ihre Glossen machen, würden dienern und sich zu den schönsten Bücklingen bequemen, sobald von höchster Stelle ein ähnlicher Wink an sie erginge. — Aber der Wink kommt nicht, und weil sie das genau wissen, schreien sie vergnügt weiter."

Stimmen aus Maria Laach. LVII, 1. Ueber eine Maria Stuart-Trilogie von H. Cornelius (1896 bis 1898, bei F. Schöningh, Paderborn) spricht sich W. Kreiten S. J. in einem längeren Aufsatze aus. Das Werk bezweckt eine Ehrenrettung der schottischen Königin: „denn Lästrer hatten wolkendicht umgeben mit Lug und Trug ein leiddurchwobnes Leben, und mühsam war die Wahrheit zu erkunden", wie es in dem Widmungssonett der drei Schauspiele heißt. Das erste reicht bis zum Tode Darnleys, das zweite bis zur Flucht Marias nach England, das dritte bis zu ihrem Tode. Aus Kreitens ziemlich kühler Besprechung ist zu entnehmen, daß die Arbeit mehr ein Stück dramatisierter Geschichtsforschung als ein Drama im künstlerischen Sinne ist. — Beiläufig teilt der Verfasser des Artikels in einer Anmerkung mit, daß er auf die neueste Schrift von Karl Muth-Veremundus (s. unten „Der Türmer") keine Entgegnung mehr zu schreiben gedenke.

Der Türmer. I, 10. An die soeben erschienene neue Schrift von Karl Muth (Veremundus): „Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken" (Mainz, F. Kirchheim) knüpft Fritz Lienhard seine Betrachtungen über dieses vielerörterte Thema. Er meint bei aller Anerkennung für Muth, dieser habe dadurch, daß er von „katholischer Kunst" und „katholischen Dichtern" sprach und somit die als solche durchaus überkonfessionelle Kunst einengte, den alten Partikularismus zumteil wieder bestärkt. Er hätte einer deutschen und christlichen Kunst und Dichtung im allgemeinen das Wort reden und seine Glaubensgenossen durch seine Schriften dahin führen müssen, daß sie — bei allem charaktervollen Festhalten an ihrer Konfession und Kirche — dennoch auf dichterisch-künstlerischem Gebiete die Enge jedes künstlerischen Partikularismus empfunden hätten. Er hätte ihnen zurufen müssen: „Die Kunst war vor der christlichen Kirche und vor der Kirchenspaltung; die Kunst ist außerhalb der Kirche und außerhalb Europas ebenso echte und volle Kunst, wie eben bei uns. Die Kunst ist der weitere Kreis, wir Katholiken sind darin nur ein Ausschnitt. Die Kunst ist tief eingeboren im Menschen, ehe er Katholik oder Protestant wird, schon im Kinde, eingeboren in jenen Tiefen, wo die Uebergänge ins Göttliche und die Zusammenhänge mit dem Tierischen nicht mehr erkennbar sind. Nur den Gedankengehalt kann der Katholizismus geben, nur die Grundstimmung das Christentum, nur die Wesensart das Deutschtum: die Gesetze der Kunst selbst aber, ihre Technik, ihre Sprache, ihre Gestaltungsweise, ihr Schauen ist an und für sich durch alles Menschentum hin dasselbe. Ob eine Mutter um ihr Kind in deutschen Lauten jammert oder in indischen, ob sie die heilige Maria dabei anruft, oder den Buddha: der Schmerz der Mutter ist menschlich und seelisch überall derselbe. Und den, nur den hat der Dichter oder Künstler herauszuholen und in Formen zu kleiden, die eben seinem künstlerischen Wesen und der Sprache seiner Seele am besten entsprechen. Was soll uns in diesen Tiefen und Höhen noch die Wendung ‚katholischer Dichter'? Wer von uns weiß denn noch überhaupt in tiefsten Seelenstimmungen, oder überwältigt von starken Gesichten, daß er Katholik ist?"

Zeitschrift für Bücherfreunde. III, 4. Einer Erläuterung des Begriffes „Seltene Bücher", die Dr. Heinrich

Meisner giebt, ist zu entnehmen, daß man zwei Hauptgruppen solcher Bücher unterscheidet: solche, von denen alle noch vorhandenen Exemplare selten sind, und solche, von denen nur einzelne Exemplare selten sind. (Vgl. über denselben Gegenstand Heft 14, Spalte 905 unter „Das neue Jahrhundert".) Die erste dieser Gruppen umfaßt die Mehrzahl der seltenen Bücher und zerfällt wieder in drei Arten: solche, von denen überhaupt nicht viel gedruckt worden sind (dahin gehören vor allem die ältesten Drucke oder Inkunabeln aus der Zeit bis 1525), ferner solche, von denen nur noch wenige Exemplare der einstigen Auflage vorhanden sind, endlich solche, von denen alle Exemplare auf besondere Art gedruckt sind. Im 17. und 18. Jahrhundert war die Sitte häufig, nur ganz kleine Auflagen — weniger als 100 Exemplare — herzustellen, um die Bücher dadurch wertvoller zu machen. Gelegentlich kam es auch vor, daß ein Buch überhaupt nur in einem Exemplar gedruckt wurde, so von Marad de St. Justs Poesien (Parma, 1770), doch ist mit solchen angeblichen „Unika" auch mancher Schwindel getrieben worden. Im allgemeinen kann man jedes Buch, von dem nachweislich weniger als 100 Exemplare gedruckt sind, zu den „seltenen Büchern" zählen, vor allem also die sogenannten Privatdrucke (Manuskriptdrucke), deren Erhaltung sich neuerdings die berliner Gesellschaft für deutsche Litteratur angelegen sein läßt (vgl L. E. Heft 9, Sp. 598). Hierher gehören auch alle Gelegenheitsdrucke, Familienschriften und dergleichen, ferner manche Erotica des 17. und 18. Jahrhunderts, die teilweise jetzt unerhörte Preise haben, sowie die im Auftrag hoher Herren hergestellt wurden. Zu der zweiten der oben unterschiedenen Unterarten — den übriggebliebenen Exemplaren — zählen diejenigen Bücher, deren Mehrzahl zufällig oder absichtlich vernichtet, eingestampft oder verbrannt wurde. Beispielshalber ist ein „Entwurf der Kriegsthaten König Karls XII.", in Wismar gedruckt, deshalb sehr selten, weil der größte Teil der Exemplare bei einem Schiffbruch mit untergegangen ist. Viele einst auf den Index gesetzte Bücher oder solche, die in der napoleonischen Zeit unterdrückt wurden, sind selten geworden. Zu der dritten der erwähnten Arten, von denen alle Exemplare in besonderer Weise gedruckt wurden, gehören u. a. die schwabacher Drucke, die griechischen Drucke der Firma Breitkopf aus dem vorigen Jahrhundert und eine ganze Reihe von Prachtdrucken älterer und neuerer Zeit, auch die winzigen Miniaturdrucke, wie sie in den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts Mode waren. Zu den kleinsten Büchern dieser Art zählen die Almanache, die die lithographische Anstalt von C. F. Müller in Karlsruhe 1830—1839 erscheinen ließ. Sie waren 2 cm hoch und 1,3 cm breit. — Die zweite Hauptgruppe seltener Bücher, d. h. diejenige, von denen nur einzelne Exemplare selten sind, ist bedeutend kleiner. Sie umfaßt Bücher mit wichtigen handschriftlichen Zusätzen, seltenen Exlibris, eigenhändig kolorierten Abbildungen, besonders guter Ausstattung (Vorzugs- oder nummerierte Exemplare), kostbaren Einbänden, endlich solche, die besonders merkwürdige Schicksale gehabt haben, wie z. B. die Bibel von 1622, die König Karl I. von England in den Stunden vor seiner Hinrichtung benutzte; sie befindet sich jetzt auf der kgl. Bibliothek in Berlin, wo sie von durchreisenden Engländern als hervorragendes Schaustück gern besichtigt wird.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. XIII, 6. Eine den größten Teil des Heftes füllende Abhandlung von Dr. Johann Goldfriedrich (Leipzig) untersucht die religiösen und ethischen Grundanschauungen, in dem mittelhochdeutschen Lehrgedicht „Freidanks Bescheidenheit", das er als eine „schlichte, weltliche Bibel" rühmt. — Ein Beitrag „Zur Otto Ludwig-Philologie" von Dr. Karl Reuschel (Dresden) beschäftigt sich in anerkennender Weise mit der dreibändigen Ausgabe Ludwigs von Dr. Viktor Schweizer, die vor kurzem den Klassiker-Ausgaben des Bibliographischen Instituts angereiht worden ist.

Eine größere Studie über Dantes „Beatrice" hat im letzten Hefte der leipziger „Monatsblätter für deutsche Litteratur" (III, 10) der bekannte Rechtsgelehrte Prof. Josef Kohler, der selbst im Nebenamt Dichter ist, niedergelegt. Dantes „Hölle" ist für ihn „die höchste Dichtung, welche die Menschheit kennt". Das gleiche Heft bringt Charakteristiken Geroks und Riehls. — Ein Artikel von Arno Holz in der „Neuen Zeit" (XVII, 42): „Noch einmal meine neue Lyrik" polemisiert, wie ein früherer gegen Franz Mehring, gegen Max Bruns zugunsten des sogenannten natürlichen Rhythmus. Er wiederholt, daß er nicht etwa die alten Formen gering achte, weil er sie für überlebt erkläre, sondern einfach den Zeitpunkt für gekommen halte, an dem eine neue Methode des künstlerischen Ausdrucks die alte, allmählich in ihren begrenzten Möglichkeiten erschöpfte, abzulösen habe. — In der frankfurter „Umschau" (III, 27—29) handelt ein eindringlicher Essai von Fr. von Oppeln-Bronikowski über „Friedrich Nietzsche als Dichter, Philosoph und Künstler". — Eine Studie von Thomas Glahn „Zur germanischen Mythologie" im „Deutschen Wochenblatt" (XII, 26) sucht u. a. zu erweisen, daß die „Götterdämmerung" nicht einem allgemeinen Volksglauben, sondern der Dichtung einzelner entsprungen und auch als solche nicht deutschen, sondern nordischen Charakters sei. — An gleicher Stelle (27) ist dem belgischen Dichterphilosophen Maeterlinck eine Studie von Georg Palma gewidmet, die an die soeben erschienene deutsche Ausgabe der Marionettenspiele (s. unter „Büchermarkt") anknüpft. — Von dem bekannten Uebersetzer skandinavischer Werke Emil Jonas in Berlin, der am 14. Juli seinen 75. Geburtstag feierte, bringt die leipziger „Illustrierte Zeitung" (2924) einen Lebensabriß mit Bild, ebenso von Ernst Scherenberg zu dessen 60. Geburtstage.

Oesterreich.

Oesterreich-ungarische Revue XXV, 1-3. Eine Reihe litterarischer Beiträge hat für das vorliegende Heft S. Münz geliefert. Nicht mit Recht nennt er C. Karlweis, dem er eine sonst zutreffende Charakteristik widmet, den „Schöpfer des wiener Romans". Der scheint doch älter als erst zehn Jahre. — Einem heimischen Lyriker, der gleich so vielen anderen erst spät die verdiente Beachtung gefunden, S. A. Weiß, gilt ein Erinnerungsblatt desselben Verfassers. — In das litterarische Wien des vorigen Jahrhunderts führt der Aufsatz aus gleicher Feder über Ludwig Wekherlin, den Publizisten des 18. Jahrhunderts, der seine Erfahrungen und Erlebnisse in der Kaiserstadt in seinen 1776 und 1777 erschienenen „Denkwürdigkeiten von Wien" verewigt hat (von uns gelegentlich in Heft 1, Sp. 39 erwähnt. D. Red.). Schmeichelhaft sind diese Erinnerungen allerdings nicht. — Die Persönlichkeit eines anderen Journalisten der Aufklärungszeit, Johanns Rautenstrauch, zeichnet an der Hand einer Monographie von Dr. Eugen Schlesinger Camillo V. Susan. 1746 in Erlangen geboren, kam er über Straßburg nach Wien, wo er 1801 unbekannt und vergessen ein kämpfereiches Leben beschloß. Lange Zeit Redakteur der Realzeitung, war er auch als Theaterdichter und als Historiker ganz nach Art moderner loyaler Chronisten der Zeitgeschichte thätig. Als politischer Journalist ist er mit Kraft und Erfolg für die kirchlichen Reformbestrebungen Joseph II. eingetreten, als Lokalschriftsteller hat er das Phäakentum des leichtlebigen Wieners mit mehr Eifer als Erfolg bekämpft. Noch heute bekannt ist seine Streitschrift „Ueber die Stubenmädchen von Wien".

Die Wage. II, 27, 28. In einer Uebersicht „Die Bilanz des Burgtheaters" geht Rudolph Lothar mit der Direktion Schlenther sehr scharf ins Gericht. Was er dem Leiter der Hofbühne vorwirft, ist nichts weniger als Unfähigkeit, Geschmacklosigkeit, Unkenntnis der Verhältnisse, Schwäche und Indolenz und noch manches andere. Dies ist so ziemlich das Urteil des größten

Teiles der wiener Kritik, das man mit ruhiger Miene ansehen lernt, sobald man erfährt, daß diese Vorwürfe so ziemlich jedem Direktor in Wien gemacht worden sind, um dann bei seinem Abgange ins Gegenteil umzuschlagen. Sehr richtig wird die Aufgabe des Burgtheaters von Lothar dahin charakterisiert, daß sie in der Pflege des klassischen Besitzstandes bestehen müsse, es solle die bleibenden Werke der dramatischen Litteratur vergangener Zeiten in mustergiltiger Form unserem modernen Empfinden aufs Nächste gerückt darstellen. Das Burgtheater sei ein Museum! „Die Produktion der Gegenwart in gerechter Weise zu pflegen, Schritt zu halten mit ihren Kämpfen und Versuchen, sei einer Hofbühne heute versagt. Die Strömungen in der Kunst, die nach Ausdruck ringen und ihn zumteil schon gefunden haben, just die Strömungen, in denen die Wellen unserer Gefühle am lautesten an die Ufer der heutigen Gesellschaft schlagen, können in einem Hause, dessen Stammpublikum Kreisen angehört, die für diese Strömungen kaum die Ahnung eines Verständnisses haben, kein Bett finden." — Eine Uebersicht über dramatische und belletristische Produktion des Winters 1898/99 beginnt Adolf Bartels. — Nr. 28 bringt eine schöne Charakteristik Adolfs Pichler von Prof. R. M. Werner, die freilich nur den belehrt, der die Dichtungen des „Nestors der deutsch-österreichischen Dichter" schon kennt.

Wiener Rundschau. III, 16. Die Poesie Theokrits wird von Hermann Menkes stimmungsvoll charakterisiert. Nicht ein Philologe, sondern ein Dichter hat die Idyllen des griechischen Poeten gelesen, und so ist die Charakteristik nicht eine Abhandlung, sondern eine poetische Vision geworden. „Ein sorgloser Flaneur wandert Theokrit durch die Welt. Die Freude will er wiederbringen, die Freude an den Dingen und an den Formen. Das Rauschen der Wälder ist ihm kein Echo einer Klage. Seine Stimmung färbt nicht ab. Er übersetzt die Natur nicht in seine Sprache, er lauscht auf die ihrige. . . Hier und da trifft ihn ein Schrei der großen Leidenschaft, und es ist, als beginne eine alte Saite, die lange verstummt war, plötzlich in ihm zu tönen." — Im vorangehenden Hefte (15) wird von Franz Hartmann neuerlich an die Lehren der indischen Philosophie erinnert. Ihren tiefsten Ausdruck haben sie in der Bhagavad Gita, einem Teile des Heldengedichtes Mahabharata gefunden. Der Kampf zwischen dem Göttlichen und dem Materiellen und Sinnlichen im Menschen wird hier sinnbildlich dargestellt. Bekanntlich hat Schopenhauer in seinen „Parerga" diese Dichtung die „belehrendste und erhabenste Lektüre, die auf der Welt möglich ist", genannt.

Die Zeit. XX, 248, 249. Franz Servaes Roman „Gährungen" wird von Hermann Bahr eingehend und anerkennend gewürdigt, desgleichen Ellen Keys jüngst erschienene Essais von Hjalmar Söderborg. — Interessante Thatsachen aus der Geschichte der wiener Oper teilt Robert Wallaschek mit. Die Anfänge dieser Bühne fallen mit denen des Schauspielhauses zusammen. Peconi, Stranitzky, Prehauser sind auch hier als Ahnherren zu nennen. Ein Brand, der das Schauspielhaus vernichtete, machte der „Herrschaft des Blödsinns" ein Ende. Unter Kaiser Joseph gelangte das deutsche Schauspiel und die deutsche Oper zur Herrschaft, freilich nicht ohne manche Anfechtung nach dessen Tode. Der Kampf zwischen der deutschen und italienischen Richtung dauerte auch noch fort, als schon längst die Aufführungen insgesammt in deutscher Sprache stattfanden. Wie langsam die Einbürgerung Wagners vor sich ging, ersieht man aus dem 2. Bande der lehrreichen Geschichte des wiener Hofoperntheaters von J. Stern, an das Wallaschek anknüpft.

Wien. *A. L. Jellinek.*

Ungarn.

Ein Essai über „Aristophanes" von Eugen v. Péterfy leitet das Juni-Heft der „Budapesti Szemle" (Budapester Rundschau) ein und giebt ein treffliches Porträt des Ahnherrn aller dramatischen Satiriker. In einer sorgfältigen Würdigung der 11 Stücke, die uns von Aristophanes verblieben sind — über 30 sind verloren gegangen —, wird überzeugend dargethan, daß der altgriechische Meister der Komödie nicht nur eine an und für sich interessante Dichtergestalt ist, sondern als unübertrefflicher Dolmetsch einer verschwundenen Kulturwelt, als treues Sprachrohr des heiteren attischen Geistes, als eifriger Glossist der politischen und sozialen Possen seiner Zeit ewigen Reiz und ewigen Wert hat. — Ludwig Joób schließt seine Betrachtungen über das vom Preßausschuß der organisierten englischen Arbeiter herausgegebene Werk „Blicke in das kommende Jahrhundert". Von den zehn Studien verschiedener Stimmführer des Sozialismus, die dieses Buch zusammensetzen, interessiert uns hier besonders die Abhandlung von Henry S. Salt über das Verhältnis des Sozialismus zur Litteratur (Socialism and Literature), die den Beweis führen will, daß der Triumph der sozialistischen Ideen nicht, wie vielfach prophezeit wird, den Triumph des Vandalismus über die Kultur mit sich bringen und insbesondere nicht die Vernichtung der Litteratur bedeuten würde, sondern das Gegenteil: eine Renaissance, eine neue Glanz- und Blütezeit des Geisteslebens. Der Beweis steht jedoch auf schwachen Füßen. Die Botschaft hört man wohl, allein es fehlt der Glaube. Künstlerische Thätigkeit ist eben nicht auf Gesetzesparagraphen zu ziehen, wie sie der sozialistische Zukunftsstaat für alles und jedes bereit hält. Und daß das ästhetische Urteil des Herrn Salts, von der zukünftigen Gesellschaftsregierung acceptiert, für manche, durch wirklich gute Früchte erquickende Zweige des Schrifttums ein Todesurteil bedeuten würde, scheut er sich nicht auszusprechen, indem er verkündet, daß es im sozialistischen Staate zu Ende sein werde mit jener Beschäftigung müßiggängerischer Gentlemen, die die Welt überschwemmt mit Horaz- und Heine-Uebersetzungen, Untersuchungen über die Kunst und mit dicken Bänden Reisebeschreibungen und Memoiren. Gewiß wird auf den hier angeführten litterarischen Arbeitsgebieten mannigfach von Unberufenen gesündigt, aber sie haben den Bildungsschatz der zivilisierten Menschheit auch um viele Kleinodien bereichert. Ihre Bedeutung so verkennen, weist auf eine wundersame geistige Kurzsichtigkeit hin. — Das Juli-Heft enthält einen gründlichen kritischen Aufsatz über den neuen Sensationsroman der Mrs. Humphrey Ward „Helbeck of Bannisdale" von Oskar Jászi, ferner eine feinsinnige kulturhistorische Studie von Ludwig Rácz „Voltaire auf der Anklagebank", eine litterarhistorische Entdeckung mit der Vorführung des indischen Frauenlob „Amaru", von dessen köstlich-urwüchsiger Lyrik Ignaz Gábor auch Proben in dichterischer Uebersetzung beibringt, und Kritiken über den Roman „L'Anneau d'Améthyste" von Anatole France und eine in New-York erschienene Sammlung englischer Nachdichtungen ungarischer Lyriker von William N. Loew.

Das Mai-Heft des „Akadémiai Értesitö" (Akademischer Anzeiger) ist dem Berichte über das Wirken der ungarischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1898 gewidmet. Daraus interessieren hier vor allem die Resultate der litterarischen Preisausschreibungen. Den auf ein Trauerspiel ausgesetzten Graf Teleki-Preis von 100 Dukaten erhielt unter 26 Konkurrenzwerken das Drama „Liebe" von Alexander Somló; der auf ein Lustspiel ausgesetzte Graf Karátsonyi-Preis von 200 Dukaten wurde keinem der neun Preiswerber gegeben, ebensowenig der auf ein patriotisches Gedicht gesetzte Farkas-Raskó-Preis von 100 Gulden, um den sich 31 Autoren, und der Bulyowßky-Preis von 200 Gulden für eine Ode, um den sich 21 Autoren beworben hatten. Der Bulyowßky-Preis von 400 Gulden für eine im Druck erschienene belletristische Arbeit wurde der, in 3. Auflage erschienenen, 2bändigen Gedichtsammlung von Paul Gyulai, der Péczely-Roman-Preis von 1000 Gulden in Gold dem einbändigen Romane „Szabolis Heirat" von Franz v. Herczeg zuerkannt. — Aus dem

Juni-Heft derselben Zeitschrift interessiert die Gedenkrede auf den fast 100 Jahre alt gewordenen Aesthetiker, Philosophen und Polyhistor Samuel Brassai von Viktor Concha.

Die letzterschienenen Nummern der „Magyar Kritika" („Ungarische Kritik") bieten mehr oder minder eingehende Referate über zahlreiche neue Produkte der ungarischen schönen Litteratur, bedauerlicherweise nicht immer über die hervorragendsten. Ein ausführlicher Artikel ist den Tagebuch-Aufzeichnungen von Christomanos über die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich (von Dr. Wolfgang Gyalui) gewidmet, ein Leitaufsatz beschäftigt sich mit der für die Erziehung wichtigen Frage der Förderung der Jugendlitteratur (von Dr. Stephan Szemák). — „A Hét" (Die Woche) enthält in ihren jüngsten Heften treffliche Gedenkblätter auf Balzac und Puschkin, eine feinsinnige, anerkennende Würdigung des neuen Buches von Viktor Rákosi, eine recht herbe Betrachtung über die Feste, mit denen der 50. Jahrestag des Todes Alexanders Petöfi (31. Juli) im Vaterlande des genialen Poeten begangen wird, eine geistreiche Plauderei über den Hamlet der Sarah Bernhardt und zahlreiche litterarische Notizen. — In der Kunstzeitschrift „Magyar Géniusz" (Der ungarische Genius) wird die Litteratur jetzt nur ziemlich nebenbei, als Aschenputtel behandelt. Wir begegnen in den Heften seit Ende Mai Nachrufen an Francisque Sarcey mit einem interessanten Bilde, das den pariser Philister-Kritiker im Kreise seiner Familie zeigt, und an Ludwig Büchner, weiter einer reizvollen Volkssage „Petöfi als Geist der Karpathen" und einer Probe aus dem kürzlich erschienenen Büchlein „Petöfi-Märchen" von Thomas Péterfi. Ein Epigrammatiker von scharfem Witz, den diese Zeitschrift der Oeffentlichkeit vorgestellt hat, Karl Méri, giebt eine lustige Selbstkritik seines Buches „Im Gedränge" und bezeichnet sich, das deutsche Zitat deutsch variierend, als einen „Teil von jener Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft."

Wien. *Heinrich Glücksmann.*

Italien.

In der „Rivista d'Italia" (15. Juni) beendet D. Gnoli die sehr belehrende Studie über das 1467 geschriebene, 1499 veröffentlichte merkwürdige allegorische Gedicht „Il sogno di Polifilo", als dessen Verfasser der venetianische Dominikanermönch Francesco Colonna gilt, und das eins der bedeutendsten sprachlichen und geistigen Denkmäler der Humanistenlitteratur des Quattrocento darstellt. Die Sprache, die ein italianisirtes, mit griechischen Ausdrücken gemischtes, höchst unklassisches Latein ist, erklärt Gnoli aus dem Wunsche des gelehrten und phantastischen Verfassers, den in sinnenschmeichelnden Allegorien dargebotenen Schatz antiker Kenntnisse sowohl den Gebildeten wie dem Volke zugänglich zu machen. Auf die Anfänge und die Entwickelung des Humanismus in Italien wirft die elegant geschriebene Arbeit interessante Streiflichter.

Die „Rivista Moderna di Cultura" (II, 3. 4.) bringt der Fortsetzung des Aufsatzes F. P. Cesares über „Die Funktion der Polemik in der Litteratur und der Kultur", in dem einerseits der Verhöhnung der „Allerjüngsten" und ihrer Erotik, andererseits der überschwänglichen Verherrlichung einer neuen Art der Geschlechtsliebe zuviel Raum gewährt ist. Ebenso haben die pomphaften und affektierten Auslassungen des Verfassers über Alter und Jugend, Geistesstörung und Volkstugenden mit dem Thema eigentlich nichts zu schaffen. Kann man aus seinen tönenden Phrasen einen Sinn herauslesen, so ist es vielleicht der, daß Alte und Junge heutzutage aus Mißverständnis, Ignoranz und Egoismus gegeneinander polemisieren, und daß es Aufgabe einer besseren Erziehung sei, diese Polemik zu einer gedeihlichen sozialen Funktion zu machen. — Eine Studie A. Cervesatos über „den Charakter Wolfgangs Goethe" in demselben Hefte kommt zu dem Schlusse, daß der weitverbreiteten Ansicht entgegen der große Dichter trotz aller Gunst des Geschickes nicht glücklich gewesen sei, weil der Genius nicht glücklich werden könne. Durch den Mund des greisen Faust spreche er das Bekenntnis aus, daß das Leben nur lebenswert sei, wenn man nichts anderes sei als ein Mensch gleich allen anderen, d. h. einer aus der großen Menge.

In der „Nuova Antologia" (16. Juni) beginnt F. de Roberto eine Plauderei über „Die Freundinnen Balzacs", des „Romanschriftstellers der Damen", wie man ihn wegen des Uebergewichtes der Liebesschilderungen nicht ohne einen Anflug von Tadel genannt hat. De Roberto will untersuchen, wie Balzac geliebt habe, weil dies zur Kenntnis des Schriftstellers, der der Liebe in seinen Werken einen so großen Raum gewährt habe, beitragen müsse. An der Hand Gabriele Ferrys, der aus den Briefen Balzacs die Gestalten der von ihm geliebten Frauen zu einer Gallerie zusammengestellt hat, läßt er nach der Mutter und der angebeteten Schwester Laura die „Freundinnen" Revue passieren, deren einige bewiesen haben, daß reine Freundschaft zwischen dem Manne und der Frau möglich ist. — G. Lisi weist in demselben Hefte nach, daß Manzoni auch in der Erzählung vom Zweikampfe des Pater Christophorus — in den „Verlobten" — sich gewissenhaft an Dokumente der Zeit, die er schildert, gehalten hat, und führt die Erlasse der Behörden von Brescia an, durch die den zahlreichen Zweikämpfen anläßlich des verweigerten Ausweichens auf den Straßen ein Ende gemacht werden sollte. — Das erste Juliheft derselben Zeitschrift enthält außer der Fortsetzung des De Robertoschen Aufsatzes die Uebersetzung einer Dichtung des 615 im Kampfe gefallenen arabischen Helden und Dichters Antara, den seine Heldenthaten zum berühmtesten und populärsten unter den vorislamischen Wüstenhäuptlingen machten, so daß die arabische Litteratur sie zum Gegenstande langer Abenteuerromane gemacht hat.

Scipio Sighele beginnt in der „Vita Internazionale" (13) eine Bücherschau, nachdem er beweglich über die Nöte des Kritikers, dem die Bücher und die Bitten um Besprechung endlos ins Haus strömen, geklagt und unter Geißelung der Autoren-Eitelkeit festgestellt hat, daß die aufdringlichsten und reklamewütigsten unter ihnen ihren Zweck am besten erreichen. Es steht dahin, wie die Autoren der nunmehr von Sighele besprochenen Werke sich zu der Einleitung stellen werden. Es sind Sergis „Leopardi im Lichte der Wissenschaft", Patrizis „In der Aesthetik und in der Wissenschaft" und eine Reihe neuer Arbeiten über das Genie in seinen physiologischen, psychologischen, ästhetischen Beziehungen von Rossi, Bovio, Montalto, Mobac, Roncoroni u. a. Die immer wachsende Beschäftigung der Philosophie und der Psychologie, überhaupt der Wissenschaft mit den Bedingungen des künstlerischen Schaffens ist nach Sighele „der wertvollste und erhabenste Tribut, den die von vielen Künstlern schwer angeschuldigte Wissenschaft der Kunst zahlt. Die Gelehrten thun im grunde nichts anderes, als nachträglich an der Hand der Thatsachen und mit erhöhter Genauigkeit das nachzuweisen, was mit dem Blicke des Genius die Künstler vorher erschaut haben." — Eine bittere Klage hat Sighele für die noch immer fortdauernde, einseitige und veraltete Methode des Unterrichts in Italien, die die gesamte Jugend in das gleiche Prokrustesbett zwänge.

Im „Marzocco" (IV, 19) bespricht A. Foà Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" mit größter Achtung. Er nennt das Stück einen „Triumph der Kunst der Lebenswahrheit, vielleicht das Hauptwerk des Verfassers". Den Grund dafür, daß es uns doch nicht ganz befriedigt, sieht er in dem „Gefühl der Trostlosigkeit und der Auflehnung, mit dem wir in eine Weltordnung blicken, die für solche Naturen, wie Fuhrmann Henschel, keinen Platz hat." „Wird man denn niemals", fragt Foà, „unter so vielen Unterliegenden auf der Bühne einen Sieger im Geiste erscheinen sehen, der um so

stärker ist, je größer die Niederlage seiner Wünsche und Hoffnungen sich gestaltet?"

Rom. *Reinhold Schoener.*

Spanien.

J. L. Estelrich veröffentlicht in der letzten Nummer der „Revista Contemporanea" (30. Juni) einen hübschen Essai unter dem Titel „Die Minnesänger". Ohne allzuviel wissenschaftlichen Ballast werden die spanischen Leser in sehr unterhaltender Form mit dieser vergangenen Epoche der deutschen Litteratur bekannt gemacht. — Dieselbe Revue bringt in ihrem vorhergehenden Heft (15. VI.) einen sehr eindringlichen Aufsatz aus der Feder des gelehrten spanischen Litteraten Eduardo L. Chavarri über Wagners „Walküre", ihre poetischen Schönheiten, ihre Uebersetzung ins Französische und Spanische (im Vergleich zu dem deutschen Original), die verschiedenen Urteile bedeutender Kritiker, Aufführungen u. s. w. Er weist in der spanischen Uebersetzung geradezu stupende und sinnverwirrende Fehler nach. Die Uebersetzer hätten offenbar kein Wort Deutsch verstanden, auch von den zugrunde liegenden Mythen keine Ahnung gehabt: sie hätten sich nur damit begnügt, die schon an sich nicht fehlerfreie französische Uebersetzung ins Spanische zu übertragen und dabei noch mehr zu verunstalten. Wenn Wagner seine Dichtung im Spanischen gesehen hätte, so hätte er entsetzt gegen so viel Unsinn protestiert.

Das Juni-Heft der „España Moderna" beginnt mit einer vorzüglichen Uebersetzung der Reden Fichtes an die deutsche Nation. Unter den kürzeren Artikeln derselben Revue wären zu erwähnen ein kleiner Aufsatz über die Art Ibsens, seine Dramen zu schreiben, und der schon öfters reproduzierte Artikel aus der „Revue des Revues" über das Plagiat.

Die „Revista Nueva", deren Erscheinen erst vor wenigen Monaten begann, gewinnt immer mehr an Bedeutung und schafft sich einen weiteren Kreis von Freunden, allerdings ist sie fast ausschließlich der schönen Litteratur gewidmet und bringt vorzügliche Novellen und Skizzen, die, wenn auch etwas freien Inhaltes, doch niemals gegen eine künstlerische Auffassung verstoßen. Auch veröffentlicht sie fortlaufend in den bisherigen Nummern eine sehr gute Uebersetzung von Ibsens „Wildente"; aber auch einige litterarisch-kritische Beiträge finden Aufnahme, so im letzten Heft (5. Juli) ein bemerkenswerter kleiner Artikel aus der Feder des tief empfindenden spanischen Lyrikers F. de Icaza über die ausländischen Litteraturen. — „Vida Nueva" widmet ihre Spalten jetzt fast ausschließlich der Politik und den Sozialwissenschaften.

Madrid. *E. v. Ungern-Sternberg.*

Polen.

Vincenz Lutoslawski untersucht im „Przeglad polski" (Polnische Rundschau), weshalb in Rußland der Pessimismus noch stärker hervortrete als bei den andern Nationen, und kommt zu dem Resultat, daß man die Hauptursache in der Erziehung der Kinder sehen müsse. Während z. B. in Deutschland oder in Frankreich das Schulkind an den Werken eines Shakspere, Molière, Goethe oder Schiller gebildet wird und aus ihnen eine mildere, hellere Lebensanschauung schöpft, wecken die in den russischen Schulen gelesenen Schriftsteller wie Puschkin, Lermontow, Gogol schon in jungen Gemütern die Verachtung der Welt und den Abscheu vor den Menschen. — In derselben Monatsschrift werden die vor kurzem erschienenen autobiographischen Denkwürdigkeiten des englischen Journalisten Heinrich Reewe besprochen. Reewe gelangte als Redakteur der „Times", dann als Direktor des „Edinburgh Review" zu angesehener Stellung, aber auch in der polnischen Litteraturgeschichte muß sein Name genannt werden, da er eine Zeit lang der intimste Freund des Dichters Zygmund Krasinski war. — Es folgt der Schluß einer Abhandlung von Schnür-Peplowski über den Lustspieldichter Alexander Fredro. — Der ständige deutsche Referent der Rundschau bespricht eingehend und in anerkennendem Tone alle bisher erschienenen Romane und Novellen von Frau Clara Viebig.

In der Reihe der aus Anlaß des Puschkin-Jubiläums veröffentlichten Aufsätze nimmt einen Ehrenplatz Prof. Josef Tretiaks Abhandlung über „Mickiewicz und Puschkin als Byronisten" ein, die das letzte Heft des „Przeglad powszechny" (Allgemeine Rundschau) bringt. In dem ersten Teile des Aufsatzes werden in der Entwickelung des Einflusses Byrons auf Puschkin zwei wesentlich verschiedene Epochen unterschieden. Der russische Dichter kannte zuerst nur einzelne Werke des englischen, so den „Childe Harold", „Giaur", „Corsar", wohl aber nicht den „Don Juan". Byron bedeutete für ihn damals vor allem: die Melancholie, den hohen Flug der Gedanken, die wilde Energie der Helden, den Zauber der Natur. Das ist die Zeit, wo Puschkin u. a. „Den Gefangenen" und „Die Fontaine" dichtete. In der zweiten Periode lernte er aber die ersten Gesänge des „Don Juan" kennen, und da ward ihm Byron der Inbegriff des Cynismus und des Spottes; unter diesem Einflusse entstand „der Dämon". Wir werden noch auf die Fortsetzung dieses hochinteressanten Aufsatzes zurückkommen, und bemerken jetzt im Anschluß an ihn, daß die Puschkin-Feier in den polnischen Zeitschriften überhaupt eine Reihe von feinen und unparteiischen Artikeln hervorgerufen hat. Die St. Petersburger polnische Wochenschrift „Kraj" (Das Land) widmete ihr ein besonderes Heft, wo neben Aufsätzen litterarischen Inhalts, die vielfach mit Reproduktionen der besten Puschkin-Bilder illustriert wurden, ausführliche Berichte über die polnische Puschkin-Feier in Krakau und St. Petersburg zu finden sind. Die polnische Litteraten-Welt wollte durch diese Festakte, fern von jedweder politischen Tendenz, denjenigen edlen Russen danken, die seinerzeit in der Hauptstadt des Zarenreiches eine erhebende Mickiewicz-Feier veranstaltet hatten.

In der krakauer Monatsschrift „Krytyka" (Die Kritik) verdient Beachtung Jan Stens Charakteristik des jungen Novellisten Sirko-Sieroszewski, dessen tiefste Schönheit in seinem wunderbaren Naturgefühl liegt. — Stanislaus Moniuszkos, des nach Chopin größten polnischen Komponisten der Vergangenheit, (seine Oper „Halka" nimmt im polnischen Repertoire eine ähnliche Stelle ein wie bei den Czechen Smetanas „Verkaufte Braut") Verdienste auf dem Gebiete des Liedes werden in der lemberger Rundschau „Iris" gewürdigt, während in dem „Przewodnik naukowy i literacki" (Wissenschaftlich-litterarischer Führer) Rawita Gawronski von dem Aufenthalte Mickiewicz in dem Oriente erzählt. Der große Dichter begab sich dorthin, da er glaubte, in den Reihen der gegen Rußland (1855) kämpfenden Mächte der Sache Polens am besten dienen zu können; freilich ereilte ihn in Konstantinopel der Tod.

In der „Biblioteka warszawska" (Warschauer Bibliothek) führt Universitäts-Professor Heinrich Struwe den (schon auf Sp. 1170 erwähnten) Kampf gegen „den Anarchismus des Geistes" in derselben scharfen, stellenweise heftigen Art fort und zwar zuerst gegen Nietzsche, als „den Philosophen des Anarchismus", den Verkündiger der Losungsworte „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt", dann gegen die polnischen „absoluten Individualisten" mit Przybyszewski an der Spitze. Willige Anerkennung ist dagegen der Grundton eines feinen Aufsatzes über die sogenannte präraffaelitische Malerei in England, den der warschauer Kritiker Matuszewski im „Tygodnik illustrowany" (Illustriertes Wochenblatt) veröffentlicht.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß die Zeitschrift „Zycie" (Das Leben) im Juni zu erscheinen aufgehört hat. Ihr Name war ihr kein Bollwerk gegen den Sensenmann. Mit ihr hat die polnische Moderne ihr litterarisches Organ verloren. Wie verlautet, siedelt der

ehemalige Herausgeber Przybyszewski im Herbst nach Lemberg über, wo also von nun an das Hauptquartier Jungpolens zu suchen sein wird.

Krakau. *J. Flach.*

Dänemark.

Im Doppelheft 4/5 von „Samtiden“ plaudert Hjalmar Christensen über die Hauptströmungen zur Zeit der norwegischen dänischen „Aufklärungsperiode“, d. h. jenes Zeitabschnittes, in dem die alte kontinentale Kultur des Dänentums dem rauhen und widerstrebenden Boden der norwegischen Provinz die ersten kargen Früchte abrang. Die inneren Kämpfe jener Epoche werfen auch heute noch in der nationalistisch gefärbten Litteratur vereinzelte Wellen auf, namentlich da, wo der eifersüchtige Wettstreit zwischen dänischem und altnorwegischem Schrifttum vor der Oeffentlichkeit zu gelegentlichem Ausdruck drängt. Wenn der Danismus auf die Dauer nicht in der Lage ist, seine Position zu halten, liegt dies in dem stark entwickelten Unabhängigkeitsgefühl und der noch stärker sich ausprägenden Anlehnung der jungen norwegischen Litteratur an die spezifisch nationalen Instinkte begründet. — Den weiteren Inhalt des Heftes bildet eine Wiedergabe interessanter Teile aus dem Briefwechsel zwischen Friedrich Nietzsche und Jacob Burkhardt, den im Februar die „Neue deutsche Rundschau“ mitgeteilt hatte, sowie eine Skizze über die Preßfreiheit in Frankreich, wobei namentlich deren sonderbare Auswüchse zur Zeit der „affaire“ eine drastische Beleuchtung erfahren.

Im „Tilskueren“ (Heft 6) behandelt Joh. Ottosen die gegenwärtige Entwickelung des skandinavischen Gedankens in poetischer, wirtschaftlicher und litterarischer Beziehung. Wirkliche nationale Freundschaft habe die Norweger, Schweden und Dänen niemals verbunden; das Gefühl für die trennenden politischen und allgemein kulturellen Eigentümlichkeiten ist durch lange Jahrhunderte hindurch, man kann sagen: seit den Tagen der Calmarischen Union, stets stärker gewesen als das Bewußtsein der nordgermanischen Stammeseinheit und Zusammengehörigkeit. Die Dänen haben es nicht an Versuchen fehlen lassen, diese trennenden Hemmnisse beseitigen zu helfen und einen engeren Anschluß an die erste skandinavische Volksmacht, das schwedische Schwesterland, herbeizuführen. Der Verfasser steht diesen Bemühungen zuversichtlich gegenüber und erblickt in der künftigen Calmarischen Union rediviva auf freier geistiger Grundlage eine sichere Gewähr für das Aufblühen der Nordreiche im fortschrittlichen Sinne.

Kopenhagen. *Styrebjörn.*

Finland.

Das jüngste Heft (5) der „Finsk Tidskrift“ bringt eine von A. Jensen verfaßte Biographie Alexanders Puschkin, worin die dichterische Mission des russischen „Nationalpoeten“ in sympathischen Ausdrücken gewürdigt wird. Als einen hervorragend charakteristischen Ausdruck für Puschkins ganze Auffassungsart stellt Jensen die Erzählung „Der Broncereiter“ hin: die Symbolisierung des heiligen Czarenreiches durch die eherne Kolossalstatue Peter des Großen an der Newa wirke überwältigend. „Das Zarentum ist furchtbar, es zerschmettert, und duldet keinen Zweifel an seiner Macht; ihm zu trotzen wäre wahnsinniges Beginnen. Puschkin, der feurige Verehrer Byrons, endet als enragierter Verfechter der absolutistischen Idee. Niemand kann zwei Herren dienen: hat man Rußland zum Vaterland, so muß man sich auch dem russischen Staatsprinzip willig unterordnen — das Volk ist die misera contribuens plebs, der Czar — der Statthalter Gottes auf Erden.“ In diesem Sinne, meint Jensen, war Puschkin der Nationaldichter seines Volkes auch im politischen Sinne. „Puschkin wurde kein alter Mann; er glich auch hierhin dem Briten Byron und dem Norweger Wergeland. Er führte ein Leben in großem Stile: das Leben eines Dichters und Herrenmenschen, aber er hat lange genug gelebt, um sich einen bleibenden Gedenkstein in der von ihm beherrschten Kunst zu sichern.“ — Im gleichen Hefte macht A. Thesleff einige Mitteilungen über das Leben der finischen Zigeuner, ihre nationalen Ueberlieferungen und den reich entwickelten Schatz ihrer Volksdichtung, die vielfach auf uralte, mythenhafte Quellen verweist, deren Erforschung dem Linguisten wie dem Ethnographen gleichermaßen ein tieferes Interesse einflößen muß.

Helsingfors. *Suomi.*

Nordamerika.

Einen interessanten Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Litteratur enthält „Atlantic Monthly“ für Juli unter dem Titel „The true American Spirit in Literature“. Der Verfasser erklärt die spärliche Färbung und den Mangel an Atmosphäre aus dem Mangel der religiösen und aristokratischen Traditionen des Mittelalters, aus denen das europäische Schrifttum noch immer Nahrung söge. Die amerikanischen Schriftsteller, die diesem Vorbild folgen, schrieben Werke in so unamerikanischem Geist, daß sie das Merkzeichen „im Ausland verfertigt“ tragen könnten. Das Verzichtleisten auf diese beiden Elemente habe in Frankreich eine gewisse Nudität hervorgebracht, den Realismus Zolas. In Amerika würde in nicht zu langer Zeit eine Schule erstehen, nicht des Realismus, sondern der Realität. Die amerikanischen Schriftsteller der Zukunft würden schließlich allem entsagen müssen, das mit der Atmosphäre der Kirche und des Hofes zusammenhängt, und einfache Menschen schildern, die im vollen Tageslicht dastehen und Prosa reden. Einige hätten dies bereits mit bemerkenswertem Erfolg gethan; und er weist auf vier Werke Bret Hartes, Cables, Mary Wilkins' und Mark Twains hin. Harold Frederic aber habe vor seiner Uebersiedelung nach England diesem amerikanischen Geist am vollendetsten Ausdruck verliehen. — In einem anderen Artikel in derselben Nummer: „The right Approach to English Literature“ heißt es, die Litteratur sei der Kritik nicht so tief verpflichtet, als es den Anschein habe. Wenn die Litteratur gesund und kräftig sei und ehrlich und ernst das Leben wiederspiegele, könne sie nicht schaden. Selbst wenn ihr Wortschatz von Schmieröl tropfe, nach Schweiß röche und von Staub knirsche, so sei es eben das Englisch schweißtriefender, rußiger und staubiger Männer, die diesen Schweiß, Staub und Ruß aus dem Leben mitbringen, von dem sie ein Teil sind, und das wir auch leben und kennen müssen. Es sei lebendiges Englisch nötig, ein Anschluß an Shakspere. Und Falstaff würde darin nicht fehlen dürfen — man könne ihn nicht aussperren, weil seine Sprache nicht im Boudoir gehört werde. Von der Seite drohe keine Gefahr; wohl aber von der „Salonkritik“ und dem „Kathederquatsch“, denen sich noch Unkenntnis der Muttersprache zugeselle. — Peter Krapotkin fährt in derselben Nummer mit seiner „Autobiographie eines Revolutionärs“ fort. Auch ist der Briefwechsel zwischen Bayard Taylor und Sidney Lanier lesenswert. — Im „Critic“ für Juli wird Francisque Sarcey ein warmer Nachruf gewidmet. E. N. Westcott, der verstorbene Verfasser des beispiellos erfolgreichen Romans „David Harum“, ist der Gegenstand einer biographischen Skizze. Die im Verlage von Longmans, Green & Co. erschienene dreibändige Biographie von William Morris wird gleichfalls eingehend besprochen. Besonders interessant ist der Artikel über die Chancen neuer Schriftsteller, worin statistisch nachgewiesen wird, daß z. B. im Jahrgang 1897 der amerikanischen und englischen Zeitschriften, unter den Novellisten 35 Prozent, unter den Feuilletonisten 42 Prozent Debütanten oder zum mindesten „unbekannt“ waren; wodurch bewiesen werden soll, daß von einem sogenannten Ring der Redakteure und älteren Schriftsteller, der den jüngeren einer Phalanx gleich den Zutritt versperre, nicht die Rede sein könne. — „North-American Review“ für Juli führt sich mit einem unbekannten Gedicht von Algernon Swinburne ein: „A Channel Passage 1855“

und enthält einen Beitrag über den Weltfrieden von Bertha von Suttner. — „Bookman“ würdigt die Verdienste Francisque Sarceys. — Aus dem reichen Inhalt vom „Century Magazine“ für Juli sei erwähnt: „Rudyard Kipling und Rasseninstinkt“; „Victor Hugo als Zeichner“; „Bret Harte in Kalifornien“; „Stevenson in Samoa“. — „Scribners“ fährt mit der Veröffentlichung der Briefe des letztgenannten Dichters fort und bringt in derselben Nummer (Juli) eine Erzählung von Frau Stevenson. — Unter den Wochenblättern brachte die älteste belletristische Zeitschrift des Landes „Home Journal“ in ihrer Nummer vom 28. Juni den einzigen Säkular-Artikel über Puschkin, zu dem sich die angloamerikanische Presse aufgeschwungen hat. — Die Sonnabend-Beilage der „Evening Post“ veröffentlicht Andrew Langs Gespräche mit verstorbenen Dichtern. — Die Sonnabend-Beilage der „Times“ vom 1. Juli enthielt eine vortreffliche Würdigung des englischen Romanschriftstellers und Dichters George Meredith aus der Feder von William Sharp, dem Verfasser der symbolistischen Zwischenspiele „Vistas“.

New York. *A. von Ende.*

Besprechungen

Romane und Novellen

Der Sänger. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung 1899. 484 Seiten. Preis 5 Mark.

Adolf Wilbrandts Kunst hat bisher zwei Höhepunkte erreicht — im Drama den tiefen „Meister von Palmyra“; im Roman „Die Osterinsel“. Beide Werke gehören nicht nur zum bedeutendsten und reifsten, was auf dem Boden deutscher Dichtkunst seit 1871 gewachsen ist, sie sind auch das Eigentümlichste, was die Künstlerindividualität „Wilbrandt“, in der sich philosophisches und phantasievolles Schauen auf eine sehr glückliche Weise gemischt zeigen, aus sich heraus entwickelt hat. Nimmt man noch einiges aus dem reizenden, aber nicht gerade bedeutenden Lustspiel „Die Maler“ hinzu, so hat man wohl ziemlich alles beisammen, was an Adolf Wilbrandt echt, eigen und, wenn man in dieser ungewissen Welt das Wort gebrauchen darf, bleibend ist. Wem eine Leistung wie „Die Osterinsel“ gelungen, dem fällt es natürlich schwer, in der Folge noch Gleichartiges zu schaffen — selbst einem so ergiebigen Talente, wie unserem verehrten Autor, kann es nicht immer in ganz gleichem Maße glücken; und so sei es denn ruhig ausgesprochen, daß der neue Roman sich zwar nicht mit der „Osterinsel“ messen darf, daß er aber mit „Meister Amor“ — „Hermann Ifinger“ — „Fridolins heimliche Ehe“ und einigen anderen reizvollen Werken zu dem Liebenswürdigsten gehört, was Wilbrandt geschaffen hat.

Die Fabel des Romans ist an sich sehr einfach; sie geht ohne Spannungsreize ihren Weg — und trotzdem fesselt uns das Ganze, weil uns aus jedem Blatt die liebenswürdige überlegene Persönlichkeit des Dichters freundlich und oft mit dem entzückendsten humoristischen Lächeln entgegenblickt. Ernst Ringinger, ein junger Schlossergeselle mit stillen Theaterneigungen, hat für ein junges Mädel, die Cousine seines Freundes August Möller, ein bischen geschwärmt; dann erweckt die erste Liebhaberin des mainzer Stadttheaters eine tiefe Leidenschaft in ihm. Durch einen Lebemann, der sich der Schauspielerin in leichtfertiger Absicht zu nähern wünscht und zu diesem Zweck den jungen Handwerker als Postillon d'amour benutzt, kommt er ans Theater, gefällt und hofft nun, von seiner Angebeteten als Kunstgenosse für voll genommen zu werden. Es hat auch den Anschein, als ob sich eine herzlichere Beziehung herausbilden will; aber Melanie Gilbert ist „marmorkalt“ — und eines schönen Tages verliebt sich Ernst in die Tochter eines marburger Professors, dessen Herz er durch den Vortrag eines Liedes gewonnen hat. Melanie merkt, daß Ernst ihr abtrünnig geworden ist, sie will sich auf ihre Art an ihm rächen; darüber wird Ernst bei offener Scene wahnsinnig — er kommt ins Irrenhaus — wird nach einigen Wochen geheilt — hat inzwischen seinen Sängerberuf erkannt — macht als Konzertsänger Furore und wird nun am Ende glücklicher Gatte der Professorstochter.

Dies ist der Kern der Handlung, dem sich noch ein paar Nebenhandlungen nicht eigentlich angliedern, — denn die Beziehung dieses Beiwerks zu der Haupthandlung sind zu lose — aber doch zugesellen. Der Nachdruck ist auf das psychologische Detail gelegt; hier giebt es oft überraschende Feinheiten. Das eigentliche Gold des Romanes steckt in der Gestalt des Helden; er ist ein wahrer Prachtmensch; aus einem Stück; in jedem Zuge echt. Ebenso echt ist das Theatermilieu — man sieht förmlich, wie hier Wilbrandt aus dem vollen geschöpft hat — wie er mit dem Herzen bei all den Dingen ist. Entzückend ist endlich auch das marburger Idyll, in dem das Herz Ernsts seine Heimat findet — nicht nur Marburg selbst steigt mit all seinen Reizen plastisch vor dem Leser auf, auch die Menschen treten uns in so liebenswürdiger Weise greifbar nahe, daß man in ein ganz persönliches Verhältnis zu ihnen tritt.

Berlin. *Eugen Reichel.*

Nur durch den Tod. Roman aus dem wiener Leben von Leo Norberg. Leipzig. Verlag von Grübel und Sommerlatte, 1898.

Ein Roman mit schroff ausgesprochener Tendenz. Der Verfasser, der — wie aus der Art der Darstellung unschwer zu erkennen ist — dem weiblichen Geschlecht angehört, wendet sich gegen die Unlösbarkeit der katholischen Ehe. Mag man diese Tendenz billigen oder nicht, es ist gewiß, daß es viel unsittlicher ist, wenn zwei Menschen in einer heillosen Ehe beharren müssen, als wenn sie dem Martyrium ein Ende machen und sich ein neues Lebensglück begründen dürfen. Die Verfasserin weiß zu überzeugen, denn sie schildert unglückliche Ehen — unglücklich in diesem besonderen Fall vor allem durch die Schuld der Frauen — mit allen ihren unerträglichen Greueln, und sie holt sich dabei ihre Beispiele aus der Welt der Wirklichkeit. Sie sucht das Problem anschaulich zu machen an einer Handlung, die in ihrer Fülle, ihrer Verschlungenheit, ihren zahlreichen Details fast erdrückt. Manches Unwahrscheinliche läuft dabei mit unter, und auch die Motivierung läßt bisweilen die wünschenswerte Vertiefung vermissen. Indessen hält der Roman in Spannung, und das ist für die Masse der Leser die Hauptsache. Die Klage und Anklage, daß „nur durch den Tod“ die Befreiung von einem unwürdigen Ehegenossen erfolgen kann, wird ihre bewegende Wirkung nicht verfehlen. Und da die Darstellung lebendig, sprühend und reich ist an geistvollen Wendungen, so findet auch ein feinerer Leser sein Auskommen.

Das Buch ist mit schönen Vignetten geschmückt, in gutem Sinne modern stilisiert, ohne jene gesuchte Geschmacklosigkeit, die sich anderwärts immer aufdringlicher breit macht.

Wien. *Fritz Lemmermayer.*

Friedesinchens Lebenslauf von Heinrich Sohnrey. (Die Leute aus der Lindenhütte, 1. Band.) Mit Buchschmuck von O. Ewel. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1899. M. 3,50 (4,50).

Vor zwölf Jahren, etwa in der Zeit, da „die litterarische Revolution“ angekündigt und aus modernem Sturm und Drang eine „neue Kunst“ verheißen wurde, erschien zum erstenmal Sohnreys Buch von den Lindenhüttenleuten. Während die jungen Dränger ihre Forderungen formulierten, bald nach pariser, bald nach nordischen Mustern arbeiteten und die „große“ Kunst in der Großstadt suchten, vertieft sich dieser schlichteinfältige Niedersachse in Art und Wesen seines Stammes, seiner

südhannöverschen Heimat und schuf auf diesem engen, kräftigen Boden echte, wenn auch bescheidene Kunstwerke. Seine Liebe zu Heimat und Volkstum führte Sohnrey den richtigen Weg; zum Nähr- und Mutterboden aller Kunst, zur Heimat, der schließlich auch die besten Werke des jungen Geschlechtes (man braucht nur an Hauptmanns „Versunkene Glocke“ und Sudermanns „Frau Sorge“ zu denken) Kraft und Leben verdanken. Ganz im stillen hat sich bei uns eine Heimatkunst entwickelt, und von ihr nur können wir vielleicht noch einmal, wenn sich die großen, allumfassenden Persönlichkeiten finden, zu einer Volkskunst im höheren Sinne (einer, die sich an das ganze Volk wendet) gelangen. Doch bis dahin halten wir uns an diese bescheidenere Kunst, die aus dem gesunden Boden der Heimat ihre Kraft sich holt.

Sohnreys niedersächsische Walddorfgeschichte enthält keine eigentliche „Geschichte“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes; aber es ist die Geschichte, der Lebenslauf eines einfachen Dorfkindes und seiner Sippe. Friedesinchen, eine herzhafte, lebenserfahrene Alte, erzählt uns von ihrem und der Lindenhütteleute Leben „daheim“ und „in der Fremde“. Scheinbar kunstlos, unabsichtlich reiht sie, wie es ihr gerade einfällt, Bild an Bild, Geschichtchen an Geschichtchen, bis wir ein volles, gesättigtes, von Natur und Erdgeruch erfülltes Gemälde eines individuell gefaßten und doch typischen Landlebens vor uns haben. Selten wird die Kindlichkeit und Schlichtheit des Tones einmal durch lebhafte, auch ein bischen moralisierende Betrachtungen gestört, so daß wir den volkskundigen Verfasser statt des naturwüchsigen Friedesinchens zu hören glauben. Natürlich, naturhaft wie Menschen und Dinge und der ganze Inhalt und Gehalt des Buches ist auch seine Form: es wächst, es entsteht alles vor unseren Augen, wir erleben Leid und Freud dieser rauhen, gemütvollen, glaubensstarken Menschen mit. Wir erfahren mancherlei von Sitten und Bräuchen, Glauben und Aberglauben des Volkes, aber nicht äußerlich sind diese Dinge angeheftet, sie sind mit dem ganzen Leben und Weben der Leute verwachsen: sie gehören mit zu ihrer Natur und ihrem Charakter. Das Zuständliche, die Verhältnisse gehören den Tagen an, wo „die Eisenbahn erst gebaut wurde“; aber neben und über dem Zeitlichen und Vergänglichen kommt doch das Dauernde, der Kern des Volkscharakters zur Geltung: vor allem der unverwüstliche Arbeitsgeist und die unergründliche Innerlichkeit unseres Volkes, die sich gleich bleibt in Nord und Süd unseres Vaterlandes. Und als ein Buch von deutscher Innerlichkeit und Heimatliebe, fester Eigenart und tüchtiger Volkskraft wirkt diese Erzählung von einfachsten Leuten und einfachsten Dingen: ohne irgendwelche äußere Spannung und Effekte hält es uns fest von Anfang bis zu Ende durch seine innere Wärme und heitere Natürlichkeit.

Der zweite Band „Hütte und Schloß“, der uns erzählt, wie Friedesinchen im Alter lebte und mit Gott und der Welt sich abfand, wird, hoff' ich, nicht lange auf sich warten lassen. Wer den ersten, vom Verlag reizend ausgestatteten und von O. Ewel mit sinnigen Randzeichnungen geschmückten Band besitzt, möchte den andern nicht lange missen. Schon durch die äußere, gehaltvolle Ausschmückung wird das Buch zu einer Augenweide.

Bensheim a. d. Bergstrasse. *Karl Berger.*

Armeetypen. Humoresken von Freiherrn von Schlicht. Berlin, Verlag der Bücherfreunde (Alfred Schall). 1899. Preis M. 3.--.

„Entschieden amüsant!“ Mit diesem oder einem ähnlichen Urteil werden gewiß die meisten Leser die Lektüre des anregenden und in seinem Inhalte wechselreichen Buches abschließen. Eine Reihe von Bildern aus dem Leben des deutschen Offiziers hat ihnen Einblicke in die Interna des Dienstes, in die Kaserne, in das Offizierkasino gestattet und eine Anzahl von — nun eben, von auffälligen Typen aus dem Offiziercorps vorgeführt, wie sie wohl überall vorkommen, vielleicht niemals aber drastischer und lebhafter geschildert und mit Recht gegeißelt oder verspottet wurden. Allen den „Angstmeiern“, „Drückebergern“, „Strebern“ u. s. w. gönnt der Leser die gründliche Abfertigung und Verspottung von Herzen. Aber — ja, es kann dies „aber“ dem Verfasser nicht vorenthalten bleiben — „sind denn solche Typen, wie sie hier im Sinne des Humors und im karikierenden Vergrößerungsspiegel gezeigt werden, nicht nur Ausnahmen?“ denkt er unwillkürlich, nachdem er Seite 234 beendet und das Buch zugeklappt hat. Sieht es denn wirklich so in unserem vielgerühmten deutschen Offizierkorps aus, wie das aus diesen „Armeetypen“ hervorgeht? Freilich — der Humor verlangt und bedingt gewisse Uebertreibungen, aber wer die flott geschriebenen zwölf Skizzen mit kritischen Augen liest, der kann sich der Thatsache nicht verschließen, daß der scheinbar harmlose Humor doch die Gefahr in sich birgt, bei einem Teile der Leser, besonders aber bei den Nichtsoldaten, völlig falsche Anschauungen hervorzurufen.

Kein Stand wird ja von „Humoristen“ jedes Schlages so ausgiebig „bearbeitet“, wie gerade der Offizierstand, und nicht selten — nein meistens, — zeugen solche Arbeiten von der völligen Unvertrautheit der Autoren mit der Thätigkeit und der Lebensanschauungs-, ja der Ausdrucksweise des Offiziers. Hier ists einmal anders — der Verfasser der „Armeetypen“ ist offenbar selbst Offizier gewesen. Umsomehr muß man bedauern, daß seine Typen eben nur Auswüchse zeigen — nirgends auch gesunde Gliedmaßen. Das ist schade, denn die Humoresken würden gewinnen, wenn sie nicht das Ganze des Offizierkorps angriffen, sondern nur die Auswüchse. Werfen wir einen Blick in das erste Kapitel „Der Pänrich“! Ja, das muß doch ein wunderliches Offizierkorps sein, in dessen Kasino derartige Studien gemacht werden können. Aber das „Verwünscht sei der Tag, an dem ich zum ersten Male den bunten Rock anzog“, klingt überall durch, in der typischen Abneigung aller Leutnants gegen allen Dienst, in dem Grauen vor dem Offizierkasino u. s. w. Der Schreiber dieser Zeilen hat in 38 Dienstjahren vielen Offizierkasinos angehört, hat aber niemals ein solches kennen gelernt, wie es im „Pänrich“ oder Seite 185 geschildert wird — und ein solcher Abscheu vor aller Berufsthätigkeit, wie ihn die „Armeetypen“ allen Leutnants imputieren, existiert doch nur in der Phantasie. Gott sei Dank, die Mehrzahl preußischer Offiziere — auch der jüngeren, — ist sich ihrer Berufszwecke und ihrer ernsten Ziele bewußt. Wenn auch gelegentlich der Leutnant schimpft — er kann darum doch Freude an seiner Thätigkeit im Dienste haben — auch ohne sie im Sinne der „Diensthuber“ aufzufassen. Auch ein paar nebensächliche Bemerkungen seien gestattet. Die Anrede „Herr Premier“ ist doch nirgends in der Armee üblich gewesen, sie wurde höchstens in scherzender Form angewandt. Der Katzentisch auf Seite 138 ist auch wohl nur als eine humoristische Zugabe zu betrachten, ebenso wie die Scene auf Seite 134, denn einen preußischen Hauptmann, der seine Frau Flickarbeiten der Compagnie besorgen läßt — das giebts doch noch nicht! Und noch eins: Es werden mehrfach die minimalen Gehaltsbezüge der jungen Offiziere hervorgehoben. Ja — wenn die jungen Herren im allgemeinen so dienstunfreudig, so unlustig und so wenig sich ihres ehrenvollen Berufes bewußt in der That waren, wie sie im allgemeinen in den „Armeetypen“ hingestellt werden — nun, dann verdienten sie überhaupt kein Gehalt. Unlustige und unzufriedene Elemente bleiben am besten dem Offizierberufe überhaupt fern, denn sie werden einmal für sich selbst wenig leisten und — manchmal auch noch anderen durch zersetzende Kritik die Freudigkeit am Schaffen nehmen.

Im übrigen, — über ein Buch, das wertlos ist, schreibt man hier keine lange Besprechungen. Darin mag der talentvolle Autor die beste Anerkennung seiner humoristischen Erzählergabe finden, gegen deren Verwendung einige wohlgemeinte Bedenken nicht unterdrückt werden durften.

Berlin. *Hans Nagel v. Brawe.*

Letzte Novellen. Von E. von Dincklage. Dresden und Leipzig 1899, E. Piersons Verlag. Preis 3 Mk.

Diese Novellen sind kleine Kabinetstücke der Erzählungskunst: ursprünglich in der poetischen Idee, einheitlich und festgeschlossen im Aufbau, kraftvoll in der Architektur. Dem Charakter der Landschaft entsprechend, in der die Begebenheiten sich abspielen, atmet die Darstellung den würzigen und kräftigen Geruch der Erdscholle; jeder Gefühlsüberschuß, alles episodische Beiwerk ist vermieden. Die bedeutendste der sechs Novellen ist die auf friesischem Boden spielende: „Die Enkel". Ungleich breiter angelegt als die übrigen fünf, stellt sie auch eine ungleich tiefere psychologische Studie als jene dar. Der Charakter des Helden — diese oft mißbrauchte Bezeichnung hat hier einmal in der That Berechtigung — ist mit Fleiß und Sorgfalt angelegt und mit großer Kraft durchgeführt. Auch die Figur der Heldin trägt den Stempel der Lebensechtheit an sich, dem man glauben muß; von manchem andern Dichter dargestellt, würden die heftigen inneren Kämpfe, die sie durchmachen muß, ehe sie zur inneren Klarheit kommt, die verwickelten Schicksale, in die sie gerissen wird, ehe sie geläutert das wahre Lebensglück erkennt, etwas Gezwungenes, Unwahrscheinliches haben; in der ernsten Darstellung Emmys von Dincklage erscheinen sie uns wahr und unverkünstelt. Von den übrigen Novellen verdienen die beiden „Meine Mutter" und „der Galgenstrick" als treffliche psychologische Studien Erwähnung; schmucklos in der Darstellung enthalten auch sie eine Fülle feiner Seelenzüge und bestätigen das günstige Urteil über die scharfe Beobachtungsgabe und die eigenartige Erzählungskunst der vor einigen Jahren verstorbenen Verfasserin.

Dresden. *Willy Doenges.*

Lyrisches und Episches.

Lyrische Radierungen. Von Josef Kitir. Wien-Leipzig 1899, Deutsche Litteratur-Anstalt.

Ich glaube nicht, daß der Titel dieses seltsamen Gedichtbuches richtig gewählt ist. Denn das Vermögen, in fester Linienführung ein plastisches Bild zu geben, besitzt Josef Kitir nur zum Teil. Was dieses schmale Bändchen aber merkwürdig macht, was es heraushebt aus der Reihe der übrigen, das ist der oft mit gutem Gelingen gemachte Versuch, die feinsten Gefühlsschwingungen lyrisch einzufangen, das beinahe Unaussprechliche auszusprechen.

Auf zwei Wegen geht Kitir dabei vor. Er knüpft einmal die ganze lyrische Stimmung an das nüchternste, alltäglichste Ding. Dabei ist die stete Gefahr, daß durch das Aneinanderreihen zweier solcher Extreme das Gegenteil dessen erreicht wird, was erreicht werden sollte: nämlich statt lyrisch-einheitlich ist die Wirkung — komisch. Ein Beispiel: man wäscht sich mit Rosenseife, und der leise Duft führt eine ganze verklungene Zeit herauf. Ein geschmacksicherer Lyriker, der das Thema anschlagen will, würde sofort einsehen, daß die „Rosenseife" lyrisch unmöglich ist. Er würde das Kunstprodukt in seine natürlichen Teile zerlegen; statt Rosenseife würde er die Rose oder den Rosenduft nehmen, der an und für sich das ausschlaggebende Moment dabei ist. Kitir jedoch klebt an der Wirklichkeit so — vielleicht aus einer übertriebenen und falsch gefaßten poetischen Ehrlichkeit — daß er die Rosenseife ins Gedicht nimmt und sich damit absolut um die Wirkung bringt. Aehnlich knüpft er an eine „Mütze", eine „Lieblingsspeise", eine „Taschenuhr", einen „grauen Mantel" an, um dabei meistens aus den genannten Gründen zu scheitern, ein so ausgezeichnetes Talent auch aus den Versen spricht.

Viel glücklicher ist er, wenn er diese plastischen Anknüpfungsmomente einfach fortläßt und nur Empfindungen ausspricht. Er hat darin eine Art, gleichsam etwas in unendlicher Zartheit hinzuhauchen. Es ist dann etwas Schwebendes, Luftiges, Unsinnliches in den Versen. Man wird überrascht dadurch. Eine nackte Seele, wenn ich so sagen soll, zittert da. Die Seele eines modernen, etwas überbildeten, etwas schwächlichen Menschen, der nicht genug Brustumfang hat. Aber die lyrische Ehrlichkeit, wenn sie auch manchmal etwas gewollt nach neuem sucht, packt dabei. Diese Radierungen sind jedenfalls ein äußerst interessantes Buch, an dessen Fehlern und Vorzügen man eine Aesthetik der Lyrik entwickeln könnte. Man müßte ein Buch schreiben, um sie zu kritisieren. Das ist ein Lob, aber natürlich auch ein Tadel. Kitir ist vorläufig ein interessanter Dichter. Aus dem interessanten könnte ein in seiner Weise großer Lyriker werden, wenn der poetische Wert sich mehr ausprägte und ein sicherer Geschmack ihn davor bewahrte, sich zu weit in die gefährlichen Gefilde der Experimentierpoesie zu begeben und gar zu sehr mit Flaubert des parfums nouveaux zu suchen.

Man wird aber nach diesem Büchlein ein Recht haben, Kitirs weiterer Entwicklung mit Aufmerksamkeit zu folgen.

Berlin. *Carl Busse.*

Frauengestalten. Von Rudolf Knussert. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1899. 70 S.

Der in Donauwörth ansässige junge münchner Poet hat vor ein paar Jahren mit einem Liederbuch, das leider nicht gerade glücklich illustriert war, erfolgreich als feinsinniger Lyriker debütiert. Zu den „Frauengestalten", mit denen uns Knussert heute in sieben kleinen Dichtungen epischen Gepräges bekannt macht, gehören u. A. schon ziemlich betagte Damen wie Danaë und Kleopatra, deren äußere Reize es dem schönheitstrunkenen Poeten hauptsächlich angethan zu haben scheinen. Von den makartfarbenprächtigen Freskogemälden, die Hamerling im „Ahasver" und Oskar Linke in seiner „Versuchung des heiligen Antonius" geboten haben, finden sich hier in zierlichen Miniaturrahmen manche pikante Einzelheiten, die für Knusserts lebhafte Phantasie und seinen scharfen Blick für das Dekorativ-wirksame glänzendes Zeugnis ablegen. Leider nimmt die Staffage zu viel Raum ein. Der Dichter ist an Allzuäußerlichem und Allzumenschlichem haften geblieben und hat über den mit peinlicher Genauigkeit und etwas in erotischem Wohlbehagen geschilderten körperlichen Vorzügen seiner Heldinnen andere nicht minder löbliche Eigenschaften vernachlässigt. Eine wohlthuende Ausnahme macht in dieser Beziehung das gehaltvolle Strophengedicht „Die Broche" und die dem kleinen Leporello-Album vorangestellte poetische Widmung. Was einem die Lektüre dieser sich in so schwüler Atmosphäre bewegenden „Frauengestalten" vergällen kann, sind einige fast auf jeder Seite wiederkehrende Lieblingsausdrücke des Verfassers wie „irisblau", „bläulich-schwarz" u. dgl. Mit dem Attribut „schön" wird geradezu Unfug getrieben. So lautet der letzte Vierzeiler des in Indien spielenden Gedichtes „Die Witwe", welche Dame selbstverständlich einen „schönen Körper" und „schöne Rabenhaare" aufweist, folgendermaßen:

> Der Tod in Flammen ist so schön!
> Drum wird vielleicht in jenen Höhn
> Dereinst uns die Gestalt gegeben
> Auch für ein neues schönes Leben.

Trotz des gewissen Leuten imponierenden Umstandes, daß fast sämtliche hier gesammelten Arbeiten seinerzeit von der „Deutschen Dichtung" veröffentlicht wurden, muß es ausgesprochen werden, daß die „Frauengestalten", ungeachtet ihres gefälligen Aeußern, nicht zu Knusserts untadeligsten Musenkindern gehören. Hoffentlich überrascht uns der in so idyllischer Gegend hausende Poet bald mit einer erfreulicheren Gabe.

Chemnitz. *Alfred Beetschen.*

Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit von Max Bruns. Mit Umschlagzeichnung von Fidus. Berlin, Schuster & Loeffler. 1899. 180 S. M. 3,—.

Es giebt kaum ein Wort, das in Brauch und Mißbrauch so ganz alle Farbe verloren hat wie dieses: Lenz. Allen Dichterlingen und Auchdichtern fügte es sich willig in den Vers, und es erschien so viel verwendbarer als das langsame, feierliche Frühling. Das ist nun gerade das Merkmal der Dichter, ich meine der wirklichen: daß die armen müdgewordenen Worte neu

werden bei ihnen und jung, wie noch nie gebraucht und reich in ihrem Unberührtsein. Max Bruns sagt: Lenz — und es ist wie eine Entdeckung. Wir haben plötzlich das Gefühl, jetzt erst den Namen vernommen zu haben für eine Zeit zwischen Zorn und Zagheit, drin die Wolken wandern mit Dunkel und Ungeduld und die Stürme sich wie gestürzte Götter in die Wälder werfen, und drin die Menschen so unbestimmte Sehnsucht haben und so traumhafte Traurigkeiten und so plötzliche Freuden. Von diesem schönen und schmerzhaften Noch-nicht-Frühling singt Max Bruns in seinem jungen Buche, und er spart nicht der Töne und Tasten. Dehmel und Mombert begleiten ihn in seine Verse hinein, dann ruft er nach Liliencron und endlich in seinem Eigentum, in den Liedern von und für Grete, weiß er nur noch sich selbst; vergißt, daß schon viele gesungen haben, und daß er drei oder vier von diesen vielen liebt. Er entreift ihnen vor unseren Augen, mitten in seinem Buche. Deshalb glauben wir ihm seinen Klang.

Dennoch ist das Buch erst ein Beginn. Dehmels Venusbilder haben noch ihre Festtage darin neben dem schlanken „Fidusbild". Viele Sehnsüchte noch und selten — Sehnsucht. Zu prahlerisch oft und zu rasch im Verraten. Gleich im Untertitel z. B.: „ein Buch von Kraft und Schönheit" heißt es da. Müssen das Alle wissen, so im Vorübergehen, auf den ersten Blick? Ist es nicht Sache des Buches, Wenigen, Nahen zu vertrauen, daß es von „Kraft und Schönheit" sei?

Es ist das erste aus der Reihe „Andachten". Der Gott ist noch nicht vollendet, dem diese Gebete gelten. Es kann sein, daß er in den nächsten Büchern mündig und mächtig wird, besonders, da es dem Dichter nicht blos um Bücher zu thun ist. Er verrät ganz im Anfang seine beste Schönheit:

„Werde nur schlicht:
Dann ist dein ganzes Leben ein Gedicht."

Berlin-Schmargendorf. *Rainer Maria Rilke.*

Achmed, der Heiland. Eine epische Dichtung von Adalbert v. Hanstein. Berlin. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt 1899. Preis M. 1,50.

Die Epik der Gegenwart bietet, wenige erfreuliche Ausnahmen abgerechnet, selten Schöpfungen von bleibendem Werte, noch seltener Dichtungen von ausgeprägter Eigenart. Auch Adalbert von Hansteins jüngstes Gedicht gehört nicht dazu, obgleich es sich durch die geistvolle, wenn auch nicht einwandfreie Behandlung des Stoffes und durch Verse voll Schwung und Schönheit von anderen in der letzten Zeit erschienenen epischen Dichtungen auszeichnet. Er versucht, uns das Schicksal des Mohammed Achmed, des von den Moslems erwarteten Propheten und Nachfolger Mohammeds, in freier, dichterischer Gestaltung menschlich nahe zu bringen. Um uns aber diesen Achmed, nach Hanstein im Grunde genommen nur ein wahnbethörter Schwächling, glaubhaft zu machen, hätte der Dichter nicht nur eine weit mehr in die Tiefe gehende psychologische Begründung dieses Charakters bieten, sondern ihn auch als Produkt seiner Heimat zeichnen müssen; das Lokalkolorit entbehrt zu sehr der Anschaulichkeit, obgleich die ersten Verse des Anfangsgesanges in dieser Beziehung viel versprachen.

Bremen. *Franziskus Hähnel.*

Litteraturgeschichtliches.

Das Ifflandische Rührstück. Ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik von Arthur Stiehler. Litzmanns theatergeschichtliche Forschungen XVI. Hamburg, Leopold Voß 1898. 8°. 157 S.

Der neueste Band der von Berthold Litzmann herausgegebenen, in hohem Grade verdienstlichen „Theatergeschichtlichen Forschungen", denen nur im allgemeinen Interesse eine weitere Verbreitung zu wünschen wäre, widmet der Technik des ifflandischen Rührstücks eine eingehende und in vieler Beziehung lehrreiche litterarhistorische Untersuchung. Auf eine allgemeine Einleitung über Ifflands Persönlichkeit, über Art und Begrenzung seines dichterischen Talentes, das eigentlich kaum ein Talent zu nennen war, über die für seine Stücke bezeichnende, vom Wesen echter Tragik von Grund aus verschiedene Rührseligkeit und Empfindsamkeit, folgt als erster Hauptabschnitt eine ausführliche Einzeluntersuchung über „Stoffe und Gestalten", in der Stiehler zu zeigen sucht, wie Iffland bei der Wahl aller seiner Stoffe, bei der Formung aller seiner Gestalten die Rührstimmung zum ausschlaggebenden Prinzipe der dramatischen Wirkung zu erheben pflegte. Wie die Absicht des Dichters, das Publikum zu rühren, auch die Komposition des ifflandischen Familienstücks beinahe auf Schritt und Tritt beeinflußte, zeigt der folgende Abschnitt über „Aufbau und Anordnung", dem sich als Schluß-Kapitel eine von demselben Gesichtspunkt ausgehende Untersuchung über „Szene (d. h. szenische Vorgänge, Bühnenanweisungen ꝛc.) und Sprache" anreiht. Die Darlegungen Stiehlers bieten in der hier gewählten Anordnung des Stoffes, in der umfassenden Totalität der Behandlung, in der sorgfältig vergleichenden Heranziehung aller mit dem ifflandischen Familiendrama verwandten und ihm vorangehenden litterarischen Erscheinungen ein erschöpfendes und sehr belehrendes Bild von dem Wesen und der Technik des Rührstücks. Die an sich sehr lobenswerte Gründlichkeit des Verfassers hat ihn an einigen Stellen allerdings zu weit geführt. Das Bestreben, in allem und allem, was uns in Ifflands Stücken entgegentritt, das Jagen nach Rührwirkungen erkennen zu wollen, wird von Stiehler wahrhaft zu Tode gehetzt. Selbst durch die Art, „wie Ifflands Figuren sich setzen", soll der Dichter sein Haschen nach Rührung bekundet haben! Desgleichen durch das Auf- und Abtreten seiner Gestalten. Wenn Stiehler bei der Untersuchung hierüber u. a. zu der Beobachtung gelangt: „Entzweite oder getrennte Personen gehen nach verschiedenen Seiten hin ab" (um nämlich, wie er meint, durch diese klare Veranschaulichung einer schmerzlichen Trennung zu rühren!), so vermag ich hierin keineswegs etwas besonders merkwürdiges zu erblicken. Auch die gewissenhafte Registrierung aller Arten der bei Iffland vorkommenden Thränen dürfte des guten etwas zu viel sein, ungeachtet der nicht wegzuleugnenden außerordentlichen Wichtigkeit, die dem Requisit der Thräne in der Kunstperiode der Rührung zweifelsohne zukam.

Karlsruhe. *Eugen Kilian.*

Verschiedenes.

Die Kunst der Rede in ihren Hauptzügen an den Reden Bismarcks dargestellt von Dr. Hermann Wunderlich. Leipzig, S. Hirzel 1898. 158 S. M. 3,—.

An Darstellungen der „Kunst der Rede" und an Untersuchungen über ihr Wesen ist die deutsche Litteratur nicht arm. Aber alle leiden an einem gewissen theoretischen Schematismus, der selbst durch so originelle historische Entwicklungen, wie sie Adolf Philippi vor einigen Jahren in seinem Buche (Leipzig, Grunow 1896) gegeben hat, nur gemildert aber nicht überwunden wurde. Wunderlich stellt sich auf den Boden der Empirie, der Induktion. Er untersucht die Reden des zweifellos größten politischen Redners, den unser Volk hervorgebracht hat, mit dem eindringenden Blick des geschulten Philologen; und wer daran zweifelt, daß die Philologie, die von allen Wissenschaften am meisten sich durch unfruchtbare und thörichte Kleinkrämerei zu kompromittieren pflegt, doch auch bedeutende und für die Gegenwart äußerst wertvolle Ergebnisse zeitigt, der lese dieses Buch. Er wird sich vielleicht zuerst etwas beklommen fühlen, wenn er die Inhaltsangabe mit ihrer Gliederung nach I, a, b, c, α, β, γ liest, sehr bald aber wird er sich an dem lebendigen Stoff erfreuen, mit dem das Gerippe umkleidet wird. Wunderlich gruppiert seinen Stoff in drei Kapitel, von denen das erste „Das gesprochene Wort", das zweite „Redner und Hörer", das dritte „Der Schmuck der Rede" betitelt ist; es dürfte kaum irgend eine Beziehung sein, in der nicht, unter Heranziehung einer Fülle von äußerst geschickt gewählten Beispielen, das Wesen der

Rede an dem Fürsten Bismarck gekennzeichnet wird. Aber eigentlich ist es doch dem Verfasser nicht sowohl darum zu thun, die wissenschaftliche Rhetorik zu bereichern an dem „Fall“ Bismarck, sondern er will den gewaltigen Mann, dessen Verständnis zu erschließen eine edlere Aufgabe ist als Rhetorik zu schreiben, auch nach dieser Seite hin charakterisieren. So erhebt sich denn das Buch weit über seinen etwas bescheidenen Titel; es ist ein feinsinniger, wissenschaftlich begründeter Beitrag zur tieferen psychologischen Erkenntnis von Bismarcks Wesen. Und als solchen vor allem, nicht bloß als einen originellen Versuch zur besseren Begründung einer Theorie der Redekunst, begrüßen wir es von Herzen.

Leipzig. *Dr. Jakob Wychgram.*

Louise Otto-Peters, die Dichterin und Vorkämpferin für Frauenrecht. Ein Lebensbild von Auguste Schmidt und Hugo Rösch: R. Voigtländers Verlag. Leipzig (Biographische Volksbücher Nr. 17—20) Preis 1 M., geb. M. 1,25.

Etwas seltsam berührt uns die Doppelfirma der Verfasser bei einem solchen Buche; sind wir sie doch im litterarischen Leben höchstens bei einem moser-schönthanschen Lustspiel gewöhnt. Und doch war es kein Lustspiel, was diese beiden zusammengeführt hat, sondern ein ernstes Lebensdrama und ein Akt liebevoller Pietät. Die Frau, die einst dem Gatten durch das Gitter des bruchsaler Gefängnisses sich verlobte, hatte gewünscht, daß der Mann, der früher die Biographie ihres Gatten August Peters geschrieben, auch die ihre schreiben möge, und andererseits konnte die Frau, die einst den allgemeinen deutschen Frauenverein gegründet und die wir wohl mit Recht eine der ersten Führerinnen der deutschen Frauenbewegung nennen, nur von einer Frau und Mitstreiterin in ihrer ganzen Bedeutung für diese Bewegung erfaßt und geschildert werden. Und wahrlich, ihr Leben und Wirken ist reich genug, auf daß zwei sich in die Schilderung teilen konnten. Schlicht und bescheiden wie die Frau, die bei ihren Bestrebungen immer so selbstlos die eigene Person in den Hintergrund stellte, daß noch so viele heute fragen können, wer war Louise Otto?, — so ist auch die Darstellung, kunstlos und doch fesselnd. Möchten recht viele das Buch zur Hand nehmen und daraus Gewinn ziehen!

Biebrich. *Laura Koepp.*

Oeffentliche Lesehallen. Ihre Aufgabe, Geschichte und Einrichtung. Von Dr. Philipp Huppert, Köln, J. P. Bachem. Mk. 1.—.

Das Büchlein, über dessen Gegenstand die Leser dieser Zeitschrift bereits durch den Artikel „Oeffentliche Lesehallen“ unterrichtet sind, ist von katholischem Standpunkt aus geschrieben und wendet sich auch, wie es im Vorwort heißt, an die katholischen Kreise. Der Verfasser sucht zunächst die Notwendigkeit öffentlicher Lesehallen darzuthun, indem er ihren großen moralischen und sozialen Nutzen von den verschiedensten Seiten beleuchtet. Er giebt dann einen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der Lesehallen in England, Amerika und Deutschland und widmet schließlich einen längeren Abschnitt ihrer Einrichtung, indem er in geordneten Tabellen die Bücher, Zeitschriften und Zeitungen aufzählt, die er zur Aufnahme für geeignet hält. Daß diese Auswahl tendenziös einseitig ausgefallen ist, kann bei dem angedeuteten exklusiven Standpunkt des Verfassers nicht Wunder nehmen; aber bedauerlich bleibt es auf alle Fälle, wenn selbst eine so rein humane und volksfreundliche Einrichtung, wie die der öffentlichen Lesehallen, derart konfessionellen und Parteizwecken dienstbar gemacht werden soll.

Berlin. *Karl Quenzel.*

La Caserne. Von Albert Lantoine. Paris, „La Plume“, 1898. frcs. 3,50.

Das Buch schildert das Leben in der französischen Artillerie, nachdem Abel Hermant und Lucien Descaves die Kavallerie und die Infanterie kritisiert. Das Motto des Bandes: „Die Kaserne ist eine Schreckenserfindung der modernen Zeit“ deutet den Standpunkt des Verfassers an. Er zeigt uns die Leiden der Beamten, die Roheit der älteren Soldaten, die Bosheit, Gleichgültigkeit oder Unfähigkeit der Vorgesetzten. Es ist eine lange Reihe unangenehmer Portraits, durchflochten mit einer Menge widerlicher, oft geradezu abstoßender Details. Hat der Verfasser übertrieben? Man ist geneigt, es zu glauben. Auffallend ist ein — auch von Lantoine hervorgehobener — Zug der französischen Befehlshaber: sie ordnen an, sie verlangen, ohne sich je darum zu kümmern, ob ihre Anordnung ausführbar — ihr Verlangen billig ist. Jede Zuwiderhandlung wird einfach mit „salle de police“ bestraft. Auf diese Art dürfte die französische Kaserne dann freilich die „invention hideuse“ sein, als die das Motto sie bezeichnet.

Paris. *K. Schirmacher.*

Journal d'un Lycéen de 14 ans pendant le siège de Paris (1870/1871) par Edmond Deschaumes Auswahl. Mit drei Kartenskizzen, einem Plan von Paris und einer Karte der Umgegend von Paris. Zum Schulgebrauch herausgegeben von R. Kron, Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1899.

Man wird sich vielleicht wundern, an dieser Stelle ein Werk besprochen zu finden, das in erster Linie ein Schulbuch sein soll. Doch ist das französische Originalwerk, das im Jahre 1889 bei Firmin Didot in Paris erschien, von einem so bestechenden Reize, daß es nur dem hohen Preise (8 Franken, gebunden 12 Fr.) zugeschrieben werden kann, wenn es in deutschen Leserkreisen noch nicht die Verbreitung gefunden hat, die es verdiente. Da diesem Uebelstande durch die billige Kronsche Ausgabe — sie gehört zu der Sammlung der bekannten dickmannschen Schulbibliothek — abgeholfen ist und das Buch in der vorliegenden Gestalt, wovon wir uns überzeugt haben, auch erwachsenen Lesern einen großen Genuß gewährt, so dürfte unseres Erachtens diese Ausgabe in der höheren Litteratur einen Platz beanspruchen. Der Verfasser Deschaumes hat als vierzehnjähriger Gymnasiast das Riesendrama der pariser Belagerung erlebt; seine sachlichen, nur selten von dem unangenehmen Hauche des Chauvinismus berührten Schilderungen entwerfen ein in sich gerundetes, treffliches Bild von der Selbsttäuschung der französischen Heeresleitung, dem Optimismus der leichtgläubigen pariser Bevölkerung, der Disziplinlosigkeit der Truppen; andrerseits aber auch von dem glühenden Patriotismus und der vorbildlichen Opferfreudigkeit, mit der das heißblütige Volk dem namenlosen Elend der Belagerung Trotz bot. Herrliche Gestalten, der chauvinistische Gymnasiast Digard, der alte Major Bergmann u. a., beleben das vielfach düstere Gemälde. Der Herausgeber, Oberlehrer Dr. Richard Kron in Straßburg, einer der ersten Kenner der französischen Kultur und Sprache unter den deutschen Philologen, hat in den mit feinem Takte ausgewählten Anmerkungen wertvolle Hinweise gegeben, die die Lektüre auch dem Erwachsenen erleichtern und schmackhaft machen. Ich kann die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne aus Krons zahlreichen Schriften seine trefflichen „Selbstunterrichtsbriefe für die französische Sprache“ (Methode Haeußer) und den „Petit Parisien“ (4. A. 1898) zu erwähnen, ein gut ausgewähltes, handliches und billiges Hülfsbüchlein, das dem 1900 zur Weltausstellung wandernden Publikum ein besserer und gediegenerer Reisebegleiter sein dürfte als die große Menge marktschreierisch angepriesener Sprachführer.

Bonn. *Paul Holzhausen.*

Unter dem Titel „Klassisches Immergrün“ hat Ad. Kinzler in Basel eine dankenswerte Sammlung der gebräuchlichen lateinischen Zitate — 284 an der Zahl — mit Erklärungen ihrer Herkunft und Bedeutung zusammengestellt. Bei der großen Rolle, die das klassische Zitat auch heute noch bei uns spielt — es genügt, z. B. Bismarcks Reden daraufhin anzusehen — wird dieser

„lateinische Büchmann" vielen dienstlich sein. In hübschem Einband kostet das Werkchen 2 Mark (Verlag von D. Gundert, Stuttgart).

Uebersetzungen.

Des polnischen Erzählers Casimir Tetmajers Roman „Der Todesengel", der in Heft 2 dieser Zeitschrift (Spalte 99) von Josef Flach besprochen wurde, liegt jetzt in einer gut zu lesenden deutschen Ausgabe von S. Horovitz vor (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; Preis Mk. 3,—). — Ein Bändchen älterer Skizzen von Emile Zola ist unter dem Titel „Die Schultern der Marquise" in der bekannten „Kleinen Bibliothek Langen" (München, Albert Langen; Preis Mk. 1,—) erschienen. — Ein litteratur- und sittengeschichtlich wichtiges Werk, Diderots „Religieuse", hat in Wilhelm Thal einen deutschen Bearbeiter und Uebersetzer gefunden („Die Nonne", Verlag der Fürstenwalder Buchhandlung, Fürstenwalde; Preis Mk. 2,—). Der Roman, ein litterarischer Sturmvogel der großen Revolution, wirft bekanntlich auf das sittenlose Treiben der französischen Nonnenklöster grelle Lichter, die in der deutschen Ausgabe durch passende Striche etwas gemildert erscheinen. — Ein lesenswertes Werk der in Kapland geborenen und dort lebenden englischen Schriftstellerin Olive Schreiner, „Träume" betitelt, liegt in der von Margarete Jodl besorgten Uebersetzung in 2. Auflage vor (Berlin, Ferd. Dümmler; Preis Mk. 1,60, geb. 2,40). Die kleine Sammlung umfaßt eine Anzahl symbolischer Darstellungen ethischer Gedanken in Form von Erlebnissen und Traumgesichten, „geist- und sinnreiche Parabeln", wie August Sauer sie gelegentlich rühmend genannt hat.



Bühnenchronik.

München. Zum Schlusse der Saison erlebten wir noch eine wirklich bedeutungsvolle Première, die dem Charakter der Jahreszeit entsprechend vom hiesigen akademisch-dramatischen Verein im starnberger Sommertheater veranstaltet wurde. Zur Aufführung gelangte „Die Agrarkommission", Komödie in drei Akten von Kurt Aram. Wenn ich nicht irre, wurde das Werk schon vor Jahren von der berliner Neuen freien Volksbühne mit gutem Erfolge aufgeführt*), den es sich auch bei uns zu erringen wußte. Ein Stück hessischen Bauernlebens wird da mit drastischer Kraft dargestellt, köstlich in der Milieuschilderung, prächtig in fein individualisierender Charakteristik, die andrerseits auch das typisch Gleichartige der demselben Boden entsprossenen Menschen scharf herauszuheben versteht. Manche unnötige Roheit, manches karikierende Wort verrät den Anfänger, der immer fürchtet, nicht plastisch genug zu wirken oder das Gewollte nicht mit genügendem Nachdruck betont zu haben. In der Technik finden sich neben einer staunenswerten Fähigkeit, größere Massen geschickt zu bewegen, mancherlei Mängel in der Exposition. Zuweilen versagt die Kraft des Autors, so daß die im Stoffe gegebenen künstlerischen Wirkungen nicht völlig ausgenutzt werden. Doch liegt der Kardinalfehler in dem rein episodischen Charakter der Komödie. Was geschieht, wirkt nur vorübergehend, greift nicht in das Innerste der dargestellten kleinen Welt, gestaltet nichts in ihr und vernichtet nichts, so daß nach dem Fallen des Vorhangs alles still ist wie zuvor. So ist der Gesamteindruck gewissermaßen flächenhaft. Und doch ist Kurt Aram ein echter Künstler, der nur noch lernen muß, von der Oberfläche des Lebens in die dunkleren, geheimnisreichen Schächte zu graben. Das Rüstzeug dazu hat er mitgebracht, denn er besitzt neben seinem großen Talent die seltenere Gabe künstlerischer Bescheidenheit und ein fein abwägendes Kunstgewissen.

Leo Greiner.

*) Am 9. Oktober v. J. Vgl. Heft 3, Spalte 196. D. Red.

Die rheinische Goethefeier in Düsseldorf.

Die Geburtsstadt von Heinrich Heine, F. H. Jacobi und Peter Cornelius hält wie vielleicht kaum eine zweite deutsche Stadt die Erinnerung an ihre Vergangenheit wach, und da die Entwicklung der Stadt in diesem Jahrhundert mit den Namen Cornelius und Schadow, Jacobi, Immermann und Grabbe, Mendelssohn-Bartholdy und Schumann aufs engste verknüpft ist, so ist es natürlich, daß in diesen Erinnerungen Kunst und Wissenschaft die erste Rolle spielen. Besonders F. H. Jacobi, der seiner Vaterstadt während der Herrschaft Napoleons I. große Dienste leistete, zog aus ganz Deutschland berühmte Freunde nach Düsseldorf, die in dem freundlichen Pempelfort — der jetzigen Besitzung des Künstlervereins „Malkasten" — gastfreie Aufnahme fanden. Zu diesen Besuchern gehörte auch Goethe, der wiederholt bei Jacobi weilte. Als sich vor 50 Jahren Deutschland anschickte, den 100. Geburtstag des Dichters zu feiern, da waren diese Besuche noch in frischer Erinnerung und wurden die Veranlassung zu einem großen Goethefest, das nun seinerseits wieder den Anstoß zu der gegenwärtigen Feier gegeben hat.

Bei der Aufstellung des Programms waren zwei Grundsätze maßgebend. Einmal sollte das Fest einen möglichst vollständigen Begriff von der Gesamtpersönlichkeit des Dichters geben, dann aber insbesondere die persönlichen Beziehungen zur Anschauung bringen, die zwischen Goethe und dem Rheinlande bestanden haben. Dem letzteren Gedanken verdanken das Gartenfest (am 8. Juli) im „Malkasten", in dem Park und den Räumen, in denen einst Goethe geweilt hat, und die Goethe-Ausstellung in der Aula der Kunstakademie (eröffnet am 5. Juli) ihre Entstehung. Die Festrede wurde bei der Eröffnung der Ausstellung von Herrn Dr. Sudhoff gehalten, der sich gleich zu Anfang die Frage stellte: „Welche Rolle spielte der Rhein in Goethes Leben?" und dann die fünf Rheinreisen des Dichters in allen Einzelheiten schilderte. Der düsseldorfer Aufenthalt fand natürlich besondere Berücksichtigung. In der reichhaltigen Ausstellung, die Handschriften, Porträts, Bücher u. s. w. enthält, ist mit anerkennenswertem Eifer alles zusammengetragen worden, was das Verweilen Goethes im Rheinlande dokumentiert.

Besonderes Interesse beanspruchen die Briefe, die sämtlich aus Privatbesitz geliehen und noch unveröffentlicht sind. Es findet sich vor ein Briefwechsel zwischen Goethe und Betty Jacobi, der von 1774—99 gedauert hat und ein solcher zwischen Goethe und Bürger aus dem Jahre 1773, die „Leiden des jungen Werther" betreffend. Ferner sind ausgestellt Tagebuchblätter von Joh. Georg Jacobi aus dem Jahre 1774, in denen ein Besuch Goethes im jacobischen Hause, ein gemeinsamer Ausflug nach Bensberg und eine Vorlesung altschottischer Romanzen durch Goethe geschildert werden, Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer aus dem Jahre 1774 und 75 und Briefe, die von Mitgliedern der jacobischen Familie mit Goethe, Matthias Claudius, Heinse, Graf Christian Stolberg und J. H. Voß gewechselt worden sind, und die sich in der Hauptsache auf Goethe beziehen. Darunter befindet sich ein Brief von Goethe, aus Weimar vom 17. September 1826 datiert. Das Schreiben trägt eine farbige Zeichnung, einen Engel darstellend, der über einer Erdkugel im Blauen schwebt, darunter stehen die Verse:

Zwischen oben, zwischen unten
Schweb' ich hin zu muntrer Schau,
Ich ergötze mich im Bunten,
Ich erquicke mich im Blau.

Von ausgestellten Druckschriften ist die Werther-Sammlung hervorzuheben, die in einer gleichen Vollständigkeit nicht noch einmal existiert. Friedlich lagern hier neben der Original-Ausgabe Exemplare von un-

zähligen Schriften, die durch den Roman hervorgerufen worden sind. Erwähnt mag noch werden, daß aus Köln die berühmte lempertzsche Sammlung, die allein über 600 Nummern umfaßt, eingetroffen ist, und daß in einem besonderen Raum die Faustbilder-Sammlung von Bode-Tille ausgestellt ist. Sie enthält Zeichnungen von Peter Cornelius, Gustav Nehrlich, Hensel, Ferdinand Radziwill, Moritz Retzsch, Gabriel Max, W. v. Kaulbach u. a.

Ein Bild von der Gesamtpersönlichkeit des Dichters sollen die Veranstaltungen geben, die am 5. Juli mit Aufführungen von dramatischen Werken Goethes im Stadttheater begannen, am 6. August in der städtischen Tonhalle Aufführungen größerer Chor- und Instrumentalwerke zu goethischen Dichtungen von Beethoven, Brahms, Mendelssohn, Schumann, Wagner und Steinhauer bringen und endlich am 7. August mit einem Lieder- und Balladenabend ihren Abschluß finden werden. Die Festvorstellungen, die am 10. Juli endigten, wurden aufgeführt von dem Ensemble des berliner Schauspielhauses, dem sich einige andere auswärtige Künstler zugesellten. Es wurden unter Max Grubes Regie aufgeführt: „Iphigenie", „Faust", 1. Teil, „Clavigo", „Die Geschwister", „Egmont" und „Tasso"; den „Götz" hatte man leider technischer Schwierigkeiten wegen fortlassen müssen. Alle Vorstellungen waren gut vorbereitet und konnten zumteil als Musterleistungen gelten.

Natürlich gab es auch die unvermeidlichen Prologe, so einen für das Theater (von Ernst Scherenberg), einen für die Ausstellung (von Johann von Wildenradt) und einen für das Malkastenfest (von E. Henoumont). Der schwächste war unzweifelhaft der von Scherenberg, der die banalsten Gedanken in freien Rhythmen — das heißt in schlechter Prosa — vorbrachte. Am gelungensten und wahrhaft poetisch war die Dichtung von Johann v. Wildenradt.

So hat denn die rheinische Goethefeier bisher einen glanzvollen Verlauf genommen. Neben dem Entgegenkommen der Stadt, die nicht nur das Theater und den Fundus unentgeltlich hergegeben, sondern auch einen Beitrag von 5000 Mark bewilligt hat, ist das in erster Reihe das Verdienst des Regierungspräsidenten v. Rheinbaben und einiger anderer opferwilliger Persönlichkeiten der Stadt. Es gehörte in der That Mut dazu, Veranstaltungen in Szene zu setzen, deren Gesamtkosten sich auf über 40000 Mark beliefen. Die Aufführungen haben jedoch, da sie sämtlich vor ausverkauften Häusern stattfanden, einen Ueberschuß ergeben. Auch die Ausstellung erfreut sich eines regen Besuches und bei dem musikalischen Sinn des düsseldorfer Publikums ist es zu erwarten, daß auch die noch ausstehenden Veranstaltungen vollen Erfolg haben werden. Es besteht der Plan, aus den gewonnenen Ueberschüssen einen Grundstock zur Errichtung eines Goethedenkmals in Düsseldorf zu bilden.

Düsseldorf. *Georg Fernandes.*

Hermann Rollett.

Am 20. August wird der österreichische Dichter Hermann Rollett achtzig Jahre alt, und gewiß wird dieser Tag Anlaß geben zu einer litterarischen Feier, wie sie der greise Poet verdient, der einzige Ueberlebende aus jener Gruppe kühner Schriftsteller, die einst an der Donau dem „Jungen Deutschland" im geistigen Kampf um die Freiheit sekundierten. Zu Baden bei Wien als Sohn eines angesehenen Arztes geboren, in einem Hause, darin künstlerische Luft wehte, trat er als Student an der Wiener Universität schon mit einem Justinus Kerner zugeeigneten Bande „Liederkränze" (1842) hervor, Gedichten von feiner logischer Struktur, in denen aber schon der Hauch der Zeit zu verspüren war, der erste Heroldruf der Befreiungssehnsucht. Seine rührige journalistische Thätigkeit machte den jugendlichen Bruder Studio bald politisch verdächtig. Er verließ dann im Frühjahr 1845 im geheimen die Heimat und wanderte durch Deutschland; von Jena aus schickte er noch in demselben Jahre seine Gedichtsammlung „Frühlingsboten aus Oesterreich" in die Welt, ein Buch, aus der glühendsten Freiheitsbegeisterung herausgeschmettert, das seinen Sänger berühmt machte. Bald folgten das „Wanderbuch eines Wiener Poeten", „Frische Lieder", „Ein Waldmärchen aus unserer Zeit", das „Republikanische Liederbuch" und „Kampflieder", durchweg Dichtungen, die das Präludium zu den Helden- und Märtyrerthaten der Jahre 1848 und 1849 bildeten und Rollett im Vaterlande daheim so übel vermerkt wurden, daß er entschieden das Schicksal seines Freundes Robert Blum geteilt hätte, wenn er nicht vorsichtigerweise fern vom „Schuß" geblieben wäre. Verfolgt, von Ort zu Ort gehetzt, vom Bundestag in Acht und Bann gethan und von der Polizei gequält wurde er auch in Deutschland. Man transportierte ihn schon zwangsweise nach Wien, da glückte ihm die Flucht in die Schweiz, wo seine „Heldenbilder und Sagen" erschienen. Ende 1854 wagte er die Heimkehr. Er hatte als berüchtigter Demokrat immer noch viel zu leiden, bis er aus dem politischen und sozialen Getriebe in sein Geburtsstädtchen, nach Baden flüchtete, an dessen Aufschwung er tüchtig mitgearbeitet hat, dessen Archiv und Museum — dieses ging aus einer Gründung seines Vaters hervor und heißt auch „Rollett-Museum", jenes ist ganz und gar seine Schöpfung — er noch heute rüstig leitet, und das ihn mit Stolz in der Reihe seiner Ehrenbürger führt. Veröffentlicht hat er noch eine Reihe durchaus interessanter Dramen, worunter „Flamingo" (ein Stück Weltkomödie) zu den kraftvollsten dichterischen Fresken der deutschen Revolutionszeit gehört, dann (1865) einen stattlichen Band „Ausgewählte Gedichte", einen Ghaselen-Cyklus „Offenbarungen", eine Sammlung „Erzählende Dichtungen" und zuletzt (1894) unter dem Titel „Märchengeschichten aus dem Leben", eine Sammlung von prächtigen Gedichten in Prosa. Großes Aufsehen erregte sein kunstästhetisch wie litterarhistorisch gleich bedeutsames Prachtwerk „Die Goethe-Bildnisse" (1882). Bis zum heutigen Tage dichtet er frischen Geistes und wirkt auch mit verdienstlicher Gründlichkeit als Lokalhistoriker in seinen „Beiträgen zur Chronik der Stadt Baden, deren XII. Teil er jetzt in Arbeit hat. So haben denn seine näheren Mitbürger ebenso, wie alle guten Deutschen das Recht und die Pflicht, sich an seinem 80. Geburtstage seiner Rüstigkeit zu freuen.

Wien. *H. Gl.*

Eduard Lucas, der Mitbesitzer der „Elberfelder Zeitung", der sich u. a. durch seine beiden Schauspiele „Sühne" und „Scherben" bekannt gemacht hat, ist vor kurzem im Alter von 44 Jahren einem tückischen Herzleiden zum Opfer gefallen.

* *

In Bremen ist Wilhelm Goltermann, ein bremer Original, der Verfasser zahlreicher plattdeutscher Erzählungen und Gedichte, im Alter von 76 Jahren verschieden.

* *

Der bekannte englische Theaterunternehmer Augustin Daly ist in Paris gestorben. Er war 1838 in Nord-Karolina geboren und wirkte lange als Theaterschriftsteller, ehe er seinen Beruf als „Manager" entdeckte. Zahlreiche französische und deutsche Dramen hat er für die englische Bühne bearbeitet. Das nach ihm benannte Dalytheater in London gründete er 1893.

* *

Adolf Pichler, der am 4. September seinen 80. Geburtstag begeht, ist von seiner Vaterstadt Innsbruck zum Ehrenbürger ernannt worden. Die dortige Universität wird ihrem ehemaligen Mitgliede eine Adresse überreichen lassen; die philosophische Fakultät hat ihm das Ehrendoktorat zugedacht. — Eine Anzahl örtlicher Festlichkeiten, darunter ein Fackelzug der Studentenschaft, hat — vermutlich mit Rücksicht auf die Universitätsferien — schon in der ersten Hälfte des Juli stattgefunden. Dazu hat das neue tiroler Witzblatt „Der Scherer" eine Adolf-Pichler-Nummer herausgegeben, an deren Spitze

Rosegger seinem greisen Landsmann diesen hübschen Kernspruch gewidmet hat:

Dem Klopfer von Tirol.

Als Gelehrter klopft er Steiner,
Und als Lehrer harte Köpfe,
Doch als Dichter noch viel feiner
Klopft er aus die alten Zöpfe,
Klopft er aus den Geistern Funken,
Klopft er Schaben aus den Kutten.
Ehret, Jünger, sangestrunken,
Pichler, den Tiroler-Hutten!

* *

Die Dichterjubelfeiern im europäischen Osten reißen nicht ab. Nachdem die Polen ihren Mickiewicz, die Kleinrussen ihren Kotljarewsky, die Russen ihren Puschkin, die Serben ihren Zmaj-Jovan gefeiert haben, wollen die Ungarn auch den 50. Todestag Alexanders Petöfi nicht ohne Huldigungen vorübergehen lassen, ihres größten nationalen Dichters und zugleich nationalen Helden, der mit 26 Jahren am 31. Juli 1849 in der Schlacht bei Schäßburg den Tod für sein heiß geliebtes und feurig besungenes Vaterland starb. Petöfi kam am Neujahrstage 1823 in Kis-Körös als Sohn eines Metzgers zur Welt und führte ein unstätes Wanderleben als Student, Schauspieler und Soldat, bis ihn die Wogen der Revolutionskämpfe in ihren Strudel rissen und verschlangen. Er gilt als der Erwecker und Bahnweiser der ungarischen Poesie. Byron, Heine, Béranger haben sein reiches Talent beeinflußt, doch in seinen vaterländischen Liedern war er ganz er selbst, ganz Magyar. In Deutschland ist er durch vielfache Uebersetzungen bekannt geworden.



Alexander Petöfi.

* *

Der schicksalsreiche Lorelei-Brunnen von Prof. Herter, dem als Heine-Denkmal erst in Düsseldorf, dann in Mainz die Aufnahme von Magistrats wegen versagt wurde, hat jetzt endlich in New-York seine bleibende Stätte gefunden, wo er am 8. Juli im Beisein von etwa 25000 Personen enthüllt wurde.

* *

Eine dreiaktige moderne Komödie „Pharisäer!“ von Clara Viebig ist von der Direktion des Stadttheaters in Bremen zur ersten Aufführung erworben worden.

* *

Ein neuer zweibändiger Roman von Wilhelm von Polenz, „Thekla Lüdekind“, wird in diesem Herbst erscheinen.

* *

Von litteraturwissenschaftlichen Neuheiten des ausländischen Büchermarkts liegen vor: Carlyle, T.: Letters to his youngest sister Edited by C. T. Copeland. London, Chapman und Hall. 6 sh. — Jusserand, J. J.: Shakespeare in France under the Ancien régime. London, Fisher Unwin. 21 sh. — Ossip Lourié: La Philosophie de Tolstoi. Paris, F. Alcan. 12⁰. 2 fr. 50 c. — De Gourmont, R.: Esthétique de la langue française. Paris, Mercure de France. 18⁰. 3 fr. 50 c. — Pauwels, E.: Etudes et esquisses littéraires. Brüssel, O. Schepens u. Cie. 1 fr. 50 c. Derudder, Gst.: Un poète néerlandais. Cats, sa vie et ses oeuvres. Calais, 1899. 477 S.; Hyde, D.: Literary History of Ireland. London, 1899. 672 S. M. 18,—; Laffitte, P.: Le Faust de Goethe. Paris, 1899. 106 S. M. 4,50; Menasci, G.: Goethe. Firenze, 1899. 220 S. M. 2,—; Michelet, J.: Lettres inédites adressées à Mlle. Mialaret (Mme. Michelet). Paris, 1899. M. 7,50; Faguet, M. E.: Flaubert. Paris, 1899. 16⁰. M. 2,—.

* *

Zum Goethe-Tage hat die „Frankfurter Zeitung“ eine Preisbewerbung um einen poetischen Festgruß ausgeschrieben. Als Preis ist der Betrag von 300 Mark ausgesetzt. Schlußtermin für die Einsendungen ist der 17. August. — Die Stadt Frankfurt a. M. beabsichtigt, zum 150. Geburtstage Goethes eine Denkmünze schlagen zu lassen und ferner als Erinnerungszeichen eine Goethe-Gedenkhalle zu errichten, die einen Saal für Volksvorträge u. s. w. enthalten, und in der auch die Volksbibliothek untergebracht werden soll.

* *

Der Ausschuß für das straßburger Goethe-Denkmal schreibt uns: „Durch die Vertagung des Reichstages ist festgestellt, daß die Bewilligung eines Reichszuschusses für das Goethe-Standbild in Straßburg nicht mehr zu gewärtigen ist. Die Sammlungen haben bisher rund 84000 Mark ergeben, während der Gesamtbedarf, der ursprünglich auf 150000 Mark angenommen war, infolge der Nichtbewilligung eines Reichszuschusses auf etwa 120000 Mark ermäßigt worden ist. Es wäre sehr erwünscht, am 28. August, dem 150. Geburtstage Goethes, die Errichtung des Standbildes als gesichert bezeichnen zu können. An die Verehrer und Verehrerinnen Goethes ergeht daher die Bitte, Beiträge für den Denkmalsfonds an die Kassenverwaltung (Bankkomandite Kauffmann, Engelhorn u. Cie. in Straßburg, vom 1. Juli an Rheinische Kreditbank, Filiale Straßburg) gütigst einsenden zu wollen.“

* *

Der gesamte litterarische Nachlaß und Briefwechsel Schleiermachers ist vor kurzem um den Kaufpreis von 3000 Mark in den Besitz der Litteratur-Archiv-Gesellschaft in Berlin übergegangen. Ein genauerer Bericht über Umfang und Inhalt des Nachlasses soll im nächsten Jahre erscheinen. Die genannte Gesellschaft, die übrigens nur 44 Mitglieder zählt, hat in den sieben Jahren ihres Bestehens schon mehr als 12000 Briefe und Manuskripte durch Kauf oder Schenkung für ihr Archiv erworben.

* *

Aus Viktor Hugos Nachlaß soll demnächst ein neuer Band, von Paul Meurice herausgegeben, erscheinen. — Ebenso wird in kurzem der erste Band aus dem Nachlaß Maupassants, „Le père Milon“ betitelt, herausgegeben (deutsch von Oppeln-Bronikowski).

* *

Dem Saisonbericht der „Freien Litterarischen Vereinigung“ in Breslau entnehmen wir, daß im Laufe des Winters dort Josef Ruederer und Vincenz Chiavacci eigene Werke zur Vorlesung brachten und daß Maximilian Harden einen Vortrag über „Protegierte Kunst“ hielt. Außerdem fanden Gedenkfeiern für Th. Fontane und C. F. Meyer und eine Aufführung zweier Einakter von Hartleben und Schnitzler statt.

* *

Die münchner litterarische Gesellschaft kündigt in ihrem Winterprogramm Leopold Wagners Schicksalstragödie: „Evchen Humbrecht“, (ursprünglich: „Die Kindesmörderin“), Kleists „Amphitryon“ und ein im Mittelalter spielendes Symboldrama „Der Gast“ von Wilhelm v. Scholz an.

* *

In Chemnitz hat sich vor kurzem eine „Gesellschaft für Litteratur und Kunst“ gebildet. Zum Vorsitzenden wurde Prof. Dr. Anton Ohorn gewählt.

* *

Die elfte Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins findet am 30. September in Zittau statt. Professor Dr. Behaghel aus Gießen

hält den Festvortrag über „Gesprochenes und geschriebenes Deutsch“.

* *

Eine neue Zeitschrift, die von vornherein erklärt, daß sie nur ein Jahr lang existieren wolle, ist noch etwas neues. Bei uns pflegen ähnliche Erklärungen gewöhnlich ein Jahr später abgegeben zu werden. In diesem Falle handelt es sich allerdings nur um ein Zweigunternehmen der pariser „Revue des Revues“, die vom 1. Oktober d. J. ab eine illustrierte „Grande Revue de l'Exposition“ unter der Leitung von Frédéric Lollié erscheinen läßt, zunächst als Monatsschrift, vom 1. Mai n. J. ab halbmonatlich.

* *

Der Uebersetzer von Strindbergs Werken, Herr Emil Schering, schreibt uns: „In das Referat über den Strindberg-Aufsatz der Wiener Rundschau (Heft 19, Sp. 1223) haben sich zwei Irrtümer eingeschlichen: „Vid högre rätt“ ist nicht ein Drama, sondern zwei Dramen, die vollständig unabhängig von einander sind, zwei selbständige Titel haben und nur durch einen dritten Titel zusammengefaßt sind. Der Titel des zweiten Dramas ist „Brott och brott“ (Verbrecher und Verbrechen). Die deutsche Ausgabe erscheint bei E. Pierson in Dresden und ist von mir besorgt.“

Zur Richtigstellung.

In unserem Referat über das Märzheft der „Deutschen Revue“ war (Spalte 763) von den dort veröffentlichten Erinnerungen Groths gesagt worden: „Klaus Groth beendet seinen Bericht ‚Wie mein Quickborn entstand‘ und läßt dabei einige sehr scharfe Bemerkungen gegen seinen plattdeutschen Genossen in Apoll, Johann Meyer, fallen, dessen 70. Geburtstag kürzlich gefeiert wurde. Meyer wird dabei ziemlich unverhüllt als Plagiator an Groths plattdeutscher Lyrik hingestellt.“

In einem größeren Aufsatze, den Prof. Eugen Wolff, ein persönlicher Freund des verstorbenen Dichters, im „Hamburgischen Korrespondenten“ kürzlich veröffentlichte, wird auf dieses Referat des „Litt. Echo“ Bezug genommen und bemerkt, daß Groth ein so schwerwiegender Vorwurf gegen Meyer fern gelegen habe, von dem er nur sagen wollte, daß er „in den Stoffen wie im Stil vielfach dem Muster des Quickborn gefolgt sei“. Wolff fügt hinzu: „Da ich wußte, wie es der Alte aufgefaßt haben wollte, gedachte ich ihn auf diese Mißdeutung seiner Worte aufmerksam zu machen. Allein er kam mir zuvor und setzte der Mitteilung hinzu: ‚Das habe ich doch nicht gesagt! So schlimm war es am Ende nicht gemeint. Daß er von mir abhängig ist, werde ich doch sagen dürfen!‘“

Wir halten uns für verpflichtet, diese Richtigstellung des verewigten Dichters — an dem unsere Zeitschrift insbesondere auch einen aufmerksamen Leser verloren hat — hier wiederzugeben, führen aber gleichzeitig die Stelle aus Groths erwähntem Aufsatze im folgenden an, um zu erweisen, daß unsere Auslegung seiner Worte mindestens keine gewaltsame war.

„. . . . Ein Dichter ist es eher gewohnt, daß man ihn benutzt, ohne ihm zu danken. Als Johann Meyers plattdeutsche dithmarscher Gedichte eben erschienen waren, zeigte mir sie sein Verleger, der alte Campe, auch als der Heines zweifelhaft bekannt, mit den Worten: „Was sagen Sie zu meinem Johann Meyer?“ Ich blätterte in dem Inhaltsverzeichnis und erwiderte: „Was würden Sie sagen zu einer hochdeutschen Gedichtsammlung, deren Index lautet: An Laura, Laura am Klavier, An die Freude, Der Gang nach dem Eisenhammer?“ — „Ah“, sagte der Alte, „das muß ein Dichter sich gefallen lassen.“ — Ich selbst habe mich allerdings darüber gewundert, daß die Kritik darauf niemals aufmerksam gemacht hat. Die Aehnlichkeit reicht nämlich noch weiter, als bis auf die Gegenstände, die ich doch auch nicht gerade gefunden, wie ein blindes Huhn die Körner.“

Notizen.

Gefängnis-Litteratur. Edgar Steiger nennt sein im vorigen Jahre erschienenes zweibändiges Werk „Das Werden des modernen Dramas“ eine „Zwickauer Dramaturgie“, weil er das Buch im Zwickauer Amtsgefängnis während der Verbüßung eines Preßvergehens geschrieben hat. Daß Bücher im Gefängnis entstanden sind, steht in der Weltlitteratur nicht vereinzelt da. Cervantes begann seinen unsterblichen Don Quixote, als er bei einer Reise in dem kleinen Orte Argamasilla in La Mancha in das Gefängnis geworfen wurde, weil er in den Verdacht geraten war, an einer nächtlichen Schlägerei teilgenommen zu haben. Ein anderes berühmtes Werk, das im Gefängnis entstanden ist und besonders viel im Mittelalter gelesen wurde, sind die „Tröstungen der Philosophie“ des Boëthius. Severinus Boethius, ein römischer Staatsmann und Philosoph, war mehrere Jahre hindurch ein intimer Vertrauter des Ostgotenkönigs Theoderich, geriet aber ungerechterweise in den Verdacht des Hochverrats und wurde auf Befehl Theoderichs zu Pavia eingekerkert. Hier verfaßte er sein Buch: „De consolatione philosophiae“, jeden Tag seine Hinrichtung erwartend, die auch nach langer und harter Gefangenschaft im Jahre 525 an ihm vollzogen wurde. — Besonders die englische Litteratur weist viele Werke auf, die hinter Schloß und Riegel geschrieben wurden; das hängt mit der früheren Institution der Schuldhaft zusammen, die ja in Großbritannien besonders oft zur Anwendung gebracht wurde, und der natürlich die armen, stets mit Schulden geplagten Autoren am ehesten zum Opfer fielen. Smollet, der bekannte Romandichter, hat sein Buch „Sir Lancelot Greaves“ im Kings Beach-Gefängnis verfaßt, als man ihn dort einer von ihm verfaßten Schmähschrift wegen für drei Monate eingesperrt hatte. Sogar eine Zeitung ist einst in einem Gefängnisse gegründet worden und zwar von keinem Geringeren als Daniel Defoe, dem Autor des „Robinson Crusoe“, der im Jahre 1704 eine Zeitschrift, die „Review“, gründete und von dem bekannten Londoner Gefängnis „Newgate“ aus redigierte, während er gleichzeitig an diesem unangenehmen Aufenthaltsorte ein Buch verfaßte, die „Collection of Casualities and Disasters“. Auch Torquato Tasso ist während der Zeit seiner Gefangenschaft nicht ganz müßig gewesen; einige der besten seiner „Dialoghi“ entstanden, als er sich zwei Jahre lang im strengen Gewahrsam im St. Annen-Hospital zu Ferrara befand. Von deutschen Autoren ist es Schubart, der auch als Gefangener zu dichterischer Produktion gekommen ist; ein Teil seiner Lyrik, sowie seine Autobiographie „Schubarts Leben und Gesinnungen“ sind während seiner Haft auf dem Hohenasperg entstanden. Schubart war seinerseits der Herausgeber der Selbstbiographie, die der ehemalige österreichische Pandurenoberst Franz Freiherr von der Trenck während seiner Gefangenschaft auf dem Spielberg bei Brünn geschrieben hatte. In demselben Gefängnis entstand später das berühmte Werk „Le mie prigioni“ (Meine Gefängnisse) von Silvio Pellico, dem italienischen Dichter und Freiheitshelden, der schon früher in den berüchtigten Bleikammern Venedigs einige seiner Tragödien geschrieben hatte. Hinter Kerkermauern entstanden auch die Memoiren des französischen Dichters und Mörders Lacenaire, von dem schon einmal in der Ztschr. (Heft 2, Spalte 107 f.) die Rede war. Fritz Reuter dagegen hat die Geschichte seiner „Festungstid“ erst beträchtlich später niedergeschrieben. Ebenso Johannes Trojan, dessen kürzlich erschienenes Büchlein „Zwei Monate Festung“ eine nachträglich gereifte Frucht seines unfreiwilligen Aufenthalts in Weichselmünde ist.

Dichter auf Aktien. Man hat wiederholt neuerdings öffentliche Geldsammlungen für notleidende Dichter

und Schriftsteller eingeleitet. Eine dieser Subskriptionen galt dem mit den reichsten dichterischen Gaben, nicht aber auch mit irdischem Gut gesegneten Detlev von Liliencron: sie ergab den klondykehaften Betrag von rund zweitausend Mark. Eine andere Hilfsaktion galt dem Norweger Knut Hamsun und brachte fünfzehnhundert Mark auf; viel im Vergleich zu der anderen Sammlung, und viel angesichts der Thatsache, daß der Verfasser von „Hunger“ und „Pan“ unserem Herzen doch unendlich viel ferner steht, als der Dichter der „Adjutantenritte“. Glücklicher waren zur selben Zeit die Freunde des wetterweisen Rudolf Falb, die für ihren gelähmten Schutzbefohlenen in recht kurzer Zeit über 80 000 Mark aufbrachten, wodurch die übrigens kaum bestrittene Thatsache auch ihre empirische Bestätigung erhielt, daß sich immer noch wesentlich mehr Leute bei uns für das Wetter, als für Litteratur interessieren. Jedenfalls bleibt es beschämend und höchst peinlich, wenn für einen Dichter von der Größe Liliencrons derart der Klingelbeutel umgehen muß; peinlich für den Gegenstand dieses Appells an die „Wohlthätigkeit“, beschämend für die Kreise, deren Teilnahmslosigkeit dabei so grell ans Licht tritt. Vielleicht besinnt man sich in künftigen Fällen dieser Art auf ein praktisches und nachahmenswertes Beispiel, das vor etlichen Jahrzehnten in Frankreich gegeben worden ist. Dort trat im Jahre 1854, als der vierundsechzigjährige Lamartine mit der Not des Lebens zu kämpfen hatte, eine Kommanditgesellschaft unter dem Namen „Société pour l'exploitation des œuvres de Lamartine“ ins Leben, um dem Dichter, der von dem ihm verhaßten zweiten Kaiserreich keine Unterstützung annehmen wollte, aus der Sorge zu helfen. Für ein Kapital von 450 000 Franks erwarb die Gesellschaft das alleinige Verwertungsrecht von Lamartines Werken, wobei jedoch der Dichter selbst und seine Erben noch Anspruch auf Tantièmen behielten. Diese Gesellschaft besteht heute noch. In ihrem Aufsichtsrat sitzt u. a. François Coppée. Sie hat in den Jahren 1869 bis 1897, also seit Lamartines Tode einen Gesamtumsatz von 585 893 Bänden zu verzeichnen gehabt; davon entfallen allein 116 251 Bände auf die süßliche Erzählung „Graziella“. Solche Erfolge wären ja in unserem Vaterlande der Leihbibliotheken kaum je zu erzielen, aber der Gedanke, einen Dichter zu „gründen“, wie ein Fahrradwerk oder ein neues Gasglühlicht, bleibt am Ende immer noch weniger verletzend, als das Ergebnis öffentlicher Pfennigsammeleien.

Sudermännliche Schüttelreime.

Ein mnemotechnischer Beitrag zur modernen Litteraturgeschichte.

Mit frischem Wagemut ersann
„Die Ehre“ Hermann Sudermann.

Noch kühner „Sodoms Ende“ schien —
Die Dummen schrie'n, das schände ihn!

Doch der Berühmtheit wahrer Mai hat
Ihm doch geblüht erst mit der „Heimat“.

O Maid, hab auf die Schlingel Acht!
Dies lehrt der „Schmetterlinge Schlacht“.

Wie frech des Röcknitz Dünkel war,
Stellt uns das „Glück im Winkel“ dar.

Von dem Erfolg der „Morituri“,
Weiß heut selbst jeder Thor im Uri.

„Johannes“ zeigte, sehr gelungen,
Daß er noch lang nicht leer gesungen.

Und glänzend, gleich den Feuerrädern,
Ist der Effekt der „Reiherfedern“.

Pips.

(Aus der Münchner „Jugend“).

Der Büchermarkt

a) Romane und Novellen.

Bahr, Hermann. Die schöne Frau. Berlin, S. Fischer. 143 S.

Bernhard, M. Die Chinesische Mauer. Roman. Berlin, Alfr. Schall. 510 S. M. 6,— (7,—).

Böttcher, M. Sünden. Moderne Novellen und Satiren. Höchst a. M., W. Graf. 173 S. M. 1,50.

Ebeling, F. W. Aus der Jugendzeit eines französischen Revolutionärs. Roman. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 117 S. M. 1,—.

Eckstein, Ernst. Die Klosterschülerin. Roman aus der Gegenwart. Dresden, Carl Reißner. 206 S. M. 3,50 (4,50).

Elster, G. Es war einmal! Harmlose Geschichten. Berlin, Hermann Schmidt. 96 S. M. 1,—.

Elster, G. Moderne Märchen. Novelletten. Berlin, Hermann Schmidt. 159 S. M. 1,—.

Fufajew, C. Disharmonien. Skizzen und Novellen. Leipzig, Wilh. Friedrich. Gr. 8°. 120 S. M. 2,—.

Gildenmeister, J. F. Rinaldo Rinaldinis Räuber- und Liebesabenteuer. Berlin, Hermann Schmidt. 224 S. M. 3,—.

Götzendorff-Grabowski, H. von. Fin de siècle. Novellen und Skizzen. 159 S. — Märtyrer der Liebe. Novellen. 96 S. — Der tolle Mille. Eine wahre Geschichte. 158 S. — Bedenkliche Geschichten. Novellen und Skizzen. 94 S. Berlin, Herm. Schmidt. Preis je M. 1,—.

Haas, A. Schnurren, Schwänke und Erzählungen von der Insel Rügen. Greifswald, J. Abel. 139 S. M. 2,— (2,50).

Hauschner, H. Die Unterseele. Novellen. Berlin, „Vita“, Deutsches Verlagshaus. 110 S.

Hirsch, J. Theresens Glück. Roman. Berlin, Albert Goldschmidt. 214 S. M. 1,— (1,50).

Kahlenberg, H. v. Die Sembritzkys. Roman. Berlin, „Vita“, Deutsches Verlagshaus. 211 S. M. 3,—.

Klinck-Lütetsburg, F. Die Erbin von Abbot-Castle. Roman. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 145). Berlin, Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. —,20.

Lange, H. Kaptän Peiter Potts Abendteuer tau Wasser un tau Land. Leipzig, Otto Lenz. 144 S. M. 1,50 (2,50).

Lichter, A. Durfpum'ranza. Lustige Bilder aus dem schlesischen Volksleben. Schweidnitz, L. Heege. 165 S. M. 1,50

Merk, E. Das Klosterkind. Novellen. 69 S. — Irrwege der Liebe. Novellen. 159 S. Berlin, Herm. Schmidt. Preis je M. 1,—.

Pasqué, E. Eine Visitkarte Bismarcks. Erzählung. — Herr Kommerzienrat Jps. Humoreske. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 146). Berlin, Herm. Hillger. 12°. 127 S. M. —,20.

Rethwisch, E. Die Mozartpriesterin und andere Novellen. Berlin, F. Schneider & Co. IV, 314 S. M. 3,—.

Schönthan, P. v. Soll man es sagen? Allerlei kleine Scherze. 96 S. — Geberden der Liebe. Novellen. 158 S. — Brillant-Boutons. Allerlei pikante Geschichten. 94 S. Berlin, Herm. Schmidt. Preis je M. 1,—.

Sonnenthal, H. Puppengesellschaft. Ein Märchen fin de siècle. Wien, Gerold & Co. 16 S. M. 1,—.

Tanera, K. Aus zwei Lagern. Kriegsroman aus den russisch-türkischen Kämpfen von 1877/78. Jena, Herm. Costenoble. 2 Bde. 274, 291 S. M. 6,— (8,—).

Vely, E. Familie Hilbers. Roman. Breslau, Schles. Buchdruckerei. Gr. 8°. 275 S. M. 4,— (5,—).

Vely, E. Vornehm. Roman. Berlin, Rud. Mosse. 215 S. M. 2,— (3,—).

Waldow, E. v. Die rote Locke. Roman in 2 Bdn. Wien, A. Hartleben. Geb. in Leinw. M. 1,50.
Weil, J. Die klugen Frauen. Novelle. Breslau, Schles. Buchdruckerei. Gr. 8°. 169 S. M. 2,— (3,—).
Wichard, K. Der Kolonialstorch. Ein deutsch-afrikanisches Märchen für große Kinder. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 16°. 98 S. Geb. in Leinw. M. 1,—.
Zöller-Lionheart, E. Schattierungen. Roman. Berlin, Albert Goldschmidt. 102 S. M. —,50 (—,75).

Bourget, P. Eine Liebestragödie. Uebersetzung. Berlin, Rud. Mosse. 439 S. M. 4,— (5,—).
Coloma, P. L. Die Spätzin. Novellen. Aus dem Spanischen. München, Rud. Abt. 155 S. M. —,50 (—,75).
Delpit, A. Alle Beide. Roman in 2 Bdn. Wien, A. Hartleben. Geb. in Leinw. M. 1,50.
Diderot, Denis. Die Nonne. Sittenroman. Deutsch von Wilh. Thal. Fürstenwalde, Fürstenwalder Buchh. 165 S. M. 2,—.
Doyle, A. C. Ein gefährlicher Ausflug. Roman. Aus dem Englischen. Stuttgart, J. Engelhorn. 152 S. M. —,50 (—,75).
Gujeditsch, P. P. Zur Beruhigung der Nerven. Humor.-satir. Roman. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 115 S. M. 1,—.
Jokai, M. Der Erbschleicher. Roman. Aus dem Ungarischen von O. v. Krücken. Berlin, Hugo Steinitz. 231 S. M. 3,—.
Pisani, Arcangelo. Moira. Chieti, Camillo Marchionne. 106 S. 3 Lire.
Stockton, Frank R. Zum Nordpol und Erdkern. Aus dem Amerik. von Marie Walter. 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 243 S. M. 2,— (3,—).
Tetmajer, Kasimir. Der Todesengel. Roman in 2 Büchern. Aus dem Polnischen von S. Horowitz. Stuttgart, Deutsche Verl.-Anst. 375 S. M. 3,— (4,—).

b) Lyrisches und Episches.

Brinkmann, M. Das Corps „Schlamponia“. Eine Studentin-Geschichte aus dem 20. Jahrh. In zierl. Reime gebracht und gezeichnet. Berlin, A. Hofmann & Co. Gr. 8°. III, 83 S. mit zumteil farbigen Abb. M. 2,50.
Buschhorn, E. Jugendstürme. Ges. Gedichte. Paderborn, „Westfalia“. Gr. 8°. 144 S. mit Bildnissen. M. 2,— (3,—); in Elfenbein-Imitation M. 6,—.
Consonanzen und Dissonanzen. Gedichte eines ungarischen Musikers. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 120 S. M. 2,50.
Koch, R. Strandperlen. Gedichtsammlung. Greifswald, J. Abel. 68 S. M. 2,—.
Meyerholz, B. Glückauf! Lieder eines jungen Wanderburschen. Ballenstedt, E. Luppe. 12°. 142 S. mit Abb. M. 1,50; geb. in Leinw. mit Goldschn. M. 2,50.
Roquette, Otto. Die Reise ins Blaue. Mit Heliogr. nach Originalen von E. Kanoldt. Leipzig, Rob. Baum. 12°. 134 S. Geb. in Leinw. M. 5,—.

c) Dramatisches.

Greber, J. D' Jumpfer Prinzesse. Schauspiel in straßburger Mundart. Straßburg, Schlesier und Schweikhardt. 141 S. M. 2,—.
Roeber, F. Tristan und Isolde. Eine Tragödie. In zwei verschiedenen Bearbeitungen von 1838 und 1898. Leipzig, Julius Baedeker. VII, 234 S. M. 2,— (2,40).
Silling, M. Heimgekommen! Eine Liebeskomödie Leipzig, T. A. Berger. 93 S. M 1,50.
Gramegna, Giuseppe. Carmencita. Torre Annunziata, Giuseppe Maggi. 146 S. L. 1,25.
Maeterlinck, Maurice. Der Tod des Tintagiles. — Daheim. Zwei kleine Dramen für Puppenspiel. Uebers. von G. Stockhausen. Berlin, F. Schneider u. Co. VI, 101 S. M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaft.

Düntzer, Heinrich. Mein Beruf als Ausleger. Leipzig, Ed. Wartig. Gr. 8°. 192 S. M. 3,50 (4,—).
Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben v. Ludwig Geiger. 20. Bd. Mit dem 14. Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt. Gr. 8°. X, 337, 22 und 63 S. mit 1 Bildn. Geb. in Leinw. M. 10,—.
Kraus, C. Heinrich von Veldeke und die mittelhochdeutsche Dichtersprache. Mit e. Excurs von E. Schröder. Halle, Max Niemeyer. Gr. 8°. XV, 192 S. M. 5,—.
Lublinski, S. Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Band I: Die Frühzeit der Romantik. Band II: Romantik und Historizismus. Berlin, Siegfried Cronbach. 152 und 154 S. Je M. 2,50 (3,—).
Ranftl, J. Ludwig Tiecks Genoveva. Als romantische Dichtung betrachtet. (Grazer Studien zur deutschen Philologie. Herausgegeben von A. E. Schönbach und B. Seuffert. 6. Heft). Gr. 8°. 258 S. M. 5,—.
Schneegans, H. Groteske Satire bei Molière? Ein Beitrag zur Komik Molières. Halle, Max Niemeyer. Gr. 8°. 44. S. M. 1,20.
Thurau, G. Geheimwissenschaftliche Probleme und Motive in der modernen französischen Erzählungslitteratur. Halle, Max Niemeyer. Gr. 8°. 32 S. M. 1,—.

e) Verschiedenes.

Buchwald, Georg. Philipp Melanchthon. Leipzig, Bernh. Richter. 94 S. M. 1,—.
Franke, C. Sprachentwickelung der Kinder und der Menschheit. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. Lex.-8°. 48 S. M. 1,20.
Ilges, F. W. M. v. Munkacsy. Mit 121 Abb. nach Gemälden und Zeichnungen. (Künstler-Monographien. XL.). Bielefeld, Velhagen und Klasing: Lex.-8°. 132 S. M. 3,—; geb. in Ganzleder M. 20,—.
Kaufung, H. Im Wüstensand. Bilder aus der Sahara. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Gr. 16°. 156 S. Geb. in Leinw. M. 1,—.
Kirchner, F. Geschichte der Pädagogik. (Webers illustr. Katechismen. Nr. 182). Leipzig, J. J. Weber. 12°. VIII, 221 S. M. 3,—.
Kirsch, A. Das erste Schuljahr. Gekrönte Preisschrift der Diesterweg-Stiftung. Gotha, E. F. Thienemann. Gr. 8°. IV, 47 S. M. 1,20.
Larisch, Rud. v. Ueber Zierschriften im Dienste der Kunst. München, Jos. Albert. 44 S. M. 1,50.
Lassalle, F. Gesamtwerke. Herausg. v. E. Blum. 1. Bd. Politische Reden und Schriften. Leipzig, Karl Fr. Pfau. VII, 538 S. M. 3,—; geb. M. 4,—; in Liebhaberbd. M. 5,—.
Lobsien, M. Ueber den Ursprung der Sprache. Langensalza, Herm. Beyer & Söhne. Gr. 8°. 80 S. M. 1,—.
Meißner, Franz Hermann. Franz Stuck. (Das Künstlerbuch. Band III). Berlin, Schuster & Loeffler. 117 S.
Nilsen, Max. Zur Religion. Ein Wort zur Verständigung an die Gebildeten unter ihren Verehrern und Verächtern. Stuttgart, W. Digel. 42 S.
Pestalozzis sämtliche Werke. Herausg. von L. W. Seyffarth. 1. Bd. Liegnitz, Carl Seyffarth. 453 S. m. Bildn. M. 4,50 (6,—).
Pfennigsdorf, E. Christus im modernen Geistesleben. Christliche Einführung in die Geisteswelt der Gegenwart. Dessau, Buchh. des Evangel. Vereinsh. 265 S. M. 3,50 (4,50).

Antworten.

Elbing. Eine deutsch geschriebene (oder ins Deutsche übersetzte) Geschichte der norwegischen Litteratur, die Sie über die ältere romantische Periode unterrichten könnte, kennen wir — außer der von Schweitzer — nicht. In Bibliographien wird noch eine „Geschichte der Litteratur des skandinavischen Nordens“ von Horn (Leipzig 1880) erwähnt, die uns nicht bekannt geworden ist.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger,
Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2578.
Verlag: F. Fontane & Co.,
Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 22
vom
15. August 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Goethe und unsere Zeit.

Stimmen und Bekenntnisse.

Die hundertfünfzigste Wiederkehr des Tages, an dem Goethe seinem Volke und der Welt geschenkt ward, legte uns die doppelte Pflicht auf, das überall gefeierte Gedächtnis des Großen in einer seiner würdigen Form zu ehren und doch nach Möglichkeit die allzu ausgefahrenen Geleise der Goethe-Fest- und Jubiläumsreden zu umgehen. Es schien darum von Interesse, statt einem Einzelnen hier das Wort zu erteilen, einer größeren Zahl von Persönlichkeiten geistiger und künstlerischer Geltung die Gelegenheit zu einer Aeußerung über ihr persönliches inneres Verhältnis zu Goethe zu geben. Eine solche Sammlung von subjektiven Goethe-Bekenntnissen sollte zugleich der Weihe des Tages gerecht werden und ein Wertmaß dafür schaffen helfen, was heute, an der Grenzscheide zweier Jahrhunderte, Goethes Erbe dem lebenden Geschlecht bedeutet, wie tief und weit die Wurzeln seiner Wirkung in unseren Tagen reichen, und wie stark sein Einfluß in dem geistigen Schaffen der Nation noch fortwaltet.

Es hätte der Allgemeinsamkeit des großen Dichter-Menschen schlecht entsprochen, wenn der Ausführung einer derartigen Absicht eine rein litterarische Richtung gegeben und etwa nur eine Runde von Dichtern und Schriftstellern zur Aeußerung aufgefordert worden wäre. Der Kreis mußte notwendig weiter gezogen sein. Aber in dieser Ausdehnung des Vorhabens lag auch schon seine Beschränkung; denn von vornherein mußten wir darauf verzichten, uns an alle die Vielen zu wenden, die sich durch ihr geistiges oder künstlerisches Wirken einen Landes- oder Weltruf geschaffen haben. Eine Auswahl war vielmehr, auch unter Gleichberechtigten, unvermeidlich und schon durch den Zwang äußerer Grenzen geboten. Es kam sonach wesentlich darauf an, einen Kreis von irgendwie und irgendwodurch vertretungsgiltigen Persönlichkeiten zur Beantwortung der gestellten Fragen zu bestimmen, und zwar außer einer größeren Anzahl unserer dichterisch schaffenden Autoren — vorzugsweise der Lyriker — auch je einen und den anderen hervorragenden Vertreter der Litteraturforschung, Kunstwissenschaft, bildenden Kunst, Musik, Philosophie, Theologie, Medizin, Naturwissenschaft u. a.

Die Fragen lauteten:

I. Welches von Goethes Werken hat am stärksten auf Sie gewirkt und steht Ihnen heute am höchsten?

II. Haben Sie von Goethe einen für Ihre innere Entwickelung und Ihre Weltanschauung bestimmenden Einfluß erfahren und ließe sich dieser näher präzisieren?

Mit der ersten Frage bezweckten wir selbstverständlich weniger festzustellen, daß die Mehrheit der Antworten sich — wie vorauszusehen war — für den „Faust", als ob und wie viele sich für ein anderes goethisches Werk erklären würden und für welches. Zugleich sollte diese spezielle Frage die Brücke schlagen zu der zweiten, allgemeineren und weitaus wichtigeren, freilich auch anspruchsvolleren, insofern sie nicht mehr ein Urteil verlangte, sondern ein Bekenntnis und ein Stück freier Selbstcharakteristik.

Die Hoffnung auf eine auch nur annähernde Vollständigkeit des beabsichtigten Bildes war aus naheliegenden Gründen ausgeschlossen. Rundfragen dieser Art besitzen schon an sich nicht die geheime Kraft etwa eines Steuer- oder Volkszählungsbogens: sie hängen von dem freien Wollen der Empfänger ab und sind obendrein in neuerer Zeit durch den „Enquêten"-Betrieb stoffhungriger Tagesblätter bei vielen in Mißkredit gekommen, die nun keinem Zwecke mehr zu lieb die Abneigung gegen das verleidete Mittel überwinden mögen oder auch überhaupt vor jeder Art öffentlicher Kundgebung zurückscheuen. Immerhin haben wir etwa der Hälfte der Befragten dafür zu danken, daß sie unserer Bitte entsprochen und uns die Möglichkeit verschafft haben, eine zum mindesten ansehnliche Stichprobe von der Goetheschätzung unserer Zeit zu geben.

Die einzelnen Aeußerungen reihen wir in alphabetischer Folge hier aneinander:

I. Faust und Torquato Tasso.

II. Gewiß übt Goethe stetig einen äußerst günstigen Einfluß auf meine künstlerische Entwickelung und namentlich auf mein Gemüt aus. In ihm erblicke ich das Vollendetste, Höchste, das ein Mensch erreichen kann; das giebt einem Mut, weiter zu streben, und wie tröstend, erlösend wirken goethische Anschauungen auf das arme von Schopenhauer und Nietzsche zermarterte Gehirn!

Frankfurt a. M. **Eugen d'Albert.**

* *

I. Den größten Eindruck hat Goethe nicht durch ein einzelnes seiner Werke auf mich gemacht, sondern durch die staunenswerte Vielseitigkeit seines Genies, welche zwar sehr großartig, aber doch nicht erschöpfend im Faust zutage tritt.

II. Auf meine innere Entwickelung und meine Weltanschauung hat Goethe so gut wie keinen Einfluß gehabt. Eine streng katholische Erziehung machte den katholischen Glauben zur Grundlage meiner religiösen Weltanschauung, und ich habe darin bis heute volles Genügen gefunden. Langjähriges Studium der Philosophie, der Theologie, der Geschichte und Litteraturgeschichte hat mich überzeugt, daß diese Weltanschauung sich auch heute noch wissenschaftlich halten läßt und keinem vernünftigen Fortschritt hindernd im Wege steht. Ein eingehendes Studium Goethes und der gesamten Goethelitteratur, welchem ich mich in bereits reiferen Jahren widmete, hat mich in jener katholischen Weltanschauung nicht wankend gemacht. Goethe besitzt am meisten Wahrheit, Klarheit und Schönheit, wo er mit ihr übereinstimmt oder sich ihr nähert; seine philosophischen Ideen, seine religiösen Anschauungen und seine sittlichen Lebensgrundsätze lassen aber sehr zu wünschen übrig, wo er sich von ihr entfernt, um sich eklektisch an Spinoza, Rousseau oder Voltaire, an altgriechische Naturphilosophen oder neuere Theosophen und Pantheisten anzuschließen. Auf diese Pfade können wir Katholiken Goethe nicht folgen, ohne unserem Glauben untreu zu werden. Da seine eklektische, vorwiegend pantheistische Weltanschauung auch gelegentlich auf seine Dichtungen einfließt, so können wir auch diese nicht uneingeschränkt feiern und bewundern. Dieser Zurückhaltung liegt durchaus kein Haß zugrunde, noch weniger Gleichgültigkeit gegen allgemeine Bildungsinteressen. So weit es nicht mit unserem Glauben und Gewissen streitet, sind wir von Herzen bereit, Goethe Lob und Anerkennung zu zollen Er ist unzweifelhaft der genialste Dichter der neueren Zeit; er steht zugleich an der Spitze unserer Klassiker und Romantiker; er ist der größte Meister der deutschen Sprache und Darstellung in allen Gattungen der Poesie und Prosa; er hat der deutschen Litteratur vorzugsweise ihre hervorragende Stellung erobert, sich selbst einen Platz neben den gefeiertsten Dichtern aller Zeiten. Das werden wir nie vergessen. Wir werden dankbar von ihm zu lernen suchen. Wir werden sein Genie und seinen Künstlerfleiß auch fürder hochhalten. Wir werden ihn auch ehren und bewundern, doch nicht auf Kosten aller anderen Dichter und Litteraturen, nicht auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit, nicht auf Kosten des positiven, geoffenbarten Christentums, dieses unermeßbaren geistigen Besitzes, den wir Gott selbst danken, und den die edelsten Männer der Vorzeit, des Mittelalters und der neueren Jahrhunderte uns mit reichen Zinsen vermittelt haben.

Exaeten (Holland). **Alexander Baumgartner,** S. J.

* *

I. Kein einzelnes Werk, selbst der „Faust" nicht. Am stärksten auf mich gewirkt hat immer der Mensch Goethe, und er ist mir auch heute das bewundernswürdigste und wertvollste seiner Werke. Deshalb stehen mir zuweilen diejenigen seiner Schriften, in denen er sich selber am unmittelbarsten ausspricht, seine Briefe, Sprüche, Gespräche, Tagebücher, am höchsten. Im übrigen haben zu verschiedenen Zeiten meines Lebens verschiedene seiner Werke am stärksten auf mich gewirkt, stand ich hie und da oft gänzlich im Banne dieser oder jener Dichtung. Erst wars der „Werther", dann „Tasso" und „Faust", manchmal wars eine bestimmte Gestalt, wie Mignon. und der Harfner, und wenn ich ein Werk sage, meine ich immer einen Teil desselben. Es war eigentlich nie der komponierende Künstler, sondern immer die poetische Welt, die jeweilige Tendenz und Stimmung Goethes, die mich gepackt hat. Wo die nicht echt und groß, womöglich gar philiströs war, wie in einigen seiner berühmtesten und verbreitetsten Werke, hat er mich, selbst in den Tagen meiner größten Goetheschwärmerei, völlig kalt gelassen. Ein ganz großer Teil seiner Werke, resp. große Teile in seinen Werken gehen mich, sofern ich mich nicht litterarhistorisch mit ihnen beschäftige, gar nichts an; und ich denke nie an sie, wenn ich an Goethe denke. Ich denke bei Goethe überhaupt nicht an den Goethe, der in deutschen Landen berühmt ist und auf Schulen, Universitäten und anderen Zwingburgen des deutschen Geistes kultiviert wird. Mit anderen Worten: es ist der auf den deutschen Gemütston gestimmte Renaissance-Mensch Goethe, den ich liebe, und mit dem ich mich innerlich beschäftige. Als Künstler, als Dichter, selbst als Lyriker gehört Goethe nicht zu den Größten, und selbst wo er ganz groß ist, steht er nicht konkurrenzlos da. Aber worin er einzig ist, mindestens in Deutschland, das ist die künstlerische Gesamterfassung des Lebens. Er war der erste und bisher fast einzige große Versuch ästhetischer Befreiung, gegen die die Romantik schon wieder Rückfall und Spezialisierung war. Selbst der Philister wird bei Goethe eine ästhetische Anschauung, und deshalb sagen die Philister: „Er war unser."

II. Ja! Natürlich. Sie präzisieren hieße, meine geistige Entwicklung selbst darstellen. Ein paar Lieder von Goethe und ein paar Sätze von Beethoven haben in meiner Seele nie aufgehört zu tönen. Sich mit Goethe innerlich auseinanderzusetzen, gehört zu den Problemen der modernen Weltanschauung. Er ist ein Kriterium. Goethe ist bis zum heutigen Tage fast der modernste Dichter, und er hat noch eine Weile Aussicht, es zu bleiben. Fast alles Große, was sich, namentlich in der Dichtung, bewährt hat, hat sich an und durch Goethe bewährt. Seine Widersacher waren entweder Dichter, die sich gegen oder neben Goethe durchsetzen mußten, oder bornierte Pfaffen und Moralisten jeglicher

Art. Bei ihnen kann man an der Tiefe ihres Hasses den Grad ihrer Unpoesie bemessen. Sie werden ihm nie verzeihen, daß er so göttlich ohne alle Theologie und Moral auskam. Es ist der Neid der fast Erblindeten, der da spricht: Seht, er kann ja nicht sehen, denn er hat keine Brille! Und andere, die es nicht sagen, denken es, sofern sie sich bei Goethe überhaupt etwas denken. Die meisten sind noch gar nicht zu dem Bewußtsein gekommen, in welchem Gegensatze sie sich zu Goethe befinden. Er ist nämlich durchaus nicht einer von den bekannten Dichtern des deutschen Volkes, das man grundsätzlich über ihn irre führt, und das noch heute keine lesbare populäre Biographie seines echtesten Dichters besitzt. — Goethes 150. Geburtstag wird kein Volksfest und kein Geistesfest sein, sondern das Fest der Litteraturvereine und der Feuilletons, eine günstige Gelegenheit, viel zu reden, viel zu schreiben und bei schäumendem Sekt auf die Damen zu toasten, wobei immer noch das Goethischste der schäumende Sekt sein wird. Man wird eine Menge Artikel und Vorträge vom Stapel lassen über: „Goethe und die Frauen", „Goethe und die Juden", „Goethe und die Hohenzollern", „Goethe und der Sport" und dergl. mehr. Denn er war wirklich unser!

Berlin. **Leo Berg.**

* *

Seitdem ich das erste goethische Gedicht gelesen habe (es wird in der echtermeyerschen Sammlung deutscher Gedichte für die Schule gewesen sein), hat es für mich keine Zeit gegeben, in der ich Goethe nicht bewundert, verehrt, geliebt hätte. Mir war es anfangs immer ein neuer Goethe, den ich bewunderte, verehrte, liebte. Zuerst war es der Lyriker, dann kam gleich der Meister des Faust, dann war es der junge Goethe — aber manchmal war ich damals so frech, die Nase über den „Geheimrat" zu rümpfen; immer indessen unter ehrerbietigsten Andachtsbezeugungen für den „jungen Gott, den jungen Goethe". Als ich dann selber zu dichten begann, ermangelte ich nicht, ein „Gebet" an ihn zu richten, obwohl es damals von uns Jüngeren hieß, wir erachteten es für unsere Bestimmung, mit diesem Götzen aufzuräumen. „Du Gott der Jugend", nannte ich ihn da, und also apostrophierte ich ihn:

O Goethe, Hort in meinem Herzen Du,
Du Held und Heros, Deutscher und Hellene,
Heiland, der mir das Heidentum beschert,
Die große Religion des Dionys,
Die Rosenreligion, die tanzend beten lehrt.

Und dennoch war mir, wie ich heute weiß, der ganze Goethe damals noch nicht aufgegangen. Es war noch immer nur der „junge Goethe". Heute ist es gerade die Ganzheit dieses Unvergleichlichen, vor der ich staunend stehe, dieses einzige Phänomen, daß dieser Eine ebenso herrlich und vorbildlich war als Jüngling wie als Mann und als Greis — in seinem Leben wie in seiner Kunst. Ich kann daher jetzt nicht mehr sagen, daß irgend eines seiner Werke mit besonderer Stärke auf mich wirkte vor den übrigen. Mir ist Goethe nicht mehr ein Mann, der das und das und das gemacht hat, sondern sein ganzes Lebenswerk steht vor mir wie ein großes Kunstwerk: unendlich Vieles, Verschiedenes so harmonisch in Eins gefügt, daß ich nicht irgend etwas einzeln für sich herausgreifen oder gar absondern möchte. Und darin besteht auch der Einfluß, den ich von ihm auf meine Entwickelung verspüre. Hat man einmal die Monumentalität einer solchen Ganzheit angeschaut, so kann man, meine ich, gar nicht anders, als mit allen Kräften nach ähnlicher Harmonie zu streben. Und es ist das sonderbar Große an dieser Erscheinung, daß sie nicht entmutigt.

Das kommt vielleicht daher, weil sie so umfassend ist, daß jeder, zumal jeder Künstler, etwas Verwandtes in ihr findet.

Daß ich Goethes Werke immer mehr und immer klarer als den Erzschatz deutscher Sprachkunst erkenne, — ich scheue mich fast, es auszusprechen, denn es ist Selbstlob. Jedenfalls glaube ich, daß der, dem diese Erkenntnis nicht wird, kein sehr nahes Verhältnis zur deutschen Sprachkunst hat.

Schloss Englar (Tirol). **Otto Julius Bierbaum.**

* *

Ich halte mich kaum für berufen, auf die Frage, welches Werk von Goethe am stärksten auf mich gewirkt hat, eine Antwort zu geben. Doch möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß ich die Gestalt der Leonore von Este als die idealste und zartsinnigste Huldigung betrachte, die jemals ein Dichter dem weiblichen Geschlechte gezollt hat.

München. **Ch. Lady Blennerhassett.**
Dr. phil. h. c.

* *

Als junges Kind in meiner Vaterstadt Weimar habe ich ihn geliebt! Er war meine erste große Liebe. Der junge Goethe, der schöne göttliche Mensch!

Auf seinen Wegen ging ich in Weimar. Hinunter in den stillen, wipfelrauschenden Garten schlich ich mich zu dunkler Stunde mit Schauern an der schwarzen plätschernden Ilm vorüber. Ich wollte ihm nah sein. Ich fühlte eine Sehnsucht zum Hinsterben nach ihm. Er war mir der Mensch aller Menschen — der Einzige.

Ich empfinde es noch, wie ich neben dem weißen Gitterpförtchen durch den schadhaften Zaun in den dunklen schweigenden Garten schlüpfte, die Wege tastend suchte. Das Herz klopfte bang. Der Nachtwind — die Nebel auf den Wiesen — die tiefe, tiefe Einsamkeit und das volle junge Herz mit seinem Verlangen, ihn hier zu empfinden.

O Jugend — wundervolle Jugend! Welche Weisheit dieser Welt wiegt solche traumbefangene Stunde auf!

Ja, es war möglich, daß er kam — daß ihn die Sehnsucht nach seinem Erdengarten in die dunkle feuchte Maienpracht hierherzog. Wer Goethes Garten in Maiennacht kennt, so laubduftend, verschwiegen wie ein Geheimnis, wird verstehen können, daß ein junges ergriffenes Herz ihn hier suchte.

Auf Erdensehnsucht eines abgeschiedenen Geistes hoffte es wohl. Den Kopf an einen feuchten Stamm gelehnt, die Hände über dem Herzen gefaltet, so harrte ich in langem, wundervollem Grauen auf die Erscheinung eines Gottes. Die ganze Welt machte mich nicht irre. O, es ist möglich, dachte ich.

Heut kenne ich die Welt, erwarte keine Wunder, liebe nichts mehr überschwänglich, sehe Licht nie ohne Schatten, Liebe nicht ohne Vergänglichkeit, kenne vieler Geister Wirken auf Erden, — heute noch, wenn ich an Goethe denke, geschiehts mit einem großen Aufatmen. Gut, daß er da war! Gut, daß er über diese Erde ging. Zwischen all dem vielfachen Können und Ringen, dem Durcheinander tausendfacher Menschenwerke — seine heitere, sichere, sonnendurchleuchtete Pracht — seine tiefe, volle, große Menschlichkeit.

Dann freue ich mich, daß ich in der schönen, ganz lebendigen Jugend in einem herrlichen Seelenrausche ihn liebte, und daß ich heute aufatmend verstehe, was er uns bedeutet.

München. **Helene Böhlau.**

* *

I. In erster Linie Faust, erster sowohl wie zweiter Teil. Für die Krone von Goethes Lyrik halte ich „Selige Sehnsucht“ im Westöstlichen Divan. Vom ganzen Rest der Dichtungen stelle ich am höchsten die „Wahlverwandtschaften“ als den Roman, mit dem eine neue Weltanschauung von ungeheurer Tragweite einsetzte und in der Kunst recht eigentlich das neunzehnte Jahrhundert begann.

II. Goethe ist, so lange ich eine einheitliche Geistesentwickelung in mir kenne, mein Lehrer, Berater, Freund gewesen, der jeden Tag bei mir war in einer Weise, wie ich es von keinem Vater, Lehrer, Rater, Freund sonst im Leben erfahren habe. Wenn ich alles zusammenrechne, was mir von außen zugekommen ist, so steht neben dem unmittelbaren Naturgenuß nach der menschlichen Seite hinüber Goethe obenan. Er hat eine doppelte Rolle dabei gespielt. In unruhigen Jahren, die aus dem Konventionellen ins Eigene strebten, hat er mich trotzig, prometheisch, selbstbewußt gemacht. Als das verschäumen durfte, weil die erwachende Persönlichkeit keine groben Mittel mehr nötig hatte, wurde er mir auf einmal umgekehrt ein stiller Helfer und Tröster im Innerlichsten, da, wo Angelus Silesius singt: „Gott ist eine ewige Stille“. Gerade in diesem Proteischen, wie er viele Entwickelungsstufen eines Menschen überragt und umfaßt, erscheint mir das ganz Große Goethes.

Friedrichshagen. **Wilhelm Bölsche.**

* *

I. „Faust“ hat am stärksten auf mich gewirkt und steht mir auch heute noch am höchsten, und zwar nicht nur als Dichtung, sondern auch als Erkenntnisquelle. Die übrigen Schriften Goethes sind gegen den Faust und die Gedichte in meinem späteren Leben mehr und mehr zurückgetreten. Dieser aber ist mir eine schier unversiegliche Fundgrube dichterischen Genießens und erfreulicher, tiefer Lebensweisheit.

II. Goethe hat meine innere Entwickelung stärker beeinflußt, als Schiller, Lessing und selbst Shakspere, soviel ich diesen auch zu danken habe. Präzisieren läßt sich dieser Einfluß um deswillen schwer, weil er kein ausschließlicher war. Meine Welt- und Lebensanschauung habe ich in ihrem tiefsten Grunde nicht aus litterarischen Eindrücken gewonnen. Konstitutiv ist für sie auch Goethe nicht gewesen. Wohl aber habe ich ihm für die Erkenntnis der Wahrheit, auch der positiv christlichen, und für die klare und sichere Anschauung und Durchdringung der Wirklichkeit unendlich viel zu verdanken. Ich möchte glauben, daß meine Weltanschauung mir mehr der Maßstab gewesen ist, den ich an Goethe angelegt habe, als daß Goethes Welt- und Lebensanschauung mir zum Richtmaß für meine eigene Weltanschauung geworden wäre. Je fester mir diese stand, desto unbefangener konnte ich die harmonische Schönheit und Menschlichkeit Goethes auf mich wirken lassen, mich an ihr erfreuen, Befruchtung und bleibenden Gewinn von ihr empfangen. Ich habe im Leben keinen größeren Gegensatz zum Philistertum gefunden, als Goethe. Seine Meisterschaft erblicke ich in seinem gesunden, subjektiv durchaus wahren, idealen Realismus. Das ist im Grunde keine Weltanschauung, sondern Lebensauffassung und Lebenskunst. Darin, weltlich angesehen, ist er einzig und unvergleichlich.

Berlin. **Dr. Robert Bosse,**
Staatsminister.

* *

I. Am stärksten hat Dichtung und Wahrheit auf mich gewirkt. Am höchsten stehen mir die Gedichte und die Gestalten Gretchen und Klärchen.

II. Ich sah andere große Geister Europas in Selbstbespiegelung, Selbstvergötterung, Selbstbetäubung. Selbstentäußerung oder Selbstvernichtung endigen. Goethe wurde mir das große Vorbild der Selbstentwickelung. Ich lernte von ihm, daß wer am meisten daran arbeitet, sich selbst zu entwickeln, am meisten Aussicht hat, in die allgemeine Entwicklung einzugreifen. Die Allseitigkeit seines Geistes ist und bleibt ein Ideal; aber von ihm habe ich gelernt, im Einzelnen nie das Ganze aus den Augen zu verlieren.

Kopenhagen. **Georg Brandes.**

* *

Auf den unfertigen Jüngling — und diese persönliche Erfahrung mag von vielen Dichtern bestätigt werden — haben kleinere Geister und schwächere Poeten jäher, unmittelbarer gewirkt als Goethe. Großen Gipfeln naht man langsam. Aber schon als Schulbube empfand ich vor Goethes Gedichten, ob ich sie auch nicht ganz durchdringen mochte, jenen mysteriösen Schauer, den Schiller weder damals noch jetzt in mir auszulösen vermochte. Immer mehr und weiter ergriff er den Strebenden dann — es war nicht so ein plötzliches Fassen und Halten, daß man Zeitpunkte bestimmen könnte, als ein stilles, allseitiges Durchtränken.

Den Faust und eine Handvoll Gedichte halte ich für das Höchste, was je ein Dichter geschaffen hat und schaffen wird. Und immer von neuem erhebt und erfüllt mich reinstes Glück und Dankbarkeit, daß ich diese Wunderwerke so verstehe. Mag man es der Eitelkeit des Poeten zu gute halten, wenn ich hier ausspreche, daß die letzten und geheimsten Schönheiten, die undefinierbarsten, sich doch wohl nur wieder dem Dichter oder sogar darüber hinaus nur dem Lyriker erschließen, der als Sonntagskind die Verklärung sieht, wo die andern nur den wunderschönen blauen Himmel betrachten. Diese Verklärung ist in dem Höchsten, was Goethe geschaffen — aber es wird ein Stammeln, wenn man darüber reden will.

Und noch eins: man müßte eigentlich in der Vorstellung dieser Höhe den ganzen eigenen poetischen Plunder ins Feuer werfen und, wenn man die vor allem lyrischen Herrlichkeiten Goethes einmal erfaßt hat, die eigene Klimperei für immer abschwören. Aber das ist mir stets als das Wunderbare erschienen, daß — in geradem Gegensatze zu der Wirkung Heinrich Heines — auch die kleinste Individualität, die sich Goethe hingiebt, dadurch nicht vernichtet, sondern nur erhoben und erweitert wird.

Berlin. **Carl Busse.**

* *

I. Faust (beide Teile), die römischen Elegien, die venezianischen Epigramme, die Gespräche mit Eckermann und von der Lyrik im engeren Sinne fast alles, was Otto Erich Hartleben im „Goethe-Brevier“ zusammengestellt hat — das ergreift mich heute noch mächtig. Am höchsten steht mir der erste Teil des Faust. Eine geheime Vorliebe für den Erotiker Goethe läßt mich auch seine Briefe an Frau von Stein als köstliche Herzerfrischung empfinden.

II. Als zwölfjähriger Bauernjunge bekam ich zum erstenmal Goethe in die Hand und zwar ein Heftchen Lieder aus dem Pfennig-Magazin. Der erste und bleibende Eindruck war, daß ich in Goethe meinen herrlichsten fränkischen Landsmann gefunden. Alles, was mich an Goethe entzückt — es gehören dazu auch etwelche Eigenschaften, die von unsern Zionswächtern und dürren Moralsexen als Schwächen und Laster verschrien werden — empfinde ich heute noch, in meinen grünen fünfziger Jahren, als etwas spezifisch Fränkisches. Goethe ist mir der vollkommene Franke. Nicht der abstrakte Deutsche, den uns manche vorfabeln wollen. Der Musterdeutsche im heutigen deutschen Reich ist doch wohl der preußische Mann, politsch, militärisch, akademisch, moralisch — und als Preuße solcher Art ist mir Goethe völlig undenkbar. Er ist mir vielmehr der klassische Gegensatz zum Musterdeutschen des großpreußischen Reichs, und daß seine freie fränkische Geburtsstadt am Main zur preußischen Provinzstadt hinaufgesunken, ist vielleicht die allerfeinste Ironie der modernen Geschichte. Die Franken haben es als Politiker in Deutschland niemals zu etwas Ordentlichem gebracht — eher schon auswärts, in Frankreich. Am sympathischsten ist mir stets der junge Goethe gewesen und jener alte, der die Vulpius zum Weibe nahm und den Tod Schillers beweinte. Wenn ich gefragt werde, was von Goethes Wesen am bestimmendsten auf meine Welt- und Selbstanschauung gewirkt hat, so sage ich ohne Ueberhebung: seine Selbstherrlichkeit, seine Sonnensehnsucht, seine Fröhlichkeit, seine Erdentreue.

München. **Michael Georg Conrad.**

* *

I. Das erste Entzücken des Knaben war Reineke. Unmittelbar darauf kam Hermann und Dorothea und löschte diesen Eindruck aus. Alsdann, später, ging mir Faust auf und überstrahlte, der Fixstern aller Kunst, mir bis heute Alles.

II. Gewiß. Die Lehre, daß in der Entwickelung der Persönlichkeit allein das Heil liege, daß alle Kunst die Kunst des Auges sei. Für meine Weltanschauung kaum. Spinozist oder richtiger Determinist bin ich auf meine eigene Hand geworden — sonst aber, ich bin mir wahrhaftig nicht klar, ob Goethe jemals eine bestimmte Weltanschauung besaß, und wie die wohl zu präzisieren wäre. Es sei denn, in jenem Sinne, der dann wohl Vieler Credo ist: sein Leben erleben.

Wien. **J. J. David.**

* *

I. Natürlich Faust, und ganz besonders der zweite Teil.

II. Ich fand nie Ungeahntes bei Goethe; aber das ist vielleicht sein höchster Wert, daß wir uns immer wieder durch ihn bestätigt fühlen.

Pankow. **Richard Dehmel.**

* *

I. Am stärksten haben auf mich gewirkt Fausts beide Teile, das ewige Drama der Menschheit, dessen großartige Macht des Gedankens, der Erfindung und Ausführung über Alles geht, am lieblichsten das herzliche deutsche Bürgerlied „Hermann und Dorothea“, aber unerschöpflich ist die Zahl der Wunderblumen seines weiten Dichtergartens, die ewiges Leben in sich tragen, vom kleinen Lied, der Elegie und Ballade an bis zu Egmont, Iphigenie, Tasso, den Lehrjahren und den Wahlverwandtschaften.

II. Eine Bekehrung, wie sie Zacharias Werner von den Wahlverwandtschaften erfuhr, hat kein Werk Goethes bei mir hervorgebracht, aber sein Faust hat mich 1835 zu dem Entschlusse begeistert, dieses Sphinxrätsel zu lösen, und auf diesem Wege mich dem Dichter und Menschen innigst verbunden, er ist mein Freund und Gefährte geworden. Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert, schon um 1840, schloß ich ein Preisgedicht auf den altklassischen Dichter mit den Versen:

„Einen nur kann ich euch noch, ihr hohen Gestalten, gesellen,
Goethe, den Einzigen, nenn' ich, ein Deutscher, mit Stolz.
Nenn' ihn mit Liebe und Lust; er leuchtete lauterste Wahrheit
Tief in das Herz mir hinein, machte mich selber mir klar.“

Köln. **Heinrich Düntzer.**

* *

I. Ohne Zweifel der Faust, — erster Teil.

II. Goethes Persönlichkeit hat mich von frühester Jugend auf entzückt und gefesselt als das Urbild eines beneidenswert glücklichen, sein inneres und äußeres Leben zum Kunstwerk gestaltenden Menschen. Ob ich hierin einen „bestimmenden Einfluß“ erkennen soll, weiß ich nicht.

Dresden. **Ernst Eckstein.**

* *

I. Faust. In der harmonischen Geschlossenheit und Einfachheit seiner Kunstform ziehe ich „Hermann und Dorothea“ ihm vor, aber wie weit bleibt der beschränkte Inhalt hinter der Weltumfassung Fausts zurück.

II. Die Bewunderung Goethes als Dichter teile ich gern und aufrichtig mit Andern, aber ich könnte nicht behaupten, daß er irgend welchen stärkeren Einfluß auf meine Entwickelung oder gar auf meine Weltanschauung ausgeübt. Selbstverständlich erliegt man in tausend Einzelheiten den Wirkungen eines großen Geistes, die Strahlen, die von der Sonne ausgehen, treffen mehr oder weniger einen Jeden. Handelt es sich jedoch um die Grundlagen unseres Wesens, so habe

ich diese für mich nie in Goethe, sondern in Kant und Schiller gefunden. Für mich sind der kategorische Imperativ und die Poesie des Geistes bestimmende und erziehende Mächte.

Berlin. **Karl Frenzel.**

* *

I. Faust.

II. Um uns vorzustellen, was Goethe uns gewesen ist, müßten wir uns erst vorstellen können, wie wir uns entwickelt hätten, wie wir sprächen, fühlten, dächten, lebten, wenn Goethe nicht gewesen wäre. Vermöchten wir das, dann würde ich eine neue, noch interessantere Rundfrage vorschlagen: „Haben Ihre Eltern einen bestimmenden Einfluß auf Sie ausgeübt? Und welchen?"

Berlin-Charlottenburg. **Ludwig Fulda.**

* *

Goethe und kein Ende.

An Goethe ist mein Herz von Jugend auf gehangen, was zumteil meine Familien-Erinnerungen bewirkten, indem mein Urgroßvater mütterlicherseits, der nachmalige berühmte frankfurter Arzt Christian Ehrmann zu dessen Freunden aus der straßburger Zeit zählte und sich auch späterhin noch naher Beziehungen zu demselben erfreute, welche Goethe bei seinen jeweiligen Besuchen der Vaterstadt stets wieder zu erneuern beflissen war. Besonders meine Mutter kam oft und mit Stolz darauf zu reden. Die Größe des Dichters ging mir natürlich erst weit später auf, und legte zu dieser Erkenntnis die dem angehenden Studenten auf dessen Wunsch als väterliches Weihnachtsgeschenk in Besitz gegebene Ausgabe von dessen poetischen Werken den Grund. Ich habe daraus die erste poetische Nahrung gezogen und mir daran den Begriff von dem Wesen der Dichtkunst gebildet. Dieser beruhte auf der auch späterhin nie von mir in Zweifel gezogenen Ansicht, daß das Reich dieser ein einheitliches sei, und daß die übliche Sonderung in die verschiedenen Gebiete poetischen Schaffens dem natürlichen Triebe keine Schranken setzen dürfe. Die Herrlichkeit des Lyrikers auf Kosten seiner anscheinend geringeren Begabung als Dramatiker zu bewundern, wie es heutzutage geschieht, kam mir niemals in den Sinn, wenn ich auch das Vergängliche von dem Unvergänglichen recht wohl zu unterscheiden lernte, denn ich wurde dadurch auch in den Stand gesetzt, die eigentlichen Meisterwerke um so höher zu schätzen. Dieser dankbaren Anschauung zu huldigen, scheint mir heute mehr denn je als Pflicht. Was würde aus dem deutschen Bühnen-Repertoire, wenn man ihm einen „Egmont", eine „Iphigenie", einen „Tasso", ja auch nur einen „Götz von Berlichingen" rauben wollte, einen „Faust" als die Krone deutscher Dichtung, in diese Frage gar nicht einbezogen? Auch der Vergleich Goethes mit Schiller, den ich bald anstellte, befestigte mich nur in diesem Gedanken: dieser hat die mächtige Handlung, jener die naturwahren Charaktere voraus. Die Frauengestalten Goethes ragen an die Shakspeares hinan, wobei sie uns als deutsche Gestalten noch besonders anheimeln. Was ist über ein Gretchen zu stellen? Schiller selbst hat nicht anders geurteilt, und er hat es wohl verstanden. Daß Goethe von der Form dabei unabhängig war, daß er als Lyriker, als Dramatiker und als Epiker unvergleichliche Gebilde erschuf, daß er also die poetische Kunst souverän ausübte, hat seine Schöpferkraft in hoheitvoller Weise dargethan und seinen universellen Geist in ewigen Zügen geoffenbart.

München. **Martin Greif.**

* *

I. Faust, und immer wieder Faust!

II. Als Knabe lernte ich den Faust auswendig. Ich deklamierte ihn auf meinen einsamen Spaziergängen, er war mein steter Begleiter, er ist noch heute das Buch, daß ich im Geiste aufschlage, sobald ich kein anderes zur Hand habe; ihm danke ich, daß ich nie allein bin. Und wenn die Goetheforscher mir den Mann zu verekeln drohten, habe ich mir nur immer wieder im Faust die Herzstärkung geholt, daß selbst sie ihn nicht klein bekommen werden!

Dresden. **Cornelius Gurlitt.**

* *

I. Unter allen Werken von Goethe steht mir „Faust" am höchsten und hat am stärksten auf mich gewirkt. Daneben aber finde ich „Prometheus", „Die Natur", „Gott und Welt" sowie viele bekannte lyrische Gedichte, so einzig in ihrer Art, daß ich sie über alle anderen poetischen Erzeugnisse setze.

II. Da ich das Glück hatte, schon in früher Jugend durch vortreffliche Lehrer mit Goethes Werken bekannt und in ihr Verständnis eingeführt zu werden, so darf ich sagen, daß die beständige Beschäftigung mit denselben seit einem halben Jahrhundert für mich die reichste Quelle geistiger Genüsse und der hellste Leitstern für meine innere Entwicklung geblieben ist. Für die Ausreifung meiner monistischen Weltanschauung ist der „große Heide von Weimar" in dreifacher Beziehung bestimmend gewesen, als Naturforscher, als Philosoph und als Dichter. Goethe war der geistreichste Vorgänger Darwins, ein warmer Verehrer von Spinoza und ein weit tieferer Weltkenner als Schiller. Sein „dreieiniger Gott" war das Ideal „des Wahren, Guten und Schönen".

Jena. **Ernst Haeckel.**

* *

I. Am höchsten steht mir nicht ein einzelnes Werk, sondern das Gesamtwerk Goethes, wie es in der Epoche seiner Vollendung zur Erscheinung gekommen ist. Am stärksten hat der „Faust" auf mich gewirkt, aber die „Maximen und Reflexionen", die „Gespräche" der letzten Jahrzehnte und das ihnen Verwandte suche ich mir am liebsten nahe zu bringen.

II. Einen sehr bestimmenden Einfluß: ich suche von ihm die Ehrfurcht zu lernen vor dem, was über und neben und unter uns ist, dann — sicher zu beobachten, lebendig zu empfinden und durch rastlose Thätigkeit Stumpfheit und Hemmnisse zu überwinden.

Berlin. **Adolf Harnack.**

* *

Mein Leben fällt etwa in die Periode, in welcher die Schätzung Goethes bei den Gebildeten ihren Höhepunkt erreicht hat; ich hatte deshalb um so dringenderen Grund, diese große Erscheinung nachdrücklich und wiederholt auf mich wirken zu lassen, und habe seine wichtigeren Werke dreimal, als reiferer Knabe, junger Mann und alter Mann, im Zusammenhange gelesen.

Im 18. Jahrhundert wurde Goethe vorzugsweise als Dichter des Werther genannt und gefeiert, im 19. in erster Reihe als der des Faust. Daß Werther einer vergangenen Kulturepoche angehört, und daß man ihn nur noch im Zusammenhange mit dieser lesen, genießen und beurteilen darf, darüber dürfte kaum noch ein Streit sein. Faust ist als Dichtung ein Torso mit mißlungener nachträglicher Ergänzung (ähnlich wie Wilhelm Meister); seine poetische Wirkung liegt wesentlich in bewunderungswürdigen Einzelszenen, die sogar auf der Bühne, für die sie nicht gedichtet sind, immer aufs neue ihre Kraft erproben. Darüber hinaus hat der Faust als Bekenntnis einer Weltanschauung gewirkt, nicht gerade auf das Volk im weiteren Sinne: wohl aber auf diejenigen Gebildeten mit philosophischen Interessen, welche die philosophische Entwickelung des 19. Jahrhunderts nicht mitgemacht haben. Denn Goethes philosophische Weltanschauung stützt sich wesentlich auf Spinoza, Leibniz und Herder, gehört also dem 17. und 18. Jahrhundert an. Mir persönlich lag besonders der Ausdruck, den sie im Faust findet, nicht ganz nahe. Vom theoretischen Skeptizismus habe ich mich niemals überwältigen lassen; wenn ich ihm aber einmal verfallen wäre, so hätte ich sicher nicht, wie Faust, aus ihm in praktische Genußsucht umschlagen können, gegen die ich durch den Pessimismus gefeit war. Die im zweiten Teil des Faust angedeutete Ueberwindung des Eudämonismus durch Hingebung an die Arbeit für das Ganze, die mir als selbstverständlich galt, schien mir bei Goethe nicht genügend motiviert und durchgeführt. (Vgl. meinen Aufsatz „Der Ideengehalt in Goethes Faust“ in den „Gesammelten Studien und Aufsätzen“, 3. Aufl. Leipzig, Haacke, S. 357—381).

Durch geflügelte Worte und viel citierte Stellen zeichnen sich außer Faust besonders Tasso und Iphigenie aus. Ein Geistesgestörter ist kein dramatischer Held, und die inneren Erlebnisse des gemütskranken Tasso am Hof zu Ferrara durften höchstens in einer Novelle verarbeitet werden. Iphigenie wandelt weder in Tauris noch in Weimar, sondern in den lichten Höhen einer rein idealen Menschheit; in dem abstrakten Idealismus dieser Gestalten und ihrer salbungsvollen Reden die wahre Verschmelzung griechischen und deutschen Geistes zu erkennen, will mir nicht gelingen, wenn ich mich auch gern zeitweilig in diese erdichtete Welt versetze. Die jetzt übliche Bewunderung für Goethes allegorisch-symbolische Festspiele, Gelegenheitsdichtungen und Märchen vermag ich nicht zu teilen. Seine besseren lyrischen Gedichte stehen in ihrer Art noch immer unerreicht da; aber eigentlich volkstümlich ist doch keines von ihnen geworden. Am meisten ins Volk gedrungen ist wohl sein geschlossenstes und einwandfreiestes Werk: Hermann und Dorothea, eine Novelle in Versen, die vielfach überschätzt ist, weil sie zwar groß in ihrer Art ist, aber nicht gerade eine große Art darstellt. Wären Goethes Dramen nicht durch seinen Namen gedeckt, so würden sie schwerlich heute noch auf irgend einer Bühne zu finden sein, außer dem ersten Teil des Faust.

Als Aesthetiker steht Goethe weit hinter Lessing und Schiller zurück. Ihm war es nicht gegeben, seine Anschauung in zusammenhängenden Reflexionen auszuspinnen, die durch ihre Beweiskraft überzeugend wirken. (Vgl. Schaslers krit. Geschichte der Aesthetik S. 494—512). Zwischen den beiden andern großen Aphoristikern Lichtenberg und Schopenhauer nimmt er eine zentrale Stellung ein als Meister des Aperçus. Aber das anschauliche Aperçu sieht immer nur eine Seite der Sache und die Verschiedenheiten des Gesichtspunkts bringen scheinbare Widersprüche in die Vielheit der Aperçus, die erst durch Reflexion ausgeglichen werden müssen. Wo aber Goethe wissenschaftlich zu reflektieren anfängt, wird er schwach. Daran leiden auch seine naturphilosophischen Bestrebungen, die des Untergrunds einer sicheren Methode entbehren und deshalb im Verhältnis zu der auf sie verwandten Arbeitskraft fast wirkungslos geblieben sind.

Früher war ich geneigt, Goethe eine Vergeudung seiner gewaltigen Geisteskraft durch Zersplitterung und Mangel an dichterischem Fleiß zum Vorwurf zu machen; ich habe mich aber überzeugt, daß dieser Vorwurf ungerecht ist. Niemand war in seinen dichterischen Leistungen mehr als er von Stimmung abhängig; wenn er sich trotz ausbleibender Stimmung zur Produktion nötigte, so entstanden jene Produkte, bei denen man sich wundert, daß sie von Goethe sind. Seine frühesten Jugendlieder zeigen, aus welcher gezierten und verschnörkelten Steifheit er sich emporringen mußte, und sein Altersstil beweist, daß dies nicht blos aus Zeiteinflüssen zu erklären ist, sondern daß in seiner Geistesanlage selbst etwas derartiges gegeben war. Es lag gleichsam eine Kruste des Konventionellen um ihn, die sein Genius erst vulkanisch durchbrechen mußte; das aber gelang ihm nur in gehobenen Stunden, später immer seltener, und zuletzt gar nicht mehr.

Persönlich war mir Goethe niemals besonders sympathisch, weder als genußsüchtiger, wankelmütiger Egoist, noch als maître de plaisir und Gelegenheitsdichter eines dörflichen Miniaturhofes, noch als zugeknöpfter orakelspendender Geheimrat. Den mit seiner Person getriebenen Kultus habe ich fast ebensowenig jemals begreifen können wie den mit der Person Richard Wagners.

Der Rückgang der Goethe-Gesellschaft und die Gleichgültigkeit des Publikums gegen die große weimarer Goethe-Ausgabe scheinen mir Anzeichen dafür zu sein, daß der Höhepunkt in der Schätzung Goethes bereits überschritten ist. Das nächste Jahrhundert dürfte sich des geschichtlichen Abstandes von Goethe deutlicher bewußt werden. Vielleicht wird es sich der Meinung zuwenden, daß das 19. Jahrhundert in mancher Hinsicht Schiller um ebensoviel unterschätzt wie Goethe überschätzt hat, und daß ihm da noch etwas gut zu machen bleibt. Ich bekenne offen, daß ich von Shakspere, Lessing und Schiller stärkere und tiefere Einwirkungen empfangen habe als von Goethe, wenn ich auch den letzteren als Meister der Sprache und des genialen Aperçus so wie als Lyriker höher stelle als die ersteren.

Gross-Lichterfelde. **Dr. Eduard von Hartmann.**

* *

I. Gedichte, Faust, Meister. — Er selbst als sein höchstes Werk in Erscheinung und Leben.

II. Nächst der Natur und meinen Erfahrungen fühle ich, wie meine Bildung, im rein-menschlichen Sinne des Wortes, durch Goethe stark beeinflußt wird. Um das Verhältnis nicht unangemessen auszudrücken, will ich nur sagen, daß ich in dem Maße meines fortschreitenden Weltbegreifens und Lebensbetrachtens das wachsende Glück empfinde, aus dem berauschten Liebhaber des Herrlichen nach und nach sein verstehend Liebender zu werden. Ich bin mir eigentlich, seit er zuerst seine Wirkung auf mich ausüben konnte, von Goethe stets außerordentlich umgeben vorgekommen, und nicht zum wenigsten dann, wenn ich mich am weitesten von ihm, das heißt von seiner majestätisch freien Lebenssphäre zu entfernen drohte. Dann verzehrte ich mich fast in Sehnsucht nach ihm und erlitt Goethe in grausamer Verzagtheit. Wenn mir nun die Kraft der gesunden Organe gestattet, vom oft gekreuzigten Schwärmer auszuheilen und klar und aufrichtig mein eigenstes Leben zu leben, schauend und schaffend in meinem Kreise, so muß sich gewiß mit jedem Jahre mein innerer Verkehr mit Goethe reicher und befriedigender gestalten.

Was mir goethische Verse schon gewesen sind, das kann ich beinahe nur mit den höchsten Entzückungen der Liebeswonne vergleichen — Machtjubel des Weltalls! — Möge mich fortan auch der Hauch des Weisen mit seinen liebenden Kräften dauernd segnen!

Zürich-Küssnacht. **Karl Henckell.**

* *

Ueber dem Namen Goethe liegt heute eine schwere Schicht Litteraturgeschichte. Die muß man vergessen, wenn man über Goethe sprechen will. Den toten Goethe benutzt man, um die lebendigen Dichter totzuschlagen. Das muß man vergessen, wenn man über Goethe urteilen will.

Ein halbes Menschenalter lang brauche ich nicht mehr sehnsüchtig aus einem öden Schulzimmer in die blaue Welt hinauszugucken, und noch immer wirkt der grauenhafte Eindruck nach, den die geist- und poesielose Beschäftigung mit den deutschen Klassikern damals in mir hervorgerufen hat. So kommt es, daß mir Schillers „Lied von der Glocke" nur komisch erscheint, Goethes „Hermann und Dorothea" zum Sterben langweilig, seine „Iphigenie" ledern und leblos. Nur die klassischen Werke sprechen noch heute mit unerhörter Gewalt auf mich ein, die ich allein in der Zeit vom 9. bis 15. Jahre gelesen, so „Götz", so „Werther", so „Faust" I. Und diese Eindrücke haben sich durch Nachlektüre und Nachprüfung nur vertieft. Der Lyriker Goethe, von dem das deutsche Volk bisher nur eine Handvoll Gedichte aufgenommen hat, steht mir in zwei bis drei Dutzend Gedichten unvergleichlich hoch, aber ich kenne Dichter, die sie fast ebensogut schreiben. Sogar Lebendige. Und Goethes „Faust" ist bei all seiner Tiefe nicht ein so genial-ursprünglicher Wurf, wie sein „Götz". Der „Götz" ist mir die Essenz des goethischen Genies.

Von Goethes Werken hat keines auf meine dichterische Entwickelung eingewirkt, so weit ein Dichter selbst darüber zu urteilen vermag. Aber die Erkenntnis von der wunderbaren Entwickelung der Persönlichkeit Goethes hat mir Stunden tiefster Weihe verschafft. Der Goethe, für den das bischen Dichtung mit seinen schöngeschwungenen Versen und polierten Gefühlen die Welt war, giebt mir innerlich nicht viel: es ist Litteratur-Seele, die man zur Not selber hat; der große Wolfgang jedoch, der unter dem Bogen seines Lebens die ganze Welt zur Dichtung seiner Seele erhebt . . . ist ein Teil der Weltseele, ein Hauch Gottes.

Hier beuge ich das Haupt, hier bete ich an.

Berlin. **Ludwig Jacobowski.**

* *

I. Am stärksten hat auf mich die Ballade von der „wandelnden Glocke" gewirkt, weil ich sie als Kind zum erstenmale vernahm, wo ich noch ganz an den Schauder des Ereignisses glaubte. Ich traute mich lange nicht, an der Kirche bei unserer Wohnung vorüberzugehen, weil ich fürchtete, die Glocke könne mir auch auf dem Schulwege nachkommen. Eine ähnliche Wirkung hat im selben Kindesalter die Ballade vom „Zauberlehrling" gethan, ich fürchtete mich ein Weilchen vor dem Besen in der häuslichen Küche. — Als ich später, etwa im fünfzehnten Lebensjahre, den „Faust" zum erstenmale las, hat dieser eine ungeheure, beängstigende, schwüle Wirkung auf mich ausgeübt. „Macbeth" und „Lear" haben im gleichen Alter gleichfalls grenzenlos gewirkt, aber gesünder; im „Faust" wirkte die Mischung des Sinnlichen mit Philosophie und Wahnsinn betäubend, dumpf beängstigend auf den halbreifen Sinn. — In all diesen Fällen aber war es zweifellos die eminente Fähigkeit der poetischen Vergegenwärtigung, welche Goethe im „Faust" und in den Balladen zeigt, die solche überwältigende Wirkung hervorbrachte. Später haben sich solche Eindrücke geklärt und auseinandergelegt. „Faust" bleibt jedenfalls mit den Balladen die höchste Leistungen des Dichters Goethe, eine der gewaltigsten Thaten poetischer Darstellungskraft und der Energieen der Phantasie, die jemals hervorgebracht wurde. Im übrigen aber, vom Standpunkte des allgemeinen Geistesgehalts, kann man kaum die Werke Goethes vom augenblicklichen Tage aus schätzen und was „heute" Einem am höchsten steht. Dieser Dichter unterscheidet sich von den meisten anderen Größen ja dadurch, daß er eine Masse Schund und wahrhaft geistlose Sachen geschrieben hat. Auch seine Reiseschilderungen, Studien, Landbeobachtungen sind sehr ungleichmäßig und von sehr verschiedenem Werte für die Nachwelt. Neben Meisterschilderungen, wie das St. Rochusfest in Bingen, stehen fast wesenlos gewordene Reisenotizen und Notizen aller Art, und man muß nur einmal mit diesen goethischen Büchern in der Hand eine Neckarreise, Rheinreise, Schweizreise, Italienreise machen, um zu sehen, wie vieles Goethe auch nicht beobachtet hat, und wie oft seine Darstellungskraft an den Dingen unter Allgemeinheiten versagt. Durch seine Werke auf allen Gebieten geht eine Erscheinung des geistigen Versagens, die man in solchem Maße bei anderen Geistern nicht findet. Wo er aber auf der Höhe seiner Kraft als Mensch, Dichter und Beobachter steht, da leuchtet sein Geist auch gleichmäßig in die Tiefen der Dinge hinein, und man muß „Tasso" für eine eben so mächtige Aufhellung eines bestimmten Lebensgebietes halten, wie die „Iphigenie" eine ganze Ethik für sich ist von vollendeter Schönheit und Lebensreife. Man wird in verschiedenen Lebensperioden seine eigenen besten Erfahrungen dann

in seinem „Goethe“ vorgebucht finden. Dieser Geist, der nur periodisch ganz bei sich selbst war, in Zwischenzeiten aber mehr von dem Bewußtsein seiner höchsten Momente zehrte, wo er dann praktisch sich nützlich zu machen wußte, pflegte ja in seine Hauptwerke, an denen er so langsam arbeitete, immer das Gesamt-Ergebnis bestimmter Lebensphasen abzulegen, ohne sich dabei einer bestimmten durchgehenden Kunstform zu bedienen. Er modelte vielmehr die Formen nach seinem Bedürfnis.

Es wird niemanden geben, der seine Werke gelesen, der nicht eine Weile unter dem Banne seines Geistes gestanden hat, wie er selbst einst unter dem Banne Shakperes, Herders und Spinozas stand. Insofern haben wir Deutschen, die schreibenden insbesondere, alle unseren Tribut an Goethe gezollt.

Mir ist er in der Hauptsache der Denker und Dichter meiner Kindheit, meiner Jünglingszeit, meiner ersten Mannesjahre gewesen und auch in der Hauptsache geblieben. Später bin ich immer mehr der klaffenden Kluft inne geworden, die durch die Umgestaltung des ganzen modernen Lebens, Beobachtens, Empfindens gerade gegen Goethe und seine Lebensgestaltung sich aufgethan hat. Der Dichter in ihm, der der deutschen Sprache die gewaltigsten Laute und der deutschen Phantasie die prachtvollsten Anschauungen abgewonnen hat, wird gewiß wie Homer, Shakspere und Schiller immer der Genuß Aller bleiben. Der Denker, der „Prosaiker“ aber dürfte nur sehr bedingt die Weltanschauung der Zukunft enthalten, sein Einfluß dürfte sich mehr in Kreisen erhalten, die dem lebendigen Leben der Zeit fern sind, als nachempfinderischer Litteratursport. Wo er bahnbrechend war, z. B. als Naturforscher und Naturbeobachter, hat seine eigene Methode ihn längst überholt, er gehört da mehr zum historischen Inventar. Als Kunstforscher ist er meist in den Ansätzen zu bestimmten Beobachtungsreihen stecken geblieben; seine ethisch-religiöse „Welt-Anschauung“ aber wird Niemandem in so sicheren, konzisen Gedankengestalten — abgesehen von einigen Urworten — gegeben sein, daß man über einige allgemeinere spinozistische Nachklänge hinauskäme. Die Lebensweisheit, die empirisch-praktische Lebensanschauung werden wir an Goethe lieben in vielen reichen Sprüchen und Sätzen, eine wirklich epochale Weltanschauung aber wird von ihm nicht ausgehen. Eine solche ist von Schiller, von Hegel, von Schopenhauer ausgegangen. Von Goethe ist mehr ein ästhetisch-gesellschaftlicher Zusammenhalt und eine Methode ästhetisch-empirischen Lebensgenusses begründet, den eine kommende Zeit nicht fortsetzen kann, sondern durch eine ganz andere Gedankenarbeit und Beobachtungsarbeit ablösen muß. Die größte Masse aller hervorragenden Denker unserer Zeit geht nach und muß ganz anderen Methoden nachgehen, als gerade Goethe.

Berlin-Steglitz. **Wolfgang Kirchbach.**

* *

I. Mit Goethes Werken gehts mir gerade wie mit den schönen Frauen: die ich zuletzt sah, gefällt mir immer am besten.

II. Hoffentlich: ja.

Berlin. **Max Liebermann.**

* *

In meiner Jugend hat mir, außer Goethes Lyrik, der Götz von Berlichingen und überhaupt Goethes straßburger Zeit im ganzen Rahmen der herderschen Bestrebungen und der Sturm- und Drangperiode eine entscheidende Anregung gegeben. Dazu kam dann noch Faust, I. Teil, der mir, sprachlich wie der gesamten Stimmung nach, als ein Gipfelpunkt aller neueren Poesie erscheint. Mehr aber noch als für diese rein künstlerischen Einflüsse glaube ich jetzt schon, und im Laufe meiner Entwickelung immer mehr, dem Altmeister in Fragen der Weltanschauung und Weltbetrachtung dankbar sein zu müssen. Dieses Unendliche der Horizonte, die um den reiferen Goethe sind, dies vornehm-würdige Offenlassen neuer Möglichkeiten, diese Ehrfurcht vor dem Unerforschten und Unerforschlichen — und doch dabei und dadurch erst diese mildernste Freude an einem sonnig verklärten Heute: — ich glaube, daß erst nach den Wirren dieses vielfach so erregten und vielfach so verflachten Jahrhunderts der Technik, der Politik, der spezialistischen Wissenschaften und der sozialen Frage Goethes große und tiefe Harmonie volle Wirkung thun wird.

Berlin. **Fritz Lienhard.**

* *

I. Werther. Seine Jugendgedichte. Götz. Tasso. Dichtung und Wahrheit. Gespräche mit Eckermann.

II. Bis zu meiner Todesstunde wird Goethes Einfluß auf mich währen.

Altona. **Detlev von Liliencron.**

* *

I. Il Faust (parte I).

II. Il brano „Erhabner Geist, du gabst mir alles“ 2c. del Faust ebbe su me per molti anni della giovinezza (da 15 a 25) una vera azione diramogera: Quando cioè mi sentiva depresso, sfiduciato, — leggendolo e recitandolo ad alta voce ritornava alla primitiva energia ed al lavoro scientifico.

(I. Faust. Erster Teil.

II. Die Stelle „Erhabner Geist, du gabst mir alles“ u. s. w. übte viele Jahre meiner Jugend hindurch (vom 15. bis zum 25. Jahre) eine wahrhaft klärende Wirkung auf mich aus. Wenn ich mich gedrückt, verzagt fühlte — dann las ich mit lauter Stimme jene Stelle durch und konnte wieder zu meiner ursprünglichen Kraft und zu meiner wissenschaftlichen Arbeit zurückkehren.)

Turin. **Cesare Lombroso.**

* *

Die erste Ihrer beiden Fragen ist leicht und schnell beantwortet. Jedermann hat ein Recht, zu sagen, wie stark ein Werk Goethes auf ihn früher und später gewirkt habe. Natürlich steht auch mir „Faust“ obenan, der den Knaben überwältigend gepackt hat, und in den der Mann von Jahr zu Jahr reifer hineinaltert. Ist der „Faust“ doch unter den ganzgroßen Schöpfungen der Weltlitteratur die einzige, deren Weltanschauung, deren Untergrund nicht teilweise veraltet ist. Daneben liebte ich einst zumeist den „Goetz“, jetzt schätze ich den „Tasso“, die „Achilleïs“, „Dichtung und Wahrheit“ noch höher, staune immer aufs neue über die gesättigte Weisheit im historischen Teil der „Farbenlehre“. Und „Der Gott und

die Bajadere“ erscheint mir nach wie vor in seiner unbändigen Schönheit als das unvergleichliche Wunder unter allen Dichtungen, die je entstanden sind.

Aber Ihre zweite Frage! Ist es nicht fast unbescheiden, seine eigene Entwickelung überhaupt an Goethe anzuknüpfen? sich selbst mit ihm zu nennen? als ob jeder Beantworter der Frage es verbrieft hätte, daß er Auch Einer sei? Gestatten Sie mir darum, Ihre zweite Frage in weniger persönlicher Form zu beantworten, wenn auch aus persönlichem Erlebnis heraus.

Goethes Größe, die unerhörte Vereinigung von Poesie, Geistestiefe und Sprachkraft, ist nur zu bewundern und zu genießen. Was wir alle jedoch von ihm lernen könnten und sollten, so stark oder so schwach wir sind, das ist eines: Freiheit. Ueber politische Freiheit und über das Problem der Willensfreiheit freilich hat Goethe ketzerisch gedacht, weil seine Freiheit von der höchsten Art war. Mit seinem Leben wie mit seinem Schaffen lehrt er Freiheit von jeder Schulmeinung, Freiheit von jeder Parteienherrschaft, Freiheit von jeder noch so feierlichen Verkleidung des Philisteriums. Freiheit der Persönlichkeit. Als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an; doch nur, wenn du selber kein Ganzes werden kannst. Insbesondere der Schriftsteller, sei er groß oder klein, könnte und sollte von Goethe lernen, die stolze Freiheit seiner Persönlichkeit zu wahren: sich selbst zu geben, so viel an diesem Selbst ist, an jedem Tage, aber sich nicht zu montieren, sich nicht zu prostituieren, mit einem Worte, seine Persönlichkeit nicht zu verleugnen, sie nicht poetischer, nicht gefälliger, nicht reicher erscheinen zu lassen, als sie ist. Die Freiheit seiner Persönlichkeit auch um einen sicheren Erfolg nicht zu verkaufen. Keinem zu dienen, auch nicht der eigenen Eitelkeit.

Berlin-Grunewald. **Fritz Mauthner.**

* *

Ich habe meines Erinnerns in keiner Zeit meines Lebens völlig und ausschließlich unter goethischer Einwirkung gestanden, bin aber auch seit dem Beginn litterarischen Verständnisses nie ohne leise Begleitung goethischer Anschauungsweise gewesen.

Goethe kann sehen, das ist es, was ich am meisten an ihm schätze. Er hat bewundernswerte Augen. Man lernt von ihm die „gegenständliche Betrachtung“. In jüngeren Jahren halfen mir zum Verständnis Goethes eine Reihe von Aufsätzen des früh verstorbenen Sohnes des Litterarhistorikers Vilmar. Später war es Victor von Hehn mit seinem „Goethe und das Publikum“, der mir neuen Anstoß zur Beschäftigung mit ihm gab. Im allgemeinen sind es mehr die Prosaschriften Goethes, die ich liebe, als die Dichtwerke im engeren Sinn.

Berlin-Schöneberg. **Fr. Naumann.**

* *

I. Faust.

II. „Wahrheit und Dichtung“ hat mich vielfach beeinflußt.

München. **M. v. Pettenkofer.**

* *

Es ist das Wesen wirklich großer historischer Persönlichkeiten, daß, je weiter sie uns scheinbar durch den Verlauf der Zeit rücken, desto deutlicher, weil einfacher, die Züge ihres Wesens für uns werden.

Eine Erscheinung wie Goethe kann man nur als Einheit verstehen, oder man versteht sie überhaupt nicht! Sein Leben erklärt uns seine Werke, und seine Werke verraten uns Einiges über sein Leben. Einzelne seiner Dichtungen tragen den Stempel der Unbedeutendheit und Vergänglichkeit, wenn man sie gesondert betrachtet, nimmt man sie als Teil von Goethes Leben, so sind sie bedeutend, denn selbst das kleine und kleinste, was er that und äußerte, trug doch noch den Stempel goethischer Persönlichkeit. Darum dürfte man den goethischen Dichtungen nicht Zensuren geben, etwa dem Faust die Ia und dem Großkophta ein geringeres Lob. Bei anderen Künstlern mag man sagen: dieses Werk ist ihm geglückt, jenes mißglückt. Bei der naiven Art, in der das Genie seine Schöpfungen hervorbringt, giebt es kein Ringen und Wettlaufen um Preise. Es ist solches Schaffen vielmehr dem unbewußten Wachsen und Reifenlassen der Früchte an einem großen Leben vergleichbar. Eine unzertrennbare Einheit von Schauen, Genießen und Formen.

Als solches Phänomen will Goethe verstanden sein. Für jedes Alter, für jede Lebenslage, für jede Individualität wird wohl ein oder das andere besonders anziehende Werk bei ihm zu finden sein. Augenblicklich steht mir sein Tasso am nächsten.

Obercunewalde. **Wilhelm v. Polenz.**

* *

I. In meinen jungen Jahren haben mich die „Wahlverwandtschaften“ am tiefsten erregt; das Buch meines reiferen Alters ist der zweite Teil des „Faust“ geworden und geblieben.

II. Wie die Werke Goethes einen ästhetisch, hat die Betrachtung seines Lebens einen ethisch bildenden Einfluß auf mich geübt. In ihm tritt der große Mensch uns ebenso nahe, wie der große Dichter; und zu sehen, wie bis zum letzten Tage seines Daseins er an sich gearbeitet, hat für mich immer etwas Tröstendes und Erhebendes gehabt.

Berlin. **Julius Rodenberg.**

* *

I. Faust (Erster Teil). Götz. Clavigo. Iphigenie. Tasso. Hermann und Dorothea. Werther.

II. Von Goethe, dem Künstler, bin ich besonders in der ersten Periode meines Schaffens aufs Tiefste beeinflußt worden. Auch von seiner Weltanschauung, wie sich diese in den oben angeführten Werken ausspricht. Sein späterer Optimismus hat keine Macht über mich gewinnen können.

Wien-Döbling. **Ferdinand von Saar.**

* *

Der „Faust“, „Wahrheit und Dichtung“ und „Wilhelm Meister“ sind diejenigen von Goethes Werken, von denen ich stets die stärkste Wirkung erfuhr, und die mir demzufolge von allem, was Goethe geschaffen, am höchsten stehen. Von jeher sind sie eine Art von neuer und moderner Bibel für mich gewesen, der ich in Zeiten schwerer innerer und äußerer Konflikte und

Krisen stets neues Gleichgewicht, Trost und seelische Ausheilung verdankte. Denn weit über sich als Künstler und Dichter scheint mir Goethe als sittliche, und, im neuen monistischen Sinne, religiöse Persönlichkeit zu stehen. Ueber den Zustand der modernen hamletisch-problematischen Natur hinaus, bietet er seit dem individualistischen Sturm und Drang des Renaissance-Zeitalters zum ersten Mal das klarste und fertigste Bild des positiven Menschen und Charakters, der zur endlichen Versöhnung und Harmonie von Geist und Natur hindrängt. Als solcher ist gerade Goethe von je für mich erzieherisch, auf- und ausbauend gewesen. Außer ihm höchstens etwa noch Darwin.

Magdeburg. **Johannes Schlaf.**

* *

I. Faust, I. Teil. Und, was Zauber der Sprache anbetrifft, Tasso.

II. Das Wort: Uebers Niederträchtige u. s. w. ist nicht ohne Einfluß auf meine Entwickelung geblieben. Ich habe es stets als den gewaltigsten Ansporn gedeutet, der dem Einzelnen werden kann, damit er nicht erlahme im Kampfe gegen Schuld, Elend, Ausbeutung der Schwachen, gegen Kastengeist, Gewissenszwang und Unterdrückung. Ja, damit er nicht erlahme, ob auch der Kampf thörichter und aussichtsloser erschiene, als jener des Don Quixote gegen die Windmühlenflügel.

Haseldorf. **Emil Schönaich-Carolath.**

* *

I. Faust.

II. Aus der schon in der Jugend leidenschaftlich betriebenen Vertiefung in Goethes Werke habe ich die Anregung empfangen, vorerst mit allen Kräften nach einer ausgeglichenen allgemeinen Bildung zu streben, der dann eine fruchtbare Beschränkung auf wissenschaftliche Sonderzwecke entwachsen könnte. Demnach habe ich in meiner Entwickelung mich bewußt vom Weiteren ins Engere gezogen, indeß die philologische Welt beinahe durchaus den umgekehrten Weg vorzieht. Meine Lehrer, Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer, hatten mich in meinem Vornehmen bestärkt, und der begeisternde Einfluß des Goetheschülers Ralph Waldo Emerson machte es mir leicht, die daraus folgende Widerwärtigkeit zu ertragen. In späteren Jahren freiwillig auf ein schmaleres Gebiet von Fachstudien (Poesie und Kultur des deutschen Mittelalters) mich einengend, erhebt mich immer wieder das ferne Vorbild Goethes, des Arbeiters und Geschäftsmannes, nicht blos des Dichters. Jeder neue Band seiner Tagebücher und Briefe lehrt die weise, sparsame Ausnutzung eines höchsten geistigen Vermögens, eine praktische Einsicht ohne Gleichen in die Forderungen des wirklichen Lebens, ein stetig und bedachtsam wachsendes, durch nichts erschüttertes Pflichtgefühl. So fällt von dem heiteren Glanze des hohen Gestirnes Goethe auch auf meine abgelegenen Pfade, die sich mühsam durch Heide und Buschwerk, durch Forste und Schlüfte winden, ein mildes, trostvolles Licht.

Graz. **Anton E. Schönbach.**

* *

Auf Ihre Anfrage über mein persönliches Verhältnis zu Goethe habe ich die Ehre zu antworten, daß mir Goethe manchmal ein persönliches Vergnügen verschafft, z. B. mit den Worten: „Sie nennen mich ihren Meister und gehen ihrer Nase nach.“ Und wieder mit diesen: „Es giebt nichts Schrecklicheres als einen großen Mann, auf welchen sich die Dummen etwas zu Gute thun.“

Luzern. **Carl Spitteler.**

* *

Goethes Werke wirkten alle seit ich sie kenne stark auf mich, seine Lyrik umschwebt mich oft — besonders wenn ich Landschaften male. Das Verhältnis der Seele des Deutschen zu seiner Landschaft ist wohl in Goethe am schönsten und stärksten zum Ausdruck gekommen. —

Goethe ist der Inbegriff aller Erhebung, deren die Seele beim Anblick der Natur fähig ist. Seine Gedichte sind der intimste Ausdruck der Liebe und Intensivität des deutschen Geistes, wenn sein Blick, sein Gemüt erhoben wird in die Sphäre dessen, welches die Götter lieben: in das Geheimnisvolle.

Mag der Deutsche nun malen oder singen, mag er welche Kunst, welche Form wählen, in der er seinem inneren Leben Ausdruck giebt — ein Hauch von Goethe wird ihn umschweben, denn Goethe ist deutscher Geist.

Dieser Unsterbliche hat uns noch sehr viel zu offenbaren, denn er ist unerschöpflich wie alles geistig Lebendige.

Frankfurt a. M. **Hans Thoma.**

* *

I. Von jeher Faust I. Teil, und zwar unverhältnismäßig alles andere überragend.

II. Wie könnte ich darüber urteilen? Niemand kennt sich selbst und könnte in bestimmter Weise die Faktoren nennen, die auf sein Wesen Einfluß genommen haben. Nur dies Eine kann ich sagen: Als ich zum ersten Male in der Hexenküchen-Szene die Stelle las:

Gewöhnlich denkt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen,

da nahm ich mir fest vor, mein Wort immer schlicht, klar und anspruchslos so einzurichten, daß niemand über einen verborgenen Sinn sich erst den Kopf zerbrechen müsse.

Graz. **Carl Baron Torresani.**

* *

I. Faust.

II. Ich kann mir meine innere Entwickelung ohne Goethe nicht vorstellen.

Villa Terlonia. **Richard Voß.**

* *

I. Faust I. II. Lyrik, Balladen, Sprüche.

II. Faust, dessen beide Teile ich ins Böhmische übersetzt habe, und unter dessen Einfluß mein „Twadowski“ entstanden ist. Auch von den Gedichten habe ich mehrere übersetzt.

Prag. **Jaroslav Vrchlicky.**

* *

I. Der „Faust“.

II. Wie wäre es möglich, Goethes Einfluß mit wenigen Worten zu präzisieren? Goethe ist kein Einzelner, sondern eine Welt, in der zu weilen das größte Glück ist, und ein Wunder ist es zu nennen, daß die Natur eine solche Welt doch wieder in einem Einzelnen verkörpern konnte.

München. **Felix Weingartner.**

* *

Das Individuelle, durch welches der Werke Goethes ein einzelner Mensch zuerst oder am nachhaltigsten dem Dichter nahe gekommen ist, und wie tief dieses Verhältnis gegangen ist, hat nur für diesen Menschen Bedeutung. Für Goethe ist nur der typische Verlauf dieser Verbindung von Wert, in die jetzt und auf absehbare Zukunft jeder Mensch treten muß, der seine Seele wahrhaft bilden will. Zuerst nimmt ihn ein einzelnes Werk gefangen, dies oder jenes, dann ein anderes; manche treten wieder zurück, auf Zeit oder dauernd; andere werden gleichsam entdeckt. Auf diesem Standpunkte bleiben viele stehen: ihnen ist Goethe nur ein Dichter. Aber dem, der nicht müde wird, sich strebend zu bemühen, kommt einmal der Tag, wo der ganze Goethe, in seiner übermenschlichen Größe und mit seiner menschlichen Schwäche, mit seiner Weisheit und Güte und Frömmigkeit, die der Irrungen eines leidenschaftlichen Herzens fast immer Herr werden, sich seiner bemächtigt, um sie nie wieder loszulassen, ihm nah zu sein in allen guten Stunden, dem Denkenden und dem Handelnden. Das nimmt nicht die Freiheit des Urteils, auch über ihn, das verleiht sie vielmehr. Er ist nicht der Einzige, zu dem wir ein solches Verhältnis haben und haben sollen: aber daß er und nicht seine Werke das Größere, Mächtigere, Lebendigere sind, das giebt ihm seinen Rang, das soll man begreifen, das begreift man nur, indem man's erlebt.

Berlin-Westend. **Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff.**

* *

Man wird in diesem kleinen Parlament noch manche Stimme vermissen, die nicht hätte fehlen dürfen, um ihm als Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit umfassendere Geltung zu geben. Wir hätten verschiedene dieser Lücken füllen können, wenn wir aus der Reihe der — aus mannigfaltigen Gründen — ablehnenden Antworten, wie sie von Marie Ebner-Eschenbach, Peter Rosegger, den Professoren Herman Grimm, Erich Schmidt, Schmoller, Lujo Brentano u. a. m. eingingen, die ausführlicheren zum Abdruck gebracht hätten; aber wir halten uns nicht für berechtigt, diesen Gebrauch von Briefen zu machen, für die uns nicht die ausdrückliche Erlaubnis zur Veröffentlichung erteilt ist, und müssen uns im übrigen mit dem Gedanken begnügen, daß in diesem Falle das Erreichte auch das Erreichbare war. Die nach dem Redaktionsschluß eingehenden Antworten behalten wir einem Nachtrag vor.

Goetheschriften.

Von **Richard M. Meyer** (Berlin).

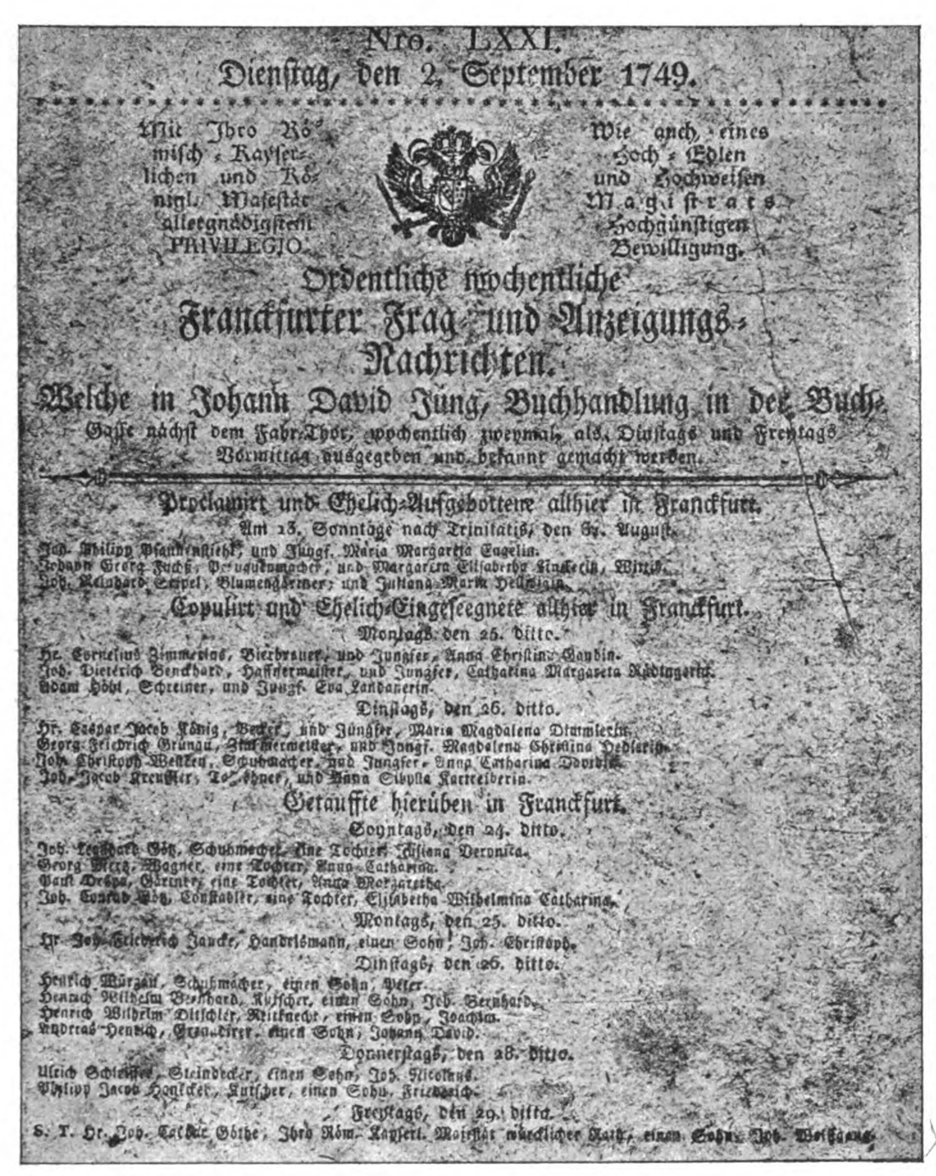
(Nachdruck verboten.)

III.

Goethes 150. Geburtstag wird ohne Zweifel zu zahllosen Festartikeln Anlaß bieten. Sie werden den Versuch dieser Zeitschrift, durch eine Umfrage die herrschende „öffentliche Meinung" über unsern größten Dichter festzustellen, gewiß in interessanter Weise ergänzen; aber als dauernde „Dokumente" wird wohl keiner von ihnen die denkwürdigen Thatsachen dieses Jahres an Bedeutung erreichen. Daß Goethes Vaterstadt sich anschickt, diesen Tag zu einem Volksfest zu gestalten, und mehr noch, daß Düsseldorf Goethe, der doch zu den Rheinlanden immerhin nur entferntere Beziehungen unterhielt, wie einen heimatlichen Heros ehrte, das sind erfreuliche Zeichen für die immer breitere Grundlage der Goetheverehrung im Reich. Sie mögen uns dafür trösten, daß an der Spitze der Pyramide, wo die „geistigen Führer" — sitzen sollten, das Verständnis für die nationale Bedeutung des großen Dichters geschwunden scheint. Säßen im Bundesrat ein Wilhelm von Humboldt, ein Bernhard von Lindenau, ja auch nur ein Eduard von Schenk — Preußen, Sachsen, Bayern hätten der Ablehnung der Reichsunterstützung für das Straßburger Goethedenkmal nicht mit spöttischer Teilnahmlosigkeit zugeschaut. Und fänden in unserm Reichstag Männer vom geistigen Zuschnitt der Simson, Reichensperger, Bamberger noch Platz, so wäre die Blamage überhaupt undenkbar gewesen, daß 50000 Mk. für jenen Zweck nicht sofort und mit Riesenmehrheit bewilligt wurden!

Ein Veteran der Zeit, in der bei hohen Beamten eine intensive Beschäftigung mit rein geistigen Fragen noch nicht zu den unerlaubten Allotria gerechnet wurde, Woldemar von Biedermann in Dresden, hat die Doppelfeier seines 80. Geburtstages und seiner goldenen Hochzeit durch einen Sammelband zumeist schon gedruckter eigener Abhandlungen zur „Goethe-Kunde" feiern lassen, den sein Sohn mit einem trefflichen Porträt und der mit diesem identische Verleger noch mit unbekannten Bildern Goethes, Silviens von Ziegesar und des Oberberghauptmanns von Trebra, der zu den wenigen Duzfreunden des Dichters gehörte, würdig ausschmückte.*) Ungedruckt sind insbesondere ein Aufsatz über Goethes „Cäsar" (S. 55), der die höchst unwahrscheinliche Auffassung verteidigt, Goethe sei durch Shakspeares „Herunterziehen" des großen Römers zu seinem Plan geführt worden, und v. d. Hellens Meinung, Brutus habe bei Goethe Cäsar verdrängt, gewiß mit Recht abweist; ein Bericht über Franz Lerse in Weimar (S. 107), der diesem Jugendfreund des Dichters ein 1800 anonym erschienenes Heftchen nicht völlig überzeugend zuschreibt; ferner mehrere kleine Aufstellungen und Berichtigungen. Wichtiger sind die im Goethe-Jahrbuch und in mehreren Zeitschriften bereits gedruckten Artikel besonders zum „Faust", zu Goethes Verhältnis zu Zeitgenossen, Vorgängern („Hagedorn ein Vorbild Goethes" S. 129) und Nachfolgern („Goethes produktive Kritik" S. 143: es ist, unter etwas mißverständlichem Titel, die Kritik gemeint, die Goethe durch eigene Produktion ausübte, indem etwa „Stella" der „Miß Sara Sampson", „Iphigenie" den früheren Bearbeitungen des gleichen Motivs eine neue und tiefere Auffassung der gleichen Motive gegenüberstellt). Auch sie bieten oft genug Gelegenheit zu Zweifeln und zu „produktiver Kritik" im Sinne des Verfassers, so der große Aufsatz über „die angeblichen Faustpläne", der behauptet, auf eine unklare Idee vom Inhalt des Dramas sei der ein für allemal festgehaltene Plan gefolgt, und sich dafür auf Mannings Erklärung des berühmten ersten Paralipomenons stützt; oder die Miscelle über Goethes Gedächtnisirrtum inbezug auf „Minna von Barnhelm" (S. 156): Goethe soll von Lessings Drama eine ganz unklare Vorstellung gehabt haben, da dies gar keinen patriotischen Stoff enthalte und die Beschreibung in „Dichtung und Wahrheit" gar nicht passe! Biedermann, der sich hier von einer gewissen partikularistischen Verbitterung gegen Friedrich den Großen nicht frei hält, meint sogar, Lessing habe die Ordre, der Tellheim nicht gehorcht, angeführt, „um die Roheit zu kennzeichnen, mit der im siebenjährigen Kriege nicht blos durch die Kriegslage gebotene, sondern von Bosheit eingegebene Verordnungen von oberster Stelle getroffen wurden"; und Tellheims Lob, daß der König sich in seiner Gnade nicht verleugne, soll ironisch gemeint sein!

*) Woldemar von Biedermanns Goethe-Forschungen Anderweite Folge. F. W. v. Biedermann, Leipzig 1899. XII u. 271 S. M. 10.—.


Nro. LXXI.
Dienstag, den 2. September 1749.

Mit Ihro Römisch-Kayserlichen und Königl. Majestät allergnädigstem PRIVILEGIO.

Wie auch eines Hoch-Edlen und Hochweisen Magistrats Hochgünstigen Bewilligung.

Ordentliche wochentliche
Franckfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten.
Welche in Johann David Jung, Buchhandlung in der Buch-Gasse nächst dem Fahr-Thor, wochentlich zweymal, als Dinstags und Freytags Vormittag ausgegeben und bekannt gemacht werden.

Proclamirt und Ehelich-Aufgebottene allhier in Franckfurt.
Am 13. Sonntage nach Trinitatis, den 31. August.
Joh. Philipp Pfannenstiehl, und Jungf. Maria Margaretha Engelin.
Johann Georg Fuchs, Peruquenmacher, und Margaretha Elisabetha [illegible], Wittib.
Joh. Reinhard Sempel, Blumengärtner, und Juliana Maria Hellwigin.

Copulirt und Ehelich-Eingeseegnete allhier in Franckfurt.
Montags den 25. ditto.
Hr. Cornelius Zimmerlas, Bierbrauer, und Jungfer, Anna Christina Gaudin.
Joh. Dieterich Benckhard, Hafftermeister, und Jungfer, Catharina Margareta Rüdingerin.
Adam Höhl, Schreiner, und Jungf. Eva Landauerin.
Dinstags, den 26. ditto.
Hr. Caspar Jacob König, Becker, und Jungfer, Maria Magdalena Ditmlerin.
Georg Friedrich Grunau, Zimmermeister, und Jungf. Magdalena Christina Hedlerin.
Joh. Christoph Wencken, Schuhmacher, und Jungfer, Anna Catharina Dovidin.
Joh. Jacob Kreußler, [illegible], und Anna Sibylla Kartreiberin.

Getauffte hierüben in Franckfurt.
Sonntags, den 24. ditto.
Joh. Leonhard Götz, Schuhmacher, eine Tochter, Juliana Veronica.
Georg Merz, Wagner, eine Tochter, Anna Catharina.
Paul Despa, Gärtner, eine Tochter, Anna Margaretha.
Joh. Conrad Götz, Constabler, eine Tochter, Elisabetha Wilhelmina Catharina.
Montags, den 25. ditto.
Hr. Joh. Friederich Jancke, Handelsmann, einen Sohn, Joh. Christoph.
Dinstags, den 26. ditto.
Henrich Würzau, Schuhmacher, einen Sohn, Peter.
Henrich Wilhelm Bernhard, Kutscher, einen Sohn, Joh. Bernhard.
Henrich Wilhelm Ditschler, Reitknecht, einen Sohn, Joachim.
Andreas Henrich, Grenadirer, einen Sohn, Johann David.
Donnerstags, den 28. ditto.
Ulrich Schleiffer, Steindecker, einen Sohn, Joh. Nicolaus.
Philipp Jacob Honicker, Kutscher, einen Sohn, Friederich.
Freytags, den 29. ditto.
S. T. Hr. Joh. Caspar Göthe, Ihro Röm. Kayserl. Majestät würcklicher Rath, einen Sohn, Joh. Wolffgang.

Frankfurter Zeitungsblatt mit der Anzeige von Goethes Geburt (letzte Zeile!)

Aus der eben erschienenen 2. Auflage des Werkes: „Goethes Leben und Werke“ von Karl Heinemann (Leipzig, E. A. Seemann).

Dem gegenüber wird es denn doch wohl bei der bisherigen Auffassung der „Minna“, die doch wohl nicht blos auf jener Stelle in Goethes Selbstbiographie beruht, sein Bewenden haben. — Auch etwa die Erklärung des Decknamens „Hatem“ (S. 230) im „Divan“ scheint mir gesucht, ohne daß ich eine bessere wüßte. Dagegen hat Biedermann gegenüber Kuno Fischer sicherlich recht behalten, wenn er (S. 225) daran festhält, daß an den Sonetten Goethes neben Minna Herzlieb auch Bettina Anteil hat.

Aber wenn der Band, dessen Polemik der Verfasser selbst mit freundlicher Selbstironie betont, viel Polemik herausfordert, wird doch niemand unbelehrt von den reichen Nachweisungen des gelehrten Autors gehen, der in dem Artikel „Goethe und das Schrifttum Chinas“ zwei weitgetrennte Gebiete seiner Belesenheit vereinigt und in der Beigabe über die Entwickelung des Reims eine erstaunliche Kenntnis der verschiedensten Formen von Gleichklang und Wiederholung und der metrischen Litteratur aller Völker entfaltet.

Einzelne von Biedermann berichtete Themata sind auch anderweitig erörtert worden. Ueber „Das erste Paralipomenon und den ersten Entwurf zu Goethes Faust“ handelt auch Alb. Wohlauer (Progr. d. städt. Johannes-Gymnasiums zu Breslau, Ostern 1899, 18 S.), ebenfalls im Sinne Mannings. Seine sorgfältig überdachten Beweisführungen über das Alter des Plans der „Dilogie“ (S. 8) scheinen mir an den harten, steifen Antithesen des ersten Paralipomenons doch zu zerschellen, wenn auch Wohlauer merkwürdiger Weise hier „keine Neigung zum „Schematisieren“ zugiebt. Daß der Thatendrang des gereiften Faust nur dem Aktivitätsbedürfnis des jungen Goethe entspreche, kann ich nicht finden; „denken und thun, thun und denken“ lautet die Lehrformel noch in den „Wanderjahren“. Eine nachträgliche Charakteristik der Figuren aber hat garnichts Unwahrscheinliches: wie gern hat der gealterte Goethe fertige Gestalten in solcher Weise auf gleichsam chemische Formeln gebracht! Ich erinnere nur etwa an die Analyse der Personen in Arnolds „Pfingstmontag“. Völlig bin ich dagegen mit dem Verfasser einer Meinung, wenn er tragischen Abschluß der frühesten Entwürfe behauptet.

Auch Goethes Unterredung mit Napoleon hat Biedermann in den Kreis seiner Erörterungen gezogen. Ausführlich und gründlich sind die Berührungen beider Heroen, auch soweit sie rein geistiger Art waren, von Andreas Fischer untersucht worden.*) Fischer erklärt des Dichters Begeisterung für den Eroberer damit, daß dies „Kompendium der Welt“ für Goethe „ein Studium und eine merkwürdige Satisfaktion“ war. Der erste Teil handelt sozusagen a priori, der zweite a posteriori über beider Verhältnis. Es wird zunächst gezeigt, wie der Dichter auf die Erscheinung Napoleons vorbereitet war: als Vertreter des Individualismus des Ordnungsbegriffs („Goethe der Römer“ S. 19), war auch der Verfasser des „Faust“ zur Menschenverachtung, zu einer nur durch Produktivität zu überwindenden Geringschätzung der Welt und Geschichte, zur Anerkennung der selbstherrlichen Macht (S 33; ein wichtiger Punkt!) und zur Abneigung gegen „Ideologen und Systemmacher“ gereift. In all diesen Punkten begegnete er sich mit Napoleon. Wie dieser liebte er deshalb auch, fast aber-

*) Goethe und Napoleon. Eine Studie. J. Huber, Frauenfeld 1899. 156 S.

gläubisch sich direkt mit dem Zentrum der Weltregierung in Verbindung zu bringen; wie dieser bot er der Mit- und Nachwelt Angriffspunkte genug, wenn wir uns auch (und das mit Recht) gewöhnt haben, das Bild des Weisen in „mittlerer Lebenstemperatur“ festzuhalten. Sogar in der physischen Konstitution sollen Uebereinstimmungen vorhanden gewesen sein.

Die thatsächliche Zusammenkunft der beiden Heroen war also eigentlich nur die Erfüllung einer von ihren Naturen selbst gestellten Forderung — wie das Bündnis zwischen Schiller und Goethe auch. Sehr klar legt Fischer (S. 51 f.) die Entwickelung von Goethes Verhältnis zu Napoleon dar: wie er noch zweifelt, als Wieland längst bekennt, wie erst nach der Stiftung des Rheinbundes der Umschwung eintritt. Von jetzt ab erkennt Goethe in Napoleon den providentiellen Mann und hält an ihm fest. Nebenumstände, wie die Abneigung gegen die Norddeutschen, gegen den Lärm gewisser Patrioten, Interesse für den Soldatenstand verstärken die Gleichstellung des historischen Helden mit dem längst erwarteten Vollender der Geschicke. Napoleon wird für Goethe die Verkörperung des aristokratischen Triebs in der Natur, jenes herrischen Wollens, das im Kampf ums Dasein rücksichtslos die Schwachen vernichtet (vgl. Nietzsche, S. 10). Deshalb wird auch der „Epimenides“ kein Triumphgesang über den Fall des Tyrannen; und noch spät hat Goethe besonders in den Gesprächen mit Eckermann — deren Bedeutung Fischer mit erfreulichem Eifer hervorhebt (S. 138 f.) — sein Bild von Timur-Napoleon festgehalten. Abschließend für seine Vorstellung ist das große Gespräch vom 11. März 1828.

Zum „Faust“, den Biedermann vielfach, aber doch meist mehr nach seiner äußern Geschichte hin behandelt, gehört das Kap. V in Hermann Türcks in vierter vermehrter Auflage erschienenem Buche „Der geniale Mensch“*) das uns zu einer andern Reihe von Goethestudien überführt: solchen, die Goethes Charakterbild aufzustellen oder zu vertiefen suchen. Türck faßt den „Faust“ ganz als eine „Selbstdarstellung Goethes“ auf, der in dieser Rolle den genialen Menschen, seine Reinigung von falschem Sturm und Drang und sein alterndes Zurücksinken in allgemein menschliche Blindheit gleichsam paradigmatisch habe schildern wollen. Mir scheint diese mit Geist und Kenntnissen durchgeführte Auffassung doch nicht genügend mit den Erfordernissen der rein goethischen Technik, auch nicht ausgiebig genug mit der Macht der Tradition zu rechnen. Verfehlt scheint es mir vollends, wenn wieder einmal mit dem gefährlichen Erklärungsmittel der „feinen Ironie“ (S. 169) die Blendung des greisen Faust als eine geistige, als die Ueberhebung des sich überklug fühlenden Genies dargestellt wird.

Von einer andern Seite sucht Felicie Ewart**) in die Entstehung von Goethes Charakterbild einzudringen. Ritterlich nimmt sie sich des vielgetadelten Rats Goethe an und sucht wiederholt nachzuweisen, daß man bei dem Vater tadelt, was bei dem Sohn niemand beanstandet; es gelingen ihr dabei sehr hübsche Parallelen (der Dichter als Erzieher S. 55, 58, 64). Freilich geht ihr Anwaltseifer viel zu weit; der Vater soll immer recht gehabt haben, und seine Strenge wird als weise, überlegte Gegensteuerung gegen die Fehler der Mutter gedeutet. Sogar wenn der alte Goethe von Junkers Gemälden dasjenige aussucht, was dem Sohn und dem Maler selbst weniger gefällt, beweist das das gereifte Kunsturteil des Vaters, und „selten ist einem Kind die schwierige Frage über den Unterschied zwischen Naturstudie und akademischem Bild in solcher Einfachheit und packender Deutlichkeit dargelegt worden“! Die für jene Zeit fast selbstverständliche Beschäftigung im Garten, das Fehlen des Schulbesuchs, das doch für den Dichter unzweifelhafte Nachteile mit sich brachte, die pedantische Vorlage von Wahlkapitulationen, aus denen der Sohn noch garnichts entnehmen konnte — alles das wird als pure Weisheit verherrlicht. So sollen wir denn nicht nur „des Lebens ernstes Führen“ (S. 106), sondern gar die ganze plastische Anschaulichkeit von Goethes Schreibweise der Einwirkung Johanns Kaspar verdanken! Die Konflikte werden weggemildert, das Urteil Mercks etwas leicht abgethan und eigentlich nur nach der Erkrankung Schwächen des Vaters anerkannt. Das ist alles — zu gut gemeint; und statt soviel auszulegen, hätte die Verfasserin lieber etwas mehr mitteilen sollen. Mindestens hätte sie das im Weimarer Archiv ruhende Tagebuch des Rats von seiner italienischen Reise (S. 18) nicht unbenutzt lassen dürfen; die paar Briefe von Lavater, die ohne Erwähnung ihrer inhaltlichen Schwierigkeiten (S. 79) abgedruckt werden, konnten für diese neue Publikation nicht genügen. Dennoch begrüßen wir auch den übertreibenden Versuch, dem Vater Goethes gerecht zu werden, mit Dank, um so mehr, als die von würdiger Anerkennung philologischer Arbeit erfüllte Verfasserin ihre Aufgabe mit liebevollem Ernst erfaßt und in glatter Darstellung durchgeführt hat.

Werden hier die eigentlichen Grundlagen von so günstiger Existenz geprüft, so hilft doch auch das schöne Bilderbuch zu Dichtung und Wahrheit von J. Vogel zum Verständnis seines Werdeganges. „Goethes Leipziger Studentenjahre“*) werden uns durch vortreffliche Reproduktionen hübsch ausgewählter Portraits, Prospekte, Stadtpläne nahe vors Auge gerückt. Den Glanzpunkt bilden die herrlichen Portraits von Graff, z. B. die ungemein charakteristischen von Böhme und Clodius, nächstdem die Bilderreihe aus der Familie Oeser, wozu auch charakteristische Proben von Oesers Kunst (bes. S. 58—59) kommen. Das Ehepaar Gottsched scheint uns aus dem Buche anzusprechen, er herrisch, sie nicht ohne melancholischen Liebreiz, während etwa Karoline Schulze (S. 11), die „alte Kummerfeldin“ aus Helene Böhlaus „Ratsmädelgeschichten“ — über die auch wieder eine Notiz in Biedermanns Buche handelt — als typische „Pastellschönheit“ erscheint. Die verschiedenen Breitkopfs (S. 12—15) repräsentieren schon in ihrem Aussehen drei Stadien geistiger Entwickelung; das galante Leipzig geht (S. 21) auf der Promenade spazieren, und der Studentenwitz giebt (S. 26) seine Topographie zum Besten. Von Goethe selbst erhalten wir Abdrücke seiner leipziger Radierungen von der Originalplatte abgezogen, eine Einzeichnung in ein Fremdenbuch, ein Stück von den „Mitschuldigen“ und die wohl mit Recht angezweifelte Handschrift der „Judenpredigt“; auch Proben aus dem Buch „Annette“ u. a. Illustrationen bringt in seiner Art auch der Text: Clodius' Angriff auf Friedrich den Großen (S. 5), Berichte u. dgl. m. Der Sammler selbst giebt nur einen anspruchslosen, aber ausreichenden Kommentar.

Anspruchslos stellt auch K. Alberti (Goethe in Asch und Umgebung; Carl Berthold, Asch 1898, 44 u. 11 S.) die Beziehungen des großen Dichters zu „dem abscheulichsten Ort in der ganzen Christenheit“ zusammen und hat auch an den Reimereien des Zollkontrolleurs Goßler auf Goethe sein Behagen; Personalnachrichten bringen uns die geistige Aristokratie des kleinen, durch Goethes Namen und durch die eigene Pietät, mit der Asch sich seines berühmtesten Gastes erinnert, geadelten Oertchens gemütlich näher.

Dem jüngsten und dem ältesten Goethe sind so pietätvolle Arbeiten geweiht. Was viele Einzelne leisten, ist ein Mann nicht müde geworden zu thun: Heinrich Düntzer hat mit nie ermattendem Eifer die ganze Lebensbahn Goethes und ihren Inhalt immer wieder beleuchtet. Wie er es that, war nicht immer erfreulich, und seine Art hat Angriffe erfahren müssen, nicht nur, weil ihr Ton sie herausforderte, sondern auch, weil ihre Kleinlichkeit oft die Gesamtarbeit der Goetheforscher zu kompromittieren drohte. Das müssen wir auch heute

*) Ferd. Dümmler, Berlin 1899.

**) Goethes Vater. Eine Studie. Verlag von Leopold Voß, Hamburg und Leipzig 1899. 104 S. M. 2.—.

*) Verlag von Carl Meyers Graphischem Institut, Leipzig 1899. 87 S. mit zahlreichen Illustrationen.

offen bekennen, so scharf auch der Greis in einer fragmentarischen Autobiographie*) mit allen Anfechtern seiner Thätigkeit ins Gericht geht. Seltsamer Weise nimmt er eine vor 14 Jahren aus Anlaß seines goldenen Doktorjubiläums gehaltene „Strohkranzrede“ aus der „Vossischen Zeitung“ als Ausgangspunkt und sucht die Angriffe des Anonymus durch allerlei kleine Zeugnisse zu widerlegen, die viel weniger bedeuten, als der Ernst seiner lebenslang nicht ausgesetzten Goetheforschung selbst. Denn gerade uns Jüngeren stände es schlecht, zu vergessen, wie unentbehrlich die rastlose Bemühung Düntzers um Quellen, Belege, Aufklärungen gewesen ist — eine Thätigkeit, von deren Anfängen (1835—1868) Düntzer nun hier in gemütlicher Breite erzählt. Oder doch in ungemütlicher; denn er schilt fortwährend: auf des großen Philologen Ritschl Tyrannei, auf Julian Schmidt, auf G. v. Loeper u. s. w. Dennoch liest sich der Bericht des mit Richard Wagner und Friedrich Hebbel gleichaltrigen Veteranen über seine Schuljahre (S. 23f., Franz Raveaux von Köln, der spätere Redner der Paulskirche S. 28; deutsche Litteratur auf der Schule S. 34; Theaterstücke der Zeit S. 35), über die Universitäten Bonn (S. 36f.: Niebuhr S. 37, Welcker, der große Meister altgriechischer Litteratur-Geschichte S. 40) und Berlin (S. 46f.) ganz hübsch; sobald aber der Plan seines Buches über Goethes „Faust“ auftaucht — mit dem Düntzer sich unzweifelhaft die größten Verdienste erworben hat —, beginnt auch wieder (S. 50f.) das unerfreuliche Schelten. Man kann unmöglich annehmen, daß bei den endlosen Reibereien, von denen der Goethephilolog erzählt, immer er der unschuldige Teil gewesen sei — kann es am wenigsten, wenn man Düntzers Art aus seinen Schriften kennt. Anekdoten wie die von der Audienz bei Johannes Schulze, von Simrocks Anstellung in Bonn, von dem Besuch bei Hirzel tragen auch nicht das Gepräge der Zuverlässigkeit. Der Gesamteindruck ist doch der, daß Düntzers „gefaßt unermüdetes Wirken“, wie er selbst (S. 141) ein Kapitel überschreibt, Seiten gehabt haben muß, die der Reihe nach all seine Mitforscher abstießen, Hirzel und Schöll und Scherer, Viehoff und Goedeke und Michael Bernays und sogar den so überaus gutmütigen Loeper. Und ein Zeugnis für die erzieherische Wirkung der ständigen Beschäftigung mit Goethe abzugeben, ist das streitlustige Büchlein des fleißigsten aller Goethephilologen leider nicht imstande.

Indes — die „Goethegemeinde“ hat ihren typischen Vertreter weder in Herrn Lieber und seiner Reichstagsmehrheit noch in Düntzer. Auch Goethes 150. Geburtstag wird neue Pflanzungen in ihr zeitigen. „Sind's Rosen — nun, sie werden blühn!“



Eine Jugendarbeit Schillers?

Von **Richard Weltrich** (München).

(Nachdruck verboten.)

In der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg“ vom 8. Nov. und 31. Dez. 1898 hat der durch seine Forschungen über den Dichter Schubart wie zur Geschichte des ulmer Münsterbaues litterarisch bekannt gewordene Oberstudienrat Friedrich Pressel zu Cannstatt einen Aufsatz veröffentlicht, der als eine Reliquie aus Schillers Jugend dem heilbronner Schillerverein übergeben worden war. Das zum Druck gebrachte Schriftstück besteht aus 8 Quartblättern und stammt aus dem Besitz des verstorbenen tübinger Landgerichtsdirektors Kuhorst, dessen Mutter es nach Angabe eines von ihm auf den Umschlag gemachten Vermerks als einen „Aufsatz von Schiller im seinem 17. Lebensjahr“ von der ihr befreundeten Tochter Schillers, Frau Emilie von Gleichen-Rußwurm, erhalten hat. Das Thema des bisher unbekannten Aufsatzes lautet: „Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes“.

Erweckt die Herkunft des Schriftstückes Vertrauen, so will es auf seine Echtheit doch noch geprüft sein. Die Frage stellt sich zwiefach: 1. Rührt das Schriftstück, die Vorlage des Druckes, von Schillers Hand her? und 2. Ist Friedrich Schiller, der Zögling der stuttgarter Militärakademie, der intellektuelle Urheber, der Verfasser des Aufsatzes? Der Aufsatz könnte, auch wenn die Niederschrift von Schillers Hand stammt, ein Diktat sein; und andrerseits könnte, auch wenn die fraglichen



Goethe in Weimar.

Silhouette aus dem Anfang der Achtzigerjahre. Probe aus Dr. Vogel: „Goethes leipziger Studentenjahre“. Leipzig, Carl Meyers Graph. Institut.

Quartblätter nicht von Schiller geschrieben sind, doch der Inhalt des Aufsatzes sein geistiges Eigentum sein und somit eine Kopie vorliegen. Pressel selbst befaßt sich in den erläuternden Bemerkungen, die er seiner Veröffentlichung beigefügt hat, mit der Handschrift nur wenig, ist aber zur Annahme geneigt, daß sie dem Dichter nicht angehört. Er giebt in 10 Zeilen ein Facsimile und fordert „Kundigere“ auf, die Handschrift zu bestimmen.

Eine unfehlbare Meinung wird in einer solchen Sache niemand beanspruchen; aber im höchsten Grade wahrscheinlich ist es mir, daß die Handschrift nicht von Schiller herrührt. Im Grunde ist meines Erachtens ihre Unechtheit schon durch eine Bleistiftbemerkung erwiesen, die dem Rande der ersten Seite beigefügt ist, und die besagt: „abgeschrieben 1800“. Wie mir Herr Oberstudienrat Pressel mitzuteilen die Güte hatte, scheinen diese beiden Worte von der nämlichen Hand zu sein, die den Aufsatz selbst geschrieben hat. Nun ist es sicherlich ungereimt, anzunehmen, daß Schiller, der auf der Höhe seines Schaffens und bei schon erschütterter

*) „Mein Beruf als Ausleger“. Ernst Hoppe, Leipzig 1899, 192 S. M. 4.—.

Gesundheit den Wert der Zeit wie Wenige kannte, sich die Mühe des Abschreibens eines langen Schulaufsatzes genommen habe. Auch stimmt zu der schönen, männlich-stolzen, in ihrer Verbindung von Kraft, Zügigkeit und gemessenem Schwung bewundernswerten Handschrift, wie wir sie aus Schillers Mannesjahren kennen, die Handschrift des Aufsatzes gar nicht. Gesetzt aber, jene Bleistiftnotiz wäre ein fremder Vermerk und hätte etwa den Sinn, daß sich jemand das uns vorliegende Schriftstück im Jahre 1800 kopiert hat, so sprechen gegen die Annahme, daß der jugendliche Schiller diese Quartblätter beschrieben habe, doch wiederum die Schriftzüge. Ich habe zum Zweck einer Vergewisserung unzweifelhaft echte Handschriften Schillers, deren Fertigung in die Jahre seines Aufenthaltes in der Militärakademie fällt, im stuttgarter Staatsarchiv und in der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart verglichen und mich überzeugt, daß das Aehnliche vom Unähnlichen überwogen wird: in allen diesen Dokumenten — im Sektionsbericht bei der Leichenöffnung Hillers, in den Berichten über Grammonts Erkrankung, in der Angabe des Themas für die physiologische Dissertation vom Jahre 1780 und im Eintrag in das Stammbuch Weckerlins vom Jahre 1778 — ist die Handschrift Schillers zügiger, größer und weiter, einzelne Anfangsbuchstaben zeigen andere Form, und wenn die Berichte über Grammonts Erkrankung zumteil enggeschrieben sind, so holen doch auch in ihnen die Anfangsbuchstaben zu viel mehr Schwung aus. Die Schrift des Aufsatzes macht auch gar nicht den Eindruck einer jugendlichen Hand. Was aber gewisse orthographische Eigentümlichkeiten der presselschen Vorlage, wie das k für ck, das z für tz, betrifft, so erinnern diese allerdings an die Schreibweise des jugendlichen Schiller, gehören aber nicht ihm allein an, sondern waren in der Militärakademie in häufigem Gebrauch.

Wenn aber das Schriftstück, das dem heilbronner Verein übergeben wurde, nur die Abschrift eines nicht mehr vorhandenen Originals ist, so bleibt noch übrig zu fragen, ob für den Text des Aufsatzes die Autorschaft des siebzehnjährigen Schiller angenommen werden kann. In dieser Beziehung ist zunächst einzuräumen, daß das Thema „Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes“ zu den an der stuttgarter Militärakademie beliebten Stil- und Redeübungen vollkommen paßt; zum endlosen Schwatz über Tugend, den der Herzog Karl von seinen Zöglingen um so geflissentlicher forderte, je bequemer er es selbst mit mancher Tugend nahm, giebt es auch seinerseits einen Beitrag. Auf die „Tugend“ mußten sich Schillers akademische Festreden der Jahre 1779 und 1780 beziehen, und von den 29 Reden, die für den 32. Geburtstag der fürstlichen Geliebten, der Reichsgräfin von Hohenheim, von Zöglingen der Akademie verfaßt wurden, haben nicht weniger als 26 das Wort „Tugend“ im Thema. Es sind mitunter gar seltsame, spitzfindige und verzwickte Fragen, die der Herzog zur Beantwortung bei diesem Anlaß „gnädigst vorgelegt“ hatte; z. B. die Frage: „Hat Tugend Verwandtschaft oder ist sie ein absolutes Individuum?“ Oder die Frage: „Wo ist der eigentliche Mittelpunkt der Tugend bey lebenden Geschöpfen?“ Oder die Fragen: „Ist alles lebende der Tugend fähig? im engsten oder weitsten Verstand?“ „Ist die Seele Tugend, oder wirkt Tugend auf die Seele?“ Auch des weiblichen Geschlechtes hatte der fürstliche Fragesteller nicht vergessen: „Ueber den Vorzug tugendhafter Frauen bei öfentlichen Anstalten“ hatte der eine Zögling zu reden und über das — ergötzlich genug lautende — Thema, „ob Tugend beim schönen Geschlecht eine Folge der Jahre oder der Erziehung seye“, ein anderer. So war denn auch das Thema unseres Aufsatzes ohne Zweifel im Sinne des wunderlichen Pädagogen, den kein Nachdenken anwandelte, ob es nicht ein Nonsens sei, Jünglinge und Knaben, die vom Verkehr mit dem Weibe nichts wußten und nichts wissen sollten, über den Einfluß des Weibes auf Männerseelen reden zu lassen. Phrasenmacherei mußte freilich die Folge solcher Redeanweisung sein, und zu üppigem Wachstum gerne gehegt war ja die Phrase in der Erziehungs- und Bildungsanstalt des Herzogs, in der von Früheren über Gebühr geschmähten, neuestens aber auch über Gebühr gelobten Militärakademie und Karlsschule.

Die Ausarbeitung, die uns beschäftigt, entledigte sich verhältnismäßig mit Glück ihrer Aufgabe. Leere Wendungen begegnen uns kaum, vielmehr ist ein achtungswerter Gedankengehalt vorhanden. Der sprachliche Ausdruck ist gut, auffällig korrekt und glatt; in dieser Hinsicht kann man den Aufsatz nur loben. Seine Schwäche aber liegt in der gedanklichen Disposition. Treffend bemerkt Pressel, daß zwar eine Haupteinteilung in drei Abschnitte vorhanden sei, innerhalb der drei Teile aber keine strenge Gliederung stattfinde: „hier wird dem Gedanken freie Pirsch gelassen, temperamentvoll oder anfängerisch“. Und vollkommen richtig ist auch, was Pressel bezüglich der Art, in der das Thema als Ganzes angepackt ist, vorausschickt. „Es kommt“, bemerkt er, „bei Schüleraufsätzen besonders häufig vor, daß Antwort und Frage sich nicht decken. Auch unser Verfasser macht sich das Thema zurecht, wie es ihm paßt. Aus dem Einfluß des Weibs auf die Tugend des Manns wird in der Beantwortung der Einfluß des Weibs auf die Tugend *ihres* Manns“ (der Einfluß der Geliebten und der Gattin, könnte man des näheren sagen). „Und zu dieser Verengung gesellt sich weiter die Beschränkung auf das *tugendhafte* Weib“. Es ist aber auch ein Fehler im Bau, daß die Arbeit an einer Stelle plötzlich aus dem sonst durchaus beobachteten Ton und Charakter eines schriftlichen Aufsatzes herausfällt und sich mit mehreren Sätzen als Rede an anwesende weibliche Personen zu wenden scheint. Diese Stelle ist in der zweiten Hälfte des Aufsatzes mitten zwischen dem übrigen.

Aber ist es nun Schillers Geist, Schillers Sprache, die wir vernehmen? Schwer genug fällt hier eine Antwort, und soviel ist gewiß, an den lebhaften, bewegten, kräftigen, feurig-pathetischen Ton der schillerschen Reden aus den Jahren 1779 oder 1780 oder gar an den Dichter der Räuber erinnert dieser Aufsatz uns nicht. Nun ließe sich freilich sagen, die aus dem Jahre 1776 stammende Arbeit gehöre einer Zeit an, in der Schillers Geist jenen bald nachher bemerkbaren Aufschwung noch nicht genommen habe; ich selbst habe auf solche Entwicklungsstufen hingedeutet (vgl. Band I, S. 180 ff. und S. 162 meiner Schillerbiographie), und Pressel bemerkt, der ungleich bewegtere Ton der Reden von 1779 und 1780 verhalte sich zum Tone des Aufsatzes von 1776 wie unter den Gedichten etwa „Der Eroberer“ vom Jahr 1777 zum „Abend“ vom Jahr 1776. Aber dergestalt einen Niederschlag früherer, unentwickelter Denk- und Empfindungsweise im fraglichen Aufsatz zu sehen, ist gewagt. Denn im großen und ganzen atmet dieses Erzeugnis den Geist fast altkluger Verständigkeit. Ich will nicht leugnen, daß jugendlich-lebhaftere Stellen vorkommen, daß der Ausdruck ein paarmal farbig ist; aber der Charakter des Ganzen ist anders, und wie nüchtern ist z. B. schon der erste Absatz, die Einleitung! So redet ein gesetzter Mann, nicht ein Siebzehnjähriger. „Nichts thut dem Auge und dem Herzen eines Mannes so wohl als der Anblick eines gesunden Mädchens, das durch Unverdorbenheit der Seele“ u. s. w. — ist das die Art, in der ein Jüngling, ein kaum dem Knabenalter entwachsener, vom großen Geheimnis des Lebens, vom Weib, zu plaudern beginnt? Vom Empfinden eines „Mannes“ spricht ja der Verfasser ausdrücklich. Und das „gesunde“ Mädchen! Und wiederum, wie sollte ein siebzehnjähriger, innerhalb akademischer Mauern aufgewachsener Jüngling aus eigener Einsicht, aus eigenem Antrieb Sätze aussprechen, wie den folgenden: „Die Frau hat immer einen stärkeren Einfluß auf das Herz und die Denkart eines Mannes als er auf das ihrige“? Es ist nicht schwer, in einigen anderen Aeußerungen Anklänge an die Auffassung des Weibes zu finden, wie wir sie aus Schillers späteren Gedichten kennen; was aber von derartigem der Aufsatz

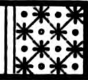
enthält, ist doch fast Gemeingut und mitunter ziemlich trivial gedacht und gesagt.

Unter diesen Umständen kann ich mich nicht überzeugen, daß wir eine selbständige Leistung Schillers vor uns haben. Ihm die Urheberschaft gänzlich abzusprechen, verbietet die Bezeugung der Herkunft des Schriftstücks, verbieten auch Einzelheiten, die die Spur seines Geistes zu verraten scheinen, nämlich mehrere bildliche Ausdrücke und nicht zum letzten jene den Charakter der schriftlichen Darlegung unterbrechende rhetorische Stelle. Ich vermute, daß der Aufsatz, wie er uns vorliegt, die Ueberarbeitung eines Diktates ist, das den Zöglingen der Militärakademie an die Hand gegeben war, um sie zur Abfassung von Festreden anzuleiten oder vorzubereiten. Als der Lehrer aber, aus dessen Unterricht der Aufsatz hervorgegangen ist, wird Prof. Abel zu nennen sein. Dieser hielt, wie Haubers Abhandlung über den Deutschen Unterricht an der Karlsschule nachweist, im Jahre 1776 eine Vorlesung über Philosophie, an der Schiller teilnahm; von seiner Psychologie und Morallehre war der werdende Dichter gefesselt, und aus Abels Vorträgen dürfte sowohl die Definition der Tugend stammen, die als der zur Fertigkeit gewordene Vorsatz, überall ohne Rücksicht auf Vorteil und sinnliche Neigung seine Pflicht zu thun, weil sie Pflicht sei, bestimmt wird, als auch der wenigstens mittelbar gegen Rousseau sich wendende Satz: „Derjenige, welcher den ersten Kohlstengel oder den ersten Baum pflanzte und sagte: du bist mein! that einen weiten Schritt auf dem Wege der Menschenkultur“. Rousseau hatte in seinem discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes ausgeführt, daß der erste Erwerb von Grundeigentum die Quelle der Selbstsucht der bürgerlichen Gesellschaft geworden sei; der Verfasser unseres Aufsatzes aber findet, daß mit dem Erwachen des Triebes nach Eigentum der Mensch aufgehört habe, ein „blos schlafendes und eßendes Thier zu seyn“, daß das Triebrad der menschlichen Thätigkeit von da an in Bewegung gekommen sei. Die Definition der Tugend erinnert, wenn auch nur teilweise, an Formulierungen der wolfischen Schule. Abel, ein Eklektiker und zum Vermitteln geneigter Kopf, war abhängig von den Philosophen der Aufklärungszeit, von Wolf, Garve, Platner, Meiners u. a., war aber auch von den englischen Sensualisten und den schottischen Glückseligkeitslehrern beeinflußt; in seinen „Thesen über das höchste Gut“ vom Jahr 1778 setzt er, mit Kant sich berührend, das Wesen der Tugend in die Bezwingung der Sinnlichkeit durch Sittlichkeit, in die auf „Achtung für Pflicht“ gegründete Herrschaft der Sittlichkeit über die Sinnlichkeit (vgl. die Dissertation von Fritz Aders, Jakob Friedrich Abel als Philosoph), und so betont auch die Definition des Aufsatzes den Pflichtbegriff, während sie zugleich mit Wolf die Festigkeit des Willens oder Vorsatzes fordert. — Läßt man gelten, daß in unserm Aufsatz ein Diktat Abels ausgearbeitet, weiter ausgeführt ist, so muß man auch zugeben, daß nach der formalen Seite hin der Verfasser des Schriftstückes viel gethan hat und hierin Schillers Hauptverdienst liegen könnte; Abel hat ein so gutes Deutsch nicht geschrieben. Gleichwohl dürfte auch im Ausdruck von der Vorlage manches geblieben sein.

Einer Aufnahme des Aufsatzes in Schillers Werke möchte ich bei dem geschilderten Stande der Dinge nicht das Wort reden. Als diejenige Person aber, die die uns überlieferte Abschrift geschrieben hat, vermute ich Christophine Reinwald, die Schwester des Dichters. Mit ihrer Handschrift haben die Schriftzüge des Aufsatzes unverkennbare Aehnlichkeit, und Abschriften nach Originalen ihres Bruders anzufertigen und zu verschenken, entsprach ihrer Neigung.



Echo der Zeitungen



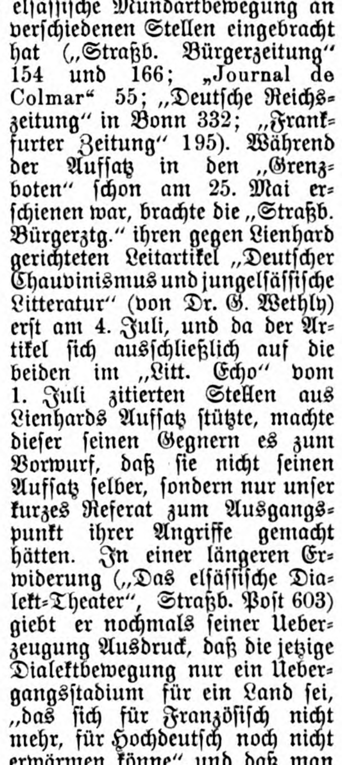
Auszüge.



Käthchen Schönkopf.

Nach dem im Besitze der Frau Kommerzienrat R. Schneider, geb. Sickel in Magdeburg (einer Enkelin Käthchens) befindlichen Pastell. Größe des Originals. (Aus: Vogel, Goethes leipziger Studentenjahre. Leipzig, Carl Meyers Graphisches Institut).

Deutschland. In der „Straßburger Post“ (603, 647) und der „Deutschen Welt“ (48) wehrt sich Fritz Lienhard gegen die Angriffe, die ihm sein Artikel in den „Grenzboten“ über die elsässische Mundartbewegung an



verschiedenen Stellen eingebracht hat („Straßb. Bürgerzeitung“ 154 und 166; „Journal de Colmar“ 55; „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn 332; „Frankfurter Zeitung“ 195). Während der Aufsatz in den „Grenzboten“ schon am 25. Mai erschienen war, brachte die „Straßb. Bürgerztg.“ ihren gegen Lienhard gerichteten Leitartikel „Deutscher Chauvinismus und jungelsässische Litteratur“ (von Dr. G. Wethly) erst am 4. Juli, und da der Artikel sich ausschließlich auf die beiden im „Litt. Echo“ vom 1. Juli zitierten Stellen aus Lienhards Aufsatz stützte, machte dieser seinen Gegnern es zum Vorwurf, daß sie nicht seinen Aufsatz selber, sondern nur unser kurzes Referat zum Ausgangspunkt ihrer Angriffe gemacht hätten. In einer längeren Erwiderung („Das elsässische Dialekt-Theater“, Straßb. Post 603) giebt er nochmals seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß die jetzige Dialektbewegung nur ein Uebergangsstadium für ein Land sei, „das sich für Französisch nicht mehr, für Hochdeutsch noch nicht erwärmen könne“, und daß man gegen die einreißende Ueberschätzung einer Kunstgattung entschieden Front machen müsse, die nur ein verspäteter Schößling des selben Naturalismus sei, dessen man anderwärts bereits müde werde; im übrigen will Lienhard (was auch in unserem Referat s. Zt. zum Ausdruck kam) dem talentvollen und schaffensfreudigen Jung-Elsaß eine künstlerische Zukunft keinesfalls abgesprochen, sich nur dagegen verwahrt haben, daß den gegenwärtigen Bestrebungen eine künstlerische Bedeutung zugemessen werde, die sie nicht besäßen. In einem zweiten Leitartikel der „Bürgerztg.“ (166) räumte der Verfasser des ersten ein, daß er die benutzten wörtlichen Zitate dem „Litt. Echo“ entnommen, aber erst, nachdem er den ganzen Grenzbotenartikel gelesen habe, und erklärte, daß sein erster Angriff hauptsächlich gegen Lienhards politische Anschauungen, die aus jenen Sätzen sprächen, gerichtet gewesen sei.

In diesem politischen Sinne haben sich mittlerweile auch einige andere Blätter des „Falles“ bemächtigt und damit das Thema einer sachlich-litterarischen Erörterung vollends entrückt. Sachlich unberechtigt war es jedenfalls, wenn der straßburger Korrespondent der „Frankf. Ztg.“ seinem Artikel die Aufschrift gab: „Der Kampf gegen den elsässischen Dialekt“; denn es muß auch dem Unbefangenen klar sein, daß sich Lienhard nicht gegen

den elsässischen Dialekt, sondern nur gegen eine seiner persönlichen Auffassung nach kunstschädliche Ueberschätzung der gegenwärtig blühenden Dialektkomödie gerichtet hat. — Inzwischen hat kürzlich der straßburger Magistrat dem „Elsässischen Theater“, das bisher auf einen gemieteten Saal angewiesen war, das dortige Stadttheater zu seinen Vorstellungen in der nächsten Spielzeit eingeräumt; damit ist das Unternehmen sozusagen in die Reihe der ständigen Theater eingetreten und kann nun seine Entwicklungs- und Lebensfähigkeit erproben.

Von dem Goethefest war in den Blättern der zweiten Julihälfte noch wenig haltbares zu bemerken. Einige rein örtliche Erinnerungsartikel („Goethe in Haus Nienburg“, Magdeb. Ztg., Montagsbl. 30; „Goethe und das Rochusfest zu Bingen am 14. August 1814“, Rhein.-Westf. Ztg. 570; „Goethes Besuch in Elberfeld und die dortige Lesegesellschaft“, ebenda 556) seien wenigstens angeführt. Ein Feuilleton „Goethe, Sophokles und Herodot“ (Frankf. Ztg. 201), das noch zu einigen Kontroversen Anlaß gab, knüpft an eine Aeußerung Goethes über die „Antigone“ von Sophokles in Eckermanns Gesprächen (28. März 1827) erläuternd und kritisierend an. — An Goethes noch wenig beleuchtetes Verhältnis zu dem Prinzen August von Sachsen-Coburg-Gotha erinnert Paul v. Ebart (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 31, 32). Ein anderes Gedenkblatt an die Zeiten eines gothaischen Musenhofes giebt Karl Reineck mit einer Charakteristik der Herzogin Louise Dorothea, der Schwägerin des oben genannten Prinzen August und Gattin des regierenden Herzogs Friedrich III. (Wissenschaftliche Beil. z. Leipz. Ztg. 82). An ihrem Hofe, einem Hort der philosophischen Aufklärung, fanden u. a. Voltaire und das Ehepaar Gottsched zeitweilig gastliche Aufnahme; ihr Hoftheater, an dem Eckhof wirkte, ward die erste stehende Bühne Deutschlands. — In ihre Zeit führt uns auch der Briefwechsel der Dichter Gleim und Uz, den Karl Schüddekopf vor kurzem herausgegeben hat und dem die „Voss. Ztg.“ (Sonnt.-Beil. 30) allerhand für das Berlin der friderizianischen Zeit charakteristische Stellen entnimmt. Die Briefe reichen von 1741—1796 und bieten „eine förmliche Chronik der deutschen Litteraturgeschichte von Gottscheds Belustigungen bis zu Schillers Horen“. — Auch die Beschreibung, die Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Schillers Enkel, von dem Schiller-Museum zu Schloß Greifenstein giebt (Nat.-Ztg. 450, 452) muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden. — Ein an gleicher Stelle (442, 443) erschienener Aufsatz „Zwei Denkmäler“ von Ludwig Volkmann stellt mit vergleichenden historischen Glossen die benachbarten Standbilder Walthers von der Vogelweide (in Bozen) und Dantes (in Trient) in Parallele, von denen das zweite als eine Art politisch-nationaler Demonstration des italienischen Tirols gegen das erste 1896 errichtet wurde.

Einem einstigen Intimen des Goethehauses, dem „ersten deutschen Improvisator“ O. L. B. Wolff ist zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages ein Erinnerungsblatt von K. Neumann-Strela gewidmet (Nat.-Ztg., Sonnt.-Beil. 30). Ursprünglich Lehrer in Altona, gewann er durch sein ungewöhnliches dichterisches Improvisationstalent das Interesse des Großherzogs Karl August, der ihm 1826 eine Professur am weimarischen Gymnasium anbot. Von 1830 bis zu seinem Tode (1851) war er Professor der neueren Litteratur in Jena. — Ernst Scherenbergs 60. Geburtstage galten Feuilletons in der „Rhein.-Westf. Ztg.“ (542, von Dr. Edmund Lange) und dem „Leipziger Tageblatt“ (366). — Einen anziehenden Beitrag zu dem Bilde der verstorbenen Elise Polko gewährt eine Skizze von Anna Conwentz (Danz. Neueste Nachr. 162), in der die idealen Freundschaftsbeziehungen zwischen der Dichterin und dem Lyriker Emerich Grafen Stadion geschildert werden. Der Seelenbund beider hat viele Jahre bestanden, obwohl sie sich nie von Angesicht gesehen haben. Stadion hat die Freundin in seinen Liedern unter dem Namen Lorina besungen. — Sein großer Landsmann Alexander Petöfi, dessen 50. Todestag am 31. Juli begangen wurde, war Gegenstand verschiedener Betrachtungen, unter denen die Arbeiten von Ludwig Fränkel (Nat.-Ztg. 462) und Dr. Stefan von Ládây (Frkf. Ztg. 207) hervorzuheben sind.

Ausländische Litteratur stand sonst auch in dieser Berichtszeit im Hintergrund. Von Arbeiten selbständiger Natur ist nur ein Essai über den mailänder Romanschriftsteller und Dramatiker Girolamo Rovetta von Valerio Flamini zu verzeichnen (Beil. z. Allg. Z. 157, 158). Das auch bei uns gegebene Drama „I Disonesti“ (Die Unehrlichen) und der Roman „Baraonda“ (Der Wirrwarr, 1894), ein italienisches Gegenstück zu Zolas „L'Argent“, sind seine Hauptwerke. — „Neues aus Ibsens Jugendzeit“ teilt nebst einigen Jugendbriefen des Dichters ein Artikel der „Nordd. Allg. Ztg.“ mit (165 a). — Einem eben erschienenen französischen Buche über Gottfried Keller entnimmt ein Beitrag von Karl Eugen Schmidt die wesentlichen Züge. Der Verfasser F. Baldensperger, Professor an der Universität in Nancy, hat sich mit dieser Arbeit den Doktortitel an der Sorbonne erworben, trotzdem Keller den Franzosen eine nahezu unbekannte Größe ist. — Mit der Geschichte des „Instituts der vierzig Olympier“, der Schöpfung des Cardinals Richelieu, macht eine Studie von Eduard Duboc näher bekannt (Wissensch. Beil. z. Leipz. Ztg. 81).

Es bleiben anzuführen: „Ueber mißverständliche Ausdrücke der jetzigen Umgangssprache“ von Dr. Weicker (Leipz. Ztg., Wissensch. Beil. 80); „Die Schönheit der Naturpoesie bei den Hebräern“ von Aug. Wünsche (ebenda 85); „Brauchen wir eine Nationalbibliothek?“ von Theodor Lorenz, der für Berlin eine gleich organisierte Bücheranstalt verlangt, wie es die des britischen Museums ist; „Eine Tragödie des Wahns“ („Andreas Bockholdt“ von W. v. Polenz; „Vorwärts“ 139); „Heimatkunst“ von Heinrich Hart (im Anschluß an Adolf Pichlers gesammelte Werke und die neuesten Bücher von Josef Ruederer und Clara Viebig; Tägl. Rundschau 171, 172); schließlich eine anonyme Betrachtung „Ein Kapitel von der Kritik“ in der „Köln. Volksztg.“ (665), das oft gerügte Mißstände der litterarischen Zeitungskritik zur Sprache bringt. Dabei wird übrigens die öfters gehörte, niemals bewiesene Behauptung wiederholt, daß die akatholische Kritik allen katholischen Schriften voreingenommen gegenüberstehe. Aus „vielen, vielen Belegen“ weiß der Verfasser aber leider nur eine kleine Kritik des „Litt. Echo“ über Hamanns Familienalmanach (in Heft 6 erschienen) anzuführen, trotzdem sich die „Köln. Volksztg.“ über diese selbe Rezension schon einmal vor einem halben Jahre aufgehalten hat. Die Auswahl scheint also nicht übermäßig groß zu sein.

J. E.

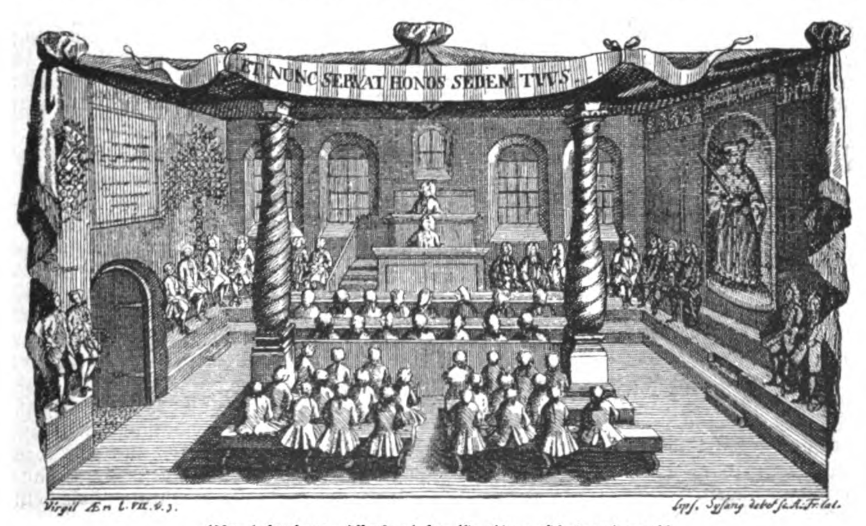
Oesterreich-Ungarn. Das Erscheinen eines Bandes neuentdeckter Schriften Diderots (Diderot et Catherine, par M. Tourneux, Paris 1899) giebt H. Wittmann Gelegenheit zu einer weit ausholenden Charakteristik Diderots als Schriftsteller, Philosoph und Hofmann (Neue Fr. Presse 12523, 24). Es ist bekannt, wie wenig Sorgfalt Diderot auf das Schicksal seiner Werke wandte, wenn er einmal den letzten Federstrich gethan hatte. Sie verschwanden im Schreibtisch, nachdem einzelne Freunde sie gelesen oder abgeschrieben hatten. An den Druck dachte Diderot nicht. So konnte es geschehen, daß manche seiner Schriften in Deutschland früher bekannt wurden als in Frankreich. Goethe schreibt an Merck 1780: „Es schleicht ein Manuskript von Diderot, Jacques le fataliste et son maitre, herum, das ganz vortrefflich ist.“ Seit acht Jahren war das Buch geschrieben, und die Pariser hatten keine Ahnung davon. Ohne Zweifel kamen einige Abschriften mit der grimmschen Korrespondenz nach Deutschland. Schiller fand ein Exemplar bei Dalberg, und lange bevor Frankreich davon erfuhr, erzählte er daraus dem deutschen Publikum (1785) die Geschichte der Frau v. Pommeraye, das merkwürdige Beispiel einer weiblichen Rache. In Berlin erschien dann (1792) eine

deutsche Uebersetzung des ganzen Romans, und erst 1796, fast ein Vierteljahrhundert nach seinem Entstehen, fand endlich das französische Original den Weg nach Paris zurück. Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrichs des Großen, schickte dem pariser Institut National sein Exemplar zum Geschenke. — Noch viel sonderbarer erging es dem „Neffen Rameaus“. Das Buch stammte aus dem Jahre 1760 und blieb den Parisern gänzlich unbekannt. Wieder war es Schiller, dem eine Abschrift in die Hände geriet. Er schickte sie an Goethe mit der Aufforderung zum Uebersetzen. Goethes Uebersetzung erschien 1805 und muß ziemlich lange gebraucht haben, um nach Paris zu gelangen. Dort wurde eine Uebersetzung dieser Uebersetzung 1821 auf den Markt gebracht. Jetzt erst rührte sich Diderots Tochter, die noch lebte, und überließ einem pariser Verleger die in ihren Händen befindliche Abschrift des französischen Urtextes. Das Buch war 1760 geschrieben worden — 1822 wurde es endlich in seinem Geburtslande veröffentlicht! Dieses wunderliche Schicksal blieb Diderots trefflichsten Büchern beschieden, daß ganz Europa sie gelesen hatte, bevor sie in Paris bekannt wurden. Einen ihrer Klassiker erhielten die Franzosen aus dem Nachbarlande zugeschickt.“ — Nun tritt aus der Privatbibliothek des Kaisers von Rußland ein neues bisher unbekanntes Manuskript hervor, das im Druck einen starken Band füllt. Man errät sofort, daß das Ganze aus dem Besitz Katharinas kommt. Es enthält Aufzeichnungen über seine Unterredungen mit der Kaiserin, alle mit dem Leitmotiv: wie müßte ein König regieren, wenn er Philosoph wäre?

Einem zeitlich, nicht etwa auch geistig modernen Franzosen, Paul Hervieu, gilt eine Abhandlung von Georg Brandes. (ebenda 12538.) Ihr Grundgedanke, unter den jüngeren Erzählern Frankreichs sei Hervieu das auserlesenste und ausgeprägteste Talent, dürfte nicht unwidersprochen bleiben.

Ein drittes Feuilleton von Max Nordau im gleichen Blatte (12508) — dank der Neigung seiner Mitarbeiter wird dem französischen Schrifttum hier ungleich mehr Beachtung geschenkt als dem deutschen — verwässert in Nordaus bekannter Weise den Inhalt einer kürzlich erschienenen Geschichte des französischen Dramas von heute (Lhomme, La Comédie d'aujourd'hui). Einen Einblick in das Theaterwesen Englands gewährt Fr. Stern (Neues W. Tagbl. 167), der, anknüpfend an Edward Martyns ‚The Heatherfield and Maeve‘ über „Das psychologische Drama in England“ berichtet. In England könne die ernste Tragödie nicht Fuß fassen, weil die staatliche Bühne fehle, die wie das Burgtheater oder die Comédie Française litterarische Absichten verfolge und dadurch das Theaterpublikum erziehe, die Privattheater aber zur Nachahmung reize. Georg Moore hat ein „Independent-Theater“ mit dieser Tendenz gegründet, aber nach kurzer Zeit wieder aufgeben müssen. Die Zahl der Leute, die ein Interesse an dem Bestande eines litterarischen Theaters hatten, erwies sich als zu gering. — Der fünfzigsten Wiederkehr von Petöfis Todestag widmet Graf Albert Apponyi eine kurze Betrachtung vornehmlich mit politischem Ausblick (Budapester Tagbl. Nr. 206).

Wichtiges bringt ein Essai von Eduard Wertheimer über „Metternich und die Presse“ (Neue Freie Presse 12531), der mit Benutzung ungedruckter Akten die Anschauungen über diesen viel verlästerten Staatsmann nach einer Richtung hin wesentlich berichtigt. Schon V. Zenker hat in seiner Geschichte der wiener Journalistik darauf hingewiesen, daß nichts unrichtiger sei, als die Behauptung, Metternich habe stets zu den Gegnern der Presse gehört. Als er 1809 an die Spitze des Ministeriums berufen ward, wollte er seinen alten Lieblingsplan, die öffentliche Meinung durch eine gut redigierte Zeitung zu leiten, ausführen. „Ein gut geschriebenes Zeitungsblatt“, sagt er im Juli 1811, „ist unstreitig das einfachste Organ, durch welches die öffentliche Verwaltung die Nationalbildung zu heben, eingewurzelte Vorurteile zu vernichten, irrige Volksbegriffe zu berichtigen und unvermerkt, selbst ohne den geringsten Anschein von Planmäßigkeit, auf die Gemüter des Volkes zu wirken und selbes im Wege der Vorbereitung für seine erhabenen Zwecke empfänglich zu machen vermag.“ Und in einer eigenhändig verfaßten Note legt er die Mittel für eine erfolgreiche Reform dar. Keine Kosten, sagt er, dürfen gescheut werden, um eine verläßliche und rasche Correspondenz mit den wichtigsten Plätzen des Continents zu ermöglichen; ebenso plaidiert er für schnelle Beförderung der Blätter, die er durch eine elegante Form besonders empfehlenswert zu machen wünscht; ferner sollen mittelst freigebiger Honorare wissenschaftlich gebildete und sich durch „einen faßlichen, blühenden und dabei doch präcisen Styl auszeichnende Redakteure“ für das Unternehmen gewonnen werden. Aber nach ein paar Jahren ist das Interesse zu Ende. Die Zeitungen sind nicht die gefügigen Werkzeuge, die Metternich zu finden hoffte. „Eine Zeitung soll erzählen, nicht raisonnieren“ verlangt er. Es soll nicht der Beurteilung des Redakteurs überlassen bleiben, ob die beim Leser zu erzeugenden Schlußfolgerungen heilsam oder nachteilig sind. Die Regierung allein sei dazu im Stande, und dem Redakteur könnten daher dergleichen neue Darstellungen, Erläuterungen und Zusammenstellungen nur dann gestattet werden, wenn er von dem Gouvernement dazu den Fingerzeig und die Richtung erhalte.



Ein leipziger Hörsaal in Goethes Studentenzeit.

(Aus: „Goethes leipziger Studentenjahre“ von Dr. J. Vogel, Leipzig, Carl Meyer.)

Auf das in dieser Zeitschrift schon öfters gestreifte Gebiet der isländischen Litteratur führt ein Beitrag des verdienten Forschers J. C. Poestion: „Journalistisches aus Island“ (N. W. Tgbl. 182). Nachdrücklich wird darauf hingewiesen, daß die Isländer ein Litteraturvolk wären wie kaum ein zweites. Obwohl es nicht vielmehr als 70000 Seelen zählt, besitzt Island derzeit 21 Journale. Das älteste „Thjódólfur“ (Dietolt) konnte kürzlich das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestandes feiern. Im Laufe dieses Zeitraumes sind in Island 69 Zeitschriften gegründet worden, worüber man sich nicht wundert, wenn man erfährt, daß die Isländer überhaupt passionierte Journalisten sind. Fast jeder Bauer ist im

Stande, einen druckfähigen Artikel zu schreiben. — Von wertvolleren und selbständigen Besprechungen sind zu erwähnen: G. A. Crüwell „Zwei Frauenbücher" (Helene Richters „Shelley" und Camilla Theimers hier mehrfach erwähnter Roman „Die Frau der Zukunft", der eine sanfte Ablehnung erfährt; Neue Fr. Presse 12 539). Vielen und verdienten Beifall findet Herman Grimms jetzt in der Jubiläumsausgabe erscheinendes „Leben Michelangelos" von A. v. Gleichen-Rußwurm, dem Enkel Schillers (Neues W. Tagbl. 202). An derselben Stelle (194) rühmt Emil Kuh Vrchlickys neueste Dichtung „Bar Kochba" (von Boos-Waldeck ins Deutsche übersetzt). Die Dostojewsky-Biographie von Nina Hoffmann giebt Wilhelm Goldbaum Gelegenheit zu einer trotz ihrer Kürze anschaulichen Charakteristik des russischen Dichters (Neue Fr. Presse 12 509). Zum Schluß sei erwähnt ein Essai von Gustav Karpeles über den polnisch-amerikanischen Ghetto-Dichter Morris Rosenfeld (Pester Lloyd 159), von dessen „Songs from the Ghetto" hier schon auf Spalte 634 die Rede war. *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Bühne und Welt. I, 20. Eine stoffgeschichtliche Untersuchung von Wolfgang Golther stellt die Wandlungen dar, die der Tristanstoff im Epos, im Drama und im Bilde durchgemacht hat. Der erste Tristandichter war bekanntlich der altfranzösische Epiker Krestien von Troyes, der erste deutsche Dichter, der diese Sage bearbeitete, war der braunschweigische Ritter Eilhard von Oberg (1190). Blieben diese Dichter mehr am Aeußeren haften, so versuchte der anglonormannische Dichter Tomas, die seelischen Vorgänge deutlicher zu enthüllen. An ihn knüpfte Gottfried von Straßburg an, der aber nur zwei Drittel seines genialen Werkes vollenden konnte. Seine Dichtung wurde im 19. Jahrhundert von Hermann Kurz (1844) und von Wilhelm Hertz (1879) aufgenommen und vollendet. Ihre Arbeiten sind freie Uebersetzungen, während Immermann (1841) die Tristansage selbständig aus dem Geiste des modernen Dichters heraus gestaltete. Endlich nahm Richard Wagner den Stoff auf und schuf seinen Tristan, den man vielleicht als sein größtes Werk bezeichnen kann. Das Geniale in der wagnerschen Bearbeitung besteht darin, daß er die äußerliche Lösung des tragischen Konfliktes in eine innere verwandelte. Tristan und Isolde wollen bei ihm von Anfang an bewußt den Tod, sie wollen ihrer Liebe nicht leben, sondern sterben. Von Werken der bildenden Kunst, die sich den Tristanstoff zum Gegenstand genommen haben, erwähnt Golther die Fresken in Neuschwanstein und aus neuester Zeit besonders die zwölf Tristanbilder von Franz Stassen, in denen selbständige Künstlerschaft hervortrete. — „Wie kann man die unerläßliche lückenlose Motivierung beibehalten, ohne das Bühnenwerk damit seiner unentbehrlichen Reizmittel zu berauben?" fragt H. von Gumppenberg in einer Studie über die „Ueberraschung im Drama". Seine Antwort lautet: „Der strenge Kausalzusammenhang muß wohl im Drama überall deutlich werden, er muß es aber nicht von vornherein, es genügt vollkommen, wenn der Zuschauer ihn erst unmittelbar vor jeder Wendung der Handlung einsehen kann, ja es genügt sehr oft, wenn er erst während einer solchen Wendung mit überzeugender Klarheit sich enthüllt ... Im Stoffe des Dramas muß schon das Element der Ueberraschung liegen, soweit es künstlerisch berechtigt, ja unentbehrlich ist, nicht die technische Ausführung darf es erst hinzubringen."

Deutsches Wochenblatt. XII, 29. Der Sinn für das Romantische in der Gebirgswelt hat seine eigene Geschichte, die zu verfolgen eine Studie von Alfred Biese unternimmt. Der große Erschließer einer neuen Gefühlswelt war auch auf diesem Gebiet Jean Jacques Rousseau, der zum ersten male die Herrlichkeit der Alpen schilderte und damit das Zeichen zu den Wanderungen in die schweizer Berge gab. Nach ihm hat Goethe in den „Schweizer Briefen" die „erste und herrlichste Schilderung der Schweiz in deutscher Sprache" gegeben. — Der „Legende vom Litterarhistoriker", d. h. von dem angeblichen Mangel an Verständnis oder Interesse für die moderne Litteratur, den man den zünftigen Vertretern der Litteraturgeschichte immer wieder nachsage, rückt (in Nr. 30) Richard M. Meyer mit einer beträchtlichen Zahl von Beweisgründen auf den Leib. Im Anschluß an neuere Aeußerungen von Spitteler, Wolzogen, Bierbaum, Schlaf wirft er diesen vor, daß sie „aus dem Litterarhistoriker mit benediktinischem Aufwand an Geist und Originalität eine Possenfigur machen", und fragt weiter: „Wo steckt denn nur der fabelhafte Professor der Litteraturgeschichte, der von Gerhart Hauptmann nichts weiß? Die Wahrheit ist, daß niemals intensiver als heute die ‚Methode der wechselseitigen Erhellung' das Studium der Gegenwart aus der Kenntnis früherer Perioden befruchtet hat." Zum Beweise dessen führt Meyer eine Reihe von Thatsachen an und setzt sich mit den Gegnern der scherer'schen Schule und der „Goethephilologie" auseinander.

Die Gegenwart. XXVIII, 29. Einem deutschen Buddhisten, dem verstorbenen preußischen Oberpräsidialrat Theodor Schultze, hat Arthur Pfungst kürzlich eine Schrift gewidmet (Stuttgart, Fr. Frommann), von der Leopold Waitz ausführliches berichtet. Schultz war 1824 zu Oldenburg in Holstein geboren und gehörte bis 1863 der holsteinischen Regierung an. Nach dem deutsch-dänischen Krieg ließ sein Pflichtgefühl es nicht zu, daß er in preußische Dienste trat, bevor er von seinem Könige des Eides der Treue entbunden war; er fuhr deshalb im Juli 1864 zum König Christian IX. nach Kopenhagen und ließ sich von diesem persönlich seines Eides entbinden. Zum Dank dafür ward er von der preußischen Regierung, die ihn provisorisch beschäftigt hatte, unverzüglich aus dem Dienst entlassen; doch wurde er zwei Jahre später wieder aufgenommen und war in Kiel und Potsdam thätig. Im Jahre 1874 bot ihm Bismarck ein Ministerium an, aber Schultze lehnte ab, „weil Bismarck keine Männer um sich dulde". 1881 wurde er Oberpräsidialrat, 1888 wegen Kränklichkeit pensioniert; im vorigen Jahre starb er in Potsdam am Hungertode, weil er die durch sein Leiden bedingte künstliche Ernährung während der letzten 14 Tage standhaft ablehnte. Seit Anfang der Achtzigerjahre hatte er sich mit der indischen Philosophie beschäftigt und über den Buddhismus als europäische Zukunftsreligion ein Werk veröffentlicht, das den Buddhismus auf Kosten des Christentums verherrlichte und ihn in Polemik, insbesondere mit L. von Schröder brachte. (Vgl. den Abschnitt „Was ist uns Indien?" im vorigen Hefte.)

Die Gesellschaft. XV, zweites Juliheft. In einer Betrachtung über das Thema „Der Liberalismus und die moderne Litteratur" gelangt S. Lublinski zu dem Ergebnis, daß die moderne Litteratur, falls sie wieder zu einer Höhenkunst gelangen wolle, sich andere Ideale suchen müsse, als bisher und daß dazu „eine Renaissance des Liberalismus als das einzige und schlechterdings entscheidende Mittel erscheine". Was er unter dieser Renaissance versteht, sucht der Verfasser näher zu erklären und meint abschließend: „Denn eine Idee, eine große Weltanschauung in irgend einer Form, muß eben jeder höheren Kultur und Kunst zu Grunde liegen, und ich weiß eben keine höhere Weltanschauung, die zugleich jeder Einzelregung einen so weitgehenden Spielraum gewährte und so vollkommen die Gleichwertigkeit von Geist und Stoff verbürgte, wie ein moderner regenerierter Liberalismus." — Einige „Prager Dichter" würdigt Hans Benzmann. Noch immer sei

Prag die zweite Litteraturstadt Oesterreichs mit regem geistigen Verkehr und gepflegter Tradition, ohne ein führendes Talent, aber doch im Besitze schätzenswerter Könner. Der bedeutendste sei Friedrich Adler, ein Geistesverwandter Ferdinands v. Saar (wir gaben in Heft 13 seine deutschen Nachdichtungen aus Vrchlickys Lyrik wieder. Red.) und ein durchaus moderner Geist; ihm reihen sich an: Rainer Maria Rilke, den ein träumerisch-ergriffener Zug von Jacobsens Art charakterisiere, Hugo Salus, an Empfindungskraft mehr den norddeutschen Dichtern ähnlich, und Alfred Guth.

Internationale Litteraturberichte. VI, 15. In einer Charakteristik des jungen Leon Daudet, die J. Maehly aus einer französischen Zeitschrift wiedergiebt, wird dieser Träger eines berühmten Namens als einer der originellsten der jüngeren französischen Romanschriftsteller bezeichnet, der allerdings beinahe nichts von der Anmut und dem Ebenmaß seines Vaters, dafür aber um so mehr Leidenschaft und extreme Heftigkeit besitze. Das Ungeheuerliche reize ihn. „Wenn er die Sitten geißelt, so ritzt er seine Opfer nicht bloß blutig, sondern er reißt ihnen die Haut vom Leibe, er will ihr Blut fließen sehen. Auch sein neuester Roman „Sébastien Gouvès", der wie schon ein früherer in der Welt der Aerzte und ihrer Ehrgeizkonflikte spielt, zeige diese maßlose Heftigkeit, die einen Zug von Sadismus habe. Das Abnorme und Krankhafte übe besonderen Reiz auf ihn. Seiner Gesinnung nach sei er Anarchist und mache kein Hehl daraus. — Im selben Hefte berichtet Johannes Fastenrath über die spanische Hamlet-Uebersetzung des peruanischen Rechtsgelehrten und Schriftstellers Nemesio Vargas, der früher auch Lessings Laokoon und Emilia Galotti ins Spanische übertragen hat, und Dr. Adolph Kohut trägt eine Lebensskizze von Alexander Petöfi bei.

⁂ **Der Kunstwart.** XII, 20. Eduard Platzhoff giebt einen Ueberblick über Kunstleben und Kunstpflege in der Schweiz. In der schweizerdeutschen Litteratur der Gegenwart lasse sich eine eigenartige Physiognomie nicht mehr recht erkennen. Die Dialektdichtung sei zwar nicht am Aussterben, aber gerade, weil sie ihre Aufgabe erkannt habe, sei sie sich ihrer Grenzen bewußt und pflege das Einfach-kindliche, Naiv-herzliche, Volkstümliche im engen Kreise der Stammesgenossen. Keller und Meyer sind dahin; von neueren Dichtern sind zu nennen Carl Spitteler, Adolf Frey, Fritz Marti, J. V. Widmann, von Frauen A. Hämmerli-Marti, die Dialektdichtungen veröffentlicht hat, und N. Bergmann. Auch Isabelle Kaiser erwähnt Platzhoff, die das Unerhörte unternommen habe, in beiden Sprachen (deutsch und französisch) zu dichten. Das Schlimmste sei, daß es der schweizerdeutschen Litteratur an einem Sammelpunkte fehle. Die „Schweizerische Rundschau" sei eingegangen, und die in ihrer Art vortreffliche Halbmonatsschrift „Die Schweiz" sei für zu weite Kreise im Volk berechnet, als daß sie die feinsten Geisteskräfte des Landes recht zur Geltung bringen könne. Es fehle auch an einem großen Verlage. Der Schweizer traue sich eben zu wenig zu, der Respekt vor dem Auslande sei noch zu groß, obwohl es im Grunde dem Schweizer ganz unmöglich sei, zu „Jungdeutschlands" Fahne zu schwören, dazu sei er zu naiv und gesund. In der romanischen Schweiz errichte der konfessionelle Unterschied eine Scheidewand zwischen der Schweiz und dem Kulturmittelpunkte Paris. Die kalvinistische und pietistische Erziehung habe dort noch heute sichtbare Spuren hinterlassen. Darum habe die romanische Schweiz nur eine Litteratur der goldenen Mittelmäßigkeiten.

Preußische Jahrbücher. 97. Bd., II. In einem Essai über moderne Lyriker, der im wesentlichen auf Liliencrons und Dehmels Persönlichkeiten eingeht, bemerkt Max Lorenz über das Verhältnis der heutigen Lyriker zu Goethe: „Niemals vielleicht ist das Interesse nicht sowohl an dem Dichter, als an dem Menschen Goethe so groß gewesen, wie heute in manchen Kreisen. Und das liegt daran, daß wir Modernen, wie übrigens auch sonst manchmal das liebe Menschengeschlecht, zu leiden haben unter einem gewissen Mißverhältnis zwischen Natur und Geist, Sehnsuchtsfülle und Erfüllungsmöglichkeit. Dieses Leid vermochte Goethe auf der Höhe seines Lebens sieghaft zu überwinden. Darum wird er verehrt wie ein Zauberer, ein Wundermann, ein Lebenskünstler. Und begehrt wird, aus einer gewissen sentimentalen Sehnsucht heraus, einer, der leibhaftig unter uns wandelt und auch nicht daran denkt, kopfüber vom Zwiespalt des modernen Lebens sich verschlingen zu lassen. Findet sich kein Lebenskünstler von Goethes Macht, so wird auch schon mit einem wackeren und kräftigen Lebemann fürlieb genommen, der tapfer sein Sprüchlein vom Leben zu formen weiß. So erkläre ich mir im Grunde die Liebe aller ‚modernen' Kunstjünger zu Detlev von Liliencron." — Briefe von Johanna Kinkel veröffentlicht Marie Goslich im selben Hefte. Die Briefe bereichern zwar, wie die Herausgeberin einleitend bemerkt, die historische Kenntnis nicht, doch spiegle sich ein Stück deutschen Geisteslebens in ihnen, das reicher war, als das heutige. Von höherem Interesse ist ein sehr ausführlicher Brief aus Bonn vom 11. Oktober 1841, der die ganze Geschichte ihrer Bekanntschaft und Verlobung mit Kinkel ausführlich darstellt. Kinkel, dem protestantischen Theologen, der Johannas wegen ein anderes Verlöbnis löste, kostete die Verlobung mit der geschiedenen Katholikin seine amtliche Stellung. — Sehr eingehend beschäftigt sich Karl Gjellerup in einem Artikel „Buddhistische Religionspoesie" mit den bekannten Uebersetzungen buddhistischer Lyrik von Karl Eugen Neumann. Den verwandten Zug zwischen der indischen und der germanischen Dichtung findet er namentlich in der fast brünstigen Naturliebe, die der klassischen griechisch-römischen Dichtung vollständig fehle.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. XIII, 7. Das Juli-Heft dieser von Otto Lyon geleiteten Zeitschrift ist in seinen größeren Beiträgen ausschließlich Martin Greif zu dessen 60. Geburtstage gewidmet. Der Herausgeber selbst, der schon vor zehn Jahren mit einer größeren Schrift für Greif eingetreten ist, stellt mit einer umfassenden Betrachtung über „Martin Greif und die moderne Kunstbewegung" die Persönlichkeit des Dichters gleichsam in den Rahmen ihrer Zeit. Unter offener Verurteilung der Einseitigkeit moderner Kunstanschauung, die immer nur gerade die zuletzt aufgekommene Kunst als die richtige gelten lasse, anstatt auch die vorher bekannten und üblichen Formen der Technik als berechtigt anzuerkennen, rühmt er an Greif das unbeirrte und treue Festhalten an seiner ureignen Art dichterischen Schaffens, insbesondere seine Pflege eines phrasenlosen vaterländischen Dramas, die ihn abseits von den beiden feindlichen Heerlagern unserer litterarischen Welt gestellt habe. Greif sei weder ein Moderner, noch ein Epigone, sondern eine eigenartige dichterische Persönlichkeit, fern von aller Pose und Parteitreiberei, und in seiner Art ein Meister, den man als Lyriker Uhland und Eichendorff vergleichen könne. — Ein Aufsatz über Greifs neues Drama „General York" von Dr. Ernst Henschke (Memmingen) und ein weiterer über Greifs „Agnes Bernauer" von Prof. Dr. Julius Sahr (Dresden) schließen sich an.

Die Zukunft. VII, 44. Zum Beweise, daß eine wirkliche Gesamtausgabe der Werke Hebbels manches Interessante und Bemerkenswerte dem alten Stande hinzufügen könnte, teilt Prof. Dr. Richard Maria Werner mehrere Proben ungedruckter und unbekannter Gedichte Hebbels mit. Sie bestätigen einmal die Erfahrung jedes Hebbelforschers, daß der Rohstoff zu vielen Gedichten Hebbels in Aufzeichnungen seiner Tagebücher zu suchen ist, und bieten andererseits Belege dafür, daß Hebbel oftmals Gedichte zu Epigrammen verdichtete, um seinen Gedanken die knappste Form zu geben. — Ueber „Bismarck und Fritz Reuter" plaudert Karl Theodor Gaedertz und giebt folgende charakteristische Aeußerung wieder, die Bismarck auf einer parlamentarischen Soiree zu Berlin gethan hat:

„Gegen das berliner Obertribunal herrschen noch alte Vorurteile aus der Zeit der Burschenschafts-Untersuchungen, wo unsere obersten Gerichtshöfe so oft ungerecht waren. Wer liest nicht mit inniger Teilnahme Reuters Schilderungen des Zuchthauslebens der Burschenschaftler? Es hing an einem Haar, so wäre ich auch zur Burschenschaft gegangen und dann gewiß auch verurteilt worden." — Aus Nr. 42 bleibt noch ein fein charakterisierender Aufsatz von Paul Bourget über Renans Briefwechsel mit Berthelot zu erwähnen, der vor einiger Zeit in Paris (Calman Lévy, 1898) erschienen ist.

Kunstzeitschriften.

Die „Zeitschrift für bildende Kunst" (Mai) bringt einen Aufsatz von Karl Koetschau: „Neues über Goethe als Radierer". Bisher konnte man Goethes Thätigkeit als Radierer nur nach zwei Blättern beurteilen, die Wustmann in derselben Zeitschrift früher nach Neudrucken publizierte. Die Goethe-Ausstellung, die 1849 in Leipzig veranstaltet und fast ganz aus der Sammlung Salomons Hirzel bestritten wurde, zeigte fünf goethische Landschaften: die zwei bekannten nach Thiele, von denen eine in doppeltem Abzug noch heute auf der leipziger Bibliothek ist, die die hirzelsche Sammlung aufnahm, ein viertes Blatt mit einem Spitzbogenthor auf einer Höhe zwischen Bäumen — das hier zum ersten Mal publiziert wird; eine weitere Landschaft mit verfallenem Thor und Stadtmauer, eine Arbeit seiner Jugend (vergl. Dichtung und Wahrheit, Weim. Ausg. Bd. 27, S. 213), ist absolut nicht mehr aufzufinden. Litterarische Notizen helfen bei der Auffindung sonstiger goethischer Radierungen nicht sehr viel; wichtig ist besonders, daß der ie Absicht hatte, für Frau v. Stein die Zeichnungen nach der Wartburg zu radieren. Aus Sammlungen, speziell der hirzelschen, sind noch auffindbar zwei kleine Blättchen von C. G. Schönkopf und Käthchen — eine Weinflaschenetikette und vielleicht ein Exlibris, die hier reproduziert werden; die Platte ist verloren. Am wertvollsten ist jene Landschaft mit dem Spitzbogenthor. Sie zeigt deutlich Goethes Hand, wenn auch die Technik an Sicherheit gegen die der Zeichnungen und getuschten Blätter zurücksteht. Als Zeichner an sich scheint Goethe dem Verfasser nicht hinter den Leistungen seiner Zeit zurückzubleiben, die uns (außer in den Fällen Chodowiecki oder Graff, wo moderne Interessen hinzukommen) noch so wenig bekannt sind. Diese neu publizierte Radierung, meint er, sei die bedeutendste unter Goethes Arbeiten. Zwei weniger schöne Radierungen, aber gänzlich unbekannte, entdeckte der Verfasser in Gotha und veröffentlicht sie hier. Goethes Verkehr mit dem fein gebildeten Prinzen August von Gotha (s. oben Sp. 1415) ist schwer zu ver-



Eigenhändige Radierung des jungen Goethe.

(Illustrationsprobe aus: „Goethes leipziger Studentenjahre" von Dr. J. Vogel: Leipzig, Carl Meyers Graphisches Institut.)

folgen, weil auf des Prinzen Wunsch sein gesamter Nachlaß verbrannt wurde. Auf der herzoglichen Bibliothek fanden sich, getrennt hiervon, zwei Radierungen, vom Prinzen selbst als Goethes Werk bezeichnet. Die eine stellt ein Bauerngehöft in naiver Technik dar, die andere eine Brandstätte, auch nicht recht gelungen. Der Prinz vermerkte darauf: „Goethe 1776 nach der Natur unmittelbar geätzt". Das kann nicht stimmen, da sich im Nationalmuseum in Weimar die Originalzeichnung hierzu, in umgekehrter Richtung und bedeutend künstlerischer vorgefunden hat. Aber mit Recht wird das Blatt auf einen der Brände bezogen, die Goethe öfters von Weimar aus besuchte: Das anregende Ereignis ist in einem Briefe an Auguste Gräfin zu Stolberg (Briefe, 3. Bd. S. 69.) beschrieben. Die Blätter, die sich mit der Zeit noch vermehren werden, zeigen immerhin, worauf sich Goethes Künstlersinn besonders intensiv lenkte.

In der „Kunst für Alle" (15. Mai) setzt Wörmann seine Studien über Goethe in der dresdener Galerie fort. Der dritte Galeriebesuch Goethes fand 1794 statt. Der 47. Band der weimarer Ausgabe veröffentlicht Goethes Bemerkungen zu 375 Bildern der Galerie. Diese Notizen stammen ursprünglich zwar von Meyer, sind aber von Goethe entweder acceptiert oder erweitert, sodaß auch hier die Anschauungen der beiden nicht recht zu trennen sind. Daß sie in der Kritik häufig daneben hauen, ist beim damaligen Stande kunstgeschichtlicher Bildung nicht zu verwundern. Interessant ist die Bezeichnung des impressionistischen Franz Hals als „unfertige Untermalung". Beim rembrandtschen Ganymed heißt es: Schöner Pinsel, eins seiner besten; bei van Dycks Danae steht geschrieben: wird immer kopiert. — Eine zweite Folge goethischer Randglossen aus dem Jahre 1813, in dem er zweimal Dresden besuchte, im Goethejahrbuch 1897 veröffentlicht, stammt nun ganz von ihm. Sie beziehen sich mehr auf Italien. Zu Garofalos „Mars und Venus" schreibt er leider „dümmer wie dumm", zu Paolo Veroneses Kanahochzeit „ein Abgrund von Wahrheit und Naivetät". In dem Aufsatz über einige dresdener Bilder aus demselben Jahre zeigt er deutlich, wie sich die Liebe seines Alters wieder etwas mehr den Niederländern und Deutschen zuwandte, denen er in der Hochflut des Klassizismus sich entfremdet hatte. Dieser Aufsatz ist von Volbehr in seiner Schrift über Goethe und die bildende Kunst übergangen worden. Während er vorher in Claude Lorrain den Gipfel der Landschaftsmalerei sah, betet er jetzt Ruisdael an. „Bei Betrachtung ruisdaelscher Arbeiten entstand ein kleiner Aufsatz: der Landschaftsmaler als Dichter". Vielleicht hat der ruisdaelsche Judenkirchhof dieser Hervorhebung durch Goethe viel von seiner Popularität zu danken. Auch die Sixtina besang er ja in den oft wiederholten Versen, die er seiner „Hohen Reisenden" 1808 in Karlsbad ins Stammbuch schrieb:

> Der Mutter Urbild, Königin der Frauen,
> Ein Wunderpinsel hat sie ausgedrückt,
> Ihr beugt ein Mann mit liebevollem Grauen,
> Ein Weib die Knie in Demut still entzückt.

Berlin. *Oscar Bie.*

Oesterreich.

Dokumente der Frauen. I. 8, 9. Mit einer beachtenswerten Abhandlung „Die Litteraturgeschichte in der höheren Töchterschule" leitet Moritz Necker Nr. 8 ein, beachtenswert schon darum, weil Necker in der wichtigen Frage des Geschichtsunterrichtes der Jugend gegen das so verbreitete Schlagwort von einer ausschließlichen Pflege der Kulturgeschichte in den Schulen Front macht und weiter für die individualistische, — nach Nietzsche monumentalistische — Geschichte eintritt. In der Litteraturgeschichte fordert Necker weniger äußere und mehr innere Kenntnis der Dichtungen, vor allem aber will er die leidige Prüderie aus dem Unterricht verbannt wissen. Eine Geschichte der Litteratur des 19. Jahrhunderts könne nicht gegeben werden, ohne die Entwicklung der Frau und ihres bei den großen Dichtern nicht immer unschuldigen Liebeslebens zu streifen. Ja, gerade ein Lehrer der weiblichen Jugend sollte diesen wichtigen Teil der Problemdichtung, die nun an hundert Jahre alt ist, nicht nur flüchtig streifen, sondern auch erklären um von den bewußten oder unbewußten Vorkämpferinnen des modernen Ideals der weiblichen Persönlichkeit eingehende Kenntnis zu geben verstehen.

Heimgarten. XXIII. 10, 11. Der wertvollste Beitrag der letzten Hefte war die Fortsetzung der Hamerling-Erinnerungen von Michael Maria Rabenlechner, die das Verhältnis Hamerlings zu Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen) zeichnen, freilich in einem Tone und einem Stil, für den Rabenlechner hoffentlich der einzige Vertreter in der Litteraturgeschichtsschreibung bleiben wird. Hamerlings Verehrung für den Dichter der „Griseldis" und des „Fechter von Ravenna" setzt in dem Augenblick ein, als der Schulmeister Bacherl diesem den Autorruhm streitig macht. Ein ziemlich umfangreiches Feuilleton in der Triester Zeitung von 1858, deren Musik- und Theaterreferent Hamerling seit längerer Zeit war, giebt nicht nur die Begeisterung wieder, sondern eine recht vernünftige und gelungene Würdigung der dramatischen Werke Halms. In dem spärlichen Briefwechsel, der sich nun entspinnt und der in einem Gesuche Hamerlings um eine Unterstützung seitens der Schillerstiftung gipfelt — Halm war Vorsitzender des Vorortes Wien —, können wir freilich nicht mit dem Biographen etwas besonderes finden. Kühle, devote Briefe, in denen es von „Hochgeboren", „ergeben" und „Excellenz" nur so wimmelt, und in denen die Verehrung des Schreibers jederzeit herausgestrichen wird, erinnern sie ganz an die kürzlich veröffentlichten Briefe, die Halm von Dingelstedt erhalten hat. — Den bittern Erfahrungen, die der Herausgeber des „Heimgarten", Peter Rosegger, mit der grazer Censur gemacht hat, giebt er (in Heft 10) den gebührenden Ausdruck.

Die Wage. II, 29. Im Herbst dieses Jahres wird, wie schon hier kurz (Sp. 1345) erwähnt, in Paris eine Journalistenschule eröffnet werden, für die der „Figaro" und die „Revue des Revues" eifrig vorgearbeitet haben. Der bereits erschienene Lektions-Katalog verzeichnet die Vorlesungen und Uebungen und giebt ein Bild des Unternehmens. Diese Hochschule zählt fünf Kurse. 1. Redaktioneller Kursus (Lehrer Henry Fouquier, Jounalist), darin Bedeutung der Presse, allgemeine Kenntnisse, Reportertum. 2. Geschichte der Presse (Lehrer J. Cornély, Journalist). 3. Gerichtsbarkeit der Presse (Lehrer Cruppi, Abgeordneter). 4. Zeitgeschichte, nach dem Gesichtspunkt des politischen Journalismus behandelt (Lehrer A. Seignobos, Universitäts-Professor). 5. Praktische Lehrgänge, in den Lokalen des „Figaro". Diese Bestrebungen werden von Adolf Braun (Nürnberg) ausführlich gewürdigt, ohne Beifall zu finden. Der Journalismus sei ein freier Beruf und müsse von Befähigungsnachweisen formaler Art, Prüfungsordnungen und dergl. freigehalten werden. Die beste Vorbildung werde der Journalist immer an der Universität erhalten und die gründlichste Ausbildung nur in praktischer Thätigkeit in einer Redaktion; das werde mehr Nutzen bringen als theoretische Vorlesungen. Wichtiger als eine Fachschule des Journalismus sei eine Geschichte des Journalismus und des Zeitungswesens. Der Vorschlag Brauns zur Begründung eines Archivs für die Geschichte des deutschen Zeitungswesens nach dem Muster des „Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels" verdient wohl Beachtung. — Ein umfangreicher Essai von Louis P. Betz über Heinrich Leuthold charakterisiert den unglücklichen schweizer Dichter vor allem als Uebersetzer auf Grund des mit Geibel zusammen herausgegebenen Sammelbandes „Fünf Bücher französischer Lyrik" (Stuttgart, Cotta), wobei Betz den Anteil eines jeden zu bestimmen sucht. Ziemlich kühl urteilt Betz über die von dem Biographen Leutholds, Ad. A. Ernst, jüngst gesammelten und vielgepriesenen Essais.

Die Zeit. XX, 249. In den allgemeinen Bahnen bewegt sich ein Pichler-Festartikel von Rudolf Christoph

Jenny. — Im gleichen Hefte wird auch Max Messers Buch „Die moderne Seele“ von Hermann Bahr „kritisch“ gewürdigt. „Wie ein Gewitter“, sagt er, „ist jetzt ein Buch gekommen, das jene Jugend hat, nach der wir uns sehnen, jene zornige und zärtliche, wilde und tolle, von Leidenschaft und Begierde schnaubende, unsinnige, maßlose Jugend . . . Ein schlechtes Buch, wenn man es vor den abmessenden Verstand stellt, weil es kein Maß und keinen Takt hat, weil es jetzt wie ein Gedicht stürmischer Gefühle, jetzt wie eine Dissertation ist und die Töne des Predigers mit der Sprache des Gelehrten vermischt . . . dessen wir uns aber doch freuen dürfen, weil es wieder einmal ein Buch ist, in dem es flammt und knallt.“ — Sehr wenig kann man aus dem Artikel von Hans Zötl „Aus da' Hoamat“ (250) über die Geschichte der Dialektdichtung in Oesterreich erfahren, da der Verfasser anstatt, wie die Redaktion in einer Fußnote verspricht, über die Pflege der Dialektdichtung zu berichten, lieber selbst dialektdichtert. — Einen begeisterten Hymnus auf Rudolf Rittner, den die Wiener jüngst anläßlich des Gastspiels des deutschen Theaters kennen gelernt haben, bringt Georg Hirschfeld (Berlin) aus.

Wien. *A. L. Jellinek.*

England.

Mehrere neue Magazine sind erschienen, unter denen eines besonders hervorragt, betitelt: „The Anglo-Saxon Review. A quaterly Miscellany. Edited by Lady Randolph Churchill“ (John Lane, London und New-York). In der Vorrede der ersten Lieferung sagt die Herausgeberin: „In unserer Zeit der allgemeinen Bildung und Unterrichtung wird soviel geschrieben, gedruckt und gelesen, aber leider auch vergessen, und darunter vorzügliches, daß ich auf ein Mittel sann, um gute Geistesprodukte, die in einer Zeitschrift niedergelegt sind, auch aufbewahrt zu wissen. Zu dem Ende will ich nur das Beste, aber teuer liefern, weil ein alter Erfahrungssatz lehrt, daß allein dasjenige, was der moderne Mensch hoch bezahlt, auch von ihm geschätzt wird.“ Diese Einführung, die echt anglo-amerikanisch ist, hat vielfachen Widerspruch hervorgerufen. Papier, Druck, Illustrationen und der — mit jeder Nummer wechselnde — Einband der neuen Zeitschrift sind ersten Ranges, aber jedes Heft kostet 21 Mark. Hauptsächlich soll das Unternehmen englisch-amerikanischen Interessen dienen; Lady R. Churchill selbst ist bekanntlich eine geborene Amerikanerin. Den Hauptartikel giebt eine Studie von Lord Rosebery über den berühmten Staatsmann Sir Robert Peel. Der Autor sucht insbesondere die selbstaufgeworfene Frage: „Was ist ein Premierminister?“ zu beantworten, wobei er natürlich nur einen englischen Premierminister im Sinne hat. Weiter enthält das Heft einen politischen Artikel von Reid, ein Gedicht von Swinburne, ein kurzes Schauspiel von J. O. Hobbes, von Slatin-Pascha einen Aufsatz über den Sudan. Professor Oliver Lodge giebt einen populären Essai über die Telegraphie ohne Draht, und die Herzogin von Devonshire — geborene Gräfin Alten, eine Deutsche — veröffentlicht einige unterhaltende Briefe ihrer berühmten Vorgängerin Georgina Devonshire. Abgesehen von der äußeren Ausstattung, scheint mir selbst für englische Verhältnisse der Preis von 21 Mark pro Nummer der Zeitschrift nicht gerechtfertigt.

Sodann ist über ein neues, illustriertes und monatlich zum Preise von 50 Pf. erscheinendes Magazin, betitelt „The Press“, zu berichten, das für Journalisten, Verleger, Buchdrucker und für alle, die mit graphischer Kunst zu thun haben, berechnet ist. — Am 15. jedes Monats erscheint seit dem Juli: „The Abolitionist“, eine Zeitschrift, die unter der Protektion des Herzogs von Portland steht und nur Beiträge aufnimmt, die gegen Tierquälerei und Vivisektion gerichtet sind. Der Herzog von Portland führt an, daß Robert Browning und Tennyson die Vivisektion verurteilt hätten. Lord Coleridge zieht die Stelle aus Shakspere an: „This cruel practice shall make hard your heart“. Der Kanonikus Wilbeforce sagt: „Das menschliche Leben durch die Tortur anderer fühlender Wesen, wenn auch auf 100 Jahre zu verlängern, ist ein moralisches Unrecht und kein Ersatz für das Erlöschen und Untergehen des Mitleids im menschlichen Herzen.“ Er beruft sich ferner auf den Apostel Paulus und schließt mit den Worten: „Ich will lieber mit meinen Hunden im Nirvana untergehen, als mit eisernden Theologen zusammen eine unbegrenzte zukünftige Gemeinschaft haben.“ Man kann nicht verkennen, daß der Buddhismus diejenige Religionslehre ist, die den Mut besitzt, die Konsequenzen ihrer Anschauungsweise mit der Behandlung der Tiere auch in die Praxis zu übertragen.

Daß in England sich überhaupt ein hohes Interesse für Indien und indische Litteratur bekundet, bedarf kaum der Erwähnung. Ganz besonderen Reiz übte eine im Juli gebotene Vorführung von Kalidasas Schauspiel „Sakuntala“ aus. Es wurde in englischer Sprache nach der Uebersetzung von Sir W. Jones aufgeführt. Die eigenartigen Begleitumstände — Aufführung im Botanischen Garten, als Dekoration teilweise wirkliche Palmenhaine, ein zahlreiches indisches Publikum in Nationalkostümen, und endlich die Besetzung einzelner Rollen durch Inder — trugen selbstverständlich dazu bei, den Gesamteindruck der Vorstellung zu erhöhen.

Zur Förderung und Erhaltung der in Wales gesprochenen Mundweise, sowie zur Wiederbelebung der alten in Wales entstandenen Legenden hat sich in London eine wälsche dramatische Gesellschaft gebildet. Das in Vorbereitung befindliche Stück trägt den Namen: „Y Bardd a'r Cerddor“. — Ferner hat sich unter dem Vorsitz des Herzogs von Abercorn hier eine englisch-russische litterarische Gesellschaft konstituiert.

Das Juliheft des „Nineteenth Century“ enthält einen Aufsatz der Gräfin Aberdeen über den neulich hier abgehaltenen internationalen Frauenkongreß. Die Gräfin war dessen Präsidentin. Dr. Garnett, Bibliothekar im Britischen Museum, gab auf der litterarischen Abteilung des Kongresses einen Beitrag über die in den Bibliotheken Englands und Amerikas angestellten weiblichen Oberbibliothekare, Bibliothekare und Assistenten, deren Zahl überraschend groß ist. — Georg Brandes schreibt in der „Contemporary Review“ (Juli) über „Dänemark und Deutschland“. — „Pearson's Magazine“ (Juli) enthält die neueste Leistung Kiplings „The Flag of their Country“. — J. F. Hogan beschäftigt sich in „Chamber's Journal“ (Juli) mit der Untersuchung „Lord Rosebery als litterarischer Kritiker“, und im „Century Magazine“ (Juli) sind Aufsätze über Kipling, R. L. Stevenson, George Eliot und Bret Harte vorhanden. — Für „Blackwoods Magazine“ (Juli) hat Laurin Magnus einen äußerst interessanten und hier vielbeachteten Artikel über das moderne deutsche Drama verfaßt. Der Autor beschäftigt sich vornehmlich mit Ernst v. Wildenbruch und am Schlusse auch mit Sudermann und Hauptmann. Die ungemein scharfe Kritik gegen ersteren könnte an dieser Stelle nur mit gewissen Umschreibungen wiedergegeben werden; nur soviel soll kurz bemerkt sein, daß Magnus die Zeit zu einer dramatischen Behandlung des Reichsgedankens für Deutschland noch nicht für gekommen hält.

Ein Werkchen über „Parsifal and Wagners Christianity“ ist bei H. Grevel & Co. erschienen und von D. Irvine verfaßt. Einen weiteren Beitrag zur Wagner-Litteratur bilden die von A. Ellis übersetzten und von Charles Dowdeswell für die hiesige Wagner-Gesellschaft herausgegebenen Briefe des Meisters an Otto Wesendonck und Emil Heckel.

London. *O. v. Schleinitz.*

Holland.

Die haager Friedenskonferenz ist für die holländischen Zeitschriften nach wie vor dasjenige Thema, das in allen nur denkbaren Variationen immer wiederkehrt.

Die schöne Litteratur muß der Politik den Platz räumen, und die Zahl der Aufsätze, die mit der Konferenz im Haag sich beschäftigen oder zum mindesten einen politisch angehauchten Charakter tragen, ist überwiegend. So beschäftigte sich die „Hollandsche Revue“ in ihrer letzten Nummer mit Harold Perret, dem Sekretär des finischen Komitees. Es ist bisher wenig bekannt geworden, daß sich unter den Abgesandten der verschiedenen Völker, die nach dem Haag geschickt waren, in der Hoffnung, hier einen günstigen Boden zu finden für das Vorbringen ihrer Beschwerden, auch ein Vertreter Finlands befand. Während Armenier, Jungtürken u. s. w. in lauten Protestversammlungen ihren Herzen Luft machten und durch lautes Schreien die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf sich zu lenken suchten, hat sich der Delegierte Finlands in stiller Bescheidenheit im Hintergrund gehalten und weder in Zeitungsartikeln noch in Versammlungen für die Sache Finlands seine Stimme gegen den Zaren erhoben. Dieses bescheidene Zurücktreten ist nur geeignet, die Sympathien, die in der ganzen gebildeten Welt für Finland bestehen, noch zu erhöhen, und die eingehende Schilderung der politischen Vergangenheit der Finen, ihrer kulturellen Zustände und ihrer ererbten Rechte, die sich in der „Holl. Rev.“ vorfindet, ist eine neue, beredte Anklage gegen das eigenmächtige und ungerechte Vorgehen der russischen Regierung gegenüber Finland. — In der monatlichen Bücherschau derselben Zeitschrift, in der der Herausgeber Frans Netscher jeweils eine ausführliche Besprechung irgend einer hervorragenden Erscheinung des Büchermarktes giebt, wird diesmal ein Buch von Chr. F. Haje besprochen: „Het Roode Kruis“. Die Geschichte des „Roten Kreuzes“ ist zugleich die Leidensgeschichte ihres Gründers Dunant. Mit Recht fragte Haje: Wer ist Dunant? Nur die wenigsten Gebildeten werden darauf eine Antwort geben können. Es gehört zu jenen unbegreiflichen Absonderlichkeiten, daß der Name des Mannes, dem das „Rote Kreuz“ seine Entstehung zu verdanken hat, des Mannes, der der geistige Urheber der genfer Konvention ist, mit deren weiterem Ausbau sich jetzt die Konferenz im Haag beschäftigt, in weiteren Kreisen so gut wie unbekannt ist. Und nur die Wenigsten wissen, daß Dunant heute noch, ein Greis von 71 Jahren, in ziemlich dürftigen Verhältnissen in der Schweiz lebt. (Vgl. Heft 12, Sp. 775.) Es ist gleich verdienstvoll von dem Verfasser des Buches über Dunant, wie von dem Herausgeber der „Holl. Rev.“, daß sie das öffentliche Interesse wieder auf einen Mann gelenkt haben, dessen Wirken für die Menschheit von so allgemeinem Erfolge begleitet wurde, während sein Name so ungerecht der Vergessenheit anheimfiel.

In einem Artikel „Niederländische Interessen in Südafrika“ im „Gids“ öffnet Evert J. van Gorkom seinen Landsleuten die Augen ein wenig über die Transvaal-Buren, indem er ausführt, daß die Buren so von ihrer eigenen Machtvollkommenheit eingenommen sind, daß ihnen an Sympathiebezeugungen aus Europa wenig gelegen ist. Was insbesondere ihre Stammverwandtschaft mit den Holländern anlangt, so wird diese von den Buren bei weitem nicht in dem Maße gewürdigt, wie man in Holland selber annimmt. Die Holländer schwärmen für die Buren, aber die Buren nicht für die Holländer. Die Aufrichtigkeiten des Gidsartikels werden den meisten Holländern zwar wenig angenehm sein, aber man wird sich mit ihnen abfinden müssen, da sie den thatsächlichen Verhältnissen zu entsprechen scheinen. Sie verdienen auch bei uns alle Beachtung!

den Haag. *Piet Onbekend.*

Russland.

Im Juniheft des „Westnik Jewropy“ bespricht M. Ssukennikow in einem umfangreichen, orientierenden Aufsatz die Bewegung der Frauenbildungs-Reform in Deutschland. Der Autor entwickelt das Wesen dieser Bestrebungen in historischer Folge seit dem Auftreten von Louise Peters, macht die Leser mit den Lette-Vereinen und deren Zielen bekannt und behandelt ausführlich das Streben der deutschen Frauenbildungs-Reformer, den deutschen Reichstag und das preußische Abgeordneten-Haus für ihre Wünsche zu gewinnen. Ssukennikow ist der Ueberzeugung, daß trotz der Gegnerschaft des preußischen Kultusministers und der Gelehrtenzunft — insbesondere der Aerzte — gegen eine breitere Basis der Frauenbildung, gegen eine allgemeine Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium, die deutschen Frauen dennoch das gesteckte Ziel, dank ihrer energischen Initiative, erreichen würden. Von litterarischen Besprechungen des gleichen Heftes sei die von Arthur Schnitzlers Einaktern „Der grüne Kakadu“, „Paracelsus“ und „Die Gefährtin“ erwähnt. Der russische Kritiker meint, der die drei Stücke einende Gedanke „Wir spielen immer; wer es weiß, ist klug“ sei nicht neu. Schon Calderons „Leben ein Traum“ wolle im Grunde dasselbe zeigen. Schnitzler habe jedoch eine Frage, die seit jeher die Geister und Herzen bewegte, in eigener Art beleuchtet und sei zu einem weisen Gleichgewicht des Geistes gelangt, obwohl sein Ausgangspunkt eine freudlose Wahrheit sei. In diesem beinahe „lebensfreudigen“, jedoch beschwichtigten, friedvollen Pessimismus liege die Neuheit und Modernität Schnitzlers. Schnitzler begnüge sich aber nicht mit skeptischer Untersuchung der Wirklichkeit, er sei auch bestrebt, die Rätselhaftigkeit des Lebens zu lösen, und komme zu dem Schlusse, daß die Rätsel unvermeidlich und das Leben ein Spiel ist, zu dem uns der Schlüssel fehle, daß die Ziele dieses Spieles uns unbekannt seien, daß wir daher spielen müssen, ohne uns um Wahrheit oder Lüge zu bekümmern.

Das Juniheft des „Russkij Westnik“ enthält u. a. eine frische, fein durchgeführte Erzählung von der Fürstin Maria Wolkonskaja. Die russische Frauenwelt wendet sich in letzter Zeit dem litterarischen Schaffen mehr als früher zu, und es ist erfreulich, manches schöne aufstrebende Talent zu beobachten, zu denen wir die Fürstin Wolkonskaja rechnen müssen. Einige noch ungedruckte Briefe Puschkins finden wir in derselben Nummer. — Neue und interessante Materialien zur Biographie desselben Dichters bringt Heft 5 der „Russkaja Starina“, von denen am meisten die den Aufenthalt Puschkins in Odessa, das Verhältnis des Dichters zum Polizeiminister Graf Benkendorf betreffenden, sowie eine Reihe ungedruckter Briefe interessieren. — In Heft 6 von „Mir Boshij“ ist ein kritischer Essai dem zum Puschkin-Jubiläum erschienenen Buche des Akademikers L. Maikow über den großen Dichter gewidmet. Maikows Buch ist unter der Hochflut der im Mai erschienenen Bücher, Büchlein und Broschüren, die das Leben des russischen Nationaldichters behandelten, entschieden bei weitem das bedeutendste. Auch der erste Band der von der russischen Akademie herauszugebenden historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Puschkins ist erschienen und wird von den meisten russischen Revuen lobend besprochen. Diese Ausgabe der Akademie der Wissenschaften erscheint gleichfalls unter Maikows Leitung und Redaktion, und der erste Band ist in jeder Hinsicht eine monumentale bibliographische Leistung. Das ganze Werk ist sehr groß angelegt, umfaßt doch der erste Band nur die „Lyceums-Gedichte“ Puschkins. — In Heft 5 der „Russkaja Schkola“ wendet sich Janowski, der kaukasische Lehrbezirks-Kurator, in einem höchst interessanten Artikel gegen die individuelle Nivellierungstendenz der modernen Gymnasialerziehung und bemerkt nach längeren Ausführungen unter anderem: „Unzweifelhaft wäre Puschkin nicht der berühmte Puschkin geworden, wenn er Schüler eines Gymnasiums der Jetztzeit gewesen wäre: dieses hätte alle Anstrengungen gemacht, seine glänzenden individuellen Eigenschaften zu unterdrücken, oder hätte ihn aus der Zahl seiner Zöglinge ausgestoßen.“ Ein interessantes Geständnis im Munde eines so hoch gestellten Pädagogen und Administrators!

Petersburg. *A. von Engelhardt.*

Serbien.

Die letzten Tage des Juni dieses Jahres haben der serbischen Litteratur einen hohen Festtag gebracht: das fünfzigjährige Dichterjubiläum des „serbischen Barden" Zmaj Jovan Jovanović (Smau-Johann Johannowitsch), dessen bereits im vorletzten Hefte gedacht wurde. Der Beginn der Thätigkeit dieses in seinem Volke allbeliebten Dichters fiel in die Zeit des Neuerstehens der serbischen Litteratur überhaupt, die eingeleitet wurde durch die rastlose Arbeit des berühmten Vuk Stefanović Karadžić. In der langen Zeit seines poetischen Schaffens, das auch heute noch nicht abgeschlossen vorliegt, hat Zmajova — so nannte er sich gewöhnlich — treu und fest seinem Volke zur Seite gestanden, hat in seinen Liedern all das melodisch erklingen lassen, was das Herz des Serben bewegte. Es ist daher nur natürlich, wenn alle serbischen Zeitschriften mit Freude und Bewunderung ihn feiern. In „Brankovo Kolo", das ihm ein ganzes Heft widmet, hebt Radivoj Vrchovac seine Bedeutung für die serbische Litteratur hervor, während Marko Car in einer kurzen Skizze den gedanklichen Inhalt seiner Dichtungen würdigt. Dr. Milan Savić stellt in einer kleinen Studie dem Lyriker Zmajova den Epiker Djura Jakšić und den Dramatiker Laza Kostić zur Seite. An diese Arbeiten schließen sich eine ganze Reihe von Widmungen, persönlichen Erinnerungen u. a. aus der Feder hervorragender Persönlichkeiten auf dem Felde der serbischen Litteratur an. — Auch die hercegowiner Zeitschrift „Zora" bringt in ihrem Zmaj-Hefte eine große Zahl derartiger Huldigungen in gebundener und ungebundener Rede für den Jubilar. Hier giebt Stefan Žakula einen Ueberblick über Zmajovas Thätigkeit als Lyriker, als patriotischer Dichter, als Humorist und Satiriker, wobei er noch besonders auf seine Verdienste um die Jugendlitteratur und als trefflicher Uebersetzer hinweist. — Neben diesem eigenen Festtage wurde auch des Gedenktages nicht vergessen, der das große slavische Brudervolk der Russen bewegte, des hundertsten Geburtstages Alexanders Puschkin. So bringt „Brankovo Kolo" zu seiner Feier in Uebersetzung die Gedächtnisrede, die Fedor Dostojewski bei der Enthüllung des Puschkin-Denkmals in Moskau im Jahre 1880 hielt. J. Maksimović richtet in einem Artikel der „Zora" sein Augenmerk besonders auf die reformatorische Bedeutung Puschkins für die russische Litteratur und vergleicht den jetzigen Stand der serbischen Poesie mit dem der russischen jener Zeit, aus der Puschkin, neue Wege weisend, hervortrat. Neben einem kurzen Lebensabriß des Dichters bringt „Nova Iskra" (Neuer Funken) das Urteil Turgenjeffs über seinen großen Landsmann, als dessen direkten Schüler er sich bezeichnete. Aus dem weiteren Inhalt dieser reich illustrierten belgrader Zeitschrift dürfte dem Deutschen von besonderem Interesse sein ein Reisebericht aus dem Spreewald von Nestorović nebst einer kleinen Studie über die Wenden oder Lausitzer Serben, Serbjo oder Sorbi, wie sie sich selbst nennen. Eine eingehende Besprechung widmet Ruža Winawer dem bekannten polnischen Romanschriftsteller Boleslaw Prus, während Milan Šević eine kurze Darstellung des Wirkens des in jugendlichem Alter verstorbenen serbischen Erzählers Svetolik P. Ranković liefert.

Von den Beiträgen der in Karlovitz in Slavonien erscheinenden Wochenschrift „Brankovo Kolo" verdient noch besondere Beachtung eine Uebersicht über die Erscheinungen der kroatischen Litteratur im Jahre 1898 von Ivan Lorković. Lobend hebt der Verfasser die Dichtungen von Krančević und Michovil Nikolić hervor, während er im allgemeinen einen Stillstand, ja sogar einen Rückgang konstatieren zu müssen glaubt, über den auch die redlichen Bemühungen der in einer „Secession" geeinten Modernen nicht hinwegzuhelfen vermöchten. Aus der Zahl der Uebersetzungen sind zu nennen eine würdige Wiedergabe von Schillers „Glocke" und Tolstojs „Auferstehung" nach dem russischen Original der Zeitschrift „Niwa". — Im Sinne ihres Bestrebens, die Eigenart der bosnisch-hercegowiner Serben in der serbischen Litteratur zum Ausdruck zu bringen, behandelt eine Studie von Milenko M. Vukićević in der in Mostar in der Hercegowina erscheinenden „Zora" (Morgenröte), den mythischen Nationalhelden der mohamedanischen Serben Cerzelez Alija, der eine ähnliche Rolle spielt, wie der wunderstarke Held Marko Kraljević in Tradition und Sage der christlichen Serben. Der rührige Verlag dieser Zeitschrift (Pacher & Kisić in Mostar) hat ein lobenswertes Unternehmen ins Leben gerufen, eine „kleine Bibliothek" (Mala Biblioteka) nach Art der Reclamschen Universal-Bibliothek, die für wenige Kreuzer dem Volke eine Auswahl einheimischer und ausländischer Dichter in ihren Werken vorführen soll. Zu den neuesten Erscheinungen dieses Verlages gehört auch eine Uebersetzung von Heines „Lyrischem Intermezzo" aus der Feder des bekannten serbischen Dichters Al. Šantić (leider mit einigen Illustrationen, die besser fortgeblieben wären).

Vornehmlich der Pflege der Kenntnis des serbischen Volkstumes in Bosnien widmet sich die in Sarajevo erscheinende „Bosanska Vila" (Bosnische Muse), die durch ihre zahlreichen Wiedergaben von Volksliedern, Märchen, Sagen und Berichte über Volkssitten und Gebräuche eine reiche Fundgrube für den Folkloristen bietet. — Eine eigenartige Erscheinung in der serbischen Litteratur stellt die Dichterin Jelena Dimitrijević dar, die erst vor wenigen Jahren hervorgetreten ist, und der „Bosanska Vila" eine äußerst sympathische Studie widmet. Unter dem Einfluß der Volkslieder, die ihr die Mutter sang, und andrerseits der Dichtungen von Djura Jakšić und Zmaj Jovanović hat sie die eigene Blüte zarter und doch glutvoller Poesie entfaltet, die in ihren Bildern aus dem Leben des mohamedanischen Orients die Versuche Bodenstedts an echter Kraft weit übertrifft; einen eigenen Reiz besitzen auch ihre im Dialekt geschriebenen Lieder aus Nisch.

Georg Adam.

Besprechungen

Eine Bildnisgalerie.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Mit Beiträgen von Herman Grimm, Erich Marcks, J. von Verdy du Vernois, Th. von Frimmel, Ed. Grisebach, C. Ruland, Julius Hart u. a. Herausgegeben von Karl Werckmeister. (Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin.) Band I—II in 30 Lieferungen à Mk. 1,50 (auch einzeln käuflich).

Es ist ein hoher Genuß, in stillen Feierstunden dieses Werk zu durchblättern Die wundervollste Porträtgalerie thut uns ihre Pforten auf; einsam, ohne daß laute Störenfriede die Fülle der Gesichte uns verkümmern, wandern wir nach Gefallen darin auf und ab. Kein gleichgültiges Gesicht, kein Repräsentationsstück unterbricht die erlesene Reihe. In der Enge unseres Zimmers dürfen wir mit den Größten und Besten, die das Jahrhundert geboren hat, Zwiesprache halten. Strahlende Augen blicken uns an, in denen der Funke göttlichen Genies lodernd glüht oder weltenbeherrschende Weisheit in milder Klarheit uns entgegenleuchtet. Prachtvolle Stirnen wölben sich. Lebensvolle, schwellende Lippen erzählen von Glück und Sieg, Falten und Furchen von gewaltiger Denkerarbeit, zuckende Mundwinkel von unerfüllter Sehnsucht und innerem Kampf ohne Ende. Alle Lebenskräfte erscheinen in dieser erlauchten Gesellschaft in großartiger Steigerung. Tiefste Ehrfurcht überkommt den Eindringling in dem einzigen Kreise. Aber fühlt er sich gleich klein und winzig in der Nähe von so viel Größe und Herrlichkeit, so steigt doch in ihm ein Gefühl des Stolzes auf, daß er demselben Menschengeschlecht angehört, dem diese Fürsten des Geistes entstammen. Und es beglückt ihn, daß er so von Angesicht zu Angesicht mit ihnen verkehren kann. Er sieht in ihren Köpfen, wie auch ihnen menschliches, allzumensch-

liches anhaftet, wie aber innere Kraft und angeborene schöpferische Fähigkeit ihre Seelen mit spielender Leichtigkeit hoch über die dumpfe Atmosphäre der Alltäglichkeit emporhob, gegen die wir andere Tag aus Tag ein ankämpfen. . . .

Der Plan, eine Geschichte des 19. Jahrhunderts durch eine Sammlung von Bildnissen der größten Persönlichkeiten, die diese Epoche hervorgebracht, zu geben, verdient uneingeschränkte Anerkennung. Nicht minder aber die Art, wie Karl Werckmeister den schönen Gedanken ausgeführt hat. In den dreißig Lieferungen der beiden Bände, die bisher erschienen, sind nicht weniger als 240 Porträts vereinigt. Doch die Auswahl ist mit so feinem Sinn getroffen, daß sich kaum ein Einwand erheben wird. Aus allen Provinzen menschlicher Thätigkeit sind die Bahnbrecher und Führer zusammengebeten, und wenn Deutschland am reichsten vertreten ist, so hat der verständnisvolle Redaktor doch nicht an den Grenzen unserer Nation halt gemacht. Von allen Seiten erscheinen Feldherren und Staatsmänner, Dichter und Musiker, Künstler und Philosophen, Heroen der exakten wie der Geisteswissenschaften, und reichen sich die Hand zu einem Bunde, der alles Streben und alle positiven Resultate des zur Neige gehenden Jahrhunderts in sich verkörpert. Den Porträts haben berufene Fachmänner knappe Biographien beigegeben, die in großen Zügen das Facit aus der Lebensarbeit der Einzelnen ziehen. Unserer Zeit, die sich von der deduktiven Geschichtsauffassung abgewandt hat und die Entwicklung der Kultur aus den führenden Persönlichkeiten induktiv zu begreifen sucht, ist dies vielleicht die tiefste und angemessenste Form der Historie.

Den guten Reproduktionen liegen trefflich gewählte Originale zugrunde. Oelgemälde und Miniaturen, Lithographien, Stiche und Handzeichnungen wurden zu Rate gezogen. Die großen und tüchtigen Porträtisten des Jahrhunderts lieferten manche Vorbilder. Die berliner Bildnismaler, die die Züge ihrer Zeitgenossen so treu wiedergaben, vor allem Carl Begas, Magnus und dessen Erbe Gustav Richter, mußten helfen. Dann der gewaltige münchener „Seelenbeschwörer" Lenbach, aus dessen Werk bisher die Köpfe von Döllinger, Siemens, Schwind, Semper, Liszt entnommen wurden. Die Maler lernen wir in ihren Selbstporträts kennen: Feuerbach, David, Constable, Delacroix, Matejko. Wenn es sich ermöglichen ließ, wurden die landläufigen, bekannten Bildnisse umgangen und interessante neue Dinge ans Licht gezogen. So sehen wir von Treitschke ein Jugendbild, das Teschendorf gemalt hat; so erscheint Gustav Freytag, wie C. F. Meyer, nach einem Original Stauffer-Berns, aber nicht nach dem Gemälde in der Nationalgalerie, sondern nach der lebendigeren Radierung. Da sind Thorwaldsen und Andersen in Zeichnungen Vogels, Wilhelm Grimm als Jüngling in einem Blatte von der Hand Ludwig Grimms, Jakob in einer Profilzeichnung seines Neffen Hermann. Für Cherubini wählte man das Gemälde von Ingres, das den Tondichter im Geschmack der Zeit in Begleitung seiner Muse vorführt. Charakteristisch heben sich die Nationalitäten ab: der Balzac Boulangers, der Turgenjew von Ilias Repin, der Kopf John Stuart Mill's von Watts sind doppelt echte Dokumente der französischen, russischen, englischen Kultur. Glänzende Blätter lieferte daneben die verbesserte moderne Photographie: in sprechender Lebendigkeit stehen die nach der Natur aufgenommene Gestalten von Storm, Gottfried Keller, Ernst Haeckel, Alfred Krupp, Helmholtz, Moltke vor uns.

Eine unendliche Mannigfaltigkeit fesselnder Gesichter zieht am Auge des Betrachters vorüber, von Robert Schumanns seltsamem Kinderkopf bis zu Darwins urmenschlichem Greisenhaupt, von E. T. A. Hofmanns grotesker Genialität bis zu Ludwig Richters schlichter Frömmigkeit, von Freiligraths selbstbewußtem Demokratengesicht bis zu Lamartines adligem Aristokratenkopf, von Dickens goldener Lebensfreudigkeit zu Schopenhauers Pessimismus. Zwischen den Männern tauchen bedeutende Frauen auf: George Sand, Bettina, Jenny Lind. Den Größten aber sind mehrere Blätter gewidmet, und in dem Wandel ihres Aeußeren erkennen wir das Wachstum ihrer Individualität. Mit einem Goetheheft, das in diesen Blättern schon an anderer Stelle gewürdigt wurde, schloß der zweite Band des Werkes; der erste widmete eine ganze kostbare Lieferung den Bildnissen Beethovens. Göttliche Harmonie und tiefste Zerrissenheit wechseln sich ab oder verschmelzen sich. Denn ihnen allen, denen wir hier ins Auge blicken, bescherten die Feen bei der Geburt, wie Franz Lippisch in seiner Umschlagzeichnung für die Hefte sinnreich andeutete, neben dem Lorbeerzweig auch eine dornige Stachelranke.

Berlin. *Max Osborn.*

Romane und Novellen

Halbtier. Roman von Helene Böhlau. Berlin, F. Fontane u. Co. Preis M. 4,— (5,—).

Ein Tendenzwerk ist es, aber darum doch kein Buch kühl theoretisierender Tendenz, es bleibt immer die Schöpfung einer Dichterin, wie oft ihr auch Temperament, Groll, Mitleid und herbes Weh hier die künstlerischen Linien zerstören. Was früher wie eine leise Unterströmung durch die stets geist-, gemüt- und lebensvollen Arbeiten von Helene Böhlau ging, hier gewann es die Oberhand. Ihr „Rangierbahnhof" ist dichterisch bedeutender, aber dieses neue Buch ist charakteristischer noch — für die Verfasserin wie für unsere Zeit. Im „Recht der Mutter" nahm sie vielleicht den ersten Anlauf zu dieser Klage von dem gehetzten, verhätschelten und mißachteten „Halbtier"; in der Novelle „Schlimme Flitterwochen" protestiert sie bereits energisch gegen die untergeordnete Stellung, in die der deutsche „Frauenkultus" das Weib getrieben hat. Und aus dieser neuesten Dichtung klingt es wie schneidendes Weh und lodernde Entrüstung. Eigentümlich ist es, daß „Halbtier" ziemlich gleichzeitig erschienen ist wie „Schicksale einer Seele", jenes der Böhlau vielfach verwandte Buch der tapferen Hedwig Dohm — in beiden Fällen haben wir zu Beginn Dichterwerke von feiner psychologischer Vollendung, viel gut Beobachtetes und wohl noch mehr instinktiv sicher Getroffenes. Dann läßt die poetische Kraft nach, und endlich schafft der romanhaft erscheinende Schluß beinahe Verstimmung.

Von der „unglaublich wunderlichsten Sklavenbewegung" hat man vernommen: „das Weib begann zu revoltieren, das Weib, das, so lang es Menschen auf Erden giebt, sich geduckt hatte, das unüberschaubare Zeiten sich hatte treten und mißhandeln lassen, das wie ein hungriges Raubtier seit Jahrtausenden, was es wollte, erlistet und erschlichen hatte." Und Helene Böhlau verlangt eine That, „etwas königliches, etwas freies! Laßt die That der Frau wie eine lang verschüttete, eingeengte Quelle mächtig rücksichtslos hervorsprudeln: bereitet dem jungen starken Weib ein Nest . . . Gebt ihnen Arbeit, bei der ihnen die Seele weit wird, und ein Kind, das ihnen das Herz froh macht . . . Und aus diesem kleinen Nest wird eine neue starke Menschheit kommen." Noch weht es nicht daher wie ein Sturmwind, in die drückend lastende Atmosphäre kommt es erst hinein wie ein kleiner spitzer Luftzug, aber — „es ist etwas groß geworden im Weibe; mitten in dem dummen, albernen, unentwickelten ist eine Kraft gewachsen, die Kraft, die durch Leiden, Verachtung, Verstoßung wächst." Rechtlos, zum Halbtier herabgedrückt, geistberaubt, schmerzbeladen — so sieht Helene Böhlau das Weibtum, aber sie fühlt doch in sich das Begeisternde, das Lebendige, die große Hoffnung auf die Erlösung der Halbtierseelen, auf die Erhebung des Weibes zur Menschenwürde.

Die Tendenz dieses Kampf- und Bekenntnisbuches ist stets künstlerisch umgesetzt in Handlung, Schilderung, Stimmung. Es ist reich an dichterischen Feinheiten, an intimer Seelenoffenbarung und auch an großen Zügen.

Die Schilderung und Ausgestaltung besonders der Frauencharaktere dieses Buches ist individuell und zugleich von typischer Bedeutung. So die Gestalt der Mutter, die ein stilles Martyrium ertragen hat, die „verprügelt ist mit Worten, mit Gedanken", über der eine ewige Mißachtung gelegen hat wie ein grauer Regentag. Darüber ist ihr die Seele erstorben und nur für das Kleine, Kümmerliche hat sie noch Raum und Fühlen. Dann die junge Frau, die es als Schmach für Leib und Seele empfindet, wieder Mutter zu werden, während ihr der Gatte fremd geworden und ihr wie ein Freund gewesen ist. Wie eine Schöpfung von bleibendem Werte aber erscheint die in ihre „tiefe große Liebe wie in eine Wolke von Sehnsucht eingehüllte" Isolde, die das Leben wie einen großen vollen Rosenstrauch hat an die Brust drücken wollen, ganz in Blüten versinkend. Die Seele war dem jungen Ding geweckt worden, als sie auf den Radierungen eines großen Künstlers die Welt gesehen; das Geheimnisvolle hatte sich dem halbflüggen Mädchen offenbart, wie Jasminduft hatte es auf einem Bilde in der Luft gelegen, und neben der Liebe stand der Tod. Da dämmerte in ihr bang das Weibempfinden auf. Der Künstler, der das geschaffen, ward ihr Ideal. Sie findet ihn — aber sie sieht ihn nur, wie er in ihren Träumen ihr erschienen. Wie eine junge Nonne vor dem Heiligen lag sie entzückt von seiner Kunst. Mit einer Lyrik stimmungsreinen Klanges schildert die Dichterin, wie Isolde den Künstler im Walde trifft, ihn den „Menschen aller Menschen", dem sie sich opfern will wie das Mädchen im Märchen dem armen Heinrich — bis sie erkennt, daß auch ein großer Künstler zum Haufen gehören kann, daß auch ihm das Weib nicht Mensch, sondern nur Weib ist, „etwas geistloses, ohne Feinheit, ohne Freiheit, etwas Brutales, das nur Körper ist". Nun hat Isolde, das heißempfindende Kind, all ihr junges Menschentum verloren und — „alles ist wie ein Weinen im Wald".

Wenn dann zum Schluß Isolde den großen Künstler, der inzwischen der Gatte ihrer Schwester geworden ist, niederschießt und sich selbst den Tod giebt, so entbehrt das nicht einer gewissen psychologischen Wahrscheinlichkeit, ohne jedoch überzeugend zu wirken: es erscheint romanhaft, während es vielleicht symbolisierend gemeint ist. Das ganze Buch aber, mit seiner leicht satirischen Behandlung der Ehe- und Familienpsychologie, mit seinen fesselnden und lebensvollen Charakteren und in der lieben Eigenart dieser Erzählerin ist — als Kunstwerk sehr anfechtbar — als ein Bekenntnisbuch, als ein Dokument der Zeit in hohem Maße bedeutungsvoll.

Berlin. *Philipp Stein.*

Die letzte Wahl. Roman von Rudolf Stratz. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis M. 3,50.

Stratz ist ein durch und durch moderner Romanschriftsteller, wie man das zu nennen pflegt, das heißt, er holt seine Stoffe mitten aus dem uns umgebenden Leben unserer Zeit heraus und, was wichtiger ist als das Moderne: er erfüllt diese durch keinen Schimmer der Vergangenheit verklärten Stoffe mit einer echt dichterischen Auffassung. Die Fabel seines Romans ist nicht übermäßig spannend, aber gerade genug, um auch solche Leser zu fesseln, die in einem Roman weit mehr die stoffliche Unterhaltung als den künstlerischen Genuß suchen. In der Zeichnung solcher Bilder, wie z. B. einer Reichstagssitzung, kommt er den Bedeutendsten unter den Franzosen nicht ganz gleich. Wer diese kennt, hat beim Lesen eines Romans, in dem der Reichstag und eine Reichstagssitzung eine Rolle spielen, das Gefühl, daß unsere deutschen Romandichter, die dergleichen versuchen, noch in den Anfängen stecken. Noch fehlt es ihnen zu sehr an Uebung in der flotten Beherrschung solcher greifbarer Stoffe. Der deutsche Romandichter wird bei im übrigen gleichen Fähigkeiten die nächtlichen Schauer eines Waldes, den Eindruck der Haide, den Anblick des Meeres viel dichterischer schildern, als ein Franzose; die deutsche Erzählungskunst aber hat während bald eines Jahrhunderts so selten sich mit der scharfen Wiedergabe des uns umgebenden bewegten handelnden Lebens befaßt, daß eine gewisse Kunstlosigkeit und Unreife selbst unseren besten Erzählern in solchen Fällen anhaftet. Auch das wird sich ändern, und die Franzosen werden alsdann gar nichts mehr vor uns voraushaben als Stil und Sprache. Hierin allerdings werden sie so lange fast alle deutschen Erzähler weit hinter sich zurücklassen, wie auf deutschen Schulen kein Deutsch gelehrt wird, nicht so gelehrt, wie in Frankreich Französisch und wie sich's gehört. Wer in Deutschland fehlerloses Deutsch und obendrein einen genießbaren Stil schreibt, der hat diese herrlichen Gaben des Schriftstellers durch höhere Gnade; denn gelernt hat er sie nirgends, wenigstens nicht zu der Zeit, in der man solche Dinge lernen sollte. In Deutschland bekümmert sich demgemäß auch die Romankritik gar nicht oder doch wenig eingehend um Stil und Sprache der von ihr behandelten Bücher. Natürlich, denn die Kritiker unterscheiden sich in diesem Punkte von den schaffenden Schriftstellern garnicht. Um so mehr freut es mich, von Rudolph Stratz sagen zu dürfen, daß er deutsch zu schreiben versteht, kein ganz einwandfreies, aber auch keines, das zu hartem Tadel herausfordert. Vor allem ist er frei von der widerwärtigen Fremdwörterei, die für mich immer ein Zeichen von Unbildung oder Halbbildung und bei einem erzählenden Schriftsteller ein Beweis von schlechtem Geschmack ist. Gerade darum verletzen einzelne fremde Ausdrücke um so mehr. Warum spricht z. B. Stratz von einem „knorrigen Selfmademan"? Ist das durchaus notwendig? Kann man dergleichen Lappen aus fremden Sprachen gar nicht durch etwas Eigenes ersetzen? Man braucht sich nur die Frage vorzulegen: Würde ein französischer Schriftsteller sich eines solchen Ausdrucks bedienen? Würde ihm gar nicht einfallen, denn er würde es als einen Verstoß gegen den sprachlichen Geschmack empfinden. Dazu kommt noch eines: die Mehrzahl der Leser von Romanen kennt ein solches englisches Wort gar nicht, — man täusche sich darüber nicht! Nur die dünne Oberschicht, der der Verfasser selbst angehört, kennt dergleichen fremdländischen Kram.

Die Darstellung ist nicht nur flott, sie ist, wie schon gesagt, auch dichterisch wertvoll. Es giebt starke, ergreifende Stellen, so z. B. das 22. Kapitel, das den Tod der beiden liebenden Helden schildert, um dessen Sprache auch die besten Franzosen Stratz beneiden dürfen.

Berlin. *Eduard Engel.*

„Wir Frauen haben kein Vaterland." Monologe einer Fledermaus. Von Ilse Frapan. Berlin 1899. F. Fontane & Co. M. 2,—.

Es ist ein pathetisches kleines Büchlein, das Ilse Frapan uns gegeben hat; dabei einfach und schlicht, und gerade in seiner Einfachheit zu Herzen sprechend. Noch vor ein paar Jahren konnte man sagen, daß die Frauenbewegung in der deutschen Litteratur sich gar nicht geltend mache; das ist jetzt ganz anders geworden, und wir sind überflutet worden mit „neuen" Frauen. Aber von den vielen Büchern ist mir Ilse Frapans Buch vielleicht das liebste. Das Bild dieser kleinen züricher Studentin, das sie zeichnet, dieser scheuen Fledermaus, dieser Lerche, die nicht singen kann und darf, überzeugt. Und der Widerspruch der großen, befreienden Liebe, die in diesem armen Menschenherzen wohnt, mit der ganz gemeinen Not ums tägliche Brot, die sie schließlich zwingt, das geliebte Studium aufzugeben und eine Handarbeiterin zu werden, dieser Gegensatz ist schlicht und künstlerisch durchgeführt und hat in dieser Gestaltung etwas tief ergreifendes. Und herzzerreißend die Klage: wir Frauen haben kein Vaterland! aus dem Munde dieses verlassenen Geschöpfes, das nirgends Unterstützung findet, um seine Studien fortzusetzen, am allerwenigsten natürlich bei der staatlichen Behörde ihrer Heimat. Fein ist die Liebe, die dieses Geschöpfchen beseelt und die sie dazu treibt, neue Wege zu gehen und sich ihr Leben so zu gestalten, daß es andere Früchte trägt, in ihrer

Eigenart charakterisiert: die bloße Familienliebe, in ihrem engen, satten Selbstbehagen füllt diese neue Frau nicht mehr aus. Ein „heißes, leidenschaftliches Gefühl" ist in ihr wach geworden, ihren Schwestern, denen, die wie sie selbst empfinden und mehr noch den andern, die noch im Finstern tappen, ihr Leben zu weihen. Und dieses heiße, leidenschaftliche Gefühl, es ist im Grunde kein anderes, als die Mutterliebe des Weibes. „Die Geschlechtsliebe ist eine Erfindung des Mannes. Erst mit der Mutterliebe kam die höhere Liebe in die Welt: die duldende, nichts fordernde, still selige, unerschöpfliche Seelenliebe." — Ich habe in den Jahren, seit denen man davon sprechen kann, die „Frauenlitteratur" treu verfolgt. Offen gestanden, ich stehe den meisten dieser Bücher sehr skeptisch gegenüber. Sie schadeten zumeist der Sache, die sie vertraten, durch Unreife viel mehr als sie ihr nützten. Ilse Frapans „Wir Frauen haben kein Vaterland" aber ist ein gutes Zeugnis für die gute Sache. Es wird hinausgehen, werben und — bekehren.

Berlin. *Ernst Heilborn.*

Wald. Novelle von Wilhelm von Polenz. Berlin, F. Fontane & Co. 1899. 186 S. Preis 2 Mk.

Kein Lyriker hat den Wald schöner besungen als Eichendorff, in keinem Drama spielt er eine größere Rolle als in Otto Ludwigs „Erbförster"; hier bemächtigt sich seiner die epische Dichtkunst und mit ganz anderem Erfolge als vordem in des alten Putlitz süßlichen Sentimentalitäten. Der Wald ist in der Novelle von Polenz nicht eine zufällig gewählte Wandeldekoration, sondern der einzig mögliche lebendige Hintergrund. Die Novelle ist eine Symphonie des Waldes, und wundervoll ist es, wie das Waldweben vom Vorfrühling bis in die Winterstürme hinein die Begebenheiten als Leitmotiv begleitet und psychologisch glaubhaft macht.

Oberförster Seltmann ist ein grauer, rauher Waldmensch, in zweiter Ehe mit einer viel jüngeren, zarten Frau verheiratet, mit der ihn innerlich nichts verbindet. Es ist eine der unendlich vielen Scheinehen, die nur deshalb meist fürs Leben dauern, weil sie nicht auf die Probe gestellt werden. Frau Anna wird auf die Probe gestellt, und ihr Gatte thut in seiner Verständnislosigkeit das Mögliche, um sie der Probe nicht standhalten zu lassen. Er entzieht ihr das einzige, was sie noch besitzt, den geliebten Sohn, da sie ihn verweichliche. Nun ist sie ganz vereinsamt und auf dem besten Wege in völliger Apathie zu verkümmern. Den Wald, der sie vom Leben scheidet, haßt sie förmlich. Da zieht ein dritter Mensch ins stille Forsthaus ein, der ehemalige Major von Rühstädt, der sich in der Jägerei vervollkommnen will. Der Major ist eine edle, sympathische Gestalt, der die scheue Frau anfangs ebenso wenig beachtet, wie sie sich zu ihm hingezogen fühlt. Er wird der Major Crampas dieser „Effi Briest". Der Oberförster erkrankt, die Gesunden rücken sich näher, das ibsensche Dreieck wird geschlossen. Rühstädt ist auch kein Jüngling mehr, er ist der goethische „Mann von fünfzig Jahren", dem die Liebe der anmutigen Frau schmeichelt. Der Kranke wird täglich und stündlich von ihnen betrogen, bis Rühstädts Ehrgefühl es nicht mehr erträgt. Er flüchtet. Anna ist vernichtet und giebt sich so wenig Mühe ihre Gefühle zu verbergen, daß Seltmann alles ahnt. Er quält sie und ihren Sohn immer mehr. Sie suchen Zuflucht bei — Rühstädt, der Förster des benachbarten Reviers geworden ist. Er bietet Anna seine Hand und geht, mit Seltmann zu vermitteln. Der Alte ist schon auf dem Wege zu ihm. Die geladene Büchse im Arm trägt er Mord- und Rachegedanken durch den finsteren Wald. Da stößt er auf eine Leiche — Rühstädt, von Wilderern erschossen. Mit Trägern zurückkehrend findet er Weib und Kind bei dem Entseelten kniend. Er fühlt, er hat hier keinen Anspruch mehr, und geht ungesehen und schweigend nach seinem vereinsamten Hause zurück.

Also eine ganz einfache Geschichte. Aber in aller Kunst gilt das Wie mehr als das Was, und das Wie ist bei Polenz jedes Lobes wert. Wie sicher sind diese wenigen Personen aufgefaßt! Da greift ein Glied ins andere, da ist nirgends eine Lücke in der Motivierung. Das ist echt dichterische Wahrheit und die gesunde Nahrung, die unserem Volke frommt, deutsch bis ins Mark.

Charlottenburg. *Dr. Harry Maync.*

Verschiedenes.

Chi l'ha detto? Tesoro di citazioni italiane e straniere di origine letteraria e storica indicate ordinate e annotate da Giuseppe Fumagalli. Terza edizione. Milano, Ulrico Hoepli. 1899. 8°, XXI und 626 S. Preis 5 Lire.

Diese treffliche, mit großer Sorgfalt und feinem Geiste verfaßte Sammlung von Citaten litterarischen oder historischen Ursprunges, die in Schrift und Rede des italienischen Volkes am häufigsten zur Anwendung gelangen, erscheint nun innerhalb 5 Jahre in 3. Auflage. Daß man gerne in solchen Büchern blättert, wissen wir, die wir ja in Büchmanns „Geflügelten Worten" ein klassisches Werk dieser Art besitzen. Fumagallis Sammlung enthält über 1800 nach Schlagwörtern geordnete Citate, über deren erste Anwendung er nach dem Vorbilde Büchmanns die gründlichste Aufklärung giebt. Ein dreifaches Inhaltsverzeichnis macht das Buch sehr brauchbar. Die Wiedergabe der Citate aus fremden Sprachen ist eine sehr genaue, und auch die deutschen Texte, die in italienischen Werken meist sehr schlecht wegkommen, sind tadellos.

Wien. *C. V. Susan.*

Ueber Rousseaus Jugend. Von Dr. med. und phil. P. J. Möbius (II. Heft der „Beiträge zur Kinderforschung"). Verlag von Herm. Beyer & Söhne in Langensalza, 1899. M. —,60.

Während Möbius in seiner meisterhaft dargestellten „Krankheitsgeschichte Rousseaus" ein vollständiges Lebensbild des von ihm hochverehrten Dichters und Philosophen giebt, schildert er hier nur dessen Jugend, die im Sinne der pathologischen Pädagogik so lehrreich wie interessant ist. Schon in dem Knaben und Jüngling Rousseau zeigten sich neben überraschenden Eigenschaften, die bereits auf die eminente Bedeutung des späteren gereiften Mannes hinwiesen, befremdende Spuren von absonderlicher Gesinnung, ja auch von anstößigen Sitten, die wohl berechtigt hätten, den sich so seltsam Geberdenden den gänzlich Verlorenen zuzurechnen. Es ist also gewissermaßen eine Ehrenrettung, die Möbius bereits in der „Krankheitsgeschichte" unternommen hat und hier aufs neue unternimmt, indem er mit dem Scharfsinn des geschulten Psychologen und kenntnisreichen Arztes nachweist, daß Rousseau in seinen Jugendjahren bereits unter dem Einflusse von pathologischen Abnormitäten gehandelt hat, die später zu dem verhängnisvollen, tragischen Verfolgungswahn des so großen Denkers und so unendlich gequälten Menschen Rousseau ausarteten.

Leipzig. *M. Uhse.*

Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. Von Max Eyth. 2 Bände. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1899.

Es sind sehr frisch und anregend geschriebene kleine Erzählungen aus dem Wirkungskreise des Ingenieurs, die unter der anspruchslosen Bezeichnung „Skizzen" in den beiden Bänden veröffentlicht sind. Einzelne davon erheben sich auch zu selbständiger künstlerischer Bedeutung, z. B. „Blut und Eisen", „Dunkle Blätter", „Geld und Erfahrung", „Berufstragik". Von großer Schönheit sind die Naturschilderungen aus dem Orient, wo ein großer Teil der Erzählungen spielt. Man bemerkt, daß der Verfasser ein offenes Auge auch für Dinge hat, die nicht innerhalb seines engeren Berufes liegen, z. B. ethnologische Besonderheiten, und daß er diese sehr anschaulich darzustellen weiß. Herrscht auch in der Mehrzahl der Erzählungen ein heiterer, fast übermütig lachender Ton vor, so fehlen doch, wie schon die genannten Ueberschriften besagen, auch düstere Klänge nicht, und

beinahe weiß der Verfasser diese noch besser zu beherrschen als jene. Von geringerem Werte scheint mir die Mehrzahl der eingestreuten Gedichte zu sein.

Leipzig-Gautzsch. *Paul Seliger.*

Die Hauptwerke der Kunstgeschichte, übersichtlich zusammengestellt von Hermann Nabel. Verlag von A. Haack in Berlin. Preis Mk. 1.— (1,75).

Der Verfasser hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die Hauptwerke der Kunstgeschichte aller Zeiten in übersichtlicher Folge nach Schulen zu ordnen und mit Angabe der Entstehungszeit und des Aufbewahrungsortes zusammenzustellen. Das Werk bildet, auch wegen seines handlichen Formates, ein praktisches Nachschlagebuch für jeden Kunstfreund und Kunstbeflissenen; ebenso eignet es sich für den Laien zum Selbstunterricht. Nur die neueste Zeit behandelt es allzu stiefmütterlich. Uhde, Stuck, Thoma scheinen für die „Kunstgeschichte" noch nicht reif zu sein? **

Goethes Werke. In einer Auswahl herausgegeben von Heinrich Düntzer. 1 Band von 1304 Seiten Lexikon-Oktav. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Elegant geb. M. 4,—.

Diese einbändige Auswahl aus Goethes Werken trifft sehr glücklich das Bedürfnis weiterer Volkskreise nach einer wohlfeilen Ausgabe, in der die zahlreichen, dem Durchschnittsleser entbehrlichen Schriften wissenschaftlichen Charakters nicht mit aufgenommen sind. * *



Vor fünfzig Jahren.

Die Säkularfeier von Goethes Geburtstag stand im Schatten der ganz Europa bewegenden politischen Begebenheiten: sie glich in keinem Sinne der volksumfassenden Schillerfeier des Jahres 1859 und wird auch von den diesjährigen Goethefesten weit überstrahlt. Immerhin darf es von Interesse sein, sich der damaligen Veranstaltungen zum Gedächtnis des Dichters, verhältnismäßig kurze Zeit nach dem Ablauf seines Lebens, mit einem kurzen Rückblick zu erinnern.

Die trüben Zeitläufte mochten es vielen Goetheverehrern zweifelhaft erscheinen lassen, ob die Nation sich überhaupt des 100. Geburtstages ihres größten Sohnes erinnern werde. In den brockhausischen „Blättern f. litt. Unterh." vom 3. Februar schrieb ein Mitarbeiter in der Einleitung seiner Besprechung der eben erschienenen Briefe Goethes an Frau v. Stein: „Es sind wohl nicht viele, die beim Niederschreiben der neuen Jahreszahl daran denken, daß vor hundert Jahren Goethe geboren wurde; und gewiß, die Gegenwart ist geartet, solche Erinnerungen zu verdrängen. Doch sollte sie es nicht. Diese Zeit wird vorübergehen, welche Frucht zurücklassend, das wissen wir nicht. Ist sie eine gute, dann werden wir Deutsche uns doppelt eines Mannes freuen, der des fruchtbaren Samens viel für die Zukunft ausstreute; ist sie eine böse, dann ist es ein Trost, einen Mann gehabt zu haben, den Deutschland mit gerechtem Stolze seinen Sohn nennt, dessen Werke uns keine Zeit rauben kann, der uns auch jetzt zuruft: ‚Es siegt der Mut in dem gesunden Geschlecht'." — In einer späteren Nummer des Jahrgangs allerdings (1. Dezember) widerruft derselbe Verfasser seinen Irrtum: „Die an so manchen Orten Deutschlands veranstalteten Feste, die vielen Schriften, die den 28. August zu ehren erschienen sind, die mannigfaltigen Mitteilungen in Zeitungen und Tageblättern haben bewiesen, daß der Deutsche in den Stürmen der Zeit, bei dem Interesse, welches jeder denkende und fühlende Deutsche an der Politik des Tages nimmt, unter den Bedrängnissen der Gegenwart und den materiellen Bestrebungen der Zeit weder das Interesse für höhere geistige Bildung, noch die dem deutschen Volke so eigene Tugend, die Ehrfurcht vor seinen großen Männern, eingebüßt hat."

Fünf Städte trugen den Hauptanteil der Feier: Frankfurt natürlich und Weimar voran, dann Leipzig, mit dem den jungen und auch den älteren Goethe so viele Fäden verbunden hatten, ferner Dresden und Berlin. Von Berlin aus hatte ein Komitee, das Humboldt, Schelling, Cornelius, Boeckh u. a. zu seinen Mitgliedern zählte, zeitig eine Aufforderung zur würdigen Feier des 28. August ergehen lassen, in der es hieß: „Keine Feier dürfte mehr geeignet sein, in die düsteren Nebel der verworrenen Gegenwart einen heiteren Sonnenstrahl gemütlicher Entwicklung zu bringen, als die, welche dem Geiste Goethes gilt, dem Geiste der Ordnung, der Besonnenheit und der edelsten Freiheit, der es besonders vermochte, durch anhaltende und fortbildende Wirkung ausschweifende und verwilderte Kräfte zu ruhiger Entwickelung anzuziehen und in milderen Gestalten festzubannen." Am 26. August führte das kgl. Schauspielhaus zur Vorfeier den „Götz", am 28. die „Iphigenie" mit einem Epilog von Tieck auf; die Singakademie veranstaltete unter Rungenhagens Leitung ein Konzert, in dem Kompositionen goethischer Dichtungen geboten wurden, und selbst das kleine Friedrich Wilhelmstädtische Theater nahm mit einer Aufführung des „Bürgergeneral" und einem Festspiel an der Huldigung teil. Bei dem Festmahl hielten Rosenkranz, Olfers, Rötscher u. a. die Denkreden, Kopisch trug ein Gedicht vor, und selbst der greise 80jährige Alexander v. Humboldt ließ sich zu einigen Worten herbei.

Auch in Dresden hatte ein Komitee, dem Karl Gutzkow, Eduard Devrient, Robert Schumann, Rietschel u. a. angehörten, die vorbereitenden Schritte gethan. Hier gab man am 27. den „Tasso" mit Emil Devrient in der Titelrolle und Eduard als Antonio. Die Festvorstellung am Tage selbst setzte sich aus der „Laune des Verliebten", lebenden Bildern und dem Bruchstück „Der Raub der Helena", von Gutzkow nach Faust II. Teil eingerichtet, zusammen. Der 29. August brachte ein allgemeines Volksfest im Großen Garten und abends Gutzkows „Königslieutenant", der bekanntlich als Gelegenheitsstück zu diesem Tage entstanden ist.

In Leipzig stand Otto Jahn an der Spitze der Goethegemeinde, die den Tag trotz der politischen Wetterwolken nicht ungefeiert vorübergehen lassen wollte. Bei dem großen Festakt in der Aula der Universität hielt er die Rede. Abends brachte das Stadttheater eine — übrigens schlechte — Aufführung des „Egmont" mit einem Prolog von Adolf Böttger; am Tage nachher fand ein Goethekonzert im Gewandhaus statt (Schumanns Faust, Mendelssohns Walpurgisnacht). Auch eine Goetheausstellung war — in der Bürgerschule — veranstaltet worden und fand so viel Zudrang, daß sie um acht Tage verlängert werden mußte.

In Frankfurt erlebte der „Königslieutenant" schon am Vorabend des Goethetages seine Erstaufführung. Nachher fand Zapfenstreich und eine Fackel-Serenade vor Goethes Geburtshaus statt, die jedoch durch demokratische Demonstrationen, Absingung des Heckerliedes u. dgl. nicht unbeträchtlich gestört ward. Ueberhaupt mischte sich hier, in der Paulskirchenzeit, mancher Mißton in die festliche Veranstaltung. Am 28. fand früh um 8 Uhr schon ein Festakt im Kaisersaal des Römers statt, vormittags ein Festzug nach dem Goetheplatz, wo Punkt 12 Uhr, zur Geburtsstunde des Dichters, unter Kanonendonner und dem Geläute aller Glocken ein Blumenregen über das Denkmal ergossen wurde. Nachmittags spielten Militärkapellen an verschiedenen öffentlichen Plätzen, der Abend brachte die Illumination der Stadt und die Festvorstellung der „Iphigenie"

Am allgemeinsten, wie begreiflich, feierte Weimar den Gedächtnistag seines unvergeßlichen Mitbürgers. Zwar Frau Ottilie mit ihren Söhnen Walther und Wolfgang hatte gemäß der Spannung, die zwischen der Familie und der Stadt Weimar bestand, vorher den Ort verlassen; aber dieser selbst hatte reichen Schmuck

angelegt, und wenn auch die Illumination am Vorabend verregnete, verlief der eigentliche Festtag desto ungetrübter. Vor dem Goethehause, das gleich den Häusern Schillers, Herders und Wielands besonders ausgeschmückt war, hatte man eine Kopie von Rauchs Goethestatue aufgestellt. Morgens früh legten acht junge Mädchen aus Weimar Kränze in der Fürstengruft an Goethes, Schillers und des Herzogspaares Särgen nieder. Um 11 Uhr fand in dem neuerbauten Teile der Bibliothek eine ernste Feier statt, bei der Hofrat Preller die Rede hielt; später wurde ein Festmahl abgehalten und am Abend im Hoftheater „Tasso“ mit Dessoir als Gast und Liszts gleichnamiger symphonischer Dichtung als Ouverture gegeben. Der nächste Tag brachte außer kleineren Veranstaltungen eine Aufführung des „Jahrmarktsfest von Plundersweilern“ im Park zu Tiefurt, ein Festkonzert unter Liszts Leitung mit der 9. Symphonie als glanzvollem Schlußstück und abends Illumination. Auch hier war eine Ausstellung von Goethe-Reliquien zustande gebracht worden.

Anderwärts scheinen größere Feiern nicht stattgefunden zu haben, außer Theatervorstellungen mit Prologen, wie z. B in München, wo der „Egmont“ auf dem Zettel stand. Kleinere örtliche Feiern wurden in Teplitz, in Wetzlar und anderwärts abgehalten. Im ganzen trug das Fest einen rein akademischen Charakter, und in weitere Volkskreise drang nichts davon. Auch in der Zeitschriften- und Zeitungslitteratur ließ es geringe Spuren zurück: selbst ein Blatt, wie die von Gustav Freytag und Julian Schmidt redigierten „Grenzboten“ brachte zur Feier des Tages nichts weiter, als eine Besprechung von Düntzers Schrift „Zu Goethes Jubelfeier“. Etwas stärker machte sich auf dem Büchermarkt die Beschäftigung mit Goethe geltend: etwa ein Dutzend Schriften dankte dem Säkulartag seine Entstehung. ∞

Die Juni-Nummer des „Augustinusblattes zur Pflege der katholischen Presse“ bringt folgende Mitteilung: „Das berühmte schwedische Schriftstellerpaar Hansson-Marholm ist vor ungefähr einem Jahre zur katholischen Kirche übergetreten. Infolgedessen haben die vielen protestantischen Verleger, Zeitungen &c., welche sich früher um Beiträge von beiden rissen, alle Verbindungen mit ihnen abgebrochen Da die jetzt in München lebenden Konvertiten vermögenslos sind, ist es eine Ehrenpflicht der katholischen Kreise, nicht zuletzt der katholischen Presse, für sie einzutreten. Herr Ola Hansson ist ein feinsinniger Novellist und Essayist, seine Gattin, Frau Laura Marholm, eine gewandte Publizistin über die Frauenfrage und bekannt durch ihr „Buch der Frauen“ und ähnliches. Wir bitten daher die Redaktionen katholischer Blätter und Zeitschriften, welche gediegene Mitarbeiter suchen, sich mit den Genannten in Verbindung zu setzen. Adresse: München, Hotel Deutscher Kaiser.“

Den Beweis für die ungeheuerliche Behauptung, daß „die vielen“ Verleger und Zeitungen, für die das Ehepaar früher gearbeitet hat, „infolge“ des Glaubenswechsels die Verbindung abgebrochen hätten, ist das genannte Blatt mit großer Gründlichkeit schuldig geblieben. — In der „Düna-Zeitung“ — Frau Marholm stammt aus Riga — äußert sich ein Mitarbeiter zu demselben Fall: „Wohl ist mir bekannt, daß ein auf streng evangelischem Boden stehendes Familienblatt auf die ständige Mitarbeiterschaft der Frau Marholm verzichten zu müssen geglaubt hat, jedoch ist das meines Wissens bereits vor dem Uebertritt des Paares zum Katholizismus geschehen.“ Der Grund sei ausschließlich in den schriftstellerischen Produktionen der Frau Marholm selbst gelegen, die mit dem religiös-ethischen Standpunkt des Blattes insbesondere in der Frauenfrage nicht mehr zu vereinen gewesen wären. — Danach darf man wohl mit Basilio fragen: Qui trompe-t-on ici?

* *

Der glänzende Verlauf der düsseldorfer Goethe-Festvorstellungen hat für das klassische Drama und für die Bühne Immermanns insbesondere einen dauernden Gewinn gezeitigt. Alljährlich in der ersten Hälfte des Juli soll nämlich fortan in Düsseldorf eine Festspielwoche veranstaltet werden und in dieser ein Cyklus klassischer Bühnenwerke von auserlesenen Kräften erster deutschen Bühnen, insbesondere des königlichen Schauspielhauses zu Berlin zur Aufführung gelangen. Für 1900 sind bereits Lessing und Kleist, für 1901 Schiller und 1902 Shakspere in Aussicht genommen.

* *

Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten in Leipzig, die auf ein fast dreißigjähriges Bestehen zurückblickt, hat in ihrer letzten Generalversammlung die Auflösung und Liquidation beschlossen. Das nach der Liquidation etwa noch verbleibende Vermögen der Genossenschaft soll zu zwei Dritteln der Schiller-Stiftung in Weimar zufallen, während ein Drittel der Pensionskasse des Allgemeinen Musikerverbandes in Berlin überlassen wird.

* *

Zwei neue dramatische Arbeiten von Marie Eugenie delle Grazie, die sich bisher hauptsächlich als epische Dichterin eines bedeutenden Rufes erfreute, gelangen in der künftigen Spielzeit in Wien zur ersten Aufführung: am Hofburgtheater das Schauspiel „Der Schatten“ (mit Josef Kainz in der tragenden Rolle) und am Deutschen Volkstheater das soziale Drama „Schlagende Wetter“.

* *

Der dritte Band der monumentalen Ausgabe der Werke von Lord Byron, die von Rowland Brothers bei dem Buchhändler John Murray herausgegeben wurden, ist soeben erschienen. Er umfaßt das Tagebuch des Dichters und seine Briefe vom Monat Januar 1814 bis zum Monat November 1816. Diese Periode wurde in der bisher vollständigsten Ausgabe durch 115 Briefe repräsentiert. Die Ausgabe von Rowland Brothers weist deren 233 auf.

* *

Ein französisches Werk über Gottfried Keller („Sa vie et ses œuvres“) von F. Baldensperger erschien soeben im Verlage von Hachette & Co. in Paris (Preis 7,50 Mk.).

* *

Von sonstigen litteraturwissenschaftlichen Neuheiten des Auslandes seien genannt: F. T. Perrens, La Littérature française au XIXe siècle (Paris, Société française d'éditions d'art, M. 3,50); Ridella, Fr.: Una sventura postuma di Giacomo Leopardi (Parma, L. Battei, M. 3,50); Capuana, Luigi: Cronache letterarie (Catania, N. Gianotta, M. 2,50).

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Berger, W. Phantasus. Roman. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 148.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 127 S. M. —,20.

Felden, E. Im Gebirgsdorf und andere Geschichten. Saarburg, G. Morin. 166 S. M. 2,—.

Francke, Th. Murmeleien. Humoristisch-närrisches Kleinzeug. Aachen, M. Jacobis Nachf. gr. 8°. 79 S. M. 1.

Georgy, E. Aus den Memoiren einer berliner Range. Stuttgart, J. Engelhorn. 144 S. M. —,50 (—,75).

Gerard, E. Der Blumen Rache und andere Novellen. München, Rudolf Abt. 159 S. M. —,50 (—75.)

Joachim, J. Der Herrenbauer. Eine schweizerische Dorfgeschichte. Basel, Benno Schwabe. 251 S. M. 3,20 (4,—).

Liliencron, A. v. Getrennt. Ein Roman aus der Jetztzeit. Leipzig, A. Deicherts Nachf.

Ortmann, R. Notwehr. Roman. Berlin, Hugo Steinitz. 167 S. M. 2,50.

Perser, die. Eine übermütige Geschichte aus dem alten Jena v. * * * Breslau, Schles. Buchdruckerei. Schmal 8°. 152 S. M. —,75 (1,—).

Schreckenbach, A. Wendula, die letzte Nonne von Rastenberg. Geschichtlicher Roman. Leipzig, A. Deicherts Nachf. 12°. 254 S. M. 2,50 (3,25).

Schulze-Smidt, B. Inge von Rantum. Eine Sylter Novelle. 5. Auflage. Coblenz, W. Groos. 303 S. M. 3,—.

Theden, D. Im Zick-Zack. Ernste und heitere Geschichten. Breslau, Schles. Buchdruckerei. Schmal 8°. 143 S. M. —,75 (1,—).

Zapp, Arthur. Ehrlos? Roman. Berlin, Hugo Steinitz. 189 S. M. 3,—.

Mikszáth, Koloman. Frühlingstriebe und andere Geschichten. (Humor. Romane und Novellen. Bd. IV). Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 136 S.

Przyborowski, W. Die dunkle Stunde. Roman. Uebersetzt. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 147.) Berlin, Herm. Hillger. 127 S. M. —,20.

b) Lyrisches und Episches.

Becher, K. Traumbilder. Dichtungen. Neuwied, J. H. Heuser. 12°. 47 S. M. 1,— (1,80).

Gutberlet, H. Bunte Saat. Gedichte. Dresden, Oscar Damm. 96 S. M. 1,80.

Jacobowski, Ludwig. Leuchtende Tage. Neue Gedichte. Minden, J. C. C. Bruns. 292 S. M. 4,— (5,50).

Mair, A. Schnaderl fidel! Lustige Gedichte in oberbayrischer Mundart. Regensburg, W. Wunderling. XIII, 96 S. M. 2,— (3,—).

Remy, H. Bilder in Versen. Hagen, Gustav Butz. 12°. 64 S. Geb. in Leinw. 2,—.

Straßburger, E. H. Cyanen und Jasmin. Bamberg, Handelsdruckerei. 89 S. m. Bildn. Geb. in, Leinw. M. 1,60.

c) Dramatisches.

Hammer, E. Savonarola. Trauerspiel. Berlin W. Selbstverlag. gr. 8°. 116 S. M. 4,—.

Krieg, J. J. Bertho von Leipolz. Ein Trauerspiel. Fulda, G. Nehrkorn. 12°. 72 S. M. —,50.

Lyon, Henriette. Sturmwind. 2 Scenen. — Familienglück. Drama in 2 Aufz. Berlin, Verl. des dramaturg. Inst. M. 2,—.

d) Litteraturwissenschaft.

Behmer, Carl August. Laurence Sterne und C. M. Wieland. (Forschungen zur neueren Litteraturgesch. Herausg. von Franz Muncker. Bd. IX). Berlin, A. Duncker. 63 S. M. 1,20.

Hübner, J. Christ-Comoedia. Ein Weihnachtsspiel. Herausg. von F. Brachmann. (Deutsche Litteraturdenkm. des 18. u. 19. Jahrh. Herausg. v. A. Sauer. Nr. 82. Neue Folge Nr. 32). XXVII, 39 S. M. —,60 (—,80).

Kauffmann, Friedr. Goethe. Ein Vortrag. Itzehoe, Theodor Brodersen. 22 S.

Moeller-Bruck, Arthur. Die deutsche Nuance. (Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. 4. Bd.) Berlin, Schuster & Loeffler. 174 S. M. —,50.

Pachaly, P. Die Variation im Heliand und in der altsächsischen Genesis. (Schriften zur german. Philologie. Herausg. v. M. Roediger. 9. Heft). Berlin, Weidmannsche Buchh. gr. 8°. VII, 118 S. M. 4,—.

Faguet, Emile. Flaubert. Paris, Hachette & Cie. 192 p. 2,— frcs.

e) Verschiedenes.

Asmus, R. G. M. de La Roche. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Karlsruhe, J. Lang. gr. 8°. XVI, 162 S. M. 2,50.

Brügelmann, W. 100 Aphorismen. Ein Vademecum für denkende Menschen. Frauenfeld, J. Huber. VII, 94 S. Geb. in Leinw. M. 1,60.

Casport, O. Das Problem über die Ehe vom philosophischen, geschichtlichen und sozialen Gesichtspunkte. Frankf. a. M., J. D. Sauerländer. 126 S. M. 2,—.

Eckart, Rudolf. Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel. Göttingen, Franz Wunder. 145 S.

Frimmel, Dr. Theodor von. Geschichte der wiener Gemäldesammlungen. (Erster Halbband: Einleitung und Geschichte der kaiserlichen Gemäldegallerie). Leipzig, Georg Heinr. Meyer. 683 S. M. 20,— (21,—).

Hartung, Bruno. Konfessionalität und Nationalität. Vortrag. Leipzig, Bernh. Richter. 30 S. M. —,60.

Hilty, Prof. Dr. Glück. III. Teil. Frauenfeld, J. Huber. 283 S. M. 3,—.

Hirt, O. Unterwegs. Bilder von einer Herbstferienfahrt. Luzern, Räber und Cie. 12°. 249 S. M. 2,—.

Jelinek, L. Madonna Sistina. Eine Monographie. Dresden, H. Floessel. gr. 8°. VIII, 116 S. M. 5,—.

Lhotzky, Dr. Heinr. Leben und Wahrheit. Realistische Gedanken aus der Bibel. Leipzig, J. C. Hinrichs. 280 S. M. 3,—.

Maupassant, Guy de. Gedichte. Deutsch von F. Steinitz. 50 S. Geb. M. 1,—; Schönthan, P. v. Humoresken und Skizzen. 75 S. M. —,25; Stifter, Adalbert. Abdias. Der Condor. 2 Erz. 107 S. M. —,50. Halle, Otto Hendel. (Bibl. d. Ges. Litt.).

Niebuhr, Carl. Die Amarna-Zeit. (Der alte Orient. Heft 2). Leipzig, J. C. Hinrichs. 33 S. M. —,60.

Preuß, Wilh. H. Geist und Stoff. Erläuterungen des Verhältnisses zwischen Welt und Mensch. 2. verm. Aufl. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. 302 S. M 4,—.

Rappaport, S. Spinoza und Schopenhauer. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8°. V, 148 S. M. 3,—.

Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 3971, 3972. Etlar, C. Vendetta. Erz. aus Korsika. — Nr. 3978. Beeker, K. van. Großstädtischer Besuch. Eine kleinstädtische Familiengeschichte. — Nr. 3980. Siklósy, J. Radfahrergeschichten.

Schanz, Frieda. Harztagebuch mit Gedichten. Leipzig, C. F. Tiefenbach.

Schleiermacher, Friedrich. Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Zum Hundertjahr-Gedächtnis ihres ersten Erscheinens in ihrer ursprünglichen Gestalt neu herausg. von R. Otto. Mit 2 Bildn Schleiermachers. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. gr. 8°. XII, 182 S. Kart. M. 1,50; geb. M. 1,80.

Stettenheim, J. Der moderne Knigge. Leitfaden durch das Jahr und durch die Gesellschaft. Berlin, A. Hofmann & Co. 2 Bde. Gr. 8°. Je M. 1,50.

Weiß, Dr. Joh. Bapt. v. Weltgeschichte. 4. u. 5. Aufl. 1. Lieferung. Vollständig in 180 Lieferungen zu 85 Pf. Graz, „Styria".

Wernicke, A. Richard Wagner als Erzieher. Ein Wort für das deutsche Haus und für die deutsche Schule. Langensalza, Herm. Beyer und Söhne. IV, 128 S. M. 1,—.

Winckler, Dr. Hugo. Die Völker Vorderasiens. (Der alte Orient. Heft 1). Leipzig, J. C. Hinrichs. 36 S. M. —,60.

Antworten.

Herrn Georg P. in Rheinfelden. Das Buch „Neuland, Menschen und Bücher der modernen Welt" von E. Mensch ist in der That bereits 1892 (im Verlage von Leoy & Müller, Stuttgart) erschienen. Es war der erste interessante Versuch, die modernste Litteratur von allgemeinen Gesichtspunkten aus in ihrer Bedeutung für die Gesamtkultur zu erfassen. Ein zweiter Teil erschien später unter dem Titel „Der neue Kurs".

Herrn Georg J. in Altona. Die einzige umfassende Biographie Ibsens ist die von Henrik Jäger, die zum 60. Geburtstage Ibsens 1888 erschien und seit 1890 auch in deutscher Sprache vorliegt. Gegenwärtig bereitet auch Paul Schlenther für die neue große deutsche Ibsen-Ausgabe eine Biographie des Dichters vor, doch dürfte bis zu deren Erscheinen noch geraume Weile vergehen.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.
Papier von Gebr. Müller, Rochenwangen i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger,
Berlin NW. 52, Calvinstr. 26. — Telephon: II, 2573.
Verlag: F. Fontane & Co.,
Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 23
vom
1. September 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig.
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Spanische Litteraturzustände.

Von Dr. Hans Parlow (Granada).

(Nachdruck verboten.)

Auch in normalen Zeiten und vor allem während der letzten zwanzig Jahre war es möglich, daß man sich in 6—8 wöchiger Arbeit, die durchaus nicht angestrengt zu sein brauchte, durch eigene Lektüre über sämtliche spanische litterarische Neuerscheinungen unterrichten konnte. Denn dieses ist das Land, in dem man nach einem bekannten, in den Dreißigerjahren des Jahrhunderts von Mariana de Larra gebrauchten Wort nicht schreibt, weil nicht gelesen wird, und nicht liest, weil nicht geschrieben wird; ein Wort, das heute noch wie damals seine ganze Berechtigung hat. Es ist mehr denn zwei Jahrhunderte, also seit dem Abschluß des goldenen Zeitalters der spanischen Litteratur, her, daß das spanische Volk von seinen Litteraten nichts verlangt und ohne sie bestehen zu können glaubt; vielleicht weil es aus seiner historischen, aber mit den Zeiten immer monumentaler gewordenen Indolenz heraus schließt, daß Litteraten, wenn sie sich zeigen, doch nur leisten können, was mit dieser Indolenz und mit den in Schlaf versunkenen nationalen Fähigkeiten auf derselben Stufe steht.

Die Litteraten, die heute noch in Spanien Bücher drucken lassen, befriedigen nur die eigene Eitelkeit; weniger thun sie es, weil etwas in ihnen reif geworden ist und aus ihnen heraus will, und am wenigsten, weil irgend jemand es von ihnen verlangt. Die natürliche Folge ist, daß diese weder be- noch gerufenen Litteraten mit ihren Leistungen weit unter der natürlichen Begabung des spanischen Volkes stehen und durch diese Leistungen durchaus nicht ein Bild von jener viel höheren Begabung des Volkes haben geben können. Noch mehr wie anderswo ist es mit Beziehung auf Spanien ein Fehler und Irrtum, die charakteristische und nationale Intelligenz und das Genie in denjenigen Leuten zu suchen oder vielmehr zu erblicken, die schreiben und überhaupt öffentlich thätig sind. Was in Spanien gesprochen wird, ist mehr wert als das, was gedruckt wird; und was verschwiegen wird, steht sowohl über dem Geschriebenen wie über dem Gesprochenen. Zu dem letzteren zähle ich die Reden, die in den Cortes gehalten werden. Sie absorbieren viel dichterisches und schriftstellerisches Talent; ja, man kann behaupten, daß, da es mit dem Buchhandel in Spanien so schlecht steht, die litterarische Begabung eine Zuflucht gefunden hat und zum Ausdruck gelangen kann in den Cortes und ähnlichen Körperschaften, die das in ihnen Gesprochene den breitesten Kreisen vermitteln, gleichwie das schauspielerische Talent der heutigen Spanier — die guten Bühnenschauspieler sind ebenfalls in Spanien ganz und gar ausgestorben — heute ausschließlich in den und durch die spanischen Berufspolitiker, Generale und höheren und verantwortlichen Beamten zum Ausdruck gelangt.

Mit der natürlichen Minderwertigkeit der spanischen Schriftsteller geht Hand in Hand, daß sie das Publikum garnicht kennen und beinahe ausschließlich für sich selber schreiben und für einige Freunde, die ebenso denken wie sie. Eine spanische Wissenschaft existiert heute nicht; das, was mit der Wissenschaft entfernt verwandt ist, ist in den Romanen niedergelegt, in denen die Verfasser mehr das aussprechen, was sie wissen oder gelesen haben, als das, was sie können. Das sind Versuche einer populären oder vulgarisierten Philosophie, aber durchaus nicht die Vereinigungen von Psychologie, Beschreibung, Handlung und gutem Geschmack, alles in richtiger Verteilung, die man von einem Roman verlangt.

Es ist folgerichtig, daß in Anbetracht dieser tiefstehenden und zentrifugalen Leistungen auch der spanische Buchhandel sich eine entsprechende Organisation oder vielmehr Desorganisation gegeben hat. Es bestehen in Barcelona vier bis fünf, im ganzen übrigen Spanien, einschließlich Madrids, zwei bis drei Verlagsbuchhandlungen, von denen indessen nur einige in Barcelona den Namen von solchen verdienen. Zum größeren Teil sind es weiter nichts als Druckereien, die unter dem Namen ihrer Firma das veröffentlichen, was der Autor auf seine Kosten bei ihnen drucken läßt. Und sie lassen alle auf eigene Kosten drucken, auch die namhaftesten, und müssen obenein auch noch die Vertriebskosten und für jedes einzelne verkaufte Exemplar Provisionen an den „Verleger“ bezahlen, die (die Provisionen) von dem Verkaufspreis des Buches abgezogen werden. So ziehen sie es denn vor, um zu den Herstellungskosten des Buches wenigstens nicht noch hohe Summen hinzuzahlen zu müssen, ihre Arbeiten meistens im Selbstverlage erscheinen zu lassen.

Es macht einen Eindruck, der zugleich komisch und deprimierend ist, wenn sie, die sich trotzdem sämtlich für Männer ersten Ranges halten und es zur Zeit wie zur Unzeit durchblicken lassen, mit kindlichem Triumph überall und jedem erzählen, sie hätten ein Exemplar verkauft, und noch eins, und noch eins u. s. w. Der Eindruck ist derselbe, wenn sie einem bei sich zu Hause die an der Wand bis zur Decke aufgestapelte Ausgabe ihres Buches zeigen. Manche haben jemand angenommen, der für Provisionen ihre Bücher vertreibt, und der den Titel eines „Administrators“ führt.

Ganz und gar von Gott verlassen sind die jungen Autoren, die Anfänger. Die können nicht einmal auf eigene Kosten bei den sogenannten Verlagsbuchhandlungen drucken lassen, sondern müssen mit gezählten Ausnahmen im Selbstverlag erscheinen lassen. Falls sie bei einer „Verlagshandlung“ ankommen wollen, stellt ihnen diese die Bedingung, ihre Arbeit erst von einem berühmteren Verfasser durchlesen zu lassen und, wenn die Zensur gut ausgefallen sei, ein Empfehlungsschreiben dieses Autors vorzuweisen; wenn dann endlich auch das Geld eingezahlt sei, dann werde man sehen u. s. w. u. s. w. Wer aber von den „Berühmten“ wird liebenswürdig genug sein, um sich mit dem Entziffern von vielen hundert Seiten Handschrift, die ja außerdem manchmal nicht die leserlichste ist, abzugeben? Wenn man die Spanier im allgemeinen und die Betroffenen im besonderen um eine Erklärung dieser Zustände ersucht, so antworten sie pessimistisch und zugleich resigniert, daß es in Spanien immer so gewesen sei, und daß, wenn die Autoren nicht stets selber die Herstellung ihrer Bücher bezahlt hätten, überhaupt kein einziges Buch in Spanien gedruckt worden wäre.

Den Schwierigkeiten dieser Verhältnisse wird von den Autoren Rechnung getragen, und es werden jene zu überwinden versucht durch Kunstgriffe, die so gewagt und unerlaubt sind, daß sie allein schon darauf hindeuten, daß den Autoren selber die eigene Verantwortlichkeit für diese Zustände gar nicht bekannt ist. Zu diesen Kunstgriffen gehört die höchst seltsame Reklame, besonders die Zeitungsreklame. Echte und rechte Journalisten sind in Spanien nur diejenigen, die ausschließlich über Dinge schreiben, von denen sie nichts verstehen, Menschen, die schreiben und lesen können und sich im übrigen auf ihre reiche Phantasie verlassen. Der spanische Chefredakteur traut weder sich selber noch seinen Untergebenen die Herstellung einer Buchkritik zu, die als ernsthaft und fachmännisch anerkannt werden könnte. So pflegt denn der Autor, der um die Besprechung seines Buches bittet, von dem Redakteur dahin beschieden zu werden, daß er selber die Besprechung niederschreiben möge, wonach man nicht anstehen werde, dieselbe abzudrucken. Das technische Wort für diese Selbstkritiken, die selbstverständlich stets ein Ausdruck von Optimismus und Selbstverherrlichung sind, heißt autobombo, ein Wort, das unübersetzbar ist und den höchsten Grad von Selbstlob bedeutet. Ich habe mich lange Zeit nicht wenig darüber gewundert, in den Redaktionszimmern gewisser großer madrider Zeitungen sehr bekannte Verfasser, von denen ich wußte, daß sie für jene Zeitungen nicht schrieben, dann und wann trotzdem mit Schreiben beschäftigt zu finden, und zwar auf den sogenannten cuartillas, den kleinen Quartblättern, deren sich die spanischen Schriftsteller beinahe ausnahmslos zur Herstellung ihrer Manuskripte bedienen. Der Staar wurde mir endlich gestochen von den Redakteuren selber, die, ohne ein Geheimnis daraus zu machen und sogar ohne zu lächeln, mir erzählten, daß der betreffende Romanzier oder Dramatiker hier an Ort und Stelle seinen eben erschienenen Roman oder sein gestern aufgeführtes Drama zu besprechen erschienen sei. Mein letzter Zweifel schwand, als man mir Manuskripte solcher „Besprechungen“ unter die Augen hielt.

In der Verfolgung des Wegs, den diese Herren nach Schöpfung eines Buches eingeschlagen haben, pflegen sie konsequent zu sein. Es ist unter ihnen jemand, dessen Bücher jeweils unmittelbar nach ihrem Erscheinen auf dem Umschlag „Viertes Tausend“ tragen. Das ist eine Uebertreibung, die, obgleich der sehr bekannte Verfasser nicht aus Andalusien stammt, doch andalusisch genannt zu werden verdient. Ich habe mich in den bedeutenderen spanischen Städten wie Oviedo, Valladolid, Barcelona, Sevilla, Granada und natürlich auch in Madrid je zwei Jahre und länger aufgehalten und weiß, daß nach den ersten fünf der genannten Städte hin nicht ein halbes Dutzend Exemplare der Bücher des berufenen Schriftstellers verkauft wurden; die Summe der in ganz Spanien verkauften Exemplare mag 150 bis 200 betragen.

Von einer gewissen, heute infolge mancher Vorgänge mehr berüchtigten als berühmten Verfasserin ist mir bekannt, daß sie — die Dame ist sehr reich — im Selbstverlage eine Gesamtausgabe ihrer Werke veranstaltete, bevor noch die von der Verlagshandlung von Fernando Fé veröffentlichte erste Ausgabe ihrer Bücher zur Hälfte vergriffen war. Die Eitelkeit dieser Menschen setzt sich keine Dämme. Sie lassen Weib und Kind darben, um mit dem Geld, für das sie Brot hätten kaufen sollen, ein Buch drucken zu lassen; dies Buch, das sie selber bezahlt haben, tragen sie nachher in der Brusttasche von Pontius zu Pilatus, und machen sich und anderen weis, daß dadurch eine alte Epoche überwunden oder eine neue Epoche angebrochen sei, während im Gegenteil durchaus nichts neues angebrochen und nur eine Geldfrage, und diese zum Nachteil der darbenden Familie, überwunden worden ist.

Ich kenne einen madrider Litteraten, der auf dem Tisch seines Empfangszimmers ein prachtvoll ausgestattetes Album liegen hat. Wer es in die Hand nimmt, hofft in ihm eine Galerie von Bildern schöner Frauen oder ähnliches zu finden. Das ist aber nicht der Fall; im Gegenteil: das dicke Velinpapier des Albums ist von oben bis unten mit Zeitungsausschnitten beklebt, in denen von den Werken des Albumbesitzers die Rede ist, und zwar sind es nicht nur längere Rezensionen, sondern auch kurze buchhändlerische Notizen u. dgl. Einen zweiten kenne ich, der Marques ist, und der an derselben Stelle eine Mappe mit eben demselben Inhalt aufgelegt hat, auf deren Deckel mit Goldbuchstaben gedruckt ist „Verdienste und Auszeichnungen Seiner Excellenz des Herrn Marques . . .“ Diese ergötzlichen Erscheinungen werden gefördert, und ihre Komik wird, wenigstens vor den meisten

spanischen Litteraten selber, durch die Ueberzeugung abgeschwächt, daß es in der ganzen Welt so zugehe wie in Spanien, und daß demgemäß ihre Unverfrorenheit den Fremden nicht auffallen könne.

Das zeitlich am weitesten zurückreichende, erlaubteste, beliebteste und nach dem Dafürhalten der spanischen Schriftsteller auch wirkungsvollste Reklamemittel besteht in den Prologen, die die Einleitung zu ihren Büchern bilden. Derjenige Autor, der das Manuskript eines Anfängers durchgearbeitet hat und es für würdig hält, dem Verleger empfohlen zu werden, giebt sich dann und wann dazu her, seine Beurteilung schriftlich niederzulegen, und sie bildet später das Vorwort des neuen Buches. Das will nicht sagen, daß die Berühmteren es nicht ebenfalls für angebracht halten, durch freigebig ausgeteilte gegenseitige Prologe ihre Arbeiten mit Beziehung auf das Lesepublikum wirksamer zu machen. Doppelt reißt nicht, und zwei berühmte Namen öffnen eine größere Bresche als einer allein, besonders dann, wenn der Verfasser des neuen Buches weniger beliebt und der des Prologs beliebter ist. Auch aus anderen Gründen glauben sie diese Prologe nötig zu haben. Da die Gunst, die ihnen das Publikum zuteil werden läßt, nur schwach ist, so ist es natürlich, daß sie, um einen Bissen von dieser Gunst erhaschen zu können, solches nur auf Kosten des guten Rufs ihrer Kollegen erreichen zu können glauben. Nur wenige unter ihnen erkennen an sich die gegenseitige Begabung an; unter den übrigen herrscht ein Haß und eine Mißgunst, eine Verleumdungssucht und ein Streben der Verkleinerung, daß sie in dieser Richtung, aber auch nur in dieser, beinahe so viel leisten, wie die großen Männer ihres goldenen Zeitalters. Der Haß und Neid zwischen Cervantes und Lope, zwischen Lope und Alarcon, zwischen Quevedo und Villamediana ist von den heutigen spanischen Litteraten mit Glück nachgeahmt worden, alles übrige nicht.

In den meisten Fällen können diejenigen, die für berühmt oder kompetent genug gehalten werden, das Werk durch Voransetzung eines Prologs aus ihrer Feder in die Oeffentlichkeit einzuführen, sich der Bitte des unbekannten oder bekannten Buchschreibers nicht entziehen; Pflichten der Höflichkeit, der Freundschaft und mancherlei Beziehungen nötigen sie, den bittern Kelch zu sich zu nehmen und seinen Inhalt, als Prolog kondensiert, wieder von sich zu geben. Diese Pflichten kommen jedoch oftmals in Widerspruch mit ihrer Ueberzeugung, und sie wissen sehr gut, daß sie, wenn sie ein schlechtes Buch durch einen wohlgemeinten Prolog und durch ihre Namensunterschrift vor dem Publikum legitimieren, in Gefahr kommen, sich selber lächerlich zu machen. Sie bedienen sich daher in diesen Prologen manchmal einer so gewundenen und zweideutigen Sprache, daß ein feiner Beobachter das Gegenteil von dem herausliest, was der Buchschreiber von dem Verfasser des Prologs erwartete, und zu dem Schluß kommt, daß es sich in dem Buch um ein Drama handelt, in dem der Verfasser des Prologs der Henker und der des Buchs das Opfer ist.

Ein solcher Henker war Canovas del Castillo, als er in dem Prolog zu Gaspar Muros „Fürstin Eboli“ genau das Gegenteil bewies von dem, was Muro in seinem dickleibigen Buch bis zur Evidenz bewiesen zu haben glaubte. Ein solcher Henker war abermals Canovas, als er in der Vorrede zu den Romanen Juans Valera unter Aufbietung seiner ganzen weltmännischen Feinheit und Höflichkeit und mit Zuhilfenahme des reichen Wörterbuchs der spanischen Sprache dem genannten Romanzier erklärte, daß er Unwahrscheinlichkeiten schreibe, daß er weder das Leben noch die menschliche Seele kenne u. s. w. Ein Henker war Menendez Pelayo, als er in der Vorrede zu den aus dem Französischen ins Spanische übersetzten Versen Heinrich Heines durch José Herrero langes und breites über Heine sprach und seine Betrachtung mit der Erklärung schloß, daß die Uebersetzung Herreros wohl gute Verse enthielte, aber nicht die Verse Heinrich Heines. Als Henker entzückt auch Leopoldo Alas, der in dem Prolog, den er für ein Buch des jungen kubanischen Poeten Bobadilla schreiben mußte, auseinandersetzt, daß die kubanischen und überhaupt die amerikanischen Poeten und Schriftsteller insgesamt talentlose und eingebildete Gecken zu sein pflegen, und dann endlich seine lange beißende Rede mit den harmlosen Worten schließt: „Alles, was ich hier eben gesagt habe, ist natürlich nicht zutreffend für meinen teuren Freund Emilio Bobadilla.“ — In ein und demselben Prolog eigener Henker und zugleich eigenes Opfer zu sein, das allerdings hat nur die Schriftstellerin Emilia Pardo-Bazán fertig gebracht in ihrem Roman „Los Pazos de Ulloa“. In der Vorrede verbreitet sie sich über die vielseitigen Studien, die sie getrieben, und über die unzähligen Bücher, die sie gelesen hat, um durch den nachfolgenden Roman alsbald zu beweisen, daß sie die einen ohne Nutzen getrieben und die andern ohne Nutzen gelesen hat.

Die Salons sind für die Litteraten geöffnet. Aber nicht etwa aus Respekt vor der Litteratur oder vor den speziellen Schöpfungen dieser Litteraten, sondern vielmehr weil sie in Spanien jedem offen stehen. Besondere Hochschätzung oder auch nur Interesse bringt man ihnen nicht entgegen, da man ihre Manipulationen kennt und weiß, daß sie oft das Gegenteil sind von dem, was sie schreiben. Sie werden dem korrumpierten, offiziellen Spanien zugezählt; vom Berufslitteraten glaubt man ohne weiteres, daß er schlechteres nicht sein kann, und läßt die Litteratur nur dann gelten, wenn sie von einem in den Salons bekannten oder gewandten Kavalier als schmückendes Beiwerk seiner eigenen Person gehandhabt wird. Litterarische Salons, deren vornehme Hausherren selber Schriftsteller waren, gab es früher in Madrid 3 bis 4, z. B. den des Marques de las dos Hermanas und den der Gräfin Pardo-Bazan. Diese Salons indessen existieren, wenn ich nicht irre — ich wohne seit Jahren in Granada —, heute nicht mehr. Sie konnten nicht weiter existieren; dazu war der gegenseitige Haß und Streit und die Vorteile oder Nachteile, die jeder von jedem erwartete oder voraussetzte, zu sehr verallgemeinert worden, und, was die letzteren anbetrifft, zu sehr in den Vordergrund getreten. Sie durften auch nicht weiter existieren; was dem Ohr oder Verstand des geistreichen Laien geboten wurde, war zu wenig. Man muß zugegen gewesen sein, wenn die Pseudopoeten ihre Verse vortrugen und schöne begabte Frauen, die der Litteratur wegen gekommen und für dieselbe empfänglich waren, nur durch eigenen Appell an alle Machtmittel ihrer guten Erziehung dazu bewogen werden konnten, still zu sitzen, an sich zu halten und nicht nervös zu werden. Alle Zweige des künstlerischen und geistigen Lebens,

ausgenommen die Malerei und eingeschlossen die Litteratur, stehen in dem heutigen Spanien so tief, daß man für die Zukunft dieser Kulturgebiete beinahe eine Hoffnung haben kann. Das ist kein Paradoxon; denn etwas, das so tief gesunken ist, daß es nicht tiefer sinken kann, muß — es ist die einzige Bewegung, die ihm übrig bleibt — wieder in die Höhe gehen. Wer nichts mehr zu verlieren hat, kann nur noch gewinnen.

In der Litteratur gelten noch immer dieselben Namen, die bereits alt waren, als ich vor 16 Jahren nach Spanien kam. Junge Litteraten, die namhaft sind oder wenigstens den Namen von solchen verdienen, giebt es nicht. Da tauchte im Jahre 1883 Cano mit seinem Drama „Pasionaria“ auf; er hat es geleistet und ist dann wieder untergetaucht. Wahrscheinlich ist die Ursache für sein Untertauchen die Begegnung zwischen der eigenen Indolenz mit der Indolenz des Publikums gewesen. Dieser unheilvollen Begegnung wird vielleicht auch Miguel Maria de Pareja in Granada erliegen, der, ein junger Mann, mit seinen guten novellistischen Schriften eben einen ersten tüchtigen Ansatz genommen hat. Ich traue ihm nicht zu, daß er über diesen ersten Ansatz hinauskommt. Angel Ganivet, auf den ich weiter unten noch kommen werde, ist durch den Tod abgerufen worden; von diesem ist wahrscheinlich, daß der Nordwind — er lebte an der Ostsee — ihm die erforderliche Energie eingeflößt haben würde, um die Hoffnungen, die man an seine hohe Begabung knüpfte, nicht zu enttäuschen.

Die übrigen aber sind, wie bemerkt, noch die Alten, meistens Männer von 60 bis 70 Jahren, die manchmal, wie der Lyriker Balart, erst in diesem vorgerückten Alter dazu gelangten, sich durch Werke dem Publikum zu offenbaren. Für die Lyrik gelten noch immer als Vertreter die Nuñez de Arie, Campoamor, Grilo Balart; für den Roman Perez Galdós, Valera Pereda, Palacio Valdés, Picon; für das Drama die beiden Echegarays, Guimerá, Dicenta, Gaspar und die vor kurzem verstorbenen Feliú y Codina und Tamayo. Dazu kommen einige, die in jedem anderen Lande für Dilettanten gehalten werden würden; ja, auch unter denjenigen, die ich eben mit Namen angeführt habe, sind solche, die man nur bedingungsweise als Sterne anerkennen kann, d. h. man erkennt sie deshalb an, weil, wie die Phrase des französischen Kritikers Conte lautet, der Einäugige im Reich der Blinden König ist.

Ich habe gesagt, daß man in 6 bis 8 Wochen alle Bücher, die in Spanien während eines Jahres erscheinen — und nicht nur belletristisches, sondern überhaupt alles, das in Buchform gedruckt wird —, durch Selbstlektüre sich aneignen kann. Der Krieg mit Nordamerika ist die Veranlassung gewesen, daß jene kurze Zeit auf eine noch kürzere, auf 8 bis 14 Tage, beschränkt werden konnte. Seit dem April des vergangenen Jahres sind in Spanien beinahe keine Bücher gedruckt worden, auch die meisten Koryphäen haben nichts erscheinen lassen, und José Echegaray hat es sogar unterlassen, das übliche Drama zu inszenieren.

Auch Perez Galdós, der bekannteste und erfolgreichste der spanischen Romanziers, hat es trotz der 30 Jahre anerkannter Thätigkeit und der 70 bis 80 Bände, die er während derselben veröffentlicht hat, doch noch nicht so weit gebracht, einen Verleger zu finden, der mit Galdós Büchern Geschäfte macht, oder, wie der Romanzier selber behauptet, dem er vertrauen könnte. Er läßt im Selbstverlag erscheinen. Er ist auch der einzige gewesen, der sich durch Kriegsdrangsal, Gleichgültigkeit des Publikums und alle übrigen traditionellen schlechten Zeiten nicht hat abhalten lassen, im vergangenen Jahr drei Romane zu veröffentlichen, von denen jeder ein abgeschlossenes, wenn auch nicht umfangreiches Ganzes bildet. Trotz des kleinen Palastes, den Galdós sich vor einigen Jahren in Santander baute, zweifelte die öffentliche Meinung daran, daß er dessen Kosten aus dem Ertrage seiner Romane bestritten hat, und schließt vielmehr, daß sein geerbtes Vermögen gar nicht so gering gewesen sein müsse. Was die drei neuen vorjährigen Romane betrifft, so folgert die Meinung, und nicht mit Unrecht, daß er mit den pekuniären Ergebnissen nicht einmal auf die Druckkosten kommen wird, und daß er diese letzten Kinder seiner Muse nur deshalb in die Welt gesetzt hat, um dem Ruf der Fruchtbarkeit treu zu bleiben. Vielleicht hat er auch seine Beschäftigung mit der Thätigkeit, dem Studium und der Gewissenhaftigkeit nicht aufgeben wollen, welcher Dreifalt er, obgleich er Spanier und sogar Afrikaner ist — er stammt von den kanarischen Inseln —, ergeben ist wie kein anderer.

Es liegt bekanntlich in Spanien eine karlistische Erhebung in der Luft, und zwar wird sie nicht nur erst heute vorausgesetzt; man hatte sich schon gestern, schon vor mehr denn einem Jahr auf sie gefaßt gemacht. Da eine karlistische Zukunft heute auch vielen von denjenigen Spaniern, die früher nicht karlistisch waren, nicht unwillkommen ist, so hat Galdós die politische Zeitströmung auch im litterarischen Interesse ausgenutzt und ist in zweien jener oben erwähnten neuesten Romane zu einer Richtung zurückgekehrt, von der man glaubte, daß er sich für immer von ihr abgewendet hätte, nämlich zu der historischen. Seit jenen 20 Bänden „Episodios nacionales“, in deren erster Hälfte er die Erhebung der Spanier gegen Napoleon den Ersten, und in deren zweiter er die bewegte Regierung Ferdinands des Siebenten bis zu dessen Tode schildert, hatte er keinen historischen Roman mehr verfaßt. Der erste der beiden neuen „Episodios“ ist „Zumalacárregui“ betitelt, nach jenem für Krieg und Politik begabten baskischen Parteigänger, der die Sache des ersten Kronprätendenten so energisch, und, falls der Tod ihn nicht vor der Zeit abgerufen hätte, vielleicht mit endgültigem Erfolg zu der seinigen machte. Der Name des Karlistengenerals ist vielleicht nicht mit vollem Recht zum Titel des Buchs gewählt, da er nicht dem Inhalt entspricht; dem Inhalt gemäß müßte es vielmehr heißen „die Abenteuer des Pfarrers Fago“, weil es sich in der Hauptsache um das bewegte Leben und Vorleben eines gleichnamigen aragonesischen Geistlichen handelt, der auf Seiten des Don Carlos an dem Kriege teilnimmt, an militärischem Genie dem General nichts nachgiebt, ja sogar die Ideen desselben vorwegnimmt, und der, frühere Leichtlebigkeiten und Vergehen sühnend, bei der Belagerung von Bilbao umkommt. Der andere historische Roman heißt „Mendizabal“, d. h. er führt als den Titel den Namen eines Politikers, den die Spanier selber für einen Staatsmann halten, und der auf der Seite der Witwe Ferdinands des Siebenten, der Königin-Regentin Maria Christine, die spanischen Angelegenheiten leitete, so daß dieser Roman in der

Hauptsache eine Schilderung von dem Walten der Gegnerinnen enthält, mit denen man jene erste mächtige Karlistenerhebung abzuwehren gedachte. Der dritte Roman, „Der Großvater“ betitelt, ist eine Arbeit, in der, wie in den meisten neueren Romanen Galdós, das psychologische Element das realistische beinahe erdrückt. Ein alter, sehr feudal und altspanisch denkender aragonesischer Graf hat das Unglück gehabt, eine frivole, schöne Irländerin zur Schwiegertochter zu bekommen, von der festgestellt wird, daß sie ihren Gatten betrogen und ein Liebesverhältnis zu einem andern Kavalier unterhalten hat. Sie hat jenen Gatten mit zwei Kindern, zwei Töchtern, beschenkt; der alte Graf indessen, der sich an den Charakter der Dame hält, ist der Ueberzeugung, daß wenigstens eine der beiden Töchter eine Frucht jenes ungesetzlichen Verhältnisses sein muß. Er versucht die Wahrheit zu ergründen, indem er die Entwickelung und die Charaktereigenschaften der beiden Mädchen beobachtet. Die eine ist stolz, vornehm, giebt sich mit dem Großvater ab und erscheint diesem deshalb von echter aristokratischer Rasse, also von seinem eigenen Blut. Die andere läßt sich in Denkweise, Manieren und Umgang gehen und scheint durch dies alles auf ihren minderwertigen Ursprung hinzudeuten. Da kommt das Unglück über den alten Aristokraten: er wird von ungetreuen Verwaltern und Dienern betrogen, ausgeplündert, ruiniert und gerät ins Elend. Seine einzige Hoffnung ist jene vornehme, stolze Enkelin, in deren Charakterzügen er bisher sich selber zu erkennen glaubte; die zweite Enkelin giebt er von vornherein auf. Aber siehe da, die Ergebnisse sind umgekehrt. Die stolze Enkelin verweigert nicht nur die Hülfe, sie zieht sich auch von dem unglücklichen Großvater zurück und schlägt es ihm ab, mit ihm zusammenzuleben und sein Elend zu teilen. Die andere Enkelin indessen, die von ihm früher zurückgesetzt worden war, präsentiert sich, ohne daß er sie gerufen hat, und thut sich unvermutet als die Bessere, Uneigennützigere und Vornehmere kund. Mit dieser Erkenntnis des alten Herrn schließt der Roman.

Er ist insofern eine Offenbarung, als es bisher für feststehend galt, daß Perez Galdós wohl gute Menschen zu schildern vermochte, aber nicht solche, die besser als gut, d. h. vornehm sind. Die Schilderung auch von vornehmen Menschen ist ihm in diesem Roman gelungen. Sie hätte ihm freilich längst gelingen müssen, da es ihm nicht schwer fallen mußte, unter seinen Landsmänninnen, den Spanierinnen, Beispiele zu finden, die jene ideale Vornehmheit besitzen und nach ihren Regeln denken und handeln. Dagegen wird es ihm weniger leicht gewesen sein, innerhalb der spanischen aristokratischen Zeitgenossen ein Vorbild für die altspanische, geschraubte Vornehmheit des alten Großvaters zu finden, der nicht begreifen kann, daß äußere Vornehmheit nicht die Vorbedingung für innere Vornehmheit zu sein braucht. So denkt heute kein Spanier, auch der am meisten aristokratische nicht; dazu sind sie zu demokratisch geworden. Die Persönlichkeit des Großvaters ist ein Anachronismus.

Es ist bekannt, daß seit Beginn der Friedensverhandlungen über Spanien der Ausnahmezustand verhängt ist, die Verfassung unterdrückt wurde und das Land absolut regiert wird. Dazu gehört auch, daß die Zeitungen, bevor sie erscheinen, der Militärbehörde vorgelegt werden müssen und von ihr gehörig zusammengestrichen werden. Wie dabei verfahren wird? Ich habe einen langjährigen Bekannten, den Kapitän P., Adjutanten des Generalkapitäns von Granada, einigemale in die Redaktionen begleitet, um mit ihm die Korrekturbogen der Zeitungen kurz vor deren Erscheinen in Augenschein zu nehmen. „Ob wir das da stehen lassen?“ fragte P. einigemale. „Aber Mann, darüber kann ich doch nicht bestimmen, ich bin doch kein Spanier und erst recht keine Behörde, das geht Dich doch ganz allein an!“ — „Ach was, zwei vernünftige Menschen können eher bestimmen, ob etwas eine Dummheit ist, als einer allein.“ Aber gleichviel, wie die Presse behandelt wird; dadurch daß sie unterdrückt wurde, verliert Spanien nichts. Ich habe sie seit 16 Jahren vor Augen gehabt, und wenn ich sie studierte, kam es mir vor, als wenn Blinde den Sehenden das Sehen beibringen wollten; blind war sie bald mit Absicht, bald ohne solche, aber immer blind, und in diesem Zustand wandelte sie trotz der Zurückgebliebenheit des spanischen Volkes noch an dessen Queue. Sie gehört zum amtlichen Spanien und ist deshalb nicht weniger schuldbeladen. Das bekannte Wort des Herrn von Tadden-Trieglaff, daß er die Preßfreiheit liebe, aber mit einem Galgen für die Zeitungsschreiber daneben, ist in Spanien am Platz und wartet seit vielen Jahrzehnten auf Verwirklichung.

Der Stoffmangel, der infolge ihrer Unterdrückung über die spanische Presse gekommen ist, hat es nach sich gezogen, daß sie sich in letzter Zeit eines Mannes erinnert hat, dem jetzt freilich nicht mehr daran gelegen sein kann, da er kürzlich gestorben ist. Dieser Mann ist Angel Ganivet, ehemals spanischer Berufskonsul in Antwerpen, später in gleicher Eigenschaft in Helsingfors und zuletzt in Riga. Ein noch junger Mann von 32 Jahren und meinem Dafürhalten einer der gescheitesten Spanier, den es jemals gegeben hat, der seine hohe natürliche Begabung noch dazu durch ein umfangreiches wissenschaftliches Material und scharfe persönliche Beobachtung und Vergleichung des eigenen Landes und des Auslandes unterstützte. Es wurde ihm hierzu reichlich Gelegenheit geboten, da er unmittelbar nach Absolvierung der Universität nach den Niederlanden geschickt wurde und er die Niederlande, also den Herd der antispanischen Ueberlieferungen, die dort nicht nachlassen wollen, obgleich Herzog Alba schon seit drei Jahrhunderten tot ist, benutzte, um sich sein Spanien ebenso viele Jahrhunderte rückwärts von außen zu besehen. Das Ergebnis von Begabung, Studium und der zweifachen Beobachtung ist in einem kleinen Buch von nur 200 Seiten, dem „Idearium español“, niedergelegt, das wahrscheinlich das beste ist, was jemals über spanische Politik geschrieben worden ist. Es ist eine Philosophie der spanischen Geschichte, und es wird in ihm ernst und ehrlich geurteilt über die spanische Politik, die schief werden mußte von der Entdeckung Amerikas und von Karl V. an. Das nicht am wenigsten Wertvollste an diesem Buche besteht darin, daß Ganivet, obgleich Andalusier, es in einfacher, schmuckloser Sprache geschrieben hat, die ich unter das klassische Spanisch rechne, das bekanntlich, dank dem Korruptionsbedürfnis der Andalusier, das sich nicht nur an Politik und Verwaltung, sondern auch an der Sprache erprobt hat, beinahe ausgestorben ist.

Dasjenige jedoch, wodurch er auch im europäischen Norden für sich Interesse beanspruchen und erwecken kann, waren seine Pläne für die Zukunft, die leider nur zum Teil zur Wirklichkeit geworden sind. Er war, wie oben gesagt, zuletzt Berufskonsul in Riga, vorher zwei Jahre als solcher in Helsingfors. Er war als Konsul dort ganz überflüssig. Es mutet eigentümlich an, wenn die spanischen Minister des Aeußern in Fällen, in denen von ihnen verlangt wurde, daß sie Ersparnisse machen sollten, regelmäßig versicherten, daß sie, soweit es ihr Ressort anginge, das nicht könnten, da kein Mann und kein Heller zu entbehren sei. Ganivet hat mehreremale seinen Ministern berichtet, daß das sehr gut möglich sei, da seit undenklichen Zeiten kein spanisches Schiff und überhaupt kein Spanier nach der Ostsee gekommen wäre, und daß deshalb die dortigen spanischen Berufskonsulate weiter nichts wie Sinekuren ihrer Inhaber seien. Die Minister bestanden indessen darauf, daß die Konsulate bestehen bleiben sollten.

So beschloß er denn, aus dem Studium jener Küsten eine Lebensaufgabe zu machen. Es war zwischen ihm und mir vereinbart, daß er sich von Jahr zu Jahr nach einem andern Hafen, der Reihe nach nach Riga, Königsberg, Stettin, Lübeck, Kiel, Kopenhagen und Stockholm versetzen lassen, und daß das spätere Ergebnis dieser Studiumstationen ein mehrbändiges Werk sein, das „die Ostseenationen" heißen und von mir später ins Deutsche übersetzt werden sollte. Es ist natürlich nicht fertig geworden; nur ein schönes Buch über Finland und der größere Teil eines zweiten, das „Männer des Nordens" betitelt ist und sich mit der skandinavischen Litteratur, einschließlich der finländischen, beschäftigt, hat vor Ganivets Tode dem Druck übergeben werden können.

Aus diesem Fragment jedoch ist zu ersehen, was das Ganze einst geworden wäre. Jenes ist geschrieben in Ganivets einfachem, gesundem Stil, dem diesmal freilich einige andalusische Witze und Sarkasmen beigegeben sind. Der Andalusier wundert sich weniger über die Eiszapfen, die sich im Winter an seinem Bart bilden, als über die hohe Civilisation, die er in jenen Breiten findet. Ueber diese Civilisation wundert er sich so sehr, daß er nicht ansteht, die Ostsee das Becken einer so einheitlichen und hohen Civilisation zu nennen, wie es dieselbe niemals vorher gegeben hat, mit dem Vorbehalt allerdings, daß die Ostseecivilisation keine Propaganda zu machen verstehe und auf sich selber angewiesen bleibe. „Dieses Land (Finland) ist öde und traurig; aber seine Trauer täuscht den Menschen, so daß er nicht an dieselbe glaubt. Die lachende Sonne ist durch den grauen Himmel verdeckt; aber die Feierlichkeit dieses Himmels ersetzt ihm die Sonne, und die Feierlichkeit und das Schweigen der Schneefelder ersetzt ihm die grünen Fluren." Ganivet hörte in der Universität Helsingfors über spanische Geschichte lesen. Es ärgerte ihn, daß man Philipp II. mit den alten Schlagwörtern „Mörder" und „Teufel des Südens" bezeichnet; aber er gesteht ein, daß nur durch das Fremde, das er eben gehört, das andre, das er auf spanischen Universitäten über Philipp II. gelernt, ein Ganzes geworden sei.

Mir ist es, wenn man die Lokalitäten umkehrt, ähnlich gegangen. Nachdem ich auf drei deutschen Universitäten als Hauptsache das 16. Jahrhundert studiert, habe ich auf den Universitäten von Valladolid, Oviedo, Madrid und Granada dieses Studium wiederholt. Ich bin weit davon entfernt, spanischen Universitätsprofessoren irgend welche Kompetenz, oder ihnen, vom deutschen Standpunkt aus, auch nur den Titel von solchen zuzuerkennen. Das sind Lehrer für die reifere Jugend, in die aber Primaner und Sekundaner eines deutschen Gymnasiums, als über reifere Jugend hinaus, nicht eingeschlossen zu werden brauchen. Dessenungeachtet, wenn sie über Philipp II. sprechen, hört man den spanischen Brustton, der durch die deutsche Wissenschaft nicht ersetzt werden kann. Philipp und seine Spanier waren eins, so sehr eins, wie es früher oder später zwischen Monarch und Volk in Spanien nicht wieder der Fall gewesen ist. Die Ueberzeugung daran, das rückwärts liegende Ideal trägt zu der Echtheit dieses Brusttons bei, so daß er nicht überhört werden darf.

Goethe und unsere Zeit.

(Nachtrag.)

Den Einfluß Goethes auf meine innere Entwickelung darzulegen, würde, wenn ich mich ganz aussprechen sollte, der Umfang eines Ihrer Hefte wohl nicht genügen. So will ich denn nur kurz bekennen, daß ich Goethen mehr als irgend einem Schriftsteller verdanke. Ich halte es für ein unschätzbares nationales Glück, für ein erziehliches Moment allerersten Ranges, daß unser Volk in seinem geistigen Schatz einen allen zugänglichen Klassiker wie Goethe besitzt, der in jeder Phase seines Lebens und seines Schaffens als der echte unverfälschte rein menschliche Mensch sich darstellt, wie ihn Gott, wenn ich so sagen darf, bei der Adamschöpfung sich gedacht hat. Daß in unserer Nation sich tausende und tausende zu diesem hohen und doch so behaglichen Geiste, zu diesem vollkommenen Menschen in ein lebenslanges intimes Verhältnis setzen und es in allen Mußestunden ihres Daseins bis ins hohe Alter pflegen, diese unleugbare Thatsache, die sich hoffentlich auch unter allen Fortschritten der Naturwissenschaften und der Technologie nicht zu verkrümeln braucht, weist dem Deutschen seinen Vorrang unter den Gebildeten aller Völker an. Wie die Griechen sagten, daß niemand ganz unglücklich werden könne, der das Bild des Zeus zu Olympia gesehen habe, so können auch wir darauf vertrauen, daß unser Volk, solang es seinen Goethe pflegt und kennt, niemals in Barbarei und Geschmacklosigkeit versinken wird. Auch andere Völker haben mächtige Geister hervorgebracht, unser eigenes noch manchen vor und nach Goethe; aber wir leben mit keinem so intim, mit keinem so lange zusammen. Da ist bei aller überreichen Begabung nirgend einseitige Belastung, nirgend störende Hypertrophie, alles im wunderbaren Gleichgewicht. Die höchste Hoheit weckt das innigste Vertrauen. Er ist jedem wie ein älterer besserer Bruder. So klingen in allen Altern seine Motive in uns an, so kehrt man nach allen Erfahrungen zu ihm zurück, sicher, immer verstanden, zurechtgewiesen, höher gehoben zu werden.

Nach diesem Bekenntnis wird man begreifen, daß ich nicht sagen kann, welches von Goethes Werken auf mich am stärksten gewirkt hat. Zu Zeiten dies, zu Zeiten jenes. Die beglückende Wirkung ging immer von der Totalität Goethe aus, womit nicht gesagt sein soll, daß ich die meisten Werke, oder auch nur die Hauptwerke für gleichwertig erachtete. Im Gegenteil, es trägt zur Vertraulichkeit bei, daß auch ein Goethe Dinge, wie den „Großkophtha" oder die „Aufgeregten", und zwar mit einem gewissen bewußten Auftrumpfen, begangen hat. Und zu gewissen Stückchen, wie „das Märchen" oder einzelne Szenen im zweiten Teile des Wunderwerkes „Faust" finde ich ganz und gar kein künstlerisches und überhaupt kein Verhältnis. Dafür hatt' ich fast auf allen Reisen wenigstens einen Teil des Faust mit mir, was nicht hinderte, manchmal den „Werther" vor allem andern zu genießen oder nach einer guten Aufführung der „Iphigenie", des „Egmont", selbst des „Clavigo" mich deren beseligendem Eindruck ganz hinzugeben, ohne je die Gedichte, die Sprüche, die Maximen außer Acht zu lassen. Auch in Briefen und Gesprächen fand ich so oft gerade den Goethe, der mir über Alle ging.

Daran mag die Art schuld sein, wie ich zu Goethe kam. Das war ziemlich früh und doch glücklicherweise nicht zu früh, im reifenden und doch noch überaus empfänglichen Alter, wo alle Sinne sich erschließen und man anfängt, selbständig zu denken. In meinem 16. Jahre begann die schöne von Düntzer besorgte neugeordnete Ausgabe der Werke in dreißig Bänden. Ich las sie in Jahren nacheinander, wie sie erschienen. Den „Werther" in einer Nacht ohne Unterbrechung. Bis der nächste Band erschien, hatte ich Zeit, das Gelesene zu wiederholen und zu verdauen. Vor Ueberfütterung schützte mich noch ein anderer dankenswerter Umstand. Ich hatte mit 17 Jahren, leider nur kurze Zeit, einen vernünftigen und anregenden Hauslehrer, der auch meine ersten eigenen Anfänge aus kluger Entfernung beobachtete. Als dieser meines Goethehungers inne ward, sagte er einmal zu mir: Versprechen Sie mir eins in die Hand. Es wird Sie nicht gereuen .... Das wäre? .... Gleichviel, versprechen Sie mirs ... Ich schlug ein ... Versprechen Sie mir, den zweiten Teil des „Faust" und die „Wahlverwandtschaften" nicht früher aufzuschlagen, keine Zeile davon früher zu lesen, als bis Sie Ihren zwanzigsten Geburtstag erreicht haben werden. Ich war überrascht, aber was ich versprochen hatte, hielt ich. Natürlich fiel ich mit dem ersten Tage meines einundzwanzigsten Jahres über das bis dahin Versagte her. Aber ich habe jenes Gebot der Enthaltsamkeit dem weisen Mann mehr als einmal gedankt. Ich habe nicht nur einen größeren Genuß von diesen Werken gewonnen, als sie mir im grünen Alter gewährt hätten; ich brachte damit überhaupt Regel und Ordnung in mein Goethestudium, und Zucht und Ueberlegung steigerten die Freude an seinen unvergleichlichen Werken. Diese Freude hat vorgehalten. Mögen es andere machen wie ich.

Gross-Lichterfelde. **Hans von Hopfen.**

* *

I. Trois œuvres de Goethe m'ont, de façons diverses, plus profondément impressionné que les autres: Faust, Wilhelm Meister et Iphigénie à Tauris.

II. Je n'ai lu Goethe que lorsque je connaissais depuis longtemps les œuvres de Shakspere, de sorte qu'au point de vue de l'orientation romantique de mon esprit il n'a eu sur moi qu'une influence secondaire. Quant à la conception de la vie et de l'univers, ne vivons-nous pas tous, plus ou moins, et souvent sans le savoir, dans l'atmosphère plus humaine, plus limpide, plus apaisée, plus indulgente, que Goethe cria au commencement de ce siècle?

(I. Drei Werke von Goethe haben, jedes in seiner Art, einen stärkeren Einfluß auf mich ausgeübt, als die anderen. Es sind dies „Faust", „Wilhelm Meister" und „Iphigenie".

II. Ich habe Goethe erst kennen gelernt, als ich mit Shaksperes Werken schon lange vertraut war. Goethe ist also in Hinsicht auf die romantische Gestaltung meiner Geisteswelt nur von sekundärem Einfluß auf mich gewesen. Was aber die Welt- und Lebensanschauung betrifft, so leben wir doch wohl alle mehr oder weniger, und oft ohne es zu wissen, in der menschlicheren, klareren, friedlicheren und duldsameren Sphäre, die Goethe zu Anfang des Jahrhunderts herbeisehnte.)

Gruchet-St. Siméon. **Maurice Maeterlinck.**

* *

Wenn ich auf die bekannte „wüste Insel" nur ein Buch mitnehmen dürfte, und dabei wäre Luthers deutsche Bibel ausgeschlossen, so entschiede ich mich für den „Faust".

Innichen (Tirol.) **Georg Freiherr von Ompteda.**

* *

I. Faust. I. Teil.

II. Goethe hat mich die schwere Kunst gelehrt, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören. Er hat mir das Vertrauen auf meine Sinne gegeben. Er zeigte mir, daß die Sprache auch für den heutigen Kulturmenschen nicht ein Haufen abgegriffener Scheidemünzen zu sein braucht, daß vielmehr noch heute jedes Wort, in seinem ursprünglichen Sinn erfaßt und an die richtige Stelle gerückt, ein Bild des Dinges ist, das es benennen will. Mit einem Wort: Goethe hat mir begreiflich gemacht, daß alle Dichtung Sprachschöpfung im tiefsten Sinne des Wortes ist, daß Dichten nichts anderes heißt, als den Dingen Namen geben. Aber Goethe war mir nicht nur Wegweiser und Pfadfinder in Sachen der Kunst, sondern auch unfreiwilliger Warner vor allerlei Verirrungen und Abwegen. Ist er doch selbst ein Beispiel dafür, daß auch der Größte unter uns, der seine Zeit völlig überwunden zu haben glaubt, nur zu leicht von den zeitgenössischen Schulmeinungen (man denke nur an Winckelmann und den Pseudo-Klassizismus, das gefälschte und mißverstandene Griechentum in der Kunst!) umstrickt wird, und daß auch der freieste Geist bisweilen den sozialen und gesellschaftlichen Vorurteilen seines Jahrhunderts sein Opfer bringt (man denke nur an die uns geradezu komisch berührende Ehrfurcht, die der frankfurter Patriziersohn allem, was

Adel und Fürst heißt, entgegenbringt — wohl das beste Kennzeichen für den Tiefstand der deutschen Bourgeoisie zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts!). Im übrigen wüßte ich Einflüsse Goethes auf meine Weltanschauung ꝛc., deren ich bewußt geworden wäre, keine mehr zu nennen. Aber was will das besagen? Goethe ist unser aller, die wir für deutsche Art und Kunst eintreten, lebendigste Vergangenheit und — Gegenwart. Denn jeder von uns trägt, bewußt oder unbewußt, ein Stück Goethe mit sich herum. Goethe — nicht der alte Olympier von Weimar mit der winckelmannschen Brille, wohl aber der straßburger Student — wird erst wieder lebendig werden, wenn sich das, was wir hoffen und ersehnen, in voller Herrlichkeit erfüllen wird. Wenn die junge deutsche Dichtung ihren Ostermorgen feiert, wird der Gewaltige, den die Goethephilologen glücklich einbalsamiert und begraben haben, von den Toten auferstehen — der Lebendige mit den Lebendigen.

München. **Edgar Steiger.**

I. Faust I.

II. Ja, ganz entschieden und zwar seit meinem 12. Lebensjahre. Universelle Interessen, gesunder Realismus und schönes Menschentum im klassischen Sinne waren auch in meinem Elternhause lebendig, und so traf mich die frühe Lektüre des jungen Goethe wohl vorbereitet zu begieriger Hingabe an seinen Einfluß, der bis heute der stärkste geblieben ist, den ich erfahren habe. Die Abweisung unfruchtbarer Spekulation, die unbefangene Betrachtung der gesamten Erscheinungswelt auf Grund der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, der Ausbau des sittlichen Bewußtseins allein auf dem Grunde eigener innerer Erfahrung und endlich ein dankbarfroher Schönheitskultus, das sind die guten Dinge, die ich Goethen zu verdanken glaube. Dem klassischen Goethe stehe ich künstlerisch fremd gegenüber, der Tasso ist mir wegen seiner Tendenz sogar zuwider.

München. **Ernst Freiherr von Wolzogen.**

Charakteristiken

Ein berliner Romancier.

Von **Karl Bienenstein** (St. Leonhard).

(Nachdruck verboten.)

Seit Berlin zum Range einer Reichshaupt- und Weltstadt emporgestiegen ist, verfolgt es die Tendenz, nicht nur in politischer und und wirtschaftlicher Hinsicht tonangebend zu sein, sondern auch auf den rein geistigen Gebieten der Litteratur und Kunst. Es hat sich in allem und jedem das besiegte Paris zum Muster genommen, und wie dieses stolz sagen kann: „Paris ist Frankreich“, so will die neue Weltstadt an der Spree sagen können: „Berlin ist Deutschland“. Hat aber Berlin sein Ziel schon erreicht? Nein. Wird es sein Ziel erreichen? Kaum. Denn immer stärker und stärker regt sich die Eifersucht der Süddeutschen, und namentlich München will sich um jeden Preis seinen Ruf als erste Kunststadt Deutschlands erhalten.

Es läßt sich aber nicht leugnen, daß Berlin wenigstens in litterarischer Beziehung jede andere deutsche Stadt überflügelt hat, und zwar dadurch, daß gerade hier die neue Richtung unserer Litteratur ihren größten Anhang fand. Das hatte allerdings seine ganz natürlichen Gründe. Die rasche Entwickelung der Stadt brachte auch eine rasche Entwickelung jener Gegensätze mit sich, die das moderne Leben charakterisieren. Wie mit einem Zauberschlage eröffnete sich Berlin als Tummelplatz für die verschiedensten Interessen. Wirtschaftlicher Unternehmungsgeist, politisches Streben fanden hier, wie nirgends, Aussicht auf Erfolg, physische Arbeitskraft konnte auf den höchsten Kaufpreis hoffen, und dazu kamen noch die vielen problematischen Existenzen, die zum Bilde einer modernen Großstadt gehören. Sie alle trugen dazu bei, das gesellschaftliche Leben von Grund aus zu verändern und mit neuen Anschauungen einer neuen Lebensweise zum Siege zu verhelfen. Je mehr sich aber der Weltstadtcharakter Berlins entwickelte, desto schärfer traten auch die Gegensätze hervor, die Gegensätze zwischen Arm und Reich, Hoch und Nieder, und desto öfter platzten dieselben auf einander.

Wer also mit offenen Augen das neue Getriebe um sich beobachtete, der fand eine Unsumme von Interessantem, eine Unzahl von Lebenserscheinungen, die den dichterisch Veranlagten zur Darstellung drängten, und er fand zugleich jenen historischen Hintergrund, der das zeitlich und lokal beschränkte Lebensbild in Ewigkeitsperspektiven ausmünden läßt. Es war nun ganz selbstverständlich, daß man zu dem neuen Wein auch neue Schläuche suchte, und es war des weiteren ganz natürlich, daß man seine Augen dorthin richtete, wo eine ähnliche Entwickelung schon vor sich gegangen war, nach Paris. So kamen Zola und sein Prinzip nach Deutschland.

Von dem Meister der Rougon-Macquart wird erzählt, daß er, als er noch der große Unbekannte war, häufig von seinem Kämmerchen im hohen Olymp einer Mietskaserne auf das Dach kletterte, um beim Anblicke der Riesenstadt sich selbst das Wort zu geben, dieses Paris für sich, d. h. für seine Kunst, zu erobern. Diese Anekdote charakterisiert Zola besser, als mancher litterar-psychologische Sermon, da sie auf seine Eigenart hinweist, alles von hohen Gesichtspunkten zu betrachten, das wimmelnde Leben von hoher Warte aus zu überblicken und zu meistern. Aber es giebt noch einen anderen Weg, der zu demselben Ziele führt, und das ist der, sich in den Strudel hineinzustürzen, ihm auf allen seinen Haupt- und Nebenwegen zu folgen und mit durstigen Sinnen seine Mannigfaltigkeit einzusaugen. Beide Arten sind gleichartig und führen zu dem gleichen Resultate, wenn die Kraft der Synthese in dem einem Falle der der Analyse im andern die Wage hält.

Es hat Berlin nicht an Schriftstellern gefehlt, die die moderne Weltstadt zur Unterlage für ihre Romankompositionen verwendeten. Sie stürzten sich in das Getriebe und fanden, „daß die Wirklichkeit erstaunlicher, lebendiger und interessanter ist, als was ihre eigene Phantasie ersinnen könnte“. So sagt H. Mielke in seiner „Geschichte des deutschen Romans“ und nennt diese Art der Wirklichkeitsschilderung den feuilletonistischen Realismus. Von

den Vertretern dieser Richtung sagt er weiter: „Ihre Kraft ist das Auge, das Gedächtnis und bisweilen auch der Bleistift des Notizbuches.“

Auch bei Theophil **Zolling** trifft dies zu. In seinen bisher erschienenen fünf Romanen*) hat er die mannigfachsten Kreise Berlins in den Bereich seiner Darstellung gezogen und neben ihnen noch eine so große Anzahl mit ihnen zusammenhängender Typen geschildert, daß man glauben mag, er hätte das Thema: Berlin ganz und gar erschöpft. Nur wenn man genauer zusieht, bemerkt man, daß noch eine große Gesellschaftsklasse fehlt, die uninteressanteste, weil in ihren Anschauungen beschränkteste, in ihren Verhältnissen monotonste, das ehrsame Spießbürgertum, das noch dazu auch sehr wenig zu-



Theophil Zolling.

gänglich ist und der Beobachtung die größten Hindernisse entgegensetzt. Um diese in ewigen Alltagsgeleisen forttrottende Masse einem großen Publikum interessant zu machen, dazu gehört etwas, was Zolling besonders in seinen ersten Romanen ziemlich vernachlässigt, nämlich eine sorgfältig ausgesponnene Fabel, der sich die Figuren unterordnen. Seine Schaffensart ist das direkte Gegenteil. Er nimmt das Leben, wie er es findet, er dichtet wenig dazu, seine Gruppierung ist eine ganz natürliche, und die Handlung in seinen Romanen ist derart, daß sie dem gewöhnlichen Verlauf der Wirklichkeit am nächsten kommt. Man findet in Zollings Werken nichts, was einen unmöglich oder auch nur gemacht dünkt, es ist alles so selbstverständlich wie das Leben, das wir tagtäglich beobachten können. Wem wäre es möglich, den leitenden Gedanken in dem Leben einer bestimmten Gesellschaftsklasse oder Familie in einem bestimmten Zeitraum herauszufinden? Da ist nur eine verwirrende Menge von Geschehnissen, die den Beobachter täuschen und beirren. So ist es auch in Zollings Romanen. Sollte man ihren Inhalt in ein paar Worten angeben, so käme man in die größte Verlegenheit, denn sie haben eigentlich keine Handlung, und das Motiv ist mit wenigen Worten im Titel selbst präzise angegeben. Zolling hat mit der althergebrachten Romankomposition gebrochen. Es findet sich bei ihm weder eine bestimmte Handlung, die in epischem Kontakte fortläuft, noch eine Charakterentwickelung zum bestimmten Zweck, sondern seine Romane setzen sich zusammen aus einer mehr oder minder großen Zahl ungemein scharf beobachteter Genrebilder, die nur von dem schwachen Faden einer Fabel und durch ihre Tendenz, die meist einen satirischen Beisatz hat, zusammengehalten werden.

*) **Der Klatsch.** (2. Auflg. Leipzig, H. Haessel.) „**Frau Minne**“. (3. Auflg. ebd.) „**Koulissengeister**“. (3. Auflg. ebd.) „**Die Million**“. (4. Auflg. Berlin, Verlag der Gegenwart.) „**Bismarcks Nachfolger**“. (2. Auflg. ebd.)

In seinem ersten Romane „**Klatsch**“ führt uns Zolling in die „Gesellschaft“, und der Titel sagt vorher, von welcher Seite er sie zeigen will. Er stellt den Klatsch in allen seinen Schattierungen dar, als politischen Klatsch, wo er Parteizwecke verfolgt, als gesellschaftlichen, wie er sich der Geheimnisse des Nächsten bemächtigt, diese für seine Zwecke verdreht und ausschlachtet und das Leben des Salons beherrscht, ebenso wie das der Taglöhnerwohnung und sogar seine eigenen großen und kleinen Journale hat. Und nachdem Zolling in wechselnden Bildern sein Thema erschöpft hat und seinem Spott die Zügel hat schießen lassen, bricht zum Schluß breit und mächtig sein subjektives Empfinden hervor, das er einer seiner Romangestalten in den Mund legt, um den Leser darüber zu täuschen, daß er dabei aus seiner Rolle des objektiven Beobachtens fällt.

„O Klatsch“, ruft er aus, „verderblichste Blüte der Kleinstädterei, wie kommst du in die Weltstadt? Bist du noch eine Tradition von der Gänseweide des wendischen Fischerdorfes, oder ein Ueberbleibsel der bescheidenen königlichen Residenz und ihrer Langeweile, oder haben dich die Zugezogenen aus der Provinz gebracht mit ihrem Hausrat, ihren kleinlichen Gesichtspunkten, ihrem Dialekt, ihren Vetterschaften und Fraubasereien? Bist du ein Erbteil des Philisters, der dem Deutschen im Blut steckt, oder ein Sport des nüchternen berliner Geistes, der seinen Witz an nichts besserem zu üben weiß? Rings um uns her sehen und hören wir das machtvolle Treiben der Millionenstadt; hier wird der Friede der Welt vermittelt, Politik gemacht und Geschichte, vom Tritt unseres Volksheeres zittert die Erde. Die Paläste wachsen aus dem unfruchtbaren märkischen Sand; es bildet sich ein Mittelpunkt für das geistige und künstlerische Blühen der Nation, die den Gipfel des geschichtlichen Lebens erklomm; alles strebt ins Große und zum Lichte: aber unsere Zivilisation ist noch nicht Kultur geworden, und die Gesellschaft bleibt klein, niedrig und gemein.“

Nachdem sich Zolling so mit der Gesellschaft und einer ihrer widrigsten Ausgeburten abgefunden hat, wendet er sich in seinem Romane „**Frau Minne**“ einem andern Kreise des großstädtischen Lebens zu, der Künstlerschaft. Rein litterarisch genommen, zeigt schon dieser Roman einen bedeutenden Fortschritt gegen seinen Vorgänger. Während jener mehr als einmal in seine einzelnen Momentbilder auseinanderzufallen droht, zeigt „Frau Minne“ ein festeres Gefüge und vor allem auch in scharf be-

tontes ethisches Motiv, nämlich: die Liebe als Sporn und Hemmnis in der Entwickelung des Künstlers. Man wird unwillkürlich an die Verse Dehmels erinnert, die er seinem Versbuch „Aber die Liebe“ vorangestellt hat:

Jedweder Nachen,
Drin Sehnsucht singt,
Ist auch der Rachen,
Der sie verschlingt.

Kunst und Liebe sind zwei solcher „Nachen“, in die die Menschheit all ihre Sehnsucht ladet, und wenn sie sich vereinigen, führen sie den Menschen dem Höchsten entgegen. Das ist bei dem Helden des Romans der Fall, der durch die Liebe einer geistreichen Frau in seiner Kunst im selben Maße gefördert wird, als sein Lehrer durch das Weib zum Dutzendmaler herabsinkt. Der Schwerpunkt des Romans liegt aber nicht so sehr in diesen Einzelschicksalen, als in der hellscharfen Beleuchtung der berliner Kunstverhältnisse. Dem ernsthaft strebenden Künstler werden der „Kitschmaler“ und der Dilettant gegenüber gestellt, mit bitterer Satire wird der Kunstkritik und des ausbeuterischen Kunsthandels gedacht. Auch über die Akademien, diese „Kunstbrütöfen“, fällt manches scharfe Wort. „Es werden“, so heißt es da, „staatsmäßig Künstler gezüchtet, und wenn sie die Anfangsgründe ihres Handwerks wissen, läßt er (der Staat) sie laufen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, höchstens, daß er einen oder den anderen zum Professor ernennt.“ Nicht besser geht es mit den Ausstellungen, denen nachgesagt wird, daß sie das Publikum nur abstumpfen und geringen Wert für die Kunst haben, da ja der Augenschein zeigt, daß das Originelle, Große hängen bleibt und die Dutzendware gekauft wird. Auch die Verquickung der Ausstellungen mit Wirtschaftsbetrieb, elektrischer Beleuchtung, Musik und Lotterie wird einer vernichtenden Kritik unterzogen. Kurzum, der Roman giebt nicht nur ein getreues Bild der Künstlerschaft selbst, sondern auch der in ihr herrschenden Anschauungen und aller jener Kreise, die mit dem Künstlertum zusammenhängen, Kunstkritik, Kunsthandel, Mäcenatentum und Publikum.

Zolling verlangt von seinen Lesern ein doppeltes Interesse; eines an der Dichtung als solcher, dann aber, und er scheint dieses zu bevorzugen, eines an dem Milieu, dem er mit den einfachsten Mitteln den berliner Lokalton zu verleihen weiß. Diese Forderung des doppelten Interesses stellt er auch in dem nächsten Romane, „Coulissengeister“, in dem er um die Schicksale einer zur Bühne gegangenen österreichischen Komtesse seine Schilderungen aus der Theaterwelt gruppiert. Wenn sie aber hier leichter zu erfüllen ist, so liegt es daran, daß es Zolling gelungen ist, die Entwicklung des im Mittelpunkte stehenden Frauencharakters in engsten Kontakt zu bringen mit der Darstellung des Theaterlebens, und der Schluß geht wirklich aus der Macht der Verhältnisse hervor, was bei den übrigen Romanen nicht der Fall ist. Denn der Künstler in „Frau Minne“ geht thatsächlich nicht an den Kunstverhältnissen zugrunde, sondern an einem mit diesen gar nicht zusammenhängenden Duell, der Held in „Die Million“ fällt einem Spekulanten zum Opfer, und in „Bismarcks Nachfolger“ beendet der Abgeordnete seine Laufbahn als solcher wieder durch ein Duell. Doch ist auch in den „Coulissengeistern“ das Milieu nicht zu kurz gekommen. Was zum Theater gehört, ist alles vertreten: die Theaterschule, die Ränkesucht der Kollegen, die Claque und Gegenclaque, die Kritik, das Agententum, die Verhältnisse der Künstlerinnen und alles, was einen wirklichen Künstler zugrunde richten und ihm den Idealismus und die Begeisterung für seinen Beruf rauben kann.

Mit dem Roman „Die Million“ wandte sich Zolling den wirtschaftlichen Kreisen zu, der Hochfinanz, der er das Proletariat entgegenstellt. Wie wird die Million gewonnen? Diese Frage ist die Grundlage des Buches. Der eine gewinnt sie durch Spekulation auf der Börse, oft durch sehr anrüchige Mittel, der andere durch redliche Arbeit. Zolling muß sehr eingehende Studien zu diesem Buche gemacht haben, denn von der glänzenden Darstellung der Börse bis zur detaillierten Schilderung der Spinntechnik ist alles von erstaunlicher Naturtreue. Auf der einen Seite das Unternehmertum, auf der anderen die Arbeiter, der Kampf dieser Faktoren gegeneinander, das gab einen wirklichen sozialen Roman, der sich nicht begnügt, die soziale Frage bloß anzuschneiden, sondern auch auf ihre Lösung hinzudeuten. Und wie? „Der Arbeiter wird der Pestluft städtischer Proletarierkreise entrückt, indem die Fabriken auf das Land verlegt werden und ihm die Möglichkeit geboten wird, eine eigene kleine Wirtschaft zu führen. Sie (die Arbeiter) haben ihr gutes Auskommen, und jeder ein eigenes Häuschen und Feld. Im Sommer, wenn die Fabriksarbeit knapp ist, bestellen sie ihre Aecker, und im Winter, Frühling und Herbst stehen sie gern wieder vor den sausenden Spinnstühlen. Keiner verkommt mehr in der Branntweinschenke, sie leben in ihrer Familie am eigenen Herd, und weil sie Grundeigentümer sind und am Gewinne teilhaben, so verlachen sie die Lehren des Sozialismus.“ Gewiß ein gutes Mittel, wenn der Sozialismus nichts weiter als eine Magenfrage wäre.

Daß er dies indessen nicht ist, hat Zolling selber bald erkannt und stellt daher in seinem letzten Romane „Bismarcks Nachfolger“ der organisierten Sozialdemokratie das Proletariat entgegen, das nur Brot verlangt. Ein heißer Zorn steigt in ihm auf, bei dem Gedanken, daß sich die Sozialdemokratie jene Partei nennt, die für das Volk kämpft und doch eine schroff ablehnende Haltung gegen alle zeigt, die zu arm sind, um sich ihr anschließen zu können. Zolling stellt die Sozialdemokratie nur aus jenen Elementen zusammen, die eigentlich keinen Grund zur Unzufriedenheit haben, aus den besser bezahlten Arbeitern. Ob das überall seine Richtigkeit hat, mag hier ununtersucht bleiben. Jedenfalls steckt ein Wahrheitskern in dieser Anschauung, und man wird an Carlyle erinnert, der sagt, daß nicht das am tiefsten stehende Volk, das nur dem vegetativen Triebe nachgeht, zu fürchten sei, sondern jenes, das sich schon aus diesem Zustande erhoben, und besseres kennen gelernt hat. „Ganz gewiß“, meint Zolling, „die satte Sozialdemokratie wird noch einmal vom Hungerproletariat verschlungen werden.“ — Das ganze Buch ist ein flammender Protest gegen die Parteiwirtschaft, die für das große Ganze nichts leiste. Bismarck ist gegangen, und der Reichstag ist die unbequeme und gehaßte Autorität, deren zielbewußter Kraft er sich beugen mußte, los. Aber was nun? Mit furchtbarem Hohn schildert Zolling die Hohlheit und das

nichtige Treiben des Parlaments, seine kleinlichen Gesichtspunkte, seine Parteiwirtschaft, das Strebertum und die Klatschsucht. Er, der seinen Bismarck als idealen Typus eines Politikers vergöttert, findet es nur zu erklärlich, daß einen Abgeordneten, der seinen Beruf von der idealen Seite auffaßt, schließlich der Ekel überwältigt. Das Kapitel, in dem einige Abgeordnete vor einem fast unbesetzten Hause ihre zwecklosen und nichtssagenden Reden halten, während draußen eine gewaltige Bewegung tobt und der aufständische Mob sogar der Person des Kaisers die schuldige Achtung versagt, ist zu ernst, um noch für eine Satire zu taugen. Es entlädt sich darin der große Zorn des seinem Volke und seinem Kaiser ergebenen Mannes, der sehen muß, wie das mit dem Blute Tausender erkaufte Reich und dessen Wohl von der Selbstsucht verkauft und verraten werden.

Zolling besitzt einen scharfen, ätzenden Geist, der lebhaft auf alles Faule im staatlichen und gesellschaftlichen Leben reagiert. Deshalb sind auch in seinen Romanen die Charaktere mit einem moralischen Manko in der Ueberzahl, und er zeichnet sie nicht nur dem Leben nach, sondern überträgt sie manchmal direkt aus der Wirklichkeit in seine Dichtung, daß wir die Originale genau zu kennen glauben. „Bismarcks Nachfolger“ ist in diesem Sinne ein echter „Modellroman“. Doch hat Zolling die Erkenntnis, daß das Schlechte das Gute überwiegt, nicht zum Pessimisten machen können. Er glaubt an die Tugend und stellt darum in den Mittelpunkt seiner Romane stets eine Person, die aus dem Geiste der Wahrheit und Liebe heraus handelt. Und da für solche Naturen kein Platz ist in den Wirren des großen Lebens, so läßt er sie stets zu einfachen Verhältnissen zurückkehren. Die Theaterkomtesse wird stille Schloßherrin, der Besitzer der großstädtischen Spinnfabrik wird Leiter einer auf fast patriarchalischen Verhältnissen gegründeten Fabrik auf dem Lande, und der Abgeordnete Hornung wird künftig nur in kleinem Kreise für sein Volk wirken. Das ist wohl garnicht modern, aber gesund, und Zolling liebt nur das Gesunde. Daß er dies in seinem Berlin so selten findet, macht ihn eben so bitter. Denn er liebt Berlin. Aus jedem seiner Bücher liest man es heraus, wie er sich an dem Glanze der aufstrebenden jungen Weltstadt sonnt und mit Entzücken von all der Schönheit erzählt, die sie einschließt. Mit Stolz blickt er auf die Paläste hin, die dem märkischen Sand entwuchsen, auf den großartigen Aufschwung im geistigen und wirtschaftlichen Leben, auf die großen Männer, die nicht nur das Geschick Berlins, sondern das der gesamten deutschen Nation, ja der Welt bestimmten, auf Bismarck, Moltke und den jungen Kaiser. Aber weil er Berlin liebt, darum will er es auch rein von aller Fäulnis sehen, und darum greift er zur Zuchtrute des Hohns und der Satire und vor allem zu der der Wahrheit, vor der keine Lüge bestehen kann.

Unter den Sittenschilderern Berlins gebührt Zolling unbestreitbar ein erster Rang und ein Platz neben den Männern, die die Geschichte und Kulturgeschichte der deutschen Reichshauptstadt schrieben und noch schreiben werden.

Adolf Pichler.

Von **Heinrich Glücksmann** (Wien).

(Nachdruck verboten.)

„Jung ist nur der Werdende, —
Auch mit weißen Haaren!
Wer in seiner Zeit erstarrt
Mag zur Grube fahren.“
Adolf Pichler („Spätfrüchte“).

Die Litteratur- und Kunstgesellschaft Pan zu Innsbruck, in der der Geist der Moderne weht und frische Kräfte sich regen im Drange, neue Pfade zu finden, zu bahnen und zu wandeln, hat schon im Frühling dieses Jahres alle „deutschen Volksgenossen, Landsleute und Tiroler“ in begeistert-begeisternden Worten aufgefordert, den achtzigsten Geburtstag Adolf Pichlers als Herzensfesttag zu begehen. Wie eine Hymne lesen sich die ersten Sätze dieses mehr schwungvollen, als stilistisch schönen Aufrufes, darin Rekruten der Litteratur deren ältesten Veteranen preisen. „Der letzte typische Vertreter des guten, echten Alttirolertums, dessen Scheitel noch die Sonne des aufgehenden Jahrhunderts geküßt, ein Mann, der wie kein zweiter die Traditionen der zweiten Heldenzeit unseres Volkes mit den Errungenschaften modernsten Fühlens und Denkens in sich harmonisch vereinigt, zugleich ein Alter und ein Neuer, immer aber ein Bild und eine Verkörperung urwüchsiger Gesundheit und Kraft, . . . der wie kein zweiter beitrug zur Ehrung tirolischen Namens und tirolischer Sitte, der mit wuchtiger Faust an die starren Felsen und Schroffen unseres Landes schlug und sie zum Klingen gebracht, der die eisumpanzerten Wallthore der abgesperrten Grenze auseinanderriß und hinaustrat, ein Sänger und ein Held, ein begeisterter Apostel seiner Heimat, in das große allgermanische Land, mit feuriger Zunge, in Vers und Prosa Liebe werbend für uns, sein Volk und dessen Kultur, wie sie sich im lauten Thal und auf weltabgeschiedener Höhe durchaus eigenartig und selbständig entwickelt, unser Adolf Pichler, der die seit den Tagen des Wolkensteiners versunkene Leyer wieder hervorzog aus Blut und Kot und ihr ein Erster und Meister zugleich Töne entlockte, wie sie seit Walther von der Vogelweide nimmer gehört . . . .!“ In dieser, fast unangenehm deklamatorischen Tonart stellt uns der Nachwuchs auf dem tiroler Parnaß seinen Wegweiser, Vorschreiter und Altmeister vor, und diese Jugend läßt es sich nicht genug sein an Worten, ihre Liebe und Verehrung zu bekunden, sie bringt dem Achtzigjährigen auch in einem „Modernen Musenalmanach aus den tiroler Bergen“ (Georg Heinrich Meyer, Leipzig, 1899) eine Festgabe, die darthun soll, daß die dichterische Jugend Tirols in den Spuren des Veteranen wandelt, der noch lange kein Invalide ist, der vielmehr, wie es in der Zueignung mit verwandtem Anklang an den vorzitierten Aufruf heißt, „in jugendlicher Geistesfrische aus alttirolischen Traditionen hineinreicht in die neue moderne Zeit, wie ein knorriger, festwurzeliger Eichstamm seine letzten Zweige und Sprossen in den lichten blauen Aether streckt“.

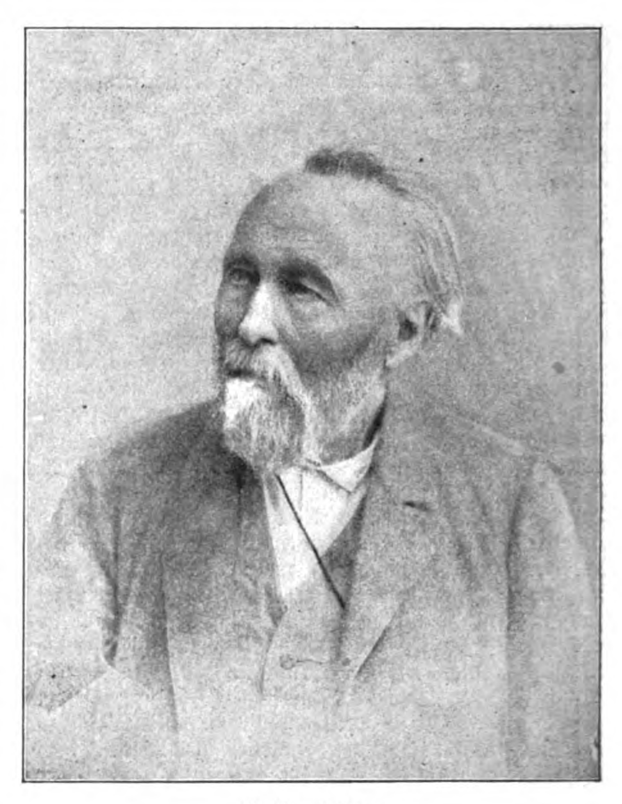
Es ist eine seltene Erscheinung, dieses liebeglühende Verhältnis der Jungen, der Werdenden zu einem Greise, der als historische Gestalt auf sein Lebenswerk niederschaut. In der Kunst gilt für gewöhnlich das physikalische Gesetz von der Anziehung der entgegengesetzten Pole nicht, und

Jung und Alt stehen sich zumeist als Feinde gegenüber, ohne Verständnis für einander, ohne Brücke zu einander und ohne jede Neigung, sie zu schlagen. Wenn nun ein alter Künstler einem heranreifenden Geschlechte zum Herzen redet und dessen hingebende Neigung erwirbt, dann spricht schon dies allein für die Bedeutung des Mannes, dann ist er vom Holze jener begnadeten Stämme, die nie vermorschen, die in sich frische Lenzkraft hegen und in stetem Grünen und Blühen wie ein Frühlingssymbol, wie die Naturseele selbst anmuten. Solche Wundergeister sind die Farbenpoeten Böcklin und Menzel, solch einer war Theodor Fontane, und so einer ist auch der Fontane der tiroler Alpen, Adolf Pichler. An ihrer Seite wandelt die Jugend, weil ihre Kunst nicht altern kann.

Pichler ist durch und durch Tiroler, aber er richtet sein Poetenwort nicht an seine Landsleute allein, nein, er erzählt von ihnen und von dem Erdreich, darin sie wurzeln, und von den Schicksalen, die ihr inneres Werden und ihr äußeres Gehaben entwickelt haben, dem ganzen deutschen Volke. So echt, so wahr, so überzeugend ist tiroler Art und tiroler Leben nie in dichterischer Schilderung geboten worden wie durch Pichler. Wie er das Auge auf den Heimatboden richtet, ob er im Liede eine Alpenblume besingt, ob er ein Stück Landschaft unter die Feder nimmt, ob er mit homerischer Schöpfergewalt einen schlichten Bauer vor uns emporwachsen läßt zur Höhe historischen Heroentums, da fühlt er seine Kräfte wachsen und schwellen wie Antäus, wenn er den Leib der Mutter berührte, da wird er groß und mächtig, da reift sein Geist Früchte, die zum Dauernden gehören, im raschen Blühen und Welken der litterarischen Ernten, da reckt sich der Tiroler, der Oesterreicher empor zum deutschen Dichter, dem das Jahrhundert einen Platz geben muß neben seinen Besten.

Pichlers Dichtung ist aus dem Borne inneren Erlebens geschöpft und darum so bezwingend, so wirklichkeitsecht. Er ist ein Sohn des Berglands, das er besingt, und seine Kindheit wurde noch vom Nachglanz jenes unvergänglichen Ruhmes getroffen, den sich die Tiroler unter der Führung ihres Andreas Hofer im Kampfe wider den korsischen Weltunterjocher errungen. Im Zollhause bei Erl, einem Grenzdörfchen, hart an Bayern, wurde Pichler am 4. September 1819 als Sohn eines österreichischen Zollbeamten geboren, dessen häufige Versetzungen schon den Knaben, der tiefen, ernsten Blicks in die Welt schaute, mit Land und Leuten genau bekannt machten. Die Herrlichkeit der Natur muß ihn über bittere Entbehrung weggehoben und weggetröstet haben. Wie wir aus mancher Andeutung in seinen Werken erkennen, die vielfach Selbstbekenntnisse sind, war seine Jugend rauh und hart in den ärmlichen Verhältnissen des Vaterhauses, dessen Oberhaupt bald mit einer Bettelpension in den Ruhestand geschickt wurde.

Schon als Gymnasiast in Innsbruck mußte sich der Junge selbst erhalten, und wiewohl er Neigung zu den Naturwissenschaften und zur Medizin empfand und für diese sich berufen fühlte, mußte er — wie er selbst berichtet, „weil ich keine Mittel zur Reise nach Wien besaß, in das Jus wandern, wollte ich nicht nach Brixen in die Theologie, was so viel geheißen hätte, als mich auf den Kopf stellen“. So



Adolf Pichler.

hörte er denn mit mehr Verdruß als Nutzen an der innsbrucker Universität, die keine medizinische Fakultät besaß, ein paar Semester juristische Kollegien, um als ziemlich alter Bursche doch noch den ersehnten Uebertritt zur Medizin zu vollziehen. Das Jahr des Freiheitsrausches fand ihn als führenden Geist in der wiener Studentenlegion, einer der Wenigen, die Wort und Arm in reinen Absichten erhoben als Freunde des Volkes, im Bestreben, dessen Bande zu lösen. Der Freiheitsfreund und gute Deutsche, der er als Mensch und Dichter ist, ist er immer gewesen. Die Märztage sahen ihn unter den tapfersten Kämpfern, und doch errang er im tollen Wirbel der Revolution den Doktorgrad und hatte den Kopf klar genug, um seine Aufmerksamkeit dem Treiben des großitalienischen Gelichters zuzuwenden, das in Südtirol mit der Absicht konspirierte, das Landel bis über den Brenner Italien anzugliedern. Die Garibaldianer bedrohten schon die Grenze, da sammelte Adolf Pichler, der neugebackene Doctor medicinae, eine Schar junger Tiroler um sich, zumeist Studenten, die aber mit dem Stutzen umzugehen verstanden, und zog mit dieser akademischen Schützenkompagnie, als deren gewählter Hauptmann zu rechten Heldenthaten aus, die ihm nicht nur in der Form eines hohen Ordens und des Adels den Dank seines Kaisers gebracht, die seinen Namen in die Geschichte Tirols gesetzt haben an die Seite eines Hofer und eines Joachim Haspinger, der, ein 72jähriger Greis als Feldprediger mit Pichlers Schar gezogen war und sie immer neu befeuert hatte durch die Erinnerung an die Heldenkämpfer von 1809, deren Begeisterung auch schon sein Flammenwort und sein tollkühner Mut angefacht hatten.

In diese ewig denkwürdige Ruhmeszeit seiner Heimat taucht er denn gerne in seinen Dichtungen, die in reicher Fülle sprossen, als sein Leben in ruhigere Gleise gelenkt war, da er zuerst Naturwissenschaften am innsbrucker Gymnasium lehrte und später auf den Lehrstuhl der Mineralogie und Geologie an der dortigen Universität berufen wurde, „freilich erst nach langem Sträuben der Regierung“, wie sein Biograph Dr. Bernhard Münz bemerkt, und nachdem „seine naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Entdeckungen ihm einen ehrenvollen Namen unter den Alpengeognosten eingetragen hatten“. Der Hammer ist sein Lebenswerkzeug, er gehört in sein geistiges Wappenbild. Wie er zeitlebens an die Felsenrippen seiner Berge gepocht hat, so klopfte er auch die Brust der Bergbewohner nach ihrem Herzschlag ab, nach den Gold- und Quarzadern ihres Wesens. Dichtung und Wissenschaft gingen ihm immer neben- und miteinander, oder sie vermählten sich auch in seinen Werken. Aus Vers und Prosa tritt uns der Mann mit dem Hammer entgegen, als solchen kennt ihn sein Volk, es sucht für ihn Ammoniten und Petrefakten, und indem es dem Gelehrten diese Schätze bringt, bietet es dem Poeten zugleich die eigene Urwüchsigkeit zur Durchforschung, und oft macht ihn das Menschliche dem lehrsamen Steine abwendig, siegt über den Geologen der Dichter. So spiegelt sich denn Tirol in seiner Lyrik ebenso wie in seinen Erzählungen. In den „Hymnen“ selbst, die durch die Form mit der Antike zusammenhängen, doch nur scheinbar, denn ihre Gegenstände sind modern, und ihr herrschendes Prinzip ist nicht der Rhythmus, sondern die innere Melodie, und auch in den „aus Lieb und Haß“ hervorgeschmetterten Kampfrufen und Stichelversen, in weisen Fabeln und Sprüchen, in humorkräftigen Satiren weht tiroler Bergluft, tönt hell und scharf das Alphorn, aber immer mit vollem deutschem Klange, der bei Sedan jubelt und Bismarck zujauchzt. Man würde Pichler Unrecht thun, wenn man seine Erzählungen („Allerlei Geschichten aus Tirol“, „Jochrauten“ und „Letzte Alpenrosen“, je zwei Bände) als Dorfgeschichten etiquettieren wollte; als **Volks**geschichten will sie der Dichter aufgefaßt haben, und er hat dazu ein gutes Recht, denn er tändelt in ihnen nicht mit kostümierten Puppen, sondern schürft als Psycholog die tiefsten und aufklärendsten Stollen der Volksnatur auf, und wer Tirol und Tirolertum verstehen will, der muß sichs von Pichler deuten lassen. Selbst in das äußere Bild, in Landschaft und Natur, in Geschichte und Sage, in Brauch und Sitte ist er der berufenste Führer; seine Wanderbücher („Aus den Tiroler Bergen“ und „Kreuz und quer“) zählen zu den klassischen Produkten dieser Gattung, sind wahre Wanderbibeln.

Und dieser so vielseitige Poet, der in gleicher Weise den Lerchentriller des reinen Liedes meistert wie das Wogenrauschen des epischen Gedichts, der lustig spottet und boshaft lacht, der weise belehrt und vom schlichtesten Bauer lernt, indem er an seinem Wesen das ihm Ureigene aufspürt, der in wahren Musterstücken der Erzählungskunst eine Galerie von Originalnaturen porträtiert und auch die Pranke des Dramatikers — sogar von dem Titanen Hebbel bewundert — hervorgestreckt hat, dieser Dichter hat durch Jahrzehnte das Los Klopstocks geteilt: erhoben, doch nicht gelesen zu werden, wirklich gekannt zu sein nur von einem erlesenen Kreise, freilich einem Kreise von Erlesenen. Dieser Einsargung bei lebendigem Leibe hat ihn die schöne und dabei wohlfeile Gesamtausgabe entrissen, die seit einigen Jahren aus dem Verlage von Georg Heinrich Meyer in Leipzig vor das deutsche Publikum tritt. Nun verklärt seinen Lebensabend die Sonne der Volkstümlichkeit, und aus jedem guten, deutschen Herzen, das für wahre Poesie Sinn und Liebe hat, flattern dem Achtzigjährigen dankbare Wünsche zu.



Ein neuer Band Goedeke.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Von Karl Goedeke. 2. ganz neubearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. VI. Band. Dresden, L. Ehlermann. gr. 8°.

Die Vollendung und Herausgabe eines neuen Bandes der zweiten Auflage von Goedekes „Grundriß“ bedeutet ein litterarisches Ereignis. Wie viele Geschichtsschreiber unserer nationalen und wissenschaftlichen Litteratur, wie viele Bibliothekare, wie viele Buchhändler sogar erwarten mit Spannung die Fortsetzung dieses so planvoll, mit so seltenem Fleiße und mit so außerordentlicher Gründlichkeit angelegten Werkes, wie wertvolle Aufschlüsse bietet jede der einzelnen Abteilungen, deren jede beinahe eine solche Umarbeitung gegen die erste Auflage erfahren hat, daß diese einer vollständigen Neubearbeitung gleichkommt. Es ist bekanntlich der Grundsatz hier, die Litteratur über das Allgemeine und über jeden einzelnen Dichter und Schriftsteller bibliographisch in der größtmöglichen Vollständigkeit zu verzeichnen. In wie vielen kaum beachteten Schriften aber sind die zahlreichen Quellen zu suchen, die das übersichtliche Bild gestalten, wie zahlreiche Zeitschriften, periodische Veröffentlichungen, ja selbst Tagesblätter enthalten oft wichtige Aufsätze, die nicht übergangen werden können; wider Vermuten findet sich in den abgelegensten Blättern, namentlich örtlichen Charakters, oft Wertvolles und Wesentliches. Und allen derartigen Veröffentlichungen wird die Neuauflage des „Grundrisses“ gerecht, wie auch dieser neu vollendete VI. Band beweist. Freilich ist hierzu die Beihülfe verschiedener genauer Kenner, die Beihülfe von Gelehrten und Forschern auf Spezialgebieten notwendig und unerläßlich, und auch diesem Bande kam eine solche in der vortrefflichsten Weise zu statten.

Zum Vergleiche diene die Angabe, daß die §§ 282 bis 298 in der ersten von Goedeke verfaßten Ausgabe 169 Seiten füllen. Auf dem größeren Formate der Neuauflage umfaßt der Inhalt derselben Paragraphen nicht weniger als 814 Seiten, d. h. nahezu das Fünffache der alten Auflage. Daß hierbei eine reiche Zahl neuer Namen von Dichtern gebracht wird, ist das besondere Verdienst der mitbeteiligten Fachgelehrten. Allerdings sind es nicht die Namen bahnbrechender Geister, weitberühmter Männer, die neu einverleibt worden sind, aber mit Recht bemerkt der umsichtige Herausgeber im Vorworte, und zwar mit besonderem Bezug auf Oesterreich, das in dieser Beziehung namentlich durch August Sauer nahezu unbedingte bibliographische Vollständigkeit erreicht hat: „Wer an der Ausführlichkeit des § 298 (Oesterreich) Anstoß nehmen sollte, weil er darin sogar solche Schriftsteller aufgeführt findet, deren dichterische Erzeugnisse als elende Verse oder als gereimter Unsinn bezeichnet wurden, als sie ans Licht traten, der vergegenwärtige sich, was ein Grundriß eigentlich geben will. Während die Litteraturgeschichte von dem Einflusse spricht, den die Schriftwerke auf die Zeitgenossen ausüben, berichtet der Grundriß, daß die Dichtungen da sind oder da waren.“ Wir möchten beifügen: Wer die Kulturentwickelung unseres Volkes genau

kennen lernen will, darf auch an dem, insbesondere zur Zeit, da es erschienen, scheinbar Unbedeutenden, Geringfügigen nicht vorübergehen; manches Schriftchen, manche kleine Gedichtsammlung erhält den Wert oft erst in der Folge, und dieser Wert ist häufig nicht nur ein litterarischer, er kann sich auf historische, sittengeschichtliche, typographische und andere Momente beziehen. Eine Sammlung deutscher Oden z. B. auf Napoleons I. Vermählung aus dem Jahre 1810 zeigt uns, wie neben besseren selbst mäßige Talente den Despoten verherrlicht haben, als er sich mit Marie Louise vermählte, und speziell die an diese Heirat geknüpften Erwartungen, die freilich gründlich getäuscht worden sind. Wie beachtenswert unbedeutende Schöpfungen eines Schriftstellers aus der frühesten Zeit seines Wirkens sein können, der später zu angesehenem Namen gelangt ist, davon weiß mancher Forscher zu berichten, dem ein derartiger Fund eines längst verschollenen Schriftchens gelungen ist. In diesem Sinne können wir Goetzes oben mitgeteilten Ausspruch nicht blos auf Oesterreich, sondern auf jedes behandelte Gebiet beziehen.

Wie außerordentlich vermehrt sich die Neuauflage darstellt, zeigen schon die ersten umfangreichen Paragraphen über A. W. v. Schlegel, Tieck, Brentano, Arnim, Bettina, Varnhagen v. Ense, Rahel, Görres, Savigny, Reinhold. Steig ist den Gebrüdern Grimm in der eingehendsten Weise gerecht geworden, und die vielen Mitteilungen über den Arnim-Brentano-Kreis sind ebenfalls diesem geschätzten Forscher zu verdanken. Vielleicht dürfen wir hier, was Helmina v. Chezy betrifft, noch auf die vielen Gedichte von ihr in Almanachen und Taschenbüchern aufmerksam machen, sowie mit Bezug auf Varnhagen von Ense auf den jüngst von Theodor Kerner herausgegebenen reichhaltigen Briefwechsel seines Vaters Justinus Kerner, der überhaupt zahlreiche Briefe der berühmten Zeitgenossen Varnhagens und Kerners enthält. Dem Herausgeber selbst verdanken wir die ausführliche Mitteilung über Gaudy, während Chamisso in E. F. Koßmann, Heinrich v. Kleist in Reinhold Kade ihre Neubearbeiter gefunden. Eine ungeheure Arbeit hat August Sauer in dem erwähnten § 298 bewältigt, der sich dem Geistesleben Oesterreichs vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis etwa 1815 zuwendet. Die Einleitung Sauers zu diesem Abschnitte macht darauf aufmerksam, wie die zum Kaisertum Oesterreich vereinigten Länder so verschiedenen Kulturgebieten angehören, daß jedes von ihnen eine selbständige Betrachtung erfordert. Der § 298 behandelt denn auch die Einzelländer Oesterreichs für sich, zunächst Wien und Niederösterreich, sodann Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Kärnten, Krain, Istrien, Dalmatien und Böhmen auf nahezu 300 Seiten. Man muß daran denken, wie schwer oft einzelne der hier angeführten Schriften dem Verfasser zugänglich waren, wie selbst die österreichischen Bibliotheken kaum eine oder die andere davon besitzen und wie ungemein mühsam es für Sauer wurde, oft ganz verschollene Veröffentlichungen aufzufinden, deren manche vielleicht nur in einem Exemplar vorhanden sein dürften. Dazu kommt die Unzulänglichkeit der bibliographischen Hülfsmittel in Bezug auf die österreichische Litteratur jener Zeitperiode, deren Erzeugnisse ja dem ärgsten Zensurzwange ausgesetzt, meist den Bibliographen gar nicht erreichbar waren und sogar im Reiche selbst nicht selten unterdrückt wurden. Hauptsächlich die Almanach- und Zeitschriftenlitteratur hat in Sauer den aufmerksamsten Bearbeiter gefunden, und gerade diese ist wegen des darin enthaltenen Erstlingsdruckes der besten Oesterreicher (man denke z. B. an Grillparzer) so hoher Beachtung wert, wie sie ihr Sauer geschenkt hat.

Möge das schöne dem deutschen Fleiße und deutscher Gründlichkeit zu hoher Ehre gereichende Werk auch ferner in derselben Weise wie bisher weiter geführt werden, woran bei der Gewissenhaftigkeit des Herausgebers nicht gezweifelt werden kann. Jedermann, der sich mit unserem Litteraturleben beschäftigt, kann es heute schon nicht entbehren und wird es auch in der Folge zu den wichtigsten Hilfsmitteln zählen müssen. Es ist Vorsorge getroffen, daß die Fortsetzung nun in rascherer Folge erscheint, eine Mitteilung, die ebenfalls die vielen beteiligten Kreise angenehm berühren dürfte, die schon ungeduldig auf dieses Weitererscheinen warten.

Graz. *Anton Schlosser.*

Der heimkehrende Gatte.

Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltlitteratur. Litterarhistorische Abhandlung von Dr. W. Splettstößer. Berlin, Mayer & Müller, 1899.

Erwägt man die ungeheure Fülle der dichterischen Produktion von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, so möchte man auf den ersten flüchtigen Blick hin wohl auf eine unübersehbare Anzahl von Stoffen schließen. Aber es ist mit der Dichtkunst wie mit dem Leben selbst: die Geschichte der Menschheit führt uns eine immer neue Wiedergeburt ewiger Typen vor, die uns um so leichter die Vorgänger vergessen lassen und uns um so mehr interessieren, je näher ihr individuelles Dasein an unser eigenes herangerückt ist. So lassen sich auch fast alle Werke der Dichtkunst auf ihr Grundthema hin nach einzelnen typischen Gruppen absondern. Durch Kombination der alten Motive nach moderner Technik und durch Anpassung an die sittlichen Anschauungen und das Gefühlsleben eines neuen Geschlechtes vermögen solche oft uralte Stoffe wieder mit dem ganzen Zauber einer frischen poetischen Kraft zu wirken. Manche dieser Grundthemen sind jedem geläufig. Manche haben wir abgeschüttelt, manche aber kehren immer wieder. Ich brauche des Beispiels halber nur an das so beliebte Lustspiel- und Possenmotiv zu erinnern, daß einem störrigen Vater oder Vormund die Tochter oder Mündel auf listige Weise abgerungen wird, ein Thema, das geradezu unsterblich ist und immer wieder ergötzt.

Die vergleichende Litteraturgeschichte widmet sich in neuerer Zeit mit Vorliebe dem Studium dieser Grundthemen. Wird auch in dem begreiflichen Wunsche, das Material so vollständig als möglich zu besitzen, im Herbeiziehen des Verwandten mitunter allzuweit ausgegriffen, wird auch von mancher Seite eine derartige sozusagen chemische Analyse des Stofflichen in der Poesie nicht sehr wohlwollend aufgenommen, so darf man doch den großen Gewinn, den gute derartige Arbeiten nach zwei Seiten hin zu bringen vermögen, nicht unterschätzen. Vor allem als ein Beitrag zur allgemeinen Litteraturgeschichte gedacht, kommen diese Werke der genetischen Betrachtung des litterarischen Lebens der einzelnen Völker zugute; was sie aber ganz besonders wertvoll macht, das ist der Gewinn, den die poetische Technik aus ihnen zu ziehen vermöchte. Freilich nach dieser Seite hin ist das Material, das sie liefern, in selbständiger Weise noch nicht bearbeitet worden. Aus der fortschreitenden Ausbildung der alten, aus dem Hinzufügen neuer Motive, aus der reicheren feineren Entwicklung des Grundthemas statt der sprunghaften und oft auch unvollständigen Darstellung der Ueberlieferung müßte man alle jene Gesetze ableiten können, die die Grundlagen der älteren und modernen Technik poetischen Schaffens ausmachen.

Einem der beliebtesten solcher Grundthemen von Homer bis Pierre Loti hat vor kurzem Dr. W. Splettstößer eine maßvoll gehaltene und äußerst lehrreiche litterarhistorische Abhandlung gewidmet. Er verfolgt in ihr das Thema: Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltlitteratur. Dieser uralte Stoff ist bis in die neueste Zeit immer wieder in Novelle, Roman und Drama behandelt worden. Immer wieder wird er den Dichter zur Bearbeitung locken, da er einerseits eine ungemeine Reichhaltigkeit von Kombinationen in sich enthält, andererseits in gewisser Gestaltung die Lösung eines tiefen Problems verlangt.

Die einfachste Form des Grundthemas geben die Lieder, wie sie Nigra in seiner so wertvollen Sammlung der „Canti popolari del Piemonte“ unter dem Titel „Il ritorno del soldato“ zusammengestellt hat: Ein ver-

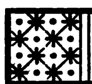
heirateter Soldat kehrt nach langer Abwesenheit aus dem Kriege zurück und findet seine Gattin entweder wiederverheiratet oder im Begriffe, eine neue Ehe einzugehen. Alle europäischen Völker haben Volkslieder dieses Inhaltes. Sie sind der Keim für weitere mannigfache Entwicklungen und Abzweigungen dieses Stoffes. Schon der Umstand, daß an Stelle der Gatten Verlobte treten, bietet zu Variationen ein ungemein fruchtbares Motiv. Splettstößer kommt in seiner Abhandlung, in der er von den Volksliedern der europäischen Völker ausgeht, zu dem Ergebnisse, daß dieser Stoff in sechs Hauptgestaltungen sich darbietet: 1. der zurückkehrende Gatte findet seine zurückgelassene Frau von neuem vermählt; 2. im Begriffe, eine neue Ehe einzugehen. Die Lösung könne in diesen Fällen entweder darin bestehen, daß die Frau zu ihrem ersten Gatten zurückkehrt oder daß der heimkehrende Gatte entsagt. Der Ausgang kann aber auch ein tragischer sein, indem der erste Gatte entweder seine Frau oder sich oder auch die Frau selbst sich tötet. Vier Gestaltungen ergeben sich dann noch durch Erweiterung des Stoffes; 3. die Frau erkennt den Heimkehrenden nicht; er prüft sie durch eine Liebesprobe; 4. der heimkehrende Gatte erfährt, daß die Frau geraubt worden sei, und macht sich auf, sie zu suchen, 5. der Gatte trifft bei der Rückkehr die Frau in großer Erniedrigung; 6. der wiederkehrende Jüngling entführt die Geliebte, die wegen ihrer Liebe zu ihm von den Eltern übel behandelt wird. Splettstößer giebt selbst zu, daß mit dieser Einteilung der Modifikationen des Themas kaum erschöpft sind. Insbesondere kann die Form der Katastrophe noch eine mannigfaltigere sein.

Splettstößer selbst führt gelegentlich noch eine andere Form der Katastrophe an: die Ermordung des Agamemenon, des heimkehrenden Gatten, durch seine Frau und ihren Buhlen. Ueberdies giebt es eine Unzahl Volkslieder, in denen dem heimkehrenden Geliebten sein Mädchen schon vor längerer Zeit ohne sein Wissen gestorben ist, oder in denen er sie auf der Totenbahre antrifft. Diese Wendung des Grundthemas ist eine ganz bedeutende. Es wäre also vielleicht angezeigter gewesen, jene Fälle, in denen es sich um Verlobte handelt und ein Parallelismus nicht durchzuführen ist, selbständig zu gruppieren.

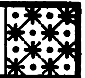
Folgende Einteilung, allerdings ohne Rücksicht auf Belege, schiene mir logischer durchgeführt: I. Seine Frau ist gestorben. Die Verarbeitung des Stoffes wird vor allem eine lyrische sein, besonders wenn an Stelle der Frau ein geliebtes Mädchen die Voraussetzung ist. II. Seine Frau lebt: 1. Sie erwartet ihn. 2. Sie erwartet ihn nicht. In beiden Fällen können mannigfache Motive wirksam werden. Im ersten Falle, wo ja die Lösung durch die gegenseitige gewünschte Vereinigung sofort sich ergäbe, können dieser Vereinigung Hindernisse in den Weg gelegt sein. Die Frau kann sich z. B. in der Gewalt eines andern befinden, kann verleumdet werden (Genoveva). Im zweiten Falle wird vor allem motiviert werden müssen, warum sie ihn nicht erwartet. Sie hält ihn für tot; sie kann aber auch untreu sein. Die bedeutendsten Typen der abweichenden Fortführung des Stoffes ließen sich hier ungezwungen gruppieren. Wenn die Frau den Gatten erwartet, kann die Lösung 1. eine friedliche, 2. eine tragische sein. Die Hindernisse können ja derartige sein, daß in dem Kampfe, sie zu überwinden, der Mann und auch vielleicht das Weib zu Grunde geht. Wenn die Frau den Gatten nicht erwartet, kann sie 1. eine zweite Ehe nicht eingegangen sein, 2. zum zweitenmale geheiratet haben oder im Begriffe sein, es zu thun Für die Lösung wird vor allem der zweite Fall interessant. Der Stoff wird zu einem Problem. Außerdem kann der Konflikt noch verschärft werden. Die Frau kann den zweiten Mann lieben; es können Kinder aus dieser Ehe da sein. Die modernen Dichter, wie Tennyson („Enoch Arden"), Maupassant (Le retour), haben mit Vorliebe zu dieser Gestaltung des Stoffes gegriffen; die Lösung kann wieder eine zweifache sein, friedlich oder tragisch. Tritt an die Stelle der Gattin die zurückgelassene Geliebte, die einen andern heiratete oder heiraten will, wie z. B. bei Féval (La chanson du Poirier), Prévost (D'siré) oder Wichert (Für tot erklärt), so wird der Konflikt ein rein seelischer, während er in dem Falle, daß die Frau noch einmal geheiratet hat, auch auf das rechtliche Gebiet hinüberspielen kann. In ähnlicher Weise ließe sich auch der Stoff in seiner Gestaltungsfähigkeit überschauen, wenn es sich um Verhältnisse zwischen Verlobten handelt.

Splettstößer hat vor allem die Volksliederlitteratur und die moderne Novellestik herbeigezogen; es wäre immerhin auch aus der älteren epischen Dichtung, wenn er sie auch keineswegs übersieht, vor allem aus der dramatischen Litteratur noch manches für den Stoff zu gewinnen gewesen. Das anregende und belehrende Werk hätte durch ein genaues Inhaltsverzeichnis noch an Wert gewonnen.

Wien. *C. V. Susan.*



Echo der Zeitungen



Auszüge.

Deutschland. Die große Springflut der Goethe-Festartikel war beim Abschluß dieses Heftes (20. August) erst zum Teil hereingebrochen. Sie ging verständlicher Weise von der Vaterstadt des Dichters aus, wo die „Frankf. Ztg." mit einer Reihe verschiedenartiger Beiträge auf den Goethetag vorbereitete. Allerdings sind es meist nur Splitter und Splitterchen zur Goetheforschung, die da herzugetragen werden, und es kann genügen, ihre Titel aufzuführen: „Goethe in Mainz" (213), „Goethes Nachkommen in Frankfurt" (215; gemeint sind Nachkommen der Familie Streng, der Goethes Großmutter Cornelia entstammte); „Goethe in Brückenau" (219); „Die frankfurter Goethefeier im Jahre 1830" (226); „Goethe und Frau von Stein" (228); „Goethe und das Grab der ‚Großen Landgräfin' in Darmstadt" (221); und nachträglich: „Ein Besuch und Mittagessen bei Goethe" von Ludwig Wolff in Cassel (188), der diese Mitteilungen dem Nachlaß seines Vaters, eines Schwiegersohnes von Spohr, entnommen hat. Bekannte Dinge frischen die Feuilletons „Der Dichter des Götz und des Werther" und „Goethes frankfurter Freundeskreis" von E. Mentzel (Frankf. Gen.-Anz. 167, 186) wieder auf. Ueber Goethes Stellung zu Religion und Christentum spricht L. Martens in der „Tägl. Rundschau" (197), über „Goethe als Lyriker" Th. Achelis (ebenda 195), über „Goethe und die soziale Frage" L. Leopold (Zwickauer Tageblatt 189). Ein vielfach gedruckter Artikel von Paul Holzhausen (Bonn) behandelt die „letzten Goetheveteranen": den Großherzog Carl Alexander, die einundneunzigjährige Ulrike von Levetzow und den mittlerweile verstorbenen Justizrat Gille in Jena. Diese drei sind jedoch nicht die einzigen, die sich persönlicher Beziehungen zu dem Olympier rühmen durften, es stellte sich heraus, daß noch zwei andere Zeitgenossen dieses Glücks in ihren Kindertagen teilhaftig wurden: der leipziger Ehrenbürger und Pandektist Prof. Dr. Adolf Schmidt, ein Neffe des einstigen weimarer Bürgermeisters Schwabe, der Goethes Beisetzung leitete (vgl. Leipz. Tagebl. 414), sowie der 1817 geborene Ignaz Ritter v. Grüner in Wien, dessen Vater mit Goethe über mineralogische Dinge korrespondierte und den Dichter bei sich in Eger wiederholt zu Gaste sah (Frkf. Ztg. 228). An dessen karlsbader Badereise erinnert auch ein noch unbekannter Albumspruch Goethes, den ein Leser aus Kurland der „Düna-Zeitung" mitteilt. Der Empfänger war ein Herr aus Mecklenburg, der über ein ungewöhnlich großformatiges Stammbuch verfügte, und dem Goethe den Vers widmete:

„Das Wissen wohnte sonst in Foliobänden,
Der Freundschaft war ein Almanach bestimmt,
Doch seit die Wissenschaft ins Enge sich gezogen,
Und gleich dem Kork in Almanachen schwimmt,

Hast Du, ein hochbeherzter Mann,
Dies ungeheure Haus der Freundschaft aufgethan.
Fürchtest Du nicht, ich muß Dich ernstlich fragen,
An so viel Freunden gar zu schwer zu tragen?!"

Neben dem Goethe-Thema nahmen auch zahlreiche andere litteraturgeschichtliche Gegenstände die Spalten der Blätter in Anspruch. Die Kategorie der Säkular- und Gedenkartikel war vertreten durch einen Aufsatz von Alfred Semerau über Adam Olearius (geb. 1599), der durch seine mit Paul Flemming und anderen unternommene Gesandtschaftsreise nach Persien und sein Buch darüber bekannt geworden ist (Nat.-Ztg. 490), ferner durch ein Erinnerungsblatt für den Jobsiaden-Dichter Kortum († 1824) von Joh. Peter (Leipz. Ztg., Wissensch. Beil. 93), und durch ein gleiches auf den „Begründer des Schauerromans" Christian Heinrich Spieß († 1799) von Eugen Isolani (Neue Hamb. Ztg. 384). — Der 50. Todestag des unglücklichen Heinrich Stieglitz gab sodann Max Ewert den Anlaß, auf diese heute ziemlich vergessene dichterische „Halbnatur" zurückzukommen, die zum endlichen Aufschwung zu bringen seine Gattin Charlotte durch ihren heroischen Selbstmord bekanntlich vergeblich versuchte. Außer seiner Selbstbiographie, die als „eines der merkwürdigsten documents humains wohl verdiente, durch einen billigen Neudruck auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden", hält Ewert auch sein bestes dichterisches Werk, die „Bilder des Orients", noch heute der Beachtung für wert. — Der Vergessenheit entreißen möchte Bodo Wildberg (Deutsche Wacht 184) auch ein Werk Jean Pauls, die 1804 erschienene „Vorschule der Aesthetik". — An der gleichen Stelle (185, 186) hat ein Essai von Karl Limprecht über Annette von Droste-Hülshoff Aufnahme gefunden. — Von dem bayrischen Jugendschriftsteller Christoph von Schmid, dem Verfasser der „Ostereier" und anderer schöner Dinge, handelt eine Studie von Max Lenk (Bayr. Courier 216, 217). Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß Schmids Erzählungen noch heute zu den meistübersetzten Erscheinungen der deutschen Litteratur gehören und von der Jugend aller Weltteile gelesen werden.

Neue Veröffentlichungen liegen zunächst in einem Beitrag der „Köln. Volksztg." (712) vor, worin mehrere Briefe von Friedrich und Dorothea Schlegel an Wallraf aus des letzteren Nachlaß mitgeteilt werden. Ferner giebt Ludwig Geiger aus seinen schon mehrfach erwähnten Forschungen im preußischen geheimen Staatsarchiv eine Reihe neuer Beiträge zu Karl Gutzkows Lebensgeschichte und der Geschichte des jungen Deutschlands überhaupt (Beil. z. Allg. Ztg. 180, 181). Wichtig ist insbesondere ein sehr ausführliches Schreiben Gutzkows an den Minister Rochow vom 3. April 1836, das die Freigebung der Schrift „Zur Philosophie der Geschichte" bewirken sollte, aber trotz eines fast demütigen Widerrufs früherer revolutionärer Ansichten nicht bewirkte; ferner eine wesentlich bestimmtere Erklärung des Dichters an die Regierung vom 4. Mai 1843, worin er die Unterschreibung eines ihm vorgelegten Reverses, daß er künftig nichts gegen Kirche, Staat und Sittlichkeit schreiben wolle, entschieden ablehnt. — Manches neue ist auch einer Veröffentlichung „Zur Erinnerung an Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer" von Eugen Zabel (Nat.-Ztg. 472, 474) zu entnehmen, den mit beiden verewigten Dichtern gelegentliche persönliche Beziehungen verbanden. — Des Keller-Biographen Jakob Baechtold kürzlich erschienene „Kleine Schriften" (Frauenfeld, J. Huber) werden, wie hier im Anschluß erwähnt sei, ausführlich von Bernhard Seuffert (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 33) und von Hermann Fischer (Allg. Ztg., Beil. 175) gewürdigt.

Die wenigen Auslassungen über moderne deutsche Dichter galten diesmal ausschließlich Lyrikern. Zu den Dichtern, die sich „mehr durch ihr Wesen und durch ihr Wirken, als durch ihre poetischen Werke die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erworben haben", rechnet Hans Benzmann (Nordd. Allg. Ztg. 184) den „Kunstwart"-Herausgeber Ferdinand Avenarius. „Er ist im allgemeinen abstrakt, farblos, unplastisch, ungeschlossen und unharmonisch in seiner Darstellungsweise. Im einzelnen dagegen findet er eigenartige, kräftige Töne, präzise Bilder und eine Gespanntheit des Ausdruckes, die echt poetisch ist, weil sie die Anschaulichkeit erhöht . . . Er will nicht Effekt machen, sondern eine tiefe und echt künstlerische Wirkung erzielen, er arbeitet streng an sich selbst, und wo er scheitert, da scheitert eben sein Talent." Als sein bedeutendstes Werk bezeichnet Benzmann die epische Dichtung „Lebe!" — Ein „auferstandener österreichischer Dichter", der Lyriker S. A. Weiß, dessen Gedichte erst kürzlich nach seinem Tode als Buch erschienen, wird von Dr. Bernhard Münz im Rahmen einer Studie (Allg. Ztg., Beil. 176) behandelt. Weiß stammte aus Oesterreichisch-Schlesien (geb. 1858), wählte sich Philosophie und Volkspsychologie zum Studium und erlag schon 1896 einem Lungenleiden. — Seinem glücklicheren Landsmann Hugo von Hofmannsthal, der schon so jung zu Ruf und Ansehen gelangt ist, gilt ein Essai von Friedrich von der Leyen (ebenda 187). Im Gegensatz zu Weiß, der hart zu kämpfen hatte, blieb ihm jede materielle Lebenssorge fremd; so entfaltete sich sein Talent sehr früh, und schon mit siebzehn Jahren konnte er seine erste Dichtung, das einaktige Versdrama „Gestern", veröffentlichen. — Auf einen weniger bekannten jüngeren Poeten, Reinhold Fuchs, und seine Versnovelle „Helga" macht Julius Duboc („Ein Sang von den Shetlandsinseln", Magdeb. Ztg. 386) aufmerksam. Fuchs habe sich bereits durch seine mit dem augsburger Schillerpreise ausgezeichneten, seither in vier Auflagen erschienene Gedichtsammlung „Strandgut" als eine lyrische Kraft vornehmsten Ranges erwiesen; die auffallende Schönheit seiner poetischen Sprache trete auch in „Helga", die vor 300 Jahren auf den Shetlands-Inseln spielt, hervor. — In diesem Zusammenhang sei auch eines „Scherenberg und Liliencron" betitelten Beitrags in der elberfelder „Freien Presse" (175) gedacht, der in bitteren Worten die Ehrungen Scherenbergs und die ihm überreichte Ehrengabe von 20000 Mark mit dem kläglichen Resultat der Sammlung für Liliencron vergleicht, und gegen die Versuche, einen „Durchschnittspoeten" von Scherenbergs Kaliber „in die Reihe unserer namhaftesten Lyriker vorzuschieben", Verwahrung einlegt.

Den im vorigen Hefte erwähnten Petöfi-Artikeln ist noch eine größere Arbeit von Heinrich Glücksmann („Petöfi und die Deutschen", Nordd. Allg. Ztg. 178, 179) anzureihen, die die mannigfachen deutschen Einflüsse auf Petöfis Schaffen verfolgt. — Ein Feuilleton „Zur Geschichte der jüngsten russischen Litteratur" von W. Henckel (Münch. N. Nachr. 353) stützt sich auf Wengerows hier ausführlich (Sp. 1012) besprochene Schrift gleichen Titels. — Ueber die tiefreichende Wirkung, die Tolstois im Erscheinen begriffener Roman „Auferstehung" in der russischen Lesewelt übt, erfahren wir näheres aus einem Artikel der „St. Petersb. Ztg." (199), in dem u. a. erzählt wird, daß der Redaktion der „Niwa", in der der Roman erscheint, „ganze Berge krittelnder und kritisierender, begeisterter und entrüsteter, lobhudelnder und geifernder Zuschriften" ins Haus fliegen. — Auf italienisches Litteraturgebiet führt eine Charakteristik Carduccis, die H. Brömse in der „Voss. Ztg." (Sonnt.-Beil. 32) giebt. — Der gleiche Verfasser spricht in den „Hamb. Nachr." (Belletr. Beil. 33) über Shelleys Verhältnis zu Byron im Anschluß an Helene Richters öfters erwähnte Shelley-Biographie. — Ein moderner englischer Erzähler, George Meredith, wird sehr ausführlich von „Vinitor" im „Hamb. Corresp." (Ztg. f. Litt. 16, 17) behandelt und von ihm bemerkt: „Die Lektüre der Romane Merediths erfordert allerdings eine angestrengte Aufmerksamkeit und stellt zugleich an die Intelligenz des Lesers, der lange gewohnt war, in den flachen Gesellschafts- und Sensationsromanen der englischen Durchschnittslitteratur ungestraft halbe und ganze Seiten überschlagen zu dürfen, ungewohnte Anforderungen. Aus diesem Umstande und der Thatsache, daß namentlich durch die tiefe Ironie des Verfassers

viele seiner tieferen Betrachtungen und manche Gesichtspunkte sich überhaupt dem ersten Blick entziehen, erklärt sich der langwierige Widerstand, den ein Teil selbst der gebildeten englischen Leserwelt diesen Werken noch immer entgegenbringt." — Die französische moderne Litteratur streift nur ein Feuilleton von K. E. Schmidt über Alphonse Allais (Frankf. Ztg. 209), der mit Jules Renard und Georges Courteline als der bedeutendste französische Humorist der Gegenwart gerühmt wird, als eine Art französischer Mark Twain, dessen Spezialität die „blague à froid", die mit ernstem Gesicht erzählte ungeheuerlichste Aufschneiderei sei. — Mehr Kuriositätsinteresse hat ein Beitrag von Dr. Karl Müller-Rastatt (Stuttg. Neues Tgbl. 187) über „Mademoiselle Malcrais de la Vigne", d. h. über den bretonischen Poeten Desforges-Maillard (1699—1772), der durch die Annahme eines weiblichen Pseudonyms seine Zeitgenossen zu düpieren wußte und als vermeintliche französische Sappho eine Zeitlang der Modeliebling seiner dichtenden Genossen war. Piron, der grabschriftberühmte, hat diese Geschichte zu seinem Lustspiel „La métromanie" (1738) verarbeitet.

Allgemeinere Themen schlagen Hellmuth Mielkes Artikel „Held und Heldin im deutschen Roman" (Hannoversches Tagebl., Unterh.-Bl. 31) und eine Untersuchung der Frage „Haben wir ein deutsches Lustspiel?" von Adolf Bartels (Deutsche Welt 49) an. Mielke läßt die verschiedenen Typen deutscher Romanhelden in ihren wechselnden Gestalten, Bartels die Entwickelungsphasen des deutschen Lustspiels vorüberziehen, um zu zeigen, daß der Boden für ein wurzelechtes deutsches Lustspiel heute endlich nach der öden Aera Moser-Lindau-Blumenthal bereitet sei, — wenn es nur kommen wollte.

Kurz erwähnt seien schließlich: „Die Volksschauspiele in Höritz" von Paul Seliger (Nat.-Ztg. 496); „Wie denkt das Volk über die Sprache?" von Dr. Eugen Holzner (Allg. Ztg., Beil. 168); „Sprüche und Liedchen aus Kaiser Wilhelms-Land" von Dr. F. Tetzner (Tägl. Rdsch. 181); „Stammsagen aus Hinterindien" von Kurt Klemm (Allg. Ztg., Beil. 186); „War Dr. Faust auch in Ingolstadt?" von Dr. J. Hartmann (Augsb. Abdztg., Sammler Nr. 93); „Eine alte bergische Satire über Pontius Pilatus und die Westfalen" (Rhein.-Westf. Ztg. 578), worin an ein vergessenes, in Solingen 1775 erschienenes Büchlein erinnert wird. „Beweis, daß diejenigen, so Christum gekreuziget und Johannem den Täufer enthauptet, Westphälinger gewesen." Ein scharf polemischer Artikel „Nietzsche und Mainländer" von Prof. Max Seiling (Frankf. Ztg. 225) sei zum Schlusse noch angeführt: Nietzsches Charakter wird hier heftig angegriffen und sein Verhalten zu dem verstorbenen Philosophen Mainländer (Pseudonym für Philipp Batz aus Offenbach a. M.) schroff kritisiert. *E.*

Oesterreich-Ungarn. Im „Pester Lloyd" (150) setzt Wilhelm Goldbaum seine wertvollen Erinnerungen „Die vorige Generation" fort (vgl. L. E. Sp. 1089). Diesmal gedenkt er der politischen Lyrik von Prutz, Freiligrath, Herwegh und Dingelstedt. Zu allen ist Goldbaum dauernd oder vorübergehend in persönliche Beziehung getreten, und so weiß er manchen charakteristischen Zug aus ihrem Leben mitzuteilen, ebenso von „Oesterreichern und Ungarn" — Bauernfeld, Ludwig August Frankl, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau — denen er ein weiteres Kapitel (in Nr. 156) widmet. Ein Schlußabschnitt endlich (160) gilt dem Romantiker auf dem Throne, Friedrich Wilhelm IV. Gerecht und billig wird er aus der Stimmung und dem Empfinden der damaligen Zeit heraus beurteilt. Sei eine Verurteilung des Politikers Friedrich Wilhelm auch unwiderleglich, so habe es vom litterarisch-philosophischen Gesichtspunkte heraus kaum jemals eine interessantere, kompliziertere und trotz allem fesselndere Figur auf dem Königsthrone gegeben. „Er ist ein litterarischer Fürst gewesen, so ganz und gar der gekrönte Repräsentant einer Zeit, der Dichter und Professoren das Gepräge gaben, daß die Jugend begreiflichermaßen sich zu ihm hingezogen fühlte, während er vor der gereiften politischen Kritik nicht zu bestehen vermochte. Die Erben von Königsthronen haben ja bekanntlich keine Wahl. Sie können sich ihren Lebensberuf nicht aussuchen. Friedrich Wilhelm hatte das Zeug zu einem hinreißenden Redner, zu einem brillanten Litteraten, zu einem großen Kunstforscher, kurz zu einem Mustermenschen der allgemeinen Bildung, aber er mußte König werden, wozu er am allerwenigsten das Zeug hatte. König noch dazu in einer stürmischen Zeit, die von der Herrschaft und allgemeinen Bildung hinweg ungestüm nach politischen Zielen strebte." — Im gleichen Blatte (160) giebt der selbe Verfasser als ein „Kapitelchen Litteraturhistorie" einen Beitrag zur Geschichte der Autographensammlung. Ihr Vorgänger ist das „Stammbuch" des 18. Jahrhunderts. In den Dreißigerjahren kommt dann der Autograph auf, der, wie es scheint, von Wien aus seinen Siegeszug antritt. Der erste, der den Autographensammler nicht blos mit Namen nennt, sondern auch schon in dem seither geläufigen Bilde des Jägers darstellt, ist wohl Nikolaus Lenau. Seither haben eine Reihe von Dichtern in launigen und bitteren Versen sich bald über Autographenjäger beklagt, bald ihrem Wunsche willfahrt. Erwähnt sei, daß der Autographenfächer eine Erfindung des Korrespondenten der Times, Herrn „de" Blowitz ist, der zur Kongreßzeit in Berlin weilte und sich von allen Mitgliedern des Kongresses die Namen auf einen Holzfächer schreiben ließ. — Erinnerungen aus dem Nachlasse des oben erwähnten Ludwig August Frankl beginnt in der „Bohemia" (171) sein Sohn Bruno v. Frankl-Hochwart mitzuteilen. Sie schildern Jugend und Schulzeit am Piaristenkollegium in Leitomischl um 1826.

Wenig liegt zur Geschichte der deutschen Dichtung vor. Alexander Härlin steuert eine Skizze „Fürst Bismarck in der deutschen Dichtung" bei (Grazer Tagespost 208). Genannt werden darin Geibel, Fischer, Fritz Reuter, Karl Stieler, Julius Grosse, Martin Greif, Hamerling, Hopfen, Dahn, Heyse, Wildenbruch, Trojan und endlich Fontane. — Englische Bücher, von Yeats, Marlyn, George Moore, Ernest und Grace Rhys werden in einem Feuilleton von Leon Kellner „Der keltische Frühling" (Neues Wr. Tagbl. 205) recht beiläufig abgethan. — Französisches giebt wieder Max Nordau in einem Referat über Jacques Normands Drama „La douceur de croire", dessen Inhalt sich um das alte Motiv der nützlichen Lüge bewegt (Neue Fr. Presse 12545). Hierher gehört auch Julius Kehlheims Essai „Reisende Frauen in früheren Tagen" (Prager Tagbl. 211), der vornehmlich Frau v. Staël, auf ihrer Wanderung durch Deutschland, die Gräfin Branconi, die gleichfalls nach Weimar kam und hier die Freundschaft Goethes erwarb, die Orientfahrten der Ida Pfeiffer, Gräfin Hahn-Hahn und Fanny Lewalds Italienreise verfolgt.

Zahlreich sind die Festartikel zu Petöfis 50. Todestag, viele auch an leitender Stelle abgedruckt. Wir nennen Arbeiten von Sigmund Singer (Neue Fr. Presse 12547), Hans Grollmann (Fremden-Blatt 206) und Albert Kohut („Petöfi im Urteile Deutschlands", Pester Lloyd 183), der viel Interessantes beibringt. Bettina von Arnim hat den ungarischen Poeten als einen „Sonnengott" besungen, und Heinrich Heine, der so selten einem lyrischen Bruder im Apoll die Palme der Anerkennung reichte, sagte von dem Dichter: „Ich selbst fand nur wenige solche Naturlaute, an welchen dieser Bauernjunge so reich ist, wie eine Nachtigall. Wir Reflexionsmenschen erscheinen neben solcher Ursprünglichkeit wahrhaft bemitleidenswert." Ebenso huldigten ihm noch andere deutsche Poeten, wie Ludwig Uhland, Friedrich Bodenstedt, Anastasius Grün, Ferdinand Freiligrath, Freiherr von Zedlitz, Varnhagen von Ense, Alexander von Humboldt u. a. Gleich rühmend äußerten sich auch moderne Dichter, Ziel, Blüthgen, Ebers, M. G. Conrad u. a., die der Verfasser um eine Meinungsmitteilung angegangen hatte.

Wien. *A. L. J.*

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Bühne und Welt. I, 21. Das Märchen vom Blendwerk und von des Kaisers neuen Kleidern, das Fuldas „Talisman“ wieder verjüngt hat, auf seiner Wanderung durch die Weltlitteratur zu begleiten, unternimmt ein stoffgeschichtlicher Beitrag von Marcus Landau. Von älteren Ansätzen abgesehen, findet sich eine ähnliche Erzählung — statt des Anzuges ist es dort eine Kopfbinde, die ein Schwindler dem König mit der Vorspiegelung verfertigt, daß nur ehelich Geborene sie sehen könnten, worauf natürlich König und Hof die nicht vorhandene Binde höchlich bewundern — in einer türkischen Schwanksammlung des 15. Jahrhunderts, die aber auf ein wesentlich älteres arabisches Original zurückgeht. Von diesem scheint sie auch in die ein Jahrhundert ältere spanische Sammlung „Conde Lucanor“ übergegangen zu sein, wo gleich drei Schelme den König durch einen derartigen Kniff betrügen. Dem entsprechend überlistet im deutschen Volksbuche Eulenspiegel den Landgrafen von Hessen mit einem historischen Gemälde, das angeblich nur ehelich Geborenen sichtbar sein soll. In das höhere Bereich der Satire erhob Cervantes die Idee in seinem Zwischenspiel „Das Wundertheater“ (1615), worin er den religiösen Hochmut, die Intoleranz und Dummheit seiner Landsleute verspottet. Es handelt sich hier um Theatervorstellungen, die ein Schwindlerpaar veranstaltet, und die von allen jenen nicht gesehen werden sollen, die etwas von jüdischem Blut in sich haben oder unehelicher Herkunft sind. Natürlich thut vom Bürgermeister herab bis zum letzten Zuschauer herab jeder, als sehe er die Vorgänge des Spieles genau; nur ein biederer Soldat, der zufällig hinzukommt, sagt offen, daß er nichts sehen könne, und wird dafür einhellig als Judenstämmling und Bastard ausgehöhnt. Dieses kleine Werk des Don Quixote-Dichters wurde 1788 von Bertuch für die deutsche Bühne eingerichtet und 1868 von Hermann Kurz neuerdings übersetzt. Hundert Jahre nach Cervantes (1726) brachte Alexis Piron den Stoff in seiner Operette „La robe de dissension ou le faux prodige“ auf die französische Bühne; hier dient der Betrug einer Liebesintrigue und wird von Harlekin verübt. In diesem Jahrhundert hat Rudolf Genée mit einem 1854 erschienenen Stück „Das Wunder“ die alte Idee auf seine Weise verarbeitet, der dann wiederum Fulda 1893 im „Talisman“ die bekannte glückliche Gestaltung gab. Als dessen mutmaßliche Quelle bezeichnet Landau merkwürdigerweise den zuerst erwähnten „Conde Lucanor“, während es bisher als ziemlich ausgemacht galt, daß Fulda an Andersens Märchen von des Kaisers neuen Kleidern angeknüpft hat, das Landau überhaupt nicht erwähnt.

Deutsche Revue. XXIV. Augustheft. Hermione von Preuschen veröffentlicht einiges aus ihrem seit 1873 geführten Briefwechsel mit Theodor Storm. „Ich sehe“, schreibt Storm einmal, „als guter Deutscher die wirtschaftliche Tüchtigkeit, und zwar im hausbackensten Sinn, als das Fundament der weiblichen Bildung an; geist- und kunstreich darf mir eine Frau nur sein, wenn mir, sowie ich ihre Schwelle betrete, überall der Geist der Ordnung und der Sauberkeit — und zwar in dem unerbittlichen schleswig-holsteinischen Sinne — entgegenatmet. Von einer Frau, wie ich sie wünsche, verlange ich freilich, daß sie nicht nur dies bewältige, sondern sich auch die geistigen Interessen des Lebens aneigne. Aber das erste ist schwer und zeitraubend, wenn es perfekt geleistet sein soll: nebenbei kann das nicht betrieben werden. Soweit es damit vereinbar ist, bin ich natürlich dafür, daß auch die Frauen jedes Talent, das sie besitzen, möglichst ausbilden. Ist das Talent hervorragend, so ist natürlich auch die Ausnahme berechtigt, und die Frau mag dann alles andere beiseite lassen; sie mag dann auch sehen, wie sie mit dem dadurch entstehenden Zwiespalt fertig wird.“ Aehnlich wie Gottfried Keller äußert sich Storm über die Reisewut: „Wünschen möchte ich Ihnen auch, daß Ihre krankhafte Reiselust gestillt würde; Sie werden dann hoffentlich erfahren, daß man die Welt, in der man lebt, im wesentlichen in sich selber trägt.“ Endlich sei eine hübsche Aeußerung über das Glück wiedergegeben: „Sie fragen: wo ist das Glück? Ich weiß es nicht, es ist nie lang bei mir auf Besuch gewesen: ich glaube, es guckt überall nur flüchtig in die Thür, so flüchtig, daß niemand es recht gesehen und recht beschreiben kann. Aber das Glück ist auch zum Menschenleben durchaus nicht nötig; nur die treuere Schwester desselben, die Hoffnung, können wir nicht entbehren. Im Leben nicht und nicht in der Kunst.“

Deutsche Rundschau. XXV, 11. Herman Grimms Festbetrachtung zum 28. August, die sich „Goethe in freier Luft“ betitelt und vor allem den engen Zusammenhang von Goethes Schaffen und Leben mit der Natur hervorhebt, tritt der für so Viele bedeutsamen Frage näher, wie man heute noch Goethe wirklich kennen lernen könne. „Es tritt heute eine Schwierigkeit bei der Betrachtung dieser alles menschliche Maß überschreitenden Produktion zutage, an die früher nicht gedacht worden war: die Unmöglichkeit, neben dem übermächtigen Inhalte des übrigen allgemeinen litterarischen Vorrats der Menschheit, Goethes Werke zu lesen. Die geistige Aufnahme des Inhalts der in der Wohnung eines heutigen Menschen kaum unterzubringenden Werke Goethes, ein Band aussehend wie der andere, würde lange Jahre angestrengter Thätigkeit erfordern. Nach Vollendung der weimaraner Ausgabe wäre zwischen 150 und 200 Bänden bloßen Textes durchzunehmen. Die Notwendigkeit einer Auswahl wird eo ipso eintreten und hierüber sich wohl eine nationale Verständigung erzielen lassen. Von der bisherigen Anordnung aber wäre nun durchaus abzusehen. Die Frage muß so gestellt werden: Was hat der junge Lebensanfänger der Zukunft für Wege einzuschlagen, um der Dichtungen Goethes froh zu werden? Meinem Gefühle nach müßte den ersten Band der Goethe-Ausgabe des 20. Jahrhunderts „Faust“ einnehmen. Dann „Hermann und Dorothea“, dann „Iphigenie“, dann „Götz“, dann „Wahrheit und Dichtung“, dann eine Reihe von Gedichten. Die übrigen Stücke nachzulesen, bliebe denen überlassen, denen diese Arbeit als eine unentbehrliche sich aufdrängte.“ Allerdings, die Gedankenschätze, die bei Goethe oft gerade in Briefzetteln und Notizen liegen, dürften deshalb nicht verschlossen sein. „Wie sollen diese Gedankenschätze dem Volke dargeboten werden? In Gestalt eines Goethe-Wörterbuches müssen sie ausgezogen und zugänglich gemacht werden . . . Das Goethe-Wörterbuch wird jedem Gedanken Goethes seine Freiheit zurückgeben. Dies Wörterbuch wird die Worte und die Gedanken umfassen. Es wird bereits daran gearbeitet. Es wird auf die geistige Teilnahme aller Deutschen, auch derer außerhalb unseres Kaiserreiches, dabei gerechnet.“ — Unsere Kenntnisse von den Beziehungen des Engländers Henry Crabb Robinson zu Goethe werden durch eine eingehende Darstellung von Ellen Mayer aufgrund ungedruckten Materials erweitert. — Fr. Paulsen steuert einen scharf charakterisierenden Essai über „Mephistopheles“ bei. Nach ihm stellt Goethes Faustdichtung eine Art poetischer Theodicee dar, d. h. eine Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt, und er führt aus, wie dieser Grundgedanke der Faustdichtung aus der Lebensanschauung und dem Wesen Goethes selbst hervorgewachsen sei, aus der Anschauung: es giebt kein absolut Böses, das Böse ist eigentlich nicht ein Seiendes, sondern eine zufällige beschränkte Ansicht des Seienden. — Ein Beitrag von Heinrich Weber erörtert abermals (wie kürzlich G. Karpeles in der „Nation“, vgl. Sp. 1285) die merkwürdige Uebereinstimmung von Heines Gedicht „Ein Jüngling liebt' ein Mädchen“ mit indischen, arabischen, griechischen und lateinischen Ur-

bildern. — Aus dem litterarischen Nachlaß von Carl Hebler, dem im September v. J. in Bern verstorbenen Philosophieprofessor, teilt das gleiche reichhaltige Heft aus Tagebuchblättern über einen Besuch bei Arthur Schopenhauer (1855) viel Bemerkenswertes mit. Sehr ungünstig äußerte sich Schopenhauer über die deutschen Shakspereforscher, zu denen Hebler übrigens selbst gehörte. „Sie verstehen kein Englisch, die Schweine!“ Namentlich über Stahr war er erbost. „Da schreiben sie in Deutschland seit 80 Jahren dem Shakspere ein Stück zu: ‚Der Sommernachtstraum‘. ‚Midsummernight's dream‘! Was heißt das? Schwein! Schlag auf in Deinem Wörterbuch! Midsummer heißt Johannistag und nichts anderes, so sicher, daß wenn jemand einen Wechsel auf diesen Tag ausstellt, es gleich ist, ob er Midsummer schreibt oder das gewöhnliche Datum.“ Auch von Goethe, an dessen Geburtstag zufällig der Besuch stattfand, war die Rede und von Richard Wagner, der dem frankfurter Philosophen eben damals seine vollendete Niebelungendichtung zugesandt hatte. „Er stellt Wagner überhaupt hoch als Dichter, dagegen mit der ‚Gütergemeinschaft‘, die dieser zwischen Poesie und Musik einführen wolle, war er nicht einverstanden; jede der beiden Künste habe ihre eigene Wirkung . . . Auch den ‚Ring des Nibelungen‘ lobte er als poetisches Werk; die Sprache sei durchgehends des Gegenstandes würdig, was bei diesem Stoffe viel sagen wolle!“ Doch tadelte er das „Unmoralische“, besonders den ersten Aktschluß der Walküre mit der bedenklichen Vorschrift: „Der Vorhang fällt schnell.“

Deutsches Wochenblatt. XII, 31. Ueber des norwegischen Schriftstellers Knut Hamsun bisheriges Schaffen berichtet zusammenfassend Paul Bornstein. (Vgl. auch Heft 17, Spalte 1105.) Die Werke, die den jetzt vierzigjährigen Hamsun zum Range einer litterarischen Größe erheben, sind „Hunger“, „Mysterien“ und „Pan“. „Hunger“ bietet die Psychologie vorwiegend der physischen Leiden und schildert die bitteren Erfahrungen, die Hamsun durchzumachen hatte, und die ihn zwangen, sein Brot durch schwere körperliche Arbeit — als Matrose — zu erwerben. „Mysterien“ hat zum Helden jenen merkwürdigen Johann Nilsen Nagel, der das Ebenbild des Dichters ist: völlig unberechenbar, inkonsequent, sich selbst ein Rätsel, dunkel sich seiner Abhängigkeit von geheimnisvollen Kräften bewußt und seltsam abergläubig. Mit „Pan“ erreichte Hamsun den Gipfel seines Könnens. Der Roman offenbart die pantheistische Weltanschauung des Dichters und ist voll von herrlichen Naturschilderungen. Den übrigen Büchern Hamsuns, den Romanen „Neue Erde“ und „Redakteur Lynge“ und dem Schauspiel „An des Reiches Pforten“, mißt Bornstein keinen für die Entwickelung Hamsuns epochemachenden Wert bei. — Dem schwäbischen Dichter Eduard Paulus, dessen neuestes Werk „Tilman Riemenschneider“ hier kürzlich besprochen wurde, sagt (in Nr. 32) Th. Ebner viel Rühmliches nach. „Wir haben heute wenige oder eigentlich neben E. Paulus keinen Dichter und keine Dichterin in Schwaben. Das Letztere bedaure ich nicht — das Erstere um so viel mehr. Wir lassen uns eben von allen anderen überflügeln. Wir sind unpraktisch und geistig schwerfällig. Wir treiben auch heute noch in litterarischen Dingen, was man echt schwäbisch „Vetterleswirtschaft“ nennt. Uns selbst zum größten Schaden. Und das ist es vielleicht auch, was Eduard Paulus in weiteren Kreisen nicht bekannt werden läßt.“ — In der vorhergehenden Nummer äußert sich Leo Berg über die Geschichte als Stoff der Poesie und kommt zu einem wesentlich anderen Resultate als der unten erwähnte Aufsatz des „Kunstwart“ (vgl. diesen). „Eine echte Geschichtsdichtung giebt es so wenig wie eine echte Natur- oder Gesellschaftsdichtung. Der Stoff ist hier wie dort nur Mittel, Basis, Vorwand oder Brücke für die Aeußerung der dichterischen Psyche, weshalb in den eigentlich schöpferischen Zeiten der Stoff eine weit geringere Bedeutung hat als in unproduktiven, nachahmenden. Der Stoff ist das Sprungbrett, auf dem der Dichter in sein Element kommt, das Seil, gespannt zwischen Künstler und Publikum, die Tafel, in die er sich eingräbt. Nur niemals Selbstzweck.“

Die Gesellschaft. Im zweiten Augustheft teilt M. G. Conrad seine an uns gerichtete Auslassung über Goethe mit und spinnt sie weiter, wobei er insbesondere die „Goethelinge“ der münchener Dichterschule aufs Korn nimmt. „Sie hat ihren Ruhm überlebt, wie der spezifische Maximiliansstil in der Baukunst, in der Historie und in der Politik. Von allen münchener Dichtungen aus jener schwatzhaften, ruhmredigen Zeit weisen am ersten noch einzelne goethische Züge die kleinen lyrischen Naturbilder von Martin Greif auf. Aber Greif wurde von den herrschenden Leuten der münchener Dichterschule niemals als vollbürtiger Bruder in Apoll anerkannt und zu den königlichen Bier- und Theesymposien nicht zugelassen. Mit dem Tode Maximilians II. war auch die äußere Herrlichkeit seiner Dichterschule zu Ende. Ludwig II. mochte von den Goethelingen nichts wissen. Seine große heiße Liebe gehörte Richard Wagner, und der neue Meister blies mit seinen bayreuther Fanfaren die letzten Trümmer des münchener Parnasses über den Haufen.“

Das Land. Berlin, Trowitzsch & Sohn. VII, 21. Die bestehenden Vorurteile über Charakter und Sprache der Bauern sucht Erich Schlaikjer durch einen Artikel „Bauernkunst“ zu widerlegen. In der Großstadt sterbe der Sinn für die Feinheiten der Natur und könne nur durch ein innigeres Verhältnis zu ihr wiedergewonnen werden. Dadurch werde auch die Sprache beeinflußt. Die Sprache müsse immer wieder ihre Wurzeln in die Tiefe senken, wenn sie grünen und blühen soll. Sie müsse vom Dialekt lernen. „Man mag über die Ausdrucksweise des Bauern denken, wie man immer will, eins wird man ihr niemals nachsagen können: daß sie nämlich blutleer sei. Der Sinn für farbensatte Bilder ist vielleicht keinem Stand so eigentümlich, wie dem Bauernstand, aus welchem Grunde sich denn auch die Künstler stets zu den Bauern hingezogen fühlten, während die „gebildeten“ blutleeren Stadtmenschen sich entsetzt das Taschentuch unter die Nase hielten.“ Die Bauern seien keineswegs eine einfache, unentwickelte Menschengattung, sondern brächten eine überwältigende Fülle von Individualitäten hervor. Menschliche Eigenart wachse in Einsamkeit und Stille. Der Bauer sei allerdings meist ein einfacher Charakter, aber in dem Sinne, in dem Shaksperes Gestalten einfache Charaktere seien.

Das Magazin für Litteratur. LXVIII, 32. In einem großen Essai, den Rudolf Steiner Ludwig Jacobowskis eben erschienenem neuen Gedichtband „Leuchtende Tage“ widmet, wird „das Ablenken des Einzelerlebnisses ins Allgemeine“ als ein Grundzug von Jacobowskis dichterischer Persönlichkeit bezeichnet. „Man braucht seine Lyrik nur mit der Richard Dehmels zu vergleichen, um die ganze Unmittelbarkeit seiner universellen Empfindungen zu begreifen. Bei Dehmel führt der Weg von dem Einzelerlebnis zu den großen Weltzusammenhängen immer über die Idee, über die Abstraktion. Bei Jacobowski hat sie das nicht nötig. Denn er empfindet universell. Er braucht die Vorstellungswelt nicht, um sich zu den Urthatsachen des Seelenlebens zu erheben; jede Seelenerfahrung hat bei ihm ursprünglich den Charakter des Ewig-Bedeutungsvollen . . . Wie im Volkslied der alltägliche Vorgang eine gigantische Stärke der Empfindung auslöst, so wird bei Jacobowski ein schlichter Vorgang groß, weil er ihn in die Sphäre seines Gemütes versetzt.“ — Eduard Höber greift den künftigen Leiter des neuen hamburger Schauspielhauses, Alfred v. Berger, wegen des Huldigungstelegrammes an, in dem dieser dem Kaiser als dem „erhabenen Schutzherrn der dramatischen Kunst“ von der neuen Gründung Mitteilung machte und seine „ehrfurchtsvolle und begeisterte Huldigung“ darbrachte. Höber bezeichnet dies als kunstfeindlichen Byzantinismus. „Denn für Byzantinismus muß ich die

Depesche halten, da ich nicht glauben kann, daß Herrn v. Bergers ehrliche Ueberzeugung Kaiser Wilhelm II. wirklich für den ‚erhabenen Schutzherrn der dramatischen Kunst‘ hält. Der Anregung des Kaisers haben wir die Mehrzahl der für die deutsche Litteratur höchst überflüssigen und als Vorbild geradezu schädlich wirkenden wildenbruchschen Hohenzollerndramen zu danken, der Kaiser hat den dramatischen Dilettantismus eines Josef Lauff begünstigt und ausgezeichnet, der Kaiser hat Hauptmann, Sudermann und Fulda den ihnen von Fachleuten zugesprochenen Schillerpreis verweigert. Das alles sind Thatsachen, die Herrn v. Berger bekannt sein müssen, und kann er dann noch den Kaiser als den erhabenen Schutzherrn der dramatischen Kunst begrüßen, so ist das eben — so hart das Wort auch klingt — Byzantinismus.“ — Einen neuen Baustein zur Hamlet-Erklärung trägt Eugen Reichel (in Nr. 30) mit einer Studie über „Die Bedeutung des Schauspiels im Hamlet“ bei. — Aus der folgenden Nummer (31) ist ein Essai von Ottokar Stauf v. d. March über Pierre Loti zu erwähnen, dessen Ruhm nach der Meinung des Verfassers schon stark im Verbleichen sei. Die scheinbare Eigenart Lotis sei nichts, als eine Wiederauflage von Chateaubriand und Saint-Pierre. Geistig näher Verwandte, als diese drei Autoren, gebe es wohl schwerlich. Lotis Auftreten bedeutete die „Kandidatur der litterarischen Reaktion“. Immerhin sei er nicht bloß Familienblattpoet, sondern wirklich ein Künstler, vor allem des Stils.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. III, 11. Aus dem Inhalt dieser teilweise dem Goethejubiläum gewidmeten Nummer ist der erste Teil eines Aufsatzes „Das Bild des Geistlichen bei Goethe“ von J. Burggraf, Pastor in Bremen, hervorzuheben, der sich mit Goethes Stellung zur Kirche beschäftigt. „Hochmut war es nicht, was ihn zum Separatisten machte. Die Schuld an Goethes, wie auch an Schillers Absonderung haben wir vielmehr im wesentlichen den kirchlichen Zuständen ihrer Jugendzeit beizumessen. Die Orthodoxie hatte damals in ihrer öden Buchstaben- und Bekenntnissucht die Quellen des Lebens verschüttet, und der Aufklärung jener Tage fehlte noch der Geist, sie wiederzufinden.“ Trotz dieser Abneigung gegen Konfessions- und Kirchenzwang habe Goethe vor dem Beruf des Geistlichen „als einem dem dichterischen Berufe verwandten“ alle Hochachtung gehabt. „Während seine Männergestalten vielfach an einem unbestimmten und marklosen Wesen leiden, sind seine Geistlichen zumeist kraftvoll männliche Gestalten, scharf geprägte Charaktere, die wissen, was sie wollen, und die mit fester Hand das Ihre vollbringen“: der Pfarrer in „Hermann und Dorothea“, der Abbé in „Wilhelm Meister“, der Mönch in der „Natürlichen Tochter“ und der Alte in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“, die sämtlich in der Zeit der Freundschaft mit Schiller nach Burggrafs Meinung unter dem Einfluß von dessen Persönlichkeit entstanden sind. — „Aus dem Leben eines Hainbündlers“, des ehemaligen Theologen Christian Hieronymus Esmarch, berichtet sein Urenkel Ernst Esmarch aufgrund der aufbewahrten Tagebücher. Esmarch gehörte dem von Boie 1771 gegründeten göttinger Hainbund an, war aber selber nicht dichterisch begabt. — Ein anderes Gedenkblatt der Pietät (von A. Giesebrecht) ist dem Spätromantiker Ludwig Giesebrecht (1792—1873) gewidmet, den Goedeke litteraturgeschichtlich in die Nähe von Ernst Schulze, Fouqué und Schenkendorf stellt. Seine Gedichte blieben lange zerstreut, er selbst deswegen fast unbekannt; erst 1867 erschienen sie in zwei Bänden, und später hat Konrad Telmann, ein Enkel des Dichters, eine Auswahl davon herausgegeben. Giesebrecht lehrte von 1816—1866 am Gymnasium zu Stettin; hier wirkte er längere Zeit mit Carl Löwe gemeinsam, dem er u. a. die Texte zu drei Oratorien schrieb. Von seinen Gedichten ist nur das in Anthologieen häufig zu findende Stück „Der Lotse“ in weitere Kreise gedrungen. Seine Biographie hat 1875 Franz Kern in einem Buche veröffentlicht. Zu Giesebrechts Schülern gehörten Franz Kugler, Robert Prutz, Emil Palleske, der Theologe Ritschl, der Jurist Otto Gierke u. v. a.

Die Nation. XVI, 43. Zu dem straßburger „Elsässischen Theater“ nimmt Richard M. Meyer eine sehr freundliche Stellung ein. Fritz Lienhards Behauptung (s. Heft 22, Sp. 1414), daß das niedrige Niveau der dort gegebenen Dialektstücke dem Ernst der Volksseele nicht gerecht werde, will er nicht für berechtigt halten. „Wir sollten dies gemeinverständliche Volksschauspiel nicht unterschätzen. Von der alten berliner Posse, die gewiß nicht höher stand, erhofften einst Kenner, wie Hermann Hettner und Gottfried Keller die Verjüngung des nationalen Dramas. An wiener Volksstücke von vielfach noch niedrigerem Durchschnitt, haben zwei so große Meister wie Ferdinand Raimund und Ludwig Anzengruber angeknüpft. Und wahrscheinlich wäre die Unnatur gespreizter Rede früher aus unserem Bühnendialog gewichen, wenn schon vor Holz und Schlaf, vor Hauptmann und Schnitzler unsere Dramatiker von Lokalstücken hätten lernen wollen, wie Darmstadt und Frankfurt am Main und, etwas geringerer Art zwar, Hamburg sie seit fast einem Jahrhundert besaßen.“ — Ueber „Goethe und Napoleon“ spricht (in Nr. 45) J. C. Widmann im Anschluß an das in dem Artikel „Goethe-Schriften“ unseres letzten Heftes gewürdigte Buch von Andreas Fischer. — Zwei Dichtungen des neapolitanischen Dichters Salvatore di Giacomo, die in Hendels Gesamtbibliothek seit kurzem deutsch vorliegen, rühmt ein Artikel von Robert A. Fritzsche (Gießen), und Wolfgang von Wurzbachs neues Werk über Lope de Vega (Leipzig, Seele & Co. 4 M.) macht Arthur L. Jellinek (in Nr. 46) zum Gegenstande einer ausführlichen Darstellung, wobei auch die Spuren Lopes in der deutschen Litteratur kurz verfolgt werden.

Das Neue Jahrhundert. Köln. 1, 43. Ueber „Kunst und Clique“ spricht sich, ähnlich wie an gleicher Stelle neulich Max Kretzer über „Parteikritik“ (vgl. Sp. 1347), Hellmuth Mielke aus. Die Anregung dazu entnimmt er C. Viebigs neuem Roman „Es lebe die Kunst!“, der das Verhältnis von Künstler und gesellschaftlicher Clique und zugleich das von Kunst und Künstler beleuchtet. — Sehr warm äußert sich (in Nr. 44) Wilhelm Holzamer über M. G. Conrads Gedichtbuch „Salve Regina“ (von uns in Heft 18 besprochen), das ihm namentlich als der Ausbruch einer unerschrockenen, kraftvollen Persönlichkeit wertvoll erscheint. — Ein Artikel „Das Stiefkind Litteratur“ vom Rechtsanwalt Dr. Fuld (Nr. 45) bemängelt es scharf, daß der neue Gesetzentwurf zum Urheberrecht den Werken der Tonkunst eine 50jährige Schutzfrist nach dem Tode des Verfassers zuerkenne, denen der Litteratur aber nur eine solche von 30 Jahren. Rechts- und Lebensfragen des Schriftstellerberufs behandelt im gleichen Hefte Paul v. Schönthan im Anschluß an Walter Besants (von uns schon auf Sp. 1342 erwähntes) Buch „The Pen and the Book“, das für eine gemeinsame Interessenvertretung der Schriftsteller Stimmung macht. — Im folgenden Hefte (46) erläutert Dr. W. v. Scholz (München) Wesen und Wert der freien Bühnen, deren von Zensur- und Erfolgsrücksichten unabhängige Thätigkeit ihm ein wichtiger und unentbehrlicher Faktor unseres litterarischen Lebens zu sein scheint. — Aus der gleichen Feder brachte Nr. 40 eine Auslassung „Der dichterische Gedanke“, die an Richard Schaukals Essai „Ueber die Forderung von sogenannten Gedanken in der Dichtung“ anknüpft (vgl. „Wiener Rundschau“, Sp. 707) und darlegt, daß ein Gedicht zwar keine „sogenannten“ Gedanken, d. h. abstrakte Ideen geben, wohl aber einen „intuitiven Gedanken“, eine konkrete Idee enthalten müsse.

Nord und Süd. 90. Band, 269. An die fortlaufende Reihe moderner Dichterporträts, die diese Monatsschrift ihren Lesern bietet, schließt sich im vorliegenden Heft eine Studie über Otto Julius Bierbaum von Albert Heiderich an, die mit Hilfe autobiographischer Mitteilungen des Dichters seinen Werdegang schildert

und seine Werke analysiert. Seine Charakteristik findet er in einem sieghaften Optimismus und einem unermüdlichen Kämpfen gegen das Philistertum in Kunst und Leben, das gleichwohl von Zügellosigkeit entfernt ist. „Ueberschäumen — ja! Aber nicht auslaufen!“ sei eines seiner Wahlworte. Als sein größtangelegtes Werk bezeichnet Heiderich den halb autobiographischen Roman „Stilpe“, trotz der Brüchigkeit des Ganzen und des stark abfallenden Schlusses (vgl. unten „Die Zeit“). — Im gleichen Hefte wird die schon erwähnte Veröffentlichung von Jean Pauls „Lob der Dummheit“ zu Ende geführt.

Velhagen & Klasings Monatshefte. XIII, 12. Das Thema „Don Quixote vom Standpunkt des Irrenarztes“ hat sich ein Aufsatz von Fritz Kloepfel gestellt, der den irrenden Ritter „als ein wahrhaft typisches Bild derjenigen Form der Seelenstörung, die wir speziell Wahnsinn (Paranoia) nennen“, bezeichnet. Die Pointe des Romans liege in den einzelnen Konsequenzen der Geisteskrankheit seines Helden und in deren meisterhaft detaillierter Ausführung. „Bei dieser Form des Irreseins steht das gesteigerte Selbstgefühl im Vordergrund; von dem krankhaft gesteigerten Gefühl und Bewußtsein der Persönlichkeit aus erhalten die übrigen Seelenthätigkeiten, besonders aber das Wollen, einen exzessiven Charakter. Im Gegensatz zu der gewöhnlich vorausgegangenen Krankheit fühlt sich der Kranke frei, eine Stimmung der höchsten Zufriedenheit mit sich selbst hat sich seiner bemächtigt, ein Gefühl von wiedererlangter, aber jetzt potenzierter geistiger und körperlicher Gesundheit . . . Mit der Steigerung des Selbstgefühls ist auch eine Steigerung des Vorstellungslebens, der Gedankenwelt des Kranken verbunden, und wie diese übertriebenen Vorstellungen von Reichtum, Größe, Macht sich als Bestrebungen geltend machen, so erzeugen sie jene exzentrischen Pläne und Projekte.“ Das gesamte Krankheitsbild, wie es hier noch weiter im einzelnen ausgeführt wird, entspricht mit verblüffender Treue allen Eigentümlichkeiten Don Quixotes.

Die Woche. I, 22. Von einem Besuche bei Maurice Maeterlinck in dessen Elternhause zu Gent erzählt Alfred Ruhemann. Auf die Frage, ob er sich nach Paris hingezogen und den Franzosen stammverwandt fühle, in deren Sprache er schreibe, entgegnete der Dichter: „Nichts ist falscher. Lassen wir den zur Genüge bekannten Kehrreim aller belgischen Litteraten beiseite, daß wir in Paris verlegen müssen, wenn wir gelesen sein wollen. Trotzdem ich aber Frankreich viel zu verdanken habe — war es doch Oktave Mirbeau, der jenen Artikel im „Figaro“ veröffentlichte, in dem ich seiner Zeit entdeckt wurde —, so gehört mein ganzes Fühlen meiner Rasse, der großen germanischen Völkerfamilie an.“ Weiter bemerkte Maeterlinck, daß seine „erste Periode“ abgeschlossen sei. „Ich habe eingesehen, daß die Symbolik auch schädlich sein kann, wenn man sie übertreibt. Die moderne Kunst verlangt Wirklichkeit.“ Maeterlinck erzählte auch beiläufig, daß Carmen Sylva bei ihm — jedoch zu spät — um die Erlaubnis gebeten habe, sein philosophisches Werk „Weisheit und Schicksal“ ins Deutsche zu übertragen. — Die Frage „Was und wie sollen wir lesen?“ sucht im selben Hefte Ellen Key zu beantworten. Es handelt sich da um ein wichtiges Kapitel der geistigen Gesundheitspflege. Der verbreitetste Fehler ist der, daß zu rasch gelesen wird. „So gewöhnt man sich an das flüchtige, schwebende, halbklare, oberflächliche Lesen, das für den Moment amüsiert, aber der Seele wirkliche Nahrung oder Wachstum nicht zuführt.“ Auf dem Gebiet der Belletristik lohne es sich selten, von Arbeiten, die älter als 25 Jahre sind, etwas anderes als das allerbeste zu lesen. Hingegen solle man, was die neuere schöne Litteratur betreffe, mit seiner Zeit gehen, von der man kein besseres Bild bekommen könne, als durch die zeitgenössische Belletristik. Empfehlenswert sei es, sich in einer Art Tagebuch Rechenschaft über die eigene Lektüre zu geben; dadurch zwinge man sich, gut zu lesen.

Im „Bär“ erinnert ein Artikel von Paul Seliger an den vor jetzt 200 Jahren selig entschlafenen preußischen Hofdichter Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz, den Uebersetzer und Nachahmer Boileaus, der als erster neben Christian Warnike und Benjamin Neukirch der Herrschaft des hofmanswaldau-lohensteinischen Schwulstes in der deutschen Dichtung ein Ende machte und damit die klassische Aera vorbereiten half.

Aus den letzten uns verspätet zugegangenen Heften des „Boten für deutsche Litteratur“ sind Essais über Carl Spitteler von Carl Meißner (6) und über Martin Greif von Eugen Kalkschmidt (9) hervorzuheben; ferner einige Bemerkungen von Ricarda Huch über die Beurteilung der Frauendichtung (6) und der Bericht über die tiroler Pichlerfeier (10) von Anton Renk.

In der „Gartenlaube“ (30) teilt Dr. Gustav Manz ein ausführliches Schreiben von Johanna Ambrosius über ihren Bildungsgang und ihre Entwickelung zur Dichterin mit. Bis zum Jahre 1884, als ihr erstes Gedicht entstand, waren außer Bibel und Kalender sieben Bände „Gartenlaube“, die sie als junges Mädchen gelesen hatte, die einzige geistige Nahrung gewesen. Nachdem etwa 200 Gedichte entstanden waren, schickte die ältere Schwester einiges ohne Johannas Vorwissen einem Familienblatt; dadurch wurde Professor Weiß-Schrattenthal auf sie aufmerksam, und mit seiner Unterstützung erschien Weihnachten 1894 der erste Band ihrer Gedichte, die seither 36 Auflagen erlebt haben.

Mit Shakspères vielumstrittenen Sonetten und den darin vorkommenden Persönlichkeiten, über die sich an dieser Stelle (Litt. E. Heft 6) Hellmuth Mielke ausgesprochen hat, beschäftigte sich Professor Arnold Schröer kürzlich in den „Grenzboten“ (58. Band, 27, 28). Der schöne Freund war von Tyler in seinem Buche „Shaksperes Sonnets“ (1890) auf den Earl of Pembroke gedeutet worden, Sidney Lee, der neueste Shakspere-biograph, bestritt dies in seinem „Life of William Shakspere“ und glaubte nachweisen zu können, daß der Earl of Southampton gemeint sei. Allein Schröer findet seine Gründe nicht stichhaltig und meint, man müsse einstweilen bei der alten Hypothese bleiben.

Ueber „Jugendlektüre in Amerika“ lesen wir einiges in der Hamburger „Jugendschriftenwarte“. (VII, 71.) Eine dreifache Umfrage ergab, daß die amerikanischen Kinder meist einen vernünftigen Geschmack und fast durchweg nur für Bücher von litterarischem Wert Interesse haben, die wertlosen sogenannten Jugendschriften dagegen geringschätzen. Die meisten befragten Kinder erklärten „Onkel Toms Hütte“ für das beste Buch, weiter „Robinson Crusoe“, Longfellows „Evangeline“, Scotts „Ivanhoe“ und „Jungfrau vom See“, Dickens „Heimchen am Herd“, Wallaces „Ben Hur“ u. a. m.

Ein Essai von S. Lublinski im „Kunstwart“ (XII, 21) spricht sich über „Moderne Weltanschauung und geschichtliche Dichtung“ in dem Sinne aus, daß die moderne Litteratur sich von der Naturwissenschaft, durch die sie sich allzu einseitig beeinflussen lasse, abkehren und der Geschichte zuwenden müsse, als demjenigen Gebiet, das dem poetischen Schaffen viel näher stehe, und auf dem sie sich freier und großartiger entfalten könne, ohne ihr modernes Grundprinzip von der menschlichen Gebundenheit aufgeben zu müssen.

Der Halbmonatsschrift „Neuer Parnaß“ (II, 13) ist ein Beiblatt unter dem Titel „Der Dramaturg“ beigegeben worden, das praktische Theaterfragen erörtern will. In der ersten Nummer schreibt O. Ploecker-Eckardt über „Die vierte Einheit“, womit die Einheit des Stils, d. h. der Regie, gemeint ist; in der zweiten wird die immer noch umstrittene Frage der Theaterhochschulen behandelt.

Aus den letzten Heften der in Bremen erscheinenden Halbmonatsschrift „Niedersachsen“ sei eine Studie von Hermann Löns (19) über „Münsters volkstümlichsten Mann“, den Heimatsforscher und -Dichter Professor Hermann Landois (geb. 1835) genannt, der sowohl als Naturwissenschaftler (an der Akademie zu Münster) wie als Dialektdichter seit Jahrzehnten im Dienste seiner Heimatsprovinz tüchtiges gewirkt hat. Sein mundartlicher Roman „Frans Essink, sien Liäwen un Driewen äs aolt Mönstersk Kind“ schildert mit großer Treue und „echt niedersächsischem Humor“ das münstersche Kleinstadtleben. Sein jüngstes Buch ist seine gleichfalls in münsterischer Mundart geschriebene Selbstbiographie. — Dem bekannten originellen Prediger Jobst Sackmann (1643—1718), dem niederdeutschen Gegenstück zu Abraham a Santa Clara, gilt ein Beitrag von Franz Schäkel in Heft 20/21.

Ein Beitrag von N. Scheid S. J. in den „Stimmen aus Maria Laach“ (LVII, 2) über „Otto Ludwigs ‚Makkabäer‘ als Schullektüre“ empfiehlt dieses Drama aufs wärmste für den Schulgebrauch. Der Stoff sei „großartig, königlich, fast übermenschlich schön“, und zu dem weihevollen Stoffe passe Otto Ludwigs wahrhaft adelige Kunst der Darstellung. Insbesondere berichtige das Stück die falsche Ansicht, „als sei ein Drama höheren Stils nicht möglich, ohne das Liebesmotiv in seiner sinnlichsten Erscheinung zu verwerten“.

Der „Türmer“ vom August (I, 11) bringt zum Goethetage einen Hymnus in Stanzen von Anna Dix und eine Betrachtung „Goethe, der Herrenmensch und Altruist“, von Sophie Hoechstetter, die die Vereinigung edlen Herrenmenschentums und altruistischer Größe in Goethe feiert.

Auch die Juristen gedenken ihres einstigen Kollegen, des Referendars und Advokaten Dr. Wolfgang Goethe; in der „Deutschen Juristenzeitung“ (Berlin, Otto Liebmann; IV, 16) spricht sich Oberlandesgerichtsrat Dr. Meisner (Posen) über das Thema „Goethe als Jurist“ eingehend aus, dem er schon 1885 eine eigene Schrift gewidmet hatte. Es verdient bemerkt zu werden, daß Goethe thatsächlich in Straßburg nicht den Doktorgrad erworben hat, sondern nur den eines „Licentiaten“ der Rechte, weil die juristische Fakultät seine — stark von Rousseau beeinflußte — Dissertation über Gesetzgebung aus Bedenken gegen deren Inhalt nicht bekannt machen lassen wollte.

Musik-Zeitschriften.

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh', in allen Wipfeln spürest Du kaum einen Hauch“ — statt dessen es, wenn alles mit rechten Dingen zuginge, auf unserem Gebiet aus Anlaß der bayreuther Bühnen-Festspiele doch nur so wimmeln müßte! Aber nicht nur die Tageszeitungen, auch die Zeitschriften haben ihre „Saure Gurken“-Zeit. Und da überdies unsere Musikblätter sich stets zu sehr als Fachorgane und zu wenig als Litteratur-Zeitschriften fühlen und betrachten, darf man sich füglicher Weise nicht mehr allzu sehr darüber wundern, wenn ihr Latein beim Wagner-Thema als einer hohen Kunstangelegenheit längst schon zu Ende ist und ihre Behandlung dieses Kultur-Ereignisses bei den leidigen, reinen Personalien mehr und mehr neuerdings stecken bleibt, dafern es überhaupt noch zur Erörterung gelangt. Referate dieser Art (fortlaufende und kürzere) haben wir bisher nämlich erst nur in den „Berliner Signalen“ (15) und in der „Neuen musik. Presse (26—31) entdecken können, und dem ersteren (von Dr. Richard Batka) war im Grunde als etwas Neues lediglich die Thatsache zu entnehmen, daß „die bayreuthische Praxis, von der Bühnen-Routine unangekränkelte Sänger heranzuziehen, in diesem Jahre nicht von jenem frappanten Gelingen begleitet war, wie sonst. Viele Musiker äußerten freilich ihr besonderes Vergnügen darüber, daß diesmal in Bayreuth viel mehr gesungen werde — je nun, ich habe mich über die schönen Töne der Konzertsänger nicht geärgert, aber mich doch zuweilen nach der Zeit gesehnt, wo man zwar über Knieses Konsonanten-Knackerei schimpfte, aber jedes Wort ordentlich verstand . . .“ Batka ist in Sachen Bayreuth gewiß ein ganz unverdächtiger Zeuge. Bei solcher Haltung unserer Hauptorgane kann es denn sehr wohl kommen, daß ein Blatt wie die „Redenden Künste“ nach offiziellem statistischem Ausweis nächst den „Bayreuther Blättern“ selbst als die erste Wagner-Zeitschrift gegenwärtig gelten muß, obwohl deren Redaktion doch mit wahrhaft rührend-naivem Eifer nach wie vor das unvereinbarste Zeug, wie Wagner-Cultus, Moritz Wirth und seine neueste „Gründung“, August Bungert-Propaganda und Lauff-Enthusiasmus unter einen Hut zu bringen versteht (man vgl. die Nrn. 39—45). Als „Kuriosa“ seien daher aus dieser Reihe hier nur erwähnt: von Luise Pohl (der Witwe Richard Pohls, der wahrlich eine bessere Nachfolge verdient hätte), „Vom Lohengrin bis zum Bärenhäuter“ — welche Decadence!; von Pastor Dr. Adalbert Portig (dessen Broschüre über „R. Wagners Musikdramen und ihr Verhältnis zum Christentum“ in der „Allg. Mus.-Ztg.“ 26 soeben eine warme Besprechung durch Peter Raabe erfuhr), „Beweise oder Behauptungen? Eine Zurückweisung neuer Anklagen gegen Wagner“; von Moritz Wirth „Wagner als Freund und Gegner des Alkohols“, sowie ein (wir sagen nur: sehr charakteristischer) Zustimmungsbrief von Heinrich Bulthaupt zur allerneuesten „Rheingold-Gesellschaft“. Wichtiger und interessanter schon scheint uns die kurze, eigenartige Fragestellung Dr. Rudolf Goetzes über „Nietzsches Krankheit“, wenn man auch wohl wünschen mag, daß die Herren Psychiater mit Erörterung dieses Themas ohne vorherige Autopsie des Krankheitsbildes an Ort und Stelle künftighin etwas mehr zurückhalten möchten — doch gehört das ja bereits nicht mehr in diesen engeren Rahmen. Hingegen fanden wir zum Thema Wagner in anderen Zeitschriften um jene Zeit noch in den „Berliner Signalen“ (15) einen auf den jüngsten „Zukunft“-Artikel Dr. Ad. Sandbergs über „Nietzsche und Wagner“ zurückgreifenden kritischen Aufsatz von Benno Horwitz „Ueber den derzeitigen Stand der Reaktion gegen Wagner“; in der „Allg. Mus.-Ztg.“ (26) „Zwei bisher unveröffentlichte Briefe Wagners“ aus dem Jahre 1837, deren erster klar und deutlich des Schreibers Absicht ausspricht, sich von Minna Planer nach nur siebenmonatiger Ehe schon wieder scheiden zu lassen; ebenda (28/29) die Mitteilung des Preisliedes aus den „Meistersingern“ nach dem ersten Entwurfe, von Albert Heintz, welcher Ausgrabung in den „Red. Künsten“ (Heft 43) noch eine andere Mitteilung, die einer bisher kaum bekannten programmatischen Erläuterung Wagners zum Meistersinger-Vorspiel (von Dr. Arthur Prüfer), willkommen zur Seite tritt; endlich im „Kunstgesang“ (14/15) eine langatmige Abhandlung über „Wagners Abreise aus Zürich im August 1858“ von Hans Bélart — nicht nur in einem ganz schauerlichen Deutsch geschrieben, sondern auch artig gespickt mit versteckten Invektiven und halbverhüllten Andeutungen, deren eigentliche Spitze in einer anderen Arbeit desselben Verfassers: „Richard Wagners Züricher Schopenhauer-Periode“ („Red. K.“ 43) deutlich genug hervorgeht aus dem Satz am Schlusse: „Die Forschung wird vielleicht dereinst Otto Wesendonck den Vorwurf nicht ersparen, daß er durch jene seine Handlungsweise („freiwilliges Verlassen“ des züricher Freundes-Asyls nennt es komischer Weise Frau Wesendonck in einem Erinnerungsblatte) seine vorherige edle That an Wagner gleichsam selbst wieder zerstört habe.“ Nun, Frau Mathilde Wesendonck lebt noch, und Alb. Heintz, ihr treuer Herold und Ritter, wird vielleicht antworten.

Da wir hier gerade bei den biographischen und philologischen Forschungen angelangt sind, seien hier auch gleich noch mit verzeichnet: aus dem „Mus. Wochenbl.“ (28) „Beethovens erstes Auftreten in Cöln“;

aus der „Allg. Musik-Z." (24 und 27) ein wertvoller neuer „Brief Otto Nicolais an seinen Vater"; ebenda (27) sehr einläßliche „Mitteilungen über eine Handschrift und ein neues Bildnis Orlando di Lassos" von Dr. Adolf Sandberger (mit Abbildung), und ebenda (28 ff.) „Mozarts Reise nach Potsdam und Berlin" von R. Gellert. Die verschiedenen Versionen des Textbuches zur „Schöpfung" von Haydn prüft dankenswerter Weise einmal Rob. Músiol in den „Bl. f. Haus- und Kirchen-Mus." (7/8); über Händel- und Bach-Bearbeitungen (Chrysander und Rob. Franz) schreiben begeistert Prof. Emil Krause im „Corresp.-Blatt des evang. Kirchengesang-Vereins f. Deutschl." (7) und Prof. H. M. Schuster in den „Berl. Signalen" (14/15) — die Ansichten stehen sich da freilich schroff genug gegenüber. Was uns betrifft, so neigen wir nicht nur der letzteren zu und finden es durchaus nur in der Ordnung, ja längst an der Zeit, daß auch die Freunde des verstorbenen, bei Lebzeiten so streitbaren Rob. Franz (dem jetzt zu Halle a. S. das würdige Denkmal gesetzt werden soll), sich einmal rühren, wir halten sogar die kritiklos-unwidersprochene Reklame, die seit einigen Jahren für Chrysanders Restaurationen an der Tagesordnung ist, direkt für unverantwortlich.

„Erinnerungen an Friedrich von Hausegger" von dem Unterzeichneten (d. h. einen sehr ausführlichen Nachruf, zusammengestellt aus Briefen von ihm selbst an meine Person) brachten die vortrefflichen „Bl. f. Haus- und Kirchen-Musik" (Heft 7/8), denen die Musikfreunde aus der gleichen Zeit außerdem noch eine sehr verdienstliche Charakteristik Felix Draesekes (von Otto Schmidt) und ebenso (nach den von S. Bräutigam jüngst übersetzten Memoiren Legouvés) eine warme Würdigung der Persönlichkeit Hector Berlioz von Dr. Karl Storck verdanken. — Unter der Rubrik „Zeitgenössischer Liederkomponisten" in den „Berl. Sign." (13) kommt diesmal, von Woldemar Sacks sympathisch beschrieben, Ed. Behm an die Reihe; in der „Allg. Mus.-Ztg." (27) wiederum lehnt Otto Taubmann gelegentlich einer eindringend-analytischen Besprechung des Werkes den Begriff der Oper für Edgar Tinels „Godoleva" ab, der er nur den Charakter eines Bühnen-Oratoriums zuweisen will; während am gleichen Orte (30/31) durch Peter Raabe Max Kalbecks witzelnden „Opernabenden" die wohlverdiente Abfertigung zuteil wird. — Vom „Eidgenössischen Sängerfest" erfährt man, aus der sachkundigen Feder des schweizerischen Musikschriftstellers A. Niggli, etwas ebenda (30/31), über die bedeutsame „Versammlung des deutschen Kirchengesangvereins" zu Straßburg in den oben genannten „Bl. f. H. u. K.-M." (8), wie auch aus dessen eigenem, von Otto Sonne geschickt und umsichtig geleiteten Organ (Nr. 6). Ferner durchbricht die öde Eintönigkeit der üblichen Musikbriefe aus den Zentralen das übersichtliche prager Referat Dr. Batkas (Berl. Sign. 13) in angenehmer Weise, und Farbe in das ganze, viel zu schablonenhaft behandelte Gebiet bringt vollends der Bericht aus Kairo (im „Mus. W." 27) während sich der „Kunstgesang" (13), als einziges auswärtiges Fachblatt, eines sonst geflissentlich totgeschwiegenen Hoftheater-Skandals aus Dresden vielleicht etwas zu tendenziös bemächtigt hat. — Zu guterletzt giebt ein gewichtiges, inhaltschweres und sehr diskutables Signal über die Zukunftsperspektiven unserer modernen Musik der „Kunstwart", mit einem Alarm-Artikel von Ludwig Riemann: „Die Pole nähern sich", — und da kann ich denn nur sagen: schon vor zwei Jahren etwa schrieb ich einmal an Gustav Mahler, daß der Ausweg und das Heil für die Zukunft der Musik wie deren zeitgemäßen Fortschritt wohl oder übel in einer organischen Verbindung der heutigen chromatischen Harmonik mit der unendlich reichen Melodik der alten (griechischen) und fremdnationalen Tongeschlechter liegen müsse — einer notwendigen Verbindung, die zuversichtlich dann auch die längst gesuchten, so heiß ersehnten und erstrebten neuen „Viertelstöne" von selbst zeitigen werde.

Weimar. *Arthur Seidl.*

Oesterreich.

Der Kyffhäuser. I. 4. Die zehnte Wiederkehr von Robert Hamerlings Todestag (13. Juli) feiert Aurelius Polzer in überschwänglichen Worten. Den „göttlichen Skalden" nennt er den verewigten Dichter und meint: „Wer faßt ihn, den hohen, wer ermißt ihn in der unendlichen Fülle seiner übermenschlichen Erhabenheit, ihn, der ein Ausfluß der Gottheit war?" — Die dramatische Neugestaltung des Märchens vom „Bärenhäuter" ist der Gegenstand einer — noch nicht abgeschlossenen — Studie von Hans von Wolzogen. Durch einen Vergleich zwischen den Märchenquellen, aus denen Siegfried Wagner seine Dichtung geschöpft habe, und seiner Arbeit selbst will Wolzogen den Beweis erbringen, daß Siegfried die Eigenschaft des geborenen Dramatikers von seinem Vater als unmittelbares Erbteil überkommen habe. Die Quellen sind die beiden Märchen „des Teufels rußiger Bruder" und der „Bärenhäuter" in Grimms Kinder- und Hausmärchen. Mitbenutzt ist eine christliche Legende von St. Peter, die Wilhelm Hertz in seinem „Spielmannsbuche" aus dem Altfranzösischen neu erzählt hat. — Ueber August Trinius, den „thüringischen Wandersmann", spricht sich Karl Bienenstein aus. Man erfährt, daß Trinius von 1863 bis 1890 in Berlin als Kaufmann lebte und seit seinem dreißigsten Jahre schriftstellert. Seine poetische Bedeutung liegt in seinen zahlreichen Wanderbüchern und in kleinen anspruchslosen Geschichten aus der Heimat. Als seine reifsten Bücher werden hier die zuletzt erschienenen und in Heft 6 des „Litt. E." besprochenen Novellenbände „Kleinstadtluft" und „Ueber Berg und Thal" (Berlin, Fischer & Franke) bezeichnet.

Die Zeit. XX, Nr. 251. Glücklich vergleicht Felix Poppenberg Pierre Lotis jüngstes Buch „Reflets sur la sombre route" mit Ovids „Tristien". Der Dichter führt uns, heißt es da, auf Schattenwege, wo die Seele stiller wird, und wo auf dunklem Grunde nur eine letzte Sehnsucht sich regt. Sein Buch besteht aus Notenblättern des Augenblicks, Taschenbuchzeilen, Stimmungsakten, die er festhält, fest mehr für sich als für die anderen. Sehr interessant ist auch die Beobachtung, die Poppenberg anmerkt, daß die physischen, die robust körperlichen Menschen als Kameraden den Hund vorzögen, die Intellektuellen, die Nervenmenschen, wie E. A. Poe, E. T. A. Hoffmann und Loti die Katzen. — Unter dem Titel „In der Klammer" spricht Hermann Bahr über die wichtige Frage, ob die vielfachen Forderungen der Mimik, die Dramatiker den Schauspielern in Parenthese vorschreiben, erfüllbar sind oder nicht. Aus großer Belesenheit führt er eine Fülle von Beispielen aus neuen und alten Dichtern, besonders aus Kotzebue, für die Form dieser Forderungen an und kommt zu dem Schlusse, daß diese Anmerkungen, die meist unmögliches verlangen —, etwa „mit Falkenblicken spähen", oder lächeln „mit einem Lächeln, das die Zeit anhält und die Welt aufhebt" — nicht dazu bestimmt sind, dargestellt zu werden, sondern nur die allgemeine Stimmung für den Schauspieler anzudeuten. — Das jüngste Buch Bierbaums, der chinesische Roman „Das schöne Mädchen von Pao" giebt Paul Wertheimer Gelegenheit zu einer zusammenfassenden Charakteristik des Dichters (in Nr. 252). Bierbaums, des „deutschesten unter allen Dichtern der gegenwärtigen Generation", Verdienst sei es vor allem, als einer der ersten Liliencrons Fahne hoch geschwungen zu haben, dem er seither ein treuer Knappe geblieben sei, von dem er als Lyriker viel gelernt habe: Anwendung des freien Rhythmus, Verweben malerischer und musikalischer Motive und ähnliches. Bierbaums treu deutsche Seele gebot ihm nicht blos an der Kunst der Gegenwart zu haften, sondern auch in frühere Kulturen hinabzutauchen und die gesamte Volks- und litterarische Tradition wieder aufzunehmen. Daher die Wiedererweckung der alten Formen und Motive. So knüpft er nun in seiner Lyrik an Walther und das Volkslied des 16. Jahr-

hunderts an, so unternimmt er es in seinen Prosawerken, den „deutschen Roman“ als eine breite, ruhig und klar fließende Schilderung der Entwickelung einer in der Zeit begründeten Persönlichkeit auf bedeutendem kulturellem Hintergrunde wiederzuerwecken. Die Mehrzahl seiner Bücher zeigt, wie der Held aus falschem Streben immer zu einer freien, leichten und heiteren Weltanschauung hinaufgeführt wird. Sie zeigt, wie sich aus einem Nichtphilister im studentischen ein Nichtphilister im goethischen Sinne entwickelt, das ist: ein jede Schönheit der Anschauung und des Gedankens dankbar und rein Genießender. Es sind Hymnen der Lebensbejahung. — Im selben Hefte beendet Rudolf Holzer seine auf Grund unveröffentlichter Briefe unternommene Skizze „Adalbert Stifter als Mensch“.

Wien. *A. L. Jellinek.*

Frankreich.

Die „Revue des deux Mondes“ bringt in ihren beiden Juli-Heften einen längeren Essai von Charles Benoist über den Fürsten Bismarck. Es werden darin sehr ausführlich alle in Deutschland in den letzten Jahren veröffentlichten Dokumente benutzt; der Verfasser selbst aber trägt zur Beleuchtung seines Gegenstandes keine neuen Gedanken bei. In der Einführung macht er einen Versuch Bismarck mit dem Helden von Machiavelli zu vergleichen. „Viel mehr als für Talleyrand paßt auf ihn der Titel des ‚Fürsten‘.“ Dann wird etwas gewaltsam das Leben des ersten Reichskanzlers in vier Perioden geteilt: „la période souffrante, militante, triomphante et agonisante.“ — T. de Wyzewa bespricht die neuesten Publikationen über Nietzsche.

Die „Revue de Paris“ scheint der Litteratur vorläufig den Rücken gedreht zu haben. Ihr erstes Juliheft bringt fast nur politische Artikel. Auszunehmen ist eine Studie von Gabriel Séailles über den Maler Eugène Carrière. — Im zweiten Juli-Hefte analysiert Emile Faguet die Persönlichkeit von Hippolyte Taine: eine schwere breitgetretene Untersuchung, in der der Positivismus eines Auguste Comte den Dichter des „Graindorge“ fast in den Hintergrund gedrängt. Taine suchte in allen Dingen nach der leitenden Eigenschaft (faculté maîtresse). Bei ihm selbst war es die Rechtschaffenheit. Er besaß eine „mustergültige Seele.“ Deshalb konnte er sich in seinem Systeme nie festsetzen. Auch bleibt von eben diesem Systeme eigentlich nichts übrig als die Absicht, den Autor, den man studiert, nicht von den historischen und privaten Ereignissen, die er durchlebt hat, zu trennen, „falls man klar einsieht, daß sie auf ihn einen starken Einfluß gehabt haben.“ Als Kritiker aber hat Taine wundervolle Arbeiten geschaffen, die an sich wahre Kunstwerke sind. — Im gleichen Hefte finden sich herrliche Verse von André Rêvoire, dem jungen Dichter, der zugleich bei Sully Prudhomme und bei Verlaine in die Schule gegangen ist, und den man allgemein als Kandidaten für den nächsten Akademie-Preis bezeichnet.

Unter dem Titel „Pour nos fils“ publiziert Frau Marie Louise Néron in der „Revue des Revues“ (15. Juli) das Resultat einer Umfrage, die sie bei den bekanntesten schriftstellernden Damen Frankreichs gehalten hat, um zu erfahren, welchen großen Mann der Geschichte eine jede ihrem Sohne als Vorbild bezeichnen würde. Die befragten Blaustrümpfe haben sich über ihr Ideal nicht einigen können. Nicht eine hat wie die andere gewählt, und viele haben sogar behauptet, eine solche geistige Unterwerfung könnten sie ihrem Sohne nicht zumuten. Jeanne Marni hat den heiligen Ludwig vorgeschlagen, Henry Gréville entschied sich für Montaigne, Helene Vacarescu für Pascal, Daniel Lesueur für Washington, Frau Vincent für Turgot, Gyp empfahl Roland, Jean Laurenty antwortet witzig: „Don Quixote“, und Rachilde kommt sogar mit dem Anarchisten Ravachol! — Fernand Herbert, Professor an der Kolonialschule fragt sich, ob die französische Jugend englisch oder deutsch lernen soll, und entscheidet sich, nachdem er mehrere Gründe angeführt hat, für die englische Sprache.

In der „Revue Blanche“ (1. Juli) führt Pierre Finet seinen witzigen Essai „Ueber die Medizin“ weiter. Das veröffentlichte vierte Kapitel lautet „De l'Imitation à Nietzsche“. — Ein von Dr. Max Nettlau entdecktes und veröffentlichtes Manuskript von Bakunin aus dem Jahre 1867 handelt vom „Berufsmilitarismus“. — Im folgenden Hefte (15. Juli) wird der verewigte Oberstleutnant von Egidy durch Robert Dreyfus beim französischen Publikum eingeführt. Der kurze Aufsatz enthält einige Anekdoten und viele Citate aus Egidys Schriften.

Der „Mercure de France“ (1. Juli) beginnt mit einem Leitartikel von Virgile Josz über den Maler Chardin, dessen 200. Geburtstag auf den 2. November dieses Jahres fällt. Wird er gefeiert werden? fragt sich der Verfasser. Bei seinen Lebzeiten kam Chardins Talent nicht zur Anerkennung. In Diderot allein hatte er einen begeisterten Anhänger, und auch heute noch ist er für viele Leute ein Unbekannter. — J. Drexelius spricht von der „Fabrikation menschlicher Monstren in China“ und beschreibt die gräulichen Verstümmelungen, die dort an Kindern und Tieren vollzogen werden, um daraus Objekte krankhafter Neugierde oder religiöser Verehrung zu machen.

Die Zeitschrift „L'Ermitage“ wird ähnlich wie vor einigen Jahren in Deutschland die „Blätter für die Kunst“ von einer geschlossenen Gruppe von Redakteuren herausgegeben. Diese Abgeschlossenheit erklärt sich eher durch das Bedürfnis, allein im Hause Herr zu sein und sich vor Eindringlingen zu schützen, als durch eine Gemeinsamkeit der Tendenzen. Die Mitarbeiter des „Ermitage“ sind alle jung, d. h. über fünfzehn und unter vierzig Jahren, sie gehen aber jeder seinen eigenen Weg. Der Belgier Verhaeren dichtet neben dem Amerikaner Vielé-Griffin, der „mondaine“ Romanschriftsteller Boylesve verträgt sich sehr gut mit dem provinzialen Humoristen Francis Jammes. Die meisten Beiträge sind rein dichterischer Art, aber zum Schlusse stehen unter dem Titel „Lettres à Angèle“ litterarische Plaudereien von André Gide, die einen feinen intimen Reiz haben.

Einen sehr ausführlichen Aufsatz über „Die armenische Litteratur der Jetztzeit“ bringt Archay Tchobanian in der Revue encyclopédique Larousse (8. Juli.). Sie verbreitet sich von Venedig nach Van, von Tiflis nach Constantinopel, von Wien nach Smyrna und zeigt eine große Mannigfaltigkeit von Einflüssen, Tendenzen und Stilen. Diese litterarische Renaissance beginnt zuerst mit einer Erneuerung der klassischen Sprachen, die hauptsächlich durch die Mechitaristen von Venedig vertreten wird. Ein solcher Archaismus hätte ohne Zweifel nicht dazu beigetragen, eine moderne armenische Litteratur zu schaffen, eher zu verhindern. Aber den in Rußland und in der Türkei lebenden Schriftstellern ist es nach langen Streitigkeiten gelungen, die moderne armenische Sprache zu einer Schriftsprache zu machen. Die russischen Armenier pflegen eine mehr volkstümliche Litteratur, während die in der Türkei lebenden ganz im Banne der französischen Belletristik stehen und ihren Wandlungen folgen. Dem Aufsatze sind zwölf Porträts beigegeben, und es ist nur eines zu bedauern, daß der Verfasser der Studie, Tchobanian, bei dieser Aufzählung sich aus Bescheidenheit oder Scheu selber vergessen hat.

Paris. *Henri Albert.*

Erfreuliche Aufmerksamkeit widmet dem deutschen Sprach- und Schrifttum die von A. Wolfromm, Direktor des Lycée Carnot in Paris herausgegebene „Revue de l'enseignement des langues vivantes“ (jährlich Mk. 12.—). In den Heften von Juli und August finden wir größere Arbeiten über Schillers Poetik von V. Basch, Universitätsprofessor in Rennes, über „Scheffel und die Gemeinde Gabelbach“ von Prof. Alfred Moulet (Laon), über „Der moderne deutsche Realismus und Sudermann“ (deutsch geschrieben) von

Prof. Uhland (Stuttgart), ferner Uebersetzungen von Heines „Wallfahrt nach Kevelaar“, Schillers „Teilung der Erde“, Lenaus „Postillon“ u. a. m.

Schweden.

Das Juliheft der Monatsschrift „Varia“ (herausgegeben von Torwald Nyström) widmet der jüngst erschienenen Dichtung August Strindbergs eine längere Besprechung. Der Verfasser konstatiert zunächst, daß die neuerliche recht auffallende Produktivität des lundenser Einsiedlers erfreulicherweise auf den inneren Gehalt seiner Schöpfungen noch keinen merkbar nachteiligen Einfluß ausgeübt habe. Wie gewöhnlich läßt Strindberg auch in dem neuesten Werke den Leser einen eindringenden Blick in sein persönliches leidenschaftdurchwühltes Gemütsleben thun. Unter den einzelnen Arbeiten, die unter dem zusammenfassenden Titel „Höheres Recht“ vom Dichter vereinigt wurden, bewertet der Verfasser die ergreifende dramatische Charakterstudie „Verbrecher und Verbrechen“ technisch wie inhaltlich am höchsten. Strindberg spricht hier nicht von jenen brutalen Vergehen und Fehlthaten, für die der Strafrichter seine sauber geordneten Paragraphen vorsorglich bereit hält, sondern von „jenen heimtückischen Verbrechen des bösen Willens und der bösen Absicht, mit denen der Eine den Andern verfolgt“, dem „tötlichen Hasse, durch den wir unserem Mitmenschen das Mark aus den Gebeinen peinigen“. Das subtile Motiv ist von Strindberg mit der überlegenen Logik des Meisters entwickelt worden. Auch hier ist das Weib wieder zu dem Schicksale verurteilt, am moralischen Pranger stehen zu müssen. Eine seltsame Mischung zart empfundener und ausgedrückter Gedanken mit brutalen Cynismen von echt strindbergscher Rücksichtslosigkeit bietet dem Dichter die Mittel, um seine gewaltigen Anklagen gegen das sittliche Niveau der heutigen Gesellschaft mit packenden Gründen zu stützen. — In demselben Hefte plaudert Gavroche über Leben und Werke des englischen Publizisten und Kunstkritikers John Ruskin. Er bespricht den eminenten Einfluß Ruskins auf die englische Kunst, zumal während der 70er und 80er Jahre. Trotz mancher barock anmutender Sonderbarkeiten habe Ruskin stets mit achtunggebietender Ueberzeugungstreue seine Feder im Dienste der idealen Naturschilderung und Auffassung geführt. „Die Kunst hat eine moralische Seite, und diese ist vielleicht größer, um nicht zu sagen vornehmer, als ihre übrigen zusammengenommen!“ war einer der Lehrsätze, die er niemals aus dem Auge ließ, ebensowenig den weiteren Satz, daß „die Kunst eines Volkes als der Exponent von dessen ästhetischem Entwicklungsstandpunkt zu betrachten sei“. Die hitzigen Kämpfe, die Ruskin mit der zum Realismus schwörenden Malerschaft ganz persönlich auszufechten hatte, werden durch eine von Callingwood übermittelte Anekdote in drastischer Weise illustriert. Ruskin versäumte in seiner gütigen Weise nie, die von ihm in der Tagespresse besonders „verrissenen“ Künstler privatim um freundliche Nachsicht zu ersuchen, eine Bitte, die regelmäßig in der Erwartung ausklang, daß das „gegenseitige gute Verhältnis durch den kleinen Zwischenfall nicht getrübt werden möge“. Diese Höflichkeitsfloskel trug dem Recensenten, der, wie gesagt, angesichts eines realistischen Bildes ganz in Gift und Galle geraten konnte, von einem besonders arg verhobelten Maler folgende Erwiderung ein: „Lieber Herr Ruskin, ich werde Sie das nächste Mal, wenn ich die Ehre habe Sie zu treffen, einfach totschlagen, hoffe aber im übrigen, daß dieser kleine Zwischenfall unserer Freundschaft keinen Eintrag thun wird!“ Nur ein Phantast, schließt der Verfasser seine fesselnd geschriebene Studie, konnte sich von dem Wunsche meistern lassen, den Krieg mit der Uebermacht des Götzen Publikum derart aufzunehmen. Ruskin ist in diesem ungleichen Kampfe mit Ehren unterlegen, aber ihm bleibt der Ruhm, seinem Vaterlande eine hochbegabte Arbeitskraft im edelsten und uneigennützigsten Geiste gewidmet zu haben.

Stockholm. *Thjelvar.*

Norwegen.

Nordahl Rolfsen berichtet im „Ringeren“ über eine Begegnung mit Ivar Aasen, dem Nestor der altnorwegischen „Landsmaal“-Dichtung (vergl. Sp. 186) und eifrigen Vorkämpfer für die Gleichberechtigung des Fjalldialektes mit der in Norwegen noch immer gebräuchlichen dänischen Schriftsprache. Aasen war sicherlich eines der absonderlichsten und zerstreutesten Originale, die das christianiaer Gelehrtenquartier jemals besessen. Die Begegnung, die im Jahre 1895, also kurz vor dem Ableben des gefeierten Schriftstellers und Forschers stattfand, gab einen deutlichen Beweis, daß Ivar Aasen trotz seiner 90 Jahre noch immer mit der Frische eines Jünglings in der Gedankenwelt des Hochlandes lebte und von diesem Standpunkte aus das ganze „lästerliche moderne Treiben“ mit der humorvollen Ironie eines echten „Torfpoeten“ zu geißeln wußte. — Alexander Bugge verbreitet sich in längerer Artikelfolge über „Kultur und Bildung in Norwegen zur Zeit Haakon Haakonssons und seiner Söhne“. Der Verfasser kennzeichnet zunächst den Einfluß der lateinischen Klassik auf die allgemeine geistige Entwickelung zur ersten Hälfte des norwegischen Mittelalters, ein Einfluß, der freilich durch die lebhafte Vorliebe König Haakonssons für die Schätze der nordischen Sagadichtung bald wesentlich gehemmt wurde. „Die neue Kultur, die aus dem westlichen Europa hereindrang, war nicht stark genug, um die Denkungsart eines ganzen, selbstbewußten Volkes umzubilden. Doch war das Ideal der Zeit aus inneren Gründen von der Seele des Volkes umgeschaffen und geläutert worden. Einsichtige und fruchtbare Schriftsteller, wie der Verfasser des berühmten „Konge-spejlet“ und Haakon Bischof von Bergen (um 1320), bedurften eines milderen, empfänglicheren Zeitgeistes, als ihn die rohen Uebungen und Sitten der eigentlichen Wikingerperiode gestatteten. Dies zeigt sich am deutlichsten in dem Verhältnis zwischen Mann und Frau zu jener Kulturperiode. Es ist charakteristisch genug, daß in dem damaligen Ritterroman, soweit die reichlich erhaltenen Handschriften erkennen lassen, das erotische Element ganz außerordentlich stark in den Vordergrund tritt. Das von den modernen französischen Salonromanen bevorzugte „dreieckige Verhältnis“ in der Ehe bot schon den ältesten norwegischen Erzählern willkommenen Stoff zu allerhand drastischen Verwickelungen. Diese Vorliebe für das erotische Moment in der Darstellung spielt auch in gewisse Teile der Eddadichtungen hinüber; die Liebe erscheint hier aber mehr in jener wilden, dämonischen Aeußerung, die an die ältere Epoche erinnert, in der das Weib überhaupt nur eine sekundäre Rolle spielt. Nun, d. h. gegen Ende des 14. Jahrhunderts, wird in die erotischen Schilderungen ein weicher lyrischer Zauber gelegt, der sich nicht selten zur Sentimentalität steigert, ohne jedoch zur Süßlichkeit der westländischen Ritterromane auszuarten. In dem zarten, ritterlichen Liebesleben zwischen Ketilrid und Viglund, vor allem aber in dem Verhältnis zwischen Fridtjof und Ingeborg haben wir eine klassische Wiedergabe jener schwärmerischen Auffassung. Der Ritter war zum erklärten Ideal der norwegischen Romanlitteratur erhoben. Der Zeitgeist hatte sich auf dieses Ideal mit einseitiger und zäher Ausdauer verbissen, sodaß es einer mächtigen und gewaltsamen Einwirkung von außen her bedurfte, um die schließlich in phantastischer Schwärmerei sich verlierende Dichtung auf neue Geleise hinzulenken. Diese letztere Einwirkung trat mit dem Erscheinen der deutschen Hansa vor den skandinavischen Häfen in Kraft.

„Urd“ (28) bringt an leitender Stelle eine Würdigung der norwegischen Volksdichterin Karen Nilsen, die sich mit ihrer vor nunmehr 7 Jahren er-

schienenen Erstlingsarbeit „An befreundete Seelen“ (Gedichte) einen hervorragenden Platz in der skandinavischen Litteratur erwarb. Dem Auslande ist sie bis jetzt fast gänzlich unbekannt geblieben, in erster Linie wohl deshalb, weil ihre Lyrik allzusehr Gedankendichtung ist. Außer dem oben genannten Erstlingswerke erschien der „Gransus“ (Tannenrauschen), „Lieder der Frau“ und „Geschichte einer Seele“. Mit letzterem Werke hat die Produktion der Dichterin vorläufig ihren Abschluß erreicht. Karen Nilsen ist keine Vielschreiberin. „Worüber ich schreiben soll, das muß ich eine zeitlang mit mir herumgetragen haben, in der Regel sogar eine recht lange Zeit!“ Dieses Selbstzeugnis, das Jonas Lie an irgend einer Stelle seiner Schriften von sich ablegt, gilt auch von der Verfasserin der „Befreundeten Seelen“, deren letztes Wort in der norwegischen Litteratur sicherlich noch nicht gesprochen ist.

Christiania. *Olaf.*

Tschechische Zeitschriften.

Eine der bekanntesten und verbreitetsten Sagen ist die von der weißen Frau, dem Schloßgeist, der sich in bedeutsamen Augenblicken zeigt und über dem Schicksale der Nachkommen wacht. Diese Sage, die sich in Deutschland vor allem an das Haus Hohenzollern knüpft, ist in Böhmen auf den Schlössern der ausgestorbenen Rosenberge, namentlich in Neuhaus, einheimisch und knüpft sich hier an eine historische Perchta von Rosenberg. Wie alt nun diese Sage ist, wie ihre Lokalisierung zu erklären, das untersucht Dr. Salaba in dem neuesten Bande des „Časopis Matice moravské“ (Zeitschrift des mähr. litter. Vereins). Die Studie, betitelt „Die Sage von der weißen Frau bei den Herren von Rosenberg und Neuhaus“, führt in dem bisher veröffentlichten Teil den Nachweis, daß die Sage, die zuerst der Jesuit Balbin im Jahre 1679 erzählt, keine wirkliche Familientradition der im Jahre 1611 ausgestorbenen Rosenberge gewesen sei, daß bei den Zeugen, die Balbin anführt, sich die Sage gar nicht, oder doch nicht in dieser Form findet. — Unter den vielen Puschkinartikeln sämtlicher Zeitschriften fiel eine ganz kurze Skizze von Dr. Jokl in den „Literární listy“ (Litterarische Blätter) auf, weil sie in der vereinfachten Orthographie des Autors geschrieben war. Während in Schweden die phonetische Bewegung eine ganze Litteratur aufzuweisen hat und allmählich Erfolge erzielt, steht in Böhmen, wo die Verhältnisse ähnlich liegen, die ganze Bewegung auf den zwei Augen des Dr. Jokl, und daß dies selbst für den Einzigen nicht ohne Bedenken ist, beweist die katholische Revue „Aletheia“, die den Autor der geistlichen und weltlichen Obrigkeit denunziert und als Sühne für das beleidigte Ypsilon nicht geringeres fordert, als seine Entfernung vom Lehramte! — Das Künstlerblatt „Volné směry“ bringt jetzt auch moderne Belletristik. — In der „Česká Revue“ vom Juli beleuchtet Prof. Zucker eine Bemerkung in Hetzels Schrift „Die Todesstrafe“. Während der deutsche Forscher behauptet hatte, Herzog Wenzel der Heilige sei der erste und einzige christliche Fürst in anderthalb Jahrtausenden gewesen, der die Todesstrafe gesetzlich aufhob, zeigt Zucker, daß die Berichte der Quellen zu einer solchen Behauptung nicht berechtigen. Dem Herzog habe die gesetzliche Macht zu einer solchen Reform nicht zugestanden, er habe lediglich durch seinen Abscheu gegen die Todesstrafe die Richter beeinflußt und die Praxis wesentlich gemildert. — Ebenda behandelt Prof. Dvořák auf Grund eigener Forschungen den geistigen Charakter Chinas. F. Vrábeck setzt eine Arbeit über Alexander Petöfi fort. — In den „Rozhledy“ (18—20) untersucht Neklan die Bestimmungen des Sachsenspiegels über die Gerichtsüblichkeit der wendischen Sprache. Boleška bespricht die dramatischen Werke Richard Wagners auf Grund des Wagnercyclus im prager deutschen Theater. Zeiner will aus dem berühmten „Labyrinth der Welt und Paradies des Herzens“ von Amos Comenius eine neue wichtige Thatsache für die Biographie des berühmten Pädagogen herausgelesen haben. Comenius sei ursprünglich utraquistischer Priester geworden und habe sich erst später der böhmischen Brüderunität angeschlossen; das „Labyrinth“ allegorisiere eben die Geschichte dieser Bekehrung. — F. V. Krejčí behandelt Conrad Ferdinand Meyer in einem kurzen Aufsatze. Von dessen prosaischen Arbeiten stellt er „Die Versuchung des Pescara“ am höchsten. — Der „Obzor literární“ enthält in seinen letzten Nummern einen informativen Artikel über Gerhart Hauptmann vom Unterzeichneten.

Bregenz (Prag). *Ernst Kraus.*

Besprechungen

Romane und Novellen.

Auf Riedenheim und andere Erzählungen. Von Marie von Bunsen. Stuttgart, J. Engelhorn, 1899. M. 0,50 (0,75).

Die ersten vier dieser sieben Geschichten scheinen einen gemeinsamen Grundgedanken illustrieren zu sollen, der heißt: „Geh nicht aus Deiner Sphäre“. Die millionenschwere Amerikanerin, die ihr leichtfertig geknüpftes Verlöbnis mit dem preußischen Gardejunker wieder zerreißt, weil sie schon der Vorgeschmack eines reizlosen Landlebens entsetzt; die berliner Geheimratstochter, die sich einem Manne plebejischer Herkunft angetraut hat und nach seinem Tode aus vorgefundenen Briefen entdecken muß, daß der abgöttisch Geliebte all die Zeit her gar nicht ihr, sondern einem Mädchen aus dem Volke gehört hat; die bleichsüchtige Tochter aus strenggläubig-bürgerlichem Hause, die dem holden Dilettantenwahn, eine moderne Malerin zu sein, ungelind genug entrissen und dafür die eheliche Hausversorgerin eines ältlichen Professors wird; die ostpreußische Gutsbesitzersgattin, die sich einer gefühlsöden Ehe durch die Flucht mit dem jungen Pastor des Orts entzieht, ohne daß beide den nötigen Lebenstrotz besitzen, die Folgen ihrer That durchzutragen — sie alle lehren durch ihr Beispiel die enttäuschende Wahrheit, daß die Gegensätze der Geburt und Erziehung nur von ganz starken Naturen in den Wind geschlagen werden dürfen, sonst rächen sie sich früher oder später um so unerbittlicher. Von den Entsagungen, die das Leben fordert, handeln auch die drei letzten Novellen des Bandes: ohne Anklagezorn und Empfindelei zeigen sie, wie unvermeidlich und unbestimmbar die Dinge ihren Gang über uns hinweg gehen. In allen Geschichten des Bandes aber, ob auch einige in der Form etwas zu lose arrangiert erscheinen, lebt eine feine, an mitfühlender Beobachtung geschulte Welt- und Menschenerfahrung und ein unbestochener Sinn für die schnöden Wirklichkeiten der menschlichen Komödie.

Berlin. *J. E.*

Die schöne Frau. Von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer Verlag, 1899. 143 S. M. 2,—.

Zwei kleine humoristische Erzählungen, die erste an Umfang und Bedeutung kaum mehr als eine Anekdote. Jemand ist mit einer schönen Frau behaftet und leidet unter ihrer Sucht, bewundert zu werden. Um wenigstens ruhig seine Sommerfrische genießen zu können, stellt der Gatte einen Burschen an, der gegen Bezahlung das Anschmachten übernimmt und so auch der schönen Frau den Aufenthalt zu einem angenehmen macht. Die zweite Geschichte „Leander“ erzählt, wie ein Herr von Handl, obwohl der Bahnverkehr infolge von Ueberschwemmungen unterbrochen ist, sich dennoch durch verschiedene Abenteuer und Fährlichkeiten hindurch den Weg zu seiner geliebten Gattin bahnt, nicht ohne an seiner ehelichen Treue vorübergehend Schaden genommen zu haben. Die Abenteuer sind recht unterhaltsam ge-

schildert, mit hübschen kleinen Beobachtungen und amüsanten Redensarten ausgeschmückt. Ton und Lebensanschauungen sind echt „weanerisch", die Sprache schon mehr Dialekt als Hochdeutsch. Man darf das Buch wohl als eine Probe jener „österreichischen Litteratur" betrachten, die der Essayist Hermann Bahr zur Zeit so hoch stellt und so eifrig fördert. Seine pariser Freunde allerdings würden sagen: „Ce n'est pas de la littérature."

München. *Kurt Martens.*

Lyrisches und Episches.

Gedichte von Karl Henckell. Bildschmuck von Fidus. Zürich und Leipzig, Karl Henckell u. Co. M. 7,—.

Nicht weniger als acht Gedichtbücher hat Karl Henckell gesäubert und in dies Eine mit neuen Versen hineingebunden. Die Säuberung war notwendig. Er mochte nicht nur selbst fühlen, wie viel Quark grade er verbrochen — er gestehts auch, — sondern er mochte auch spüren, wie sein Name bei dem jungen Geschlecht an werbender Kraft verlor, wie er allmählich zurückgedrängt ward. Und war doch mit Holz und Arent einst auf stolzen Rossen vorangeritten. Da säbelte er tapfer in sein eignes lyrisches Mobiliar und schied alles aus, was Augenblickslaune, nicht seelische Notwendigkeit ihm einst eingegeben. Das Buch, das er nun wohl allein als seine lyrische Generalbeichte anerkennt, ist noch immer so stark wie die Gedichte von Storm und Mörike zusammen. Mit anderen Worten: die Hälfte davon ist noch immer überflüssig. An der anderen Hälfte wird man Interesse nehmen und an einem guten Teil von Gedichten sogar seine reine Freude haben.

Denn Karl Henckell ist ein Dichter. Ein Temperamentsmensch, der sich herumbalgt mit dem Leben, der Anteil nimmt am politischen Getriebe seines Volkes und sein Talent nicht wie andere als Wunderding in Spiritus und eine luftdicht verschlossene Flasche setzt, ein Dichter, über den man sich oft heillos ärgert, dem man in die Parade fahren möchte, daß es nur so pfeift — aber eben doch einer, der einem Emotion schafft. Er hat als Poet ein nicht umzubringendes Mundwerk, er bedichtete besonders früher alles und jedes, ganz gleich ob es Tyras der Reichshund oder eine alte Krawatte war. Er hatte eine Art, über Dinge zu reden, die anderen heilig waren, daß man wütend wurde. Er rüpelte Bismarck und die Hohenzollern ganz unverschämt an. Er sprach mit einer schnellfertigen Keckheit in alles herein, ob er auch keinen blassen Schimmer davon hatte. Er begeisterte sich als völlig unkritischer Kopf für die merkwürdigsten Dinge, hatte keinen Funken historischen Sinns, leistete sich mit naiver Freude die ungeheuerlichsten Geschmacklosigkeiten, stieß alle Welt vor allem durch manchen Zug der Kleinlichkeit ab, — aber sein starkes Temperament entschuldigte alles. Man hatte von ihm den Eindruck: er wisse im Grunde garnichts, aber sei bereit, alles zu bedichten und sich für alles zu schlagen. Er konnte nie einen Gegner ruhig würdigen — er verulkte ihn gleich mit geschmacklosen Witzen.

Wunderschöne Verse hat er geschrieben, wunderschöne Gedichte aber nur sehr wenig. Irgend eine barbarische Geschmacklosigkeit verhunzte durchschnittlich jedes Gedicht. Da lagen in reinen schönen Strophen plötzlich drei Adjektiva zu einem scheußlichen Klumpen geballt nebeneinander. Was Neubildungen von Worten anbelangt, schlägt er jeden Rekord. Freilich auch den an Verbildungen. Das Schlimmste dürfte er aber nun wohl beseitigt haben.

Ueberhaupt liegt diesem Dichter, der von Natur aus wohl Pathetiker ist, keine Gefahr näher, als die, in einem ungeheuren Schwall von Kunstworten zu ertrinken. Diesen Ertrinkungstod hat er so oft erlitten, daß man sich allmählich daran gewöhnt hat. Aber ungerecht wäre es zu vergessen, daß auch gerade Henckell wieder Verse geschrieben hat, deren sich kein Goethe zu schämen brauchte. Und das sind vor allem ein paar Liebeslieder, die so rein sind, so eingetaucht in zitternde Vollempfindung, daß man eine ungetrübte Freude hat. Wie köstlich ist die erste Strophe des Gedichtes „Schon lag auf Erden dunkles Schweigen"! Sie kann mit Strophen des Goetheschen: „Es schlug mein Herz! Geschwind zu Pferde!" getrost konkurrieren. Und daneben giebts vielerlei Frisches, Keckes, das einen famosen und kräftigen Wurf zeigt. Gerade diesen „Wurf" haben die henckellschen Gedichte heraus. Deshalb liest man thatsächlich leichter als sonst über ihre schwachen Stellen hinweg. Ein Marschtempo, fast ein Schnellzugstempo ist überhaupt in vielen henckellschen Gedichten. Es hat sein Gutes und Schlimmes. Sein Schlimmes: denn Henckell wühlt auf, ohne die erregten Wasser wieder glätten zu können. Und daran liegt es auch, daß andere, vielleicht minder Begabte, ihn besiegen werden. Er kommt nie recht zu gesammelter Kraft und Ruhe. Es ist vieles überhitzt, er pufft fortwährend wie eine Lokomotive. Das Kennzeichen so vieler moderner Dichter — ein Kainsmal — ist auch ihm aufgeprägt: die Unruhe der Persönlichkeit.

Sein Buch empfehle ich allen, die sich für neue Lyrik ernstlich interessieren. Es gehört in eine Sammlung moderner Lyrik durchaus hinein.

Berlin. *Carl Busse.*

Frauenlob. Von C. Ferdinands. Heft I. 1898. Verlag von Carl Geerling, Köln a. Rh.

C. Ferdinands ist als Erotiker ein knabenhafter Schüler einiger moderner Meister. Was dort auch im schlimmsten Falle aus der Persönlichkeit fließt, wirkt hier tölpelhaft, unnatürlich und ungewollt komisch, oft widerwärtig. Ich geniere mich, als Beweis die kräftigsten Stellen zu citieren. Folgende Verse aber bezeugen genug.

In der Küche.

Als dich die Herdglut rot gemacht,
Kam ich zu dir und strich dir sacht
Das Haar zurück.

Ein Sonnenstrahl fiel auf den Tisch,
Es schillerte ein Meeresfisch
Auf roter Schüssel.

Da sah das tote Tiefseetier
Ein Süßes zwischen mir und dir,
Sah's mit den großen Augen.

Das ist der witzigste Blödsinn, den ich je gelesen. Videant consules! Auch dort, wo Ferdinands einiges Talent zeigt z. B. in seinen landschaftlichen Stimmungen, ferner in der im allgemeinen flotten Behandlung des Reimes und Rhythmus wirkt er unselbständig, maniriert und — trotz aller Sucht, unmittelbar und gar einfach zu wirken — unnatürlich und affektiert. Diese Gedichte sind typische Beispiele einer neuen Epigonenkunst. Es ist vorläufig interessant, dann und wann so ein natürliches Ergebnis festzustellen. Der Schaden, der hierdurch angerichtet wird, ist unvermeidlich, wenn auch die einzelnen Werke bald genug wieder verschwinden werden.

Berlin. *Hans Benzmann.*

Rot und andere Gedichte. Von Margret Hönigsberg. E. Piersons Verlag. Dresden und Leipzig 1899.

Dieses Gedichtbuch mutet einen als das Werk einer jungen Dichterin an, deren Haupterlebnis war, nichts Positives erlebt zu haben. Und ihr Herz voll strömender Liebe und überschüssiger Kraft wandelt auf allen Pfaden einem fernen, großen Glücke entgegen, das es nicht finden kann. Diese überquellende Liebe ist es auch, die sie zum Volke, den Hungrigen und Elenden weist, um auch ihnen das Evangelium der sozialen Verheißung zu predigen, um auch diese einen Schimmer des großen Glückes ahnen zu lassen. In derartigen Gedichten wiegt Freiligraths Einfluß vor, mit allen den schillernden, blendenden Farben und tönenden Reimklängen, den brausenden, emporstrebenden Gedanken, den prunkenden Worten, die leicht in Phrasen ausarten. Dann aber zittern wieder die schmelzenden, weichen, träumerischen Töne aus Heines Sehnsuchtsliedern auf leicht gleitenden Versen dahin, so süß wie das Lied von den Königskindern, die in Sehnsucht zu einander vergehen.

Die Stimmung ist in allen Gedichten klar und rein, auch der Mangel an innerer Konzentrierung, — ein Merkmal der Frauenlyrik, — wird durch die starke Expansivkraft der Gefühle und Formenschönheit so verdeckt, daß sich dieses Buch, nicht nur als das eines Mädchens, sondern auch, ganz objektiv betrachtet, bemerkenswert und wertvoll erweist.

Wien. *Stephan Zweig.*

Europäische Lyrik. Von Robert F. Arnold. Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1899. Preis geb. 3 Mark.

Aus nicht weniger als 11 Sprachen und noch einigen Dialekten bietet Arnold in dieser 140 Seiten umfassenden Sammlung Uebertragungen lyrischer Gedichte. Zum mindesten wird in dem Buche der Beweis erbracht für die erstaunliche Sprachenkenntnis des Verfassers. Leider ist die Auswahl und Zusammenstellung der Gedichte recht willkürlich, so daß der stolze Titel: „Europäische Lyrik" doch nicht ganz gerechtfertigt ist. Schon in bezug auf die vertretenen Litteraturen nicht! Wir treffen Lyrisches aus skandinavischen, germanischen und lateinischen Sprachgebieten, auch aus dem Ungarischen und Neugriechischen, aber die slavische Lyrik fehlt ganz und gar. Einstweilen gehört doch Rußland noch zu Europa, — auch litterarisch. Die zum Abdruck gebrachten Uebertragungen geben aber auch kein Bild von jenen Litteraturen, denen sie entnommen sind. So enthält z. B. die Gruppe der schwedischen Lyriker außer Geijer noch fünf andere Dichter, aber kein Wort von dem bedeutenden Satiriker Kellgren, von den Romantikern Elkström und Dahlgrehn, keinen Vers von Tegnér.

Während, von den Volksliedern abgesehen, nur Dichter des 19. Jahrhunderts angeführt sind (mit einziger Ausnahme des dem 18. Jahrhundert entstammenden Ungarn Tóth), wird in der italienischen Gruppe plötzlich der Geist Petrarcas aus dem 14. Jahrhundert heraufbeschworen, und dies wegen eines einzigen Sonetts. Bezeichnend ist, wer neben Petrarca die Italiener vertritt: Ferrari, d'Annunzio und — Arturo Graf. Der Herr mit dem italienischen Vornamen ist von deutscher Abkunft*), seine Verse sind es auch.

In den Uebertragungen befleißigte sich Arnold einer formschönen, oft schwungvollen Sprache, nur manchmal sinkt seine Dichterkraft ins Dilettantenhafte. So übersetzt er Verse von Musset sehr bedenklich:

> Schon, Mädchen, hat a u s d i r g e s p r o c h e n
> Der Augen Glanz, der P u l s e P o c h e n.

Das Gedicht schließt ebenso ungelenk:

> Und wenn ihr nur geliebt, habt ihr gelebt.

Musset sollte man mit größerer Achtung behandeln.

Victor Hugo fand in dieser Gruppe nur Platz mit drei kurzen Strophen. Dagegen ist Verlaine in der prächtigen Uebertragung eines sehr charakteristischen Gedichtes zu seinem Recht gekommen. — Im großen und ganzen sind die Volkslieder der verschiedenen Nationen das interessanteste der Sammlung, wiewohl auch sie nur eine ganz zufällige Auslese bilden, die zu Vergleichen nicht ausreicht.

Berlin. *Sigmar Mehring.*

Dramatisches.

Ahasver. Von Johanna und Gustav Wolff. Titelzeichnung von Fidus. Berlin. 1899. Verlag des Dramaturg. Instituts (Abteilung III, E. Ebering). 102 S. M. 2,50.

Mehr und mehr dringt die Ueberzeugung durch, daß eine Entwickelung des modernen Dramas in aufsteigender Linie nur auf dem Boden einer bestimmten Weltanschauung möglich sei. Auch die Verfasser des vorliegenden dramatischen Gedichtes huldigen dieser Anschauung. Zum Träger ihrer Weltanschauung haben sie sich Ahasver gewählt, sie nennen ihn im Vorwort selbst „den Träger der großen Menschheitssehnsucht, die nach Erkenntnis dürstend den Ewigkeitsgedanken nachgeht". Als Vertreter des Volkes Israel ruft er mit ihm nach dem Messias, verwirft ihn aber „als eine unreife und unvollendete Ausgestaltung des geahnten Menschentums". Im Mittelalter ist Ahasver als Faust neu erstanden, den „tiefgründigstes Forschen sowohl als der schwärmerische Frauenkultus jener Tage" nicht befriedigt. Der Ahasver der Gegenwart ist Zarathustra, „erdentüchtig, fröhlich im Dasein wurzelnd", nur in der Mißachtung des modernen Weibes, der helfenden, ebenbürtigen Genossin des Mannes, irrend. Beider Ziel ist die Gründung einer Herrlichkeit auf Erden.

Das sind die programmatischen Grundlinien der vorliegenden Dichtung, die sich in einem Vorspiel und vier Akten vollendet. Leider kann man nicht sagen, daß es den Verfassern gelungen ist, die Gedanken unmittelbar aus den Charakteren und der Handlung als notwendiges Ergebnis hervorgehen zu lassen. Wie schon die Hölle, in die uns das Vorspiel führt, in den Gang der Ereignisse mechanisch eingreift, so sind auch die Wandlungen im Denken Ahasvers in der Hauptsache ihm mehr von außen zugeschrieben als aus der Situation und seinem Charakter geboren. Das Weib aber, das schließlich die entscheidende Wendung bringt, Atta, zeigt sich bald dem Einflusse der Hölle, mit der sie einen Pakt schließt, unterworfen, bald handelt sie aus freier Entschließung. So muß die in anmutender Sprache geschriebene, freilich einer knapperen Zusammenfassung in jeder Hinsicht bedürftige Dichtung zur Belehrung darüber dienen, daß es im Drama mit der Entwickelung einer Weltanschauung allein nicht gethan ist, sondern daß sich diese Weltanschauung als Ergebnis der Handlung in unbewußter Kraft dem Leser aufdrängen muß. Dazu braucht es so langer philosophischer Exkurse nicht. Wir wollen erkennen, daß der Dichter eine Weltanschauung hat, aber wir wollen sie nicht vorgetragen haben, sondern sie, Handlung schauend und empfindend, erleben.

Dresden. *Leonhard Lier.*

Litteraturgeschichtliches.

Robert Burns. Studien zu seiner dichterischen Entwickelung von M. Meyerfeld. Berlin, Mayer & Müller. 1899. M. 3,—.

Das Jahr 1896 brachte mit der Säkularfeier des Todestages Roberts Burns eine Flut populärer, mehr oder minder gelungener Charakteristiken des merkwürdigen schottischen Volksdichters, einer der größten litterarischen Individualitäten des vorigen Jahrhunderts, des Vorläufers englischer Romantik. Allmählich dringen nun auch strengere wissenschaftliche Arbeiten in die Oeffentlichkeit, die durch jene Gedenkfeier angeregt, sich zugleich auf einige vorzügliche Neuausgaben, mit denen man in England Burns der Gegenwart nähern zu bringen suchte, als auf wichtige Vorarbeiten stützen konnten. Meyerfeld sucht dem Entwickelungsgange des Dichters in doppelter Weise nahezukommen: er verfolgt das allmähliche Aufgehen und Ausreifen der verschiedenartigen Keime, die eine gütige Vorsehung in die Brust des früh vollendeten Dichters gesenkt, er zerstört aber auch gründlich das alte Märchen von Burns überraschender, ganz eigenartiger Originalität und Unabhängigkeit von litterarischen Vorbildern. Gestützt auf eine ausgebreitete Kenntnis der englischen Litteratur, besonders der vorromantischen, unterzieht Meyerfeld mit feinem Takte die einzelnen Gedichte einer scharfen Quellenkritik, deren Ergebnisse im einzelnen hier nicht darzulegen sind.

Burns Entwickelung spielt sich bei Meyerfeld in zwei Hauptperioden ab, zwischen die sich eine Uebergangsepoche schiebt. Der Dichter selbst hat seine Jugendentwickelung mit einer Ausgabe seiner bis dahin vollendeten Werke im Jahre 1786 abgeschlossen. Die Vorrede stellt sein Thema auf: er will die Gefühle und Gewohnheiten des eignen Herzens und seiner bäuerlichen Umgebung schildern; sie nennt ferner seine Vorbilder: Fergusson und Ramsay, der bekanntlich alte Volkslieder in modischen Neubearbeitungen seiner Zeit genießbar zu

*) Seine Mutter war Italienerin. Er selbst wurde in Athen geboren, kam aber früh nach Italien. D. Red.

machen suchte. Ihnen beiden ist er später entwachsen. Die Lieder, später seine Stärke, treten in dieser Jugendsammlung noch zurück; doch schon regt sich der Drang zur scharfen Satire; in heiligem Zorn geißelt er den Klerus, in dem er Heuchelei wittert, und religiöse Einrichtungen, die er als Deckmantel selbstsüchtiger Handlungsweise mißbraucht sieht. Stark tritt die Beschreibung des Landlebens, in schottischem Dialekt hervor, während einige Elegieen in rein englischem Gewande erscheinen. Das Ideal leuchtet ihm in der ländlichen, anspruchlosen „honesty", doch sind Venus und Bacchus seiner Hütte nicht fremd geblieben; erscheint ihm doch die Liebe als das Höchste, Beseligendste im Leben, ihm, der sie in allen Schattierungen empfunden, in allen Tonarten besungen hat. Durch höchst unerquickliche Ereignisse aus der Heimat vertrieben, verlebt Burns die Jahre 1786 bis 1788 in Edinburg. Neue Elemente dringen auf ihn ein, neue Vorbilder locken, neue Gegenstände beschäftigen ihn, und als er in seine bergige Heimat zurückkehrt, ist er gereift und erstarkt, ein anderer als er gegangen. Von da an zieht sich seine zweite Periode bis zum Hinscheiden des Dichters. Aus dem reimenden Bauerssohne ist eine Berühmtheit geworden. Als Liederdichter erntet er seine schönsten Erfolge, deren er sich, vielleicht mehr als gut ist, bewußt zu werden beginnt.

Seine Muse ist von Einseitigkeiten nicht frei. Die Liebeslyrik überwiegt. Auch hat Carlyle mit Recht auf die geringe Entwickelung hingewiesen, die Burns in der letzten Zeit durchgemacht habe. Wenn Meyerfeld fragt, „Was heißt bei dem Lyriker Entwickelung? Hat Uhland eine Entwickelung durchgemacht?" so möchten wir letztere Frage im Hinblick auf die soeben erschienene historische Ausgabe von Uhlands Gedichten doch energisch bejahen und für die erstere auf den Weg verweisen, der von „Kleine Blumen, kleine Blätter" zum „Westöstlichen Divan" führt, von Schillers Entwickelung ganz zu schweigen. Burns Hauptaufgabe aber war und blieb die Neubearbeitung des heimischen Volksliederschatzes. Sie hat er mit einer Begabung wie kein anderer unternommen und in der rechten Weise, ohne falsche Rücksichten, etwa der Prüderie, durchgeführt; was er von Jugend auf in treuem Herzen bewahrt, was er dann als eifriger Sammler hie und da aufgerafft, das hat er als vollendeter Künstler neu gestaltet und wahre Perlen der Weltlitteratur geschaffen, wie „John Barlicorn" oder „My Heart's in the Highlands". Mit geschickter Hand ein treues Bild des Dichters entworfen zu haben, ist Meyerfelds Verdienst.

Würzburg. *Robert Petsch.*

Verschiedenes.

Gesammelte Werke von Hermann Friedrichs. Berlin 1899. Verlag von Freund und Jeckel (Carl Freund). I. Lyrische Dichtungen. II. Episch-lyrische Dichtungen und Kampfeslieder. III. Novellen. IV. Dramen. Preis M. 16.

Ich weiß nicht, welches der Grund für Hermann Friedrichs war, seine Werke zu „sammeln". Ich nehme an, die Laune des reichen oder doch wohlhabenden Mannes, der sich gedruckt, wo möglich auch berücksichtigt zu sehen den heißen Wunsch hat. Unter anderem Gesichtspunkt diese Werke betrachten zu wollen, wäre verfehlt und unmöglich. Es giebt, wie man aus dem Titelkopf sieht, kein Gebiet poetischen Schaffens, auf dem Friedrichs sich nicht versucht, allerdings auch keins, auf dem er, wenn auch nur bescheidenen Erfolg gehabt hätte. Talent scheint er jedenfalls für keines zu besitzen, es ist alles gleichmäßig wertlos. Eine Gefahr, daß ein größeres Publikum diese gesammelten Werke lesen oder sich überhaupt mit ihnen irgendwie beschäftigen könnte, besteht nicht, somit ist auch eine besondere Warnung seitens der Kritik nicht notwendig.

Lehde. *Alfred Semerau.*

Römische Kulturbilder von Max Ihm. (Kennst Du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Herausgegeben von J. R. Haarhaus. Band XIII.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 2,50; Baedekerband M. 3,—; Liebhaberband M. 4,—.

Eine Reihe von ebenso belehrenden wie unterhaltenden Aufsätzen über antik-römisches Leben enthält der 13. Band der von J. R. Haarhaus herausgegebenen Sammlung „Kennst Du das Land". Der Verfasser plaudert über die Heerstraßen und das Verkehrswesen der Römer, über die Bibliotheken im alten Rom, über die Thonwaren-Industrie von Aretium, das Kolosseum, die Trockenlegung des Facinersees, die Brettspiele der Römer, berühmte litterarische Produkte der Kaiserzeit, den Papst Damasus als Katakombendichter und manche andere zur römischen Welt in Beziehung stehende Gegenstände. Er weiß die mannigfaltigen Stoffe anziehend zu behandeln und bietet auch dem der römischen Geschichte und der Altertümer Kundigen manches Neue. Den Schluß bildet eine Skizze über Rom im Sommer und römische Musik. Das Bändchen reiht sich den anderen, sehr gut aufgenommenen Werken der Sammlung würdig an.

Rom. *R. Schoener.*

Zum Goethetage hat die J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart zwei neue Miniatur-Ausgaben des „Faust" (I. und II. Teil) und der „Gedichte" erscheinen lassen, zweier Bücher, die man auch neben den vielbändigen Gesamtausgaben der Werke gerne einzeln als Handexemplar besitzt. Beide Bände enthalten die bekannte treffliche Einleitung von Karl Goedeke, die ‚Gedichte' auch Goethes Jugendbildnis nach May, und sind mit dauerhafter, würdiger Gediegenheit ausgestattet. Der Preis für jedes der geschmackvoll gebundenen Bücher beträgt drei Mark.

Im Verlage der Kunsthandlung Artaria in Wien erschien soeben ein Porträt der Baronin Marie v. Ebner-Eschenbach, von dem wiener Maler-Radierer Ludwig Michalek nach dem Leben radiert. Der als Pastellist und durch mehrere frühere Radierungen von Bildnissen vorteilhaft bekannte Künstler hat es verstanden, das Wesen der geistvollen Erzählerin ausgezeichnet zu charakterisieren. In diesen feinen, geläuterten Alterszügen scheint die ganze kluge Weltbeschaulichkeit und Erkenntnisfülle zu leben, die den Werken der verehrten Frau ihren inneren Reichtum giebt. Wie uns die Verlagshandlung mitteilt, sind außer einigen Dedikationsexemplaren zwanzig Remarkdrucke auf Japanpapier mit eigenhändiger Unterschrift der Dichterin und Signatur des Künstlers, sowie eine allgemeine Ausgabe auf Chinapapier erschienen. Das Porträt ist durch alle Kunst- und Buchhandlungen zu beziehen.



Bühnenchronik.

Berlin. Die ersten Neuheiten der beginnenden Spielzeit lohnen ein näheres Eingehen nicht. Am Lessingtheater gab man nach einigen Wiederaufführungen des unverändert köstlichen „Weißen Rössel" die Komödie „Iris" von Sven Lange, einem bisher nur durch talentvolle Erzählungen bekannten dänischen Autor. Iris ist eine schöne junge Frau, die vier sehr verschiedenen Männern die Köpfe verdreht, um für ihren eigenen Gatten einen begehrten Posten zu ergattern. Das Stück wurde abgelehnt. — Mehr Glück hatte das Neue Theater mit der Posse „Kiwito" von Franz Bonn, über die hier schon kürzlich (in Heft 20) anläßlich der münchener Erstaufführung berichtet wurde: sie fand — dank der schauspielerischen Mitwirkung ihres Verfassers in der Titelrolle des deutsch radebrechenden Japaners — einen Lacherfolg und wird bei der litterarischen Anspruchslosigkeit, die das Publikum dieses Theaters im vorigen

Winter mit den hundert Aufführungen von „Hofgunst" bewiesen hat, ihr Leben eine Weile fristen können. #

Breslau. Herr Alfred Halm, der neue Oberregisseur des berliner Theaters und derzeit Direktor des breslauer Sommertheaters, hat sich durch die Aufführung von „Hockenjos, die Lügenkomödie", Fastnachtsspiel in 3 Akten von Jakob Wassermann, wiederum litterarisch verdient gemacht. Vom „Zerbrochenen Krug" über den „Biberpelz" führt der Weg zum modernen Schwank. In dieser Richtung geht Wassermann, solange er den Spuren Kleists und Hauptmanns folgt, nämlich im ersten Akt, mit ganz entschiedenem Glück. Die Burleske ist famos angelegt, und die drollige Verspottung von selbstsüchtigem Hurrahpatriotismus, blöder Denkmalmanie, gezierter Biedermeierei läßt an dramatischer Lebendigkeit und groteskem Humor nichts zu wünschen übrig. Leider verflacht der zweite Akt zu barem Bierulk, der große Gesichtspunkt sozialer Satire schwindet, die Handlung ersetzt durch Breite, was ihr an Inhalt fehlt, und die anfangs wohl durchgedachte künstlerische Absicht weicht planloser, forcierter Komik. Der dritte Akt steht wieder höher, ohne den ersten zu erreichen. Trotzdem haben wir es hier mit einer immerhin interessanten Bühnenarbeit zu thun, der hoffentlich andere, reifere dramatische Werke des Verfassers folgen.

Lothar Schmidt.

Justizrat Karl Gille in Jena, der noch neulich in einer Veröffentlichung seine persönlichen Beziehungen zu Goethe geschildert hat (vgl. Heft 15, Sp. 954), ist am 6. August gestorben.

* *

Am 5. August ist in Heiligkreuz bei Hall in Tirol Karl du Prel, der bedeutendste litterarische Vertreter der okkultistischen Wissenschaften, gestorben. Ueber sein Leben und seine Schriften wurde hier neulich (Heft 14, Sp. 910) anläßlich seines 60. Geburtstages berichtet.

* *

An dem Hause Potsdamerstraße 134 in Berlin, in dem Theodor Fontane sein Leben beschloß, befindet sich seit kurzem eine Gedenktafel mit der Inschrift: „Hier wohnte Theodor Fontane 1872—1898. Die Stadt Berlin 1899".

* *

Am 13. August wurde dem Rheinlied-Dichter Nikolaus Becker in Geilenkirchen, wo er die letzte Ruhestätte gefunden hat, ein von den preußischen Justiz-Subalternbeamten gestiftetes Denkmal geweiht. Die Inschrift besagt, daß das Grabmal dem Dichter, der das Amt eines Friedensgerichtsschreibers bekleidete, „von seinen deutschen Berufsgenossen" errichtet sei. Das einst berühmte, übrigens nie recht populär gewordene Rheinlied („Sie sollen ihn nicht haben") erschien zuerst 1840 in der „Trierischen Zeitung".

* *

Hermann Lingg ist gegenwärtig mit der Abfassung seiner Lebenserinnerungen beschäftigt.

* *

Die neueste dramatische Arbeit Ernsts von Wildenbruch trägt, den Zeitungen zufolge, den Titel „Die Tochter des Erasmus" und spielt zur Reformationszeit. Erasmus von Rotterdam und Ulrich von Hutten tragen die Handlung. Das Werk wird im kgl. Schauspielhause zuerst gespielt werden.

* *

Max Halbes neuestes Bühnenwerk, das zunächst am Deutschen Theater gegeben werden soll, führt den Titel „Das tausendjährige Reich" und spielt zur Revolutionszeit des Jahres 48 in einer kleinen Provinzstadt an der Elbe.

* *

Ein modernes Schauspiel „Neue Waffen" von Fedor von Zobeltitz gelangt zu Beginn der nächsten Spielzeit zuerst im Stadttheater in Hamburg zur Aufführung.

* *

Eine neue „Monatsschrift für Kunst und Leben" soll vom 1. Oktober ab unter dem Titel „Deutsche Heimat" im Verlage von Georg Heinrich Meyer erscheinen, der aus Leipzig nach Berlin übersiedelt.

* *

Die „Köln. Volksztg." teilt mit: „Zum 1. Oktober d. J. werden zwei neue Zeitschriften zu erscheinen beginnen, beide bestimmt, bisher bestandene und lebhaft empfundene Lücken auszufüllen. Zunächst herrscht seit Jahren der Wunsch nach Schaffung einer katholischen Revue großen Stiles. Der Versuch, hier einzugreifen, wird jetzt zuerst von Oesterreich aus gemacht, und zwar vom Direktorium der Leo-Gesellschaft in Wien (Präsident Dr. Josef Frhr. v. Helfert). Dieses hat in seiner Sitzung von 15. Juli d. J. beschlossen, zu genanntem Zeitpunkt „Die Kultur, Zeitschrift für Wissenschaft, Litteratur und Kunst", herauszugeben. Jährlicher Umfang zunächst sechs Hefte zu je fünf Bogen. Sämtliche Förderer und Mitglieder der Leo-Gesellschaft erhalten die Zeitschrift kostenlos zugesandt. Für den Buchhandel ist Verleger die Jos. Rothsche Verlagshandlung in Stuttgart und Wien. — Ebenfalls zum Herbst d. J. steht das Erscheinen einer katholischen Frauenzeitschrift bevor unter dem Titel „Haus und Welt". Sie ist geplant als eine große illustrierte katholische Wochenzeitschrift vornehmster Ausstattung für die deutschen Frauen. Herausgeber sind Frau Therese Keiter (M. Herbert) in Regensburg und Fräulein E. M. Hamann in Gößweinstein, Oberfranken. Verleger ist A. Wulff jr. in Dortmund.

* *

Dem neuerwachten Interesse für die ältere deutsche Romantik trägt ein litterarisches Unternehmen Rechnung, zu dem sich Ludwig Jacobowski und Fr. von Oppeln-Bronikowski verbunden haben: eine Auswahl aus den Gedichten von A. W. und Friedrich Schlegel, Tieck, Novalis, Brentano, Heine und anderen Lyrikern der Romantik von ihren Anfängen bis zu ihren Ausklängen in der Mitte des Jahrhunderts. Das Buch, dem jeder der beiden Herausgeber eine Einleitung vorausschickt, führt den bezeichnenden Titel „Die blaue Blume" und wird von Eugen Diederichs in Leipzig verlegt.

* *

Maurice Maeterlinck hat soeben ein dreiaktiges Drama „Schwester Beatrix" beendet, dessen Stoff einer alten Legende aus dem 13. Jahrhundert entnommen ist. Die deutsche Ausgabe bereitet Fr. von Oppeln-Bronikowski vor, der kürzlich auch Maeterlincks vorletzte Arbeit, das Schauspiel „Ariane und Blaubart" deutsch veröffentlicht hat (in einem Sonderheft der „Wiener Rundschau"). — Aus der Feder des gleichen emsigen Uebersetzers erscheint demnächst auch die erste deutsche Ausgabe von Stendhals (Henri Beyle) berühmtem Roman „Le Rouge et le Noir" bei Eugen Diederichs in Leipzig.

* *

Der Nachlaß Eckermanns soll noch im Laufe dieses Jahres von Friedrich Tewes in Hannover teilweise veröffentlicht werden. Dieser hat ihn von den Erben des vor fünf Jahren verstorbenen Malers Karl Eckermann, J. P. Eckermanns Sohne, erworben, um ihn vor der drohenden Vernichtung zu bewahren. Das Material enthält außer ungedruckten Briefen von Riemer, Zelter, Stieglitz, dem Kanzler v. Müller, Holtei, Laube, Hiller u. a. eine größere Anzahl von Jugendbriefen des jetzigen Großherzogs von Weimar, ferner zahlreiche Briefe Eckermanns an H. Stieglitz u. a., die zu Lebzeiten Goethes geschrieben sind und eine Fülle von Mitteilungen über diesen enthalten. Die interessante Veröffentlichung wird zwei oder drei Bände umfassen.

* *

Von litteraturwissenschaftlichen Neuheiten des ausländischen Büchermarktes liegen vor: Crawford, V. M.: Studies in foreign Literature. London, 1899.

308 S., M. 6,00. — Moore, E.: Studies in Dante. 2. Series. Miscellaneous Essays. London, 1899. 402 S., M. 12,50. — Vizetelly, E. A.: With Zola in England. A story of Exile. London, Chatto & Windus. 3 sh. 6 d. — Wiener, L.: History of Yiddish Literature in the Nineteenth Century. London, 1899. 416 S., M. 10,80. — Yarnall, E.: Wordsworth and the Coleridges. With other Memories literary and political. London 1899. 342 S., M. 12,00. — Lichtenberger: Aphorismes et fragments choisies de Fr. Nietzsche. Paris, F. Alcan. fr. 2,50. — Robert, P.: Les Poètes du XIX. siècle. Paris, 1899. M. 3,50. — Van den Oude, J.: Litterarische interludien. Leiden, 1899. 289 S., M. 8.50.

* *

Dr. Arthur Seidl, seit dem vorigen Jahre Sekretär des Nietzsche-Archivs in Weimar, folgt zum 1. Oktober einem Rufe nach München, um die Feuilleton-Redaktion der dortigen „Neuesten Nachr." zu übernehmen. — Prof. Dr. Alfred Klaar, bisher Dozent an der Technischen Hochschule in Prag und Schauspielreferent der „Bohemia", ist in die Redaktion der „Berliner Neuesten Nachrichten" als Leiter des Feuilletons eingetreten. — Otto von Leixner scheidet am 1. Oktober aus Gesundheitsrücksichten aus der Redaktion der „Täglichen Rundschau" aus. Die Leitung der „Unterhaltungsbeilage" führt von da an Dr. Gustav Manz.

* *

Die berliner Kunsthandlung von Keller & Reiner hatte schon im vorigen Winter ihre vornehmen Räume zu lyrischen Vortragsabenden zur Verfügung gestellt. Im kommenden Winter wird diese Einrichtung beibehalten und dahin erweitert werden, daß auch Vorträge aus anderen Kunstgebieten hier vor einem Kreise von Kennern und Gönnern abgehalten werden sollen. In Aussicht genommen sind Vorträge von Richard Muther über moderne Malerei, van de Velde (Brüssel) über das belgische Kunstgewerbe, Alfred Frhr. v. Berger über das Thema: „Wie soll man Shakspere spielen?", Hugo von Hoffmannsthal über moderne Lyrik u. a.

* *

Der bisherige Regisseur des berliner Schillertheaters Max Laurence, der sich fortan ausschließlich als Rezitator bethätigen will, hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch Vortragsreisen ein Vermittler der modernen Lyrik und Novellistik zu werden. Er wird zunächst in Berlin sechs Vortragsabende halten.

* *

Als ein Pionier deutscher Dichtung hat sich neuerdings unser in St. Louis ansässiger Landsmann Konrad Nies bethätigt, dessen hier A. v. Ende kürzlich in dem Artikel („Deutsch-Amerikanische Dichter" (Litt. E. Heft 16) gedacht hat. Er hat, wie er in den breslauer „Monatsblättern" mitteilt, in 19 amerikanischen Städten Vorlesungen abgehalten und wird, durch den Erfolg ermutigt, seine Vortragsreise im Herbst über Texas nach Californien fortsetzen.

* *

Max Halbes „Jugend", deren Aufführung kürzlich am Stadtgartentheater in Karlsruhe mit Rücksicht auf den Protest des freiburger Erzbischofs (vgl. Sp. 1247) untersagt worden war, ist jetzt ohne Einschränkung freigegeben worden. Das badische Kultusministerium scheint demnach die erzbischöfliche Beschwerde gegen das Stück nicht für gerechtfertigt erkannt zu haben.

* *

Zum Generalintendanten der kaiserlichen Theater in Petersburg ist Fürst Sergei Wolkonskij ernannt worden, dessen vortreffliche „Bilder aus der Geschichte und Litteratur Rußlands" im vorigen Winter deutsch erschienen (Basel, Perthes) und in Heft 4 dieser Zeitschrift besprochen wurden.

* *

Die Ausfuhr deutscher Bücher nach dem Auslande ist nach den neuesten Veröffentlichungen des Statistischen Amtes im fortwährenden Steigen begriffen. Der Gesamtwert der deutschen Bücherausfuhr ist von 47,7 Millionen Mark im Jahre 1894 auf 70,8 Millionen Mark im Jahre 1898 angewachsen. Davon entfällt allerdings auf das deutschsprechende Ausland der größere Teil: Oesterreich mit 30,8 Millionen, die Schweiz mit 9,1. Es folgt Rußland, das im letzten Jahre für 6,9 Millionen Mark deutsche Bücher kaufte, Nord-Amerika mit 5,6, England mit 4,2, Holland mit 3,1, Frankreich mit 2,5, Belgien mit 1,4, Schweden und Italien mit je 1 Million. — Dieser Ausfuhr stand eine Einfuhr von ausländischen Büchern mit einem Gesamtwert von nur 20,2 Millionen Mark gegenüber.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Amyntor, Gerh. v. Die Cis-moll-Sonate. Erzählung. Leipzig, Walther Fiedler. 16. Aufl. 130 S. M. 1,—.
Blüthgen, V. und E. Hand in Hand. Novellen. (Kürschners Bücherschatz Nr. 149). Berlin, Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. 0,20.
Flachs, Ad. Ein gebeizter Schurke. Uebermütige Geschichten. Berlin, Georg Minuth. 154 S. M. 1,50.
Gemberg, Adine. Des Gesetzes Erfüllung. Roman Dresden, Carl Reißner. 246 S. M. 3,— (4,—).
Habicht, L. Widersprüche. Novelle. (Kürschners Bücherschatz Nr. 151.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. 0,20.
Häcker, E. Thüringer Erzählungen. Bonn, Eduard Moos. 157 S. M. 1,50.
Hayneck, E. v. Landkinder. Novellen. Bonn, Eduard Moos. 174 S. M. 3,—.
Krieger, H. Willy Meier. Ein Zeitspiegel. Hamburg, G. Veith. 192 S. M. 2,—.
Philippi, F. Einfache Geschichten. Dillenburg, C. Seels Nachf. 104 S. M. 0,80 (1.—).
Pilot, A. Warnemünder Geschichten. Novellen. Braunschweig, Richard Sattler. 198 S. M. 3,—.
Rhein, A. vom. Raddadibum. Eine Sammlung humoristischer Erzählungen. Illustriert. Leipzig, B. Elischer Nachf. VII, 241 S. M. 3,—.
Roeßler, Arthur. Der Sturm und andere Skizzen. München, „Neuer Verlag". 146 S.
Sachs, Erich. Ein Lebensmorgen. Skizzen. Berlin, E. Ebering. 64 S.
Stifter, Adalbert. Abdias. — Bilder aus Wien. Wien, C. Daberkow. 114 und 82 S. Je M. 0,40.
Suttner, B. v. Ku-i-kuk. Novelle. — Niemals eine Zweite. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 150.) Berlin, Herm. Hilger. 12°. 128 S. M. 0,20.

Berlepsch, L. Freifrau v. Im Irrsinn. Roman. Nach dem Amerikanischen. Regensburg, J. Habbel. 12°. 345 S. Geb. in Leinw. M. 1,50.
Case, Jules. Die Sklavin. A. d. Franz. v. F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 354 S. M. 4,— (5,—).
Hamsun, Knut. Die Königin von Saba und andere Novellen. A. d. Norw. v. Ernst Brausewetter. München, Albert Langen. 253 S. M. 3,— (4,—).
Hedenstjerna, A. v. Sonderlinge. Allerhand Gestalten und Geschichten. Deutsche Orig.-Ausg. Leipzig, G. H. Meyer. Gr. 8°. 175 S. M. 2,— (3,—).
Mairet, J. Auf der Höhe. Roman in 2 Bdn. Wien, A. Hartleben. Geb. in Leinw. M. 1,50.

Marni, Jeanne. Pariser Droschken. A. d. Franz von Dr. Paul Bornstein. Mit Ill. v. E. Thöny. München, Albert Langen. 196 S. M. 3,50.
Maupassant, Guy de. Der Liebling (Bel ami). Frei übertragen von G. Frhrn. von Ompteda. (Ges. Werke. Bd. 9.). Berlin, F. Fontane & Co. 338 S. M. 2,— (2,75).
Maupassant, Guy de. Vater Milon und andere Erzählungen. Neue Novellen aus dem litt. Nachlaß. Uebers. v. F. v. Oppeln-Bronikowski. Berlin, Emil Goldschmidt. XIII, 276 S. M. 3,—.
Rameau, J. Die Letzten aus dem Hause Montberthier. (Ame Fleurie.) A. d. Franz. Stuttgart, J. Engelhorn. M. 1,— (1,50).
Tolstoi, Graf Leo. Die Kreutzersonate. Eine Erzählung. Uebers. Leipzig, Walther Fiedler. 147 S. M. 1.—,

b) Lyrisches und Episches.

Barth, H. Die Christianer. Ein Gedicht. Münden, Reinh. Werther. Gr. 8°. 260 S. M. 4,—.
Carmer, H. Dirk Kluin. Episches Gedicht. Köslin, Alfred Hoffmann. 81 S. M. 1,50.
Elstrau, F. v. der. Jugend-Dichtungen. Leipzig, Hilmar Bennewitz. 144 S. Kart. M. 3,—.
Meyer, Hans Georg. Eros und Psyche. Ein Gedicht. Berlin, Karl Siegismund. Gr. 8°. 112 S. M. 3,— (4,—).
Parlow, H. Matrosenlieder. Dresden, Carl Reißner. 130 S. M. 1,50 (2,50).
Vogl, J. N. Balladen und andere Gedichte. Auswahl mit Biographie. Wien, C. Daberkow. 88 S. M. 0,40.
Wilhelm, M. In einsamen Stunden. Gedichte. Colberg, C. Burmann. 56 S. M. 1,—.
Wohnlich, H. v. Schlichte Kinder. Gedichte. München, Seitz & Schauer. 12°. 111 S. Geb. M. 2,—.

Rizzacasa d'Orsogna, Giovanni. Le stelle. Parte prima. I fenomeni di arato solense. Traduzione dal greco in versi italiani. Torino, Unione Tipografico-Editrice. 175 S. L. 3,—.

c) Dramatisches.

Arx, A. v. Die Dornacher Schlacht. Festspiel zur 400jähr. Gedächtnisfeier (in Solothurn). Aarau, H. R. Sauerländer & Co. Gr. 8°. 127 S. M. 1,—.
Bierbaum, Otto Julius. Gugeline. Ein Bühnenspiel in 5 Aufzügen. Mit Buchschmuck von E. R. Weiß. Berlin, Schuster & Loeffler. 105 S.
Brahn, L. Herodes der Große und Kleopatra. Drama. Leipzig, Friedrich Fleischer. 12°. 177 S. M. 2,50.
Oberleitners, K., dichterische Werke. Leipzig, G. H. Meyer. 4 Bde. 269, 464, 504 und 231 S. mit Bildnis. M. 20,—; geb. in Leinw. M. 24,—.

Houben, H. Murroch, der Verräter. Schauspiel. Aus dem Französ. des A. Voisine. Kempen, Klöckner & Mansberg. 68 S. M. 1,25.

d) Litteraturwissenschaft.

Bruinier, Dr. J. W. Das deutsche Volkslied. Ueber Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. Leipzig, B. G. Teubner. M. 0,90 (1,15).
Furcht, W. Richard Dehmel. Seine Bedeutung, sein Verhältnis zu Goethe, Lenau und zur Moderne Minden, J. C. C. Bruns. 52 S. M. 1,—.
Vogel, J. Goethes leipziger Studentenjahre. Ein Bilderbuch zu Dichtung und Wahrheit. Leipzig, Carl Meyers graphisches Institut Gr. 8°. VII, 87 S. Geb. M. 4,—.
Weißenfels, R. Der junge Goethe. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. III, 36 S. M. 0,75.

e) Verschiedenes.

Castor, Dr. Das sexuelle Moment im Flagellantismus. Berlin, Dr. R. Wrede. 29 S. M. 2,—.
Entwurf eines Gesetzes, betr. das Urheberrecht an Werken der Litteratur und der Tonkunst. Amtliche Ausgabe. Berlin, J. Guttentag. 45 S.
Lessing, Theodor. Maria Bashkirtseff. Eine Studie. Oppeln, Georg Maske. 49 S. M. 1,—.
Matthaei, Prof. Dr. Ad. Deutsche Baukunst im Mittelalter (Aus Natur- und Geisteswelt. 8 Bdchn.). Leipzig. B. G. Teubner. Geb. M. 1,15.
Pestalozzis sämtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffarth. Liegnitz, Carl Seyffarth. 2. Bd. 416 S., M. 4,— (5,50); 3 Bd. 386 S., M. 3,60 (5,10).
Prüfer, A. Die Bühnenfestspiele in Bayreuth. 6 Vorträge. Leipzig, E. W. Fritzsch. Gr. 8°. XII, 228 S. M. 3,—.
Rade, Martin. Die Religion im modernen Geistesleben. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 123 S. M. 1,40.
Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 3981/82. Ludwig I., König von Bayern. Gedichte. Auswahl, hg. v. R. Greinz. Geb. M. 0,80. — Nr. 3983/86. Lagerlöf, S. Gösta Berling. Roman. A. d. Schwed. v. M. Mann. Geb. M. 1,20. — Nr. 3987. Stifter, Ad. Feldblumen. — Nr. 3990. Nemirowitsch-Dantschenko, W. J. Unter der Erde. — Das Glück des Iwan Habsvergessen. 2 Erzähl. A. d. Russischen.
Uhde, Wilhelm. Am Grabe der Mediceer. Florentiner Briefe über deutsche Kultur. Dresden, Carl Reißner. 150 S.
Uhlands Gedichte und Dramen nebst dramatischen Entwürfen in 3 Bdn. Leipzig, Max Hesse. 12°. 89, 222 und 270 S. mit Bildn. Geb. in Leinw. M. 1,—.
Der Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1900. 63. reich ill. Jahrgang. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchh. 223 S.

Darsuzy, Gésa. Les Pyrénées françaises (Les livres d'or de la science. No. 15). Paris, Schleicher frères. 191 S. fr. 1,—.
Steffen, G. F. England als Weltmacht und Kulturstaat. Studien über politische, intellektuelle und ästhetische Erscheinungen im britischen Reiche. Aus d. Schwed. v. O. Reyher. Stuttgart, Hobbing & Büchle. Gr. 8°. 432 S. M. 6,— (7,50).

Antworten.

Herrn **Dr. F. Gl.** in **Halle.** Daß Sie G. H. und H. S. in „Goethe und unsere Zeit" vermissen, ist begreiflich; aber die Gründe waren aus unserer Einleitung zu entnehmen. H. hat nicht geantwortet; S. hat anläßlich eines persönlichen Besuches auf der Redaktion sein Bedauern ausgedrückt, eines stets geübten Prinzips wegen die Antwort unterlassen zu müssen. Max Halbe, den Sie ebenfalls „reklamieren", hat sein Schweigen brieflich ausführlich begründet. „Wenn ich auch, von Jugend an, Goethe liebe und zeitweise bei nichts Höherem geschworen habe, so habe ich mir doch, offengestanden, über die Natur dieses Verhältnisses eigentlich nie bestimmte, in Worte gefaßte Gedanken gemacht. Es war ein Verhältnis, wie man es etwa zum Weltgeist hat, und da ich kein Theologe, auch kein Goethe-Theologe bin, so ist es rein beim Gefühl geblieben und hat nie eine dogmatische Form angenommen u. s. w." Aehnliche Erwägungen haben auch andere angeführt, und man muß sie respektieren.

Herrn **O. H.** in **Jauer.** Besten Dank für freundl. Uebersendung der Nr. 8 des „Wanderer im Riesengebirge" (Bunzlau), die ein in weiteren Kreisen noch unbekanntes Rübezahl-Gedicht von Georg Ebers (aus dem Jahre 1892) enthält.

Vom 10. September an befindet sich unsere Redaktion:

BERLIN W. 50.

Schaperstrasse 37.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwanger i. Württbg.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Berlin W. 50, Schaperstraße 37, Telephon: IX, 9974.
Verlag F. Fontane & Co., Berlin W. 35, Lützowstr. 84 b. — Telephon: VI, 1506.
Erscheint am 1. und am 15. jedes Monats.
Preis: Vierteljährlich M. 2.—, jährlich M. 8.—.

Erster Jahrgang
Heft 24
vom
15. September 1899

Preis bei direktem Bezug unter Kreuzband M. 2,75 für ein Vierteljahr und M. 11,— für das ganze Jahr.
Preis einer Einzelnummer: 40 Pfennig.
Inserate: Viergespalt. Nonpareillezeile 40 Pfennig
Inseratannahme durch alle Annoncenbureaux des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen.

V.

Das Grossherzogtum Hessen.

Von Dr. Ella Mensch (Darmstadt).

(Nachdruck verboten.)

Es giebt Städte, gegen die man im allgemeinen ein leises Vorurteil hegt, ohne daß man recht zu sagen wüßte, wo solches seinen Ursprung genommen. Darmstadt gehört zu ihnen. Aber von diesem Vorurteil ist am Ende des verflossenen Jahrhunderts oder in der ersten Hälfte des 19. noch nirgends die Rede. Herder, der sich hier seine Braut holte, Schiller, der am Hof des Landgrafen seinen „Don Carlos" vorlesen durfte, Goethe, den es oft und gern nach Darmstadt zog zu Seekatz und Merck — sie wissen nichts davon zu berichten, daß es hier langweiliger und öder gewesen sein soll als anderswo, und die Hofdame der Königin Luise von Preußen, die mit ihrer jungen mecklenburgischen Prinzessin in Darmstadt mehrere Jahre weilte, des Winters in einem Hause am Markt, des Sommers in einem kleinen Lusthäuschen im Herrengarten — sie schreibt von der landgräflichen Residenz als einer angenehmen, stillen Stadt, die sich durch ihre schöne, landschaftliche Umgebung auszeichne.

Eine andere Auffassung greift erst Platz, als die Eisenbahnzüge durchs Land sausen und der nach der Schweiz oder dem Schwarzwald eilende Tourist vielleicht seine Route für einen kurzen Abstecher nach Darmstadt unterbricht, um hernach zu finden, daß es sich kaum gelohnt habe, und daß man mit den Sehenswürdigkeiten der großherzoglich hessischen Residenz, die in einem riesigen Standbild des Ersten Ludwig und einer echten Holbein-Madonna beständen, in anderthalb Stunden fix und fertig sei. Weiter reicht die im Fluge erhaschte Bekanntschaft mit Darmstadt nicht.

Thatsächlich aber ist die hessische Residenz niemals vom großen Bildungsstrom abgeschnitten gewesen, wenn sie auch bis heute die Tendenz zu einer gewissen vorsichtigen Zurückhaltung besitzt. Bei ihrer Lage an einer alten Kulturstraße und der steten Berührung mit der beweglichen Bürgerschaft von Mainz und Frankfurt hätte es doch seltsam zugehen müssen, wenn man hier gar nicht die Pulsschläge einer vorwärts drängenden Zeit gespürt hätte, allerdings matter und in verlangsamtem Tempo.

Namentlich gilt dies hinsichtlich der Litteratur. So günstig im allgemeinen dies Fleckchen Erde für den Maler ist, der sich liebevoll in die Außenwelt der Dinge versenkt — Heinz Heim hat nie von seinem Darmstadt und seinem Odenwald fortgestrebt —, so wenig entgegenkommend erweist sich die Atmosphäre unseres Ländchens für das aufkeimende dichterische und schriftstellerische Talent, zumal, wenn es etwa in extravagantem Jugendübermut oder im kühnen Glauben an neue Kunstideale akademische Regeln und Vorschriften nicht respektieren sollte. Es ist, als ob das eilfertig-absprechende Urteil des alten Merck über Goethes „Clavigo" hier noch immer fortspukte. Denn mit ähnlichen Bemerkungen glaubte man eine Zeit lang alles erledigen zu können, was unter neuer Flagge segelte. Sehr schwer hat es gehalten, für die Stücke der Modernen auf unserem Hoftheater einen Platz zu erobern. Das war eigentlich erst nach dem Regierungsantritt des jugendlichen Großherzogs Ernst Ludwig möglich, der ein offenes Ohr und Auge für das Wirkliche besitzt und sich deshalb auch durch eine Kunst, die Wirklichkeitssinn offenbart, eher angezogen als abgestoßen fühlt.

Als Ende der Achtzigerjahre die „Jüngstdeutschen" unter der Führung von Bleibtreu, M. G. Conrad, Conradi, Alberti u. a. ihre theoretischen und ästhetischen Manifeste erließen, hofften sie in dem in stiller Zurückgezogenheit lebenden Wilhelm Walloth aus Darmstadt einen starken Kampf- und Gesinnungsgenossen zu erhalten. Walloth, der in seiner Heimat als die bête noire galt, hat es vorgezogen, seinen Wohnsitz nach München zu verlegen. Dort hat sich im Lauf der letzten Jahre eine ganze Hessen-Schriftsteller-Kolonie angesiedelt, die innerhalb der weiß-roten Pfähle zu wenig Spielraum für ihre Kräfte fand.

Walloth steht jetzt im Anfang der Vierziger. Er hat leider nicht gehalten, was er uns mit Dreißig versprochen. Wenn man seine Romane, die sich die Schilderung des dekadenten Rom zur Aufgabe gesetzt haben („Oktavia" — „Paris, der Mime" — „Ovid"), mit den archäologischen Arbeiten von Georg Ebers vergleicht, so springt der gewaltige Unterschied, der

zwischen dem geschickten Dekorateur und dem Beobachter innerer Vorgänge besteht, unverkennbar in die Augen. Die große Lebensnervosität, die sich in ermüdeten und erschöpften Kulturen herausbildet, möchte Walloth in den Helden dieser Romane in charakteristischen Exemplaren herausstellen, und zwar ist es nicht das bibliothekarische Wissen, das ihm den Weg zu dem längst Vermoderten bahnt, sondern das eigene instinktive Mit- und Nachempfinden. Dieses versagt ihm auch nicht, wenn es sich um die Schilderung heutiger Alltäglichkeit handelt, aber, was sich in jenen psychologischen Altertumsstudien pikant und intim ausnimmt, bekommt in den Romanen moderner Stoffwelt gar leicht das Gepräge des „Gewöhnlichen" und „Trivialen". Daran leiden besonders sein „Dämon des Neides", der ihn vor etlichen Jahren in unliebsame Kollisionen mit dem Gericht brachte, und sein letztes Buch „Im Banne der Hypnose", das geradezu langweilig genannt werden muß. Eine eigentümliche geistige Kurzsichtigkeit, die für die Nahebetrachtung in unheimliche Scharfsichtigkeit umschlägt, verhindert ihn am Aufzeigen von Perspektiven; er bleibt in der Zustandsschilderung stecken. Weil es ihm nicht gegeben scheint, am Ende des zurückgelegten Weges das Ganze noch einmal zu überschauen und mit der Fackel der Idee zu beleuchten, fallen die Schlußkapitel seiner Romane meist so dürftig, so enttäuschend aus. Dieser Mangel an Konzentration, diese Unfähigkeit, sich zu Gipfeln und hohen Warten aufzuschwingen, benachteiligt auch den Dramatiker Walloth. Wo der Detailkünstler, der Stimmungsmensch in ihm aufhören, beginnt eben nichts anderes, beginnt nicht das, was die Seele über den Jammer des Daseins zu höheren Regionen entrückt. Immerhin sind seine Dramen „Johann von Schwaben" und „Marino Falieri", die sogar den Vergleich mit Uhland und Byron erfolgreich aushalten, reich an schönen Einzelpartien, obwohl sie keinen mächtigen Totaleindruck hinterlassen.

In der Kunst des Schließens und der harmonischen Abrundung ist ihm ein Landsmann überlegen, der sich sonst mit ihm weder an Reichtum der Phantasie, noch psychologischem Feingefühl messen kann, Gottfried Schwab, der in seinem Roman „Tisiphone", aus der Zeit, wo römische Soldateska in der Rheingegend ihre stehenden Lager aufgeschlagen hatte, ein ansprechendes altgermanisches Reckenbild zu schöpfen wußte.

Den Volkston der Ballade, mit einer Beimischung gesunden Humors, hat dieser Hesse in seinem Liedercyklus „Bergfahrten" und in vereinzelten Gedichten angeschlagen, die des Kaisers Welt- und Seemachtpolitik Beifall spenden, doch ohne jeden Anflug von Byzantinismus. Zu einer wirklich idealen Leistung erhob sich Schwabs Muse in dem Liede, das sie als Dankopfer auf Otto Roquettes Sarg niederlegte, und das stimmungsvoll anhebt:

„Laßt laue Luft und Sonnenglanz
Umspielen die Totenbahre,
Drückt ihm den maienfrischen Kranz
In die gebleichten Haare;
Die ersten Blüten legt ihm still,
Das junge Grün zu Füßen,
Der neu erwachende Frühling will
Den toten Sänger grüßen."

In der Lyrik Walloths, die eine Synthese von goethischen Elegieen und lenauschen Schilfliedern heißen könnte, überwiegt die müde Schwermut das sieghafte und streitbare Lebensgefühl der Jugend. Viel von der krankhaften Schönheit des Antinousblickes spricht aus diesen Liedern.

Daß sie die Rezeptionstechnik des modernen musikalischen Empfindens wesentlich bereichern helfen könnten, hat zuerst der im Ephebenalter durch eigene Hand gestorbene Paul Nodnagel entdeckt, der ehedem unter dem Pseudonym Ludwigs für die „Gesellschaft" eine Reihe psychologisch-ästhetischer Essais verfaßt hat. Seine „Walloth-Studie", die s. Zt. im Verlage von W. Friedrich herauskam, bietet den merkwürdigen, aber kaum mit Nutzen weiter zu verfolgenden Versuch, ästhetische Wirkungen auf Farbeneindrücke zurückzuführen.

Der Bruder des Verstorbenen, der in Berlin lebende Musikschriftsteller und Komponist Ernst Otto Nodnagel, hat einige Lieder Walloths in Musik gesetzt. Die beiden Nodnagel vertreten jenes Gebiet der esoterischen Stimmungen, das auch der Germanist Karl Wolfskehl, ein Freund von Stephan George, der mit der Abhandlung „Germanische Werbungssagen" in der litterarischen Welt debutierte, verfolgt. Seine den aparten Titel „Ulais" führende Liedersammlung, die nicht für das Publikum, sondern nur für eine kleine Gemeinde von Freunden und Freundinnen im Druck erschien, wendet sich nicht an das exoterische Wissen und Fühlen der Profanen, sondern an den kleinen Kreis der „Eingeweihten". Die Schule der Hofmanswaldau seligen Angedenkens lebt teilweise in diesen Poesien wieder auf. Sie sind die entschiedenste und deshalb psychologisch erklärliche Reaktion auf jene bänkelsängerische Liedertafelweise, die es „dichten" heißt, wenn sie die „blauen Berge", den „goldenen Wein" und den „grünen Wald" in mehr oder minder erträgliche Reime bringt.

Die Schönheit unserer landschaftlichen Umgebung löst vielen solcher Versfabrikanten die Zunge. Zuweilen verläuft sich unter die Gattung auch ein echter, schlichter Volkspoet, dem es von Herzen kommt, wie der Pfarrer Eland Briegleb, der seine Weisen vom Rhein und Vogelsberg nicht mühsam zusammengestoppelt hat, oder der kürzlich verstorbene Lehrer Karl Schaffnit, zu dessen Denkmal man jetzt im Hessenländchen sammelt, und der die heimische Dialektpoesie um hübsche Muster eines kecken und volkstümlichen Humors bereichert hat. Zu ihnen gesellt sich auch Anna Theiß mit ihren „Saitenklängen", Charlotte von Klipstein, deren Gelegenheitsgedichte stets aus einem warmen Herzen kamen und nie vom „Muß" diktiert waren. Ihre bisher in Tageszeitungen verstreute Gedichte ernsten und heiteren Genres werden demnächst in Buchform erscheinen. Karl Schäfer, der in seinen „Heiderosen", einer Sammlung lyrischer und epischer Gedichte, recht hübsche Talentproben geboten, hat diesen später nichts Gleichwertiges mehr an die Seite gestellt.

Wenn wir von den dichtenden Frauen, die durch Geburt und erste Jugendeindrücke dem Hessenländchen angehören, sprechen, so erscheint uns als die bedeutendste von allen doch immer — ungeachtet kindischer Bizarrerieen, wozu auch die Wandlung ihres gutdeutschen Vornamens in den griechischen „Hermione" gehört — die Dichter-Malerin Hermine von Preuschen, die wahrscheinlich das erreicht haben würde, wozu ihre Gaben und künstlerischen Instinkte sie vollauf berechtigten, wenn ihr Leben

und mithin auch ihr Schaffen nicht an einem unheilbaren Widerspruch kranken; einerseits ist sie erfüllt von der Verachtung der Welt, und andererseits beherrscht sie das fanatische Bestreben, diese Welt, zu der sie sich in stetem Widerspruch weiß, zum Beifall zu zwingen, zu jenem Applaus, den der römische Fechter begehrte, wenn er „malerisch" im Todeskampfe fiel. Mit den Symbolen des Sterbens ästhetisch kokettierend, richtet Hermine von Preuschen doch alle ihre kräftigeren Lebensinstinkte auf Gold und Ruhm und Liebe! Mit dieser Einschränkung vermag ich dem wunderbaren lyrischen Schmelz, den tiefen Farben dieser Lyrik, in denen zuweilen der Duft exotischer Blüten mitschwingt, wirkliche Bewunderung zu zollen, und gerne gestehe ich, daß ein Gedicht von Hermine von Preuschen auf mich so wirken kann wie eine chopinsche Ballade oder ein Phantasiestück von Schumann.



Darmstadt-Rom: Diese Namen umfassen gleichsam symbolisch die großen Gegensätze ihres Lebens, die fortwährend in ihrer Lyrik aufklingen und auch in den Novellen („Tollkraut") in einer Menge von Anspielungen enthalten sind. Die beiden Städte vertreten die beiden grundverschiedenen Welten, in denen das Talent der Preuschen sich entwickeln sollte. In fast all ihren Erzählungen ist das Leitmotiv: die Seele eines Weibes, die sich aus herzeinschnürender, atembeklemmender Enge hinaussehnt in die Welt der großen Dimensionen.

Nach diesem menschlichen und künstlerischen Dasein in großem Stil trachtet auch ihre Freundin und Stammesgenossin Anna v. Krane, nur mit dem Unterschiede, daß es ihr an der nötigen Ellenbogenkraft zum Sichdurchsetzen total gebricht und sie mit dem Leben nur als „Träumerin", nicht als „Kämpferin" fertig zu werden vermag. Gleich der Preuschen arbeitet Anna v. Krane mit der Feder so gewandt wie mit dem Pinsel. Ja, ihr dichterisches Vermögen überwiegt wohl das malerische Können. Auch sie hat es auf die Dauer nicht in Darmstadt gelitten; in Düsseldorf hat sie sich ihre zweite Heimat gegründet. Ihre novellistischen Skizzen, die unter dem Titel „Von der Palette" herauskamen, zeigen feines Beobachtungsgeschick, und was noch mehr ist: ein unverfälschtes Empfinden für die Leiden und Freuden der Kollegen „von der Palette". Auf scheffelschen Bahnen bewegt sie sich in ihrer Jugenddichtung „Schloß Auerbach", zu der Carmen Sylva ein poetisches Geleitwort geschrieben hat. Es ist ein frischer, ungesuchter Sang von Minneluft und Ritterherrlichkeit, der sich zum Hintergrunde die heimische Bergwelt erkoren hat.

Aber der rechte Sänger des Odenwalds, der den Reichtum seiner Lokalsagen in edle Kunstform zu bannen wüßte, ist uns noch immer nicht erstanden. Und doch rauscht es so geheimnisvoll um die Bergfriede der alten Schloßruinen in der „Bergstraße", flüstert es in den Gängen und verwinkelten Gemächern der kleinen Jagdschlösser aus der Rokokozeit so seltsam von alten romantischen Hofgeschichten, von Jagd- und Liebesabenteuern, für die diese „Dianenburgen" der versteckte Schauplatz gewesen sind . . .

Höchstens, daß sich der Rheinländer Ernst Pasqué, der bis zu seinem Tode in Alsbach bei Jugenheim sein trauliches Schriftstellerheim besaß, einmal aufmachte und mit den Mitteln der alten gefälligen Fabuliertechnik irgend eine „Anekdote", ein „Histörchen" zur netten Geschichte verarbeitete. Ansätze zu dem kulturhistorischen Roman größeren Stils fanden sich allerdings bei dem verstorbenen zuletzt in Stuttgart lebenden Romanschriftsteller Otto Müller, der in mehr als einem seiner Werke von dem Milieu und den Menschen seiner engeren Heimat Gebrauch gemacht hat und in dem Roman „Altar und Kerker", der die Schicksale des unglücklichen hessischen Pfarrers Weidig behandelt, sogar den gemütlichen epischen Fabulisten mit dem Tendenzschriftsteller vertauschte, der zum Volksgewissen redet.

Müller hat keinen Nachfolger unter seinen Landsleuten gefunden. Den großen brennenden Menschheitsfragen sind die hessischen Poeten bis jetzt so ziemlich aus dem Wege gegangen. Die Poesie ist in dieser Gegend Kleinkunst geblieben, die großen monumentalen Züge fehlen. Aber nachgerade will es uns dünken, als ob der Wirklichkeitssinn, die Liebe zum Vorhandenen, mag es auch schlicht und unansehnlich ausschauen, sich auch hier zu Lande Bahn bräche. Lassen sich die Geister der Höhe, die in den Laubkronen tausendjähriger Eichen und um die Zinnen verfallener Schlösser raunen, vorläufig nicht mehr erwecken, so doch die Stimmen des Thals, der engen kleinen Welt. So wie wir heute nicht mehr Schlesien in der Poesie vorwiegend als das Reich der Rübezahl- und Kynastsagen erblicken, so erwachen jetzt auch bei der Odenwaldlandschaft andere Stimmungen, als wie sie der Hifthornruf der Romantik auszulösen vermochte.

In Wilhelm Holzamer aus Heppenheim scheint uns so eine Art hessischer Gerhart Haupt-

mann erstehen zu wollen. Seine Skizzen „Auf staubigen Straßen“ führen hinein in die armseligen gequälten · Existenzen der odenwälder Bauern, in das Hungerdasein des Landschulmeisters, der auf ödem Dorf bei einem Jammergehalt die Sorgen des Familienvaters mit stumpfer Resignation trägt. Ein tiefes Mitgefühl für seine Geschöpfe spricht aus jeder dieser Schilderungen, die freilich nicht das Sonnige, Heitere oder gar Humorvolle haben, das man gerade von der Dorferzählung älteren Stils fordern zu können meinte. Zur Gattung der Dickens und Rosegger gehört der heppenheimer Poet nicht, er ist, wie gesagt, mehr mit den dichterischen Instinkten Hauptmanns begabt. Sehr möglich, daß durch ihn auch einmal der odenwälder Dialekt, der bisher doch nur im Scherzgedicht oder in der Lokalposse zur Verwendung kam, für ernste dichterische Zwecke herangezogen wird. Der Titel „Auf staubigen Straßen“ wird durch den Inhalt der meisten Erzählungen gerechtfertigt. Eine Ausnahme macht nur das Idyll im Aehrenfeld „Hochsommerglück“, eine Studie, die fast an die kecke Verve Maupassants erinnert. Von der Misère des Daseins durchtränkt sind vor allem „Der Lump“, „Meisterstolz“ und „Der böse Wunsch“, wogegen „Die Prinzessin“ zum Schluß am dunklen, wolkenverhangenen Himmel die Sonne vorkommen läßt. Auch als Lyriker ist Holzamer aufgetreten. Seine Sammlung „Zum Licht“, Gustav Falke zugeeignet, spricht eine ähnliche Flammensprache, wie wir sie aus Conradis „Gipfelgesängen“ vernehmen.

Als gemütvoller Beobachter und Schilderer provinzieller Alltäglichkeit giebt sich der gießener Alfred Bock in seinen Geschichten „Wo die Straßen enger werden“. Wir sind nachgerade so übersättigt von den Romanen und Erzählungen, die mit den Lokalverhältnissen von Berlin oder München als unentbehrlicher Staffage arbeiten, daß wir aufatmen, wenn uns auch einmal wieder aus einem Buch die holperigen Straßen und die schiefen Giebel einer Kleinstadt grüßen. Auch als Verfasser stilvoller Aufsätze („Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik“) hat sich Bock vorteilhaft bemerkbar gemacht.

Mit einer umfassenderen publizistischen Thätigkeit kommen hier hauptsächlich in Frage: Friedrich Dernburg, ein geborner Mainzer, dessen kulturhistorische Aufsätze anläßlich der chicagoer Weltausstellung und dessen Wochenchroniken im „Berliner Tageblatt“ mehr als bloßen Gelegenheitswert besitzen, Falk Schupp (jetzt in München), der namentlich durch seine dramaturgischen Essais interessante Lichter auf noch unangebautes Land geworfen und überhaupt durch seine originellen Ideen auf einen ganzen Kreis junger Hessen anregend und befruchtend gewirkt hat, und vor allem Georg Fuchs, dessen schriftstellerische Thätigkeit in eine kritische und eine produktive zerfällt. Der ersteren gehören an eine Serie längerer und kürzerer Aufsätze über Gemäldeausstellungen, die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst, des Kunstgewerbes und der Litteratur. Als Redakteur an der von Alexander Koch (Darmstadt) herausgegebenen „Zeitschrift für Dekoration“ hat er reiche Gelegenheit, einen größeren Leserkreis künstlerisch zu erziehen. Seine produktive Thätigkeit umfaßt eine symbolische Erzählung „Die Dornenkrone“, ein Festspiel „Das Nibelungenlied“, unter Zugrundelegung des Urtextes bearbeitet, zur Musik von Karl Pottgießer, und die Komödie „Till Eulenspiegel“, die an anderer Stelle dieses Heftes eine nähere Besprechung erfährt.

Von Georg Fuchs, Alfred Bock, Carl Reuling, der als Dramatiker auch in dieser Zeitschrift bereits anerkannt worden ist, und dessen Novellenband „Fragwürdige Gestalten“ mit Recht den einstimmigen Beifall der Kritik gefunden hat, sowie von Wilhelm Holzamer dürfte die Zukunft der hessischen Litteratur wohl am meisten zu erwarten haben. Zum Bilde des geistigen Lebens von Darmstadt speziell gehören noch der Hellenist Prof. Aug. Boltz (geb. in Breslau), der sich namentlich um die neugriechische Sprache und Litteratur Verdienste in der Gelehrtenwelt erworben hat, der Schriftsteller Carl Hepp, ein geborner Rheinländer, dessen „Savonarola“ das Hoftheater in letzter Saison zur Aufführung brachte, und Prof. Dr. Otto Harnack, der an der Technischen Hochschule Otto Roquettes Stelle eingenommen hat und hauptsächlich als Schiller-Biograph in Betracht kommt.



Französische Zeitromane.

Von Henri Albert (Paris).

(Nachdruck verboten.)

Kein Jahr kann für das französische Geistesleben in gleichem Maße ein Uebergangsjahr genannt werden, als dasjenige, das bereits seiner Neige zugeht. Man fühlt das Ende eines Jahrhunderts und das Ende einer Zeit. Und das Gesamtresultat ist eine tiefe Entmutigung. Während politische und soziale Interessen im Vordergrund standen, blieben Kunst und Litteratur ziemlich stiefmütterlich bedacht. Ueberall hieß es: abwarten! So sind denn viele Manuskripte bei den Verlegern liegen geblieben, und was uns der Buchhandel gebracht hat, trägt den Stempel einer bald verzweifelnden, bald hoffnungsvollen Unsicherheit.

Werfen wir einen Blick zurück auf die litterarischen Produktionen der verflossenen Saison, so müssen wir zu unserem Bedauern eingestehen, daß kein einziges Buch erschienen ist, das aus irgend einem Grunde die allgemeine Aufmerksamkeit tiefer gefesselt hat. Einige unserer beliebten Autoren haben zwar, ihrer Manier treu bleibend — nicht besser und auch nicht schlechter als in der Vergangenheit, — ihren regelmäßigen Jahresroman veröffentlicht, aber zum „Roman des Jahres“ hat sich keiner emporgeschwungen. Auch unter den Talenten der jüngeren Generation haben wir kein sensationelles Debut zu verzeichnen. Einen Erfolg wie denjenigen der „Aphrodite“ von Pierre Louys erlebt man eben nicht alle Tage. Und selbst hervorragende Erstlingswerke, wie die im vorigen Herbst erschienenen: „Le mauvais Désir“ von Lucien Mühlfeld und „Monsieur Du Paur, homme public“ von J. P. Toulet — sie liegen zu weit zurück, um hier noch besprochen zu werden —, blieben vereinzelt, sodaß wir neue Namen nicht zu erwähnen haben.

Aber unter den neuesten Erzeugnissen einiger bekannter Romanschriftsteller treten einzelne hervor, die der eben genannten trüben Stimmung Ausdruck leihen. Sie sind, obgleich verschieden in der Tendenz, einer gemeinsamen Wurzel entsprungen: der tiefen

Bekümmernis um die jetzigen Zustände in Frankreich. Diese Romane sind Geschichten unserer Zeit, ja ich möchte sie sogar Uebergangszeitromane nennen, weil sie eine Welt schildern, die ihrem Ende entgegengeht, und bei allem Pessimismus doch nicht ganz an der Zukunft verzweifeln. Auf ihren Inhalt soll hier näher eingegangen werden.

Ohne Zweifel gilt Anatole France als der Meister der gegenwärtigen französischen Litteratur. Ist er doch im vorigen Jahr zum „Fürsten der Prosaschriftsteller" ernannt worden, und schon nennt ihn die Jugend „le père France", ganz wie man vor Zeiten „le père Hugo" sagte. Trotz seiner Ironie à la Renan, einer Ironie, die gutmütig erscheinen möchte und doch tief einschneidend alle hergebrachten Regeln untergräbt, wird er von Freunden und Feinden einstimmig bewundert, sodaß einer seiner Gegner von ihm sagen konnnte: „France ist bei mir ein altes Laster, ich kann nicht mehr von ihm lassen." In dieser leichten Ironie, die schmeichelnd erwürgt, hat es Anatole France bei seiner Serie „Histoire contemporaine", die früher im „Echo de Paris", jetzt im „Figaro" erscheint, zur Meisterschaft gebracht. Es wird das Leben des guten Professors Bergeret in einer großen Provinzialstadt im Zentrum Frankreichs geschildert, mit all seinen großen und kleinen Ereignissen, den Gesprächen mit den Honoratioren der Stadt, wobei natürlich auch der Klatsch und der Skandal ihre Rolle spielen. Das alles sieht sehr harmlos aus, bis wir uns den Stoff etwas näher betrachten. Der dritte Band der „Histoire contemporaine", der soeben erschienen ist, führt den Titel „L'anneau d'améthyste*), und dieser geheimnisvolle Amethystring, der symbolisch über den Intriguen des Buches schwebt, ist das Geschenk, das eine große Dame jüdischen Ursprungs, die Baronin von Bonmont, für den Abbé Guitrel bestimmt, wenn es ihr gelungen sein wird, ihn zum Bischof ernennen zu lassen. Ein nichtswürdiger Intrigant, dieser Guitrel, der den ehrwürdigen Abbé Lanteigne, den Leiter des Seminars, zurückdrängt, sich in alle Gesellschaften einzuschleichen weiß, bis er endlich sein Ziel erreicht hat! Das ganze Departement interessiert sich für die Ernennung des verschmitzt-liebenswürdigen Priesters. Die Frau des Präfekten Worms-Clavelin kommt dazu eigens nach Paris, Madame de Gromance, die leichtfertige Ehehälfte des alten „Chonan", läßt sich in den Armen des kleinen Dillion für die Sache gewinnen, und selbst Frau von Bonmont vergißt einen Augenblick den schönen Rara (eine übrigens wenig gelungene Esterhazy-Figur), um den Wünschen ihres Sohnes zu gehorchen. Dieser Sohn nämlich, der — ähnlich wie weiland der kleine Lebaudy, genannt „le petit sucrier" — von der Kaserne aus, als gemeiner Soldat, die Welt regiert, möchte gern zu den Jagden des Grafen von Brécé geladen werden. Der alte Adel aber will von dem Parvenu nichts wissen, und nur der Abbé Guitrel kann ihm die Einführung verschaffen. Er wird aber keinen Finger rühren, bevor man ihm nicht als Gegendienst den Bischofssitz verschafft hat. Deshalb muß intrigiert werden, und Loyer, der Unterrichtsminister, der auch das Kultusdepartement inne hat, wird von einer dieser Damen nach der anderen belagert. Loyer ist ein alter Republikaner, der inmitten der parlamentarischen Korruption arm und ehrlich geblieben ist; aber so vielen und so zarten Bitten kann er nicht widerstehen. Und Bergeret? wird man fragen, — was macht Bergeret in dieser ganzen Geschichte? Inmitten dieser allgemeinen Verderbtheit und Schurkerei ist er fast der einzige ehrliche Mann, und seine Gespräche und Gedanken durchziehen das Buch wie ein roter Faden. Er ist diskret, und er ist ruhig, er hat die wahre Weisheit und die wahre Würde. Aber er ist auch ein klein wenig lächerlich in den Augen der Leute und auch der Leser, denn so hat es France, der Ironiker, gewollt, sodaß uns seine ganze „Papierwissenschaft" als ein leeres, unnützes Treiben erscheint. Das ganze Buch wirkt nur durch den intimen Reiz der Schilderungen. Sein Inhalt konnte deshalb nur in großen Strichen angedeutet werden. Zum Schlusse wird Bergeret nach Paris versetzt, was einen Triumph für seine gesunden Gedanken verspricht.

Eine noch zartere Intimität atmet das letzte Buch von France, das er noch ganz zum Schlusse der Büchersaison hat erscheinen lassen, vielleicht um dem pessimistischen Tone seiner „Histoire contemporaine" einige hellere Nuancen einzuwirken. Es gehört eigentlich nicht hierher, ich möchte es aber dennoch in einigen Zeilen erwähnen. „Pierre Nozière" *) ist eine lose Fortsetzung des vor mehr als zehn Jahren erschienenen „Livre de mon ami". Der Verfasser selbst erzählt uns, hinter seinem Titelhelden verborgen, seine Jugenderinnerungen, seine Reisen durch die Bücher und durch die Provinzen. Der kleine Buchhändlersohn wächst im alten Paris auf, zwischen dem Quai Voltaire und dem Jardin des Plantes, und nach und nach öffnet sich seine kleine Seele den Dingen der großen Welt. Es sind vertrauliche Plaudereien, in denen sich anmutige Gedanken zu anmutigen Sätzen formen. In dem dritten Teile des Buches, „Pierre Nozières Spaziergänge in Frankreich", werden populäre Legenden erzählt, die zu den besten Seiten des Dichters gehören. Klare und strenge Form und eine klassische Reinheit der Sprache zeichnen das Buch noch besonders aus.

Hatte uns France den Niedergang der höheren Bevölkerungsschichten in der Provinz gezeigt, so führt uns René Bazin die letzten Vertreter eines verschwindenden alten Bauernstandes vor**). Der alte Lumineau bebaut seit seiner Jugend die Felder, die ihm der Marquis de la Fromentière verpachtet. Sein Vater und sein Großvater hatten diese Felder schon bebaut, ja man kann sich der Zeit gar nicht entsinnen, wo ein Fromentière einen Lumineau nicht als Pächter gehabt hat. Nach und nach ist aber die neue Zeit gekommen, und auch in diesen fernen Gegenden der Vendée hat sie ihre Rechte geltend gemacht. Der Marquis ist nach der Stadt gezogen und kümmert sich nicht mehr um seine Güter. Sein Verwalter ist hart gegen das arme Bauernvolk. Weil er seine Arbeit liebt und seine Kinder um sich hat, tröstet sich der alte Lumineau. Doch die Zeiten werden immer schlechter, und die Kinder wollen den Gesetzen der Väter nicht treu bleiben. Sein ältester Sohn ist bei einer nächtlichen Heimfahrt verunglückt und liegt lahm und krank zu Hause, den zweiten

*) Anatole France: L'Anneau d'Améthyste. Paris, Calmann Lévy, éditeur.

*) Anatole France: Pierre Nozière. Paris, Alphonse Lemerre, éditeur.

**) René Bazin: La Terre qui meurt. Paris, Calmann Lévy, éditeur.

hat der Militärdienst verdorben, sodaß er arbeitsscheu geworden ist. Die älteste Tochter, die an Mutterstelle das Hauswesen versieht, ist grämlich und unfreundlich, und auch die jüngste, obwohl sie aus rechtem Bauernschlage ist und mutig ans Werk geht, macht dem Vater Sorgen. Denn diese Marie-Rose oder Rousille, wie sie genannt wird, liebt den Knecht des Hauses, einen armen Schlucker aus dem „Bocage“, einem unfruchtbaren Land, wo der Pflug anders geführt werden muß als in dieser fruchtbaren Morastgegend. Der Knecht muß fort, die Tochter muß gehorchen; die älteste Tochter und der zweite Sohn verlassen den Hof, um in der Stadt Arbeit zu finden, und nur der Gedanke an den jüngsten Liebling, seinen Sohn André, der noch bei den afrikanischen Regimentern unter den Waffen steht, bleibt dem Alten noch eine Hoffnung. Aber auch André, der nach Ableistung seiner Dienstzeit nach Hause zurückkehrt, findet keine Freude mehr an den altmodischen, bäurischen Verhältnissen. Für ihn liegt die Zukunft in großen landwirtschaftlichen Unternehmungen auf unbebauter Erde. Und er wandert nach Amerika aus. Keiner will an der Scholle kleben bleiben. Auch oben auf dem Schlosse ist der Anfang vom Ende angebrochen. Der Marquis braucht Geld und läßt alles verkaufen. „C'est la Terre qui meurt“. Da rafft sich der Alte noch einmal auf: die Rousille, die allein treu geblieben, muß ihren Geliebten wieder haben, sie werden zusammen im Hofe einziehen und den alten Feldern neue Frucht abgewinnen. — Das ist der einfache Inhalt dieses großartigen Buches. Zarte, idyllische Begebenheiten auf einem harten und düstern Hintergrunde. Die Gestalt des Alten hat etwas von antiker Größe, und die Schilderungen der Vorgänge aus dem bäuerlichen Leben hätten einer George Sand zur Ehre gereicht. Bazin gehört nicht zu den berühmten Größen der französischen Litteratur, er hat aber stille Verehrer, deren Schar immer mehr anwächst. Demnächst werden sich die Thore der französischen Akademie vor ihm öffnen. Er ist Professor an der katholischen Universität zu Angers, steht schon hoch in den Vierzigern und ist — beiläufig bemerkt — Vater vieler Kinder, auf die er nicht wenig stolz ist.

Die Beobachtungen, die er in der französischen Abgeordnetenkammer als zeitweiliger Deputierter gesammelt hat, bringt uns Vicomte Melchior de Vogüé in seinem Roman „Les Morts qui parlent“*) ein Werk, welches das erste einer Serie sein soll. Ich muß gleich vorweg sagen, daß es ein schlechtes Buch ist. Es ist in einem kalten, akademischen Tone geschrieben, der, wenn er sich erwärmt, zur hohlen Phrase wird. Und außerdem scheint es mir, man macht sich die Arbeit etwas zu leicht, wenn man die Gestalt des Socialisten Lassalle mit allen ihren Zügen einfach in ein französisches Milieu überträgt, um daraus einen Romanhelden zu machen. Der Abgeordnete Bayonne wird zwar „le Lassalle français“ genannt, aber das ist noch kein Grund, um die Liebschaften und das tragische Ende des breslauer Agitators noch einmal in Romanform aufzutischen. Die Bayonne sind ein altes jüdisches Geschlecht, das sich nach und nach zu hohen Ehren gebracht hat. Der Abgeordnete Elzéar Bayonne entstammt dem armen Zweige der Familie. Er ist der Geliebte seiner Cousine, der berühmten Schauspielerin Rose Esther von der Comédie française, liebt aber auch eine russische Prinzessin, die mit ihm gemeinsam im Anarchismus herumdilettiert, und die er gern heiraten möchte. Diese Rose Esther — wegen deren übrigens in der Tagespresse ein Streit herrschte — ist ein merkwürdiges Geschöpf. Hoch gebildet und hoch begabt, hat sie den Beruf der Schauspielerin gewählt, weil er ihr am ehesten und schnellsten zur Macht verhelfen konnte. Und in der That werden bei ihr Minister und Präsidenten der Republik „gemacht“, als ob sie sonst nichts zu thun hätte. Viel besser gezeichnet ist die Gestalt des konservativen Abgeordneten Jacques Andarran, eines Jugendfreundes von Bayonne, der sich in die Kammer wählen läßt, mit dem ehrlichen Glauben, dort nützliche Gesetzgebungs-Arbeit verrichten zu können. Und nun folgt eine Kammerscene auf die andere. Andarran geht von Enttäuschung zu Enttäuschung, bis er in diesem „Bad des Hasses“ mürbe geworden, ein unnützes Glied der heulenden parlamentarischen Meute wird. Auch ihn ergreift der Massenwahnsinn, der sich all dieser klugen Häupter bemächtigt, sobald sie die Hölle des Sitzungssaales betreten. — Und der Titel des Buches? wird man fragen. Er meint: keiner ist im Stande, nach eigenem Erwägen unabhängig zu handeln, immer sind es „die Toten, die in ihm reden“. Jeder behält tief in seinem Innersten verborgen den Instinkt seiner Rasse, das Denken und Handeln seiner Vorfahren regelt sein Thun und Treiben. Aus sich selbst heraus ist er nichts. . .

Eine Hoffnung bleibt nach all diesen Enttäuschungen dem jungen Andarran: daß nämlich Einer kommen wird, um mit starker Hand all diesen Unrat wegzufegen. „Balaye, balaye“, ruft er zum Schlusse seinem Bruder, dem jungen hoffnungsvollen Offiziere zu, und nochmals wird der Napoleon-Gedanke beschworen, der vielen Franzosen heute so sehr am Herzen liegt.

„Napoléon, professeur d'énergie“. Dachte wohl auch Paul Adam an Vogüés Schlagwort, als er seinen großen epischen Roman „La Force“*) unternahm? Ich glaube kaum, denn er ist kein besonderer Napoleon-Verehrer, und seine Bewunderung gilt eher den Thaten der ganzen Epoche des ersten Kaiserreiches. Doch es lag sicher in seiner Absicht, unserer blutarmen Zeit ein Ideal der Energie vorzuführen. Auch hier spielt „die Rasse“ eine Hauptrolle — „der Ruhm der Rasse und ihre Kraft“, sagt einmal der Held —, und eigentümlicherweise führt uns der Verfasser die Vorfahren der Personen vor, die er in seinen bisher erschienenen Romanen aus der Gegenwart (unter dem Gesamt-Titel „L'Epoque“) benutzt. Das heißt, ganz im balzacschen Style verfahren. Der Vergleich ist oft gemacht worden. „Einen Balzac, der Flaubert und Villiers de l'Isle-Adam gelesen hätte“, hat man gelegentlich mit einiger Pedanterie Paul Adam genannt. Es steckt viel Wucht in der Schilderungsweise dieses fünfunddreißigjährigen Mannes, der bereits fünfzehn Romane geschrieben hat. Die Art und Weise, wie er eine lebendige Menge vor unseren Augen vorführt, erinnert viel mehr an Tolstoi als an Zola. Der Vergleich mit Tolstois

*) E.-M. de Vogüé: Les Morts qui parlent. Paris, Librairie Plon.

*) Paul Adam: La Force. Paris, Paul Ollendorff.

„Krieg und Frieden“ liegt nahe. Es kommt aber ein gewisser Hang zur Synthese hinzu, der oft die Klarheit des Stils und der Charaktere verdüstert. Jede Person wird deshalb gewissermaßen zur metaphysischen Wesenheit. Vieles Nebensächliche muß wegfallen, und der Wahrheit der Schilderungen werden schwere Opfer gebracht. — „La Force“ ist Geschichte, fast nur Geschichte. Der junge Bernard d'Héricourt nimmt an den Kriegen der Revolution teil, vom Direktorium durch die Kaiserzeit hindurch, bis er als Oberst in der Schlacht bei Wagram fällt. Langsam sieht man die gewaltige Gestalt des Corsen aufsteigen. Am Anfang ist er der Feind, der Rivale, der die Thaten der Waffenbrüder verdunkeln will, bis man sich dann dem Gewaltigen unterwirft. Bei Moreaus Verschwörung gegen den ersten Konsul fällt Héricourt in Ungnade, wird aber dann wieder ins Heer aufgenommen. Brüder, Schwestern, die ganze Familie, nehmen am großen Aufschwunge seiner Macht teil. Die Mühle von Héricourt bei Arras in Flandern liefert der großen Armee ihre Getreide, die Brüder handeln mit Leder, der Schwager, der Diplomat Praxis-Blassans intrigiert beim Kaiser, Bernards Schwiegervater, Oberst Lyrisse, steht im Generalstab von Murat. Frauen und Mädchen winden, während der kurzen Friedenstage, mit ihren zarten Händen, Ruhmeskränze um die Häupter der Helden. Ein schöner Haudegen, dieser Bernard d'Héricourt! In seiner Brust fühlt er die Tugenden des Römers, die er in der Revolutionszeit gelernt hatte, und allzugern hätte er dem großen Caesar den Garaus gemacht. „Mit dem Geruche Frankreichs in den Haaren und dem Ruhme im Herzen“, durchzieht er das Feindesland. Er wähnt sich groß durch den Gedanken, der ihn leitet, und seinen Vorgesetzten ist er doch nur der schöne Soldat, der gut zu Pferde sitzt und in gewaltigem, blindem Anstoße an der Spitze seiner „Centauern“ die feindlichen Linien durchbricht. Nicht der Geist, die Kraft trägt die Siege davon. Während er auf dem Schlachtfelde im Sterben liegt, und nochmals, gleich einer großartigen Freske, sein Leben an sich vorbeiziehen sieht, erkennt er diese Wahrheit, und er stirbt, das dunkle, tiefe Gefühl von der Lebenskraft seiner Rasse mit sich nehmend, voll Hoffnung in den Sieg dieser erlösenden Macht.

Adams Roman bricht mit dem Tode seines Helden kurz ab, als ob es in der Welt jenseits dieses Menschenlebens nichts mehr gäbe. Die Vision des sterbenden Soldaten geht mit ihm zu Grabe, aber sein letzter Gedanke ist ein Gebet an die Energie seiner Rasse, dieser Energie, die über alle Schwierigkeiten hinaus neuen, hoffnungsvollen Zukunftszeiten entgegenführt.

Die georgische Dichtung.

Von **Arthur Leist** (Tiflis).

(Hierzu Stilproben.)

Die Georgier gehören zu jenen sangeslustigen und poetisch veranlagten Völkern, bei denen die Poesie nicht eine Luxusbeschäftigung der gebildeteren Klassen, sondern Gemeingut des ganzen Volkes ist. Vom Gutsherrn bis zum ärmsten Hirten besitzt jeder im Gedächtnis seinen Vorrat von Liedern und Gedichten, den er seinem Geschmacke nach von Zeit zu Zeit vergrößert, denn die Produktion ist bedeutend, und neben neu aufkommenden Volksliedern bringt auch die Kunstdichtung unaufhörlich Neues hervor. In jeder Zeitungsnummer findet der Leser nicht nur eins, sondern zwei und mehrere Gedichte, die, wenn sie wertvoll sind, nie den Eindruck verfehlen und wie ein Ereignis besprochen werden. Der starken Nachfrage entspricht eine ansehnliche Schar von berufenen und unberufenen Dichtern, und da der Kastengeist dem georgischen Volke völlig fremd ist, herrscht auf seinem Parnaß demokratische Gleichheit, die neben dem akademisch gebildeten Dichter auch schlichten Leuten aus dem Volke den Zutritt ermöglicht. Allerdings sind die meisten der letzteren nur gewöhnliche Reimschmiede, aber von Zeit zu Zeit zeigt sich doch auch unter ihnen ein wirklicher Dichter, der neue Töne anschlägt und nicht nur das wiederholt, was schon andere vor ihm gesungen.

Bis in die Achtzigerjahre hatte die georgische Poesie ein farbenprunkendes, nachromantisches Gepräge, sie war eigenartig und wuchs auf natürlichem Wege aus dem Volksleben hervor, während sie in neuerer Zeit einen gekünstelten Charakter anzunehmen droht und weniger die Regungen der Volksseele als den Gemütszustand der Dichter zum Ausdruck bringt.

Trotz des nicht unbedeutenden jungen Zuwachses stehen die älteren Dichter wie Elias Tschawtschawadse und Akaki Zereteli, die schon über dreißig Jahre den georgischen Parnaß beherrschen, immer noch obenan, und bisher ist es noch keinem der jüngeren gelungen, ihnen diese Führerschaft zu entringen.

In Tschawtschawadses dichterischen Werken liegt ein großartiges Stück georgischen Lebens aus Vergangenheit und Gegenwart, in poetische Formen gegossen, vor uns. Der Dichter, der vor nahezu vierzig Jahren den georgischen Sittenroman schuf, hat immer nur die höhere, von erhabenen Ideen getragene Poesie gepflegt und war jederzeit bestrebt, ein Erzieher seines Volkes zu sein. Dank seiner schwungvollen, wirkungsvollen Sprache ist es ihm auch gelungen, die georgische Poesie aus der verweichlichenden morgenländischen Sinnenwelt heraus in die abendländische Ideenwelt zu führen. Seine als Dichter bedeutenden Vorgänger, Alexander Tschawtschawadse, Nikolaus Baratschwili und Gregor Orbeliani, waren schönheitstrunkene Sänger, die noch die alte Heerstraße wandelten und im Schönen den Hauptzweck aller Dichtkunst sahen, während er einen neuen Weg einschlug und, die Lebensfreude andern überlassend, der Kultur und dem Fortschritt seines Volkes all sein Sinnen zuwandte. Elias Tschawtschawadse ist zudem ein feinsinniger Aesthetiker, der es versteht, die charakteristischen Schönheiten seines Heimatlandes bei seinen Schilderungen zu verwerten. Was wir poetische Stimmung nennen und in der Poesie fremder Völker so oft vermissen, ist bei ihm in reichem Maße und reizender Natürlichkeit vorhanden.

Akaki Zereteli, der leider an Vielschreiberei leidet, ist vor allem ein launiger, witziger Schilderer der Gemütsart seines Volkes in ihren verschiedensten Aeußerungen. Als feiner Beobachter und schlagfertiger Humorist lauscht er seinen höchst eigenartigen Landsleuten alle Charaktergeheimnisse ab und giebt sie in gewandten, fließenden Versen zum besten. Oft schlägt er aber auch feierliche Töne an, besonders wenn er die Vergangenheit und die Naturschönheiten Georgiens besingt. Ein weihevoller Ernst weht da durch seine farbenreichen, von echter Poesie durchdrungenen Lieder. Wie Elias Tschawtschawadse hat auch er mehrere epische Dichtungen verfaßt und außerdem ein geschichtliches Trauerspiel „Die tückische Tamar“, dessen erster Akt, vom georgischen Komponisten Balantschewadse in Musik gesetzt, als erster Akt einer gleichnamigen Oper vor mehreren Monaten in Tiflis aufgeführt wurde.

Volkstümlich und der Volkspoesie sehr nahe verwandt sind die Dichtungen von Rafael Eristawi, der

seinen Stoff meistens dem an interessanten Zügen reichen Landleben entnimmt. Wie fast alle georgischen Dichter ist er ein genauer Kenner des Landlebens, wird aber im Schildern seines innersten Wesens von W. Pschawela übertroffen, der, selbst ein Hirtensohn aus dem Hochgebirge, mit urwüchsiger Kraft und frischem Naturgefühl dichtet. Seine kleinen Epen fassen alles in sich, was die Gebirgswelt an rauher und milder Schönheit, an Poesie und Bilderpracht bietet. Es giebt in diesen Dichtungen Szenen, die durch ihren gewaltigen Zauber und ihre schlichte Größe und Ursprünglichkeit einen unvergänglichen Eindruck machen und mit den schönsten Heldenliedern der Serben den Vergleich aushalten. Beim Lesen von Pschawelas Gedichten trinkt man wirklich Patriarchenluft und sieht sich in eine Welt versetzt, die für das Abendland längst entschwunden ist.

Sein Bruder, der unter dem Decknamen „Vatschana" schreibt und als Dorfschullehrer in Kachetien lebt, zeigt in seinen Dichtungen eine ähnliche Urwüchsigkeit, verbunden mit einem üppigen Naturgefühl. Auch er schildert meistens das wilde, von armen Hirten bewohnte kaukasische Hochgebirge, dessen landschaftliche Reize auch seine kleinsten Lieder durchschimmern.

Neben diesen kräftigen Naturdichtern bevölkert gegenwärtig den georgischen Parnaß eine Schar jüngerer Sänger, die fast alle die persönliche Lyrik pflegen und einen dem georgischen Gemüt ziemlich fremden Pessimismus zur Schau tragen. Die hervorragendsten sind Choschtaria, J. Ewdoschwili und Frau Dominika Mdiwani, die in der Verarbeitung volkstümlicher Stoffe nicht geringe Fähigkeiten an den Tag legt. Leider vermißt man bei diesen Dichtern die georgische Eigenart. Sie verwerten in nur geringem Maße die typischen Charakterzüge ihres Volkes, sowie die Natur des Landes, so daß die meisten ihrer Dichtungen kein nationales Gepräge haben.

Charakteristiken

George Meredith.

Von Käthe Freiligrath-Kroeker (London).

(Nachdruck verboten.)

Als die großen Meister des englischen Romans vor einigen 30 Jahren wegstarben, die Thackeray, Dickens und George Eliot, und der junge Nachwuchs noch nicht emporgewachsen war, scholl die Klage durchs Land, daß niemand da sei, die Riesen zu ersetzen. Und doch lebte damals schon lange George Meredith und hatte die englische Litteratur mit unsterblichen Meisterwerken bereichert, vor allem mit seinem großartigen „Richard Feverel". Aber nur wenig wurde damals sein Name genannt, und nur innerhalb einer sehr kleinen Gemeinde wurde Meredith erkannt und nach Gebühr verehrt.

In diesem Punkt berühren sich der Schweizer Gottfried Keller und der geniale Engländer in auffallender Weise. Beide waren jahrelang nur einem engen auserlesenen Kreise bekannt, von diesem allerdings auch richtig gewürdigt; beide rangen sich nur allmählich und ohne alles eigene Zuthun zu der Geltung empor, die sie jetzt besitzen; und bei beiden wächst die erst so kleine Gemeinde immer mächtiger an; schließlich sind auch beide absolut einzelstehend und originell, jeder in seiner Eigenart. Damit hören aber die Berührungspunkte, die ja auch nur äußerlicher Natur sind, auf; denn wenn Keller in der Novelle seine unübertroffene Meisterschaft entwickelt hat, so legt Meredith seine Anschauungen im Roman nieder. Breit angelegt, von wunderbar feinen psychologischen Zügen belebt, läßt er seine Charaktere sich langsam entwickeln, von Anfang bis zu Ende ihrer innern Notwendigkeit folgen. Und wir fühlen sofort, daß wir einem Dichter gegenüberstehen, dem die geheimsten Falten des menschlichen Herzens nicht verborgen sind.

George Meredith wurde 1828 in Hampshire geboren und zeitweise in Deutschland erzogen. Er studierte Jurisprudenz, die er aber sehr bald aufgab, um sich ganz der Litteratur widmen zu können. Im Jahre 1851 veröffentlichte er als Erstlingswerk (wie Keller auch) einen Band Gedichte, dem später noch manche folgten; aber wir haben es heute mit dem meredithschen Roman, nicht mit seiner Poesie zu thun, die einen Aufsatz für sich beanspruchen dürfte.

Wenn man sich fragt, was dem Verstehen eines so groß angelegten Geistes so lange im Wege stand, so hört man vielfach die Klage, daß sein Stil verworren, unklar, schwer verständlich, mit einem Worte unbequem sei. Nun ja, die große Menge will ja nicht denken, und Meredith fordert viel zu denken, auch liebt er es, wie sein großer Zeitgenosse Browning auch, sich genau so auszudrücken, wie er es angemessen findet, so und nicht anders! Dabei wirft er verschwenderisch mit den geistsprühendsten Aphorismen um sich, so daß allerdings den denkfaulen Leser ein gelindes Grauen anwandeln könnte. Auch spitzt sich, besonders in seinen späteren Werken, diese Eigentümlichkeit dermaßen zu, daß man zuweilen sogar beim besten Willen in die Verlegenheit gerät, die jene drei Unbefriedigten befiel, angesichts des semilassoschen Lächelns, das bekanntlich immer feiner wurde! — Aber, abgesehen von diesem Fehler, der ja eigentlich nur die Schattenseite eines geradezu genialen Reichtums ist, ragt Meredith über die Köpfe und Schultern der heutigen englischen Schriftsteller empor, wie etwa eine einsame Alpe aus ihrer Gebirgskette. Jenes Uebermaß von Epigrammen und Aphorismen wird vielleicht verhindern, daß er je ganz populär werden wird, ebenso wenig wie etwa Gottfried Keller je ganz „populär" werden dürfte. Eine hohe und geistige Vornehmheit verbietet das bei beiden, die niemals breite Bettelsuppen gekocht haben, die nur streng und unverrückt die Wahrheit suchten und fanden! Wer sich aber mit Liebe in den einen wie den anderen versenkt, wird durch eine Fülle gesättigter Weisheit, leuchtender Schönheit und tiefster Menschenkenntnis belohnt. Auch ist bei Meredith ausdrücklich zu bemerken, daß in den Werken seiner ersten Periode seine Sprache eine ungleich einfachere ist. Zu dieser Periode rechne ich das eigenartige Märchen „The Shaving of Shagpat", eine wunderbar gelungene Nachbildung der arabischen Erzählungsweise, das 1855 erschien, dem zwei Jahre später eine kölner Legende „Farina" folgte. Aber erst in „The ordeal of Richard Feverel" (1859) offenbarte sich der ganze Meredith, wie wir ihn heute lieben und bewundern. Dies merkwürdige Buch nennt er einfach „A history of a Father and a Son", und ist es in der That eine Art philosophischer Roman, der alle Fragen einer moralischen Erziehung erörtert. Das klingt trocken und pedantisch, und doch pulsiert ein heißes Blut, lodert Leidenschaft auf jeder Seite! Das Liebesidyll zwischen Richard und Lucy gehört zu dem Schönsten und Ergreifendsten, das die englische Litte-

ratur hervorgebracht hat. So liebten sich Romeo und Julie; das ist die elementare Leidenschaft, wie sie in Kellers Sali und Vreni aufflammt! Erschütternd ist die Tragik des Buches, denn der Sohn geht an dem Erziehungssystem seines zärtlichen Vaters zugrunde. Selten ist eine Verführungsszene großartiger und **reiner** geschildert worden als die, worin die Sirene Bella den Jüngling zu Fall bringt! Dabei geht ein köstlicher Humor durch das Ganze, vom „weisen Jüngling Adrian" an, der den modernen Cynicismus vertritt, bis zur Logisvermieterin Mrs. Berry, die direkt von Julias Ammeabzustammen scheint.



George Meredith.

Besonders fein schildert Meredith seine Weltdamen, die Lady Blandishes und Mrs. Mountstuarts, frisch und robust seine Farmer Blaizes; die Sprache des „Tramp"-Vagabunden ist ihm nicht fremd. Ueber das Ganze ist eine Fülle von Naturschönheit ausgegossen, die zu schildern der Engländer ein angeborenes Talent besitzt. In diesem Punkte hat Meredith übrigens manchen Rivalen; ich brauche nur den kürzlich allzufrüh verstorbenen William Black zu nennen, dem sich R. D. Blackmore und Thomas Hardy glänzend anreihen.

Jeder dieser drei berühmten Novellisten schildert in seiner Eigenart die Natur ganz unübertrefflich. Im engen Anschluß an diese Naturliebe wird auch Meredith dem Sport, vor allem dem nationalen Cricket, wie auch dem Reiten, Rudern und Schwimmen gerecht.

Den Roman „Richard Feverel" halte ich für Merediths vollendetstes Werk, das sich mit den großen Meisterwerken kühn messen darf. Aber er ist nur der Anfang einer langen Reihe von Romanen, die in ihrer glänzenden Eigenart unerreicht dastehen und dem Leser die Wahl schwer werden lassen. Da ist „Evan Harrington", der Sohn des aristokratischen Schneiders Melchisedek (der „große Mel" genannt), eine Erzählung von hinreißender Komik, und doch von so tiefer sittlicher Moral, wie es nur Kellers Wenzel Strapinski („Kleider machen Leute") aufweisen kann, mit dem er ja auch durch sein Schneiderblut verwandt ist! Auch die geniale Lügnerin, die Counteß of Saldar, ist eine der vielen feinen Frauenstudien, die Meredith so meisterhaft zu geben versteht. Dieser Roman erschien zuerst in dem Wochenblatt „Once a Week" (1861), ihm folgten ziemlich rasch: „Emilia in England" (zuerst Bella Sandroni genannt), „Rhoda Fleming" und „Vittoria". Letztere ist eigentlich die Fortsetzung von „Emilia" und schildert den Lebenslauf einer berühmten Sängerin, die im zweiten Band kühn in das Schicksal ihres Vaterlandes eingreift. Die italienische Bewegung von 1848 gegen Oesterreich hat Meredith in dem Roman in höchst fesselnder Weise hineingezogen und mit glühendem Herzen Partei für die Freiheit genommen, wie er denn auch sonst, durch und durch Radikaler, stets für das Volk eintritt.

In „Rhoda Fleming" schildert Meredith zwei Schwestern, Dahlia und Rhoda, von denen die ältere aus ihrem ländlichen Heim verschwindet und lange verschollen bleibt. Ihr Verführer hat sie verlassen, aber die treue Schwester bietet alles auf, die Verlorene zu finden und ihrem alten Vater wieder in die Arme zu führen. Allerdings auf ihre engherzige und ängstlich moralische Art, und zu diesem Zweck sind ihr alle Mittel heilig. Die Briefe des reuigen Liebhabers werden streng unterdrückt, ein andrer Bewerber ihr in die Arme geführt, nur um sie „ehrlich" zu machen, so niederträchtig der Betreffende auch sonst ist. Dahlia, die aus schwerer Krankheit kaum genesen ist und sich von dem Geliebten verlassen wähnt, läßt alles apathisch über sich ergehen, hat nur die eine Idee, sich als rehabilitiert dem geliebten Vater wieder nähern zu dürfen. . . . Die Trauung ist vollzogen, da erfährt Dahlia, daß Eduard sie nicht verlassen hat, daß er flehentlich ihre Verzeihung sucht und nur den einen Wunsch hat, sie zu der seinen zu machen. Da verwandelt sich die sanfte, geduldig leidende Dahlia und wendet sich gegen die Schwester, die aus engherziger Moral ihr Glück auf immer getötet hat. Ergreifend und tief erschütternd wirkt diese Szene,

eine der gewaltigsten, die Meredith geschaffen hat. Nie ist die Immoralität einer solchen Ehe aus Zwang und ohne Liebe eindringlicher gepredigt worden als hier. Ueberaus fein ist auch der Schluß. Die Ehe stellt sich als rechtsungiltig heraus, weil die rechtmäßige erste Gattin des Mannes noch eben zur Zeit erscheint, und es stünde Dahliens Glück weiter nichts im Weg. Aber sie ist in ihren Kämpfen aufgerieben worden und alle Leidenschaft in ihrem Herzen getötet, und so verzichtet sie, müde und gebrochen, auf das, was eben noch ihr glühendster Wunsch gewesen. Ein hoher ethischer Wert liegt dem ergreifenden Buch zugrunde.

In „Beauchamps Career“ führt uns der Dichter das soziale und politische Leben Englands aus der Zeit des Krimkrieges vor, und seine „Renée“ in diesem Roman, „die schöne Brünette mit den edlen Zügen der guten französische Rasse“ gehört zu seinen pikantesten und geistreichsten Heldinnen. — Aber in „The Adventures of Harry Richmond“ und „The Egoist“ feiert Meredith seine großartigsten Triumphe, und so lange die englische Sprache lebt, werden diese Werke ihr zur Zierde gereichen. Im ersten Roman ist der Charakter des Roy Richmond, Harrys Vater, mit wahrer Genialität gezeichnet. Man ist in der That versucht, einen shaksperirischen Maßstab anzulegen, wenn man diesen unverwüstlichen Projektemacher vor sich sieht, der ebenso viel von dem feisten Sir John als vom dürren Ritter de la Mancha an sich hat, und zuletzt seinem Charakter gemäß zugrunde geht. Auch der Streit zwischen Harrys Großvater, Squire Beltham, der das Konventionelle vertritt, und Roy um Enkel und Sohn, ist großartig gedacht und ausgeführt. Dabei eine klare urwüchsige Sprache, wuchtig und stets dem Gegenstand getreu, wie das bei Merediths besten Romanen der Fall ist. — Es ist schwer zu sagen, welchem Roman man den Vorzug geben möchte, dem „Harry Richmond“ oder dem „Egoisten“, in dem eine glänzend beobachtete Charakterkomödie sich abspielt.

Der nächste Roman (1881), „The Tragic Comedians“ behandelt die Liebesgeschichte Ferdinand Lassalles mit Helene v. Dönniges. Ohne Zweifel regte das interessante Problem eines Lassalle, den im deutschen Roman schon Spielhagen verewigt hat, den geistreichen Psychologen ganz besonders an, und es ist eine wahre Kraftleistung, wie er die Proteusnatur dieses genialen Menschen plastisch nachgeschaffen hat, um so merkwürdiger, als der Novellist sein Material hauptsächlich aus den bekannten Memoiren der Frau v. Dönniges geschöpft hat.*)

Ueberhaupt nimmt sich Meredith gern eine geschichtliche Thatsache als Vorlage, auf der er weiter bauend seine feine psychologische Kunst bewähren kann. Wie in dem eben besprochenen Roman, das tragische Schicksal Lassalles neu unter seinen Händen entsteht, so erweckte er in seiner „Diana of the Crossways“ (1885) die schöne und geistvolle Mrs. Norton zu neuem Leben, jene schönste und geistreichste unter den drei berühmten Töchtern des Lustspieldichters Sheridan. Dieser Roman wird oft für den bedeutendsten von Meredith erklärt, und in der That staunt man ob des Reichtums an Ideen, ob der Tiefe der Gedanken. Ja, man ist sogar zuweilen versucht, diese Diana allzu geistreich zu finden, und persönlich ziehe ich den „Richard Feverel“ vor.

Die berühmte Episode, wie Diana ein Staats-Geheimnis, das ihr im tiefsten Vertrauen von ihrem Anbeter, einem Minister, mitgeteilt worden ist, an den Herausgeber der „Times“ verkauft, ist fein und kühn zugleich behandelt. Sie ist vielfach in Frage gezogen worden und in der letzten Ausgabe wird denn auch ausdrücklich bemerkt, das sie nur als Erdichtnng zu betrachten ist. Auch sonst bietet dieser Roman viel interessantes und bedeutendes, abgesehen von der wirklich spannenden Handlung. Auch die Frauen-Frage, die noch immer ein Lieblings-Thema des Dichters war, tritt zeitweise stark in den Vordergrund; und wir Frauen dürfen in Meredith einen edlen und treuen Sachwalter, unseren getreuen Eckart verehren.

In ziemlich rascher Reihenfolge erschienen dann „One of our Conquerors“ (1890), „Lord Ormont and his Aminta“ (1894) und „The amazing Marriage“ (1895), denen noch „The Tale of Chloe“ (1894) einzureihen ist, als interessantes Zeugnis dafür, daß Meredith auch die Novelle mit sicherer Hand zu beherrschen weiß. Von den letzten großen Romanen möchte ich vielleicht, so interessant die andern auch sind, doch den letzten vorziehen, in dem sich Meredith wiederum ein äußerst schwieriges psychologisches Problem gestellt hat und kraftvoll durchführt.

Man übersetzt so vieles aus dem englischen, so sehr vieles, was kaum der Mühe des Uebersetzens lohnt, aber meines Wissens ist noch nie ein Werk von Meredith übersetzt worden. Warum schöpft man nicht, anstatt englische Abenteurer- und Sensationsromane zu übertragen, zuweilen aus diesem lautern und reinen Bronnen, der frisch wie ein Bergquell strömt und Erquickung spendet? Allerdings gebe ich zu, daß es nicht leicht sein würde, Meredith zu übersetzen, und daß sich niemand daran wagen darf, der nicht die englische Sprache so vollständig beherrscht, wie die deutsche.

Vielleicht liegt es daran, daß Meredith in Deutschland heute noch so wenig bekannt ist. Wir stehen ihm noch zu nahe und es müssen wohl noch Jahre vergehen, ehe er gewürdigt werden wird, wie es seinem Genius zukommt. Möge bis dahin der siebzigjährige Dichter, der jugendliche Greis mit dem feurigen Auge und den edlen Zügen, der ferne vom Getriebe der Welt die Hügel von Surrey um sich grünen sieht, uns noch mit mancher neuen Gabe seines reichen Geistes und seines warmen Herzens erfreuen!

Stil-Proben

Aus einer andern Welt.

Von Olive Schreiner.*)

(Nachdruck verboten.)

Ich will von einer Welt auf einem fernen, fernen Stern erzählen, wo sich gar manches anders zuträgt, denn hier bei uns.

---

*) Eine kleine persönliche Einschaltung sei mir hier gestattet. Als ich vor Jahr und Tag die „Tragic Comedians“ meiner Mutter vorlas, die Ende der Vierziger- und Anfang der Fünfzigerjahre häufig mit Lassalle zusammen getroffen ist, erklärte sie, daß auf jeder Seite ihr der echte und rechte Lassalle entgegenspränge, ganz der Lassalle, wie sie ihn gekannt habe, chevaleresk, geistsprühend und voll hinreißender Liebenswürdigkeit.

*) Aus „Träume“ von Olive Schreiner. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Margarethe Jodl. Mit einer Einleitung

In jener Welt lebten ein Mann und ein Weib; die hatten gemeinsame Arbeit, welche sie lange Zeit Tag für Tag zusammenführte. Darüber waren sie Freunde geworden, und solches begiebt sich auch bei uns dann und wann.

Etwas freilich war in jener Sternenwelt vorhanden, das bei uns nicht zu finden ist. In einem dichten Walde, wo die Bäume am engsten standen, die Stämme sich in einander schlangen und auch die Sommersonne niemals hinschien, stand ein Heiligenschrein. Bei Tag herrschte dort vollkommene Ruhe; aber wer nachts bei Sternenschimmer, oder wenn das Mondlicht auf den Wipfeln lag und unten alles still war, sich ganz allein dorthin begab, vor dem Steinaltar niederkniete und die entblößte Brust so verwundete, daß das Blut die steinernen Stufen netzte, der mochte wünschen, was er immer wollte — sein Wunsch ward erfüllt. Und all das geschieht, weil es eine andere Welt ist und sich dort manches anders zuträgt, denn hier.

Der Mann und das Weib lebten also miteinander, und das Weib wünschte dem Manne alles Gute. In einer Nacht, als der Mond so hell schien, daß die Blätter der Bäume aufglänzten und die Wogen der See silbern fluteten, ging die Frau allein zum Walde.

Dort war es dunkel; das Mondlicht stahl sich nur in kleinen Flocken über das tote Laub zu ihren Füßen, und die Zweige über ihr waren dicht ineinander verflochten. Tiefer hinein wurde es noch düsterer, kein Mondstrahl drang mehr ein. Da kam sie an den Altar; sie kniete nieder und betete; aber es kam keine Antwort. Da entblößte sie ihre Brust und verwundete sie mit einem scharfen, zweischneidigen Stein, der dort lag. Die Tropfen rannen langsam nieder auf den Stein, und eine Stimme rief:

„Was suchst Du?!“

Sie erwiderte: „Es lebt ein Mann, der meinem Herzen näher ist als alles andere. Für ihn möchte ich höchsten Segen erflehen.“

„Was soll das sein?“ fragte die Stimme, und das Mädchen erwiderte:

„Ich weiß es nicht, aber ich wünsche ihm das, was für ihn das Allerbeste ist.“

Darauf die Stimme: „Dein Gebet ist erhört; es soll ihm werden.“

Da erhob sie sich. Sie bedeckte ihre Brust, hielt ihr Gewand fest über derselben zusammen und lief aus dem Walde. Die welken Blätter raschelten unter ihren Füßen. Draußen im Mondenlicht wehte ein leises Lüftchen, und der Sand am Ufer glitzerte. Sie lief den weichen Strand entlang; da plötzlich — hielt sie ein. Draußen auf dem Wasser bewegte sich etwas. Sie beschattete ihre Augen und spähte hinaus. Es war ein Nachen; sanft glitt er über das mondbeglänzte Wasser, hinaus aufs Meer. Einer stand aufrecht in dem Boot; das Gesicht vermochte sie nicht zu erkennen, aber die Gestalt war ihr bekannt. Das Boot flog schnell dahin, und doch war, als ob niemand es vorwärts bewege. Bei dem Schimmern des Mondes konnte sie nicht deutlich sehen, und das Boot war weit vom Ufer, aber es schien beinahe, als ob eine zweite Gestalt im Stern des Fahrzeugs säße.

Schneller und schneller glitt es über die Flut, weiter und weiter.

Sie lief den Strand entlang, doch kam sie dem Fahrzeug nicht näher. Ihr Gewand löste sich und flatterte um sie her; sie breitete die Arme aus, und das Mondlicht spielte in ihrem lang herabwallenden Haar.

Da flüsterte ihr eine Stimme zu: „Was ist Dir?“

Sie aber rief: „Mit meinem Blute erkaufte ich sein Bestes, und nun, da ich gekommen bin, es ihm zu bringen, verläßt er mich!“

Doch sanft klang es neben ihr: „Dein Gebet fand Erhörung. Es ward ihm gewährt.“

„Was denn?“ rief sie.

Da erwiderte die Stimme: „Es war, daß er Dich verlassen könne.“

Regungslos stand das Weib da.

Weit draußen auf dem Wasser, jenseits des hellen Mondenstreifs, war das Boot den Blicken entschwunden.

Und die Stimme sprach leise: „Bist Du zufrieden?“

Sie antwortete: „Ich bin's zufrieden.“

Und zu ihren Füßen brach sich das Meer in breiten, sanften Wellen am mondbeglänzten Strande.

---

von Dr. Friedrich Jodl. Berlin 1899, Ferd. Dümmlers Verlag. Preis M. 1,60; eleg. geb. M. 2,40. (Vgl. Litt. E., Heft 21, Sp. 1369 und in diesem Hefte Sp. 1543 unter „Die Frau“.)



Georgische Lyrik.

(Deutsch von Arthur Leist.)

Der Dichter.

Ich sing nicht wie der Vogel singt,
Dem jede Sorge unbekannt.
Zum Lautenspiel, das süßlich klingt,
Ward ich von Gott nicht hergesandt.

Des Himmels Sprosse bin ich zwar,
Doch zog ein Erdenvolk mich groß,
Und Gottes Wort treu immerdar
Streb' ich dem zu, was hehr und groß.

Die heilige Glut in meiner Brust
Ward mir nur für mein Volk verliehn,
Damit ich ihm in Weh und Lust
Ein treuer Freund und Bruder bin.

Damit sein Leid auch meines sei,
Ich mit ihm darbe und entbehr'
Und fremdem Schmerz mein Fühlen weih'
Als ob mein eigener er wär'.

Wenn diese Glut mein Herz durchdringt,
Stimm ich ein Lied begeistert an,
Das lindernd in die Seelen klingt
Und manche Thräne trocknen kann.

Elias Tschawtschawadse.

2.

An die Musik.

Nein, rufe nicht die Seele in das Land der Träume,
Wo keine Sehnsucht plagt, noch Sorge oder Leid!
Was nützt ein kurzer Traum, ein kurzes Sichvergessen,
Wenn dann der Schmerz erwacht mit neuer Heftigkeit?

Was frommt's, daß ich an deinen Klängen mich berausche!
Wenn du verstummst, wird mir von neuem schwer und bang.
Nein, rufe nicht die Seele in das Land der Träume,
Ich weine — drum kling traurig wie ein Grabgesang!

J. Ewdoschwili.

3.

Dem, den ich liebe, wünsche ich
Das längste Leben inniglich.
Er ist mein höchstes Ideal,
Mein Schild und bester Schutz zumal.

Dem, den ich hasse, wünsche ich
Das schnellste Sterben inniglich,
Damit er schwinde aus der Welt
Und mir das Leben nicht vergällt.

Dem, den ich liebe, schlägt mein Herz,
Er bringt mir Wonne allerwärts!
Sein Leid wird stets auch meines sein
Und was ihn freut, auch mich erfreun.

Den, den ich hasse, anzuschaun
Erfüllt mich wie der Tod mit Grau'n.
Was ihn erfreut, mir Thränen bringt,
Sein Leid mit Lust mein Herz durchdringt.

Aus des Geliebten teurer Hand
Ist mir ein Strohhalm reichster Tand.
Im Herzen er den Lenz mir weckt,
Mit ihm kein Leiden mich erschreckt.

Und wen ich hasse, dessen Kuß
Ist kalt für mich und bringt Verdruß.
Aus seiner Hand die schönste Ros'
Gilt mir nicht mehr als dürres Moos.

Der Feind oft Thränen mir erzwingt,
Dem Freund mein Herz sie gern darbringt.
Aus Liebesthränen Balsam trieft,
Doch die des Hasses sind wie Gift.

Dominika Mdiwani.

4.

Schwanenlied.

Wenn nahe ist des Schwanes Sterbestunde,
Stimmt er ein Lied begeistert plötzlich an,
Sanft stirbt er hin und weit klingt durch die Runde
Der Töne Strom und steigt zum Himmel an.

Die Flut strahlt unter ihm, wie in der Höhe
Des Aethers Blau, und frei hin fließt sein Lied,
An Zauber reich und ohne Schmerz und Wehe,
Des Lebens und des Todes Bindeglied.

Wie Abendstrahlen in der Nacht zerrinnen
Die Töne in der Stille, bis sie mild
Für ewige Zeit verstummen und von hinnen
Das Leben flieht, von wonnigem Rausch erfüllt.

O könnt auch ich mein Leben so beschließen,
Und wie der Schwan in einen letzten Sang
Vom Heimatland die Seele froh ergießen
Und sterben süß berauscht von seinem Klang.

Akaki Zereteli



Katholizismus und dichterisches Schaffen.

Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken. Gedanken über katholische Belletristik und litterarische Kritik, zugleich eine Antwort an seine Kritiker. Von Karl Muth (Veremundus). Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. 1899. 8°, 104 S. 1,50 M.

Vor Jahresfrist stellte der Redakteur der „Alten und Neuen Welt", Karl Muth (Veremundus), die bekannte peinliche Gewissensfrage: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?" — Die Antwort fiel recht ungünstig aus und weckte den Widerspruch. Wer aber mit unserm schöngeistigen Schrifttum nähere Fühlung besaß, mußte sich auf dieses schlanke Nein schon lange gefaßt machen. Die Veremundus-Broschüre war eine Streitschrift — „ein Protest der selbständigen Bildung gegen eine bevormundende und mißtrauische Litteraturüberwachung"; sie wollte „veralteten Anschauungen auf litterarischem Gebiete den Krieg erklären, die schöpferischen Kräfte innerhalb des katholischen deutschen Volksteiles zu regerer Bethätigung aufrufen, Hindernisse beseitigen helfen, die ihrer Entwicklung im Wege ständen, und unser litterarisches Gewissen schärfen". Dieselben Forderungen und Gedanken bilden im großen und ganzen auch die Grundlage der neuen Schrift; und doch wäre es mehr als geistige Kurzsichtigkeit, wollte man sie wegen dieser scheinbaren Armut niedriger bewerten — nein, es steckt auch in diesem knappen Büchlein ein schöner litterarischer Reichtum, der doppelt alles aufwiegt, was im letzten Jahrzehnt auf katholischer Seite von ehrlichdenkenden Kritikern über dieses Thema geschrieben ist. Gerade darin liegt eben meines Erachtens die Bedeutung dieser Broschüre, daß Muth seine ursprünglichen Reformideen wieder aufgegriffen hat. Was noch dunkel schien und zu Mißverständnissen führen konnte, ist jetzt durch glücklich gewählte Beispiele geklärt und schärfer gefaßt; die vorhandenen Lücken sind kunstgerecht ausgefüllt; neue, fruchtbare Gedanken beleben und verbinden die einzelnen Teile, und so hat Karl Muth seine Erstlingsschrift erfolgreich weiter ausgebaut und zugleich solide begründet.

Auch dieses zweite Büchlein trägt vorwiegend einen polemischen Charakter; das hängt freilich mit der Geschichte der vielbesprochenenen Veremundus-Broschüre zusammen. Litterarischer Unverstand, persönliche Angriffe und unfeine Verdächtigungen einzelner Rezensenten haben ihn herausgefordert, und als deutscher Mann voll Geist und Scharfsinn bleibt er ihnen die Antwort nicht schuldig. Andererseits dürfen wir aber auch nicht verschweigen, daß er selbst durch die schonungslose Aufdeckung der bestehenden Schäden und die unerbittliche Freimütigkeit seines Urteils gewisse Kreise innerhalb des eigenen Lagers empfindlich gereizt hatte. — Ich verzichte darauf, hier die einzelnen Kapitel der Broschüre abzuschätzen; nur einige Punkte sollen herausgegriffen und kurz beleuchtet sein. Muth hätte eine größere Gleichmäßigkeit in der Durchführung anstreben müssen. Das gilt namentlich von dem IV. Kapitel: „Nochmals unsere Autoren". Die eingehende Analyse des spillmannschen Romans „Lucius Flavus" sprengt geradezu den Rahmen der Broschüre und hat für weitere Kreise kein Interesse. Daß P. Spillmann ein tüchtiger Jugend- und Volksschriftsteller, aber kein Dichter, kein gestaltender Künstler ist, konnte uns Muth auch beweisen, ohne diesen schwerfälligen Apparat aufzubieten. Derselbe Vorwurf der Unebenmäßigkeit trifft auch das vorletzte Kapitel „Zwei Irrtümer" — in dem er mit seinem bedeutendsten und heftigsten Gegner, P. Kreiten S. J., in Dialogform Abrechnung hält. Mit Umsicht und eindringendem Scharfsinn zerpflückt er dessen großen Aufsatz der „Laacher Stimmen" (vgl. L. E. Heft 6), ein feiner humoristisch-satirischer Hauch liegt über dem ganzen Gespräch, es ist ein Kabinettstück litterarischer und künstlerischer Kritik — und doch mit Rücksicht auf die Gesamtanlage der Broschüre zu breit und zu behaglich ausgesponnen. Was Karl Muth über „Tendenz in Kunst und Dichtung" sagt, kann man voll und freudig unterschreiben; es deckt sich mit dem poetischen Glaubensbekenntnisse Emanuel Geibels:

„Zweck? Das Kunstwerk hat nur einen,
Still im eignen Glanz zu ruhn;
Aber durch ihr blos Erscheinen
Mag die Schönheit Wunder thun."

Nur eins ist hierbei charakteristisch, daß nämlich diese Ausführungen überhaupt notwendig waren, um jenen allein richtigen Standpunkt zu begründen. Ob freilich dadurch die Tendenzmeier überzeugt und bekehrt werden, wage ich nicht zu behaupten. — Muth hat in der Veremundus-Broschüre den Begriff des katholischen Romans festzustellen versucht, ein schwieriges Unterfangen, wie er selbst erfahren hat. Denn gewisse Kritiker legten gegen seine Definition energisch Verwahrung ein und verlangten geradezu, daß in einem katholischen Roman auch etwas spezifisch Katholisches geschildert werde, z. B. Fegefeuer, Papsttum, Heiligenverehrung und dergleichen mehr, mit anderen Worten, sie verlangen eine scharf ausgeprägte konfessionelle Kunst. Das Unnatürliche dieser Forderung liegt offen zutage. Kunst und Konfession sind zwei Begriffe, die sich gegenseitig ausschließen. Für mich giebt es weder eine katholische noch eine protestantische Dichtkunst, wohl aber eine positiv christliche und eine deutsche; aus dem Mutterboden des Christentums sollen wir unsere nährende Kraft ziehen. Der echte Künstler arbeitet nicht nach dogmatischen Sätzen, er steht über den Konfessionen und schafft aus der Fülle seiner Weltanschauung. Und wenn er Katholik ist, wird er unbewußt seinen Gestalten auch etwas von dem Leben und Wesen der eigenen Seele einhauchen;

aber deshalb von einem katholischen Roman oder gar von einer katholischen Lyrik reden zu wollen, halte ich für gänzlich verfehlt. Man hat z. B. „Dreizehnlinden“ ein katholisches Epos genannt und Weber sogar als Zentrumsdichter für die Partei beschlagnahmt — aber mit Unrecht. Der edle, weitherzige Mann, so treu er auch zu seiner Kirche hielt, urteilte ganz anders über das Verhältnis der Dichtkunst zur Konfession und Partei. Für ihn war „Dreizehnlinden“ nichts mehr und nichts weniger als ein christliches Werk, nicht blos für seine engeren Glaubensgenossen bestimmt, sondern für alle Deutschen, die sich um das sieghafte Banner Jesu Christi scharen. Und in diesem Sinne betrachtete er sich auch selbst als christlichen und als deutschen Dichter. Es ist Karl Muth nicht gelungen, zwischen katholischer und christlicher Belletristik scharf zu scheiden; aber er hat den dichtenden Katholiken durch seine Reform-Broschüren den Weg gewiesen, auf dem sie zu einem würdigen Ziele gelangen können. Das ist sein Verdienst, und dankbar sei es anerkannt.

Münster i. W. *Theodor Herold.*

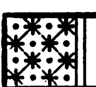
Hoffmann als Musikschriftsteller.

E. T. A. Hoffmanns musikalische Schriften. Herausgegeben von H. vom Ende. Köln a. Rh. Leipzig 1899. H. vom Ende's Verlag.

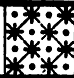
E. T. A. Hoffmanns musikalische Schriften sind wahrlich nicht der schlechteste Teil seines Werkes. Er war so ziemlich der erste deutsche Musikkritiker im heutigen Sinne dieses Wortes. Vor ihm war die Lektüre eines musikalischen Fachblattes wahrlich kein Vergnügen; ledernste Trockenheit, die im Aufsuchen und Feststellen harmonischer Uebergriffe, in ödestem Theoretisieren ihre Aufgabe sah, stand in anmutigem Verein mit völliger Ignoranz und leerem Phrasenwerk. Von einem künstlerischen Nachempfinden des kritisierten Musikstücks, von einer poetisch-kritischen Analyse war keine Rede. Das Werk wurde einfach „auf den Seziertisch gelegt“ und mitleidslos zerstückelt, so daß der Leser, wenn er es überhaupt über sich brachte, den endlosen und verschlungenen Pfaden des Rezensenten zu folgen, sich zum Schluß auch nicht das geringste Bild machen konnte. Einzig und allein der treffliche, gütige, alte Rochlitz wich von dieser Art ab und gab sich einige wohlgemeinte Mühe, dem Werke entgegenzukommen und sich in seinen Geist zu versenken. Alle die anderen biedern Kapellmeister und Organisten aber, die in freien Stunden das kritische Richtschwert handhabten, „verrissen“ schonungslos, was nicht in ihr Schema paßte. Selbst ein so feiner und vornehmer Künstler wie Carl Maria v. Weber machte darin keine Ausnahme, wofür seine bekannte Rezension der beethovenschen Eroica als Beispiel dient. Später freilich ist Weber zur richtigen Würdigung Beethovens gekommen und maßvoller in seiner Kritik geworden, deren Form auch für Robert Schumann, den Begründer der modernen Musikkritik, vorbildlich geworden ist. Mehr aber als unter dem Einflusse Webers stand Schumann unter dem von E. T. A. Hoffmann. Hoffmanns Referate — wahre Auslegungen und Deutungen von Tonwerken, wie sie nur ein verwandter, genialer Geist schreiben konnte — sind Oasen in der Oede der damaligen Musikschriftstellerei. In ihm verbanden sich gründliche theoretische Kenntnisse mit tief dichterischem Empfinden und einer ernsten, eigenartigen ästhetischen Anschauung. Hoffmanns Analysen beethovenscher Werke (die 5. u. 6. Symphonie, die Trios op. 70, Nr. 1 u. 2, Coriolan-Ouvertüre, Chorphantasie und Missa solemnis) sind bis heute unübertroffen und musterhaft geblieben und werden gleich Wagners prächtiger Paraphrase der „Neunten“ gerne den Konzertprogrammen beigegeben. Prophetisch hat Hoffmann die Größe des Meisters vorausgeahnt, zu einer Zeit, wo Beethovens Musik noch in weitesten Kreisen für „absurd“ und „überspannt“ galt. Was Hoffmann über Wesen und Ziele der Musikkritik sagt („Gedanken beim Erscheinen dieser Blätter“, S. 1), ist auch heute giltig. Die phantastische, amüsante und doch gründliche und eindringliche Art, mit der er alles behandelte, hat wohl nur bei Schumann ihres Gleichen gefunden. Ja, in dem kleinen Aufsatz „Dichtkunst und Tonkunst“ (erschienen 1810!!) scheinen sogar schon die wagnerschen Theorien vom musikalischen Drama vorausgeahnt. Weitschauenden Blicks begnügte er sich nicht mit einer bloßen Besprechung des vorliegenden Musikstücks, sondern eröffnete weite und reiche Perspektiven auf alle Zweige der Tonkunst. Und — so unwahrscheinlich es auch scheinen mag — der Fabulist, Schwärmer und „Phantast“ Hoffmann kann sich, wo es der Stoff erheischt, auch wunderbar prägnant und konzis fassen. So in seinem ausgezeichneten, mit feinstem Verständnis und reicher Sachkenntnis geschriebenen Aufsatz „Alte und neue Kirchenmusik“, in dem er durch die einfachsten Vergleiche und Schlüsse das Wesen der Palestrina, Leo, Lasso einerseits und Bach, Händel, Haydn andererseits klarlegt. „Sebastian Bachs Musik verhält sich zu der Musik der alten Italiener ebenso, wie das Münster in Straßburg zur Peterskirche in Rom“, sagt er an anderem Ort. Schlagender und treffender läßt sich der Unterschied gewiß nicht ausdrücken!

E. T. A. Hoffmann ist ein Bindeglied zwischen Weber und Schumann. Waren ihm auch die Wunder der deutschen Kunst, wie sie zu seiner Zeit Carl Maria von Weber vertrat, noch nicht aufgegangen, so verstand und bewunderte er doch die klassische Epoche Gluck-Mozart-Beethoven, für die er zeitlebens mit Begeisterung, warm und ehrlich eingetreten ist. Seine glänzende Diktion, sein scharfes Urteil und sein feines Empfinden weisen ihm einen Platz unter den besten Musikschriftstellern aller Zeiten an. Deshalb muß man H. vom Ende Dank wissen, daß er die musikalischen Schriften dieses ausgezeichneten Künstlers in einem Bande vereinigt und herausgegeben hat. Eine kleine Einleitung (im Anschluß an die Biographien von G. Ellinger und J. E. Hitzig) orientiert über das äußere Leben Hoffmanns in faßlicher und guter Form.

Wien. *Max Garr.*



Echo der Zeitungen



Auszüge.

Deutschland. „Festlich gestimmt fuhr ich in diesen Tagen aus den Alpen heimwärts. Mich trieb das Verlangen, den Goethetag nicht auf fremder, sondern auf deutscher Erde, inmitten des eigenen freudig jubelnden Volkes zu verleben. Und da ich Zeitungen seit Wochen nicht gelesen, so eilte ich schnurstracks nach Berlin, denn hier in der Reichshauptstadt, in der ‚Burg der Intelligenz‘, mußte ja das Zentrum der Feier sein, hier mußte sich die Huldigung für den größten unter Deutschlands Geistern am würdigsten gestalten. Das war freilich nicht anzunehmen, daß man überall im gleichen Sinne, in allen Kreisen denselben, den ganzen Goethe feiern würde; ihn in seiner Allbedeutung, in seinem innersten Wesen zu erfassen, ist unter tausenden vielleicht einer reif. Aber feiern konnte doch jedermann, bietet Goethe doch jedem etwas, als Mensch, als Weiser, als Forscher, als Dichter oder Prophet. Bei Hofe konnte man der Exzellenz, des weiland Staatsministers und Hofdichters gedenken, in Regierungskreisen dem großen „Reaktionär“, der an den Karlsbader Beschlüssen, der Zuchthausvorlage von 1819, mitgearbeitet, ein Glas der Erinnerung weihen, am Katholikentage den Faustdichter, dessen Werk in eine Marienverherrlichung ausklingt, als „einen der Unseren“ proklamieren u. s. w. Zu meiner Ueberraschung aber merkte ich, als ich dem Gewühl des Anhalter Bahnhofs entronnen, von einer Goethefeier nichts, weder hier noch dort, weder auf den Höhen noch in den Tiefen. Keine Straße im Flaggenschmuck, kein Haus bekränzt! In den Kaffees wurde eifrig debattiert, allerlei Namen klangen an mein Ohr: Miquel und Dreyfus, Arend

und Bourillon, aber den Namen, den ich auf Aller Lippen wähnte, hörte ich nirgends. Von den Anschlagssäulen glänzten mir die hehren Worte „Weißes Rößl", „Mikado", „Heiratsmarkt" entgegen, die Titel „Faust", „Egmont", „Tasso" suchte ich vergebens. Daß die Theater um den Dichter Goethe sich nicht kümmern würden, das war begreiflich, der Name ist ja veraltet, seit wir Hauptmann, Sudermann und Blumenthal als neue Klassiker haben, aber Goethe war zugleich Theaterdirektor gewesen, und den hätten die Herren Kollegen immerhin feiern können. Endlich aber schien sich meine Erwartung zu erfüllen; in einem Laden wurden mir Billets angeboten, Tribünenbillets; es gab also doch eine öffentliche Feier. Schon wollte ich zugreifen, da las ich: Billets zur Großen Parade. . . Und meine Verstimmung löste sich alsbald in milde Heiterkeit. Wie thöricht, von dem heutigen Berliner mehr zu verlangen, als er leisten kann. Wenn er feiern will, dann geht er zur Parade, da kann die Menge, die ewig gleiche Menge sich erlustieren; du Einzelner, der du dann Goethes gedenken willst, thu' es im stillen Kämmerlein!"

Dieses kleine Stimmungsbild, das Heinrich Hart in der „Tägl. Rdsch." entwirft, hat nur den einen Nachteil, daß es buchstäblich der Wahrheit entspricht. Wir haben neulich festgestellt, daß die Säkularfeier für Goethe im Jahre 1849 der innerpolitischen Wirren halber wie überall, so auch in Berlin ziemlich dürftig ausfiel: sie war aber wahrhaft glanzvoll im Vergleich zu dem, was das „neue Sparta" in diesem Jahre des Heils für das Gedächtnis eines der größten Deutschen aufbot. Weder die städtischen Behörden, noch die Akademie, noch die Universität, noch die großen litterarischen und künstlerischen Gesellschaften haben den Tag durch die bescheidenste Feier geziert, und nur von zwei öffentlichen Veranstaltungen dieser Art las man in den Blättern: die eine ging von der freireligiösen Gemeinde, die andere von den — Anarchisten aus. Nicht zu vergessen allerdings, daß das königliche Schauspielhaus die drei Werke von Goethe, die es zufällig auf dem Repertoire hatte, an drei Abenden nacheinander zum Besten gab, und daß dazu Ernst Scherenbergs Prolog, den man aus dem düsseldorfer Ausverkauf noch „wenig gebraucht" erstanden hatte, nochmals herhalten mußte! Aber gerade diese Erinnerung an Düsseldorf hätte man doch besser vermieden; denn sie mußte notwendig vollends deutlich offenbaren, wie kläglich wieder die Stadt der Nicolaiten und des „Geschmäcklerpfaffenwesens" sich von so vielen kleineren und kleinsten deutschen Städten an Pietät und Kunstsinn hatte schlagen lassen.

Die Aufgabe, der Bedeutung des Tages gerecht zu werden, fiel unter solchen Umständen der Presse fast ausschließlich zu, und die reichshauptstädtischen Blätter haben denn auch alle, je nach ihrem Standpunkt kühl oder eifrig, sparsam oder reichlich der Feier ihren Tribut gezollt, manche „sogar" an leitender Stelle. Auf alle diese und die übrigen deutschen Zeitungsstimmen hier einzugehen, wird man uns bei der Gleichheit des Gegenstandes erlassen. Sie galten entweder dem ganzen Goethe an sich allein oder seinen Beziehungen zu einzelnen Persönlichkeiten, Oertlichkeiten, Wissens- und Kunstgebieten: „Goethe und . . .", „Goethe in . . .", Goethe als . . ." usw. Aus der ersten Kategorie seien genannt die Festartikel von Friedrich Spielhagen („Goethe, unser Herzog", Frkf. Ztg. 237), Adolf Stern (Dresd. Journ. 198—201), Alfred Klaar (Berl. N. Nachr. 401), Ernst von Wildenbruch (Nat.-Ztg. 529, Wiedergabe seiner in Tarasp gehaltenen Festrede), Alfred Dove (Leitartikel der Allg. Ztg. 237), J. Sittard (Hamb. Corr. 237), Conrad Alberti (Rhein.-Westf. Ztg. 647), Adolf Bartels (Tägl. Rdsch. 201), Gustav Zieler (Nordd. Allg. Ztg. 201 a), L. Schönhoff (Vorwärts, Sonnt.-Bl. 34), Carl Alt (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 35), Franz Servaes (Die Welt am Montag 35), Leo Berg (ebenda), Philipp Stein (Augsb. Abdztg., Sammler 103). — Edgar Steiger (Münch. N. Nachr. 393) stellte sich das Thema „Wie Goethe den Dingen Namen gab", um die Tiefe der goethischen Sprachkunst aufzuzeigen; Rudolf Huch (Deutsche Welt 52) gab in aphoristischer Prologform einer Reihe von Gedanken über und an Goethe Ausdruck; Fritz Mauthner wählte für eine Improvisation „Goethes Apotheose" (Zeitgeist 35) Lukians Göttergespräche zum Vorbild. In spezielleres Gebiet lenkt ein Aufsatz von Dr. Wilhelm Bode über „Goethes Umgang mit Menschen" ein (ebenda), über „Goethe als Lyriker" spricht Dr. Th. Achelis (Hamb. Corr., Ztg. f. Litt. 18), über „Goethe als Kunstkenner" Georg Hermann (Nordd. Allg. Ztg. 198, 199), Goethe als Naturforscher wird im „Vorwärts" (Unterh.-Bl. 165) behandelt, über „Goethe und die Religion", ein häufig gestreiftes Thema, läßt sich Theodor Kappstein aus (Zeitgeist 35), während Prof. Beyschlag im „Leipz. Tagebl." sich im besonderen über „Das Protestantische in Goethe" verbreitet und Carl Holthof (Frankf. Ztg. 231) Goethes Naturanschauung „mit besonderer Berücksichtigung seiner Stellung zu Darwin" zu fixieren trachtet. „Goethe und das Land" bringt ein Beitrag von Dr. Wilhelm Bode (Deutsche Tagesztg. 401) in ideale Beziehung, indes Dr. Leo Anderlind die „Beziehungen Goethes zur Land- und Forstwirtschaft" auf höchst reale Thatsachen und Zahlen, unter Benutzung der einschlägigen Archive, stellt (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 98). Was Goethe der Arbeiterklasse bedeutet, sucht ein Leitartikel des „Vorwärts" (200) darzulegen, in dem es heißt: „Längst hat die historische Entwickelung ins klarste Licht gestellt, was die moderne Kultur unsern Klassikern zu danken hat; sie haben ein unvergleichlich reiches Erbe hinterlassen, und dies Erbe ist in erster Reihe der deutschen Arbeiterklasse zugefallen." Den Besitz dieses Erbes werde die Arbeiterklasse einst froh genießend antreten, ob auch „der rauhe und steile Weg, den sie sich bahnen müsse, scheinbar weit ab führe von Goethes still umfriedeter Welt der Schönheit." — Von „Goethe und die Musik" endlich handelt ein Essai von Adolf Kahle (Nordd. Allg. Ztg. 201 a).

Als Beiträge mehr biographischer Natur kommen diejenigen inbetracht, die Goethes Beziehungen zu einzelnen Persönlichkeiten oder zu einzelnen Oertlichkeiten darstellen. Wir erwähnen: „Goethe und Felix Mendelssohn" von A. v. Winterfeld (Leipz. Ztg., Wiss. Beil. 99); „Goethe und Reinhard" von Felix Speidel (Nordd. Allg. Z. 201 a); „Goethe und Schadow" von Georg Buß (Nat.-Ztg., Sonnt.-Bl. 35); „Goethes Verbindung mit Frau von Stein während seines ersten Aufenthalts in Italien" von Heinrich Düntzer (Beil. z. Allg. Z. 192, 193); „Goethe und Friederike Brion" von Anna Conwentz (Volksztg. 398, 400) und allgemeiner: „Goethe und die Frauen" von einer Frau (Hamb. Nachr., Belletr. Beil. 35). Selbstverständlich durfte in dieser Reihe auch der Name Schiller nicht fehlen: Robert Waldmüller widmet ihm einen besonderen Artikel „Zu Schillers Gedächtnis" (Frankf. Ztg. 236), Wilh. Kullmann stellt (Bresl. Morgenztg. 397) die Schillerfeier von 1859 mit der heurigen Goethefeier in Parallele; Prof. Friedrich Lippold veröffentlicht einen eingehenden Essai über „Goethes Epilog zu Schillers Glocke" (Zwickauer Tgbl. 197 ff.) und A. von Winterfeld gewinnt mit einer Auslassung „Goethe in seinen Urteilen über Schiller, Hölderlin und Uhland" (Neues Tagbl. 199, 200) dem Gegenstand des Tages eine spezifisch schwäbische Seite ab. — Von den noch enger lokal begrenzten Beiträgen, wie „Goethe in Berlin" (Nat.-Ztg., Sonnt.-Bl. 518) u. a. sei hier abgesehen. Dagegen verdienen einige Reminiscenzen persönlicher Natur Interesse, so ein Feuilleton „Aus Weimars Theaterleben 1809" von G. Weisstein (Nat.-Ztg. 511), worin ein inhaltreicher Brief von Rudolf Abeken, dem damaligen Lehrer von Schillers Kindern, mitgeteilt wird; ferner die aus Familienpapieren gesammelten „Goethe-Reminiscenzen", die Paul v. Kügelgen, ein Großneffe des Malers, in der schönen Festnummer der „St. Petersb. Ztg." (228) herausgiebt. — Im „Leipz.

Tagebl." (436) wird der Text der Grabrede, die Oberhofprediger Röhr bei Goethes Bestattung gehalten hat, nach dem noch vorhandenen Manuskript mitgeteilt. — Der „Berl. Lok.-Anz." (401) bringt das Faksimile eines noch ungedruckten Gelegenheitsgedichtes von Goethe, das dieser 1829 dem Zeichner Professor Roesel zum Geburtstag sandte. — An gleicher Stelle giebt Karl Werckmeister, der Herausgeber der in Heft 22 besprochenen „Bildnis-Galerie", eine Uebersicht über die vorhandenen hauptsächlichen Darstellungen von Goethes äußerer Erscheinung. Friedrich Dernburg (Zeitg. 35) beschäftigt sich mit der Frage: „Wie sprach Goethe?" und kommt zu dem Ergebnis, daß der Olympier zeitlebens ein leise gedämpftes „Frankfortsch" gesprochen habe, wofür er auch einen authentischen Zeugen anzuführen weiß. — Ueber noch lebende weitläufige Verwandte Goethes verschiedenen Namens berichtet E. Mentzel in „Frkf. Gen.-Anz." (205), und von einer anderen Trägerin des berühmten Namens, einer früher in Kassel ansässigen Schuhmacherswitwe Frau Franke-Goethe erzählt ein Mitarbeiter der „Tägl. Rdsch." (201) manches Ergötzliche.

Einige Beiträge galten auch ausschließlich der Betrachtung wenig beachteter goethischer Dichtungen, so eine Arbeit über das Fragment „Die Geheimnisse" von Prof. Dr. Josef Bayer (Wien), die ebenfalls das Verhältnis Goethes zur Religion darlegt (Berl. N. Nachr. 407), und eine andere von Georg Habich (München) über Goethes „Felsweihegesang an Psyche" (Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 35), eine Huldigung des jungen Dichters an Herders Braut Karoline, die zwischen den beiden Freunden eine jahrelange Verstimmung schuf. — Daß im übrigen auch der Pegasus unterschiedliche Male gesattelt wurde, um so manchen Goetheverehrer ins Land der Begeisterung getragen, versteht sich von selbst. Bei dem Preisausschreiben, das die „Frankf. Ztg." für das beste Goethegedicht ausgeschrieben hatte, trug ein Poet aus Dresden, der „nicht genannt sein will", mit einer (in Nr. 237 abgedruckten) Dichtung den Sieg davon. — Aeltere poetische Verherrlichungen Goethes stellt ein Feuilleton in Nr. 399 des „Berl. Börsen-Courier" zusammen.

Neben dem Hauptthema dieser Woche treten andere Gegenstände begreiflichermaßen zurück. An zwei Stellen (Richard M. Meyer in der Sonnt.-Beil. z. Voss. Ztg. 36, Leo Berg in der Nat.-Ztg. 531, 33) ward des 50ten Todestages Ernsts v. Feuchtersleben gedacht, des Verfassers der „Diätetik der Seele" und des unsterblichen Volksliedes „Es ist bestimmt in Gottes Rat", das übrigens im ursprünglichen Text fortfährt: „daß man, was man am liebsten hat, muß meiden." Daß Feuchtersleben keine unbedeutende Persönlichkeit war, verbürgt der Umstand, daß Grillparzer und Hebbel ihn ihrer engen Freundschaft für wert hielten. Seinem äußeren Beruf nach war er Arzt, dem inneren nach Volkspädagog und Popularphilosoph. Als solcher hat er mit seiner „Diätetik der Seele", die eine unablässige Selbstzucht predigt, außerordentliches gewirkt, als Dichter blieb er unbedeutend. Hebbel hat ihm ein biographisches Denkmal gesetzt, als er seine Werke 1855 herausgab. — Eine gründliche Arbeit über „Franz von Gaudy und das Schwabenland" von Carl Voretzsch bringt der Staatsanzeiger für Württemberg (Bes. Beil. 5/6.) Sie behandelt Gaudys Reise durch Württemberg (1837), seine Beziehungen zu Schwab, Lenau, Paul und Gustav Pfizer und geht den Spuren nach, die dieser Aufenthalt in Schwaben in verschiedenen Dichtungen Gaudys hinterlassen hat. — Für den 1861 verstorbenen Dorfgeschichten-Erzähler Karl Heinrich Caspari (Vater des erlanger Theologieprofessors) sucht ein Aufsatz von Dr. List (Allg. Ztg., Beil. 192) weitere Kreise zu interessieren. Die Erzählungen Casparis, der als Pfarrer in Sommershausen bei Würzburg wirkte, liegen seit vorigem Jahre in einer illustrierten einbändigen Ausgabe vor (Stuttgart, J. F. Steinkopf). Der Volkston ist darin „in geradezu unvergleichlicher und fast unnachahmbarer Weise getroffen."

— Von Beiträgen über zeitgenössische Erscheinungen sind Pichler-Festartikel von Karl Berger (Deutsche Welt 53), Anton Englert (Münch. N. N.) und E. Isolani (Rhein.-Westf. Ztg. 665), sowie zwei eingehende Feuilletons über die kürzlich erschienene, in Hexametern geschriebene Dichtung „Eros und Psyche" von Hans Georg Meyer (Berlin, K. Siegismund) hervorzuheben (Adolf Lasson in der Nat.-Ztg. 508; Rud. Meyer-Krämer in der Voss. Ztg., Sonnt.-Beil. 36). Dieses neue Werk H. G. Meyers — der vor zwei Jahren zuerst mit einem Band Gedichte an die Oeffentlichkeit trat — wird von beiden Referenten übereinstimmend als eine poetische Schöpfung ungewöhnlichen Wertes gerühmt.

Ausländisches Gebiet berühren Dr. Karl Müller-Rastatts Studie „Zur Geschichte der französischen Farce" (N. Hamb. Ztg. 400), die an die Neuaufführung des „Maître Pathelin" anknüpfend die ganze Gattung dieser Farcen bis zu Molière überblickt, und Karl Voßlers Abhandlung über den italienischen Satiriker Giuseppe Parini (Allg. Ztg., Beil. 190), den er den „unstreitig größten italienischen Dichter des vorigen Jahrhunderts" nennt. — Von J. P. Jacobsen, über den seit dem Erscheinen der dreibändigen deutschen Gesamtausgabe so viel geschrieben worden ist, spricht ein Feuilleton in der Weser-Ztg. (18951), indeß die Entwicklung des norwegischen Theaters im Anschluß an die am 1. September erfolgte Eröffnung des neuen Nationaltheaters in Christiania von F. Mewius verfolgt wird. Bis zur Gründung des Christianiatheaters (1837) war Norwegen ganz von der dänischen Bühne abhängig. Aber das erste rein norwegische Theater rief erst Ole Bull in seiner Vaterstadt Bergen 1850 ins Dasein. Seither verschwanden allmählich die dänischen Schauspieler aus Norwegen. — Die neuesten französischen Romane von P. und V. Margueritte, Tristan Bernard, Octave Mirbeau, Anatole France, Ernest La Jeunesse, J.-H. Rosny, Rachilde und André Theuriet bespricht ein Feuilleton von Felix Vogt (Frkf. Ztg. 241). *E.*

Oesterreich-Ungarn. Die Goethenummer der „Neuen Fr. Pr." (12576) bietet außer einem Leitartikel über die Summe von Goethes Persönlichkeit drei besondere Beiträge: „Goethe in Oesterreich" von H. Wittmann, „Goethe und der Peterskeller" von Adolph Wilbrandt, „Goethe als Rezensent" von Hieronymus Lorm. Wittmann erzählt, wie mühsam sich Goethe die größte österreichische Bühne erobern mußte. Erst 1816 wurde „Tasso", 1830 „Götz" und gar erst 1839 der „Faust" in Deinhardsteins „Bearbeitung" am Burgtheater gegeben. Laube erst stellte den Dichter an den ihm gebührenden Platz. Wilbrandt bringt den Manen des Großen seine Huldigung in Form eines „Gespräches" dar, das zwischen ihm und einem Freunde im salzburger Peterskeller geführt ward. Lorm endlich kommt nach einer umschichtigen Einleitung gegen Ende seiner Abhandlung auf die Rezensionen Goethes in den Frankf. Gel. Anz. und der „Jenaischen Litt.-Ztg." zu sprechen, die zu den „ungelesenen Schätzen" deutschen Geistes zu rechnen und viel zu wenig bekannt seien. In der selben Nummer wird ein noch unveröffentlichter Brief Eckermanns (27. April 1829) von Dr. Rudolph Beer mitgeteilt und ein verschollenes Goethe-Gedicht Bauernfelds, das zum 28. August 1849 gedichtet war, wieder abgedruckt. —

Größere Festartikel widmeten dem Goethetage ferner Max Kalbeck (N. Wr. Tgbl. 235), Ludwig Hevesi (Fremdenbl. 235), Hans Liebstöckl (Reichswehr 1994), Marco Brociner (Wr. Tgbl. 235), Karl Bienenstein (Ostd. Rdschau.), Hermann Kienzl in der Festnummer des „Graz. Tgbl." (237). Im gleichen Blatte nimmt sich der oft verlästerten Christiane Hermann Ubell mit Wärme an, der sich auch an anderer Stelle (Graz. Mont.-Ztg. 30) über „Goethe-Biographien" und (ebenda 31) über den „intimen Goethe" aufgrund der bei Reclam erschienenen Briefe von Heinrich Voß dem Jüngeren ausläßt. Das Kapitel „Goethe und Beethoven" bereichern einige interessante Mitteilungen (über beider Zusammensein in Karlsbad 1812) von Carola Belmonte (Fremd.-

Bl. 237), und das Thema „Goethe und Ungarn“ wird gleichzeitig in zwei ungarischen Blättern angeschlagen (Pester Ll. 207; Budap. Tgbl. 236). —

Aus den sonstigen Beiträgen litterarhistorischer Art führen wir Gedenkartikel auf den Räuberromanschreiber Chr. H. Spieß, (Fremdenbl. 227) und auf den 150. Todestag von Johann Elias Schlegel, den dramaturgischen Vorläufer Lessings und ersten Vorkämpfer Shakspeares, an (Wiener Theater- und Fremdenztg. 14). — Briefe Adalbert Stifters an den noch heute wirkenden Maler Karl Löffler teilt Anton Schlossar mit (N. Fr. Pr. 12559). — Als „Einer von damals“ wird der 80jährige Hermann Rollett in einem Feuilleton des „Wiener Tagbl.“ (227) gefeiert. — Sonst erschien zur zeitgenössischen Litteratur nur wenig. Die Essais über J. P. Jacobsen (Graz. Tgbl. 218) und Arno Holz (Graz. Mont.-Ztg. 28) von Hermann Ubell reihen sich den ziemlich zahlreichen Artikeln gleichen Gegenstandes an, die dieses Jahr uns gebracht hat. Unter dem zusammenfassenden Titel „Decadence-Romane“ bespricht Franz Servaes in der „N. Fr. Presse“ (12566) die letzterschienenen, hier größtenteils schon angezeigten Romane von Kurt Martens, Walter Harlan, Telmann, Ludwig Wolf und Rudolf Lothar. Von dem „Roman aus der Dekadence“ bemerkt er: „Ich lernte in seinem Verfasser, Herrn Kurt Martens, einen Mann von Welt und Geist kennen und noch etwas mehr als das, einen keuschen und echten Poeten. Freilich ist er nicht der Mann, sich pomphaft zu inszenieren . . . Er ist ein Freund seltener Empfindungen und bei aller anparfümierten Blasiertheit ein durchtriebener Schalksnarr, dem jede Verkleidung recht ist, hinter der man ihn nicht gleich erkennt. Zudem ist Kurt Martens aus der Stadt Th. Th. Heines, die freilich auch zugleich die Stadt Max Klingers ist, aus Leipzig. Und von der ätzenden Anmut des Einen hat er so gut etwas abbekommen, wie von dem wolkenblickenden Ernst des Andern.“ — Servaes seinerseits erfährt in einem Feuilleton „Neue Essais“ von Baronesse Falke (Fremdenbl. 240) hohes Lob für seinen Band „Präludien“, nicht minder Ellen Key für ihr kürzlich erschienenes Essaibuch. Beide Bücher werden als Beginn einer Essaikunst begrüßt, die bisher nur in Frankreich und England heimisch war. — Mit dem „Drama der Zukunft“ beschäftigt sich eine Betrachtung von Hugo Ganz (N. Fr. Pr. 12564). Er verlangt, daß die Bühnendichtung sich frei mache von den Tendenzen der Zeit und den ewigen Problemen. Schiller und Beaumarchais hätten als Bühnenprediger Forderungen vertreten, die sich mit denen des arbeitenden Bürgertums, das heißt des eigentlichen Theaterpublikums deckten. Diese Forderungen aber seien seit mindestens einem Menschenalter erfüllt, und die modernen sozialen Problemdramen gäben nicht nur keiner Sehnsucht des Publikums Ausdruck, sondern seien zumeist, wie bei Ibsen, Strindberg u. s. w. direkt feindlich gegen dieses, gegen die „kompakte Majorität“, gerichtet. Aus diesem Mißverhältnis glaubt Ganz die Sterilität der jetzigen dramatischen Produktion und den Mangel an Erfolgen zu erklären. — Eine Umkehr auf den betretenen Wegen predigt unseren Bühnendichtern auch ein Beitrag „Ueber Ursprung und Wesen der deutschen Dramatik“ von Guido List (W. Theater- und Fremden-Ztg. 24). — Ueber einige „Verschwindende Theaterfiguren“ läßt sich ein Feuilleton des „N. W. Tagbl.“ aus (238). Auf der französischen Bühne ist es die komische Figur des Elsässers, auf der österreichischen die des „Böhm'“, die beide aus politischen Gründen im Aussterben sind, ferner in der Schwanklitteratur der Jude, der früher zu harmlos-humoristischen Wirkungen diente, heute aber der verschärften Tageskämpfe halber von den Autoren und Direktoren möglichst aus dem Spiel gelassen wird. Auch der naive Backfisch, einst eine stehende Lustspielfigur, muß allmählich den realistischen Forderungen weichen, weil er auch im Leben aufgehört hat, zu existieren.

Den „Roman eines Fünfzigjährigen“ nennt H. Wittmann (N. Fr. Presse 12565) die kürzlich von Gabriel Monod zum erstenmale veröffentlichten Briefe Jules Michelets an seine im vorigen April verstorbene Gattin, ehemals Fräulein Athenaïs Mialaret. Michelet war ein Fünfziger, als er 1848 das zwanzigjährige Frl. Mialaret in Wien, wo sie Erzieherin im Hause eines rumänischen Aristokraten war, kennen lernte. Fünfundzwanzig Jahre währte ihre ungetrübte Ehe, um ebensoviel hat Madame Michelet ihren berühmten Gatten überlebt. Ihr Tod vereitelte ihre Absicht, die Korrespondenz selbst herauszugeben. Beiläufig sei hier erwähnt, daß eine Schülerin Michelets aus jener wiener Zeit noch heute lebt: es ist die Prinzessin Clementine von Coburg, die Schwiegermutter Bulgariens. — Erscheinungen der neueren französischen Romanlitteratur werden in zwei anderen Feuilletons behandelt: de Vogüés „Les Morts qui parlent“ im „Fremdenbl.“ (233) und Alphonse Allais „L'Affaire Blaireau“, ein „Spottroman“, der die Dreyfus-Affaire parodiert (Oesterr. Volksztg. 230). — Der Roman „Schwere Träume“ von Fjodor Ssologub, der seit zwei Jahren auch deutsch vorliegt (Leipzig, H. Zieger) wird in einem Feuilleton von Karl Federn (N. Fr. Presse 12568) sehr ausführlich besprochen. Ssologub, der eigentlich Tjetjenikow heißt, ist 1863 geboren und lebt als einfacher Bürgerschullehrer in Petersburg. Sein Roman ist die Geschichte eines Gymnasiallehrers, der sich als verträumter, fein organisierter Mensch im Leben und der Gesellschaft nicht zurecht finden kann. Nach Federns Auslassungen ist es ein Buch von ungewöhnlichem Kunstwert. — Auf Bret Harte, der am 25. August sein sechzigstes Lebensjahr beendete, weist im „N. Wien. Tagbl.“ (233) ein Feuilleton von Heinrich Glücksmann hin. „Bret“ war der Familienname seines Paten gewesen, der ihm nach amerikanischem Brauche als zweiter Vorname gegeben wurde. Die Aufmerksamkeit Europas lenkte zuerst Freiligrath auf sein junges Talent. Sein Anfangserfolg glich ganz dem Kiplings. Wie dieser Indien, hat er das romantische Goldgräberland Californien für die Litteratur entdeckt. Seine Wiege stand allerdings in Albany, der alten Hauptstadt des Staates New-York, wo er als Sohn eines Lehrers zur Welt kam, aber der frühe Tod der Eltern zwang ihn, sein Glück in der Fremde zu suchen, und so kam er schon in sehr frühen Jahren als Goldgräber nach Californien, um dort ein reichbewegtes Abenteurerleben zu führen, bald Briefträger, bald Schulmeister, bald Setzer, bald Kohlenbrenner. Vom Setzer brachte er es zum Redakteur und kam so in seinen schriftstellerischen Beruf, der etwa 1868 begann. Schon Anfang der Siebzigerjahre erschienen deutsche Ausgaben seiner Werke und heute existieren von einzelnen seiner Bücher bis zu 20 verschiedene deutsche Uebersetzungen. Gegenwärtig lebt er auf seinem englischen Landsitz Averley (Tower-Farnham-Surrey).

Zum Schluß sei auf einen interessanten Essai über den „Dilettantismus in der neuen Litteratur“ von Jaroslav Vrchlicky hingewiesen, den das „Fremdenblatt“ (237) in der Uebersetzung wiedergiebt. Vrchlicky untersucht den Begriff des Dilettantismus im höherem Sinne und definiert ihn mit Lemaître als „eine Gabe der Einbildungskraft, kraft deren Einer es vermag, sich in die Kulturzustände der verschiedensten Epochen und Phasen einzuleben, ohne daß es ihm jedoch gegeben wäre, in einer von ihnen ganz aufzugehen.“ *Interim.*

Schweiz. Die 150. Geburtstagsfeier Goethes hat sich natürlich auch in der Mehrzahl unserer Blätter bemerkbar gemacht. Die Beziehungen Goethes zur Schweiz wurden mannigfach hervorgehoben, sonst aber mehr auf den großen Menschen Goethe hingewiesen und „Goethe als Erzieher“ gefeiert. Die „Basler Nachrichten“ brachten eine eigene Goethe-Nummer heraus (235), worin Hermann Stegemann den eingehenden Festartikel schrieb, Professor Ferdinand Vetter in einem längeren Aufsatze die Frage behandelt: „Warum hat Goethe in der Schweiz noch kein Denkmal?“ und die Anregung giebt, im

Gotthardgebiet dem Dichter ein Denkmal zu weihen, ein Felsdenkmal, ähnlich dem Schillerstein im Vierwaldstättersee Mit dem speziellen Thema „Goethe und das Volk" beschäftigt sich ein Artikel von Hermann Dachs im „Berner Tagblatt" (415). Der Verfasser kommt dabei zu dem Schlusse, daß Goethe der Mehrzahl des Volkes nicht näher gekommen sei, und meint, daß die Empfänglichkeit für das wahrhaft Edle und Schöne bei den Massen vorerst noch zu wecken sei. Seinen treffenden Artikel zu Goethes Geburtstag schließt Dr. H. Trog (Sonntagsblatt der Allg. Schweizer Zeitung Nr. 35) mit den Gewissensfragen: „Wie viele gedenken im gewöhnlichen Jahre des 28. August? Was ist uns Goethe in unserm täglichen Leben, ohne Festreden und Festgepränge? Müssen wir auf eine Geisteskultur, wie sie beispielsweise in der „Iphigenie" und im „Tasso" uns entgegenstrahlt, heute nicht mit großer Beschämung zurückblicken? Das sind Fragen, die an einem Jubiläum aufzuwerfen vielleicht unpassend erscheint; allein von ihrer Beantwortung wird es abhängen, ob wir wirklich ein Recht haben, uns Goethes zu rühmen; ob wir ihn feiern dürfen als unsern Goethe." Die Humanität Goethes hebt Fritz Marti in dem Festartikel der „Neuen Zürcher Ztg." hervor und fordert namentlich aus diesem Grunde: Rückkehr zu Goethe. Daß auch ein ultramontanes Blatt, das Luzerner „Vaterland" (Nr. 197 und 198), einen Goetheartikel bringt und zwar einen ehrlichen Artikel, der Goethen gibt, was Goethes ist, sei hier eigens verzeichnet.

Den deutschen Schriften über Gottfried Keller reiht sich jetzt und zwar in durchaus würdiger Weise das schon an anderer Stelle erwähnte neue Werk von Ferdinand Baldensperger an, über das unter dem Titel „Gottfried Keller in der pariser Sorbonne" in Nr. 194 ff. der „Neuen Zürcher Zeitung" Louis P. Betz sich verbreitet. Das Buch lag der „Faculté des lettres" der Sorbonne als „These" vor. Die Bedeutung des Buches, mit dem der Autor unseres Erachtens die ungemein schwierige Aufgabe unternimmt, die gebildeten Franzosen mit einem so kerndeutschen und eigen gearteten Dichter wie Gottfried Keller bekannt zu machen, liegt in den litterarisch-ästhetischen Auslassungen, die nicht minder scharf als feinfühlig sind. — Zu dem Kapitel dichterischen Schaffens und dichterischer Technik liefert Dr. H. Kräger in Nr. 28 des Sonntagsblattes des „Bund" mit einem Aufsatze „Eine Ballade von C. F. Meyer" durch Vergleichung verschiedener Fassungen und Umarbeitungen des meyerschen Gedichtes „Miltons Rache" einen instruktiven Beitrag. W. Oechsli giebt in Nr. 218—220 der „Neuen Zürcher Zeitung" eingehenden Bericht über des verstorbenen Litterarhistorikers Jakob Bächtold „Kleine Schriften" (s. „Büchermarkt"), von denen besonders auf die „Litterarischen Bilder aus Zürichs Vergangenheit", das ja für die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine litterarisch bemerkenswerte Stellung einnahm, aufmerksam zu machen ist. In dem gleichen Blatte (Nr. 190 und 191) wird Edmondo de Amicis neuestes Werk „La Carozza di Tutti" eingehend und lobend besprochen.

Zürich. *W. Bolza.*

Ausland. Von der ausländischen Presse hat, so weit wir feststellen konnten, besonders die schwedische, überhaupt die skandinavische dem Genius Goethes gehuldigt. In den kopenhagener „Politiken" nahm Georg Brandes das Wort, um seinen Landsleuten nahe zu rücken, was Goethe ihnen und was er den Deutschen bedeutet. — Ferner sendet uns die Redaktion der „Fanfulla" in Rom ihre illustrierte Goethe-Festnummer vom 28. August, in der sich Aufsätze von E. Barda, Eugenio Checchi (über „Faust") und Guido Chialvo („Goethe in Rom") befinden. Der mailänder „Corriere della Sera" hebt besonders die Antwort Lombrosos aus dem „Litt. Echo" hervor.

Echo der Zeitschriften

Deutsches Reich.

Bühne und Welt. I, 22. In einem Essai, „Das Tell-Schauspiel in der Schweiz" betitelt, gedenkt Adolf Vögtlin der verschiedenen älteren Bearbeitungen der Tell-Sage. Die ursprüngliche alte Form des Urnerspiels ist nicht erhalten. Eine Ueberarbeitung erschien zu Basel zuerst im Jahre 1575 und zum letzten Male 1830. Zu einer politischen Komödie mit zum Teil allegorischen Personen verarbeitete der konstanzer Wundarzt Jakob Ruoff im 16. Jahrhundert den alten Stoff unter dem Titel „Etter Heini aus dem Schweizerland". Im 18. Jahrhundert schrieb der verfolgte und später enthauptete Samuel Henzi von Bern eine Tragödie „Grisler, ou l'ambition punie" (1762), worin der Apfelschuß an der Tochter Tells vollzogen wird. Vögtlin erwähnt dann noch die Tellspiele von Bodmer, Zimmermann u. a. und macht endlich auf die Preisschrift Joh. Ludwig Ambühls aufmerksam, die 1792 erschien, und aus der eine ganze Reihe Einzelheiten in Schillers Tell übergegangen sein sollen. Dieser selbst ist zum schweizerischen Nationalschauspiel erhoben worden. Den Schluß des Aufsatzes bildet ein Bericht über die volkstümlichen Aufführungen des Tell. — In Nr. 23, dem Goetheheft, interessiert besonders ein Aufsatz von Prof. Dr. Georg Witkowski über „Goethe als Dramatiker". Eröffnet wird das Heft durch ein Goethe-Gedicht von Alfred Beetschen (Chemnitz), das bei dem Preisausschreiben von „Bühne und Welt" den Sieg davongetragen hat. Ueber „Goethe als Theaterdirektor" spricht Philipp Stein.

Deutsche Revue. XXIV. Septemberheft. Interessante Einzelheiten aus dem Privatleben Sainte Beuves teilt Dr. Cabanès mit. Die Lebensweise des großen Kritikers und Historikers war eine sehr einfache, und jene thörichte Meinung, als sei Sainte Beuve ein Epikuräer gewesen, ist vollständig aus der Luft gegriffen. Ueber seine Arbeitsweise berichtet sein ehemaliger Sekretär Jules Levallois: „Er wählte sich einen Gegenstand. Er suchte sich alle auf denselben bezüglichen Bücher aus seiner Bibliothek zusammen. Außerdem entlieh er sich aus den öffentlichen Bibliotheken, der Mazarinschen, der Arsenal- und der Nationalbibliothek, die ihm nötigen Werke. Wir sahen sie zusammen auf die erforderlichen Belegstellen durch. Ich merkte sofort, was auszuziehen war. Hatte ich meine Auswahl getroffen, dann gab ich ihm eine Uebersicht über das, was ich Interessantes und seinem Zwecke Dienendes gefunden hatte. Aus diesen Skizzen machte er sich seinen Plan zurecht. Dann verabschiedete er mich, damit er einen ganzen Tag für sich habe, um seinen Artikel auszuarbeiten und niederzuschreiben. Er konnte das, was er geschrieben, nicht selbst wieder durchlesen. Wir thaten es zusammen. Der Artikel wanderte dann sofort in die Druckerei, und der Sonntag war der Durchsicht und Verbesserung der Korrekturabzüge gewidmet. Montags erschien der Artikel in der Zeitung." Trotz seiner ziemlich bedeutenden Einnahmen erhielt sein Universalerbe weiter nichts als sein Haus und seine Bibliothek. Sainte Beuve wurde nämlich in unerhörter Weise von seinem Dienstpersonal ausgebeutet, das in seinem Hause einen wahren Despotismus ausübte. Außerdem war er sehr großmütig, und wo er um Hilfe angegangen wurde, da gab er reichlich.

Deutsches Wochenblatt. XII, 34. In Karl Busses Goethebetrachtung tritt der Vergleich mit Schiller in den Vordergrund. Goethe hat aus den tiefsten Volkstiefen geschöpft. „Schiller konnte das nicht gemäß seiner ganzen Anlage. Er hat nie ein rechtes Volkslied fertig gebracht. Der Faust ist ‚deutscher', als alles, was er schrieb. Man kann Schiller ins Französische übersetzen,

ohne daß er verliert. Seine sich stets zu Sentenzen zuspitzende Diktion eignet sich sogar vortrefflich zu dieser Uebersetzung in eine abgeschliffene und die Pointen scharf heraushebende Sprache. Aber die Gretchenszenen des Faust sind unübersetzbar. Unübersetzbar sind die Lieder ‚Das Heidenröslein‘ und ‚Ueber allen Gipfeln‘ und all die andern.“ Weiter wird die Frage erörtert, die schon Herman Grimm aufgeworfen und in negativ geneigtem Sinn beantwortet hat: kam der Freundschaftsbund mit Schiller Goethe zu gute oder nicht? Auch Busse meint, daß dies Zusammenwirken für Goethe nur von sehr bedingtem Segen gewesen sei, „und zwar einfach deshalb, weil Goethe in den zehn Jahren des intimen Verkehrs sich zumteil vertrödelt hat“. — Leo Berg verfolgt einzelne Etappen des Faustproblems (Marlowe, Klinger, Byrons „Kain“, Immermanns „Merlin“, schließlich Hauptmanns Glockengießer Heinrich), und Veit Valentin äußert sich darüber, wie und wieweit der „Faust“ als Schullektüre nutzbar zu machen sei.

Die Frau. VI, 12. Den „Dichter des Unfaßbaren“ nennt Frida Freiin von Bülow Maurice Maeterlinck, einen Seelenhorcher, Träumer und Stimmungskünstler, der besessen ist, „von einem alles andere beherrschenden, nach Ausdruck drängenden Weltempfinden.“ Gerhart Hauptmanns Fuhrmann Henschel, sein Hannele und seine verhungerten Weber seien Seelenverwandte der stark empfindenden und wenig ausdrucksfähigen Personen Maeterlincks. „Ohne Zweifel ist mehr Wesensverwandtschaft zwischen Maeterlinck und Gerhart Hauptmann, als zwischen Maeterlinck und Edgar Allan Poe, mit dem die Nichtversteher ihn gern vergleichen.“ — Mit einer interessanten Vertreterin des englischen Frauenromans, mit Olive Schreiner, beschäftigt sich ein Beitrag von Dr. Philipp Arnstein. Im Gegensatz zu den meisten ihrer Kolleginnen meidet sie den Gesellschaftsroman und folgt, gleich Mrs. Humphry Ward, den Spuren George Eliots und ihrer ethischen Tendenzromane. Ihre Familie ist deutschen Ursprungs, ihr Vater war lutherischer Geistlicher in Kapstadt, ihr Bruder ist derzeit Ministerpräsident der Kapkolonie und Haupt des Africanderbundes. Sie selbst ist seit 1894 mit einem afrikanischen Kolonisten, Mr. Cronwright, verheiratet. Vor etwa 20 Jahren kam sie nach London, um Physiologie zu studieren, und brachte das Manuskript eines Romanes mit. Sie zeigte es George Meredith und veröffentlichte es auf seine Ermutigung hin 1883 unter dem Pseudonym Ralph Iron. Es hieß „Die Geschichte einer afrikanischen Farm“ und hatte großen Erfolg. 1891 erschien von ihr ein Bändchen Allegorieen, „Träume“ betitelt (s. oben „Stilproben“. D. Red.), 1893 ein ähnliches Bändchen „Traumleben und wirkliches Leben“, 1897 ein Roman „Der Soldat Peter Halket von Mashonaland“. Außerdem ist sie als politische Schriftstellerin thätig. Sie bekämpft die Politik von Cecil Rhodes und ist gleichsam die Frau v. Staël dieses „Napoleon von Südafrika“.

Die Gegenwart. XXVIII, 33. Die beiden kurz nacheinander verstorbenen Dramatiker Eduard Pailleron und Henri Becque erfahren durch A. Brunnemann (Paris) eine gemeinsame Charakteristik. Beide „haben spezifisch französische, wenn auch diametral entgegengesetzte litterarische Eigenschaften: Pailleron den ‚esprit‘ und die liebenswürdige vornehme Grazie; Becque die scharfe, bittere, ideal- und poesielose, naturalistische Beobachtungs- und Schilderungsgabe.“ — Aus Goethes Ministerzeit und amtlicher Thätigkeit werden (in Nr. 34) allerhand Einzelheiten und zwei bisher ungedruckte, auf Amtsgeschäfte bezügliche Briefe mitgeteilt. Interesse verdient es, daß Goethe, der u. a. die Direktion der „Kriegskommission“ und die Rekrutenaushebung unter sich hatte, zu Beginn seiner Amtsführung den allerdings vergeblichen Versuch machte, die „Präsenzstärke“ des herzoglichen Militärs zu reduzieren. — „Goethe, der Rheinländer,“ ein von den düsseldorfer Festtagen her geläufiges Thema, behandelt S. Simchowitz. — Arthur Riehl giebt (in Nr. 35) einen Ueberblick über die Entwicklung der neuprovençalischen Litteratur, wie sie durch Frederi Mistral und den von ihm mitbegründeten Bund der Felibrige (spr. Felibridse) seit Anfang der Fünfzigerjahre herbeigeführt ward und kürzlich in Nicolaus Welter auch ihren deutschen Geschichtsschreiber gefunden hat („Frederi Mistral, der Dichter der Provence“, Marburg, N. G. Elwert, 1899).

Germania. Brüssel. Nr. 10. Ueber die Beziehungen Hoffmanns von Fallersleben zu den Niederlanden berichtet Gustav Ehrismann. Achtmal weilte der Dichter in Holland, wo er die Bibliotheken und Antiquariate nach altniederländischen Gedichten, besonders nach Volksliedern, durchsuchte. Zur Zeit seiner ersten Reisen — über die er das Nähere in seiner Selbstbiographie „Aus meinem Leben“ (Berlin, F. Fontane & Co.) erzählt hat — war der Sinn für das nationale Volkslied in Holland noch nicht rege, Hoffmann erntete mit dem Vortrage des innigen Liedes „Het waren twee coningheskinder“ bei seinen Zuhörerinnen nur Lachen. Allein er ließ sich nicht irre machen, ja er dichtete selbst niederländische Lieder, „loverkens“, die er später sammelte und als achten Teil seiner „Horae belgicae“ (1852) herausgab. Und seine Bemühungen blieben nicht ohne Frucht. Im Jahre 1854 erlebte er die Genugthuung, in einer holländischen Gesellschaft seine eigenen „loverkens“ vortragen zu hören. Den Ertrag seiner Arbeit veröffentlichte Hoffmann in der schon genannten Sammlung „Horae belgicae“, die zwölf Bände umfaßt, und die eine Uebersicht über die mittelniederländische Dichtung, Volkslieder, geistliche Lieder, Schauspiele und epische Dichtungen enthält.

Der Kunstwart. XII, 22. Aus den Worten der Weihe, mit denen Ferdinand Avenarius den Geist Goethes grüßt, seien einige Sätze herausgelöst: „. . . Seine Seele hat gesunden Hunger, und sie ernährt sich aus allem was nur erreichbar ist: aus der gesamten Bildung der Zeit, aus dem Spielen, Forschen und Hoffen, aber auch aus dem nüchternen Arbeiten der Zeit an ihren hämmernden Werktagen. Ein Dienen dem Tage mit solchem Ernst, daß es jahrelang den ganzen Mann aufzubrauchen scheint, bis plötzlich ein Neues erscheint, das zwischen all dem im Geheimen empfangen worden und gewachsen ist. Seherausblicke dazwischen in Fernen der Wissenschaft, wo die Dichterphantasie im Umriß ahnt und erschaut, was der Denker noch nicht vermuten kann. Bei allem die Ruhe, die der Gesundheit Zeichen ist, diese goethische Ruhe. Mag sein Stoff und das eigene Ich so tief und leidenschaftlich bewegt sein, wie die Welt im Sturm, wir wissen doch: der verliert sich nicht . . .“ Im weiteren Verlaufe spricht Avenarius den Wunsch nach einer Goethe-Kritik aus und fragt: „Haben wir eine Goethe-Monographie, die, geschult an wissenschaftlicher Psychologie, Goethes dichterisches Schaffen im ganzen und im einzelnen auf seine dichterischen Werte hin untersuchte und darstellte? Friedrich Vischer hat solche Betrachtung Goethes eingeleitet, aber nur Vereinzelte sind ihm gefolgt, während fast jede Goethebiographie, die wir aufschlagen, alle Gattungen geistiger Werte mit billigen Allgemeinreden durcheinander bespricht.“ — Adolf Bartels kritisiert die bisherigen Leistungen der Goethe-Gesellschaft als unzureichend und beklagt die Gewichtsabnahme der jährlichen Goethetage. — Beiträge über „Goethe und das Theater“ von Leonhard Lier, „Goethische Lieder in der Musik“, von R. Batka, „Goethe und die bildende Kust“ von Paul Schumann füllen das Heft.

Das Magazin für Litteratur. LXVIII, 33. „Goethes geheime Offenbarung“ nennt Rudolf Steiner seinen Beitrag zu der Gedächtnis-Symphonie des Goethetages. Gemeint ist mit dieser Offenbarung das „Märchen“, mit dem Goethe seine 1795 in den Horen erschienenen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ abschloß. Der großen Zahl der Auslegungen, die dieses Märchen schon erfahren hat, und die man zum größten Teil in dem Buche „Goethes Märchendichtungen“ von Friedrich Meyer von Waldek verzeichnet findet, fügt Steiner hier

die seinige an. Goethe habe in dieser Dichtung sein ethisches Glaubensbekenntnis niedergelegt, wie Schiller das seinige in den ästhetischen Briefen. — Die tiefere Bedeutung Mignons und des Harfners und ihre Beziehungen zu Goethes eigenem Herzensleben sucht (in Nr. 33, 34) A. Matthes in ein neues Licht zu stellen. In beiden Gestalten findet er zahlreiche Züge aus Goethes eigenem Wesen verkörpert, und er nennt sie geradezu „die Verkörperung des Genial-Pathologischen in Goethes Seele“ und damit eine Ergänzung zu Wilhelm Meister selbst, in dem Goethe nur einen Teil seines Ich dargestellt habe. — In den „Dramaturgischen Blättern“ (33, 35) giebt Eugen Reichel neue Einzelbeiträge zur Hamletforschung; Karl Morburger äußert sich (33) über den „Dialekt auf der Bühne“ in dem Sinne, daß der Dialekt nur soweit zulässig sei, als er noch Allgemeinverständlichkeit besitze, und Hans Landsberg (34) ruft die lebhaften Beziehungen der „Frau Rat“ zum Theater in die Erinnerung zurück.

Die Nation. XVI, 47. Zu zeigen, wie sich im Wechsel der Zeiten Goethes Stellung zur Nation und ihre Stellung zu Goethe gestaltet hat, unternimmt Richard M. Meyer in einer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt abschnittweise fortschreitenden Darstellung. Dabei rechtfertigt er die Sitte überhaupt, Gedenktage dieser Art zu begehen. Ein solcher Tag bedeute zwar an sich nichts, aber er mahne uns, etwas aus ihm zu machen. „Wie die Religion und die Sitte, so setzt auch die engere Tradition unter den Gebildeten Feiertage fest, die wir heiligen sollen durch das, was wir in sie legen. Niemand hat herrlicher als Herder die Bedeutung des Sabbaths gepriesen, des hohen Ruhetags, der uns auffordert, uns vom Duft zu den Gefilden hoher Ahnen zu heben.“ Man verfolgt an den Durchblicken durch die einzelnen Jahrzehnte die ganze Kurve der Goetheschätzung, die ihren tiefsten Stand etwa in den Dreißiger- und Vierzigerjahren erreichte, dann aber von der Schillerfeier an siegreich aufwärts steigt bis in unsere Tage. — Eine Untersuchung von Prof. O. Rosenbach im selben Heft beschäftigt sich mit der strittigen grammatikalischen Frage nach dem Geschlechte der Fremdwörter im Deutschen. — P. Nathan bespricht Pierre Lotis neues Buch „Reflets sur la sombre route“, kurze Skizzen aus den Pyrenäen, vom Senegal und noch ferneren Orten, und nennt sie winzige, bescheidene Bildchen in einem ungeheuren Rahmen, einförmiger und farbenmatter, als Lotis frühere Bücher. „Er ist heute eine seltsame Gestalt, dieser melancholische Dichter, der in weißen Handschuhen und in Lackstiefeln korrekt auf düsteren Pfaden dem Nichts entgegenschreitet. Eine Melancholie in Kammerherrnuniform.“ — In der folgenden Nummer wird der neue Nachlaßband von Maupassant von Otto Stoeßl in demselben Sinne beurteilt, wie an anderer Stelle unseres heutigen Heftes. — Kiplings letztes Buch „A Day's work“ nennt Ernst Heilborn „das Buch der Arbeit“ und stellt es einem anderen Buche der Arbeit, Freytags „Soll und Haben“ gegenüber, um den Unterschied der Empfindungsweise des Deutschen und des Engländers, soweit die Arbeit in Frage kommt, zu charakterisieren. Dort werde die Arbeit moralisch bewertet, hier sei sie ganz Selbstzweck.

Das Neue Jahrhundert. Köln. I, 48. Eine Betrachtung über die Goethe-Reife unserer Zeit gelangt zu wenig günstigen Ergebnissen. Die Ablehnung des Denkmal-Beitrags durch den Reichstag und die vielsagende Thatsache, daß die breslauer Burschenschafter die Teilnahme an der Goethefeier mit dem Hinweis auf Goethes Haltung in der nationalen Frage verweigert haben, werden als Beweise dafür angeführt, daß der Dichter des Faust noch weit davon entfernt sei, in dem Herzen seines Volkes zu herrschen. „So steht Goethe am Ende dieses Jahrhunderts da: den Massen des Volkes ein Fremder, in den gebildeten Schichten ein tönender Name, mit dessen Aussprechen die gesellschaftliche Heuchelei ihre eigene Unwissenheit seines Lebens und Schaffens nicht zu verdecken vermag, den konfessionellen Kreisen unbequem, wenn nicht gar verhaßt, den gelehrten Kreisen ein Studiumsobjekt wie der alte Homer oder irgend ein Fossil, und nur einer kleinen Gemeinde ein Träger und Beweger des inneren geistigen Lebens, ein Augenöffner für Welt- und Menschenherz, das große Licht der Erde.“ Eine Bestärkung dieser Ansicht findet das Blatt in der „Goethe-Umfrage“ des „Litt. E.“, die es im folgenden Hefte (49) eingehend bespricht, und deren Ergebnis es einerseits darin findet, daß fast alle Aeußerungen in der Anerkennung der großen Persönlichkeit des Dichters übereinstimmen, daß aber andererseits „auch heute noch die Anschauungen über Goethes Bedeutung für die Wissenschaft und die Entwicklung unserer modernen Weltanschauung unter unseren ‚Intellektuellen‘ wenig geklärt sind.“ — In einer vorangehenden Nummer (47) giebt Eugen Kalkschmidt Erläuterungen „Zur Entstehung des weimarischen Bühnenstils“, das heißt zu Goethes Thätigkeit als Theaterleiter.

Velhagen & Klasings Monatshefte. XIV, 1. „Wie ein Roman entsteht,“ schildert in einer für das Verständnis weiter Kreise berechneten Darstellung Georg Freiherr v. Ompteda. Er giebt zunächst ein Bild von den einzelnen Stadien der künstlerischen Empfängnis und knüpft daran eine Technik des Romans in nuce. Alle wichtigeren Fragen und Gesetze des Schaffens werden kurz erörtert: der äußere Umfang des Werkes, die Entwicklung der psychologischen Vorgänge, die Oekonomie der Handlung, die Anlage und Beleuchtung der Charaktere, die Unpersönlichkeit der Darstellung, die Tendenz, die Modellfrage und die Unsitte des Modellsuchens seitens der Leser, das Einsetzen der Erzählung an einem bestimmten Punkte, der individuelle Stil, die Verlegung wichtiger Scenen hinter die Coulissen, die Wahl des Standpunkts — entweder bei und mit dem Helden oder ohne Rücksicht auf ihn bald da, bald dort —, der Abschluß und zuletzt — der Erfolg bei Publikum und Kritik. „Kritik können die wenigsten vertragen, das heißt: keine schlechte . . . Der Kampf nimmt aber nie ein Ende. Es giebt keine gesicherte Stellung in der Litteratur. Was heute galt, gilt vielleicht morgen nicht mehr. Und wenn der Anfänger Himmel und Erde in Bewegung setzte, um überhaupt gedruckt zu werden, so sind die Qualen des reifen Künstlers nicht minder groß, der sich jedesmal, wenn er ein Werk vollendet hat, fragen muß: ‚Ist es auch gut? Bist du noch auf der Höhe? Erreichst du die vorige Arbeit?‘ — Diese Stunden des Zweifels an sich selbst sind den Besten nicht erspart geblieben.“ — In Heinrich Harts litterarischer Chronik, die das gleiche Heft enthält, wird vorzugsweise Helene Böhlaus Roman „Halbtier“ gewürdigt als ein Werk, das „in seiner Gesamtheit ebenso hinreißend, wie ergreifend“ wirke.

Zeitschrift für deutschen Unterricht. XIII, 8. Wie wenig man lyrische Gedichte ohne weiteres als biographische Zeugnisse und Ausdruck des wirklich Erlebten betrachten darf, geht aus einem Beitrag von Professor Rich. Maria Werner hervor, der in einer Besprechung von Jensens Gedichten auch dessen Klagen um die verlorene Lebensgefährtin erwähnt und dann erst erfahren hatte, daß Jensens Gemahlin noch am Leben sei. Werner legt diesem Fall eine prinzipielle Bedeutung bei, da die Forschung beispielsweise bei den Minnesängern ausschließlich auf das angewiesen ist, was ihre erhaltenen Lieder an biographischem Material hergeben, wiewohl der Wert dieser lyrischen Angaben von Schönbach (Die Anfänge des Minnesangs, 1898) bestritten wird, und er regt zur Prüfung dieser Methode speziell bei noch lebenden Autoren an. — Th. Matthias (Zittau) durchmustert den reichen Novellenschatz, mit dem uns Theodor Storm in vier Jahrzehnten beschenkt hat, hauptsächlich auf den Stoffgehalt der einzelnen Novellen hin. Bei der Betrachtung ihrer künstlerischen Form bemerkt er die „immer ausschließlichere Bevorzugung der Erinnerungs- und der Ich-Novelle.“ — Das folgende Heft (9) bringt Abhandlungen „Ueber die Bedeutung der Gebrüder Grimm in der Geschichte der Pädagogik“

von Dr. Ludwig Grimm (Elsterberg) und „Ueber die Grundlage des Tragischen“ von Dr. Richard Jahnke (Elberfeld), der insbesondere die Forderungen formuliert, die erfüllt werden müssen, wenn eine Dichtung ästhetischen Genuß gewähren soll, und die Fragen prüft, wie weit Zufall und Schicksal als berechtigte Faktoren neben der Kausalität in der Dichtung mitwirken dürfen.

Die Zukunft. VII, 46. Martin Greif und Karl Du Prel feiert gemeinsam ein Artikel von Paul Garin. Die Zusammenstellung erklärt sich daraus, daß beide kurz nach einander ihren 60. Geburtstag begingen — für Du Prel war es der letzte, den er erleben sollte —, daß sie Jugendfreunde waren und beide zuerst die Offizierslaufbahn wählten, ehe sie ihren eigentlichen Beruf entdeckten. „Das, was die Welt Erfolg nennt, goldene Berge und den Beifall der Menge, hat weder Greif noch Du Prel errungen. Dagegen sind sie seit dem Beginn ihrer Laufbahn im Geistesleben der Zeit da, immer gegenwärtig, wenn auch ungesehen und ungehört, immer mit einem bestimmten, starken Gewicht fühlbar, selbst von den Unempfindlichen bemerkt und von den Unwilligen mit jenem verheißungsvollen Blick, der halb Respekt und halb Mißfallen bedeutet, ausgezeichnet.“ — In Nr. 47 entwirft Henry F. Urban ein Bild von dem kunstwidrigen und rein geschäftsmäßigen Theaterbetrieb in Nordamerika. Heimische Talente giebt es nicht oder man kennt sie nicht. Gegen die Konkurrenz der Sardou, Rostand, Blumenthal-Kadelburg, Pinero könne der amerikanische Dichter nicht ankämpfen. Er wird einfach nicht aufgeführt. Versuche, eine freie Bühne zu gründen, scheitern an dem gänzlich kleinstädtischen Bühnengeschmack der Amerikaner. — In Nr. 48 bespricht Dr. Karl Federn (Rom) d'Annunzios Schauspiel „La Gioconda“, und in der folgenden Nummer wird der siebenbürgische Poet und Pädagog Michael Albert (vgl. Litt. E., Heft 19) von Dr. Hans Wolff (Schäßburg) verdienstgemäß gewürdigt.

In der „Umschau“ (III, 35) setzt Prof. F. W. Bruinier das Verhältnis unserer Zeit zu Goethe auseinander, wobei er die Ansicht ausdrückt, daß uns heute der junge Goethe der straßburger Zeit mit seinem „volkstümlichen Realismus“ am nächsten stehe. — Die „Woche“ (I, 24) erteilt dem Reichstagsabgeordneten Prinzen Carolath „Zur Goethefeier“ das Wort, der bekanntlich mit seinem Antrag auf Bewilligung von 50 000 Mark für das straßburger Denkmal nicht durchdrang. — Im „Neuen Jahrhundert“ (Berlin; I, 48) teilt Franz Sandvoß (Weimar) aus einer italienischen Reisebeschreibung von Goethes Vater (1740 entstanden), die jetzt zum ersten Male aus dem Goethe-Schiller-Archiv teilweise in der Festschrift „Weimars Festgrüße zum 28. August“ (H. Böhlaus Verlag) gedruckt erscheint, einen kleinen Liebesroman mit, den Johann Caspar in Mailand anspann, und der ihn in anderem Lichte als dem des ernsthaften Pedanten erscheinen läßt. — Der Goethe-Artikel des „Bär“ (XXV, 34) rührt von Paul Warncke her und behandelt das Thema „Goethe und Friedrich der Große“. — Ueber „Goethe und Egidy“ spricht sich in der Monatsschrift „Ernstes Wollen“ (I, 6) A. Matthes in dem Sinne aus, daß er die Gründung einer Egidy-Gesellschaft, analog der Goethe-Gesellschaft anregt. — Die Revue franco-allemande I, 16,) druckt eine Serie verschollener Goethe-Briefe an den Maler Eugen Neureuther ab, der sich durch seine Randzeichnungen zu Goethes Balladen und Romanzen (1829 u. f.) einen Ruf verschaffte. Die Briefe wurden s. Zt. in dem 1833 erschienenen, längst vergriffenen Buche „Oeffentliche Kunstschätze auf dem Gebiet der Malerei“ von J. M. Schotty abgedruckt. — In der „Kritik“ (179) sucht ein wunderlicher Artikel „Goethes Horoskop“ von Albert Kniepf die ehrwürdige Wissenschaft der Astrologie (im Anschluß an die bekannten Anfangssätze von „Wahrheit und Dichtung“) wieder zu Ehren zu bringen, wobei Goethes Angaben über die Aspekten bei seiner Geburt berichtigt werden.

— In der „Gartenlaube“ (33) schildert Johannes Proelß Goethes Wirken und nationale Bedeutung. — In der „Neuen Zeit“ (Stuttgart; XVII, 48) wird Goethe vom sozialdemokratischen Standpunkt betrachtet und seine geringe Volkstümlichkeit erklärt. „Goethe ist niemals der einsame Halbgott gewesen, der unnahbar über den Köpfen der wimmelnden Massen daherschritt . . . In tausend und abertausend Rinnsalen ist Goethes unsterbliches Schaffen befruchtend ins deutsche Volksleben geflossen, und es ist wahrlich kein Stumpfsinn der Massen, wenn Unzählige, die ohne seine unerschöpflichen Spenden nicht wären, was sie sind, seinen Namen nicht zu nennen wissen. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, aber er lebt auch nicht allein von der Kunst. Ehe er ein schönes Dasein schaffen kann, muß er erst sein Dasein selbst gesichert haben.“ — Aehnliches über die angeblich geringe „Popularität“ Goethes meint ein Artikel von Carl Krauß (Marburg) in der „Hilfe“ (V, 35), wo auch Pfarrer Naumann sich über Goethes sogenanntes Heidentum ausspricht. — Das selbe Gebiet betritt Prof. Adolf Lasson in der „Kirchlichen Monatsschrift“ (11. Heft), aus der auch eine Studie über „Das Christusbild in der modernen Dichtung“ von Max Vorberg erwähnt sei.

Von den illustrierten Blättern haben die leipziger „Illustrierte Zeitung“ und die münchener „Jugend“ die reichsten Aufwendungen für den Goethetag gemacht. Die große Festnummer der „Ill. Ztg.“ bringt allein über 80 Illustrationen, darunter zwanzig verschiedene Goethe-Porträts aus allen Lebensaltern. Den Hauptartikel hat Dr. Karl Heinemann beigesteuert. — In der „Jugend“ (IV, 35) werden zwei noch unbekannte Handzeichnungen Goethes reproduziert. Spielhagen, Avenarius, Hartleben, Hoffmannsthal, Fulda sind mit poetischen Beiträgen, Chamberlain mit einer Betrachtung über „Werther“ vertreten, die eine „freie, wahre, verständnisvolle Schätzung“ von Werthers Charakter zu geben versucht. Die künstlerischen Beiträge, insbesondere das Umschlagsbild „Nächtlicher Ritt nach Sesenheim“ von R. M. Eichler, sind durchweg dem Charakter des Heftes angepaßt.

In „Ueber Land und Meer“ (48) wird Adolf Pichler von seinem Landsmann Aloys Brandl (Berlin) gefeiert. „Was der innsbrucker Jugend an Pichler vor allem gefällt, ist wohl, daß er ein echter kerndeutscher Tiroler ist, ohne klerikales Zwittertum in nationalen Fragen, ohne großstädtische Fremdtümelei in Kunstfragen. Gerade die Rauhheit, mit der er römische und wienerische Verlockungen abwies, hat ihm auf die Dauer Bewunderung eingetragen. Der Charakter des Bauern, der sich auf der eigenen Scholle, und sei sie noch so kärglich, als König fühlt, ist ihm von seinen Vorfahren — sie saßen zu Neumarkt in Südtirol — her eigen und selbst noch in Gesicht und Tracht anzumerken.“

In den „Internationalen Litteraturberichten“ (VI, 17) geht Peter Lund Arno Holz und seiner lyrischen Schule zu Leibe und erbietet sich, binnen einer Woche 500 Gedichte in der neuen Holz-Technik zu fabrizieren. — Dem 80. Geburtstag des österreichischen Dichters Hermann Rollett widmet Leopold Katscher ein Gedenkblatt.

In der „Christlichen Welt“ (Nr. 34) bespricht Pfarrer Fischer in einem Essai Ludwig Jacobowskis „Loki“ und begrüßt ihn als den „ersten modernen Roman großen Stils, über dem eine Weltanschauung steht.“ In derselben Nummer nimmt auch Pfarrer Rade das Wort, um seine von Fischer abweichende Stellung über die Auffassung des „Bösen“ in „Loki“ zu begründen.

In den „Graphologischen Monatsheften“ (München, Karl Schüler; III, 6) giebt der Herausgeber Hans H. Busse unter dem Titel „Deutsche Schriftstellerinnen der Gegenwart“ graphologische „Beiträge zur Psychologie des Weibes“. Behandelt werden in Kürze Paul Maria Lacroma, Juliane Déry, Lou Andreas-Salomé und besonders ausführlich Anna Croissant-Rust, wobei versucht wird, die Uebereinstimmung des Handschriftcharakters mit dem litterarischen Charakterbild nachzuweisen.

Oesterreich.

Chronik des Wiener Goethevereins. XIII, 9. Die von Goethes Geburtstag datierte Nummer bringt Reminiscenzen an die wiener Goethefeier vor 50 Jahren, die „ziemlich klanglos“ verlief. In der Zeitung „Ostdeutsche Post“ wurde dafür die kaiserliche Akademie verantwortlich gemacht und deren Mitglieder Grillparzer und Halm mit einem scharfen Seitenhiebe angegriffen. Ferner giebt die Nummer einen Abdruck der auch von uns in Heft 22 reproduzierten Taufanzeige in den „Frankfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten“ wieder, wobei über die Herkunft des Blättchens das Nähere berichtet wird. Die Reproduktion ist nämlich nicht nach dem Original selbst, sondern nach einem nicht ganz genauen Neudruck hergestellt, den das frankfurter Unterhaltungsblatt „Iris“ zu Goethes 76. Geburtstag 1825 veranstaltete und auf Löschpapier gedruckt seiner Auflage ohne weitere Erklärung beifügte. Erst die folgende Nummer gab den Lesern die Erläuterung, so weit sie noch nötig war, wobei die Redaktion als ergötzliches Kuriosum mitteilte, daß sich auf ihrem Bureau bereits eine arglose Kammerjungfer zu einer Stelle gemeldet hatte, die in dem alten Nachrichtenblättchen von 1749 ausgeschrieben war. — In einer Miscelle stellt Max Morris als Quelle des Gedichtes „Das Tagebuch“ eine Stelle aus Ariost fest und führt noch einige andere Ariost-Reminiscenzen aus goethischen Dichtungen an.

Heimgarten. XXIII, 12. Von einem Besuch bei Adolf Pichler in seiner Sommerfrische Barwies erzählt Dr. S. M. Prem. Er erinnert daran, daß vor zehn Jahren beim siebzigsten Geburtstage des Dichters sich in Innsbruck, wo man ihn kürzlich preisend mit viel schönen Reden und goldenen Lorbeerkränzen feierte, keine Hand ihm zu Ehren gerührt habe. So mißkannt sei er gewesen. Erst seit etwa 1890 begann die Wertschätzung seiner Poesie langsam, aber stetig zu steigen und er selbst aus jener Zurückhaltung herauszutreten, in die ihn die Verbitterung gedrängt hatte. — „Volkstümliches aus dem Ennsthale“ teilt Karl Reiterer mit.

Der Kyffhäuser. I, 5. Sehr eingehend erörtert eine Betrachtung von Dr. Ernst Gnad (Graz) über „Goethes Deutschtum in Hermann und Dorothea“ die Stellung Goethes zum nationalen Gedanken. Er begründet es aus der Zeitseele des vorigen Jahrhunderts heraus, weshalb wir bei unseren großen Dichtern und Denkern von damals das „stramme Nationalgefühl“ vermissen, und stellt Goethes Aeußerungen über diese Frage zusammen. Goethe habe allerdings keine Bardengesänge gedichtet und keine Kriegslieder gesungen, aber „er gab seinem Volke als erste große litterarische That den ‚Götz‘, worin er mit einem Schlage die französische Herrschaft auf der deutschen Bühne brach“, dann den „Faust“ und endlich „Hermann und Dorothea“, das Werk, worin die Grundlagen und Eigentümlichkeiten deutschen Wesens und deutscher Art am tiefsten zur Gestaltung kommen, und in dem der Dichter „von der stolzen Höhe seines Weltbürgertums zu seinem Volke herabstieg“. Der Artikel geht diesem Gedanken im einzelnen nach und schließt mit Auslassungen über die bedeutsame Rolle des Deutschtums im Kulturleben der Völker. — In derselben Nummer wird die Aufmerksamkeit auf den vor 25 Jahren verstorbenen oberösterreichischen Dialektdichter Stelzhamer zurückgelenkt, der einem Adalbert Stifter gleich zu achten und trotz eines im Verborgenen blühenden „Stelzhamer-Bundes“ heute so gut wie vergessen sei.

Die Wage. II, 34, 35. Eine Betrachtung „zu Goethes 150. Geburtstag“ von Prof. Georg Witkowski (Leipzig) geht darauf aus, zu zeigen, in welcher Verfassung sich das geistige Leben Deutschlands befand, als Goethes eigenes Wirken einsetzte. — Dr. Alfred von Berger sucht Goethes Ansicht von der Kunst aus seinen Aeußerungen über „Natur, Manier und Stil“ zu entwickeln (Nr. 35). — In einem vorhergehenden Hefte (33) wird dem Drama „Familie Wawroch“ von Franz Adamus von J. L. Windholz (Mährisch-Ostrau) zwar eine seltene Kraft der Charakterisierung nachgerühmt, dagegen seiner Milieuschilderung — das Stück spielt, wie hier schon früher erwähnt, in mährischen Arbeiterkreisen — die lokale Echtheit abgesprochen.

Wiener Rundschau. III, 18. Sehr pessimistisch spricht sich in einem pariser Brief Rémy de Gourmont über den gegenwärtigen Stand der jüngsten französischen Litteratur aus. Was Catulle Mendès einst 1860 über den damaligen Zustand der französischen Poesie sagte, sei heute buchstäblich wieder anwendbar: „Von Kunst keine Spur, von Sprache und Rhythmus keine Ahnung!“ Die einzige Leidenschaft der heutigen Dichtertruppe gleich der vor vierzig Jahren sei der Haß, mit dem sie den Stil verfolgten. Ihre eingebildete Freiheit sei Anarchie und Schwäche. — Eine Studie von Arthur Moeller-Bruck (Düsseldorf) „Zur Kunst des Hintergrundes“ giebt erneut der allgemein empfundenen Sehnsucht nach einer Kunst mit weiten Horizonten nach all der realistischen Kleinkunst der jüngsten Epoche Ausdruck. — Im folgenden Hefte (19) finden sich sechs Gedichte von Baudelaire in deutscher Umdichtung von Stefan George. — August Strindberg knüpft an ein persönliches Erlebnis Betrachtungen „Zur Psychologie des Gebetes“ und sucht die von ihm erprobte Macht des Gebetes auf physio-psychologische Wirkungen zurückzuführen. — Einen Kernpunkt der modernen Frauenfrage erörtert Leo Bergs Artikel: „Von der Frauen Scham und Freiheit.“ — J. C. Poestion giebt eine Darstellung der isländischen Kultur und Litteratur der Gegenwart, von der hier schon des öfteren die Rede war.

Die Zeit. 253/54. Mit dem Führer des jungbelgischen Realismus Camille Lemonnier beschäftigt sich eine umfassende Arbeit von Albert Mockel (Paris). Lemonniers erste Schriften (vgl. auch den belgischen Litteraturbrief, L. E. Heft 13), die 1862—1870 erschienen, waren zumeist Kunstkritiken. 1870 erschien, aus den Eindrücken einer Pilgerfahrt nach Sedan geschöpft, sein erstes größeres Werk „Charniers“ (Das Beinhaus), dem rasch andere folgten, zunächst einfache Erzählungen volkstümlichen Charakters, dann „Thérèse Monique“, sein erster Roman. Seine Höhe erreichte er mit „Le Mâle“, das im wallonischen Bauernmilieu spielt, und in „Le Mort“, mit denen er die Führerschaft der jungen litterarischen Generation in Belgien gewann. Das zufällige gleichzeitige Erscheinen von Zolas „Germinal“ und Lemonniers Roman „Happe Chair“, der das Leben der belgischen Eisenarbeiter schildert, bewirkte es, daß man Lemonnier zu der Schule Zolas und zu den Naturalisten zählte; Mockel nimmt ihn gegen diese Rubrizierung in Schutz, wenn auch ein zeitweiliger Einfluß Zolas nicht zu verkennen sei. Er feiert ihn besonders als einen Stilkünstler ersten Ranges, dessen Eigenart in einer „schwelgerischen Ueppigkeit der Sprache“ beruhe. — In Nr. 255 stellt Dr. J. Scheu des achtzigjährigen Hermann Rollett Leben und Wirken dar, dieser selbst giebt eine Uebersicht über seine politische Lyrik von 1841 bis auf die Gegenwart, die einer Sammelausgabe noch harrt. — Ein Essai über den Begriff des „Erlebens“ von Lou Andreas-Salomé und ein Beitrag „Die Faustsage in der bildenden Kunst“ von Dr. A. Tille bedürfen gleichfalls der Erwähnung.

England.

Zu Gunsten der „Times“ wurde hier kürzlich ein richterliches Urteil gefällt, das zu den lebhaftesten Besprechungen Veranlassung gab und den lauten Ruf nach einer grundlegenden Umgestaltung der bisher gültigen Gesetze gegen Nachdruck weckte. Lord Rosebery hatte eine öffentliche Rede gehalten, die die „Times“ am nächsten Tage in ihren Spalten wiedergaben, und deren Wortlaut dann eine andere Tageszeitung nachdruckte. Hiergegen erhob ersteres Blatt Einspruch und erzielte thatsächlich ein obsiegendes Erkenntnis, aus dem hervorgeht, daß sogar der Redner selbst an seinen eignen Auslassungen im vorliegenden Falle kein Autorenrecht besässen hätte, wenigstens nicht an demjenigen Wortlaut, in dem er bereits zum Abdruck gelangt war. Selbstverständlich erregte das besagte Urteil allgemeines Aufsehen und Kopfschütteln. Das für den Gegenstand besonders interessierte „Publisher Circular“ (19. August) giebt eine große Reihe darauf bezüglicher Preßstimmen wieder.

Interessante Fragen behandelt in der Fortnightly Review (August) ein Aufsatz von Joseph Jacobs unter dem etwas irreleitenden Titel „The Dying of Death“ (Das Sterben des Todes). Es wird hier ausgeführt, daß in unserer heutigen Zeit der Tod im allgemeinen kein schrecklicher und gefürchteter Tyrann mehr sei, sondern ein lieber und oft herbeigewünschter Freund. Jedenfalls übe der Tod keinen Einfluß auf unsere Handlungsweise aus. Im Vergleich zum Mittelalter sei die durchschnittliche Lebensdauer bedeutend verlängert und infolgedessen im späteren Alter, nach Ueberwindung der Illusionen, der Uebergang zum Tode ein allmählicherer und willkommenerer. Durch den Verlust des Glaubens an die grob irdische Lehre von der persönlichen Fortdauer nach dem Tode, sowie der Erkenntnis, daß auch ohne uns das Universum fortbesteht, verblaßt das persönliche Interesse für das Jenseits. Hieraus ergiebt sich, daß die Besseren versuchen, die Lage der Gesamtheit auf der Erde zu fördern, während die absoluten Egoisten jeden möglichen Genuß zu erhaschen trachten.

In der Wochenschrift „The Critic“ (26. August) werden unter dem Titel „Litteratur und Reaktion“ den dreyfusfeindlichen Schriftstellern die Leviten gelesen: Brunetière, Lemaitre, Coppée, Déroulède und Gyp. Von der letzteren meint der Verfasser, sie sei die einzige litterarische Persönlichkeit unter den genannten, deren Ansehen unter ihrer Haltung in der „Affäre“ nicht gelitten habe, weil niemand sie recht ernsthaft nahm und man ihr zutraue, daß nur die Sucht nach neuen Stoffen und Typen sie ins nationalistisch-royalistische Lager geführt habe.

Im Cornhill Magazine findet sich der übersetzte Essai Maeterlincks über das moderne Drama, desgleichen eine Beschreibung der Schlachten von Mars-la-Tour und Gravelotte von Dr. Blättner und ein Aufsatz über das Schäferdrama.

Das „Athenäum“ (8 Juli) beurteilt in ausführlicher und günstiger Weise das an dieser Stelle schon erwähnte Buch des Grafen Lützow „Die Geschichte der böhmischen Litteratur“. (London, W. Heinemann.) In der Nummer vom 19. August findet sich ein Artikel über „A Grammar of Arabic Language“ (Cambridge, University Press), eine englische Uebersetzung von Casparis deutschem und verdienstvollem Werke. Dasselbe Heft enthält eine ebenso eingehende wie anerkennende Besprechung des Werkes „Das deutsche Volkstum“, herausgegeben von Dr. Hans Meyer (Leipzig, Bibliographisches Institut). Gleichwie das „Athenäum“ bringen viele Zeitschriften höchst ehrenvolle Nachrufe auf den verstorbenen Bunsen, dessen Schüler hier die beiden berühmten Chemiker Sir E. Frankland und John Tyndall waren.

Mr. Tallentyre giebt in „Longman's Magazine“ (August) einiges Material zur Beurteilung der berühmten französischen Briefschreiberin Madame de Sévigné; im „Temple Bar“ (August) finden wir einen Bericht über „die schönste Bibliothek der Welt“, worunter die öffentliche Büchersammlung in Boston verstanden ist, und die „Westminster Review“ für August bespricht in ihren Kritiken u. a. die beiden Werke: „Die Geheimgeschichte des 18. Jahrhunderts von Karl Marx“, herausgegeben von seiner Tochter Eleanor Aveling (London; Swan, Sonnenschein & Co.) und „Die deutsche Politik der Zukunft“ von C. Frantz und O. Schuchardt. (Leipzig, Carl Mende.) — „Litterature“ (12. August) kritisiert das Werk „Beiträge zur amerikanischen Litteratur- und Kulturgeschichte“ von E. P. Evans (Cotta, Stuttgart) und bezeichnet als das interessanteste Kapitel dasjenige über das Mormonentum. Beiläufig wird bemerkt: „Amerika ist noch weit entfernt, einen Maupassant, Paul Heyse oder Ferdinand von Saar zu besitzen.“

Das „Ex-libris Journal“ für August enthält prachtvolle Illustrationen interessanter Bibliothekszeichen, die durch den Herausgeber der Zeitschrift, Mr. Wright, näher beschrieben werden. In derselben Lieferung befindet sich ein höchst gelungener Aufsatz über den Kupferstecher C. W. Sherborn, den der Verfasser des Artikels, Graf K. E. zu Leiningen-Westerburg, mit Recht als den Altmeister seines Kunstzweiges feiert.

London. *O. von Schleinitz.*

Italien.

In der Rivista politica e letteraria (1. Aug.) beginnt V. Morello eine Vergleichung zwischen den „drei Kritikern“ Taine, Carlyle und De Sanctis im Hinblick auf den Einfluß, den die deutsche Philosophie, insbesondere die hegelsche, auf sie gehabt habe. Er beginnt mit dem Historiker der französischen Revolution, an dem er die Vereinigung der analytischen und der synthetischen Begabung, der wissenschaftlichen und der künstlerischen Fähigkeiten lichtvoll hervorhebt. — Olindo Malagodi leitet eine Abhandlung über den englischen Roman der Gegenwart mit einer Betrachtung des „Publikums und der Litteratur der Demokratie“ ein. Die bisher in keiner anderen Litteratur erreichte Ziffer von zweitausend neuen Romanen in jedem Jahre, die allgemeine Unterwerfung der Autoren unter den wechselnden Modegeschmack der Lesermassen und die rein kaufmännischen Gesichtspunkte der Verleger liefern ihm den Beweis, daß der englische Roman aus dem Erzeugnis der Inspiration eine fabrikmäßige Ware geworden sei. Im Zusammenhange damit zeige das heutige englische Lesepublikum sich wesentlich verschieden von demjenigen der Mitte des Jahrhunderts und von dem französischen, italienischen und russischen der Jetztzeit. Die Ursache hiervon sei in den veränderten wirtschaftlichen Bedingungen der angelsächsischen und germanischen Nationen zu suchen, die auch die Weltanschauungen und den Kunstgeschmack beeinflussen. Nach Malagodi hat der englische Roman sich mit und infolge der Industrialisierung Englands zu einem auch den wenig gebildeten und den ermüdeten Köpfen zugänglichen leichten Unterhaltungsmittel umgestalten müssen, während er bei den anderen Nationen noch ein aristokratischeres und raffinierteres Mittel geistigen Genusses geblieben ist. — Aus einem Aufsatze Andrea da Mostos über „das Theater zu Venedig im 17. Jahrhundert“ erfährt, wer es noch nicht weiß, daß die ersten stehenden Theater in der Dogenstadt im Beginne des 17. Jahrhunderts entstanden sind, daß zuerst nur Komödien aufgeführt wurden und 1637 die erste Oper die Venetianer entzückte, worauf sie die beliebteste Bühnenspielgattung wurde. Sowohl für die Theater- und Musikgeschichte in Italien wie für die Sittengeschichte Venedigs enthält der Aufsatz schätzenswertes Material.

In der „Nuova Antologia“ (Heft 662) entwirft Giuseppe Chiarini ein Bild von dem jugendlichen Carducci. Er sieht in dem Unabhängigkeitssinne, der Pflichttreue, dem glühenden Patriotismus und dem Kampfmute des Verfassers der „Odi barbare“ und

der „Confessioni e battaglie“ ein Erbteil seines Vaters, der als bescheidener Gemeindearzt in einem toskanischen Flecken an den Ereignissen des Jahres 1848 thätigen Anteil nahm, den Sohn bis zum 12. Jahre selber unterrichtete und ihn mit Liebe zum klassischen Altertume erfüllte. Chiarini, ein Jugendfreund und Studiengenosse des Dichters, berichtet unter Anführung vieler interessanter Züge von der Schulzeit und den Studien Carduccis, von seiner Lehrthätigkeit und der Beeinflussung seiner frühen Dichterthätigkeit durch seinen leidenschaftlichen Patriotismus, endlich von den Phasen seiner politischen Entwickelung, die ihn gleich seinem Heros Garibaldi durch den Republikanismus hindurch zur Aussöhnung mit der savoyischen Monarchie im Interesse der Befreiung und Einigung Italiens führte.

Mit Taine beschäftigt sich auch G. Barzellotti im 7. Hefte der „Rivista d'Italia“ in einem auf den neuesten biographischen Forschungen fußenden Artikel über die „Jugend-Studien und -Werke“ des Philosophen aus den Ardennen, der schon als 21jähriger Schüler der „Ecole Normale“ an Gabriel Monod schrieb: „Je veux être philosophe“ und hinzufügte: „Deshalb stürze ich mich in jede Art von Untersuchungen und werde genötigt sein, nach Absolvierung der Schule auch die Sozialwissenschaften, die Nationalökonomie und die Naturwissenschaften zu studieren. Was mir jedoch die meiste Zeit wegnimmt, das sind die Gedanken über mich selbst; um zu begreifen, muß man selbst finden, um an die Philosophie zu glauben, muß man sich selber erneuern — und das auf die Gefahr hin, nur zu finden, was Andere schon gefunden haben.“ Bei aller Anerkennung der Harmonie und Konsequenz in den Ansichten und dem System Taines stimmt Barzellotti den hervorragenden Kritikern und Biographen nicht in der Ansicht bei, daß alle Elemente seiner Lehre strengen logischen Zusammenhang besitzen, z. B. widerspreche sein Pessimismus dem spinozistischen Optimismus, der doch die Grundlage seiner Philosophie bilde. Die litterarische und philosophische Bedeutung namentlich der bewundernswerten Hauptwerke Taines: der „Geschichte der englischen Litteratur“, der „Ursprünge des modernen Frankreichs“ und der „Französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts“, wird von Barzellotti mit großer Ruhe und Klarheit ins Licht gesetzt.

Im florentiner „Marzocco“ diskutieren Angelo Conti und Francesco Pastonchi den Wert der „Göttlichen Komödie“. Dem letzteren zufolge hat das größte Schriftwerk des Mittelalters lediglich formalen und darstellenden Wert, während die Grundidee, die allgemeine Auffassung und die Moral veraltet seien, weil Dante tief in den mittelalterlichen Ideen stecken geblieben sei. „O, wenn er die Seele Cavalcantis besessen hätte! Wenn er, frei von Visionen und scholastischer Philosophie, sich mit jungfräulichem Sinne dem Universum gegenübergestellt und den mit der „Vita Nuova“ betretenen Weg nicht verlassen hätte! Vielleicht besäßen wir dann nicht das ‚göttliche‘ Dichtwerk, aber dafür ein menschlich größeres.“ Conti behandelt diese ketzerische Ansicht als ein unerträgliches Attentat auf ein Heiligtum der Kunst und Weisheit. Mit mehr Ruhe und Wohlwollen weist (in Nr. 29) G. Lipparini die Vorwürfe gegen den Zwang im Aufbau des Gedichtes zurück, die Pastonchi erhoben hatte. Auch er kargt nicht mit bitteren Urteilen über die in den italienischen Schulen herkömmliche trockene und pedantische Einübung des architektonischen Planes der „Göttlichen Komödie“; aber er sieht in dem strengen Kompositions-Plane das notwendige und mächtige Werkzeug der Schönheit des Kunstwerkes, wie der Parthenon seine Schönheit den Maßverhältnissen verdanke, ohne daß zur Würdigung der Schönheit die Kenntnis der Zahlen und Formeln nötig sei.

In der „Vita Internazionale“ (Nr. 14) findet sich ein kurzer Artikel über den Erzähler Emilio De-Marchi, der sich soeben in seinen „Vecchie e nuove cadenze“ auch als Dichter gezeigt hat, der dem Symbolismus nahe zu stehen scheint. In Nr. 15 derselben Zeitschrift sucht De Roberto der Bedeutung des kürzlich verstorbenen Franzosen Stephan Mallarmé gerecht zu werden, der mit Paul Verlaine als einer der bedeutenderen Nachfolger Baudelaires zu betrachten ist. „Er besaß“, so schließt De Roberto seine Besprechung, „wirklich eine ungewöhnliche Begabung; aber diese Begabung führte ihn, da er der richtigen Leitung entbehrte und durch nebelhaften Drang auf ein, wo nicht unerreichbares, doch sehr fern liegendes poetisches Ziel hingewiesen ward, zum Abgeschmackten und hie und da zum Grotesken.

Rom. *Reinhold Schoener.*

Dänemark.

Georg Brandes verbreitet sich im neuesten Hefte des „Tilskueren“ über japanische Litteratur in alter und neuer Zeit. Die Poesie greift bis ins 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück, obgleich von einer eigentlichen Klassik der alten Japaner während dieses langen Zeitraumes nicht die Rede sein kann. Längere, das epische Gebiet berührende Dichtungen, wie sie sonst jedes poetisch veranlagte Volk besitzt und mit großer Sorgfalt hütet, sind nicht anzutreffen. Von einem japanischen Gegenstücke der Ilias, des Nibelungenliedes oder auch des altindischen Mâhâbharata ist nirgend etwas bekannt. Auch die satirische und die damit nahe verwandte politische Dichtungsform war der älteren Litteratur völlig fremd, um so reicher aber sprudelte dafür der lyrische Volksquell, aus dem manche schätzbare Perle bis auf heute erhalten worden ist. Die dramatische Poesie beginnt im 14. Jahrhundert. Sie hat nur geringe Bewegungskraft entfaltet und beschränkt sich im wesentlichen darauf, durch Naturschilderungen, in denen der alte Sagenberg Fieji — der japanische Olymp — eine große Rolle spielt, die sonstige Armut an Stoffen und äußerer Form zu verdecken. Die Dürftigkeit der äußeren Technik findet in der Eigenart der japanischen Sprache ihre hinreichende Erklärung. Im Japanischen besteht jede Silbe aus einem Vokal oder allenfalls einem Vokal mit voraufgehendem Konsonanten; Schlußkonsonanten kommen nicht vor. Da die Sprache im ganzen nur fünf Vokale kennt, so fällt natürlich jede Möglichkeit fort, auf diesem Wege einen Reim zu stande zu bringen: die ganze Dichtung müßte sich ja in solchem Falle auf die fünf Vokalreime beschränken! Aber auch mit der Rhythmik ist es übel bestellt. Eine feste Betonung der meist ein- oder zweisilbigen Wörter giebt es nicht. Der Dichter, der mit diesen beiden Hauptmängeln rechnen muß, ergreift deshalb den Ausweg, als technisches Versmaß einen rhythmisch künstlich aptierten Silbenwechsel anzuwenden, sodaß Sieben-Silben-Zeiler mit Fünf-Silben-Zeilern abwechseln. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die japanischen Litteraten trotz der Mangelhaftigkeit jenes Notbehelfs eine überraschend wohllautende und immerhin abwechselungsreiche Technik herangebildet haben. Charakteristisch für die japanische Dichtung im allgemeinen ist die Abneigung gegen bildliche oder periphrastische Ausdrucksweise. Der Japaner ist Realist. Auch im zartesten lyrischen Gefühlsausdruck weist er die duftige Blumensprache des Orients von der Hand. Die Hauptblüte der lyrischen Dichtung fällt ins 8. Jahrhundert. Die wertvollsten Schöpfungen aus jener Zeit charakterisieren sich als eine Art Hofpoesie, kleinere Dichtungen, die sowohl von Männern wie Frauen zur Ehre des Mikado verfaßt wurden. Kein Wunder, daß sich der letztere veranlaßt sah, zur besseren Konservierung seines allerhöchsten Ruhmes die einzelnen Gedichte zu einem voluminösen Ganzen vereinigen zu lassen. Man kennt höfische „Anthologien“, die nicht weniger als 4000 verschiedene Beiträge verschiedener Verfasser enthalten.

„Nord og Syd.“ Die Erinnerung an den Fridericia-Tag wird im vorliegenden Heft VII durch einen leitenden Artikel von Axel Larsen, sowie eine interessante kulturhistorische Skizze von P. Munch: „Dänemark vor 50

Jahren“ aufgefrischt. Der Sieg von Fridericia bedeutet für Dänemark den „Endpunkt der ruhmreichen Unabhängigkeitsepoche“, die durch die späteren Kämpfe mit dem deutschen Gegner durch eine Periode abgelöst werden sollte, „die nicht nur den Verlust eines Drittels vom ganzen Reiche zur Folge hatte, sondern auch den Dänen die Zuversicht und das Vertrauen auf ihre eigene Zukunft ein für allemal raubte“. — Dem großen Abenteurer von Palermo, Alessandro Cagliostro, widmet Carl Kohl eine gutgeschriebene „Säkularerinnerung“, die namentlich auch über die untergeschobenen Memoiren des italienischen Ahasver neue und beachtenswerte Gesichtspunkte bringt.

Kopenhagen. *Styrbjörn.*

Finland.

Nils Erdman plaudert in Heft VI der „Finsk Tidskrift“ über die „Gedanken von der Unbeständigkeit des Weibes“ des schwedischen Nationalbarden Bellmann. Der Verfasser vertritt die Ansicht, daß Bellmann, der gewiß kein Verächter der schöneren Hälfte der Menschheit war, in seiner erwähnten Betrachtung vor allem einen kritischen Angriff gegen den Geist seiner Zeit im allgemeinen richten wollte. Die einseitige Heranbildung des jungen Mädchens, dessen geflissentliche Hinlenkung zur flachen Aeußerlichkeit ohne Erziehung der seelischen und intellektuellen Kräfte, wie sie zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in der spießbürgerlichen Gesellschaft Schwedens gang und gäbe war, mußte einem kaustisch veranlagten Dichter wie Bellmann alle Veranlassung geben, die scharfgeätzten Pfeile seines aristophanischen Humors gegen jene Klasse hohler Gesellschaftspuppen zu richten. Bezeichnend ist es, daß jene bissige Satire keineswegs in die Schaffensperiode des älteren Bellmann fällt, sondern schon in der ersten dichterischen Thätigkeit derselben seine Entstehung fand, mithin als ein Produkt aus der Sturm- und Drangperiode des großen nordischen Volkssängers anzusehen ist. — „Ueber das nordische Drama im Jahre 1897/98“ referiert S. Leopold in einer längeren, übersichtlich gehaltenen Abhandlung. Bei der Erörterung des dänischen Dramas bespricht der Verfasser zunächst Peter Nansens vorjährige Arbeit „Judiths Ehe“ und beklagt alsdann, daß das gehaltvolle Schauspiel „Cosmos“ von Einar Christiansen neben anderen ephemeren Sensationsarbeiten so gut wie gar keine Spuren in der Presse und öffentlichen Meinung hinterlassen habe. Der „Cosmos“ sei ein in symbolistische Formen gekleideter Ikarus-Versuch, dessen hohe Tendenz dem Verfasser ein begründetes Recht auf ernste Würdigung zukommen lasse. Besonders lange verweilt der Verfasser darauf bei Edvard Brandes letzter Arbeit: „Smaa skuespil“, sowie bei dem björnsonschen Drama „Paul Lange und Tora Parsberg“, die beide im zustimmenden Sinne besprochen werden. — Aus der auch diesmal wieder sehr reich gehaltenen litterarischen Umschau des vorliegenden Heftes verdienen die längeren Anzeigen von Karl Tavastjernas posthumer Dichtung: „Efter Kvöllsbrisen“ („Dämmerung“), von Graf Birger Mörners historischer Arbeit: „Frau Brahe zu Erichsholm“ und des jungfinischen Dichters Juhani Aho neuester Publikation „Katajainen kansani“ angeführt zu werden. Von dem „Katajainen“ ist gleichzeitig eine schwedische Uebertragung erschienen, die den Titel „Enris („Wachholder-Reis“) erhalten hat. Eine wörtliche Uebersetzung des finischen Titels wie überhaupt zahlreicher neufinischer Ausdrücke ist weder im Schwedischen noch im Deutschen ausführbar, vorzüglich deshalb, weil die Führer der jungfinischen Litteratur, zu denen auch Juhani Aho (alias Johan Brofeld) gehört, ein besonderes Gefallen daran zu finden scheinen, der ohnehin schon reichlich modulationsfähigen Sprache Kalevalas ständig neue, selbst „creïrte“ Ausdrucksformen zuzuführen.

Helsingfors. *Suomi.*

Polen.

Der berliner Professor der Slavistik Dr. Alexander Brückner zieht in dem letzten Hefte des „Przeglad polzki“ (Polnische Rundschau) ein bisher unbekanntes umfangreiches episches Gedicht aus dem XVII. Jahrhundert ans Tageslicht. Es ist dies eine im Stile des „Befreiten Jerusalems“ durchgeführte Darstellung der zeitgenössischen Ereignisse unter dem wunderlichen Titel „Der Tanz der Republik Polen“. Der Verfasser dieser stellenweise wirklich poetischen Reimchronik ist Gabriel Krasinski, ein Vorfahre des berühmten Dichters aus der romantischen Epoche der polnischen Litteratur. — Felix Holländers jüngstes Werk „Das letzte Glück“ wird von dem ständigen deutschen Referenten in sehr lobendem Tone besprochen, zugleich wird aber gerügt, daß der Dichter durch ein theoretisches Plaidoyer zu Gunsten der freien Liebe und gegen die Ehe sein tiefempfundenes Werk zu einem Tendenzroman gemacht habe. — Im „Przeglad poneszechny“ (Allgemeine Rundschau) beginnt eine polemisch-litterarische Studie von Mayanowski über „Jungpolen in der Dichtung und im Romane“, die in ihrem ersten Teile eine allgemeine Charakteristik des Naturalismus bringt. Pater Lipke S. J. handelt über die Lehre und die Tendenzen der russischen Slavophilen und weist nach, wie auf diese die sozialistische Kritik der sozialen Zustände im Westen und die philosophisch-romantischen Strömungen in Deutschland eingewirkt haben. Die Theorie von der Superiorität der Slaven datiere sogar schon seit Herder, der in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ den Stammescharakter der Slaven im Gegensatze zu dem der Völker des Westens lobt. Chomiakow, Aksakow, Kirojowski seien die Hauptvertreter der Epoche des Slavophilismus; nach ihrem Tode verwandelte sich rasch ihre Lehre in eine chauvinistische Nationalphilosophie, die alles haßt, was nicht russisch und orthodox ist. — Im lemberger „Przewodnik naukowy i literacki“ (Wissenschaftlich-litterarischer Führer) rühmt Truskolanski die Verdienste Herbarts um das Erziehungswesen. Der deutsche Philosoph sei der erste gewesen, der die Pädagogik auf dem Fundamente der realen Psychologie aufbaute; sein Lehrerseminar in Königsberg war die erste derartige Anstalt an einer Universität. Freilich habe er die physische Seite der Erziehung vollständig unbeachtet gelassen und die häusliche Erziehung und den häuslichen Unterricht höher geschätzt als die Erziehung in den öffentlichen, allen zugänglichen Schulen.

Ferdinand Hoesick, ein junger polnischer Litterat, schreibt in der „Biblioteka warzawska“ ein Kapitel aus dem Leben Chopins und zwar erörtert er das innige Freundschaftsverhältnis des Meisters zu Fontana, teilt auch dabei einige Briefe der beiden mit, die allen früheren Biographen Chopins unbekannt waren. — Martin Olscha spricht über „den Modernismus in Deutschland und Stanislaw Przybyszewski“, den er den talentvollsten unter den Dichtern des heutigen Jungdeutschland nennt. Es heißt da, Przybyszewskis Rolle in der deutschen Moderne sei eine dominierende gewesen. Wie ein glänzender Komet sei er über die Deutschen hingegangen und habe Bewunderung und Schrecken erregt. (??) Er habe einen ganzen Troß von jungen Verehrern zurückgelassen. „Sie werden seinen Ruhm überall hin verbreiten, wenn sie aber, ihn nachahmend, in seiner Art schaffen werden, werden sie nur Karrikaturen hervorbringen. — Ein interessantes Thema berührt in dem warschauer „Ateneum“ Julie Krzimuska. In historischer Reihenfolge werden die hervorragendsten weiblichen Gestalten in der polnischen Romanlitteratur neben einander gestellt, mit besonderer Berücksichtigung der Werke von Sienkiewicz, dessen Marynia Polaniecka die Hauptvertreterin des polnischen Ewig-Weiblichen ist.

Das „junge Polen“ und mit ihm die polnische Litteratur überhaupt darf dem warschauer Publizisten Johann Zakrzewski dankbar sein, der ohne jede Parteinahme für die neue Richtung gegen die leiden-

schaftliche Bekämpfung oder apathische Gleichgültigkeit protestiert, mit der gewisse litterarische Kreise den neuen Leuten gegenüberstehen. Man solle das Beispiel Jung-Belgiens beachten, wo die junge Richtung anfangs ebenso bekämpft oder mißachtet wurde, wie sie heute offiziell anerkannt wird. In derselben Zeitschrift, dem „Tygodnik illustrowany“ (Illustriertes Wochenblatt), finden wir in einem Abschnitt einer interessanten Monographie über „Die Paläste in Warschau“ von A. Kraushar wichtige Details über den Aufenthalt des Dichters E. Th. A. Hoffmann in Warschau. Hoffmann stand hier an der Spitze eines Orchesters, arbeitete an dem Umbau des Palais Mniszech mit und schmückte dessen Wände mit allerlei humoristischen Bildern al fresco.

Zum Schlusse sei mitgeteilt, daß das neulich hier wiedergegebene Gerücht von dem Eingehen des „Zycie“ (Leben), des Organs der polnischen Moderne, sich glücklicherweise als falsch erwiesen hat. Die Zeitschrift verwandelte sich nur aus einer Halbmonatsschrift in eine Monatsschrift und wird nach wie vor in Krakau erscheinen.

Krakau. *J. Flach.*

Nordamerika.

Die August-Nummer der „North-American Review“ zeichnet sich durch außerordentliche Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des Inhalts aus. Der bemerkenswerteste litterarische Beitrag stammt aus der Feder G. Bernard Shaws, des Kritikers, Ibsen-Vorkämpfers und geistvollsten, modernsten englischen Dramatikers der Gegenwart. Er behandelt einen ihm sehr vertrauten Gegenstand: „Die Bühnenzensur in England“ und hebt an: „In England kann kein Stück öffentlich aufgeführt werden, bis der Lord-Kammerherr bescheinigt hat, daß dessen allgemeine Tendenz nichts Unsittliches oder für die Bühne Unpassendes enthalte.“ Shaw erklärt dann, daß dieser Beamte, von dem das Wohl und Wehe der englischen Bühne abhängt, zum Hofstaat der Königin gehöre, offiziell nur ihr für sein Thun und Lassen verantwortlich sei, in Wirklichkeit aber, da die Majestät sich um die über den St. James-Palast hinausgehenden Pflichten dieser Würdenträger nicht kümmere, in seinem Reiche unumschränkt walte. Er selbst, der genannte Lord Kammerherr, lasse sich nicht dazu herab, die ihm zur Begutachtung eingesandten Stücke zu lesen, sondern überlasse dies dem „Examiner of Plays“, einem obskuren Unterbeamten, der auf diese Weise sich zu einem der größten geistigen Machthaber in England oder in Amerika erhebt. „Andere Menschen machen Englands Gesetze; er macht das englische Drama möglich oder unmöglich, und daher auch das amerikanische Drama; denn kein amerikanischer Dramatiker kann einem Despoten Trotz bieten, der ihm durch einen bloßen Wink das Bühnenrecht für England entziehen kann, das in London allein einen Wert von zwanzigtausend Dollars für ihn repräsentieren kann.“ Shaw erklärt weiter, daß zu diesem wichtigen Amt keineswegs litterarisch gebildete Männer ernannt würden, nicht etwa Litteratur-Professoren oder Dramaturgen; es könne niemand in einem englischen Postamt Briefmarken verkaufen, ohne eine Prüfung bestanden zu haben, aber Examinator des Dramas könne jedermann werden, ohne irgend einen Beweis zu geben, daß er auch nur schreiben oder lesen könne. Der jetzige Inhaber des Postens sei früher Bankangestellter gewesen und bezöge nun ein Salär von ungefähr zweitausend Dollars im Jahr, außerdem aber Lesegebühren von Verfassern oder Unternehmern, von fünf Dollars für einen Einakter an aufwärts. Mit seinem unvergleichlichen kaustischen Humor erzählt Shaw einige Beispiele von der Willkür und Beschränktheit des Herrn Zensors, die wiederzugeben Raummangel leider verbietet. Er erwähnt der List, durch die seiner Zeit bei der Shelley-Säkular-Feier eine Aufführung der „Cenci“ ermöglicht wurde, der Erfahrungen, die Herr Grein, der deutsche Gründer des „Independent Theatre“ mit Ibsen-Aufführungen machte, und weist überhaupt auf eine Menge Dinge hin, die von der britischen Presse sorgfältig verschwiegen werden und daher nur den Eingeweihten bekannt sind. Für das Verständnis der Mißstände, an denen die englische und die amerikanische Bühne kranken, dürfte dieser Artikel von höchstem Werte sein. — Elizabeth Robins Pennell schreibt sehr interessant über „Ein Jahrhundert Salons und Akademien“, wobei sie die Leistungen der diesjährigen Ausstellung der „Royal Academy“ einer scharfen Kritik unterzieht und auf die seit zwei Jahren bestehende International Society, deren Vorsitzender Whistler ist, als jene Organisation hinweist, von der die Zukunft der britischen Kunst abhinge. — Yetta Blaze de Bury behandelt die französischen Töchter-Romane der Madame Craven, geb. Komtesse de la Ferronays, Henri Gréville, der Madame Bentzon und der Madame Caro, und spricht letzteren beiden die Palme zu, da sie das Verantwortlichkeitsgefühl zu wecken geeignet seien. Ueber den Frauenkongreß berichten in allgemeinem Rückblick die Gräfin Aberdeen und die italienische, aber englisch schreibende Schriftstellerin Kassandra Vivaria, die im vorigen Jahre mit dem in Amerika verlegten Roman „Via lucis“ debütierte. Sie tadelt die Stillosigkeit der Abhandlungen und Essais und den Mangel an Vortragskunst, der sich bemerkbar machte.

„Critic“ reproduziert in der August-Nummer den in der London Academy veröffentlichten Einakter „Repentance“ von John Oliver Hobbes (einem Pseudonym für die aus Amerika gebürtige Romanschriftstellerin Mrs. Pearl Craigie, deren Dramen neuerdings Aufsehen erregen. Ueber Charlotte Bronte und zwei ihrer Freundinnen plaudert in ihrer gewohnten Weise Marion Harland. Dem Theater-Unternehmer Augustin Daly widmet A. J. du P. Coleman einen warmen Nachruf. Auf den irischen Schriftsteller Seumas Mac Manus, der sich in Amerika niedergelassen und viele Bewunderer erworben hat, macht Regina Armstrong aufmerksam. — „Criterion“ enthält in seiner Nummer vom 1. August unter dem Titel „Der Genius Frankreichs“ eine Besprechung des von Ferdinand Brunetière in Lille gehaltenen Vortrags über die Feinde des französischen Genius. Der Verfasser ist Charles Henry Meltzer, der Uebersetzer der „Versunkenen Glocke“. Dieselbe Nummer bringt eine kurze Würdigung Max Halbes aus der Feder von Grace Isabel Colbron, worin sie des phänomenalen Erfolges von „Jugend“ gedenkt und das Schicksal des Verfassers bedauert, der sein Publikum durch sein Erstlingswerk so verwöhnt habe, daß es nun durch nichts mehr zu befriedigen sei. — „Forum“ für August enthält einen Ueberblick über die neueste kanadische Belletristik. — Die August-Nummer von „Bookman“ bespricht die Leistungen des älteren Herédia.

New York. *A. von Ende*

Besprechungen

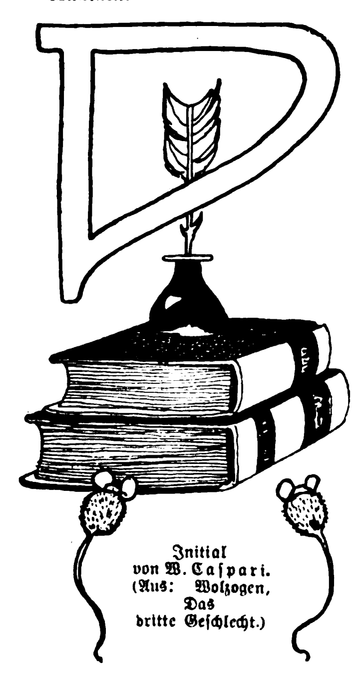
Romane und Novellen.

Osteuropäische Geschichten. Von Moritz Paschkis. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 257 Seiten. M. 3,— (4,—).

Es sind zwei Geschichten „Der Schakal“ und „In der Fremde“, beide auf den gleichen Ton gestimmt. Es ist kein sehr reicher, voller, tiefer Ton, auch kein sehr neuer. Das Osteuropäische, das herausklingt, spricht uns ziemlich verlebt und altmodisch an. Eine Gegenwärtigkeit, die schon überwunden ist. Keine Spur von Zukunftsklang. Zum Vollkünstlerischen fehlt dem Verfasser der Humor. Seine Schurken sind Schurken, nichts weiter. Ganz langweilige Schurken. Von einer unerhört banalen Art. Osteuropa thut einem ordentlich leid, daß

es kein höheres Niveau von Schurken aufzuzeigen vermag. Ich habe den Verfasser im Verdacht, daß er uns einiges schuldig bleibt, oder daß er uns Osteuropa mit Absicht verleumdet. Und da wird das Mißtrauen rege, daß kein rechter Verlaß auf seine Geschichten sei, und daß er uns foppt mit seinen bösen Farben. Die ethnographische Novelle hat ein empfindliches Gewissen.

München. *M. G. Conrad.*



Initial von W. Caspari. (Aus: Wolzogen, Das dritte Geschlecht.)

Das dritte Geschlecht. Roman von Ernst von Wolzogen. Mit Buchschmuck von W. Caspari. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger). 1899. M. 1,—.

Wolzogens neues Buch bedeutet keinen Fortschritt gegenüber seinem letzten großen Werke, dem humoristischen Musikantenroman „Der Kraftmayr". Man vermißt darin teilweise gerade das, worin Wolzogens beste Kraft beruht: Plastik der Charaktere und einen unmittelbar aus ihnen quellenden, in seinen Erfindungen unerschöpflichen Humor. Wenn der Dichter eine Gestalt bis zu ihrem letzten Grunde durchempfunden hat, so heißt das: er hat den einen und einzigen Weg gefunden, der zu ihrer Seele führt. Alle andern sind Irrwege. Wie es nur ein Wort giebt, um einen Inhalt restlos auszudrücken, so giebt es nur einen Gesichtswinkel, unter dem ein Mensch gesehen und erschöpft werden kann. Ist dieser Gesichtswinkel nicht aus dem natürlichen Instinkte des Talentes gewonnen, so erhalten wir wohl Charaktere, die jedoch des organischen Lebens entraten und über das Maß bewußter Illusion nicht hinausgehen. Auch in diesem Roman sind die Charaktere voll glänzend beobachteter Details, aber die feste Kontur fehlt, wir fühlen uns nicht sicher diesen Menschen gegenüber, ihr Leben stellt sich als eine lose zusammenhängende Kette von Handlungen dar, nicht als die vielseitige Ausstrahlung eines unveränderlichen Punktes. Auch der Humor fließt hier nicht so reich und organisch aus dem Inhalt wie früher und bedarf zuweilen gewisser Gewaltsamkeiten, um wirklich komische Situationen zu schaffen. Sind diese aber einmal da, so kann man, wie bei Wolzogen immer, herzlich und befreiend lachen und sich seiner köstlichen, bei uns so seltenen humoristischen Begabung freuen. Freilich dürfte der Humor, bei dem für mich ein gut Stück Keuschheit der Empfindung (im nichtmoralischen Sinne) Voraussetzung ist, am wenigsten dazu geeignet sein, sich einem Zwecke dienstbar zu machen und etwas wie die Lösung einer wichtigen Zeitfrage geben zu wollen. Das läuft seiner schönen Selbstherrlichkeit direkt zuwider und heißt, ihn seiner besten Vorrechte berauben, abgesehen davon, daß er nicht die Kraft besitzt, uns den tragischen Ernst oder die mächtige Satire zu ersetzen. Wolzogen scheint sich dessen wohl bewußt gewesen zu sein und läßt darum seine Leute lange theoretische Auseinandersetzungen geben, die zwar viele sehr geistvolle Gesichtspunkte bieten, aber das Gefüge des Ganzen unliebsam zerreißen. Das „dritte Geschlecht", das sich eben dadurch auszeichnet, keines zu haben, jene weiblichen Hermaphroditen, die uns der Autor vorführt, sind trotz ihres äußerlich komischen Anstrichs eine tief ernste Zeiterscheinung. Doch mangelt noch der Autor, der diese auf ihre letzten psychologischen Ursachen zurückgeführt hätte. Mögen wir daher immerhin dem leichteren Talent des erfindungsreichen Fabulierers dankbar sein für die im besten Sinne vergnügten Stunden, die sein Buch uns bereitet. Die vielen geistreichen und flott hingeworfenen Vignetten, die Walter Caspari dazu gezeichnet hat, begleiten den Roman in fröhlicher Harmonie auf seinem munteren Gang.

München. *Leo Greiner.*

Ein Verbrechen und andere Geschichten. Von Heinrich Mann, Leipzig-Reudnitz, Rob. Baum. 1898.

Der Verfasser, der, wie man mir sagt, der Bruder des bedeutenden Erzählers Thomas Mann ist, kann sich mit dessen großer Fabulierkunst und seiner divinatorischen Psychologen-Anlage nicht messen. Er mag wohl ähnliche Saiten in der menschlichen Brust anschlagen — wie in „Dr. Biebers Versuchung", „Ist sie's?" oder „Das gestohlene Dokument"; er kann die Geister wohl rufen, aber nicht bannen. Am meisten zu bedauern scheint mir dies bei der Novelle „Irrtum", die bei einer etwas tieferen Ausgestaltung des guten Sujets und der zart angeschlagenen Stimmungsnote etwas Bleibendes gegeben hätte. Auch die letzte Geschichte hat etwas abruptes. Die Einzelbeobachtung ist oft recht gut, die Diktion nicht ohne Gewandtheit, der Stil flott, und doch auch wieder von Momenten des Zauderns unterbrochen, wie ein Flußlauf von Inseln. Daß man es mit einem Dichter und nicht mit einem Novellenfabrikanten zu thun hat — einem Dichter freilich, der es liebt, bei der zaudernden Unentschlossenheit von Halbnaturen, in den Abgründen der Schwermut des „Zu spät" zu verweilen — das wird einem eigentlich erst durch die rührende Skizze „Zu spät" klar. Im Vorsatz erhebt sich Mann über den Durchschnitt, im Vollbringen nur teilweise.

Berlin. *Fr. v. Oppeln-Bronikowski.*

Lucius Flavus. Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems. Von Joseph Spillmann S. J. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 2 Bde., 844 S.

Ein historischer Roman in zwei schweren Bänden, das will etwas heißen, und in der That ist die Sorgsamkeit anzuerkennen, mit der die Fäden dieses Romangobelins gedreht und gewirkt sind. Damit ist aber auch gleich das mögliche Lob erschöpft. Der Verfasser hat sich in eine Zeit zurückversetzt, vor deren blutrot gefärbtem Horizont eine der grandiosesten Katastrophen der Weltgeschichte sich abspielt: die Zerstörung Jerusalems. Man atmet also eine Luft, die geschwängert ist von den Miasmen der römischen Neronenzeit und dem Blutdampf zu Tode gehetzter Völker. Mit alttestamentlicher Grausamkeit rächt sich die verwegene Herausforderung: „Sein Blut komme über uns und unsre Kinder", an dem kranken Leibe des auserwählten Volkes. Und über dieses endlose Ruinenfeld klettert der Epheu des Christentums, hoffnungsgrün, unvertilgbar. Ein Schauplatz also, der wohl einen Dichter begeistern kann, und man durfte füglich gespannt sein, wie Spillmann den Gesetzen der historischen Treue, künstlerischer Gestaltung und — der Lektüre am Familientisch gerecht werden würde.

Zahlreiche Anmerkungen und Citate aus Flavius Josephus, der Apostelgeschichte u. s. w. am Schluß jedes Bandes, unterm Text und — unkünstlerischerweise — auch im Text beruhigen den Leser über die geschichtliche Richtigkeit der Einzelheiten. Ganz geschickt läßt Spillmann die Zeugen der nazarenischen Tragödie und ihre Nachkommen auftreten, sucht überhaupt sich auf einen realen historischen Boden zu retten, und wenn er einmal eine Zauberin einführt, die von einem Krokodile herunter orakelt, während Giftschlangen ihre Klienten umzüngeln und Wolfshunde an glühenden (?) Ketten liegen, so dürfte das der einzige Moment sein, wo eine ausschweifende Phantasie über den Sinn für das Thatsächliche den Sieg behält. Anders aber ist es mit



Zeichnung von W. Caspari.
(Aus: Wolzogen, Das dritte Geschlecht.)

der Art, wie wir mit all diesem historischen Material bekannt werden. Es wird uns in kleinen Dosen verabreicht, wie durch ein historisches Lexikon, und es zeigt sich ein erstaunlicher Mangel an phantasievoller Anschauung und historischer Tiefe. Von dem eigentlichen grauenhaften Untergang der gelobten Stadt, von ihrer Zerstörung und ihrem Brand erhalten wir auch nicht einen umfassenden tiefen Eindruck; diese Schilderungen beschränken sich auf Zeilen, und in richtiger Selbsterkenntnis verweist uns der Verfasser da, wo wir nach einer Schilderung verlangen, auf seine historischen Quellen. Er erzählt beispielsweise umständlich, wie die Minen angelegt werden, über den Augenblick der Explosion, das ganze wilde Chaos der Zerstörung aber geht er mit ein paar geringfügigen Einzelheiten hinweg.

Wie spurlos die moderne Litteraturbewegung an diesem Schriftsteller vorübergegangen ist, zeigt sich vor allem in der Psychologie seiner Charaktere. Der Held, ein junger Römer, selbstverständlich schön wie ein Apoll, rettet ein Judenmädchen aus Räubers Hand, sie geraten hinterher von einer Gefangenschaft in die andre, mit Gottes Hülfe läuft aber auch das Gefährlichste gut ab, nach jeder Trennung giebt es ein glückliches Wiedersehen, eine Rettung aus dem Brande, frei nach Lessings „Nathan", Hochzeit, Kindtaufe, Schluß. Der Wechsel der religiösen Ueberzeugung wird allezeit ein großes Motiv der Dichtung bleiben. Aber so sachte, wie hier die Personen in das christliche Fahrwasser einlenken, geht das denn doch nicht, selbst nicht einem hübschen Judenmädchen zu Liebe. Von dem, was eigentlich den stolzen Römer der Neronenzeit zum Christen macht, von dem Kampf seines Innern, einem elementaren Aufbäumen eines großen Geistes gegen die neue Weltanschauung spüren wir nichts. Mit dem Optimismus des Verfassers, der alle ersten Christen nur aus Ueberzeugung in die Arme der Kirche sinken läßt, will ich nicht streiten. Die historische Auffassung von einer sozialen Grundlage des Christentums verleugnet er jedenfalls gänzlich. Diese ersten Christen sind durchweg prädestinierte Heilige, ehrwürdige Männer mit weißen Prophetenbärten, ehrsame Matronen, jugendliche Aloysiusgestalten und Jungfrauen von rührender Sanftmut, Milde, Nächstenliebe u. s. w., Typen zu schaffen, die eine verschiedenartige Einwirkung der christlichen Lehre darstellen, hat Spillmann gar nicht versucht. Die Nichtchristen sind durchweg Lumpe und Trottel, und der göttliche Fluch wird mit einer Strenge gehandhabt, die eines Dante würdig wäre. So steht der litterarische Wert des Buches zu dem Arbeitsfleiß, mit dem es zusammengetragen ist, leider in keinem Verhältnis.

Berlin. *Dr. Heinrich Houben.*

Vater Milon und andere Erzählungen. Neue Novellen aus dem litterarischen Nachlaß. Von Guy de Maupassant. Uebersetzt von F. v. Oppeln-Bronikowski. Berlin, Emil Goldschmidt. M. 3,—.

Als vor einigen Monaten die Kunde durch die Blätter ging, daß in diesem Sommer ein Band ungedruckter Novellen aus Maupassants Nachlaß erscheinen würde, erwartete man mit Spannung dieses litterarische Ereignis. Nun ist der Band erschienen, und die Enttäuschung dürfte ebenso groß sein, wie es vorher die Spannung war. Zunächst überrascht die Thatsache, daß kein Herausgeber für den Band verantwortlich zeichnet. Hat sich wirklich unter den französischen Schriftstellern keiner gefunden, der an dem großen Toten die Freundespflicht erfüllt hätte, für eine würdige Zusammenstellung seines Nachlasses zu sorgen? Das französische Original liegt mir nicht vor, aber der Uebersetzer giebt das knappe Vorwort wieder, das der Verleger dem Bande vorangeschickt hat. Es enthält die Mitteilung, daß die „Grundidee dieser Geschichten Maupassant in einigen seiner Bücher wieder aufgenommen und ausgestaltet hat", und daß sie uns „die Entwicklung von Maupassants Denken und Schaffen bis in ihre Anfänge zurückverfolgen lassen". Diese wenigen Worte sind eine schlechte Deckung gegen den berechtigten Vorwurf, daß man sieben Jahre nach dem geistigen und sechs Jahre nach dem leiblichen Tode Maupassants seinen Schreibtisch zum Zweck einer buchhändlerischen Spekulation geplündert hat. Unverständlich ist es auch, daß der geistreiche und gewissenhafte Maeterlinck-Uebersetzer sich mit Mangel an Zeit entschuldigt, dafür, daß er den Andeutungen des französischen Vorworts nicht nachgegangen ist. Bedurfte es für einen Maupassant-Kenner — und ein solcher muß doch sein Uebersetzer in erster Linie sein — wirklich längerer Zeit, um festzustellen, daß es sich hier garnicht um ungedruckte Nova, sondern um „mehrere Urbilder später ausgestalteter Werke" handelt? Aber selbst das ist noch nicht ganz ehrlich ausgedrückt, denn es sind, mit wenigen Ausnahmen, nur kurze, mit der Absicht späterer novellistischer Verwertung niedergeschriebene Skizzen, ohne jede Ausgestaltung und besonders ohne jede psychologische Erklärung. Es sind durchweg keine Einfälle, sondern hie und da gefundenes Material, das flüchtig notiert, später eine Novelle geben sollte und auch — gegeben hat. Oder es sind mit wenigen Strichen gezeichnete Charaktere, die später in einem Roman Verwendung finden sollten und auch gefunden haben.

Es ist hier nicht der Ort, die kritische Arbeit, die der Herausgeber hätte vornehmen sollen, nachzuholen; nur einige frappante Beispiele sollen zeigen, daß wir es hier mit dem Notizbuch des Dichters, aber nicht mit Kunstwerken zu thun haben. „Am Frühlingsabend" heißt die zweite Novelle des Bandes, in deren Verlauf eine alte Jungfer bei der Beobachtung eines zärtlichen Brautpaares in Thränen ausbricht und sich des ganzen Schmerzes darüber bewußt wird, daß niemals jemand von „ihren lieben, kleinen Füßchen" gesprochen hat. Die ganze Episode findet sich fast wörtlich in Maupassants Roman „Une Vie" (S. 65 ff.). Sogar die Namen Tante Lison und Jeanne sind beibehalten. Ebenda findet sich auch die im vorliegenden Band „Ein korsischer Bandit" betitelte Skizze, als Episode, (Une Vie, S. 95 ff.) etwas geändert und dem Zweck entsprechend gekürzt, aber unter Beibehaltung des Glanzpunktes dieser Arbeit, der Schilderung der korsikanischen Steinwüste. Ferner finden sich die Hauptmomente der Skizzen „Der Schäfersprung" und „Die Nachtwache" wörtlich in dem gleichen Roman (S. 218, 239, 247, 253 ff.) Aus der pointelosen Skizze „Eine Leidenschaft" ist die erschütternde Gestalt der Frau Walter in „Bel-ami" erwachsen.

Besonders interessant für die „Entwicklung von Maupassants Denken und Schaffen" ist aber die Skizze

„Yveline Somaris“: sie erzählt in dürren Worten den Selbstmord eines jungen unschuldigen Mädchens, das entdeckt hat, daß seine Mutter eine Dirne ist. Dies also war die Thatsache, die Maupassant zu Ohren gekommen, die er in sein Notizbuch flüchtig eingetragen, und die er später zu seiner Novelle „Yvette“, einer der feinsten Blüten seiner Erzählungskunst, verarbeitet hat. Aber was hat er aus der dürftigen Geschichte gemacht! Man vergleiche „Yvette“ mit „Yveline Somaris“, und man wird begreifen, daß Maupassant selbst diese Novellen niemals zum Druck bestimmt hätte. Und auch diejenigen Arbeiten, die nicht als „Urbilder“ gelten können, da eine spätere „Ausgestaltung“ nicht erfolgt ist, stehen keineswegs auf der Höhe maupassantischer Kunst, besonders vermißt man den „Seelenkünstler“, von dem der Uebersetzer spricht. Dies ist auch weiter nicht wunderbar, da Maupassant hier eben nur Seelenrätsel niederlegte, die er erst später künstlerisch zu lösen beabsichtigte.

Charakteristisch für Maupassant ist die Einseitigkeit und Voreingenommenheit, mit der er in seinen Geschichten aus dem Kriege die deutschen Soldaten und Offiziere schildert; er war aber immer Künstler genug, um trotz vielfacher Karikierung niemals dem Lächerlichen zu verfallen. Nun, die Herausgeber seines Nachlasses haben ihm auch dies nicht erspart, als sie die dem Band den Namen gebende Novelle „Vater Milon“ mit abdruckten: Der alte Bauer Milon, ein glühender Patriot, 68 Jahre alt, thut am Tage den Preußen schön, nachts aber reitet er in Ulanenuniform aus und tötet allmählich sechzehn — sage und schreibe sechzehn — Meldereiter der Ulanen, bis er endlich von den dummen Preußen abgefaßt und vors Standgericht gestellt wird. Und dort erschüttert er mit der Erzählung seiner lächerlichen Greuelthaten, durch die er den Tod seines Vaters und seines Sohnes — „acht für meinen Vater, acht für meinen Sohn. Wir sind quitt!“ — gerächt hat, den vorsitzenden Obersten dermaßen, daß dieser mit „milderer Stimme“ ihm sein Leben verspricht, wenn er .... Affäre Milon!! — Da spuckt das tapfere Bäuerlein dem Obersten zweimal ins Gesicht. „Die Offiziere waren sämtlich aufgesprungen und brüllten Kommandos durcheinander.“ (!) Eine Minute später war der „wackere Kerl“ (so!) erschossen.

Nicht der Patriot, aber der Künstler in Maupassant, hat sich gescheut, diese lächerliche Farce einer Sammlung einzuverleiben. Nun zerrt man sie ans Licht, um „seinen Ruhm zu mehren“. Das kann man wirklich nicht durch dieses Buch, aber Gott sei Dank! man kann ihn auch nicht verkleinern. Denn ebenso wie in Frankreich, zählt auch bei uns der unglückliche, geniale Dichter zu den ganz Großen — trotz seines Nachlasses.

Berlin. *Fritz Carsten.*

Lyrisches und Episches.

Leben im Leben. Gedichte von Wilhelm Graf. Worms, 1898. Verlag von Julius Stern.

Zu der großen Zahl von „Dichtern aus dem Volke“, die in den letzten vier Jahren aufgetaucht sind, ist neuerdings der 26jährige Posthilfsbote Wilhelm Graf aus Worms getreten, der uns in einem hübsch ausgestatteten Heftchen eine große Reihe lyrischer Dichtungen überreicht. Er muß schlecht beraten gewesen sein, als er diese Verse der Oeffentlichkeit übergab. Die ganze Sammlung enthält nur wenige Gedichte, die uns einigermaßen befriedigen können. Alle übrigen sind gar zu sehr Dilettanten-Arbeit, sowohl was die Gedanken und deren Ausdruck, als was die Form anbetrifft. So finden sich z. B. nicht weniger als dreizehnmal die Reime Herz: Schmerz und Herzen: Schmerzen. Gefühl, „Begeisterung für Hohes, Schönes, Edles und Unsterbliches“ ist dem Verfasser nicht abzusprechen; hier und da werden wir auch durch einen gewissen dichterischen Schwung angenehm überrascht; leider geht dieser aber allzuoft in hohle Phrasen und grobe Geschmacklosigkeit über, wie beispielsweise folgende Strophe zeigt:

„Mein Herz schlägt im Sturmtakt
Der Liebe entgegen;
Und wenn auch der Sturm packt
Mich wild auf den Wegen,
Die freudig mit ihr ich begeh —
Ich schütze sie mannhaft, helf lindern ihr Weh.“

Bei solcher dichterischen Unreife macht sich des Verfassers wiederholt auftretender Mangel an Bescheidenheit doppelt fühlbar. Er will „dem Bardenliederborn, dem alten, göttlichschönen, treu geblieben“ sein. Er wendet sich „an alle, welche die Natur verehren, das Leben würdigen und achten und die Kunst lieben und hochhalten, mit der bescheidenen Bitte, seinem Büchlein freundlich zu begegnen und es froh willkommen zu heißen, in Palast und Hütte.“ Nicht viele werden dieser „bescheidenen Bitte“ Folge leisten.

Arnstadt. *Max Ewert.*

Sehnsucht. Skizzen von Elsa Asenijeff. Leipzig, Wilh. Friedrich. 8. 69 S.

Dieses Buch ist kein Gericht, von dem man satt aufsteht. Dazu hat es zu wenig Gehalt. Aber es läßt auch nicht hungrig. Dazu hat es zu viel echte Sehnsucht, ehrliches Gestammel. Es ist, als ob eine Ausländerin die reiche Fülle ihrer Gefühle — meist erotisch angeküßt — los werden wollte und ihre Sprachgewalt reicht nur für ein Stil-Lallen aus. Dieses Viertelhundert Skizzen auf 70 Seiten wimmelt von Banalitäten, hier und da von einer resoluten Wendung abgelöst, und über allen strömt die Glut eines reichen Temperaments. Freilich jenes der unbefriedigten, verbildeten, modernen Frau, die nicht weiß, was sie will, halb Pute, halb femme nerveuse. Alles in allem ein Versuch einer Begabung, die bei einiger Selbstzucht das Büchlein für sich hätte behalten müssen, um sich an wirkliche Aufgaben zu wagen.

Berlin. *Ludwig Jacobowski.*

Dramatisches.

Till Eulenspiegel. Komödie in fünf Aufzügen von Georg Fuchs. Verlegt bei Eugen Diedrichs, Florenz und Leipzig 1899.

Die geistvollen rhythmischen und harmonischen Wendungen in Richard Strauß programmatischem Tongedicht „Till Eulenspiegels lustige Streiche“ hafteten mir noch im Ohr, als ich an die Lektüre der Fuchsschen Komödie ging. Die sinfonische Dichtung und das Wortdrama haben das mit einander gemein, daß sie die bekannte volkstümliche Charaktermaske des Eulenspiegels, der alle Welt foppt und vor Niemandem Respekt hegt, in ihrer tieferen psychologischen Bedeutung zu erfassen suchen. Trotz der verschiedenen Ausdrucksmittel ist die Wirkung der beiden Werke eine gleiche, nämlich die Erkenntnis, daß sich in den Thaten und Narrenspossen dieser ungezähmten Schalksnatur die Gebrechen, Schäden und Unsitten einer morschen, faulen erneuerungsbedürftigen Gesellschaft spiegeln.

Um den Helden als das treibende, aufstachelnde und aufreizende Princip inmitten einer feigen, lüsternen Philistergesellschaft erscheinen zu lassen, hat sich der Dichter, ohne gerade einen bestimmten historischen Zeitpunkt ins Auge zu fassen (das Oberhaupt der heiligen römischen reichsdeutschen Nation heißt kurzweg „Der Kaiser“), an jene kritische Uebergangsperiode gehalten, in der sich die Auflösung des Mittelalters vollzieht, ohne daß deshalb schon die neuen Gewalten zu siegreichem Leben kämen. Es ist eine Zeit der Gährung und der allgemeinen Unzufriedenheit, in der der Geist der Freiheit von den Meisten nur im Sinne der Willkür und Ungesetzlichkeit aufgefaßt wird; dem rechtmäßigen Kaiser steht ein Gegenkaiser gegenüber. Von diesem Motiv aus dem zweiten Teil des „Faust“ hat auch Fuchs Gebrauch gemacht, wie denn überhaupt sprachlich und inhaltlich gar manche Wendung goethisch anmutet. Viele seiner Weisheitslehren bezieht Till Eulenspiegel aus der mephistophelischen Hexenküche. Er weckt die Leidenschaften und Lüste der dumpfen Masse, um sie wiederum daran zu Schanden werden zu lassen. Jeder

wird durch das bestraft, durch was er gesündigt hat. So erscheint Till gleichsam als das Volksgewissen, treibt er mit seinen Narrenspossen Volkspädagogik und zeigt den Leuten, daß sie wahrlich nicht nötig haben, den Teufel außerhalb ihres eigenen Wesens zu suchen: „Er hat stets sich gewandelt und stets sich geändert, mit der Welt im Kreise herumgeschlendert."

Mit einem Wächterlied, einem echten Tagelied, das Eulenspiegel vom Turme der Burg singt, in der man den Kaiser erwartet, beginnt die Komödie und setzt dann gleich im 1. Akt mit dem Ereignis ein, das sonst eigentlich den Schluß der Eulenspiegelgeschichten bildet: die Verurteilung zum Strang. Bevor Till sich die hänfene Gnadenkette anlegen läßt, spricht er seine Beichte und zugleich auch sein Glaubensbekenntnis: „Daß ich durch alle Welt nicht durfte wandern, daß ich nicht alle trägen Gesellen von den Bänken konnte schnellen, daß ich nicht mit Hagel und Blitz zerstob jeden nutzlosen, feisten Besitz, nicht alle verriet, die sich feige vergruben, und Fackeln warf in die dunkelsten Stuben, nicht alle neckte, die von Salbung triefen, nicht alle weckte, die das Leben, das Leben verschliefen, und alle befreite, die nach Schaffen riefen: Das ist mir leid. . . ." Der Kaiser, der einen freieren Blick hat, als seine kurzsichtigen Diener einer engen Ordnung, begnadigt Till Eulenspiegel und schließt mit ihm einen Pakt, daß er sich frei und leicht, frei von Pflichten und frei vom Schutze, nur seinem innern Drange folgend im Reich bethätigen dürfe, allen bestehenden Gewalten zum Trutze, doch — und das ist die daran geknüpfte Bedingung: habe er sich in dieser Ungebundenheit *schaffend*, nicht blos zerstörend zu erweisen.

Eulenspiegel geht den Pakt ein, und die folgenden, bald breiter ausgeführten, bald flüchtig skizzierten Szenen, in die sich manch anmutige Liebesepisode hineinschlingt, sind der Hauptsache nach dazu da, den Helden zu zeigen, wie er im Volke wirkt wie der Stahl am Feuerstein und die Leute an der Kette ihrer eigenen Thorheiten an der Nase führt („Man muß, um sie zu meistern, sie nur nach ihrer Art begeistern"). Trägheit, feige Lüsternheit und abergläubige Dummheit sind die Mächte, denen Eulenspiegel Fallen stellt. Seine Freundschaft aber schenkt er der begeisterungsfähigen Jugend und nicht zum letzten dem unverfälschten Sinn, der für das Echte und Große in der Brust des Weibes wohnt. Die vier Frauengestalten der Komödie: „Magelone", die junge unschuldige Kaiserstochter, die wilddämonische „Titanietta", die in Till sehr bald die wesensverwandte Natur ahnt, und „Maleine" und „Emma", diese durch den Makel ihrer Geburt von einer unduldsamen Gesellschaft zu Stiefkindern des Lebens Verurteilten, bevor der Kaiser sich ihrer annimmt, sind vom Dichter mit feinen Einzelzügen ausgestattet worden.

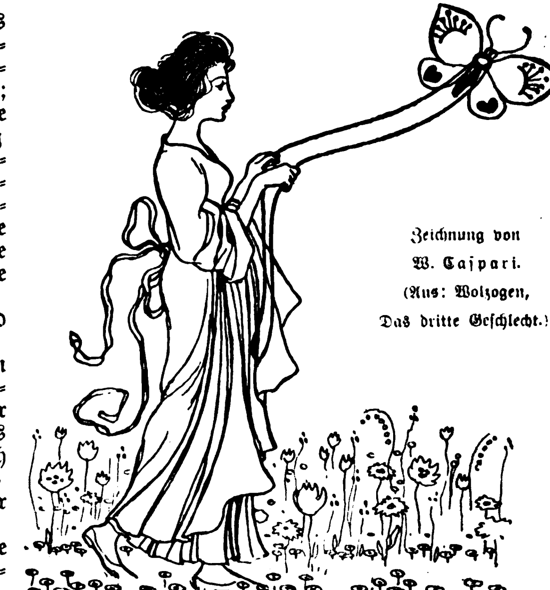
Darmstadt. *Dr. Ella Mensch.*

Litteraturgeschichtliches.

Th. M. Dostojewsky. Eine biographische Studie von N. Hoffmann. Mit Bildnis. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1899. 451 S. M. 7,— (8,25).

Auf den ersten Blick mag es als ein gewagtes Unternehmen erscheinen, einem einzelnen russischen Dichter ein deutsches Buch von 450 Seiten zu widmen. Aber die Bedenken schwinden, sobald man sich an die Lektüre des hoffmannschen Werkes macht und bemerkt, daß uns die Verfasserin nicht nur das Wesen und Schaffen einer hochbedeutenden Dichterindividualität schildert, sondern daß es ihr gelungen ist, damit zugleich ein lebendiges Bild des russischen Nationalcharakters zu geben und der bezeichnendsten Eigentümlichkeiten dieses Volkes, dem vielleicht die Zukunft gehört. Dabei verzichtet die Verfasserin darauf, ein litterarhistorisches Werk zu bieten; nicht vom ästhetisch-kritischen, sondern vom sozial-ethischen Standpunkt aus in erster Linie betrachtet sie ihren Dichter, dessen Leben und Werke. Dostojewsky ist ihr ein gewaltiger Apostel des Glaubens an die Mission der Volksseele und an die Läuterung und Vervollkommnung ganz Europas durch das russische Volk, der vermöge seines unvergleichlichen Dichtergenies seine Erkenntnisse und Wahrheiten in meisterhaften Kunstwerken zum Ausdruck bringt. Und neben der Frage, ob Rußland von der westeuropäischen Zivilisation eine Umgestaltung zu erwarten hat, oder ob nicht vielmehr uns Westeuropäern durch die Kraft Rußlands eine Rückkehr zur Natur, eine Neu-Vermenschlichung einst beschieden wird, einer Frage, die Dostojewsky auf das Tiefste und Eindringlichste in fast jedem seiner Werke behandelt hat, steht dem Dichter die andere Frage: Wie soll mein Leben sein? Und er findet als Antwort, was er in seiner berühmten Puschkin-Rede in die kurzen Worte gefaßt hat: „Demütige Dich, stolzer Mensch, und vor allem brich Deinen Hochmut! Demütige Dich, eitler Mensch, und vor allem mühe Dich auf heimatlichem Boden! Nicht außer Dir ist Deine Wahrheit, sondern in Dir selbst; finde Dich in Dir, und Du wirst die Wahrheit schauen!" Von diesen Kernsätzen, den Leitmotiven aller dostojewskyschen Dichtungen ausgehend, entwirft nun Nina Hoffmann ein Bild vom Leben des großen unglücklichen Schriftstellers. Ihr steht dabei nicht nur die gründlichste Kenntnis alles dessen, was von oder über Dostojewsky geschrieben wurde, zur Seite, sondern sie hat sich auch in vollkommener Weise mit der Epoche, in der Dostojewsky lebte, mit ihren Ideen, ihren Persönlichkeiten und Ereignissen vertraut gemacht und hat schließlich auch scharfe und tiefe Blicke in das Leben und den Charakter des russischen Volkes gethan.

Den Grundstock für ihre biographische Darstellung haben die Aufzeichnungen geliefert, die zwei nahe Bekannte Dostojewskys, der Litterarhistoriker Miller und der Kritiker Strachow, als Buch herausgegeben haben, die Mitteilungen der Witwe des Dichters, und nicht zum wenigsten Dostojewskys „Tagebuch eines Schriftstellers". Aber die Verfasserin durfte für sein Buch auch zahlreiche ungedruckte Briefe benutzen und bisher unveröffentlichte Aktenstücke, die ihr von der russischen Regierung zur Verfügung gestellt wurden. Fast die Hälfte von Frau Hoffmanns Buch bilden infolgedessen Briefe Dostojewskys und auf ihn bezügliche Schriftstücke anderer. Freilich, so interessant und reizvoll all dies Material auch ist, der Oekonomie des Buches hat es geschadet; das Werk ist dadurch allzu breit geworden und hat an klarer Uebersichtlichkeit verloren. Doch dieser Mangel des Buches wird weit überwogen durch seine reichen Vorzüge: die warme innere Teilnahme der Verfasserin, die aus jeder Zeile spricht; der hohe geistige Standpunkt, von dem aus das Werk angelegt und geschrieben ist; die gründliche Beherrschung des weitschichtigen Materials, das treffende gesunde und mutige Urteil und die vornehme Denk- und Schreibweise. Mit höchstem Interesse wandert der Leser an des Buches Hand durch Dostojewskys Leben, von der bescheidenen Jugend in die sibirische Verbannung,



Zeichnung von W. Caspari. (Aus: Wolzogen, Das dritte Geschlecht.)

durch die rastlosen Arbeitsjahre des Mannesalters bis zum Tode, und er sieht, wie aus jeder Schöpfung des Dichters, von den „Armen Leuten“ bis zu „Schuld und Sühne“ und den „Brüdern Karamasow“ in künstlerischer Verklärung die großen Ideen hervorleuchten, die Dostojewskys edle Seele erfüllten.

Das Buch ist nicht nur für den, dem russisches Geistesleben und Schaffen vertraut sind, eine innere Bereicherung, es bildet auch für den, der russisches Wesen, konzentriert in der Person eines seiner herzbezwingendsten Dichter, kennen lernen will, eine vorzügliche Lektüre.

Oldenburg. *Eduard Höber.*

Als Festgabe zum Goethetage hat die N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung unter dem Titel: „Goethe. Eine Biographie in Bildnissen“ einen Sonderabdruck aus Königs wohlbekanntem „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen National-Litteratur“ veranstaltet. Das Album, dessen Preis 3 Mark beträgt, enthält außer einer schönen Photogravüre nach Stielers Oelbild 165 Abbildungen der mannigfachsten Art mit begleitendem Text.



Die frankfurter Goethe-Feier.

Seit Goethe 1817 sein frankfurter Bürgerrecht aufgegeben, hat sich die Vorstellung, daß zwischen ihm und seiner Vaterstadt unfreundliche Gefühle bestanden, unzerstörbar fortgeerbt, und diese landläufige Ansicht wurde durch die bekannten Verse Heines noch verstärkt. Mag nun auch Goethe über die ungeschickten Behörden Frankfurts absprechend geurteilt haben, seine Liebe zur Vaterstadt selbst blieb immer unwandelbar: Frankfurt ist ihm „die gesegnete, die glänzende und thätige Stadt“. Wenn er zu sprechen anfing, dann erkannte man am Klang den gebornen Frankfurter, und das blieb so bis in sein höchstes Alter. Otto Heuer hat in seinem Aufsatz „Goethe und seine Vaterstadt“, der die prächtige Festschrift des Freien deutschen Hochstifts abschließt, interessante Aufschlüsse darüber gegeben, welche Bewandtnis es eigentlich mit dem Verzicht auf das frankfurter Bürgerrecht hatte, und er wird damit hoffentlich die dauerhafte Legende zerstört haben.

Für die Stadt Frankfurt, die jetzt den 150. Geburtstag ihres größten Sohnes in glänzender Weise feierte, war die warme Huldigung, die ihr der Festvortrag Erich Schmidts brachte, eine wahre Herzenserquickung. In begeisterten Worten pries der Redner alles, was Frankfurt für Goethe geworden ist. „Gesegnet sei die Goethestadt Frankfurt, so wie wir segnen die Mutter Erde, die den edlen Wein wachsen und gedeihen läßt. Nicht nur die Früchte des Frühlings, auch die des Sommers und Herbstes liegen in ihrer Knospe hier.“ Von dem „Meisterwerk aller Autobiographien“, dem „nicht hoch genug zu preisenden Kunstwerk: Dichtung und Wahrheit“, dem Wilhelm Meister, den Keimen zum Faust, die von Frankfurt ausgehen, bis zu dem neuen Jungbronnen, den ihm Marianne von Willemer kredenzte, und dem köstlichen Weisheitsschatze des „Westöstlichen Divan“, immer hat Frankfurt Großes für die Entwickelung Goethes bedeutet. „Hoch Goethes Andenken, die Goethe-Stadt Frankfurt hoch!“ Jedem, dem es vergönnt war, dem durch die vollendete Form, den reichen Gedankeninhalt, die hinreißende Sprechweise und die Wärme des Tones gleich hervorragenden Vortrag beizuwohnen, wird diese Stunde unvergeßlich in der Erinnerung haften. Sie bildete den geistigen Höhepunkt der Feier.

In künstlerischer Hinsicht war dies das große Konzert, das die vornehmsten frankfurter Musik-Gesellschaften vor mehr als 4000 Hörern veranstalteten, und das Goethes Dichtungen in Kompositionen der erlauchtesten Meister der Tonkunst zu vortrefflicher Ausführung brachte. Im Theater gab es eine vollständige Festwoche. Die Vorstellungen des „Prometheus“, des „Clavigo“, der „Iphigenie“, des „Tasso“ und des „Egmont“ in durchaus neuer Einstudierung und Inszenierung wurden ausschließlich mit den Kräften der hiesigen Bühne ausgeführt. Es wäre zweifellos unserer Bühnenleitung nicht schwer geworden, die Vertreter der berühmtesten Namen der heutigen Schauspielkunst zu dem großen Anlaß heranzuziehen, sie hat aber ihren Ehrgeiz darin gesucht, mit den eigenen Kräften das möglichst Vollkommene zu leisten. Das ist ihr auch gelungen. Der einheitliche abgerundete Ton jeder einzelnen Vorstellung gab Zeugnis von der redlichen, hingebenden Arbeit, die auf ihre Vorbereitung verwandt worden. Ein Prolog, den der Intendant Emil Claar verfaßt hatte, gewann lebhaften Beifall.

In zahlreichen Vereinen waren Festvorträge veranstaltet, darunter solche, die der Bedeutung Goethes als Mann der Wissenschaft gerecht wurden, Volksvorlesungen, in denen die verschiedenartigen Bethätigungen seines Geistes zur Darstellung gelangten. Das Bemerkenswerteste darunter war der Vortrag, den Wilhelm Bölsche vor über 2000 Arbeitern hielt. Bei dem Festmahl im Palmengarten sprach Professor Theobald Ziegler aus Straßburg Namens der anwesenden Vertreter von zwölf deutschen Universitäten in zündenden Worten über die Bedeutung der geistigen Einigung Deutschlands, die der politischen vorausgehen mußte, und deren Reichskanzler Goethe gewesen.

Die Stadt selbst bot in ihrem reichen Fahnenschmuck ein glänzendes Bild. Auf den Straßen wogte eine bewegte Menge, und der Fackelzug am Vorabend des Festtages, an dem über 12000 Personen, darunter zahlreiche Vereine und Handwerker-Genossenschaften im Kostüm teilnahmen, war in der reich, ja märchenhaft illuminierten Stadt ein unbeschreiblich schöner Anblick.

Die Festtage nahmen im ganzen einen harmonischen Verlauf. Daß es nicht ohne Ungeschicklichkeiten ablief, ist nicht überraschend. Frankfurter Komités und Ausschüsse haben schon zu Lebzeiten Goethes derartiges geleistet (man erinnere sich der wunderlichen Verspätung bei der beabsichtigt gewesenen Verleihung des Ehrenbürgerrechtes zu seinem 80. Geburtstag). Es muß aber doch gesagt werden, daß das Komité versäumt hat, den einzigen noch lebenden Urenkel Schillers besonders einzuladen, daß das Schiller-Denkmal erst ganz spät und spärlich geschmückt wurde (Erich Schmidts mit erhobener Stimme gesprochene Worte: „Auch seiner soll heute gedacht werden“ fanden bei den zur akademischen Feier Erschienenen lautes Echo). Die noch lebenden Verwandten Goethes, die den guten altfrankfurter Familien angehören, waren ebenfalls nicht geladen, ein Versäumnis, das den Spitzen des Lokalkomités zur Last fällt. Die ganze Feier war gemeinsam von dem Freien Deutschen Hochstift und der Weimarer Goethegesellschaft veranstaltet, welch letztere auf eine eigene Feier verzichtet hatte.

Eine wirklich durchgreifende Jubel- und Volksstimmung war nur bei dem Kommers vorhanden, der abends im Palmengarten stattfand. Dort hielt Herr Gymnasialdirektor Dr. Carl Reinhardt eine geistvolle Ansprache, die der vielseitigen Bedeutung Goethes gerecht wurde. Professor W. Oncken rühmte die Einheitlichkeit der Geistesinteressen, die in der materiellen, der Handelsstadt Frankfurt bei diesem Anlaß hervortrat und erblickte darin den Beweis dafür, daß hier der Boden für eine große akademische Lehranstalt der Handels- und Staatswissenschaft vorhanden sei. Sein Hoch galt der Goethestadt Frankfurt und ihrer akademischen Zukunft. Professor Fiedler aus London brachte in inhaltreicher, formschöner Rede die Grüße der englischen Shakspere-Gesellschaft.

Bei der Begrüßung der Gäste in Saalbau hatte Herr Oberbürgermeister Adickes den Wunsch ausgesprochen, daß für eine wirksamere Verbreitung von Goethes Werken noch weiteres geschehen möge. In der

That, in alle Volksschichten ist Goethe noch nicht gedrungen. Wohl aber darf das Bürgertum Frankfurts von sich sagen, daß es, kam es auch nicht ganz „ins Ideenland“, doch „am Ufer bekannt ist“, daß in allen seinen Kreisen ein warmes und tiefes Interesse für den größten Sohn unserer Stadt besteht. Eine Feier, wie die gegenwärtige, streut viele Keime für die größere Kenntnis des Dichters aus. Die Festesfreude, die sich mit suggestiver Kraft verbreitet, kommt mittelbar dem Erschließen seiner Werke und seines Wirkens zu statten. Auch der mangelhafte Schauspieler wird, wie Lessing im dritten Stück der Dramaturgie ausführt, wenn er die äußeren Gesten des Zornes darstellt, auf umgekehrtem Wege in die Empfindungen versetzt, von denen jene Gesten eigentlich ausgehen sollten. So wird die Goethestimmung dieser Festtage sicher dazu führen, daß viele, die bisher gleichgültig waren, sich der Quelle zuwenden.

Frankfurt a. M. *Sigmund Schott.*

Zur frankfurter Goethefeier hat Kaiser Wilhelm dem dortigen Regierungspräsidenten das nachstehende Telegramm zugehen lassen: „Se. Majestät der Kaiser und König haben Ihre und des Herrn Oberbürgermeisters Meldung von dem glänzenden Verlauf der dortigen Veranstaltungen zur Feier des 150. Geburtstages Wolfgang von Goethes huldvollst entgegengenommen und lassen bestens danken. Se. Majestät nehmen herzlichen Anteil an der Freude, mit welcher die Stadt Frankfurt den bedeutungsvollen Jubeltag begeht, der einst ihr den größten Bürger und dem deutschen Vaterlande den unerreichten Dichterfürsten geschenkt hat, und haben sich gefreut, daß die Festlichkeiten durch die persönliche Beteiligung erlauchter Fürstlichkeiten noch eine besondere Ehrung erfahren haben. Auf Allerhöchsten Befehl: v. Lucanus, Geh. Kabinettsrat.“ —

* *

Am 27. August starb der vlämische Dichter Emanuel Hiel in der brüsseler Vorstadt Schaerbeek. Hiel war ein wahrer Volksdichter und ein hinreißender Volksredner. Er galt als Vorkämpfer der vlämischen Bewegung. Am 30. August 1834 in Saint-Gilles bei Termonde in ärmlichen Verhältnissen geboren und nur notdürftig vorgebildet, trat er in eine Spinnerei ein, wurde dann Angestellter in einer Buchhandlung, später Steuerbeamter und endlich Beamter im Ministerium des Innern. 1854 veröffentlichte er seine ersten Dichtungen unter dem Pseudonym „Hendrickszone“, 1864 schrieb er die preisgekrönte Kantate „De Wind“. 1863 erschien sein erster Gedichtband auf Kosten seiner Vaterstadt, denen bald andere folgten. Außerdem verfaßte er charaktervolle Stücke für die vlämische Schaubühne. Seine gesamten Dichtungen umfassen 20 starke Bände.

* *

Die erste Serie von Georg von Omptedas deutscher Maupassant-Ausgabe ist mit dem 10. Bande, der den Roman „Une vie“ (Ein Menschenleben) enthält, soeben abgeschlossen worden. Die zweite, gleichfalls zehnbändige Serie wird sich unmittelbar anschließen. Wir kommen auf das groß angelegte Unternehmen demnächst ausführlicher zurück.

* *

In den Klassiker-Ausgaben, die die der Verlag von Max Hesse in Leipzig herausgiebt, wird demnächst eine von Eduard Grisebach besorgte neue Gesamt-Ausgabe von E. T. A. Hoffmanns Werken erscheinen. Diese Ausgabe wird nicht nur eine Reihe von ganz verschollenen Stücken Hoffmanns bringen, die in den bisherigen Ausgaben fehlten, sondern auch eine Anzahl interessanter Bilder enthalten, die die von Hoffmann herrührenden oder von ihm selbst angeordneten Illustrationen der ersten Ausgaben wiedergeben. — Der gleiche Verlag bereitet eine Gesamtausgabe von Ludwig Börnes Schriften vor, die durch eine ausführliche Börne-Biographie von Prof. Alfred Klaar eingeleitet wird.

---

* * * Der Büchermarkt * * *

a) Romane und Novellen.

Bernhard, M. Schloß Josephsthal. Roman. Leipzig, Ernst Keils Nachf. 359 S. M. 3,— (4,—).

Elster, O. Hinaus in die Welt. Roman. Berlin, Hugo Steinitz. 327 S. M. 3,—.

Heinrich, W. Aus Sentas Elternhause. Ein Familienbild. Berlin, Wilh. Möller. 103 S. M. —,75 (1,25).

Hoffmann, B. Silvia Baglione. Novelle. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 152.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 128 S. M. —,20

Klinck-Lütetsburg, F. Leichtfertig Blut. Roman. Berlin, F. Gnadenfeld & Co. 275 S. M. 4,—.

König, E. A. Perpetuum mobile. Roman. Leipzig, A. Bleier Nachf. 2 Bde. 461 S. M. 5,— (6,50).

Martens, Kurt. Aus dem Tagebuche einer Baronesse von Treuth. Berlin, F. Fontane & Co. 178 S. M. 2,— (3,—).

Perfall, A. Frhr. v. Das Goldherz. Roman. Berlin, Richard Taendler. 150 S. M. 3,— (4,—).

Redeatis. Das kostbare Erbe und andere Erzählungen. München, Rudolf Abt. 157 S. M. —,50 (—,75).

Reimar, F. L. Schwere Bürde. Novelle. — Stöckl, H. Der rechte Bräutigam. Erzählung. Berlin, Albert Goldschmidt. 109 S. M. —,50 (—,75).

Reinhardstöttner, K. v. Vom Bayerwalde. 4 kulturgeschichtliche Erzählungen. Berlin, Hugo Bermühler. gr. 8°. 345 S. M. 3,50 (4,50).

Schreibershofen, H. v. Antonie. Roman. Berlin, Richard Taendler. 451 S. M. 4,— (5,—).

Stave, L. Notwehr. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 114 S. M. 1,— (2,—).

Thossan, O. E. Ledige Bräute. Roman. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 193 S. M. 2,— (3,—).

Torresani, Carl Baron. Der beschleunigte Fall. Roman. 2. Auflage. Dresden, E. Pierson. 2 Bde. 253 und 401 S. M. 8,—.

Treller, F. Donna Manuela. Erzählung aus Argentiniens Bürgerkriegen. Berlin, Otto Janke. 2 Tle. in 1 Bd. 184 und 186 S. M. 6,—.

Trinius, August. Thüringer Geschichten. 9 Erzählungen. Berlin, Fischer u. Franke. 309 S. M. 3,—.

Wendlandt, R. Die Meduse. Roman. Berlin, E. Ebering. 242 S. M. 3,—.

Wothe, Annie. Goldjäger. Roman. Chemnitz, B. Richter. 290 S. M. 3,50 (4,50).

Zapp, Arthur. Miß Nellie's Freier. Roman. Berlin, Richard Taendler. 168 S. M. 3,— (4,—).

Kipling, Rudyard. Das Licht erlosch. Roman. Aus dem Engl. von L. Rosenzweig. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 329 S. M. 3,— (4,—).

Louys, Pierre. Das Weib und der Hampelmann. Spanischer Roman. Uebers. von A. Schwarz. Budapest, Gustav Grimm. 223 S. M. 3,—.

Malot, H. Eine geldgierige Frau. Kriminal-Roman. Aus dem Franz. Berlin, F. Gnadenfeld u. Co. 207 S. M. 1,50.

Schandorph, Sophus. Erste Liebe. Roman. Aus dem Dänischen von M. Mann. (Kleine Bibliothek Langen. Bd. XX.) München, Alb. Langen. 153 S. M. 1,— (2,—).

Tolstoi, Graf L. N. Der Tod. Uebers. von W. Thal. (Kürschners Bücherschatz. Nr. 153.) Berlin, Herm. Hillger. 12°. 124 S. M. —,20.

b) Lyrisches und Episches.

Beetschen, A. Hohenschwangau. Eine Dichtung. München, Aug. Schupp. 82 S. M. 2,—.

Haupt, E. F. Gedichte Goethes, ins Lateinische übertragen. Berlin, Weidmannsche Buchhandl. 105 S. M. 2,—.

Jung-Goethe. Prolog von Eberhard König. Itzehoe, Th. Brodersen. 7 S. M. —,15.

Luckmann, M. Poesien. Laibach, Kleinmayr und Bamberg. 64 S. Geb. M. 1,—.

Promber, Otto. Neue „Heine"-Lieder. Leipzig, Ludwig Hamann. 92 S.

Schulte vom Brühl, W. Die Sünderin. Novelle. Berlin, Fischer u. Franke. 151 S. M. 2,— (3,—).

Sonnenlieder von Sturmfeder. Warmbrunn, Max Leipelt. 145 S. M. 3,—.

Vridanc, H. Schnurrige Rheinballaden. Aachen, C. H. Georgi. gr. 8°. 39 S. mit farb. Abb. M. 1,—.

Walther, W. Von Gottes Gnaden. Ein Sonetten-Cyklus für die Zeit. Wien, Dr. Wilh. Walther. 170 S. M. 4,—.

Wende, B. Elias. Eine Humoreske nach Busch mit 55 Illustrationen. Leipzig, Gutenberg-Druckerei. gr. 8°. 48 S. M. 1,50.

Zeyer, J. Aus den Annalen der Liebe. 3 Erzählungen in epischer Form. Aus dem Böhmischen von O. Malybrock-Stieler. Berlin, C. Regenhardt. 12°. 124 S. mit Bildnis. Geb. in Leinwand M. 2,50.

c) Dramatisches.

Böhm, M. Der Bärenhäuter. Dramatisches Märchen mit Gesang und Tanz. Berlin, Martin Böhm. gr. 8°. 44 S. M. 3,—.

Dunkel, A. König Witichis. Trauerspiel. Berlin, Martin Böhm. gr. 8°. 44 S. M. 2,—.

Helbig, F. Nikolaus de Smit. Historisches Schauspiel. Gera, Richard Ruckdeschel. 131 S. M. 2,—. (3,—).

Kipper, P. Rembrandt. Drama. Großenhain, Hermann Starke. 80 S. M. 1,20.

Kosa, A. Werke. IX. Ein Wendenfürst. Trauerspiel. München, Ph. L. Jung. gr. 8°. 115 S. M. 1,80.

Laverrenz, V. Vom Wege ab. Schauspiel. Berlin, Struppe u. Winckler. 73 S. M. 1,—.

Robert, E. Märtyrer. Ein Stück aus dem Leben in 2 Aufzügen. Wien, M. Breitenstein. 31 S. M. —,50.

Wendlandt, S. Der dritte Salier. Tragödie. Berlin, E. Ebering. 179 S. M. 2,50.

Ysentorff, H. zu. Videant. Drama. Leipzig, Friedrich Fleischer. 141 S. M. 2,25.

d) Litteraturwissenschaft.

Bächtold, Jacob. Kleine Schriften. Mit einem Lebensbilde von W. v. Arx. Herausg. v. Th. Vetter. Mit Portr. u. Biographie. Frauenfeld, J. Huber. gr. 8°. 330 S. M. 4,80 (5,60).

Bornstein, Paul. Die Dichter des Todes in der modernen Litteratur. Berlin, E. Ebering. gr. 8°. 40 S. M. —,75.

Fischer, A. Goethe und Napoleon. Eine Studie. Frauenfeld, J. Huber. gr. 8°. 160 S. M. 2,60.

Geiger, Ludwig. Goethe in Frankfurt am Main 1797. Aktenstücke und Darstellung. Mit 8 Abb. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt. gr. 8°. 156 S. M. 3,60.

Goethe. Eine Biographie in Bildnissen. (Sonderdruck aus Könneckes Bilderatlas zur Gesch. der deutschen Nationallitteratur.) Marburg, N. G. Elwert. gr. 4°. 38 S. M. 3,—.

Huch, Ricarda. Blütezeit der Romantik. Leipzig, H. Haessel. 400 S. M. 8,— (9,—).

Kistner, K. Die Jakobsbrüder. Herausg. von K. Euling. (Germanische Abhandl., begründet von K. Weinhold. XVI. Heft.) gr. 8°. 130 S. M. 5,—.

Neubürger, Emil. Goethes Jugendfreund F. M. Klinger. Frankfurt a. M., Mahlau und Waldschmidt. gr. 8°. 35 S.

Sintenis, F. Nicolaus Lenau. (Samml. gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge. 321. Heft.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. gr. 8°. 28 S. M. —,75.

Welter, Nicolaus. Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Mit Mistrals Bildn. Marburg, N. G. Elwert. 356 S. M. 4,— (5,—).

Dario, Rubén. Castelar. Madrid, B. Rodriguez Serra. 62 S.

e) Verschiedenes.

Abrüstungs-Bilderbuch. Die Friedenskonferenz in der Karikatur aller Völker. Mit 107 Karikaturen. Berlin, Dr. Eysler & Co. 96 S. M. 1,—.

Bulova, Dr. J. Ad. Die Einheitslehre (Monismus) als Religion. Eine Studie. 2. Aufl. Leipzig, Paul Schimmelwitz. 136 S. M. 2,—.

Deutscher Humor. 1. Abteilung: Schleswig-holsteinischer Humor. Herausg. von Albert Johannsen. 1. Lieferg. Husum, Verlag „Deutscher Humor". 80 S. M. —,50.

Heintz, Albert. Briefe Richard Wagners an Otto Wesendonk. Charlottenburg, Verl. der Allg. Musik-Ztg. 98 S.

Lassalle, F. Gesamtwerke. Herausg. von E. Blum. 2. Bd.: Politische Reden und Schriften. Leipzig, Karl Fr. Pfau. gr. 8°. 444 S. M. 3,— (4,—); in Liebhaberbd. M. 5,—.

Leipziger, W. v. (Violetta.) Fin de siècle-Bilder. Eine Sammlung. Wien, Dr. Walther. 2 Tle. in 1 Bd. gr. 8°. 132 S. M. 3,— (4,50).

Naumann, G. Geschlecht und Kunst. Prolegomena zu einer physiologischen Aesthetik. Leipzig, H. Haessel. 193 S. M. 3,— (4,—).

Roman, der, im Hause Coburg. Von Mephisto. Zürich, Caesar Schmidt. 240 S. M. 3,—.

Schneidewin, M. In Sachen des Nationalliedes. Hameln, Th. Fuendeling. 64 S. M. —,90.

Steinschneider, M. Ueber Sprachkenntnis und Sprachkunde. (Samml. wissenschaftl. Vorträge. 322. Heft). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. gr. 8°. 28 S. M. —,75.

Kataloge.

(Wir können nur die uns zugehenden Kataloge anführen.)

Joseph Baer u. Co. in Frankfurt a. M. Goethe. Autographen—Drucke—Kunstblätter zur Goethe-Litteratur.

A. Twietmeyer in Leipzig. Nr. 118. Goethe-Katalog

Librairie Vve. Moquet (J.-B. Brouiller) in Bordeaux. Le bibliophile de Guienne. V: Catalogue. spécial d'incunables et d'impressions du XVIe.

Antworten.

Abonnent in **Halle.** Auf anonyme Zuschriften können wir nicht antworten.

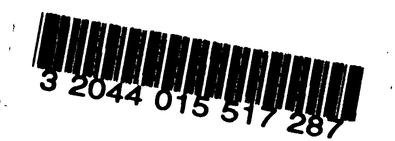
N. N. in **Bonn.** Wir erhielten Ihre als Manuskript gedruckte Broschür „Eine Maria-Stuart-Trilogie", worin Sie an Kreitens (bei uns in Heft 21 erwähnter) Kritik in den „Stimmen aus Maria Laach" Antikritik üben. Aber warum anonym?

Herrn **F. S.** in **Naumburg.** Eine „ausführliche Chronologie" der Novellen Maupassants kennen wir nicht, nur eine Chronologie der einzelnen Bände. Ueber Fragen speziellerer Natur dürften Sie am ehesten bei den Buchhandlungen Asher & Co. (Berlin W., Unter den Linden) oder O. Gracklauer in Leipzig Auskunft erhalten. Eine ausführliche Biographie M.'s existiert noch nicht, es ist überhaupt über seinen Lebenslauf äußerst wenig bekannt. Einzelne Essais über ihn haben u. a. Prof. Ludwig Geiger („Dichter und Frauen", 1896), Maximilian Harden (in der Essaisammlung „Apostata") und J. E. von Grotthuß („Probleme und Charakterköpfe") veröffentlicht. Die angekündigte Monographie von Dr. E. S. Epstein erscheint erst im Mai nächsten Jahres im Verlage von Seemann, wahrscheinlich gleichzeitig auch in einer französischen Ausgabe. — Eine deutsche Gesamtausgabe der Werke (von Georg Frhr. v. Ompteda) erscheint im Verlage von F. Fontane & Co. und liegt zur Hälfte (10 Bände zu 2 Mk.) fertig vor. — Die deutsche Uebersetzung des „Père Milon" erschien bei Emil Goldschmidt, Berlin.

Herrn **H. P.** in **Bern.** Wir verweisen Sie auf die Mitteilungen der 2. Umschlagseite.

An die Mitarbeiter. Wir schließen die Redaktion für Heft 1 am 17. September, Heft 2 am 2. Oktober, Heft 3 am 18. Oktober, Heft 4 am 29. Oktober, Heft 5 am 18. November, Heft 6 am 3. Dezember.

Verantwortlich für den Text: Dr. Josef Ettlinger; für die Anzeigen: Oskar Ackermann, beide in Berlin.
Gedruckt bei Imberg & Lefson in Berlin SW., Bernburger Straße 31.
Papier von Gebr. Müller, Mochenwangen i. Württbg.



THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

